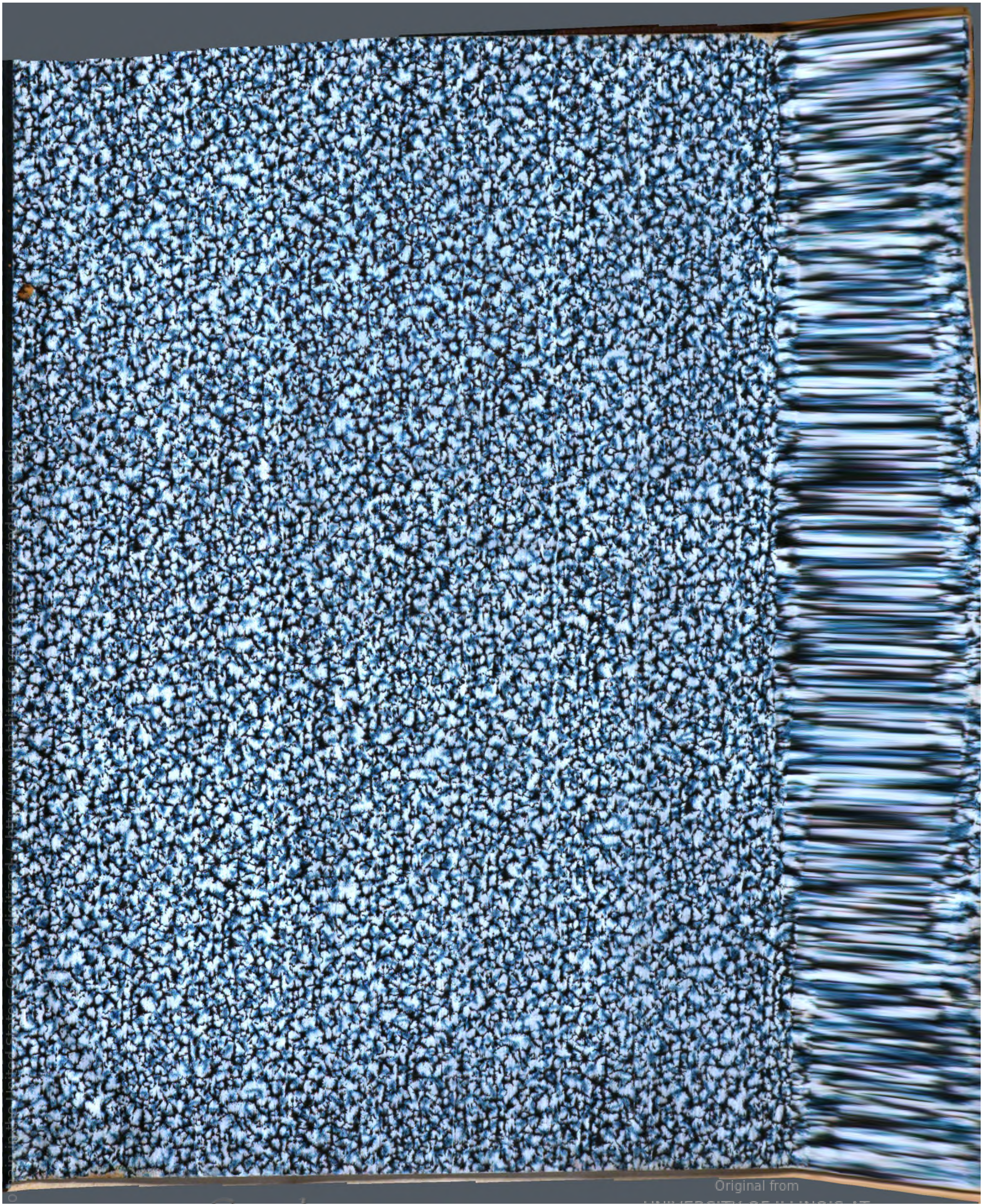
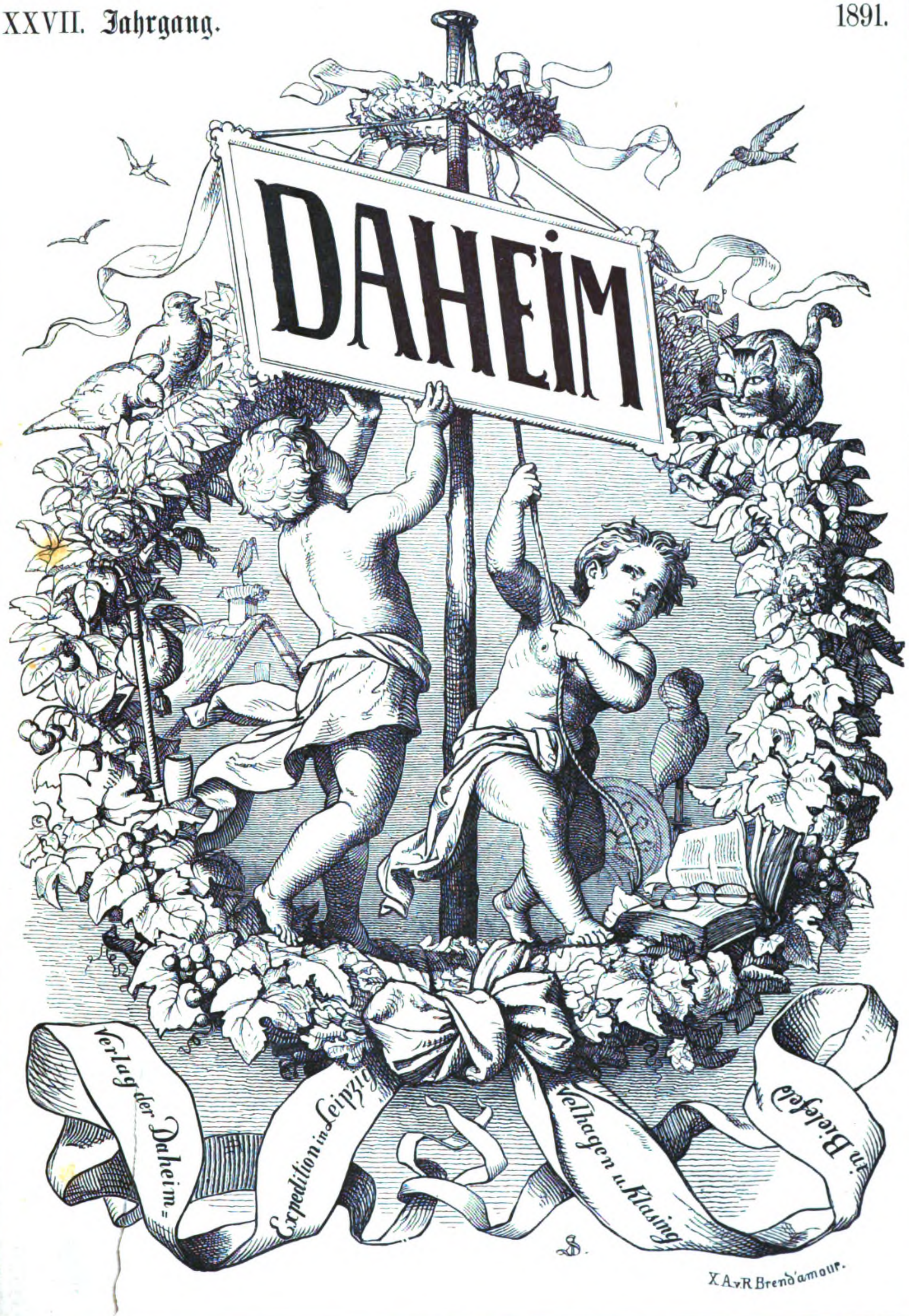
FRED LOCKLEY
RARE WESTERN BOOKS
4227 S. E. Stark St.
PORTLAND, ORE.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
DAH
v. 27



University of Portland
Compliments of
Fred Lockley

XXVII. Jahrgang. 1891.


DAHEIM
Verlag der Daheim-Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing in Bielefeld
S.
X A v R Brend'amour.

Inhalt.

Seite

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Es iſt ein' Roſ' entſprungen. Von Ernſt Behrend . . . 177
Frau Beate. Von L. Haidheim . . . 417
Frau Marey Chriſtmeß. Von Hermine Villinger . . . 183
Gegen den Strom. Von A. Trinius . 359
Gepreßt und geworben. Von Ph. Knieſt 540
Graf W. 62. Von M. von Reichenbach 629
Hans, Der ſchwere. Von G. v. Rohrſcheidt 728
Kränzchentaſſen, Die. Von H. Denarius 664
Kriegsgefangen im Frieden. Eine Manövergeſchichte . . . 118
Mein erſter Tag als Hauslehrer. Von M. Allihn . . . 526
Poſtwagen, Im. Von Herm. Villinger 345
Raubritter, Moderne. Von Paul von Szczepanski . . . 1
Renate. Von C. von Hellen . . . 137
Scholle Land, Eine. Von Fr. Jacobſen 56
Unter Deck. Von Friedrich Meiſter . 783
Weihnachtsabend, Ein, nördlich der Loire vor 20 Jahren. Von Tanera . . 188
Witlandsort. Von Max Hobrecht . . 668

Gedichte.

Abſchied der Braut . . . 15
Augentroſt. Von J. Trojan . . . 475
Aus der Einſamkeit. Von J. Trojan 12
Beim Scheiden. Von Frida Schanz . 432
Brenneſſel, Die. Von J. Trojan . . 834
Ein altes Wort. Von Ernſt Lenbach . 436
Ernſte Klänge. Von Karl Hunnius . 626
Frühlingsbotſchaft. Von A. Trinius . 459
Fürchtet Euch nicht. Von M. J. Sch. 177
Gans, Die. Ein Lobgeſang von Heinrich Seidel . . . 96
Gefrorene Fenſter. Von J. Trojan . 136
Gethſemane. Von Fritz Fliedner . . 388
Heimatgedanken. Von Maurice v. Stern 595
Herbſtklage. Von H. B. . . . 814
Hier und dort. Von Heinrich Seidel 175
Hoflieferanten . . . 1. Beil. Nr. 15
„Ich hoff'!" Von Ernſt Lenbach . . 368
Im Gartenhaus. Von Hans Hoffmann 700
Im Mai. Von Fr. Bodenſtedt . . 568
Laß dich vom Glück nicht übermannen. Von Ernſt Behrend . . . 667
Märztag. Von J. Trojan . . . 376
Maus, Die, im Zimmer. Von J. Trojan 296
Menſchenherz, Das. Von Heinr. Seidel 468
Mit einem Hammerſchlag. Von Frida Schanz . . . 738
Mitternacht. Von Hans Hoffmann . 768
Moderne Dichter. Von Heinrich Seidel 643
Moltke, Dem Feldmarſchall Grafen, zum 90. Geburtstag. Von Reinh. Fuchs 49
Moltkes Tod, Zu . . . 497
Mutter! Von Frida Schanz . . . 283
Neujahrsglocken. Von A. Z. . . . 193
Not, Die liebe. Von J. Trojan . . 563
Oſtern. Von R. Beutner . . . 408
Oſter-Ritornelle . . . 401
Pfingſt-Ritornelle. Von Carl Hunnius 517
Ragnars, König, Todesbotſchaft. Von Frida Schanz . . . 20, 21
Rückert, Friedrich. Zum 19. Okt. 1890. Von Wilhelm Prager . . . 118
Schlüſſel zur Welt. Von J. Trojan . 802
Schön Rohtraut. Von Eduard Mörike 220
Schönheitsmittel. Von J. Trojan . . 531
Schrank, Der alte. Von J. Trojan . 536
Signalmaſt, Der neue. Von J. Trojan 328
Spielzeug. Von Frida Schanz . . . 320
Spruch. Von Fr. Raimund . . . 755
Spruch. Von Frida Schanz . . . 664
Spruch. Von Heinrich Seidel . . . 683
Spruch. Von J. Trojan . . . 818
Über ſchwankenden Grund. Von F. Schanz 611
Uhr, Die, der Königin Luiſe. Von Frida Schanz . . . 691
Unter dem Schnee. Von J. Trojan . 268

Seite

Zeitgeſchichtliches.

Eiſenbahnunfälle. Von H. Harden . 704
Feſt, Das, der „Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger" auf dem Wannſee. 1. Beil. Nr. 39
Friedrich Auguſt, Prinz, von Sachſen und ſeine Braut . . . 1. Beil. Nr. 43
Giebichenſtein, Das Zweikaiſerdenkmal. 1. Beil. Nr. 6
Grundſteinlegung, Die, der Kaiſer Wilhelm Gedächtniskirche . 1. Beil. Nr. 27
Heyden, Von, Willy, Miniſter. 1. Beil. Nr. 16
Hochwaſſer, Vom, im Saalthale. Von W. Nöldechen . . . 238
Kaiſer Wilhelm in den Rheinlanden. 1. Beil. Nr. 36
Kaiſertage, Die, in Schleswig-Holſtein. Von Hans Bohrdt . 28—31 u. 44—47
Kaltenborn-Stachau, Von, Kriegsminiſter 1. Beil. Nr. 4
Karneval, Ein, im Dezember. Von Koehler . . . 271
Kämpfe, Die, in Chile. Von Reinh. Werner . . . 712
Kultusminiſterium, Der Wechſel im preußiſchen . . . 1. Beil. Nr. 28
Luxemburg, Adolf Großherzog zu. 1. B. Nr. 10
Maifeſt, Das, der Berliner Künſtler . 608
Maikäferzeit . . . 1. Beil. Nr. 31
Moltke, Generalfeldmarſchall Graf. 1. B. Nr. 32
Moltke, Die Beiſetzung des Generalfeldmarſchalls Graf . . 1. Beil. Nr. 33
Oehlſchläger, Otto von, Reichsgerichtspräſident . . . 1. Beil. Nr. 19
Rhein, Der, in Eisfeſſeln . 1. Beil. Nr. 22
Rudern, Das, ein neuer Zweig der Gymnaſtik. Von H. Wickenhagen . . . 816
Seehundsjagd, Auf der . . . 719
Silber, Das, des Rheines. Von Jul. Stinde . . . 829
Stapellauf, Der, S. M. Panzerſchiff „Kurfürſt Friedrich Wilhelm" . . 714
Stolberg-Wernigerode, Fürſt zu. 1. B. Nr. 9
Thielen, preußiſcher Miniſter der öffentlichen Angelegenheiten . 1. Beil. Nr. 45
Troika, ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland an den Deutſchen Kaiſer. 1. Beil. Nr. 3
Verdy du Vernois, Julius von, Kriegsminiſter . . . 1. Beil. Nr. 2
Windthorſt, Dr. Ludwig . 1. Beil. Nr. 30
Wißmann, Der Dampfer Hermann von. 1. Beil. Nr. 42

Geſchichtliches.

Eidgenoſſenſchaft, Der geſchichtliche Urſprung der ſchweizer. Von A. Baldamus 696
Frau, Die weiße, des Hauſes Hohenzollern 531
Friedrich der Große in Liſſa. Von Hugo Landwehr . . . 399
Friedrich Wilhelm, Kurprinz, in Gefahr 674
Heer, Das, des großen Kurfürſten . . 554
Hofers, Andreas, Ende . . . 212
Inſeln, Die leriniſchen, und ihre Gefangenen . . . 538
Kaiſer, Der europäiſche, im Zerrbilde. Von Ernſt Schubert . . . 459
Königsſtuhl, Der, zu Rhenſe . . . 575
Kurfürſt, Der Große, und die Refugiés 14
Leuthen und Liſſa . . . 300
Napoleons, Eine Jugendliebe. Von Hugo Landwehr . . . 148
Nürnberger Meiſter. Von Oskar Doering 563
Tag, Ein ſchwerer, im Leben Kaiſer Wilhelms I. . . . 472
Tag, Ein ſchwerer aus dem Leben Kaiſer Wilhelms I. Von Paſtor Ludwig Behrens in Guhrau . . . 214
Talleyrand, Die Memoiren des Fürſten 484
Turm der Beſtändigkeit, Der. Von Fritz Fliedner . . . 203
Völkerſchlacht, Die, bei Leipzig . . . 268

Seite

Biographieen und biographiſche Notizen.

Adalbert von Preußen, Prinz, Admiral. Von Reinhold Werner . . . 425
Altmeiſter, Der, der deutſchen Statiſtik. Zu Ernſt Engels 70. Geburtstage. Von Ernſt Haſſe . . . 404
Bunſen, Chriſtian Karl Joſias Frh. v. 731
Friſchlin, Nikodemus. Von Th. Ebner 132
Grillparzer, Franz. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß . . . 233
Hähnel, Ernſt Julius. Von Dr. Oskar Doering . . . 671
Harkort, Der alte. Von Hanns von Zobeltitz . . . 475
Helmholtz, Eine Stunde bei Prof. von. Von Hanns von Zobeltitz . . . 768
Kaffſack, Joſeph . . . 32
Moltke, Selbſtbiographie . . . 498
Moltke, Generalfeldmarſchall Graf v. † 506
Moltke, Hellmuth v., Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen . . . 811
Mörike, Eduard. Von Richard Weitbrecht 219
Nußbaum, Geheimrat von. 1. Beil. Nr. 8
Putlitz, Guſtav zu, Ein Erinnerungsblatt. Von A. von Freydorf . . . 87
Redwitz, Zur Erinnerung an Oskar von. Von Robert Koenig . . . 746
Reichard, Fabrikant Carl, in Erſtein 575
Schliemann, Heinrich. Von Dr. Oskar Doering . . . 281
Thadden-Trieglaff, Adolf von. Von Dr. Karl Kinzel-Friedenau . . . 199
Weber, Wilhelm, Zum Gedächtnis. Von Hanns von Zobeltitz . . . 720
Wer iſt Henry Drummond? . . . 171

Litteratur-, Kultur-, Kunſtgeſchichtliches.

Allgemeinwörter zur Bezeichnung von Einzeldingen. Von Ernſt Eckſtein . 560
Beethovenbildnis, Das ſogenannte, von G. v. Kügelgen. Von Dr. Th. Frimmel 395
Croy-Teppich, Der . . . 532
Dante in der deutſchen Kunſt. Von Leopold Witte . . . 316
Devrients Guſtav Adolf. Von Bernh. Rogge . . . 778
Haſardſpiele, Alte und neue . . . 802
Hildebrandts, Ernſt, Reformationsbilder. Von Fr. Colberg . . . 121
Ikaria, ein Stück praktiſcher Sozialdemokratie. Von K. Schirmer-Eſchwege . . . 570
Körner, Theodor, Zum hundertjährigen Geburtstage. Von Robert Koenig . 797
Künſtler, Ein ohne Arme geborener, vor 300 Jahren. Von Otto Felſing . 490
Müller, Wilhelm, Ein Denkmal für, den Dichter der Griechenlieder. Von Robert Koenig . . . 826
Naturalismus und Ibſens neueſtes Drama. Von Dr. Karl Kinzel . . 420
Papiermüller, Der erſte deutſche. Von Eduard Groſſe . . . 4
Spuren, Die älteſten, der bildenden Kunſt 262
Wildenbruch, Der neue Herr. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß . 436

Beſprechungen der neueren Litteratur.

Äſchylosüberſetzung, Eine neue . . . 431
Brehms Tierleben . . . 255
Chriſtoterpe, Neue, für 1891 . . . 143
Drummond, Eine neue Schrift von Henry 802
Emin-Paſcha-Expedition, Die deutſche. Von Paul von Szczepanski . . . 379
Feſtflammen. Von D. Emil Frommel 170
Frommel, Neues von Emil . . . 495
Gerok, Erinnerungen an Karl . . . 531
Graus Bibelwerk für die Gemeinde . 191
Haus- und Familienchronik, Eine . . 111
Hendſchels Skizzenmappen, Allerlei aus. 1. Beil. Nr. 10
Hochbergs, Max, Märchen . . . 144

Seite
Höllenbreughel als Erzieher 48
Italienreiſende, Für 463
Jugend, Für die 175
Jungfrauenbuch, Ein 384
Kinder-Gartenlaube, Die 448
Kleiſts Käthchen von Heilbronn. 2. Beil. Nr. 11
Kögel, Gedichte 627
Kongo, Ein neues Buch über den. Von Haſſo Harden 832
Luthardts Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Von Otto Preuß 442
Moltkebiographie, Auch eine 224
Nordlandsfahrten, Des Kaiſers. Von H. Harden 252
Pax vobiscum. Von Robert Koenig 414
Schmitthenners Pſyche. Von O. Preuß 126
Uniformen, Zur Geſchichte der 383
Unſere Mutter, Ein Seitenſtück zu 159
Wahrheit, Die, über Emin Paſcha. Von Paul von Szczepański 363
Weihnachtsbuch, Ein nützliches, für Knaben 127

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Alaska, Bilder aus. Von H. Dalton 492
Arbeiterheime 762
Beethovenhaus, Das, in Bonn. Von Ferdinand Pfohl 204
Buben-Brigade, Die. Von Henry Drummond 600, 616
Chile, Aus 689
Daheim in Weſtafrika. Von einer deutſchen Hausfrau daſelbſt 584
Danzig, Auf dem Langen Markte in. Von Robert Koenig 396
Eibenbäume, Deutſche. Von J. Trojan 440
Eibenbäume 496
England, Im dunkelſten. Von Herm. Dalton 324, 340
Familienleben, Japaniſches 526
Feuerſchiff, Auf einem. Von F. Meiſter 308
Flachs und Leinwand. Ein Wort an unſere Hausfrauen. Von Hanns von Spielberg 244
Friedenskirche, Die, bei Sansſouci und das Mauſoleum Kaiſer Friedrichs. Von Bernhard Rogge 591
Genua 287
„Heimat“ für junge Mädchen und Frauen in Berlin 495
Hydepark, Der, zu London 427
Kadettenſchulſchiff Niobe, Das 751
Kaiſerdenkmal, Das erſte, in Bayern 796
Kaiſer Wilhelm-Denkmal, Das, an der Porta Weſtfalica 166
Kaiſerſchloß, Das, zu Nürnberg 524
Künſtlerheim, Ein neues Berliner. Von Hanns von Spielberg 92
Lieblingsbuch, Ein, unſeres Volkes 651
Meine erſten Tage in England. Von Georg Horn 648
Meininger, Die. Von Otto Preuß 108
Menſchen und Pferde — Eſſen und Trinken in England. Von G. Horn 680
Mormonen, Bei den, in der Salzſeeſtadt. Von Hermann Dalton 59, 76
Nordpolexpedition, Eine neue 464
Nordſeefiſchern, Bei den. Von Friedr. Meiſter 139
Pfarrhaus, Mein Ideal eines ländlichen 639
Reval. Von Wilhelm Neumann 734
Schlepptau, Im. Von Friedr. Meiſter 452
Schneeſchuhen, Auf, durch Grönland. Von Otto Preuß 347
Schwäne, Die, auf den Havelſeen bei Potsdam 1. Beil. Nr. 21
Signalweſen, Das, zur See. Von Reinhold Werner 54
Sklavenhandel, Gegen den 722
Spindlersfelde, In. Von H. v. Spielberg 330
Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas. Von C. Liebert 624

Naturwiſſenſchaftliches und Mediziniſches.

Arzneiwirkungen, Etwas von. Von Julius Stinde 372
Belladonna und Atropin. Von Dr. M. Dyrenfurth 632
Bilmenſchnitter, Vom, und vom Erdkrebs. Von W. Marſhall 62 u. 68
Brennſtoffe, Foſſile. Von H. v. Spielberg 24
Brillen-Pinguin, Der 316
Flamme, Die. Von H. von Spielberg 356
Gas, Komprimiertes 480
Geſundheitsfeinde im Eiſenbahnwagen. Von Dr. M. Dyrenfurth 38
Gicht u. Reißen. Von Dr. M. Dyrenfurth 468
Heiliger, Ein indiſcher. Von L. Staby 11
Kreuzotterjahr 1891, Das. Von Jul. Stinde 687
Krokodil, Aus der Kinderſtube des 610
Laufen, Das. Von Dr. K. Koch 653
Lebensdauer, Die, der Inſekten 416
Luft, Die, im Kinderſchlafzimmer. Von Dr. Fürſt 794
Luftmeer, In den höchſten Regionen des 447
Makropoden, Die, ein Erſatz für die Goldfiſche der Zimmeraquarien. Von Dr. Edm. von Freyhold 170
Morgen- und Abendſtern, Neues vom 47
Nachmittagsſchläfchen, Schadet das? 619
Neger-Poliklinik, Eine, in Sanſibar. Von Harry Koenig 334
Plaudereien, Ärztliche. Von Dr. Claſen.
  I. Der Froſt 111
  II. Die Geſundheitsſchädlichkeit der Kirchhöfe 127
  III. Fleiſchloſe Koſt 256
  IV. Der Weichſelzopf 367
Tabak und Geſundheit. Von J. Stinde 102
Tuberkuloſe, Das Heilmittel gegen die. Von Julius Stinde 155
Vettern, Zwei, unſeres Dachſes 265
Wärmeſteigerung, Die, im Erdinnern 547
Winterkälte, Die diesmalige lange. Von Dr. Klein 303
Witterungsnachrichten vom Mars 463

Militäriſches.

Dienſtzeit, Zwei- oder dreijährige 603
Schwimmübungen der Garde-Kavallerie. 1. Beil. Nr. 46

Pädagogiſches.

Fibel, Sizilianiſche 287
Zukunft, Die, unſerer höheren Schulen. Von Dr. E. von Sallwürk 276, 292

Techniſches.

Bahn, Elektriſche, in Halle 288
Bleiſtift, Die Entſtehung des. Ein Beſuch bei A. W. Faber. Von H. von Zobeltitz 520
Schiffahrt, Elektriſche 175
Schnellſeher, Der 432
Spiegel, Vom. Von M. Arenberg 543
Unentbehrliche, Eine. Ein Beſuch in der Nähnadelfabrik zu Ichtershauſen. Von Hanns von Zobeltitz 408
Zinnſoldat, Der Nürnberger. Von Klaere Schubert-Feder 184

Muſik.

Hausmuſik 1. Beil. Nr. 14, 17, 20, 23, 26, 29, 35, 38, 41, 44, 47, 50
Klavierunterricht, Der erſte. Von Ferdinand Pfohl 388

Vermiſchtes.

Abnutzung der Eiſenbahnſchienen 755
Adreßkäſtchen, Das 756
Am Strande der Oſtſee 31
Andenbahn, Die 160
Auf dem Wege zum Aſyl. 1. Beil. Nr. 5
Bibel, Was ſollen wir von der, halten? 835
Blinden, Aus dem Leben der. Von einer Blinden 40
Bohnen, Springende 496
Chromotaxia 675
Clive, Lady Harriet. Von Dr. Oskar Doering 351
Seite
Dom, Der, zu Berlin 564
England und Portugal in Süd-Oſtafrika 788
Fahrt, Eine, auf der Gotthardbahn mittels Sinnestäuſchung 707
Feuchtigkeit, Über die Einwirkung der, auf Photographieen 240
Feuerreiter, Der 110
Flitterwochen 319
Flut und Ebbe im Dienſte der Induſtrie 304
Freigeſprochen 95
Freuden, Geſellige 352
Geigenharz, Das 224
Gemeinnütziges 579
Gewicht, Das, eines Regenfalles 272
Gewitter, Nach dem 127
Grab, Ein vergeſſenes 320
Hainbuche mit Eichenblättern 579
Handel und Verkehr 723
Haus, Unſer, und unſere Wohnung. Plauderei eines Meergreiſes. Von Hanns von Spielberg 461
Heilkunde 643
Heiratsprozeſſion, Eine 288
Himmelskunde 611
Hochzeitsball 786
Huſaren, Die ſchwarzen 772
Jeruſalem, Querdurchſchnitt von 836
Jeſus meine Zuverſicht 611
Kaninchen, Die 287
Kartoffelklöße, Thüringiſche. Von Heinrich Seidel 22
Kindergeſellſchaft, Eine. Plauderei eines Meergreiſes. Von H. v. Spielberg 299
Kirche und Schule 611
Kriegserinnerungen 95
Künſtler, Noch einmal der ohne Arme geborene, vor 300 Jahren 814
Leſſingdenkmal, Das am 14. Oktober zu Berlin enthüllte 143
Linke contra Schultz. Eine Bierfrage 15
Löſung, Praktiſche, des pythagoräiſchen Lehrſatzes 415
Lutherſtiftung 547
Madonna di Foligno, Das Rätſel der 690
Mahnung, Eine ernſte 207
Maibowle 547
Meiſterſtück, Ein, unſeres Kunſtgewerbes 644
Militäriſches 755
Moltkes Geburtshaus in Parchim 64
Moltke-Erinnerungen, Zwei 552
Naturgas 448
Notizbuch, Ein praktiſches 448
Orden, Der, vom weißen Hirſch St. Huberti 580
Oſtern in Kalabrien 415
Palmſonntag in Sizilien 400
Pfefferkuchenmann, Beim. Von Hanns von Spielberg 1. u. 2. Beil. Nr. 12
Phonograph, Der, als Sprachlehrer 320
Phonograph, Der, im Dienſt der Völkerkunde 80
Plaudereien eines Meergreiſes. Von Hanns von Spielberg. I. Die Kinder und das Geld 142
Poſtbote, Der indiſche 804
Prozeß, Der, contra Spatz und Genoſſen in Nordamerika 547
Purpur, Antiker 336
Reichsjuſtizſtatiſtik 723
Reichspoſtmuſeum, Aus dem 708
Reiſen 643
Rieſenhaus, Ein 416
Rosa centifolia und alba 611
Saffran, Der 176
Schiffbau, Unſer 160
Schwanenorden, Der preußiſche 810
Segeljacht Meteor 676
Sie, ſie und ich. Eine Familienplauderei 346
Silbermünzen, Neue, für Deutſch-Oſtafrika 176
Soldatenkirchhof, Ein 480
Stab der Nürnberger Spruchſprecher 724
Tafelaufſatz des Fürſten Bismarck 563
Taufbecken, Zwei 595
Taufbecken, Das, im Dom zu Hildesheim 740
Taufpaten, Seltſame 416
Totaliſator, Der 532

Seite
Vergewaltigung der Ortszeit, Die drohende. Von Dr. Klein 311
Vogelfluge, Etwas vom 463
Volkszunahme in Preußen 611
Wappen, Zwei 612
Weihnachtsarbeiten . . . 1. Beil. Nr. 11
Weltbürger, Ein neuer 240
Weltpoſtkongreß 739
Wie Frauen jung werden 152
Wiſſenſchaft 612
Worte, Fürſtliche 548
Zammt, Die. Ein Beitrag zur Theorie des Thüringer Kartoffelkloßes. Von H. Denarius 248
Zum 3. Juli 1891 643
Zur Kritik Dr. Frimmels und über das neue Beethovenbildnis . . . 642

Illuſtrationen.

Abſchied der Braut. Von G. Schachinger 5
Abſchied von Säkkingen. Von Robert Aßmus 69
Adreßkäſtchen, Das, der City von London für Kaiſer Wilhelm 756
Affe, Nordafrikaniſcher. Von Auguſte Lançon 95
Am Hofe Heinrichs II. Von François Flameng 367
Amoretten. Von R. Henneberg . . 4
Ankunft des Kaiſerlichen Kouriers. Von Carl Saltzmann 252
Apfelblüte. Von Paul Thumann . . 425
Arbeiterhäuſer. 7 Abb. . . . 762—764
Arreſtanten, Luſtige. Von Fr. Sonderland 521
Auf dem Wege zum Aſyl 1. Beil. Nr. 5
Auf dem Wege zum Pferdemarkt. Von W. Räuber 237
Ausſichtswagen 723
Bärbele, Das durſtige 344
Beethoven, L. van. Von Aug. v. Kloeber 205
Beethoven, L. van, Geſichtsmaske . . 207
Beethoven, L. van, Geburtszimmer zu Bonn. 2 Abb. 204
Beethoven, L. van, Geburtshaus zu Bonn 204
Beethoven, L. van, Flügel 204
Begegnung Friedrich des Großen mit öſterreichiſchen Offizieren nach der Schlacht bei Leuthen am Abend des 5. Dezember 1759 im Schloſſe zu Liſſa. Von Arthur Kampf . . . 301
Beſuch, Lieber. Von Ferd. Pacher . 585
Beſuch, Unerwarteter. Von G. Bariſon 357
Bilderbuch, Das. Von Paul Wagner 569
Bismarck, Fürſt, Doppelſchrauben-Schnelldampfer . . . 1. Beil. Nr. 18
Bismarck, Fürſt, inmitten des Vereins deutſcher Studenten . . 1. Beil. Nr. 49
Biſſen, Ein fetter. Von C. Becker . . 173
Blind. Von Bruno Piglhein . . . 617
Blindekuh. Von H. Laaſner . . . 37
Blumenorakel. Von Karl Böker . . 557
Blumenkorſo auf der Trabrennnbahn zu Weſtend-Berlin am 15. Mai 1. Beil. Nr. 37
Brillen-Pinguine im Berliner Zoologiſchen Garten. Von Wilh. Kuhnert . 316
Caſati, Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Paſcha. 4 Abb. 364—366
Chile, Aus, 4 Abb. 689, 690
Chokoladenfabrikation. Von Werner Zehme . . . . . . 1. Beil. Nr. 12
Clive, Lady Harriot. Von Sir Thomas Lawrence 341
Dachs, Amerikaniſcher, im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von W. Kuhnert 265
Dachs, Japaniſcher, im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von W. Kuhnert 265
Dantes göttliche Komödie, Bild von Joſef Ritter von Führich 317
Bild von Theodor Große 313
Danzig, Der Lange Markt in. Von B. Mannfeld 397
Danzig, Das Steffenſche Haus in . . 398
Dein Wohl. Von Franz v. Defregger 57
Dom, Der neue, im Luſtgarten zu Berlin 564
Eckchen, Im gemütlichen. Von Ad. Echtler 761
Seite
Eibenbaum, Der älteſte, im Bodethal. Von Fritz Gehrke 441
Eiſenbahnunglück, Das, bei Mönchenſtein in der Schweiz 704, 705
Elchwild, Ziehendes. Von Richard Frieſe 285
Elefanten, Dreſſierte, im Hippodrom. 1. Beil. Nr. 51
Emin Paſcha-Expedition, Die deutſche. 6 Abb. 377, 380, 381, 382
England und Portugal in Süd-Oſtafrika. Situationskärtchen 788
Eſeltreiber, Arabiſche, im Kaffeehaus Schach ſpielend. Von F. Max Bredt 745
Fächer, auf Seide gemalt. Von M. Koch 52
Fleiß. Von A. Dieffenbach 641
Fang, Ein glücklicher. Von Ad. Eberle 793
Feſt, Das, der „Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ auf dem Wannſee. 1. Beil. Nr. 39
Feſt, Das, des Vereins Berliner Künſtler zu Ehren ſeiner neueſten Mitglieder des Grafen Moltke und des Miniſters von Bötticher . . . . 1. Beil. Nr. 24
Feuer im Pferdeſtall. Von Giuſeppe Gabani 25
Feuerreiter, Der. Von F. Kallmorgen 101
Flitterwochen. Von T. Margitay . . 309
Freigeſprochen. Von Ferd. Brütt . . 85
Freudvoll und leidvoll. Von P. Meyerheim 297
Friede. Von K. Raupp 649
Friedenskirche, Die, zu Potsdam 592, 594
Friedrich Wilhelm, Kurprinz, von Brandenburg in Gefahr. Von C. v. Piloty 668
Frühlingserwachen. Von A. Weisz . 445
Gang zur Civiltrauung. Von Benj. Vautier . . . . 656—657
Gatien, St., brauner Vollbluthengſt . 452
Gebetläuten. Von O. Piltz 541
Geduldsprobe. Von Guſtav Igler . . 73
Gegner, Ein gefährlicher. Von Wilh. Kuhnert 553
Genua, Am Hafen von 287
Geſellſchaft, Eine nette. Von E. Lambert 303
Gewitter, Nach dem. Von Hugo Mühlig 117
Ghirlandajo, Domenico, zwei Studienköpfe 733
Giebichenſtein, Das Zweikaiſerdenkmal 100
Enthüllung desſelben . . 1. Beil. Nr. 6
Goethes Wappen 612
Gratulation. Von F. Lefler 476
Grillparzer-Denkmal, Das, im Volksgarten zu Wien 232
Großmutters Brauttoilette 79
Großvaters Augentroſt. Von G. Jakobides 277
Gute Kameradſchaft. Von C. W. Allers 440
Hähnel, Ernſt Julius. 7 Abb. . 671—674
Heimkehr, Des Herrn Stadtrats, von der Jagd. Von E. Henſeler . . . 36
Heimkehr, Luſtige. Von Jaroslaw Veſin 201
Hendſchels Skizzenmappen, Allerlei aus. 3 Abb. . . . . 1. Beil. Nr. 10
Herbſtdämmerung. Von H. Kohnert . 813
Herbſtmanövern, Aus den. Von Hans W. Schmidt 825
Hildebrands, Ernſt, Reformationsbilder. 5 Abb. . . . . 123—125
Hofers, Andreas, Gefangennahme. Von C. von Blaas 213
Hoff, Karl, Studie von 420
Hoflieferanten. Von Georg Schöbel. 1. Beil. Nr. 15
Hochzeitsball zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Von Fr. Stahl 777
Hulman, der heilige Affe der Inder. Von W. Kuhnert 11
Huſar Friedrichs des Großen. Von Rich. Knötel 772
Jankó-Klaviatur, Die . . 1. Beil. Nr. 17
Jeruſalem, Weſt-öſtlicher Querdurchſchnitt durch 836
Jeſus und Johannes als Knaben. Von Guido Reni 405
Im Grünen. Von Friedrich Stahl . 453
In der Kirche. Von B. Vautier . . 393
Iris. Von Tito Conti 217
Jüngſter, Unſer 153
Seite
Kadettenſchulſchiff Niobe, Das . 752—753
Kaiſer, Der europäiſche, im Zerrbilde. 6 Abb. . . . . 460—461
Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Wirsberg 796
Kaiſer Wilhelm I, Erinnerungen an . 628
Kaiſer Wilhelm II im Dienſt 1. Beil. Nr. 40
Kaiſer Wilhelm in den Rheinlanden: Abfahrt des Kaiſers von Köln nach Bonn . . . . 1. Beil. Nr. 36
Kaiſerſchloß, Das, zu Nürnberg. 4 Abb. 524—526
Kaiſertage, Die, in Schleswig-Holſtein. 12 Zeichnungen von Hans Bohrdt. 28—30, 41, 44, 45
Kaiſer Wilhelm-Denkmal, Das, an der Porta Weſtfalica. Der mit einem erſten Preis gekrönte Entwurf von Reuter & Fiſcher in Dresden 167
Kaiſer Wilhelm-Denkmal, preisgekrönter und zur Ausführung beſtimmter Entwurf von Bruno Schmitz. 2 Abb. . 168
Kaiſer Wilhelm Gedächtniskirche zu Berlin. Von Baurat H. Schwechten. 1. Beil. Nr. 27
Katzenſtudien. Von Henriette Ronner 456
Kirche, In der. Von Jakobus Leiſten 329
Kloſtergärtchen, Im. Von Ph. Franck 437
Kleiſts Käthchen von Heilbronn. 2. B. Nr. 11
Kongo, Ein neues Buch über den. Von Haſſo Harden. 3 Abb. . . 832, 833
König Wilhelm in der Schlacht bei Königgrätz. Von G. Bleibtreu . . 633
Königsſtuhl, Der, bei Rhenſe. 3 Abb. 576
Körner, Theodor, Reliquien aus dem Körner-Muſeum zu Dresden. 8 Abb. 798—801
Körners, Theodor, Standbild zu Dresden von Hähnel 801
Körner, Theodor, Totenmaske . . . 801
Köſen, Die Brücke zu, nach der Zerſtörung 239
Kreiſau, Schloß 514
Kreiſau, Mauſoleum in 515
Kreiſau, Anſicht vom Gutshof 1. Beil. Nr. 32
Kreuztragung Chriſti, von Raffael . . 409
Kritik, Strenge. Von Werner Zehme 681
Kunſtausſtellung, Eröffnung der Internationalen, in Berlin . 1. Beil. Nr. 34
Künſtlerhaus, Das, zu Berlin. 6 Abb. 92—93
Kurfürſt, der Große, empfängt am 10. November 1686 franzöſiſche Refugiés. Von Hugo Vogel 13
Lauer, Auf der. Von O. Goldmann . 781
Leibgarde der deutſchen Kaiſerin zu Pferde 361
Leſſingdenkmal zu Berlin, Das am 14. Okt. enthüllte. Von O. Leſſing 137
Letzten, Die, auf dem Weihnachtsmarkt 189
Liebling, Der, der Damen. Von Wilh. Kuhnert 713
Lieblinge, Gefährliche. Von G. Schnitzler 665
Lieblingslied, Der Großmutter. Von Walter Firle 141
Loreley. Radierung von B. Mannfeld 545
Madonna. Von H. Ballheim . . . 181
Maibowle. Von A. Schrödter . . . 546
Maienluſt. Von E. Niczky 469
Maifeſt, Das, der Berliner Künſtler. Von C. Röchling. 5 Abb. . 608—610
Maikäferjagd, Auszug auf die. 1. Beil. Nr. 31
Mann, Der, im Geſpräch mit der Frau. Von Adrian von Oſtade 444
Marey Chriſtmeß, Frau. 3 Abb. von Erdm. Wagner . . . . . 183—184
Marguerite, Das Fort auf der Inſel . 539
Maulwurfsgrille, Gemeine. 5 Abb. . 72
Mauſoleum, Das, Kaiſer Friedrichs III zu Potsdam 593
Mauſoleum, Das, Kaiſer Friedrichs III zu Potsdam, Inneres 593
Meininger, Die. 5 Abb. von C. W. Allers 108—110
Meteor, Segeljacht des Kaiſers . . . 676
Meyerheim, Ölſtudie von 157
Mittelaufſatz des Sr. Durchlaucht dem Fürſten von Bismarck vom Centralverband deutſcher Induſtrieller gewidmeten Tafelſilbers. Von A. Heyden 560

Seite
Moltkes Geburtshaus in Parchim 63
Moltkes 90. Geburtstag: Aufmarſch der Fahnenkompanie vor Moltkes Wohnung 1. Beil. Nr. 7
Moltke bei den Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1871. Von A. v. Werner 505
Moltke, Geburtseintragung 506
Moltkes Geburtshaus in Parchim 506
Moltke in ſeinem Arbeitszimmer im Generalſtabspalais in Berlin 508
Moltke in ſeiner Wohnung in der Rue neuve zu Verſailles. Von A. v. Werner 510
Moltke mit Fürſt Bismarck im Reichstage, unmittelbar nach dem Tode Kaiſer Wilhelms 511
Moltke im Reichstag ſprechend 511
Moltke im Park zu Kreiſau 512
Moltke im Tiergarten 513
Moltke in ſeinem Arbeitszimmer 514
Moltkes Schlafzimmer in Kreiſau 515
Moltke, Fakſimile 516
Moltke, Reiterſtandbild am Siegesdenkmal in Leipzig 516
Moltke, eine Handzeichnung desſelben 552
Moltke in der Kunſtausſtellung 1. Beil. Nr. 32
Moltkeſtatue in Parchim 3. Beil. Nr. 32
Moltke, Generalfeldmarſchall Graf, auf dem Paradebette 2. Beil. Nr. 32
Moltke im Sarge vor der Aufbahrung. Von R. Knötel 3. Beil. Nr. 32
Moltke, Begräbnis desſelben. 5 Abb. 1. Beil. Nr. 33
Mondſcheinlandſchaft. Von A. Achenbach 169
Monarchen, Die drei, in der Schlacht bei Leipzig. Von Werner Schuch 269
Mormonenſtadt am großen Salzſee 61
Müde vom Ährenleſen. Von F. Morgan 721
Müller, Wilhelm 828
Mylord und Flock. Von Edwin Landſeer 785
Nach verlorener Schlacht. Von Werner Schuch 245
Nachmittag, Ein, im Hydepark. Von Jan von Chelminski 429
Nahrungsſorgen. Von E. Henſeler 180
Neujahrskarten von Künſtlern. 8 Abb. 1. Beil. Nr. 13
Nichts für dich. Von C. Fröſchl 605
Nordſeeſtrand. Von Peter Paul Müller 601
Nürnberger Meiſter. Von Guſtav Gaul 561
Offiziere des Generalſtabs vor Moltkes Sterbezimmer 1. Beil. Nr. 32
Okuli, da kommen ſie. Von G. v. Maffei 345
Orden, Der, vom weißen Hirſch St. Huberti 580
Oſtereier 2. Beil. Nr. 25
Oſterwaſſer. Von R. Epp 413
Papiermühle Ulman Stromers 8
Papiermühle; Das Innere einer altdeutſchen 8
Parkthor, Am. Von Ferd. Pacher 529
Paſtorin, Bei der Frau. Von O. Piltz 197
Pfarrhaus, Entwurf eines ländlichen 640
Pfefferkuchenfabrikation. Von Werner Zehme 1. Beil. Nr. 12
Politiker. Von A. Lüben 729
Poſteilbote, Indiſcher 804
Profoß, Spießrutenſchneidender. Von Ad. Menzel 472
Ragnars, König, Todesbotſchaft. Von C. Schmalz 20—21
Rechenunterricht. Von L. Kaufmann 817
Retterin, Die, in der Not. Von O. Schulz 536
Reval. 8 Abb. 734—738
Rhein, Der, bei Bacharach im Winter 1891 1. Beil. Nr. 22
Rohnſtock, Schloß, in Schleſien 16
Rudern, Das, ein neuer Zweig der Gymnaſtik. 6 Abb. 816
Salzſeeſtadt: Amalienpalaſt, Reſidenz des Mormonenpräſidenten Woodruf 76
Salzſeeſtadt: Äußeres des Mormonen-Tabernakels 77
Salzſeeſtadt: Inneres des Mormonen-Tabernakels 77

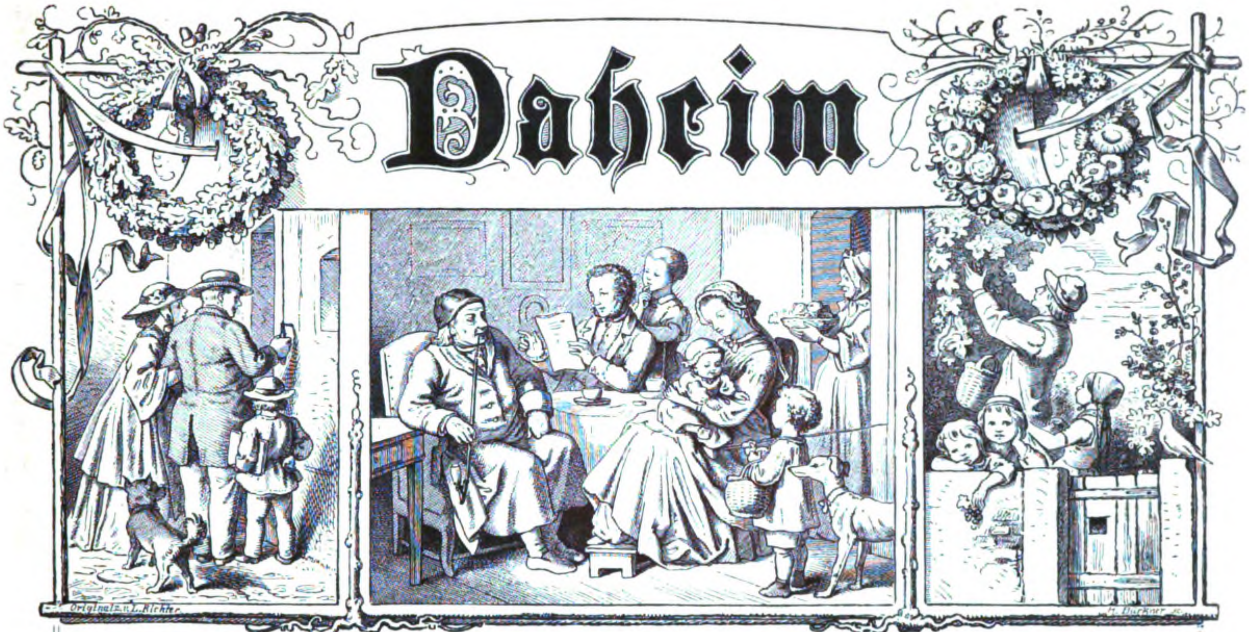
Seite
Sammler, Der. Von E. Henſeler 589
Schafaustrieb. Von Ernſt Meißner 621
Schafſtall, Vor dem. Von C. Heyden 685
Scheffeldenkmal, Das, in Heidelberg. 1. Beil. Nr. 48
Schillerhof bei Meran, Der, die Heimſtätte O. von Redwitz 748
Schillers Wappen 612
Schneeſchuhen, Auf, durch Grönland. 8 Abb. 348—350
Schwanennot auf den Havelſeen bei Potsdam. Von G. Krickel 1. Beil. Nr. 21
Schwanenorden, Der preußiſche 820
Schweickerus, Thomas, ein ohne Arme geborener Künſtler vor 300 Jahren 492
Schweickerus, Thomas, Handſchrift desſelben 491
Schwimmübungen der Gardekavallerie. 1. Beil. Nr. 46
Seehundsjagd an der Nordſee 720
Seekönigs Grab, Eines. Von Graf von Harrach 485
Silbermünzen, Neue, für Deutſch-Oſtafrika 176
Sie will nicht brennen. Von Philipp Hellmer 749
Spindlersfelde, In. 6 Abb. Von Rud. Dammeier 331—333
Spuren, Die älteſten, der bildenden Kunſt. 263—264
Stab der Nürnberger Spruchſprecher 724
Stackes Deutſche Geſchichte. 7 Abb. 651—653
Stapellauf S. M. S. Kurfürſt Friedrich Wilhelm in Wilhelmshafen am 30. Juni 717
Stinning. Von Hans Looſchen 473
Strauchdieb, Der kleine. Von Meyer von Bremen 829
Studien, Eifrige. Von J. Kleinmichel 701
Studienkopf. Von Leonardo da Vinci 383
Tafelaufſatz des Marinekaſinos zu Kiel 644
Tanzunterricht. Von F. Leſler 477
Tataren von Schweden verfolgt. Von Werner Schuch 420
Taufbecken, Das, des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes 595
Taufbecken, Das goldene, des preußiſchen Königshauſes 595
Taufbecken, Das eherne, im Dom zu Hildesheim 740
Tauſendmeilenpferd, Das 708
Tiroler Knabe. Von F. v. Defregger 457
Troika, das ruſſiſche Gefährt Kaiſer Wilhelms II. Von G. Krickel. 1. Beil. Nr. 3
Turm, Der für Chicago projektierte ſchiefe 803
Uhr der Königin Luiſe 692
Unermüdlich. Von Henriette Ronner 573
Unter Roſen. Von Albert Aublet 809
„Veilchen gefällig?“ Frühlingsbild von Georg Mühlberg 1. Beil. Nr. 25
Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor. Von Raffael 489
Verliebt. Von Marcus Stone 577
Verſailles, Auf dem Kirchhof zu. Von A. v. Werner 165
Veſtalin, Eine. Von Gabriel Max 132
Vorführung der Rieſenſchlange. Von C. W. Allers 637
Waiſenmädchen. Von M. Liebermann 493
Walachiſche Poſtſtation. Von Ad. Schreyer 293
Waldpartie in der Nähe des Meeres. Von O. Jernberg 765
Waſſerroſen. Von Ernſt Parton 697
Weihnachtsarbeiten 1. Beil. Nr. 11
Weinprobe. Von E. Grützner 325
Weiſen, Alte. Von R. Pötzelberger 252
Weltbürger, Ein neuer. Von B. Vautier 229
Wilderer. Von F. W. Straube 528
Winterfreuden. Von E. Kirchner 249
Wißmann, Der Dampfer Hermann von 1. Beil. Nr. 42
Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas. 4 Abb. 624—625
„Wo geht der Weg zum Oſterhas?“ Von Th. Brauer 412
Wohlthäterin, Die. Von E. Henſeler 149
Wüſtenſtreit. Von W. Kuhnert 221
Zinnſoldat, Der Nürnberger. 12 Abb. 185 u. ff.

Seite

Porträts.

Adalbert von Preußen, Prinz, Admiral 427
Adamberger, Antonie, Theodor Körners Braut 798
Allers, C. W. 111
Becker, Albert 1. Beil. Nr. 41
Beethovenporträt, Angebliches 396
Bronſart, Ingeborg von 1. Beil. Nr. 44
Bunſen, Chriſtian Karl Joſias Frhr. v. 732
Drummond, Henry 172
Engel, Dr. Ernſt 407
Franz, Rob. 1. Beil. Nr. 26
Friedrich Auguſt, Prinz, von Sachſen. 1. Beil. Nr. 43
Gentz, Wilhelm. Nach einer Zeichnung von Ismael Gentz 9
Goßler, Guſtav von 1. Beil. Nr. 28
Grieg, Edvard 1. Beil. Nr. 29
Grillparzer, Franz 233
Gulyás, G. 1. Beil. Nr. 17
Hähnel, Ernſt Julius 672
Helmholtz, Prof. von. Von L. Knaus 769
Heyden, von, Miniſter der Landwirtſchaft 1. Beil. Nr. 16
Hildebrand, Ernſt 121
Jankó, Paul von 1. Beil. Nr. 17
Kaffſack, Joſeph 32
Kaiſer, Ein Bild aus dem Familienleben unſeres 1. Beil. Nr. 1
Kaltenborn-Stachau, v., Kriegsminiſter 1. Beil. Nr. 4
Koch, Robert 156
Koſchat, Thomas 1. Beil. Nr. 47
Körner, Theodor 797
Luiſe Antoinette Maria, Erzherzogin, von Öſterreich 1. Beil. Nr. 43
Luitpold, Prinz-Regent von Bayern 373
Luxemburg, Adolf Großherzog zu. 1. B. Nr. 10
Moltke, Generalfeldmarſchall Graf von. Von Franz Lenbach 53
Moltke, Porträt des Generalfeldmarſchalls Grafen v., als Sekondeleutnant 105
Moltke, Mary von, Gemahlin Moltkes 509
Moltke. Von F. von Lenbach 501
Moltke als Leutnant. Von ihm ſelbſt gezeichnet 507
Moltke, Graf von, im 22. Lebensjahre als Sekondeleutnant 507
Moltke. Von C. Teichel 508
Moltke, Generalfeldmarſchall Graf von. 1. Beil. Nr. 32
Moltke, Generalfeldmarſchall Graf, Einſchaltbild zu Nr. 31
Mörike, Eduard 220
Mörike, Ein Schattenriß von P. Konewka 220
Nußbaum, Geheimrat von. 1. Beil. Nr. 8
Oehlſchläger, Otto von, Präſident des Reichsgerichts 1. Beil. Nr. 19
Putlitz, Guſtav zu 89
Redwitz, Oskar von 746
Ruſt, Wilhelm 1. Beil. Nr. 23
Sanderſon, Lillian 1. Beil. Nr. 38
Scharwenka, Xaver 1. Beil. Nr. 35
Schenkendorff, Max von. Von Graf Egloffſtein 396
Schliemann, Heinrich 281
Smith, Joſe, der Begründer der Sekte der Mormonen 60
Stolberg-Wernigerode, Otto Fürſt zu. 1. Beil. Nr. 9
Stolberg-Wernigerode, Anna, Fürſtin zu. 1. Beil. Nr. 9
Taubert, Wilhelm 1. Beil. Nr. 20
Thielen, Karl, preußiſcher Miniſter der öffentlichen Angelegenheiten. 1. Beil. Nr. 45
Verdy du Vernois, Julius von, Kriegsminiſter 1. Beil. Nr. 2
Weber, Wilhelm 720
Wilhelm II, Kaiſer. Von H. v. Angeli 261
Wilhelm, Prinz, (Kaiſer Wilhelm II), ein Jahr alt. Von Hähniſch 260
Windthorſt, Dr. Ludwig 1. Beil. Nr. 30
Woodruf, Biſchof der Mormonen 61
Wüllner, Dr. Franz 1. Beil. Nr. 14
Young, Brigham, der Mormonenprophet 60
Zedlitz und Trützſchler, Robert Graf v. 1. Beil. Nr. 28

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Oktober 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 1.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

I.

Der Portier des Café Bauer Unter den Linden in Berlin öffnete die hohe Glasthüre und ließ eine Geſellſchaft elegant gekleideter Nachtſchwärmer an ſich vorüber auf die ſchon vom Morgenhauch durchwehte Straße treten. Seine reſpektvolle Verbeugung gab zur Genüge zu erkennen, daß es ihm bekannte Stammgäſte waren, welche hier nach ungebührlich ausgedehntem Souper eine ernüchternde Schale Schwarz zu ſich genommen hatten. An der Ecke der Friedrichsſtraße blieb die Geſellſchaft ſtehen, um ſich gegenſeitig zu verabſchieden, als in dem Jüngſten das Feuer der nach reichlichem Weingenuß überſchäumenden Lebensluſt von neuem aufflammte.

„Unſinn, jetzt ſchon nach Haus zu gehen,“ rief er mit heiſerer Stimme. „Man könnte glauben, wir hätten einen ſoliden Frühſpaziergang gemacht. Wiſſen Sie denn nicht, Aſſeſſor, wo man noch hineinfallen könnte? Sie kennen ja am beſten alle Kniffe und Schliche in dieſem ſündigen Babel!“

„Aſſeſſor“ Lockmann, wie er ſich nannte und von ſeinen Bekannten genannt wurde, trotzdem er die juriſtiſche Karriere längſt aufgegeben hatte und ſeine gründlichen Kenntniſſe des Strafgeſetzbuches und rechtlich-unrechtlicher Winkelzüge einträglicher, als es im Staatsdienſt möglich geweſen wäre, verwertete, lachte, als fühle er ſich durch dieſe Anerkennung höchlich geſchmeichelt.

„Sie haben Ihren Rauſch in der Sofaecke ausgeſchlafen und möchten den Tag von neuem beginnen. Aber wohin in aller Welt zwiſchen vier und fünf Uhr morgens!? Selbſt die Balllokale ſind geſchloſſen — und das will Weltſtadt ſein!“

„So kommen Sie zu mir,“ rief der Bankier Reichenſtein dazwiſchen, ſeine Einladung mit oſtenſibler Zuvorkommenheit an einen älteren Herrn richtend, deſſen vornehme Züge mit dem ſchlohweißen Knebelbart am allerwenigſten die Spuren der durchſchwärmten Nacht verrieten. „Eine Flaſche Lafitte, einen Hühnerflügel und ein Fäßchen Kaviar finden Sie bei mir auch um dieſe Stunde, und ein Katerfrühſtück kann auch pränumerando nicht ſchaden. Wie iſt's, Herr Graf, darf ich auf die Ehre rechnen?“

Graf Romſtedt überſah gefliſſentlich die ihm entgegengeſtreckte, mit Ringen überladene Hand des Bankiers.

„Für einen alten Mann wie mich bedarf es wohl nicht ausdrücklicher Entſchuldigungsgründe, meine Herren,“ entgegnete er verbindlich, aber reſerviert. „Wir Alten brauchen zwar weniger Schlaf, aber um ſo mehr der Ruhe, und ich habe heute länger als mir dienlich extravagiert. Sie wiſſen außerdem, Herr Reichenſtein, daß meine Geſchäfte einen klaren Kopf verlangen; ich hoffe aber, die Herren geben ihren löblichen Vorſatz nicht auf, auch wenn ich mich von der Partie ausſchließe.“

Herrn Reichenſtein ſchien ſo außerordentlich viel an der Annahme ſeiner Einladung ſeitens der anderen Herren nicht gelegen zu ſein, denn er ſprach dem Grafen in lebhaften Worten ſein Bedauern aus, ohne doch ſeine Einladung an die übrigen zu wiederholen. Aber der Anſtifter der Partie, der Litterat Vogel, der einſtweilen bis zur Anerkennung ſeiner litterariſchen Verdienſte, die in Geſtalt zahlreicher ungedruckter Manuſkripte in ſeinem Schreibpult ruhten, den lokalen Teil der Berliner Blätter mit Stoff verſah, und „Aſſeſſor“ Lockmann ließen die Ausſicht auf Hühnerflügel und Kaviar mit Lafitte nicht ſo ſchnell fahren. Sie gaben ihrem Entzücken über die „famoſe Idee“ in ſo lebhaften Worten Ausdruck, daß Bankier Reichenſtein merkte, er werde ſeinen Weinkeller in Kontribution ſetzen und den Reſt ſeiner Nachtruhe opfern müſſen für Leute, denen gegenüber Rückſichten zu nehmen er eigentlich nicht gewohnt war.

Ein Herr, deſſen militäriſche Haltung trotz ſeiner Civilkleidung unſchwer den Offizier erkennen ließ, hatte ſich ſo abſeits von der Gruppe gehalten, daß Vorübergehende ihn kaum als dazu gehörig betrachtet hatten. Ungeduldig klopfte er die Beinkleider mit ſeinem Spazierſtock, und ſein Geſicht verriet nicht die geringſte Bemühung, eine verbindliche Miene anzunehmen, als der Bankier ſich jetzt an ihn mit der höflichen Frage wandte:

„Aber Sie, Herr von Dernburg, ſind doch mit von der Partie?“

„Ich bedauere, ich muß nach Hauſe,“ erwiderte der Angeredete beinahe ſchroff und gleichzeitig den Hut lüftend. „Viel Vergnügen, meine Herren.“

„Einen Augenblick, Herr von Dernburg,“ rief ihm Graf Romſtedt nach, ſich von den übrigen Herren verabſchiedend, „wir haben wohl ein Stückchen gemeinſamen Weges.“

Während Bankier Reichenſtein mit ſeinen Gäſten den Weg die Linden hinunter nahm, um ſie in ſeine elegante, im Tiergartenviertel gelegene Wohnung zu führen, bogen Graf Romſtedt und Herr von Dernburg in die Friedrichſtraße ein. Noch von ferne tönte die krähende Stimme des Litteraten ihnen nach, die den Operettenrefrain: „Kein Vergnügen ohne Damen“ malträtierte.

Graf Romſtedt warf einen prüfenden Blick in das Geſicht ſeines Begleiters und fand darauf denſelben unmutigen, faſt brüsken Zug, mit dem der junge Offizier ſeit dem Augenblick, als er, in das Café Bauer tretend, von dem Bankier Reichenſtein als alter Bekannter begrüßt und den übrigen Herren vorgeſtellt worden war, auffallend gegen die Geſichter der anderen Herren und gegen ihre geräuſchvolle Luſtigkeit kontraſtiert hatte. Bankier Reichenſtein hatte ſich offenbar mit dieſer Bekanntſchaft dem Grafen gegenüber ein Relief zu geben verſucht, — die Zurückhaltung und Einſilbigkeit Dernburgs ließ dem letzteren indeſſen keinen Zweifel, daß der Offizier ſich nicht zu den intimeren Bekannten des Bankiers zählte, und daß er der Aufforderung, an demſelben Tiſche Platz zu nehmen, nur Folge gegeben, weil die Wahl eines anderen Platzes in dem ſchon ziemlich menſchenleeren Café einer beabſichtigten Beleidigung gleich geweſen wäre. Auch war dem Grafen das Erſtaunen nicht entgangen, mit welchem Herr von Dernburg die Nennung ſeines Namens durch den Bankier hörte, und er erklärte ſich dasſelbe ſehr richtig durch die Verwunderung des Offiziers, ihre Bekanntſchaft durch dieſe Mittelsperſon gemacht zu ſehen. Graf Romſtedt dachte nicht daran, dem jungen Manne dieſe Reſerve übelzunehmen.

„Trotzdem mir Berlin und deutſche Verhältniſſe überhaupt ziemlich fremd geworden ſind,“ begann er daher die Unterhaltung, „weiß ich doch, daß dieſer Bankier Reichenſtein keineswegs zu den Leuten gehört, die ſich hier des Rufes eines ſoliden Geſchäftsmannes erfreuen. Ich weiß, daß er nicht nur ſchnell reich geworden, ſondern daß ihm auch jedes Mittel hierzu recht geweſen iſt, und ich begreife daher vollſtändig Ihr Befremden, Herr von Dernburg, mich Ihnen durch einen ſolchen Mann vorgeſtellt zu ſehen. Ich bin Ihnen die Erklärung ſchuldig, daß es Geſchäfte waren, die mich hierher führten und mir die genaueſte Bekanntſchaft des Herrn Reichenſtein notwendig erſcheinen ließen.“

Der junge Offizier konnte eine kleine Verlegenheit nicht unterdrücken.

„Ich war wohl ſo ungezogen, Herr Graf, in meiner Abwehr gegen die Aufdringlichkeit dieſes Herrn zu weit zu gehen,“ ſagte er offen und gleichſam um Entſchuldigung bittend. „Mein Mißbehagen darüber, von einer flüchtigen Straßenbekanntſchaft ſofort als bon camarade betrachtet zu werden, hätte Ihnen nicht fühlbar werden dürfen.“

„Sie haben keinen Grund, Ihr Verhalten zu bereuen,“ wehrte Graf Romſtedt freundlich ab. „Wenn man ſoviel in der Welt herumgekommen iſt wie ich, weiß man den Vorzug einer gewiſſen Reſerve neuen Bekanntſchaften gegenüber zu ſchätzen. Aber Sie verzeihen mir eine Frage, die ich mich ſcheute, vorher in jener uns beiden fremden Geſellſchaft an Sie zu richten — mir iſt die Familie Dernburg aus früheren Zeiten nicht ganz unbekannt; gehören Sie vielleicht jenem Zweige an, der in der Neumark begütert war und wohl noch iſt?“

„Mein Vater iſt Eigentümer des Rittergutes Liebenwalde, eines alten Familienbeſitzes,“ erwiderte Herr von Dernburg verbindlich. „Ich müßte mich ſehr irren, Herr Graf, wenn ich Ihren Namen nicht häufig im Elternhauſe gehört hätte.“

„Ihr Vater war ein Jugendfreund und Regimentskamerad von mir, wir trugen beide die Uniform der ſchwarzen Dragoner,“ ſagte Graf Romſtedt erfreut. „Ihre Hand, junger Freund, Sie dürfen mich nicht mehr als einen Fremden betrachten trotz des eigentümlichen Beginnes unſerer Bekanntſchaft. Wie geht es Ihrem Vater, ihrer Frau Mama? Ich habe mich ihres ungetrübten Eheglückes oft gefreut, während ich ſelbſt noch ein lockeres Junggeſellenleben führte. Später heiratete auch ich“ — ein Schatten flog über des Grafen, noch eben in heller Freude blitzendes Geſicht — „ich habe das Glück nicht gleich Ihrem trefflichen Vater zu halten gewußt.“

Der junge Offizier hatte herzlich in die ihm dargebotene Hand des alten Herrn eingeſchlagen; der Jugendfreund des Vaters ſchien ihm kein Fremder mehr zu ſein, der vornehme, friſche Greiſenkopf des alten Herrn, deſſen geſunde Geſichtsfarbe ſo hübſch mit dem ſchneeweißen Haupt- und Barthaar harmonierte, war ihm von Anfang an ſympathiſch geweſen.

„Sie ſagten vorhin, die Verhältniſſe Berlins und Deutſchlands überhaupt ſeien Ihnen fremd geworden, Herr Graf,“ ſetzte Herr von Dernburg jetzt das Geſpräch fort, da er fühlte, daß Graf Romſtedt bei einem keineswegs heiteren Kapitel ſeiner Erinnerungen angelangt ſei, „darf ich fragen, ob Sie Ihren Wohnſitz ganz in das Ausland verlegt haben?“

„Ich lebe ſchon ſeit achtzehn Jahren in Amerika,“ erwiderte der Graf. „Die Kataſtrophe, welche mich hinübertrieb, wird im Hauſe Ihrer lieben Eltern oft genug, und, ich bin überzeugt, ohne vollſtändig den Stab über mich zu brechen, beſprochen worden ſein. Sie waren wohl noch zu jung, um davon zu hören oder das Gehörte im Gedächtnis zu behalten.“

„Ich erinnere mich allerdings nur, Ihren Namen als den eines näheren Bekannten meiner Eltern gehört zu haben und freue mich um ſo mehr der Ehre Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft,“ ſagte Herr von Dernburg, und man hörte es ihm an, daß er es aufrichtig meine. „Mein Vater wird angenehm überraſcht ſein, durch mich von Ihnen zu hören, noch mehr, wenn Sie, Herr Graf, bei Ihrer hieſigen Anweſenheit die Zeit für einen Beſuch in Liebenwalde erübrigten. Darf ich es ſein, der ihm ein ſolch freudiges Ereignis in Ausſicht ſtellt?“

Graf Romſtedt lächelte mit der herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, die ſeinem vornehmen Geſicht eigen.

„Wenn meine Geſchäfte mir ſo viel Zeit übrig laſſen — ſie ſind nicht rein perſönlicher Natur — ſo wäre es verführeriſch genug für mich, den alten Freund aufzuſuchen,“ ſagte er, „trotzdem es ſein Mißliches hat, alte Verbindungen, die man abreißen mußte, wieder anzuknüpfen. Und wäre es nur,“ ſetzte er ſchmerzlich hinzu, „daß man Erinnerungen wieder wachruft, die beſſer begraben bleiben.“

Herr von Dernburg glaubte nicht, das Recht zu haben, trübe Saiten, welche ſein neuer Bekannter berührt, ausklingen zu laſſen.

„Ich könnte Sie beneiden, Herr Graf,“ ſagte er deshalb ablenkend, „um den Vorzug, ihr Leben in jenen neuen Weltteil hinübergeſpielt zu haben, deſſen naturwüchſigere Verhältniſſe der kräftigen Bethätigung einer Individualität günſtiger ſind als der abgegraſte Boden unſers altersmüden Europa. Unſere Zuſtände müſſen einen kleinlichen Eindruck auf Sie machen; Sie werden wenig Ähnlichkeit gefunden haben zwiſchen einem Weltteil, der ſeine Kulturmiſſion erfüllt hat, und der neuen Erde des Kolumbus, dem Lande der Zukunft.“

Graf Romſtedt lächelte wie ein welterfahrener Mann, der einen jungen Brauſekopf ſchwärmen hört.

„Die Menſchen mit ihren Verirrungen und Leidenſchaften bleiben dieſelben, ob Sie in den Centren der Kultur oder in den Hinterwäldern meiner neuen Heimat leben,“ ſagte er mit mildem Tone, der ſeinem Urteil viel von ſeiner Schärfe nahm. „Und was ſpeziell Berlin, die neue Reichshauptſtadt, anbetrifft — ich habe neuerdings weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich ſonſt in deutſchen Landen umzuſehen — ſo habe ich faſt mehr Vergleichungspunkte gefunden, als mir im Intereſſe meiner alten Heimat lieb ſein konnten. Hier wie dort eine rapide Entwickelung, ein allzu ſchnelles Wachstum, das naturgemäß Schäden und Schwächen im Gefolge haben mußte. Himmelhohe Häuſer mit prächtigen Faſſaden, deren dünne Wände auf den Einſturz berechnet erſcheinen, Reklamewagen von rieſigen Dimenſionen für den Vertrieb ſchlechter Bonbons, glänzender Luxus und unverhülltes Elend nebeneinander — das iſt äußerlich. Aber ſchauen Sie näher hin: Hohle Phraſenhelden, die ſich neben das wahre Verdienſt ſtellen — die Maſſe brüllt ihnen Bravo zu und gibt ſich willig zu dem Fundament ihres eingebildeten Ruhmes her; die Kunſt, die wie ein Handwerk ausgenützt wird und hier den Vorwand gibt für die Jagd nach der Doppelkrone wie drüben nach dem Dollar; die Lockerung des patriarchaliſchen Familienverbandes und das Vorwärtsſtürmen ſchrankenloſer Selbſtſucht; fremd gehen die Menſchen aneinander vorüber, ohne bei Glück und Unglück des anderen auch nur aufzuſehen, es müßte denn ſein, daß bei fremdem Glück ein Broſamen für ſie ſelbſt abfiele oder daß fremdes Unglück zu eignem Glücke ausſchlüge; Altes, Bewährtes wird beiſeite geworfen und das Neue auf den Schild gehoben — und das Schlimmſte hier wie drüben, Hände ohne Herzen raffen das Kapital zuſammen, und das Elend ſtarrt mit gierigen Augen auf die toten Schätze und brütet über der einen Moral: „Eigentum iſt Diebſtahl.“ Glauben Sie mir, junger Freund, es iſt drüben nicht das Eldorado, das Sie vermuten, und beide Weltteile kreiſen in den Wehen einer neuen Zeit. Mag das altersmüde Europa Gott danken, daß es feſter gefügte Dämme ſtaatlicher Autorität dem Hereinbruche des Chaos entgegenzuſetzen hat als meine zweite, den Schwankungen des Volkswillens anheimgegebene Heimat.“

Der Graf blieb ſtehen und bot Herrn von Dernburg herzlich die Hand.

„Wir ſind an der Mohrenſtraße; mein Weg führt mich rechts hinunter — ich wohne im Kaiſerhof. Laſſen Sie mich hoffen, daß unſere unter etwas ſonderbaren Umſtänden geſchloſſene Bekanntſchaft keine flüchtige bleibe, auch wenn aus meinem Beſuch in Ihrem Elternhauſe nichts werden ſollte.“

Herr von Dernburg verſprach, den Grafen aufzuſuchen; dann ſetzten die beiden getrennt ihren Weg fort.

II.

Einen Augenblick überlegte Herr von Dernburg, ob er den immerhin beträchtlichen Weg bis zu ſeiner in der Nähe der Kaſerne vor dem Halleſchen Thore gelegenen Wohnung in einer Droſchke zurücklegen ſolle. Aber der abgetriebene Gaul des einzigen, an der Ecke haltenden Wagens ſtand ſo krumm in den Knieen und ließ den Kopf ſo verzweifelt müde herniederhängen, der Kutſcher ſchnarchte ſo ſelbſtvergeſſen in dem Fond des Wagens, daß es ihm faſt leid that, beide aus ihrer Ruhe zu erwecken. Auch hätte ihn das wackelige Gefährt wohl kaum ſchneller ans Ziel gebracht als die eignen jugendkräftigen Füße. Mit langen Schritten eilte er die endloſe Straße hinab, während die Dämmerung allmählich das nächtliche Dunkel überwand. Straßenſtaub und die Ausdünſtungen der Weltſtadt hatten nicht vermocht, dem Junimorgen ganz ſeine würzige Friſche zu nehmen, und die mit Weindunſt und Cigarrenrauch erfüllten Lungen des jungen Mannes ſogen begierig die kühle Luft ein. Aber je angenehmer er äußerlich die Friſche empfand, die ſich um ſeine erhitzten Schläfen legte, um ſo ſtärker ward in ihm ein Gefühl innerer Unbehaglichkeit, die Reaktion gegen den Trubel der durchſchwärmten Nacht. Auch die aufdringliche Camaraderie des Bankier Reichenſtein, der ihm auf der Promenade oder dem Rennplatze — er konnte ſich ſelbſt nicht mehr beſinnen, wo eigentlich — durch einen beiderſeitigen Bekannten flüchtig vorgeſtellt worden war, empörte ihn von neuem.

Ein Laternenanzünder, der das Gaslicht ausgelöſcht, begegnete ihm auf dem Heimwege und blickte ihm ſpöttiſch ins Geſicht. Einige Maurer, vor Tagesanbruch aufgeſtanden, um den weit im Norden der Stadt gelegenen Bau rechtzeitig zu erreichen, ziſchelten untereinander, und ein Bäckerjunge, der auf der Schulter die Schrippen austrug, johlte ihm eine Bemerkung nach, die ihm das Blut in die fahlen Wangen trieb. Er konnte es ſich denken, er ſah nicht aus wie jemand, den die Freude an einem ſchönen Morgen ſo früh aus den Federn getrieben, und zum Überfluß konnte er ſich in den vereinzelten Schaufenſtern, vor denen die Rolljalouſieen nicht herniedergelaſſen waren, wie in einem Spiegel betrachten.

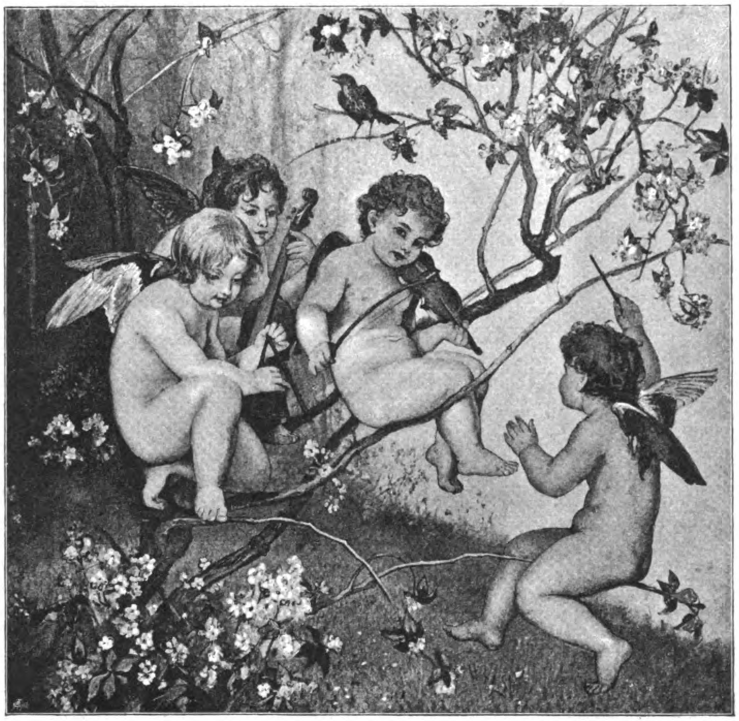
Der erſte Sonnenſtrahl vergoldete gerade die kranzwerfende Viktoria, welche die Granitſäule des Belle-Allianceplatzes krönt, als Dernburg auf dieſen hinaustrat. Er hoffte das Wiener Café neben dem Halleſchen Thore ſchon geöffnet zu finden, denn die Zunge klebte ihm von dem raſchen Gange am Gaumen. Die herniedergelaſſenen Jalouſieen bereiteten ihm eine Enttäuſchung, aber Flieder und Goldregen dufteten ſo berauſchend, die grünen Raſenflächen ſchimmerten ſo friſch, die Sperlinge zwitſcherten ſo vergnügt in den neuen Morgen hinein, daß der junge Offizier auf einer der Bänke in den Bosketts neben der Treppenwange Platz nahm und auf das Öffnen des Caféhauſes zu warten beſchloß.

Herr von Dernburg hatte kaum beachtet, daß er dort nicht allein ſaß. Wie er nun vor ſich in den Sand ſtierte, fielen ihm ein Paar bunt geſtickte Morgenſchuhe in die Augen, welche über großen wohlgebildeten Füßen ſaubere Strümpfe bekleideten und ſich ſonderbar genug neben ſeinen eignen eleganten Lackſtiefeletten ausnahmen. Sonderbare Schuhe — nach dem verfeinerten Geſchmacksſinn des jungen Offiziers wahre Muſter von Geſchmackloſigkeit. Blauer Grund mit rotgeſtickten Roſen und verſchlungenem, in weißen Perlen ausgeführtem Ranken- und Blätterwerk. Herr von Dernburg mußte lächeln, trotzdem er nichts weniger als heiter geſtimmt war, und zugleich feſſelten ihn dieſe bunten Morgenſchuhe — wahrſcheinlich das Geſchenk einer lieben Hand, dachte er — doch auch wieder ſo, daß er den Kopf erhob und einen verſtohlenen Seitenblick auf den Träger derſelben warf. Er ſah einen noch jungen Mann mit ſauberer blauer Bluſe und prächtigem dunklem Krauskopf neben ſich, der eine Semmel zwiſchen den Fingern zerpflückte und die Krumen den ganz nahe um ſeine Füße umherhüpfenden Sperlingen zuwarf. Dabei war er ſo vertieft in ſeine Beſchäftigung, daß er für den ſtillen Beobachter nicht einen einzigen Blick übrig hatte, aber ein wahrhaft kindliches Lächeln flog über ſeine hübſchen Züge, wenn einer der jüngſten Spatzen mit ganz beſonders kläglichem Geſchrei den Schnabel aufſperrte, um ſich von der Mutter füttern zu laſſen, oder wenn zwei alte Kampfhähne über einen großen Brocken in Streit gerieten. Neben dem Manne auf der Bank lag ein Buch in Broſchürenform, in dem er geleſen zu haben ſchien; als Herr von Dernburg mit einem flüchtigen Blick das Titelblatt ſtreifte, erkannte er, daß ſein Inhalt die Arbeiterfrage berühre.

Der junge Offizier fühlte eine wirkliche Scham in ſich emporſteigen. Körperlich ermattet von den Exzeſſen einer ſchlafloſen Nacht, innerlich von dem Vorwurf gepeinigt, über ſeine Verhältniſſe am Spieltiſch vergeudet zu haben, verglich er ſich mit dieſem Menſchen untergeordneter Herkunft und Bildung, der trotz angeſtrengter Tagesarbeit — und man ſah es ſeiner ordentlichen, peinlich ſauberen Kleidung an, daß er ein fleißiger Arbeiter war — die früheſte Morgenſtunde einer harmloſen Liebhaberei und dem Bedürfnis nach geiſtiger Nahrung opferte. „Einer jener rabuliſtiſchen Köpfe,“ dachte Herr von Dernburg einen Augenblick, „die bei Tage nichts thun und die Abendſtunden dazu benutzen, den Arbeitern das Phraſengewäſch der Prediger der Sozialdemokratie zugänglich zu machen.“ Aber er verwarf dieſen Gedanken ſofort wieder, denn das ganze Ausſehen des Mannes, ſein freies offenes Geſicht, ſeine natürlich kindliche Freude an dem Vogeltreiben zu ſeinen Füßen ſtraften ihn Lügen.

Jetzt ſuchte der junge Menſch ſorgſam die letzten Krumen, welche in ſeinen Schoß gefallen waren, zuſammen, warf ſie den Vögeln vor und griff nach ſeinem Buche. Aber es ſchien ihm nicht viel ums Leſen zu thun zu ſein; nachdem er flüchtig einige Seiten durchblättert, ließ er die Broſchüre wieder ſinken und ſchweifte mit den Augen auf dem ſonnenglänzenden Platze umher. Dabei wurde er ſeines Banknachbarn gewahr und unwillkürlich gab er ſeinen Gedanken Worte:

„Einen ſolchen Morgen ſollte man draußen im Freien, in Gottes herrlicher Natur zubringen können. Wir Großſtädter leben doch nur halb zwiſchen unſern hohen Häuſern, die kaum ein Stückchen Himmel erſchauen laſſen.“ — Das war eine Seite, die Herrn von Dernburg ſympathiſch berührte. In allen Verirrungen und in der blaſierten Stimmung, welche ein Leben des Luxus und des Genuſſes erzeugt, war ihm doch die Freude an der Natur, wie ſie ihm durch das einfache Landleben auf dem väterlichen Gute anerzogen war, erhalten geblieben. Er hatte nicht die Kraft, den Verlockungen der Weltſtadt energiſchen Widerſtand entgegenzuſetzen, aber er dachte oft mit Sehnſucht an die Zeit, wo er den glänzenden Waffenrock ablegen und gleich ſeinem Vater als ein einfacher Landedelmann die eigne Scholle bewirtſchaften würde.



Amoretten. Nach dem Gemälde von R. Henneberg.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Sie ſcheinen das Frühaufſtehen als ein wahres Vergnügen zu betrachten,“ entgegnete Dernburg freundlich. „Man wird hier ſo aller natürlichen Lebensweiſe entwöhnt, daß ich den Genuß dieſes herrlichen Morgens eigentlich nur einem Zufall zu danken habe.“

„Ah, alſo wohl durchgebummelt?“ ſagte der junge Mann und lachte. „Das kommt vor, wenn man die Taſche voll Geld hat und nicht weiß, wie man es an den Mann bringen ſoll.“

Das klang ſo urwüchſig und zutraulich — Herr von Dernburg konnte ſich unmöglich verletzt fühlen. Er nickte und ſtimmte in das kurze Lachen ein; es wurde ihm ordentlich freier zu Mut, da es den Anſchein hatte, als ſeien dem Banknachbar in dem blauen Arbeiterhemd ſolche Durchgängerlaunen auch nichts ganz Unbekanntes.

Dann ſah Herr von Dernburg nach der Uhr und blickte ſich nach dem Caféhauſe um — hinter den niedergelaſſenen Rolljalouſieen zeigte ſich noch nicht die geringſte Spur erwachenden Lebens. Seine Miene verriet deutlich Ungeduld und Enttäuſchung.

„Sie wollen warten, bis das Café geöffnet wird?“ fragte ihn der Arbeiter.

Herr von Dernburg fand nichts Aufdringliches in der Frage.

„Wenn man ſo die ganze Nacht durchgekneipt hat, dann gibt das am Morgen einen unangenehmen trockenen Zuſtand in der Kehle,“ lachte er. „In meiner Wohnung müßte ich noch einige Stunden warten, ehe etwas Löſchendes zu haben iſt; da dachte ich hier früher etwas zu finden.“

„Viel früher wird's da auch nicht werden,“ entgegnete der andere. „Das Café Riedel iſt keines von denen, die Tag und Nacht geöffnet ſind und auf Nachtſchwärmer und ſonſtiges fahrendes Volk ſpekulieren. Vor acht Uhr werden Sie kaum dort Einlaß finden, und das wird Ihnen wohl zu ſpät werden.“

„Dann iſt's allerdings das Beſte, ich gehe nach Hauſe und nehme ein Glas beſtes Waſſerleitungswaſſer,“ ſagte Herr von Dernburg reſigniert.

Sein Banknachbar ſchwieg einen Augenblick; es ſchien, als überlege er, ob er dem eleganten Fremden einen ſolchen Vorſchlag machen dürfe.

„Ich wüßte einen Rat, wenn Ihnen nur mit einer Taſſe Kaffee gedient iſt,“ ſagte er dann, den jungen Offizier mit ſeinen klaren Augen anblickend. „Für mich wird's Zeit zum Frühſtück, und wenn ich ſtatt einer Taſſe zwei mache, verſchlägt's nichts. Es iſt freilich kein Mokka, wie Sie ihn im Caféhauſe bekommen und ihn zu Hauſe gewohnt ſein werden, aber er iſt gern gegeben, und Sie ſind freundlichſt eingeladen. Ich wohne dort drüben, im Hinterhauſe freilich, und Bel-Etage iſt's auch nicht —“ (Fortſetzung folgt.)

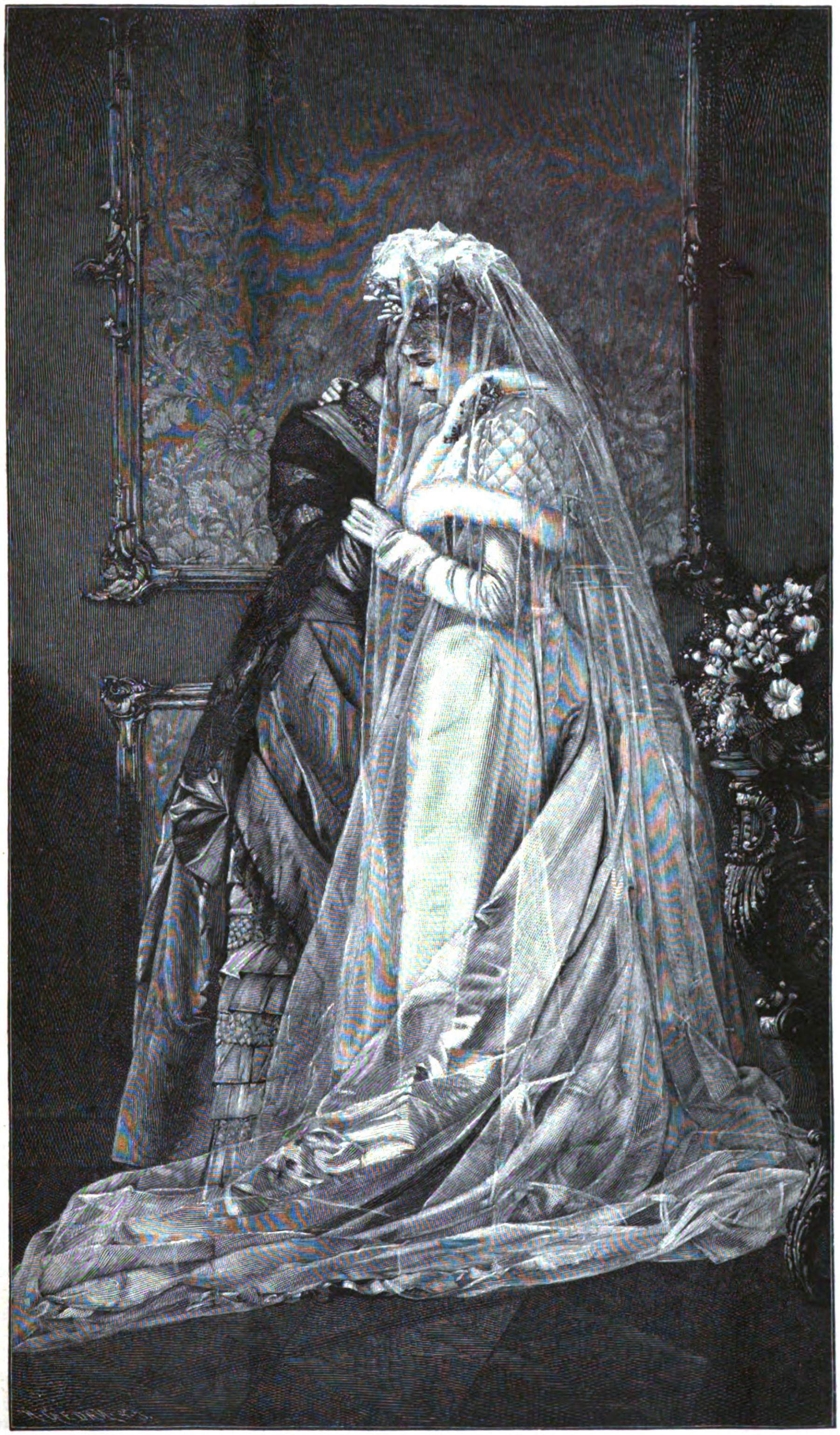
Der erſte deutſche Papiermüller.

Von Eduard Groſſe. (Abdruck verboten.)

„In nomine Christi Amen, anno domini 1390.

Ich, Ulman Stromer, hub an mit Papiermachen am Sanct Johannistag zu Sunnwenden und begann, in der Gleißmühle ein Rad zu richten, und Clos Obſſer war der erſte, welcher zur Arbeit kam.“

So erzählt Ulman Stromer, der nachweislich erſte deutſche Papiermüller, in ſeinen noch erhaltenen Aufzeichnungen. Seit dieſer Zeit ſind 500 Jahre verfloſſen, und das deutſche Pa-



Der Abſchied der Braut. Nach dem Gemälde von G. Schachinger.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

piergewerbe kann auf einen halbtauſendjährigen Zeitraum des ernſten Strebens und des erfolgreichſten Wirkens zurückblicken, auf eine lange Entwickelungsgeſchichte von kleinſten Anfängen bis zur herrlichſten Kraftentfaltung. Es iſt gegenwärtig das bedeutendſte unter den Papiergewerben aller europäiſchen Staaten. Nicht nur, daß in Deutſchland mehr Papier erzeugt wird, als in jedem anderen Lande Europas, ſondern die deutſchen Erzeugniſſe ſtehen auch — wie die amtliche Papierprüfung nachgewieſen hat — denen anderer Länder an Güte nicht im geringſten nach.

Als Ulman Stromer vor 500 Jahren die Papiermacherkunſt nach Deutſchland verpflanzte, ahnte er wohl kaum, zu welcher hervorragenden Stellung das Papier im Entwickelungsgange der Menſchheit berufen ſei. Neben und mit dem Buchdruck wurde es das wichtigſte Kulturförderungsmittel, und in der Gegenwart iſt es zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden. Es iſt die Grundlage des Bücher- und Zeitſchriftenweſens, das unentbehrliche Hilfsmittel der Wiſſenſchaft und Belehrung, ſowie des kaufmänniſchen und geſellſchaftlichen Verkehrs. Kurz, es beherrſcht unſer ganzes Zeitalter, das ohne das Papier in ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung wohl überhaupt nicht denkbar wäre.

Anders war das zu Ulman Stromers Zeit. Damals war das Papier ein ſeltener, aber auch wenig gebrauchter Stoff, der nur in den Schreibſtuben der Gelehrten, der Schönſchreiber und der Behörden zu finden war. Der Bedarf ganz Deutſchlands, ja des ganzen nördlichen Europa, ward von Italien und Spanien gedeckt, hauptſächlich von der gewerbsthätigen italieniſchen Papiermacherſtadt Fabriano. Dort befanden ſich bereits im XII. Jahrhundert Papiermühlen, und in Spanien blühte ſchon um 1150 eine rege Papierinduſtrie, deren Hauptſitz San Felipe in Valencia war. In dieſe Länder war die Kunſt des Papiermachens von den Arabern eingeführt worden, die ſie in Samarkand kennen lernten und in Europa verbreiteten. Nach Samarkand hatten ſie chineſiſche Kriegsgefangene um 751 aus ihrem Erfindungslande verpflanzt, aus China, wo ſie bereits ſeit uralter Zeit ausgeübt wurde. Man nimmt an, daß die Chineſen ſchon zu Beginn unſerer Zeitrechnung Papier fertigten, während die weſtlichen Kulturländer noch keinen anderen Schreibſtoff kannten, als den ägyptiſchen Papyrus, welcher dem chineſiſchen Papier an Güte und Zweckdienlichkeit nicht gleichkam, ſowie das aus Tierfellen bereitete Pergament, deſſen hoher Preis keine allgemeine und unbeſchränkte Verwendung zuließ.

Mit Italien ſtanden die deutſchen Handelshäuſer bereits in früher Zeit in reger Geſchäftsverbindung. Deutſche Kaufleute machten Handelsreiſen dahin, ſendeten wohl auch ihre Söhne auf italieniſche Univerſitäten, oder zur Erlernung der Kaufmannſchaft nach Venedig und anderen Handelsſtädten. Daher kann man annehmen, daß die Papiermacherkunſt den Deutſchen nicht ganz unbekannt blieb, daß einzelne Großhändler auf ihren Reiſen in Italien Gelegenheit hatten, Papiermühlen zu beſuchen, wenngleich ſie vielleicht keine eigentliche Kenntnis der Technik erwerben konnten. Auf jeden Fall iſt es nicht unmöglich, daß ſchon vor Ulman Stromer mancher unternehmende Geſchäftsmann den Plan gefaßt hat, in Deutſchland mit Hilfe italieniſcher Arbeiter Papiermühlen einzurichten. Die Anregung hierzu mußte nahe liegen. Denn die ungemein hohe Fracht, welche der Transport von Italien über die Gebirgspäſſe der Alpen nach Deutſchland verurſachte, verteuerte die Papiere ganz beträchtlich; außerdem war für einen deutſchen Papiermüller großer Umſatz und reicher Gewinn ſicher, da nördlich der Alpen keine Papiermühle im Betrieb war, ausgenommen das ſüdliche Frankreich, wo ſchon im XIII. Jahrhundert Papier gefertigt ward.

In der That iſt man geneigt, anzunehmen, daß zu Ende des XIII. und zu Anfang des XIV. Jahrhunderts in Deutſchland einige Papiermühlen exiſtierten. So hält man das Papier, auf welches die Kopie eines Dokumentes von 1315 geſchrieben iſt, für ein Erzeugnis des deutſchen Papiermüllers Holbein, da daſſelbe als Waſſerzeichen einen Ochſenkopf trägt, nach Gutermann das Wappen der Familie Holbein, deren Papiermühlen nach einigen ſchon um 1270, nach anderen um 1324 in Ravensburg beſtanden haben ſollen. Indeſſen wird von anderer Seite geltend gemacht, daß auch die Fabrianer ein ähnliches Waſſerzeichen in ihr Papier arbeiteten. Bis jetzt iſt es auf jeden Fall noch nicht gelungen, nachzuweiſen, daß die Holbeinſchen Papiermühlen bereits vor dem Jahre 1407 in Betrieb waren, in welchem zuerſt urkundlich einer Ravensburger Papierfabrik und der Papierer Cunrat, Peter und Stengli Erwähnung geſchieht. Ferner ſollen ſich um 1347 in Au bei München und um 1356 in Leesdorf in Niederöſterreich Papiermühlen befunden haben, was indes ebenſowenig durch Urkunden zu beweiſen iſt, wie das vermeintlich frühe Vorhandenſein der Ravensburger Mühlen.

Dagegen ſteht es unumſtößlich feſt, daß der Nürnberger Ratsherr Ulman Stromer im Jahre 1390 eine Papiermühle errichtete, die nachweislich erſte in Deutſchland. Dank den ſorgfältigen Aufzeichnungen Ulman Stromers ſind uns viele Einzelheiten ſeines Lebens und geſchäftlichen Wirkens bekannt, welche uns nicht nur Auskunft über die Einführung des Papiergewerbes in Deutſchland geben, ſondern auch einen tiefen Einblick in die damaligen Gewerbe- und Arbeitsverhältniſſe geſtatten. Ein Zufall hat ſogar das Bild der Stromerſchen Papiermühle auf die Nachwelt kommen laſſen, und mit Vergnügen wird man ſich in die rohe Zeichnung vertiefen, welche die Anlage der erſten, vor 500 Jahren in Deutſchland erbauten Papiermühle mit ihren hochgiebeligen Gebäuden darſtellt. Das Bild iſt möglichſt treu nach Hartmann Schedels „Buch der Chroniken“ von 1493 wiedergegeben, welches von Anton Koburger gedruckt und von Michael Wohlgemuth und Wilhelm Pleydenwurf mit ungefähr 2000 Holzſchnitten illuſtriert iſt.

Ulman Stromer, geboren am 26. Januar 1329, entſtammt einem angeſehenen Nürnberger Geſchlecht, deſſen Stammvater Konrad von Reichenbach in die Familie der Waldſtromer heiratete, von dieſer Zeit an ſeinen Wohnſitz in Nürnberg nahm und ſich Stromeyr, abgekürzt Stromer nannte. Ulman erlernte das Kaufmannsgeſchäft und betrieb ſpäter einen umfangreichen Großhandel. Dabei ſcheint er in ſeinen Unternehmungen glücklich geweſen zu ſein, denn ſeine Vermögensverhältniſſe waren ſehr gute. Er beſaß nicht nur einige Häuſer in der Stadt, ſondern auch ein Landgut, wie überhaupt ſeine Lebensverhältniſſe darauf hindeuten, daß er zu den angeſehenſten Männern der mächtigen Reichsſtadt Nürnberg gehörte. Mit kurzer Unterbrechung ſaß er von ſeinem 42. Lebensjahre an im Rate der Stadt und führte längere Zeit ſogar als einer der drei regierenden Obriſthauptleute die öffentlichen Geſchäfte. In dieſer Eigenſchaft ſchloß er mehrfach als Geſandter der Stadt wichtige Geſchäfte ab und war bei verſchiedenen auswärtigen Verhandlungen thätig, ſo z. B. als Bevollmächtigter bei Abſchluß des Beitritts Nürnbergs zum ſchwäbiſchen Städtebunde.

In ſeinen eignen Geſchäftsangelegenheiten machte Ulman Stromer gleichsfalls oft weite Handelsreiſen. Wie viele andere Nürnberger, Augsburger und Tiroler Großhändler vermittelte er wahrſcheinlich den Handel zwiſchen den ſüdlichen Ländern, hauptſächlich Italien, und dem Norden. Auf dieſen Handelsreiſen nach Italien lernte er die ſüdlichen Papiermühlen kennen, er ſah die rege Gewerbsthätigkeit Fabrianos, Cividales, Battaglias, und mit kaufmänniſchem Scharfblick erkannte er die ungemeine Wichtigkeit der Papierinduſtrie. Sein Unternehmungsgeiſt erwachte, er faßte den Entſchluß, die Papierfabrikation in Deutſchland einzuführen und eine Papiermühle in ſeiner Heimat zu errichten. Da er in Deutſchland keine Papiermacher fand, ſo warb er in Italien die Brüder Marcus und Franziscus de Marchia, nebſt deren Knecht Bartholomäus, an und ließ ſie nach Nürnberg kommen.

Seine Papiermühle mit Waſſerkraft richtete er in der ſogenannten Gleißmühle ein, die unweit der Stadt Nürnberg, nahe bei der jetzigen Hallerwieſe lag. Ob er die ganze Mühle neu erbaut hat, ob ſie vielleicht ſchon als Mahl- oder Ölmühle beſtand und von Stromer nur entſprechend als Papiermühle umgeſtaltet wurde, iſt zweifelhaft. Auf jeden Fall war es nötig, die zum Papiermachen dienende Einrichtung neu anzulegen, ſowohl die Lumpenſtampfen, Preſſen und Schöpfbütten, wie auch die zum Hadernſortieren und Papiertrocknen dienenden Nebenräume. Obwohl die Einrichtung der alten Papiermühlen ziemlich einfach war, ſo erforderte der Aufbau der luftigen Trocknenböden, die Herſtellung der Stampfen, Bottiche und Preſſen dennoch einen längeren Zeitraum, beſonders, da in jener Zeit alle Arbeiten langſamer von ſtatten gingen, als dies jetzt der Fall iſt. Wenn daher Stromer berichtet, daß er am Johannistag mit Papiermachen begann, ſo iſt entweder anzunehmen, daß Monate oder Jahre mühevoller Bauarbeit vorhergingen, oder daß am Johannistag noch nicht mit dem eigentlichen Papiermachen begonnen wurde, ſondern erſt mit der Einrichtung des Mühlwerkes.

Thatſächlich ſcheint letzteres der Fall geweſen zu ſein. Denn Stromer erzählt, daß er am Sankt Johannistag nach Sonnwenden anhub, in der Gleißmühle ein Rad zu richten und daß Clos Obſſer der erſte war, welcher zur Arbeit kam. Unter der Bezeichnung „Rad“ iſt ein Waſſerrad zu verſtehen, welches den Zweck hatte, die Stampfen in Betrieb zu ſetzen.

Zur Erklärung diene untenſtehendes Bild des Inneren einer altdeutſchen Papiermühle aus dem Jahre 1568, einem Holzſchnitte Joſt Ammans nachgebildet. Links im Hintergrunde erblickt man durch die Fenſter die Schaufeln und oberen Teile zweier Waſſerräder, welche von dem außen vorüberfließenden Bache in Umdrehung verſetzt werden. Durch dieſe Waſſerräder erfolgt der Antrieb des inneren Werkes, zunächſt der großen, quer an der Wand liegenden Walze. Dieſe iſt, wie man ſieht, mit hervorſtehenden Holzklötzen beſetzt, welche den Zweck haben, bei ihrer Umdrehung mit der Walze unter die vorn ſichtbaren, knieartig gebogenen Lumpenſtampfen zu faſſen und dieſe auf und nieder zu bewegen. Die ſchweren Stampfen liegen mit ihrem hammerartigen Ende in einem viereckigen Troge, in dem ſich die kleingeſchnittenen und geweichten Hadern befinden. Bei ihrem fortwährenden Auf- und Niedergange fallen die Stampfen mit wuchtigen Schlägen auf die Hadern und klopfen dieſe ſo lange, bis ſich ſchließlich das Gewebe und die einzelnen Leinenfäden zu kleinſten Faſerteilchen auflöſen. Dieſe Faſerteilchen werden gebleicht, gewaſchen, mit einem klebſtoffhaltigen Zuſatz vermengt und kommen dann, zu einer breiartigen Flüſſigkeit geſtaltet, in die Schöpfbütte, einen großen, bottichartigen Behälter. Aus dieſem ſchöpft der Papiermacher den Faſerſtoff mit einem viereckigen Metallſieb, dem ſogenannten Schöpfrahmen, aus, und während das Waſſer durch den Boden des enggeflochtenen Drahtſiebes abläuft, ſchüttelt er die auf dem Sieb liegen bleibende Faſerſchicht ſeitlich durcheinander, ſo daß ſich die zarten Faſern nach allen Richtungen übereinander lagern und zu einem dünnen, zuſammenhängenden Blatt verfilzen. Dieſes dünne Blatt iſt das noch feuchte Papier, welches nun, zwiſchen Filze gelegt, dem kräftigen Druck der hinter dem Schöpfer befindlichen Preſſe ausgeſetzt und dabei entwäſſert und zugleich geglättet wird. Iſt das geſchehen, ſo werden die Bogen wieder aus der Preſſe genommen, in Stößen vom Lehrjungen auf den Trockenboden getragen, dort auf Leinen gehängt, nach dem Trocknen wieder abgenommen und nochmals geglättet. Das iſt in kurzen Zügen die Arbeitsweiſe der alten Papiermüller, die gegenwärtig natürlich durch die Erfindung der Papiermaſchine gänzlich umgeſtaltet und ſo gut wie verdrängt iſt. — Stromers erſter Gehilfe Clos Obſſer iſt vielleicht kein gelernter Papiermacher geweſen, ſondern ein Zimmermann, der die Aufgabe hatte, das Waſſerrad herzuſtellen. Erſt nachdem dieſes fertig und die Lumpenſtampfe betriebsfähig war, konnte das eigentliche Papiermachen beginnen. Wahrſcheinlich war das erſt im Auguſt 1390 der Fall, denn erſt am 7. Auguſt verpflichtete Stromer ſeinen Gehilfen Clos Obſſer eidlich zur Treue und zur Geheimhaltung der Papiermacherkunſt, was er ſpäter regelmäßig that, bevor die eingeſtellten Leute ihre Arbeit begannen.

Dieſes eidliche Verpflichten der Gehilfen iſt ein alter Brauch, der in verſchiedenen Gewerben wiederkehrt. Beſonders war es dann üblich, wenn die Arbeitsweiſe noch wenig bekannt war und die Gehilfen in die Geheimniſſe eingeweiht wurden, deren Bekanntwerden dem Arbeitgeber inſofern Schaden bringen konnte, als dadurch eine unliebſame Konkurrenz entſtand. Ein ſolcher Fall lag auch mit der Stromerſchen Papiermühle vor. In Deutſchland gab es noch keine Papiermüller; die Arbeitsweiſe war nur in ſüdlichen Ländern bekannt, und Stromer, als gewiegter Geſchäftsmann, ſuchte natürlich zu verhindern, daß ſeine Arbeiter die Geheimniſſe des Papiermachens verbreiteten oder Konkurrenzmühlen gründeten. Daher ſicherte er ſich nach Möglichkeit durch einen Eid, den er ſeinen Gehilfen abnahm, ſowie auch durch ſchriftliche Verträge.

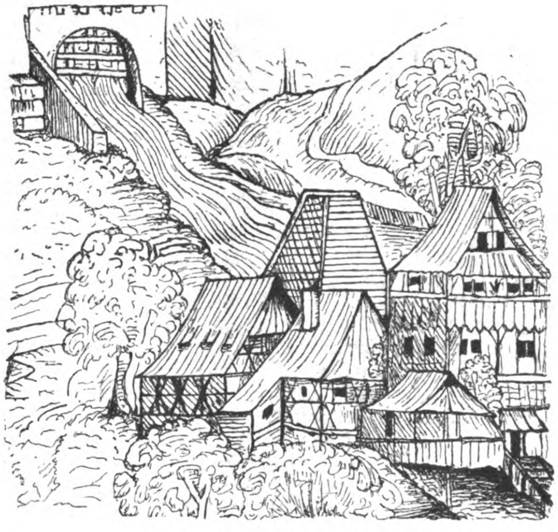
Einen ſolchen Eid ließ er in Gegenwart ſeines Sohnes Jörg den Gehilfen Clos Obſſer am 7. Auguſt ſchwören; ebenſo einige Tage ſpäter einen anderen Gehilfen Namens Jorg Tirman, worüber Stromer in ſeinen hinterlaſſenen Papieren folgendermaßen berichtet: „Anno domini 1390 an dem nächſten Tage nach Sankt Lorenzen Tag (11. Auguſt), da verſicherte mich Jorg Tirman ſeiner Treue und ſchwur mit aufgereckten Fingern einen Eid, dieſe Treue zu halten, mir und meinen Erben treu zu ſein, unſer Frommen zu fördern und unſeren Schaden abzuwenden, getreulich ohne alles Gefährte. Er ſoll in zehn Jahren nach einander keine Arbeit im Papiermachen thun, als nur für mich oder meine Erben, denen ich die Papiermühle beſtimme; auch ſoll er das Papiermachen Niemand lehren und Niemand darin unterweiſen, und wenn die vorgeſchriebenen zehn Jahre um ſind, ſo mag er für ſich ſelbſt wohl Papier machen, aber nicht für Jemand anders. Deß hat er eine Abſchrift von meiner Hand.“

Einen ähnlichen Eid ließ Stromer auch die Italiener Marcus und Franciscus de Marchia und deren Knecht Bartholomäus ſchwören, doch fügte er den Zuſatz bei, daß die genannten in allen Ländern diesſeits des lombardiſchen Gebirges niemand Rat oder Hilfe zur Herbeiziehung italieniſcher Papiermacher leiſten ſollten. Über den Eid ſowie die Abmachung wurde eine von fünf Zeugen beglaubigte Urkunde aufgenommen, und jede der Parteien erhielt eine Abſchrift.

So arbeitete Ulman Stromer im Auguſt bereits mit fünf Gehilfen. Ohne Zweifel machte er mit ſeinem Papier gute Geſchäfte, da er nicht nur mit großem Gewinn verkaufen konnte, ſondern auch die Rohſtoffe, d. h. die Hadern, billig einkaufte, denn dieſe wurden in Deutſchland noch nicht geſchäftsmäßig verwertet und ſtanden demnach niedrig im Preiſe. An Abnehmern fehlte es Stromer auch nicht, im Gegenteil, er war nicht annähernd im ſtande, den geſamten Bedarf Deutſchlands oder nur Mitteldeutſchlands zu decken, denn aus verſchiedenen Rechnungsbüchern geht hervor, daß noch viel Papier aus Italien bezogen wurde. und daß ſelbſt der Nürnberger Rat gezwungen war, einen Teil ſeines Bedarfes daher kommen zu laſſen. Deshalb ſann Stromer auf die Vergrößerung ſeiner Papiermühle und beſchloß, zu den zwei vorhandenen Waſſerrädern, welche 18 Lumpenſtampfen in Betrieb ſetzten, noch ein drittes Rad anzulegen.

Bei dieſem Unternehmen hatte er Gelegenheit, den Charakter ſeiner italieniſchen Papiermacher von einer ſchlimmen Seite kennen zu lernen. Dieſen entging es nicht, daß die Stromerſche Papiermühle recht gewinnbringend war, und mit ſtillem Verdruß ſahen ſie den ſchnellen Aufſchwung des Geſchäftes. Sie trachteten, die Mühle unter günſtigen Bedingungen in ihre Hände zu bringen und den Gewinn an ſich zu ziehen. Das ſuchten ſie auf hinterliſtige Weiſe dadurch zu erreichen, daß ſie Stromers Unternehmung auf jede Weiſe hinderten und ihm das Geſchäft verleideten. Sie arbeiteten nachläſſig, nützten die 18 Stampfen nicht genügend aus und fertigten weniger Papier, als ſie bei voller Ausnutzung der Stampfen hätten fertigen können. Unter dem Vorgeben, daß ſie allein die Arbeit nicht bewältigen könnten, verlangten ſie ferner, Stromer ſollte noch einige ihrer Landsleute kommen laſſen, und als dieſer ſich weigerte, mehr Italiener in Arbeit zu nehmen, ſchlugen ſie ihm die Aufſtellung eines dritten Rades kurzweg ab.

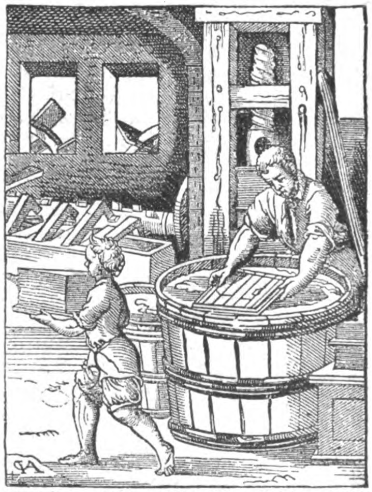
Als ſie glaubten, ihren Brotherrn mürbe gemacht zu



Ulman Stromers Papiermühle.
(Nach Schedels „Buch der Chroniken“ von 1493.)

haben, rückten ſie mit ihrer eigentlichen Abſicht heraus. Sie machten den Antrag, Stromer ſolle ihnen die Mühle gegen ein jährliches Mietgeld von 200 Gulden in Pacht geben. Als dieſer hierauf nicht einging, boten ſie ihm eine gewiſſe Menge ſelbſtgefertigtes Papier als jährliches Mietgeld an. Doch auch dieſen Antrag lehnte Stromer ab. Die Italiener, welche ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht ſahen und fanden, daß ſie nicht zu ihrem Ziele gelangen konnten, trieben ihr falſches Spiel um ſo ſchlimmer und bereiteten ihrem Brotherrn Ärger und Unannehmlichkeiten, ſoviel ſie nur konnten.

Dieſer verlor endlich die Geduld. Kurz entſchloſſen ließ er die Italiener greifen und ſetzte ſie in den Turm „hinter dem Dörrer“ gefangen, er verſchloß ſie — wie er ſich ausdrückt — dort „in ein Kämmerlein.“ In dieſem „Kämmerlein“ mag es den Italienern nicht gefallen haben, und ihre Ränke endlich aufgebend, ſchickten ſie am vierten Tage ihrer Gefangenſchaft nach den drei Nürnberger Bürgern Hans Groland, dem Schwager Stromers, und nach Fritz Amman und Ulrich Semler, welche ſie als Unterhändler zu Stromer ſendeten. Dieſer war zur Ausſöhnung bereit, und ſo wurde vereinbart, daß ſich beide Teile verpflichteten, alles das ehrlich und beſtändig zu halten, was durch die Vermittelung der drei Unterhändler vertragsmäßig beſchloſſen werde. Nach dieſem Verſprechen ließ Stromer die Italiener frei, die Beteiligten gingen in das Auguſtinerkloſter, und dort ward der Vertrag aufs neue geſchloſſen. — Die drei Italiener mußten mit einem nochmaligen Eide bekräftigen, daß ſie den früher geleiſteten Eid der Treue in Zukunft unverbrüchlich halten wollten, daß ſie niemand mit Wort oder Werk zu ſchädigen oder zu verfolgen trachteten, welcher bei ihrer Gefangennahme Beihilfe geleiſtet habe; ferner gelobten ſie, mit ihrem Herrn Ulman Stromer, deſſen Familie und Dienern keinen Streit anderswo austragen zu wollen, als vor dem Nürnberger Gericht; weiter verſprachen ſie, ihrem Herrn und deſſen Erben keinerlei Hinderniſſe in den Weg zu legen und ohne Einrede auszuführen, was dieſe befehlen würden, gleichviel, ob ſie ein, zwei oder mehrere Räder in der Gleißmühle oder an einem anderen Orte anlegen wollten. Ebenſo wie ihrem Herrn Ulman Stromer gelobten ſie auch, deſſen Erben in Treue und Ergebenheit zu dienen. — Nachdem Stromer die Italiener auf dieſe Weiſe willfährig gemacht hatte, ſcheinen ähnliche Streitigkeiten mit ſeinen Leuten nicht mehr vorgefallen zu ſein. Das Geſchäft nahm ſeinen ruhigen Fortgang und zugleich einen allmählichen Aufſchwung. Jedes Jahr ſtellte Stromer einige neue Arbeiter ein, ſo daß er im Jahre 1398 in der Papiermühle ſiebzehn männliche Arbeiter beſchäftigte, dazu drei Frauen, welche das Sortieren der Hadern beſorgten, und einen Schreiber, d. h. einen Buchhalter. Dieſe alle, auch die Frauen und den Schreiber, vereidete er ebenſo feierlich, wie die zuerſt eingeſtellten Gehilfen. Unter den neuaufgenommenen Arbeitern befanden ſich drei Zimmerleute, von denen der eine jeden Arbeitstag 15 Pfennige Lohn erhielt. Vergleicht man mit dieſem Lohne die damaligen Papierpreiſe — die ganz anſehnlich waren, denn 1426 koſtete ein Ries Schreibpapier ungefähr 40 Groſchen — ſo kommt man zu der Annahme, daß Stromer mit ungemein hohem Gewinn arbeitete. — Solange Ulman Stromer lebte, bekam er keine Konkurrenz, und ſeine Mühle blieb die einzige in Deutſchland. Dies mochte wohl zumeiſt ſeinem umſichtigen Verfahren bei Aufnahme der Arbeiter zuzuſchreiben ſein. Am 3. April 1407 ſchloß er die Augen, und ſein Todesjahr iſt zugleich das Geburtsjahr einer zweiten nachweislichen Papiermühle, die in Ravensburg beſtand und 1407 das erſte Mal in den Stadtbüchern genannt wird. Im nächſten Jahre 1408 kam eine Papiermühle in Straßburg in Betrieb, 1420 in Liegnitz, 1440 in Baſel, 1443 in Bautzen, 1468 in Augsburg, und nun, nach der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunſt, mehrten ſich die Papierfabriken infolge des größeren Papierbedarfes ganz erheblich. Gegenwärtig ſind in Deutſchland ungefähr 925 Papierfabriken im Betrieb, mit denen jedes Jahr über 460 Millionen Kilo Papier erzeugt wird, das teils gewerblichen Zwecken dient, teils zur Herſtellung der unzähligen Schreibbücher und Druckwerke verwendet wird, die jedes Jahr gefertigt, gekauft und teilweiſe wieder vernichtet werden.

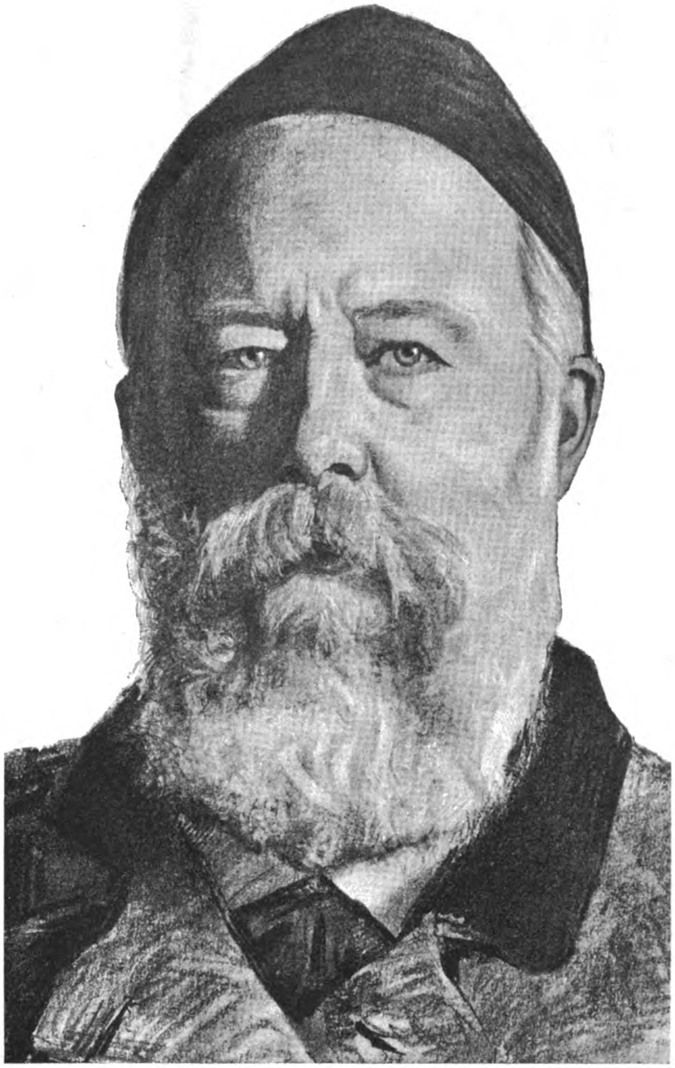


Das Innere einer altdeutſchen Papiermühle.
(Nach Joſt Amman, 1568.)

Wilhelm Gentz †.

Von Otto Felſing. (Abdruck verboten.)

Das „junge Deutſchland“ in der Malerei — es iſt eigentlich nur ein „junges Frankreich“ in ziemlich ungeſchickter deutſcher Überſetzung — hat es ſich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, an Stelle der „verlogenen Schönfärberei der alten Schule“ die „ungeſchminkte Wahrheit“ zu ſetzen, das heißt: die Wirklichkeit wiederzugeben, wie ſie iſt. Die Anhänger dieſer „neuen Richtung“ haben es dabei glücklich fertig gebracht, die nackte Wirklichkeit mit Umgehung alles Schönen und Erfreulichen zu malen, trotzdem doch für jeden Nicht-Blinden das Schöne ebenſo wirklich, ebenſo wahr wie ſein Gegenteil iſt. Sie gehen in der Abweiſung alles Großen und Erhabenen wie des Anmutigen und Liebenswürdigen, kurz ausgedrückt: des Schönen, ſo weit, daß ſie erklären, ſobald der Künſtler dieſes „ſogenannte Schöne“ in ſeine Bilder hineinbringe, treibe er die Wahrheit heraus; denn Wahrheit und Schönheit vertrügen ſich nicht miteinander, ſeien vielmehr abſolute, unvereinbare Gegenſätze!



Wilhelm Gentz †. Nach einer Zeichnung ſeines Sohnes Ismael Gentz.

Wenn dieſe Leutchen der Belehrung zugänglich wären… ach, vorderhand ſind das wirklich nur erſt recht wenige von ihnen!… ſo könnten ſie durch jedes Bild des Künſtlers, dem dieſe Zeilen gelten, auf das nachhaltigſte darüber belehrt werden, daß ſich in echten Kunſtwerken höchſte Schönheit und allergetreueſte Naturwahrheit ſehr wohl vereinigen laſſen, und ſie würden, wenn es ihnen nicht an einem Sinneswerkzeuge dafür mangelte, bei der Betrachtung der Gentzſchen Schöpfungen zu erkennen vermögen, daß es ein Medium gibt, durch das ſich die Schönheit und das Reale der Weltwirklichkeit zu einem untrennbaren, eigennartigen Ganzen verbinden. Und dieſes Medium iſt das begeiſterungsfähige Gemüt eines wahren Künſtlers! — Aber freilich, um das zu erkennen, muß man eben ſelber Gemüt, ſelber Begeiſterungsfähigkeit und nicht bloß die unerſchütterliche Überzeugung haben, daß nur dasjenige wahr iſt, was man, „ſchnapp…!“ auf die Platte des photographiſchen Momentapparates kriegt und nachher hübſch bequem, ohne Herz und Hirn zu ſtrapazieren, auf die Leinwand bringen kann! Dieſe Begeiſterung für alles Schöne und Große beſaß Wilhelm Gentz in hohem Maße, deshalb begeiſtern und entzücken ſeine Bilder auch das Publikum, das an den Werken der „Neuen“ je nach Lebhaftigkeit des Temperaments und Stärke der Kunſtfreundſchaft mit Kopfſchütteln oder mit Ärger und Ingrimm vorübergeht; denn es findet auf den Gentzſchen Orientbildern ſtets einen Vorgang geſchildert, der es in hohem Grade intereſſiert, und findet in der Art, wie er gemalt iſt, alles das, was es bei den „Neuen“ vermißt, z. B. das von jenen Herren trotz ihres Schlagwortes vom **„plein air“** ſo beharrlich verleugnete helle, ſonnengolddurchglänzte Himmelslicht, die durchſichtige Klarheit der Luft, die Glut und vor allen Dingen die als „verlogen,“ als naturunwahr bezeichnete köſtliche, harmoniſche Abſtimmung der Farben zu einander — und zwar iſt das alles vorhanden auf den Gentzſchen Bildern trotz der vollkommenſten Naturwahrheit jeder, auch der kleinſten Einzelheit! Das eben iſt es, was die beſondere Eigenart des am 23. Auguſt dieſes Jahres ſeinem Schaffen durch einen ſchweren Tod entriſſenen Künſtlers ausmachte; das hauptſächlich iſt es, was ſeinen Schöpfungen ihren Wert gab und ihm einen dauernden Platz in der Geſchichte der zeitgenöſſiſchen Kunſt erringen half: er hat mit ſeinen Gemälden als der erſten einer den Beweis geliefert, daß ſich Realismus und Schönheit nicht gegenſeitig ausſchließen — auch bei der Orientmalerei nicht! Gentz iſt dem Peinlichen und ſelbſt dem Brutal-grauſamen nicht aus dem Wege gegangen, ſondern hat es beherzt gemalt, wo es die Wahrheit verlangte; aber er hat es von einer höheren Warte geſehen, als die heutigen Herren Naturaliſten es zu thun vermögen, hat es nicht für ſich allein, ſondern im Zuſammenhange, als Teil des Weltganzen geſehen, und deshalb das Häßliche und Qualvolle nur als Folie des Schönen und Großen gemalt und es ſo dem Zwecke alles Kunſtſchaffens gemäß verwertet, der kein anderer iſt und ſein kann als der: nicht einen bloßen Abklatſch der Wirklichkeit, und noch dazu einen einſeitigen, lediglich das Unſchöne und Niedrige berückſichtigenden Abklatſch zu geben, ſondern ein verklärtes Abbild der Wirklichkeit! — Intereſſant iſt es, zu ſehen, daß Gentz, der heutzutage von den Anhängern der „neuen Richtung“, als „Schönfärber“ betrachtet wird, wegen ſeiner erſten eigentlichen Orientbilder als „kraſſer Naturaliſt“ verſchrieen wurde! Er hatte anfänglich, nachdem er das Studium der Philoſophie mit der Kunſt vertauſcht und erſt in Berlin, dann in Antwerpen, hauptſächlich aber in Paris bei Gleyre, Delaroche und namentlich unter dem damals hochberühmten Couture ſeine Studien gemacht, darauf 1847/48 eine Studienreiſe nach Spanien und Marokko unternommen und 1849/50 ein Jahr lang in Ägypten gelebt, nicht ſofort Orientbilder gemalt, ſondern zunächſt bibliſche Gemälde mit lebensgroßen Figuren, allerdings unter Betonung des morgenländiſchen Lokalcharakters, wie z. B. das „Gaſtmahl Chriſti beim Phariſäer Simon“ (jetzt in einer Kirche Neu-Ruppins, wo Gentz als Sohn eines

Kaufmannes 1822 geboren worden) und ferner „Chriſtus unter den Phariſäern und Zöllnern“ (in Chemnitz). Es waren das ſehr tüchtige Arbeiten, aber ſie ſchlugen doch nicht eigentlich durch, ſo wenig wie dies ein treffliches, aber etwas ſonderbares Gemälde that, auf dem man eine alte Reiſigſammlerin ſieht, die ſterbend am Stamme eines Bäumes hin geſunken iſt und von einem jugendblühenden Mädchen erſchauernd betrachtet wird. Dann kam Gentz aber plötzlich mit einem großen, wahrhaft „Senſation machenden“ eigentlichen Orientgemälde heraus, das er zugleich mit einem zweiten kleineren („Sphinxe und Widder in der Thebaïde“) in Berlin zur Schau brachte. Das große Bild (jetzt im Stettiner Muſeum) ſtellte einen Sklaventransport durch die ſonnenbranddurchglühte, ſchaurig öde Wüſte dar und zeigte im Vordergrunde eine der Greuelſzenen, deren Augenzeuge der Künſtler ſelber einſt geweſen, nämlich die Szene, wie ermattet niedergeſunkene und den Weitermarſch verweigernde Sklaven zu Tode gepeitſcht werden. Es erhob ſich damals bei Publikum und Kritik ein wahrer Sturm gegen dieſen „kraſſen Naturaliſten.“ In Bildern aus dem Morgenlande ſolche Schauerſzenen malen? Das war ja unerhört! Und in der That, es war damals unerhört. Hatte ſich doch in der Vorſtellung beſonders des deutſchen Volkes zu jener Zeit ein höchſt unrealer märchenhauch-umwobener, kurz, ein „idealiſierter“ Orient feſtgeſetzt, wie ihn Dichter, z. B. Freiligrath, mit glühend poetiſchen Farben damals dem Publikum vorträumten, ein Orient, in dem ſtille Zauberblumen dufteten, wenn „in lauer Mondnacht ſchlief der heil'ge Nil,“ in dem ſprühende Fontänen rauſchten und Prinzeſſinnen ſich unter Palmen Kühlung zufächeln ließen von gefangenen Königsſöhnen, Asras, „welche ſterben, wenn ſie lieben,“ ein Orient, in deſſen gold- und edelſtein-überſäeten, buntfarbigen mauriſchen Paläſten vornehmwürdige Paſchas, in farbenprunkende Seidengewänder gehüllt, ihre Tſchibuks oder Nargilehs mit „orientaliſcher Ruhe“ rauchten — und nun ſah man armſelige, zerlumpte, verhungernde Fellachen zwiſchen den Trümmern rieſiger Sphinxe vor den Pylonen der Pharaonenbauten, nun erblickte man bejammernswerte Sklaven in Joch und Ketten, Sklaven, die zu Tode gepeitſcht wurden von ihren Peinigern, wenn ihnen die Kräfte verſagten und ſie auf dem glühenden Sande der Wüſte zuſammenbrachen… das war in der That „unerhört,“ das war ja entſetzlich, ſchaudererregend! Es dauerte denn auch geraume Zeit und bedurfte noch manchen anderen Bildes von Gentz, ehe man ſich die eingewurzelte Vorſtellung jenes nur erträumten Orients aus dem Kopfe ſchlug und zugleich einſah, daß ſich der Realismus dieſes Künſtlers ſehr wohl mit einer poetiſchen Auffaſſung vertrug! Als das aber einmal geſchehen war, kam Gentz mit jedem neuen Bilde zu größerem Anſehen — und er war fruchtbar genug, um dann raſch zu einem unſerer beliebteſten und beſtbezahlten Maler zu werden! Von ſeinen vielen Gemälden ſeien an dieſer Stelle nur die folgenden genannt: vor allem das ja auch vom „Daheim“ (III. Jahrg. Nr. 39) im Holzſchnitt reproduzierte vortreffliche Bild, welches den „Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jeruſalem 1869“ darſtellt und ſich beſonders durch die großartige maleriſche Beherrſchung der Menſchenmaſſen wie die wahrhaft wunderſame Harmonie des klaren und doch ſo warmtonigen Kolorits auszeichnet. Es iſt nach ſpeziellen Angaben und unter regſter perſönlicher Anteilnahme weiland Kaiſer Friedrichs gemalt worden, der mit ſeiner hohen Gemahlin den Künſtler häufig in deſſen eigenartigem, orientaliſch eingerichteten, von Gentz ſelber und manchem ſeiner Freunde (wie z. B. A. v. Werner) reich mit Gemälden geſchmückten Hauſe aufſuchte. Das Bild wurde von der Berliner Nationalgalerie angekauft. Ein ſo hervorragendes Kunſtwerk es auch iſt, es gibt leider doch den Beſuchern der Galerie keine Kunde von dem Gebiete, das für W. Gentz als Künſtler beſonders charakteriſtiſch iſt: der Schilderung des Volkslebens und der Sitten im Orient. Es mag hier gleich noch angefügt werden, daß der Künſtler dieſem Kaiſer Friedrich-Gemälde ſpäter noch ein zweites folgen ließ, das zwar kleiner iſt, aber dieſelben künſtleriſchen Qualitäten aufweiſt: es ſtellt den „Ritt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu den Khalifen-Gräbern bei Kairo“ dar. (Vorjährige Berliner akad. Kunſtausſtellung.) Sodann ſeien noch zwei Gemälde erwähnt, die das „Daheim“ gleichfalls ſeinen Leſern in Holzſchnittreproduktionen vorführte: die vortrefflichen Bilder „Vor dem Tempel des Abu Simbel“ (XIV. J. Nr. 14) und „Ein Prediger in der Wüſte“ (XXV. J. Nr. 33): in der ſteinigen Sahara ſitzen und ſtehen in ſchön zuſammengehenden Gruppen unweit der Zelte unter dem violett-orangefarben-blaßgelblichen Abendhimmel die Mitglieder eines Stammes, oder einer Karawane, und vor ihnen ſteht ein greiſer Mollah mit erhobenen Armen. (Berl. Ausſtellung 1888.) Ferner führe ich an: den in der Stimmung meiſterlichen „Abend am Nil“ (Scharen von Fellachenweibern ſteigen, die großen bauchigen Thonkrüge auf den Köpfen von ihrem im Schatten der Pyramiden liegenden, palmenüberragten Dorfe zum abendlichtüberflogenen Nil herab, um Waſſer zu ſchöpfen, reſp. zu baden (Ausſtellung 1887); und weiter das ſowohl durch ſeinen Gegenſtand als auch durch die majeſtätiſche Ruhe und Wucht der Darſtellung wirkende Gemälde „Palmſonntag in altchriſtlicher Zeit“ (Palmwedel-tragende Frauen und Greiſe, herrliche Geſtalten, nähern ſich einer faſt ſenkrecht abfallenden, zum Teil glatt behauenen rieſigen Felswand, durch die ein enger, von einem Kreuze überragter Eingang in den Felſentempel führt. (Jubiläumsausſtellung 1886.) Eines der ſchönſten Gemälde von Gentz erzielt ſeine tief ergreifende Wirkung ebenfalls durch den wahrhaft poetiſchen Stimmungsgehalt, den der Künſtler in das über Himmel und Waſſer ſich breitende Abendlicht zu legen gewußt hat: es zeigt einen der großen ägpytiſchen Seen, deſſen Oberfläche und Ufer von Tauſenden von Flamingos und anderen Waſſervögeln belebt ſind. Dieſes Gemälde befindet ſich im Privatbeſitze, ebenſo wie das nun zu erwähnende, welches den ergreifend zur Anſchauung gebrachten Moment darſtellt, wie zwei Karawanen ſich in der Wüſte begegnen und ihre Führer, von den Kamelen geſprungen, einander in die Arme ſtürzen. In der Dresdener Galerie hängt ein anderes der durch die Macht der Stimmung ausgezeichneten Bilder von Gentz, das berühmte „Totenfeſt bei Kairo.“

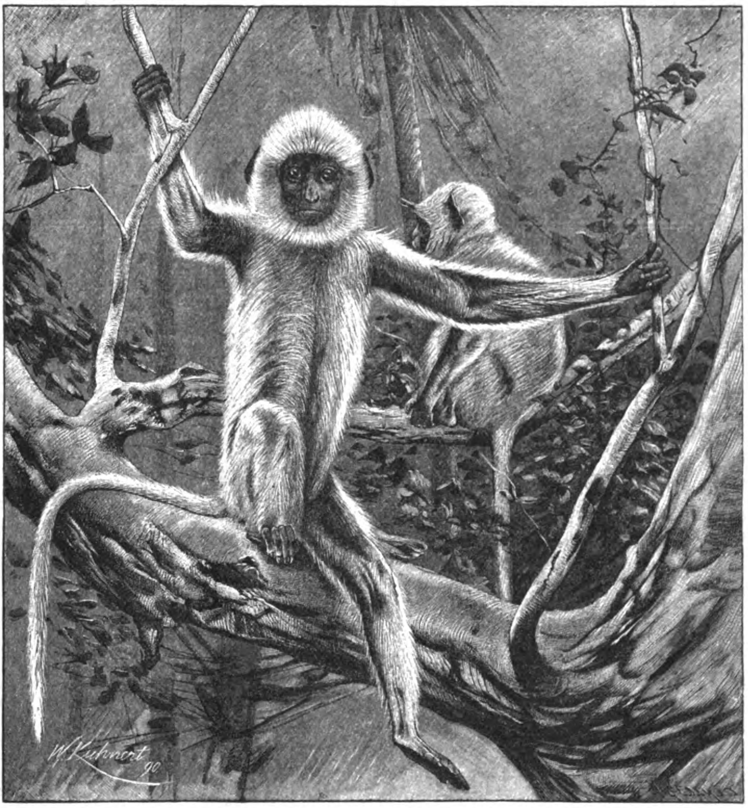
Der emſigen, nie ins Flüchtige verfallenden, ſtets von Begeiſterung für das eben im Entſtehen begriffene Werk getragenen Arbeit hat denn auch der Lohn nicht gefehlt: Gentz errang eine ganze Reihe von goldenen Medaillen, darunter die Wiener Weltausſtellungs-, die kleine und die große Berliner goldene Medaille, wurde zum königlichen Profeſſor ernannt und zum Mitgliede und ſpäter zum Senator der Königlichen Akademie der Künſte zu Berlin gewählt. Er war ein edler Menſch, vornehm im Denken und Gehaben und lebte beglückt ſeiner Arbeit, bis ihn derſelbe Orient, der ihm ein Jungbrunnen für Kunſt wie Leben geweſen und ihn ſechsmal zu jahrelangem Aufenthalte zu ſich zurückgezogen, den Tod brachte: Gentz unternahm im Vorjahre eine Studienreiſe nach Tunis wie dem ſelten beſuchten Tripolis und überarbeitete ſich in dem ungeſunden Klima dermaßen, daß ihn ein ſchweres Leiden befiel, dem er nach langer Qual erlegen iſt. Er vererbte ſein Talent auf ſeinen Sohn Ismael Gentz, der ungeachtet ſeiner Jugend ſchon ein hervorragender Maler iſt und ſpeziell in der Bleiſtiftporträtierung Geniales leiſtet. Dies beweiſt u. a. auch das von ihm gezeichnete Porträt ſeines Vaters auf der diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung, welches unſere heutige Nummer ſchmückt (Seite 9). Dieſe Ausſtellung war ſeit langer Zeit die erſte, auf der Wilhelm Gentz nichts ausgeſtellt hatte. Nun, nach ſeinem Tode, hat die Pietät der Mitſtrebenden noch eine ganze Anzahl Ölſkizzen aus ſeiner Meiſterhand auf ihr zur Anſchauung gebracht. Auch ein Ölporträt des Verſtorbenen in florumhangener Lorbeerumrahmung ziert jetzt den Saal.

Die Berliner Künſtler wußten, was ſie thaten: ſie wie die deutſche Kunſt haben in ihm ihrer Beſten Einen verloren!

Ein indiſcher Heiliger.

Von Dr. L. Staby. (Abdruck verboten.)

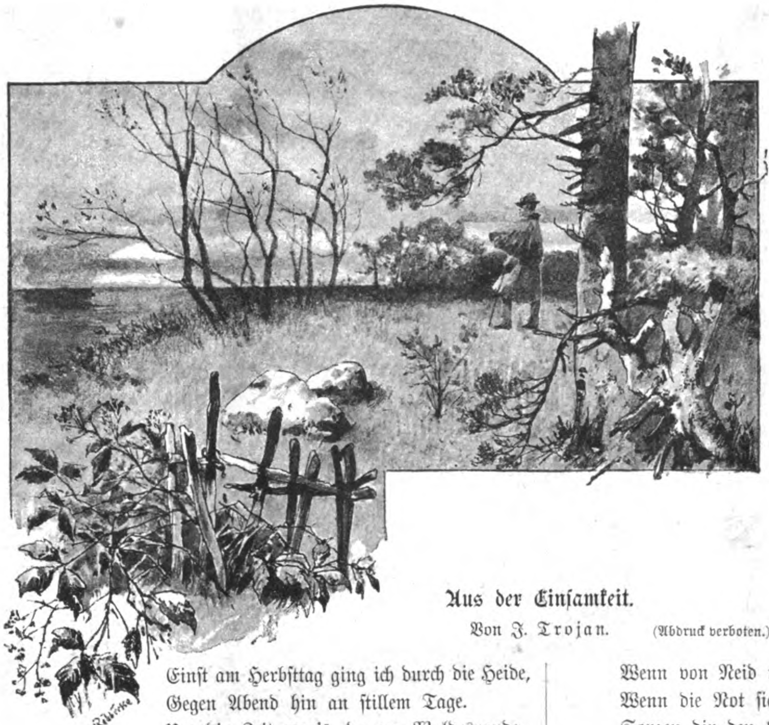
Unter den zahlreichen Gottheiten, wie unter den ebenfalls nicht ſeltenen Affenarten Indiens nimmt der Hulman, der heilige Affe der Inder (**Semnopithecus entellus**) eine der erſten Stellen ein. Er iſt einer der bekannteſten und verbreitetſten Affen ganz Indiens, beſonders häufig vorkommend in den Ländern ſüdlich des Ganges. Der Hulman gehört zu den Schlankaffen, er iſt, wie dieſer Gattungsname ſchon ſagt, von zierlichem, ſchlankem Körperbau und hat lange Gliedmaßen und einen außerordentlich langen Schwanz, der noch um ein Drittel länger iſt als der etwa 60 Centimeter meſſende Körper. Die Färbung des aus ſehr feinen Haaren beſtehenden Pelzes iſt gelblichweiß, nur das nackte Geſicht und die mit langen Fingern verſehenen Hände ſind ſchwarz. Am Kopfe ſind die Haare zu einem gelblichen Barte verlängert, was dem Geſicht ein charakteriſtiſches Ausſehen verleiht; die nebenſtehende, meiſterlich ausgeführte Zeichnung läßt uns Geſtalt und Behaarung unſers Affen am beſten erkennen. Schon ſeit uralten Zeiten ſteht der Hulman bei den Indern in ſehr hohem Anſehen, wie es einem bevorzugten Gotte eben auch gebührt. Einer alten Sage zufolge haben die Inder dieſem Affen die Frucht des allbeliebten Mangobaumes zu danken, der ſie aus dem Garten eines mächtigen, auf Ceylon hauſenden Rieſen ſtahl. Zur Strafe für dieſen Diebſtahl wurde er zum Feuertode verurteilt, er löſchte aber das Feuer mit ſeinen Händen aus und verbrannte ſich dabei Geſicht und Hände, die infolgedeſſen ſchwarz geworden ſind. Infolge dieſer und anderer Heldenthaten, von denen die indiſche Sage berichtet, wurde der Hulman zum Gott erhoben und iſt bis auf den heutigen Tag einer der bevorzugten Götter geblieben. Leitet doch ſogar ein indiſches Fürſtengeſchlecht ſeinen Stammbaum von ihm ab. Mit Stolz nennen ſich die Glieder dieſer Familie „geſchwänzte Rana“ zum Andenken daran, daß ihre Vorfahren, die aus dem heiligen Affen hervorgingen, dieſes tieriſche Anhängſel trugen. Außerdem ſind die an Seelenwanderung glaubenden Inder der feſten Meinung, daß die Seelen der verſtorbenen Großen und Mächtigen des Reiches in den Leib dieſes Affen einwandern. Dies iſt für ſie alſo noch ein weiterer, ſehr triftiger Grund für die beſondere Heilighaltung der Tiere.



Der Hulman, der heilige Affe der Inder. Originalzeichnung von W. Kuhnert.

Dank ihrer Heiligkeit führen die Hulmans ein recht behagliches und ſorgenfreies Leben. Geſellig wie faſt alle Affen, zu größeren Banden unter der Führung eines alten erfahrenen Männchens vereinigt, durchſtreifen ſie die Wälder ihrer Heimat, ein echtes Baumleben führend, denn vermöge ihres Gliederbaues entwickeln die an und für ſich ſchönen und anmutigen Tiere eine erſtaunliche Kletter- und Springfähigkeit. Gewaltige Sprünge von einem Baum zum anderen werden ausgeführt, wobei der lange Schwanz als vortreffliches Ruder dient, befähigt er doch ſogar das Tier, noch mitten im Sprunge die Richtung zu wechſeln. Mit der größten Geſchwindigkeit klettert eine Geſellſchaft Hulmans an den Stämmen der Bäume empor oder eilt auf den Wipfeln von einem Teile des Waldes zum anderen. Ihre großen Fertigkeiten offenbaren ſie am beſten bei ihren Raub- und Diebeszügen. Sobald in den Feldern die Ernten reifen oder in den Gärten ſaftige Früchte verlockend winken, fallen die langgeſchwänzten Geſellen ſcharenweiſe in die Beſitzungen ein, wo ſie nach Herzensluſt freſſen und abreißen, dabei große Verwüſtungen anrichtend, da ſie ſehr wähleriſch ſind und viel mehr zerſtören, als ſie gebrauchen. Der gläubige Brahmane ſteht ergeben in ſein Schickſal dabei und ſieht in frommer Andacht oder doch wenigſtens mit Gelaſſenheit zu, wie ſein Gott ihm die Ehre erweiſt, ſeine Ernte diesmal für ſich ſelbſt in Anſpruch zu nehmen oder ſie ihm wenigſtens ſehr zu vermindern. Gibt es auch vielleicht hier und da einen ungläubigen, aber verſtändigen Hindu, der mit tiefem Grimm im Innern zuſieht, wie alle ſeine Mühe und ſein Fleiß vergebens war, wie ſein Hab und Gut zerſtört wird, er darf es nicht wagen, ſeinem Zorn freien Lauf zu laſſen und die Übelthäter zu züchtigen oder gar töten; dieſen Frevel an den Gottgeweihten müßte er ſofort mit ſeinem eignen Leben büßen. Daß der Affe ſich infolge dieſes unſinnigen Schutzes immer mehr vermehrt und immer weiter verbreitet, iſt ebenſo ſelbſtverſtändlich, wie daß er mit der Zeit einer der unverſchämteſten Geſellen geworden iſt, der ganz unbekümmert um den Menſchen in deſſen nächſter Nähe ſtiehlt und plündert. Sind doch die Tiere, wie alle Berichte übereinſtimmend melden, ſo dreiſt, überall in die Häuſer zu kommen und da zu nehmen, was ſie erreichen können, ja in einigen Gegenden ſind ihnen ſogar die oberen Stockwerke der Häuſer eingeräumt. Hier hauſen ſie ganz ungeſtört und der fromme Hausherr verſäumt nicht, ſeine Ehren mit Nahrung immer reichlich zu verſehen. Unter dieſen Umſtänden ſind dem in jenen Gegenden wohnenden Europäer die Affen zu einer wahren, oft unerträglichen Plage geworden. Einen Garten oder eine Pflanzung kann er ſich kaum anlegen, da die unverſchämten Tiere ſehr ſchwer zu verſcheuchen ſind und er nicht wagen darf, mit Pulver und Blei unter dem Geſindel aufzuräumen. Es iſt in Indien vorgekommen, daß Europäer, die leichtſinnig genug waren, einen Hulman zu erlegen, von den empörten Eingebornen mißhandelt, ja ſogar getötet worden ſind.

Trotz ſeines häufigen Vorkommens und ſeiner großen Verbreitung iſt der Hulman doch erſt in neuerer Zeit in Europa bekannt geworden, was ſeinen Grund in der Gefahr, mit welcher die Tötung und der Fang der heiligen Tiere verbunden iſt, haben mag. In unſern Tierſammlungen haben wir aber jetzt Gelegenheit, dieſe indiſche Gottheit, die, geſtützt auf die Dummheit und den Aberglauben, ſo viel Schaden anrichtet, näher in Augenſchein zu nehmen. Im Intereſſe der armen Hindus wollen wir hoffen, daß mit der fortſchreitenden Kultur auch den Hulman das Geſchick ereilen und er in erheblich verminderter Zahl in die Wälder ſeiner Heimat zurückgedrängt werden wird, wo er unbeſchadet ſeiner Heiligkeit ſeine Tage in Muße hinbringen kann.



Aus der Einſamkeit.

Von J. Trojan. (Abdruck verboten.)

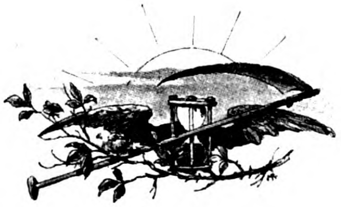
Einſt am Herbſttag ging ich durch die Heide,
Gegen Abend hin an ſtillem Tage.
Um die Zeit war's, da am Waldesrande
Schon korallenrot die Beeren hingen
In des Ebereſchen Baumes Zweigen.
Als ich in den Nadelwald gekommen,
Ließ zur Raſt ich auf das Moos mich nieder.
Lautlos ſtand der Wald, durch ſeine Wipfel
Ging kein Hauch, und nicht ein Hauch bewegte
Gras und Farnkraut unten auf dem Boden.
Als ich da ſo lag und ſann und dachte,
Während tiefes Schweigen ringsumher war,
Hört' ich plötzlich eine Stimme ſagen:
„Warum fürchteſt du dich vor dem Tode?“

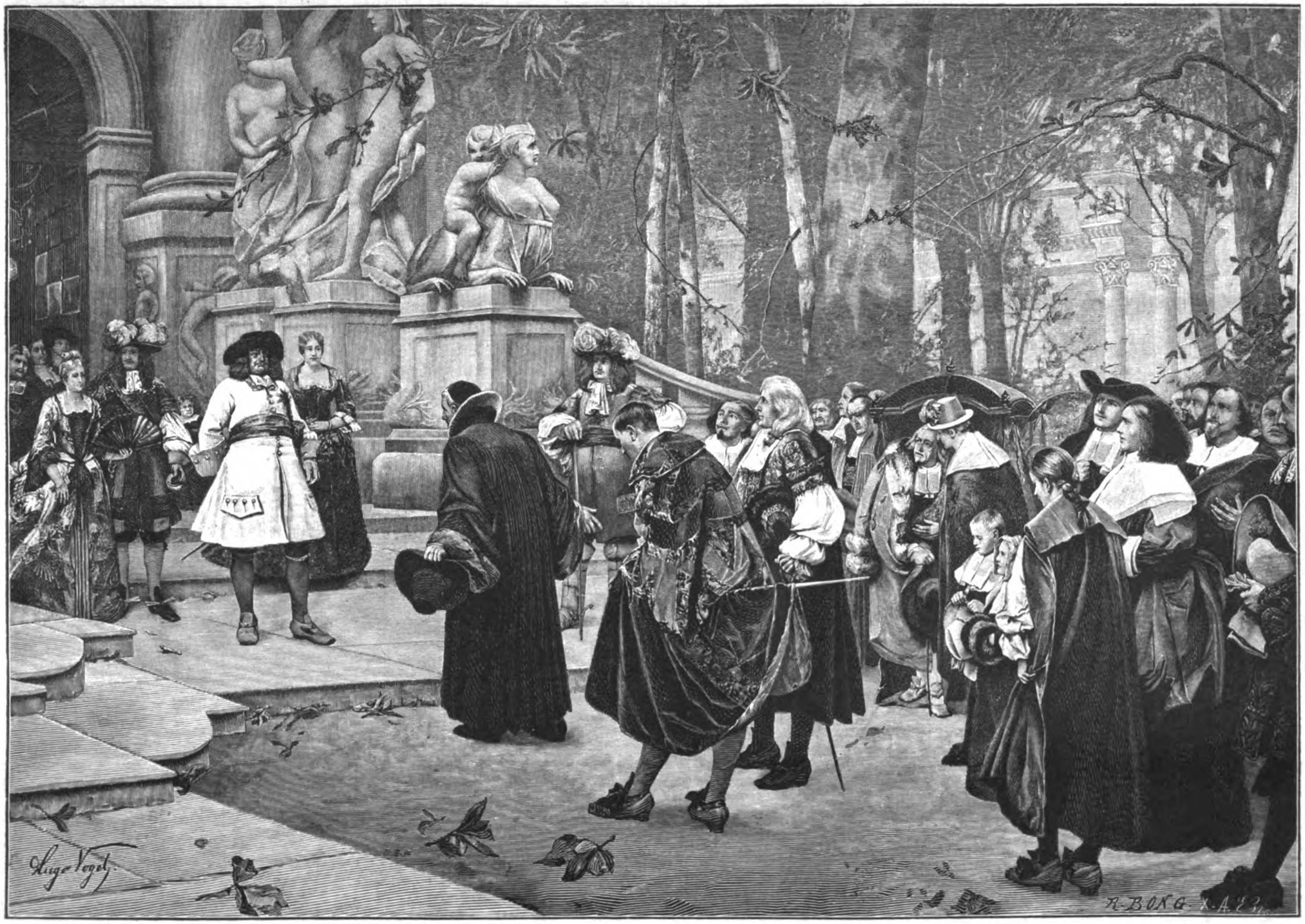
Zwar zuerſt, beinah' erſchrocken, ſtutzt' ich,
Aber bald doch faßt' ich mich und fragte:
„Weißt du denn, daß ich vor ihm mich fürchte?“

Und die holde Stimme ſagte wieder,
Heiter klang es und unſäglich lieblich:
„Wär' es gar ſo ſeltſam, ihn zu fürchten?
Muß nicht alles, was da lebt und atmet,
Sich am Licht freut, an den bunten Farben,
Bange vor der Nacht ſein und dem Ende?
Aber fürchte nicht dich vor dem Tode
Nicht bedenklich kann es doch dir ſcheinen,
In dieſelbe Hand zurückzufallen,
Die dich ausgeſendet hat ins Leben,
In die Hand, die alles hier umfaßt hält,
Die das Meer auch hält und das Gebirge,
All die kleinen Blumen auf der Erde
Und am Himmel all die gold'nen Sterne.“

Alſo ſprach die Stimme, eine Weile
Schwieg ſie ſtill, dann hub ſie an aufs neue:
„Da du lebſt, ſo manches magſt du fürchten,
Bange mag dir um die Seele werden,
Wenn von Neid und Argliſt du bedroht biſt,
Wenn die Not ſich ſetzt auf deine Schwelle,
Sorgen dir den lieben Tag verdunkeln,
Wenn du zitterſt um geliebtes Leben
Oder ſelber biſt gequält von Schmerzen.
Aber vor dem Tode fürchte nicht dich!
Einem Kinde gleich, das auf den Armen
Seiner Wärterin, wenn es die Mutter
Kommen ſieht, nach ihr die Ärmchen breitet:
Alſo müßte dir es auch ums Herz ſein,
Wenn für dich die Stunde ſchlägt der Heimkehr.
Darum fürchte nicht dich vor dem Tode!“

Nichts mehr ſprach darauf die liebe Stimme,
Aber ich erhob mich, durch den Wald hin
Schritt ich, der ſchon lag im Abendſchimmer,
Und Rotkehlchenruf klang von den Zweigen,
Als ich ging dem Meeresſtrand entgegen.
Durch Geſtrüpp von Kiefern, durch der Brombeer
Rankenwerk klomm ich empor zur Düne.
Vor mir lag das Meer, auf das der Abend
Seine Roſen ſtreute, ſtill und reglos;
Aber lauſchend hört' ich doch, wie manchmal
Leiſ' ans Ufer anſchlug eine Welle:
Wie im Schlummer ſchien das Meer zu atmen.
Stillen Herzens wandt' ich mich zum Heimweg.





Der Große Kurfürſt und ſeine Gemahlin Dorothea. Paſtor Gouthier. Ernſt von Grumbkow. Olivien de Marconnay.
Der Kurprinz Friedrich und ſeine Gemahlin Sophie Charlotte. Charles Louis de Beausobre.

Der Große Kurfürſt empfängt am 10. November 1686 franzöſiſche Réfugiés. Nach dem Gemälde von Hugo Vogel.

Der Große Kurfürſt und die Réfugiés.

(Abdruck verboten.)

„Eiguenots,“ d. h. Eidgenoſſen, ſchalt man zu Beginn der Reformation in Frankreich die Bekenner der calviniſchen Lehre, dieſen aber wurde der Spottname, in „Huguenots“ verkehrt, zum Ehrennamen, und durch alle Drangſale und grauſamen Verfolgungen hielten ſie feſt an ihrem Glauben. Den blutigen Hugenottenkriegen ſollte das von Heinrich IV erlaſſene Edikt von Nantes, das den Proteſtanten freie Religionsübung ſicherte, ein Ende machen, aber immer von neuem ſuchte ihnen der religiöſe Fanatismus die verbrieften Rechte zu ſtürzen. Die erſten Jahrzehnte der Regierung Ludwigs XIV vergingen den Calviniſten in Frieden, aber nachdem der üppige König, dank der Witwe Scarron, dem Einfluſſe der Jeſuiten verfallen war, begannen abermals die Verfolgungen. Zunächſt in der Form der politiſchen Bedrückung, der jedoch bald härtere Maßregeln ſich zugeſellten. Grauſam griff man in das Familienleben ein, entriß in wildem Bekehrungseifer unmündige Kinder ihren Eltern, und von 1680 an ſetzte Louvois die berüchtigten Dragonaden ins Werk, welche Hab und Gut des fleißigen Bürgers einer ungezügelten Horde überantworteten und die Standhaften mit der brutalſten Mißhandlung bedrohten. Nur noch eine Rettung ſchien es für diejenigen, die bei ihrem Glauben beharren wollten, zu geben: die Flucht. Tauſende hatten bereits dem Vaterlande den Rücken gewendet, bevor ſich Ludwig XIV zu dem äußerſten Mittel entſchloß, der Aufhebung des Ediktes von Nantes (22. Oktober 1685). Nun wurde den Hugenotten die Ausübung ihres Gottesdienſtes gänzlich verboten, ihre Kirchen wurden zerſtört, ihre Prediger aus dem Lande vertrieben, der Proteſtant war dem Katholiken gegenüber recht- und ſchutzlos. Die blinde Verfolgungswut erreichte das Gegenteil ihrer Abſicht: wer es nur irgend vermochte, ſuchte durch die Flucht ſich vor der Vergewaltigung zu retten. Zwar wurde, als die Scharen der Fliehenden immer gewaltiger anſchwollen, die Auswanderung bei Vermögensverluſt und Galeerenſtrafe verboten, aber ſchon anderthalb Jahre nach Aufhebung des Ediktes von Nantes berechnete man die Menge der Réfugiés auf eine halbe Million Köpfe. Und es waren die beſten Bürger, die Südfrankreich durch die Schuld eines maßloſen Fanatismus verloren hatte, in der großen Mehrheit Angehörige des wohlhabenden Mittelſtandes, indeſſen auch manche Adelsfamilie von berühmtem Namen.

Einen Schrei der Entrüſtung rief der brutale Gewaltſtreich in dem proteſtantiſchen Europa hervor, und Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von der Geſchichte mit Recht der Große genannt, beantwortete die Aufhebung des Ediktes von Nantes ſofort mit dem „Edikt von Potsdam,“ aus welchem hier folgende Stelle wiedergegeben ſei: „Da durch die Verfolgungen und harten Maßregeln, welche man ſeit einiger Zeit in Frankreich gegen die Reformierten ins Werk ſetzt, verſchiedene Familien dieſes Bekenntniſſes genötigt worden ſind, dieſes Königreich zu verlaſſen und in fremden Ländern Zuflucht zu ſuchen, ſo haben Wir beſchloſſen, bewogen durch das gerechte Mitleid, welches Wir denen zollen, welche für das Evangelium und für die Reinheit des Glaubens, den Wir mit ihnen bekennen, leiden müſſen: durch das gegenwärtige, von Unſerer Hand unterzeichnete Edikt den genannten Franzoſen eine ſichere und freie Zuflucht in allen Landſchaften und Provinzen Unſers Reiches anzubieten. Gleichzeitig thun Wir ihnen kund, welche Rechte, Freiheiten und Vorteile ſie nach Unſerm Willen in Unſern Landen genießen ſollen, um ihnen ihr hartes Los zu erleichtern und an Unſerm Teile einigermaßen dazu beizutragen, das ſchwere Mißgeſchick zu mildern, mit welchem es der göttlichen Vorſehung gefallen hat, einen ſo anſehnlichen Teil ſeiner Kirche heimzuſuchen.“ Im weiteren verſprach das Edikt den Flüchtlingen die freundlichſte Aufnahme, zu welchem Zwecke ſchon an der Grenze Vorkehrungen getroffen wurden; die kurfürſtlichen Geſandten zu Hamburg und Amſterdam erhielten Anweiſung, die Réfugiés, wenn nötig, mit Geld zu unterſtützen, und in Berlin wurde in dem Hofmarſchall von Grumbkow ein eigner Kommiſſar für die Angelegenheiten der Einwanderer eingeſetzt. Binnen Jahresfriſt wurde die Zahl derer, welche der Einladung des großherzigen Fürſten Folge leiſteten, auf 20000 geſchätzt, und damit war dem brandenburgiſchen Staate ein Element beigefügt, das für ihn von größter Bedeutung werden ſollte. Die bis dahin kümmerlich entwickelte Induſtrie gelangte, dank dem Einfluß der bürgerlichen Réfugiés, zu ungeahntem Aufſchwung.

Die erſten größeren Scharen der Einwanderer ſoll der Kurfürſt im Sommer 1686 ſelbſt empfangen haben, und dies iſt wohl der Vorgang, der dem Künſtler bei dem Entwurfe zu ſeinem Bilde, einer Perle der Berliner Jubiläums-Kunſtausſtellung, vorgeſchwebt hat. Als die Flüchtlinge ſich der Stadt Berlin näherten, ſchritt ihnen beinahe die ganze Bürgerſchaft in feierlichem Zuge entgegen, voran die Geiſtlichkeit und die Schulen. Brauſend klang den Fremden die Weiſe des Lutherliedes entgegen, und wenn ſie auch nicht die Worte verſtanden, den Geiſt der Liebe, der ihnen ſo warm entgegenquoll, begriffen ſie wohl. Zu wiederholten Malen empfing Kurfürſt Friedrich Wilhelm perſönlich die in ſeinen Landen eintreffenden Flüchtlinge, und einen dieſer Empfänge, der am 10. November 1686 zu Potsdam ſtattfand, hat Hugo Vogel in ſeinem berühmten, von uns wiedergegebenen Bilde veranſchaulicht. Links vom Großen Kurfürſten gewahren wir den Kurprinzen Friedrich (ſpäter König Friedrich I) an der Seite ſeiner Gemahlin Sophie Charlotte, zur Rechten des Herrſchers die Kurfürſtin Dorothea. Als Wortführer der Flüchtigen erſcheint der Paſtor Gouthier, und hinter ihm bemerken wir zwei vornehme Réfugiés, Charles Louis de Beauzobre und den Seigneur de Blazai, Olivien de Marconnay. Der kurfürſtliche Hofmann rechts neben dem Paſtor iſt der Miniſter Ernſt von Grumbkow, der Kommiſſar für den Empfang und die Unterbringung der Réfugiés.

Die Privilegien nun, welche der Kurfürſt den neuen Unterthanen einräumte, beſtanden weſentlich in folgendem. Die Réfugiés erhielten ihre eigne Rechtspflege nach den Sitten ihrer Heimat und ein beſonderes Konſiſtorium für die kirchlichen und Schulangelegenheiten. Den Induſtriellen wurden Vorſchüſſe für Anlagen von Fabriken gewährt, den Landbebauern freie Ländereien und Mittel zur Bewirtſchaftung, den Edelleuten Stellen am Hofe und im Heere. Gerade nach Brandenburg hatte ſich eine große Anzahl adeliger Réfugiés gewendet, ſo daß der Kurfürſt aus ihnen zwei Kompanieen Grands Mousquetaires und eine Kompanie Grenadiers à cheval errichten konnte. Den Oberbefehl über dieſe Truppe erhielt der vornehmſte aller Réfugiés, ein Marſchall von Frankreich, Graf Friedrich von Schomberg. Derſelbe war ein Deutſcher von Geburt, aber 1650 in franzöſiſche Dienſte getreten, die er nach Aufhebung des Ediktes von Nantes verließ. Im April 1687 in Berlin eingetroffen, kam der kriegserprobte Mann dem Kurfürſten gerade recht. Derſelbe bedurfte dringend eines Obergenerals, denn Friedrich Wilhelm ſelbſt litt bereits unter den Beſchwerden des Alters, der Feldmarſchall von Derfflinger zählte ſchon 81 Jahre und war ſeit Monaten krank, und von den anderen Generalen erſchien der eine Teil zur Übernahme des Oberkommandos nicht geeignet, ein anderer noch zu jung im militäriſchen Dienſt. So glaubte der Kurfürſt in dem Grafen Schomberg den rechten Mann gefunden zu haben. In einem Briefe vom 19. April 1687 ſchreibt er an Derfflinger: „Es iſt Euch annoch außer Zweifel erinnerlich, was ich mit Euch zum Öftern wegen eines tüchtigen und capablen Generals, dem ich meine Armee und Militz en Chef zu kommandiren anvertrauen könnte, in gnädigſtem Vertrauen geredet, weßgeſtalt Ihr auch jedesmal dafür gehalten, daß ich ſonderlich darauf zu reflectiren hätte, daß er ein Teutſcher, der Teutſchen Sprache kundig ſein müſſe. Nachdem ich nun von Tag zu Tag mehr wahrnehme und ſpüre, wie nötig und nützlich mir eine ſolche Perſon ſei, auf die Ich mich verlaſſen könne, alß hat es ſich neulicher Tage alſo gefüget, daß der Maréchal Graf von Schomberg, welcher der

Religion halber Frankreich verlaſſen müſſen, ſich allhier bei Mir eingefunden und ſich nicht abgeneigt gezeiget, meine Dienſte allen andern zu präferieren. Ich habe mich ſolchem nach in Gottes nahmen reſolviret, denſelben in meinen Dienſten zu accomodiren und ihm die Statthalterſchaft in Preußen wie auch das Generalat für meine Truppen zu conferiren.“ In ſeiner milden Weiſe ſuchte der Kurfürſt dem alten Feldmarſchall dieſen „blauen Brief“ nach Möglichkeit zu überzuckern, aber aus der Antwort Derfflingers geht doch hervor, daß er ſich ein wenig gekränkt fühlte. Ähnlich ſtand es um andere Generale, und der ſtille Unmut wuchs, als gleich darauf auch die beiden Söhne des Grafen Schomberg, der eine als Generalmajor, der andere gar als General der Kavallerie, in das Heer eintraten. Die Schombergs gehörten übrigens der brandenburgiſchen Armee nur kurze Zeit an. Mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien zogen ſie nach England, und Graf Friedrich Schomberg fand in der Schlacht am Boynefluſſe den Heldentod.

Auch in bürgerlichen Kreiſen ſcheint es an Eiferſüchteleien gegen die mit mancherlei Vorrechten ausgerüſteten Réfugiés nicht gefehlt zu haben, aber die kluge Vorſicht des Kurfürſten wußte ernſten Mißhelligkeiten vorzubeugen. Den Vorſchlag, die durch die Aufnahme der Flüchtigen erwachſenen Koſten durch eine Steuer wieder aufzubringen, wies er von der Hand, ordnete dagegen einen mit einer freiwilligen Kollekte verbundenen Bettag an. Er ſelbſt ſpendete hierzu, abgeſehen von den ſchon früher aus ſeinem Privatſchatz gewährten großen Summen, 2000 Thlr., das geſamte kurfürſtliche Haus 15000 Thlr. Aus den Provinzen gingen gegen 14000 Thlr. ein. Auf dieſe Weiſe war es möglich, bei den eingebornen Landeskindern alle Mißgunſt von den „Fremden“ abzuwenden, und dieſe zeigten ſich ihrerſeits bemüht, die Achtung und Liebe ihrer neuen Landsleute zu erwerben. Die Redlichkeit der Réfugiés war bald ſprichwörtlich. Einſt ließ, ſo erzählte man, die Kurfürſtin Dorothea den Goldſchmied Fromery zu ſich rufen, um ihm koſtbaren, reich mit Edelſteinen verzierten Schmuck zum Ausbeſſern zu übergeben. Friedrich Wilhelm, der zufällig in das Zimmer trat, äußerte ſein Befremden über die Unvorſichtigkeit, aber Dorothea erwiderte: „Es iſt ja ein Réfugié!“

Wie ſehr dem Kurfürſten ſelbſt ſeine neuen Unterthanen ans Herz gewachſen waren, bekundete er noch auf ſeinem Sterbebette. Er ließ den Kurprinzen zu ſich rufen und empfahl ihm mit bewegten Worten die franzöſiſchen Flüchtlinge. Es war der 29. April 1688, der Sonntag Miſericordias Domini, auf welchen das Evangelium von guten Hirten (Joh. 10, 12—16) fällt. Anknüpfend an dieſe Worte der Liebe ſprach Friedrich Wilhelm zu dem Thronerben: „Auch ich habe noch eine andere, eine angenommene Herde und Familie, zu welcher die Nächſtenliebe mich hinzieht, und welche, obwohl ſie mir urſprünglich nur fremd geweſen, mir doch nicht weniger teuer iſt, als meine angeſtammten Unterthanen. Es iſt dies die große Anzahl der franzöſiſchen Flüchtlinge, welche die Trümmer ihrer Kirche hierher gerettet haben. Meine Sorge gilt auch dieſer Gemeinde — vergiß auch Du, mein Sohn, derſelben nicht!“

Die Wohlthaten, welche der Große Fürſt hochherzig den armen Verbannten erwies, ſind ſeinem Hauſe und Lande reich vergolten worden. Die Réfugiés wurden gute Brandenburger und ihre Nachkommen gute Preußen und Deutſche. Die Ruhmesgeſchichte unſers Vaterlandes weiſt manchen ſtolzen Namen auf, der unſer eigen wurde zu jener Zeit, da Kurbrandenburg den um ihres Glaubens willen Verfolgten, Gemißhandelten eine friedliche Heimſtätte bot.

Familientiſch und Spielecke.

Der Abſchied der Braut.

(Zu dem Bilde auf S. 5.)

Noch ein Thränenblick vor'm Scheiden,
Noch ein Kuß auf Mund und Locken.
Mahnend rufen ſchon die Glocken. —
Mütterlein, du mußt es leiden!

In wie vielen trauten Tagen
Iſt dein Kleinod dein geweſen!
Daß ein andrer ſich's erleſen, —
Mütterlein, du mußt es tragen!

Biſt du denn nicht ſelber ſchuldig,
Daß ſie gar ſo hold erblühte,
Gar ſo reich an Reiz und Güte?
Mütterlein, nun ſei geduldig!

Vater, Mutter zu verlaſſen,
Iſt dem Weibe vorgeſchrieben.
Haſt du's anders denn getrieben?
Mütterlein, nun lern dich faſſen!

Blick ſie an getroſten Mutes,
Lächle durch der Thränen Schimmer,
Selbſtlos, tapfer, treu wie immer,
Mütterlein, du rührend gutes!

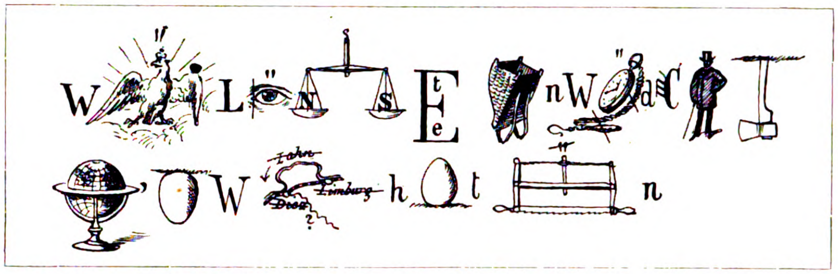
Frida Schanz.

Linke contra Schultz. Eine Bierfrage.

Es iſt eine Bierfrage. Jedermann weiß, daß Bier ein überaus empfindlicher Stoff iſt, und daß es ein großer Unterſchied iſt, ob man Bier warm oder kalt, umgefüllt oder nicht umgefüllt, ob aus Glas, Thon, Holz oder Metall trinkt. Natürlich trinkt und lobt der Bierwilde alles und jedes, aber der Kenner verfügt über eine Geſchmacksſkala, von welcher der harmloſe Naturmenſch keine Ahnung hat. Als ich das erſte Mal in München im Hofbräu war und mir das zweite Maß Bier holte, ſpülte ich den Krug im Born zuvor ſäuberlich aus. Das ſahen ein paar echte Münchener Bierkenner mit kopfſchüttelnder Betrübnis und belehrten mich, man müſſe kein Waſſer im Kruge haben, wenn Bier eingeſchenkt wird; das verdürbe das Bier und mache den Geſchmack ſcharf. Ich hab's nicht gemerkt, jene Kenner werden aber wohl recht haben. Daß man ein gutes Bier nicht aus dem Glaſe, ſondern aus dem Thonkruge trinken müſſe, iſt allgemein anerkannt. Freilich ſuchte man bisher vergeblich nach einem durchſchlagenden Grunde. War es das Material des Thonkruges als ſchlechterer Wärmeleiter, war es die rauhere Fläche, die Undurchſichtigkeit, eine Münchener Erinnerung, eine Mode, eine Einbildung? Herr Doktor Schultz, Direktor einer Wiener Bierbrauerei, trat vor einiger Zeit mit der Behauptung hervor: Das Glas ſelbſt iſt es, vornehmlich der Bleigehalt des Glaſes, welcher den Biergeſchmack verdirbt, während der Thonkrug, welcher eine bleifreie Glaſur hat, nicht den Charakter des Bierſchädlings habe. Er beruft ſich dabei auf ſeine Zunge, auf ſeine chemiſchen Unterſuchungen und hundert Zeugen, welche bei Anſtellung von Bierproben zu dem gleichen Ergebnis gekommen ſeien von 34 Gläſern verſchiedenen Orts und verſchiedener Geſtalt. Übrigens iſt auch der Thonkrug für Herrn Schultz noch nicht ganz ſchuld- und ſchadlos, völlig befriedigend iſt nur der Goldbecher und faſt völlig befriedigend der Zinnkrug. Er kommt alſo zu dem Schluſſe: Bier im Glaſe iſt Bier auf dem Sterbebette, alſo fort mit dem Glaſe.

Wenn Herr Doktor Schultz recht behielte, ſo ſähe es freilich ſchlimm mit der Glasinduſtrie aus. Und ſo hat im Intereſſe dieſer Fabrikation Herr Profeſſor Linke in Wien die Schultzſchen Unterſuchungen und Schlüſſe auf das lebhafteſte angegriffen, indem er ſowohl die Unterſuchungsergebniſſe, als auch die daraus gezogenen Schlüſſe beſtritt. Schultz hatte in den von ihm unterſuchten Wiener Gläſern durchſchnittlich 1,28 % Blei gefunden, Linke findet nur ungenügende Spuren, die er auf durchſchnittlich 0,01 % taxiert. Schultz hatte auch auf die die Geſundheit ſchädigende Wirkung des Bleies aufmerkſam gemacht und berechnet, daß in fünf Minuten von der Wand des Glaſes 0,0000017 bis 0,000027 Milligramm Blei durch das Bier abgelöſt würden. Herr Linke berechnet, daß, um ein Milligramm Blei in den Leib zu kriegen, aus dem bleihaltigſten der Schultzſchen Gläſer täglich in zweiſtündiger Trinkzeit zwei Liter Bier 91 Jahre lang getrunken werden müſſen, während die Mediziner z. B. bei Gefäßerkrankungen bis zu 0,3 Gramm tägliche Gabe verſchreiben, alſo das Dreihundertfache. Herr Schultz folgert: Wie wunderbar, daß ſolche minimale Mengen ſchon eine Geſchmacksdifferenz bedingen und Herr Linke erwidert: Der gemeine Menſchenverſtand hätte ſich ſagen müſſen: Von dieſer Spur einer Spur Blei kann die fragliche Geſchmacksdifferenz unmöglich herrühren. Herr Linke wird ſpöttiſch und Herr Schultz antwortet mit göttlicher Grobheit, Herr Linke hat die Lacher auf ſeiner Seite und Herr Schultz ſollte die ernſthaften Leute auf ſeiner Seite haben. Denn es handelt ſich um eine Bierfrage, und Bierfragen ſind ernſthafte Sachen. Offen geſtanden, ich traue der Zunge des Herrn Schultz, der Bayer und obendrein Fachmann iſt, mehr zu als ſeinem Laboratorium. In Geſchmacksſachen ſollen Chemiker überhaupt nicht mitreden. Daß bei chemiſchen Unterſuchungen in Geſchmacksſachen nichts herauskommt, hat auch der gegenwärtige Streit wieder einmal bewieſen. Wenn aber Herr Schultz durch die Koſtprobe findet, daß Bier im Steinkruge beſſer ſchmeckt als im Glaſe, ſo mag der Schädling Glasſubſtanz oder Blei oder das Licht oder eine Temperaturdifferenz ſein, man trinkt eben ſein Bier aus dem Steinkruge. Und wer der Koſtprobe des Herrn Schultz nicht glaubt, der koſte ſelber. Auch laſſe man ſich den Krug vor dem neuen

Bilderrätſel.



1. Arithmetiſche Aufgabe.

In einem bekannten Gedicht von Goethe iſt die Anzahl ſämtlicher Verszeilen um 27 größer als die der Strophen, aber um 110 kleiner als die der Wörter. Das Produkt der Strophen und der Verszeilen übertrifft die doppelte Anzahl der Wörter um 32.

Wieviel Strophen, wieviel Verszeilen, wieviel Wörter hat das Gedicht?

2. Dreiſilbige Scharade.

Oft ſteil empor ein rauher Pfad
Zu meinen beiden Erſten ſteigt;
Doch wenn man ihn im Rücken hat
Ein Bild voll Herrlichkeit ſich zeigt.

Die Letzte, die ſonſt manchem Gaſt
Den klaren Kopf zeitweis verrückt,
Auch dich und mich wohl dann erfaßt
Und Herz und Sinne uns berückt.

Kehrſt du zurück mit frohem Mut,
Haſt du geſtillt die Wanderluſt
Trägſt du das Ganze dann am Hut,
Prangt es als Strauß wohl an der Bruſt.

Pf. J.

3. Dreiſilbige Scharade.

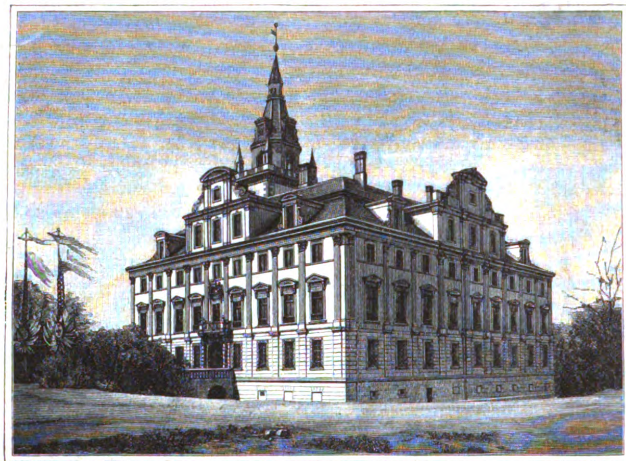
Die Erſte ein Bild der Beſtändigkeit,
Iſt, will ſie entweichen, ſehr bald ſchon weit.
Die Zweite und Dritte gehn langſam fort,
Und trägt auch ein Flug ſie von Ort zu Ort,
So kommt ihnen jene doch leicht noch vor.
Das Ganze ſingt kräftigen Baß dem Ohr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Einſchenken nicht ausſpülen. Denn Waſſer iſt, wie mir jener Münchener Sachkenner ſagte und was ich hiermit zum gemeinen Nutzen mitgeteilt haben will, auch ein Bierſchädling.

Schloß Rohnſtock in Schleſien.

Schloß Rohnſtock im Kreiſe Bolkenhain in Schleſien, das während der ſchleſiſchen Manöver zum Hauptquartier unſers Kaiſers auserſehen war und während einiger Tage auch den Kaiſer von Öſterreich in ſeinen Mauern beherbergte, iſt der fürſtliche Herrſchaftsſitz des Generalintendanten der Königlichen Schauſpiele, Bolkos Grafen von Hochberg. Graf Hochberg, der jüngere Bruder des Fürſten Heinrich XI von Pleß, iſt Beſitzer der Fideikommißherrſchaften Neuſchloß im Kreiſe Militſch-Trachenberg und Rohnſtock, aber er iſt nicht nur in ſeiner Eigenſchaft als ſchleſiſcher Großgrundbeſitzer und durch ſeine amtliche Stellung als Generalintendant weiteren Kreiſen bekannt geworden. Seine zum größeſten Teil unter dem Pſeudonym J. H. Franz veröffentlichten Kompoſitionen ſowohl, wie auch die weit und breit berühmten ſchleſiſchen Muſikfeſte, die von ihm 1876 ins Leben gerufen und ſeitdem von ihm mit fürſtlicher Munifizenz unterſtützt wurden, haben Graf Hochberg den Namen eines Künſtlers und Kunſtmäcens verſchafft, lange bevor er die Leitung der Königlichen Schauſpiele übernahm. Auch Schloß Rohnſtock ſelbſt iſt ein lebendiger Beweis von den künſtleriſchen Neigungen des Grafen. Das Schloß wie die dem ungefähr neunhundert Einwohner zählenden Ort Rohnſtock zur ſchönſten Zierde gereichende evangeliſche Kirche iſt von Graf Hochberg in den edelſten Formen der Renaiſſance erbaut und im Innern mit ſo vornehmer Pracht ausgeſtattet, daß es ſich wohl dazu eignete, zwei Kaiſer in ſeinen Mauern zu beherbergen. Zum Empfange ſeiner hohen Gäſte hatte ſich natürlich Graf Hochberg mit ſeiner Gemahlin, einer geborenen Prinzeſſin von Schönaich-Carolath, die in Berlin an der Spitze zahlreicher wohlthätiger und gemeinnütziger Beſtrebungen ſteht, nach Rohnſtock begeben, während ihn für gewöhnlich die Pflichten ſeines Amtes an die Reichshauptſtadt feſſeln.



Schloß Rohnſtock in Schleſien, das Hauptquartier Kaiſer Wilhelms während der Schleſiſchen Manöver.

Unſern neuen Abonnenten

teilen wir ergebenſt mit, daß der ſoeben beendigte XXVI. Jahrgang des Daheim noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von Mk. 10,80, in Nummern für Mk. 8,— durch alle Buchhandlungen oder, wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns direkt bezogen werden kann. Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der VIII. (1872), nur noch in wenigen gebundenen Exemplaren, für 9,60; ferner XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXV (1885—1889) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3, 4 und 5 Nummern 20 Pfg., 6 bis 10 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken dem Auftrage beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

Daheim-Expedition in **Leipzig.**

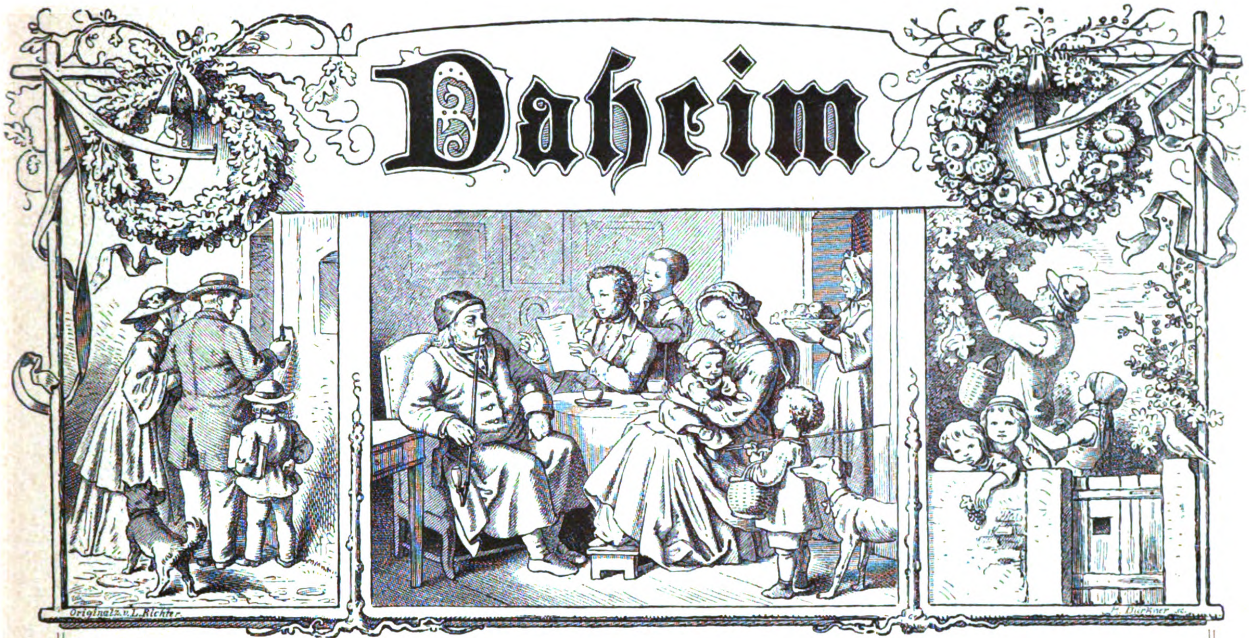
Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. — Amoretten. Nach dem Gemälde von R. Henneberg. — Der erſte deutſche Papiermüller. Von Eduard Große. Mit zwei Illuſtr. — Wilhelm Gentz †. Von Otto Felſing. Mit Porträt von Ismael Gentz. — Ein indiſcher Heiliger. Von Dr. L. Staby. Mit einer Illuſtr. von W. Kuhnert. — Aus der Einſamkeit. Gedicht von J. Trojan. Mit einer Illuſtr. — Der Große Kurfürſt und die franzöſiſchen Réfugiés. Mit einem Bild von Hugo Vogel. — Familientiſch und Spielecke. Der Abſchied der Braut. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde von G. Schachinger. — Linke contra Schultz. Eine Bierfrage. — Schloß Rohnſtock in Schleſien. Mit einer Illuſtr.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Original z. v. L. Richter
F. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Oktober 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 2.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Herrn von Dernburgs Intereſſe, anfänglich durch ein Paar grellbunter Morgenſchuhe in keineswegs ganz ſympathiſcher Weiſe erregt, war durch die friſche Natürlichkeit des einfachen Mannes gefangen genommen. Das Befremden über die ſonderbare Einladung dauerte nur wenige Sekunden, — er hatte es mit einem Manne aus dem Volke zu thun, der einer augenblicklichen Eingebung ungeſchminkten Ausdruck verlieh, er lernte da einen Typus kennen, deſſen volle Würdigung die Verſchiedenheit ihrer beiderſeitigen ſozialen Stellung ihm bisher verſchloſſen, und er fürchtete, den einfachen Menſchen durch die Zurückweiſung einer ſo freundlich ausgeſprochenen Einladung zu verletzen.

„Topp, ich nehme Ihre Einladung mit Dank an,“ ſagte er, dem anderen die Hand bietend. „Und damit Sie doch auch wiſſen, wen Sie ſo freundlich bewirten wollen, — mein Name iſt Dernburg.“

Es ſchien ihm lächerlich, das „von“ ſeines Namens hinzuzufügen; ſein freundlicher Gaſtgeber hätte dadurch vielleicht auf die Vermutung kommen können, er wolle auf den Unterſchied ihrer beiderſeitigen Stellung hindeuten.

„Ich heiße Richard Wilberg,“ entgegnete der andere, indem er ſich zugleich erhob und mit einer Geſte voll natürlichen Anſtandes Herrn von Dernburg einlud, ihm zu folgen.

Es war eines der prächtigen neuen Häuſer am Belle-Allianceplatz, in welches ſie eintraten. Über einen mit peinlicher Sauberkeit gehaltenen Hof führte der Weg die Hintertreppe hinauf in den Korridor einer jener kleinen Wohnungen von zwei bis drei Zimmern mit Küche, wie ſie die Seitenflügel Berliner Mietspaläſte zu enthalten pflegen. Hier öffnete Wilberg, der bis jetzt wegweiſend vorangegangen, eine Zimmerthür und nötigte ſeinen Gaſt einzutreten. Herr von Dernburg wurde überraſcht durch die freundliche Ausſtattung des kleinen, zweifenſtrigen Raumes, der ſeinem Bewohner als Wohn- und Schlafzimmer diente, und in dem trotz der frühen Morgenſtunde eine muſterhafte Ordnung herrſchte. Es war überflüſſig, daß Wilberg den Bettſchirm ſorgfältiger zurechtſchob, — dann nötigte er ſeinen Gaſt auf den Sofaplatz, indem er ſelbſt geſchäftig die blinkende Wiener Kaffeemaſchine auf den Tiſch ſtellte, im Vorbeigehen einem ſchmetternden Kanarienvogel ein paar freundliche Worte zurief und den Spiritus anzündete.

Herr von Dernburg ſah ſich mit wirklichem Behagen in dem freundlichen Zimmer um, das zwar wenig Ähnlichkeit mit ſeiner eignen luxuriös eingerichteten Wohnung zeigte, das aber anheimelnd ſein mußte, ſelbſt wenn nicht wie jetzt die Morgenſonne in goldenen Wellen hereinflutete.

„Das muß man ſagen, Sie wohnen allerliebſt, Herr Wilberg,“ ſagte der junge Offizier, ohne ſeine Überraſchung verbergen zu können.

„Nicht wahr?“ erwiderte ihm jener mit aufrichtigem Stolze. „Nicht jeder hat's ſo gut wie ich; nicht jeder hat aber auch Mutter und Schweſter, die ſo für ihn ſorgen, wie für mich. Und ich ſelbſt mag's nicht leiden, wenn es nicht ein bißchen hübſch da ausſieht, wo man ſich ausruht, nachdem man ſich den Tag über müde gearbeitet hat. Wenn's mich auch noch ſo ſehr hinauszieht, des Morgens in aller Herrgottsfrühe friſche Luft zu ſchöpfen, es läßt mich nicht eher hier weg, bis alles am richtigen Fleck ſteht.“

Herr von Dernburg kannte das Gefühl angeborner und anerzogener Ordnungsliebe an ſich ſelbſt; auch ihm war es in Fleiſch und Blut übergegangen.

„Ihre Mutter und Ihre Schweſter müſſen vortreffliche Frauen ſein,“ ſagte er.

„Das will ich meinen,“ erwiderte Wilberg mit Stolz.

„Es gibt keine beſſeren. Fleißig vom Morgen bis zum Abend. Sie verdienen mit ihren Stickereien faſt ſo viel wie ich im Monat. Und gut ſind ſie, trotzdem ſie nur Stiefmutter und Stiefſchweſter ſind, wie es die rechten nicht beſſer ſein könnten.“

Dernburg hatte ſein Cigarrenetui hervorgenommen, und Wilberg nahm ohne Ziererei die dargebotene Cigarre an.

„Das iſt etwas Feines‘“ bemerkte er, während er die blauen Ringel von ſich blies und den Kaffee in die Taſſen goß.

„Echte Havanna,“ ſagte Herr von Dernburg etwas voreilig. Und wie er gewahr wurde, daß Wilberg bei der Entdeckung ſo koſtſpieliger Paſſionen ſeines Gaſtes ein wenig verwundert aufſah, fügte er hinzu: „Von einem Freunde, der damit handelt.“

Er wurde rot dabei, denn er fühlte, daß er es ſagte, um Wilberg ſeine ſoziale Stellung nicht erraten zu laſſen; nicht aus dem richtigen Gefühl, das ihn vorhin veranlaßt hatte, das „von“ vor ſeinem Namen zu verſchweigen, ſondern weil er, der glänzende Offizier, ſich ſchämte, neben dem Arbeiter zu ſitzen und mit ihm auf gleichem Fuße zu verkehren. Es war eine falſche Scham dieſem Manne gegenüber, deſſen war er ſich bewußt, und das trieb ihm das Blut in die Wangen.

Aber Wilberg betrachtete ihn nicht ſo genau, daß ihm dieſe Verlegenheit hätte bemerklich werden können.

„Sie ſind wohl auch Kaufmann?“ fragte er ohne Neugierde.

„Ja,“ ſagte Herr von Dernburg, und verwünſchte innerlich die Situation, die ihn zur Lüge zwang.

Aber ſein Gaſtgeber forſchte nicht weiter. Er nahm mit Behagen ſein Frühſtück, und dabei erzählte er unbefangen, daß er Setzer in der Raupachſchen Offizin ſei, einer alten Firma, die nur zuverläſſige Leute halte, ihnen dafür aber auch ein ſicheres Brot böte. Er ſelbſt arbeite dort, ſeitdem ſeine Mutter nach dem Tode des Vaters, deſſen zweite Frau ſie geweſen und dem ſie ein Töchterchen aus ihrer erſten Ehe mitgebracht habe, aus Süddeutſchland in die norddeutſche Heimat zurückgekehrt ſei. Das ſei ſchon acht Jahre her und er ſelbſt in dieſer Zeit faſt ein rechter Berliner geworden. Nur das Fremdthun mit den Menſchen, das habe er nicht gelernt; es müſſe wohl im ſüddeutſchen Blute liegen, daß er jeden, deſſen Geſicht ihm gefalle, auch für einen guten Kerl und guten Freund halte.

Herr von Dernburg hörte dieſen Familiennachrichten mit einem Intereſſe zu, das ihn ſelbſt erſtaunte, und bei Wilbergs letzten Worten lächelte er ſogar geſchmeichelt und hielt ihm ſcherzend ſeine Kaffeetaſſe hin: „Proſit, auf gute Freundſchaft.“

Dann waren ſie, durch die Broſchüre, die mit ihrem aufdringlichen Titel: „Kapital und Arbeit“ ſich zwiſchen ihnen auf dem Tiſche breit machte, veranlaßt, auf die Arbeiterfrage zu ſprechen gekommen. Herr von Dernburg hatte ſich bis dahin wenig um dieſelbe gekümmert. Er war konſervativ, wie ſich das für den Sohn eines märkiſchen Adelsgeſchlechtes von ſelbſt verſtand. Im übrigen verbot ihm ſchon ſeine Stellung als Offizier, dem Getriebe der politiſchen Parteien mehr als eine rein paſſive Aufmerkſamkeit zu widmen. Für ihn gab es nur den Befehl des Königs, das übrige kümmerte ihn nicht. Um ſo mehr erſtaunte er, einen einfachen Mann aus dem Volke, deſſen Berufsthätigkeit die Tagesſtunden in Anſpruch nahm, mit mehr als gewöhnlicher Zeitungsleſerkenntnis über dieſe Dinge reden zu hören, und das mit einer Klarheit des Urteils, die Dernburg frappierte. Wilberg kam es freilich zu ſtatten, daß das Geſpräch ſich ausſchließlich auf einem Felde bewegte, auf dem er den Boden eigner, praktiſcher Erfahrung nicht zu verlaſſen brauchte. Der junge Offizier, der das Verhältnis zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzig nach den patriarchaliſchen Zuſtänden kannte, wie ſie auf dem väterlichen Gute herrſchten, ſah natürlich in jedem Notſchrei der arbeitenden Bevölkerung nichts als die Folge demagogiſcher Hetzer, denen man nur die Bajonette als die letzten Stützen monarchiſcher und ſtaatlicher Autorität entgegenzuſetzen habe. Wilberg kannte das Elend, wenn auch nicht aus perſönlicher Erfahrung, ſo doch aus eigner Anſchauung, er wußte zu erzählen von der Ausbeutungsſucht einer herzloſen Geldmacht, die in dem Arbeiter nur die Pferdekraft und nicht den Menſchen ſieht, er wußte ſehr genau zu unterſcheiden zwiſchen den zielloſen Hetzereien verblendeter oder ſelbſtſüchtige Ziele verfolgender Agitatoren und dem, was er die berechtigten Forderungen des Arbeiters nannte. Mit ſeiner perſönlichen Lage vollſtändig zufrieden, ſchlug ihm das Herz für die ärmeren Genoſſen, und er ſprach mit einer Begeiſterung, die ſein intelligentes Geſicht in edler Glut färbte. Herr von Dernburg ſah ſich eine neue Welt erſchloſſen, von deren Freuden und Leiden, ihrer Hoffnung und ihrer Verzweiflung er bis dahin ſich nichts hatte träumen laſſen. Sein Widerſpruch und ſeine Einwürfe wurden ſeltener und ſeltener, bis er nur noch einen ſtummen, aber intereſſierten Zuhörer abgab, und Wilberg allein ſprach, ohne falſches Pathos, einfach, aber eindringlich und überzeugend.

Beide Männer hatten ein wiederholtes leiſes Klopfen an der Zimmerthüre überhört. Nun öffnete ſich dieſelbe, und ein friſcher, blonder Mädchenkopf, auf deſſen Zügen die holdeſte Anmut wie Sonnenſchein ſpielte, ſteckte ſich hindurch mit einem fröhlichen: „Guten Morgen, Richard.“

Herr von Dernburg war ſo überraſcht von der freundlichen Erſcheinung, daß er aufſprang und ſich zu einer tadelloſen Salonverbeugung anſchickte.

Wilberg ſtreckte dem jungen Mädchen die Hand entgegen und zog es ins Zimmer.

„Da können Sie gleich meine Prachtſchweſter kennen lernen, Herr Dernburg. Jedenfalls iſt es Zeit zur Arbeit zu gehen, und ſie kommt wie gewöhnlich, mich daran zu erinnern, weil ich es meiſt über einem Buche zu vergeſſen pflege.“

Herr von Dernburg ſchaute bewundernd in das hübſche Geſicht.

„Wahrſcheinlich nur, um ſich erinnern zu laſſen,“ ſagte er; — „von einer ſo ſchönen Schweſter,“ hatte er eigentlich ſagen wollen, aber die Schmeichelei, die er ſonſt jedem hübſchen Mädchen dieſes Standes gegenüber paſſend erachtet hätte, ſchien ihm hier plötzlich übel angebracht, und er verſchluckte die Worte.

„Ich habe bis zum letzten Augenblicke gewartet, um die Herren nicht zu ſtören,“ ſagte das junge Mädchen errötend und half dem Bruder Hut und Rock anziehen. „Aber es iſt jetzt wirklich die höchſte Zeit.“

Wilberg trug der Schweſter auf, die Mutter, die wohl noch zu Bett liege — „ſie iſt kränklich,“ fügte er wie als Entſchuldigung dem Gaſte gegenüber hinzu — zu grüßen und drückte ihr einen herzlichen Kuß auf die Lippen; Herr von Dernburg verabſchiedete ſich mit einer Verbeugung, die ihm ſelbſt furchtbar hölzern vorkam.

Am Halleſchen Thore trennten ſich die beiden Männer mit einem freundſchaftlichen Händedruck. „Er werde ſich freuen, den neuen Bekannten einmal wiederzuſehen,“ meinte Wilberg treuherzig, und Herr von Dernburg ſagte „Ja“ dazu. Eigentlich war er noch immer mit ſeinen Gedanken bei dem hübſchen Blondkopf in der Hofwohnung vier Treppen, und erſt ſpäter lächelte er ſtill in ſich hinein, — was ſeine Bekannten wohl gedacht haben würden, wenn ſie ihn in der freundſchaftlichen Unterhaltung mit dem Manne im blauen Arbeiterhemd geſehen hätten.

III.

Einen winzigen Streifen Schatten nur warfen die himmelhohen Häuſer der Friedrichſtraße. Die Steinwände ſtrahlten die Sonnenglut verdoppelt zurück, in dem erweichten Asphalt ließ jeder Pferdehuf ſeine ſichtbare Spur zurück, und in dieſer bis zur Backofentemperatur erhitzten Hauptverkehrsader der Weltſtadt keuchte das Leben. Glanz und Elend nebeneinander, — in den Schaufenſtern der Luxus reizender Kunſtwerke aus Bronze und cuivre poli, der goldene Tand der Juwelierläden, die extravagante Pracht der Pariſer Modelltoiletten, — aus den Garküchen der Kellerlokale ein intenſiver Duft zweifelhafter gaſtronomiſcher Genüſſe und unzweifelhaften Alkohols. Männer und Frauen geſchäftig über das Trottoir eilend im Marſchtempo der Großſtadt, — die Wege ſind weit, und der Tag nicht länger, als dort, wo man den Ort in fünf Minuten durchmißt. Elegante Flaneurs, die bummeln, weil ſie nicht zu arbeiten brauchen, und abgeriſſene Geſtalten, welche bummeln, weil ſie nichts zu arbeiten haben, Equipagen, Droſchken erſter und zweiter Klaſſe, Arbeitswagen und der ſchwerbepackte Omnibus, — ſtabil in dem Gewirr von Menſchen und Tieren nur die Zettelverteiler, welche den Vorübereilenden die Empfehlungskarte eines Buttergeſchäftes oder die Adreſſe der Tingel-Tangel in die Hand drücken, die Blumenweiber mit ihren welken Roſen, und der Schutzmann, der an der Straßenecke Poſten ſteht.

Von der Börſe kommend, bog der Wagen des Bankier Reichenſtein in die Friedrichſtraße ein. Die Pferde, prächtige dunkelbraune Karoſſiers, der Kutſcher in eleganter Livree, auf dem Wagenſchlage der Namenszug in einer Form, daß man ihn im Vorüberrollen für ein Wappen hätte halten können, — der Baron der Börſe befand ſich auf dem Wege in ſeine Kontors. Neben ihm ſaß Aſſeſſor Lockmann, mit ſeinem ſuffiſanten Lächeln in das Straßengewühl ſtarrend.

Der Wagen hielt vor einem der ſtolzeſten Gebäude jener Gegend. „Internationale Hauptbank, Bank- und Wechſelgeſchäft,“ leuchtete es in goldenen Rieſenlettern von dem Firmenſchilde, und in der Mitte der Eiſengitter vor den Fenſtern der erſten Etage ſtrahlten die goldenen Initialen J. R., — Jakob Reichenſtein. Der Portier eilte dienſtfertig an den Wagenſchlag und war dem Bankier beim Ausſteigen behilflich.

„Keine alten Sachen, Herr Reichenſtein?“

In demütiger Haltung ſtand einer jener Juden, welche an den Ecken der Friedrichſtraße ſich jedem Gutgekleideten für die Abnahme getragener Garderobeſtücke zur Dispoſition ſtellen, neben dem Börſenfürſten. Nichts in ſeiner Frage verriet, daß er zu dem Bankier in Beziehungen ſtehe, ſeine Miene zeigte denſelben leidenden Ausdruck, ſeine Stimme klang geradeſo unterwürfig, wie ſie jedem Paſſanten in das Ohr tönte. Daß er den Bankier bei dem Namen nannte, war nur natürlich; wer, der Tag für Tag vor dieſem Hauſe ſtand, hätte den großen Reichenſtein nicht kennen ſollen, den Mann, der über Millionen kommandierte! Aber in den Augen des Juden leuchtete etwas wie ein Blitz, und um ſeine Mundwinkel zuckte es wie Hohn, und der große Bankier Reichenſtein wurde blaß und ſtürmte mit einem Fluch zwiſchen den Lippen an ihm vorüber, ohne ihn anzuſehen. Einem ſo ſcharfen Beobachter wie Aſſeſſor Lockmann wären dieſe pikanten Details der Szene nicht entgangen, auch wenn er ihr zum erſtenmal beigewohnt hätte. Aber Lockmann hatte häufig die Ehre, den Bankier Reichenſtein in ſein Kontor begleiten zu dürfen, und er wußte, daß der Bankier nicht die Schwelle des Hauſes überſchreiten konnte, ohne die gleiche Frage zu hören. Lockmann lachte ganz laut, ohne ſich vor Kutſcher und Portier zu genieren, indem er dem Juden kordial auf die Schulter klopfte: „Ihr habt kein Glück, Herr Roſenthal; ein reicher Mann wie Reichenſtein verkauft keine alten Kleider, der verſchenkt ſie.“ Und immer noch lachend durcheilte der „Aſſeſſor“ die Kontors der Internationalen Hauptbank, wo ſeit der Ankunft des Chefs die Federn mit doppelter Geſchwindigkeit über das Papier flogen, und trat in das Privatkabinett des Herrn Reichenſtein.

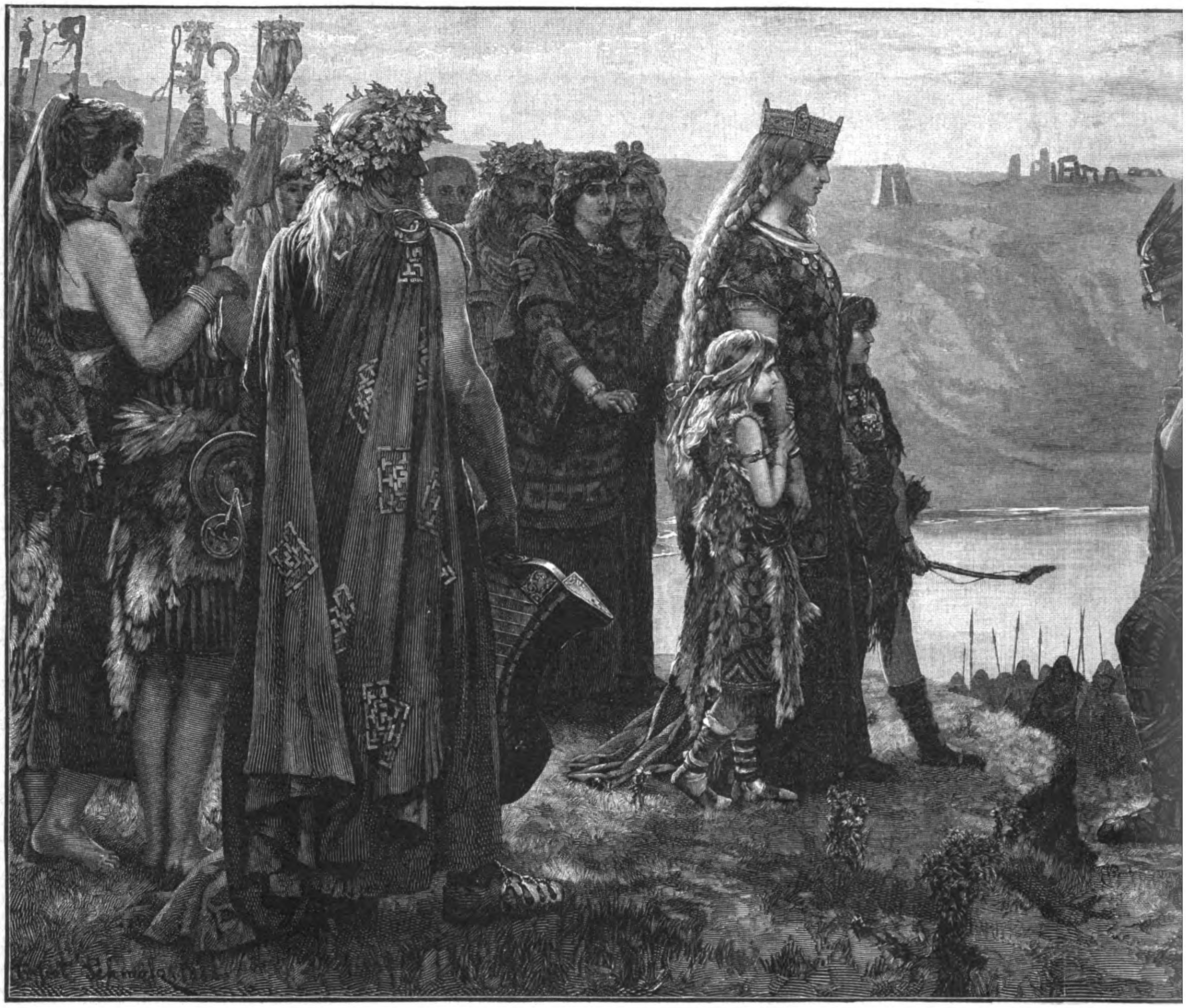
Der Bankier hatte recht, über die Frechheit dieſes ſchmutzigen Schacherjuden empört zu ſein, der ſich an ſeine Ferſen heftete und ihn daran erinnerte, daß Jakob Reichenſtein nicht als Millionär geboren war. Es war richtig, ſie kannten ſich ſeit lange, ſeit ſo langer Zeit, daß ſich Herr Reichenſtein deſſen kaum noch erinnern konnte, denn ſein Gedächtnis war ſchwach, was die weiter zurückliegende Vergangenheit anbetraf. In einem kleinen Städtchen Polens hatten ſie als kleine Jungen in demſelben ſchmutzigen Hauſe gewohnt. Sie waren die beſten Freunde geweſen, denn bei der Familie Reichenſtein wurde die zahlreiche Kinderſchar großgehungert, während Roſenthals wenigſtens ſo viel verdienten, um ihr einziges Kind ſatt zu machen und deſſen Spielgefährten durchzufüttern. Roſenthals Eltern waren geſtorben und hatten ihrem zwanzigjährigen Sohne ein paar hundert Thaler hinterlaſſen. Als ſeine Thränen noch nicht getrocknet waren, lag ihm Jakob Reichenſtein ſchon in den Ohren, wie wenig Ausſicht ſei, in dem armen Lande zu etwas zu kommen. Salomon Roſenthal ſah das ein; was nützte es ihm, wenn er ſich quälte, wie ſich ſeine Eltern gequält hatten — er brachte es in einem ganzen langen Leben doch nicht weiter, als höchſtens dahin, die von den Eltern hinterlaſſenen paar hundert Thaler zu verdoppeln. Da wußte Jakob Reichenſtein andere Erfolge zu erzählen von denen, die nach Weſten, ins Preußiſche, gezogen waren. Nicht wenige waren große Herren geworden, die noch vor zehn Jahren nicht mehr hatten, als er jetzt. Salomon Roſenthal alſo nahm ſeine paar hundert Thaler und wanderte mit ſeinem Freunde Jakob Reichenſtein gen Weſten. Jakob Reichenſtein hatte nichts; Vater und Mutter hatten ihm auf den weiten Weg nichts mitgeben können als ihren Segen, aber Salomon Roſenthal hielt mit ſeinen ererbten Thalern Hunger und Durſt von ihm fern. Dafür ſchwur Jakob Reichenſtein ſeinem Freunde tauſendmal Dankbarkeit bis in den Tod, und um beſſer Gelegenheit zu haben, ſie zu beweiſen, blieb er bei ihm in dem Geſchäft mit alten Kleidern, das ſich Salomon Roſenthal auf des Freundes Rat am Mühlendamm eingerichtet hatte. Salomon Roſenthal hatte es nicht zu bereuen, daß er den Jugendfreund mit durchgefüttert. Es gab keinen, der es beſſer verſtand, die älteſten und abgetragenſten Sachen wie neu „aufzupolieren,“ keinen, der unermüdlicher die Vorübergehenden zum Kaufen anlockte, keinen, der ihnen die Preiswürdigkeit der Waren überzeugender zu ſchildern gewußt hätte, als Jakob Reichenſtein. Roſenthal ſelbſt war ein Stümper gegen ihn. Er wußte das, und er ſuchte den Freund ganz an ſich zu feſſeln, indem er ihn zum Kompagnon nahm. Reichenſtein fand das natürlich, ſelbſtverſtändlich ſogar; zweifelte er doch nicht, daß ſein anſtelliger Kopf mehr wert ſei, als die lumpigen paar hundert Thaler, welche Roſenthal ihm im Geſchäft voraus hatte.

Reichenſtein war wirklich ein kleines Finanzgenie. Er begnügte ſich, nachdem er Kompagnon geworden, nicht mehr damit, unter den Kolonnaden des Mühlendammes auf und ab zu laufen und die Vorübergehenden zu haranguieren. Das mußte Roſenthal übernehmen, wie bald das ganze Detail des Geſchäftes. Jakob Reichenſtein führte die Bücher und machte die Ramſchkäufe en gros, wo Uniformen ausrangiert oder die nachgelaſſene Garderobe reicher Leute verkauft wurden. Das Geſchäft ging ſo gut, daß Roſenthal daran denken konnte, einen Hausſtand zu gründen; er verlobte ſich mit einem Mädchen, das etwas Geld hatte und das er liebte — er war auf dem Gipfel ſeines Glückes.

Salomon Roſenthal glaubte, ihn müſſe der Schlag rühren, als ſein Jugendfreund und Kompagnon ihm eines Tages auseinanderſetzte, daß das Geſchäft durchaus nicht gut gegangen, ſondern daß es die höchſte Zeit ſei, den Konkurs anzumelden. Reichenſtein machte dieſe Mitteilung ſehr trocken, und als ob ſie für ihn ſelbſt gar kein Intereſſe habe. Nachdem Roſenthal ſich von der erſten Überraſchung erholt, nannte er ſeinen Kompagnon natürlich einen Betrüger und Schwindler. Reichenſtein wies derartige Beleidigungen mit ruhiger Würde zurück und berief ſich einfach auf die Bücher. Es blieb nichts übrig, der Konkurs wurde angemeldet, die Firma Roſenthal—Reichenſtein erloſch, Roſenthal verlor die paar hundert Thaler, welche er von ſeinen Eltern geerbt hatte, und ſeine Braut ſchrieb ihm ab — was ſollte ſie mit einem Kaufmann, der bei der Pleite ſein Geld verloren hatte.

Selbſtverſtändlich ging auch die Jugendfreundſchaft zwiſchen Roſenthal und Reichenſtein hiermit auseinander. Roſenthal war zu wenig bildungsfähig, über den Handel mit alten Kleidern kam er nicht hinaus; er brachte es nicht einmal zu einiger Selbſtändigkeit, ſondern friſtete als „Anreißer,“ wie der techniſche Ausdruck für diejenigen Kinder Iſraels lautet, welche Straßenpaſſanten mit der Frage nach alten Sachen beläſtigen, eine wenig beneidenswerte Exiſtenz.

(Fortſetzung folgt.)

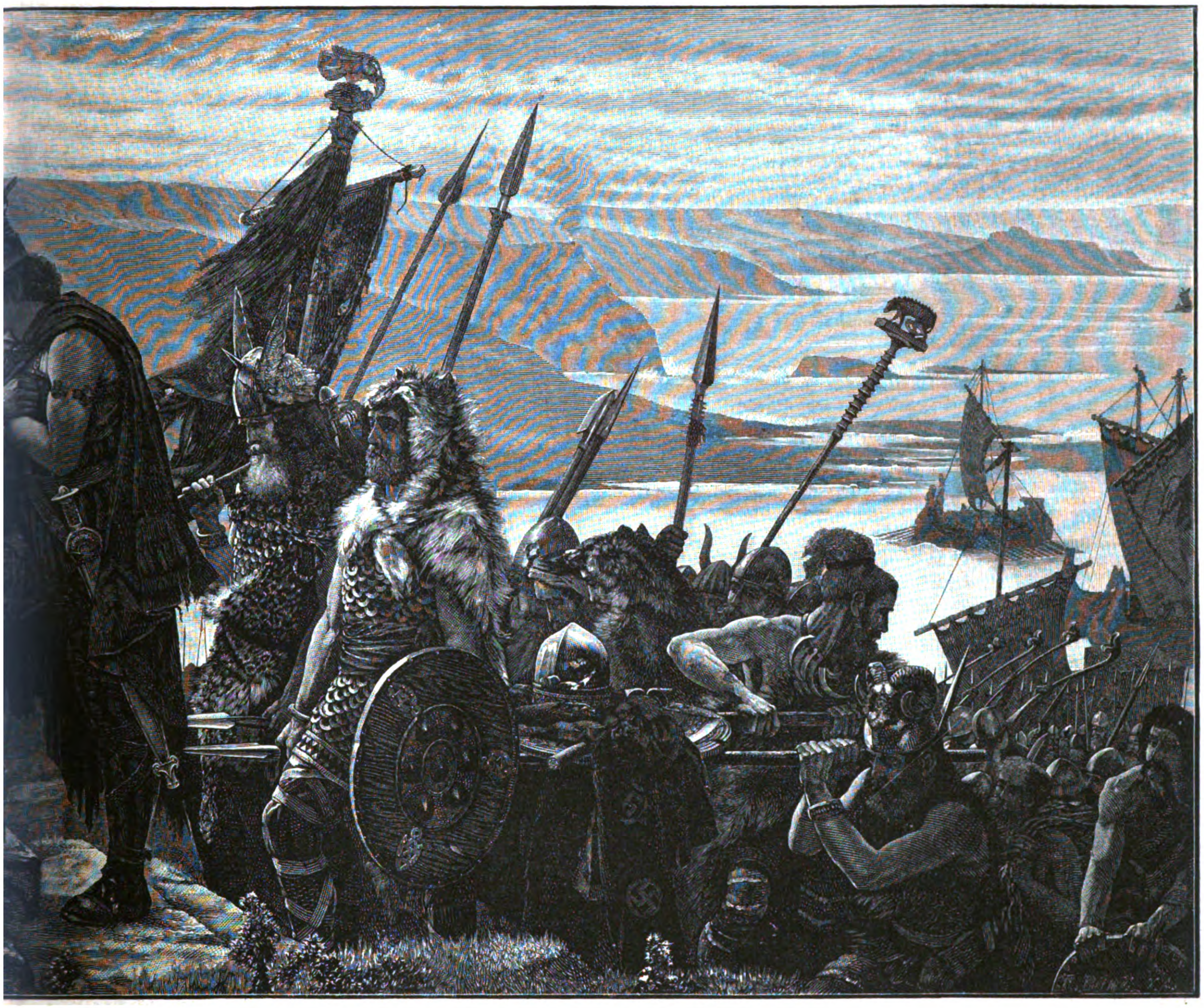


König Ragnars Todesbotschaft. Ein Bild aus

Aufdonnernd ſprengten im Frühlingswinde
Die Fjordgewäſſer des Eiſes Rinde.
Die Hoffnung ſchlug ihre Harfe zart:
„König Ragnar kehrt wieder von ſeiner Fahrt!“
Und die Königin ſah vom Saale der Frauen
Hinaus auf die Wogen, die dunkelblauen
Und ſtickte lächelnd mit weißer Hand
Purpurne Runen ins Goldgewand.

Aber ſchwarzatmig über die Sunde
Stahl ſich, noch furchtſam, die Unheilkunde,
Bis ſie trotzig am Ufer ſtand:
„König Ragnar kehrt nicht mehr zum Heimatſtrand.
Ein fernes Grab iſt dem Wicking geworden!
Heiliges Blut floß an Englands Borden!
König Ragnar, der Hohe, aus Thors Geſchlecht,
Fordert in Walhall ſein Wickingrecht!“

Bis zu der Königin ka
Und ſtumm zerriß ſie d
Stumm blickte ſie auf,
„König Ragnars Weib
Schwarzgoldne Drachſchi
König Ragnars reiſige
Den Sohn und die To
Schritt ſie hernieder zu



n Wickinger-Tagen. Nach dem Gemälde von C. Schmalz.

n die Boten,
t Faden, den roten,
ie ein Bild von Stein.
arf nicht elend ſein!“
e kommen geſchwommen!
elden kommen!
ter an ihrer Hand
grünen Strand.

Dumpf dröhnen die Hörner, es raſſeln die Becken;
Tief beugt die Trauer die finſteren Recken.
Wie eines nachtſchwarzen Banners Flug
Weht der Schmerz um den Männerzug.
Held Hagbart kniet vor der Königin nieder
Senkend des Helmes Falkengefieder;
„Blutige Waffen bringen wir hier!
König Ragnar, der Tote, ſendet ſie dir!“

Keine Thräne perlt unter Schön-Ingruds Krone,
Sie drückt die Hand ihrem jungen Sohne;
Heiß flammt ihrer düſteren Augen Schein:
„König Ragnars göttliches Blut iſt dein!“
Und „Rache!“ ſchallt es, vieltauſendtönig.
Es grüßen die Mannen den jungen König;
Und die Waffe zuckt in des Knaben Hand. —
Wehe dir, wehe dir, Angelland!

Frida Schanz.

Thüringiſche Kartoffelklöße. (Abdruck verboten.)

Eine Burleske nach dem Leben von Heinrich Seidel.

Das Leben jedes echten Thüringers iſt gleichſam mit einer Perlenſchnur von Kartoffelklößen durchflochten, und ſeine Augen leuchten, wenn er nur den Namen dieſes für ihn ſo köſtlichen Gerichtes ausſprechen hört.

Ganz beſonders in der Fremde nimmt der Kartoffelkloß für ihn einen geradezu ſymboliſchen Charakter an, er bedeutet ihm die Heimat mit all dem Lieblichen, Holden und Trauten, das für den trotzdem ſo wanderluſtigen Deutſchen mit dieſem Worte verknüpft iſt, und haben ſich irgendwo in der weiten Welt Thüringer um dies köſtliche Gericht zuſammengefunden, ſo verzehren ſie es mit lyriſchen Empfindungen, und den weicheren unter ihnen werden die Augen feucht. Angehörige des kräftigen und ausdauernden Volksſtammes der Thüringer ſind über die ganze Welt verbreitet, und überall, wohin ſie gelangen, vermögen ſie zu gedeihen, ſofern das Land Kartoffeln hervorbringt. Denn die grünen Berge, die rauſchenden Wälder, die lieblichen Thäler, die rieſelnden Bäche ſeines Heimatlandes vermag der Thüringer zu entbehren, nicht aber das köſtliche Gericht, an dem die holdeſten Erinnerungen ſeiner Jugend haften. Davon hat mein Freund, der Afrikareiſende Doktor Elgersburg, ſelbſt ein geborner Thüringer, ein höchſt ſonderbares Beiſpiel berichtet. Als dieſer vor einigen Jahren den Kongo hinauffuhr, gelangte er an eine Station, wo man ihn mit Freuden begrüßte, als man hörte, daß er ein Arzt ſei, denn einer der dort angeſtellten Europäer, der, wie ſich bald zeigte, ebenfalls von Geburt ein Thüringer war, lag ſchwer krank darnieder, und keines der in der Stations-Apotheke vorhandenen Mittel wollte ihm helfen. Man führte den Doktor Elgersburg zu dem Kranken, und dieſer erfahrene Arzt wußte auf den erſten Blick, was ſeinem Landsmann fehle. Als die wohlbekannten Laute des heimiſchen Dialektes an das Ohr des Patienten ſchlugen, ging ein ſchwaches Lächeln über ſeine ſchlaffen Züge, und in ſeinen Augen leuchtete etwas wie Hoffnung auf. Doch dies matte Licht erloſch bald wieder, und mit müder Stimme ſprach er dann: „Sie können mir doch nicht helfen, Herr Doktor, es geht zu Ende. O, wär' ich doch nie in dies infame Land gekommen!“

„Nur Mut, lieber Landsmann!“ ſagte der Arzt, „ſo ſchlimm ſteht die Sache denn doch nicht. Paſſen Sie nur auf, die Geſchichte wollen wir bald haben.“

Dann ging er hinaus zum Chef der Station und ſprach zu dem: „Ganz einfache Diagnoſe. Der Mann hat Heimweh. Der Mann iſt Thüringer. Sind Kartoffeln am Ort?“

Es zeigte ſich, daß von der letzten europäiſchen Proviantſendung noch deren 50 Liter vorhanden geweſen waren, allein dieſe hatte man zur Ausſaat beſtimmt, und am Tage vorher gerade waren ſie in die Erde gekommen.

„Hier handelt es ſich um ein Menſchenleben!“ rief der Arzt, „da müſſen unbedingt ein paar Liter wieder ausgekratzt werden! Anders kann ich den Mann nicht retten.“

Kopfſchüttelnd ſchickte der Stationschef auf das energiſche Drängen des Doktors ein Negerweib hin, und binnen kurzem kam dieſes mit einem Korbe voll Kartoffeln zurück. Als nun dieſe geſchält wurden und ſolch wohlbekanntes Geräuſch, ſowie das taktmäßige Plumbſen der fertig geſchälten Knollenfrüchte in den Kücheneimer hörbar ward, da war es merkwürdig zu ſehen, wie eine ſanfte Röte über das Geſicht des Kranken im Nebenzimmer zog, und wie ſich ſeine Ohren ſpitzten gleich denen eines Schlachtroſſes, das den Klang der Kriegstrompete vernimmt. Und als nun gar eine Reibe herbeigeſchafft und die Kartoffeln gerieben wurden, da richtete er ſich ein wenig auf einem Arm empor und ſtrich ſich wie träumend mit der Hand über die Stirn. „Nun wie iſt Ihnen?“ fragte der Arzt, der ſoeben in die Thür getreten war.

„Sonderbar, höchſt ſonderbar!“ ſprach der Kranke. „Mir iſt, als träumte ich. Als wär's Sonntag Vormittag und ich zu Hauſe bei meiner Mutter in Ilmenau ‚unter den Linden,‘ wo der Brunnen vor der Thüre ſteht.“

„Ja, ja,“ rief der Arzt, „es kommt noch beſſer, warten Sie nur!“

Da ſonſt ein geeignetes Inſtrument am Orte nicht vorhanden war, ſo hatte doch der Arzt eine Kartenpreſſe entdeckt und dieſe ſogleich für ſeine Zwecke in Anſpruch genommen. Er ſchlug die Maſſe der geriebenen Kartoffeln in eine Serviette, ſpannte ſie ein und hieß das Negerweib die Schrauben anziehen. Als der Kranke das Knarren der Schrauben vernahm und das girrende Rieſeln des ausgepreßten Saftes, da richtete er ſich ganz auf von ſeinem Lager und ſah mit glänzenden Augen vor ſich hin: „Ich weiß nicht, wie mir iſt,“ flüſterte er vor ſich hin, „mir wird ſo wohl; ich glaube, ich kann noch wieder geſund werden.“

Ein wenig Weißbrot war vorhanden; es ward nach der Anweiſung des Arztes in Würfelchen geſchnitten und geröſtet. Dann formte er ſelber kunſtgerecht aus der vorbereiteten Maſſe die ſtattlichen Klöße und verteilte die Semmelbrocken ſachgemäß. Während das Gericht nun kochte, kehrte der Doktor zu ſeinem Kranken zurück und ſaß in fröhlicher Erwartung zukünftiger Ereigniſſe an deſſen Lager. Doch dieſer war wieder ganz in ſich zuſammengeſunken, der Glanz ſeiner Augen ausgelöſcht und jeder Hoffnungsſchimmer von ſeinen Wangen verſchwunden. „Nur Mut, nur Mut!“ ſagte der Arzt, „die Medizin iſt bald fertig.“

Nach einer Weile entſtand draußen ein Geräuſch, der Doktor eilte hinaus und kam mit einer mächtigen Schüſſel dampfender Kartoffelklöße wieder zurück. Der Kranke lag abgewendet und rührte ſich nicht. Doch plötzlich ſtieg ihm der liebliche Duft in die Naſe. Das riß ihn empor. Er ſaß aufrecht, ſtarrte mit wirren Blicken, wie wenn er einen Geiſt ſchaue, auf die Schüſſel hin und ward rot und bleich innerhalb einer Sekunde. Dann ſchien ein Gefühl unſäglichen Glückes ihn zu überkommen. „O, du mein Herrgott!“ ſagte er.

Die Schüſſel ward vor ihn hingeſetzt, man ſtopfte ein Kiſſen hinter ſeinen Rücken, und nun begann der Kranke faſt zaghaft und ſeinem Glücke noch nicht recht trauend einen der Klöße kunſtgerecht auseinander zu reißen. Nun ſah er wohl, es war kein Traum. Dann probierte er den Kloß, und alsbald liefen ihm die Thränen über die eingefallenen Wangen. „Alles richtig,“ murmelte er, „gerade ſo wie meine Mutter ſie macht in Ilmenau „unter den Linden,“ wo der Brunnen vor der Thüre ſteht.“ Alsdann verzehrte er im Schweiße ſeines Angeſichts elf Kartoffelklöße wie eine Fauſt groß, ſank dann mit paradieſiſchen Empfindungen zurück in die Kiſſen und ſchlief vierundzwanzig Stunden hintereinander weg. Er wachte auf mit einem Gefühle, als wenn ſeine Glieder von Stahl und ſeine Gelenke Sprungfedern wären, ſtand auf, kleidete ſich an und ging noch desſelbigen Tages auf die Elefantenjagd.

Als ich dieſes merkwürdige Erlebnis meines Freundes, des Afrikareiſenden Doktor Elgersburg, eines Sonntags Vormittags am runden Tiſche der Weinhandlung von Knoop in der Potsdamer Straße erzählte, fand ich ſtatt des ironiſchen Zweifels, den ich eigentlich erwartet hatte, einen Beifall, der mich überraſchte, beſonders von zwei Zuhörern, die mit ſtrahlender Aufmerkſamkeit der Geſchichte gefolgt waren. Von dieſen beiden Männern, die ebenfalls Thüringer waren, hatte ſich beſonders der eine meiner Freunde, Doktor Wendebach, durch die große Lebhaftigkeit ſeiner Teilnahme ausgezeichnet. Dieſer Doktor Wendebach, der ein ungeheuer gelehrtes Werk kulturhiſtoriſchen Inhaltes herausgab, war in ſeiner Art ein merkwürdiger Menſch, denn er verband den emſigen Fleiß mühſeliger Forſchung mit der heiterſten Lebensluſt des Weltmannes, er verſtand es, wenn man ſo ſagen darf, Biene und Schmetterling in einer Perſon zu ſein. Dazu beſaß er die Gabe, die wunderlichſten Einfälle und paradoxeſten Ideen mit dem größten Aufwand von Scharfſinn und Lebendigkeit vorzutragen, ihnen die glänzendſten Mäntelchen umzuhängen und ſie durch blitzartige Einfälle auf eine geiſtvolle Art zu beleuchten. In dieſen dialektiſchen Fechterkünſten war er ſo gewandt, daß jemand, der ſich mit ihm in dergleichen ſcherzhaften Streit einließ, faſt immer den kürzeren zog.

Doktor Wendebach hatte alſo dieſe Geſchichte mit großer

Aufmerkſamkeit und Teilnahme angehört und ſagte nun mit Befriedigung: „Sehr gut! Die Geſchichte glaub' ich! Sie iſt mir wieder ein Beweis für die ungeheure Bedeutung der Kartoffel in unſerm Kulturleben."

Einige in der Geſellſchaft wagten zu lachen über dieſe Bemerkung. Da geriet er aber ſofort in Feuer. „Ja, meine Herren, Sie lachen!" rief er. „Es gab auch Leute, die über Kopernikus lachten, als er behauptete, die Erde drehe ſich um die Sonne. Die Leute haben längſt ausgelacht. Für mich, meine Herren, beginnt die neuere Geſchichte überhaupt erſt mit der Einführung der Kartoffel. Eine ältere Kultur war hingeſiecht, der Dreißigjährige Krieg bedeutete ihren letzten fürchterlichen Todeskampf, dann japſte ſie noch ein paarmal und war hin. Der Reſt war Schweigen. Aber jedermann iſt bekannt, daß in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Anbau der Kartoffel ſich überallhin verbreitete. Die Zeit trug ihr Heilmittel in ſich: wie ein Phönix aus der Aſche ſollte eine neue mächtige Kultur emporſteigen und zwar aus jener Aſche, in der die erſte Kartoffel in Deutſchland gebraten wurde. Der Siegeszug der Kartoffel iſt der Siegeszug Deutſchlands zur neuen Macht und Größe. Die folgenreichſte That Friedrich des Großen iſt nicht, daß er Schleſien eroberte, ſondern daß er Tauſende von neuen Anſiedlern ins Land rief und den Anbau der Kartoffel zwangsweiſe beförderte. Und ſo ward ſpäter die ſandige verachtete Mark und ein großer Teil Preußens zu dem reichſten Kartoffellande Europas. Meine Herren, es iſt kein Zufall, daß aus dieſem Boden das neue Deutſchland emporwuchs und daß ein Kartoffelbauer im großen, unſer mächtiger Bismarck, die vielen deutſchen Vaterländer zu langerſehnter Einigkeit zuſammenſchweißte.

Ich bemerke ſchon wieder, daß einige lachen. Meine Herren, die Sache iſt gar nicht lächerlich. Hören Sie nur weiter! In einer anderen Gegend Deutſchlands, in dem geſegneten Thüringen, war man ſchon im vorigen Jahrhundert bemüht, den Kartoffelgenuß zu veredeln, zu erhöhen, ihm eine vornehmere Form zu geben, und dies Beſtreben führte zu der epochemachenden Erfindung des Kartoffelkloßes. Dieſer iſt gewiſſermaßen die Kartoffel mit ſich ſelbſt multipliziert, die vergeiſtigte Kartoffel. Er iſt kugelförmig, weil die Kugel die Form der Vollendung bedeutet, kugelförmig wie der Tautropfen, der den Diamanten an Glanz überſtrahlt, wie das Geſchoß, das den Tod und die Pille, die Geneſung bringt, kugelförmig wie der Reichsapfel, das Symbol der höchſten Macht, kugelförmig wie Sonne, Mond und alle Sterne. Und nun frage ich wieder, war es ein Zufall, daß die unmittelbare Folge dieſer merkwürdigen Erfindung in dem kleinen Weimar eine Blüte der Litteratur war, wie ſie die Welt nicht glanzvoller zum zweitenmal geſehen hat, daß wie Sonne und Mond Schiller und Goethe dort aufſtrahlten, umgeben von anderen Sternen unvergänglichen Glanzes? Was?"

Ich muß geſtehen, daß trotz aller Verwarnung die Tafelrunde wieder unbeſchreiblich lachte. Es ſaß aber ein Württemberger am Tiſch, der dieſe Pauſe benutzte, um einzufügen: „Sie waren doch beide Süddeutſche, Schiller war ein Schwabe und Goethe ein Frankfurter."

Großartig war der Ausdruck erhabener Überlegenheit, mit dem Doktor Wendebach jetzt auf den unglücklichen Schwaben hinblickte. Noch höher zogen ſich ſeine Augenbrauen, und noch mehr krauſte ſich ſeine Stirn wie gewöhnlich, und ſeine dichten, halb kurz geſchnittenen Haare ſtarrten gen Himmel wie die Mähne eines gereizten Löwen. Sein Gefühl für die Schwäche dieſes Einwandes war ſo ſtark, daß es ſich zuvor in einem kleinen hyſteriſchen Gelächter Luft machen mußte. Dann ſchleuderte er einen vernichtenden Blick auf ſeinen Gegner und begann in ganz hoher Stimmlage, allmählich jedoch, je mehr er in Feuer geriet, zu einem tieferen Tone herabſinkend: „Sehr gut, ſehr gut! Schiller war ein Schwabe, das läßt ſich nicht leugnen. Jetzt ſind natürlich alle Schwaben ſtolz auf ihn, nachdem er bei uns im Weimarſchen was geworden iſt. Natürlich! Aber wie war es damals? Bei Nacht und Nebel mußte er fliehen aus ſeinem Vaterlande, weil man ſeinen Pegaſus ins Joch ſpannen wollte, weil man ihm das Dichten verbot. Natürlich lief er davon und irrte lange in Deutſchland herum, bis er endlich ins Weimarſche kam und nun wußte, wo er hingehörte, da konnt' er die Schwingen ſeines Genies entfalten! Da ſchrieb er den Wallenſtein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, den Tell, und was er ſonſt mochte. Na, und Goethe! Er war'n kleiner Advokat in Frankfurt mit wenig Praxis und eben im Begriff, in 'ne Bankierfamilie hineinzuheiraten. Da kam unſer Fürſt, unſer Karl Auguſt, und holte ihn ſich und rettete dieſen ungeheuren Genius, der gerade daran war, ein kleiner Reichsſtadtphiliſter zu werden. Bei uns iſt er Miniſter geworden, ja, und bei uns hat er ſeinen Fauſt, Egmont, Taſſo und andere unſterbliche Werke geſchrieben. Natürlich jetzt, wenn mal was von Goethe in Frankfurt gegeben wird und der Donner des Beifalls durch das Haus brauſt, da ſitzt der richtige Eingeborne ganz geſchwollen da und ſagt: „Ja, die Kumedi is ſcheen, ſe is awer aach von eme Hieſige." Als wenn die Frankfurter etwas dafür könnten, daß Goethe der größte Dichter der Neuzeit geworden iſt. Ich für mein Teil glaube mehr an den Kartoffelkloß."

Der zweite Thüringer in unſerer Geſellſchaft, Herr Doktor Dammann, der im Gegenteile zu ſeinem hitzköpfigen Landsmanne ſtets eine etwas phlegmatiſche Ruhe zu bewahren pflegte, ſagte nun in behäbigem Tone: „Laſſen wir das dahingeſtellt, was mein phantaſiereicher Freund über die politiſche Bedeutung der Kartoffel und die litterariſche des Kartoffelkloßes mit großem Feuer entwickelt hat, ſo viel ſteht feſt, daß unſere heimiſchen Kartoffelklöße eines der wunderbarſten Gerichte vorſtellen, das die Welt kennt, und daß jeder zu bedauern iſt, der dieſen Genuß entbehren muß oder gar am Ende nicht achtet. Denn auch ſolche Banauſen gibt es. Natürlich müſſen die Klöße richtig zubereitet werden. Gegen das Rezept des Afrikareiſenden Doktor Elgersburg habe ich nichts einzuwenden, nur ein Punkt blieb mir zweifelhaft. Es hieß, er verteilte die geröſteten Semmelbrocken ſachgemäß. Was iſt ſachgemäß? Darüber gibt es bei uns in Thüringen zwei Auffaſſungen. Die eine derſelben iſt unbeſchreiblich thöricht..." „Koloſſal thöricht!" fügte Doktor Wendebach hier ein, und der andere fuhr in ruhig dozierendem Tone fort: „Ich will ſie deshalb hier weiter gar nicht erwähnen, ſondern Ihnen nur die einzig richtige Methode angeben, welche darin beſteht..." „Achtung, ſehr wichtig," fügte Wendebach hier ein, „... welche darin beſteht, daß um einen Kern von geröſteten Semmelbrocken herum die lockere Kartoffelmaſſe angeordnet wird, gleichſam wie ſich ein Ei um den Dotter herum aufbaut. Dies iſt die einzig richtige Methode, und alles andere iſt falſch!"

Dieſer Ausſpruch wirkte ſcheinbar wie ein Blitzſchlag auf Doktor Wendebach, und er ſchnappte ſichtlich nach Luft.

„Zunächſt bin ich ſprachlos!" rief er dann. „Entarteter Sohn deiner Heimat, bekennſt du dich zu dieſer geiſtloſen Theorie. O was nützen die ganzen Errungenſchaften von 1870, was nützt es, daß wir wieder ein einiges und großes Volk geworden ſind, wenn im Innern das Zerwürfnis lauert und das Dilemma um ſich frißt. Wir ſind die beiden einzigen Thüringer hier am Tiſch und haben über das herrlichſte und großartigſte Produkt unſers Landes verſchiedene Meinung. Was ſage ich: Meinung, wo in dem einen Falle Ketzerei die einzig richtige Bezeichnung iſt. Unglücklicher, im Finſtern tappender Menſch, dir iſt niemals die Idee des Kartoffelkloßes aufgegangen! Man ſieht, du biſt aus Blankenhain. In Blankenhain hat man nie etwas von Klößen verſtanden. Kenner zucken die Achſeln wenn von Blankenhainer Klößen die Rede iſt. Denn jeder Verſtändige weiß es, daß die geröſteten Semmelbrocken zur Auflockerung dienen, daß man ſie nicht in öder mechaniſcher Weiſe in die Mitte klext — das Herz im Leibe dreht ſich mir um über die Roheit dieſer Anſchauung — ſondern ſie ſorgfältig und gleichmäßig verteilt, alſo, daß der Querſchnitt des Kloßes ein liebliches Anſehen bekommt, gleich hellem Porphyr, der von eingeſprengten bräunlichen Kriſtallen durchſetzt iſt."

„Auf welcher Seite die Roheit der Anſchauung liegt, möchte unſchwer zu entſcheiden ſein,“ ſagte Doktor Dammann nun, „denn dein Kloß gleicht einer Kugel, geformt aus einer regelloſen Maſſe, während der meine gewiſſermaßen nach kriſtalliniſchen Geſetzen gebildet iſt, und dadurch ein jeder für ſich ein geſchloſſenes Individuum darſtellt. Dein Kloß iſt die Anarchie, die Willkür, meiner die Ordnung, das Geſetz, deiner ein Plebejer, meiner ein Ariſtokrat. Der meinige iſt zu vergleichen jenen Achatkugeln von anmutiger und regelmäßiger Form, die im Innern eine köſtliche Kriſtalldruſe tragen und jegliches Auge erfreuen durch ſinnvolle und geſetzmäßige Bildung.“

Nun aber brauſte Wendebach wieder empor wie ein Sprühteufel, und auch Dammann geriet bei dem fortdauernden Streite immer mehr ins Feuer, während die Tafelrunde ſich über dieſe komiſche Kloßfehde vor Lachen ausſchütten wollte. Die beiden Leute gingen wie die Kampfhähne gegeneinander. Sie zogen Plato, Kant und Schopenhauer zur Unterſtützung ihrer Meinungen herbei, citierten Schiller, Goethe und Shakeſpeare zu ihren Gunſten und gerieten zuletzt in eine ſolche Kampfeswut, daß die Stöße von beiden Seiten hageldicht fielen und ſich ſchließlich ſogar zu Beleidigungen zuſpitzten. Denn Wendebach rief ſchließlich, erbittert durch die zähe Hartnäckigkeit ſeines Gegners, indem er ſich an die beluſtigten Zuhörer dieſes Kampfes wandte: „Sie müſſen ſich nicht wundern, meine Herren, wenn man in Blankenhain ſo unglaubliche Anſichten über Klöße hegt. An dieſem Orte befindet ſich nämlich das Landesirrenhaus. Wenn die Mauern ſolcher Anſtalt auch noch ſo dick ſind, etwas ſickert doch immer durch. Da erklärt ſich vieles!“ ſchloß er triumphierend. Sein Gegner aber antwortete mit ruhiger Schlagfertigkeit: „Bei uns ſperrt man die Unglücklichen doch ein, damit ſie keinen Schaden thun können, bei euch in Neuſtadt aber, da laufen ſie frei herum, das iſt der Unterſchied.“

„Unglaublich!“ murmelte Wendebach und verſtummte plötzlich. Das Geſpräch wandte ſich nun auf andere Dinge; zwiſchen den beiden Thüringern aber herrſchte Mißſtimmung, und ſie gingen bald grollend und getrennt ihres Weges.

Am nächſten Sonntag vermißte man ſie am runden Tiſche. Das fiel weiter nicht auf, denn ſie konnten beide durch Zufall verhindert ſein. Jedoch, als ſich auch am nächſten Sonntag keiner von beiden einfand, wunderte man ſich darüber und ſtellte Mutmaßungen an, welche der Wahrheit ziemlich nahe kamen, wie ſich bald zeigen wird. Denn ich begegnete in der nächſten Woche dem Doktor Wendebach auf der Straße, und als ich ihn fragte, warum er ſich nicht ſehen ließe, machte er ein mißmutiges Geſicht und ſagte: „Ja, wenn der andere nicht dorthin käme. Mit einem Menſchen an einem Tiſche zu ſitzen, der ſo blödſinnige Anſichten über Klöße hat und dabei vernünftigen Gründen durchaus unzugänglich iſt, das alteriert mich, das macht mich nervös, das halte ich nicht aus.“

Zufällig traf ich bald darauf auch den Doktor Dammann, und ich ſtellte an ihn dieſelbe Frage. „Das dürfen Sie nicht verlangen,“ ſagte er. „Mit einem Menſchen, der, wenn man ſeine irrige Meinung über Klöße durch vernünftige Gründe bekämpft, gleich mit dem Irrenhauſe kommt, kann ich nicht verkehren. Das ſehen Sie wohl ein.“

Auf meinen Bericht am nächſten Sonntag faßte der runde Tiſch einen Beſchluß, der den beiden Gegnern unterbreitet ward und glücklicherweiſe deren Zuſtimmung fand. Jeder von ihnen ſollte bei ſich zu Hauſe ein Kloßeſſen veranſtalten, bei der das berühmte Gericht nach der von jedem verfochtenen Art zubereitet werden ſollte. Die Tafelrunde ſollte daran teilnehmen und ſchließlich durch Abſtimmung entſcheiden, welcher Methode der Vorzug zu geben ſei. Beſonders Wendebach, bei dem die erſte Sitzung ſtattfinden ſollte, faßte den Plan mit beſonderem Feuer auf und war äußerſt ſiegesgewiß. „Das iſt eine herrliche Idee,“ ſagte er, „das bedeutet die Zerſchmetterung meines Gegners. Denn die Wahrheit behält zuletzt immer den Sieg!“

Der erſte dieſer entſcheidenden Abende kam heran, und wir fanden uns vollzählig bei unſerm Freunde ein. Wendebach ging ſiegesgewiß zwiſchen uns herum, rieb ſich in der Vorfreude ſeines vermeintlichen Triumphes die Hände und ſchoß halb mitleidige Blicke auf ſeinen Gegner. „Seht doch nur, wie blaß er iſt,“ ſagte er. „Äußerlich benimmt er ſich zwar gefaßt, aber innerlich zittert er wie Eſpenlaub!“

Dann wurden die Flügelthüren geöffnet und wir begaben uns erwartungsvoll an die wohl geſchmückte Tafel. Als nun nach der Suppe eine gewaltige Schüſſel der mächtigen Klöße nebſt einem ſtattlichen Sauerbraten erſchien, verbreitete ſich die feierliche Stille der Erwartung. Die Gerichte wurden herumgereicht und der erſte, der in verzeihlicher Neugier und Spannung einen der Klöße zerlegte, war Doktor Dammann. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Innere dieſes Nationalgerichtes geworfen, als er, auf ſeinen Teller ſchauend, in ein ſtilles ſchütterndes Lachen ausbrach.

„Was hat denn der Kerl?“ fragte Wendebach halblaut. „Sollte ſich ein Ausbruch bei ihm vorbereiten?“

Allein jeder, der dem erſten Beiſpiele Dammanns gefolgt war, folgte auch dem zweiten, und zuletzt ſaßen alle Mitglieder der Tafelrunde da und ſtarrten mit demſelben innerlichen ſchütternden Lachen auf ihre halbierten Klöße.

Wendebach ſah ratlos von einem zum anderen. Dann, von einer dunkeln Ahnung ergriffen, zerriß auch er ſchnell und kunſtreich eine der grauweißlichen Kugeln in zwei Hälften und ward in demſelben Augenblicke purpurrot bis unter die Spitzen ſeines buſchigen emporſtrebenden Haares. Er richtete ſich hoch auf und warf einen Blick voll erhabenen Zornes auf ſeine Gattin. So denke ich mir etwa Jupiter an der Göttertafel, wenn er bemerkte, daß das Ambroſia angebrannt und der Nektar ſauer war. „Weib!“ rief er mit donnernder Stimme, „Schlange, die ich an meinem Buſen genährt habe, was iſt das!?“

Die arme Frau, welche ſchon mit blaſſer Miene und ängſtlichem Ausdruck das ihr unerklärliche Gebahren der Tiſchgeſellſchaft beobachtet hatte, ſagte nun ganz verſchüchtert: „Aber ich bitte dich, Karl, was haſt du denn? Was iſt geſchehen?“

„Was geſchehen iſt?“ rief Wendebach. „Unerhörtes iſt geſchehen! Ich bin zerſchmettert! Ich bin vernichtet! Ich bin dem Hohne der Menſchheit ausgeliefert! Bei dieſen Klößen ſind die Semmeln in der Mitte angeordnet! Das iſt mehr als entſetzlich, das iſt Verrat!“

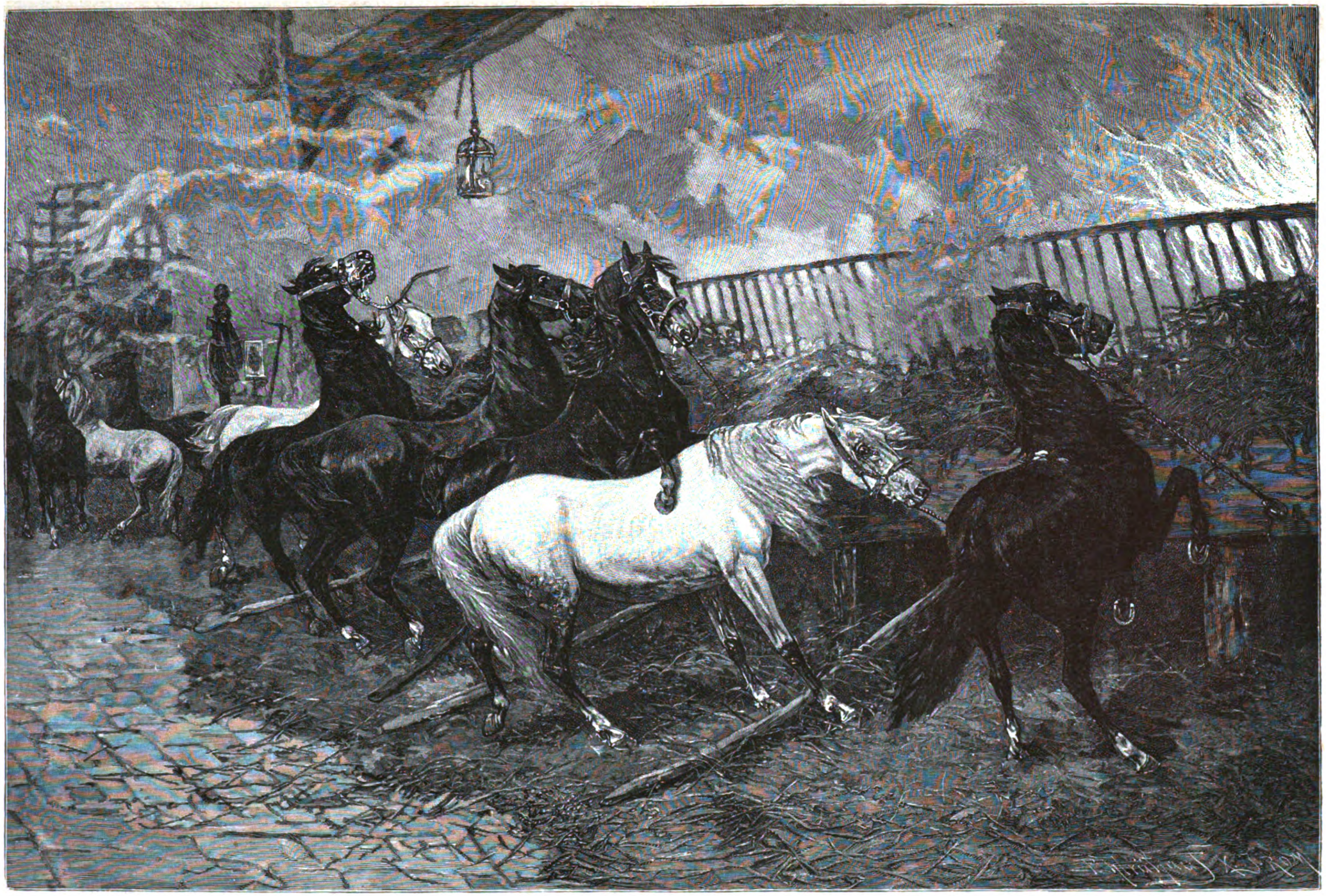
„Aber ich bitte dich, teuerſter Karl,“ ſagte die Frau. „Wir eſſen dieſes dein Lieblingsgericht ſehr oft und ſchon ſeit Jahren, und niemals war es anders zubereitet. Du warſt doch ſonſt immer zufrieden. Und wenigſtens ſechsmal haſt du es mir wiederholt, wir ſollten es genau ſo machen wie immer, denn das wäre wichtig.“

Der Donner des Gelächters, der ſich nun erhob, war unbeſchreiblich, und inmitten dieſer wogenden Luſtigkeit ſaß Doktor Wendebach bleich und ratlos und murmelte unverſtändliche Worte. Doch die Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit ſtiegen höher und höher, und in ihren ſchäumenden Fluten ward der berühmte Streit um die Struktur des thüringiſchen Kartoffelkloßes für immer begraben.

Foſſile Brennſtoffe.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Die gewaltige Umwälzung, welche die Erfindung der Dampfmaſchine in unſerm Jahrhundert auf faſt allen Gebieten menſchlichen Schaffens hervorrief, war nur möglich, weil die vorſorgende Natur im Verlauf unmeßbarer Zeit tief im Schoße der Erde jene großen Maſſen foſſiler Brennſtoffe aufgeſpeichert hatte, durch welche die Dampfkraft erſt ihre volle Bedeutung erhalten konnte. Die Dampfkraft aber iſt es bis heute im weſentlichen allein, welche die auf eine Leiſtung von etwa 45 Millionen Pferdekräften geſchätzten Kraftmaſchinen der Erde treibt — eine Leiſtung, die nebenbei bemerkt, etwa derjenigen einer Milliarde Menſchen, alſo faſt der geſamten Einwohnerzahl unſers Erdballes, gleichkommt. Was bedeutet der ganze Holzvorrat der Erde gegenüber den ungeheuren Mengen von Brennmaterial, die unſere vielgeſtaltige Induſtrie,



Feuer im Pferdeſtall. Nach dem Gemälde von Giuſeppe Gabani.

die weitumfaſſenden Verkehrsbedürfniſſe erfordern, wie ſchnell würden unſere Wälder und Forſten verſchwinden, wenn ihre Beſtände allein die Dampfmaſchinen und die Aufbereitungsſtätten der Erze nähren müßten? Wir haben es noch in jüngſter Zeit bitter empfunden, welchen tiefeinſchneidenden Einfluß ſelbſt ein kurzer und partieller Stillſtand der Kohlenförderung auf das geſamte Verkehrsleben, auf Handel und Wandel ausübt — wie aber ſtände es um jene, wenn uns die unvergleichlichen Schätze von Kraft und Wärme, die frühere Jahrtauſende in Geſtalt der ſchwarzen Diamanten hinterließen, gänzlich verſagt wären!

Alle foſſilen Brennſtoffe — vom Torf bis zur Steinkohle und zum Erdöl — haben im Grunde eine gemeinſame Entſtehungsart, ſo mannigfach wechſelnd dieſelbe ſich auch im einzelnen geſtaltet haben mag: ſie ſind die Überreſte organiſcher Produkte aus längſt vergangenen Perioden, in denen der reichere Kohlenſtoffgehalt der Luft und die höhere Wärme unſers Erdballes ein Pflanzenwachstum ſchuf, deſſen Fülle und Üppigkeit ſich auch die regſte Phantaſie kaum vorzuſtellen vermag. — Im kleinen vollzieht ſich derſelbe Vorgang, dem wir die Entſtehung der Kohle verdanken, auch heute auf jedem Torfmoor: wie deſſen Grund- und Hauptteil ſich einſt im weſentlichen aus unzähligen Generationen vermoderter Sumpfpflanzen bildete, ſo wächſt er jetzt noch an der Oberfläche durch den ſich immer erneuernden Pflanzenwuchs. Jeder Buſch Heidekraut, jeder Strauch und jeder Baum, der auf einem Torfmoor vom Sturme geknickt wurde oder abſtarb, liefert einen neuen Beitrag, ſo verſchwindend klein er an ſich ſein mag. Während die Oberfläche des Sumpfes aber grünt und blüht, ſacken ſich ſeine unteren Teile mehr und mehr, die oberen immer ſchwerer werdenden Schichten preſſen die tieferen zuſammen und das Waſſer aus ihnen heraus, bis endlich eine feſte Torfmaſſe aus ihnen entſteht. Wird dann durch eine Überſchwemmung etwa ſolch ein Torfmoor mit Sand oder Lehm bedeckt, ſo verweſen unter der deckenden Schicht langſam und allmählich die Pflanzenſtoffe weiter, ſie verlieren an Waſſer- und Sauerſtoff und werden dadurch zugleich an Kohlenſtoff reicher: aus einem Torflager kann ſich ſo im Laufe langer Zeiträume ein Braunkohlenlager entwickeln. Denken wir uns die Zerſetzung noch weiter fortgeſchritten und durch den Druck aufliegender Gebirgsſchichten einerſeits, durch die Erdwärme anderſeits modifiziert, ſo wird es begreiflich, daß ſich in der Braunkohle ein zwar unendlich langſamer, aber doch ſtetig fortſchreitender Prozeß vollzieht, der auf immer reinere Darſtellung des Kohlenſtoffes hinarbeitet: das Braunkohlenlager verwandelt ſich in Steinkohle, die endlich zum faſt reinen Kohlenſtoff, zum Anthrazit, wird. Die foſſilen Brennſtoffe ſind ſonach nichts anderes, als viele, mannigfach verſchiedene Übergangsſtufen desſelben Zerſetzungsprozeſſes, und wie oft alte Torfe teilweiſe, ſowohl ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung, als ihrem äußeren Ausſehen nach der Braunkohle ſehr ähnlich ſind, ſo gibt es auch zwiſchen Braun- und Steinkohle ſo überaus zahlreiche Zwiſchenſtufen, daß bisweilen ſelbſt der Fachmann, zumal wenn er den Fundort nicht kennt, in Zweifel ſein kann, ob er ein Stück Kohle als Braun- oder als Steinkohle bezeichnen ſoll. Bekanntlich laſſen ſich die gleichen Umwandlungen, welche die Natur durch Vermoderung im Verlauf langer, langer Zeiten vollzog, ſogar künſtlich nachahmen: erhitzt man Holz unter Luftabſchluß, ſo verwandelt ſich dasſelbe in Produkte, welche je nach den angewandten Hitzegraden dem Torf, der Braunkohle, der Steinkohle oder dem Anthrazit ihrer Zuſammenſetzung nach nahe verwandt ſind.

Indeſſen darf man anderſeits nicht annehmen, daß jedes Braunkohlenlager urſprünglich Torf war, und daß jede Steinkohle aus Braunkohle entſtand. So ſchematiſch arbeitet die Natur nicht, und ſchon der Umſtand, daß die Braunkohle und die Steinkohle im allgemeinen Produkte ganz verſchiedener geologiſcher Perioden ſind, widerſpricht einer ſolchen Annahme.

Die Braunkohle gehört der Tertiärformation an — in ihren Lagern finden wir, teils durch Abdrücke erkennbar, teils in Verſteinerungen erhalten, neben Pflanzenformen ausgeſtorbener Gattungen doch auch Reſte einer Flora, welche darauf hinweiſen, daß die damalige Pflanzenwelt in einem gewiſſen Zuſammenhang mit der heutigen ſtand. Die Steinkohle verdankt einer weit früheren Epoche ihre Entſtehung; ſie iſt in erſter Linie auf Pflanzenformen zurückzuführen, welche von denen unſerer jetzigen Flora gänzlich verſchieden waren, auf die rieſigen Sigillarien und Schachtelhalme, auf gewaltige Araukarien, Farren und Noeggerathien: Pflanzen, welche zu ihrem Gedeihen ganz anderer klimatiſcher Verhältniſſe, als wir heute kennen, welche eines höheren Kohlenſäuregehalts der Luft, größerer Feuchtigkeit und Wärme unbedingt bedurften. Unter der Einwirkung eben dieſer Verſchiedenheiten wird auch die Bildung der Steinkohle wahrſcheinlich eine weit energiſchere und ſchnellere geweſen ſein, als etwa die Entſtehung des Torfs.

Wie gewaltig die Üppigkeit jener Flora der Urzeit, wie ſchnell das Wachstum jener gewaltigen Rieſenpflanzen war, das zeigen ſo recht deutlich gerade die Steinkohlenlager, in denen wir teilweiſe die Reſte derſelben noch in ganzen Stämmen vorfinden. Könnte man einen unſerer prächtigſten Tannenforſten zu Steinkohle verwandeln, ſo würde man ein Flötz von kaum einem Centimeter Stärke erhalten, zu einem Flötz von fünf Meter Mächtigkeit bedürften wir etwa fünfhundert Generationen Wälder; in dem Saardiſtrikt z. B. aber kennt man gegen hundert durch Geſteinsſchichten getrennte Flötze übereinander, zu deren Bildung Millionen von Jahren erforderlich geweſen ſein würden — wenn man nicht für das Wachstum der Sigillarienwälder und Rieſenfarnen einen ganz anderen Maßſtab anlegen müßte, als denjenigen, nach dem wir das Wachſen unſerer Bäume bemeſſen.

Wie die geſamte Pflanzenwelt, ſo ſetzt ſich auch jeder foſſile Brennſtoff aus vier Grundbeſtandteilen: aus Waſſerſtoff, Stickſtoff, Sauerſtoff und Kohlenſtoff zuſammen. Maßgebend für uns iſt der Gehalt an letzterem, da er in den Brennmaterialien jene Wärme- und Lichtquelle bildet, für welche gewiſſermaßen die Pflanze während ihres Wachstums die hellen und warmen Sonnenſtrahlen in ſich aufſpeicherte, die ſie uns über ihr eignes Leben hinaus erhielt. Während nun Torf etwa 45—50 Prozent Kohlenſtoff enthält, kann man den durchſchnittlichen Gehalt beſter Braunkohle an Kohlenſtoff auf 70 Prozent, der Steinkohle auf 80 Prozent, des Anthrazits auf 90 Prozent beziffern — wir ſehen hier, in Zahlen ausgedrückt, die oben erwähnten Übergangsſtufen wiederkehren und zugleich auch den Wert der einzelnen Stoffe als Heizungsmaterialien.

So wertvoll für einzelne Länder, z. B. für Holland und große Gebiete Norddeutſchlands, der Torf iſt, ſo wertvoll für andere umfangreiche Diſtrikte die Braunkohle wurde — ich erinnere nur an die auch durch eine vortreffliche Qualität ausgezeichneten Gruben Böhmens und der Provinz Sachſen, in der ſich auf Grund des Braunkohlenvorkommens eine äußerſt ergiebige Fabrikation von Paraffin und Mineralölen entwickelt hat —, den Löwenanteil an der Bedeutung der unterirdiſchen Schätze trägt doch die Steinkohle, und es iſt bezeichnend, daß ſich ihre Ausbeute allein in Europa in den letzten dreißig Jahren mehr denn verdreifachte: von etwa 100 Millionen Tonnen im Jahre 1860 iſt ſie auf weit über 400 Millionen Tonnen (die Tonne zu 20 Centnern gerechnet) geſtiegen. In England betrug der durchſchnittliche Kohlenverbrauch auf den Einwohner um den Anfang unſers Jahrhunderts 1000 Kilogramm — heute wird er auf faſt 4000 Kilogramm geſchätzt, und es entfallen anderſeits von 100 Prozent der Geſamtausbeute jenſeits des Kanals etwa 30 auf die Eiſen- und Stahlproduktion, 17 für Haushaltungszwecke, 12 auf Kraftmaſchinen, 10 auf die Ausfuhr, je 7 auf den Bergbau und die Gasbereitung, einſchließlich Teerinduſtrie, 4 auf die Keramik, je 2 auf Dampfſchiffahrt und Eiſenbahnen — 9 auf alle übrigen Verwendungsarten! Dieſe Zuſammenſtellung, welche annähernd auch für unſere deutſchen Verhältniſſe zutreffend ſein mag, gibt einen in mancher Beziehung überraſchenden Aufſchluß: wer hätte z. B. nicht den Bedarf der Eiſenbahnen an Kohle relativ viel höher veranſchlagt?!

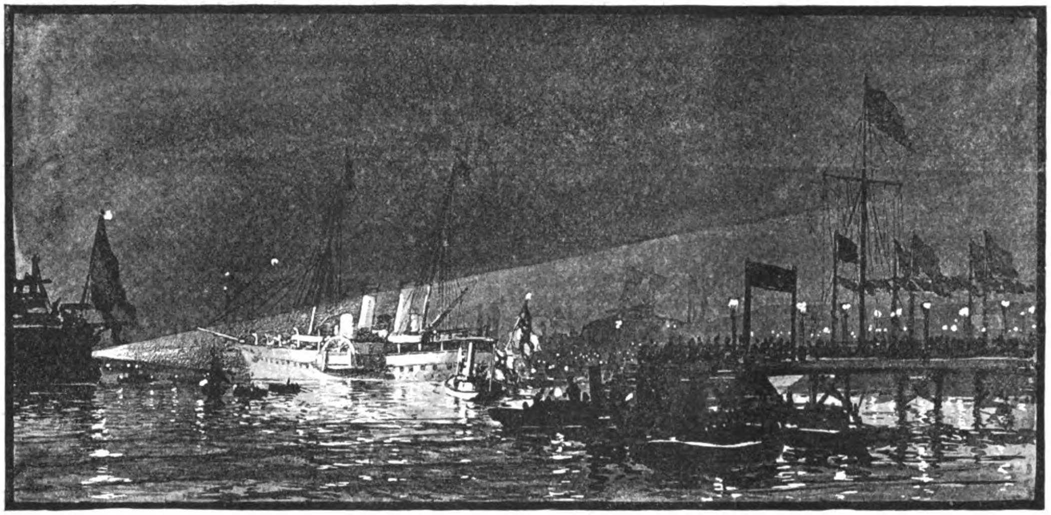
Der rieſige, ſich ſtetig ſteigernde Verbrauch zeitigte wiederholt die Beſorgnis, es könne mit den Kohlenſchätzen des Erdinnern in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ende gehen. In der That iſt es ja nun unzweifelhaft, daß ſich die Kohlenlager, daß ſich vor allem diejenigen Lagerſtätten einmal erſchöpfen müſſen, deren Abbau lohnend oder überhaupt möglich iſt: Die etwa über 1200 Meter tief im Erdenſchoße ruhenden Flötze ſind, da ihre Hebung mindeſtens vorläufig, der zunehmenden Temperatur halber, ausgeſchloſſen erſcheint, für uns ebenſo wertlos, wie im allgemeinen wegen der übermäßigen Transportkoſten vielleicht Kohlenlager in Grönland für die Induſtrie Centraleuropas. Die erwähnten Befürchtungen, welche in ziemlich regelmäßiger Wiederkehr zum Schrecken gläubiger Gemüter die Wanderung durch alle Zeitungen machen, halten indeſſen vor einer eingehenderen Betrachtung nicht Stich — auf Jahrhunderte hinaus mindeſtens erſcheint unſern Nachkommen noch der reichliche Genuß der Baſis ihrer wirtſchaftlichen Kraft ſelbſt dann geſichert, wenn der Kohlenverbrauch progreſſiv wie bisher ſteigt.

Faſt kein europäiſches Land iſt ohne Kohlenproduktion, und in einzelnen, gerade der kohlenreichſten Länder iſt der Abbau bisher ein verhältnismäßig äußerſt geringer: die ungeheuren Kohlenſchätze des ruſſiſchen Reiches z. B. ſind kaum berührt. Wohl möglich, daß Englands heute ſprichwörtlich gewordener Reichtum an ſchwarzen Diamanten im Laufe des nächſten Jahrtauſends der Erſchöpfung entgegengeführt wird, obwohl ſich noch nicht überſehen läßt, inwieweit die Fortſchritte der Technik dereinſt einen Abbau der großen, an Großbritanniens Küſten unter dem Meere lagernden Kohlenfelder geſtatten werden — nach einer etwaigen Erſchöpfung der engliſchen Gruben können aber ſicher die deutſchen ſelbſt im ſchlimmſten Falle noch auf Jahrhunderte eintreten. Man hat berechnet — ſelbſtverſtändlich handelt es ſich ſtets nur um Annäherungswerte — daß die weſtfäliſchen Kohlen allein noch auf mehrere tauſend Jahre ausreichen, daß die Schätze des Saarbeckens ſogar noch auf etwa 15000 Jahre die heutige Ausbeute geben könnten.

Weit bedeutender aber als die Kohlenlager Europas ſind diejenigen Nordamerikas — amerikaniſche Geologen behaupten, daß die Kohlenfelder der Union allein faſt drei Viertel aller bisher erſchloſſenen Steinkohlengebiete der Erde umfaſſen; mit der Union wetteifert China: außer zahlreichen anderen Fundſtätten befindet ſich z. B. in der Provinz Schenſi ein Kohlenbecken, welches eine Ausdehnung von 1500 deutſchen Meilen hat und nach den Berechnungen unſers Landsmannes von Richthofen allein genügen würde, augenblicklich den Konſum der ganzen Welt auf einige Tauſend Jahre zu decken. Oſtindien und Japan beſitzen ausgedehnte Lagerſtätten, die Kohlenfelder Auſtraliens ſind ſehr bedeutend, und neuerdings hat ſich herausgeſtellt, daß wir auch von Afrika eine ſehr umfangreiche Kohlenausbeute zu erwarten haben.

Außerdem iſt es denn doch eine Frage, ob der Kohlenverbrauch ſich auch in Zukunft fortgeſetzt ſteigern, ob nicht dieſer Steigerung ein Stillſtand, vielleicht ſogar dereinſt ein Rückſchritt folgen wird. Wir ſtehen heute trotz aller ſonſtiger Entwickelung der Technik gerade bezüglich des Heizweſens noch recht tief in den Kinderſchuhen, wir arbeiten mit einer geradezu beiſpielloſen Kohlenverſchwendung und bringen oft kaum ein Viertel der eigentlichen Heizkraft der Kohle zur Verwertung. Das muß mit der Zeit anders werden. Welchen Umſchwung weiterhin aber die Elektrizität in dem geſamten Beleuchtungs- und Heizweſen noch hervorrufen wird, inwieweit ſie uns billige Waſſerkräfte dienſtbar machen kann, inwiefern durch ſie vielleicht eine anderweitige Aufbereitung der Metalle möglich werden wird — kurz, in welchem Umfang auch ſie, die gewaltigſte Revolutionärin der Neuzeit, den Kohlenverbrauch beeinfluſſen, vermindern wird, läßt ſich noch gar nicht abſehen.

Den foſſilen Brennſtoffen müſſen wir ſchließlich das Erdöl beizählen, deſſen Bedeutung für einzelne Heizungszwecke von Jahr zu Jahr ſteigt. Wir beſitzen heute mehrere recht brauchbare Kleinmotoren, welche auf der Verwendung von Petroleum als Brennſtoff beruhen, vor allem aber hat ſich die Schiffsbaukunſt der Sache bemächtigt und Dampfer konſtruiert, deren Kraftmaſchinen durch Petroleum oder Naphtha getrieben werden. Daß dieſelben in der Nähe bedeutender Erdölquellen, alſo unter der Vorausſetzung des Fortfalles der Transportkoſten für das Rohmaterial, vorteilhaft arbeiten würden, ließ ſich vorausſehen, ſie haben ſich indeſſen auch unter anderen Umſtänden bewährt: Petroleum nimmt als Brennſtoff wenig Raum ein, verbrennt faſt ohne Rauchentwickelung und geſtattet eine ſchnelle Betriebsbereitſchaft der Maſchine — ganz beſonders für kleine Luxusfahrzeuge erſcheint ſeine Verwendung daher angebracht. Seit kurzem durchkreuzt ein derartiger Liliputdampfer ſogar die Havelſeen bei Berlin. Auch über die angebliche Erſchöpfung der Erdölquellen iſt viel gefabelt worden. Daß die Ergiebigkeit des pennſylvaniſchen Gebietes allein dem ungeheueren Bedarf, welcher auf jährlich neun Milliarden Liter Rohöl veranſchlagt wird, nicht mehr voll genügen, daß ſeine Quellen ſpärlicher zu fließen beginnen, iſt zwar unzweifelhaft, vorderhand decken ſie aber in Verbindung mit den zur Zeit noch fabelhaft ergiebigen kaukaſiſchen Quellen und der Produktion der kleineren Fundſtätten in Galizien, Rumänien und Deutſchland reichlich den Konſum. Neuerdings hat man jedoch in einer ganzen Reihe überſeeiſcher Länder neue Quellen entdeckt und bei der Unterſuchung ſchon bekannter, aber wenig beachteter gefunden, daß dieſelben bei richtiger Ausnutzung mit den kaukaſiſchen und nordamerikaniſchen Ölgebieten wetteifern können. In Südafrika — am Potſcheſſtrom in Transvaal und bei Ladybrand im Orangeſtaat — wurden ſehr bedeutſame Funde gemacht, in Südauſtralien iſt ein reiches Ölvorkommen gemeldet, ganz beſonders ſcheint aber Birma über Öldiſtrikte zu verfügen, deren Ergiebigkeit beiſpiellos ſein ſoll; an einzelnen Stellen fließt das Öl ohne Brunnenbohrungen unmittelbar aus der Erde hervor und z. B. bei Minbu, am Ufer des Irawaddi ſo dicht am Strom, daß es ohne weitere Röhrenleitungen direkt in die Reſervoirs der Petroleumdampfer eingepumpt werden könnte. Es kommt hinzu, daß man in der Technik des Ölbohrens große Fortſchritte gemacht hat; Bohrlöcher von 2000 Fuß Tiefe werden heute ohne ſonderliche Schwierigkeit, in kurzer Zeit mit verhältnismäßig geringen Koſten hergeſtellt und durch dieſe Tiefbohrungen ſelbſt auf anſcheinend ſchon erſchöpften Fundſtätten häufig neue, äußerſt ergiebige Quellen erſchloſſen. Die Reihe der Brennſtoffe, welche das Erdinnere liefert, iſt indeſſen mit dem Petroleum noch nicht abgeſchloſſen. Bei der Entſtehung des Erdöls, welches wir zweifellos als ein Umbildungsprodukt organiſcher und zwar wahrſcheinlich großenteils tieriſcher Überreſte anſehen müſſen, haben ſich gleichzeitig brennbare Gaſe gebildet, die mit jenem in die Spalten und Klüfte des Geſteins unter hohem Druck eingeſchloſſen ſind. Mehrfach ſind nun derartige Quellen eines Naturgaſes angebohrt worden — eines Gaſes, welches, nebenbei bemerkt, ſich vor jedem künſtlichen Brenngas durch einen überaus hohen Gehalt von leichten, brennbaren Kohlenwaſſerſtoffen und daher durch große Heizkraft auszeichnet. Es iſt bekannt, daß ſich z. B. die ganze, gewaltige Induſtrie der Stadt Pittsburg lediglich dieſes Naturgaſes als Heitzmittels bedient oder doch bis vor kurzem bediente — im Laufe des letzten Jahres ſoll nämlich die Ergiebigkeit der Quellen ſich weſentlich vermindert haben, ſo daß einzelne Fabriken bereits wieder zum Gebrauch der Kohle zurückgekehrt ſind. Wenig bekannt dürfte es indeſſen ſein, daß auch in Deutſchland jetzt an einer Stelle ein reichliches Vorkommen von Naturgas nachgewieſen und dasſelbe bereits zur praktiſchen Nutznießung herangezogen wurde: die Geſellſchaft der deutſchen Mineralölwerke zu Wietze in der Provinz Hannover verwendet ſeit einigen Monaten zum Betriebe einer ſechspferdigen Dampfmaſchine ausſchließlich Naturgas, welches einem ihrer Bohrlöcher in für dieſen Zweck vollkommen ausreichender Stärke entſtrömt.



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Ankunft Kaiſer Wilhelms in Kiel. Der Kaiſer begibt ſich an Bord der „Hohenzollern.“

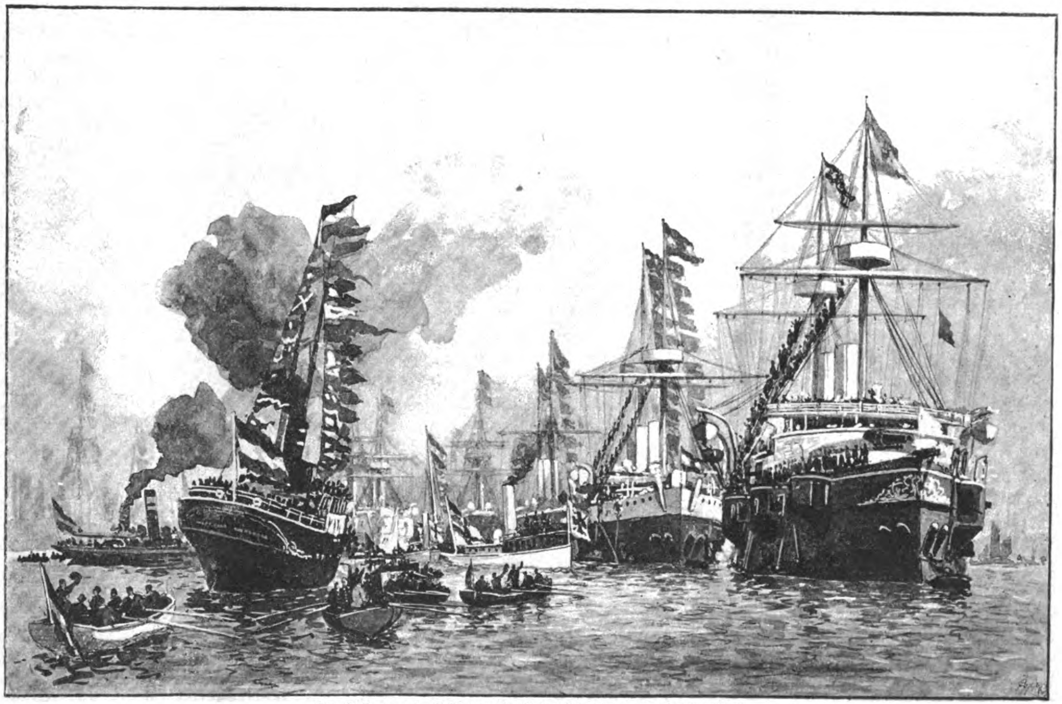
Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein.

Text und Illuſtrationen von Hans Bohrdt.

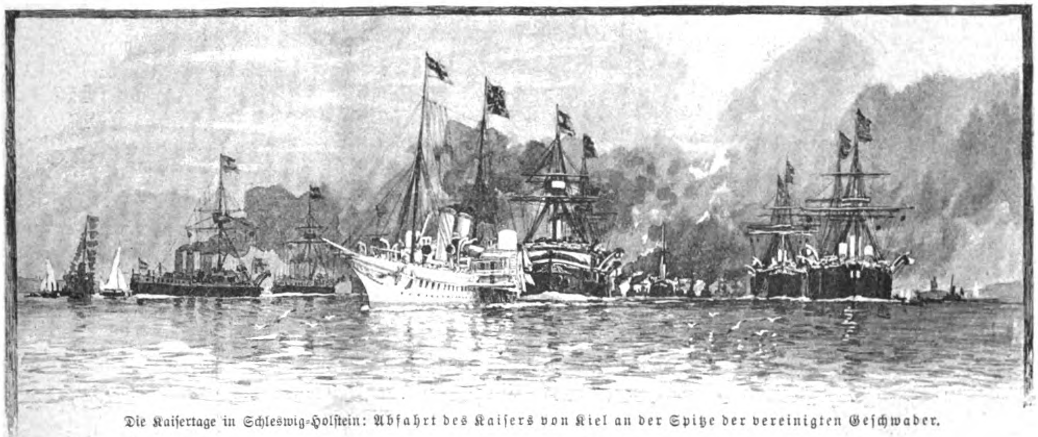
(Abdruck verboten.)

Alljährlich, wenn der Sommer zur Neige geht, wenn die ausgereifte Feldfrucht geborgen iſt, wenn die letzten Sommerfriſchler ſchon ihre Koffer packen und man meint, daß nun die winterliche Ruhe in die Natur einziehen müſſe, da wird es in den deutſchen Landen erſt recht lebendig. Die frohe, fröhliche Manöverzeit, die jährliche, große Prüfung unſers Wehrſtandes nimmt ihren Anfang. An allen Orten und Enden klirrt es von Waffen, knattern die Gewehre, donnern die Geſchütze, wiehern die Roſſe, ſchmettern die Signale und luſtigen Kriegsweiſen. Wer vermöchte ſich dem Zauber des Krieges im Frieden verſchließen. Das todbringende Handwerk wird zu einem, wenn auch ernſten und wichtigen Spiel. Der Kamerad, dem du heute die Hand geſchüttelt, fehlt morgen nicht in den Reihen, die grauſigen Bilder des Schlachtfeldes ſtarren dir nicht entgegen. Die wehrloſe Bevölkerung iſt nicht vor den Schreckniſſen des Kampfes geflohen, ſondern lacht fröhlich den einziehenden jungen Söhnen im ehrenden Waffenkleide entgegen. Verlangende Mädchenaugen muſtern die langen Reihen und leuchten hell auf, wenn ſie den Herzallerliebſten unter den ſchmucken Vaterlandsverteidigern gefunden haben.

Kommt dann der oberſte Kriegsherr unſers geeinten Volkes und ſenken ſich die ruhmreichen Fahnen vor dem Führer in Glück und Not, ſo iſt es, als ob die liebe Gottesſonne heller ſcheine, fieberhafte Erregung zittert im Herzen, in dem „Hurra“ der jungen Krieger, in den tauſend und abertauſend Zurufen der jubelnden Volksmenge klingt immer aufs neue dem deutſchen Kaiſer der Schwur entgegen: „Geeint in Tod und



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Flottenparade in Kiel.



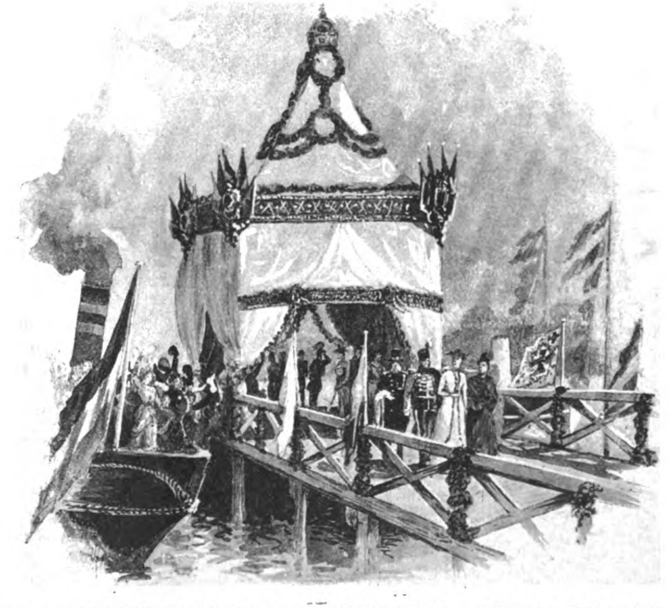
Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Abfahrt des Kaiſers von Kiel an der Spitze der vereinigten Geſchwader.

Gefahr. Du frohe, fröhliche Manöverzeit, du luſtiges Waffengeklirr! — Auf dem für jeden Deutſchen heiligen Boden Schleswigs ſollte diesmal das IX. Armeekorps ſeine Leiſtungsfähigkeit ſeinem oberſten Kriegsherrn darthun. — Hier auf den meerumſchlungenen Inſeln erhielt vor ſechsundzwanzig Jahren die neuerſtarkte Wehrkraft unſers Volkes die erſte blutige Taufe.

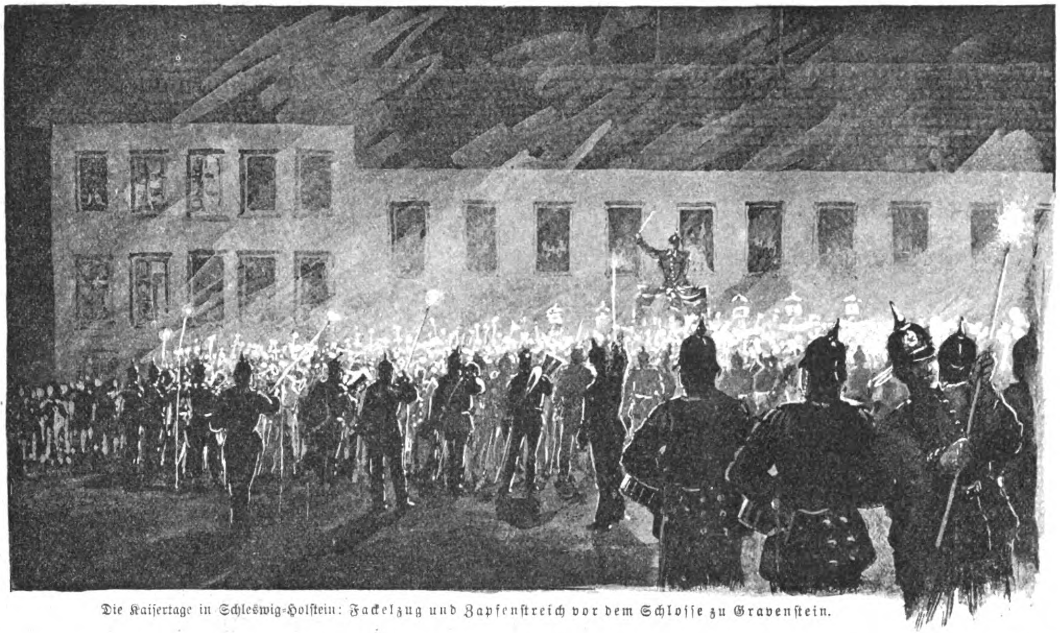
Die ahnungsvolle Dämmerung eines neuen großen, geeinten Deutſchlands ging damals über den grauſigen Schlachtfeldern von Düppel und Alſen auf. Der Michel hatte ſeine ſtarken Glieder gereckt und zeigte endlich, endlich der Welt, daß er ſich nicht mehr zum Popanz für jedermann gebrauchen laſſen wollte. Zum erſtenmal drückte der Deutſche ſeinen durch Blut und Eiſen wiedergewonnenen Bruder an die Bruſt.

Das Manöver des IX. Armeekorps hat ſo recht die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit wieder wachgerufen. Auf den Stätten heißen, blutigen Kampfes vollzog ſich das militäriſche Schauſpiel unter den kritiſchen Augen des Kaiſers und ſeines Stabes. Bei den Bewohnern der meerumſchlungenen Provinzen war des Jubels und der Begeiſterung kein Ende, ſchritt doch an der Seite des hohen Gemahls eine Tochter Schleswigs als deutſche Kaiſerin. Eine eigne Bedeutung verlieh dem Manöver die Anweſenheit des öſterreichiſchen Geſchwaders. Iſt doch die alte, durch Blut beſiegelte Waffenbrüderſchaft aufs neue wieder erſtanden. Die Geſchütze ſendeten die donnernden Grüße der geeinten Völker herüber und hinüber. — Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein begannen mit der Ankunft Sr. Majeſtät in Kiel am 2. September. Jubel der Bevölkerung, Glockengeläute, Geſchützdonner der vor Anker liegenden deutſchen und öſterreichiſchen Kriegsſchiffe begrüßten den Landesherrn bei ſeinem Einzuge in die Stadt. — Nach beendetem offiziellen Empfang begab ſich der Kaiſer unter tauſendſtimmigen Hochrufen und beim Spiel der Scheinwerfer an Bord der „Hohenzollern.“

Am Vormittag des 3. September fand die große Parade aller im Hafen vor Anker liegenden Kriegsſchiffe ſtatt. Ein heller, freudiger Sonnenſchein hatte die leichten Morgennebel bald zerſtreut und zeigte die mächtigen Panzerkoloſſe in ihrer trotzigen Pracht. Auf der ſchlanken, jetzt weiß gemalten „Hohenzollern“ war noch alles ſtill und ruhig. Am Heck ſieht man den greiſen Helden und Schlachtendenker Moltke ſtehen, welcher freundlich der ihm von kleinen Dampfern und Booten zujubelnden Menge zuwinkt. Da ſteigt die gelbe Kaiſerſtandarte am Hauptmaſte empor, und nun donnert vom öſterreichiſchen Schlachtſchiff „Franz Joſeph I“ der erſte Salutſchuß herüber. Die Geſchwader folgen dem Signal, und bald ertönt überall das ohrenbetäubende Krachen der Geſchütze. Ungeheure weiße Rauchwolken entziehen die Schiffe dem Auge. Der ganze Hafen iſt für einige Zeit in dichten Nebel gehüllt. Als endlich die Konturen wieder ſichtbar werden, haben die deutſchen Schiffe die öſterreichiſche Flagge am Hauptmaſte gehißt. Die öſterreichiſchen dagegen tragen an derſelben Stelle die deutſchen Farben. Um zehn Uhr vormittags begibt ſich Se. Majeſtät auf die Stationsjacht „Farewell.“ Die Parade nimmt ihren Anfang. Zuerſt gleitet der kaiſerliche Dampfer an den öſterreichiſchen Panzerſchiffen vorbei, deren Mannſchaften von den Wanten aus ihr Hurra ertönen laſſen, während die Muſik „Heil dir im Siegerkranz“ ſpielt. — Mit Wohlgefallen haftet das Auge an den prächtigen Kriegsfahrzeugen unſers Brudervolkes, deren verhältnismäßig ſchlanker Bau, ſowie heller, luſtiger Anſtrich das ſonſt ſo düſtere Ausſehen unſerer modernen Schlachtſchiffe ſo viel als möglich mindert. Auf den deutſchen Panzerkoloſſen ſtehen

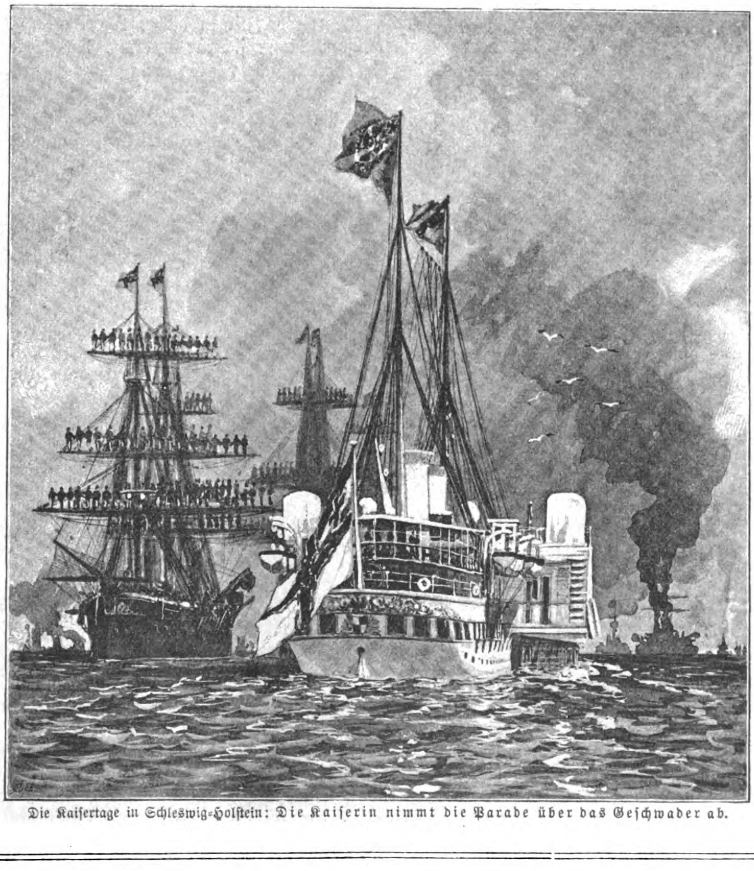


Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Empfang des Kaiſers und der Kaiſerin in Gravenſtein.



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Fackelzug und Zapfenſtreich vor dem Schloſſe zu Gravenſtein.

die langen Reihen unſerer Blaujacken in ſtrammer, militäriſcher Haltung. Beim Paſſieren der kaiſerlichen Jacht brauſt tauſendſtimmiges Hurra dem oberſten Kriegsherrn entgegen. Die Mannſchaften der Kreuzerkorvetten „Luiſe“ und „Ariadne,“ ſowie die der Schulſchiffe „Niobe“ und „Rover“ paradieren auf den Raaen. Weiter draußen ankern die Aviſos und die flinken, unheimlichen Torpedoboote. Die ganze Bucht ſchwärmt von Fahrzeugen aller Art, alle im Feſttagsſchmuck. Nach Abnahme der Parade begab ſich der Kaiſer an Bord des öſterreichiſchen Panzerſchiffes „Franz Joſeph I,“ an deſſen Hauptmaſt die kaiſerliche Standarte emporſtieg, während die Geſchütze den Salut donnerten und die fremden Fahrzeuge ſich in bunten Flaggenſchmuck hüllten. Nach Beſichtigung des „Franz Joſeph I“ ſtattete Se. Majeſtät dem Panzerſchiffe „Erzherzogin Stephanie,“ ſowie dem Aviſo „Tiger“ einen Beſuch ab. Um ein Uhr nachmittags ſtieg auf den Flaggſchiffen das Signal zur Abfahrt auf. Die kaiſerliche Jacht „Hohenzollern“ ſetzte ſich in Bewegung, ihr folgte das öſterreichiſche Geſchwader, während die deutſchen Panzerſchiffe die beiden Seiten flankierten. Als Se. Majeſtät das Fort Friedrichsort paſſierte, donnerten die Kanonen den Salut, und die Kapelle der in Parade aufgeſtellten Marineartillerie ließ den Präſentiermarſch ertönen. Den vorbeigleitenden öſterreichiſchen Schiffen rauſchte das herrliche Lied des Altmeiſters Haydn „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ entgegen. — Es war ein impoſantes maritimes Schauſpiel, welches die vereinigten, dem Meere zudampfenden Geſchwader darboten. — Abends warf die Flotte in der Flensburger Föhrde Anker. Am 4. September nahm der Kaiſer mit ſeiner hohen Gemahlin, welche unterdeſſen von Berlin eingetroffen war, die Parade des IX. Armeekorps ab. — Die Stadt Flensburg hatte feſtliches Gewand angelegt, ein ungeahntes Leben und Treiben wogte in den ſonſt ſo ſtillen Straßen. Glockengeläute, luſtige Muſik und rauſchender Jubel begleiteten das kaiſerliche Paar auf ſeiner Fahrt nach dem Paradefelde in der Umgebung der Stadt. — Das militäriſche Schauſpiel ging in der ge-



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Die Kaiſerin nimmt die Parade über das Geſchwader ab.

wohnten Weiſe vor ſich. Die braven Schleswig-Holſteiner ließen es an ſtrammer Haltung beim Präſentieren und Parademarſch nicht fehlen, und als Se. Majeſtät die langen Reihen hatte vorüberdefilieren laſſen, da ſprach er ſeine höchſte Befriedigung über die Leiſtungen des IX. Armeekorps aus. Das [illegible]6. Infanterieregiment hatte die Ehre, zum Leibregiment Ihrer Majeſtät der Kaiſerin ernannt zu werden. — Am folgenden Tage fand in der Nähe von Bau das große Korpsmanöver gegen einen markierten Feind ſtatt. Die Gefechtsentwickelung einer ſolchen Truppenmaſſe hat immer etwas Imponierendes, trotzdem kann ſich das Laienauge an dem Sturme der Kolonnen gegen einzelne Infanteriſten mit roten Fähnchen, welche ganze Kompanien und Artillerie darſtellen ſollen, nicht ſo recht erfreuen. Der Kampf, die Entſcheidung bleiben dem Schlachtenbummler dabei mehr oder weniger ſchleierhaft, und wer nicht gerade vom großen Generalſtabe iſt, kann den breiteren Generalideen und verſchmitzten Spezialideen unmöglichfolgen. — Der 6. September war der Flotte geweiht. Früh am Morgen ſchon hatte ſich der Kaiſer an Bord des Flaggſchiffes „Baden" begeben, welches während der Übung die gelbe Standarte in Top führte. Das Panzergeſchwader lag am rechten Ufer der Föhrde bei Holnis vor Anker. Ihm gegenüber lagen die öſterreichiſchen Schiffe und das Schulgeſchwader. Gegen acht Uhr erſchien die Kaiſerin mit ihrem Gefolge auf der Jacht „Hohenzollern." Langſam dampfte das prächtige Schiff durch die von munterer Briſe aufgewühlten grünen Wogen der herrlichen Flensburger Föhrde. Unterdeſſen hatte das Panzergeſchwader die Anker gelichtet und rauſchte an der Spitze „Baden" dem offenen Meere zu.

Zur Seite der dampfenden Koloſſe, dieſe bald überholend, glitt die Torpedodiviſion mit den Aviſos „Blitz" und „Zieten." Die ſchwarzen Huſaren des Meeres, deren geheimnisvolle, furchtbare Waffe in Verbindung mit äußerſter Schnelligkeit den ſtolzen Panzerſchiffen ſo verderblich werden kann, machen einen unheimlichen Eindruck, wenn ſie ſo über und über mit Giſcht und Schaum beſprüht, aus den niederen Schornſteinen dicken, dunklen Qualm entſendend, durch die grünen Fluten raſen. Die Torpedoboote ſind der Stolz unſerer jungen Flotte und können ſich rühmen, in Zweck und Einrichtung, ſowie Seetüchtigkeit von keinen ähnlichen Fahrzeugen anderer Nationen übertroffen zu ſein. Geräuſchlos, wie der Dieb in der Nacht nähern ſich dieſe winzigen, unheimlichen Schiffe dem Feinde, um ihm im günſtigen Augenblicke das tödliche Geſchoß in die Panzerwände zu ſchleudern und ſich dann ebenſo lautlos, wie ſie gekommen ſind, zu entfernen. In kurzer Zeit war die Torpedodiviſion dem Auge entſchwunden, nur noch die dichten, ſchweren Rauchwolken zeigten die Gegend an, in der ſie ſich befanden. Das Panzergeſchwader beeilte ſich, zu folgen. In Kiellinie dampfend, bot dasſelbe ein ſo impoſantes Bild dar, wie es die leider immer unſchöner werdenden Kriegsſchiffe der Neuzeit nur bieten können.

Glücklicherweiſe haben die Herren Erfinder, nachdem ſie die ſchlanken Schiffe mit den himmelhohen Maſten und ſchneeigen Segeln ſo ziemlich kalt geſtellt haben, dem ſchauluſtigen Auge wenigſtens etwas übrig gelaſſen. Wenn der Seekrieg erſt unter Waſſer geführt wird, dann iſt die Marinemalerei für immer aufgeſchrieben, falls die nautiſch veranlagten Kunſtjünger nicht aquarienhafte Werke ſchaffen wollen, deren Studium alsdann wohl in die Hände einer Taucherakademie gelegt werden müßte. Vorläufig ſind die Darſteller des Kampfes zur See immer noch beſſer daran, wie die der Feldſchlacht. Während man den läſtigen Pulverdampf jetzt völlig abgeſchafft hat, und die Maler in heller Verzweiflung ſind, wie ſie einen ſchießenden Soldaten darſtellen ſollen, hat man in der Marine wenigſtens noch den, Himmel und Waſſer verdüſternden Qualm als Erſatz für die fehlenden äußeren Symptome des mörderiſchen Kampfes.

Die Geſchwader dampften alſo, über und über in Rauch gehüllt, dem Meere zu, ihnen folgte die Jacht „Hohenzollern." Das zurückbleibende Schul- und Kreuzergeſchwader hatte die Raaen bemannt und paradierte vor Ihrer Majeſtät der Kaiſerin. Tauſendſtimmiges Hurra empfing die Landesherrin, als die Jacht längſeit fuhr.

Draußen auf der See war der Feind durch weiße dachartige Scheiben markiert, und es entwickelte ſich nun ein Kampf mit ſcharfer Munition, daß die Splitter der ſchwimmenden Gerüſte nur ſo flogen.

Die dem Feinde zur Verfügung ſtehende Torpedodiviſion machte einige kühne Angriffe, infolgedeſſen durch Schiedsrichterſpruch einige Fahrzeuge des Geſchwaders als „außer Gefecht geſetzt" erklärt wurden und daher ein ſchwarzes Signal an ihren Toppen tragen mußten. Das donnernde Geſchützfeuer und namentlich die pfeifenden, ſchwirrenden, platzenden Granaten gaben ſo ganz das Bild des ernſtlichen Kampfes. Der Kaiſer beobachtete das Gefecht vom Flaggſchiff „Baden" aus mit kritiſchem Auge und machte nach beendeter Übung ſeinen jubelnden Blaujacken die Freude, ſeine hohe Befriedigung über die Leiſtungen derſelben auszudrücken. Um vier Uhr nachmittags lagen die Geſchwader wieder vor ihren Ankern. An der Landungsbrücke zu Gravenſtein, deren Spitze ein prächtig dekoriertes Kaiſerzelt trug, waren die Majeſtäten Gegenſtand einer großartigen, von echter Liebe der Bewohner zeugenden Ovation, wie denn überhaupt in dieſen Tagen bei der Bevölkerung Schleswigs des Jubels kein Ende war. Grollten auch manche däniſch Geſinnte, ſo waren ſie dennoch von der ſich hier offenbarenden Größe und imponierenden Macht Deutſchlands ſo überwältigt, daß ſie ſich im Herzen doch zu ihrem neuen Vaterlande mehr und mehr hingezogen fühlten.

Abends fand das große Galadiner im Schloſſe zu Gravenſtein ſtatt. Nach beendigter Tafel begann der große, vom Muſikinſpizienten Roßberg geleitete Zapfenſtreich.

Neunhundertunddreißig Hautboiſten und Spielleute zogen beim blendenden Glanze der Magneſiumfackeln unter den Klängen des Präſentiermarſches auf und ſcharten ſich alsdann um ihren Dirigenten, welcher von einem hohen, dekorierten Podium aus ſeinen Stab ſchwang.

Zuerſt wurde der Zapfenſtreich von den Trommlern gewirbelt und von den Horniſten geblaſen. Die darauffolgenden Muſikſtücke, Ouvertüre aus „Athalia," „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre," Fantaſie aus der „Walküre," „Am Meer," waren von unvergleichlich ſchöner Klangwirkung. Es iſt wunderbar, daß die Töne einer ſolchen Maſſe von Inſtrumenten nicht hart im Ohr erklingen, ſondern ſogar im Forte von ſo unendlicher Weichheit ſind, daß es faſt Erſtaunen hervorruft. Als freilich zuletzt die Hautboiſten im Verein mit Trommlern und Pfeifern den Düppeler Sturmmarſch ſchmetterten und wirbelten, da war das menſchliche Trommelfell doch einigen Erſchütterungen ausgeſetzt. Doch nichts für ungut, es war dieſelbe Muſik, die damals die Herzen der Tapferen begeiſterte, welche mit echtem deutſchen Löwenmute dem Feinde ſeine faſt uneinnehmbaren Bollwerke entriſſen. Dieſelben Fanfaren erklangen auf den Schlachtfeldern Düppels und Alſens und klingen noch heute in den Herzen aller Vaterlandsfreunde wieder.

(Schluß folgt.)

Familientiſch und Spielecke.

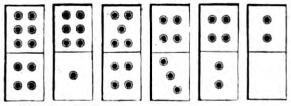
Zu dem Artikel: **„Am Strande der Oſtſee"** im XXVI. Jahrg. Nr. 49.

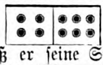
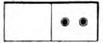
Zu obigem Artikel wird uns von berufener Seite geſchrieben:

Geſtatten Sie an den Ausdruck des Dankes, daß Sie den Mitteilungen über die Kinderheilſtätte zu Gr. Müritz Raum in Ihrem Blatte gaben, die Bemerkung zu knüpfen, daß neueſten Nachrichten zufolge jenes Friedrich Franz-Hoſpiz fortan keineswegs mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit geſchloſſen ſein wird. Es iſt vielmehr Vorkehrung getroffen, den Aufenthalt in ſeinen Räumen für den Winter behaglich herzuſtellen, und auch Erwachſene aufzunehmen. Erfahrungsmäßig iſt die Temperatur an der durch den Wald geſchützten Küſte bis tief in den Winter hinein ausnehmend milde, und Patienten, die bei eintretendem Froſtwetter und ſcharfen Winden auf ihre Zimmer beſchränkt bleiben müſſen, würden hier unge-

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 33 Augen bleiben verdeckt im Talon. D hat auf ſeinen Steinen 20 Augen mehr als C, aber 4 Augen weniger als A.

A hat: 

A ſetzt  aus und gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. Er ſetzt zuletzt  an Blank. B paßt bei der zweiten, vierten und fünften Runde. C kann keinen Stein anſetzen. A und D können immer anſetzen. B behält auf ſeinen Steinen 22 Augen übrig.

Die Summe der Augen auf den 13 Steinen der Partie beträgt 96.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine hatte C? Wie war der Gang der Partie?

1. Dreiſilbige Scharade.

Es kennt den Reiz der letzten Beiden
Nur der, der ſie zu Eins gemacht,
Dem auf dem Ganzen tauſend Freuden
In nächſter Nähe ſchon gelacht;

Der ſtill auf ihm im kühlen Walde,
In ſchatt'ger Bucht, an blauen Seen
Geruht, von grüner Bergeshalde
Hinunter hat ins Thal geſehn,

Der, ferne von dem Rauch der Städte,
Sich hat erquickt an reiner Luft
Und mit dem Falter um die Wette
An blüh'nder Wieſen würz'gem Duft.

Wohl dir, wenn ſich in ſchönen Tagen
Auch dir des Ganzen Reiz erſchloß,
Wenn leicht die Erſte dich getragen
Und reines Glück dein Herz genoß.

Fr. St.

2. Silbenrätſel.

Meine Gewäſſer ſind ſüß, umheget von Wäldern und Auen;
Stellſt du mich um, dann umſpült rings mich die ſalzige Flut.

Pf. J.

3. Vierſilbige Scharade.

Die letzten zwei Silben bedeuten
Im Leben bei mancherlei Leuten
Oft viel; jedoch die letzten Drei
Bekennen oftmals frank und frei,
Was an den zwei Letzten zu mäkeln ſei.
In ihrem Fleiß und ihrem Glanze
Zeigt ſich die Erſte durch das Ganze.
Doch ſchließt das Ganze ſeinen wirbelnden Tanz,
So zeigt ſich der Schluß oft mit Unterbilanz.

R. F.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

hindert den Genuß der friſchen Luft und des kräftigen Tannenduftes haben.

Wollen Sie gleichzeitig ein untergeſchlüpftes Mißverſtändnis dahin berichtigen, daß die von den mecklenburgiſchen Ständen dem Hoſpiz zugewendete Summe nicht 10 000 Mark, ſondern ebenſoviele Thaler, alſo 30 000 Mark betrug; und daß in Anbetracht der vielſeitig dieſer Anſtalt zugefloſſenen Gaben der Schlußſatz nicht von dem Leid und Glück eines einzelnen Landeskindes reden wollte, ſondern darauf hinweiſen, wie hier viele der edelſten Kinder des Landes zuſammen gewirkt haben, ein Werk zu ſchaffen, daß hoffentlich ſeine Segnungen weit über das geſamte deutſche Vaterland breiten wird.

Joſeph Kaffſack † 7. Sept. d. J.

Joſeph Kaffſack †.

Am 7. September d. J. unternahmen drei Berliner Künſtler, der Bildhauer Joſeph Kaffſack und die beiden Maler Paul Weimar und Jung, auf einem, dem Erſtgenannten gehörenden Segelboot eine Spazierfahrt. Das Boot ſchlug um und die drei Inſaſſen ſuchten ſchwimmend das Ufer zu erreichen. Aber nur Jung gelang es, ſich zu retten, die beiden anderen Herren fanden ihren Tod in den Fluten.

Weimar war ein tüchtiger, vielverſprechender Maler, Kaffſack ein großes, ſich eben zur vollen Blüte entfaltendes Talent. Letzterer hatte es nicht leicht gehabt, bis er ſo weit kam. Am 29. Oktober 1849 zu Regensburg geboren, ſtand ihm zunächſt nur das Handwerk offen. Aber in dem Jüngling lebte eine Künſtlerſeele, die unaufhaltſam zur Bethätigung drängte. Unter den größten Entbehrungen verfolgte er mit zäher Ausdauer ſeinen Weg. Bei Hähnel erlernte er die Technik ſeiner Kunſt, um dann nur dem eignen Genius zu folgen. Das erſte große Werk, das er ſchuf, war eine als Brunnenfigur für Lübeck gedachte „Lübecca," nach dem Urteil Sachverſtändiger eine herrliche Geſtalt. Das Kunſtwerk kam nicht zur Ausführung. Zwei Jahre ſpäter, 1883, erhielt er den Auftrag, das umgebaute Leipziger Poſtgebäude mit ſechs Dachfiguren zu ſchmücken. Dieſelben fanden allgemeinen Beifall und machten auch weitere Kreiſe auf ihn aufmerkſam. Zunächſt in Leipzig, für das Kaffſack mehrfach thätig war. So ſchuf er ein paar prächtige Koloſſalfiguren für das Leipziger Schützenfeſt: köſtliche Kindergruppen für die Villa des Buchhändlers Gebhardt in der Bismarckſtraße; ein großes Grabrelief. Wir hatten in dieſer Zeit mehrfach Gelegenheit, mit Kaffſack zuſammen zu ſein. Nur die mächtig gewölbte Stirn trug die Spuren der ſorgen- und arbeitsvollen Jugend, ſonſt lag der Zauber liebenswürdigſter Heiterkeit über dem ſchlichten Manne, dem zunächſt niemand anſah, daß ein großer Künſtler in ihm ſteckte.

Als im Jahre 1886 das Veſtibül der Berliner Jubiläums-Ausſtellungshalle durch vier Koloſſalgruppen geſchmückt wurde, ſchuf Kaffſack „Harmonie und Geſetz." An der Konkurrenz für das Kaiſer Wilhelm-Denkmal beteiligte er ſich mit einem Entwurf, der allgemein großes Aufſehen erregte. Leider vergeblich.

Dann ſchuf er wieder für Leipzig herrliche Kunſtwerke. Dort entſteht eben ein prächtiger Bau für die Univerſitätsbibliothek (Architekt Arwed Roßbach) und Kaffſack zierte es mit einer Gruppe: „Das Streben nach Ehre und Wahrheit" und drei wundervollen Köpfen über den Portalen: „Weisheit, Schönheit und Stärke.

Auch von den beiden letzten Arbeiten, an denen der Künſtler noch thätig war, als der Tod ſeinem raſtloſen Schaffen ein Ende machte, iſt eine, eine Marmorbüſte Kaiſer Wilhelms II, zu der ihm der Kaiſer eine Sitzung gewährt hatte, für Leipzig beſtimmt. Die andere, ein Denkmal für die Kaiſer Wilhelm I und Friedrich III, geht nach Halle, wo ſie am Giebichenſtein ihren Platz finden ſoll. Beide Werke ſind faſt fertig.

Dem liebenswürdigen Künſtler und Menſchen iſt manche Thräne nachgeweint worden. Seine Werke aber leben fort und zeugen von dem Großen, was in ihm lebte, unter ſo viel Leiden nach künſtleriſcher Ausſprache rang und ſie auch fand.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 1.

Bilderrätſel.

Wär' Lügen ſo ſchwer als Steine tragen, würd' mancher lieber die Wahrheit ſagen.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Goethes Gedicht: „An den Mond" hat 9 Strophen, 36 Verszeilen, 146 Wörter.

2. Dreiſilbige Scharade. Almenrauſch.

3. Dreiſilbige Scharade. Hirſchkäfer.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das erſte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVII. Jahrgang Nr. 1) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — König Ragnars Todesbotſchaft. Gedicht von Frida Schanz. Nach dem Gemälde von C. Schmalz. — Thüringiſche Kartoffelklöße. Eine Burleske nach dem Leben von Heinrich Seidel. — Foſſile Brennſtoffe. Von Hanns von Spielberg. — Feuer im Pferdeſtall. Nach dem Gemälde von Giuſeppe Gabani. — Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein. Von Hans Bohrdt. Mit ſechs Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke: Zu dem Artikel „Am Strande der Oſtſee" im XXVI. Jahrgang Nr. 49. — Joſeph Kaffſack †. Mit Porträt.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Oktober 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 3.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Reichenſteins Genie offenbarte ſich auf das Glänzendſte. Kaum war das Firmenſchild „S. Roſenthal & J. Reichenſtein“ vom Mühlendamm verſchwunden, ſo prangte ein neues und glänzenderes, „J. Reichenſtein, Herren-Konfektion“ in der Leipziger Straße. Woher Roſenthals Kompagnon plötzlich die Mittel zu dem neuen Geſchäft hatte, wußte niemand mit Sicherheit anzugeben; die meiſten freilich bedauerten Roſenthal als den Dummen, der ſein Geld im Konkurs nicht an die Gläubiger, ſondern an den Kompagnon losgeworden. Reichenſtein ſelbſt ließ wohl Andeutungen über einen geheimen Teilnehmer fallen, die indeſſen niemand glaubte. Das Geſchäft ging wieder ausgezeichnet, und jetzt dachte Reichenſtein daran, ein Weib zu nehmen. Seine Wahl fiel auf Roſenthals ehemalige Braut, die durch ihre Abſage genügende Anlagen zu einer tüchtigen Geſchäftsfrau gezeigt hatte. Die beiden ſchönen Seelen fanden ſich nur zu kurzem Glück. Nachdem Frau Reichenſtein ihrem Gatten ein Töchterchen geſchenkt hatte, ſtarb ſie. Bald darauf ging auch Reichenſteins Herren-Konfektion ein; er akkordierte mit den Gläubigern auf 22 ½ Prozent und verſuchte es mit der Damen-Konfektion. Aus dem Zuſammenbruch dieſes Geſchäftes ging Herr Reichenſtein mit einer Kontuſion hervor; er verſchwand auf einige Monate aus den Augen ſeiner Bekannten, um dann als Inhaber eines Fünfzigpfennig-Bazars wieder aufzutauchen. Nach noch einigen kurzen Stationen landete Jakob Reichenſtein endlich an der Börſe.

Reichenſteins Intelligenz hatte damit das einzige, ihr wirklich zuſagende Feld der Thätigkeit gefunden. Im Anfang einer der wildeſten und glücklichſten Spekulanten, wußte er ſich ſpäter durch direkte Beteiligung an einigen Gründungen den nötigen Rückhalt zu ſchaffen, bis er mit der „Internationalen Hauptbank“ vollſtändig feſten Fuß auf dem Berliner Markte zu faſſen verſuchte. Die Dividenden, welche dieſe Bank alljährlich zahlte, waren ſehr hoch, das Renommee, deſſen ſie ſich erfreute, ein ziemlich niedriges. Ebenſo widerſprechend taxierten viele das perſönliche Vermögen Reichenſteins auf Millionen, manche aber hielten ihn für „nicht recht ſicher.“ Jedenfalls aber war er in einer glänzenden Lage, die es begreiflich erſcheinen ließ, daß er höchſt indigniert war über die Frechheit Roſenthals, der der Vergangenheit ein ſo gutes Gedächtnis bewahrte. Hatte dieſer es doch ſogar ſo weit getrieben, den Bankier in ſeinem Hauſe aufzuſuchen. Damit war er allerdings ſchön angekommen; Reichenſtein hatte ihm gedroht, ihn durch den Diener hinauswerfen zu laſſen, wenn er noch einmal erſcheine, und ſeine Bitte, ihm in Erinnerung an die gemeinſame Pleite mit einem Darlehen von ein paar hundert Thalern aufzuhelfen, hatte Reichenſtein für einen Erpreſſungsverſuch erklärt. — —

Während der große Bankier ſich mit bleichem, wütendem Geſicht in einen Polſterſtuhl ſeines Privatkabinetts warf, ſchalt er ſich innerlich einen Dummkopf, weil er ſich mit ſeinem einſtigen Kompagnon nicht lieber gütlich auseinandergeſetzt hatte. Seit jenem Tage hatte Roſenthal ſeinen Anreißerpoſten vor die Thüre der „Internationalen Hauptbank“ verlegt, ſeit jenem Tage ließ der arme Schacherjude keine Gelegenheit vorübergehen, dem reichen Bankier die Frage nach „alten Sachen“ ins Ohr zu ſchreien, ſeit jenem Tage ſetzte Salomon Roſenthal plötzlich alles wieder in Kurs, was ihm von der Vergangenheit geblieben — nämlich die genaue Kenntnis der Reichenſteinſchen Karriere. Die Laune des Bankiers wurde nicht beſſer, als Aſſeſſor Lockmann noch immer lachend in das Kabinett trat, ſich ihm gegenüber in einem Lehnſtuhle placierte und mit der harmloſeſten Luſtigkeit, die nur durch den katzenartigen Ausdruck des Auges etwas Bedenkliches erhielt, ihn bat, doch endlich über ſeine Beziehungen zu Roſenthal, die doch gewiß pikanter Natur ſeien, reinen Wein einzuſchänken.

„Laſſen Sie mich zufrieden, Lockmann; wiſſen Sie das!“ ſchrie Reichenſtein wütend, ohne daß es den „Aſſeſſor“ in ſeiner Heiterkeit zu ſtören ſchien. „Beziehungen! Zu dem Menſchen Beziehungen! Durch einen Schutzmann werde ich den Kerl von der Stelle bringen laſſen, wenn er mich noch einmal beläſtigt.“

Lockmann ließ ſich nicht irre machen.

„Iſt es wirklich wahr, daß es einmal ſtatt der „Internationalen Hauptbank“ eine Firma Roſenthal—Reichenſtein oder Roſenthal & Komp. gegeben hat?“ lachte der Aſſeſſor.

Reichenſtein ſtand auf und rannte lebhaft geſtikulierend im Zimmer umher.

„Sie ſollen mich nicht immer an das Geweſene erinnern, Lockmann,“ ſagte er in überredendem Tone, da er ſich erinnerte, daß dem „Aſſeſſor“ gegenüber die Grobheit keine Wirkung zu erzielen pflegte. „Nehmen wir an, es wäre ſo geweſen, es hätte eine Firma Roſenthal & Reichenſtein gegeben — was thut's, da der Roſenthal jetzt auf der Straße ſteht und alte Sachen handelt, und der Reichenſtein an der Börſe ſitzt und den Kurs von der „Internationalen Hauptbank“ höher gehen läßt? Kann der Reichenſtein was dafür, daß der Roſenthal arm geblieben iſt, oder der Roſenthal vielleicht dafür, daß der Reichenſtein ſteinreich geworden iſt? Nichts können ſie alle beide dafür, ſie ſind auseinandergegangen und haben nichts mehr miteinander zu thun gehabt — alſo was ſtellt ſich der Lump da unten an die Straße und fragt des Tages dreimal, ob ich nicht alte Sachen zu verkaufen hab'!“

Es war das erſte Mal, daß Aſſeſſor Lockmann den Bankier eine frühere geſchäftliche Verbindung mit Roſenthal eingeſtehen hörte. Das Geſtändnis war ihm intereſſanter, als er Reichenſtein merken laſſen mochte. Er warf daher im gleichgültigſten Tone hin, ob es denn nicht beſſer ſei, den Zeugen einer gewiß ehrenhaften, aber doch dunkeln Vergangenheit durch eine kleine Abfindungsſumme unſchädlich zu machen. Reichenſtein wollte davon nichts wiſſen. Wenn Roſenthal ein Geſchäftsmann wäre, meinte er, ſei gegen ſolchen Vorſchlag nichts einzuwenden. Aber er kenne ihn, der erſte beſte würde ihm das Geld abnehmen und Roſenthal wieder vor ſeiner Thüre ſtehen. Das ſei eine Schraube ohne Ende. Geratener ſei es wohl, dem Menſchen eine einträgliche Stellung bei einer der Reichenſteinſchen Unternehmungen zu geben, die ſein Intereſſe mit dem des Bankiers verknüpfe und ihn zum Schweigen zwinge.

Damit war Aſſeſſor Lockmann einverſtanden. Er erbot ſich, ſelbſt mit Roſenthal in Verbindung zu treten und ihm Vorſchläge zu machen.

„Sie dürfen ſich in dieſem Falle nicht knauſerig zeigen,“ ſchloß Lockmann. „Denken Sie ſich, gerade jetzt, wo Sie kurz vor dem Inslebentreten des großartigſten Unternehmens der Neuzeit ſtehen, das Ihnen Millionen einbringen wird, denken Sie ſich, gerade jetzt, wo Sie auf das Vertrauen des Publikums angewieſen ſind, gerade jetzt erſchiene eine Notiz in den Berliner Zeitungen, daß der einſtmalige Kompagnon — in dieſen Notizen würde er auch Freund, Vetter oder Bruder heißen — des millionenreichen Bankier Reichenſtein gerade vor dem Hauſe desſelben mit alten Hoſen handelt — welch' einen Skandal würde es geben!“

„Sie haben recht, lieber Lockmann, ſchaffen Sie mir den Menſchen vom Halſe und ich bin Ihnen zeitlebens dankbar,“ erwiderte Reichenſtein. „Aber machen Sie mir die Sache nicht zu teuer. Apropos, lieber Aſſeſſor, ſagen Sie mir, was hat der Graf Romſtedt für einen Eindruck auf Sie gemacht?“

Aſſeſſor Lockmann ſetzte ſich bequem in ſeinen Stuhl zurück.

„Den,“ ſagte er langſam, „als ob die amerikaniſchen Intereſſenten ſich gar keinen beſſeren Vertreter ihrer Sache hätten wählen können.“

„Aber für uns, für uns,“ drängte Reichenſtein ungeduldig. „Wird für uns etwas mit dem Manne zu machen ſein?“

Lockmann zuckte die Achſeln.

„Er iſt ein zu klarer Kopf, um ihm Ihre Überzeugung von der Rentabilität des Unternehmens beibringen zu können,“ ſagte er ſarkaſtiſch. „Und er ſcheint in zu günſtigen Verhältniſſen, als daß es möglich wäre, ihn zu beſtechen.“

Es iſt doch aber ſonderbar von der Vertretung der Pennſylvania-Öl-Kompanie, mir auf meine detaillierte Mitteilung über die hier in Deutſchland entdeckten Petroleumlager und auf meine Anfrage, ob ſie ſich bei Hebung dieſer Schätze vielleicht mit größeren Kapitalien beteiligen wolle, dieſen deutſchen Grafen zu ſchicken, der ſich mit einer unbeſchränkten Vollmacht bei mir einführt, mein Anerbieten, ihn zu informieren und mit ihm die fraglichen Gegenden zu bereiſen, einfach ablehnt und mir ſagt, er werde mich ſeiner Zeit von ſeinen Entſchlüſſen in Kenntnis ſetzen.“ Bankier Reichenſtein trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tiſch: „Was kann der Mann von Petroleumgewinnung verſtehen; zu ſo etwas ſchickt man doch einen Techniker oder eine Finanzkapazität —“

Aſſeſſor Lockmann unterbrach den Bankier.

„Wiſſen Sie denn, ob der Graf nicht für beides in Amerika gilt, lieber Reichenſtein? Seines Grafentitels wegen haben ihn die praktiſchen Amerikaner ſicher nicht hierher geſchickt. Im übrigen, wenn er nur Menſchenkenner iſt, genügt das, um ihn ſeine Dollars behalten zu laſſen.“

„Sie thun gerade, als ob das Petroleum in der Lüneburger Heide eine Fabel wäre,“ ſagte Reichenſtein indigniert und nahm von ſeinem Schreibtiſch ein Fläſchchen mit einer dunklen Flüſſigkeit, das er dem Aſſeſſor unter die Naſe hielt. „Hier, wirkliches, unraffiniertes Erdöl aus der Lüneburger Heide; warum ſoll ſich's nicht brennen laſſen wie das amerikaniſche, wenn es gereinigt iſt, was!?“

„Ja, warum nicht?“ lachte Lockmann. „Reichenſtein, thun Sie mir den einzigen Gefallen und ſuchen Sie mich nicht dumm zu machen. Ihre Idee, plötzlich in der Lüneburger Heide Petroleum zu finden, war genial. Bei der Unkenntnis über ſein Vaterland, in welcher der Deutſche lebt, iſt es Ihnen nicht ſchwer geworden, den Glauben zu erwecken, Sie hätten mit dieſen Petroleumquellen wirklich Quellen Goldes entdeckt. Daß von der Exiſtenz des Erdöls die Bauern der Lüneburger Heide ſchon lange Vorteil zogen, indem ſie es von der Oberfläche der Pfützen abfüllten und als Wagenſchmiere benutzten, iſt nur jenen bekannt, die einmal jene öde Gegend bereiſten, alſo ſehr wenigen. Daß dieſer Nutzen der einzig reelle iſt, den Ihre grandioſen Petroleumquellen jemals abwerfen werden, davon ſind Sie ſo gut wie ich überzeugt. Graf Romſtedt wird bald nicht dummer ſein als wir; auf eine Beteiligung amerikaniſchen Kapitals bei Ihren Bohrverſuchen iſt alſo nicht zu rechnen. So eine friſche fröhliche Gründung mit deutſchem Gelde wird Ihnen aber noch etwas abwerfen, wenn Sie ſie mit dem nötigen Tamtam einzuführen und ſie eine Zeitlang zu halten verſtehen. Ich habe Ihnen von Anfang an Vorſchläge in dieſer Richtung gemacht —“

„Von denen keiner in den Wind geſprochen iſt, lieber Aſſeſſor,“ fiel Reichenſtein ein. „Vogel, unſer litterariſcher Beiſtand, arbeitet tüchtig vor mit ſeinen Zeitungsnotizen über das neuentdeckte Goldland. Das Vorkaufsrecht über die ölreichſten Gegenden der Heide iſt mir von den Bauern geſichert — ſobald alſo Graf Romſtedt ſich ablehnend entſchieden hat, legen wir los!“

„Auf gutes Gelingen könnten wir eine Ihrer echten Havannahs rauchen, Reichenſtein,“ meinte Aſſeſſor Lockmann trocken.

Der Bankier verſtand den Wink mit dem Zaunpfahl und entnahm ſeinem Arnheim eine Cigarrenkiſte, die er vor Lockmann hinſtellte. Während dieſer die „Bock“ in Brand ſteckte und die duftenden Rauchwolken mit Behagen von ſich blies, vertiefte ſich Reichenſtein in den Schlußzettel der Börſe, den ihm einer ſeiner Beamten auf ſein Klingeln in das Privatkabinett gebracht hatte.

* * *

IV.

Baron von Biel, ein junger Gardeoffizier, klingelte an Herrn von Dernburgs Thüre und ſtürmte an dem öffnenden Burſchen vorüber in Dernburgs Zimmer. Sie kannten ſich ſeit früheſter Jugend, die Güter ihrer Eltern waren benachbart, im Kadettenkorps hatten ſie dieſelben Klaſſen gleichzeitig abſolviert, — Dernburg war keineswegs erſtaunt, als er den Kameraden plötzlich eintreten ſah. Er nickte auf deſſen Gruß mit dem Kopfe und ſtreckte ihm die Hand entgegen, ſchaute aber nicht eher von der ihn intereſſierenden Lektüre auf, bis er den Satz zu Ende geleſen hatte.

„Kapital und Arbeit,“ las Herr von Biel, der ſich in einen Seſſel geworfen hatte, den Titel einer auf dem Tiſche liegenden Broſchüre. „Kapital — hahaha — du beſchäftigſt dich neuerdings mit ſolchen Sachen, Arthur? Unſere Gedanken begegnen ſich da in demſelben Wort.“

Dernburg klappte ſein Buch zu und reichte noch einmal mit einer Entſchuldigung dem Freunde die Hand. Dabei ſah er, daß deſſen Geſicht die Spuren peinlicher Erregung trug und daß die angenommene Heiterkeit eine gezwungene war.

„Du haſt Unannehmlichkeiten gehabt, Egon! Dienſtlicher Art?“

Baron von Biel ſchüttelte den Kopf und rückte näher zu Dernburg heran.

„Es iſt mir lieb, daß ich dich allein treffe, Arthur,“ ſagte er haſtig. „Ich habe geſtern mit einem Pech geſpielt, wie noch nie im Leben, ich ſitze darin bis über die Ohren. Kannſt du mir helfen?“

Herr von Dernburg machte ein ſehr bedenkliches Geſicht.

„Das verdammte Spiel!“ ſagte er. „Du kennſt ja meine Situation, Egon. Ich fange endlich an, ſolid zu werden, aber geſpart habe ich noch nichts. Ich wüßte im Augenblick nicht einmal mehr jemanden, der mir borgen würde, nachdem ich mich eben erſt für die nächſten Monate ſaniert habe.“

Baron von Biel zwang ſich zu einem verlegenen Lachen. „Ich dachte ſelbſtverſtändlich nicht, daß du ſelbſt in der Lage ſein würdeſt, Arthur,“ ſagte er. „Nur um deine Unterſchrift wollte ich dich bitten. Einen Juden, der das Geld unter dieſer Bedingung borgt, kenne ich.“

„Nun, wenn du noch einen Juden gefunden haſt, der auf meine Unterſchrift dir das Geld borgen will, kann die Summe ja ſo hoch nicht ſein,“ meinte Herr von Dernburg. „Wer iſt denn dieſer Vertrauensſelige?“

„Du kennſt vielleicht auch den Roſenthal, der an der Friedrichſtraßenecke ſtand und nach alten Kleidern fragte,“ erzählte Baron von Biel. „Er war ſeit Jahren der Abnehmer meiner abgetragenen Garderobe, er wird dein Kunde wohl auch geweſen ſein. Schon häufig hatte er mir mit kleineren Summen ausgeholfen, von denen er freilich ſtets behauptete, er müſſe ſie ſelbſt zu hohen Prozenten aufnehmen. Man kennt ja die Kniffe, um uns das Geld zu verteuern. Nachdem ich heute morgen vergeblich alles abgelaufen, um Geld aufzutreiben, fiel mir Roſenthal ein. Er ſtand nicht mehr an der gewohnten Ecke und keiner von ſeinen Glaubensgenoſſen wollte im ſtande ſein, mir Auskunft zu geben, wo ich ihn treffen kann, aber jeder behauptete, beſſere Preiſe zu zahlen, wie Roſenthal. Ich hatte ſchließlich einen Schwarm von polniſchen Juden um mich her, ſo daß ich, ſelbſtverſtändlich auf dieſer delikaten Tour in Civil, Aufſehen zu erregen begann. Eben will ich in eine Droſchke ſpringen, um der Verfolgung zu entfliehen, als ich den Geſuchten ankommen ſehe. Ihn in das Vehikel ſchieben, mich zu ihm ſetzen und dem Kutſcher zurufen, ſchnell zu fahren, gleichgültig wohin, war das Werk eines Augenblickes. Erſt als das Gezabbere der zurückbleibenden Hauſierer verklungen, gewann ich Zeit, mich über Roſenthals verändertes Ausſehen zu wundern. An ſeine frühere ſchäbige Hülle erinnerte nur noch er ſelbſt, — ganz derſelbe mit dem gekrümmten Rücken, dem vorgeſtreckten Halſe, den ſchmutzigen Fingern und den rotumränderten Augen. Aber ſeine Toilette, Rock, Weſte, Beinkleid, Doppeluhrkette, ich ſage dir, Arthur, alles nach der neueſten Mode. Nun, du wirſt ja ſehen, er wird gleich hier ſein. Ich habe mir nämlich erlaubt, lieber Freund, ihm zu ſagen, daß er hierher nachkommen ſolle, damit wir hier gleich den Wechſel ſchreiben können. Ich brauche das Geld wirklich heute noch.“

„Ich kann mir's wohl denken, nämlich, daß du das Geld heute noch haben mußt,“ meinte Herr von Dernburg. „Woher die Veränderung mit Roſenthal, darüber fehlt mir allerdings jede Vermutung. Vielleicht hat er geerbt.“

„Er ſagte, er ſei bei Jakob Reichenſtein im Geſchäft,“ warf Baron von Biel hin.

Dernburg zuckte zuſammen.

„Bei Reichenſtein? So wird auch Reichenſtein der Geldgeber ſein. Das wäre mir ſehr unangenehm.“

Herr von Biel hatte nur noch Zeit, beruhigend zu ſagen: „Geld iſt Geld,“ ohne ſich nach dem Grunde von Dernburgs Averſion zu erkundigen. Dann meldete der Burſche Herrn Roſenthal, und dieſer ſelbſt ſchlüpfte an ihm vorbei in das Zimmer.

„Ich werde erwartet, meine Herren, nicht wahr, ich werde erwartet?“ ſagte er, ſich fortwährend tief verneigend. „Ich hab's dem Menſchen ſchon draußen geſagt“ — dabei deutete er mit dem Daumen über die Schulter nach der Thür, hinter welcher der Burſche wieder verſchwunden war — „ich hab's dem Menſchen ſchon draußen geſagt, daß es nicht nötig wäre, mich anzumelden, weil die Herren mich erwarten. Der Herr Baron von Biel hat wohl ſchon geſagt, was es zu machen gilt für ein Geſchäft —“

„Es iſt alles erledigt, Herr Roſenthal,“ fiel ihm der Baron ins Wort. „Sie haben hoffentlich das Papier mitgebracht; Herr von Dernburg hat mir ſeine Unterſchrift zugeſagt.“

„Sagt' ich's Ihnen doch gleich, daß er's Ihnen nicht abſchlagen würde, Herr Baron,“ murmelte Roſenthal, während er in einer ſchmutzigen, umfangreichen Brieftaſche nach einem Wechſelformular ſuchte, dasſelbe auf dem Tiſch ausbreitete und einen Stuhl in bequeme Nähe ſchob. „Der Herr von Dernburg iſt ein Kavalier, und einer, der Kredit hat, obenein. Und warum ſollt' er auch dem Herrn Baron von Biel nicht geben ſeine Unterſchrift? Würd' ich's doch ſelber thun, wenn ich wüßte, es nützte was da, wo ich das Geld holen geh!“

Leutnant von Dernburg zuckte ungeduldig die Achſeln; er zählte die Sekunden, die der Menſch ſich in ſeinem Zimmer aufhielt.

„Laſſen Sie es gut ſein, Roſenthal,“ ſagte er endlich. „Ich werde ja wohl meine Unterſchrift geben können, ohne von Ihnen deshalb kritiſiert zu werden.“

Dernburg ergriff die Feder und ſetzte ſeinen Namen unter das Papier: „So, Egon; hoffentlich kommſt du heute noch zu Geld.“

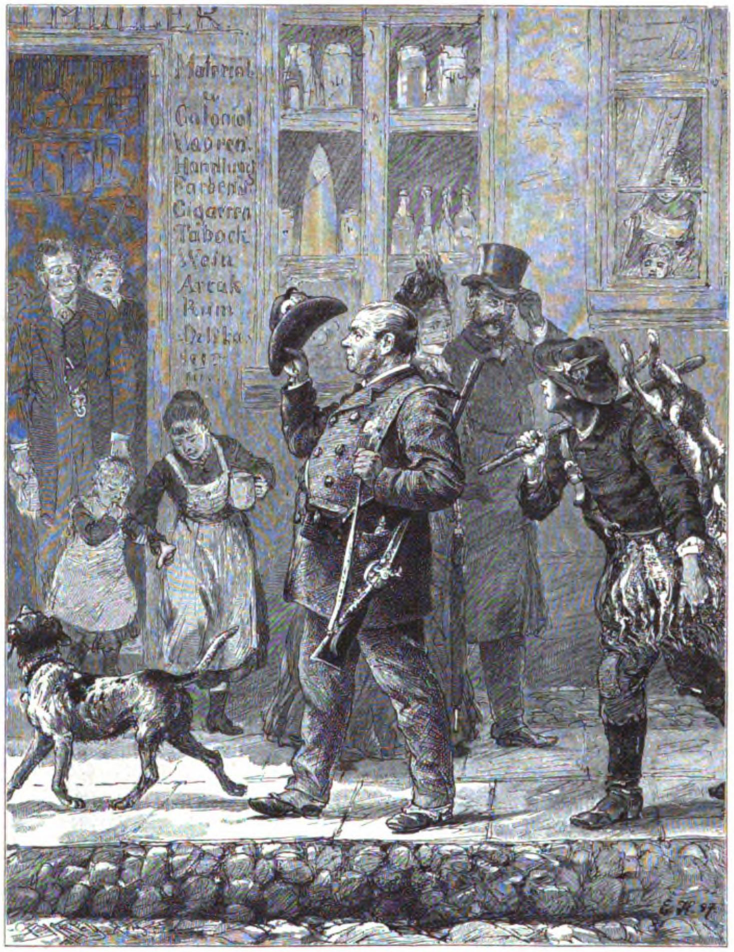
Baron von Biel nahm den Wechſel, bedankte ſich bei dem Freunde und entſchuldigte ſich zugleich, daß er ſobald wieder gehe. Er wolle Roſenthal begleiten, um das Geld gleich zu erheben.

Dernburg war es nicht unlieb, daß beide gingen und er allein blieb. Der Name des Bankier Reichenſtein hatte ihn ſchlechter Laune gemacht; wenn wirklich dieſer das Geld gab — daß Roſenthal ſelbſt der Darleiher, daran war nicht zu denken — es wäre ihm peinlich geweſen, gerade dieſem Menſchen verpflichtet zu ſein. Und wenn er ſelbſt auch von dem Gelde keinen Pfennig für ſich in Anſpruch nahm, ſo würde doch Reichenſtein nicht daran glauben oder ſich den Anſchein geben, als glaube er nicht daran, und bei der nächſten Begegnung ihn um ſo kordialer behandeln.

Dann fiel ihm ſeine eigne Lage ein. Er war wirklich ſolide geworden — ſeit jenem Morgen, wo er auf dem Belle-Allianceplatz das Öffnen des Café Riedel hatte abwarten wollen. Das mochte ganze vierzehn Tage her ſein, eine lange Zeit im Vergleich zu der ſonſtigen Dauerhaftigkeit ſeiner lobenswerten Vorſätze. Aber dieſer großen Umkehr — er wunderte ſich ſelbſt, daß ſie ſo gründlich — war auch eine große Einkehr vorangegangen. An jenem Morgen hatte er

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

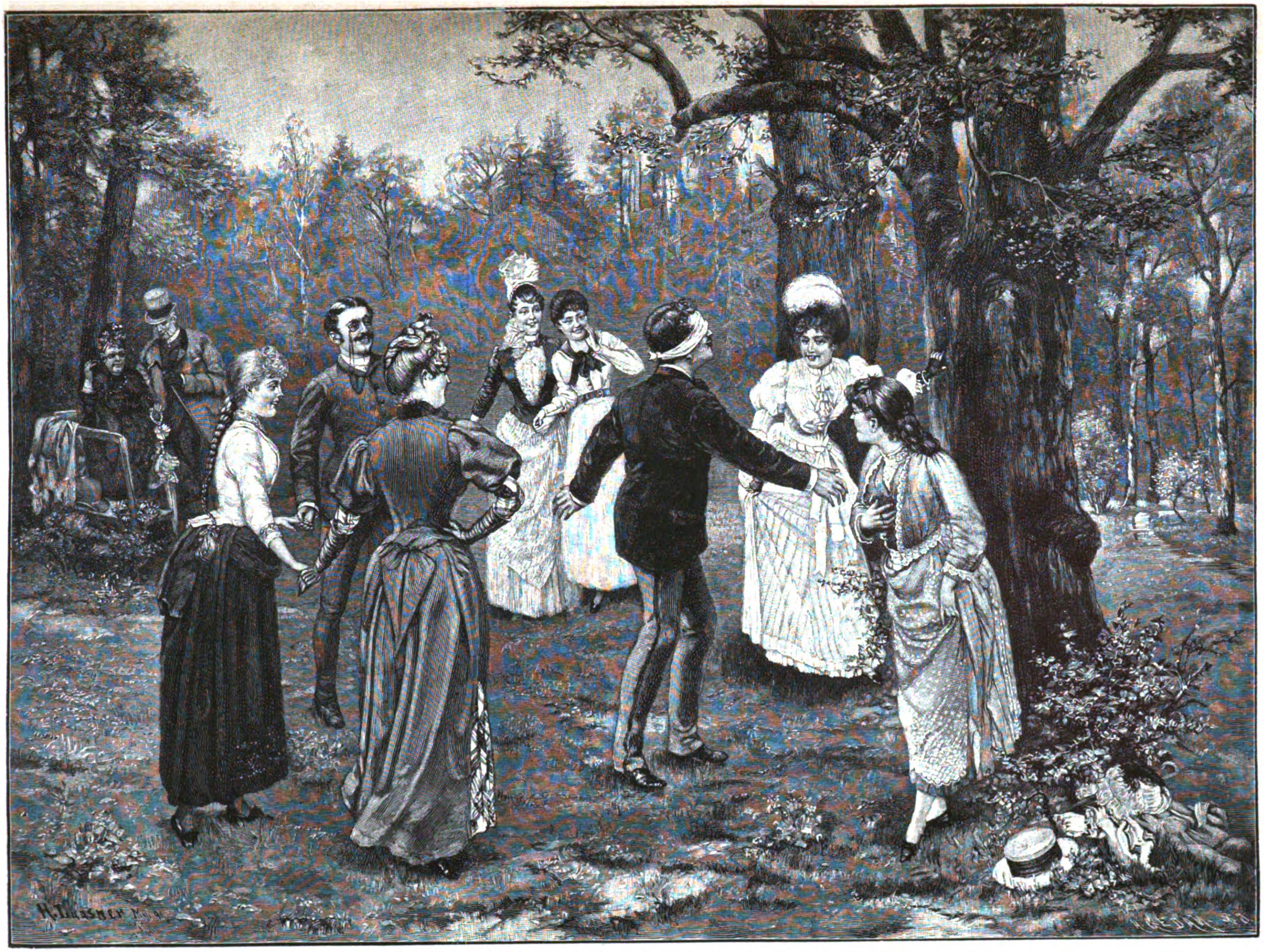
die große Bilanz gezogen, veranlaßt durch die Spielverluſte der Nacht, für die er Deckung ſchaffen mußte. Das waren fünftauſend Thaler geweſen; ſein Bankier — einer von den Offiziersbankiers, die mit achtzig Prozent arbeiten trotz des Wuchergeſetzes — hatte ihm die fünftauſend Thaler mit Vergnügen gegeben, dazu jedoch bemerkt, daß der Geſamtbetrag der in ſeinem Arnheim befindlichen und von Herrn von Dernburg ausgeſtellten Wechſel ſich jetzt auf zweiundzwanzigtauſend Thaler belaufe. Das war eine bedeutende Summe; wenn Dernburg dazu noch die kleineren Poſten zählte, die Schneiderrechnung, das Konto bei dem Pferdejuden, in der Wagenfabrik, die ganz kleinen Forderungen der Handwerker, ſo waren fünfundzwanzigtauſend Thaler nicht im ſtande, ihn ſchuldenfrei zu machen. — Und jetzt fiel ihm ein, daß er weder gefragt noch nachgeſehen, wie hoch der Wechſel des Baron von Biel geweſen. — Es war doch möglich, daß er auch für den aufkommen mußte. Wenn Biel ein Unglück paſſierte — es war doch immerhin möglich; aber dann war ja der alte Baron, der das ſchöne Nachbargut von Liebenwalde beſaß, allerdings eine Menge Kinder hatte und auf ziemlich großem Fuße lebte — die Schulden ſeines Sohnes würde er doch bezahlen. Darüber beruhigte ſich Dernburg wieder — aber ſeine eignen Verbindlichkeiten, die doch in nächſter Zeit getilgt werden mußten, die er doch nicht weiter und weiter ins Ungeheuerliche anwachſen laſſen konnte!



Des Herrn Stadtrats Heimkehr von der Jagd. Nach einer Zeichnung von E. Henſeler.

Er hatte ſich vorgenommen, ſich einzuſchränken. Zwei ſeiner Pferde und die Wagen konnte er ganz gut abſchaffen. Sein alter Vater hatte ganz recht, daß er ſich darüber wunderte, wozu ein junger, unverheirateter Offizier ſich Equipage halte; zu ſeiner Zeit ſei das nicht Mode geweſen. Früher hatte Dernburg gemeint, das ſei vierzig Jahre her und die Zeiten hätten ſich geändert; jetzt gab er dem Vater recht. Solch ein Wagen war wirklich ein Luxus, den man entbehren konnte, und wenn er die Wagenpferde verkaufte, ſich vom Spieltiſch fern hielt und ſich ſonſt ein wenig einſchränkte, würde er gerade mit ſeiner Zulage auskommen. — Aber er mußte nicht nur auskommen, er mußte auch fünfundzwanzigtauſend Thaler bezahlen, weil er ſo und ſo viel Jahre nicht ausgekommen war. Woher ſie nehmen? Das Einfachſte war, dem Vater zu beichten. Dernburg war der Eltern einziges Kind — der Vater würde bezahlt haben, und wenn es ihn den letzten Pfennig gekoſtet hätte. Aber es wäre ein großer Schmerz für ihn geweſen, den Sohn auf Abwegen zu ertappen — das wußte Dernburg. Ob es nicht ganz gut wäre, ſein Glück noch ein einziges Mal am Spieltiſch zu verſuchen — der junge Offizier wies den Gedanken, der wie der Verſucher an ihn trat, von ſich; er hatte ſich ſelbſt ſein Wort gegeben, keine Karte mehr anzurühren, und ſein Wort wollte er halten. Oder wenn er ſuchte, eine reiche Partie zu machen? Es wäre ihm nicht ſchwerer geworden, wie vielen ſeiner Kameraden. Aber es widerſtrebte ihm, ein Weib zu nehmen, das er nicht liebte, und das nur deshalb mit ihm an den Altar trat, um ſeinen Namen und ſeine Stellung mit ihm zu teilen. So blieb ihm wirklich nichts übrig, als dem Vater eine Beichte abzulegen. Ihm wurde ganz heiß bei dem Gedanken, und er ging unruhig im Zimmer auf und ab. Aber es mußte ſein; er wollte einige Tage Urlaub nehmen, in Liebenwalde mußte ſich dann ſchon Gelegenheit finden, den Vater allmählich vorzubereiten und ſchließlich mit der ganzen Wahrheit hervorzutreten.

Herr von Dernburg ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um nach Hauſe zu berichten, daß er möglicherweiſe bald auf einige Tage zum Beſuch kommen werde. Er wollte ſich nach einmal gefaßtem Entſchluß jede Rückzugsbrücke abbrechen. Dabei fiel ihm ein, daß er von dem Zuſammentreffen mit dem Grafen Romſtedt noch gar nichts mitgeteilt hatte. Er ſchrieb ausführlich über die Begegnung, weil er wußte, daß die Eltern ſich dafür intereſſieren würden, erwähnte auch, daß er nach mehreren Tagen dem Grafen im Hotel Kaiſerhof einen Beſuch abgeſtattet, ihn aber nicht zu Hauſe getroffen habe. Der



Blindekuh. Nach einem Gemälde von H. Laaſner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Portier habe nicht gewußt, wohin und auf wie lange er verreiſt ſei.

Er klingelte dem Burſchen, den Brief zur Poſt zu tragen und einen Civilanzug zurecht zu legen. Dernburg ging jetzt abends immer in Civil aus. Dann frequentierte er den Belle-Allianceplatz, auf dem er förmlich Station machte, während er in Uniform denſelben nur im äußerſten Notfall paſſierte. Er machte ſich ſelbſt kein Hehl daraus, daß er ſeinen kaffeeſpendenden Gaſtfreund wieder zu treffen hoffte. Weil derſelbe das Thema der ſozialen Frage in ihm angeregt, dem er mit ſo dauerndem Intereſſe anhing, daß er ſich ganze Stöße von darauf bezüglichen Broſchüren hatte kommen laſſen, meinte er. Und er brachte der Lektüre wirkliches Intereſſe entgegen, das iſt wahr. Aber ab und zu tauchte aus den Seiten doch auch ein reizendes Mädchengeſicht auf, und Dernburg fragte ſich, ob er denn Wilberg allein begegnen müſſe, ob es denn nicht möglich ſei, ihn zu treffen, wenn er gerade ſeine Prachtſchweſter ſpazieren führe.

Bis jetzt hatte er allerdings weder Wilberg noch ſeine Schweſter getroffen. Aber er ließ ſich die Wege nicht verdrießen, um ſo weniger, da es gut mit ſeinen Vorſätzen von Solidität harmonierte, wenn er den Abend mit einem Straßenbummel ausfüllte und ihn in einem jener Volksgärten, wo er Wilbergs vermuten zu dürfen glaubte, mit einem billigen Abendbrot beſchloß. So lernte er in „Kellers Hofjäger“ in der Haſenhaide, auf Tivoli, im „Schwarzen Adler“ in Schöneberg und den anderen vielbeſuchten Lokalen eine neue Seite des Berliner Weltſtadtlebens kennen, die ihn in ſeinem Studium der ſozialen Frage weſentlich unterſtützte.

Auch heute führte ihn ſein Weg zuerſt über den Belle-Allianceplatz. Mehrere Male ſchritt er über den breiten Mittelweg, ſah den Kindern zu, die mit nackten Beinen in dem Waſſer des Baſſins plätſcherten oder in den Sandhaufen ihre Backöfen bauten, überzeugte ſich, daß dieſelben Kindermädchen auf denſelben Plätzen derſelben Bänke ſaßen wie allabendlich, ſchaute einige Dutzend Male nach dem großen modernen Hauſe hinüber, deſſen Nummer er ſich wohl gemerkt hatte, und gab endlich in der berechtigten Befürchtung, daß einige der Kindermädchen ſeine Anweſenheit ihrer Anziehungskraft zuſchreiben würden, ſein Warten auf und wanderte langſam die Belle-Allianceſtraße hinauf dem Kreuzberg zu.

Eigentlich wollte er von dort aus die Sonne untergehen ſehen — ein Schauſpiel, dem wahrſcheinlich ſehr viele Berliner beiwohnen würden, wenn es nur gegen Entree zu haben wäre. Unter den Akazien in „Pfeiffers Salon,“ einem Gartenlokal an der Ecke der Kreuzberg- und Lichterfelderſtraße, entwickelte ſich bei Weißbier und Strippe ſo urwüchſiges Berliner Leben, daß Dernburg ſich veranlaßt ſah, einzutreten. Im Hintergrunde bullerten die Kegel, an den Verkaufsbuden klapperten die Würfel, die Drehorgel des Karouſſels machte einen Heidenlärm, und zwiſchen den grünangeſtrichenen, mit Männern und Frauen beſetzten Tiſchen tummelte ſich die ſämtliche Kinderſchar der verſammelten „Herren Eltern.“

Wie Dernburg noch ſtehend ſich nach einem Platze umſchaute, der ihn nicht vollſtändig der Gefahr, zertreten zu werden ausſetzte, ſah er die Gartenthüre zum Saale aufſtehen und hörte von dort einzelne Schlagworte einer fulminanten Rede. Er trat näher, erlegte am Eingange einen Nickel Entree und erhielt dafür die Erlaubnis, auf der Schwelle ſtehen bleiben zu dürfen. Weiter hineinzugehen wäre unmöglich geweſen vor Menſchen, Staub, Hitze, Cigarrendampf und einem penetranten Geruch, deſſen Hauptingredienzien der Rauch ſchlechten Tabaks und der Alkohol verſchütteten und abgeſtandenen Bieres zu ſein ſchienen. Aber das Schauſpiel war intereſſant genug, ihn trotzdem zu feſſeln.

Ein Schulkatheder — das Lokal diente morgens als Kindergarten, Sonntags als Betraum für irgend eine religiöſe Sekte, abends als Verſammlungslokal für Vereine jeder Richtung — ein Schulkatheder bildete die Rednertribüne, daneben der Vorſtandstiſch. Auf dem letzteren ſtanden eine tüchtige Anzahl voller, halbvoller und geleerter Biergläſer, auf der Rednertribüne dagegen nur ein Glas und eine halbausgeſchenkte Flaſche Selterwaſſer. Das ſieht gebildeter aus, und der Redner verſchmäht ſolche äußerlichen Mittel nicht, um auf die Maſſen zu wirken. Ob er überzeugt iſt von dem, was er ſagt, iſt fraglich; jedenfalls verſteht er ſelbſt nicht, was er vorbringt, denn es ſind Phraſen, volltönend, zuſammenhangslos, Schlagworte, die das Eigentum perhorreſzieren, myſtiſche Prophezeiungen von einer Zeit, in der die Arbeit aus der Welt geſchafft und der Lohn verdoppelt ſein wird. Aber dieſer Unſinn, mit einer ſcharfen, trompetenartigen Stimme hinausgeſchrieen in dieſe verpeſtete Atmoſphäre, die an ſich ſchon berauſchend wirkt, verfehlt nicht ſeinen Eindruck auf die zuſammengekeilte, lauſchende Maſſe. In Totenſtille, mit ſtieren Augen, vollſtändig fanatiſiert lauſchen dieſe Greiſe, Männer und Jünglinge dem Propheten der neuen Zeit, dem Verkünder des Sieges der Sozialdemokratie, nur ab und zu tönt ein „Bravo“ vom Vorſtandstiſch, ein „Hört! Hört!“ aus der Mitte der Menge.

(Fortſetzung folgt.)

Geſundheitsfeinde im Eiſenbahnwagen.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Zu keiner Zeit wird das Dichterwort: „Warum in die Ferne ſchweifen? Sieh, das Gute liegt ſo nah!“ ſchnöder mißachtet, als im Frühling und Sommer. Alle Reize der Heimat verblaſſen; ſchön deucht es uns nur, wo wir nicht wohnen. Je höhere Regionen die Queckſilberſäule im Thermometer erklimmt, deſto öder werden die Städte. Faſt ſchämen wir uns vor unſerem Nächſten, noch immer daheim ertappt zu werden; wir haben nur den Troſt, daß es ihm uns gegenüber juſt ebenſo ergeht. Mit einer Reiſe nach dem Harz, der ſächſiſchen Schweiz, Thüringen, Schleſien, Oberammergau dürfen wir uns nicht etwa brüſten; das alles zählt heutzutage kaum mehr als ein Spaziergang nach dem Grunewald oder der Haſenheide. Selbſt durch einen Ausflug nach der Schweiz, Tirol, Italien ſteigen wir nur wenig in der Achtung unſerer Mitbürger. Allgemeinen Reſpekt dagegen verſchafft uns eine Reiſe nach Lapp-, Is- oder Grönland, Tibet, dem Innern von China oder Auſtralien. Dieſe Gebiete allein können einem noch den Ruf eines rechtſchaffenen Reiſenden verbürgen, nachdem Kamerun, Wadelai und Sanſibar längſt aufgehört haben, für uns terrae incognitae zu ſein. Endlich iſt der Entſchluß gefaßt, der Gedanke reift zur That. Der alte Bädeker und der junge Fahrplan ſind gründlich durchſtudiert, die Abſchiedsthränen vergoſſen, das zähe Phlegma des Droſchkengauls iſt überwunden, in tapferem Kampfe iſt eine Fahrkarte am Schalter und ein Plätzchen im vollgepfropften Wagen erobert.

Den Eintretenden empfängt eine beengende Schwüle, deren Druck jedoch zunächſt nur von der warmen, unter dem Glasdach des Bahnhofs eingeſperrten Luft herrührt. Erſt im Verlaufe der Reiſe beginnen die Folgen der durch Vollpackung eines geſchloſſenen Raumes mit Menſchen entſtehenden Luftverderbnis ſich geltend zu machen. Eine Verſchlechterung ihrer Beſchaffenheit kann die Luft erfahren durch Vermengung mit Straßen- und Kohlenſtaub, Rauch, Waſſerdampf, ſowie durch eigentümliche Ausdünſtungen der Haut und organiſche Stoffe, die ſich von den Körpern und Kleidern der Reiſenden und den Lebens- und Genußmitteln, die ſie bei ſich führen, entwickeln. Welche herbe Verzweiflung die Gerüche der letzteren in den Gemütern der Mitfahrenden zuweilen hervorrufen können, iſt männiglich bekannt. Da heißt es oft: lieber die Fenſter aufgeriſſen und Regen, Kälte und allen Schauder eines eiſigen Zuges erleiden — nur nicht dieſe entſetzlichen Schnaps-, Tabaks-, Käſe- und Knoblauchdüfte länger erdulden! Perſonen niederer Stände oder gewiſſer Berufsarten haftet unaustilgbar ein eigentümlicher Geruch an, der ſie überallhin begleitet. Der Patſchuliduft der erſten Wagenklaſſe verſchwindet, je tiefer abwärts, deſto mehr. Schon die dritte Klaſſe legt unſerm Riechorgan oft die ſchwerſten Prüfungen auf, jedoch der Schrecklichſte der Schrecken wird dem Reiſenden, wagt er ſich auf einen Moment in die vierte, zu teil.

Wohl mögen ſolche Verunreinigungen der Luft, wenn wir ſie dauernd ertragen müſſen, uns die ganze Reiſe vergällen. Im Sommer kann ein geöffnetes Fenſter uns gegen ihre Angriffe allenfalls ſchützen, aber wie ſchwierig wird uns dieſe Abwehr in der ungünſtigen Jahreszeit! Trotz alledem jedoch läßt ſich nicht behaupten, daß derartige üble Ausdünſtungen die Geſundheit unmittelbar ſchädigen, wie ſehr ſie auch unſere Geruchswerkzeuge kränken. Die wirklichen Feinde des Eiſenbahnreiſenden ſind in anderen Stoffen zu ſuchen, zunächſt in dem Gaſe, welches den Lungen entſtrömt: der Kohlenſäure.

Daß die reine atmoſphäriſche Luft aus 21 Raumteilen Sauerſtoff und 79 Stickſtoff beſteht, wiſſen wir ſchon aus der Schulſtube, woſelbſt ſie aber nichts weniger als rein, ſondern durch eine höchſt giftige Gasart, die Kohlenſäure, verdorben angetroffen wird. Dieſem Gas, einem unvermeidlichen Erzeugnis des tieriſchen Atmungsvorganges, begegnen wir in großen Mengen in allen von Menſchen ſtark erfüllten Räumen, z. B. in Kirchen, Volksverſammlungen, Theatern, Konzert-, Fabrik- und Ballſälen, Parlamenten ꝛc. Nach Pettenkofers Unterſuchungen vermag der Menſch ohne Nachteil für ſeine Geſundheit höchſtens einen Teil Kohlenſäure auf 1000 Teile atmoſphäriſcher Luft einzuatmen; was darüber hinausgeht, wirkt als gefährliches Gift. Wiederholt iſt die Schulluft chemiſch unterſucht worden; in einer ſtark beſuchten Berliner Schule fand ſich vor einigen Jahren am Schluß der Unterrichtsſtunde ein Gehalt von 6 Teilen Kohlenſäure auf 1000 Teile atmoſphäriſcher Luft, in einer anderen Schule ermittelte man ſogar 10 auf 1000. Und da wundert man ſich noch über das Siechtum unſerer Schuljugend!

Betrachten wir nun die Luftzuſammenſetzung, wie ſie ſich nach einiger Zeit während des Fahrens im gefüllten Wagen geſtaltet.

Unſere Eiſenbahnwagen ſind entweder nach dem alten Syſtem, auf Koupees von kleinerem Inhalt, oder nach dem neueren amerikaniſchen, dem ſogenannten Interkommunikationsſyſtem, eingerichtet. Letztere haben die Thüren an den Schmalſeiten, den Gang mitten durch die Länge des Wagens und einen Inhalt von gegen 34 Kubikmetern, wovon 1,5 für die Sitze abgehen. Den Wagen auf 40 Perſonen und den Inhalt eines Menſchen ſamt Bekleidung auf 0,08 Kubikmeter berechnet, erhalten wir einen Geſamtabzug von 3,2, mithin bei voller Beſetzung einen Luftraum von 28,7 Kubikmeter, und für den einzelnen einen Atmungsraum von nicht ganz $^3/_4$ Kubikmeter.

Nach dem noch vielfach gebräuchlichen älteren Wagenſyſtem hat ein Koupee dritter Klaſſe einen Inhalt von 6,7 Kubikmeter und für zehn Perſonen einen eigentlichen Luftraum von 5,6, demnach für eine Perſon 0,56 Kubikmeter. Die Koupees zweiter Klaſſe ſind etwas breiter. Ihr Rauminhalt beträgt 7,6 Kubikmeter; ihre Beſetzung nur acht Perſonen. Da dieſe mit ihren Sitzen 1,6 Kubikmeter wegnehmen, ſo kommt auf die einzelne ein Luftraum von 0,4 Kubikmeter.

Etwas günſtiger iſt das Verhältnis in der erſten Klaſſe, welche nur ſechs Perſonen in das Koupee aufnimmt, und für eine jede 1 Kubikmeter Luftraum darbietet.

Die allmähliche Beladung dieſes Luftraumes mit Kohlenſäure während der Fahrt wird leicht zu ermitteln ſein, da uns das mit jedem Atemzug ausgegebene Quantum der letzteren genau bekannt iſt. Ein Erwachſener atmet im Laufe einer Stunde 22,6 Liter Kohlenſäure aus; durch zehn Inſaſſen eines Perſonenwagens würde demnach die Luft deſſelben durch 226 Liter des Gaſes verunreinigt ſein, während ſie normalerweiſe nicht mehr als 0,4 davon enthalten ſollte. Wie kommt es, daß dieſe Menſchen nach Ablauf der Stunde noch nicht den Folgen einer furchtbaren Kohlenſäurevergiftung erlegen ſind?

Daß unſere Eiſenbahnzüge nicht tagtäglich wandernden Leichenmagazinen gleichen, verdanken wir teils der lieben Natur, teils der Wiſſenſchaft, welche beide in der Herſtellung geeigneter Ventilationen das Möglichſte zu leiſten ſuchen. Das Dampfroß, das mit raſendem Fluge dahinbrauſt, treibt einen mächtigen Keil in die Luft; doch alsbald ſtreben die verdrängten Teilchen, ihren früheren Platz wieder einzunehmen, ſie ſtürzen ſeitlich und von hinten durch die Tauſende feinerer und gröberer, unmöglich ganz zu verſchließender Lücken, Fugen und Ritzen in die Wagenreihen und treiben einen Teil der darin befindlichen Luft hinaus. Wird auf dieſe Weiſe durch die Spitze des Fahrzeuges ein Zuſammenpreſſen, nach der Hinterſeite ein Einſaugen friſcher Luft erzeugt, ſo darf auch die ventilierende Wirkung des Temperaturunterſchiedes zwiſchen der Außen- und Innenluft nicht unterſchätzt werden, indem die verhältnismäßig kalte erſtere von unten eindringt und die wärmere letztere nach oben und außen fortſtößt.

Indes wie bedeutſam auch der Wert dieſer Selbſtregulierung zu veranſchlagen iſt, ſo lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß ſie bei weitem nicht ausreicht, die ſchädlichen Gaſe völlig zu tilgen, und daß dem Lufterneuerungsbedürfnis noch durch beſondere künſtliche Vorrichtungen genügt werden muß, falls es nicht möglich iſt — und hierin darf man von den Verwaltungen keine Beſſerung erwarten — den Atmungsraum, d. h. die Größe der Wagen weſentlich zu ſteigern, oder die zuläſſige Zahl der Inſaſſen derſelben erheblich zu verringern. Das finanzielle Intereſſe der Verwaltungen fordert möglichſt ſtarke und ſchnelle Maſſentransporte mit den möglichſt billigen Koſten; das der öffentlichen Geſundheitspflege verlangt, daß die Atmungsluft in einem geſchloſſenen Raume niemals mehr als anderthalb bis zwei Teile Kohlenſäure auf 1000 Luftteilchen beherberge. Man denke aber nur an die vollgepfropften Vergnügungsextrazüge, welche an Sonn- und Feiertagen in Berlin oder Wien abgelaſſen werden, und an die heiße, verpeſtete Luft, die in ſolchen Wagen herrſcht!

Ein nicht geringer Vorteil wäre ſchon erreicht, wenn die Vorſchrift, die Wagen möglichſt gleichmäßig zu beſetzen, von den Fahrbeamten beſſer befolgt würde; nur zu oft ſtopfen die Herren, ihrer Bequemlichkeit zuliebe, den einen Wagen mit Reiſenden voll, während ſie den oder die anderen gänzlich leer laſſen. — Sehr wünſchenswert wäre ferner eine Beſtimmung (oder die Befolgung derſelben), daß die dritte Wagenklaſſe, die ja ohnehin durch die harten und ſchmalen Bänke hinreichend beſtraft iſt, nur mit höchſtens acht Perſonen im Koupee beſetzt werde. Auch die Bedeckung der Sitze und der Fußbänke läßt gegenwärtig noch viel zu wünſchen übrig. Die dicken Überzüge der Sitze und Rückenlehnen mit Tuch, Plüſch oder Samt und die ſtarken Filzdecken auf dem Fußboden ſind zwar ſchlechte Wärmeleiter, d. h. ſie halten warm, aber vom Standpunkt der Geſundheit ſind ſie ganz und gar zu verwerfen. An ihnen haften Staub, Gaſe, Fett, Schmutz aller Art, eingetrocknete Abſonderungen, Lebensmittelreſte ꝛc. mit beſonderer Zähigkeit; eine gründliche Beſeitigung derſelben, mag man das Ausklopfen noch ſo ſtandhaft vornehmen, erſcheint faſt unmöglich. Und denkt man gar an die verſchiedenen durch die neueſten Forſchungen ans Tageslicht gebrachten Bakterien, an die Tuberkel- und Kommabacillen, die ſich gerade in Samt- und Wollſtoffen behaglich einniſten können, ſo wäre man verſucht, vor der erſten und zweiten Wagenklaſſe drei Kreuze zu ſchlagen; und wie erſt, wenn uns der unermüdliche Koch dereinſt noch einen tückiſchen Gedankenſtrich- oder Semikolon-Bacillen auftiſchte? — Entſchieden würden ſich als Überzug für Wagenſitze künſtliches, glattes, nicht geripptes Leder und als Fußdecke Wachstuch geſundheitlich weit eher empfehlen; möge für Abhaltung der Kälte im Herbſte und Winter durch ein ordentliches Heizungsſyſtem geſorgt werden!

Um Erfindung von Mitteln zur wirklichen Auffriſchung der Luft in den Eiſenbahnwagen hat ſich die Technik ſeit langer Zeit vielfach bemüht, ohne bis jetzt zu einem vollkommenen Endzweck gelangt zu ſein, denn allzuſchneidige Ventilation führt gewöhnlich — Zug und Erkältung herbei. Wie oft kehren wir von einer Eiſenbahnreiſe mit einer Erkältungskrankheit nach Hauſe! Die Fahrgäſte ſind ja niemals über

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

einen Leiſten geſchlagen; der eine ſcheut jedes Lüftchen und ſchreit Zeter, wenn ein Fenſter um Zolles Breite heruntergelaſſen wird, der andere glaubt zu erſticken, wenn der Wind nicht kräftig durch beide Öffnungen ſtreicht!

Die vorhandenen Ventilationsſyſteme wurzeln in drei Grundſätzen: 1. Einfache Öffnungen oberhalb der Fenſter zum Austauſch der Innen- und Außenluft. Über den Fenſtern iſt eine wagerechte Reihe kleiner Löcher angebracht, welche durch eine verſchiebbare Platte geſchloſſen werden können (Luftſchieber). Sehr erheblich wird dieſe jetzt wohl bei allen Eiſenbahnen anzutreffende Vorkehrung unterſtützt durch die Anlage von Dachreitern (Dachfirſtventilation), bei welcher ſich an den Wagendecken ein gefenſterter, mit einer Reihe von Öffnungen und Klappenvorrichtungen verſehener Kaſten befindet;

2. Saugapparate, mittelſt deren die Wagenluft durch eine aus der Wagendecke aufſteigende, außerhalb horizontal, der Fahrrichtung entgegengeſetzt, umbiegende Röhre ins Freie geſchafft wird. Hier haben ſich namentlich die Wolpert-Sauger vortrefflich bewährt;

3. Luftfänge oder pulſatoriſche Vorrichtungen; die äußere Mündung der Röhre iſt dem Fahrziel zugekehrt und leitet die atmoſphäriſche Luft in das Innere des Wagens.

Einen ſehr erheblichen Einfluß auf die Güte der Wagenluft übt auch die Beſchaffenheit der Heizvorrichtungen aus. Noch vor einigen Jahrzehnten war der Winterreiſende verurteilt, bei der Eiſenbahnfahrt gleich tapfer wie im Poſtwagen — zu frieren. Das amerikaniſche Beiſpiel hat hierin glücklicherweiſe Wandel geſchafft — ob aber ſtets zur Behaglichkeit der Fahrgäſte, möchte wohl ſehr zweifelhaft ſein. Meiſt lautet ja der Wahlſpruch der Bahnverwaltungen: Sparen! So ſpät wie möglich mit dem Heizen anfangen, ſo früh wie möglich aufhören! Für die Direktionen beginnt der Lenz häufig bereits mit den erſten Märztagen; ihre Meteorologie weiß nichts davon, daß oft noch der April Schnee und eiſigen Froſt bringt, und der bitter frierende Paſſagier nicht wagt, mit ſeinen blauen Fingern das Fenſter herunterzubringen! — Wie es aber nie zu wenig gibt, ſo wird auch manchmal des Guten zuviel gethan; man heizt uns ein, daß einem Hören und Sehen vergeht. Allmählich entwickelt ſich ein ſchwelender Geruch, ein Dunſt voll Rauch und Kohlenoxyd, der uns Kopfſchmerz und Erſtickungsgefahr verurſacht. Zuweilen wird es auf den Sitzen ſo heiß, daß wir oder doch unſere Röcke dem Anbrennen nahe ſind. Solche Übelſtände rühren teils von unvernünftigem Einkacheln, von Undichten in den Röhren oder Kammern oder von ſpottſchlechtem Heizmaterial her, bei welchem Kohlenſchutt oder erbärmlicher Koaks eine Hauptrolle ſpielen!

Unter den verſchiedenen Heizungsarten nennen wir nur: 1. Die Öfen (Mantelöfen), mit denen man beſonders die Wagen vierter, und, in den Sekundärbahnen, auch die der dritten Klaſſe zu beglücken liebt. Sie ſind ſelbſtverſtändlich von Eiſen. Die Glut, die von ihnen ausſtrahlt, iſt oft eine verſengende, die Luft ausdörrende, ſo daß man es in ihrer Nähe nicht auszuhalten vermag. Wie bei allen eiſernen Wärmeſpendern, hält die Hitze nur ſo lange vor, wie Kohlen zugeführt werden; daher tritt, wenn der Schaffner das Heizen vergißt, nicht ſelten eine raſche und höchſt empfindliche Abkühlung ein; 2. Die Brikettheizung, bei welcher Ziegeln aus gepreßtem Torf, Stein- oder Holzkohle in eiſernen, unter den Sitzen befindlichen und von außen beſorgten Käſten gefeuert werden; 3. Die Dampfheizung durch unter den Sitzen angebrachte Röhren; mit Recht ſehr beliebt, nur ſollte auch der Fußboden damit verſehen werden, denn es kommt bei der jetzigen Heizart nur zu häufig vor, daß der obere Teil des Körpers glüht, während die Füße zu Eis erſtarren. Jedoch, nach welcher Methode immer die Heizapparate eingerichtet ſeien, ſtets wird der Erfolg hauptſächlich teils von der Schulung und Gewiſſenhaftigkeit der mit der Arbeit und ihrer Beaufſichtigung betrauten Beamten, teils von dem guten Willen der Oberleitung abhängen.

Wer die Entwickelung des deutſchen Eiſenbahnweſens gewiſſermaßen aus den Windeln heraus bis zur heutigen Zeit verfolgt hat, wird nicht umhin können, mannigfache Fortſchritte und Verbeſſerungen in bezug auf Bequemlichkeit und Vorrichtungen zum Schutz der Geſundheit der Reiſenden zuzugeben. Doch bleibt noch manches zu wünſchen übrig, z. B. betreffs der ſtiefmütterlichen Behandlung der Sitze in der dritten und vierten Wagenklaſſe, der kümmerlichen nächtlichen Beleuchtung, der Enge der Koupees, der Kleinheit der Fenſter. Durch die neueſten Forſchungen im Gebiete der Bakterienkunde iſt uns aber noch ein Feind ſichtbar gemacht worden, der dem Eiſenbahnreiſenden leicht verhängnisvoll werden kann: der Tuberkelbacill. Nicht ſelten nötigt unſere Reiſe uns die unwillkommene Nachbarſchaft eines Bruſtkranken auf, welcher mit ſeinen langdauernden qualvollen Huſtenanfällen uns Ohr und Herz martert, bis endlich ein widerwärtiger See von Schleim auf dem Fußboden entleert wird. Nun kennen wir ja durch Koch und neuerdings durch Cornet die Natur- und Lebensgeſchichte jenes Bacills ſehr genau; wir wiſſen, daß er, unſchädlich in einer flüſſigen Maſſe, furchtbar wird, wenn er eingetrocknet in die Luft und die Atmungswege gelangt und dadurch die Lungenſchwindſucht verurſacht. Wie oft mag auf ſolche Art dieſe gewöhnlichſte und verheerendſte aller Krankheiten entſtanden ſein! Bei einem bisher völlig Geſunden entwickelt ſich allmählich ein hartnäckiger böſer Huſten; der Kranke ſchiebt ſein Leiden auf eine Erkältung bei der letzten Reiſe, während er in Wirklichkeit bacillenhaltigen, aus dem Fußboden aufgewirbelten Staub eingeatmet hat.

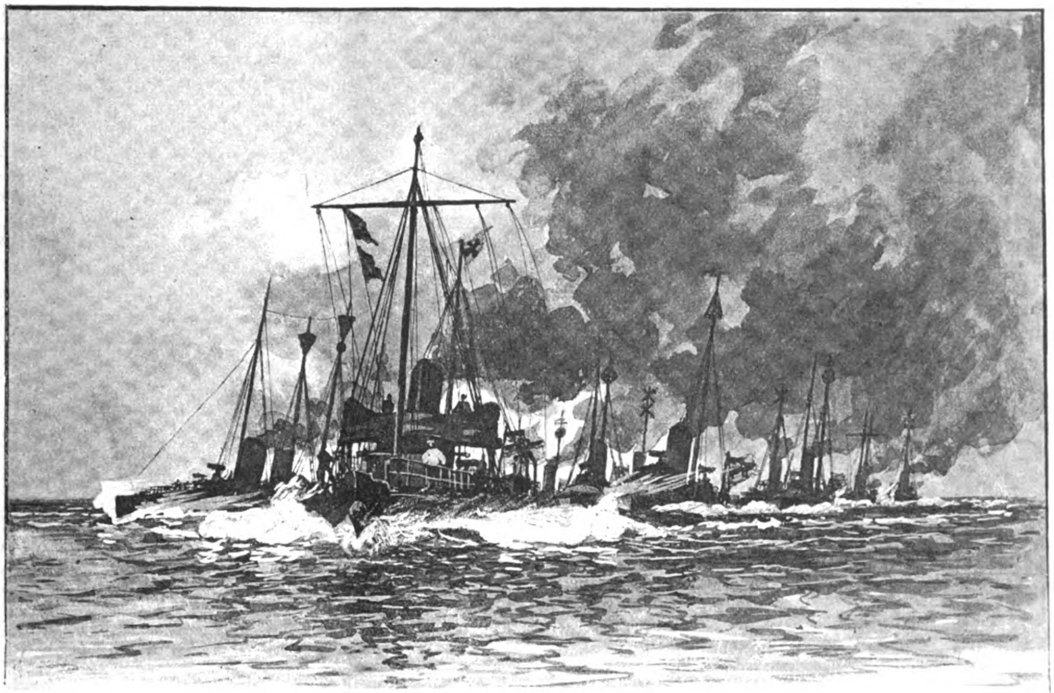
Für die Bahnverwaltung erwachſen aus den neueſten Ergebniſſen der Forſchung neue und wichtige Aufgaben zum Schutze der Geſundheit des reiſenden Publikums. Der Gewohnheit, den Fußboden oder die Bedeckung desſelben mit Huſtenſchleim zu begeifern, wird durch Anbringung zweckdienlich eingerichteter Huſtenfläſchchen oder Speinäpfe an den Wagenwänden oder Dielen zu ſteuern ſein. Nach Beendigung einer Fahrt werden die Fußböden der Wagen jedesmal auf naſſem Wege gründlich gereinigt und desinfiziert werden müſſen. Die Koſten dieſer Maßregel ſind höchſt geringfügig und ſtehen in keinem Verhältnis zu dem aus ihrer Anwendung hervorgehenden Nutzen.

Zahlloſe Feinde ſtellen unſerer Geſundheit und unſerm Leben nach. Preis der Wiſſenſchaft, welche uns lehrt, ſie aufzufinden, zu vermeiden und unſchädlich zu machen!

Aus dem Leben der Blinden.

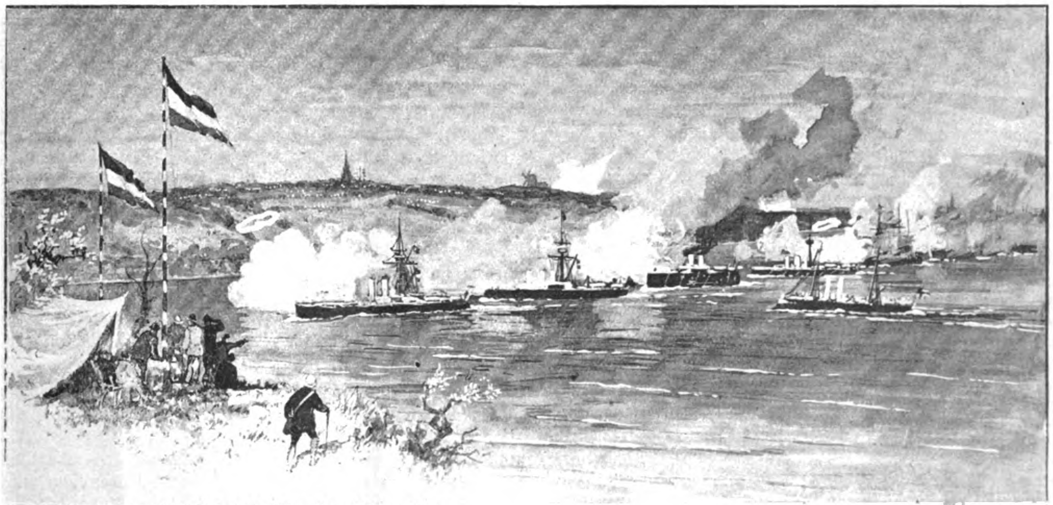
Von einer Blinden. (Abdruck verboten.)

Es iſt über das Leben und Treiben Blinder ſchon ſo viel geſprochen und geſchrieben worden, daß es faſt unnötig erſcheint, dieſes Thema noch einmal aufgreifen zu wollen. Hat doch erſt vor einiger Zeit der Franzoſe Maurice de la Sizzeranne in ſeinem Buche „Ein Blinder über Blinde“ dieſen Stoff nach allen Seiten hin erſchöpft; ob in einer von Übertreibungen gänzlich freien Weiſe, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Wenn ich es nun dennoch unternehme, als Blinde einige Streiflichter auf das Seelenleben Blinder zu werfen, ſo thue ich dies, geleitet von der Erfahrung, daß, trotz alles Sprechens und Schreibens, doch ein großer Teil des Publikums der Blindenſache noch ſehr fern ſteht. Der Grund hiervon iſt keineswegs, wie bei ſo vielen anderen Dingen, Gleichgültigkeit; im Gegenteil darf geſagt werden, daß faſt keiner Gruppe der leidenden Menſchheit ſo viel Mitleid entgegengebracht wird, als denen, welchen die edle Himmelsgabe des Augenlichtes verſagt iſt. — „Sterben iſt nichts! doch leben und nicht ſehen, das iſt ein Unglück!“ Dieſe Worte des Dichters charakteriſieren ungefähr die Anſicht der meiſten Menſchen, denen der Mangel des Geſichtes — jenes Sinnes, in welchem ſie billig einen ihrer höchſten, wichtigſten erkennen — gleichbedeutend iſt mit dem denkbar herbſten Verluſte. Iſt denn aber die Blindheit wirklich des Blinden größtes Unglück? Vermag ſie die Entwickelung ſeines beſſeren Selbſt, ſeiner ſeeliſchen Kräfte, nachteilig zu beeinfluſſen? — Aller-



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Die Torpedo-Diviſion.

dings, es gibt Fälle im Leben, in denen der plötzlich eintretende Verluſt der Sehkraft auch die Seele mit ewigem Dunkel umnachtet; wenn er nämlich ſolche betrifft, die, mitten im Leben ſtehend, dadurch an der Ausübung ihres Berufes verhindert werden. Aber nicht von dieſen Beklagenswerten ſoll hier die Rede ſein! Vielmehr habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, das Seelenleben derjenigen zu ſchildern, die ſchon in zartem Kindesalter in das Reich tiefen Dunkels eintreten. Ihnen iſt die Welt des Sehens etwa wie ein ſchönes Märchen, dem ſie mit Freuden lauſchen, nach deſſen Wundern ſie wohl auch hier und da eine flüchtige Sehnſucht erfaßt, die aber verſchwebt, ſobald des holden Märchens nicht mehr Erwähnung geſchieht. Die Vorſtellungen von Licht und Farben ſind den Blinden nur in den wenigſten Fällen ganz fremd; Dem einen leben dieſelben in Harmonieen, dem anderen in Formen und einem dritten in Wortgebilden. Alles Sichtbare überträgt der Nichtſehende ſich in das Reich des Hör- oder Fühlbaren; ſo bildet er ſich ſeine eigne Welt, die, je nach ſeiner Individualität, ſeinen Talenten und Verhältniſſen, mehr oder minder mannigfaltig und eigenartig ſein wird. Wichtig iſt nun die Frage: Vermögen die Bilder, welche die Phantaſie des Blinden entwirft, ihn für die der Wirklichkeit zu entſchädigen, ihm wahre Befriedigung zu gewähren? Bei vollſtändig Erblindeten, von denen hier hauptſächlich die Rede ſein ſoll, pflegt dies mit vereinzelten Ausnahmen der Fall zu ſein; ja, ihren geiſtigen Augen ſtellt ſich manches idealer,



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Angriff der Flotte in der Wenningbucht.

blendender dar, als dem nüchternen, an Licht und Farben gewöhnten Blicke des Sehenden. Zum Beleg hierfür möge die Thatſache dienen, daß mancher, dem unerwartet das Augenlicht zurückgegeben wurde, beim Anblicke ſeiner Umgebung enttäuſcht ausrief: „Das habe ich mir freilich ſchöner vorgeſtellt!“ Nicht die Blindheit an ſich, ſondern deren Folgen bilden das Hemmnis, das Unglück des Nichtſehenden, ſie ſind es auch, welche zum Teil ſeinem Gemütsleben eine andere Richtung geben, als dem ſehender Perſonen. Schon das blinde Kind muß frühzeitig lernen, ſich die Außenwelt zu verinnerlichen. Das tauſendfache Mancherlei, das in buntem Wechſel, ſchnell und flüchtig dem Auge ſehender Kleinen ſich darbietet, nehmen Blinde nur langſam, aber um ſo feſter in ſich auf. Jeder Eindruck muß ſich ihnen vergeiſtigen, deshalb iſt er ein bleibender; meiſt begabt mit einem guten Gedächtnis, prägen ſich ihnen die kleinſten Ereigniſſe, die unbedeutendſten Worte unauslöſchlich ein. So wird ſchon in zartem Kindesalter der Keim zu jener Tiefe des Empfindens gelegt, die zugleich den bemerkenswerteſten Vorzug und Nachteil in dem Seelenleben Blinder bildet. Das Verinnerlichen der Außenwelt klärt, bereichert und erweitert die Innenwelt des Blinden; es ſtählt ſeine Willenskraft und verleiht ihm Ausdauer, die tauſendfachen Hinderniſſe zu überwinden, die ſich ihm bei ſeinem Streben mehr als jedem anderen entgegentürmen. Aber nicht nur ein zähes Feſthalten an ſeinem Wollen, ſondern auch an ſeinem Fühlen iſt zumeiſt dem Nichtſehenden eigen. Durch ſein Gebrechen häufig zurückhaltend und ſchüchtern, pflegt er ſich nur langſam an andere anzuſchließen; hat jedoch der Ton einer Stimme ſympathiſch ſein Herz berührt, die Teilnahme eines Nebenmenſchen ihn mehrmals beglückt, dann umſchließt er ihn mit der vollen, ganzen Hingabe ſeiner empfindſamen Seele. Wer jemals das Beſeligende einer wahren, aufrichtigen Neigung empfunden, der wird begreifen, wieviel Licht und Sonnenſchein eine ſolche über den dunkeln, meiſt einſamen Pfad eines Blinden auszugießen vermag. Aber dieſe ſtürmiſche Hingabe an ein Gefühl verſchärft auch ſo ſehr den Schmerz, den Trennung und Täuſchung bereiten. Die Außenwelt mit ihren bunten Bildern lenkt die Gedanken des Sehenden ab von ſeinem Kummer; leichter wird für ihn ein Erſatz ſeines Verluſtes gefunden, als für den, vom Dunkel Unmachteten, der in ſeiner Abhängigkeit von anderen gerade ſo überaus nötig eines ſolchen bedarf.

Das reiche Seelenleben des Blinden iſt keineswegs arm an Freuden; ſein ſcharfes, geiſtiges Auge, ſein offenes Ohr, ſein empfängliches Herz entſchädigen ihn für vieles, was das karge Leben ihm verſagt. — Das karge Leben, wie ſtellt der, des Augenlichtes Beraubte ſich zu dieſem, und wie dieſes ſich zu ihm? — Voll der feſteſten Zuverſicht treten viele junge Blinde hinaus in die Welt, um in derſelben ihre Kräfte zu prüfen und gleichen hierin den meiſten ihrer ſehenden Altersgenoſſen, die hoffnungs- und ſtrebensfreudig, wie ſie, den Fuß ſetzen in das bunte Getriebe des Lebens. Sie beide ſind Neulinge in der Geſellſchaft, ſie beide müſſen durch Erfahrungen mancher Art lernen, ſich ein Urteil über dieſelbe zu bilden. Was dies aber dem Blinden vor allen anderen weſentlich erſchwert, iſt die Thatſache, daß er nicht nur der Welt, ſondern die Welt auch ihm völlig fremd gegenüber ſteht. Nur von den wenigſten wird unſere Leiſtungsfähigkeit richtig beurteilt; viele pflegen dieſelbe zu gering, viele zu hoch anzuſchlagen, was eines ſo hemmend wirken muß als das andere. Selbſt mancher Gebildete der Jetztzeit glaubt nicht zu fehlen, wenn er die des Augenlichtes Beraubten ohne Unterſchied in die Klaſſe der Schwachſinnigen und Idioten einreiht. — So iſt es mir beiſpielsweiſe ſelbſt öfter vorgekommen, daß Fremde, meine Wenigkeit zur einfachſten Auskunft für völlig unfähig haltend, mich betreffende Fragen konſequent an meine Begleiter richteten und höchlich überraſcht waren, wenn ich durch unwilligen Weggang der Unterhaltung ein Ende machte, oder, wo mir an Beſeitigung der falſchen Meinung gelegen war, mich mit etwas unhöflicher Entſchiedenheit des Geſpräches bemächtigte. Ferner könnte ich von unglaublichen Fragen berichten, die zuweilen die Unwiſſenheit an uns ſtellt; hier will ich nur derjenigen eines Inſtrumentenhändlers gedenken, welcher ſich ganz teilnehmend erkundigte, ob die Blinden im ſtande ſeien, beim Eſſen den Mund zu finden.

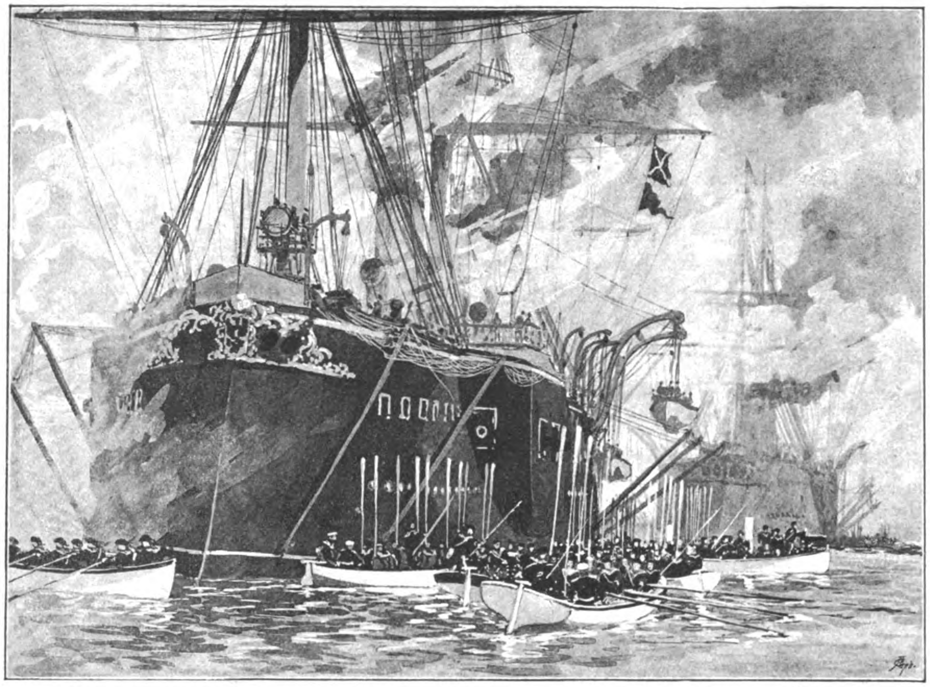
Der Aufenthalt in unſerm ſchönen Anſtaltsgarten iſt mir ſchon manchmal verleidet worden durch die Thatſache, daß bei unſern Spaziergängen die Thür desſelben meiſt dicht mit Neugierigen beſetzt iſt, die hier und da in recht naiven Bemerkungen ihr Staunen kundgeben, wenn wir, ihrer Meinung nach gänzlich ſtumpfe Geſchöpfe, uns ſelbſtändig bewegen, oder irgend eine freie Äußerung thun. Das Staunen ſolcher, dem Blindenweſen vollſtändig Fernſtehender wächſt, wenn ihnen zufällig die Arbeit eines Nichtſehenden unter die Hände kommt. Ein feingeflochtener Korb, ein ſauber bezogener Rohrſtuhl, eine ſorgſam gehäkelte Spitze von der Hand eines Blinden vermag die niedrige Meinung über ihn bei zahlreichen Perſonen plötzlich in das Gegenteil umzuwandeln; aus dem blinden Nichtskönner wird in ihren Augen mit einem Schlage ein Alleskönner. — Das Mißtrauen, welches man ſeinen Leiſtungen entgegenbringt, macht den durch ſein Gebrechen ſchon ohnehin Schüchternen noch ängſtlicher in ſeinem Auftreten, es mindert ſein Selbſtvertrauen, oder verbittert ihn gegen eine Welt, die ſein redliches Wollen, ſein mühſam erworbenes Können ſo beharrlich zurückweiſt. — Freilich läßt ſich auch mancherlei zur Entſchuldigung dieſer Welt ſagen! Sämtliche Berufsgebiete unſers öffentlichen Lebens ſind ſo überfüllt, daß die Auftraggeber unter den Auftragempfängern reiche Wahl haben; und wer kann es ihnen vom praktiſchen Standpunkte aus verargen, wenn ſie dieſelbe lieber auf ſehende Arbeiter lenken, deren Fähigkeiten ſie kennen, als auf Nichtſehende, bei welchen ſie erſt einer, möglicherweiſe ſchlecht ablaufenden Probe unterworfen ſein würden. Zur Ermutigung des Publikums ſei übrigens hier bemerkt, daß der Blinde zwar ſchwer Kunden findet, aber, Gott ſei Dank! auch ſelten durch eigne Schuld verliert, daß es ſich demzufolge auch für den Arbeitgeber lohnt, mit einem althergebrachten Vorurteil endlich zu brechen. — Mehr noch, als auf dem blinden Handwerker laſtet der Druck der Unterſchätzung auf demjenigen ſeiner Schickſalsgenoſſen, der auf wiſſenſchaftlichem oder künſtleriſchem Gebiete vorwärts ſtrebt. Seine Ausbildung allein iſt mit zahlloſen Schwierigkeiten verknüpft, von denen hier nur auf eine, den Mangel an Leſeſtoff, eingegangen werden ſoll. In der, für Blinde zugänglichen Taſtſchrift ſind an klaſſiſchen Werken in Deutſchland erſt zwei im Druck erſchienen, von denen, beiläufig geſagt, das eine, Schillers Tell, fünf Mark koſtet, ein Preis, der gegen die zwanzig Pfennig der Reclame-Ausgabe gewiß erheblich abſticht, obwohl er, dank des Vereins zur Förderung der Blindenbildung, bereits der denkbar mäßigſte iſt, wenn man die ſchwierige Herſtellung und den geringen Abſatz der Bücher in Erwägung zieht. — Nichts leſen können iſt hart für jeden Strebenden, es macht ſich ſchmerzlich fühlbar für jeden, nach geiſtiger Anregung dürſtenden, denkenden Menſchen. Schon manchmal habe ich ein, durch den Mangel meiner Sehkraft mir verſchloſſenes Buch, aus dem ich Unterhaltung oder Belehrung zu ſchöpfen wünſchte, mit nicht zu ſchildernden Gefühlen in den Händen gehalten und Sehende glücklich geprieſen, die, wenn ſie wollen, ſchon von Kindheit auf, von jedem Papierſtreifen leſen und lernen können. — Durch Gewährung geiſtiger Anregung wird faſt jedem Nichtſehenden ein inniger Herzenswunſch erfüllt, und ſchon manchen hat dieſelbe bewahrt vor dem trüben Gefühle der Verbitterung. — So iſt der Blinde, um zu lernen, vorwiegend auf ſeine Nebenmenſchen angewieſen. Der Reiche muß große Summen für Vorleſer, Führer ꝛc. verausgaben, während der Unbemittelte, Alleinſtehende, ſelbſt wenn ſich in vielen Fällen die Menſchenliebe hilfreich ſeiner annimmt, mit den unſäglichſten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Sind dieſelben nun endlich glücklich überwunden, glaubt ſich der des Augenlichtes Beraubte am Ziele ſeiner Wünſche angelangt, dann iſt es gar ſo oft die Unkenntnis, das Mißtrauen der Welt, die ihm eine praktiſche Verwertung ſeines Könnens unmöglich machen. — Ich weiß von blinden Muſikern, die von der öffentlichen Stimme als große Künſtler bezeichnet werden, und die doch, ihres Gebrechens wegen, keine feſte Anſtellung zu erlangen vermögen. — Manchem wird ſich vielleicht hier die Frage aufdrängen, weshalb der Nichtſehende, bei der großen Ausſichtsloſigkeit ſeines Strebens, dennoch kämpft und ſtrebt. Die eingehende Beantwortung dieſer Frage würde ſehr weit führen. Nur daran ſei erinnert, daß die Welt des Geiſtigen, wie wir ſahen, des Blinden eigentliche Heimat, ihn unwiderſtehlich anzieht, daß ſie das Licht ſeines Lebens bildet, und daß folglich für viele ein Aufgeben ihres geiſtigen Ringens gleichbedeutend ſein würde mit ihrer ſeeliſchen Erblindung.

Nicht minder ſchmerzlich wie die Unterſchätzung iſt für den, welchen ſie betrifft, auch die Überſchätzung ſeiner Kräfte. In allen Fällen des Lebens bleibt es etwas höchſt Betrübendes, wenn von einem Menſchen mehr verlangt wird, als ſeine Fähigkeiten ihm zu leiſten geſtatten; trotz alles eifrigen Mühens iſt ſein Leben ein verfehltes. Wie viel mehr wird dies nun bei dem Blinden der Fall ſein, an den der Unverſtand ſeiner Umgebung oft Forderungen ſtellt, die zu erfüllen ſein Gebrechen ihn hindert. Merkwürdigerweiſe ſind es oft gerade nahe Anverwandte, welche in dieſem Punkte am meiſten irren. Weil ſich der Blinde vor ihren Augen im Hauſe ſo ſicher bewegt, weil er in mancher Beziehung ſo Überraſchendes leiſtet, ſind eben ſie am leichteſten geneigt, in Kleinigkeiten zu großes von ihm zu verlangen, was bei häufiger Wiederholung Grund zu bleibender Verſtimmung werden kann. Zugleich möchte ich hier vor dem naheliegenden Irrtum warnen, bei allen Nichtſehenden den gleichen Maßſtab anzulegen; denn ſie ſind nach ihren körperlichen und geiſtigen Kräften, ihren Anlagen und Neigungen ebenſo, ja vielleicht noch verſchiedener geartet, als Sehende. Dem einen iſt Spielwerk, was dem anderen Unmöglichkeit; dem einen liebe Beſchäftigung, was dem anderen Qual! Wollte man dies mehr bedenken und berückſichtigen, ſo würde es, meiner Meinung nach, weniger unglückliche Exiſtenzen, weniger ſchmerzende Überſchätzung und Unterſchätzung in der Blindenwelt geben. Dem Können des Nichtſehenden iſt durch den Mangel des Augenlichtes eine gewiſſe Grenze gezogen; dieſelbe mit Gewalt unverſtändig verengen oder erweitern wollen, heißt, ſie zur unüberſteiglichen Schranke zwiſchen ihm und der Geſellſchaft auftürmen, ihm ſein Unglück erſt recht fühlbar machen.

Das Mitleid des Publikums für die mit der Blindheit Behafteten iſt, wie bereits am Anfange bemerkt wurde, ein ſehr reges; möchte ſich doch dieſes Mitleiden mehr und mehr umwandeln zum Mitgefühl, zum rechten Verſtändnis unſerer Lage. Wenn dies geſchieht, dann wird das bitterſte Dunkel abgeſtreift von dem Leben des Blinden, dann bilden fremde Liebe und Teilnahme das Licht, das ſein geiſtiges Auge entzückt, ſein Seelenleben verklärt, von deſſen Strahlen geleitet, er, mit ſtiller Ergebung in ſein Schickſal, ſich hindurch ringt durch alle Fährlichkeiten ſeines Erdenlebens. Wenn ich nun hier, nicht ohne zuvor die Meinung möglichſt vieler Nichtſehenden gehört zu haben, die Blindheit und deren Folgen zu ſchildern verſuchte, wenn ich erſtere in gewiſſer Beziehung als eine Vertiefung des Geiſteslebens hinſtellen durfte, ſo möchte ich zum Schluß noch auf einige Eigentümlichkeiten des Blindenweſens eingehen, die vielleicht manchem neu und intereſſant ſein dürften. Mit Ausnahme jener Beklagenswerten, denen Scharlachfieber oder eine ähnliche heimtückiſche Krankheit mit der Sehkraft zugleich das Gehör ſchwächte, zeichnet ſich bei den Nichtſehenden in der Regel letzteres durch beſondere Schärfe aus. Das Gehör iſt es, welches uns ein bedeutendes Maß von Eindrücken zuführt, dem wir Verhaltungsmaßregeln verdanken gegen Welt und Menſchen. Daß der Blinde ſeine Nebenmenſchen an der Stimme, oder, wie viele ſich irrtümlich ausdrücken, an der Sprache erkennt, iſt eine allbekannte Thatſache. Aber der Klang der Stimme lehrt ihn die Perſon nicht nur erkennen, ſondern auch kennen. Wie der Sehende von dem Ausdruck der Augen, der Geſichtszüge, ſo pflegt der Blinde von der Beſchaffenheit der Stimme auf die der Seele meiſt ſehr richtige Schlüſſe zu ziehen. Schon manches Organ, obwohl es rauh und unſchön klang, hat mich im erſten Augenblick unwiderſtehlich angezogen, mir herzliches Vertrauen abgenötigt; manches milde, gekünſtelte ließ mich ſofort mit großer Richtigkeit Falſchheit und Heuchelei ſeines Beſitzers ahnen. Ich habe einen Bekannten, der, nachdem er einen Menſchen reden gehört, nicht nur deſſen Charakter, ſondern auch ſein Alter mit ziemlicher Genauigkeit feſtzuſtellen vermag. Andere Blinde lieben es wunderbarerweiſe, ſich die Menſchenſtimmen gefärbt zu denken und daher von ſchwarzen, weißen, grauen ꝛc. zu ſprechen. Einige übertragen dieſe Farbenvorſtellung auch auf Buchſtaben und Zahlen und empfinden demgemäß eine entſchiedene Antipathie gegen ſolche Worte und Rechenexempel, die eine, ihrer Meinung nach, unſtatthafte Zuſammenſtellung zeigen. — Neben dem Ton des Organes iſt es der Druck der Hand, welcher vielen Nichtſehenden als deutliches Erkennungszeichen für Perſonen und Charaktere dient. An der Form einer öfter gefühlten Hand erkenne ich, wer vor mir ſteht; die Art, mit welcher man ſie mir darreicht, ſagt mir, ob ich Biederkeit, Herzlichkeit, Stolz oder Gleichgültigkeit zu erwarten habe. Ferner gibt es Blinde, welche die Menſchen am Atem oder durch den Geruch zu unterſcheiden behaupten. In meinem Bekanntenkreiſe befindet ſich ein ſchwachſinniger blinder Knabe, der, um die Perſönlichkeit eines Menſchen feſtzuſtellen, mit Vorliebe das Haar desſelben beriecht und dabei ſelten irrt. Freilich läßt dieſe Art von Prüfung keinerlei pſychologiſche Folgerungen zu.

Die gütige Vorſehung ſchärft die geſunden Sinne des Blinden für alle Erſcheinungen des Lebens und läßt ihn auf ſolche Weiſe ſein Gebrechen minder ſchmerzlich fühlen. — So höre ich beiſpielsweiſe beim Eintritt in ein mir völlig bekanntes Zimmer ſofort, ob ein großer Gegenſtand mehr oder weniger als gewöhnlich ſich in demſelben befindet. Selbſt das Vorhandenſein eines fremden Mantels, der an einem Kleiderſtänder aufgehängt iſt, vermag ich im Vorübergehen deutlich wahrzunehmen, ohne ihn zu ſtreifen und zwar durch den veränderten, dumpferen Klang meiner Schritte. Von dem Mantel wird dann ſelbſtverſtändlich auf die Anweſenheit eines Beſitzers geſchloſſen, die zu vorſichtigen Äußerungen mahnt, bis die Perſönlichkeit des Fremden feſtgeſtellt iſt. Denn „durch Schaden wird man klug,“ dieſes Sprichwort bewahrheitet ſich auch an dem Blinden, der, einmal von ungeahnten, unberufenen Zeugen belauſcht, ſich künftig auf alle Art vor ſolchen zu hüten ſucht, was hier und da zu recht ergötzlichen Vorſichtsmaßregeln führt. — Bei angeſtrengter Aufmerkſamkeit und behutſamem Vorwärtsſchreiten ſind wir ferner im ſtande, Bäume und ähnliche Hinderniſſe, natürlich nur in nächſter Nähe zu empfinden. Dieſer Umſtand bewahrt uns nicht ſelten vor dem Anſtoßen und iſt wohl ebenfalls auf die Wandlung des Luftdruckes zurückzuführen. Zum Schluß möchte ich noch auf einen weitverbreiteten Irrtum hinweiſen. Blindheit und Traurigkeit ſind in den Augen der meiſten Menſchen zwei unzertrennliche Begriffe; wenn man uns im ganzen auch eine zufriedenere Gemütsart als den Taubſtummen z. B. zuſpricht, ſo wagt man doch nicht ungezwungene Fröhlichkeit in unſern Reihen zu erwarten. — Schwermut und Verbitterung brechen ſich zwar leicht Bahn zu der Seele des Nichtſehenden durch die Ungunſt der Verhältniſſe, durch unglückliche Charakterveranlagung, aber ſie ſind keineswegs notwendige Folgen unſers Gebrechens. Im Gegenteil machen Humor und ſprühender Übermut manchen Blinden zum beliebten Geſellſchafter; und wohl ſelten kann irgendwo größere Fröhlichkeit herrſchen, als z. B. bei Feſten in Blindenanſtalten, Blindenvereinen ꝛc. Allen, die es bezweifeln, rufe ich zu: Kommt und ſehet! werft ſelbſt einen Blick auf das ſcheinbar ſo dunkle Blindenlos! Es wird vielleicht euer Bedauern nicht vermehren, wohl aber eurem Verſtändnis bezüglich der Blinden förderlich ſein.

Anna Pötſch.



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Das Einbooten während der Landungsmanöver in der Wenningbucht.

Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein.

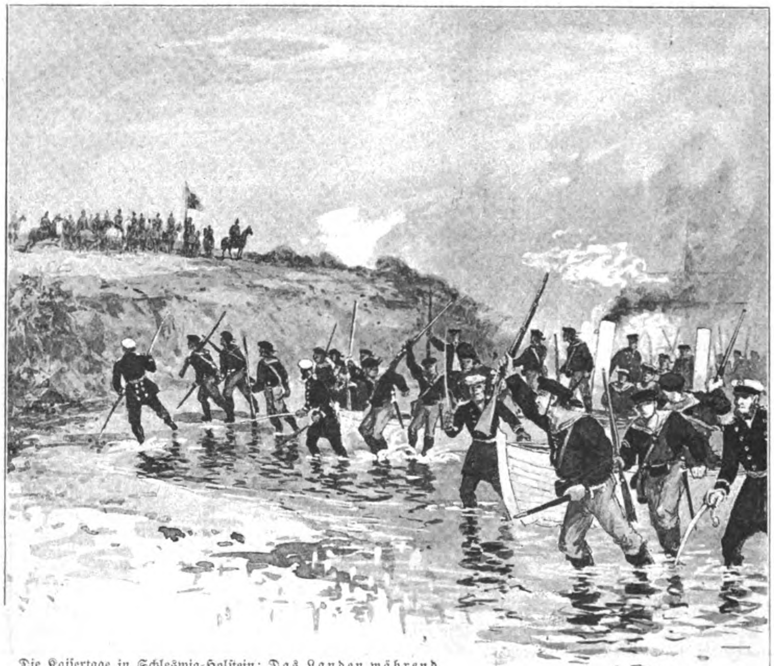
Text und Illuſtrationen von Hans Bohrdt.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

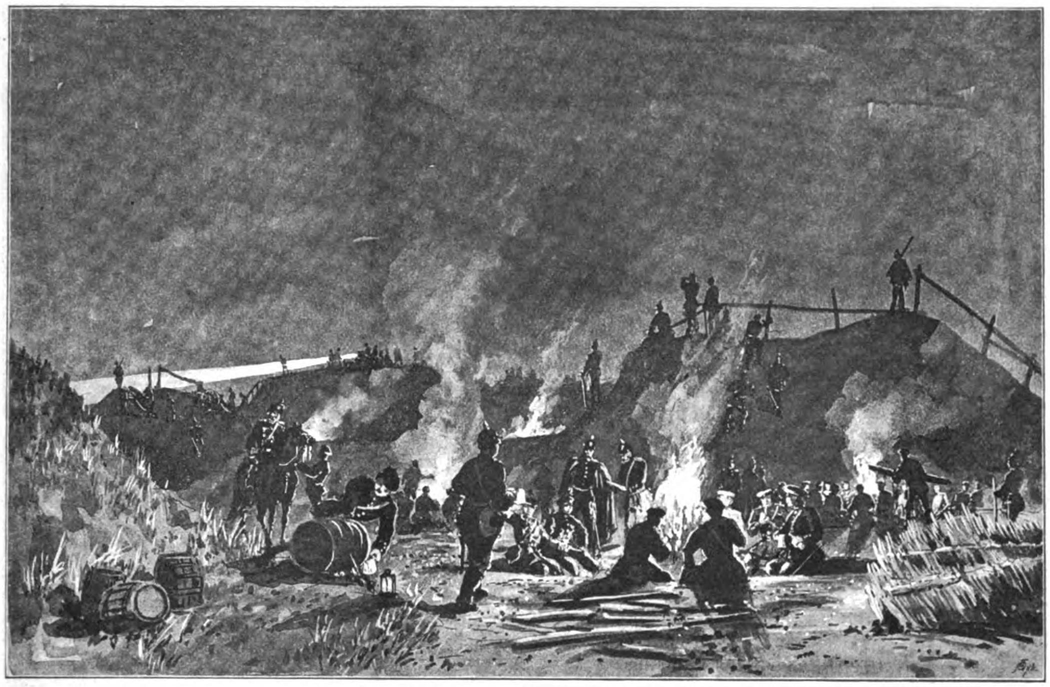
Zu den erhebendſten Feierlichkeiten der Kaiſertage gehörte der Feldgottesdienſt auf dem Herzoghügel bei Gravenſtein am 7. September.

Menſchenhände haben dem Allmächtigen rieſige Hallen erbaut, in denen die Töne der Orgel brauſen, deren Wände widerhallen von ſeinem Lobe, doch der eigentliche Tempel Gottes iſt die freie Natur. Die hohen Bäume ſind die Säulen, der blaue Äther die ſternbeſäete Decke, von deren Höhe die Gottesſonne millionenfach heller ſtrahlt, als alles Kerzenfeuer und ihre Reflexe ſchöner durch das zitternde grüne Laub wirft, als durch die bunteſten Glasſcheiben. Hell und freudig erklangen aus Tauſenden menſchlicher Kehlen, untermiſcht mit dem Schmettern der Poſaunen die Töne des Chorals „Lobe den Herrn,“ atemloſe Stille herrſchte darauf, als des Reiches mächtiger Herrſcher ſich vor dem Lenker aller Dinge beugte. — Wie muß ſolch ein Gottesdienſt nach blutiger Schlacht auf das Gemüt wirken, wenn der Sieger ſein Dankgebet zum Himmel ſendet, während ringsumher die ſtarren, toten Leiber der zum ewigen Schlafe eingegangenen Tapferen an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen mahnen. Die rauhen Kriegerherzen werden weicher, die Thränen laſſen ſich nicht zurückhalten, und das ſtolze Siegesbewußtſein wird ein Dankgebet zu dem Lenker, der alles ſo herrlich geführt. — Mit dem 8. September begannen die eigentlichen großen Manöver des IX. Armeekorps in Verbindung mit der Flotte. Die Idee dieſer Übungen in großem Stile war etwa folgende: Eine feindliche Diviſion, von Oſten kommend, hat die Inſel Alſen beſetzt und forciert, da die Flotte des Verteidigers in Kiel blockiert iſt, mit Hilfe ihrer eignen den Übergang über den Sund. Der Verteidiger (Weſtdiviſion) wird am erſten Tage bis Gravenſtein zurückgeworfen, erhält aber am folgenden Tage Verſtärkungen und treibt nun ſeinerſeits den Angreifer auf die Inſel Alſen zurück.

Am Morgen des 8. September ſtieg der Kaiſer in Sonderburg zu Pferde, während die Kaiſerin ſich nach dem Düppeldenkmal begab, um von dort aus den Gefechtsſzenen zuzuſchauen. Das Manöver nahm ſeinen Anfang, die Weſtdiviſion lag in vorzüglichen Stellungen auf den hiſtoriſchen Feldern und Reſten der einſt ſo heiß erkämpften Schanzen bei Düppel.



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Das Landen während der Landungsmanöver in der Wenningbucht.



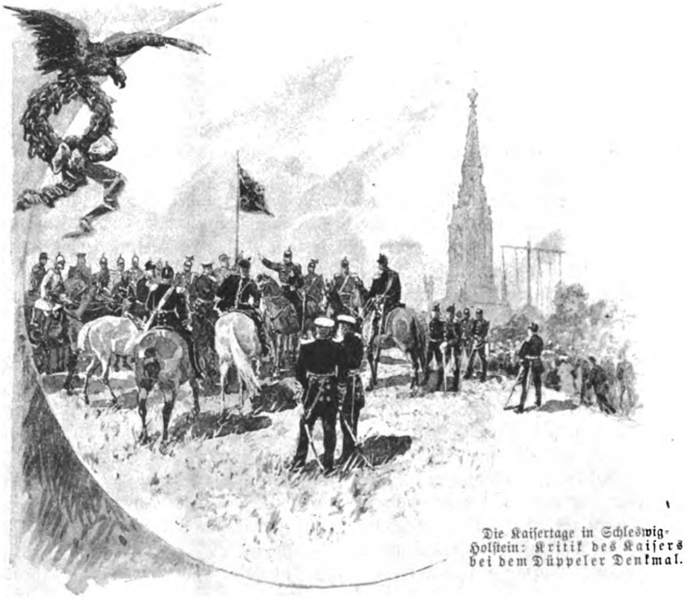
Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Biwak in den Düppeler Schanzen.

Unter dem heftigſten Feuer begann der Angreifer auf Pontons über den Sund zu ſetzen. Zu gleicher Zeit dampfte das Panzergeſchwader in langer Reihe, den Verteidiger mit Geſchoſſen überſchüttend, in den Wenningbund.

Es war ein unvergleichliches Schauſpiel, welches dieſe Pulverdampf und Kohlenrauch ausſtoßenden Koloſſe darboten. Tauſendfach hallte das Echo des unaufhörlichen Kanonendonners in der ſonſt ſo ſtillen, friedlichen Bucht wieder.

Wie würden im Ernſtfalle die herbſtlichen Düppelfelder nach ſolchem Bombardement mit den ſchwerſten Geſchoſſen ausgeſehen haben! Ich glaube, die Bauern hätten ſich für das nächſte Jahr das Umpflügen des Bodens erſparen können.

Der durch das verheerende Feuer der Flotte erſchütterte Verteidiger konnte nunmehr den Übergang der Oſtdiviſion nicht weiter hindern. In etwa 50 Minuten waren vier Regimenter Infanterie, zwei Regimenter Artillerie und ein Regiment Huſaren auf Pontons übergeſetzt und eröffneten ein wirkſames Feuer auf die Verteidiger, welche jedoch in dem koupierten Terrain und den alten Verſchanzungen noch immer einen feſten Standpunkt inne hatten. Unterdeſſen war die Flotte vor Anker gegangen und feuerte unabläſſig auf dieſe Stellungen. Da rauſchten die, der Weſtdiviſion zur Verfügung ſtehenden, Torpedoboote wie ein Schwarm giftiger Inſekten heran, um den Panzerkoloſſen ihre tödlichen Stiche beizubringen. Doch gleich wie die Schönen einer längſt entſchwundenen Modeperiode (unberufen) ſich durch Entfaltung ungeheurer Krinolinen eine gewiſſe äußere Unnahbarkeit ſicherten, ſo ſpreizten ſämtliche Panzerfahrzeuge gewaltige Netze um ihren ſtählernen Leib aus und zwangen ſo die naſeweiſen Torpedoboote ihre liebäugelnden Geſchoſſe für ſich zu behalten. Hinterher ſorgten dann auch die den gepanzerten Schönen als Wächter ihrer Unnahbarbeit beigegebenen Aviſos „Irene,“ „Pfeil“ und „Blitz“ für die gründliche Zurückweiſung der zudringlichen ſchwarzen Geſellen.



Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein: Kritik des Kaiſers bei dem Düppeler Denkmal.

Ob im Ernſtfalle die Torpedonetze der Panzerſchiffe vor den feindlichen Angriffen ſchützen werden, iſt allerdings zweifelhaft. Nach der angenommenen Vernichtung der Torpedoflotte erfolgte die Landung der Marinemannſchaften, um der Weſtdiviſion in die Flanke zu fallen, ein Manöver, welches den Glanzpunkt des Tages bilden ſollte. In möglichſter Eile und doch größter Ruhe und Ordnung ſcharten ſich die Boote und Dampfpinaſſen, mit luſtigen, feldmarſchmäßig ausgerüſteten Blaujacken gefüllt, hinter den dem Feinde abgewendeten Panzerwänden der Schiffe und harrten des Kommandos zum Angriff. Als das Signal „Landen“ an der Raa des Flaggſchiffes aufſtieg, entſtand eine unbeſchreibliche Bewegung auf dem Waſſer. Die Dampfpinaſſen keuchten mit der Laſt von je fünf Booten im Schlepptau dem Lande zu. Die Blaujacken griffen teils zu den Riemen, um die Fahrt zu beſchleunigen, teils feuerten ſie mit Magazingewehren und Revolverkanonen auf die feindlichen Schützenlinien. In all das Geknatter der Gewehre, das Schlagen der Ruder, das Rufen der Kommandeure miſchte ſich der Donner der ſchweren Geſchütze und das ſcharfe Knallen der in den Marſen der Schiffe aufgeſtellten Hotchkißkanonen. Auf der Höhe des etwas ſteil abfallenden Ufers befand ſich der Kaiſer mit ſeinem Stabe, um das Landungsmanöver zu beobachten.

Hui, wie ſich die Blaujacken in die Riemen legten, wie ſie das Gewehrfeuer verdoppelten! Nach etwa ſieben Minuten ſtießen die erſten Boote auf den Grund. Nun galt kein Zaudern. Mit mächtigem Satze ſprangen Offiziere und Mannſchaften in das hoch aufſpritzende Waſſer und eilten zum Strande, um ſo ſchnell als möglich Deckung zu ſuchen.

In kurzer Zeit hatten ſich die Kolonnen je nach Schiffsmannſchaften geordnet, und nun ging die Marine in regelrechten Schützenlinien vor. Die Leute ſahen wild genug aus, um ſchwachherzige Feinde ſchon durch den bloßen Anblick zu erſchrecken, namentlich hatte der auf den naſſen Kleidern feſtklebende Staub und Schlamm das Seine beigetragen, um das wüſte Ausſehen der Mannſchaften zu bewirken. Aber ihre Pflicht haben die braven Blaujacken bis aufs äußerſte gethan, und das Lob, das ihnen ſeitens des oberſten Kriegsherrn zu teil ward, war ein wohlverdientes. In Verbindung mit einem Regiment Schützen ſtürmten ſie unaufhaltſam vorwärts und warfen die feindlichen Linien aus ihren Stellungen. Als „Das Ganze Halt“ geblaſen wurde, war der Standpunkt des Gefechtes ein durchaus anderer als der am Morgen. Die Weſtdiviſion war auf allen Punkten zurückgewichen und konnte ſich nur durch das, für die Verfolgung ſchwierige Terrain vor ſehr ſchweren Verluſten bewahren. Der Kaiſer hielt an der großen Düppelſchanze die Kritik ab, worauf das Gefecht wieder aufgenommen wurde, welches aber nur in der Verfolgung der langſam zurückweichenden Weſtdiviſion beſtand.

Der folgende Tag brachte der letzteren die erſehnte Verſtärkung. Als das Gefecht ſchon im Gange war und die Torpedoboote die angreifende Oſtdiviſion, deren Abſicht Flensburg zu beſetzen war, vom Nübel Noor aus mit Erfolg beſchoſſen, trafen eine Brigade Infanterie und zwei Batterieen Artillerie, von Apenrade kommend, auf dem Gefechtsfelde ein. Nunmehr ging die Weſtdiviſion zum Angriff über und drängte die Oſtdiviſion bis Düppel zurück.

Nach des Tages heißem Kampfe bezogen die Truppen Biwaks. Welch eine Fülle von Poeſie, ich möchte ſagen, „militäriſcher Poeſie“ birgt eine unter Gottes freiem Himmel zugebrachte Nacht vor dem Feinde. Ruhen ſoll der Mann — ja, wer kann denn ſchlafen, ſo lange die luſtigen Biwakfeuer flackern, ſo lange die glühende Pfeife die blauen Ringe in die Luft ſendet und die neueſten Manöveranekdoten beim Becherklang von Mund zu Munde gehen.

Glühen dann die Feuer aus, ſo ſucht der junge Krieger wohl die Ruheſtatt auf kärglichem Stroh auf. Der Schnupfen ſtört ja das im Dienſte geſtählte Wohlbefinden nicht und Rheumatismus kennt der Vaterlandsverteidiger meiſt nur dem Namen nach. Sanft ruht er auf dem harten Lager, und wenn es regnet, ſo kümmert ihn das wenig, läßt auch die Uniform den Regen durch, die Haut iſt ja waſſerdicht. Hat er des Morgens dann die Daunen des Biwaks, d. h. die loſen Strohhalme, von den Kleidern geſtreift, ſich ein paarmal ordentlich geſchüttelt und den ſchon durch Tradition geheiligten Manöverkaffee aus heißem Waſſer und grob geſtoßenen Bohnen, die in großen Klumpen gewöhnlich an der Oberfläche ſchwimmen, genoſſen, ſo iſt er wieder friſch und munter wie tags zuvor.

Draußen auf den einſamen Feldwachen und weit vorgeſchobenen Poſten darf ja überhaupt nicht geruht werden, die Augen ſuchen ſpähend durch die Finſternis zu dringen, um alles Verdächtige zu prüfen. Hängt doch die Sicherheit des ganzen Heeres von der Wachſamkeit der Poſten, Feldwachen und Piketts ab. Patrouillen kommen und gehen, leiſe tönt Loſung und Feldgeſchrei, hin und wieder knallt ein Schuß, Patrouillen gehen dem Schalle nach, alles beobachtend, um rechtzeitig etwaige Gefahr zu melden.

Da huſchen ein paar flinke Huſaren auf ihren leichtfüßigen Pferden über die Felder dahin, ihre wichtige Rekognoſcierung iſt gelungen, und ſie eilen mit der Botſchaft durch die Vorpoſten der Ihrigen dem großen Lager zu. Die ringsumher herrſchende Ruhe iſt nur eine ſcheinbare. Im Nu kann ſich die ganze Szene verwandeln und der Kampf aus tauſend Feuerſchlünden wieder beginnen. Die frohe Stimmung inmitten der Gefahr, der mögliche, jähe Wechſel von Ruhe und Kampf, die unvergleichlichen Bilder und Szenen des Biwaks weben einen Kranz von Poeſie um das Lagerleben im Felde.

Und welch reiche, frohe und wehmütige Erinnerungen riefen die Biwaks in den alten Düppeler Schanzen wach. Um jeden Zoll dieſes Stückchens Erde iſt heiß geſtritten worden. Der Boden iſt buchſtäblich mit Freundes und Feindes Blut getränkt. Im Geiſte ſieht man die todesmutigen Deutſchen über die ſich vom Nachthimmel dunkel abhebenden Erdhügel hinwegſpringen. Die erſten fallen wie reife Feldfrüchte von Schnitters Hand. Andere ſtürmen über die Leichname hinweg. Hier drängen ſich die tapferen Dänen zuſammen, um den letzten verzweifelten Widerſtand zu leiſten. Dumpfe Kolbenſchläge, Stöhnen der Verwundeten, erſticktes Röcheln der Sterbenden, rotes Blut in Strömen. Alle die grauſigen Bilder der Vergangenheit entrollen ſich beim flackernden Biwakfeuer, und mit zitternder Stimme erzählt hier und da einer, der damals dabei geweſen, und der gekommen iſt, um die Stätte des Kampfes beim luſtigen Manövertreiben wiederzuſehen, von dem Streiten und Ringen um dieſes Fleckchen Erde. Ein paar Thränen ſtehlen ſich aus den Augen, und ſtumm zeigt er hinüber nach den Maſſengräbern, wo die ſtillen Toten, Freund und Feind, vereint ruhen. Doch das Blut iſt nicht vergebens gefloſſen. Die Saat iſt herrlich aufgegangen und das luſtige Treiben bei ſtrengſter Disziplin, die frohe Laune unerſchütterlichen Mutes, die aus den Geſichtern unſerer braven Krieger ſtrahlt, geben ſo recht das Bild der Jugendkraft unſeres durch Blut und Kampf geeinten Volkes.

Neben der Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen drängten ſich zugleich die effektreichen Szenen des Lagers in den Düppeler Schanzen auf. Zu den maleriſchen Requiſiten der ſonſtigen Biwaks kam noch eine Erfindung der neueſten Zeit, die Beleuchtung des vorliegenden Terrains durch elektriſche Scheinwerfer, deren Lichtfülle es verhinderte, daß der Angreifer ſich unbemerkt dem Lager nähern konnte. Zwiſchen den dunkelroten emporlodernden Flammen der Holzſtöße zuckte blitzartig, bald hier, bald dorthin ſich wendend, der lange koniſche Lichtſtreifen des Apparates. Eilig huſchte der Schein über Felder, Knicks, Bäume, Weiler und Städtchen hinweg, und, wo ſich verdächtiges Waffenblinken zeigte, da ruhte er, alles ſeinem Wirkungskreiſe ſich Darbietende, ſonnengleich beleuchtend. Deshalb hörte auch der Artilleriekampf während der Nacht nicht auf. Die Abſicht der Weſtdiviſion, ſeinen Angriff durch die Dunkelheit zu verdecken, mißlang. Lange vor Sonnenaufgang ſcheuchte das Kommando „An die Gewehre“ die ruhende Oſtdiviſion auf, und bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Die Flotte hatte bei der Unſichtbarkeit der feindlichen Stellungen wenig oder gar nicht eingreifen können, wies aber ihrerſeits die Angriffe der Torpedodiviſion, deren Annäherung jedesmal bemerkt wurde, zurück. Das rauchſchwache Pulver bewährte ſich vorzüglich. Ringsumher in den Knicks und Feldern überall Gewehrknattern, ohne daß man den Ort ausfindig machen konnte, wo die Schützen verborgen lagen; Artillerie in gedeckter Stellung wurde ebenfalls ſchwer bemerkt. Es iſt daher erklärlich, daß das neue Pulver eine große Umwälzung der bisherigen Taktik hervorrufen muß.

Die Leute kämpften in großen Abſtänden von einander, jeden Baum, jeden Strauch, jeden Stein oder Erdhügel nach Art der wilden Rothäute benutzend. Cooper würde das Herz vor Freuden gehüpft haben, wenn er unſere braven preußiſchen Chingagooks ſo katzenartig den Feind hätte beſchleichen ſehen. — Gegen Sonnenaufgang ſchritt die Weſtdiviſion, nachdem die Stellung der Verteidiger durch unaufhörliches Artilleriefeuer erſchüttert war, zum Angriff. Unter den Klängen des Düppeler Sturmmarſches gingen die Regimenter geſchloſſen vor, während ausgeſchwärmte Schützenlinien ununterbrochen feuerten. Mit Hurra wurden die Schanzen genommen und die Oſtdiviſion auf Alſen zurückgeworfen.

Kurz nach ſechs Uhr morgens ertönte dann das Signal „das Ganze Halt;“ der Kaiſer hatte, umgeben von ſeinem glänzenden Stabe, den Gang des Gefechtes bis in die kleinſten Details verfolgt und ſcharte dann nach Einſtellung des Feuers die höheren Offiziere um ſich.

Angeſichts des Düppel-Denkmals hielt Se. Majeſtät, ſowie der Chef des Generalſtabes Graf Walderſee die Kritik ab, welche die Beſprechung der drei letzten Manövertage umfaßte. Mit dem Hinweis auf die glorreichen Thaten unſers Volkes, deren Andenken das ſtolze Denkmal geweiht iſt, ſchloß die Rede des oberſten Kriegsherrn. Um ein Uhr fanden ſich die hervorragendſten Leiter des Manövers, die Schiedsrichter und die fremden Offiziere an Bord des Artillerie-Schulſchiffes „Mars“ zum Diner ein, bei welcher Gelegenheit Se. Majeſtät noch einmal ſeinen Gefühlen dem Heere und der Marine gegenüber Ausdruck gab.

Darauf erfolgte die Abreiſe des Kaiſers an Bord der „Hohenzollern,“ mit welchem Akte die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein ihren Abſchluß fanden.

In den Herzen der Bevölkerung unſerer nordiſchen Provinzen aber wird die Erinnerung an ſie noch lange nachklingen, und es ſteht zu hoffen, daß die Eindrücke von der Macht und Größe Deutſchlands auch an den dortigen Gegnern des Vaterlandes nicht ſpurlos vorübergegangen ſind und dazu beitragen werden, den alten Hader mehr und mehr zu beſeitigen.

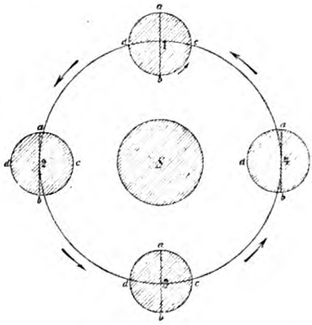
Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Der Herr Stadtrat iſt nicht nur der Pächter der ſtädtiſchen Jagd, ſondern auch, was man leider nicht von allen Jagdpächtern ſagen kann, ein weidgerechter Jäger. Er weiß, daß man die Hühner im Winter nicht ſich ſelbſt überlaſſen darf, wenn man im Herbſt auf eine reiche Jagdbeute rechnen will. Es iſt nicht nur blindes Jagdglück, dem er ſolchen Segen verdankt, und er kann daher die bewundernden Blicke und den achtungsvollen Gruß ſeiner Mitbürger mit dem ſtolzen Gefühl erwidern, daß er kein unwürdiges Kind des Glückes iſt. — Eine fröhliche Jugend benutzt gern die letzten ſchönen Herbſttage zu einem Spiel im Freien. Blindekuh! — Mag das Taſchentuch noch ſo feſt gebunden ſein, der Suchende weiß ſich doch eine kleine Spalte zu ſichern, durch die er wenigſtens die Farbe der Kleider ſchimmern ſieht. Und am Kleide erkennt man Leute. Der kleine Backfiſch im Vordergrunde rechts glaubt offenbar, daß es auf ihn abgeſehen iſt. Aber es handelt ſich jedenfalls nur um eine Scheinbewegung des Suchenden, welche die Dame mit dem Federhut in Sicherheit wiegen ſoll, und er wird im rechten Augenblick ſchon die zu fangen wiſſen, auf die er es abgeſehen hat.

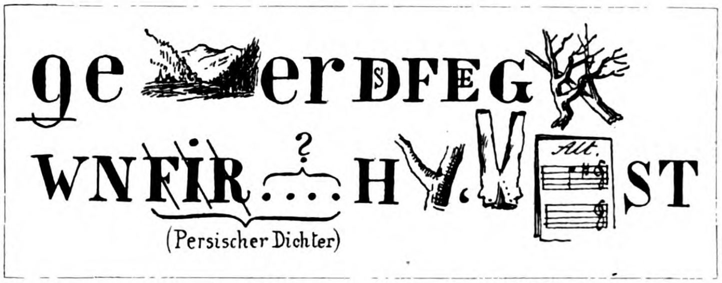
Neues vom Morgen- und Abendſtern.

Der glänzende Stern, welcher bisweilen nach Untergang der Sonne am abendlichen Himmel ſtrahlt und zu anderen Zeiten den Aufgang der Sonne ankündigt, iſt, wie heute jeder weiß, der Planet Venus. An Größe ſteht er der Erde wenig oder gar nicht nach, doch befindet er ſich erheblich näher bei der Sonne wie unſer Weltkörper, und die Dauer ſeines Jahres beträgt $224\frac{3}{4}$ Erdentage oder nur $7\frac{1}{2}$ unſerer Monate. Obgleich nun dieſer Planet uns ziemlich benachbart iſt, ja zu gewiſſer Zeit ſo hell ſtrahlt, daß man ihn am Tage wahrnehmen kann und Menſchen von ungewöhnlich ſcharfem Blicke ſchon mit bloßem Auge erkannten, daß dieſer Planet bisweilen ſichelförmig erſcheint wie der Mond, ſo hat doch die Anwendung des Fernrohres uns nur wenig über die Beſchaffenheit desſelben gelehrt. Meiſt zeigt ſich der Planet Venus im Fernglaſe als völlig gleichförmige Scheibe oder Sichel ohne jede Spur von hellen oder dunklen Flecken, ſo daß man zu dem Reſultate kommt, es müſſe eine ſehr dichte und wenig durchſichtige Atmoſphäre die Oberfläche desſelben verdecken. Seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts bis heute haben nur wenige Beobachter gelegentlich matte Andeutungen von Flecken auf der Oberfläche der Venus erkannt, und infolgedeſſen ſind die Meinungen über die Dauer der Umdrehung derſelben, alſo die Länge von Tag und Nacht daſelbſt, lange Zeit ſehr geteilt geweſen. Der berühmte Dominicus Caſſini glaubte, daß dieſe Umdrehungsdauer nicht ſehr von derjenigen unſerer Erde verſchieden ſei, und ſpätere Beobachtungen ſchienen dieſes Reſultat zu beſtätigen. In den Jahren 1726 und 1727 fand indeſſen Francesko Bianchini aus ſeinen Wahrnehmungen, daß der Planet Venus ſich ſehr viel langſamer um ſeine Axe drehe, nämlich je einmal in $24\frac{1}{2}$ Erdentagen. Dieſes Ergebnis war allerdings ziemlich befremdlich, da kein anderer Planet etwas ähnliches zeigte, vielmehr alle, ſoviel man wußte, ſich entweder in nahezu 24 Stunden wie unſere Erde oder viel raſcher, in 9 bis 10 Stunden gleich dem Jupiter, einmal um ſich ſelbſt drehen. Endlich glaubten Schröter um 1779 und de Vico 1839 aus ihren Wahrnehmungen ſchließen zu müſſen, daß die Umdrehungszeit der Venus 23 Stunden 21 Minuten 22 Sekunden betrage, was Caſſinis Reſultat beſtätigte. Unſer Nachbarplanet Venus würde demgemäß in bezug auf Größe und Tagesdauer eine erhebliche Ähnlichkeit mit der Erde beſitzen, und es gab Leute, welche dieſe Ähnlichkeit auch dahin ausgedehnt wiſſen wollten, daß auf der Venus lebende Weſen wie auf der Erde exiſtierten. Dieſen Vorſtellungen haben nun die neueſten Unterſuchungen von Profeſſor Schiaparelli in Mailand ein für allemal ein Ende gemacht. Nachdem nämlich dieſer berühmte Aſtronom aus ſeinen Beobachtungen gefunden, daß der Planet Merkur ſich während ſeiner ganzen Jahresdauer, welche 88 Erdentage umfaßt, nur einmal um ſeine Axe dreht, begann er auch eine Unterſuchung des Planeten Venus. Hier begegnete er aber denſelben Schwierigkeiten wie alle ſeine Vorgänger, denn es gelang ihm nur ſelten, ſchwache Spuren von Flecken auf der Oberfläche der Venus zu erkennen. Allein ſeine, mit großer Ausdauer fortgeſetzten Beobachtungen führten ihn doch zuletzt zu der Überzeugung, daß die Annahme einer 24ſtündigen Umdrehung dieſes Planeten völlig unzutreffend iſt. Vielmehr muß man annehmen, daß die Venus ſich ſo langſam um ihre Axe dreht, daß die Lage der Flecke auf ihrer Oberfläche, ſelbſt im Zeitraum eines Monats in bezug auf die Grenzlinie von Tag und Nacht auf ihrer Oberfläche, nur geringe Veränderungen erleidet. Die Beobachtungen machen es höchſt wahrſcheinlich, daß die Umdrehungsdauer dieſes Planeten $224\frac{3}{4}$ Erdentage beträgt, alſo mit der dortigen Jahresdauer zuſammenfällt. Damit ſtellt ſich Venus völlig an die Seite von Merkur, im ausgeſprochenen Gegenſatze zur Erde. Bei uns gibt es eine raſche Reihenfolge von Tag und Nacht, und alle Punkte unſerer Erde erhalten im Jahreslaufe Sonnenlicht und direkte Sonnenwärme. Auf der Venus hingegen gibt es eine Hemiſphäre, die ewigen Tag und eine andere, die ewige Nacht hat, und für jeden Ort, welcher die Sonne ſieht, ſteht ſie unverrückbar, gleichſam wie feſtgenagelt am Himmel. Denn es ſind nur ſehr geringe Veränderungen, welche der Standpunkt der Sonne für einen Bewohner der Venus erleidet, und ohne Inſtrumente können dieſelben nicht wahrgenommen werden. Wenn aber, wie die Beobachtungen von der Erde uns erweiſen, die Lufthülle des Planeten Venus ungemein dicht oder mit einer nebelartigen Materie erfüllt iſt, ſo wird es dort auch dem höchſten Scharfſinne denkender Weſen wahrſcheinlich nie gelingen, die wahre Stellung und Rolle dieſes Planeten im Sonnenſyſtem zu enträtſeln. Man wird dort ſchwerlich jemals auf die Vorſtellung kommen können, daß der Planet Venus um die Sonne kreiſt, ſondern glauben müſſen, daß beide Weltkörper unbeweglich im Raume verharren.

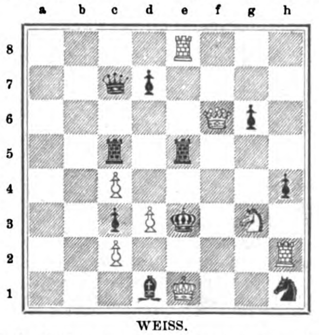


Mancher könnte auf die Vorſtellung kommen, daß, wenn die Venus ſich während ihres Jahresumlaufs um die Sonne gleichzeitig einmal um ihre Axe dreht, alsdann jeder Punkt ihrer Oberfläche auch die Sonne zu Geſicht bekommen müßte und 112 Erdentage lang Tag und ebenſo lange Nacht haben müßte. Dieſe Schlußfolgerung iſt in der That ausgeſprochen worden, ſie iſt aber irrig. Es dürfte daher nicht überflüſſig ſein, das wirklich ſtattfindende Verhältnis mit Hilfe einer kleinen Zeichnung zu verdeutlichen, um ſo mehr als dieſes Verhältnis auch beim Monde ſtattfindet, der unſerer Erde bekanntlich ſtets dieſelbe Seite zuwendet und ſich eben deshalb in jedem Monate, alſo bei jedem Umlaufe einmal um ſeine Axe dreht. In obenſtehender Figur ſtellt *S* einen Centralkörper, alſo eben die Sonne vor,

Bilderrätſel.



Schachaufgabe vom Prediger R. J. Wright.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Verwandlungsaufgabe.

Aus je zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Rheingold aus Dohle und Ring.

Auf dieſelbe Weiſe bilde man aus:

1. Topf, Birke den Gründer einer bedeutenden Verlagsfirma;
2. Rabe, Krain eine Waffe;
3. Illo, Tanne einen hervorragenden Kardinal und Staatsmann des XIX. Jahrh.;
4. Heu, Stein eine Pflanze;
5. Zins, Mette einen der Feldherren des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges;
6. Scheit, Torf ein Raubtier;
7. Drina, Meta einen Baum;
8. Leu, Main eine Stadt in Mittel-Deutſchland;
9. Gruft, Nakel eine Stadt in Öſterreich-Ungarn;
10. Damon, Eli ein Getränk;
11. Ur, Maus, eine Stadt an der Loire.

Sind die richtigen 11 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Endbuchſtaben den Namen eines beliebten deutſchen Dichters.

2. Dreiſilbige Scharade.

Eins, zwei er in die Erſten trat,
War er ein finſterer Geſelle,
Voll Argwohn ſtets, langſam zur That,
Zum Haſſen und zum Zorne ſchnelle;
Doch ſeit das Ganze aus ihm ward,
Iſt eine Drei er andrer Art.
Hell ſtrahlt ſein Aug', mild glänzt ſein Blick,
Und dankbar preiſt er ſein Geſchick.

Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

welcher von einem anderen Körper in der Richtung, welche durch die vier Pfeile bezeichnet iſt, umkreiſt wird. Wenn dieſer umkreiſende Körper ſich gar nicht um ſeine Axe dreht, ſo wird offenbar die Linie a b, die man ſich durch ſeinen Mittelpunkt gezogen denken kann, ſtets dieſelbe Lage behalten müſſen, alſo a wird immer nach oben und b ſtets nach unten gerichtet ſein, ſo wie dies in den vier Stellungen angezeigt iſt. In der Stellung 1 ſcheint nun der Punkt b gegen *S*, in der Stellung 2 aber ſcheint der Punkt c gegen *S*, in der Stellung 3 der Punkt a, in 4 endlich der Punkt d. Man erſieht hieraus ſogleich, daß, wenn der *S* umkreiſende Körper gar keine Umdrehung hat, alsdann alle Teile ſeiner Oberfläche während der Zeit eines Umtriebes nach und nach *S* zugewendet ſein müſſen. Wenn dagegen ſtets ein und derſelbe Punkt, etwa b gegen *S* gerichtet bleiben ſoll, ſo muß der umlaufende Körper ſich während dieſes Umlaufs auch einmal um ſich ſelbſt drehen. Denken wir uns, um die Sache noch mehr zu verdeutlichen, einen kreisrunden Tiſch, in deſſen Mitte ein Licht aufgeſtellt worden. Wenn jemand an der ſüdlichen Seite dieſes Tiſches ſteht, ſo ſieht er das Licht in der Richtung nach Norden. Geht der Beobachter nun nach rechts um den Tiſch herum und wendet ſein Geſicht ſtets dem Lichte zu, ſo ſchaut er, nach einem Viertel des Weges, offenbar gegen Weſten; geht er weiter, bis er den halben Tiſchumfang zurückgelegt hat, ſo ſieht er nunmehr, dem Lichte zugewandt, nach Süden, d. h. er hat die Stellung ſeines Geſichts und damit ſeines Körpers um eine halbe Drehung verändert, da ſein Blick ja anfangs nach Norden gerichtet war. Schreitet der Beobachter weiter, ſo ſieht er das Licht nach und nach in öſtlicher Richtung, ſein Geſicht iſt alſo nun nach Oſten gerichtet, und nach einer vollſtändigen Umwandelung des Tiſches ſteht er wieder mit dem Geſicht nach Norden, hat ſich alſo gleichzeitig einmal um ſich ſelbſt gedreht. Bei dieſer Art der Bewegung bleibt aber die Rückſeite des Beobachters natürlich ſtets vom Lichte abgewendet, d. h. eine Seite wird ſtets beleuchtet, die andere liegt ſtets im Schatten. Dieſer Fall findet bei dem Planeten Venus (und beim Merkur) ſtatt, es iſt die ungünſtigſte Art der Verteilung von Tag und Nacht, die man ſich denken kann.

Es iſt im höchſten Grade merkwürdig und überraſchend, daß unſer Nachbarplanet Venus rückſichtlich ſeiner täglichen Umdrehung ſo völlig verſchieden von unſerer Erde erſcheint. Unwillkürlich fragt man ſich, wie es mit dem Menſchengeſchlechte ausſehen würde, wenn die Erde nach demſelben Geſetze ſich umdrehte wie der Planet Venus; wenn etwa ſeit Anbeginn die Sonne ununterbrochen über der aſiatiſchen Erdhemiſphäre leuchtete und die amerikaniſche Seite in ewiger Nacht begraben läge! Es gehört nicht viel dazu, um zu begreifen, daß damit eine höhere Civiliſation der Menſchheit nicht beſtehen könnte.

Dr. K.

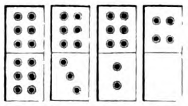
Höllenbreughel als Erzieher.

Seit langer Zeit hat kein Buch in Deutſchland einen ähnlichen Erfolg gehabt, wie das Werk eines Unbekannten, der ſeine Perſon immer noch mit dem Schleier des Geheimniſſes umgibt, nachdem ſein Buch in ungefähr zwanzig Auflagen — ſeit dem Erſcheinen der erſten iſt kaum ein Jahr verſtrichen — Verbreitung gefunden hat. Das Dunkel, mit dem der Verfaſſer des Buches „Rembrandt als Erzieher“ ſeine Perſon zu umgeben verſtanden hat, iſt jedenfalls einer von den vielen Gründen, die zu dem ſenſationellen Erfolg zuſammengewirkt haben. Daß der letztere irgend einen mehr oder weniger humoriſtiſch veranlagten Kopf auf den Gedanken bringen würde, ein parodiſtiſches Seitenſtück zu ſchreiben, ließ ſich mit ziemlicher Sicherheit vorausſehen. So geſund auch die Grundanſchauungen des Verfaſſers von „Rembrandt als Erzieher“ ſind, ſo fordern doch ſein alles umfaſſendes und in der ſouveränſten Form gegebenes Urteil, ſein barocker Stil und die endloſe und ungeordnete Folge ſeiner Gedanken häufig nicht nur zum Widerſpruch, ſondern geradezu zur Parodie heraus. Die letztere iſt jetzt, ebenfalls unter Wahrung der Anonymität des Verfaſſers erſchienen. „Höllenbreughel als Erzieher“ nennt ſich die bei Carl Reißner in Leipzig erſchienene Broſchüre, die den Ton des Verfaſſers von „Rembrandt als Erzieher“ aufs glücklichſte nachahmt und auch in ihrem äußeren Gewande dem letzteren Buche faſt täuſchend nachgebildet iſt. Jedenfalls hat das Umſchlagsporträt mehr Ähnlichkeit mit einem diaboliſch lächelnden Rembrandt als mit Höllenbreughel ſelbſt, in deſſen Werken der Parodiſt tauſend erziehende Eigenſchaften entdeckt hat. Der Verfaſſer des „Höllenbreughel“ wird jedenfalls die Lacher auf ſeiner Seite haben, und ſelbſt in dieſem Falle, wo das Original in zwanzigſter Auflage erſcheint, dürfte es nicht wunder nehmen, wenn, wie nicht ſelten, die Parodie noch mehr Leſer fände als das Original.

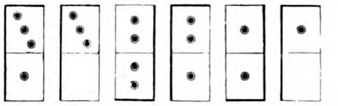
Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 2.

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:



C behielt:



Der Gang der Partie war: A 4—6, B 6—5, C —, D 5—5; A 5—4, B —, C —, D 4—4; A 4—2, B 2—5, C —, D 5—3; A 3—4, B —, C —, D 4—1; A 1—6, B —, C —, D 6—0; A 0—2.

1. Dreiſilbige Scharade. Fußreiſe.

2. Silbenrätſel. Landſee, Seeland.

3. Vierſilbige Scharade. Weltausſtellung.

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Geſundheitsfeinde im Eiſenbahnwagen. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Aus dem Leben der Blinden. Von Anna Pötſch. — Die Kaiſertage in Schleswig-Holſtein. Von Hans Bohrdt. Schluß. Mit ſechs Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Des Herrn Stadtrats Heimkehr von der Jagd von E. Henſeler, und Blindekuh von H. Laaſner. — Neues vom Morgen- und Abendſtern. Mit einer Illuſtr. — Höllenbreughel als Erzieher.

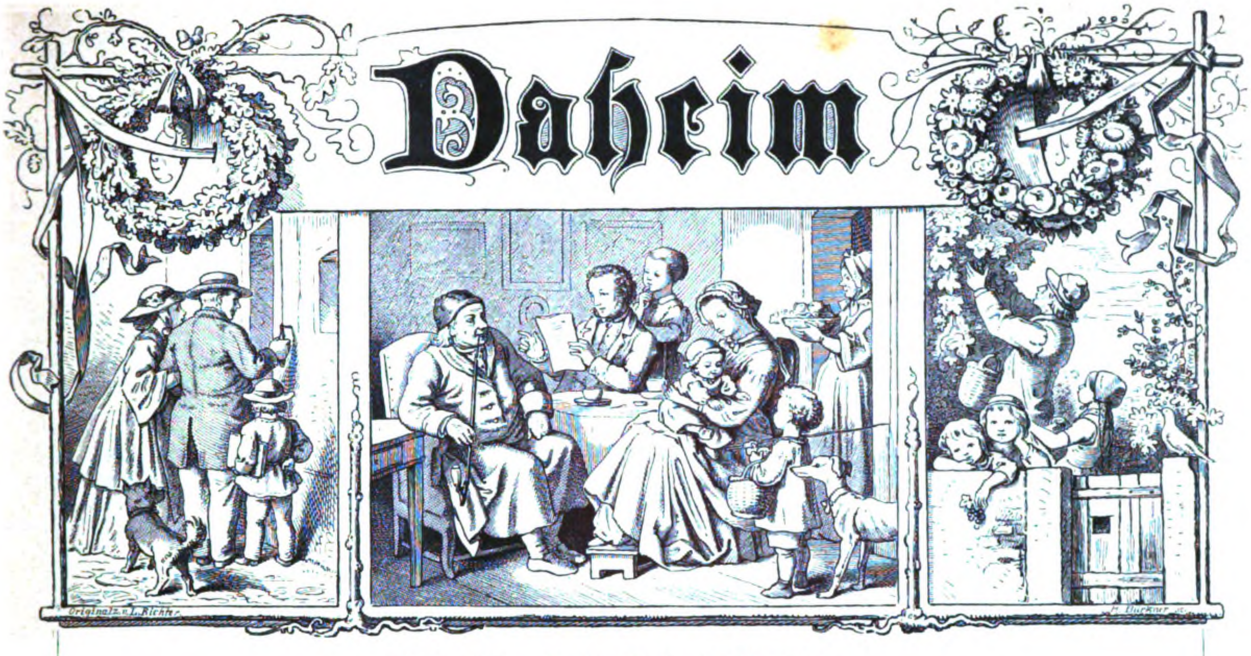
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

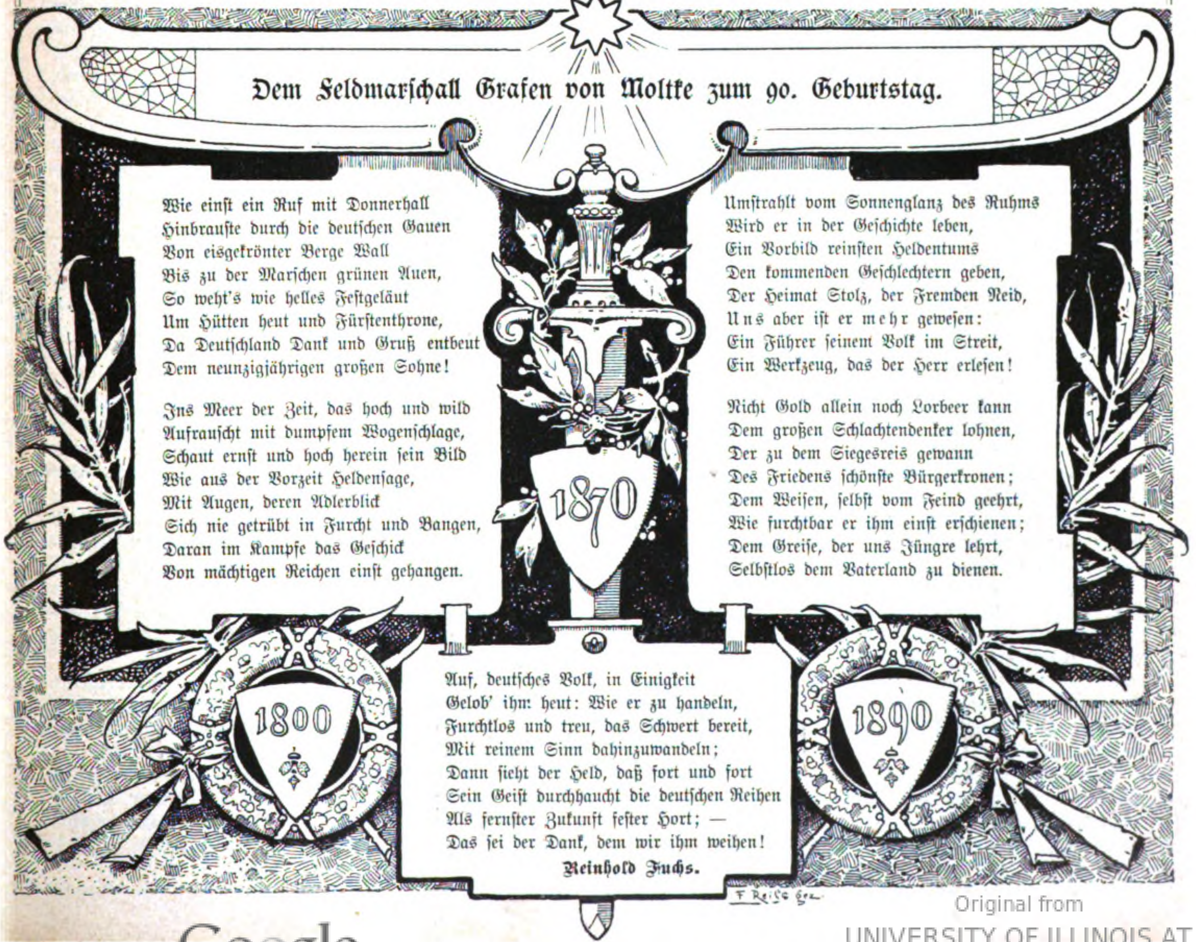
Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Oktober 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 4.



Dem Feldmarſchall Grafen von Moltke zum 90. Geburtstag.

Wie einſt ein Ruf mit Donnerhall
Hinbrauſte durch die deutſchen Gauen
Von eisgekrönter Berge Wall
Bis zu der Marſchen grünen Auen,
So weht's wie helles Feſtgeläut
Um Hütten heut und Fürſtenthrone,
Da Deutſchland Dank und Gruß entbeut
Dem neunzigjährigen großen Sohne!

Ins Meer der Zeit, das hoch und wild
Aufrauſcht mit dumpfem Wogenſchlage,
Schaut ernſt und hoch herein ſein Bild
Wie aus der Vorzeit Heldenſage,
Mit Augen, deren Adlerblick
Sich nie getrübt in Furcht und Bangen,
Daran im Kampfe das Geſchick
Von mächtigen Reichen einſt gehangen.

Umſtrahlt vom Sonnenglanz des Ruhms
Wird er in der Geſchichte leben,
Ein Vorbild reinſten Heldentums
Den kommenden Geſchlechtern geben,
Der Heimat Stolz, der Fremden Neid,
Uns aber iſt er mehr geweſen:
Ein Führer ſeinem Volk im Streit,
Ein Werkzeug, das der Herr erleſen!

Nicht Gold allein noch Lorbeer kann
Dem großen Schlachtendenker lohnen,
Der zu dem Siegesreis gewann
Des Friedens ſchönſte Bürgerkronen;
Dem Weiſen, ſelbſt vom Feind geehrt,
Wie furchtbar er ihm einſt erſchienen;
Dem Greiſe, der uns Jüngre lehrt,
Selbſtlos dem Vaterland zu dienen.

Auf, deutſches Volk, in Einigkeit
Gelob' ihm heut: Wie er zu handeln,
Furchtlos und treu, das Schwert bereit,
Mit reinem Sinn dahinzuwandeln;
Dann ſieht der Held, daß fort und fort
Sein Geiſt durchhaucht die deutſchen Reihen
Als fernſter Zukunft feſter Hort; —
Das ſei der Dank, dem wir ihm weihen!

Reinhold Fuchs.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Jedesmal, wenn der Redner eine ſeiner langen Perioden beendet, was weniger an dem Abſchluß des Gedankens, als an dem Forcieren des Organs und dem Aneinanderreihen beſonders kräftiger „Schlager“ kenntlich, beginnt vom Vorſtandstiſch ein Applaus, der anſteckend auf die Menge wirkt, — das gibt dann ein Händeklatſchen, ein Trampeln mit den Füßen, ein Bravogebrüll, vor dem die Decke des Saales zittert und die wenigen Gasflammen zu erlöſchen drohen.

Dernburg prägte ſich die intereſſante Szenerie ein; das hellbeleuchtete Geſicht des Redners, feine, leidende Züge von einem rötlichen Vollbart umrahmt, mit den glühenden Augen des Fanatikers. Am Vorſtandstiſch Perſonen, denen das Bewußtſein ihrer Würde und Superiorität trotz aller „Freiheit“ und „Gleichheit“ deutlich auf dem Geſicht geſchrieben ſtand. Unter den Zuhörern die verſchiedenſten Intelligenzen deutlich erkennbar, — Leute, die dumpf, ſchon von der Wirkung des Alkohols übermannt, vor ſich hinſtarrten und nur aus ihrer Lethargie erwachten, um in das allgemeine Beifallsgeheul mit einzuſtimmen. Andere wieder, welche augenſcheinlich die Gedanken anſtrengten, um dem Redner zu folgen, die ſelbſt eine Meinung hatten und kontrollieren wollten, ob ſie mit der des Redners übereinſtimme. Wieder andere, die mit vorgebeugtem Oberkörper, mit geballter Fauſt und mit fiebernden Augen jedes Wort in ſich aufnahmen wie eine Brandbombe. Und dort in der Ecke — Dernburg ſchaute genauer hin, um ſich zu überzeugen, daß er ſich nicht täuſche — wahrhaftig, dort in der Ecke, der dunkle Krauskopf mit dem kleinen in die Höhe gedrehten Schnurrbart, das war Wilberg.

Er ſchaute aufmerkſam nach der Rednertribüne und ſchien geſpannt zuzuhören. Aber ſeine Lippen umſpielte ein ſarkaſtiſches Lächeln, — ein Gläubiger in dieſer Gemeinde war er nicht. Nun ſah Dernburg, wie ſich Wilbergs Lippen kurz bewegten, gleich darauf erſcholl aus jener Ecke ein Murren, das Ruhe begehrte, — Wilberg mußte wohl durch einen Zwiſchenruf ſich das Mißfallen der Menge zugezogen haben. Das wiederholte ſich einige Male, die Unruhe teilte ſich der Verſammlung mit, giftige Blicke wurden auf Wilberg geſchleudert, vereinzelte, aber ſehr verſtändliche Rufe: „Raus!“ ertönten. Wilberg ſchien den Sturm, der gegen ihn im Anzuge war, nicht zu bemerken; er lauſchte auf die Worte des Redners, der ſein Thema ſo weit gebracht hatte, jetzt auseinanderzuſetzen, auf welchem Wege die allein ſeligmachende Sozialdemokratie ihren Einzug halten werde:

„Zu den Waffen greifen werden die Beſitzloſen, ſie werden ſich ſammeln um die rote Fahne, und vor dem Kolonnenſchritt der Arbeiterbataillone —“

Aus der Ecke, in welcher Wilberg ſtand, wurde die Phraſe plötzlich unterbrochen. „Das iſt ja Unſinn!“ rief Wilbergs klare Stimme.

Der Redner hielt erſtaunt inne; einen Augenblick lagerte Totenſtille über der Verſammlung. Dann brach ein Höllenlärm los, ein Geheul, Johlen, Pfeifen, Schreien, in dem das Läuten der Präſidentenglocke unhörbar verloren ging, zwanzig Fäuſte packten Wilberg an und ſtießen, ſchoben und hoben ihn der Thüre zu.

Dernburg wäre dem Bedrängten gerne zu Hilfe geeilt, aber er hätte nichts nützen können, ſelbſt wenn es ihm gelungen wäre, ſich durch die lebendige Mauer, welche jenen umgab, durchzuarbeiten. Er konnte Wilberg nur vor einem unſanften Sturz bewahren, als die Vertreter der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ ihn über die Treppe, welche aus dem Saal in den Garten führte, mit unſanften Fäuſten hinausbeförderten.

Wilberg hob ſeinen Hut auf, der ihm unter gleichen Gefahren nachgeeilt war, reichte Dernburg, ohne viel Überraſchung zu zeigen, die Hand, lachte vergnügt und ſagte: „Sehen Sie, das kommt davon, wenn man die Wahrheit ſagt.“

Dernburg half ihm die Wand abzuklopfen, welche an ſeinen Schultern ſitzen geblieben war.

„Die Sache konnte gefährlicher werden,“ ſagte er.

„So, alſo Sie haben es mitangeſehen, ſind nicht zufällig erſt gekommen, um mich hier vor dem Genickbruch zu bewahren. Ich danke Ihnen herzlich,“ meinte Wilberg, der den ganzen Vorgang mit einer Heiterkeit aufnahm, die Herrn von Dernburg außerordentlich gefiel. „Was muß ich übrigens auch die Naſe da hineinſtecken, wenn meine Braut hier draußen ſitzt.“

„Ihre Braut?“ fragte Dernburg erſtaunt.

„Ja, meine Braut; es war ſchon damals im Werke, als wir uns kennen lernten,“ erwiderte Wilberg. Er zeigte auf ein Mädchen in ziemlich auffallender Toilette, das jetzt mit allen Zeichen des Erſchreckens auf ſie zueilte. „Das iſt ſie.“

Wilberg beſchwichtigte das Mädchen und machte es dann mit Dernburg bekannt, indem er dieſen zugleich einlud, ſich zu ihnen zu ſetzen. Dernburg nahm die Einladung in der ſtillen Hoffnung an, Wilbergs Schweſter werde auch zugegen ſein. Er fand ſich darin getäuſcht. Der erſte ungünſtige Eindruck, den er von Wilbergs Braut empfangen hatte, verſtärkte ſich immer mehr. In dem ſchönen brünetten Geſicht funkelten ein paar zu begehrliche Augen, in ihrem Anzuge machte ſich zu auffallend das Beſtreben bemerkbar, geſehen zu werden, und Dernburg glaubte zu fühlen, daß ſie, trotzdem er ſie nicht auszeichnete, ſich viel mehr mit ihm beſchäftige als mit ihrem Bräutigam.

Herr von Dernburg fand es keineswegs behaglich und rüſtete ſich zu baldigem Aufbruch, als Wilberg ihn auf eine leiſe geflüſterte Bemerkung ſeiner Braut fragte, ob er ihm nicht eine Bitte erfüllen wolle. Auf Dernburgs freundliche Bejahung erzählte nun Wilberg, daß die Raupachſche Offizin am nächſten Sonntag ihr Stiftungsfeſt mit einer Landpartie begehe. Er ſelbſt ſei ja nun verlobt und habe mit ſeiner Braut zu thun, die Kollegen pflegten ſich auch genug an Damen mitzubringen, da fürchte er, ſeine Schweſter, die die Partie mitmache, werde ziemlich einſam ſein und ſich langweilen. Ob er Dernburg einladen dürfe, ſeine Schweſter auf der Partie zu begleiten?

Dernburg glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen; das war ein Glückszufall, den er nicht zu hoffen gewagt hatte. Selbſtverſtändlich ſagte er zu und nahm von Wilberg die nötigen Informationen über die Partie entgegen, ehe er ſich empfahl.

V.

Jakob Reichenſtein war in ſeinem Privatkontor der Internationalen Hauptbank mit der Lektüre des Kurszettels beſchäftigt, als ihm ein Diener die Karte des Grafen Romſtedt brachte. Sofort erhob ſich der Bankier, öffnete eine kleine Tapetenthüre und ſchritt eilfertig über einen ſchmalen Korridor, der das Empfangszimmer mit dem Privatkontor verband, und über den alle jene Beſucher des Herrn Reichenſtein ihren Zugang nahmen, die ſich nicht dem Centralfeuer der Blicke des ganzen Geſchäftsperſonals ausſetzen mochten. Der Bankier begrüßte den Grafen mit der ihm eignen Zuvorkommenheit und geleitete ihn dann auf dieſem geheimen Wege in ſein Privatzimmer, ihn in einen Seſſel nötigend.

„Herr Graf haben lange nichts von ſich hören laſſen,“ ſagte er und konnte eine nervöſe Spannung, die ſich in dem Vibrieren ſeiner Stimme bemerkbar machte, nicht unterdrücken. „Sie waren verreiſt, wenn ich recht unterrichtet bin?“

Graf Romſtedt zog die Handſchuhe aus, warf ſie in den Hut und ſtrich ſich mit den weißen, ſchmalen Händen über das noch volle Kopfhaar und den üppigen Henriquatre.

„Ich komme von Ihren Petroleumterrains,“ ſagte er

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dann ruhig. „Sie waren ſo freundlich geweſen, Herr Reichenſtein, mir Ihre Begleitung anzubieten; ich mußte dieſelbe ablehnen, weil ich unbeeinflußt meine Meinung bilden wollte. Wo meine Laienerfahrungen nicht ausreichten, unterſtützten mich die Kenntniſſe zweier bewährter Ingenieure.“

Graf Romſtedt machte eine kurze Pauſe.

„Und Sie haben ſich von dem Vorhandenſein des Petroleums überzeugt?“ fragte Reichenſtein haſtig.

Der Graf lächelte.

„Das würde ein Kind ſehen, und ein Blinder würde es riechen. Aber die Qualität iſt derartig, daß es wohl als Schmieröl, aber nicht als Brennöl Verwendung finden kann, und die Quantität iſt ſo gering, daß ſie die Betriebskoſten nicht decken wird.“

Reichenſtein ging heftig geſtikulierend auf dem dicken Teppich des Zimmers auf und nieder und blieb dann vor dem Grafen ſtehen.

„Was ſagen Sie aber, Herr Graf, wenn ich Ihnen die Gutachten ſämtlicher deutſcher Autoritäten vorlege —“

Graf Romſtedt unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Laſſen Sie es gut ſein, Herr Reichenſtein. Wenn ich nach Gutachten hätte verfahren wollen, hätte ich die keineswegs angenehme Reiſe mir erſparen können. Ich kam nur hierher, um Ihnen mitzuteilen, daß die Pennſylvania-Öl-Kompanie Ihre Offerte, ſich mit Kapitalien an der Erſchließung dieſer Ölquellen zu beteiligen, ablehnt, und zwar, weil ſie überzeugt iſt, daß die in dieſem Unternehmen angelegten Kapitalien verloren ſein werden, und weil die Qualität des deutſchen Erdöls eine Konkurrenz mit dem der Pennſylvania-Öl-Kompanie vollſtändig ausſchließt.“

Die Ruhe des Grafen kontraſtierte auffallend mit der Aufregung Reichenſteins, der einen ſo abſoluten Refus nicht erwartet hatte. Damit war einer ſeiner Lieblingspläne geſcheitert. Er hatte es ſich ſo hübſch gedacht, für die Millionen deutſchen Geldes, die in amerikaniſchen Eiſenbahnen und anderen Unternehmungen verloren worden, auch einmal einige Millionen amerikaniſchen Geldes in deutſchen Petroleumſpekulationen verſchwinden zu laſſen. Das heißt, nicht eigentlich dieſe Revanche-Idee hatte ihn dazu veranlaßt, der Pennſylvania-Öl-Kompanie Vorſchläge auf Beteiligung zu machen, ſondern die Überlegung, daß Geld in Deutſchland für ſo weitausſchauende Spekulationen augenblicklich ſchwer zu haben ſein werde, und daß, wenn wirklich die Petroleumſpekulation glückte, der Pennſylvania-Kompanie damit ein bedeutendes Abſatzfeld entzogen wurde, ſie mithin ein Intereſſe hatte, ſich zu beteiligen. Er hatte nicht geglaubt, daß die amerikaniſche Geſellſchaft eigne Erkundigungen einziehen würde, ſondern mit Beſtimmtheit erwartet, daß ſeine glänzende Schilderung der Situation, unterſtützt von den Beglaubigungen mehrerer Autoritäten, ihren Zweck erreichen würde.

Nur mühſam vermochte Reichenſtein ſeine Enttäuſchung unter einer geheuchelten Liebenswürdigkeit zu verbergen. Er wußte ſehr wohl, daß Graf Romſtedt unbeſchränkte Vollmacht hatte, daß es alſo für ihn keine Ausſicht mehr gab, von dieſer Seite in ſeinen Plänen unterſtützt zu werden.

Graf Romſtedt erhob ſich, um zu gehen, und Reichenſtein machte keine Anſtalten, ihn zurückzuhalten — er hatte ja nichts mehr von ihm zu erwarten.

„Ich wünſche aufrichtig, Herr Graf,“ ſagte er, ſich tief verneigend, „daß Sie Ihren Entſchluß nicht bereuen mögen, auch wenn das deutſche Petroleum das amerikaniſche verdrängt haben wird.“

Graf Romſtedt lächelte.

„Ich glaube nicht daran. Jedenfalls bleibe ich noch einige Monate hier; ich werde ja dann Gelegenheit haben, den Erfolg Ihrer Bemühungen zu beobachten.“

Damit trennten ſich die beiden.

Reichenſtein war zu Mut, wie einem Feldherrn vor einer Entſcheidungsſchlacht. Aſſeſſor Lockmann, ſein Privatrechtsbeiſtand, den er zu Rate zog, wo es ſich darum handelte, bei finanziellen Transaktionen das Zuchthaus nur mit dem Rockärmel zu ſtreifen, Lockmann hatte es ihm vorhergeſagt, die Amerikaner würden zu ſchlau ſein, um ſich zu beteiligen. Wenn Reichenſtein nur mehr Zutrauen in die Vertrauensſeligkeit des deutſchen Publikums gehabt hätte, würde er Lockmann auch recht gegeben haben. Nun handelte es ſich darum, das ganze Unternehmen möglichſt geſchickt in Szene zu ſetzen.

An Vorarbeiten hatte man es nicht fehlen laſſen. In allen Zeitungen waren die Petroleumfunde in der Lüneburger Heide als etwas ganz Neues, ganz Außerordentliches behandelt worden. Der Litterat Vogel hatte ein Heidengeld verdient mit ſeinen Notizen und Feuilletons, von denen die erſteren im Privatkontor Reichenſteins unter dem Beiſtande Lockmanns mit Rückſicht auf ihren Zweck zuſammengeſtellt, die anderen aus allen möglichen Fachwerken eigenhändig von ihm herausgeſchnitten wurden. Sie handelten alle über die Lüneburger Heide, über Petroleumbohrapparate, über die Unſittlichkeit der amerikaniſchen Börſenſpekulation in Petroleum, über die brillanten Eigenſchaften des Lüneburger Rohproduktes und verwandte Themen. Außer dem Honorar, das Vogel den Zeitungen abnahm, mußte Reichenſtein natürlich auch noch jede Zeile bezahlen; es war ja alles in ſeinem Intereſſe geſchrieben.

Des Publikums hatte ſich wirklich eine gewiſſe Erregung bemächtigt; ob dieſelbe dem Reichenſteinſchen Unternehmen gerade günſtig, mochte zweifelhaft bleiben. Die meiſten waren denn doch der Anſicht, es ſei nicht gut möglich, daß ein ſolcher Rieſenreichtum bis in die neueſte Zeit unentdeckt und ungehoben in deutſchen Landen gelegen habe. Die Lüneburger Heide ſei doch keine menſchenleere Wüſte, ſondern ein ganz intereſſanter, wenn auch ſchwach bevölkerter Landſtrich, der ſeiner Eigenart wegen ſogar manchmal von geſcheiten Leuten aufgeſucht werde, die geſchäftlich dort gar nichts zu thun hätten. Optimiſten meinten dagegen, in Deutſchland könne es ſchon vorkommen, daß ſolche Schätze jahrhundertelang unbehelligt blieben, bis plötzlich ein intelligenter Kopf das Ei mit einem Stoß auf die Spitze ſtelle.

Wer war denn eigentlich der große Ingenieur geweſen, der plötzlich das Petroleum in der Lüneburger Heide entdeckt hatte? Merkwürdig, wo doch ſonſt Erfinder und Entdecker mit ihren Namen nicht Verſteck zu ſpielen pflegen, hier forſchte man vergeblich nach dem Manne, dem doch ein Denkmal gebührte. Das machte viele wieder ſtutzig. Andere aber ſprachen von Verſtaatlichung der deutſchen Petroleumproduktion; man dürfe einen ſolchen unabſehbaren Gewinn nicht in privaten Händen laſſen.

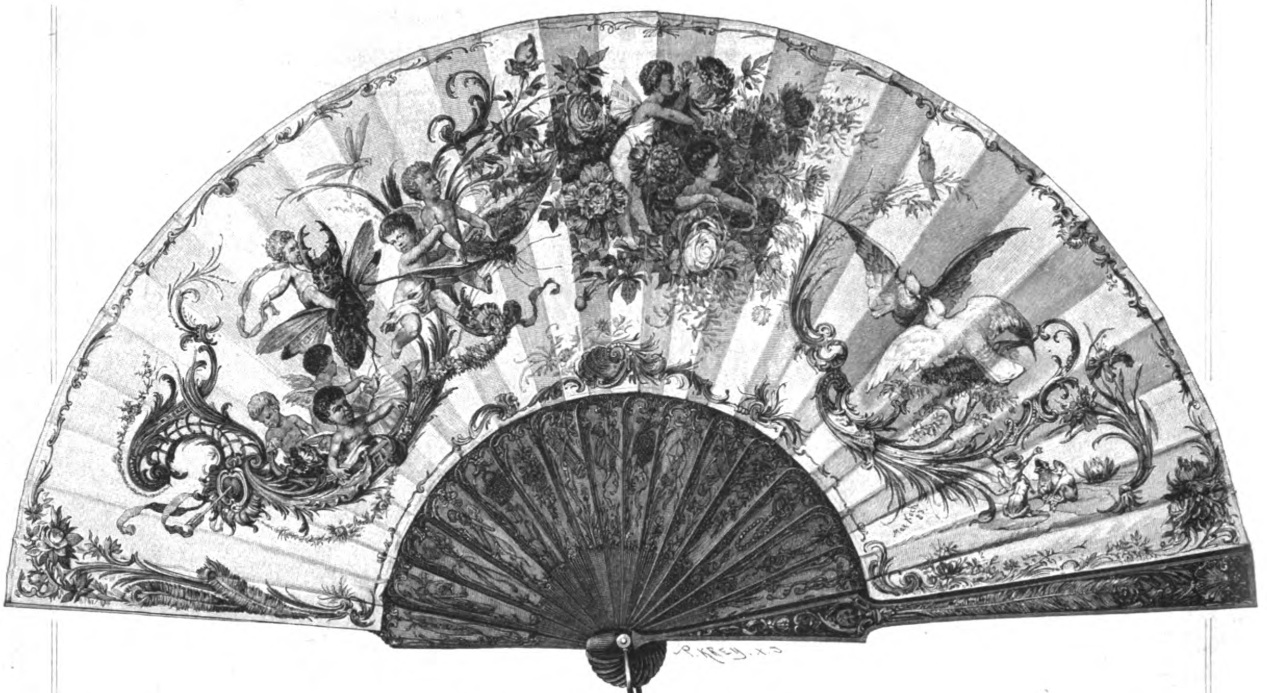
Reichenſtein ſelbſt hatte ſich bisher vollſtändig im Hintergrunde gehalten, ſein Name war in der Öffentlichkeit im Zuſammenhange mit den Petroleumfunden nicht genannt worden. Er ſah wohl ein, daß ſein Name ſeinen Plänen nicht förderlich ſein werde; mußte er doch mit demſelben hervorkommen, ſo ſollte es wenigſtens überraſchend und nicht eher als notwendig geſchehen.

Jetzt war dieſer Augenblick gekommen, Reichenſtein konnte erproben, wie weit er mit ſeiner, die höchſten Dividenden zahlenden „Internationalen Hauptbank“ ſein Renommee gefeſtigt und ſeine geſchäftliche Poſition geſichert hatte. Er entwickelte mit ſeinem Generalſtab Lockmann und Vogel eine fieberhafte Thätigkeit, und über Nacht wurde das große Unternehmen geboren, — am nächſten Morgen enthielt jede Zeitung der Reſidenz und die hauptſächlichſten der Provinz ein Inſerat über die ganze letzte Seite, in dem die „Internationale Hauptbank“ zu Zeichnungen aufforderte für die neueſte der Gründungen, für die „Deutſche Petroleumgeſellſchaft.“

Mit einem Ah! des Staunens und der Erleichterung begrüßte der Philiſter bei ſeinem Morgenkaffee die große Neuigkeit.

VI.

„Rendezvous für die Kremſer um neun Uhr morgens am Königsplatz,“ hatte Wilberg Herrn von Dernburg geſagt.



Auf Seide gemalter Fächer. Von Max Koch.

„Wenn Sie wollen, können Sie ja mit uns zuſammen den Weg dahin machen, wir gehen um halb neun fort.“

Schon fünf Minuten vor der feſtgeſetzten Zeit promenierte Herr von Dernburg, einen leichten Strohhut auf dem Kopfe, den Sommerpaletot über dem Arme, vor dem bekannten Hauſe am Belle-Allianceplatz auf und ab. Der Tag verſprach einer jener ſonnenhellen Juliſonntage zu werden, welche Berlin halb entvölkern und Hunderttauſende der Bewohner vor die Thore und in die Umgebung locken. An dem tiefen Blau des Himmels zogen nur wenige weiße Morgenwolken, und die Sonne brannte ſchon jetzt empfindlich warm. Die Auswanderung ins Freie war auch trotz der frühen Morgenſtunde ſchon eine ziemlich lebhafte; ganze Familien, den Tagesproviant und den jüngſten Sproſſen im Kinderwagen mit ſich führend, einzelne Pärchen und abenteuerluſtige Einſiedler paſſierten ununterbrochen den Belle-Allianceplatz, der, friſch gemäht und friſch geſprengt, ſich wie die Menſchen heute in ein Feſttagsgewand gehüllt hatte.

Dernburg ſah dem Kommenden mit einiger Spannung entgegen. Eigentlich war es eine tolle Idee, ſich einen ganzen Tag an eine Geſellſchaft zu ketten, in der es entweder langweilig oder roh zugehen würde, wie Dernburg glaubte, und das eines hübſchen Mädchengeſichtes wegen, das er einmal geſehen. Seine Wilberg gegebene Zuſage war ihm auch mehrmals leid geworden, und er würde ſie unter irgend einem Vorwande rückgängig gemacht haben, wenn ihn der Zufall noch einmal mit ihm zuſammengeführt hätte. Ohne Entſchuldigung fortbleiben wollte er nicht, dazu nahm er es mit Verſprechungen zu ernſt. Zu Wilbergs hinaufgehen und eine Notlüge vorbringen, daß er am Sonntag nicht frei ſei, hatte er nicht gemocht, weil er fürchtete, ſtatt Wilberg, dem gegenüber er vielleicht, ohne ſich zu verraten, hätte lügen können, nur ſeine Mutter oder ſeine Schweſter anzutreffen. So wartete er denn mit etwas Herzklopfen, bis Wilbergs auf die Straße traten.

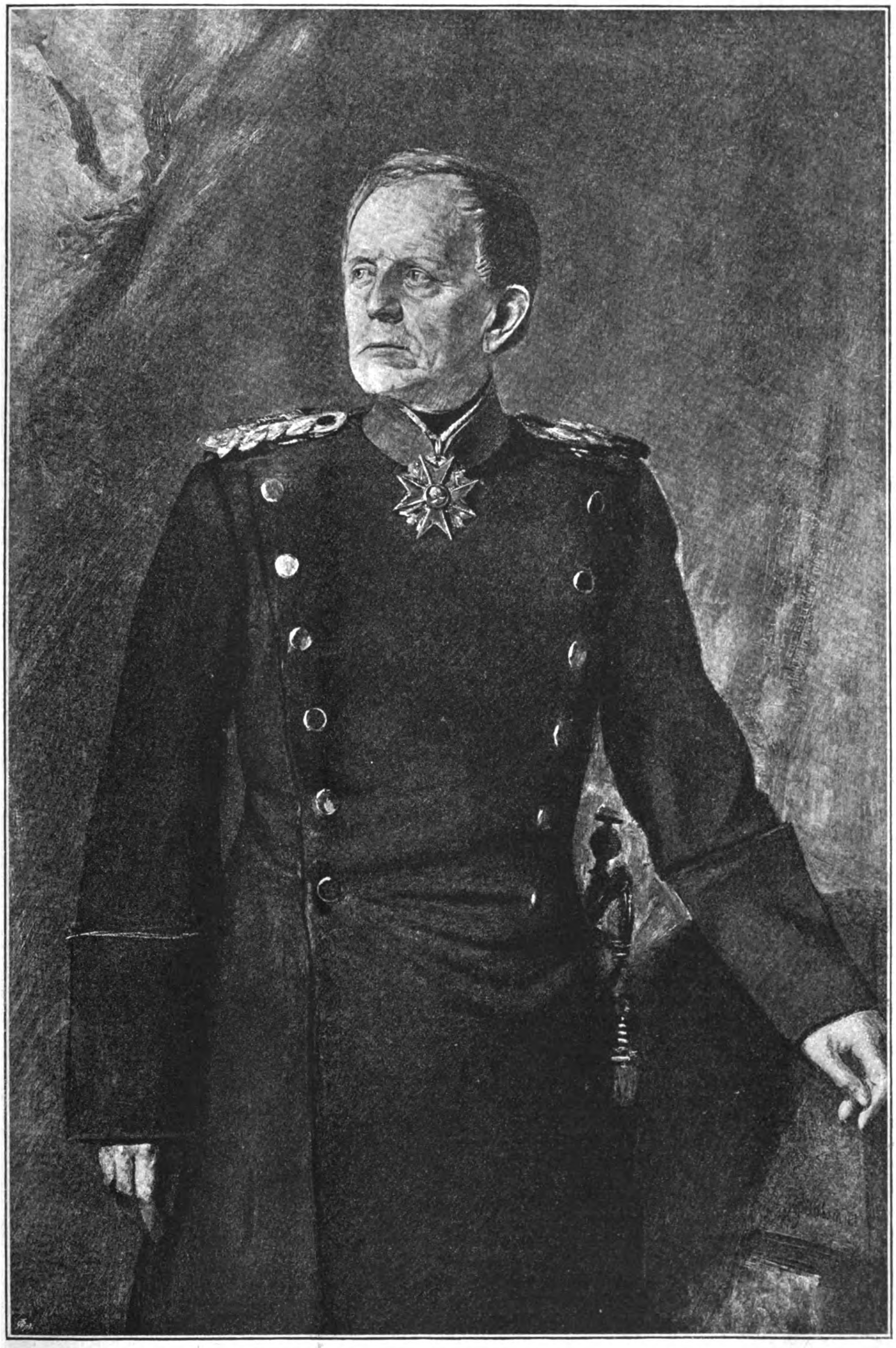
Das eine Mal, wo Herr von Dernburg Elſe Wilberg geſehen, war es nur ein flüchtiger Augenblick geweſen. Er hatte ſpäter, wenn ihm aus ſeinen volkswirtſchaftlichen Broſchüren ein hübſches Mädchengeſicht in verſchwommenen Zügen emporſtieg, vergebens geſucht, ſich eine deutliche Vorſtellung des Antlitzes zu machen; vergebens hatte er überlegt, ob ihr Haar blond oder braun, ihre Augen hell oder dunkel ſeien. Alles, deſſen er ſich erinnern konnte, war nur, daß ſie das hübſcheſte Mädchen geweſen, das er geſehen, daß noch niemals eine weibliche Erſcheinung einen ſo ſympathiſchen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Nun trat ſie aus dem Hauſe, und er erkannte ſie ſofort, trotzdem ſie damals im Morgenanzug geweſen und ihm jetzt im Sonntagspromenadenkoſtüm entgegentrat. Dernburg hatte eine Averſion gegen den Toilettenchic der Berliner Mädchen, die ihrem Geſchmack nur Sonntags Konzeſſionen machen können. Die wunderſam geformten Hüte mit dem wallenden Federſchmuck, die Sonnenſchirme in den auffallenden Farben, die kühn gerafften Tuniken und Polonaiſen waren ihm ein Greuel. Und dennoch war er beinahe überraſcht, von allen dieſen Charakteriſtiken der Berliner Sonntagsdurchſchnittstoilette an Elſe Wilberg nicht ein einziges zu finden. Ein ſchwarzes Capothütchen mit kleinem weißen Federſtutz, ein eng die elaſtiſche Figur umſchließendes ſchwarzes Kleid mit weißen Rüſchen an Hals und Ärmeln und ein winziger Lederſtiefel, der unter dem Saume des Kleides hervorſchaute, — eine Dame aus Dernburgs Geſellſchaftskreiſen hätte ſich wohl reicher, aber nicht mit mehr Geſchmack kleiden können. Auch Elſe erkannte ihn ſofort; er ſah das an ihrem Erröten und wie ſie ihn erwartend ſtehen blieb. Aber es war nichts von ungelenker Befangenheit in ihrem Weſen, während ſie ſeinen Gruß mit einer Neigung des reizenden Köpfchens erwiderte. „Wie eine junge Dame,“ dachte Dernburg; „wo ſie das nur her haben mag.“

Wilberg begrüßte ihn mit kräftigem Händedruck, Wilbergs Braut, die ſich noch auffallender wie neulich koſtümiert hatte, mit dem ganzen Raketenfeuerwerk ihrer blitzenden Augen. Der erſtere bemerkte ein paar Roſen, die Dernburg in der Hand hielt.

„Sie ſind aber ein aufmerkſamer Begleiter, Herr Dernburg,“ ſagte er. „Meine Schweſter freut ſich über nichts mehr, als über Blumen.“

Nach dem überraſchenden Eindrucke, welchen das junge



Generalfeldmarſchall Graf von Moltke. Zu ſeinem 90. Geburtstage. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Mädchen auf ihn gemacht, hatte Dernburg gar nicht mehr gewußt, ob er es wagen dürfe, ihr die Blumen anzubieten.

Jetzt reichte er ſie ihr, ſie nahm ſie dankbar an und ſteckte ſie an ihren Gürtel. Darüber war Wilberg mit ſeiner Braut einige Schritte vorangegangen; Dernburg bot Elſe ſeinen Arm, und ſie nahm ihn mit derſelben Unbefangenheit, wie die Blumen.

Um ſich nicht beim Rendezvous zu verſpäten, mußten ſie die Pferdebahn benutzen. Fräulein Kathinka Meixen, Wilbergs Braut, ſchien in der ausgelaſſenſten Laune. Sie ſtürmte gleich auf den Vorderperron, ihren Bräutigam am Ärmel nach ſich ziehend und Elſe und Dernburg zuwinkend die durch den Andrang des Publikums einige Schritte zurückgeblieben waren: „Ihr kommt doch auch hierher nach vorn!“

Aber Elſe ſetzte ſich ſtill in den Wagen.

„Wenn es Ihnen zu voll hier drin iſt, Herr Dernburg, bitte, nehmen Sie keine Rückſicht auf mich; ich ſtehe zu ungern draußen.“

Aber es war Herrn von Dernburg nicht zu voll. Er war ſogar ſehr entzückt darüber, daß alle Plätze im Wagen beſetzt wurden und er dicht neben Elſe ſitzen mußte, wenn er auch ganz ſittſam that und es ſich nicht merken ließ.

Er erkundigte ſich nach ihrer Mutter; es ſei doch hoffentlich nicht ein ernſtes Unwohlſein, das ſie abhalte, die Partie mitzumachen.

Sie müſſe ſich ſchonen, erwiderte ihm das junge Mädchen, denn wenn auch nicht ernſtlich krank, ſo ſei ſie doch nur ſehr zarter Konſtitution, und dann liebe ſie es auch nicht, unter vielen Menſchen zu ſein. Sie habe wohl viel Schweres im Leben durchzumachen gehabt, und geräuſchvoller Luſtigkeit gehe ſie gern aus dem Wege.

Dernburg hatte ſich ſchon darüber gewundert, wie gewandt ſich Wilberg auszudrücken wußte, wenn er auch manchmal ein derberes Wort anwandte, das die Sphäre, in der er lebte, nicht auffällig erſcheinen ließ. Elſe Wilberg ſprach, wie Dernburg es in ſeinen eignen Kreiſen von jungen Mädchen, die nicht durch eine Penſionserziehung verbildet waren, zu hören gewohnt war. Er ſchloß aus ihrer ganzen Art und Weiſe, die Eltern müßten einſt in beſſeren Verhältniſſen gelebt haben, und alles, was die Mutter den Kindern aus jener Zeit zu retten im ſtande geweſen, ſei eine ihre gegenwärtige materielle Lage überragende Bildung im beſten Sinne des Wortes.

Die Verlobung ihres Bruders müſſe ja recht ſchnell zu ſtande gekommen ſein, meinte Dernburg zu Elſe, da Wilberg zur Zeit ihres Bekanntwerdens noch gar nichts davon erwähnt habe.

Elſe konnte ein flüchtiges Erröten nicht unterdrücken. Sie fühlte, daß Dernburg durch das auffallende Weſen ihrer künftigen Schwägerin zu der Bemerkung veranlaßt ſei, aber ſie äußerte weder ein mißbilligendes Wort über die Verlobung, noch über Kathinkas Perſönlichkeit.

Frau Meixen ſei mit ihrer Tochter im Frühjahr in die über der ihrigen gelegene Wohnung gezogen, und die beiden alleinſtehenden Frauen, die aus der Provinz gekommen und in dem großen Berlin ohne alle Bekanntſchaft und Verwandtſchaft geweſen ſeien, hätten ſich ſehr bald an ſie angeſchloſſen. Da habe denn ihr Bruder Kathinka öfter bei ihnen geſehen, ſchön ſei ſie ja, und ihrem Bruder ſei es nicht zu verdenken, wenn er ſich danach ſehne, einen eignen Hausſtand zu gründen. Aber ſchmerzlich ſei ihr doch die Gewißheit, daß die glückliche Gemeinſchaft, in der ſie mit Mutter und Bruder bisher gelebt, nun bald ein Ende haben werde.

Dernburg meinte darauf ziemlich trivial, das Heiraten ſei ja aller Menſchen Schickſal, und auch Fräulein Elſe werde ſich dem nicht mehr lange entziehen können.

Elſe lachte unbefangen — den Wechſel des Ausdruckes in dem reizenden Geſicht fand Dernburg entzückend — und erwiderte, junge Mädchen, die kein Vermögen hätten, brauchten heutzutage dieſem Schickſal nicht allzubange entgegenzuſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Signalweſen zur See.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

Die Zehntauſende von Zuſchauern, welche dem vom 4. bis 8. September währenden, ebenſo intereſſanten wie großartigen Schauſpiele der bei Alſen abgehaltenen Flottenmanöver beigewohnt haben, an denen unter den Augen unſers Kaiſers nicht weniger als vierzig Kriegsſchiffe teil nahmen, werden unzweifelhaft auch auf die vielen Signale aufmerkſam gemacht worden ſein, die faſt ununterbrochen als buntfarbige Flaggen verſchiedener Geſtalt von den Maſten und Raaen bald dieſes bald jenes Schiffes flatterten und gegenſeitige Mitteilungen oder Befehle der kommandierenden Admirale vermittelten, ohne daß ſie jedoch über das Wie? Aufſchluß erhalten haben. Es dürfte deshalb den Leſern willkommen ſein, etwas Näheres über das Syſtem zu erfahren, nach welchem das Signaliſieren an Bord gehandhabt wird, und im Nachſtehenden ſoll verſucht werden, dasſelbe in kurzen Zügen verſtändlich zu machen.

Man unterſcheidet zunächſt die ſtändigen und die beweglichen Signalzeichen. Zu den ſtändigen gehört in erſter Reihe die Nationalflagge des betreffenden Schiffes. Sie weht bei vor Anker liegenden Kriegsſchiffen während des Tages auf deren Hinterteil, entweder an der Gaffel oder an einem Flaggſtocke, außerdem in See bei Begegnung mit anderen Schiffen oder in Sicht einer bewohnten Küſte, ſowie während des Kampfes. Das Führen einer falſchen Flagge ſteht mit gefälſchten Papieren auf gleicher Stufe. Holt ein Schiff im Gefecht ſeine Flagge nieder, d. h. ſtreicht es dieſelbe, ſo erklärt es damit, daß es ſich dem Feinde ergibt.

Weitere ſtändige Signale ſind die Kommandoabzeichen. Der kommandierende Admiral führt in unſerer Marine an der Spitze des mittleren bei drei, des hinteren bei zwei und des einzelnen bei einem Maſte eine weiße viereckige Flagge mit ſchwarzem Kreuze, der Vizeadmiral am vorderen Maſte dieſelbe Flagge mit einer und der Kontreadmiral am hinterſten Maſte eine ſolche mit zwei ſchwarzen Kugeln darin, der Kommodore einen dreieckigen weißen Stander mit zwei Zungen, weiß mit ſchwarzem Kreuz am Großmaſt und feſt; der Befehlshaber einer Flottille (z. B. Torpedoboote) einen ebenſolchen, aber fliegend, der Befehlshaber einer Schiffsdiviſion einen ſolchen feſt, aber ohne Zungen, und endlich jeder Kommandant, der nicht Flaggoffizier iſt, einen ſchmalen langen weißen Wimpel im Großtop mit ſchwarzem Kreuz am inneren Ende. Dieſe Zeichen wehen Tag und Nacht, und während der letzteren werden zur Kennzeichnung der Führerſchiffe auch noch Laternen im Top geheißt. Wenn ſich die betreffenden kommandierenden Offiziere in Booten befinden, ſo werden ihre Abzeichen vorn im Bug der Boote geſetzt, während hinten die Nationalflagge weht. Bei Sterbefällen wird die Flagge halbſtocks geheißt, iſt ein Schiff unter Quarantaine, führt es im Vortop eine gelbe quadratiſche Flagge. Eine verkehrt geheißte oder im Schau wehende (zuſammengebundene) Nationalflagge bedeutet, daß ſich das Schiff in Not befindet und Hilfe bedarf. Will es einen Lotſen haben, ſo heißt es in deutſchen Gewäſſern die Lotſenflagge des Deutſchen Reiches — ſchwarz-weiß-rot mit weißem Rand im Vortop, in fremden die Nationalflagge im Vortop. Begrüßt es mit Salut eine fremde Fürſtlichkeit oder ein fremdes Land, ſo heißt es während des letzteren deſſen Nationalflagge im Großtop, ebenſo wenn ein fremder Fürſt an Bord kommt, während deſſen Aufenthaltes daſelbſt. Beim Anbordſein unſers Kaiſers oder deutſcher Fürſtlichkeiten wehen deren Standarten.

Die Flagge der Handelsſchiffe iſt meiſtens von der der Kriegsſchiffe verſchieden. Sie wird nur beim Ein- und Auslaufen von Häfen, Begegnen von Kriegsſchiffen oder Befeſtigungen, ſowie bei Feſtlichkeiten geſetzt. Einen Wimpel oder dem ähnliche Abzeichen dürfen Handelsſchiffe nicht führen. Die Farben unſerer Handelsflagge ſind ſchwarz-weiß-rot und zwar horizontal, unſere Kriegsflagge weiß, durch ein ſchwarzes Kreuz geteilt. Die innere obere Ecke zeigt die Handelsflagge mit eiſernem Kreuz darin, die Mitte des großen Kreuzes ein Medaillon mit dem Adler (ſchwarz).

Die mobilen Signalzeichen dienen zur gegenſeitigen Verſtändigung. Sie beſtehen aus viereckigen Flaggen, dreieckigen Standern und Wimpeln mit verſchiedenen leuchtenden Farben, namentlich rot. Die Wimpel ſind noch einmal ſo lang wie die Flaggen, jedoch nur halb ſo breit. Das Signaliſieren mit Flaggen iſt bei den verſchiedenen Seemächten ſchon ſehr alt, da ein Bedürfnis dazu vorlag, wenn mehrere Schiffe derſelben Nation zuſammenſegelten, obgleich es mehr oder minder unvollkommen blieb. Ein internationales Syſtem jedoch, durch welches es möglich wurde, ſich auch mit Schiffen fremder Länder zu verſtändigen, iſt erſt in neuerer Zeit entſtanden. Der bekannte engliſche Kapitän und Marineſchriftſteller Marryat ſtellte 1850 zuerſt ein ſolches auf, das auch vielfach Eingang fand, aber inſofern mangelhaft war, als es die Bedeutung der Signale nur in engliſcher Sprache gab. Zehn Jahre ſpäter wurde jedoch unter allen Seemächten ein internationales Syſtem vereinbart und endlich eingeführt. Die Signalbücher enthalten die Bedeutung der Signale in der Sprache der betreffenden Macht, und ſo können ſich die verſchiedenſten Nationen Mitteilungen machen, ohne gegenſeitig ihre Sprache zu verſtehen, gerade wie unſere arabiſchen Zahlen überall verſtanden werden, aber in jeder Sprache ihre eignen Namen haben. Farbe und Form der internationalen Signalzeichen kehren zum größten Teile in dem Flaggenſyſtem aller Kriegsſchiffe wieder, ſo daß dieſe nur wenige beſondere Flaggen mitzuführen haben.

In unſerer deutſchen Marine haben wir vierzig farbige Zeichen, fünfundzwanzig Flaggen, von denen zwanzig Buchſtaben bedeuten. Von den ſieben Standern bezeichnen fünf Buchſtaben, wodurch das Alphabet vollſtändig wird. Die acht Wimpel vermehren die möglichen Kombinationen, die damit in das Unendliche gehen, und dienen zu beſonderen Zwecken. So z. B. gibt es Frage-Verneinungswimpel, Buchſtaben- und Zahlenwimpel, welche letzteren beiden bedeuten, daß das oder die nachfolgenden Signale als Buchſtaben oder als Zahlen geleſen werden ſollen. Sollen die geheißten Signale nicht allgemein, ſondern für ein beſtimmtes Schiff Geltung haben, ſo wird zuvor deſſen Nummer, in Wimpeln ausgedrückt, aufgezogen. Immerhin blieb das Signaliſieren mit ſo viel Zeichen umſtändlich und zeitraubend, wenn auch die mechaniſchen Einrichtungen dafür noch ſo gut und die Mannſchaften aufs beſte eingeübt waren, und obwohl für das Gefecht ein beſonderes, ſehr kurz gefaßtes Signalbuch eingeführt wurde, das nur Kombinationen von zwei, in geringer Zahl drei Zeichen erforderte. Dies führte den Kapitän der engliſchen Marine Colomb in den ſechziger Jahren auf eine bedeutende Vereinfachung des Syſtems. Er hatte für den Tag nur eine zuſammenklappbare ſchwarze Trommel und für die Nacht eine zu blendende Laterne. Ein ſinnreich konſtruiertes Taſtenwerk ließ dieſe Zeichen in beſtimmten Zwiſchenräumen verſchwinden und wieder erſcheinen. Dies bedeutete Strich und Punkt, wie beim Telegraphieren nach Morſe, und man konnte damit alles Beliebige ausdrücken. Dieſe Erfindung ſchien eine Zeitlang allgemein werden zu ſollen, namentlich für Nachtſignale, wo bei Herſtellung eines jeden „Blinks“ Petroleumſtaub in die Flamme geblaſen wurde, aber auf die Dauer zeigte ſie doch Mängel, ſo daß man zu den alten Flaggenzeichen zurückkehrte.

Wenn Schiffe ſo weit von einander entfernt ſind, daß die Farben der Signale ſich nicht mehr deutlich unterſcheiden laſſen, bedient man ſich der Fernſignale, bei denen nur die Form maßgebend iſt. Man nimmt dazu eine Flagge, einen Stander, einen Wimpel und eine ſchwarze Kugel, wodurch natürlich die Kombinationen eingeſchränkt werden.

Die Nachtſignale machten bis in die neuere Zeit die meiſten Schwierigkeiten und waren am unvollkommenſten. Früher beſtanden ſie aus Kanonenſchüſſen und Laternenbildern an einem Gerüſt, führten aber oft zu verhängnisvollen Mißverſtändniſſen, da bei Sturm ein oder der andere Kanonenſchuß leicht überhört, eine oder die andere Laterne ausgelöſcht oder durch Segel und Tauwerk verdeckt werden konnte. Dann ging man zu Coſtonlichtern über, rote, grüne und weiße bengaliſche Flammen. Sie brannten über fünf Minuten, gaben einen ſehr blendenden weit ſichtbaren Schein, verlöſchten nicht in Sturm und Regen, konnten bequem auch bei den ſchlimmſten Bewegungen des Schiffes vom Oberdeck mit der Hand in Thätigkeit geſetzt werden und wären wohl zu dauernder Einführung gelangt, wenn ſie nicht eine höchſt gefährliche Eigenſchaft beſeſſen hätten. Nach längerer Zeit an Bord waren ſie nämlich durch Aufſaugung von Feuchtigkeit plötzlicher Selbſtentzündung ausgeſetzt, und ich ſelbſt hatte Gelegenheit, das in höchſt kritiſcher Weiſe zu erfahren. Aus Mißtrauen und Vorſicht hatte ich ſie auf dem Panzerſchiffe „Friedrich Karl“ nicht im unteren Schiffsraum, ſondern in dem eiſernen und mit Holz gefütterten Kommandoturm auf dem Oberdeck untergebracht, als eines Mittags, während die Mannſchaft aß, plötzlich 800 derſelben mit einem Knall explodierten und die Flammen des innen brennenden Turmes durch die Viſiröffnungen desſelben hoch auflohten, ſo daß ſich das Schiff in höchſter Gefahr befand. Glücklicherweiſe konnte das Feuer auf den Turm beſchränkt werden, aber damit war auch das Urteil über dieſe Feuerwerkskörper geſprochen, und ſie wurden ſofort abgeſchafft.

Dann verſuchte man das Syſtem von Colomb; ſeitdem jedoch in neueſter Zeit auf allen Schiffen Dynamomaſchinen eingeführt ſind, gebraucht man elektriſche Laternen, weiß, grün, rot, für Nacht-Signale, die mit unfehlbarer Sicherheit erſcheinen oder geblendet werden können, weit leuchten und die nötige Zahl der Kombinationen ergeben.

Die Nebelſignale werden nach Morſeſchem Syſtem durch längere und kürzere Töne der Dampfſirene dargeſtellt. Wer von den Leſern die letzten Flottenmanöver mitgemacht, wird ſich wahrſcheinlich mit einem gelinden Schauder des ſchrecklichen Sirenenheulens, namentlich der Torpedoboote, erinnern, das von Meeresungeheuern herzurühren ſchien. Dieſe Töne werden als Nebelſignale benutzt und haben ſich als ſolche bewährt. In der Nacht wird es nie ſo dunkel, daß man nicht auf eine halbe Seemeile mindeſtens die grünen, roten und weißen Poſitionslaternen, und auf 100—200 Schritt die Formen eines Schiffes zu unterſcheiden vermöchte, aber der Nebel iſt oft ſo dicht, daß man keine zehn Schritte weit über die Bordwände hinaus zu ſehen vermag. Wenn früher ein paar hölzerne Segelſchiffe zuſammenſtießen, dann war das nicht gar zu gefährlich: es gab zwar, wie man zu ſagen pflegt, klein Holz, aber ſehr ſelten ging eines dabei verloren. Jetzt mit den ſpornbewaffneten Panzern iſt das aber eine ſchlimme Sache, und man muß ungemein vorſichtig ſein, um bei einer ſolchen Gelegenheit nicht Schiff und Mannſchaft preiszugeben. Man wird ſich erinnern, mit welcher Befriedigung Kaiſer Wilhelm II in einer ſeiner Reden erwähnte, daß auf ſeiner Reiſe nach Rußland nach längerem dichten Nebel dieſer, wie es häufig geſchieht, plötzlich geſchwunden ſei und es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, als er die zehn Schiffe des ihn begleitenden Geſchwaders in genau vorgeſchriebener Ordnung in goldigem Sonnenlichte erblickt habe. Dieſelbe Erfahrung habe ich gemacht, als ich mit einem Geſchwader von fünf Schiffen durch den engliſchen Kanal dampfte. Wir hatten ſieben Stunden lang undurchdringlichen Nebel, und durch das häufige Ausweichen vor entgegenkommenden Schiffen wurde die Aufrechthaltung der Ordnung noch ſchwieriger, aber auch hier war ſie völlig eingehalten, ein Beweis für die Brauchbarkeit des Syſtems. Damals benutzten wir nur die Dampfpfeifen, die Sirenen ſind aber viel deutlicher und auf weitere Strecken hörbar, ſo ſehr ſie auch das Ohr beleidigen.

Handelsſchiffen gegenüber wird von den internationalen Nebelſignalen, Glocke, Nebelhorn und Dampfpfeife Gebrauch gemacht, und ebenſo ſignaliſieren dieſe unter ſich, aber dies ſind nur allgemeine Warnungszeichen, um ſich gegenſeitig aus dem Wege zu gehen, und weitere Mitteilungen im Nebel ſind ausgeſchloſſen.

Die obenerwähnten farbigen Poſitionslaternen müſſen geſetzlich von den Schiffen aller Nationen nachts geführt werden und gehören deshalb auch eigentlich zu den Nachtſignalen. Segelſchiffe haben eine rote Laterne von beſtimmter Lichtſtärke vorn am Backbord und eine grüne an Steuerbord, die ſo angebracht ſind, daß ſie ihr Licht nach vorn und ſeitwärts bis ungefähr 90° zur Kiellinie, aber nicht weiter rückwärts werfen, während Dampfer außerdem noch eine weiße Toplaterne heißen, deren Schein den ganzen Horizont umfaßt. Dies iſt eine Sicherheitsmaßregel gegen Zuſammenſtöße, da man an der Farbe die Richtung erkennt, welche das entgegenkommende Schiff nimmt. Wer gegen dieſe Vorſchriften handelt, iſt ſtraffällig und muß nicht nur den eignen, ſondern den dem fremden Schiffe zugefügten Schaden tragen. Nebel verdunkelt freilich auch dieſe Lichter, und nicht einmal elektriſche Scheinwerfer vermögen ihn zu durchdringen; daher rühren noch die vielen Kolliſionen.

An den Küſten verſchiedener Länder, namentlich Englands und Frankreichs, ſind Semaphore, nach dem Prinzip der früheren optiſchen Telegraphen aufgeſtellt, welche Signale vorbeifahrender Schiffe weitergeben. In letzter Zeit befinden ſich ſolche tragbare Semaphore auch an Bord unſerer Kriegsſchiffe, um damit von Schiff zu Schiff auch Privatgeſpräche führen zu können. Man hat auch verſucht, telephoniſche Verbindung zwiſchen Fahrzeugen herzuſtellen, indem man das Waſſer als Leiter benutzen wollte. So außerordentlich wichtig eine ſolche Einrichtung wäre, ſo iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, dieſelbe praktiſch zu machen.

Schließlich ſind noch die Sturmwarnungsſignale zu erwähnen, da ſie doch weſentlich die Schiffahrt angehen. Sie werden auf Grund meteorologiſcher Beobachtungen ſeitens der deutſchen Seewarte in Hamburg angeordnet und an den Wetterſtationen unſerer Küſte, deren es einige ſechzig gibt, geheißt. Sie beſtehen in einer Flagge, einer ſchwarzen Kugel und einem ſchwarzen Kegel, deren Kombinationen entweder im allgemeinen einen kommenden Sturm oder die Richtung künden, aus der er erwartet werden kann. Wie nützlich dieſe Warnungen ſind, geht daraus hervor, daß durchſchnittlich 80 Prozent derſelben eintreffen.

Die ſchwarzen Kegel, welche auf den dampfenden Schiffen eines Geſchwaders bald oben an einer Raa, bald in halber oder viertel Höhe oder ganz niedrig über Deck geheißt werden, zeigen den übrigen Schiffen an, mit wieviel Dampfkraft, voller, halber ꝛc., das betreffende Fahrzeug geht. Ich habe ſchon oben erwähnt, daß für das Gefecht beſondere einfache und an Zahl beſchränkte Signale beſtehen. Im Ernſtfalle werden ſie aber wahrſcheinlich wenig und ſelten gebraucht werden. In früheren Zeiten war der Wind der maßgebende Faktor. Freund und Feind wußten genau, bis zu welchen Grenzen ſie denſelben für ihre Bewegungen benutzen konnten und ſahen ſich ſozuſagen genau in die Karten. Die Befehlshaber konnten deshalb ihre Verfügungen für den Angriff oder die Verteidigung ihrer Flotten treffen, und da ſie ſich oft lange Zeit aus der Entfernung beſchoſſen, ſo hinderte der Pulverdampf der verhältnismäßig kleinen Geſchütze nicht das Signaliſieren auch während der Schlacht.

Jetzt hat ſich das aber alles geändert. Man kann wohl Signale zum Angriff machen, aber dann wird es ſo ziemlich aufhören und jeder Kommandant mehr oder weniger auf ſich ſelbſt angewieſen ſein. Torpedos und Panzer bedingen einen Nahkampf, die Bewegung der Schiffe iſt unbeſchränkt, und ſo würde nach dem erſten Zuſammenprall ein Durcheinander entſtehen, bei dem jeder ſehen muß, wie er ſich ſeiner Haut wehrt. Solange wir für die Marine nicht rauchloſes Pulver haben, werden die Ladungen der Rieſengeſchütze von 200—300 Pfund und mehr einen ſolchen Qualm verurſachen, daß man oft nur die Maſtſpitzen und bisweilen gar nichts ſehen und ſich wie im dichteſten Nebel befinden wird. An Signaliſieren wird alſo wenig zu denken ſein, und jeder Kommandant muß ſein Beſtes thun, damit er wenigſtens nicht auch die eignen Kameraden rammt, ſie beſchießt oder ihnen einen Torpedo zuſchickt.

Eine ſolche Seeſchlacht mit den modernen Zerſtörungs- und Mordinſtrumenten wird etwas Furchtbares werden und an Schrecken alles hinter ſich laſſen. Sieger darin wird ſein, wer die beſten Nerven hat, und Gott ſei Dank fehlen dieſe unſern deutſchen Seeleuten nicht. Aber mag der Himmel uns noch lange vor ſolchem Trauerſpiel bewahren. Wir wollen unſer Pulver trocken halten und nichts verſäumen, um alles für den Kampf vorzubereiten, aber hoffen, daß wir uns noch viele Jahre an Flottenmanövern erfreuen können, wie ſie vor kurzem im Alſenſunde ohne den leiſeſten Unfall ſtattgefunden haben, wofür der Kaiſer der Marine ſeinen warmen Dank ausgeſprochen hat, und bei denen das Flattern der bunten Signale im Winde Auge und Herz der Zuſchauer erfreut.

Eine Scholle Land.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

Sie ſind alle geſtorben; da kann ich es erzählen. —

Mein alter Bootsmann legte die Steuerpinne nach Backbord herüber und rollte ſein Priemchen leewärts; dann ſpuckte er kräftig in die Nordſee.

„Die Hallig ſollen Sie zu ſehen kriegen, Herr,“ ſagte er in der langſamen, zähen Weiſe der Inſelfrieſen, „aber den Paſtor hat noch keiner von den Badegäſten zu Geſicht bekommen; Sie müßten denn was ganz beſonderes ſein.“

Sein graues, ſcharfes Auge glitt halb ſpöttiſch, halb mißtrauiſch über meine Geſtalt, und dann ließ er das Segel durch die Schotten laufen; der Wind ſchlug es herum, und ich mußte mich tief bücken.

„Holen wir ſie bei dem ewigen Kreuzen?“ frug ich, und ließ meine Augen über das flimmernde Meer ſchweifen.

„Das wäre ſchlimm, wenn wir ſie nicht zu faſſen kriegten,“ entgegnete Peter Jenſen gelaſſen. „Sie liegt am weiteſten nach Weſten, und in der Richtung gibt es bis England nicht ſo viel Erde, um einen Blumentopf damit zu füllen. Was meinen Sie, Herr, da draußen müßte unſer Boot hübſch tanzen!“

Es war faſt, als ob der alte Seebär etwas wie Schadenfreude empfand, ſeitdem er von mir gehört hatte, daß ich nicht nur die Hallig, ſondern auch den Paſtor beſuchen wolle; aber ich ließ mir keine Furcht merken, obwohl der Ausdruck „da draußen“ nicht ſonderlich anheimelnd klang.

Auf das bunte Getümmel der Welt angewandt, mag er den Einſamen ſchon locken, aber dieſes unendliche, unbegrenzte Wogen und Heben über der ſchier grundloſen Tiefe hat etwas Grauenhaftes, und wenn dann die Nacht kommt — —

Streifte ſie denn ſchon mit ihrem grauen Fittig das Wattenmeer?

Ich drehte mich im Boote um und ſah auf den Horizont. Die ſommerliche Sonne ſtand noch hoch am Himmel, aber ſie leuchtete auf keinen feſten Gegenſtand, das flimmerte ewig gleichmäßig unter ihren zitternden Strahlen, aufblitzend, ſich überſtürzend und niedertauchend.

Doch nein — da zeigte ſich ein einzelner ſchwarzer Punkt, vielleicht ein geteertes Segel, vielleicht auch nur ein Seeadler, der ſeine Schwingen unbeweglich ausgeſpannt hielt — wer mochte das unterſcheiden in dieſer ſeltſamen Wüſte.

„Haben Sie ihn richtig herausbekommen?“ frug Peter Jenſen kopfnickend.

„Wen? Was?“

„Nun, den Kirchturm von der Hallig, was ſonſt?“

„Einen Kirchturm?“

Ich blickte dem Schiffer ungläubig in das ruhige Geſicht, und die Erinnerungen an alte Sagen flogen durch mein Hirn. War denn das verſunkene Rungholt, das Vineta Weſtfrieslands, urplötzlich aus der Tiefe heraufgeſtiegen, war das da vor mir die Spitze der entweihten Kirche, in deren Hallen die übermütigen Frieſen Tempelſchändung trieben, bis die Sturmflut kam wie ein zweiter rächender Chriſtus?

„Ich ſehe kein Dorf,“ ſagte ich verwirrt, „ich ſehe nicht einmal Land, wo ſoll denn die Kirche ſtehen?“

„Sie ſchwimmt wie auf einem Blatt,“ entgegnete der alte Schiffer und ſah nachdenklich über den Rand ſeines Bootes, und dann fügte er ehrlich hinzu: „Das habe ich nicht von mir ſelbſt, Herr Doktor, das hat im verfloſſenen Jahre ein Badegaſt geſagt, den ich auch hinüberfahren mußte. Aber es iſt ganz richtig. Ich glaube, der Herr ſchrieb Bücher, und er wollte auch den Paſtor beſuchen, juſt wie Sie; es iſt ihm nur nicht geglückt.“

„Wie weit iſt es noch?“

„Eine halbe Stunde, wenn der Wind anhält.“

„Aber ich ſehe ja kein Land!“ wiederholte ich faſt beſtürzt.

„Von einem Schiff aus könnten Sie es ſchon ſehen, aber wir liegen hier unter den Wellen.“

„Wie finden Sie denn die Inſel?“

Der Alte lächelte.

„Mit dem Kompas und nach dem Kirchturm. Bei Nacht wäre es freilich ein ſchlimmes Stück Arbeit, an ſo einer Handvoll Erde fährt man leicht vorbei.“

„Eine Scholle,“ ſagte ich leiſe.

„Jawohl, ein Spatenſtich voll aus der Hand unſers Herrgott. Aber nun können Sie auch die Häuſer ſehen.“

Allerdings vermochte ich jetzt etwa ein Dutzend Häuſer zu unterſcheiden, aber immer noch wußte ich nicht, worauf ſie denn eigentlich gegründet waren, denn ſie ſchienen wie Pfahlbauten aus dem Waſſer zu ragen.

Dann war's plötzlich, als ob das bewegte Meer vor mir eine ſtarre Form und eine veränderte Färbung angenommen habe, und dann —

Wir haben ſchon alle in dunkler Nacht die Lichter eines heranfahrenden Zuges geſehen; ſie ſcheinen noch weit entfernt zu ſein, und plötzlich ſind ſie dicht vor uns, und unſere Hand kann ſie greifen.

So war es.

Peter Jenſen ließ das Segel nieder und griff nach den Rudern. Er hatte nicht einmal nötig zu rudern, ſondern er ſtemmte ſie gegen den Meeresboden und „klötete,“ wie der Seemannsausdruck an der Weſtküſte lautet. Es war alles plötzlich wie ein Traum gekommen, aus der Tiefe war eine ſeichte Furt, und aus dem Meere war eine Inſel geworden.

„Die Hallig.“

Es gibt mehrere ihrer Art, und ſie tragen alle einen Namen, aber ich will ſie nicht anders nennen, vielleicht iſt auch heute der Tag nicht mehr fern, wo ſie aufhört, genannt zu werden.

Wir fuhren in eines der ſchmalen Rinnſaale, welche die Inſel von allen Seiten einfurchen, und bis zu dem künſtlich aufgeworfenen Erdhügel reichen, auf welchem zuſammengedrängt das winzige Dorf liegt.

Für gewöhnlich ſind dieſe Rinnen nur bis an den Rand mit Seewaſſer gefüllt, und dazwiſchen liegt feſtes, von kurzem Graſe bewachſenes Flachland; aber ſchon ein mäßiger Sturm treibt die Wellen der Nordſee höher herauf, und dann ragt nur die winzige Werft mit den kleinen Häuſern aus dem unendlichen Meere.

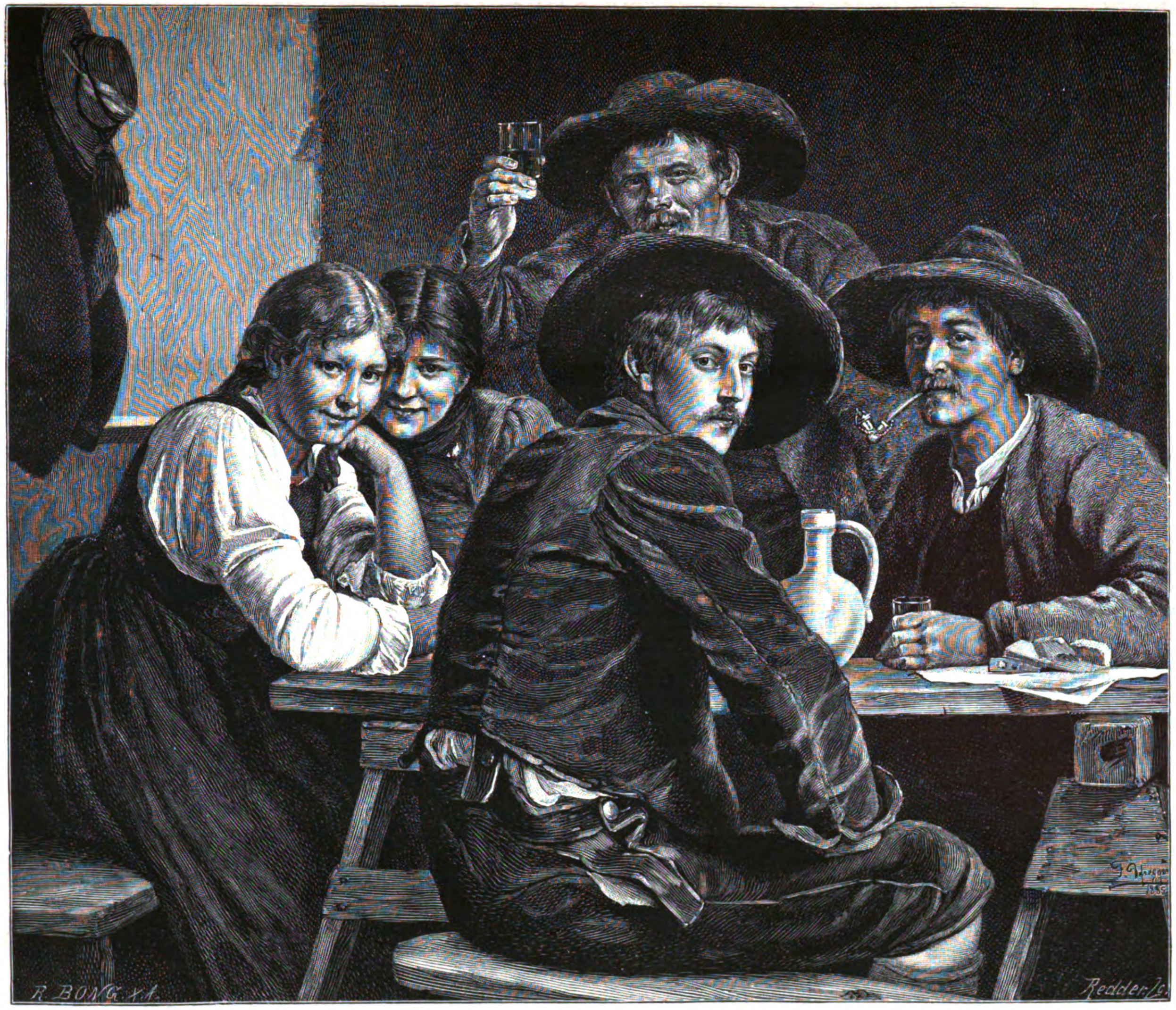
Es iſt eben dort alles winzig bis auf eins, es wird alles klein bis auf den Gegenſatz mit dieſem einen — doch davon ſpäter.

Ein Beſuch auf der Hallig iſt nicht wie die Ankunft von Gäſten im gewöhnlichen Leben. Er iſt ſelten genug, aber man weiß ihn lange vorher, denn das Auge des Inſulaners iſt ſcharf, und auf der See pürſcht man ſich nicht heran, es müßte denn der Wattennebel kommen und alles mit ſeinem Leichentuch zudecken.

So hatte man auch das kleine Fahrzeug ſchon von weitem bemerkt und mit Sicherheit auf unſer Landen geſchloſſen, denn „draußen“ gab es ja nichts mehr zu ſuchen, als eine naſſe Wiege, und bis England wären wir ſchwerlich gelangt.

Es befand ſich ein Wirtshaus auf der Hallig, wenn man anders dieſen modernen Ausdruck unter weltfremden Verhältniſſen gebrauchen darf. Von landläufigen Preiſen war dort ebenſowenig die Rede, wie von Auswahl in Speiſen und Getränken, es herrſchte vielmehr ein umgekehrtes Verhältnis, man beſtellte nicht, ſondern nahm, was ſchon auf dem Tiſche ſtand, und man frug nicht nach dem Preiſe, ſondern wurde gefragt, wie derſelbe auf dem Feſtlande augenblicklich üblich ſei; ich habe dieſe Art des geſchäftlichen Verkehrs nur noch in den unwirtlichſten Gegenden Norwegens ähnlich wiedergefunden.

Ein alter ausgedienter gichtlahmer Seemann führte die kleine Wirtſchaft, merkwürdig in zwiefacher Beziehung, denn er war nach Peter Jenſens Mitteilung zur Zeit, außer dem Paſtor, der einzige Mann auf der Inſel, die übrigen fuhren im Sommer zur See — und ferner beſaß er eine Kuh. — Sonſt nährte die Hallig nur einige Dutzend Schafe, das war ihr Reichtum. Ich genoß einen ganz vortrefflichen Grog,


R. BONG X.A.
Redder Jc.

Dein Wohl! Nach dem Gemälde von Franz von Defregger.

und fragte dann meinen Fährmann, wie lange wir uns aufhalten dürften.

Der lächelte ein wenig über meine Unwiſſenheit und deutete durch das niedrige Fenſter der Stube auf den ſtreifigen Himmel.

„Lange genug,“ ſagte er dann, „heute abend fahre ich Sie nicht mehr zurück, denn wir kriegen eine Mütze voll Wind.“

Ich wußte ſchon aus Erfahrung, was dieſer milde Ausdruck zwiſchen den tabakkauenden Zähnen des alten Seeungetüms zu beſagen hatte, und entgegnete etwas beklommen: „Alſo Sturm?“

„Nee Herr, davor behüt' uns Gott! Auf 'nem guten Schiff oder hinter den Föhringer Deichen — meinetwegen, aber hier auf der Hallig wollen wir lieber davon nicht reden. Aber Sie können ruhig ſein, im Juli iſt die Nordſee zahm.“

Da hatte ich alſo hinreichend Zeit für meine Sendung, denn eine ſolche war es eigentlich, wenn auch nur nebenſächlich.

Ich war Phyſikus in der kleinen Kreisſtadt, zu welcher die Hallig gehörte, und lebte ſeit einigen Wochen als Badegaſt auf Föhr. Dort war ich mit dem — damals noch däniſchen — Generalſuperintendenten oder richtiger Biſchof des Herzogtums Schleswig bekannt geworden, und der alte, liebenswürdige Herr hatte mich zuerſt auf die Hallig hingewieſen.

„Sie könnten mir durch einen Beſuch bei dem Paſtor einen Gefallen erweiſen, Herr Doktor,“ ſagte er, „der Mann wird allgemein ‚der Einſiedler‘ genannt.“

„Er ſoll etwas — na, Sie verſtehen mich ſchon; du lieber Gott, in dieſer Einöde wäre das wohl kaum zu verwundern. Wenn es not thut, müſſen wir ihn verſetzen, aber ohne zwingende Gründe gehe ich nicht gern daran, denn es wird ſchwer halten, Erſatz zu finden.“

„Ew. Eminenz nennen ihn ſelbſt einen Einſiedler,“ hatte ich eingeworfen, „wird es mir denn möglich ſein, ihn kennen zu lernen?“

Da lächelte der alte joviale Herr. „Der Zweck muß wohl in dieſem Falle das Mittel heiligen, lieber Doktor. Greifen wir alſo zu einer Notlüge. Der Paſtor hat eine alte Haushälterin, bringen Sie derſelben Grüße von ihren auf Föhr wohnenden Verwandten, vielleicht thut dieſe Loſung den Seſam auf.“

Daran dachte ich, als ich in dem „Hotel zur Hallig“ ſaß. Es war mir nicht ganz recht, den ahnungsloſen, und wie es ſchien, menſchenſcheuen Mann zu überliſten, aber meine eigne Neugier überwog ſchließlich alle Bedenken.

„Der Herr will den Paſtor beſuchen,“ begann Peter Jenſen einleitend und blinzelte liſtig den Wirt an.

Dieſer nahm ſeine Pfeife aus dem Munde.

„Den Paſtor? Unſern Herrn Paſtor? Karen!“

Die Gerufene, eine junge Frieſin, trat aus der Küche herein.

„Karen,“ ſagte der Alte zu ſeiner Tochter, „der Herr will unſern Paſtor beſuchen!“

Karen ſtarrte mich wie ein Weltwunder an, aber der Frieſe iſt viel zu wortkarg, um ſeinem Erſtaunen Ausdruck zu geben.

Sie trocknete ihre Hände an der Schürze ab und ſagte nur: „Kommen Sie mit.“

Einer Führung im eigentlichen Sinne hätte es wohl kaum bedurft, dazu war das Dorf zu klein, es ſollte auch wohl mehr eine Einführung ſein.

Die Häuſer lagen alle zuſammen auf einer einzigen Werft dicht nebeneinander. Ich zählte im ganzen elf Gebäude, einſchließlich der Kirche, und das Pfarrhaus war mit der Kirche zuſammengebaut, wie man es auch zuweilen in katholiſchen Gegenden findet.

Vielleicht darf man nur von einem Gotteshauſe reden, denn mit dem Begriff der Kirche pflegen wir ein tempelartiges Bauwerk zu verbinden, aber dieſer armſelige, für etwa fünfzig Perſonen berechnete Steinhaufen weckte wahrlich keine ähnlichen Erinnerungen.

Dennoch habe ich nie etwas Angemeſſeneres geſehen.

Stellt den Kölner Dom mitten in die Nordſee auf eine Hallig, er wird klein und gering erſcheinen gegenüber der Majeſtät des Meeres; dieſes winzige Kirchlein aber rührte und bewegte mich ganz eigentümlich.

Mit zwanzig Schritten waren wir durchs Dorf ins Pfarrhaus gelangt, welches ſich nicht weſentlich von den übrigen Wohnungen unterſchied. Es war vielleicht um ein geringes größer als jene, aber das Strohdach konnte ich auch hier mit der Hand reichen und jede der Fenſterſcheiben mit der Handfläche bedecken. Rechts von der niedrigen Hausthür waren vier Fenſter, links von derſelben einige runde, mit kleinen Scheiben verſehene Öffnungen, hinter welchen ſich der Stall befinden mochte. Und an der weſtlichen Schmalſeite des Hauſes — die öſtliche hing mit der Kirche zuſammen — lag auch die quergeteilte Stallthür mit dem Hühnerloch, ganz wie ich es auf dem Feſtlande bei den frieſiſchen Bauerhöfen zu ſehen gewohnt war.

Meine Führerin klopfte merkwürdigerweiſe nicht an die eigentliche Hausthür, ſondern ſie trat an den zuletzt erwähnten Stalleingang, legte ſich dort platt auf die Erde und rief etwas zum Hühnerloch hinein. Ich konnte die frieſiſchen Worte nicht recht verſtehen, aber es war wohl eine Art Loſung, denn bald darauf hörte ich langſame männliche Schritte durch den Stall herankommen.

Zwei mit Stiefeln bekleidete Füße wurden vor der Öffnung ſichtbar, und dann frug eine tiefe Stimme, was man begehre. Es war offenbar auf Parlamentieren abgeſehen, und ich nannte daher meinen Namen, ſagte, daß ich der Haushälterin des Herrn Paſtor Grüße von ihren Föhringer Verwandten zu bringen hätte, und ſchob zur Beſtärkung meine Karte durchs — Hühnerloch.

„Haben Sie ſchon einmal Ihre Karte durch ein Hühnerloch abgegeben, geehrte Leſerin?“

„Nein?“

Es iſt ein ſonderbar demütigendes Gefühl und eigentlich gar nicht lächerlich. Man wird ſich ſo recht der Nichtigkeit und Hohlheit unſerer geſellſchaftlichen Formen bewußt, und es hätte mich gar nicht wunder genommen, wenn der Fuß da drinnen in ſtolzer Verachtung auf das armſelige Kärtchen getreten wäre.

Aber eine Hand ward ſichtbar und hob es auf; keine plumpe Bauernfauſt, keine kränkliche Gelehrtenhand, ſie ſtand ſo in der richtigen Mitte und erweckte mein Intereſſe.

Wie mochte der als wunderlich verſchriene Beſitzer dieſer Hand ausſehen?

Ich erwartete unter allen Umſtänden ein Original, weiter gingen meine Vorſtellungen nicht, und ich hatte auch keine Zeit, phantaſtiſchen Gedanken nachzuhängen, denn zu meiner eignen Verwunderung, und zum ungemeſſenen Erſtaunen meiner Begleiterin öffnete ſich plötzlich die obere Hälfte der Thür. Vor mir ſtand ein mittelgroßer Mann von einigen vierzig Jahren und ſah mich prüfend mit ſeinen ruhigen, grauen Augen an. Dieſe Ruhe lag über der ganzen Erſcheinung, aber mich überkam auf den erſten Blick das Gefühl, als ob ſie nicht der Ausdruck eines phlegmatiſchen Temperaments, als ob ſie noch weniger die Folge geiſtiger Stumpfheit ſei. Der Paſtor war hager und hatte dichtes, krauſes Haar; es ſchien ſchon ein leichter grauer Schimmer auf dieſen Haaren zu liegen, aber ich konnte mich auch täuſchen, es war vielleicht nur ein Reflex der untergehenden Sonne. Merkwürdig war ſeine Kleidung. Ich hatte einen etwas lodrigen unſauberen Anzug erwartet, die Gefahr körperlicher Vernachläſſigung lag ja ſehr nahe in dieſer weltentfremdeten Einöde, und das Gegenteil überraſchte mich um ſo mehr.

Paſtor Görner trug allerdings keinen ſchwarzen Rock und keine weiße Binde, ſondern eine bayriſche Lodenjoppe und ein loſe um den Hals geſchlungenes ſchwarzes Tuch, aber das ſaß alles hübſch und machte einen wohlthuenden Eindruck. Er rauchte aus einer langen Pfeife, und der Tabak roch nicht gerade beſonders fein, aber es heimelte mich als eifrigen

Raucher doch ſofort an, und auf den blauen Wolken ſchien ſich zwiſchen uns beiden eine Brücke zu ſpinnen.

„Treten Sie näher, mein Herr,“ ſagte er kurz, aber nicht unfreundlich, „und bücken Sie ſich gefälligſt etwas, unſere Wohnungen ſind ſehr niedrig.“

Dann ging er voraus und ich folgte ihm.

Durch den kleinen, offenbar nur für Schafe und Hühner beſtimmten Stall kamen wir in einen engen aus Lehm geſtampften Hausflur und von dort in die Studierſtube des Geiſtlichen. Görner ließ mich zuerſt eintreten und bemerkte: „Hier dürfen Sie ſich ſchon aufrichten, ich habe es beſſer als mein Vorgänger, der maß ſeine ſechs Fuß rheiniſch, und mußte infolgedeſſen immer krumm gehen.“

Die ungewohnte Längenbezeichnung brachte mich auf einen abſonderlichen Gedanken, und die etwas fremd klingende Ausſprache des Geiſtlichen beſtärkte meine Vermutung; ſollte der Mann wohl ein Rheinländer ſein? Aus dem wunderſchönen Rheingau auf dieſe Hallig verſchlagen; — mich fröſtelte.

Die Studierſtube war naturgemäß ſehr einfach ausgeſtattet, ein ziemlich geräumiger Schreibtiſch, ein ſchwarzes Lederkanapee und mehrere Büchergeſtelle bildeten das hauptſächlichſte Mobiliar. Ich ſage: mehrere Büchergeſtelle, und ſie waren alle gut beſetzt — womit, das konnte ich natürlich vorerſt nur vermuten, aber die meiſten Bände hatten ein ziemlich ehrwürdiges Äußere. Man erzählte ſich auf Föhr, der Pfarrer beſitze nur eine Bibel und ein Geſangbuch; die Fama hatte gelogen, wie ſo oft.

Görner bot mir einen Platz auf dem Kanapee an und ſetzte ſich gegenüber — dann betrachtete er mich einige Sekunden eifrig rauchend.

„Alſo Sie bringen meiner Haushälterin einen Gruß von ihren Föhringer Verwandten? Sie kommen wohl geradewegs dorther?“

Ich bejahte, und ein feines, ſarkaſtiſches Lächeln glitt über ſein Geſicht.

„Meine Haushälterin iſt leider nicht zu Hauſe, Herr Doktor; ſie befindet ſich ſeit einer Woche zum Beſuch bei eben dieſen Verwandten.“

Ich blickte mich in der Stube um; war denn nirgends ein Mauſeloch?

„Vielleicht haben Sie ſich nur geirrt, und der Gruß ſollte mir gelten,“ fuhr Görner erbarmungslos fort.

Da faßte ich einen heldenmütigen Entſchluß. „Sie haben recht, Herr Paſtor, die Lüge muß ihre Strafe finden. Aber nun will ich ehrlich ſein. Allein Ihretwegen bin ich hergekommen, und weil ich wußte, daß Sie ſich von der Welt abſchließen, ſo griff ich zu einer unwürdigen Kriegsliſt. Wenn Sie mich ſtrafen wollen, dann weiſen Sie mich ſelbſt von Ihrer Schwelle, es wäre gerecht.“

„Aber nicht gaſtlich,“ entgegnete er lächelnd. „Vor morgen können Sie doch nicht zurück, und ich habe zum Glück Raum für Sie. Doch vor allen Dingen laſſen Sie mich nachſehen, was ſich in der Küche vorfindet.“

Er ging, ohne meine Einrede zu beachten, hinaus.

Seltſam, das war alles ganz anders, als ich mir vorgeſtellt hatte. Der Mann galt als ein menſchenſcheuer Sonderling; ich hatte kaum meinen Fuß über ſeine Schwelle geſetzt, er wußte noch gar nicht, was ich denn eigentlich wollte, und er behandelte mich dennoch plötzlich wie einen alten Bekannten.

(Fortſetzung folgt.)

Bei den Mormonen in der Salzſeeſtadt.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

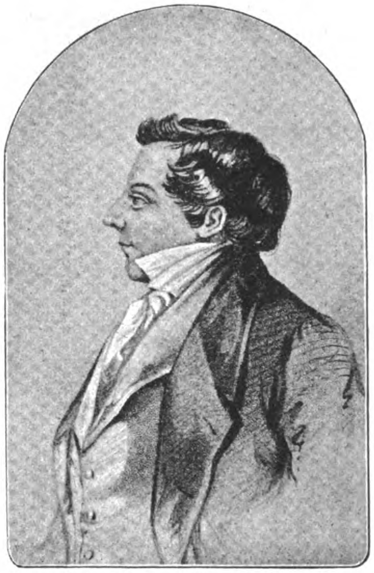
Eine ſtarke Geduldsprobe, in der Sommerzeit den Weg von dem reizenden Geſtade des Stillen Ozeans in die Hauptſtadt der Mormonen zurückzulegen. Der Schnellzug der Pacificbahn verläßt am Abend San Francisco; ſomit verhüllt das Dunkel der Nacht den Ausblick in die wilde Gebirgsnatur der von der Bahn bis zu einer Höhe von 2050 Meter durchquerten Sierra Nevada. Der andere Morgen fand uns bereits auf der unwirtlichen Hochebene, die ſich von dieſem längs der Küſte hinziehenden mächtigen Gebirgszug bis zu den faſt parallel laufenden Felſengebirgen in entſetzlicher Öde ausdehnt. Nur eine unendliche Ebene, ſoweit der Blick reicht, am ferngelegenen Saume von Hügeln und Gebirgszügen eingefaßt, die aber neckiſch zu verſchwinden ſcheinen, wenn man glaubt, daß der Zug ſehnſüchtig auf ſie hinhalte. Und dieſe eintönige Wüſte zu müde und dürr, um wenigſtens durch einen farbenreichen Pflanzenwuchs das ſchlaffe Auge zu erfriſchen. Kein Baum, kein Graswuchs; nur da und dort grauer Ginſter, das verkümmerte, auf dem Boden hinſtreichende Strauchwerk des Salbei, und auch dieſes dürftige, eintönige Lebenszeichen der Pflanzenwelt, als ob es dem Verkommen nahe und bereit wäre, in die Felſennatur des Bodens überzugehen. Die Verwandlung ſcheint dicht bevorzuſtehen; eine dicke Schichte trockenen Staubes hat ſich weithin über den mageren Pflanzenwuchs gelagert. So geht es den ganzen lieben, langen Tag, ſo geht es die folgende Nacht. Alle Fenſter, alle Thüren ſind trotz der Hitze dicht verſchloſſen; aber der alles durchdringende Staub bricht ſich Bahn in den Wagen und legt ſich auf die Kleider, die Haut, die müden, heißen Augen. Unwillig verzichtet man auf die Zerſtreuung des Leſens, auf einen Blick durch die beſtäubten Scheiben in die ewig gleiche, öde Landſchaft; längſt ſchon ſtockt alle Unterhaltung, und doch tagsüber kein erſehnter Schlaf und kein holdes, waches Träumen.

Nur am Abend und dann wieder am Frühmorgen, wenn die Sonne dem Untergang ſich naht, wenn ſie im Oſten wieder heraufkommt, tritt für kurze Zeit ein wunderbarer Wandel in der ſchweigenden Natur ein, zauberhaft wie eine lockende Luftſpiegelung. Nun werden die fernen Bergeszüge ſchärfer umriſſen, von glühenden Farben umſäumt, die ſich prächtig miſchen und auch abheben von der faſt ſtählernen Bläue des wolkenloſen Himmels. Über den Schluchten, die ſich tagsüber dem Auge in dem gleichförmigen Grau des Bodens bei der raſchen Fahrt entziehen, lagern ſich nun, von der Abendröte berührt, purpurne Schatten. Die mannigfaltigen Farbentöne beginnen ihr neckiſches, reizendes Spiel; hier gehen ſie leiſe, zart ineinander über, da vertiefen ſie ſich und grenzen ſich ſcharf von einander ab. Über dem allen ſenkt ſich in hehrem Schweigen die Sternenpracht wie eine Decke über die ſchlummernde Erde, ſteigt lautlos die Mondesſichel auf, einſam, in hehrer Schönheit. Dann iſt raſch die erſchlaffende Langeweile vergeſſen, und durch die Seele zieht es wie „Andacht, Lieb' und Freude.“

Nun werden auch die willkommen geheißenen Traumgeiſter wach. Bild reiht ſich an Bild; die regen Gedanken ſammeln ſich um den einen beſtimmten Punkt, der ſtark genug war wie ein Magnet, zu dieſem Abſtecher der Reiſe zu verführen.

Seit langen Jahren hatte das Weſen und Treiben der Mormonen meine rege Aufmerkſamkeit gefeſſelt. So eigen: während der Zug die dürre Einöde dieſer Hochebene durchflog, dünkte mich oft die wüſte, troſtloſe Landſchaft wie das rechte Stimmungsbild zu dieſer dürren Abart und öden Entartung chriſtlichen Geiſtes, der in der mormoniſchen Lehre nur noch ſchwache Atemzüge thut wie einer, der ſterben will. Und dann doch wieder iſt es ein Brigham Young geweſen, dem Tauſende glaubensſtark in dieſe Schreckniſſe der Wüſte beherzten Schrittes gefolgt, und der einen Winkel dieſer Wüſte in fruchtbares Gartenland umgewandelt. Leicht iſt es, über die religiöſe Verwirrung dieſer Leute den Stab zu brechen; aber damit ſind die grellen Gegenſätze, die dennoch ein ſtarkes Gemeinweſen mit bewundernswertem Geſchick zuſtande gebracht, nicht erklärt. Auf der einen Seite eine religiöſe Lehre, die als bedenklicher Humbug eine ſchier frevelhafte Verzerrung der chriſtlichen Wahrheit darſtellt; auf der anderen Seite eine ſo nüchterne, feſt zuſammengefügte, den Forderungen und Bedürfniſſen unſerer Zeit bald ſchnurſtracks widerſprechende, in noch mehr Punkten aber in voller Wahrheit und Folgerichtigkeit entſprechende religiöſe und politiſche Gemeinſchaft, mit der ſich auseinanderzuſetzen die Vereinigten Staaten Amerikas ſeit Jahren ſich abmühen.

Kein Gebilde menſchlicher Einbildungskraft hat wohl je



Joſe Smith, der Begründer der Sekte der Mormonen.

einen ſolchen Einfluß ausgeübt, als das von ſeinem Verfaſſer nicht einmal veröffentlichte Dichtwerk eines gewiſſen Salomon Spaulding „die gefundene Handſchrift.“ In ſeiner Heimat Ohio ſind altindianiſche Grabhügel mit Waffen und Geräten der Ureinwohner aufgedeckt worden. Um dieſe Hügel ziehen wie Nebelſtreifen Sagen, als ob die Rothäute Nachkommen der in die Zerſtreuung gezogenen Stämme Israels ſeien: genügende Anhaltspunkte für die lebhafte und erregte Einbildungskraft eines etwas zügelloſen Geiſtes, die Wanderzüge dieſer Nachkommen und die Zuſtände Amerikas zur Zeit ihrer Einwanderung in romanhafter Umkleidung, in einer an die Bibelſprache angelehnten Redeweiſe zu ſchildern, als von einem Zeitgenoſſen herſtammend, deſſen Bericht erſt jetzt wieder in einem der Grabhügel aufgefunden ſei.

Spaulding ſtarb 1816. Seine Handſchrift war in den Beſitz ſeines Bekannten Lambdin in Pittsburg gelangt. Viele Leute erhielten Kenntnis von dem abenteuerlichen Machwerk, auch ein gewiſſer Sidney Rigdon, ein phantaſtiſcher Schwarmgeiſt, ehrgeizig und ſchlau. Ihm leuchtete der verwendbare Wert dieſes romantiſchen Traumbildes ein. Er wurde mit Joſe Smith bekannt, dem anrüchigen Sohne einer verarmten, übel beleumundeten Familie, die 1815 aus ihrem Heimatſtaat Vermont nach Palmyra im Staate New York übergeſiedelt war. Joſe hielt ſich mit einem etwas ſcheuen Weſen gern abſeits und trat dann wieder, kaum den Knabenjahren entwachſen, unter die Leute, ihren Aberglauben auszunutzen, wie wenn er mit geheimnisvollen Mächten in Verbindung ſtehe und eine Wünſchelrute beſäße, aus dem Schoße der Erde erträumte Schätze zu Tage zu fördern. Es iſt bei ſolchen, zum Teil krankhaft überreizten Naturen ſchwer, die Grenzlinie zu ziehen, wo, ihnen ſelbſt noch bewußt, die Schlauheit des eignen Weſens ihr trügeriſches Spiel treibt und wo ſie dem Spiele zum Opfer verfallen und ſelbſt daran glauben. Das war der rechte Mann für Rigdon und die Ausbeutung ſeines Planes mit der „gefundenen Handſchrift.“ In vierjähriger Vorbereitung, die man ſpäter als eine gottgeordnete Zurüſtung für die verheißene Offenbarung ausgab, wurde das Trugwerk zuſtande gebracht. Ein Engel vom Himmel her — ſo lautet der Bericht — geleitet den von Gott erwählten Propheten zu einem geheimnisvollen Hügel in der Nachbarſchaft der elterlichen Wohnung, Tumorah in alten Zeiten genannt. Dort öffnet er dem Propheten den Zugang in die Tiefe und läßt ihn eine ſteinerne Kiſte auffinden, welche die heiligen, in ſeltſamen, auf Goldplatten eingeritzten Schriftzügen verfaßten Urkunden birgt. Bei der Kiſte liegt ein Bruſtharniſch, das Schwert Labans, ein brillenartiges Inſtrument, Urim und Thumim geheißen, das ſeinem Träger die zauberhafte Gabe verleiht, die fremdartigſten Schriftzüge zu leſen, in Vergangenheit und Zukunft einen ſeherhaften Blick zu thun. Mit Hilfe dieſer Brille hat dann Joſe Smith die Goldplatten entziffert. Ihr ins Engliſche übertragener, für den nun vorliegenden Plan geſchickt und ſchlau zugeſtutzter Inhalt bildet die heilige Urkunde der Mormonen, den Anhängern an göttlichem Wahrheitsgehalt der Bibel gleichwertig, an Bedeutung aber ſie überragend, weil eine ſpätere Offenbarung Gottes.

Nur kurz die angeblich hiſtoriſche Überlieferung dieſes Romans und Trugbildes. Als die Juden in die babyloniſche Gefangenſchaft abgeführt wurden, gelang es einem Zug Auswanderer, auf fabelhaftem Wege das ferne Amerika zu erreichen. Die uralte Verheißung einer ſtarken Vermehrung erfüllte ſich auch an dieſem jüdiſchen Stamme in Amerika; es trat eine Scheidung ein wie zwiſchen Abraham und Lot. Die frommen Nephiten blieben in dem Gebiete der Vereinigten Staaten; der gottloſe Teil, die Lamaniten, zogen gegen Mittag nach Südamerika. Außerordentliche Naturereigniſſe thun den gottgeliebten Nephiten die Geburt des Heilandes im alten, verlaſſenen Mutterlande kund; ja, Chriſtus ſelbſt am Tage ſeiner Himmelfahrt verläßt die Erde nicht, ohne die fernen Nephiten zu beſuchen, und was er im urſprünglichen Lande der Verheißung nicht gethan, dieſen ſeinen bevorzugten Brüdern dem Fleiſche nach zu offenbaren: alles was geſchehen werde und zu geſchehen habe bis zum Tage ſeiner Wiederkunft. Ein paar Jahrhunderte vergehen. Die ſüdwärts ausgewanderten Lamaniten, ein rauhes Kriegsvolk geworden, kehren zurück; es kommt zum Bruderkampfe, und wie einſt Abel von Kain erſchlagen ward, ſo werden jetzt die frommen Nephiten von den gottloſen Lamaniten völlig aufgerieben und zwar am Hügel Tumorah. Nur wenige Überlebende. Unter ihnen Mormon und ſein Sohn Maroni. Der Vater fertigt vor ſeinem Scheiden einen Auszug der Überlieferung an, die von der Urväter Zeiten den auserwählten Nephiten von dem Herrn ſelbſt zu Teil geworden. Nach ſeinem Tode ſetzt Maroni die Eintragung der heiligen Urkunden auf die Goldplatten fort, die er dann im Jahre 424 im Berge Tumorah ſorgfältig verbirgt. Jahrhunderte blieben ſie da im ſicheren Verſchluß; bis dann endlich in unſern Tagen Gott die „Heiligen der letzten Tage“ (latter days saints) erweckte und ihnen die koſtbare Offenbarung zur Kundmachung an alle Welt erſchloß.

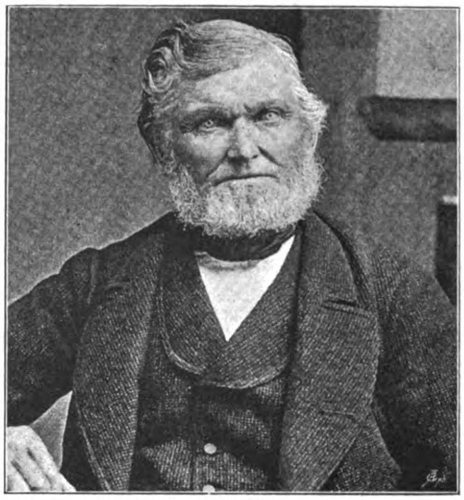
Dies das doch etwas gar grobe und zugleich auch fadenſcheinige Gewebe und Märchen von dem Urſprung des Buches der Mormonen. Und es fand Gläubige. Und ſolcher Wüſtenſand von Erfindung und Trugbild erwies ſich dennoch ſtark genug, ein Gemeinweſen darauf aufzuerbauen, das nun bereits mehr wie ein halbes Jahrhundert überdauert hat, das über hunderttauſend zum Teil fanatiſche Anhänger zählt, das Staunenswertes geleiſtet hat und leiſtet! Man hat ſie ſtark gedrängt von Anfang an; die brutale Gewalt roher Volkshaufen, der Zorn der Gebildeten wider ſolche Vergewaltigung des Heiligen hat zuzeiten ſehr ſchwer auf dieſen ſonderbaren Leuten gelaſtet; aber alle Verfolgung hat ſie dennoch bis heute nicht übermocht. — Unvergeſſen bleibt ihr letzter, denkwürdiger und ſtaunenswerter Auszug. 1844 war Joſe Smith mit ſei-

Der Mormonenprophet Brigham Young.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nem Bruder Hiram im Gefängnis von einem erregten Volkshaufen gelyncht worden; an die Spitze der Mormonen war dann als ihr Prophet Brigham Young getreten, ein organiſatoriſches Genie. Er erkannte, daß in Nauvoo, einer blühenden Gründung der Mormonen im Staate Illinois, ihres Bleibens nicht mehr ſein werde. Da faßte er den rieſenhaften Entſchluß, ſeine Anhänger weſtwärts in die Einſamkeit und Wüſte zu führen, wo bis dahin nur die flüchtigen Rothäute zelteten und er hoffen durfte, daß den bisherigen Verfolgern der Mut ausgehen werde, ihnen nachzuſpüren. 1846 gelangte der Entſchluß zur Ausführung, unter Mühſalen, Entbehrungen, Notſtänden, die aller Beſchreibung ſpotten und das glänzendſte Zeugnis einer ſchier weltüberwindenden Kraft, die eine Glaubensſchar auch in unſern Tagen beſeelt, an den Tag legen. Monatelang währte der heldenhafte Auszug mit Weib und Kind, jetzt durch die Schreckniſſe der unzugänglichen, wilden Felſengebirge, in die ſich bis dahin nur der einſame, verwegene Trapper gewagt, dann wieder durch die anderen furchtbaren Schreckniſſe einer tagelangen Wüſtenwanderung ohne Waſſer, ohne Nahrung, und dann endlich Halt und Anſiedelung in einem Gebiete ſo dürr, daß auch nicht die Kartoffel zu gedeihen ſchien, und was dann doch dem kargen, von Salzwaſſer durchfeuchten Boden mühſam abgerungen war, das drohte eine ſichere Beute der Myriaden von Heuſchrecken und Ameiſen zu werden, während die zahlloſen Stechfliegen Tier und Menſch zu Tode quälten.

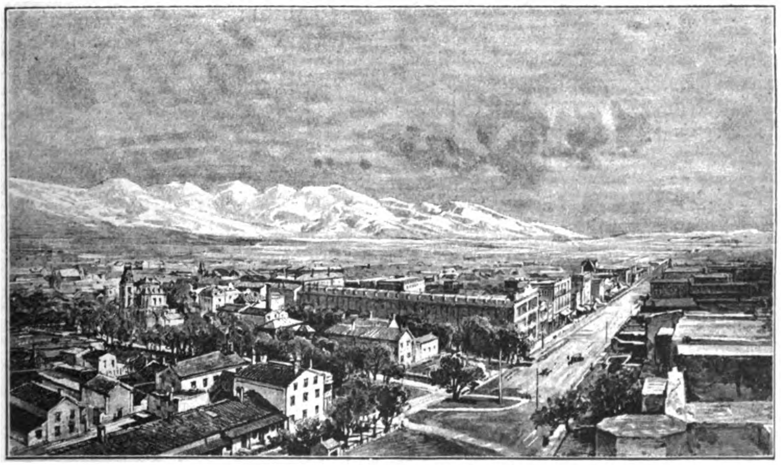
Wie hat ſich dies landſchaftliche Steppenbild, ſeitdem die Mormonen hier anſäſſig geworden, geändert! Was das von ihnen in Beſitz genommene Gebiet Utah geweſen, dafür hat die Fahrt durch Nevada die troſtloſen Belege geboten. So ganz anders nun, wo in Ogden wir die Hauptlinie nach dem Oſten verlaſſen und ſüdwärts, nach der Salzſeeſtadt, abzweigen. Zur Linken des Zuges ziehen ſich, wie ein von Rieſenhand aufgebauter Wall, die Wahſatſch-Bergzüge hin, die ziemlich ſteil nach der von uns durchzogenen Hochebene und nach dem rechts von uns ſich ausbreitenden großen Salzſee abfallen. Es iſt ein mächtiger Gebirgszug, der bei einer durchſchnittlichen Kammhöhe von 3000 Meter Erhebungen zeigt, bis zu der Schneekappe des Belknap von 3600 Meter. Wie weidet ſich das Auge an dem trauten und maleriſchen Anblick nach all der Erſchlaffung in der einförmigen Steppe am geſtrigen Tage! Blühende Farmen, weithin ſich erſtreckende Korn- und Maisfelder zeigen, was Menſchenfleiß dem unwirtlichen Boden dennoch abgerungen, zumeiſt durch ein Bewäſſerungsſyſtem, das in ſeiner ſorgfältigen und zweckmäßigen Anlage an Ägypten und ſeine Verwertung des Nils erinnert.



Woodruf, der jetzige Biſchof der Mormonen.

Nach wenigen Stunden der Fahrt, ſeitdem wir in Ogden von der Hauptlinie abgebogen, erreichen wir die Salzſeeſtadt, die Hauptſtadt des Utahgebietes, den Hauptſitz zugleich der Mormonen. Eine gar freundliche Gartenſtadt, jetzt von etwa 30000 Einwohnern bevölkert. Nach allgemeiner amerikaniſcher Stadtanlage werden ein paar parallel laufende Hauptſtraßenzüge von einer Reihe gleichfalls parallel verlaufender Nebenſtraßen rechtwinkelig durchſchnitten. Die Straßen ſind weit und licht, mit Einſchluß der bequemen Trittſteine längs den Häuſern 132 Fuß breit, mit Baumalleen beſetzt. Jede Familie hat ihr eignes Haus, meiſt, zumal wo günſtiger Geſchäftsverkehr den Bodenwert nicht gar zu ſehr in die Höhe getrieben, von einem Garten mit Blumenanlage und Obſtbäumen umgeben, die das ganze ausgedehnte Stadtgebiet wie einen großen Garten mit lauſchigen Landhäuſern erſcheinen laſſen. Und doch auch wieder eine moderne Stadt. Die Straßen ſind mit Gas und elektriſchem Licht des Abends ſchier taghell erleuchtet; prächtige Ladenauslagen befriedigen nicht nur die Bedürfniſſe des täglichen Lebens, ſondern auch modernes, häusliches Behagen der Wohlhabenheit. Die neueſten Kabelwagen, die ja wohl bald auch in Europa die Pferdebahnen verdrängt haben werden, durchziehen die Hauptſtraßen bis weit hinaus an den Fuß der maleriſchen Wahſatſch-Bergzüge, bis hinüber nach der entgegengeſetzten Seite, wo am Anfang des umfangreichen Salzſees das modern eingerichtete Kurhaus mit ſeinen zahlreichen und bequemen Badeeinrichtungen und ſeinen täglichen Abendkonzerten Hunderte von Städtern anlockt. All dieſes auf einem Gebiet, das noch vor einem halben Jahrhundert jeder Anſiedelung ſpottete, in dem kein Baum noch Strauch gedieh, durch welches nur ab und zu einmal eiligen Schrittes ein verwegener Jäger kam oder ein Indianerſchwarm flüchtig hindurchzog. Später tauchten wohl die langen Wagenreihen der Goldſucher auf ihrem Wege nach Kalifornien in dieſer endloſen, unwirtlichen Steppe wie ein Wüſtenzug in der Sahara auf; aber die längs der Wagengeleiſe bleichenden Gerippe von Menſch und Tier boten den handgreiflichen, abſchreckenden Beleg, welch ſtarken Todeszoll die dürre Einöde von den golddürſtenden Pfadfindern unbarmherzig eintrieb.

(Schluß folgt.)



Mormonenſtadt am großen Salzſee.

Vom Bilmenſchnitter und vom Erdkrebs.

Von W. Marſhall.

I. Der Bilmenſchnitter.

(Abdruck verboten.)

Im Verlauf des letzten Sommers fanden ſich in mitteldeutſchen Blättern mehrfach Notizen, welche von einem Bilmenſchnitter und einem Erdkrebs redeten. Da ſollte z. B. erſterer auf einigen Fluren der Zwickauer Gegend ſein geſpenſterhaftes Weſen treiben. Man fände lange, ſchmale, gerade durch das Getreide gemähte Gaſſen, welche begreiflicherweiſe die Landwirte in nicht geringe Aufregung verſetzten, und das Volk ſähe in ihnen das Walten überirdiſcher Mächte. In unſerer aufgeklärten Zeit fehlt den meiſten Menſchen das rechte Verſtändnis für derlei halbe Höllenbrut, und ſie bedürfen nicht mehr Salomonis Schlüſſel, um die Thaten ſcheinbarer Feen, Wichtelmännchen, Rockenmuhmen und Nixen entweder auf die Urheberſchaft ſeitens betrügeriſcher und neckiſcher Menſchenkinder oder im ſtillen wirkender Tiere zurückzuführen. So auch diesmal. Da kam denn, zuerſt aus Öſterreich, wo man den Bilmenſchnitt auch beobachtet hatte, die tröſtliche Nachricht, daß dieſes Phänomen keineswegs „mit Kräutern,“ wie man für geſpenſtiſchen Hokus-Pokus zu ſagen pflegt, zugehe, daß es vielmehr auf den Schandthaten des „Erdkrebſes,“ eines Gliedertieres, beruhe. Dieſer „Erdkrebs“ hauſe in ziemlicher Tiefe im Erdboden, ſähe einer Heuſchrecke ähnlich, ſei aber mit Scheren wie ein wirklicher Krebs ausgerüſtet, mittels deren er das Getreide abſchneide: dieſer ganzen Beſchreibung nach iſt der Erdkrebs ein faſt ebenſo unheimlicher Geſelle, wie der myſtiſch-phantaſtiſche Bilmenſchnitter ſelbſt.

Wer ſind nun aber dieſe beiden, der Bilmenſchnitter und der Erdkrebs?

Der Aberglauben iſt weit verbreitet: von der Oberlauſitz über das ganze Königreich Sachſen, über ganz Thüringen und Bayern, ja Spuren von ihm finden ſich bis Weſtflandern. Das geſpenſtiſche Weſen führt vielerlei Namen. Der in der Überſchrift gebrauchte iſt ſehr ungewöhnlich und wurde nur gewählt, weil ihn die Zeitungsnotizen, an welche die vorliegenden Mitteilungen anknüpfen, anwendeten. In Oberſachſen heißt die in Korn geſchnittene Gaſſe der Bilgenſchnitt, in Bayern und Thüringen der Bilmes-, auch der Binſenſchnitt, in anderen deutſchen Gegenden der Bilbez-, Bilfez-, Bilwegſchnitt, auch der Bilweg ſchlechthin, Namen, welche alle auf das alte Wort Pilwitz, in der engeren Bedeutung ein Getreideſpuk, in der weiteren eine Hexe überhaupt, hindeuten.

Daß der Bock lokal mit in den Aberglauben hineinſpielt, iſt von Bedeutung, denn in der Regel ſteckt in der deutſchen Sage hinter dem Bock der Teufel in höchſt eigner Perſon, d. h. irgend eine, von den erſten in Germanien auftretenden chriſtlichen Prieſtern depoſitierte und verpopanzte alte heidniſche Gottheit, in dieſem Falle Thor oder Donar. Man hat ſogar verſucht, den Namen Pilwitz auf Bilman zurückzuführen, ſo hießen die Prieſter des Donar als Ackergottes, welche die Felder ſegneten und dafür ihre Zehnten erhielten. Es lag nun allerdings nahe, daß man in der Übergangszeit zwiſchen Heidentum und Chriſtentum, welche bekanntlich lange genug dauerte und in einzelnen Gegenden und in einzelnen Gebräuchen und Anſchauungen noch nicht beendigt iſt, annahm, die alten Donarsdiener gingen immer noch und nähmen ſich heimlich und unerlaubterweiſe, was man ihnen freiwillig zu geben nicht mehr für gut fand.

Soweit der Aberglaube verbreitet iſt, ſo alt iſt er auch, ſchon in der lex baiuvarica läßt er ſich nachweiſen, bezieht ſich hier aber nicht auf übernatürliche Weſen, ſondern auf Menſchen. Gegenwärtig tritt er in dreierlei Geſtalt auf: entweder ein Menſch vollzieht den Bilmenſchnitt, ohne unmittelbare aber wohl mit mittelbarer Hilfe des Böſen, oder dieſer beteiligt ſich direkt mit an dem Geſchäft, oder es iſt endlich ein unholdes, ſpukhaftes Etwas, das auf eigne Fauſt die Niedertracht ausübt.

In erſterem Falle geht nach der bayriſchen Sage Einer ſplitternackt zur Mitternachtsſtunde auf ſeines Nachbars Acker, bindet ſich eine Sichel an den Fuß und läuft durch das hochſtehende Getreide; alles, was er ſo von Körnern abſchneidet, fliegt heim in ſeine Scheune. Ganz ähnlich wird die Sache in Thüringen und im Voigtlande erzählt: hier ſind es beſtimmte Tage, Johannis oder wohl auch Walpurgis (1. Mai, etwas früh!), an denen es vor Sonnenaufgang geſchieht. Die betreffenden Bilmenſchnitter haben kleine, dreieckige Hütchen (Bilſenſchnitterhütchen) auf, binden ſich kleine ſehr ſcharfe Sicheln an die großen Zehen, bisweilen nur an eine, dann aber an die rechte. Es ſoll nicht unmöglich ſein, daß es noch Menſchen gibt, welche glauben, ſie beſäßen das Geheimnis und ſeien Bilmenſchnitter, wenigſtens ſollen bisweilen im Nachlaſſe voigtländer Bauern derartige Sicheln gefunden worden ſein. Freilich mit „es ſoll“ und „man ſagt“ kommt man nicht weit, aber ganz unmöglich ſcheint die Sache nicht, der alte Aberglaube ſitzt dem Volke noch ſehr tief im Blute.

Im zweiten Falle, wenn es ſich um eine unmittelbare Kooperation des Menſchen mit dem Teufel handelt, ſetzt ſich irgend ein ländlicher Fauſt, der gern und bald, aber ohne Mühe, vielmehr auf Koſten ſeiner Mitmenſchen reich werden möchte, mit Seiner hölliſchen Majeſtät in Rapport, die ſich, wo es eine Menſchenſeele zu fiſchen gibt, bekanntlich nicht lange bitten läßt. Sie macht mit dem ſtrebſamen Beſchwörer einen Kontrakt zu beiderſeitiger Zufriedenheit, und der Bilmenſchnitt kann losgehen. An einem der nächſten Abende erſcheint Junker Volland als ſchwarzer Bock, eine Maske, welche er bekanntlich ſehr gern annimmt, der zauberkundige Landmann ſteigt nackt mit einem an den rechten Fuß gebundenen krummen Meſſer auf das hölliſche Reittier und heidi! geht's luſtig die Kreuz und Quer durch anderer Leute Felder. Ich habe nicht finden können, worin die Gegenleiſtung des ſterblichen Teilnehmers an dem Geſchäft beſtehen ſoll: der Teufel iſt zwar ein Egoiſt, aber eine Menſchenſeele iſt für ein wenig Korn doch etwas viel.

Die unheimlichſte Form, in welcher der Bilmenſchnitter auftritt, iſt die rein dämoniſche, ſie iſt, wie ſich von Perger (deutſche Pflanzenſagen) ausdrückt, „aus Neid, Tücke, Bosheit und Heimlichkeit zuſammengeſetzt.“ Sie ſieht zwar aus wie ein etwas abſonderliches Menſchenkind, iſt aber doch eine Elbe. Von Statur iſt der Bilmenſchnitter ſehr mager und knochig, alſo wohl auch hungrig und gefräßig wie das Judengeſpenſt Dalles. Er trägt ein dreieckiges Hütchen und einen langen Gehrock, in deſſen tiefe Taſchen er ſeine dürren Hände vergraben hat. Lautlos ſchleicht er ſich in der Johanniszeit in dunkler Nacht, wenn kein Mond am Himmel ſteht, aufs Feld, hier ſchnallt er ſeinen rechten Schuh los, nimmt ihn unter den linken Arm und befeſtigt an die große Zehe das bekannte Inſtrument. So geht er, oft in Schwenkungen, durch Felder und mäht bis gegen Morgen ſchmale, nur handbreite, aber ſehr lange Gaſſen. Mit Sonnenaufgang iſt das Geſpenſt verſchwunden und mit ihm die gemähten Halme.

Gegen allen Zauber in der Welt gibt es Gegenzauber, auch gegen den Bilmenſchnitt. Gegen die dämoniſchen Mäher ſchützen natürlich nur Palliativmittel.

Da werden, wie in der Landauer Gegend, im Frühjahr Blumenkränze, die ſogenannten Auflaßkränzel, unter Hermurmeln beſtimmter Formeln mitten auf den Acker geſteckt, in Weſtflandern aber am Palmſonntag an alle vier Ecken des Feldes Buchsbaumzweige gleichfalls unter Recitieren eines uralten Reimſpruches.

Anderer Gegenzauber wird in der Erntezeit ausgeübt, um den Acker, auf welchem der Bilmenſchnitter umging, für das nächſte Jahr zu feien. In Hohenpoldingen in Niederbayern werden einige Garben des betr. Feldes aufeinandergelegt, mit Reiſig und einer Schicht Schweinemiſt zugedeckt und vom Bauer mit ſeinem Weib unter Beobachtung tiefſten Stillſchweigens durchgedroſchen. Im Naſſauiſchen aber wird in die erſtgeſchnittene Garbe ein Wacholderzweig, in anderen Gegenden vielleicht auch Eibenzweig, denn:

„Gegen die Eiben
Kein Zauber kann bleiben!“

eingeflochten und dieſe Garbe wird zuletzt gedroſchen.

Ein ſehr ſeltſamer Aberglaube iſt in der Umgebung von

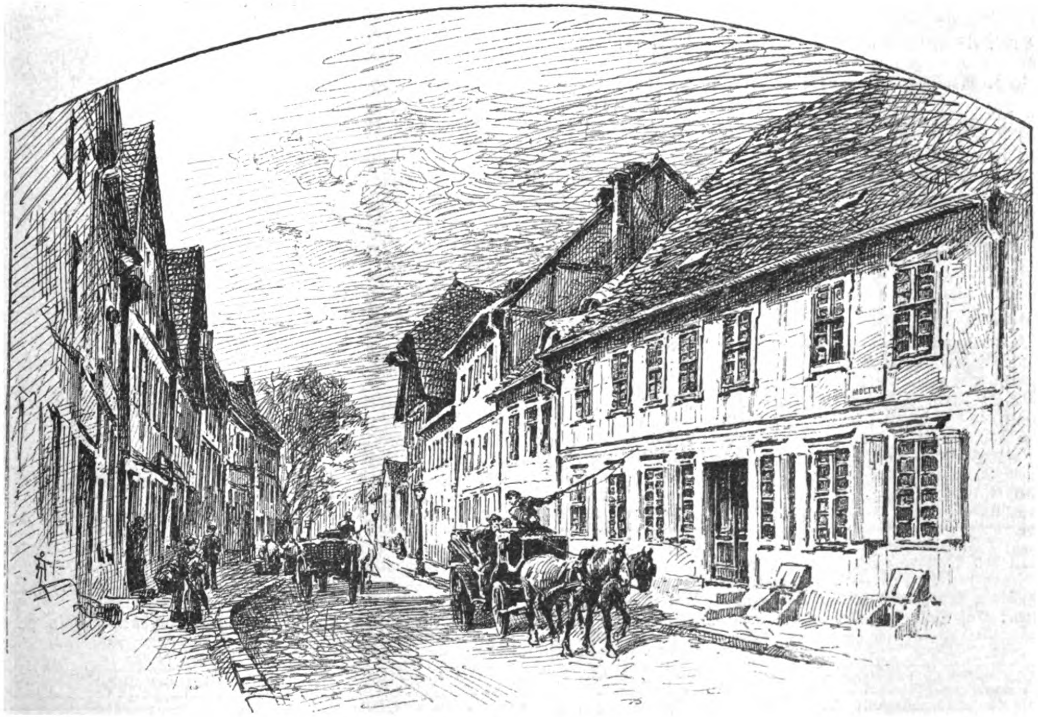
Ohu in Niederbayern mit dem Bilmenſchnitter verbunden. Hier ſoll er nur am Vorabend vorm Johannistag, ſolange das Aveläuten währt, ſeinen Ritt machen können, weshalb dasſelbe möglichſt abgekürzt wird. Dieſer Aberglaube iſt in der That merkwürdig, denn ſonſt ſind Teufel und Geſpenſter, die umgeformten alten heidniſchen Gottheiten, gerade während kirchlicher Handlungen in ihrem böſen Thun gehemmt.

Gegen menſchliche Bilmenſchnitter wendet man andere Mittel an, hauptſächlich um feſtzuſtellen, wer die Braven ſind, oder ſich an den Ungekannten aus der Ferne zu rächen. So geht man am St. Georgstag, was auch ziemlich früh im Jahre iſt (24. April), vor Sonnenaufgang aufs Feld hinaus, ſticht ein viereckiges Raſenſtück aus, legt es ſich mit der grünen Seite nach unten auf den Kopf und tritt mit beiden Füßen in die ausgeſchachtete Grube. Dann ſieht man, wer der Bilmenſchnitter iſt (meiſt ein lieber und getreuer Nachbar!) und kann ihn dann vor das kirchliche und weltliche Gericht ziehen. Aber man darf bei der Ceremonie kein Wort ſprechen, alles muß „unbeſchrieen“ geſchehen, ſonſt geht es einem an Leib, Leben und Seligkeit.

Der Thüringer, der vom Bilmenſchnitter heimgeſucht wird, ſetzt ſich zu Trinitatis oder am Johannistag auf einen Holunderbuſch, mit einem Spiegel auf der Bruſt und ſpäht ſich allenthalben um, bis er ſeinen Schädiger entdeckt, worauf derſelbe ſterben muß. Aber auch hier iſt die Sache ſehr gefährlich; wenn nämlich der Bilmenſchnitter den Spiegelmann auf dem Holderſtrauch eher erblickt, als dieſer ihn, ſo muß er ins Gras beißen, der Bilmenſchnitter aber nicht, es ſei denn, daß er ſich zufällig in dem Spiegel ſelbſt geſehen habe, dann müſſen beide Beteiligten in demſelben Jahre daran glauben. Auch wenn der Bilmenſchnitter bei ſeinem Mähgange von jemand angeſprochen oder angerufen wird, ſo bekommt ihm das nicht gut.

Rächen kann ſich der Eigentümer des geſchädigten Ackers an dem bösartigen Schnitter dadurch, daß er die Stoppeln, welche dieſer hat ſtehen laſſen, nimmt und ſie in den Rauch hängt, dann muß der andere bei lebendigem Leibe nach und nach verdorren. Oder man trägt Ähren, welche der Bilmenſchnitter geſchnitten, aber mitzunehmen überſehen hat, ſtillſchweigend und nicht mit bloßer Hand in ein neugegrabenes Grab, dann muß jener mit dieſen verweſen. Werden aber die nötigen Vorſichtsmaßregeln außer acht gelaſſen, wird nur das Geringſte bei dem Akte geſprochen, oder kommt nur die kleinſte Menge Schweiß an die Ähren, ſo fällt der Zauber auf den Veranſtalter ſelbſt zurück, und er verfault ſtatt deſſen, den er vernichten wollte.

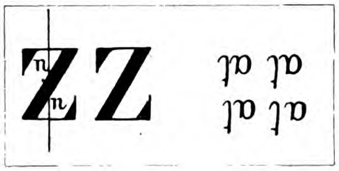
Was iſt nun aber die *natürliche* Urſache des Bilmenſchnitts? Denn daß derſelbe in Wirklichkeit exiſtiert, iſt gar keine Frage. Man hat geſagt, „äſende Hirſche und Rehe, welche rudelweiſe ins Korn gingen,“ nun — wenn gleich ein ganzes Rudel Hirſche oder auch nur Rehe in ein Getreidefeld zieht, ſo wird man am anderen Tage nicht bloß handbreite Gänge geſchnitten finden, das kann ich jedem aus eigner Erfahrung verſichern. Ich habe wohl auch geleſen, daß man einzelne Rehe dafür verantwortlich macht, welche durch die ſtacheligen Grannen der Ähren bei ihren Märſchen durchs Korn an den Augen beläſtigt wurden und deshalb die Halme abbiſſen. Möglich — indeſſen findet ſich der Bilmenſchnitt nicht bloß da, wo es Rehe gibt, ſondern auch in Gegenden, wo auf viele Meilen weit kein Wald oder Gehölz vorhanden iſt, und, ſoweit ich die Natur der Rehe kenne, bezweifle ich auch, daß ſie überhaupt ein ſo langwieriges und umſtändliches Verfahren einſchlagen dürften. Ein Reh nimmt ſolche Hinderniſſe mit Sprüngen, das entſpricht ſeinem Weſen. *Alte, erfahrene Haſen ſind die Bilmenſchnitter*, welche ſich im hohen Korn einen Wechſel offen halten wollen, ſo daß ſie bequem und ohne daß zu ſtark bewegte Halme ihre Gänge verraten, hierhin und dorthin huſchen können. Dafür ſpricht: *erſtens* die geringe Breite der Gänge, *zweitens*, daß das Getreide neben ihnen nicht niedergetreten iſt, *drittens*, daß die Halme ziemlich tief am Boden abgeſchnitten ſind und endlich *viertens* der Verlauf der Gänge, welche meiſt nicht auf dem kürzeſten Wege durch das Kornſtück führen, ſondern ſich wenden und drehen, ſo daß ſich ihr Austritt auf der anderen Seite des Halmenwaldes von vornherein mit Sicherheit nicht beſtimmen läßt.



Moltkes Geburtshaus in Parchim.

Familientiſch und Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Zweiſilbige Scharade.

Mit der Erſten gibſt du dir ein Recht,
Sei es wohl begründet oder ſchlecht.
Mit der Zweiten rufſt du Zeugnis an;
Doch das Ganze führt auf Höllenbahn.
St.

2. Rätſel.

Ein Mädchenname von nur ſieben Zeichen,
Die Heilige desſelben kaum gekannt,
Der Heilige desſelben ohnegleichen
Wird auch bei Proteſtanten oft genannt.

Dieſelben Zeichen an Europas Grenze
Sind ſie ein Ländchen oder ein Diſtrikt
Voll Blütenpracht und beinah ew'gem Lenze,
Nach welchem ſehnend manches Auge blickt.
P. v. W.

3. Dechiffrieraufgabe.

nlo nlouxiol ſlptlt cptqlt
tazſl klptlt patnlt zgnl
rlxtl ſlpzpn qränlx ylpt
gam kly nräigly nxuyylx cgnl
yzloz kpl ſatnl ylrzlt lpt
ka ſayyz yzlpnlt uklx yptqlt
ka ſayyz olxxyiolt atk nlcpttlt
uklx kpltlt atk blxrplxlt
rlpklt uklx zxpaſvoplxlt
gſhuyy uklx ogſſlx ylpt

4. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Hof über höchſtens vier Zwiſchenſtationen nach Metz, und von Caub über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen nach Zara?

5. Magiſche Silbenquadrate.

a

eu		
	vi	

b

ju		
		a

c

	lep	
		li

d

	li	

a a a a de de de di lo la po ti ro pi na pa pa me po rich pi na ti la ter ter ro go go.

Die 29 leeren Felder der Quadrate ſind mit je einer der obigen 29 Silben ſo auszufüllen, daß in jedem der vier Quadrate die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte dreiſilbige Wörter ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Zu unſern Bildern.

Seitdem die Mode das Rokoko wieder in ſo auffälliger Weiſe begünſtigt, hat auch die Fächermalerei, die zur Zeit der gepuderten Friſuren und Schönpfläſterchen ihren Höhepunkt erreicht hatte, einen neuen Aufſchwung genommen, ſo daß auch berufene Künſtler es nicht mehr verſchmähen, die graziöſeſte aller Damenwaffen mit maleriſchem Schmuck zu verſehen. Der Fächer von Max Koch iſt auf weißem Seidengrunde gemalt, der Arabeskenſchmuck in grau, Amoretten, Blumen und Tiere in natürlichen Farben. Die Montierung beſteht aus hellbraunem Holz mit dunkelbrauner Malerei. Das reizende Kunſtwerk mag manchem Dilettantenpinſel willkommene Anregung bieten. — Franz von Defreggers Bild „Dein Wohl“ iſt eines jener zahlreichen Bilder des Münchener Meiſters, durch die der Künſtler in erſter Reihe der deutſchen Familie lieb geworden iſt. Fröhliche tiroler Buabn und Madeln — Defregger kennt ſie und weiß ſie zu malen, wie kein anderer Künſtler, ſo viel Nachahmer er auch gefunden hat. Iſt er doch ſelbſt ein tiroler Kind, ein echtes Kind des Volkes, und mit und zwiſchen allen den Geſtalten, die jetzt ſeine Bilder füllen, aufgewachſen. Schon als Knabe — Defregger iſt am 30. April 1835 in Stronach im Puſterthale als Sohn eines tiroler Hofbeſitzers geboren — äußerte ſich ſein Talent, indem er aus Brotteig allerlei Figuren knetete, aus Papier Figuren und Landſchaften ſchnitt und alle erreichbaren Flächen mit dem Bleiſtift bemalte. Nur während des Winters beſuchte er die Dorfſchule, im Sommer trieb er die Herde ſeines Vaters aus. Nach dem Tode desſelben mußte er das Gehöft ſelbſt übernehmen, aber ſeine Künſtlernatur verſtand ſich ſchlecht mit landſchaftlichen Schwierigkeiten abzufinden. Er verkaufte das kleine Beſitztum und zog nach Innsbruck, um, ſchon in der erſten Hälfte der zwanziger Jahre, Bildhauer zu werden. Sein Lehrer aber fand bald, daß ein größeres Talent für die Malerei in ihm ſtecke, und führte ihn 1860 nach München zu Piloty. Aber der Münchener akademiſche Unterricht ſagte Defregger wenig zu, und er ſiedelte nach Paris über, wo ihn ein fünfvierteljähriger Aufenthalt allerdings auch nur wenig in der Technik der Malerei förderte. Die Farbe iſt bis heute die ſchwächſte Seite an Defreggers Bildern geblieben — ſie wirken nicht durch ihr Kolorit, ſondern durch ihren innerlichen Gehalt, mag er nun das Volksleben ſeiner Heimat in liebenswürdigen Genrebildern oder die Geſchichte derſelben in packenden Hiſtorienbildern ſchildern. Von den letzteren ſind ſein „Speckbacher,“ das berühmte „letzte Aufgebot,“ die „Heimkehr der Sieger“ (in der Berliner Nationalgalerie) und der „Todesgang Andreas Hofers,“ lauter Bilder aus der Volkserhebung der Tiroler gegen Napoleon, die bekannteſten. Auch in der religiöſen Malerei hat ſich Defregger verſucht, indem er, zwei Jahre hindurch vom Gelenkrheumatismus an das Krankenlager gefeſſelt, ein Altarbild, die heilige Familie darſtellend, für ſein heimatliches Kirchdorf Dölſach malte. In jeder Familie heimiſch aber iſt Defregger durch ſeine Genrebilder aus dem Volksleben geworden, die durch die Wiedergabe in Holzſchnitt, für die ſich die Technik des Malers beſonders eignet, in Millionen von Abdrücken durch alle Familienblätter Verbreitung gefunden haben. Von dem Bilde „Dein Wohl,“ das unſere heutige Nummer ſchmückt, mag ſich der Beſchauer beſonders angemutet fühlen. Scheint es doch, als ob ihm ſelber der freundliche Zutrunk gelte.

Graf Moltkes Geburtshaus in Parchim.

(Zu dem Bilde auf S. 63.)

Zu den vielen feſtlichen Veranſtaltungen, die zur Feier des neunzigſten Geburtstages des Feldmarſchalls Grafen Moltke vorbereitet worden ſind, gehört auch die Abſicht eines Komitees, aus dem Ergebnis freiwilliger Beiträge Moltkes wohlerhaltenes Geburtshaus in Parchim anzukaufen und dafür Sorge zu tragen, daß es als eine Stätte hiſtoriſcher Erinnerung dem deutſchen Volke erhalten bleibe. Moltkes Geburtshaus, nach unſern heutigen Begriffen ein unſcheinbarer Bau von ſieben Fenſtern Front im Obergeſchoß, konnte unter den einfacheren Verhältniſſen zu Anfang des Jahrhunderts wohl für ein ganz annehmliches Stadthaus gelten, das der Bruder des Vaters des Feldmarſchalls, Helmuth von Moltke, der als Hauptmann in mecklenburgiſchen Dienſten in Parchim ſtand, gekauft hatte und mit ſeiner Familie bewohnte. Des Feldmarſchalls Vater, Friedrich von Moltke, war Hauptmann in preußiſchen Dienſten geweſen, hatte nach ſeiner Verheiratung mit der einzigen Tochter des preußiſchen Geheimen Finanzrates Paſchen den Dienſt quittiert und in der Priegnitz ein Gut gekauft, welches er indeſſen nach zwei Jahren, 1799, wieder veräußerte. Er beſuchte darauf mit ſeiner Familie den Bruder in Parchim, und aus dieſem Beſuch wurde ein zweijähriger Aufenthalt, währenddeſſen als drittes Kind Friedrich von Moltkes am 26. Oktober 1800 ein Knabe geboren wurde, der nach ſeinem Onkel den Namen Helmuth empfing. Was dieſer geborne Parchimer für Deutſchland geworden iſt, das wiſſen wir alle, und wir feiern ſeinen neunzigſten Geburtstag mit herzlicher Dankbarkeit und Verehrung.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 3.

Bilderrätſel.

Neue Thaler ſind feine Gäſte,
Wenn du ſie haſt, ſo halte ſie feſte.

Schachaufgabe.

1. Sg3 — e2	1. Ld1 : e2
2. Th2 : e2 †	2. Ke3 — d4
3. Te2 — e4 ♯	
A.	
1. . . .	1. Ld1 : c2
2. Df6 — f4 †	2. Ke3 : d3
3. Df4 — d4 ♯	
B.	
1. . . .	1. Te5 : e8
2. Th2 — h3 †	2. Dc7 oder Sh1 — g3
3. Df6 — f4 oder f2 ♯	

(Andere Spielarten ähnlich.)

1. Verwandlungsaufgabe.

Fritz Reuter.

Breitkop**F**
Karabine**R**
Antonell**I**
Eiſenhu**T**
Steinmet**Z**
Fiſchotte**R**
Tamarind**E**
Ilmena**U**
Klagenfur**T**
Limonad**E**
Saumu**R**

2. Dreiſilbige Scharade. Ehemann.

Inhalt: Dem Feldmarſchall Grafen von Moltke zum 90. Geburtstag. Gedicht von Reinhold Fuchs. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Generalfeldmarſchall Graf von Moltke. Zu ſeinem 90. Geburtstage. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. — Das Signalweſen zur See. Von Reinhold Werner. — Eine Scholle Land. Novelle von Friedrich Jacobſen. — Bei den Mormonen in der Salzſeeſtadt. Von Herman Dalton. Mit vier Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Auf Seide gemalter Fächer von Max Koch, Dein Wohl! von Franz von Defregger, und Graf Moltkes Geburtshaus in Parchim.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 1. November 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 5.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Dernburg war ehrlich genug, ihr darin recht zu geben, und ſie ſchaute ihn nach dieſer Aufrichtigkeit noch einmal ſo freundlich an.

Auf dem Königsplatz harrten ſchon die Kremſer, welche die Angeſtellten der Raupachſchen Druckerei in den Grunewald fahren ſollten, und von allen Seiten strömten die feſtlich gekleideten Menſchen dem Rendezvousplatz entgegen. Der Inhaber der Druckerei hatte auch in dieſem Jahre nicht von der ſchönen Sitte, ſeinen Angeſtellten am Jahrestage der Gründung ſeines Etabliſſements ein Feſt zu geben, abweichen wollen, trotzdem Alter und Kränklichkeit ihn zu einer Badereiſe genötigt hatten, die ihn ſelbſt verhinderte, dem Feſte beizuwohnen. Sein alter Faktor Kohlhardt, der einſt als Setzerlehrling in die Druckerei eingetreten und in jahrzehntelangem treuem Ausharren es bis zu ſeinem jetzigen gutdotierten Vertrauensposten gebracht hatte, war mit der Vertretung des Chefs beauftragt worden.

Wilbergs waren ziemlich die letzten, welche auf dem Platze eintrafen. An der Herzlichkeit, mit welcher Wilberg von ſeinen Kollegen empfangen wurde, erkannte Dernburg, wie beliebt er unter ihnen war, und an dem reſpektvollen Gruß, welcher ſeiner Schweſter von Männern und Frauen zu teil wurde, daß ſie der vornehmeren Eigenart des jungen Mädchens willig ihren Tribut zollten.

Man hatte den Ankömmlingen ihre Plätze auf dem erſten Kremſer reſerviert. Während Kathinka Meixen einſtieg und in ihrer geräuſchvollen Weiſe mit den Inſaſſen Bekanntſchaft machte, eilte Elſe noch zu den anderen Wagen, die Frauen begrüßend und ihren Lieblingen unter den zahlreich vorhandenen Kindern aus einer mitgebrachten Handtaſche Leckerbiſſen in Geſtalt von Bonbons und Konfekt austeilend. Ein reizendes kleines, blondköpfiges und blauäugiges Mädchen brachte ſie ſchließlich von ihrer Wanderung mit zurück. Das Kleine hatte ſeine Ärmchen um ihren Hals geſchlungen und wollte ſich durchaus nicht mehr von Tante Elſe trennen. Fräulein Kathinka machte ein böſes Geſicht dazu: „Schließlich wird es doch Geſchrei geben, und viel Platz haben wir im Wagen auch nicht übrig.“ Aber Elſe Wilberg behielt das Kleine auf dem Schoß, trotzdem die anderen Frauen und Mädchen willig zuſammenrückten. „Die Mutter hat für fünf in allen Größen außer dieſem zu ſorgen,“ ſagte ſie wie entſchuldigend zu Dernburg, „da muß man ihr die Laſt ein wenig abnehmen, ſonſt würde ſie kein Vergnügen von dem Feſt haben. Und artig wird mein kleines Patenkind ſein, das hat es mir verſprochen.“

Fräulein Kathinka hatte es durch ihre herzloſe Bemerkung mit den weiblichen Inſaſſen des Wagens gründlich verdorben. Es waren auch Frauen darunter, die das Jüngſte auf dem Schoß und ein älteres neben ſich hatten, und ſie raunten ſich zu, daß das Fräulein mit ihrer aufgebauſchten Sommerfahne mehr Platz einnehme als drei andere Perſonen, und daß die Tonart ſchon eine andere werden würde, wenn Fräulein Kathinka erſt ein paar Jahre Frau Wilberg ſei und ſelbſt für ein halbes Dutzend Würmer zu ſorgen habe. Kathinka ließ ſich indeſſen durch die böſen Blicke, welche ſie trafen, nicht beirren. Sie hatte ſich bei den jungen Männern, die im Wagen ſaßen, ſchon danach erkundigt, ob draußen auch getanzt werde, und mit ihrer lebhaften Zunge und ihren lebhaften Augen attackierte ſie bald den einen, bald den anderen, ohne daß ſie ſich durch die mißbilligende Miene ihres Bräutigams einen Zwang auferlegen ließ.

Es war ein hübſches Bild, das der lange Kremſerzug, ein Muſikwagen vorauf und ein Fouragewagen hinterher, bot, während er die Charlottenburger Chauſſee hinunterrollte.

Manch' einer der im Tiergarten Promenierenden blieb ſtehen und ſchaute den mit Fähnchen und grünem Reiſig geſchmückten Kremſern nach. Auch Dernburg hatte ſeine Freude an dem feſtlichen Zug, den er von ſeinem Hinterplatz im erſten Wagen bequem überſehen konnte, an den friſchen, lachenden Geſichtern, denen er überall begegnete und an den bunten Farben der Sonntagskleider. Seine anfangs etwas unbehagliche Stimmung, hervorgerufen durch das Gefühl, ſich in einer ihm fernſtehenden Geſellſchaft zu befinden, in die er nur durch das Verſchweigen ſeiner Stellung Zutritt erhalten, wich bald dieſem freundlichen Eindruck. Er fühlte heraus, daß niemand ſich über ſein Erſcheinen wunderte, niemand nach ſeinen perſönlichen Verhältniſſen fragte — er war als der Bekannte der Geſchwiſter Wilberg allen willkommen. Und dann bot es ihm einen wahrhaften Genuß, Elſe Wilberg zu beobachten, wie verſtändig ſie das kleine Mädchen auf ihrem Schoß beſchäftigte, freundlich mit den benachbarten Frauen ſprach und ihn ſelbſt darüber nicht vernachläſſigte. Auch der beſorgte Blick entging ihm nicht, den ſie manchmal auf den Bruder heftete, wenn Kathinka Meixen ihrer Laune allzu ausgelaſſen die Zügel ſchießen ließ.

Unter einer der herrlichen Baumgruppen des Grunewaldes machte die Karawane den Frühſtückshalt. Die Wagen leerten ſich, im Augenblick waren Bierfäſſer und Proviantkörbe nach dem Lagerplatze geſchafft, und gruppenweiſe lagerten ſich Männer, Frauen und Kinder auf dem weichen Waldesteppich. Wilberg war damit betraut worden, das Ausſchenken des Bieres zu überwachen, das von den Setzerjungen, die heute ihre vergnügteſten Geſichter während des ganzen Jahres machten, kredenzt wurde. Dernburg bemühte ſich nicht ungeſchickt, Elſe Wilberg behilflich zu ſein, die an der Spitze einiger anderer Frauen in den Mundvorräten waltete, Butterbrote belegte und die Platten nach den verſchiedenen Gruppen hinbeorderte. Sie hatte ihre ſchwarzen Glaceehandſchuhe ausgezogen, und er bewunderte ihre Hand von ſo edlen Formen, wie ſie ihm nur in ariſtokratiſchen Salons zu Geſicht gekommen war. Die geſunde Farbe dieſer Hand und kleine Nadelſtiche an den unteren Seiten der Fingerſpitzen bewieſen, daß ſie nicht nur durch ihre Form, ſondern auch durch die Arbeit geadelt war. Auch Kathinka Meixen hatte ſich anfangs von ihrer wirtſchaftlichen Seite zeigen wollen, aber nachdem ſie einige Verwirrung unter den Vorräten angerichtet hatte, gab ſie ihre vergeblichen Bemühungen wieder auf, um mit den jungen Leuten herumzutollen.

Nach allſeitiger Befriedigung der Bedürfniſſe des Magens verteilte ſich die Geſellſchaft mehr und mehr. Die Älteren ſuchten ſich ein bequemes Plätzchen zur Ruhe, von den Jüngeren machten einzelne einen Ausflug nach einem beſonders ſchönen Punkte der Umgebung, die anderen arrangierten ländliche Spiele. Auch Elſe beteiligte ſich an dieſen, nachdem ſie ihr Patenkind in Schlaf gewiegt und der Obhut der Mutter übergeben. Dernburg weidete ſich an der Grazie ihrer Bewegungen, fand ſie entzückend, wenn ihr die blonden Locken beim raſchen Lauf die erhitzte Stirn fächelten, und bewunderte, wie ſie derbere Scherze der jungen Leute von ſich fernzuhalten wußte und doch zugleich mit voller Harmloſigkeit ſich dem Vergnügen des Augenblicks hingab. Sie war ſo mit ganzer Seele bei allem, was ſie that, und vergaß ſich nie, überſchritt niemals die Grenze der Anmut, daß Dernburg glaubte, niemals ein harmoniſcheres Mädchenbild geſehen zu haben. Die Stunden verſtrichen allen wie im Fluge, und als der alte Kohlhardt daran mahnte, daß es Zeit ſei, aufzubrechen, wolle man die für das Mittageſſen in dem großen Reſtaurant am Wannſee feſtgeſetzte Stunde nicht verſäumen, trennte ſich jeder nur mit Bedauern von dem ſchattigen Waldplatze.

Der Chef der Raupachſchen Druckerei knauſerte nicht mit dem Gelde, das er ſich, klein anfangend, durch jahrelangen Fleiß und redliche Arbeit erworben hatte, wenn es galt, den Tag zu feiern, an dem er einſt die Offizin ins Leben gerufen hatte. Die langen Tafeln im großen Saale des Reſtaurants ſahen ſtattlich aus mit ihrem ſchneeweißen Gedeck, dem hübſchen Tafelgeſchirr und den Aufſätzen mit Blumen und Früchten — „das Feſt der Handwerker,“ auf dem Dernburg bisher nur wohlthuende Eindrücke empfangen, fing an ihm zu imponieren. Vor jedem Kouvert ſtand eine Flaſche Wein, mit dem Wirt war außerdem auf ſo viel Gläſer Bier kontrahiert worden, daß ein Stoffmangel nicht zu befürchten war. In langem Zuge — die „Feſtpolonaiſe,“ wie Richard Wilberg meinte — begab ſich die Geſellſchaft zur Tafel. Viele Mütter placierten ſich mit ihrem Kinderſegen an den Gartentiſchen, weil ſie wußten, daß es unter zwei Stunden nicht abgehen würde, und ſie die Unruhe der Kleinen fürchteten. Wilbergs und Dernburg hatten ihre Plätze an dem Ende eines der langen Tiſche. Wilberg hatte ſie beſorgt, und er war ſtolz darauf. „Wir bekommen hier am erſten zu eſſen und haben die freieſte Bewegung,“ meinte er lachend.

Nach der Suppe klopfte der alte Kohlhardt ans Glas. „Es ſei eine alte Sitte an dem Feſttage der Raupachſchen Druckerei,“ ſagte er mit ſeiner markigen, durchdringenden Stimme, „von der der verehrte Chef der Firma niemals abgegangen, daß der erſte Toaſt bei dem Feſtmahle dem Kaiſer gelten müſſe. Der Chef ſei heute nicht zugegen. Ihm, dem erſten Angeſtellten der Firma, habe ſonſt nur die Pflicht obgelegen, das Hoch auf den Chef, auf den Vater ſeiner Angeſtellten, auszubringen. Heute fühle er ſich als den Vertreter des Chefs, und er genüge nicht nur ſeinen Empfindungen, ſondern gewiß auch dem Wunſche des Abweſenden, wenn er an der alten Sitte feſthalte. Über die Familie — und ſie alle, die in der Raupachſchen Druckerei beſchäftigt ſeien, hätten das Gefühl, eine Familie zu bilden, deren Vater der Gründer der Druckerei ſei — über die Familie gehe das Vaterland. Und ſo bringe er das erſte Hoch dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiſer!“

Wie brauſender Jubel klang das dreifache Hoch; da war auch nicht einer, der nicht in innerſter Herzensfreude mit eingeſtimmt hätte. Die Muſikkapelle fiel mit einem Tuſch ein, und dann brauſte das „Heil dir im Siegerkranz“ durch den Saal, ſtehend von den Anweſenden geſungen.

Dernburg war überraſcht, und Wilberg mochte ihm das Gefühl von der Stirne ableſen.

„Das ſind andere Erfahrungen, Herr Dernburg, die Sie hier machen,“ ſagte er mit freudigem Stolze, „als die an dem Orte, wo wir uns zuletzt begegneten. Sie ſehen, welch' ein Geiſt unter der Arbeiterbevölkerung herrſchen würde, wenn überall, wie in der Raupachſchen Offizin, die Hohenzollerndeviſe Geltung hätte: ‚Jedem das Seine.‘ Glauben Sie, daß von allen jenen Leuten, die dort den hirnverbrannten Phraſen eines Apoſtels der Sozialdemokratie zujauchzten, ein einziger der roten Fahne zuſchwören würde, wenn immer die Arbeit nach Verdienſt bezahlt würde, wenn alle Lohnherren menſchlich mit dem Arbeiter umgingen, wenn nicht ſo mancher Weib und Kind verkommen ſähe trotz der Humanitätsphraſe des XIX. Jahrhunderts?“

Dernburg mußte ihm recht geben, aber weiteren Erörterungen war Zeit, Ort und Stimmung nicht günſtig. Dem erſten Toaſt ließ der alte Kohlhardt bald den nächſten auf den abweſenden Chef folgen, der mit nicht minderer Wärme aufgenommen wurde. Wenn damit auch, entgegen der Sitte bei vornehmeren Feſtmählern, die Reihe der Reden zum Abſchluß kam, ſo hatte die Stimmung unter dem Mangel an oratoriſchen Leiſtungen doch nicht zu leiden. Man war vergnügt, die Wangen der Frauen und Mädchen röteten ſich, manch' derbes Scherzwort fiel hinüber und herüber, aber nirgends wurde die Grenze des Schicklichen überſchritten.

Während dann die langen Tafeln aus dem Saale geräumt und der Fußboden für den Tanz friſch hergerichtet wurde, eilte Elſe fort, nach ihrem Patenkind zu ſehen. „Aber ſie müſſe wiederkommen, wenn der Tanz beginne,“ rief ihr Dernburg nach. Sie wandte lachend und nickend den Kopf zurück.

„Sie brauchen ſich nicht zu ängſtigen,“ tröſtete Wilberg den Zurückgebliebenen. „Meine Schweſter iſt eine leiden-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſchaftliche Tänzerin, und ſie pflegt die Gelegenheit auszunützen, wenn ſie ſie, ſelten genug, einmal hat.“

Elſe erſchien auch wirklich, ſobald die erſten Walzertakte erklangen.

„Die ‚Roſen aus dem Süden,‘ mein Lieblingswalzer,“ ſagte ſie, und lehnte ſich ohne Förmlichkeit an ihren Tänzer. Dann flogen ſie dahin. Dernburg glaubte niemals eine gleich leichte Tänzerin gehabt zu haben. Unermüdlich ſchien ſie zu ſein, und ſie lag ihm im Arm wie eine Feder. Der Zugwind ſpielte mit den krauſen Stirnlöckchen, die Augen hatte ſie niedergeſchlagen, die Hand behielt ihre taufriſche Kühle, und auch die Bruſt hob und ſenkte ſich nicht ſchneller. Sie tanzten ohne Aufhören bis zum letzten Bogenſtrich.

„Sie tanzen ſehr gut,“ ſagte ſie, ihn mit lachenden Augen anſchauend, als er, doch etwas außer Atem, ſie zu einem Stuhl führte.

Die freundliche Anerkennung that ihm wohler, als wenn ihm von berufenſter Seite das glänzendſte Zeugnis ausgeſtellt worden wäre.

Während Dernburg und Elſe ſich ganz den Freuden des Tanzes hingaben und glückliche Stunden verlebten, umwölkte ſich Wilbergs Stirne mehr und mehr. Kathinka Meixen ignorierte die auf Volksbällen herrſchende Sitte, daß jede Dame während des ganzen Abends mit ihrem Kavalier tanzt und nur ausnahmsweiſe anderen Herren Extratouren bewilligt, vollſtändig, trotzdem ſie als Wilbergs Braut dieſe Sitte doppelt als unumſtößlich hätte empfinden müſſen. Sie hatte fortwährend einen Kreis von jungen Männern um ſich, welche, durch ihre Lebhaftigkeit angezogen, dem ſchönen Mädchen in einer Weiſe den Hof machten, welche die bitterſte Eiferſucht in Wilbergs Bruſt erwachen ließ. Den Verlobten ſchien ſie vollſtändig vergeſſen zu haben; wenn er in ruhigem Tone ihr Vorhaltungen machte, ſie bat, ihre Geſundheit bei dem tollen Tanz nicht aufs Spiel zu ſetzen, erwiderte ſie mit einem Scherz, der zugleich eine verletzende Spitze gegen Wilberg kehrte. Sie ſchien ganz befangen von einer verzehrenden Genußſucht, die alle beſſeren Regungen, alle anderen Gefühle zurückdrängte. Wilberg liebte ſie zu ſehr, um ſich nicht im Innerſten verletzt zu fühlen, aber er wollte eine öffentliche Szene, die wahrſcheinlich ſchon jetzt einen vollkommenen Bruch herbeigeführt hätte, vermeiden. So zog er ſich mit grollender Miene an Dernburgs und ſeiner Schweſter Seite zurück, auf deren vergnügte Stimmung der Mißklang ebenfalls ſtörend einwirken mußte.

Elſe Wilberg wollte dem unleidlichen Zuſtande ein Ende machen und ſchlug eine Waſſerfahrt auf dem prächtigen See vor, deſſen Wellen die Terraſſen des Reſtaurants beſpülen. Der Abend ſei herrlich, eine Erkältung hätten ſie nicht zu befürchten, und eine Stunde ſei noch Zeit bis zur Rückfahrt. Kathinka werde ſich ja wohl auch daran beteiligen wollen.

Dernburg war ſelbſtverſtändlich mit dem Vorſchlage einverſtanden, und Wilberg ging, ſeine Braut zu holen. Sie folgte ihm zwar widerwillig, hatte aber doch ſo viel Takt, die jungen Leute abzuwehren, welche mitkommen und ſich der Partie anſchließen wollten.

Am Ufer lagen nur noch zwei Boote, für je zwei Perſonen berechnet; die ganze kleine Flotille belebte, mit Sonntagsgäſten befrachtet, den See. Dernburg war glücklich über den Zufall, der ihm eine einſame Stunde mit Elſe verſchaffte. Der Mond warf eine glänzende Lichtbahn über den Waſſerſpiegel, aus den Fenſtern der an dem bergigen Ufer aufſteigenden Villen glühten zahlloſe Lichter. Mit mächtigem Ruderſchlage trieb Dernburg das kleine Boot weit hinaus in den See. Der Lärm der Sonntagsbeſucher, die Klänge der Muſikkapellen, das Lachen und Jauchzen der Freude drangen wie aus weiter Ferne zu ihnen herüber. Sie waren allein.

Dernburg zog die Ruder ein und ſchaute mit einer Art von ſtiller Andacht in das Geſicht des reizenden Mädchens, das von dem Zauber der Stunde gefangen genommen, die Hände in den Schoß gefaltet, mit großen geiſterhaften Augen in das Waſſer blickte. Sie ſprachen nicht viel, und wenn ſie ſprachen, geſchah es mit leiſer, verhaltener Stimme, als fürchteten ſie, den Zauber zu brechen.

Elſe fühlte, daß Dernburgs Augen mit einem Ausdruck auf ihr ruhten, der ſie beſeligte, und vor dem ſie ſich zugleich fürchtete. Sie ſchauerte zuſammen, als fröſtele ſie.

Dernburg ergriff die Ruder und trieb das Boot dem Lande zu. Als er ihr aus dem Nachen half, fühlte er an dem leiſen Drucke ihrer Hand, daß ein unlösliches Band zwiſchen ihnen geknüpft ſei, daß ſie für das ganze Leben die gemeinſame Erinnerung an eine Stunde wahren Glückes haben würden.

Elſe eilte vor ihm her, ohne ſeinen Arm zu nehmen. Sie wolle nach ihrem Patenkindchen ſehen, — ein Vorwand, den ſie machte, weil ſie fühlte, daß ſie ſich ſammeln müſſe. Dernburg folgte ihr langſam. Als er an dem hellerleuchteten Portale des Reſtaurants vorüberkam, ſah er dort eine elegante Equipage halten. Er glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen — im Fonds ſaß Bankier Reichenſtein neben einem bildſchönen Mädchen von edelſtem orientaliſchem Typus, im Rückſitz lehnte Baron von Biel, Dernburgs Jugendfreund. Dernburg trat ſchnell in den Schatten zurück; dennoch ſchien ihn Biel ſchon bemerkt zu haben, er hörte ihn ſagen: „Iſt das nicht mein Freund Arthur?“ Dernburg that, als habe er nichts gehört und nichts geſehen, und eilte ſchnelleren Schrittes in die dunklen Teile des Gartens; nach wenigen Augenblicken hörte er mit erleichtertem Herzen den Wagen davonrollen.

VII.

Wenige Tage ſpäter traf Herr von Dernburg mit Baron von Biel bei einem Herrendiner zuſammen, zu dem ein gemeinſchaftlicher Bekannter ſie nach dem Separatſalon eines der weltberühmten Reſtaurants Unter den Linden geladen hatte. Baron von Biel war in der beſten Laune; er erwähnte Dernburg gegenüber mit keiner Silbe der peinlichen Veranlaſſung, welche ihn jüngſt in deſſen Wohnung geführt hatte, und Dernburg ſeinerſeits war zu feinfühlig, zu fragen, ob er auf den von ihm mitunterſchriebenen Wechſel das Geld erhalten, und wie hoch ſich eigentlich die Summe, für welche er ſich mit ſeinem Namen verbürgt, belaufen habe. Einesteils ſchämte er ſich des Leichtſinnes, ſich nicht vorher über die eingegangenen Verpflichtungen orientiert zu haben, anderſeits fürchtete er, der Freund könne die Frage als ein Zeichen plötzlich erwachten Mißtrauens aufnehmen. Beim Kaffee nahm Baron von Biel lachend Herrn von Dernburg beiſeite.

„Sage mir, alter Freund,“ fragte er, „habe ich mich am letzten Sonntag in Wannſee geirrt, oder warſt du es wirklich, der dort auf abenteuerlichen Wegen einem reizenden Mädchen nachſtellte?“

So peinlich Dernburg die Frage war, konnte er ihr doch nicht ausweichen. Ein einfaches „Nein,“ das wußte er, würde den Frager keineswegs überzeugt haben, und er entſchloß ſich daher, die Wahrheit zu ſagen.

„Du haſt dich nicht getäuſcht,“ entgegnete er ernſt, „ich war es allerdings. Du drückſt dich nur nicht ganz angemeſſen aus, wenn du von ‚einem Mädchen nachſtellen‘ ſprichſt. Das Mädchen, dem ich folgte, iſt eine Dame meiner Bekanntſchaft, von der jeder, der ſie kennt, mit der allergrößten Achtung ſpricht. Jemand, der ſie nicht kennt, hat alſo alle Veranlaſſung, dieſe Beurteilung zu reſpektieren.“

Baron von Biel machte bei Dernburgs ernſter Zurückweiſung ein etwas verdutztes Geſicht. Seine leichtlebige Natur ließ ihn indeſſen ſeine gute Laune ſchnell wiederfinden.

„Verzeih,“ ſagte er, „es war wirklich nicht bös gemeint. Du weißt ja, was unſereins zu ſuchen pflegt, wenn er an Sommerſonntagsabenden in Civil die Vergnügungslokale der Umgegend von Berlin aufſucht. Apropos, haſt du dich nicht gewundert,“ fügte er lachend hinzu, „mich in der Geſellſchaft zu ſehen?“

„Es war mir allerdings überraſchend,“ entgegnete Dernburg offen, „dich die Equipage des Bankier Reichenſtein dekorieren zu ſehen.“

„Und vis-a-vis ſeiner ſchönen Tochter?“ blinzelte Baron von Biel luſtig mit den Augen.

„So, alſo das war Fräulein Reichenſtein,“ meinte Dernburg trocken. „Ähnlichkeit mit dem Vater hat ſie nicht.“

„Gott ſei Dank, nein,“ lachte Baron von Biel, der ſich in etwas champagnerſeliger Stimmung befand. „Fräulein Rebekka Reichenſtein hat, wie ſie mir ſagte, den guten Geſchmack gehabt, die Ähnlichkeit mit ihrer verſtorbenen Mutter vorzuziehen.“

„Eine Bemerkung, die, wenn die Dame ſie wirklich ſelbſt gemacht hat, ihrem Herzen ein ſchlechtes Zeugnis ausſtellt,“ meinte Dernburg.

Baron von Biel lachte.

„Ihrem Herzen? Ich bitte dich, Arthur, ſie hat überhaupt keines. Aber ihr Alter gibt ihr eine Million mit, verſchiedene andere erbt ſie, wenn er ſich zur Ruhe legt. Außerdem macht ſie eine ganz pompöſe Figur — was meinſt du, würde ſie die Baronin Biel nicht vortrefflich repräſentieren?“

In Dernburgs Blick lag deutlich die Frage, ob das Ernſt oder Scherz ſei.

„Für eine geborne Baronin würde man ſie nicht halten, auch wenn ſie deine ſiebenzackige Krone ſichtbar auf dem Haupte trüge. Übrigens glaube ich,“ ſetzte Herr von Dernburg ernſt hinzu, „wir ſind in unſern Scherzen ſchon weiter gegangen, als es einer Dame gegenüber ſchicklich iſt.“

Baron von Biel machte ein wirklich erſtauntes Geſicht.

„Aber wie kommſt du darauf, alter Junge, zu glauben, daß ich nur ſcherze? Meinſt du denn, daß es mir ſchlecht anſtehen würde, oder daß ich nicht das Talent dazu hätte, von den Zinſen einer Million zu leben?“

Trotz ſeines Ernſtes mußte Dernburg über die letzte Naivität lachen.

„Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß die Zinſen einer Million noch nicht ausreichen würden, allen deinen Talenten ein Feld freier Entwickelung zu ſchaffen. Aber,“ Dernburg war wieder ernſt geworden, „ich kann mir nicht denken, daß du deinen Eltern eine Jüdin als Schwiegertochter präſentieren möchteſt.“

„O, was das anbetrifft,“ entgegnete Baron von Biel leichthin, „ſie läßt ſich taufen. Unter uns geſagt, lieber Arthur, ich glaube, mein Vater würde dieſe Schwiegertochter mit offenen Armen aufnehmen. Er hat immer ein bißchen flott gelebt, der gute Alte, und ſeine Börſenſpekulationen werden auch wohl immer mit mehr Pech als geſundem Menſchenverſtand ausgeführt ſein. So ſollte es mich nicht wundern, wenn wir beide, er und ich, einmal gemeinſchaftlich krachten. Neulich fragte er bei mir an, was man hier über die Reichenſteinſche Petroleumgründung denkt. Ich habe ihm natürlich geſchrieben, er ſoll kaufen, kaufen, ſoviel von den Aktien er bekommen kann. Sie gehen ja raſend in die Höhe. Schließlich werden ihn die Reichenſteinſchen Aktien und mich die Reichenſteinſche Tochter herausreißen.“

„Ich habe zwar eigentlich Berechtigung genug, mir ſelbſt Vorwürfe zu machen,“ meinte Dernburg, „aber du biſt doch von einem unverbeſſerlichen Leichtſinn. Nun, mich geht es ſchließlich nichts an, wie du über das Zuſammenpaſſen des jüdiſchen Geldſackes und des adligen Wappenſchildes denkſt. Sage mir nur, wie du Reichenſteins kennen gelernt haſt und worauf du deine Hoffnungen ſtützeſt? Du bemerkteſt ja eben ſelbſt, deine Angebetete habe kein Herz, — den Eindruck deiner Perſönlichkeit ſchätzeſt du alſo wohl nicht ſo ſtark, um daraufhin Rebekka Reichenſtein ſchon jetzt als Baronin Biel zu ſehen.“

Herr von Biel fühlte ſich keineswegs durch Dernburgs Sarkasmus verletzt. Er ſah die Angelegenheit zwar als einen Glücksfall, als das einzige Mittel an, ſich dauernd pekuniären Verlegenheiten zu entziehen, war aber doch eine viel zu oberflächliche und gleichgültige Natur, um ſelbſt die Ausſicht eines ſolchen enormen Wechſels ſeiner äußeren Verhältniſſe mit Ernſt und Überlegung betrachten zu können.

„Weißt du, die ganze Geſchichte habe ich eigentlich dem Goldkerl, dem Roſenthal zu verdanken,“ ſagte er in ſeiner burſchikoſen Manier. „Es war richtig Reichenſtein, der das Geld auf den Wechſel gab, und auf dem Wege zu Reichenſteins Kontor erzählte mir Roſenthal, daß Reichenſtein eine Tochter habe, die ſicher eine Million wert ſei. Wenn die Herren Barone nicht ſo ängſtlich über Mesalliancen dächten —“ Baron von Biel lachte. „Du kannſt dir denken, wie ich ihn über dieſen Punkt beruhigte. Er ſolle mir nur ſagen, auf welchem Wege das Goldkind kennen zu lernen wäre. Er wußte einen ſehr einfachen Weg. ‚Ich mach' Sie ja jetzt bekannt mit Herrn Reichenſtein,‘ ſagte er, ‚da nehmen Sie morgen ihre ſchönſte Uniform, gehen nach der Tiergartenſtraße, wo ſeine Privatwohnung iſt, und ſchicken Ihre Karte mit der Baronskrone hinein. Einladen wird er Sie dann ſchon, und um meine Proviſion iſt mir nicht bange.‘“ Baron von Biel hatte die jüdelnde Sprache Roſenthals ſehr gut kopiert. „Natürlich will er von mir eine ſehr anſtändige Proviſion,“ fuhr er fort, „und faſt ſcheint es mir, als wüßte Reichenſtein um den ganzen Plan und hätte ihm ebenfalls eine verſprochen. Nun, das Geſchäft kann ja hohe Speſen vertragen.“

„Ich gratuliere,“ ſagte Dernburg ironiſch. „Mit der Einladung hat ſich Roſenthal alſo nicht geirrt.“

„Sie ſcheinen von meiner Geſellſchaft gar nicht genug bekommen zu können,“ lachte Baron von Biel. „Heute abend wieder! Und ſo familiär! Schickt mir der alte Reichenſtein ein Billet zu Kroll, ob wir uns dort treffen wollten, nachher irgendwo ſoupieren. Eigentlich paßt es mir heute gar nicht. Ich wäre ganz gern hier geblieben, denn jedenfalls wird hier doch noch ein Tempel gebaut.“

Baron von Biel ſah nach der Uhr.

„Es iſt wirklich ſchon Zeit, daß ich den Ritterdienſt beginne. Übrigens, Arthur, komm doch nach, kannſt ſie dir ja mal anſehen, aus der Ferne nur, wenn du nicht anders willſt. Famoſes Weib, wirklich ſehenswert!“

(Fortſetzung folgt.)

Vom Bilmenſchnitter und vom Erdkrebs.

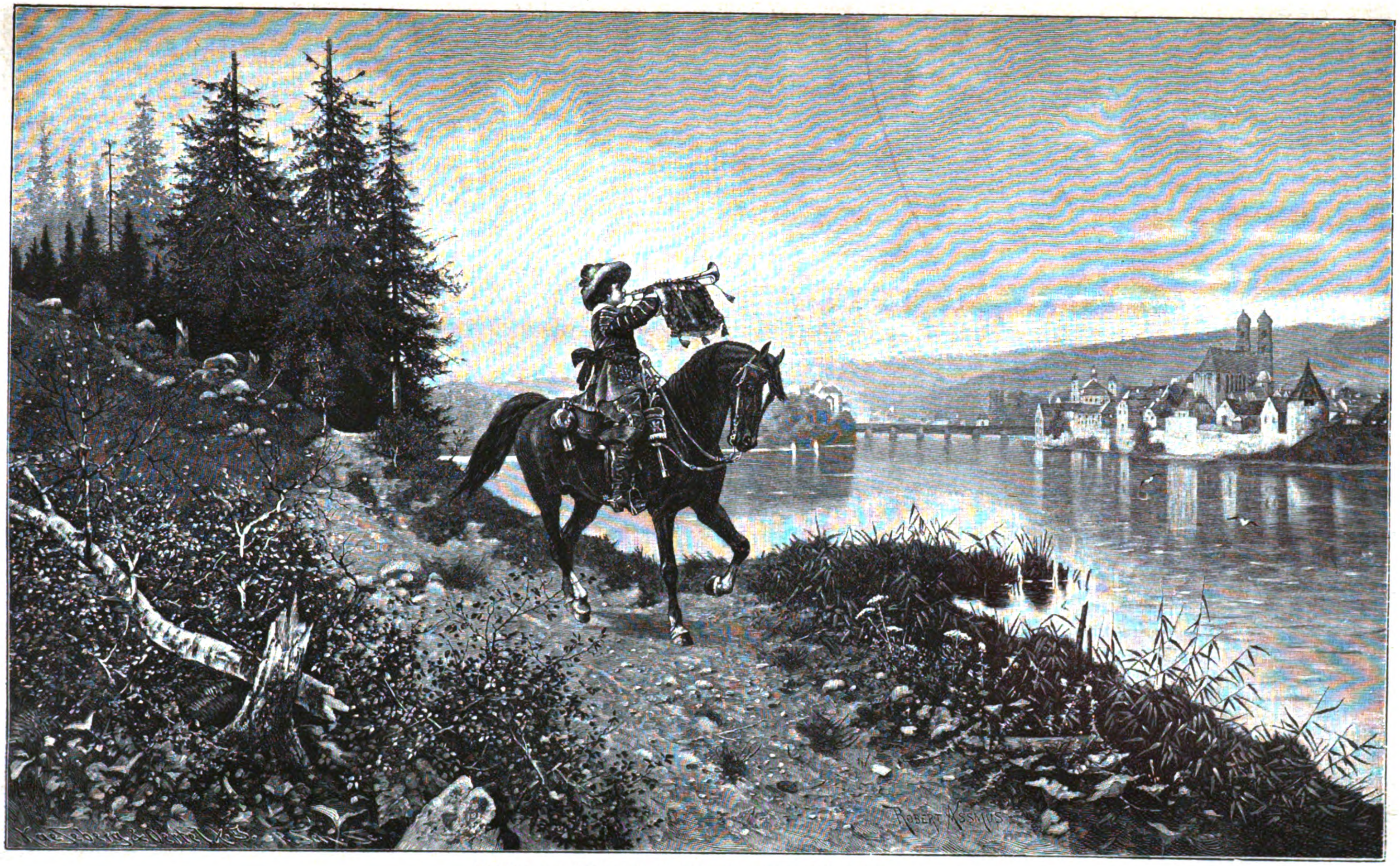
Von W. Marſhall. (Abdruck verboten.)

II. Vom Erdkrebs.

Der Erdkrebs iſt am Bilmenſchnitt jedenfalls nicht beteiligt, ſo ſchwer belaſtet ſein Sündenkonto ſonſt auch ſein mag.

Der Erdkrebs, gewöhnlich die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris) oder Werre genannt, iſt ein ſeltſames Inſekt und zieht die Beachtung des Landmannes durch Geſtalt, Lebensweiſe und namentlich durch verurſachten Schaden, wo es auftritt, leicht auf ſich. Das merkt man an ſeinen vielen Namen: der alte Aldrovand nennt es vermis cucurbitarius, „Gurkenwurm,“ weil es den Gurkenbeeten ſehr ſchädlich ſein ſoll, auch die Namen Talpa und Gryllotalpa (Maulwurf und Maulwurfsgrille) ſind ſehr alt, wie ja denn bei dem merkwürdigen Bau und dem mehr unterirdiſchen Aufenthalt des Tieres ein Vergleich mit jenem ſchwarzſamtnen Einſiedler nahe genug liegt. In Deutſchland führt es noch folgende Namen: Erdwolf, Erdochſe, Schrot-, Gerſt-, Reutwurm, Reitkrebs, Ackerweibel. Im Franzöſiſchen heißt es allgemein la courdilière, auch Taupe-Grillon, in der Normandie Taupette (Maulwürfchen), in anderen Gegenden Taist (provinziell für Taisson, Dachs), die Holländer nennen es veenmol, die Engländer entweder, wie wir nach ſeiner Geſtalt, earth-crab oder nach den Tönen, welche es im männlichen Geſchlecht von ſich gibt: churr-worm, jarr-worm. eve-churr und croakes.

Eine Schönheit iſt unſer verſteckt, nächtlich und mehr unterirdiſch ſein Daſein genießendes Inſekt nicht, aber das ſind die wenigſten unter ähnlichen Umſtänden lebenden Tiere, wie Ohrwürmer, Schaben, Tauſendfüße und die meiſten Spinnen. Zu was auch Schönheit, die doch nicht recht zur Geltung kommen und von keinem Mitgeſchöpf gewürdigt werden könnte. Nur die praktiſche Seite ſpricht ſich in der Organiſation und im Äußeren aus, wie etwa bei unſern Maſchinen, zahlreichen


ROBERT ASSMUS

Abſchied von Säkkingen. Nach dem Gemälde von Robert Aßmus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Bahnhofsgebäuden, Schleuſenräumern, Schornſteinkehrern ꝛc. Ja, die Werre iſt nicht nur nicht ſchön, ſie iſt ſogar ein Scheuſal oder, wie Johann Auguſt Ephraim Goeze, der alte treffliche Hofdiakonus zu Quedlinburg ſie nennt, eins der ſonderbarſten und häßlichſten Tiere ſeines Geſchlechts. Als Welſch, ein namhafter Arzt und Naturforſcher des XVII. Jahrhunderts, zum erſtenmal eine Maulwurfsgrille zu Geſicht bekam, konnte er ſich anfangs nicht entſchließen, ſie zu zergliedern, ſo unheimlich kam ihm die Beſtie vor, bis ihm der Landmann, welcher ſie ihm überbracht hatte, verſicherte, ſie ſei ganz harmlos, bei ihm daheim ſpielten die Kinder damit. Nicht überall indeſſen genießt das Inſekt ein ſolches Vertrauen beim Volke, vieler Orten gilt, freilich ungerechtfertigterweiſe, ſein Biß für giftig, ebenſo ungerechtfertigt iſt die Behauptung, daß Schweine, übrigens ſeine größten Feinde, unmittelbar nach ſeinem Genuſſe ſtürben, nicht bloß nicht, weil es ungiftig iſt, ſondern weil es auch nicht, wie Goeze meint, den Magen und die Gedärme der edeln Rüſſeltiere zerkratzt. Betrachten wir uns nun einmal den Bau dieſes ſeltſamen Geſellen etwas näher.

Er iſt von anſehnlicher Geſtalt, ja eines der größten einheimiſchen Inſekten, denn ſeine Länge beträgt 48 Millimeter, bald etwas mehr, bald etwas weniger. Bei dem erſten Anblick und beſonders aus einiger Entfernung weiß man gar nicht recht, was vorn und hinten an dem Burſchen iſt, denn ſeine plumpe Taille, d. h. die Stelle, wo Hinterleib und Bruſtſtück aneinander ſtoßen, liegt nur wenig vor der Körpermitte, und wenn der Kopf zwei fadenförmige, nicht ſehr lange Fühler trägt, ſo befinden ſich am Hinterende zwei ähnliche, pfriemenförmige Anhänge, die ſogenannten Raife, welche bei vielen Inſekten in mancherlei Umgeſtaltungen und mannigfach funktionierend vorkommen und ein altertümlicher Charakter ſind. Unſer Zweifel, wo an dem Tier Kopf und Schwanz ſeien, wird noch größer, wenn es etwa vor dem Eingangsloche ſeiner Erdhöhle ſitzt, denn wenn es uns gewahr wird, ſo verſteht es, wie ein Krebs, ausgezeichnet rückwärts zu laufen, und verfehlt, auch ohne Umſehen, ſeine Hausthür nie. Seine Freßwerkzeuge ſind recht anſehnlich, daher iſt ſein Kopf groß, denn jene bedürfen einer ſtarken Muskulatur, welche ihrerſeits in dieſem Platz finden muß. Seine Augen, es hat deren zwei Paar, ein Paar zuſammengeſetzter und dazwiſchen ein Paar kleinerer einfacher, ſind nicht groß, aber glänzend, und verleihen der Phyſiognomie der Werre einen entſchieden geſcheiten Ausdruck; Ratzeburg ſagt auch von ihr, ſie ſei klug, überlegend und aufmerkſam und man könne durchaus nicht ſagen, daß hier in einem ſchwerfälligen Leib auch eine träge Seele wohne. Sehr auffallend iſt das große, hochgewölbte Bruſtſchild, das aus denſelben Gründen eine ſo gewaltige Entwickelung zeigt wie der Kopf. Man ſchaue ſich nur einmal das vordere Beinpaar an und höre, was das Tier damit vermag, ſo wird man es begreiflich finden, daß dazu eine ſehr umfangreiche Muskulatur von nöten iſt, welche, wie immer bei den Gliedertieren, im Gegenſatz zu den Wirbeltieren ihren Platz im Innern des Skeletts und zwar in dieſem Falle des Bruſtkaſtens hat.

Die Beine der ausgebildeten Inſekten beſtehen normalerweiſe (es gibt einige Ausnahmen) aus fünf Abſchnitten: einem kugeligen Hüftſtück, das in einer entſprechend geſtalteten Pfanne des Körpers ſpielt, einem kurzen Schenkelring, einem Schenkel, einem Schienbein und einem Fuß, der ſeinerſeits wieder aus einer, nach den Arten verſchiedenen Anzahl von in einer Reihe hintereinander gelegenen Gliedern beſteht. Die Hüftſtücke ſowie die Schenkelringe des erſten Beinpaares ſind bei der Maulwurfsgrille, wie immer, nur kurz, die übrigen Beinteile zeigen aber eine auffallende Geſtaltung und erinnern in ihrer Geſamtheit lebhaft an die vorderen Beine des Maulwurfs. Die Schenkel ſind kurz und breit, an ſie ſchließen ſich in breitem Quergelenk die gleichfalls kurzen und breiten Schienen an, welche am Außenrand mit vier ſtarken Zähnen beſetzt ſind, ſchräg nach außen gewendet ſtehen, aber nach innen zu gegen die Schenkel eingeſchlagen werden können. Die kurzen Füße ſind dreigliedrig. Auf dieſe Art kommt ein ausgezeichneter Grabapparat zu ſtande, welchen die Werre meiſterhaft zu benutzen verſteht, freilich kommt es dabei auf den Boden an. In gewöhnliche Gartenerde bohrt ſie ſich mit ihrem Kopf ein, wirft mit ihren Schaufeln in raſcher Reihenfolge die loſen Krümchen nach außen und hinten und iſt nach wenigen Minuten verſchwunden. Auf Lehmboden freilich kommt ſie mit ihrer Arbeit nicht recht vom Fleck, der iſt zu homogen und ſetzt ihr zu großen Widerſtand entgegen. Von der fabelhaften Kraft dieſes Tieres (Inſekten ſind überhaupt die muskelſtärkſten Tiere) kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß es, obgleich doch nur klein, einen drei Pfund ſchweren Gegenſtand auf einer ebenen Fläche fortſchieben kann. Nimmt man ein lebendes Individuum in die geſchloſſene Hand, — man thut gut, Handſchuh dabei anzuziehen, denn die Werre beißt kräftig und hat auch noch die übele Angewohnheit, in der Angſt und Aufregung den Angreifer zu beſudeln — ſo wird man fühlen, wie kräftig es zu ſtemmen weiß, ſo daß man wirklich Kraft anwenden muß, es feſtzuhalten. Die Hinterbeine der Maulwurfsgrille ſind zwar verlängert, ſie ſoll auch ſpringen, viel wird ſie indes in dieſer Beziehung nicht leiſten, und ich habe es niemals von ihr geſehen. Auch ihr Laufen iſt bei dem plumpen Körper nicht weither, es iſt mehr ein Rutſchen. Dafür verſteht ſie gut zu ſchwimmen, indem ſie ihre Vorderfüße als Ruder benutzt.

Die Werre beſitzt zwei paar Flügel. Die vorderen oder Flügeldecken ſind kurz, dreieckig mit abgerundeter Spitze, die hinteren ſind im ausgebreiteten Zuſtande das einzig Schöne an dem Tiere, ſie ſind groß, von der Geſtalt eines Viertelkreiſes, ſehr zart und dabei fein gegittert — es iſt, als ob die poetiſche Bewegungsart des Fluges alles, was ſie ſich dienſtbar macht, idealiſieren müßte! Am Vorderrande ſind die Hinterflügel etwas verſtärkt, wie bei den meiſten Inſekten, und nicht weit hinter ihm, und mit ihm aus einer Wurzel kommend, aber nach hinten divergierend, verläuft eine zweite derartige Verſtärkung. Dieſe Flügel werden, wenn der Flug aufhört, von innen nach außen fächerartig zuſammengefaltet und nach hinten geklappt und liegen dann wie ein paar gekreuzter krummer Säbel oben auf dem Hinterleib, mit ihren Spitzen über das Körperende hervorragend.

Freilich, der Flug unſers Tieres iſt unregelmäßig, und es macht ſelten, wohl nur durch die Liebe verlockt, von ihm Gebrauch; in fallenden und ſteigenden Kurven bewegt es ſich in der Dämmerung, wohl auch nachts 5 bis 6 Fuß über dem Boden. Japaniſche und weſtindiſche Arten fliegen des Abends nach dem Licht, was unſere nicht zu thun ſcheinen, wenigſtens habe ich nie davon geleſen oder gehört.

Die Farbe des Körpers iſt trübſchwarzbraun, auf dem Halsſchild, den Flügeldecken und den Gliedmaßen heller, außerdem iſt das ganze Tier fein ſamtartig braungelb behaart.

Die Verdauungsorgane ſind ſehr ſtark entwickelt, mit einem Kropf und einem ſehr kräftigen Muskelmagen, der innen ſechs dreifache feilenartige Reihen von ſchildkrotharten Hornzähnen hat. Jede dieſer Feilen beſteht aus 15 einzelnen Zähnchen, ſo daß die ganze innere Armatur des Magens aus 270 derartigen Gebilden zuſammengeſetzt iſt. Der Magen iſt ein gewaltiger Kauapparat, und was die Kiefer nicht zerkleinerten, wird hier noch einmal gehörig durchgeſchrotet.

Der Entwickelung ihrer Verdauungsorgane entſpricht der Appetit der Maulwurfsgrillen, aber die Anſichten über ihre Nahrungsmittel weichen ſehr auseinander, wenn man auch über ihre Schädlichkeit einig iſt.

Die älteren Naturforſcher hielten ſie für unbedingte Pflanzenfreſſer, und manche neuere ſchließen ſich ihnen an. Andere ſehen in ihnen Fleiſchfreſſer, die dritten endlich, und die werden wohl recht haben, behaupten, ſie genöſſen ſowohl pflanzliche als tieriſche Koſt, wie das eine ganze Reihe von Inſekten, echte Heuſchrecken, Käfer und andere thun. Ich beobachtete einſt einen Laufkäfer der größeren Form (Carabus catenulatus), alſo einen ausgeſprochenen Räuber, der mit vielem Behagen Heidelbeeren ſchmauſte.

Hören wir einmal, was verſchiedene Forſcher über den Küchenzettel der Werre ſagen. Nach der Meinung des berühmten Latreille und der von Lefebvre zerſtört ſie freilich die Pflanzenwurzeln, aber nicht, um ſie zu freſſen, ſondern weil ſie ihr beim Anlegen ihrer unterirdiſchen Wohnung im Wege ſind; ihre Nahrung bilden Regenwürmer und Inſektenlarven. Turpie hält die Tiere für Pflanzenfreſſer, welche nur in der Not andere Tiere verzehren. Kidd, ein ſchottiſcher Anatom, fütterte die von ihm gefangen gehaltenen mit Vegetabilien, Kartoffeln fraßen ſie gern, am liebſten aber rohes Fleiſch. Gould ernährte ſeine Gefangenen mehrere Monate lang mit Ameiſen und der Holländer Claas Mulder die ſeinigen mit junger Gerſte. Nach Landois ſchaden die Maulwurfsgrillen äußerſt empfindlich und wählen vorzugsweiſe Pflanzenſtoffe zu ihrer Nahrung, wenn ſie auch Regenwürmer u. dgl. nicht verſchmähen, welcher Anſicht auch Ratzeburg iſt, ebenſo Kühne, der ſie als arge Feinde der Zuckerrüben ſchildert. Kirſchbaum hielt ſie nur mit animaliſcher Koſt, pflanzliche rührten ſie nicht an und gingen dabei zu Grunde. Kolazy verfütterte an eine innerhalb 7 Wochen 50 Stück großer Regenwürmer. Er ſäete Hanf in ihren Zwinger, aber ſie biß in Monatsfriſt bloß zwei Pflänzchen ab. Gerſtäcker meint, die Weibchen ſchnitten bei Anlage ihres Neſtes die Pflanzenwurzeln durch, damit die Gewächſe abſtürben und die zum Gedeihen ihrer Nachkommenſchaft nötige Sonnenwärme nicht abgehalten würde.

Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Koſt unſerer Inſekten mit dem Alter etwas verändert, wie das bei vielen Tieren der Fall iſt — daß ſie in der Jugend ausſchließlich vegetabiliſches Futter zu ſich nehmen, nach und nach animaliſches mit hinzuziehen und wenn ſie ausgewachſen ſind, beſonders die weiblichen Individuen, wegen der Produktion der zahlreichen Eier, faſt nur letzteres genießen.

Es iſt bekannt, daß ſie ſich gelegentlich gegenſeitig auffreſſen und nicht bloß in der Gefangenſchaft, wo es öfters ſeitens ſonſt friedfertiger Tiere geſchieht. Die männlichen Werren ſind ſehr händelſüchtig und geraten häufig — auch darin gleichen ſie den Maulwürfen — ihrer Liebchen halber miteinander in blutige Duelle, welche in der Regel ſo lange dauern, bis einer der Duellanten kampfunfähig wird, worauf ihn, ganz wie bei den menſchlichen Kannibalen, ſein Beſieger, einen Triumph und eine gute Mahlzeit vereinigend, ohne viel Federleſens verſpeiſt. Nicht glaublich kann ich's finden, daß auch die Mutter bei dieſem Inſekte ihre eignen Kinder freſſe — daß die Väter das bei vielen Tieren, auf Chronos ſich berufend, thun, iſt eine bekannte Geſchichte, daß aber Mütter unter natürlichen Verhältniſſen (nicht in der Gefangenſchaft und unter Domeſtikation!) ſich ſo fürchterlich vergäßen, ſcheint mir der Logik der Weltordnung, die im elenden Leben der verachteten Grille ſo gut und ebenſo großartig wie in dem Laufe der Geſtirne zum Ausdrucke kommt, zu widerſprechen. Es widerſtreitet jene Behauptung auch allem, was wir gerade von der Werre und der Bethätigung ihrer mütterlichen Liebe ſonſt wiſſen.

Eine grauſige Geſchichte von dem Kannibalismus in der Potenz, gegen den es in Ugolinos Hungerturm noch gemütlich zugeht, erzählt uns der ausgezeichnete Forſtmann Nördlinger. Beim Umgraben im Garten war eine Maulwurfsgrille mit an das Tageslicht befördert, durch einen Spatenſtich halbiert und, wie man glauben mußte, getötet worden. Wie groß war das Entſetzen unſers Gewährsmannes, als er nach Verlauf einer Viertelſtunde zufällig nach der vermeintlichen Leiche hinblickte und ſah, wie das vordere Ende beſchäftigt war, behaglich vom hinteren zu ſchmauſen!

Über die bedeutende Schädlichkeit der Erdkrebſe kann kein Zweifel ſein, ob ſie nun daher rührt, daß ſie in der Jugend die Pflanzenwurzeln wirklich freſſen oder im Alter ſie bloß abbeißen. Auch in anderen Erdteilen haben ſich Gattungsgenoſſen unliebſam bemerklich gemacht, ſo auf der weſtindiſchen Inſel St. Vincent. Hier waren ſie immer ſchon beobachtet worden, aber nach dem großen Orkan von 1831 traten ſie in gewaltiger Menge auf, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, wie man damals ſchon vermutete, daß durch dieſe Kataſtrophe irgend etwas, ein Tier etwa, welches ihrer zu ſtarken Vermehrung bisher Schranken geſetzt hatte, vernichtet oder weſentlich decimiert worden war. Zuerſt zerſtörten die Werren alles Weideland der Inſel faſt vollkommen, dann griffen ſie auch zu größerem Schaden das Zuckerrohr an, fraßen die jungen Schößlinge unmittelbar unter der Erde ab und bohrten ſich auch in die Schäfte der erwachſenen Pflanzen ein.

Es iſt natürlich, daß der Menſch immer beſtrebt war, ſich auch dieſen Feind ſeiner Gärten, Wieſen und Felder vom Leibe zu halten, und er iſt dabei auf verſchiedenartige wirkſame und unwirkſame Mittel verfallen. Zu Röſels Zeit wendeten die Bauern Ottern an, welche ſie in Stücke ſchnitten und dieſe auf die Felder vergruben, oder ſie verbrannten ſie zu Aſche, welche ſie zu einer beſtimmten Stunde und unter Herſagen gewiſſer Formeln auf die Felder ſtreuten. Im Jahre 1765 befreite ein Lothringer, Auguſtin Pilland, mittelſt eines Geheimmittels die Küchengärten Ludwig XV, des vielgeliebten, von den maſſenhaft auftretenden Maulwurfsgrillen. Der König kaufte ihm zum Wohle ſeiner Unterthanen das Mittel ab und gab es öffentlich bekannt. Es beſtand darin, daß man in die Löcher der erwachſenen Tiere Waſſer goß und auf dieſes dann eine Schicht Öl. Das Waſſer veranlaßte die Werren nach oben zu ſteigen, ſie mußten ſchließlich die Ölſchicht paſſieren, und das Öl überzog dabei ihren Körper, alſo auch ihre Atmungsöffnungen, ſo daß ſie erſticken mußten. Taſchenberg rät im Frühjahr folgendermaßen zu verfahren: man gießt Waſſer in die Löcher, dann einen halben Theelöffel einer aus zwei Teilen Steinkohlenteer und einem Teil Terpentinöl beſtehenden Miſchung, dann wieder etwas Waſſer. Auch Seifenlauge, in ihre Gänge geſchüttet, vertreibt ſie, ferner fängt man ſie in gutglaſierten glattwandigen Töpfen, welche man da vergräbt, wo ſie ihre Wechſel haben.

Alles das iſt aber umſtändlich, denn es muß ſehr viel Mühe, Zeit und Geld auf einzelne Individuen verwandt werden. Mir ſcheint ein von Röſel empfohlenes Mittel beſonders zweckentſprechend. Im Herbſt ſind die Jungen noch in der Nähe des Neſtes beiſammen, und die Stelle, wo ſich dieſes befindet, verrät ſich durch das gelb abgeſtorbene Gras oberhalb derſelben. Dieſe Flecke ſucht man auf und gießt auf ſie wiederholt eine gehörige Quantität ſiedenden Waſſers.

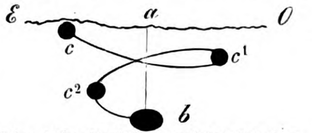
Es würde noch erübrigen, über das Familienleben der Maulwurfsgrille einige Worte zu ſagen.

Die Geſchlechter unterſcheiden ſich wenig, die Männchen ſollen etwas ſeltener ſein als die Weibchen, ſind etwas ſchlanker und haben mitten auf der hornigen braunen Flügeldecke größere Zellen, welche von Chitinadern umgeben ſind. Gegen dieſe Adern auf der Oberſeite der einen Flügeldecke wird die Unterſeite der anderen abwechſelnd gerieben, hierdurch wird ein nicht ſehr lautes, kontinuierliches ſchnarrendes Geräuſch erzeugt, das man mit fernem Froſchgequak (Kidd), beſſer (Weſtwood) mit dem Schnurren der männlichen Nachtſchwalbe verglichen hat. Auf die Art werden die Weibchen, welche ſtumm ſind, angelockt, denn ihr Gehör iſt ausgezeichnet, wahrſcheinlich ſogar viel beſſer als unſeres.

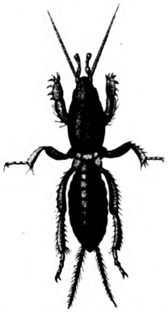
Die Weibchen, welche ſich Mutter fühlen, legen nun ein kunſtreiches Neſt an. Zunächſt graben ſie einen etwa 20 Centimeter langen Gang, der aber nicht gerade, ſondern ſpiralig mit anderthalb Umgängen in ſich ſelbſt aufgerollt iſt. Er verläuft anfangs ſehr nahe der Erdoberfläche, ſenkt ſich aber immer mehr, bis er in einer Tiefe von etwa 7—8 Centimetern in eine geräumige, etwa walnußgroße Höhlung endet, während er ſonſt eben weit genug iſt, daß das Weibchen in ihm bequem hin und her ſchlüpfen kann. Seine Wandungen, und beſonders die der Erdkammern, ſind geglättet und durch Speichel gewiſſermaßen cementiert. In dieſe Erdkammern werden während des Sommers 200—300 ovale, etwa hirſekorngroße gelbliche Eier gelegt, welche nicht den ganzen Raum einnehmen, ſondern hier noch ſo viel Platz übrig laſſen, daß das Weibchen unbehindert herein und heraus kann. Dieſes hält ſich nun immer in der Nähe der Eierkammer auf, oft in einem beſonderen, ſenkrecht verlaufenden Gange, und bewacht ſeine Nachkommenſchaft.

Nach vierzehn Tagen bis drei Wochen ſchlüpfen die Jungen aus, welche anfänglich weiß ſind, dann braun werden und wie Ameiſen ausſehen.

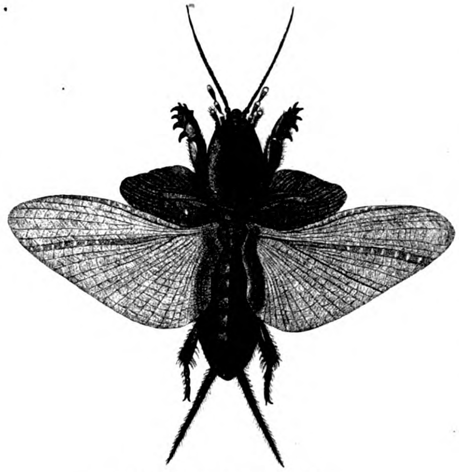
Die Nachrichten über die weitere Entwickelung gehen nun etwas auseinander, doch ſcheint mir das, was Röſel von Roſenhof, mein als Naturforſcher und Maler ſo bedeutender thüringer Landsmann, darüber ſagt, noch immer das beſte zu ſein. Nach dieſem großen Beobachter und Darſteller der niederen Tierwelt häuten ſich die jungen Larven zum erſtenmal vier Wochen nach dem Ausſchlüpfen, bleiben bis zur zweiten Häutung, die ſie in einer Größe von etwa 5 bis 6 Millim. beſtehen, beiſammen und verraten ihre Anweſenheit auf Wieſen eben durch jene Stellen verwelkten Graſes. Nun gehen ſie langſam auseinander, häuten ſich zum drittenmal, überwintern dann, um im nächſten Frühling zum vierten und im Vorſommer zum fünften und letztenmal die Haut abzuſtreifen. Jetzt ſind ſie ausgewachſen und zur Fortpflanzung tüchtig. Nicht immer verläuft die Entwickelung ſo programmmäßig, es ſcheint dabei viel von der Länge und der Temperatur des Winters abzuhängen. Iſt derſelbe beſonders mild, ſo fallen die Tiere nicht in Erſtarrung, ſondern freſſen weiter und wachſen, und ihre vierte und fünfte Häutung treten früher als nach einem ſtrengen Winter ein.



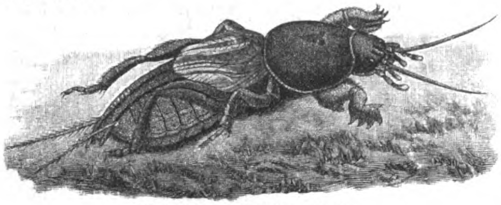
Schematiſcher Durchſchnitt durch das Neſt E—O Erdoberfläche von a—b (Eierkammer) 10 cm Entf., c, c^1, c^2 drei Durchſchnitte des ſpiraligen Ganges.



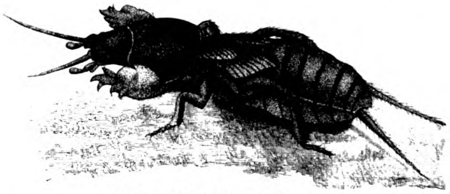
Larve nach der dritten Häutung.



Ausgebildetes Männchen, ausgeſpannt.



Ausgebildetes Weibchen, ruhend.



Larve nach der vierten Häutung.

Gemeine Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris).

Unſere Werre findet ſich in dem größten Teile von Europa, einſchließlich England, nördlich geht ſie bis Schonen hinauf. Sie iſt indeſſen durchaus nicht gleichmäßig in dem Gebiete verbreitet, höhere Gebirge vermeidet ſie, ebenſo Sumpfgegenden und zu ſchweren Boden, daher iſt ſie auf Keuper und Muſchelkalk meiſt ſelten. Die Exiſtenzbedingungen im nördlichen Deutſchland ſagen ihr im allgemeinen weit mehr zu als im ſüdlichen. Das Geſchlecht der Werren iſt weit verbreitet, was für ſein hohes Alter und ſeine Anpaſſungsfähigkeit ſpricht: man kennt Vertreter aus Europa, Sibirien, Japan, China, Java, Guinea, Nord- und Südamerika und Neuholland. — Konnten wir unſere kleine Betrachtung, vom Volksglauben ausgehend, beginnen, ſo können wir ſie damit auch ſchließen, denn faſt auf und um alles in der Natur, was einigermaßen auffällig beſchaffen iſt, hat das Volk das Moos und die Ranken ſeines Aberglaubens, ſeiner Lebensweisheit und ſeiner Poeſie zu pflanzen gewußt. Auch die Maulwurfsgrille ging nicht leer aus.

Da glaubte der gemeine Mann ſonſt, und vielleicht thut er es noch hie und da, wer den vorderen Teil einer Werre, ihren Kopf und Bruſtſchild bei ſich trage, ſei vor Fieberanfällen ſicher. In manchen Gegenden prophezeien die Landleute, wenn die Erdkrebſe viel ihre ſchreiende Muſik hören laſſen, ein gutes, fruchtbares Jahr und, damit das Dämoniſche, mit dem wir begonnen, auch zum Schluſſe nicht fehlt, iſt man in England ſtellenweiſe auf dem Lande der Anſicht, die fliegenden Werren wären die Urſachen des „Will o' the wisp“ der ſpukhaften Irrlichter.

Eine Scholle Land.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

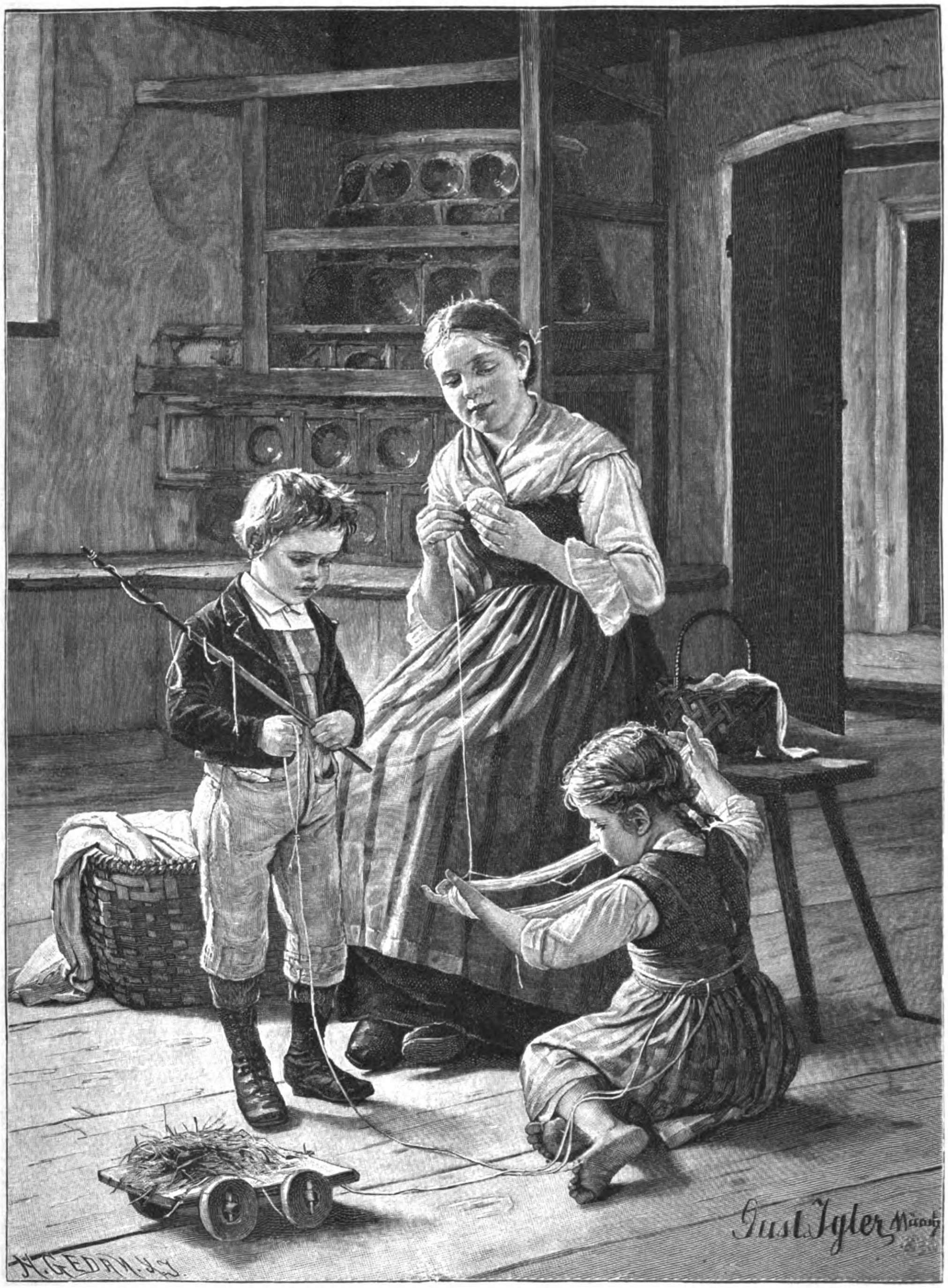
Inzwiſchen hatte ich Muße, mich genauer umzuſehen. Die Pfarrſtube war nicht ganz ohne Zierat; über dem Kanapee hing ein Bild, über dem Schreibtiſch ein zweites. Das erſtere ſtellte die Sintflut dar, das zweite Chriſtus mit Petrus auf dem Meer.

Beziehungen auf die See — natürlich! Es konnte ja nichts gedacht und gethan werden ohne das Meer, und hier mochte wohl noch ein tieferer Sinn zu Grunde liegen.

Da kam der Paſtor zurück. Er trug einen Theetopf und einen Teller mit Butterbrot in ſeinen Händen, die lange Pfeife hielt er dabei immer zwiſchen den Zähnen. Als er mich vor dem zuletzt erwähnten Bilde ſtehen ſah, ſtellte er das Abendbrot aus der Hand und nahm die Pfeife aus dem Munde.

Wir ſahen uns einen Augenblick forſchend an, und ich merkte wohl, daß Görner nur ungern eine taſtende Bemerkung unterdrückte, darum kam ich ihm zur Hilfe und ſagte leichthin: „Ein vortreffliches Bild.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Geduldsprobe. Nach dem Gemälde von Guſtav Igler.

„Ja, ein gutes Bild,“ entgegnete er finſter.

„Und ein troſtreiches,“ fuhr ich ernſter fort.

Da hellte ſich ſein Geſicht auf.

„Kennen Sie auch die Hand über der Tiefe? Ich glaubte, Sie wollten nur die Kunſt des Malers loben.“

Er ſah noch einmal auf das Bild, und es lag durchaus keine Schwärmerei in ſeinen Augen, auch brach er das Geſpräch ſofort ab und lud mich ein, am Theetiſch Platz zu nehmen.

Es war das einfachſte Mahl, welches ich wohl jemals in meinem Leben unter einem gaſtlichen Dache zu mir genommen habe, und dennoch ein reichliches, denn der Hausherr bot alles, was er beſaß. Thee, Schwarzbrot und Schafkäſe, das war alles.

„Andere Speiſen kennen wir kaum,“ ſagte Paſtor Görner entſchuldigend. „Unſere Schafe ſind zu koſtbar zum Schlachten, und vom Feſtlande kommt ſelten Fleiſch herüber.“

„Aber mit Fiſchen ſind Sie doch geſegnet,“ warf ich ein.

„Auch das nicht, Herr Doktor. Die Fiſche meiden das Wattenmeer, wir fangen faſt nur Rochen. Ja, man muß hier auf manches verzichten, was Ihnen unentbehrlich erſcheint, aber die Gewohnheit iſt eine meiſterhafte Erzieherin.“

„Und die Not,“ entgegnete ich.

Paſtor Görner lächelte ein wenig. „Die Not? Freilich, lieber Herr, wie man das nehmen will. Drüben liegt das Feſtland, und Böte haben wir auch. Wer hinderte uns, hinüberzufahren und dieſe Scholle Land dem Schickſal zu überlaſſen, welchem ſie dereinſt doch anheimfallen muß? Wo Brot iſt für ſo viele, da würde ſich wohl auch für unſer Häuflein ein Stück finden, und Faulenzer ſind nicht unter uns.“

„Ja, warum thun Sie es nicht?“ fragte ich nun auch meinerſeits. „Ich rede nicht von den Eingebornen, deren Erbteil iſt das Heimweh, und ſie würden es mit ſich nehmen bis an die Wiege des Paradieſes, aber was bannt Ihren Fuß, Herr Paſtor, auf dieſes Salas y Gomez?“

Mir war bei den letzten Worten unwillkürlich die Bemerkung des Biſchofs eingefallen. „Wenn es nicht anders angeht, ſo müſſen wir ihn verſetzen,“ hatte er geſagt, und mein Gutachten ſollte den Ausſchlag geben. Freilich, in dem Sinne des alten Herrn war das undenkbar, dieſer Mann mit den ruhigen grauen Augen war ſo klaren Geiſtes, wie ich ſelbſt zu ſein hoffte, aber vielleicht war es möglich, ihm in anderer Weiſe Erlöſung zu bringen aus ſeiner Verbannung.

Es mußte ja eine Erlöſung ſein.

Görner antwortete nicht geradezu auf meine Frage.

Er ſtellte den leeren Brotteller beiſeite, füllte nochmals den geräumigen Theetopf und fragte: „Rauchen Sie, Herr Doktor?“

Ich bejahte.

„Cigarren beſitze ich nicht, aber hier iſt eine ganz neue Pfeife. Wenn Sie damit vorlieb nehmen wollen?“

„Herzlich gerne; ich finde das viel gemütlicher.“

„Gewiß. Greifen Sie nur dreiſt zu, Tabak habe ich genug. Er iſt mein einziges Genußmittel und darf mir nicht ausgehen. Einmal war es dennoch geſchehen, juſt um Weihnachten, und ich konnte keinen neuen beſchaffen. Das war ſchrecklich!“

Die letzte bezeichnende Bemerkung tröſtete mich ordentlich; ſo hatte dieſer Mann wenigſtens ein rein menſchliches Bedürfnis, er war nicht gänzlich abgeſtorben für den Genuß.

Die Pfeifen brannten, die Fenſter wurden verhängt und die kleine Studierlampe angezündet — es begann recht gemütlich zu werden in der niedrigen Pfarrſtube.

Görner hatte mich in die Sofaecke genötigt und ging rauchend auf und ab, er ſchien nicht das rechte Wort finden zu können.

Plötzlich blieb er vor mir ſtehen und ſagte faſt rauh: „Sie fragten, was meinen Fuß auf dieſes Salas y Gomez banne. Wer gibt Ihnen das Recht zu dieſer Frage?“

Das kam ſo plötzlich und unvermittelt, ſo gänzlich unerwartet, daß ich erſchrocken aufblickte. Hauſten unter dieſem ſcheinbar ſo friedlichen Gebälk dennoch Dämone, die, plötzlich wachgerufen, ihr Haupt erhoben? Ich wollte Görner in die Augen ſehen, dann wiſſen wir Ärzte in ſolchen Fällen raſch Beſcheid, aber er hatte ſich ebenſo jählings abgewandt und ſtand vor dem Schreibtiſch. Er ſah zu dem Bilde „Chriſtus auf dem Meere“ empor und ſagte leiſe: „Halte du mich an deiner rechten Hand —“

Ein kurzer Windſtoß heulte draußen auf und rüttelte an den Scheiben der Fenſter; und der Paſtor wandte ſein Geſicht wieder in den Schein der Lampe. Alles Finſtere war aus demſelben verſchwunden, ein unſäglich weicher, liebenswürdiger Zug verſchönte die feſten Linien.

„So ſind wir Menſchen,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „aufbrauſend, wie die Windsbraut da draußen, und dann wieder ſtille. Oder nein, ſo iſt mein Herz, ſollte ich ſagen. Aber Sie können nicht wiſſen, was mich ſoeben bewegte. Ich will es Ihnen erzählen. Zeit genug haben wir dazu, Sie bleiben ja doch dieſe Nacht mein Gaſt. Nein, nein, das dürfen Sie mir nicht abſchlagen, es ginge auch gar nicht anders, und Raum habe ich genug.“

Er öffnete bei dieſen Worten die Thür eines Nebenzimmers und leuchtete hinein. „Meine Haushälterin hat ihre Kammer neben dem Stall, und mein Bett ſteht dahinten im Alkoven; dies hier iſt die eigentliche Wohnſtube.“

Ich betrat den bezeichneten Raum und blickte mich um; er war etwas größer als die Studierſtube und ebenſo einfach eingerichtet, aber es fehlten nicht ganz einige kleine Bequemlichkeiten, wie ſie den Frauen lieb ſind.

„Und das iſt die ganze Pfarre?“ fragte ich unwillkürlich.

Görner ſah mich erſtaunt an und ſtellte die Lampe auf den Tiſch. „Iſt das nicht genug, Herr Doktor? Für mich einſamen Mann genügte ja das Studierzimmer vollkommen, aber freilich, das Pfarrhaus wurde für eine Familie gebaut.“

Er zupfte nachdenklich und faſt verlegen an einer gehäkelten Decke, die auf dem Tiſche der Wohnſtube lag, und ſtrich ſie mit den Händen glatt.

„Sie dürfen es mit der Ordnung nicht ſo genau nehmen, außer mir betritt nur ſelten jemand dieſen Raum. Dahinten in dem Wandbett ſollen Sie ſchlafen.“

Wir waren wieder in das Arbeitszimmer des Geiſtlichen zurückgekehrt; er ſchob den Fenſtervorhang beiſeite und ſah hinaus auf das Meer.

„Es weht,“ ſagte er dann, „das paßt ſich gut. Was ich Ihnen erzählen will, das iſt auch von dem Rauſchen des Sturmes zerriſſen. Nur in einem anderen Sinne. Ich leſe in Ihren Augen allerlei Fragen, und die ſollen beantwortet werden. Wenn ich zu Ende bin, dann werden Sie vielleicht wiſſen, warum ich Ihnen das alles erzähle, es hängt wohl auch mit dem Grunde Ihres Kommens zuſammen.“

Er ſetzte ſich neben mich auf das Kanapee, und den Rauch ſeiner Pfeife in langen Zügen vor ſich hinblaſend, begann er zu erzählen.

„Ich bin in Bingen am Rhein geboren und auch dort aufgewachſen. Sie kennen wahrſcheinlich die Gegend; es gibt ja kaum einen gebildeten Deutſchen, der nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben jenen wunderſamen Gau beſucht hätte. Und ich hatte ihn täglich vor Augen, täglich ſah ich die Schiffe vorüberziehen mit den tauſend Fremden aus aller Herren Länder, und täglich hörte ich fröhliche Stimmen heraufjubeln zur Rochuskapelle. Ich glaubte, daß es ſo ſein müſſe, und daß es nirgends anders ſein könnte — höchſtens vielleicht noch ſchöner. Und dieſer Gedanke verfolgte mich unabläſſig. Es iſt ja ſchließlich natürlich, daß man ſeinen Blick in die Ferne richtet, wenn die Fremde täglich am Auge vorbeizieht, auch der Anblick des Meeres ruft die Sehnſucht nach anderen Ufern wach. Meine Eltern hatten mich zum Geiſtlichen beſtimmt, und ich ſelbſt konnte mir kaum einen anderen Beruf denken, denn mein Vater war Pfarrer, und mein Großvater war es geweſen. Aber einen eigentlichen Trieb zum Prediger fühlte ich nicht in mir. Ja, lieber Herr, zum Predigen wohl, das war eine ganz andere Sache. Es iſt ja hübſch, ſich ſelber ſprechen zu hören, während die Übrigen ſchweigen. Aber was ſonſt mit dem Amte zuſammenhing, das einſame Leben, der Verzicht auf gebildeten Umgang, kurz, die ganze Einſchränkung eines Landgeiſtlichen — das gefiel mir nicht. Wir hegen wohl alle in den Jahren unſerer Entwickelung unklare Vorſtellungen vom Leben, aber in meinem Kopfe muß zu ſeiner Zeit, als ich die Hochſchule in Gießen bezog, eine ganz beſondere Verwirrung geherrſcht haben. Bei dem entſagungsreichſten Studium malte ich mir mein künftiges Leben ganz beſonders glänzend aus. Natürlich ſchien die akademiſche Laufbahn zur Erlangung dieſes Zieles vorzugsweiſe geeignet, ſonderlich im Hinblick auf etwaige wiſſenſchaftliche Reiſen. Und ich machte durchaus kein Geheimnis aus meinen Plänen, ſo daß ich bald unter meinen Studiengenoſſen ‚der Profeſſor‘ genannt wurde. Sie lächeln, Herr Doktor, vielleicht überkommt Sie die Erinnerung an Ihre eigne Univerſitätszeit. Freilich, dieſe im Grunde harmloſe Renommiſterei und Phantaſterei macht ſich überall breit, aber nicht jeden koſtet ſie gleiche Kämpfe.“

Paſtor Görner ſchwieg einen Augenblick und neigte den Kopf vorwärts, als lauſche er auf das Wehen des Windes.

„Das Waſſer kommt dieſe Nacht bis an die Werft heran,“ ſagte er dann, „das iſt ſelten mitten im Juli, wir denken kaum mehr an die Möglichkeit. Ich dachte auch nicht im Hochſommer meines Lebens daran, daß die Waſſer der Trübſal kommen könnten, und dennoch rauſchten ſie ſchon um meine Füße. Der Anfang war, daß mein Vater plötzlich ſtarb. Aber nein, vielleicht lag der Beginn ſchon einige Wochen früher, im Maimonat, als ich mich verlobte. Denken Sie nicht, lieber Herr Doktor, daß Sie da neben einem verlaſſenen Weiberfeinde ſitzen; Sie haben gewiß eine liebe Frau und herzige Kinderchen daheim — Gott erhalte Sie Ihnen. Aber ich will nur ganz ſchlicht erzählen, und dann mögen Sie ſelbſt urteilen. Alſo meine Verlobung und der Tod meines Vaters fielen ungefähr zuſammen. Das Mädchen war eine Jugendliebe, die erſte und die letzte. Eigentlich müßte ich ſie Ihnen beſchreiben.“

Görner legte ſeine Hand über die Augen und ſann nach.

„Nein, es geht nicht, ſie iſt nicht zu beſchreiben. Und ein Bild beſitze ich nicht von ihr. Helene war ein ſehr hübſches und lebensfrohes Mädchen, das muß Ihnen alles übrige erklären, ſoweit Sie es nicht aus eigner Anſchauung begreifen. Als mein Vater in ſeinen beſten Jahren ganz unerwartet ſtarb, da war es natürlich mit meinen hochfliegenden Plänen gründlich vorbei. Er hatte eine gute Einnahme gehabt, aber keinen Heller Vermögen hinterlaſſen, und die Notwendigkeit einer raſchen Verſorgung trat unerbittlich an mich heran. Ich machte mein theologiſches Examen und konnte nun wählen. Nämlich zwiſchen Verhungern und Tagelöhnern. Rechnen Sie mir die kleine Bitterkeit nicht an, Herr Doktor, aber die Theologen hatten damals in meinem engeren Vaterlande und wohl überall in Deutſchland wahrhaft jammervolle Ausſichten. Die Überfüllung war groß und die Gerechtigkeit bei der Beſetzung nicht immer gleichmäßig. Doch über dieſen Punkt will ich nicht ſtreiten, mir wenigſtens iſt mein Recht geworden. Meine Hoffnung und mein Mut ſanken immer mehr, und bald war ich ſo weit, daß jeder Ausweg mir recht ſchien, weniger vielleicht meinetwegen, als um meine Mutter zu entlaſten und meine Braut heimführen zu können. Da fiel mir eines Tages eine Zeitung aus Schleswig-Holſtein in die Hand. Ein Rheinreiſender mochte ſie zurückgelaſſen haben, genug, ſie flatterte vor meinen Füßen wie ein wertloſer Fetzen. Und auf dieſem Fetzen ſtand eine Beſchreibung der Hallig, auf welcher Sie und ich jetzt beiſammen ſitzen.“

Abermals erhob ſich der Paſtor und blickte aus dem Fenſter. Draußen ſchien der Mond, und das Meer war bewegt.

„Sie liegt vor Gott in ihrer Öde,
Wie eine nackte Bettlerfauſt,“

ſagte Görner leiſe.

„Nein, ſo wie ſie iſt, hat jener Zeitungsmann ſie nicht beſchrieben, nicht beſchreiben können. Das kann auch die Phantaſie keines Dichters, das muß man ſehen. Aber zwiſchen den Zeilen ſeiner Schilderung konnte ich doch leſen, oder hätte es wenigſtens können. Da ſtand, daß ſeit mehreren Jahren die Pfarrſtelle auf der Hallig unbeſetzt ſei und daß die Regierung keinen Bewerber auftreiben könne. Ja, den Grund hätte ein Kind einſehen können. Theologen gab es in Schleswig-Holſtein ſicherlich auch genug, aber es mußte eben zu öde auf jener Hallig ſein, die Kandidaten wollten lieber an Hunger ſterben, als an Einſamkeit. Dennoch ſetzte ich mich an demſelben Tage hin, ſchrieb mein Geſuch und ſchickte es ab.“

Es entſtand eine kleine Pauſe, und Görners Augen wandten ſich nach dem Bilde, welches über dem Kanapee hing. Plötzlich nahm er es herunter und legte ſeine Hand darauf.

„Sehen Sie, das iſt die Sündflut, oder wie die Gelehrten jetzt ſagen, die Sintflut. Ein ergreifendes Bild, nicht wahr? Aus dem wogenden Meere ragt die einſame Bergſpitze, und dorthin hat ſich ein Mann gerettet, der ein Weib auf ſeinen Armen trägt. Sein Weib, oder wenigſtens diejenige, welche er am meiſten auf Erden liebte. Ich darf ohne Lüge ſagen, daß dieſes Bild, welches ſchon damals über meinem Arbeitstiſche zu Bingen am Rhein hing, ein Symbol meines Lebens war. Um eines Weibes willen that ich den ſchweren Schritt. Ich weiß, Herr Doktor, daß die Welt es Aufopferung nennen würde, vielleicht heißen auch Sie es ſo, obwohl ich in Ihren Augen ein tieferes Verſtändnis leſe. Und dennoch lag im tiefſten Herzensgrunde eine unendliche Selbſtſucht verborgen. Ich wählte das idealſte aller Studien, nicht um Prediger zu ſein, ſondern um zu predigen, ich bewarb mich um ein Amt, nicht in der Abſicht, dieſen armen, der Geiſtlichen ſo bedürftigen Inſulanern ein Seelſorger zu ſein, ſondern, weil ich mir ein Heim und einen Herd gründen wollte. Gottes Hand hat mich in meiner Selbſtſucht hart geſtraft. Schon nach Verlauf weniger Wochen kam ein amtliches Schreiben an, welches meine Beſtallung enthielt; die Gemeinde hatte kein Wahlrecht, ſie wäre wohl auch niemals in die Lage gekommen, unter mehreren wählen zu können, darum beſetzte das Konſiſtorium. Und das hatte mit einer Haſt zugegriffen, die mich nicht ſtolz machen konnte, ſondern es überlief mich ein Fröſteln, als ich mein Verbannungsurteil in der Hand hielt. Helene wußte noch nichts von meinen Plänen; jedesmal, wenn ich den Mund öffnen wollte, legte ſich mir eine ſonderbare Laſt auf die Seele. An jenem Tage, wo ich Gewißheit hatte und nicht mehr zurücktreten konnte, ſtiegen wir zuſammen hinauf nach der Rochuskapelle. Es iſt wohl der ſchönſte Punkt am ganzen Rhein, vielleicht in ganz Deutſchland — dort wollte ich ihr alles enthüllen. Thor, der ich war! Die Geſchichte erzählt uns doch, daß Karl von Anjou den letzten Hohenſtaufen auf dem Marktplatz zu Neapel im Anblick aller Herrlichkeit Italiens hinrichten ließ, und das nennen wir mit Recht eine Verſchärfung der Grauſamkeit — der junge Held Konradin hat Thränen vergoſſen, und ich wollte von einem Weibe Heldenmut fordern! Neben der Rochuskapelle ſteht eine uralte Linde, dort ſaßen wir beiſammen und ſahen in die untergehende Sonne. Helene legte ihre Hand auf meinen Arm und ſagte: ‚Wie ſchön wird es ſein, Richard, wenn du an den Ufern unſers heimatlichen Stromes Pfarrer biſt. Dann wollen wir uns aus Weinlaub eine Laube herrichten und denken, wir lebten zuſammen allein im Paradies.‘

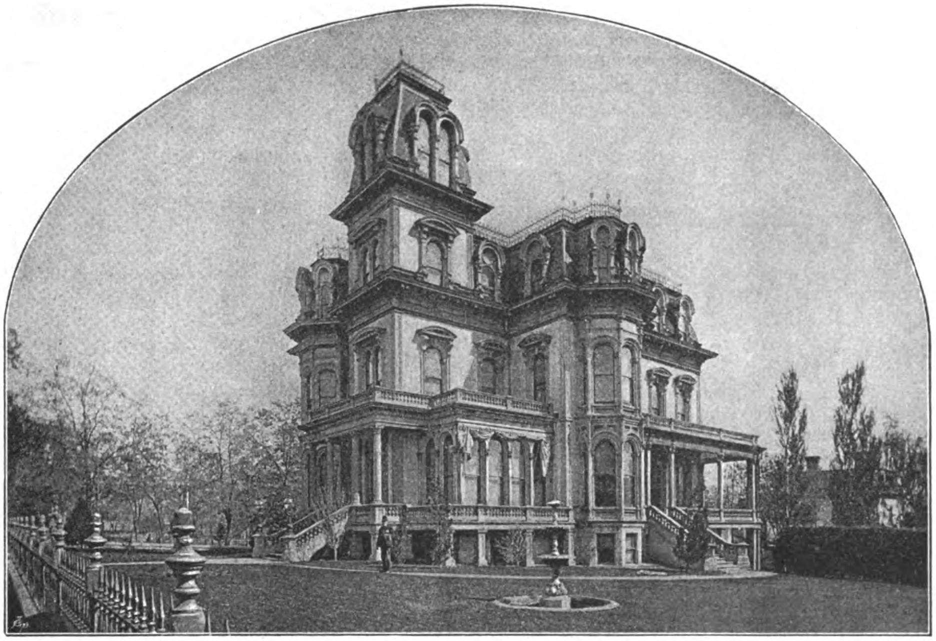
„‚Allein,‘ entgegnete ich. ‚So würde es dir nicht ſchwer werden, mein Liebling, mit mir in der Einſamkeit zu wohnen?‘“

Sie lächelte.

„Wo iſt am Rheine die Einſamkeit?“

„‚Es gibt eine Einſamkeit, Helene,‘ ſagte ich, ‚aber nicht hier.‘ Und dann legte ich meine Beſtallung in ihre Hände; ich konnte nicht ſprechen. Sie las und ſah mich mit verſtändnisloſen Augen an.“

„Eine Hallig? Was bedeutet das, Richard? Nicht wahr, das iſt eine bewaldete Landzunge am Meeresufer, und das Meer iſt noch ſchöner als der Rhein?“ (Fortſetzung folgt.)



Amalienpalaſt in der Salzſeeſtadt, Reſidenz des Mormonenpräſidenten Woodruf.

Bei den Mormonen in der Salzſeeſtadt.

Von Hermann Dalton.

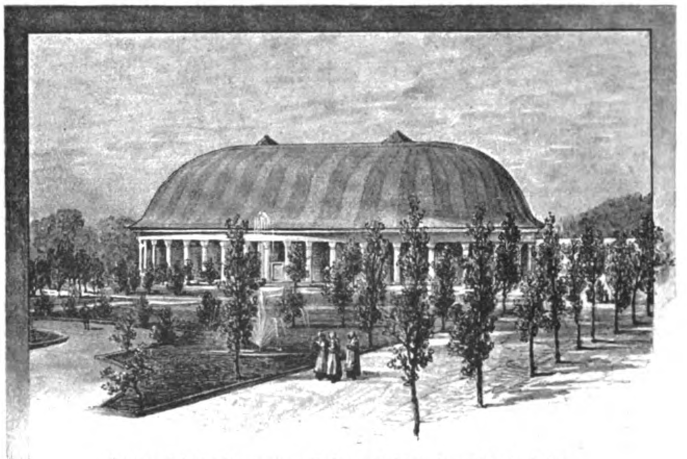
(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Freund und Feind müſſen den wunderbaren Wandel in dem weiten Utahgebiet der geſegneten Arbeit der Mormonen und ihres für ſolch ein Werk wie geſchaffenen Hauptes und Propheten Young dankbar buchen. Die geſchloſſene, feſtgefugte Einheit dieſes abſonderlichen „Kirchenſtaates“ — wenn der uns geläufige Ausdruck einen Augenblick geſtattet iſt —, dieſer ſtahlhart zuſammengeſchweißten „Staatskirche,“ unter einer Leitung, die ſich einen machtvolleren Einfluß zu wahren verſtand, als ſie der Papſt oder der ruſſiſche Kaiſer auf ihren Gebieten thatſächlich auszuüben im ſtande ſind, hielt alle „Gläubigen“ in zielbewußter Arbeit ſtramm feſt. Die Arbeit iſt dieſen Leuten ein heiliges Thun; ſie bildet einen großen Teil ihres Gottesdienſtes; der reiche, wohlverdiente Ertrag gewährt ihnen zugleich religiöſen Gewinn. Wird in ſolchem Geiſt getriebene Arbeit einheitlich, in klarem, nüchternem Sinne geleitet, dann kann auch ein ſtaunenswerter Erfolg nicht ausbleiben; ſelbſt die widerſtrebendſte Erde wird dem Menſchen unterthan. In dem unerbittlich geforderten, aber auch willig geleiſteten Zehnten aller Arbeit werden den Männern an der Spitze reichlich die Mittel zu Werken gemeinſamen Nutzens an die Hand gegeben, durch welche die unverdroſſene, in frommem Sinne getriebene Arbeitsleiſtung des Einzelnen, ihm ſelbſt zum Gewinn, ertragsfähiger wird. Gegenwärtig ſchätzt man dieſen Zehntenertrag auf mehr wie vier Millionen Mark, über welche Jahreseinnahme der oberſten prieſterlichen Leitung unumſchränkte Verfügung zuſteht. Nicht in Geld wird der Zehnte geleiſtet, ſondern in der Frucht des Ackers ſelbſt. Faſt ununterbrochen kommen die Fuhrwerke der Landleute zur Stadt, mit Feldfrucht oder Gemüſe, mit Eiern oder Vieh beladen, und liefern dieſe Naturabgabe in der „Haupt-Zehnten-Warenniederlage“ ab, ein weitläufig, zweckmäßig eingerichtetes Gehöfte mit wohlbeſetzten Vorratsräumen, für die Hausfrauen eine bequeme, ausgiebige Markthalle, die ihnen den Bedarf von Küche und Keller gut und auch nicht zu teuer liefert.

Mit feiner Witterung des modernen Handels hat Brigham Young dieſe Gemeinſchaft der Arbeit und dann auch des geſteigerten Gewinnes frühzeitig auf ein kaufmänniſches Geſchäft angewandt. Bereits 1868 trat auf ſeine Anregung ein Verkaufsladen ins Leben, der ſämtliche Bedürfniſſe der Bekleidung und Hauseinrichtung befriedigt, ja auch eine Droguiſten- und Materialienniederlage in ſich ſchließt. Es iſt die blühende „Zions Cooperative Mercantile Institution,“ mit dem Hauptſitz in der Salzſeeſtadt, mit Zweiganſtalten in den größeren Orten des Mormonengebietes, im verfloſſenen Jahre mit einem Umſatz im Werte von über zwanzig Millionen Mark. — Ähnliche umfangreiche Geſchäfte hat der moderne Handelsbetrieb in den Mittelpunkten der Großſtädte da und dort ins Leben gerufen und wird ſie an weiteren Orten unvermeidlich hervorbringen; aber der reichliche Gewinn, den dieſe den Kleinhandel ſchier unbarmherzig aufſaugenden Rieſenunternehmungen dem Einzelnen oder einer kleinen Schar von Unternehmern wie einen Goldregen zuführen, kommt dort weiten Kreiſen von Beteiligten zu gute und zugleich dem Gemeinweſen, an welches die einzelnen Glieder durch dies neue und wegen des Geldgewinnes verſtärkte Band engſter Zuſammengehörigkeit geknüpft werden.

In der That nach allen Seiten hin hat Brigham Young ein reiches Maß der von dem Herrn geforderten Schlangenklugheit entfaltet, ein ſo reiches, daß darüber die gleichzeitig geforderte Taubeneinfalt entſchieden zu kurz kommt und in den Hintergrund gedrängt wird. Dem Forſcher gewährt es hohes Intereſſe, die Leiſtungskraft auch einer ſolch einſeitigen und damit ins Unrecht ausartenden Ausbildung feſt ins Auge zu faſſen. Der Prophet fordert von ſeinen Anhängern ein ſchier unſittliches Aufgehen der Einzelperſönlichkeit im Gemeinweſen, eine ſo entſchiedene Darangabe der von Gott geweihten Individualität, daß der Liebe dabei der Lebensodem auszugehen droht. Dieſem ſchweren und chriſtlich nicht zu rechtfertigenden Opfer, für welches gerade das freie Amerika der allerungünſtigſte Boden zu ſein ſcheint, war Young ernſtlich bedacht, eine ſcheinbar ausreichende Gegenleiſtung zu bieten. Stramm und feſtgeſchloſſen iſt das Gemeinweſen, in welchem der Einzelne untergeht. Aber die ſchier vernichtete Perſönlichkeit taucht doch wieder dadurch auf, daß faſt jedem Einzelnen eine leitende Stellung eingeräumt wird, und er ſomit durch ſeine Beteiligung am Kirchen- und, was hier damit zuſammenfällt, am Staatsregiment über die erlittene Einbuße an ſeiner perſönlichen Freiheit hinweggehoben und getröſtet wird. Es lohnt wohl auf das wunderbar ausgebildete Weſen dieſes Prieſterſtaates im XIX. Jahrhundert einen flüchtigen Blick zu werfen.

An der Spitze ſteht der Prophet und Offenbarer. Er iſt unter ſeinem Volke wie Moſes und beſitzt nach der Lehre der Mormonen alle Gaben und auch die Macht von Gott, die er dem Haupte der Kirche zugewieſen. Damit überragt er in gewiſſer Beziehung die angemaßte Stellung des Papſtes; er iſt nicht Nachfolger Petri, vielmehr mit Chriſtus auf gleicher Stufe und ergänzt ſeine Offenbarung. Ihm zur Seite ſtehen zwei Ratsleute. Dann folgen 12 Apoſtel, 65 Patriarchen, 6444 „Siebziger," 3723 Hoheprieſter, 12 441 Älteſte, 2423 Prieſter, 2497 Lehrer, 6854 Diakonen, eine Geſamtzahl, daß auf je $2^1/_3$ Gemeindeglieder ein Angeſtellter und Aufſichtsbeamter kommt.

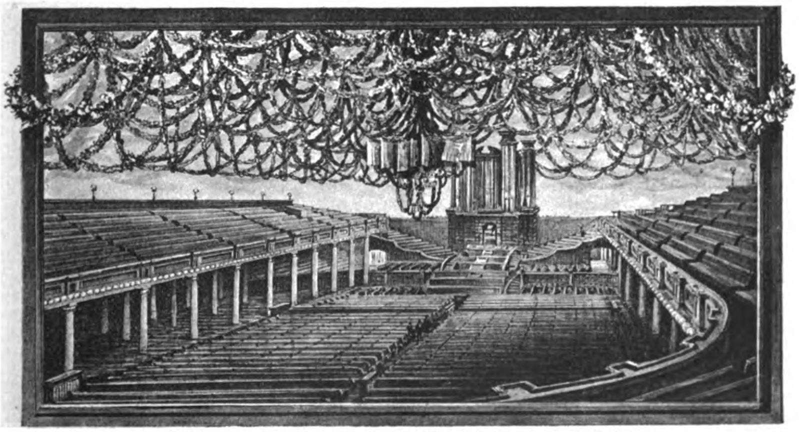


Äußeres des Mormonen-Tabernakels in der Salzſeeſtadt.

Der gegenwärtige Präſident iſt Woodruf. Gern folgte ich ſeiner Einladung, ihn in ſeinem reizenden Schlößchen zu beſuchen. In der Stadt nennen die „Heiden" den ſchönen Landſitz allgemein „Amalienpalaſt," in Erinnerung an die letzte Frau des Propheten Young, der aus ſeinen reichen Mitteln dieſes Schloß für ſeine „Lieblingsſultanin" — nun mag das faſt unwillkürlich in die Feder gelaufene, bezeichnende Wort auch feſtgehalten ſein — in die einſtige Steppe gezaubert. Der Name entſchlüpfte mir völlig unbefangen im Geſpräch auch dem jetzigen Bewohner gegenüber. „Das iſt nur der Spottname der Heiden," lautete die in liebenswürdiger Gelaſſenheit gebotene Gegenrede, „der Sitz heißt Gardo-Haus." Woodruf iſt gegenwärtig 82 Jahre alt, aber von ungemeiner körperlicher Rüſtigkeit und geiſtiger Friſche, eine unterſetzte, breite Geſtalt von Mittelgröße, noch mit der Röte und Friſche eines jungen Mannes in den Zügen, mit hellen, gutmütigen, großen Augen, dazu im Verkehr urban, in herzlichen, geſellſchaftlichen Formen ſich bewegend, in ſeinen Urteilen milde, auch der Gegenrede in ernſteren Dingen weder ſcheu aus dem Wege gehend, noch ſie kurzweg abweiſend, mit der ſchönen würdevollen Ruhe, die das Alter ſo manchem bevorzugten Menſchenkind gewiſſermaßen als Lohn und Frucht eines langen, weiſe und mäßig verbrachten Lebens verleiht. In den nun abgeklärten Zügen ſind keine Spuren mehr von ſtarken und aufreibenden Kämpfen, auch keine Anhaltspunkte, die auf eine organiſatoriſche, kraftvolle Perſönlichkeit ſchließen laſſen, wie man ſie bei dem Nachfolger eines Brigham Young unwillkürlich vorausſetzt. Woodruf ſcheint auch in früheren Jahren keine Ähnlichkeit nach dieſer Seite mit ſeinem gewaltigen, aber auch gewaltſamen Vorgänger beſeſſen zu haben. Ich habe aus den Unterredungen den Eindruck gewonnen, als ob er in ſeiner feſten und doch friedfertigen, maßvollen Perſönlichkeit der Mann ſei, die bevorſtehende, entſcheidende Kriſis der ganzen Mormonenbewegung bei ihrer Auseinanderſetzung mit dem Staate in die allein möglichen Geleiſe überzuleiten. Was draußen fernab in der Welt vorgeht, zieht wie ein verblaſſendes, bleiches Schattenbild an ſeinem Auge vorüber. Nur eine leiſe Wellenbewegung des Gemütes haben die Vorgänge in den Oſtſeeprovinzen geweckt; aber eine Geſtalt ſteht auch bei ihm in feſtumriſſeneren Zügen vor der bewundernden Seele, das iſt unſer Bismarck und was dieſer eine Mann für Deutſchland in ungeahnter Größe geleiſtet, eine Rieſengeſtalt, wie er den deutſchen Reichskanzler nannte.

Auf Schritt und Tritt begegnen uns in der Salzſeeſtadt die ſtaunenswerten Zeugen der Leiſtungskraft dieſes eigengearteten Gemeinweſens. In äußerlich greifbarer und in die Augen fallender Weiſe dort, wo neben dem umfangreichen, mit einer rohen Mauer feſtungsartig gegen Überfälle der Indianer in den erſten Zeiten der Anſiedelung eingefriedigten Block von Gemeindeanſtalten und Wohnhäuſern von Brigham Young für ſeine verſchiedenen Frauen und zahlreichen Kinder — ein rechter Bienenkorb — ſich der andere ebenſo ausgedehnte Block von gottesdienſtlichen Gebäuden befindet. Zunächſt der bereits 1853 begonnene, vieltürmige, hochragende Tempelbau, noch immer nicht vollendet und gegenwärtig wie an einer Erſchöpfung leidend, ſo recht ein Spiegelbild des Mormonentums, deſſen Tage gezählt ſind, und das ſeiner allendlichen Auflöſung wie eine Schwindſüchtige mit raſchen Schritten entgegengeht. Zwanzig Millionen Mark hat der etwas eintönige Bau bereits gekoſtet, weitere zehn Millionen wird er wohl bis zur etwaigen Vollendung beanſpruchen. Den in Marmorquadern aus den benachbarten Wahſatſch-Brüchen ausgeführten mächtigen Bau feiert ein hochgradiger mormoniſcher Chauvinismus heute ſchon als dermaleinſtigen formvollendetſten Kirchenbau; das Urteil von uns „Heiden" fällt freilich anders aus.

Neben dieſem unfertigen Tempel ſteht an der Stelle des alten Tabernakels ein neuer, bereits ſeit 1867 vollendet, ein eigentümlicher, ans Bizarre ſtreifender, ovaler Bau, einem rieſigen arabiſchen Wüſtenzelt nicht unähnlich. Die Zeltpflöcke bilden hier etwa 50 bis 60 Fuß hohe, ſcharf hervorſpringende Säulen; das Zelttuch dazwiſchen iſt eine ſteinerne Umfaſſungsmauer, von zwanzig Ausgangsthüren durchbrochen, die eine raſche Entleerung des 250 Fuß langen, 150 Fuß breiten und 70 Fuß hohen Innenraumes — mit bequemen Sitzplätzen für 10 000 Menſchen — ermöglichen. Eine



Inneres des Mormonen-Tabernakels in der Salzſeeſtadt.

einzige, nicht ſehr hohe Kuppel, mit Schindeln gedeckt, überwölbt dieſes Zelt oder vielmehr iſt darauf wie eine flach gewölbte Glasglocke geſtülpt. Die Sängerin Patti hat einſt dieſe gewaltige Halle als günſtigſten großen Raum für die Menſchenſtimme erklärt; es iſt überraſchend, wie ſelbſt ein mäßig laut geſprochenes Wort im entfernteſten Winkel klar gehört wird.

Neben dem Tabernakel, ebenfalls noch auf dem für den Tempel eingefriedigten, von der Außenwelt durch eine Steinmauer abgeſchloſſenen, auch in ſeinen Gartenanlagen ſtimmungsvollen Raum befindet ſich die „Salzſee-Verſammlungshalle,“ der geſchmackvollſte Bau der Stadt, am meiſten an den gotiſchen Stil anheimelnd erinnernd, auch im Innern zweckmäßig für Gemeindeverſammlungen von Tauſenden eingerichtet, wenn nur die Bauherren klug genug geweſen wären, die Wände mit den ſtümperhaften Verſuchen mormoniſcher Malerei zu verſchonen, meiſt Darſtellungen aus ihrem abenteuerlichen Legendenkreiſe, an Erfindung und nun auch Darſtellung ſo arm und roh wie römiſche Heiligenbilder in einer weltvergeſſenen Dorfkapelle.

Abſeits dem Raume nach, aber nach ſeiner Bedeutung und Wertſchätzung für den Mormonen innerhalb der Umfriedigung ſeines Gottesdienſtes, ſteht als weiterer Zeuge des eigentümlichen Weſens dieſer „Heiligen der letzten Tage“ das Theater mitten in der Stadt, auch eine Schöpfung Brigham Youngs, und zwar nicht als eine nebenſächliche Liebhaberei, ſondern in ſeiner geſamten Lebensauffaſſung tief wurzelnd. Der Mann, welcher in hohem Grade es verſtanden, der Arbeit, und zwar im beſondern der Handarbeit im Schweiße des Angeſichts, in Feld- und Bergbau und Fabrikthätigkeit religiöſe Weihe und gottesdienſtlichen Wert zu verleihen, zog nun auch das Vergnügen in den Kreis ſeiner zielbewußten, kirchenſtaatlichen Gemeindeordnung. „Nach ſaurer Arbeit frohe Feſte.“ Für die verſchloſſenen Trinkhäuſer öffnete er ſeinen Gläubigen weit die Pforten des Theaters; wie der Prophet ſelbſt faſt allabendlich, mit ſo vielen ſeiner Frauen und Kindern, als in ſeiner geräumigen Loge Platz fanden, anweſend zu ſein pflegte, ſo zeigte ihm je und je der vollbeſetzte Raum, daß die Gemeinde auch in den Feierabendſtunden in den Fußtapfen des Propheten wandelte. Die Luſt daran iſt den Leuten geblieben; das Theater bietet ihnen Erſatz für manches Opfer und auch Vergeſſen ſo vieler Einbuße der früheren, gemütvollen Lebensgewohnheit. Im Gardo-Hauſe riet man mir, nur nicht dieſe „Gemeindeverſammlung“ zu verſäumen. Trotz der Hitze auch noch am Abend war der geſchmackvolle Raum bis zum letzten Platz dicht beſetzt; eine tüchtige Truppe aus New York gab gerade eine Gaſtvorſtellung. So eigen: mein letzter Theaterbeſuch war in einem chineſiſchen Volkstheater, auch in ſchwüler Hitze gepfropft voll von Söhnen und Töchtern des himmliſchen Reiches. Mir, dem alleinigen Chriſten unter all dieſen bezopften Heiden, war ein Ehrenplatz eingeräumt, ein Strohſtuhl auf der Bühne ſelbſt. Hier nun, im chriſtlichen Lande, ſaß ich da im Parkett, und mein redſeliger, vergnüglicher und gemütlicher Nachbar verſäumte nicht, ſein Bedauern auszudrücken, daß ich doch nur ein armer „Gentile“ ſei!

Nun, ich war wenigſtens nicht der einzige „Heide,“ der dem Schauſpiele beiwohnte. Zumal, ſeitdem das Schienennetz nicht nur vom Norden her bis zur Salzſeeſtadt reicht, ſondern von da durch die romantiſchſte Gegend der Felſengebirge und das maleriſche Koloradogebiet nach dem in ſtaunenswerter Weiſe aufblühenden Denver und weiter nach dem Oſten führt, wächſt die Zahl dieſer „Heiden“ im ganzen Utahgebiet und im beſondern in ſeiner Hauptſtadt von Tag zu Tag, und jeder einzelne dieſer Einwanderer trägt zur Zerbröckelung des mormoniſchen Sonderweſens bei. Es iſt nicht nur die Hoffnung auf Gewinn in dem nun ſo fruchtbar gewordenen Gebiet oder in den reichlich erſchloſſenen und höchſt ergiebigen Bergwerken der Gegend, was dieſe „Heiden“ anlockt; zielbewußt haben die verſchiedenen kirchlichen Gemeinſchaften des Landes die Hand an die Bekehrung dieſer abſonderlichen Heiligen gelegt und ihre Sendboten auf den räumlich und auch geiſtig ſo fernabgelegenen Vorpoſten ausgeſandt. Ich fand in der Salzſeeſtadt bereits vor: eine Gemeinde der Baptiſten, je zwei der Kongregationaliſten und Epiſkopalen, je drei der Presbyterianer und Methodiſten, dazu eine ſchwediſch-lutheriſche, die zumal unter ihren zahlreichen mormoniſchen Landsleuten zu arbeiten ſucht, und auch eine nicht unthätige Gemeinde der Joſefiten, eine Spielart und Abzweigung der Mormonen, die auf eine Spaltung in dem feſtgefügten Mormonenſtaat hinweiſt. Die Vielweiberei hat den bedenklichen Riß verurſacht; die Joſefiten wenden ſich von dieſem Hauptärgernis ab, überſehen freilich dabei, daß die frevle Luſt an der Polygamie frühe ſchon von den tonangebenden Häuptern der Mormonen dogmatiſch begründet und verquickt ward und in verhängnisvoller Weiſe dadurch eine Losſage von dieſer Unſitte, der freilich in der That nur von wenig Begüterten gefröhnt werden kann, zugleich zu einem Bruch mit einem weſentlichen Teile der Glaubenslehre der Mormonen notwendig führt.

Die verſchiedenen chriſtlichen Gemeinſchaften haben den Kampf wider dieſe Entartung und Verzerrung des Chriſtentums, von dem kaum mehr wie der Name übrig bleibt, kampfesfreudig aufgenommen; jede einzelne von ihrem beſonderen Standpunkte aus, zugleich aber auch, indem ſie ſich über ihre mancherlei Trennungspunkte brüderlich die Hand reichen und gemeinſam, zielbewußt vorgehen. Die unter dem Titel „Die Lage in Utah“ vorliegenden Verhandlungen des gemeinſamen „chriſtlichen Bundes“ auf dem Bundestage in Utah im April 1888, geben ein feſſelndes Bild dieſer brüderlichen Arbeit. Leicht iſt ſie nicht. So kümmerlich auch der Reſt chriſtlichen Weſens in dieſem „Kirchenſtaate“ iſt, ſo ärgerlich und empörend einzelne Lehren ſind, ſo widerſprechend, ja hohnſprechend andere dem, was gerade dem Amerikaner notwendigſte Lebensbedingung ſeines Staatsweſens dünkt, dennoch wird der Angriff und Kampf ſo weſentlich dadurch erſchwert, daß auf dem dürftigen und elenden Unterbau ſich ein Gemeinweſen erhoben, das Gewaltiges, Staunenswertes geleiſtet hat und auch jetzt noch in der anhebenden Periode ſeines Siechtumes nicht zu verachtende Lebenskraft zeigt. Die Mauern dieſes Baues ſind feſtungsartig breit und ſtark angelegt, und es gilt mühſam Stein für Stein abzutragen. Amerika ſelbſt liefert den Mormonen kaum weiteren Zuwachs; aber ſie haben ihre dreihundert Sendboten über die ganze Welt geſtreut, und es gelingt dieſen noch fort und fort, zumal in Skandinavien und in der Schweiz, arme Leutlein zu bethören, daß ſie ſich nach dem vorgeſpiegelten Paradies weit im fernen Weſt und nach den verheißenen Schätzen im Acker- und Bergbau aufmachen. Einmal in der Hand der Mormonen ſehen die Bethörten von der alten Heimat an bis zu dem unendlich weiten Beſtimmungsort nichts anderes, als was die Sendboten ſie ſehen laſſen; dort im Utahgebiete ſind die Fremdlinge raſch in ſtarker Arbeit und in die noch ſchärfere Überwachung des Staatsweſens widerſtandslos eingefügt. Daß ſie bald ihr Brot finden und auch reichlich, hilft dieſen „Einfältigen“ über gar manche bittere Enttäuſchung hinweg. Ihre Klagen und Seufzer können nicht verlauten — wie es zu geſchehen pflegt, wenn das Joch der Gewohnheit ſich um den Nacken der kleinen, beſchränkten Leute gelegt, wollen nach einer Weile nicht mehr verlauten, verſtummen endlich ihnen ſelbſt.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

In hundertzweiundachtzigſter Auflage iſt Scheffels „Trompeter von Säkkingen“ erſchienen, man kann alſo annehmen, daß der „Sang vom Oberrhein“ in wenigſtens hundertzweiundachtzigtauſend Exemplaren Verbreitung gefunden hat. Jeder Leſer, der das Bild „Abſchied von Säkkingen“ von Robert Aßmus ſieht, wird ſich daher leicht in der Situation zurechtfinden. Der Trompeter Werner hat ſeine Werbung bei dem Freiherrn angebracht und iſt von ihm abgewieſen worden. Und nun heißt es:

„Abſchied, Abſchied, böſe Stunde!
In der Erkerſtube ſchnürte
Werner ſeine ſieben Sachen,
Schnürt den leichten Reiſebündel;
Grüßt zum letztenmal des Stübchens
Weiße Wände, 's war ihm ſchier, als
Wären's alte gute Freunde.

Nur bei ihnen nahm er Abſchied,
Margarethas Augen hätt' er
Nimmermehr begegnen mögen.
Drauf zum Schloßhof ſtieg er nieder,
Sattelte ſein treues Rößlein, —
Hufſchlag dann, — es ritt ein trüber
Reiter aus des Schloſſes Frieden."

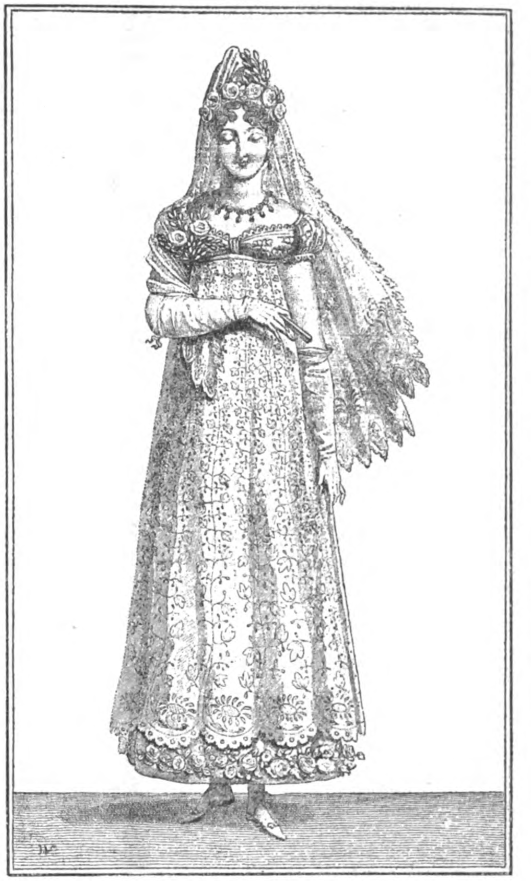
Werner reitet hinaus in die Rheinniederung.

„ — — — dort noch einmal
Hielt er an mit ſeinem Roß,
Nahm noch einmal die Trompete;
Aus gepreßter Seele klang ſein
Abſchiedsgruß zum Schloß hinüber.
Klang — kennt ihr das Lied des Schwanen,
Der, im Herzen Todesahnung,
Einmal noch zum See hinausſchwimmt?
Durch die Roſen, durch die weißen
Waſſerlilien tönt die Klage:
„Schöne Welt, ich muß dich laſſen,
Schöne Welt, wie ſterb' ich ungern!"

Alſo blies er; — war's die Thräne,
Die auf der Trompete glänzte,
Oder war's ein Regentropfen?
Vorwärts jetzt; die ſcharfen Sporen
Preßt er in des Roſſes Weichen,
Und in ſauſendem Galoppe
Flog er um den Waldesrand."

Dem Beſchauer des Bildes aber fällt unwillkürlich der Refrain des vielgeſungenſten aller Scheffelſchen Trompeterlieder ein:

„Behüet dich Gott! es wär' zu ſchön geweſen, behüet dich Gott, es hat nicht ſollen ſein!" — Die „Geduldsprobe" von Guſtav Igler iſt ein fein beobachtetes Familienbild. Die kleine Grethe iſt wild wie ein Junge, — kleine Mädchen ſind das nicht ſelten, wenn man es auch ſpäter nicht mehr für möglich halten ſollte, daß ſie einſt ſo wild geweſen ſind — und „Pferdchen ſpielen" iſt ihre höchſte Luſt. Mitten im Umhertollen fordert die Mutter eine Geduldsprobe von ihr, ein pädagogiſches Gewaltmittel, das Einen faſt mit Mitleid für die Kleine erfüllen kann. Aber welches Jauchzen der beiden Kinder wird ſein, wenn das Garn endlich abgewickelt iſt.



Großmutters Brauttoilette. Aus der Feſtſchrift: „Zum fünfundzwanzigjährigen Beſtehen der ‚Modenwelt.'"

Brieftaubenſport.

Die Taubenliebhaberei, die wohl zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern gepflegt worden iſt, hat neuerdings, wo die Verkehrsmittel ſo hoch entwickelt ſind wie noch niemals, ſich nach einer Seite hin ausgewachſen, die viel früher ihre Berechtigung gehabt hätte, als man noch keine Eiſenbahnen und Telegraphen und keine regelmäßige Poſtbeförderung kannte. Die Benutzung der Taube als Briefbote iſt zu einem Sport geworden. Anregung dazu haben die Taubenpoſten gegeben, die während des letzten franzöſiſchen Krieges nicht ohne Nutzen aus eingeſchloſſenen franzöſiſchen Feſtungen entſandt wurden. Seitdem hat bekanntlich auch die deutſche Heeresleitung in ihren Feſtungen Brieftaubenſtationen errichtet; da ſie praktiſch nur in Frage kommen können, wenn die Telegraphenverbindung abgeſchnitten iſt, mag man wünſchen, daß ſie niemals zu erweiſen haben, wieviel ſie wirklich wert ſind. Als Privatſport gehört der Brieftaubenſport jedenfalls zu den liebenswürdigſten Liebhabereien, die ſich denken laſſen. Der jetzige Ehrenpräſident des Straßburger Brieftaubenvereins „Columbia," alſo jedenfalls ein um die Sache der Brieftauben hochverdienter Herr, Dr. W. Ronder, hat nun in einem Werkchen „Die Brieftaube und die Art ihrer Verwendung zum Nachrichtendienſt" alles das zuſammengeſtellt, was dem Freunde dieſes Sports zu wiſſen wünſchenswert erſcheinen kann. Das Werkchen iſt zum Gebrauch für die Wißmann-Expedition nach Deutſch-Oſtafrika zuſammengeſtellt, die ja, von deutſchen Brieftaubenvereinen, alſo von privater Seite, wenn wir nicht irren, mit einer Anzahl von ſolchen befiederten Depeſchenträgern ausgerüſtet wurde. Daß dieſelben dort von hervorragendem Nutzen geweſen und beſonders häufig zur Verwendung gelangt wären, hat freilich niemals verlautet. Der Verfaſſer verſpricht ſich augenſcheinlich ſehr viel von ihrer Verwendung in unſern Kolonieen und verbreitet ſich eingehend über ihre Pflege in tropiſchen Gegenden. Nützlicher wird das Buch zweifellos deutſchen Liebhabern ſein, die darin über die Einrichtung der Ställe, über Pflege der Tauben und über die Fineſſen, die eben nur die Liebhaberei erdenken kann, alles Wünſchenswerte finden. Intereſſant für weitere Kreiſe ſind vielleicht die Beobachtungen, daß eine Brieftaube ungefähr eine Minute für den Kilometer braucht und daß ſie, wenn ſie gewöhnt iſt, die Richtung von Weſt nach Oſt oder eine andere zu fliegen, mit Sicherheit nur in dieſer Richtung verwandt werden kann und in jeder anderen leicht ihren Weg verliert.

Chineſiſche Studien.

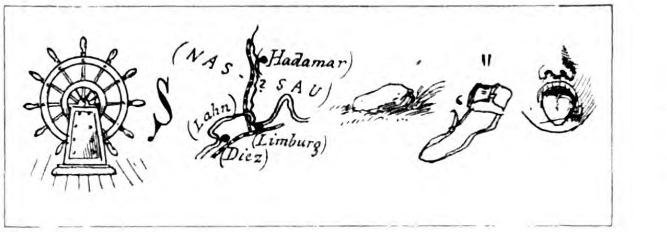
Fong tſchi tſchim, tet tſchi mi mi! lautet ein chineſiſches Sprüchwort, d. h.: „Laß eine Sache liegen, und ſie wird dir tief und geheimnisvoll erſcheinen, bring dich in Beſitz derſelben, und ſie wird dir leicht vorkommen." Das hat geraume Zeit von der Sprache der Chineſen gegolten, die das ihre dazu beigetragen hat, dies intereſſante Volk von dem Verkehr mit den übrigen Völkern abzuſchließen. Dieſe Sprache, aus den unbehauenen Quadern völlig flexionsloſer Wortformen erbaut, iſt ebenſogut eine chineſiſche Mauer, wie jene bekannte im Norden des himmliſchen Reiches, welche Lin ſo grandios zu ſchildern weiß:

Ermüdet ſinkt vom Roß, der hier ſich Raſt erkor.
Stolz ſteigt gen Mitternacht ein finſtrer Wall empor,
Turm reihet ſich an Turm entlang die feſte Mauer,
Bis Schen Se's dichter Wald ſie birgt vor dem Beſchauer.
Dahinter abermals ſiehſt du die Wolken ſtürmen,
Der Berge mächtgen Bau, bedeckt mit ragenden Türmen,
Bis ihre Höhn dem Blick im Himmelsraum entſchwinden,
Indes die Augen faſt von Wüſtenſand erblinden.
Yaru Han's ſteiler Paß, dem Berg tief eingeſpalten,
Glänzt einer Thonſchicht gleich in deſſen Falten ꝛc.

Ich halte lieber inne, denn es iſt unmöglich, von der merkwürdigen Kraft und Wucht, die dieſe Worte im Urtext beſitzen, einen hinlänglichen Begriff zu geben. Es iſt eine ſteinerne Sprache. — Aber wer iſt Lin? Lin iſt jener berühmte Staatsmann, der die erſten engliſch-chineſiſchen Verträge ſchloß. Man erinnert ſich, von welcher epochemachenden Bedeutung ſie waren. Und darin gleichen nun die chineſiſchen Staatsmänner ihren engliſchen Kollegen, daß ſie nicht ſelten auch Dichter ſind. Ich war ganz entzückt, als ich zuerſt die Poeſieen Lins kennen lernte. Von ihrer Erhabenheit ward ich aufs tiefſte ergriffen.

Was mich aber noch mehr anzog, war die unvergleichliche Zartheit und Innigkeit ſeiner Liebesgeſänge. Wer ſollte es denken, daß die harte Sprache auch ſo fein empfundene Dinge ſagen könne! Hier eine Probe dieſer Art. Die Situation iſt die: Lin und ſeine Gemahlin hatten einen Erholungsurlaub des Vielbeſchäftigten benutzt, um dem Gedränge der Staatsgeſchäfte und dem Geräuſch der großen Stadt zu entfliehen und an einem friedlichen und ſtillen Ort im Gebirge einen Sommeraufenthalt zu nehmen. Wie man ſieht, lebten ſie hier ganz in der Natur und ſchloſſen ſich ſelbſt in ihrer Kleidung den einfachen Sitten der Bergbewohner an. Aber kaum waren ſie wenige Tage dieſes reizenden Stilllebens froh geworden, als Frau Lin durch die Krankheit einer nahen Verwandten veranlaßt wurde, nach Kanton zurückzukehren: ſie trennten ſich, ihr Gatte blieb allein in jenem Bergaſyl zurück. Niemand wird dem Dichter die flüchtige Anſpielung auf die verkrüppelten und daher im Schreiben nicht geſchickten Hände ſeiner Frau mißdeuten, noch das Rührende verkennen, was für den chineſiſchen Sinn der Anblick dem Europäer verhaßter Schönheitsmittel hat. Übrigens erfährt man hier, daß dieſe vornehme und gebildete Frau in der Kunſt der Verſe ihrem Gatten die Palme ſtreitig machte.

Bilderrätſel.



1. Rätſel-Diſtichon.

Wenn ihr finden mich wollt, ſucht mich an Italiens Küſte;
Fügt ihr zwei Laute hinzu, dien' ich dem Thron und dem Reich.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Auf einer zweigleiſigen Bahnſtrecke begegnen ſich zwei Züge. Der eine iſt 116 Meter lang und hat eine Geſchwindigkeit von 10 Meter in der Sekunde. Der andere, 207 Meter lang, legt in der Sekunde 9 Meter zurück.

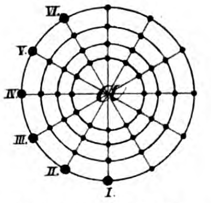
Wie lange dauert das eigentliche Aneinander-Vorüberfahren der beiden Züge?

3. Dreiſilbige Scharade.

„Mein Erſtes biſt du,“ ſo ſagt er mit Koſen,
„Auf deinen Wangen blühn die Roſen.“
„Wie erlabſt du mein Herz mit deinem Blinken,“
Spricht jener, vergißt darob Eſſen und Trinken.
„Doch mir allein nur darfſt du funkeln,
Vor andern berg' ſorglich ich dich im Dunkeln.“

Die Letzten netzt mancher mit bitteren Thränen;
Sie decken ſein Liebſtes, umſonſt iſt ſein Sehnen.
Das Ganze ſucht gierig nichts als das Erſte,
Scheut keine Gefahr, und ſei es die ſchwerſte.
Doch iſt das Begehrte endlich gefunden,
Wie lange darf ihm die Frucht wohl munden?
Die Habgier folgt mörderiſch ſeinen Wegen,
Bis tot ſie ihn neben die Letzten legen. H.

4. Kreisrätſel.



Jeder Punkt der Figur iſt ſo durch einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die ſechs Durchmeſſer bekannte Wörter von je neun Buchſtaben mit dem gemeinſamen Mittellaut **a** ergeben. Die ſechs Wörter bezeichnen:

1. ein geographiſches Buch, 2. ein ruſſiſches Gouvernement, 3. einen weiblichen Vornamen, 4. einen altteſtamentlichen Namen, 5. eine Oper, 6. die Hauptſtadt einer gleichnamigen ſpaniſchen Provinz.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben ein berühmtes Drama.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

„Wie Schwäne einer folgend mit dem andern,
In Lieb verbunden, ſo wir beide wandern.
Doch jetzt — von Gram gebeugt — verlaſſner Mann —
Seufz' ich in Einſamkeit, obwohl der Bann
Der Trennung, ach, von dir, geliebte Seele,
So ſchwer nicht iſt, als wenn ich in der Höhle
Des Grabes ruhte. Ach, nicht ſollt' ich klagen:
Ich atme Bergeslüfte mit Behagen,
Ich trage eines frohen Hirten Kleid —
Doch trage ich im Herzen tiefes Leid,
Mein Auge feuchtet oft die Spur der Thränen,
In meiner Seele atmet heißes Sehnen.
Auch du mußt meiner Liebe Tröſtung miſſen.
Auch du ruhſt nächtlich auf dem Kummerkiſſen,
Unangerührt ſtehn Schminke und Tinkturen,
Nicht ſucht dein Blick nach deines Bildes Spuren
Im Spiegel. Nur in ſchmerzlichen Ergüſſen
Vom Herzen dir die lieben Verſe fließen,
Die meine Seel' in freudigem Entzücken
Im Geiſt zu dir, mein teures Weib, entrücken.
In jeder Zeile, die ich oft geleſen,
Erkenne ich dein ganzes ſüßes Weſen.
O, wenn ich denke deiner kranken Hände,
Mit meiner Wehmut nimmt es ſchnell ein Ende.
Gleich goldnen Halmen deine Züge ſchwanken
Geheimnisvoll um freundliche Gedanken.
Mein Herz erbebt. Gar mächtig iſt dein Lied,
Noch mächtger als der Gram, mit dem ich ſchied.
Welch hohes Glück, o teures Weib, zu hören,
Wie deine Wünſche all zu mir ſich kehren,
Und deine Seel' in lieblichen Akkorden
Ausſtrömt, die mir ein ſüßer Troſt geworden.

Die Zeit iſt gekommen, wo die chineſiſche Sprache nicht mehr zu den wenig bekannten zu rechnen iſt. Die Schwierigkeiten, welche ſie anfangs bot, ſind durch die ſorgfältigen Arbeiten wiſſenſchaftlicher Forſcher, beſonders auch der Miſſionare, überwunden, und die wunderbar belebten, bilderreichen Schriftzüge ſind uns kein Rätſel mehr. Chineſiſche Studien bilden, wie ſeit geraumer Zeit in England, ſo nun auch in Deutſchland die Beſchäftigung nicht nur der Orientaliſten von Fach, ſondern auch mancher Privatperſonen, die ihre geiſtige Nahrung nicht ausſchließlich auf der Heerſtraße der „allgemeinen“ Bildung ſuchen.

Der Phonograph im Dienſt der Völkerkunde.

Eine neue und intereſſante Anwendung hat der Phonograph im Dienſt der Völkerkunde gefunden. Man hat nämlich mittels desſelben in Amerika eine ganze Sammlung von Liedern und Geſprächen der Paſſamagnoddys, eines im Ausſterben begriffenen Indianerſtammes, aufgenommen und ſomit die Laute der dem ſicheren Untergang geweihten Sprache der Wiſſenſchaft erhalten. Der Vorgang wird ſicher Nachahmung finden.

Die verbreitetſte deutſche Zeitſchrift,

(Zu dem Bilde auf S. 79.)

die „Modenwelt,“ iſt am 1. Oktober d. J. in ihren ſechsundzwanzigſten Jahrgang eingetreten. Aus Anlaß dieſes Ereigniſſes ſind die dem Blatte Näherſtehenden und die Freunde des Verlages mit einem Prachtwerk überraſcht worden, „Zum fünfundzwanzigſten Beſtehen der Modenwelt, 1865—1890,“ das intereſſante Daten über die Enſtehung und gegenwärtige Verbreitung des Blattes gibt und außerdem eine Reihe von Modebildern enthält, welche die Koſtümgeſchichte der letzten hundertfünfzehn Jahre anſchaulich illuſtrieren. Wir haben aus dieſen das Bild „Großmutters Brauttoilette“ gewählt, nach einem Original aus dem „Journal des Dames et des Modes,“ Paris 1813. Das glatte enge Kleid aus weißer Seide hat eine ſehr kurze, rund ausgeſchnittene Taille mit Puffärmeln, über dem Rock ein kürzeres Spitzenkleid. Ausgeſchnittene Schuhe mit Kreuzbändern, lange ſchwediſche Handſchuhe, Friſur mit hohem Kamm, Spitzenſchleier, Kranz aus Roſen und Myrten und lange Ohrgehänge vervollſtändigen die Toilette. Die „Modenwelt“ erſcheint, was nicht allgemein bekannt ſein dürfte und von ihrer Verbreitung ein ungefähres Bild geben mag, neben der deutſchen Ausgabe in elf fremdſprachigen, nämlich in engliſcher, holländiſcher, däniſcher, ſchwediſcher, franzöſiſcher, italieniſcher, ſpaniſcher, portugieſiſcher, ruſſiſcher, polniſcher, czechiſcher und ungariſcher Sprache. Die Begründer des Blattes, Herr Franz Lipperheide und ſeine Gattin Frieda, geb. Geſtefeld, ſind noch heute die Seele des, ſeine Fäden über den ganzen Erdkreis ſpannenden Blattes.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 4.

Bilderrätſel. Zonentarif.

1. Zweiſilbige Scharade. Meineid.

2. Rätſel. Pauline — Apulien.

3. Dechiffrieraufgabe.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage;
Lerne zeitig klüger ſein:
Auf des Glückes großer Waage
Steht die Zunge ſelten ein:
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer ſein.

Goethe.

4. Metamorphoſen-Aufgabe.

Hof — Huf — Hut — Mut — Met — Metz.
Caub — Laub — Laut — Haut — Hart
Zart — Zara.

5. Magiſche Silbenquadrate.

Eu	Ro	Pa	Ju	Pi	Ter
Ro	vi	go	Pi	lo	ti
Pa	go	de	Ter	ti	a
Di	A	Na	Me	De	A
A	lep	po	De	li	la
Na	po	li	A	la	rich

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Vom Bilmenſchnitter und vom Erdkrebs. II. Von W. Marſhall. Mit fünf Illuſtrationen. — Eine Scholle Land. Novelle von Friedrich Jacobſen. Fortſetzung. — Bei den Mormonen in der Salzſeeſtadt. Von Hermann Dalton. Schluß. Mit drei Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Abſchied von Säkkingen von Robert Aßmus, und Geduldsprobe von Guſtav Igler. — Brieftaubenſport. — Chineſiſche Studien. — Der Phonograph im Dienſt der Völkerkunde. — Die verbreitetſte deutſche Zeitſchrift.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 8. November 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 6.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Baron von Biel nahm Mütze und Degen und empfahl ſich den Herren. Man bedauerte allgemein ſein Gehen, denn der Tempelbau war wirklich beabſichtigt und er allen als einer der ſeßhafteſten Verehrer des grünen Tiſches bekannt. Indeſſen kam die Partie auch ohne ihn zu ſtande. Herr von Dernburg ſah eine Weile den wechſelnden Chancen des Spieles zu, ohne ſich zu beteiligen; als er fürchtete, der Verſuchung und dem Drängen der anderen Herren, die ſeine plötzliche Enthaltſamkeit gar nicht begreifen konnten, zu unterliegen, empfahl auch er ſich, nach dem Grundſatz, daß nicht immer der ein Feiger iſt, welcher die Gefahr flieht.

Herr von Dernburg ging planlos die Linden hinunter und muſterte die Anſchlagſäulen. Da fiel ihm die Anzeige der Krollſchen Oper in die Augen — eine berühmte Koloraturſängerin ſang die „Lucia“ — ob er hinausging, ſie einen Akt anzuhören? Es wäre zwar unangenehm, wenn Reichenſtein ihn entdeckte und wieder die Rechte einer alten Bekanntſchaft reklamierte, — aber man kann ſich ja nirgends beſſer ausweichen, als in dem Krollſchen Etabliſſement, wie man nirgends ſicherer Bekannte trifft als ebendort. Dernburg ſtieg in eine Droſchke und fuhr hinaus.

Gleich beim Eintritt in den Theaterſaal erkannte er Reichenſtein mit ſeiner Tochter in der Parkettloge. Baron von Biel ſtand an Fräulein Rebekkas Fauteuil gelehnt und ſchien ſie eifrig zu unterhalten — jetzt ſchaute er auf, die Blicke der beiden Kameraden trafen ſich, und Baron Biel konnte es nicht unterlaſſen, Herrn von Dernburg zuzuwinken. Damit war das Unglück geſchehen, — Reichenſtein wurde aufmerkſam, ſah die Uniform, erkannte Dernburg und winkte, ſich mit dem ganzen Oberkörper über die Logenbrüſtung lehnend, mit beiden Händen. Augenſcheinlich erkundigte ſich auch Fräulein Rebekka, und Herr von Dernburg hätte darauf ſchwören können, daß während zehn Minuten in der kleinen Loge nur von ihm die Rede war und daß über dem intereſſanten Thema den Inſaſſen derſelben die raffinierteſten Geſangskünſteleien der berühmten Sängerin vollſtändig verloren gingen.

Übrigens hatte Baron Biel recht, Rebekka Reichenſtein war eine pompöſe Erſcheinung. Dernburg ſaß ſo, daß er ſie bequem beobachten konnte; manchmal ſchien es ihm, als wenn auch ihre dunklen Wimpern ſich hoben — ſie lehnte, der Bühne halb abgewandt, in ihrem Fauteuil, um einen prüfenden Blick nach ihm herüberzuſenden. Dernburg ſuchte unwillkürlich nach einer Schönheit des alten Teſtamentes, einen Vergleich mit der ſchönen Bankierstochter zu ziehen. Vielleicht Eſther? Am paſſendſten wohl noch, aber die Erſcheinung Fräulein Rebekkas war doch in zu moderner Umgebung, ſelbſt zu modern herausſtaffiert, um einen ſolchen Vergleich feſthalten zu können. Schön war ſie; das Geſicht noch von allem Jugendreiz orientaliſcher Mädchenblüte umſpielt, während die Figur mit der üppigen Rundung der Büſte und Arme einen vollkommen frauenhaften Eindruck machte. Auch in ihrer ganzen Haltung lag etwas Bequemes, Faules, Sinnliches, das nichts gemein hatte mit der keuſcheren Grazie deutſcher Mädchen, und dem doch etwas Anziehendes innewohnte. Sie hatte den einen Arm über die Logenbrüſtung gelegt, die Hand mit dem radgroßen Fächer von Straußenfedern klopfte leiſe den Takt der Muſik, über dem hoch hinaufgehenden Handſchuh blitzten koſtbare Armringe. Das helle Sommermantelet, gleichfalls mit Straußenfedern beſetzt, hatte ſie nachläſſig zurückfallen laſſen, ſo daß die ſchwarze Seidentaille, am Halſe durch eine koſtbare Brillantbroche geſchloſſen, ſichtbar wurde. Zwei einzelne Brillanten von ſelten ſchönem Feuer ſtrahlten in den Ohrläppchen, und den ſchönen Kopf krönte ein extravagantes Gebäude von weißem Stroh, weißem Atlasband und weißen Straußenfedern.

Herr von Dernburg überlegte während des Aktes, wie es möglich ſei, dem drohenden Verhängnis zu entgehen. Aber bei Beginn der Pauſe wurde er ſo lange durch das Zuſammendrängen des zahlreichen Publikums aufgehalten, daß Reichenſtein ihn ſchon an der nach dem Garten führenden Thür in Empfang nehmen konnte. Er habe gehört, daß Herr von Dernburg ein intimer Freund des Baron von Biel ſei, er müſſe zu ihnen in die Loge kommen und nachher an ihrem Souper teilnehmen. Dernburg lehnte ſehr förmlich ab; er bedauere, er habe für den Abend noch andere Verpflichtungen, eben ſei er im Begriff geweſen, ſich zu entfernen. Aber er kam ſo leichten Kaufes nicht davon. Wie er mit Reichenſtein dem Ausgange zuſchritt, begegnete ihnen Baron von Biel mit Fräulein Rebekka. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als ſich vorſtellen zu laſſen, und Biel erklärte ſogleich lachend, die „anderen Verpflichtungen“ ſeien eine Finte, Dernburg komme aus derſelben Geſellſchaft wie er ſelbſt, und wenn er dorthin noch einmal zurückkehren wolle, ſo würde er nach ein paar Stunden die Herren noch bei derſelben Beſchäftigung antreffen, wie jetzt — nämlich beim Kartenſpiel.

Dernburg mußte verſprechen, wenigſtens während eines Aktes der Familie Reichenſtein ſeine ſchätzbare Gegenwart in der Loge zu widmen, wie der Bankier ſich ſehr gewählt ausdrückte. Rebekka ließ ihn während der Pauſe nicht mehr von ihrer Seite. Sie hielt ihn mit dem gewöhnlichen Salongeſchwätz über Theater, Konzert und Badereiſen feſt, während Bankier Reichenſtein und Baron Biel — Schwiegervater und Schwiegerſohn in ſpe ſchienen manche gemeinſchaftliche Paſſion zu hegen — die in den Laubgängen des Gartens promenierende auffallende Damenwelt einer Muſterung unterwarfen.

Bei Beginn des nächſten Aktes zeigte Dernburg das Beſtreben, möglichſt im Hintergrunde der Loge verſteckt zu bleiben. Aber Fräulein Rebekka wies mit einer graziöſen Handbewegung auf den Fauteuil, welchen vorher ihr Vater inne gehabt.

„Bitte, Herr von Dernburg; Sie ſehen dort hinten nicht gut. Papa, du haſt ja doch kein Verſtändnis für Muſik.“

Dann drehte ſie ihren Stuhl ſo, daß ſie Dernburg vis-a-vis ſaß. Baron Biel durfte ſich neben ihrem Vater im Hintergrunde einen Platz ſuchen. „Wenn das wirklich ein Paar gibt,“ dachte Dernburg, „thut mir Biel leid, trotz der Million und abgeſehen von dem Hautgout ihrer Herkunft.“

Fräulein Reichenſtein ſetzte ihre Plauderei auch während der Vorſtellung mit halber Stimme fort, ſo daß Herr von Dernburg ſchließlich fürchtete, bei der unmittelbaren Nähe der Parkettloge an der Bühne könnten die Künſtler dadurch geſtört werden.

„Sie haben vorher Ihrem Herrn Vater das Verſtändnis für Muſik abgeſprochen, meine Gnädigſte,“ ſagte er daher mit einem ſehr bezeichnenden Lächeln, „aber es ſcheint mir faſt, als ob Sie ſich ſelbſt auch nicht ſehr viel daraus machten.“

Was das Mädchen für eine verſtändliche Augenſprache hatte! Sie ſah ihn mit einem Blick an, der ganz deutlich ſagte: „Die Muſik iſt mir wirklich gleichgültig, wenn ich einem intereſſanten Manne gegenüber ſitze.“ Ein ſo ſprühender Blick, daß Dernburg fühlte, wie er rot wurde. Aber in Worten legte ſie ihrer Gleichgültigkeit andere Motive unter.

„Ich bitte Sie, man hat das ſchon ſo oft gehört,“ erwiderte ſie, ſich durchaus nicht pikiert zeigend. „Was macht man auch ſo viel Aufhebens von dieſer Sängerin; ein bißchen Stimme, ein bißchen Schule.“

„Und ein bißchen Gefühl und künſtleriſches Verſtändnis,“ fiel Dernburg ein.

Das wollte ſie nicht gelten laſſen.

„Das iſt unnötig, das macht die Routine,“ entgegnete ſie. „Mein Geſanglehrer ſagt mir alle Tage, es ſei ein Jammer, daß ich es nicht nötig habe, zur Bühne zu gehen. Übrigens iſt er grob und ſagt das nicht etwa, weil er gut bezahlt wird. Aber das Gefühl fehlt mir vollſtändig, für Muſik wenigſtens.“

Dabei warf ſie Dernburg wieder einen jener faſcinierenden Blicke zu, die ein Auge von unergründlichem Reiz entſchleierten.

„Sie können uns ja beſuchen, wenn ſie ſelbſt urteilen wollen, ob der Geſangsprofeſſor zu viel ſagt.“

Dernburg war unhöflich genug, auf dieſe Provokation nicht mit einer direkten Zuſage zu antworten. Der Kreis ſeiner Familienbekanntſchaften ſei ſo groß, daß es ihm ſchon jetzt nicht mehr möglich ſei, allen Verpflichtungen nachzukommen.

Fräulein Rebekka gab ſich den Anſchein, als ob ſie auf die Ablehnung gar keinen Wert lege. Sie wandte ihre Aufmerkſamkeit fortan mehr der Oper zu und machte auch keinen Verſuch, Dernburg zurückzuhalten, als dieſer ſich nach dem Aktſchluß verabſchiedete. Aber ſie blieb auch dann noch einſilbig und ließ ihren Vater und Baron von Biel mehr als einmal fühlen, daß ſie ſchlechter Laune ſei. Sie habe Kopfſchmerzen, ſie könne das Sitzen in der Nähe des Orcheſters nicht vertragen, erwiderte ſie auf alle Fragen nach der Urſache ihres plötzlichen Stimmungswechſels.

Bankier Reichenſtein ſchlug daraufhin vor, nicht erſt eines der Reſtaurants in der Stadt aufzuſuchen, ſondern im Krollſchen Garten zu ſoupieren. Damit war ſie einverſtanden. Aber ihre Stimmung wurde nicht beſſer, trotzdem ſie häufig an dem frappierten Champagner nippte. Bankier Reichenſtein entſchuldigte ſich bei Baron von Biel wegen des nicht ganz ſo heiter, wie er gehofft, verlaufenen Abends. Er bitte den Herrn Baron, ſich bald einmal wieder in ſeinem Hauſe ſehen zu laſſen, ganz ohne Umſtände, auch ohne beſondere Einladung. Fräulein Rebekka Reichenſtein ſagte nichts; wortlos ließ ſie ſich von Herrn von Biel zum Abſchiede die Hand küſſen.

Auch auf der Heimfahrt war ſie ihrem Vater gegenüber ſchweigſam und in ſich gekehrt. In der reizenden Villa in der Tiergartenſtraße, welche Reichenſteins bewohnten, angelangt, begab ſie ſich nicht ſofort in ihre Zimmer, ſondern ſie ſchmiegte ſich in einen Schaukelſtuhl auf der an den Salon anſtoßenden Veranda. Den Hut warf ſie achtlos zur Erde, dann ſtarrte ſie in den beſternten Himmel und atmete den aus dem Roſenparterre des Gartens heraufſtrömenden, berauſchenden Duft ein. Bankier Reichenſtein erbrach unter der mächtigen Gaskrone des anſtoßenden Salons die eingegangenen Telegramme des Wolffſchen Depeſchenbüreaus und vertiefte ſich in die neueſten Nachrichten aus aller Herren Länder.

„Papa!“ hörte er plötzlich die Stimme ſeiner Tochter von der Veranda rufen.

Gehorſam legte er die Depeſchen nieder und eilte dorthin. Er fand ſie, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, ſich leiſe im Schaukelſtuhl wiegend. Ihr Antlitz war auffallend blaß, und ihre weit offenen Augen hatten einen ſeltſamen Glanz.

„Kind, was haſt du?“ rief Reichenſtein erſchrocken.

Rebekka ſah ihren Vater nicht an, ſie rührte ſich auch nicht in ihrer bequemen Lage.

„Papa,“ ſagte ſie langſam und jedes Wort betonend, „muß ich den Baron von Biel heiraten?“

Der alte Reichenſtein geſtikulierte erſtaunt mit den Händen.

„Aber, Kind, was fragſt du? Warum ſollſt du ihn heiraten müſſen? Aber ich dachte, du wollteſt eine Baronin werden?“

Rebekka Reichenſtein erhob ſich ruhig und bot dem Vater ihre Stirn zum Kuß.

„Ich werde mir's überlegen. Gute Nacht, Papa.“

VIII.

Die „Deutſche Petroleumgeſellſchaft,“ die neueſte Gründung des Bankier Reichenſtein, war ins Leben getreten, ihre

Aktien wurden an der Börſe gehandelt. Freilich waren es nur die Spekulanten von Profeſſion, die ſtändigen Börſenbeſucher, die weniger für den realen Wert eines Papieres, als für die Kursſchwankungen desſelben Intereſſe haben, welche das neue Spielpapier in den Kreis ihres Geſchäft genannten Hazardſpieles zogen. Das Kapitaliſtenpublikum, die großen und kleinen Rentiers, die Leute, welche Vermögen oder Erſparniſſe anzulegen hatten, hüteten ſich mit wenigen Ausnahmen noch, für ihr gutes Geld die Aktien der „Deutſchen Petroleumgeſellſchaft“ einzutauſchen. Während ſie alſo an der Börſe lebhaft gehandelt wurden, blieben die Aktien doch ruhig in den feuerſicheren Geldſchränken der „Internationalen Hauptbank“ liegen. Dieſer Mißerfolg der Reichenſteinſchen Gründung erklärte ſich zur Genüge aus dem Mißtrauen, welches der Entrepreneur derſelben einflößte und aus der Vorſicht, mit welcher der Beſitz ſeit dem noch nicht vergeſſenen letzten großen Krach alle an der Börſe neu auftauchenden Erſcheinungen betrachtete. Die ungeheure und Tauſende verſchlingende Reklame, mit welcher Reichenſtein ſein neues Unternehmen in Szene geſetzt, hatte hieran nichts zu ändern vermocht.

„Aſſeſſor“ Lockmann wußte den Bankier über dieſen Mißerfolg zu tröſten. Er machte ihm klar, daß nur das Unerwartete des Unternehmens eine allgemeine Beteiligung verzögere, daß das Publikum ſich erſt daran gewöhnen müſſe, das Petroleum als ein inländiſches Produkt anzuſehen.

„Könnte man die Leute einzeln an die Petroleumbohrlöcher der Lüneburger Heide führen und ſie mit der Naſe in das Erdöl ſtoßen,“ ſagte Reichenſtein am Schluſſe einer ſeiner Unterredungen mit ſeinem Privatrechtsbeiſtand, in der er ſeinen Befürchtungen über das verunglückte Unternehmen Ausdruck gegeben und ſich von Lockmann hatte tröſten laſſen, „ich glaube ſelbſt, ſie würden ſich bekehren. Aber man kann doch nicht mehr thun, als ihnen alle Tage zu leſen geben, wieviel Fäſſer die verſchiedenen Bohrlöcher produziert haben.“

Lockmann hob den Kopf und blinzelte den Bankier an.

„Sie haben doch manchmal ganz ausgezeichnete Ideen, lieber Reichenſtein, ohne daß Sie es ſelbſt wiſſen,“ ſagte er. „Warum kann man ſie nicht hinführen? Wenn auch nicht alle, doch einzelne, die Leithammel, welche die öffentliche Meinung machen; die Herde folgt dann von ſelbſt.“

In Reichenſteins Geſicht war deutlich zu leſen, daß er Lockmanns Ideengang noch nicht vollſtändig zu folgen vermochte.

„Sie haben ſchon ſo viel für Reklame ausgegeben,“ fuhr Lockmann fort, „daß es Ihnen auf ein paar tauſend Mark mehr oder weniger gar nicht ankommen kann. Was haben Ihnen Ihre ellenlangen Inſerate genützt, mit denen Sie die Zeitungsverleger fettgemacht haben? Man hat Ihre Depeſchen aus der Lüneburger Heide aufgenommen, das iſt richtig; aber mit dem redaktionellen Zuſatz: ‚Aus dem Büreau der Internationalen Hauptbank,‘ oder noch deutlicher: ‚Von Herrn Bankier Reichenſtein gehen uns die folgenden Nachrichten zu.‘ Das iſt gerade genug, um das Publikum, das ſchon lange nicht mehr alles glaubt, was es ſchwarz auf weiß vor ſich ſieht, wieder ſtutzig zu machen. Und ſehen Sie ſich Vogels feuilletoniſtiſche Leiſtungen an, die er Ihnen ſo gewiſſenhaft vorgelegt und berechnet hat, ob Sie eine einzige finden, die nicht in einer Fußnote oder im Text den unangenehmen Vermerk trägt: ‚Bei dem aktuellen Intereſſe des behandelten Gegenſtandes geben wir die nachſtehenden Auslaſſungen, ohne uns indeſſen mit den Anſichten des ſehr optimiſtiſch urteilenden Verfaſſers zu identifizieren.‘ Und ſolche Bemerkungen ſollen das Publikum nicht kopfſcheu machen? Ich will Ihnen etwas ſagen, lieber Reichenſtein; nehmen Sie einen Extrazug, packen Sie die ganze Preſſe, und was von der Börſe hineingeht, hinein, dampfen Sie los, ſetzen Sie die Geſellſchaft auf den Petroleumterrains aus, führen Sie ſie herum, arrangieren Sie ein Diner mit Champagner und dampfen Sie wieder zurück, — am nächſten Tage haben Sie ein paar Dutzend Zeitungsartikel, in denen nicht nur Stimmung iſt, ſondern die auch Stimmung machen.“

Aſſeſſor Lockmann ſah den Bankier triumphierend an.

„Was ſagen Sie dazu, iſt die Idee nicht großartig?“

Bankier Reichenſtein hatte noch einige Einwendungen. Die Extradampfer könnten am Ende wirklich das Erdöl auf ſeine Qualitäten unterſuchen und zu einem ihm keineswegs angenehmen Reſultate gelangen. Lockmann erwiderte ihm, das ſei nicht zu befürchten, da es keine Sachverſtändigen ſeien, die er zu der Reiſe in das gelobte Land lade. Auch fürchtete Reichenſtein, die Preſſe würde ſich nicht allgemein beteiligen. Das ſei Vogels Sache, meinte Lockmann, der müſſe das arrangieren. Und wenn nun ſchließlich die Berichte doch nicht ſo glänzend ausfielen, ſei mehr Schaden als Nutzen angeſtiftet, ſchloß Reichenſtein ſeine Einwürfe. Aber auch hiergegen wußte Lockmann Rat.

„Richten Sie die Sache nur ſo ſplendide ein, daß der Zug mehr den Eindruck eines Vergnügungsausfluges als den einer wiſſenſchaftlichen oder geſchäftlichen Expedition macht, und den Berichten wird auch die herkömmliche Begeiſterung der Feſtberichte nicht fehlen.“

Reichenſtein ſah alle ſeine Einwürfe glänzend widerlegt und beſchloß, Lockmanns ingeniöſe Idee zur That werden zu laſſen. Der Litterat Vogel wurde damit beauftragt, den Zeitungsredaktionen die Einladungen zu einer Extrafahrt nach Petroleumland, wie Reichenſtein die Petroleumterrains in der Lüneburger Heide genannt hatte, zu überbringen und für eine möglichſt zahlreiche Beteiligung zu ſorgen. Reichenſtein ſelbſt übernahm die Heranziehung der einflußreichſten Börſenbeſucher. Ob man auch den Grafen Romſtedt einladen ſolle, fragte er den Aſſeſſor Lockmann. Der hielt das für ſelbſtverſtändlich; man müſſe ſogar alles aufbieten, um ihn zur Teilnahme an der Fahrt zu bewegen. Es ſei doch möglich, daß von ſeiner Miſſion etwas in die Öffentlichkeit gedrungen ſei, und da könne es nur einen guten Eindruck machen, wenn man Reichenſtein noch in Verbindung mit dem Grafen glaube und die Verhandlungen mit der Pennſylvania-Öl-Kompanie noch nicht für abgeſchloſſen halte.

Ein Sonnabend Abend war mit Rückſicht auf die Börſenbeſucher zur Abfahrt gewählt worden. In der Nacht vom Sonntag zum Montag ſollte der Extrazug wieder in Berlin eintreffen — Reichenſtein träumte von einer rieſenhaften Kursſteigerung der Aktien der Deutſchen Petroleumgeſellſchaft, die ſich ſchon an der Montagsbörſe geltend machen würde.

In der großen, nur ſpärlich erhellten Glashalle des Lehrter Bahnhofes — der letzte fahrplanmäßige Zug hatte den Bahnhof ſchon verlaſſen — hielt der von Reichenſtein engagierte Extratrain. Die Büreaudiener der Internationalen Hauptbank in neuer Livree waren damit beſchäftigt, Champagnerkörbe, Kiſten mit anderen Weinen und Delikateſſen, ſowie das Reichenſteinſche Tafelſervice und Silberzeug in dem angehängten Gepäckwagen unterzubringen. Man konnte an die Vorbereitungen zu einer großartigen Landpartie glauben.

Anders ſchienen auch die meiſten der nach und nach anlangenden Teilnehmer die Expedition nicht zu betrachten. Die Börſe hatte die Mehrzahl derſelben geſtellt. Lachend und lärmend ging der Troß auf dem Bahnhofsperron auf und nieder. Man debattierte für und gegen die Ausſichten der Reichenſteinſchen Gründung, aber nicht, wie es ſich bei einem Unternehmen von ſolcher Tragweite geziemt hätte, ſachgemäß und mit Ernſt, ſondern mit abgeſtandenen Kalauern und in einem Jargon, der nur den Intimen der Börſe verſtändlich und von dem Idiom des Mühlendammes nicht ſehr verſchieden war. Lebhafte Geſtikulationen, naſale Töne, rote Krawatten, echte und Similidiamanten, gebogene Naſen, krumme Beine und platte Füße — der unbefangene Beſucher mit ſo viel Phantaſie, ſich ſeidene Kaftane und Peieslöckchen hinzuzudenken, hätte ſich vor die Thüre des Wunderrabbi von Sadagora verſetzt glauben können. Auch das Geſchäft ſchwieg nicht — der bot dies an, jener jenes, nicht etwa alte Kleidungsſtücke, wie auf dem Mühlendamm, ſondern ſogenannte

Wertpapiere. Die Sonnabendbörſe erhielt ein improviſiertes Nachſpiel in der Viertelſtunde müßigen Wartens vor der Abfahrt des Extrazuges nach Petroleumland.

Der letzte der Ankömmlinge war Bankier Reichenſtein, umgeben von ſeinem Generalſtab, Lockmann, Vogel und einigen Freunden, denen ſich ſogar Roſenthal in beſcheidener Entfernung angeſchloſſen hatte. Ein unartikuliertes Geſchrei empfing ihn, wie es auf der Börſe üblich iſt, wenn jemand einen beſonders ſchlechten Kalauer gemacht, einen unmöglichen Kurs ausgerufen hat oder ſonſt etwas Ungewöhnliches vorgefallen iſt. Reichenſtein grüßte wie ein König, dem die Volksmenge ein Hoch gebracht, nach allen Seiten, bat einzuſteigen und lud mit offenbarer Zuvorkommenheit den Grafen Romſtedt, den das Intereſſe an der Entwickelung der traurigen Komödie bewogen hatte, des Bankiers Einladung zur Beteiligung anzunehmen, in ſein Koupee.

Das Pfeifen der Lokomotive wurde mit einem gellenden Hurra beantwortet, und keuchend und ſchnaubend ſetzte ſich der Extrazug in Bewegung.

Es war ein ſonderbarer Wagenpark, der den Zug auf der Endſtation erwartete. Altväteriſche Equipagen, ſolide Leiterwagen mit Strohſäcken verſehen, Möbelfuhrwerke mit eingerichteten Sitzgelegenheiten — kurz, was das kleine niederdeutſche Städtchen an einigermaßen menſchenwürdigen Transportmitteln aufzuweiſen hatte, war auf den Bahnhof beordert worden, um die Teilnehmer der Reichenſteinſchen Expedition nach dem mehrere Stunden entfernten Petroleumland zu fahren. Mit etwas übernächtigten Geſichtern — die meiſten hatten den größten Teil der Nacht beim Skat, beim Makao oder dem noch einfacheren „Paar oder Unpaar“ durchwacht — entſtiegen die modernen Argonauten den Koupees. Reichenſtein hatte für ausreichende Reſtauration geſorgt, die Toilette erledigte ſich ſchnell und einfach genug am Bahnhofsbrunnen, und die Reiſe in das gelobte Land konnte beginnen. Ein herrlicher Sommermorgen ließ die Fahrt ſelbſt durch dieſen ebenen, reizloſen Landſtrich als einen Genuß erſcheinen, für den freilich dem weitaus größten Teile der Reiſenden jede Empfänglichkeit fehlte. Durch einige kleine Dörfer — einzig bemerkenswert durch die Bauart der Häuſer mit ihrer mit Ziegeln bekleideten Windſeite — führte der gut chauſſierte Weg durch immer noch ertragreiche, gut angebaute Gegenden. In der Ferne ſchien ein rotbrauner Strich, der ſtetig an Ausdehnung zunahm, den Horizont zu begrenzen. Kleine grüne Inſeln — die der Heide eigentümlichen winzigen Parzellen von verkrüppelten Fichten — tauchten aus dieſem immer mehr an Ausdehnung zunehmenden roten Meere auf, — und dann breitete ſie ſich in ihrer ganzen troſtloſen Öde vor den blaſierten Blicken dieſer Geldmenſchen aus, die endloſe, totenſtille, mit einem Leichentuch von roten Blüten bedeckte Heide.

Die Wagen bogen links ab von der Chauſſee auf einen zur bequemeren Verbindung mit Petroleumland neuangelegten Weg. In der Ferne tauchten turmartige Spitzen hölzerner Gebäude auf, neben denen Rauchwolken emporwirbelten. „Das iſt Petroleumland,“ ging es von Mund zu Munde. Eine fieberhafte Erwartung bemächtigte ſich des Spekulantenheeres. Und da — der erſte ſaugt prüfend, verwundert die Luft ein — der Wind iſt mit Reichenſtein im Bunde, er weht gerade von dort, wo die Rauchwolken emporſteigen — wahrhaftig, der eigentümliche Geruch, den er auf die Entfernung einer halben Stunde herüberweht, das iſt Petroleum! Von Wagen zu Wagen ſchwirrt die Frage: „Riechen Sie’s? Petroleum?“ Die Naſen verlängern ſich und ſtrengen ſich an — „Wahrhaftig! Petroleum!“ — und plötzlich ſchallt ein Hurra durch die Luft, ein ſpontaner Ausbruch, der dem „Land! Land!“ der Gefährten des Kolumbus nichts nachgibt, und der dem Menſchenkenner das innerſte Empfinden dieſer edlen Seelen entſchleiert, die, trotzdem ſie während der letzten Tage nichts wie Petroleumaktien gehandelt, doch nichts anderes erwartet haben, als einen Schwindel zu finden, und nun überraſcht ſind, daß der Schwindel eine reale Unterlage hat.

Sie konnten nicht Herrn Reichenſteins Kniee umfaſſen, wie die Gefährten des Kolumbus thaten, um ihrem großen Führer das Unrecht ihres Mißtrauens abzubitten. Aber handeln konnten ſie, und innerhalb fünf Minuten ſtiegen die Aktien der „Deutſchen Petroleumgeſellſchaft,“ trotzdem Sonntag war und keine Börſenſtunde, um ebenſoviele Prozent in die Höhe. Das Geſchäft entwickelte ſich von Wagen zu Wagen, über das Rollen der Räder hinweg, daß die biederen Landkutſcher glaubten, ein Dämon ſei in ihre Fahrgäſte gefahren und ſie hätten es mit einem Haufen Wahnſinniger zu thun. Reichenſtein aber, der in dem vorderſten Gefährt neben dem Grafen Romſtedt ſaß, reckte ſtolz ſein Haupt und fragte:

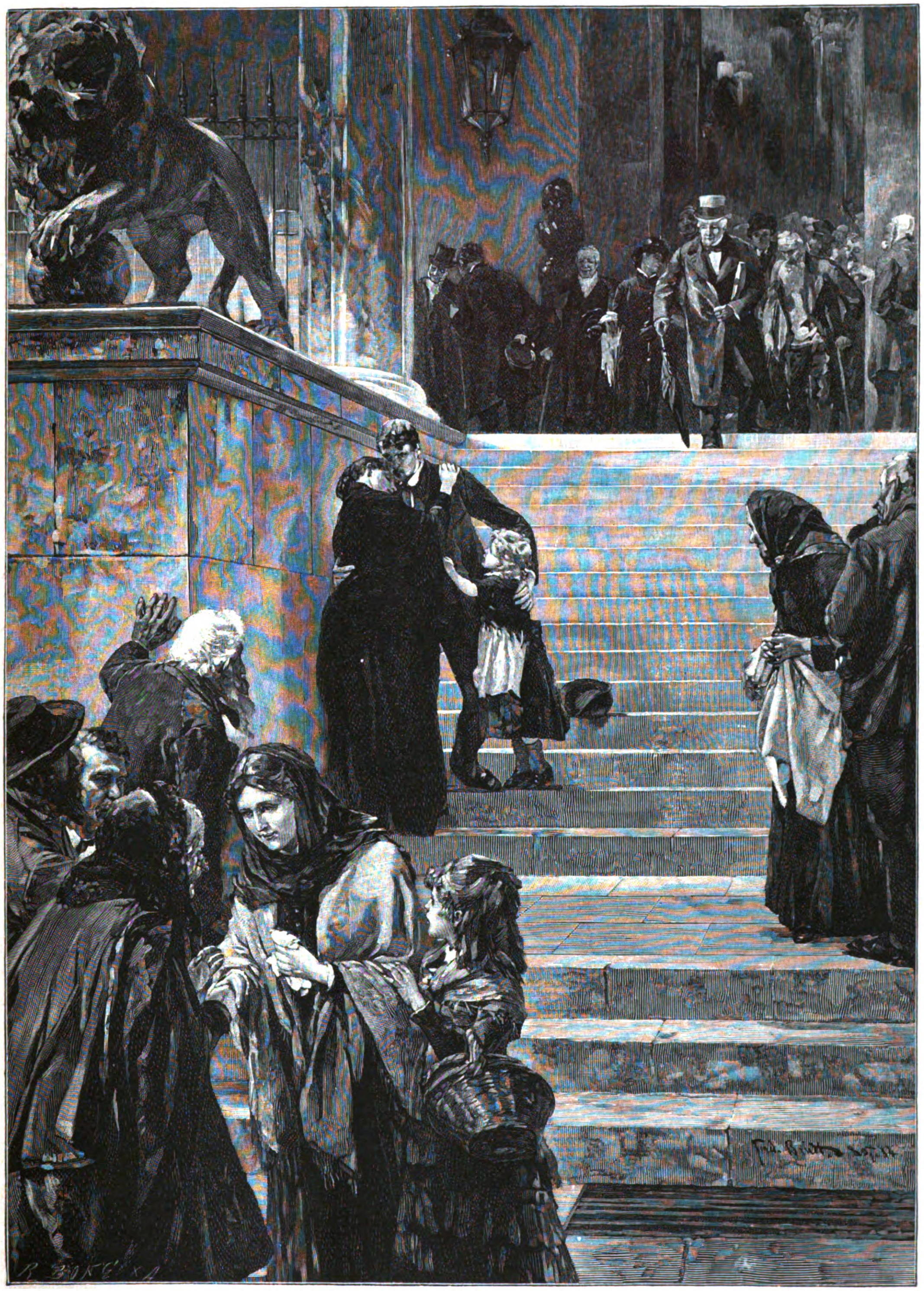
„Nun, Herr Graf, was ſagen Sie nun?“

„Daß ich meinen Entſchluß nicht bedauere,“ entgegnete dieſer ernſt, „und daß ich mehr wie je überzeugt bin, die vorhandenen Stoffe könnten vielleicht einer beſcheidenen Induſtrie Nahrung geben, aber ſicher wird ein frivoles Börſenſpiel die ganze Produktion zu Grunde richten.“

Reichenſtein zuckte die Achſeln. Was lag ihm daran, ob hier Petroleum gefördert wurde oder nicht! Wenn es heute nur den Anſchein hatte, als ſeien unter dieſen roten Heideblüten wirklich Schätze verborgen, wenn heute nur die Stimmung hinaufgetrieben wurde und mit ihr die Aktien, und wenn dieſe Stimmung nur einige Monate andauerte, bis er im Publikum für ſeine Aktien zu hohem Kurſe Abnehmer fand, — dann mochte nachher das Petroleum Waſſer und die Aktie Papier ſein, was kümmerte es ihn! Er ſpielte va banque; gewann er die Partie, ſo mochten die Leute, welche ihr Vermögen verloren hatten, ihn einen Betrüger nennen. Dafür, daß er es vor dem Geſetz nicht war, dafür ſorgte ja ſein Rechtsbeiſtand Lockmann, der ſo genau wußte, wo der nächſte und der lukrativſte Weg am Zuchthauſe vorbei ging.

Vor einer Baracke, notdürftig aus Holzplanken zuſammengeſchlagen, hielt der Wagenzug. „Grand Reſtaurant Petroleumland“ ſtand in prahleriſchen Buchſtaben auf dem Schilde über der niedrigen Thüre. Hinaus aus dem Wagen, einen Kognak, ein Glas Bier, ein Butterbrot, — damit waren die Vorräte des Grand Reſtaurant erſchöpft, und dann ging es quer über die Heide zu den Bohrtürmen. Die Maſchinen waren natürlich in voller Thätigkeit, die Pumpwerke hoben die dunkelfarbige, dickflüſſige Maſſe aus der Tiefe in die Klärungsbaſſins, in denen das Erdöl ſich von den Waſſerzuſätzen trennte, um dann in die Fäſſer geleitet zu werden. Allerdings waren nur zwei oder drei dieſer Hebewerke im Gange; von den anderen hieß es, man ſei noch nicht auf die Petroleumquellen geſtoßen, oder man habe nur heute ausgeſetzt, um einem Teile des Arbeiterperſonals die Sonntagsruhe zu gönnen. Daß dieſe Bohrlöcher ſchon lange keinen Ertrag mehr gaben, brauchte ja niemand zu wiſſen.

Da war ein Bohrloch, welches eine gewiſſe Berühmtheit beſaß, denn es figurierte in allen Reichenſteinſchen Nachrichten über Petroleumland mit dem höchſten Erträgnis. Um dieſes ſammelte ſich die Schar der Beſucher. Reichenſtein hatte dafür geſorgt, daß Techniker zur Stelle waren, welche den Wißbegierigen den Mechanismus der Maſchinerie erklärten. Auch Leute fanden ſich, die ein gebrochenes Deutſch ſprachen und erklärten, aus den Petroleumdiſtrikten Amerikas zu kommen. Sie lobten die Qualität des hieſigen und prophezeiten dem amerikaniſchen Petroleum ein baldiges Verſchwinden vom europäiſchen Markte. Litterat Vogel ſorgte dafür, daß dieſe imitierten Yankees ſich in der Nähe ſeiner Kollegen — von denen übrigens wenig genug ſeinem Lockruf gefolgt waren, wie das bei der inferioren, von Reichenſtein allerdings bedeutend überſchätzten Stellung des Menſchen ſelbſtverſtändlich war — am eindringlichſten äußerten. Die Herren von der Preſſe, lauter Größen dritten und vierten Ranges, machten denn auch eifrig Notizen, ſchritten Entfernungen ab und zählten nach der Uhr die Zeit, in welcher ſich ein Faß mit Petroleum füllte, um danach zu berechnen, wieviel Fäſſer der Bohrturm in vierundzwanzig Stunden zu Tage fördere. Sie gelangten zu den erſtaunlichſten Reſultaten. Reichenſtein



Freigeſprochen. Nach dem Gemälde von Ferd. Brütt.

ſelbſt machte auf die liebenswürdigſte Weiſe den Führer und Erklärer; er ſchien unermüdlich, trotzdem er ein wenig an Atemnot litt. Gewiß wäre ihm auch der ſchönſte Lohn für ſeine Bemühungen zu teil geworden, wenn er eines nicht vergeſſen hätte, — daß nämlich niemand leichter gelangweilt wird, als gerade die Geſellſchaft, welche er einen ganzen Tag lang zu unterhalten unternommen hatte.

Dieſe Leute, die doch eigentlich für nichts anderes Sinn hatten als für das Geſchäft und ihre Vergnügungen, ſtanden hier nun ſchon eine Stunde lang in der öden Heide, atmeten den keineswegs angenehmen Petroleumgeruch ein und ſahen zu, wie eine ekelhafte, lehmähnliche Maſſe aus dem Erdboden gepumpt und in Fäſſer gefüllt wurde. Und das Ganze hatte für ſie ja gar keinen Zweck; ihnen, die höchſtens einmal ein Börſenzeitgeſchäft in Petroleumaktien machten, die aber niemals daran denken würden, Kapitalien in dieſem Papier feſtzulegen; konnte es ja höchſt gleichgültig ſein, was hier für wirkliche Werte produziert wurden. Sie langweilten ſich zum Sterben, und die Dinerſtunde war noch ferne genug. Neben dem Grand-Reſtaurant regte es ſich allerdings ſchon unter der Leitung Lockmanns. Da wurden auf dem ebenen Heideboden Tiſche aus rohen Brettern aufgeſchlagen und mit den Reichenſteinſchen Koſtbarkeiten gedeckt; aber die Braten in der Küche des Grand-Reſtaurant dachten noch gar nicht daran, ſich zu bräunen. Warum ſollte man hier warten, bis das Diner ſerviert wurde! Es war zwar eine ganz originelle Idee von Reichenſtein, hier unter freiem Himmel eine Maſſenabfütterung zu veranſtalten, aber viel Unterhaltung verſprachen ſich die meiſten nicht davon. Sie überlegten, daß ſie noch zum Abend in Berlin zurück ſein könnten, wenn ſie nicht auf die Rückfahrt des Extrazuges warteten, ſondern den fälligen Train benutzten, oder daß die Gelegenheit günſtig ſei, einen Ausflug nach Braunſchweig zu machen, und einer nach dem anderen — es waren gerade die einflußreichſten auch die rückſichtsloſeſten — empfahl ſich, ohne Abſchied zu nehmen und fuhr nach der Bahnſtation zurück.

Reichenſtein wurde die allgemeine Flucht zu ſpät gewahr, um ihr Einhalt thun zu können. Um nicht ganz einſam mit ſeinen Getreueſten in Petroleumland zurückzubleiben, beſchloß er, das Diner mit den mitgebrachten Delikateſſen beginnen und die Braten und anderen Sachen folgen zu laſſen, wie ſie gerade fertig wurden. Die Gäſte ließen ſich das gern gefallen, denn ſie hatten Hunger, und es war ihnen mehr darum zu thun, früh zu eſſen, als ſpät zu dinieren. Beim Champagner, der in Strömen floß, kehrte auch die ein wenig ſchwankend gewordene Stimmung wieder. Der Litterat Vogel erhob ſich und hielt eine große Rede, in der er die Verbrüderung der Induſtrie und der Preſſe feierte, wie ſie ſich heute dokumentiere, und brachte ein Hoch auf Reichenſtein aus. Reichenſtein ſelbſt ging ſeinen Gäſten mit gutem Beiſpiel voran, was das Trinken anbetraf, und in Petroleumland herrſchte bald für einige Stunden ungeheure Heiterkeit.

IX.

Die Morgenſonne zitterte durch die grünen Laubwipfel und warf goldene Arabesken auf die ſauber gehaltenen Wege des Tiergartens. Es war ſtill in den weiten Partieen des prächtigen Parkes. Die glänzenden Equipagen fehlten noch ganz, nur wenige Reiter — meiſtenteils Bedienſtete, welche die Pferde ihrer Herrſchaft bewegten — zeigten ſich in den Reitalleen, und ſelbſt auf den Kinderſpielplätzen hatten ſich die Scharen der Kleinen noch nicht eingefunden, welche ſie in den ſpäteren Tagesſtunden, einem Ameiſenhaufen gleich, zu beleben pflegen.

Ziemlich einſilbig ritt eine kleine Kavalkade ihres Weges. Der Bankier Reichenſtein hatte ſeine gewohnte Badereiſe dieſes Jahr der dringenden Geſchäfte wegen, die ihn an Berlin feſſelten, aufgeben müſſen, und ſein Hausarzt ihm die tägliche Bewegung zu Pferde empfohlen, die ſeiner Neigung zum Embonpoint und zur Kurzatmigkeit ebenſo hilfreich entgegenwirken würde, wie die Waſſer der gewohnten Heilquelle. Er ritt einen ſchweren Braunen, deſſen bequeme Gänge und zuverläſſiges Temperament nicht zu viel Anforderungen an ſeine nur ſchwach entwickelten Reiterkünſte ſtellten. Fräulein Rebekka, ein paſſionierte Amazone, zügelte ihren feurigen Rappen mit nerviger Fauſt zu einem tänzelnden Schritt, und Baron von Biel ließ ſein Adjutantenpferd mit loſen Zügeln des Weges ſchlendern. In der Ferne folgte ein Reitknecht des Bankiers.

Die Unterhaltung ſtockte ſchon ſeit geraumer Zeit, und jeder hing ſeinen eignen Gedanken nach. Bankier Reichenſtein dachte an Petroleumland und daran, daß die Früchte des teuren Extrazuges ſich noch immer nicht recht zeigen wollten, Fräulein Rebekka grollte mit dem Leben und mit ſich ſelbſt, daß ſie ſich manchmal in ſtillen Stunden auf Wünſchen ertappte, die alles Gold ihres Vaters nicht erkaufen zu können ſchien, und Baron von Biel dachte an ſeine Schulden und daß es höchſte Zeit für ihn ſei, mit der Millionärin an ſeiner Seite ihnen ein Ende zu machen. Sie waren alle drei mit dem Lauf der Dinge nicht ſehr zufrieden, und ſelbſt auf Biels ſonſt nur den Ausdruck der Blaſiertheit oder des Leichtſinns tragenden Zügen zeigten ſich Sorge und Mißmut. Er konnte es ſich nicht verhehlen, daß ſeine im Beginn ſo ausſichtsvoll und einfach ſcheinende Bewerbung um Rebekka Reichenſtein vollſtändig ins Stocken geraten war. Der Bankier lud ihn zwar nach wie vor in ſein Haus und behandelte ihn ſchon jetzt als zur Familie gehörig. Auch Biels Anſchluß an die Morgenritte der Familie Reichenſtein war auf ſeinen Wunſch erfolgt, da er ſeiner Tochter nicht zumuten mochte, immer das gleiche langſame Tempo einzuhalten, das er für ſeine eigne Sicherheit liebte. Aber Baron von Biel verhehlte ſich nicht, daß Reichenſteins Entgegenkommen ſehr gut nur der Eitelkeit entſpringen könne, ſich an der Seite einer Offiziersuniform zu zeigen, und daß Fräulein Rebekka ſelbſt, die ihm im Anfang ſo leicht zu erobern geſchienen, ſich plötzlich hinter eine Launenhaftigkeit zurückgezogen, deren Urſache ihm zwar trotz allen Grübelns verborgen blieb, die es ihm aber unmöglich machte, ſich ihr zu nähern. Er hatte freilich von Anfang an nicht daran gedacht, ihr Herz zu erobern. Wie ihm Roſenthal die Sache dargeſtellt, hatte er geglaubt, ſie ganz geſchäftsmäßig erledigen zu können: Einige Wochen Verkehr im Reichenſteinſchen Hauſe, eine Anfrage pro forma bei Tochter und Vater, Verlobung, Hochzeit, und bei dem gemeinſchaftlichen Genuß der Zinſen ihrer Million ein Leben nach Gefallen nebeneinander, ohne ſich gegenſeitig Zwang aufzuerlegen. Es wäre ihm wie eine Herabwürdigung ſeiner ſelbſt erſchienen, wenn man ihm die Zumutung gemacht hätte, um dies Mädchen, dem er bereitwillig ſeinen Namen geben wollte, noch erſt zu werben. Ihre Schönheit mußte er anerkennen, aber ſie ſetzte ihn nicht in Flammen, und um eine Neigung zu fingieren, die er nicht empfand, fehlten ihm Schauſpielertalent und Phantaſie, ſelbſt wenn er beabſichtigt hätte, ſich zu einem ſolchen Spiel herbeizulaſſen. Die Fortſchritte, welche er auf dem Wege zur Erwerbung der Million machte, markierten ſich einzig durch die wachſende Ungeniertheit ſeines Verkehrs im Reichenſteinſchen Hauſe, aber durch nichts dokumentierte ſich eine Annäherung an Fräulein Rebekkas Perſönlichkeit. Seit jenem Abend bei Kroll hatte er ſogar nicht ſelten eine offenbare Zurückweiſung von ſeiten der jungen Dame erfahren, eine ſchlechte Behandlung, die auf einem ſehr geringen Grad von Achtung zu baſieren ſchien, und die in grellem Kontraſt zu der offen zur Schau getragenen Devotion ſtand, mit welcher „der Herr Baron“ im Hauſe des Bankiers zuerſt empfangen worden war. Mehrmals hatte Baron von Biel gemeint, es ſei das Beſte, dieſem ungewiſſen Zuſtande durch eine Unterredung mit Reichenſtein ein Ende zu machen, ihn einfach zu fragen, ob er ihm ſeine Tochter geben wolle oder nicht. Aber der Stolz, der manchmal aus Rebekkas Augen leuchtete, ließ ihn befürchten, daß dieſe Umgehung ihrer Perſon ſie tödlich verletzen werde, und aus der Art des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Tochter erkannte er, daß bei auseinandergehenden Wünſchen der beiden derjenige der verwöhnten jungen Dame die meiſte Ausſicht habe, die Oberhand zu behalten.

In ſeinem Grübeln über die Urſache des Wechſels in Rebekkas Benehmen war Baron von Biel auch auf die Idee gekommen, ſein Freund Dernburg könne die Schuld daran tragen. Aber als einzige Grundlage dieſer Idee konnte er die Thatſache betrachten, daß der Wechſel von jenem Abend in der Loge der Krollſchen Oper datierte. Er hatte damals Fräulein Rebekka und Herrn von Dernburg genau beobachtet, ſchon weil es ihn intereſſierte, zu ſehen, wie Dernburg mit ſeinen ſtrengen Anſichten über die beabſichtigte Verbindung ſich im Verkehr mit der jungen Dame zeigen würde. Aber ſo genau er ſich auch alle Einzelheiten jenes Abends zurückrief, er konnte nichts entdecken, was ſeinen Verdacht im geringſten beſtätigte. Die Unterhaltung war nicht über Allgemeines hinausgegangen, Dernburg hatte ſich einer faſt ſchroffen Zurückhaltung befleißigt — es war gar nicht denkbar, daß Rebekka, an deren vollkommener Herzloſigkeit er nicht zweifelte, in der kurzen Stunde eine Neigung für den ihr bis dahin gänzlich Fremden gefaßt haben konnte, trotzdem Baron von Biel offenherzig genug war, ſich einzugeſtehen, daß er bei einem Vergleich ihrer beiden Perſönlichkeiten den kürzern ziehen müſſe. Ihm blieb nichts übrig, als ſich in Geduld zu faſſen und von der Zeit zu erwarten, daß ſie ihm den goldenen Apfel in den Schoß werfen würde.

Es war langweilig genug, ſo zu Dreien nebeneinander herzureiten und doch jeder ſeinen eignen Gedanken nachzuhängen, meinte Baron von Biel zu ſich ſelbſt, nachdem er eine ganze Weile über ſeine Situation nachgedacht hatte. Nun, er wollte ſich für die langweiligen Stunden entſchädigen, wenn erſt die ſchöne Rebekka und ihre Million ihm gehörten.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Erinnerungsblatt an Guſtav zu Putlitz.

Von A. von Freydorf. (Abdruck verboten.)

Das würdige Bild eines ſo hervorragenden Dichters, eines ſo geiſtreichen Mannes und edlen Charakters zu geben, wie es uns in glücklichſter Vereinigung in der Geſtalt des am 5. September in Retzin auf dem Stammſitz ſeines Geſchlechts verſtorbenen Schriftſtellers, des Lieblings unſerer deutſchen Jugend, entgegentritt, bedürfte es wohl der geübten und begabteren Feder des Gelehrten, und nur zagend wage ich mich daran, der Aufforderung Folge zu leiſten, die mir anderſeits doch wieder eine ſo liebe und willkommene Aufgabe ſtellt, daß ich mich nicht anſchließen konnte, ſie zurückzuweiſen. Aber erwarten Sie von mir kein Lebensbild des Dahingeſchiedenen: dafür wird gewiß von fähigerer Seite geſorgt werden. Wie man unter dem Banne der erſchütternden Todesnachricht von einem teuren unvergeßlichen Freunde noch einmal in wehmütigem Gedenken ſeine lebensvolle Geſtalt in alter Friſche vor dem geiſtigen Auge vorüberziehen läßt, wie man all der ſchönen Stunden des Zuſammenſeins, einer nach der anderen, traurig und doch dankbar, ſie erlebt zu haben, gedenkt, ſo mögen auch dieſe Zeilen Erinnerungsblätter ſein, die ihren Wert nur erhalten durch die Bedeutung des verklärten Dichters ſelbſt, dem ſie gewidmet ſind.

Das war damals eine freudige Nachricht, die mit hohen Erwartungen und größter Genugthuung, ſowohl in den Künſtler-, wie in den Hof-, Bürger- und Beamtenkreiſen der badiſchen Reſidenz überall aufgenommen wurde, als es hieß: „Guſtav zu Putlitz, der Dichter des ‚Teſtaments des großen Kurfürſten,‘ der die ‚Badekuren‘ geſchrieben, den ‚Salzdirektor,‘ die ‚alte Schachtel,‘ das reizende kleine Ding: ‚Spielt nicht mit dem Feuer,‘ iſt von unſerm Großherzog zur Leitung des Hoftheaters aufgefordert worden, und er hat die Stellung auch angenommen.“

Es war ein glücklicher Griff und hoch an der Zeit, daß ein ſolcher Mann zu uns kam. Unſer Theater, ſo berühmt unter Devrient, hatte durch verſchiedene Direktoren viel von ſeinem früheren Vorrang eingebüßt; nun ſah es wieder dem Ideal einer blühenden Zukunft entgegen.

Und wie erwartungsvoll blickte auch ich dem Bekanntwerden mit dem Dichter entgegen, wie freute ich mich auf den erſten Beſuch und hatte doch eine gewiſſe Scheu davor. Denn wer unter der damaligen Jugend ſchwärmte nicht für „Was ſich der Wald erzählt!“ Ein Kind noch, hatte ich das Büchlein geſchenkt erhalten, ſeitdem war es einer meiner Lieblinge geweſen, und ſo oft der Frühling kam, nahm ich es mit mir unter die ſchattigen Eichbäume des Parkes — war's doch, als lauſchte man den Blumenelfen ſelbſt und der rauſchenden murmelnden Quelle. Aber daran, daß dies alles der Phantaſie eines noch lebenden Mannes entſprungen, dachte ich damals kaum — und nun fürchtete ich faſt, der Zauber würde vergehen — erlebt man doch manchmal große Enttäuſchungen bei perſönlicher Begegnung mit den Dichtern. Hier aber hätten nicht einmal die eigentümlichen Umſtände, wie ſie ein günſtiger Zufall hervorrief, zuſammenzutreffen brauchen, um das Gegenteil zu bewirken, denn Kunſt und Poeſie ſelbſt gewährten mir alſogleich das Glück, in näheren Verkehr mit dem Dichter zu treten, bei ſeiner liebenswürdigen geiſtreichen Gemahlin, in ſeinem gaſtlichen Hauſe Freundſchaft zu finden, die fortan durch Freud und Leid feſt beſtehen ſollte.

Wie gut erinnere ich mich des erſten Eindruckes: für eine Frau wirkt auch die äußere Erſcheinung entſcheidend, und wie vornehm, wie edel und kraftvoll war dieſe hohe ariſtokratiſche Geſtalt, wie bedeutend der Kopf, die geiſtreiche Stirn; aus den freundlichen Augen ſprach eine Welt von Güte, und zugleich blitzte um den Mund, den ein dunkler Vollbart umgab, damals noch Schalkhaftigkeit und ein unverwüſtlicher Humor. Später hat wohl ſchweres Familienleid dieſe durch Züge tiefer Wehmut erſetzt, und manchmal machte wohl der ſchöne Kopf mit den traurigen Augen, dem gebleichten Haar und dem langen weißen Bart einen Eindruck, daß man unwillkürlich an den eines König Lear gemahnt wurde. Doch zu Anfang der ſiebziger Jahre war noch alles Sonnenſchein um ihn her. Die Kriegsjahre mit ihren jubelnden Triumphen lagen gerade hinter uns. Wir hatten auf unſerm Theater ſein Feſtſpiel „Friede“ am 29. Auguſt 1871 aufgeführt, und eins der erſten Gelegenheitsgedichte, das er in Karlsruhe ſelbſt verfaßte, galt dem erſten Band, womit der kleine politiſche Amor, feſter als alle Staatsverträge es thun konnten, Nord- und Süddeutſchland für immer einen wollte: die Tochter des in Baden ſo hoch gefeierten Generals von Werder heiratete den badiſchen Hauptmann Freiherrn von Roeder; das Arrangement der lebenden Bilder zum Polterabend hatte Herr zu Putlitz freundlichſt übernommen, den Prolog legte er der Germania in den Mund, und eine meiner liebſten Erinnerungen iſt, daß er ſelbſt mir die Verſe einſtudierte. Wie freudig wurde aber auch alles aufgenommen, wie gelang das Ganze, welcher Jubel gab Antwort für die auf Werders Thaten bezüglichen Verſe:

„Wir wiſſen's wohl, wer es geſprochen,
Ermutigend das Manneswort,
Das welſchen Übermut gebrochen,
Das deutſche: Hier kommt keiner durch!“

Je mehr ich in dem gemütlichen und doch äußerſt elegant eingerichteten Hauſe unſers neuen Intendanten verweilte, das bald Mittelpunkt des künſtleriſchen und geiſtig geſelligen Verkehrs aus allen gebildeten Kreiſen der Reſidenz wurde, je mehr ich ſeinen anſchaulichen Erzählungen früherer Erlebniſſe und Erfahrungen lauſchte, deſto mehr wuchs das Intereſſe an ſeiner Perſon, an ſeinen Werken. Dazu kam, daß mein ſeliger Mann eng befreundet mit ihm war, ſie hatten beide in Heidelberg ſtudiert, ſo wußte ich bald genügend Beſcheid um das, was ihn betraf.

Die Putlitz' ſind ein altes märkiſches Adelsgeſchlecht, denen erblicher Sitz im preußiſchen Herrenhauſe zuſteht. Ihr Name wird oft genannt in Brandenburgs Geſchichte. Mit Friedrich von Nürnberg und den erſten Markgrafen in Fehde um alte Rechte waren ſie ſpäter deſto treuere und opferfreudige Vaſallen ihres angeſtammten Herrſcherhauſes. Auch Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft ſind in der Familie erblich. Und Guſtav Heinrich Gans, Edler Herr zu Putlitz war ein treuer Sohn ſeines Stammes und ſeiner märkiſchen Erde, die er gern und mit poetiſch verklärter Anſchaulichkeit ſchilderte; daher auch beſaßen Stoffe aus der vaterländiſchen, ſpeziell der preußiſchen Geſchichte eine beſondere Anziehungskraft für ihn.

Auf dem Familienſtammſitz Retzin in der Weſtpriegnitz war er am 20. März 1821 geboren, hat dort ſeine Kinderjahre verlebt und ſpäter immer wieder aus dem Lärm der Städte und dem Drang der Geſchäfte dort Ausruhen und Erfriſchung oder einſame Weiheſtunden zu poetiſcher Arbeit geſucht.

Er ſelbſt ſchildert uns in „Mein Heim“ die trauliche Stätte mit dem Reiz ihrer landſchaftlichen Umgebung und erzählt uns darin zu gleicher Zeit, wie ihm ſeit ſeinen Knabenjahren ſchon das Theaterſpielen einen begeiſternden Reiz abgewann, und kein Familienfeſt verging, für das er nicht eine Aufführung geplant hätte. Als er mit zwölf Jahren auf die Schule kam, gingen alle Erſparniſſe des Schülertaſchengeldes in die Theaterkaſſe — ſpäter als Student ſah ihn jeder Abend im Berliner Theater. — Seine Gymnaſialbildung hatte er in Magdeburg erhalten, an den Univerſitäten Berlin und Heidelberg bildete er ſich zum Juriſten aus, aber die Muſe der Dichtung hatte ein Auge auf den ihr ſchwärmeriſch ergebenen Jüngling geworfen, ſie machte ihn Themis ſtreitig — ſchon 1848 ſchied er aus dem Staatsdienſt, um ſich ganz der freien litterariſchen Thätigkeit widmen zu können. Da entſtanden denn in langer Folge jene neckiſchen Luſtſpiele, jene köſtlichen Schwänke, jene reizenden Novellen mit ihren prächtig gezeichneten Menſchen, ihrem herzerwärmenden Humor, ihrer liebenswürdigen Originalität und Natürlichkeit, die bald den Namen Putlitz auf allen großen und kleinen Bühnen bekannt und beliebt machten. Wer hat im „Schwert des Damokles“ nicht herzlich gelacht, wem ſind nicht, trotz aller Komik in der „alten Schachtel“ zum Schluß Thränen der Rührung in die Augen getreten, wer hätte ſich nicht gefreut, wenn „Unerträglich,“ oder „Liebe im Arreſt,“ oder „Das Herz vergeſſen“ auf dem Theaterzettel ſtand.

Wenn nun Talent, heitre Naturanlage und die Beobachtung, daß damals dem deutſchen Theater gerade das feine, leichtgefügte geſellſchaftliche Luſtſpiel fehlte, den Dichter vorerſt wünſchen ließ, dieſe Lücke auszufüllen, ſo drängte doch ſein reger Schaffenstrieb und mancher ihn begeiſternd ergreifende Stoff aus der Geſchichte zum ernſten vaterländiſchen Drama hin. „Das Teſtament des großen Kurfürſten“ war gedichtet zu einer Zeit, wo der nationale Sinn in neuem Aufſchwung ſich hob; da, überall wo es erſchien, mußte es zünden mit ſeinen vaterländiſchen Motiven, ſeinen charaktervoll treu hiſtoriſch gezeichneten Geſtalten, ſeinem meiſterhaft gefügten Aufbau und ſeiner poeſiereich formvollendeten Sprache. Über alle Bühnen Deutſchlands hielt es ſeinen Triumphzug und einen zweiten, als das Jahr 70 es förmlich zu einem nationalen Tendenzſtück im edelſten Sinne des Wortes gemacht hatte.

Aber auch „Don Juan d'Auſtria,“ „Waldemar“, „Wilhelm von Oranien“ und das bürgerliche Schauſpiel „Rolf Berndt,“ ebenſo wie „die Idealiſten“ haben ihre berechtigten Erfolge gehabt, und ob ſie ſich auf dem Repertoir erhalten werden oder nicht, bei der heutzutage ſich immer mehr vom Standpunkt hoher Ideale entfernenden Richtung, ſie werden in der Geſchichte unſerer Litteratur ihren bleibenden Wert behalten, denn auch ſie bezeugen mit jedem Wort den begeiſterten Sinn für alles Schöne, Hohe und Edle.

Zu bekannt war mit der Zeit Putlitz' Dichternamen geworden, zu viel hatte er ſich ſchon mit der Bühne und dramatiſchen Stoffen beſchäftigt, als daß man ihn länger der Zurückgezogenheit überlaſſen hätte, deren er ſich in ſeinem geliebten Retzin erfreute. Das Schweriner Hoftheater ward ſeiner Leitung anvertraut, und ſeinen emſigen Bemühungen, ſeinem idealen, nur auf das Edle und Vornehme gerichteten Streben, ſeinen feſten, unerſchütterlichen Grundſätzen gelang es bald, das ihm anvertraute Inſtitut zu einer hohen Stufe künſtleriſcher Leiſtungsfähigkeit emporzuheben.

Was er hier bezweckt und errungen, ſeine Erfahrungen als Bühnenleiter und Theaterdichter, auch manches über die äußeren Anlaſſe zu ſeinen Dichtungen hat er in ſeinen Theatererinnerungen niedergelegt, die mit „Mein Heim“ einen wertvollen, aber leider nur kleinen und unvollſtändigen Teil ſeiner Selbſtbiographie bilden.

Das Jahr 1868 ſah ihn als Hofmarſchall des Kronprinzen von Preußen, aber mit wie hingebender Anhänglichkeit und Verehrung er auch an dem Fürſten hing, das Amt an ſich mit den vielen zeitraubenden offiziellen Pflichten paßte allzuwenig zu ſeinen Neigungen und konnte ihn auf die Dauer nicht feſſeln. Schon nach einem Jahre erbat er ſich wieder die Entlaſſung, um ſich ganz der freien Arbeit widmen zu können. Dann kam der Krieg. Mit Rat und That half er bei der Organiſation der freiwilligen Krankenpflege, richtete ſelbſt ein Lazarett ein, wo er an manchem Schmerzenslager hilfebringend geſtanden, manchem Geneſenden mit ſeiner herzgewinnenden Art und dem köſtlichen Humor das erſte Lächeln wieder abgewann, manchem Schwerwunden durch die tiefempfundenen Troſtesworte um ſo wohler that, als in dem weichen Ton ſeiner Stimme ſelbſt ſchon ſo viel Milde und Güte lag.

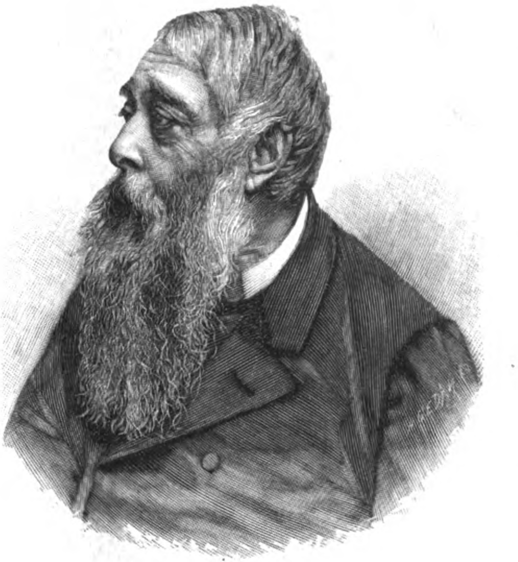
Und nun folgte 1873 die Berufung zum Generalintendanten des Hoftheaters in Karlsruhe. Wie freudig und mit welchen Erwartungen er empfangen wurde, habe ich zu Anfang erzählt. Wie ſchöner noch als gehofft ſie ſich erfüllten, das mußte jeder erkennen, der vorurteilsfrei dem Gang der Dinge folgte, das bewieſen die hohe Zufriedenheit unſers Fürſten, die vielen huldigenden Anerkennungen des Publikums, die ſchwärmeriſche Verehrung ſeines geſamten Bühnenperſonals vom erſten Künſtler bis zum letzten Bedienſteten hinunter.

Wohl hatte auch er anfangs manche Schwierigkeit zu überwinden, wenn ihm von der Seite immer Unzufriedener Devrientſche Traditionen entgegen gehalten wurden. Überall gibt es Menſchen, die, unweiſe genug, ſtets dem Entſchwundenen nachſeufzen, nicht bedenkend, wie ſie dadurch nur ſich ſelbſt wahrer Freude berauben, denn ſie machen ſich willentlich blind für das, was eben dies Neue auch Eigenartiges und Schönes zu bieten hat.

Und wie manches brachte uns doch Putlitz. Ich will davon ſchweigen, daß er als dramatiſcher Dichter genau alle Geheimniſſe des günſtigſten Aufbaus, der effektvollſten Wirkung kennen mußte, ſo daß dies allen von ihm neu inſzenierten Stücken zu gute kam; auch von dem feinen Geſchmack für Komfort und Eleganz will ich ſchweigen, mit dem er den Hintergrund des modernen Konverſationſtückes auszuſtatten wußte — ſowie von der hiſtoriſchen Treue in Koſtümen und Dekorationen; aber welch glückliche Idee war es und welchen Anklang fanden die neu eingerichteten Cyklen beſter Schauſpielaufführungen zu halben Preiſen auch für unbemitteltere Kreiſe, wie jubelte zur Weihnachtszeit die kleine Schar der Knaben und Mädchen, wenn den Ungeduldigen die Wartezeit auf das Chriſtkindchen durch Vorführung eines reizenden Märchens verkürzt wurde; wie mußten doch zuletzt die Allzufrommen, welche erſt gegen jede Vorſtellung an heiligen Feſttagen waren, ihm recht geben, wenn er ſagte: „Es iſt doch viel würdiger und beſſer, den Menſchen Gelegenheit zu bieten, ſich an der Kunſt zu erfreuen und zu veredeln, als wenn ſie zur Feier ſolcher Tage aus Mangel an anderer Beluſtigung in Wirtshaus und Biergarten die Zeit totſchlagen.“ Die erſtmalige Aufführung lebender Bilder aus dem alten Teſtament, am zweiten Oſtertag 1874, zu denen er den Text gearbeitet hatte, gehört zu dem Schönſten und Sinnigſten, was ich in dieſer Art geſehen habe.

Fünfzehn Jahre hindurch war Putlitz der in jeder Hinſicht gewiſſenhafte, alle Zeit und Intereſſen ihr opferfreudig darbringende Leiter unſerer Bühne. Den Grundſätzen, die für ſeine erfolgreiche Thätigkeit in Schwerin maßgebend geweſen, blieb er auch hier getreu: er ſah die Bühne als ein veredelndes Bildungsmittel an, das wohl auch harmloſe Heiterkeit, Scherz und Schwank zuließ, von dem er aber mit Strenge alles Rohe und Verletzende, alle nur auf Sinnenreiz und Leichtſinn gegründeten Stücke fernzuhalten wußte. Mit welcher

Vorliebe dagegen, mit welcher Feinheit bereitete er unſere klaſſiſchen Meiſterwerke vor, als Feſtfeier wollte er deren Aufführung angeſehen wiſſen — und wie öffnete er bereitwillig dem beſten, was die Zeit neues bot, die geweihten Pforten des ihm anvertrauten Kunſtinſtituts. In Drama und Oper hat das Karlsruher Theater unter Putlitz' Leitung Muſtervorſtellungen erſten Ranges geboten. Ja, in verklärender Erinnerung werden dieſe Jahre ſpäter als eine Blütezeit unſers Theaters genannt werden. Bei zwei Gelegenheiten trat die Einſicht für das, was Putlitz auch ſchon damals war und der Dank für ſeine ſegensreiche Thätigkeit klar zu Tage. Einmal, als am 26. Oktober 1886 der Dichter das vierzigjährige Jubiläum ſeiner Zugehörigkeit zur deutſchen Bühne, der Erſtlingsaufführung eines ſeiner Werke feierte und von allen Seiten die Glückwünſche und Huldigungen eintrafen, als freudig bewegt das Karlsruher Publikum ſeinem greiſen Intendanten begeiſtert zujubelte — und drei Jahre ſpäter, als in wehmütigſter Stimmung noch einmal die von ihm geleitete Künſtlerſchar, die Freunde und Verehrer aus allen Kreiſen der Stadt ſich auf dem Bahnhofe zuſammendrängten, um dem Scheidenden und ſeiner, ſo lange Jahre in Karlsruhe heimiſch gewordenen und allbeliebten Familie den Abſchied zu ſagen. —


Guſtav zu Putlitz †.

Er war müde und hatte, faſt ein Siebziger, das Ausruhn, umgeben vom Frieden ſeines trauten Familienſitzes an den Stätten froher Erinnerungen, wohl verdient. Leider ging er nur hin, um zu ſterben. Nun deckt Lorbeer aus ganz Deutſchland das Grab, wo ſeine irdiſchen Reſte in der geliebten Heimaterde die ewige Ruhe gefunden. Aber ſein Geiſt, ſeine Werke ſind uns geblieben, der Dichter lebt ja fort in ſeinem Volke; viele noch werden ſich daran erfreuen. — Es muß wohl noch ein ganzer Schatz von bisher ungedruckten Gedichten vorhanden ſein; denn wieviel Anforderungen traten immer wieder unter neuer Form an ihn heran, und mit welcher Leichtigkeit warf er ſolche, oft nur für den Moment entſtandene Sachen aufs Papier, und doch — welch ein Zauber von Harmonie und idealſter Phantaſie ſprach auch aus ſeinen kleinſten Gelegenheitsgedichten. Sie haben alle ihren poetiſchen Wert und werden hoffentlich als ein koſtbares liebes Erbe bald dem deutſchen Volke übergeben werden. Es ſind mir augenblicklich nur zwei im Gedächtnis gegenwärtig: ſie hier eingefügt zu finden, wird dem Leſer eine liebe Zugabe zu dieſen Zeilen ſein. — Das eine iſt der entzückende Prolog, den Putlitz zur Aufführung des Dornröschens bei den Vermählungsfeierlichkeiten der badiſchen Prinzeſſin Victoria mit dem Kronprinzen von Schweden machte: ich hab ihn oft genug ſpäter nur zur eignen Freude geleſen.

Zur Hand den Zauberſtab der blauen Blume,
Die goldne Sohle am beſchwingten Fuß,
Bringt, Fürſtin, aus der Dichtung Heiligtume
Das deutſche Märchen dir den Scheidegruß.
Du haſt ja ſonſt in frohen Kindheittagen
Der Märchenweisheit lächelnd gern gelauſcht,
Wie ſie in holder Einfalt aus den Sagen
Dir ewig jung und friſch entgegenrauſcht.
Du lieheſt oft in deinen Kinderſpielen
Den Märchenbildern freundlich die Geſtalt,
Und ob der Kinderträume Schleier fielen,
Das Bild entſchwebte, wie das Wort verhallt.
Nimm doch noch einmal in der Scheideſtunde
Der Kindheit Abſchiedsgruß aus Märchenmunde.

Heut blickſt du von des Elternhauſes Schwelle
Noch einmal in der Heimat Glück hinaus,
Das ſchöne Land erglänzt in Sonnenhelle
Und feſtlich ſchmückt für dich ſich jedes Haus.
Das Scheiden will zum Feſte ſich verſchönen,
Zum Wunſche wandeln ſich das Abſchiedswort,
Der Jubel ſoll die Wehmut übertönen,
Doch leis von Herz zu Herzen tönt es fort.
So bleibt ein Märchen immerdar das Leben,
Der Ernſt gehüllt in bunt gewebten Schein,
Das Herz geteilt in Jauchzen und in Beben
Und nur die Liebe ewig treu und rein.
Drum als der Heimat Abſchiedsgabe ſpenden
Laß dir ein Märchen aus des Märchens Händen.

Dornröschen ſchlummert in der Heimat Räumen,
Von dem Gerank der Roſen überdeckt,
Bis es aus ſeiner Kindheit Märchenträumen
Der Wundergruß von Lenz und Liebe weckt.
So, mit dem Zaubrer Frühling iſt gekommen,
Was durch dein Elternhaus heut jubelnd klingt,
Was bürgt, daß nie dir wird ſein Glück genommen,
Daß Liebe nur dir neue Heimat bringt.
Heil Nordlands Königsſohn, Heil Badens Roſe!
Ihr führt das Glück, den Segen übers Meer,
Denn ob die Flut des Lebens Schiff umtoſe,
Die Liebe hält das Steuer feſt und hehr.
Die Liebe wahrt euch treu die alten Bande:
Heil Fürſtenkinder! Heil dem Schwedenlande.

Das zweite ſchrieb er in mein Autographenalbum; es iſt mir ein liebes, wertvolles Blatt und wohl eines der fein empfundenſten Stimmungsgedichte, das unſere neuere Lyrik aufzuweiſen hat. Ich wüßte kein ſchöneres Schlußwort für dieſe Zeilen.

Unter dem Gedichte ſteht:

Zur Erinnerung an den, in deſſen Herbſt Ihre Freundſchaft eine friſche Blüte ſchenkte für ihn und ſein Haus.

Carlsruhe, 7. Juny 1874. Guſtav zu Putlitz.

Nur mit feuchtem Auge kann ich heute die Worte leſen. Das iſt nun auch vorüber! Aber doch, die folgenden Verſe ſelbſt tragen ja belehrenden Troſt in ſich: iſt der Freund auch entſchwunden — wir haben ihn doch einmal gehabt; auch verklärte Erinnerung iſt freundlich wehmütiges Glück.

Das Gedicht aber lautet:

„Als mir des Lebens Lenz erglühte,
Wie war die Welt voll Licht und Glanz,
Denn jeder Tag war friſche Blüte
Und jedes Jahr ein voller Kranz.

Ernſt ward die Stirn, das Auge trüber,
Der Herbſt trat an des Frühlings Statt,
Und ſchneller zieht ein Jahr vorüber,
Und jeder Tag ein fallend Blatt.

Und doch, wer darf im Herbſte klagen,
Wo jedes Laub vom Sturm durchbebt,
Wo alle Blätter fallend ſagen:
Wir haben unſern Lenz gelebt!“

Eine Scholle Land.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Meine Lippen waren noch immer ſtumm, ich zog das Zeitungsblatt aus der Taſche, in welchem die Beſchreibung der Hallig ſtand, und legte meinen Finger auf die Stelle. Die Sonne war untergegangen, und über uns zog ein kühler Abendwind durch die Zweige der Linde. Er warf ſchon ein welkes Blatt vor unſere Füße, und wir hatten doch erſt September. Das war wie eine Botſchaft vom Sterben. Und ich betete leiſe, vielleicht zum erſtenmal in meinem Leben: ‚Bleibe bei mir, Herr, denn es will Abend werden — —‘ Meine Braut war aufgeſtanden und legte ihre Hand in meinen Arm. ‚Laß uns gehen, es iſt kalt geworden,‘ ſagte ſie, ‚die Sonne iſt fort.‘ Das war alles. Und am folgenden Tage erhielt ich von ihrer Hand einen Brief. ‚Ich will dir überallhin folgen,‘ ſchrieb ſie, nur nicht in dieſe entſetzliche Einöde. Ich kann es nicht, Richard, ich müßte dort ſterben. Wähle zwiſchen meiner Liebe und deinem gegebenen Worte.‘ Ein Wort gegen ein Wort, das iſt Frauenliebe, Herr Doktor. So löſte ſich unſer Verhältnis, wie ſich am Tage zuvor unter einem Windhauch das welke Blatt vom Baume gelöſt hatte, aber jenes fiel nach dem Geſetze der Natur. Ich habe lange darüber nachgeſonnen, ob auch die Liebe zwiſchen Mann und Weib dem Naturgeſetze der Selbſtſucht weichen muß, aber erſt viel ſpäter iſt es mir klar geworden, daß meinem eignen Herzen die wunſchloſe Hingabe an die Pflicht mangelte und vielleicht noch mehr, was ich erſt finden ſollte, wie einſt Petrus es fand im Wandeln auf der See. Am 1. Oktober ſollte ich mein Amt antreten; das Konſiſtorium hatte Eile anempfohlen, weil im Herbſte die Verbindung zwiſchen dem Feſtlande und der Hallig häufig ſchon durch Stürme unterbrochen ſei. Ich ſollte vor dem erſten Sturm hinausgeſtoßen werden in den Sturm, dann ließ man mich allein. Es war mir recht, nur fort, nur fort! Mitten in der Lüneburger Heide gab es einen mehrſtündigen Aufenthalt, der Grund iſt mir entfallen. Ich ging von der Fahrſtraße abſeits in das Heidekraut, es war ſchon herbſtlich geworden. Der Sturm durchwühlte mein Haar, die gewaltige Einſamkeit durchſchauerte und überwältigte mich, aber es war doch ringsumher Land, und die grauen düſteren Wolken ruhten am Horizont auf feſtem Boden. Ich ſtand auf einer kleinen Anhöhe und malte mir das Bild meiner Hallig aus, und da überkam mich die Feigheit, und ich wollte umkehren. Dicht neben mir trieb ein Schäfer ſeine Herde vorbei, der blieb ſtehen und frug mich: ‚Wo wollen Sie hin, Herr, haben Sie ſich verirrt?‘ Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie mächtig dieſes ſchlichte, abſichtsloſe Wort mein Herz packte. Freilich war ich im Begriff geweſen, mich zu verirren, und die Stimme eines Hirten wies mich zurecht; denn als ich ſah, wie er unbeirrt trotz Sturm und Einſamkeit in Erfüllung ſeines Berufes weiterzog, da gelobte ich mir, ein Gleiches zu thun. Wie ſoll ich Ihnen meinen Empfang auf der Hallig ſchildern, Herr Doktor? Ich kam zu den armen Inſulanern als ein heißerſehnter Mann, aber ich kam allein, und das hatten ſie nicht erwartet. ‚Wir brauchen auch eine Paſtorin,‘ ſagte der Älteſte der Inſel, welcher mich in dieſes Pfarrhaus einführte, und dann öffnete er die Thür des Zimmers, das Sie vorhin geſehen haben. Der Raum war nicht leer, ſondern mit Möbeln ausgeſtattet, und es ſind auch dieſelben wie heute — kein Stück hat ſeinen Platz verändert. ‚Wir ſind nur arm,‘ fuhr der Mann fort, ‚aber das haben wir doch zuſammengebracht, wir glaubten ganz gewiß, daß Sie eine Frau mitbringen würden, und wir hatten uns darauf gefreut.‘ ‚Ich will euch beides ſein, ein Pfarrer und eine Pfarrfrau,‘ ſagte ich, aber jener ſchüttelte den Kopf. ‚Es iſt noch weniger unſertwegen, Herr Paſtor, aber Sie ſind hier nicht geboren; Sie halten es ja nicht aus ohne eine Frau.‘ Das war ein Empfang, der wohl geeignet ſchien, den geringen Mut vollends zu brechen. Die Arbeit hilft über manches hinweg, was unerträglich ſcheint, und ich ſchätze es noch heute als ein Glück, daß die Regierung aus Sparſamkeit keinen Lehrer angeſtellt hatte. Das geiſtliche Amt konnte natürlich kaum den zehnten Teil meiner Zeit ausfüllen, es leben hier ja keine fünfzig Menſchen, und die Männer ſind im Sommer zur See. So fiel mir die Ausbildung der Jugend anheim. Das ſind auch nur wenig Köpfe, aber es war mir juſt recht, ich konnte, über die Form hinausgehend, mich in die Eigenſchaften und die Seele des Einzelnen verſenken. Ja, das klingt ganz gut, Herr Doktor, aber man muß es nur richtig verſtehen. Ich kam aus der bewegten Welt und wollte die bewegte Welt in dieſen ſtillen, engen Kreis verpflanzen; es ſollte unter meiner Hand mitten in der Waſſerwüſte eine geiſtige Oaſe aufblühen. Aber die Kinder betrachteten mich ohne Verſtändnis mit ihren großen blauen Augen; ich erkannte bald, daß es unmöglich iſt, den geiſtigen Blick zu erwecken, wenn das Mittel der Anſchauung mangelt. Konnte ich ihnen doch nicht einmal eine Roſe ſchildern, denn auf der Hallig blühten keine Roſen, hatten ſie doch niemals einen Baum geſehen, wie ſollten ſie Berg und Wald begreifen? Und wie die Jugend war, ſo waren die Alten. Was ſie etwa in ihrer Jugend geſehen, das hatten ſie wieder vergeſſen, ja ſie hatten es mit Abſicht abgeſtreift, denn ſie wollten nichts wiſſen und nichts kennen als ihre Hallig und als das unendliche Meer. Sie legten alles nach ihrer Weiſe aus, es mußte alles Bezug haben auf ihre Verhältniſſe, und das ging ſo weit, daß ich ſelbſt in meinen Predigten jedes Bild vermeiden mußte, das nicht mit Salzwaſſer getränkt war. Da, Herr, kam eine Zeit, wo ich mich aus der Einſamkeit der Hallig in die Einöde meiner Studierſtube zurückzog. Sie lächeln und meinen, das ſei noch heute ſo. Fragen Sie die Halligleute, ob meine Thür ihnen jetzt verſchloſſen iſt, aber damals war es thatſächlich ſo. Ich mußte mit finſteren Dämonen ſtreiten, und die Waſſer der Trübſal ſtiegen immer höher; nun begehrte ich nicht mehr, einen anderen auf den Armen zu tragen, nun klomm ich zur eignen Rettung auf den höchſten Gipfel des Berges vor der Sintflut meiner Gedanken. Ja, das Bild hier über uns hat ſeine tiefe Bedeutung gehabt für mein Leben — und es hat ſie noch heute.“

Paſtor Görner ſprach die letzten Worte leiſe und ſinnend, dann ſtand er wieder auf und blickte durch das Fenſter.

Es war eine ſeltſame Haſt über den Mann gekommen, die ich mir nicht erklären konnte.

„Die Flut ſteigt, und der Wind bewegt ſie,“ ſagte er ſinnend, „aber das iſt noch lange nicht Springflut und Sturm. Möchten Sie das wohl einmal hier erleben, Herr Doktor?“

„Nein,“ entgegnete ich fröſtelnd; „haben Sie vielleicht eine Sturmflut durchgemacht, wie anno 1825?“

Görner ſchüttelte den Kopf. „So ſchlimm kommt es vielleicht alle vierzig bis fünfzig Jahre; das werde ich wohl noch durchzukoſten haben, wenn es nicht das Ende iſt — aber ſchlimm genug war es ſchon damals, ich meine vor etwa fünf Jahren. Da kamen Springflut und Sturm zuſammen, und wenn ich bisher gemeint hatte, etwas vom Meere zu wiſſen, ſo dünkte ich mich hernach wie ein Schulbub. In jener Dezembernacht — auf dem Feſtlande zündeten ſie juſt den Weihnachtsbaum an, aber wir auf der Hallig hatten keine Tannen — wollte das Steigen des Waſſers kein Ende nehmen. Daß es bis an die Werft geht, ſind wir ja gewöhnt, und daß es bis an die Häuſer kommt, iſt juſt nichts Seltenes. Aber in den Häuſern hatten wir es noch nicht gehabt. Die Leute retteten ſich und ihre Schafe auf den Boden, als es ſo weit kam, und ich ſelbſt räumte meine Bücher zuſammen; die Pfarre liegt am höchſten, und bei mir ſchlugen erſt die Spritzwellen ins Fenſter. Ich konnte noch an meine Bücher denken, ſie waren mir damals mehr wert als alles übrige. Wir hatten noch zwei volle Stunden bis zum Höhepunkt der Flut, und wenn der Sturm, welcher aus Weſten wehte, nicht einſprang, dann mußten wir untergehen. Das wußte ich noch nicht, als ich meine Bücher zuſammenraffte, aber da kam meine alte Haushälterin herein, und ſagte es. Ganz ruhig und mit ſchlichten Worten, ungefähr ſo, wie ein anderer ſagt

‚es regnet.‘ Ich hatte juſt einen alten römiſchen oder griechiſchen Schriftſteller in der Hand, als die erfahrene Seemannswitwe mir das ſagte, und in demſelben Augenblick lag auch das Buch auf der Erde und ich auf den Knieen daneben. Ich betete, Herr, und mein Gebet mag nicht um vieles beſſer geweſen ſein, als dasjenige von Franz Moor. Lieber Gott, ſtammelte ich, du darfſt mich noch nicht ſterben laſſen, ich kann noch nicht ſterben! ‚Alle Menſchen müſſen ſterben, Herr Paſtor,‘ ſagte meine alte Haushälterin, und es war in dieſem Augenblick, als ob ſie der Prediger wäre und ich das Beichtkind. ‚Was ſoll aus meinem Amte werden!‘ rief ich in meiner Angſt, und jene dagegen: ‚Unſer Herrgott kann auch predigen.‘ Ja das iſt wahr, er konnte predigen mit einer gewaltigen Stimme. Ich ward ganz ſtille und erhob mich von den Knieen, aber leiſe ſprach ich: ‚Gib mir noch Zeit, daß ich aus deiner Predigt lerne, Herr.‘ Das war ein rechtes Wort. In demſelben Augenblick klirrte die Fenſterſcheibe ein, und ich dachte, jetzt kommt das Amen von der Predigt. Aber es war unſer Nachbar, der hatte ſich durch den Wogenſchwall hindurchgearbeitet und rief herein: ‚Nichts für ungut, Herr Paſtor, aber der Wind iſt nach Oſten herumgegangen, und das Waſſer fällt. Ich wollte das bloß vermelden.‘ Die Nachricht war denn wohl eine Fenſterſcheibe wert, die See hätte es nicht ſo glimpflich gemacht. Als ich hinausſchaute, da hatte ſich das Gewölk zerteilt, und am Himmel ſtand ein heller Stern. Da wußte ich, daß es heilige Nacht ſei und Friede auf Erden.“

Paſtor Görner klopfte ſeine kalt gewordene Pfeife aus und blickte mit einem wehmütigen Lächeln vor ſich hin.

„Friede auf Erden, und Friede im Herzen,“ wiederholte er dann langſam. „Um das eine kümmern wir uns auf unſerer Scholle wenig, aber das andere brauchen wir um ſo nötiger. Und wie oft täuſcht ſich das Menſchenherz und hält eine Pauſe im Sturm für Windſtille. Petrus ging auch auf dem Meere, und dennoch fühlte er ſich verſinken. Ich habe den feſten Vorſatz gefaßt, auf dieſer Hallig zu leben und zu ſterben, es ſoll mir eine Sühne ſein und eine Schule, denn ich brauche wohl die Zeit bis zur großen Sturmflut, um von meinem Erlöſer zu lernen, auf den Waſſern zu gehen. Aber die Verſuchung tritt immer wieder an mich heran. Wir kommen ja doch, namentlich im Sommer, hie und da mit der Welt draußen in Berührung, und dann erwacht allemal in mir die Sehnſucht nach der Welt, und ich möchte meinem Vorſatz untreu werden. Darum ſchließe ich mich ein, wenn ein Segel dieſem Strande naht, und meine Halligleute wiſſen das, wenn ſie den eigentlichen Grund auch nicht ahnen. Mag man mich immerhin einen Sonderling, mag man mich ſelbſt für verrückt halten. Und nun fragen Sie mich billig, Herr Doktor, warum ich Ihnen gegenüber eine Ausnahme machte, warum ich Ihnen nicht nur mein Haus, ſondern auch mein Herz aufgeſchloſſen habe. Ich will es Ihnen ehrlich ſagen, aber wollen Sie mir zuvor eine Frage ehrlich beantworten?“

Er ſtreckte ſeine Hand aus und blickte mich mit ſeinen ſtillen, grauen Augen forſchend an.

Da ſchlug ich unbedenklich ein.

Görner hielt meine Hand feſt und fragte: „Sind Sie lediglich aus eignem Antrieb gekommen, um den Einſiedler der Hallig kennen zu lernen?“

„Nein, Herr Paſtor.“

„Das dachte ich mir wohl. Ich kenne die Beſorgnis meiner Vorgeſetzten; ſie fürchten, daß ich hier tiefſinnig werde, und gehen mit dem Plane um, mich zu verſetzen. Darum haben ſie den Arzt hergeſchickt, um ſich zu vergewiſſern; denn ohne Grund verſetzt man mich nicht, es wird ja beinahe unmöglich ſein, einen Nachfolger zu finden. Zweifeln Sie jetzt noch an meinem ernſten Willen, hier zu bleiben, Herr Doktor? Es wäre ja ein Leichtes für mich geweſen, Ihnen eine Komödie oder, beſſer geſagt, eine Tragödie vorzuſpielen, und dann würde ich binnen heute und einigen Wochen mein Verſetzungsdekret in Händen haben. Durch meine Erzählung habe ich mir ſelbſt die Brücke abgebrochen und bin nun im eigentlichen Sinne der Einſiedler von der Hallig.“

Paſtor Görner ließ meine Hand los und ſtrich ſich über die Stirn; mir aber flog faſt unbewußt das Dichterwort über die Lippen:

Laß Herr mich ſterben einſam und allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen.

„Nein, lieber Freund,“ ſagte der Paſtor, „das dürfen Sie nicht glauben. Jener Mann von Salas y Gomes mußte in dieſer unfruchtbaren Weiſe verzichten, aber das habe ich nicht nötig. Einſam und allein bin ich hier nicht, und wenn es auch nur fünfzig Menſchen ſind, die man mir anvertraut hat, oder denen ich anvertraut bin, ſo ſind wir doch um ſo feſter zuſammengekettet, nicht nur durch die engen Grenzen dieſes Eilandes, ſondern mehr noch durch gemeinſame Not. Und nun kommen Sie, es iſt ſpät geworden, ich will Ihnen in Ihr Schlafgemach leuchten.“

Ich lag in dem engen, dumpfen Wandbett und ſah in die dunkle Stube. Und ich will gerne geſtehen, daß ich unter den Linden in Berlin mitten im Wagengeraſſel und im Stimmengewirr der Großſtadt früher den Schlaf gefunden habe, als auf der Hallig mitten im Meer.

Anfangs ging mir wohl die Erzählung des merkwürdigen Mannes durch den Kopf, aber dann bemächtigten ſich meiner andere Gedanken.

„Ein ſchwimmendes Blatt im Meere,“ hatte mein Bootsmann geſagt; das war ein unheimliches Wort. Ich wußte ja wohl, daß es nur ein poetiſcher Vergleich war, ich vergegenwärtigte mir immer wieder, daß ſich unter meinen Füßen gerade ſo feſtes Land befinde, wie überall auf der Erde, daß man einen Schacht graben könnte, ohne das Ende zu erreichen, und dennoch meinte ich, daß alles um mich und unter mir ſchwankte.

Dieſes Gefühl hatte ſchon meine Nerven geſtreift, als ich auf der Hallig gelandet war. Ich hatte meine Füße ſo vorſichtig auf den kurzen grünen Raſen geſetzt, daß mein alter Bootsmann mich lächelnd von der Seite anſah und bemerkte: „Sie können feſt auftreten, Herr Doktor, Sie treten nicht durch.“

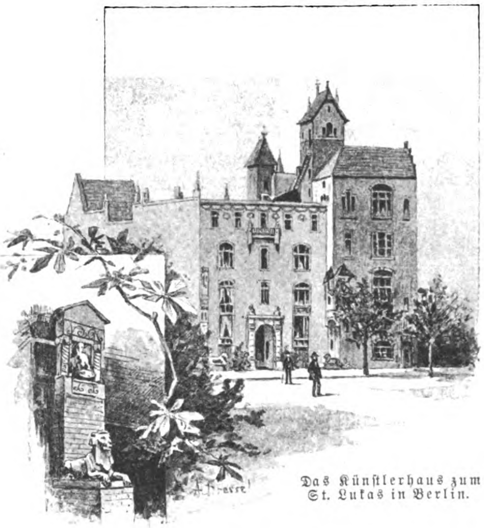
Aber in der ſtillen Nacht kam es mit zehnfacher Macht zurück. Und dann dieſer eine unermüdliche und ewig gleiche Laut! Er war ſo nahe, daß ich glauben konnte, ſein Urſprung liege in meinem eignen überreizten Hirn, und dennoch wußte ich, es ſei das Meer. Seine Wellen mußten faſt unter meinen Fenſtern nagen, immer eine Handvoll Erde nach der anderen freſſend von dieſer Scholle, auf welcher die Erde das koſtbarſte Gut war; es mußte entſetzlich ſein, den Gedanken Tag und Nacht zu hegen, er quälte mich ja ſchon nach wenigen Stunden.

Der Mond begann in mein Zimmer zu ſcheinen, und wenn ich mich auf den Ellenbogen ſtützte, dann konnte ich über die Brüſtung der unverhüllten Fenſter blicken. Da glänzte draußen etwas, und wenn es nicht das Flimmern der Scheiben war, dann war es die tiefe, kalte, tückiſche Nordſee. Sonderbar genug, ob wir ſieben Fuß Waſſer unter uns haben oder tauſend, das könnte uns vollſtändig gleichgültig ſein, und dennoch lächeln wir über das eine, während das andere uns grauſen macht. In der Tiefe liegt das rätſelvolle Geheimnis.

Da öffnete ſich plötzlich die Thür, und Paſtor Görner trat ein. Er war vollſtändig angekleidet, trug aber kein Licht in der Hand, ſondern ſchritt langſam, dem breiten Streifen des Mondes folgend, durch das Zimmer.

Ich vermochte nicht zu unterſcheiden, ob ſeine Augen offen oder geſchloſſen waren, aber in dieſen wenigen Sekunden vermutete ich das letztere, denn ſein Gang war eigentümlich taſtend. Er öffnete eine an der gegenüberliegenden Wand befindliche Thür, deren Vorhandenſein ich jetzt erſt bemerkte, und verſchwand hinter derſelben; zugleich ſtrich ein eigentümlicher kühler Luftſtrom über mein Geſicht. Was ſollte das bedeuten? Ich richtete mich auf und lauſchte — es blieb alles ſtille bis auf das Rauſchen der See.

(Schluß folgt.)



Das Künſtlerhaus zum St. Lukas in Berlin.

Ein neues Berliner Künſtlerheim.

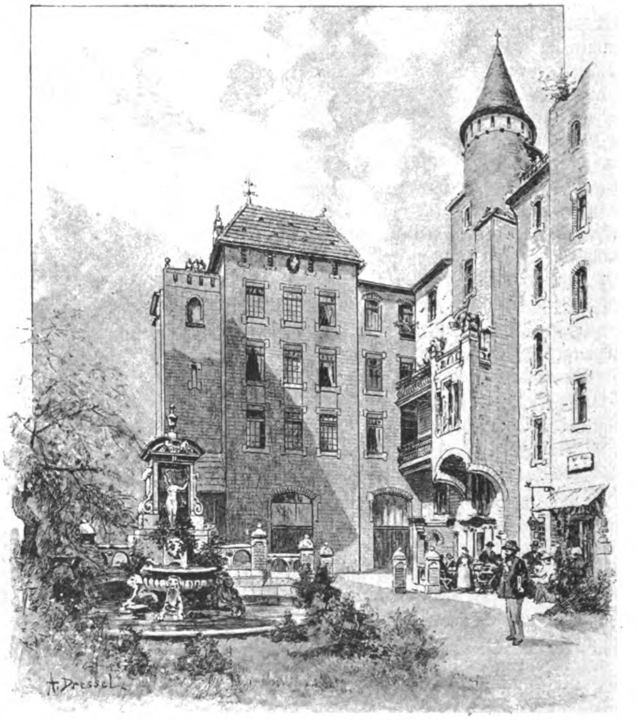
Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Recht eigentümlich erging es mir, als ich, einer freundlichen Einladung folgend, vor einigen Wochen das neu erſtandene Berliner Künſtlerheim zum St. Lukas aufſuchen wollte. Ich hatte nämlich die genaue Adreſſe vergeſſen, der Wohnungsanzeiger ließ mich im Stich, und daß ich wußte, das Haus liege im äußerſten Berlin W, konnte bei der rieſigen Ausdehnung, welche gerade dieſer Stadtteil in den letzten Jahren gewonnen hat, ſelbſt einem leidlich findigen Großſtädter nicht genügen. Einige ſonſt ganz gut verſierte Bekannte, die ich beim Frühſtück traf, zuckten auch die Achſeln. „Sie meinen das Ding da draußen — jawohl gehört habe ich wohl davon, es ſoll ja eine ganz originelle Geſchichte ſein! Aber die Adreſſe kenne ich auch nicht,“ meinte der eine, und der andere lachte gar: „Ein Künſtlerheim in unſerm Berlin? Beſter Freund, das iſt fauler Zauber, den Sie ſich ruhig ſchenken können. Ja, wenn es in München wäre!“ — So wandte ich mich denn aufs Geratewohl an einen Droſchkenkutſcher. „Können Sie mich nach dem Künſtlerheim fahren?“ — Über das breite Geſicht des braven Roſſelenkers flog ein verſtändnisinniges Lächeln. „Na, ob! Sie meenen doch det Haus mit 'nem Turm und 'nem Storchneſt druff, draußen in de Faſanenſtraße — natürlich kann ick Ihnen dahin fahren — wenn's ooch 'n bisken weit is!“ — Faſanenſtraße! Richtig, das war es — und „n'en bisken weit“ war es auch, denn die Faſanenſtraße gehört, ſtreng genommen, nicht einmal zu Berlin, ſondern ſteht bereits unter dem milden Szepter des Charlottenburger Magiſtrats. Sie erfreut ſich vorläufig auch noch eines gewiſſen ländlichen Friedens; das Künſtlerheim ſteht ziemlich vereinſamt, und von ſeinem Altan hat man zur Zeit noch einen weiten, freien Ausblick bis nach dem Grunewald hinüber. Aber die Nachbarn beginnen ſich bereits zu regen — wie ſchnell wächſt nicht ſolch eine neue Straße aus Berlin hinaus in das Land, zumal in jener Gegend, die dank der Nähe des Bahnhofs „Zoologiſcher Garten“ der Stadtbahn und dank der Pferdebahn dem Centrum der Stadt zeitlich weit näher gerückt erſcheint, als räumlich. — Daß ich's offen geſtehe, der erſte Eindruck, den ich von dem Künſtlerheim empfing, war der, daß ich vor einer etwas geſucht originellen Schöpfung ſtehe. Die Worte meines ſkeptiſchen Freundes vom Frühſtückstiſch klangen mir noch in den Ohren. — Berlin iſt nun einmal keine Kunſtſtadt. Wir haben zwar eine rieſengroße Künſtlerkolonie, wir haben vortreffliche Muſeen und alljährlich ein Kunſtausſtellung — auf welche anno 1890 die Reichshauptſtadt allerdings nicht ſonderlich ſtolz zu ſein braucht — wir haben eine Kunſtakademie, eine Kunſtgewerbeſchule und noch allerlei andere ſchöne Dinge, aber der rechte Sinn für die Kunſt fehlt uns doch, oder er bethätigt ſich wenigſtens nicht ſonderlich offenkundig. Wenn man nach dieſer Richtung hin Berlin und München vergleicht... aber ich will es lieber unterlaſſen, ein Klagelied weiter auszuſpinnen, das nur zu oft ſchon und ſtets erfolglos geſungen wurde. Eines ſchickt ſich eben nicht für alle — aber ſchade iſt's drum doch!

Berlin iſt alſo nun einmal keine Kunſtſtadt, und wir haben uns nachgerade derart an dieſes Manko gewöhnt, daß wir über jede ungewohnte künſtleriſche Erſcheinung, über jede neuartige Äußerung eines frohen Künſtlerſinnes zunächſt zweifelnd, häufig wohl ſpöttelnd die Achſeln zucken. Mir ging's nicht anders, als ich vor der burgartigen Faſſade des Künſtlerheims ſtand und die hohen Zinnen des Baus, ſeine Türmchen und Erker betrachtete; als dann gar in dem weiten Thor eine wunderliche Geſtalt erſchien, ſo etwas wie ein invalider Landsknecht, und als ſich dem mit der Hellebarde bewehrten Pförtner auch eine Frau Pförtnerin, gleich ihm mit mittelalterlichem Gewande angethan, zugeſellte, da hätte ich wirklich beinahe Kehrt gemacht. Sie wiſſen, was Mumpitz bedeutet? Nun wohl — ich hatte die dunkle Empfindung, daß das Haus „zum heiligen Lukas“ ein koloſſaler Mumpitz ſei.

Heiliger Lukas, ich bitte es dir, deinem Hauſe und allen, die ihm anverwandt und zugethan ſind, feierlichſt ab! Mehr als offene Reue werdet ihr billigerweiſe doch nicht von mir verlangen, ich bin ſonſten aber auch gern bereit, in eurer trefflichen Oſteria mehrere Krüge, ſo mir Lutz, der muſikaliſche Kellner, hoffentlich nicht verſagen wird, pro poena und auf euer Wohl zugleich zu leeren.

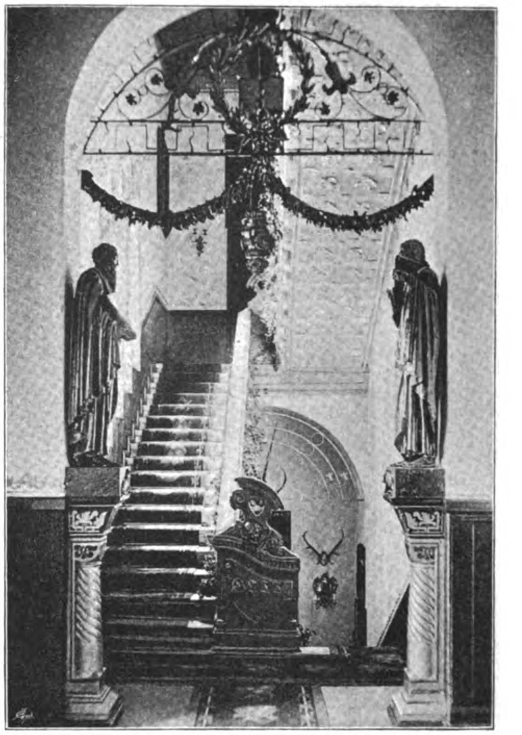
Wie es mir gegangen, ſo geht es gewiß hundert anderen auch. Das ganze Künſtlerheim iſt eine ſo durchaus eigen-



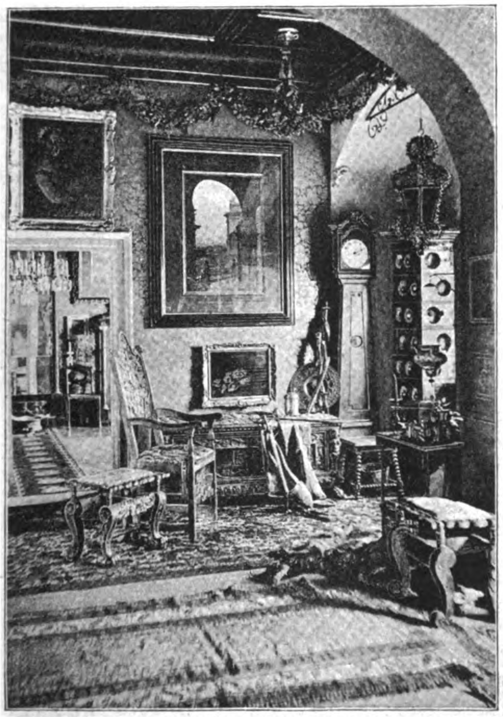
Hof mit Brunnen und Künſtlerkneipe im Künſtlerhauſe zum St. Lukas.

artige Schöpfung, der Form und dem Geiſte nach dem ganzen übrigen Berlin ſo durchaus fremd, daß man ſich erſt in ſie hineindenken, hineinleben muß. Thut man das mit redlichem Willen und einigem Verſtändnis für den ſich in ihr offenbarenden friſchen, naiven Künſtlerſinn, faßt man Bau und Bewohner gewiſſermaßen als ein Ganzes auf, dann entſchwindet auch bald der Eindruck des Ungewohnten, man lernt erkennen, wie manche anſcheinend forciert originellen Einzelheiten doch ſo unübertrefflich in den Geſamtrahmen hineinpaſſen — man lernt ſich wohl fühlen unter dem Schutzzeichen des heiligen Lukas. Das Künſtlerheim iſt ein „Atelierhaus," wie es deren z. B. in der Iſarſtadt unzählige gibt, wenn auch anderſeits keins der dortigen die ausgeprägte Eigenart des Hauſes zum St. Lukas trägt. Die Münchener Atelierhäuſer ſind meiſt ſchlicht, rein auf den praktiſchen Gebrauchswert hin erbaut, bei dieſem dagegen kommt zugleich mit der vollen Berückſichtigung aller praktiſchen Zwecke das lebhafte Beſtreben zum Ausdruck, den in ihm ſchaffenden Künſtlern ein auch äußerlich reizvolles, anregendes Heim zu gründen und nicht zuletzt ihnen in dieſem Heim die Möglichkeit eines frohen, geſelligen Zuſammenlebens zu ſchaffen. Das ziemlich umfangreiche Haus enthält, irre ich nicht, gegen dreißig Ateliers, an welche ſich teilweiſe Privatwohnungen anſchließen — es enthält endlich eine Oſteria, eine wiederum ganz eigenartige Künſtlerkneipe, in der für des Leibes Atzung der Künſtlerſchar, ſoweit dieſelbe nicht in Hymens Feſſeln geſchlagen iſt, vorgeſorgt iſt, und die dadurch zum zeitweiligen Mittelpunkt des Lebens und Treibens im ganzen Hauſe wird.

Mit den ſchablonenmäßigen Mietskaſernen der Reichshauptſtadt hat das Gebäude ebenſowenig Ähnlichkeit, wie etwa ſeine Bewohnerſchar mit der Durchſchnittsbeſetzung eben ſolch eines Berliner Bourgeoispalaſtes. Burgähnlich, von ſchlanken Türmen überragt, mit kecken Balkons und Erkern geſchmückt, erhebt ſich der nur teilweiſe ſchlicht geweißte Backſteinbau in anſcheinend höchſt unregelmäßiger Anordnung, deren innere, wohldurchdachte Zweckmäßigkeit ſich aber aus den mächtigen Atelierfenſtern ergibt, welche die Flucht der einzelnen Stockwerke durchbrechen. Ein kräftiges, doppelflügeliges Thor ſperrt den hohen Flur; der Schutzpatron der Maler und dieſes Hauſes im beſonderen, ein hübſches Werk des auch im Künſtlerheim heimiſchen Bildhauers Hanns Latt, hält an der Hausthür Wacht und grüßt die Eintretenden. Geräumig dehnt ſich rückwärts der Hof. Keiner jener Berliner Höfe, die weder Licht noch Luft kennen, und auf denen die „Plumpe" und die Stange zum Teppichklopfen ſich als die Alleinherrſcher anſehen, ſondern ein weiter Raum mit friſch grüner Raſenfläche und ſprudelndem, von einer anmutigen Hygieia gekröntem Springbrunnen. Auch hier ziehen ſich in beiden Flügeln wieder die Künſtlerwerkſtätten — teils Maler- teils Bildhauerateliers — durch alle Stockwerke. Im April war das Haus vollendet, und gleich darauf waren alle Ateliers vermietet: das iſt doch wahrlich ein Beweis, daß ſolch ein Künſtlerheim ſelbſt in Berlin einem wirklichen Bedürfnis entſprach.

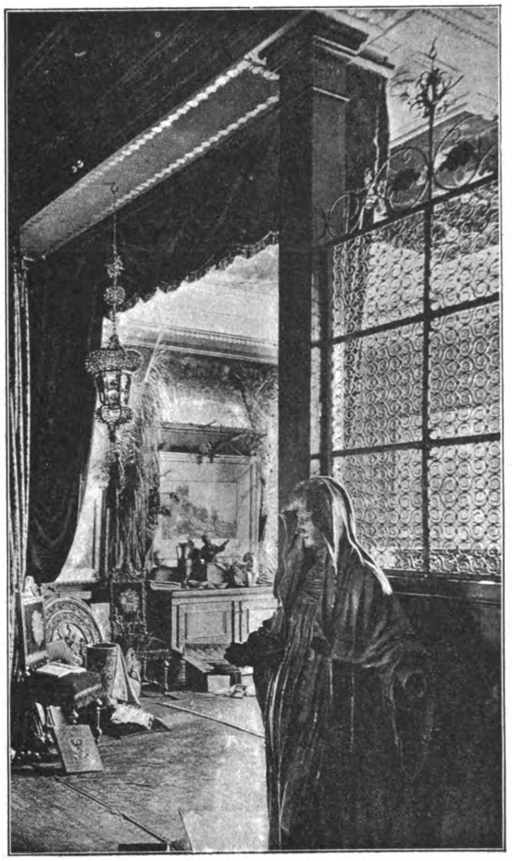


Treppenhaus im Künſtlerhauſe zum St. Lukas.



Arbeitszimmer des Baumeiſters Bernhard Sehring im Künſtlerhauſe zum St. Lukas.

Mit dem Treppenhauſe des Vordergebäudes hat der Schöpfer des Ganzen, Baumeiſter Bernhard Sehring, der auch auf dem Feſtplatz des X. deutſchen Bundesſchießens durch das von ihm aufgeführte mittelalterliche Eingangsthor und den originellen Gabentempel ſeine eigenartige, allem Konventionellen abholde Begabung erwies, meines Erachtens den glücklichſten Griff gethan. Trotz räumlicher Beſchränkung und mit verhältnismäßig geringen Mitteln iſt hier ein Ganzes geſchaffen, das ſich in harmoniſcher Gliederung unübertrefflich in den Rahmen des Hauſes einfügt und fern jeder protzenhaften Aufdringlichkeit einen im beſten Sinne *künſtleriſch* reichen, anheimelnden Eindruck hervorruft. Schlicht, wenn auch zierlich in ihren Formen iſt die Steintreppe, die freitragend von Stockwerk zu Stockwerk führt, ſchlicht ſind die weißgetünchten Wände — auf dem ganzen Stiegenhaus aber ruht trotzdem ein Hauch von Vornehmheit, von feinem, künſtleriſch geſchultem Empfinden. An der weiß ſchimmernden Baluſtrade der Treppe windet ſich friſcher grüner Epheu, das Tageslicht dringt verklärt und gemildert durch die bunten Scheiben der hohen Fenſter, in den Schwibbögen ſpannen ſich alte, köſtliche Schmiedearbeiten, von den Decken hängen einfache, aber ſchön geformte Lampen herab, die ihre Herkunft

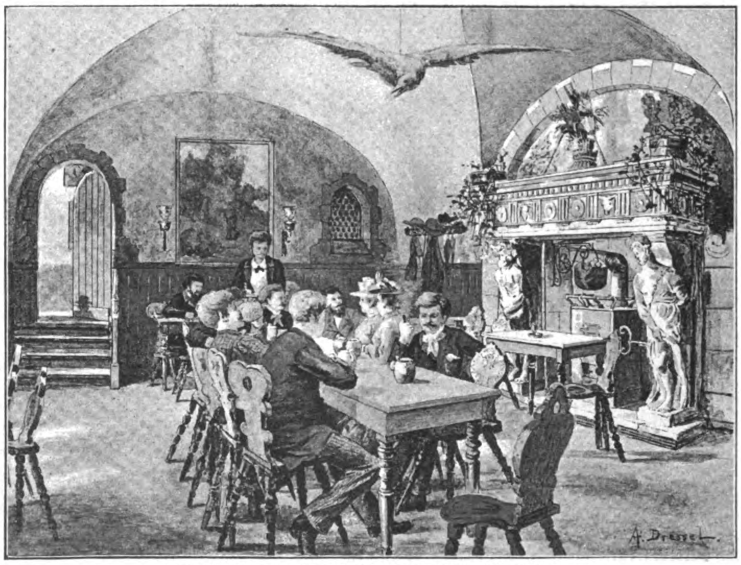


Aus dem Atelier Profeſſor Edgar Meyers im Künſtlerhauſe zum St. Lukas.

aus kirchlichem Beſitz nicht verleugnen. Zahlreiche alte Gemälde ſchmücken die Treppenabſätze, hier und dort haben kräftig getönte Holzbildwerke aus der beſten Zeit der Tiroler Schnitzkunſt Aufſtellung gefunden — darunter vier faſt lebensgroße Apoſtelfiguren von ergreifender Einfachheit und Wärme der Auffaſſung. Der Bauherr des Hauſes muß überhaupt einen ausgebildeten und auch vom Glück begünſtigten Sammeltrieb beſitzen: es iſt erſtaunlich, welche Fülle alter Kunſtwerke und Gerätſchaften er zum Schmuck ſeines Hauſes zuſammengebracht hat.... aber auch mit welchem Geſchmack er dieſelben zu verwenden wußte. Ganz abgeſehen von den, ich glaube, 300 Gemälden, die, zum größeren Teil nicht ohne wirklichen Kunſtwert, die Wände und beſonders die Decken der einzelnen Räume zieren, trifft der Blick überall auf alte, ſchöne Stücke: hier iſt es ein trefflich reſtaurierter Barockofen, dort eine ſchmiedeeiſerne Thür mit prächtigem Rankenwerk, hier eine alte Kirchenbank, dort eine altertümliche Truhe — ſelbſt die Thürbeſchläge und Schlöſſer ſind zum großen Teil nicht von moderner Arbeit, ſondern tragen das unverkennbare Gepräge der ſchlichten, aber künſtleriſch feinfühligen Technik unſerer Altvordern. — Auf die im Hauſe heimiſchen Künſtler und ihre künſtleriſche Thätigkeit einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieſer Skizze. Nur eines echten und rechten Künſtlerheims im Künſtlerheim, das ſich Profeſſor Edgar Meyer, der bekannte Aquarelliſt, hier geſchaffen hat, muß ich gedenken. Es iſt mit dem Worte „ſtylvoll“ ſoviel Unfug getrieben worden, daß ich, und gewiß viele andere mit mir, allmählich einen wahren Horror vor dem Ausdruck bekommen — ich habe dabei unwillkürlich die Empfindung von einem, an irgend einer ſcharfen Möbelkante wundgeſtoßenen Ellenbogen. Das Künſtlerneſt des Profeſſors dort oben indeſſen hat's mir angethan: ſtilvoll iſt es auch, aber im ſchönſten Sinne, ohne ſtarre, langweilige Pedanterie; kein Muſeum, das nach Jahrhunderten und Geſchmacksrichtungen geordnet iſt, ſondern ein friſches Durcheinander formenſchöner, farbenreicher Dinge, wie es allerdings nur ein geläuterter Geſchmack ſchaffen — und ſich erlauben kann; keine kalten Prachträume, ſondern eine kleine Reihe von Zimmern, wo man von jedem einzelnen ſagen möchte, hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen; ein Plauderſtündchen in dieſem Atelier, ein Sektfrühſtück in dieſem Eßzimmer, ein humorreiches Nachmittagsnickchen in dieſem Schlafzimmer und eine Erdbeerbowle in dem kleinen, reizenden Garten hinter der Wohnung, hoch oben auf dem Dach — das ſind allerlei Wünſche, die mir immer wieder durch den Kopf gehen, wenn ich an die Stunden denke, die ich dort verbrachte. Der Herr Profeſſor möge mir verzeihen, wenn ich von ſeiner Wohnungseinrichtung und nicht über ſeine Bilder ſpreche, wie es ſich nach einem Atelierbeſuch eigentlich geziemt: ſeine Aquarelle ſprechen ja aber für ſich ſelbſt.

Nun aber hinunter in die Oſteria zu einem friſchen Trunk. Die große Glocke, welche jedesmal urbi et orbi das frohe Ereignis, „daß friſch angeſteckt iſt,“ kündet, hat uns ja ſchon längſt gemahnt. Dieſe Oſteria iſt für mich vielleicht das Merkwürdigſte an dem ganzen Künſtlerheim. Nicht ihrer Ausſtattung halber, obwohl dieſelbe bei aller Schlichtheit reizvoll genug iſt — daß es aber in Berlin ein Haus gibt, deſſen geſamte Bewohnerſchaft in einer in demſelben Hauſe befindlichen Kneipe ihre ganze körperliche und geiſtige Erfriſchung nach des Tages Laſt und Mühe ſucht und findet, das iſt das Abſonderliche und Staunenswerte! Das iſt auch das, worum ich die fröhliche, dort tafelnde und trinkende Künſtlerſchar beneiden könnte.

Die Gaſtwirtſchaft iſt zwar keineswegs nur für die Geſellſchaft der Hausbewohner und deren nähere Freundſchaft beſtimmt, obwohl Baumeiſter Sehring wohlweislich an der Straßenpforte kein Schild duldet, welches ihr Vorhandenſein



Künſtlerkneipe im Künſtlerhauſe zum St. Lukas.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

verrät. Es kann dort jeder rechtſchaffene, ehr- und friedliebende Staatsbürger ſamt ſeiner Frau Staatsbürgerin ſeinen Pſchorr trinken und bezahlen, aber die Kneipe hat ſich trotzdem, bisher wenigſtens, den Charakter einer gewiſſen Geſchloſſenheit bewahrt. Ob's dauernd ſo bleibt, erſcheint mir leider etwas zweifelhaft, wenngleich ich einigermaßen darauf vertraue, daß man die Kunſt des Herausgraulens unliebſamer Gäſte nicht verlernen wird. Vorläufig aber iſt's reizend dort, und der kleine, gewölbte Raum übt auf die kunſtfreundlichen Kreiſe Berlins — denn obgleich wir keine Kunſtſtadt ſind, ſind wir doch kunſtfreundlich — bereits eine Anziehungskraft aus — größer vielleicht als die ſogėnannte Kunſtausſtellung im Glaspalaſt neben dem naſſen Dreieck.

Und nun kommt vielleicht die größte Merkwürdigkeit des ganzen Künſtlerheims. In Berlin iſt es ſonſt bekanntlich Gebrauch und Sitte, daß jeder Stand und jede Rangklaſſe nur ſeine ganz ſpeziellen Lokale und „Lakale“ beſucht — man könnte ein Buch über deren fein nüancierte Unterſchiede ſchreiben. In Berlin iſt es weiterhin Sitte und Gebrauch, daß jeder Gaſt ſich in ſeinem Lokal wieder ſeinen Tiſch möglichſt ganz für ſich allein reſervieren möchte — manchmal mit Unrecht — manchmal wohl auch aus guten Gründen.

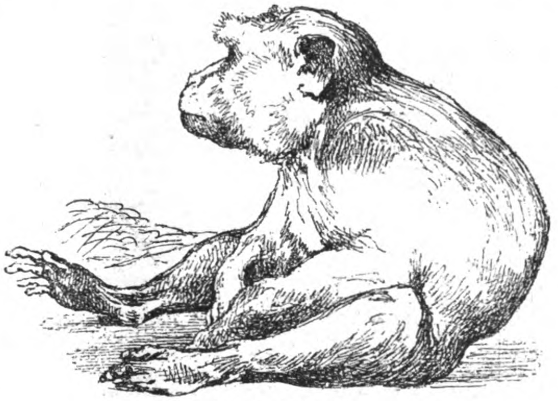
Davon iſt nun in der Oſteria keine Rede. Es iſt dort in ſtillſchweigendem Übereinkommen eine Art Empfangsabend an einem Tage in der Woche eingeführt, an welchem hüte ich mich wohlweislich zu verraten. Die Bewohner des Hauſes finden ſich vollzählig ein, die Hauskapelle — in Geſtalt des (ſelbſtverſtändlich altdeutſch gekleideten) muſikaliſchen Kellners Lutz — eröffnet den Abend mit dem Hausmarſch, es folgen dann in ununterbrochener Kette luſtige Lieder, kleine humoriſtiſche Vorträge, und es wird viel, einem unverbürgten Gerücht zufolge, ſogar ſehr viel Bier getrunken. Zwiſchen der frohen Künſtlerſchar aber ſitzen, Wunder über Wunder, die ſeltſamſten Gäſte: hier einige Offiziere in Uniform, dort ein hervorragender Schauſpieler, hier ein bedeutender Architekt, dort eine auf den Brettern, ſo die Welt bedeuten, vielbewunderte Künſtlerin, die Vertreter des litterariſchen Berlins und ehrwürdige Profeſſoren und Frauen aus den erſten Geſellſchaftskreiſen, von ihren reſpektiven Gatten begleitet, und ſie alle lachen und ſingen und freuen ſich der harmloſen Heiterkeit, des köſtlichen Gemeingutes der frohen Künſtlerſchar. Wer hätte das in Berlin für möglich gehalten. Ich nimmermehr — wenn ich es nicht ſelbſt frohen Herzens mitangeſehen und miterlebt hätte.

Familientiſch und Spielecke.

Freigeſprochen!

(Zu dem Bilde auf S. 85.)

Das waren Monate unſäglichen Leidens und banger Seelenqual für die arme Frau geweſen! Zuerſt der jähe Schreck, als ihr Mann plötzlich verhaftet wurde, eines Verbrechens angeklagt, das er mit jahrelanger Gefängnisſtrafe ſühnen mußte, wenn er desſelben überführt wurde. Ihn ſelbſt hatte der unerwartete Schrecken faſt gelähmt, und kaum hatte er ſich ſoweit faſſen können, um ihr in leidenſchaftlichen Worten zu verſichern, daß er unſchuldig ſei und daß man ihn auf einen ungerechten Verdacht hin verhafte. Sie hatte ihm geglaubt und ſich endlich damit beruhigt, in einigen Tagen müßten ſich die Pforten des Unterſuchungsgefängniſſes wieder öffnen und ihr Mann gerechtfertigt zu ihr und ihrem Kinde zurückkehren. Aber ſie war grauſam enttäuſcht worden — ſtatt die Unſchuld ihres Mannes zu erweiſen, hatte die Unterſuchung das Netz des Verdachtes nur enger um ihn zuſammengezogen. Da waren für die arme Frau Stunden gekommen, in denen ſie ſelbſt an ihm zweifelhaft geworden war, an ihm, dem Manne, den ſie liebte, dem Vater ihres Kindes. Nur ſelten durfte ſie ihn ſehen, und wenn ſie ihn ſah, war ein Gefängnisbeamter Zeuge ihrer Unterredung. Konnte ſie ihm glauben, wenn er immer wieder verſicherte, daß er nicht die ihm anvertraute Kaſſe beſtohlen habe? Die Zeugen ſagten aus, daß nur er zur Zeit des Diebſtahls den Zutritt zum Kaſſenzimmer gehabt, er ſelbſt mußte zugeben, daß er ſich nicht erklären könne, wie ein anderer die Möglichkeit gehabt habe, an die Kaſſe zu gelangen. War es ein Wunder, daß ſie an ihm zweifelhaft wurde? Nicht lange freilich, dann hatte ſie ſich dieſer Zweifel geſchämt; ſie ſolle auf Gott vertrauen, hatte er ihr geſagt, der werde ſeine Unſchuld an den Tag bringen, wenn die Menſchen ihn zu verſtricken ſuchten. Da war es ruhig in ihr geworden, und ſie hatte ſich vor dem Ausgang nicht mehr gefürchtet. Aber die Sorge war deshalb nicht geringer geworden; der Ernährer fehlte, und ſie mußte für ſich und ihr Kind Brot ſchaffen, ſie mußte arbeiten, hart arbeiten, um die äußerſte Not fernzuhalten. Endlich war der Gerichtstag gekommen! Sie ſah ihren Mann auf der Anklagebank, ſie fühlte, daß niemand in dem weiten Saal einen Zweifel an ſeiner Schuld hegte — niemand außer ihr ſelbſt! Und dann kam die Wandlung! Eine plötzliche Frage des Vorſitzenden an einen der Hauptbelaſtungszeugen, eine verwirrte Antwort, die dem Publikum im Zuſchauerraum noch unverfänglich erſchien. Aber der alte Herr hatte darin einen Faden gefunden, den er faſſen konnte. Und wie er ihn faßte! Feſt und vorſichtig, daß er nicht plötzlich wieder abriß, und ſo entwirrte er das Netz von Fäden, das ſich um den Angeklagten geſponnen hatte. Aus dem Angeklagten wurde der Zeuge, aus dem Zeugen ein Angeklagter. Wie der Frau das Herz klopfte, als ſie begriff, wo der Vorſitzende hinaus wollte, wie ſie an ſeinen Zügen hing und in den klugen Augen des alten Herrn zu leſen ſuchte. Dann ſchien es ihr, als hätten dieſe klugen Augen ſie ſelbſt geſtreift, mit einem Ausdruck der Güte und der Ermutigung — ſie hätte aufjubeln mögen! — Nun war es vorbei. Ihr Mann war freigeſprochen, der falſche Zeuge an ſeiner Stelle in Haft genommen. Nur noch einen Augenblick mußte er zurück in ſeine Zelle, dann war er frei. Aber die Frau litt es nicht in den dumpfen Korridoren des Gerichtsgebäudes, ſie mußte unter Gottes freiem Himmel tief und dankbar aufatmen. Dann kam er, dann lag ſie in ſeinen Armen. Was kümmerten ſie die Menſchen, die umher ſtanden und neugierig und teilnahmsvoll der Szene zuſchauten. Nicht einmal einen Blick des Dankes hatte ſie für den alten Herrn, der ein Werkzeug in der Hand Gottes geweſen war, und der jetzt die Treppe zum Gerichtsgebäude hinunterſchritt. Er vermißte ihren Dank nicht — er hatte ſeine Pflicht gethan.



Nordafrikaniſcher Affe.
Nach der Natur gezeichnet von Auguſte Lançon.

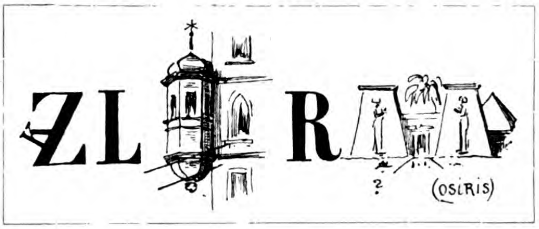
Ein Skizzenblatt.

Auguſte Lançon, der Schöpfer der lebensvollen Skizze des nordafrikaniſchen Affen, ſtammt aus Saint-Claude, der Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franzöſiſchen Departement Jura. Hat er als Tiermaler auch nicht den Ruf ſeiner berühmten Landsmännin Roſa Bonheur erreicht, ſo iſt er dafür vielſeitiger — ſeine Schlachtenbilder haben ebenſoviel Anerkennung gefunden wie ſeine gemalten Szenen aus dem Tierleben. Eine ganz beſondere Meiſterſchaft aber entwickelte er in der Führung der Radiernadel, und ſeine mit ebenſoviel Menſchenkenntnis wie Naturgefühl entworfenen Szenen aus dem deutſch-franzöſiſchen Kriege ſind ebenſo geſuchte Blätter geworden wie die großartig behandelten Tierſzenen. Wie ſcharf Lançon die Individualität des einzelnen Tieres wiederzugeben verſteht, zeigt ſeine von uns reproduzierte Skizze.

Kriegserinnerungen.

Die Zahl perſönlicher Erinnerungen an den Krieg 1870/71, welche in Buchform im Laufe des letzten Jahres erſchienen ſind, iſt eine außerordentlich große geweſen. Das iſt ſehr dankenswert, denn es iſt ein neues Geſchlecht herangewachſen, das von jenen großen Tagen aus eignem Erleben nichts mehr weiß, und die geſchichtliche Darſtellung bedarf der Ergänzung durch Einzelzüge, um dieſem neuen Geſchlecht lebendig zu werden. In dieſer Beziehung thun Erlebniſſe eines einzelnen, wenn er auch weltgeſchichtlich nicht die kleinſte Rolle

Bilderrätſel.



1. Buchſtabenrätſel.

Eifrig trachtet der Menſch mich zu fangen und dann mich zu töten.
Leckere Speiſe bin ich, nur von dem Reichen gekannt.
Werden zwei Zeichen am Kopf und ein Zeichen am Fuß mir genommen,
Bin ich am murmelnden Bach oft mit den Schweſtern zu ſehn.

2. Dreiſilbige Scharade.

Wer nur an ſich denkt,
Und alles auf ſich lenkt,
Führt ſtets die Erſte im Munde.
Auf dem ganzen Erdenrunde
Iſt das die alte Leier;
Wär' ſie nicht alt, würd' ſie das Zweite ſein,
Ein Modeungeheuer,
Beliebt bei allen, groß und klein.
Deutſch hat die Dritte dann nur Sinn,
Setzt man ans End' ein Zeichen hin.
Dann leuchtet ſie mit mildem Glanz
Im wechſelnden Geſtirnentanz.
Das Ganze iſt ein kleines Tier,
Doch Ungeheuer ſchreckt es ſchier. R. F.

3. Arithmogriph.

7	19	14	13	**11**	11	13	10	15
16	8	21	**10**	7	**17**	19	12	2
6	14	**17**	8	17	7	**13**	10	21
21	**8**	10	7	3	21	11	**18**	17
14	21	15	17	20	5	6	6	**17**
20	**17**	19	21	7	7	13	**10**	17
18	17	**11**	13	6	1	**7**	19	14
15	9	11	**18**	16	**13**	7	19	14
4	21	11	17	**10**	6	13	10	17

Erſetzt man die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo bezeichnen die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge: 1. Den Titel eines deutſchen Dramas, 2. den Vornamen einer berühmten Virtuoſin, 3. einen hervorragenden deutſchen General des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges, 4. einen berühmten Bildhauer, 5. eine Frucht, 6. einen Fiſch, 7. einen Vogel, 8. eine Stadt in der Mark Brandenburg, 9. eine Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo ergeben die durch fetten Druck hervorgehobenen Buchſtaben, welche ein auf der Spitze ſtehendes Quadrat bilden, einen Sinnſpruch.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

geſpielt, ſondern nur mitgethan hat, und nichts anderes will, als ſeine Erinnerungen ſchlicht wiedergeben, oft wahre Wunder. Man darf den Wert der ganzen kleinen Bibliothek von Kriegserinnerungen, die im Laufe dieſes Jahres erſchienen iſt, daher nicht unterſchätzen; es hat den einzelnen Büchern auch wohl nicht an der Teilnahme des Publikums gefehlt. Wir haben nur wenige an dieſer Stelle erwähnen können, weil wir dem Maſſenerſcheinen gegenüber Rückſicht auf den uns zur Verfügung ſtehenden Raum zu nehmen hatten. Die meiſten dieſer Bücher haben zudem ein beſonderes landsmannſchaftliches Intereſſe des Leſers zur Vorausſetzung. Das iſt in gewiſſem Sinne auch mit den Kriegserinnerungen der Fall, die Pfarrer H. Schmitthenner in Schatthauſen unter dem Titel: „Erlebniſſe eines freiwilligen badiſchen Grenadiers im Feldzuge 1870/71“ (Karlsruhe, J. J. Reiffs Verlag) veröffentlicht hat. Aber dieſe Erinnerungen haben doch einen beſonderen Vorzug; den nämlich, daß der Verfaſſer ſie nirgend nachträglich ergänzt hat, daß er den Geſichtskreis des freiwilligen badiſchen Grenadiers nicht künſtlich erweiterte, um ſein Buch anſcheinend intereſſanter zu machen. Schmitthenner gibt nicht, wie die meiſten Verfaſſer von Kriegserinnerungen thun zu müſſen glaubten, nebenher noch eine, wenn auch nur ſkizzierte Darſtellung des Verlaufs des großen Krieges, ſondern er bleibt bei ſich ſelbſt, bei den Einzelereigniſſen, an denen er perſönlich teilgenommen hat. Das gibt dem ſchlichten Buche den Reiz der abſoluten Wahrheit. Außerdem iſt der Schauplatz dieſer Erlebniſſe ein abgelegener, nicht der, auf dem ſich die entſcheidenden großen Ereigniſſe des Krieges abgeſpielt haben. Aber wenn in der Kriegsgeſchichte des Werderſchen Korps die großen welthiſtoriſchen Entſcheidungsſchlachten fehlen, ſo weiſt ſie dafür eine Reihe ununterbrochener blutiger und heldenmütiger Kämpfe gegen einen weit überlegenen Gegner auf, an denen allen Schmitthenner, der zu den Leichtverwundeten dieſes Korps zählte, teilgenommen hat. Das Buch ſcheint daher auch die verdiente beſondere Beachtung gefunden zu haben, denn es iſt bereits in zweiter Auflage erſchienen.

Die Gans.

Ein Lobgeſang.

Von Heinrich Seidel.

Laßt mich heut den Ruhm vermelden
Der geliebten edlen Gans,
Die da ſtrahlt gleich einem Helden
In dem höchſten Ruhmesglanz,
Die das Kapitol gerettet,
Wie ein jeder Schüler weiß,
Die uns köſtlich nährt und bettet;
Ihr gebühret Ruhm und Preis.
Und mit ganz beſondrer Stärke
Strahlt ſie in der Poeſie:
Shakeſpeares, Schillers, Goethes Werke
Wurden alle nur durch ſie.
Ja, ſie glänzt in allen Reichen:
Stromweis floß aus ihrem Kiel
Hohe Weisheit ohnegleichen,
Und der allerſchönſte Stil.

Wenn ſich Dichter dann und Denker
Müd' geſchrieben und gedacht,
Philoſophen, Staatenlenker
Endlich ihren Punkt gemacht,
Ruhten ſie von ihrem Werke
Sanft auf Gänſedaunen aus,
Neue Kraft und neue Stärke
Sogen ſie im Schlaf daraus.

Und wie köſtlich anzuſehen
Iſt die wohlgebrat'ne Gans,
Hat der Menſch ſie vor ſich ſtehen
In dem knuſperig braunen Glanz.
Ja, von ihrem Duft umfächelt,
Leuchtet jedes Angeſicht,
Und es ſchmunzelt gar und lächelt
Der verſtockte Böſewicht.

Sie iſt lieblich, ſie iſt lecker
Und beſeeligt alle Leut',
Selbſt den Schlemmer und den Schlecker,
Den die Leber hoch erfreut.
Sie verkläret im November
Grauer Tage trüben Schein,
Duftet froh durch den Dezember
Bis ins neue Jahr hinein.

Drum erhebt die vollen Becher
Mit des edlen Rheinweins Flut!
Lobt die Gans, ihr frohen Zecher:
Sie iſt edel, ſie iſt gut!
Ja, das Alter und die Jugend
Halte hoch die Gans und wert:
Dankbarkeit iſt eine Tugend,
Die den Menſchen ziert und ehrt.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 5.

Bilderrätſel.
Steuerſelbſteinſchätzung.

1. Rätſel-Diſtichon. Capri — Caprivi.

2. Arithmetiſche Aufgabe.
17 Sekunden; denn 10 x + 9 x = 116 + 207.

3. Dreiſilbige Scharade. Schatzgräber.

4. Kreisrätſel.
Hamlet.

Handatlas
Aſtrachan
Magdalene
Leviathan
Euryanthe
Tarragona.

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Ein Erinnerungsblatt an Guſtav zu Putlitz. Von A. von Freydorf. Mit Porträt. — Eine Scholle Land. Novelle von Friedrich Jacobſen. Fortſ. — Ein neues Berliner Künſtlerheim. Von Hanns von Spielberg. Mit ſechs Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Freigeſprochen. Zu dem Gemälde von Ferd. Brütt. — Nordafrikaniſcher Affe. Nach dem Bilde von Auguſte Lançon. — Kriegserinnerungen. — Die Gans. Gedicht von Heinrich Seidel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 15. November 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 7.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Baron von Biel hob erleichtert den Kopf und zog die Zügel ſeines Pferdes an, — ſie näherten ſich dem Kreuzungspunkt zweier Reitwege, wo etwas mehr Aufmerkſamkeit auf die Pferde geboten ſchien.

Das dichte Unterholz hinderte jeden Durchblick auf den Seitenweg, der weiche Boden erſtickte jeden Hufſchlag, — faſt wäre Herr von Dernburg, der in kurzem Galopp den Querweg herunterkam, gegen den Bankier Reichenſtein angeritten. In der Weiſe, wie er ſein Pferd parierte, zeigte ſich der vollendete Reiter; ſeine ritterliche Erſcheinung in der kleidſamen hellblauen Uniform kam zu Pferde zu beſter Geltung, und die Freude an der Dreſſur des edlen Tieres hatte ſein Geſicht höher gerötet und ſeinen Augen ein lebhafteres Feuer verliehen. Rebekka Reichenſtein vergaß den Groll, den ſie ihm ſeiner Unhöflichkeit wegen nachtrug, lachte ein helles, übermütiges Lachen über die komiſche Figur ihres Vaters, der bei dem erſchreckten Seitenſprung ſeines ſchwerfälligen Braunen ſchleunigſt in der Mähne desſelben einen Stützpunkt geſucht, und begrüßte Dernburg in der freundlichſten Weiſe.

Herr von Dernburg entſchuldigte ſich höflich bei Reichenſtein, und dieſer fand ſeine Haltung wieder, ſobald er ſah, daß das ruhige Tier keine ernſtlichen Abſichten zeigte, ſich ſeines Reiters zu entledigen. Es habe nichts auf ſich, renommierte er, indem er ſich den Anſchein gab, als bearbeitete er ſeinen Braunen zur Strafe mit den Sporen, — das Tier ſei von etwas unruhigem Temperament und müſſe kurz im Zügel gehalten werden; aber er kenne ſeine Unarten und wiſſe es zu behandeln.

Herr von Dernburg und Baron Biel konnten ein Lächeln bei dieſer Verleumdung des ſanftmütigen Tieres nicht unterdrücken; Rebekka aber lachte von neuem.

„Ich möchte Ihnen nicht raten, Herr von Dernburg,“ ſagte ſie, ſich kokett im Sattel wiegend, „ſich Papas Ruſtan anzuvertrauen; er iſt wirklich ſo wild und unbändig, daß Papas ganze Reitkunſt dazu gehört, das wilde Tier zu meiſtern.“

Dabei verſetzte ſie ihrer feurigen Rappſtute einen Schlag über den ſchlanken Hals, daß dieſe ſich hoch aufbäumte und mit einigen graziöſen Lançaden ihrer Reiterin Gelegenheit gab, die Feſtigkeit ihres Sitzes und die Sicherheit ihrer Zügelführung im glänzendſten Lichte zu zeigen.

Für Dernburg hatte alles ein lebhaftes Intereſſe, was mit einem ſchönen Pferde in Verbindung ſtand. Er empfand wohl die bewußte Koketterie der ſchönen Bankierstochter, aber ſie ſtieß ihn nicht geradezu ab, da er ſie zugleich als vollendete Reiterin bewundern mußte, und das edle Pferd, welches ſie ritt, ließ ihn vergeſſen, daß es die Tochter des ihm widerwärtigen Reichenſtein war, welche er vor ſich hatte. Er lobte aus voller Überzeugung Rebekkas Pferd, fragte, wo es herſtamme, und bat um die Erlaubnis, ſich den Herrſchaften anſchließen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm mit einem freundlichen Lächeln gewährt.

Fräulein Reichenſtein hatte mit ihrer koketten Lançade noch einen anderen Zweck verfolgt, als den, ſich von den Herren bewundern zu laſſen. In der unauffälligſten Weiſe hatte ſie ihre Rappſtute neben Herrn von Dernburgs Vollblut placiert, dadurch der Möglichkeit vorgebeugt, daß ihr Vater denſelben in Beſchlag nahm, und ſich zugleich der Geſellſchaft des Baron von Biel entledigt. Sie ſetzte ihren Rappen ſofort in einen ſchlanken Trab, da ſie wußte, daß ihr Vater ſich den Anſtrengungen eines ſolchen nicht lange unterziehen würde.

Reichenſtein verſuchte kurze Zeit, den beiden in einem ſchwerfälligen Galopp zu folgen. Aber er gab die Bemühung bald wieder auf und ließ den Braunen in Schritt fallen.

„Laſſen wir die beiden,“ ſagte er ſchnaufend zu Baron von Biel, der notgedrungen an ſeiner Seite bleiben mußte. „Wenn ich Schritt reite, iſt es Bewegung genug für mich; man ſoll den Körper nicht über Gebühr anſtrengen.“

Herrn von Biel war es eigentlich nicht unlieb, eine halbe Stunde mit Reichenſtein unter vier Augen vor ſich zu haben. Wenn er es auch noch für verfrüht hielt, direkt um die Hand der Tochter des Bankiers zu bitten, ſo konnte es doch nichts ſchaden, wenn er vorſichtig ſondierte, wie Reichenſtein ſelbſt über die Verbindung ſeiner Tochter mit ihm dachte. Er ſei ſo freundlich in dem Hauſe Reichenſteins aufgenommen worden, begann er daher, indem er ſich bemühte, ſeiner Stimme einen möglichſt gemütvollen Klang zu geben, daß ihm der Verkehr von außerordentlichem Werte geworden ſei. Leider glaube er, bemerkt zu haben, daß Fräulein Rebekka ihn ſeit einiger Zeit mit prononcierter Kälte behandle. Wenn er ſich auch keines Vergehens bewußt ſei, ſo müſſe ihm doch die Gewißheit genügen, daß er von der Dame des Hauſes nicht mehr mit der Freundlichkeit von einſt empfangen werde, und er gehe deshalb mit ſich zu Rate, ob es nicht beſſer ſei, von Reichenſteins freundlichen Einladungen weniger häufig als bisher Gebrauch zu machen.

Reichenſtein hatte die lange Rede des jungen Mannes mit einer Miene angehört, als wiſſe er gar nicht, wo der hinaus wolle. Jetzt klopfte er ihm mit jovialer Vertraulichkeit auf die Schulter.

„Ach, mein verehrter Herr Baron,“ ſagte er zutraulich, „Sie wundern ſich darüber, daß die Rebekka ihre Launen hat. Ich habe zwar bis jetzt noch nichts davon gemerkt, daß das Kind ſie auch Ihnen zeigt. Aber läßt ſie es mich fühlen, wenn ſie ſchlecht geſchlafen hat, warum ſollte ſie es andere nicht auch fühlen laſſen? Darüber dürfen Sie ſich bei ſo einer einzigen Tochter nicht wundern. Hat ſie nicht alles noch eher, als ſie es gewünſcht hat? Da iſt es kein Wunder, wenn ſie einen eigenſinnigen Kopf hat und nicht immer ein freundliches Geſicht macht. Aber daß Sie nicht mehr zu uns kommen ſollen, das will ſie gewiß nicht damit ſagen.“

Um den eigentlichen Kern von Biels Auseinanderſetzung war der Bankier ſehr ſchlau herumgegangen. Er hatte wohl gemerkt, daß es dem Baron darum zu thun war, zu erfahren, wie Rebekka eigentlich über ihn denke. Aber Reichenſtein ſchwebte darüber ſelbſt im Dunkeln, ſeit ſeine Tochter die überraſchende Frage an ihn gerichtet, ob ſie den Baron von Biel heiraten müſſe. Herr von Biel glaubte indeſſen aus Reichenſteins Antwort Entgegenkommen genug herausgehört zu haben, um dem Ziele etwas näher gehen zu dürfen.

Es würde auch ſehr ſchmerzlich für ihn geweſen ſein, den Verkehr im Hauſe des Bankiers wieder einſtellen zu müſſen, meinte er daher. Er könne nicht leugnen, daß Fräulein Rebekkas Schönheit einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht und daß er ſich der Hoffnung hingegeben habe, ſeine Neigung könne einſt von ihrer Seite erwidert werden.

Bankier Reichenſtein ließ ein aufmunterndes Kichern hören.

„Ich habe es mir wohl gedacht, daß die vielen teuren Blumen noch einen beſonderen Zweck haben würden, und Rebekka wird darüber wohl auch nicht im Zweifel ſein,“ ſagte er, anſcheinend gut gelaunt. „Nun, laſſen Sie es ſich nicht verdrießen, Herr Baron, wenn nicht alles ſo ſchnell geht, wie Sie geglaubt haben. Die Rebekka hat manchmal ihren Kopf für ſich, aber ſie pflegt doch Vernunft anzunehmen. Was mich anbetrifft, ich habe nichts dagegen; Sie ſind zwar ruiniert, aber dafür kann ich Ihre Schulden ja bezahlen, wenn Sie erſt zur Familie gehören.“

Baron von Biel gab ſich den Anſchein, als ob ihn der letzte liebenswürdige Hinweis auf ſeine verzweifelte Situation außerordentlich beluſtige. Im übrigen war er mit dem Reſultat der Unterredung nicht unzufrieden. Er hatte wenigſtens die Gewißheit, daß er Reichenſtein als einen, wenn vielleicht auch nur paſſiven Verbündeten betrachten dürfe, und er klammerte ſich wieder an die Hoffnung, daß der Glanz ſeiner ſiebenzackigen Krone die Gleichgültigkeit, mit welcher Fräulein Rebekka ſeine ſonſtigen perſönlichen Vorzüge augenſcheinlich betrachtete, aufwiegen würde.

Unterdeſſen waren Herr von Dernburg und Fräulein Reichenſtein fortgetrabt, ohne ſich ein einzigesmal nach den Zurückbleibenden umzuſchauen. Beide ſchienen nur Augen und Gedanken für ihre Pferde zu haben; aber während Dernburg ſich wirklich mit ganzer Seele an dem eleganten Fußſatz der edlen Tiere erfreute, war für Fräulein Rebekka das Ganze nur ein Mittel zu dem Zweck, ein Alleinſein mit Dernburg herbeizuführen. Erſt als ſie die Gewißheit hatte, daß ihr Vater und Baron von Biel weit zurückgeblieben waren, und daß es bei den viel verſchlungenen Reitwegen des Tiergartens ganz in ihrem Belieben liege, wann ſie ſich von ihnen finden laſſen wolle, mäßigte ſie den Trab ihres Tieres.

„Wie gut die Pferde zuſammen Schritt halten,“ ſagte Dernburg.

Sie nickte ihm zu.

„Als ob ſie nicht das erſte Mal zuſammengingen,“ erwiderte ſie mit leuchtenden Augen. „Ich bin ſo froh, endlich einen Begleiter gefunden zu haben, der ſein Pferd nicht ſchont. Es iſt ſo langweilig, nur aus Geſundheitsrückſichten zu reiten, wie der Papa; und Ihr Freund, Baron Biel, ich kann mir nicht helfen, Herr von Dernburg, er ſitzt zu Pferde wie ein Infanteriſt.“

Dernburg lachte.

„Der Vergleich kann ihn nicht beleidigen, da er Infanteriſt iſt,“ ſagte er, „doch ich würde an Ihrer Stelle ihn denſelben nicht hören laſſen. Aber ich muß Ihnen mein Kompliment machen, mein Fräulein, Sie reiten wirklich — nun, es iſt ein etwas derber Vergleich, aber Sie werden ihn mir nicht übelnehmen — wie ein — Kavalleriſt.“

Fräulein Rebekka nahm den Vergleich nicht übel.

„Es freut mich, daß Sie doch etwas Lobenswertes an mir finden,“ erwiderte ſie und warf ihm einen feuchtſchwimmenden Blick zu. „Es geht auch nichts über die Luft, zu Pferde zu ſitzen, im Morgenſonnenſchein durch den Wald zu reiten und die erſten Lieder der Vögel zu hören —“

Hier beſann ſich Fräulein Rebekka, daß ihr das Sentimentale nicht gut zu Geſicht ſtand. Sie ließ plötzlich die Reitgerte durch die Luft ſauſen und hob den ſchönen Kopf.

„Aber noch ſchöner denke ich es mir, über die Heide zu jagen mit dem Sturm um die Wette, bei dem monotonen Rauſchen des fallenden Regens —“

„Oder im Tatterſall mit Muſikbegleitung zu kurbettieren,“ fiel Dernburg mit gutmütiger Ironie ein. „Die Damen werden da nicht naß, ſie erfreuen ſich an den Klängen der Straußſchen Walzer, und ſie haben Gelegenheit, das neueſte Reitkleid bewundern zu laſſen.“

Rebekka lachte.

„Wie gut Sie uns Frauen kennen; ja, ja, ein wenig Gefallſucht iſt uns allen eigen,“ erwiderte ſie. „Aber es wird doch langweilig, immer dieſelben Geſichter zu ſehen, immer dieſelben Muſikſtücke zu hören und immer in demſelben kleinen Kreiſe umherzureiten. Mir wird es hier im Tiergarten ſchon zu eng; ich wünſchte, Papa entſchlöſſe ſich, eine Gut zu kaufen, wo wir den Sommer zubringen könnten.“

„Warum ſollte er nicht?“ ſagte bitter Herr von Dernburg. „Es iſt ja Mode geworden, daß die Herren von der Börſe ſich auch zu Grundherren machen.“

Die Bemerkung that ihm im nächſten Augenblicke leid; der harmlos ausgeſprochene Wunſch des jungen Mädchens hatte ihn an ſo manchen alten Familienbeſitz erinnert, der in jüdiſche Hände übergegangen war, in denen er nichts als ein Ausſchlachtungsobjekt bildete oder einen paſſenden Ort, ein paar Sommerwochen dort zuzubringen. Der Gedanke hatte ihn mit Bitterkeit erfüllt, denn er war der Anſicht, daß der Grundherr noch andere Pflichten habe, als den möglichſt höchſten Ertrag aus ſeinem Eigentum zu ziehen, und daß ein Gut mit ſeiner Schar von dem Wohlwollen des Beſitzers

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

abhängiger Familien anders behandelt werden müſſe als eine Villegiatur. Aber was wußte das junge Mädchen von dem Druck, den jüdiſches Kapital auf Groß- und Kleingrundbeſitz ausübte — ſie wünſchte ſich ein Gut, wie ſie ſich auch einen Fächer, einen Schmuck oder eine neue Equipage wünſchte. Und doch hielt er ruhig Rebekkas forſchenden Blick aus, mit dem ſie ihn maß.

„Ich meine, mein Fräulein,“ ſagte er ernſt, „es iſt das Wohlbefinden zu vieler Menſchen von dem Umſtande abhängig, daß ein Gut ſich in den Händen eines Landwirtes oder doch wenigſtens eines Mannes befindet, dem das Intereſſe der Landwirtſchaft am Herzen liegt. Sie werden von dieſem Standpunkte aus meine Ihnen gegenüber vielleicht nicht ganz rückſichtsvolle Bemerkung erklärlich finden.“

Das war ihr allerdings noch unverſtändlicher, denn niemand hatte ſie gelehrt, das Wohlbefinden anderer Menſchen den eignen Wünſchen gegenüber in Betracht zu ziehen. Aber er gefiel ihr, auch wenn er ein ernſtes Wort ſprach.

„Ich verſtehe nichts von dieſen Sachen,“ erwiderte ſie ohne Groll, „und ich fürchte, eine halbe Stunde im Tiergarten wird nicht ausreichen, mich klarer ſehen zu machen. Aber ich gebe Ihnen recht in allen Sachen, die ich nicht zu beurteilen vermag — können Sie mehr Nachgiebigkeit von einem eigenſinnigen Kopfe verlangen? Und da ich alſo von jetzt ab dem Wunſche entſagen muß, meinen Rappen auf eignem Grund und Boden ſich austoben zu laſſen, wie denken Sie darüber, wollen wir nicht in dieſer zu einem Rennen prächtig geeigneten Allee die Schnelligkeit unſerer Pferde meſſen?“

Sie hatte ſchon den Oberkörper nach Jockeiart nach vorne geneigt und ſchaute ihn mit einem lebenſprühenden Blicke an.

„Sie werden mir doch Gelegenheit geben, Herr von Dernburg, die Niederlage, die Sie mir eben bereitet, auf anderem Felde wett zu machen?“

Dernburg kitzelte ſein Vollblut mit den Sporen. „Es gilt, mein Fräulein; bis zum Flora-Platz.“

Die Allee führte in gerader Linie auf den Platz zu, aus deſſen Mittelpunkt ihnen die von Gartenanlagen umgebene Marmorſtatue der Blumengöttin entgegenſchimmerte. Herr von Dernburg war galant genug, der Dame eine halbe Pferdelänge Vorſprung zu geben. Aber Fräulein Rebekka ſchien mit dieſem Zugeſtändnis der Höflichkeit nicht zufrieden; ſie trieb mit Peitſche nnd Zuruf ihr Pferd zu verdoppelter Schnelligkeit an. In Windeseile, eine Staubwolke hinter ſich aufwirbelnd, flogen ſie dem Ziele zu.

Da trat plötzlich hinter einem der ſtarken, die Allee einfaſſenden Bäume ein Individuum in zerlumpter Kleidung hervor, hob die Arme, zwei Signalſtangen gleich, empor und ſtieß ein wildes Gejohle aus. Fräulein Rebekkas Rappſtute machte einen entſetzten Seitenſprung, der die Reiterin der Herrſchaft über das Pferd beraubte, und dann ſtürmte es wie raſend davon. Dernburg war Herr ſeines Pferdes geblieben und lockerte jetzt die Zügel, um wieder an die Seite der Dame zu kommen, denn er ſah, daß ſie alle Gewalt über das durchgehende Tier verloren hatte. Es ſtürmte blind vorwärts und mußte, wenn es nicht vorher aufgehalten wurde, unbedingt an dem die Gartenanlagen des Platzes umgebenden niedrigen Eiſengeländer oder in den Guirlanden von wildem Wein, welche die einzelnen Rabatten der Anlage umhegen, zu Falle kommen. Im letzten Augenblick gelang es ihm, die beiden Pferde Kopf an Kopf zu bringen, und indem er das ſeine zugleich parierte, riß er die Rappſtute mit einer Hand ſo kräftig an den Zügeln zurück, daß ſie auf der Hinterhand zuſammenbrach. Rebekka Reichenſtein glitt mit einem leichten Aufſchrei aus dem Sattel.

Herr von Dernburg ſprang vom Pferde und warf die Zügel der beiden ſchäumenden Tiere einem der Reitknechte zu, welche auf dem Platze ihre Pferde bewegten. Als er Rebekka zu Hilfe eilen wollte, richtete dieſe ſich ſchon ſelbſt wieder auf. Sie war ſehr blaß, aber ſie lächelte ihn an.

„Sie kamen gerade zu rechter Zeit; ich wußte mit dem Tiere nichts mehr anzufangen.“

Dernburg unterſtützte ſie und fragte beſorgt, ob ſie ſich verletzt.

Sie verneinte; aber wie ſie den einen Fuß aufſetzte, lehnte ſie ſich plötzlich mit einem Wehlaut an ſeine Schulter.

„Der eine Fuß ſcheint doch etwas abbekommen zu haben,“ ſagte ſie leiſe und vor Schmerz die Zähne zuſammenbeißend. „Ich glaubte, das Pferd wieder beſteigen zu können, aber es geht nicht. Würden Sie mich wohl in einer Droſchke nach Hauſe fahren, Herr von Dernburg?“

Er geleitete ſie nach einer Bank und bat einen der hilfsbereit umherſtehenden Spaziergänger, eine Droſchke herbeizuſchaffen; einen der Reitknechte beauftragte er, den Bankier Reichenſtein aufzuſuchen und ihn von dem Unfall zu benachrichtigen.

Das Fuhrwerk war früher zur Stelle als Rebekkas Vater. Dernburg hob die Verunglückte mit Hilfe einiger Umſtehender in den Wagen, ſetzte ſich neben ſie und gab dem Kutſcher die Adreſſe der Reichenſteinſchen Wohnung. Augenſcheinlich litt Fräulein Reichenſtein bei dem Stoßen des auf ſehr mangelhaften Federn ruhenden Gefährtes, ihr Geſicht wurde bleicher, und Dernburg glaubte, ſie werde die Beſinnung verlieren. Aber ſie nahm all ihre Energie zuſammen, und als ſie vor der Thür der Reichenſteinſchen Villa anlangten, konnte ſie der mit allen Zeichen des Schreckens herausſtürzenden ältlichen Anſtandsdame und den Domeſtiken beruhigende Verſicherungen geben.

Herr von Dernburg half, ſie zu unterſtützen, bis ſie den Salon erreichten, wo Rebekka auf einem der bequemen Diwans die Ankunft des Arztes erwarten zu wollen erklärte. Sie reichte Herrn von Dernburg die Hand.

„Ich danke Ihnen! Sie hatten nicht die Abſicht, das Haus meines Vaters zu beſuchen, Herr von Dernburg. Nun ſind Sie doch gekommen — wird das erſte Mal auch das letzte Mal bleiben?“

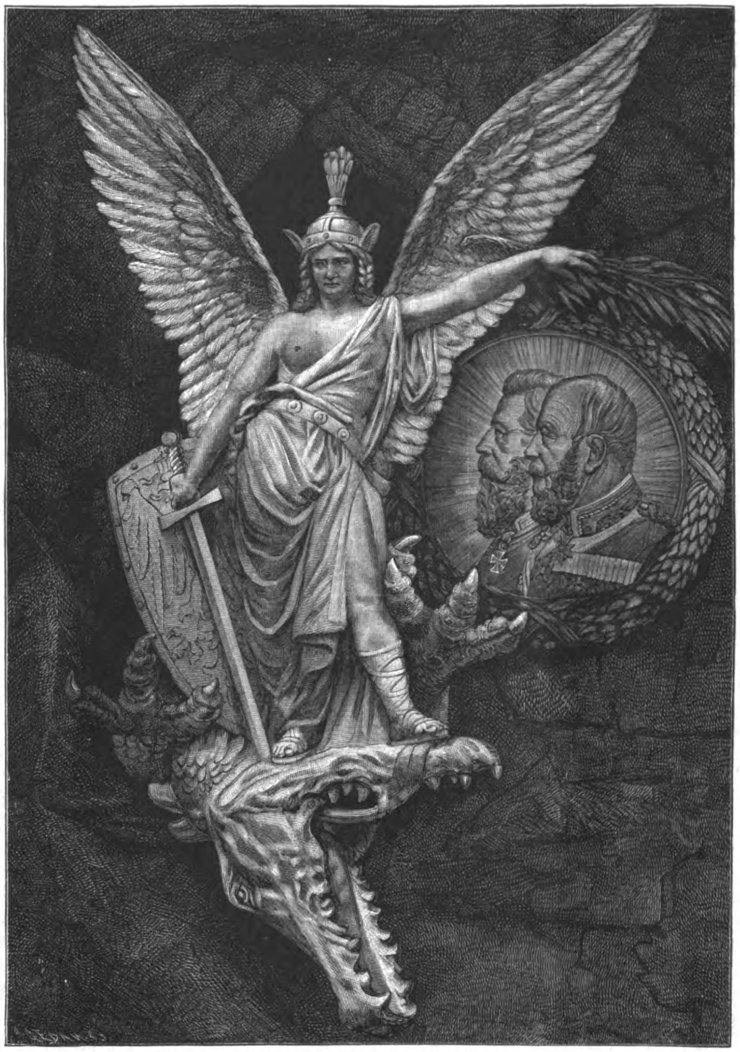
„Ich hoffe, daß es mir geſtattet ſein wird, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, mein Fräulein,“ erwiderte Dernburg mit einer förmlichen Verbeugung.

Ihr Auge folgte ihm, als er das Zimmer verließ, mit einem Ausdruck von Bewunderung, Sehnſucht und Ungeduld.

X.

Die eigentümliche Stimmung, welche Herrn von Dernburg ſeit der Landpartie mit Wilbergs, wo er in Elſe Wilberg ſein Ideal der Weiblichkeit kennen gelernt zu haben meinte, beherrſchte, hatte durch das Abenteuer mit Rebekka Reichenſtein neue Nahrung empfangen. Er konnte ſich nicht mehr verhehlen, daß die ſchöne Bankierstochter ihn mit intereſſierten Augen anſah. Das verwöhnte Mädchen war ihm zu auffallend entgegengekommen, hatte trotz ſeiner mehrfachen Zurückweiſungen ihm niemals eine Empfindlichkeit gezeigt, und Fräulein Rebekkas Blicke hatten eine ſo lebhafte Sprache geſprochen, daß ein von aller geckenhaften Eitelkeit freier Menſch, wie Dernburg es war, ſie unmöglich mißverſtehen konnte. Aber das ihm entgegengetragene leidenſchaftliche Gefühl des jungen Mädchens erfüllte Dernburg mit einer doppelten Unruhe. Einmal fürchtete er, die Pläne und Hoffnungen des Barons von Biel zu zerſtören, und ſo wenig er auch mit denſelben ſympathiſierte, ſo war es ihm doch peinlich, ein Hindernis deſſen zu werden, was der Jugendfreund nun einmal für ſein Glück und ſeine Rettung anſah. Anderſeits fühlte er ſich von der Neigung der ſchönen Jüdin eher abgeſtoßen als angezogen, und es lag ihm ferne, in dem eitlen Triumph über ein Mädchenherz eine Genugthuung zu empfinden. Selbſt wenn er die Verſchiedenheit des Glaubens nicht als ein unüberſteigliches Hindernis einer zu glücklichem Ausgang führenden Neigung angeſehen hätte, würde ſein Herz ſich doch niemals für die ſchöne Bankierstochter erwärmt haben. Dazu vermißte er zu viel des Weiblichen in ihr, jene mädchenhafte Scheu und keuſche Grazie, die er als höchſte Frauentugend verehrte.

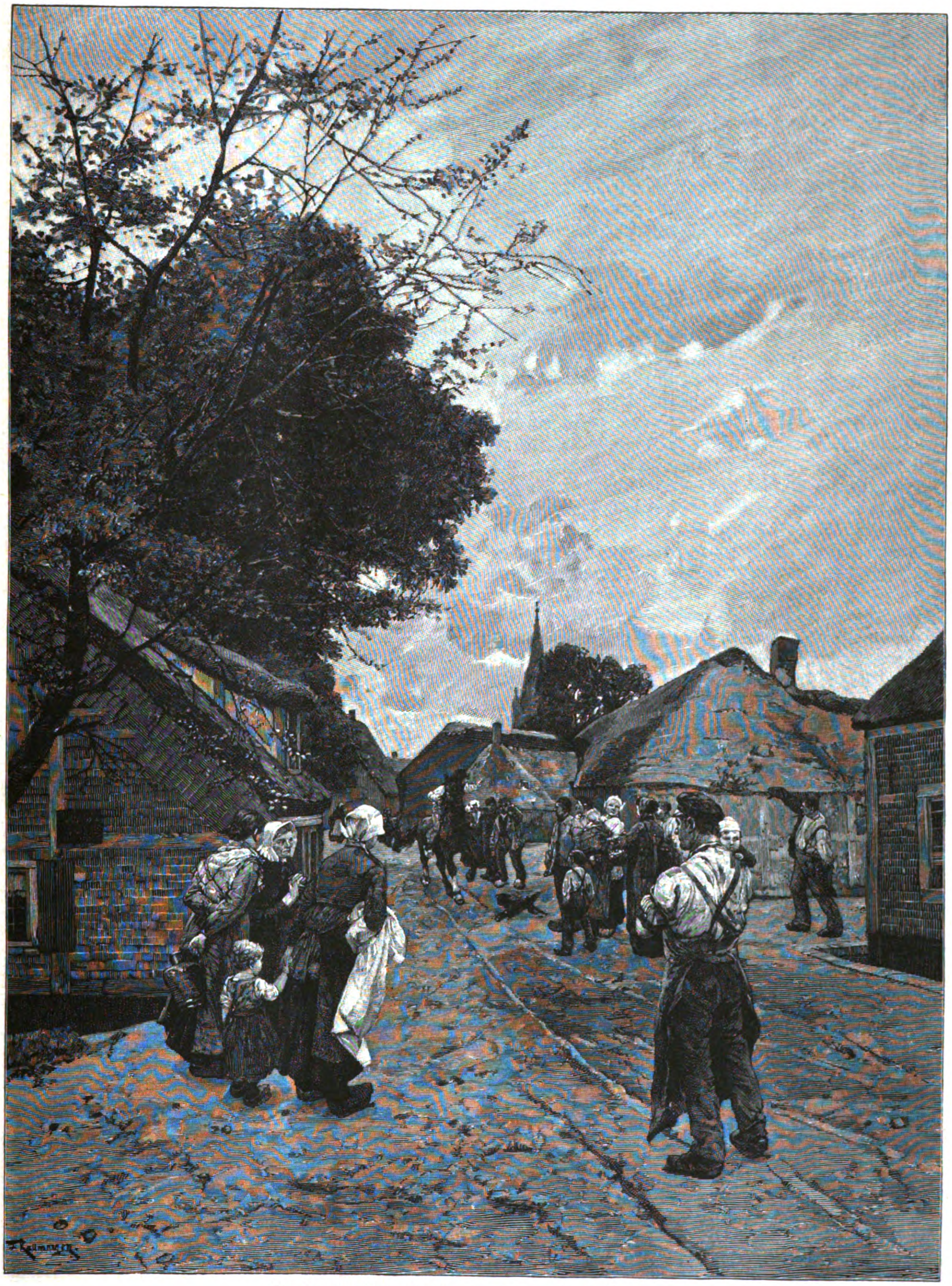
Gerade das Weſen der ſchönen Rebekka brachte es ihm zum Bewußtſein, daß er über ſein Herz nicht mehr zu verfügen habe. Er verglich ihr Entgegenkommen mit der Zurückhaltung, welche er bei aller Offenheit ihrer Natur bei Elſe Wilberg fand, und er fühlte, daß das einfache Mädchen ihn feſſelte, während die elegante Weltdame ihn abſtieß. Seit jener Landpartie war er ein häufiger Gaſt bei Wilbergs geweſen. Er hatte beim Abſchied Elſe und ihren Bruder gebeten, ſie beſuchen zu dürfen, und dieſe Erlaubnis war ihm freundlich erteilt worden. „Wenn er mit ihrer einfachen Häuslichkeit vorlieb nehmen wollte,“ hatte Elſe hinzugefügt. Dernburg war abends gekommen, wie die Geſchwiſter ihn gebeten hatten. Er fand freundliche Aufnahme auch bei der Mutter, in der er eine feingebildete, leidende Matrone kennen lernte, deren Weſen auch die Anziehungskraft erklärlich machte, welche ihre Kinder auf den ſonſt an den Verkehr in der ſogenannten beſten Geſellſchaft gewöhnten Dernburg ausübten. Der junge Offizier glaubte in den durchgeiſtigten Zügen der von Kränklichkeit frühzeitig gealterten Frau die Spuren eines herben Schickſals zu leſen, welches ſie in dieſe Umgebung und Lage geführt. Aber er war zu zartfühlend, um nach der Vergangenheit zu fragen, und Frau Wilberg ſelbſt machte niemals eine Äußerung, die darauf hätte ſchließen laſſen, daß ſie einſt in glänzenderen Verhältniſſen gelebt, oder daß ſie mit der Gegenwart nicht zufrieden ſei. Sie ſchien alles Glück, das ſie noch vom Leben erwartete, in der Liebe ihrer Kinder, die ihr im reichſten Maße zu teil wurde, zu finden.



Das Zweikaiſerdenkmal in Giebichenſtein. Von Joſeph Kaffſack.

Die Abende bei Wilbergs verſtrichen Dernburg bei anregender Unterhaltung oder feſſelnder Lektüre wie im Fluge. Durfte er doch dann Elſe beobachten, wie ſie wirtſchaftlich waltete oder wie ihre ſchlanken Finger mit nimmermüder Geſchäftigkeit den Faden durch die Stickerei zogen. Der Schein der Lampe ſtrahlte einen Heiligenſchein um ihr blondes Köpfchen, wenn ſie mit ernſthaftem Geſichte während der Arbeit zuhörte. Aber noch reizender war es, wenn ſie plötzlich aufblickte und bei einem Scherz mit ihren freundlichen Augen zu ihm hinüberlachte. Dernburg wußte, daß ſein Kommen von allen gern geſehen wurde, und er ſelbſt fühlte ſich in dieſer einfachen, beſcheidenen Häuslichkeit ſo wohl, wie es ihm ſonſt nur im Elternhauſe geworden war.

Einen Mißton in die reine Harmonie dieſer Abende brachte nicht ſelten die Anweſenheit Kathinkas, der Braut Wilbergs. Frau Wilberg hatte es Dernburg bei näherer Bekanntſchaft offen ausgeſprochen, daß ſie wohl gehofft habe, die Wahl ihres Stiefſohnes auf ein anderes Mädchen fallen zu ſehen. Sie habe ſich nicht berechtigt geglaubt, ihm ein abratendes Wort zu ſagen, weil ſie gefühlt, daß ſein Herz an dem ſchönen Mädchen hänge, und weil er ihr, der Mutter, lange genug ſeine Selbſtändigkeit geopfert. Aber ſie fürchte, die Eitelkeit und Putzſucht der ſchönen Kathinka Meixen, ſowie ihr entſchiedener Mangel an Innerlichkeit würden ihren Sohn ſeine Wahl einſt bedauern laſſen. Dernburg mußte ihr darin vollſtändig recht geben; auch Kathinkas Mutter, welche mit ihrer Tochter aus ihrer eine Treppe höher gelegenen Wohnung herabzukommen pflegte, ſchien ihm wenig in dieſen Kreis zu paſſen. Sie war die Witwe eines kleinen Beamten, die es offen ausſprach, daß ſie nach dem Tode ihres Mannes nur deshalb das winzige Provinzialſtädtchen mit der Reichshauptſtadt vertauſcht, weil ſie geglaubt habe, hier mehr Vergnügen für ſich und ihre Tochter und für letztere leichter einen Mann zu finden. Eine derbe Perſon noch in den beſten Jahren, ließ ſie es nach Art gewöhnlicher Frauen durchblicken, daß ſie eine Wiederverheiratung für ſich ſelbſt nicht ganz aus dem Bereich ihrer Berechnungen gelaſſen habe.



Der Feuerreiter. Nach dem Gemälde von Fr. Kallmorgen.

Nicht ſelten empfand Frau Wilberg die Lebhaftigkeit Kathinkas ſo läſtig, daß ſie die jungen Leute aufforderte, einen Spaziergang zu machen und in einem der Vergnügungsgärten ein Glas Bier zu trinken. Dernburgs größte Sorge war es dann, Frau Meixen eine Beteiligung an ſolcher Partie auszureden, denn ſie machte Anſprüche darauf, von ihm geführt und unterhalten zu werden. Aber wenn er die reſpektable Dame glücklich bewogen hatte, zu Hauſe zu bleiben, war er mit ſolchem Vorſchlage ganz einverſtanden, denn dann durfte er Elſens Arm in den ſeinen nehmen, und während Wilberg mit ſeiner Braut beſchäftigt war, fand er Zeit und Gelegenheit, Elſe manches Wort zu ſagen, das nur für ihr Ohr beſtimmt war.

Das waren keine Liebesworte, denn Dernburg war gewiſſenhaft genug, dem jungen Mädchen gegenüber, das er noch immer über ſeine ſoziale Stellung täuſchte, nicht ein Thema zu berühren, deſſen Abſchluß für ihn ſelbſt noch im Dunkeln lag. Er empfand auch ohne direktes Ausſprechen, daß ſie ihn verſtand. Aber ſein Gewiſſen regte ſich von Tag zu Tag mehr und mahnte ihn, auf ein glückliches Ende zu ſinnen. Er verhehlte es ſich nicht, daß er des jungen Mädchens Bekanntſchaft in einer frivolen Stimmung geſucht; ihre äußere Erſcheinung hatte ihn gereizt, und er hatte eines jener kleinen Abenteuer erwartet, über die der Moralkodex der modernen weltſtädtiſchen Jugend mit gedankenloſer Leichtigkeit hinweggleitet. Nun hatte er ſo viel mehr in ihr gefunden, als er zu finden erwartet — ſtatt der leicht zu gewinnenden und leicht zu vergeſſenden Tochter des Volkes ein Mädchen, deſſen Schönheit und Seelenreinheit ihn mit einer wahren und ſtarken Neigung an ſich feſſelte. Und gegen dieſe ſchien ſich ein Berg von unüberſteiglichen Hinderniſſen anzutürmen. Seine ſoziale Stellung, der Rock, welchen er trug, die Abhängigkeit von ſeinen Eltern und endlich die begreifliche und nicht zweifelhafte Abneigung derſelben, ein Mädchen, das von ſeiner Hände Arbeit lebte und deſſen hohen inneren Wert ſie nur als in der Einbildungskraft ihres verliebten Sohnes vorhanden glauben würden, als Tochter anzuerkennen! (Fortſetzung folgt.)

Tabak und Geſundheit.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Daß der Tabak ein Gift und zwar ein ſehr heftiges enthält, iſt nichts Neues mehr; das weiß nicht nur jeder Gebildete aus Büchern und Zeitſchriften, das hat jeglicher Anfänger an ſich ſelbſt erfahren, der nach der erſten heimlichen Cigarre der Wirkung des Giftes ſeinen Zoll zahlte. Das nachdrückliche Sträuben des Körpers gegen das Gift, deſſen er ſich zu entledigen beſtrebt, die Empörung des Magens, der Angſtſchweiß, Kopfſchmerz und Hinfälligkeit ſind Zeichen der Ablehnung, deutliche Mahnung, daß zwiſchen dem Rauchkraute und dem Menſchen natürliche Feindſchaft ſei. Der Menſch aber ſchließt Frieden mit dieſem ſeinem Feinde aus dem Gewächsreiche, indem er ſich an ihn .... gewöhnt.

„Du kannſt mir doch nichts thun," ſpricht er zu ihm, und wirklich, der Tabak thut dem Rauchenden nach einiger Zeit nichts mehr. Im Gegenteil, er wird zum Freunde, zum Wohlthäter, ja, man kann ſagen, zum Gebieter, denn wir alle ſind die Sklaven unſerer Bedürfniſſe. Und gar bald wird der Tabak Bedürfnis. Der eingefleiſchte Raucher zögert nicht, zwiſchen Brot und Tabak den Tabak zu wählen. Er greift lieber nach dem Gifte, als nach der Nahrung.

Warum man raucht, das zu unterſuchen, fällt mir zu ſchwer, es wird wohl jeder ſeine eignen guten Gründe haben, und die mag er hier einſchalten. Es heißt, der Tabak bewirke einen leichten Reiz des Gehirns und unter ſeinem Einfluß arbeite der Geiſt klarer, werde die Arbeit leichter, der Verſtand offener. Mit einem Worte: der Tabak rege an, und die menſchliche Geſellſchaft bedürfe der Anregung.

Andere ſagen, er ſei ein Genußmittel, und da der Menſch zum Genießen geboren ſei, müſſe er rauchen. Wieder andere ſagen, das Rauchen fördere die Geſundheit.

Noch andere ſagen: „Das Rauchen bekommt uns nicht mehr, und deshalb geben wir es auf."

Dies ſind die Leute, welche die Aufmerkſamkeit auf das Verhältnis zwiſchen Tabak und Geſundheit lenken. Wir unterſcheiden Raucher, denen der Tabak nichts thut, und Raucher, denen er derartig zuſetzt, daß ſie ſich des Liebgewordenen entwöhnen, und ſetzen uns über die Urſachen in Kenntnis, welche der Wandlung zu Grunde liegen. Vielleicht wird dies Wiſſen Manchem Nutzen bringen; es iſt der Geſundheitslehre Zweck, Schaden zu verhüten, ſowohl den des Einzelnen als der Geſamtheit.

Zunächſt iſt zu bemerken, daß unmäßiges Rauchen faſt immer geſundheitsſchädliche Folgen nach ſich zieht. Weiß man genau, wo das Maß aufhört und das Übermaß beginnt, ſo wäre es ein Leichtes, die Grenze zu ziehen, aber die Verſchiedenheit der Menſchen bedingt auch in Genußmitteln die Verſchiedenheit der Zumeſſung. Der eine verträgt mehr als der andere, und bei dem Starknaturten ſtellen ſich die Merkmale des übertriebenen Genuſſes viel ſpäter ein, als bei dem Schwachbeſchaffenen. Der engliſche Arzt Dr. Richardſon hat nachgewieſen, daß der Tabak auf junge Leute ſehr ſchlimm einwirkt, zuweilen ſogar das Wachstum hindert und den Körper ſchwächt. Mit Recht wird daher Kindern das Rauchen ſtreng verboten. Die in der Entwickelung begriffene Jugend bedarf keiner Anregungs- und Reizmittel. Nerven, Körper, Gehirn haben zu erſtarken; ſie werden durch Reizmittel überreizt. Alles aber, was über ſeine Natur angeſtrengt wurde, kehrt nicht unmittelbar in den Zuſtand zurück, aus dem es getrieben wurde, ſondern erſchlafft wie eine mißhandelte Saite oder ſpringt. Der wachſende, wechſelnde, lebende Körper ſucht ihm zugefügte Schäden wieder auszugleichen; werden jedoch die Urſachen der Schädigung nicht abgeſtellt, ſo wird ſie dauernd. Schädigungen können ſich zum Dauerſchaden feſtwachſen. Daher ſind von dem jungen wachſenden Körper üble Einflüſſe fern zu halten. Beſonders aber Tabak und Alkohol.

Gar viele behaupten, der Tabak ſei geſund, und führen ſich ſelbſt als Augenſcheinsbeiſpiel ins Treffen. Die wohlthätige Wirkung der ſogenannten Morgencigarre auf die Verdauung iſt nicht in Abrede zu ſtellen; aſthmatiſchen Perſonen bringt das Rauchen zuweilen Erleichterung, Fettwerdenden wird Tabak empfohlen, weil er die erſchlaffenden Atmungswerkzeuge reizt und in fördernde Thätigkeit ſetzt, und in noch manchen anderen unbequemen Zuſtänden hat man die arzneilichen Eigenſchaften des Tabaks mit Vorteil angewendet. Merkwürdigerweiſe verdankt der Tabak ſeine Verbreitung mehr der Empfehlung als Arznei, denn als Genußmittel. Das ging recht bemerkenswert vor ſich. In der Mitte des XVII. Jahrhunderts ſtellte nämlich der gelehrte Arzt Sylvius (ein gebürtiger Hanauer mit Namen Franz de la Boë) als Profeſſor der Univerſität zu Leyden die Lehre auf, daß der Lebensprozeß nichts weiter ſei als ein Gähren und Aufbrauſen der Körperſäfte, von denen ein Teil ſauer, die Galle aber alkaliſch wäre. Bei dieſer Gährung entſtänden bald dieſe, bald jene Säfte im Übermaße und erzeugten Krankheiten. Deshalb müſſe man durch neutraliſierende Mittel die Säure abſtumpfen oder das Alkali binden oder durch treibende Arzeneien die böſen Säfte fortſchaffen. An dieſer unglücklichen Anſchauung von böſen Säften und deren Entfernung leidet noch heute die häusliche Medizin.

Damals als die Sylviſche Lehre bei den Herren Ärzten in Blüte ſtand, waren der chineſiſche Thee und der Tabak erſt kürzlich in Europa eingeführt, und nun wußte der holländiſche Kaufmannsgeiſt die beiden neuen Handelsartikel als Wundermittel zur Neutraliſierung und Wegſchwemmung der ſcharfen Säfte ſo gut in Ruf zu bringen, daß Cornelius van Bontekoe ſeinen Kranken in hitzigen Fiebern nichts als Thee — aber mehrere hundert (!) Taſſen des Tages — und beſtändiges Tabakrauchen verordnete, um, wie er ſagte, den Moraſt aus dem Körper zu ſchlemmen. Wer es vertrug, dem bekam es.

Heute kennen wir eine Reihe von Bacillen als Krankheitserreger und werden auch darüber im laufenden erhalten, welche Gegengifte zu ihrer Vernichtung man zu Verſuchen heranzieht. Neulich war Anilin-Methylviolett als Bacillentod an der Tagesordnung, und man ſah auf der Straße Menſchen mit blauvioletten Ohren, Naſen, Nacken, je nachdem ſie behandelt waren. Das machte ſich ganz luſtig. Jetzt iſt das violette äußerliche Heilmittel leider wieder aus der Mode.

Der Tabak, der gegen allerlei Ungeziefer vertilgende Kraft beſitzt, ward auch auf Bacillen tötende Eigenſchaften geprüft. Herr Dr. Taſſinari zu Piſa hat einen künſtlichen Mund aus Glas hergeſtellt, Bacillenzuchten hineingethan und Tabakrauch durchgeleitet, um die Vorgänge in der Mundhöhle eines Rauchers nachzuahmen. Er rückte den Bacillen mit der großen und der kleinen Cavourcigarre auf den Leib. Typhus-, Cholera- und Lungenentzündungsbacillen wurden in ihrer Weiterentwickelung durch den Rauch der Cavourcigarre gehemmt. Beſonders feindlich zeigt ſich den Bacillen der Rauch der großen Virginiacigarre. Über dies Ergebnis wird nicht erſtaunen, wer im holden Lande Italien dieſe Sorte kennen lernte. Nur darüber muß man ſich wundern, daß der Menſch noch erträgt, woran die Bacillen zu Grunde gehen. Auch die Cavourcigarre erfordert Übung und Angewöhnung. Harmlos war der Rauch der Cigaretten, der die Bacillen nur für kurze Zeit betäubte und wenig in ihrer Vermehrung ſtörte.

Nach Herrn Dr. Taſſinaris Verſuchen müßte mithin das Rauchen des Tabaks jetzt nicht minder lebhaft zur Verhütung der Anſteckung empfohlen werden, wie zu Zeiten Bontekoes zur Wegſchwemmung der moraſtigen Körperſäfte. Wäre der menſchliche Körper aus Glas, wie der künſtliche Mund des Piſaner Forſchers, ſo hätte die Wiſſenſchaft im Tabaksrauch richtigen Typhus-, Cholera- Undſoweiterſchutz in dem ätzenden Dampfe der italieniſchen Regierungscigarre gefunden. Nun aber iſt der Menſch nicht aus Glas, ſondern ein lebendes Geweſe, das, wie wir aus den erſten Anläufen zum Raucherwerden wiſſen, ausgeſprochene Feindſchaft gegen den Tabak äußert.

Die Gewöhnung an den Tabak läßt ſich an Tauſenden von würdigen, vergnügt rauchenden Greiſen an der höchſten Altersgrenze nachweiſen, aber auch zahlreiche Raucher mittleren Alters gibt es, die dem Tabak entſagen … weil ſie entſagen müſſen. Herr Profeſſor Dr. Fräntzel teilte in den Annalen der Charité zu Berlin ſeine Beobachtungen über gewiſſe Herzleiden mit, die durch übermäßiges Rauchen erworben waren. Dieſe äußern ſich vorzugsweiſe in beſchleunigter, unregelmäßiger Herzthätigkeit und führen zu quälenden Beſchwerden wie: Unruhe in der Herzgegend, Kurzatmigkeit, Mattigkeit, Schlafloſigkeit.

Die meiſten der alſo Erkrankten ſind leidenſchaftliche Raucher, die nicht gerade ſehr nicotinreiche, wohl aber ſtarke importierte Cigarren rauchten. Jahrelang — zwanzig Jahre und länger — wird dies Rauchen vertragen, wenn auch immer feinere und kräftigere Sorten gewählt werden. Dann ſtellen ſich eines Tages ohne ſonſtige bekannte Veranlaſſung Herzbeſchwerden mit ſo raſcher Steigerung ein, daß die Hilfe des Arztes in Anſpruch genommen werden muß.

Sehr ſelten ſieht man — nach Profeſſor Fräntzels Erfahrung — ähnliche Beſchwerden ſich bei Leuten entwickeln, die keine echte Havannas und „Importierte“ rauchen, ſondern gewöhnliche, bei uns im Handel vorkommende Cigarren in ſelbſt ſehr reichlicher Menge geraucht haben.

Sollte unſerer Pfalz und Uckermark dies Verdienſt zuzuerkennen ſein; ſollte wieder einmal ſtill verborgene Tugend heimatlicher Gaben endlich eine ihrem wahren Werte entſprechende Anerkennung finden?

Auch nach übermäßigem Genuſſe von Cigaretten ſind derartige Herzbeſchwerden nicht beobachtet worden; wohl aber teilt Profeſſor Vallin aus Paris Fälle mit, daß Cigarettenraucher von Atemnot, Schwindelgefühl, Bläſſe des Geſichts und Ohnmacht befallen würden. Man raucht in Paris viel den Caporaltabak in Cigarettenform und dieſer iſt ſtark und ſchwer. Dagegen ſcheinen Cigaretten aus leichtem türkiſchem und ſyriſchem Tabak, namentlich die vorzüglichen „Ägypter“ dem menſchlichen Wohlbefinden nur in geringem Maße zuzuſetzen, entſprechend den Verſuchen Taſſinaris, deſſen Bacillen ſich an Cigarettenrauch nicht viel kehrten. Das Einziehen des Rauches in die Lungen iſt ungeſund.

Das Alter, in dem die Herzbeſchwerden auftreten, iſt ſehr verſchieden. Selten ſind die Kranken unter dreißig Jahren, am häufigſten im vierten und fünften Jahrzehnt. Wer mit ſechzig Jahren noch die ſchweren Havannacigarren und Importierte raucht, verträgt ſie meiſtens bis an ſein Lebensende.

Aber es iſt nicht das Herz allein, das vom Tabak — dem wahren Herzgifte für ſolche, deren Herz nicht ganz zuverläſſig — krank gemacht wird, ſondern auch der Magen wird von ihm ungünſtig beeinflußt. Der Magen kündigt bei den erſten Rauchverſuchen die gewohnte Pflicht auf, und gleichzeitig gibt das Nervenſyſtem den Ausdruck ſeiner Unzufriedenheit durch Kopfſchmerz kund. Bei geiſtiger Anſtrengung, alſo bei vermehrter Gehirnthätigkeit leidet der Magen eher und leichter vom Tabak, als zur Zeit geringer Denkarbeit. Die Wechſelwirkung zwiſchen Tabak, Gehirn und Magen erzeugt die vielen Unbehagenszuſtände rauchender Gelehrter. Wo Verdauungsſtörungen zeitweilig auftreten, ohne daß Fehler in der Ernährungsweiſe entdeckbar ſind, richte man ſein Merk auf den Tabak, ob er es ſei, der dem Magen die Luſt zu regelrechter erſprießlicher Arbeit benimmt. Ausſetzen des Rauchens iſt oft von überraſchend günſtigen Folgen.

Der Rauch des Tabaks wirkt auf den Magen und auf das Gehirn. Der Rauch reizt die Mund- und Naſennerven und übt dadurch einen Einfluß auf den Kreislauf des Blutes in dem Gehirn aus. Schon die Bewegung des Kauens reicht aus, das Gehirn anzureizen, indem ſie die Gehirnarterien erweitert. Nach Bruntons Meinung liegt hierin der Grund, warum gewiſſe Stoffe, wie Betel, Koka und Tabak gekaut werden. Ähnlich wirkt auch das ſogenannte Sippen, das kleinſchluckweiſe Schlürfen von Getränken, ſo daß es nicht gleichgültig iſt, ob man Thee oder Kaffee herunterſtürzt oder „ſippt.“ Das Erquickliche, Anregende, Sprechfördernde des Kaffees kommt erſt bei dem ſchluckweiſen Genießen zum Vorſchein, darum geht es in Kaffeegeſellſchaften viel, viel lebendiger und vergnüglicher her, als z. B. in Warteſälen der Eiſenbahnen, wo man keine Zeit zum Nehmen ungezählter Schlückchen hat. Selbſt ein Glas Waſſer, das langſam „geſippt“ wird, beſchleunigt den Puls mehr als ein Glas Wein, das auf einmal hinuntergeſchüttet wird. Nicht umſonſt nennt man das Sippen gefährlich. Das Wort „ſippen“ kommt aus dem Engliſchen,. es klingt aber ſo gut bezeichnend und ſo deutſchmäßig, daß es zur Bereicherung unſerer Sprache ruhig aufgenommen werden kann.

Diejenigen Raucher nun, welche rauchend „ſippen,“ in kleinen Zügen dampfen oder gar die Cigarre während des Rauchens kauen, werden eher benachteiligt als Pfeifenraucher, und ſolche, die nur von Zeit zu Zeit einen langen Zug thun.

Ob es nun das Nicotin iſt, welches die Vergiftungserſcheinungen hervorruft, oder ob der Kohlenoxydgehalt des Rauches, oder die Anweſenheit von Blauſäure, Pyridinbaſen die wirkſamen Schädlinge ſind, das ſteht noch nicht feſt und iſt auch gleichgültig. Allerdings ſollen längere Zeit gereichte kleine Gaben von Nicotin durch Reizung der Gefäßnerven eine Zuſammenziehung der Schlagadern und auch der Kranzadern des Herzens bewirken und hierdurch Ernährungsſtörungen und ſchließlich fettige Entartung des Herzens herbeiführen, aber in Betracht kommt hauptſächlich die Wirkung des Geſamtrauches, aus dem einzelne Beſtandteile vor dem Eintritt in den Mund nur mangelhaft ausgeſchieden werden können. Durch unmäßigen Tabaksgenuß hervorgerufene Erſcheinungen: Herzklopfen, Herzſchwäche, Aſthma, Störungen der Magenverdauung, Ohnmachten und Schlafloſigkeit ſind mit Fettherz zuſammen beobachtet.

Die durch Tabak, namentlich in Verbindung mit Alkohol, hervorgerufenen Augenleiden, die ſich bis zur Vergiftungsblindheit ſteigern können, kommen häufiger in den Ländern vor, in denen Tabak viel gekaut und geraucht wird, wie in Holland. Ob Tabak und Bier auf die Augenverſchlechterung Einfluß hat, iſt meines Wiſſens nach noch nicht feſtgeſtellt, jedenfalls aber dürfte der Aufenthalt in raucherfüllten Kneipen nicht ohne Schädigung ſein.

Ein franzöſiſcher Arzt, der das Rauchen aufgegeben hatte, weil er an Tabaksvergiftung erkrankte, vermochte ſich nicht wieder zu erholen, obgleich er verſicherte, ſeit drei Monaten keine Cigarette geraucht zu haben. Bald jedoch ſtellte ſich heraus, daß allabendlich mehrere ſeiner Kollegen ihn beſuchten und ſtundenlang rauchten, und daß der Kranke dann die Nacht in dieſer Luft verbrachte. Ebenſo erging es Matroſen, die während eines Sturmes in einem engen Raume eingeſchloſſen waren und zum Teil ſtark rauchten. Es wurden nämlich auch die von Atemnot, Schwindel und Kopfſchmerz befallen, die nicht geraucht hatten. Deshalb wünſchen beſonders die Nichtraucher und mäßig Rauchenden Lüftung (Ventilation) der Kneipen, damit ſie, die Mäßigen, nicht denſelben wüſten Tabakskopf haben, wie ihre unmäßigeren Genoſſen.

Daß Tabakrauchen den Kopf wüſt macht, weiß jeder Raucher: die letzte Cigarre war zu viel .... die that es ihm an. Oder die eine der gerauchten war zu ſtark .... die hatte Schuld!

Die wahre Urſache iſt, daß der an das Tabaksgift Gewöhnte die ihm zur Gewohnheit gewordene Gabe überſchritt und der Organismus aufmuckt, wie bei dem allererſten Verſuche, wenn auch nur ſchwach.

Iſt das Gehirn leicht reizbar, ſo treten bei übermäßigem Tabakgenuſſe neben den Erſcheinungen der langſamen Nicotinvergiftung gewiſſe Formen der Geiſtesſtörung auf. Herr Profeſſor Kjelberg aus Upſala ſprach auf dem jüngſten mediziniſchen Kongreß zu Berlin über dieſe Tabaks-Geiſteskrankheit.

Zuerſt fühlt der Kranke ſich unbehaglich. Er wird von einer fortwährenden Unruhe ſowie von vorübergehenden Angſtanfällen gequält und befindet ſich in gedrückter Stimmung. Unluſt zur Arbeit und Schlafloſigkeit geſellen ſich hinzu.

Das Anregende des Tabaks iſt zur Unruhe, zur Übererregung geworden.

Dann folgt die zweite Stufe, die der Hallucinationen. Der Kranke hört Stimmen, glaubt ſich verfolgt, meint, daß man ihn ſchimpft. Die trübe Stimmung geht bisweilen in ausgelaſſene Fröhlichkeit über.

Die dritte Stufe, die letzte, kennzeichnet ſich durch grenzenloſe Gleichgültigkeit gegen alles, durch Einbuße des Gedächtniſſes und umſichgreifenden Stumpfſinn. Die auf den erſten beiden Stufen ſtehende Krankheit ſoll noch heilbar ſein, hat ſie jedoch die dritte erreicht, iſt die Kunſt des Arztes vergebens. Der freundliche Feind hat geſiegt.

Bei der Behandlung dieſes Leidens ſowie anderer Tabakskrankheiten iſt die Entziehung des Giftes unerläßliche Bedingung. Wie dies zu geſchehen hat, ob plötzlich, ob allmählich, ob andere Reizmittel die Entwöhnung unterſtützen müſſen, ob Bäder oder Luftkuren notwendig .... das iſt Sache der Ärzte.

Die Sache des Nichtarztes iſt jedoch die Aufgabe, in dem aufreibenden Getriebe des heutigen Lebens, in dem nervenaufreibenden geſellſchaftlichen Kampfe darauf zu achten, ob das alte, beliebte, vielgeprieſene, oft geſchmähte Reiz- und Genußmittel Tabak dem mehr und ſtärker angeſtrengten Menſchen des XIX. Jahrhunderts auch in gleicher Weiſe bekömmlich ſei, wie ſonſt.

Es kann nicht ſchaden, das immerhin etwas „ſengerige“ Freundſchaftsverhältnis zwiſchen Tabak und dem eignen Wohlſein hin und wieder prüfend in Betracht zu ziehen, und wenn es an der Zeit ſein ſollte .... es zu löſen.

Eine Scholle Land.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Schluß.)

War da ſoeben ein Traumwandelnder an mir vorübergeſchritten, oder ein düſteres, unheimliches Rätſel, deſſen Meduſenantlitz meinem Auge bis jetzt verſchleiert geblieben war? Es gibt ja Irrſinnige, die ſtundenlang vernünftig reden, bis ein Zufall die Wahnidee weckt — und in der Nacht gehen die Dämone um.

Ich ſtand leiſe auf und kleidete mich an; dieſes Geheimnis mußte ergründet werden, mochte es koſten, was es wolle. Die Thür, durch welche der Pfarrer gegangen war, ſtand angelehnt, ich konnte ſie geräuſchlos öffnen und ihm auf ſeinem nächtigen Wege folgen. Meine Vermutung, welche ich aus dem Bau des Hauſes geſchöpft hatte, ward beſtätigt, vor mir lag die kleine, an das Pfarrhaus gebaute Kirche der Hallig. Der beſcheidene und doch ernſte Raum war vom blendenden Mondlicht durchflutet, welches ungehindert durch die Bogenfenſter eindringen konnte, nur im Hintergrunde lagen tiefere Schatten, und dort ſtand der kleine ſchmuckloſe Altar mit dem Bilde des Gekreuzigten.

Görner kniete mit dem Rücken gegen das Schiff der Kirche an den Stufen des Heiligtums, und ſein Haupt war emporgewandt zu der Dornenkrone des Erlöſers. Der einſame Mann betete. Lautlos mit unbewegten Lippen, aber urplötzlich quoll es empor aus ſeiner Bruſt wie ein Schrei: „Herr, hilf mir!“ — und dabei ſtreckte er beide Hände empor, gleich einem Verſinkenden, und das Meer brauſte draußen um die Mauern der Kirche, als begehre es ſein Opfer.

Ich ſtand regungslos und betrachtete das ergreifende Bild; da erhob ſich Görner und breitete ſeine Arme aus. Und wie ein Triumphgeſang klang es laut durch die ſtille Kirche:

„Einſt in meiner letzten Not
Laß mich nicht verſinken,
Soll ich in dem bittern Tod
Well auf Welle trinken.
Reich du mir dann liebentbrannt,
Herr, Herr, deine Gnadenhand —
Chriſt' Kyrie,
Komm zu mir auf der See!“

Dann wandte Görner ſich um, und ſein Auge fiel auf mich. Er trat ruhig auf mich zu und ſagte, ohne Erſtaunen zu verraten: „Ich habe Sie im Schlafe geſtört, verzeihen Sie mir, es war nicht meine Abſicht. Aber ich konnte nicht anders, die Erinnerungen waren zu mächtig aus der Tiefe emporgeſtiegen.“ Und dann nach einer kleinen Pauſe: „Sie haben einen ſchwachen Mann geſehen, der mit dem Herrn rang, wie Jakob in der Furth Jabok. Ich ſchäme mich dieſes Kampfes nicht, lieber Freund, aber Sie ſehen, wie notwendig es für mich iſt, in der Schule zu bleiben, in welche die Vorſehung mich geſetzt hat. Und nun laſſen Sie uns ſchlafen.“

Bevor ich mich wieder hinlegte, warf ich noch einen Blick aus dem Fenſter. Die Flut war vorbei, und die Ebbe kam, ſchon ſtieg der nackte Meeresboden um die Hallig empor. Dann kam plötzlich der Wattennebel und legte ſich wie ein graues Geſpenſt auf die traurige Einöde — mich überkam bei dem Anblick eine ſonderbare unerklärliche Angſt, und mir war, als habe ich das zweite Geſicht geſehen.

Am folgenden Tage kehrte ich mit der erſten Flut nach Föhr zurück und erſtattete Bericht über meine Sendung.

Der Biſchof hörte mich aufmerkſam an und ſchüttelte den Kopf; er ſchien die Sache nicht recht zu begreifen, aber er ſagte nichts. Vielleicht waren auch inzwiſchen andere Intereſſen in den Vordergrund getreten, denn er reiſte bald darauf ab, und der Einſiedler auf der Hallig war vergeſſen.

Auch ich verließ die Inſel und ſiedelte nach Sylt über; meine Kur war noch nicht beendet, und ich wollte den kräftigeren Wellenſchlag des damals in Weſterland aufblühenden Bades genießen.

Zugleich hatte mich ein dort wohnender Kollege gebeten, ſeine Vertretung auf einige Wochen zu übernehmen; es werde nicht viel zu thun geben, ſchrieb er mir, die Badegäſte ſeien durchweg mehr erholungsbedürftig wie krank.

Dieſe Angaben fand ich bei meiner Ankunft beſtätigt, mit einer einzigen Ausnahme. Das war eine junge Frau, oder, wie ich ſpäter erfuhr, eine Witwe. Sie mochte etwas über dreißig Jahre alt ſein und hatte einen zehnjährigen Knaben bei ſich. Die Dame gehörte entſchieden nicht in dieſes weſentlich nervenſtärkende und für geſunde Lungen berechnete Bad, denn ſchon bei meinem erſten Beſuch, der nicht einmal ihr, ſondern einem leichten Unwohlſein ihres Knaben galt, bemerkte ich, daß ſie an einer ziemlich weit vorgeſchrittenen Lungenſchwindſucht litt. Nachdem ich dem Kinde etwas verordnet hatte, wandte ich meine Aufmerkſamkeit der Mutter zu, denn es dünkte mich ärztliche Pflicht, ſie auf das Unzuträgliche ihres Aufenthaltsortes hinzuweiſen, zumal die Witterung bereits rauh wurde. „Hat Ihr Hausarzt Sie hierher geſchickt, gnädige Frau?“ frug ich.

„Nein, Herr Doktor,“ entgegnete ſie mit einem müden Lächeln, „ich gebrauche keinen Arzt.“

„Aber gnädige Frau —“

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. ‚Ich bin ſchwindſüchtig, und dieſes Klima befördert meine Krankheit.‘“ — „Das wollte ich nicht gerade ſagen.“

„Aber Sie dachten es, Herr Doktor, das iſt wohl dasſelbe. Wenn Sie mich übrigens behandeln wollen, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden.“

„Meine Behandlung müßte damit beginnen, daß ich Sie fortſchicke,“ ſagte ich entſchloſſen.

„Und meine Kur, daß ich bleibe,“ entgegnete ſie in ihrer gelaſſenen Weiſe.

„Aber gnädige Frau,“ rief ich ganz verzweifelt, „was wollen Sie eigentlich hier?“

„Leben oder — ſterben, Herr Doktor.“

„Zum Sterben iſt noch immer Zeit genug,“ ſagte ich rauh. Aber ſie ſchüttelte den Kopf.

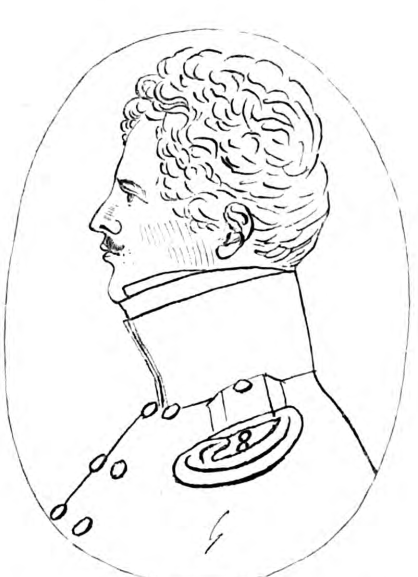
„Nein, Herr Doktor, nicht Zeit genug. Unterſuchen Sie mich doch, dann werden Sie mir recht geben.“

Ich that ihr den Willen, und ſie hatte recht. Die Krankheit hatte bereits ſolche Fortſchritte gemacht, daß es ſich ziemlich gleich blieb, wo ſie ihren Aufenthalt wählte. Aber ihre Bruſt war gut gebaut, es mußte ein beſonderer Umſtand ſein, der das Leiden hervorgerufen hatte, und ich frug danach.

Frau Dalberg — ſo ſtand ihr Name in der Kurliſte — ſtützte den Kopf in die Hand und blickte durchs Fenſter hinaus auf die See. „Das Waſſer iſt daran ſchuld, Herr Doktor,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe. „Ich bin Rheinländerin und wohne in St. Goar. Vor fünf Jahren — mein Mann war vor kurzem geſtorben — fuhr ich über den Rhein nach St. Goarshauſen. Es war gerade am Weihnachtsabend, und ich beſuchte eine befreundete Familie. Bei der Rückfahrt erhob ſich ein ungewöhnlich heftiger Sturm. Ich habe ſpäter in den Zeitungen geleſen, daß er auch hier — ich meine, daß er auch in anderen Gegenden Deutſchlands gewütet und Schaden angerichtet hat. In der Nähe von St. Goar kenterte unſer Boot. Ich wurde gerettet, aber ſeit jener Zeit begann mein Leiden. Ja, das Waſſer, Herr Doktor, das trägt die Schuld.“

„Seltſam,“ entgegnete ich kopfſchüttelnd, „man ſollte glauben, daß Ihre kräftige Konſtitution auch eine ſchwere Erkältung überwunden hätte.“

Frau Dalberg blickte mich mit einem ſeltſamen Lächeln an. „Habe ich geſagt, Herr Doktor, daß es das Waſſer des Rheins geweſen iſt? Freilich, das mag den letzten Stoß gegeben haben, aber es gibt noch mehr Waſſer auf Erden.“



Porträt des Generalfeldmarſchall Grafen von Moltke als Sekondeleutnant im 8. Infanterie(Leib)regiment zu Frankfurt a. O. Im Jahre 1826, von ihm ſelber gezeichnet und 1886 mit folgendem Vermerk verſehen:

Gezeichnet vor 60 Jahren
Gr Moltke
Feldmarſchall
19. 1. 86.

Ich glaubte die Andeutung zu verſtehen; ein Arzt lernt ja ſo vieles begreifen. Und ich entgegnete: „Sie ſprechen von den Thränen, gnädige Frau. Ihr Gemahl war damals geſtorben, und der Gram kann auch einen Menſchenleib zerrütten.“

Da irrte wiederum jenes ſeltſame zerſtreute Lächeln über ihr Geſicht.

„Habe ich wirklich meinen Mann erwähnt? Ja, ja, Sie können recht haben.“

Ich ging. Was ſollte ich auch noch ſagen oder thun? Hier lag neben dem körperlichen Leiden auch ein Seelenleid verborgen, und dem Zuſammenwirken dieſer beiden Dämonen iſt die Kunſt des Arztes nicht gewachſen; was man oben aufbaut, das bröckelt unten weg.

Aber die Frau erregte in hohem Grade meine Teilnahme; es war mir, als müſſe ich ſie ſchon irgendwo geſehen, oder mindeſtens von ihr gehört haben, und dennoch durchforſchte ich vergeblich jede Falte meiner Erinnerung.

Das Bad ward damals wie auch ſpäter, von Geiſtlichen bevorzugt, und ich traf eine größere Anzahl der Herren im Strandhotel verſammelt. Sie waren ſämtlich in Feſtkleidung und ſchienen auf etwas zu warten. Ich erfuhr vom Kellner, daß ein Hofprediger aus Süddeutſchland, deſſen Name damals viel genannt wurde, einen Vortrag angekündigt hatte, und es waren ſelbſt Paſtoren vom Feſtlande herübergekommen, um den bedeutenden Mann zu hören.

Der Gefeierte ſchien noch nicht da zu ſein, und das Geſpräch wogte einſtweilen lebhaft durcheinander.

„Sind wir alle verſammelt?“ fragte einer.

„Ja,“ wurde geantwortet.

„Nein,“ ſagten andere.

Der Ortsgeiſtliche machte dem Zweifel ein Ende.

„Wir ſind vollzählig, meine Herren, d. h. eigentlich wollte Görner noch kommen.“

„Görner? Der Einſiedler von der Hallig?“

Die Stimmen ſchwirrten durcheinander, einige ſchienen die Nachricht nicht zu glauben, andere verrieten Spannung und Neugier.

Inzwiſchen war der Hofprediger eingetreten und wurde umringt. Die Verſammlung war ſchon im Begriff, ſich in das zum Vortrag gewählte Zimmer zu verfügen, da ſagte ein alter Generalſuperintendent: „Iſt denn jede Möglichkeit ausgeſchloſſen, daß Bruder Görner noch kommt? Ich meine, wir ſollten noch warten.“

Die Umſtehenden ſahen ſich verlegen an.

„Er könnte ſchon da ſein,“ bemerkte der eine.

„Freilich, er hat ungünſtigen Wind,“ der andere.

Dann entfernte ſich die Geſellſchaft, und vom Warten war nicht mehr die Rede.

Ich hatte aus der Nähe die kleine Szene beobachtet, der Name Görners feſſelte mich auf meinen Platz.

Nun ging ich nachdenklich hinunter an den Strand.

Armer Mann, du biſt „da draußen,“ ſie haben dich vergeſſen. Es iſt gewiß nicht Mangel an Liebe, ſondern eine Schwäche der menſchlichen Natur. Wer nicht körperlich oder geiſtig unter unſern Augen lebt, der ſtirbt allmählich für uns ab. Und vielleicht haben ſie dich mit heimlicher

Scheu erwartet, und ſind froh geweſen, daß du auf deiner Hallig geblieben biſt. Du biſt den Kreiſen der gebildeten Menſchen entrückt, du könnteſt Anſtoß unter ihnen erregen.

Ich will's nicht leugnen, es überkam mich eine kleine Bitterkeit bei dieſen Gedanken, aber dabei ſpürte ich dennoch, daß auch bei mir das Bild des Mannes von der Hallig ſchon zu verblaſſen begann — ſo raſch löſcht der Schwamm des Lebens.

Ein friſcher Wind wehte zwiſchen den Dünen und bewegte das Meer. Der Strand war faſt leer von Badegäſten, an den Bühnen ſtanden zwei Schiffer. Sie ſahen auf das blinkende Meer hinaus und unterhielten ſich eifrig. Weit draußen ſah ich ein Segel kreuzen; es kam nur langſam näher, hielt aber offenbar auf unſern Strand.

Der Wind wehte von der Unterhaltung der Seeleute Bruchſtücke zu mir herüber, ich verſtand das Wort „Hallig" und trat näher heran.

„Ja," ſagte der eine, „es iſt Klaus Hanſens Ewer von der Hallig, ich kenne ihn an den Segeln. Was der nur hier will, ich dachte, er wäre auf Huſum gefahren."

„Wie lange kann es dauern, bis er hier iſt?" fragte ich dazwiſchen.

„Eine Stunde, Herr, wenn ſie gut kreuzen."

Eine armſelige Stunde! Der da draußen hatte ſich der langen mühſeligen Fahrt unterzogen, um eine kurze Spanne Zeit den Worten eines geiſtvollen Mannes zu lauſchen, und nun kam er um eine einzige Stunde zu ſpät, die man nicht ſeinetwegen hatte abwarten mögen.

Endlich legte der Ewer an der Mole bei, und Görner ſtieg aus.

Sein Äußeres machte für Fremde einen ſeltſamen, für mich einen faſt wehmütigen Eindruck. Er hatte ſicherlich ſeine beſte Kleidung angelegt, dabei aber dennoch auf Wind und Wetter Rückſicht nehmen müſſen; ſo präſentierte er ſich in einem ſchwarzen altmodiſchen Anzug, rindsledernen Kanonen und einem breitrandigen Südweſter. Dabei hatte er wahrſcheinlich tüchtig mitgeholfen, um die Fahrt zu beſchleunigen, denn ſeine Hände trugen die Spuren der geteerten Taue, und ſein gelblich ſchillerndes Vorhemd war mit Salzwaſſer beſpritzt. So ſtand er plötzlich vor mir, eine groteske Erſcheinung, aber wahrlich mehr rührend, als lächerlich. Ich reichte ihm die Hand, und er erkannte mich ſofort wieder. Nach freundlicher, doch flüchtiger Begrüßung warf er einen beſorgten Blick nach dem Strandhotel hinauf.

„Die Hauptſache wird wohl vorbei ſein, Herr Paſtor," ſagte ich bedauernd, die Herren haben vor etwa zwei Stunden angefangen.

Görner ſtand einen Augenblick regungslos und blickte vor ſich auf den Sand; dann zupfte er beinahe verlegen an ſeiner Krawatte und räuſperte ſich. „Da kann ich ja wieder umkehren," ſagte er endlich leiſe. „Ich hatte mich ſo ſehr darauf gefreut, aber freilich, ich bin ſpäter gekommen als beſtimmt war. Man hatte die Stunde recht früh angeſetzt — recht früh." Er machte eine Bewegung, als wolle er wieder das Schiff beſteigen, aber ich hielt ihn zurück.

„Es ſind eine Menge Ihrer Amtsbrüder verſammelt, Herr Paſtor, wollen Sie denn an denen allen vorübergehen?"

„Was ſoll ich dort?" entgegnete er finſter. „Einen Vortrag wollte ich hören, ganz ſtill und beſcheiden aus einer Ecke. Nachher kommt wohl ein geſelliges Beiſammenſein; ich bin nicht geſellig. Ich weiß nicht einmal, welche Formen des Verkehrs man jetzt beliebt, ich hätte auf meiner Hallig bleiben ſollen."

Es war ein finſterer Geiſt über den vereinſamten Mann gekommen, jener Dämon, mit welchem er gerungen hatte um Mitternacht am Altar der Halligkirche. Aber er wandte ſich dennoch vom Strande ab und begann langſam die Dünen hinanzuſteigen.

Unter den offenen Hallen, die ſchon damals zwiſchen den Sandbergen verſtreut lagen, ſaßen eine Anzahl Badegäſte. Es waren ihrer nicht viele, denn der Sturm hatte ſich immer mehr erhoben und die Mehrzahl vertrieben; was noch Stand hielt, waren meiſtenteils abgehärtete Männer. Um ſo mehr erſtaunte und erſchrak ich, als mein Blick auf Frau Dalberg fiel. Sie ſaß an einer Stelle, die dem Winde am heftigſten ausgeſetzt war, und die dunklen Haare flatterten um ihr totenblaſſes, noch immer ſchönes Geſicht. Ich trennte mich mit einer Entſchuldigung von der Seite meines Begleiters und betrat die Halle. Meine Züge mochten wohl Unwillen und Beſorgnis ausdrücken, denn ſie lächelte mir entgegen und ſagte leiſe: „Sie wollen mich ſchelten, Herr Doktor, aber es nützt nichts. Je wilder es da draußen ſtürmt, deſto ſtiller wird es in meiner Bruſt, und das iſt ja wohl bei meinem Zuſtand die Hauptſache. Glauben Sie nicht auch?"

„Warum beruhigt Sie dieſer Anblick, gnädige Frau?" frug ich, auf das ſtürmiſche Meer deutend.

„Iſt es nicht unheimlich?" entgegnete ſie. „Und wenn man ſich mitten in dieſer tobenden See eine Scholle Land denkt, eine Handvoll Erde, ſo klein, daß unſer Auge ihre Grenzen umfaſſen kann, iſt der Gedanke nicht entſetzlich, Herr Doktor?"

Es lag eine geheime Angſt in der ſeltſamen, unzuſammenhängenden Frage, und ſie mochte das Erſtaunen auf meinen Mienen leſen, denn ſie fuhr ſchneller fort: „Wenn die Pflicht einen Menſchen zwingt, jahraus jahrein, vielleicht lebenslänglich, dieſe Schrecken, welche ich ſchilderte, vor Augen zu haben, iſt es ein Unrecht, Herr Doktor, die Pflicht abzuſchütteln?"

Ich weiß nicht, welche ſonderbare Gedankenverbindung mir das Wort auf die Lippen drängte, aber ich erwiderte ernſt: „Die Liebe trägt alles, gnädige Frau."

Sie war plötzlich aufgefahren und blickte mit verwirrten Augen in mein Geſicht — oder nein, ſie ſah an mir vorbei und ſtammelte: „Was wiſſen Sie — was will der ſonderbare Mann dahinten, wer iſt es?"

Ich drehte mich um und ſah Görner langſam durch die Halle herankommen; die wenigen Badegäſte hatten ſich entfernt und wir waren allein.

Richard Görner blieb vor Frau Dalberg ſtehen, nahm ſeinen Südweſter vom Kopf und ſtrich ſich mit der flachen Hand über die Augen, dann ſagte er zögernd: „Biſt du es wirklich, Helene, oder iſt es dein Geiſt?"

„Richard!"

„Das iſt deine Stimme, die iſt wie früher."

Ich war beiſeite getreten, aber jedes Wort des ſeltſamen Geſprächs fiel in mein Ohr.

„Haſt du gewußt, daß ich hier bin?" fragte ſie.

„Nein, es iſt ein Zufall. Und wußteſt du, daß ich kommen würde?"

„Nein, Richard, ſonſt wäre ich nicht hier."

„Das Schickſal iſt mächtiger als unſer Wille, Helene," ſagte er ernſt und ruhig. „Ein Zuſammentreffen konnten wir nicht vermeiden; die alte Wunde ſollte noch einmal bluten, aber es liegt in unſerer Hand, auseinanderzugehen, wie wir es ſchon vor Jahren gethan haben. Du nach Süden und ich nach Norden. Lebewohl."

„Ich gehe nicht mehr an den Rhein," ſagte ſie faſt heftig.

„Aber ich auf meine Hallig, Helene."

„Biſt du dort glücklich, Richard?"

Es war eine atemloſe Frage. Paſtor Görner ſah einen Augenblick auf die ſchwankenden Bretter unter ſeinen Füßen, der Sturm hatte einen Falter dorthin geweht, und das Tier kroch hilflos um die plumpen Waſſerſtiefel des Mannes. „Ja, Helene, ich bin glücklich," entgegnete er dann und ſchob das Tierchen vorſichtig beiſeite.

„Ich bin wie jener armſelige Wicht," ſagte Helene Dalberg bitter, „und du willſt mich nicht zertreten. Du biſt großmütig, Richard, aber ich fordere Wahrheit. Biſt du glücklich?"

Görner neigte den Kopf — es konnte als eine Bejahung gelten.

„Dann geh auf deine Hallig!"

Er wandte ſich langſam ab und ging. Am Strande ſpielten einige Fiſcherjungen, der eine hob ſeine Hand und rief ſeinen Gefährten zu: „Kiek, do geiht de verrückte Preſter!“

Die Galle lief mir über; ich wollte hinunter und die freche Brut züchtigen, aber Görner legte ſeine Hand auf meinen Arm und zog mich im Fortgehen mit ſich.

„Wir dürfen es der unvernünftigen Jugend nicht ſo übel nehmen,“ ſagte er beſchwichtigend, „ſie redet laut, was die Erwachſenen denken.“

Und dann blickte er faſt ſehnſüchtig auf das Meer hinaus und fuhr fort: „Ich möchte am liebſten gleich zurück auf meine Hallig, aber es geht heute nicht mehr, der Wind iſt umgeſprungen. Wollen Sie mich ins Hotel begleiten?“

Die Verſammlung der Geiſtlichen hatte ſich zerſtreut, und es ſchien dem ſcheuen Manne lieb zu ſein. An der Thür ſeines Zimmers wollte ich mich verabſchieden, aber er hielt meine Hand feſt und zog mich hinein.

„Sie haben tiefer in mein Leben geſehen, als alle anderen, Herr Doktor. Ich möchte mich Ihnen gegenüber noch ausſprechen.“

Dann ging er einige Male auf und ab, blieb endlich vor mir ſtehen und fragte: „Sie iſt ſehr krank, Herr Doktor, nicht wahr?“

Es war mir unmöglich, dieſem Manne gegenüber zu beſchönigen; der Menſch ſoll ſich nicht unterfangen, es beſſer machen zu wollen, als das Schickſal.

„Ihre Tage ſind gemeſſen,“ entgegnete ich.

„So hat mich mein Blick doch nicht getäuſcht. Armes Weib!“

Er nahm ſeine ruheloſe Wanderung wieder auf.

„Sie denken, ich ſei ſchroff gegen Helene geweſen, Herr Doktor. Aber was ſoll denn alles andere nützen? Ich kann die Vergangenheit nicht zurückrufen, weder für mich noch für ſie. Und es regt ſie auf, das darf nicht ſein. Es iſt wohl beſſer, ſie in dem Glauben zu laſſen, daß die Vergangenheit tot iſt und begraben.“

„Und ſie iſt es nicht, Herr Paſtor?“ fragte ich mitleidig.

Er wandte mir den Rücken und ſah aus dem Fenſter.

„Unſer Gedächtnis iſt ſtärker als der Wille, Herr Doktor — Sie wollen ſchon gehen? Freilich, ich bin wohl ein ſtiller Geſellſchafter.“ — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Um Mitternacht, wenn die meiſten Menſchen ſchlafen, hat der Arzt am wenigſten Ruh! Dann kommen die Boten und rufen ihy zum Helfen gerade dorthin, wo er hilflos iſt, denn juſt um die Wende der Nacht wenden ſich die meiſten Menſchen zur Nacht.

Auch an meine Thür klopfte in der Nacht, die dem geſchilderten Tage folgte, die Hand eines Boten, aber nicht haſtig und angſtvoll, ſondern ruhig und gemeſſen, als ob es der Tod ſelber wäre. Als ich öffnete, ſtand Görner vor mir.

„Man hat zu mir geſchickt,“ ſagte er leiſe. „Sie hat einen plötzlichen Blutſturz gehabt und liegt im Sterben. Sie muß erfahren haben, daß ich noch hier bin? Wollen Sie mich begleiten, Herr Doktor?“

Natürlich kleidete ich mich ſofort an; es war wohl umſonſt, aber meine Pflicht durfte nicht danach fragen.

Frau Dalberg wohnte in einem Privathauſe hinter der erſten Düne; wir mußten, um dorthin zu gelangen, eine Strecke am Strande entlang gehen. — Der Sturm, welcher tags zuvor geweht, hatte ſich vollſtändig gelegt, und es war Hochebbe. Das ganze weite Wattenmeer lag grün und ſchlammig vor uns, nur in einzelnen Waſſertümpeln und ſchmalen Rinnen ſpiegelte ſich fahles Mondlicht.

„Das iſt der Tod,“ ſagte Görner, ſeine Hand ausſtreckend, „und ſehen Sie, da hinten kommt das Leichentuch geflogen. Helene hat ſich ſchon gefürchtet, als ſie die Schilderung von dieſem Wattengeſpenſt las, und nun nimmt es ſie doch in ſeine Arme.“

Langſam und ſchwer wälzte ſich der Nebel heran; bevor wir das Haus hinter der Düne erreichten, hatte er die Inſel überflutet und rieſelte um unſere Füße.

Es war, als ob wir bis an die Bruſt im Waſſer gingen, und Görner ſchien ein ähnliches Gefühl zu empfinden, denn einmal ſtreckte er die Arme empor, wie ein Ertrinkender. Und wieder war es mir, als ob ich das zweite Geſicht ſähe.

In der niedrigen Stube, welche von Helene Dalberg bewohnt wurde, wachte eine alte Frau bei der Kranken. In einer anſtoßenden Kammer ſchlief der Knabe; man hatte ihn nicht geweckt, die Alte meinte, das käme immer noch früh genug. Frau Dalberg war bei Beſinnung, aber ſehr ſchwach; ich ſah, daß ſie ſchwerlich den Sonnenaufgang erleben werde. Auf ihre ausdrückliche Frage machte ich auch meine Andeutung, und ſie nickte mit dem Kopf.

„Dann müſſen wir Julius doch wecken, ich möchte von meinem Kinde Abſchied nehmen.“

Görner ſtand bei dieſen Worten hinter mir, und ich fühlte, daß er ſich plötzlich feſt an meinen Arm lehnte, aber das währte nur einen Augenblick.

„Sie iſt ſeit Jahren Witwe,“ ſagte ich leiſe, und er nickte, dann trat er nahe an das Bett der Sterbenden.

„Ich will dir deinen Sohn bringen, Helene.“

Frau Dalberg ſchien ſeine Anweſenheit erſt jetzt zu bemerken. Sie hob mühſam den Kopf und ſagte: „Es iſt gut, daß du gekommen biſt, Richard. Es iſt nicht meinetwegen, ſondern wegen meines Kindes. Der Knabe ſteht allein in der Welt, willſt du ſein Vormund werden?“

Görner legte — zum erſtenmal nach dem Wiederſehen — ſeine Rechte in die durchſichtige Hand der Sterbenden. „Das gelobe ich dir.“

Da glitt ein angſtvoller Zug über ihr Geſicht. „Aber du darfſt ihn nicht mit auf deine Hallig nehmen, Richard. Auch jetzt nicht — niemals.“

Die verſchlungenen Hände glitten auseinander; Helene Dalberg begann irre zu reden. Ihr letztes klares Wort war ein Ausdruck des Grauſens geweſen vor jener Scholle Land im Meere, und dieſes Grauſen verfolgte ſie auch in die Fieberphantaſieen. Sie kam nicht mehr zum Bewußtſein; ſie erkannte nicht mehr ihr Kind und nicht mehr den Geliebten ihrer Jugend, aber ihr Geiſt wanderte ruhelos über die Einöde des Waſſers, und ſie verriet, daß dieſe letzten wirren Gedanken ihr Leben beherrſcht hatten. Gegen Aufgang der Sonne ward ſie ſtill und ſchlief ein.

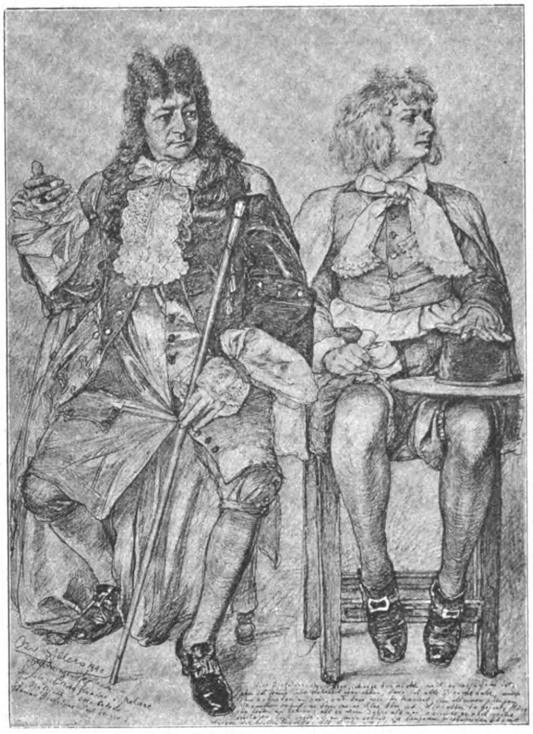
Görner drückte der Toten die Augen zu, küßte den Knaben, welcher ſich ſcheu von ihm abwandte, auf die Stirn und ſagte zu mir: „Die Zeit meiner Heimkehr iſt nun gekommen, ich darf die Flut nicht verſäumen. Für das Kind werde ich Sorge tragen, auf einige Tage darf ich es wohl Ihrer Obhut anvertrauen — am liebſten nähme ich es mit mir, aber ſie hat es nicht gewollt.“

Dann gingen wir hinunter an den Strand. Der Ewer lag ſchon bereit, und der Schiffer richtete die Segel. Görner gab mir die Hand und ſagte: „Das dünkt Sie wie eine Flucht, Herr Doktor. Aber auf der Hallig liegt eine alte kranke Frau, welche täglich ſterben kann — die darf ich nicht verlaſſen. Und es iſt gut, daß ich in Flut und Ebbe einen unerbittlichen Mahner habe. — Sehen Sie, da geht die Sonne auf. Wir ſollen Nacht und Tod dahinten liegen laſſen, es wird Tag. Leben Sie wohl.“

Über dem Feſtlande war ſie aufgegangen, um ſich gen Weſten ins Meer zu neigen. Und als ich dem davonſchwindenden Segel nachblickte, war es mir, als ob der Mann, welcher ſoeben von mir geſchieden war, auch darin ſich ſelbſt verleugnet hatte, daß er von dem kommenden Tage und ſeinen Pflichten ſprach. Es hatte auf ſeinem ſtillen Antlitz ein müder Zug gelegen, welcher beſſer zum Widerſchein der weſtlichen, als der öſtlichen Sonne paßte. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Jahre ſpäter habe ich in den Zeitungen geleſen, daß er bei einer Wanderung über die Watten vom Nebel überraſcht und von der kommenden Flut in die Tiefe gezogen iſt. Er wollte einem Sterbenden Ruhe bringen und fand ſie ſelbſt.



Die Meininger. Von C. W. Allers.

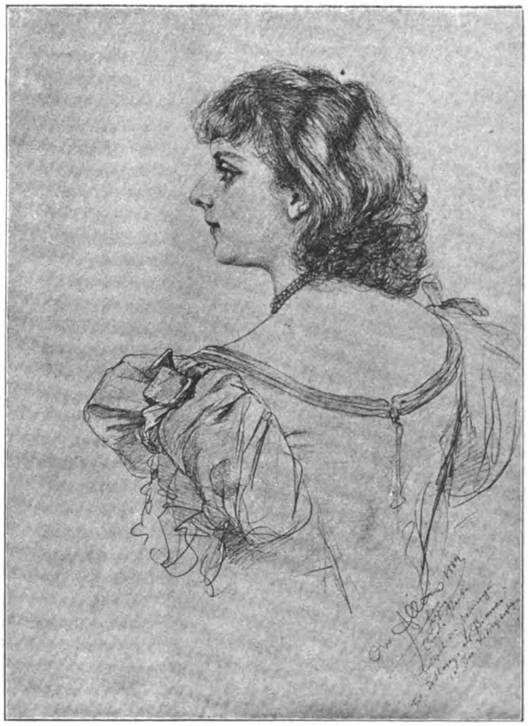
Szene aus dem „Eingebildeten Kranken.“ Herr Diafoiruf: „Mein Herr, ich ſage das nicht, weil es mein Sohn iſt; aber ich kann mit Wahrheit verſichern, daß ich alle Urſache habe, mit ihm zufrieden zu ſein, und daß, wer ihn kennt, ihn als einen jungen Menſchen rühmt, an dem keine böſe Ader iſt. Wir hatten die größte Mühe, ihn leſen zu lehren; als er neun Jahre alt war, kannte er noch keine Buchſtaben. Gut, ſagte ich zu mir ſelbſt, die langſam wachſenden Bäume tragen die beſten Früchte“ ꝛc.

Die Meininger.

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

Am 1. Mai 1874 wurde das erſte Gaſtſpiel des Meiningenſchen Hoftheaters am Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater in Berlin mit einer Darſtellung von Shakeſpeares „Julius Cäſar“ eröffnet. Der Erfolg dem Publikum gegenüber war ein durchſchlagender, die Kritik nahm in einem ungewöhnlich lebhaften und andauernden Streit für und wider das neue Kunſtprinzip der Meininger Stellung. Seitdem zogen die Truppen des Herzogs von Sachſen-Meiningen ſiegreich durch alle größeren Städte Deutſchlands, nach England und Rußland, der Streit verſtummte vor dem Erfolg, der Erfolg reizte zur Nachahmung. Als im Sommer dieſes Jahres alle Welt durch die Nachricht überraſcht wurde, daß der Herzog von Meiningen theatermüde geworden ſei und die Wanderfahrten ſeiner Künſtlertruppe aufgegeben habe, konnte man mit einem gewiſſen Recht ſagen: „Die Meininger ſind tot — es leben die Meininger!“ das „Kunſtprinzip“ des kunſtſinnigen Herzogs hatte geſiegt, heute „meiningert“ jeder kleine Theaterdirektor, ſo gut oder ſo ſchlecht er es verſteht. Gleichſam als Epilog zu den glänzenden verfloſſenen ſechzehn Jahren des Meininger Hoftheaters tritt jetzt der geniale C. W. Allers mit einer Mappe ſeiner alle Welt entzückenden Zeichnungen vor das Publikum, welche die Wanderfahrten der Meininger, ihre mühſeligen Vormittagsproben und ihre abendlichen Triumphe veranſchaulichen. Dieſe reizenden Zeichnungen, von denen wir eine Anzahl erworben haben, um ſie durch Reproduktion den Daheimleſern zugänglich zu machen, und der außerordentliche Einfluß, welchen die Meininger auf die Bühnenkunſt der Gegenwart ausgeübt haben, ſind Urſache, daß wir von unſerer Gepflogenheit abſehen, welche das moderne Theater aus dem Kreiſe unſerer Stoffe prinzipiell ausſchließt. — Viel iſt um das „Kunſtprinzip“ der Meininger geſtritten worden, und heute meiningert jeder Theaterdirektor — nicht weil er das „Kunſtprinzip“ anerkennt, ſondern weil er darin ein Mittel ſieht, das Publikum anzuziehen. In der That haben die Meininger auch gar kein neues „Kunſtprinzip“ gehabt. Sie hatten einen großen Regiſſeur, der es möglich zu machen verſtand, die dramatiſchen Werke der Dichter ſo auf der Bühne zu verwirklichen, wie ſie ihm in der Phantaſie lebendig geworden waren. In demſelben Augenblick, in dem dieſer große Regiſſeur ſein Amt niedergelegt hätte, wäre es mit dem ganzen „Kunſtprinzip“ der Meininger zu Ende geweſen. Er hat es für ſeine Bühne vorgezogen, ſein Syſtem, ſeine Regiethätigkeit, nicht überleben zu laſſen. Da er nicht nur Regiſſeur, ſondern gleichzeitig auch der Herzog von Sachſen-Meiningen war, ſtellten ſich ihm keinerlei Schwierigkeiten darin entgegen — er löſte einfach das Theater in der von ihm geſchaffenen Geſtalt auf, dem vorzuſtehen er müde geworden war.

Als die rein perſönlichen Äußerungen eines genialen Regiſſeurs hätten die Darſtellungen des Meininger Hoftheaters immer betrachtet werden ſollen, dann wäre der ganze Streit um die Berechtigung des „Kunſtprinzips“ vermieden worden, und die Nachahmer wären vielleicht weniger ſchnell auf dem Platze geweſen. Die Gegner der Meininger haben alle möglichen Theater, am meiſten das griechiſche und das engliſche zur Zeit Shakeſpeares, herangezogen, um zu beweiſen, daß die Art der Meininger eine unkünſtleriſche ſei. Sie haben dabei ganz vergeſſen, daß der einzige Zweck der Schauſpielkunſt der iſt, die Werke der Dichter dem Zuſchauer zu verkörpern. Die Mittel, mit denen ſie das thut, müſſen wechſeln, ſie ſind naturgemäß der Mode unterworfen, und jedes Mittel iſt erlaubt, das den Inhalt der Dichtung kräftiger hervortreten läßt. Darin allein beſtand das „Kunſtprinzip“ des Herzogs von Sachſen-Meiningen. Ihm war es in erſter Reihe darum zu thun, den Inhalt eines Stückes zu verſtehen; ihn zu veranſchaulichen, galt ihm jedes Mittel recht, von dem



Die Meininger. Von C. W. Allers.

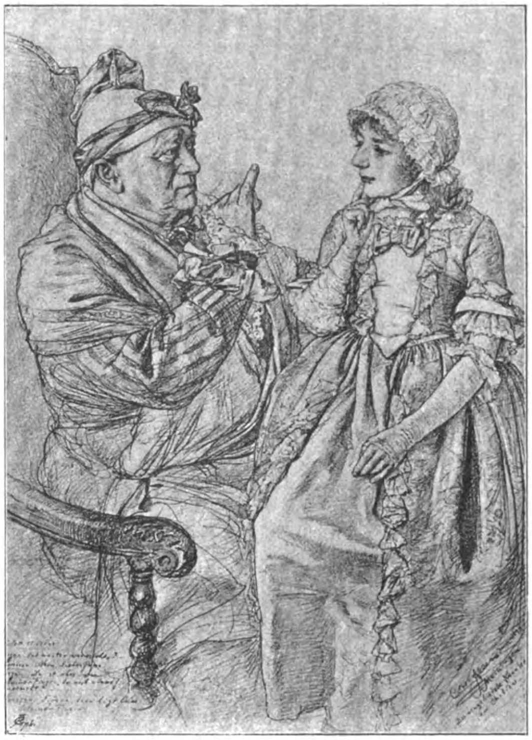
Fräulein Sedlmayr, letzte Darſtellerin der „Bianca“ in der „Bezähmten Widerſpenſtigen.“

er ſich eine Wirkung auf den Zuſchauer verſprach. Der Herzog verſuchte nichts anderes, als das Bild, das jeder phantaſiebegabte Menſch beim Leſen eines Dramas vor ſeinem inneren Auge ſieht, das Bild, welches der Dichter ſelbſt beim Schaffen geſehen hat, auf die Szene zu übertragen. Das iſt nicht mehr und nicht weniger, als jeder Regiſſeur thun ſollte; wenn dem Herzog die Aufgabe beſſer geglückt iſt, als allen anderen dieſes Berufes, ſo lag das nicht an den Mitteln, die ihm zu Gebot ſtanden oder daran, daß er neue Wege eingeſchlagen hätte, ſondern lediglich daran, daß er wie kein anderer dem Dichter nachzugehen wußte.

Die Vorſtellungen der Meininger brachten Menſchenmaſſen auf die Szene, wie man ſie vorher niemals mitwirkend geſehen hatte. Aber nicht die Zahl der Mitwirkenden erregte Erſtaunen und Bewunderung, ſondern der Umſtand, daß dieſe Maſſen nicht Statiſten waren, ſondern daß ſie wirklich dem Dichter nachſpielten, auch wenn derſelbe nur ihre Anweſenheit vorgeſchrieben und ihnen kein einziges Wort in den Mund gelegt hatte. Im „Julius Cäſar" zeigte ſich dieſe Maſſenwirkung in ihrer äußerſten Vollendung; aber ſie war nicht um ihrer ſelbſt willen da, ſie veranſchaulichte nur die Wirkung der Leichenrede Mark Antons, ſie bildete gleichſam den Widerhall derſelben. Im Krönungszuge in der „Jungfrau von Orleans" entwickelten die Meininger einen Pomp und Prunk, der die Augen blendete. Aber nicht um des Pompes willen, ſondern um die Größe der Aufgabe zu veranſchaulichen, welche die Jungfrau gelöſt hat. In Grillparzers „Ahnfrau" waren die Geſpenſterſzenen von einer Echtheit, welche den Zuſchauern die Haut ſchaudern machte; aber dieſe Nachhilfe war nötig, um ein modernes ſkeptiſches Publikum die ganze Dichtung überhaupt verſtehen zu laſſen. Und wieder, wie in Molières „Eingebildetem Kranken," verzichtete die Regie der Meininger auf alle „großen" Mittel und begnügte ſich mit den intimſten Wirkungen, wenn nur die letzteren dem Geiſt der Dichtung entſprechen konnten.

Das eben war die Größe des Herzogs, daß er ſich in den Ausdrucksmitteln der dramatiſchen Kunſt niemals vergriff, und nur eine ſo univerſelle Künſtlernatur wie die ſeine, ein ſo ſorgfältiger Arbeiter, wie er, konnten ſolche Reſultate erreichen. Er gab die Koſtüme an und wußte ganz genau die Geſamtfarbenwirkung der berühmten Maſſenſzenen für das Auge des Zuſchauers zu berechnen. Er beſtimmte den Platz für jeden Statiſten und jede ſeiner Bewegungen. Er „regulierte" das Geräuſch der Volksmaſſen wie ein Orcheſterdirigent die von ihm geleiteten Inſtrumente. Und er ſorgte vor allem dafür, daß in der Geſamtdarſtellung immer nur der Geiſt der Dichtung zum Ausdruck kam.

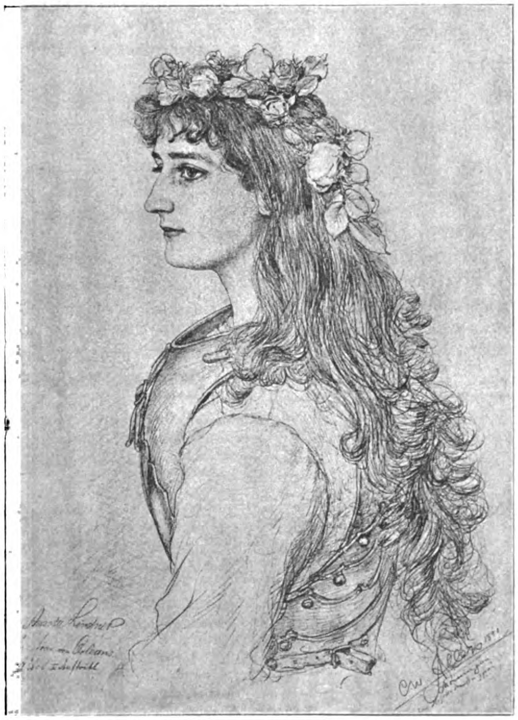
Kein Wunder, daß der Herzog von Sachſen-Meiningen nach ſechzehnjähriger Arbeit müde geworden iſt. Denn um wirklich zu erreichen, was ſeiner Phantaſie vorſchwebte, erforderte es eine unaufhörliche Dreſſur. Nicht nur eine Dreſſur der Statiſten, ſondern auch der Mehrzahl der Künſtler. Aus dem Rahmen dieſer Künſtlerſchar, die ſo unübertroffene Geſamtwirkungen erzielte, ſind nur wenige herausgetreten, die ſich ſpäter wirklich in erſter Reihe behauptet haben. So häufig auch die Schauſpieler des Meininger Hoftheaters gewechſelt haben — als ſelbſtſchaffende Künſtler haben ſich nur die Herren Neſper, Hellmuth-Bräm, Kainz, Max Grube und Fräulein Anna Haverland einen bedeutenden und allgemein anerkannten Namen zu ſchaffen vermocht. Und doch hat, wenigſtens in den erſten Jahren der Gaſtſpielreiſen der Meininger, niemals der Geſamteindruck einer Vorſtellung unter einer künſtleriſch ungenügenden Einzelleiſtung gelitten. Das hat auf den Geſchmack des Publikums eine unleugbar heilſame Wirkung ausgeübt; es hat das Auge für die Geſamtdarſtellung geſchärft und das Heraustreten der „Virtuoſen" auf ein richtigeres Maß zurückgeführt. Wie viel perſönliche Arbeit des Herzogs aber und ſeiner in gleicher Weiſe um die Blütezeit des Meininger Hoftheaters verdienten Gemahlin, der Freifrau von Heldburg, in dieſer Künſtlerdreſſur ſteckte, das kann nur der ermeſſen, der einer Probe in Meiningen



Die Meininger. Von C. W. Allers.

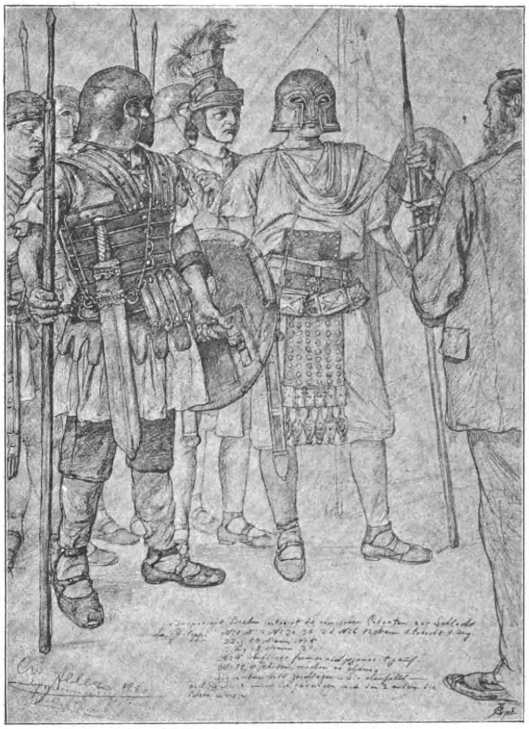
Der eingebildete Kranke. II. Akt 11. Szene.

Argan. „Und weiter war nichts?"
Louiſon. „Nein, lieber Papa."
Argan. „Da iſt aber mein kleiner Finger, der noch etwas murmelt." —
Louiſon. „O, Papa, dann lügt Euer kleiner Finger!"



Die Meininger. Von C. W. Allers.

Fräulein Amanda Lindner als „Jungfrau von Orleans." III. Akt 4. Auftritt.



Die Meininger. Von C. W. Allers.

Auf der Probe von „Julius Cäſar.“ — Inſpizient Brehm inſtruiert die römiſchen Cohorten zur Schlacht bei Philippi:
„Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3a, 3b, 3d, Nr. 6, 12 Mann 1. Cohorte, 1. Zug!
2. Zug 12 Mann Nr. 5.
3. Zug 12 Mann 3c.
Nr. 4. 4 Anführer freſſen ſich gegenſeitig auf!
Nr. 12. 4 Veliten, machen es ebenſo.
Sie werden totgeſchlagen — Sie ebenfalls — auch Sie und Sie — Sie garnieren mit den zwei anderen die Ecken — ꝛc.“

unter den Augen des Regie führenden Herzogs beigewohnt hat. Und dieſe Arbeit iſt eine undankbare geweſen, weil ſie eine endloſe, ſich ſtets wiederholende war. Sie begann nicht nur von neuem mit jedem Mitgliede, das neu in das Meininger Hoftheater eintrat, ſie mußte auch an den alten wiederholt werden, wenn das Enſemble nach beendigter Gaſtſpielreiſe nach Meiningen zurückkehrte. Wer ſich davon überzeugen wollte, wie kurze Zeit dieſe Dreſſur vorhielt, der brauchte nur eine Vorſtellung unter den Augen des Herzogs mit einer ſolchen zu vergleichen, die gegeben wurde, nachdem er ſeine Truppen wochen- oder monatelang nicht exerziert hatte.

Von ſehr zweifelhaftem Gewinn iſt das Beiſpiel der Meininger auf die übrigen Theaterleitungen geweſen. Sie ſahen die Urſache des Erfolges in dem, was dem Herzog ſelbſt nur Mittel zum Zweck geweſen war, — viele Menſchen, prächtige Koſtüme und ſchöngemalte Dekorationen. Auch hiſtoriſche Treue iſt ihnen ein Stichwort geworden, als ob der Zuſchauerraum ihrer Theater von lauter Kulturhiſtorikern, Koſtümkundigen und Altertumsforſchern gefüllt wäre. Das Meininger Hoftheater iſt ihnen geeade in dem letzteren Punkte allerdings mit ſchlechtem Beiſpiel vorangegangen. Wenn es ſich eine Güte darin that, daß der die rechte Hand des Herzogs in Theaterſachen bildende und beſonders um die geſchäftliche und künſtleriſche Leitung der Gaſtſpiele hochverdiente Hofrat Chronegg in England einen Kamin entdeckt hatte, an dem nachweislich Maria Stuart ſich kurz vor ihrem Ende gewärmt, und wenn dieſer Kamin naturgetreu gemalt auf der Szene erſchien, oder wenn während des Ganges zum Schaffot derſelbe Marſch geſpielt wurde, der die unglückliche Königin dorthin begleitet hatte, ſo waren das unweſentliche Beigaben, denen viel zu viel Gewicht beigelegt wurde. Ein anderer Kamin und eine andere entſprechende Muſik hätten es ebenſo gut gethan, — Schiller hat ja auch weder den erſteren noch die letztere gekannt.

Das Hauptverdienſt des Herzogs von Sachſen-Meiningen liegt aber überhaupt nicht darin, daß er ein gutes Theater ſchuf, und daß unter ſeiner Regie ſich eine mehr oder weniger große Anzahl von Schauſpielern zu tüchtigen Geſamtleiſtungen vereinigte. Nicht, wie er ſpielen ließ, ſondern was er ſpielen ließ, ſichert ihm den Dank auch derjenigen, die der Bühne, wie ſie ſich in unſerm modernen Leben nun einmal geſtaltet hat, ziemlich kühl gegenüberſtehen und die ſich über dramatiſche „Kunſtprinzipien“ der Gegenwart nicht erhitzen mögen. Unter den einigen dreißig Stücken, welche von den Meiningern auf ihren Gaſtſpielreiſen gegeben wurden, ſind von Schiller „Fiesco,“ „Die Räuber,“ „Wilhelm Tell,“ die „Wallenſteintrilogie,“ „Die Jungfrau von Orleans,“ „Maria Stuart“ und „Die Braut von Meſſina,“ von Goethe „Iphigenie“ und „Clavigo,“ von Kleiſt „Die Hermannsſchlacht,“ „Das Käthchen von Heilbronn“ und „Der Prinz von Homburg,“ von Shakeſpeare „Julius Cäſar,“ „Der Kaufmann von Venedig,“ „Was ihr wollt,“ „Ein Wintermärchen“ und „Die bezähmte Widerſpenſtige,“ von Molière „Gelehrte Frauen“ und „Der eingebildete Kranke,“ — zum weitaus größten Teile ein klaſſiſches Repertoire. Wer ſich aber erinnert, wie vor dem Auftreten der Meininger dieſe ſelben Klaſſiker viel gerühmt und zum Teil auch geleſen, aber in den Theatern vor leeren Häuſern geſpielt wurden, der muß dem Herzog von Sachſen-Meiningen das Verdienſt zuſprechen, daß er ihnen die Bühne zurückerobert, einigen, wie Heinrich von Kleiſt, überhaupt erſt die Bühne erſchloſſen hat. Und dieſes Verdienſt iſt um ſo gewichtiger, als das wieder wachgerufene Intereſſe des Publikums mit der Auflöſung des Meininger Hoftheaters nicht ſofort einſchlummern wird. Mag es längere oder kürzere Zeit anhalten, und mögen es zum großen Teil Äußerlichkeiten geweſen ſein, die das Publikum zuerſt in die Vorſtellungen der Meininger hineingezogen haben, — durch ſie hat das Repertoire der deutſchen Theater ein Gegengewicht gegen die ſeichte und im Fahrwaſſer der Franzoſen ſchwimmende Tagesproduktion erhalten, und dem kunſtſinnigen Fürſten wird dafür dankbar ſein, wer den vergiftenden Einfluß der letzteren auf das Volksleben zu beurteilen weiß.

Familientiſch und Spielecke.

Der Feuerreiter.

(Zu dem Bilde auf S. 101.)

Wie unbeſorgt und unintereſſiert bleibt man in einer großen Stadt, wenn man die Feuerwehr an ſeiner Wohnung vorbeiraſſeln hört. Kaum, daß das ſchrille Läuten der Signalglocke den Großſtadtbewohner an das Fenſter lockt, um das lebensvolle Bild der vorüberjagenden Feuerwehr, doppelt feſſelnd, wenn in der Dunkelheit die lodernden Pechfackeln ihren roten Schein auf den wilden Zug werfen, zu betrachten. Die Feuerwehr hält vielleicht in derſelben Straße, wenige Häuſer von dem müßigen Zuſchauer entfernt. Das iſt kein Grund für ihn, ſich ſelbſt zu beunruhigen. Die Feuerwehr iſt ja auf dem Platze, der Schaden wird nicht groß ſein. Und das Mitleid mit den Betroffenen iſt auch nicht beſonders ſtark, — wer in der Großſtadt nicht verſichert iſt, der verdient nichts beſſeres als abzubrennen. Außerdem — man kennt ſich ja nicht, auch, wenn man nur eine Häuſerlänge weit von einander wohnt. Das iſt anders auf dem Lande. Dort lagert in den vollen Scheuern der Brennſtoff, ein Luftzug kann die Flamme weiterführen, in einer Stunde iſt vielleicht das ganze Dorf ein rauchender Trümmerhaufen. Und die kleine Handdruckſpritze, die nicht ſelten jahrelang ungebraucht und in ziemlich deſolatem Zuſtande im Spritzenhauſe ſteht, das gleichzeitig meiſt als Ortsgefängnis dient, iſt der Wut des Feuers gegenüber häufig machtlos. Da gilt es, ſchnelle Hilfe herbeizuholen. Ein, zwei, drei Mann werfen ſich aufs ungeſattelte Pferd und jagen im Karriere in die Nachbardörfer. Dort ſtehen die Leute ſchon auf der Straße und ſtreiten darüber, wo das Feuer ausgekommen ſein kann. Denn der Feuerſchein wird zwar weithin geſehen, aber nach ihm den Ort zu beſtimmen, iſt keine leichte Sache. Sie möchten wohl zu Hilfe eilen, aber ſie können ſich nicht darüber einigen, wohin ſie ihre Spritze dirigieren ſollen. Schlägt ſie den unrechten Weg ein, ſo iſt wahrſcheinlich das Feuer längſt niedergebrannt, wenn ſie endlich am Unglücksort anlangt. Da kommt der Feuerreiter und macht ihren Beratungen ein Ende. Im Fluge ruft er ihnen den Namen des Ortes zu, dann ſprengt er weiter ins nächſte Dorf. Und nun kommt Leben in die Leute. Die Spritze heraus, die Pferde vorgeſpannt, vorwärts im Galopp auf den ſchlechteſten Feldwegen — was denen im Nachbardorfe heute geſchieht, das kann ja morgen ihnen ſelbſt geſchehen. Da dürfen die Pferde nicht geſchont werden, wenn ſie ſelbſt in der Not auf nachbarliche Hilfe rechnen wollen, und es iſt ihnen Ehrenſache, die erſten auf der Unglücksſtätte zu ſein.

C. W. Allers.

(Zu nebenſtehendem Porträt.)

Haben wir in unſerm Artikel „Die Meininger“ in erſter Reihe des kunſtſinnigen Herzogs von Sachſen-Meiningen und ſeiner Verdienſte um die deutſche Bühne gedacht, ſo dürfen wir den Künſtler nicht vergeſſen, der der entſchwundenen Glanzepoche des Meininger Hoftheaters mit ſeinem Stift ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat. Unſern Leſern iſt der Maler C. W. Allers kein Fremder mehr; ſie haben ſich ſchon vor Jahren an manchem ſeiner Bilder erfreut, und auch die heute aus der neuerſchienenen Mappe von C. W. Allers „Die Meininger“ (Verlag von Friedrich Conrad, Leipzig, Pr. 20 Mark) von uns ausgewählten werden, um ihrer lebendigen Auffaſſung, ihrer charakteriſtiſchen Porträtähnlichkeit und ihrer vollendeten Ausführung willen dem jungen Künſtler neue Freunde erwerben. C. W. Allers ſteht kaum im Anfang der Dreißiger. Er iſt ein geborner Hamburger und lebt jetzt in Karlsruhe in Baden. Wenn er auch zu den glücklichen Schaffenden gehört, denen Erfolg und Anerkennung nicht zu ſpät kommen, ſo hat er doch Jahre hinter ſich, in denen er hart mit dem Leben ringen mußte und in denen es ſeiner ganzen Energie und frohen Laune bedurfte, um ſich nicht durch die Sorge um ſeine äußere Exiſtenz von dem Wege abdrängen zu laſſen, den er ſich vorgezeichnet hatte. Mit einem erſtaunlichen Fleiß hat er unermüdlich geſchaffen, und die Fülle der Geſtalten, die er in ſeiner „Bunten Mappe,“ ſeinem „Klub Eintracht,“ der „Silbernen Hochzeit,“ „Cirkus Renz,“ „Mikado,“ in der Mappe „Die Meininger“ — nach der techniſchen Seite zweifellos ſein bedeutendſtes Werk — und anderen geſchaffen hat, zählt nach vielen Hunderten. Dem jungen Künſtler, der mit ſo raſtloſer Energie für ſeine Kunſt und an ſich ſelbſt arbeitet, ſteht eine glänzende Zukunft bevor.

C. W. Allers, der Zeichner der Meininger-Mappe.
Nach einer Photographie von H. Meffert in Meiningen.

Zu unſern Bildern.

Die Abbildung des Zweikaiſerdenkmals in Giebichenſtein mögen unſere Leſer mit dem Situationsbilde desſelben in der Beilage „Aus der Zeit — für die Zeit“ der vorigen Nummer vergleichen, dem auch die textlichen Erläuterungen beigegeben ſind.

Von einem ehemaligen Regimentskameraden des Grafen Moltke, der nicht genannt zu ſein wünſcht, dem wir aber für die überaus große Liebenswürdigkeit auch an dieſer Stelle und im Namen unſerer Leſer unſern wärmſten Dank auszuſprechen uns verpflichtet fühlen, wurde uns das auf Seite 105 reproduzierte Selbſtporträt des Feldmarſchalls zur Verfügung geſtellt, das im Jahre 1826 von dem damaligen Sekondeleutnant im 8. Infanterieregiment gezeichnet und dem heute noch lebenden Herrn Einſender als Andenken gegeben wurde. Wie aus der dem Bilde beigegebenen fakſimilierten Unterſchrift Moltkes zu erſehen iſt, hat der Feldmarſchall ſelbſt die Echtheit des Bildes beglaubigt. Das einzige Blatt ging uns zu, nachdem unſere Moltkenummer bereits fertiggeſtellt war, aber es wird, auch nachträglich gebracht, unſern Leſern von nicht geringerem Werte ſein.

Ärztliche Plaudereien.

Von Dr. Cl.

I. Der Froſt.

Der Quartiermacher für den Winter, der rauhe Herbſtwind, hat bereits mit den letzten Früchten auch das Laub von den Bäumen geſchüttelt und mahnt ungeſtüm den Hausvater, ſein Haus nach allen Richtungen hin zu verſorgen. Dabei gibt es denn ſoviel zu bedenken, daß die kleinen Privatleiden des einzelnen oft gar nicht zu ihrem Rechte kommen. Zu dieſen kleinen Leiden gehört nun auch gerade im Herbſt der allbekannte und doch nur von wenigen wirklich gekannte Froſt. Von den unzähligen dagegen empfohlenen Mitteln und Rezepten hilft keins ſo recht, weil ſie gewöhnlich ganz ſchablonenhaft und planlos angewendet werden. Man muß ganz mit ſeinem Weſen vertraut ſein, um den Froſt zu heilen. Es iſt bekannt, einen wie großen Einfluß Wärme und Kälte auf den Blutgehalt der Haut haben, wie ſich unter dem Einwirken der Wärme die kleinſten Blutgefäße erweitern, ſo daß die ſtrotzend gefüllte und angeſchwellte Haut ganz rot von Blut ausſieht, während ſich unter dem Einfluß der Kälte die Blutgefäße feſt zuſammenziehen. Die blutleere Haut wird kalt und blaß und ſchrumpft auffallend zuſammen. Nun gibt es aber Leute, bei denen die Blutgefäße auf den Reiz der Kälte nicht richtig funktionieren: ſcheinbar zieht ſich nur ein Teil des Blutgefäßſyſtems zuſammen in einer Art und Weiſe, daß der Rückfluß des Blutes aus den kleinſten Gefäßen gehindert iſt. Genug, das Blut ſtockt, die Haut wird bläulich rot, die Hände werden ſchwer beweglich und unbeholfen, und bald ſtellen ſich auch die Folgen des Stockens des Blutkreislaufes ein in Geſtalt verſchiedenartiger Ernährungsſtörungen der Haut. Es bilden ſich blaurote, juckende Knoten an Händen und Füßen, nicht ſelten unter erheblichen Schmerzen. Dieſe Schmerzen ſteigern ſich vielfach noch, wenn abends im Bett Hände und Füße warm werden, zu einer Höhe, daß vor lauter Jucken und Kratzen an Schlaf gar nicht zu denken iſt. Seinen Höhepunkt erreicht aber das Leiden, wenn ſich an den ſchlimmſten ergriffenen Stellen Geſchwüre bilden, welche nicht nur durch ihre geringe Neigung zur Heilung den damit Behafteten höchſt läſtig werden, ſondern vielen Menſchen durch ihren widerwärtigen Anblick einen unüberwindlichen Ekel einflößen.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt es, daß der Froſt nicht bei den ſtärkeren Kältegraden, ſondern hauptſächlich im Frühjahr und Herbſt ſich zeigt, wenn die Durchſchnittstemperatur einige Grade über dem Gefrierpunkt liegt; aus dieſem Grunde iſt der Froſt eine außerordentlich häufige Erſcheinung in Italien.

Bei der Heilung des Froſtes müſſen alle Maßregeln darauf hinauslaufen, die vorhandene Blutſtockung mit allen ihren Folgen durch eine kräftige Anregung des Blutumlaufes zu beſeitigen. Ohne auf die unzähligen Volksmittel gegen den Froſt weiter einzugehen, ſoll hier nur ein ganz ſicheres Verfahren zu ſeiner Heilung angegeben werden. Dabei iſt indes eins nicht zu vergeſſen. Der Froſt beruht auf einem krankhaften Zuſtande der Blutgefäßnerven der Haut. Dieſen Zuſtand kann man nun zwar ſehr günſtig beeinfluſſen, aber nicht beſeitigen. Beſeitigt werden aber jedenfalls die Folgen dieſes Zuſtandes.

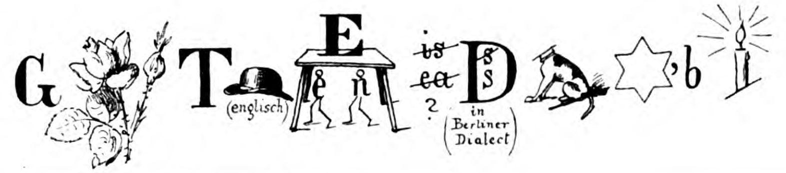
Es ſoll damit nur darauf hingewieſen ſein, daß man dies Verfahren ſtets ſo lange fortſetzen oder gegebenen Falles ſo oft wieder beginnen muß, als es erforderlich. Für leichtere Fälle genügen heiße Leimwaſſerbäder. Man löſt ſoviel von dem gewöhnlichen Tiſchlerleim, den man vorher in kaltem Waſſer eingeweicht hat, in heißem Waſſer oder Kamillenthee auf, daß es ſich gerade noch etwas klebrig anfühlt. Hände (oder Füße) werden hierin einmal oder mehrmals täglich, je nach der gewünſchten Wirkung, 30—40 Minuten lang und ſo heiß wie möglich gebadet. Froſtbeulen und Froſtgeſchwüre erfordern eine kräftigere örtliche Einwirkung von Mitteln, welche einen leichten Grad von oberflächlicher Hautentzündung und damit einen hochgeſteigerten Blutumlauf herbeiführen. Hierzu bedient man ſich mit vielem Erfolge der einfachen Jodtinktur, die man nicht bloß auf die Froſtbeulen, ſondern auch auf offene Froſtgeſchwüre ein- oder mehrmals täglich aufpinſelt, bis die Haut ſchmerzhaft wird; ferner der Spaniſchfliegentinktur. Ein ſehr beliebtes Mittel iſt der Terpentin, den man, mit Olivenöl oder Schweinefett zu gleichen Teilen vermiſcht, als Einreibungsmittel verwendet. Vielfach gebraucht man auch dieſe Mittel als Beimengung zu dem elaſtiſchen Kollodium, welches nach dem Einpinſeln als ſchützendes Häutchen die kranken Teile überzieht. Alle dieſe Mittel, denen ſich noch zahlreiche andere anreihen ließen, führen nach kürzerer oder längerer Anwendung den beabſichtigten Entzündungszuſtand der Haut herbei, unter deſſen Einfluß die Blutgefäße der Haut geſunden und die Erſcheinungen des Froſtes wenigſtens für eine Zeitlang verſchwinden laſſen.

Mit dem hier geſchilderten Froſt darf man bei Leibe nicht die durch plötzliche Einwirkung großer Kälte entſtandene Erfrierung verwechſeln, die von ganz anderen Geſichtspunkten zu beurteilen und zu behandeln iſt.

Eine Haus- und Familienchronik.

„Es iſt ein Zeichen der Unruhe und Pietätloſigkeit unſerer Zeit, daß viele Menſchen heutzutage kaum die Namen ihrer Großeltern, ge-

Bilderrätſel.



Königszug.

			ge	ben	e	ſchloſ			
			nießt	erſt	ſen	er			
	ne	ſon	der	ſchatz	nem	was	daß	nacht	
	ſo	licht	de	dei	ver	rück	ber	ü	
	bald	ſich	ihn	ſchwen	mit	zu	geht	hin	
	wie	der	ſo	nicht	noch	halt	kam	ſie	
			ſchließt	raſch	le	ſie			
			zu	man	wie	wei			
zu	früh	ſa	möch	bald	ver	daß	ver	le	lich
ling	dir	te	gen	dort	kommt	ſchnell	pracht	gäng	al
ſehr	hier	nicht	und	ei	ſo	ſonſt	O	en	de
ſo	gar	noch	le			daß	das	jan	Tro

1. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den fünf Wörtern „Stinde,“ „Ziel,“ „Dienſt,“ „Menge,“ „Eſche“ ſechs andere Wörter bilden, welche ein bekanntes Citat aus Schillers „Wallenſtein“ ergeben?

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Das Datum einer entſcheidenden Schlacht dieſes Jahrhunderts läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Die Summe der 125fachen Datumszahl und der 140fachen Monatszahl iſt gleich der Jahreszahl. Vermindert man die 625fache Datumszahl um die 235fache Monatszahl, ſo iſt der Reſt ebenfalls gleich der Jahreszahl.

Welche Schlacht iſt gemeint?

3. Ergänzungsaufgabe.

a ac an ar con de e e fac fe for fu gal gra fu lant lak lat man na por por pos os ra rel ren ren ren rum ſculp ſta ſta ſow tar ti te ten tor vir.

Zu ſuchen ſind 20 dreiſilbige Wörter, die eine gemeinſame Mittelſilbe haben und deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

ſchweige ihrer Urgroßeltern wiſſen — noch viel weniger, daß ihnen etwas von deren innerem und äußerem Lebensgange bekannt wäre! Wie manch reiche Erfahrung, wie manch wertvolle Familienerinnerung geht auf ſolche Weiſe verloren, die den Enkeln zur Freude, zur Erbauung, zur Nacheiferung oder zur Warnung dienen könnte. Das Bewußtſein, daß jedes Einzelleben nur ein Blatt oder eine Blüte iſt an dem großen Lebensbaume, dem es organiſch eingefügt iſt, von früher erworbenen irdiſchen und geiſtigen Kräften zehrend, erlöſcht nur gar zu oft bei den undankbaren Enkeln. Wir vergeſſen zu ſchnell und werden zu ſchnell vergeſſen werden.“ — Die angeführten Worte bilden die Einführungsworte in die im Verlag von Gerlach & Schenk in Wien erſchienene „Haus- und Familienchronik,“ herausgegeben und zuſammengeſtellt von Martin Gerlach, Text von D. theol. Paul v. Zimmermann, und ſie enthalten eine ſehr beherzigenswerte Wahrheit. Der vielgerühmte deutſche Familienſinn iſt leider im Niedergange begriffen. Ihn wieder ſtärken zu helfen, mag dieſe „Haus- und Familienchronik,“ deren Hauptinhalt natürlich von ihrem Beſitzer erſt geſchrieben werden ſoll, und zu der D. von Zimmermann nur die Geleitworte der verſchiedenen Abteilungen geliefert hat, ſehr geeignet ſein. Die Einteilung iſt zweckentſprechend, die Denkſprüche und Geleitworte ſind treffend, der dekorative Schmuck hält ſich durchaus auf künſtleriſcher Höhe, und ebenſo prächig wie dauerhaft — das Buch ſoll ja als Erbteil einer künftigen Generation erſt recht ſeinen Zweck erfüllen — ſind Ausſtattung und Einband. Der letztere, in Leder mit Metallbeſchlägen und mit heraldiſchen Motiven verſehen, läßt den Preis von 25 Mark als mäßig erſcheinen. Ein Weihnachtsgeſchenk für den Hausherrn, das ſchließlich der ganzen Familie nützlich ſein kann.

Aus der Redaktion.

Wir müſſen nochmals dringend darauf hinweiſen, daß wir uns auf das Zurückſchicken uns **unverlangt** eingeſandter **Bücher, Bildwerke** ꝛc. nicht einlaſſen können. Wer uns unverlangt **Rezenſionsexemplare** einſchickt, thut das auf die Gefahr hin, daß ſie unberückſichtigt bleiben und das betreffende Exemplar für den Einſender verloren geht. Dasſelbe gilt von wirtſchaftlichen Neuheiten und ähnlichem. Bei der Flut derartiger Einſendungen iſt das leider nicht anders möglich. Dieſe Überfülle möge es auch entſchuldigen, daß bei an uns gerichteten Anfragen keine Antwort als eine verneinende gilt. Iſt uns das angebotene Rezenſionsexemplar willkommen, ſo bitten wir binnen ſpäteſtens acht Tagen um dasſelbe. Kann dann doch aus irgendwelchem Grunde eine Beſprechung nicht erfolgen, ſo ſchicken wir das Exemplar wieder zurück.

Wir bitten die in Frage kommenden Herren, von dieſer Erklärung Notiz zu nehmen. Wir werden uns vorkommenden Falls auf ſie berufen.

Unbekannter in Frankfurt a/M. Ihr unter dem 26./10. aufgegebenes Briefkouvert enthielt nichts wie zwei Bogen unbeſchriebenes Papier. Unter den vielen unverwendbaren Sendungen, die uns zugehen, iſt das nicht die unverwendbarſte — aber daß ſie ſo beabſichtigt war, erſcheint uns zweifelhaft.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 6.

Bilderrätſel.

Kanzlerkriſis.

1. Buchſtabenrätſel. Sterlet, Erle.

2. Dreiſilbige Scharade. Ichneumon.

3. Arithmogriph.

Leiden ſind Lehren.

S	c	h	i	**L**	l	i	n	g
F	r	a	**n**	s	**e**	c	k	y
T	h	**e**	r	e	s	**i**	n	a
A	**r**	n	s	w	a	l	**d**	e
H	a	g	e	b	u	t	t	**e**
B	**e**	c	a	s	s	i	**n**	e
D	e	**L**	i	t	z	**s**	c	h
G	o	l	**d**	f	**i**	s	c	h
V	a	l	e	**n**	t	i	n	e

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Tabak und Geſundheit. Von Julius Stinde. — Eine Scholle Land. Novelle von Friedrich Jacobſen. Schluß. — Die Meininger. Von Otto Preuß. Mit fünf Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Der Feuerreiter. Zu dem Bilde von Fr. Kallmorgen. — C. W. Allers. Mit einem Porträt. — Zu unſern Bildern: Das Zweikaiſerdenkmal in Giebichenſtein, von Joſeph Kaffſack, und Selbſtporträt des Feldmarſchall Grafen von Moltke. — Ärztliche Plaudereien. Von Dr. Cl. — Eine Haus- und Familienchronik. — Aus der Redaktion.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 22. November 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 8.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Dazu kamen noch die finanziellen Verlegenheiten, in denen ſich Dernburg befand. Er war ſich darüber klar, daß ſie überwunden ſein mußten, ehe er daran denken konnte, einen Schritt einzuleiten, der die Bahn für alle ferneren Wünſche ebnen ſollte. Die Reiſe zu den Eltern, welche er immer wieder aufgeſchoben, teils aus begreiflicher Scheu vor dem Zweck derſelben, teils weil er ſich die wenigen Stunden in der Gegenwart der Geliebten nicht verkürzen wollte, mußte endlich angetreten werden. Dernburg nahm ſich für einige Tage Urlaub und ſuchte den Grafen Romſtedt auf, mit dem er nach deſſen Rückkehr von ſeiner Geſchäftsreiſe nach Petroleumland mehrfach zuſammengetroffen war, um ihn aufzufordern, ſich ihm anzuſchließen und ſeinen Eltern die Freude eines Beſuches zu machen. Er hatte das Gefühl, als könne ihm die Gegenwart des welterfahrenen und ihm mit augenſcheinlichem Wohlwollen zugethanen Mannes bei ſeiner Auseinanderſetzung mit dem Vater vielleicht von Nutzen ſein.

Er fand den Grafen Romſtedt in einer ernſten, faſt wehmütigen Stimmung.

„Es iſt, als wollte mich das Schickſal zum zweitenmal mit Ihrer freundlichen Einladung mahnen, meine Rückreiſe nach Amerika noch aufzuſchieben,“ ſagte der Graf, nachdem Herr von Dernburg ihm den Zweck ſeines Beſuches erklärt und hinzugefügt, daß ſeine Eltern es ihm dringend ans Herz gelegt, nicht ohne beſtimmte Zuſage des Grafen ſich zu verabſchieden. „Beide Schickſalsmahnungen kommen in ſo freundlicher Geſtalt, daß ich ihnen nicht widerſtehen kann. Die Einladung Ihres Vaters, die Sie mir bringen, ruft die herrherrlichen Tage der Jugendfreiheit zurück, die ich mit ihm gemeinſchaftlich genoß. Eine Begegnung, ein reizendes Mädchengeſicht, das mir der Zufall vor einigen Tagen entgegenführte, verſetzte mich in die Zeit meines kurzen Liebesglückes; ich konnte glauben, zwanzig Jahre meines Lebens ſeien ausgelöſcht und ich ſähe ſie zum erſtenmal —“

Graf Romſtedt unterbrach ſich und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Sie halten mich vielleicht für einen Roué, deſſen altes Herz noch einmal durch eine weibliche Erſcheinung in Flammen geſetzt wurde,“ fuhr er fort, indem er ſich erinnerte, daß Dernburg über die zwanzig Jahre zurückliegende Zeit nicht orientiert ſei und ſich durch des Grafen Enthuſiasmus ſehr leicht zu irrigen Vermutungen verführen laſſen könne. „Schenken Sie mir eine halbe Stunde, mein lieber junger Freund; es iſt mir ein Bedürfnis, mich auszuſprechen, und meine Geſchichte iſt lehrreich für jeden Mann Ihres Alters. Sie rauchen, nicht wahr? Es hört und erzählt ſich beſſer, wenn der krauſe Dampf der Cigarren dem Auge Beſchäftigung bietet.“

Graf Romſtedt präſentierte Cigarren und ſetzte ſich Dernburg gegenüber. Sein ganzes Weſen hatte etwas Nervöſes, als ſei ſein Innerſtes durch einen neuerlichen Vorgang aufgerührt, und die weltmänniſche Ruhe, welche ihn ſonſt auszeichnete, war einer Erregung gewichen, an der die Erinnerung des Vergangenen und die Erwartung des Kommenden vielleicht gleichen Anteil hatten.

„Wir waren ein paar unzertrennliche Kameraden, Ihr Vater und ich,“ begann der Graf, während Dernburg mit lebhaftem Intereſſe zuhörte. „Ihr Vater vielleicht ein wenig ernſter als ich, dem das Blut unbändiger durch die Adern rollte, als gerade wünſchenswert. Aber auch er ſchreckte niemals vor einem tollen Streich zurück, von denen keiner, ich kann es mit Genugthuung ſagen, die Grenzen überſchritt, welche ein anerzogener ritterlicher Sinn und das Bewußtſein der moraliſchen Verantwortlichkeit auch dem überſchäumendſten

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Jugendmute ſtecken ſollen. Nach einigen Jahren ehrlich genoſſener Daſeinsfreude lernte Ihr Vater ein Mädchen kennen, ihm gleich an Stellung, Familie und Erziehung, und da er ſeine Neigung erwidert fand, wurde ſehr bald aus dem luſtigen Junggeſellen ein glücklicher Ehemann. Er nahm den Abſchied, übernahm das väterliche Gut — von dem, was weiter aus dem Genoſſen meiner erſten Jugendfreuden wurde, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen, Sie haben das ja beſſer beobachten können als ich."

„Über Dernburgs männliche Züge flog ein heller Schein der Freude; er dachte an das ungetrübte Glück ſeines Elternhauſes.

„Die ſcherzhaft ausgeſprochene Hoffnung Ihres Vaters, mich bald ſeinem Beiſpiele folgen zu ſehen," fuhr Graf Romſtedt fort, „ging nicht in Erfüllung. Ich fand keine Frau, die meinen Anſprüchen genügt hätte, und wilder und wilder ſtürzte ich mich in den Strudel des Genuſſes. Es ſchien faſt, als ſei mit Ihrem Vater mein guter Genius von mir geſchieden, ſo ganz ließ ich mich in den nächſten Jahren von einer unbändigen Lebensluſt fortreißen. Die Kameraden nannten mich den ‚tollen' Grafen, und ich ſetzte eine Ehre darein, den Namen zu verdienen. Zu meinem Glück war meine Natur den ihr zugemuteten Strapazen und Aufregungen gewachſen — ich trug aus dieſem wüſten Genußleben nicht einen zerrütteten Körper davon. Daß ich auch mit geſundem Geiſte daraus hervorging, das verdanke ich einer Frau, die mein Schutzengel wurde und blieb, trotzdem ich ſie durch eigne Schuld verlor."

Graf Romſtedt machte eine kurze Pauſe.

„Im Hauſe meiner Verwandten lernte ich ein Mädchen kennen, das für meine Zukunft entſcheidend werden ſollte. ‚Fräulein Elſe' nannte ſie jeder kurzweg, der irgend einen Wunſch an ſie hatte. Trotzdem ſie nur als Gouvernante für die Kinder engagiert war, ſchien ſie alle Obliegenheiten einer gütigen Hausfee mit übernommen zu haben. Sie legte den Kindern bei Tiſch vor, führte ſie ſpazieren, ſuchte der Frau des Hauſes die verlorene Stickerei, las ihr vor, wenn die Migräne ſie plagte, beaufſichtigte das Dienſtperſonal — und das alles mit einer Geräuſchloſigkeit und ſtillen Anmut, die mir, dem an Trubel und Spektakel Gewöhnten, wie ein wahrhaftes Wunder erſchien. Ich glaubte außerdem, das Alter herannahen zu fühlen, ſehnte mich nach einer weiblichen Hand — kurz, ich liebte Fräulein Eliſe und warb um ſie. Die Verwandten ſchüttelten natürlich die Köpfe — was ging das mich an. Ich quittierte den Dienſt, heiratete das Mädchen, das ich liebte und von dem ich wieder geliebt worden wäre, auch wenn ich nicht Graf und in ausreichender finanzieller Lage geweſen, und zog mich auf meine Güter zurück. Was ſollte ich mit meiner Frau in der großen Welt? Sie empfand keine Sehnſucht nach ihr, ich hatte ſie zur Genüge genoſſen, und es wäre mir leid darum geweſen, durch die Anſprüche der hohlen, konventionellen Geſellſchaft eine einzige Stunde ſtillen Glückes an der Seite meiner Frau einzubüßen."

Graf Romſtedt ſeufzte.

„Ich wünſchte, wir hätten unſer ſtilles Schloß niemals verlaſſen. Aber es kam eine Zeit, in der meine Frau ausreichender ärztlicher Hilfe bedurfte, und ſo brav der alte Doktor, welcher die Menſchen in meinem Dorfe und der ganzen Umgegend behandelte, auch ſein mochte, er wohnte mehrere Stunden entfernt in der nächſten Stadt, und ich konnte meine Frau nicht der Möglichkeit ausſetzen, daß er nicht gleich zur Hand oder, wenn er gerade auf einer Krankentour über Land, überhaupt nicht aufzufinden war. Ich nahm für die Wintermonate eine Wohnung in Berlin — hier, wo alle Bequemlichkeiten zur Hand, für ausreichendſte Hilfe leicht zu ſorgen war, wollte ich die Geburt eines Stammhalters, ſo hoffte ich, erwarten. Ich fürchtete mein Temperament und ging den Genoſſen meiner Junggeſellenjahre möglichſt aus dem Wege. Der Zuſtand meiner Frau verbot, ſie in die Geſellſchaft einzuführen; ich hätte ſonſt, weiß Gott, darauf gedrungen, ſo wenig uns beiden daran lag, ſchon weil ich wußte, man würde in dieſen Kreiſen glauben, ich ſchäme mich meiner Wahl, wenn ich ſie nicht in den Salons präſentierte. Wahrhaftig, ich war immer noch ſtolz auf ſie und bereute keinen Augenblick den Schritt, den ich gethan. Der erwartete Augenblick rückte näher und näher, meine Frau konnte nicht mehr wie ſonſt um mich ſein, für mich ſorgen, mich aufheitern — ſie ſelbſt bedurfte der Pflege und Rückſichtnahme. Das war eine Situation, in welche mein kaum gebändigter Egoismus, die vor kurzem erſt aufgegebene ſchrankenloſe Freiheit ſich nicht zu finden vermochten. Ich ſollte den Tag über zu Hauſe weilen, einſam oder an dem Ruhebette einer leidenden Frau, ich, der ich daran gewöhnt, in lärmender Geſellſchaft zu ſein oder in rüſtiger Thätigkeit auf meinen Beſitzungen — ich hielt es nicht aus. Ich ſuchte den Klub auf, die Kameraden umjubelten mich, der ‚tolle' Graf iſt wieder da, hieß es — und es war, als ob mit dem erſten Schritt in dieſe Geſellſchaft ein Dämon mich packte, der mich nicht mehr aus ſeinen Krallen ließ. Ein Leben begann, toller als ich es jemals vor meiner Verheiratung geführt, eine Orgie folgte der anderen, um die Reue und Selbſtvorwürfe über die vorhergegangenen zu übertäuben. Vielleicht hätte ich mich auf mich ſelbſt, auf meine Pflichten beſonnen, wenn meine Frau mir nur ein einziges Mal ernſthafte Vorwürfe gemacht hätte. Aber ſie ſagte nichts, wenn ich früh morgens nach durchzechter Nacht nach Hauſe kam, es war nicht ihre Art, die Menſchen mit Worten zu bekehren, ſie litt ihren Kummer ſtill in ſich hinein. Das machte mich noch toller, dieſe großen Augen mit dem Ausdruck des Erſtaunens auf mich gerichtet zu ſehen, dieſen Zug ſtillen Leidens um den Mund, und doch kein Wort des Vorwurfs und der Anklage. Tröſtete ſie ſich ſelbſt damit, daß ſich unſer Leben wieder anders geſtalten würde, ſobald ſie ſelbſt wieder wohlauf? Ich weiß es nicht. Als die Stunde kam, in der ich gehofft hatte, einen Sohn in meinen Armen zu wiegen, brachte mir die weiſe Frau in das Nebenzimmer nur eine Tochter. Nur eine Tochter! Ich lachte und ging, ich ſah das Kind nicht an, ich nahm die Tochter nicht in meine Arme, und als ich wiederkehrte, war es mit wüſtem Kopf und Hirn. Wochen hindurch ſah ich meine Frau kaum, und als ich eines Tages kam, war ſie verſchwunden, verſchwunden mit dem Kinde! Ihr Stolz bäumte ſich dagegen auf, Gräfin Romſtedt nur dem Namen nach zu ſein, ſagte ſie in einem nachgelaſſenen Schreiben. Sie habe das Opfer, welches ich ihr mit meiner Hand und meinem Namen gebracht, angenommen, weil ſie mich geliebt und weil ſie geglaubt, daß meine Liebe zu ihr ſtark genug ſei, um mir den Schritt nicht leid werden zu laſſen. Sie habe ſich überſchätzt und gebe mir zurück, was ich in einem Augenblick der Übereilung ihr gegeben. Ihr Anwalt ſei angewieſen, auf alle meine Vorſchläge der einzuleitenden Scheidung einzugehen. Ihr Kind nehme ſie mit ſich; da es ja nur eine Tochter ſei, werde ich damit einverſtanden ſein. Um aber, falls ich doch vielleicht anderen Sinnes werden ſollte, das einzige, auf das ſie Wert lege, ſich zu retten, werde ſie mir ihren und unſers Kindes künftigen Aufenthalt verbergen."

Graf Romſtedt zupfte nervös an der Tiſchdecke.

„Als ich ſie nicht mehr ſah, da wußte ich, was ich an ihr verloren hatte," ſagte er, und trotzdem er mit gedämpfter Stimme ſprach, klang es Dernburg wie ein Aufſchrei des Schmerzes. „Das Haus war leer, das Leben öde, die Genoſſen meiner durchlärmten Nächte ekelten mich an — ich ſuchte den Rechtsanwalt auf, an den mich meine Frau gewieſen, ich flehte ihn an, mir zu ſagen, wohin ſie ſich gewandt — er wußte nichts und wollte nichts wiſſen. Er habe nur den Auftrag der Frau Gräfin, die Scheidung unter allen Umſtänden und ſobald als möglich durchzuführen, was ja auch wohl keine Schwierigkeiten haben werde, da meine Frau nichts dagegen habe, als der ſchuldige Teil zu gelten, jede Revenue von meiner Seite ablehne und nur beanſpruche, ihr Kind zu behalten. Ohne Mittel war ſie fortgegangen, nur das Notwendige an Wäſche und Garderobe mit ſich nehmend und ein paar hundert Thaler, ihre Gouvernantenerſparniſſe, auf die ſie immer ſtolz geweſen war — ſelbſt ihr Schmuck fand ſich wohlgeordnet vor. Ich wußte ſie, die ich liebte, einſam, ohne Mittel, ohne Freunde, mit ihrem, mit meinem Kinde in der Welt umherirrend, und ſie war ſtolz und wollte nicht einmal dulden, daß der Vater für ſein Kind ſorgte. ‚Nein,‘ ſagte ich dem Anwalt, ‚nein, ich willige nicht in die Scheidung, nicht eher, bis ich ſie noch einmal geſehen habe.‘ Der zuckte ruhig die Achſeln: ‚So ſuchen Sie.‘ Und ich ſuchte, monatelang, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, mit allem Spürſinn der Verzweiflung. Ich mußte mich ihr zu Füßen werfen, mußte ſie um Verzeihung anflehen, ſie mußte zu mir zurückkehren um meinetwillen, um unſers Kindes willen, ſie mußte vergeben, wenn es mir gelang, ſie aufzufinden, — — ich habe ſie nicht wiedergeſehen!“

Graf Romſtedt legte wenige Sekunden die Hand über die Augen.

„Vielleicht war die Strafe zu hart,“ fuhr er dann gefaßter fort, „aber ſie entſprang einer edlen Empfindlichkeit, die ich achten lernen mußte. Ich willigte endlich in die Scheidung, aber Europa war mir verleidet. Auf meinen Beſitzungen erinnerte mich alles an das verlorene Glück — ich verkaufte ſie. Ein Leben wie das, welches zu der Kataſtrophe geführt, widerte mich an. Ich brauchte Arbeit, um, wenn auch nicht zu vergeſſen, doch das Daſein erträglich zu finden, nicht Arbeit, wie ſie ſich hier bietet, ſondern Arbeit, die dem Kampf um das Leben gleichbedeutend iſt. Ich ſiedelte über nach Amerika, lebte als Trapper, als Einſiedler, beſuchte die Goldfelder Kaliforniens, nicht aus Golddurſt, ſondern weil die Abwechſelung mir zum Bedürfnis geworden. Die Umſtände führten mich ſchließlich zu einer einflußreichen Stellung in der Pennſylvania-Öl-Kompanie, und das dieſer Geſellſchaft von dem Bankier Reichenſtein offerierte Geſchäft war es endlich, welches mich meine Schritte wieder nach Europa lenken ließ.“

Der Graf ſchwieg.

„Und Sie haben nie wieder etwas von Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Kinde gehört?“ fragte Herr von Dernburg mit einer Stimme, in welcher deutlich die Teilnahme vibrierte.

„Nichts,“ ſagte tonlos Graf Romſtedt. „Auch die Summen, welche ich jährlich dem Rechtsanwalt meiner Frau für ihre Bedürfniſſe angewieſen, ſind unberührt geblieben. Aber ich bin überzeugt, daß ſie ſowohl wie mein Kind noch am Leben. Es wäre unmenſchlich, mich von dem entgegengeſetzten Fall nicht benachrichtigt zu haben.“

„So dürfen Sie die Hoffnung auch nicht aufgeben, Ihr Kind wiederzufinden,“ ſagte Herr von Dernberg.

„Das iſt ein Gedanke, den ich lange Zeit hindurch aufgegeben hatte,“ erwiderte Graf Romſtedt. „Aber es iſt ſonderbar, wie ein geringfügiger äußerer Anlaß die geſunkene Hoffnung wieder anfachen kann. Und das war's ja, was mich darauf brachte, Ihnen meine Geſchichte zu erzählen. Als ich vor einigen Tagen zwecklos in den Straßen flaniere, tritt aus einem Tapiſſerieladen, deſſen künſtleriſche Stickereien ich eben im Schaufenſter bewundert hatte, ein junges Mädchen, ſo ganz in jeder Bewegung, in der Haltung des Kopfes, im Schnitt des Geſichtes mich an meine Frau erinnernd, daß ich die zwanzig Jahre vergeſſe und den halblauten Ausruf: ‚Eliſe!‘ nicht unterdrücken kann. Erſt der fremde Blick, mit dem ſie mich ſtreifte, brachte mich wieder zu mir, und ehe ich mich noch ganz von meinem Erſtaunen über die ſeltſame Ähnlichkeit erholt und aus der zwanzig Jahre zurückliegenden Vergangenheit in die Gegenwart zurückverſetzt hatte, war das junge Mädchen in einen Wagen der vorübereilenden Pferdebahn meinen Blicken entſchwunden. Ich mußte nachher ſelbſt über mich und über meine Erregung lächeln, aber ich konnte es doch nicht unterlaſſen, mich in dem Laden nach dem Namen des jungen Mädchens zu erkundigen. Man nannte mir ziemlich unfreundlich — jedenfalls legte man meinen Fragen nicht ganz lautere Motive unter — einen völlig indifferenten.“

„Glauben Sie denn, Herr Graf, daß Ihre Frau Gemahlin nach ihrer Trennung Ihren Namen fortgeführt haben wird?“ fragte Herr von Dernburg, veranlaßt durch das Gewicht, welches Graf Romſtedt auf dieſen Punkt zu legen ſchien.

„Keineswegs,“ erwiderte der Graf. „Ich bin ſogar überzeugt, daß ſie ihren Familiennamen wieder angenommen hat. Die Gräfin Romſtedt hätte ſich vor meinen Nachforſchungen nicht verbergen können, der Frau Heinrichs konnte das unter der Menge gleicher und ähnlicher Namen nicht ſchwer werden. Aber der mir in dem Tapiſſerieladen genannte war ein mir völlig fremder — ich hatte auch nicht im Ernſt erwartet, durch einen Zufall nach Jahren zu erreichen, was meinen monatelangen mit allen Mitteln unterſtützten Nachforſchungen nicht gelungen war. Aber die Begegnung regte mich an, die Hoffnung nicht aufzugeben, von neuem nach dem Verlorenen zu ſuchen; vielleicht daß mir unmittelbar nach jener Kataſtrophe die nötige Ruhe fehlte, um alle Maßregeln ſo umſichtig zu treffen, wie es der gewünſchte Erfolg erheiſchte. Und dann ſcheute ich mich damals, die Öffentlichkeit in Anſpruch zu nehmen; jetzt werde ich kein Mittel unbenutzt laſſen — und findet meine Frau, daß ich in zwanzig Jahren mein Vergehen nicht genug gebüßt, ſo verlange ich wenigſtens das Recht, meine Tochter auf den Platz zu ſtellen, der ihr im Leben gebührt.“

Herr von Dernburg war der Erzählung des Grafen Romſtedt mit einem doppelten Intereſſe gefolgt. Das Schickſal des alten Herrn, der ihm von Beginn ihrer Bekanntſchaft an ſo viel Wohlwollen gezeigt, forderte Dernburgs Teilnahme heraus. Zugleich aber ſagte er ſich, daß der Graf, der ſich trotz aller Erfahrungen ein ſo warmes Herz bewahrt hatte, auch für ſeine Liebe zu Elſe Wilberg volles Verſtändnis haben und ihm ein vortrefflicher Bundesgenoſſe ſein würde, wenn es galt, die Einwilligung ſeiner Eltern zu erringen. Er nahm ſich vor, wenn möglich ſchon die gemeinſame Reiſe nach Liebenwalde zu benutzen, um den Grafen, der ihm die feſte Zuſage ſeiner Begleitung erteilt, in ſein Verhältnis zu der Wilbergſchen Familie einzuweihen, ſich von ihm Rates zu erholen und ſeinen Beiſtand zu erbitten.

XI.

Herr von Dernburg war abgereiſt, um einen vierzehntägigen Urlaub im Elternhauſe zu verleben; Wilbergs hatte er bei ſeiner Verabſchiedung geſagt, er müſſe eine Geſchäftsreiſe antreten. Elſe Wilberg machte ſich nicht viel Gedanken darüber, wohin ihn ſeine Reiſe führe und welchen Geſchäften er nachgehe. Sie ſetzte das feſte Vertrauen in ihn, daß er wiederkehren werde, und ſchienen ihr auch die Stunden der Abende, in denen er in dem kleinen Familienkreiſe fehlte, ſich länger zu dehnen, ſo wußte ſie doch, daß jede derſelben ſie dem erſehnten Wiederſehen näher führte.

Auch Frau Meixen mit ihrer ſchönen Tochter kam ſeltener zu Wilbergs. Sie hatte nun doch in dem großen Berlin Bekannte aus früheren Zeiten getroffen, mit denen ſie einen fleißigen Verkehr unterhielt, wie ſie und Kathinka erzählten; ältere Freundinnen von Frau Meixen, die es kaum gern geſehen hätten, wenn Wilberg ſeine Braut und die künftige Schwiegermutter bei dieſen Beſuchen begleitete. In Wahrheit war es den beiden beweglichen Naturen zu ſtill im Wilbergſchen Familienkreiſe geworden. Kathinka Meixen fing an, in ihrer Verlobung mit Richard Wilberg einen übereilten Schritt zu ſehen, und ihre Mutter unterſtützte ſie in dieſer Anſchauung. Beide Frauen hatten aus dem Zuſchnitt des Wilbergſchen Hausſtandes geſchloſſen, daß außer dem Ertrage der Arbeit ihnen noch der Zinsgenuß eines kleinen Vermögens zu Hilfe kommen müſſe, und Kathinka war ebenſowohl durch Wilbergs perſönliche Eigenſchaften wie durch die Meinung, eine für ihre Verhältniſſe ſogenannte gute Partie zu machen, dazu bewogen worden, der Werbung des jungen Mannes Gehör zu geben. Nun belehrte ſie der nähere Einblick in die Häuslichkeit der Familie Wilberg, daß es eben nur der regere Fleiß dieſer drei Menſchen war, welcher ihnen geſtattete, ſich das Leben mit einem Schein von Wohlhäbigkeit zu geſtalten, und daß auch ſie als Wilbergs Frau tüchtig werde die Hände rühren müſſen. Von der Mutter verwöhnt und dazu erzogen, durch eine Heirat ihr Glück zu machen, ſtieg in Kathinka der Gedanke auf, daß ſie in all dem Glanze und Luxus der Weltſtadt wohl berechtigt ſei, ein anderes Los für ſich zu fordern, als das an der Seite Wilbergs ſein würde, und daß ſie übel beraten geweſen war, als ſie, kaum angekommen und durch die ungewohnten großſtädtiſchen Verhältniſſe noch verwirrt, ſich ihre Zukunft ſchon aus der Hand gegeben hatte. Eine kleine Penſion der Mutter geſtattete den beiden Frauen, unbehelligt von wirklichen Sorgen zu leben. Kathinka beſchloß, ſich ihren Bräutigam zwar als eine Reſerve zu bewahren, aber doch in dem großen Berlin Umſchau nach einem anderen, glänzenderen Schickſal zu halten, und ihre Mutter war damit einverſtanden. Die plötzlich aufgefundenen alten Bekannten waren nichts als ein Vorwand, den ſie benutzten, ihre ſelteneren Beſuche bei Wilbergs und ihre häufigeren Ausgänge zu entſchuldigen. Unter dem Schutze ihrer Mutter beſuchte ſtatt deſſen Kathinka die Vergnügungsgärten, in denen beide Unterhaltung zur Genüge fanden. Mit dem für großſtädtiſche Verhältniſſe nicht geſchärften Auge verkannten beide Frauen die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzten und folgten einzig dem Drange, ſich zu unterhalten und das zu genießen, was ſich ihnen hier auf eine ſo leicht zu erreichende Weiſe bot. Zugleich aber lockerte das verführeriſche Beiſpiel, dem ſie in allen dieſen Gärten begegneten, unmerklich den Reſt ehrbarer Grundſätze, den Kathinka unter der Erziehung einer oberflächlichen Mutter und dem Einfluſſe ihres eigenen heißen und genußſüchtigen Temperamentes ſich bewahrt hatte.

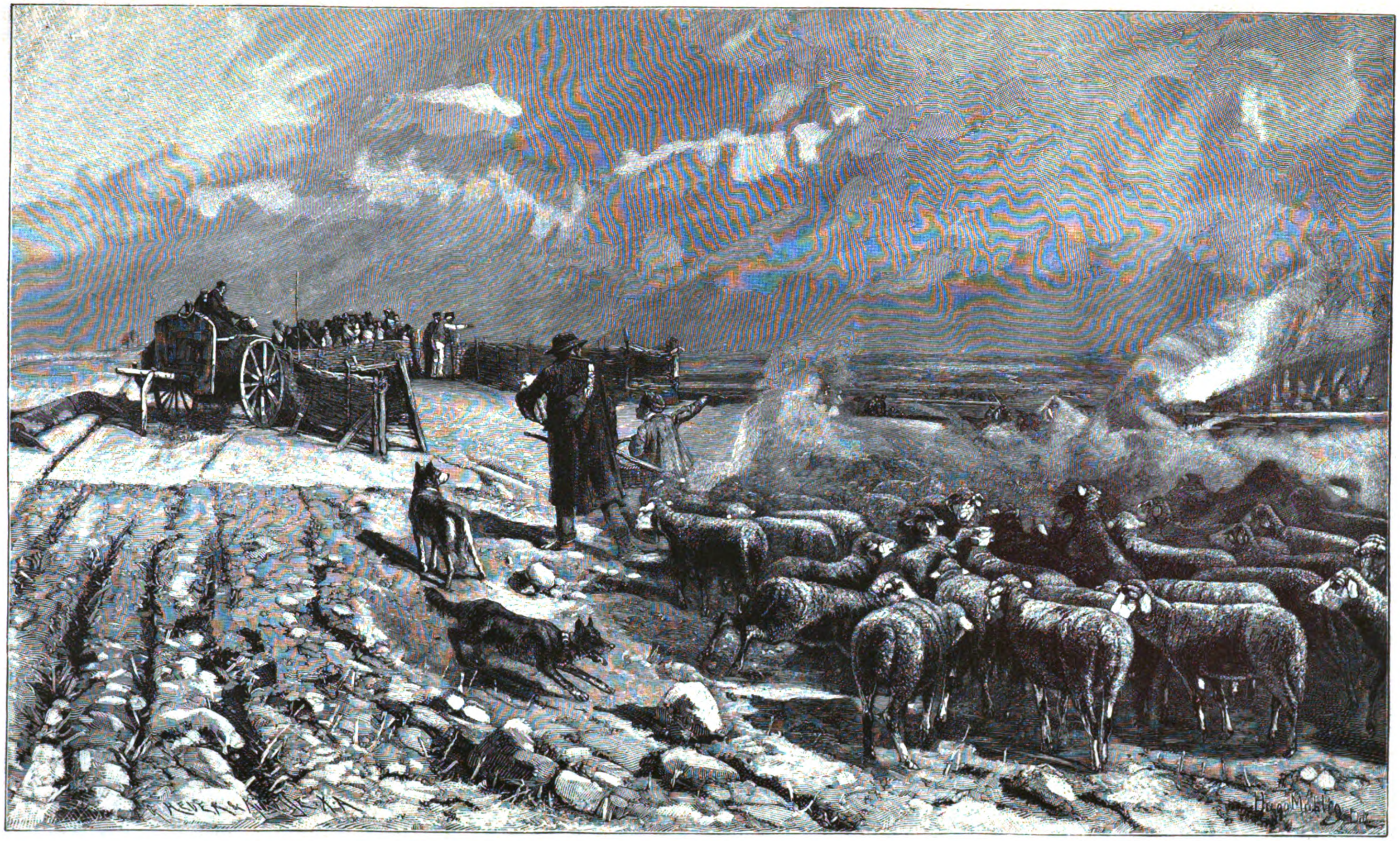
Wilberg konnte die Veränderung, welche in dem Verhältnis ſeiner Braut zu ihm und in dem innerſten Weſen derſelben vorging, nicht verborgen bleiben. Er fühlte ſich bitter gekränkt durch ihre Vernachläſſigung, und immer mehr empfand er, daß das, was ihn an Kathinka von dem erſten Augenblicke angezogen, ihre Lebhaftigkeit, ihre laute Daſeinsfreude, zugleich die ernſteſte Gefahr für die glückliche Zukunft, die er an ihrer Seite erhoffte, in ſich barg. Aber er kam kaum dazu, ihr ernſte Vorwürfe zu machen; Kathinka wußte ihn, ſobald ſie mit ihm zuſammen war, die ſchweren Sorgen vergeſſen zu machen, welche ihn in ihrer Abweſenheit beherrſchten. Um ſo mehr fand er in ſeiner Stiefmutter und Stiefſchweſter mitfühlende Seelen, die ihm gerade durch das Zartgefühl, mit dem ſie ihn ſeinen Kampf allein auskämpfen ließen und nicht offen Partei gegen Kathinka nahmen, ihre wahre Teilnahme zeigten.

Eine für alle gleich überraſchende Nachricht brachte Wilberg mit nach Hauſe, als er eines Abends aus der Druckerei zurückkehrte. Der Chef der Offizin, der alte Herr Raupach, hatte durch den Badeaufenthalt die erwartete Linderung ſeines Leidens nicht gefunden und ſich aus dieſem Grunde veranlaßt geſehen, die Druckerei, deren Leitung er ſich nicht mehr gewachſen fühlte, zu verkaufen. Mit ihm zugleich war der Faktor der Druckerei, ſein langjähriger Mitarbeiter Kohlhardt, den er mit einer lebenslänglichen Penſion bedacht hatte, ausgetreten. Der Käufer aber war Bankier Reichenſtein.

Die Nachricht hatte in allen Angeſtellten der Firma ein ungeteiltes Gefühl des Bedauerns hervorgerufen. Die älteren Arbeiter waren alle ſeit langen Jahren in der Offizin beſchäftigt, die jüngeren hatten meiſt ihre Lehrzeit dort begonnen — jeder einzelne fühlte ſich mit dem ſcheidenden Inhaber durch ein Band wirklicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit verknüpft. Trotzdem ihnen allen ein ferneres Verbleiben zugeſichert war, bemächtigte ſich ihrer doch ein Gefühl der Unſicherheit. Die Kontors der Internationalen Hauptbank und die Werkſtätten der Raupachſchen Druckerei befanden ſich in zwei nebeneinanderliegenden Häuſern der Friedrichſtraße — Reichenſtein war ihnen allen bekannt als ein Mann, der mit der geringſchätzigſten Behandlung ſeiner Untergebenen die rückſichtsloſeſten Anſprüche an ihre Leiſtungsfähigkeit verband. Vor allen Dingen aber wirkte das Bewußtſein, ſtatt eines Mannes, der ſelbſt von der Pike an gedient hatte und mit der erforderlichen Sachkenntnis ausgerüſtet war, jetzt einen Geſchäftsmann an der Spitze zu wiſſen, der nur die Jahresbilance zu überſehen vermochte, niederdrückend auf das Perſonal.

Bankier Reichenſtein habe die Druckerei gekauft, weil er beabſichtige, ein neues Zeitungsunternehmen im größeſten Stile zu gründen, berichtete Wilberg zu Hauſe, und er hatte nicht unrecht, Reichenſtein trug ſich wirklich mit ſolchen Plänen. Die Aktien der Deutſchen Petroleum-Geſellſchaft lagerten trotz aller Bemühungen, im Publikum Abnehmer zu finden, immer noch in den Kaſſenſchränken der Internationalen Hauptbank. Das Mißtrauen gegen die Reichenſteinſche Gründung wollte trotz aller Reklamemittel nicht ſchwinden und trotzdem — oder vielleicht gerade weil an der Börſe die wahnſinnigſte Spekulation ſich gerade dieſes Papiers bemächtigt hatte. In wenigen Tagen ſtieg oder fiel der Kurs nicht ſelten um zehn oder zwanzig Prozent, je nachdem die täglich telegraphiſch über die Erdölproduktion aus Petroleumland übermittelten Nachrichten lauteten. Solche Kursſchwankungen kamen dem Heer der Spekulanten wohl willkommen, aber ſie konnten das große Publikum, welches Gelder nicht nur gut verzinslich, ſondern auch ſicher anlegen wollte, nicht zum Kauf der Petroleumaktien anlocken. Zudem blieb die Stimmung ſelbſt in den Kreiſen der wildeſten Börſenjobber der Reichenſteinſchen Gründung feindlich, und der Bankier mußte Opfer um Opfer bringen, um den ſtets zum Fallen geneigten Kurs der Papiere immer wieder künſtlich in die Höhe zu treiben. Jakob Reichenſtein wurde unheimlich zu Mute bei dieſem Spiel, dem ſich ſeine finanziellen Hilfsmittel kaum noch gewachſen zeigten. Aber er konnte nicht mehr zurück, und Lockmann drängte in ihn, daß er etwas Neues unternehmen müſſe, um den Mißtrauiſchen zu zeigen, daß die verfehlte Spekulation in Petroleumland ihn nicht geſchwächt habe. Eine große Zeitung ins Leben zu rufen, das ſei ein Unternehmen, welches Gewinn verſpreche und ihn zugleich zum Herrn der öffentlichen Meinung mache. Der Litterat Vogel kam dem Aſſeſſor Lockmann zu Hilfe, indem er Reichenſtein auseinanderſetzte, wie weit die Preſſe Deutſchlands in ihren Leiſtungen hinter der Englands, Amerikas und Frankreichs zurückgeblieben ſei. Eine neue politiſche Zeitung ohne allzu engherzige Fraktionsfärbung, die ſich dieſe großen Weltblätter zum Muſter nehme, müſſe in kurzer Zeit ihre Abonnenten nach Zehntauſenden zählen. Wenn Litterat Vogel auch nicht ſo unbeſcheiden war, direkt zu behaupten, daß er der einzig ſolche Stellung ganz ausfüllende Redakteur en chef für dieſes Blatt ſein würde, ſo ließ er doch ſehr deutlich durchblicken, daß er bisher nur deshalb nicht in ein feſtes Verhältnis zu einem Blatte getreten ſei, weil keines ihm einen ausreichenden Wirkungskreis habe bieten können. Reichenſtein durchſchaute wohl, daß es nur egoiſtiſche Motive waren, die ihm Lockmanns und Vogels guten Rat zu teil werden ließen. Lockmann pflegte ſich ſeine Dienſte mit einem Prozentſatz des Kapitals, welches Reichenſtein in neue Unternehmungen ſteckte, bezahlen zu laſſen; Vogel erhoffte eine Stellung, die ihm ein ſichereres Brot brachte als ſeine journaliſtiſche Tagelöhnerarbeit. Und doch wies Reichenſtein die neue Idee nicht ganz von der Hand; er ſagte ſich, daß es wirklich nur einen guten Eindruck machen könne, wenn er trotz der großen Summen, die ihn Petroleumland gekoſtet, mit einem neuen Unternehmen in die Öffentlichkeit trat. Je mehr er ſelbſt den Boden unter ſeinen Füßen wanken fühlte, um ſo mehr lag ihm daran, ſich den Anſchein zu geben, als ob er feſtſtehe. Der Zufall, welcher ihm gerade um dieſe Zeit die Nachricht zukommen ließ, daß die altrenommierte Raupachſche Druckerei zum Verkauf ſtehe, ſchien ihm faſt wie ein Schickſalswink. Das geplante Zeitungsunternehmen erforderte ſelbſtverſtändlich längere Vorbereitungen, vor dem Beginn des Herbſtquartals gab ſich auch kein geeigneter Zeitpunkt, es ins Leben treten zu laſſen. Mit dem Ankauf der Raupachſchen Druckerei, die außerdem bei den von dem Eigentümer geſtellten billigen Bedingungen als ein wirklich ſolides Geſchäft gelten mußte, gab Reichenſtein der Öffentlichkeit einen Beweis von dem Ernſt ſeiner weiteren Pläne, und er durfte

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Hugo Mühlig

Nach dem Gewitter. Gemalt von Hugo Mühlig.

mit Recht hoffen, die gewünſchte und beabſichtigte Feſtigung ſeines Renommees ſich ſchon jetzt geltend machen zu ſehen.

Richard Wilberg war überraſcht, als er kurz nach dem Beſitzwechſel der Raupachſchen Offizin in das Privatkontor Reichenſteins gerufen wurde. Mit dem Ausſcheiden des alten Kohlhardt ſei die Stellung eines Faktors vakant geworden, ſagte ihm der Bankier in ganz geſchäftsmäßigem Tone. Von ſeiten des früheren Inhabers ſei ihm Wilberg als die für dieſen Platz durch Kenntniſſe und Zuverläſſigkeit geeignetſte Perſönlichkeit empfohlen worden. Wenn Wilberg bereit ſei, die Stellung anzunehmen, werde er ihm den Kontrakt zuſchicken. Übrigens hoffe er, daß der junge Mann ſich des in ihn geſetzten Vertrauens würdig zeigen werde.

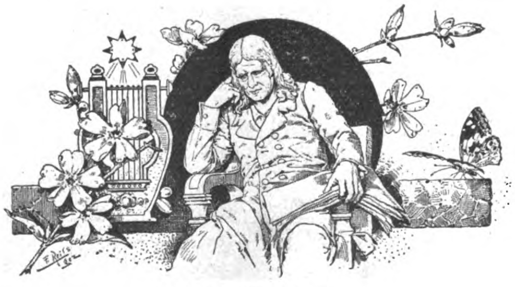
Unter dem Perſonal der Druckerei war nicht ein einziger, der Wilberg um ſeine Bevorzugung beneidet hätte; ſie wußten alle, daß ſie keinen beſſeren Vermittler zwiſchen ſich und dem neuen Chef und keinen vollſtändigeren Erſatz für den alten Faktor hätten finden können. Wilberg ſelbſt nahm das unerwartete Glück mit einer aufrichtigen Dankbarkeit entgegen. Stand doch nun ſeiner Verheiratung mit Kathinka nichts mehr im Wege. Er konnte ſeiner jungen Frau jetzt ja in materieller Beziehung ein Los bereiten, wie er es ſelbſt vor kurzem niemals erwartet hatte, ein Los, das alle berechtigten Anforderungen derſelben übertreffen mußte.

Die Veränderung, welche mit Frau Meixen und ihrer Tochter vorging, ſobald ihnen die verbeſſerte Situation Wilbergs bekannt wurde, hätte den letzteren mißtrauiſch machen ſollen. Beſonders Kathinka war wie umgewandelt; ihre frühere Launenhaftigkeit war ganz verſchwunden, ſie ſchien nur noch für ihren Bräutigam und die baldige Vereinigung mit ihm Gedanken zu haben. Aber Wilberg war weit entfernt davon, dieſem plötzlichen Wechſel eigennützige Motive unterzuſchieben. Er pflegte nicht bei anderen vorauszuſetzen, wovon er ſich ſelbſt vollſtändig frei wußte, und die Pflichten ſeiner neuen Stellung nahmen ſeine Zeit zu ſehr in Anſpruch, als daß er über die Urſachen jener Veränderung in dem Weſen ſeiner Braut, über die er glücklich war, viel hätte nachgrübeln können.

Dieſe neue Stellung brachte allerdings auch ihre Unannehmlichkeiten mit ſich. Die Setzer der Raupachſchen Druckerei waren bisher die beſtbezahlten in Berlin geweſen — der bisherige Eigentümer wollte zufriedene Geſichter bei ſeinen Untergebenen ſehen und liebte es nicht, wenn ein häufiger Wechſel unter ſeinen Arbeitern ſtattfand. Er meinte, die höheren Arbeitslöhne machten ſich dadurch wieder bezahlt, daß er einen feſten Stamm von tüchtigen Kräften behielt, die ihr Intereſſe mit dem ſeinigen verknüpft wußten.

Derartige Geſichtspunkte wären bei einem Mann wie Reichenſtein unnatürlich geweſen. Gewohnt, ſchnell und ohne Rückſicht auf andere zu verdienen, erſchien ihm das Herniederdrücken der Arbeitslöhne als das nächſtliegende und einfachſte Mittel, ſeine eignen Einnahmen zu erhöhen, und Wilberg fiel die unangenehme Aufgabe zu, die Angeſtellten mit dieſen neuen Maßregeln bekannt zu machen.

(Fortſetzung folgt.)



Friedrich Rückert.

Zum 19. Oktober 1890. (Abdruck verboten.)

Sie richten heut dein ehern Denkmal auf
Dort in der alten Frankenſtadt am Maine,
Von nah' und ferne wallen ſie zuhauf,
Der Marktplatz wandelt ſich zum Frühlingshaine,
Die Wimpel wehen von der Türme Knauf,
Von allen Namen gilt heut nur der deine:
Da möcht' auch ich mit freudigem Bewegen
Beſcheidnen Kranz zu deinen Füßen legen.

Dem Franken weih ich ihn, dem immerdar
Der Jugend Lied im Leben nachgeklungen,
Dem nach der heil'gen Flur, die ihn gebar,
Von ſteter Sehnſucht war das Herz bezwungen,
Dem frei der Mund und frei die Seele war,
Vom Geiſt der alten Väterzeit durchdrungen:
Viel Herrliches, das dich die Muſe lehrte,
Es ſproß vom Samen deiner Heimaterde.

Der Kranz gehört auch Deutſchlands edlem Sohn,
Des treues Herz mit tiefem Schmacherröten
Ergrimmet einſt bei des Tyrannen Hohn,
Geblutet bei des Vaterlandes Nöten,
Der dann mit ſeines Liedes Donnerton
Verſtummen machte alle Friedensflöten,
Bis wir geſprengt der Knechtſchaft ſchnöde Bande,
Im Blut geſühnet unſre lange Schande.

Du, allem Volk ein Sänger und Prophet!
Gern hört's der Weisheit Spruch aus deinem Munde,
Und wie vors Schloß der Zwerg zu forſchen geht,
Ob für den Kaiſer noch nicht kam die Stunde,
Dem Kinderkreis, der lauſchend dich umſteht,
Vom Büblein und vom Bäumlein gibſt du Kunde,
Der jungen Hausfrau ſagſt du, was am beſten
Gemundet einſt bei fränk'ſchen Hochzeitsfeſten.

Du Seher, wie kein zweiter je erſtund,
Dem ſo das Herz der ganzen Menſchheit offen,
Und der wie keiner, völkerſprachekund,
Im Lied vernahm ihr Lieben, Leid und Hoffen,
Der unſrer Mutterſprache tiefſten Grund
Erſchloß und ſo ſie fügt' den fremden Stoffen,
Daß ſich in deinem Lied die Seelen alle
Der Völker ſpiegeln hell wie im Kryſtalle.

Du Gotteskind, das ſeines Schöpfers Spur
Erkannt in Wald und Wieſen, Blum' und Sternen
Und aus der Erde Liebesfrühling nur
Den ſchöneren des Himmels wollte lernen,
Du ſahſt die Roſ' erblühn auf Bethlems Flur,
Und ſahſt ſie blühen durch der Zeiten Fernen,
Und fandeſt dort für allen Streit hienieden
Wie für dein eigen Herz die Ruh, den Frieden.

So ſtehet heut vor uns dein edel Bild,
Wir aber ſchöpfen froh aus deiner Quelle
Die rein und friſch und unerſchöpflich quillt,
Und Herz und Auge macht geſund und helle;
Den Durſt der Seele, den nur Edles ſtillt,
Befriedigt nicht der Lüſte trübe Welle:
So möge denn, wo deine Waſſer fließen,
Stets neues Leben friſch und grünend ſprießen.

Wilhelm Preger.

Kriegsgefangen im Frieden.

Eine Manövergeſchichte. (Abdruck verboten.)

Die Manöver ſind zu Ende. Die Truppen wintern ſich wieder ein, und des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr beginnt aufs neue ihren Lauf.

Auch mancher Reſerveoffizier, der dieſen Krieg im Frieden als wackerer Stratege mitgemacht, wirkt jetzt wieder in ſeinem bürgerlichen Berufe.

Nur eins iſt von allen den Zügen durch Dorf und

Stadt, von allen den unblutigen Schlachten und Gefechten in Wald und Flur übrig geblieben: eine frohe Erinnerung. Da iſt wohl nicht einer, der nicht etwas ganz Beſonderes zu erzählen wüßte. Es war ja auch des Erzählenswerten genug. Glücklich und vielbeneidet die, denen es vergönnt war, unter den Augen des höchſten Kriegsherrn zu fechten, droben auf dem hiſtoriſchen Boden Schleswigs und an der entgegengeſetzten Grenze des Reichs, in dem reichen Hügellande Schleſiens.

Aber auch minder Glückliche haben ihre Erlebniſſe gegehabt und keiner unter allen ein ſo wunderbares, als der Sekondeleutnant der Reſerve X. vom Xten Schleſiſchen Infanterieregiment. Während die anderen mit ihren Erlebniſſen öfter renommieren, ſo daß die guten Bierphiliſter Mund und Naſe aufſperren, iſt der Dr. X., der in ſeinem Civilberufe der höheren Jugend eines ſchleſiſchen Städtchens den Born der Wiſſenſchaft erſchließt, über ſein Abenteuer ſtill. Und das hat ſeinen guten Grund.

Unſer Herr Leutnant war ſchon vor dem Manöver eingezogen, und die Geheimniſſe des Exerzierreglements hatten ihm manchen Schweißtropfen entlockt. Das Zugführen unter den Augen hoher Vorgeſetzter und kritiſch beanlagter Kameraden war auch keine Kleinigkeit. Aber die Wochen ſchwanden und mit ihnen ein gewiſſes Angſtgefühl.

Nun näherte ſich das Manöver ſeinem Ende. Der barſche Ton des Hauptmanns war unſerm Leutnant gegenüber immer freundlicher geworden. Nach einer der letzten Übungen, vor dem Abrücken in die Quartiere, rief der erſtere die Herren Offiziere, und unſer Leutnant erhielt den Befehl, mit ſeinem Zuge detachiert in B. Quartier zu beziehen.

„Ich danke ſehr, meine Herren, gute Quartiere. Herr Leutnant, noch ein Wort: Sie liegen mit Ihrem Zuge etwas weit ab. Morgen iſt Ruhetag und Montag Manöver gegen markierten Feind. Excellenz, der kommandierende Herr General, wohnt dem Manöver bei und wird uns jedenfalls auf dem Sammelplatz ſehen. Alſo ſorgen Sie dafür, daß Ihr Zug recht propper iſt und daß nichts vorkommt. Halten Sie zweimal Appell ab. Ich verlaſſe mich ganz auf Sie. Auf Wiederſehen am Montag.“

Ein militäriſcher Gruß, und der Leutnant war mit ſeinem Zuge entlaſſen.

Es war immer ſein Wunſch geweſen, allein zu ſein, frei von Vorgeſetzten. Da fühlte er ſich ganz Feldherr, alles klappte. Und nun allein mit ſeinen Leuten, Höchſtkommandierender in einem weltvergeſſenen polniſchen Dorfe, hart an der ruſſiſchen Grenze, es war hochromantiſch.

Der Marſch in der Mittagsglut durch einen ſchier endloſen Kiefernwald war etwas ermüdend. Doch als es allgemach anfing, unerträglich zu werden und der Leutnant, um den Geſundheitszuſtand ſeiner Leute ängſtlich beſorgt, vergeblich nach Waſſer ausſpähte, lichtete ſich der Wald, und vor ihm lag das Dorf, das Ziel des Marſches. Noch eine Strecke durch tiefen Sand, und es war erreicht.

Am Dorfrande kamen ein paar ſchmutzige, halbnackte Kinder den Soldaten neugierig entgegengelaufen, einige Schweine wälzten ſich wohlgefällig in einem nichts weniger als klaren Waſſer der Dorfſtraße. Sonſt war das Neſt wie ausgeſtorben, und die winzigen ſtrohgedeckten Lehmhütten machten einen wenig einladenden Eindruck. Ratlos ſchaute der Leutnant umher; da nahte der Retter in Geſtalt des Quartiermachers, welcher, unterſtützt durch einen alten ſchmutzigen Bauern in ebenſolchem Leinwandkittel, die Leute ſchnell in die Quartiere verteilte. „Der Herr Leutnant kommen zum Ortsvorſteher, es ſieht aber ſchlimm aus,“ meldete der Gefreite.

Schlimm war aber noch eine höchſt ſchmeichelhafte Bezeichnung für dieſes Quartier. Bald ſtand der Leutnant ſtaunend mit ſeinem treuen Burſchen in einem kleinen, faſt dunklen Raume, deſſen einziges Fenſter wohl noch nie geöffnet, aber ſicher noch nie gewaſchen war. Die Luft in dieſer Stube war undefinierbar und nahm den neuen Bewohnern faſt den Atem. Mit einiger Mühe war das Fenſter geöffnet, und nun wurde Umſchau gehalten. Das Meublement beſtand aus einem wackligen Tiſche, ein paar wohl zu Stühlen erhobenen Holzblöcken und aus einem Aufbau von Betten in den fragwürdigſten Farben, welche in Leutnant X. ſchaudernde Erinnerungen an ähnliche Inſtitute, die er als Freiwilliger kennen gelernt, wachriefen. Da, was war das? Wahrhaftig, in der einen Ecke grunzten an einem herdartigen Steinaufwurfe gemütlich mehrere Ferkel. Das war dem Leutnant nun doch noch nicht vorgekommen. Hier vergaß er ſeine Feldherrnruhe und fluchte ſo vernehmlich, daß er ſelbſt darüber erſchrak.

Der brave Burſche erfaßte indes ſofort die Lage. Nach kurzer Orientierung im Gelände, d. h. nachdem er neben der Hütte einen ſchattenſpendenden, breitäſtigen, wilden Apfelbaum entdeckt hatte, ſchlug er ſeinem Herrn vor, unter dieſem ſein Hauptquartier aufzuſchlagen.

Der Leutnant revidierte die nicht minder ſchönen Quartiere ſeiner Mannſchaften, fand aber zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſe, weniger wähleriſch, es ſich ſchon bequem gemacht hatten.

Nach Hauſe zurückgekehrt, wartete ſeiner eine große und angenehme Überraſchung. Der findige Burſche hatte unter dem Apfelbaum mit Hilfe von Tiſch, Holzblöcken und einigen Brettern ein glänzendes Hauptquartier hergerichtet, in dem es ſich an ſo einem ſonnigen, warmen Herbſttage ſchon aushalten ließ. Auch ein primitives Mahl, bei welchem die gelieferten Konſerven allerdings die Hauptſache bildeten, war bald mit Heißhunger verzehrt, ein Mittagsſchläfchen auf einem Bund Stroh gehalten, dann Toilette gemacht, und es fing jetzt an, faſt gemütlich zu werden.

Die Szenerie hatte ſich mittlerweile geändert. Die Leute waren von den Feldern heimgekommen. Blutrot ging die Sonne hinter den Föhrenwäldern zur Küſte, und ihre letzten Strahlen umwoben mit goldigem Glanze auch das arme, kleine polniſche Dorf. In der Dorfſtraße ſtanden lachend und plaudernd die Bewohner mit ihren Soldaten. Es waren ja Landeskinder zum großen Teil, und die anderen wurden auch herzlich aufgenommen. Die Leute teilten gern mit ihnen, was ſie hatten. Wenig war's freilich, Schnaps und Sauerkraut und grobes Brot mit einem Stückchen Speck. — Was aber das Schönſte war in dem ganzen B., das war des Herrn Leutnants Wirtstöchterlein, die Maruſchka mit den blitzenden ſchwarzen Augen und den weißen Perlenzähnen, die kokett zwiſchen den Lippen hervorblitzten, wenn ſie lachte, und das that ſie, ſo oft der Leutnant ſeine polniſchen Brocken zuſammenſuchte, um ſich liebenswürdig zu machen. Er hatte ja vor dem Manöver eine polniſche Grammatik gekauft und fleißig daraus gelernt. Schließlich kam noch der Einjährige mit ein paar Flaſchen Ungarwein, die er, wer weiß wo, aufgetrieben. Der Leutnant, hocherfreut über dieſe Erwerbung, bat, ſich daran beteiligen zu dürfen, ließ einen alten Grenzaufſeher, welcher in B. ſtationiert war, einladen, und es entwickelte ſich unter dem Apfelbaum eine recht gemütliche Unterhaltung.

Natürlich kam das Geſpräch ſehr bald auf die Grenzverhältniſſe, und der Aufſeher verſicherte, daß man ruhig eine Promenade nach Rußland machen könne, und daß die Grenzſoldaten, die freilich überall wären, ganz gemütliche Leute ſeien, beſonders empfänglich für einen Wutki.

Hier dämmerte zuerſt in des Leutnants Bruſt der Wunſch auf, eine Promenade nach Rußland zu machen. Der Einjährige that natürlich alles, dieſen Wunſch noch mehr zu entfachen, und auch der vinum hungaricum ſchläferte die Unternehmungsluſt nicht gerade ein.

Für heute war es freilich zu ſpät. Man mußte ſich trennen, aber der Leutnant konnte noch lange keinen Schlaf finden. — Was würde man in der Heimat ſagen, wenn er in Rußland geweſen? Und dann könnte er im Unterricht ſo nett etwas von „meiner Reiſe nach Rußland“ einfließen laſſen, den Jungen über Sitten und Gebräuche aus eigner Anſchauung erzählen. Erlaubt war es nicht, aber doch auch total ungefährlich. Der Grenzaufſeher hatte es ja geſagt, der verſtändige, alte Mann. Die Gedanken wurden zu Träumen, in denen Kämpfe mit Koſaken, Sieg und Ruhm und endlich auch Maruſchka ihre Rolle ſpielten.

Der Sonntagmorgen freilich, der kühl und grau herankam, ſeine Tauperlen durch den Bretterſchutz über den Schläfer ſchüttete und dann dem Erwachenden die ganze polniſche Wirtſchaft in ſchonungsloſer Blöße vor Augen führte, wirkte ſehr ernüchternd.

Dann kam ein langer Appell, eine ſchlechte Mahlzeit und ſchließlich auch ganz ſachte die Langeweile. Ein Sonntagnachmittag in B., — entſetzlich! Dazu verſtand ihn niemand; ſprach er polniſch, ſo lachten die Leute ganz dumm, ſprach er deutſch, ſo klang es ſtets „nie rosumie.“ Auch auf Maruſchka hegte der Leutnant nicht die geringſte Hoffnung mehr, ſeit er ſeinen Burſchen in einem traulichen tête-à-tête überraſcht hatte. Und was der kühle nüchterne Morgen vertrieben, die ruſſiſchen Pläne, die Langeweile rief ſie wieder wach. Da erſchien der Sergeant K. und drückte ſich im Hintergrunde herum, er hatte offenbar ein Anliegen. Der Leutnant, froh, ein menſchliches, redendes Weſen zu haben, rief ihm zu: „Was wollen Sie, lieber K.?“ — „Ach, Herr Leutnant,“ antwortete K. nicht ohne Verlegenheit, „ich wollte den Herrn Leutnant bitten, ob wir nicht mal nach Rußland gehen könnten, die Leute wollten ſich ſo gern mal Rußland anſehen.“

Auch das noch, der vernünftige, überlegte alte Sergeant kam fragen; jetzt war es mit dem Zaudern vorbei.

„Laſſen Sie die Leute ſich ohne Waffen ſammeln, ich werde euch ſelbſt führen,“ ſagte der Leutnant im Bewußtſein, dadurch den Leuten ein Vergnügen zu bereiten, ſelbſt ſeine Pläne zu verwirklichen und doch ſchließlich eine außerordentlich intereſſante Epiſode zu erleben.

Der Zug ſetzte ſich bald darauf wirklich in Bewegung. Der Leutnant, in beſter Laune, erzählte ſeinen Leuten von den Feldzügen Napoleons ꝛc., und als man die Prosnabrücke überſchritt, kam er ſich ſo vor wie ein zweiter Cäſar und rief herzensfroh: „alea est jacta.“ — Die Sache ging auch anfänglich ganz gut. Der ruſſiſche Wachtpoſten an der Brücke, wohl höchſt erſtaunt über dieſe kriegeriſche Demonſtration, ließ den Zug nach einigen kameradſchaftlichen Begrüßungsworten ruhig weiterziehen. — In kurzer Entfernung hielt auf ſeinem kleinen ſtruppigen Pferde ein Koſak, welcher ſofort auf den Zug lostrabte, ſich aber doch nicht ganz heranwagte. Der Leutnant ſchwelgte in militäriſchen Studien, jetzt kannte er alſo ſchon ruſſiſche Infanterie und Kavallerie.

Der Koſak indes umkreiſte den Zug, um wohl ſeine Abſichten zu erſpähen, parierte ſodann kurz ſein Pferd, riß den Karabiner vom Sattel, und „puff“ knallte ein Schuß durch die Sonntagsſtille.

Der Leutnant war nun doch etwas erſchreckt, aber er wollte dies vor ſeinen Leuten nicht zeigen, ſagte bloß: „Sicherlich eine Art von Begrüßung,“ und ging ruhig weiter. Der Koſak blieb in reſpektvoller Entfernung.

Inzwiſchen ſah man in der Ferne dunkle Punkte auftauchen, welche ſchnell immer näher kamen und ſich bald als ein Schwarm Koſaken erkennen ließen.

Es fing entſchieden an, ungemütlich zu werden. Unter anderen Umſtänden hätte der Leutnant gelacht, denn die Kerls ſahen allerdings nicht gerade kriegeriſch aus. Nur unvollkommen bekleidet und ausgerüſtet, hatten ſie ſich, wohl durch den Alarmſchuß aus ihrer Ruhe geriſſen, ſchleunigſt auf die Pferde geworfen und waren der Grenze zugeeilt. Eine kurze Beratung der Ankömmlinge mit dem erſten Koſaken, dann ſprengte der ganze Pulk gegen den Leutnant mit ſeinem Zuge an, parierte kurz vor ihm, und ein lautes „Stoi“ erſchallte. Nun folgte eine Auseinanderſetzung, die im tollſten Kauderwelſch geführt wurde. Alles redete, deutſch, polniſch, ruſſiſch, durcheinander. Aber das betrübende Reſultat dieſer diplomatiſchen Beratung war und blieb, der Leutnant war mit ſeinem Zuge gefangen, kriegsgefangen im Frieden.

„Sollen wir dieſe ruppigen Kerls in die Prosna ſchmeißen, Herr Leutnant?“ wurden Stimmen laut. Auch in des Leutnants Bruſt regte ſich unter der Flut von trüben Erwägungen, die auf den Unglücklichen einſtürmten, einen Moment der Gedanke des Kampfes. Aber auch nur einen Moment. Es war klar, man mußte ruhig nachgeben, denn man befand ſich eben hinter der chineſiſchen Mauer, und ein Kampf konnte noch furchtbarere Folgen haben.

„Um Gotteswillen,“ rief er alſo, „ſeid ruhig, Kinder, wir müſſen mitgehen; ſobald ein ruſſiſcher Offizier kommt, wird ſich ja der Irrtum aufklären, und wir können ruhig wieder in unſer Quartier zurückkehren.“

Armer Leutnant, es ſollte anders kommen. Zunächſt war dieſe ſtundenlange Promenade durch öde ruſſiſche Heide recht fatal, und dann die weiteren Ausſichten.

Es fing ſchon an zu dunkeln, als der traurige Zug, der ſo heiter begonnen, das nächſte ruſſiſche Grenzſtädtchen erreichte. Die Eskorte hatte ſich auch noch vergrößert, denn müßiges Volk hatte ſich lärmend angeſchloſſen, und das ganze Neſt war über die gefangenen Preußen in Aufruhr.

Der Leutnant brütete in dumpfer Verzweiflung vor ſich hin, er wagte kaum die Augen aufzuſchlagen, und auch ſeinen Leuten wurde es immer unheimlicher.

Endlich war eine Art Wache erreicht, die Leute in der Wachtſtube untergebracht. Der Leutnant verlangte einen Offizier zu ſprechen. Ob man ihn verſtand? Einen Augenblick glaubte er es, denn ein Koſak bedeutete ihm, zu folgen. Aber grauſame Enttäuſchung, ſein Führer brachte ihn in ein kleines, etwas wohnlicheres Zimmer, und ohne auf die verzweifelten Anſtrengungen X.'s, ſich verſtändlich zu machen, irgendwie einzugehen, verließ er ihn. Ein Riegel quietſchte und — der Leutnant war allein und eingeſperrt.

Noch nie war der Leutnant ſo rat- und hoffnungslos geweſen. Zuweilen glaubte er zu träumen — aber es war kein Traum, da ſaß er gefangen in Rußland.

Es war ſchon finſter geworden, der Koſak war noch einmal wiedergekommen, hatte eine Lampe und einen einfachen Imbiß auf den Tiſch geſtellt und war wieder gegangen.

Endlich, es mochten wohl Stunden vergangen ſein, hörte der Leutnant Pferdegetrappel, man hielt vor der Wache, vielleicht nahte die Erlöſung, noch war es ja Zeit, zu dem morgigen Manöver zurechtzukommen. Und wirklich, ein anſcheinend höherer ruſſiſcher Offizier betrat bald darauf das Zimmer. Er ſchien faſt ebenſo verlegen und ratlos wie ſein Gefangener, ſprach wenigſtens etwas gebrochen deutſch und bemühte ſich, höflich zu ſein. Der Leutnant bat, ſchleunigſt in Freiheit geſetzt zu werden und hoffte im ſtillen, der Ruſſe würde ſich wegen des Vorgehens ſeiner Koſaken entſchuldigen.

„Ich bedauere ſehr, Herr Kamerad, Ihrem Wunſche nicht nachgeben zu können, ich bin ja überzeugt von der Harmloſigkeit ihrer Promenade,“ hierbei lächelte der Herr malitiös, „aber meine Inſtruktionen ſind ſehr ſtreng, und ein ſolcher Fall iſt noch nie dageweſen. Ich habe alſo nach Petersburg telegraphiert und um die Befehle Sr. kaiſerlichen Majeſtät des Czaren gebeten.“

Dem Leutnant wurde ſchwarz vor den Augen. An den Czaren telegraphiert! Sicher, es gab diplomatiſche Auseinanderſetzungen, womöglich einen ruſſiſchen Krieg, ſein Name würde in allen Zeitungen ſtehen, er war blamiert, auf ewig blamiert.

Dabei that der Ruſſe ganz unbefangen, ſpielte den liebenswürdigen Geſellſchafter, und der Leutnant mußte wohl oder übel doch ſeine Stellung wahren. Die Unterhaltung zog ſich recht einſilbig hin, Speiſe und ſelbſt ein ganz trinkbares Glas Ungarwein wollten nicht recht ſchmecken. Auch hier wieder ging es den gefangenen Musketieren beſſer, als ihrem ſorgenvollen Führer, denn als er in Begleitung ſeines unfreiwilligen Gaſtgebers ſich nach ihnen umſah, ſchliefen ſie ſchon alle den Schlaf der Gerechten.

Es dämmerte im Oſten, und der Leutnant blickte nach einer ſchlafloſen, kummervollen Nacht ſehnſüchtig nach Befreiung aus, da erſchien wieder der Offizier, der Pan Polkownik, wie der Leutnant erfahren hatte, und mit ihm der Befehl des Czaren: „Der Offizier und ſeine Leute ſollen ſofort freigegeben werden, der Czar wolle von der Sache nichts wiſſen.“

Der Oberſt ließ es ſich nicht nehmen, ſeinen nunmehrigen Gaſt bis an die preußiſche Grenze zu fahren, und auch für die Soldaten war ein Leiterwagen beſorgt, eskortiert von den Koſaken.

In hellſter Morgenſonne paſſierte der Leutnant nach freundlichem Abſchiede von dem liebenswürdigen Polkownik mit ſeinem Zuge wieder die Prosna, freilich anders als er gekommen, denn noch ballten ſich finſtere Wolken an ſeinem Horizonte.

Verlaſſen wir unſern unglücklichen Leutnant und gehen wir zu ſeinem Regimente. Da hatte es nicht geringes Erſtaunen gegeben, als der Leutnant mit ſeiner Mannſchaft auf dem Sammelplatz nicht erſchien. Er hat ſich ſicher verlaufen, mutmaßte man, aber Stunde auf Stunde verging, er kam nicht, wohl aber die Wundermär, daß eine abgeſchickte Ordonnanz in dem betreffenden Dorfe von dem Leutnant und den Seinen nur eine Wache von drei Mann und ſämtliche Armaturſtücke gefunden, der Leutnant ſelbſt und ſein Zug aber ſeit geſtern Nachmittag verſchwunden ſei, und wie die Wachtleute ſagen, ſoll er nach Rußland gegangen ſei. Die Kunde verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle bis hinauf in die höchſten Stäbe. Man erging ſich in Mutmaßungen aller Art. An Deſertion mit ſeiner ganzen Mannſchaft war bei der begeiſterten Vaterlandsliebe des Leutnants nicht zu denken. Sollte er Hand an ſich gelegt haben? Zu jetziger Zeit wäre dies eher möglich, aber daß ein ganzer Zug Musketiere dem Führer in den Tod gefolgt ſein ſollte, das war nicht anzunehmen. Es machten ſich ſchon Stimmen laut, welche von Gefangenſchaft ſprachen.

Das Manöver war zu Ende. Um Excellenz ſcharten ſich die Offiziere zur Kritik. Mancher verſtohlene Blick ſchweifte hinüber nach dem Wege von dem Dorfe. Und wirklich, da kam der Leutnant mit ſeinem Zuge. Man ſtieß ſich an, lachte, und eine gewiſſe Unruhe wurde auch Excellenz bemerkbar.

„Was iſt denn eigentlich los, meine Herren?“ fragte er ſchließlich.

„Excellenz, Leutnant der Reſerve X. mit ſeinem verlorenen Zuge wird ſichtbar,“ erwiderte einer der Adjutanten.

„Reiten Sie doch einmal hin, Leutnant, ich ließe den Herrn bitten, ſich ſofort zu mir zu begeben.“

Dann beendete Excellenz ſeine Kritik etwas ſchneller wie gewöhnlich, eine Gaſſe bildete ſich in dem Kreiſe der Offiziere, und Leutnant X. erſchien vor ſeinem Richter, ein Bild des Jammers.

„Aber um des Himmelswillen, Herr Leutnant X., wo haben Sie denn geſteckt?“ fragt Excellenz. Und nun erfolgt in ſpartaniſcher Kürze eine Erzählung der Vorgänge, die wir ſchon kennen.

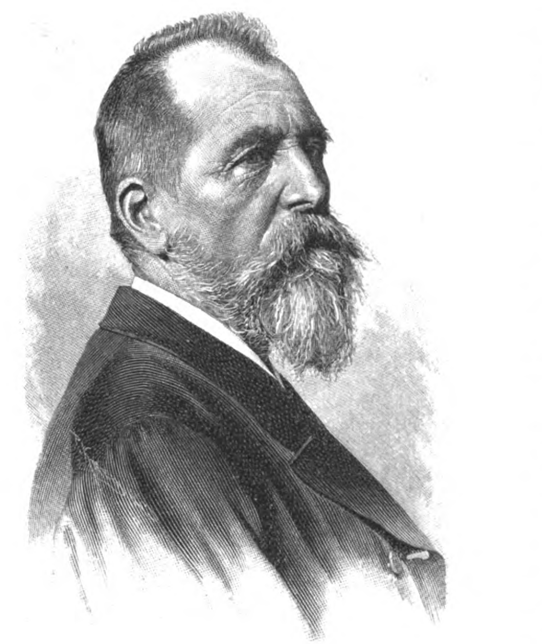
Im Hintergrunde hört man unterdrücktes Lachen, auch Excellenz hat Mühe, ernſt zu bleiben, aber neue Sorgen wälzten ſich auf den Leutnant, als der General ſchließlich ſagte: „Ich werde Majeſtät dieſen höchſt bedauerlichen Vorfall berichten müſſen. Das übrige wird ſich finden. Ich danke ſehr.“

Die Stimmung blieb in den beteiligten Kreiſen eine tragiſche, beſonders der Kompaniechef zeigte ſeinem Zugführer eine eiſige Kälte, hatte er doch von dem Herrn Regimentskommandeur eine gehörige Naſe bekommen. In unbeteiligten Kreiſen hingegen herrſchte die ungebundenſte Heiterkeit über die köſtliche Geſchichte, und der Leutnant mußte viel über ſich ergehen laſſen. Er that es aber mit Heldenmut. Wer weiß, was die Zukunft noch bringt. Vielleicht Feſtung, Verluſt der Epaulettes! So ſchlimm kam es nun freilich nicht. Majeſtät ſchloß ſich der Anſicht ſeines hohen ruſſiſchen Vetters an und wollte auch nichts von der Sache wiſſen. Dieſer Willensmeinung folgten auch die oberen Inſtanzen, nur der Oberſt konnte es ſich nicht verſagen, drei ſtille Tage des Stubenarreſtes zu diktieren, in denen der Leutnant über ſein Mißgeſchick nachdenken konnte. Daß dann nach dem Einzuge in der Garniſonſtadt die Qualen des armen Leutnants nicht endeten, das wird mir jeder glauben, denn nun ging das Fragen erſt recht los, und der Herr Doktor las in manchem blitzenden Auge die Frage: „Nun wie hat es Ihnen in Rußland gefallen?“

Mir aber möge der Herr Doktor nicht zürnen, wenn ich eine Manöverepiſode, von der zwei Kaiſer und alle hohen Armeekommandos nichts wiſſen wollten, der Vergeſſenheit entreiße.

Ein guter Humor iſt ja im Soldatenleben von unſchätzbarem Werte.

O. v. W.



Ernst Hildebrand.

Ernſt Hildebrands Reformationsbilder.

Von Fr. Colberg. (Abdruck verboten.)

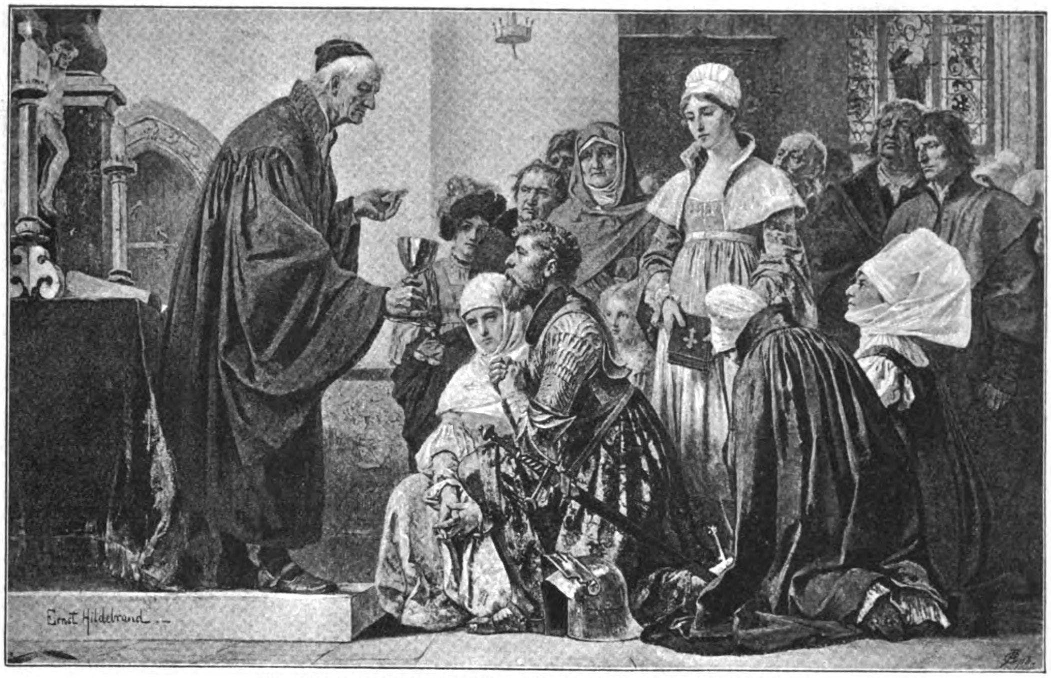
Eine der älteſten Städte in deutſchen Landen iſt das gewerbreiche Bielefeld, am Fuße des Teutoburger Waldes und an dem Flüßchen Lutter gelegen, in den Urkunden aus dem Anfang des erſten Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung „Bilivelde“ genannt. Obwohl Jahrhunderte hindurch vom Krummſtabe regiert oder vielleicht gerade deshalb, gehörten die Bürger Bielefelds zu den erſten, welche ſich zur gereinigten Glaubenslehre bekannten, und ſo wurde aus der Lutterſtadt eine rechte Lutherſtadt, in welcher der Geiſt des großen Reformators lebendig iſt bis auf den heutigen Tag und ſicherlich auch für die kommenden Geſchlechter. Neuerdings erhielt die Aula des dortigen Gymnaſiums einen bedeutungsvollen Schmuck durch eine Anzahl Fresken, die Profeſſor Ernſt Hildebrand, Mitglied der Akademie der Künſte zu Berlin, im Auftrage des Kultusminiſters von Goßler ausgeführt hat. Hildebrand, 1833 zu Falkenberg in Schleſien geboren, iſt ein Schüler Steffecks. 1875 als Profeſſor der Kunſtſchule nach Karlsruhe berufen, kam er 1880 an die Berliner Akademie, gab aber ſchon nach fünf Jahren die Lehrthätigkeit auf, um freier ſchaffen zu können. Seine Werke ſind ſtets Zierden der Kunſtausſtellungen, und zwar zeichnet er ſich in gleicher Weiſe in der dekorativen Malerei, wie im Porträt und im Genre aus. Aus ſeinen Bildern ſpricht eine geſunde Natürlichkeit, und ein beſonderer Vorzug iſt die kräftige Farbengebung, wie ſie auch auf den Fresken zu bewundern iſt.

Der Künſtler ſtellte ſich die Aufgabe, neben einigen Epiſoden aus dem Leben Martin Luthers, die Wirkungen des großen Reformationswerkes zu veranſchaulichen. So zeigt uns das Bild, welches den Cyklus eröffnet, den Triumph der neuen Lehre, die Darreichung des Abendmahles in beiderlei Geſtalt. Die Gläubigen erſcheinen den Prieſtern gegenüber nicht mehr wie Chriſten zweiter Ordnung, denen nur das geweihte Brot gereicht, der Kelch aber vorenthalten wird, ſondern mit dem Weine wird ihnen auch des Herrn Blut wirklich und wahrhaftig mitgeteilt. Den lebensvoll dargeſtellten Vorgang haben wir uns etwa folgendermaßen zu denken: Noch hat die neue Lehre mit harter Anfehdung zu kämpfen, noch gilt es, das Schwert zu führen zur Verteidigung des rechten Glaubens. Vielleicht naht ſchon der Feind den Mauern der Stadt, deren vornehmſte Bürger wir im Gotteshauſe verſammelt ſehen. Bevor er hinauszieht ins Feld, läßt der tapfere Ritter ſich das Abendmahl reichen, und ſein treues Weib, ſeine Verwandten und Freunde nehmen teil daran. Tiefe Ergriffenheit ſpricht aus den Zügen der edlen Frau, zugleich aber fromme Ergebenheit, demütiges Gottvertrauen. Auch in den Mienen der übrigen prägt ſich die Weihe des Augenblickes deutlich aus. Ungemein wirkungsreich iſt die figürliche Anordnung. Kräftig hebt ſich die Geſtalt des würdigen Geiſtlichen nebſt dem Altar von der Wand des Gotteshauſes im Hintergrunde ab, und für das knieende Paar vor dem Prediger bildet die Gruppe der anderen eine ſtimmungsvolle Umrahmung. Jede Figur trägt in Haltung und Miene ihr beſonderes Gepräge. Gibt unſer Bild auch nicht die Farbe wieder, ſo läßt ſich doch auf deren Reiz aus der verſchiedenen Tönung der Gewänder, dem Wechſel der lichten und dunklen Geſtalten ſchließen. Den jungen Ritter ſehen wir bereits im Harniſch; die Sturmhaube hat er niederknieend neben ſich geſtellt. Draußen wartet ſeiner ſchon das ſcharrende Streitroß — noch eine kurze Weile, und das Kriegsgetümmel hält ihn umfangen. Das Höchſte, was auf Erden geſpendet werden kann — Vergebung der Sünden dem Reuigen und Bußfertigen — wird ihm jetzt zu teil, und er empfindet voll die Kraft des Lutherſchen Kampfliedes: „Es ſtreit't für uns der rechte Mann, den Gott ſelbſt hat erkoren.“

Das zweite Bild verſetzt uns in Luthers Knabenjahre, da er genötigt war, vor fremden Thüren ein Stücklein Brot zu erſingen. Welche harte Jugend er zu überwinden gehabt, das bekennt Doktor Martinus ſelbſt in ſeinen Schriften. „Mein Vater iſt ein armer Häuer geweſt, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit ſie uns erziehen könnte.“ Später beſſerten ſich wohl die Vermögensverhältniſſe der Eltern, aber um den Knaben auf der höheren Schule in Eiſenach zu unterhalten, dazu reichten die Mittel doch nicht hin.

Die Unterſtützung, die man von Verwandten erwartet hatte, blieb aus, und ſo mußte der kleine Martin, gleich anderen armen Schülern, von Haus zu Haus ziehen, durch Geſang milde Gaben zu heiſchen. Das aber gereichte ihm zum Heile. Öfter ſprach das Häuflein der Chorknaben bei dem Hauſe der tugendſamen Frau Urſula Cotta vor, der Witwe des begüterten Handelsherrn Conrad Cotta, deſſen Geſchlecht einſtmals aus Italien nach Deutſchland eingewandert war. Aus der Schar erkannte ſie bald die helle Stimme Martins heraus, ſein offenes Antlitz gefiel ihr, und ſie ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, wobei ſie erfuhr, wie herzlich und innig der Knabe zu beten wußte. Das arme Bürſchlein, das noch Vater und Mutter hatte und doch vor fremder Leute Thür ſingen mußte, that ihr leid, und ſie gedachte der eignen Kinder, die, obwohl des Vaters beraubt, doch in Wohlbehagen lebten. So nahm ſie den jungen Martin an ihren Tiſch, und damit hatte des heranwachſenden Knaben Not ein Ende. Der Künſtler zeigt uns, wie die Chorknaben vor das Haus der mildthätigen Frau gelangt ſind. Sie mögen ſchon eine gute Weile umhergezogen ſein, denn der Ranzen, welchen der größte und kräftigſte der Jungen umgehängt hat, iſt bereits ziemlich geſpickt, und ſo war es vielleicht nicht klug, den Rundgang fortzuſetzen, aber hier ſind ſie der Gabe ſicher. Bemüht, auch in ihren Kindern den Wohlthätigkeitsſinn zu wecken, läßt Frau Urſula ihr Jüngſtes die Spende darreichen, und die ſchüchterne, ſich ſträubende Kleine ſchiebt ſie ſanften Lächelns vorwärts. Über die Schulter der Mutter hinweg blickt das Söhnlein, nicht viel jünger als der Vorſänger der Chorknaben und ſpäter ihm ein treu ergebener Freund. Der blaſſe Knabe hat der Gabe, die ihm der kleine Blondkopf darreichen will, nicht acht. Sein Blick iſt ins Weite gerichtet, in eine dämmernde Ferne, aus dem es ihm wie eine Ahnung großer, erhabener Dinge entgegenſchimmert. Und in dieſer Sehnſucht nach dem Unbeſtimmten, Unfaßbaren entſtrömt ſeinem Munde der innige Sang, mit dem er ſich in das Herz der edlen Wohlthäterin hineinſingt. Wir ſehen die liebliche Szene von einem Ornament eingefaßt, deſſen Mittelſtück beſondere Aufmerkſamkeit erheiſcht. Es zeigt das Wappen Luthers, von dem Gottesmanne ſelbſt erſonnen: in einer weißen entfalteten Roſe ein rotes Herz und in dieſem ein ſchwarzes Kreuz. Das mögen wir uns deuten: allzeit den Glauben im Herzen!

Einen Zeitraum von zwanzig Jahren läßt uns der Künſtler überſpringen, indem er uns auf den Reichstag zu Worms führt. „Die Würfel ſind gefallen,“ hatte Luther nach der Leipziger Disputation geſchrieben, „Roms Gunſt und Wut ſind verachtet; ich will mich mit ihnen nimmermehr verſöhnen.“ Im Sommer 1820 veröffentlichte er dann das berühmte Sendſchreiben: „An Kaiſerliche Majeſtät und den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung,“ worin er auch den zwanzigjährigen, ein Jahr zuvor erwählten Kaiſer Karl V anrief. Hierauf und auf die Schrift „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft“ antwortete der Bannſtrahl von Rom, und es war durchaus gegen den Willen des päpſtlichen Nuntius, daß der verfehmte „Ketzer“ auf dem Reichstage erſcheinen ſollte. Aber der junge Kaiſer beſtimmte es ſo, und trotz aller Abmahnungen der beſorgten Freunde folgte Luther der Ladung: „Nach Worms bin ich gerufen, nach Worms muß ich ziehen. Und wenn ſoviel Teufel darinnen wären, als Ziegel auf den Dächern, dennoch will ich hinein.“ Der Künſtler hat den weltgeſchichtlichen Moment feſtgehalten, da Luther auf immer erneutes Drängen um Widerruf entgegnete: „Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch geraten iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun.“ Und auf abermalige Bedrohung hatte er nur die große, überwältigende Antwort, die ſeitdem alle, die in ihrem Glauben bedrängt wurden, getröſtet und gekräftigt hat: „Hier ſteh ich; ich kann nicht anders! Gott helfe mir. Amen!“ Die Geſchichtſchreiber berichten, der junge Kaiſer habe dem ketzeriſchen Mönch nur eine geringe Teilnahme geſchenkt, und in der That mochten den Halbſpanier die deutſchen Religionshändel, die er im Anfang für unbedeutend hielt, wenig intereſſieren; aber nach den denkwürdigen Schlußworten ſoll Karl doch zu der bewundernden Bemerkung ſich herbeigelaſſen haben: „Der Mönch redet unerſchrocken und mit großem Mute.“ Auf unſerm Bilde ſehen wir links neben dem Kaiſer, nach dem Hintergrunde zu, ſeinen Bruder Ferdinand, der ſpäter als Kaiſer Ferdinand I den

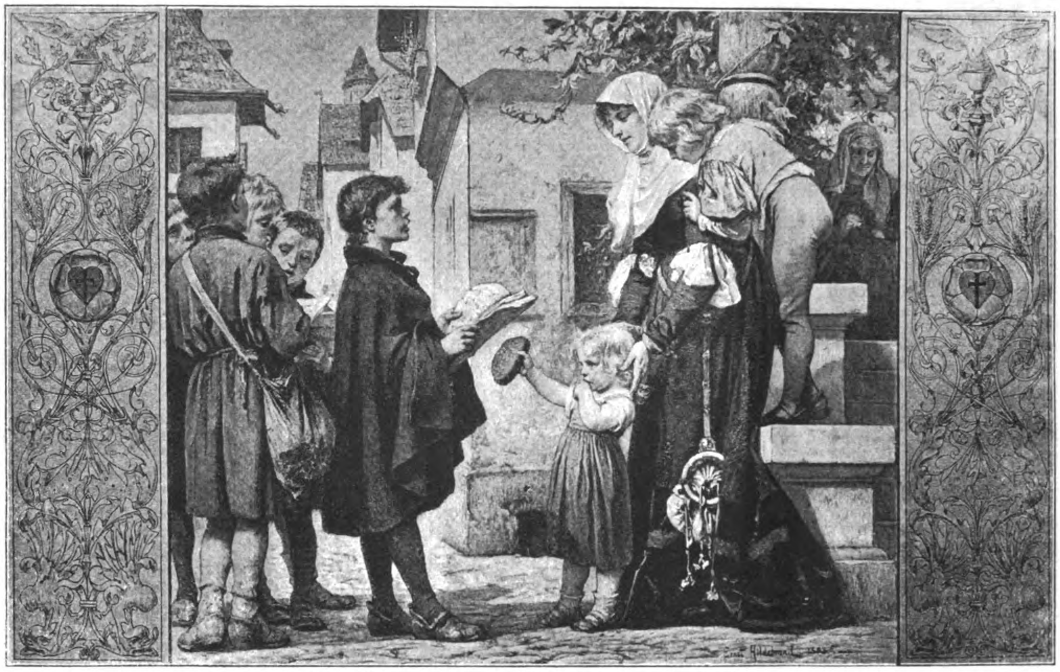


Ernſt Hildebrands Reformationsbilder: Abendmahl in beiderlei Geſtalt.

Evangeliſchen ſich milde erwies. Hinter ihm ſteht aufrecht Georg von Frundsberg, der tapfere Feldhauptmann, welcher Luther vor Beginn der Verhandlungen zugeraunt hatte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſte auch in unſerer allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben.“ Auf der Bank hinter Luther gewahren wir die vier weltlichen Kurfürſten in ihrer prunkenden Tracht, auf dem Eckplatze neben ihnen den Landgrafen Philipp von Heſſen, ſpäter den eifrigen Förderer der Reformation. Hinter ihm ragt die Geſtalt ſeines Gegners auf: Herzog Georg zu Sachſen, genannt der Bärtige, derſelbe, der während der Leipziger Disputation Luther auf die Bemerkung, zur Seligkeit gehöre nicht der Glaube an die Oberhoheit des Papſtes, zugerufen hatte: „Das walt' die Sucht!“ Das päpſtliche Rom iſt vertreten durch die beiden Figuren zur Rechten des Kaiſers: ein hoher Kirchenfürſt und neben ihm, in der Hand das Buch, aus welchem er Luther die zu widerrufenden Punkte vorgeleſen, Doktor Johann Eck, der zornige Widerſacher des Reformators. Für den Maler war es natürlich eine ſchwierige Aufgabe, in den knappen Rahmen des Bildes einen Reichstag zuſammen zu drängen, der von 200 Fürſten, Prälaten und Herren beſucht war, und daß es ihm trotzdem glückte, die Hauptfiguren ſo beredt hervorzuheben, iſt gewiß kein geringes Zeugnis für ſeine Kunſt.

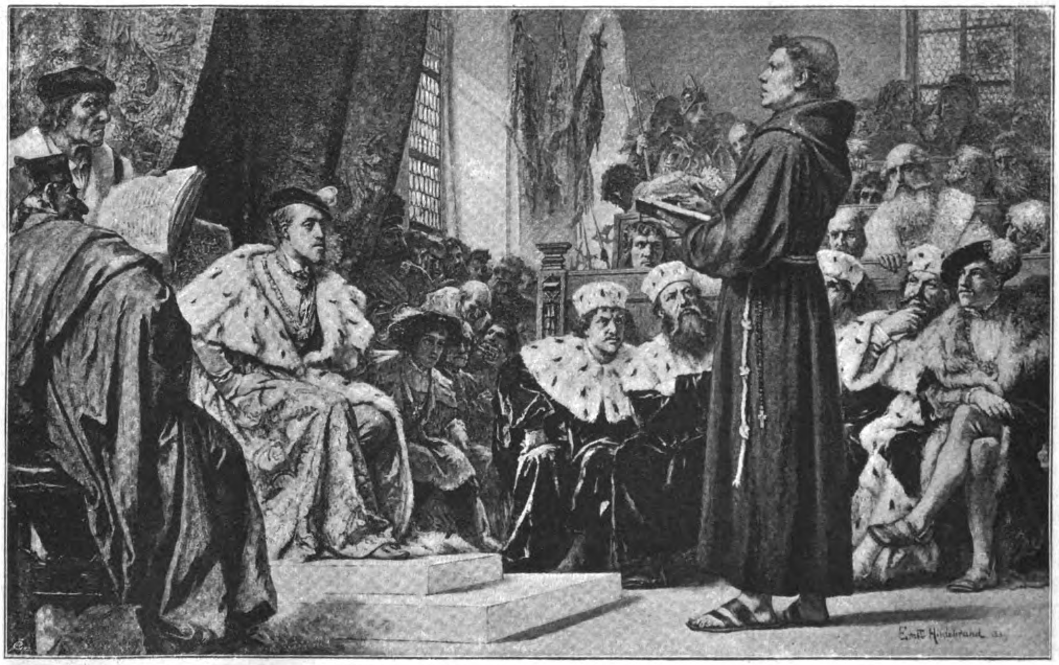
Abermals haben wir einen weiten Zeitraum zu überſpringen. Martin Luther hat längſt die Mönchskutte abgeworfen, ſeine Käthe heimgeführt, und ein heiteres Familienglück tröſtet ihn über die Anfechtungen, deren er Zeit ſeines Lebens nicht ledig werden ſollte. Ein echt deutſcher Mann war Martin Luther, wie wir wiſſen, ein Freund fröhlicher Geſelligkeit, und gern bewirtete er Gäſte. Heute nun haben ſich in der offenen Halle, die den Ausblick auf die Dächer und Türme Wittenbergs geſtattet, gar liebe Freunde eingefunden: Buggenhagen, der Reformator Pommerns, Lucas Cranach, der berühmte Maler und Freund der ſächſiſchen Kurfürſten, wie der treue Melanchthon. Wo Deutſche fröhlich beieinander weilen, ſind ein guter Trunk und ein gutes Lied am Platze, und für beides wird redlich geſorgt. Nicht umſonſt heißt der ehemalige Bruder Martin die „Wittenberger Nachtigall.“ So wurde er freilich genannt wegen des ganz neuen Sanges, der plötzlich mit hinreißender Gewalt durch die Lande ſcholl, aber auch auf ein artig weltlich Lied verſtand er, dem die Laute ſo oft eine Tröſterin nach Kampf und Ärgernis geweſen, ſich wohl. Heute nun ſollen die Kinder den lieben Gäſten zeigen, was ſie können. Der Künſtler hat in die Mitte das herzige Lenchen geſtellt, den Liebling des Vaters, und hiernach müſſen wir in den beiden Büblein die jüngeren Brüder erkennen, Martin und Paul. Das kleine Margaretlein hält Mutter Käthe auf dem Arm; und damit es hübſch ſtill ſei, iſt ihm ein derber Apfel in das Händchen gegeben. Aufmerkſam lauſchen die Gäſte dem Sange, und die Schaffnerin bleibt, um nicht zu ſtören, mit dem Kruge ſtehen; Melanchthon aber, fortgeriſſen von der Weiſe, markiert eifrig mit Hand und Fuß den Takt. Ein reizendes, erquickendes Familienbild, das freilich traurig zerſtört werden ſollte. Noch nicht vierzehnjährig, ſchied Magdalena dahin — der bitterſte Schmerz, den Luther in ſeinem Familienleben erfahren hat — aber in demütiger Ergebung ertrug er auch ihn: „Ich habe ſie ſehr lieb, aber da es dein Wille iſt, lieber Gott, daß du ſie dahinnehmeſt, ſo will ich ſie gern bei dir wiſſen.“ Von den deutſchen Poeten hat Ferdinand Bäßler dem lieblichen Kinde in ſeinen Gedichten ein ſchönes Denkmal errichtet. Auf unſerm Bilde nun iſt der Kummer noch fern vom Hauſe Martin Luthers. Glücklicher Friede erfüllt den Raum. Ein inniges Behagen leuchtet aus den Mienen aller, und nur der Hausherr blickt ernſt, traumverloren darein. Sieht er, indem die hellen Kinderſtimmen an ſein Ohr dringen, ſich vielleicht ſelbſt wieder im dünnen Röcklein die Straßen durchſtreifend, ein Stücklein Brot für den Sang heiſchend, und trotz all der bitteren Not die Seele erfüllt von der Ahnung des Erhabenen, Großen?

Eine Seite des geſamten Lutherwerkes, die nicht immer nach Gebühr geſchätzt wird, iſt das Verdienſt des Reformators um Schule und Unterricht. Wie er durch ſeine Bibelüberſetzung der deutſchen Sprache die Richtſchnur zur Weiterbildung gab, ſo erlöſte er die Schule aus traurigen Verhält-

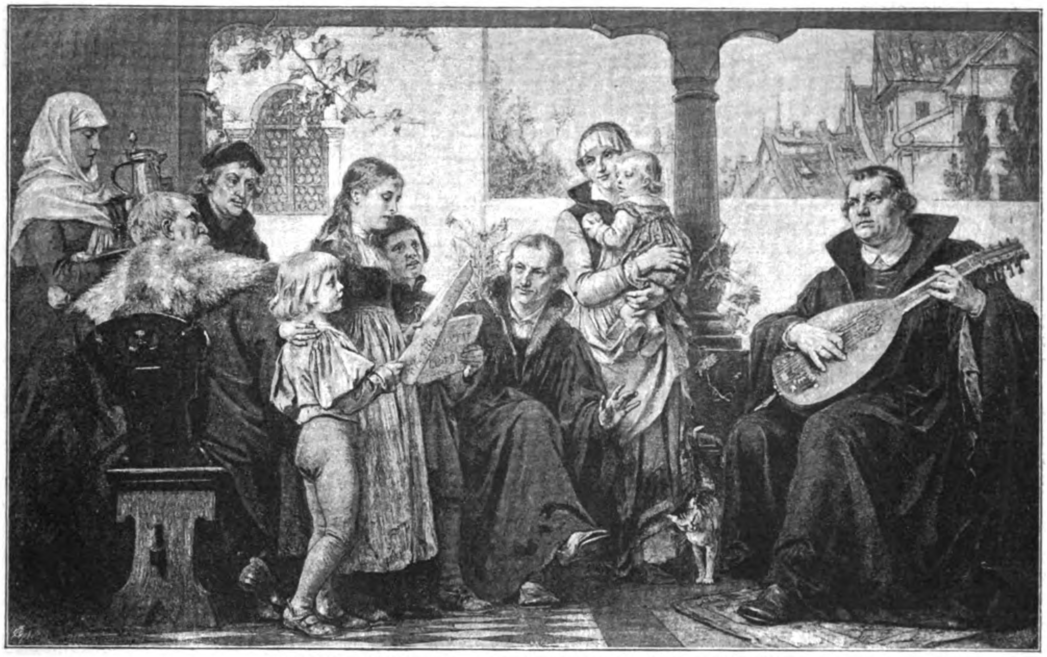


Ernſt Hildebrands Reformationsbilder: Luther als Chorknabe.

niſſen. In herber Erinnerung an ſeine Jugend bekannte er als gereifter Mann: die Lehrer ſeien Tyrannen und Henker, die Schulen Kerker und Höllen geweſen, und trotz grauſamer Züchtigung, trotz Angſt und Jammer hätten die Kinder nichts gelernt. Schon in ſeinen erſten, ganz neues Licht verbreitenden Schriften, auch in dem berühmten Sendſchreiben, betonte er die Errichtung chriſtlicher Schulen, ein Mahnwort, das in den Städten auf guten Boden fiel. Allerdings waren es zunächſt lateiniſche Schulen, Vorbereitungsanſtalten für den Gelehrtenſtand, aber die deutſche Schule folgte doch nach, und für ſie ſchrieb Luther jenes unſchätzbare, unübertroffene Werk, das Ranke als „ebenſo kindlich wie tiefſinnig, ſo faßlich wie unergründlich“ bezeichnet hat, den Katechismus. Liegt nun im ſtaatlichen Leben auch der Schwerpunkt auf der Volksſchule, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß Luther und ſeine Kampfgenoſſen auch dringend der in evangeliſchem Geiſte

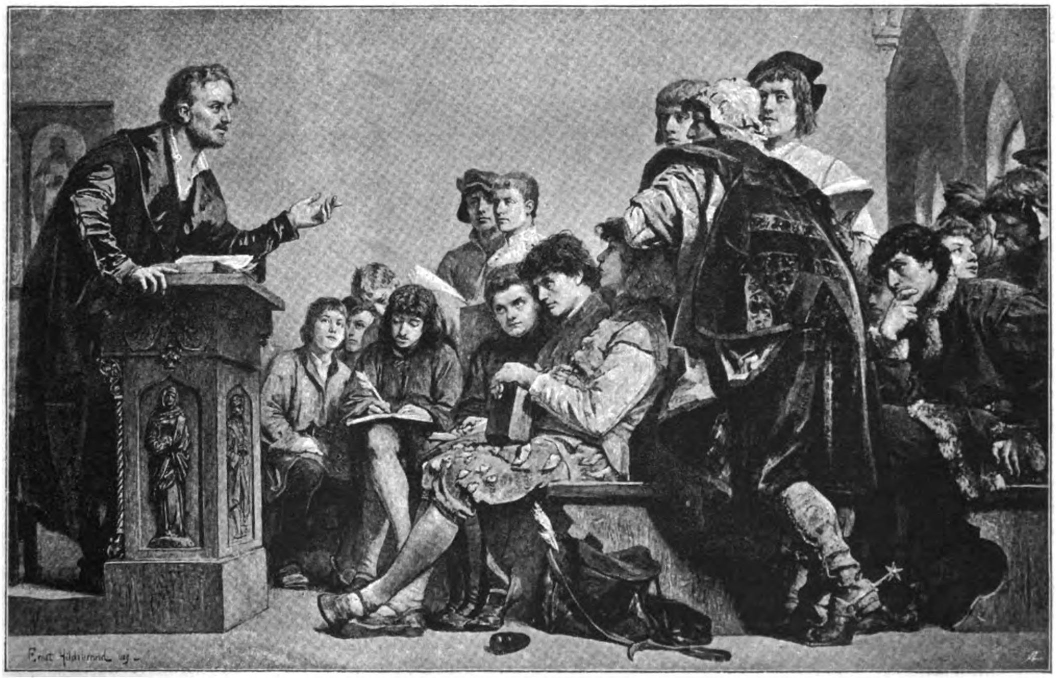


Ernſt Hildebrands Reformationsbilder: Reichstag zu Worms.



Ernſt Hildebrands Reformationsbilder: Luther im Kreiſe ſeiner Familie.

geleiteten Gelehrtenſchule bedurften, um neue Mithelfer am Glaubenswerke heranzubilden. Wie um jene Zeit, da die Wittenberger Nachtigall ihre erſten Schläge ertönen ließ, ſolch eine Gelehrtenſchule ſelbſt in einer reichen Handelsſtadt ausgeſehen hat, davon erhalten wir durch den vierten Band von Guſtav Freytags „Ahnen,“ durch „Marcus König“ eine Vorſtellung. Auf unſerm Bilde erſcheinen nun die Verhältniſſe bereits geklärt. Es ſind nicht mehr Groß und Klein durcheinandergewürfelt, wenngleich die Altersunterſchiede der Schüler noch weiten Spielraum laſſen, vom fünfzehnjährigen Knaben bis zum Jüngling, der ſchon Wehr und Waffen trägt. Stand und Rang ſind gegenüber dem Lehrer — kein geringerer denn Philipp Melanchthon — aufgehoben. Neben dem Sohne des ſchlichten Bürgers gewahren wir den Sproſſen des reichen Patrizierhauſes, und ſogar ein vornehmer Junker hat ſich, geſtiefelt und geſpornt, als Hörer eingeſtellt. Sie alle ver-



Ernſt Hildebrands Reformationsbilder: Gelehrtenſchule.

nehmen die gleiche Lehre, die gleiche Weisheit, und mag auch der Präceptor Germaniae, wie mit Stolz die Zeitgenoſſen den Sohn des pfälziſchen Waffenſchmiedes nannten, ſeine Unterweiſungen in das Gewand der klaſſiſchen Latinität kleiden, es iſt doch ein neuer Geiſt, der daraus hervorleuchtet, der Geiſt des reinen Glaubens, der im deutſchen Volkstum ſeinen Nährboden ſuchte und fand. Der Sohn des Waffenſchmiedes von Bretten wich nicht weit ab von der Kunſt des Vaters; er ſchmiedete auch Waffen, ſolche des Geiſtes.

Wittenberg wurde die Hochſchule der reinen Lehre, und von ihr gingen die Sendboten aus, die überall durch das Reich die neue frohe Botſchaft verkündeten. Sie fand ihre hartnäckigen Feinde und zählt deren bis auf den heutigen Tag, aber aller Anfechtung trotzt die unerſchütterliche Zuverſicht: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn.“

Adolf Schmitthenners „Pſyche.“

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

Daß die illuſtrierten Familienblätter einen großen Einfluß auf die deutſche Romanlitteratur der Gegenwart ausgeübt haben, und daß dieſer Einfluß nicht nach jeder Richtung hin ein günſtiger geweſen iſt, kann auch in einem Familienblatt nicht geleugnet werden. So gewiß auch von einem Familienblattroman dasſelbe gilt, was man von Jugenderzählungen und Volksſchriften zu ſagen pflegt — daß der beſte nämlich gerade gut genug iſt — ebenſo gewiß kann auch der beſte Roman, nicht nur litterariſch, ſondern auch mit dem Maßſtabe ſittlichen Ernſtes gemeſſen der beſte, für ein Familienblatt durchaus ungeeignet ſein. Da aber das Familienblatt gegenwärtig vielen Leſern die einzige Verbindung mit der litterariſchen Produktion der Gegenwart aufrecht erhält, ſo bleibt dem Autor eines ſolchen Romans in den meiſten Fällen ein großer Kreis von Leſern verſchloſſen, auf den er mit Recht rechnen können ſollte. Ein ſolcher Autor iſt **Adolf Schmitthenner**, ein Roman dieſer Art ſeine eben im Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig, erſchienene Erzählung „**Pſyche**“ (eleg. geb. Mk. 5.). Der Stoff würde dieſen Roman zur Veröffentlichung in einem Familienblatt ganz ungeeignet erſcheinen laſſen, aber die Behandlung des Stoffes macht es dem Familienblatt zur Pflicht, ſeinen Leſern von dem Erſcheinen des Werkes und von ſeiner Bedeutung Mitteilung zu machen. „Pſyche“ iſt ein Mädchen aus dem Volke, ein Mädchen zwiſchen Kind und Jungfrau, ein vaterloſes Kind. Eliſabeth Schmidts Mutter bringt ſich kümmerlich als Waſchfrau durch, Arbeit und Sorgen haben ihr Herz zu kleinlichem Egoismus verhärtet, den Fehltritt ihrer Jugend glaubt ſie mit einer unempfundenen Lippenfrömmigkeit längſt abgebüßt zu haben. Für ihr heranwachſendes Kind hat ſie weder Verſtändnis noch Liebe; ſie ſieht in der Tochter nur den Eſſer mehr an ihrem dürftigen Tiſch, einen Vogel im Neſte, der ausfliegen und nicht mehr zurückkehren wird, ſobald ihm die Schwingen ſtark genug ſind, ſich ſelbſt Atzung zu ſuchen. So lange ſie ihre Tochter noch hat, ſucht ſie dieſelbe nach Kräften auszunützen — Eliſabeth iſt Chortänzerin am Hoftheater, trotzdem ſie noch ein Kind iſt, noch in die Schule geht und den Konfirmandenunterricht beſucht. Die Mutter weiß, welchen erhöhten Gefahren die Tochter damit ausgeſetzt iſt, aber ſie ſagt ſich, unterliegen wird ſie dieſen Gefahren doch einmal früher oder ſpäter, wie du ſelbſt ihnen erlegen biſt, daran kannſt du nichts ändern, und jetzt bringt ſie dir wenigſtens jeden Monat ein paar Groſchen nach Hauſe und kauft ſich Kleidung und Schuhwerk ſelbſt. In dieſer Umgebung iſt Pſyche aufgewachſen, und trotzdem iſt ihre Seele rein geblieben; mit der Sicherheit einer Schlafwandelnden ſchreitet ſie an dem Rande des Abgrundes hin, der ſich vor ihr öffnet. Da läßt eine Reihe von Fügungen die Mutter, den Konfirmationsgeiſtlichen, die Lehrer des Mädchens glauben, daß ſie bereits eine Verlorene ſei, eines jener bedauernswerten jugendlichen Opfer der Großſtadt. Pſyche aber ahnt kaum, was man von ihr glaubt, ſondern meint, alle Verachtung, die man ihr plötzlich zeigt, rühre davon her, daß der Geiſtliche erfahren habe, ſie tanze am Hoftheater, und daß er ſie deshalb nicht konfirmieren werde. Der Sohn jenes Geiſtlichen ſelbſt iſt es, der Eliſabeth, ohne ſein Verſchulden, in den ſchmählichen Verdacht gebracht hat; ein Jüngling, rein wie ſie, der Pſyche zum erſtenmal im Hauſe ſeines Vaters geſehen hat, als ſie dort eintrat, um dem Geiſtlichen von ihren Erſparniſſen das Geld zurückzuerſtatten, das die Mutter für das Konfirmationskleid ihrer Tochter von ihm erbettelt hat. In dem jungen Einjährigen, der bis dahin nur der überſchwängliche Schönheitsſchwärmer geweſen, keimt ſchüchtern die erſte bewußte Liebe empor, und unter dem ſtrahlenden Blick ſeines Auges reift Eliſabeth, das Kind, zur ſcheuen Jungfrau. Auch von ihm glaubt ſie ſich verachtet, weil ſie Tänzerin iſt, und ſie ſucht deshalb ihr Verhältnis zum Hoftheater zu löſen. Das gelingt ihr nicht; niemand verſteht ſie, weil ſie den einen als eine Verlorene gilt, die anderen an den Ernſt ihrer Selbſtpeinigung um des Grundes willen, den ſie ſelbſt dafür angibt, nicht glauben mögen. So beſchließt ſie, die Achtung, und was ihr als Beweis der wiedergewonnenen Achtung gilt, die Konfirmation, zu erzwingen. Wenn ſie beim Tanz verunglückt, rechnet ſie, muß der Theaterintendant ſie vor Ablauf ihres Kontraktes entlaſſen; iſt ſie nicht mehr Tänzerin, ſo kann ſich der Geiſtliche nicht länger weigern, ſie einzuſegnen. Ein neues Ballet gibt ihr Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen; ſie braucht nur die Vorſichtsmaßregeln bei einem ſcheinbaren Sprung von dem Altan eines Schloſſes in die Fluten des Meeres außer acht zu laſſen, um eines Arm- oder Beinbruchs ſicher zu ſein. Aber der Sprung iſt gefährlicher, als ſie angenommen hat — ſie liegt zerſchmettert am Boden. Der Sohn des Geiſtlichen iſt Zeuge des Unglücks geweſen; er holt ſeinen Vater herbei, um den letzten Wunſch der Sterbenden, konfirmiert zu werden, zu erfüllen. Mit dem Segen des Geiſtlichen, in den Armen ſeines Sohnes und unter dem Geſtändnis ſeiner Liebe, ringt ſich Pſyche aus allen irdiſchen Banden und Gefahren los und ſchwingt ſich befreit zum Himmel empor. — Adolf Schmitthenner iſt in der Form ſeines Schaffens durchaus Realiſt, und er ſteht den realiſtiſchen Dichtern der Gegenwart, die ſich ſo viel auf ihren Realismus zu gute thun, in bezug auf Kraft und Wahrheit der Schilderung, weit voran. Nicht nur in bezug auf innerliche Wahrheit, auf Seelenmalerei, ſondern auch auf die äußerliche. Wie Schmitthenner die Häuslichkeit der Waſchfrau Schmidt ſchildert, das iſt geradezu vorbildlich für alle realiſtiſche Malerei, die auch dem leiſeſten Idealiſieren aus dem Wege gehen will. Aber Schmitthenners Feder ſteht nicht nur im Dienſte dieſes Realismus, ſondern auch im Dienſte einer chriſtlichen Weltanſchauung, und in allererſter Linie wird ſie von ſittlichem Ernſt geführt. Ihm iſt es nicht darum zu thun, die armen, elenden vier Wände der Waſchfrau Schmidt zu ſchildern, ſondern zu beweiſen, daß die Pſyche dieſelbe iſt, in welcher äußeren Umgebung ſie ſich auch entwickelt. Der Schmutz haftet nicht an ihr, ſolange ſie nicht wiſſend iſt, und das zu zeigen, mußte auch der Schmutz gezeichnet werden. Daraus ergibt ſich ein künſtleriſcher Kontraſt, und ein ſolcher Kontraſt iſt gleichbedeutend mit künſtleriſcher Wirkung. Ein Autor im gewöhnlichen Sinne der realiſtiſchen Schule würde entweder Pſyche einem banalen und höchſt unwahrſcheinlichen Eheglück an der Seite des Paſtorſohnes entgegengeführt haben, oder er hätte ſie in dem Sumpfe umkommen laſſen, in dem ſie aufgewachſen iſt. Das letztere wäre ein Schluß im Sinne der Alltagswirklichkeit geweſen, der erſtere hätte gewiß dem Behagen des Durchſchnittsromanleſers mehr entſprochen. Dichteriſch, alſo vom Standpunkt der höchſten Wahrheit, die auch die chriſtliche iſt, hat nur Schmitthenners Schluß eine Berechtigung. Pſyche ſtirbt im Vollbewußtſein höchſten irdiſchen Glückes und im feſten Kinderglauben an den Erlöſer — dieſer Tod iſt nicht ein Verſtoß gegen die poetiſche Gerechtigkeit, auch keiner gegen die Wirklichkeit, ſondern die Befreiung einer Seele, die reif iſt. Und der Paſtorſohn hat recht, wenn er nach Jahren die Tote in Erinnerung „glückſelige Pſyche“ nennt. Freilich iſt es ein Schluß, der den Leſer erſchüttert, und es iſt nicht der einzige Teil des Buches, der ihn härter anpackt, als manchem lieb ſein mag. Die Wahrheit iſt nicht immer erfreulich, und wenn ſie nicht nur um ihrer ſelbſt, ſondern um noch höherer Zwecke willen geſagt wird, ſo ſchlägt ſie mit doppelter Wucht. Es iſt keine ſogenannte große Schuld, der Pſyche zum Opfer fällt, ſondern lauter kleine ſogenannte menſchliche Schwächen, Sorgloſigkeiten, Mißverſtändniſſe, Nachläſſigkeiten, von denen niemand frei iſt — und doch häufen ſie ſich zu einem Felsblock, der ein Menſchenleben zerſchmettert. — Von einigen kleineren Novellen abgeſehen, iſt „Pſyche“ Adolf Schmitthenners erſtes Werk. Der Autor lebt als Geiſtlicher in einem kleinen Orte des Großherzogtums Baden. Er erweiſt ſich in dieſem Roman als ein Seelenkenner und ein Schilderer allererſten Ranges, als ein Dichter von außerordentlicher Kraft und ganz ungewöhnlicher Eigenart. Und daß er ein „Realiſt“ iſt, mag ihm als ein beſonderer Vorzug angerechnet werden; denn er beweiſt, daß man künſtleriſch in der erſten Reihe der Realiſten ſtehen kann, ohne daß man deshalb Chriſtentum und Moral anzufeinden oder zu verleugnen nötig hat.

Familientiſch und Spielecke.

Nach dem Gewitter.

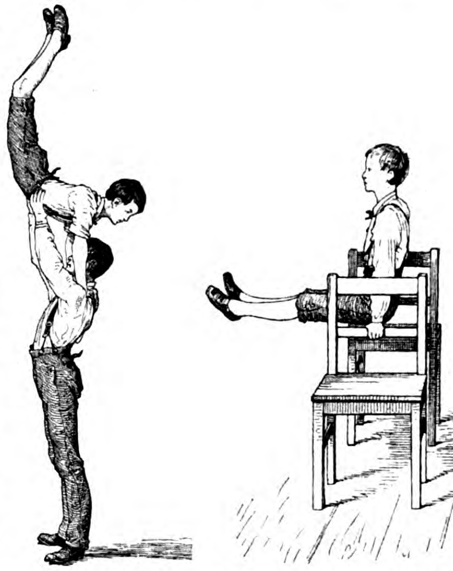
(Zu dem Bilde auf S. 117.)

„Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl,“ diesmal hat er gezündet, und die hellen Flammen lodern aus den Dächern des im Hintergrunde ſichtbaren Dorfes. Das Gewitter iſt vorüber, am Himmel jagen die Wolken, und ſchon bricht die Sonne wieder leuchtend hervor. Die Feldarbeiter aber gehen noch nicht wieder an ihre Thätigkeit; das Schauſpiel des Brandes in weiter Ferne feſſelt ſie, und wenn es ihnen auch nicht möglich iſt, zu Hilfe zu eilen — ſie würden zu ſpät kommen — ſo können ſie doch ihre Augen nicht abwenden. Der ſeine Herde in die Hürde führende Schafhirt ſchreitet rüſtiger aus, um möglichſt ſchnell die Höhe zu gewinnen, die ihm den freiſten Überblick nach der Brandſtätte gewährt, — das landſchaftliche Motiv des Bildes des Düſſeldorfer Malers Hugo Mühlig wird belebt durch eine reiche und der Situation entſprechende Staffage, die dem Beſchauer ein lebhaftes Intereſſe abnötigt.

Ein nützliches Weihnachtsbuch für Knaben.

Es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß für die übermäßigen Anforderungen, welche die Schule an die Körperkräfte unſerer Kinder ſtellt, ein Gegengewicht geſchaffen werden muß. Daß ſich die Forderungen der Schule in abſehbarer Zeit vermindern, wie viele Eltern und auch berufsmäßige Pädagogen es wünſchen, iſt kaum anzunehmen; es iſt nicht einmal wahrſcheinlich, daß es überhaupt geſchehen wird. Denn die Schule iſt nicht um der Schule willen da, und die erhöhten Anforderungen, welche die Zeit an das Wiſſen des einzelnen ſtellt, laſſen ſich nicht mehr zurückſchrauben. Sollte die Schule wirklich auf einigen Gebieten ihre Forderungen einſchränken, ſo würde das ſicher nur geſchehen, um ſie auf anderen zu erhöhen — die vieldiskutierte Schulreform würde den Kindern zweifellos keine Arbeitsentlaſtung bringen. Da gilt es, auf anderem Wege Rat zu ſchaffen, und es gibt dazu nur ein Mittel, das iſt, die Widerſtandsfähigkeit des Körpers und ſeine Kräfte nach Möglichkeit zu erhöhen. Die Schule ſelbſt hat das anerkannt, und ſie bemüht ſich, durch Turnſtunden den üblen Einfluß zu paralyſieren, den eine Reihe von ſitzend hinter den Büchern verbrachter Stunden auf den unentwickelten Körper ausüben muß. Aber eine Turnſtunde iſt auch eine Schulſtunde, und es iſt nur eine im Verhältnis zu vielen anderen. Man darf ihren Nutzen nicht unterſchätzen, aber ſicher reicht er nicht aus. Und ob er immer geeignet iſt, den Knaben Luſt und Liebe zur Sache beizubringen, mag dahingeſtellt bleiben, — Thatſache iſt, daß eine unverhältnismäßig große Anzahl von durchaus nicht verzärtelten Knaben zwiſchen einer Turnſtunde und einer Schulſtunde keinen Unterſchied macht, daß ſie ihren Zwang gleich läſtig empfinden. „Luſt und Liebe zu einem Dinge macht jede Arbeit und Mühe geringe“ — unentbehrlich aber ſind ſie, wo es ſich um die Überwindung körperlicher Schwierigkeiten handelt. Luſt und Liebe für das Turnen und jede Art körperſtärkender Übung zu wecken, macht ſich „Des deutſchen Knaben Turn-, Spiel- und Sportbuch“ von Schuldirektor E. Barth und Turnlehrer L. Schützer zur Aufgabe, das, mit zahlreichen Abbildungen ausgeſtattet, von deren praktiſchem Nutzen ſich die Leſer durch die beigegebenen Abbildungen überzeugen mögen, bei Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig (eleg. geb. 6 M.), erſchienen iſt. Ein Buch, das niemals den Zweck aus dem Auge verliert, daß es praktiſcher Anleitung dienen ſoll und doch ſo vortrefflich angeordnet iſt, daß es den Knaben von dem leichten Anfang unmerklich zu ernſter Kraftbethätigung hinüberleitet, und ſo friſch geſchrieben, daß es nicht nur ſicher iſt, geleſen zu werden, ſondern auch wirklicher Anregung zu dienen. Die Verfaſſer haben ihren Stoff in zwei Teile geteilt, in ſolche Übungen, die ſich nicht nur im Freien, ſondern auch im Zimmer vornehmen laſſen, und in ſolche, die nur im Freien ausgeführt werden können. Sie beginnen naturgemäß mit den Freiübungen, deren Wert leider von den Eltern, die ſie bequem leiten können und ſollten, immer noch viel zu wenig anerkannt iſt. Es folgen Stabübungen und Gewehrgriffe, Hantelübungen, Keulenübungen, das Fechten, Übungen an den Schaukelringen, am Schaukelreck, am Barren und am feſtſtehenden Reck, alſo im weſentlichen alle Fecht- und Turnübungen mit Ausnahme des Springens. Beſorgte Hausfrauen mag es nicht ängſtlich machen, daß dazwiſchen auch ein Kapitel läuft, das ſich mit der „Verwendung und Benutzung von Hausgeräten zu turneriſchen Übungen“ beſchäftigt. Wie die Abbildung zeigt, ſind darunter nur handfeſte Stühle zu verſtehen, an welche Kinder immer gewöhnt ſein ſollten. Der zweite Teil zieht neben dem Springen und Klettern eine Reihe von Spielen und knabenſportlichen Vergnügungen in den Bereich ſeiner Betrachtungen, Ballſpiele und Wettkampfſpiele, Werfen und Schießen, Baden und Schwimmen, Rudern und Segeln, Schlittſchuhlaufen, Eisſegeln und Radfahren. Es erſcheint als ein beſonderer Vorzug des Buches, daß es ſich nicht nur an den einzelnen Knaben wendet, ſondern auch den Umſtand berückſichtigt, daß die meiſten Knaben es lieben, wie Taubenſchwärme zuſammenzuhalten. Wenn ſie dann, ſtatt dumme Streiche auszuhecken, ſich zu gemeinſamen Spielen vereinen, die ihre Körperkraft ſtählen, ihre Gewandtheit fördern und ihre Geiſtesgegenwart wecken, ſo haben nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch die Eltern, denen das körperliche und geiſtige Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, den Vorteil davon.

O. Pr.



Aus: „Des deutſchen Knaben Turn-, Spiel- und Sportbuch.“

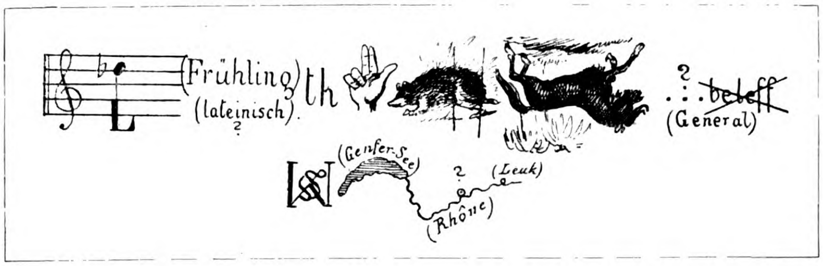
Ärztliche Plaudereien.

Von Dr. Cl.

II. Die Geſundheitsſchädlichkeit der Kirchhöfe.

Der Haß gegen alle Erſcheinungsformen chriſtlichen Lebens ſucht ſich auf jede Weiſe Geltung zu verſchaffen; kann er dem Chriſtentum nicht auf geradem Wege beikommen, ſo ſucht er der chriſtlichen Sitte und dem religiöſen Gefühl Abbruch zu thun, ſo viel wie nur immer möglich. Dem Materialiſten von heute, dem der Glaube des Chriſten an die Unſterblichkeit der Seele ebenſo wie jede Erinnerung an den Tod ein Greuel iſt, iſt nichts ſo zuwider, wie der tägliche Anblick des chriſtlichen Kirchhofes. Es wurde daher ſchon ſeit langer Zeit unter dem Deckmantel der Wiſſenſchaftlichkeit der Kirchhof als „eine Gefahr für die Geſundheit der Lebenden“ verdächtigt und die Verlegung der Kirchhöfe weit außerhalb der Städte verlangt, unter Verſchweigung der wahren Gründe, die man nicht durfte laut werden laſſen, weil man da auf einen unüberwindlichen Widerſtand geſtoßen wäre. Es gab denn auch Leute genug, die ſich durch jenes Schlagwort hinters Licht führen ließen. So war endlich die nötige Stimmung gemacht, und die Gottesäcker wurden 1—2 Stunden hinaus vor die Städte in wüſte Einöden verlegt. Bei der Gelegenheit wurden ſie ihres religiöſen Charakters entkleidet und in gemeinſame „Begräbnisplätze“ für jedermann verwandelt: Proteſtanten und Katholiken, Selbſtmörder und Atheiſten und Heiden aller Art;

Bilderrätſel.



1. Wechſelrätſel.

Der Väter Burg mein Stammwort gleicht,
Wo manchmal noch zuſammen tagen,
Die alle ihren Namen tragen.

Das gleiche Wappen jeder zeigt:
Der Ein, der reich an Geiſtesſchätzen;
Der Aus, der weiß, uns zu ergötzen;
Der Rück, der ſtets ſich ſchmiegen muß;
Der Um, der klug ſich weiß zu ſchicken;
Der Vor, der ſich nicht läßt umſtricken:

Sie kamen all mit ſchönſtem Gruß,
Die Rätſelnuß uns aufzupacken,
Wenn wir nicht vorziehn, ſie zu knacken.
Pf. J.

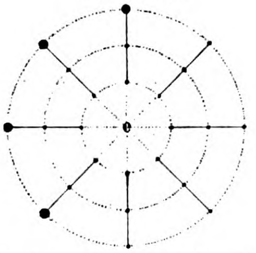
2. Dreiſilbige Scharade.

Sprich, kennſt du den Verein,
Wo Aufnahme nur findet,
Wer durch ſein Wort ſich bindet,
Die letzten Zwei zu ſein?

Wer die zwei Letzten lebt,
Wird ſicher nicht verkennen,
Daß ſchön die Eins zu nennen,
Nach welcher man dort ſtrebt;

Denn die zwei Letzten ſein,
Das lernſt du bald verſtehen,
Iſt für dein Wohlergehen
Das Ganze nicht allein. Fr. St.

3. Kreisrätſel.



Jeder der 24 Punkte der Figur iſt durch einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß die vier Durchmeſſer bekannte Namen von je ſieben Buchſtaben mit dem gemeinſamen Mittellaut e ergeben.

Die vier Wörter bezeichnen: 1. Eine der neun Muſen, 2. einen Schlachtort in Italien, 3. eine Stadt in Schleswig-Holſtein, 4. einen Namen, bekannt aus der griechiſchen Mythologie.

Sind die richtigen vier Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen berühmten Paſcha.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

aber wunderbar: das auserwählte Volk der Juden behielt nach wie vor ſeine eignen Begräbnisplätze. Der Zweck war erreicht: der Friedhof war entchriſtlicht, und durch die große Entfernung der „Begräbnisplätze“ von der Stadt war auch die Mitwirkung des Geiſtlichen, die Pflege der Gräber lieber Verſtorbener und überhaupt faſt jeder Verkehr mit dem Begräbnisplatz (wie öde klingt das Wort!) unmöglich gemacht. Aber das war vielen noch nicht genug. Es begann die Agitation für die unſinnige und undurchführbare Verbrennung der Leichen. Auch ſie ſollte — eingeſtandenermaßen — nichts weiter ſein, als ein Sturmbock gegen ein ungemein zäh feſtgehaltenes Stück altchriſtlicher Sitte. Indes will trotz allen heißen Bemühens „die große Sache“ nicht recht vorwärts. Vorläufig laſſen ſich nur die Herren Atheiſten verbrennen.

Dies alles tritt einem wieder beſonders lebhaft vor die Augen beim Durchleſen eines Vortrages, den Dr. Petri-Berlin in der hygieiniſchen Abteilung des X. internationalen mediziniſchen Kongreſſes in Berlin gehalten hat. Sein Thema lautete — die Form der Frage iſt ſehr kennzeichnend —: „Sind die über die geſundheitswidrigen Einflüſſe von Begräbnisplätzen beſtehenden Anſichten noch, eventuell wie weit haltbar?“ — Der Vortragende bezeichnet gleich eingangs die Frage als eine „begrabene,“ abgethane. Die Bakteriologie ſchien die Sache in ein neues Licht zu rücken. Es wurde von Epidemieen berichtet, die von Kirchhöfen ihren Ausgangspunkt gehabt haben ſollten und der Sache ein „bakteriologiſches Mäntelchen umgehängt.“ Sehr ausführliche Unterſuchungen des kaiſerlichen Geſundheitsamtes kommen aber übereinſtimmend zu dem Ergebnis, daß die Krankheitserreger ſtets in den beerdigten Leichen abſterben, noch bevor der Verweſungsprozeß beendet iſt; die ungefährlichen Fäulnisbakterien allein bleiben zurück. Die Keime der ſogenannten anſteckenden Krankheiten, ſelbſt die widerſtandsfähigſten, gehen alſo im Lauf von wenigen Wochen zu Grunde. Vor dem Abſterben haben die Keime keine Gelegenheit, in das Grundwaſſer oder gar in die Luft zu gelangen. Die chemiſchen Zerſetzungsſtoffe werden durch den Boden unſchädlich gemacht und, ſelbſt wenn ſie in das Grundwaſſer gelangen, ſo verdünnt, daß ſie gänzlich unwirkſam werden. Der Leichengeruch iſt, wenn er überhaupt vorhanden iſt, gänzlich ungefährlich — der ordnungsmäßige Betrieb der Begräbnisſtätten genüge allen Anforderungen der Hygieine, ſo daß an demſelben feſtzuhalten ſei. Die Feuerbeſtattung biete gar keine beſonderen Vorzüge. Soweit der Vortrag. Jetzt, wo der Sieg gewonnen iſt, darf man ja ruhig die Maske, hinter der man gegen eine altehrwürdige Geſtaltung chriſtlichen Lebens gekämpft hat, beiſeite legen. Aber es gibt doch noch kleinere Orte, wo der Kampf noch tobt und wo man dieſen Vortrag noch als willkommene Waffe benutzen kann.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 7.

Bilderrätſel.

Große Thaten gehen unter, große Ideen ſind unſterblich.

Schlüſſel zum Königszug.

			29	27	26	24			
			30	28	25	23			
	33	32	31	70	69	22	21	20	
	35	34	73	68	71	66	19	18	
	36	37	74	72	67	65	16	17	
	38	39	76	75	64	63	14	15	
			40	77	62	13			
			78	41	12	61			
46	44	48	42	79	60	11	5	9	7
45	47	43	49	59	80	4	10	6	8
55	56	52	58	50	3	81	1	83	84
54	53	57	51			2	82	86	85

Auflöſung des Königszugs.

O, daß ſo ſchnell vergänglich alle Pracht!
Daß, wie ſie kam, ſie hingeht über Nacht!
Daß, was erſchloſſen eben erſt genießt,
Der Sonne Licht, ſo bald ſich wieder ſchließt!
Man möchte, Frühling, zu dir ſagen: Eile
Nicht gar ſo ſehr, hier noch und dort verweile!
Halt noch zurück mit deinem Schatz, verſchwende,
Ihn nicht ſo raſch, zu bald kommt ſonſt das
Ende! Trojan.

1. Rätſelfrage.

Durch Umſtellung der Buchſtaben, aus denen die fünf Wörter: Stinde, Ziel, Dienſt, Menge, Eſche beſtehen, erhält man:

„Des Menſchen Engel iſt die Zeit.“

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Schlacht bei Wörth 6./8. 1870.

3. Ergänzungsaufgabe.

Actuar
Fortuna
Mantua
Sculpturen
Tetuan
Conturen
Futurum
Portugal
Statue
Titurel
Etude
Gratulant
Portulak
Statuten
Torturen
Factura
Kutuſow
Poſtulat
Tartufe
Virtuos.

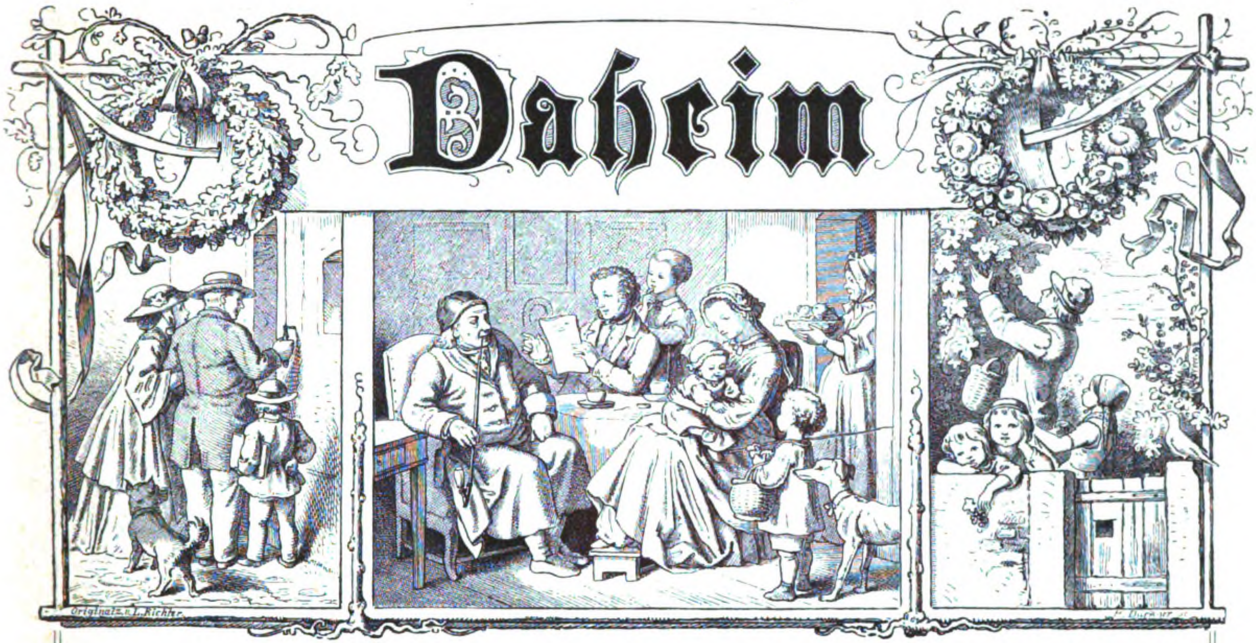
Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Friedrich Rückert. Gedicht von Wilhelm Preger. — Kriegsgefangen im Frieden. Eine Manövergeſchichte von O. v. W. — Ernſt Hildebrands Reformationsbilder. Von Fr. Colberg. Mit fünf Illuſtr. und einem Porträt. — Adolf Schmitthenners „Pſyche.“ Beſprochen von Otto Preuß. — Familientiſch und Spielecke. Nach dem Gewitter. Zu dem Gemälde von Hugo Mühlig. — Ein nützliches Weihnachtsbuch für Knaben. Mit zwei Illuſtr. — Ärztliche Plaudereien. Von Dr. Cl.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 29. November 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 9.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der größere Teil der Arbeiter, alle diejenigen, welche nicht durch eine zahlreiche Familie oder das Alter von der langjährigen Brotſtellung abhängig waren, antworteten auf die Herabſetzung der Löhne mit ihrer Kündigung. Sie wußten, daß es noch für einen Empfehlungsbrief galt, jahrelang in der Raupachſchen Offizin thätig geweſen zu ſein, und daß es ihnen nicht ſchwer fallen würde, einen billiger denkenden Brotherrn zu finden. Derjenigen, welche blieben, bemächtigte ſich dennoch Groll und Unzufriedenheit, und die von Wilberg Neuengagierten kamen ohne jedes Gefühl feſter Zuſammengehörigkeit, welches der frühere Beſitzer der Druckerei ſeinen Arbeitern einzuflößen verſtanden hatte. Sie brachten in die Setzerſäle und Maſchinenräume einen aufreizenden, widerſpenſtigen Ton mit, deſſen Wilberg nur ſchwer Herr werden konnte und unter dem die Arbeit zu leiden hatte. Von alledem wurde Reichenſtein wenig gewahr; ihn befriedigte es, daß der Beſitzwechſel die der altrenommierten Firma zugehenden Aufträge nur wenig verringert hatte, und daß die Druckerei mit weſentlich beſchränkten Ausgaben arbeitete. Aber Wilberg wurde die Freude an ſeiner verbeſſerten Stellung durch die unaufhörlichen Differenzen mit den Angeſtellten vergällt, bei denen er ſich gezwungen ſah, das Intereſſe des Bankiers zu vertreten, während er das Recht auf Seiten der Gedrückten ſah. Er würde nicht gezögert haben, dieſem peinigenden Konflikt durch die Kündigung ſeiner Stellung aus dem Wege zu gehen, wenn er nicht gefürchtet hätte, ſeine Vereinigung mit Kathinka zu verzögern, und wenn er nicht gewiß geweſen wäre, als Nachfolger einen anderen zu ſehen, der mit weniger gutem Willen das Reichenſteinſche Ausſaugungsſyſtem zu mildern ſich beſtreben würde.

Richard Wilberg hatte den Kopf voller Sorgen, die nicht ſeiner Perſon galten, und ſeine umdüſterte Stirne pflegte ſich erſt aufzuheitern, wenn Kathinka Meixen in ſein Kontorzimmer trat, um ihn zur Mittagszeit oder abends nach beendigten Arbeitsſtunden abzuholen. Sie hatte das früher nicht gethan, ſolange Wilberg in der blauen Arbeiterbluſe hinter dem Setzkaſten geſtanden. Aber ſeitdem er „Direktor“ der Druckerei, wie ſie ſich ausdrückte, geworden, war ſie ſtolz auf ihn und ſeine Stellung und zeigte ſich nicht ungern in den Arbeitsräumen. Auf dem gemeinſchaftlichen Heimwege hatte ſie außerdem Gelegenheit, ihren Bräutigam an den Auslagen der Schaufenſter auf die Anſprüche vorzubereiten, welche ſie an die Einrichtung ihrer Häuslichkeit ſtellen zu müſſen glaubte. Wilberg wies dieſe übertriebenen Anforderungen lachend zurück, als ob er ſie nicht für ernſthaft geſtellt halte, und ſuchte ſie allmählich an ſeine Anſicht zu gewöhnen, daß in einer mit dem Notwendigen begonnenen Häuslichkeit ſich ſpäter leicht das Nützliche und Überflüſſige nachſchaffen laſſe, während in einer das Überflüſſige bevorzugenden ſpäter ſich gar leicht der Mangel an dem Notwendigen einſtelle.

Kathinka Meixen beabſichtigte, ihren Bräutigam heute davon ernſtlich zu überzeugen, daß eine angenehme Häuslichkeit ohne ein Nußbaumbüffett, wie ſie es in einer der Möbelauslagen, an denen ſie vorüber mußten, geſehen, unmöglich ſei, und ſie hatte ſich zu dieſem Zweck beſonders ſchön gemacht, da ſie wohl wußte, welchen Eindruck ihre äußere Erſcheinung auf Wilberg hervorrief. Ihr Charakter und Geſchmack bedingten es, daß ſie immer, wenn ſie beſondere Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt hatte, auch beſonders herausfordernd erſchien, und es konnte nicht wunder nehmen, daß die ihr auf dem Wege nach der Offizin in der Friedrichſtraße begegnende Herrenwelt ſich mit einem Lächeln nach ihr umwandte oder einen ungenierten Blick unter den weißen, breitrandigen Strohhut mit der wallenden Straußenfeder ſandte.

Sie war harmlos genug, ſich durch dieſe Blicke in allem Ernſt geſchmeichelt zu fühlen und in dieſen aufdringlichen, vielbegehrenden Männeraugen nichts als den Triumph ihrer Schönheit zu leſen.

Kurz vor dem Hauſe, in deſſen Hintergebäuden ſich die ehemalige Raupachſche Druckerei befand, begegnete Kathinka dem Bankier Reichenſtein. Sein für ſchöne Frauenerſcheinungen ſehr empfängliches Auge wurde ſofort durch ihre Erſcheinung gefeſſelt, und Kathinka, welche wußte, wen ſie vor ſich hatte, da ihr Wilberg ſeinen neuen Prinzipal erſt vor wenigen Tagen in der an ihnen vorüberrollenden Equipage gezeigt hatte, konnte es nicht unterlaſſen, ſich nach dem Börſenbaron umzuwenden. Reichenſtein war mit Roſenthal, der ihn begleitete — er war als eine Art von Faktotum, das vor keinem, auch nicht dem erniedrigendſten Auftrage, zurückſchreckte, dem Bankier eine ſehr nützliche Perſönlichkeit geworden — vor einem Schaufenſter ſtehen geblieben, und als er die Bewegung Kathinkas, die ihm keineswegs eine Abweiſung zu enthalten ſchien, bemerkte, ſetzte er ſeinen Weg nicht fort, ſondern folgte dem auffallend gekleideten Mädchen, das ihm eine leichte Eroberung dünkte. Als er Kathinka in den Korridor und über den Hof des Hauſes, in deſſen Hintergebäuden ſich die ehemalige Raupachſche und jetzt des Bankiers eigne Druckerei befand, gehen ſah, ſchien es dem lebensluſtigen Witwer indeſſen angemeſſener, die Rekognoszierung nicht perſönlich fortzuſetzen. Es wäre ihm doch unangenehm geweſen, auf dieſer Jagd nach dem Glück einem ſeiner Arbeiter zu begegnen, und vor allen Dingen würde es ihm ſelbſt nicht leicht geworden ſein, etwas Näheres über die feſſelnde Erſcheinung zu erkunden, ohne ſich eine Blöße zu geben. Wozu hatte er auch Roſenthal, ſeinen Adjutanten, der ſchon bei manchem ſchwierigeren Auftrag ſich nicht nur zuverläſſig, ſondern auch ſchlau genug erwieſen hatte, um im Rahmen genau vorgeſchriebener Inſtruktionen das Menſchenmögliche zu leiſten. Eine Gêne brauchte er ſich dem jetzt gänzlich von ihm abhängigen Jugendfreunde gegenüber ja nicht aufzuerlegen.

Reichenſtein hatte in ſeinem Privatkontor noch nicht die Hälfte einer Cigarre in die Luft geblaſen, als Roſenthal von ſeinem Rekognoszierungsgange in die Setzerſäle ſchon wieder zurückkehrte und dem aufmerkſam zuhörenden Bankier Bericht erſtattete. Die Schöne ſei ein anſtändiges Mädchen, die Braut des Faktors Wilberg, ihr Vater ſei tot, und ſie wohne in dem Hauſe am Belle-Allianceplatz, in demſelben Hauſe mit ihrem Bräutigam, und lebe in ziemlich beſcheidenen Verhältniſſen. Die Erwähnung des Brautſtandes ſchien Reichenſtein nur wenig zu intereſſieren — Schwierigkeiten ſchienen ſich ihm durch dieſen Umſtand nicht zu erheben, aber als Roſenthal erwähnte, daß Kathinka Meixen mit ihrem Bräutigam in einem Hauſe wohne, wurde der Bankier nachdenklich. Er erinnerte ſich, ein Etwas in der Art und Weiſe ſeines Faktors Wilberg bemerkt zu haben, das auf Energie und Selbſtbewußtſein deutete, und das es dem Bankier nicht rätlich erſcheinen ließ, bei der Verfolgung ſeiner Abſichten demjenigen zu begegnen, welcher jedenfalls nicht gewillt war, ſeine legitimen Rechte auf das Mädchen abzutreten. Aber nach einer Minute Nachdenkens hatte Reichenſtein ein Mittel gefunden, auch dieſe Schwierigkeit zu heben und eine Annäherung an das Mädchen vorzubereiten, ohne ſich ſelbſt der Gefahr einer perſönlichen Begegnung mit Wilberg auf nicht ganz neutralem Boden auszuſetzen. Roſenthal zeigte ſich ebenſo aufmerkſam den ihm von Reichenſtein erteilten Inſtruktionen gegenüber als willig, die ihm zugedachte Rolle zu ſpielen, und nachdem der Bankier ſo die erſten Laufgräben eröffnet ſah, erhob er ſich, den unterbrochenen Geſchäftsgang, auf dem er ſich mit Roſenthal befunden, wieder aufzunehmen.

XII.

Es war eine Stunde vor Mittagszeit des nächſten Tages, als ſcharf und ſchrill die Glocke der Meixenſchen Wohnung gezogen wurde. Frau Meixen ſelbſt war in der Küche beſchäftigt, während Fräulein Kathinka ihre Arbeit, das Moderniſieren eines alten Kleides, unterbrochen hatte und die neueſte Tageschronik des „Berliner Tageblattes" ſtudierte. Sie befand ſich, wie immer, wenn ſie zu Hauſe war, noch im Negligee, deſſen Hauptbeſtandteile ein roter Flanellunterrock und eine weiß geweſene Nachtjacke mit Stickereibeſatz bildeten, während ihre ſchwarzen Haare die glättende Arbeit des Kammes augenſcheinlich ſeit dem Morgen vergeblich erwartet hatten. Trotzdem unterbrach die junge Dame bei dem erſten Tone der Klingel ſofort ihre intereſſante Lektüre, um an die Korridorthüre zu eilen. Freilich öffnete ſie dieſelbe vorſichtig zuerſt nur ſo weit, daß ſie den Einlaßbegehrenden erkennen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Als ſie ſich indeſſen überzeugt hatte, daß es nur ein jüdiſcher Hauſierer war, der von dem größeſten ſeiner Kartons ſchon den Deckel abgehoben hatte und mit bewunderswerter Zungengeläufigkeit dem „Fräulein" ſeine Waren anpries, vergrößerte ſie den Spalt um ein Beträchtliches ohne Rückſicht auf ihre Toilette, und indem ſie zugleich einen neugierigen Blick in ſeinen gefüllten Kaſten warf, erwiderte ſie ihm mürriſch, daß ſie nichts brauche. Der wandernde Handelsmann ließ ſich durch dieſen Beſcheid freilich nicht abſchrecken, ſondern empfand das weitere Öffnen der Thüre nur als eine Aufforderung, ſofort mit einem Fuße die Schwelle zu überſchreiten und ſeine Litanei von der Billigkeit ſeiner Waren, dem ſchlechten Geſchäftsgange und einer zahlreichen Familie mit beſcheidenem, aber nichtsdeſtoweniger eindringlichem und überzeugendem Tone weiter zu liſpeln. Verführeriſch ſchimmerten die blauen und roten Seidenkrawatten und das Gewoge weißer Spitzen durch das Halbdunkel des Korridors, und Frau Meixen brauchte kaum noch aus der Küchenthüre zu rufen: „So laß ihn doch herein, Kathinka! Wir müſſen ja nichts kaufen, wir können uns die Sachen ja nur anſehen," um dem Hauſierer das ſchon halb eroberte Terrain ganz zu erſchließen. Er hatte kaum die Stimme der „Frau Mutter" gehört, als er auch ſchon mit beiden Füßen im Korridor ſtand, um eine Sekunde ſpäter auf dem Tiſche des Wohnzimmers ſeine Schätze auszubreiten, während Kathinka die Waren auf ihre Dauerhaftigkeit prüfte, und Frau Meixen, in einem ähnlichen Negligee wie ihre Tochter, ſich eilfertig die Hände an ihrer Küchenſchürze trocknete, um ſobald als möglich an dieſer Beſchäftigung teilnehmen zu können.

Kathinka hatte am vergangenen Tage nur den Bankier Reichenſtein im Auge gehabt und ſeinen Begleiter keines Blickes gewürdigt. Aber ſelbſt wenn ſie auch dieſen genau betrachtet hätte, würde ſie in dem ſchäbig und ſchmutzig gekleideten Hauſierer doch kaum Herrn Roſenthal wieder erkannt haben, und wenn ihr wirklich eine Ähnlichkeit aufgefallen wäre, würde ſie doch die Identität der beiden Perſönlichkeiten für abſolut ausgeſchloſſen gehalten haben. Das abgetragene Koſtüm, in dem Salomon Roſenthal Jahre hindurch auf ſeinem Poſten in der Friedrichſtraße zum Ärger des Bankiers geſtanden hatte, war plötzlich wieder zu Ehren gekommen, und der Typus des Mannes hatte ſich, ſeitdem er in Reichenſteins Dienſten ein leichteres und reichlicheres Brot aß, doch nicht ſo viel verändert, als daß er in dieſem Koſtüm eine auffallende oder nur im geringſten unharmoniſche Erſcheinung abgegeben hätte.

Er bot ſeine Waren wirklich zu Schleuderpreiſen an, und wenn dieſe Preiſe auch an und für ſich nichts Wunderbares hatten, ſo war es doch wunderbar, daß die angeprieſenen Waren ihnen nicht entſprachen, ſondern von wirklich guter Qualität waren. Die Frauen mochten prüfen, ſoviel ſie wollten, ſie fanden die Farben echt, die Stoffe erſten Ranges, und am liebſten hätten ſie den ganzen Vorrat des billigen Mannes dabehalten, wenn der Beſtand ihrer Kaſſe einem ſo preiswerten Maſſenkauf nicht hinderlich geweſen wäre. Trotzdem blinzelte Frau Meixen ihrer Tochter zu, ihre Überraſchung nicht offenbar werden zu laſſen, und begann ein Feilſchen um Pfennige mit dem Hauſierer, auf das Roſenthal zum Schein mit allem Eifer ſeines Stammes und unter der in dieſem Falle nicht übertriebenen Beteuerung, daß er ſeine

Vorräte halb verſchenke, einging. Aber während die Frauen vollſtändig von ihrer Beſchäftigung in Anſpruch genommen wurden, überflog er mit aufmerkſamen Blicken die Einrichtung ihrer Wohnung und konſtruierte ſich aus dieſer und der Erſcheinung der beiden Damen ein Charakterbild der Perſönlichkeiten mit einem Scharfſinn, der ihn, wenn er ihn nicht nur jetzt im Auftrage Reichenſteins, ſondern früher auch dieſem ſelbſt gegenüber bewieſen hätte, jedenfalls vor traurigen Erfahrungen bewahrt haben würde. Roſenthal ſchloß aus dem ärmlichen Meublement, das einige Prunkſtücke, deren Zweck man nicht recht einſah, noch ärmlicher erſcheinen ließen, aus der herrſchenden Unordnung und dem Kontraſt, in dem die häusliche Erſcheinung Fräulein Kathinkas und ihrer Mutter zu dem auffallenden Promenadenſtaat der erſteren ſtand, daß Reichenſtein hier gebahnte Wege vorfand, und daß er am beſten that, ohne viele Umwege auf ſein Ziel loszugehen.

Frau Meixen und Kathinka hatten endlich ein ganzes Sortiment der „notwendigſten“ Überflüſſigkeiten beiſeite gelegt und waren ſchweren Herzens zu der Überzeugung gekommen, daß ihnen zwingende Gründe keine weiteren Einkäufe geſtatteten, trotz der Billigkeit der Waren und dieſer ſich vorausſichtlich nicht bald wieder ſo günſtig bietenden Gelegenheit. Man war handelseinig geworden, und Frau Meixen ſuchte nach ihrem Portemonnaie, von dem ſie glaubte, daß es in irgend einer Kleidertaſche ſtecken müſſe, während es auf dem Küchentiſche unter einem Wiſchlappen ein verſtecktes Plätzchen gefunden hatte. Den Moment ihrer Abweſenheit benutzte Roſenthal, um einen Karton mit einem Dutzend langſchäftiger Sarahhandſchuhe, von denen das Paar wenigſtens 7 Mark 50 Pfg. gekoſtet hatte, geöffnet in Fräulein Kathinkas Hand zu legen und ihr dabei mit einem ſüßen Lächeln zuzuflüſtern, der ſteinreiche Bankier Reichenſtein, der ſie geſtern in der Friedrichſtraße geſehen, habe gemeint, daß dieſe Handſchuhe keinen ſchöneren Platz finden könnten, als den an Fräulein Kathinkas Händen, und er laſſe ſie bitten, dieſes kleine Zeichen ſeiner Bewunderung als einen Beweis anzunehmen, welchen Eindruck ihre Schönheit auf ihn gemacht habe.

Das angenehme Erſtaunen, das ſich in Kathinkas derbſchönen Zügen malte, beruhigte Herrn Roſenthal ſo weit über die Sicherheit ſeiner Situation, daß er ſeinen für den Fall eines etwa notwendig werdenden beſchleunigten Rückzuges ſchon aufgenommenen und bereitgehaltenen Kram wieder beiſeite ſtellte. Auch als Frau Meixen eintrat, machte Kathinka keinerlei Anſtalten, das Danaergeſchenk vor der Mutter zu verbergen oder es zurückzuweiſen; ſie hatte die verſchiedenfarbigen Handſchuhe ſchon auf dem Tiſche ausgebreitet, und mit triumphierender Stimme erzählte ſie von der Aufmerkſamkeit des reichen Verehrers. Wußte ſie doch, daß ihre Mutter nicht gut anders zu empfinden fähig war als ſie ſelbſt, und hatte ihr dieſe doch noch am vergangenen Abend, als das Zuſammentreffen mit Reichenſtein den beiden Frauen Geſprächsſtoff für eine Stunde geliefert, mit einem Seufzer geſagt: „Ja, ſo ein Bankier oder Rentier, das wäre etwas Anderes wie der Schlucker, der Wilberg, deſſen Frauensleute vornehm thun und für Geld arbeiten.“

Frau Meixen war ſo angenehm überraſcht, daß ſie vollſtändig vergaß, zu welchem Zwecke ſie das endlich aufgefundene Portemonnaie in der Hand hielt.

„Das iſt ja ſehr aufmerkſam von dem Herrn Bankier,“ ſagte ſie mit einem unangenehmen Lächeln, während ſie an ihrem Arm die langen Schäfte der Handſchuhe maß. „Die Kathinka und ich, wir haben dieſelbe Hand, da wird er es wohl nicht übelnehmen, wenn ich ein Paar davon für mich behalte.“

„Im Gegenteil,“ verſicherte Herr Roſenthal, „Herr Reichenſtein wird ſehr erfreut ſein. Er hat es gewiß nur nicht gewagt, auch an die Frau Mutter zu denken. Aber wie er mir dieſe beiden Billets zum Viktoriatheater gegeben hat, hat er geſagt, das eine wäre für die Frau Mutter und das andere für das Fräulein Tochter, und er rechnete beſtimmt darauf, hat er geſagt, daß die beiden Damen für heute Abend noch nichts anderes vorhaben und ihm die Ehre erweiſen würden, hinzugehen.“

Während Roſenthal in einer ſchmierigen Brieftaſche ſuchte, ließen die „beiden Damen“ wie auf Kommando die Handſchuhe, mit denen ſie ſich noch immer angelegentlich beſchäftigt, auf den Tiſch fallen und griffen gleichzeitig nach den Billets, die ihnen Roſenthal mit einer artigen Verbeugung überreichte.

„Parkettloge, Mutter,“ jubelte Kathinka, „das ſind die feinſten Plätze. Und alle Tage ſteht über das neue Ausſtattungsſtück etwas in der Zeitung, wir wollten ja ſchon immer mal hingehen.“

Frau Meixen fand zuerſt ihre Haltung wieder, und die Folge ihrer klaren Überſchauung der Situation war die, daß ſie das immer noch bereit gehaltene Portemonnaie in die Kleidertaſche gleiten ließ.

„Herr Reichenſtein iſt wirklich ſehr liebenswürdig,“ ſagte ſie in herablaſſendem Tone. „Richten Sie dem Herrn Bankier unſern Dank aus, und daß er uns eine große Freude gemacht habe.“ Roſenthal dienerte ſervil, nahm ſeine Kaſten und ging, ohne an die Begleichung der Rechnung für die ausgewählten Sachen zu erinnern, aber mit dem Vorſatz, Reichenſtein die Schwierigkeiten, welche es ihn gekoſtet, die beiden Frauen zur Annahme der Geſchenke zu bewegen, in einer der Wirklichkeit ganz entgegengeſetzten Weiſe zu ſchildern.

„Das Glück!“ jubelte Fräulein Kathinka, als ſich hinter dem Pſeudo-Hauſierer die Thüre geſchloſſen. „Na, aber ich habe es gleich gemerkt, daß dem Reichenſtein etwas in die Augen geſtochen hatte, als er ſich geſtern nach mir umſah und dann hinterherkam.“

„Wer weiß, was daraus noch wird!“ meinte nachdenklich Frau Meixen. „Er iſt ja unverheiratet, wie Wilberg ſagt, und in den Jahren, wo er eine Frau brauchen könnte. Es wäre nicht zum erſtenmal, daß ein reicher Bankier ſich ein armes Mädchen nimmt.“

„Ob ſich Wilberg wohl ſehr grämen würde?“ fragte Kathinka in einer bei der Erwähnung ſeines Namens aufſteigenden ſentimentalen Regung.

„Papperlappap!“ ſagte wegwerfend die Mutter, „das Leben wird's ihn nicht koſten. Und die möchte ich kennen lernen, die zu Fuß geht, wenn ſie im Wagen fahren kann. Was der Menſch, der Reichenſtein für Geld haben muß! Die Handſchuhe und das, was wir hier ausgeſucht haben, — wir hätten ein paar Wochen lang krumm liegen müſſen, wenn ich das alles hätte bezahlen ſollen.“

„Du hätteſt dem Manne wenigſtens fünfzig Pfennig Trinkgeld geben können,“ unterbrach Kathinka die Mutter.

„Ach was,“ meinte dieſe, „zu kurz kommt die Art Leute nicht. Das wird Reichenſtein ſchon machen, und der hat's, und wir haben's nicht. Daß du nur zu Wilberg nichts ſagſt von den Billets, — der kriegt es fertig und ſchickt ſie dem Bankier zurück und läßt ſeine Stellung dazu im Stich. Und hefte dir eine reine Rüſche in dein ſchwarzes Kleid; die vornehmen Damen tragen alle ſchwarz im Theater, und es ſteht dir beſſer, Kathinka, du kannſt es glauben, wenn du auch immer meinſt, daß Hellblau und Roſa mehr in die Augen fällt.“

Es traf ſich gut für Kathinka, daß ihr Bräutigam ſie gebeten hatte, ihn heute nicht zur Mittagszeit aus der Druckerei abzuholen, weil ſich ein Kunde, mit dem über einen größeren Auftrag Rückſprache zu nehmen war, angemeldet hatte. Für den Abend hatten ſie freilich ein Beiſammenſein verabredet, aber Kathinka warf ſich ſchnell ein altes Hauskleid über, glättete ihr Haar ein wenig und ſtürmte zu Wilbergs hinunter, um Elſe unter lebhafter Äußerung ihres Unwillens von der alten Tante in der Landsbergerſtraße zu erzählen, die eben eine Karte geſchickt und Mutter und Tochter für den Abend eingeladen habe. Bei der Weite des Weges würden ſie ſchon gehen müſſen, ehe Wilberg aus dem Geſchäft nach Hauſe komme und jedenfalls erſt ſpät nachts zurück ſein.

Nun fühlte ſie ſich frei und durfte an das für den Abend bevorſtehende Vergnügen und an das Inſtandſetzen ihrer Toilette denken. Bankier Reichenſtein würde ſelbſtverſtändlich auch im Theater erſcheinen, darüber war ſie ſich ſehr bald klar. Wozu hätte er ſich ſonſt in ſolche Unkoſten geſtürzt, wenn es ihm nicht darum zu thun geweſen wäre, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Die Bilder einer glänzenden Zukunft umgaukelten ſie; ſie ſah ſich in der Equipage des Bankiers, vornehm in die Kiſſen zurückgelehnt, und während ſie die beginnende Altersſchwäche ihres billigen, ſchwarzen Kaſchmirkleides mit dem Einheften der von Roſenthal erſtandenen Rüſchen zu verdecken bemüht war, ließ ſie in Gedanken ihren Wagen vor den erſten Magazinen der Stadt halten und probierte vor deckenhohen Trümeaus den Effekt Pariſer Modelltoiletten. Wie unwürdig erſchienen ihr plötzlich die Verhältniſſe, in denen ſie bisher gelebt, wie troſtlos die Zukunft, der ſie an Wilbergs Seite entgegenging. Beinahe zürnte ſie ihm, daß er gewußt hatte, ſie an ſich zu feſſeln, und daß er faſt ein Hindernis für das glänzende Schickſal, das ihr beſtimmt war, geworden wäre. Aber ſie war gut, ſie wollte es ihn nicht entgelten laſſen, daß er ſich in ihre Lebensbahn eingedrängt. Reichenſtein ſollte ihn im Geſchäft behalten, ſollte ihm ſogar ſein Gehalt erhöhen, und wenn der Zufall es mit ſich brachte, daß ſie in ihrer prächtigen Equipage an ihm vorüberrollte, ſollte er den Hut tief vor der „gnädigen Frau“ ziehen in dem Bewußtſein, daß er ihr ſeine Exiſtenz zu danken habe.

Nur mit halber Aufmerkſamkeit hatten die beiden Frauen die erſten Bilder der ſinnloſen, aber mit allen Effekten moderner Dekorationstechnik und blendenden Koſtümen ausgeſtatteten Feerie an ſich vorüberziehen laſſen. Was ihnen ſonſt ein naives Erſtaunen abgerungen hätte, die Gruppierungen der Tänzerinnen, die ſchimmernden Grotten der Meernixen, die in allen Farben glühende Beleuchtung und die ſchön geſtellten Maſſentableaus, zwiſchen denen eine armſelige dramatiſche Handlung mühſam ihr Leben friſtete, das alles fand heute nur ein halbes Auge und ein halbes Ohr bei ihnen. Das angenehmſte Gefühl hatten ihnen ganz entſchieden die Samtfauteuils der Loge erregt und die trinkgeldbedürftige Verbeugung des Logenſchließers, der ihnen ihre Sommermäntelchen abgenommen, als ob er Fürſtinnen bediene. Der Mann kannte ſeine Leute und wußte ganz genau, daß die beiden Damen nicht allein bleiben würden. Kathinka und ihre Mutter, beſonders aber die erſtere, waren darin wieder zweifelhaft geworden. Sie hatte geglaubt, daß Reichenſtein vor Sehnſucht brennen müſſe, ſie zu ſehen, und daß er ſie ſchon in der Loge erwarten werde. Das Gefühl geſpannter Erwartung lenkte ihre Aufmerkſamkeit von der Bühne ab und ſelbſt die gaffenden Blicke der Menge im Parkett, welcher die Erſcheinung der beiden Frauen mit den teuren Logenplätzen nicht ganz im Einklang zu ſtehen ſchien, konnten Mutter und Tochter nicht für ihre getäuſchten Hoffnungen entſchädigen, trotzdem ſie dieſe Blicke für eitel Bewunderung hielten und ſie hochmütig erwiderten.

(Fortſetzung folgt.)

Nikodemus Friſchlin.

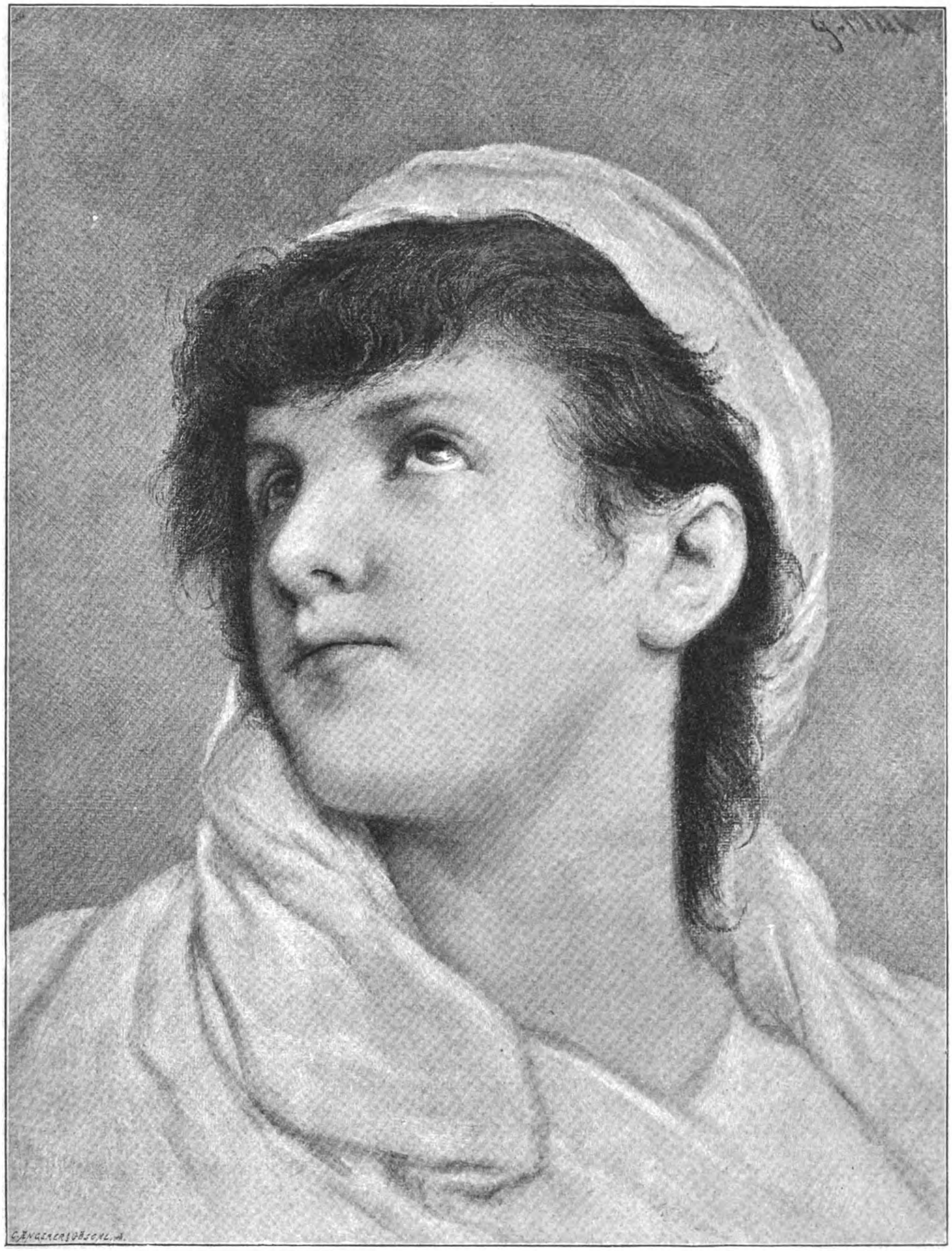
Zum 300jährigen Todestage eines ſchwäbiſchen Dichters.

Von Th. Ebner.

Hoch über dem freundlichen Städtchen Urach in Schwaben ragen heute noch die Trümmer der ehemaligen Veſte Hohenurach empor. Bewundernd liegt der Blick auf dem herrlichen Thal, das ſich zu Füßen des waldbewachſenen Berges ausdehnt. — Ruhig und ſtill iſt es da oben, als lebte man weltabgeſchieden von alle dem Lärmen und Treiben des Tages, und allmählich regt ſich die geſchäftige Phantaſie, die in hohen Bogen die zerfallene Burg wieder erſtehen, die die einſamen Waldwege wieder von Rittern und Reiſigen belebt ſein läßt und in Hof und Burg ein buntbewegtes, farbenreiches Bild entſtehen heißt. Wie ein dunkler Schatten mag dann freilich in dieſe Helle die Erinnerung fallen an einen Unglücklichen, der hier lange ſchmachtend in enger Haft ſaß, und unwillkürlich ſuchen die Blicke bei dem Gedanken an Nikodemus Friſchlin jene Gegend auf, wo auf dem mitten aus grüner Ebene ſich ſteil emporhebenden Hohenaſperg zwei Jahrhunderte ſpäter auch ein ſchwäbiſcher Dichter, Schubart, jahrelang gefangen ſaß. Und es iſt nicht allein das äußere Schickſal, das uns veranlaßt, dieſe beiden Namen nebeneinander zu ſtellen; es iſt namentlich auch die Thatſache, daß ſich in dem Charakter dieſer beiden Männer ſo manche Ähnlichkeit finden läßt. Es iſt der Umſtand, daß der eigentliche Grund ihrer Gefangenſchaft bei keinem derſelben jemals ganz klar geworden iſt. War es bei Schubart ein Willkürakt eines gewaltthätigen Duodezfürſten, der an dem Unglücklichen nun einmal ein Menſchenverbeſſerungsexperiment vornehmen wollte, ſo mag es doch bei Friſchlin nicht allein ſein Spott und böſes Gerede geweſen ſein, die ihn in ſo enge und lange Haft brachten. Daß er, reichlich mit der Gabe hierzu ausgeſtattet, gerade wie Schubart, ſich keine Mäßigung aufzuerlegen wußte, daß er das Wort, das ihm auf der Zunge lag, ausſprechen mußte, wenn es auch noch ſo gefahrbringend, noch ſo verletzend war, das werden wir in dem wechſelreichen Leben Nikodemus Friſchlins oft bemerken. Dreihundert Jahre ſind es am 29. November, daß man an einem frühen Morgen den zerſchmetterten Leichnam des Unglücklichen auf einer Felſenplatte fand, das tragiſche Ende eines Lebens, das ſo reich und vielverheißend angelegt, ſein Ende im Gefängnis fand.

Aus Deſſenhofen im Thurgau war Friſchlins Großvater nach Württemberg eingezogen. Sein Vater hatte, ſeine Neigung zum naturwiſſenſchaftlichen Studium opfernd, die theologiſche Laufbahn eingeſchlagen, und am 22. September 1547 wurde ihm, der damals Diakonus in Balingen war, ſein Sohn Nikodemus geboren. Sechzehnjährig bezog der Knabe, deſſen Verſtand und raſche Auffaſſungsgabe ſich ſchon in der Kloſterſchule gezeigt hatte, die Univerſität Tübingen, wo er ſich namentlich dem Studium der Rhetorik und Poetik, d. h. der Philologie, widmete. Unter ſeinen damaligen Lehrern war es namentlich der in ſeinem ſpäteren Leben ſo bedeutungsvolle Martin Cruſius, deſſen Vorleſungen er eifrig hörte. Raſch hatte Friſchlin die Grade eines Baccalaureus und Magiſters durchlaufen, und ſchon im Jahre 1568 wurde er nach abgelegter Lehrprobe Profeſſor der Poetik und Geſchichte, ohne damit freilich einen Sitz im Senat, im Kollegium der Fakultät, zu erlangen. Seine Lehrthätigkeit erſtreckte ſich beinahe über alle Gebiete des Wiſſens, ſeine Vorträge waren geiſtvoll und in manchen Neuerungen, die er einführte, anregend; allein die äußeren Verhältniſſe Friſchlins, der bald nach ſeiner Anſtellung geheiratet hatte, waren kümmerliche, und er ſelbſt nicht der Mann, um ſich, getragen durch ſein ſtarkes Selbſtgefühl, ruhig und auf die Zukunft hoffend in dieſelben zu fügen. Zumal jetzt, wo ihm durch ein Gedicht, in welchem er die Hochzeit des Herzogs Ludwig beſchrieb, die Gunſt des Hofes ſich in reichem Maße zuwandte, ſo daß er, ein Lebemann, ein witziger und gewandter Geſellſchafter, bald in alle Geſellſchaften des Herzogs gezogen wurde und alljährlich den Glanz des Hofes durch Komödien erhöhte, wofür ihm denn als Zeichen ſeiner Dankbarkeit der Herzog zu der Würde des gekrönten Poeten verhalf.

Derartige fürſtliche Gunſtbezeugungen mußten für Friſchlin freilich um ſo größeren Wert haben, als man ihm von ſeiten ſeiner gelehrten Herren Kollegen das Leben ſo ſauer wie möglich zu machen ſuchte. Mochte hierbei zum großen Teil auch der Neid über die Bevorzugungen, die er von ſeiten des Hofes genoß, mitwirken, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß Friſchlin ſelbſt, nicht allein in ſeinem Wirken als Lehrer, ſondern auch in ſeinem Privatleben mannigfachen Anlaß zu Ärgernis und zu berechtigten Beſchwerden gab. Einer der Grundzüge ſeines Charakters, ſeine große Eitelkeit, ſein grenzenloſes Selbſtbewußtſein, trat immer mehr und aufdringlicher hervor, und da er ſich damit, ſowie mit allerhand gehäſſigen Redensarten, namentlich ſeinen ehemaligen Lehrer Martin Cruſius zum Feinde machte, ſo läßt ſich wohl denken, in welche Lage er allmählich kam. Es war ja bei Cruſius, das geht aus allem deutlich hervor, nicht allein und in erſter Linie die berechtigte Entrüſtung über die offenbare undankbare Pietätloſigkeit, mit welcher ſein ehemaliger Schüler gegen ihn


G. ANGERER & GÖSCHL. A.

Eine Veſtalin. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

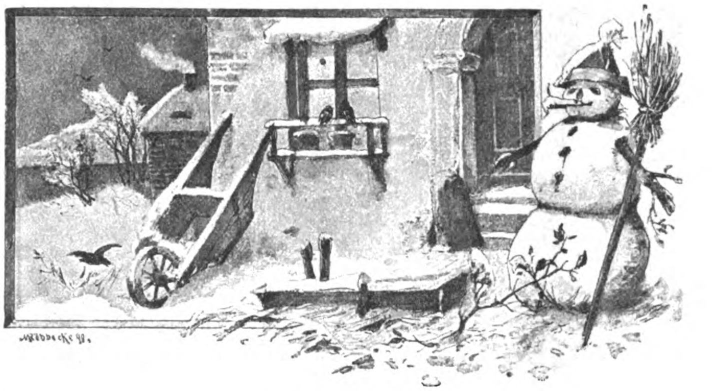
auftrat; es war vor allen Dingen die Furcht, von dem Genie des jungen Mannes in den Schatten geſtellt und am Ende auch in ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung erſchüttert zu werden. Friſchlin ſelbſt ſorgte durch allerlei Äußerungen nach beſten Kräften dafür, dieſe Furcht immer mehr zu ſteigern und dadurch freilich Cruſius zu immer neuen Intriguen und Hetzereien gegen ſich zu veranlaſſen. Es fehlte ſeinem privaten und ſeinem wiſſenſchaftlichen Leben eben das ruhige, centrale Element, deſſen Wirkung ſich namentlich in jener, wenn man ſo ſagen darf, noblen Art des Denkens und Arbeitens bethätigt, die, äußeres und inneres Leben miteinander verbindend, Charaktere bildet, die auch dem Gegner Achtung und Ehrerbietung abnötigen. Dazu beſaß Friſchlin nicht die notwendige moraliſche Energie; er ließ ſich in all ſeinem Thun und Reden zu ſehr von dem Augenblick und ſeiner herrſchenden Laune beſtimmen, und ſeine Reue war, wenn ihm einmal die Einſicht eines Fehlers kam, eine ſo wenig tiefgehende, eine ſo übereilte und manchmal übel angebrachte, daß er auch dadurch wiederum ſeinen Feinden nur neuen Anlaß zu Angriffen und Verdächtigungen gab. Und dieſe, zudem dank den Bemühungen des Martin Cruſius immer zahlreicher werdend, waren denn auch eifrig bemüht, alles aufzuſpüren, was den Verhaßten am Ende zu Falle bringen konnte. Man glaubte ſich nicht um die wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Verdienſte des Mannes kümmern zu müſſen, ſo umfaſſend und in ihrer Art bedeutend dieſelben auch waren. Gerade Friſchlins Aufenthalt in Tübingen iſt in litterariſcher Hinſicht wohl auch ſeine glücklichſte und fruchtbarſte Zeit geweſen. Wenn ihn neben ſeinen philologiſchen Arbeiten, von denen wir nachher ſprechen wollen, ſeine Neigung namentlich zur Komödie zog, ſo läßt ſich das aus ſeinem Charakter unſchwer erklären. Es ſind das ja nicht Komödien in dem heute landläufigen Sinne, mit einer dramatiſch geſchloſſenen Handlung und ſcharf und logiſch entwickelten Charakteren. Die Komödie Friſchlins zeigt, wie die mittelalterliche Komödie überhaupt, eine Aneinanderreihung von Gedanken und Reden, die, oft ohne tieferen Zuſammenhang mit dem Inhalt, doch von dem Dichter um irgend einer witzigen Pointe willen, wegen irgend eines ſprachlichen Kunſtſtückes, nicht weggelaſſen werden wollen. Friſchlins beweglicher und namentlich ſolchen Wortſpielen geneigter Geiſt fand hier reichliche Gelegenheit, dazu kam der mannigfaltige, Schlag auf Schlag folgende Wechſel des Dialogs und die Gelegenheit, ſich in behaglicher Breite über alle möglichen Dinge zu ergehen, was ihn veranlaßte, ſeine poetiſche Hauptthätigkeit der Komödie zuzuwenden. Die beſte ſeiner Komödien, wie die meiſten derſelben, freilich in lateiniſcher Sprache geſchrieben, iſt wohl ſein im Jahre 1584 vollendeter Julius Caesar redivivus, in welchem Cäſar und Cicero, aus der Unterwelt nach Deutſchland verſetzt, all die geiſtigen Errungenſchaften, deren ſich Friſchlins Zeit rühmen konnte, in Schwaben kennen lernen. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Schießpulvers, die Forſchungen und Arbeiten des deutſchen Humanismus, alles das wird ihnen in lebendigen Bildern vor Augen geführt, und wenn unſerm Gefühl auch Friſchlins gefliſſentliches Streben, die romaniſchen Nationen auf Koſten der Deutſchen in ein recht trauriges Licht zu ſtellen, nicht mehr ſo recht zuſagen will, ſo war das doch ganz im Geſchmack ſeiner Zeit und verhalf der Komödie jedenfalls zu gebührender Anerkennung. Es ſind im ganzen zwölf fertige Dramen, die wir von Friſchlin kennen. Drei von ihnen behandeln das Thema der Frauen und der Frauentreue, allein in keiner von allen dieſen Komödien will es dem Dichter gelingen, ſeinen Stoff dramatiſch, ſeine Hauptcharaktere intereſſant zu geſtalten. Merkwürdig iſt, daß ihm das letztere, ähnlich ſchon wie in ſeinem Julius Cäſar, weit beſſer bei ſeinen komiſchen Nebenfiguren gelingt. Die meiſten dieſer Stücke, mit wenigen Ausnahmen gleichfalls in lateiniſcher Sprache geſchrieben, wurden ebenſo wie der Julius Cäſar vor dem Hofe in Stuttgart aufgeführt. Die drei großen Tendenzen des XVI. Jahrhunderts, wie ſie Scherer in ſeiner Biographie Friſchlins hervorhebt, das richtige Latein, der richtige Glaube und die Ehre des Vaterlandes, fanden in ihnen ihren prägnanteſten Ausdruck. Seine übrigen poetiſchen Produktionen, 21 Bücher Elegien, drei Bücher Oden und ein Buch Anagramme, ſind von einer ermüdenden Einförmigkeit und Schablonenhaftigkeit. Seine Satiren, von denen namentlich die gegen den Apoſtaten Jakob Rabus gerichteten zu nennen ſind, zeigen viel Witz und Schärfe, und wenn es einem auch manchmal den Eindruck machen will, als ſei ihm die eifrige Hervorkehrung ſeines ſtreng lutheriſchen Glaubens nicht ſo recht Ernſt, ſo bewundern wir doch die Kühnheit, mit welcher er ſeinem Gegner ſtets gegenübertrat, und die Fülle von geiſtvollen Wendungen und Sätzen, in denen er die Richtigkeit ſeiner Behauptung zu beweiſen ſucht. All dieſes litterariſche Schaffen, ſo vielſeitig und reich es war, wäre freilich nicht im ſtande geweſen, Friſchlins Namen eine Dauer, ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung auch für die kommenden Jahrhunderte Anerkennung und Wert zu verſchaffen, wenn er nicht daneben durch ſeine lateiniſche Grammatik, mit allen den ſich daran knüpfenden philologiſchen Streit- und Verteidigungsſchriften, ſich ein Verdienſt erworben hätte, deſſen Wert für die klaſſiſche Sprachforſchung heute noch unbeſtritten iſt. Daß er, da er ſich namentlich während ſeines Aufenthaltes in Laibach, durch Scaliger und das Studium ſeiner Werke hierzu angeregt, eine Reform in den Lehrbüchern der lateiniſchen Sprache zur Aufgabe machte, dabei nicht allein in den verworrenen und langjährigen Streit mit Martin Cruſius geriet, ſondern namentlich auch in manchen Dingen in entſchiedenen Gegenſatz zu dem praeceptor Germaniae, Philipp Melanchthon, getrieben wurde, das trug nur dazu bei, die Reſultate ſeines philologiſchen Forſchens um ſo genauer zu präziſieren, und ſeine Verdienſte hierfür zu erhöhen; Friſchlins Feinde — und wir kommen damit wieder auf ſeine äußerlichen Schickſale zurück — ſchienen denn auch nach und nach in ihren Bemühungen, ſeinen Sturz herbeizuführen, Erfolg zu haben. Eine Rede über den Bauernſtand, in welcher ſich Friſchlin in allerhand Ausfällen gegen den Adel und die Hofleute ergangen hatte, gab hierzu Anlaß. Die ſchwäbiſche Ritterſchaft, der fränkiſche Adel, der Landgraf von Heſſen müſſen gegen ihn auftreten; ſein Bemühen, die Sache vor den Kaiſer zu bringen, iſt vergeblich; er ſoll allerhand Demütigungen über ſich ergehen laſſen; die Gunſt des Herzogs geht ihm verloren; was Wunder, wenn er ſich entſchloß, im Jahre 1582 einen Ruf nach Laibach anzunehmen. Seine Frau ſcheint Schuld getragen zu haben, daß er von dort, wo es ihm ſo gut hätte gehen können, ſchon nach zwei Jahren wieder zurückkehrte, mißgünſtig und feindſelig aufgenommen von der Tübinger Fakultät, die ihm ſogar das akademiſche Bürgerrecht verweigerte. Der Herzog war in allen dieſen Dingen machtlos; „aus dem Schmutz des Tübinger Stadtklatſches“ zog man eine vor ſieben Jahren geſchehene Geſchichte hervor, Friſchlin wurde des Ehebruchs angeklagt und mußte 1587 in die Verbannung gehen. Ruhelos, heimatlos, immer von dem Haß ſeiner Gegner, Cruſius an der Spitze, verfolgt, wanderte er umher; eine Zeitlang hatte er in Braunſchweig eine Schulſtelle, ein Pasquill machte ihn dort unmöglich, und als ihm eine nach Stuttgart gerichtete Bitte um Herausgabe des Vermögens ſeiner Frau rundweg abgeſchlagen wurde, ſchrieb er an die württembergiſche Kanzlei einen Brief, der verhängnisvoll für ihn werden ſollte. Er nannte in demſelben den Beſcheid der Behörde eine „ſtolze, übermütige, leichtfertige Antwort,“ ſprach von dem „giftigen, neidiſchen und unchriſtlichen Gemüt“ der Beamten und veranlaßte durch ſolchen Ton den Beſchluß, dieſen „raſenden Poeten“ durch den Untervogt zu Vaihingen verfolgen und gefangen nehmen zu laſſen. Am Dienſtag nach Oculi des Jahres 1590 wurde Friſchlin zu Mainz im Namen des Herzogs verhaftet. Am Abend des Palmſonntags, den 12. April, langte der Gefangene am Ort ſeiner Beſtimmung, dem alten Haus Württemberg (dem jetzigen Rothenberg) an. Friſchlin, der während der ganzen Reiſe ſehr rückſichtsvoll behandelt worden war, konnte ſich auch hier nicht über ſtrenge Haft beklagen. Dieſe wurde freilich bald durch eine Verordnung des Herzogs verſchärft, und am Karfreitag erſchien der Erlaß, wonach der Gefangene ins harte Gefängnis nach Hohenurach abgeführt werden ſollte. Ein ſchweres Gewitter war am Himmel, als nachts zehn Uhr gewaffnete Männer vor des kranken Mannes Bett traten, um ihm hiervon Anzeige zu machen. Sein herzbewegendes Flehen war umſonſt, man verband ihm die Augen und hob ihn auf ein Pferd. Auf Hohenurach wurde Friſchlin in ein ziemlich dürftiges Gefängnis gebracht, und ihm keine Ausſicht auf Erleichterung ſeiner Haft gelaſſen. In den mit ihm angeſtellten Verhören ließ er ſich nur langſam zu Zugeſtändniſſen irgend einer Schuld bewegen, und wie ſehr er auch bat, ſo konnte er ſich doch die Erlaubnis eines Beſuches der Seinigen nicht erwirken. Rührend ſind die Worte ſeiner Schweſter, die ihn in einem Briefe an ſein „alt Mütterle“ erinnert, „ſie weiß nicht, daß du ſo einen Streitkopf haſt, denn ſie würde ſonſt vor Leid ſterben.“

Auf ſeine eigne und ſeiner Hausfrau Bitte hin erlangte Friſchlin endlich wenigſtens Tinte, Feder und Papier, freilich nur, „damit man inmittelſt ſein Gemüt und Herzensgedanken beſſer erlernen konnte.“ Aber der Schreibſelige erhielt auch nur zwei Bogen Papier, und dieſe waren raſch zu Briefen an den Herzog, an ſeine Hausfrau, ſeine Verwandten und den Vizekanzler verbraucht. Doch erhielt der Burgvogt nachträglich die Anweiſung einer unbeſchränkten Papierabgabe an den Gefangenen, während eine andere Bitte Friſchlins, von welcher der Beamte berichtet, nämlich die um das heilige Abendmahl, einſtweilen abſchlägig beſchieden wurde, „denn damit,“ meinten die Räte, „werde die Not nicht ſo groß und es dem Friſchlin nicht ſo ernſt ſein.“ Der Gefangene ſchwelgte indeſſen, trotz mancherlei Ungemachs, in der neu gewonnenen Schreibefreiheit, die er nicht allein zu Bittgeſuchen und Verteidigungen an Herzog und Räte, ſondern auch zu mannigfachen dichteriſchen Arbeiten benutzte. Doch ſein innigſter Wunſch und ſeine Sehnſucht: „O, wo ſind meine Bücher, ja, wo ſind mein Weib und Kinder“ blieben unerfüllt, und auch jede andere Bitte, mit welcher er ſchriftlich vor ſeinen Herzog und den Rat kam, wurde einſtweilen abſchlägig beſchieden.

Indeſſen war Abt Eberhard Bidembach von Bebenhauſen, ſein ehemaliger Lehrer, angewieſen worden, mit dem Gefangenen in Unterhandlung zu treten, und dieſer kam dem herzoglichen Befehl auch in der Weiſe nach, daß Friſchlin weinend und zerknirſcht ſeine Miſſethat bekannte und des Herzogs Verzeihung um Gotteswillen erbat, um die er dann ſogleich auch noch in einem beſonderen Schreiben an den Herzog nachſuchte. Bald mußte der Vogt auch berichten, „daß Friſchlin das Fieber gar hart bekommen und übel auf ſei, weswegen er Verlangen nach dem Abendmahl trage; zudem dieweil zu dieſer hitzigen und beſchwerlichen Zeit er nicht anders vermeinet, denn er mueß in der Gefängnuß erſticken, ſo begehrt und bitt er mich täglich ohn Unterlaß, ich ſoll ihn nur in Luft laſſen, damit er möcht einen guten Luft empfahen, und ihm eine Ader öffnen laſſen. Dieweil er denn als ein kranker und gefangener Mann das Fieber als über andern Tag gar hart hat, und er mich ohn Unterlaß bittet, ſo hab ich doch ſolchs ohn Vorwiſſen und Befehl Euer Fürſtlichen Gnaden nicht thun ſollen, noch wollen.“ All das ſprach doch endlich an maßgebender Stelle zu Gunſten des Gefangenen, und ſo wurde ihm nicht allein ein beſſeres Gemach und beſſere Gelegenheit zum Schreiben und Studieren gewährt, ſondern es wurde ihm auch geſtattet, ſich eine Ader öffnen zu laſſen und das heilige Abendmahl zu empfangen. Überdies wurde ihm der einmalige Beſuch ſeiner Frau und ſeines Bruders in Ausſicht geſtellt, freilich zugleich auch verfügt, daß dem Gefangenen, um ihn vom unnützen Schreiben abzuhalten, beſtimmte Gegenſtände zur Bearbeitung aufzugeben ſeien. Nun erwachte der Ruheloſe zu neuem Leben und neuem Hoffen. Erſchütternd war das endliche Wiederſehen mit ſeiner Frau, deren Wohl ihm von jeher beſonders am Herzen gelegen, alſo daß er ſie in allen ſeinen Briefen den Freunden und Verwandten zu beſonderer Fürſorge empfiehlt. Aber die Ausſicht auf Freiheit zeigte ſich trotz aller Bittſchriften in Poeſie und Proſa nicht, der Herbſt nahte, und Friſchlins Ehefrau, in bitterer Sorge um ſich und den Gefangenen, gedachte, da auch ihrerſeits alle Bitten an den Herzog um die Freiheit des Gefangenen vergeblich waren, ſich an die Herzogin Urſula zu wenden. Aber auch dieſer Gang blieb ohne Erfolg. Noch empfing Friſchlin den Beſuch ſeiner alten Mutter, aber die Antwort auf ein nochmaliges Schreiben an den Herzog, auf die er mit aufgehobenen Händen, wartend und weinend harrte, blieb aus.

Am Sonntag vor Andreas, den 29. November 1590, wurde die Ankunft eines neuen Burgvogts durch einen feierlichen Trunk gefeiert. Pünktlich im Dienſt, hatte der Hauptmann noch um Mittag den Gefangenen beſucht und um fünf Uhr abends die Meldung entgegengenommen, daß alles in Ordnung ſei. In der hellen Mondnacht hatte keiner der Poſten etwas Verdächtiges bemerkt, da ein großes, gegen halb neun Uhr vernommenes Geräuſch nicht auffiel. Am anderen Morgen, da wie gewöhnlich Friſchlins Ofen von außen geheizt wurde, fand der dienſtthuende Knecht äußerlich alles in Ordnung. Aber als er dem Gefangenen die Morgenſuppe bringen will, iſt dieſer nirgends zu entdecken, und ebenſo iſt alles Leinenzeug verſchwunden. Der Ofen, oben beim Helme aufgebrochen, zeigte den Weg, welchen der Flüchtling genommen. Eine Streife wird angeordnet, und an einem der Felſen, die an der nördlichen von der Stadt abgewendeten Seite der Burg in haushohen Abſätzen bis in den Wald niedergehen, fand man den zerſchmetterten Leichnam Friſchlins. Wie er ſeine Flucht aus dem Gefängnis bewerkſtelligt, blieb unaufgeklärt. Die Leinwand, an der er ſich niederließ, zerriß infolge ſeines Körpergewichts, und der Tod muß augenblicklich eingetreten ſein. Der Leichnam wurde am 4. Dezember auf dem Kirchhofe der Stadt begraben. Viele Menſchen waren herbeigeeilt, den Toten noch einmal zu ſehen, ſo lange er in der Siechenkirche lag. Sein Geſicht war entſtellt von dem Fall und ſein Haar und Bart waren in dem Gefängniſſe ganz grau geworden. Über dem Grabe des Ruheloſen, das keine Menſchenhand pflegte, blühten wilde Roſen empor, und die Sage weiß von einer ſeltſamen, totenkopfähnlichen Pflanze, die an der Stelle, da Friſchlin den Tod gefunden, emporblühte.

Es wurde oben auf die Ähnlichkeit in dem Schickſal Friſchlins und Schubarts hingewieſen. Dieſe tritt namentlich auch in der Art und Weiſe, wie die beiden Gefangenen behandelt wurden — man denke nur an die Verweigerung des Abendmahles und des Beſuches der Angehörigen — auffallend hervor. So ſcheinen die Jahrhunderte, die zwiſchen den beiden Unglücklichen liegen, wenigſtens in dem Auftreten gegen derartige Gegner bei einer verknöcherten Büreaukratie und Gelehrtenzunft, keinerlei Änderung hervorgerufen zu haben. Friſchlins Ende iſt tragiſch im herbſten Sinne des Wortes. Und doch hat es ihn vor Einem bewahrt, dem Schickſal, welchem Schubart, entſprechend ſeinem Charakter, nicht entgehen konnte, bemitleidenswert geworden zu ſein in der niedrigſchmeichleriſchen Art, wie er nach ſeiner Freilaſſung ſeinen fürſtlichen Peiniger und Gefängniswärter mit überſchwenglichen Lobſprüchen als das Ideal eines gerechten und weiſen Fürſten pries. Es ſoll nicht beſtritten werden, daß die Möglichkeit einer ähnlichen Handlungsweiſe bei Friſchlin vorhanden war; des Eindruckes können wir uns indeſſen, nach allen Berichten, die wir haben, nicht erwehren, daß er das Geſchick ſeiner Gefangenſchaft ungleich männlicher und würdiger trug, als Schubart. Daß auch an ihm der Fluch, der ſo manchem großem Talent anhaftete, in Erfüllung ging, daß ihm ſein Leben und ſein Dichten zerrann, weil er ſich ſelbſt nicht zu zähmen wußte und ſolch einen tragiſchen und erſchütternden Ausdruck fand — daran ſei an dem dreihundertjährigen Todestag des unglücklichen Dichters nur erinnert. Die Fäden, aus denen ſich ſein Geſchick zuſammenſpann, bis an ihren Anfang zurückzuverfolgen, konnte und ſollte nicht Aufgabe dieſer Skizze ſein.



Gefrorene Fenſter.

(Abdruck verboten.)

Einſt war der Winter doch von andrer Art,
Als jetzt er iſt, ſtreng trat er auf und hart;
Und wenn es ſchneite, ſchneit' es Berge Schnee,
Und wenn es fror, ſo that es tüchtig weh.
Wie lange blieben doch die Fenſter dicht
Gefroren einſt! Dergleichen weiß ich nicht
Von ſpätrer Zeit, doch aus den Kindertagen
Von kalten Wintern kann ich etwas ſagen.

Was war es für ein wunderbarer Flor,
Der an den Fenſterſcheiben ſchoß empor!
Akanthus ähnlich, Diſtelblattgebilde,
Wie ſchöner kaum es ſproßt auf dem Gefilde,
Und Spitzenwerk dazu, wie kund'ge Hand
Es zarter nicht gewirkt hat in Brabant.
Der Winter iſt — faſt glaub' ich's — jetzt nicht mehr
So kunſtreich, wie einſtmals geweſen er.
Er kann nicht mehr ſo wunderbare Sachen
An Eisarbeit auf Fenſterſcheiben machen.

Ja, lange Zeit war man im Zimmer ſo
Wie eingeſperrt, und dennoch blieb man froh.
Wollt' man einmal hinausthun einen Blick,
Macht' man am Ofen warm ein Pfennigſtück,
Das ward dann an das Fenſtereis gehalten;
Es pflegte gar ſo hurtig zu erkalten,
Daß man's erwärmen mußte öfters noch,
Bevor entſtanden war ein rundes Loch.
Durch ſolch ein Guckloch blickte man hinaus:
Wie wunderſeltſam ſah es draußen aus!
Weiß alles, weiß! Dazu vielleicht zu ſehen
Auf weißem Grunde ein paar ſchwarze Krähen.
Und während man noch durch das Guckloch ſah,
Verſchwand das Bild ſchon, das noch eben da,
Weil ſich davor — wie raſch war er gewoben! —
Ein Schleier von Kriſtallen ſchon geſchoben,
Schön anzuſchauen und unſäglich fein. —
Wie war die Welt ſo enge und ſo klein!
Klein aber hübſch! Was war's für ein Vergnügen,
Am kalten Morgen warm im Bett zu liegen,
Wenn Feuer angemacht im Ofen war!
Das bullerte darin ſo ſonderbar,
So traulich doch. Am Tage fand ſich dann
Genug zu thun: Man ſah ſo lang ſich an
Die Bilderbücher, bis daß ſie zergingen
Und nur ſehr loſe noch zuſammenhingen;
Man ſtellte auf die Tierchen, die vorhanden,
Bis ſie nicht feſt mehr auf den Beinen ſtanden,
Weil Bein auf Bein — man wußte ſelbſt nicht, wie —
Verloren ging. Sehr traurig war's für ſie.
Mit Märchen, die man ſich erzählen ließ,
Ging hin die Zeit — ſehr luſtig war auch dies.
So vor dem Winter nie ward einem bange,
Doch das iſt wahr: hart war er und blieb lange.

Dann plötzlich — deutlich noch erinnr' ich mich —
Hieß es: „O ſeht, die Fenſter rühren ſich!
Es taut, es taut! Nun wohl, es iſt ja Zeit,
Der Winter weicht, der Frühling iſt nicht weit.
Und wenn es taute, taut' es gleich mit Macht;
Mitunter kam der Weſtwind in der Nacht,
So daß die Flut, die von den Fenſtern floß,
Sich auf die Dielen unbemerkt ergoß,
Und morgens war das Zimmer überſchwemmt
Von Strömen, die rechtzeitig nicht gehemmt.

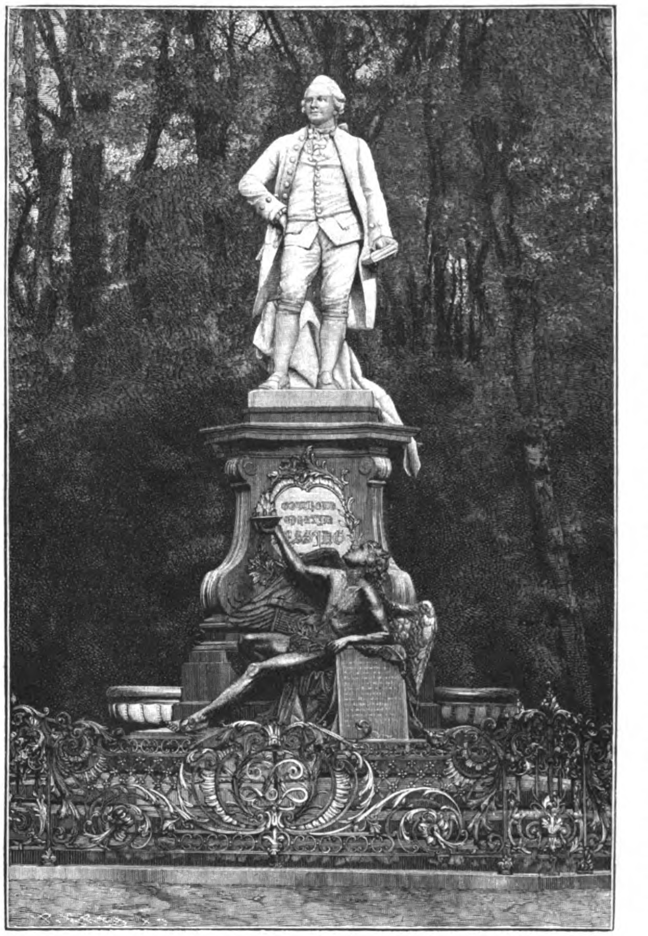
Und wenn es einmal war ſo weit gekommen,
Schien auch dem Winter ſeine Macht genommen.
Dann ſproßt' auch ſchon empor das junge Grün,
Und überall ſchon fing es an zu blühn:
Goldſternchen ernſt im zarten Graſe blinkten,
Dann Anemonen, die weiß ſchimmernd winkten,
Kirſchblütenſchnee, in Flocken ausgeſtreut.
Auf einmal dann wie war die Welt ſo weit!

J. Trojan.

Renate.

Erzählung von C. von Hellen. (Abdruck verboten.)

Die Abendſonne eines herrlichen Spätſommertages des Jahres 1619 breitete helle Lichter und tiefblaue Schatten über das liebliche Neckarthal. Droben im Schloßhof des großen herrlichen Pfalzgrafenſchloſſes herrſchten ſchon die Schatten und huſchten um die Erker und in den Ecken des vielgeſtaltigen Baues, nur durch den großen runden Thorbogen des wunderſchönen Friedrichsbaues quoll von der Terraſſe ein Strom goldenen Lichtes herein, und auf dieſen richteten ſich die Augen des jungen Mädchens, welches mit raſchen Schritten von den Ökonomiegebäuden her über den Schloßhof ſchritt. Sie trug einen Steinkrug auf dem Kopfe und ſtand einen Augenblick ſtill, als lauſche ſie auf das Geſchwätz der Mägde, welches vom gotiſchen Brunnenhäuschen herüberklang, an dem vorbei, unten vor dem Ruprechtsbau, die Knechte einige geſattelte und bepackte Roſſe auf und ab führten. Sie horchte aber nicht darauf, ſondern ihr liebliches Antlitz wandte ſich dem Thorbogen und ſeinem Lichte zu; zögernd beugte ſie ein wenig das Haupt und ſah jenſeits in heller Beleuchtung das rote Samtwamms, den breiten Hut mit den wallenden Federn und den blinkenden Speer des Ehrenwächters, welcher, eine ſtattliche Geſtalt, vor der Öffnung auf der Terraſſe ſtand. Jetzt ſchimmerte von dort herüber das helle Seidengewand einer Dame, und das Geräuſch von Stimmen drang herein; raſch huſchte das Mädchen fort, dem Brunnenhäuschen zu. — Als ſie die Stufen hinanſtieg, verſtummten die lauten Stimmen der Mägde einen Augenblick, und der freundliche Gruß, den ſie ihnen bot, ward einſtimmig erwidert. Sie war des Schloßvogts Tochter, und man ehrte ſie als ſolche.



Das am 14. Oktober enthüllte Leſſingdenkmal zu Berlin.
Modelliert von Otto Leſſing.

„Ei Bärbe,“ rief jetzt eine der Waſſerſchöpferinnen, „haſt du ſchon gehört, der Veit ſagt uns eben, daß unſer Kurfürſt ein König werden ſoll, Iſt das nicht gute Kunde? Da wird es hoch hergehen in der Pfalz, und am Ende richtet man im Schloßhof ſo einen Brunnen ein, der roten und weißen Wein ſpendet ſtatt des Waſſers, dann wollen wir luſtig ſein,“ und ſie drehte ſich im Kreiſe, daß die anderen Mägde lachten.

„Höre, Jetta, du wirſt wohl allein hier tanzen,“ unterbrach ſie eine andere. „Haſt du denn nicht verſtanden, daß der Kurfürſt dann nach Böhmen zieht, und wir in Heidelberg bekommen nichts von der Herrlichkeit zu ſehen.“ — Ein Geräuſch vom Thorbogen des Friedrichsbaues her unterbrach die Schwätzerinnen; jede ergriff das gefüllte Gefäß, und raſch ſtoben die Saumſeligen auseinander, nur Renate, des Burgvogts Tochter, blieb zurück. Sie hatte den vollen Krug auf den Rand des Brunnens geſetzt und ſah durch den offenen Thorbogen dem ſtattlichen Zuge von Herren und Damen entgegen, der durch das Thor, von der Terraſſe herkommend, über den Schloßhof dem Ruprechtsbau zuſchritt. Voran ging der Kurfürſt, Friedrich V von der Pfalz, ein ſchöner Mann mit etwas weichen Zügen, in prächtiger Kleidung und vornehmer Haltung; ihm zur Seite ſchritten, geſtiefelt und geſpornt, in einfachen Lederkollern, wie ſie ſich zur Reiſe ſchickten, die böhmiſchen Abgeſandten, welche noch heute die Heimreiſe antreten und ihrem Lande die frohe Kunde von der Annahme der böhmiſchen Krone bringen wollten. Die Kurfürſtin, die ſchöne Eliſabeth, Tochter König Jakobs von England, folgte, und Damen und Herren des Hofes gaben den Fremden das Geleit. Am Eingang des alten Baues, eines ſtattlichen Hauſes mit gotiſchen Fenſtern, verabſchiedete ſich die Kurfürſtin, ſie ſchritt von hier aus mit ihren Damen dem neu und prächtig für ſie beſonders errichteten Palaſt zu, welcher noch heute der engliſche Bau heißt, während der Kurfürſt die Herren zu den bereitſtehenden Roſſen geleitete. Renate konnte wahrnehmen, wie ernſt der ältere der beiden böhmiſchen Sendboten dem Kurfürſten ins Antlitz ſah: „Im Namen Gottes,“ ſprach er, „wollen Ew. Kurfürſtliche Gnaden in einer ſehr harten und ſchweren Zeit die Krone unſers armen, gar arg bedrängten Landes annehmen. Gott ſegne Ew. Fürſtliche Gnaden, ich danke es Euch und mit mir, wer ein evangeliſch Herz hat im Böhmerlande.“

„Ich denke und hoffe,“ erwiderte Friedrich ein wenig unſicher, „es wird uns gelingen, die gute Sache zum guten Ziel zu führen, denn wir ſind willens, unſern Platz zu behaupten.“

Er reichte beiden Herren die Hand, welche dieſelben ehrfurchtsvoll küßten. „Grüßt mir meine Böhmen, und nun gehabt euch wohl,“ ſchloß der Kurfürſt. Die Geſandten ſchwangen ſich auf die Roſſe, die alsbald von den Knechten herbeigeführt waren, und ritten, begleitet von einigen Bewaffneten, denen ſich draußen noch ein größerer Trupp beigeſellte, zum Thor hinaus, während der Kurfürſt mit den Herren ſeiner Umgebung plaudernd in den Friedrichsbau ſchritt. Renate ſtand immer noch in dem Brunnenhäuschen, ſie lehnte an einem der ſchlanken Pfeiler, welche die kleine Halle trugen, und blickte ſinnend den buntgekleideten Herren nach, wie ſie nacheinander im Schloſſe verſchwanden. Da hörte ſie einen raſchen Schritt auf den Steinſtufen des Brunnenhäuschens, und der Mann im roten Samtwamms mit der glänzenden Hellebarde in der Hand ſtand vor ihr. Es war inzwiſchen ganz dämmerig im Schloßhofe geworden. Die Fenſter im Friedrichsbau glänzten bereits im hellen Licht der Kerzen, und im Hofe ſelbſt ward es ſtill. Das Mädchen am Brunnen ſah einen Augenblick in das Geſicht des Mannes, deſſen Züge ſie kaum noch zu erkennen vermochte, dann ſchlang ſie beide Arme um ihn und barg den Kopf an ſeiner Bruſt. „Renate!“ rief er leiſe und drückte ſie feſt an ſich. „Komm,“ fuhr er dann lebhaft fort, „ſetze dich hierher zu mir, ich habe dir Wichtiges zu ſagen, ſoviel Neues, ſoviel gute Kunde, mein Lieb!“ Er ſtellte die Hellebarde an die hintere Wand der Halle und ſetzte ſich auf den breiten Rand des Brunnens, Renate neben ſich niederziehend und den Arm um ſie legend. Sie lehnte ſich an ihn: „O,“ bat ſie, „ſage mir erſt, daß du mich lieb haſt, das iſt mir immer das Schönſte!“

„Das iſt nichts Neues,“ ſagte er lachend, „denn, warte einmal, es ſind jetzt —“

„Zwei Jahre,“ unterbrach ſie ihn.

„Daß ich dich zum erſtenmal hier traf,“ fuhr er fort, „ja, ja, du haſt es mir nicht leicht gemacht, und doch —“

„Hatte ich dich gleich lieb,“ ergänzte ſie.

„Das glaube ich nicht, denn du haſt mich nicht ein einzig Mal angeſehen, nie ein Wort zu mir geſprochen, bis —“

„Bis du die kranke Mutter ſo ſorglich in das Gärtchen hinabtrugſt, und doch habe ich dich immer lieb gehabt, Götz!“

„Und ich dich auch,“ er küßte ſie und fuhr dann lebhaft fort: „jetzt aber kommt die große Neuigkeit! Se. Kurfürſtliche Gnaden wird —“

„König von Böhmen,“ unterbrach ſie ihn lächelnd. „Das iſt ſo neu nicht mehr, das weiß das ganze Schloß, morgen weiß es die Stadt, und übermorgen werden es ſich die Spatzen auf dem Dach erzählen. Was geht das uns an, Götz?“

„Mehr als du denkſt, denn ich“ — er ſtockte ein wenig, „ich gehe mit nach Böhmen und werde der Kurfürſtin, vielmehr der Königin, Troß geleiten!“

Renate ſchnellte in die Höhe und ſtand hoch aufgerichtet vor ihm: „Was ſagſt du?“ rief ſie mit bebender Stimme, „du träumſt, Götz, das iſt nicht möglich!“

Er mußte doch mehr Schreck als Freude aus ihrer Stimme heraus hören, denn er erwiderte lebhaft: „Du gehſt natürlich mit!“

„Ich, ich mit nach Böhmen? Woran denkſt du, Götz? Ich bitte dich,“ fuhr ſie, ſich wieder neben ihn ſetzend und liebkoſend ſeine Wange ſtreichelnd, fort, „mache nicht ſo ſchlechte Scherze mit mir. Ich weiß ja, es kann nicht ſein, es iſt ja alles unmöglich. Der Vater ſagte noch heute, daß du die Stelle als Untervogt gar bald erhalten ſollteſt, und dann könnten wir heiraten.“

„Ich ſcherze aber keineswegs, Renate! Wenn man nichts Beſſeres haben kann, ſo iſt die Stelle wohl ganz gut, aber im Dienſte einer Königin zu ſtehen, das iſt doch noch etwas anderes. Da werde ich ein reicher Herr werden und —“

„Mich vergeſſen,“ ſagte das Mädchen leiſe, den Kopf ſenkend.

„Wie könnte ich je mein Weib vergeſſen?“

„Aber ich bin noch nicht dein Weib, Götz, und wenn du nach Böhmen gehſt —“

„Kommſt du mit, Schatz,“ fuhr er lebhaft fort. „Und nun freue dich mit mir, morgen rede ich mit deinem Vater, die Hochzeit muß bald ſein, die Herren ſprachen von kurzer Friſt für die Reiſebereitung.“

„Das wirſt du nicht thun, Götz,“ ſagte Renate, ſich ſanft aus ſeinem Arm löſend, „du haſt wohl die Mutter vergeſſen.“

„Warum — die Mutter? Sie wird nichts dagegen haben!“

„Du kannſt doch nicht meinen, daß ich die Mutter verlaſſen würde.“

„Aber, wenn ſie es ſelbſt erlaubte?“

„So ginge ich doch nicht. Niemand kann ſie pflegen wie ich, das weißt du.“

Götz ſchwieg einen Augenblick. „Renate,“ ſagte er dann, „wenn ich den Troß der Königin führe, bekomme ich ein gutes Geld, ich werde die beſte Magd in der Stadt ſuchen, die wird —“

Renate drückte ihm die Hand auf den Mund. „Rede nicht weiter, Götz,“ ſagte ſie, „ich bin meiner Mutter einziges Kind, ſie iſt krank, ich verlaſſe ſie nicht.“ Das Mädchen ſprach ganz ruhig, aber Götz fühlte, wie die Hand zitterte, die ſeine Lippen berührte.

„Renate,“ rief er, „das kann nicht dein Ernſt ſein! Bedenke, Mädchen, was du von mir verlangſt. Ehre, Glück, Geld kann ich gewinnen, im Sold einer Königin kann ich ſtehen, und einer ſolchen Königin! Ich ſage dir, als ſie heute in dem ſchimmernden Atlasgewand auf der Terraſſe ſtand und den Böhmen die Hand zum Kuſſe reichte, da war ſie ſo ſtolz, ſo ſchön, daß es eines Mannes Glück und Ruhm ſein muß, einer ſolchen Königin zu dienen ſein Leben lang. Sie deutete mit ihrer weißen Hand auf die Sonne, die dort über dem Thal hinter dem Gaisberg unterging. ‚Die Sonne ſelbſt winkt uns mit dem Purpur,‘ ſagte ſie lächelnd, und ich hätte den finſteren Mann zu Boden ſchlagen mögen mit meiner Hellebarde, der zu antworten wagte: ‚Mögen Ew. kurfürſtliche Gnaden nur Purpur und niemals Blut ſehen als Böhmens Königin, das walte Gott!‘“

„O, weshalb bleibt ſie nicht hier,“ rief Renate, „es iſt doch ſo ſchön hier, ſo herrlich hat der Kurfürſt ihr das neue Schloß, den prächtigen, großen Feſtſaal im runden Turm, die ſchönen Gärten, die Grotten und ſpringenden Waſſer herrichten laſſen! Weshalb denn muß ſie fortziehen in das ferne Land, zu dem unbekannten Volke, das ſie nicht kennt und nicht liebt?“

„Du vergißt, ſie zieht mit ihrem Mann,“ ſagte Götz mit leiſem Vorwurf.

„Nun ja, aber er, der Kurfürſt! Iſt ihm ſeine Pfalz nicht lieb, und das Schloß ſeiner Väter, ſein Volk und ſeine Getreuen alle, hat er alles hier nur ſo ſchön gemacht, um es zu verlaſſen, von dannen zu ziehen und ein König zu werden in fremdem Land?“

„Du redeſt, wie du es verſtehſt, Renate,“ ſagte er, „eine Königskrone weiſt man nicht ſo leicht zurück, und dann thut es der Kurfürſt doch, um der evangeliſchen Lehre zu dienen, die man den Böhmen nehmen will.“

„Und unſer Herr Chriſtus trug eine Dornenkrone,“ ſagte Renate leiſe.

„Das iſt ganz etwas anderes. Aber ich will nicht um unſern kurfürſtlichen Herrn mit dir ſtreiten. Wäre die Krone mir angeboten, ich hätte ſie ſicher auch nicht ausgeſchlagen, müßt' ja ein Tropf ſein. Und nun ſage, Renate, daß du mitgehſt, wenn auch nicht als Königin, ſo doch als mein Eheweib, und die Sache iſt abgemacht.“

„Ich kann nicht,“ ſagte ſie leiſe, aber feſt.

„Du willſt nicht,“ rief er ungeduldig, „du haſt mich nicht lieb!“

„Götz!“

„Alſo du gehſt mit!“

„Bleibe hier, Götz, ich bitte, ich flehe dich an, bleibe hier,“ ſagte ſie, neben ihm niederſinkend und ſich an ihn ſchmiegend. „Denke daran, wie glücklich wir ſein werden. Der Vater iſt alt, bald läßt er dich hinaufrücken in ſein Amt, und ich kann meine liebe Mutter bis an ihr ſelig Ende pflegen. Hier in der lieben Heimat iſt es ſo ſchön, dünkt mich, weshalb willſt du fort? Gott der Herr gibt dir hier alles, was du brauchſt, draußen in der Welt iſt Krieg und Sünde allenthalben.“

„Ich bin ein Mann, Renate, ich fürchte mich nicht,“ ſagte er, „ich will mein Glück machen.“

„Mancher hat Geld und Ehre geſucht und Elend heimgebracht,“ rief ſie.

„Ich will nicht hinter dem Ofen hocken, wenn es draußen zu kämpfen gibt.“

„Wer weiß, wie bald es hier zu kämpfen gibt,“ ſagte ſie traurig, „wer ſchützt uns, wenn uns Se. Kurfürſtliche Gnaden verläßt? Der Böhme ſagte heute, es iſt eine harte und ſchwere Zeit, und mein Vater putzte neulich ſeine Waffen und meinte, es ſähe ſo bunt aus im Reich, man könne nicht wiſſen, wie bald man ſie brauchen müſſe. Noch einmal bitte ich dich, bleib bei uns, Götz!“

„Nein,“ erwiderte er kurz, „und nun Gute Nacht, Renate. Ich denke, morgen biſt du vernünftig!“ — Er war aufgeſtanden. Seinen großen Hut mit den wallenden Federn hatte er auf den Rand des Brunnens neben ſich gelegt, jetzt hielt er ihn in der Hand. Der Mond war indeſſen langſam emporgeſtiegen, er ſtand über dem Ottheinrichsbau und ſandte ſein Licht bis in die Halle hinab. Es fiel voll auf die große kraftvolle Männergeſtalt, und das lang herabfallende blonde Haar glänzte in ſeinem Schein. Die neue Königin hatte ſich einen ſtattlichen Marſchall erwählt. Renate ſtand bleich und bebend vor ihm. „Bedenke, Götz, wenn meine Mutter indeſſen ſtürbe,“ ſagte ſie leiſe flehend.

„Muß man denn immer das Schlimmſte denken, Renate? Ich kann auch ſterben.“

„Sie aber iſt ſo ſchwach, ſo krank.“

„Du mußt zwiſchen ihr und mir wählen,“ ſagte er, „es geht nicht anders.“

Sie ſah auf zu ihm, in ſeine feſten, regelmäßigen Züge, und fühlte, wie ſein Auge das ihre ſuchte. Da ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals, zog ihn zu ſich herab und bedeckte ſein Antlitz mit heißen Küſſen. „Lebe wohl, o lebe wohl!“ — Raſch griff ſie nach ihrem Waſſerkrug, ſchwang ihn geſchickt auf den Kopf und ſchritt die Stufen herab, ehe er es hindern konnte.

„Renate,“ rief er leiſe, aber ſie hörte nicht. Raſch verſchwand ſie in der Thür eines Nebengebäudes, wo ihr Vater wohnte.

„Sie wird mitgehen,“ ſagte Götz leiſe vor ſich hin, und, ſeine Hellebarde von der Wand nehmend, ſchritt er dem Friedrichsbau zu, von wo laute Feſtfreude in die ſtille Nacht hinaus drang. Es pflegte gar heiter an Kurfürſt Friedrichs Hofe herzugehen, und bald hatte Götz ſeinen Platz unter den Hofbeamten gefunden, die in einem Nebenſaal den neuen König in pfälziſchem Wein leben ließen.

II.

„Sie wird mitgehen,“ damit hatte ſich Götz an jenem Abend ſo zuverſichtlich getröſtet, aber ſie war nicht mitgegangen. Der Abſchied, den Renate dort am Brunnen von ihm genommen, war das letzte, was die beiden allein mitſammen verhandelt hatten. Wohl ging Götz am anderen Tage zu Renates Vater, aber auch dieſer wollte nichts von ſeinen neuen Lebensplänen wiſſen, und wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu ſein pflegt, wenn die Jugend hinausſtürmt und das Alter ihr die Flügel binden will, ſo kam es auch hier, die beiden gerieten hart aneinander und ſchieden im Zorn. Renate vermied ihn, und er ſuchte ſie nicht. Nur einmal noch flog ein Blick, ein Gruß von ihr zu ihm hinüber; als er zum Thore hinausritt, an der Spitze ſeines Zuges, ſtand ſie zur Seite des Weges. Wie bleich ſie war! Schmerzvoll zog ſich ſein Herz zuſammen, aber vorwärts ſchritt ſein Roß, der friſche Morgenwind ſpielte mit den Federn auf ſeinem Hut, ſchwellte die bunten Banner der voranreitenden Fähnlein und trug die Klänge luſtiger Fanfaren von der Spitze des Zuges zurück. Und vorwärts flog ſein Herz der goldenen Zukunft, dem bunten Glückstraum entgegen.

Nun war ein Jahr vergangen.

Leiſe hatte der Winter ſein weißes Tuch zum zweitenmal ſeit jenem Auszug über das Neckarthal gebreitet. Renate ſaß drinnen im engen Stübchen bei der Mutter. Trüber Himmel war's draußen, und kalt wehte der Wind um die Ecken und Türme des Schloſſes, das ſeit dem Abzug ſeines fürſtlichen Herrn ſtill und leer ſtand, nur von den Knechten, welche die Beſatzung bildeten, und den zurückgebliebenen Beamten bewohnt. Die Mutter Renatens litt ſeit Jahren an einem ſchmerzhaften unheilbaren Übel. Bleich und matt lag ſie im Bette und horchte auf die Stimme der Tochter, die ihr einen Abſchnitt aus der Bibel vorlas. Jetzt ſchloß das Mädchen das Buch.

„Mein gutes Kind,“ ſagte die Kranke, „was würde aus mir, wenn ich dich nicht hätte. Gott ſegne dich, Gott ſegne dich.“ Sie hielt die Hand Renatens in der ihrigen.“

Niemals hatte ſie erfahren, welchen Kampf es der Tochter gekoſtet, bei ihr zu bleiben. Renate gehörte zu den ſtillen und feſten Menſchen, die ihre Kämpfe in der Tiefe des Herzens ausringen. Allabendlich, wenn die Mägde den Brunnen verlaſſen hatten, ging ſie in das Häuschen und füllte ihren Krug. Als die erſten Boten kamen und von der neuen Königsherrlichkeit berichteten, von dem Einzug in Prag und den Feſten, bei welchen die holde Königin in ihrer Schönheit glänzte, da blickte ſie den ſchwatzenden Reitern wohl fragend und verlangend ins Geſicht, aber ſie brachten keine Botſchaft für ſie. Der alte Burgvogt ſchüttelte den Kopf zu den Berichten. „Ich fürchte, das Land wird ihnen noch heiß werden,“ ſagte er wohl vor ſich hin. Und dann erwartete und hoffte Renate nichts mehr. Vielleicht war ihr Antlitz ein wenig ausdrucksvoller und ernſter geworden; ſonſt rührte niemand an das, was ſie bewegte, und der Holunderbuſch am Mittelpfeiler der Brunnenhalle, der konnte nichts erzählen.

(Schluß folgt.)

Bei den Nordſeefiſchern.

Von Friedrich Meiſter. (Abdruck verboten.)

Ein Fiſcherboot auf regungsloſer Flut, unter ſich das Spiegelbild ſeiner lohfarbenen Segel, hinter ſich den nebelduftigen, unbeſtimmten Horizont, über ſich den ſonnigen, tiefblauen Himmel, an dem vielleicht noch in gebrochener Linie der Rauch eines aus dem Geſichtskreiſe entſchwundenen Dampfers hängt, das iſt ein Bild, welches jedem Beſucher unſerer Seebadeorte bekannt iſt.

Es iſt ein Sommerbild, und die unermeßliche Tiefe hat kaum noch ein anſprechenderes aufzuweiſen.

Wir ſehen vom Strande aus, daß draußen nicht einmal ſo viel Luftzug iſt, die Segel auch nur leiſe zu bewegen. Die Strömung drückt das Fahrzeug zurück, ſo daß es leicht an ſeinem Anker zerrt; vom Buge gleitet das Waſſer, faſt unmerklich erglitzernd, durch den Schatten des Rumpfes nach hinten hinaus in den Sonnenſchein.

In ſchwachen, verſchwimmenden Lauten dringen die Stimmen der Mannſchaft über die polierte Oberfläche des Meeres bis zu uns heran und miſchen ſich mit dem flüſternden Geplätſcher des Waſſers zu unſern Füßen; dazwiſchen knarrt und kreiſcht ein roſtiger Block, auch läßt wohl das Ankerſpill ſein dünnes, metalliſches „Klickklack“ hören, und dumpf tönt das Deck, wenn ein Bündel Tauwerk darauf niedergeworfen wird.

Dann kommt Leben in das Bild. Der Fiſcher läßt den Anker hieven und ein Boot zu Waſſer bringen. Wir hören das Kniſchen des Bootskieles auf dem Deck der Smack und das Aufrauſchen des Waſſers, wenn die Jolle hinabgeworfen wird; ihr Fall zerſchlägt das verkehrte Spiegelbild des Maſtes und der Segel in tauſend Trümmer.

Wir ſehen einige Leute in die Jolle ſpringen, und wir bemerken, wie die Leine, an welcher ſie die Smack im Schlepptau haben, bei ihren regelmäßigen Ruderſtreichen bald ſtraff wird, bald im Bogen hängt, während rhythmiſch, wie das Ticken einer großen Wandgehäuſeuhr, der Ruck der Riemen gegen die Dollen zu uns herübertönt.

Das iſt ein Sommerbild, mit dem gar viele unſerer Leſer vertraut ſind. Allein wenige Monate ſpäter wird dieſelbe Smack ſich ganz anders ausnehmen. Dann arbeitet ſie ſich mühſam und triefend durch die toſende Winterſee, über ſich den bleichgrünen, von zerfetzten Sturmwolken umjagten Mond, eine winzige Nußſchale im Vergleich zu den gewaltigen Schiffen, die in nächtlicher Finſternis phantomgleich und mit donnerndem Sauſen in der hochgetürmten Takelung an ihr vorüberziehen; aber ſie kämpft ſich durch, tapfer und unverzagt, und endlich gewinnt ſie den heimatlichen Hafen, mit ſtrömendem Deck, aber den Raum angefüllt mit Fiſchen, ſo viel, daß eine Eiſenbahnlowry den Reichtum kaum faſſen könnte.

An einem Novembertage begab ich mich an Bord einer in Glückſtadt zu Hauſe gehörigen Fiſcherſmack — hier eigentlich Ewer geheißen — um eine kurze Tour nach der Nordſee zu unternehmen. Es gelüſtete mich, auch einige Erfahrungen über das Leben der Hochſeefiſcher zu ſammeln. Der Name des Fahrzeugs lautete „Vier Gebrüder,“ es war ſtämmig und feſt, breit wie ein Waſchfaß, und vorn in dem ſtumpfen Buge erhob ſich das Deck ſchräg wie ein Berg; es hatte Kuttertakelung, eine Mannſchaft von zwei Matroſen und einem Jungen, und das Kommando führte der Schiffer und Fiſcher Johann Mähl.

Nach kurzer Fahrt hatten wir die Elbe hinter uns. Der Wind war nördlich und weſtlich, kalt und ſtetig. Neuwerk war bald in dem Nebel des frühen Tages, der eben erſt vor der Sonne zu weichen begann, auf der Backbordſeite verſchwunden. Vor uns breitete ſich der offene Ozean aus, in den die kleine Smack ſich mit zornigem Stampfen hineinarbeitete; der Wind ſummte im Tauwerk wie in den Saiten einer Baßgeige, und das ganze Vorderſchiff glänzte vor Näſſe, denn Schauer auf Schauer kam praſſelnd und plätſchernd zu Luvward herüber.

Hinter uns waren noch drei andere Smacken aus der Elbe ausgelaufen, die ſich ebenfalls auf ihre Fiſchgründe begeben wollten. Als Helgoland aus Sicht war, überholte uns ein großes, eiſernes Vollſchiff. Sein roter Boden ſchimmerte wie dunkles Gold durch das graugrüne Waſſer, und es lief an uns vorüber, als lägen wir vor Anker. Es kam heran wie ein Gebirge von weißer, ſchwellender Leinwand, und als ich von unſerm niederen Deck zu ihm aufſchaute, erſchien mir ſein Oberbramſegel wie eine hoch unter dem Himmel einherſchwebende Wolke. Meine Gefährten, an ſolchen ſtolzen Anblick gewöhnt, achteten kaum auf das Schiff. Mähl ſtand an der Ruderpinne und ſteuerte wie ein Automat; ab und zu hob er das Auge nach den Segeln und ſchraubte auch wohl ſeinen dicken Kopf herum, um zu ſehen, was die Smacken hinter ihm angäben.

Es war bitterlich kalt, dazu machten das kurze, heftige Stampfen des kleinen Fahrzeuges und das von der Näſſe ſchlüpfrige Deck es mir ganz unmöglich, mich durch Herumlaufen zu erwärmen.

„Neeren is en lütten Aben,“ ſagte der Schiffer. Das hörte ich gern; ich lief zur Kampanje, dem Kajütteneingang, kletterte vier oder fünf ſenkrecht angelegte Stufen hinunter und befand mich nun in dem Wohnraume der Smack.

Nur ein Künſtler vermöchte es, dieſer Kajütte volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Dieſelbe war ungefähr vier und einen halben Fuß hoch und acht oder neun Fuß lang. Auf jeder Seite liefen hölzerne Sitze entlang, die zugleich als Koffer oder Seekiſten dienten; darüber befanden ſich die Kojen, ſchwarze, enge Löcher, mit Schiebethüren verſehen. Das Deck oder der Fußboden war feucht und glitſchig, ein Teil des Schottes — der Scheidewand zwiſchen Kajütte und Raum — war offen, ſo daß ich das ganze Fahrzeug entlang bis in den Bug ſehen konnte, wo eine Menge von Tauwerk und Netzen aller Art aufgetürmt lag.

Hier unten empfand ich die Bewegungen des Fahrzeuges wie noch nie zuvor auf See. Die lange Dünung, verbunden mit den kurzen Stoßwellen veranlaßten die Smack zu ganz unglaublichen Sprüngen. Es war, als würde man in einem Faſſe einen Abhang hinuntergerollt, die Stöße kamen ſo heftig und immer ſo unerwartet, daß ich mich vor ſchwerem Umherwerfen nur dadurch bewahren konnte, daß ich mich an meinen Sitz anklammerte und die Füße gegen die jenſeitige Bank ſtemmte.

Auf dem kleinen eiſernen Ofen bereitete der Junge das Mittageſſen. Er hockte vor der roten Glut und ſtocherte mit einem Löffel in dem Inhalt einer Kaſſerolle. Der Feuerſchein übergoß ſein Geſicht mit Purpur, die in mächtigen Seeſtiefeln ſteckenden Kniee reichten ihm faſt bis an den Mund, ein Troyer, von ſtarker Wolle geſtrickt, umſchloß eng ſeinen Oberkörper, der große ſchwarze Südweſter ging ihm bis weit auf den Rücken hinab, und ſo gewährte er einen ganz ſeltſamen und merkwürdigen Anblick.

„Schlaft ihr hier in dieſen Löchern?“ fragte ich ihn, auf die Kojen deutend.

„Jawoll, manchmal,“ antwortete er.

„Dann kriecht ihr wohl hinein, wie ihr geht und ſteht?“

„Jawoll. Fiſcherlüd’ können ſick up See nich uttrecken.“

„Bleibt ihr denn während der ganzen Reiſe in eurem Zeuge?“

„Jawoll, ſo tämlich. Kieken S’ her, düſſe Stäbeln — wenn ick die uttreck eher wi nach Glückſtadt torüggkommen, denn is dat man blot, um de Strümp mal to weſſeln.“

„Und wie lange bleibt ihr gewöhnlich in See?“

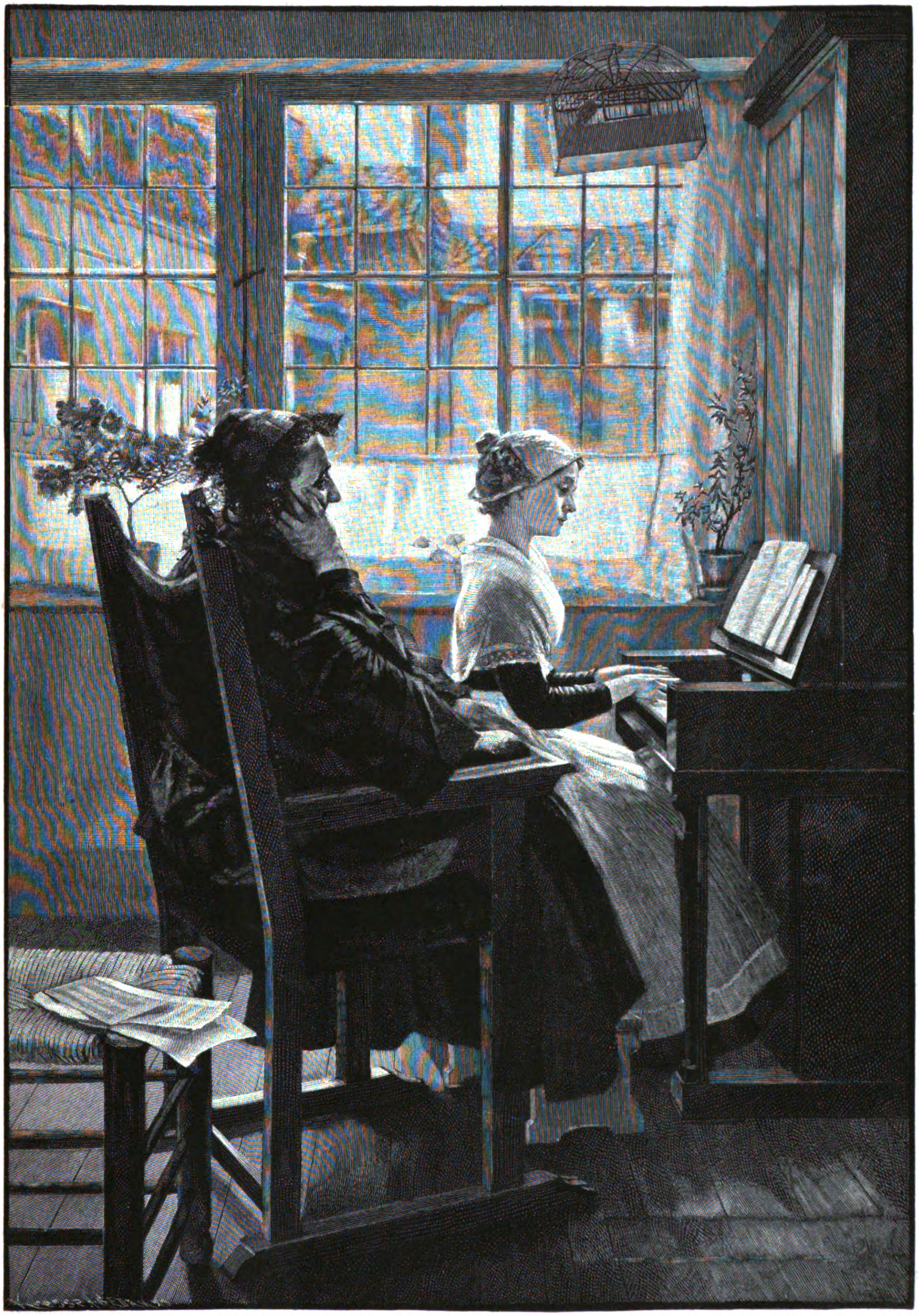
„Söß Weken, manchmal ok ſöben. De letzte Reiſ’ hebb ick min Stäbeln nich eenmal aftrocken, un dat waren ſöß Weken un ’ne halbe.“

Er muſterte die ſchmierigen Stiefel bei dieſen Worten mit offenbarer Selbſtgefälligkeit, als hätten dieſelben durch die erwähnte Thatſache eine erhöhte Bedeutung erlangt. Mir aber war dieſelbe ein beredter Beweis für die Härte dieſes Berufes, und während ich unwillkürlich einen Blick auf die Kojen, auf den ſchlammigen Fußboden und über die ganze enge, häßliche Zelle warf und mir dann die langen Fahrten, die ſchneidenden Winterſtürme, die vielfältigen Gefahren und den kärglichen Verdienſt vergegenwärtigte, da ſagte ich mir, daß die Lichtſeiten des Fiſcherlebens ſicherlich nicht an Bord der Fahrzeuge zu ſuchen ſeien.

Die „Vier Gebrüder“ ſegelten jetzt vor dem Winde und rührten dabei mit ihrem breiten Buge ſolche Schaummaſſen auf, daß dieſelben für einen Raddampfer ausreichend geweſen wären. Ich hatte mich tüchtig durchwärmt und war wieder an Deck gegangen. Der Schiffer ſtand noch immer am Ruder. Die Smacken hinter uns hatten ſich zerſtreut, und eine davon kreuzte zu Luvward vor uns. Am nördlichen Horizont ſah man den Rauch eines Dampfers und im Weſten den oberen Teil der Maſten eines entfernten Seglers. Sonſt war es öde und leer um uns, eine wild wogende, ſchwarzgrüne, ſchaumbeſtreute Oberfläche.

Um zwölf Uhr gab es Mittageſſen. Der Junge übernahm das Ruder, wir anderen begaben uns in die Kajütte. Das Mahl beſtand aus geſalzenem Rindfleiſch, Kohl und Kartoffeln. Wir ſaßen auf dem Bankkaſten, der Schiffer ſchob mir das Fleiſch zu zum erſten Anſchnitt, und ich muß geſtehen, daß ich ſelten ſo herzhaft zugegriffen habe. Allerdings fehlte mir die Geſchicklichkeit der Fiſcherleute im Balancieren des Tellers, und ich hatte genug zu thun, mich ſelber auf meinem Sitze zu erhalten. Auch eine Unterhaltung war beinahe unmöglich; das Knacken und Knarren des Fahrzeuges, das Donnern der Wogen am Buge und das Rauſchen der Fluten längsſeit erfüllte die Kajütte mit einem Getöſe, das kaum zu überſchreien war. Und doch war’s eine vergnügte Tafelrunde, die hier in dem engen Käfig beiſammen ſaß, und ich ſagte mir, daß man das Umherwerfen des Fahrzeuges wohl noch in den Kauf nehmen könnte, wenn das Fiſcherleben nur darin beſtünde, am warmen Ofen zu ſitzen und ein gutes Stück Fleiſch zu verzehren.

Um acht Uhr abends langten die „Vier Gebrüder“ auf ihren Fiſchgründen an. Seit einigen Stunden ſchon waren wir in dichter Finſternis dahingejagt, die roten und grünen Seitenlichter in den Großrüſten und ſcharfe Augen auf dem Ausguck nach fremden Seglern. Die Leute hatten ſich gerade an das Reffen des Großſegels gemacht, da fuhr der Mond



Der Großmutter Lieblingslied. Nach dem Gemälde von Walter Firle.

aus einer dunkeln Wolkenbank heraus und beſtreute die ſchwarze Flut mit unzähligen Silberflittern. Von Norden her zogen zerriſſene Wolkenmaſſen herauf, und die weißen Kämme der brechenden Wogen wurden in meilenweitem Umkreiſe ſichtbar.

Der Wind war ſo eiſig, daß er das Geſicht wie mit Neſſeln ſtach.

Nachdem das Großſegel gerefft war, trat einer der Matroſen mit dem Tiefſeelot an die Regeling. Das Fahrzeug luvte in den Wind auf, bis die Segel zu flattern und zu ſchlagen begannen.

„Hiev!“ rief der Schiffer; der Mann warf mit kräftigem Schwung das Lot nach vorwärts über Bord. Ich trat an den Schiffer heran, der eine Laterne in der Hand hielt. Die Lotung ergab eine Tiefe von achtundzwanzig Faden, in den Talg am unteren Ende des Bleikegels hatte ſich auf dem Grunde ein ſchwärzlicher Sand eingedrückt. Das war für Johann Mähl ſo gut, als ſtünde hier ein Schild mit dem Namen der Gegend; aus dieſem Sande erſah er genau, wo er war, und demgemäß ließ er ſogleich die Vorbereitungen zum Auswerfen des Schleppnetzes treffen.

Dieſelben nahmen eine geraume Zeit in Anſpruch. Endlich war alles fertig und die Netztroſſe angeſteckt.

„Öwer damit!“

Die Netzwerkmaſſe rauſchte über Bord und ſchien ſich in dem dunkeln Waſſer aufzulöſen; die Leinen wurden feſtgemacht, und bald ſchleppte das Netz in einer Entfernung von ſiebzig Faden hinter der Smack her.

Nunmehr wurden, nach den internationalen Fiſchereiregeln, die roten und grünen Seitenlaternen hereingenommen, und zugleich brachte man eine weiße Laterne oben am Maſte an. Das Fahrzeug trieb jetzt langſam mit dem Netze dahin.

Die Kälte hatte inzwiſchen einen ſolchen Grad erreicht, und die Schaumflocken, die mit dem Winde unaufhörlich dahergefegt kamen, wurden zu einer ſolchen Tortur, daß ich mich in die Kajütte zurückzog, wo ſich bald darauf auch der Schiffer und die beiden Matroſen einſtellten. Hier ſaßen wir eine Stunde lang rauchend und plaudernd, während der Wind noch immer zunahm, was aus dem vermehrten Stampfen und Rollen des Fahrzeuges hervorging. Solch ein Stoßen und Werfen, ſolch ein atembenehmendes Emporfahren und ſchwindelndes Niedertauchen kann niemand ſich vorſtellen, der nicht den ſtürmiſchen Wogen der Nordſee in einem Fiſcherboot von fünfundzwanzig Tonnen Trotz geboten hat.

„Ich würde Ihnen raten, jetzt ein wenig zur Koje zu gehen,“ ſagte der Schiffer zu mir. Da ich jedoch Bedenken trug, mich bei lebendigem Leibe in einem der ſchwarzen Löcher hinter der Bretterwand einzuſargen, ſo ſtreckte ich mich in Lee auf dem Bankkaſten aus, indem ich den rechten Arm als Kopfkiſſen verwendete. Der Schiffer und die Matroſen folgten meinem Beiſpiel, und nach wenigen Minuten ſchnarchten die drei in ſchönſter Eintracht. Lange lag ich und beneidete ſie und lauſchte dem wilden Toſen des Windes und der See, dabei angeſtrengt bemüht, meinen Platz auf dem ſchmalen Bankkaſten zu behaupten.

Endlich ſchlief ich ein, allein nur auf wenige Minuten. Ein lauter Ruf gellte zur Kampanjethür herein. Ich rollte vom Kaſten herunter, ſprang auf und prallte gegen den Schiffer an, der an Deck emporkletterte. Im nächſten Moment waren wir alle oben. Der Mann am Ruder ſchrie, daß ein Schiff gerade auf uns zukomme.

Der Schiffer griff nach der für alle Fälle bereit gehaltenen Fackel und ſetzte ſie an der Kompaßlampe in Brand. Dieſe Fackel beſtand aus einem langgeſtielten Blechgefäß, gefüllt mit terpentingetränktem Werg. Die weithin ſtrömende, blendende Flamme warf ein grelles Licht auf das Deck, auf das Segel- und Takelwerk und auf die Geſtalten der Männer. Ein ſchwerer Schneefall jagte horizontal über das Fahrzeug hinweg, und die wirbelnden Flocken funkelten wie Prismen in dem Scheine der Fackel.

Ein eigentümlicher, wunderſamer Anblick: die hoch aufgerichtete Geſtalt des Schiffers mit der emporgereckten Fackel, von welcher der brennende Terpentin in einem Strom feuriger Funken ſeewärts troff; die ſafrangelben, alle nach einer Richtung blickenden Geſichter der Mannſchaft; der Feuerſchein auf dem wühlenden Waſſer außenbords und das Glitzern der treibenden Schneeflocken!

Die Fackel erloſch, und eine kurze Zeit lang war man zu geblendet, um etwas ſehen zu können. Der Schneeſturm ließ nach, und der Mond kam wieder hervor. Das fremde Schiff hatte unſer Signal wahrgenommen und ſeinen Kurs geändert. Es zog in Lee auf Steinwurfweite vorbei, unter gerefften Marsſegeln; in dem ungewiſſen Mondlicht erſchien es wie ein Nebelgebilde.

Es fehlte noch eine halbe Stunde an Mitternacht; der Sturm wuchs und wuchs und brachte Hagelſchauer mit ſich, die wie Kartätſchenſalven auf das Fahrzeug herniederpraſſelten. Man hätte in nächſter Nähe des Nordpols kein kälteres Wetter finden können. Die Fiſcher ſteckten ein zweites Reff in das Großſegel und ſetzten den Sturmklüver; da aber das Unwetter ſeine Bösartigkeit immer unverkennbarer herauskehrte, ſo ließ der Schiffer das Schleppnetz wieder an Bord holen. Das war eine ſchwierige und langwierige Arbeit. Die Troſſen und Leinen mußten abwechſelnd um das Gangſpill genommen werden, da die Kraft der Hände bei ſolchem Wetter nicht ausreichte. Endlich lag das gewaltige Netz triefend an Deck. Beim Lichte der Laterne erkannte ich, daß ungefähr zwanzig Fiſche darin waren, mehr nicht — darunter ein großer Steinbutt mit einem Rachen wie ein Sack und einige rieſige Dorſche, die wie Silber ſchimmerten.

Die Fiſche wurden in den Raum geworfen, dann brachte man die Seitenlaternen wieder außenbords an ihren Ort und holte die Maſtlaterne herab. Um drei Uhr morgens ſuchte ich das Obdach der Kajütte auf. Mein Ölzeug ſtrömte vor Näſſe, ich war durch und durch verklammt und wünſchte von ganzem Herzen das Ende meiner Nordſeeforſchung herbei.

Das Glück war mir günſtig; mit Tagesanbruch klärte das Wetter auf, und während die Leute ſich von neuem daran machten, das Schleppnetz über Bord zu bringen, kam eine andere Smack in Sicht, die eine kleine Flagge im Topp führte. Johann Mähl ſagte mir, daß dieſelbe ihre volle Fiſchladung habe und auf der Heimfahrt nach der Elbe begriffen ſei. Ich bat ihn, mich dort an Bord ſetzen zu laſſen.

Auf ein Signal der „Vier Gebrüder“ drehte die fremde Smack bei; unſer kleines Boot wurde über Bord geworfen, ich ſchüttelte dem Schiffer die Hand, kletterte über die Regeling und ließ mich durch den hohen Seegang zu dem anderen Fahrzeug hinüberrudern, wo man mich mit einiger Verwunderung aber freundlich empfing.

Bald lagen die „Vier Gebrüder“ weit hinter uns im Kielwaſſer; ich ſtand am Heck und ſchaute hinüber, bis die Smack nur noch wie ein Punkt auf der wogenden Tiefe tanzte.

Nicht länger erſchien es mir wunderbar, daß die Welt ſo wenig von dem inneren Berufsleben unſerer kühnen Hochſeefiſcher weiß; denn man muß mit ihnen auf die See hinausgefahren ſein, man muß die Gefahren mit ihnen geteilt und mit ihnen in ihrer armſeligen Kajütte gehauſt und gegeſſen und getrunken haben, um die Drangſale verſtehen zu können, denen ſie bei der Ausübung ihres ſchweren Gewerbes ausgeſetzt ſind.

Plaudereien eines Meergreiſes.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

I. Die Kinder und das Geld.

Auch ich erhielt als Kind mein regelmäßiges Taſchengeld. Ich erinnere mich ganz genau, daß es anfänglich ein Silbergroſchen in der Woche war, und mit welcher Wonne ich es begrüßte, als Väterchen meinen Etat — ich war inzwiſchen wohlbeſtallter Quartaner geworden — auf zwei gute Groſchen, ein Kaſtemännchen nannten wir das Geldſtück, erhöhte. Was ich mit dieſer Rieſenſumme anfing, darum kümmerten meine Eltern ſich nur inſofern, als ſie verlangten, daß ich meine Ausgaben in einem beſonderen Büchelchen in primitiver Weiſe aufſchrieb; es war ihnen augenſcheintich ganz recht, daß in demſelben regelmäßig Krümelkuchen für einen Dreier und Bonbons für einen Sechſer abwechſelten — ich wurde wenigſtens niemals wegen dieſer ſüßen Gelüſte zur Rechenſchaft gezogen.

Heute ſcheint es anders geworden zu ſein. Vor einigen Tagen ſpielte mir der Zufall das Ausgabenbuch meines kleinen Freundes Fritz in die Hände, und ich war einigermaßen erſtaunt über deſſen Umfang. Der Bengel iſt allerdings ſchon Untertertianer, ich wäre aber auch in dieſer hohen Stellung zweifellos der von ihm verlangten Künſte unfähig geweſen. Das Buch war wirklich tadellos geführt, Soll und Haben ſtimmte bis auf das Tippelchen, und dabei betrug die monatliche „Einnahme“ 10 Mark. Unter den Ausgabepoſten glänzten Schreibhefte, Federn und Federhalter, Bleiſtifte — ſogar ein Paar Handſchuhe fehlten nicht, und rührend, nicht wahr? zweimal im Monat kehrte regelmäßig die Notiz „einem Armen geſchenkt — 10 Pfennig“ wieder. Ausgaben für Süßigkeiten fehlten gänzlich und doch wußte ich ganz genau, daß Freund Fritz auch dann ab und zu in der kleinen Konditorei am Markt einkehrte, wenn er wußte, daß dort kein Onkel Meergreis Paſtetchen aß und bereit war, ſeinen Apfelkuchen mit Schlagſahne mitzubezahlen. Das Büchelchen intereſſierte mich, und ich interpellierte eines Tages die Frau Mama nach dem Taſchengeld des Jungen. Sie lächelte. „Das iſt meines Mannes Sache. Er gibt Fritz wöchentlich, irre ich nicht, 2,50 Mark und kontrolliert auch ſein Ausgabebuch. Für Martha thue ich desgleichen.“ Ich nahm mir vor, gelegentlich meine Kenntnis auch an dem Ausgabebuch des dreizehnjährigen Backfiſches zu bereichern, fragte aber zunächſt einmal den Herrn Papa nach ſeinen Maximen.

„Aber, lieber Freund,“ meinte dieſer, „das iſt doch ſehr einfach: ich habe den Grundſatz, daß meine Kinder frühzeitig ihre kleinen Ausgaben ſelbſt beſtreiten, daß ſie lernen ſollen, mit Geld umzugehen. Daher gebe ich ihnen lieber etwas mehr Geld in die Hand — in verſtändigen Grenzen natürlich — und kontrolliere namentlich ihre Ausgaben und Einnahmen. Ich kann wohl ſagen, daß ich mit dem Erfolg recht zufrieden bin.“

„Was verſtehſt du denn unter Kontrollieren, Verehrteſter?“

„Nun, ich ſehe, ob Einnahme und Ausnahme klappt, ich mache meinem Jungen für kleine Erſparniſſe eine Extrafreude und überzeuge mich, daß er mit dem Gelde keine Allotria treibt.“

Marthchens Ausgabebuch war ebenfalls muſterhaft und recht intereſſant. Neben den kleinen Schulartikeln führte ſie hier ein Band und dort Haarnadeln, hier einen Handſchuhknöpfer und dort ein Paar Puppenſchuhe auf. Einmal fand ich „Für Schokolade — 25 Pfennig“ — es war aber bereits einige Monate her, und unter dem Poſten ſtand ein dicker Bleiſtiftſtrich, dahinter ein Ausrufungszeichen: jedenfalls ein Monitum des mütterlichen Oberrechnungshofes. Martha erzielte regelmäßig einen Überſchuß; am Schluß des Monats fand ich ſtets die Notiz: „An Mama für meine Sparkaſſe — . . .“

Wen ſoll ich nun eigentlich höher preiſen: die ſo überaus verſtändigen Eltern oder Martha und Fritz, dieſe Muſterkinder mit ihrer doppelten Buchführung? — Mit Verlaub: ich vermag beim beſten Willen weder das eine noch das andere. Während ich aber für die Göhren das innigſte Mitgefühl habe, kann ich den verehrten Eltern bittere Vorwürfe nicht erſparen: Grad herausgeſagt, ſie haben ihre Kinder, gelinde geſagt, zum Schnurren verleitet.

Es iſt der allgemeine Zug der Zeit, der auch hier zum Ausdruck kommt: das unglückliche Beſtreben, an das Können der Kinder den Maßſtab der Erwachſenen anzulegen. Ich will gar nicht leugnen, daß der Herr Papa in unſerm Fall ſein Ziel einigermaßen erreichen kann: Fritze lernt entſchieden mit ſeinem Gelde „umgehen,“ und Martha lernt in gewiſſem Sinne auch haushalten, trotzdem noch lange nicht geſagt iſt, daß das, was ſie von dieſer ſchweren Kunſt erlernten, auch Stich hält, wenn ſie dereinſt dieſelbe ernſtlich üben ſollen. Welche Schattenſeiten ſtehen aber den eventuellen Vorteilen gegenüber?! Der Papa weiß es nicht, die Lehrer in der Schule können davon erzählen, wie die kleinen Bengel ſich gegenſeitig mit ihrem hohen „Taſchengelde“ brüſten, wie ſie mit den Markſtücken in der Taſche klimpern und auf die ärmeren Kameraden herablaſſend niederblicken, die kaum einen Nickel im Portemonnaie haben. Und nun ſoll ſolch unreifer Knirps gewiſſenhaft Rechenſchaft über ſeinen Reichtum ablegen: er hat die Silberlinge im Beutel und ſoll ſich bezwingen, wenn ihn nach dem gelüſtet, von dem ſein Herz voll iſt — Papa ſchilt ja, wenn er genaſcht hat. Ob Papa denn nicht auch einmal jung war? Meinen Freund kenne ich von Kindesbeinen an, ſintemalen ich mit ihm dieſelbe Schulbank drückte, und ich weiß ganz genau, daß und wie gern er mit mir für einen Dreier Krümelkuchen kaufte — von ſeinem Filius aber verlangt er heute, daß derſelbe kaltlächelnd bei der ſüßen Tante am Markte vorüber geht. Was Wunder, daß der Bengel ſich einen Schmuhgroſchen macht, daß er künſtlich zur Unwahrheit erzogen wird, denn ſein Monatsabſchluß ſoll ja ſtimmen! Die anderen Jungens thun es ja desgleichen und lachen ihn höchſtens aus, wenn er ſagt: ich darf nicht. Man ſage mir nicht, ein guterzogenes Kind käme überhaupt nicht auf ſolchen Gedanken. Das Kind fühlt wohl, daß es etwas Unrechtes, weil Verbotenes, begeht, aber die Erkenntnis, daß dieſes Unrecht ein ernſtes Vergehen iſt, fehlt ihm ganz ebenſo, wie der Köchin, die auf dem Markt ihr kleines Profitchen einſäckelt. Und führe mich nicht in Verſuchung . . .!

Ich habe nachträglich übrigens erfahren, daß mein guter Freund noch lange nicht einer der ſchlimmſten Väter war, daß in den Schulen die kleinen Backfiſche und die Knaben mit blanken Goldſtücken protzen — ich kann keinen anderen Ausdruck finden — und die lieben Eltern ſich oft genug um den Verbleib des in den Händen der Kinder befindlichen Geldes gar nicht kümmern. Gegen Eltern, welche derart unverantwortlich leichtſinnig handeln, will ich mich indeſſen nicht wenden — ich weiß wohl, daß es ebenſo umſonſt wäre, ihnen nach dieſer Richtung hin Vorwürfe zu machen, wie es etwa vergeblich iſt, ihnen zu.ſagen, daß ein Quartaner mit einer goldenen Uhr oder ein Backfiſch mit einem goldenen Armband ſtets mein inniges Bedauern herausfordert. Ich habe es hier nur mit den wohlmeinenden Eltern zu thun, die das Beſte wollen und erſtreben. Von ihnen höre ich immer wieder, wenn der Onkel Meergreis mit ſeinen antiquierten Bedenken kommt: „unſere Kinder ſollen ſparen lernen.“ Sehr ſchön! Sparen iſt doch aber wohl keine Erfindung der Neuzeit, ich glaube ſogar, ſie wurde ehedem mehr und beſſer geübt denn heute. Unſere Eltern lehrten uns auch ſparen, aber nicht in der gekünſtelten Weiſe, daß wir von unſern paar Pfennigen Taſchengeld noch ein mühſames Plus machen ſollten. Wir Kinder hatten jedes unſere thönerne Sparbüchſe: da ſteckte bald der Vater, bald die Mutter und bald irgend eine gute Tante etwas Blankes hinein, und dann und wann zeigten uns die Eltern, wie die Geldſtücke geheckt hatten und aus dem Groſchen der Thaler oder noch etwas Beſſeres geworden war. Dann und wann hieß es wohl auch: „Kinder, wollt ihr lieber heute Kuchen eſſen oder ſoll ich euch jedem ein Kaſtemännchen in die Sparbüchſe thun?“ und was das Schönſte und vielleicht das erziehlich Erfolgreichſte war: wir lernten den Erfolg des Sparens praktiſch kennen, indem der große Topf ſich von Zeit zu Zeit für uns aufthat und ſein Inhalt ſich zur Erfüllung irgend eines lang gehegten Wunſches umgeſtaltete!

Dem Kinde mehr Geld in die Hand geben, als ihm zur Befriedigung ſeiner kleinen, wirklich kindlichen und harmloſen Gelüſte gut iſt, heißt ihm das Geld als Selbſtzweck erſcheinen laſſen, wo es doch nur Mittel zum Zweck ſein ſoll. Die oft nur zu trübe Erkenntnis von der Notwendigkeit des Geldes kommt uns allen früh genug von ſelbſt — wozu mit ihr ein Kindesgemüt belaſten?

Familientiſch und Spielecke.

Das am 14. Oktober enthüllte Leſſing-Denkmal zu Berlin.

(Zu dem Bilde auf S. 137.)

Zu den beiden ſchönen Standbildern Goethes und Schillers, die Berlin bereits beſaß, iſt nun auch ein Standbild Leſſings hinzugetreten, das ſich im ſchönſten Teile des Tiergartens, an der Ecke der Lennéſtraße, erhebt. Schöpfer desſelben iſt ein Urgroßneffe des Dichters, der Bildhauer Otto Leſſing in Berlin, und ſein Werk gehört zu den ſchönſten der an ſchönen öffentlichen Standbildern ſo reichen Reichshauptſtadt. Die ſtehende Figur Leſſings iſt im beſten Mannesalter im Koſtüm ſeiner Zeit dargeſtellt. Das aus weißem karrariſchem Marmor gemeißelte Standbild erhebt ſich auf einem Sockel aus rötlichem Granit, deſſen Konturen in maßvollen Rokokkoformen gehalten ſind. Auf der Vorderſeite des Sockels lieſt man auf goldbronzenem Schilde den Namen Gotthold Ephraim Leſſing. An den Sockel gelehnt ſitzt am Fuße desſelben der Genius der Humanität, der eine Schale mit Feuer als Symbol der reinen Menſchenliebe erhebt und ſich auf eine Tafel ſtützt, auf der die Schlußverſe des Drei-Ringe-Monologes aus Leſſings Nathan ſtehen. Zu Füßen des Genius liegt ein Lorbeerkranz, in ſeiner Linken hält er den Ölzweig. An der Rückſeite des Sockels iſt in einer allegoriſchen Figur Leſſing in ſeiner Eigenſchaft als Kritiker verherrlicht. Ein Genius ſchwingt in ſeiner Rechten ſchonungslos die Geißel, in ſeiner Linken hält er triumphierend das dem Gegner entriſſene Löwenfell. Darüber iſt in den Sockel das Porträt Chriſtoph Friedrich Nikolais, auf der Seite zur Rechten das Porträt Ew. Chriſt. v. Kleiſts, zur Linken dasjenige Moſes Mendelsſohns eingelaſſen. Unter den beiden letzteren befinden ſich Becken, welche von Delphinköpfen mit Waſſer geſpeiſt werden. Das ganze Denkmal ruht auf einem achteckigen Unterbau und iſt von einem reichen Gitter umſchloſſen. Die Figuren und Embleme des Sockels ſind in dunkler Bronze ausgeführt, die ſich ſehr ſtimmungsvoll von dem roten Granit abhebt, und im Verein mit dem Weiß des karrariſchen Marmors, aus dem die Statue ſelbſt gemeißelt iſt, ergibt ſich eine Farbenwirkung, die bei anderen aus einem Material hergeſtellten Denkmalen niemals erreicht werden könnte.

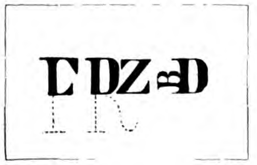
Neue Chriſtoterpe für 1891.*)

Gegenüber den zahlreichen Almanachen weltlichen und häufig anſtößigen Charakters, welche, wie Claurens „Vergißmeinnicht“ in den zwanziger und dreißiger Jahren, den literariſchen Markt beherrſchten, verſuchte Albert Knapp im Jahre 1833, einen chriſtlichen Almanach ins Leben zu rufen, der „in anmutigem Gewand geiſtliche Nahrung in die Familien bringen“ ſollte. Die von ihm herausgegebene „Chriſtoterpe“ ſollte aber — im Gegenſatz zu Jung Stillings geiſtesverwandtem „Taſchenbuche für Freunde des Chriſtentums“ — nicht nur die Erzeugniſſe ſeiner eignen Feder enthalten, ſondern einen Sammelpunkt für gleichgeſinnte hervorragende

---

*) Neue Chriſtoterpe. Ein Jahrbuch herausgegeben von Rudolf Kögel, Wilhelm Baur und Emil Frommel. 1891. Verlag von C. Ed. Müller in Bremen.

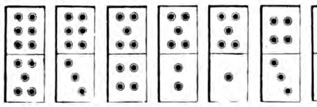
Bilderrätſel.

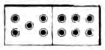
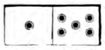


Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſieben Steine auf. B hat auf ſeinen Steinen 48 und C auf den ſeinen 30 Augen.

A hat:



A ſetzt  aus und gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. Er ſetzt zuletzt  an Eins. B muß bei der vierten und fünften, C bei der erſten, zweiten, fünften und ſechſten Runde paſſen. A und D können ſtets anſetzen. B behält auf ſeinen Steinen 14 und C auf den ſeinen 18 Augen übrig.

Die Summe der Augen auf den 19 Steinen der Partie beträgt 136.

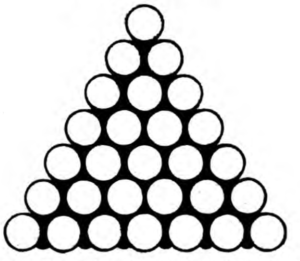
Welche Steine behielten B und C übrig?

1. Buchſtabenrätſel.

Schau, mit dem Kopf, da ſchwebt es ohne Schwingen,
Als wollt' es gradeswegs zum Himmel dringen,
Kommt auch vom Himmel oft zu dir herab.
Doch ohne Kopf fällt's maleriſch vom Haupte
Dem Jupiter, den Nymphen; und es glaubte
Der ſtärkſte Mann, daß es die Stärk' ihm gab.

P. v. W.

2. Kugelpyramide.



Jede Kugel der Figur iſt mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet. Die einzelnen Reihen bezeichnen: 1. Ein Buch des alten Teſtaments, 2. einen Fluß in Norddeutſchland, 3. eine Stadt in Frankreich, 4. einen Gott der Griechen, 5. einen Fluß in Frankreich, 6. ein Maß, 7. eine Note.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Autoren darbieten. Sein Unternehmen fand in vielen Familien eine freundliche Aufnahme und erhielt ſich zwanzig Jahre lang in der Gunſt des Publikums. Auf die Länge ließ ſich aber das Mittelgut davon nicht fern halten. Wiederholt äußerte Knapp ſich verdroſſen darüber, „daß die kleinen Dichter die empfindlichſten zu ſein pflegten; daß auch gewiſſe Frauenſeelen dem Reiche Gottes beſonderen Abbruch zu thun fürchteten, wenn ſie ihre Gedichte nicht drucken ließen.“ Eine allmähliche Abnahme des Wertes der Beiträge machte ſich ſchon in den vierziger Jahren bemerklich, und im Jahre 1853 mußte das Unternehmen aufhören.

Um ſo erfreulicher iſt es, daß die von Baur, Frommel und Kögel im Jahre 1880 unternommene Erneuerung der Knappſchen „Chriſtoterpe“ jetzt bereits zwölf Jahre ſich auf gleicher Höhe erhalten hat. Ich will damit nicht ſagen, daß alle Beiträge gleichwertig ſeien, oder daß ſich gar nichts Unbedeutendes darunter fände, aber im großen und ganzen hat ſich dieſes neue Unternehmen als lebensfähig und lebenswürdig erwieſen. Die ſtattliche Reihe der bisherigen Mitarbeiter, welche ſich um die drei Herausgeber gruppieren, liefern den Beweis, daß es der von chriſtlichem Geiſte erfüllten Litteratur an geiſtreichen Vertretern auf allen Gebieten keineswegs fehlt. Allerdings ſind manche der bedeutendſten Mitarbeiter der erſten Jahrgänge bereits aus dem Leben geſchieden, wie Geibel und Richard Leander (R. v. Volckmann), Delitzſch, Lange und Schwartzkopf. Zwei anderen, die im Jahre 1890 heimgegangen ſind, Max Frommel und Karl Gerok legt Rudolf Kögel in dem ſoeben erſchienenen Jahrgange einen „Epheukranz“ auf die friſchen Gräber. Aber die gelichteten Reihen haben ſich immer wieder gefüllt; das zeigt auch der zwölfte Jahrgang, der neben vielen der alten Mitarbeiter zahlreiche neue und ebenbürtige Kräfte aufweiſt.

Das Biographiſche nimmt in berechtigter Weiſe eine Hauptſtelle darin ein. Franklin Arnold entrollt auf Grund mancher neu erſchloſſenen Quellen ein Lebensbild der Fürſtin Amalie von Gallitzin, während Hermann Dalton eine bisher wenig bekannte aber höchſt kennenswerte „Reckengeſtalt“ aus der Reformationszeit Johannes a Lasko, einen edlen Polen, vor uns aufſteigen läßt, und Leopold Witte ein Stück der neueſten Kirchengeſchichte in einem Hauptrepräſentanten, Ignaz von Döllinger, uns vorführt. Auch die Erzählung von N. Fries, eine ſeiner beſten, „Ein Pfarrherr aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges“ kann zu den Lebensbildern gerechnet werden. Unter den Erzählungen ragt ein Bild aus dem Gefängnisleben hervor, welches Max Vorberg aus ſeinen Erinnerungen mit ergreifender Lebenswahrheit zeichnet. Dazwiſchen ſchlingen ſich verſchiedene Gedichte, unter denen das eines Nachkommen des alten Chriſtoterpe-Herausgebers, Gotth. Knapp, ſich durch tiefe poetiſche Empfindung auszeichnet. Natürlich haben die beiden Mitherausgeber, Wilhelm Baur und Emil Frommel Wertvolles beigeſteuert: beide bieten eigne Erlebniſſe — jeder in der ihm eignen Tonart — aus ihrem Amtsleben. Endlich fehlt auch Otto Funcke nicht, der „Die Erziehung unſerer Jugend zur chriſtlichen Freiheit“ in ſeiner oft etwas irrlichterierenden, aber durchweg geiſtvoll anregenden Weiſe nach allen Seiten hin beleuchtet.

Die Ausſtattung der „Neuen Chriſtoterpe“ iſt, wie bisher, eine einfache und würdige; nur möchte ich davor warnen, dieſelbe ungebunden zu kaufen, da ſie ohne irgendwelche Heftung ſofort auseinanderfällt, wenn man die Seiten aufſchneidet.

Robert Koenig.

Max Hochbergs Märchen.

In zweiter vermehrter und verbeſſerter Auflage erſcheint im Verlage von Friedrich Luckhardt, Berlin, ein Märchenbuch, das bereits viele Freunde hat und in ſeiner neuen Ausſtattung noch mehr Freunde, kleine und große, finden wird. „Max Hochbergs Märchen“ nennt es ſich, das will ſagen, daß es nicht die Märchen ſind, die wir alle kennen, tauſendmal geleſen und wieder erzählt haben — in ebenſoviel Variationen — ſondern neu erdachte und erträumte. Denn Denken und Träumen laufen bei einem richtigen Märchendichter nebeneinander. Und der Titel ſagt nicht zu viel; es iſt wirklich ein ſtark ausgeprägter individueller Zug in dieſem Buche, der es von den anderen zahlloſen Märchenbüchern ſehr vorteilhaft unterſcheidet. Der Autor hat ebenſoviel Phantaſie wie Sinn für das wirkliche Leben, und ſo viel Geſtaltungskraft, daß es ihm gelingt, nicht nur Kinder, ſondern auch Erwachſene an ſeine Märchenfiguren glauben zu machen, ſie lebendig vor den Leſer hinzuzaubern. Das gibt den ſechsundzwanzig Märchen, die in dem Buche vereinigt ſind, denſelben Reiz, den die Märchenerzähler des Orients und die alten deutſchen Märchen auf uns ausüben — hinter der Märchenum- und -Verkleidung ſchaut uns überall das reale Leben entgegen. Dazu ſind ſie friſch geſchrieben, und der Autor holt ſich am liebſten ſeinen Märchenſtoff direkt aus der Gegenwart, und zwar aus dem geräuſchvollſten Leben der Großſtadt, nicht aus den geheimnisvollen Waldwinkeln und Zauberſeen, aus denen die anderen Märchendichter ſchöpfen. Der tiefere Sinn einzelner dieſer Märchen mag dem Kinderverſtande noch verſchloſſen ſein; aber das iſt kein Unglück. Das Kind will vor allem unterhalten und gefeſſelt ſein, und das gelingt Max Hochberg immer. Wenn er nebenher noch etwas Tieferes und Beſonderes hineinlegt, ſo hat das nur den Vorteil, daß ſeine Märchen auch für anſpruchsvolle große Leute genießbar werden. Es iſt kein Buch, von dem man ſagen könnte, es iſt für dies oder jenes Alter beſtimmt. Der eine wird ſich mehr, der andere weniger daraus entnehmen, an der lebendigen, friſchen, frohmütigen Art des Verfaſſers aber wird jedes Lebensalter ſeine Freude haben. Ein Buch wie geſchaffen für den Weihnachtstiſch — das iſt ſeine beſte Empfehlung.

P. v. S.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 8.

Bilderrätſel.
Landesverteidigungskommiſſion.

1. Wechſelrätſel. Sicht.

2. Dreiſilbige Scharade. Zweckmäßig.

3. Kreisrätſel.
Emin.
Euterpe
Marengo
Itzehoe
Nemeſis.

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Nikodemus Friſchlin. Zum 300 jährigen Todestage eines ſchwäbiſchen Dichters. Von Th. Ebner. — Eine Veſtalin. Nach dem Gemälde von Gabriel Max. — Gefrorene Fenſter. Gedicht von J. Trojan. — Renate. Erzählung von C. von Hellen. — Bei den Nordſeefiſchern. Von Friedrich Meiſter. — Der Großmutter Lieblingslied. Nach dem Gemälde von Walter Firle. — Plaudereien eines Meergreiſes. Von Hanns von Spielberg. — Familientiſch und Spielecke. Das am 14. Oktober enthüllte Leſſing-Denkmal zu Berlin. — Neue Chriſtoterpe für 1891. Von Robert Koenig. — Max Hochbergs Märchen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
F. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Dezember 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 10.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Mit übelgelaunten Geſichtern hatten die Frauen die große Pauſe vorübergehen laſſen. Jede las in den Zügen der anderen, daß ſie unter getäuſchter Erwartung litt, und dennoch vermieden ſie es beide, ihren Gefühlen Worte zu leihen. Frau Meixen machte den Vorſchlag, nach dem Reſtaurationsraum zu gehen und ein Glas Bier zu trinken, aber Kathinka erklärte das für nicht fein, und ſo blieben ſie auf ihren Plätzen. Da endlich — der neue Akt hatte ſchon begonnen — knarrte die Logenthüre, und an dem Schließer vorüber trat Reichenſtein ein. Über Kathinkas Geſicht flog ein triumphierender Zug, aber ſie bezwang ſich und wandte ihre Augen nicht von der Bühne, als ob ihre Aufmerkſamkeit von der Feerie ganz in Anſpruch genommen würde. Frau Meixen brannte dagegen vor Neugierde, den reichen Verehrer ihrer Tochter und vielleicht künftigen Schwiegerſohn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und ſie rückte ordentlich geräuſchvoll mit ihrem Seſſel, weil ihre Wohlbeleibtheit ihr allzu ſcharfe Kopfwendungen beſchwerlich machte. Auf Reichenſteins Vollmondgeſicht lagerte ein familiäres Lächeln, als er auf Frau Meixen zutrat, und deshalb lächelte ſie auch, ein wenig verlegen, aber doch freundlich. Sie wußte nicht recht, wie ſie ſich ihm gegenüber zu benehmen habe. Endlich meinte ſie aber doch, es ſei das Schicklichſte, ihm den Stuhl neben ihrer Tochter anzubieten, ſchon deshalb, weil es ihr angenehm geweſen wäre, wenn die vielen Menſchen gleich den Bankier neben ihrer Kathinka geſehen hätten. Aber Reichenſtein hielt es für ratſamer, ſo viel wie möglich im Hintergrunde verſteckt zu bleiben, und er ſtreckte ſeine Hand aus, die ehrenwerte Dame wieder auf ihren Platz zu drücken. Sie mißverſtand dieſe ausgeſtreckte Hand, legte die ihre mit freundſchaftlichem Drucke hinein und nötigte ihn weiter, ihren Platz einzunehmen. Die Leute im Parkett wurden ſchon aufmerkſam, bis Kathinka endlich leiſe ſagte: „So bleib' doch ſitzen, Mutter.“ Da gab ſie ſich endlich zur Ruhe und wurde wieder verlegen, weil ſie durch Kathinkas unfreundliche Art auf den Gedanken kam, ſie könne etwas Ungeſchicktes begangen haben. Reichenſtein rückte ſeinen Stuhl dicht hinter Kathinka, legte den einen Arm auf die Lehne ihres Seſſels und flüſterte ihr ins Ohr: „Guten Abend, Fräulein Kathinka,“ in einem Tone, als ob er ſie wenigſtens ſchon ſeit zehn Jahren kenne und nicht heute zum erſtenmal mit ihr rede. Sie neigte darauf ganz vornehm den Kopf, und es ſah gut aus, wie ſie rot wurde bis an die Haare, die ihr zierlich gekräuſelt in die Stirn fielen. Herr Reichenſtein ſagte auch, daß er ſich freue, die Damen hier zu ſehen, und daß er daraus entnehme, ſie hätten ihm ſeine Zudringlichkeit nicht übelgenommen. Dann machte er über das, was auf der Bühne vorging, ſeine Bemerkungen, ſo daß Kathinka manchmal lächeln mußte. So dünkte ſie dem Bankier, der kein Auge von ihrem ſchönen Profil verwandte, unwiderſtehlich. Frau Meixen aber wurde ein wenig ungeduldig, weil Herr Reichenſtein ſich immer nur mit ihrer Tochter und gar nicht mit ihr beſchäftigte, während ſie doch der Meinung war, daß, wer die Tochter freien wolle, auch die Mutter nicht ganz links liegen laſſen dürfe.

Die würdige Dame wurde erſt wieder guter Laune, als Reichenſtein nach dem Theater meinte, man müſſe doch nun auch zuſammen ſoupieren, die einmal geſchloſſene Bekanntſchaft dürfe nicht ganz trocken eingeleitet werden, man müſſe doch auf lange und gute Freundſchaft mit einem Glaſe Champagner anſtoßen. Dabei nannte er ein Reſtaurant Unter den Linden, von deſſen Herrlichkeiten die beiden Frauen ſchon ſo viel gehört hatten, daß ihnen das Waſſer im Munde zuſammenlief.

In dem Separatzimmer, nach einem ſolennen Souper und bei ſchäumendem Champagner, tauten die beiden Frauen auf, und Reichenſtein wußte ſehr bald, daß es keine großen Schwierigkeiten machen würde, Kathinka von Wilberg loszureißen. Er that natürlich zuerſt ſehr erſtaunt, als ihm die Mutter erzählte, daß Kathinka mit dem Faktor ſeiner Druckerei verlobt ſei und daß nächſtens Hochzeit gemacht werden ſolle. Ihr paſſe die Partie eigentlich gar nicht recht, meinte ſie, und auch Reichenſtein ſchüttelte den Kopf, als ob er verwundert ſei und ſeine Bedenken habe, während Kathinka ſich gar nicht über Wilberg äußerte. Dann aber gab der Bankier ſeiner Anſicht Ausdruck, daß es eine Schande für Berlin wäre, wenn ein ſo ſchönes Mädchen nur dazu beſtimmt ſein ſolle, an der Seite eines in ſeinem Fache ja ganz tüchtigen, aber einfachen Menſchen zu vertrauern, der doch niemals mehr verdienen könne, als von der Hand in den Mund reiche, und gar keine Ahnung habe, welch ein köſtlicher Schatz eine ſchöne Frau ſei. Herr Reichenſtein begann dann vom Theater zu reden, und wie dort die Schönheit die glänzendſte Karriere eröffne. Eine ſchöne Frau brauche eigentlich gar kein Talent zu haben, und er erzählte Wunderdinge von den Damen, die ſie vorher auf der Bühne des Viktoriatheaters geſehen, wieviel Tauſende ſie an Gage bezögen, und wie die Kunſtenthuſiaſten ſich dazu drängten, ihnen Blumenbouketts in ihre Wohnung zu ſchicken und ihnen Brillantſchmucks vor die Füße zu legen. Aber er ſei überzeugt, daß Fräulein Kathinka Talent habe, ein ſehr bedeutendes Talent ſogar, er erkenne das ſchon an ihrem lebendigen Mienenſpiel und an ihrem modulationsfähigen Organ. Es komme nur darauf an, dieſes Talent ein wenig ausbilden zu laſſen. Vielleicht werde Herr Wilberg — Reichenſtein ſprach immer mit großer Achtung von ihm und verſäumte nie, das „Herr" vor ſeinen Namen zu ſetzen — ſich weigern, ſeine Zuſtimmung zu dem Einſchlagen einer ſolchen Karriere zu geben, denn in gewiſſer Beſchränkung aufgewachſene Naturen könnten ſich von einem Vorurteil gegen die Damen vom Theater nicht losreißen. Aber ein einzelner habe gar kein Recht, der Geſamtheit, der ganzen Welt ein ſo außerordentliches Talent, eine ſo eminente Künſtlerin, wie ſie in Fräulein Kathinka ſtecke, zu entziehen. Und wenn Wilberg ſeine Zuſtimmung nicht geben wolle, ſo müſſe man eben gegen ſeinen Willen handeln. Ihm, dem Bankier Reichenſtein ſelbſt, werde es die größte Ehre ſein, für alles ſorgen zu dürfen, was Kathinka während und zu ihrer Ausbildung bedürfe. Eine vollſtändige Trennung von ihrem Verlobten halte er allerdings für das beſte, beinahe für notwendig, denn um ſchnell und ſicher Erfolge zu erringen, dürfe das Herz nicht zwiſchen Kunſt und Liebe geteilt ſein.

Frau Meixen war wieder ein wenig enttäuſcht, daß der Bankier gar nichts von eignen Heiratsplänen, ſondern nur vom Theater ſprach, wovon ſie zudem das meiſte nicht verſtand. Aber in Kathinkas eitler Seele zündete jedes Wort Reichenſteins; ſie ſah ſich ſchon als gefeierte Bühnenkünſtlerin, in glänzenden Koſtümen, von dem Publikum mit Beifall überſchüttet, und als ſie beim Scheiden Reichenſtein zurückhaltend ſagte, ſie wolle ſich, was er ihr angeboten, überlegen, da war ſie innerlich ſchon vollkommen entſchloſſen, den neuen Weg einzuſchlagen, auf dem ſie eine in ſchimmernden Farben ihr verführeriſch leuchtende Zukunft erreichen zu können glaubte.

XIII.

Mit der herzlichſten Freude war Graf Romſtedt von Herrn von Dernburgs Eltern in Liebenwalde empfangen worden. Der Vater hatte es ſich nicht nehmen laſſen, den willkommenen Gaſt ſelbſt mit ſeinem Jagdwagen von der Eiſenbahnſtation abzuholen, und auf dem guten Geſicht von Dernburgs Mutter zuckte es faſt wie Rührung, als ſie nach ſo langen Jahren dem, der einſt als junger eleganter Offizier ein Freund ihres Hauſes geweſen war und nun als Greis wiederkehrte, auf der mit wildem Wein und Pfeifenkraut umrankten Veranda grüßend beide Hände entgegenſtreckte. Herr von Dernburg erntete viel Lob von ſeinen Eltern, daß es ihm gelungen war, den Grafen Romſtedt nun doch zu einem Beſuche zu bewegen, und dieſer erkannte bald, daß er ſeine urſprüngliche Abſicht, nur wenige Tage zu bleiben, dem energiſchen Widerſpruche ſeines alten Freundes gegenüber aufgeben müſſe und jedenfalls nicht eher an die Abreiſe denken dürfe, als bis der Urlaub ſeines Reiſegefährten abgelaufen ſei.

Leutnant von Dernburg hatte eigentlich die Abſicht gehabt, während der Eiſenbahnfahrt den Grafen über ſein Verhältnis zu Elſe Wilberg aufzuklären und ſeinen Rat und ſeine Hilfe zu erbitten. Aber das Koupee war von ſo vielen Mitreiſenden in Anſpruch genommen geweſen, daß ſich keine Stunde ungeſtörten Beiſammenſeins für ſo delikate Eröffnungen gefunden hatte. So kam es, daß Herr von Dernburg auf dem Gute ſeiner Eltern anlangte, des ſtarken Schutzes, den er ſich von ſeinem Begleiter verſprochen hatte, noch ungewiß, und ſeine Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft, das peinliche ſeiner jetzigen Lage als ein drückendes Geheimnis mit ſich tragend. Das trübte ſeine Stimmung und verbitterte ihm die Freude, mit der er ſonſt immer den heimatlichen Boden betreten hatte. Dazu kam noch, daß hier, wo er ſich mit Menſchen und Dingen von Jugend auf verwachſen fühlte, mehr wie je die Frage an ihn herantrat, ob er ein Recht habe, ein Mädchen als ſeine Gattin in dieſen enggeſchloſſenen Kreis zu führen, das von allen hier wie eine Fremde angeſehen werden würde. Nicht nur ſeine Eltern, das fühlte er, würden an dieſer Heirat Anſtoß nehmen. Bis zu dem letzten Tagelöhner des Dorfes hielt man hier feſt an alter Sitte und altem Herkommen, und wenn auch Dernburg nicht zweifelte, daß Elſe Wilberg die Stellung, die er ihr zugedacht hatte, ganz und voll ausfüllen und daß es ihr auch mit der Zeit gelingen würde, nicht nur das Vorurteil ſeiner Eltern, ſondern auch der Nachbarn und der Dorfleute zu beſiegen, ſo bedrückte es ihn doch, daß er diejenige, die er liebte, in eine Atmoſphäre führen ſollte, in der ihr von allen Seiten ein erkältender Hauch entgegenwehen mußte.

Dieſe Überlegungen machten ihn nicht wankend und unſicher in ſeinem Entſchluß, aber ſie veranlaßten ihn doch, mit den Geſtändniſſen, die er den Eltern zu machen hatte, von Tag zu Tag zu zögern. Außerdem ſah er ſeinen alten Vater in ſo herzlicher Freude, den Jugendfreund wieder bei ſich zu haben, in alten Erinnerungen wieder jung werdend und ſo ungetrübter Laune, daß es ihm ein Unrecht geſchienen hätte, dieſe kurze glückliche Zeit zu ſtören. Wohl fühlte er manchmal der Mutter Auge ſinnend auf ſich ruhen, wohl merkte er an ihrer verdoppelten Zärtlichkeit, daß ihr der Schatten nicht entgangen war, der ſeine Stirn verdüſterte, daß ſie ſeine gewohnte fröhliche Unbefangenheit vermißte. Aber er wußte, daß es nicht der Mutter Art war, gegen den Vater mit wichtigen Mitteilungen zurückzuhalten. So ſchwieg er auch gegen ſie von dem, was ſein Herz bewegte und von den finanziellen Verlegenheiten, die ihn drückten, und Frau von Dernburg fragte den Sohn nicht. Sie war immer der Meinung geweſen, ein volles und unbedingtes Vertrauen dürfe nicht hervorgelockt werden, es müſſe ſich von ſelbſt ergeben. Trotzdem ſie manche ſchlafloſe Nacht um den einzigen Sohn hatte, den ſie ſo verändert fand, unterdrückte ſie doch jedes äußere Zeichen der Beſorgnis, damit ihr Gatte und Graf Romſtedt nicht aufmerkſam würden.

Der Urlaub des jungen Offiziers näherte ſich bereits ſeinem Ende, als eines Tages Baron Biel, der Gutsnachbar von Liebenwalde und der Vater von Dernburgs Jugendfreund, vor der Veranda des Herrenhauſes vorfuhr. Dernburg war gerade von einer Jagdpartie zurückgekehrt; er wartete vor der Hausthüre, als er den Wagen in den Hof einbiegen ſah, um den alten Herrn ſelbſt zu empfangen und zu den Eltern zu geleiten, die mit Graf Romſtedt einen hübſchen Ausſichtspunkt des Gartens aufgeſucht hatten. Noch vor wenigen Tagen hatte der junge Offizier Baron Biel und ſeiner Familie einen Beſuch abgeſtattet und den erſteren ſo wohl konſerviert und ſo heiterer Laune gefunden, daß er ſich darauf freute, dem Freunde in der Reſidenz ſo gute Nachrichten aus dem Elternhauſe mitbringen zu können. Nun hielt der Wagen vor der Veranda — ein elegant geſchirrter Viererzug, Kutſcher und Diener auf dem Bock in reicher Livree, und Dernburg öffnete ſelbſt den Schlag, den Gaſt mit einem freundlichen Willkommen begrüßend und ihm ſcherzend vorwerfend, daß er ſich ſo ganz allein auf den Weg gemacht und keine einzige ſeiner ſchönen Töchter zur Begleitung mitgenommen habe. Aber Dernburg hielt erſchreckt inne, als er in das Geſicht des alten Herrn ſah und das nervöſe Zittern fühlte, mit dem der Ausſteigende ſich auf ſeinen Arm ſtützte. Die wenigen Tage, welche vergangen waren, ſeitdem er Baron Biel zuletzt geſehen, hatten den wohlkonſervierten, mit tadelloſer Eleganz und weltmänniſcher Tournüre auftretenden Sechziger in einen Greis verwandelt.

Ob Herrn von Dernburgs Vater zu Hauſe ſei, fragte haſtig Baron Biel, und es ſei ihm am liebſten, wenn er ihn ſofort und allein ſprechen könne, da ihn heute nur eine geſchäftliche Unterredung, die für ihn indeſſen von größeſter Wichtigkeit ſei, hierhergeführt habe. Er ließ nicht einmal die Pferde ausſpannen; er müſſe ſo bald als möglich wieder nach Hauſe zurück und hoffe, daß in einer halben Stunde alles erledigt ſein werde.

Böſes ahnend, führte Dernburg den Gaſt nach des Vaters Arbeitszimmer und eilte dann, dieſen ſelbſt aus dem Garten herbeizurufen.

Der alte Herr von Dernburg war keineswegs ſonderlich überraſcht von den Eröffnungen, die ihm Baron Biel, der augenſcheinlich über der über ihn hereingebrochenen Kataſtrophe gänzlich den Kopf verloren hatte, unter vier Augen machte. Der übertriebene Aufwand, in dem ſein Gutsnachbar ſich immer gefallen hatte, ſtand ſchon ſeit Jahren nicht mehr im Einklang mit den Einkünften ſeiner immer mehr mit Hypotheken bebelaſteten Beſitzung, und das Börſenſpiel, dem er ſich als letzte Rettung mit Leidenſchaft in die Arme geworfen, hatte dem alten Herrn von Dernburg immer als ein Wagnis gegolten, das einmal zu böſem Ende führen mußte und ſich nur ſchlecht mit den Grundſätzen eines ſoliden Mannes vertrage. Was Herr von Dernburg lange gefürchtet, war endlich und mit ſchrecklicher Plötzlichkeit eingetreten. Baron von Biel, dem Rat ſeines in dieſen Dingen beſonders zuverläſſigen Sohnes folgend, hatte Petroleumaktien zu ziemlich hohem Kurſe und in ſehr bedeutenden Quantitäten gekauft und ſie in der Hoffnung auf eine rapide Steigerung, wie ſie ſchon mehrmals eingetreten war, gehalten, trotzdem der Kurs unaufhaltſam rückwärts ging. Nun hatte er Differenzen in ſolcher Höhe zu zahlen, daß ſie ſeine Kräfte weit überſtiegen, und um das Unglück voll zu machen, hatte ſich gleichzeitig ſein Sohn, der Leutnant, mit einer Generalbeichte an ihn gewandt, aus der hervorging, daß er eine ſehr bedeutende Summe haben müſſe, um ſeine Schulden zu bezahlen, oder daß er gezwungen ſei, den Dienſt zu quittieren. Zehntauſend Thaler, hatte der Sohn geſchrieben, müſſe Baron Biel unter allen Umſtänden ſofort aufbringen, da er ſich für die Zahlung dieſer Summe mit ſeiner Ehre verpflichtet fühle. Ob es möglich ſei, ihn vollſtändig zu arrangieren, überlaſſe er dem Urteile des Vaters; er ſelbſt mache ſich über ſeine Zukunft keine Illuſionen weiter, da er ſich an den Gedanken, ſeine Stellung aufzugeben und in das Ausland gehen zu müſſen, hinlänglich gewöhnt habe.

Trotzdem der alte Herr von Dernburg die Verhältniſſe ſeines Gutsnachbars zur Genüge kannte und von dem Eintritt der Kataſtrophe wenig überraſcht werden konnte, wurde ſein Mitleid doch in hohem Grade rege, als er den ſonſt ſo eleganten, leichtlebigen Mann, für den es bis dahin niemals Sorgen gegeben zu haben ſchien, ſo gänzlich zerſchmettert ſah, und dabei rührte es ihn, daß dieſer verwöhnte Genußmenſch ſeiner eignen Zukunft wenig gedachte, während ihn das Schickſal ſeiner Frau und ſeiner Kinder, vor allen Dingen ſeines abgöttiſch geliebten älteſten Sohnes, zur Verzweiflung brachte. Aber gerade den anderen Kindern glaubte Herr von Dernburg es ſchuldig zu ſein, Baron Biel klar zu machen, daß ſein älteſter Sohn, für den der Vater ſchon mehr Opfer gebracht hatte, als mit den Pflichten gegen ſeine Familie vereinbar war, jeden Anſpruch auf Hilfe verwirkt habe, daß man ihn ſeinem Schickſal überlaſſen und alle Aufmerkſamkeit darauf richten müſſe, aus dem unabwendbaren Ruin wenigſtens ſo viel zu retten, um der Familie eine beſcheidene Exiſtenz und den jüngeren Kindern eine angemeſſene Erziehung zu ſichern. Da Baron Biel ſeine Situation ſo wenig klar überſchaute, daß er nicht einmal die Höhe ſeiner eignen Verpflichtungen genau anzugeben wußte, konnte Herr von Dernburg ſeine Hilfe nur ſo weit in Ausſicht ſtellen, daß er am Vormittage des nächſten Tages herüberzukommen und ſich möglichſt genau zu informieren verſprach. Er machte kein Hehl daraus, daß der Verkauf des Gutes unter allen Umſtänden notwendig werden würde und bemühte ſich überhaupt, keine übertriebenen Hoffnungen zu erwecken. Aber Baron Biel zeigte doch ein gefaßteres Geſicht, als ihn der Gutsherr von Liebenwalde ſelbſt wieder an ſeinen Wagen geleitete; er wußte ſeine verworrenen Angelegenheiten jetzt wenigſtens in praktiſchen Händen. Er hatte ſich ſogar dazu herbeigelaſſen, Herrn von Dernburg das feſte Verſprechen zu geben, ſofort nach ſeiner Heimkehr an ſeinen älteſten Sohn, den Leutnant, zu ſchreiben, um ihm jede Hoffnung auf die väterliche Hilfe zu nehmen und ihn für die Zukunft auf ſich ſelbſt zu verweiſen.

Verſtimmt und nachdenklich kehrte Herr von Dernburg in den Garten zu ſeiner Frau und dem Grafen Romſtedt zurück, zu denen ſich auch Arthur geſellt hatte. Er fühlte ſich dieſen gegenüber zu keiner Diskretion verpflichtet, denn er wußte ja, daß der Ruin des Baron Biel in wenigen Tagen, vielleicht morgen ſchon, für niemand mehr ein Geheimnis ſein würde. Der alte Herr konnte in Gegenwart ſeiner Familie und ſeines Jugendfreundes ſeinen Unwillen nicht mehr unterdrücken, und er lieh ſeinem Urteil über alles leichtſinnige in den Tag leben derbe Worte. Auch von Baron Egon Biel ſprach er, von der Vergnügungsſucht und dem materiellen Egoismus der heutigen Jugend. Er ſei allerdings nicht einmal ganz ſo ſchuldig, wie er ſcheine, fügte Herr von Dernburg hinzu, denn er ſei von Jugend auf mit ganz übermäßigen Anſprüchen erzogen und eigentlich von dem Vater ſelbſt auf die Bahn gelenkt worden, auf der er jetzt ſo traurig Schiffbruch leiden müſſe.

Arthur von Dernburg wurde ſehr unbehaglich zu Mute, als er ſeinen Vater ſo reden hörte, und er konnte ihm nicht widerſprechen. Er wurde abwechſelnd rot und blaß, und die Erregung ſeines Sohnes hätte dem alten Herrn nicht entgehen können, wenn er nur im geringſten vermutet hätte, daß er mit allem, was er ſagte, nicht nur einen Abweſenden, ſondern auch einen Anweſenden traf. Um ſo mehr beobachtete Frau von Dernburg ihren Sohn, und die ſtille Sorge, welche ihr ſein verändertes, unruhiges Weſen eingeflößt hatte, geſtaltete ſich zu einer beſtimmten Befürchtung.

Trotzdem für den Abend des nächſten Tages die Abreiſe ſeiner beiden Gäſte beſtimmt war, zögerte der alte Herr von Dernburg doch nicht, ſein dem Gutsnachbar gegebenes Verſprechen zu halten und den Vormittag der Fahrt nach dem Nachbargute zu opfern. Arthur von Dernburg war ſchon früh am Morgen auf das Feld hinausgegangen, und die vorgeſchobene Hühnerjagd hielt ihn bis zur Dinerſtunde vom Hauſe fern, ſo daß die Mutter keine Gelegenheit fand, unter vier Augen mit ihm zu ſprechen. Trotz ſeines langen Ausbleibens kam er ohne Jagdbeute nach Hauſe. Er habe einen ſchlechten Tag gehabt, erzählte er; in Wahrheit hatte er nach einigen Fehlſchüſſen — ſeine Hand war heute wirklich merkwürdig unruhig geweſen — ſich am Feldrain unter einem verkrüppelten Weidenbaume in das Gras geworfen, und die Hühner hatten Ruhe vor ihm gehabt. Die Gedanken, die ihn die ganze Nacht wach gehalten hatten, verließen ihn auch jetzt nicht. Er verwünſchte es jetzt, von Tag zu Tag mit ſeiner eignen Beichte gezögert zu haben, bis — es zu ſpät dafür war. Denn jetzt, das fühlte er, konnte er nicht vor den Vater treten und ihm ſagen, daß er ſich desſelben Leichtſinnes ſchuldig gemacht wie Baron Egon Biel, daß auch er in den Tag hineingelebt habe, ohne an das Ende zu denken. Er durfte ja nicht einmal die mildernden Umſtände, die ſein Vater dem Freunde zugebilligt hatte, für ſich in Anſpruch nehmen; er war nicht mit übertriebenen Anſprüchen erzogen worden, er hatte kein ſchlechtes Beiſpiel im Elternhauſe gehabt! Und was würde ſein Vater ſagen, wenn er ihm nach dieſem notwendigen Geſtändnis die Eröffnung machte, daß er entſchloſſen ſei, ein Mädchen zu heiraten, das von allen Anſprüchen, welche die Eltern an eine Schwiegertochter zu ſtellen berechtigt waren, nur dem der Unbeſcholtenheit Genüge leiſten konnte? Sein Vater würde ihm ſagen, daß er ein Knabe ſei, der der väterlichen Hand zu recht energiſcher Leitung bedürfe, um nicht auf Abwege zu geraten — und er würde ein Recht haben, ſo zu antworten. Denn woher ſollte ſein Vater wiſſen, welche Umwandelung die Liebe in ſeinem Sohne gewirkt hatte, woher ſollte er ihm glauben, daß es ihm wirklich ernſt ſei mit dem Abſchluß der Vergangenheit und der Geſtaltung ſeiner Zukunft, wenn er kurz vorher das beſchämende Eingeſtändnis ſeines Leichtſinns gehört hatte? Und noch etwas beunruhigte Arthur von Dernburg, als er unter der Weide auf dem Feldrain keine Ruhe vor ſeinen Gedanken fand. Der Vater hatte erwähnt, daß Egon Biel vor allem eine Summe von zehntauſend Thalern verlangt habe, um eine Ehrenſchuld zu bezahlen. Wie ein Blitz war in Leutnant von Dernburg die Ahnung aufgetaucht, daß dieſe Summe gefordert worden ſei, um den Wechſel zu decken, den er ſelbſt unterſchrieben und nach deſſen Höhe er ſich gar nicht erkundigt hatte. Dieſe Ahnung wurde mehr und mehr Gewißheit für Arthur von Dernburg. Er kannte Egon Biel genug, um zu wiſſen, daß trotz allen Leichtſinns, aller Oberflächlichkeit genug kavaliere Geſinnung in ihm ſteckte, um ihn vor allen Dingen darauf ſinnen zu laſſen, einen Freund, der ihm gefällig geweſen war, nicht mit in ſeinen Sturz zu verwickeln. Dernburg würde den Wechſel ſicher nicht unterſchrieben, dieſe Gefälligkeit abgelehnt haben, wenn er gewußt hätte, daß es ſich um eine ſolche Summe handelte. Er hatte gemeint, Egon Biel ſei um einige hundert Thaler in Verlegenheit geweſen, aber jetzt ſtand ihm das erregte Geſicht des letzteren wieder lebhaft vor Augen, das wenig mit der blaſierten Gleichgültigkeit harmonierte, die er zur Schau getragen, als er ihn um dieſe Gefälligkeit gebeten hatte. Arthur von Dernburg zweifelte nicht mehr, es hatte ſich ſchon damals für den Kameraden nur darum gehandelt, die Kataſtrophe noch hinauszuſchieben, und die Hoffnung auf Rebekka Reichenſteins Million war für ihn geweſen, was der Strohhalm für den Ertrinkenden. Die Hoffnung mußte wohl zu Waſſer geworden ſein, die ſchöne Jüdin ihm einen Korb gegeben haben.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Jugendliebe Napoleons.

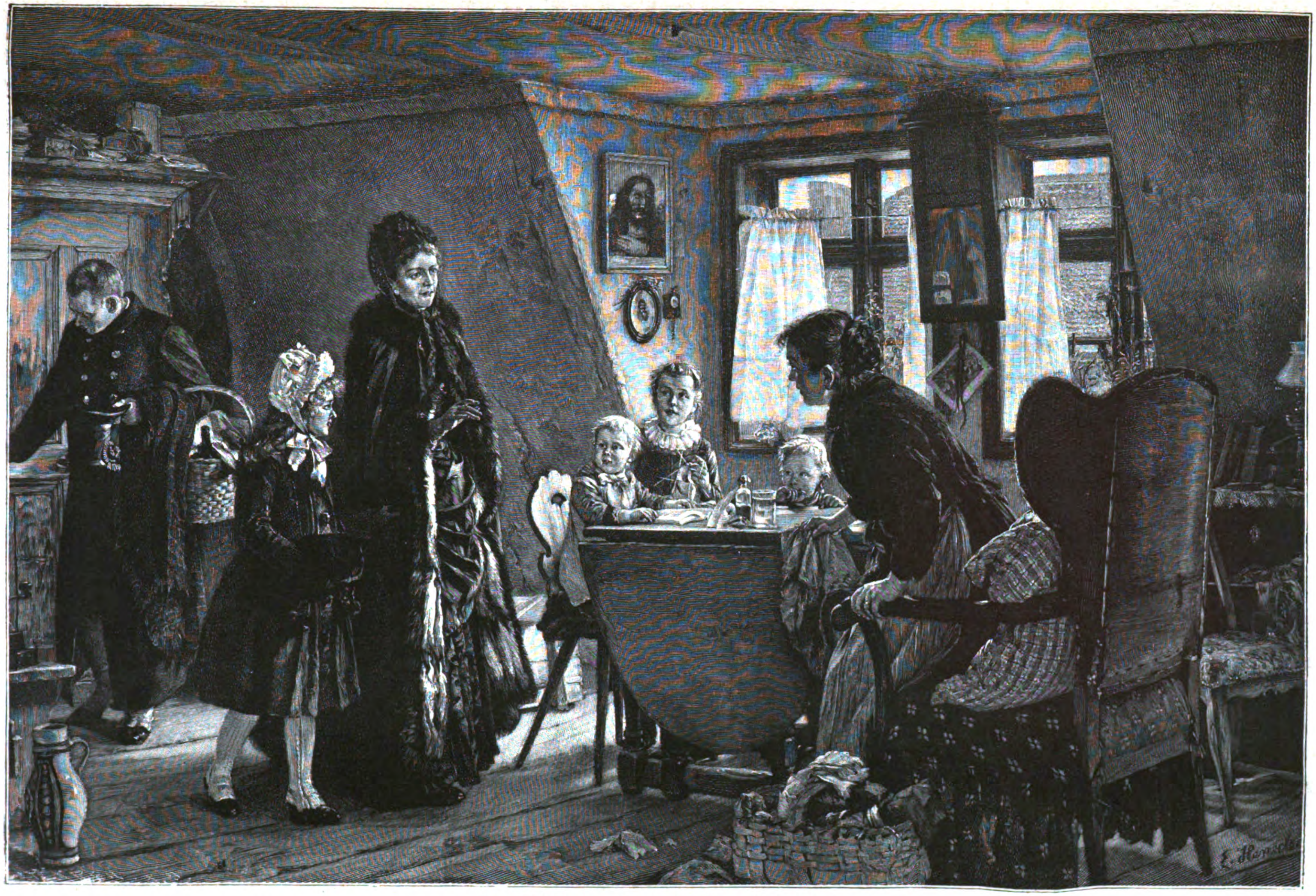
Von Hugo Landwehr. (Abdruck verboten.)

Großer Männer Lebensſchickſale vor ihrem Auftreten in der Weltgeſchichte pflegen häufig in Dunkel gehüllt zu ſein, und oftmals ſuchen diejenigen von ihnen, welche aus niederem Stande zu bedeutenden Stellungen ſich emporgerungen haben, den Schleier, der über ihrer Vergangenheit liegt, eher zu verdichten, als zu entfernen. Durch Erinnerungen derer, die mit ihnen ehemals zuſammen gelebt haben, und durch eifriges Nachſtöbern in längſt vergilbten Familienpapieren gelingt es dann ſpäter wohl, dieſen oder jenen Punkt zu erhellen, und gerade dieſe Beiträge, welche eine emſige Forſchung ans Licht fördert, ſind dazu angethan, uns den Helden näher zu rücken, daß wir das Empfinden haben, auch er ſei nur ein Menſch mit all dem Fühlen und Empfinden, wie wir, geweſen. Längſt vergeſſene Herzensgeheimniſſe erhalten ſo ihre Bedeutung und verdienen trotz ihrer Einfachheit unſere Beachtung, wenn ſie einen großen Mann betreffen. So wird denn die folgende Epiſode aus dem Jugendleben eines hervorragenden Mannes, die ſonſt nicht viel bekannt ſein wird, auf Intereſſe zu rechnen haben, weil Napoleon I die leitende Perſönlichkeit iſt. — Nach Marſeille waren, wie nach ſo vielen anderen Orten, im Verlaufe der Revolution die Jakobiner gedrungen. Der Freiheitsbaum war aufgepflanzt, und nun begann das tolle Treiben, welches die Verkündigung der Freiheit allerorts im Gefolge hatte. Marſeille war im Süden die Hochburg des Jakobinertums; von dort kamen auch die „guten Bürger“ nach Paris, welche der Revolution den Nationalgeſang brachten. Freilich galt es auch hier eifrig, die Augen offen zu haben, um diejenigen, welche die neuen Freiheitslehren gar nicht begreifen wollten und immer noch an dem alten Regime in ihrem Innern feſthielten, einzuziehen und der für ſolche Starrköpfigkeit üblichen Strafe des Guillotinierens zu unterwerfen. Im September 1794 war die Spannung am größten. In dieſer Zeit wurde auch Monſieur Nikolaus Clary, der einer reichbegüterten Kaufmannsfamilie angehörte, gefänglich eingezogen. Was half all das Jammern ſeiner jungen Gattin, die Hände der Jakobiner griffen doch zu! Da ſie aber jeden Tag, den ſie ohne ihren Gemahl leben ſollte, als einen Verluſt ihres Lebens anſah, entſchloß ſie ſich, zu dem Volksvertreter Albitte, welcher ſich gerade damals in Marſeille aufhielt, zu gehen. Um aber auf dieſem ſchweren Gang der Fürbitte nicht allein zu ſein, nahm ſie ihre dreizehnjährige Schwägerin Bernardine Eugenie Deſiree Clary mit ſich. Beide wurden in das Vorzimmer des Genannten hineingelaſſen, mitten unter eine große Menge Bittſteller. Ängſtlich ſuchten ſie in einem Winkel Platz, wo Deſiree ermüdet durch die Hitze des von Menſchen dicht gefüllten Zimmers einſchlief.

Ein Bittſteller nach dem anderen wurde vorgelaſſen und erlangte vom allmächtigen Albitte mit mehr oder weniger Glück das, worum er gekommen war. Auch Deſirees junge Schwägerin kam an die Reihe und ging bang klopfenden Herzens in das Zimmer. Beim Hineingehen mochte ſie die Kleine nicht wecken, und nach Empfang des tröſtlichen Beſcheides, es würde ihrem Gatten kein Leid geſchehen, hatte nur noch der Gedanke bei ihr Raum, zu dem Geliebten zu eilen und ihm Botſchaft von ſeiner nahen Freilaſſung zu bringen. Auch die noch übrigen Bittſteller entfernten ſich, und in dem leeren Zimmer wurde es allmählich dunkel. Deſiree ſchlief ruhig weiter, und erſt durch das Knarren einer ſich öffnenden Thür wurde die Kleine aus ihrem feſten Schlummer geweckt und blickte ſich vergebens in dem nur von einer Laterne mäßig erleuchteten Raume nach ihrer Schwägerin um. Auch die anderen Bittſteller waren verſchwunden. Schon begann ſie ſich zu fürchten, als ein Mann, der eben aus dem Zimmer des Abgeordneten herausgetreten war, auf ſie zuging, ſie über das Schickſal ihres Bruders beruhigte und dabei hinzufügte: „Eine kleine Dame wie Sie kann bei eingebrochener Dunkelheit nicht allein durch die Straßen gehen; ich werde Sie nach Hauſe begleiten.“

Harmlos plaudernd ſchritten die beiden nebeneinander her, als ob ſie ſchon ſeit lange befreundet wären, und Deſiree bedauerte es aufrichtig, ſchon vor dem Hauſe ihres Bruders angelangt zu ſein. Um ſich dem galanten Begleiter erkenntlich zeigen zu können, ſagte ſie, daß ihre Mutter ihn ſicher gern empfangen würde, um ihm ihren Dank auszuſprechen. Er aber lehnte es ab, noch am Abend einzutreten, verſprach aber ſeinen Beſuch für die nächſten Tage und damit ſie wiſſe, wer er ſei, gab er ſich als Joſeph Bonaparte zu erkennen.

Joſeph zögerte nicht lange mit ſeinem Beſuche und kam der Aufforderung, öfter zu erſcheinen, gern nach. Immer hatte er nur Augen für ſeine kleine Schutzbefohlene, und dieſe nahm ſeine Aufmerkſamkeiten gern entgegen. Nach einigen Wochen machte er Deſiree einen Antrag mit dem Vorſchlag, ſie zu heiraten, wenn ſie ſechzehn Jahre alt wäre. Madame Clary ging gern darauf ein, wenn auch ihre Tochter für eine gute Partie in Marſeille galt. Deſiree ſelbſt hatte für Joſeph eine kindliche Vorliebe. Sie plauderte gern mit ihm, er war ihr ein guter, lieber Kamerad, aber von einer tiefer gehenden Leidenſchaft war bei ihr nichts zu ſpüren. Mochte man dies ihren Jahren zu gute rechnen. Oftmals ſprach Joſeph von



Die Wohlthäterin. Nach dem Gemälde von E. Henſeler.

einem ſeiner Brüder, einem Artillerieoffizier, der ſich gerade damals bei der Belagerung von Toulon auszeichnete. Natürlich war man auf ihn beſonders geſpannt, als endlich ſein Beſuch angekündigt wurde.

Napoleon Bonaparte war damals in der Friſche ſeiner Jugend. Die Bilder von ihm, welche aus jener Zeit ſtammen, geben keinen richtigen Begriff von ihm; er erſcheint ernſt, ſtreng und ſchweigſam, aber er war von ſprudelndem Übermut und dabei eine treue Seele. Seine Ankunft brachte der Familie Clary eine Wandlung, die ſie nicht erwartete. Napoleon gefiel ſich in dem Kreiſe, wo ihm alle ſo freundlich entgegenkamen, ſehr wohl, und bald entſproß in ihm der Gedanke, ob er nicht in gleicher Weiſe, wie ſein Bruder, glücklich werden könnte. Joſeph mag nicht wenig erſtaunt geweſen ſein, als er eines Tages aus dem Munde Napoleons zu hören bekam: „In einem guten Hausweſen muß ein Gatte dem anderen nachgeben. Du, Joſeph, biſt unentſchloſſenen Charakters und ebenſo geartet iſt Deſiree, während Julie und ich wiſſen, was wir wollen. Du würdeſt deshalb beſſer thun, Julie zu heiraten; ich dagegen würde Deſiree heimführen.“ Bei den letzten Worten zog er ſeinen Bruder ſchmeichelnd auf ſeinen Schoß. Man mag billigerweiſe darüber erſtaunt ſein, daß Joſeph in der That auf dieſen Vorſchlag einging. Sein ſchwankender Charakter war wohl richtig von Napoleon erkannt, und dieſer ſcharfe Beobachter blickte wohl tiefer und hatte bereits entdeckt, daß ſein Bruder der älteren Schweſter Deſirees, Julie, eine größere Neigung entgegenbrachte und ſich nur nicht entſchließen konnte, der Familie ſein Herz zu offenbaren. Deſiree ſelbſt darf kein Vorwurf treffen, wenn ſie in dieſe Änderung ihrer Zukunft einwilligte, denn ſie war wohl noch zu jung, als daß eine tiefere Neigung zu Joſeph bei ihr Wurzel geſchlagen hätte. Auch Madame Clary ging gern auf dieſen Vorſchlag ein, da ihre ältere Tochter bereits ſiebzehn Jahre alt war und ſomit kurze Zeit darauf von Joſeph zum Altar geführt wurde.

Nach ſeiner Verlobung blieb Napoleon nur wenige Tage noch in Marſeille, ſchon riefen ihn andere Pflichten auf einen bedeutſamen Schauplatz, wo er ſein Glück im vollſten Maße finden ſollte. Auf Deſiree hatte er großen Eindruck gemacht, ſie liebte ihn mit ihrer kindlichen Seele, und unruhig pochenden Herzens empfing ſie die Briefe, welche häufig gewechſelt wurden. In ihren Antworten gab ſie ſich ganz in ihrem Weſen.

> „Ich ſchreibe Dir,“ ſo lautet eine derſelben, „ohne zu wiſſen, wo und wie Du meinen Brief erhalten wirſt; ich weiß nicht, weshalb Du vergeſſen haſt, mir Deine Adreſſe in Aix zu ſenden. Du würdeſt es wohl gekonnt haben, wenn Du gewollt hätteſt, einige Worte an Deine gute Eugenie zu ſchreiben, die ſeit Deiner Abreiſe in größter Traurigkeit iſt, die keine Ruhe hat, der alles mißfällt, welche alles beunruhigt, da ſie fern iſt von ihrem Freunde, welchen ſie ſo innig liebt. Du weißt es, wie ſehr ich Dich liebe, aber ich würde es niemals verſtehen, Dir es ſo gut zu ſagen, wie ich es empfinde. Die Abweſenheit und Entfernung vermögen nichts gegenüber dem Gefühl, welches Du mir eingeflößt haſt; mit einem Worte, mein ganzes Sein gehört Dir. Hier iſt ein Abgeordneter angekommen, ein Freund Joſephs. Er erzählt uns, daß man ſich zu Paris vergnügt. Ich hoffe, daß die rauſchenden Vergnügungen dieſer Stadt Dich das Stillleben in Marſeille nicht vergeſſen laſſen, und daß die Spaziergänge im Bois de Boulogne mit Madame T . . . die Erinnerung an die nicht vertilgen, welche Du mit Deiner guten kleinen Eugenie machteſt. Schreibe mir ſo bald als möglich, nicht, um mich Deiner Zuneigung zu verſichern, denn unſere Herzen ſind ſo feſt geeinigt, daß ſie ſich niemals trennen können, aber über Deine Geſundheit, die nicht beſonders war, als Du hier abreiſteſt. O, mein Geliebter, trage Sorge, Dein Leben für Deine Eugenie zu erhalten, welche nicht ohne Dich leben könnte. Halte mir auch feſt den Eid, den Du mir ſchwurſt, mich zu lieben, wie auch ich ihn halten werde. Joſeph hat mir Deine Adreſſe gegeben, andernfalls wäre ich in großer Verlegenheit geweſen, Dir zu ſchreiben; ich bitte Dich, mir eine Veränderung Deiner Adreſſe mitzuteilen, damit ich Dich von allem unterrichten kann, denn ich hoffe, daß Du von Deiner Seite alles thun wirſt, wie ich von der meinigen, um den Augenblick unſerer Vereinigung für das Leben näher zu rücken. Vergiß nicht, was Du mir verſprochen haſt; ſchicke mir ſo bald als möglich Dein Bild; das wird eine große Tröſtung für Deine Geliebte ſein.“

So und in ähnlicher Weiſe ſandte die kleine Deſiree oder Eugenie, wie ſie Napoleon gern nannte, ihre Briefe nach Paris und anderen Orten. Wohl mochte es den jungen General anfangs ergötzen, der Lektüre dieſer Zeilen einige Minuten Aufmerkſamkeit zu ſchenken, aber wie vermochten dieſe Eindrücke den großen Abwechſelungen, welche die Hauptſtadt bot, ſtand zu halten? Hier entfaltete ſich gerade in den erſten Tagen des Direktoriums ein reges geſellſchaftliches Leben. Napoleon, der durch ſeine Bravour in jungen Jahren zu einer hohen militäriſchen Stellung gelangt war und den Pariſern ſelbſt durch Bewältigung des Royaliſten- und Jakobineraufſtandes ſeine Tüchtigkeit bewieſen hatte, wurde in den maßgebenden Kreiſen gern geſehen, und bald fand er auch hier den Mittelpunkt, welcher ihn anzog. Die immer regelmäßig eintreffenden Briefe Deſirees wurden zwar noch geleſen, aber für eine Beantwortung fand ſich keine Zeit mehr. Napoleon erinnerte ſich wohl noch gern der kleinen Marſeillerin, aber ſchon hatten die Vorgänge in Paris das ihrige dazu beigetragen, um ihn die Liebe zu Deſiree nur noch als eine harmloſe Epiſode der Vergangenheit betrachten zu laſſen.

Ganz anders war es Deſiree ergangen. Sie kannte nur den einen Gedanken, ihrem Verlobten treu zu bleiben. Mit ihm beſchäftigte ſich ihr ganzes Sinnen, ohne ihn war ſie nichts. Sie war ein glücklich liebendes Mädchen, das der Liebe alles zum Opfer bringt. Nur ungern ſiedelte ſie nach Genua über, als ihre Mutter mit Joſeph Bonaparte dorthin ihren Wohnſitz verlegte. Wurde doch durch dieſen Wechſel der Verkehr mit ihrem Geliebten erſchwert, und nun mußte ſich dieſer Aufenthalt, der zuerſt nur auf eine kurze Zeit berechnet war, weiter ausdehnen! Wie ſchwer traf es ſie ferner, daß Napoleon mit ſeinem ſo oft in Ausſicht geſtellten Beſuche immer und immer wieder zögerte. Wieviel mag gerade in dieſer Zeit das Herz der armen Deſiree ertragen haben, zumal die Briefe des Verlobten immer ſeltener wurden und ſchließlich ganz ausblieben. Nur eine geringe Entſchädigung konnte es für ſie ſein, wenn Joſeph erzählte, daß Napoleon ihrer in ſeinen Briefen immer Erwähnung thue. Freilich, die Liebe verzeiht alles und läßt ſich gern tröſten. Wie beruhigend hörte es ſich an, daß die Verantwortlichkeit des ſchweren Amtes ihm keine Zeit ließ, an die kleine Deſiree zu ſchreiben. Gedachte er ihrer doch immer, wie die Briefe an Joſeph zeigten, und dann war ja die Zeit ſeines Kommens nicht mehr fern. Aber kamen dann einmal Zeilen von Napoleon an, ſo fühlte ſich Deſiree durch die Kälte derſelben zurückgeſtoßen.

Freilich konnte ſie die Veranlaſſung hierfür nicht entdecken. War ſie ſich doch keiner Schuld bewußt. Wäre ihr aus Paris wahre Kunde gekommen, ſie hätte bald gewußt, was ihr den Geliebten entfremdet hatte. Gerade in dieſer Zeit (es war im Sommer 1795) war er in den Salon der verwitweten Generalin Joſephine von Beauharnais eingeführt, und gar bald hatte Joſephinens eigenartige Schönheit auch auf ihn ihren Reiz ausgeübt. Es war nicht zu verwundern, daß ſie über die kleine Marſeillerin gar bald den Sieg davontrug, denn Napoleon hatte noch nicht das Verſtändnis für dies unverdorbene, ungeſchminkte Naturkind gewonnen. Je mehr er ſich mit dem Gedanken vertraut machte, Joſephinen heimzuführen, mußte er ſich auch ſagen, daß zuvor ſein Verhältnis zu Deſiree einer Regelung bedurfte. Am 6. September 1795 ſchrieb er an ſeinen Bruder Joſeph den Brief, welcher die Löſung veranlaſſen ſollte:

> „Lebewohl, mein Lieber; amüſiere Dich, alles geht gut; ſei freudig, denke an meine Angelegenheit, denn ich habe das Verlangen, ein Heim zu beſitzen. Da Du nun doch nicht hier biſt und in der Fremde bleiben willſt, ſo muß die Angelegenheit mit Eugenie ein Ende finden oder gebrochen werden.“

Zwei Tage darauf erhielt auch Deſirees Schweſter die Benachrichtigung von Napoleons Sinnesänderung.

Deſiree hatte es ſchon mit Schmerz empfunden, daß ihr der Geliebte nicht ſein ſo ſehnlich verlangtes Porträt geſandt hatte. Erblickte ſie hierin eine Zurückſetzung, ſo entſchloß ſie ſich, mit ihren Briefen zu zögern. Freilich mußte es dann ihren weiblichen Stolz verletzen, daß ſie einer anderen hatte weichen müſſen. Denn Joſeph wird mit dem wahren Sachverhalt nicht zurückgehalten haben, als es galt, der Familie den Entſchluß ſeines Bruders mitzuteilen. Angeſichts der Thatſachen konnten ihre Mutter und ihre Schweſter Deſiree nichts anderes raten, als daß ſie Napoleon ſein Wort zurückgäbe. Wenn ſie nun auch ihr natürlicher Stolz zu dieſem Schritte trieb, ſo wurde es ihr doch ſchwer, mit Reſignation das ihr beſchiedene Schickſal zu tragen, denn dieſe wird nur durch Erfahrungen erworben, und ihr Herz wurde jetzt zum erſtenmal getäuſcht. Daher litt ſie grauſam an dem Verzicht, und es war ihr einziger Troſt, in Briefen ihren Freundinnen gegenüber ihr Herz auszuſchütten. Hier fand ſie reichlich Mitgefühl, und brieflich ſuchten ſie ihr zuzuſprechen.

Gerade dies iſt ein Beweis für die Tiefe ihres Gefühles. War ihre Neigung zu Joſeph nur eine vorübergehende geweſen, ſo hatte ſie Napoleons ganzes Weſen gefeſſelt. In ihm war ſie ganz aufgegangen, eben weil Gegenſätze ſich berühren, wie auch Napoleon ſeinem Bruder gegenüber richtig bemerkt hatte. Daß ſie ihn auch dann nicht vergeſſen konnte, als ihr die Möglichkeit, mit ihm jemals vereint zu werden, genommen, veranlaßte ſie ſpäter, etwa im Sommer 1796 (der Brief iſt nicht datiert), nochmals an ihn zu ſchreiben. Eine Frau würde Stillſchweigen beobachtet haben, aber ein Kind (und ein ſolches war Deſiree noch) kennt nicht alle Standesrückſichten, und je mehr es geliebt hat, um ſo weniger iſt es ihm begreiflich, daß man nicht mehr lieben kann, und daß man den als fremd behandeln muß, welcher früher unſer ganzes Vertrauen beſeſſen hat. Auch dieſer Brief iſt für Deſiree durchaus charakteriſtiſch und verdient um deswillen hier wiedergegeben zu werden.

„Sie werden,“ ſchreibt ſie, „ohne Zweifel darüber erſtaunt ſein, nach meinem langen Schweigen dieſen Brief zu erhalten, aber ich kann nicht länger dem Wunſche, welchen ich hege, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen, widerſtehen. Wenn ich Ihre Liebe, Ihre Freundſchaft nicht beſitze, ſo bleibt mir der einzige Troſt, daß ich wenigſtens Ihre Achtung verdiene. Sie ſind unwillig über mich, weil ich Ihren letzten Brief nicht beantwortet habe. In der That, ich habe unrecht gehandelt, aber verdient dieſer leichte Fehler einen ſo großen Grimm? Und anderſeits war ein wenig Groll und Eiferſucht die Veranlaſſung der Unterbrechung meiner Korreſpondenz. Mir war geſagt, daß Sie einer ſchönen, reichen Dame den Hof machten, und es ſcheint, daß dies Ihre Frau war, welcher Sie offenkundig in jener Zeit den Hof machten. Dieſe Nachricht brachte mich gegen Sie auf und war die Veranlaſſung all meines Unglückes. Aber, ſagen Sie mir, verdiene ich mit ſolcher Grauſamkeit behandelt zu werden? Erinnerten Sie ſich nicht mehr unſers Bundes? Hatte ich Ihnen nicht verſprochen, wenn ich meinen Sinn änderte, Sie zu benachrichtigen und von Ihnen die Unterpfänder meiner Liebe, welche Sie noch beſitzen, zurückzufordern? Habe ich es gethan? Sie ſind alſo im Unrecht. Wenn Sie gerecht ſind, werden Sie es eingeſtehen. Sie haben mich für den Reſt meines Lebens unglücklich gemacht, und ich habe noch die Schwäche, Ihnen alles zu verzeihen. Sie ſind doch verheiratet! Der armen Eugenie iſt es nicht mehr geſtattet, Sie zu lieben, an Sie zu denken. Und Sie ſagten, daß Sie mich liebten, und das Ausbleiben eines Briefes bringt Sie ohne weiteres mit der auseinander, welche Sie Ihre geliebte Eugenie nannten, zwingt Sie, eine andere zu heiraten! Sie heiraten! Ich kann mich nicht an dieſen Gedanken gewöhnen, er tötet mich, ich kann es nicht überleben, ich werde Ihnen zeigen, daß ich meinen Verpflichtungen treuer bin und ungeachtet daß Sie die Bande gebrochen haben, welche uns einten, werde ich mich niemals mit einem anderen verbinden, werde mich nicht verheiraten, mein Unglück lehrt mich, die Menſchen kennen zu lernen und meinem Herzen zu mißtrauen. Ich ließ Sie durch Ihren Bruder um mein Bild bitten, ich wiederhole die Bitte. Es muß Ihnen ganz gleichgültig ſein, zumal jetzt, weil Sie das einer ohne Zweifel geliebten Frau beſitzen, der Vergleich, welchen Sie anſtellen müſſen, kann nur zu meinem Nachteil ſein. Ihre Frau iſt in allem der armen Eugenie überlegen, welche ſie vielleicht nur durch ihre unbegrenzte Anhänglichkeit für Sie übertrifft. Ich glaubte Glück zu haben, ich hoffte Sie bald wiederzuſehen und die glücklichſte aller Frauen zu werden, wenn ich Sie heiratete! Aber nichts davon! Ihre Heirat hat mein ganzes Glück vernichtet. Es iſt wahr, daß ich im Unrecht gegen Sie war, aber Sie würden mich ſo zärtlich, ſo beſtändig wiedergefunden haben, daß ich mir zu ſchmeicheln wagte, Sie würden mir alles verzeihen. Der Tag Ihrer Abreiſe von Marſeille war ſehr ſchmerzlich für mich, aber ich hatte doch wenigſtens die Hoffnung, eines Tages mit Ihnen vereint zu ſein; aber jetzt bleibt mir nur der eine Troſt, Sie von meiner Beſtändigkeit überzeugt zu wiſſen, wonach ich mir nur den Tod wünſche. Das Leben iſt für mich eine empfindliche Strafe, ſeitdem ich es nicht mehr Ihnen widmen kann. Ich wünſche Ihnen alles Glück und Segen in Ihrer Ehe; ich wünſche, daß die Frau, welche Sie gewählt haben, Sie auch glücklich macht, wie ich es mir vorgeſetzt hatte, und wie Sie es verdienen. Aber mitten in Ihrem Glück vergeſſen Sie jedenfalls nicht Eugenie und beklagen Sie ihr Geſchick.“

Was mag wohl Napoleon geſagt haben, als er dieſen Brief empfing? Gewiß kräuſelten ſich ſeine Lippen zu einem mitleidigen Lächeln über die arme Kleine. Sie mag ihm wohl leid gethan haben, aber eine tiefere Regung hat bei ihm nicht Platz gegriffen. Zu derartigen ſentimentalen Gedanken ließen ihm auch die gewaltigen Vorgänge, inmitten derer er ſtand, keine Zeit. Der glückliche Feldzug in Oberitalien brachte ſeinen Namen in aller Mund, und als er dann 1797 nach Paris zurückkehrte, ſchienen ihm alle Thüren offen zu ſein. Dennoch hat er Deſiree nicht vergeſſen und ihre Lebensſchickſale weiter verfolgt, an denen er aufrichtig Anteil nahm.

Madame Clary verlängerte gern ihren Aufenthalt in Genua, da auch ihr Schwiegerſohn Joſeph noch da blieb. Wollte ſie doch ihre Tochter nicht gern gleich nach Marſeille zurückführen, da ſie hier im väterlichen Hauſe mehr als eine Erinnerung an den verlorenen Geliebten fand. Zudem bot der Umgangskreis, der ſich in ihrem Hauſe gebildet hatte, auch mancherlei Abwechſelung. Viel Anregung gewann die Familie dann im Salon der Gemahlin des franzöſiſchen Geſandten bei der liguriſchen Republik, Faipoult. In dieſem Hauſe vereinigte ſich ſo ziemlich alles, was an gebildeten Franzoſen in Genua war. Unter ihnen waren namentlich die Offiziere der in Italien verweilenden franzöſiſchen Armee vertreten. Gerade nach den ruhmvollen Kämpfen der Republik ſchien die Stellung des Soldaten die ausſichtsvollſte. Mehr als einen gab es unter ihnen, der von der Pike auf gedient hatte, und dem die errungene Stellung ein beſonderes Selbſtgefühl gab. Deſirees ſchöne Geſtalt lockte natürlich jeden, mit dem ſie in Berührung kam, an. Am meiſten bemühte ſich General Duphot um ihre Gunſt und fand dabei an Madame Faipoult eine eifrige Förderin. Doch Deſiree ſchien dieſer Heirat nicht geneigt zu ſein, und mit Freuden begrüßte ſie es, daß Joſeph Bonaparte zum Geſandten in Rom ernannt wurde und damit ihre Mutter auch den Wohnſitz nach der ewigen Stadt verlegte. So wurde ſie dieſem Kreiſe und dem ihr läſtigen Verehrer entzogen. Doch auf Joſephs Veranlaſſung folgte der General bald nach. Er ließ Duphot die Nachricht zugehen, daß man ſeinen Beſuch in Rom nicht ungern ſehen werde. So bat Duphot denn im November 1797 ſeinen vorgeſetzten General Bonaparte um einen längeren Urlaub. Es unterblieb nicht, daß er hierbei auch den Gegenſtand erwähnte, der ihn nach Rom zog. Napoleon freute ſich, daß ſich ſo ſeiner früheren Verlobten Gelegenheit zu einer durchaus ſtandesgemäßen Ehe bot, und glaubte dieſe ſelbſt fördern zu müſſen. Zu dieſem Zwecke ſchrieb er an ſeinen Bruder Joſeph:

„General Duphot wird Dir dieſen Brief zuſtellen. Ich empfehle ihn Dir als einen ſehr braven Menſchen. Er wird mit Dir über die Heirat ſprechen, welche er mit Deiner Schwägerin ſchließen will, ich halte dieſe Verbindung für ſie für vorteilhaft; er iſt ein ausgezeichneter Offizier.“

Dieſe wenigen Zeilen gaben Duphot bei ſeiner Bewerbung einen Rückhalt, wie er ihn ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Denn damals hatte Napoleons Meinung bei ſeinen Familiengenoſſen bereits bedeutendes Gewicht, und man war ſchon gewöhnt, in ihm das aufſteigende Geſtirn zu ſehen, welches dem Namen der Familie beſonderen Glanz verlieh, und deſſen Anſicht man ſich unweigerlich beugen mußte.

Duphot hatte von ſeinem General nur einen Urlaub von einem Monat erhalten. Napoleon glaubte eben an die Unwiderſtehlichkeit des Soldaten den Frauen gegenüber, der nur zu kommen brauchte, um zu ſiegen. Außerdem glaubte er ihm auch die Wege durch ſeinen Brief ſo geebnet zu haben, daß an ernſtliche Schwierigkeiten bei der Werbung nicht zu denken war. Aber Deſiree liebte ihn nicht und trug dies offen zur Schau, indem ſie alle Aufmerkſamkeiten, welche ihr Duphot erwies, unbeachtet ließ. Allein der feurige Liebhaber ließ ſich hierdurch nicht ermüden, und Deſiree wäre es kaum möglich geweſen, auf die Dauer dies Werben von ſich abzuwehren, da ihre Mutter und ihr Schwager dieſe Verbindung wünſchten. Auch darüber ſchienen dieſe hinwegzuſehen, daß die Vergangenheit Duphots nicht ohne Makel war. Aber man hatte ſich in der Revolution ſchon daran gewöhnt, den Menſchen nicht nach ſeiner Vergangenheit, ſondern nach ſeiner Gegenwart zu fragen. Da dieſe glänzend war, beachtete man es nicht, daß er einen dreijährigen Sohn hatte, über deſſen Herkunft ein Dunkel ſchwebte.

Vergebens beſchwor Deſiree ihre Mutter, ſie nicht zu dieſer Ehe zu zwingen. Thränenden Auges malte ſie in möglichſt kraſſen Farben die Zukunft aus, welche ſich ihr bot. Nichts ſchien ihr zu nützen, und der Tag, an dem ſie Duphot doch die Hand reichen mußte, war allem Ermeſſen nach nicht mehr fern. Da brachten ihr die politiſchen Vorgänge die Löſung. General Duphot ſuchte die römiſchen Demokraten zur Abſchüttelung des päpſtlichen Joches zu bewegen. Durch ſeine Reden brachte er es in der Nacht des 27. Dezember 1797 zu einem Aufſtand, bei dem er ſein Leben verlor. Deſiree atmete erleichtert auf, als ihr die Todesnachricht gebracht wurde.

Wenige Tage nach dem Aufſtand verließ Joſeph Bonaparte und mit ihm Deſiree Rom, um ſich nach Frankreich zu begeben. Hier bildete ſich natürlich bald um Deſiree ein reicher Kranz von Bewerbern, die nicht nur durch die Schönheit der jungen Dame, ſondern auch durch die Verbindung mit der damals ſchon mächtigen Familie der Bonaparte angezogen wurden. Auch Napoleon ſah es gern, daß ſich um ſeine frühere Verlobte eine Schar von Verehrern ſchloß; wollte er ſie doch gern glücklich ſehen. Vor allem bevorzugte er ſeinen früheren Adjutanten, den General Junot. Aber dieſer war zu ſchüchtern und beauftragte den General Marmont, für ihn um Deſiree anzuhalten. Deſiree blickte auf den Überbringer des Antrages wohlwollenden Auges, doch beſchied ſie ihn abſchlägig. Wie gern hätte ſie geſehen, daß er in ſeinem Namen geredet hätte!

Mehr als dieſen einen Bewerber wies Deſiree zurück. Endlich entſchloß ſie ſich, dem General Bernadotte, der ſchon ſeit drei Jahren mit Joſeph Bonaparte verbunden war, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Bernadotte war nicht nur eine ſtattliche Erſcheinung, ſondern hatte ſich auch bei allen Parteien ein Achtung gebietendes Anſehen erworben. Aber durch dergleichen Äußerlichkeiten ließ Deſiree ſich nicht in ihrer Wahl beſtimmen, ſondern ſie gab ihm ihr Jawort, weil er nach allgemeinem Urteil die Fähigkeit beſaß, Napoleon die Spitze zu bieten. Napoleon hat um dieſe Heirat nicht gewußt, er befand ſich gerade in Ägypten. Als er in Kairo Kunde davon erhielt, ſchrieb er in die Heimat: „Ich wünſche Deſiree Glück, wenn ſie Bernadotte heiratet; ſie verdient es.“ Als er dann nach Frankreich zurückkehrte, empfing ihn Deſiree, ohne in Verwirrung zu geraten. War ſie doch durch das häusliche Glück, welches Bernadotte ihr begründet hatte, gefeſtigt. Aber Einfluß hat ſie auf Napoleon vielfach geübt und ſich deſſen auch bedient, um ſeinen Zorn von denen abzulenken, die er als Hindernis ſeiner Pläne anſah. Namentlich hatten Moreau und andere Republikaner Deſiree ihr glimpfliches Schickſal zu verdanken.

Ihre Ehe war auch in ſpäteren Jahren eine glückliche; der Schmerz über die verlorene Jugendliebe war völlig vernarbt. Nie iſt es ihr in ihrem ſpäteren Leben leid geworden, daß ſie Bernadotte und nicht Napoleon die Hand reichte. So war ihr ein geſichertes Schickſal beſchieden, und als Königin von Norwegen und Schweden brauchte ſie nicht zu fürchten, der allgemeinen Verachtung preisgegeben zu werden, wie es Marie Luiſe widerfuhr.

Wie Frauen jung werden.

(Zu nebenſtehendem Bilde.) (Abdruck verboten.)

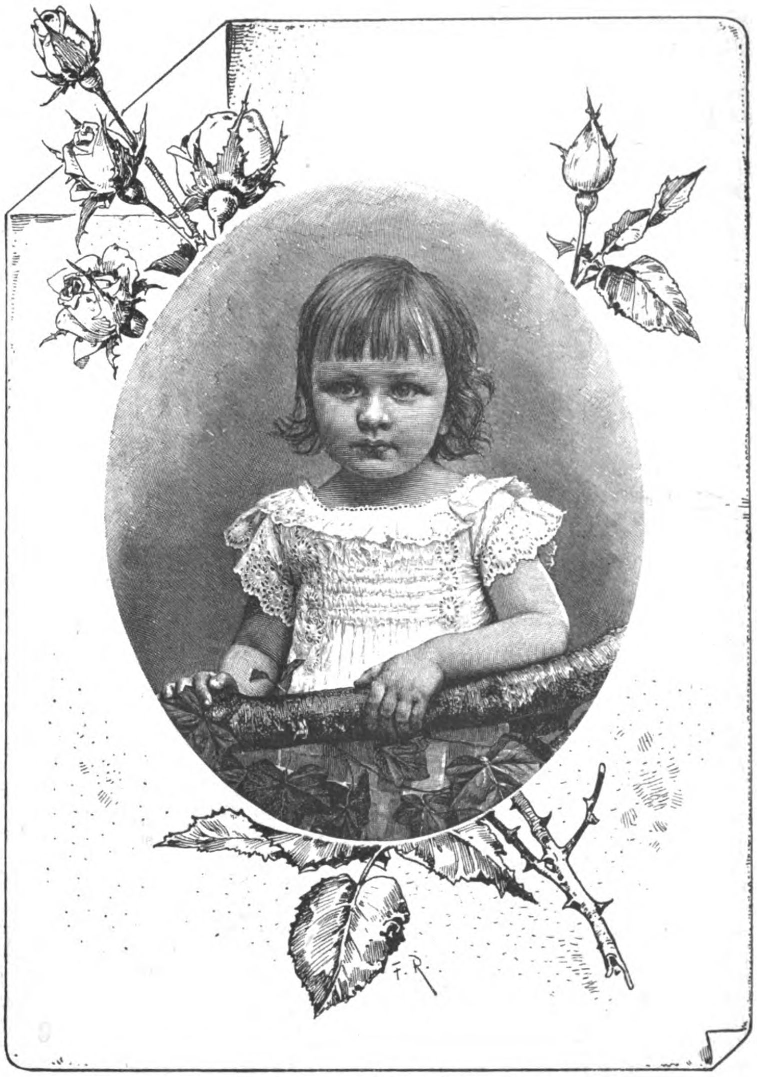
Iſt man noch eine junge Frau, wenn man einen Sohn hat, der bereits den Konfirmandenunterricht beſucht und zwei Töchter, die ſich ſtark in ihren Kleidern ſtrecken, und noch einen Sohn, der Leutnantsallüren zur Schau trägt, wenn er in den Ferien in ſeiner ſchmucken Kadettenuniform nach Hauſe kommt? Hätte man mich gefragt, ich würde ehrlich mit Nein geantwortet haben, trotzdem ich damals ſelbſt Mutter eines ſolchen vierblättrigen Kleeblatts war. Eine Frau, „Mitte“ der Dreißiger, — wozu ſoll ich mein Alter genau angeben, — die ſich nicht mehr für jung hält, ſoll eine Seltenheit ſein. Ich war eine ſolche Frau; ohne Unbeſcheidenheit kann ich das ſagen. Wenn der Älteſte ſo groß geworden iſt, daß er der Mutter Auge in Auge ſieht, und wenn eine gewiſſe Ritterlichkeit ſich in ſeine geſunde Bengelhaftigkeit zu miſchen beginnt, die er — d. h. die Ritterlichkeit — ſeiner Mutter gegenüber hoffentlich beibehalten wird, die er aber jetzt doch nur als Vorübung für größere Zwecke an ſie verſchwendet, und wenn die drei anderen, wie Orgelpfeifen dem Alteſten folgend, mit ihm an Erwachſenheit gleichen Schritt zu halten ſuchen, dann verzichtet man ſchon aus dem Grunde auf alle äußere Jugendlichkeit, um nur Herrin der Situation zu bleiben. Große Kinder pflegen nicht viel Reſpekt vor jugendlichen Müttern zu haben. Wo aber bliebe die ſtrenge Zucht, wenn es nicht meiner energiſchen Natur entſpräche, ſie aufrecht zu erhalten! Mein Mann iſt gegen die Kinder immer nachſichtig geweſen; jetzt, wo ſie aus dem Gröbſten heraus ſind, ſchlägt er ſich nicht ſelten ganz zu ihrer Partei.

Ich war alſo keine junge Frau mehr, trotzdem ich „Mitte“ der Dreißiger und eine glückliche Frau bin, ſo glücklich wie eine. Die Kunſt, alt zu werden, die vielen Frauen ſo ſchwer fallen ſoll, hat mir auch zu erlernen keine Mühe gekoſtet; es iſt mir niemals verlockend erſchienen, für die ältere Schweſter meiner Töchter gehalten zu werden. Dazu bin ich als Mutter immer zu ſtolz auf ſie geweſen. Ernſthaft, ehrlich und aufrichtig, ohne Reſignation ſogar, — ich habe mich für eine ältere Frau — oder vielleicht richtiger, nicht mehr für eine junge Frau gehalten. Und heute bin ich, ebenſo ernſthaft, ehrlich und aufrichtig, daran zweifelhaft geworden, trotzdem ich zwei Jahr älter, wenn auch immer noch „Mitte“ der Dreißiger bin. Wer das Wunder vollbracht hat? — Unſer Jüngſter! — Nicht der Kadett mit den Leutnantsallüren, der zehn Jahre unſer Jüngſter war, aber es heute nicht mehr iſt. Als er zum erſtenmal in ſeiner Uniform nach Hauſe kam, fand er ſich ſeines Poſtens, für den er ſich längſt zu alt geworden fühlte, enthoben. Da lachte ihm ein Jüngſter aus der Wiege entgegen und griff lachend nach den blanken Knöpfen ſeiner Uniform, — ein Wunderkind, wie nur mein Älteſter geweſen iſt und außer dieſem die Erſtgeborenen aller Eltern. Vielleicht auch die Letztgeborenen, wenn zwiſchen ihnen und den älteren Geſchwiſtern ein Zwiſchenraum von zehn Jahren liegt. Denn wenn ſie ſich folgen wie die Orgelpfeifen, und man alle anderthalb Jahre Kindtaufe feiert, wird man einigermaßen blind und taub für die Wunder, und nur die Kinder bleiben.

Unſer Jüngſter aber iſt ein Wunderkind, mehr vielleicht noch, als unſer Älteſter es war. Hat er doch das Wunder vollbracht, mich, eine ältere Frau, wieder jung zu machen, ſo jung, wie ich als Mutter des erſten geweſen! Ich könnte Geſchichten von ihm erzählen, unglaubliche Geſchichten, — aber dieſe eine Thatſache beweiſt mehr, als alle dieſe Geſchichten beweiſen können. Zudem weiß ich, wie ſkeptiſch Fremde ſind, wenn ſie eine Mutter Kindergeſchichten erzählen hören. Mein eigner Mann iſt von dieſer Skepſis nicht frei; er behauptet, das fünfte ſei nicht anders, wie die viere vor ihm auch geweſen wären. Aber es iſt nicht wahr, — er hat für den Jüngſten nur weniger Verſtändnis, als er für die älteren gehabt hat, und das wahre Verſtändnis überhaupt nur für den älteſten. Damals ſah auch er jeden Tag ein Wunder, heute wundert er ſich, wenn der Jüngſte ihm einmal eine Störung verurſacht. Er ſpricht vor „ſeinem“ Älteſten, von „ſeinen“ Töchtern, von „ſeinem“ Kadetten, — wenn ich aber meinen Sonnenſtrahl auf dem Schoß habe und ihn „meinen“ Jüngſten nenne, lacht er, ohne ihn zu reklamieren. Natürlich, der Jüngſte hat noch die Angewohnheiten kleiner Kinder, artiger kleiner Kinder ſelbſtverſtändlich, — man braucht deshalb kein Barbar zu ſein und ihn zu verleugnen.

Womit er das Wunder der Verjüngung vollbracht hat? Durch nichts anderes, als daß er da iſt, daß ich mit ihm rechnen muß. Wenn die älteren, erwachſenden Kinder früher übermütig wurden, dann ziemte es ſich, daß meine Miene ſich um ſo ernſter zeigte; ein harmloſes Einſtimmen in ihre frohe Laune würden ſie für eine Aufforderung gehalten haben, über die Stränge zu ſchlagen. Mein Jüngſter ſchlägt noch nicht über die Stränge, — warum ſoll ich nicht mit ihm lachen, wenn er lacht, und — Gott ſei Dank — er lacht eigentlich immer. Bei den älteren hieß es, die Zügel feſt in der Hand halten, damit ſie nicht ganz der mütterlichen Leitung entwuchſen; nicht nur Mutter, ſondern auch Pädagogin ſein. Lehrer ſein und jung ſein verträgt ſich aber ſchlecht miteinander, nur Genies in ihrem Beruf verſtehen beides miteinander zu vereinen. Mein Jüngſter zerrt noch nicht an den Zügeln; je freundlicher ich gegen ihn bin, um ſo folgſamer iſt er. Da kann ich ihm gegenüber die Pädagogin beiſeite laſſen und nur Mutter ſein. Wenn ich mit meinen Älteſten ausging, war mir ein dunkles Kleid geboten, — die Leute hätten ſonſt vielleicht nicht meine Kinder in ihnen geſehen. Wollte ich mich mit meinem Jüngſten ſo zeigen, es könnte mir geſchehen, daß man mich — nicht für ſeine Großmutter — aber vielleicht für ſeine Tante hielte. Ich trage alſo wieder helle Kleider, ich trage ſie meines Jüngſten wegen. Glücklicherweiſe kann ich ſie noch tragen, ſie ſtehen mir gut, und mein Mann behauptet, ſie machten mich um zehn Jahr jünger. Das Wunder erkennt alſo auch er an, nur ſchiebt er es, kurzſichtig wie alle Männer, auf die Kleider und nicht auf den Jüngſten. Mag er; mir wird er die Überzeugung nicht mehr nehmen, daß das Alter einer Frau nach dem Alter ihrer Kinder berechnet werden muß. Welches von den

Kindern dabei das maßgebende iſt? Ohne Zweifel das jüngſte, denn es ſteht der Mutter am nächſten. Und nun ſeht euch das Wunderkind an. Habe ich nicht recht, auf den „Jüngſten“ ſtolz zu ſein? E. D.



Unſer Jüngſter. Nach einer Photographie.

Renate.

Erzählung von C. von Hellen. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Eben ſchickte ſich Renate an, das Mittageſſen zu beſorgen, da ſchallten Pferdegetrappel und lautes Stimmengewirr vom Schloßhof herauf. „Sieh doch, was es dort unten im Hofe gibt, Renate?“ fragte die Kranke beunruhigt.

„Nichts, Mutter,“ erwiderte jene, „es wird wohl ein Bote aus Böhmen angekommen ſein, die Knechte ſtehen um einen Reiter und da — da kommt der Vater ſchon.“

Wenige Minuten ſpäter trat der Vogt wirklich ins Zimmer. Die Frauen erſchraken über ſein verſtörtes Ausſehen. „Was gibt's?“ riefen beide aus einem Munde.

„Es iſt vorbei, es iſt alles aus,“ rief der Vogt bitter, „ich habe es ja gleich geſagt! Gefeiert, gefeſtet und getanzt und gejubelt haben ſie, bis der Feind vor den Thoren ſtand, haben ſich über die Königskrone gefreut, bis ſie ihnen vom Haupte geriſſen iſt. Nun iſt es vorbei! Am weißen Berge iſt die große Schlacht geſchlagen, dicht vor den Thoren von Prag! Die Kaiſerlichen haben die Stadt genommen, der neue König und ſeine Königin irren in wilder Flucht durchs Land, und vielleicht ſind ſie gar ſchon gefangen! O, du arme Pfalz, du arme Pfalz!“

Der alte Mann ſank auf einen Stuhl und barg das Haupt in den Händen. Da fühlte er, wie Renate die Hand auf ſeine Schulter legte. Er ſah auf; mit brennenden Augen und bebenden Lippen ſtand ſie vor ihm. „Vater,“ ſagte ſie, ſo leiſe, daß es die Mutter nicht hören konnte, „nichts von ihm?“

Der Vogt verſtand ſie nicht gleich. Dann lachte er bitter auf. „Nein,“ ſagte er, „der Narr wird mit zu Grunde gegangen ſein, oder er kann jetzt betteln gehen! Was geht es uns an!“

Nur zu viel Grund hatte der Vogt zu ſeinem Wehruf über die arme Pfalz gehabt. Die Lande des unglücklichen Kurfürſten, der nach langem Umherirren endlich eine Heimat bei ſeinem Großvater in Holland fand, wurden in die Acht erklärt; kaiſerliche Truppen, zunächſt ſpaniſche, dann Tillys Scharen überſchwemmten die Pfalz. Im Jahre 1522 belagerte und beſchoß Tilly das unglückliche Heidelberg, nahm Schloß und Stadt, trotz tapferen Widerſtandes, und die entſetzlichſte Plünderung begann unter den unglücklichen Einwohnern. — Von da ab ſchwang die Kriegsfurie ihre ſchreckliche Geißel faſt unaufhörlich über dem unſeligen Lande.

Renates Mutter ſtarb glücklicherweiſe, bevor die Feinde dem Lande ſich näherten; einen Segen für die Tochter auf den Lippen, ſchlummerte ſie in das Land ewigen Friedens hinüber. Der Vogt ward von einer feindlichen Kugel getroffen, ein Getreuer, der ſeines Herrn Gut bis zum Tode verteidigte.

Jahre waren vergangen. Die Pfalz war wieder kaiſerlich, und das Heidelberger Schloß hatte einen kaiſerlichen Feldhauptmann zum Kommandanten. Da ſchlich an einem ſchönen Sommertage durch das große Thor ein elender Menſch in den Hof. Er trug ein farbloſes Tuch um das Haupt gewickelt und darüber einen großen alten Filzhut. Sein Rock war zerriſſen und zerfetzt, ſein linkes Bein ſteckte in einem hohen Reiterſtiefel, während das rechte, mit alten Lappen umwickelt, nur mühſam den einſt großen, jetzt zuſammengeſunkenen Körper des langſam vorwärts hinkenden Mannes trug. Er ſah ſich in dem öden Schloßhof, der hie und da die Spuren der Zerſtörung, in zerſchoſſenen Dächern, zerſchlagenen Fenſtern und zerfallenen Treppen zeigte, mit forſchenden Blicken um. Erſcheinungen wie die ſeine waren damals ſo alltäglich, daß niemand ihn ſonderlich beachtete, auch war es um die Mittagszeit, und nur wenige Knechte ſaßen in einer Ecke des Hofes und ſpielten um einen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

goldenen Becher, den ſie vor wenig Tagen als ein ſeltenes Beuteſtück einem Bürger in Neckar-Steinach abgepreßt hatten.

Der elende landfahrende Menſch ſchleppte ſich mühſam die Stufen zum Brunnenhäuschen hinan. Hier ſank er erſchöpft auf den breiten, flachen Rand desſelben nieder und blickte ſtarren, müden Auges vor ſich hin. Der warme Sommerwind rauſchte in dem Holunderbuſch, der, Kriegs- und Winterſtürmen zum Trotz, noch immer an der alten Stelle ſtand und jetzt ſeine weißen Dolden ſchüttelte, als wolle er dem armen Wunden etwas zuraunen, aber der verſtand die Sprache nicht. Zitternd bewegten ſich ſeine Lippen. „Mancher hat Geld und Ehre geſucht und Elend heimgebracht, ſo ſagte ſie,“ murmelte er, „ja, ſie war eine Hexe, eine elende Hexe, ſie hat mich verflucht, und darum habe ich nicht Glück noch Gunſt gefunden, und darum hat es mich wieder hierher getrieben. Was will ich hier? — leben mag ich nicht, und ſterben kann ich nicht! Es iſt eine verfluchte Welt.“ Er bedeckte die Augen mit der Hand und ſenkte den Kopf ſtöhnend auf die Bruſt.

„Was thuſt du da, du Elendsbruder,“ weckte ihn eine freundliche Stimme aus ſeinem peinvollen Sinnen. Er fuhr zuſammen, ein Knabe in feinen Kleidern — es mochte der Sohn des Feldhauptmanns ſein — ſtand am Eingange der Halle. „Da,“ ſagte er, „da haſt du einen Zehrpfennig,“ er warf dem Manne ein kleines Geldſtück zu — „und dann gehe! Wenn dich mein Vater ſieht, läßt er dich forttreiben!“

Es zuckte um den Mund des Elenden, einen böſen Blick ſchoß er nach dem Kinde, ein ſchlimmes Wort trat ihm auf die Lippen, aber er bezwang ſich, ſtieß das Geldſtück mit dem Fuß zur Seite und humpelte die Treppe hinab und zum Thore hinaus.

III.

Auf einer kleinen Höhe liegt oberhalb Heidelbergs am Neckar ein altes Kloſter, das Stift Neuburg. Von den Benediktinern von Lorſch im XII. Jahrhundert gegründet, ward es von Konrad von Stauffen in ein adeliges Fräuleinſtift umgewandelt und pfälziſchen Prinzeſſinnen unterſtellt. In den dreißiger Jahren des XVII. Jahrhunderts, als die blühende Pfalz einer Wüſte glich, wohnten in dieſem Stift mit einem uralten Vogt und einer Schaffnerin nur etwa vier bis fünf ältliche Fräulein. Das älteſte derſelben, welches dem Stift vorſtand, war eine ſonderbare alte, ſehr energiſche Dame, die niemals ſchön, aber mit einer männlichen Willenskraft begabt, ihre Pflegebefohlenen durch dieſe entſetzliche Zeit hindurchzubringen verſtanden hatte, wie es eben gehen wollte. Sobald es gar zu unſicher hier unten wurde, flüchtete ſie mit ihnen in eine der faſt unzugänglichen Burgen, welche das Neckarthal auf mehr als einer Höhe noch heute als Ruinen zeigt, und die alle von einem oder dem anderen ihrer Vettern oder Gefreundeten bewohnt waren. Doch geſchah das nur im äußerſten Notfalle. Für gewöhnlich wußte ſie, die mit vielen Großen auch draußen im Reich verſippt und verſchwägert war, ſich eine Sauvegarde oder einen Freibrief für ihr Stift zu verſchaffen, und da die Gebäude ſelbſt ſchon mehrmals im Laufe des Krieges geplündert und teilweiſe ausgebrannt waren, wußte man, daß keine Schätze, weder in der Kirche noch bei den alten Damen, mehr zu finden waren und ließ die Stiftlerinnen meiſt in ihrem Hofe unbeläſtigt.

Über den großen mit Linden bepflanzten Vorhof ſchritt nun an einem Sonntagabend die Schaffnerin des Stiftes. Sie war eine ſtattliche Frau von etwa dreißig Jahren, und kaum hätte man in der kräftig entwickelten Geſtalt und den braungebrannten Geſichtszügen die ſchlanke bleiche Renate wieder erkannt. Und doch, wer ihr wirklich ins ernſte Antlitz ſah, und wen ſie mit ihren großen dunklen Augen durchdringend anblickte, der konnte nicht daran zweifeln, daß ſie es ſei.

„Unter dem Außenthor ſitzt ein Mann, der bittet um etwas Brot,“ ſagte der Hirtenbube, welcher ein paar Ziegen draußen am Abhang weidete und hereinkam, weil die Sonne am Untergehen war.

„Wie ſieht er aus?“ fragte Renate, die ſich ſcheute, mit dem herumſtreichenden Geſindel, welches allerorten faſt ſchlimmer als die Soldaten hauſte, zu ſchaffen zu haben.

„Nun, wie ein rechter Schnapphahn,“ ſagte der Bube, „aber ein Elender iſt es, der kann ſchwerlich noch eine Muskete heben,“ fügte er hinzu.

Renate holte eine Schnitte Schwarzbrot und ging an das Außenthor. Im Schatten des Thores ſaß auf einem Stein, den Hut tief in die Stirn gezogen, eine zuſammengekauerte Geſtalt. Renate trat mitleidsvoll näher. Sie reichte dem Elenden das Brot und ſagte: „Da nehmt, und Gott geſegne es Euch!“

Sie ſtand im vollen Lichte, und der Bettler blickte zu ihr auf. Mechaniſch ſtreckte er die Hand aus und nahm das Brot. Er dankte nicht.

„Seid Ihr krank?“ fragte die Schaffnerin, ſich noch einmal zu ihm wendend. Er blickte ſie ſtarr an und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Er war ihr unheimlich, und ſie wandte ſich ab. Als ſie durch das Thor zurückſchritt, ſchien es ihr, als höre ſie ein höhniſches Lachen, und ſie beſchleunigte ihren Schritt, um aus dem Bereiche des Schnapphahns, für den ſie den Bettler hielt, zu kommen.

Am anderen Morgen hatte der Geißbube eben ſeine drei Ziegen herausgetrieben, als er zurückgelaufen kam; Renate ſtand neben dem alten Vogt am Brunnen. „Draußen am Abhang, nahe bei der Stiftsmühle, liegt der Elende von geſtern,“ ſagte der Junge. „Er iſt tot, glaube ich, meine Ziegen haben ihn beſchnuppert, aber er regte ſich nicht.“

„Geht, Vogt,“ ſagte Renate, „und ſeht, ob es wahr iſt. Man kann doch den Leichnam dort nicht liegen laſſen.“

Der Alte nickte mit dem Kopfe und ging in ſeine Wohnung, von wo er, mit einem Spieß bewaffnet, zurückkam.

„Wenn er noch lebt,“ ſagte Renate beklommen, „müſſen wir ihn in den Hof bringen, Vogt, und ich denke vielleicht dort in das leere Stübchen des Thorwarts.“

„Das fehlte noch, ſolch Geſindel ins Stift zu holen,“ brummte jener, „wenn er noch lebt, geb' ich ihm den Reſt.“

„Das werdet Ihr nicht, Vogt,“ rief Renate erſchrocken, „ich ſage Euch, das dulde ich nimmer, und wenn ich zur Frau Äbtiſſin gehen ſoll!“ (Dieſen Titel gab man aus Gewohnheit dem älteſten Fräulein.) Sie ſchritt dem Alten zur Seite, denn ſie wußte wohl, daß ſie mit ihm gehen müſſe, wollte ſie anders ſeiner ſicher ſein. Lang hingeſtreckt lag der Elende am Wege auf dem Graſe. Der Vogt ſtieß ihn mit dem Fuße an, er regte ſich nicht. Renate kniete neben ihm nieder und legte die Hand auf ſein Herz. Seine Augen waren geſchloſſen.

„Er atmet, ich fühle ſein Herz klopfen,“ ſagte ſie. „Faßt an, Vogt!“

„Was wollt Ihr thun?“ fragte dieſer mürriſch.

„Chriſtenpflicht!“ ſagte Renate kurz. Sie faßte den Oberkörper des Mannes mit kräftigen Armen, und der Vogt entſchloß ſich, ihrer Anordnung gemäß, mit Hand anzulegen. So trugen ſie den ſterbenden Mann in das Thor und legten ihn in dem Stübchen des Thorwarts auf einen Haufen trockener Blätter, die der Hirtenbub hier für ſein Nachtlager zuſammengetragen hatte. Der Vogt ging davon; zwiſchen den Zähnen brummte er: „Nun, heute Abend können wir ihn wieder hinaustragen, länger macht er's nicht.“

Renate aber eilte in den inneren Hof und kehrte bald mit etwas altem Linnen, ſtarken Kräutertropfen, die ſie ſelbſt zu bereiten verſtand, und einem Krug Waſſer zurück. Der Mann lag noch immer regungslos. Sie nahm ihm zunächſt das Tuch vom Kopfe und fand eine ſchlecht verheilte Hiebwunde, welche oberhalb der Stirn über den Kopf lief. Sie netzte ſeine Lippen mit den Tropfen und wuſch ihm Geſicht und Stirn mit friſchem Waſſer. Dann hielt ſie einen Augenblick inne, um zu beobachten, ob er ſich nicht regen möchte. Er lag mit dem Haupte ein wenig erhöht, und durch das ſtark vergitterte Fenſter, in welchem alle Scheiben fehlten, fiel helles Licht auf ſeine bleichen, noch immer ſchönen Züge, die, von einem großen blonden Bart eingerahmt, wie aus

Marmor gemeißelt erſchienen. Langſam ſtieg heiße Glut in Renates Antlitz auf, als ihr Blick zum erſtenmal prüfend über das Geſicht des Fremden glitt. Sie ſtreckte den Arm nach der Mauer des Fenſterbogens aus und lehnte das Haupt daran. „Mein Gott, mein Gott!“ murmelte ſie. Sie hatte Götz erkannt. — Nur einen kurzen Augenblick ließ ſie ſich von der ſo plötzlich über ſie hereinbrechenden Gewalt dieſes Erkennen hinreißen, dann kniete ſie wieder neben dem ſchwach Atmenden und ſetzte ihre Belebungsverſuche fort. Nach einiger Zeit wurden dieſelben von Erfolg gekrönt, aber wirr irrten die Augen des Leidenden durch das enge Gemach; Fieberglut begann ſeine blaſſen Wangen zu färben.

Wilde Flüche, häßliche Drohungen erklangen von ſeinen Lippen. Renate pflegte ſein mit der größten Geduld, und das Fieber wich. Stumpf und teilnahmlos lag er auf dem Lager und ließ ſich ihre zahlloſen Dienſtleiſtungen gefallen. Sie wußte nicht, ob er ſie erkannt habe. Nur manchmal ſchien es ihr, als folge ihr ſein düſterer Blick mit ſtummer Frage, wenn ſie ſich abwandte, um das Gemach zu verlaſſen und ihren anderen Pflichten nachzugehen. Hatte ſie anfangs um ſein Leben gerungen, ſo begann ſie nun um ſeine Seele zu bangen. War der Leib in dem Elend der furchtbaren Zeit faſt untergegangen, wie ſtand es um die Seele? War auch ſie verkommen, erſtorben im Schlamm der Sünde und im wüſten Gewirr des ſchrecklichen Krieges?

Und die Tage vergingen und wurden zu Wochen; langſam, langſam gewann der erſchöpfte Körper des Kranken die Kräfte zurück. Es war wie ein ſtilles Übereinkommen zwiſchen ihm und Renate, keiner gedachte der vergangenen Zeiten mit einem Wort. An einem ſchönen Spätſommertage konnte Götz zum erſtenmal draußen unter den Linden ſitzen. Seine Augen konnten wieder in das grüne Blätterdach über ſich ſehen, und das Gezwitſcher der Vögel drang an ſein Ohr. Er ſaß ſtill auf einer Bank, und zum erſtenmal, ſeit all den Wochen ſchien es Renate, als gleite ein weicher Ausdruck über ſein Geſicht. Sie trat zu ihm. „Ich möchte Euch einen Pſalm vorſprechen,“ ſagte ſie in ihrer einfachen Weiſe, und ſie hob langſam an, den 103. Pſalm zu ſagen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöſet, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Der deinen Mund fröhlich macht, daß du wieder jung wirſt, wie ein Adler ꝛc.“ Als ſie ſchloß, hatte Götz die Hände gefaltet, und ſein Haupt war auf die Bruſt herabgeſunken. Renate ſah, wie langſam eine Thräne über ſeine Wange herabrollte. Sie wandte ſich ab und ging an ihre Arbeit, aber ihr Herz ſandte ein „Lobe den Herrn, meine Seele,“ empor.

Seitdem zeigte ſich der Geneſende viel lenkſamer, und der bittere, mürriſche Ausdruck ſchwand langſam aus ſeinem Geſicht. Er blieb immer ſtill und ernſt, aber die häßlichen Flüche, die ſo oft im Anfang ſeinen Lippen entfuhren, hörte Renate immer ſeltener. Auch bat er ſie bisweilen: „Sagt mir einen Pſalm!“ Das that ſie dann. Nach und nach begann er ihr kleine Hilfeleiſtungen bei ihrem oft ſchweren Tagewerk zu thun. Der alte Vogt war erkrankt, und die ganze Laſt der Arbeit in Haus und Hof ruhte auf ihren Schultern. Knechte gab es nicht mehr im Land, nur Greiſe und halb erwachſene Burſchen hatte der Krieg hier und da verſchont. Mit der Zeit wurde Götz' Hilfe ihr immer wertvoller und unentbehrlicher, und nach und nach, als ſeine Kräfte zugenommen und er faſt in alter Weiſe die Axt ſchwingen und eine Laſt auf ſeine Schultern nehmen konnte, war es faſt ſelbſtverſtändlich, daß ſie des Tages Laſt und Hitze miteinander teilten.

So verging der Herbſt. Die Schwalben ſchwirrten nicht länger um die Giebel des Stiftes, ſie waren fortgezogen, und dicht geſtreut lagen die braungelben Blätter der Linden im Hofe. Renate hing eine wollene Decke vor das Fenſter in dem Stübchen des Thorwarts, wo Götz noch immer ſein Lager hatte, und beide ſaßen abends mit dem alten Vogt, der nun auch wieder beſſer war, neben dem Feuer in der Küche. Der Arbeit gab es nicht mehr viel, denn ſchon fiel der Reif in der Nacht, und der erſte Froſt machte das Erdreich hart. Selbſt Rupert, der Geißbube, trieb ſeine Ziegen in den Winterſtall. Stiller und ſtiller ward Götz, und Renate folgte ihm bisweilen mit beſorgten Blicken.

Eines Morgens trieb ein kalter Wind ſein Spiel mit den Blättern der Linden und jagte graublaue Wolken über den Himmel. Renate hatte die Morgenſuppe bereitet und wartete, daß Götz kommen möge. Der Vogt hatte bereits die Küche verlaſſen, und er kam immer noch nicht. Sie ſchritt endlich über den Hof, um ihn zu rufen, aber auch ſein Stübchen war leer. Rupert ſtand am Außenthor und wies mit der Hand hinaus. „Am Abhang!“ ſagte er. Renate ſchritt langſam durch das Thor und zum Abhang hin. Da ſtand er. Seine große, nun wieder aufrechte Geſtalt lehnte ſich leicht auf einen kräftigen Knotenſtock, und er hatte den großen Filzhut auf, welchen er trug, als er kam. Unweit rauſchte das Waſſer über das Rad der öden, halb verfallenen Stiftsmühle, der Müller war vor langer Zeit erſchlagen und die Mühle ausgeplündert. „Wohin wollt Ihr?“ frug Renate, als ſie neben ihn trat. „Ihr habt noch nichts gegeſſen.“

Götz fuhr zuſammen, als ſtöre ſie ihn aus tiefem Sinnen. Sein Blick flog unſtät über ihr Geſicht, und ſie ſah, wie es in ſeinen Zügen kämpfte.

„Ich, ich,“ fragte er zögernd, „ich wollte fort.“

„Und wohin?“ frug ſie unruhig.

Er ſtöhnte und ſtützte ſich ſchwerer auf ſeinen Stock. „Wo ich hergekommen bin,“ ſagte er dumpf.

„In den Krieg, in die wüſte, weite Welt, in das Elend?!“ rief ſie erſchrocken.

Er nickte nur mit dem Kopf.

„Und ohne Abſchied?“ fragte ſie mit bebender Stimme.

Er ſchwieg und ſenkte das Haupt.

„Götz,“ ſagte ſie nach einer Weile mit ſanfter tiefer Stimme, „warum wollt Ihr das thun?“

„Ich bin Euch zur Laſt. Ihr werdet im Winter genug zu thun haben, Euch mit dem Vogt durchzubringen.“

Sie ſchwieg, der Wind ſpielte mit ihrem dunkeln Haar, und es war nicht die Kälte allein, die ihre Wangen ſo bleich machte. Dann wandte ſie ſich zu ihm, legte die Hand auf ſeinen Arm und ſprach: „Sagt mir, habt Ihr keine Ruhe bei uns, treibt es Euch wieder hinaus in die Weite?“

„Renate!“ erwiderte er, und ſeine Stimme bebte, es lag aller Schmerz der Trennung in dem einen Wort.

Da legte ſie plötzlich, wie damals, die Arme um ſeinen Hals: „Götz,“ ſchluchzte ſie, „bleibe bei mir, oder — — nimm mich mit.“

Er zog ſie an ſeine Bruſt, er war keines Wortes mächtig. Lange ſtanden ſie feſt umſchlungen. Der kalte Wind brauſte durch das Thal und fuhr über das welke Gras zu ihren Füßen, es war Sturm draußen in der Welt, aber im Herzen war Stille. Hand in Hand kehrten ſie in das Stift zurück und traten vor das alte Fräulein. Die war es wohl zufrieden, wenn ſie beide bei ihr blieben, und als der alte Vogt nach kurzer Zeit ſtarb, trat Götz an ſeine Stelle. Böſe und harte Zeit war es, die beiden hatten auch ferner einen ſchweren Kampf ums Daſein zu beſtehen, aber ſie kämpften ihn zuſammen und in dem Herrn, und auch am Abend ihres Lebens konnten ſie mit dankerfülltem Herzen einſtimmen in den 103. Pſalm, welcher anhebt und endet mit dem goldenen Wort: „Lobe den Herrn, meine Seele!“

Das Heilmittel gegen die Tuberkuloſe.

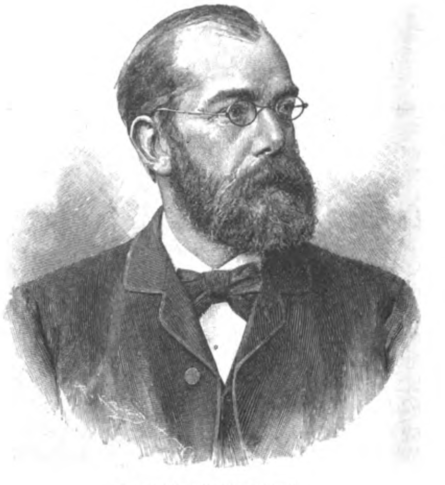
Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Sie iſt kein Zeitungsgerücht mehr, kein unzuverläſſiges Hörenſagen, ſondern feſte glaubhafte Thatſache, die lang erhoffte Auffindung eines Heilmittels gegen die Geißel der Menſchheit, die Tuberkuloſe; Profeſſor Dr. Robert Koch hat ſelbſt öffentlich verkündet: das Heilmittel iſt da, an ſeiner Wirkung kann nicht mehr gezweifelt werden, die Verſuche an tuberkulös erkrankten Menſchen haben mit mathematiſcher Sicherheit die wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen erfüllt, die an das Mittel geſtellt werden konnten. Profeſſor Koch erklärt, daß ſeine Verſuche noch nicht vollſtändig zum Abſchluß gebracht ſind, da die Erfahrungen in der Praxis und die Herſtellung des Mittels in größerem Maßſtabe noch Zeit erfordern, aber da trotz aller Vorſicht zuviel davon und in übertriebener und entſtellter Weiſe in die Öffentlichkeit gedrungen war, hielt er es für nötig, nicht länger mit der Bekanntmachung zu zögern, die in der „Deutſchen mediziniſchen Wochenſchrift“ vom 13. November 1890 geſchah.

Dieſer Tag kann als der Anbruch eines neuen Zeitabſchnittes angeſehen werden; große und gewaltige Umwälzungen vollziehen ſich vorausſichtlich auf dem Gebiete der Heilkunde, ſeit Kochs Arbeiten neue Wege wieſen und gegen die ärgſte Krankheit der erſte entſcheidende Schlag gefallen iſt.

Mörderiſcher als alle Seuchen greift die Tuberkuloſe ein, denn ſie vernichtet ihre Opfer langſam, tagaus, tagein, jahraus, jahrein, unaufhörlich, nicht mit Unterbrechung wie andere Seuchen, die kommen und gehen. Ein Siebentel aller Menſchen rafft ſie hin; wenn man jedoch nur das mittlere Alter berückſichtigt, die Menſchen, welche in den Jahren der Leiſtungsfähigkeit und Schaffenskraft ſtehen, dann nimmt ſie ein Drittel.

Welche Wohlthat für Volk und Land, für die geſamte Menſchheit, wenn dieſem Morden Einhalt gethan werden könnte.



Profeſſor Robert Koch.

Die Arzneikunſt war ſo gut wie ohnmächtig gegen die Tuberkuloſe. Die günſtigen Erfolge, die durch Luft, Pflege und Medikamente in den Heilanſtalten zu Falkenſtein im Taunus, Görbersdorf u. a. m. erzielt wurden, ſind gegen die Maſſen ungeheilter Fälle verſchwindend.

Um eine Krankheit vernunft- und naturgemäß zu behandeln, iſt es notwendig, die Krankheit zu erkennen und zu kennen; um ſie zu verhüten, muß man ihren Urſprung wiſſen. Lange Zeit ſagte man von der Tuberkuloſe, daß ſie anſteckend ſei. Dem widerſtritten erfahrene Praktiker. Andere ſagten, ſie ſei erblich. Auch hier ſtanden Ja und Nein gegenüber. Die neuzeitlichen ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten haben entſchieden. Profeſſor Dr. Robert Koch war es, der den Krankheitserzeuger entdeckte, weil er ... ihn entdecken wollte. Dies kam folgendermaßen.

Die neuere Medizin, welche ſich hauptſächlich den Urſachen zuwendet, die den krankhaften Veränderungen des Organismus zu Grunde liegen, war zu der Erkenntnis gekommen, daß zahlreiche Krankheiten, namentlich die verheerenden Seuchen wie Typhus, Milzbrand u. a. m., durch niedere Lebeweſen hervorgerufen werden, die ſich im Körper anſiedeln und ihn krank machen. Bakterien, Bacillen, Mikroben wurden als Krankheitserreger erkannt und mit Vernichtungsmitteln bekämpft. Die Chirurgie hat die glänzendſten Erfolge zu verzeichnen und führt die gewagteſten Operationen mit Glück aus, ſeitdem durch antiſeptiſche Mittel verhindert wird, daß die Pilzkeime, die Sporen der Mikroben ſich in den Wunden niederlaſſen und wachſen. Der Hoſpitalbrand, die Blutvergiftung der Amputierten iſt auf das geringſte Vorkommen beſchränkt. Früher waren ſie es, die dem Chirurgen die ſorgfältigſte, geſchickteſte Arbeit vernichteten; jetzt ſind ſie überwunden.

Das Begehren, die Mikroben, welche die inneren Krankheiten hervorrufen, ebenſo unſchädlich machen zu können, wie die, deren Anwachſen den Hoſpitalbrand verurſachen, war ein gerechtfertigtes. Dem Wunſche aber blieb die Erfüllung verſagt bei allen den Krankheiten, deren Krankheitserreger man noch nicht einmal kannte. Und nicht alle Bacillen ſind leicht zerſtörbar; einige vertragen mehr Gift als der lebende Körper, in dem ſie ſich ſchädigend entwickeln.

Daß die Tuberkuloſe auch durch ein Lebeweſen niederer und kleinſter Art erzeugt wurde, vermuteten Sachverſtändige ſchon deshalb, weil ſie durch Impfung übertragen werden kann, ja man wußte, daß ſie durch Einatmung anſtecken kann. Der unwiderlegliche Nachweis des Seuchenträgers war jedoch eine ungelöſte Aufgabe.

Der Bacillus mußte vorhanden ſein, aber ſoviel auch mit den beſten Mikroſkopen geſucht wurde, ... es fand ihn niemand.

Im Jahre 1882 entdeckte Profeſſor Dr. Robert Koch den Bacillus der Tuberkuloſe. Dies war der erſte Schritt zu der weltbeglückenden weiteren Auffindung des Heilmittels, deren Kunde mit Blitzesſchnelle über den Erdball eilte. Am 13. November 1890 war der Telegraph beſchäftigt wie zur Zeit der Kriegserklärung 1870. Von Berlin aus ging die Kriegserklärung gegen die Tuberkuloſe nach allen Weltgegenden und allen Weltteilen, denn überall ſind Leidende, dem Tuberkelbacillus Verfallene, die der frohen Botſchaft entgegenſehnten.

Der Laie wird fragen: „Wenn die Bacillen vorhanden ſind und man das beſte Mikroſkop hat, das es gibt, wie iſt es da möglich, ſie nicht zu finden?“

Die Antwort darauf iſt: die Bacillen der Tuberkuloſe ſind ſo klein und ſo durchſichtig, daß ſie von den körnigen Zerfallsprodukten der zerſtörten Lunge ꝛc. nicht unterſchieden werden können, wenn ſie nicht ſichtbar gemacht werden. Kochs großes Verdienſt iſt, ein äußerſt ſicheres Verfahren erſonnen zu haben, wodurch die Bacillen deutlich nachgewieſen werden. — Koch lehrte, die Bacillen zu färben.

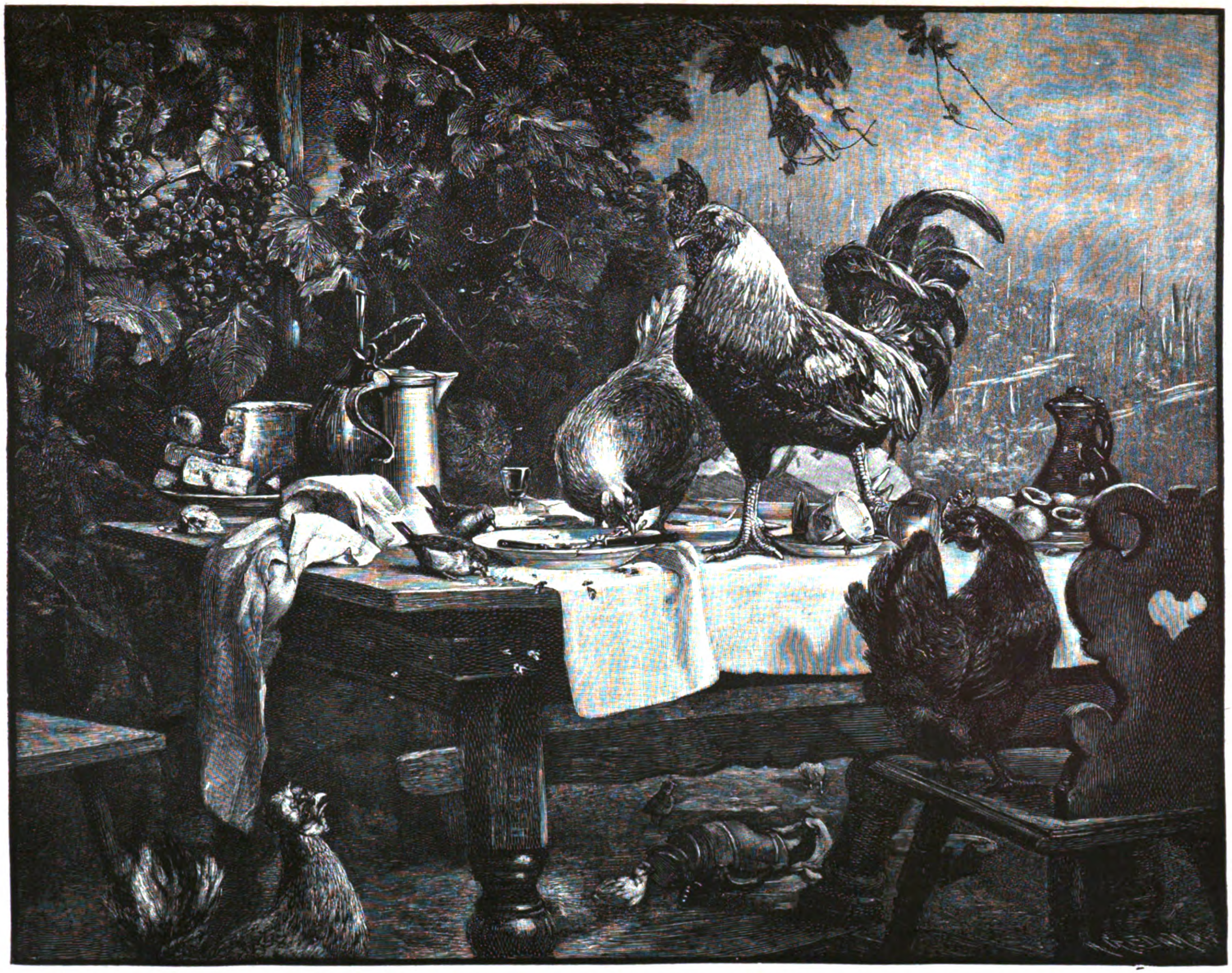
Zu dieſem Zwecke werden die zu unterſuchenden Teilchen zuerſt 20—24 Stunden in eine Löſung von Methylenblau in Waſſer und etwas Kalilauge gebracht, abgewaſchen und in eine Löſung von Veſuvin (Anilinbraun) getaucht. Das tieriſche Gewebe, Zellen u. dgl. färben ſich braun, die Tuberkelbacillen dagegen blau.

Jetzt kann man ſie ſehen und mit Sicherheit erkennen.

So einfach dies Verfahren erſcheint, weiß doch nur der Mikroſkopiker von Fach, wie viele Arbeit zu ſeiner Ermittelung notwendig war, wie viel Fleiß und zähes Beharren.

Der bloße Augenſchein jedoch genügte nicht, um ſagen zu können: dies kleine Gebilde iſt der Träger der Tuberkuloſe; es mußten ſeine Eigenſchaften erforſcht werden, ſein Wachstum, ſein Einfluß auf Warmblüter zur Feſtſtellung ſeiner Thätigkeit bei der Tuberkuloſe.

Profeſſor Koch lehrte die Kunſt, von dieſen winzigen Gebilden einzelne als Stammtiere einer Zucht zu ſondern und von dieſer Zucht neue Züchtungen zu gewinnen, bis ſchließlich die Art des Bacillus ganz rein, ohne Vermiſchung mit ähnlichen oder verwandten Mikroben, erhalten wird. Wer ſich über das Verfahren genau unterrichten will, dem ſei das von Dr. med. Carl Günther ſoeben erſchienene treffliche Buch „Einführung in das Studium der Bakteriologie“ empfohlen,



Ölſtudie von Paul Meyerheim. Aus Studienmappen deutſcher Meiſter. (Verlag von C. Wiskott in Breslau.)

das, obgleich für Studierende und Ärzte beſtimmt, auch dem Nichtfachmann belehrende Einſicht in den neuen, für die geſamte Menſchheit wichtigen Zweig der Heilforſchung gewährt.

Hier ſei nur bemerkt, daß Profeſſor Koch zunächſt fünfzehn ſolcher Folgezüchtungen anſtellte und von der letzten „Reinkultur“ Teile nahm, die unter peinlichſter Verhütung vor Verunreinigung geſunden Tieren eingeimpft wurden. Die erſte Ausſaat, einerlei ob aus Lungentuberkeln von Meerſchweinchen, Menſchen, Affen oder perlſüchtigem Rindvieh, ergab dieſelben Kulturen, deren Einimpfung bei Meerſchweinchen, Kaninchen, Mäuſen, Ratten, Igel, Hamſter, Tauben, Hunden wiederum Tuberkuloſe erzeugte. So war durch das Färbeverfahren der Tuberkelbacillus entdeckt und durch die Kulturverſuche erwieſen, daß er die Urſache der Tuberkuloſe ſei.

Die Urſache der verheerenden Krankheit war gefunden; nun erwachte die Hoffnung, daß es gelingen werde, auch das Mittel zu finden, die Bacillen zu vernichten oder den Menſchen widerſtandsfähig gegen ihre Eingriffe zu machen. Daß die Anwendung der bekannten Pilzgifte bei dem Sitze der Tuberkeln in den Lungen unmöglich ſein würde, leuchtete bald ein, man kann die Bacillen nicht vergiften, ohne die Lunge zu ſchädigen, ſelbſt das Einblaſen des marktſchreieriſch angeprieſenen benzoëſauren Natrons erwies ſich eher als gefährlich, denn als nützend.

Vielleicht — ſo dachte man — würde es gelingen, ähnlich wie bei den Pocken, ein mildes Gift zu entdecken, welches dem Menſchen einmal eingeimpft, ihn gegen die tuberkulöſe Anſteckung feſtige. Die Schutzimpfungen gegen den Milzbrand der Schafe konnten als Ähnlichkeitsbeiſpiel dienen. Wie Koch 1876 die urſächliche Entſtehung des Milzbrandes und die Bedeutung der Milzbrandbacillen und ihrer Sporen dabei klar darlegte (Paſteur veröffenlichte zuerſt 1877, alſo ein Jahr ſpäter, etwas über denſelben Gegenſtand), ſo war jetzt die urſächliche Entſtehung der Tuberkuloſe zweifellos erwieſen.

Der Franzoſe M. Touſſaint fand ein Verfahren, den Milzbrandbacillus durch Züchtung in Wärme abzuſchwächen und in ein Impfgift zu verwandeln, das vor dem wahren Milzbrand anſteckungsfeſt machte. Paſteur verbeſſerte dieſe Methode und lieferte den wiſſenſchaftlichen Beweis, daß eine krankheiterzeugende Bakterienart unter beſtimmten Bedingungen ihre heftigen Eigenſchaften verliert und, ähnlich wie die Kuhlymphe bei den Pocken, als Impfmittel dienen kann. Wirklich wiſſenſchaftliche Methode kam jedoch erſt in das Abſchwächungsverfahren, als Dr. Robert Koch ſich der Sache mit gewohnter Gründlichkeit annahm. Die kleine Schrift „Über die Milzbrandimpfung. Eine Entgegnung auf den von Paſteur in Genf gehaltenen Vortrag von Dr. R. Koch, Geh. Regierungsrat. Kaſſel und Berlin, Verlag von Th. Fiſcher, 1882, enthält alles für dieſen Fall Wiſſenswerte.

Profeſſor Koch ward zu dieſer Abwehr genötigt, da Paſteur ihn auf dem Genfer Kongreß perſönlich und in gereiztem Tone angriff. Es iſt ſonſt nicht Kochs Art, ſich in öden Wortſtreit und Gefecht um Ruhm einzulaſſen; er meidet das politiſche Getriebe, es denen überlaſſend, die ohne den Tagesbeifall nicht leben können, und lebt in größter Beſcheidenheit der Arbeit, der Wiſſenſchaft.

Die Entdeckung des Kommabacillus der Cholera hier übergehend, muß auf die Arbeiten Profeſſor L. Briegers zu Berlin hingewieſen werden, auf jene klaſſiſchen Arbeiten über die durch Leichenfäulnis entſtehenden chemiſchen Stoffe, die der italieniſche Forſcher Selmi als Ptomaine, d. i. Leichenſtoffe, bezeichnet. Brieger ſtellte eine Reihe ſolcher Ptomaine neu dar, bearbeitete ihr chemiſches Verhalten ſowie ihre Einwirkung auf den tieriſchen Organismus. Die giftigen darunter nennt er Toxine. Einige derſelben ſind von entſetzlicher Giftwirkung. Die wahren Erzeuger der Gifte ſind Bacillen. Wir dürfen annehmen, daß Ptomaine oder Toxine in dem Mittel enthalten ſind, welches Koch gegen die Tuberkuloſe mit dem unglaublichſten Erfolge anwendet. Über das Mittel ſelbſt, über ſeine Darſtellung ſchweigt Profeſſor Koch. Nur die gewiſſenhafteſte Bereitung, die mühevoll und zeitraubend iſt, nur die ſorgſamſte Kontrollierung des Mittels iſt im ſtande, das Publikum vor Schädigung, vor Betrug, vor Schwindel zu bewahren. Zur rechten Zeit übergibt Koch das ganze Verfahren der Öffentlichkeit, vorläufig behält er mit ſeinem Stabe treuer Mitarbeiter das Heft in den Händen, zum Heile der Menſchheit.

Das Mittel ſelbſt, eine bräunliche, klare Flüſſigkeit, wird mitels einer beſonderen kleinen Spritze unter die Haut gebracht, nachdem es mit Waſſer verdünnt wurde. Ein Kubikcentimeter des hundertfach verdünnten Mittels iſt die gewöhnliche Gabe für Erwachſene.

Als Profeſſor Koch, irregeleitet durch das Verhalten der Verſuchsmeerſchweine, welche viel vertragen, die erſte Einſpritzung des Mittels beim Menſchen an ſeinem eignen Oberarm vornahm, trat die Wirkung des Giftes nicht unbedenklich ein, ſchwächte ſich jedoch nach zwölf Stunden ab und war nach einigen Tagen ganz verſchwunden.

Die genannte Verdünnung wirkt auf geſunde Menſchen faſt gar nicht ein.

Sind dagegen tuberkulöſe Erkrankungen vorhanden, ſo tritt eine ſtarke allgemeine Wirkung ein, und auch an der Einſpritzſtelle entſteht Entzündung. Fieber, Gliederſchwäche, Huſtenreiz, Mattigkeit, öftere Übelkeit und Erbrechen ſind die Erſcheinungen des Anfalles, der zwölf bis fünfzehn Stunden dauert. Sobald der Anfall vorüber, befindet der Kranke ſich, wenig angegriffen, meiſt wohler als zuvor.

Dieſe Erkrankung nach der kleinen Gabe, welche Geſunde unberührt läßt, iſt das wahre Erkennungszeichen der Tuberkuloſe. Profeſſor Koch ſagt in ſeiner Abhandlung: „Man wird damit im ſtande ſein, zweifelhafte Fälle von beginnender Phthiſis ſelbſt dann noch zu diagnoſticieren, wenn es nicht gelingt, durch den Befund von Bacillen oder elaſtiſchen Faſern im Auswurf oder durch die phyſikaliſche Unterſuchung eine ſichere Auskunft über die Natur des Leidens zu erhalten. Drüſenaffektionen, verſteckte Knochentuberkuloſe, zweifelhafte Hauttuberkuloſe und dergleichen werden leicht und ſicher als ſolche zu erkennen ſein. In ſcheinbar abgelaufenen Fällen von Lungen- und Gelenkstuberkuloſe wird ſich feſtſtellen laſſen, ob der Krankheitsprozeß in Wirklichkeit ſchon ſeinen Abſchluß gefunden hat und ob nicht doch noch einzelne Herde vorhanden ſind, von denen aus die Krankheit, wie von einem unter der Aſche glimmenden Funken, ſpäter von neuem um ſich greifen konnte.“

Das Mittel tötet nicht die Bacillen, ſondern bringt das tuberkulös erkrankte Gewebe (Lungenſubſtanz, Drüſen, Muskel ꝛc.) zum Abſterben. In dem erſtorbenen Gewebe, das vernarbt, können die Bacillen nicht weiterleben. Bei der Heilung muß daher das noch lebende tuberkulöſe Gewebe durch das Mittel zum Abſterben gebracht und dann alles aufgeboten werden, das Tote zu entfernen, und wo dies nicht möglich, wie bei der Schwindſucht, durch fortgeſetzte Anwendung des Mittels, Pflege und Stärkung des Körpers, die Ausſonderung der Selbſthilfe des Organismus zu überlaſſen. Hier haben dann die Heilanſtalten einzugreifen und die durch das Mittel begonnene Kur durch ärztliche Pflege zu Ende zu führen.

Ob alle Hoffnungen, die ſich an Kochs Entdeckung heften, erfüllt werden, das iſt jetzt noch nicht vorauszuſehen, denn was die Bacillen einmal zerſtörten, kann das Arzneimittel nicht wieder erſetzen. Er ſelbſt ſagt: „Nach dieſen Erfahrungen möchte ich annehmen, daß beginnende Phthiſis durch das Mittel mit Sicherheit zu heilen iſt. Teilweiſe mag dies auch noch für die nicht zu weit vorgeſchrittenen Fälle gelten.“

Dies iſt das Ergebnis ſtreng wiſſenſchaftlicher Arbeit, unbeirrter Hingabe an den zu bearbeitenden Gegenſtand.

Robert Koch wollte das Ziel erreichen — wenn es erreichbar war — und ſchrittweiſe, Stufe an Stufe fügend, gelang ihm das Gewollte. Ohne Aufſehen zu erregen, ohne von ſich reden zu machen, arbeitete er. Zu ſeinem Zwecke gebrauchte er tief eingehende Kenntnis der heutigen organiſchen Chemie — er machte ſie ſich zu eigen; aus dem Lehrenden ward der Lernende. Erſt, nachdem er ſelbſt das Gift an ſich erprobt, verſuchte er die Wirkung am tuberkulös Erkrankten.

Da ward ihm der Lohn aller Sorge, aller treuen Hingabe: die Erkrankten genaſen. Ja, ſichtlich unter den Augen der Ärzte ſchwand der Lupus, die entſtellende tuberkulöſe Hautkrankheit, gegen die es kein Mittel gab.

Als Retter begrüßt ihn die Menſchheit!

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Entdeckung Jenners, des engliſchen Arztes, der Keulenſchlag gegen die Pocken, deren verderbliche Macht durch die Vaccine gebrochen; man nannte ſie bisher die größte Leiſtung der Heilkunde aller Zeiten. Am Ausgange dieſes Jahrhunderts verzeichnet die Geſchichte Kochs Impfung zur Heilung des weit gefährlicheren Feindes, der Tuberkuloſe. Was dieſe Leiſtung noch über jene Entdeckung Jenners ſtellt, iſt der Umſtand, daß ſie das Ergebnis ſtreng logiſcher Forſchung iſt, die Krönung eines Gebäudes, an dem alle Zweige der Wiſſenſchaft mitarbeiteten, und daran knüpft ſich die Zuverſicht, daß es dem Meiſter gelingen wird, auf dem von ihm beſchrittenen Wege auch andere von Bacillen herrührende Krankheiten heilend zu beſiegen, zunächſt die Diphtheritis und den Krebs. Und wohl von noch anderen Übeln wird das menſchliche Geſchlecht befreit.

Wie in Zukunft die Abgabe des Mittels erfolgen ſoll, ob Anſtalten gebaut werden ꝛc., davon verlautet wenig. Man weiß jedoch, daß der Kultusminiſter Herr von Goßler in ſämtliche Pläne Robert Kochs eingeweiht iſt und ihnen begeiſtert zuſtimmt. Den lebhafteſten Anteil nimmt unſer Kaiſer an Robert Kochs Entdeckung. Man erzählt ſich freudig, wie Kaiſer Wilhelm erklärt habe, er betrachte es als eine ganz beſondere Gunſt der Vorſehung, daß unter ſeiner Regierung der Menſchheit dieſe unvergleichliche Wohlthat zu teil werde, und daß es ein Deutſcher ſei, dem die Welt dieſen Triumph wiſſenſchaftlicher Forſchung verdanke.

In dem ſegenſpendenden Schatten der Hohenzollernſchen Friedenspalmen gedieh die Entdeckung Robert Kochs.

Ein Seitenſtück zu „Unſere Mutter.“

Als ich vor zehn Jahren (XVI. Jahrg. S. 136 ff.) die Freude hatte, „Unſere Mutter“ im Daheim anzuzeigen, hätte ich bei aller Bewunderung dieſes ſchönen Lebensbildes einer idealen deutſchen Pfarrfrau doch nicht zu hoffen gewagt, daß es ſo bald zum feſten Bücherbeſtande des deutſchen Hauſes gehören würde. Um ſo zuverſichtlicher erwarte ich einen gleichen Erfolg für das Lebensbild des Großvaters*), welches die pietätvolle Tochter und Enkelin ſoeben herausgegeben hat. Vielleicht wird mancher daran zweifeln, wenn er erfährt, daß „Unſer Großvater“ der faſt vergeſſene Parabeldichter Krummacher († 1845) iſt, und daß es ſich um ein „Lebensbild in Briefen“ handelt. Die Parabel gilt ja dem heutigen Geſchlecht als etwas Altväteriſches, und den „orientaliſch poetiſchen Duft,“ den einſt Gerok in Krummachers „lieblichen Parabeln“ fand, wird nur der zu würdigen wiſſen, der ſich das goldene Sprüchlein des Wandsbecker Boten zu Herzen nimmt: „Parabeln ſind wohl fein und ſchön, doch muß ſie einer auch verſtehn.“ Aber noch ſind dieſe ſinnigen Dichtungen, die ein halbes Jahrhundert hindurch Auflage nach Auflage erlebten, die vielfach nachgedruckt und nicht nur in ihrer Heimat, ſondern auch in England und Frankreich durch die Schule verbreitet wurden, nicht ganz verklungen. Wer aber aus einzelnen von ihnen den Schluß ziehen wollte, daß der Mann, deſſen „Gemütsleben ſie entſproſſen“ ſind, eine weiche, empfindſame Seele geweſen, würde ſich ſehr täuſchen. Durch ſein Lebensbild, das im weſentlichen ein ſelbſtentworfenes iſt, kann man ſich eines beſſern belehren laſſen. Bei tiefer Zartheit des Gemütes treten uns darin eine originelle Kernhaftigkeit, ein liebenswürdiges, herzgewinnendes Weſen und ein urwüchſiger Humor entgegen, bei tiefem chriſtlichem Ernſt ein Verſtändnis für alles Schöne in Natur und Kunſt: ja der feinſinnige Parabeldichter war ein markiger Weſtfale, der bis ins Alter an einem tüchtigen Pumpernickel und an dem heimatlichen Platt ſeine helle Freude hatte. Dazu hat die Verfaſſerin es verſtanden, die Briefe ihres Großvaters, die allerdings den köſtlichen Kern des Buches bilden, ſo in ein Geſamtbild ſeines Lebens zu verflechten und auf den Boden der Zeitgeſchichte zu ſtellen, daß man weniger Briefe zu leſen als ihren Schreiber erzählen zu hören glaubt. Alſo trotz des Titels iſt es kein „Lebensbild in Briefen,“ ſondern, wenn man will, ein Lebensbild nach engliſchen Muſtern, aber beſſer zuſammengeſchweißt als ſie, und deutſch ausgeſtattet.

Es iſt ein reiches Buch. Mit wenigen Strichen, aber treueſter Lokalfarbe, verſteht es die Verfaſſerin, die verſchiedenen Lebensſtationen ihres Großvaters uns vorzuführen: die altreformierte weſtfäliſche Geburtsſtadt Tecklenburg, in der die Familie Krummacher ſeit Generationen anſäſſig geweſen; die Gelehrtenakademie Bingen, wo Profeſſoren und Studenten ihr holländiſches Pfeifchen im Hörſaal miteinander ſchmauchten; das ernſtere Halle, wo die Studien einen befriedigenden Abſchluß fanden; das weſtfäliſche Fabrikſtädtchen Hamm, wo der zweiundzwanzigjährige als Konrektor der Gelehrtenſchule ins bürgerliche Leben trat und in der Bürgermeiſterstochter, Eleonore, die treue Lebensgefährtin fand; das Rektorhaus in Mörs am Rhein, wo dem jungen Paare „unter der Trikolore der franzöſiſchen Republik“ der Erſtgeborne, Fritz, der künftige Eliasprediger, geſchenkt ward; die ſeltſame kleine Univerſität Duisburg, wo er als Profeſſor der Eloquenz und Theologie, meiſt ohne Gehalt, in vielbedrängter Zeit wirkte; die Pfarrei Kettwig an der Ruhr, wo er ſich unter ſeinen Bauern ſo wohl fühlte; das herrlich gelegene Bernburg, wo er als Superintendent und Hofprediger waltete; und endlich Bremen, wo er als einfacher Paſtor von St. Ansgarii über zwei Jahrzehnte wirkte und ſeine letzte Ruheſtätte fand.

Wie das Land, lernen wir auch die Leute aus Krummachers Briefen und ſeiner Enkelin ergänzenden Blättern kennen. Welch eine Fülle von kleinen Lebensumriſſen treten uns da entgegen: die Vorgänger (z. B. Terſteegen) und die Kollegen (Pleſſing, aus Goethes Harzreiſe bekannt, u. a.) in Duisburg, die Amtsbrüder in Bremen: Menken, Treviranus, Mallet, die Gäſte wie Gerok u. a., vor allem Wilhelm von Kügelgen, der in ſeinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ eingehend von dem einjährigen Schülerleben in Bernburg erzählt, wo er als Penſionär des „Ätti,“ Krummachers, ſeine künftige Frau, Paſtors Julchen, die damals „noch in die Ferkelſchule lief,“ kennen lernte, und ſo viele andere, auf welche nur Streiflichter fallen, wie Ludwig Richter, deſſen Lebenserinnerungen auch von Krummacher und Wilhelm von Kügelgen erzählen.

Nur andeuten will ich es, welch einen erfreulichen Blick wir in das Familien- und Amtsleben thun dürfen, wie wertvoll das iſt, was wir aus ſeinem Munde über allerhand Zeitfragen, die Wartburgfeier von 1817, die Entſtehung und Bedeutung der preußiſchen Union, über Theater und Kunſt ꝛc. hören. Seinen Sohn Emil beglückwünſcht er 1818, daß Goethe ihn „ſeiner Anſprache gewürdigt“ habe: „darauf kannſt du dir etwas einbilden. Goethe iſt unſtreitig einer der merkwürdigſten Menſchen; — ein Proteus in ſeinen Schriften — aber überall tiefblickend und tiefergreifend den Geiſt des Zeitalters. Freilich eigentlich nur im äſthetiſchen Sinne, — eine Art äſthetiſcher Bonaparte; doch will ich das nicht böſe gemeint haben. Er iſt eine kräftige antike Natur.“

Zum Schluß nur einige Proben aus dem überall friſch ſprudelnden Humor ſeiner Briefe. An ſeine Schwägerin, Friederike Müller, ſchreibt er einmal: „Daß Du in Deinem Brief ſo viel Entſchuldigungen machſt und von Unterhaltungen für meinen Kopf ſprichſt — da haſt Du mich wohl zum beſten, wie der Vetter im Asmus. Es iſt wahr, ich bin eine gewiſſermaßen hohe Kreatur — Superintendent, Konſiſtorialrat, Oberprediger, Doktor der Theologie — aber Gott weiß, wie ich dazu gekommen bin, und ich ſchreibe allerlei Bücher, aber wenn ſie fertig ſind, da iſt's mir eher, als ob der Storch ſie gebracht hätte, und kann nicht begreifen, wie ſie aus mir ſollten gezeugt und geboren ſein. Und wenn Du nun gar mich als einen hohen Mäcen betrachteſt, — da muß ich aufſtehen und in den Spiegel gucken; aber ich ſetze mich bald wieder hin, denn ich muß mit Asmus denken, was iſt an einem ſolchen armen Sünder zu ſehen? Sieh, ſolchen Rumor machſt Du in mir, und ſo werden meine Ämter und Qualitäten umhergeworfen und durcheinander, wenn Du ſolch einen gravitätiſchen Knix vor mir machſt. Das laß alſo in der Folge ſein, und ſo wollen wir thun, als ob wir in der Duisburger Niederſtraße beieinander wohnten, wie einſtens.“

An ſeinen älteſten Sohn ſchreibt er aus Bremen: „Mütterchen gefällt es über die Maßen in Bremen. Sie fängt jetzt erſt an, eine rechte Paſtorenfrau zu werden, bekümmert ſich gewaltig um das Kirchenweſen, natürlich nur die Dehors und ſtellt alle Paſtoren gegen Einen in das gehörige Dunkel.“

Ein anderes Mal in etwas weltmüder Stimmung: „Es kommt mir hier alles ſo proſaiſch vor, Menſchen und Gegend, Chriſten und Unchriſten, daß es eine Laſt iſt. Überhaupt, wenn ihr Jungens mir eine Leibzucht etablieren könntet, ich zöge darauf. Bin beinahe des regelmäßigen Predigens, wie eines ſoldatiſchen auf die Wacheziehens müde, dazu des ordentlichen Studierens auf einen Sermon, den man eigentlich ex pectore von ſich geben ſollte, denn es iſt der Mühe, die man daran wendet, nicht wert.“

Wo man immer in die Seiten dieſes inhaltreichen Buches hineingreift, iſt es intereſſant. Von Anfang bis zu Ende ſympathiſch anmutend, wird es dem deutſchen Hauſe der willkommenſte Gaſt am diesjährigen Weihnachtsfeſte ſein und es von Jahr zu Jahr bleiben: ein dauernd wertvolles, wieder und wieder geleſenes, echtes Hausbuch.

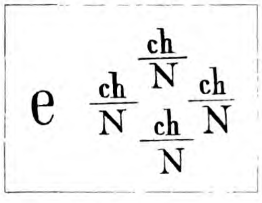
Robert Koenig.

---

*) Unſer Großvater. Ein Lebensbild in Briefen von Maria Krummacher. Verlag von Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig. Preis, elegant gebunden, 6 Mark.

Familientiſch und Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Dreiſilbige Scharade.

Es ſitzt vor ſeinem Tintenfaß
Von Plänen voll die Letzte
Und denkt, es war geſcheit doch, daß
Ich mich gleich niederſetzte;
Hier, wo man nichts von draußen hört,
Iſt man ja gänzlich ungeſtört.

Von den zwei Erſten ſoll er heut
In ſeiner Klaſſe lehren,
Sie, denen fern in grauer Zeit
Einſt Moſes ſollte wehren,
Und ſinnend nimmt er einen Band,
Der handelt von Ägyptenland.

Doch durch die Scheiben ſtiehlt ſich jetzt,
Als er der Erſten dachte,
Und eben ſeine Feder netzt,
Ein Sonnenſtrahl ganz ſachte
Und horch! es ſummt und von der Wand
Fliegt etwas leiſ' auf ſeine Hand.

Nun läuft es über ſein Papier,
Hinauf am Tintenglaſe;
Lebwohl, du Ruhe! Jetzt ſitzt's hier
Sogar auf ſeiner Naſe!
Ein Ganzes iſt's der ſchlimmſten Art,
Zu ſeinem Ärger aufgeſpart! Fr. St.

2. Rätſel.

Nicht ſchwer fäll es als Römer ins Gewicht,
Was dich als Franzmann oftmals ſticht;
Doch haucht's ein rechter Deutſcher an,
Verdirbt es auch den beſten Mann.
Pf. J.

3. Magiſches Kreuz.

			4	8	3			
			6	1	12			
			2	12	8			
4	6	2	5	9	2	8	1	7
8	1	12	9	1	3	1	13	11
3	12	8	2	3	6	1	6	10
			8	1	1			
			1	13	6			
			7	11	10			

Die Zahlen in den Feldern des Kreuzes ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

Die drei Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. Ein europäiſches Volk, 2. eine deutſche Inſel, 3. einen römiſchen Kaiſer.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Zu unſern Bildern.

Profeſſor E. Henſelers Bild „Die Wohlthäterin“ gemahnt an jene Tugend, die am ſicherſten und dauerndſten die Kluft zwiſchen Arm und Reich überbrückt. Vielleicht iſt die arme Frau einmal in Dienſten jener vornehmen Dame geweſen, und hat aus dem ſorgenloſen Leben einer Kammerjungfer hinausgeheiratet, — wie ſie hoffte, in das Leben einer glücklichen Frau. Glücklich mag ſie auch geweſen ſein, bis der Mann ſtarb und ſie mit ihren Kindern und ihren Sorgen allein ließ. Aber ihre ehemalige Herrin hat ihre alte Mine nicht vergeſſen; ihre hilfreiche Hand wird ihr über die ſchweren Zeiten hinweghelfen, bis die Kinder der armen Frau ſo weit herangewachſen ſind, für ſich ſelbſt und die Mutter ſorgen zu können.

Profeſſor Paul Meyerheim iſt dem großen Publikum bisher faſt ſo ausſchließlich als Tiermaler bekannt geworden, daß eine der ſchätzenswerteſten Eigenſchaften des Künſtlers, ſeine ungeheure Vielſeitigkeit, den meiſten kaum zum Bewußtſein gekommen iſt. Seine Tierbilder haben den Ruf des Künſtlers begründet und ſeinen Namen populär gemacht, aber gleich ausgezeichnetes wie als Tiermaler hat er als Landſchaftsmaler, als Genremaler und im Porträtfach geleiſtet, — einer der wenigen Künſtler, die ſich durch den erſten durchſchlagenden Erfolg nicht zur ausſchließlichen Ausübung und Ausbildung einer Spezialität haben verführen laſſen. Von dieſer Vielſeitigkeit gibt die von Julius Lohmeier herausgegebene Meyerheim-Mappe, in der Serie „Aus Studienmappen deutſcher Meiſter“ im Verlag von C. T. Wiskott in Breslau erſchienen, ein ſtaunenswertes Bild. Unter den zehn Studienblättern in Lichtdruck, welche dieſe Mappe enthält, finden wir neben der Nachtiſch haltenden Hühnergruppe, welche die Leſer in unſerer heutigen Nummer reproduziert finden, und anderen hervorragenden Tierſtudien Porträtſkizzen, Genrebilder mit landſchaftlichem Hintergrunde und Landſchaften mit genrehafter Staffage. Von beſonderem Intereſſe aber ſind die in dieſer Mappe reproduzierten monumentalen Wandmalereien, welche Paul Meyerheim in den Jahren 1873—1875 im Auftrag des Geheimen Kommerzienrats Borſig in den Feldern der in den Borſigſchen Gärten in Moabit erbauten großen Loggia geſchaffen hat. Dieſe Schöpfungen, die Geſchichte des Eiſens von ſeiner Gewinnung im Bergwerk bis zur fertigen Lokomotive darſtellend, ſind dem großen Publikum bisher faſt ganz unbekannt geblieben, und doch ſind ſie vielleicht das Bedeutendſte, was Meyerheim überhaupt geſchaffen hat. Die Eindrücke des wirklichen Lebens ſind in dieſen Koloſſalbildern mit kühnem Realismus und doch vollkommen künſtleriſcher Wirkung verarbeitet.

Die Andenbahn.

Eine der großartigſten Unternehmungen unſerer Zeit auf dem Gebiete des Eiſenbahnbaues iſt die Andenbahn, welche den ſüdamerikaniſchen Kontinent von Buenos Ayres bis Valparaiſo durchquerend Argentinien und Chile verbindet. Während die Strecken von der chileniſchen Hauptſtadt bis Santa Roſa und von Buenos Ayres bis Mendoza bereits vollendet ſind, iſt das Mittelglied, die etwas über 200 Kilometer lange Gebirgsſtrecke Santa Roſa-Mendoza, noch im Bau begriffen. Die Schwierigkeiten desſelben erläutert der Umſtand am beſten, daß der fünf Kilometer lange Haupttunnel in einer Höhe von 3140 Meter, alſo faſt doppelt ſo hoch wie der Gotthardtunnel liegt, und daß ſämtliches Material, ſowie der ganze Proviant für die Arbeiter auf im Winter faſt unwegſamen Maultierpfaden an die Arbeitsſtätten geſchafft werden muß. Die übrigens ſchmalſpurige Bahn ſelbſt wird in ſo ſtarken Steigungen geführt, daß man auf einzelnen Strecken zur Anwendung des Zahnradſyſtems gezwungen iſt, wie es z. B. auf unſerer Harzbahn Blankenburg-Tanne benutzt wird. Ende 1893 ſoll die ganze Linie eröffnet werden, die den nach den Küſtenſtädten des ſtillen Ozeans Reiſenden die lange und gefährliche Fahrt durch die Magelhaensſtraße gänzlich erſparen wird. Sp.

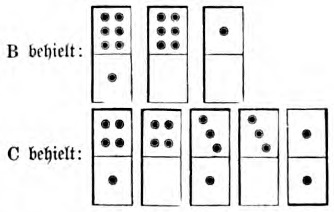
Unſer Schiffbau.

In welchem Maße die Dampfkraft das Segel verdrängt hat, zeigt recht deutlich eine intereſſante Statiſtik des Schiffsbaues, welche der „Prometheus“ jüngſt veröffentlichte. Danach wurden im Jahre 1889 in Deutſchland 79 Schiffe mit rund 100 000 Tonnen Gehalt erbaut, von denen nur 19 mit 21 000 Tonnen Gehalt als Segelſchiffe eingerichtet waren. Deutſchland ſtand übrigens im Jahre 1889 unter den für den Schiffsbau in Betracht kommenden Ländern an zweiter Stelle und wurde nur von Großbrittanien, allerdings gewaltig, übertroffen: die engliſchen Werften ſtellten nämlich nicht weniger als 656 Schiffe mit mehr als einer Million Raumgehalt fertig. Als Baumaterial kommt Stahl mehr und mehr in Aufnahme; in zweiter Reihe findet Holz und erſt in dritter Eiſen Verwendung.
Sp.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 9.

Bilderrätſel. Halbfranzband.

Dominoaufgabe.



1. Buchſtabenrätſel. Flocke, Locke.

2. Kugelpyramide.

a
Ar
Are
Ares
Arles
Alſter
Pſalter.

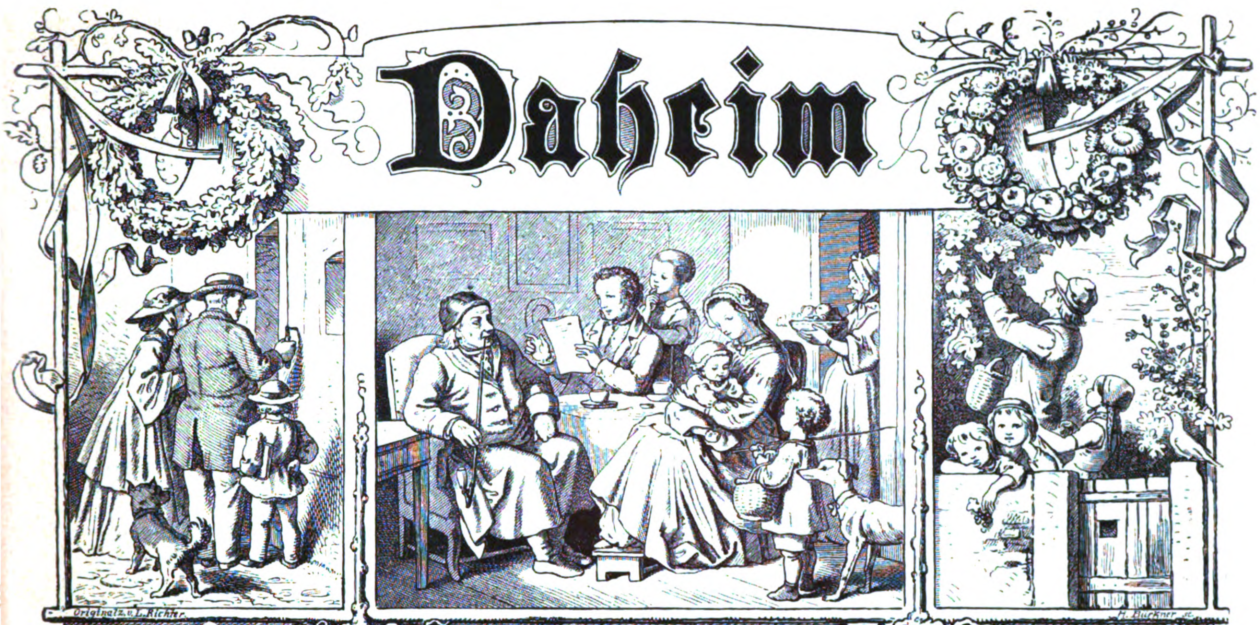
Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Eine Jugendliebe Napoleons. Von Hugo Landwehr. — Wie Frauen jung werden. Mit einer Illuſtration. — Renate. Erzählung von C. von Hellen. Schluß. — Das Heilmittel gegen die Tuberkuloſe. Von Julius Stinde. Mit Robert Kochs Porträt. — Ein Seitenſtück zu „Unſere Mutter.“ Von Robert Koenig. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Die Wohlthäterin von E. Henſeler, und Ölſtudie von Paul Meyerheim. — Die Andenbahn. — Unſer Schiffbau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Dezember 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 11.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Auch während des Diners war Arthur von Dernburg ſchweigſam und gedrückt, aber es fiel wenigſtens ſeinem Vater und dem Grafen Romſtedt nicht auf, denn der erſtere hatte viel zu erzählen, wie er es auf dem Gute des Herrn von Biel gefunden. Die Verhältniſſe waren noch verwickelter, als ſelbſt er ſie zu finden erwartet hatte, und für die an allen Komfort des Reichtums gewöhnte Familie würde nur dann ein kleiner Reſt bleiben, der ſie wenigſtens vor Not ſicherte, wenn das Gut nicht unter den Hammer kam, ſondern aus freier Hand einen Käufer fand, der den vollen Wert dafür zahlte.

Unter dem Vorwande, noch für die Reiſe packen zu müſſen, begab ſich Dernburg gleich nach Tiſch auf ſein Zimmer. Der Koffer ſtand geöffnet neben ihm, ſeine Effekten lagen unordentlich umher, er nahm dieſes und jenes Stück und legte es gedankenlos wieder von ſich. Dann warf er ſich in einen Stuhl und ſtützte den Kopf in die Hand. Er überhörte ein leiſes Klopfen an der Thüre, er ſchrak erſt auf, als er Frauengewänder neben ſich rauſchen hörte. Seine Mutter ſtand neben ihm, und wie er verwirrt ſie anſchaute, legte ſie ſanft ſeinen Kopf an ihre Bruſt, wie ſie es wohl gethan hatte, als er noch ein Knabe war. „Mein liebes Kind," ſagte ſie leiſe, auch wie vor vielen, vielen Jahren, und ihm war, als ſei plötzlich wie damals alle Sorge von ihm genommen. Er ſchloß die Augen und hörte nur den Herzſchlag der Mutter, und dann nahm er ihre Hände und küßte ſie und wollte ihr alles ſagen.

Aber Frau von Dernburg wehrte ihm.

„Jetzt nicht, Arthur, jetzt nicht. Du haſt viel zu erzählen, meine ich, und vieles, was der Vater zuerſt hören muß. Du wirſt ja bald wieder auf einen oder zwei Tage Urlaub bekommen können, und dann kannſt du ihm dein Herz erleichtern. Ich wollte dir nur für die nächſte Zeit aushelfen, denn ich denke, ich weiß wohl, was dich drückt. Die paar tauſend Thaler, die ich mir erſpart habe, waren immer für dich beſtimmt; ich dachte, du ſollteſt den Hochzeitsſchmuck für deine Braut davon kaufen — —"

Frau von Dernburg fürchtete, daß ihr die Stimme verſagen würde. Deshalb legte ſie das Päckchen mit Banknoten neben ihren Sohn auf den Tiſch, nahm ſeinen Kopf zwiſchen beide Hände, drückte einen Kuß auf ſeine Stirn und verließ, ohne ſeinen Dank abzuwarten, das Zimmer.

Eine halbe Stunde ſpäter rollte der Wagen, welcher den Grafen Romſtedt und Arthur von Dernburg nach der Bahnſtation brachte, aus dem Hofthor. Auch dem Grafen war das veränderte Weſen ſeines jungen Freundes aufgefallen, und noch mehr brachte ihn die Haſt, mit welcher derſelbe während der Fahrt nach dem Reiſeziel verlangte, auf den Gedanken, daß er wohl an dem Schickſal des jungen Baron Biel auf dieſe oder jene Weiſe beteiligt ſein könne. Graf Romſtedt reichte Herrn von Dernburg beide Hände, als ſie ſich auf dem Bahnhofe in Berlin trennten, und ſchon in ſeinen Wagen einſteigend, ſagte er ernſt und wohlwollend: „Vergeſſen Sie nie, Herr von Dernburg, daß Sie in mir einen Freund haben, der Ihnen in jeder Lebenslage mit Rat und That gern zur Seite ſtehen wird, und dem Sie ſich rückhaltlos anvertrauen dürfen."

XIV.

In ſpäter Nacht kam Arthur von Dernburg in ſeiner Wohnung an. Seine erſte Frage an den Burſchen war, ob Briefe für ihn angelangt ſeien. Der Burſche des Leutnant von Biel habe heute Nachmittag ein Schreiben gebracht, antwortete dieſer, und ſpät abends ſei noch eine Depeſche gekommen. Er habe beide dem Herrn in ſein Schlafzimmer gelegt.

Herr von Dernburg bedeutete den Diener, daß er ihn nicht mehr brauche. Er wollte allein ſein, wenn er das Schreiben erbrach, denn er wußte beſtimmt, daß dasſelbe nichts Gutes enthalten könne. Tief erſchüttert las er den Brief, auf einem mit Freiherrnkrone und Monogramm geſchmückten Briefbogen mit ſicherer Hand und affektierter Gleichgültigkeit geſchrieben, von denen der Verfaſſer ſich augenſcheinlich noch einen eitelen Effekt verſprochen hatte:

„Lieber Arthur!

Papa ſchreibt mir vor einer halben Stunde, daß er vollkommen ruiniert iſt. Etwas überraſchend Neues hat er mir damit nicht mitgeteilt. Ich hoffte indeſſen, daß er wenigſtens die zehntauſend Thaler noch würde auftreiben können, welche auf dem von dir mitunterſchriebenen Wechſel figurieren, der ſich in Reichenſteins Händen befindet und in einigen Tagen fällig iſt. Da mir die ſchöne Rebekka in aller Form einen Korb gegeben, wird der Alte ihn jedenfalls pünktlich präſentieren. Wüßte ich dich nicht durch meine Schuld in meine Fatalitäten mitverwickelt, ſo würde ich mich vielleicht jenſeits des Ozeans durchzuſchlagen ſuchen, trotzdem mir zum Kellner oder Bereiter wie zu jedem anderen ebenſo ehrenwerten Beruf einige Vorkenntniſſe fehlen. Da übrigens ja doch einmal geſtorben ſein muß, iſt die Sache weniger ſchlimm, als ſie ausſieht. Es wird wenigſtens heißen, ich hätte ein anſtändiges Ende zu machen gewußt. Wenn du deinen Vater nicht behelligen willſt — er dachte in Geldſachen immer ein wenig altfränkiſch — ſo nimm einen guten Rat. Mit der geladenen Piſtole vor ſich iſt man nicht mehr eiferſüchtig. Wenn ich ſagte, daß Rebekka Reichenſtein kein Herz habe, ſo irrte ich mich leider. Etwas Ähnliches hat ſie jedenfalls; bedauerlicherweiſe hat es ſich nur nicht auf mich, ſondern auf *Dich* kapriziert. Wenn du den Wink befolgen willſt, würden dieſe fatalen zehntauſend Thaler aus meinem Schuldkonto geſtrichen ſein. Leider ſtehen mir für meine anderen Gläubiger nicht auch noch Millionärstöchter zur Verfügung; ſie müſſen das Nachſehen haben. Verſuche, ohne Groll an mich zu denken.

Baron Egon Biel."

Trotzdem es ſpät in der Nacht war, ſprang Arthur von Dernburg doch auf, um nach der entfernten, in der Kaſerne ſeines Regiments gelegenen Wohnung des Unglücklichen zu fahren. Es war ja möglich, daß dieſer ſeinen Entſchluß noch nicht ausgeführt hatte, daß dieſer äußerſte Schritt noch verhindert werden konnte. Da fiel ihm die Depeſche in die Augen, er entfaltete ſie mit zitternden Händen. Sie kam von einem Regimentskameraden Biels, welcher wußte, daß dieſer zu Dernburg in intimen Beziehungen ſtand.

„Biel vor einer halben Stunde in ſeinem Zimmer mit einem Schuß in der Schläfe aufgefunden worden. Der Tod muß ſofort eingetreten ſein."

Dernburg ſank auf den Stuhl zurück und las die Depeſche wieder und wieder. Dann ſaß er und ſtarrte mit großoffenen Augen auf das Blatt Papier, das ſeinen Händen entfallen war. — Alſo er war tot, der verhängnisvolle Schuß war gefallen. Ihre Wege waren ſchließlich weit auseinander gegangen, ihre Anſchauungen hatten wenig Gemeinſames mehr gehabt, und er ſah ſich jetzt durch ihn in neue Verlegenheiten verſtrickt; aber Dernburg konnte ihm trotzdem nicht zürnen, und das jähe Ende des Jugendgenoſſen flößte ihm nicht nur das Grauen ein, welches eine blutige Kataſtrophe weckt, ſondern auch eine aufrichtige Trauer. Selbſt das Künſtliche, das Affektierte in dem letzten an ihn gerichteten Briefe Egons vermochte Dernburg nicht vollſtändig abzuſtoßen, ſo peinlich er auch davon berührt wurde. Der Tote war ein oberflächlicher Menſch geweſen, Mangel an Gefühl und eine verkehrte Erziehung hatten ihn auf den Abweg geführt, nur das Bewußtſein einer Kavaliersehre, vielleicht einer Scheinehre nur, hatte er ſich bewahrt bis zum letzten Augenblick, und er hatte geglaubt, mit ſeinem Leben ſühnen zu können, wodurch er dieſe verletzt wußte.

Der Morgen dämmerte bereits, als Dernburg ſich zur Ruhe legte. Aber die Erregung ließ ihn bald wieder erwachen. Er hatte einen ſchweren Tag vor ſich. Sein erſter Weg galt der Kaſerne des Infanterieregiments, dem Egon Biel angehört hatte. Er wollte des Freundes Leiche ſehen und zugleich ſeine Hilfe anbieten für das Ordnen des Nachlaſſes und die Beſtattung. Dernburg traf Kameraden in dem Wohnzimmer des Verſtorbenen; von ihnen erfuhr er, wie man ihn gefunden hatte. Die Mannſchaften hatten in ſpäter Nachmittagsſtunde den Schuß gehört. Man hatte an die Thüre geklopft, und als von innen keine Antwort wurde, dieſe gewaltſam geöffnet. Egon Biel hatte nicht mehr geatmet. Sitzend hatte er den Schuß auf ſich abgegeben, ſein Oberkörper war in die Sofaecke zurückgeſunken, aus einer kleinen Wunde in der rechten Schläfe rieſelte das Blut. Vor ihm auf dem Tiſche ſtand ein Toiletteſpiegel aufgeſchlagen, — die Kameraden debattierten darüber, ob er ihn dorthin geſtellt, um ſicherer zielen zu können, oder ob er noch kurz vor dem Tode ſeine Geſichtszüge und die Veränderungen, welche der grauenhafte Entſchluß auf ihnen hervorgerufen, geprüft habe. Wenn das letztere wirklich der Fall geweſen war, mußte er mit ſich zufrieden geweſen ſein. Dernburg trat in das Schlafzimmer, wo man den Toten auf das Bett gelegt, und ſchlug das Leinentuch zurück, — die Geſichtszüge der Leiche waren unverzerrt und trugen noch den blaſierten Ausdruck, der im Leben darauf gelegen hatte. Die Leichenfarbe machte dieſen Ausdruck entſetzlich.

Dernburg ließ ſchaudernd das Tuch wieder fallen. Die Kameraden luden ihn ein, zu Tiſch bei ihnen zu bleiben. Er lehnte ab, er müſſe ſich bei ſeinem Regimentskommandeur von Urlaub zurück melden. Nachdem er ſich überzeugt, daß alle Anordnungen getroffen, daß die Eltern des Toten benachrichtigt waren, ging er, dieſe dienſtliche Pflicht zu erledigen. Dann machte er ſich auf den Weg zu der Villa des Bankier Reichenſtein. In einigen Tagen, hatte Egon Biel geſchrieben, ſei der Wechſel fällig. Er mußte Gewißheit über dieſen Punkt haben, um danach ſeine Maßregeln treffen zu können. In ſeinen Büreaus wollte er den Bankier nicht aufſuchen, weil die Stunde ſo weit vorgeſchritten war, daß er fürchtete, ihn dort nicht mehr zu treffen. Herr von Dernburg reichte dem Diener ſeine Karte und trug ihm auf, bei Herrn Reichenſtein anzufragen, ob er in einer geſchäftlichen Angelegenheit für ihn zu ſprechen ſei. Nach wenigen Augenblicken kehrte der Diener zurück und führte ihn mit einer ſtummen Verbeugung durch mehrere Zimmer. Herr von Dernburg hatte nichts anderes erwartet, als daß er in der nächſten Sekunde vor dem Bankier ſtehen werde, und er hatte ſich darauf vorbereitet, ſo kurz als möglich zu ſein. Der Diener ſchlug eine Portiere zurück und ließ den jungen Offizier an ſich vorüber treten, den ſchweren Stoff hinter ihm wieder zuſammenfallen laſſend.

Dernburg ſchaute überraſcht auf, er konnte ſich unmöglich in einem Herrenzimmer befinden. Die dunkelroten Seidengardinen waren zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen dicht zuſammengezogen, und ein dämmerndes rotes Licht durchflutete den kleinen Raum, der mit dem raffinierteſten Luxus ausgeſtattet und von dem Duft einer ſtarken Eſſenz erfüllt war. Der Diener mußte ihn mißverſtanden haben — Rebekka Reichenſtein erhob ſich von einem üppigen, nur mit einem runden Kopfpolſter ausgeſtatteten Divan aus ihrer halbliegenden Stellung, die ſie mit berechneter Koketterie beibehalten hatte, bis ſie die Portiere hinter dem Eintretenden zuſammenrauſchen hörte. Sie ſchritt mit ausgeſtreckter Hand auf ihn zu, um ihren Mund und in ihren Augen lag ein Lächeln, aber es ſchien ihm, trotz der Beleuchtung, als ob ihr Antlitz an Farbe und Fülle verloren habe. Den ſchönen Zügen war etwas Sehnſüchtiges, Schwärmeriſches aufgeprägt, das ihnen einen erhöhten Reiz verlieh.

„Sie kommen alſo doch, Herr von Dernburg, ſich nach meinem Fuße zu erkundigen," ſagte Rebekka weich, „und Sie kommen heute ſchon, trotzdem mir Baron Biel ſagte, daß Ihr Urlaub erſt geſtern zu Ende gehen würde. Da ſoll Ihnen verziehen ſein, daß Sie vor Ihrer Abreiſe keine Zeit fanden, ſich von der Folgenloſigkeit meines Unfalles zu überzeugen.“

Sie wußte augenſcheinlich noch nichts von Biels entſetzlichem Ende, ſonſt hätte ſie des einſtigen Bewerbers nicht ſo unbefangen erwähnt. Es lag eine Schmeichelei für Dernburg in dem offenen Geſtändnis, daß ſie mit Biel von ihm geſprochen, daß ſie den Tag ſeiner Rückkehr ſo feſt im Gedächtnis behalten hatte — eine Aufforderung, kühn zu ſein, die noch bedeutſamer durch den feuchtſchimmernden Blick ihres Auges wurde. Aber Dernburg gab ſeine reſervierte Haltung nicht auf, er ergriff nicht einmal die ihm dargebotene Hand, und Fräulein Rebekka mußte ſich über das Peinliche der Situation hinweg helfen, indem ſie mit der verſchmähten an der Bruſtſchleife ihrer Seidenrobe neſtelte und ſich den Anſchein gab, als habe ſie niemals eine andere Bewegung beabſichtigt.

„Ich bedauere, daß nur ein Irrtum Ihres Dieners mir den Vorzug verſchafft, mein Fräulein,“ erwiderte Herr von Dernburg kühl. „Ich hatte fragen laſſen, ob es möglich ſei, Ihren Herrn Vater in einer geſchäftlichen Angelegenheit zu ſprechen.“

Rebekka Reichenſtein hatte die Hoffnung augenſcheinlich noch nicht aufgegeben, den Widerſpenſtigen zu zähmen; als wenn er vergebens verſuche, ſie zu erzürnen, ließ ſie ſich mit einer anmutigen Bewegung in einen Seſſel gleiten und ſchaute mit einem Lächeln zu ihm auf, indem ſie den ſchönen Kopf weit zurücklehnte.

„Und iſt es Ihnen ſo ſehr unangenehm, Herr von Dernburg, daß ſtatt des Vaters die Tochter Sie empfängt und Sie bittet, einige Minuten mit ihr zu verplaudern?“ Sie wurde ernſter, als er noch immer in ſeiner Zurückhaltung verharrte, und deutete förmlich auf einen Seſſel. „Bitte, nehmen Sie Platz. Mein Vater iſt eben erſt zurückgekehrt und gerade dabei, ſeine Toilette zu wechſeln. Ich habe ihm ſagen laſſen, daß Sie ihn zu ſprechen wünſchen, und er wird ſich jedenfalls nach Möglichkeit beeilen. Sie kommen vom Lande, Herr von Dernburg; nach Neuigkeiten darf ich Sie wohl nicht fragen?“

Dernburg hatte ihrer Aufforderung, Platz zu nehmen, nicht Folge gegeben. Hochaufgerichtet ſtand er vor ihr; er kämpfte mit ſich ſelbſt — ſein Gefühl trieb ihn an, ihr Schuld zu geben an dem plötzlichen Tode ſeines Jugendgenoſſen, ihr ſchroff das Geſchehene in das Antlitz zu ſchleudern. Sein Verſtand ſagte ihm, daß er kein Recht dazu habe, daß Baron Biel ſich der ſchönen Bankierstochter in ganz frivoler Weiſe und nur aus egoiſtiſchen Gründen genähert habe. So überwand er ſich und ſagte ohne Bitterkeit, aber mit ernſtem Tone:

„Doch etwas Neues, gnädiges Fräulein. Ich komme von einem Totenbette. Baron Biel — —“

„Hat er ſich das Leben genommen?“ fiel ihm haſtig Rebekka ins Wort. Sie war um einen Schatten bleicher geworden und hatte mit einer plötzlichen Bewegung den zurückgelehnten Oberkörper aufgerichtet, aber es war nur das Überraſchende der Nachricht, vielleicht das plötzlich in ihr auftauchende blutige Bild der Kataſtrophe, welches ſie ſchreckte — Mitgefühl ſprach weder aus ihren Zügen noch aus dem Tone ihrer Stimme.

„Er hat ſich geſtern Nachmittag eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen,“ ſagte Dernburg hart.

„Aaah,“ machte Fräulein Rebekka; es klang, als ob ſie geſagt hätte „alſo wirklich,“ mit leiſer Überraſchung und auch einem kleinen Bedauern im Tone. Sie neigte den Kopf an die Lehne ihres Seſſels zurück und ſchloß für einige Sekunden die Augen. Dann ſah ſie wieder zu Dernburg auf, als ob ſie ihn auffordern wolle, weiter zu ſprechen. Aber er ſchwieg und erwiderte kalt den Blick, denn er fühlte ſich abgeſtoßen davon, daß die Nachricht keinen anderen Eindruck auf ſie machte als den einer ſenſationellen Neuigkeit.

„Und nun ſtehen Sie vor mir, Herr von Dernburg,“ ſagte ſie da heftig, „als ſei ich ſchuld an ſeinem Tode. Sie ſollten ehrlich ſein, auch wenn es ſich um einen Freund von Ihnen handelt. Hat er ſich erſchoſſen, weil ich ihm einen Korb gegeben habe, aus unglücklicher Liebe etwa? Nein! Es iſt ihm niemals um mich zu thun geweſen, er hätte mich mit in den Kauf genommen, um ſeine Schulden bezahlen und mit meiner Mitgift ſein Wappen neu vergolden zu können. Eine mißglückte Spekulation war es, welche ihn in den Tod trieb. Weil er kein Mittel mehr ſah, ſeine Gläubiger abzufinden, weil ſeine Stellung unhaltbar war, deshalb gab er ſich den Tod.“

Sie hatte recht, das fühlte Dernburg, und in ihrer grauſamen Logik gab es keinen Punkt, in dem er ihr mit einer Ausſicht auf Erfolg hätte widerſprechen können. Aber es ſtieß ihn ab, daß ſie kaltherzig genug war, um angeſichts dieſer Kataſtrophe nichts von ihrer logiſchen Denkfähigkeit einzubüßen, es verletzte ihn, daß ſie mit einer deutlich hervorklingenden Geringſchätzigkeit über den Toten geſprochen hatte, trotzdem Dernburg meinte, ſie durch nichts dazu gereizt oder veranlaßt zu haben. Er dachte nicht daran, daß es ſie ſchon empören müſſe, ihn mit dieſen ernſten, kalten und zurückweichenden Augen vor ſich zu ſehen, während es ihr auf der Zunge ſchwebte, ihm zu ſagen: „Sie ſind ſchuld an Biels Tode, Sie, Herr von Dernburg; denn wenn Sie mir nicht in den Weg getreten wären, würde ich ſeiner Bewerbung gefolgt ſein, würde mich ſeine Freiherrenkrone beſtochen haben, unbekümmert um die Motive, welche ihn veranlaßten, mir dieſelbe anzubieten.“ Aber ſie bezwang ſich, nicht aus mädchenhafter Scheu, ſondern weil ſie einſah, daß es nutzlos geweſen wäre und daß das Geſtändnis ihrer Schwäche ihr nur eine neue Demütigung zugezogen haben würde. Sie erwiderte ſeinen Blick mit gleicher Kälte, und nur das nervöſe Zupfen ihrer Finger verriet, wie die Erregung in ihr tobte.

„Auch Ihr Herr Vater iſt unter ſeinen Gläubigern,“ ſagte Dernburg. Im nächſten Augenblicke bereute er, es geſagt zu haben; es erſchien ihm unzart, ſie zur Mitwiſſerin geſchäftlicher Dinge zu machen. Aber ſie ſah in dieſer Thatſache augenſcheinlich nicht den geringſten Grund, ihr Urteil über den Toten anders zu formulieren, oder etwas, das ihr eine perſönliche Teilnahme an der Kataſtrophe abnötige.

„Ich wußte das,“ entgegnete ſie, ohne Scheu eingeſtehend, daß er ihr etwas längſt Bekanntes mitteile. „Aber hat mein Vater ihn gedrängt? Würde er ihn gedrängt haben? Baron von Biel mußte wiſſen, daß es meinem Vater gleichgültig war, ob er ihn jetzt oder in zehn Jahren oder gar nicht bezahlte.“

Herr von Dernburg hegte im ſtillen einige Zweifel an der letzten Behauptung, behielt ſie indeſſen für ſich. „Augenſcheinlich ſah aber Egon Biel nur die Möglichkeit, Ihren Herrn Vater gar nicht zu bezahlen,“ ſagte er.

Und deshalb nahm er ſich das Leben,“ fiel ſie ein und es ſchien Dernburg, als ob ihre Lippen ſich zu einem flüchtigen Lächeln kräuſelten. „Was hatte er für Ausſichten, das Geld aus ſeinen Mitteln zurückzuzahlen, als er es borgte, und was iſt das für eine Ehre —“

Dernburg unterbrach ſie; die Unterredung wurde ihm peinlich.

„Es iſt unnütz, darüber zu reden; Baron Biel iſt tot, Fräulein Reichenſtein,“ ſagte er ernſt. „Sollte Ihr Herr Vater ſeine Toilette noch immer nicht beendigt haben?“

Fräulein Rebekka preßte die Lippen feſt zuſammen und drückte auf den Knopf der Klingel.

„Führen Sie den Herrn Leutnant zu meinem Vater,“ befahl ſie dem eintretenden Diener.

Herr von Dernburg machte eine förmliche Verbeugung, Fräulein Rebekka neigte kühl den ſchönen Kopf. Als die Portiere hinter dem Offizier zuſammenſchlug, glaubte er ein Geräuſch zu hören, als ob eine zornige Hand ein Möbelſtück unſanft zur Seite rücke…

„Sehr willkommen, Herr Leutnant; welche Ehre, Sie in meinem Hauſe zu ſehen,“ empfing der Bankier Herrn von Dernburg, mit artiger Handbewegung auf einen Seſſel deutend. „Wie, Sie wollen nicht Platz nehmen?“ fuhr er, Überraſchung heuchelnd, fort, als Dernburg mit einem ſtolzen und förmlichen Neigen des Kopfes ablehnte. „Sie kommen doch nicht in unangenehmen Angelegenheiten? Auch die laſſen ſich bequemer ſitzend erledigen.“

Herr Reichenſtein verſuchte harmlos zu lachen, unterbrach ſich aber dann ſelbſt und begnügte ſich, fragend und mit unverhehlter Spannung in das Geſicht ſeines Gaſtes zu ſehen. Dieſer war innerlich feſt davon überzeugt, daß der Bankier über den Selbſtmord Biels bereits unterrichtet ſei, wenn er auch die Thatſache ſeiner Tochter vielleicht bisher verſchwiegen haben mochte.

„Ich komme nicht, um Ihnen einen Beſuch zu machen, Herr Reichenſtein,“ ſagte in brüskem Tone der junge Offizier, „ſondern um mich bei Ihnen über die Natur geſchäftlicher Beziehungen zu orientieren, die ſeit geſtern Nachmittag gegen meinen Wunſch zwiſchen uns beſtehen. Es wird Ihnen bereits bekannt ſein, daß mein Kamerad, Baron von Biel, geſtorben iſt.

„Plötzlich,“ betonte Bankier Reichenſtein, „es wurde mir heute morgen auf der Börſe erzählt. Es iſt ein unangenehmer Fall; der junge Herr hat, wie Sie wiſſen, in letzter Zeit viel in meinem Hauſe verkehrt. Ich mochte es meiner Rebekka noch gar nicht ſagen, ſie iſt ſo weich, wenn ſie vom Sterben hört, ſehr weich iſt ſie. Und der Fall iſt wirklich traurig; der junge Herr Baron hat ſo viele Freunde gehabt, und ſie haben alle nicht gewußt, daß er ſo ſchnell ſterben könnte, und haben ihm viel Geld geliehen. Das Geld wird verloren ſein.“

„Doch nur zum Teil, Herr Reichenſtein,“ erwiderte Herr von Dernburg bitter. „Sie ſelbſt gehören auch zu den Gläubigern des Toten, — Sie ſind gedeckt.“

„Ich weiß, ich weiß, Herr Leutnant,“ ſagte der Bankier in beruhigendem Tone, als ob er andeuten wolle, daß er in Dernburgs Zahlungsfähigkeit niemals Zweifel geſetzt habe. „Als der Baron ſich an mich um Geld wandte, ſtand er ſchon ſo, daß man ihm nicht mehr borgen konnte auf einen Wechſel, der nur ſeinen Namen trug. Und die Summe, die er brauchte, war zu groß, als daß man ſie hätte ohne Sicherheit zahlen können — etwa nur für die Ehre.“ Reichenſtein machte eine beſchwichtigende Handbewegung, als er bemerkte, daß der Offizier nahe daran war, jäh aufzufahren. „Warum ſprechen wir davon, Herr Leutnant? Das Papier iſt ja noch nicht fällig.“

„Aber es iſt bald fällig, Herr Reichenſtein,“ ſagte Herr von Dernburg kurz, „und ich komme, um Sie zu fragen, wenn der Zahlungstermin für den Wechſel iſt und wie hoch ſich die Summe beläuft, für die ich Ihnen verpflichtet bin.“

„Wann? Wie hoch?“ — Reichenſtein zog die Worte, und Erſtaunen und auch ein plötzlich auftauchendes Mißtrauen prägten ſich in ſeinen Zügen aus. „Aber Sie haben doch den Wechſel ſelbſt unterſchrieben, Herr Leutnant, oder —“

„Sie haben nichts zu fürchten, Herr Reichenſtein,“ unterbrach ihn Herr von Dernburg, „die Unterſchrift iſt echt. Aber ich war mit anderen Dingen beſchäftigt und hatte es eilig, als ich meines Freundes Bitte erfüllte und meinen Namen auf das Papier ſetzte.“ Der Offizier errötete, als er das wachſende Erſtaunen und die offenbare Mißbilligung einer ſo unbegreiflichen Handlungsweiſe in den Zügen des Bankiers ſah. „Genug, ich weiß nicht, ob die Summe bereits ausgefüllt war, auf die der Wechſel lautet, oder wie hoch dieſelbe ſich belief; es iſt zwiſchen Biel und mir nicht die Rede davon geweſen. Und der Zahlungstermin iſt mir entfallen, weil ich im Augenblick, als ich das Wechſelformular unterſchrieb, nicht daran dachte, daß ich für ihn aufkommen müſſen würde.“

Herr Reichenſtein ſchüttelte den Kopf, als ob er ſich der vollkommenſten Unbegreiflichkeit gegenüber finde.

„Aber das war ſehr unvorſichtig von Ihnen, Herr von Dernburg,“ ſagte er dann in mißbilligendem Tone. „Zu einem Geſchäftsmann haben Sie ſehr wenig Anlagen.“

Der Offizier fuhr heftig auf.

„Es ſcheint mir, Herr Reichenſtein, daß weder die Entſtehungsgeſchichte des Wechſels noch meine Befähigung zum Geſchäftsmann das geringſte Intereſſe für Sie haben kann, ſondern nur die Thatſache, daß er am Fälligkeitstermin pünktlich eingelöſt werden wird. Und um das ermöglichen zu können, bat ich Sie um nichts anderes als um die Angabe dieſes Termins.“

Der Bankier machte eine entſchuldigende Verbeugung, ohne doch ein malitiöſes Lächeln gänzlich unterdrücken zu können.

„Ich kann Ihnen ſofort zu Dienſten ſein,“ erwiderte er förmlich und zog aus einem Schubfach ſeines Schreibtiſches ein dickleibiges Notizbuch, in dem er zu blättern begann. „Im Kopf habe ich natürlich den Termin auch nicht,“ fuhr er fort, „wie ſollte ich jede Kleinigkeit im Kopfe behalten können. Aber hier wird ſich's finden, ſehen Sie, September, September — —“ Der Bankier hielt plötzlich im Umblättern inne und warf einen verſchmitzten Blick über das Buch hinweg zu dem jungen Offizier hinüber. „Aber wiſſen Sie, Herr von Dernburg, daß das eigentlich gar nicht meine Geſchäfte ſind, über die Sie mich um Auskunft angehen?“

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich das verſtehen ſoll,“ erwiderte Dernburg erſtaunt. „Baron Biel ſchrieb mir in den letzten Zeilen vor ſeinem Tode, daß der Wechſel bei Ihnen liege. Sollten Sie ihn bereits weiter gegeben haben, Herr Reichenſtein? Ich glaube, daß das bei derartigen Wechſeln ſelten zu geſchehen pflegt.“

Der Bankier verſuchte ein gutmütiges Lachen.

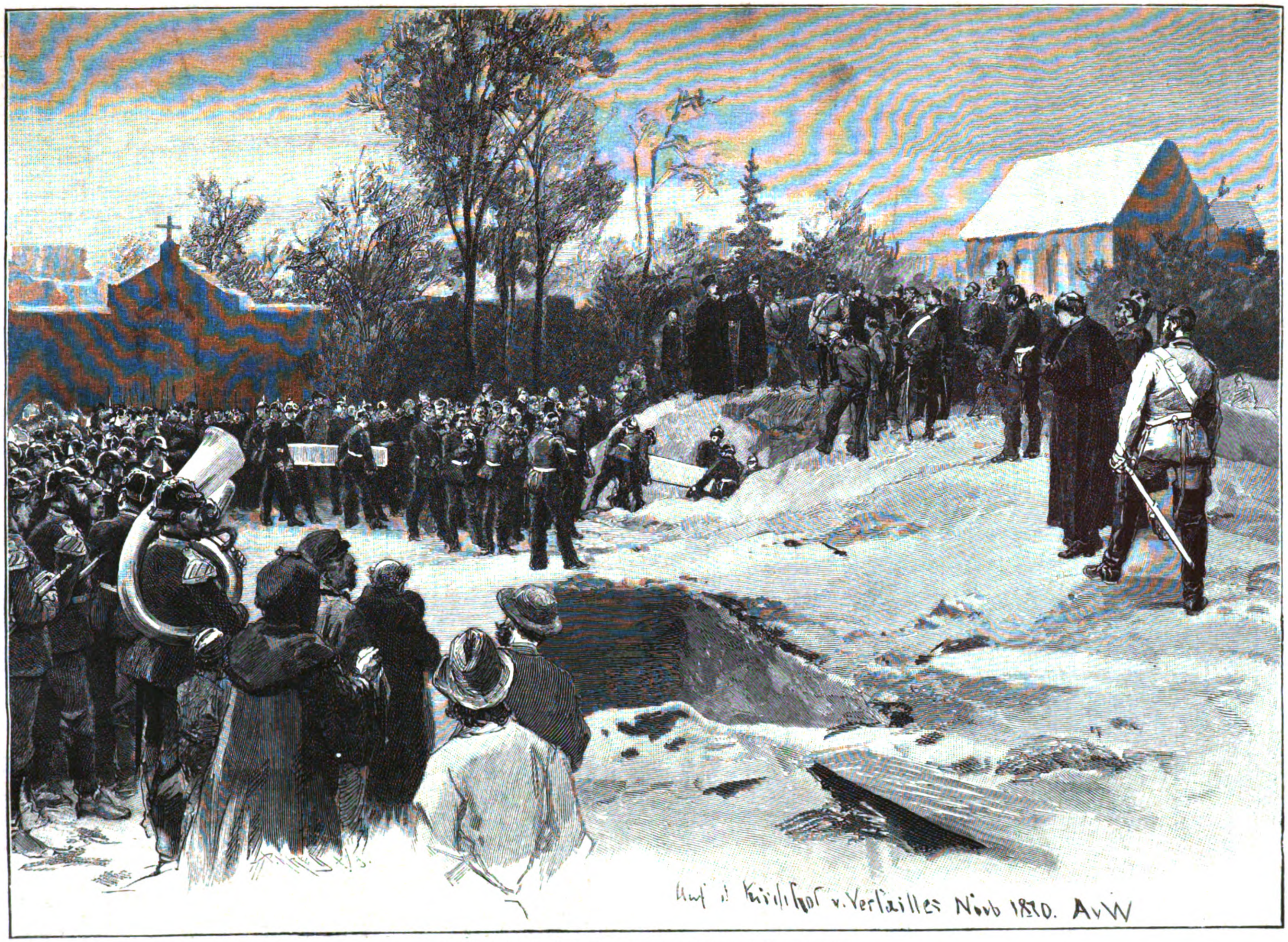
„Keine Befürchtungen, Herr von Dernburg; der Wechſel liegt feſt in meinem Geldſchrank. So war es nicht gemeint, was ich ſagte. Aber Sie wiſſen doch, daß der Baron ſich für meine Tochter, meine Rebekka, zu intereſſieren ſchien. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn ſie ihn gemocht hätte, denn er war ein Kavalier. Seine Schulden“ — Herr Reichenſtein ſchnippte geringſchätzig mit den Fingern in der Luft — „gibt es Kavaliere, die keine Schulden haben? Mag ſein, — zu uns kommen ſie nicht. Als er kam, wußte ich, daß er Geld von mir wollte, und als ich ihm Geld gab, glaubte ich, daß er mein Schwiegerſohn werden ſollte. Was ich ihm gab, gab ich ihm von der Mitgift meiner Tochter, — ſo war es gemeint, als ich Ihnen zu verſtehen gab, Herr von Dernburg, daß es eigentlich nicht meine Geſchäfte ſind, über die Sie Auskunft verlangen.“

Lauernd blickte der Bankier zu dem Offizier hinüber; er hielt das Notizbuch geſchloſſen, als habe er ganz vergeſſen, zu welchem Zweck er dasſelbe in die Hand genommen hatte.

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Reichenſtein,“ erwiderte Dernburg erſtaunt, und der Bankier brauchte nur in ſeinen Geſichtszügen zu leſen, um zu wiſſen, daß er wirklich nicht verſtanden worden war. „Daß Ihr Fräulein Tochter um die Schuld weiß, iſt mir allerdings vorher klar geworden, als mich der Diener nicht direkt zu Ihnen führte, wie ich gebeten hatte. Ich kann doch aber unmöglich annehmen, daß die geſchäftliche Erledigung dieſer Angelegenheit nun nicht durch Ihre, ſondern durch die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu gehen hat.“

Der Bankier lächelte wohlwollend und aufmunternd.

„Geſchäftliche Erledigung! Wie Sie immer wieder auf das Geſchäftliche zurückkommen, Herr von Dernburg. Sollte doch mehr vom Geſchäftsmann in Ihnen ſtecken, als ich vorher ſo frei war, in Ihnen zu vermuten? Muß denn jeder Wechſel eine geſchäftliche Erledigung finden? Wie wäre es geweſen, wenn meine Rebekka ſich für Baron Biel intereſſiert hätte? Sie hat den Geſchmack gehabt, ſich nicht für ihn zu intereſſieren, — ſie hat einen guten Geſchmack, Herr von Dernburg, — aber wenn ſie gehabt hätte den weniger guten, glauben Sie, daß der Baron gekommen wäre am Hochzeitstag und hätte geſagt: ‚Hier, Rebekkchen, ſind dreißigtauſend Mark, die ich dir ſchuldig bin,‘ oder glauben Sie, daß ich gekommen wäre am Hochzeitstage und hätte von den dreißigtauſend Mark nichts geſagt, ſondern mich ſtill gefreut über den teuren Schwiegerſohn und ihm die Mitgift ausgezahlt, daß er leben konnte, wie ein Baron leben ſoll, und meine Rebekka wie eine Baronin. Was meinen Sie, Herr von


Auf d. Kirchhof v. Verſailles Novb 1870. AvW

Auf dem Kirchhofe in Verſailles. Zeichnung von A. v. Werner.
(Aus Studienmappen deutſcher Meiſter. Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.)

Dernburg, was geſchehen wäre, und was meinen Sie jetzt, ob es nötig iſt, daß jeder Wechſel ſeine geſchäftliche Erledigung finden muß?“

„Ich meine, Herr Reichenſtein, daß die Erörterung dieſer Frage beſſer unterblieben wäre, da Baron Biel tot und nicht mehr in der Lage iſt, aus ihr Nutzen zu ziehen,“ erwiderte Dernburg ſteif.

(Fortſetzung folgt.)

Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal an der Porta Weſtfalica.

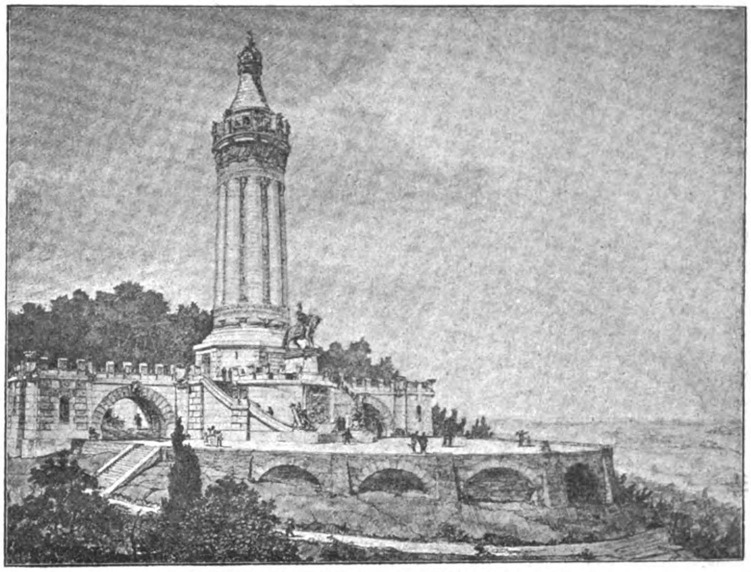
Von Otto Felſing. (Abdruck verboten.)

Man hört jetzt öfter ſagen, für unſere Künſtler, beſonders für unſere Bildhauer, ſei eine „goldene Zeit“ gekommen; wie viele Kaiſer Wilhelm-Denkmäler allein hätten ſie jetzt zu ſchaffen! — Und in der That, „wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,“ heißt's im „Fauſt;“ indes es heißt auch gleich hinterher: „ſteht aber doch immer ſchief darum!“ Es ſieht nämlich nur auf den erſten, flüchtigen Blick ſo aus, als brächten die für Bildhauer und Architekten ausgeſchriebenen Konkurrenzen mit ihren verſchiedenen Geldpreiſen den Beſchickenden reiche Ehre und Gewinn; wenn man aber die Sachlage näher ins Auge faßt, ſo ergibt ſich ein ganz anderes Bild, und man erſieht ſehr bald, daß in Wahrheit unſere Zeit für die hier in Betracht kommenden Künſtler nur in Hinſicht auf die Menge der (für die ungeheure Mehrzahl von ihnen ganz fruchtloſen) Arbeit eine ergiebige, und lediglich in Hinſicht auf das Vorhandenſein zwar ungewöhnlich bedeutender, aber ſehr vereinzelter Aufgaben eine „goldene“ zu nennen iſt, daß ſie jedoch in jeder anderen Beziehung keineswegs ergiebig und golden iſt: ſie bringt eben nur wenigen von den hunderten der danach ſtrebenden Künſtler Ehre wie Gewinn; der Mehrzahl aber, und darunter nicht immer bloß den unbedeutendſten, legt ſie große Opfer auf … von den Enttäuſchungen und Entmutigungen, die ſie bringt, gar nicht zu reden!

Man muß es unſern deutſchen Plaſtikern und den mit ihnen in Wettbewerb tretenden Architekten zur Ehre nachſagen, daß ſie dieſe Opfer mit einer in anderen Berufsklaſſen ſchwerlich ſo häufig zu findenden Bereitwilligkeit bringen und meiſtens ſogar, trotz aller Enttäuſchungen, wiederholt bringen. Dafür gebührt ihnen alle Anerkennung; und ſie darf nicht einmal durch den Umſtand gemindert werden, daß die deutſche Künſtlerwelt ſchon ſeit langer Zeit nach Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Kraft an großen, monumentalen Aufgaben förmlich lechzt, und demgemäß jetzt bei der Errichtung von Kaiſer Wilhelm-Denkmälern mit tauſend Freuden die ſo heiß erſehnte Gelegenheit ergreift, ihr Können zu erweiſen. Aber die Opferwilligkeit der einzelnen Künſtler iſt trotzdem keine geringe; denn die „Chancen“ ſtehen für die allermeiſten von ihnen ſo vergleichslos ſchlecht, daß auch dann noch ein erkleckliches Maß von Opferbereitſchaft übrig bleibt, wenn man ſelbſt die Thatſache in Abzug bringt, daß die Künſtler eben nicht lediglich um ihrer patriotiſchen Gefühle, ihrer Liebe wie Verehrung für den Gründer des Reiches willen an dieſe Aufgaben treten, ſondern auch, um ſich künſtleriſch auszuleben, in gewiſſer Beziehung alſo auch ihrer ſelbſt wegen! Wahrlich, handelte es ſich um die Ehrung einer anderen Perſönlichkeit und um Denkmäler von geringerer künſtleriſcher Bedeutung, es würde weder von unſern Bildhauern noch von den Architekten auch nur der zehnte Teil daran denken, Konkurrenzen bei derartig ſchlechten Ausſichten zu beſchicken! Iſt doch eine ſolche Preisbewerbung einem Lotteriespiele zu vergleichen, bei dem nur ein „großes Los“ und ſodann meiſt nur noch zwei im Verhältnis geringfügige Nebengewinne, im übrigen aber ausſchließlich Nieten herauskommen können, während der Einſatz ein beiſpiellos hoher iſt, nämlich: eine monatelange Arbeit an den Entwürfen unter Verzichtleiſtung auf jeden anderweiten Erwerb während dieſer Zeit, und häufig ſogar noch obenein bares Geld im Betrage von manchmal mehreren tauſend Mark zur Herſtellung der plaſtiſchen Modelle! Erhält alſo der Konkurrierende nicht den erſten Preis und zugleich die Ausführung ſeines Entwurfs zugeſprochen — was keineswegs immer der Fall iſt, ſo ſelbſtverſtändlich es auch erſcheint! — dann hat er fruchtlos ein ſchweres Opfer an Zeit, Kraft und Geld gebracht; denn ſelbſt wenn ihm ein zweiter oder dritter Preis zufällt, ſo bekommt er damit meiſt nur die baren Auslagen erſetzt, höchſtens in beſonders günſtigen Fällen, wo kein Modell erforderlich war, eine recht kärgliche Entſchädigung für den gehabten Erwerbsverluſt. Geht der Künſtler aber vollkommen leer aus, und das iſt ja naturgemäß der häufigſte Fall, ſo hat er nicht nur jenes Doppelopfer ganz vergebens gebracht, er erfährt überdies auch noch ſehr oft in den Augen des großen Publikums anſtatt der erſtrebten Mehrung eine empfindliche Minderung ſeines Anſehens. Denn „die Leute“ pflegen in ihrer Unkenntnis der obwaltenden Verhältniſſe in ſolchem Falle nur allzu oft zu ſagen: „er iſt mit ſeinem Entwurfe abgefallen; es wird alſo wohl nicht viel an ihm ſein …“ wobei es zweifelhaft bleiben mag, ob ſie damit nur den Entwurf oder auch deſſen Schöpfer meinen!

Und trotz all dieſer wenig verlockenden Ausſichten hat ſich ſtets eine große Anzahl von Bildhauern und Architekten bereit gefunden, die Konkurrenzen zu beſchicken, ſo oft nur der Ruf nach Entwürfen größeren Stiles erging, und viele dieſer Künſtler haben ſogar nicht ein oder zweimal, nein, vier bis ſechsmal, manche vielleicht noch öfter, neue Entwürfe ausgearbeitet und Modelle angefertigt. Ziehen wir nur allein die „öffentlichen,“ d. h. die jedermann zur Beſchickung freien Wettbewerbungen in Betracht und laſſen außer Anſchlag die vielen „beſchränkten“ Konkurrenzen, bei denen eine Beſchickung nur auf ſpezielle Aufforderung hin zu erfolgen hat, ſo ergibt ſich ein Zahlenverhältnis, das lauter als alles andere für die Arbeits- und Opferfreudigkeit unſerer Künſtler ſpricht. Denn abgeſehen von den vielen nicht öffentlichen Konkurrenzen und ferner, abgeſehen von der noch nicht zum Abſchluß gekommenen öffentlichen um ein Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Frankfurt a. M., ſind im Zeitraum von kaum mehr als einem Jahre ſechs große unbeſchränkte Konkurrenzen zur Erledigung, oder doch mindeſtens zur vorläufigen Erledigung gelangt, und von ihnen wurden beſchickt: am wenigſten zahlreich die Konkurrenz für Köln a. R. mit fünfzehn Entwürfen; die daneben von der Rheinprovinz ausgeſchriebene mit vierundzwanzig, die für den Kyffhäuſer ebenfalls mit vierundzwanzig, die für Breslau mit ſechsundvierzig, die für die Porta Weſtfalica mit achtundfünfzig und ſchließlich am zahlreichſten die für das in Berlin zu entrichtende Nationaldenkmal mit hundertſiebenundvierzig Entwürfen reſp. Modellen, eine Konkurrenz, die zwar zur Erteilung von zwei erſten und vier weiteren Preiſen führte, ſeither aber, auf Grund eines an höchſter Stelle gehegten Wunſches als reſultatlos, ſozuſagen als „nicht geweſen“ angeſehen wird! Laſſen wir dies außer Anſatz, ſo bleibt als das Geſamtergebnis all dieſer enormen Anſtrengungen unſerer Plaſtiker und Bautenſchöpfer immerhin noch genug des Betrübenden für die Künſtler übrig: dreihundertundvierzehn Wettbewerbungen … und fünf Zuſchlagserteilungen bei etwa fünfzehn bis zwanzig Nebenpreiſen!! Dieſe drei Zahlen ſprechen ganze Bände. Daß das in ihnen zum Ausdruck kommende, wahrhaft ſchreiende Mißverhältnis zwiſchen Arbeit und Erfolg in der Natur der Sache liegt, ändert an der gerechten Würdigung der Opferbereitſchaft unſerer Künſtlerwelt nichts.

Was nun die von der Provinz Weſtfalen ausgeſchriebene Konkurrenz anlangt, die zu der vorſtehenden, mehr ins Allgemeine gehenden Betrachtung Anlaß gab, ſo hat auch ſie eine ſolche Reihe von Werken tüchtigſter Art zu Tage gefördert, daß man es tief bedauern muß, wenn ſchließlich eben nur eines von ihnen zur Ausführung kommen kann. Auch bei ihr hat ſich die Thatſache herausgeſtellt, daß die Preisrichter mehrere Werke der Ausführung beſonders würdig fanden und ſie deshalb mit Geldpreiſen auszeichneten, dabei aber zwei von ihnen, als ungefähr gleichwertig, zur Prämiierung an erſter Stelle vorſchlagen mußten, worauf beiden je ein „erſter Preis“ zuerkannt wurde, ſowohl dem Entwurfe des in Berlin wohnenden Architekten Bruno Schmitz, als auch dem Entwurfe der Dresdener Architekten Fiſcher und Reuter. Wir bringen in unſerer heutigen Nummer Abbildungen dieſer beiden Schöpfungen und bemerken dazu, daß der Entwurf des Herrn Schmitz ſchließlich unter Bewilligung einer Koſtenſumme von 800 000 Mark ſeitens des weſtfäliſchen Provinzial-Landtages zur Ausführung beſtimmt wurde. — Der Entſcheidung ging ein äußerſt lebhafter Meinungsaustauſch zwiſchen Berufenen und Unberufenen vorauf, ja man kann ſogar ſagen: es gingen ihm heiße Kämpfe vorauf, Kämpfe, die ſich nicht allein um den „beſten" Entwurf, ſondern, ſchon ehe es zur Ausſtellung der Entwürfe gekommen war, um die Platzfrage drehten. Man einigte ſich dann endlich über dieſe bei jeder Denkmalserrichtung zum lebhafteſten Für und Wider Anlaß gebende Frage zugleich mit der Beſchlußfaſſung über das auszuführende Werk, indem man beſchloß, den von Bruno Schmitz für ſein Denkmal auserſehenen Platz auf der flachen Kuppe des Wittekinds-Berges zu acceptieren. Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal der Provinz Weſtfalen wird ſich alſo oberhalb des Dorfes Hausberge auf dem als Bergrücken aus der Flachebene aufragenden Weſergebirge an der Stelle erheben, wo die Weſer ſich ehedem ein Thor, die „Porta Weſtfalica," durchgebrochen hat.

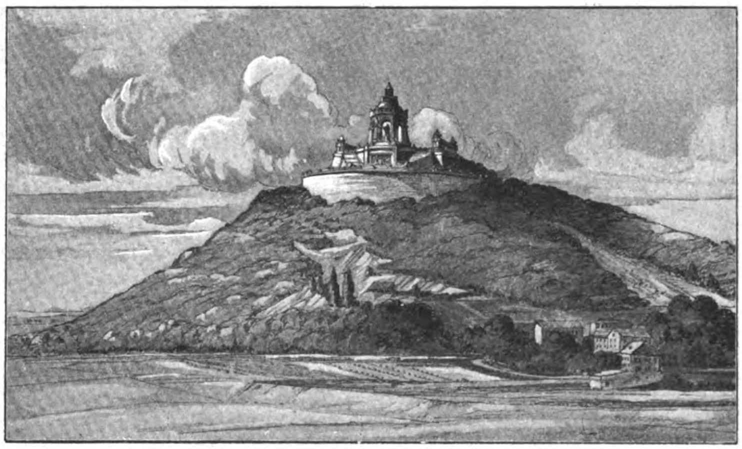


Kaiſer Wilhelm-Denkmal an der Porta Weſtfalica.
Der mit einem erſten Preis gekrönte Entwurf von Reuter und Fiſcher in Dresden.

Als Richtſchnur für ihr Schaffen mußte den Konkurrierenden eine Beſtimmung des Preisausſchreibens gelten, welche beſagte, das Denkmal ſolle „ſich in ſeiner Erſcheinung dem landſchaftlichen Charakter der Gegend anpaſſen und zugleich den Gedanken des Kaiſerdenkmals ſchon aus der Ferne erkennen laſſen" (richtiger ausgedrückt: es ſolle ſchon aus der Ferne erkennen laſſen, daß man ein Kaiſerdenkmal vor ſich habe). Das hat die meiſten der Wettbewerber veranlaßt, als Hauptteil des ganzen Baues einen, ſchon aus weiter Ferne ſichtbaren Turm zu planen, der, wie z. B. bei dem Entwurfe von Reuter und Fiſcher, in einer Kaiſerkrone gipfelt. Es war ſelbſtverſtändlich dabei ſchwer zu vermeiden, daß bedenkliche Anklänge an Ausſichts- oder Leuchttürme entſtanden. Am beſten noch vermieden dies die Herren Reuter und Fiſcher, deren Entwurf ſich namentlich im unteren Teile durch ebenſo ſchöne und markige Linienführung auszeichnet und ſowohl dem Auge gefällig und „einladend" als auch impoſant wirkt. Aber ihr Entwurf hat einen großen Mangel, der darum nicht minder ein Mangel bleibt, weil die Künſtler ſich deſſen bewußt waren, als ſie ihr Werk ſchufen: ſie haben, wie aus ihren Erläuterungen zum Entwurfe hervorgeht, in der Erkenntnis, daß ſich eine organiſche Verbindung von Turm und Kaiſerſtatue ohne Schädigung des einen Teiles auf Koſten des anderen nur ſehr ſchwer oder gar nicht herſtellen läßt, mit vollem Bewußtſein auf eine ſolche Verbindung der beiden Hauptbeſtandteile ihres Denkmals Verzicht geleiſtet, einfach einen Turm mit Unter- und Terraſſenbauten geſchaffen und vor dem Turm, ohne organiſche Verbindung mit ihm, eine ſchöne Reiterſtatue Kaiſer Wilhelms auf geeignetem Vorbau errichtet. Sie trennten alſo die beiden, nicht recht zu vereinbarenden Teile des Denkmals mit voller Abſicht; aber dieſe Abſicht entſprang ſchließlich doch nur dem Unvermögen, es anders zu machen — wenn auch gern zugegeben werden ſoll, daß dieſes Unvermögen weniger aus mangelndem Können der Künſtler als vielmehr aus der Natur der Aufgabe ſelber erwächſt, ſobald man ſich für die Aufführung eines Turmbaues entſcheidet. Die Herren Reuter und Fiſcher haben alſo im Grunde nur „aus der Not eine Tugend gemacht," als ſie ſich entſchloſſen, eine Zweiteilung der Aufgabe vorzunehmen. Daran ändern alle Gründe hierfür abſolut nichts, ſo gut die Gründe an ſich auch ſind! Damit ſoll nun aber keineswegs eine tadelnde Kritik dieſes Entwurfes ausgeſprochen ſein; es galt nur, eine für dergleichen Denkmalsbauten unzweifelhaft höchſt wichtige, prinzipielle äſthetiſche Frage an einem aus der Praxis genommenen Beiſpiele gerade von künſtleriſcher Bedeutung klar zu beantworten, die Frage, ob angeſichts der (beſtehenden oder nur angenommenen) Unmöglichkeit einer einwandfreien organiſchen Verbindung von Turm und Bildſäule die Schwierigkeit durch „Zweiteilung der Aufgabe," d. h. durch den Verzicht auf eine ſolche organiſche Verbindung, gelöſt wird oder nicht. Das Vorſtehende hat, denk' ich, den Beweis dafür erbracht, daß die Schwierigkeit dadurch nicht gelöſt, ſondern nur umgangen wird ... auf Koſten der Einheitlichkeit des Kunſtwerkes natürlich, einer Einheitlichkeit, deren es nun einmal nicht entraten kann. — Ausdrücklich ſoll aber noch im Anſchluß hieran hervorgehoben werden, daß, abgeſehen von dieſem prinzipiellen Einwande, kein anderer weſentlicher gegen den Entwurf der beiden Dresdener Architekten vorgebracht werden kann. Ihr Denkmalsentwurf entſpricht den Forderungen des Preisausſchreibens und iſt ein künſtleriſch wertvoller, gewaltiger und dabei ſchöner Bau, der gewiß deſſen würdig wäre, zur Ehrung des erſten Kaiſers im neuen Deutſchen Reich an bedeutſamer Stelle errichtet zu werden!

Auch bei dem Entwurfe von Bruno Schmitz iſt eine große, aus einer Prinzipienfrage erwachſene Schwierigkeit nicht eigentlich gelöſt, oder doch wenigſtens nicht ganz einwandfrei gelöſt worden; aber der Künſtler hat ſie nicht beiſeite zu ſchieben geſucht, ſondern ſie beherzt angepackt. Schmitz verzichtete auf den Turm ganz und gar. Er ſchuf einen impoſanten Hallenbau, der in ſeiner Ausgeſtaltung in der That ſchon aus der Ferne erkennen läßt, daß wir einen Denkmalsbau und keinen anderen vor uns haben. Die erwähnte Schwierigkeit nun liegt darin, daß ſich bei einem Hallenbau, oder einem Baldachin, einer Kuppel ꝛc. die darin untergebrachte Kaiſerſtatue nicht auf den erſten Blick gleich als die Hauptſache des Ganzen ergibt, daß man die Statue ferner nicht von allen Seiten her ſehen kann, und daß ſie überdies im vollen Tageslichte ſteht, frei vom Schatten und den Reflexlichtern des architektoniſchen Teils des Denkmals. Entſcheidet ſich der Künſtler einmal für einen Bau dieſer Art, ſo kann er jene Schwierigkeit noch weniger als bei einem Turmbau die oben dargelegten beſeitigen; will er ſie nicht umgehen,

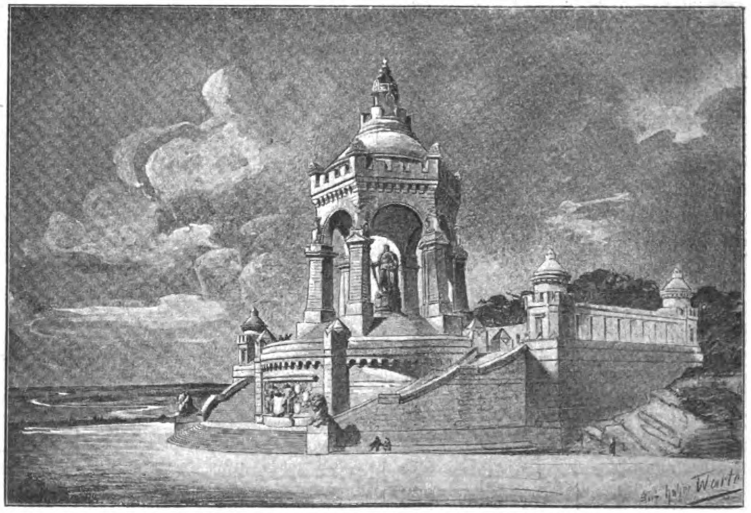
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



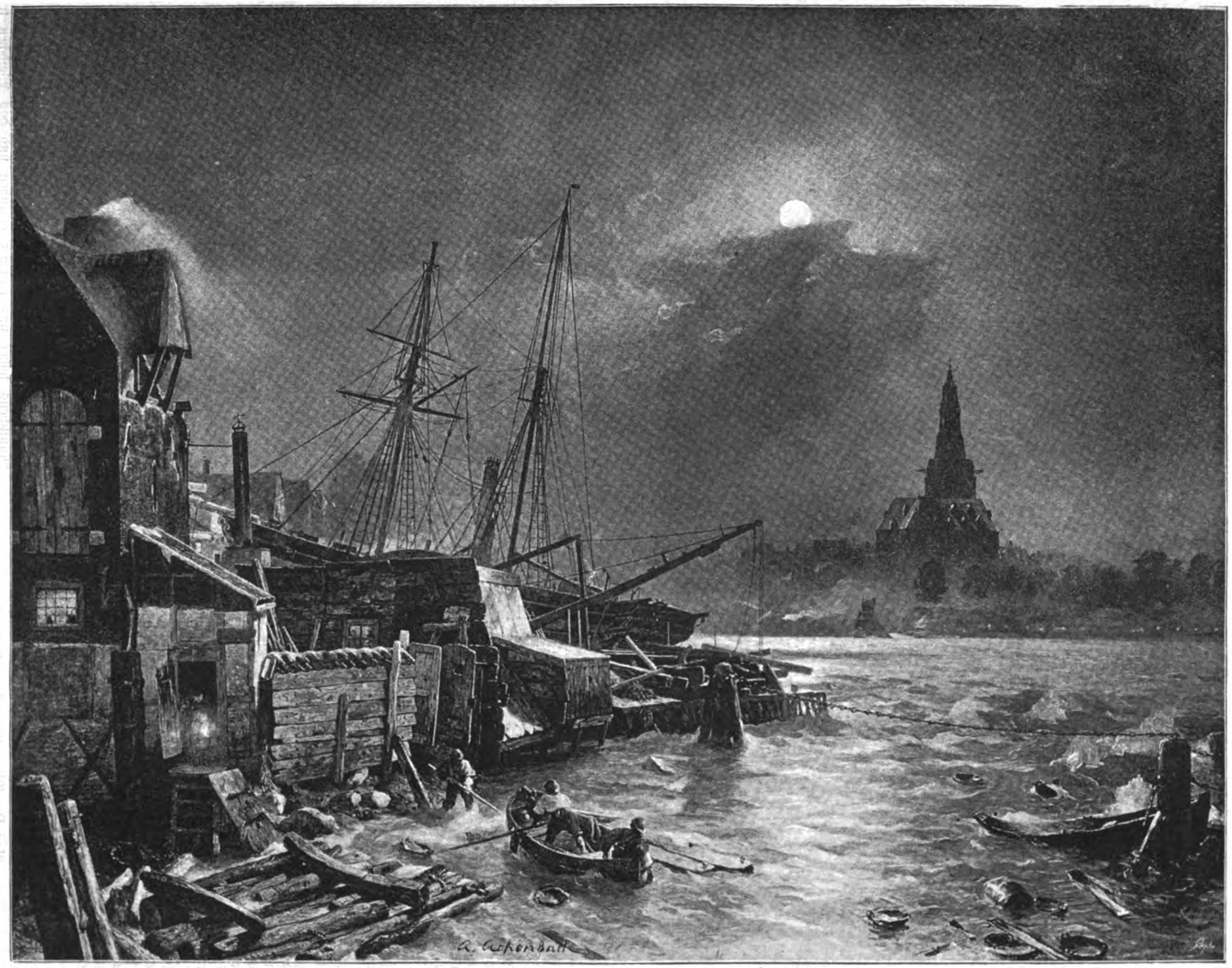
Kaiſer Wilhelm-Denkmal an der Porta Weſtfalica.
Preisgekrönter und zur Ausführung beſtimmter Entwurf von Bruno Schmitz.

ſo muß er ſich (mehr oder minder gut) mit ihr abfinden. Schmitz ſagt in dieſer Beziehung in ſeinen Erläuterungen zum Entwurfe: „Dem einzigen Einwand, welcher gegen den Baldachin erhoben worden iſt, nämlich die Verdeckung der Figur von in dieſem Falle ſechs verſchiedenen Standpunkten durch die ſechs Pfeiler des Gewölbes“ (wie eben angeführt, iſt das nicht der einzige Einwand, der ſich dagegen erheben ließe!), „iſt dadurch zu begegnen, daß man hier in den Baldachin hineintreten kann, abgeſehen davon, daß die Pfeiler, in der Sehlinie betrachtet, nur äußerſt geringe Breiten zeigen, die gegen die weiten Öffnungen der Bogen und die durch ſolche Umrahmungen erreichten Vorzüge der Aufſtellung gar nicht mehr in Betracht kommen.“ — Das trifft ja freilich wohl zu, da einerſeits in der 15 Meter Durchmeſſer haltenden Halle überdies auch noch auf der halbkreisförmigen, 3 Meter breiten und noch beliebig zu verbreiternden Vorterraſſe Raum zur unbeeinträchtigten Beſichtigung des Standbildes genug vorhanden iſt, und anderſeits in der That beim Betrachten von der Vorterraſſe aus die Pfeiler mit ihrer im Verhältnis wirklich nur ſehr geringen Breite von 1,80 bis 2 Metern gegenüber einer Öffnungsweite von 9 Metern keine große Rolle als Einwandsbegründung ſpielen können; immerhin iſt aber beides nur ein „ſich nach Möglichkeit abfinden“ mit der Schwierigkeit, kein ſie „beſeitigen und löſen.“ Läßt man aber dieſe prinzipielle Seite außer acht, ſo wird man ſeine ungetrübte Freude an dieſem Werke des aus dem Rheinland gebürtigen Künſtlers haben können, deſſen enorme Arbeitskraft wie unbeſtrittenes Genie ihm trotz ſeiner Jugend ſchon eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Preiſen bedeutſamſter Art errungen hat. — Denn an die vierzig Preiſe ſind dem kaum Dreißigjährigen ſchon zu teil geworden, darunter einer der beiden erſten Preiſe der leider „ins Waſſer (der Schloßfreiheit-Spree!) gefallenen“ Konkurrenz um das Nationaldenkmal für Berlin, und ferner eine große Zahl anderer erſter wie eine ſtattliche Reihe zweiter Preiſe an vielen Orten Deutſchlands wie des Auslandes, diesſeits wie jenſeits des Weltmeeres. Den letzten Konkurrenzſieg vor der Krönung des hier in Rede ſtehenden Entwurfs errang Schmitz vor kurzem erſt mit ſeinem impoſanten Entwurfe für das Kaiſer Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuſer, der im Vergleich mit dem Porta-Entwurf wie der wunderbaren Schöpfung für das Nationaldenkmal ſo recht den Ideenreichtum dieſes erfindungskräftigen Künſtlers erkennen läßt: dieſer reiche Geiſt löſt in ſtaunenswerter Vielſeitigkeit mehrfach die gleiche Aufgabe, jedesmal auf bedeutende Weiſe. Und das iſt um ſo ſtaunenswerter, als z. B. beim Kyffhäuſer wie beim Portenſer Denkmal bei der gleichen Aufgabe auch die gleichen Bedingungen des Anpaſſens an den Charakter der Landſchaft erfüllt werden mußten… und auch erfüllt wurden…, während die Landſchaft, oder doch mindeſtens der Denkmalsſtandort beide Male faſt den gleichen Charakter trägt, nämlich hier wie dort eine nicht ſehr hohe Bergkuppe, die über der weithin ſich dehnenden Ebene, reſp. der Thalebene, emporragt! Wie glänzend Schmitz ſpeziell die Aufgabe eines Kaiſer Wilhelm-Denkmals für die Porta gelöſt hat, das zeigt unſere Abbildung ſeines Entwurfs: ein Hallenbau von gewaltigen, wuchtigen Maſſen in edelſchöner Linienführung, die ſich trotz der gigantiſchen Größe des Baues (die von der mächtigen Halle überdachte Kaiſerſtatue z. B. mißt ohne Sockel 7 Meter!) aus dem Standorte nicht herausdrängen, ſondern ſich ihm einfügen und ihn doch beherrſchen! Der Künſtler hat voll erreicht, was er ſich bei der Konzeption des Werkes vorgeſetzt, und er durfte mit Recht in ſeinen „Erläuterungen“ ſagen:

> „Dem Charakter als Kaiſerdenkmal entſpricht die bevorzugte Stellung, welche der in entſprechender Größe gehaltenen Statue des Herrſchers als dem zugleich alleinigen, ſelbſtändigen plaſtiſchen Gebilde der ganzen Denkmalsanlage in deren Centrum eingeräumt iſt… für die Betrachtung in der Nähe iſt alles Störende, was Blick und Sinn ablenken könnte, vermieden, man iſt hier mit ſeinem Kaiſer *allein*…, und tritt für die Fernwirkung das Kaiſerbild, ohne deshalb etwa unſichtbar zu ſein, auch zurück gegen den Umriß des Ganzen, ſo läßt doch die Geſamtanlage, auch von der Ferne geſehen, nicht nur auf einen geheiligten Mittelpunkt ſchließen, ſondern wird, mit ihrem gewaltigen Hallenmotiv und ihren Unterbauten und Terraſſen eine der Linienführung des Berges in ſicherem Zuge ſich anſchließende und dieſen beherrſchende wirkſame Maſſe bildend, ſich in ihrer Eigenart weithin ſichtbar und leicht verſtändlich als *kaiſerliches Denkmal* geben.“



Kaiſer Wilhelm-Denkmal an der Porta Weſtfalica.
Preisgekrönter und zur Ausführung beſtimmter Entwurf von Bruno Schmitz.



Mondſcheinlandſchaft. Nach dem Gemälde von **Andreas Achenbach.**
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Feſtflammen.

Gedanken und Bilder zu den hohen Feſten der Kirche.
Von D. Emil Frommel. Bremen (Ed. Müller).

Der Entwurf dieſes Buches könnte mit einem großen, ſchönen Baumſtamm verglichen werden, an deſſen Zweigen volle, reife Früchte hangen. Der Baumſtamm, von dem alles andere herrührt, iſt die Kirche Chriſti; die Zweige ſind die hohen Feſttage, die ſich aus ihr entfalten, und die Früchte die reichen Erfahrungen des Verfaſſers während einer gottgeweihten, ſeelſorgeriſchen Thätigkeit, die in ſo manch langes Jahr zurückblicken darf.

Es war ein geſegneter Gedanke, die Kirchenfeſte nicht nur in ihrer geiſtigen, dogmatiſchen und kirchengeſchichtlichen Bedeutung darzuſtellen, ſondern zu zeigen, wie dieſe Feſte auch zur inneren Entwickelung eines einzelnen Glaubenslebens gehören, und wie ſie ſchließlich auf die eine oder andere Art in jedem Chriſtenherzen gehalten werden, wenn auch nicht immer in beſtimmten Zeiträumen oder in gleicher Reihenfolge. Ja man könnte ſagen, daß das Geſchwiſterpaar, das uns (S. 140 ff.) ſo ergreifend, ſo lebens- und todesgetreu geſchildert wird, alle chriſtlichen Feſte: Advent, Weihnachten, Ephiphanien, Karfreitag, Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten auf einmal, in einem herrlichen Einklang zuſammengefaßt, feiern durfte.

In den Prachtausgaben vieler Werke ſind es Illuſtrationen berühmter Künſtler, die uns den Text hervorheben und beleuchten; hier hingegen ſind es dieſe Szenen und Erlebniſſe aus der Amtsarbeit, die, mit zarter und doch kräftiger Meiſterhand ſkizziert, uns die erhabenen Feſtgedanken verwirklichen und verkörpern.

Könnte uns Weihnachten wohl weihevoller entgegentreten als in den Betrachtungen: „Unterm Chriſtbaum“ und in den Weihnachtsbildern, die ſo innig mit ihnen verwandt! Wo könnte man etwas Lieblicheres leſen als die Beſchreibung der Chriſtmette für die Kinder in des jungen Pfarrers erſter Gemeinde! Wer wäre nicht gern in jener Dämmerungsſtunde in die ſchlichte Kirche mit hineingegangen! Wer hätte nicht mit den Kindern ſingen — mit den Alten weinen mögen! — Und das andere Weihnachtsbild in kriegeriſchen Rahmen gefaßt, wo der fünfzig Fuß hohe, aus den Vogeſen hergebrachte Chriſtbaum, in einem mächtigen franzöſiſchen Kanonenrad befeſtigt, ſein Licht nicht auf luſtige Kindergeſichtchen, ſondern auf die gebräunten Züge ſtarker, bewaffneter Männer warf, Männer, die es ernſt meinten bis in den Tod und worunter mancher „ſeine letzten Weihnachten feierte.“ — Wie draſtiſch die Zeichnung!

„Wenn Weihnachten die Armut (unſers Herrn) bei aller Herrlichkeit preiſt, ſo Epiphanien ſeine Herrlichkeit bei aller Armut.“ — Dieſer Gedanke geht durch die durchgeiſtete Epiphanienandacht hindurch und wird auch in der ſeltſamen Erzählung von dem „Bohnenkönigspaar“ mit eingewoben. Über dieſer Geſchichte, obgleich ſie geradezu aus dem Leben gegriffen iſt, ſchwebt ein märchenhafter Hauch, der ihr ein ganz eigentümliches Gepräge verleiht.

Wie möchte man den Verfaſſer für die friedeſpendenden, lichtvollen Worte in der „Paſſiflora“ und in den „Oſterglocken“ danken, dieſe Worte, die verborgene Tiefen der Schrift aufdecken und klarlegen, — und doch ſcheint es verlorene Zeit, viel über das Werk eines Schriftſtellers zu ſagen, der ſich ſo feſt und tief ins deutſche Herz hineingeſchrieben, der ſo unendlich vielen in ſeinem Vaterlande durch ſeiner Feder Macht frohe, genußreiche und heilige Stunden bereitet hat.

Die „Feſtflammen“ werden ſchon geleſen werden, weil er ſie geſchrieben und ſie werden zünden, weil ihr Feuer von oben herſtammt.

Aber eines möchte noch erwähnt ſein. Man ſoll es dem Verfaſſer ganz beſonders hoch anrechnen, daß er den Abſchnitt: „Mein Philippus“ in die Welt hinausgeſchickt hat. Es gehört etwas dazu, ein Stück von ſich ſelbſt herzugeben. Das iſt ein Almoſen, das etwas koſtet. Doch wird dieſe Ausgabe nicht umſonſt ſein. Manchem verwirrten Gemüt werden dieſe Zeilen Mut und Hoffnung bringen. Im großen Ganzen wird in der chriſtlichen Litteratur der Zweifler, der ehrliche Sucher nach der Wahrheit zu wenig berückſichtigt. Er wird gewöhnlich mit einigen geringſchätzenden Worten ſchnell abgefertigt. Und doch haben viele (wie Robertſon ſagt) „nie genug geglaubt, um zu zweifeln.“ Darum müſſen die hilfreichen, aufrichtigen Bekenntniſſe eines Mannes, wie Emil Frommel, dankbar begrüßt werden. Möchte dieſes Stückchen Autobiographie manchen Leſer aufmuntern, ſich in ſeinen Glaubensnöten einen „Philippus“ zu ſuchen. Sollte ſein Weg gar ſo geleitet werden, daß er den Schreiber jenes Abſchnittes ſelbſt kennen lernte, ſo hätte er ihn auch vielleicht gefunden.

Die Makropoden, ein Erſatz für die Goldfiſche der Zimmeraquarien.

Von Dr. Edm. von Freyhold. (Abdruck verboten.)

Zu den beliebteſten tieriſchen Zimmergenoſſen des Menſchen gehört bei uns ſeit mehr wie zwei Jahrhunderten der bekannte Goldfiſch, jene kleine im feurigſten Goldrot erglühende Karpfen- oder Karauſchenart aus dem bezopften Reich der Mitte, die man im beſcheidenen Prunkzimmer des Bürgersmannes wie in dem Saale des Reichen als gern gepflegten, ſtändigen Gaſt erblickt.

Langſam ziehen die zierlichen Dinger in den Fluten der ihnen eingeräumten Glaspaläſte ihre ſtillen Kreiſe, heben und ſenken atmend die Kiemendeckel, ſchnappen an der Oberfläche nach Luft oder kleinen Bröckchen der vorgeworfenen Nahrung und haben damit ſo ziemlich alles gethan, was man von ihnen unter gewöhnlichen Verhältniſſen jahraus, jahrein zu ſchauen bekommt. Mit einem Worte, ſie friſten ein eintöniges, langweiliges Daſein, an welchem man ſich nur zu bald ſattgeſehen hat.

Es wurde daher mit Freude begrüßt, als ſeit ungefähr einem Jahrzehnt auch in Deutſchland ein anderer Zierfiſch Chinas ſeinen Einzug hielt, der ſogenannte Makropode oder Großfloſſer, ein munterer, intereſſanter Geſelle, deſſen Lebensweiſe ebenſo reiche Gelegenheit zu abwechſelungsvollen Beobachtungen bietet, wie diejenige des alten, ſein Daſein in ſtillſter Beſchaulichkeit friſtenden Goldfiſches an ſolchen arm erſcheint. Ja, was der letztere im engen Zimmerbehälter nie thut, zur Brut zu ſchreiten und eine zahlreiche Kinderſchar großzuziehen, iſt während der ſchönen Jahreszeit die Hauptbeſchäftigung eines zuchtreifen Makropodenpaares und bietet in ſeiner Eigenartigkeit eine unerſchöpfliche Quelle anregender Naturbeobachtung im kleinen Waſſerbecken.

Sehen wir uns daher einmal den ſchmucken Großfloſſer näher an! Den leuchtenden Farbenglanz des Goldfiſches entbehrt er allerdings, erſetzt jedoch dieſen ſcheinbaren Mangel reichlich durch ſonſtige Vorzüge. Seinen Namen verdankt er der mächtigen breithalbmondförmigen Schwanzfloſſe, die zuſammen mit der in ihrer hinteren Hälfte gleichfalls auffällig verlängerten Rücken- und Afterfloſſe eine große, fächerartige Ausbreitung des hinteren Rumpfendes darſtellt. Es iſt hauptſächlich das Männchen, welches ſich dieſes Schmuckes erfreut, auf den das wie faſt überall im Tierreich viel beſcheidenere und reizloſere Weibchen hat verzichten müſſen, gerade wie es auch in der lebhaften, bunten Färbung dem Gatten nachſteht, ſo daß hier das ſtarke Geſchlecht auch gleichzeitig das ſchöne iſt. Man wäre verſucht, anzunehmen, das Makropodenweibchen ſtrebe in richtiger Erkenntnis ſeiner Stellung als Hausmutter nicht nach eitlem Schmuck, aber ſonderbarerweiſe nimmt es gerade das Männchen mit ſeinen Pflichten als Hausherr und Vater viel ernſter und gewiſſenhafter, als ſeine andere Hälfte, die man hier kaum noch als die beſſere bezeichnen kann.

Als Grundfarbe des Makropoden erſcheint ein bald helleres, bald dunkleres Grünlichbraun, von dem ſich ſenkrechte Querbinden von gelber, roter oder blauer Färbung wirkungsvoll abheben und den männlichen Großfloſſer im Frühlingsprachtkleide, das für ihn auch Hochzeitsanzug iſt, zu einer reizenden Erſcheinung machen. Die Tiere werden 8—10 Centimeter lang bei einer Höhe, die ungefähr den dritten Teil der Länge ausmacht, ſind alſo von mäßig gedrungenem Körperbau. Sie halten in jedem nur einigermaßen zweckmäßig eingerichteten Zimmeraquarium aus und fühlen ſich ſelbſt im Winter behaglich, wenn ſie nur in einem nicht allzu kalten Raume ſtehen. Selbſt im engen Behälter ſchreiten ſie gern zur Brut.

Vor allem gilt daher der Grundſatz: Es iſt nicht gut, daß der Makropode allein ſei! Alſo gebe man ihm eine Gefährtin auf ſeine feuchten Lebenspfade mit. Man darf ſogar, wenn der Raum genügend groß iſt, noch ein paar Geſpielen beiderlei Geſchlechtes hinzugeſellen. Dann werden von den Männchen Spiele aufgeführt, bei denen ſich zwei einander gegenüber aufſtellen und mit geſpreizten Floſſen gegenſeitig umkreiſen. Nicht ſelten wird jedoch, beſonders, wenn die Brutzeit herannaht, aus dem harmloſen Getändel ernſte Fehde. Dann ſchießen die Nebenbuhler in erbitterten Stößen auf einander los, bis der ſchwächere Teil die Flucht ergreift. Selbſt bei den zarten Weibchen verkehren ſich mitunter die friedfertigen Gefühle des Buſens in Zank und Hader, und ſie befehden ſich dann in der gleichen Art, was auch unausgewachſene Junge gleich kleinen, kampfluſtigen Hähnchen in ergötzlicher Weiſe zu thun verſuchen.

Für die Zucht der Großfloſſer eignen ſich am beſten viereckige, kaſtenförmige Glasbehälter, bei denen allenfalls eine Länge von 30 Centimeter und zwei Drittel hiervon als Breite und Höhe ausreichen. Um Störungen zu vermeiden, hält man die Zuchtpaare zur betreffenden Zeit einzeln geſondert und bringt in den Gefäßen lebende Waſſerpflanzen an, die man in kleinen Töpfchen anpflanzt und im Aquarium aufſtellt, ſo daß die zarten Triebe ſich in den Fluten ausbreiten. Überhaupt iſt ſolche Pflanzenbeigabe für alle Makropodenbehälter dringend zu empfehlen. Ameiſenpuppen und gelegentlich fein geſchabtes, mageres Fleiſch ſind die geeignetſten Nahrungsmittel für die anſpruchloſen Fiſchlein. Nur gebe man nie zuviel auf einmal von dieſen Leckerbiſſen, damit die unverzehrten Überbleibſel nicht etwa das Waſſer durch ihre Fäulnis verunreinigen.

Am intereſſanteſten und dankbarſten iſt die erſtaunlich ſchnelle und reiche Fortpflanzung eines kräftigen und geſunden Makropodenpärchens. Iſt im warmen, ſonnigen Spätlenz die Zeit herangekommen, wo auch im Herzen des Großfloſſers die Triebe zarter Sehnſucht und ſüßen Hoffens aufzukeimen beginnen, die Farben des werbenden Männchens höher und feuriger erglühen und das Weibchen keine ernſtgemeinten Einwendungen mehr gegen die Anträge auf Gründung eines neuen Familienſtandes zu erheben hat — dann denkt der junge, glückliche Gatte zunächſt an den Bau eines Neſtes, das den Eiern und der zu erhoffenden Brut als ſchützende Decke diene. Unermüdlich nimmt er an der Oberfläche Luft auf, um dieſelbe in einem Strom kleiner, kaum ſtecknadelkopfgroßer Bläschen von ſich zu geben, die eine klebrige, erhärtende Hülle beſitzen. In einer geeigneten Ecke des Behälters ſammelt ſich Blaſe auf Blaſe an der Oberfläche des Waſſers, bis ſich eine dichte, ſchwimmende Schaumdecke gebildet hat, welche die

Größe eines Handtellers erreicht und ſich fingerdick über dem Waſſerſpiegel erheben kann.

Es iſt reizend anzuſehen, wie dieſes bald feſt werdende, weiße Schaumdach größer und größer wird, bis es dem ſchaffenden kleinen Baumeiſter für ſeine Zwecke genügt. Unter ihm findet das weitere Liebesgetändel des jungen Paares und die Laichablage ſeitens des Weibchens ſtatt, wobei die winzigen Eilein meiſt emporſteigen und unter der Decke haften bleiben. Raſtlos iſt hierbei das Männchen thätig, auf daß kein Ei außerhalb des ſchirmenden Daches zu liegen komme, und trägt mit dem Munde den etwa zerſtreuten Laich an die richtige Stelle. Dann umkreiſt es nach vollendeter Eierablage wachſam die ſchaumgeborene Wiege ſeines jungen Glückes, damit kein frecher Störenfried ſie ihm bedrängen oder benachteiligen könne. Selbſt das Weibchen wird nunmehr von derſelben fern gehalten.

Die Zahl der in dieſer Weiſe bei einer Laichung abgelegten Eier iſt ſehr ſchwankend; ſie kann von 300 bis 1000 betragen, beweiſt ſomit die große Fruchtbarkeit der Makropoden.

Wenige Tage nach dem Laichen beginnt die winzige Brut auszuſchlüpfen. Sie wird vom ſorgſamen Vater mit Eifer bewacht und unter der Schaumdecke gehalten. Hat ein vorwitziges Fiſchlein dieſelbe verlaſſen, ſo ſchnappt es eilends der Erzeuger mit dem Munde auf und verbringt es an ſeinen Platz zurück. Nicht einmal die Mutter darf ſich der Brut nähern, denn offenbar traut ihr der Gatte nicht recht. Nur in ſeltenen Fällen beteiligt ſich jedoch auch ſie an der Behütung der Jungen. Wie ſauer es dem Vater werden muß, Hunderte kleiner, kaum hirſekorngroßer Fiſchchen von lebhafter Beweglichkeit zu hüten, kann man ſich denken. Nichtsdeſtoweniger verſieht er unverdroſſen ſein Amt, bis nach dem Verlaufe von einigen Tagen die Sprößlinge ausſchwärmen und von den Alten ſich ſelbſt überlaſſen werden.

Man thut alsdann gut, das Zuchtpaar, welches ſehr bald wieder mit dem Gedanken an eine neue Brut umgeht, mit Hilfe eines kleinen Netzes herauszufangen und in ein anderes Zuchtglas zu verbringen, wo dann unverzüglich ein neues Neſt angelegt und die zweite Brut aufgezogen wird. In dieſer Art kann man im Verlaufe eines Sommers je nach der mehr oder weniger warmen Witterung und dem Kräftezuſtand des Pärchens drei bis acht Bruten erzielen. Natürlich thut man gut, die Sache nicht zu weit zu treiben, da ſonſt die alten Fiſche ſtark geſchwächt werden, ganz abgeſehen davon, daß die Jungen der Spätbruten weniger gut gedeihen und im Winter leicht eingehen.

Würden alle aus dem Ei geſchlüpften Jungen heranwachſen und groß werden, ſo könnte man in einem Sommer mehrere Tauſend Stück gewinnen. Da jedoch die Mehrzahl der jungen Tierchen zu Grunde geht, ſo gelingt es im günſtigſten Falle, den zehnten Teil von allen lebend zu erhalten und aufzuziehen, was bei der Fruchtbarkeit der Großfloſſer immer noch ein vorzügliches Ergebnis genannt werden darf. Der Reſt verſchwindet nach und nach. Wahrſcheinlich nimmt er ein ſtilles, heimliches Ende in den Verdauungswegen ſeiner im Wachstum vorgeſchritteneren, glücklicheren Geſchwiſter.

Die jungen Makropoden, die ſich in den erſten Tagen ihres Daſeins von dem Inhalt des ihnen noch anhängenden Dotterſackes nähren, verzehren bald Infuſorien und andere Waſſertierchen. Man muß alsdann für genügende Nahrung ſorgen, indem man friſche Ameiſenpuppen über dem Zuchtglas ausdrückt, ſo daß der milchige Inhalt in das Waſſer fällt, wo er von der kleinen Schar eifrig gefreſſen wird. Auch kann man kleine Stückchen mageren, rohen Rindfleiſches unter Zuſatz von etwas Waſſer in einer rauhen Reibeſchale zu einem dünnen Brei zerreiben und von dieſem tropfenweiſe in den Behälter fallen laſſen. Dieſe kleinen Fleiſchteilchen werden gleichfalls gern gefreſſen. Später zerreibt man den Tieren trockene Ameiſenpuppen oder die im Handel unter dem Namen „Weißwurm“ vorkommenden getrockneten Leiber der Eintagsfliegen, welche von Böhmen aus alljährlich in großen Mengen auf den Markt gelangen.

Reizend iſt das muntere Treiben der kleinen Makropoden, die ſich zwiſchen dem Geäſt der Waſſerpflanzen fröhlich umhertummeln. Sind ſie erſt 2—3 Centimeter lang geworden, dann hat man ſie aus dem Gröbſten heraus und darf über ihr ferneres Gedeihen unbeſorgt ſein. Ein gleichmäßig warmer und ſonniger Standort des Behälters trägt hierbei von Anfang an viel zum Gelingen der Zucht bei.

Als ſeinerzeit die erſten Großfloſſer nach Deutſchland kamen, waren ſie noch ſehr teuer. Jetzt bekommt man in allen Handlungen von Aquarien und Aquariumtieren halb ausgewachſene Fiſche zu ſehr billigem Preiſe, zuchtfähige Paare ſogar ſchon zu 5—10 Mark. Sie werden ohne Zweifel immer noch wohlfeiler werden, ſo daß dann der Goldfiſch ſeine bisherige Alleinherrſchaft in unſern Zimmeraquarien mit ſeinem viel anſprechenderen, großfloſſigen Landsmann wird teilen müſſen.

Wer iſt Henry Drummond?

Von J. Sutter. (Abdruck verboten.)

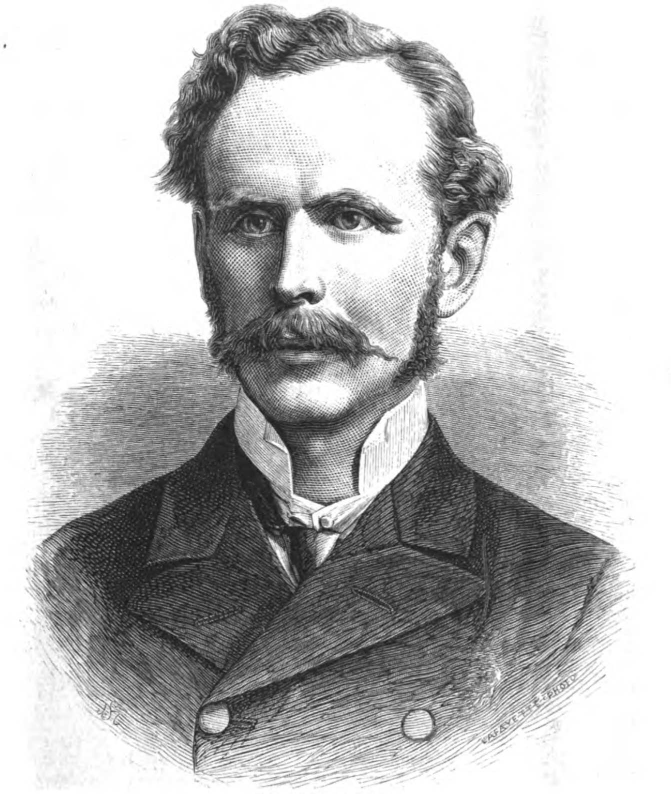
Nachdem im letzten Sommer ein Büchlein erſchienen, „Das Beſte in der Welt,“ von Henry Drummond, (Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig), das bis jetzt mit fünfzigtauſend Exemplaren in fünf Monaten auf dem beſten Weg iſt, auch in Deutſchland in vielen Herzen ſich einzubürgern, haben unſere Leſer ein Recht, ſich nach dem Verfaſſer desſelben umzuſehen. Nicht alle Bücher legen einem den Gedanken nahe, daß man eine Perſönlichkeit vor ſich hat, in manchen aber fühlt man die Perſönlichkeit auf Schritt und Tritt, wird von ihr angeregt, angezogen, erwärmt. Dies iſt in hohem Grad bei Drummond der Fall; daher der Wunſch etwas über dieſen Mann zu hören.

Henry Drummond iſt im Jahre 1851 in der alten ſchottiſchen Königsſtadt Stirling geboren; das Haus ſeiner Eltern befindet ſich auf dem Schlachtfeld von Bannockburn, er ſtammt aber aus einer Familie, die unter der Fahne des Friedensfürſten ſteht. Dem Kaufmannsſtande angehörend, ſind die Drummonds von Stirling nicht nur tüchtige Geſchäftsleute, ſondern auch tüchtige Chriſten. Henry Drummond iſt ein Neffe des als Hauptförderer des Stirlinger Traktatunternehmens in der ganzen engliſchen Welt bekannten Peter Drummond. Auch ſein Vater war ein Beiſpiel jener doppelten Tüchtigkeit, in deſſen Haus die Arbeit fürs Reich Gottes eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache war. Henry Drummond ſtand von Jugend auf unter den Einflüſſen jener alten ſchottiſchen Frömmigkeit, die im Lande der Covenanters bis heute dem Wort Gottesfurcht einen ganz beſondern Sinn verleiht. Drummond hat ſich weder in ſeiner Vaterſtadt und Crieff Academy noch auf der Univerſität Edinburg beſonders hervorgethan, wie das bei genialen Leuten öfter der Fall iſt. Die Flügel des Schmetterlings wachſen in der Puppe. Er kam nach Edinburg, ohne recht zu wiſſen, was er mit ſeinem Leben anfangen, wohin er ſeine Fähigkeiten lenken ſollte — ja, er hat ſie nie ſelbſt gelenkt, er iſt in ganz beſonderer Weiſe das Kind einer lenkenden Hand. Auf ſchottiſchen Hochſchulen wird mit Ausnahme der mediziniſchen Fakultät nur im Winterhalbjahr geleſen; der ſchottiſche Student hat daher eine viel längere Studienzeit als der deutſche. Drummonds neun Univerſitätsjahre verteilen ſich, eine kurze Zwiſchenzeit in Tübingen abgerechnet, auf die Hochſchule und das theologiſche College der freien Kirche in Edinburg. Neben den gewöhnlichen philoſophiſchen und theologiſchen Studien entwickelte ſich ſein Sinn für Naturwiſſenſchaft, der er ſich mit großem Eifer hingab, aber immer auf ſeine Weiſe. Er war weniger auf glänzende Examina bedacht, als für ſich auf dem weiten Feld der Erkenntnis nach Schätzen zu ſuchen. Eine ungewöhnliche Gabe der Beobachtung und eine ſeltene glückliche Fähigkeit lichtvoller Darſtellung ſind das Hervorragendſte ſeiner geiſtigen Ausſtattung. Wenn er zuletzt ganz zur Naturwiſſenſchaft überging, ſo iſt er darum kein verunglückter Theologe, und wenn er ſeit 1877 zuerſt als außerordentlicher, und ſeit 1884 als ordentlicher Profeſſor der Naturwiſſenſchaften am Free Church College, Glasgow eine Schar enthuſiaſtiſcher Schüler hat, ſo beweiſt dies nur die Weisheit der ſchottiſchen Kirche, die ihre heranreifenden Theologen mit den Ergebniſſen moderner Wiſſenſchaft bekannt macht, ihnen durch Lehrer wie Drummond zeigt, daß Offenbarungsglaube und naturwiſſenſchaftlicher Forſchungstrieb keine feindlichen Brüder ſind.

Drummond hat verſchiedene wiſſenſchaftliche Reiſen gemacht, eine mit dem Geologen Geikin in die Rocky Mountains, eine andere (1883—84) ohne Begleiter nach Central-Afrika, um für die African Lakes Company die geologiſchen und botaniſchen Verhältniſſe der Njaſſaländer und der Tanganjika Hochebene zu erforſchen. Das Ergebnis dieſer Reiſe, ſeine Eindrücke von Land und Leuten, ſind in dem anſpruchsloſen Buch „Tropical Africa“ niedergelegt, ein wahres Kleinod der Afrikalitteratur, in England in zwei Jahren in zwanzigtauſend Exemplaren verbreitet und zu Anfang dieſes Jahres unter dem Titel „Inner-Afrika“ auch deutſch (Gotha, Perthes) erſchienen.

Daß der geiſtvolle Naturforſcher und geniale Schriftſteller neben ſeiner wiſſenſchaftlichen Profeſſur ein Arbeiter im Weinberg des Evangeliums iſt, mag in Deutſchland verwunderlich klingen: leider haben wir keine Univerſitätsprofeſſoren der Naturwiſſenſchaften, die Drummond in dieſer Hinſicht an die Seite zu ſtellen ſind. Was Drummond zum Evangeliſten gemacht hat, greift zurück in ſeine Univerſitätsjahre.

Im Winter 1873 kam die Reihe an ihn, der „Theologiſchen Geſellſchaft“ ſeines College einen Vortrag zu halten. Sein Thema lautete: „Geiſtliche Diagnoſe“; es war ein Vortrag, von dem man noch heute in Edinburg reden hört. Er führte darin aus, daß mit der Predigt des Wortes eine Art ärztlicher Sonderbehandlung jeder einzelnen Seele Hand in Hand gehen müſſe; auch wenn eine Predigt noch ſo gut ſei, fliege ſie der großen Mehrzahl der Hörer über die Köpfe weg, der Prediger habe die Pflicht, ſich mit dem Seelenzuſtand eines jeden ſeiner Hörer eingehend vertraut zu machen, gerade ſo wie ein Arzt die Kranken in ſeinem Spital, und zwar einen jeden für ſich, unterſucht. Er nannte dies die kliniſche Seite der Seelſorge. Der Vortrag wurde alsbald zum Tagesgeſpräch der Fakultät, als man den jungen Redner jedoch um ſeine perſönliche Erfahrung befragte, geſtand er, daß er nur theoretiſiert habe, er habe bis jetzt keine Gelegenheit zur praktiſchen Erprobung ſeiner Anſichten gehabt. Seltſamerweiſe ſtand er aber auf der Schwelle einer Erfahrung, wie ſie manchem im Pfarramt ergrauten Seelſorger nicht zu teil wird.



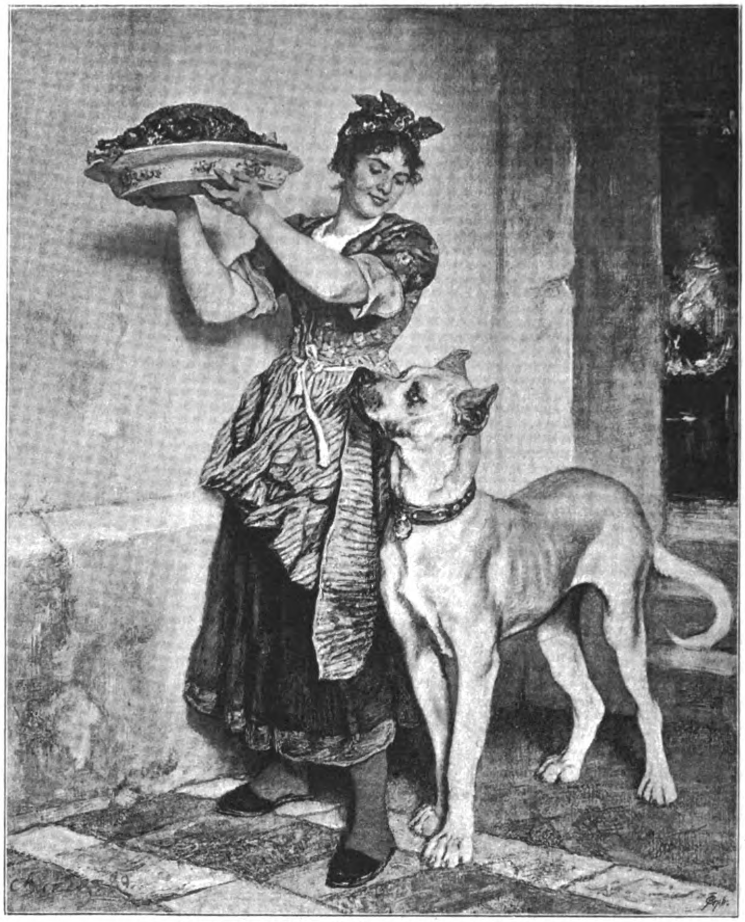
Henry Drummond.

In jenem Winter ging eine tiefgreifende religiöſe Bewegung durch Schottland. Der bekannte amerikaniſche Evangeliſt Moody war nach Edinburg gekommen, und viele der New-College-Studenten ſchloſſen ſich ſeiner Arbeit in den Verſammlungen, beſonders in den Nachverſammlungen der Frage und Auskunft, mit warmem Eifer an; auch veranſtalteten ſie Deputationen aus ihrer Mitte, um den Segen der Erweckung dahin und dorthin ins Land weiter zu tragen. Drummond war eins der lebendigſten Mitglieder dieſer ſtudentiſchen „Verbindung.“

Mit dem ihm eignen Scharfblick, wo es gilt, einen Mitarbeiter zu gewinnen, erkannte Moody Drummonds Gabe und forderte ihn auf, ſeine Studien eine Zeitlang liegen zu laſſen und ihn auf ſeiner Miſſionsreiſe durch England und Irland zu begleiten. Drummond folgte dieſem Rufe und ſtand über ein Jahr Moody zur Seite, und zwar waren es ſtets die jungen Männer, welche Moody ihm überließ, hier den jungen Leichtſinn, dort die junge Aufgeklärtheit, welchen der Student Drummond beſſer gewachſen war als Moody.

In dieſer Zeit ſtand Drummond mitten in der kliniſchen Seelſorge, die er in jenem Univerſitätsvortrag empfohlen hatte, und lernte das menſchliche Herz von Grund aus kennen. In dieſer Zeit entwickelte ſich auch ſeine erſtaunliche Gabe, die Herzen der Hörer zu gewinnen. Man braucht nur ſeine Bücher zu leſen, um eine Ahnung von ſeiner Art und Weiſe als Redner zu haben: wie wunderbar iſt ſein Stil, wie überzeugend ſeine Darſtellung — ein Stil einfachſter Anmut, vollendetſter Form; wie durchſichtig iſt alles was er ſagt, und wie gedankentief. Wie weiß er den Leſer auf den Fittichen poetiſcher Empfindung mit ſich emporzutragen und wie beſcheiden bleibt er von allem fern, was geſucht, was ſchwülſtig, was effekthaſchend iſt. Wie humoriſtiſch kann er ſein, und mit welchem Ernſt kommt immer wieder das Eine zur Geltung, das ihm am Herzen liegt. Er verliert ſich nie in Weitſchweifigkeit, kurz und bündig, eindringlich und ſchön ſagt er, was er zu ſagen hat. In ſeinem geſprochenen Wort aber liegt ein Zauber, dem ſich kein Hörer verſchließt: es iſt eine liebenswürdige Milde des Vortrags, als ſtünde er auf Du und Du mit jedem Hörer, dazu eine gewiſſe magnetiſche Lebenskraft, die von ſeiner Perſönlichkeit ausgeht, ſeine Worte durchglüht und ſeiner einfachſten Rede das Siegel des beglaubigten Botſchafters aufdrückt. — Was er verkündet, iſt nichts Neues, es iſt die alte, einfache, längſt bekannte gute Botſchaft des Evangeliums — das neue Leben der Gemeinſchaft mit Chriſto, welches das alte umgeſtaltet und erneut, im Gewand einer Sprache aber, die er der neueſten Wiſſenſchaft entlehnt und in packender Weiſe aus dem Schatz ſeiner Erfahrung illuſtriert, das alles mit der Macht einer Überzeugung, die geradezu überwältigend iſt. Er wendet ſich auch jetzt noch faſt ausſchließlich an die jungen Leute, die das Leben vor ſich haben, er ſagt ihnen nicht, daß ſie Chriſtum brauchen, um einmal ſelig zu ſterben, ſondern daß ſie ihn brauchen, um wahrhaft glücklich zu leben. Er legt ihnen die Frage vor: „Was wollt ihr mit eurem Leben anfangen?“ und zeigt ihnen, daß ſie das Geheimnis des wahren Frohſinns im Leben ganz und gar verfehlen, wenn ſie Chriſtum verfehlen. Chriſtus in uns iſt ſeine Predigt mehr als Chriſtus für uns, und Chriſtum gewinnen, alles gewinnen ſein Standpunkt. Bekehrung in ſeinem Munde iſt das Betreten eines Pfades, der aus Nacht und Weltſinn hinaufführt ins chriſtfreudige Licht…

Von ſeiner Miſſionsreiſe mit Moody kehrte Drummond auf die Univerſität zurück. Nach Vollendung ſeiner Studien, im Jahre 1876, war er eine Zeitlang Hilfsprediger an der Barclaykirche in Edinburg, unter einem Geiſtlichen, namens Wilſon, der auf viele junge Theologen Schottlands fördernd gewirkt hat. Hier hielt Drummond eine Reihe von Predigten über den Willen Gottes, die ihn als den Schüler Terſtegens und anderer deutſcher Myſtiker bekundeten. Von hier aus wurde er im folgenden Jahre nach Glasgow berufen, und von dieſer Zeit ab widmete er ſich ausſchließlich den Naturwiſſenſchaften, ohne aber ſeine Evangeliſationsarbeiten darum



Ein fetter Biſſen. Nach dem Gemälde von C. Becker.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

aufzugeben. Während er in den Jahren 1877—83 ſeinen Studenten naturwiſſenſchaftliche Vorträge hielt und geologiſche Ausflüge mit ihnen machte, benutzte er ſeine Sonntage, um in einer der Vorſtädte Glasgows, hauptſächlich aus dem Arbeiterſtand, eine kleine Gemeinde zu ſammeln, die ſeither zu einer regelrechten Parochie der freien Kirche angewachſen iſt. Größtenteils aus den Sonntagsanſprachen jener Zeit entſtand ſein berühmtes Werk „Natural Law in the Spiritual World.“ In der Vorrede dieſes Werkes gibt er intereſſanten Aufſchluß über die Entſtehung desſelben: ſeiner wiſſenſchaftlichen Collegarbeit der Woche und ſeiner Evangeliſationsarbeit der Sonntage habe er gleichſam mit zwei getrennten Hälften ſeines inneren Menſchen obgelegen, der hergebrachten Meinung, daß Religion und Wiſſenſchaft nicht wohl zu vereinigen ſeien, um nach einiger Zeit zu ſeinem eignen Erſtaunen zu finden, daß beide Hälften unmerklich ineinander übergegangen waren. Er fand, daß ſeine Sonntagspredigt allmählich das Gewand der Wochenarbeit annahm, und daß er die alten bibliſchen Wahrheiten in Ausdrücken biologiſcher Wiſſenſchaft verkündete. Das iſt die Geneſis des originellen Buches, es iſt ein gewordenes, kein gemachtes. Mit ſeinem Erſcheinen 1883 verſchwand der Verfaſſer vom Schauplatz, um Innerafrika zu erforſchen. Während ſeiner Abweſenheit, als keine Poſt, keine Nachricht aus der Heimat ihn erreichen konnte, erlebte ſein Buch den erſtaunlichen Erfolg, der ihn wie über Nacht zum berühmten Mann gemacht hat, eine völlige Überraſchung für den im Frühjahr 1884 ahnungslos aus der afrikaniſchen Wildnis Heimkehrenden.

Das Natural Law, das in England jetzt in hunderttauſend Exemplaren gedruckt iſt, erſchien zwei Jahre ſpäter unter dem Titel: Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt“ in deutſcher Überſetzung und hat trotz Mängel und Gebrechen eine zweite Auflage erlebt. Es iſt eine zweite Überſetzung im Werk, die künftiges Frühjahr erſcheinen wird. Zum Original des „Beſten in der Welt,“ das in England in Jahresfriſt die Viertelmillion im Abſatz erreicht hat, wird demnächſt ein Seitenſtück, „Pax Vobiscum“ erſcheinen, das dann auch dem deutſchen Leſer geboten werden ſoll.

Ein Ergebnis der großen Popularität Drummonds iſt, daß er mit ſeiner Predigt des Evangeliums in Kreiſen gehört wird, die ſolcher Botſchaft ſonſt weniger zugänglich ſind. Zweimal hat er auf beſondere Aufforderung in London der vornehmen Welt in einer Reihe von Vorträgen ein Zeugnis abgelegt von der Seligkeit in Chriſto, das eine Mal im Hauſe des ihm befreundeten Grafen von Aberdeen, das andere Mal in den Sälen des Herzogs von Weſtminſter. Die Studenten aber ſind es, denen nach wie vor ſein Beſtes gehört. Nach ſeiner Rückkehr aus Afrika hat ſich ihm eine Wirkſamkeit aufgethan, die wir noch kurz berühren müſſen.

Drummond iſt der Hauptförderer einer merkwürdigen religiöſen Bewegung unter den Studenten Edinburgs. Die erſte Anregung hiezu gab der Beſuch zweier in den Miſſionsdienſt übergegangener junger Theologen der Univerſität Cambridge, die vor ihrer Abreiſe nach China an den verſchiedenen britiſchen Hochſchulen ein ſchönes Chriſtenzeugnis ablegten — oder richtiger eine neue Anregung. Denn die erſten Spuren der Bewegung ſind älter. Es bildete ſich eine religiöſe Verbindung, hauptſächlich unter den jungen Medizinern, deren Leiter Drummond aufforderten, Sonntags von Glasgow herüberzukommen und ein lebendigeres Chriſtentum unter der Studentenſchaft zu fördern. Er folgte dieſem Rufe. Kurz zuvor hatte er in einem Edinburger Hörſaal einen Vortrag gehalten über „der Wiſſenſchaft Beitrag zur chriſtlichen Religion“, eine Anſprache, die unter der akademiſchen Jugend den begeiſtertſten Widerhall fand. Sie erkannten in ihm den Mann der wiſſenſchaftlichen Forſchung, der ihre Zweifel nicht von oben herab behandelte, den ehrlichen Sucher, der überall die Wahrheit ehrt, gleichviel wo er ſie findet, der mit der ruhigen Klarheit eines unverrückten Offenbarungsglaubens darthut, daß das Grenzland zwiſchen Wiſſenſchaft und Religion kein Gebiet der Verwirrung iſt, daß vielmehr auch hier eine harmoniſche Ordnung herrſcht, die nach beiden Seiten hin befriedigen muß. Der glänzende Ruf des jungen Profeſſors lockte die Studenten zu Hunderten an, und ſeit dem Winter 1885 arbeitet er unter ihnen und ſucht ſie in ſeiner liebenswürdigen Weiſe für Chriſtum zu gewinnen. Es ſind oft an tauſend Studenten, die er an den Sonntagabenden um ſich hat, und nur Studenten; alle andern, zumal Berichterſtatter der Preſſe, für die jedes Wort des berühmten Mannes Kapital iſt, hält er energiſch fern. Die Matrikulationskarte iſt das Freibillet zu dieſen Verſammlungen, von welchen die Wiſſenſchaft nie ausgeſchloſſen iſt. Wie es in denſelben zugeht, ſchildert ein gleichgeſinnter Profeſſor der mediziniſchen Fakultät folgendermaßen: „Wir haben ſchon manchem religiöſen Zuſammenſein beigewohnt, auch unter jungen Leuten, über das Eigenartige dieſer Verſammlungen aber iſt ſchwer zu berichten. Da ſieht man Studenten aus allen Ecken und Enden der engliſchen Welt, Drummond mitten unter ihnen, in zwangloſer Haltung und mit einem Blick, der ſofort ihr Vertrauen gewinnt. Er redet ſie an im bekannten Ton des Hörſaals als einer, der ein Recht hat, ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, er ſagt ihnen in ſeiner merkwürdigen Bilderſprache etwa folgendes: „Es ſind Geologen hier, ich weiß einen Grundbeſitzer, der nach Silber grub und als er all ſein Kapital erſchöpft hatte, verkaufte er ſeinen Beſitz. Ein glücklicherer Eigentümer kam an die Reihe, der die Mine weiterführte und keine fünf Fuß tief zu graben hatte, als er auf eine höchſt ergiebige Silberader ſtieß. Wißt ihr, daß hier in dieſem Saal, daß unter euch manche keine fünf Fuß von einem Schatz entfernt ſind, der alle Gold- und Silberadern der Welt übertrifft?“ Und damit geht er in einfacher, zu Herzen dringender Weiſe zu ſeinem Thema über: Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes, und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen; dann entläßt er ſeine Hörer, das Weitere daheim mit Gott abzumachen. Ein andermal fängt er folgendermaßen an: „Soll ich euch ſagen, was ein Jünger Jeſu iſt? Nun, was ſagt der Herr ſelbſt darüber, es iſt ein einfaches Wort: Lernet von Mir! Ihr ſeid alle mit dem einen Zweck hier, euch Kenntniſſe zu erwerben, von andern zu lernen. Wie greift ihr das an? Ihr kommt hier her, und das erſte, was ihr thut, iſt aufs Univerſitätsbureau zu gehen und euch einzuſchreiben. Ihr nennt das immatrikulieren. Dann ſucht ihr euch die Profeſſoren aus, von denen ihr lernen wollt. Es iſt ein ähnlich einfacher Vorgang mit dem Chriſtwerden, ihr müßt euch nur mit allem Ernſt einſchreiben und nach dem rechten Profeſſor umſehen: Chriſtus iſt der Mann, den ihr „hören“ ſollt; es handelt ſich nur um euer hören wollen, das Lernen kommt dann von ſelbſt.“ Und wenn einer oder der andere der jungen Leute Ernſt macht und ein neues Leben anfängt, dann kann er mit einem eigenen Lächeln ſagen: „Der und der iſt immatrikuliert“ — nemlich an der Hochſchule, von der Titus am zweiten 11—15 die Rede iſt.“

Sollte gefragt werden, ob aus ſolcher Arbeit unter den Studenten wirkliche Chriſten hervorgehen, ob es nicht nur ein Strohfeuer religiöſer Erregung iſt, ſo lautet die Antwort, es iſt hier genau ſo wie im Gleichnis vom Sämann (Math. 13, 18—24). Daß dieſe Arbeit bei etlichen bleibende Frucht trägt, dafür zeugt „der Studenten Sommer-Miſſion“, deren Mitglieder während der colleglosen Zeit da und dort im Land den guten Samen weiterſtreuen, bis der Winter ſie wieder auf die Univerſität zurückführt; dafür zeugen die ſogenannten „Studentenhäuſer“ in den ärmſten Quartieren der Altſtadt Edinburgs, Häuſer, in denen Studenten, die Drummonds Sinn erfaßt haben, ihre gemeinſame Wohnung aufſchlagen mit dem einfachen Zweck, unter Geſunkenen und Verkommenen zu leben, ihnen ihre freie Zeit zu widmen, ſie wie und wo ſie können, wenn auch nur durch Geſang und Spiel und ſonſtige Abendunterhaltung, vom Wirtshaus fern zu halten.

Profeſſor Drummond ſteht noch kaum auf der Mittagshöhe des Lebens — ein ſchlanker, hochgewachſener, jugendlich ausſehender Mann mit einem wunderbaren Blick in ſeinen großen Forſcheraugen, ein Liebling der Kinder, das Ideal der ſtudentiſchen Jugend, eine anziehende Perſönlichkeit für alle, die mit ihm zu thun haben; im täglichen Leben voll Heiterkeit und Frohſinn — ein nachdrückliches Beiſpiel, daß wahres Chriſtentum keine Kopfhänger macht. Er hat Intereſſe für alles, für die Spiele der Kinder, für die geſellige Unterhaltung der Studenten, für alle guten Beſtrebungen zur Förderung der Menſchheit, für wiſſenſchaftliche Fortſchritte auf jedem Gebiete — er gilt daher von wegen ſeines wiſſenſchaftlichen Standpunktes bei manchen wohlmeinenden Leuten für ein gefährlicher Fortſchrittler in Sachen der Religion. Es ſind auch keineswegs die Dummköpfe und weniger Lebensfrohen der Studenten, die ſeinem chriſtlichen Einfluß am zugänglichſten ſind, ſondern das gerade Gegenteil, und manch jugendliche Zierde der ſchottiſchen alma mater verdankt es ſeiner mildkräftigen Hand, vom Rand des Abgrunds der modernen Zweifel hinweg auf den Boden chriſtlichen Glaubens zurückgeführt zu werden.

Kein Wunder, daß ſein Ruf um die ganze Welt geht. So hat er im vorigen März einer von über zweihundert Studenten der Univerſität Melbourne in Auſtralien unterzeichneten Aufforderung Folge geleiſtet, für ein Semeſter zu ihnen zu kommen. Mit dieſer Reiſe hat er eine wiſſenſchaftliche Erforſchung der Neu-Hebriden verknüpft, ſowie ebenfalls auf eine an ihn ergangene Aufforderung hin, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt an der Univerſität Tokyo, Japan, um in dieſem Land, das vor kurzem durch einen Staatsakt ſeine „alte Religion (den Buddhismus) abgeſchafft hat und ſich zur Stunde nach einer neuen umſieht,“ ein gutes Wort am rechten Ort zu reden. Von da iſt er vor wenigen Tagen zurückgekehrt, um ſeine Winterarbeit in Glasgow wieder aufzunehmen.

Wohin ſein Leben lenkt, was er noch leiſten wird, das iſt eine inhaltvolle Frage: wird er ſein Lieblingsfach, die Naturwiſſenſchaft, mit neuen Beiträgen bereichern, wird er ſich mehr der litterariſchen Beſchäftigung widmen, für die er ſo ſeltene Begabung hat, wird er mehr und mehr der Arbeit des Evangeliums ſich zuwenden und ſeine freie Gemeinde nicht nur unter der akademiſchen Jugend, ſondern unter allen denen ſuchen, die, weil ſie ohne Chriſtum dahinleben, keinen Frieden haben, wird er, der Zeuge der frohen Botſchaft aus dem Lager der darwiniſtiſchen Naturanſchauung, die Predigt von der Liebe Gottes in Chriſto als dem „Beſten in der Welt“ immer mehr zu ſeinem Beruf machen — das ſind Fragen, die nicht nur für Henry Drummonds eigene Zukunft, ſondern für die Zukunft der guten Sache in ſeinem Vaterland von der allerhöchſten Bedeutung ſind.

Edinburg, im November 1890.

Hier und dort.

Auf Erden geht es geräuſchvoll zu,
Wenn ſie ſich morden und freſſen.
Das kreiſcht und ſchreit und hält nicht Ruh
Und brüllt ganz ungemeſſen.
Es heult der Wolf im Waldesgrund,
Und wilde Rufe ſchallen,
Es tönt das Horn, es bellt der Hund,
Die Büchſenſchüſſe knallen.

O tauch’ mit mir auf des Meeres Grund,
Da wirſt du Frieden finden!
Seeroſen blühen weiß und bunt,
Wo Aale ſtill ſich winden.
Bei Hecht und Haifiſch haſt du Ruh,
Da ſchweigt der Lärm, der ſchrille!
Da geht es fein manierlich zu:
Man frißt ſich ganz in der Stille.

Heinrich Seidel.

Für die Jugend.

Es wird nicht leicht ein Weihnachtswunſchzettel unſerer Kinder zu finden ſein, auf dem der Wunſch nach einem Buch nicht obenan ſteht, und der litterariſche Weihnachtsmarkt ſorgt ſo reichlich für die Erfüllung dieſer Wünſche, daß die Schwierigkeit der Wahl immer mehr zu einem blinden Hineingreifen nötigt. Glücklicherweiſe iſt unter den vielen Jugendſchriften kein Mangel an guten, und ſelbſt dem blinden Hineingreifen iſt der Treffer nicht ſelten. So viel gute und empfehlenswerte Erzählungen für die Jugend aber auch jährlich erſcheinen, von einem Vorwurf kann man die meiſten Erzähler nicht freiſprechen, — nämlich dem, daß ſie allzu häufig ſich auf das freie Fabulieren verlegen und, ſoweit ſie hiſtoriſche Stoffe verarbeiten, der jüngſten Vergangenheit zu wenig Rechnung tragen. Bis ins XX. Jahrhundert wagt ſich ſelten jemand hinein, und wenn er es thut, läßt er ſeine Phantaſie auf der Jagd nach Abenteuern über den Ozean ſchweifen, als ob wir ſelbſt nichts erlebt hätten, das das Herz eines Knaben höher ſchlagen machen kann. C. Tanera, der bekannte Schriftſteller und Herausgeber der im Beckſchen Verlage in München erſcheinenden volkstümlichen Kriegsbibliothek mag dieſen Mangel empfunden haben, als er es unternahm, das Einzelſchickſal eines Knaben mit den großen Ereigniſſen der Jahre 1870/71 zu verflechten und ſo eine Erzählung zu ſchaffen, deren Held den jugendlichen Leſer feſſeln muß, weil er mit ihm empfindet, und die ihm zugleich die Geſchehniſſe des franzöſiſchen Krieges in großen Zügen vor Augen führt, ihn gleichſam den großen Krieg mitmachen läßt. Dieſe Erzählung iſt unter dem Titel „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“ in geſchmackvoller Ausſtattung und mit 16 Tonbildern von Georg Koch und einer Karte des Kriegsſchauplatzes verſehen, im Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig, erſchienen, ein rechtes Weihnachtsbuch für kernige deutſche Jungen. Der jugendliche Held der Erzählung kommt nach dem Tode ſeines unbemittelten Vaters in das Berliner Kadettenkorps und iſt bei Ausbruch des Krieges Selektaner. Aber während ſeine Kameraden als Leutnants und Fähnriche mit hinaus in das Feld rücken, erlebt er den Schmerz, daß man ihn wegen zu großer Jugend zurückbehalten will. Da beſchließt er, als freiwilliger Krankenträger mit hinauszuziehen, und als ſolcher hat er das Glück, dem Kronprinzen zu begegnen, bei dem er in Berlin Leibpage geweſen iſt. Der hohe Herr erkennt ihn und attachiert ihn ſeinem Hauptquartier; und nun iſt es Hans von Dornen vergönnt, durch eine Verkettung von Umſtänden nicht nur den meiſten großen Aktionen des Krieges gegen Frankreich beizuwohnen, ſondern, da er ein Romanheld iſt, erlebt er noch ein wenig mehr, als wohl irgend jemand während dieſes Krieges erlebt hat, und es fehlt ihm auch nicht an Gelegenheit, ſeinen Mut, ſeine Geiſtesgegenwart und ſeinen hellen Verſtand zu zeigen. Auch in Gefangenſchaft gerät er, aber es gelingt ihm, von der Inſel Oléron, auf der er interniert iſt, zu entfliehen, und nachdem er das beſtimmte Alter erreicht hat, erhält er noch während des Krieges die Epauletten und kehrt, mit dem Eiſernen Kreuze geſchmückt, in die Heimat zurück. Eine ſolche Heldenrolle läßt ſich natürlich nicht immer mit der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit in Einklang bringen; hätte der Verfaſſer aber auf dieſe Rückſicht nehmen wollen, trotzdem die jugendliche Phantaſie mit ihnen kurzen Prozeß zu machen pflegt, ſo wäre es ihm wohl unmöglich geweſen, ein ſo umfaſſendes Bild des Krieges in den engen Rahmen einer Jugenderzählung zu bringen. Er hätte ſich dann auf eine Epiſode beſchränken müſſen. Der hiſtoriſche Hintergrund leidet ja auch nicht darunter, daß Junker Hans von Dornen im Vordergrunde der Ereigniſſe ſteht, wohl aber wird das Intereſſe für den Helden den jugendlichen Leſern auch das Intereſſe für die thatſächlichen Vorgänge wach erhalten. Auch der Umſtand, daß der Verfaſſer augenſcheinlich das Leben im alten Berliner Kadettenkorps nur aus ſehr oberflächlichen Quellen ſtudiert hat, mag nur erwähnt ſein, um etwaigen Reklamationen vorzubeugen; denn dieſe Epiſode bildet nur die Einleitung, und außerdem iſt das Buch nicht nur für Kadetten oder ſolche, die es werden wollen, beſtimmt. Dagegen hätte der jüdiſche Wucherer Moſes Ambach wohl fortbleiben können. Es iſt ja nicht unmöglich, daß ſolche Geldmänner chriſtlichen oder jüdiſchen Glaubens auch einmal patriotiſch-ſentimentale Regungen haben, — ſehr wahrſcheinlich iſt’s nicht, — aber ihnen deshalb einen Glorienſchein ums Haupt malen, iſt mehr als ſie verdienen. Der Hund iſt noch lange kein Vegetarianer, wenn er auch einmal Gras frißt. Aber das ſind geringe Ausſtellungen, auf die vielleicht bei der zweiten Auflage Rückſicht genommen werden kann und die den Geſamteindruck des Buches keineswegs ſchädigen. Die friſche, lebendige Darſtellung, die bewegte Handlung und der hiſtoriſche Hintergrund werden jeden Knaben feſſeln, und er hat an dem Beiſpiel des innerlich-tüchtigen Hans von Dornen ein nacheifernswertes Vorbild, wenn ihm auch niemals und vor allen Dingen in ſo jungen Jahren nicht vergönnt ſein ſollte, im Vordergrunde einer Geſchichte zu ſtehen und ab und zu ſelbſt ein bißchen Geſchichte zu machen.

Otto Preuß.

Familientiſch und Spielecke.

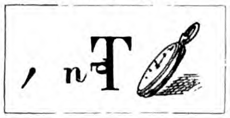
Zu unſern Bildern.

Das tief ergreifende Bild „Auf dem Kirchhofe in Verſailles“ iſt der im Verlag von C. T. Wiskott in Breslau erſchienenen Anton von Werner-Mappe entnommen, die von der Vielſeitigkeit des Schaffens dieſes Meiſters Zeugnis ablegt und ihn vor allem als den Darſteller der nationalen Großthaten von 1870/71 und der damit zuſammenhängenden gewaltigen Ereigniſſe zeigt, die er nächſter Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. Die vorliegenden Studienblätter beanſpruchen daher ein weit über das bloß Künſtleriſche hinausgehendes Intereſſe. Neben den erſten Skizzen zu bekannten Bildern des genialen Meiſters, wie der zu dem Bilde „Moltkes Ankunft vor Paris“ und den lebensvollen Porträtſtudien Bismarcks, Moltkes und dem ſprechenden Kopfe des Generals von Tümpling zu dem großen Werke „Die Kaiſerproklamation in Verſailles,“ enthält die Mappe völlig unbekannte Original-Kriegsſkizzen, wie die von uns wiedergegebene, ferner „Die Einbringung erbeuteter Geſchütze,“ vor allem aber die Perle der Sammlung, eine treffliche Kopie der Studie zu dem grandioſen „Verlariumbilde,“ das 1871 die Siegesſtraße beim Einzuge der heimkehrenden Truppen ſchmückte und den Ruf des Künſtlers mit einem Schlage begründete. Die Studie zu einem der Bilder aus dem altrömiſchen Leben, die A. von Werner im Café Bauer ausführte, erinnert uns an ſeine vielſeitigen dekorativen Arbeiten und die große Handzeichnung zur Hunnenſchlacht nach Scheffels Ekkehard an die glanzvolle Illuſtrationsthätigkeit des in allen Sätteln gerechten Meiſters, während die Skizze „Aufbahrung Kaiſer Wilhelms I im Dom,“ zugleich zu einem hiſtoriſchen Moment wird, da A. v. Werner der einzige Künſtler war, dem es vergönnt wurde, dieſe große Szene durch ſeinen Stift zu fixieren. — Andreas Achenbachs „Mondſcheinlandſchaft“ iſt eines der packendſten Bilder des fruchtbaren Meiſters, der als Marine- und Landſchaftsmaler gegenwärtig als der erſte ſeines Faches gilt. Trotz ſeines hohen Alters — Achenbach iſt am 29. September 1815 zu Kaſſel geboren — ſchafft der Künſtler noch heute mit derſelben Friſche wie in ſeinen rüſtigſten Mannesjahren, und ſeine Bilder zeigen ſowohl in ihrer Anlage wie in ihrer Ausführung keine Spur der Ermüdung.

Elektriſche Schiffahrt.

Seit etwa Jahresfriſt hat Herr Werner Siemens auf der Spree bekanntlich ein mit einem elektriſchen Motor ausgerüſtetes Boot in Betrieb, und auf der Themſe iſt eine kleine, für die Perſonenbeförderung beſtimmte Flotille von „elektriſchen Booten“ bereits im erfolgreichen Verkehr. So unbedeutend dieſe Verſuche an ſich ſein mögen, ſo iſt durch ſie doch die Möglichkeit überzeugend dargethan, die elektriſche Kraft für die Schiffahrt mit Vorteil dienſtbar zu machen. In einem inter-

Bilderrätſel.



1. Rätſel-Diſtichon.

Oſtwärts nehm ich den Lauf zum adriatiſchen Meere,
Werden die Zeichen verſetzt, nenne ich euch ein Gericht.

2. Rätſel.

Ich entſtand, als Gottes mächt'ges „Werde"
Aus dem Chaos Land und Meere trennte,
Als des Himmels Dach ſich ob der Erde
Wölbt' empor zum ew'gen Firmamente.
Gleich am zweiten Schöpfungstag war mir gegeben
Mein vergänglich kurzes Eintagsleben.
Täglich entſteh ich,
Täglich vergeh ich.
Kurz nur beſchloſſen,
Ewig verfloſſen,
Daß ich mein Geſchick ertrage
Bis zum jüngſten Weltentage. R. F.

3. Dreiſilbige Scharade.

Es ſtellt das erſte Silbenpaar
Dir zwei gar tücht'ge Rößlein dar
Ein jeder kann auf ihnen reiten,
Auch ihre Koſten wohl beſtreiten.
Die Dritte nennt dir einen Mann,
Den man nicht gut entbehren kann,
Drum ſollſt du ihn nicht niedrig ſchelten,
Selbſt Kaiſer ſind's vorm Herrn der Welten.
Das Ganze will dir dienſtlich ſein,
Dich von den Erſten zu befrein. H.

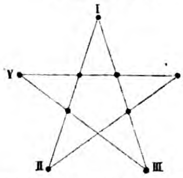
4. Wechſelrätſel.

Feldherr war ich und König. Oft ſchlug ich die Heere der Feinde.
Setzt ihr ein T für ein C, bin ich als Stadt euch bekannt.

5. Rätſel.

Ein Obdach einfach nur und klein,
Schließ' ich doch einen Hausſtand ein.
Hätt' ich nicht o und r zu wenig,
So wäre ich ſogar ein König.

6. Drudenfuß.



Die zehn Punkte der Figur ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die folgenden vierlautigen Wörter entſtehen.

I—II ein Herzog, III—I ein Berg, III—V eine Stadt, V—III ein Fluß, V—IV ein Vorname, IV—II ein Prophet.

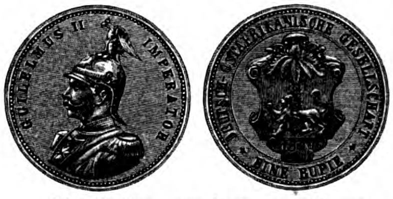
Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 2 a, 1 b, 2 e, 1 l, 1 o, 1 r, 2 ſ.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

eſſanten Artikel berichtete jüngſt die techniſche Wochenſchrift „Prometheus" über die bisherigen Erfahrungen: die elektriſche Kraft wird in den Booten nicht ſelbſt erzeugt, ſondern auf ihnen in Geſtalt von Sammlerbatterieen, in welchen die Elektrizität aufgeſpeichert iſt, gewiſſermaßen „verladen," ſie reicht daher immer nur für eine beſchränkte Zeit aus und müſſen die Sammler nach Ablauf derſelben entweder durch andere erſetzt oder mittelſt Anſchluß an ein Elektrizitätswerk neu geladen werden. Von einer allgemeinen Anwendung der elektriſchen Schiffahrt dürfte daher erſt dann die Rede ſein, wenn dieſes Laden überall erfolgen kann, wenn auch kleinere Orte mit Elektrizitätswerken verſehen ſind. Die Sammler dienen zugleich als Ballaſt und von ihnen aus wird die kleine Dynamomaſchine getrieben, welche die Schiffsſchraube ihrerſeits in Bewegung ſetzt. An Einfachheit, Leichtigkeit und Sauberkeit des Betriebes übertrifft keine andere Konſtruktion das elektriſche Boot; das bloße Drehen einer Kurbel ſetzt das Fahrzeug jederzeit in Bewegung, jede Exploſionsgefahr iſt ausgeſchloſſen, der läſtige Rauch, der häßliche Fettgeruch fällt fort, das Geräuſch der Maſchine iſt ganz unbedeutend, und nebenbei kann die Sammlerbatterie zugleich zur Beleuchtung dienſtbar gemacht werden. Nach den bisher gemachten Erfahrungen dürfte auch bezüglich des Koſtenpunktes der Betrieb ſich nicht ungünſtig geſtalten, wenn derſelbe mit einer größeren Anzahl unter gemeinſamer Verwaltung ſtehender Fahrzeuge und mit einem ſtärkeren Perſonenverkehr rechnet. Vorausſichtlich werden wir beſonders in der Umgebung unſerer Großſtädte daher bald elektriſch betriebene Flotillen den Wettſtreit mit den Perſonendampfern aufnehmen ſehen.

Neue Silbermünzen für Deutſch-Oſtafrika.

Die Königliche Münze zu Berlin hatte bekanntlich ſchon vor einigen Monaten eine Million Kupfer-Peſas für Rechnung der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft geſchlagen (vgl. Nr. 50 unſers vorigen Jahrganges). Am 17. November d. J. ſind nun auch die erſten Silbermünzen, Rupien, zur Ausgabe gelangt, deren Prägung dadurch eine kleine Verzögerung erfahren hatte, daß das Bildnis Sr. Majeſtät des Kaiſers zufolge höherer Weiſung noch nachträglich einer kleinen Änderung unterzogen werden mußte.



Die Rupien, von denen zunächſt nur 150 000 Stück hergeſtellt wurden, wiegen je 11,6637 Gramm und haben 30,5 Millimeter Durchmeſſer; ſie ſind alſo ebenſo ſchwer, aber um einige Millimeter größer, als das ihnen an Wert gleichſtehende Zweimarkſtück.

Ihr überaus wohlgelungenes, ſchönes Gepräge zeigt auf der Vorderſeite das Bruſtbild des Kaiſers in der Uniform des Regiments Gardes du Korps, das Haupt mit dem Helm (ſtatt der urſprünglich in Ausſicht genommenen Krone) bedeckt, und die Umſchrift Guilelmus II Imperator.

Das kreisrunde Mittelfeld der Rückſeite trägt an Stelle der arabiſchen Inſchrift der Peſas („Deutſche Geſellſchaft. Nach der Hedſchra 1307") ein ſechsſeitiges Schild mit bogenförmigem reichgegliedertem Rand; auf dem Schild ein Palmbaum, an deſſen Fuß ein ſchreitender Löwe mit geöffnetem Rachen und emporgeſtreckter rechter Vorderpranke; darunter die Jahreszahl 1890. Die Umſchrift der Rückſeite lautet: Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft. Eine Rupie. — Die ſehr ſaubere Prägung ſowohl der Peſas, wie der Rupien zeichnet ſie vorteilhaft vor anderen Kolonialmünzen (z. B. vor denen des Kongoſtaates) aus.

Der Saffran.

Nur wenige Hausfrauen, welche den Saffran in der Küche oder zum Färben verwenden, wiſſen, daß derſelbe einer unſerm allbeliebten Frühlingsboten nahe verwandten Krokusart entſtammt, daß er nichts anderes als ein Beſtandteil der Blüte des Crocus sativus iſt; dieſelbe trägt nämlich an ihrem Piſtill drei kleine aromatiſch duftende Narben, welche einen intenſiv gelben Farbſtoff, das Crocin, und ein ätheriſches Öl von narkotiſchen Eigenſchaften enthalten. Dieſe von der Blüte getrennten, getrockneten Narben bilden den Saffran — etwa 200 000 derſelben aber gehören zu einem Pfunde, wodurch der hohe Preis, der beſonders im Orient, früher aber auch bei uns hochgeſchätzten Drogue ebenſo zur Genüge erklärt wird, wie die vielfachen Verfälſchungen, denen dieſelbe unterliegt. Letztere ſind übrigens ohne Schwierigkeiten zu erkennen, wenn man einige Tropfen konzentrierte Schwefelſäure auf das Saffranpulver gießt: das echte wird durch jene blau, das verfälſchte ſchwarz gefärbt. Früher galt der orientaliſche, zumal der anatoliſche Saffran als der beſte, allmählich hat ſich ſeine Kultur jedoch auch in Spanien, Frankreich, Italien, England und zumal in Öſterreich eingebürgert; Krems iſt zur Zeit der Hauptmarkt für den ſehr bedeutenden öſterreichiſchen Saffranhandel. Man muß mit der Verwendung des Saffrans als Gewürz übrigens vorſichtig ſein; während er in kleinen Mengen anregend und nervenbelebend wirkt, ruft er in größeren Doſen bisweilen nicht unbedeutende Kongeſtionen hervor.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 10.

Bilderrätſel. Echauffieren.

1. Dreiſilbige Scharade. Plagegeiſt.

2. Rätſel. Aß, Haß.

3. Magiſches Kreuz.

			H	A	I			
			e	n	t			
			l	t	a			
H	e	l	g	o	l	a	n	d
A	n	t	o	n	i	n	u	s
I	t	a	l	i	e	n	e	r
			a	n	n			
			n	u	e			
			d	s	r			

Inhalt: Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal an der Porta Weſtfalica. Von Otto Felſing. Mit drei Illuſtr. — Feſtflammen. Von Dr. Emil Frommel. — Die Makropoden, ein Erſatz für die Goldfiſche der Zimmeraquarien. Von Dr. Edm. von Freyhold. — Wer iſt Henry Drummond? Von J. Sutter. Mit Porträt. — Ein fetter Biſſen. Nach dem Gemälde von C. Becker. — Hier und dort. Gedicht von Heinrich Seidel. — Für die Jugend. Von Otto Preuß. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Auf dem Kirchhofe in Verſailles von A. v. Werner, und Mondſcheinlandſchaft von Andreas Achenbach. — Elektriſche Schiffahrt. — Neue Silbermünzen für Deutſch-Oſtafrika. — Der Saffran.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Dezember 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 12.

Fürchtet euch nicht!

(Luk. 2, 10: Und der Engel ſprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht!)

(Abdruck verboten.)

Fürchtet euch nicht, —
Welch flutender Schein auch die Nacht durchbricht,
Welche himmliſche Stimmen den König verkünden,
Zittert nicht, Herzen, in euren Sünden!
Es naht die Gnade, das Heil, das Licht, —
Fürchtet euch nicht!

Fürchtet euch nicht!
Seht euren König in Demut ſchlicht,
Ein roſiges Kindlein mit lächelnder Lippe,
In Windeln gebettet im Heu der Krippe,
Strahlenden Schimmer ums Angeſicht, —
Fürchtet euch nicht!

Fürchtet euch nicht!
Die Liebe kam, die das Schwert zerbricht!
Der Morgen flammt durch das Weltgebäude,
Es künden die Engel euch große Freude;
Die ewige Güte ſitzt zu Gericht,
Fürchtet euch nicht!

Fürchtet euch nicht!
Es ſchläft der Zorn, und die Liebe ſpricht,
Sie ſpricht gar rührend in ſchlichter Weiſe,
Wie eine Mutter ſo weich und leiſe, —
Ein jedes Wort wie ein Troſtgedicht!
Fürchtet euch nicht!

Fürchtet euch nicht!
Kündet der Menſchheit den Gottbericht!
Wie tief wir verloren, in Leid verkettet, —
Chriſt iſt geboren! Wir ſind gerettet!
In unſere Nacht brach des Himmels Licht!
Fürchtet euch nicht!

M. J. Sch.

Es iſt ein' Roſ' entſprungen.

Novelle von Ernſt Behrend.

(Abdruck verboten.)

Wie hell und grell ſie auf die glitzernde Schneedecke der märkiſchen Landſchaft ſcheint, die Dezemberſonne des Jahres 1830, das unſern Voreltern alle Schrecken eines ſibiriſchen Winters gebracht hat! Wie kalt und höhniſch ſie herniederlacht auf die Dächer des Dörfchens, über deren Buckeln ſich in welligen Linien die weiße Hülle wölbt! Ragten nicht der gedrungene Turm des Feldſteinkirchleins und einzelne rauchende Schornſteine draus hervor, ſo vermöchte man wahrhaftig nicht zu erkennen, daß hier Wohnſtätten der Menſchen ſind. Aber es iſt ſo. Seit Wochen ſchon liegen ſie begraben unter der unheimlichen Laſt, und die Leute merken hinter den zugefrorenen und verſchneiten Fenſterſcheiben kaum, daß es draußen Tag iſt und die Sonne ſpöttiſch dem Thun und Treiben des grimmigen Winters zuſchaut.

Durch gewaltigen Sturm hatte der ſich angekündigt. Schwarze Wolkenmaſſen waren, an Giebeln und Gipfeln brandend, über die Gegend gewogt. In den Lüften war ein Heulen und Brauſen geweſen, als hätte die große Steppe im Oſten ihre unzähligen Rudel wilder Wölfe auf die hölliſche Jagdbahn geſchickt. Dann aber war plötzlich, ſo urplötzlich, daß in die vor Angſt verſtarrten Gemüter ein neuer Schrecken fuhr, tiefe, tiefe Stille eingetreten. Man mochte meinen, die Flocken fallen zu hören, die jetzt in unendlicher Fülle niederrieſelten, drei Tage und drei Nächte lang, bis ſie das Begräbnis der Landſchaft und der auf ihr hauſenden Kreatur vollendet hatten. Vergebens war man mit Schaufeln daran gegangen, Thüren und Fenſter freizulegen; kaum hatte man einen Gang durchgeſtochen, ſo war er ſchon von friſchem Schnee angefüllt, und als ſich die Schleuſen des Himmels endlich ſchloſſen, kam ein ſchneidender Froſt, der alles Leben draußen lähmte, das Hantieren mit Schippe und Spaten rein unmöglich, dagegen die Kerkerhaft in den verſchütteten Häuſern und Stätten ſchier zur Wohlthat machte.

Nun hat ſich der greuliche Unhold im Lande förmlich eingeniſtet. Mit bleierner Wucht liegt ſeine Hand auf der Natur, daß nichts ſich rege weit und breit. Aller Verkehr von Haus zu Haus hat im Dörfchen aufgehört, alle Thätigkeit der Menſchen beſchränkt ſich auf die notwendigſte Arbeit in ihren Klauſen, all ihr Trachten iſt darauf gerichtet, ſich möglichſt einzumuſcheln und es in der Dauerhaftigkeit des Schlafs dem Hamſter gleichzuthun, all ihre Hoffnung auf baldige Erlöſung iſt zu nichte geworden. Ein paar Stunden täglich geſtattet der Froſt der Sonne, die Schneedecke mit glänzendem Schmelz zu überziehen, den Reſt des Tages und die lange Nacht über bläſt er mit eiſigem Hauch drüber hin, daß ſie hart und klingend wird wie Glas. Durch den mächtigen Wall dringt er hindurch, zieht die Lehmſtaken der Gebäude zuſammen und ſchlüpft durch die Riſſe in Stube und Stall. Zwar bullert noch in manchem Ofen, auf manchem Herde ein helles Feuer, aber das hat dem entſetzlichen Feinde gegenüber wenig Kraft, und nicht lange mehr, dann iſt der mäßige Klobenvorrat, den man vor Eintritt der böſen Witterung eingefahren, in Rauch und Aſche aufgegangen.

Weihnacht ſteht vor der Thür — es wird dieſesmal eine traurige Weihnacht werden.

So denkt auch die junge Frau, die in einem jener ſchneeverſchütteten Häuschen am Herde kauert, unthätig, die Hände überkreuz in die Ärmel der wollenen Hausjacke geſteckt, auf der Stirn eine häßliche Falte, die gar nicht zu dem wohlgeformten Antlitz paßt, die Blicke unverwandt auf den ſtrohbedeckten Eſtrich gerichtet. Ein weinerlicher, in krampfhaften Rucken aufſteigender Seufzer begleitet ihre Gedanken an die ſchwere Not der Zeit. Mit kurzer Wendung kehrt ſich ihr Mann, der, an einem Brettchen ſchnitzend, in der Fenſternähe ſitzt, nach ihr um, ein breitſchultriger Brandenburger, Mitte der Dreißiger, durch einen Stelzfuß auffällig, das gutmütige Geſicht durch den winzigen, von den Ohren nach den Mundwinkeln weiſenden Backenbart, den ſogenannten Exekutorbart, wenig verunziert. Seine Stimme klingt hell und herzlich, wie er der Frau zuruft: „Kopf hoch, Mariechen! Guck mal hier durchs Fenſter, wie ſich die Sonne abmüht! Und in meinem Stummel von Fuß muckt es ſo! Ich glaub', es wird gar noch grüne Weihnachten geben, weißt du:

Es iſt ein' Roſ' entſprungen
In kalter Wintersnacht!

Man muß nur feſt am Glauben halten.“

Mariechen erwiderte nichts, ſondern bohrte die Hände noch tiefer in die Ärmel und faltete die Stirn noch griesgrämlicher als zuvor. Ihr Mann aber fuhr in ſeiner Arbeit eifrig fort und pfiff eine luſtige Melodie dazu. Gleich darauf ſang er lauthals den Text:

„Die Preußen haben Paris genommen,
Es werden bald beſſere Zeiten kommen,
Hurra, hurra, hurra!“

Seitdem Friedrich Wilhelm Genſchow als halbwüchſiger Bengel die Befreiungskriege mitgekämpft, war das ſein Lieblingslied. Er ſang und pfiff die Fanfare öfter, als für fremde Ohren erfreulich und mit der Würde ſeines Berufes vereinbar — er war nämlich der Lehrer und Küſter des Dörfchens —; aber einem Landwehrmann von Anno dreizehn, noch dazu einem, der ſich für König und Vaterland zum Krüppel hatte ſchießen laſſen, hielt man ſolche Reminiszenz an ſeine Heldenlaufbahn zu gute, und die fremden Ohren hatten ſich wohl oder übel daran gewöhnen müſſen.

„Die Preußen haben Paris genommen —“

fing er von neuem an, aber auf ſein blondes Mariechen verfehlte das Lied die beabſichtigte Wirkung als Troſtmittel ganz und gar. Im Gegenteil, die junge Frau ſprang ärgerlich auf, ſchlang ein Tuch um den Kopf und verließ die Küche nach dem Hausflur. Knallend fiel die Thür hinter ihr ins Schloß.

„Bums!“ rief ihr der alte Soldat mit gutmütigem Spotte nach. Dann erhob auch er ſich von ſeinem Platze und nahm eine recht ernſte Miene an.

„Weiß Gott, eine ſchlimme Zeit!“ ſprach er, öffnete die Thür, die von der Küche zur Stube führte und holte, um die Ecke langend, ein zierliches Tannenbäumchen heraus. Sofort ſchloß er die Thür wieder; aus der Stube war in dem kurzen Augenblick eiſige Luft in die gegenwärtig zugleich als Wohn- und Schlafgemach dienende Küche gedrungen.

Das Bäumchen mußte des Lehrers ganze Freude ſein, denn er betrachtete es mit zärtlichen Blicken, indem er es ausgeſtreckten Armes vor ſich hielt und derartig in der Hand herumdrehte, daß nach und nach das ſpärliche Tageslicht auf alle Zweiglein fiel. Es war nicht im Walde gewachſen, ſondern in dem Gärtchen hinterm Lehrerhauſe. Dort hatte Genſchow vor mehreren Jahren, als er Mariechen heimgeführt, eine Raſenbank angelegt und daneben ein winziges Tännlein gepflanzt, das ſeitdem hoch genug geworden, um mit der Spitze über die Banklehne zu reichen. Der Lehrer verſprach von ihm für ſpätere Zeiten ſich und ſeiner Eheliebſten, zumal dieſer, denn er mußte vormittags ſchulhalten, reichlichen Schatten gegen die Sommermorgenſonne. — Geſtern hatte er ſich mit vieler Mühe bis zu der Stelle, wo die Hoffnung auf Schutz gegen Hitze unter Schnee und Eis grünte, einen Weg gehackt und geſchaufelt. Ein Weilchen hatte er nachdenklich geraſtet, darauf in raſchem Entſchluſſe den Liebling aus der harten Kruſte herausgeſchält, mit ein paar wohlgezielten Beilhieben den Stamm dicht über dem Erdboden abgehauen und, ſo ſchnell er humpeln konnte, das Bäumchen in die Küche getragen, um zunächſt den daranhaftenden Schnee abtauen zu laſſen und es dann in der Stube aufzubewahren.

„Unſer Chriſtbaum,“ ſagte er kurz zu ſeiner Frau, als ſie ihn fragend anſah. Offenbar wollte er mit dem barſchen Tone die Rührung, die ihn überkommen hatte, niederſchreien.

Heute aber war es rein fröhliche Freude, mit der er das Bäumchen von allen Seiten muſterte. Nachdem er es ein gutes Dutzendmal in der Hand herumgewirbelt, nahm er das Brettchen, an dem er vorhin geſchnitzt hatte, und welches als Unterſatz für die Tanne beſtimmt war, und drehte dieſe in das durch jenes gebohrte Loch hinein. Dann ſtellte er ſein Werk auf den Tiſch und prüfte es nochmals mit liebevollen Blicken. Durch einen Spalt in der Schneemauer zwängte ſich ein Streifen Sonnenlicht in den dämmerigen Raum und traf die Spitze des Chriſtbäumchens, daß es ſchien, als trage ſie einen zartfunkelnden Stern.

„Es iſt ein' Roſ' entſprungen,“ jubelte der glückliche Küſter, verfiel aber ſtracks in ſeine Leibmelodie und ſetzte ein kräftiges dreimaliges Hurra hinter den erſten Vers des alten Weihnachtsliedes.

Er hatte ſeinen Triumphgeſang kaum beendigt, da wurde die Thür aufgeriſſen, und das blonde Mariechen ſtürmte herein, eher einer Luftſeglerin zu Walpurgisnacht als einer reſpektablen Küſterfrau ähnlich. Sie war faſt atemlos.

„Genſchow! Genſchow!“ rief ſie und machte eine Pauſe, nach Luft zu ſchnappen.

„Zu befehlen, Herr Scherſant!“ war die von dem Angerufenen in militäriſcher Haltung gegebene Antwort.

„Und du kannſt noch Hurra ſchreien?“ zeterte die aufgeregte Frau weiter, „und Faxen machen und mich verhöhnen? Und morgen, ſpäteſtens übermorgen ſitzeſt du an meiner Leiche! Ach Gott, ach Gott,“ ſchluchzte ſie, „knapp drei Tage reicht das Holz, und ich verfriere und verhungere hier, ohne daß eine Menſchenſeele davon Ahnung hat.“

„Na, na, Mariechen,“ begütigte ſie der Mann, „das hat noch lange Weile. Erſt laß uns die goldene Hochzeit feiern, nächſte Pfingſten über vierundvierzig Jahre, und dann ans Sterben denken. Sei doch vernünftig, Frau! Unſere Kartoffeln reichen bis künftigen Herbſt, und denke mal: morgens, mittags und abends Pellnudeln mit Salz, ab und zu auch eine Mehlſtippe mit Speck — kein König kann's beſſer haben! Und von Verfrieren redeſt du? Wenn wir uns mit dieſer einzigen Putzſtube weiter behelfen, ſo können wir uns, dafür ſtehe ich, Friedrich Wilhelm Genſchow, noch vierzehn Tage lang ein hübſches Feuerchen zähmen —“

„Ja, wo man die Finger in die Glut ſteckt und doch den Nagelwurm nicht los wird,“ unterbrach ihn die Frau jammernd; doch er ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort:

„Aber zum Kuckuck mit den Sorgen, in drei Tagen haben wir Weihnachten, und ich bleib' dabei, es wird noch grüne Weihnachten werden! Die Preußen haben Paris —“

„Nun ſchweig aber ſtill mit deinem Papageigeſchwätz!“ begehrte Mariechen auf. „Nichts als Dummheiten haſt du im Kopf. Hätteſt du den Stall beizeiten verlehmt, ſo wär' uns die Zicke nicht vor Kälte krepiert, und ich hätte doch morgens ein Töppchen warme Milch! Die Kartoffelmiete haſt du auch nicht richtig zugedeckt, ſonſt würden uns von den ſchönen Nudeln nicht eine um die andere verfroren ſein! So ſchöne, runde, rote Nudeln haben wir noch in keinem Jahr gehabt! Und wer hätte ſich drum kümmern ſollen, daß unſer Klafterholz, das noch in der Heide ſteht, rechtzeitig unter Dach und Fach gekommen wäre? Statt deſſen puſſelſt du die ganze ſchöne Zeit zwiſchen Kohl und Mohrrüben und Aſtern und Strohblumen herum, wo ein Mann gar nicht hingehört, und baſtelſt allerhand Kinkerlitzchen, mit denen ſich kein Hund hinterm Ofen hervorlocken läßt und — und — und —“

Der Keiferin war der Text ausgegangen, ſie ließ die Blicke in die Runde ſchweifen, ob ſie nicht Anhalt für fernere Vorwürfe finden möchte — da kam ihr das Bäumchen in die Quere.

„Ja, da hat man's! Verfrieren muß ich bei lebendigem Leibe, kein Scheit auf dem Herd, und du legſt dir hier ja wohl eine Baumſchule an zum bloßen Pläſir — fort mit dem Zeug, wo's hingehört!“

Und knacks, knacks, knacks hatte ſie den Baum dreimal über ihrem Knie eingeknickt. Ehe ſich der Mann deſſen verſah und es verhindern konnte, lag ſein Stolz und ſeine Freude in dem Herdfeuer, das qualmend an den kalten Büſcheln hochſchlug.

„Mariechen, unſer Chriſtbaum!“ brachte Genſchow nach einigen Sekunden mit zitternder Stimme heraus. Er vermochte ſich nicht vom Fleck zu rühren, auch Mariechen ſtand wie angewurzelt da und ſtarrte nach dem Herde. Jetzt hatte das Feuer die grünen Nadeln erwärmt und verzehrte kniſternd und knatternd das harzig duftende Opfer. Ein paarmal puffte es noch auf, dann waren die Zweige verkohlt, und langſam ſchwehlte der Stamm weiter.

„Unſer Chriſtbaum! Nun wird wohl aus grüner Weihnacht nichts werden!“ ſtöhnte Genſchow und ging hinaus. Mariechen aber ſank auf ihre Hutſche nieder, nahm die Schürze, die Hände hineinwickelnd, vors Geſicht, und bald ließ nur ein halbunterdrücktes Schluchzen erkennen, daß in der unförmlich verhüllten Geſtalt in der dunklen Ecke Leben war.

Nach einiger Zeit kam der Küſter mit einem Arm voll Kleinholz zurück, warf die Laſt neben den Herd und ſetzte ſich an den Tiſch. Es war unterdeſſen ſtockfinſter geworden.

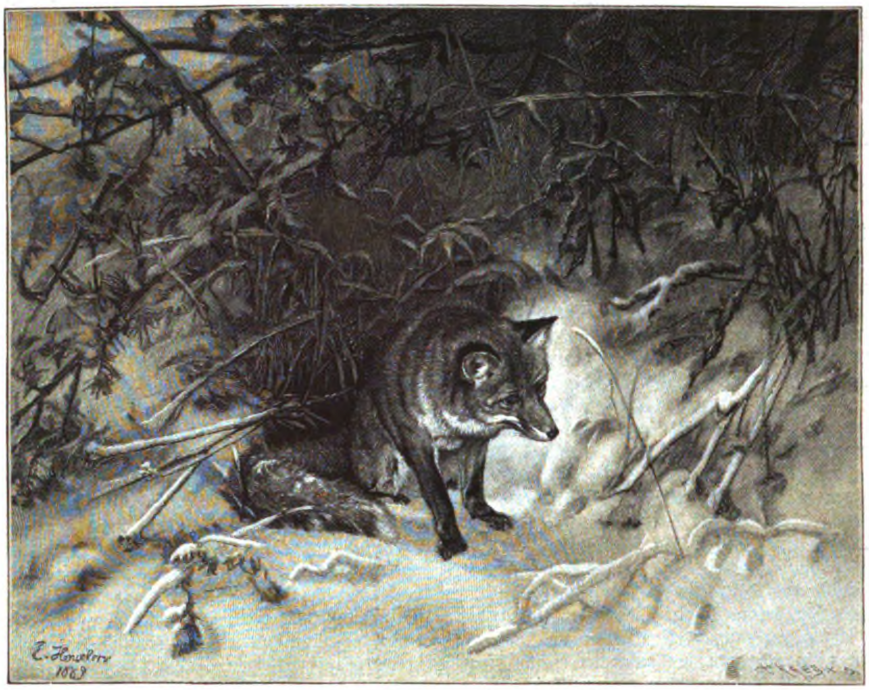
„Soll ich die Lampe anzünden? Wir haben noch ein bißchen Öl — Genſchow?“ fragte die Frau und lauſchte geſpannt auf Antwort.

„Zu befehlen!“ rief der Küſter höhniſch. „Hier ſteht auch noch ein Endchen Wachsſtock auf dem Fenſterbrett, das haſt du vorhin vergeſſen, mit ins Feuer zu ſchmeißen. Aber meinetwegen kann's ewige Nacht bleiben!“

Er hatte ſich in recht bittere Stimmung hineingeärgert.

„Es iſt für uns alle Beide am beſten, wenn's dunkel bleibt,“ räſonnierte er weiter. „Du ſiehſt dann von dem Elend nichts, und ich — na, es iſt ja egal, ob ich Licht und Freude hab oder nicht!“

„Genſchow!“ bat die Frau. Doch Genſchow achtete deſſen nicht; er trommelte mit der Rechten auf den Tiſch, paukte bisweilen mit dem Holzfuß auf den Boden und pfiff eine abgeriſſene Melodie durch die Zähne; ſein Leiblied war's aber nicht. Die Frau weinte währenddem leiſe in ihre Schürze, hin und wieder von Froſt geſchüttelt. Endlich wurden ihre Atemzüge ſchwer und gleichmäßig; ſie war eingeſchlafen. Als ihr Mann dies wahrnahm, ließ er in ſeinem Muſizieren nach und brachte das verglimmende Feuer wieder in Brand. Ein kurzer Windſtoß fuhr durch den Schornſtein, eigentlich nur ein ſtarker Hauch, aber Genſchow horchte unwillkürlich auf. Da nichts nachfolgte, ſetzte er ſich ſeufzend an den Tiſch und ſtützte den Kopf in die Hand. Er wollte auch ſchlafen, die ſchlimme Zeit verſchlafen, ſeine quälenden Gedanken verſchlafen. Doch es gelang ihm nicht. In ſeinem Innern war's zu rege. Ihm trat immer und immer wieder der Augenblick, als Mariechen zornwütig den Chriſtbaum ins Feuer warf, vor die Seele. Das ſchöne Bäumchen, das er ihr zu Liebe gepflanzt, ihr zu Liebe gepflegt, ihr zu Liebe abgehauen! — Noch keine Weihnacht waren ſie ohne Chriſtbaum geweſen, jedesmal hatten ſie ſich an dem beſcheidenen Lichterglanz erfreut und ſich dabei verſchämt gefragt, ob nächſtes Jahr wohl ein Stammhalter mit den kleinen Händchen danach greifen werde; jedesmal war den Beiden aus Harz- und Kerzenduft die Erinnerung an die ſeither zuſammen verlebten Chriſtfeſte erſtanden. So hatte es auch diesmal wieder werden ſollen. In Not und Ungemach hätten ſich am Glanze des Weihnachtsbaumes gemeinſam die Herzen erwärmt und mit der Verheißung der himmliſchen Heerſcharen, mit feſtem Glauben und friſcher Hoffnung erfüllt. Das war nun alles vorbei. Statt des Lichtes Finſternis, ſtatt der Liebe Groll. Jawohl, auch er mußte grollen, mußte ihr zürnen, die ſich wieder einmal von ihrem Zorn ſo abſcheulich hatte hinreißen laſſen. Wie häßlich hatte ſie dabei ausgeſehen, und es ließ ihr doch ſonſt ſo ſchmuck und nett! Schon als er ſie vor einem Dutzend Jahren zum erſtenmal geſehen, auf der Schulbank vor ſich, war ihm ihr feines Geſicht aufgefallen. Man hatte damals dem Invaliden, der vor dem Kriege Kornſchreiber auf dem Rittergute nächſt dem Dörfchen geweſen und der in irgend einer Weiſe verſorgt werden mußte, die gerade freigewordene Küſter- und Lehrerſtelle, als ſeinen Fähigkeiten am eheſten entſprechend, gegeben, und Mariechen zählte zu den erſten Schülerinnen des jugendlichen Jugendbildners. Sie war ein mäßig begabtes, unumgängliches Kind, läſſig und von zurückhaltendem Weſen; nur bisweilen konnte, ſelbſt aus geringfügigſtem Anlaß, ein heftiger Jähzorn über ſie kommen, in dem ſie alle guten Lehren und Vorſätze vergaß und Hand und Mund wacker rührte. Es ſteckte ihr im Blute, ſie hatte den Jähzorn vom Vater, dem Windmüller, geerbt; die blonde, faſt madonnenhafte Schönheit, welche mit ihrem Naturell in der einen Hinſicht ſo ganz in Widerſpruch ſtand, ſtammte von der Mutter, die ſie früh verloren hatte. Genſchow, der, trotz ſeines martialiſchen Polterns und ſeiner für den Beruf eines Lehrers mangelhaften Vorbildung, mit den Kindern gut fertig wurde, zumal er bei weichem Gemüt große Geduld beſaß, hatte viel an ihr zu meiſtern und viel von ihr auszuſtehen. An der Stirn trug er heute noch die kleine Narbe, die von einem Wurf mit dem blechernen Pennal herrührte, das Mariechen ihm eines ſchönen Tages ob eines, möglicherweiſe nicht ganz gerechten Tadels an den Kopf geworfen. Aber anderſeits hatte er die Freude, zu ſehen, daß ſeine Erziehungskunſt nicht ganz an ihr verloren ging, ihr Weſen angenehmer wurde und ſich in ihrer Fortbildung das Erreichbare zeigte. Nach der Einſegnung kam ſie ihm aus den Augen. Ihr Vater war zu



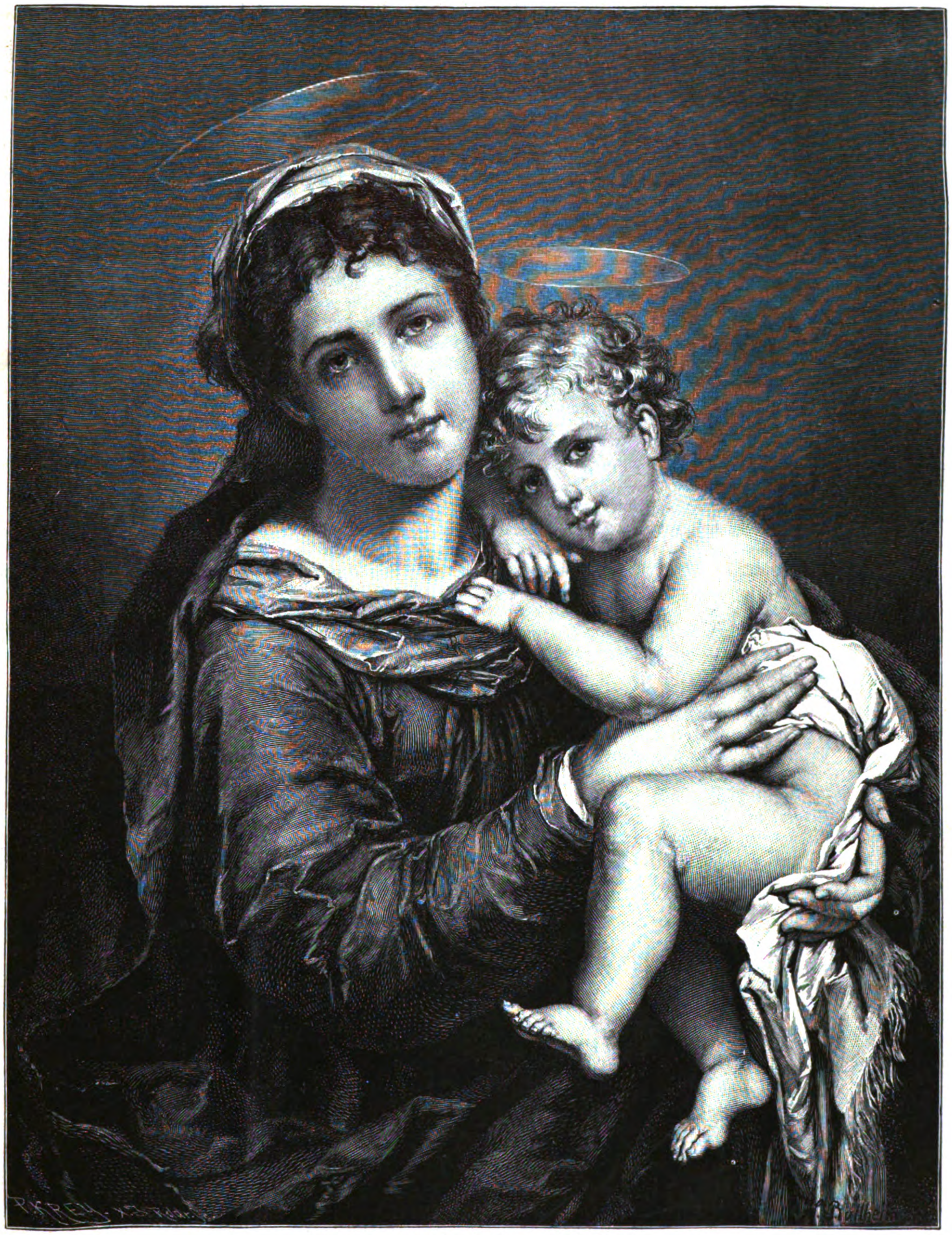
Nahrungsſorgen. Nach dem Gemälde von E. Henſeler.

jener Zeit von ſeinem Verhängnis ereilt worden, er hatte in der Wut mit ſchwerem Schlage ſeinen Mühlknappen getroffen und mußte hinter Schloß und Riegel, wo er nach drei oder vier Jahren ſtarb. Sein Tod fiel mit dem völligen Ruin ſeines geringen Vermögens zuſammen. Mariechen, die inzwiſchen in der Stadt in Dienſt getreten war, kam gelegentlich einmal ins Dorf. Von ihrer in der friſchen Trauer rührenden Erſcheinung wurde Friedrich Wilhelm Genſchow dermaßen betroffen, daß er zunächſt Pfeifen und Singen vergaß, bald aber das Verſäumte um ſo eifriger nachholte und jedem, der es hören wollte oder nicht, in Tönen verſicherte, daß bald beſſere Zeiten kommen würden, hurra, hurra, hurra! An einem Frühlingsſonntage — er hatte vom Herrn Paſtor für den ganzen Tag Urlaub erhalten — marſchierte er, ſo ſtramm es ging, nach der Stadt und kehrte als glücklicher Bräutigam heim. Nicht lange danach waltete in dem ärmlichen Lehrerhauſe eine ſehr junge, hübſche und ſtille blonde Frau.

Vieles von dem, was er in ſeinem Liebes- und Eheleben erfahren, ging nun dem Küſter durch den Kopf: wie ſein Mariechen ihm, ſoweit ihres Herzens Fähigkeit reichte, immer gut, aber auch wie es ihm bisher unmöglich geweſen, ſie ganz zu zähmen, von Indolenz und Jähzorn völlig zu befreien. Daß ſie die Äußerungen ihrer Heftigkeit bereute, ließ ſich nach jedem Ausbruch an ihrem ferneren Verhalten erkennen; die Reue in der gemeiniglichen Art zu bezeugen, durch Thränen und Gelübde, dazu war ſie geiſtig und ſeeliſch zu unbeholfen; nur ihre ſchlechteren, nicht die guten Regungen gelangten zum Aufwallen. Doch Friedrich Wilhelm Genſchow nahm verſtändig mit dem fürlieb, was ihrer Natur möglich erſchien, und ſo führten beide eine im großen und ganzen erträgliche Ehe. Ihr heutiges Benehmen aber hatte ihn tief verletzt, er fühlte die volle Brutalität ihres letzten Zornanfalles und war nicht im ſtande, ſie durch die äußeren Umſtände zu entſchuldigen. Das machte ihn kreuzunglücklich und gab ihm nach ſeiner Meinung recht, der Frau bitter zu grollen.

Am ehelichen Horizonte waren trübe Wolken aufgeſtiegen. Auch draußen hatte ſich mittlerweile der Himmel verſchleiert, und am nächſten Tage war es mit dem Hohnlachen der Sonne zu Ende. Obwohl die fürchterliche Kälte nicht nachließ, nahm der Küſter die Veränderung der Atmoſphäre dennoch für ein günſtiges Zeichen und trat wohl ſtündlich vor die Hausthür, um wetterkundigen Ausblick nach dem Himmel zu thun. An ſeiner Frau ging er wie der leibhaftige Froſt vorüber. Sie ſchien ein paarmal eine Anrede auf den Lippen zu haben, doch dabei blieb es. Schweigend verzehrten die Ehegatten ihre kärglichen Mahlzeiten miteinander. So dieſen und den folgenden Tag. Dann kam der 24. Dezember. Bereits der Morgen brachte frohe Botſchaft, aber in einer Weiſe, die ſonſt wenig Wert hat: in den Lüften klang es bald wie fernes Wimmern, bald wie matter Donnerhall. Es war der Südwind, der auf grauen Fittichen kam, um den Froſt in das Land der Eisrieſen zurückzujagen. Genſchow bemerkte es mit innerer Freude; beinahe hätte er ihr in ſeiner Leibmelodie Ausdruck gegeben, aber ein Blick auf Mariechen, die am Herd hockte, ließ ihn verſtummen. Er würdigte ſie der Teilnahme an ſeiner Freude nicht; ſein Grollen war allmählich zwar in das minder bösartige Schmollen übergegangen, doch auch dieſes hielt Herz und Mund verriegelt.

Im Küſterhauſe begann das Feſt wenig erfreulich. Bald, nachdem ſie den Tiſch von den Frühſtücksreſten geräumt, ging die Frau zur Küche hinaus. Genſchow glaubte ſie im Holzſtall; nach längerer Zeit fiel es ihm auf, daß er ſie nicht wirtſchaften hörte; er wurde neugierig, wo ſie wohl ſtecken möge, aber die Schmolltücke verbot ihm, ſich darum zu bekümmern; endlich rückte die Stunde heran, zu der Mariechen die Kartoffeln für die Mittagsmahlzeit ans Feuer zu ſetzen pflegte — und die Frau ließ ſich weder hören noch ſehen; auch die übliche Eſſenszeit ſelber verſtrich, ohne daß jene ſich einſtellte. Da wurde der Mann doch ängſtlich, und vor der Sorge ſtrich ſein Unmut die Segel. Genſchow eilte hinaus und rief nach der Vermißten. Keine Antwort. Er ſpähte in dem dunkeln Holzſtall umher. Niemand war zu erblicken. In


R. KREY. X.A.
H. Ballheim

Madonna. Nach dem Gemälde von H. Ballheim.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

der Stube konnte ſie nicht ſein; ſie hätte, um dorthin zu gelangen, die Küche paſſieren müſſen. Sollte das Weib davongelaufen ſein? Keine Spur führte über den Schneewall — pfui des böſen Verdachts! Aber was denn?! Dann muß ſie doch im Hauſe ſtecken. Will ſie dich narren? Aber das iſt nicht ihre Art. Sollte ſie gar —? Dem braven Küſter ſtand das Herz ſtill, als er an das Schlimmſte dachte.

Das Häuschen beſtand aus vier zu ebener Erde gelegenen Räumen und dem Boden darüber. Am Hausflur lag auf einer Seite die Schulſtube, auf der anderen die Küche und daneben die Stube der Küſterleute. Der hinter den rechts und links befindlichen Thüren gelegene Teil des Hausflurs war durch einen Verſchlag abgegrenzt und bildete den Holzſtall. Von hier führte eine Leiter auf den Hausboden. Nun ſuchte Genſchow in fieberhafter Aufregung auch dieſen Raum ab. Mariechen war nicht zu finden. Zu allerletzt fiel ihm ein, ſie könne in der Schulſtube ſein; er faßte nach der Klinke, fand aber die Thür verſchloſſen. Das war doch ſonſt nicht der Fall. Nun ſah er, daß der Schlüſſel von innen ſteckte. Mit aller Kraft ſtieß er die Thüre ein; ein kurzer Augenblick genügte ihm, im Halbdunkel die Gegenſtände zu erkennen — da ſaß, dicht am erſten Fenſter, mit der Schulter in die Wandecke gedrückt, auf dem Fußboden ſein Weib, regungslos. Neben ihr ein Meſſer und Spähne, auf ihrem Schoß ein ſonderbarer Gegenſtand aus Holz und Papierſchnitzeln.

Genſchow ſtürzte auf die ſtarre Geſtalt zu, warf das hölzerne Geſtell beiſeite und blickte der Frau in furchtbarer Angſt ins Geſicht, um ein einziges Lebenszeichen zu erhaſchen.

Sie hielt die Augen geſchloſſen, die Lippen waren ein wenig geöffnet, aber — nein, er täuſchte ſich nicht — noch waren ſie warm — die Bruſt hob ſich, ein Hauch traf das Antlitz des vor ihr Knieenden.

„Herr Gott — ſie lebt! — Mariechen! Mariechen! — Mein Mariechen!“

Da ſchlug ſie die Augen auf. Noch waren die Blicke nach innen gerichtet; nun wandten ſie ſich langſam der Außenwelt zu und trafen das zu einer glückſtrahlenden Grimaſſe verzerrte Geſicht des Gatten.

„Genſchow!“ flüſterte ſie mit matter Stimme und ſchloß die Augen wieder. Der Küſter nahm die verklammte Geſtalt in ſeine Arme und trug ſie nach der Küche aufs Bett, wo er ſie durch eine Reihe teils richtig angewandter, teils zweckloſer Bemühungen völlig ins Leben zurückrief. Er war vor Freude außer ſich, humpelte hierhin und dorthin und ſpitzte in einem fort die Lippen, um ſein Lied zu pfeifen, aber eine heilige Scheu hielt ihn davon ab, ſich in dieſer Stunde ſo weltlich zu äußern.

Und Mariechen? — Wunderbar! All der finſtere, verzweifelte Ausdruck, der ſeit Wochen in ihren Zügen gelegen, war wie weggeweht. Eine leiſe Röte war auf ihre Wangen getreten, und die Augen verfolgten, dankbar und liebevoll glänzend, das Gebahren des aufgeregten Küſters.

Über alledem war die Abenddämmerung hereingebrochen, die den tagsüber bereits verdämmerten Raum ſtichdunkel machte. Nun praſſelte ein tüchtiges Feuer auf dem Herde, in deſſen Nähe Mariechen, die Hutſche beiſeite ſchiebend, ſich einen Stuhl rückte.

„Hier ſetz’ dich neben mich, Genſchow!“ bat ſie ſchüchtern, und als Genſchow mit einem hellen „Zu Befehl!“ der Bitte nachgekommen, ergriff ſie ſeine Hand und küßte ſie, bis der ganz verdutzte Küſter ſie ihr entzog.

„Laß gut ſein, Mariechen!“ wehrte er ab. „Ich weiß, was du meinſt. Na, ich muß dich erſt recht um Verzeihung bitten, denn ich alter Kerl hab mich ja ſchlimmer aufgeführt, wie Schulzens Auguſt, dem ich noch am letzten Schultage wegen ekelhafter Bockbeinigkeit gezeigt habe, wozu die Haſelſträucher gewachſen ſind. Na, wir ſind alleſamt Sünder — laß gut ſein, Mariechen!“

„Ja, Genſchow, aber —“ das blonde Weib errötete merklich und ſenkte die Augen ſchämig in den Schoß. „Ich muß dir was zeigen, Genſchow. Doch du bleibſt ſitzen und rührſt dich nicht eher von der Stelle, als bis ich’s erlaube. Thuſt du’s, Genſchow?“

Damit ging ſie hinaus. Der Mann blickte ihr erſtaunt nach.

„So ganz anders, als je!“ murmelte er. „Was iſt doch über ſie gekommen?“

Er mochte wohl eine kleine Viertelſtunde allein geſeſſen haben, als ſich die Thür wieder öffnete und Mariechen hereintrat, das Antlitz hinter dem ſchwachen Glanze von einem halben Dutzend kleiner Kerzen verſteckt, die auf einem quirlartigen, mit Papierſchnitzeln verzierten Geſtell brannten. Geſenkten Hauptes ſtellte ſie es auf den Tiſch, wandte das Geſicht dem Gatten zu und ſagte leiſe: „Unſer Chriſtbaum, Fritz!“

Da erhob ſich, trotz des Verbotes, der Küſter, ernſt und feierlich, faßte Mariechens Rechte mit der ſeinen, ſchüttelte ſie mehrmals herzhaft, wie einem alten Freunde, und ſetzte ſich wortlos wieder hin, unverwandt den merkwürdigen Chriſtbaum betrachtend.

„Ja,“ ſagte die Frau, nachdem ſie neben ihm Platz genommen, „du weißt gar nicht, Genſchow, wie ſehr mir meine Unthat von neulich die Seele beſchwert hat. Ich hab’ dich nachts wohl ſeufzen hören, mich hat’s auch nicht ſchlafen laſſen; aber bei dir war’s gerechter Kummer und bei mir das böſe Gewiſſen, was uns wach hielt. Und da hab’ ich darüber nachgedacht, wie ſehr du dich jedes Jahr auf das Chriſtfeſt und den Chriſtbaum gefreut und wie ich dich um deine große Freude gebracht, in dieſer Zeit, wo Not und Einſamkeit überall eingekehrt ſind. Und ich habe weiter bedacht, wie dein Herz an unſerer kleinen Tanne gehangen, als ſie noch wuchs und gedieh, und was es dich gekoſtet haben mag, ſie abzuhauen; wie du diesmal und eh und je nur darauf bedacht geweſen, mir Gutes und Liebes zu erweiſen und wie ich’s dir doch nimmer nach Verdienſt vergolten habe. Und als ich die letzte Nacht wieder und wieder über meinen Undank nachſann, kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich dir zum heiligen Abend auf jeden Fall ein Bäumchen anzünden müßte, und ſollt’ ich deshalb dem lieben Gott ſelber ins Handwerk pfuſchen. Da hab’ ich denn heute Morgen heimlich das Endchen Wachsſtock vom Fenſterbrett genommen und ein paar Scheite Holz und das Kartoffelſchälmeſſer, mich in der Schulſtube eingeſchloſſen, damit du nichts merken ſollteſt, und den langen lieben Vormittag geklöbt und geſchnitzt und gebohrt und gebaſtelt, daß mir das Blut aus den klammen Fingern geſpritzt iſt. Und wenn mir vor Schmerz das Meſſer aus der Hand fiel oder der Froſt mich zu erſtarren drohte, hab’ ich mir immer wieder vorgehalten, du mußt ihm ſeine Chriſtfreude verſchaffen, und ſollt’s auch nur ’ne Idee davon ſein. Dann ging’s von friſchem mit der Arbeit, und ich ſtellte mir vor, wie lieb du allezeit für mich geſorgt und wie es doch meine heiligſte Pflicht geweſen wäre, von den alten Mucken zu laſſen, die mir allezeit über meine guten Vorſätze hinausgewachſen ſind. Aber als ich nun zu ſtande gebracht, was da ſteht, Genſchow, da wußt’ ich, daß ich auch mit meinen Mucken fertig werden kann und dir fortan nur ein freundliches Geſicht zeigen werde. Ich will’s dir nicht geloben, aber du wirſt’s ſehen. Da hab’ ich mir lange mein Machwerk angeſchaut und eine große Vorfreude auf heute abend und alle Zukunft gehabt, und ſchließlich iſt mir’s geweſen, als ſähe ich die Lichter ſchon brennen, ſolche und noch größere Helligkeit war vor meinen Augen; und gewiß und wahrhaftig glaubte ich die himmliſchen Heerſcharen zu hören, wie ſie von Friede und Wohlgefallen ſangen — da mußte ich die Augen ſchließen und dann — ja dann ſah ich auf einmal in dein treues Geſicht, du guter, guter Genſchow.“

„Es iſt ein’ Roſ’ entſprungen,“

betete der Mann leiſe —

„Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht —“

Mariechen, du haſt allezeit die rechte Lieb’ in deinem Herzen getragen, aber es mußte erſt ein kalter Winter kommen, damit die Roſ' entſpringen konnte. Doch horch, der Wind! Der jagt das Tauwetter mit Macht heran. Ich muß doch einmal hinausgucken — und du, Mariechen, erſchrick nicht, wenn ich draußen mein Hurra brülle; weiß der liebe Himmel, ich kann nicht anders, ſonſt drückt mir die Freude das Herz ab.“

Frau Marey Chriſtmeß.

Von Hermine Villinger. (Abdruck verboten.)

Es war zur Nachmittagszeit; hoch droben an einem Bahnwartshäuschen der Schwarzwaldbahn ging die Thüre auf, und ein Weib ſtreckte den Kopf in die ſchneeige Landſchaft hinaus; ſie fuhr aber im nächſten Augenblick wieder zurück. Drinnen, in der überheitzten Stube lag der Mann auf dem Bett und fieberte; es hatte ihn plötzlich angefallen, er wußte nicht wie; nun wollte er nichts hören und nichts ſehen, ſondern ſchlafen.

Das Weib hatte ihm einen heißen Thee gekocht und ihn dem Manne aufgenötigt; ſie hoffte, ihn damit munter zu machen, denn der Jockele, der einzige Bub, lag ihr ſchon den ganzen Tag in den Ohren: „Aber gelt, Mutter, jetzt gehſt hinunter und holſt mir was zu Weihnacht — ſchau, 's Bäumle ſteht ſchon im Topf, jetzt brauch ich nur noch Äpfel und Nüſſ' und einen recht großmächtigen Herzlebkuchen.“

Und wenn ſie ſich dann in Gottesnamen in ihr Tuch hüllte und von dem Buben zur Thür zerren ließ, überkam ſie plötzlich wieder eine Angſt um den laut atmenden Mann, und ſie kehrte an deſſen Bett zurück.

Der Jockele brach endlich in bitterliches Weinen aus; daß er am heiligen Abend nichts als ein nackiges Bäumchen haben ſollte, ſchien ihm das ſchmerzlichſte, was es auf dieſer Welt gab. Da raffte ſich die Frau auf: „Mann,“ ſagte ſie, „in zwei Stunden bin ich gut wieder oben, 's iſt halt doch Weihnacht, da ſoll kein Kind leer ausgehen, meinſt nit, daß ich dem Büble was holen könnt'?“

„Ja, ja,“ nickte der Bahnwart, „geh, 's iſt mir nur ein biſſle dumpf; wenn ich ausgeſchlafen hab, wird's beſſer ſein.“

„Hör', Jockele,“ wandte ſich die Frau an den Buben, „paſſ' genau auf, wenn der Zeiger auf fünf Minuten vor fünfe ſteht, weckſt den Vadder und holſt ihm die Flagg' und ruhſt nit, bis er draußen ſteht, wann der Zug kommt — haſt gehört, ruhſt nit — ich bind' dir's auf die Seel'.“

Jockele verſprach: „Ich ruh nit, Mutter, und gelt, vergiß nit, Äpfel brauch' ich und Nüſſ' die Meng' und einen großmächtigen Herzlebkuchen.“

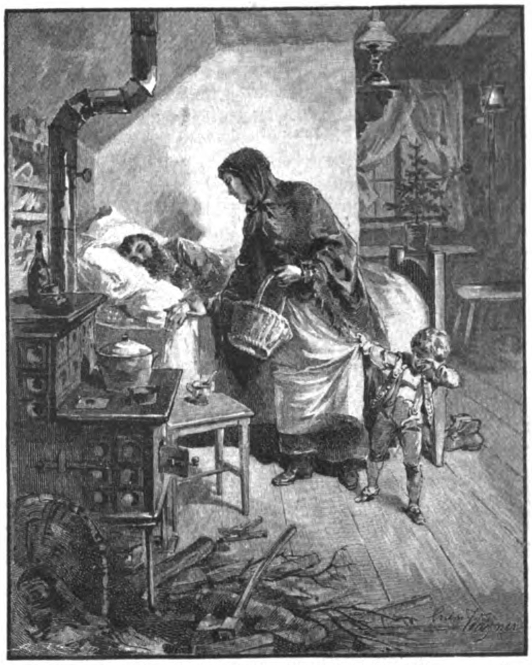
Die Frau kämpfte ſchon draußen mit Schnee und Wind, als ihr die helle Kinderſtimme noch nachtönte:

„Mit Mandeln drin, Mutter, und behüt' dich Gott, und grüß mir's Chriſtkindle ſchön, wenn's unterwegs iſt.“

Alsdann verfügte ſich Jockele zu ſeinem Bäumchen, ſtarrte es an und klatſchte von Zeit zu Zeit in die Hände, denn er ſah im Geiſt ſchon alle Zweiglein voll Äpfel und Nüſſe hängen. Die Mutter konnte zwar erſt gegen ſechs Uhr wieder oben ſein, und es ſchlug eben vier, nichtsdeſtoweniger lief Jockele ſchon jetzt vor die Thüre und ſchaute nach ihr aus und kam dann jedesmal, den blonden Kopf voller Schneeflocken, in die Stube zurück. Hierauf pflanzte er ſich mit großer Gewiſſenhaftigkeit vor die gelb und rot gemalte Uhr und ſah den Schwingungen des Perpendikels zu, der von außen über das Zifferblatt hing, und deſſen Ticktack von einem uralten, Staub und Spinnen durchwobenen Daſein erzählte.

Endlich — es war nicht zu verkennen, ſtand der Zeiger da, wo die Mutter es ihm gezeigt hatte, und Jockele verfügte ſich zum Bett des ſchlafenden Vaters und rüttelte ihn an den Schultern. „Vadder,“ ſchrie er ihm in die Ohren, „der Zug!“

Der Mann lag in tiefem Schlaf; auf den Thee hin war ihm der Schweiß ausgebrochen, ein ſchwerer Traum ſchien ihn zu beläſtigen, und als das Kind ſich über ihn beugte, ſchlug er nach ihm. Jockele jedoch ließ ſich nicht irre machen, er wußte, was auf dem Spiele ſtand, verſäumte der Vater ſeine Pflicht. Er holte die Flagge herbei und drückte ſie dem Vater in die Hand, er ſchleppte den ſchweren Mantel durch die Stube zum Bett, er ſchrie und zerrte und riß an dem Schlafenden — vergeblich! Jetzt ertönte draußen das Signal.



„Mann,“ ſagte ſie, „in zwei Stunden bin ich gut wieder oben - - — -“

„Jeſus im Himmel,“ ſchrie der Bub, „der Zug, Vadder, ſteh auf — ſchnell — hör' mich doch, Vadderle, ſo hör' mich doch!“

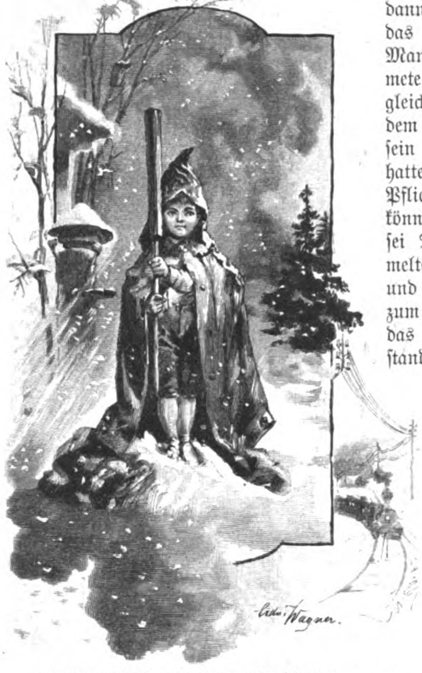
„Ja, ja,“ murmelte der Mann, „bin ſchon da“ — und kehrte ſich gegen die Wand.

„Da muß halt *ich* hinaus,“ ſagte ſich der Bub, „denn eins muß draußen ſein.“

Kurz entſchloſſen fuhr er in den langen ſchweren Mantel des Vaters, zog die Kapuze über den Kopf, nahm die Flagge und kam gerade noch recht an Ort und Stelle an — denn wenige Augenblicke ſpäter dampfte der Zug herbei, an der wunderlichen kleinen Geſtalt vorüber; der Schnee hatte Jockele dicht eingehüllt, mit großem Ernſt präſentierte er die Flagge, und gar lieblich lugte ſein roſiges Kindergeſicht aus der ſchneebedeckten Kapuze heraus — ein verwehtes Chriſtkindlein auf einſamer Höhe.

Als ſolches mochte er vielleicht der jugendlichen Geſtalt erſchienen ſein, die unter dem offenen Fenſter eines Koupees ſtand und in die ſtille Chriſtnacht hinausſchaute, denn ſie winkte plötzlich mit der Hand, und im nächſten Augenblick flog dem Jockele aus dem vorüberfahrenden Zuge ein Gegenſtand vor die Füße; er hob ihn auf und eilte damit ins Haus; dort ließ er den ſchweren Mantel des Vaters fallen und eilte zum Fenſter, um beim hellen Scheine des winterlichen Mondes ſein Geſchenk zu betrachten. Es war eine kleine feine Ledertaſche; er öffnete ſie und fand ſie von faſt lauter neuem Silbergeld angefüllt. Da ſchrie Jockele vor Freuden laut auf; an einen Geber dachte er nicht; es war ja Weihnacht, kein Wunder alſo, wenn Geſchenke vom Himmel fielen. „So, jetzt putz *ichs* Bäumle,“ ſagte ſich Jockele, „die Mutter wird ſchauen.“

Und er begann die Zweige der kleinen Tanne mit den Silberſtückchen zu belegen, was keine geringe Mühe war, denn ſie fielen immer wieder herunter, ſo daß Jockele ſchließlich ganz erſchöpft den Kopf in die Arme legte und ſo unter ſeinem ſilberbeſtreuten Bäumchen ſanft und feſt einſchlief. Er hörte nichts von der Heimkehr der Mutter, die ganz beſchneit und keuchend vor Anſtrengung, in die Stube trat; erſt ſetzte ſie



„mit großem Ernſt präſentierte er die Flagge“ — — —

ihren Korb ab, dann eilte ſie an das Lager des Mannes; er atmete ruhig und gleichmäßig; auf dem Boden lag ſein Mantel. Er hatte alſo ſeiner Pflicht genügen können. — „Gott ſei Dank,“ ſtammelte das Weib und wandte ſich zum Fenſter, wo das Bäumchen ſtand, und ihr Büblein ſaß und ſich nicht rührte. — Leiſe, auf den Zehenſpitzen, trat ſie mit ihrem Korb voll Äpfel und Nüſſe, den Herzlebkuchen in der Hand, hinter den Stuhl des Kindes. Aber was war das — ſchien der Mond ſo glänzend heute, daß es ſilbern aus dem Bäumchen ſchillerte und ebenſo aus dem lockigen Haar des ſchlafenden Jockele? Die Frau ſtreckte die Hand aus und fuhr über das Haupt des Kindes — da flog's rechts und links ſilbern aufklingend zur Erde. „Jeſus Maria,“ ſchrie ſie auf, der Jockele fuhr in die Höhe, ſtarrte erſt ein wenig erſchrocken drein und rief dann, indem er ganz ausgelaſſen vor Freude von einem Bein aufs andere hüpfte: „Jawohl, jawohl, 's iſt alles mir — ſchau' nur, ſchau, Mutter!“

Die Frau machte vor allen Dingen Licht; jetzt erwachte auch der Mann, mit beiden Füßen vom Bett ſpringend. „Herrgott,“ ſagte er, „der Zug iſt vorbei — du warſt doch draußen, Frau?“

Sie wurde kreideweiß: „Ich komm' ja eben erſt heim.“

„Aber ich war draußen,“ erklärte Jockele, „wie der Vadder gar nit hat aufwachen wollen, hab' ich eben die Flagg' genommen und den Mantel und hab's ganz recht gemacht, und niemand hat mich kennt, aber 's Chriſtkindle hat mir vom Himmel runter einen Haufen Geld geworfen, lauter neu's.“

Der Bahnwart, noch ganz elend von ſeinem überſtandenen Fieberanfall, ließ ſich mit zitternden Knieen auf den nächſten Stuhl nieder: „Biſt wirklich draußen geſtanden?“ fragte er.

„Freilich,“ verſicherte Jockel, „kannſt ganz ruhig ſein, Vadder.“

„Das iſt einer,“ ſchluchzte die Frau auf, „der wird noch einmal General — 's ſind gewiß zehn Mark, Mann, ſchau her.“

Auf dem Tiſche lag das lederne Täſchchen, und Jockele erklärte: „Das Ding da iſt auf mich zugeflogen, gerad' wie ein Vogel vom Himmel.“

Die Bahnwartsfrau unterſuchte das Täſchchen und fand darin eine Karte, „a merry Christmas“ ſtand darauf. Es dauerte lang, bis ſie ſich die Worte zuſammenbuchſtabiert hatte. Endlich meinte ſie: „Aha, 's iſt die Frau Marey Chriſtmeß — Gott ſegne ſie, 's muß eine ſeelengute Frau ſein.“

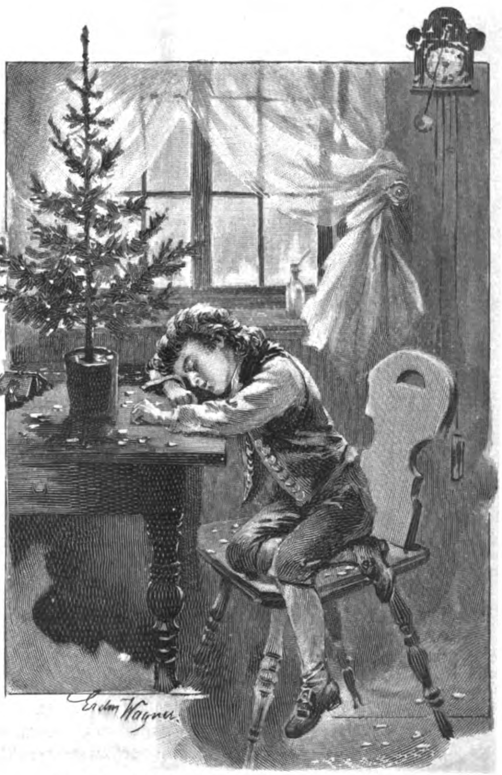
„Halt, wahrſcheinlich dem Chriſtkindle ſeine Mutter,“ erklärte Jockele und machte ſich über ſeine Äpfel und Nüſſe her.

Der Nürnberger Zinnſoldat.

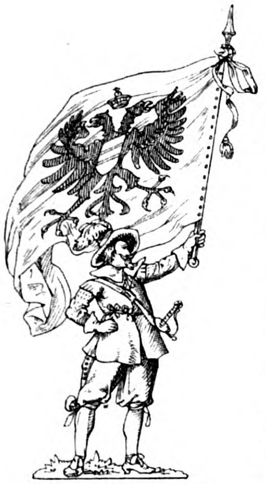
Von Klaere Schubert-Feder. (Abdruck verboten.)

Unter der Legion von Kinder-Spielſachen ſind zwei ſeit Urzeiten die privilegierten: die Puppe für die Mädchen — das beweiſen die ägyptiſchen Gräberfunde — und für die Knaben der Soldat, mit dem wir uns heute beſchäftigen wollen. Zwar, ich will es gleich vorweg ſagen, als Handelsartikel iſt der Bleiſoldat erſt ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts nachweisbar; aber Reiterfigürchen aus dem Altertum ſind mehrere bekannt. So entdeckte Olivieri in einem Kindergarten bei Peſaro die Statuette eines Cäſar zu Pferde, allerdings zuſammen mit derjenigen der Venus und der Minerva, ſo daß ſie auch Adorationsfiguren ſein konnten. Ferner wurden in den Tumuli bei Roſegg in Kärnten zwei Reiterfigürchen gefunden, die aber ebenſowenig, wie das vorerwähnte, Spuren von Stehplatten zeigen, alſo vielleicht Votivbilder waren. Und ſo mag auch das kleine Reiterrelief aus dem XIV. Jahrhundert, welches das germaniſche Muſeum zu Nürnberg aufbewahrt, religiöſem Kultus ſeinen Urſprung verdanken. Aber wer wollte daraus ſchließen, daß, um der mangelnden Beweiſe willen, die Knaben vergangener Jahrhunderte nicht Soldatenfigürchen zum Spiel gehabt hätten? Wenn nicht aus Metall, ſo ſind ſie wohl aus Holz geweſen, wie vielfach noch heute die Viehherden, die aufzubauenden Städte, die Arche Noah und die Soldaten ſelber.

Als, noch im vorigen Jahrhundert, ſtatt der zinnernen Geräte, die bis dahin koſtbaren Porzellan- und Steingutgeſchirre ungleich größere Verbreitung und Beliebtheit fanden und das altehrwürdige Gewerbe der Zinngießerei einzugehen drohte, da ſuchte es friſche Wurzeln auf einem neuen Gebiet zu ſchlagen, und ſeinen Ruinen entſproßte als emanzipierte, ſelbſtändige Tochter die Zinn- und Bleiſoldatenfabrikation, deren erſter namhafter Vertreter der Nürnberger Meiſter Johann Georg Hilpert war. Derſelbe lebte bis zum Jahre 1795, und ſeine Erben veröffentlichten 1805 das erſte ge-



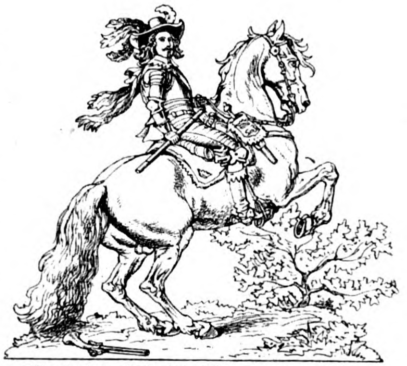
„. . . ſo daß Jockele ſchließlich ganz erſchöpft den Kopf in die Arme legte und ſo feſt einſchlief.“



Aus Wallenſteins Lager.
Nach einer Zeichnung von Paul Ritter.

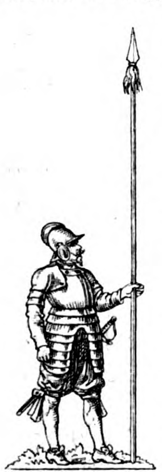
druckte Preis- und Warenverzeichnis dieſer Art. Danach war ein Stück König von Preußen, d. h. Friedrich der Große zu Pferde, für 1 fl., Voltaire ſchon für 36 kr. zu haben. Die welterſchütternden Ereigniſſe der napoleoniſchen Zeit haben merkwürdigerweiſe keinen Widerhall in den Nürnberger Werkſtätten gefunden; es ſind nach wie vor Friedrich II und ſeine Thaten, welche den Kindern in Blei und Zinn vorgeführt werden.

In unſerer raſchlebigen Zeit hält die Reproduktion nicht nur gleichen Schritt mit den Tagesereigniſſen, ſie eilt ihnen unter Umſtänden voraus. So wurden z. B. im Jahre 1870, noch ehe die erſten Kanonen von Saarbrücken erdröhnten, von ſpekulativen Fabrikanten bleierne Preußen- und Franzoſenſchlachten in den Handel gebracht; und als vor etwa zwei Jahren die Gereiztheit zwiſchen Öſterreich und Rußland den Höhepunkt erreicht hatte, wurden bereits Ruſſen- und Öſterreicherſchlachten verlangt und verkauft.



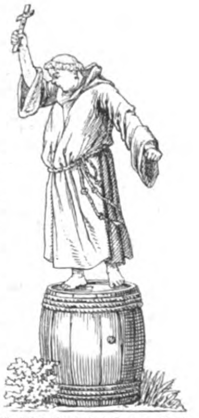
Piccolomini. Nach einer Zeichnung von Paul Ritter.

Ganz ohne Repräſentanten der eignen Zeit ließ allerdings die frühere Fabrikation die Jugend nicht. Das germaniſche Muſeum ſowohl, als das bayeriſche Gewerbemuſeum zu Nürnberg bewahren ſchöne Muſter auf; ſo, außer den ſehr hohen Figuren Friedrichs des Großen, den Kaiſer Alexander von Rußland, den Erzherzog Karl, den König „Luſchtig“ (Jerôme), den Herzog von Braunſchweig, zwei Pandurenhäuptlinge, zwei Potsdamer unbemalte Grenadiere, wahre Rieſen unter den Bleiſoldaten, ein Regiment galoppierender Ziethenſcher Huſaren, die jedoch in ihren körperlichen Proportionen nicht tadelfrei ſind. Daß im ganzen die früheren Figuren beſſer ſind, als die ſpäteren, läßt wohl darauf ſchließen, daß ſie im Anfang nur als eine Art Kunſtwerkchen und erſt ſpäter maſſenweiſe und fabrikmäßig gearbeitet wurden. Allerdings diente damals und ſogar bis etwa vor ſechzig Jahren ein Allerweltsmodell für alle Truppengattungen aller Länder: ein häßlich hoher Tſchacko, lange Frackſchöße, den Schwalbenſchwänzen ähnlich, und eng anſchließende Beinkleider wurden je nach der farbigen Bemalung für Öſterreicher, Ruſſen, Engländer oder Preußen verkauft.

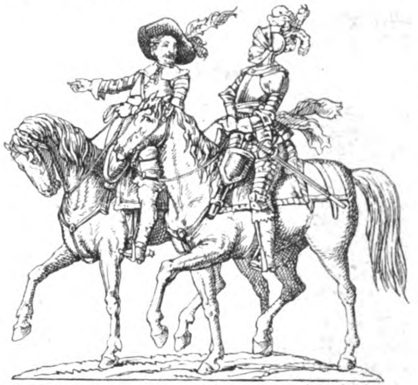


Aus Wallenſteins Lager.
Nach einer Zeichnung von Paul Ritter.

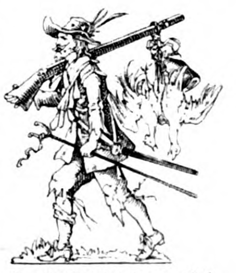
Erſt in den dreißiger Jahren nahm dieſer Induſtriezweig einen wirklichen Aufſchwung, und nach der Pariſer Weltausſtellung, 1855, welche die geſamte Induſtrie des übrigen Europa aus dem Schlafe rüttelte, erfuhr auch er in ſchneller Aufeinanderfolge ſo überraſchende Vervollkommnungen, daß der Bleiſoldat heute eigentlich gar kein einfacher Bleiſoldat mehr iſt. Und zwar dankt er ſeine gehobene Poſition vor allem der Firma der Herren Heinrichſen in Nürnberg, die in weiſer Befolgung des Goetheſchen Wortes: „daß in der Beſchränkung ſich erſt der Meiſter zeige,“ aus dem Bleiſoldaten ihre Spezialität machten und nicht nur den Eifer tüchtiger Fabrikherren, nicht nur die Spekulation gewiegter Kaufleute, nein, den feinen Sinn und die ausübende Hand des Künſtlers und — last not least — wahre echte Liebe zu den Kindern in ſeinen Dienſt ſtellten. Von ihnen nun iſt auf die übrigen Fabriken desſelben Gegenſtandes der Trieb nach Verbeſſerung und Verſchönerung übergegangen, ein Verdienſt, das, wie das Archiv für Spielwaren vom Jahre 1877 ſehr richtig bemerkt, den genannten Herren nicht hoch genug angerechnet werden kann. „Für die Kinder iſt das Beſte gerade gut genug,“ wobei wohlverſtanden, nicht Pracht der Ausſtattung und Köſtlichkeit des Stoffes, ſondern das Beſte im moraliſchen Sinne gemeint iſt. Und um dies zu erreichen, wird keine Bemühung geſcheut — ein Blick in das Muſterbuch bringt dies zur Gewißheit. Das jetzige Haupt der Firma, Kommerzienrat Wilhelm Heinrichſen, iſt ſelbſt ein trefflicher Zeichner, und mancher fein empfundene Entwurf bezeugt ſein Künſtlertum. Aber auch ſonſt haben die beſten Künſtler ihre Hand willig geliehen, dem Kunſtgewerbe zu Ehren: ſo Wanderer, Ehrenbürger ſeiner Vaterſtadt Nürnberg, der talentvolle Schüler Krelings, Paul Ritter, der große taubſtumme Autodidakt, der die ſchönen Anſichten aus Nürnbergs Vergangenheit mit reicher geſchichtlicher Staffage geſchaffen hat, Camphauſen, der bekannte Düſſeldorfer Schlachtenmaler, Heideloff, Freytag und viele andere. Sie alle haben der Miniaturarmee, trotzdem ſie Blei in den Gliedern hat, auf ihrem Eroberungszuge durch die Welt überall zum Siege verholfen und ihr überall Freunde erworben, wohin ſie kam. — Sehen wir uns dieſe ſeltenſte aller Armeen, die ſich überall Freunde gewinnt und deren Unterhaltung — Gottlob — gar nichts koſtet, etwas näher an — ſie wird auch unſer Herz erwärmen. Denn da iſt kein Kulturvolk, von deſſen Kriegsthaten nicht im Spielzeug den Kindern eine Vorſtellung gegeben würde, vom trojaniſchen Kriege an bis zur



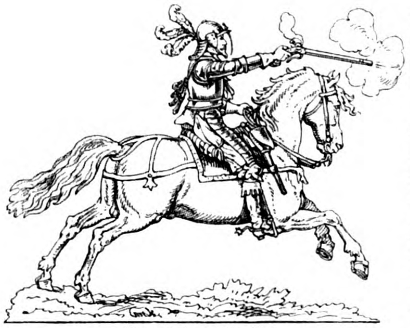
Aus Wallenſteins Lager. Nach einer Zeichnung von Paul Ritter.



Wallenſtein mit Kurfürſt Maximilian. Nach einer Zeichnung von Paul Ritter.



Aus Wallenſteins Lager. Nach einer Zeichnung von Paul Ritter.



Pappenheimer Küraſſier.
Nach einer Zeichnung von W. Camphauſen.

Aufhiſſung der deutſchen Fahne in Kamerun; von den Eroberungen des Cyrus bis zu den Kämpfen um Tonkin. Und welche Vorſtellung wird ihnen gegeben! Da iſt hiſtoriſche Treue im allgemeinen und im beſonderen, ja im Kleinſten! Die Verſchiedenheit der Pferderaſſen, die Typen der einzelnen Völkergattungen kommen zum Ausdruck, die den mannigfaltigen Rüſtungen und Kleidungen eigentümlichen Formen und Farben. Und mit welcher Feinheit iſt das alles ausgeführt! Da iſt nirgends eine verlaufene Farbe, nirgends eine mangelhafte Form. Und ſie ſind alle ſo flott und lebendig in ihren Stellungen und Bewegungen, daß man wahrlich nichts merkt von der bleiernen Ruhe, auf die ſie ein Anrecht hätten. Man wolle nur z. B. die hier abgebildeten Figuren aus dem Aufſtellſpiele „Wallenſteins Lager“ betrachten, das uns von den bekannten Perſonen des Schillerſchen Dramas kaum eine vermiſſen läßt. Faſt möchte man bei ihrem Anblicke fragen, ob der Künſtler bei den Meiningern, oder die Meininger bei ihm in die Schule gegangen ſeien.

Die Figuren werden in verſchiedenen Abmeſſungen hergeſtellt, und dieſe waren lange Zeit Gegenſtand des Taſtens und Probierens ſeitens der Fabrikanten. Die heute feſtſtehenden Maße ſind im weſentlichen:

Die ſogenannte Nürnberger Größe, welche ungefähr 3 Centimeter hohe Infanterie, 4 Centimeter hohe Kavallerie liefert;

Die ſogenannte I. Berliner Größe, welche die Figürchen um $^1/_2$ Centimeter erhöht, und die II. Berliner Größe, in der jeder Mann mindeſtens 5 Centimeter hoch ſein muß. Rieſen von 10 und 15 Centimeter werden faſt gar nicht mehr gemacht; nur die Nürnberger Firma Beſold liefert noch dann und wann einige ſolche Exemplare. Sie ſind aber weit weniger geſucht als die kleineren; ja, die eigentlichen Kenner und Liebhaber, von denen ſpäter die Rede ſein wird, ſchätzen und ſuchen nur die allerkleinſten. —

Die ganze vorbeſprochene Mannſchaft iſt, was ich bisher zu ſagen unterließ, flachfigurig; aber es gibt ſeit einigen Jahren auch volle Rundfiguren (das ausſchließliche Fabrikat der Herren Heinrich in Fürth); dieſelben können jedoch den gleichen, allgemeinen Anklang nicht wohl finden, ſchon aus Rückſicht auf ihren ungleich höheren Preis: wenn man für 900 der geringſten und kleinſten Sorte flachfiguriger Infanteriſten etwa 4 Mark zahlt, ſo kauft man für dasſelbe Geld kaum 5 der eleganteren Rundfiguren. Dieſe gelten mehr für ein Kurioſum, beſonders wenn ihre Montur vollſtändig abnehmbar iſt und der Reiter auf- und abſitzen, Arme und Beine bewegen kann. Sodann aber nehmen die flachfigurigen viel weniger Platz ein; es können alſo auf derſelben Fläche eine viel größere Anzahl Aufſtellung finden, als von den vollplaſtiſchen; und endlich kann das Kind die flachen mit einem Hauche ſeines Mundes zu Boden ſtrecken — die maſſiven ſind ſchwerer zu handhaben und widerſtandsfähiger. Nur für ganz kleine Kinder ſind die letzteren die richtige und empfehlenswerte Gattung.

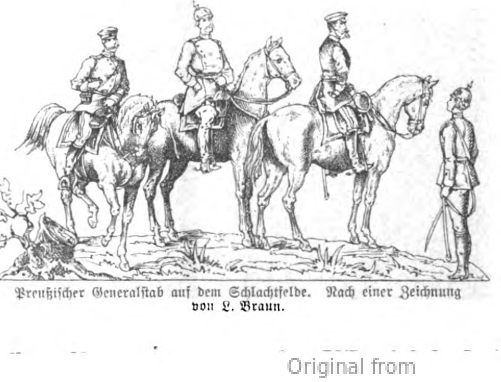
Die Zinnfiguren ſind zum kulturhiſtoriſchen Studienmaterial umgeſchaffen, zu einem Unterrichtsmittel vorzüglicher Art, beſonders, wenn wir nun noch das neue Feld in Betracht ziehen, das ihnen ſeit kurzem erobert worden iſt. Nicht nur die ſchönſten Aufſtellſpiele militäriſcher Natur, nein, auch die Wiedergabe der mannigfaltigen Vorgänge des bürgerlichen Lebens gelingt der genannten Nürnberger Fabrik auf das beſte, und man muß ſagen, daß ſie darin die realiſtiſche Wahrheit bis an die Grenze des Möglichen geführt hat.

Wenn die Soldaten in erſter Linie für die Knaben berechnet ſind, ſo dürfen die Szenen des täglichen Lebens, als in beſonderer Rückſicht auf die Mädchen entſtanden, gedacht werden. Und ſie ſind das Reizendſte, was man ſich denken kann — es ſind dem vollen Menſchenleben abgelauſchte Momente, wie ſie der Maler nicht beſſer wiedergeben könnte. Man betrachte nur den ſchönen Hafenplatz mit ſeinem drehbaren Krahn, ſeinen typiſchen Fiſchweibern, den Matroſen, die um das Waſſerbecken, mit den ſchwimmenden, auf- und abzuladenden Schiffen herum beſchäftigt ſind oder in Gruppen beiſammen ſtehen, die Reiſenden aller Art, welche geſchäftig ihre Straße ziehen, die Hafenwache mit dem ſchönen Hintergrunde der Seeſtadt. Oder die Bauernkirchweih, nach Ludwig Richterſchen Motiven zuſammengeſtellt. Wer beſchreibt da all die anmutigen Einzelheiten der gefällig profilierten Gruppen: das Gaſthaus z. B. mit der Fahne und dem Storchneſt und der tannenbekränzten Thür, den Bänkelſänger mit dem Leierkaſten, die Kinderſzenen in detaillierteſter Ausführung, die im Nationaltanz ſich ſchwingenden Paare, den Pfarrer, der mit der langen Pfeife gemütlich zuſieht, die Laubengänge — ja, man müßte es vorzeigen können, um von all den kleinen Herrlichkeiten den rechten Begriff zu geben.

Sehen wir nun zu, was alles mit dem unſcheinbaren Metallblock vorgenommen werden muß, ehe im Parademarſch, in Galauniform, unter klingendem Spiel, ein Regiment unſerer Soldaten an uns vorbei defilieren kann.

Zuerſt der Name: heißt es beſſer Blei- oder Zinnſoldat? Er müßte beides heißen, denn er iſt beides, und ſeit Ende der dreißiger Jahre kam deshalb für die beſſeren Qualitäten die Bezeichnung „Zinnkompoſitions-Figuren“ auf. Nur die allergeringſten Sorten ſind ganz aus Blei, und um der Sprödigkeit dieſes allerunedelſten Metalles willen ſind alle Bleifiguren prädeſtinierte Invaliden; die beſſeren und allerbeſten Klaſſen beſtehen aus einer Legierung von Zinn und Blei, und zwar wird die Kompoſition um ſo biegſamer und widerſtandsfähiger, die aufgetragene Farbe um ſo glänzender und leuchtender, je größer der Zuſatz an Zinn iſt, welches Metall etwa den ſiebenfachen Wert des Bleies hat.

Alle Figuren werden gegoſſen und zwar in Gußformen aus Schieferſtein, deren jede aus zwei, genau aufeinander paſſenden Hälften beſteht, und in welche die Zeichnung vertieft und im Gegenſinn eingraviert iſt. Sie ſind innen mit Ruß geſchwärzt, weil Ruß den Guß erleichtert. Noch heute, ſei in Parantheſe bemerkt, werden unſere Zinnlöffel durch dieſes, urſprünglich franzöſiſche Verfahren hergeſtellt. Aus dem, in einen Tiſch eingelaſſenen Gußbecken mit darunter befindlicher Feuerung wird die flüſſige, rotglühende Maſſe mittels kleiner Kellen der Form zugeführt und hinterläßt einen Anſatz, der wie ein Kometenſchweif am Körper feſtſitzt, den ſogenannten Gießel. Bereits wenige Augenblicke nach dem Guß, denn ſo ſchnell erkaltet derſelbe, wird dieſer Gießel durch fleißige Frauenhände mit ſpielender Leichtigkeit abge-



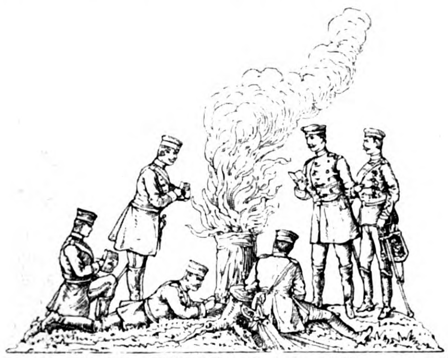
Preußiſcher Generalſtab auf dem Schlachtfelde. Nach einer Zeichnung von L. Braun.

brochen. Aber auch noch anderweitig muß dem Äußeren des ſonſt formgerechten kleinen Mannes nachgeholfen werden; es bleiben an den Gußnähten hier und da kleine Unebenheiten, die ſogenannten Grate, die beſeitigt werden müſſen. Und nun geht's an die Bekleidung und Equipierung, die unſer Krieger ſehr nötig braucht; denn auch er teilt das allgemeine Los, auch er kommt nackt und bloß zur Welt. Pinſel und Farben, und zwar ſchöne, kräftige und obenein ganz giftfreie Lack- und Terpentinfarben, helfen dem Übelſtande ab. In dieſem Induſtriezweige iſt die Frauenemanzipation ſchon ſehr weit gediehen; denn die Militär- und Herrenſchneider, ja die Waffenſchmiede ſind hier Frauen, wie denn überhaupt in dieſer Fabrikation faſt ausſchließlich Frauen beſchäftigt ſind. Die Bekleidung erfordert wenig Zeit — es herrſcht wahrhaft prompte Bedienung. Ganze Reihen auf einmal müſſen auf ein in der Mitte geſpaltenes Stäbchen aufmarſchieren, wo ſie eingeklemmt und mit Blitzesſchnelle, erſt auf der Vorder- und dann auf der Rückſeite, einer nach dem anderen, durch den Pinſel mit allem Nötigen ausgerüſtet werden. Alles dieſes geſchieht mit der Hand.

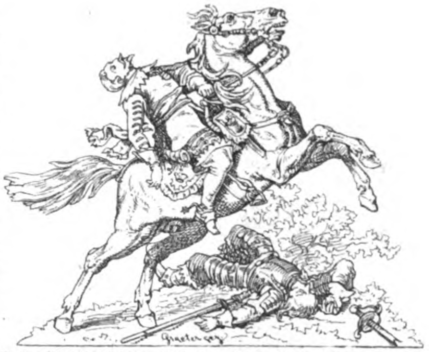
Nachdem nun die neuen Soldaten angeworben, equipiert und den einzelnen Regimentern zugewieſen ſind, erübrigt uns noch, ihrer Unterbringung in Kaſernen beizuwohnen, die Fabrikant wie Publikum ſchlechtweg als „Schachteln“ bezeichnen, und deren Eigenſchaften ſich nach der Größe der Mannſchaft richten. Die allerkleinſten Vaterlandsverteidiger werden in ovale Holzſchächtelchen von verſchiedenen Größen eingepfercht, je nachdem ſie $^{1}/_{8}$, $^{1}/_{4}$, $^{1}/_{2}$ oder ein ganzes Pfund zu 30, 60, 120, oder 240 Stück enthalten, alles nach Infanterieabmeſſungen berechnet. Die Schachteln kommen alle aus Sonneberg in Thüringen, und die kleinſten und häufigſt verwendeten von ihnen koſten dem Fabrikanten pro Stück noch nicht einen Pfennig, wobei noch der Arbeiter das Holz liefern muß. Sie ſind ſämtlich Handarbeit, und man kann nur mit einem gewiſſen Schaudern die Frage aufwerfen: was verdient der Arbeiter, der noch obendrein von dieſer ſcheinbar leichten, auf die Dauer aber äußerſt angreifenden Arbeit bruſtkrank zu werden pflegt?

Doch glaube man nicht, daß die großen Fabrikherren, wenigſtens die beſſeren unter ihnen, ſolchen Notſtänden gefühllos gegenüberſtehen — es iſt die leidige Konkurrenz, welche die Arbeitspreiſe auf ſo niedrigem Niveau erhält. Denn auch die Arbeiterinnen dieſes Faches, mit einziger Ausnahme der Gießerinnen, die es auf den doppelten Lohnſatz bringen, verdienen eben nur — und zwar bei großer Gewandtheit — an ſechs Mark in der Woche.

Wie ich ſchon andeutete, werden vorwiegend Frauen, und nur ausnahmsweiſe Männer zu den techniſchen Arbeiten unſres Artikels verwandt, der im wahren Sinne eine Hausinduſtrie iſt. Am Anfang der Woche holen ſie ſich in Körben die zu bemalenden Figuren ab, die ihnen zugezählt, nicht zugewogen werden, und ſie haben Pinſel und Farben ſtets ſelbſt zu beſchaffen. Da helfen zu Hauſe oft noch recht kleine Kinder ihren Müttern im Farbenreiben und mit anderen Hilfeleiſtungen, und ſie gewöhnen ſich zeitig an Arbeit und üben ſich ein.



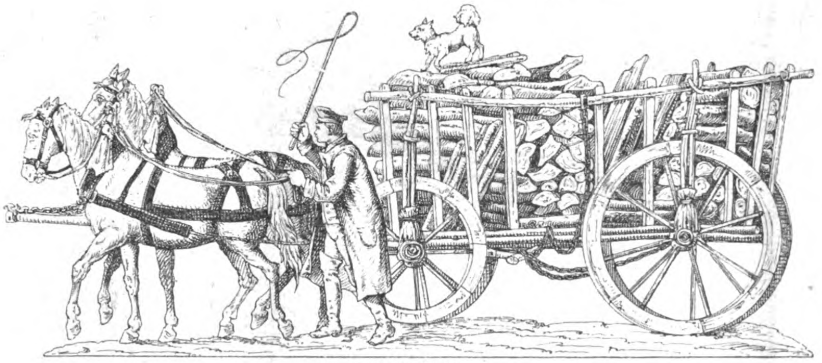
Preuß. Generalſtab auf dem Schlachtfelde. Nach einer Zeichnung von L. Braun.



Guſtav Adolf bei Lützen. Nach einer Zeichnung von W. Camphauſen.

Nürnberg und Fürth allein beſchäftigen in dieſem Genre etwa 800 Menſchen, die jährlich für eine Million Mark Figuren herſtellen und im ſtande ſind, an einem einzigen Tage eine Armee von 100 000 Mann ins Feld zu ſchicken, Roß und Reiter, in völliger Rüſtung und mit allem Zubehör. Auch in Berlin, Hannover, Kaſſel, Gotha und Dresden ſind Fabriken von Zinn-Kompoſitionsfiguren; aber die Herren von Nürnberg und Fürth ſind die eigentlichen Selbſtherrſcher aller Zinnſoldaten! Die Fabrik des Herrn Heinrichſen, die ſeit 1839 beſteht, unterhält allein mehr als hundert Arbeitskräfte, und in den genannten beiden Städten arbeiten vierzehn Fabriken dieſer Art. Während nun die meiſten anderen Induſtriezweige ausſchließlich im Frieden gedeihen und in Kriegszeiten zurückgehen, iſt das Gegenteil von dieſem Fabrikat zu konſtatieren: in kriegeriſch bewegten Epochen wird es nur immer mehr geſucht — und zwar nicht bloß von Kindern. Man würde einen großen Irrtum mit der Annahme begehen, daß nur Knaben an dieſen Liliputaner-Regimentern Intereſſe fänden, und daß Erwachſene höchſtens eine objektive Freude daran haben könnten, wegen der Vorzüglichkeit des Gegenſtandes an ſich. Nein, es gibt leidenſchaftliche Liebhaber der Zinnſoldaten ſo ziemlich in allen Ständen. Es gibt faſt keine Stadt Deutſchlands, in der nicht irgend ein alter Junggeſelle dem heimlichen Zinnſoldatenſpiel fröhnte; die Fabrikanten und Kaufleute wiſſen davon zu erzählen. Man verſichert mir, daß u. a. Schauſpieler, Kaufleute u. a. dieſem Spiel mit großem Eifer obliegen. Um vom Militär gar nicht zu ſprechen. Schon auf Kriegsſchulen und -Akademieen dienen Zinnſoldaten dem jungen Leutnant als Übungstruppen, und nicht wenige aktive Offiziere machen an ihnen ihre Studien; aber zahlreich ſind die Penſionäre dieſes Standes, denen es ein Troſt iſt, wenigſtens auf dem Tiſche intereſſante Schlachten liefern zu können. Und bei vielen ſteigert ſich die Liebhaberei bis zur Sammelwut: die Nürnberger und Fürther Fabrikanten zählen zu ihren beſten Kunden graubärtige alte Herren, die oft ein ſolches Heer von 6—10 000 und noch mehr Mann kommandieren, mit deren Aufſtellung allein ſie viele Zeit verbringen. Der Gegenſtand beſitzt allerdings für dieſen Zweck auch eine Haupteigenſchaft: die Sammlung kann nie vollſtändig werden; denn unausgeſetzt werden neue Truppengattungen gebildet, unaufhörlich wird an Schnitt und Zuſammenſetzung der Uniformen geändert, von Zeit zu Zeit gibt es wieder irgend einen Krieg — d. h. es ſind beſtändig Novitäten auf dem Markte.

Aus dem Walde.



Aus dem Walde.

Auch von berühmten Generalen will die Fama wiſſen, daß ſie ihre Probeſchlachten mit Zinnſoldaten ſchlugen. So ſollen plaſtiſche Figuren, die das Münchener Muſeum beſitzt, dem Prinzen Eugen Beauharnais zu ernſteſten militäriſchen Studien gedient haben, und auch von Napoleon wird geſagt, daß er mit Bleiſoldaten ſeine Manöver vorbereitete, eine neue glänzende Illuſtration des Wortes: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel."

Ein Weihnachtsabend nördlich der Loire vor 20 Jahren.

Von Tanera. (Abdruck verboten.)

Man war da unten 1870 an dem mit Eisſchollen angefüllten Strome, auf den ſchneebedeckten, gefrornen Gefilden der Orléanais, während der blutigen Schlachten und Gefechte bei Villepion, Loigny-Pouprỵ, Sougy, Orléans, Meung, Beaugency, Cravant ꝛc. eigentlich doch ein recht harter, manchmal ſchien es ſogar, gefühlloſer Menſch geworden. Das Bewußtſein, in jedem Bauern, ja ſogar in jedem weiblichen Weſen der Landbevölkerung, einen Feind vor ſich zu haben, der nur auf die Gelegenheit lauerte, einem von rückwärts, aus ſicherem Verſteck eine Kugel oder eine Ladung Schrot durch das Fell zu jagen, trug auch nicht dazu bei, weichere Regungen zu erwecken, kurz, es zeigte ſich überall, daß ein ſolch anſtrengender, Monate dauernder Feldzug nicht nur gegen die feindlichen Heere, ſondern auch gegen eine fanatiſche Bevölkerung alle feinere Erziehung über den Haufen wirft und aus dem ſchwärmeriſchſten Gemütsduſeler einen oft ſehr rauhen Krieger machen kann. Ein ſolcher Menſch war der bayeriſche Jägerkorporal Neuhuber geworden. Daß er vor dem Kriege an der Münchener Kunſtakademie ſtudiert, nur ſchöngeiſtige Richtungen verfolgt und ſogar im etwas verfänglichen Rufe eines Romantikers und phantaſtiſchen Schwärmers geſtanden, ſah ihm jetzt keine Seele mehr an. Äußerlich und in ſeinem Auftreten unterſchied er ſich faſt nicht mehr von ſeinen wild genug ausſchauenden Kameraden aus dem Hochgebirge und von den Ufern des Lech. C'est la guerre!

Heute aber lag doch ein weicherer Zug auf ſeinem trotz der Verwitterung männlich ſchönen Geſichte. Nach dem Gefechte von Morée am 16. Dezember, wo er ſich ſo hervorthun konnte, daß ihm das eiſerne Kreuz zu ſeinem bei Orléans erhaltenen bayeriſchen Verdienſtkreuz in Ausſicht geſtellt war, hatte er in einem erbärmlichen kleinen Neſte nördlich Châteaudun, nämlich in la Bertiniere, gelegen und mitgeholfen, die Waldungen du Chapitre und du Pleſſis zu beobachten. Heute Mittag aber, am 24. Dezember 1870, war der Befehl des Generals von der Tann eingelaufen, die 4. Brigade habe ſich in drei Märſchen über Bonneval, Voves und Boisville wieder mit dem zur Einſchließungsarmee von Paris zurückkehrenden Korps zu vereinen. „Hurra, das war ein ſchönes Weihnachtsgeſchenk! Eigentlich hat man den Krieg jetzt doch ſatt. Unſer ſchönes, ſchönes Korps! Wie ſieht das jetzt aus! Nicht der dritte Teil der armen Kerls, die damals im September ſo luſtig nach dem Süden aufbrachen, kommen in das freundliche Longjumeau zurück! Ihre Gebeine vergehen in wälſcher Erde. Ihre Namen werden aber auf den Ruhmestafeln vaterländiſcher Geſchichte in goldenen Lettern glänzen und ſtehen unvergänglich im Herzen ihrer Kameraden. — Jetzt geht es endlich zurück gegen Paris! Dies wird doch wahrſcheinlich auch bald fallen, und dann iſt der Krieg hoffentlich wirklich zu Ende. Gott, Weihnachten vor einem Jahr! Ich war zu Hauſe bei den Eltern, bei den Geſchwiſtern! Wie entzückend, wie glücklich verfloß der heilige Abend! Und heute! — Ich darf aber nicht undankbar ſein. Wir marſchieren ja endlich doch aus dieſer verdammten Gegend ab. Vielleicht iſt unſere Gefechtsthätigkeit überhaupt vorbei. Nach den 19 Schlachten und Treffen, die ich mitgemacht, habe ich das Kämpfen und Morden trotz aller Begeiſterung doch eigentlich ſatt. Und gar erſt hier die unrühmliche, dabei aber ſo gefährliche Herumrauferei mit Bauern und Franktireurs!"

„Herr Korporal, Herr Korporal," unterbrach die Stimme eines eintretenden Jägers den ſchwärmeriſchen Unteroffizier, der während obigen Selbſtgeſpräches ſeine Ausrüſtung für den morgigen Abmarſch bereit gemacht hatte.

„Was iſt los?"

„Herr Korporal, Sie ſolle glei zum Hauptmann komma."

Schleunigſt ergriff Neuhuber ſeine Büchſe und eilte zu ſeinem ihn erwartenden Kompaniechef.

„Korporal Neuhuber, Sie haben mit fünfzehn Jägern des 3. Zuges ſchon heute Abend abzumarſchieren, um noch in der Nacht die Brücke über die Ozanne bei St. Martin du Péan zu beſetzen. Es ſind Gerüchte laut geworden, daß Franktireurs oder Bauern beabſichtigen, dieſe Brücke abzubrechen, um dem morgigen Marſch der Brigade Schwierigkeiten zu bereiten. Suchen Sie ſich in der Nähe der Brücke einen als Wachlokal geeigneten Raum, und treffen Sie die gewohnten Vorkehrungen, um ſich und Ihre Leute vor Überraſchungen zu bewahren und eine Zerſtörung der Brücke zu verhüten. Wenn Sie in einer halben Stunde abrücken, können Sie St. Martin du Péan, das zwölf Kilometer von hier entfernt an der großen Straße nach Bonneval liegt, noch vor Sonnenuntergang erreichen. Haben Sie alles wohl verſtanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Nun, dann wünſche ich, daß Ihnen nichts zuſtößt und wir Sie morgen an der Brücke treffen. Adieu, Neuhuber."

„Adieu, Herr Hauptmann."

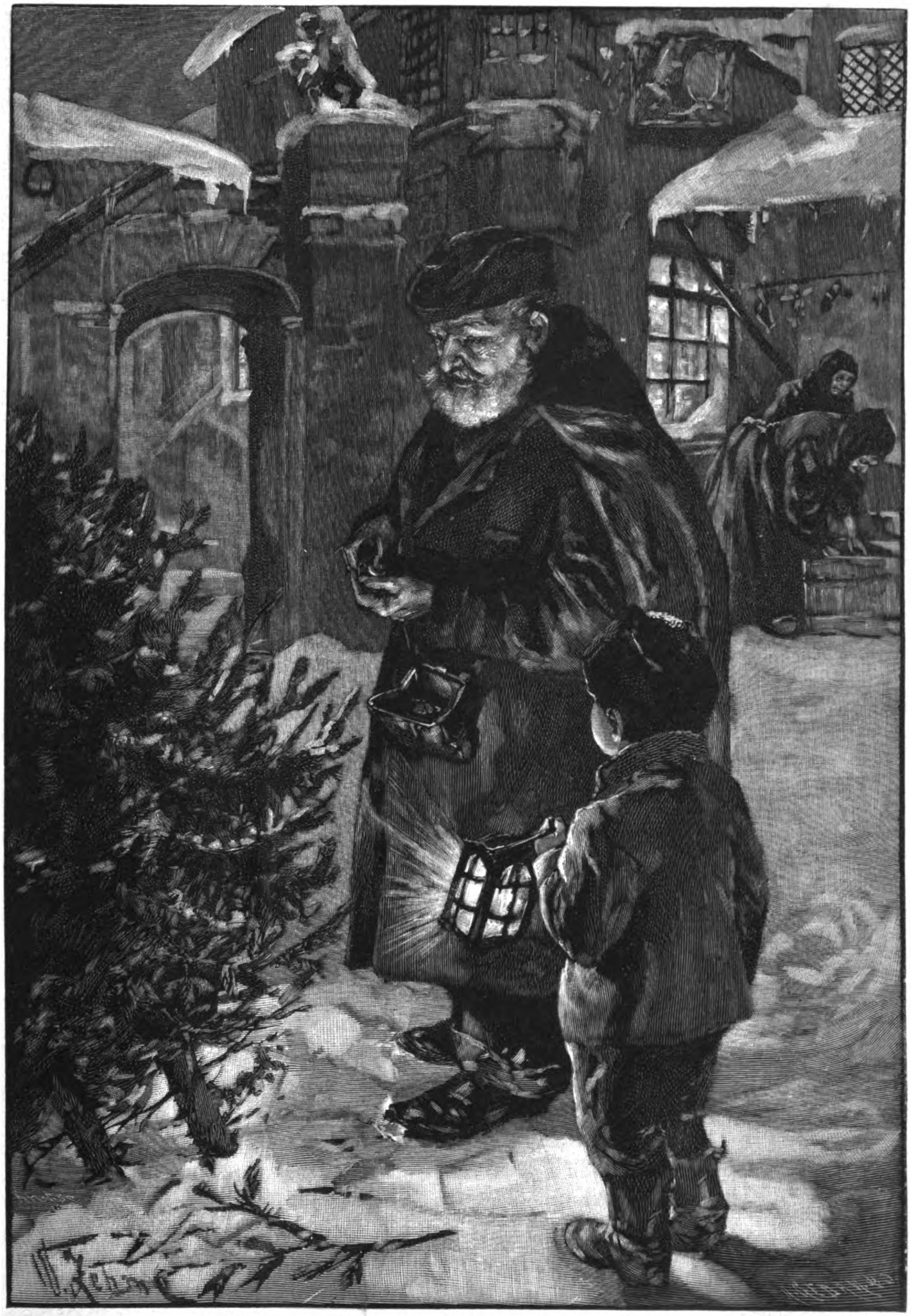
Dann machte der Unteroffizier vorſchriftsmäßig Kehrt und begab ſich in ſein Quartier zurück.

Früher hätte ſich der Korporal ob eines ſo ehrenvollen Auftrages unendlich gefreut. Jetzt war man an ähnliche Erlebniſſe ſchon zu ſehr gewöhnt, und heute kam die ganze Geſchichte dem Unteroffizier möglichſt ungelegen. Als er außer der Geſichts- und Gehörweite des Hauptmannes war, klang es daher in ganz anderem Tone als vorher von den Lippen Neuhubers: „Ein Donnerwetter ſoll da dreinſchlagen! Nicht einmal am heiligen Abend hat man vor dieſen verdammten Franktireurs und Piſangs ſeine Ruhe. Wie gern hätte ich den Leuten ein Chriſtbäumchen angezündet, dann mit den Kameraden ein Glas Glühwein getrunken und ſchließlich in Ruhe etwas an die Heimat gedacht und geſchwärmt. Und nun! Weiß Gott, wie dieſe Chriſtnacht für mich endet!"

Zu weiteren Reflexionen war aber keine Zeit vorhanden. Zwanzig Minuten ſpäter ſtand ſein kleiner Trupp bereit.

„Jäger, ich hätt' gern mit euch den heiligen Abend friedlich gefeiert. Allein, es kann nicht ſein. Die Pflicht ver-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die Letzten auf dem Weihnachtsmarkt. Nach einer Zeichnung von Werner Zehme.

langt von uns die Ausführung eines ehrenvollen Auftrages. Hoffentlich können wir das Chriſtfeſt bei günſtigerer Gelegenheit nachfeiern.“ Nun erteilte er noch verſchiedene Befehle, ſchickte eine Spitze von drei Mann voraus, und dann marſchierte die kleine Abteilung ab, um mitten in einer von fanatiſchen feindlichen Bauern ſehr ſtark bevölkerten Gegend, zwölf Kilometer von jeder Unterſtützung entfernt, eine Brücke zu beſetzen.

In dem engen Waldthal bei Les Coudreaux zwiſchen Châteaudun und Bonneval liegt ein einzelner Hof. In demſelben hatten ſich wiederholt jene Bauern aus St. Chriſtophe, Marboué, Flacey und anderen benachbarten Orten, die ſich tagsüber und in der Nähe größerer deutſcher Abteilungen als friedliche Landleute gebärdeten, bei Nacht aber, oder wenn ſie einzelnen deutſchen Patrouillen begegneten, ſich als heimtückiſche und gefährliche Guerillakämpfer erwieſen, verſammelt. Einer ihrer thätigſten Führer war nämlich Celeſtin Rudeau, der Beſitzer der Hofes. Heute ſaßen nur vier ſeiner Spießgeſellen bei ihm. Die Übrigen waren zu Hauſe geblieben, weil am Chriſtabend nicht zu erwarten ſtand, daß noch deutſche Soldaten durch den Wald kommen würden.

Die fünf Bauern beſprachen ſich über neue Anſchläge auf einzelne deutſche Poſten ꝛc. Madame Rudeau, die junge hübſche Frau des Hofbeſitzers, hatte längere Zeit ſchweigend zugehört. Nun begann ſie: „Hört denn nicht endlich dieſes entſetzliche Morden auf? Ihr ſeid ja doch keine Soldaten! Laßt die Armeen Gambettas ſich mit den Pruſſiens herumſchlagen und ſorgt ihr für Haus und Hof, die durch euer Gebahren jeden Augenblick in Gefahr kommen, von den Pruſſiens niedergebrannt zu werden.“

„Madame, das verſtehen Sie nicht,“ unterbrach ſie einer der Bauern. „Wenn nicht jeder waffenfähige Franzoſe mithilft, dieſe cochons de prussiens zu vernichten, dann wird der heilige Boden Frankreichs nicht von ihnen befreit. Es iſt alſo patriotiſche Pflicht, dieſe verhaßten Eindringlinge auf jede nur mögliche Art zu vernichten.“

„Aber doch nicht durch Meuchelmord! Ja, im ehrlichen Kampfe, das laß ich mir noch gefallen. Aber ſo, wie ihr letzthin die beiden Ulanen vom Fenſter aus von rückwärts aus dem Sattel geſchoſſen, das iſt doch keine erlaubte Kriegsführung mehr!“

„Alles iſt nicht nur erlaubt, ſondern geboten, was zur Vernichtung der Feinde beiträgt. Gehen Sie auf den Kirchenplatz, Madame, und leſen Sie, was dort angeſchlagen ſteht. Die erſte Pflicht iſt, daß Ihr keinen anderen Gedanken habt, als den Krieg. Wir müſſen den Parteigängerkrieg vervielfältigen, wir müſſen dem Feinde Fallen und Hinterhalte legen, müſſen ihn beunruhigen, müſſen einen nationalen Krieg führen! So heißt es in den Aufrufen Gambettas, und, wenn wir demgemäß handeln, dann folgen wir nur den Anforderungen, die das Vaterland an uns ſtellt.“

„Aufreizungen eines ehrgeizigen Phantaſten folgt ihr und nicht dem, was dem Vaterlande not thut. Geht doch hin und ſchaut euch die Ruinen von Châteaudun, Varize, Ablis, Ourcelle und andere an. Wenn ihr es noch länger ſo forttreibt, werdet ihr auch St. Martin du Péan und vor allem hier meinen väterlichen Hof in Flammen ſehen und könnt auf ſeinen Trümmern nachſinnen, ob ihr zum Wohle eures Vaterlandes gehandelt, als ihr einzelne feindliche arme Teufel hinterrücks ermordet habt.“

Nach dieſen erregten Worten von Madame Rudeau trat eine allgemeine Stille ein. Die Männer wollten ihr Weggehen abwarten, ehe ſie ihre Beſprechung fortſetzten. Plötzlich ſtürzte ein halbwüchſiger Burſche mit dem Rufe: „Les prussiens, les prussiens!“ in das Zimmer. Im Nu waren die Bauern aufgeſprungen und riefen durcheinander dem Burſchen zu: „Wo? Wo kommen ſie her? Wie viele ſind es?“

„Ruhe,“ befahl nun Monſieur Rudeau. „Laßt doch Jean erzählen, was er geſehen.“

„Da kommen ſie; ſeht doch ſelbſt!“ entgegnete dieſer, in größter Aufregung durch das Fenſter auf die drei als Spitze vormarſchierenden Jäger Neuhubers zeigend. Von der eigentlichen Patrouille konnte man wegen der Biegung des Waldweges nichts ſehen.

„Wahrhaftig, drei bayeriſche Jäger! Vielleicht eine Patrouille mit Depeſchen!“

„Sie ſind allein! Sie ſollen uns nicht entkommen!“

Wie der Blitz ſprang Monſieur Rudeau auf, eilte an einen Wandſchrank, nahm aus demſelben eine Jagdflinte und ſtürzte wieder an das Fenſter. Er ſowohl, als ſeine Spießgeſellen ſtellten ſich hinter dem Pfeiler des Fenſters ſo auf, daß ſie von außen nicht bemerkt werden konnten. Dafür aber vermochten ſie die Straße hinter den drei Bayern auch nicht mehr zu überſehen und hatten daher keine Ahnung, daß dort noch andere Bayern nachfolgten. Wie Wölfe verfolgten ſie mit lauernden Augen das Vorgehen der feindlichen Jägerſpitze und ſchienen zu warten, bis dieſe an dem Hauſe ſo weit vorübergegangen war, daß die Leute dem Fenſter den Rücken kehrten. Jeden Augenblick konnte der Schuß durch das leiſe halb geöffnete Fenſter fallen.

Man hatte aber nicht mit Madame Rudeau gerechnet. Ohne Scheu trat ſie auf ihren Gatten zu, drückte ſeine Flinte beiſeite und rief: „Thu es nicht, Celeſtin! Begehe heute keinen Mord. Denk an mich und unſere Kinder!“

„Ach was, thörichte Frau! Geh zur Seite!“ Damit drückte er ſie gegen die Mitte des Zimmers zurück, und die anderen Bauern verhinderten ſie nunmehr, ihren Mann von neuem zu ſtören. Dieſer erhob jetzt die Flinte und zielte. Wie in Todesangſt klang es, als ſeine Frau nun ſchrie: „Laß es bleiben, Celeſtin! Heute am Heiligenabend, am Geburtsfeſte unſers Heilandes, begehe keinen Mord!“

Das ſchien den Bauern zu packen. Ohne abzudrücken, ließ er die Flinte ſinken. Die Mündung fiel auf den Fenſterrand; da kam er aus Verſehen an den Drücker, der Schuß krachte und einer der Bayern ſtürzte wie vom Blitz getroffen zuſammen. Noch hatte ſich der Pulverdampf nicht verzogen, noch ſah Celeſtin Rudeau gar nicht, was geſchehen, da klang es dicht vor dem Hauſe, nicht von der Seite der Patrouille her: „Dort in dem Zimmer ſind ſie! Mir nach! Nieder, wer ſich wehrt! Hurra, hurra, hurra!“

Dann wurde die Thüre aufgeſtoßen, Neuhuber und ſeine Jäger drangen herein. Celeſtin Rudeau hielt ihnen inſtinktartig ſeine noch rauchende Flinte entgegen, die anderen Bauern hoben Stühle mehr ſchützend als drohend entgegen. Die Bayern, überraſcht in dem kleinen Raume auf ſo viele Bauern zu ſtoßen, ſenkten die Büchſen, acht bis zehn Schüſſe krachten, Menſchen ſtürzten zu Boden, Schreie erfüllten die Luft, der Pulverqualm erſchwerte die Überſicht, kurz, es war eine der denkbar wildeſten Szenen, die ein Kampf in ſo engem Raume mit ſich bringt.

Nicht umſonſt hatten die Bayern in den erbitterten Häuſerkämpfen in Bazeilles und Orléans ihre Erfahrungen geſammelt. Nach dem erſten Feuer ertönte ein ſcharfer Pfiff des Korporals Neuhuber durch die Stube, kein Schuß fiel mehr. Es handelte ſich vor allem darum, Freund und Feind zu unterſcheiden und einen Überblick über die Lage zu erhalten. Als der Qualm ſich etwas verzog, erkannte man, was geſchehen. Celeſtin Rudeau war tot. Das Geſchoß Neuhubers hatte ihm den Schädel durchſchlagen. Krampfhaft hielt er noch ſeine Flinte feſt. Weheklagend ſtürzte ſich ſein merkwürdigerweiſe unverwundet gebliebenes Weib auf den Gatten und ſuchte ihn mit allen möglichen Schmeichelnamen wieder zu ſich zu bringen und ins Leben zurückzurufen. Vergebens!

Zwei der Bauern lagen in den letzten Zügen. Man ſah, ihre Zeit rechnete nur noch nach Minuten. Die beiden anderen ſchienen leichter verwundet. Sie baten händeringend um ihr Leben. Neuhuber hatte keine Zeit, ſich mit ihnen abzugeben.

„Jäger Marr und Heiner, ihr bleibt da und bewacht die Kerls und das Weib. Die anderen mir nach zur Durchſuchung des Hofes!“

Es geſchah, wie der Unteroffizier angeordnet. Im ganzen

Anweſen fand ſich keine lebende Seele mehr. Madame Rudeau hatte ja ihre Kinder beim Anrücken der Pruſſiens zu Verwandten nach dem Süden geſchickt. Dagegen ſtanden in einer Kammer etwa zwanzig von jenen Miniégewehren, welche die Regierung der Nationalverteidigung an alle Gemeinden zur Bewaffnung der Nationalgarde ausgegeben hatte. Dieſe ſowie die dazu gehörige Munition wurden vernichtet.

Jetzt ſtellte der Korporal zwei Sicherheitspoſten aus und ſah ſich nach dem unter dem Schuß des Franzoſen zuſammengeſtürzten Jäger um. Derſelbe hatte ſich inzwiſchen ſchon wieder aufgerichtet.

„Nun Sterzl, was iſt los? Sie ſcheinen nicht ſchwer verwundet?“

„Na, Herr Kopral! 's hot m'r nur ani af's Dach geb'n, un do is m'r holt a bißl damiſch worn. Aba 's war'n nur Schrot, und die ſan durch mein Ochſ'nſchädl gor nit durchganga.“

„Wenn Sie ſchon wieder ſo ſchlechte Witze machen können, iſt es nicht gefährlich. Sie ſind übrigens gerächt. Ich habe den Franktireur erſchoſſen.“

„So? Noch'r ſpür i den Schuß ſcho nimmer. Dees wor no mei oinziger Wunſch, daß den Malefizkerl oaner d'rſchloget.“

„Verbinden Sie ſich aber doch den Kopf. Sie bluten noch, und es iſt ſehr kalt.“

Hierauf begab ſich der Unteroffizier in die Stube zurück. Die beiden ſchwerverwundeten Bauern waren auch geſtorben. Die anderen erwarteten reſigniert ihr Los. Sie wußten, daß ſie nun füſiliert würden. Einer der Jäger meinte auch: „Führ'n m'r die glei naus und ſchieß'n m'r ſ' tot, Herr Kopral?“

„Die Vorſchrift verlangt es freilich. Aber ich möchte Ihnen heute gerne das Leben ſchenken. Es iſt mir hart genug, daß wir ſo viel Blut vergießen mußten.“

„Warum ſoll' m'r ſ' denn nit d'rſchieaß'n? M'r hamm ſolchi Hundskerl do immer d'rſchlog'n oder d'rſchoſſ'n?“

„Das wohl. Aber denkt Ihr denn nicht daran, daß heute der heilige Chriſtabend iſt?“

„Ja ſo! Dees hob i freili vergeſſ'n gehobt.“ An den Geſichtern ſeiner Leute erkannte Neuhuber deutlich, daß jetzt eine ganz andere Stimmung bei den Jägern um ſich griff. Ein Gefreiter gab derſelben Ausdruck. „Wann Sie's moaneten, Herr Kopral, ſo kunnt'n m'r ja die zwoa leb'n loſſ'n. San ſo ſcho flügellahm g'ſchoſſn.“

„Seht, derſelben Anſicht bin ich auch. Aber ich will doch verſuchen, den Burſchen beizubringen, warum wir ſie begnadigen.“ Er bedeutete ihnen nun durch Gebärden, daß ſie erſchoſſen würden. Die Bauern baten nicht mehr um ihr Leben. Teils dachten ſie, es ſei doch vergebens, teils war ihr Haß zu fanatiſch. Jetzt ſchrieb aber Neuhuber auf einen Zettel: 24. december, zeigte ihnen dies und fügte bei: aujourdhui — dieſes Wort kannte er — Jeſus Chriſtus. Dann verließ er mit ſeinen Leuten das Haus. Madame Rudeau lag leiſe weinend auf ihrem toten Gatten.

Die Jäger zogen weiter. „Die hamm Glück!“ meinte der Gefreite Ohler. „Eigentli ſollt'n m'r dene ihr'n Hof a no anzünd'n. Aba d'r Herr Kopral hot recht. Am heil'gn Abend kann m'r 's eahne ſchenk'n.“

Nach einer Stunde kam die Patrouille ohne weiteren Anſtand bei der Brücke von St. Martin du Péan an. Der Maire und vier Bauern wurden gefangen genommen und durch Zeichen mit dem Tode bedroht, wenn eine feindliche Unternehmung gegen die kleine Schar ſtattfinde; eine einſame, nahe der Brücke gelegene Scheune diente als Unterkunft der Wache und ein Doppelpoſten auf der Brücke, ein einfacher vor und ein anderer innerhalb des Wachlokals ſorgten für die Sicherheit der Jäger und die Bewachung der Geiſeln.

Neuhuber ſchlief nicht. Welch' ein Unterſchied zwiſchen ſeinem vorigen heiligen Abend und dieſem! Damals empfand er die ganze Wonne eines zufriedenen glücklichen Familienlebens im behaglichen Heim. Eltern und Geſchwiſter ſtrahlten vor Freude über die ſchönen Bilder, die er ihnen gemalt hatte, und er ſonnte ſich in der Bewunderung, welche die Seinigen ſeiner Kunſt zollten.

Jetzt ſaß er hier im Feindesland, in ſchauriger Kälte in einer zugigen Scheune. Eine ſchwere Verantwortung lag auf ihm, und an ſeinen Händen klebte Blut, friſch vergoſſenes Blut. Er ſagte ſich ja, daß er ſo handeln mußte, allein es war doch eine ſchreckliche Notwendigkeit geweſen, und er wußte, daß er dieſen heiligen Abend nie in ſeinem Leben vergeſſen würde. Nur das beruhigte ihn etwas, daß er doch ſo mild aufgetreten war, als es ſich überhaupt mit ſeinem Gewiſſen vertrug. — Am nächſten Tage kam die Brigade und nahm die Jäger mit. Die Geiſeln wurden entlaſſen. Neuhuber meldete ſeine Erlebniſſe und erntete die Anerkennung ſeines Kompaniechefs. „Ich kann Ihre milde Regung verſtehen,“ hatte derſelbe geſagt, „denn Sie ſind jung und weich. Ich hätte an dieſem Tage vielleicht auch ſo gehandelt, obwohl es gegen die Vorſchrift war.“

Das Haus und der Hof des Monſieur Rudeau verfielen von dieſem Tage an. Die Witwe Rudeau zog nach dem Süden. Ein Käufer fand ſich nicht gleich, und ſie war reich genug, ihr Gut nicht um jeden Preis wegzugeben. Jetzt iſt das Haus eine Ruine und heißt dort: „Die Ruine des heiligen Abends von 1870.“ C'était la guerre!

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Die Gottesmutter mit dem Jeſusknaben von H. Ballheim iſt eines der wenigen Madonnenbilder von lebenden Meiſtern, welche den beſten Schöpfungen chriſtlicher Kunſt in ihrer Blütezeit an Tiefe der Auffaſſung und ſchlichter Frömmigkeit der Darſtellung gleichzuſtellen iſt.

Der letzte Baum auf dem Weihnachtsmarkt — aber nicht lange mehr, dann hat auch er ſeinen Käufer gefunden. Das Warten iſt ihm nicht lang geworden, trotzdem er viele Tage hindurch mit eng zuſammengepreßten Zweigen ſtramm und ſtill in Reih und Glied mit vielen anderen Weihnachtsbäumen ſtehen mußte. Kein Haſe huſchte zwiſchen ihren Stämmen hindurch, kein Vogel wiegte ſich auf ihren Zweigen. Aber der Unterhaltung gab es dennoch genug. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend fluteten die Menſchen vorüber und nicht wenige blieben ſtehen, hielten ihre Auswahl unter den Weihnachtsbäumen und feilſchten mit dem Verkäufer. Die einen konnten ihn nicht beſcheiden und billig genug haben, die anderen ſahen mit verlangenden Augen nach dem ſtattlichſten und größten. Alle aber waren froh bei dieſem Handel und zeigten, daß ſie etwas beſonders Gutes mit ihrem Baume vorhatten. Der eine, der der letzte blieb, fürchtete ſchon, es würde niemand ihn mögen und er könne ein ſchmähliches Ende finden, ohne ſeiner Beſtimmung als Weihnachtsbaum teilhaftig geworden zu ſein. Aber nun kommt auch er an die Reihe, und wenn er auch nur in einem beſcheidenen Hauſe ſtrahlen wird, er kann doch mit ſeinem Schickſal zufrieden ſein; denn die wahre Weihnachtsfreude iſt dieſelbe in Paläſten und in Hütten.

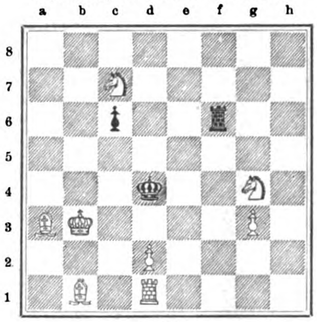
Graus Bibelwerk für die Gemeinde.

Kaum hat ein anderer großer Dichter der Neuzeit die Bibel ſo hoch gehalten und ſo Tiefes über ſie ausgeſagt wie Goethe. „Faſt ihr allein,“ bekennt er im Rückblick auf ſeine Jugend in Dichtung und Wahrheit, „war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, alles hat ſich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weiſe wirkſam geweſen.“ Und 1829 ſagt er als Greis: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer ſchöner wird, je mehr man ſie verſteht, d. h. je mehr man einſicht und anſchaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffaſſen und im beſonderen auf uns anwenden nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit- und Ortsverhältniſſen einen eignen, beſonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.“ Dieſes Verſtändnis den Gebildeten in der Gemeinde zu vermitteln iſt kein Werk ſo trefflich geeignet, wie das jetzt in zweiter Auflage vollendet vorliegende Neue Teſtament des Grauſchen Bibelwerkes.*) Der gelehrte Heraus-

---

*) Bibelwerk für die Gemeinde. In Verbindung mit mehreren evangeliſchen Theologen, bearbeitet und herausgegeben von Rudolf Friedrich Grau, D. und Profeſſor der Theologie zu Königsberg in Preußen. Neues Teſtament. 2. durchgeſehene Auflage. 2 Bände. Pr. broſchiert 12 Mk., in 2 Halbfranzbänden 16 Mk. Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Schachaufgabe von G. Lindquiſt.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Silbenrätſel.

a ad an be bens bing den di din e el em en eu ga gel ke ley li licht li lo ma me ne nel ni ni nord nus o ort ra ri ring ro ru ry ſchiff ſe ſem ſet te the u us.

Aus den obigen 46 Silben ſind 17 Wörter zu bilden, welche bezeichnen:

1. Eine der Frauengeſtalten einer griechiſchen Sage, 2. einen Schlachtort in Italien, 3. eine Stadt in Holland, 4. eine Stadt in Preußen, 5. eine der Frauengeſtalten der griechiſchen Mythologie, 6. einen Gott der Alten (Planeten), 7. eine Blume, 8. einen Gebirgsſtock in den Kärnt. und Steir. Alpen, 9. ein Thal in den Alpen, 10. eine Stadt in Ägypten, 11. eine Stadt in Frankreich, 12. eine Blume, 13. einen Ort in Paläſtina, 14. ein Fahrzeug, 15. eine beliebte Oper, 16. einen berühmten Maler, 17. eine Lichterſcheinung.

Sind die richtigen 17 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangs- und Endbuchſtaben einen Feſtgruß an unſere Leſer.

2. Vierſilbige Scharade.

Der Erſten Glück, vom Ganzen tief empfunden,
Wird auch gemeinſam ſtets die letzten Drei.
Geteiltes Leid ſchlägt minder tiefe Wunden,
Geteilte Freude iſt von Selbſtſucht frei.

Fr. St.

3. Zahlenrätſel.

Wie 7, 3, 1, 2 und 9 den Guten,
Johovatreuen Schutz und Rettung gab,
Indes die Andern rings der Schwall der Fluten
Hinunterzog ins feuchte Rieſengrab,
So finden Schutz und Troſt in allen Lagen,
Die 1 bis 6 in ihrem Herzen tragen.

Es iſt 11, 7, 1 und 2 den Kranken,
Das ſie vor Froſt, vor Sturm und Regen ſchützt,
Wenn müd' vom Weg die ſchwachen Füße wanken,
Iſt's 5, 6, 7, 8, das treu ſie ſtützt;
Durchs finſtre Meer hin weiſt es zum Geſtade
Als 5, 6, 4, 3, 10 dem Schiff die Pfade.

Drum halte feſt auf allen deinen Wegen
An dieſem 1 bis 6 mit frommem Sinn!
Das ganze Leben wird dir dann zum Segen
Und alles, was du wirkeſt, zum Gewinn;
Und wenn das Ganze kommt mit dunklen Schwingen,
So wird es dir die reichſte Gabe bringen.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Weihnachtsröſſelſprung.

*	nacht	li	ſel	ges	himm	kin	von	ju	be	ter	*
Sei	du	nacht	feſt	ſe	**keln**	**li**	trü	ſich	lich	an	**ärm**
ſei	ge	liebt	im	ber	der	liſch	beln	die	nacht	ge	leuch
ter	**uns**	de	feſt	ver	**hei**	**fun**	des	tern	mel	**li**	be
er	uns	win	und	ten	**1890.**		iſt	die	lie	ten	him
früh	grü	**will**	klärt	**men**	bet	let	**ten**	ſtaubs	**che**	lie	gött
ge	mel	ein	ge	mit	mit	gott	ſe	ſtrah	iſt	gel	vor
net	ling	der	**kom**	mel	lig	tag	de	**hüt**	iſt	lich	ben
him	grüßt	him	hell	ſen	ber	nend	ßen	ge	er	luſt	en
*	wie	der	ü	vom	grü	of	der	ſeg	die	ben	*

geber, wie ſeine Mitarbeiter, die zum Teil dem paſtoralen Amte angehören, ſind, von der früheren Vers für Vers umſtändlich erklärenden Methode und von dem Übermaß ſogenannter erbaulicher Betrachtungen abweichend, darauf bedacht geweſen, die heilige Schrift durch eine zuſammenhängend reproduzierende Erklärung als ein lebendiges Ganzes vor die Augen des Leſers treten zu laſſen. Indem ſie dabei „ſich nicht durch die ängſtlichen Bedenken ſchwachgläubiger Gemüter irre machen laſſen, welche ihren Glauben an das Wort Gottes nur in den Formen der Theologie des XVII. Jahrhunderts meinen ausdrücken zu können," aber ebenſo wenig „auf die Drohungen der negativen Bibelwiſſenſchaft der Gegenwart achten, welche der gläubigen Theologie zumutet, entweder die Wege des Unglaubens zu wandeln oder zu jenen Formen einer veralteten Theologie zurückzukehren und damit der Gegenwart den Rücken zuzuwenden" (I, 7). Sie folgen dabei der von der Erlanger (Hofmannſchen) Schule vertretenen Richtung der Schrifterklärung, „welche ebenſo feſt in dem allgemeinen Glauben der Kirche an die Schrift als das Wort Gottes iſt, wie ſie ſich anderſeits als Kind der Gegenwart weiß und als arbeitend mit den Kräften unſers Zeitalters und für die Bedürfniſſe und Forderungen desſelben" (I, 44). Dieſe Schriftbehandlung, die ich beim Erſcheinen der erſten Auflage im Daheim (XVII. Jahrg. S. 140) des Näheren beleuchtet habe, iſt von hervorragenden Theologen und Schulmännern rühmend anerkannt worden und hat die raſche und weite Verbreitung des Grauſchen „Führers durch die Bibel" bewirkt und demſelben ſeine beſondere Stellung und Bedeutung anderen Bibelwerken gegenüber verſchafft. Deshalb unterſcheidet ſich die zweite Auflage des Buches auch nicht weſentlich von der erſten. Dennoch iſt die verbeſſernde und erweiternde Hand des Herausgebers und ſeiner Mitarbeiter durchweg, namentlich im Matthäusevangelium z. B. in der Erklärung der Bergpredigt zu bemerken. In der allgemeinen Einleitung, welche die Entſtehung der Schriften des Neuen Teſtamentes, die Geſchichte der Sammlung des Kanons, der Überſetzung und Auslegung des Textes ꝛc. in tiefer und doch allgemein verſtändlicher Weiſe behandelt, iſt ein neuer Abſchnitt eingeſchaltet, welcher die „Offenbarung Gottes in der Natur und in der heiligen Schrift" beleuchtet.

Aus eigner Erfahrung kann ich es bezeugen, welch reiche Anregung und Förderung des Bibelverſtändniſſes dieſe zeitgemäße, geiſtig nüchterne und doch geiſtreiche Auslegung des Neuen Teſtamentes dem Bibelleſer, auch wenn er in einzelnen Punkten davon abweicht, zu gewähren im ſtande iſt, und empfehle ſie deshalb aufs neue den Freunden des Wortes Gottes und allen denen, die ihm bisher fern geſtanden, es aber auf Goethes Autorität hin einmal verſuchen wollen, ſeine Schönheit kennen zu lernen.

Robert Koenig.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 11.

Bilderrätſel. Kommandantur.

1. Rätſel-Diſtichon. Brenta, Braten.

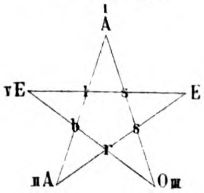
2. Rätſel. Geſtern.

3. Dreiſilbige Scharade. Stiefelknecht.

4. Wechſelrätſel. Cyrus, Tyrus.

5. Rätſel. Neſt, Neſtor.

6. Drudenfuß.



Inhalt: Fürchtet euch nicht! Gedicht von M. J. Sch. — Es iſt ein' Roſ' entſprungen. Novelle von Ernſt Behrend. — Frau Marey Chriſtmeß. Von Hermine Villinger. Mit drei Illuſtrationen. — Der Nürnberger Zinnſoldat. Von Klaere Schubert-Feder. Mit zwölf Illuſtrationen. — Ein Weihnachtsabend nördlich der Loire vor 20 Jahren. Von Tanera. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Madonna von H. Ballheim, und Die Letzten auf dem Weihnachtsmarkt von Werner Zehme. — Graus Bibelwerk für die Gemeinde.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Dezember 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 13.

Neujahrsglocken.

Anſchlagen die Glocken. Wir ſaßen ſo froh,
Nun ſtockt der blitzende Scherz. —
Was ſchlägſt du ſo laut? Was bewegt dich ſo?
Was ergreift dich ſo tief, mein Herz?
Durchzuckt dich noch einmal verfloſſenes Leid?
Beſorgt dich die Zukunft ſo heiß?
Streift dich der Sturmwind, Vergänglichkeit,
Mit ſeinem Atem von Eis?

Aufſchwellen die Klänge, — ein tönender See,
Ein Fluten von Dom zu Dom.
Was iſt ein Tropfen von Erdenweh
In der Jahre ewigem Strom?
Das neue Jahr kommt mit neuem Glanz,
Erhebe dich, Herz, erfriſcht,
Und gieße kühn in der Wellen Tanz
Der Erinnrung bitteren Giſcht. —

Forttönt das Geläute. Nein, zage nicht!
Gar herrlich grünt ja die Saat.
Gar freundlich leuchtet der Zukunft Licht,
Auf unſern irdiſchen Pfad.
Den Kranken iſt ihre Nacht erhellt, —
Ja, Freude, Freude genug!
Ein edles Wollen bewegt die Welt,
Ein ernſter, tröſtlicher Zug!

Nicht immer klang das Geläut ſo rein.
Herz, öffne die Thore weit!
Wir dürfen wahrlich nicht traurig ſein
In dieſer freundlichen Zeit!
Den Armen, den Müden winkt Freud und Ruh,
Ein helleres Licht bricht an, —
Sanft ſtrömt das Jahrhundert dem Ende zu,
Das drohend und wild begann.

Verhallt ſind die Glocken. Die Zeit rollt fort
In ihrem ewigen Lauf.
Noch lebt unſer Gott, noch ragt unſer Hort,
Ihr Freunde, Glück auf, Glück auf!
Und jedem Glück auf, der da hofft und ringt,
In Treue unwandelbar,
Bis ihm die ewige Glocke klingt
Zu unvergänglichem Jahr!

A. Z.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Bankier Reichenſtein glaubte die Hoffnung immer noch nicht aufgeben zu dürfen, ſeiner Tochter den Weg zur Erfüllung ihrer Herzenswünſche zu ebnen, um ſo weniger, da dieſelben mit ſeinen eignen zuſammentrafen, denn er wußte, daß Dernburg der einzige Sohn ſehr wohlhabender Eltern war und hoffte immer noch, daß er die augenblickliche Verlegenheit des Leutnants dazu würde benutzen können, denſelben zu einer Unbeſonnenheit zu verleiten.

„Habe ich Ihnen nicht geſagt, Herr von Dernburg, daß Rebekka ſich nicht für den Baron intereſſiert hat?“ fragte Reichenſtein eindringlich. „Und wiſſen Sie wirklich nicht, warum ſie ſich nicht für ihn intereſſiert und nicht ſeine Uniform und ſeine Freiherrenkrone geſehen hat? Was ein ſchöner Mann iſt wie Sie, Herr von Dernburg, muß auch wiſſen, wenn er ein Frauenherz in Flammen geſetzt hat.“

Empört trat Dernburg einen Schritt zurück.

„Ich wünſche nur eines zu wiſſen, Herr Reichenſtein, wann der Wechſel fällig iſt, den ich lieber heute als morgen aus Ihren Händen wiſſen möchte.“

Des Bankiers Lippen umzuckte ein höhniſches Lächeln.

„Am 12. September, Herr von Dernburg,“ ſagte er, ohne das Suchen in ſeinem Notizbuch auch nur zum Schein wieder aufzunehmen. „Das iſt morgen über vierzehn Tage.“

„Ich danke,“ erwiderte Dernburg und verließ ohne Abſchied das Gemach.

XV.

In der Familie Wilberg waren nur die erſten Tage nach Dernburgs Abreiſe in ruhigem Stillleben und ſeitens der beiden Frauen in verſchwiegener Glückshoffnung dahingefloſſen. Hatte Dernburg auch nicht geglaubt, das Recht zu haben, eher in beſtimmter Form von ſeinen Hoffnungen und Wünſchen mit Elſe Wilberg und ihrer Mutter zu ſprechen, als bis ſeine Angelegenheiten geordnet und ihm für die von ihm beabſichtigte Neugeſtaltung ſeiner Zukunft die Einwilligung ſeiner Eltern zu teil geworden war, ſo hatte er ihnen doch ſo viel geſagt, daß er von dieſer Reiſe das Selbſtbeſtimmungsrecht über ſeine Perſon erwarte, und beide Frauen hatten das Leuchten ſeiner Augen und den bewegten Klang ſeiner Stimme bei dieſen Andeutungen nicht mißverſtehen können. Daß er zu ſeinen Eltern reiſte, wußten ſie, und da er von dieſen als von wohlhabenden Leuten nicht ſelten geſprochen hatte, lag es ihnen nahe, ſich zuſammenzureimen, daß er von ihnen die Hergabe eines kleines Kapitals zu erlangen hoffte, um die abhängige Kaufmannsſtellung, in der ſie ihn glaubten, verlaſſen zu können und ein eignes Geſchäft zu gründen. Geſprochen wurde von dem Entfernten wenig zwiſchen Mutter und Tochter, ſo lebhaft beider Gedanken auch mit ihm beſchäftigt waren; ſie verſtanden ſich ohne Worte, und das, was beide bewegte, kam nicht anders zum Ausdruck, als indem ſie ſich gegenſeitig bemühten, ſich noch mehr ſtille Beweiſe der Liebe zu geben, die beide verknüpfte.

In dieſes zarte Zuſammenſtimmen zweier Frauenſeelen fielen ſchon nach wenigen Tagen Kathinka Meixen und ihre Mutter mit ſchrillem Mißakkord ein. Nicht nur Mangel an Feingefühl und Herzensbildung drängte dieſe beiden dazu, an Dernburgs plötzliche Abreiſe ihre beſonderen Kommentare zu knüpfen und, nachdem ſie dieſelben unter ſich genügend vervollſtändigt hatten, mit ihren Vermutungen und Verdächtigungen an Elſe Wilberg und ihre Mutter heranzutreten. Es war noch mehr das Bewußtſein, daß ſie ſelbſt auf böſen Wegen wandelten, welches die beiden plagte, und, damit vereinigt, der Wunſch, Elſe Wilberg eine ähnliche Erfahrung machen zu ſehen, wie ſie ſelbſt ihrem Bruder zu bereiten gedachten, die Frau Meixen und Kathinka dazu veranlaßten, der hämiſchen Bemerkungen über Dernburgs „Verſchwinden,“ wie ſie es nannten, kein Ende werden zu laſſen. So glaubten ſie am beſten die Aufmerkſamkeit von ſich ſelbſt ablenken und in aller Stille den Plan vorbereiten zu können, zu deſſen Ausführung beide feſt entſchloſſen waren. Denn Bankier Reichenſtein hatte nach jenem Abend des erſten Zuſammenſeins im Viktoriatheater ſeine Bewerbungen um das ſchöne Mädchen keineswegs aufgegeben; der erſten Begegnung waren andere gefolgt, bei denen Kathinkas Mutter aus berechnender Klugheit, Kathinka ſelbſt aus angeborener Gefallſucht, ſich zurückhaltender gezeigt hatten. Des Bankiers Neigung ſchien durch das Verhalten der beiden Frauen und die Hinderniſſe, die ſich ſo unerwartet ſeiner Werbung entgegenſtellten, zu flammender Leidenſchaft angefacht, und er zögerte nicht lange, dem ſchönen Mädchen, das es ihm ganz und gar angethan hatte, die Ausſicht, einſt als Frau Reichenſtein in der Welt glänzen zu können, in erreichbarer Ferne zu zeigen. Freilich ſei dazu eine gewiſſe Vorbereitung nötig, hatte er den Frauen auseinandergeſetzt, ein Aneignen der unerläßlichſten Bildung und Formen, ohne die Kathinka in der Welt, in die er ſie führen wolle, doch nur eine lächerliche Rolle ſpielen würde. Aber ein Mädchen von ſo viel Klugheit und Schönheit bedürfe nur geringer Anweiſungen, um vollauf im ſtande zu ſein, die Dame zu ſpielen. In einem Jahre ſpäteſtens hoffe er ſeine und ihre Wünſche erfüllt zu ſehen, wenn ſie ſich ganz ſeiner Leitung überlaſſe. Die erſte Bedingung ſei freilich, daß ſie ihr Verlöbnis mit Richard Wilberg auflöſe, und um allen unangenehmen Szenen und Auseinanderſetzungen aus dem Wege zu gehen, ſei es das Beſte, wenn Mutter und Tochter heimlich ihre Wohnung verlaſſen und in die von ihm bereits in der Dorotheenſtraße gemieteten Zimmer überſiedeln würden.

Frau Meixen hatte bei dieſen Anerbietungen nicht überſehen, daß der Bankier ſeine koſtbare Hand nur in der Ferne zeigte, und ſie trat daher ganz offen mit der Anſicht hervor, daß Kathinkas Zukunft, da von ihr verlangt werde, ein gewiſſes und befriedigendes Schickſal aus der Hand zu geben, unter allen Umſtänden ſicher geſtellt werden müſſe. Bankier Reichenſtein ſpielte infolge dieſer Zumutung ein wenig den in ſeiner Ehre Gekränkten, zeigte ſich dann aber ſchnell bereit, ſich ſchriftlich zur Zahlung einer bedeutenden Summe zu verpflichten, falls es ihm binnen eines Jahres die Umſtände nicht erlauben ſollten, ſich mit Fräulein Kathinka auf dem Standesamt ehelich verbinden zu laſſen. Mehr noch als dieſer Zukunftswechſel blendete Frau Meixen der Tauſendmarkſchein, den Reichenſtein ihr bei dieſer Gelegenheit in die Hand gleiten ließ, um die erſten Auslagen und die Umzugskoſten davon zu decken, die höchſtens in der Bezahlung einer Droſchke beſtehen konnten, da verabredet war, daß der alte und wertloſe Kram der beiden Frauen, den ſie in die neuen Verhältniſſe hinüberzunehmen keinerlei Neigung verſpürten, durch einen Vertrauensmann Reichenſteins unter den Hammer gebracht werden ſollte.

So kam den beiden Glücksjägerinnen Dernburgs plötzliche und ohne die von ihnen ſicher erwartete Ausſprache mit der Familie Wilberg erfolgte Abreiſe um ſo willkommener, da ihre erſten auf die Unzuverläſſigkeit des Entfernten gemachten Anſpielungen von Frau Wilberg und ihrer Tochter mit ſtolzer Zurückhaltung abgewieſen wurden. Das gab Grund zu Verſtimmungen, die Kathinka ihren Bräutigam entgelten laſſen konnte, und bereitete den beabſichtigten Bruch um ſo energiſcher vor, da Wilberg den immer wiederholten und immer taktloſer werdenden Bemerkungen gegenüber ſich veranlaßt ſah, Partei für Mutter und Schweſter zu nehmen. Als Wilberg auf Bitten der letzteren ſich entſchließen mußte, den immer peinlicher werdenden und den ſchwankenden Geſundheitszuſtand ſeiner Mutter auf das ungünſtigſte beeinfluſſenden Szenen dadurch ein Ende zu machen, daß er ſeine Braut und deren Mutter dringend aufforderte, ihre Beſuche einzuſtellen, ſolange keine Nachricht von Dernburg eingetroffen oder bis dieſer ſelbſt zurückgekehrt ſei, wandte ſich der erkünſtelte Groll der beiden Frauen gegen ihn ſelbſt und überhäufte ihn mit den bitterſten und ungeheuerlichſten Vorwürfen. Als Wilberg ſeine Braut verließ, mußte ſich ihm allen Ernſtes die Frage aufdrängen, ob er klug handele, ſeine Zukunft an ein Mädchen zu knüpfen, das ſeinem eignen Weſen vollſtändig fremd gegenüberſtand und für die Gefühle der Verehrung und Liebe, die er ſeiner Mutter und Schweſter entgegenbrachte, nur ätzenden Hohn hatte.

Aber es wurde ihm erſpart, dieſe Frage ſelbſt zu entſcheiden. Als er am nächſten Tage aus der Druckerei zurückkehrte, empfing ihn die Schweſter mit beklommenem Geſicht und folgte ihm gegen ihre Gewohnheit in ſein Zimmer.

„Ich möchte mit dir ſprechen, Richard, ehe du zur Mutter gehſt," ſagte ſie ängſtlich. „Sie hat in den letzten Tagen ſo viel Aufregungen gehabt —"

„Sie iſt doch nicht kränker geworden?" fragte Wilberg haſtig.

„Das nicht," erwiderte Elſe und legte zärtlich den Arm um ihres Bruders Schulter. „Aber ich möchte dich erſt ruhiger wiſſen, ehe du mit ihr ſprichſt. Du weißt ja, daß wir ſie ſchonen müſſen."

„Ruhiger?" ſagte Wilberg verwundert, aber der Verſuch zu lachen, mißglückte ihm, als er in die ſorgenden Züge der Schweſter ſah. „Meinſt du, daß der Ärger, den ich geſtern abend gehabt habe, heute einen lauten Ausbruch haben könnte, Kleine?"

„Da müßte ich dich wenig kennen, Richard," erwiderte Elſe, und auch ihr wollte das Lächeln, das wie ein Schatten um ihren Mund huſchte, nicht glücken. „Aber es iſt ein Brief für dich gekommen, und dann war der Hauswirt heute oben und fragte, ob ich wüßte, was für eine Bewandtnis es damit hätte, daß — daß — Meixens plötzlich ihre Wohnung verlaſſen haben und abgereiſt ſind."

„Abgereiſt!?" Wilberg löſte ſich aus dem Arm der Schweſter und die Erregung arbeitete heftig in ſeinen Zügen. „Und ein Brief für mich, ſagſt du? Ein Brief von Kathinka? Wo iſt er?"

Elſe neſtelte langſamer in ihrer Kleidertaſche, als es der Ungeduld ihres Bruders nötig erſchien.

„Ich denke, er wird von Kathinka ſein. Der Hauswirt brachte ihn mit herauf, er iſt in den Brief eingeſchloſſen geweſen, in dem ihm Meixens mitteilten, daß ſie abreiſten und daß ſie ihre Einrichtung durch einen Bevollmächtigten verſteigern laſſen würden."

Ungeduldig griff Wilberg nach dem Schreiben, das Elſe endlich aus ihrer Taſche befördert hatte. Sie ſah ihm ſo bittend in die Augen, daß ſelbſt in dieſem Moment innerſter Erregung der Blick ihn traf und in ihm haftete.

„Wirſt du ruhig ſein, wenn du zur Mutter kommſt?" fragte ſie leiſe.

„Verlaß dich darauf, Schweſterchen, was ich auch hier erfahren möge. Haſt du ihr ſchon geſagt?"

„Was ich ſelbſt wußte. Es ſchien mir das Beſte, ſie vorzubereiten."

„Das war gut. Ich danke dir, Schweſter."

Wilberg küßte das junge Mädchen zärtlich auf die Stirn und riß den Brief nicht eher auf, als bis er die Schweſter an die Thür geleitet und dieſe hinter ihr geſchloſſen hatte. Während er dann ungeduldig den Brief las und ihm die Röte des Zornes und der Scham darüber in das Geſicht ſtieg, daß er ſich ſo lange durch die hübſche Larve eines Mädchens über ihren Charakter hatte täuſchen laſſen, der ſich ihm jetzt in ihren brutalen Worten ohne alle Maske zeigte, ſaßen im Nebenzimmer Frau Wilberg und ihre Tochter und warteten wortlos und Hand in Hand geſchlungen, bis er ſich ſelbſt wiedergefunden haben würde.

Nur ein ernſter und wehmütiger Zug in dem Antlitz des jungen Mannes deutete auf den überſtandenen Seelenkampf hin, als Wilberg nach einer halben Stunde Alleinſeins zu den Seinigen trat. Er kam ſeiner Mutter zuvor, als dieſe ihm entgegeneilen wollte, und beugte ſein Haupt tief auf ihre Hand nieder.

„Kathinka hat mich verlaſſen, Mutter, und ich weiß jetzt, daß es zu meinem Glück iſt. Wäre ich euren ſtummen Bitten gefolgt, ſo wäre ſie niemals meine Braut geweſen. Jetzt haſt du mich ganz wieder, Mutter."

Frau Wilberg drückte ihre Lippen auf ſeinen Scheitel.

„Mein guter Sohn," ſagte ſie mit bebender Stimme. „Sie war deiner nicht würdig, und du wirſt ſie vergeſſen. Mir aber wärſt du lieb geblieben, auch wenn ich ſie Tochter hätte nennen müſſen. Sind ſie wirklich in ihren Heimatsort zurückgekehrt, wie ſie dem Hausbeſitzer mitgeteilt haben?"

„So ſchreibt Kathinka auch mir," erwiderte Wilberg. „Daß es wahr iſt, ſcheint mir ſehr zweifelhaft. Was ſollten ſie dort ſuchen? Sie ſprachen immer mit Verachtung von dem kleinen Neſte. Und wenn nicht noch etwas Geheimnisvolles im Hintergrunde verborgen wäre, das uns verſchwiegen bleiben ſoll und worin jedenfalls der eigentliche Grund der Abſage zu ſuchen iſt, — denn was mir angegeben wird, ſind keine Gründe, ſondern böswillige Vorſchiebungen, — ſo würden ſie doch jedenfalls ihre Einrichtung nicht hier für ein Spottgeld dem Trödler überlaſſen, ſondern mit hinübergenommen haben. Aber was es auch ſein möge, — ich will nicht danach forſchen. Ich habe euch und meine Arbeit, und ich müßte kein Mann ſein, wenn ich mit dieſem Reichtum den Verluſt nicht überwinden könnte."

Wie auf Verabredung ſprach in den nächſten Tagen in der Wilbergſchen Familie niemand mehr von Kathinka, und als die Auktion in der ehemaligen Meixenſchen Wohnung in einer Vormittagsſtunde, während Richard Wilberg in der Druckerei ſeiner Arbeit nachging, beendet war, atmeten ſeine Mutter und Schweſter vollends auf, denn nun erinnerte nichts mehr an die Verſchwundenen, und es konnte ſcheinen, als hätten ſie niemals mit rohen Händen in das freundliche Stillleben der Wilbergſchen Familie gegriffen. Aber dennoch glaubte Frau Wilberg zu bemerken, daß ihr Sohn den Verluſt weniger leicht überwand, als ſie gehofft hatte. Er kam unluſtig und verdroſſen von der Arbeit zurück, die ſeine Gedanken von dem Geſchehenen hätte ablenken und ihnen eine andere Richtung geben ſollen, und wenn er auch auf einen beſorgt fragenden Blick ſeiner Mutter unaufgefordert meinte, ſie möge ſich nicht ängſtigen, er habe nur mehr Ärger im Geſchäft gehabt als je zuvor, und das Weſen der Leute daſelbſt, ſelbſt alter Freunde, habe ſich merkwürdig gegen früher geändert, ohne daß er dem Grunde dafür auf die Spur zu kommen wiſſe, ſo glaubte Frau Wilberg doch, daß er damit nur ihr auszuweichen und ſie zu beruhigen beabſichtige.

Aber darin irrte ſich die ſorgende Mutter; ihr Sohn hatte ihr nicht nur den wahren Grund für ſeine Verſtimmung angegeben, ſondern auch in bezug auf das veränderte Benehmen des ihm untergeordneten Perſonals der Druckerei richtig beobachtet. Nicht daß ſich die wirklichen Differenzen mehr gehäuft oder ſtärker zugeſpitzt hätten. Aber er konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß alte Freunde, mit denen er gemeinſchaftlich am Setzkaſten geſtanden hatte und die ſeine Bevorzugung neidlos angeſehen hatten, ihm plötzlich gefliſſentlich aus dem Wege gingen und ihm deutlich genug zeigten, daß ſie das bisher von beiden Seiten aufrecht erhaltene kollegiale Verhältnis abgebrochen und auf den allernotwendigſten geſchäftlichen Verkehr beſchränkt zu ſehen wünſchten. Schritt er durch die Setzerſäle, ſo hörte er ein Ziſcheln und Tuſcheln hinter ſich her, und drehte er ſich unvermutet um, ſo begegnete er Geſichtern, die ſich höhniſch lachend hinter ihm verzerrt hatten, und die freieſten unter ſeinen Leuten gaben ſich nicht einmal ernſtliche Mühe, ihre offenbare Mißachtung ſeiner Perſon zu verbergen. Das war früher anders geweſen; ſelbſt bei Differenzen hatte ihm niemals jemand den ſchuldigen Reſpekt verſagt, und vergebens grübelte Wilberg darüber, was dieſe unbehagliche und ihm ſeine ganze Stellung verleidende Veränderung veranlaßt haben könnte. Als er ſich aber endlich entſchloß, einen ſeiner älteſten Freunde geradezu danach zu fragen, gab ihm dieſer offen zur Antwort, Wilberg möge ſich damit begnügen, wenn er ſeine Arbeit nicht vernachläſſige, und ihn mit der Bitte um private Auskünfte nicht behelligen.

Daß das Perſonal der Druckerei um das Zurückgehen der Verlobung Wilbergs mit Kathinka wußte, konnte nicht wunder nehmen, denn er ſelbſt hatte ſeinen alten Bekannten davon Mitteilung gemacht und keineswegs um Verheimlichung der Thatſache gebeten. Und diejenigen, welche Kathinka gekannt hatten — ſie ſtand noch von dem Sommerausflug her in ſchlechteſtem Andenken, ſelbſt bei denen, die ihr den Hof gemacht und des Tanzens mit ihr kein Ende hatten finden können — meinten anfangs, daß Wilberg gar kein größeres Glück hätte geſchehen können, und im geheimen gratulierten ſie ihm herzlicher zu dieſer Trennung, als es einſt zu ſeiner Verlobung geſchehen war, zu der die meiſten bedenklich die Köpfe geſchüttelt hatten. Aber dieſe verſtändige Auffaſſung, bei der Wilberg voll zu ſeinem Recht kam, mußte bald einer anderen weichen. Durch wen zuerſt die Nachricht in Kurs geſetzt worden war, Kathinka Meizen habe gar nicht Berlin verlaſſen, wie Wilberg erzählt hatte, ſondern lebe mit ihrer Mutter in einer Wohnung in der Dorotheenſtraße, in welcher der Bankier Reichenſtein aus- und eingehe, wäre ſchwer feſtzuſtellen geweſen. Aber die Neuigkeit trat mit ſolcher Beſtimmtheit auf, und die Kombinationen, die ſich daran knüpfen ließen, zwangen ſich mit ſolcher Selbſtverſtändlichkeit auch den Freunden Wilbergs auf, die ihn doch bisher als einen Ehrenmann gekannt zu haben glaubten, daß die wenigen, die im Anfang noch zu ſeiner Verteidigung den Mund geöffnet hatten, bald verſtummen mußten und in Wahrheit genug gethan zu haben glaubten, wenn ſie nicht in das böſe Gerede einſtimmten, das Wilbergs Ehrenhaftigkeit zerpflückte und ihn einen Lumpen nannte, von dem ein anſtändiger Menſch ſich fernhalten müſſe. Des Einen Frau — und daß ſie keine bösartige war, ging ſchon daraus hervor, daß ſie erſt jetzt mit ihrer Neuigkeit hervorkam — hatte Frau Meizen und ihre Tochter im Viktoriatheater geſehen und glaubte einen Eid darauf ablegen zu können, trotzdem die Entfernung von der Galerie bis zur Proſzeniumloge nicht unbedeutend iſt, daß ſie einen Augenblick auch einen Herrenkopf hinter den beiden Frauen habe auftauchen ſehen, der dem Bankier Reichenſtein angehört habe. Ein Zweiter verſicherte mit aller Beſtimmtheit, Meizens wohnten Dorotheenſtraße 23, eine Treppe rechts; wer daran zweifele, brauche nur hinzugehen und das Thürſchild zu leſen. Und um jeden Zweifel unmöglich zu machen, berichtete er, daß er von dem Inhaber des Weißbierkellers im Hauſe, der zugleich Vizewirt daſelbſt ſei, gehört habe, die dort wohnende Familie Meizen beſtehe aus zwei Perſonen, Mutter und erwachſene Tochter, und ſei von ihrer Wohnung am Belle-Allianceplatz in die fertig eingerichtete halbe Etage gezogen. Die Frauen müßten eine unerwartete Erbſchaft gemacht haben, da ihre gegen früher ſo veränderten Lebensumſtände eine andere Erklärung nicht wohl zuließen; ſie lebten jetzt ſehr behaglich. Ein Dritter hatte Frau Meizen und ihre Tochter in einer Droſchke erſter Klaſſe fahren ſehen und in einem Staat, der ſein gerechtes Aufſehen erregte.

So poſitiven Nachrichten gegenüber wäre ein Zweifel daran unmöglich geweſen, daß Kathinka ihren Bräutigam um eines beſſer ſituierten Verehrers willen aufgegeben hatte. Die Perſon des letzteren aber und der Umſtand, daß man ihn und das Mädchen bereits bei einander geſehen hatte, während Wilberg ſie noch ſeine Braut nannte, ließ den Angeſtellten der Druckerei ſeine Ernennung zum Faktor derſelben in ganz anderem Lichte erſcheinen als bisher. Der Vorbeſitzer der Offizin ſollte ihn, als für dieſen Poſten beſonders geeignet, an Reichenſtein empfohlen haben, — das hatte bisher allen ganz wahrſcheinlich geklungen. Jetzt wußten ſie es anders.

Wäre Wilberg noch ihr Genoſſe geweſen, das Perſonal der Druckerei hätte ſich einſtimmig geweigert, mit ihm gemeinſchaftlich zu arbeiten. Er war ihr Vorgeſetzter, und ſie mußten ſich fügen, denn an dem vermeintlichen Geſchäft, daß Wilberg ſeine Braut dem Bankier abgetreten habe, war ja ihr Herr, Bankier Reichenſtein, ſelbſt beteiligt. Aber es gärte unter ihnen, ohne daß Wilberg die Urſache zu ergründen wußte, und der erſte Anlaß brachte den gärenden Groll zu offenem Ausbruch.

Wilberg hatte einem der ihm unterſtellten Leute die Arbeit kündigen müſſen; er wußte längſt aus Erfahrung, daß das nicht zu den angenehmſten Obliegenheiten ſeiner Stellung gehörte, und pflegte ſolche Szenen daher ſo kurz wie möglich abzumachen. Aber heute — es war der Abend desſelben Tages, an dem Dernburg ſeine Unterredung mit Bankier Reichenſtein gehabt hatte — ſah er ſich doch veranlaßt, ſich noch einmal zu dem Gekündigten zu wenden, denn was der hinter ihm her gemurmelt hatte, ſchien ihm zu ehrenrührig zu klingen, als daß er ſich angeſichts der Umſtehenden die Miene hätte geben dürfen, nichts davon gehört zu haben.

„Was ſagten Sie?“ fragte er, den Mann finſter ins Auge faſſend und in ſeiner ſeit Tagen gereizten Stimmung entſchloſſen, ein Exempel zu ſtatuieren.

Aber der Gekündigte gehörte nicht zu den ängſtlichen Naturen und fühlte ſich moraliſch zu ſehr in ſeinem Recht, als daß er ſich durch Wilbergs drohendes Auge hätte einſchüchtern laſſen.

„Ich ſagte, daß es viel Ehre für mich iſt, Herr Wilberg, wenn ich Ihnen nicht mehr gut genug bin,“ erwiderte er höhniſch.

Wilberg bezwang ſich mühſam, trotzdem er das Geziſchel der Umſtehenden hörte, die dem Manne recht zu geben ſchienen, und fragte ſcheinbar ruhig: „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß es lumpig iſt, ſich ſeine Braut von einem Juden abkaufen zu laſſen,“ erwiderte der Setzer mit erhöhter Stimme.

Einen Augenblick ſtand Wilberg ſtumm; er mußte überlegen, was der andere damit ſagen wolle. Dann wurde ihm klar, daß er und Kathinka gemeint ſeien, und mit einem unartikulierten Schrei ſtürzte er ſich auf den Verleumder. Aber die Umſtehenden fielen ihm in den Arm, und während ſie ihn zurückhielten, wurde ihm aus dem drohenden Stimmengewirr ſo viel verſtändlich, daß ſie alle der Anſicht waren, Kathinka habe ihn um des Bankiers willen verlaſſen, und er habe darum gewußt und ſich „abfinden“ laſſen.

„Es iſt nicht wahr,“ ſchrie Wilberg, „ihr lügt!“

Da trat einer ſeiner alten Freunde auf ihn zu und legte dem noch immer ſich gegen die ihn umſtrickenden Arme verzweifelt Wehrenden die Hand auf die Schulter.

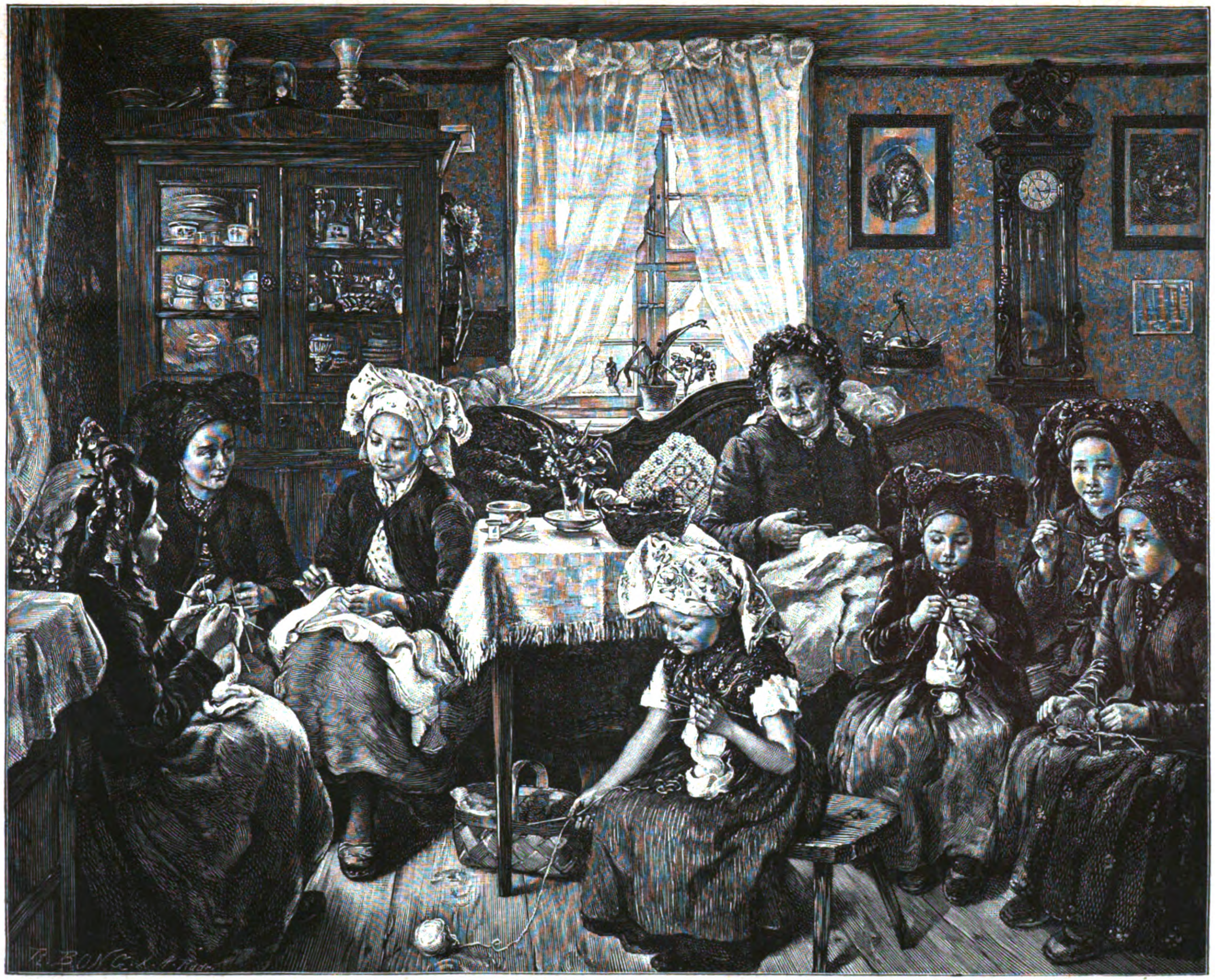
„Es mag ja ſein, daß du wirklich nichts davon weißt, Wilberg,“ ſagte er ernſt und begütigend, „aber daß deine frühere Braut nicht nach auswärts iſt, wie du geſagt haſt, ſondern noch hier in Berlin wohnt, und daß Reichenſtein bei ihr und ihrer Mutter aus- und eingeht, und daß ſie ſchon mit ihm verkehrt haben, ehe du ſagteſt, daß es mit eurer Verlobung nichts mehr ſei, das iſt ſo gewiß, wie wir alle hier ſtehen, und das kann ich dir beſchwören.“

Wilbergs ringende Arme wurden ſchlaff unter den ſie bändigenden Fäuſten, und die flammende Zornröte in ſeinen Zügen wich einer Leichenbläſſe.

„Wenn es ſo iſt — laßt mich los,“ er ſchüttelte die Umſtehenden von ſich ab, „wenn es ſo iſt, dann habe ich hier nichts mehr zu ſagen; Sie ſind nicht gekündigt, Retemeyer.“ Wilberg ſah ſich ſuchend im Kreiſe der Leute um, die ſcheu zurückwichen, denn ſie fühlten ſchon jetzt, daß ſie ihm Unrecht gethan hatten. „Du kommſt mit, Müller, und du auch, Ferdinand,“ fuhr er dann tief Atem holend fort, „jetzt gleich, ſo wie ihr ſeid, — ihr müßt mit hinüber zu Reichenſtein, er wird ja noch im Kontor ſein, und müßt euch überzeugen, daß ich nicht der Lump bin, für den ihr mich gehalten habt. Ihr ſollt dabei ſein, wenn ich reinen Tiſch mit ihm mache.“

Die vorher ſo eifrig gegen Wilberg Partei genommen hatten, waren jetzt bemüht, ihn von einem unüberlegten Schritt zurückzuhalten.

„Wenn du nichts gewußt haſt, Wilberg,“ ſagte beruhigend ſein Freund Müller, „dann kümmere dich nicht mehr



Bei der Frau Paſtorin. Nach dem Gemälde von O. Piltz. (Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

darum. Du biſt ja mit ihr auseinander, — was geht's dich an, was jetzt noch aus ihr werden mag."

„Und ihr meint, ich ſollte dieſes Lumpen Brot eſſen?" erwiderte Wilberg zähneknirſchend. „Kommt mit, meinetwegen alle, ihr habt ja alle geglaubt, daß ich meine Ehre verkauft hätte. Meinen Hut, — daß ich nicht mehr hierher zurück brauche. Habt ihr Angſt, daß ihr um eure Arbeit kommt, wenn ihr mich begleitet? So viel Geld habe ich erſpart — alſo kein Sündengeld — daß ich euch über Waſſer halten kann, bis ihr wieder Arbeit gefunden habt!"

Während Wilberg der Thüre zuſchritt, hatten ſich die Zurückbleibenden ſchnell darüber geeinigt, daß es in der That das beſte ſei, wenn zwei ihn begleiteten, um den Erregten zurückzuhalten, falls er ſich in einem Wutausbruch an Reichenſtein vergreifen wolle, und die beiden von ihm Genannten eilten ihm nach in das Nebenhaus, in dem die Kontors der Internationalen Hauptbank lagen. Die vor der Hausthür haltende Equipage ließ darauf ſchließen, daß der Bankier anweſend ſei, wie er denn täglich, ehe er ſeinen Abendvergnügungen nachging, noch einmal im Kontor vorzuſprechen pflegte, und unangefochten ſchritt Wilberg mit ſeinem Gefolge durch die ausgedehnten Geſchäftsräume, da die Kontoriſten und und die Dienerſchaft nicht anders glaubte, als daß der Chef Wilberg und die beiden Setzer herüber befohlen habe. Das geſchah nicht ſelten in letzter Zeit, ſeitdem Reichenſtein ſich allen Ernſtes mit der Gründung eines großen Zeitungsunternehmens beſchäftigte und ein Intereſſe daran hatte, über die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Druckerei zu ſolchem Zweck in allen Details orientiert zu ſein.

Ohne anzuklopfen, trat Wilberg in das Privatkontor des Chefs. Reichenſtein ſaß an ſeinem Arbeitstiſch und ſah erſt auf, als er an dem Geräuſch hörte, daß mehrere Perſonen bei ihm eingetreten waren. Er rückte ſich den goldenen Klemmer zurecht und ſeine Miene wurde noch mißmutiger, als er Wilberg erkannte.

„Sie ſind's, Wilberg. Was gibt's ſchon wieder. Ich habe Ihnen doch geſagt, daß Sie ſelbſtändiger ſein und mir nicht mit jeder Lumperei kommen ſollen."

„Diesmal iſt die Lumperei zu groß, Herr Reichenſtein," ſagte Wilberg mit lauter Stimme. „Sie müſſen ſchon entſchuldigen. Zuerſt habe ich Ihnen zu ſagen, daß ich heute meine Stelle niederlege und nicht mehr Ihr Faktor bin."

„Ohne Kündigung?" fragte Reichenſtein von oben herab. „Das wäre eine neue Art; außerdem wiſſen Sie, daß Sie mir gerade jetzt unentbehrlich ſind. Und wozu haben Sie die beiden Leute mitgebracht? Sollen das etwa Ihre Nachfolger werden?"

„Das mögen Sie machen, wie Sie wollen," erwiderte Wilberg. „Ich brauche ſie nur, damit ſie hören, was ich Ihnen weiter zu ſagen habe. Die Thüren auf," ſchrie er dann und riß die nach den Kontors führende Flügelthüre ſelbſt weit auf, da die beiden Freunde zögerten, „je mehr das hören, um ſo beſſer iſt es. Kennen Sie Kathinka Meixen, Herr Reichenſtein?"

Der Bankier wechſelte die Farbe und erhob ſich eilig von ſeinem Platz, um den Schreibtiſch als ſchützendes Bollwerk zwiſchen ſich und den ihm mit drohendem Geſichtsausdruck Nähertretenden zu legen. Aus den Nebenzimmern tönte das Rücken der Kontorſeſſel herüber und deutete darauf hin, daß die Angeſtellten der Internationalen Hauptbank auf den Wortwechſel im Zimmer ihres Chefs aufmerkſam wurden.

„Was iſt das für eine Unverſchämtheit!" ſchrie Reichenſtein, und ſeine Fettſtimme verlor ſich in der höchſten Fiſtel. „Polizei! Rufen Sie Polizei! Zu Hilfe! Der Menſch iſt zu allem fähig!"

Aus dem Nebenzimmer ſtürmten die Kontoriſten heran, aber ſie drängten ſich an der Thüre zuſammen, als ſie Wilberg ruhig in der Mitte des Zimmers und augenſcheinlich ohne jede Abſicht, das Leben ihres Chefs zu gefährden, ſtehen ſahen. Auch mochten er und ſeine beiden kräftigen Begleiter, die keine Miene machten, die Thüre freizugeben, ſondern nur Wilberg im Auge behielten, ihnen genügend Reſpekt einflößen, um ihnen ein Handgemenge nicht wünſchenswert erſcheinen zu laſſen, und auf den meiſten Geſichtern konnte man ſogar deutlich die nur halb unterdrückte Schadenfreude leſen.

„Keine Polizei kann verhindern, daß Sie hören müſſen, was ich Ihnen zu ſagen habe," rief Wilberg laut über das Stimmengewirr hinweg. „Sie ſind ein Schuft, Herr Reichenſtein!" — Damit wandte er ſich und ſchritt langſam und erhobenen Hauptes aus dem Zimmer, und die Schar der Kontoriſten wich achtungsvoll zurück, ohne daß er es nötig hatte, ſich gewaltſam freie Bahn zu machen.

XVI.

Auch Dernburg war an demſelben Tage noch eine Enttäuſchung widerfahren. Nach ſeiner Unterredung mit Bankier Reichenſtein hatte er ſich nur ſo viel Zeit genommen, zu Mittag zu ſpeiſen, und dann war er am Kaiſerhof vorgefahren in der Hoffnung, Graf Romſtedt dort zu treffen, auf deſſen Hilfe nicht nur bei der Regelung ſeiner finanziellen Verlegenheiten er feſt bauen zu dürfen glaubte. Aber als er den Portier nach dem Grafen fragte, erhielt er den Beſcheid, daß Graf Romſtedt, durch eine Depeſche veranlaßt, am Morgen desſelben Tages plötzlich abgereiſt ſei, allerdings ohne ſeine Zimmer im Hotel aufzugeben und mit der Weiſung, daß er wahrſcheinlich ſehr bald zurückkehren werde. Übrigens habe er, falls Herr von Dernburg während ſeiner Abweſenheit nach ihm Nachfrage halten ſolle, ein Billet für ihn zurückgelaſſen. Aber die wenigen und flüchtig hingeworfenen Zeilen enthielten für Dernburg nicht viel Tröſtliches. Er habe einen Fingerzeig erhalten, der ihm Ausſicht mache, über den Aufenthalt ſeiner geſchiedenen Frau und ſeines Kindes ſichere Auskunft zu erhalten, ſchrieb der Graf; es ſei möglich, daß ſich ſeine Hoffnungen ſogleich erfüllten und er denke dann bald wieder in Berlin zu ſein. Ebenſo möglich ſei es aber auch, daß er nur den Anfang des Fadens in der Hand halte, und dann könne er wohl längere Zeit von Berlin ferngehalten werden. Über das Ziel ſeiner Reiſe hatte Graf Romſtedt keinerlei Andeutung gemacht, und auch der Hotelportier wußte darüber nur zu ſagen, daß der Graf einen Zug der Anhalter Bahn benutzt habe. Es blieb alſo Dernburg nichts übrig, als ſich in Geduld zu faſſen und zu warten, denn ſo ſehr es ihn auch drängte, Ordnung zu ſchaffen, wagte er doch nicht, mit dem doppelten Geſtändnis ſeines Leichtſinns und ſeiner Liebe direkt an ſeinen Vater zu gehen, den er gegenwärtig beſchäftigt wußte, aus dem Zuſammenbruch des alten Baron Biel zu retten, was für deſſen Familie noch zu retten war, und der ohne Graf Romſtedts Fürſprache wohl überhaupt kaum dazu bewegen geweſen ſein würde, die Abſicht ſeines Sohnes, ein armes Mädchen zu heiraten, das auf der ſozialen Stufenleiter ſo tief unter ihm ſtand, ernſthaft zu nehmen. Dernburg beauftragte den Hotelportier, ihm ſofort Nachricht zukommen zu laſſen, ſobald der Graf zurückgekehrt ſei, und mehr von dem Wunſch getrieben, nicht allein mit ſeinen unbequemen Gedanken in ſeiner Junggeſellenwohnung zu ſein als einem inneren Bedürfnis folgend, machte er ſich auf den Weg nach der Kaſerne des Infanterieregiments, bei dem Baron Biel geſtanden hatte, um ſich zu erkundigen, ob für das Begräbnis des auf ſo ſchreckliche Weiſe geendeten Kameraden alle Anordnungen getroffen ſeien. Dort erfuhr er, daß die Leiche bereits in aller Stille nach dem Leichenhauſe des Garniſonkirchhofes geſchafft worden war, und daß die Beiſetzung am folgenden Tage erfolgen ſolle. Biels Vater hatte telegraphiſch mitgeteilt, daß er krankheitshalber verhindert ſei, dem Begräbnis beizuwohnen, und die Kameraden gebeten, dasſelbe, ſoweit es mit den Beſtimmungen über die Beerdigung von Selbſtmördern verträglich, in würdiger Weiſe einzurichten. Es kam Dernburg ſehr willkommen, daß er die Bitte des alten Baron Biel als Vorwand benutzen konnte, ſich bald von den Kameraden zu empfehlen, indem er angab, daß er ſelbſt noch nach dem entlegenen Friedhof hinausfahren und dem Totengräber Anweiſungen für den Schmuck der Gruft und des Sarges geben wolle.

(Fortſetzung folgt.)

Adolf von Thadden-Trieglaff. (Abdruck verboten.

Von Dr. Karl Kinzel-Friedenau.

Laßt uns an unſre Arbeit gehn,
Den Herren zu erheben;
Laßt uns, indem wir auferſtehn,
Beweiſen, daß wir leben;
Laßt uns in dieſem Gnadenſchein
Nicht eine Stunde müßig ſein;
Gott iſt's, der uns erleuchtet.

Dieſen Lieblingsvers Adolfs von Thadden-Trieglaff kann man wie keinen anderen als Überſchrift zum Leben des merkwürdigen Mannes betrachten, dem es vergönnt war, in ſeinen 85 Jahren die großartigſte Entwickelung Preußens, wenn auch als Privatmann, doch mitſchaffend zu durchleben und ſich in ihr allezeit in gleicher Weiſe als ein Edelmann von altem Schrot und Korn, als ein ganzer Charakter, als Urbild eines echt deutſchen Mannes zu bewähren. Es kennen ihn freilich heut nur noch wenige, ihn, „deſſen Name vor 40 Jahren in aller Munde, gehaßt und geliebt, bewundert und verhöhnt wurde.“ Denn das Gedächtnis der haſtenden Gegenwart iſt kurz, und zur unparteiiſchen Würdigung großer Männer ſcheint ſie ſo wenig befähigt, wie ſolche hervorzubringen. Es fehlt mehr und mehr die Ruhe zu ihrer gedeihlichen Entwickelung, Zeit und Sonne zu allmählichem Reifen und Gelegenheit zu machtvoller Entfaltung und Bewährung in der Zeiten Sturm und Graus. Immer rückſichtsloſer drängt das moderne Leben Alle in gleiche Formen und feſte Schranken; der Zug der Uniformierung des geiſtigen und leiblichen Lebens — zur ſelben Stunde mensa und τύπτω und dieſelbe Turnübung am Barren im ganzen Deutſchen Reich, das ſcheint das Ideal — wird immer ſtärker und ſtärker. Wo bleibt da Raum zu urſprünglicher Geſtaltung des Lebens und Charakters?

Um ſo dankenswerter iſt es, wenn uns das Bild eines ſolchen, eines der Beſten unter den Deutſchen, als ein Spiegel vorgehalten wird, in den wir dankbar und zugleich tief beſchämt blicken, wie es durch Eleonore Fürſtin Reuß in unnachahmlicher Zartheit und Zurückhaltung und mit feinem Verſtändnis für die Eigenart des Mannes geſchehen iſt.*) Einige andere Züge verdanke ich der freundlichen Mitteilung meines ehrwürdigen Nachbars, eines 82 jährigen Zeitgenoſſen des Herrn von Thadden, der zur Zeit Mitglied und Schriftführer der Trieglaffer Konferenzen war, des Superintendenten a. D. G. L.

Thadden war ein Berliner Kind. Als Sohn eines Oberſten 1796 geboren, kam er ſchon als Sechsjähriger auf das Berliner Kadettenkorps, wo er eine harte Schule durchmachte. In der Franzoſenzeit kehrte er ins Vaterhaus zurück und erlernte die Schloſſerei, um für alle Fälle einen praktiſchen Beruf zu haben. Im Februar 1813 trat er in die Armee und machte den Befreiungskampf, das Neue Teſtament, den Fauſt und den Wallenſtein im Torniſter, bis zu Ende mit, nur bei Bautzen leicht verwundet, ſonſt wunderbar behütet. Als Premierleutnant mit dem eiſernen Kreuz nahm er ſeinen Abſchied, lebte dann mit einem Kreiſe chriſtlich erweckter Freunde in Berlin, bereitete ſich auf die Landwirtſchaft vor, vermählte ſich mit Frl. Henriette von Oertzen und zog mit ihr auf ſein Gut Trieglaff in Pommern, wo er faſt bis zu ſeinem 1881 erfolgten Tode ſein Heim gehabt hat.

Dieſer äußere Rahmen ſeines Lebens hat wenig abſonderliches, um ſo mehr, was er umſchloß. Die Grundſtimmung ſeines Weſens war von Jugend auf eine feurige Vaterlandsliebe und Königstreue und eine ebenſo innerliche wie thatkräftige chriſtliche Weltanſchauung. Jene offenbarte ſich ſchon von früheſter Jugend an in der lebhaften Weiſe, welche dem Manne bis in ſein hohes Alter eigen blieb. Spülte er ſich doch als Knabe nach jeder franzöſiſchen Stunde am Brunnen den Mund aus, kehrte doch der Zehnjährige dem Fenſter, von welchem er Napoleons Einzug in Berlin anſehen ſollte, den Rücken. „Nicht zufrieden damit, ſelbſt für das Vaterland zu kämpfen, bot der begeiſterte 17 jährige Offizier zur Deckung der Kriegskoſten dem König ſeinen Anteil von 20 000 Thalern an einer eben gemachten Erbſchaft an, wiewohl er ſie recht nötig brauchte. Er wollte am 20. März 1848 Berlin angreifen oder das Schloß überfallen und den König wegführen, er nahm ſelbſt im Generalſtabe des Banus Jellachich, in deſſen Heer ſein Sohn focht, am Kampfe gegen das aufſtändiſche Ungarn teil. Und als im Sommer 1870 ſein altes 12. Infanterieregiment bei Wörth ſtark mitgenommen war, da flammte in dem 74 jährigen der alte Jugendmut wieder auf, und er meinte, zum Kanonenfutter ſei er immer noch gut genug. Um ſich für die Kriegsſtrapazen abzuhärten, biwakierte er daheim in einem Zelt auf einer Bank. Ein Tagelöhner wurde als Burſche equipiert, und trotz allem Widerſpruch und aller Beſorgnis von Freunden und Verwandten ging er Mitte Auguſt nach Berlin, um ſich zum Eintritt in das Heer zu melden.“ Krankheit verhinderte die Ausführung des Planes. Dieſe ritterliche Geſinnung bewährte er bis an ſein Ende.

Von gleichem Feuer glühte ſeine chriſtliche Geſinnung. Die Art, in welcher ſein Glaube Geſtalt gewann, iſt uns Epigonen nicht mehr ſympathiſch und in vieler Hinſicht nicht mehr recht verſtändlich, ſie wird aber begreiflich in ihrem Gegenſatz zu dem damals herrſchenden Rationalismus und der geiſtlichen Trägheit, welche meiſt auch die Beſten beherrſchte und ſie bewog, dem Chriſtentum nur eine Art dekorativer Bedeutung einzuräumen. Dem gegenüber mußte das Herz eines Mannes wie Thadden, einmal aus dem Schlafe geweckt und entzündet, gleich in hellen Flammen ſtehen, welche, zuerſt das innere Leben heiligend und verklärend, natürlich auch nach außen leuchtend hervortraten. „Wie ein zwanzigjähriger Jüngling“ (ſo ſchreibt aus dem Felde ſein nachher bei Ligny gefallener Freund Chriſtian von Stollberg), „der ſeit ſeinem achten Jahre Soldat iſt, ſich ſo engelrein hat erhalten können, läßt ſich ohne ein Wunder nicht erklären.“ Das iſt ein Zeugnis für tauſend, die man ihm oder er ſich ſelbſt durch die That bis zu ſeinem Tode von ſeinem lebendigen Chriſtentume gegeben hat. Wer wollte alſo demgegenüber an der eigentümlichen Schale Anſtoß zu nehmen wagen? Es war zunächſt ſubjektiver Pietismus ſtrengſter Art, mit dem er im Verein mit ſeinen Freunden in Berlin (Leopold und Ludwig von Gerlach, zwei Brüder von Senfft, Lanzizolle, Rappard, Sagemund, Focke, Goetze u. a.) und dann in der Ausgeſtaltung ſeines häuslichen Lebens in Trieglaff gründlich Ernſt machte. Aus ihm entwickelte ſich dann allmählich unter dem Einfluß der vierziger Jahre der mehr objektive Konfeſſionalismus, der nicht bei dem eignen Ich und ſeiner Stellung zu Chriſtus ſtehen bleibt, ſondern nun gemeinſchaftbildend auf die Geſtaltung der Kirche Einfluß zu gewinnen ſuchen und zu den brennenden Fragen des kirchlichen Lebens Stellung nehmen mußte.

Es war eine merkwürdige Zeit auf kirchlichem Gebiete. Aus dem abſterbenden Rationalismus vulgaris entwickelten ſich einerſeits die Beſtrebungen der Lichtfreunde, welche jenen in konſequenter, lebensvollerer Weiſe fortzuführen gedachten, anderſeits die geiſtlichen Erweckungen, welche allenthalben, namentlich in Pommern, unvermittelt wie eine neue Geburt hervortraten. Hier griff Thadden in richtiger Erkenntnis deſſen, was not that, und mit der ihm eignen furchtloſen Thatkraft ein durch ſeine Trieglaffer Konferenzen, welche Sammelpunkte der neuen Bewegung wurden und reichen Segen für die pommerſche wie für die ganze evangeliſche Kirche geſtiftet haben. Im Oktober 1841 kamen zum erſtenmal, von ihm eingeladen, 31 Prediger und drei Superintendenten zuſammen, welche bald ein Herz und eine Seele waren. Später nahmen auch Laien daran teil, und die Zahl der Gäſte vermehrte ſich ſo, daß er ſeinem Schloſſe einen eignen Saal anbauen und eine große Wagenremiſe, deren zwei mächtige Flügelthüren nach dem Garten zu geöffnet waren, zum Speiſeſaal umwandeln ließ. Wände und Pfeiler waren mit Laubgewinden und Kränzen von Kornblumen geziert, und von der Decke hingen laubumwundene Kronleuchter herab. „Unvergeßlich iſt mir," erzählt mein Gewährsmann, „der Juliabend 1844, an welchem ich zum erſtenmal in dieſen Saal eintrat. Da ſaßen an zwei langen Tafeln über hundert Paſtoren und berühmte Laien, welche mit ihren kräftigen Stimmen aus vollen, durch die Bruderliebe begeiſterten Herzen nach dem Tiſchgebet des Hausvaters das Lied ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren' ſangen. Die edle, wohlthuende Gaſtfreundlichkeit des originellen, humoriſtiſchen Wirtes, der brüderliche Verkehr mit Freunden und Schulgenoſſen, die man ſeit zehn bis zwanzig Jahren nicht geſehen, die nähere Bekanntſchaft und Befreundung mit ausgezeichneten Männern aus allen Provinzen des Vaterlandes machten dieſe Konferenzen beſonders erquicklich und ſegensreich. Unter den faſt regelmäßigen Teilnehmern waren Meinhold, Büchſel, Feldner, Nagel, Beſſer, Ludw. v. Gerlach, Harniſch, Textor, Zahn, Knak, Wetzel, Mila, Kundler, Görcke, Baltzer, Moll, Benneke u. a. Nie werde ich die erſte Abendandacht vergeſſen, welche am Vorabend des Feſtes Paſtor Baltzer aus Wallmow hielt über den 133. Pſalm: ‚Siehe, wie fein und lieblich iſt es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen,' die ſo warm und innig von Herzen zu Herzen ging. Danach fanden die zahlreichen Gäſte alle eine Ruheſtätte im Schloſſe oder im Pfarrhauſe. Die Schlafzimmer im oberen Stock des herrſchaftlichen Hauſes waren mit Bezug auf ihre Bewohner mit beſonderen Kennzeichen und Symbolen verſehen. Zwei Paſtoren, die an der rabies theologorum litten, wurde ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer angewieſen, an deſſen Thüre zwei aus Goldpapier geſchnittene Kampfhähne geklebt waren. Andere Zimmer waren humoriſtiſch bezeichnet mit Eulen, Eisbären, Rhinozeros u. dgl., und an der Thür zum oberſten Kandidatenboden unterm Dach ſtand: ‚Glück auf!'"

---

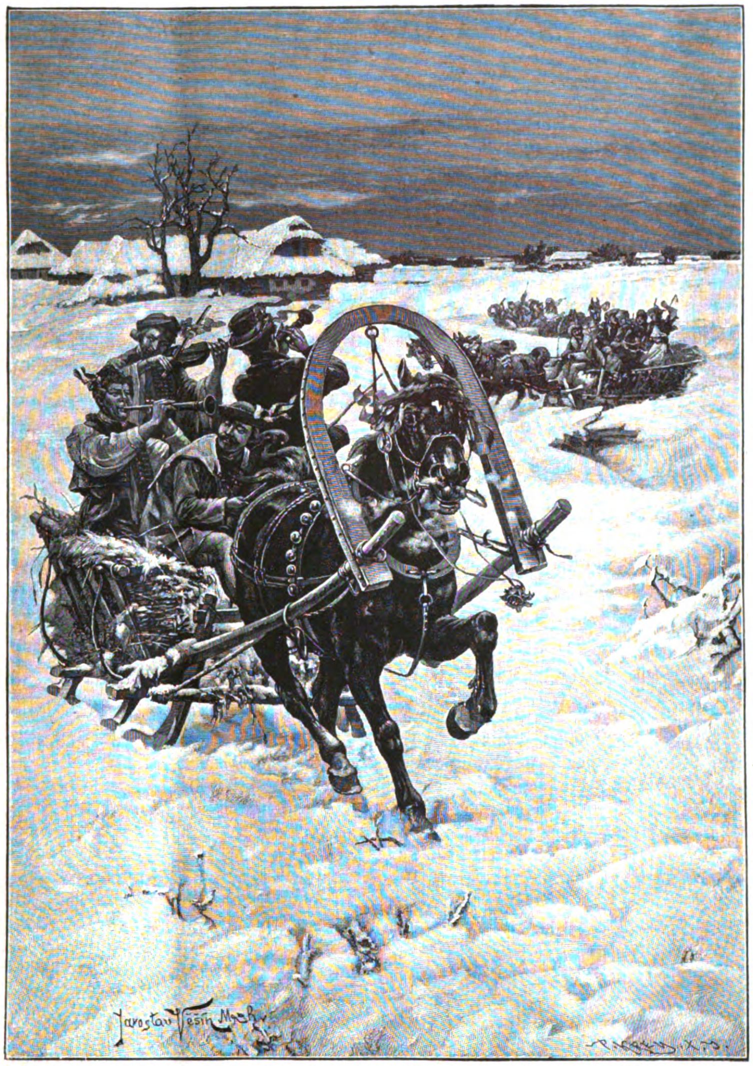
*) Adolf von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild gezeichnet nach Erinnerungen ſeiner Kinder und Freunde. Berlin W. Hertz. 1890. 4,60 M. Wertvolle Beilagen geben Reden und Aufſätze des Mannes wieder.

Wichtige, brennende Fragen, wie Verpflichtung auf das Bekenntnis, Stellung zur Union, Agende, Eheſcheidung, Wiedertrauung Geſchiedener, Erbauungsſtunden, Enthaltſamkeitsbewegung, lagen den Beratungen zu Grunde, welchen ein Geiſtlicher präſidierte. Herr von Thadden behielt ſich dabei nur das Amt eines Cenſors vor und bemerkte, man habe die Beſorgnis geäußert, daß er einen Druck auf die Verſammlung üben und ſie tyranniſieren werde. Er wolle aber nur auf Grund der Stelle Apoſtelgeſch. 19, 9 („Er redete täglich in dem Hauſe eines, der da hieß Tyrannus") das Recht eines ſolchen apoſtoliſchen Haustyrannen in Anſpruch nehmen. Von einer Tyrannei war denn auch auf dieſen Konferenzen nichts zu bemerken. Im Gegenteil geſtattete man, auch recht abweichende Meinungen zum Ausdruck zu bringen, und von beſonders extremen Anſchauungen nach unſerer heutigen Auffaſſung trat wenig zu Tage. Ich habe die Protokolle von 1844 durchgeſehen, welche in dem Buche keine Erwähnung gefunden haben, aber wegen der Beratungsgegenſtände der bald darauf berufenen Generalſynode von Intereſſe ſind. Hier hält Meinhold einen Vortrag über das Thema: „Kann die evangeliſche Kirche in Übereinſtimmung mit ihrem Prinzip eine Verpflichtung auf die Symbole fordern, und in welchem Sinne und Umfang iſt dieſe Verpflichtung gemeint?" Und ſeine Stellung zu den Symbolen iſt die: „Unſere Symbole wollen nichts anderes ſein als Zeugniſſe, wie die evangeliſche Kirche die Schrift verſtanden hat und wie man in Einſtimmung mit ihr die Schrift verſtehen muß." Wir glaubten, dies eine Beiſpiel wenigſtens anführen zu ſollen, um den hier herrſchenden Geiſt zu kennzeichnen, welchen man damals in den weiteſten Kreiſen mit den ſchwärzeſten Farben anzuſtreichen beliebte.

Friedrich Wilhelm IV dachte offenbar anders darüber. Denn er berief Thadden 1846 in die Generalſynode. Hier handelte es ſich beſonders um das Ordinationsgelübde der Geiſtlichen und um den Bekenntnisſtand der einzelnen Kirchen. Er trat mit voller Überzeugung für die lutheriſche Konfeſſion ein. „Wir fürchten," ſagte er, „daß uns in der mürben Kirche einmal das ganze Chriſtentum wie ein Aal durch die Hand ſchlüpfen werde, darum lieben wir den alten lutheriſchen Dom mit ſeinen Zacken und Spitzen, darum ſchätzen wir das alte konkrete Bekenntnis gegenüber einem blauen Dunſt, von dem man nicht weiß, was daraus wird." Er ſah gerade in einem feſten Bekenntnisſtande den beſten Schutz gegen Prieſterwillkür. Gegen ſie ſprach er ſich in derſelben Rede aus: „Es gibt auf dieſer weiten Erde nichts Greulicheres als eine herrſchſüchtige Prieſterkaſte. Die Geiſtlichkeit kann und darf ganz allein herrſchen, indem ſie dient; indem ſie dient der Gemeinde, deren Herr und Haupt nicht auf dieſe arme Erde gekommen iſt, daß er ihm dienen laſſe, ſondern daß er diene, der darum aber auch geſetzt iſt, zu herrſchen über alles, was im Himmel und auf Erden iſt… Der ungeheure Wert der alten Symbole beſteht darin, daß ſie mit ſolchem Nachdrucke auf die Urquelle hinweiſen; wir können dieſen Wegweiſer nicht entbehren, und zwar um ſo weniger, als wir ſchwerlich einen anderen machen werden." Die Oppoſition, welche er fand, trieb ihn leider immer mehr in ſeparatiſtiſche Gedanken, welche endlich ſeinen Austritt aus der Landeskirche herbeiführten. Derſelbe erfolgte freilich erſt nach langem Zögern und war durch die äußeren Verhältniſſe weſentlich mit veranlaßt, da ſein ſo hochgeſchätzter Pfarrer mit allen Familien bis auf ſieben ihm in Trieglaff vorangegangen war. Er war nun einmal der eingefleiſchte Gegner einer Union, welche alle Bekenntnisunterſchiede zu verwiſchen befliſſen iſt. Aber im Herzen blieb er ein rechter Unionsmann. Die lutheriſchen Konferenzen in Cammin beſuchte er regelmäßig, und er ſagte beim Eintritt: „Meine lieben Brüder, ſchmeißen Sie mich raus, wenn ich Ihnen unbequem werde, ich komme doch wieder durch die Hinterthür zu Ihnen und ſtimme einen Hymnus auf die Union an, nicht auf die landeskirchliche, ſondern auf die Perſonalunion der brüderlichen Liebe." Die Gemeinſchaft mit allen Kindern Gottes galt ihm mehr, als die kirchliche Trennung, das hat er bewieſen bis an ſeines Lebens Ende.

Seine politiſche Stellung iſt eigentlich von ſeiner kirchlichen untrennbar. Einer, der ihm naheſtand, urteilt darüber: „Thaddens eigenartiges politiſches Auftreten beruhte nicht bloß auf ſeiner innerſten Überzeugung, es war die Blüte und die Frucht ſeines ganzen bisherigen Lebens, die Darſtellung ſeiner vollen Perſönlichkeit. Er war an ein furchtloſes Bekennen ſeines Glaubens, an eine Einſetzung ſeines Seins und Weſens für das als Recht Erkannte gewöhnt. Das ſtrenge Gericht, das er allezeit gegen ſich ſelbſt ausübte, ſchmückte ihn aber auch mit jener Demut, welche die Herzen gewinnt, und ſo konnte es nicht fehlen, daß er in dem Geiſterkampfe jener Tage eine hervorragende Rolle ſpielte." Er war gewiß keine eigentlich politiſche Perſönlichkeit, aber er war furchtlos und treu, und das waren in jenen wirren vierziger Jahren unſchätzbare Eigenſchaften. Er wußte wohl, daß für Leute ſeines Schlages „keine Fackelzüge, keine Ehrenpokale und Serenaden in Ausſicht waren, wohl aber ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferſtehung. Aber er erklärte es für das Gegenteil der Treue, einen Freund zu verlaſſen, wenn er am Abgrund wandelte, von ſeinem Herrn ſich zurückzuziehen, wenn er in Not ſei, ſeinem Könige den Dienſt zu kündigen, wenn dieſer ihn am nötigſten brauchte. Gerade jetzt gelte es, feſt auf dem Poſten zu ſtehen, anſtatt die Flinte ins Korn zu werfen, der Revolution auf den Leib zu rücken, ſtatt ſich in den Schmollwinkel zu ſetzen." Sein politiſcher Wahlſpruch war: Ein König auf Leben und Tod, aber nicht 400 Tyrannen! Mit dieſer Geſinnung trat er 1847 ins Parlament.

Wir heben aus ſeiner Wirkſamkeit nur einige für den Mann charakteriſtiſche Momente hervor. „Er trat nicht etwa gegen Preßfreiheit auf, ſondern gegen ihren Mißbrauch. „Preßfreiheit, aber den Galgen daneben!" verlangte er, d. h. ſtrengſte Beſtrafung des Mißbrauchs, deshalb Namensunterſchrift unter jeden Artikel, damit der Schreiber zur Rechenſchaft zu ziehen ſei. Alle Halbheit, alle Anonymität, die nichts als Feigheit ſei, war ihm in den Tod verhaßt. Freies Wort, freie That



Luſtige Heimkehr. Nach dem Gemälde von Jaroslaw Veſin.

ohne Maske und Schminke, Wahrheit, Freiheit, Recht, Geſetz, aber nach Wechſelrecht mit der Verpflichtung auf mich ſelbſt, das iſt's, was wir fordern… Die Völker haben jetzt ſo gut ihre Schmeichler, wie weiland die Fürſten, und ich behaupte, iſt je den Völkern auf eine unverſchämte Weiſe geſchmeichelt, ſo iſt es jetzt.“ Er war natürlich gegen die Emancipation der Juden, aber für Emancipation vom Judentum. Seine draſtiſche Redeweiſe wird gekennzeichnet durch die Worte, mit denen er die Anſtellung jüdiſcher Lehrer verwarf, auch jüdiſcher Mathematiker. „Es iſt hier früher geſagt worden, daß das Einmaleins doch nicht chriſtlich oder jüdiſch ſein kann. Ich glaube, ich würde in das Irrenhaus gehören, wenn ich dies behauptete. Aber es können zum Einmaleins Amendements geſtellt werden. Ein ſolches Amendement findet ſich in der Hexenſzene des Fauſt. Erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen vortragen darf:

Du mußt verſtehn! aus eins mach zehn!
Und zwei laß gehn, und drei mach gleich,
So biſt du reich; verlier die vier,
Aus fünf und ſechs, ſo ſagt die Hex',
Mach ſieben und acht, ſo iſt's vollbracht;
Und neun iſt eins, und zehn iſt keins —
Das iſt das Hexen-Einmaleins!

Ein geehrter Redner der Hexengeſellſchaft — es iſt der Kater — liefert aber ſchon vorher hierzu den Kommentar, wenn er ſagt:

> Und laßt mich gewinnen; denn wär' ich bei Geld,
> So wär' ich bei Sinnen.

Ja, in den Amendements da ſteckt es, da läßt ſich ſo viel hineinlegen."

So ſtand er natürlich 1848 Schulter an Schulter mit Otto von Bismarck, und er war es, der, als man im Landtage die der Revolution zujauchzende Adreſſe einſtimmig zu faſſen wünſchte, ſein Veto mit dem lauten Ruf: „Nicht einſtimmig!" einlegte. In der ganzen, erregten Verſammlung ſtimmten ihm nur vier Mitglieder durch Sitzenbleiben zu. Er hielt am 5. April ſeine berühmte Rede gegen das neue Wahlgeſetz, welche mit dem durch Gelächter und vollſtändigen Tumult beantworteten Satze ſchloß: „Verzeihen Sie, daß ich mich jetzt vielleicht zu kurz faſſe, aber ich kann ein Grundprinzip nicht anerkennen, nach welchem etwa auf 10 000 Pfund Menſchenfleiſch (inkl. Menſchenknochen) ein Wähler kommt und vielleicht 40 000 Centner eben dergleichen einen Abgeordneten ſtellen." Das wüſte Wählen war ihm überhaupt ein Dorn im Auge, und er ſpottete darüber, wo er konnte. In einer der erſten Nummern der „Kreuzzeitung" ſtand im „Zuſchauer" ein Brief, den angeblich ſein damals in Berlin ſtudierender Sohn an ihn gerichtet hatte, folgenden Inhalts: „Lieber Vater, es wird jetzt überall gewählt; da Du mir nun einen ſo geringen Wechſel geſchickt haſt, ſo werde ich mir einen anderen Vater wählen. Reinhold Neddath."

Der verkehrte Name ſollte auf die verkehrte Welt deuten.

Wenn er auch mit ſeinen trefflichen Reden in den Wind zu ſprechen ſchien, ſo blieben ſie doch nicht ohne Wirkung. Das bezeugte damals der bekannte Profeſſor Heinrich Leo: „Die Phraſen der beredteſten Glieder des Landtags ſind nun alle verklungen und vergeſſen und haben ihren Lohn dahin. Die Wahrheiten aber, die Thadden den Leuten an den Kopf geworfen hat, ſind Nüſſe, die man anfangs als zu hart beiſeite geworfen hat, die man aber immer wieder unter den Stühlen hervorſucht und denkt: es wäre doch eine Schande, wenn ich ſie nicht knacken ſollte! Und ſo hört man rechts und links immer noch davon reden und daran knacken. Manchem thun die Zähne weh, und er wirft ſie dreimal und viermal weg und holt ſie wieder, zum größten Ärger des breiten Geſchlechts der Zahnloſen, die mitleidig die Achſeln zucken — was man ſich mit ſolchem Zeug ſo viel Mühe gebe!" Auch dieſe Königstreue und konſervative Geſinnung hat Thadden unentwegt bewahrt bis ans Ende. Er war kein Parteimann im gewöhnlichen Sinne. Er legte vielmehr ſelbſt noch im Alter das ſchärfſte kritiſche Meſſer an ſich und ſeine Parteigenoſſen. „Wir Konſervativen," ſagte er nach 1871 in einer Tiſchrede, „ſind hauptſächlich an allen Kalamitäten (in Politik und Kirchenpolitik) ſchuld, die wir jetzt aufs ſchmerzlichſte in unſerm Vaterlande beklagen. Gott weiß es, daß ich bei dieſem Mahnwort vor allem an die eigne Bruſt ſchlage. Wir treten der Anklage näher: Ja, es gibt eine Klaſſe von Konſervativen, wie groß oder wie klein ſie iſt, weiß Gott allein, die immer in erſter Linie nur ihre Intereſſen im Auge haben, denen die Rechte des geringſten Mannes nicht ebenſo wichtig ſind, wie die eignen — ohne Gedanken daran, daß die Rechte der Krone und des Altars aber viel höher und heiliger ſind, als die eignen. Bei ruhiger Verdauung wünſchen ſie alles, was ſie haben, ſo langſam wie möglich zu verlieren, und mögen ſie nur auf gut Berliniſch als Motto über ihre Hausthür ſetzen: „Ich lebe vor mir und koche mich ſelbſt!" — Nein, dieſe hochadlige Familie Ego, die ihre Ahnenlinie zu Kain und ſeinem: „Soll ich meines Bruders Hüter ſein" hinaufführt, die kann und wird das Vaterland nicht retten. Wir rufen ihr mit Wallenſtein zu: ‚Ja, der verdient betrogen ſich zu ſehen, der Herz geſucht bei den Gedankenloſen.'"

Dieſer Mann mit dem engen Gewiſſen und dem weiten Herzen bewährte ſeine Geſinnung auch im engſten häuslichen und im wirtſchaftlichen Kreiſe. Nimmer raſtete ſeine Fürſorge für ſeine Leute. Arme und Kranke beſuchte er ſelbſt auf das fleißigſte, und er erſtreckte ſeine Hilfsbereitſchaft weit über die Grenzen ſeiner engeren Heimat hinaus. Dabei bethätigte er ſeine Freigebigkeit ſo rückſichtslos gegen ſich ſelbſt, daß die Seinen nur immer dem Übermaß zu ſteuern hatten. Nicht minder ſeine Menſchenfreundlichkeit, die ihn ſelbſt vom Tiſche auftrieb, wenn ein einfacher Mann, ja ein Bettler ihn ſprechen wollte. Dabei hatte er ein ſo kindlich einfältiges Herz, das ihn drängte, ohne viele Bedenken den erſten Eingebungen zu folgen, wenn es galt, Gutes zu thun. Sein Sohn, der Gardeleutnant, hatte ihn genötigt, ſich einen neuen Mantel anzuſchaffen, indem er ihn dem Vater zu Weihnachten beſcherte, mit der unbezahlten Rechnung in der Taſche. Oſtern daheim hat er wieder den alten an. Auf des Sohnes Vorſtellungen geſteht er, daß er den neuen einem abgeſetzten Schullehrer geſchenkt habe, der halb verhungert und erfroren in dünnen Kleidern zu ihm gekommen war. Da war ihm das Wort des Herrn von den zwei Röcken (Matth. 10, 10) eingefallen. Aber den alten Mantel hätte ja Gerhard ſelbſt ſo ſchlecht gemacht, daß er ihn keinem mehr anbieten konnte, ſo mußte es denn der neue ſein.

Unerſchöpflich wie ſeine Güte war ſein Humor, von dem ſchon oben einiges zu Tage getreten. Auch er hat ihn ſein ganzes Leben begleitet, und die herbſten Schickſalsſchläge konnten ihm denſelben nicht rauben. Wir würden ſein Bild unvollſtändig laſſen, wenn wir nicht einiges der Art noch eigens hervorhöben.

An dem feierlichen Einzuge in Paris 1814 durfte Thaddens Regiment nicht teilnehmen, weil die Leute, durch die Kriegsſtrapazen freilich übel zugerichtet, zu ſchlecht ausſahen. Trotzdem befand ſich der junge Offizier in der heiterſten Stimmung. Auf einem Dorfe in der Nähe von Paris einquartiert und mit der Vertretung ſeines Hauptmannes betraut, benutzte er deſſen Abweſenheit, um ſeiner Kompanie noch zu einer beſonderen Einzugsfeierlichkeit zu verhelfen. Er mietete viele Dutzend einſpänniger Fiaker und fuhr mit ſeinen Leuten in langer Wagenreihe in Paris ein und bei dem Café des milles colonnes vor und traktierte ſie hier mit Kaffee und Gefrornem.

Einem Diebe, der nachts in ſein Zimmer ſteigen wollte, gab er über den durchs Fenſter geſtreckten Fuß einen ſo derben Denkzettel, daß derſelbe am nächſten Tage feſtgenommen werden konnte. Thadden erkannte in ihm einen Greiffenberger Arbeiter, dem er viele Wohlthaten erwieſen hatte. „Iſt das dein Dank?" ſagte er zu ihm. „Merke dir, wie bei der Sünde die Strafe gleich auf dem Fuße folgt."

Er verſäumte ohne Not keinen Gottesdienſt und hörte die Predigt mit Aufmerkſamkeit. Nur breit ausgedehnte und lange Predigten konnte er nicht leiden und zog dann wohl, auch angeſichts des Predigers, ſeine Uhr heraus. Auch machte er den Vorſchlag, an die Kanzeln zu ſchreiben: „Ich habe Euch noch viel zu ſagen, aber Ihr könnt es jetzt nicht tragen."

Wir können unſer kurzes Lebensbild nicht beſſer abſchließen, als es die Fürſtin Reuß mit dem Zeugnis ſeines Freundes gethan hat: „Adolf von Thadden war ein Edelmann im vollen Sinne des Wortes, begeiſtert für König und Vaterland, ein Feind der Revolution, gleichviel in welchem Gewande ſie auftrat, furchtlos, tapfer in Wort und That, gleichgültig gegen das Urteil der Menge, aber zugänglich für Rat und That von ſeinen und Chriſti Freunden; ſeinen Unterthanen ein väterlicher Freund, ſelbſtlos, hilfreich allen Hilfsbedürftigen, ja von einer wahren Leidenſchaft beſeelt, anderen Liebe zu erweiſen. Für alles Gute und Edle durchaus ideal angelegt, voll tiefen Ernſtes und ſprudelnden Humors, geiſtreich und doch unermüdlich praktiſch thätig, gaſtfrei faſt ohne Maß. Von Herzen demütig, ein echtes Kind Gottes, ein ſeltener Menſch; einer von denen, welchen bei der ſeligen Auferſtehung des Herrn Ruf gilt: „Freund, rücke hinauf!"

Der Turm der Beſtändigkeit.

Von Fritz Fliedner.

Das Daheim hat gewiß manchem Leſer eine beſondere Freude bereitet, als es vor einiger Zeit den Aufſatz über Aigues mortes und den Tour de Constance im ſüdlichen Frankreich brachte. So ſchrecklich auch die Qualen und Leiden nur nachzudenken ſind, welche damals unſere Glaubensgenoſſen erlitten, ſo überwiegt doch die Bewunderung und Freude an der heldenmütigen Standhaftigkeit der Bekenner. Die Kette, mit der man die adligen Zeugen des Evangeliums an fünfzehn oder zwanzig Galeerenſträflinge angeſchmiedet, vermochte ihren Mut nicht zu feſſeln. „Geſegnet ſei die Kette, die mich an meinen Gott bindet,“ ſagte der greiſe David de Caumont la Force, Baron von Monbeton, als mitleidige Damen ſie mit Thränen benetzten. Und denen, die ſie Zwangsſträflinge, forçats, höhnten, gaben ſie die herrliche Antwort: „Wir werden niemals Zwangsſträflinge; nur Freiwillige, volontaires, können Gott dienen.

Ich bleibe, der ich bin.
Kein Fürſt, kein Potentat
Kann ändern mich darin.
Und keine Krone hat
Dazu Macht oder Recht.
Ich bleib ſtets Gottes Knecht.

Je suis toujours le même:
Et n'y a diadème
Prince ni potentat
Qui puissent changer mon état.
Je suis toujours le serviteur de Dieu.

ſang der ſiebenundſiebzigjährige Baron von Montbeton im Gefängnis. Und der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Michelet war von dieſem Heldentume ſo ergriffen, daß er ſagt: „War die Erſcheinung Gottes irgendwo unſichtbar gegenwärtig, hier war ſie offenbar. Hierhin hätte man die ganze Welt führen ſollen!“ (Bulletin de la Société du Protestantisme français Novembre 1885 Seite 550.) Als eine Jungfrau von dem ſchrecklichſten der Wüteriche, dem Abbé Baville mit den gräßlichſten Foltern gepeinigt war, ſagte ſie ihm ins Geſicht: „Ich habe nichts gefühlt; ich bleibe meinem Heiland getreu. Dir wolle Gott gnädig ſein.“ In den Bagnos von Toulon und Marſeille wuchſen die Ketten mit den ſtandhaften Bekennern ſo zuſammen, daß man ſie kaum zu löſen vermochte; und als der obenerwähnte Baron von Monbeton von dem Könige begnadigt war, das heißt von den Galeeren ins Gefängnis geſchleppt werden ſollte, brauchte es ſiebzig Hammerſchläge, um ihm das Halseiſen zu löſen. Und darauf ſingt dieſer Held und Mitgenoſſe an der Trübſal und am Reich und an der Geduld Jeſu Chriſti den herrlichen Vers:

Ich dacht', daß die Galeere
Ein Haus des Elends wäre;
Das zeigt' mir Gottes Gnad,
Daß kein Königspalaſt
Mit ſeinem Glanz und Glaſt
So ſüße Freude hat.

Je croyais, que la galère
Fut la maison de misère.
Mais par la grâce de Dieu
Les palais plus magnifiques
Leurs grands cours et leurs portiques
N'ont rien plus beau que ce lieu.

Die einſt ſo ſtattlichen Edelleute, welche ihrem König Ludwig XIV und ihrem Vaterland früher ſo treffliche Dienſte in den Kriegen geleiſtet hatten, und nun zu Ruderknechten auf der Galeere geworden ſind, da ſie ſtets rückwärts rudern mußten, riefen aus: „Wir haben dem Könige immer nur auf Avancement gedient. Warum macht er uns nun zu Rückläufern (reculons)?“ Dabei hörten ſie nicht auf, für ihren König, für ihr Vaterland täglich zu beten. „Der König ſei wie ein Vater, der, wenn er ſeine Kinder züchtige, doch nicht aufhöre, ſie zu lieben,“ ſo predigte am 2. September 1685 noch der Paſtor Desmaizeaux. Aber ſchon am nächſten Tage ward er „dieſer aufrühreriſchen Worte wegen“ verfolgt. Und was könnte man von den herrlichen Liedern und Pſalmen erzählen, welche überall mitten unter den grauſamſten Peinigungen und unbarmherzigen Peitſchenhieben erklangen! Nur der eine Vers ſoll noch angeführt werden, welchen im finſteren Kerker der Baron von Montbeton ſingt, nachdem er dem König für die Gnade gedankt, durch welche er ihn von den Galeeren in dies ſchwarze Loch verſetzt hatte:

Kerker, finſter, voller Graus!
Du biſt doch nur Gottes Haus,
Da man ſeinen Ruhm vermehrt.
Engel hier den Herrn umſchweben,
Der ſo reich an Lieb und Leben,
Daß nur der's fühlt, der's erfährt.“

Triste, sombre et noire prison!
Tu n'es que de Dieu la maison
Que le beau palais de sa gloire.
Les anges font ici la cour
A ce Dieu, si rempli d'amour
Qu'il faut le sentir pour le croire.

Doch der eigentliche Zweck dieſer Zeilen iſt, den Daheimleſern noch etwas von dem Tour de Constance zu erzählen, das wir in dem trefflichen Artikel über Aigues mortes vermißt haben. Es gibt dort noch ein wunderſames Vermächtnis, das bis in die heutige Zeit hinein uns aufbewahrt geblieben iſt. Wie merkwürdig bezeichnend iſt ſchon der Name des Ortes, Totenklage, den er von den pſalmodierenden Mönchen oder Flagellanten des Mittelalters erhalten hat. Noch merkwürdiger iſt der Name des Turmes ſelbſt. Ludet humanis in rebus divina sapientia: Gottes Weisheit ſpielet in den menſchlichen Dingen, ſagt einmal ein alter Kirchenvater. Und es war ein ſolches Spiel göttlicher Weisheit, welches aus dem Tour de Constance, ſo genannt nach Konſtanze, der Schweſter Franz I, einen Turm der Beſtändigkeit ohnegleichen machte. Selbſt Kinder wurden mit ihren Müttern dort eingekerkert. Marie Beraud war erſt vier Jahre alt, als ſie dort hingebracht wurde, und hat dann vierzig Jahre lang nicht das Licht der Sonne geſehen!

Aber das ergreifendſte Zeichen dieſer Heldenzeit bilden ein paar Buchſtaben, welche von ungeübter Hand mit mangelhafter Orthographie (jedenfalls von einer Bäuerin aus den Cevennen herrührend) auf den großen runden Stein eingegraben ſind, welcher das einzige Lichtloch, das von dem oberen Gewölbe in das untere führt, umgibt: RECISTEZ, „Haltet Stand!“ Ehe es zum Sterben kam, hat die treue Bekennerin damit für die Leidensſchweſtern, die nach ihr kommen würden, noch eine Ermunterung zum heldenhaften Widerſtand zurücklaſſen wollen. Es iſt der Mühe wert, ſich nicht die Tagesreiſe von Nimes aus verdrießen zu laſſen, um dieſe Worte ſelbſt zu ſchauen, welche in ihrer ungelenken Zeichnung einen wunderſamen Zauber ausüben. Das hat jener franzöſiſche Dichter Saillens gefühlt, welcher im Jahre 1885, als die Evangeliſchen Frankreichs durch die zweihundertjährige Rückkehr der Aufhebung des Ediktes von Nantes an die glorreiche Heldenzeit ihrer Vorfahren gemahnt wurden, dieſe Zeichen alſo beſang:

Nicht den Turm voll Weh und Trauern,
Das Verließ voll Graun —
Nicht die ſchwarzen Kerkermauern
Kam ich her zu ſchaun.
Sehn nur wollt' ich die Buchſtaben,
Welche Frauenhand
In den harten Stein gegraben:
„Haltet Stand!“

Non, ce n'est pas ta lourde grille
Ni ton mur noir,
Sombre tour, funèbre bastille,
Que j'aime à voir!
Mais ces traits qui, par une femme,
Furent sculptés,
Ce mot, qui couvre un long drame:
Résistez!

Auf dem kalten Boden knieend,
Hab ich ſie geſucht,
Wo die Zeit, ſonſt eilig fliehend,
Treu ſie hat gebucht.
Großer Heldenzeit Gedächtnis
War's, was dort ich fand;
Edler Zeugin letzt' Vermächtnis:
„Haltet Stand!“

A genoux, sous ces voûtes grises,
J'ai retrouvé
Ces quelques lettres indécises
Sur le pavé;
Et j'ai pleuré, noble victime
Des cruautés,
En épelant son crie sublime:
Résistez!

Als die Heldin der Cevennen
In dem weißen Haar,
Die gemahnt, feſt zu bekennen
Schon ſo viele Jahr',
Deren treue Augen ſprachen,
Wann der Mut entſchwand
Manchem Zagen, manchem Schwachen:
„Haltet Stand!“

Lorsqu'elle vit, la Cévenole
Aux cheveux blancs,
Qui soutenait par sa parole
Les coeurs tremblants,
Qui ranimait par son courage
Les volontés,
Montrant écrit sur son visage:
Résistez!

Als ſie nun den Tod ſah kommen,
Hat ſie heldenhaft,
Jüngern Märtyrern zum Frommen,
Sich noch aufgerafft.
Daß ſie alle treu nur blieben,
Zitternd hat die Hand
Auf den grauen Stein geſchrieben:
„Haltet Stand!“

Lorsqu'elle vit, la femme austère
La mort de loin,
Elle voulut que cette pierre
Fût son temoin;
Et pour prévenir aprés elle
Les lâchetés,
Elle écrivit sur la margelle:
Résistez!

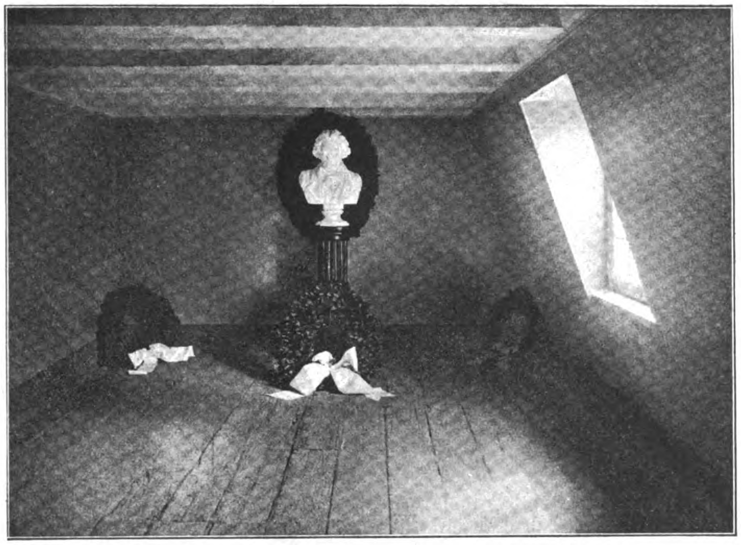
Zu Verſailles, galant und lüſtern,
Ludwig ſcherzt und lacht.
Hier der Glaube hinter düſtern
Mauern betend wacht.
Dort diktiert des Königs Willen
Ketzern, Mord und Brand:
Hier der Glaube ſchreibt im ſtillen:
„Haltet Stand!“

En ce temps-là, dans son Versailles,
Le roi riait,
Tandis qu'ici, sous ces murailles
La Foi priait.
L'un écrivait, dans une fête:
Persécutez!
L'autre écrivait, baissant la tête:
Résistez!

Glaube, ſtärk'rer du von beiden
Warſt's, der Sieg erwarb.
Längſt die Greiſin ruht von Leiden,
Auch der König ſtarb.
Doch weil ſein Ruhm mußt erbleichen,
Thron und Zepter ſchwand,
Strahlt im Turm der Treue Zeichen:
„Haltet Stand!“

Et c'est toi, qui fus la plus forte,
Vaillante Foi!
Depuis longtemps la femme est morte,
Et mort le roi;
Mais, tandis que sceptre et couronne
Sont emportés,
Dans la tour ce vieux mot rayonne:
„Résistez!“

Einfacher und großartiger iſt wohl nie der ſtille, betende Glaube armer, verfolgter Hugenotten und die ſcheinbar triumphierende Macht des üppigen Königs in Verſailles gegenüber geſtellt werden. In dieſem Sinne gilt gewiß das bekannte Wort Schillers: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“ „Mein Gott! welch eine Gnade thuſt du dem Hauſe Brandenburg! Denn ſolches gewißlich von Gott herkommt!“ ſo rief beim Empfang der um ihres evangeliſchen Glaubens willen Vertriebenen der edle Urahn des Fürſten aus, welcher in dem Verſailles Ludwigs XIV ſich die deutſche Kaiſerkrone aufs Haupt ſetzen ſollte. Und aus den Worten der nur Gott bekannten, im finſteren Turm dahinſchmachtenden Zeugin des Evangeliums redet es auch heute noch, obwohl ſie geſtorben iſt: Unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat. Das Wort der ſchlichten Bekennerin des Evangeliums hat den Thron der Bourbonen überdauert!

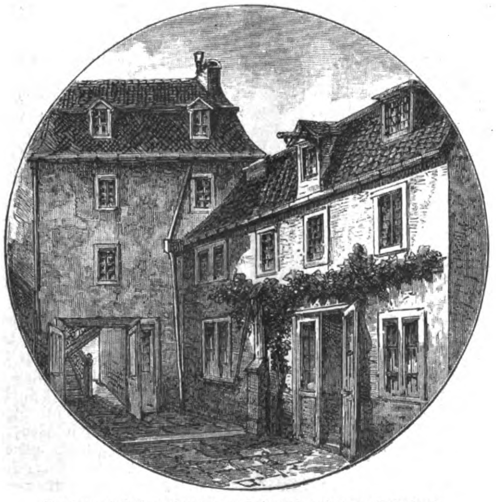


Beethovens Geburtszimmer zu Bonn in ſeinem jetzigen Zuſtande.

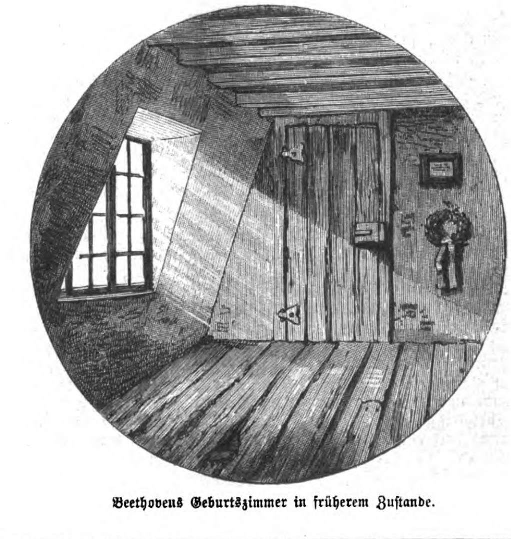
Das Beethovenhaus in Bonn.

Von Ferdinand Pfohl. (Abdruck verboten.)

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß durch die Geſchichte aller wahrhaft großen Männer ein gemeinſamer Zug hindurchgeht: man kann in verſchiedener Weiſe groß ſein; aber das Ewige, Unzerſtörbare im Genius reagiert auf die zahlloſen Kombinationen von Schickſal, Menſchen und Zeit faſt immer und überall in derſelben Weiſe. Es ſucht ſich mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen, und jenes heiße Ringen nach Wahrheit und Erkenntnis, nach einer die Tiefen und Höhen des Empfindens umfaſſenden Menſchlichkeit, jener glühende Idealismus, der, ſeiner Sendung ſich bewußt, in der Thatſache des Lebens einen erzieheriſchen Beruf erkennt: immer und überall erfüllten ſie das irdiſche Daſein des Genius. Nur der Ratſchluß der ewigen Gerechtigkeit vermag jene oft ſchreienden Diſſonanzen zu löſen und die Schuld aller großen Männer, ein Stück Zukunft in der Gegenwart geweſen zu ſein, auszugleichen. Auch das Leben Beethovens, des größten und abſoluteſten Muſikers, welchen das deutſche Volk hervorgebracht, war dunkel, nur auf Augenblicke von dem goldenen Sonnenſchein eines kurzen Glückes erhellt; es war voll von Not und Schweiß, aber auch voll Idealismus und herrlichſter Menſchlichkeit. Was Beethoven dem deutſchen Volke geſchenkt, iſt ein ſchier unermeßlicher Schatz. Was ſeine Vorgänger nur geahnt, was ſie höchſtens *gewollt*, das *konnte* er; er iſt in ſeinen Schöpfungen ganz That, überall neu, originell; ein wahrer Entdecker. Es wird heute nur wenige Deutſche geben, welche nicht wüßten, *wer* Beethoven war. Aber es gibt noch immer ſehr viel Deutſche, welche nicht wiſſen, *wie* Beethoven war. Man kannte von Beethoven bisher eigentlich nur die geiſtige Hälfte; die körperliche iſt aber nicht minder intereſſant. Die körperliche Seite: unwillkürlich beſchränkten wir uns bisher, dieſe körperliche Seite im platteſten Wortſinn zu nehmen und uns lediglich ſein Äußeres in ihr zu vergegenwärtigen; wir dachten nur zu oft der „eckigen, cyklopenhaften Figur in einem abgeſchabten Rock mit zerriſſenen Ärmeln,“ wie ſie Weber beſchreibt. Wir erinnerten uns des merkwürdigen Kopfes, der ſtark vorgewölbten Stirn, der von Pockennarben durchfurchten Wangen, der kühngeſchweiften, etwas verbittert zuſammengezogenen Lippen, der kurzen, feſten Naſe und des tiefen dunklen Auges, aus welchem edler Stolz und edle Trauer zugleich zu ſprechen ſcheinen. Wir erinnerten uns der phantaſtiſchen Haarmähne und glaubten damit, den Begriff der körperlichen Seite Beethovens erſchöpft zu haben. Aber nein! Wollen wir der Körperlichkeit Beethovens, dem Beethoven der dritten Dimenſion, völlig gerecht werden, dann bedarf es eines Mehr der Anſchauung. Vergegenwärtigen wir uns zu alledem noch das Leben des Meiſters: ſeine Häuslichkeit, ſeine Beziehungen zu den Menſchen ſeiner Umgebung, die zahlloſen Fäden, welche ihn mit der Außenwelt verknüpften, ſeine Art, zu leben und zu ſchaffen, ſeine Liebe, ſeinen Haß, ſeinen Kummer und ſeine Sorgen, ſeinen Schlafrock und ſein Pianoforte, ſeine Briefe und ſeine Manuſkripte; ſetzen wir alle dieſe verſchiedenartig, meiſt aber recht dunkel gefärbten und nur hier und da in einem humorvoll freudigen Schimmer opaliſierenden tauſenderlei Kleinigkeiten wie Steinchen zu einem Moſaikbilde zuſammen, dann erſt werden wir den Menſchen

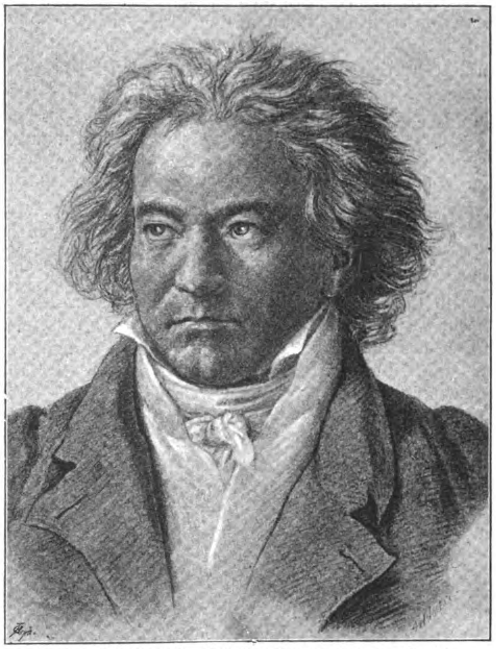


Beethovens Geburtshaus vom Hofe aus, mit dem Hinterhauſe.



Beethovens Geburtszimmer in früherem Zuſtande.

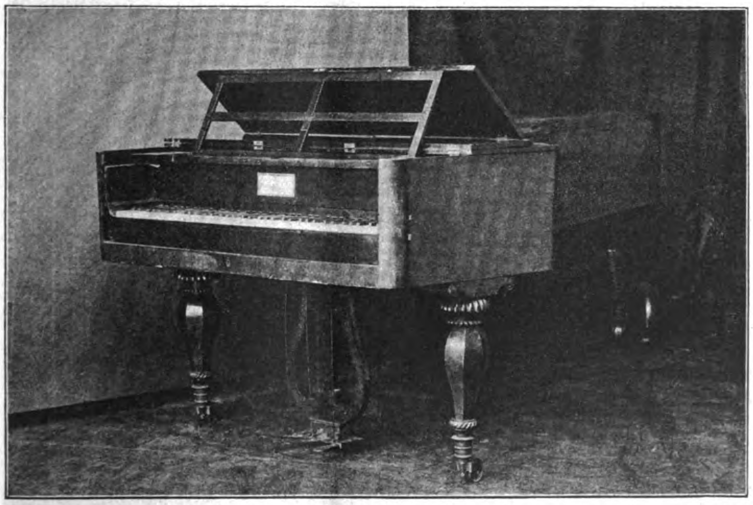
Beethoven, ſeine körperliche Hälfte in einem dem Original getreuen Bilde vor uns zu ſehen meinen! Aber wie beginnen?



L. von Beethoven. Gezeichnet 1817 von Aug. von Kloeber.
(Photographieverlag von Karl Simon in Berlin.)

Im Jahre 1889 vereinigten ſich in einem freudigen Aufſchwung lokaler Begeiſterung eine Anzahl Bürger von Bonn, der Geburtsſtadt unſers Meiſters, um mit der Erwerbung des Geburtshauſes Beethovens den erſten ſtarkwirkenden Anſtoß zur Begründung eines Beethovenmuſeums zu geben, in welchem alles vereinigt werden ſollte, was auf das Leben des Meiſters irgendwie Bezug habe. Die ſchöne Idee fand lebhafteſte Zuſtimmung in den geiſtig hochſtehenden Kreiſen der Nation, und dem „Verein Beethoven-Haus“ mangelte es weder an idealer, noch an mittelbarer Unterſtützung durch Barmittel. Vor allem war die Aufmerkſamkeit dieſer begeiſterten Beethovenfreunde dem Geburtshauſe Beethovens zugewandt, in welchem erſt „allabendlich die Klänge eines höchſt fragwürdigen muſikaliſchen Genres ertönten,“ während ſpäter der geſchäftige Geiſt eines Kaufmanns kaum Zeit wird gefunden haben, über die Erhabenheit der neunten Symphonie nachzudenken. Und dieſe Beethovenfreunde erwarben das Geburtshaus, um es für immer profanen Zwecken zu entziehen; ihre Idee gipfelte darin, dieſes Haus zu einer Stätte pietätvollen Andenkens umzugeſtalten, und als im Mai des Jahres 1890 Bonn der abermalige Schauplatz einer großen Beethovenfeier war, welche in einem Cyklus von Aufführungen der Kammermuſikwerke des Meiſters ſeine epochemachende Bedeutung auf dieſem Gebiete und den tiefen ſubjektiven Zug ſeines Weſens darlegen ſollte — da bot jenes Beethovenhaus den Teilnehmern des Feſtes und den zahlloſen aus Nah und Fern herbeieilenden Fremden einen wunderſamen Anblick; alle die verborgenen Winkel und geheimen Schubladen, in welchen irgend ein Glücklicher ein ſchlichtes Notenblatt, von der Hand Beethovens beſchrieben, oder ein Andenken, eine Reliquie ſorgſam verwahrt, hatten ſich geöffnet, und eine überraſchend große Auswahl von Manuſkripten, Bildern, Büſten und Reliquien präſentierte ſich hier, das Bild des Menſchen Beethoven teils vollendend, teils ihm hier und da einen tiefen, kräftigen Grundton verleihend. Unter jenen Kunſtgegenſtänden, welche die Züge des Beethovenſchen Antlitzes zur Wiedergabe bringen, ſcheint die nach dem Leben geformte von dem Bildhauer Franz Klein im Jahre 1814 abgenommene Geſichtsmaske beſonders intereſſant. Man hat alle Urſache, dieſe Geſichtsmaske für durchaus authentiſch zu halten, da die Wahl des Stoffes ein Schmeicheln oder Idealiſieren durchaus nicht zuläßt: Gips lügt nicht. In der Maske fehlt freilich das Leben, jener Hauch von Beſeelung, welcher das Weſenhafte der Kunſt des Malers iſt. Zug für Zug, Ader für Ader, prägte ſich in dieſem Material ein, jede Runzel und jede Hautfalte. Schön im Sinne einer Salonäſthetik iſt dieſer Beethovenkopf nicht; aber, daß er bedeutend iſt, ſieht man auf den erſten Blick. Man fühlt durch die geſchloſſenen Augenlider den Blick des Beethovenſchen Auges; ein tiefer Ernſt iſt über das ganze Antlitz ausgegoſſen und verleiht ihm den Charakter eines in tiefdringender Gedankenarbeit und trüben Schickſalen gefeſteten, echt männlichen Gepräges.

Auch der treueſte Freund des Meiſters, dem er ſeine ganze Seele offenbarte, aus dem ihm ſeine eigne Seele in ihren ewigen Harmonieen entgegenklang, ſein künſtleriſches Sprachrohr, verdient einen liebevollen Blick. Dieſer teilnehmende, bis in den Tod getreue Freund iſt ſein Flügel; das Inſtrument wurde für den Meiſter mit beſonderer Berückſichtigung ſeiner Gehörſchwäche von dem Inſtrumentenmacher Graf in Wien gebaut; es iſt vierchörig, d. h. jeder Ton erzeugt ſich aus vier gleichgeſtimmten Saiten, und über der Klaviatur und dem Hammerwerk des Inſtrumentes war ein aus dünnem Holz gefertigter Schallfänger aufgeſetzt, der das Ausſehen eines Souffleurkaſten hatte, jetzt aber nicht mehr vorhanden iſt. An dieſem Flügel ſaß der Meiſter mit beſonderer Vorliebe in den Abendſtunden, um mit ſeinem Genius in freier Phantaſie Zwieſprache zu halten. In dieſem freien Phantaſieren war Beethoven ein unübertroffener Meiſter. Als er bei Gelegenheit ſeines erſten Beſuches in Wien (1787) ein ihm aufgegebenes Fugenthema in vollendeter Weiſe durchführte, ſoll Mozart von ihm geſagt haben: „Dieſer Jüngling wird noch viel in der Welt von ſich reden machen.“ Seine intimeren Freunde aus der ſpäteren Zeit berichten von ſeinem Phantaſieren, daß es oft von großem Reiz,



Photographie des Flügels, deſſen Beethoven ſich zuletzt bedient hat, der eigens für Beethoven vom Inſtrumentenmacher Graf in Wien angefertigt worden war und in Beethovens Sterbezimmer ſtand.
(Jetzt im Beſitz des Herrn Dr. J. V. Widmann in Bern.)

ja überwältigend ſchön, oft aber auch unharmoniſch, ja betäubend geweſen ſei. Dem unglücklichen Tondichter, der in der Vollkraft ſeines Schaffens ſein Gehör von Tag zu Tag ſchwächer werden fühlte, wird niemand innigſtes Mitleid verſagen. Die erſten Symptome dieſes tückiſchen Gehörleidens machten ſich bereits im Jahre 1800 fühlbar. Beethoven ſuchte vergeblich die Hilfe eines Arztes; obwohl nun dieſe Männer einer damals freilich noch ſehr fragwürdigen Wiſſenſchaft nichts unverſucht ließen, um Beethoven den Beſitz ſeines Gehörs zu ſichern, — einer von ihnen verordnete dem Kranken Mandelöl und bekam dafür, als dieſes Mittel nichts half, von dem ergrimmten Meiſter den Ehrentitel „mediziniſcher Aſinus“ an den Kopf geworfen — ſo war doch das Leiden und ſein Fortſchritt nicht zu beheben noch aufzuhalten. In welchem verzweifelten Zuſtande ſich Beethoven befand, als er die Unheilbarkeit ſeines Leidens einſah, iſt unbeſchreiblich. „Ich kann ſagen“ — ſchreibt er an einen Freund — „ich bringe mein Leben elend zu, ſeit zwei Jahren faſt meide ich alle Geſellſchaften, weil’s mir nun nicht möglich iſt, den Leuten zu ſagen, ich bin taub; hätte ich irgend ein anderes Fach, ſo ging’s noch eher, aber in meinem Fach iſt es ein ſchrecklicher Zuſtand, dabey meine Feinde, deren Zahl nicht geringe iſt, was würden dieſe hiezu ſagen! — Um Dir einen Begriff von dieſer wunderbaren Taubheit zu geben, ſo ſage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orcheſter anlehnen muß, um den Schauſpieler zu verſtehen, die hohen Töne von Inſtrumenten, Singſtimme, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen iſt es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merkten, da ich meiſtens Zerſtreuungen hatte, ſo hält man es dafür, manchmal auch hör’ ich den redenden, der leiſe ſpricht, kaum; ja die Töne wohl, aber die Worte nicht, und doch, ſobald jemand ſchreit, es iſt mir unausſtehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel... ich habe ſchon oft den Schöpfer und mein Daſein verflucht, Plutarch hat mich zur Reſignation geführt, ich will, wenn’s anders möglich iſt, meinem Schickſal trotzen, obſchon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichſte Geſchöpf Gottes ſein werde . . . Reſignation, welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrige.“ Und bei anderer Gelegenheit ſchrieb derſelbe Beethoven, bevor er ſeinem Freunde Ries auf einem Spaziergange im Walde das traurige, bisher ängſtlich gehütete Geheimnis ſeiner Taubheit anvertraut: „Ich wandere umher mit Notenpapier in den Händen zwiſchen Hügeln und Thälern und kritzle eine ganze Menge; niemand kann das Leben auf dem Lande inniger lieben als ich . . .“ „Die Ammern und die Finken da oben haben mitkomponiert“ — ſagte er in bezug auf die Paſtoralſymphonie. Und nun war Beethoven taub geworden; kein Vogelſang, kein Finkenſchlag erfreute mehr ſein Ohr; ja, ſpäter hörte er ſelbſt nichts mehr von dem Donner und dem Toſen eines großen Orcheſters, und nach der erſten Aufführung der 9. Symphonie mußte man den dirigierenden Komponiſten veranlaſſen, ſich umzudrehen, damit er den enthuſiaſtiſchen Beifall des Publikums wenigſtens ſehen könne. Ganz rührend ſind die Verſuche Beethovens, durch mechaniſche Inſtrumente den Verlegenheiten, welche ſeine Taubheit mit ſich brachte, aus dem Wege zu gehen. In den Jahren 1812—1814 ließ er ſich vier Hörinſtrumente von dem durch die Erfindung ſeines Metronoms bekannten Mechaniker Mälzel in Wien verfertigen. Beethoven beabſichtigte damals eine große Kunſtreiſe nach London zu unternehmen: es waren Inſtrumente von zum Teil ungefüger Größe, die mittels Spangen am Kopfe befeſtigt wurden. Sie nützten dem Meiſter ſo viel wie nichts, da die Veränderungen ſeines Gehörorgans eben pathologiſcher Natur waren, die man nicht durch mechaniſche Apparate paralyſieren konnte. Beethoven pflegte indeſſen das kleinſte dieſer Hörrohre doch öfters zu benutzen; als Sammler der Schallwellen mochte es ihm anfangs immerhin einige Dienſte geleiſtet haben; bis zu ſeinem Tode befanden ſich dieſe Inſtrumente ſtets in ſeinem Studierzimmer. Mochte der Meiſter begründete Urſache haben, das Leben als ein Danaergeſchenk, als harte Prüfung aufzufaſſen, an Humor fehlte es ihm nie, wenn dieſer auch nicht immer zu Tage ſprudelte, ſondern gleich jenen Flüſſen, welche einen Teil ihres Laufes in dem dunkeln Erdinnern zurücklegen, in den tiefen Schächten der Empfindung und des Gemütes verborgen blieb. Dieſer Humor, der ſich mit wetterleuchtender Originalität, namentlich in den Scherzoſätzen Beethovens ankündigt, er erhellte auch manche Stunde im Leben des Meiſters. Neben den vielen von dem Ernſt des Lebens geſtempelten Briefen Beethovens birgt das Beethovenhaus ſo manches heitere, von fröhlicher Laune und gradausgehender Derbheit zeugende Blatt. So ſchreibt Beethoven an den „Muſikgrafen“ Zmaskall, den er im Wiener Dialekt auch ſein „Muſikgräferl“ zu nennen pflegte: „Geliebteſter Conte di Musica! Wohl bekom Euch der Schlaf und auf heut wünſchen wir Euch einen guten Appetit, und eine gute Verdauung, das iſt alles, was dem Menſchen zum Leben nötig iſt und doch müſſen wir das alles ſo teuer bezahlen, ja liebſter Conte, vertrauter amico, die Zeiten ſind ſchlecht, unſere Schatzkammern ausgeleert, die Einkünfte gehen ſchlecht ein und wir, Euer gnädigſter Herr, ſind gezwungen, uns herabzulaſſen und Euch zu bitten um ein Darlehn von 5 Gldn., welches wir Euch binnen einigen Tagen werden wieder zufließen laſſen — in Anſehung der Inſtrumente tragen wir Euch die ſtrengſte Unterſuchung auf, indem wie bei allemfalligen Betrug geſonnen ſind, den Verbrecher hart zu züchtigen — lebt wohl, geliebteſter amico und Conte di musica

Euer wohlaffektionierter
Gegeben in unſerm Componircabinet. LvBhvn.

Die abfälligen Kritiken Beethovens über Menſchen und Dinge, die ihm nicht gefielen, die ſeinem eignen Denken und Empfinden Übelkeiten verurſachten, nahmen oft den Charakter der ergötzlichſten Derbheit an; ſeine Randgloſſen ſind von wahrhaft gigantiſcher Grobheit. So bezeichnete er einen Kritiker, der an der Echtheit des Mozartſchen Requiems zweifelte und auf „Gurgeleien der Singſtimmen“ hinwies, kurz angebunden mit den Worten: „O du Erzeſel!“ Ganz koſtbar iſt auch die Abfertigung, die Beethoven ſeinem Kopiſten zu teil werden ließ, nachdem dieſer ihm in einem ziemlich reſpektwidrigen Briefe den Dienſt aufgekündigt. Im erſten Zorne durchſtrich Beethoven dieſen Brief, dann ſchrieb er mit großen Buchſtaben darunter: „Dummer Eingebildeter Eſelhafter Kerl.“ Weiter unten am Rande heißt es: „Mit einem ſolchen Lumpenkerl, der einem da Geld abſtiehlt, wird man noch Complimente machen, ſtatt deſſen zieht man ihn bey ſeinen Eſelhaften Ohren!“ Seine Ergüſſe ſetzt der Meiſter auf der Rückſeite des Briefes fort; dort ſchreibt er im Lapidarſtil: „Schreibſudler! Dummer Kerl! Korrigieren ſie ihre durch Unwiſſenheit, Übermut, Eigendünkel und Dummheit gemachten Fehler, dies ſchickt ſich beſſer als mich belehren zu wollen, denn das iſt gerade, als wenn die Sau die Minerva lehren wollte.“

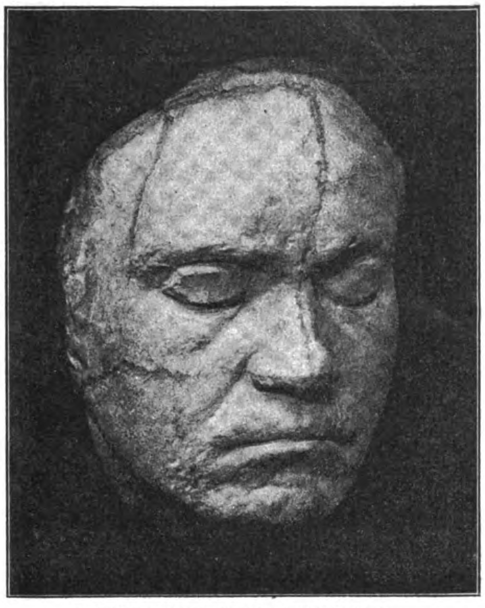
An den Muſikverleger C. F. Peters in Leipzig ſchreibt Beethoven (1822) u. a. folgendes: „Ich liebe die Geradheit und Aufrichtigkeit und bin der Meynung, daß man den Künſtler nicht ſchmälern ſoll, denn leider ach, ſo glänzend auch die außen Seite des Ruhmes iſt, iſt ihm doch nicht vergönnt alle Tage im Olymp bey Jupiter zu Gaſte zu ſeyn, leider zieht ihn die gemeine Menſchheit nur allzuoft und widrig aus dieſen reinen Äther-Höhen.“

Einige der ausgeſtellten Briefe geben Zeugnis von dem Liebesleben des Meiſters: ſie ſind an die „Unſterbliche Geliebte“ gerichtet. Dieſe war die Gräfin Thereſe von Brunswick, eine Dame, der höchſten Ariſtokratie angehörig, gleich ausgezeichnet durch die Tugenden ihres Geiſtes, wie durch die Vorzüge ihres Körpers. Sie erwiderte Beethovens Liebe, und mit Einwilligung ihres Bruders, welcher Beethoven in echter Freundſchaft zugethan war, ſollte der Segen des Prieſters den Bund der Herzen beſiegeln. Der geplanten ehelichen Verbindung ſtellten ſich aber Hinderniſſe entgegen, und das platoniſche, faſt nur durch brieflichen Verkehr als ſolches gekennzeichnete Liebesverhältnis löſte erſt der Tod Thereſens auf. Die Briefe, die Beethoven an die Gräfin Brunswick gerichtet, ſtehen im ſchärfſten Kontraſt zu der feſten Männlichkeit ſeines Empfindens; er wird weich, ſelbſt ſentimental: „Mein Engel,“ beginnt einer dieſer Briefe, „mein alles, mein ich — nur einige Worte heute und zwar mit Bleyſtift (mit deinem)... warum dieſer tiefe Gram, wo die Notwendigkeit ſpricht — kann unſere Liebe anders beſtehen, als durch Aufopferungen? ... Ach Gott, blick in die ſchöne Natur und beruhige dein Gemüt über das müſſende...“

Ein beſonderes Intereſſe gewähren auch die zahlreichen Konverſationsbücher, in welchen ſich das tägliche Leben, das Denken und Empfinden des Meiſters getreu der Wirklichkrit abſpiegelt. In einem dieſer Hefte finden ſich die ſchönen Worte des Weiſen von Königsberg: „Das Moraliſche Geſetz in unss und der geſtirnte Himmel über unss.“ Kant!!!“ Als in der Hochflut des Roſſinikultus ein Wiener Kritiker den Altmeiſter Händel herunterzog, äußert ſich Beethoven: „An den Mückenſtichen erkenne ich die Mucken desjenig, welcher dies geſchrieb! — Der Himmel bewahre daß es heißen ſollt, daß ich auch ein Journal halte, wo den Manen eines ſolgen Ehrwürdigen mitgeſpielt wird.“ Ein Notenblatt läßt uns einen Blick in das wahrhaft fromme Gemüt des Meiſters thun: auf dem Kahlenberg bei Wien, einem beliebten Ausflugsort der Wiener, war es, wo Beethoven auf jenes Notenblatt die Worte ſchrieb: „Allmächtiger, im walde ich bin ſelig, glücklich, im walde jeder Baum ſpricht durch dich. — O Gott, welche Herrlichkeiten in einer ſolchen Waldgegend, in den Höhen iſt Ruhe — Ruhe ihm zu dienen.“ — Dieſe Zeilen ſind in kurze Strophen gegliedert, und man wird durch ſie etwa an „Wanderers Nachtlied“ erinnert. Daß Beethoven ein glühender Verehrer Goethes geweſen, iſt bekannt, nicht minder bekannt, daß Goethe kein Verſtändnis für die Größe Beethovens hatte, und den Eindruck, den der Tonkünſtler bei Gelegenheit eines Zuſammenſeins in Teplitz auf ihn machte, in den Worten zuſammenfaßte: Beethoven iſt eine ungebändigte Perſönlichkeit.

Von den ſonſtigen, im Beethovenhauſe aufgeſtapelten, Reliquien wäre etwa noch als eines der allerwichtigſten Schriftſtücke Beethovens Teſtament (im Jahre 1802 abgefaßt) zu erwähnen, das reich iſt an tiefempfundenen, wahrhaft rührenden Stellen; in ergreifenden ſchlichten Worten, bar jedes redneriſchen Schmuckes, ſchildert Beethoven das Unglück ſeines Lebens, jene furchtbare Taubheit, die ihn zur Verzweiflung gebracht, „es fehlte wenig und ich endigte ſelbſt mein Leben, nur ſie, die Kunſt, ſie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlaſſen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühle und ſo friſte ich dieſes Leben ... mit Freuden eil' ich dem Tod entgegen; kömmt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe, alle meine Kunſtfähigkeiten zu entfalten, ſo wird er mir trotz meinem harten Schickſal doch noch zu früh kommen und ich würde ihn wohl ſpäter wünſchen — doch auch dann bin ich zufrieden; befreit er mich nicht von einem endloſen leidenden Zuſtande? ...“

Man trennt ſich nicht leicht von einer Stätte, die ſo viele und ſo mannigfaltige Erinnerungen an eine uns teure Perſon birgt. Noch gäbe es eine Menge intereſſanter Zettel, kurzer Notizen und zahlreiche Briefe an Privatperſonen zu betrachten, noch wollen viele merkwürdige Gloſſen des Meiſters gewürdigt ſein; noch haben wir ſeine Manuſkripte nicht betrachtet, nicht ſeine Wirtſchaftsbücher durchblättert, noch ſeine Rechnungen geprüft ... Aber das lag nicht in der Abſicht dieſer Zeilen, deren Zweck erreicht iſt, wenn es ihnen gelungen ſein ſollte, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu erregen und ſein Wohlwollen jenem wahrhaft nationalen „Verein Beethovenhaus“ zuzuwenden!



Geſichtsmaske Ludwig von Beethovens.
Nach dem Leben geformt im Jahre 1814.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

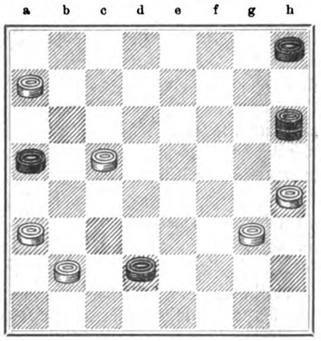
Sehr verſchiedener Art iſt die Fröhlichkeit, die in unſern beiden Bildern „Luſtige Heimfahrt“ von Jaroslaw Veſin und „Bei der Frau Paſtorin“ von O. Piltz zum Ausdruck kommt. Auf dem Veſinſchen Bilde iſt es die laute Fröhlichkeit; die heitere Geſellſchaft, die die Nacht hindurch getanzt und, ſoweit die ſtärkere Hälfte in Frage kommt, wohl auch getrunken hat, iſt auf der Heimfahrt begriffen. Luſtig klingeln die Schlittenſchellen, aber noch lauter klingen Klarinetten und Geige der vorauffahrenden Muſikanten, und das Jauchzen der übermütigen Geſellſchaft ſchallt über das weite Schneefeld. Es iſt der Schlußakkord eines jener Feſte, von denen man als beſonders charakteriſtiſch zu ſagen pflegt, daß ſie bis in den frühen Morgen hinein gewährt haben. Jaroslaw Veſin hat das Bild aus Oſteuropa hübſch und charakteriſtiſch wiedergegeben, — ein luſtig angefangener Tag, von dem indeſſen niemand ſagen mag, wie er enden wird. — „Bei der Frau Paſtorin“ iſt es ſtill, trotzdem man in dem engen Zimmer mehr als ein halbes Dutzend von fröhlichen Geſichtern ſieht und zumeiſt jugendliche Geſichter, denen auch eine laute Fröhlichkeit nicht ganz ſchlecht zu ſtehen pflegt. Nur ab und zu hört man eine leiſe Frage, eine geflüſterte Antwort, ein unterdrücktes Kichern, — fleißig klirren die Stricknadeln, und die Schere der Frau Paſtorin klappert den Takt. Und wie dieſe fleißige Schere den Takt angibt, ſo gibt das ſtillfröhliche Geſicht der Frau Paſtorin gewiſſermaßen den Ton an, auf den das ganze Bild abgeſtimmt iſt. Die kleinen und halbwüchſigen Dorfmädel ſind gern bei ihr, trotzdem ſie in der Näh- und Strickſchule fleißig die Hände regen müſſen, und die Frau Paſtorin ſieht die jugendlichen Gäſte gern in ihrem Hauſe. Und es geht ein Segen von dieſen Stunden aus, der nicht nur darin beſteht, daß die Mädchen einen ordentlichen Strumpf ſtricken und eine ordentliche Naht nähen lernen.

Eine ernſte Mahnung.

In der letzten Verſammlung des Verbandes deutſcher Architekten- und Ingenieur-Vereine ſprach Herr Stadtrat J. Hobrecht, der bekannte Schöpfer der Kanaliſation Berlins, über die „modernen Aufgaben des großſtädtiſchen Straßenbaues mit Rückſicht auf die Unterbringung der Verſorgungsnetze.“ Der hochintereſſante Vortrag, der jetzt im Druck (Berlin, Ernſt & Korn) vorliegt, beſchäftigt ſich mit den von Jahr zu Jahr wachſenden Schwierigkeiten, die Gas- und Waſſerleitungen, die Entwäſſerungs- und Telegraphenleitungen, die Telephonkabel, elektriſchen Beleuchtungskabel und Druckluftleitungen unterhalb unſerer Straßen unterzubringen und gibt einen feſſelnden Überblick über das bunte Gewirr aller dieſer Kanäle und Röhren, welche meiſt nur allzuſehr ohne einheitlichen Plan angelegt, gleichſam ein zweiter Verkehrsnetz unter dem oberirdiſchen bilden.

Unſere Abſicht iſt es indeſſen nicht, hier auf dieſe techniſchen Fragen ſelbſt einzugehen, wir mußten ſie nur berühren, um den Schlußſatz des Vortrags unſern Leſern verſtändlich zu machen, der uns eine hoch beherzigenswerte Mahnung zu enthalten ſcheint: „Einfachheit, Naturnähe, ungekünſtelte Verhältniſſe,“ ſagt Herr Hobrecht, „ſchwinden aus den Groß-

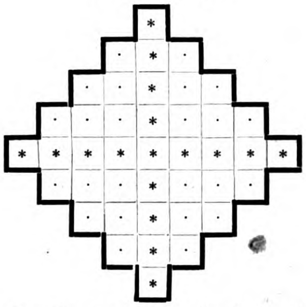
Dameſpielaufgabe von Erich Fabian.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1. Diamanträtſel.



Die Sternchen und die Punkte der Figur ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und daß die wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen Propheten, 2. eine der Hauptperſonen in einem Drama von Leſſing, 3. einen Erzengel, 4. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 5. einen der Söhne Noahs, 6. einen heiligen Bund, 7. ein ſchönes Feſt.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 7 a, 1 b, 3 c, 7 e, 6 h, 3 i, 2 l, 3 m, 1 n, 2 r, 2 s, 2 t, 2 w.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

ſtädten; Gemachtheit in der Lebensführung und Lebensweiſe nehmen zu, eine einheitliche Betriebs-Organiſation im Wohnen, Mieten, in der Bedienung, im Bezug der Lebensmittel, in der Art der Vergnügungen und Genüſſe entwickelt ſich und bezwingt immer gebieteriſcher alles individuelle Leben. Licht in mancherlei Geſtalt, Waſſer, Luft, Unterhaltung, gleiches Zeitmaß, Paketverteilung und Arbeitskraft vermitteln jetzt ſchon Centralverſorgungen in größeren Städten durch Leitungen. Die Verſendung von Lebensmitteln auch außer dem Waſſer ſcheint techniſch wenigſtens keine unüberwindlichen Schwierigkeiten zu haben. Iſt erſt die Sitte des warmen Bades eine allgemeine geworden — wer hindert, das erwärmte Badewaſſer jeder Familie durch Druckröhren in die Badeſtube zu liefern? Ja, daß die winterliche Heizung einer ganzen Stadt mehr oder weniger centraliſiert werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Solche Centralverſorgungen liefern das Begehrte unzweifelhaft billiger, als es durch Einzelbereitung geſchieht, und ſie ſind darum, für ſich genommen, nützlich. Wenn es nun gar einmal dahin käme, daß das Dienſtbotenverhältnis als eine moderne Sklaverei angeſehen wird — was gar nicht ſo fern liegt — und daß die Hausarbeit der Dienſtboten als geradezu unſittlich bezeichnet wird, wie es die Nähmaſchinenverkäufer thun, wenn ſie von der Handarbeit des Nähens oder Strickens reden, ſo iſt weiteſter Entwickelung Thor und Thür geöffnet. Man darf ſich dann vielleicht vorſtellen, daß der weſentlichſte Teil einer Wohnung eine Wand mit Hähnen iſt, die geöffnet, mit Knöpfen, die gedrückt werden. Großes und Gewaltiges iſt es zweifelsohne, was ſolchergeſtalt geſchaffen werden kann — aber ich meine, es kommt nicht darauf an und iſt nicht unſer Lebenszweck, daß wir Großes und Gewaltiges ſchaffen, ſondern daß wir, wenn möglich, ſelbſt groß und gewaltig ſeien, und dieſes Ziel erreicht der Weg, der die **Eigenart** ſchafft und erhält, der davor bewahrt, in herdenhafte Allgemeinheit zu verſinken, der uns mehr unſerm eignen geiſtigen und wirtſchaftlichen Geſtaltungstrieb überläßt. Dann möchten wir leichtlich unſere Aufgabe als Menſch vollkommener erfüllen als die, denen der geiſtige und phyſiſche Bedarf durch centrale Verſorgungsleitungen zugeführt wird.“ Sp.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 12.

Schachaufgabe.

1. Sg4 — e5 1. Kd4 : e5
2. d2 — d4 #

A.

1. . . . 1. c6 — c5
oder Tf6 zieht
2. La3 — b2 oder Se5 — f3 (c6) #

1. Silbenrätſel.

Allen unſern Leſern ein geſegnetes Feſt.

Ariadn	**E**	**E**ngadi	**N**
Lod	**I**	**R**oſett	**E**
Leyde	**N**	**N**ior	**T**
Elbin	**G**	**L**ili	**E**
Niob	**E**	**E**mmanue	**L**
Uranu	**S**	**S**egelſchif	**F**
Nelk	**E**	**E**uryanth	**E**
Semmerin	**G**	**R**uben	**S**
		Nordlich	**T**

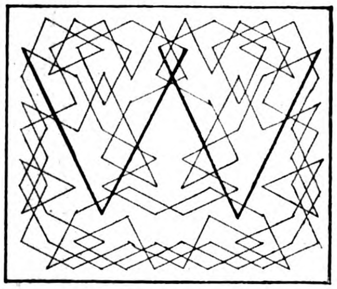
2. Vierſilbige Scharade.

Glaubensgenoſſen.

3. Zahlenrätſel.

Chriſtabend; Arche, Chriſt, Dach, Stab, Stern.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.



Auflöſung des Röſſelſprungs.

Sei uns willkommen,
Heiliges Nachtfeſt,
Selige Feſtnacht,
Sei uns gegrüßt;

Über der Erde
Offen der Himmel,
Erde, du ſelber
Himmliſch verklärt!

Mitten im Winter
Grünet ein Frühling,
Hell wie der Mittag
Strahlet die Nacht!

Ärmliche Hütten
Funkeln von Lichtern,
Trübe Geſichter
Leuchten vor Luſt.

Segnend vom Himmel
Grüßen die Engel,
Himmelan jubeln
Kinder des Staubs:

„Gott iſt die Liebe,
Lieben iſt göttlich,
Geben iſt ſelig,
Gebet und liebt!“

Karl Gerok.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das erſte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das zweite Quartal (Januar bis März 1891) ſofort aufzugeben, um Unterbrechung in der Zuſendung zu vermeiden.

Wir eröffnen unſer neues Quartal mit einem feſſelnden Roman von **Alexander Freiherrn von Mengden: „Im Wolfsmoor.“** Unſere Leſer werden durch dieſen Roman einen Erzähler kennen lernen, der ihnen bald lieb werden wird. Auf höchſt eigenartigem Boden ſpielen ſich hier bedeutende Schickſale ab, die ſich widerſpiegeln in einem Geiſt, der voll und ganz auf dem Boden unſers Blattes ſteht.

Unſer Quartal wird ferner den Schluß von **„Moderne Raubritter“** und kleinere Erzählungen von **Reinhold Werner, Hobrecht, Hermine Villinger, Helene Pichler, Trinius** u. a. bringen.

Unſere nächſte Nummer bringt einen Aufſatz von **Richard Weitbrecht: Eduard Mörike,** einen höchſt intereſſanten Beitrag zum Jahre 1848: **„Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I,“ „Andreas Hofers Ende“** zu einem Bilde von **C. von Blaas** und anderes.

Artikel von **Leopold Witte, E. von Sallwürk, Julius Stinde, Hanns von Spielberg, Dr. med. Claſen, Otto Preuß, Hermann J. Klein** u. a., ſowie Gedichte von **Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Frida Schanz** u. a. liegen in reicher Zahl vor.

Zum Schluß ſei eine Neuerung erwähnt. Wir werden von Nummer 14 ab in jeder dritten Nummer eine Beilage **„Hausmuſik“** veröffentlichen. Dieſe von einem hervorragenden Fachmann redigierte kleine Muſikzeitung wird unſern Leſern, wie wir hoffen, willkommen ſein.

So glauben wir denn unſern Leſern allerſeits ein feſſelndes Quartal verſprechen zu können.

Die Redaktion und Expedition des Daheim.

Inhalt: Neujahrsglocken. Gedicht von A. Z. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Adolf von Thadden-Trieglaff. Von Dr. Karl Kinzel-Friedenau. — Der Turm der Beſtändigkeit. Von Fritz Fliedner. — Das Beethovenhaus in Bonn. Von Ferdinand Pfohl. Mit fünf Illuſtrationen und einem Porträt. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Bei der Frau Paſtorin von O. Piltz, und Luſtige Heimkehr von Jaroslaw Veſin. — Eine ernſte Mahnung.

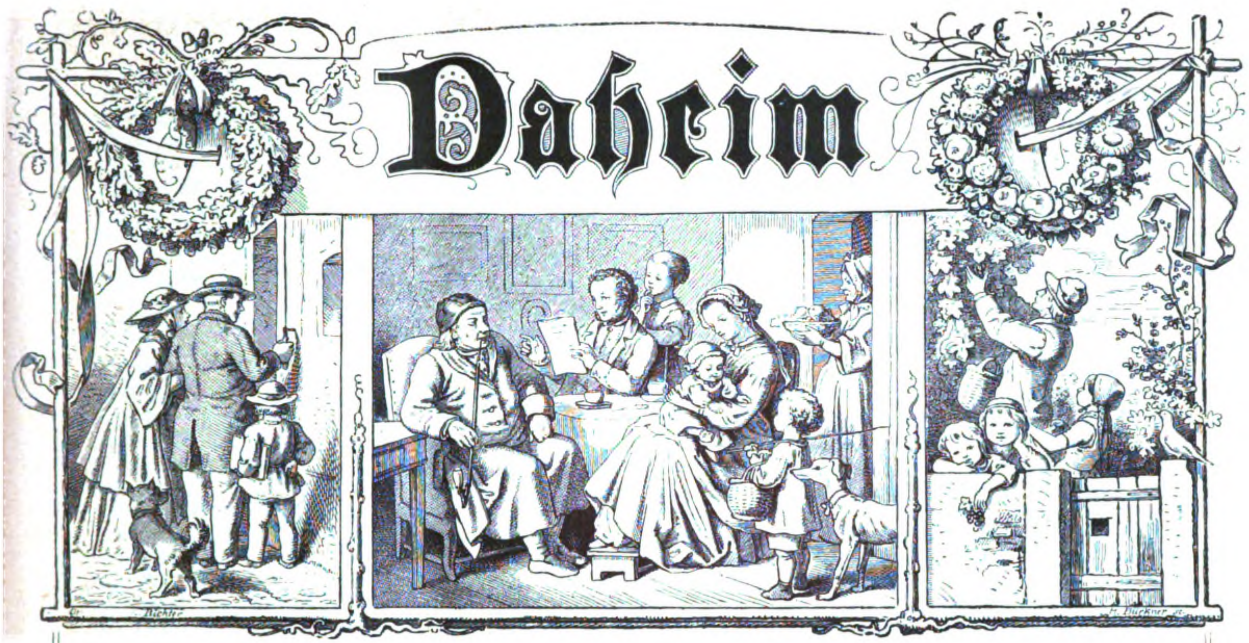
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Januar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 14.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

Über der unabſehbaren Fläche des nur nach Oſten zu in ſanften Wellenlinien aufſteigenden livländiſchen Tieflandes, das in weiter Ferne Tannenwald umkränzte, brütete ein dunkler Oktobertag. Schon ſeit dem frühen Morgen fiel ein leiſer Regen, der die Heerſtraße mit einem mißfarbig glänzenden Überzug bedeckte und in den Bodeneinſenkungen und Abzugsgräben kleine Lachen und Tümpel anſammelte, in denen der Himmel ſein melancholiſch graues Bild ſpiegelte. Zuweilen brauſte ein Windſtoß heran, ſchüttelte mit roher Fauſt an dem halbkahlen Geäſt der Alleebäume und führte gelbe Blätter in wirbelndem Tanze mit ſich fort. Dann jagten vor ſeinem Hauche auch die niedrig hängenden Dunſtwolken ſchneller dahin; klatſchend und mit verdoppelter Wucht fielen ſchwere, ſchräge Tropfen vom Himmel nieder, rieſelten, rannen und ſprühten naßkalt von Zweig zu Laub und verdampften, in ihre Atome zerſtäubt, in den Furchen der friſch umgeſtürzten Ackerſchollen. Die Gegend lag ſtill und unbelebt. Nur ſelten, daß die Räder eines mit hohem Fuder beſchwerten Bauernwagens über den Steingrund der Straße knarrten; mühſam, von Näſſe dampfend, zog das unanſehnliche Pferd an der Laſt, während nebenher der lettiſche Lenker in der grauen, ſo gut zu dem Regentage paſſenden Landestracht ſchritt, die Peitſche in der Hand, die kurze Pfeife im Munde, in mürriſches Schweigen verſunken. Oder auf der Höhe der Straße tauchte das mit Federn zweifelhafter Güte verſehene Martergeſtell einer Poſtequipage auf, ſchon von ferne an dem müden Tone des Glöckchens erkennbar; langſam, mit geſenkten Köpfen und wedelnden Schweifen, bewegten ſich die abgetriebenen Gäule vorwärts, und nur, wenn die Peitſche des aus dem Schlaf emporfahrenden Poſtillons ſie ſchmerzhaft berührte, wagten ſie den Verſuch, aus der Apathie des gewohnten Hundetrabes in die ſeltene Schneidigkeit eines Galopps überzugehen, um dann freilich, von der Erfolgloſigkeit ihres Bemühens überzeugt, wieder in den gewohnten Schneckengang und in den alten Traum einer gequälten und verfehlten Exiſtenz zurück zu verſinken. Oder die Krähe, vom Tone des Glöckchens beunruhigt, verließ ihren Beobachtungsposten auf dem abgeſtorbenen Zweige der alten, vereinzelt ragenden Fichte und zog mit ſchwerfälligem Flügelſchlag und trägem Krächzen, allmählich zu einem ſchwarzen Punkte zuſammenſchrumpfend, über die weite Ebene fort. —

Dort, wo ein einſamer Werſtpfahl wie ein ſtummer Hüter des Weges emporragte und eine ſchmälere Straße von der Chauſſee ab in das Innere des Landes führte, waren ſich ſoeben zwei Gefährte begegnet. Die von zwei runden Braunen gezogene Kaleſche wäre gewiß achtlos weiter gerollt, wenn nicht ihren Lenker ein kleiner Herr, deſſen Droſchke ſoeben von dem Nebenwege auf die Heerſtraße gebogen war, mit eifrigem Zuruf zum Stillehalten veranlaßt hätte. Dann hatte ſich auch der kleine, in einen Regenmantel gehüllte Herr mit gewandtem Satze aus ſeinem Fuhrwerk geſchwungen und war dem anderen Wagen zugeſchritten.

„Guten Morgen, Herr Paſtor!“ ertönte ſeine durchdringende, etwas knarrende Stimme. „Sie kommen mir wie gerufen, wollte eben in's Paſtorat, — natürlich!“ Damit war er, ſich am Verdeck feſthaltend, auf den Tritt der Kaleſche geſtiegen und lugte mit dem humoriſtiſch blinzelnden Ausdruck ſeiner grauen Augen ins Innere hinein. — „Nein, dieſe Landwege, und gar keine Ausſicht, daß ſie beſſer werden, — ſo lange der Mettenhoffſche . . .“

Er ſchüttelte energiſch den Kopf, ſo daß die Waſſertropfen, die ſich zwiſchen den Rändern ſeines Filzhutes geſammelt, im Strome herniederſchauerten. „Skandalös! Sehn Sie doch nur meinen Gaul an!“ Der Paſtor, ein ſtattlicher

Fünfziger mit geſund gerötetem Antlitz und klaren milden Augen, ſchaute heimlich beluſtigt in die bezeichnete Richtung.

Schön war des Doktors Fuhrwerk nie geweſen, heute aber bot es ein Jammerbild. Der hohe magere Fuchs, nach Haltung des Kopfes und Schweifes ein ausrangiertes Kavalleriepferd, ſtand mit tiefgeſenktem Halſe und zitternden Flanken, ein Bild troſtloſer Lebensmüdigkeit, da; die Unterlippe ſeiner Schnauze bewegte ſich krampfhaft. Die etwas baufällige Droſchke war über und über mit Kot beſpritzt, und der halbwüchſige Junge, welcher die Zügel führte, trug nicht weſentlich zur Verſchönerung des Ganzen bei.

„Aber warum haben Sie das Tier ſo angeſtrengt?“ meinte der Paſtor kopfſchüttelnd.

„Angeſtrengt? Bewahre! Wie ein rohes Ei habe ich's behandelt! Sie wiſſen ja, der Gaul iſt tüchtig und verträgt was,“ fuhr der Doktor mit einem gewiſſen Stolz fort, „aber bei dieſem Wege geht alles zu Grunde, natürlich!“

„Ich komme übrigens eben aus der Forſtei am Wolfsmoor. Der alte Forſtmeiſter liegt ſchon ſeit Wochen an einem zehrenden Fieber darnieder und hat's mich in ſeiner menſchenſcheuen Art erſt geſtern wiſſen laſſen. Zu helfen iſt da nicht mehr viel; es geht ſchnell bergab. Sie aber, Herr Paſtor, wünſcht er dringend zu ſprechen. Er band es mir auf die Seele, daß ich Sie ſofort benachrichtige. Das, was er Ihnen und nur allein Ihnen mitzuteilen habe, ſei wichtig.“

„Der Alte verlangt nach mir?“ fragte der Paſtor verwundert. „Sagen Sie offen, Herr Doktor, iſt es ſo eilig?“

Der Doktor zuckte mit den Achſeln: „Der Tod reitet ſchnell,“ meinte er mit vielſagendem Blick.

„Und iſt der Kranke bei vollem Bewußtſein?“

„Ich fand ihn auffallend geiſtesklar, doch ſagte man mir, daß die Beſinnung ihm in den letzten Tagen oft und auf lange ſchwinde.“

Der Paſtor wiegte das leicht ergraute Haupt. „Ich will ſofort zu ihm,“ ſagte er dann entſchloſſen. „Adieu, lieber Doktor. Aber noch eins: werde ich auch mit meiner Equipage auf den ſchlimmen Wegen fortkommen?“

Der Doktor betrachtete prüfend das Fahrzeug des Paſtors. „Sie können es immerhin wagen,“ beruhigte er, „Ihre Achſen ſcheinen ſtark und die Füße Ihrer Pferde ſolide.“

„Vorwärts denn!“ befahl der alte Herr ſeinem Kutſcher, indem er ihm die Richtung des neuen Reiſezieles wies. Dann beugte er ſich hinaus: „Doktor, Sie fahren ja am Paſtorat vorüber; teilen Sie meiner Frau den Grund meines Ausbleibens mit, ſie erwartet mich längſt!“

„Keine Sorge!“ rief der Doktor ſchon von ſeiner Droſchke her mit der alten fröhlichen Stimme; ſeine weiteren Worte verwehte der Wind.

Der Paſtor hatte anfangs gezaudert und die Fahrt um ein paar Stunden verſchieben wollen. Sie kam ihm doch recht ungelegen, dieſe Fahrt durch Regen und Nebel auf der aufgeweichten Straße zur abgelegenen Forſtei, nachdem ihn bereits den ganzen Tag Amtshandlungen in einer benachbarten Gemeinde in Anſpruch genommen und ermüdet hatten. Aber dann ſiegte das Pflichtgefühl. Konnte ein Aufſchub nicht verhängnisvoll werden und der Kranke ſterben, ohne ſein Herz erleichtert zu haben? — Wie die Pferde munter dem Ziele zutrabten, flogen ſeine Gedanken ihnen weit voraus. Seltſam, er hatte immer ein beſonderes Intereſſe an dem finſteren, einſiedleriſchen Greiſe genommen, der jetzt im Sterben lag, und doch kannte er ihn kaum, vielleicht am wenigſten von den Gliedern ſeiner zahlreichen Gemeinde. Früher hatte er ihn zuweilen am Sonntage in der Kirche geſehen, auch das Abendmahl hatte er ihm gereicht, aber das war ſchon lange, ſehr lange her. Damals lebten ihm noch Frau und Kinder. Dieſe waren kurz hintereinander plötzlich dahingeſtorben, und an ihrem Beerdigungstage hatte der Forſtmeiſter den Paſtor aus freien Stücken aufgeſucht, um ſich Troſt zu holen. Aber auch in der Auflöſung des Schmerzes war der Zug des Mißtrauens aus ſeinem Geſichte nicht gewichen, und den Paſtor hatte das Gefühl nicht verlaſſen wollen, als ob in dem Herzen ſeines Gaſtes etwas verborgen liege, was er nicht verraten dürfe, oder wolle und was doch wie eine körperliche Laſt auf ihm lag In auffälliger Verwirrung hatte der Forſtmeiſter ſich endlich entfernt, in einem Seelenzuſtande, welcher, wie es den Paſtor dünkte, nicht allein durch den ſchweren Schickſalsſchlag zu erklären war, der ihn betroffen. Seitdem blieb er den Menſchen fern und zog ſich gänzlich in ſeine Waldeinſamkeit zurück. Geſchah es einmal, daß der Paſtor ihm begegnete und ihn anredete, ſo klangen Gruß und Antwort aus ſeinem Munde höflich, aber kurz und gemeſſen, ja faſt abwehrend, als ob es ihm unlieb ſei, ſich in ein längeres Geſpräch einzulaſſen. Der Alte blieb dem Paſtor ein Rätſel.

Seine äußere Lebensſtellung bot freilich nichts Rätſelhaftes. So weit man zurückdenken konnte, hatte er als Forſtmeiſter im Dienſte der Werderſchen Schloßherrſchaft geſtanden. Das Vertrauen ſeines Dienſtherrn genoß er in vollſtem Maße, und es wäre in der That ſchwer geweſen, einen treueren und pflichteifrigeren Beamten ausfindig zu machen. Raſtlos und unermüdlich ging er in ſeinem Berufe völlig auf. Sein menſchenſcheues, geheimnisvolles Weſen, die ſchweigſame Art, in welcher er, mehr durch Geberden als durch Worte, verkehrte, die Energie ſeines Eingreifens, das oft Plötzliche und Unvermutete ſeines Erſcheinens an Orten, von denen man ihn weit entfernt wähnte, bewirkten zuſammen, daß man ihm in der Umgegend mit Scheu begegnete, ja, daß er allmählich, und nicht bloß bei den Abergläubiſchen, in den Ruf eines mit übernatürlichen Kräften ausgeſtatteten Weſens geriet. Sie nannten ihn den Waldgeiſt. Wollte man den Leuten glauben, ſo verſtand er Freikugeln zu gießen, das Wild zu bannen, ſo daß es, an einer Stelle feſtgehalten, ſich dem Jäger willig zum Abſchuſſe bot, ſich unſichtbar zu machen und an mehreren Orten zugleich zu ſein. Auch ſein Äußeres trug dazu bei, die Phantaſie der Ängſtlichen zu erhitzen. Die hohe, hagere Geſtalt mit den hängenden Schultern, dem untrüglichen Zeichen ungewöhnlicher Stärke, der ausdrucksvolle, tiefergraute Kopf, zu dem die ſtarkgebogene Naſe und die energiſch zuſammengepreßten Lippen ſo gut paßten, die mächtige, dreifache, blutrot von der linken Wange in den Hals verlaufende Narbe und nicht zum wenigſten der wiegende, ſchnelle, geräuſchloſe Gang, wie man ihn oft bei Menſchen findet, die wiſſen, was ſie wollen und bedeuten. Vor allem aber die großen, dunklen, von ſtarken Brauen überwölbten Augen, welche ſo kraftvoll und doch ſo finſter-ſchwermütig blicken konnten und an die Augen eines Menſchen gemahnten, der ein tiefes, unverwindliches Leid mit ſich trägt und dennoch den hoffnungsloſen Kampf mit demſelben nicht aufgeben will. Und traf ihn ſo ein Furchtſamer im dämmernden Walde, wie er, das treue Gewehr an der Schulter und von einem braungefleckten Hühnerhunde begleitet, mit zu Boden geſenkten und doch alles in der Umgebung erfaſſenden Augen, den Oberkörper etwas vorgebeugt, lautlos heranſchritt, dann ſchien es erklärlich, warum des Zagenden Herz ſtärker zu klopfen anfing und er ſich ſcheu zur Seite drückte. Der Waldgeiſt aber war ſeiner Einſamkeit nicht unfroh: er brauchte die Menſchen nicht, wenigſtens dünkte es jeden ſo. Seit zwei Jahren befand er ſich im Abſchiede; mit der alten Frau, welche ihm die Wirtſchaft führte, hauſte er auf ſeinem Altenteil in der verlaſſenen Forſtei am Moor; ein Knecht beſtellte ihm den dazu gehörigen kleinen Acker, und nur ſelten verließ er den Wald, um ſo bald als möglich wieder zu ihm zurückzukehren.

Alles dieſes zog in ſchnellen Bildern vor dem Geiſte des Paſtors vorüber, und wie er aus Gehörtem und Selbſterfahrenem, aus Thatſachen und Gerüchten das Ergebnis erwog, ſo mußte er ſich ſagen, daß der Alte im Walde ein Sonderling, vielleicht ein Schuldbeladener, gewiß aber ein Unglücklicher ſei.

Ein heftiger Ruck, den das harte Stoßen des Wagens auf einen loſe in der Bahn liegenden Stein verurſachte, entzog ihn nicht gerade ſanft dieſen Betrachtungen; er ſchaute ſich um. Der Doktor hatte nicht ſo unrecht, die Wege waren allerdings vernachläſſigt. Der alte Jakob, welcher brummend und offenbar höchſt unzufrieden auf dem Bocke ſaß, ſah ſich oft zur Aufbietung ſeiner ganzen, vielerprobten Fahrkunſt genötigt, um den Wagen auf der aufgeweichten, von tiefen Löchern und ausgewaſchenen Geleiſen verunzierten Straße vor Beſchädigungen zu bewahren, die in der menſchenleeren Gegend unter Umſtänden verhängnisvoll werden konnten.

Der in ſchöner Kultur gehaltene Tannenhochwald wich vom Wege zurück und gab einer ungeheuren Fläche Raum, die ſich, ſoweit das Auge reichte, eintönig und unfruchtbar aufthat. Hier begannen die Grenzen des Wolfsmoors, des unermeßlichen, welches ſich in der Größe eines kleinen Fürſtentums, wie ein König der Armut, durch die Territorien mehrerer Güter dahinzog. Eine eigne Schwermut brütete ſtets über dieſem verlaſſenen, nur vom Fuße des Jägers oder Moorarbeiters betretenen Erdenwinkel, doppelte Schwermut aber am heutigen Tage, in dem leiſe rauſchenden Regen, welcher die Umriſſe der Gegenſtände verwiſchte und alles in einen grauen geheimnisvollen Firnis tauchte. Bald eben, bald hügelförmig oder zu kleinen geſtrüppverwachſenen Mooshügeln anſteigend, von trüben Waſſerlachen und unterirdiſchen Quellen durchſickert und durchtränkt, breitete es ſich nach rechts und links aus; kränklich gelbe Halme ſchwankten im Winde; verkümmerter Wachholder und Krüppelgehölz kroch am Boden hin; wunderlich geformte Blöcke von oft gewaltigen Dimenſionen lagen, wie von ſpielender Rieſenhand geworfen, vereinzelt umher; aus dem trügeriſchen Grün eines ſparſamen Graspolſters, deſſen Wurzeln in die unergründlichen Tiefen des Urſchlammes hinabſtiegen, tauchte es dort herauf, wie ein ſtilles aber tückiſches Auge: der ſchwärzliche, von ſchaukelndem Schilf umkränzte Spiegel eines dem Menſchen unnahbaren Sumpfſees, der Tummelplatz unzähligen Waſſergevögels. Nur an einzelnen Stellen, wo das Terrain ſich hob, wurden Gruppen von Tannen, Birken und Ellern ſichtbar, die wie freundliche Inſeln aus der mißfarbigen Flut des Moores herübergrüßten. Weit, weit, wo der Himmel ſich mit der Erde berührte, trat der Hochwald wieder zu dichteren Maſſen zuſammen. Dort, am Rande des Horizontes, mochte an hellerem Tage ein ſcharfes Auge winzige, von noch winzigeren Nebengebäuden umgebene Häuschen wahrnehmen: die neugegründeten Anſiedelungen am Rande des Wolfsmoors mit ihren mageren, aus mühſam dem feindlichen Boden abgerungenen Acker- und Wieſenflächen.

In ſchüchternen Anfängen und nur dort, wo die Arbeit einigen Lohn verſprach, hatte ſich die Kultur in dieſe Wildnis gewagt; ſie zeigte ſich in den am Wege aufgeſchichteten Balken und Holzhaufen, in tiefen quadratiſchen Bodeneinſchnitten zur Gewinnung des Torfs, in den langen, geraden, flachgeneigten Gräben, die Entwäſſerungszwecken dienten. Das Hauptgebiet des Moors aber entzog ſich trotzig der erobernden Menſchenhand.

Und doch war dieſe Wildnis ein Paradies. Nirgends gab es ſo viel und ſo mancherlei Getier, wo jedes in faſt ungeſtörter Ruhe dahinlebte und die vollſte Befriedigung für ſeine Nahrung und Bedürfniſſe fand. Hier wählte das kulturfeindliche Wild ſeinen Lieblingsaufenthalt: hieher trotteten die Rudel der Elche, wenn ſie ſich im Tann ſattgeäſt, um in wohligem Behagen zur Raſt und zum Schutz zugleich vor den verfolgenden Bremſen ſich tief in den Schlamm einzugraben; von den Waldinſeln her ertönte im Frühjahr der Balzruf der Auer- und Birkhähne; vorſichtig führte der Moraſthahn ſein zahlreiches weißgefiedertes Volk durch Moos und Geſtrüpp; in den Tannenwipfeln am Rande des Hochwaldes erſcholl das Locken der Haſelhühner, und eintönigen, durchdringenden Rufes ſtrich über die unwirtliche Fläche die Bekaſſine hin. An den trockeneren Rändern lag der weiße Waldhaſe im Verſteck, und das Reh trat nicht ſelten aus dem Dickicht in die Öde herüber. Auch an Raubtieren mangelte es nicht, ob zwar der Vertilgungskrieg bereits ihre Reihe zu lichten begonnen: tief drinnen in dem unzugänglichſten Teile hauſte noch der Wolf, nach dem der Sumpf ſeinen Namen trug; auf ſeinen Streifzügen beſuchte der braune Bär das Moor, und im Dickicht hielt noch vereinzelt der Luchs, der Tiger des Nordens, die ſcharfäugige Ausſchau auf Beute. — Wo den Laien alle Schauer grenzenloſer Vereinſamung packten, da konnte darum der Jäger froh mit Horaz von dem lachenden Erdenwinkel ſingen, der ihm lieb wie kein anderer iſt. Wer ſeines Schuſſes ſicher war und über einen leidlichen Hund verfügte, brauchte nicht zu beſorgen, von hier mit leeren Händen nach Hauſe zu kehren, es hätte ihn denn beſonderes Unglück verfolgen müſſen.

Eiferſüchtig wachten die Teilbeſitzer des Moors, welche faſt durchgängig leidenſchaftlich dem edlen Waidwerk zugethan waren, über Aufrechterhaltung ihrer Herrenrechte. Den Bauern war jede Jagd, ausgenommen vielleicht die auf Raubtiere, ſtrengſtens unterſagt und den Waldhütern die Verfolgung unbefugter Eindringlinge zur vornehmſten Pflicht gemacht. Wenn im Herbſt von den benachbarten Wäldern das angeſchoſſene oder durch die Treiber gebrochene Wild ſich ſeinem ſtillen Verſtecke im Moor zuwandte und die Jagd dahinzog, dann belebte ſich der Wolfsmoor von luſtigem Hornrufe und dem Läuten der ſpürenden Meute. Oder wieder im Sommer, im Frühſonnenſchein, wenn der Tau auf den Moosbeerranken perlte und der Jäger, mit, von leichten Sandalen bekleideten Sohlen, ſicher von Hügel zu Hügel ſpringend, den im Geſtrüpp liegenden Wildhühnern nachging, der witternde Hund plötzlich ſtillſtand, ein Knall und wieder ein Knall das Schweigen der Wildnis unterbrach und ſtäubende Federn verkündeten, daß die Schrote ihr Ziel nicht verfehlt hatten. — Aber auch Stellen gab es im Moor, die nie eines Menſchen Fuß betreten, bis zu denen nie ein Jäger ſich gewagt, wo unvermeidlicher Tod des Eindringlings harrte, wo keine Spur den Ort bekundete, an dem der Tollkühne verſunken war. Der Wolfsmoor hütet ſeine Geheimniſſe! — —

Allmählich hörte der Regen auf, die trübe Dunſtſchicht, welche über Himmel und Erde lag, zerſtreute ſich und geſtattete einen weiteren Ausblick in die Ferne. Gen Oſten zu, wo das Moor ſich verengte, tauchte im plötzlichen Scheine der durch die Wolken brechenden Sonne, wie aus zerflatternden Nebelſchleiern, ein weitläufiger Gutshof auf. Friedlich ſchimmerte das rote Dach des maſſiven, von ſauberen Wirtſchaftsgebäuden umlagerten Herrenhauſes herüber. Die Strahlen der Abendröte glitzerten in den zahlreichen Fenſtern und vergoldeten die Krönung des uralten, aus gewaltigen Quaderſteinen aufgeführten Turmes, welcher die rechte Faſſade des Schloſſes abgrenzte, und dort, auf der anderen Seite erglänzte wie flüſſiges Silber der Spiegel eines Sees, welcher, von unterirdiſchen Quellen geſpeiſt, in ſeiner Friſche und Klarheit den Stolz und Schmuck des ganzen Kirchſpiels bildete. Den Hintergrund des Fernbildes füllte ein waldartiger Park aus.

„Schloß Werden!“ ſprach der Paſtor vor ſich hin, und wie immer, wenn er dieſen Weg verfolgte, verfiel er in grübelndes Sinnen. Alle die webenden Sonnenſtrahlen drüben vermochten doch nicht, dem Schloſſe das düſtere Gepräge weltabgeſchiedener Trauer zu nehmen, welches ihm ſo eigen war, und den finſtern Geiſt zu bannen, der in ſeinen hallenden Gemächern umging und von viel Glück und Glanz, aber auch von viel Unglück und Schuld erzählte. Es war ein ſtolzes Geſchlecht geweſen, das freiherrliche Geſchlecht derer von Werden. Die Chronik erzählte, daß der Ordensmeiſter Rutenberg den Weſtfälinger Arnold von Werden, den erſten dieſes Namens im Lande, für tapfere, gegen die Littauer geleiſtete Kriegsdienſte mit drei Haken Landes „zu den Mooren“ belehnt hatte. Aus dieſen beſcheidenen Anfängen war die Macht und der ſtolze Güterbeſitz der Werdens entſtanden. Jahrhunderte hatte ihr Name geblüht, ihr Wappenſchild: die drei goldenen Räder im ſchwarzen Felde, unbefleckt geſtrahlt, das Glück ſie auffallend begünſtigt. Die Sage ging, daß auf dem großen Verherungszuge, welchen die Ruſſen unter Iwan dem Grauſamen gegen Livland unternahmen, unter allen benachbarten Edelſitzen Schloß Werden allein der Zerſtörung entging, weil der Wolfsmoor, welcher es damals noch von drei Seiten umſchloß, den ſengenden, des Weges unkundigen

Tartaren einen unüberſteiglichen Wall entgegen baute, ſo daß ſie das Schloß nicht zu finden vermochten und, die es verſuchten, elendiglich im Moor verſanken. Dann aber, etwa vor drei Jahrzehnten, war das Verhängnis gekommen, hatte Glück und Macht zerbrochen und das edle Geſchlecht bis auf den letzten Sproſſen ins Grab gelegt. Mit Unrecht trug das Schloß jetzt ſeinen Namen: das Wappen derer, die darin ſaßen, zeigte die goldenen Räder nicht mehr.

Über den Ausgang des Geſchlechtes hatte der Paſtor, als er vor fünfzehn Jahren in das Kirchſpiel berufen worden, hin und wieder reden hören: eine traurige, dunkle, nie aufgeklärte Geſchichte, an der Gerücht und Thatſache nur ſchwer zu unterſcheiden waren. Aber ſchon damals wuchs Gras darüber, und heute ſprach man überhaupt nicht mehr davon, was längſt vergangen war. Nur das Schloß ſelbſt kündete noch in ſtummer, aber beredter Sprache von dem Geheimniſſe, wie ein Zeuge, der nicht ſchweigen will.

Jetzt bog der Wagen in den Wald auf eine ſchmälere Straße, deren Güte viel zu wünſchen übrig ließ. Der Abend war ſchon tief hereingebrochen, und wieder rieſelte der Regen nieder, als das Gefährt langſam und vorſichtig ſein Ziel erreichte. Ein trübes Licht glänzte auf, ein Hund ſchlug in der Nähe an, in halb dämmernden Umriſſen hob ſich ein niedriges Haus von der tiefdunkeln Umgebung ab. An der Thür ſtand eine alte Frau mit buntem, im Winde flatterndem Kopftuch, einen brennenden Kienſpan in der Hand, — die Haushälterin des Forſtmeiſters. Die rote, in zuckenden Lichtern ſpielende Flamme beleuchtete mit unſicherem Schein ihre verſchrumpften, ſchlafmüden Züge. Als ſie in dem Ankömmling den Paſtor erkannte, begrüßte ſie ihn ehrerbietig und geleitete ihn hinein. Durch eine größere, im Dunkeln liegende Stube trat er in ein kleines, matterleuchtetes Gemach, in welchem auf einfacher Bettſtatt der Kranke lag. Beim Eintritt des Paſtors verſuchte er, ſich aufzurichten, fiel aber, von Schwäche übermannt, langſam wieder in die Kiſſen zurück. Wie er nun grüßend den Kopf bewegte, erſchien auf ſeinen Lippen ein hilfloſes, bittendes Lächeln.

Wie ſo verändert ſchaute der Alte aus! Es war, als ob der vor der Thür ſtehende Tod ihn ſchon gezeichnet, ſo ſcharf und eckig, wie ein Adlerſchnabel, ragte die Naſe aus den tiefeingefallenen blaſſen Wangen hervor, ſo deutlich hatte ſich der Leidenszug um ſeine dünnen Lippen ausgeprägt, ſo runzelig erſchien die Stirn, ſo welk und kraftlos hingen die hageren Arme herab.

„Nun, Herr Forſtmeiſter,“ redete ihn der Paſtor freundlich an, „Sie haben mich rufen laſſen. Da bin ich, früher wohl, als Sie erwarten mochten. Steht es wirklich ſo ſchlimm um Sie?“

Der Kranke winkte den Geiſtlichen näher heran; mit bezeichnender Gebärde deutete er auf Hals und Mund, über ſeine halberloſchenen Augen legte ſich ein matter Schimmer. „Ich danke Ihnen,“ ſtieß er mühſam hervor. „Ich hatte keine Zeit zum Warten, und ſo wagte ich es denn, Sie herzubitten . . .“ Er ſtockte. „Herr Paſtor,“ fuhr er etwas vernehmlicher fort und machte eine unruhige Bewegung, „ich bin noch in ihrer Schuld . . . Damals, Sie wiſſen . . .“

Der Geiſtliche wehrte ſanft ab. „Laſſen Sie das! Damals waren Sie ein unglücklicher Mann, und wohl ahnte mir, daß ihr Herz etwas belaſtete, was Ihre Lippen nicht geſtehen wollten. Haben Sie mich um dieſer Sache willen gerufen?“

Der Alte nickte. „Gerade deshalb, alles andere ſteht damit im Zuſammenhang . . . Doch wie ſchwer mir das Sprechen fällt! Es iſt doch gut, daß . . .“ er vollendete nicht, ſondern wies auf das Kiſſen unter ſeinem Haupte. „Hier unten . . .“

Der Paſtor folgte mit taſtender Hand der angegebenen Richtung und zog ein ziemlich umfangreiches Heft unter dem Kiſſen hervor, das er mit fragendem Blicke dem Kranken hinreichte.

(Fortſetzung folgt.)

Andreas Hofers Ende.

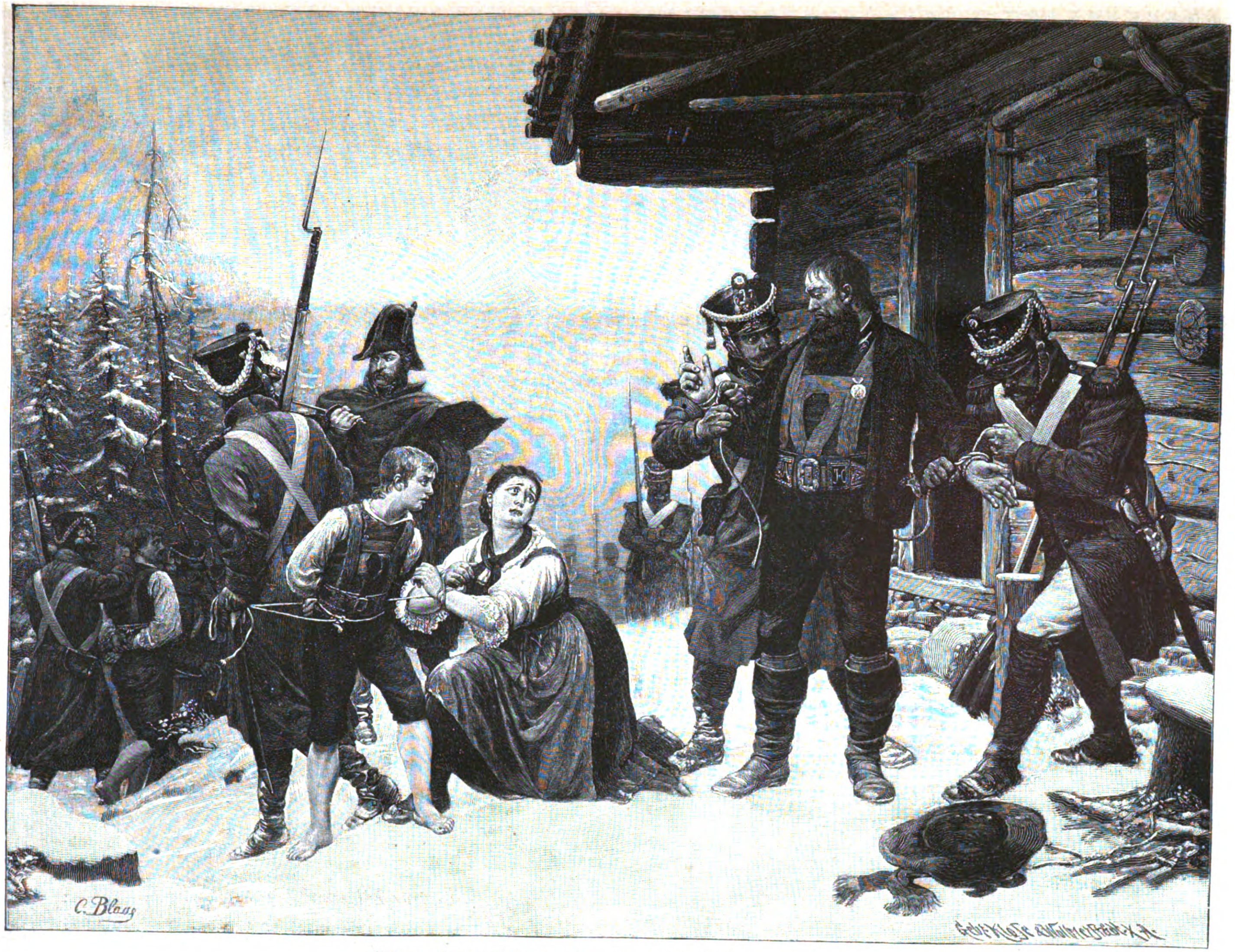
(Abdruck verboten.)

Zu dem Bilde von C. von Blaas.

Das Vorſpiel des großen weltgeſchichtlichen Dramas von 1813 und 1814 war die Volkserhebung in Tirol, 1809. Während das geſamte europäiſche Feſtland ſich dem Willen des Korſen beugen mußte, ſetzte allein in Spanien die Guerrilla den Verzweiflungskampf fort, und mit Staunen erfuhr die Welt von den Siegen, die ein Volk von Bauern, die Tiroler, über Napoleons kriegerprobte Scharen erfocht. Es war, als erhielte der Unerſättliche die erſte Warnung vom Schickſal, und in den Herzen der Unterdrückten keimte neue Hoffnung auf. Schon 1796 hatte Andreas Hofer, der Sandwirt von Paſſeier, eine Schützenkompanie gegen die Franzoſen geführt und im Jahre 1803 bei der Errichtung der Landmiliz thätig mitgewirkt. Durch den Frieden von Preßburg, 1805, kam Tirol an Bayern, und damit war ein Band durchſchnitten, welches über vierhundert Jahre das ſchöne Gebirgsland mit dem Hauſe Habsburg verknüpft hatte. Die Geſchichte hat dem König Maximilian I von Bayern längſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen und anerkannt, daß dieſer Fürſt es ehrlich und gut mit dem neuerworbenen Lande meinte, aber ſeine Räte kümmerten ſich wenig um das Verſprechen, daß an der Verfaſſung Tirols „kein Jota“ geändert werden ſolle, und einzelne Beamte ließen ſich Dinge zu ſchulden kommen, die nicht weit zurückſtanden hinter den Gewaltthaten der Geßler und Wolfenſchießen.

Im April 1809 brach der vom Freiherrn Joſeph von Hormayr im Verein mit Andreas Hofer vorbereitete Aufſtand los, und zwei Tage nach dem erſten Schuß war das Land von den Feinden befreit. Allerdings nur für kurze Zeit, denn in verſtärkten Maſſen brachen ſie wieder herein, und der Unglückstag bei Wörgel öffnete ihnen den Weg nach Innsbruck. Indeſſen errang Tirol mit den Kämpfen am Berge Iſel ſeine zweite Befreiung, und mochten auch die Beſtimmungen des Waffenſtillſtandes von Znaim, zu dem der Kaiſer Franz infolge der unglücklichen Schlacht bei Wagram ſich gedrängt ſah, die Trennung des Landes von Öſterreich erklären, die Tiroler ſetzten ihren Widerſtand fort und wieſen von neuem die Franzoſen über den Brenner zurück. Mit brauſendem Jubel ward Andreas Hofer bei ſeinem Einzuge in Innsbruck empfangen; er aber ſuchte die Menge zu beſchwichtigen: „Bſt, bſt, jetzt beten und nit ſchrein! I nit und Des nit — der droben!“ Dem ſtürmiſchen Verlangen des Volkes mußte er jedoch folgen und ſich am Fenſter zeigen, und nun hielt er jene denkwürdige, in ihrer ſchlichten Einfalt tief ergreifende Rede, die mit den Worten ſchloß: „Meine Waffenbrüder ſullen mi nit verlaſſen, i werd' Enk a nit verlaſſen, ſo wahr i Andree Hofer hoaßen thu. Nu, g'ſoagt hab' i's Enk, g'ſehn habt's mi — ſo b'hüt Enk Gott!“

Andreas Hofer war nun der unumſchränkte Gebieter im Lande Tirol, der Oberkommandant, wie er ſich nannte, aber auch die Zivilverwaltung lag in ſeinen Händen. Unabläſſig zeigte er ſich bemüht, die Widerſtandskraft zu erhöhen; nach Bayern und Schwaben hinein ſchweiften ſeine Scharen; Einfälle in die ſüddeutſchen Präfekturen der Rheinbundfürſten ſoll er geplant und Verbindungen mit Ferdinand von Schill angeknüpft haben, der ein Jahr ſpäter von Berlin aus ſeinen verwegenen Freiſcharenzug unternahm. Aber ſeine Macht neigte bereits ihrem Ende zu. Durch den Wiener Frieden (14. Oktober) gab Kaiſer Franz, entgegen ſeinem Verſprechen: daß er keinen anderen Frieden ſchließen werde als einen ſolchen, der Tirol unlöslich an ſeine Monarchie knüpfe, das Land abermals preis. Dem ſchlichten Verſtande Hofers wollte es jedoch nicht einleuchten, daß der Kaiſer ſein treues Volk wirklich aufgeben könne, und er ſetzte den Widerſtand fort. Da befahl Napoleon die Niederwerfung des Bauernvolkes um jeden Preis. Zwei ſtarke Heere rückten ein, am 25. Oktober mußte Hofer Innsbruck verlaſſen, und die Nutzloſigkeit weiteren Widerſtandes erkennend, erließ er an ſeine Landsleute die Aufforderung, ſich der Gewalt zu unterwerfen und



Andreas Hofers Gefangennahme. Nach dem Gemälde von C. von Blaas.

die Amneſtie anzunehmen, welche denen verſprochen wurde, welche binnen vierundzwanzig Stunden die Waffen niederlegten. Als aber diejenigen, welche ſich nicht unterwarfen oder bei denen die Durchſuchung der Häuſer verſteckte Waffen zu Tage förderte, auf das grauſamſte von den Franzoſen mißhandelt oder gar hingerichtet wurden, rief der Sandwirt abermals das Volk zum Kampfe auf. Es war ein verzweiflungsvolles Ringen; binnen kurzem waren die Scharen zerſprengt, und wer von ihnen dem Feinde lebend in die Hände fiel, ward erſchoſſen, und die Leichen hingen die Henker an den Bäumen auf.

Andreas Hofer, der von der Amneſtie von vornherein ausgeſchloſſen war, floh mit den Seinen auf die höchſte Höhe des Paſſeiergebirges, und über zwei Monate gelang es ihm, ſich in einer Sennhütte, der Prantacherhütte, verborgen zu halten. Die Hütte war natürlich auf ſolchen Beſuch nicht vorbereitet. Der Sandwirt und ſein treues Weib mußten in Holztragen ſchlafen, die übrigen Flüchtigen hatten ihr Lager im Heu auf dem Boden. Wohl wußte mancher um das Verſteck, doch wer hätte den Andree Hofer verraten mögen, trotz des hohen Preiſes, der auf ſeinen Kopf geſetzt war! Und dennoch fand ſich ſolch ein Judas in dem Bauern Raffl aus Paſſeier. Es iſt lange Zeit behauptet worden, dieſer habe den Verrat nur gezwungen begangen, und der eigentliche Schuldige ſei der Prieſter Donay geweſen, indeſſen nach der neueren Forſchung bleibt der Makel allein auf dem Bauern Raffl haften, und auch noch in einer gewiſſen Milderung. Die Franzoſen hätten ihm weiß gemacht, ſie dächten gar nicht daran, den Sandwirt zu erſchießen; nur haben müßten ſie ihn, damit der Kaiſer Napoleon an ihm einen tüchtigen General gewänne. Darauf habe dann der Mann das Verſteck angegeben, freilich auch einen hohen Sündenlohn dafür eingeſtrichen. Mit achthundert Mann ſollen die Franzoſen ausgerückt ſein, den Hofer und die wenigen, die bis zum letzten Augenblick bei ihm ausgehalten, gefangen zu nehmen.

Den Vorgang, wie er ſich in Wirklichkeit abgeſpielt, haben wir uns etwa folgendermaßen vorzuſtellen. Es iſt in der Frühe des 20. Januar 1810. Die Bewohner der einſamen Sennhütte liegen in tiefem Schlaf, bis auf Hofers Freund, den Schreiber Dörninger, der von unruhigen Gedanken gequält wird. Es iſt ihm, als hörte er draußen unter Fußtritten den Schnee knirſchen, ſchnell ſpringt er von ſeinem Heulager auf und ſpäht durch die Dachluke: rings die Hütte umſtellt von den Feinden, und unabſehbar ſcheinen ihre Scharen zu ſein. Eiligſt ruft er die Schläfer wach, doch ehe ſie ſich völlig ermuntert haben, kracht ſchon die Thür unter den Gewehrkolben zuſammen — ein kurzes Getümmel, und die Flüchtigen ſind überwältigt. Andreas Hofer hat, das Vergebliche des Widerſtandes erkennend, keine Gegenwehr geleiſtet, dennoch binden ſie ihm die Hände auf den Rücken, ſchlingen ihm Stricke um Hals und Hüften, an deren jedem mehrere Soldaten anpacken, und nachdem ſie den gefürchteten Sandwirt völlig wehrlos ſehen, ſchlagen ſie ihm ins Geſicht und zerraufen ihm den Bart. Die Haare, ſo höhnen ſie, nehmen ſie zum Andenken an den Räuber Hofer mit. Unter all dem Schimpf bewahrt der Mißhandelte ſeine Gelaſſenheit; ſein Kaiſer, tröſtet er ſich, wird ihn nicht verlaſſen.

Auf Umwegen, durch Dörfer und Weiler, damit die Tiroler ſehen, daß der Sandwirt auch wirklich gefangen iſt, führen die Häſcher den Gefeſſelten zunächſt nach Meran, wo er ein Verhör zu beſtehen hat und erklärt, er glaube nach dem Willen ſeines Kaiſers gehandelt zu haben. Was man über ihn beſtimme, werde er dulden als Buße für ſeine Sünden, aber von dem, was er für die Verteidigung ſeines Heimatlandes gethan, bereue er nichts. Dann ging die traurige Reiſe nach Italien hinein, nach Mantua. Die Kerkerhaft Hofers ſoll nicht übermäßig ſtreng geweſen ſein, aber vergebens harrte er auf die Botſchaft aus Wien, die ihm die Freiheit verkünden ſollte. Endlich, eines Morgens früh, kam eine Botſchaft, doch nicht die erwartete, ſondern die Verkündigung des Todesurteils, der „Begnadigung“ zu Pulver und Blei. Eugen Beauharnais, der neugebackene König von Italien, ſoll es geweſen ſein, der es durchſetzte, daß der Rebell Hofer nicht gehängt, ſondern erſchoſſen wurde.

Noch heldenhafter als zuvor zeigte ſich der Sandwirt angeſichts des Todes. Sein ſtarker Geiſt überwand es, daß abermals ſein Vertrauen auf den Kaiſer Franz ſo ſchwer getäuſcht worden, wenn auch die ſchmerzliche Empfindung in den Worten nachzittert, die er in der Nacht vor ſeinem Ende niederſchrieb: „Ade, du ſchnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nit einmal die Augen naß werden.“ Wie der Held am 20. Februar des Jahres 1810 ſtarb, wer wüßte es nicht! Wenn Julius Moſen uns kein anderes Lied hinterlaſſen hätte, als dasjenige, welches uns in ſchlichten ergreifenden Worten den Vorgang ſchildert: „Zu Mantua in Banden,“ wir müßten dem Dichter doch dankbar ſein. Wo es gilt, ein Muſter ehrlicher Gradheit, frommer Ergebenheit und unerſchütterlicher Treue hinzuſtellen, da muß in erſter Reihe der Sandwirt von Paſſeier genannt werden. Er war nichts weniger als ein Genie, ja die Strategen haben ihm nachgerechnet, daß er als Oberkommandant von Tirol manchen taktiſchen Fehler begangen hat, aber dadurch wird ſein Ruhm nicht erſchüttert. Andreas Hofer iſt ein Repräſentant der urſprünglichen Volkskraft, die, über die feinen Schachzüge der Diplomatie, die Seitenſprünge der Kamarilla hinaus, inſtinktiv das Wahre und Rechte erkennt und deſſen Verteidigung mit dem ganzen Ungeſtüm gekränkter Vaterlandsliebe unternimmt. Und für Deutſchland bedeutete das Ringen und Sterben Hofers mehr, als den Kampf in dem engen Rahmen des Tiroler Landes. Er war der erſte Blutzeuge der in dumpfem Gären begriffenen Volksempörung, ſein heldenhaftes Beiſpiel ſtärkte und begeiſterte die Gemüter, und wenn er ſelbſt auch deſſen ſich nicht bewußt war, ſo gehörte doch Andreas Hofer zu jenen Säemännern, deren Saat beſtimmt war, am Tage der Garben zu reifen.

Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I.*)

Von Paſtor Ludwig Behrens in Guhrau.

(Abdruck verboten.)

Am 23. März des Jahres 1848, vormittags gegen 9 Uhr, verließen zwei Männer ſchnellen Schrittes die Stadt Perleberg und verfolgten die Chauſſee, welche nach Hamburg führt.

Der eine trug einen grauen Tuchmantel. Ein ſchwarz und weiß gewürfeltes Tuch ſchützte den Hals gegen die rauhe Märzluft, eine einfache hohe Mütze bedeckte das Haupt. Sein Alter konnte dem Ausſehen nach fünfzig Jahre betragen. Hoch gewachſen, ſchlank und rank ſchritt er ſeines Weges dahin. Sein Gang ließ auf den erſten Blick den Militär erkennen. In der ganzen Erſcheinung lag etwas Ernſtes, Hohes, Gebietendes. Auf dem glattraſierten Antlitze aber lagerte finſterer Unmut.

Der Begleiter war ein kleinerer Mann in einfachem, dunklem Anzuge. Seine ehrerbietige und reſpektvolle Haltung ließ den Diener erkennen.

Beide Wanderer mochten ſich etwa einen Kilometer von der Stadt entfernt haben, als ihnen ein Bauer begegnete, welcher mit ſeinem einfachen Fuhrwerke zur Stadt fuhr.

Der Diener hielt nach kurzer Rückſprache mit ſeinem Herrn den Bauer an und fragte ihn, ob er nicht umkehren und ſeinen Begleiter und ihn für ein gutes Stück Geld raſch über die nahe mecklenburgiſche Grenze fahren wolle.

Der Bauer verneinte es, und die beiden Fremden gingen weiter, nicht ohne von Zeit zu Zeit einen forſchenden Blick auf die Stadt zurückzuwerfen.

Bald zeigte ſich den Wanderern ein langes Dorf, das zur linken Hand in einem ſtumpfen Winkel auf die Chauſſee ſtieß. Das Dorf beſtand anſcheinend nur aus einer Straße. Man konnte es bequem überſehen.

---

*) Die obige durchaus zuverläſſige Darſtellung einer Epiſode aus dem Leben Kaiſer Wilhelms I iſt um ſo wertvoller, als dieſe in gleichzeitigen Berichten bewußt und unbewußt vielfach entſtellt worden iſt. D. R.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Beſonders fiel der Park und der hohe Kirchturm in der Mitte des Dorfes auf. In der Nähe der Kirche lagen Gebäude, die ſich durch ihre Größe von den übrigen Gebäuden des Dorfes auszeichneten. Es war das Rittergut; das Dorf aber hieß Quitzow.

Links von der Chauſſee bemerkten die beiden Wanderer ferner einen Feldweg, welcher ſich, wie die Bäume es deutlich erkennen ließen, in einem Bogen auf die Mitte des Dorfes hinzog. Dieſen Feldweg ſchlugen die Fremden ein.

Der Weg war von dem heftigen Regen der letzten Tage nicht wenig aufgeweicht worden. Trotzdem ſchritten die Wanderer rüſtig dahin und erreichten bald das Dorf, in welches ſie eine enge Gaſſe führte.

Sie wandten ſich nun nach rechts, wo an der Dorfſtraße zur Rechten zunächſt die Pfarre und Schule, ſodann der Kirchhof mit der Kirche und hinter der Kirche die Gebäude des Rittergutes lagen.

Die Pfarre machte einen ſo unſcheinbaren Eindruck, daß ein Fremder kaum annehmen konnte, hier wohne ein Geiſtlicher.

Dagegen nahm ſich die Kirche mit ihren hohen Bogenfenſtern für ein Dorf ganz ſtattlich aus. Beſonders konnte der Kirchturm trotz ſeiner einfachen Bauart imponieren. Viereckig und glatt war er aus Feldſteinen, untermiſcht mit Ziegelſteinen, zu einer beträchtlichen Höhe aufgeführt worden. Ein pyramidenförmiges Ziegeldach ſchloß den Bau ab. Das Ganze machte einen altersgrauen Eindruck, und die Vermutung lag nahe, daß der Turm ſchon auf das Geſchlecht derer von Quitzow, welches dereinſt hier und in Quitzövel hauſte, herniedergeſchaut hatte.

Die Fremden gingen achtlos am Turm vorüber und bogen rechts ein in den Hof des Rittergutes. Auf der gegenüberliegenden Seite befand ſich das einfache, aber geräumige Wohnhaus, in deſſen großer Hausthür augenblicklich der Beſitzer ſtand und aufmerkſam auf die Fremden ſchaute, welche auf ihn zuſchritten.

„Wohnt hier der Prediger?“ fragte der größere in gemeſſenem Tone.

„Nein!“ war die Antwort, „der Prediger wohnt nebenan. Aber Sie brauchen nicht zurückzukehren, wenn Sie zu ihm wollen. Unſere Gärten ſtoßen aneinander, und der Weg durch ſie iſt näher. Mein Stubenmädchen ſoll Sie führen.“

Das Anerbieten wurde dankend angenommen.

Der gartenähnliche Hinterhof des Rittergutes und der Pfarrgarten wurden nur durch einen Zaun aus Flechtwerk getrennt. Der freundſchaftliche Verkehr, welchen die Guts- und die Pfarrfamilie miteinander pflegten, hatte den Beſitzer veranlaßt, eine Vorrichtung an dem Zaune anzubringen, die das Überſteigen erleichterte. An dieſer Vorrichtung verließ die Führerin die Fremden, nachdem ſie auf das nahegelegene Pfarrhaus hingewieſen hatte.

Letzteres präſentierte ſich von der Hinterſeite in Fachwerk ſehr einfach und klein. Es war überdies mit Stroh gedeckt. Die Vorderſeite, an welcher die Fremden vorhin vorbeigegangen waren, ſah nicht viel beſſer aus.

Als ſie den Zaun ohne viel Mühe überſtiegen hatten, eilten die Fremden durch einen kleinen Gemüſegarten auf die hintere Hausthür zu. Sie gelangten in eine kleine, aber ſaubere Küche, in welcher ſie die Frau des Predigers antrafen.

„Iſt der Prediger zu Hauſe?“ fragte der größere Fremde.

„Ja, ich werde Sie zu ihm führen,“ antwortete die junge Frau. „Bitte, folgen Sie mir!“

Sie ging den beiden Fremden voraus in die Hausflur, öffnete zur Rechten die Thür des Studierzimmers des Predigers und bat die Herren freundlich, einzutreten.

Die beiden Fremden ſtanden alsbald einem Manne von etwa vierzig Jahren gegenüber, deſſen Äußeres den Geiſtlichen wenig vermuten ließ. Vielmehr konnte man nach der Kleidung auf einen Landwirt ſchließen, der ſich eben anſchickt, aufs Feld zu ſeinen Leuten zu gehen.

Es war der Prediger Behrens.

Er hatte am Morgen Nachrichten erhalten von den traurigen Vorgängen während der letzten Tage in Berlin. Dieſelben hatten ihn aufs Tiefſte erſchüttert. Ein treuer Anhänger des Hauſes Hohenzollern, welches ihm das Ideal eines Herrſcherhauſes war, liebte er in der Perſon Friedrich Wilhelm IV nicht bloß ſeinen König und Herrn, welchem er den Eid der Treue geſchworen hatte, ſondern er verehrte auch in ihm einen der größten Gelehrten und der geiſtreichſten Männer des Zeitalters. Für ihn hätte er jederzeit mit Freuden ſein Leben eingeſetzt. Nun mußte er erleben, daß man in der Hauptſtadt aller Ehrfurcht vor der heiligen Majeſtät des Königs zu vergeſſen ſchien. Mit tiefem Schmerze ſah er den Thron wanken. Mit Entſetzen erfüllten ihn die Nachrichten von den blutigen Straßenkämpfen, wo Preußen gegen Preußen, Brüder gegen Brüder, die Mordwaffe erhoben hatten.

Er hatte ſeinen Küſter, welcher zugleich Lehrer des Ortes war, einen alten ehemaligen Unteroffizier, zu ſich rufen laſſen und ihm von den traurigen Ereigniſſen Mitteilung gemacht. In gegenſeitiger Klage hatten die Männer ſich das Herz zu erleichtern geſucht. Den Lehrer hatte dann die Pflicht zurückgerufen. Die Schulkinder waren unruhig geworden.

Um ſeiner tiefen Erregung Herr zu werden, hatte ſich der Prediger zum Ausgange in das Feld, in die friſche Luft gerüſtet und einen einfachen, derben Anzug angelegt. Eben wollte er aufbrechen, als ſeine Frau die Fremden hereinführte.

Der kleinere blieb beſcheiden an der Thüre ſtehen, während der größere auf den Prediger zutrat, vor ihm ſtehen blieb, ihm ſcharf ins Auge ſah und nach einem langen prüfenden Blick fragte: „Sind Sie der Prediger des Ortes?“

„Ja, der bin ich,“ war die Antwort.

„So will ich mich Ihnen anvertrauen. Ich bin der Prinz von Preußen. Ich bin auf der Flucht und werde verfolgt. Bringen Sie mich ſo ſchnell wie möglich über die Grenze nach Ludwigsluſt!“

Sprachlos, aufs höchſte erſchrocken ſah der Prediger den Fremden an. War das, was er ſoeben erlebte, ein ſchwerer Traum, oder war es traurige Wahrheit? War das wirklich der Prinz von Preußen? Er hatte ihn nie geſehen, weder in Perſon, noch im Bilde. Als er ſich gefaßt hatte, warf er einen langen prüfenden Blick auf den Fremden, dann aber rief er in ſchmerzlicher Bewegung: „Allmächtiger Gott! Bis dahin alſo mußte es kommen!“

„Bis dahin mußte es kommen!“

Ja, bis dahin war es gekommen. Ein Hohenzoller mußte das Land und das Volk fliehen, welche beide erſt durch die Hohenzollern einen Namen in der Weltgeſchichte erhalten hatten. Ein Hohenzoller mußte der Mark den Rücken kehren, die doch der ſtarke Arm ſeines ruhmvollen Vorfahren dereinſt von dem ritterlichen Raubgeſindel befreit hatte. Ein Hohenzoller ſuchte Hilfe in dem Orte, das den Namen des größten märkiſchen Raubritters und des ſchlimmſten Feindes ſeines Geſchlechtes in der Mark trug.

Ob ſich ſolche oder ähnliche Gedanken dem hohen Flüchtling aufgedrängt haben? Wohl möglich. Gewiß aber war ſein edles Herz voll Zorn und Schmerz, daß der Geiſt des Aufruhrs ihm, der dem Throne am nächſten ſtand, ein ſolches Los bereiten konnte, daß es überhaupt den Männern der Revolution gelungen war, ſolche Zuſtände in einem Lande zu ſchaffen, welches in ſeiner ruhmreichen Armee, in den edelſten Geſchlechtern des Landes und in dem Kern des Volkes dem Hauſe Hohenzollern treu war bis in den Tod.

Gegen ihn richtete ſich der Haß der aufgeregten Menge. In ihm ſah man den gewichtigſten Verfechter des abſoluten Königtums, der Preußens Heil nur darin ſuche, daß auch nicht das Geringſte an dem abſoluten Königtum geſchmälert werde. In ihm ſah man mit dem größten Unrecht den Urheber und Leiter der blutigen Kämpfe der Märztage in der Hauptſtadt. Von ſeiner Seite fürchtete man die größte Gefahr für alles das, was man dem edlen Könige abgerungen hatte und noch abzuringen gedachte. Er wurde als ein Hemmſchuh der freiheitlichen Entwickelung angeſehen und gehaßt.

Vor allem galt es, ihn auf die eine oder die andere Weiſe zu beſeitigen.

Der König Friedrich Wilhelm IV, zu edel denkend, um ſeinen Bruder weiteren Gefahren auszuſetzen, beſchloß, denſelben in einer politiſchen Miſſion nach England zu ſenden. So wenigſtens fand ſpäter die plötzliche Reiſe des Prinzen von Preußen amtlich ihre Erklärung.

Die Ereigniſſe aber hatten die Abreiſe des Prinzen beſchleunigt und ihn zur Flucht gedrängt. Mit den abziehenden Truppen hatte er Berlin verlaſſen und ſich nach Spandau begeben, wohin ihm ſeine hohe Gemahlin folgte.

Die Staatszeitung hatte noch am Abend des 19. März ſeine Abreiſe nach England gemeldet. Allein die Abweſenheit des Prinzen von Preußen von Berlin, ſowie die Meldung der Staatszeitung hatten das aufgeregte Volk in Berlin keineswegs beruhigt. Man vermutete den Prinzen noch in der Nähe der Hauptſtadt, die einen in Potsdam, die anderen in Spandau. Man war feſt davon überzeugt, daß derſelbe damit umgehe, Berlin mit Waffengewalt zu nehmen und die neue Ordnung der Dinge umzuſtoßen.

Um das unmöglich zu machen, glaubte man die nötigen Schritte thun zu müſſen. Am 20. März war in Spandau vor der Wohnung des Kommandanten ein anſehnlicher Volkshaufen aus Berlin erſchienen, welcher mit wüſtem Geſchrei die Herausgabe des Prinzen von Preußen forderte. Aber der Kommandant verriet weder die Anweſenheit des hohen Herrn, noch dachte er daran, dem Verlangen der aufgeregten Menge zu willfahren.

Der tumultuariſche Auftritt konnte dem Prinzen von Preußen nicht verborgen bleiben. Er beſchloß daher, ſeinen Aufenthaltsort zu ändern. In der Nacht vom 20. zum 21. März hatte er ſich in aller Stille auf die Pfaueninſel begeben, wo er im Hauſe des königlichen Hofgärtners Fintelmann, eines treuen und dem königlichen Hauſe über alles ergebenen Mannes, gaſtliche Aufnahme fand und bis zum Abend des 22. März verweilte. Seine hohe Gemahlin, die Prinzeß Auguſta, begleitete ihn mit zwei Hofdamen. Der Kammerdiener Krug war ebenfalls zugegen.

Die peinlichſten Vorſichtsmaßregeln wurden getroffen, um die Anweſenheit des hohen Herrn auf der Pfaueninſel zu verheimlichen. Es wurde ſogar der Weg zur Flucht vorgeſehen, falls die Inſel einen ſicheren Aufenthalt nicht mehr gewähren ſollte.

Am 22. März, am Geburtstage des Prinzen von Preußen, erſchienen die hohen Kinder desſelben, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und die Prinzeſſin Luiſe, auf der Inſel. Später auch Prinz Karl. Man wollte den Geburtstag des hohen Herrn noch gemeinſchaftlich begehen, bevor derſelbe nach England überſiedle. Es läßt ſich denken, in welch überaus trauriger Stimmung der Geburtstag diesmal begangen wurde. Nicht bloß, daß die blutigen Kämpfe der vorigen Tage einen ſchmerzlich trüben Schatten auf das Feſt warfen: nein! der Sturm hatte erſt begonnen. Wer konnte wiſſen, welche Verheerung er noch anrichtete? Wer konnte wiſſen, welches Unheil für Thron und Volk die drohenden Wolken, welche am politiſchen Himmel ſtanden, noch mit ſich führten? Dazu der bittere Haß des erregten Volkes, welches in dem Prinzen von Preußen nichts als ſeinen Feind und Widerſacher ſah! Wer konnte wiſſen endlich, ob die unter den jetzigen Verhältniſſen ſo gefahrvolle Reiſe nach England gelingen werde? Und wenn ſie gelang — wann und unter welchen Verhältniſſen würde man ſich wiederſehen?

Gedachte die hohe Familie in ihrer Traurigkeit der edlen Mutter des Prinzen von Preußen, der ewig unvergeßlichen Königin Luiſe, als ſie in Preußens tiefſter Erniedrigung unter Thränen das Wort des Dichters ſprach:

> Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die ſchlummerloſen Nächte
> Auf ſeinem Bette weinend ſaß:
> Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Gedachten ſie daran? Und wenn ſie daran gedachten, ſo mußte es der hohen Familie ein großer Troſt ſein, daß ſchon einmal die lichte Sonne der Hohenzollern, durch die Wolken des Unglücks verdunkelt, mit deſto hellerem Glanze durch alle Wolken hindurchbrach, daß ſchon einmal Preußens Adler aus der Nacht des Elends ſich erhoben und mächtiger, denn je zuvor, die ſtarken Schwingen regte. Ja, im Hinblick auf die unvergeßliche Königin Luiſe und auf Preußens Erhebung im Jahre 1813 konnte es wie eine Ahnung durch ihre Seele gehen, daß auch nach dieſer Nacht des Unglücks die Sonne der Hohenzollern um ſo heller und reiner ſcheinen werde zum Segen Preußens und des Deutſchen Reiches.

Am Abend des 22. März verließ der Prinz von Preußen in Begleitung des Adjutanten von Oelrichs und des Kammerdieners Krug die Pfaueninſel.

Vermittelſt des Fuhrwerks des getreuen Fintelmann gelangte er in der Nacht in Nauen an. Hier wurden die Pferde des Hofgärtners mit Poſtpferden vertauſcht. Sodann wurde die Reiſe in demſelben Wagen fortgeſetzt.

Am 23. März, früh am Vormittag hatte man Perleberg erreicht.

Bei dem Gaſtwirt Liede, am Parchimer Thor, in unmittelbarer Nähe der Poſt, ſtieg man ab, teils, um ſich von der anſtrengenden nächtlichen Reiſe durch eine kurze Pauſe zu erholen, teils, um friſche Poſtpferde zu nehmen. Während man auf das Frühſtück wartete, beriet der Prinz von Preußen mit dem Major von Oelrichs, welcher Weg ferner einzuſchlagen ſei.

Drei Wege kamen in Betracht, um die Grenze zu erreichen. Die alte Poſtſtraße, welche über Lenzen führte, aber ſeit dem Beſtehen der Berlin-Hamburger Eiſenbahn als ſolche eingegangen war, war wenig empfehlenswert. Man durfte auf einen durch reichlichen Regen aufgeweichten Landweg rechnen. Auch war es nicht der direkte Weg zur Grenze. Anders ſtand es mit der Berlin-Hamburger Chauſſee. Sie führte in faſt direkter Richtung über Warnow und Grabow nach Ludwigsluſt, dem nächſten Ziele der heutigen Reiſe. Allein der Prinz von Preußen trug Bedenken, auf der Chauſſee die Grenze zu überſchreiten. Ein Nebenweg, auf welchem man das Ziel erreichen konnte, erſchien ihm wünſchenswerter. Es blieb noch übrig der Weg über Wittenberge und dann weiter mit der Eiſenbahn. Derſelbe wurde jedoch nicht weiter in Erwägung gezogen, weil der Prinz von Preußen die Benutzung der Eiſenbahn als ausgeſchloſſen betrachtete.

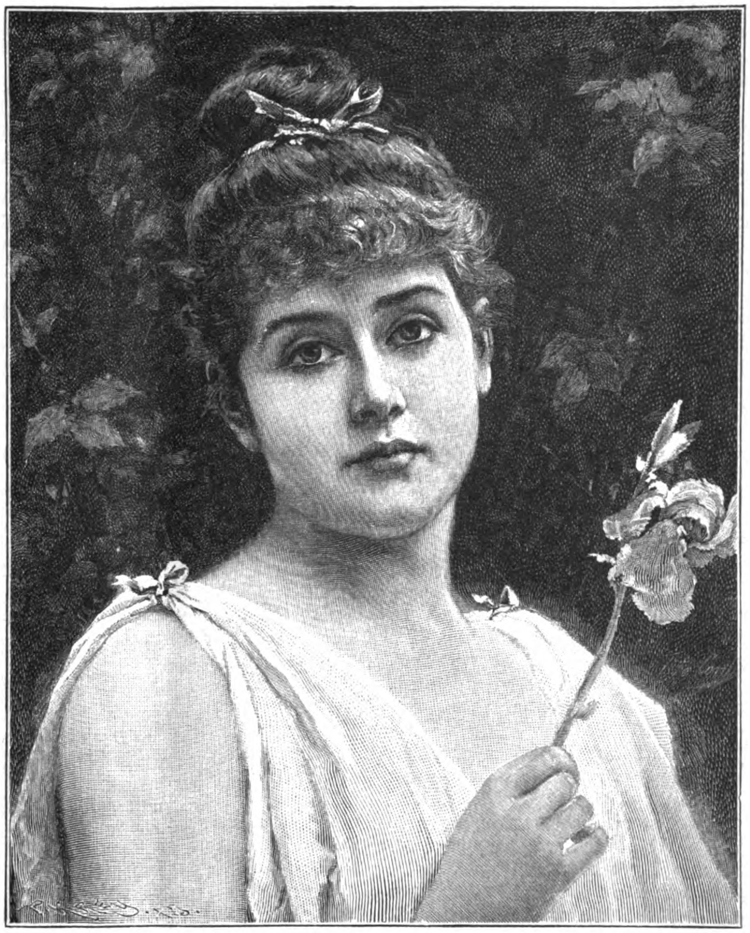
(Schluß folgt.)

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Die gedrückte Stimmung, in der Dernburg ſich befand und die Verlegenheiten, die er vor ſich ſah, wenn Graf Romſtedt nicht zu rechter Zeit zurückkehrte oder nicht dazu zu bewegen war, als Helfer in der Not für ihn einzutreten, ließen Dernburg die Verzweiflungsthat des Kameraden in milderem Lichte erſcheinen. Und in dieſer einſamen Stunde, in der er, ſeine Droſchke mit koſtbaren Kränzen beladen, nach dem Friedhof hinausfuhr und, nachdem er mit dem Totengräber Rückſprache genommen hatte, zwiſchen den Gräbern wandelte und gedankenlos und mechaniſch die Namen, Geburts- und Sterbetage der unter den Hügeln Ruhenden las, wurde es ihm klar, daß der Leichtſinn, mit dem er Schulden auf Schulden gehäuft hatte, nicht ſein einziges und nicht ſein ſchwerſtes Vergehen war. Bisher hatte er niemals etwas anderes gedacht, als daß es nur gelte, ſeinen Vater — daß er in der Mutter ſchließlich eine Bundesgenoſſin finden würde, war ihm niemals zweifelhaft geweſen — zu verſöhnen und ihn der Geſtaltung ſeiner Zukunftspläne geneigt zu machen. Bisher hatte er ſich immer in der Sicherheit gewiegt, von Elſe Wilberg geliebt zu ſein, und immer hatte er es ſich als eine Stunde beſonderen Glücks ausgemalt, in der er vor ſie hintreten und dem jungen Mädchen eröffnen würde, daß er ihr nicht nur ein beſcheidenes Schickſal, ſondern eine glänzende Zukunft zu bieten gekommen



Iris. Nach dem Gemälde von Tito Conti.

ſei. Daß er ſeine Uniform werde ausziehen müſſen, wenn er Elſe Wilberg heiratete, das war ihm immer klar geweſen, und den Entſchluß dazu zu faſſen, hatte ihn keine Überwindung gekoſtet, denn wie viele Söhne des vermögenden Landadels hatte er von vornherein die militäriſche Karriere nur eingeſchlagen, um die Zeit in anſtändiger und geachteter Stellung hinzubringen, bis der Vater ihm das Familiengut übergeben oder einen neuen Beſitz für ihn kaufen würde; er war wohl ein tüchtiger und zuverläſſiger Offizier, aber niemals ein ehrgeiziger und paſſionierter Berufsſoldat geweſen. Aber wenn er auch den ſilbergeſtickten Uniformrock auszog und ſeine Frau nicht in die glänzenden Kreiſe der Reſidenz, in denen er ſelbſt Jahre hindurch ſeinen Verkehr geſucht hatte, ſondern auf das beſcheidenſte Landgut führte, um es als einfacher und anſpruchsloſer Landedelmann zu bewirtſchaften, ſo war der Wechſel für Elſe Wilberg doch ein ungeheurer, und jedes Mädchen gewöhnlichen Schlages hätte zweifellos ſich ſchnell damit ausgeſöhnt, daß ſie nicht Frau Dernburg und wie ſie erwartet hatte, die Gattin eines kleinen Geſchäftsmannes wurde, ſondern auf der eignen Scholle hauſen ſollte. Aber Dernburg fragte ſich, ob es ſich gelohnt hätte, um eines Mädchens willen, das monatelange Täuſchung ſofort vergab und vergaß, weil ſie angenehm getäuſcht wurde, mit allen alten Verhältniſſen zu brechen und den Vater vor eine Entſcheidung zu ſtellen, die ihm das Opfer aller ſeiner bisherigen Anſchauungen und Wünſche zumutete. Und gleichzeitig ſagte er ſich, daß Elſe Wilberg nicht zu den Mädchen gewöhnlichen Schlages gehörte, und daß ſie es zweifellos als eine Schmach empfinden und ihr Vertrauen zu ihm heftig erſchüttert werden würde, wenn ſie erfuhr, daß er unter einer Maske um ſie geworben hatte, die ihm geſtattete, ſich zurückzuziehen, ſobald es ihm beliebte. In dieſer Stunde, in der er ruhelos zwiſchen den Gräbern auf- und niederwandelte, bis die Dämmerung herniederſank und der Totengräber ihn darauf aufmerkſam machte, daß die Zeit des Thorſchluſſes gekommen ſei, fiel es ihm als eine ſchwere Sünde auf ſein Gewiſſen, daß er der Familie Wilberg nicht über ſich und ſeine Verhältniſſe Aufklärung gegeben hatte, als ſie ihm vertrauensvoll ihr Haus öffnete, und daß er es nicht darauf hatte ankommen laſſen, ob man ihm unter veränderten Umſtänden nicht weniger herzlich entgegengekommen wäre. Faſt zweifelte er daran, die Geliebte zu verſöhnen. In dieſer Stimmung ſchien es ihm am ehrenhafteſten, ſofort zu Wilbergs zu fahren und ihnen die nötigen Aufklärungen zu geben, und er nannte dem Kutſcher die Nummer des Hauſes am Belle-Allianceplatz als Ziel der Fahrt. Aber unterwegs änderte er wieder ſeinen Entſchluß. Er ſchämte ſich der Rolle, die er ſpielen mußte, wenn er als ein Werber mit gebundenen Händen kam, als ein Prahler, der das Bild einer glänzenden Zukunft ſich zu enthüllen vermaß, und der nicht einmal den Mut gehabt hatte, ſeinem eignen Vater, von dem er die Geſtaltung dieſer Zukunft erwartete, ein Wort von der Geliebten zu ſagen. Er dirigierte daher die Droſchke nach Hauſe, und in ſeinem einſamen Zimmer grübelte er weiter darüber, wie er die verworrenen Fäden auseinanderwirren könne. Nach abenteuerlichen Plänen, die er ſchmiedete, und mit deren kühnem Fluge gänzliche Mutloſigkeit wechſelte, ſchlief er endlich mit dem Entſchluſſe ein, unter allen Umſtänden die Rückkehr des Grafen Romſtedt abzuwarten und mit ihm Rückſprache zu nehmen, ehe er ſich bei Wilbergs, denen er den Termin ſeiner Rückkehr nur ungefähr mitgeteilt hatte, wieder zeigte.

Am nächſten Tage beſchäftigte das Begräbnis Biels ſeine Gedanken. Das Offizierkorps, dem der Verſtorbene angehört hatte, war faſt vollzählig erſchienen, auch manche Kameraden von anderen Regimentern, die ihm nahe geſtanden hatten. Stumm folgten ſie dem Sarge von der Leichenhalle nach der Gruft, der Regimentskommandeur forderte zu einem ſtillen Gebet auf, dann polterten die Erdſchollen auf den Sarg. Unter denen, die dem Toten das letzte Geleit gegeben hatten, mochte mancher ſein, der eine ernſte Mahnung mit nach Hauſe nahm.

Vom Friedhof zurückgekehrt, wurde Dernburg ganz vom Kaſernendienſt in Anſpruch genommen, der ihm ſonſt immer als eine Laſt erſchienen war. In ſeiner gegenwärtigen Stimmung begrüßte er ihn wie eine Wohlthat, weil er ihn davon abhielt, ſich ganz ſeinen düſteren Gedanken hinzugeben. Eines hohen fürſtlichen Beſuches wegen, der zur Zeit am Kaiſerhofe als Gaſt weilte, war die Herbſtparade auf den 2. September, den Sedantag, verlegt worden, und während man ſich in der Stadt, vor allem in dem Stadtviertel vor dem Halleſchen Thore, dem der Paradetag mit ſeinen glänzenden, die Vorſtadt auf dem Wege nach dem Tempelhofer Felde paſſierenden Truppenzügen immer als ein Feiertag gilt, rüſtete, die Fahnendekorationen der Straßen, dem doppelten Feſttag zu Ehren, bereit zu machen, waren die Mannſchaften in den Kaſernen von Parademarſchübungen und dem Inſtandſetzen ihrer beſten Garnituren in Anſpruch genommen. Dernburg mußte vom Kaſernenhof in die Kaſerne, von der Kaſerne in den Stall, und ehe er ſich davon überzeugt hatte, daß jede Kleinigkeit bei ſeinem Zuge in vorſchriftsmäßiger Ordnung war, brach der Abend herein, und körperliche Ermüdung ließ es ihm als eine Wohlthat erſcheinen, die letzten Tagesſtunden zu Hauſe zuzubringen. Er hatte ſeinen Burſchen nach dem Kaiſerhof geſchickt, um Nachfrage zu halten, ob Graf Romſtedt bereits zurückgekehrt ſei. In dem Falle würde er jedenfalls nicht verſäumt haben, ihn noch aufzuſuchen, aber der Burſche brachte verneinende Antwort.

Schon in den früheſten Stunden des nächſten Morgens wälzte ſich ein Strom von Menſchen über die Belle-Alliancebrücke dem Tempelhofer Felde zu. Wem es zu weit war, nach dem Paradefelde ſelbſt hinaus zu pilgern, oder wer dort draußen, von dem Militärkordon und den aufgebotenen Schutzleuten in ziemlicher Entfernung gehalten, wenig von dem eigentlichen Schauſpiel zu ſehen fürchtete, blieb auf der Bordſchwelle des Trottoirs der Belle-Allianceſtraße ſtehen und wappnete ſich mit Geduld und kräftigen Ellenbogen, um ſeinen Platz gegen rückſichtlos vordrängende Schauluſtige zu verteidigen. Es lohnte ſchon, eine Stunde und länger in dieſem Gewühl auszuharren, um die Garderegimenter in Paradeuniform mit klingendem Spiel ausrücken zu ſehen, den glänzenden Zug der fremdländiſchen Offiziere — in dieſem Jahre noch zahlreicher als gewöhnlich, weil gleich nach dem Paradetage die Garde zu den Herbſtmanövern in die nächſte Umgebung Berlins ausrücken ſollte — und der kaiſerlichen Suite an ſich vorüberreiten zu laſſen, und ſchließlich, die Hauptſache, dem greiſen Kaiſer ſelbſt ein jubelndes Hoch zuzurufen und ihn mit Hüte- und Tücherſchwenken zu begrüßen, wenn er in ſeiner einfachen, mit zwei Rappen beſpannten Kaleſche hinausfuhr, um auf dem Paradefelde ſelbſt erſt ſein Reitpferd zu beſteigen. In dieſem feſtlichen Gewühl von Fußgängern, das den Bürgerſteig belebte, konnte den Harrenden die Zeit nicht lang werden, trotzdem ſie Stunden hindurch ſtehen mußten, ehe aus der Ferne dumpf herüberklingende Militärmuſik das Herannahen der erſten Truppen verkündete. Der Tag war es wert, ſich müde Füße zu holen, und ſelbſt die Glut der Sonne, die mit ſommerlicher Wärme von den Steinwänden der Häuſer zurückprallte, wurde von der Menſchenmenge nicht läſtig empfunden. Die Sonne that ja nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie keine Wolke am kornblumenblauen Herbſthimmel duldete, — ſie ſorgte für Kaiſerwetter, wie es ihr an ſolchem Tage zukam.

Und endlich marſchierte Regiment auf Regiment heran; die Sonne lockte Funken aus den Metallbeſchlägen der Uniformen, die Pferde tänzelten unter ihren Reitern, die Geſchütze donnerten über das Pflaſter, und die Militärkapellen ſchmetterten laut und volltönig ihre Marſchweiſen in die kaum von einem Hauch bewegte, ſommerlich warme Luft. Es lag etwas Herausforderndes und Keckes in dieſen Tönen, als müßten ſie die Einwohner von ganz Berlin an die Fenſter und auf die Straße locken, und ſoweit ſie gehört wurden, gab es ſicher auch nicht viele, die ihrer Einladung zu widerſtehen vermochten.

Auch in die ſtille Wohnung der Familie Wilberg ſandten ſie ihren lockenden Gruß. In dem Hinterhauſe des Belle-Allianceplatzes hörte man freilich die Melodieen kaum noch erkennbar, der Schall brach ſich an den himmelhohen Mauern des Vorderhauſes, wenn die Regimenter um das Rondel des Platzes zogen; aber ein Gewirr von Tönen, in dem ſich die Schläge der Pauke dumpf markierten, drang doch hinüber, — genug, um daran zu erinnern, daß Feſttag und Kaiſerparade war.

Richard Wilberg wurde dadurch in ſeinem dumpfen Hinbrüten nicht geſtört. Zu tief fühlte er die Schmach, die ihm widerfahren war, als daß es dem Zureden von Mutter und Schweſter ſogleich hätte gelingen können, ihn das Vergangene vergeſſen zu machen und ihn zu neuer Thatkraft zu ſpornen. Er hatte ſich noch nicht einmal dazu aufraffen können, ſich nach neuer Arbeit umzuthun, — und ſo ſehr ihm die beiden Frauen auch darin recht gaben, daß er die Reichenſteinſche Offizin ſofort verlaſſen hatte, nachdem er zum Bewußtſein gekommen war, welchen Makel ſeine Kollegen an ihm haftend glaubten und welcher Schurkerei ſein Brotherr ſich gegen ihn ſchuldig gemacht hatte, ſo ängſtigte es ſie doch, ihn ſo ganz unter der Wucht dieſer Erkenntnis zuſammengebrochen zu ſehen. Nicht weil ſie die Not fürchteten, die ihnen drohte, wenn die Hauptſtütze der Familie längere Zeit ohne Verdienſt blieb; ſie hätten Not und gänzliche Armut gern und willig mit ihm getragen und nur geglaubt, ihren eignen Fleiß verdoppeln zu müſſen, wenn ſie ihn wirklich arbeitsunfähig geſehen hätten. Aber Frau Wilberg wußte, wie leicht man ſich in Grübeleien verſtrickt und aus erfahrenem Unrecht dauernde Bitterkeit zurückbleibt, wenn man nicht energiſch ſeine Gedanken ablenkt, — und die beſorgte Mutter fürchtete, das, was ihrem Sohne geſchehen war, könne einen Schatten auf ſeine ganze Zukunft werfen. Da nickte Frau Wilberg ihrer Tochter im ſtillen Einverſtändnis zu, als die rauſchenden Töne der Militärmuſik durch das offene Fenſter klangen und Elſe, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, ihre Arbeit beiſeite legte: „Heute iſt ja Sedantag und Kaiſerparade, Mutter; wir hätten es faſt vergeſſen. Iſt dir's recht, wenn ich Richard zu bereden ſuche, mit mir hinauszugehen und den Rückmarſch der Truppen anzuſehen, da wir den Ausmarſch doch verſäumt haben?“

„Thu' das, Kind,“ erwiderte Frau Wilberg. „Das iſt ein guter Gedanke, es wird ihn zerſtreuen, und wenn er ſo viel friſches und kräftiges Leben ſieht, wird er ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß es in ſeiner Stimmung nicht gut iſt, mit ſich ſelbſt allein zu ſein und darüber nachzugrübeln, warum man unter dem Unrecht anderer leiden muß. Geh, Elſe, und wenn er ſich weigert, ſage ihm nur, ich ließe ihn bitten, mit dir zu gehen. Eine Bitte hat er mir ja noch niemals abgeſchlagen.“

Aber Elſe bedurfte deſſen nicht, um Wilberg zum Mitgehen zu bewegen. Als ſie ihm die Bitte vorgetragen, vorſchützend, daß ihr ſelbſt viel daran gelegen ſei, und daß ſie ſich doch nicht recht ohne ſeine Begleitung auf die menſchenvollen Straßen getraue, da fühlte er wohl durch, daß nur ihre Liebe ſich um ihn mühte, und gerade deshalb überwand er ſeine Unluſt und machte ſich bereit. Als er dann auf den ſonnenüberfluteten Platz hinaustrat und die von den Dächern wehenden Fahnen und das Treiben der zum großen Teil feſtlich gekleideten Menſchen ſah, wurde ihm freier ums Herz, und er drückte den Arm ſeiner Schweſter an ſich.

„Du triffſt doch immer das Richtige, Kleine,“ ſagte er zärtlich. „Es taugt nichts, müßig in der Stube zu ſitzen. Die dummen Gedanken ſollen zu Hauſe geblieben ſein. Mach' ein vergnügtes Geſicht, damit die Leute ſehen, wie hübſch du biſt. Das iſt heute der letzte Tag, den ich blau mache, da können wir ja etwas drauf gehen laſſen. Mußt du durchaus bis aufs Tempelhofer Feld und all den Staub mitgenießen, den der Parademarſch aufwirbelt?“

„Nein,“ ſagte Elſe und lachte ihn an; ſie war glücklich darüber, daß ihr Mittel ſo ſchnell zu wirken ſchien. „Am Tempelhofer Feld liegt mir nicht viel, und wenn es möglich wäre, das ärgſte Gedränge zu vermeiden, wäre mir's ſchon recht. Aber dem alten Kaiſer möchte ich wohl in die ehrwürdigen Züge ſehen, — wer weiß, wie oft uns das noch vergönnt iſt.“

„Das ſollſt du auch,“ erwiderte Wilberg, „und bequemer, als es auf dem Tempelhofer Felde möglich wäre. Mich drängt's ſelber, den Hut vor ihm abzunehmen. Wir frühſtücken im Reſtaurant zum Pavillon, dabei vergeht uns die Zeit, und wir ſehen ihn ganz nahe, wenn er daran vorüberfährt.“

„Wenn wir da noch einen Platz finden,“ meinte Elſe bedenklich.

Aber Wilberg hatte gute Gründe, ihr die Beſorgnis auszureden.

„Wir kommen gerade zur beſten Zeit,“ ſagte er. „Die Leute, die den Kaiſer hinausfahren ſehen wollten, haben ihre Plätze ſchon wieder aufgegeben, und diejenigen, die ihn zurückfahren ſehen wollen, ſind noch nicht eingetroffen. Außerdem kenne ich den Wirt, der wird ſchon für zwei gute Plätze ſorgen.“

Das Reſtaurant zum Pavillon lag in der Belle-Allianceſtraße an der Ecke der Gneiſenauſtraße und hatte ſeinen Namen von zwei vogelkäfigartigen hölzernen Vorbauten, die neben der Eingangsthüre in den kleinen Vorgarten vorſprangen und je einer Geſellſchaft von fünf Perſonen genügend Platz und ungehinderte Ausſicht auf den Straßendamm boten, da ſie in der Fläche des Hochparterres lagen und über die auf dem Bürgerſteig ſtehenden Menſchen hinwegzuſehen geſtatteten. Als Wilberg mit ſeiner Schweſter in den Vorgarten trat, verlockte der ſchöne Tag indeſſen beide, im Freien zu bleiben. Wilberg ſah ſeine Prophezeiung erfüllt, — es war Platz genug für ſie, und ſie konnten ſogar einen der Tiſche für ſich in Anſpruch nehmen, die dicht an der den Garten nach der Straße hin abſchließenden Glaswand ſtanden. So waren ſie dem Fahrdamm noch um fünfzehn Schritte näher, als wenn ſie oben im Pavillon Platz genommen hätten, und Elſes Bedenken, daß die auf dem Bürgerſteig ſich ſtauenden Menſchen ihnen ſpäter die Ausſicht nehmen könnten, wußte der Kellner ſchnell zu zerſtreuen.

(Fortſetzung folgt.)

Eduard Mörike.

Von Richard Weitbrecht. (Abdruck verboten.)

„Kennen Sie Mörike?“ ſo fragte eine ſchwäbiſche Pfarrfrau die liebe Gaſtfreundin aus Norddeutſchland. „Nein,“ war die Antwort. Seine Frau zu entſchuldigen bereit, beugte ſich ihr Gatte herüber und ſagte: „Das iſt ſo ein ſchwäbiſcher Nationaldichter.“

„Kennen Sie Gerok?“ fragte ich nun meinerſeits, „den Sanges- und Amtsgenoſſen Mörikes?“ — „Wer wird Gerok nicht kennen!“ klang's aus Beider Mund. „Aber Amtsgenoſſe —“

„Nun, beide waren ſchwäbiſche Pfarrer; der eine freilich an höchſter Stelle, der andere ein einfacher Landpfarrer zu Cleverſulzbach im Unterland, der größere Dichter von beiden aber der Landpfarrer.“

„Was Sie ſagen!“

Ich war ſchon aufgeſtanden und hatte meinen Gerok vom Bücherbrett genommen.

„Nun, Gerok iſt Ihnen hoffentlich eine größere Autorität als ich; hören Sie die Verſe, welche er dem Entſchlafenen geweiht hat.“ Und ich las das Gedicht, welches beginnt: „Im Juni war's,“ las mit beſonderem Nachdruck die Strophen:

So iſt es recht, ſo leuchte noch einmal,
O Frühling, deines Sängers Grab zu ehren,
Der mit der Dichtung zauberhaftem Strahl
Dich, wie kein andrer, wußte zu verklären.

Und doch, in deines Dichterlebens Lauf
Nicht vieles, aber viel haſt du geſpendet:
Ein Vers von dir wiegt hundert Lieder auf;
Denn was du gabſt, war in ſich ſelbſt vollendet,

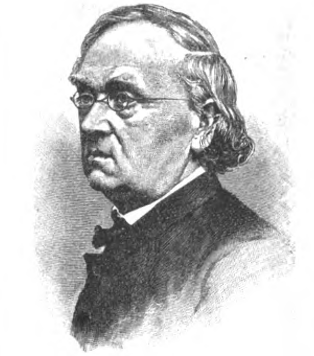
So lang' ein Dichterhaupt ſich ſinnend ſenkt,
Die Stirn umſpielt mit wonnevollen Träumen,
Und Phantaſie den weißen Zelter lenkt
Ins Feenland mit loſen, lockern Zäumen —

So lange leben deine Lieder fort,
Darin Natur ihr Schweigen ſelbſt gebrochen,
Weil du belauſcht ſo manch' geheimes Wort,
Das mit ſich ſelbſt im Traume ſie geſprochen.

Und nun holte ich meinen Mörike*) und begann zu blättern. Eine leichte Verlegenheit beſchlich mich. Was ſoll ich nun in einer kurzen halben Stunde den norddeutſchen Freunden geſchwind vorleſen, damit ſie ein richtiges Bild von dem eigenartigen Sänger bekommen, damit ſie ſehen, daß er nicht bloß eine Art ſchwäbiſcher Nationalheiliger iſt, ſondern der ganzen Welt gehört. So leicht zu faſſen wie Gerok iſt er nicht; er iſt in gewiſſem Sinne das gerade Gegenteil von ihm. Wenn jener den Strom der Dichtung breit hinfluten läßt, nur ſelten ihn in knappe Ufer dämmend, ſo ſucht Mörike des Stromes Quell in den Tiefen der Erde; er läßt ihn ſozuſagen tropfenweiſe über funkelndes Geſtein fallen; aber die Sonne ſpiegelt ſich in einem Tropfen oft noch ſchöner als im großen Gewäſſer. Wenn Geroks Dichtung immer von einer wunderbaren Klarheit und Durchſichtigkeit iſt, ſo daß auch dem einfachſten Leſer nichts dunkel bleibt, ſo fordert Mörikes Dichtung Herzen, die für die geheimnisvolle Wirkung des echt dichteriſchen Ausdrucks empfänglich ſind; denn er ſcheint denſelben oft aus einer dichteriſchen Quellentiefe hergeholt zu haben, in welche das Durchſchnittsverſtändnis auch

---

*) Eduard Mörikes geſammelte Schriften, vollſtändig in vier Bänden: Bd. I. Biographie. Gedichte. Idylle vom Bodenſee. 9. Auflage 1890. — Bd. II. Erzählungen. Der Schatz. Novelle. — Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. — Der Bauer und ſein Sohn. Märchen. — Die Hand der Jezerte. Märchen. — Lucie Gelmeroth. Novelle. — Mozart auf der Reiſe nach Prag. Novelle. — Bd. III/IV. Maler Nolten. Roman. 3. Auflage 1890. 2 Bände. G. J. Göſchenſche Verlagshandlung, Stuttgart.



Eduard Mörike.

des poetiſch Gebildeten nicht im erſten Augenblick und nicht zu allen Zeiten hinabreicht. Aber es gibt Augenblicke, wo dem ſich in ihn verſenkenden Geiſte die wunderbaren, zuerſt faſt geheimnisvollen Schönheiten plötzlich in ihrer ganzen Pracht aufgehen, und dann iſt man geneigt, ihn hart neben Goethe zu ſtellen.

Solches fuhr mir durch den Sinn, während ich in ſeinen Gedichten blätterte. Und da lag's vor mir aufgeſchlagen: „Das verlaſſene Mägdlein":

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flamme Schein,
Es ſpringen die Funken;
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!

„Ach, das ſteht ja in jeder lyriſchen Anthologie!"

„Mit Recht, denn es iſt vielleicht das vollkommenſte, volksmäßige Gedicht, das die Lyrik unſers Jahrhunderts überhaupt hervorgebracht hat. Aber hören Sie weiter: „Schön Rohtraut":

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?

„O, das haben wir ſchon oft ſingen hören. Das iſt alſo von Mörike?"

„Ja, und noch manches andere oft geſungene Lied, wiewohl Mörikes Verſe ſo voll von Wohllaut, von Sprachmuſik ſind, daß ſie des Kleides der Muſik nicht zu bedürfen ſcheinen. Hören wir nur einige wenige Verſe. Hier das erſte Gedicht der Sammlung: „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang." Es ſchließt:

Dort, ſieh, am Horizont lupft ſich der Vorhang ſchon!
Es träumt der Tag, nun ſei die Nacht entfloh'n;
Die Purpurlippe, die geſchloſſen lag,
Haucht, halb geöffnet, ſüße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug, und wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge.

„Nur zu!"

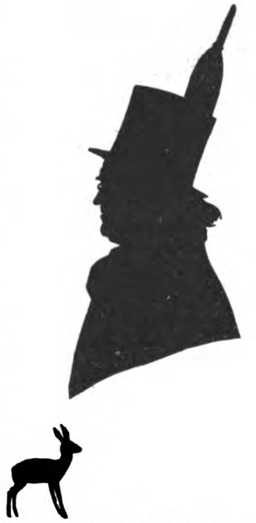
Der Adler ſtrebt hinan ins Grenzenloſe,
Sein Auge trinkt ſich voll von ſprüh'ndem Golde,
Er iſt der Thor nicht, daß er fragen ſollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung ſtoße.

„Um Mitternacht":

Bedächtig ſtieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge ſieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen ſtille ruhn;
Und kecker rauſchen die Quellen hervor,
Sie ſingen der Mutter, der Nacht, in das Ohr
Vom Tage,
Vom heute geweſenen Tage.

Iſt dieſes Gedicht nicht dem Herzſchlag der Natur ſelbſt abgelauſcht, und wie hat Mörike das abſtrakte „Um Mitternacht" hier ins Schaubare und Hörbare überſetzt! Und darin beſteht ja das Weſen des Dichteriſchen: nicht in ſchönen Worten und gewandten Verſen, nicht in Gleichniſſen und Bildern zeigt ſich der echte Dichter, das bringt wohl auch ein Dilettant einmal fertig, ſondern darin, daß er das rein Begriffliche in einer unmittelbar für die Phantaſie faßbaren Weiſe wiedergibt. Das iſt bei Mörike überall der Fall; denn er trug und hegte, was er ſagen wollte, lange in ſeinem tiefſten Innern und brachte es erſt dann zum Ausdruck, wenn es ihm rein und voll aus ſeinem Herzen emporklang. Als Beweis nur noch die Schlußverſe aus dem Gedicht: „Am Rheinfall:"

Roſſe der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern,
Stürmen herunter und ſtreun ſilberne Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen ſich, immer dieſelben,
Ewig dieſelben — wer wartet das Ende wohl aus?
Angſt umzieht dir den Buſen mit Eins und, wie du es denkeſt,
Über das Haupt ſtürzt dir krachend das Himmelsgewölb.

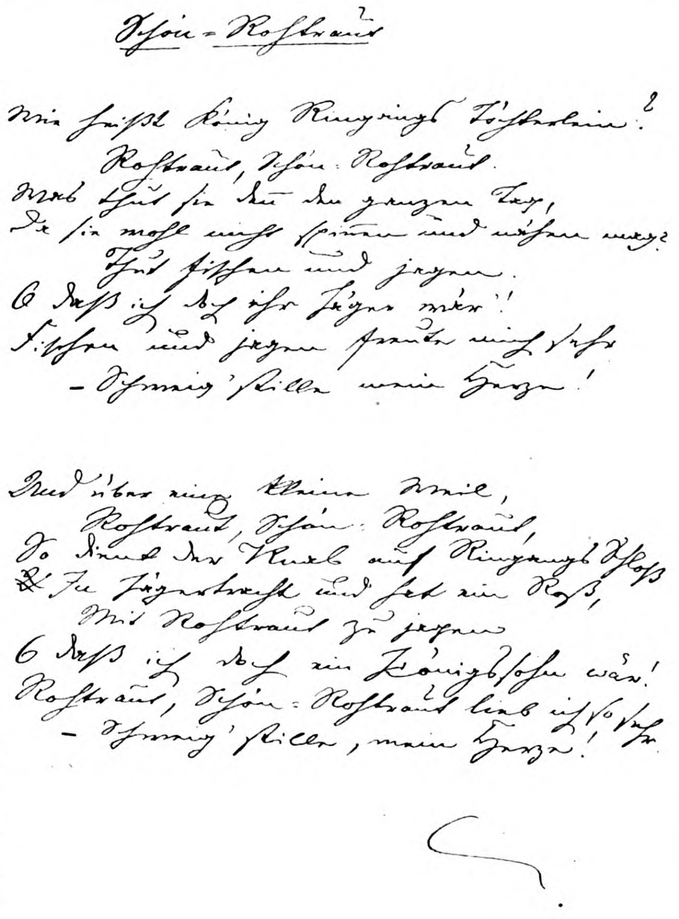


Ein Schattenriß E. Mörikes.
Von P. Konewka.
(Aus J. Baechtold, Briefwechſel zwiſchen M. von Schwind und Ed. Mörike.)

Auch in ſeiner Proſa bleibt Mörike immer Dichter. Eine der beſten Novellen unſerer Zeit iſt „Mozart auf der Reiſe nach Prag."*) Obwohl völlig frei erfunden, iſt ſie doch das Muſter einer hiſtoriſchen Novelle; denn das iſt Mozart, wie er leibte und lebte, bis in

---

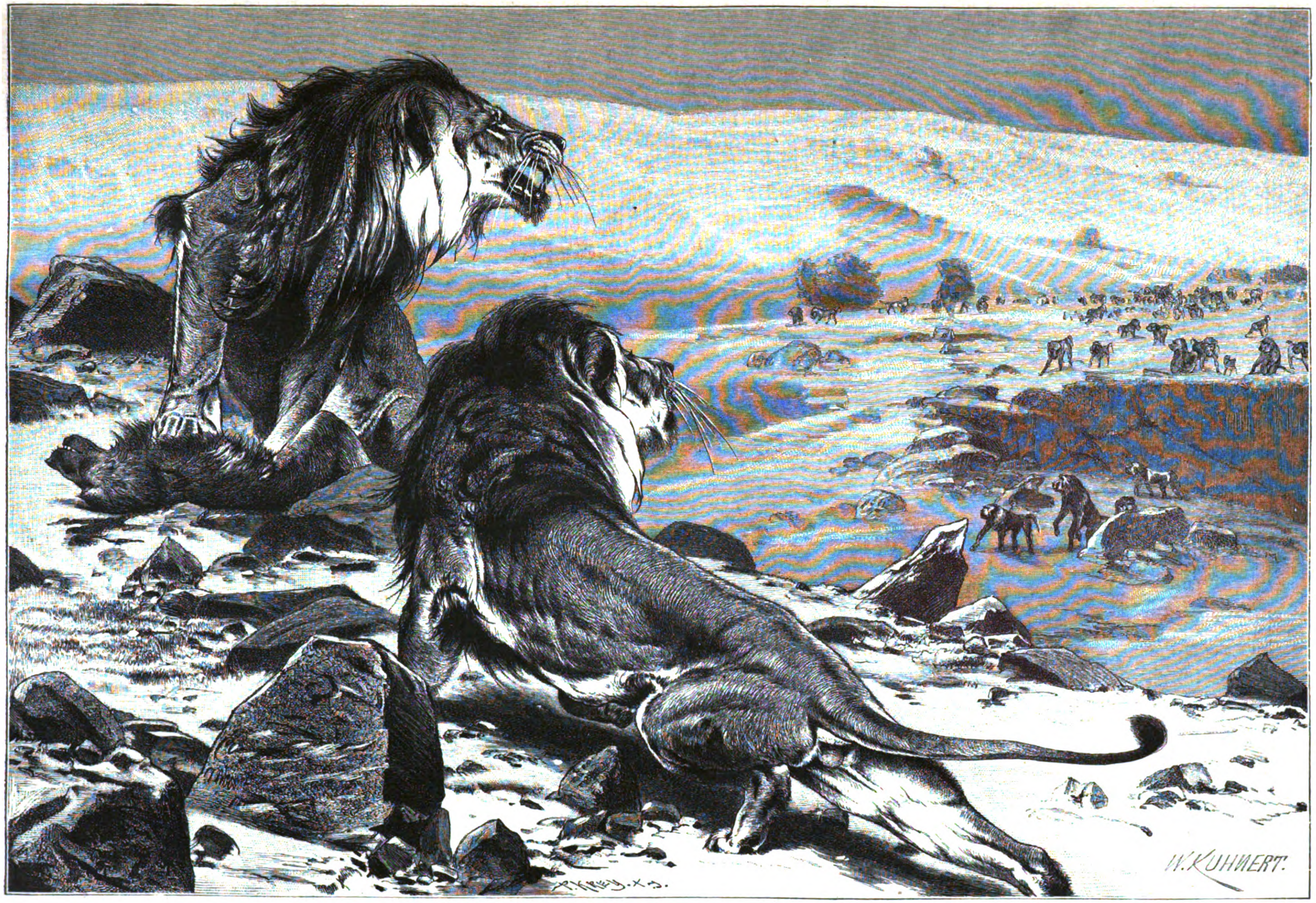
*) In beſonderer Ausgabe eben auch in dritter Auflage erſchienen. Stuttgart, Göſchen, 1890.



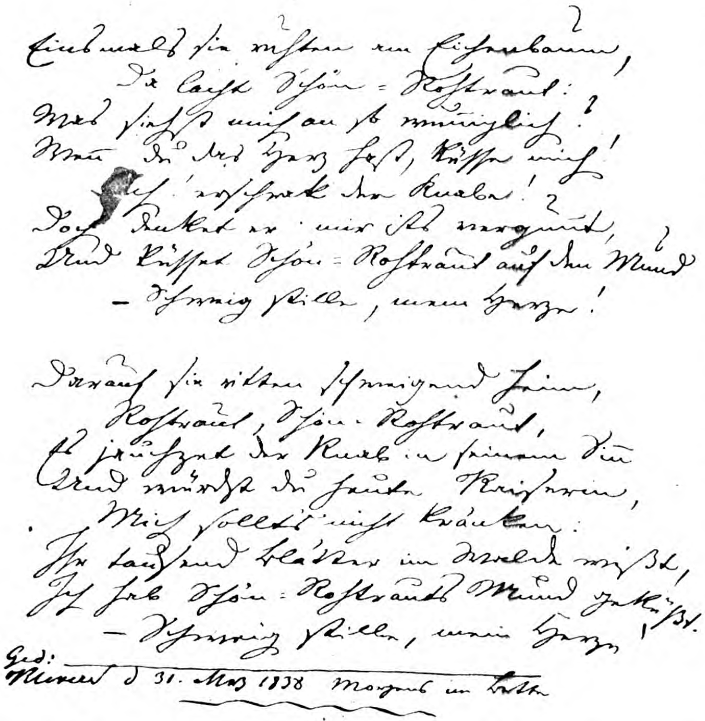
Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
– Schweig' stille mein Herze!

Und über eine kleine Weil,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich so sehr.
– Schweig' stille, mein Herze!



Wüſtenſtreit. Nach der Zeichnung von W. Kuhnert.



Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
Und würdst du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig stille, mein Herze!

Ged:
[illegible] d 31. März 1838 Morgens im Bette

die kleinſten und feinſten Einzelzüge hinein. Aus dem Abenteuer eines einzigen Tages wächſt vor den Augen des Leſers das ganze liebenswerte Bild des Meiſters heraus, und kein falſcher Strich iſt in demſelben. Mörike läßt Mozart unter anderm erzählen, wie er das Finale des Don Juan komponiert habe: „Ich griff einen Akkord und fühlte, ich hatte an der rechten Pforte angeklopft, dahinter ſchon die ganze Legion von Schrecken beieinander liegen, die im Finale loszulaſſen ſind. So kam fürs erſte ein Adagio heraus: D-Moll, vier Takte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein, auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die ſtärkſten Blasinſtrumente die Stimme begleiten. Einſtweilen hören Sie's, ſo gut es ſich hier machen läßt." Er löſchte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm ſtehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: „Dein Lachen endet vor der Morgenröte!" erklang durch die Totenſtille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreiſen fallen die Töne aus ſilbernen Poſaunen, eiskalt, Mark und Seele durchſchneidend, herunter durch die blaue Nacht."

Damit ſind wir ſchon von dem Lyriker Mörike zu dem Erzähler Mörike gekommen. Es lag in Mörikes Art und Weſen, das Beſchauliche, Idylliſche aus ſeinem Innern herauszuſpinnen, und ſo ſind auch ſeine Idyllen, die größeren und kleineren, vielleicht das Liebenswürdigſte, was es in dieſer Dichtgattung gibt. Zugleich ſind ſie mit jenem ſchalkhaften, naiven Humor verſetzt, welcher der Idylle nicht fehlen darf, ſoll ſie anziehend ſein. In reicher Fülle iſt dieſer Humor ausgeſtreut in der größeren Dichtung: „Idylle vom Bodenſee" (1846). Sie hat bedeutende Mängel in der Kompoſition — Mörike kann in allen ſeinen größeren Dichtungen das Einſchachteln nicht unterlaſſen und wirft uns zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, zwiſchen der Welt des Wirklichen und der Geiſterwelt, manchmal etwas unſanft hin und her — dennoch darf ſie mit ihrer Anmut und Natürlichkeit, mit ihrer Unſchuld und Reinheit als ein Nachklang von Goethes „Hermann und Dorothea" gelten. Das Höchſte in dieſer Dichtungsart hat der Dichter wohl geleiſtet in der Idylle: „Der alte Turmhahn." Der Hahn wird vom Turme herabgenommen und zum alten Eiſen geworfen. Da rettet ihn der Pfarrherr und ſetzt ihn in ſeinem Studierzimmer auf den Ofen. Was er hier ſieht und erlebt, das erzählt der Hahn nun ſelber mit jener ſchalkhaften Naivität, die, ein Erbteil längſtvergangener Zeiten, ſich in Mörikes Dichterherz gerettet zu haben ſcheint. Wer ein ſchwäbiſches Pfarrhaus kennen lernen will, unidealiſiert und ungefärbt, aber mit all der Poeſie, die gottlob immer noch in demſelben wohnt, der erbaue ſich an dieſen Idyllen!

Mit der Neigung zum Idylliſchen hängt bei Mörike ſeine Vorliebe für das Märchenhafte zuſammen. Und dieſe Vorliebe wieder entſpringt dem romantiſchen Zuge bei Mörike (das Wort in litteraturgeſchichtlichem Sinne gebraucht), der bei ihm wie bei anderen Romantikern manchmal ins Phantaſtiſche, Traumhafte, ja Unheimliche ausartet; davon ſind manche ſeiner Erzählungen, iſt vor allem ſein Roman „Maler Nolten" (1832) ein Beweis. Er hat ihn, von der erſten Faſſung unbefriedigt, umgearbeitet, aber ſein Vorhaben nicht ganz ausführen können, da der Tod ihn daran hinderte. Julius Klaiber hat im Sinne des Dichters das Werk der Umarbeitung zu Ende geführt. Der Roman iſt, bei allen Mängeln, eine echt künſtleriſche Schöpfung, im Goetheſchen Sinne bedeutend, voll wunderbarſtimmungsvoller Szenen, mit tiefſtem Eindringen in die ſeeliſchen Gänge und Irrgänge eines Menſchenherzens, voll Phantaſie und Gemüt. Die Darſtellung erinnert an Goethes Romanproſa, und der ſprachliche Ausdruck iſt auch hier auf jener in der Proſadichtung ſo ſeltenen Höhe, wo ſich Gedanken und Empfindung vollſtändig mit dem Worte decken.

Von ſeinen Märchen ſei „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" erwähnt mit ſeiner Fülle ſchwäbiſchen Lokalhumors, mit der darin enthaltenen, in altdeutſcher Holzſchnittmanier erzählten „Hiſtorie von der ſchönen Lau," zu welcher der Mörike befreundete und geiſtesverwandte Moritz Schwind reizende Umriſſe gezeichnet hat. Wo Mörike humoriſtiſch erzählt, hat er viele Ähnlichkeit mit Gottfried Keller — vielleicht iſt, da G. Keller bekannter zu ſein ſcheint als Mörike, damit erklärt, warum ſein Humor bei uns Süddeutſchen mehr Verſtändnis findet als in Norddeutſchland, wo man — dem Süddeutſchen ſei dieſe Anmerkung verziehen — wohl mit unter dem Einfluß des humorloſen, dafür aber witzigen und ſatiriſchen Berlin den Sinn für das Naive, ohne welches Humor nicht gedacht werden kann, vielfach verloren hat.

Doch nun auch etwas von dem Leben des Dichters! Es iſt ohne viel auffallende Begebenheiten verlaufen. Am 8. September 1804 in Ludwigsburg geboren, ging Mörike die gewöhnliche Bildungslaufbahn eines ſchwäbiſchen Theologen: zuerſt im niederen Seminar in Urach, dann im Stift zu Tübingen, nachher Vikar und Pfarrverweſer an verſchiedenen Orten und endlich 1834 Pfarrer zu Cleverſulzbach bei Weinsberg. Im Jahre 1838 veröffentlichte er ſeine Gedichte; 1843 zwang ihn Kränklichkeit, ſein Amt niederzulegen; 1844 zog er nach Mergentheim, wo er auch die Gattin fand, mit der er ſich 1851 verheiratete, nachdem er zum Lehrer der Litteratur an der höheren Töchterſchule, dem Katharinenſtift in Stuttgart, mit wöchentlich zwei Stunden ernannt worden war. Auch dieſes Amt legte er 1866 nieder und lebte fortan in Stuttgart, wo ihn am 4. Juni 1875 der Tod hinwegnahm.

Es ward ihm in ſeinem Lebensgange, was er ſich ſelbſt in ſeinem „Gebet" gewünſcht hat:

Herr! ſchicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Beſcheiden.

Neuerdings ſind ſeine Briefe an verſchiedene Freunde veröffentlicht worden, die köſtlich zu leſen ſind, obwohl Mörike in der Regel nur kurz ſchrieb. Mit dem niederdeutſchen Dichter Th. Storm verband ihn jahrelange Freundſchaft. Der Herausgeber dieſes Briefwechſels J. Bächthold, ſagt über die Geiſtesverwandtſchaft beider mit Recht:

„Die Dichterprofile Mörikes und Storms weiſen überraſchend ähnliche Züge auf. Die beiden mit der ausgeprägten Stammesart ihrer Heimat begegnen ſich als tiefinnige Lyriker und lyriſche Novelliſten in ihrer ganzen Gefühls- und Anſchauungsweiſe, in ihrer Neigung zum Stillleben, zum Idyll, zum Märchen, zum Volkslied, im Hinhorchen nach dem Ahnungsreichen und Geheimnisvollen, im Belauſchen der verborgenſten Quellen der Natur und des Lebens. Mörike und Storm ſaßen zeitlebens in jenem dämmernden Brunnenſtübchen, „wo Kunſt und Natur als nachbarliche Quellen rauſchen“; dort ſchöpfte der eine wie der andere ſeine ſtillen Geſchichten. Auch nach der Seite des feinen Humors hat Mörike in Storm einen verwandten Genoſſen.

Auch Mörikes Briefwechſel mit dem Maler M. Schwind iſt kürzlich herausgegeben worden, und eben iſt die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit dem muſikaliſchen Freunde Hartlaub in Vorbereitung. Mörike ſelbſt beſaß viel maleriſche Anlage und hat allerlei Originelles gezeichnet. Eine Zeitlang hat er ſich auch mit der Plaſtik beſchäftigt, in einer — Töpferwerkſtatt zu Lorch. Als Dichter verſah er ſeine Töpfe mit allerlei ſinnreichen Sprüchen, z. B.:

So alt ich bin, ſo bin ich doch
Der Kunſt noch nicht gar abgeſtorben:
Was ich als Dichter nicht erworben,
Verdien' ich mir als Hafner noch.

Daß er das feinſte Gefühl für Muſik beſaß, bedarf nach der oben mitgeteilten Probe aus „Mozart auf der Reiſe nach Prag“ keines weiteren Beweiſes.

Sein Leben war ein echtes Dichterleben. Er pumpte nie etwas gewaltſam aus ſich heraus und haſtete nicht, noch geizte er mit der Zeit. Er hat ſich nie zum Dichten gezwungen, ſondern wartete ruhig ab, bis die reife Frucht ihm in den Schoß fiel. Dies geſchah ihm oft wider eigenes Erwarten, manchmal abends zwiſchen Wachen und Träumen, manchmal morgens im Bett, denn er war ein Langſchläfer. Er berichtet ſelbſt von manchem ſeiner allerſchönſten Gedichte, daß ſie ihm wie von außen zugefallen ſeien, ohne daß er ſich zu beſinnen brauchte, oder daß ihm die Verſe beinahe unwillkürlich in die Hände gelaufen ſeien. Deſſenungeachtet verwendete er zeitlebens manche liebe Stunde auf die Feile ſeiner Gedichte und änderte in neuen Auflagen das eine oder andere Wort, ja ganze Zeilen. Bezeichnend für ſein oft auch weltſcheues, in ſich ſelbſt zurückgezogenes Weſen und die Art ſeiner Dichtung iſt das Sonett „Am Walde.“

Am Waldſaum kann ich lange Nachmittage,
Dem Kuckuck horchend, in dem Graſe liegen;
Er ſcheint das Thal gemächlich einzuwiegen
Im friedevollen Gleichklang ſeiner Klage.

Da iſt mir wohl, und meine ſchlimmſte Plage,
Den Fratzen der Geſellſchaft mich zu fügen,
Hier wird ſie mich doch endlich nicht bekriegen,
Wo ich auf eigne Weiſe mich behage.

Und wenn die feinen Leute nur erſt dächten,
Wie ſchön Poeten ihre Zeit verſchwenden,
Sie würden mich zuletzt gar noch beneiden.

Denn des Sonetts gedrängte Kränze flechten
Sich wie von ſelber unter meinen Händen,
Indes die Augen in der Ferne weiden.

Als ſie den Dichter am 6. Juni 1875 in Stuttgart zu Grabe trugen, hat ſein Freund Friedrich Viſcher ihm in ſeiner kernigen, das Weſen der Sache treffenden Sprache ins Grab nachgerufen:

„Es gibt eine Gemeinde — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge iſt ſie klein — eine ſtille Gemeinde, die ſich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, ſeligen Träumen, und die hohe Wahrheit ſchaut in dieſen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach redneriſchen Worten ſchätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus urſprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt. — Uns aber, die wir mit dir ſein, dir ins Auge ſehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geiſtertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unſagbares Weh. Denn da iſt ein guter Menſch geſchieden — gut, wenn Gutſein doch etwas anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet. Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichverſetzen in jeden fremden Zuſtand, in alles und jedes, was Menſchen ſind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der ſprachloſen Kreatur. Er verſtand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn ſie kaum auf die Lippen traten. Dies Verſagen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu ſein Geiſt und der ſprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geſchärft, milde hinlächelnd über menſchliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widerſinn der Thorheit hervorſtellend, dies zuſammen ſchuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechſelverkehrs tauchte, der einzig war, und aus dem keiner anders als erfriſcht, getröſtet und verjüngt hinwegging.“

Des Dichters Mund iſt längſt verſtummt, auch ſeine Freunde, die ſolches von ihm rühmten, ſind dahingegangen, aber er lebt uns allen noch in ſeinen Dichtungen. Und wer's verſuchen will, ſich in dieſelben zu verſenken, nicht bloß in ihnen zu blättern, der wird ihnen Stunden des reinſten Genuſſes verdanken, er wird „Rätſel des eignen Herzens in ihnen gelöſt finden,“ und er wird Mörike zum Freund gewinnen und von ihm weggehen, erfriſcht, getröſtet und verjüngt.

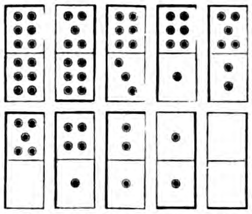
Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Die Schwertlilie, blaue Iris, iſt eine der beliebteſten und dankbarſten Blumen unſerer Gärten. Bei Heſiod iſt Iris die jungfräuliche Göttin, die Tochter des Thaumas und der Okeanide Elektra. Tito Conti hat Blume und Göttin in einer lieblichen modernen Mädchengeſtalt verkörpert, deren jugendlich herbe und reine Züge ein anmutiges Bild geben. — Es wird manchen Leſer wunder nehmen, auf unſerm Bilde „Wüſtenſtreit“ als einen kampfbereiten und augenſcheinlich in gewiſſem Maße auch reſpektierten Gegner des Königs der Tiere den Affen zu finden. Aber die Szene iſt trotzdem nicht nur der Phantaſie des Malers entſprungen. Die Paviane, über den größeſten Teil von Afrika, Indien und Arabien verbreitet, ſind ſelbſt dem Löwen gefürchtete Gegner, wenn ſie in geſchloſſenen Maſſen auftreten und, durch den Verluſt eines zu ihrer Herde gehörigen gereizt, zum Angriff übergehen, bei dem ſie ſich des Felsgerölls als vortrefflicher Schleuderwaffe zu bedienen wiſſen. Sie leben vorwiegend in bergigen Landſchaften. Ihren Namen „Hundsköpfe“ haben ſie erhalten, weil ihr Kopfbau dem eines rohen, groben Hundes mehr ähnelt als dem des Menſchen, an den die übrigen Affen entfernt erinnern. Brehm ſagt von ihnen: „Die Hundsköpfe ſind neben den Menſchenaffen die größten Glieder ihrer Ordnung. Ihr Körperbau iſt gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der ſchwere Kopf verlängert ſich in eine lange und ſtarke, vorn abgeſtutzte, oft wulſtige oder gefurchte Schnauze mit vorſtehender Naſe; das Gebiß erſcheint raubtierähnlich wegen ſeiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hinteren Seite ſcharfe Kanten haben. Die Lippen ſind ſehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueſte Spiegelbild des ganzen Affen ſelbſt —

Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine, darunter ein Doppelſtein, bleiben verdeckt im Talon. B hat auf ſeinen Steinen 15 Augen weniger als A.



A ſetzt Doppel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der ſiebenten Runde mit Blank-Fünf an Blank ſperrt. B muß bei der erſten, zweiten und fünften Runde paſſen und kann nur drei Steine mit zuſammen 11 Augen anſetzen.

Die zehn Steine der Partie haben 67 Augen. Welche Steine liegen im Talon? Wie iſt der Gang der Partie?

1. Arithmogriph.

17	1	21	7	**13**	14	17	8	20
10	13	1	**16**	10	**4**	1	1	17
18	6	**13**	3	12	4	**7**	17	3
13	**1**	5	17	3	6	4	**7**	17
14	17	3	17	16	17	8	8	**21**
8	**17**	1	17	19	6	13	**2**	2
16	13	**6**	2	7	8	**13**	16	8
14	9	11	**8**	17	**20**	9	16	17
2	13	6	7	**15**	20	3	17	6

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die neun wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Einen franzöſiſchen Diplomaten, 2. einen deutſchen Komponiſten, 3. eine deutſche Stadt, 4. eine andere deutſche Stadt, 5. eine Blume, 6. ein Produkt aus Kiefernnadeln, 7. eine Depeſche, 8. ein europäiſches Volk, 9. eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo ergeben die Buchſtaben an den durch fetten Druck hervorgehobenen Stellen den Namen eines beliebten Dichters.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

liſtig und tückiſch ohnegleichen. Alle Gliedmaßen ſind kurz und ſtark, die Hände fünfzehig. Die lange und lockere Behaarung verlängert ſich bei einigen Arten am Kopfe, Hals und an den Schultern zu einer reichen Mähne und hat gewöhnlich unbeſtimmte Erd- oder Felſenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün.“ Die Paviane haben eine wahre Gier nach Fleiſchnahrung, und ſie begnügen ſich nicht nur mit Hühnern und kleinerem Getier, ſondern belauern auch Zwergantilopen und die ſtattlicheren Buſchböcke. Die Paviane fliehen zwar den Menſchen, laſſen ſich aber doch, wenn es not thut, mit ihm wie mit Raubtieren in einen Kampf ein, und dieſer wird oft recht gefährlich. Die Situation, in der ſich auf unſerm Bilde die ſtreitenden Parteien befinden, iſt alſo erklärlich. Auch daß zwei oder auch drei männliche Löwen ſich zum Jagen zuſammenthun, iſt von zuverläſſigen Reiſenden mehrfach beobachtet worden, im Gegenſatz zu der allgemeinen Annahme, daß der Löwe nur mit der Löwin zuſammenjage.

Auch eine Moltkebiographie.

An Moltkebiographieen iſt kein Mangel, ja, weniger wäre auch hier wohl mehr. Wenn wir trotzdem auf ein Lebensbild unſers großen Feldherrn beſonders hinweiſen, ſo hat dies ſeine beſonderen Gründe. Dieſes als Beiheft zum Militär-Wochenblatt erſchienene Schriftchen „Unſer Moltke“ iſt keine Biographie im gewöhnlichen Sinne: „von einem ſeiner dankbaren Schüler dem deutſchen Heere und dem deutſchen Volke gewidmet“ — wir dürfen vielleicht verraten, daß dieſer dankbare Schüler einer unſerer hervorragendſten Generale iſt — gibt ſie vielmehr in bisher unerreichter Klarheit und Anſchaulichkeit einen Einblick in das Weſen der Moltkeſchen Strategie. Sie zeigt als die weſentlichſten und eigenartigſten Züge derſelben die grundſätzliche Gliederung der Streitkräfte in Armeen, deren Führern ein weiter Spielraum gewährt wird; die Kunſt, die Einheitlichkeit der Bewegungen dieſer Armeen und die rechtzeitige Verſammlung derſelben am entſcheidenden Tage zu ſichern; die Wiederbelebung des Aufklärungsdienſtes der Reiterei; die volle Ausnutzung der neuen Kriegsmittel, der Eiſenbahn und des Telephons! In überaus durchſichtiger Darſtellung weiſt die kleine Schrift darauf hin, wie in allen drei Feldzugsplänen, die uns von Moltke bekannt ſind, das erſte Ziel der Moltkeſchen Strategie die Vernichtung der feindlichen Armeen, das zweite die Lahmlegung aller Hilfsmittel des feindlichen Staates durch Beſetzung möglichſt großer Landesſtrecken und durch die Einnahme der feindlichen Hauptſtadt war — ſie hebt in überzeugender Weiſe aus der knappen Beſprechung der Feldzüge 1866, wie 1870/71 die kühle Berechnung, die maßvolle Beſonnenheit, die mit weiſer Vorausſicht gepaarte Entſchloſſenheit, den auf das Einfache und Natürliche gerichteten Sinn des verehrten Heerführers hervor. Die Broſchüre zeichnet ſich noch durch einen großen anderen und bei militäriſchen Fachſchriften nur allzu ſeltenen Vorzug aus: ſie iſt auch für den Laien verſtändlich geſchrieben und feſſelt durchweg.

Das Geigenharz.

Das Kolophonium kennt zwar jedermann, aber es gehört zu den Stoffen, von denen recht wenige wiſſen, woher dieſelben eigentlich ſtammen. Terpentin iſt bekanntlich das Harz gewiſſer Nadelhölzer, unſerer heimiſchen Tannen und Kiefern ſowohl, wie der franzöſiſchen Strandkiefer, der langnadeligen amerikaniſchen Kiefer und der kanadiſchen Balſamtanne. Aus dem Terpentin wird durch Deſtillation das Terpentinöl gewonnen, und bei dieſem Prozeß ſcheidet ſich das Kolophonium als harziger Rückſtand aus. Im Altertum als Konſervierungsmittel für Wein hochangeſehen dient das Kolophonium heute zum Löten, Kitten, Verpichen und zur Firnisbereitung, ganz beſonders aber zum Beſtreichen der Bogen aller Saiteninſtrumente und iſt in letzterer Beziehung geradezu unerſetzbar. Woher aber ſtammt der Name Kolophonium? Die Gelehrten haben ſich darüber lange Zeit die Köpfe zerbrochen, bis endlich ermittelt wurde, daß es einſt eine lydiſche Stadt Kolophon gab, welche der Hauptſtapelplatz für das in ganz Griechenland vielbegehrte Fichtenharz war.

Auflöſungen der Ratſel und Aufgaben in Nr. 13.

Dameſpielaufgabe.

1. c 5 — b 6	1. a 5 — c 7 †
2. g 3 — f 4	2. D h 6 — e 3 †
3. b 2 — c 3	3. d 2 — b 4 †
4. a 3 — c 5 †	4. D e 3 — b 6 †
5. a 7 — b 5 †	5 h 8 — g 7
6. h 4 — g 5 und gewinnt.	

1. Diamanträtſel.

				W				
			S	e	m			
		E	l	i	a	s		
	M	i	c	h	a	e	l	
W	e	i	h	n	a	c	h	t
	A	b	r	a	h	a	m	
		R	e	c	h	a		
			E	h	e			
				t				

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer beginnt das zweite Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf daſſelbe (Januar bis März 1891) ſofort aufzugeben, um Unterbrechung in der Zuſendung zu vermeiden.

Wir eröffnen unſer neues Quartal mit einem feſſelnden Roman von **Alexander Freiherrn von Mengden: „Im Wolfsmoor.“** Unſere Leſer werden durch dieſen Roman einen Erzähler kennen lernen, der ihnen bald lieb werden wird. Auf höchſt eigenartigem Boden ſpielen ſich hier bedeutende Schickſale ab, die ſich widerſpiegeln in einem Geiſt, der voll und ganz auf dem Boden unſers Blattes ſteht.

Unſer Quartal wird ferner den Schluß von **„Moderne Raubritter“** und kleinere Erzählungen von **Reinhold Werner, Hobrecht, Hermine Villinger, Helene Pichler, Trinius** u. a. bringen.

Artikel von **Leopold Witte, E. von Sallwürk, Julius Stinde, Hanns von Spielberg, Dr. med. Claſen, Otto Preuß, Hermann J. Klein** u. a., ſowie Gedichte von **Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Frida Schanz** u. a. liegen in reicher Zahl vor.

Auf die zu dieſer Nummer gehörende neue und eigenartige Beilage **„Hausmuſik“** ſei auch an dieſer Stelle aufmerkſam gemacht.

Die Redaktion und Expedition des Daheim.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. — Andreas Hofers Ende. Zu dem Bilde von C. von Blaas. — Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I. Von Paſtor Ludwig Behrens in Guhrau. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſetzung. — Eduard Mörike. Von Richard Weitbrecht. Mit einem Porträt, einer Illuſtration und einem Fakſimile. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Iris von Tito Conti, und Wüſtenſtreit von W. Kuhnert. — Auch eine Moltkebiographie. — Das Geigenharz.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendurg **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Januar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 15.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der Kranke ſchüttelte mit dem Kopf. „Nein, Sie ſollen's behalten und leſen, Herr Paſtor, ich bitte darum ... Und wenn Sie damit zu Ende ſind, ſo werden Sie alles begreifen ... und wiſſen, warum mich nach Ihnen ſo ſehnlich verlangte ... und ...“ Seine Stimme erſtarb in unverſtändlichem Flüſtern.

„Von Herzen gern,“ erwiderte der Angeredete, „dies iſt nur meine Pflicht, indeſſen ...“

Der Kranke hörte nicht mehr. Mit geſchloſſenen Augen, mit zuckenden Lippen, in halber Bewußtloſigkeit lag er da, während ſeiner Bruſt leiſe, pfeifende Atemzüge entſtiegen.

Die alte Wirtſchafterin war unhörbar eingetreten. „Der Anfall iſt wiedergekommen,“ ſprach ſie betrübt, „es hat ihn zu ſehr angegriffen. So geht es ſchon den dritten Tag. Wie jetzt, ſchläft der Herr plötzlich unmerklich ein, und Stunden vergehen, bis er wieder zu ſich kommt. O, daß ihn doch Gott bald von ſeinen Leiden erlöſte.“ Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

Noch eine Weile betrachtete der Paſtor forſchend den regungslos Daliegenden, dann verließ er leiſe, auf den Zehen das Krankenzimmer und begab ſich in das nebenanliegende größere Gemach, das dem Forſtmeiſter in geſunden Tagen zum Aufenthalte diente.

Ein unanſehnlicher, faſt dürftiger, mit einfachen Möbelſtücken ausgeſtatteter Raum, den der rieſige braune Ofen mit faſt übergroßer Wärme erfüllte. An den kalkgetünchten Wänden Flinten, Jagdtaſchen und ſonſtiges Gerät, wie es der Weidmann braucht, weiterhin Geweihe und ſchön erhaltene Raubtiervließe, dann ein in kunſtloſen Rahmen gefügtes Silhouettbild mit den ſcharfgeſchnittenen Profillinien eines jugendlichen Männerkopfes, halb von einem längſt verwelkten Myrtenkranze überdeckt; im Hintergrunde endlich ein kunſtloſes Regal mit ſtattlichen Bücherreihen, deren vergriffene Einbände von häufigem Gebrauche zeugten — alles ſchlicht, anſpruchslos, ſchmucklos. Und doch barg dieſes Gemach eine ſeltene Zier; die auf dem dunkelgebeizten Schranke in der Ecke befindlichen Ausſtopfarbeiten, kleine Vierfüßler, Raub- und Jagdvögel der einheimiſchen Fauna in vollendet ausgeführten Stellungen und Gruppierungen. Nur eine Meiſterhand konnte ſolches formen und wieder nur die Hand eines Meiſters, welcher, ein Kenner und Freund der Natur, in ihre Geheimniſſe liebevoll eingedrungen war. Vogelbälge und Inſtrumente mancherlei Art, welche auf der Platte des großen Tiſches in der Mitte des Zimmers lagen, deuteten darauf hin, daß noch unlängſt an ähnlichen Arbeiten geſchafft worden war.

Der Paſtor trat ans Fenſter und ſchaute hinaus. Draußen war es völlig Nacht geworden, und das Unwetter dauerte fort. Auch wenn er ſeiner Amtspflicht bereits genügt, ſo hätte der Geiſtliche unter ſolchen Umſtänden an ein Fortkommen vor der Morgendämmerung nicht denken können, und dazwiſchen lag die lange Oktobernacht. Das war die geeignete Zeit, das ihm von dem Sterbenden übergebene Heft zu durchleſen. Wenn er den Alten richtig verſtanden, ſo kam er damit einem noch unausgeſprochen gebliebenen Wunſche desſelben entgegen, und die Kenntnis des Inhaltes ſetzte ihn vielleicht ſpäter in den Stand, dem Leidenden bei ſeinem Erwachen den rechten Troſt zu ſpenden.

Der Paſtor befand ſich in ſeltſam erregter Stimmung. Zum Schlafen verſpürte er ohnehin keine Luſt. Kaum gab er ſich Zeit, einige Biſſen von dem Mahle zu verzehren, das ihm die Haushälterin mittlerweile aufgetiſcht, dann griff er auch ſchon nach dem in dunkeln Pappdeckel gebundenen Hefte und ſchlug es mit ſchonender Hand auf. Sein Blick fiel auf kraftvolle, klare, ja ſchön zu nennende Schriftzüge, mit denen die Seiten bedeckt waren. Doch hielt es nicht ſchwer, an der verſchiedenartigen Färbung der Tinte und an den, dem Charakter nach überall gleichen, in Anſatz, Ausführung und Größe aber voneinander abweichenden Buchſtaben zu erkennen, daß die Aufzeichnungen nicht ununterbrochen fortgeführt, ſondern in weit auseinanderliegenden Zeiträumen und unter dem Einfluſſe wechſelnder Stimmungen und Eindrücke begonnen, gefördert und beendet worden waren, die Arbeit vielleicht vieler Jahre. Der Paſtor ſtützte den Kopf in die Hand und begann zu leſen, zuerſt bedächtig, dann ſchneller und ſchneller, und bald war er völlig in den Inhalt vertieft. Draußen praſſelte der Regen, und der Wind pfiff durch die Bäume, drinnen auf dem Tiſch flackerte die trübe Kerze, das Feuer des Ofens warf unbeſtimmt zitternde Schlagſchatten an die Wände und verlieh allen Gegenſtänden im Zimmer den Schein ſeltſamen Lebens. Sah der Paſtor zufällig vom Buche auf, dann dünkte es ihn, als ob die ausgeſtopften Vögel auf dem Schranke droben zu flattern und mit den geſpreizten Flügeln zu ſchlagen begännen und ihn mit den gläſernen Augen drohend anſtarrten. Aus dem Nebenzimmer, deſſen Thüre nur angelehnt ſtand, drangen zuweilen die leiſen unregelmäßigen Atemzüge des Kranken herüber; hin und wieder klang es wie ein Winſeln und Scharren: das war Nero, der ſchöne braungefleckte Hühnerhund und ſtete Gefährte des Forſtmeiſters, welcher ſich in der Nähe ſeines Herrn zum Schlummer ausgeſtreckt hatte; der Traum trieb mit ihm ſein Weſen.

Der Geiſtliche aber las: „Ich ſtamme aus einer Familie von Hofesleuten, die, ſo weit man ſich ihrer erinnert, ſtets in Dienſten der Werdenſchen Herrſchaft geſtanden hat. Mein Vater übte die Aufſicht über die Vorratsſpeicher des Gutes aus und beſorgte die Verteilung der in denſelben aufbewahrten Feldfrüchte und Saaten an die zum Empfang berechtigten Perſonen. Ihm war das für einen Mann ſeines Standes in jener Zeit ſeltene Glück zu teil geworden, des Leſens, Schreibens und der Anfangsgründe des Rechnens kundig zu ſein. Daneben bildete die Kenntnis einiger deutſcher Brocken, die er irgendwo gelernt oder aufgeleſen, ſeinen beſonderen Stolz. Durch Eifer und Redlichkeit hatte er ſich das volle Vertrauen ſeines Herrn erworben und genoß in der damals noch armen und mit Frohnden belaſteten Gemeinde eines großen Anſehens. Zu jener Zeit ging ein beſonderer Zug durch das Verhältnis des Herrn zum Diener, ein Zug, den man heutzutage faſt gar nicht mehr findet und der an die Zuſtände gemahnt, wie ſie uns die Bibel aus den Tagen der Erzväter ſchildert. Wenn ſich auch die Schwere der Herrenhand dem Ungehorſamen und Ungetreuen oft ſchmerzlich fühlbar machte, ſo wachte doch das Auge des Gebieters ſtetig und beſorgt über das Wohl ſeiner Untergebenen: bei ihm fanden ſie Rat und Hilfe in Fällen der Bedrängnis, und bei der Beſcheidenheit der damaligen Bedürfniſſe blieb eigentliche Not ihnen fern, und die Anforderungen, welche man an ihren Fleiß ſtellte, überſchritten ihre Kräfte bei weitem nicht.

Das traf auch auf Schloß Werden zu. Der Freiherr Friedrich von Werden, in der Umgegend nur der „alte Baron“ genannt, war in körperlicher und geiſtiger Hinſicht, in Vorzügen und Fehlern, der treue Vertreter ſeines alten Geſchlechts. Das kündete nicht nur die hohe, ſtolz aufgerichtete Geſtalt, der edel geſchnittene Kopf mit den feinen und doch feſten Zügen und den dunklen leuchtenden Augen, das trat noch mehr in ſeinem Charakter und Weſen zu Tage. Eine groß angelegte, ritterliche Perſönlichkeit, die im Sturme Aller Herzen für ſich gewann, im Zuſtande des Zornes aber kein Maß und keine Grenzen kannte. Der alte Baron hatte gleich den meiſten Söhnen ſeines Hauſes die militäriſche Laufbahn betreten und als Küraſſieroffizier die Schlachten gegen den erſten Napoleon mit ſchlagen helfen. Nichts glich der Begeiſterung, welche er im Geiſte ſeiner Zeit für den großen Kaiſer hegte. Das Bild desſelben ſchmückte in mehreren Abbildungen ſein Arbeits- und Schlafzimmer, und wenn er bei guter Stimmung, aus der langen Pfeife dampfend und den weißen Schnurrbart zwiſchen den Fingern drehend, im Schloßſaale in dem großen Lehnſtuhle ſaß und von ſeiner Jugend erzählte, deren Mittelpunkt und leuchtende Sonne allein Napoleon war, dann blitzten ſeine Augen in dunklem Feuer auf, ſeine Stimme nahm einen tieferen Klang an, und wehe dann dem, der ſich einen Angriff auf ſeinen Helden geſtattete! Das achtete er perſönlicher Beleidigung gleich; unheilverkündend ſchwoll die Zornesader auf ſeiner Stirn, und ein Donnerwetter entlud ſich über den Unvorſichtigen. — Der plötzliche Tod ſeines älteren kinderloſen Bruders, des derzeitigen Eigentümers der Schloß Werdenſchen Güter, nötigte ihn, den Abſchied zu nehmen und ſich fortan der Bewirtſchaftung des alten Familienbeſitzes zu widmen. Er hatte, was man ſagt, eine glückliche Hand: was er anfaßte, gedieh; in der Bauernſchaft genoß er faſt ungeteilte Liebe, die Folge ſeines Gerechtigkeitsſinnes. Den Läſſigen konnte er ein unnachſichtiger Herr ſein, wie er ja auch an ſich ſelbſt die Forderung ſtrengſter Pflichterfüllung ſtellte. Die wahrhaft Bedürftigen dagegen, welche ſich an ſein gutes Herz wandten, fanden bei ihm willige, wenn auch vorſichtig und weiſe gebotene Unterſtützung. Wenn leidenſchaftlicher Jähzorn ihn zu Handlungen hinriß, welche ſeine ſchnell wiedergewonnene Einſicht verurteilte, ſo ſchien gerade jener Charakterfehler dazu beſtimmt, ihm die Herzen der Menſchen zu erobern, denn niemals war der alte Baron liebenswerter als in dem Bemühen, das begangene Unrecht wieder gut zu machen und den Gekränkten ſich zu verſöhnen.

Der Baron hatte ſchon als Offizier die Hand eines jungen, aus edlem aber verarmtem Geſchlecht ſtammenden Fräuleins gewonnen, mit der er in glücklichſter Ehe lebte. Die Geburt zweier Söhne, welche ihm das Fortblühen ſeines immer nur auf wenigen Augen ſtehenden Hauſes ſicherte, feſtigte und krönte ſein Glück. Damals, als die ſelige Baronin noch lebte, ging es in Schloß Werden luſtig her. Die lebensfrohe, ſchöne Dame konnte ſich in Vergnügungen, Bällen, Jagden und Reiſen kaum genug thun, und ihr Gatte, deſſen anders gearteter ſparſamer Sinn nur wenig nach ſolchen Dingen ſtand, legte ihren koſtſpieligen Neigungen gleichwohl kein Hindernis in den Weg. Waren doch die Mittel zur Beſtreitung des Aufwandes reichlich vorhanden, und der alte Baron liebte ſeine Frau noch ebenſo heiß, wie er ſie einſt als Bräutigam geliebt hatte. Da raffte ſie ein Nervenfieber jäh hinweg, und nun trat eine merkwürdige Wandlung ein. Die Zeit der Feſte war vorüber, Werden verödete. Um den furchtbaren Schmerz zu betäuben und die klaffende Lücke in ſeinem Herzen weniger tief zu empfinden, warf ſich der Witwer mit verdoppeltem Eifer auf die übrigens niemals vernachläſſigte Wirtſchaft. Doch ein Geiſt der Verbitterung war über ihn gekommen, die alte Leidenſchaftlichkeit, welche die verſtorbene Gemahlin ſo klug zu zügeln gewußt, erwachte in ihm aufs neue, und eine kleine, in ſeinen Augen unnütze Ausgabe reichte hin, um ihn, welcher früher ſeiner Frau zuliebe Tauſende von Rubeln mit heiterer Miene für Nichtigkeiten geopfert, in heftigen Zorn zu verſetzen.

Es mochten zwei Jahre nach dem Tode der Baronin vergangen ſein, und ich war damals ein elfjähriger Junge, als meine Eltern an einer in der Gegend herrſchenden Seuche kurz hintereinander ſtarben und der alte Baron, eingedenk der Verdienſte meines Vaters, mich zu ſich aufs Schloß nahm, um mich dort zum „kleinen Diener“ abrichten zu laſſen. Doch kam es anders.

Ich betrachte es als eine merkwürdige Fügung, die mein ganzes ſpäteres Geſchick beeinflußt hat, daß ich an dem erſten Tage in meinem veränderten Daſein, an welchem ich mich noch frei umhertummeln durfte, von ungefähr in die Geſellſchaft der beiden Jungherren, denen ich nur um ein paar Jahre im Alter voraus war, geriet und von ihnen als willkommener Spielgefährte jubelnd in Beſchlag genommen wurde. Mochte ich nun meine Rolle mit Glück und Geſchick geſpielt haben, oder erregte ich ſonſtwie das Wohlgefallen der kleinen Herren, genug — als ich am Abend jenes Tages in der Geſindeſtube untergebracht werden ſollte, verwahrten ſie ſich mit Beſtimmtheit gegen dieſe Zumutung, die ihnen wie eine

Entwürdigung ihres Spielkameraden erſchien, und ſetzten es, zwar ohne Wiſſen des Vaters, aber mit Genehmigung des Hauslehrers, eines Dorpater Theologen, durch, daß ich ein kleines Gelaß neben ihrem Schlafzimmer zum vorläufigen Aufenthalt angewieſen erhielt. Dort habe ich jahrelang gewohnt. Es war ein eigentümliches Verhältnis, in dem ich fortan zu meinen Gönnern ſtand. Mir wurde bald die Rolle des dienenden Geiſtes, bald die eines Genoſſen zu teil, und oft war ich weder das eine noch das andere. Zu meinen Verpflichtungen gehörte, daß ich ihre Kleider reinigte oder ihre Ponnys ſatteln lernte, dann aber auch mit ihnen ſpielen oder, wenn ſie ausfuhren, mich auf den Bock ſetzen und bei Spazierritten auf einem Klepper hinter ihnen hertraben durfte. Auch ihre Spielſachen und Bilderbücher, wenn auch nur mit ſcheuer Bewunderung aus der Ferne zu beſehen, war mir erlaubt, die Koſtbarkeiten zu betaſten und zu durchblättern, dagegen verboten. So wurden die Grenzen des Reſpekts trotz allen freundlichen Verkehrs dennoch ſtreng eingehalten, und das erſchien allen Teilen gleich natürlich. Auch rein örtlich erhielt meine beſondere Stellung ſchon dadurch bezeichnenden Ausdruck, daß ich auf meine Kammer im oberen Geſchoß, wo ich auch meine Mahlzeiten einnahm, beſchränkt blieb und nur, wenn ich dazu aufgefordert wurde, auch die Arbeits- und Schlafräume der Jungherren betreten durfte. Mein Ausgang war die Hinterthür, und nur ſelten und bei beſonderen Gelegenheiten war mir die Betretung des unteren Stockwerkes vergönnt. Der alte Baron wunderte ſich wohl anfangs, mich meiner urſprünglichen Beſtimmung entzogen zu ſehen, und ſchüttelte mißbilligend den Kopf. Dabei blieb es aber auch. Später kümmerte er ſich kaum um mich, und gewahrte er mich einmal zufällig, ſo ruhte ſein Blick mit einem gewiſſen zerſtreuten Erſtaunen auf mir, als wollte er fragen: „Wie kommſt du denn hierher?“ Sorglicher war mir Tante Ida geſinnt, die unverheiratete Schweſter des Barons, auf deren Schultern nach dem Tode der Baronin die geſamte Hauswirtſchaft laſtete; eine freundliche alte Dame mit Hängelöckchen und ſtets geröteten Wangen, die ich nie anders als im ſchwarzen Kleide geſehen habe. Sie verzog die Jungherren nach Möglichkeit und ließ ihnen in allem den Willen, ſo daß ſie ſich in den Augen der Knaben nur eines geringen Grades von Reſpekt erfreute. Das gereichte übrigens mir gleich von Anfang zum Vorteil; denn die Tante war durchaus gegen die Standeserhöhung des „dummen Bauernjungen,“ wie ſie mich betitelte, eingenommen und nur auf die durch Trotz unterſtützte Bitte der Neffen von der Abſicht abzubringen geweſen, die Frage über mein Geſchick dem höchſten Gerichtshof, dem alten Baron, zur Entſcheidung vorzulegen. In kurzem aber hatte ſie ſich mit meinem harmloſen Daſein ausgeſöhnt. Bei zufälligen Begegnungen im Korridor des Obergeſchoſſes, oder wenn im Zimmer der Jungherren die Wäſche gezählt wurde, erkundigte ſie ſich ſogar freundlich nach meinem Ergehen und fragte mich den Katechismus ab, um dann, wenn ich gut beſtanden, aus den Tiefen ihres Strickkorbes einen braunen „ſelbſtgebackenen“ Pfefferkuchen oder einen roten Apfel hervorzuholen, den ſie mir unter mancherlei Ermahnungen als Belohnung hinreichte. Die Perſon aber, zu der ſich mein Herz beſonders hingezogen fühlte, war Doktor Lange, der Hauslehrer, ein älterer Herr mit kleinem verſchrumpftem Geſicht, aber großem, weitem Herzen, von deſſen gütigen Augen ein Strahl ausleuchtete, der in den Gemütern aller derer zündete, die ihm näher traten. Seine Meinung galt etwas im Schloſſe. Der alte Baron liebte ſeine Unterhaltung und die Knaben hingen ihm mit Verehrung an. Der Doktor war es, der mich in ſeiner wohlwollenden Art nicht nur gegen die häufigen Unarten und Übergriffe meiner wilden jungen Gönner in Schutz nahm, ſondern mich in ſeinen Mußeſtunden in die Anfangsgründe der Wiſſenſchaft einweihte, und, als er mein Faſſungsvermögen und glückliches Gedächtnis erkannt, ſich allmählich mit mir ſogar an Geographie, Geſchichte und Naturkunde und die übrigen Disziplinen heranwagte. Ich lernte fleißig und machte tüchtige Fortſchritte. Eine neue ungeahnte Welt erſchloß ſich meinen Blicken, und alles namentlich, was mit der Kenntnis der Natur und ihrer Geſchöpfe zuſammenhing, zog mich unwiderſtehlich an. Dem alten Baron freilich war dieſer Unterricht, von dem er erfuhr, gar nicht recht, und er warnte gelegentlich den Doktor, wenn er mit dieſem am Schachbrett ſaß, mir nicht unnütze „Nücken“ in den Kopf zu ſetzen, was nie gut thue. Ebenſo ſchlug Tante Ida vor Erſtaunen die Hände zuſammen, daß „einer wie ich“ mehr als Katechismus und lettiſche Bibel lernen ſollte. Der Doktor indeſſen wußte meine Intereſſen ſo geſchickt zu verteidigen, daß es beim alten und er eine Reihe von Jahren hindurch mein geiſtiger Leiter blieb, dem ich unendlich viel verdanke.

Und nun will ich die jungen Barone ſelbſt, die Hauptperſonen meines damaligen Lebensabſchnittes, ſchildern. Es kann nicht fehlen, daß gerade dem Kinde die kleine Welt der Jugendſpiele die günſtigſte Gelegenheit bietet, die Gemütsart und Anlagen der Gefährten in ihren Einzelheiten und Eigentümlichkeiten, in Gut und Böſe von Grund aus kennen zu lernen. Spiegelt ſich doch gerade in geringfügigen und nebenſächlichen Dingen des täglichen Lebens der Charakter des Einzelnen am klarſten, weil am unmittelbarſten wieder, und ſind doch die Eindrücke der Kindheit die ſtärkſten und unverwiſchlichſten. In dieſem Zeitalter erſetzt noch ein gewiſſer Gefühlstrieb dem jungen Herzen aufs glücklichſte Urteil und Erfahrung. In dieſem Sinne meine ich mit meiner Erkenntnis nicht fehlzugehen.

Von den beiden Söhnen des Schloßherrn war Arnold um ein Jahr älter als Herbert. Ich ſehe ihn noch vor mir, den langaufgeſchoſſenen ſchönen Knaben mit den dunkeln lebhaften Augen, dem gelockten Haar und der gebräunten Geſichtsfarbe, das Ebenbild der ſeligen Mutter, wie Tante Ida zu verſichern pflegte, wenn ſie die Vorzüge ihres Lieblings Fremden gegenüber in ein beſonders günſtiges Licht ſetzen wollte. Glückliche Friſche und einſchmeichelnde Liebenswürdigkeit, verbunden mit Flüchtigkeit und leicht erregter Leidenſchaft, bildeten die Grundzüge ſeines Weſens; hinzu trat ein gewiſſer Eigenſinn, der es ihm oft auch gegen beſſere Einſicht erſchwerte, ſein Unrecht offen einzuſehen und zu bekennen. Aber immer trieb ihn in ſolchen Fällen das gute Herz, den Fehl auf irgend einem Umwege wieder zu ſühnen. So weiß ich noch genau, wie ihn einmal beim Spiel irgend etwas gegen mich derart aufbrachte, ſo daß er mich anpackte und bei den Haaren riß. Die Bemühungen des Lehrers, ihn reuig zu ſtimmen, fruchteten nichts, Arnold erklärte vielmehr trotzig, daß er ſich nie dazu herbeilaſſen werde, einen dummen Bauernjungen — ein Ausdruck, der ihm von Tante Ida her geläufig war — um Verzeihung zu bitten, und ſelbſt der ſtrenge Stubenarreſt, welchem er nun unterzogen wurde, hatte keinen beſſeren Erfolg. Am andern Tage aber, als ich den Vorfall bereits halb vergeſſen hatte und mich in meiner Kammer über einem Rechenexempel abmühte, kam er leiſe herangeſchlichen, warf mir mit halbabgewandtem, verlegenem Geſicht den großen Gummiball, welchen er von allen ſeinen Spielſachen am meiſten liebte, zum Geſchenk in den Schoß und war, ehe ich noch über ſeine Handlungsweiſe ins Klare kommen konnte, ſchon wieder davongeſprungen.

In ganz anderer Weiſe lebt Herbert in meiner Erinnerung, als ein ſtiller, feingliederiger Knabe mit hellbraunen Augen und blondem Haar. Weniger begabt als der Bruder, ſuchte er durch Fleiß zu erreichen, was jenem mühelos zufiel, und in dieſem Beſtreben blieb er faſt regelmäßig Sieger. Etwas Stetiges, Ruhiges, Beſonnenes, wie es ſonſt dieſem Alter nicht eigen iſt, ſprach ſich bei ihm aus. Eine ſinnende, betrachtende Natur, liebte er es, ſich abzuſondern und ſeine eignen Wege zu gehen. Schon als Knabe war er ein Charakter und wußte genau, was er wollte und ſollte. So ſchien es erklärlich, daß ſich in ihm ſchon früh ein ſtarkes Selbſtgefühl ausprägte, welches ſich auch ſeinem äußeren Weſen mitteilte und mit den Jahren immer mehr erſtarkte.

Ich bemerkte ſogleich, daß die Knaben ſich nicht mit derjenigen Liebe zugethan waren, wie ſie unter faſt gleichalterigen Geſchwiſtern die Regel bildet. Mochte es an ihren gänzlich verſchiedenen Naturen und Eigenſchaften oder woran ſonſt liegen, aber dem einen ſchien das rechte Verſtändnis für den andern zu fehlen: ſie blieben ſich innerlich fremd, wenn auch die Gewohnheit ſteten Zuſammenſeins und die Bemühungen des Doktors, die in ihnen beſtehenden Gegenſätze auszugleichen, die Kluft äußerlich überdeckten.

Mich zog das muntere lebendige Weſen Arnolds beſonders an, und auch er hatte mich gern. Ich wurde ſein Gefährte, der bei allen Unternehmungen mithelfen, bei allen dummen Streichen mitthun und mitbüßen und unter ſeinen Handgreiflichkeiten oft leiden mußte, ohne daß ſich darum meine Anhänglichkeit an ihn vermindert hätte. Während ich Herbert, der ſchon als Knabe den künftigen Herrn herauszukehren liebte, ſeit jeher mit einer gewiſſen Scheu begegnete, bildete ſich zwiſchen Arnold und mir, trotz des gelegentlich ängſtlich eingehalten Abſtandes, eine Kameradſchaft beſonderer Art heraus, die, wie ich wohl ſagen darf, auch in ſpäterer Zeit, unter ganz veränderten Formen und Verhältniſſen freilich, in ihrem innerſten Weſen aber unverändert fortbeſtanden hat.

Im freundlichen Banne des Schloſſes und ſeiner Umgebung, in glücklicher Abwechſelung von Arbeit und Zerſtreuung, wie ſie ſo reizvoll nur das Landleben den Kindern bietet, vergingen uns die Jahre der Jugend wie ein Traum. Der Vormittag gehörte den Lektionen, in der freien Zeit aber ging es hinaus in den Garten und Park, der, nach engliſcher Art gehalten, mit ſeinen ſchattigen Baumgruppen, breiten Kieswegen und ſchimmernden Raſenflächen den beliebten Tummelplatz für unſere lärmenden Spiele bot. Die klare Flut des Sees lockte im Sommer zum Baden und Bootfahren, der kriſtallhelle Bach, welcher den nahen Tannenwald ſchnellrauſchend durchſtrömte, zum Angeln nach Forellen, und in dem aus dem Wolfsmoor träg daherfließenden Moorgewäſſer wurde abends bei Feuerſchein mit Käſchern und Ködern gekrebſt.

Oder im Winter glitten die Knaben auf ihren Schlittſchuhen wie auf Flügeln über die blanke Eisfläche des Sees dahin und kehrten mit roten Backen und rieſigem Hunger nach Hauſe zurück. Ein beſonderes Vergnügen gewährte dann auch das Schlittenfahren, wenn auf den ſchmalen, verwehten Wegen an gefährlicher Stelle das Fahrzeug umfiel, die Inſaſſen tief, tief in den fußhohen, am Rande hochaufgetürmten Schnee verſanken und ſich nur mit Anſtrengung herauszuarbeiten vermochten.

Die Erziehung ſeiner Söhne hatte der alte Baron faſt gänzlich in die Hände des Hauslehrers gelegt. Er ſelbſt beſchränkte ſich darauf, ſein Intereſſe an dem Studium der Knaben zuweilen dadurch an den Tag zu legen, daß er ihren geſchichtlichen Kenntniſſen auf den Grund ging und damit einen freien Vortrag über Napoleon I und deſſen Kriege verband, in welchem weniger die geſchichtliche Wahrheit, als vielmehr ſeine eignen Geſinnungen zur Geltung gelangten. So blieb der Doktor in allen Dingen des täglichen Lebens den Knaben die nächſtmaßgebende Perſon. Er war es, der nicht von ihrer Seite wich, ihre Spiele überwachte, ja manchmal ſelbſt an ihnen teilnahm, und nur ſelten geſchah es, daß die Jungherren ſich ſelbſt überlaſſen waren. In ſolchen unbewachten Stunden überkam aber Arnold eine übermütige Unternehmungsluſt.

(Fortſetzung folgt.)

Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I.

Von Paſtor Ludwig Behrens in Guhrau.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Ein Poſtexpedient, welcher eben eintrat, wurde von Herrn von Oelrichs gefragt, auf welchem Wege man wohl am ſchnellſten die Grenze erreichen würde.

„Unbedingt auf der Chauſſee!“ war die Antwort des Beamten, welcher nicht ahnte, wen er vor ſich hatte.

„Wir wollen aber die Chauſſee vermeiden!“ rief der Prinz von Preußen dazwiſchen.

„Dann müſſen die Herren zurück, und....“

Er konnte den Satz nicht vollenden. Der Prinz von Preußen ſchnitt ihm das Wort ab, indem er mit feſter, beinahe barſcher Stimme äußerte: „Nein! ich will nicht zurück. Ich will vorwärts!“

Der Beamte zuckte die Achſeln und verließ ſchweigend das Zimmer.

Inzwiſchen war es auf der Straße äußerſt unruhig geworden. Der Wagen des Prinzen von Preußen war in der Nähe des Gaſthofes, ſeitwärts nach der Poſt zu, ſtehen geblieben. Auf demſelben hatte ein Perleberger, der Baumeiſter St., im Vorübergehen eine Reiſetaſche bemerkt mit der Aufſchrift: „Prinz von Preußen.“

Merkwürdigerweiſe hatte ſich ſchon am frühen Morgen in Perleberg das Gerücht verbreitet, daß der Prinz von Preußen heute die Stadt paſſieren würde und zwiſchen Perleberg und Warnow, dem letzten preußiſchen Dorfe, unmittelbar an der Grenze gelegen, aufgehoben werden ſolle.

Der Baumeiſter St. verfehlte nicht, mit großem Geſchrei ſeine Entdeckung bekannt zu machen.*) Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt, der Prinz von Preußen ſei angekommen.

Im Nu war ein Auflauf um den Wagen mit der ominöſen Reiſetaſche entſtanden. Man lärmte und ſchrie durcheinander. Mit der Menge wuchs auch die Aufregung.

Einer der größten Schreier war der verkommene Barbier B., der durch gemeine Schimpfreden die Gemüter noch immer mehr zu entflammen wußte.

Rufe wurden gehört: „Das iſt der Prinz von Preußen! Er hat in Berlin mit Kartätſchen auf das Volk ſchießen laſſen. Tauſende ſind gemordet. Er will uns die Ruſſen über den Hals bringen. Die Ruſſen ſtehen ſchon vor Berlin. Man muß ihn.... totſchlagen!“

Bosheit, Gemeinheit und Unverſtand feierten den traurigſten Triumph, den man ſich denken kann.

Der Kammerdiener Krug hatte von dem vorerwähnten Gerüchte ſchon gehört. In der Hausthür des Gaſthofes ſtehend, hatte er mit Schrecken dem plötzlichen Ereigniſſe zugeſchaut. Er konnte es ſich nicht mehr verhehlen, daß ſein hoher Herr in der größten Gefahr ſchwebe. Er eilte daher, demſelben von der äußerſt bedrohlichen Lage Mitteilung zu machen.

Finſterer Zorn lagerte auf dem edlen Antlitz des Prinzen von Preußen, als er die unwillkommene Nachricht empfing. Nach kurzem Nachdenken entſchloß er ſich zu raſchem Handeln.

Er erteilte dem Adjutanten von Oelrichs Befehl, zu geeigneter Zeit mit dem Wagen nachzukommen. Er ſelber werde mit dem Kammerdiener Krug in der Richtung nach der Grenze zu vorausgehen.

In den Mantel gehüllt, erhobenen Hauptes und feſten Schrittes ging der Prinz von Preußen ſodann zum Hauſe hinaus, ohne von der aufgeregten Menge ſonderlich beachtet zu werden. Kein Wunder, denn die Aufmerkſamkeit aller war auf den Wagen mit der verhängnisvollen Reiſetaſche gerichtet.

Der getreue Krug folgte ſeinem hohen Herrn.

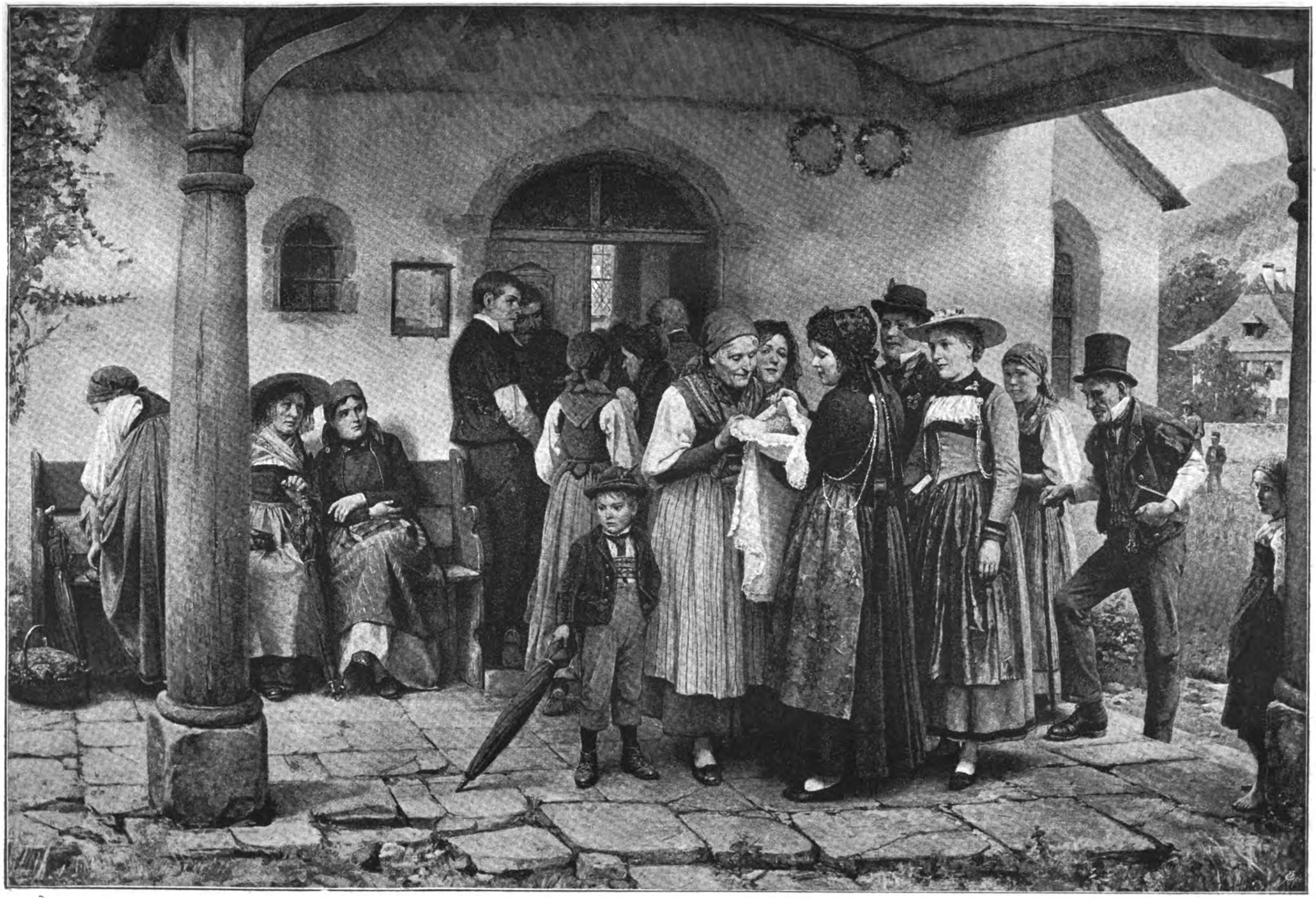
In wenigen Minuten hatten ſie die Hamburger Chauſſee erreicht, auf welcher ſie nach Quitzow eilten.

„Bis dahin mußte es kommen!“ hatte der Prediger Behrens in ſchmerzlicher Bewegung gerufen.

Als er ſich gefaßt hatte, bat er den Prinzen von Preußen, Platz zu nehmen und ſich vor dem Aufbruch nach der Grenze durch Speiſe und Trank zu ſtärken. Inzwiſchen ſollte der Wagen bereit gemacht werden.

---

*) Es ſei hier bemerkt, daß der beſagte Baumeiſter St. ſeine Geſinnung bald änderte und ein guter Patriot geworden iſt.



Ein neuer Weltbürger. Nach dem Gemälde von B. Vautier.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Allein der hohe Gaſt lehnte die Einladung ab.

„Ich danke. Ich bin zwar in Perleberg um mein Frühſtück gekommen. Allein man iſt dort von meiner Anweſenheit unterrichtet. Nun thut nichts not als Eile, allergrößte Eile. Gibt es nicht noch einen anderen Weg, auf welchem wir die Grenze paſſieren können, als die Chauſſee?"

„Gewiß, Königliche Hoheit," war die Antwort, „allein es iſt ein Landweg, welcher durch den Regen der letzten Tage in ſchlechtem Zuſtande ſein wird."

„Laſſen Sie uns dennoch den Landweg wählen und ohne Verzug. Wir wollen vorausgehen. Der Wagen mag uns nachkommen."

„Wie Sie befehlen, Königliche Hoheit! Wollen Sie erlauben, daß ich zuvor das Anſpannen beſtelle?"

Der hohe Herr gab ſeine Zuſtimmung, und der Prediger verließ auf wenige Augenblicke das Zimmer.

„Luiſe," ſagte er mit erregter Stimme zu ſeiner Frau, „der Prinz von Preußen iſt da. Wir wollen ſofort nach Grabow fahren. Wir gehen voraus. Schicke uns ſchleunig den Wagen nach. An unſerer Wieſe kann uns der ‚alte Daniel' ſchon eingeholt haben. Schnell, ſchnell! Aber ſage keinem Menſchen, wer der fremde Herr iſt. Um Gottes willen! Hörſt du? Keinem! Heute Abend ſollſt du alles erfahren."

Darauf kehrte der Prediger zum Prinzen von Preußen zurück, mit welchem er alsbald das Haus verließ.

Der Kammerdiener Krug folgte nach.

Als die drei Männer auf der Dorfſtraße angekommen waren, ſchlang der Prinz von Preußen ſeinen rechten Arm um den linken des Predigers und legte ſein Haupt müde und ſchwer auf deſſen Schulter.

Schweigend gingen ſie ſo zum Dorfe hinaus.

Die erſchütternden Ereigniſſe der letzten Tage, der Abſchied von ſeiner hohen Gemahlin unter ſo beklagenswerten Verhältniſſen, die Anſtrengung der nächtlichen Reiſe, der ſchnelle Gang von Perleberg nach Quitzow, ohne daß er zuvor Speiſe und Trank zu ſich genommen — das alles hatte für den Augenblick die Kraft des hohen Herrn erſchöpft. Er bedurfte beim Gehen einer Stütze. Kaum hatte man aber das Dorf verlaſſen, ſo hatte auch der ſtarke Wille des Prinzen die Erſchöpfung überwunden. In ſtrammer Haltung und mit feſtem Schritt verfolgte er ſeinen Weg.

An der Pfarrwieſe, welche etwa einen Kilometer vom Dorfe entfernt war, holte der alte Pfarrknecht Daniel Hart mit einem offenen Wagen die Herren ein.

Der Prediger mußte neben dem Prinzen von Preußen Platz nehmen, Krug ſaß vorn neben dem Knechte.

In größter Eile ging es nun vorwärts, der Grenze zu.

Bis jetzt hatte man den Weg ſchweigend zurückgelegt. Nun aber ergriff der Prinz wie dankend die rechte Hand des Predigers. Dann erzählte er.

Es waren düſtere Bilder, welche er entrollte. Sie berührten natürlich das, was aller Herzen bewegte, die traurigen Vorgänge in Berlin. Mit tiefem Schmerze gedachte der hohe Herr des unglückſeligen Mißverſtändniſſes, das König und Volk auseinandergeriſſen und ſoviel Blut gekoſtet habe. „Und was ſoll nun werden? Der Stein iſt ins Rollen gekommen. Wann wird man ihn aufhalten?"

Der Prediger wies tröſtend auf die Gnade des Allmächtigen, der noch immer Preußens Hort und Schutz geweſen ſei und dasſelbe auch jetzt nicht verlaſſen werde. Das werde ſchon die nächſte Zukunft lehren. Daran zweifle er nicht. Das Volk ſei nur verführt. Bald werde es wieder zur Beſinnung kommen. Die Beamten ſeien ihrem Könige treu und ergeben. Hier in dieſer Gegend könnten ſich Königliche Hoheit auf jeden Beamten verlaſſen. Er glaube, die Bürgſchaft übernehmen zu können.

„Wohl möglich," erwiderte der Prinz. „Allein, bevor die Guten zuwege kommen, können die Böſen ſchon viel gethan haben, was nie wieder gut zu machen iſt."

Dann fuhr er fort:

„Ja, die Armee, der Adel und zum großen Teile das Land ſteht treu zu uns. Aber," ſeufzte er ſchmerzlich, „die Städte!"

Und nun ſprach er ſich klagend aus über die Geſinnungen der großen Städte, beſonders gegen ihn, den Prinzen. Ihm ſchiebe man alle Schuld zu. Ihn wolle man zum Sündenbock für alles machen.

Er ſei der Macht der Verhältniſſe gewichen, nicht aus Furcht für ſein Leben, ſondern aus Beſorgnis, daß man ihn als Geiſel wider ſeinen Königlichen Bruder benutzen möchte. „Es iſt wohl anzunehmen, daß die Aufrührer, wenn ich in ihre Gewalt fiele, dieſen Umſtand ausnutzen würden, dem Könige Rechte der Krone abzutrotzen. Das will ich vermeiden. Darum gehe ich ins Ausland."

Inzwiſchen war man in den Bereich der gräflich Voſſiſchen Güter gekommen. Der Prediger bemerkte dies, was Veranlaſſung gab, über die Revenuen des Grafen zu ſprechen.

Die Äußerung, daß der Prinz am Beerdigungstage in Berlin einen neuen Aufſtand vermute, deſſen Greuel ſeine in Berlin getroffenen Maßregeln rechtfertigen würden, dieſe damals allgemein verbreitete Äußerung fiel nicht.

Die Fahrt war, trotz des ſchlechten Weges, bisher in größter Eile vor ſich gegangen. Eine Pappel, welche der nächtliche Sturm umgeworfen hatte, und welche den Weg verſperrte, konnte bei den tiefen Gräben des Weges nur mit Mühe umfahren werden. Daniel und die Pferde thaten ihre Schuldigkeit, aber als man in die Nähe des Dorfes Stavenow kam, wurden die noch jungen Pferde ſichtlich müde. Und doch war nicht viel über die Hälfte des Weges zurückgelegt. Man konnte es ſich nicht mehr verhehlen, friſche Pferde waren unbedingt nötig.

Das Rittergut Stavenow gehörte dem Oberkonſiſtorialpräſidenten, Grafen von Voß, bei welchem der Prediger Behrens in hohem Anſehen ſtand. Der Prediger teilte dem Prinzen mit, daß der Graf leider nicht zu Hauſe ſei, aber daß die Beamten desſelben ihm, dem Prediger, friſche Pferde in keinem Falle verweigern würden. Er erbitte ſich daher die Erlaubnis, ſolche in Stavenow nehmen zu dürfen.

Der Prinz war einverſtanden. Es wurde nun vor dem Rittergute Halt gemacht, und der Prediger begab ſich ſofort in die ihm wohlbekannten Beamtenwohnungen.

Der Gutsinſpektor war nicht zu Hauſe. Er war am Morgen nach Grabow gefahren. Seine Abweſenheit fiel aber nicht ins Gewicht. Dafür war der Rechnungsführer Weiß zugegen. Der Prediger war mit demſelben befreundet und wußte, daß er volles Vertrauen verdiene. Er machte ihn alſo mit der Sachlage bekannt. Er betonte, daß der Kammerdiener Krug in Perleberg gehört habe, daß der Prinz von Preußen heute zwiſchen Perleberg und Warnow aufgehoben werden ſolle. Da man letzterem Orte ſchon ziemlich nahe ſei, wäre doppelte Vorſicht notwendig.

Nachdem man alle Eventualitäten genau erwogen hatte, kam man mit Genehmigung des Prinzen von Preußen zu folgendem Entſchluſſe: dem Wagen des Prinzen ſollte, nachdem derſelbe mit friſchen Pferden beſpannt war, ein anderer Wagen — ein Leiterwagen — mit dem Prediger und dem Rechnungsführer vorausfahren, damit der Prinz bei dem erſten Anzeichen einer Gefahr gewarnt werden könnte.

Unter Beobachtung ſolcher Vorſichtsmaßregeln legte man den Reſt der gefährlichen Strecke Perleberg-Warnow zurück und erreichte am ſpäten Nachmittage Grabow, die nächſte mecklenburgiſche Stadt.

So war denn mit Gottes Hilfe das erſte Ziel erreicht, die Grenze überſchritten. Man durfte hoffen, daß der Prinz von Preußen nun ungefährdet Ludwigsluſt, das nächſte Ziel ſeiner Reiſe, erreichen werde.

Man ſtieg zunächſt in demſelben Gaſthofe ab, in welchem der Gutsinſpektor ſein Fuhrwerk eingeſtellt hatte.

Während der Rechnungsführer ſich nach dieſem umſah, hatte der Kammerdiener Krug die bereits erfolgte Ankunft des Adjutanten von Oelrichs ermittelt, welcher in einem anderen Gaſthofe mit großer Sorge die Ankunft ſeines hohen

Herrn erwartete. Der Prinz beſchloß daher, ſich zu ſeinem Adjutanten zu begeben und ſeinen früheren Wagen zur Weiterreiſe zu benutzen.

Noch auf dem Hofe des Gaſthofes ergriff er mit großer Herzlichkeit die Hand des Predigers: „Sie ſind der letzte Preuße,“ ſagte er, „der eingedenk ſeines Eides uns Treue gehalten hat. Empfangen Sie meinen warmen Dank. Ich hoffe, bald und in beſſerer Zeit mein Vaterland wiederzuſehen. Dann will ich an Sie denken.“

„Königliche Hoheit,“ erwiderte der Prediger gerührt, „beſchämen mich tief. Ich habe nichts gethan als meine Pflicht. Aber wünſchen Ew. Königliche Hoheit nicht vielleicht, Ihrer hohen Frau Gemahlin Nachricht zu geben? Es würde mir eine hohe Ehre ſein, dieſelbe perſönlich überbringen zu dürfen.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete der Prinz. „Ich habe geſtern noch mit meiner Familie meinen Geburtstag gefeiert. Wir ſind auseinander geſtoben. Meine Frau weiß nicht, wo ich bin, und ich weiß nicht, wo meine Frau iſt. Aber ich danke Ihnen!“

Nach warmem Händedruck entfernte ſich der Prinz von Preußen in tiefer Bewegung.

Der Adjutant von Oelrichs war, wie vorhin angedeutet worden, um vieles früher in Grabow angelangt, als ſein hoher Herr. Er hatte, nachdem ihn der Prinz verlaſſen, noch längere Zeit dem wüſten Treiben der aufgeregten Volksmenge, welche in Perleberg den prinzlichen Wagen umwogte, zugeſehen. Dann entſchloß er ſich zur Abreiſe.

Man ließ ihn ohne Widerſpruch in den Wagen ſteigen. Manche von den Tumultuanten hatten bei der Garde gedient und kannten den Prinzen von Preußen von Perſon. Man ſah, daß der Prinz nicht mitfuhr. Wozu ſollte man die Abreiſe des Fremden verhindern? Man meinte, daß der Prinz zurückbleibe, und glaubte ſich der Perſon desſelben um ſo ſicherer bemächtigen zu können.

In Grabow hatte ſich ſchon längſt vor der Ankunft des Prinzen von Preußen das Gerücht verbreitet, daß derſelbe heute kommen werde, und man war natürlich in großer Aufregung. Dieſelbe wurde um ſo fieberhafter, je länger man auf das Eintreten des Ereigniſſes warten mußte.

Die Geſinnung, welche man gegen den Prinzen von Preußen hegte, war die denkbar gehäſſigſte und feindſeligſte und fand Ausdruck in Äußerungen von ſolcher Roheit und Gemeinheit, daß man dieſelben unmöglich wiedergeben kann.

Die Ankunft des Herrn von Oelrichs erregte Aufſehen. Sollte das wohl der Prinz von Preußen ſein? Allein man mußte ſich noch gedulden; denn als man den Herrn von Oelrichs inquirierte, erhielt man die trockene Antwort: „Leider bin ich keine ſo hochgeſtellte Perſönlichkeit.“

Eine halbe Stunde etwa war vergangen, ſeitdem der Prinz von Preußen den Prediger Behrens verlaſſen hatte. Letzterer befand ſich mit dem Rechnungsführer im Verkehrszimmer des Gaſthofes, wo ſie abgeſtiegen waren. Beide ſchickten ſich eben an, nach der angeſtrengten und aufregenden Fahrt etwas zu genießen.

Zuvor aber wirft der Prediger noch einen Blick auf die Straße, durchs Fenſter, und ſieht mit Schrecken, wie der Kammerdiener Krug in vollem Laufe die Straße herabeilt und auf den Gaſthof zuſtürzt.

„Um Gottes willen, was geht vor?“ ruft der Prediger dem Hereinſtürmenden zu.

„Herr Prediger,“ ruft der Kammerdiener mit fliegendem Atem, „laſſen Sie ſofort anſpannen. Um unſern Wagen iſt ein Auflauf entſtanden. Wir können nicht fort. Um Gottes willen raſch! Die Gefahr iſt größer, als je.“

„Herr Rechnungsführer,“ wandte ſich der Prediger haſtig zu dieſem, „wir nehmen die Pferde des Inſpektors und legen ſie vor meinen Wagen. Sie haben ſeit heute morgen geſtanden und ſind ausgeruht. Auf! ans Werk!“

In wenigen Minuten war angeſpannt, und der Kammerdiener fuhr mit dem Kutſcher eilig davon.

Es gelang ihm, ſeinen hohen Herrn und den Adjutanten desſelben unbemerkt aus dem Gaſthofe abzuholen und die Straße nach Ludwigsluſt zu gewinnen. In raſender Eile ging es davon, und in kaum einer Stunde war Ludwigsluſt erreicht.

Vor der Großherzoglichen Villa „Guſtaviana“ befahl der Prinz von Preußen, zu halten. Er ſtieg mit ſeinen Begleitern vom Wagen und ließ dem Kutſcher ein reiches Trinkgeld geben, indem er freundlich zu ihm ſagte: „Du haſt gut gefahren, mein Sohn.“ Dann begab ſich der hohe Herr feſten Schrittes in die Villa. Seine Begleiter folgten ihm. Jetzt erſt durfte die Rettung als vollſtändig gelungen betrachtet werden.

Der Prediger Behrens war dem Kammerdiener Krug zu Fuß nachgeeilt. Freilich konnte er denſelben nicht einholen, aber das war auch gar nicht ſeine Abſicht. Es drängte ihn nur, zu erfahren, ob der Prinz von Preußen der drohenden Gefahr entgangen ſei. Wo nicht, ſo wollte er die Gefahr mutig mit ihm teilen, und ſollte es ihm auch das Leben koſten.

In den Straßen der kleinen Stadt herrſchte große Erregung. Schon die Gerüchte, welche der Ankunft des Prinzen von Preußen vorausgingen, hatten die Bevölkerung des Ortes ihrer täglichen Beſchäftigung entzogen und auch viele Landleute in die Stadt gelockt. Außerdem war Markttag. Überall ſtanden Gruppen von aufgeregten Leuten, welche die großen Ereigniſſe in Berlin beſprachen und den vermeintlichen Urheber all des Blutvergießens auf den Barrikaden, den Prinzen von Preußen, ſchmähten. Als dann die Ankunft des Prinzen von Preußen Thatſache geworden war, hatte ſich eine unglaubliche Wut der Gemüter bemächtigt. Am größten war der Tumult in der Nähe des Gaſthofes, wo noch der prinzliche Wagen ſtand, welchen eine ſchreiende und heulende Menge umtobte.

Welche Raſerei mußte die Menge ergriffen haben, wenn ein alter Bauer, deſſen Sohn vor wenigen Tagen auf den Barrikaden in Berlin gefallen war, es wagen konnte, mit einer Heugabel an den prinzlichen Wagen zu eilen, um den vermeintlichen Urheber ſeines Unglücks zu erſtechen!

Das verblendete Volk aber wehrte ihm nicht, ſondern zollte ſeinem freventlichen Beginnen vollen Beifall.

Als der Prediger Behrens ſich überzeugt hatte, daß der Prinz von Preußen die Stadt bereits verlaſſen habe, atmete er tief auf: „Gott ſei gelobt!“ Er kehrte in ſeinen Gaſthof zurück und teilte dem Buchhalter Weiß mit, daß der Prinz von Preußen nun in Sicherheit ſei. Beide Männer freuten ſich der gelungenen Rettung und dankten Gott.

Das war der 23. März des Jahres 1848, gewiß einer der traurigſten Tage in dem Leben unſers glorreichen Kaiſers Wilhelm I.

Es ſeien mir noch einige Mitteilungen vergönnt, welche zwar nicht unmittelbar mit dem 23. März 1848 im Zuſammenhange ſtehen, die aber dennoch dem freundlichen Leſer willkommen ſein dürften.

Der Prinz von Preußen hatte ſich am 25. März in Hamburg nach England eingeſchifft. Er reiſte inkognito, und niemand von den zahlreichen Paſſagieren kannte ihn von Perſon. Es konnte nicht fehlen, daß in ſo bewegter Zeit von den Reiſenden viel politiſiert wurde. So hatte denn der Prinz oft Gelegenheit, manches bittere und ungerechte Urteil ſchweigend mit anhören zu müſſen. Sogar an heftigen Schmähungen fehlte es nicht. Als die Paſſagiere in Hull ausgeſchifft wurden, verließ er zuerſt das Schiff. Da konnte es ſich der Kapitän Corbei nicht verſagen, den übrigen Paſſagieren noch eine große Überraſchung zu bereiten. „Wiſſen Sie auch, meine Herrſchaften,“ fragte er die auf Deck verſammelten Reiſenden, „wer der große Herr war, der ſoeben an Land ging?“ Die Frage wurde verneint. „Nun,“ fuhr der Kapitän fort, „es war der Prinz von Preußen!“

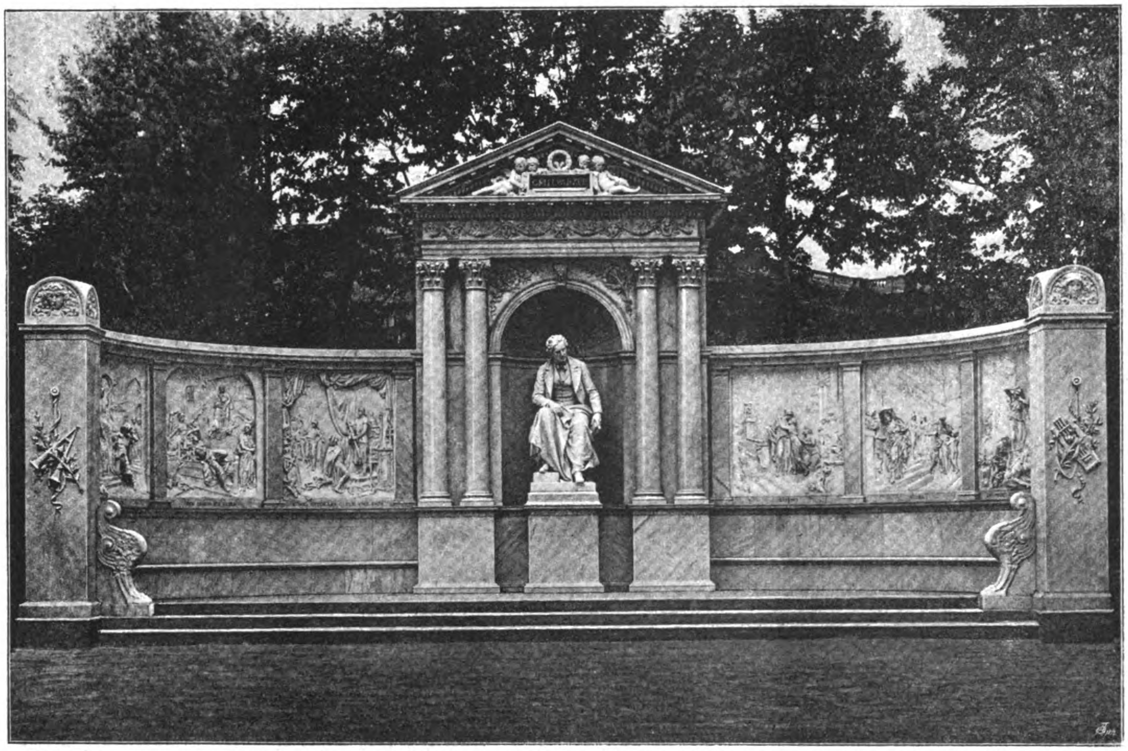
Sprach's und wandte den überraſchten und zum Teil tief beſchämten Paſſagieren den Rücken zu.*)

Von Intereſſe dürfte auch das huldvolle Schreiben ſein,

---

*) Die kleine Geſchichte hat der Kammerdiener Krug nach ſeiner Rückkehr von England meinem Vater ſelber erzählt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Das Grillparzer-Denkmal im Volksgarten zu Wien.

welches der Prinz von Preußen nach ſeiner Rückkehr von England eigenhändig an meinen Vater richtete und welches wörtlich alſo lautet:

„Schloß Babelsberg, den 18. Oktober 1848.

Die Dankbarkeit an die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie mir am 23. März d. J. beiſtanden, wird nie in meinem Herzen erlöſchen, und niemals werde ich den prüfenden Blick vergeſſen, mit welchem Sie mich anſahen, als ich ungekannt zu Ihnen ins Zimmer trat, und Sie mir dennoch ſofort Glauben ſchenkten, als ich mich nannte.

Die Erinnerung und das Andenken an Ihre That wünſche ich bei Ihnen zu erhalten, und zu dem Ende ſende ich Ihnen meine Büſte, bei deren Anblick Sie ſich erinnern mögen

Ihres dankbaren
Prinzen von Preußen.“

„Für den Mann, der uns fuhr,*) ſende ich anliegende 5 Stück Dukaten.“

„An den Prediger Behrens zu Quitzow bei Perleberg.“

Dieſes eigenhändige und ſo huldvolle Schreiben des hohen Herrn hat meinen Vater ſelbſtverſtändlich hoch beglückt. Seine dankbare Freude wurde noch erhöht durch den Umſtand, daß der hohe Herr ſogar an dem Geburtstage ſeines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ſeiner gedacht hatte. Darin glaubte er ein beſonderes Zeichen von hoher Huld erblicken zu dürfen.

Bald wurde auch dem Prediger Behrens der Rote Adlerorden IV. Klaſſe verliehen. Als er in einer Audienz dem hohen Herrn ſeinen Dank dafür ausſprach, wurde ihm die huldvolle Antwort: „Es war ja unſere Pflicht, Ihnen eine öffentliche Anerkennung zu geben.“

Zur Taufe eines Sohnes, bei welchem Se. königliche Hoheit der Prinz von Preußen Patenſtelle zu übernehmen geruht hatten, wurde meinem Vater das Bildnis des hohen Herrn überſandt mit der von ihm eigenhändig vollzogenen Namensunterſchrift. In die linke Schleife dieſer Unterſchrift hat der Prinz von Preußen das Datum 23./3. 48, in die rechte Schleife das Datum 22./3. 52 geſetzt.

Auch dieſer Beweis von hoher Huld und beſonders, daß der Prinz von Preußen an ſeinem eignen Geburtstage ſich meines Vater zu erinnern geruht hatte, erfüllten dieſen, wie ſich denken läßt, mit großer Freude.

Das huldvolle Schreiben ſowohl, als auch die Büſte und das vorerwähnte Bildnis, deſſen Unterſchrift ſchon ziemlich verblaßt iſt, werden in unſerer Familie als ein teures Vermächtnis gehütet und bewahrt. Meinem Vater ſelber aber war es nicht vergönnt, die zukünftige Größe des erhabenen Hohenzollern, mit welchem er in ſo eigentümlicher Weiſe in Berührung gekommen, zu erleben und ſich mit dem ganzen deutſchen Volke des großen Kaiſers Wilhelm I zu freuen. Er ſtarb ſchon am 24. Mai 1858, und zwar als deſignierter Superintendent von Krakau bei Magdeburg.

Meiner Mutter, der jetzt noch lebenden Witwe des Predigers Behrens, beſtimmte die hohe Huld des Prinzen von Preußen, des damaligen Prinz-Regenten, eine lebenslängliche Penſion von 300 Thalern aus ſeiner Privatſchatulle, eine Summe, die ihr als Beihilfe zur Erziehung ihrer Kinder von unſchätzbarem Werte war. Die dankbare Liebe und Treue zum Kaiſer Wilhelm I und ſeinem erhabenen Hauſe wird in den Herzen der Familie Behrens fortleben alle Zeit.

---

*) Der alte Daniel Hart. Es war ein anſtändiges Pflaſter auf die Mißhandlungen, welche er in Stavenow erlitten. Er hatte dort mit den Pferden auf die Rückkehr ſeines Herrn gewartet. Die Tagelöhner des Gutes waren durch die Anſtalten, welche man zur Weiterreiſe des Prinzen getroffen, aufmerkſam geworden. Andere, die von Grabow vom Markte zurückkehrten, teilten von den dortigen Gerüchten mit. Nun ſollte Daniel beichten, wen er gefahren. Man ſtieß ihn hin und her, puffte ihn und riß ihn an den Ohren.

„Ik weet't nich. Twee Dahler hätt' hei mi geven!“ war aber die ſtereotype Antwort Daniels.

Mit einigen herzhaften Rippenſtößen und dem ſchmeichelhaften Kompliment: „Du Schapskopp!“ ließ man ihn ſchließlich wie eine unergründliche Frage ſtehen.

Franz Grillparzer.

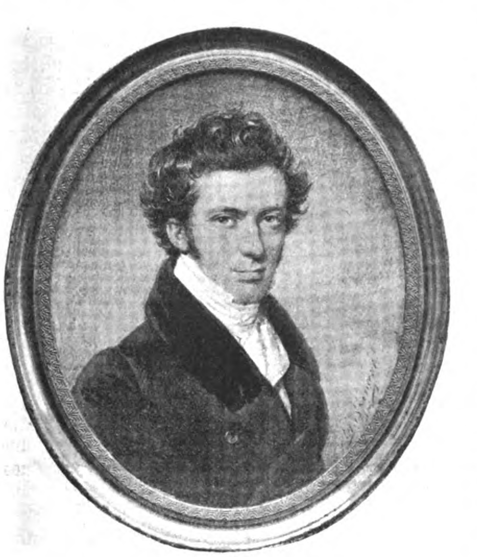
(Abdruck verboten.)

Ein Gedenkblatt zu ſeinem hundertjährigen Geburtstage.
(15. Januar 1791.)

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

„Der Name Grillparzer iſt ſchwer auszuſprechen, aber die Nachwelt wird ihn auszuſprechen lernen müſſen!“ — Dieſes Wort Lord Byrons hat ſich glänzend bewahrheitet.

Nicht nur den Namen Grillparzer hat die Nachwelt gelernt, auch ſeine Werke kennt ſie zum großen Teile, ja, ſie zählt den Dichter der „Sappho“ zu den klaſſiſchen. Heute, wo unſer Schrifttum und insbeſondere das dramatiſche, auf Bahnen wandelt, deren Ziel und Ende vorläufig nicht abſehbar erſcheint; wo eine Cohorte von unreifen Litteraturreformern die goldenen Früchte des Klaſſizismus mit Schmutz bewirft, weil ſie ihnen zu hoch hängen — heute ruht der Blick des Menſchenfreundes mit beſonderer Liebe auf einer Dichtergeſtalt, die, unbeirrt von dem Erfolg des Tages, in einſamer Stille und in heißer Inbrunſt mit dem Genius der Kunſt um ſeine tiefſten und ſchönſten Geheimniſſe gerungen hat, ohne ſich viel um anderen Lohn zu kümmern, als um denjenigen, den die Kunſt ſelber zu bieten hat. — Denn das, was Grillparzer ſo unendlich hoch über viele ſeiner Mitſtrebenden erhebt, das iſt eben ſeine echte, wahre Künſtlernatur, die ſich vom Banne der zeitgenöſſiſchen litterariſchen und ſozialen Irrtümer durch eigne Kraft zu befreien und ſchon in jugendlichem Alter zielbewußt ihre eigne Richtung einzuſchlagen wußte. — Welch unerſchöpfliche, farbenreiche, wechſelvolle Welt von Geſtalten und Handlungen erſchließen uns die Werke des Dichters, und wie überaus einfach iſt dagegen ſein eignes Leben verfloſſen! Fürwahr, auf ihn paßt das Wort, das er als Titel über eines ſeiner Dramen geſetzt, für ihn war „der Traum — ein Leben.“ Nicht der recht alltägliche Verlauf ſeines 81 jährigen Erdenwallens, ſondern all die Kämpfe und Stürme, die Verſchlingungen und Löſungen des Geſchicks, die er mit ſeinen dichteriſchen Geſtalten durchdacht, durchempfunden und zu Ende geführt, ſind als ſein wahres, weil innerliches, Leben zu betrachten.



Franz Grillparzer.
Nach dem Miniaturgemälde von Moritz Michael Daffinger.

In der Kaiſerſtadt an der Donau wurde er als erſter Sohn eines Advokaten geboren, und das war für ihn mehr als ein gleichgültiger Zufall. Denn er iſt ein echtes Wiener Kind geblieben ſein Leben lang und hat ſein Öſterreich „kindiſch geliebt.“ Und doch fällt ſein Daſein in eine Zeit, in der Öſterreich durchaus nicht in allen Stücken liebenswert erſcheint. Ein Jahr vor der Geburt des Dichters war Kaiſer Joſeph II geſtorben. Die Sonne des joſephiniſchen Geiſtes war untergegangen, und bald hüllte die Dämmerung der Metternichſchen Ära wie das politiſche, ſo auch ganz beſonders das litterariſche Leben in einen trüben, allem Wachstum und Aufſchwunge feindlichen Nebel, durch den ſich nur wenige ſtarke, auserleſene Geiſter zur Klarheit durchzuringen vermochten. Es war die Zeit der bis zur Lächerlichkeit ängſtlichen Bücher- und Theatercenſur, der polizeilichen Überwachung auch der harmloſeſten geſelligen Freuden, des Preußenhaſſes und des unfruchtbaren Intriguenſpieles auf allen Gebieten, gekommen.

Des Dichters Kindheit war eine wenig freudvolle. Fehlte ihr doch das ſchöne wärmeſpendende Licht, welches ſonſt auch in die ſpäteſten Lebensjahre des Menſchen wehmütig beſeeligend hineinſtrahlt: die Liebe der Eltern. Der Vater, eine kalte, verſchloſſene Natur, rief dem achtzehnjährigen Sohne, der auf den Knieen ſeine erkaltenden Hände küßte, noch auf dem Sterbebette die bitter harten Worte zu: „Nun iſt's zu ſpät!“ Mit der Mutter, die ein grauenvolles und ſelbſtgewolltes Ende durch Erhängen fand, trat unſer Dichter erſt nach dem Tode des Vaters in ein herzlicheres Verhältnis, und auch dieſes entbehrte der tieferen geiſtigen Harmonie. So wuchs er, in ſeinem ganzen Gemütsleben größtenteils auf ſich allein angewieſen, ſcheu und verſchloſſen heran. Die Bildung, die er erhielt, war eine mangelhafte. Sorgte ſchon die rein äußerliche Richtung der damaligen öſterreichiſchen Schulen wenig für einen gründlichen und gediegenen Unterricht, ſo widerſetzte ſich anderſeits die launenhafte, ſtetig dem Wechſel geiſtiger Nahrung geneigte Natur des Knaben einem methodiſchen Lernen und Denken. Die große Zurückhaltung, die Grillparzer auch in ſeinem ſpäteren Leben aller Philoſophie und namentlich der norddeutſchen Gedankenarbeit entgegenbrachte, läßt darauf ſchließen, daß er, deſſen poetiſcher Blick überall nur die Fülle der Geſtalten ſah, dem abſtrakten Denken überhaupt abhold war.

Auf Wunſch des Vaters widmete ſich Franz 1807 juriſtiſchen Studien; aber ſchon nach zwei Jahren ſtarb der erſtere, und damit trat denn auch an den jungen Mann die ernſte Notwendigkeit eignen Erwerbs heran. Eine Hauslehrerſtelle, die er beim Grafen Seilern fand, gab er ſchon im Jahre 1813 auf, um durch die Protektion des Grafen Herberſtein einen untergeordneten Poſten beim Zollamte zu erhalten. Von nun ab ſehen wir den Dichter bis zum Jahre 1856, in welchem er auf eignen Wunſch verabſchiedet wurde, im Staatsdienſte, im Dienſte eines Staats, an deſſen Spitze bis 1848 ein Metternich ſtand!

Erſt nach elfjähriger Amtsthätigkeit avancierte Grillparzer zum Hofkonzipienten, nach weiteren neun Jahren (1833) zum Archivdirektor bei der Hofkammer. Die Einförmigkeit ſeines Wiener Lebens wird nur durch verſchiedene Reiſen und die Stürme von 1848 und 1866 unterbrochen. Im Jahre 1819 beſuchte er Italien, 1826 und 1847 Deutſchland, 1843 die Türkei und Griechenland.

Jeder Kenner bewundert in den Werken unſers Dichters die feine, von eingehendem perſönlichen Studium zeugende Charakteriſtik der Frauengeſtalten. In der That hat das Ewigweibliche im Leben Grillparzers von früher Jugend bis zum ſpäten Alter ſtets eine hervorragende Rolle geſpielt. Von allen zarten Verhältniſſen dieſer Art iſt dasjenige zu Katharina Fröhlich das innigſte und dauerhafteſte geweſen. Im Jahre 1817 hat er ſie als vierzehnjähriges Mädchen im Hauſe ihres Vaters, eines kaiſerlichen Rats, kennen gelernt. Wohl trug ihr Grillparzer noch im Jahre 1866, als fünfundſiebzigjähriger Greis, die Ehe an, aber Katharina verweigerte ſie mit Recht. Was ſollte ihnen die Ehe in dieſem Alter! Die Frage, warum der Dichter nicht ſchon früher mit dieſem Antrage an ſie herangetreten war, läßt ſich durchaus nicht einſeitig durch materielle Verhältniſſe erklären. Den innerſten Grund deutet er in einem Gedicht ſeiner „Tristia ex ponto,“ dieſer ſeiner geheimſten lyriſchen Herzensoffenbarungen, ſelbſt an:

„. . . In Glutumfaſſen ſtürzten wir zuſammen,
Ein jeder Schlag gab Funken auch und Licht,
Doch unzerſtörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir ſchmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander paſſen,
Ich war ein Ganzes, und auch ſie war ganz.
Sie wollte gern ihr tiefſtes Weſen laſſen,
Doch allzu feſt geſchlungen war der Kranz.

So ſtanden Beide, ſuchten ſich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in ſich,
Doch all umſonſt, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich — war immer ich!“

In „König Ottokars Glück und Ende“ hat er eine Epiſode aus ihrer Kinderzeit, eine Begegnung mit Kaiſer Franz, verewigt.

Als Grillparzer am 21. Januar 1872 zu Wien geſtorben war, da richtete man ihm auf kaiſerliche Koſten und unter der Teilnahme der kaiſerlichen Familie ein Begräbnis aus, wie es kaum einem anderen deutſchen Dichter zu teil geworden. Es war ihm auch noch im ſpäteren Greiſenalter vergönnt, ſich in den Strahlen ſeines Ruhmes zu ſonnen, aber wie mühſelig war der Weg bis zu dieſem Ziele, wie heiß jahrzehntelang das Ringen und wie kärglich der Lohn, wie ſchwer vor allem ward auch dieſem Dichter von Gottesgnaden der Kampf mit Vorurteilen!

Es läßt ſich nun trotz aller gegenteiligen Verſuche und Reinwaſchungen, wie ſie ja immer den Sport mancher Biographen und Litterarhiſtoriker bilden, wenn es ſich darum handelt, eine längſt erkannte Größe nun auch von allem berechtigten Tadel zu befreien — es läßt ſich nicht leugnen, daß die erſte Tragödie Grillparzers, die zur Aufführung gelangte, „Die Ahnfrau,“ eine Schickſalstragödie iſt und daß der Dichter — mag er es auch beſtreiten — das Vorurteil, welches ihm als Schickſalsdichter entgegengebracht wurde und ihm auf lange hin außerordentlich geſchadet, ſelbſt begründet hat. Auf dem Geſchlechte der Grafen von Borotin laſtet der Fluch grauſer Thaten. Einer ihrer Vorfahren hat ſeine pflichtvergeſſene Gemahlin eigenhändig ermordet. Infolgedeſſen findet dieſe „Ahnfrau“ keine Ruhe im Grabe und muß ihren Nachkommen immer dann erſcheinen, wenn Unheil bevorſteht. Der angeblich letzte Sproß des Geſchlechtes, der greiſe Graf Zdenko von Borotin, lebt mit ſeiner Tochter Bertha einſam und zurückgezogen auf dem Stammſchloſſe. Seinen einzigen Sohn hat er ſchon als Knaben verloren. Derſelbe iſt aber nicht, wie der Vater annimmt, ertrunken, ſondern von einem Räuber entführt worden, der ihn in ſeinem eignen blutigen Handwerk auferzogen hat. Jaromir, ſo heißt der unglückliche Jüngling, hat keine Ahnung von ſeiner nahen Verwandtſchaft mit dem alten Grafen, deſſen Tochter er zufällig aus Räuberhänden zu befreien in der Lage iſt und bei dieſer Gelegenheit lieben lernt. Unter falſchen Vorſpiegelungen weiß er ſich in das Schloß ſeines Vaters Eintritt zu verſchaffen, der ihn gaſtlich aufnimmt und bald als Bräutigam ſeiner Tochter, die Jaromirs Liebe leidenſchaftlich erwidert, anerkennt. Mittlerweile naht das Verderben, das Schickſal. Königliche Soldaten ſtellen der gefürchteten Räuberbande nach, deren Häuptling Jaromir iſt, und durchforſchen bei dieſer Gelegenheit auch das Schloß des Grafen. Dieſer hält es für ſeine Pflicht, den Abgeſandten ſeines Königs Beiſtand zu leiſten. Jaromir wird von einem Soldaten erkannt, ergreift die Flucht, gerät dabei durch einen unglücklichen Zufall ins Handgemenge mit ſeinem leiblichen Vater und verwundet dieſen auf den Tod mit demſelben Dolche, mit dem ſein Vorfahr einſtmals die Ahnfrau ermordet hat. Nun enthüllt der von den Soldaten dingfeſt gemachte Pflegevater Jaromirs dem ſterbenden Grafen und den anderen Beteiligten den ganzen furchtbaren Zuſammenhang der Dinge. Verzweifelnd erliegt der alte Borotin der Wunde, die ihm ſein eigner Sohn geſchlagen, Bertha ſinkt, von den Ereigniſſen überwältigt, in tödlicher Bewußtloſigkeit zu Boden, und Jaromir ſtürzt ſich in wahnſinniger Leidenſchaft in die todbringenden Arme der Ahnfrau, die er für Bertha, ſeine Geliebte und — Schweſter, hält.

„Nun, wohlan! es iſt vollbracht!
Durch der Schlüſſe Schauernacht,
Sei geprieſen, ew'ge Macht!
Öffne dich, du ſtille Klauſe,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hauſe.“

Das Verbrechen iſt durch Verbrechen „entſühnt,“ und die Ahnfrau kehrt befriedigt nach Hauſe, nachdem ſie die Handlung des Stückes mit unheilsſchwangeren Mienen und Worten begleitet hat.

Ein geſunder Sinn wird ſchwerlich verkennen, daß über dem ganzen Drama die finſtere Wolke eines unverrückbaren Fatums lagert, deſſen Dunkel die freie Selbſtbeſtimmung der handelnden Perſonen faſt ganz verhüllt.

Thatſache iſt, daß „die Ahnfrau“ den ferneren Werken des Dichters ſehr geſchadet und ihm ſehr viel Ärgernis und Verdruß eingetragen hat, den die beifällige Aufnahme von Seiten des Publikums nur wenig mildern konnte. Er entſchloß ſich daher, für ein nächſtes Stück einen Vorwurf zu wählen, der möglichſt wenig an „Die Ahnfrau“ und die ganze Schule der Schickſalsdichter, die Müllner, Zacharias Werner u. ſ. w., erinnern ſollte. So entſtand die „Sappho“, dieſes klaſſiſche Trauerſpiel, das der 27jährige Dichter innerhalb dreier Wochen verfaßte. Zeigte ſchon „Die Ahnfrau“ trotz der Mängel der Anlage ein urwüchſiges dramatiſches Talent, das über die ganze Skala der menſchlichen Leidenſchaften und über eine von höchſtem poetiſchen Reiz verklärte Sprache verfügte, ſo weiſt „Sappho“ nicht nur dieſe Vorzüge auf, ſondern entzückt den Kunſtkenner auch durch die wunderbare Schlichtheit der Mittel, mit denen der Dichter die unausgeſetzte, aufs höchſte geſpannte Teilnahme des Zuſchauers an einer Handlung zu feſſeln weiß, die an äußeren Vorgängen nicht eben reich iſt. Sappho, die ruhmgekrönte Dichterin, wird von zärtlicher irdiſcher Neigung zu dem Jüngling Phaon erfaßt. Dieſer aber erkennt bald, daß er ſich über ſeine Gefühle Sappho gegenüber getäuſcht hat, daß er für das hohe Weib glühende Bewunderung zwar, aber keine Liebe empfindet. Die Neigung ſeines Herzens gehört Melitta, Sapphos holder Sklavin. Die Dichterin bemerkt die Untreue des Geliebten, aber ſie kann, ſie will nicht daran glauben, daß Phaons Herz ihr unwiderruflich verloren ſei. Dadurch, daß ſie ihrem Sklaven Rhamnes die Nebenbuhlerin an einen entfernten Ort fortzuſchaffen befiehlt, hofft ſie die Neigung des Geliebten wieder zurückzuerobern. Dieſer aber, aufs höchſte empört über den Anſchlag Sapphos, vereitelt den letzteren und entflieht mit Melitta. Sappho läßt den Flüchtlingen nachſetzen, dieſelben werden in der That gewaltſam zurückgeführt und dem Urteilsſpruche der erzürnten Dichterin unterworfen. Nun kämpft die Rachſucht der Liebe mit der angeborenen Großmut und dem auf Unvergängliches gerichteten Sinne des von den Göttern erkorenen Weibes einen harten Kampf. „Ich liebte dich“, ruft ihr Phaon zu,

„ſo wie man Götter wohl,
Wie man das Gute liebet und das Schöne.
Mit Höh'ren, Sappho, halte du Gemeinſchaft,
Man ſteigt nicht ungeſtraft vom Göttermahle
Herunter in den Kreis der Sterblichen.
Der Arm, in dem die goldne Leier ruhte,
Er iſt geweiht, er faſſe Niedres nicht.“

Endlich findet Sappho ſich ſelbſt wieder. Die Leidenſchaft der Rache macht edleren Gefühlen Raum. Die Dichterin verzichtet auf das irdiſche Glück, das ihr nicht beſtimmt war. Aber ſie vermag es auch nicht, mit dem Gedanken weiterzuleben, daß der Geliebte einer anderen angehört. Mit Purpurmantel und Lorbeer, die goldne Leier in der Hand, ſtürzt ſie ſich vom Felſen in das Meer.

Dieſer, der Überlieferung entlehnte Schluß iſt ſicher auch der wirkſamſte, einen endgiltigen Sieg der Dichterin über ihre Leidenſchaft bedeutet er aber nicht. Durch ihren freiwilligen Tod beweiſt Sappho nur ihre Schwäche, dieſelbe Schwäche, deren ſie ſich ſchuldig machte, als ſie in unwürdigem und unweiblichem Verlangen einen Mann, der ſie nicht liebte, gegen ſeine Neigung und trotz ſeiner, den weiblichen Stolz tief verletzenden Erklärungen, durch Liſt und Gewalt an ſich zu feſſeln ſuchte. Phaon iſt im Grunde ein recht alltäglicher Burſche. Um ſo peinlicher berührt es den Zuſchauer, eine ſo erhabene Frauengeſtalt, wie diejenige Sapphos, um ſeine Liebe — man kann wohl ſagen: betteln zu ſehen.

Wo iſt die Sonne, an der man keine Flecken entdecken könnte? Was dieſes Drama ſonſt an Schönheit der Sprache, an dramatiſcher Zuſpitzung des Dialogs, an pſychologiſcher Feinheit der Charakteriſtik, an Einheitlichkeit und Spannung innerer Handlung bietet, das ſtellt ſich unſern klaſſiſchen Dichtungen würdig an die Seite.

Iſt über „Sappho" der ewigblauende Himmel, die milde Schönheit des alten Hellas ausgeſpannt, ſo führt uns Grillparzers Trilogie „Das goldene Vließ" in die düſterſte Sagenwelt des Griechenlandes. Die Teile dieſes Geſamtwerkes: „Der Gaſtfreund," „Die Argonauten" und „Medea" erinnern ſchon inſofern an „Die Ahnfrau," als hier das äußere Symbol des goldenen Vließes, wie dort das des Familiendolches, den Fluch des Verhängniſſes verſinnbildlicht. Aber nicht nur das, auch die mangelhafte Löſung der Schuldfrage erinnert an des Dichters erſtes bühnenfähiges Drama. Das Verhängnis, das wir in den beiden erſten Teilen drohend heranziehen ſehen, bricht in dem dritten, „Medea," mit einer Gewalt herein, die weder Schuldige noch Unſchuldige verſchont, ja, die letzteren vielleicht noch härter trifft, als die erſteren. Jaſon, wegen ſeiner Verbindung mit der unheimlichen, dämoniſchen Zauberin Medea, wegen der Thaten, die er in Kolchis verübt, von dem götterfürchtenden Griechenvolke geächtet, findet zwar für ſeine Perſon bei Kreon, dem Könige von Korinth, Schutz und Gaſtfreundſchaft, muß ſich aber von ſeiner Gattin Medea losſagen, für welche auf griechiſchem Boden kein Raum iſt. Der durch Alter und Erfahrungen, durch Schuld und Unglück Ernüchterte will ſich auch von der ihm längſt verhaßt gewordenen Gefährtin befreien und ſich mit Kreons lieblicher, ſanfter Tochter Kreuſa verbinden, findet aber in der aus Haß und Liebe dämoniſch zuſammengebrauten Leidenſchaft Medeas unüberſteigbare Hinderniſſe. Letztere, der auch ihre mit Jaſon erzeugten Kinder genommen werden ſollen, kennt in ihrer zerſtörenden, ſich zur Höhe des Fatums erhebenden Rachſucht keine Grenzen mehr. Sie ermordet eigenhändig ihre Kinder, bereitet der ſchuldloſen aber als Nebenbuhlerin verhaßten Kreuſa durch ein verhängnisvolles Brautgeſchenk einen ſchrecklichen Flammentod und zerſtört ſo das Lebensglück aller Beteiligten, um ſich dann dem Richterſpruche des delphiſchen Gottes zu unterwerfen. Das letzte, was ſie dem einſt ſo heiß geliebten Jaſon, den ſie körperlich und geiſtig dem Elende preis gegeben, zuruft, iſt: „Trage! Dulde! Büße!"

Auch dieſe Trilogie iſt durch wunderbare poetiſche Schönheiten ausgezeichnet, ſo ſehr ſich auch die dramatiſche Lebensfähigkeit ſeiner Grundgedanken bezweifeln läßt. Vor allem hat Grillparzer in der Medea einen Charakter geſchaffen, in dem wir, wie in einem aufgeſchlagenen Buche, die ganze Fülle wechſelnder Leidenſchaften eines Frauenbuſens leſen können. Wie grauſam und unerbittlich Liebe haſſen kann, ohne doch darum aufzuhören, Liebe zu ſein — dieſen rätſelhaften pſychologiſchen Vorgang hat der Dichter in der Medea mit einer überzeugenden Wahrheit und Anſchaulichkeit geſchildert, die ihres gleichen ſuchen.

Die düſter brauenden Nebel zerſtreuen ſich, und wieder leuchtet Hellas' goldene Sonne vom wolkenloſen Himmel, wenn wir uns dem lieblich-wehmütigen Trauerſpiele „Des Meeres und der Liebe Wellen" zuwenden. Es behandelt die bekannte Sage von Leander, der das Meer durchſchwamm, um ſeine Hero zu beſuchen.

Neben den Trauerſpielen „Ein treuer Diener ſeines Herrn", „Libuſſa" und „Ein Bruderzwiſt in Habsburg" verdient „König Ottokars Glück und Ende" als eines unſerer hervorragendſten hiſtoriſch-nationalen Dramen beſondere Beachtung. Der Dichter ſchildert in dieſem Werke den aus der Geſchichte bekannten Kampf Rudolfs von Habsburg mit dem mächtigen Böhmenkönige Ottokar, wobei er nicht nur den gerechten, weiſen und milden Sinn des Stammherrn ſeines geliebten Kaiſerhauſes der trotzigen Selbſtſucht Ottokars, ſondern auch den ſieghaften Geiſt deutſcher Kultur der ſlawiſchen Indolenz in wirkungsvollem Gegenſatze gegenüberſtellt.

Es ſteht uns nicht der Raum zur Verfügung, um an dieſer Stelle auch auf die übrigen Dichtungen Grillparzers näher einzugehen. Das dramatiſche Märchen „Der Traum ein Leben" entwickelt in anregender, phantaſtiſcher, poetiſch fein erſonnener Form den Gedanken, daß nicht die äußeren Geſchehniſſe des Daſeins, ſondern die Empfindungen, Gedanken, Wünſche und Hoffnungen, wie ſie der Zauberſpiegel des Traumes zurückſtrahlt, das eigentliche wahre Leben des Menſchen ausmachen. Schon aus dem Titel erkennt man, daß die Lektüre Calderons („Das Leben ein Traum") die Anregung zu dieſem dramatiſchen Märchen gegeben hat. Das nachgelaſſene Fragment „Eſther" und das Trauerſpiel „Die Jüdin von Toledo" intereſſieren, ganz abgeſehen von ihren glänzenden dichteriſchen Vorzügen, ſchon im Hinblick auf die Stellung des Dichters zur Judenfrage. Wenn auch Grillparzer, wie jeder echte Dichter, überall das Ewigmenſchliche und Verſöhnende hervorhob, ſo ſteht er doch in dieſer Frage der Auffaſſung Shakeſpeares (Shylock) weit näher als derjenigen Leſſings (Nathan).

Grillparzers lyriſche Gedichte konnten ſich, trotz vielfacher Vorzüge und eines ſchon aus den Dramen erſichtlichen reichen lyriſchen Talents, neben den Schöpfungen unſerer größten Sänger bisher ebenſowenig Bahn brechen, wie der Erfolg ſeines Luſtſpiels „Weh' dem, der lügt" ſich mit dem ſeiner ernſten Dichtungen vergleichen läßt. Dagegen muß ſeine Erzählung „Der arme Spielmann" als eine Perle der deutſchen Novelliſtik bezeichnet werden. Der Dichter zeichnet uns in der Figur eines armen Spielmanns, der auf den Gaſſen geigt und, trotz rührenden Mangels an echtem Talent, trotz tiefſten Elendes in ſeiner „Kunſt" Glück und Genüge findet, der durch angeborene Schwäche des Charakters von Stufe zu Stufe geſellſchaftlich geſunken iſt und ſich dennoch ein reines Herz und wahre Chriſtenliebe bis an ſein Lebensende bewahrt hat, eine bis ins Feinſte ausgearbeitete, ebenſo anſchauliche als ergreifende Geſtalt.

Auch Grillparzer iſt nur als Kind ſeiner Zeit richtig zu verſtehen. Erwachſen in einer ſozialen Atmoſphäre, die von den Ideen Voltaires geſchwängert war, iſt er in religiöſer Hinſicht als Skeptiker zu bezeichnen. Aber, wie jeder tiefere Geiſt, mußte auch er auf die Dauer einſehen, daß Menſchenwiſſen nicht an die letzten Geheimniſſe des Seins heranreicht. „Ich bin in letzterer Zeit religiös geworden," ſo äußerte er ſich noch in ſeinem Todesjahre. „Der Glaube, wie der Unglaube ſind ſchließlich nicht zu beweiſen. So wähle ich das, was mich mehr beruhigt." Haftet dieſen Worten auch ein bedenklicher opportuniſtiſcher Beigeſchmack an, der wahrer religiöſer Erkenntnis fremd iſt, ſo läßt ſich doch auf der anderen Seite gar nicht verkennen, daß ſeine Werke zum größten Teile von tief ſittlich-religiöſem Gefühl geſättigt ſind. Vermochte ſich auch ſeine Vernunft nicht zur Formulierung einer feſten religiöſen Anſchauung zu entſchließen, ſo iſt er doch als Dichter gläubiger Chriſt, der Gott die Ehre gibt. Auch in politiſcher Beziehung vereinigt der Dichter manche ſcheinbare Widerſprüche in ſich. Das Jahr 1848 traf ihn, ſo lange deſſen Sturmfluten nicht an dem kaiſerlichen Throne emporſchlugen, gefaßt und ruhig: Reformen wünſchte auch er. Als aber ſein geliebtes Kaiſerhaus gefährdet ſchien, da griff der greiſe Dichter zur Feder, um ſeinen Landsleuten in der „Konſtitutionellen Donauzeitung" Ruhe und Beſonnenheit zu predigen. Dieſe ſeine patriotiſche Geſinnung wurde nachher von den Mitgliedern der kaiſerlichen Familie und den höchſten Würdenträgern des Reiches auf das Wärmſte und Dankbarſte anerkannt. Unſer neugeeintes Deutſches Reich fand bei ihm wenig Verſtändnis und unſer unvergeßlicher Heldenkaiſer Wilhelm I war ihm aus partikulariſtiſchen und anderen Gründen nicht recht ſympathiſch, wenngleich er anderſeits des großen Kanzlers weltgebietenden Geiſt ſtaunend bewunderte. Er war eben noch aus der „alten Schule", den Flügelſchlag der neuen Zeit, der über ſeinem greiſen Haupte dahinrauſchte, verſtand der Achtzigjährige nicht mehr. Und doch war er unſer, war er Deutſcher im Tiefſten ſeines Weſens.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Sie brauchen man bloß auf den Stuhl zu ſteigen, Fräulein, dann ſehen Sie drüber weg,“ ſagte der Kellner, bemüht die Gäſte in ſeinem Revier zu halten, die er wenigſtens auf ein Zehnpfennigtrinkgeld taxieren zu dürfen glaubte. „Die anderen Herrſchaften genieren ſich auch nicht; vorher haben die ganzen Tiſche voll geſtanden.“

Das leuchtete beiden ein, und ſie fühlten ſich an ihrem Platz ganz behaglich. Bald mußte ſich Elſe Mühe geben, um mit der ſich zu harmloſer Fröhlichkeit entwickelnden Stimmung ihres Bruders äußerlich gleichen Schritt zu halten und dasſelbe Intereſſe an all den kaleidoſkopartigen Straßenbildern zu heucheln, das ihn feſſelte. Denn innerlich fühlte ſich Elſe ſeit einigen Tagen ſchon gedrückt, und ſie mußte ihre ganze aufopfernde Liebe für Mutter und Bruder zu Hilfe nehmen, um beide nichts von ihren Sorgen merken zu laſſen. Das lange Ausbleiben Dernburgs fing an ſie zu beunruhigen, trotzdem er ihr geſagt hatte, daß er ihr den Tag ſeiner Rückkehr nicht genau beſtimmen könne, — er hatte ja gehofft, ſchnell die Zuſtimmung ſeines Vaters zu gewinnen und zurückzukehren, lange bevor ſein Urlaub abgelaufen war. Und er hatte in dunklen Andeutungen von Dingen geſprochen, die ihm augenblickliche Sorge machten und ihn noch in ſeiner Selbſtändigkeit hinderten, — wenn er dieſe Hinderniſſe nun unterſchätzt und jetzt eingeſehen hatte, daß ſie unüberwindlich waren, — wenn er überhaupt niemals mehr zurückkehrte! Er brauchte deshalb ja nicht ſchlecht und unzuverläſſig zu ſein, die Verhältniſſe möchten nur ſtärker ſein als er, meinte Elſe; denn in ihrem Vertrauen zu dem Geliebten hatten ſie weder die rohen Andeutungen von Frau Meixen und ihrer Tochter, noch die traurigen Erfahrungen ihres Bruders zu erſchüttern vermocht. Aber das junge Mädchen überwand die Sehnſucht nach dem Geliebten und die leiſe ſich hervorwagende Furcht, daß dieſe Sehnſucht niemals geſtillt werden könne, mit ſtarkem Willen wenigſtens ſo weit, daß ſie die Herzen ihrer Angehörigen nicht noch mehr beſchwerte.

Nicht lange blieben die beiden Geſchwiſter allein an ihrem Tiſche ſitzen. Bald füllte ſich der kleine Vorgarten des Reſtaurants wieder mit Menſchen, die draußen auf dem Tempelhofer Felde geweſen, aber des ſtundenlangen ſich in Sonnenglut und Staubwolken abſpielenden Schauſpiels müde geworden waren und nun lärmend nach Bier verlangten, die trockene Kehle anzufeuchten. Endlich war jeder Platz beſetzt, — wenn Elſe vorher ſich ein Bild von dem Treiben hätte machen können, würde ſie wahrſcheinlich lieber zu Hauſe geblieben ſein. Aber jetzt hieß es tapfer aushalten; auf den Trottoirs der für jedes Fuhrwerk, das nicht mit einer Legitimationskarte für den Paradeplatz verſehen war, geſperrten Belle-Allianceſtraße hatten ſich ſchon wieder die Schauluſtigen, welche die Heimfahrt des Kaiſers und die Rückkehr der Truppen ſehen wollten, zu einer dichten Mauer geſtaut, die zu durchdringen ſchwer und für ein junges Mädchen nicht angenehm geweſen wäre. Endlich ſchien die Parade beendet zu ſein. Die zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgebotenen Schutzmannſchaften entwickelten einen erhöhten Eifer für ihre ſchwierige Aufgabe, das Publikum nicht über die Bordſchwelle des Bürgerſteiges auf den Fahrdamm hinüberfluten zu laſſen; berittene Schutzleute ſprengten im Galopp die Straße hinunter, um die Meldung vom Schluß der Parade nach dem an den wichtigſten Straßenkreuzungspunkten aufgeſtellten Offiziersposten weiterzugeben, und Leibgendarmen, Ordonnanzen und Bedienſtete des Königlichen Marſtalls ritten langſam auf dem Reitwege der Belle-Allianceſtraße dem Innern der Stadt zu, die Erſatzpferde, die ſie auf dem Paradefelde bereit gehalten hatten, am Zügel führend. Die dumpfen Paukenſchläge, die bis hier hinüber geklungen hatten, waren ſchon ſeit einer ganzen Weile verſtummt, — nun ſetzten ſie plötzlich wieder ein und näherten ſich, und bald waren auch die Töne der Blechinſtrumente deutlich zu unterſcheiden, — das erſte der in die Stadt heimkehrenden Regimenter hatte das Paradefeld verlaſſen und war in die Belle-Allianceſtraße eingeſchwenkt. Ein buntbewegtes Bild entfaltete ſich dann vor den Augen der Zuſchauer; mit klingendem Spiel rückten die Regimenter in ihre Kaſernen, dazwiſchen trotteten Volkshaufen, die ſich beſonders vor den Muſikkapellen zu dichten Knäueln zuſammengeballt hatten, — das Auge wurde nicht müde, das immer wechſelnde Bild an ſich vorüberziehen zu laſſen. Dann wurde die Muſik übertönt von einem Brauſen, das aus der Ferne herüberklang und zu einem Sturm der Begeiſterung anwuchs. „Jetzt kommt der Kaiſer,“ konnte Wilberg noch ſeiner Schweſter zuflüſtern, und Elſe faßte ihr Taſchentuch feſter und reckte ſich auf die Fußſpitzen, trotzdem ſie auf dem Tiſch ſtand und, von ihrem Bruder feſtgehalten, von dort aus auch ohne ſolche Gewaltanſtrengung einen freien Überblick über die Straße gehabt hätte. Zwei Schutzleute kamen im geſtreckten Trabe herangeritten, eine einfache, nur mit zwei Rappen beſpannte Kaleſche folgte ihnen. Aber wo ſie vorüberfuhr, ſchwenkten die Frauen grüßend ihre Taſchentücher in der Luft, die Männer entblößten in Ehrerbietung ihre Häupter, und das brauſende Hurra wälzte ſich unabläſſig fort, den Wagen des Kaiſers auf ſeiner Fahrt begleitend. Und ſo ſchnell auch das Bild entſchwunden war, — jeder einzelne von den vielen tauſenden von Zuſchauern hatte doch den Eindruck, als habe er perſönlich einen freundlichen Blick von dem ehrwürdigen Greiſe empfangen und als habe der Kaiſer mit der unermüdlich an den Helm greifenden Hand gerade ſeinen Gruß erwidert. Die beiden Geſchwiſter ſahen dem Wagen nach, bis er in der Ferne verſchwunden war, und dann ſuchten ſich unwillkürlich ihre Augen, — darin leuchtete es von patriotiſcher Begeiſterung, und ihre Hände legten ſich zu feſtem Druck ineinander. Ein langer Zug von glänzenden Hofequipagen folgte dem kaiſerlichen Wagen, darunter weit prächtiger geſchirrte, in deren einem auch der hohe Gaſt des Kaiſers Platz genommen hatte, die kaiſerliche Suite ſtrotzte von Goldſtickereien und Ordensſternen, der Zug der fremdländiſchen Offiziere war aus den bunteſten Farben gemiſcht, und es waren nicht wenig ſeltſame Erſcheinungen darunter, welche die Neugierde der Zuſchauer erregen mußten, — aber die innerliche Teilnahme derſelben hatte ſich in demſelben Augenblick ausgegeben, in dem der Wagen des kaiſerlichen Greiſes den Blicken entſchwunden war. Nicht lange darauf machte ſich in der bis dahin feſt zuſammengekeilten Menſchenmauer ein Drängen und Schieben bemerkbar, — einige wurden bereits ungeduldig und ſuchten nach einem Ausweg. Auch Elſe wäre gern gegangen; aber der kleine Vorgarten war voller Menſchen, die nun auch bis zum Schluß ausharren wollten, nachdem ſie ſich ihren Platz einige Glas Bier hatten koſten laſſen. Sie wäre gern allein geweſen oder hätte mit ihrem Bruder den Heimweg durch eine ſtille Straße antreten mögen, um das Hochgefühl patriotiſcher Begeiſterung ſtill in ſich ausklingen zu laſſen, — ſie verſtand die Menſchen um ſich her nicht, die ſich ſchnell wieder auf die gewöhnliche Schauluſt herabgeſtimmt hatten und ſich mit lautem Lärmen und Lachen, das durch gute und ſchlechte Witze hervorgerufen wurde, die Zeit vertrieben.

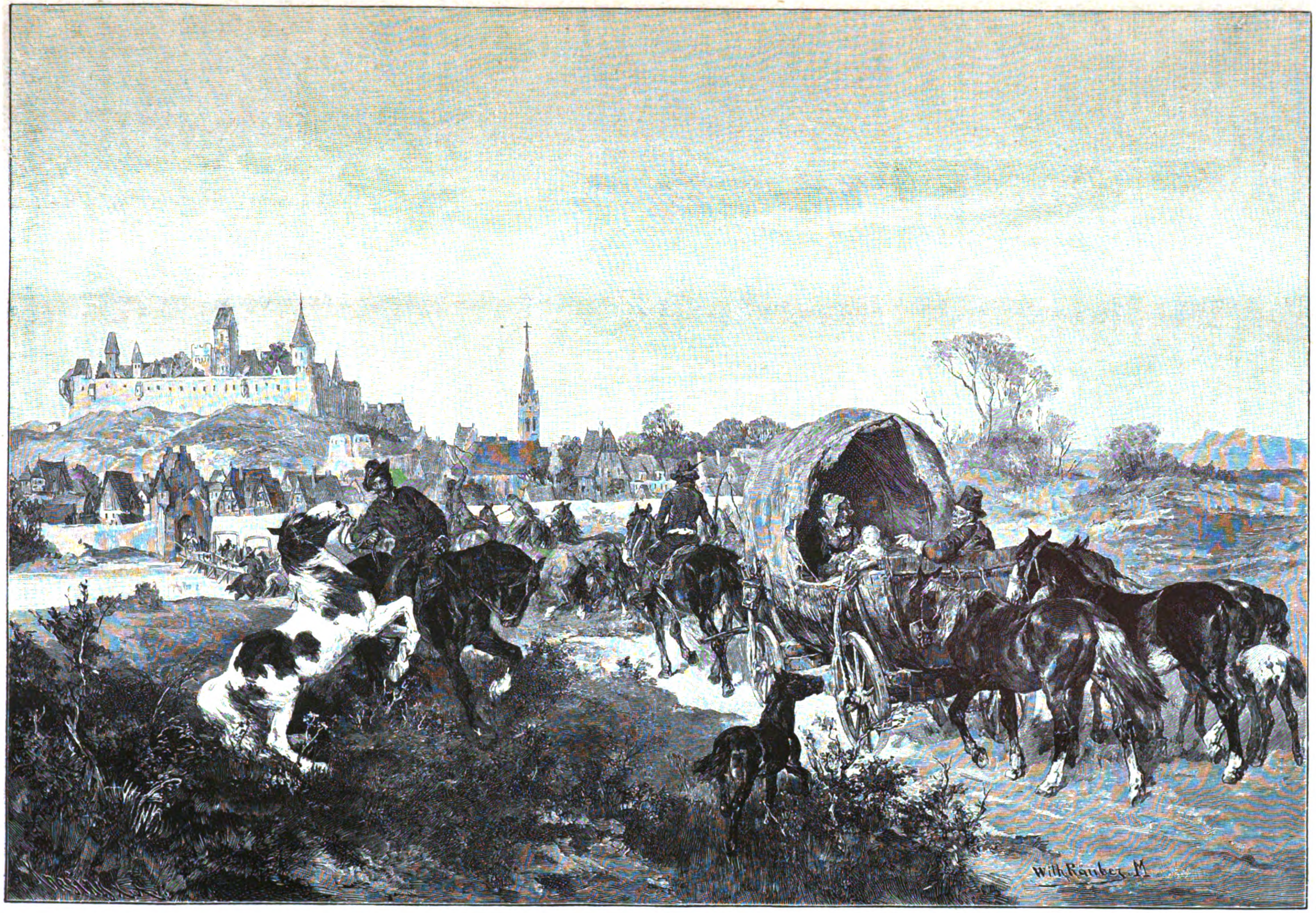
„Wenn wir gehen könnten, wäre es mir recht,“ ſagte ſie zu ihrem Bruder, „aber ich fürchte, wir ſind hier ſo eingekeilt, daß wir ſchwer hinauskommen werden.“

„Hab' nur noch ein wenig Geduld,“ erwiderte er, „dort kommen ſchon die Dragoner, und wenn die Kavallerieregimenter erſt vorüber ſind, wird die Straße ſchnell ihr gewöhnliches Geſicht annehmen. Und ſchöne Pferde ſiehſt du ja auch gern.“

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Es war nur ein Stoßſeufzer,“ ſagte ſie. „Der Lärm iſt ärger, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte.“

Sie hörte freundlich zu, als Wilberg ihr erklärte, das ſeien die zweiten, die mit weißen Knöpfen, nicht die aus der Kaſerne in der Belle-Allianceſtraße, ſondern aus der in der Blücherſtraße gelegenen, und ſie würden gleich an der nächſten Ecke in die Gneiſenauſtraße einbiegen, das ſei für ſie der


Wilh. Räuber. M.

Auf dem Wege zum Pferdemarkt. Nach dem Gemälde von W. Räuber.

nächſte Weg. Und als er ſie auf die prächtigen Pferde der Offiziere aufmerkſam machte, nickte ſie wieder freundlich mit dem Kopf, aber ſo rechtes Intereſſe vermochte ſie an dem Schauſpiel nicht mehr zu nehmen.

„Sieh mal den," ſagte Wilberg, „der verſteht's! Wie er den Gaul zwiſchen den Schenkeln hat — und was für einen Gaul! Das iſt keiner von den truppenfrommen, die die Signale ebenſo gut kennen wie die Reiter."

Das Pferd eines jungen Offiziers war unruhig geworden und drängte ſcharf nach rechts in die Menſchenmauer hinein. Die Gefährdeten kreiſchten auf und machten dadurch das Tier noch ſcheuer. Dadurch wurde Elſe aufmerkſam, ſie fürchtete, es könne ein Unglück geben, und mit ſcharfen Augen ſah ſie hinüber, während ihr Herz ängſtlich zu ſchlagen begann. Aber ihre Beſorgnis war umſonſt geweſen, der Offizier hatte ſein Pferd feſt im Zügel, und mit kräftigem Schenkeldruck drängte er es aus der Nähe des Trottoirs hinweg. Nach ein paar unruhige Lançaden, dann tänzelte es wieder vor dem Zuge, als ob es an keinerlei Widerſpenſtigkeit gedacht hätte. Der Reiter beugte ſich tief auf den Hals des Pferdes nieder und klopfte ihm beruhigend das glatte Fell — dann richtete er ſich auf und ließ ſein Auge über die den Weg einſäumende Menſchenmenge gleiten. Es blitzte darin von freudiger Genugthuung — aber plötzlich erloſch dieſer Strahl und auch ſein Antlitz wurde blaß — ein Ruck am Zügel, als wolle er das Pferd aus dem Zuge lenken, ein plötzliches Stocken, dann wieder ein haſtiges Vorwärtstreiben, als habe er ſich darauf beſonnen, daß er im Zuge bleiben müſſe — vor ihm ſchmetterten die Trompeten einen luſtigen Marſch — er war vorüber.

War es ein Zufall, daß Dernburgs Augen gerade in diejenigen der Geliebten tauchen mußten, als er von ſeinem Pferde aufſchaute! Sie würde ihn kaum erkannt haben in ſeiner glänzenden Uniform, mit dem blinkenden Helm, der das Geſicht tief beſchattete, wenn er ohne dieſen Zufall vorübergeritten wäre. Eine Ähnlichkeit hätte ſie vielleicht an denjenigen erinnert, an den ſie ſeit ihr endlos erſcheinenden Tagen mit immer gleicher Liebe und ſtets verſtärkter Unruhe gedacht hatte, aber der Gedanke, daß er es ſelbſt ſein könne, würde ihr kaum gekommen ſein. Das blitzend auf ſie gerichtete Auge ließ ihr aber keinen Zweifel, das plötzliche Erſchrecken des Reiters gab ihr vollends Gewißheit, daß ſie Dernburg vor ſich ſah, und ihr war, als ob die Erde plötzlich unter ihr verſinke und ſie allein bleibe in einer ſchrecklichen, dunkeln, troſtloſen Öde. Wilberg hatte eben ſeinem Erſtaunen über dieſe merkwürdige Ähnlichkeit Ausdruck geben wollen, als er fühlte, wie der Körper ſeiner ſich an ihn lehnenden Schweſter ſchwer in ſeinem Arm ruhte — da wußte auch er, daß es Dernburg geweſen war, der eben vorübergeritten, und eine Verwünſchung kam laut über ſeine Lippen. Dieſer Fluch tönte hinein in das totenſtumme Dunkel, in das Elſe verſunken zu ſein glaubte, und mit einer energiſchen Willensanſtrengung verſcheuchte ſie die Ohnmacht, die ſie zu umfangen gedroht hatte. Es kam ihr wieder zum Bewußtſein, daß rings um ſie Menſchen ſtanden, fremde, gleichgültige, kalte Menſchen, die nichts von dem Schlage ahnen konnten, der ſie eben getroffen hatte und nichts davon ahnen durften — als Wilberg ſie eben mit den Armen feſt umfaſſen wollte, raffte ſie ſich wieder empor; der Ausdruck feſter Willenskraft ſtand auf ihren leichenfahlen Zügen.

„Nur kein Aufſehen, Richard," flüſterte ſie; ihre Lippen bebten und ihr Auge ſah ſtarr an dem Bruder vorüber, als müſſe ſie ſich ſchämen, ihn anzuſehen. „Hilf mir vom Tiſch, wir werden einen Augenblick in das Reſtaurant gehen, dann wird es vorüber ſein."

Wilberg begriff, daß jetzt vor allem die mädchenhafte Scheu ſeiner Schweſter ſich dagegen ſträubte, dieſen ſie rings umgebenden, teilnahmloſen und zum Teil zu rohen Scherzen geneigten Menſchen auch nur einen Zipfel ihres Geheimniſſes in die Hand zu geben. Indem er ſie ſorgfältig unterſtützte, während ſie von ihrem Ausſichtspunkte herabſtieg, zwang er gleichzeitig um ihretwillen den Zorn hinunter, der ihn zu erſticken drohte und ſich gewaltſam Luft zu machen ſuchte. Die Menſchen bemühten ſich, Platz zu ſchaffen, als ſie das blaſſe Mädchengeſicht ſahen — wo ſie nicht aufmerkſam wurden, drängte Wilberg ſie mit kräftigem Arm zur Seite, mit dem anderen die Schweſter ſorgſam unterſtützend. Eine finſtere Falte furchte ſich zwiſchen ſeinen Augenbrauen, Elſe ſtarrte ausdruckslos ins Leere — einzelnen tiefer Beobachtenden unter den Umſtehenden mochte doch wohl der Gedanke kommen, daß hier mehr geſpielt hatte als eine nur durch körperliche Überanſtrengung hervorgerufene Ohnmacht. Aber von der Straße tönte von neuem ſchmetternde Muſik herüber, dumpf rollten die Geſchütze der heranrückenden Artillerie über das Pflaſter — ſie hatten keine Zeit, näher zu forſchen und wandten ſich wieder dem intereſſanteren Schauſpiel zu. Wie eine Erleichterung kam es über Elſe, als ſie mit ihrem Bruder ein ſtilles Hinterzimmer der Reſtauration erreicht hatte und die Thüre hinter ſich ſchließen hörte — den Kellner, der auf dem Wege dorthin gefragt hatte, ob er eine Erfriſchung bringen ſollte, hatte ſie mit einem Kopfſchütteln abgewehrt. Sie hatte bis dahin des Bruders Hand mit krampfhaftem Druck umſpannt, als ob ſie einen Halt ſuchen müſſe, um nicht umzuſinken. Nun ſank ſie auf einen Stuhl nieder und barg den Kopf in beide Hände. Richard Wilberg aber war es, als ſei er von einem Zwang befreit, als er nicht mehr die kühle Hand der Schweſter in der ſeinen fühlte, und das Gefühl der Schmach, die ihm ſelbſt angethan war, vereinte ſich mit der Entrüſtung über die Gewiſſenloſigkeit, deren er Dernburg ſchuldig glaubte, und in wilden Verwünſchungen brach der Strom des in ihm tobenden Zornes von ſeinen Lippen. Da raffte ſich Elſe noch einmal auf und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals.

„Sage nichts," flüſterte ſie ihm in das Ohr, „nichts gegen ihn. Ich kann es nicht ertragen!" Und in verzweifeltes Schluchzen ausbrechend barg ſie den Kopf an ſeiner Bruſt. Der Strom der Verwünſchungen aber in Wilbergs Munde wandelte ſich in lauter Schmeichelworte, die klangen, als ob er einem Kinde gut zureden müſſe, und ſeine Hand fuhr immer wieder weich und beruhigend über das blonde Haar der Schweſter, bis das Schluchzen ſich löſte in ſtilles Weinen und endlich auch die Thränen verſiegten.

XVII.

Dernburg war keinen Augenblick darüber zweifelhaft geblieben, daß er von Elſe Wilberg und ihrem Bruder erkannt worden ſei, und wie beide die Entdeckung aufgenommen hatten, konnte er aus dem plötzlichen ſchreckhaften Erſtarren der Geliebten ſehen und aus dem haßerfüllten Blick, der ihn aus Wilbergs Augen getroffen hatte, als er ſich noch einmal nach den Geſchwiſtern umwandte. Es hatte in ſeinen Fingern gezuckt, ſein Pferd herumzuwerfen und es durch die Menſchenmauer hindurchzudrängen — was hätte es ihn gekümmert, tauſend neugierige Augen zu Zeugen einer Szene zu machen, wenn er damit die Geliebte hätte verſöhnen und ſein Glück erkaufen können. Aber der ſtraffe Zwang der Disziplin hielt ihn im Zuge, die Rückſicht auf den Rock des Königs, den er trug, machte ihm zur Pflicht, ſich ſelbſt zu bezwingen. In dem plötzlichen Erſchrecken, das ihn befiel, als er ſich erkannt ſah und gleichzeitig den Eindruck bemerkte, den ſeine Erſcheinung in dieſer Umgebung und unter dieſen Umſtänden auf Elſe machte, hatte er nicht einmal den Mut gefunden, einen Gruß zu ihr hinüberzuſenden. Er ritt vorüber, als ob er ſie nicht erkennen wollte, und ſein plötzliches Erbleichen hätte auch den Unbefangenſten, der die Beziehungen zwiſchen ihm und Elſe Wilberg kannte, auf das Schuldbewußtſein eines ſchlechten Gewiſſens ſchließen laſſen müſſen. (Fortſetzung folgt.)

Vom Hochwaſſer im Saalthale.

Von W. Noeldechen. (Abdruck verboten.)

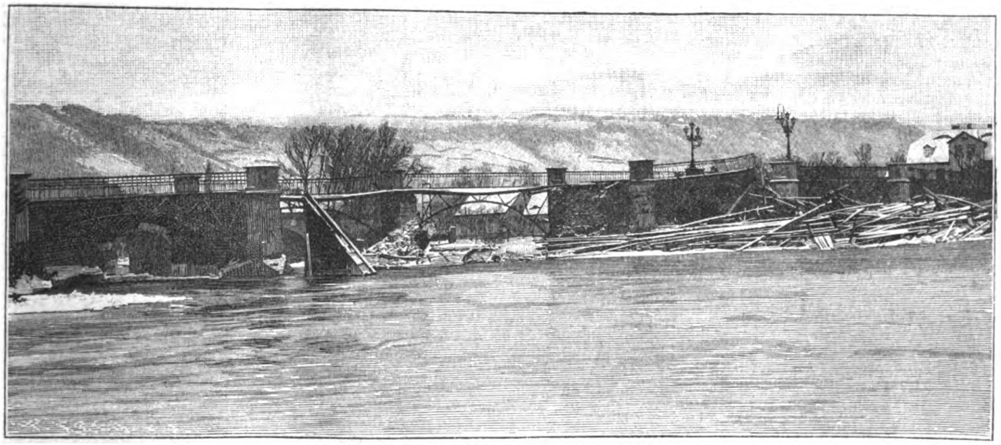
Am 25. November iſt eines der älteſten deutſchen Baudenkmäler, welches über 800 Jahre dem Verkehr der Menſchen gedient hat, von einzelnen Forſchern ſogar bis in das Zeitalter Kaiſer Karls gewieſen wird, die Köſener Saalbrücke, ein Raub des Elementes geworden, das

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zu unter- oder überjochen ſie beſtimmt war. Die ſonſt ſo friedliche Saale, an deren Strande bisher nur alter Burgen Trümmer ſtanden, hat das lang ertragene Joch geſprengt, die Ruine der Brücke ſpiegelt ſich in ihren Waſſern. Nachdem eben erſt zwiſchen Dresden und Wittenberg die Klagen über die Gewaltthätigkeit der Mutter Elbe verſtummt ſind, will es faſt ſcheinen, als wolle die Tochter Saale zeigen, daß ſie mit der Mutter eines Sinnes und auch von gleicher Kraft ſei.

Bei Wintersanbruch, alſo zu recht ungewöhnlicher Zeit, hat die Saalſtrecke von Großheringen bis Naumburg, an einer Stelle, wo der Fluß durch zwei parallele Höhenzüge von der Natur etwas eingeengt iſt, ein Hochwaſſer von ſolcher Kraft und Ausdehnung erfahren, wie in dieſem Jahrhundert noch nicht geſchehen ſein ſoll. Nachdem durch dreitägige anhaltende Niederſchläge im Köſener Thalbecken und der Umgegend die Saale bereits lebhaft im Steigen begriffen war, wurde aus Ilmenau, Rudolſtadt, Saalfeld, in welchen Orten wolkenbruchartiger Regen gefallen, telegraphiſch Hochwaſſer gemeldet. Aber wer hätte an ein ſo unmäßiges Übermaß gedacht? Zuverläſſige, am Waſſer wohnende, des Waſſers und Hochwaſſers gewöhnte Leute — ich hörte ſelbſt den Fiſchhauspächter der Landesſchule Pforta — ſchätzen den höchſten Stand dieſer Flut einen Meter höher, denn je zuvor.

So kam denn die Überſchwemmung trotz der telegraphiſchen Vorbereitung recht unvorbereitet. Was hätte man auch gegen dieſe Wut unternehmen ſollen? Am Köſener Brückenpegel wurden um neun Uhr vormittags 4,30 Meter, um elf Uhr bereits 5,40 Meter abgeleſen — ein Wachstum ohnegleichen.



Die Brücke zu Köſen nach der Zerſtörung.

Wer Köſen einmal paſſiert hat, weiß, daß hier zwei Brücken in kurzem Abſtande von einander über die Saale führen. Die eine ſchon genannte älteſte, für Fußgänger und Fuhrwerk dienende liegt ſtromauf und iſt erſt vor etwa ſieben Jahren durch zwei auf Eiſenwerk geſtützte Fußſteige verbreitert und durch ganz neue Eisbrecher geſchützt. Die andere iſt die Eiſenbahnbrücke, als ſolche auch eine der älteſten, auf welcher die Bahnlinie eine leichte Kurve beſchreibt. Die erſte Brücke iſt für dieſe zweite der beſte Schutz.

Nicht mit Eis hatten es diesmal die gut konſtruierten Eisbrecher zu thun, ſondern mit einem anderen ſchlimmeren Feinde. Zahlloſe Flöße waren durchs Hochwaſſer vom Ufer losgeriſſen und begannen nun an den Eisbrechern wie an den Pfeilern, teils noch in feſtem Gefüge, teils in einzelne lange Stämme aufgelöſt, zu ſtauen. Fortgeſchwemmte Baumſtämme anderer Art, Erlen und Eichen, welche letztere von einem nahen Zimmerplatze ſtammen ſollten, mehrten und türmten das ſperrende Holzwerk. Der Waſſerdruck ſtieg ungeheuerlich. Man erkannte bald die Gefahr, die Behörden ſperrten rechtzeitig die Brücke. Die köſener, ſpäter die naumburgiſche Feuerwehr, ſorgte nach Kräften und ſteuerte nutzloſen Wagniſſen. Zwiſchen drei und vier Uhr nachmittags erfolgte die erſte Kataſtrophe, ein Steinpfeiler ſank, ein zweiter Pfeiler folgte ihm bald nach. Um dieſelbe Zeit ſtürzte das erſte in der am meiſten bedrohten Saalſtraße belegene Haus ein, ohne zum Glück einen der rechtzeitig geretteten Inſaſſen unter ſeinen Trümmern zu begraben. Sechs andere Gebäude derſelben Straße haben das gleiche Schickſal geteilt, nirgends iſt — dank der regen werkthätigen Hilfe und den ruhigen ſicheren Anordnungen — ein Menſchenleben zu beklagen geweſen. Die Bahnverbindung, am Vormittag nach Erfurt zu bereits durch einen Dammrutſch unterbrochen, hörte nachmittags auch in der Richtung nach Naumburg auf, da der Bahnkörper ſtellenweiſe nur ſchuhhoch aus den Fluten ragte. Die Eiſenbahnbrücke iſt durch die vorliegende Schweſterbrücke gerettet.

Außer der genannten Saalſtraße ſind noch eine bedeutende Mühle, das etwas tief liegende Germaniabad, die Reſtauration zur Katze, bei welcher man als Rudelsburger Gaſt über die Saale ſetzt, ziemlich arg heimgeſucht. Auf der ſchönen Promenade für die ſommerlichen Kurgäſte ſchaukelten die Lampen der elektriſchen Beleuchtung dicht über dem Waſſerſpiegel. Freilich gab es nichts zu ſpiegeln, denn das ganze Getriebe der Beleuchtung, das große Waſſerrad und die Dynamomaſchine dazu konnten, bei ſolchem Waſſerüberfluß nicht arbeiten.

Der Anblick der Fluten bei deren höchſtem Stande war überwältigend, erſchütternd. Den Schauenden beſchlich das beängſtigende Gefühl der eignen Ohnmacht, der wilden majeſtätiſchen Gewalt des Elementes, das allen Widerſtand gebrochen. Und wie bunt dabei das Bild! Was tanzt auf der Fläche alles an unſerm Blick mit raſender Geſchwindigkeit vorüber! Bäume, von Flößen gelöſt oder aus der Erde entwurzelt, leere und gefüllte Fäſſer — Öl und Bier werden als Inhalt genannt — Thüren, Fenſterläden, Strohbunde ſonder Zahl. Und alles jagt ſchneller zu Thale, denn ein Dampfboot. Der Wind, ein kalter Nordoſt, hat ſich aufgemacht, ächzt und ſauſt und ſtöhnt in den Spitzen der Bäume, welche dem Waſſer noch widerſtehen oder auf geſchützter Höhe ſtehen. Am Ufer hüben und drüben klingt berechtigte Klage der Geſchädigten ans Ohr, aber auf die ängſtliche Frage nach verlorenen Menſchenleben wird zum Glück immer wieder verneinende Antwort gegeben. Um ſechs Uhr abends beginnt das Waſſer zu fallen. Die nächſte Gefahr ſcheint vorüber, jetzt ſchauen ſich erſt die Menſchen um, wie trübe es auf den Fluren ausſieht. Das ganze kleine Thal überſchwemmt, gute Getreidediemen von der ſchönen Ernte her liegen als ſchlimme Inſeln im Meere; viele Zuckerrüben ſcheinen verloren.

Am anderen Morgen iſt das Waſſer ſtark gefallen, an neue Gefahren denkt niemand, es iſt nicht ſtürmiſches Wetter und der Thermometer zeigte in der Nacht kräftigen Froſt. Aber der angerichtete Schaden wird faſt ſtündlich trauriger zur Gewißheit, je mehr beim fallenden Waſſer die Trümmerſtätten aus den Fluten hervorragen. Die Hälfte der Saalſtraße iſt zerſtört, bei einem Gebäude, da nur die Giebelwand einſtürzte, ſieht man die halbe häusliche Einrichtung. Viele Leute ziehen hin und her auf der erhaltenen Eiſenbahnbrücke, welche die Bahnverwaltung dem Verkehr der Fußgänger freigegeben hat. Wenn ein Zug naht, ſo muß er fürſichtig eine Strecke vorher bremſen, ein Bahnbeamter geht mit tönender warnender Schelle voraus, und ſo wird Unglück verhütet.

Der alten ehrwürdigen Brücke aus dem XI. Jahrhundert ſieht man aus der Ferne das ganze ihr widerfahrene Unheil kaum an. Denn die Fußſteige haben trotz der geſunkenen Pfeiler noch ein wenig Halt in der Eiſenkonſtruktion, ſo daß ein lockerer Zuſammenhang gewahrt bleibt. Freilich ſchwebt das alles recht erbärmlich und noch mehr unzuverläſſig in der Luft. Das ganze Eiſenwerk ſieht wie ein recht dürftiges Gerippe aus. An einer Stelle, wo die Pfeiler noch feſt ſind, lehnt ein langer Erlenſtamm auf dem Geländer, das er beim Anprall jedoch arg verbogen hat.

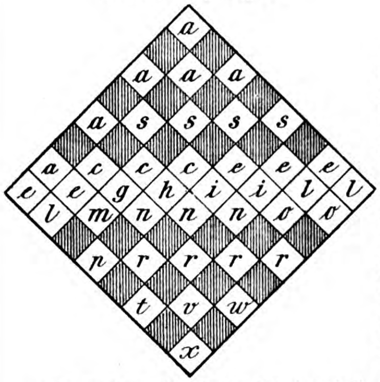
In den Gebäuden, die nicht eingeriſſen, ſondern geſtern nur, weil hart am Waſſer auf der anderen Uferſeite ſtehend, einige Fuß unter Waſſer geſetzt wurden, und heute bereits wieder zugänglich ſind, herrſcht reges Leben. Die Bewohner ſehen nach der zurückgelaſſenen Habe und deren Zuſtand. Auch eine Schmiedewerkſtatt iſt dabei, darin geſtern das Herdfeuer recht unfreiwillig gelöſcht wurde.

Die ſchwer geſchädigte Brücke iſt fiskaliſches Eigentum, das neue Jahr wird ſie hoffentlich neu ſchaffen, zum mindeſten in Angriff nehmen.

Für die vom Unheil betroffenen Privatleute, welche zum Teil der Klaſſe der ſogenannten kleinen Leute angehören, gibt's wohl einen harten Winter. Aber Hilfe wird nicht fern ſein. Allerorten regt es ſich in ihrem Intereſſe und es gedenken wohl die verſchont gebliebenen gern des Wortes: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Familientiſch und Spielecke.

1. Umſtellungsaufgabe.



Die gegebenen Buchſtaben ſind innerhalb der weißen Felder der Figur ſo zu ordnen, daß die ſieben wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Eine Stadt in Frankreich, 2. einen deutſchen Dichter, 3. einen Baum, 4. einen engliſchen Staatsmann des XVII. Jahrhunderts, 5. einen großen Fluß in Frankreich, 6. eine Göttin der Römer, 7. einen engliſchen Titel.

Sind die richtigen ſieben Wörter gefunden, ſo laſſen ſich die beiden übrigbleibenden Buchſtaben oben und unten ſo anſetzen, daß die ſenkrechte Mittelreihe eine Königin nennt.

2. Arithmogriph.

1 2 3 4 5 ein Fluß in Öſterreich-Ungarn.
6 4 5 2 5 ein Titel eines regierenden Fürſten,
7 2 8 ein altteſtamentlicher männlicher Name,
5 2 9 9 ein Gewäſſer,
5 10 11 10 12 ein deutſcher Dichter,
8 13 12 ein großer Strom,
12 10 2 ein altteſtamentlicher weiblicher Name,
14 3 11 2 8 ein Name mehrerer Päpſte.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo läßt ſich aus jedem derſelben durch Hinzufügung eines Buchſtaben (entweder durch Vorſetzen oder durch Einſchalten oder durch Anhängen) ein neues Wort bilden.

Die acht neuen Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. eine Kopfbedeckung, 2. einen deutſchen Schriftſteller, 3, ein Muſikſtück, 4. einen deutſchen Dichter, 5. ein Spiel, 6. einen Namen in dem Titel eines Shakeſpearſchen Dramas, 7. einen deutſchen Dichter, 8. einen franzöſiſchen Marſchall.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, ſo ergeben die hinzugefügten acht Buchſtaben den Namen eines hervorragenden deutſchen Komponiſten.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Ein neuer Weltbürger.

(Zu dem Bilde auf S. 229.)

Unbeeinflußt von Modeſtrömungen iſt Benjamin Vautier, der Düſſeldorfer Meiſter, ſeinem künſtleriſchen Schaffen nachgegangen und ſeine Werke tragen den Stempel echten Künſtlertums. Den einfachſten Vorgang weiß er zu verinnerlichen und auf den figurenreichſten ſeiner Bilder übt die wunderbar ſcharfe und individuelle Charakteriſtik jeder einzelnen Perſönlichkeit einen unvergänglichen Zauber aus. Das Bild „Ein neuer Weltbürger“ gehört zu den neueren Werken des Meiſters und weiſt alle Vorzüge ſeines Schaffens auf. Wie natürlich und zwanglos iſt die Gruppe der ſich unter der Vorhalle der heſſiſchen Dorfkirche um den Täufling drängenden Kirchgänger geſtellt, wie lebenswahr jede einzelne Figur, wie ausdrucksvoll, wie „ſprechend“ jedes Geſicht. Der einfache Vorgang iſt der Natur abgelauſcht und mit der unbedingteſten Wahrheit wiedergegeben, aber dieſe Wahrheit iſt durch die Kunſt geadelt. Benjamin Vautier hat die Sechzig bereits überſchritten; er iſt als Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen am 24. April 1829 zu Morges am Genfer See geboren. Ein Genfer Maler, Hebert, leitete ſeine erſten Studien, die er indeſſen bald aufgeben mußte, weil es ihm an Mitteln fehlte. Er ging zu einem Emailmaler in die Lehre und wandte ſich, nachdem er zwei Jahre das Handwerk getrieben und ſich durch Nebenarbeiten eine kleine Summe erſpart hatte, nach Düſſeldorf, um an der dortigen Akademie ſeine Studien wieder aufzunehmen. Das Beiſpiel von Ludwig Knaus führte ihn auf die Schilderung des Volkslebens, und ein während eines ſechsmonatlichen Aufenthalts in Paris begonnenes Bild, das Innere einer ſchweizeriſchen Dorfkirche mit Andächtigen darſtellend, das er 1858 auf die hiſtoriſche Ausſtellung nach München ſandte, lenkte zuerſt die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf den Künſtler. Dieſer Richtung iſt Vautier bis heute treu geblieben und er hat in ihr das Höchſte geleiſtet, was ſeine Kunſt zu leiſten im ſtande iſt.

Über die Einwirkung der Feuchtigkeit auf Photographieen.

Das photographiſche Bild beſteht bekanntlich aus einem Silberniederſchlag, der durch die reduzierende Einwirkung des Lichtes ſchwarz gefärbt iſt. Hängt man ein ſolches Bild in feuchter Temperatur oder an feuchter Wand auf, ſo wird die Feuchtigkeit ſehr bald in die Papiermaſſe des Bildes eindringen und die Silberpartikelchen desſelben beeinfluſſen. Alle feuchte Luft enthält aber mehr oder weniger Schwefel in Dunſtform, und da nun Silber eine große Verwandtſchaft zum Schwefel hat, ſo verwandeln ſich die dunkeln Silberatome nach und nach in gelbes Schwefelſilber. Alte Photographieen, die derart zu Grunde gegangen ſind, ſehen daher ſtets wie verſchwunden aus, nichtsdeſtoweniger iſt das Bild aber noch vorhanden und nur durch die nun blaßgelbe Farbe der Silberpartikelchen weniger ſichtbar. Alle Verſuche, das gelbe Schwefelſilberbild wieder in ein dunkleres kräftiges Silberbild umzuwandeln, ſind bisher mißglückt. Um wertvolle Photographieen gegen die ſchädliche Einwirkung der feuchten Luft zu ſchützen, beachte man folgendes Verfahren:

Photographieen, die in Album oder Mappe untergebracht ſind, verwahre man in Zimmern mit trockener Luft. Bei ſolchen in Rahmen läßt man bei der äußeren Größe des Kartons, der das Bild umgibt, zwei Gläſer ſchneiden, ein gutes reines ohne Blaſen, ein ſchlechtes mit beliebig viel Blaſen. Das gute legt man über, das ſchlechtere hinter das Bild, dann werden beide Gläſer durch geleimte Papierſtreifen (Pergamentpapier) zuſammengefaßt und nun wird das Ganze in den Rahmenfalz eingelegt. Eine derartig zwiſchen zwei Glasplatten hermetiſch eingeſchloſſene Photographie wird auch noch für die Urenkel eine Freude ſein, wogegen in gewohnter Weiſe, mit die Feuchtigkeit abſorbierenden Pappdeckeln hinterlegte und dann gerahmte Photographieen ſich nicht einmal ein Menſchenalter hindurch gut erhalten.

E. W.

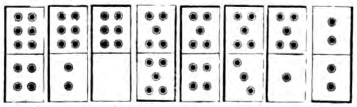
Aus der Redaktion.

J. B. in E. Wir bedauern, Sie nicht um Ihr Manuſkript bitten zu können.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 14.

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:



Der Gang der Partie war: A 6—6, B —; A 6—5, B —; A 5—2, B 2—4; A 4—1, B 1—3; A 3—6, B —; A 6—1, B 1—0; A 0—5.

2. Arithmogriph.

Adalbert Chamiſſo.

E	l	i	s	**a**	b	e	t	h
W	a	l	**d**	w	**o**	l	l	e
F	r	**a**	n	z	o	**s**	e	n
A	**l**	p	e	n	r	o	**s**	e
B	e	n	e	d	e	t	t	**i**
T	**e**	l	e	g	r	a	**m**	m
D	a	**r**	m	s	t	**a**	d	t
B	u	x	**t**	e	**h**	u	d	e
M	a	r	s	**c**	h	n	e	r

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das zweite Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVII. Jahrgang Nr. 14) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I. Von Paſtor Ludwig Behrens in Guhrau. Schluß. — Franz Grillparzer. Ein Gedenkblatt zu ſeinem hundertjährigen Geburtstage (15. Januar 1791). Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Mit einem Porträt. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Auf dem Wege zum Pferdemarkt. Nach dem Gemälde von W. Räuber. — Vom Hochwaſſer im Saalthale. Von W. Noeldechen. Mit einer Illuſtration. — Familientiſch und Spielecke: Ein neuer Weltbürger. Zu dem Bilde von Benjamin Vautier. — Über die Einwirkung der Feuchtigkeit auf Photographieen. — Aus der Redaktion.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

L. Richter
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Januar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 16.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wenn der Doktor mit dem alten Baron beim Schachbrett ſaß, zogen Arnold und ich wohl insgeheim auf abenteuerliche Entdeckungsreiſen aus, durchſtöberten die dunkeln, moderduftigen, mit Gerümpel angefüllten Bodenkammern oder ſchlichen gar klopfenden Herzens die bröckelnden, verwitterten Steinſtufen zu dem uralten Turme, deſſen Schlüſſel wir uns zu verſchaffen gewußt, hinan, um von dort die ſchwindelnde Fernſchau über ein Meer ragender Tannenwipfel zu halten und uns im Erzählen gruſeliger Geſchichten von den Schauern längſt vergangener Zeit umwehen zu laſſen. Auch entſinne ich mich deutlich, daß Arnold einmal ſeinen langgehegten Plan, das in einiger Entfernung vom Schloß abliegende große Moor, den Gegenſtand ſeiner geheimen Neugierde, zu beſuchen, in Gemeinſchaft mit mir ausführte. Was wir dort fanden, blieb freilich hinter den Erwartungen zurück: wir kamen nicht weit, ſanken vielmehr in dem zähen Schlamme ein, arbeiteten uns nur mit Mühe heraus und kehrten beſchämt und beſchmutzt ins Schloß zurück, wo Tante Ida in gerechter Entrüſtung über den ſündhaften Kleider- und Wäſchemißbrauch mich als den in ihren Augen unzweifelhaft Hauptſchuldigen gehörig abkanzelte, während der Doktor die Ausreißer mit einer kurzen, aber boshaft gefärbten und tief niederdrückenden Standrede empfing.

Uns, die wir in einer beſonderen Welt lebten, entging es faſt ganz, wie ſo ſtill das Leben in Schloß Werden dahinfloß. Seit dem Tode ſeiner Frau liebte der alte Baron die Zurückgezogenheit, Beſuche empfing und erwiderte er nicht. Nachbarſchaft gab es in dem aus wenigen großen Gütern zuſammengeſetzten Kirchſpiele überhaupt nicht viel, und ſchon räumliche Bedingungen, die beträchtlichen Entfernungen der Edelhöfe von einander, erſchwerten den Verkehr. Nur mit der Familie von Altenhauſen, die auf dem jenſeits des großen Moors belegenen Gute Leyden wohnte, fanden freundſchaftliche Beziehungen ſtatt. Der Leydenſche Herr, ein entfernter Verwandter des alten Barons, kam mit ſeiner ſtillen, kränklichen Frau zuweilen auf Beſuch nach Werden herüber und brachte dann auch ſein Töchterchen mit, ein blondes, anmutiges Kind mit dunkelblauen, ſinnenden Augen und roten, ſtets wie zu einer freundlichen Frage leicht geöffneten Lippen. Wenn die Herren im Saal über Jagd- und Landesangelegenheiten ſprachen und, was nicht ſelten geſchah, ſich mit ſchallender Stimme zankten und die Damen wirtſchaftliche Geſpräche erörterten, dann ging wohl die kleine Margarete mit zierlichen Schritten an der Seite ihrer unzertrennlichen Begleiterin, einer ſteifen franzöſiſchen Bonne, im Schloßgarten einher, pflückte Blumen und ſchaute neugierigen Blickes zu den Vettern hinüber, für die ſie ein Gegenſtand verborgenen und merkwürdig geäußerten Intereſſes war. Die Knaben, vor allem Arnold, tollten dann wilder als je, haſchten ſich oder ſchrieen ohne erſichtlichen Grund plötzlich laut auf — alles geheime Huldigungen zu Ehren des Gaſtes — aber über dieſe ſchüchternen Verſuche zu einer Bekanntſchaft wagten ſie ſich damals noch nicht hinaus.

Und dann tritt ein letztes Bild vor meine Erinnerung, mit welchem das ſorgloſe Leben der Kindheit ſeinen unwiederbringlichen Abſchluß fand. Ein trüber Januarfrühmorgen, die Bäume des Parkes unter dem Hauch des Reifes wie verſteinert; einzelne Flocken, die ſchläfrig herniederfallen. Die Öfen im Schloſſe brennen luſtig, denn es iſt noch ſehr früh; in den Zimmern aber gibt es ein geſchäftiges Hin- und Wiederlaufen, ein Packen und Kramen; ein großer Proviantkorb, „Speiſepaudel“ genannt, wird hergerichtet; Koffer und Säcke werden die Treppe heruntergetragen. Der alte Baron ſitzt, die lange Pfeife im Munde, im trüben Zwielicht am Kaffee-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

tiſch, neben ihm der Doktor im Reiſeanzuge, beide in eifrigem Geſpräch begriffen. Aufgeregt und haſtig verzehren die beiden Jungherren, welche ebenfalls reiſemäßig angethan, ihr Frühſtück, während Tante Ida erregt das Taſchentuch an die Augen drückt und um die Neffen, welche ſich hier wie die Helden eines Trauerſpiels vorkommen, eifrig beſchäftigt iſt. Ich ſtehe beſcheiden beiſeite, ohne daß ſich jemand ſonderlich um mich kümmert. Nur einmal wie zufällig ſehe ich den Blick des Lehrers teilnahmsvoll auf mich gerichtet, während der alte Baron, in Gedanken verſunken, den langen Schnurrbart dreht und mich unter den dichten Brauen hervor mit kurzem Blicke ſtreift. Unten auf der mit friſchgefallenem Schnee bedeckten Vorfahrt, in welche die Geleiſe ſich tief und ſchwärzlich eingedrückt haben, hält ein rieſiger verdeckter Schlitten, der „Waſock“ genannt, ein altehrwürdiges Fahrzeug, das nur zu ganz beſonderer Gelegenheit, ſo, wenn der alte Baron nach Riga auf den Konvent oder Landtag muß, aus den Tiefen des Wagenhauſes hervorgeholt und von dem alten brummigen Kutſcher Peter liebevoll und umſtändlich, als wie ein fühlendes Weſen, gewaſchen und in Stand geſetzt wird. Die vier ſtattlichen, wenn auch nicht mehr ganz jungen Rappen bewegen ſich unruhig, ſtampfen den Boden und ſchnauben zuweilen in den trüben Morgen hinaus. Kutſcher, Stalljunge und Diener ſind mit dem Anſchnallen und Anſchnüren der Koffer und Kaſten beſchäftigt, und auch ich eile hinunter und mache mich nützlich, ſo gut ich es vermag. Denn mir iſt recht trübſelig zu Mut, und heimlich wiſche ich mir die Thränen aus den Augen. Der Diener Karl, welcher mich heimlich um meine bevorzugte Stellung beneidet, verzieht höhniſch ſeinen breiten Mund und ſagt, als ob er zu einem anderen ſpräche: „Ja, ja, die Herrentage ſind nun vorüber.“ Mit Widerſtreben fühle ich, daß Karl recht hat. Der Schlitten, welcher Herbert ins Dorpater Gymnaſium, Arnold noch weiter nach Petersburg in eine Militäranſtalt und zugleich den verehrten Lehrer, deſſen Thätigkeit im Schloß nun beendet, auf immer mit ſich fortführt, trägt auch die glücklichen unbewußten Tage der Jugend in die Ferne. Wie durch einen Schleier gewahre ich auf der Treppe den alten Baron, welcher auf den Diener ſchilt und ſichtlich bewegt iſt, die flatternden Löckchen Tante Idas und im Hintergrunde das zum Abſchied verſammelte Geſinde. Die Jungherren reichen mir die Hand, Arnold ruft mir ein paar muntere Worte zu, dann tauchen ein paar gütige ernſte Augen aus einem kleinen faltigen Geſicht in die meinen, und ich höre eine wohlbekannte Stimme ſagen: „Sei unverzagt, Johannes, und thue überall deine Pflicht!“ Jetzt ziehen die Pferde an, und langſam ſchwenkt der Schlitten um die Rundung des Schloßturmes, wo er bald unſern Blicken entſchwindet …

Während ich noch in traurigen Gedanken daſtand, klopfte mir Tante Ida tröſtend auf die Schulter, und ein Wink des Schloßherrn entbot mich in die Geſchäftsſtube.

„Höre,“ ſagte er, indem er mich durchdringend anſah, „eigentlich bin ich nicht dafür, daß man von der Bahn, auf die Geburt und Herkommen einen hinweiſen, ohne Not abweicht. Danke es daher Doktor Lange, wenn ich mit dir eine Ausnahme mache. Sag' mal,“ und er ſchaute mich faſt drohend an, „haſt du auch wirklich Luſt, etwas Tüchtiges zu lernen?“

Ich errötete und ſtammelte faſt unhörbar ein „Ja.“

„Nun, wollen ſehen,“ fuhr der alte Baron fort. „Ich werde dich in eine Lehranſtalt ſchicken, die dich einſt befähigen ſoll, die Aufnahmeprüfung in eine Forſtakademie zu beſtehen. Ob du dort fortkommſt, hängt ja nur von dir ab, alles Übrige wird meine Sorge ſein. Morgen bereits brichſt du in die Stadt auf. — Nein, nein, keine Redensarten,“ unterbrach er faſt barſch meine ſchüchternen Dankesworte. „Ich liebe das nicht; du wirſt einſt Gelegenheit haben, deine Erkenntlichkeit durch die That zu beweiſen.“

Ich gehe kurz über die Periode meines Bildungsganges hinweg. Nur ſoviel, daß ich, eingedenk des Wortes, das mir mein teurer Lehrer in der Abſchiedsſtunde zugerufen, fleißig arbeitete, meine Zeit tüchtig ausnutzte und der Erfolg auf meiner Seite war, wobei mir die in Werden genoſſene Vorbildung trefflich zu ſtatten kam. Die Jahre verrannen, die Klaſſen der Schule abſolvierte ich ſchnell, dann ging ich nach Deutſchland, um die Forſtakademie zu beziehen. Ich lernte Welt und Menſchen kennen, und die mir von dem alten Baron gewährten Mittel ſetzten mich in den Stand, in beſcheidener Weiſe an den Freuden des Lebens teilzunehmen; doch über alles ging mir mein Studium, und der erklärliche Wunſch nach baldmöglichſter Selbſtändigkeit wurde mir zum ſteten Sporn. Es glückte; mit einer hübſchen Summe von Kenntniſſen ausgerüſtet, betrat ich Werden wieder, welches ich in den Jahren meiner Schul- und Univerſitätszeit nur ſelten und immer nur für kurze Zeit beſucht hatte.

Der alte Baron empfing mich freundlich, ja väterlich gütig, beglückwünſchte mich zu meinen Erfolgen und ordnete mich vorläufig als Adjunkt dem Werdenſchen Förſter zu. Als dieſer nach zwei Jahren ſich in den Ruheſtand zurückzog, trat ich mit dem Titel eines gelehrten Forſtmeiſters an ſeine Stelle. Meine Amtsthätigkeit behagte mir, ich fühlte, und die anderen ſagten es, daß ich am richtigen Platze war. Wenn ich durch meinen Wald ſchritt, die Tannen um mich her rauſchten und die Droſſel im Gezweige ſang, dann überkam mich oft ein Gefühl ſicherer froher Zufriedenheit, welches, wenn nicht das Glück ſelbſt, ſo doch dieſem ſehr nahe verwandt ſein mochte. Das einſame und anſtrengende, aber auch friſche und freie Leben inmitten der Natur entſprach ganz meinem Wunſche, und meine Jagdluſt fand ungehinderte Befriedigung. Den Wald mit allen ſeinen Verſtecken, Schlupfwinkeln und verſteckten Pfaden kannte ich bald beſſer als irgend ein anderer, und ſelbſt in die Geheimniſſe des Wolfsmoors war ich eingedrungen. Und doch wurden mir herbe Enttäuſchungen nicht erſpart. Während man in Deutſchland die Waldkultur unter planmäßige, ſtrengbefolgte Geſetze ſtellte und von der Erkenntnis ihres Wertes mehr und mehr durchdrungen wurde, befand ſich die heimatliche Forſtwirtſchaft noch im Kindheitsalter. In jener Zeit hatte man noch merkwürdige Anſichten über die Beſtimmung des Waldes, Anſichten, über die man heute lächeln müßte. Der Wald ſtellte nicht den mit wertvollſten Teil eines Landgutes, ſondern ein ſtörendes, Acker- und Wieſenland beeinträchtigendes Element dar, mit dem man am liebſten aufgeräumt hätte. Nur aus Bequemlichkeitsrückſichten, aus Mangel an Kräften und Mitteln zur Zerſtörung oder im Intereſſe der Jagd gönnte man ihm ſein Daſein. Daher war Baumfrevel ſtraflos; kein Menſch kümmerte ſich um einen widerrechtlich gefällten Stamm, deren ſo viele in der Tiefe der Wildnis ungenutzt vermoderten, und der Satz, daß der Wald für alle gewachſen ſei, fand damals thatſächliche und unangefochtene Geltung.

Demgemäß ſetzte ſich meine Thätigkeit als Forſtmeiſter in der Hauptſache nur darin zuſammen, daß ich die zahlreichen Revierbuſchwächter zu kontrollieren, gelegentliche Holzverkäufe abzuſchließen, den Schlagort anzuweiſen, Wilddiebe unſchädlich zu machen und die Herbſtjagden zu leiten hatte. Bei allen Verbeſſerungen, die ich etwa einführen wollte, fehlte mir dagegen die notwendige Unterſtützung; ich durfte ausroden, ſäen, pflanzen, entwäſſern, ganz nach meinem Gutdünken und Belieben, jedoch nur inſoweit, als die Gutskaſſe nicht dadurch belaſtet wurde. Für den Wald irgend etwas aufzuwenden, kam dem alten Baron nicht in den Sinn; ja, es erſchien ihm lächerlich, und mit derlei Dingen ſich ihm zu nahen, konnte unter Umſtänden gefährlich werden. Ich ſah es mit geheimer Betrübnis. Wieviel war noch in den Werdenſchen Forſten zu thun, wie große Kräfte lagen dort brach, wieviel Reichtümer harrten noch ihrer Hebung aus dem jungfräulichen Boden! Den goldenen Zauberſtab aber, welcher ſolches Wunder zu vollbringen allein mächtig war, das Kapital, hielt der alte Baron in feſter Verwahrung, und auf einen Umſchwung der Dinge war kaum zu hoffen. Da erwuchs mir unerwartet ein Bundesgenoſſe.

Doch wie ich ſehe, bin ich den Ereigniſſen weit vorausgeeilt, und es iſt Zeit, daß ich wieder zu den anderen Perſonen dieſer Geſchichte zurückkehre.

Wenn die beiden jungen Barone in den Ferien nach Hauſe kamen, dann belebte ſich auch Werden wieder. Beide wuchſen ſtattlich heran, und beide, der dunkle Arnold und der blonde Herbert, trugen in ihrem Äußeren, wenn auch in verſchiedener Weiſe, die beſonderen Merkmale ihres Geſchlechts. Darauf beſchränkte ſich aber leider auch ihre Gemeinſchaft, denn innerlich fühlten ſie nur wenig für einander.

Die lange Trennung und die gänzlich verſchiedenartige Erziehung hatten den zwiſchen ihnen ſeit jeher beſtehenden Gegenſatz noch erweitert. Das beſonnene und überlegene Weſen Herberts vertrug ſich nicht mit der wandelbaren, aufflammenden Gemütsart, welche Arnold eigen war. Streitigkeiten fielen jetzt häufig vor, ſeit das milde Wort des Doktors, welcher die Brüder ſtets wieder zu verſöhnen verſtanden, verſtummt war. Tante Ida nahm ſtets für ihren Liebling Partei und ſchalt Herbert einen alten Mann, der niemals jung geweſen. Der alte Baron dagegen ließ ſich ſolche Zwiſchenfälle nicht allzuſehr anfechten. „Das wird ſich geben,“ meinte er, „und im übrigen, ſie ſind ja nicht notwendig auf einander angewieſen, die Welt iſt weit.“ Er umſchloß ſeine Söhne mit gleicher Liebe, nur die Art, wie er mit ihnen verkehrte, war verſchieden. Arnolds lebhafter Geiſt erfreute ihn, an ſeinen luſtigen Geſchichten fand er Wohlgefallen, in ihm ſah er den zukünftigen Gardeoffizier, dem bei ſeinen Vorzügen und Gaben eine glänzende Laufbahn nicht fehlen konnte. Vor Herberts klarem Denken und gediegenem Weſen dagegen empfand er eine mit Stolz gemiſchte Achtung, und ſchon früh gewöhnte er ſich, mit ihm über ernſte Dinge zu verhandeln. Herbert war ihm der Erbe der Überlieferungen und des Güterbeſitzes ſeines alten Hauſes; auf ihm lagen ernſte, heilige Verpflichtungen, deren Bedeutung ihm nicht zeitig und nachdrücklich genug vorgeführt werden konnte.

Mit meiner veränderten Stellung mußten auch meine Beziehungen zu den jungen Baronen eine Wandlung erfahren, das traf auf Herbert völlig zu. Der Gedanke, daß ich ihm einmal als Spielgefährte näher geſtanden, ſchien ihm läſtig; ſo betrachtete und behandelte er mich allmählich ganz als den Untergebenen ſeines Vaters. Gewiß, es lag nicht in ſeiner Abſicht, zu kränken, wenn er ſich ſo gab, ſondern an ſeiner etwas kalten Art, Menſchen und Dinge anzuſchauen — mich aber ſchmerzte es anfangs doch. In Arnolds gefühlswarmem Herzen dagegen bedeutete die Erinnerung noch etwas, und trotz des Abſtandes, der uns äußerlich trennte, bewahrte er mir eine freundliche, ja kameradſchaftliche Geſinnung. Das empfand ich deutlich, wenn der ſchöne Jüngling, den die Uniform vortrefflich kleidete, mich ſpäter in meinem einſamen Forſthauſe aufſuchte, erzählte, lachte und dann wieder ſchweigend zuſah, wie ich Vogelbälge zum Ausſtopfen — eine Kunſt, die ich von meinem Amtsvorgänger erlernt — zubereitete. Dann wurde wohl ein Jagdausflug auf den nächſten Tag verabredet; gemeinſame Partieen wurden unternommen, Hechte geſtochen; an den Ufern des einſam durch Tannenwälder dahinziehenden Aaſtromes wurde der Otter aufgelauert und dem Biber nachgeſpürt, welcher damals ſein Bauhandwerk noch ungeſtört am Fluſſe betrieb. So führte uns die gemeinſame Liebe zum Weidwerk immer wieder zuſammen und flocht unmerklich ein feſtes Band um uns beide. Wenn ich der ganzen Werdenſchen Familie das Gefühl tiefer Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten entgegentrug, ſo vereinigte ſich die Liebe, deren mein Herz fähig war, auf den einen, auf Arnold; für ihn hätte ich willig mein Leben eingeſetzt.

Im Sommer kamen auch die Altenhauſens von ihrem Aufenthalt in der Landeshauptſtadt aufs Gut zurück, und nach alter Art entſpann ſich zwiſchen Leyden und Werden ein lebhafter Verkehr. Längſt ſchon hatten die jungen Barone ihre Scheu vor der Kouſine, die zu einem lieblichen Mädchen heranblühte, verloren, an deren Stelle freundſchaftlicher, ungezwungener Verkehr getreten war. Beſonders war es Arnold, der ein lebhaftes Intereſſe an dem Fräulein nahm, welches ſich in dem Maße, als beide Teile älter wurden, ſteigerte und, wie man ſich erzählte, auch von der anderen Seite erwidert wurde. Sie liebten es, beim Spiel einer Partei anzugehören, ſich zu necken, zu lachen und zu plaudern; ſie freuten ſich, wenn ſie ſich wiederſahen und wurden betrübt, wenn ſie ſich trennen mußten. Dieſen Beziehungen ging jedoch der Charakter der Zartheit und Harmloſigkeit nie verloren, auch dann nicht, als Arnold nach glücklich beſtandenem Offiziersexamen nach Hauſe zurückkehrte und an der Feier des ſiebzehnjährigen Geburtstages des Fräuleins Anteil nahm. Ein wohlberechneter Stich des alten Barons auf eine ſchüchterne Anſpielung Arnolds, daß nämlich Offiziere vor dem Rittmeiſter überhaupt nicht ans Heiraten denken dürften, ſoll jedoch dabei zu des letzteren Zurückhaltung weſentlich beigetragen haben. Mochte das nun wahr ſein oder nicht: jener Stich ſaß jedenfalls nicht allzu tief, denn als Arnold ins Regiment abreiſte, gemahnte nichts in ſeinen Mienen an geopfertes Liebesglück. Die Welt lachte ihn ſo ſonnig an, die Zukunft winkte ihm verheißend entgegen, und im ſtillen vielleicht tröſtete ihn der Gedanke, daß ſie, das Fräulein und er, noch beide jung ſeien und getroſt warten könnten.

Herbert hatte das Gymnaſium beendet und ſich auf der Landesuniverſität dem Studium der Ökonomie und Naturkunde gewidmet. Stetig ging er ſeinen Weg und beſtand die Prüfungen mit Glanz. Bei ſeinen Kommilitonen hatte er ſich nicht immer Liebe, wohl aber überall Achtung zu verſchaffen gewußt. Nach Abſchluß ſeiner Dorpater Studien und nach einjährigem Aufenthalte an einer landwirtſchaftlichen Hochſchule in Deutſchland kehrte er, ein ganzer Mann und den Kopf voller Entwürfe, in die Heimat zurück, um Kreyſingen, das größte und ſtattlichſte der Werdenſchen Vorwerke, vom Vater in Pacht zu nehmen.

Hier entwickelte er, in dem Beſtreben, das Gelernte praktiſch zu verwerten, eine fieberhafte Thätigkeit, führte mannigfache Neuerungen ein und ſuchte ſelbſt den alten Baron, der ſich ſonſt nur ungern in ſeine Geſchäfte dreinreden ließ, ſeinen Plänen geneigt zu machen. Anfänglich wollte dieſer davon nichts wiſſen. „Thue das, wenn ich begraben bin,“ pflegte er dann zu ſagen, „was bisher ausgehalten hat, wird auch die paar Jahre bis dahin ſtehen bleiben.“ Trotz allen Sträubens vermochte er es dennoch nicht, ſich dem Einfluſſe des Sohnes, auf deſſen Urteil er ſtets viel gegeben, noch mehr aber der oft überraſchenden Wirkung mancher Neuerung, die ſich gleichſam unter ſeinen Augen vollzog, auf die Dauer gänzlich zu entziehen. So drang Herbert namentlich in einer Hauptfrage durch. Die ganze Waldwirtſchaft des Familienbeſitzes — und Schloß Werden war hauptſächlich Waldgut — ſollte den Anforderungen der neuen Zeit gemäß einer durchgreifenden Umformung unterzogen und unter meiner Leitung eine neue Art der Verwaltung eingeführt werden.

Herbert hatte dem Vater die Vorteile dieſer Neuerungen ſo überzeugend vorzuführen und mit genauen Zahlen zu belegen verſtanden, daß der alte Herr ſich, wenn auch innerlich ungern, entſchloſſen hatte, aus dem altgewohnten Geleiſe herauszutreten.

In dieſer Zeit langten aus der Hauptſtadt Briefe von Arnold an, die den alten Baron jedesmal in die böſeſte Laune verſetzten. Früher hatte er ſich ſtets, wenn die ſehnſüchtig erwartete Poſt, welche nur einmal wöchentlich erſchien, angelangt, mit den Briefen und Zeitungspaketen in den gewohnten Lehnſtuhl im Saale niedergelaſſen, um in aller Muße die Leſung des Eingegangenen zu beginnen, und immer war ein freundliches Lächeln über ſeine Lippen geglitten, wenn auch ein Schreiben von Arnold ſich darunter befand; die Nachrichten lauteten noch günſtig: ausführlich und lebendig berichtete der junge Offizier, wie ſchnell er ſich in die neuen Verhältniſſe eingelebt, wie gut ihm ſein Beruf behage, wie es ihm an treuen Kameraden nicht mangele und der Oberſt ihm günſtig geſinnt ſei. Dann kamen Träume von einer ruhmvollen Laufbahn, Hofgeſchichten, dienſtliche Erlebniſſe, in buntem Mancherlei. Alles das ſtimmte den alten Baron heiter und rief die eigne militäriſche Jugendzeit, welche er im Sohne gleichſam aufs neue verkörpert ſah, wieder in bunten Bildern in ihm wach.

Jetzt aber konnte er einen Brief von Arnold kaum zu Ende leſen, ohne emporzufahren, das Papier in der Hand zu zerknittern und mit unwilligem Murmeln, das oft in lautes Schelten überging, eilig im Saale auf und niederzuſchreiten. „Er macht Schulden!“ rief er dann wohl empört aus, „das iſt häßlich und bedeutet den Anfang von Niedrigkeiten, einen Fleck an der Ehre des Offiziers. — Auch ich habe meine Jugend genoſſen, doch Schulden habe ich nie gemacht.“ Einige kurze, aber inhaltſchwere Zeilen, die Blitz und Donner und zugleich die erbetene Summe enthielten, gingen dann in die Hauptſtadt ab. In ſolchen Tagen war es ſchlimm, um den alten Baron zu ſein. Ein ganz geringfügiger Anlaß konnte ſeinen Zorn entflammen, im Schloſſe machte man ihm nichts recht, und Tante Ida litt ſichtlich unter den Ausbrüchen ſeiner böſen Stimmung, in welcher er ſich ganz gegen ſeine Gewohnheit auch zu Ungerechtigkeiten verleiten ließ. Mit ſcheuen Blicken und auf den Zehen ging die Dienerſchaft ihren Verrichtungen nach; die auf dem Felde arbeitenden Bauern duckten ſich bei ſeiner Annäherung wie verſchüchterte Vögel, und ſelbſt der Verwalter, welcher ſonſt viel bei dem Herrn galt, entging dem Ungewitter nicht. Es war ein Glück, daß Herbert in der Nähe war. In das Herz des jüngeren Sohnes ſchüttete der alte Baron alle in ihm gärenden Befürchtungen und Bekümmerniſſe aus, und es ehrte Herbert, daß er ſeinen Einfluß niemals zum Schaden Arnolds geltend machte, vielmehr dieſen zu entſchuldigen und den alten Herrn verſöhnlich zu ſtimmen bemüht war.

Dann kamen ſchlimmere Nachrichten. Ehrenſchulden, deren Stundung nur mit Mühe herbeizuführen geweſen, ſowie ein ernſthafter, durch die Leidenſchaftlichkeit des jungen Offiziers heraufbeſchworener Streitfall mit einer hochgeſtellten Perſönlichkeit, der vielleicht verhängnisvolle Folgen nach ſich ziehen konnte, hatten die Stellung Arnolds im Regiment erſchüttert und ihm den Gedanken an den Abſchied nahe gelegt. Da bot ſich ein Ausweg. Der Kampf mit den kaukaſiſchen Bergvölkern ſtand damals auf ſeinem Höhepunkte, und den Bemühungen des alten Barons gelang es, die ſchleunige Überführung Arnolds aus der Garde in einen im Felde ſtehenden Truppenteil durchzuſetzen. In ſeinen Beziehungen zum Sohne war jetzt eine ſichtliche Erkältung eingetreten, ſelbſt eine Begegnung mit ihm hatte er vermieden, ſondern ihm angedeutet, er wünſche ein Wiederſehen nicht eher, als bis die alte Scharte ausgewetzt ſei. So blieb Arnold mehrere Jahre hindurch der Heimat fern, und die Briefe, welche von ihm anlangten, lauteten kurz und ſpärlich. Obwohl er ſich an die neuen Verhältniſſe gewöhnt zu haben ſchien, und ſeine Zeilen eine wilde Freude an dem fremdartigen gefahrvollen Leben atmeten, ſo fiel doch oft, wie unbeabſichtigt, in die lebendige Beſchreibung von den Mühen des Feldzuges, von der gewaltigen Bergnatur und den wilden grauſamen Bewohnern des Kaukaſus ein voller Tropfen geheimer Verbitterung, wenn der Schreibende der fernen Heimat und der Lieben darin gedachte. Allmählich ſöhnte ſich der alte Baron wieder mit der Sachlage aus, und als gar Arnold meldete, daß er für Auszeichnung in einem Treffen mit dem kaukaſiſchen Kreuze geſchmückt worden, da bemächtigte ſich des alten Herrn eine ſo freudige Stimmung, wie man ſie lange nicht an ihm wahrgenommen, und mit neu erwachendem Stolze gedachte er oft und gern ſeines fernen „kaukaſiſchen Kämpfers.“ Dann hatte Arnold zuletzt berichtet, daß er bei Erſtürmung eines Auls, durch einen Streifſchuß an der Schulter getroffen, krank im Hoſpital darniederliege. Der Brief war drei Monate unterwegs geweſen, und wieder verfloſſen Monate, ohne daß ſie weitere Nachrichten gebracht hätten. Mit lebhafter Beſorgnis und heißen Wünſchen für ſein Wohlergehen wurde ſeiner im Schloß gedacht.

Da, eines Abends im Vorfrühling, kam er ſelbſt ganz plötzlich und unerwartet. Was ihn herführte, war nicht freudiger Natur; er befand ſich im Abſchiede. Seine militäriſche Laufbahn hatte durch einen böſen Vorgang ihren Abſchluß gefunden. Wegen einer ſchönen Tſcherkeſſin, die bei Erſtürmung des Bergdorfes, welcher Arnold ſeine Wunde verdankte, den Siegern in die Hände gefallen und dem Looſe der Kriegsbeute gefolgt war, waren zwiſchen dem jungen Baron und ſeinem Vorgeſetzten Eiferſüchteleien entſtanden, die endlich, als die Gefangene dem Livländer ihre Gunſt zugewandt, zu offener Entzweiung und Feindſchaft zwiſchen den Beiden geführt hatten. — Zum Verwundern war es, wie ich hier einflechte, nicht, wenn Arnold der Weiber Herzen leicht gewann; er hatte ſich in den ſechs Jahren ſeiner Abweſenheit zu einem auffallend ſchönen Manne entwickelt. Die Sonne Aſiens hatte ſeine Geſichtsfarbe tief gebräunt, ein ſchwarzer, krauſer Bart umfloß ihm Lippen und Wangen, und in den dunklen Augen wohnte ein kühner, mit Wildheit gemiſchter Ausdruck. — Der Kapitän wagte nun, als er ſeinen Leutnant ſich vorgezogen ſah, aus Furcht vor dem rückſichtsloſen Weſen des letzteren gleichwohl keine offene Rache, ſondern begnügte ſich damit, Arnold im Dienſte zu nörgeln und hämiſche Geſchichten über ihn in Umlauf zu bringen. Als Arnold davon erfuhr, ließ er den Kapitän fordern; dieſer aber erklärte in verächtlichem Tone, daß er ſich mit ſeinem Untergebenen nicht ſchlagen würde, und verblieb ſelbſt auch dann, als ein zuſammenberufener Ehrenrat ſich auf die Seite des Leutnants geſtellt, bei ſeiner Weigerung. Da, bei Gelegenheit einer Felddienſtübung, als der Kapitän ſich wiederum in häßlichen Chikanen erſchöpft, war es über Arnold gekommen. Er hatte den Säbel gezogen, den Vorgeſetzten am Kragen gepackt und dieſen vor der Front der Truppe dermaßen mit der flachen Klinge bearbeitet, daß er bewußtlos niedergefallen war. Auf dieſen gröblichſten Verſtoß gegen die Manneszucht, ſtand Tod oder mindeſtens Degradation zum Gemeinen; dies wußte Arnold. Das Schickſal aber erwies ſich ihm diesmal günſtiger. Die mildernden Umſtände, welche den Fall begleitet, der Spruch des Ehrenrats, das niedrige Benehmen des Kapitäns, deſſen ſchimpfliche Ausſtoßung aus dem Dienſt ohnehin beſchloſſene Sache war, und die perſönliche Beliebtheit des jungen tapferen Offiziers bewirkten eine mildere Strafe. — Das Urteil des Kriegsgerichts lautete auf mehrjährige Feſtungshaft, aber auch dieſe wurde ihm, nachdem er ſie kaum angetreten, in beſonderer Urſache auf dem Gnadenwege erlaſſen. Den ſchlichten Abſchied freilich konnte man ihm nicht erſparen.

(Fortſetzung folgt.)

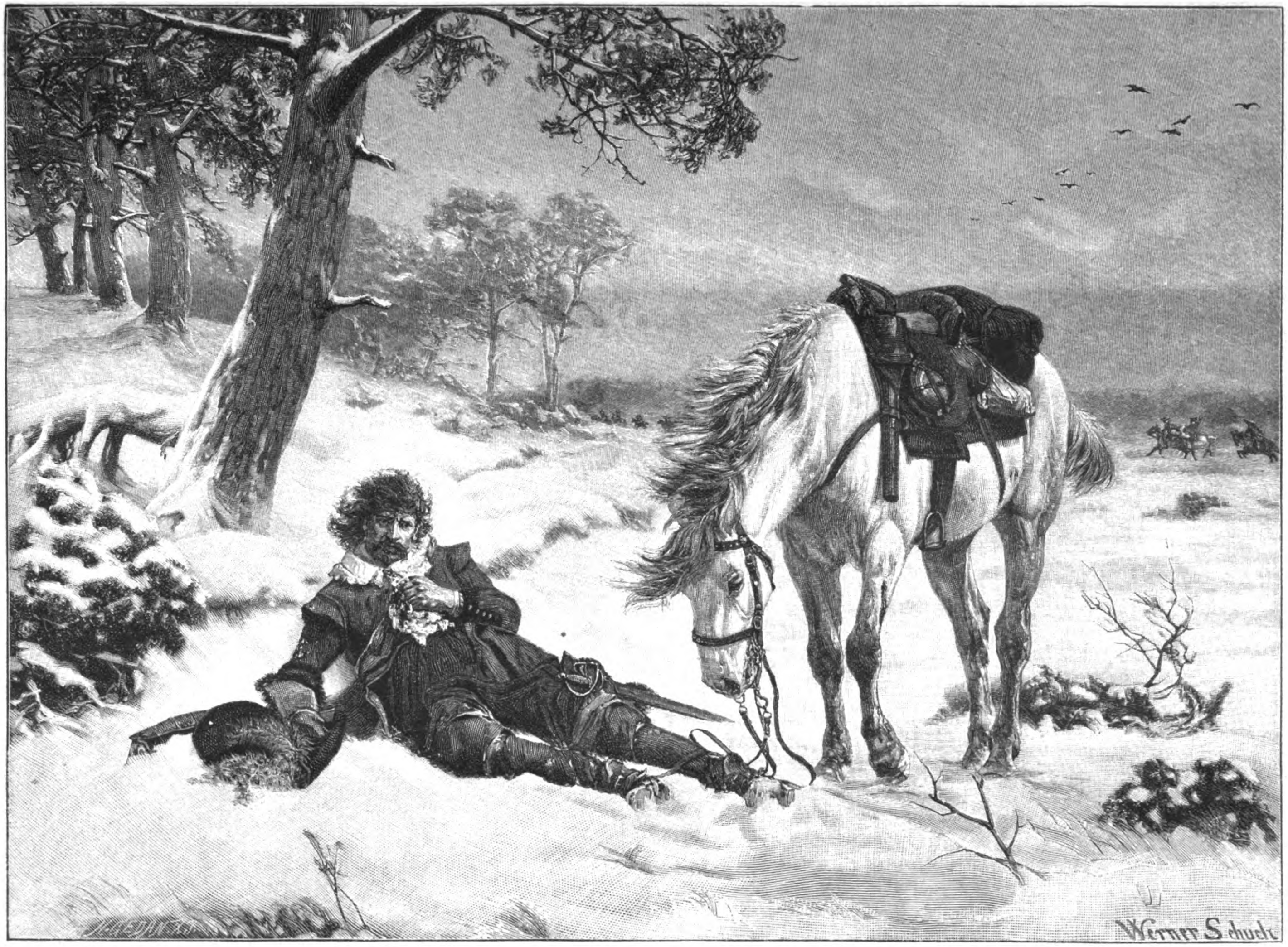
Flachs und Leinwand.

Ein Wort an unſere Hausfrauen.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Welcher Hausfrau Auge und Herz erfreute ſich nicht immer aufs neue an den weiß ſchimmernden Schätzen ihres Leinenſchrankes, an den wohlgefüllten Truhen mit dem glänzenden Damaſt, mit der zierlich gebündelten leinenen Leibwäſche! Dies Tafeltuch dort mit ſeinem hübſchen Muſter breitete die Mutter bereits an feſtlichen Tagen über die gaſtliche Tafel, und jenen ſtattlichen Vorrat an kräftigem Hausleinen ſoll dereinſt die Enkelin erhalten, wenn ihr im eignen Heim das Glück der Hausfrau erblüht. Unverwüſtlich feſt, ja im Gebrauch an Schönheit noch zunehmend erſcheint uns das deutſche Leinen.

Aber neben dem edlen Flachsgeſpinſt, wie es unſere Großmütter und Mütter hegten und pflegten, drängt ſich ein kecker, fremdländiſcher Geſelle in denſelben Leinenſchrank ein: Shirting und Cambrik, Kattun und Gingham, Pikee und Drell nennt er ſich, er iſt ein Abkömmling Sr. Majeſtät des King Cotton — er iſt mit einem Wort baumwollener Natur. In kunſtvoller Appretur ſchön ausſehend gemacht, mit allen erdenklichen Surrogaten verſetzt, mit Chlormagneſium, Bleiſalzen oder Bitterſalzen erſchwert, blendet der Geſelle das Auge, ſolange er jung iſt — daß er gleich den meiſten exotiſchen Schönheiten ſchnell altert, überſieht man leider nur


Werner Schuch

Nach verlorener Schlacht. Nach dem Gemälde von Werner Schuch.

zu oft. Und ſelbſt, wenn man es ſieht und weiß: der baumwollene Stoff war ja ſo billig; was thut es da, wenn er ſich ſchneller abnutzt.

Es lohnt ſich wohl, die Leinwand und das Baumwollengeſpinſt einmal etwas näher auf ihre Haltbarkeit und ihre Billigkeit – – oder richtiger, ihren eigentlichen Wert zu prüfen. Man kommt dabei zu ganz überraſchenden Reſultaten und zu der Überzeugung, daß unſere Altvorderen ganz genau wußten, was ſie an ihrem ehrlichen, guten Linnen hatten, daß wir uns dagegen oft von recht trügeriſchen Rechenexempeln irre führen laſſen. Die Flachs- und die Baumwollenfaſer (und von den Eigenſchaften der Faſer hängt ſchließlich doch die Beſchaffenheit des ſpäteren Gewebes ab) ſind ihrer ganzen Natur nach grundverſchieden. Die Flachsfaſer entſtammt bekanntlich dem Stengel der Leinpflanze, die Baumwollenfaſer der Samenkapſel verſchiedener tropiſcher Staudengewächſe. In dem Zuſtand, in welchem jene durch Röſten, Brechen, Schwingen und Hecheln für das Spinnen vorbereitet wird, erreicht die Flachsfaſer die Länge des Beines eines ausgewachſenen Mannes, ja überſchreitet dieſelbe oft noch bedeutend; die Länge der Baumwollenfaſer dagegen zeigt bisweilen kaum eine Daumenbreite und erreicht ſelten über Daumeslänge. Die Feinheit beider Faſern iſt annähernd die gleiche, dagegen iſt ihre Feſtigkeit äußerſt verſchieden: während die einzelne Baumwollenfaſer bereits bei einer Belaſtung mit etwa drei Gramm zerreißt, trägt die Leinwandfaſer eine zehn- bis zwanzigfache Laſt. Bei der mikroſkopiſchen Betrachtung wird uns der Grund dieſer Erſcheinung ſofort klar; die Leinwandfaſer ſtellt ſich nämlich als ein Cylinder mit ſtarken Wandungen, die Baumwollenfaſer dagegen als ein zartes, dünnwandiges, zu einem Bande zuſammengeklapptes Röhrchen dar. Unter dem Mikroſkop laſſen ſich daher in jedem Gewebe beide Faſern ohne weiteres unterſcheiden.

Aus den Faſern aber entſteht durch das Spinnen der Faden. Spinnen iſt ja nichts anderes, als das ſtufenweiſe Zuſammenhäufen von Faſern in regelmäßigen Schichten, wobei durch gleichzeitige Drehung eine engere Verbindung hervorgerufen wird. Unterwirft man nun einen Baumwollen- und einen Leinenfaden einer genauen Unterſuchung, ſo ſtellt ſich heraus, daß jener bei einem Meter Länge aus etwa fünfhundert einzelnen Faſern zuſammengedreht iſt, während für den letzteren achtzig Faſern genügten. Es folgt eigentlich ſchon hieraus, daß der wirkliche Wert eines leinenen Gewebes mindeſtens vier- bis fünfmal ſo groß iſt, als derjenige eines baumwollenen Stoffes von gleicher Feinheit.

Die Haltbarkeit des Leinens iſt denn auch in der That erſtaunlich, ſie ſpottet jeder verſtändigen Gebrauchsanſtrengung, ſie ſpottet ſogar der alles zerſtörenden Zeit. In ſeinem intereſſanten Schriftchen: „Der Linnenſchrank der deutſchen Hausfrau“ (Velhagen & Klaſing, Bielefeld) macht E. Stumpf über dieſen Punkt einige überraſchende Angaben. Bei den pompejaniſchen Ausgrabungen fand man keine Spur von Gewandſtoffen, nur das Leinen hatte ſeine Unverwüſtlichkeit dargethan; vor vierhundert Jahren geklöppelte Leinenſpitzen zeigen noch heute, wie z. B. einzelne Proben im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg beweiſen, ihre urſprüngliche Friſche und Schönheit; das einſt von den flandriſchen Städten dem Herzog Alba verehrte, jetzt in Madrid aufbewahrte Tafelgedeck iſt bis auf die feinſten Nüancen ſeiner Zeichnungen noch tadellos erhalten, und die berühmte Dalmatika des Biſchofs Rezotiko hat, dank der dem Zahn der Zeit trotzenden Feſtigkeit der Flachsfaſer, nach Jahrhunderten an die längſt vergeſſene Spitzenflechtkunſt von Bucano erinnert und dies eigenartige Kunſthandwerk aufs neue erweckt. Zu der natürlichen Zähigkeit der Faſer aber tritt die Schönheit des Gewebes: nur das Leinen hat einen natürlichen Glanz, und nur mit ihm kann eine geſchickte Hand, ohne zu einem Farbemittel zu greifen, vielmehr lediglich durch die Kunſt der Bearbeitung eine ganze Reihe verſchiedener Farbeneffekte hervorrufen. Während die mattherzige Baumwolle ſich in bunte Tinte tauchen muß, um für kurze Zeit vielleicht als Tafelgedeck ihre Gebrechen zu verdecken, wirkt das leinene Gedeck ſchon durch den Glanz der Fäden, durch das kräftige Hervortreten des Webemuſters und nicht zuletzt durch ſeinen unvergleichlich ſchönen Faltenwurf.

Aber die Baumwolle iſt doch billiger! Gewiß, das iſt ſie unleugbar, das Billige iſt nur nicht immer zugleich das wirklich Wohlfeile. Ich will hier nicht auf die Frage eingehen, ob Jäger mit ſeiner Wollentheorie, ob die Anhänger der baumwollenen Unterkleidung oder ob endlich die „Alten“ recht hatten, welche Wolle und Baumwolle für verweichlichend erachteten und zum ſaubereren Leinen ſchwuren, das mag ein jeder mit ſich und mit ſeinem wertgeſchätzten Herrn Hausarzt abmachen. Ich möchte lediglich die Frage der Preiswürdigkeit erörtern und bitte um Verzeihung, wenn ich dies an dem Gegenſtand verſuche, der uns im wörtlichſten Sinne des Wortes am nächſten ſteht: an dem Hemde nämlich. Erfahrungmäßig verhält ſich die Haltbarkeit gleich guter Leinwand- und Baumwollengewebe wie 3:2; unter der Vorausſetzung gleich ſtarker Benutzung ſchleißt ſich z. B. ein leinenes Hemd in früheſtens drei, ein baumwollenes Hemd in ſpäteſtens zwei Jahren ab. Wenn man nun den Preis eines guten Leinenhemdes auf 8 Mark, eines guten Baumwollenhemdes, den Preisnotierungen gemäß, auf 6,50 Mark annimmt, ſo ergibt ein einfaches Rechenexempel, daß jenes jährlich 2,67 Mark und dieſes jährlich 3,25 Mark koſtet. Oder: ein Dutzend leinene Hemden halten ſo lange wie anderthalb Dutzend baumwollene, koſten dagegen nur 96 Mark, während die letzteren ſich auf 117 Mark ſtellen. Quod erat demonstrandum. In noch höherem Maße aber gilt das gleiche Rechenexempel von der Tiſchwäſche. In welchem Grade ſich baumwollene Tiſchwäſche verſchleißt, das ſehen wir am beſten an jenen unzähligen Fäſerchen, die ſich bei der Benutzung einer ſchlechten Serviette auf unſern Kleidern ablagern. Daß die urſprünglich meiſt gelbliche Leinwand durch wiederholte Wäſchen im Gebrauch immer weißer, die einſt künſtlich ſchneeweiß gebleichte Baumwolle aber immer gelber wird, ſei nur nebenbei erwähnt.

Wie kam es nun trotz alledem, daß King Cotton, deſſen ſegensreichen Einfluß auf anderen Gebieten der Textilinduſtrie ich keineswegs verkleinern will, trotzdem ſeinen ſiegreichen Einzug ſelbſt in die Linnenſchränke unſerer verſtändigſten Hausfrauen halten konnte?

Ganz einfach iſt dieſe Frage nicht zu beantworten, am wenigſten iſt ſie mit der kurzen Abfertigung erledigt, eben dieſe Hausfrauen ſeien allein ſchuld, weil ſie ſich von der ſcheinbaren Billigkeit der Ware beſtechen ließen. Im Gegenteil, die Hauptſchuld trifft unſere einſt ſo überaus blühende Leineninduſtrie und trifft die Flachsbauer.

Bekanntlich iſt der ſtaunenswerte Aufſchwung des engliſchen Baumwollengeſchäftes auf eine Erfindung des genialen Arkwright, der ſich durch ſie von einem einfachen Barbiergehilfen zum Baronet und vielfachen Millionär heraufſchwang, zurückzuführen; ſeine 1769 erfundene Spinnmaſchine gab den Baumwollſpinnereien gegenüber den bisherigen Handſpulen eine Leiſtungsfähigkeit, die ſich etwa verhält, wie die Leiſtungen einer Lokomotive gegenüber denen eines Schubkarrens. Durch ſie wurde die engliſche Induſtrie plötzlich in den Stand geſetzt, den Kontinent mit billigen Stoffen zu überſchwemmen, die deutſchen Leinen entwerteten ſchnell und verſchlechterten ſich leider auch ſo ſehr unter der drückenden Konkurrenz, daß ſich große Volksſchichten ihnen mehr und mehr entfremdeten. Da ſchien ſich das Glück noch einmal zu wenden: die Kontinentalſperre verſchloß den deutſchen Markt für England, und 1810 erfand Girard ſeine Flachsſpinnmaſchine, durch welche die Konkurrenzfähigkeit des Leinengewebes bei richtiger Benutzung einigermaßen wiedergewonnen werden konnte. Es iſt für Napoleons weiten Blick bezeichnend, daß er, um Englands Gewerbsthätigkeit ſchwer zu treffen, auf dieſe Erfindung einen Preis von einer Million Frank geſetzt hatte. Aber die deutſchen Induſtriellen hatten weder Einſicht, noch Mut; ſie warteten und träumten, bis die Gunſt der Zeit vorüber war und England einen ſchwer wieder einzubringenden Vorſprung errungen hatte.

Anderſeits veränderten ſich in Deutſchland die Anbauverhältniſſe des Flachſes in wenigen Jahrzehnten vollſtändig. Ich erinnere mich noch aus meiner eignen Jugend, wie nicht nur der Gutsbeſitzer, wie auch jeder Bauer alljährlich ein beſtimmtes Stück Land für die Flachsbeſtellung reſervierte und wie vielfach nicht die Tagelöhner allein, wie auch neu anziehende Mägde ſich die pachtfreie Übergabe eines kleinen Stückchens „Leinland“ ausbedangen. Im Winter, wenn die Feldarbeit ruhte, fand ſich dann ſchon Zeit und Muße, die Faſer zu gewinnen und ſie in den Faden zu verwandeln; damit war eine willkommene Winterarbeit für die Frauen und auch für einen Teil der Männer gewonnen — eine Arbeit, die mehr als man glaubt, jenes unheilvolle Fortwandern nach den Städten, um hier beſſeren Winterverdienſt zu finden, verhinderte. Und dem Spinnen geſellte ſich meiſt noch das Weben hinzu; ganz abgeſehen von den Tauſenden, welche die Handweberei damals in der Hausinduſtrie beſchäftigte, fertigten auch faſt alle Güter, fertigten zahlreiche Bauernhöfe mindeſtens ihren eignen Bedarf an Leinenzeug ſelbſt. — Das alles hat ſich weſentlich geändert, ſeit der Landmann durch die verbeſſerten Verkehrsbeziehungen einen leichteren Abſatz für ſeine übrigen Feldfrüchte erzielen kann, deren Beſtellung ihm weniger Arbeit verurſacht und die ihm vielleicht einen unmittelbareren, wenigſtens ſcheinbar höheren Gewinn abwerfen. Dieſer Erwägung liegt freilich auch bisweilen ein arger Rechenfehler zu Grunde: wie oft fehlt beſonders dem kleineren Beſitzer jetzt das Geld, welches er ehedem aus ſeinem Flachs juſt im Frühjahr erlöſte, wenn in ſeinem Beutel meiſt die Ebbe am peinlichſten iſt. Außerdem iſt die Flachskultur, wenn ſie rationell betrieben wird, aber auch an ſich durchaus lohnend, zumal man jetzt in der Kalidüngung ein Mittel hat, den Flachs in kürzeſter Fruchtfolge zu bauen. Es iſt vielleicht nicht unweſentlich, hier darauf hinzuweiſen, daß der Totalgewinn an Ölfrucht und Faſer auf den Hektar berechnet wird in Italien auf rund 610 Mark, in Algier auf 730 Mark, in Ägypten auf 466 Mark und in Belgien gar auf 1180 Mark — ſelbſt der ruſſiſche Flachsbauer rechnet noch auf 200 bis 300 Mark Ertrag vom Hektar. Unſer vaterländiſcher Boden eignet ſich auf weiten Gebieten in ganz hervorragender Weiſe für den Flachsbau — trotzdem deckt die deutſche Kultur nur zwei Drittel des Bedarfs der eignen Leineninduſtrie: es werden zwar alljährlich 400—500 000 Metercentner Flachs ausgeführt, aber 200—300 000 Metercentner mehr importiert! Nach den Aufzeichnungen des bekannten Statiſtikers von Scherzer produziert Deutſchland im ganzen jährlich etwa 850 000 Metercentner, während die deutſche Leineninduſtrie nahe an 1100 000 Metercentner verarbeitet.

Gegen 14 Millionen Mark gehen, unſern Export abgerechnet, alljährlich für fremden Flachs in das Ausland! Was bedeutet dieſe Summe indeſſen gegen die gewaltigen Beträge, welche wir Jahr für Jahr für Baumwolle zahlen? Man wird nicht fehl gehen, wenn man den durchſchnittlichen Geſamtverbrauch Deutſchlands an baumwollenen Fabrikaten aller Art auf jährlich etwa 170 Millionen Mark ſchätzt. Natürlich tritt nur ein Bruchteil dieſer Fabrikate in unmittelbare Konkurrenz mit dem Leinen, und es iſt unmöglich, dieſen Bruchteil auch nur annähernd zahlenmäßig zu beſtimmen; daß ſich aber der Teil der gegenwärtig verbrauchten Baumwollenzeuge, welcher ſehr wohl und mit entſchiedenem Vorteil wieder durch Leinen erſetzt werden könnte, auf Millionen bewertet, erſcheint unzweifelhaft.

Unſere Hausfrauen haben ſich in den letzten Jahrzehnten mit Entſchiedenheit von ſo manchen fremden Bedarfs- und und Luxusartikeln, welche ehedem für unerſetzlich galten, abgewandt, ſie haben der einheimiſchen Induſtrie ſo manchen herrlichen Dienſt erwieſen. Sollte dasſelbe nicht zu gunſten der Leinwand möglich ſein und bei den unleugbaren Vorzügen des heimatlichen, von altersher hochgeehrten Gewebes auch dem ſorgenden Sinn der Hausherrin nützlich erſcheinen? Es gehört dazu freilich vor allem eins: ein energiſches Frontmachen gegen jede Ware, welche mehr ſcheinen will, als ſie iſt. Schlechte Leinwand, heißt es mit Recht, iſt — und wenn noch ſo billig — ſtets noch teurer und ſchlechter als gutes Baumwollenzeng. Das Auge wird nur zu leicht durch glänzende Appretur, durch eine Bleiche von ſchneeiger Weiße beſtochen, und die Hausfrauen, welche noch mit dem echten Griff ein gutes Leinen von einem ſchlechten Halbfabrikat zu unterſcheiden wußten, ſind immer ſeltener geworden. Nichts hat aber dem Leinen in dem Urteil des Volkes mehr geſchadet, nichts hat der Baumwolle mehr genützt, als die ſogenannte billige Leinenware.

An ſich iſt ja gegen das Halbfabrikat, in dem meiſt die Kette Baumwolle und der Schuß Leinen iſt — weniger einzuwenden, ja man kann ſeine ſeit Jahren ſtetig gewachſene Produktion der billigeren Baumwollenware ſelbſt gegenüber vielleicht ſogar als einen Fortſchritt zum Beſſeren bezeichnen, ſolange es ſich als das gibt, was es vorſtellen kann. Aber die Gefahr liegt nur zu nahe, daß die kleinen Händler die dem Leinen äußerlich ſehr ähnliche Ware als Ganzleinen verkaufen und das letztere dadurch diskreditieren. Die Gefahr liegt um ſo näher, als die Prüfung ſich meiſt auf den Schußfaden beſchränkt und der Käufer befriedigt iſt, wenn dieſer ſich als Leinen erweiſt.

So leicht die Unterſcheidung des Baumwollenfadens von dem Leinenfaden unter dem Mikroſkop iſt, ſo hat doch nicht jeder ein ſolches zur Hand. Der leinene Faden zerreißt allerdings ſchwerer und zeigt beim Zerreißen eine zackige Bildfläche, während der Baumwollenfaden leicht reißt und eine glatte Bildfläche zeigt, aber dieſe Probe erfordert immerhin einige Erfahrung. Von überraſchender Einfachheit iſt dagegen die, freilich hauptſächlich nur für ungefärbte Gewebe anwendbare, viel zu wenig bekannte Ölprobe: man taucht ein Stückchen der zu prüfenden Leinwand in Rüböl und entfernt dann durch leichtes Preſſen zwiſchen Löſchpapier das überſchüſſige Öl. War das Gewebe gemiſcht, ſo iſt dasſelbe jetzt gleichſam gemuſtert, der Leinenfaden iſt nämlich durchſichtig geworden, der Baumwollenfaden undurchſichtig geblieben — legt man das Stückchen auf eine dunkle Fläche, ſo erſcheinen die Leinwandfäden, gerade weil ſie durchſcheinend ſind, dunkler als die Baumwollenfäden. Empfehlenswert iſt auch die ſogenannte Verbrennungsprobe: ein in ſenkrechter Stellung angebrannter Leinwandfaden erſcheint nach dem Erlöſchen der Flamme am angebrannten Ende in glatter, zuſammenhängender Form verkohlt, der Baumwollenfaden dagegen ſpreizt ſich pinſelförmig aus.

Der einkaufenden Hausfrau werden indeſſen noch andere Fallen geſtellt, als die Zumutung, ein Halbfabrikat als Ganzleinen zu erſtehen. Zwiſchen Leinen und Leinen ſelbſt beſteht, wie wir alle wiſſen, ein gewaltiger Unterſchied — gewiſſenloſe Fabrikanten verſtehen es aber vortrefflich, auch das erbärmlichſte Gewebe „griffig“ zu machen, ihm ſcheinbar Qualität und Gewicht zu geben. Zu dieſem Zwecke werden die Stoffe z. B. durch konzentrierte Bitterſalzlöſungen gezogen und dann langſam getrocknet; die nadelförmigen, weichen und ſeidenglänzenden Bitterſalzkriſtalle vereinigen ſich dabei außerordentlich feſt mit der Geſpinſtfaſer und erteilen derſelben einen Glanz, welcher ſelbſt ein geübtes Auge täuſcht. In zweifelhaften Fällen ſollte man ein Probeſtückchen Leinwand ſtets einer gründlichen Wäſche unterziehen — war das Gewebe künſtlich griffig gemacht, ſo erhält man dann ſicher einen unſcheinbaren Lappen.

Das beſte Mittel, ſich vor Betrug zu ſchützen, iſt aber jedenfalls, auf alle ſogenannten Gelegenheitskäufe, beſonders bei herumziehenden Händlern — der „Leinwandnepper“ hat bereits kriminaliſtiſche Bedeutung erlangt — zu verzichten, vielmehr nur bei einem anerkannt gewiſſenhaften Geſchäftsmanne einzukaufen, der mit ſeinem bewährten Ruf für die Güte ſeiner Ware eintritt, der vielleicht nicht billig ſcheint, jedoch dafür tadelloſe Ware liefert; Leinen, zumal Tafelgedecke, kaufe man nicht für einen vorübergehenden Bedarf, auf lange Jahrzehnte ſollen ſie ja den ſchönſten Schatz des Leinenſchrankes, den Stolz der Hausfrau, bilden.

Die Zammt.

Ein Beitrag zur Theorie des Thüringer Kartoffelkloßes.

Von H. Denarius. (Abdruck verboten.)

„Unglücklicher! Dein Regiſter hat ein Loch! Du haſt die Zammt weggelaſſen!“ So rief ich aus, als ich die Geſchichte in Nr. 2 des Daheim von den Thüringer Kartoffelklößen geleſen hatte. In der Aufregung merkte ich nicht einmal, daß das Citat eigentlich gar nicht paßte.

Sie können es mir glauben, geehrte Redaktion: was zu viel iſt, iſt zu viel. Die Herren Doktoren Wendebach und Damman kenne ich ſehr gut; es ſind ja meine Landsleute. Ihre Anſichten in Ehren: aber weder die Neuſtädter noch die Blankenhainer verſtehen etwas vom Klößekochen, das weiß oben auf dem Wald jedes Kind. Und was den Doktor Elgersburger anbetrifft, mit dem ich ſeinerzeit auf der Schulbank geſeſſen habe, ſo muß ich mich nur wundern, daß er in Afrika einen Thüringer mit ſolchen Klößen geſund gemacht hat — nämlich mit Klößen, die ohne Zammt gekocht waren. Von Haus aus war der Kranke es anders gewöhnt. Nun, vielleicht hatte das klimatiſche Fieber ſeine Beobachtungsfähigkeit beſchränkt. Ja, die leidige Kolonialpolitik!

Ja ſo, nun werden Sie wiſſen wollen, was denn eigentlich „Zammt“ überhaupt iſt. Verzeihen Sie, die Aufregung reißt mich fort.

Alſo nehmen wir einmal an, draußen im Wald arbeiten Holzmacher. Der Mittag iſt herangekommen, es muß etwas gekocht werden. Lange darf es nicht dauern, und von Klößen kann deshalb keine Rede ſein. Sie kochen geſchälte Kartoffeln, zerquetſchen ſie mit dem Quirl, thun Fett und Salz dazu, quirlen alles nach einmal durch und die Zammt iſt fertig. Alſo ein richtiger, ſteifer, plaſtiſcher Kartoffelſtampf — nicht ein charakterloſes, dünnflüſſiges Muß, wie es, mit Bratwürſten garniert, in den Städten den verweichlichten Söhnen einer überfeinerten Kultur vorgeſetzt wird — das iſt die Zammt. Man kann ſie mit den Händen zu wurſtförmigen Rollen auswalzen — man thut dies ſogar manchmal. Dann werden dieſe Würſte in lauter Flocken zerzupft, ausgelaſſener Speck — mit den Grieſen natürlich — wird darüber gegoſſen und die Schüſſel tüchtig geſchwenkt, damit Kohlenhydrate und Fett ſich innig miſchen. Das iſt dann die „Flockzammt.“ Als Junge habe ich noch in den heiligen zwölf Nächten, wenn Frau Holle ihren nächtlichen Umzug durch das Dorf hielt, einen Teller mit Flockzammt abends in die Ofenröhre geſtellt, denn Frau Holle liebte dieſes Gericht ſehr und wurde böſe, wenn ſie es nicht fand. O du ſeliger Jugendtraum! Damals fiel es mir noch nicht ein, darüber nachzugrübeln, was wohl Frau Holle vor der unſterblichen That Sir Walter Raleighs zu ſpeiſen beliebte. Wonnige Zeit! Verweht, entſchwunden.

Doch ich bin ſchon wieder abgeſchweift. Aber ich kann mich und kann mich nicht beruhigen! „Da denkt mer doch, der Hirt tüt't!“ ſagt man auf dem Thüringer Wald. So hören Sie denn: die richtigen Kartoffelklöße kocht man weder in Neuſtadt, noch in Blankenhain. Die Ilmenauer, na, die haben ſchon etwas mehr Ahnung davon — aber die Heimat des idealen, typiſchen Kloßes ſind die Thüringer Walddörfer. Und dort kocht man ſie ſtets mit Zammt. Nicht mit Flockzammt, ſondern mit trockener. Zwei Drittel geſchabte Kartoffeln, ein Drittel Zammt. Wer kann die Vorzüge dieſes Syſtems alle ausdenken! Die rohe Maſſe wird feſter, bildſamer, geſtaltungsfähiger; die ſanfte Rundung läßt ſich ohne Mühe in idealer Vollkommenheit erreichen; die ſo ſehr geſchätzte ſchneeweiße Farbe läßt ſich reiner herausarbeiten; und was die Hauptſache iſt — die Semmelbrocken werden ganz entbehrlich! Das iſt's! Meiner Großmutter hätte einmal jemand die Zumutung machen ſollen, Semmelbrocken in die Klöße zu thun! Mit dem Rührlöffel hätte ſie ihm heimgeleuchtet, wenn man ſo ſagen darf. Und trotzdem, dieſe Lockerheit! Baumwolle war Kautſchuk dagegen. O ſelige Jugendzeit! — Mit Vergnügen erinnere ich mich noch, wie eines Sonntags ein Engländer bei uns zu Tiſche geladen war. Nun gilt es bekanntlich bei uns Thüringern als ein Verbrechen, den Kartoffelkloß zu ſchneiden. Vielmehr ſetzt man Meſſer und Gabel oben auf dem Nordpol ein und reißt ihn auseinander. Hei, wie da die Geiſter des Wohlgeſchmacks, der Feſſel ledig, dampfend zur Decke ſteigen! Schnell die Sauce her! Es gilt, ſie feſtzubannen. Unter dem braunen Guſſe erſchauert die duftende Maſſe und fällt langſam, langſam auseinander. Kein Meſſer brauchſt du nun mehr. — Mr. Webſter wußte von dem allen natürlich nichts. Mit der ſeiner Nation eignen Kaltblütigkeit ſchickte er ſich eben an, den vor ihm liegenden, herrlichen Kloß durch einen in der Richtung des Meridians geführten Schnitt ſchmählich hinzumorden. Meine Großmutter erblaßte. Mein Vater hielt ihn beim Arm feſt. „Den Kloß dür—fen — Sie — nicht — ſchnei—den!“ rief er ihm nachdrücklich ins Ohr. Mr. Webſter riß erſtaunt ſeine waſſerblauen Augen auf und ſagte: „Ich känn es doch nicht gänz verſlucken!“ Er hat es nachher aber ſehr bald gelernt, wie es gemacht werden muß. Und, ſehen Sie, das alles that die Zammt. Von Semmelbrocken keine Spur!

Ich weiß wohl, noch viele Gegenden Thüringens, auch Blankenhain und Neuſtadt, ſind der Wohlthaten des gemiſchten Syſtems noch nicht teilhaftig. Was mengen ſie unter die geſchabten Kartoffeln? Gries, Gries, das Produkt einer fieberhaft arbeitenden Induſtrie, Gries, das Symbol einer Welt, die in Atome auseinanderfällt. Schandbar! Ja, ich will's nur geſtehen, auch meine Frau war früher Anhängerin dieſer verkehrten Theorie. O, ich könnte erzählen von heißen Kämpfen, von wemütig milder Überredung, ſich ſteigernd bis zum flammenden Männerzorn, und von endlichem, ſchwer errungenem Sieg. Wenn die Wände unſerer Küche Zungen hätten und wenn der Rührlöffel reden — hm, ja was wollte ich doch gleich ſagen? Ja, jetzt bin ich am Sonntagvormittag unbeſorgt. Zwei Drittel „Schab,“ ein Drittel Zammt daruntergeknetet — ſo wird's gemacht. Semmelbrocken? Nicht in die la main!

Wohlan, nun weiß es die Welt! Möge ſie ſich danach richten! Du aber, erhabenes Geſchenk der Kultur, Thüringer Kartoffelkloß, wälze dich weiter durch die Jahrhunderte in fleckenloſer Reinheit und wolliger Lockerheit, ein Troſt aller Thüringer, die fern von ihren grünen Bergen leben müſſen!

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Endlos ſchien Dernburg die kurze Strecke Weges, die bis zur Kaſerne noch zurückzulegen war, der rüſtig ausgreifende Schritt der Pferde ein Schneckengang, der in Ewigkeit nicht zum Ziele führen könne. Endlich ritten ſie in den Kaſernenhof ein, aber noch hatte die Stunde der Erlöſung nicht geſchlagen; der Regimentsadjutant brachte den Rittmeiſtern die Weiſung, daß der Kommandeur die Herren Offiziere noch zu ſprechen wünſche. Wie lange es dauerte, bis ſie ſich zuſammengefunden hatten, und dann wieder, bis endlich der Kommandeur, der inzwiſchen im Regimentsbüreau die dringendſten Geſchäfte erledigt hatte, erſchien und ſeine Rede begann! Sie ſchien Dernburg lauter Gleichgültiges und Selbſtverſtändliches zu enthalten, den üblichen Dank des Kaiſers für die vortreffliche Haltung der Truppen bei der Parade, weitſchweifige und ins äußerſte Detail eingehende Verhaltungsmaßregeln und Anweiſungen für die kommenden Manövertage — Dernburg fühlte ſich gänzlich unbeteiligt daran, da er nicht mit auszurücken hatte, ſondern mit dem in der Kaſerne zurückbleibenden Wachkommando in der Garniſon blieb. Aber dieſer letztere Umſtand erſchien ihm jetzt plötzlich als ein beſonderes Glück, das ihn einigermaßen ruhiger werden ließ. Endlich legte der Regimentskommandeur die Hand an den Helm: „Ich danke Ihnen, meine Herren,“ — Dernburgs Rittmeiſter wiederholte zu ſeinen Schwadronsoffizieren den gleichen Abſchiedsgruß, — er war frei, eine Stunde mochte wohl vergangen ſein. Ohne ſich um die verwunderten Zurufe der Kameraden zu kümmern, die ſich in das Kaſino begaben, um bei einem Glaſe Portwein alle Zufälle der Parade Revue paſſieren zu laſſen, ſtürmte Dernburg nach ſeiner Wohnung. Haſtig warf er dem Burſchen Helm und Schärpe hin und griff nach der Mütze. Ein Kommiſſionär aus dem Kaiſerhof ſei dageweſen und habe einen Brief gebracht, rapportierte der Burſche, während er nach der Kleiderbürſte griff, um ſeinen Herrn von dem Paradeſtaub zu ſäubern, da er merkte, daß dieſer es eilig habe und die Uniform nicht zu wechſeln beabſichtige. Dernburg nahm den Brief und ſchickte den Burſchen fort, eine Droſchke zu holen — mit einem Gefühl der Beruhigung las er, daß Graf Romſtedt zurückgekehrt ſei. Er habe aus Dernburgs wiederholten Nachfragen im Hotel geſchloſſen, daß er ihn dringend zu ſprechen wünſche, ſchrieb er ihm, und er werde deshalb bis zum Abend nicht ausgehen, ihn jeden Augenblick erwartend. Was das Reſultat ſeiner Reiſe anbetreffe, ſo ſei es ſo wenig erfreulicher Art geweſen, daß es ihn bewogen habe, weitere Nachforſchungen nicht anzuſtellen. Es koſtete Dernburg nur einen kurzen Kampf, um die mit der Nachricht von des Grafen Anweſenheit an ihn herantretende Verſuchung, zuerſt zu dieſem zu fahren, ihn zum Vertrauten zu machen und um ſeine Intervention zu bitten, von ſich abzuſchütteln. Aber das Herz klopfte ihm zum Zerſpringen, als die Droſchke wenige Minuten ſpäter vor dem ihm ſo wohlbekannten Hauſe des Belle-Allianceplatzes hielt, und ſo ſehnlichſt er vorher der Zeit Flügel gewünſcht hätte, zögerte er doch jetzt, als er ſich dicht vor der Entſcheidung ſah, einige Augenblicke, ehe er über den Hof nach dem Eingang des Gartenflügels ſchritt. Im ſtillen hoffte er, Elſe und Wilberg noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt zu finden — er glaubte dann die noch nichts ahnende Frau Wilberg leicht davon überzeugen zu können, daß er nicht ſo ſchuldig war,

Winterfreuden. Nach der Zeichnung von E. Kirchner.

als es den Anſchein hatte, und ſich in ihr eine Bundesgenoſſin zu gewinnen.

Die feſten Männertritte, die im Innern der Wilbergſchen Wohnung ſich hören ließen, nachdem Dernburg die Klingel gezogen hatte, ließen ihn nicht darüber im Zweifel, daß dieſe Hoffnung ihn betrogen hatte. Wilberg öffnete ſelbſt, aber über die finſtere Miene des jungen Mannes huſchte nur für wenige Sekunden der Ausdruck des Erſtaunens, als er Herrn von Dernburg in Uniform vor ſich ſtehen ſah. Offenbar hatte er gar kein Verſtändnis für die Konſequenzen, die Dernburg damit gezogen ſehen wollte, ſondern er ſah darin nur etwas Unbegreifliches und Unerwartetes; aber wie er nach einer kurzen Bewegung, als wolle er dem unerwünſchten Eindringling die Thür vor der Naſe zuſchlagen, ſich breit und feſt in die Öffnung ſtellte und den Offizier mit finſtern Blicken muſterte, ohne doch ein Wort an den zu richten, den er bisher für ſeinen Freund gehalten hatte, fühlte Dernburg heraus, daß es ihm nicht leicht ſein würde, den Eintritt durch dieſe Thüre anders wie durch Gewalt zu erzwingen, und gleichzeitig ſagte er ſich, daß er kein Recht gehabt hätte, hier Gewalt anzuwenden, ſelbſt wenn ſie ihn ſeinem Ziele hätte näher bringen können.

„Wilberg,“ ſagte Dernburg, und es lag ſo viel Ehrlichkeit und Abbitte in ſeinem Tone, daß ſie den Angeredeten wohl erweicht hätten, wenn ſeine Seele nicht durch die Ereigniſſe der letzten Tage bis auf den Grund verbittert geweſen wäre, „Wilberg, ich kann Ihnen hier und in der Eile nicht erklären, was mich veranlaßt hat, ſo zu handeln, wie ich gehandelt habe. Aber daß ich es mit Ihrer Schweſter ehrlich gemeint habe und noch ehrlich meine, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Geben Sie mir Ihre Hand und laſſen Sie mich eintreten, damit ich es Ihrer Schweſter ſelbſt ſagen kann.“

Aber Wilberg ſchien die ausgeſtreckte Hand nicht zu ſehen, und Dernburg mußte ſie wieder ſinken laſſen.

„Meine Schweſter hat keinen Umgang mit Offizieren, und ich kenne Sie nicht, Herr Leutnant,“ erwiderte Wilberg finſter. „Sie haben ſich jedenfalls in der Treppe geirrt — in den Hinterhäuſern pflegen die Herren ja in Uniform ſich nicht gerne ſehen zu laſſen.“

„Gerade daraus, daß ich in Uniform komme, ſollten Sie ſehen, daß ich gekommen bin, mein Unrecht gut zu machen,“ erwiderte Dernburg. „Führen Sie mich zu Ihrer Schweſter oder Ihrer Mutter — es wird mir gelingen, ſie zu überzeugen, daß ich nicht ſo ſchuldig bin, wie Sie glauben.“

„Meine Schweſter iſt krank, meine Mutter hat mit ihrer Pflege zu thun,“ ſagte Wilberg hart. „Sie kann nicht empfangen, ſagt man ja wohl bei Ihnen, Herr Leutnant?“ Er lachte höhniſch. „Und wenn Sie glauben, daß meine Mutter und meine Schweſter zu den Frauen gehören, die den Verſtand verlieren, wenn ſie eine Leutnantsuniform ſehen, ſind Sie im Irrtum. Aber für Sie iſt es ein Glück, daß Sie ſo gekommen ſind; denn hätte ich Sie getroffen, wie Sie ſich hier eingeſchlichen haben — ich habe zu viel Achtung vor dem Rock, den Sie jetzt tragen, Herr Leutnant, um Ihnen zu ſagen, was geſchehen wäre.“

Das Blut ſtieg heiß und leidenſchaftlich in Dernburgs Schläfe. Aber er bezwang ſich; er trug dem Bruder Rechnung, der ſeine Schweſter hüten zu müſſen glaubte, und geſtand ſich ein, daß er an ſeiner Stelle nicht anders gehandelt haben würde. Er ſelbſt war ja ſchuld daran, daß er in dieſem Lichte ſtand und in dieſem Ton mit ſich reden laſſen mußte, und er las in Wilbergs Augen, daß es keiner Beredſamkeit jetzt gelingen würde, ihn zu überzeugen. Dernburg hatte nur zu fürchten, daß die Leidenſchaftlichkeit des ehemaligen Freundes durchbrach und eine Szene hervorrief, die an dieſem Orte zweifellos bald ungebetene Zeugen gefunden haben würde.

„Ich werde dafür zu ſorgen wiſſen, Wilberg,“ ſagte Dernburg ernſt, „daß Ihnen auch meine Perſon wieder die Achtung einflößt, die Sie jetzt nur meinem Rock entgegenbringen. Ich kann Ihnen hier nicht auseinanderſetzen, was mich dazu veranlaßt hat, Sie über meine Verhältniſſe und mich länger im Dunkeln zu laſſen, als es hätte geſchehen dürfen. Aber darauf gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich heute kam, und auch wenn Sie mich nicht unglücklicherweiſe von der Parade zurückkehrend geſehen hätten, an einem der nächſten Tage gekommen ſein würde, um Ihre Schweſter zu fragen, ob ſie mir die Täuſchung vergeben kann und ſie um ihre Hand zu bitten. Sie ſagen mir, Ihre Schweſter ſei krank; ich ſehe Ihnen an, daß Sie meinen Worten nicht glauben — ſo bleibt mir alſo nur übrig, auf andere Mittel zu ſinnen, um Sie zu überzeugen. Aber ich hoffe, wenn wir uns wiederſehen, wird es in ehrlicher Freundſchaft ſein. Auf Wiederſehen, Wilberg!“

Herr von Dernburg wandte ſich und ſchritt ſchnell die Treppe hinab, während Wilberg ihm zuerſt erſtaunt nachſchaute, dann aber ungläubig den Kopf ſchüttelte und ziemlich heftig die Korridorthüre ins Schloß warf. „Nach dem Kaiſerhof,“ rief Dernburg dem Droſchkenkutſcher zu und in dem Zuſatz „aber gut fahren“ machte ſich ſeine Herzensunruhe in einer Weiſe Luft, über die er ſelbſt in gleichmütiger Stimmung gelächelt haben würde. Was konnte es ihm nützen, ob er den Grafen ein paar Minuten früher oder ſpäter ſprach! Aber der Kutſcher wußte, daß eine außergewöhnliche Leiſtung nicht umſonſt von ihm verlangt wurde, und er ließ ſeinen atlasglänzenden Rappen ausgreifen, als ob er ein Orlofftraber wäre. Die raſche Fahrt beruhigte Dernburgs Nerven, und als er in das Zimmer des Grafen Romſtedt trat, hatte er ſich ſchon ſo weit gefaßt, daß er der Schicklichkeit Rechnung tragen und den alten Herrn zuerſt nach dem Verlauf und den Reſultaten ſeiner Reiſe fragen konnte, ehe er ihn mit ſeinen eignen Angelegenheiten überfiel. Graf Romſtedt ſah abgeſpannt aus, aber weniger von körperlicher Ermüdung, als wie jemand, der eine große Enttäuſchung erlitten und noch nicht vollſtändig überwunden hat.

„Meine Reiſeerlebniſſe ſind bald erzählt,“ ſagte er nach herzlicher Begrüßung. „Sie wiſſen, daß der Rechtsbeiſtand meiner Frau während unſers Scheidungsprozeſſes längſt geſtorben, ſein Büreau aufgelöſt iſt. Meine Nachforſchungen ergaben, daß ſein damaliger Büreauvorſteher gegenwärtig in Bonn lebt, und ich ſuchte ihn auf in der Vorausſetzung, daß er ſich jetzt nach ſo vielen Jahren und wenn ich ihm perſönlich meine Motive auseinanderſetzte, kaum noch zur Diskretion verpflichtet fühlen würde, falls er ſelbſt über den Aufenthalt meiner geſchiedenen Frau unterrichtet war. Darin hatte ich mich nicht getäuſcht; der alte Herr zeigte ſich zugänglich und bereitwillig. Die geſchiedene Gräfin Romſtedt habe ſich wieder verheiratet, wenige Jahre, nachdem ſie frei geworden — wo und in welchen Verhältniſſen ſie jetzt lebe, wußte er im Augenblick nicht zu ſagen, auch ihr jetziger Name war ihm entfallen, aber er verſicherte mich, daß es ihm keinerlei Schwierigkeiten machen würde, das zu erkunden. Ich habe darauf verzichtet, wie Sie ſich denken können“ — Graf Romſtedt ſprach nicht ohne Bitterkeit — „wo man ſo vollſtändig vergeſſen worden iſt, bringt man ſich nicht gerne wieder in Erinnerung. Auch der Gedanke an meine Tochter hat mich nicht daran hindern können, mit der Vergangenheit ganz abzuſchließen. Sie hat, wenn ſie noch lebt, ein Elternhaus gefunden. Daß es ihr an nichts fehlt, ſchließe ich daraus, daß die Summen, welche ich für ſie und ihre Mutter bei einem der letzteren bekannten Bankhauſe hinterlegt habe, noch heute unangetaſtet ſind — wenn ich heute vor ſie hintreten wollte, würde ich für mein Kind ein Fremder ſein; ihre Liebe zu gewinnen, wäre unmöglich, ſolange die Mutter nicht verbindend, ſondern trennend zwiſchen uns ſteht. Ich bin entſchloſſen, ſchon in den nächſten Tagen nach Amerika zurückzukehren; dort finde ich Arbeit, und Arbeit iſt Glück und Vergeſſen. Übrigens verzeihen Sie“ — Graf Romſtedt hatte ſein herzgewinnendes Lächeln wiedergefunden, indem er den jungen Offizier in einen Seſſel nötigte und ſelbſt Platz nahm — „Sie kamen nicht, um mir zu kondolieren, ſondern, wie ich aus Ihrer mehrmaligen und dringenden Nachfrage entnehme, in beſonderen Angelegenheiten. Was Sie auch haben, ſprechen Sie frei von der Leber, nicht wie zu einem Vater, denn das iſt unter Umſtänden peinlich“ — Graf Romſtedt lachte ermutigend — „ſondern wie zu einem Freunde, der für alles Verſtändnis haben muß, aber nichts zu verzeihen nötig hat.“

Herr von Dernburg ſchlug in die Hand des Grafen ein, am liebſten wäre er ihm um den Hals gefallen; aber er fühlte, daß ihm dann etwas geſchehen wäre, was er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht mehr kannte — er hätte einen Thränenſtrom nicht zurückhalten können. So ſchluckte er denn nur ein paarmal gewaltſam — eine Bewegung, die von dem Grafen nicht unbemerkt blieb und die ihn veranlaßte, ſehr angelegentlich nach dem Fenſter zu ſehen, bis er glaubte, daß der junge Mann ſich gefaßt habe. Aber wenn er bis dahin nur geglaubt hatte, daß der Sohn ſeines alten Freundes toller in das Leben geſtürmt habe, als ſeine Verhältniſſe und die geſunde Vernunft zuläſſig erſcheinen ließen, und daß es ſich nur um eine Generalſchuldenbeichte handle, ſo wurde er durch die außergewöhnliche Gemütsbewegung Dernburgs an dieſer Meinung irre, und er bereitete ſich auf ernſteres vor. Und der Graf hatte ſich darin nicht getäuſcht, in der Generalbeichte, die ihm Dernburg ablegte, war zunächſt von Geld keine Rede. Der junge Offizier ſchilderte ihm, wie und unter welchen Verhältniſſen er Elſe Wilberg kennen gelernt hatte, und hatte er zuerſt ſtockend begonnen, ſo redete er ſich doch bald in Feuer, als er ſie malte, die Stille, Beſcheidene, Liebenswerte, die ſein ganzes Herz gefangen genommen hatte, die zu erringen ſeit vielen Wochen ſein einziger Wunſch geweſen, und die er jetzt verzweifelt und niedergeſchlagen in ihrem beſcheidenen Heim wußte, das ihm als der Inbegriff aller Harmonie und allen häuslichen Glückes erſchienen war. Der Graf zwang ſich, ſeiner Rührung Herr zu werden, als Dernburg mit der Bitte ſchloß, er möge vor allem die Familie Wilberg von der Lauterkeit ſeiner Abſichten überzeugen, und dann ihm bei ſeinen Eltern ein Fürſprecher ſein. Graf Romſtedt ſagte ſich, daß er über der Zuneigung für Dernburg nicht die Pflichten außer acht laſſen dürfe, die er gegen Dernburgs Vater als einen alten Freund hatte, und daß er daher ſeine Hilfe nur bedingt zuſagen durfte; ſo ſehr er ſelbſt auch Amerikaner geworden war und ſo wenig Befremdliches er darin fand, daß ein junger Mann bei der Wahl ſeiner Lebensgefährtin rückhaltlos ſeiner Neigung folgte — er ſelbſt hatte ja keine anderen Rückſichten gelten laſſen, ſo blieb er ſich doch bewußt, daß er ſich nicht zwiſchen Vater und Sohn ſtellen und daß es nicht unbedingt ſeine Aufgabe ſein dürfe, dem letzteren den Weg zu ebnen, auf dem er ſein Glück zu erreichen hoffte, ſondern daß es vor allem gelte, Dernburgs Eltern mit den Abſichten ihres Sohnes auszuſöhnen. Daran aber beſchloß er, mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft zu arbeiten, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß Dernburg ſich über die Konſequenzen ſeines Schrittes vollkommen klar und entſchloſſen war, das Opfer ſeiner Stellung zu bringen, das er bringen mußte, wenn er die Geliebte heimführen wollte. Als Dernburg dann radikaler wurde und Pläne entwickelte, die für den Fall in ihm aufgetaucht waren, daß ſeine Eltern ihre Zuſtimmung zu ſeiner Heirat verweigern ſollten, ſchüttelte freilich Graf Romſtedt vorläufig zurückhaltend und beſchwichtigend den Kopf. Dernburg meinte, er wolle dann gleich dem Grafen Europa mit der Geliebten den Rücken kehren und verſuchen, ſich drüben eine zweite Heimat zu ſuchen, was ihm, wie er im Bewußtſein jugendlicher Kraft hoffte, mit Hilfe des Grafen nicht ſchwer fallen würde.

„Das wäre das äußerſte, lieber Freund,“ ſagte Graf Romſtedt, „es würde einen vollkommenen Bruch mit Ihrem Elternhauſe bedeuten, und Ihre Eltern ſind nicht mehr jung genug, daß Sie den Troſt mit ſich nehmen könnten, ſie würden es erleben, daß die Jahre den Bruch wieder zuſammengeheilt haben. Ich hoffe, es wird mir gelingen, Ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, trotzdem ich weiß, daß er an alten Gewohnheiten wie an alten Anſichten gleichmäßig hängt. Wenn er bisher an eine Schwiegertochter gedacht hat, hat er nicht geglaubt, daß Sie ihm dieſelbe aus einem Berliner Hinterhauſe zuführen würden. Aber ein außerordentliches Mädchen weiß einen alten Herrn ſchon vergeſſen zu machen, daß ſie

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nicht aus glänzenden Verhältniſſen ſtammt, und die Liebe zu einem einzigen Sohn hat einen Vater ſchon zu ganz anderen Dingen vermocht, als mit alten Anſchauungen zu brechen. Darum iſt mir nicht bange, wenn Fräulein Wilberg wirklich ſolch ein Ausbund von Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend iſt, wie Ihre verliebten Augen in ihr geſehen haben. Ich werde mich ja morgen ſelbſt davon überzeugen können, denn ich halte es für klüger, den Beſuch bis morgen aufzuſchieben. Heute könnte es mir leicht ähnlich gehen, wie es Ihnen gegangen iſt. Finde ich dann aber, was Ihre Schilderung mich erwarten läßt, ſo ſeien Sie überzeugt, daß Sie einen beredten Anwalt an mir haben. Und gelingt mein Sturm auf Ihren Vater — daß es mir gelingen wird, Fräulein Wilberg zu verſöhnen, daran zweifle ich nicht, vorausgeſetzt, daß ſie Sie wirklich liebt — dann weiß ich etwas Beſſeres, als Ihre junge Liebe auf dem für ſentimentale Gefühle nicht ſehr günſtigen Boden Amerikas fortblühen zu laſſen — Sie erinnern ſich, daß Ihr Vater davon ſprach, das Bielſche Gut ſelbſt zu kaufen, um es nicht in einer öffentlichen Verſteigerung unter dem Werte fortgehen zu laſſen. Ich bin überzeugt, er hat dabei auch an Sie gedacht und vielleicht ſogar gewünſcht, daß Sie des Lebens in der großen Welt bald überdrüſſig werden möchten.“

Dernburg erinnerte ſich daran, daß ſein Vater von dieſem Ankauf als von einer Möglichkeit geſprochen hatte, die ihm das Intereſſe der Bielſchen Familie mit ſeinem eignen zu vereinen ſcheine. Aber gleichzeitig fiel ihm auch ein, daß ſein Vater, wenn er ſolche Kapitalien zur Verfügung hatte, dieſe jetzt zu anderem Zwecke verwenden mußte. Der Reichenſteinſche Wechſel, ſein ganzes finanzielles Derangement, ſie waren Dernburg in dem Augenblick aus dem Gedächtnis entſchwunden, in dem er wußte, daß die Geliebte ihn für einen Nichtswürdigen halten mußte. Ehemals waren ſie ihm als das Drückendſte erſchienen und er hatte gemeint, wenn er von dieſer Sorge befreit ſei, könne es ihm nicht mehr ſchwer fallen, die Geliebte zu erringen. Jetzt, wo es galt, ſie erſt wieder an ſeine Liebe glauben zu machen, ſchienen ihm dieſe Verbindlichkeiten im Vergleich zu dieſer Aufgabe nur als etwas, das die Lage allerdings verwickelte, aber doch nicht den Ausſchlag geben konnte. Aber einmal daran erinnert, zögerte er nicht, dem Grafen Romſtedt auch hierüber reinen Wein einzuſchenken.

„Den Gedanken, das Bielſche Gut ſelbſt zu kaufen, wird mein Vater aufgeben müſſen,“ ſagte Dernburg errötend. „Sie erinnern mich eben daran, verehrter Herr Graf, daß meine Beichte nicht vollſtändig geweſen iſt. Geſtern noch würde ich das, was ich Ihnen noch zu ſagen habe, für das Wichtigere gehalten und damit begonnen haben — durch die Verkettung unglücklicher Umſtände am heutigen Morgen iſt mir die Beurteilung der Dinge in ſo andere Beleuchtung gerückt, daß ich wohl ganz vergeſſen hätte, daran zu denken, wenn Ihr freundlicher Zukunftsplan mich nicht daran erinnerte und mir ins Gedächtnis riefe, daß ich vorläufig nur die Einwilligung und den Segen meiner Eltern, aber kaum auch noch ihre materielle Hilfe für die Geſtaltung meiner Zukunft in Anſpruch werde nehmen können.“

Dann erzählte Dernburg von dem Selbſtmord des jungen Baron Biel — Graf Romſtedt hatte den Fall ſchon in der Zeitung geleſen und wunderte ſich jetzt, daß er nicht bereits die Perſönlichkeit erraten hatte, trotzdem in der Notiz der Name nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnet geweſen war — und in welche Verlegenheit er dadurch dem Bankier Reichenſtein gegenüber geraten war. Aber er verſchwieg auch nicht, daß er ſelbſt nicht viel weniger leichtſinnig gewirtſchaftet hatte als der Tote, und daß mit der Bezahlung des Reichenſteinſchen Wechſels nur eben die drängendſte Schuld aus dem Wege geräumt ſei. Graf Romſtedt hörte mit ſehr ernſter Miene zu, und ſeine Züge hellten ſich erſt wieder auf, als Dernburg ſchilderte, wie gerade ſeine Liebe zu Elſe Wilberg ihm über ſeinen Leichtſinn die Augen geöffnet und wie ſeither ſein ganzes Weſen ſich geändert habe. Dernburgs Worte klangen ſo ehrlich und überzeugend, daß Graf Romſtedt ihm glauben mußte; außerdem kannte er die Verhältniſſe von Dernburgs Vater wahrſcheinlich beſſer als Dernburg ſelbſt, und er wußte, daß das einfache Landleben nach alter Väter Sitte, das jener führte, ihn wohl in Stand geſetzt hatte, ohne eine Erſchütterung ſeines Vermögens über ſolche Summen verfügen zu können, wie ſie der Leichtſinn des Sohnes in nächſter Zeit fällig machte. Graf Romſtedt hielt es im Augenblick nicht für notwendig, Herrn von Dernburg hierüber aufzuklären; aber er begnügte ſich mit einigen ernſten Worten, die indeſſen keinen Zweifel daran ließen, daß auch in dieſer Angelegenheit Dernburg werde auf ihn rechnen können.

„Dieſer Reichenſteinſche Wechſel muß vor allen Dingen aus der Welt geſchafft werden,“ ſchloß Graf Romſtedt. „Wir treffen dieſen großen Bankier, der ſo merkwürdige Nebengeſchäfte nicht verſchmäht, in einer Stunde ſicher in ſeinem Kontor. Iſt es Ihnen recht, ſo ſuchen wir ihn dort gemeinſchaftlich auf, um dieſe Sache zu regeln; ich denke, Sie werden lieber mein Schuldner als der dieſes Mannes ſein.“

Dernburg wollte danken, aber der Graf lehnte lachend ab.

„Glauben Sie mir nur, daß ich mit Ihrem Vater leichter ins Reine komme, wenn wir den Bankier Reichenſtein gar nicht mehr zu erwähnen nötig haben. Ich handle alſo lediglich aus Egoismus, um mir die Verhandlungen mit ihm zu vereinfachen. Und nun meine ich, wir benutzen die Stunde, die uns bleibt, um im Speiſeſaal zu frühſtücken; Sie werden heute noch wenig genoſſen haben, ich bin ſeit dem Thee auch noch nüchtern, und, mein lieber Freund — Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen.“

XVIII.

In der Friedrichſtraße, wenige Häuſer von dem Palaſt der Internationalen Hauptbank entfernt, lag das Bankgeſchäft J. A. Feigel & Co., eine kleine Wechſelſtube, deren Inhaber auf eine neue Idee verfallen waren, harmloſen Kleinkapitaliſten das Börſenſpiel als die beſte Art müheloſen Geldverdienens erſcheinen zu laſſen. Ihr Schaufenſter zeigte außer der Auslage von Banknoten, Gold- und Silbermünzen, die gewöhnlich den Vorübergehenden auf das Vorhandenſein dieſer Wechſelſtuben aufmerkſam macht, noch einen architektoniſchen Aufbau von ſchwarzpoliertem Holz, an dem die Namen der meiſtgehandelten Börſenpapiere prangten. Daneben ſtand der letzte Tageskurs verzeichnet, und ihre Telephonverbindung mit der Börſe wurde von J. A. Feigel & Co. dazu benutzt, von halber Stunde zu halber Stunde während der Börſenzeit den neueſten Kurs daneben bekannt zu machen. Auf dieſe Weiſe erfuhren die zahlreichen Paſſanten der Friedrichſtraße, ohne die langweilige Lektion eines endloſen Kurszettels nötig zu haben, wie man an der Börſe unter allen Umſtänden Geld verdienen muß, wenn man zu rechter Zeit kauft oder verkauft, und J. A. Feigel & Co. hielten ſich beſtens empfohlen, dem Publikum über das noch von niemandem enthüllte Geheimnis des „zur rechten Zeit“ mit gutem Rat zu Dienſten zu ſein — ſelbſtverſtändlich ohne Garantie. Es war kurz nach Börſenſchluß, als Graf Romſtedt und Dernburg auf ihrem Wege zu Reichenſtein an dieſer Wechſelſtube vorübergingen und dem erſteren eine Anhäufung von Menſchen, die geſtikulierend in das Schaufenſter ſtierten, den Gedanken nahe legte, daß an der Börſe irgend etwas vorgefallen ſein müſſe. Er bat Dernburg, einen Augenblick zu warten und drängte ſich in den Knäuel hinein, um ſich über die Urſache dieſer Aufregung zu informieren. Sein für die Geheimniſſe dieſer Zahlen geübtes Auge hatte bald das Richtige gefunden, kopfſchüttelnd kehrte er zu Dernburg zurück.

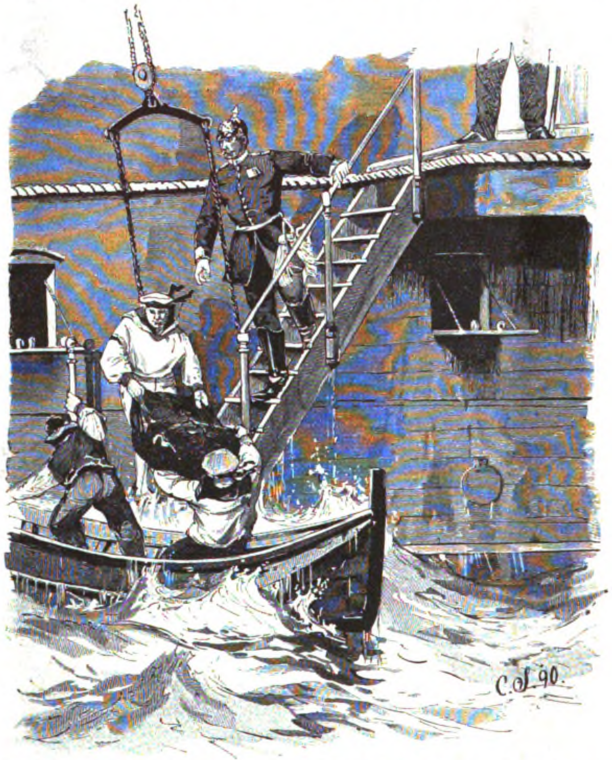
„Wir werden Reichenſtein in ſchlechter Laune treffen,“ ſagte er, „‚Petroleumland‘ ſtanden geſtern noch achtundneunzig, heute haben ſie mit dreiundfünfzig ein halb geſchloſſen. Und es iſt das einzige Papier, das verloren hat, im übrigen ſteigende Tendenz. Da muß auf den Terrains von ‚Petroleumland‘ etwas Beſonderes geſchehen ſein.“

(Fortſetzung folgt.)

Des Kaiſers Nordlandsfahrten.

Von H. Harden. (Abdruck verboten.)

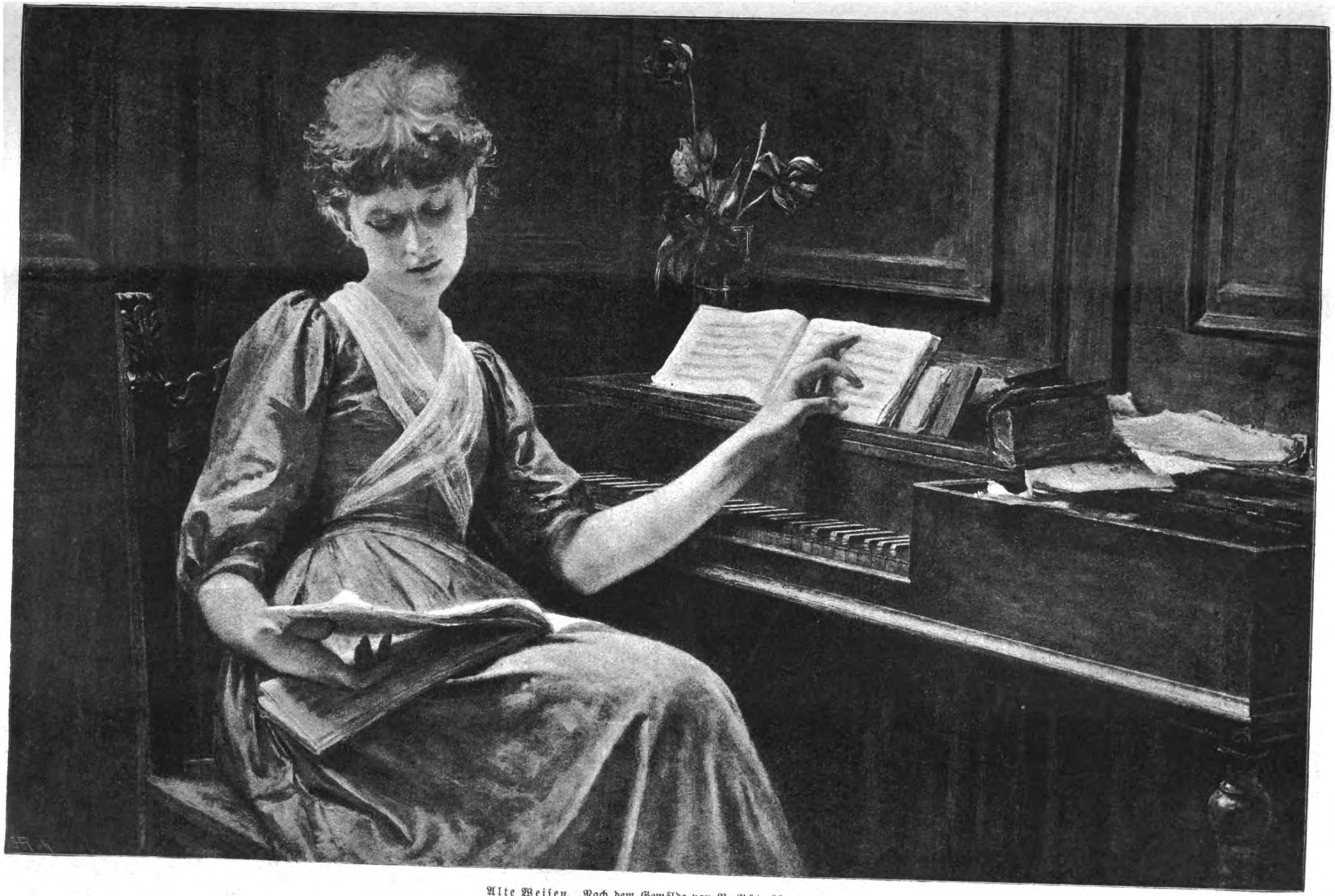
„Bei Meinen Reiſen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrſchern benachbarter Reiche freundſchaftliche Beziehungen zu pflegen, ſondern dieſe Reiſen haben für Mich den hohen Wert gehabt, daß Ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimiſchen Verhältniſſe aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals auf hoher See, auf der Schiffbrücke ſtehend, nur Gottes Sternenhimmel über ſich, Einkehr in ſich ſelbſt gehalten hat, der wird den Wert einer ſolchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von Meinen Landsleuten möchte Ich wünſchen, ſolche Stunden zu erleben, in denen der Menſch ſich Rechenſchaft ablegen kann über das, was er erſtrebt und was er geleiſtet hat. Da kann man geheilt werden von Selbſtüberhebung, und das thut uns allen not!“ Keine beſſere Einleitung, als dieſe ſchönen Worte unſers Kaiſers, konnten dem Werke vorgedruckt werden, in welchem uns Paul Güßfeldt die „Reiſen Kaiſer Wilhelms II nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890“ ſchildert (Berlin. Gebrüder Paetel. 1890). Gewiß waren dieſe Nordlandsfahrten für unſern Kaiſerlichen Herrn in erſter Linie Erholungsreiſen nach angeſtrengter Thätigkeit, ſie ſollten eine Ruhezeit inmitten der aufreibenden Ausübung ſchwerer und verantwortlicher Regentenpflichten gewähren. In der Seele eines Hohenzollern liegt es aber nicht, der Ruhe nur um ihrer ſelbſt willen zu pflegen — aus der Begeiſterung für die erhabene Schönheit der Gottesnatur wußte der Kaiſer neue Kraft für ſeinen hohen Beruf zu ſchöpfen. Wie der Monarch dieſe Ziele ſeiner Reiſen auffaßte und verwirklichte, das beweiſen am beſten ſeine oben angeführten eignen Worte. Wir vermögen es freilich nicht, den Gedanken des Herrſchers nachzugehen, welche auf einſamer See, als nur Gottes Sternenhimmel über ihm war, ſeine Bruſt erfüllten, wir können nicht ergründen, welche Keime großer Entſchlüſſe damals in ſeiner Seele aufſprießten — wir müſſen uns mit der äußeren Geſtaltung jener denkwürdigen Fahrten begnügen, bei welcher zugleich des Kaiſers ausgeſprochene Vorliebe für die See und ſeine warme und feinfühlige Empfindung für die Herrlichkeit der Natur zum Ausdruck kam.



„Ankunft des Kaiſerlichen Kouriers.“ Nach der Originalzeichnung von Carl Saltzmann.
Aus Güßfeldt, „Reiſen Kaiſer Wilhelms II nach Norwegen.“

Herr Güßfeldt, der bekanntlich die Ehre hatte, die Reiſen im Gefolge Seiner Majeſtät mitzumachen, ja ſogar mit dem Entwurf für die erſte derſelben betraut war, gibt uns in ſeinem außerordentlich anziehend geſchriebenen Werke einen ausführlichen Bericht über beide Reiſen — einen Bericht, deſſen Inhalt in erſter Linie natürlich durch die Erlebniſſe beſtimmt iſt, in deren Mittelpunkt Kaiſer Wilhelm II ſtand. Dem Buche war jedoch auf den ausdrücklichen Wunſch des Monarchen noch ein anderer Zweck vorgezeichnet: die Schilderung der Reiſen ſollte den deutſchen Leſer auch über das norwegiſche Land im allgemeinen unterrichten, es ſollte anregend und belehrend zugleich wirken. Beiden Aufgaben hat der Verfaſſer im hohen Grade gerecht zu werden verſtanden; wer heute Norwegen bereiſen will, ſollte nicht verfehlen, die vortrefflichen Schilderungen Güßfeldts vorher zu leſen — die ungeheuere Mehrzahl der Leſer freilich wird ſich vor allem an den Teilen des Buches erfreuen, in denen die Perſönlichkeit des Kaiſers in den Vordergrund tritt. Und das iſt ſchließlich nur natürlich. Wenn es für uns Deutſche an ſich etwas ganz Ungewohntes, Überraſchendes, ja für ſchwächliche Seelen vielleicht gar Beängſtigendes war, unſern Kaiſer an Bord eines Kriegsſchiffes auf weiter Meeresfahrt begriffen zu wiſſen, ſo bietet uns auch das vorliegende Buch wieder völlig Neues: es gibt uns eine Fülle reizvoller Bilder aus dem Leben an Bord des Kaiſerlichen Fahrzeuges, es zeigt uns den Monarchen im engen Kreiſe weniger Vertrauter, als Menſch unter Menſchen — es zeigt uns den allerhöchſten Herrn in Stunden angeſtrengter Arbeit, als fröhlichen Kameraden, als eifrigen Seeoffizier, als begeiſterten Bewunderer der Natur! Was ich am höchſten an dem Buche loben muß: es iſt friſch und frei geſchrieben. Der Herr Verfaſſer macht aus ſeiner aufrichtigen Bewunderung für unſern kaiſerlichen Herrn kein Hehl, und er ſpricht damit ja nur aus, was Millionen mit ihm fühlen — niemals aber verfällt er in den Ton höfiſcher Servilität. Und gerade daß er dieſen Ton vermieden hat, paßt ſo recht zu dem Bilde des Kaiſers, wie es in unſer aller Herzen lebt. — Als getreuer Chroniſt führt uns Herr Güßfeldt zunächſt an Bord der Jacht Hohenzollern und orientiert uns in den, den meiſten Leſern des Daheim übrigens wohl durch Wort und Bild, wenn nicht aus eigner Anſchauung wohlbekannten Räumen des Kaiſeraviſos. Er gibt dann einen außerordentlich klar geſchriebenen „Überblick über Norwegen,“ deſſen Verſtändnis durch eine beigegebene Karte ungemein erleichtert wird, und geleitet uns, zur eigentlichen Reiſe übergehend, über Stavanger nach dem ſchönen Hardangerfjord.

„Der Kaiſer vertiefte ſich in alle Einzelheiten des reichgeſtalteten Landes. Seinem ſcharfen Auge entging nichts Bemerkenswertes, und ſo verweilte das Geſpräch vornehmlich bei den ſichtbaren Eigentümlichkeiten des Gebirges, ſeiner Abſtürze, ſeiner Schneereſte und erſterbenden Vegetation. Wenn von der Natur die Grundbedingung eines ſcharfen Sehvermögens gegeben iſt, ſo wird ſich dasſelbe in einem Monarchen vollkommener entwickeln, als bei den meiſten anderen Menſchen. Nur wenigen Auserwählten iſt es Gewohnheit, auf große Menſchenmengen aus einer gewiſſen Entfernung zu ſehen und ein verwirrtes Bild ſchnell in deutlich erkannte Details aufzulöſen.“



Alte Weiſen. Nach dem Gemälde von R. Pötzelberger.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„So ſah nun der Kaiſer dieſe und alle folgenden Landſchaften an, und indem Lebhaftigkeit des Erfaſſens ſeinem geübten Gedächtnis zu Hilfe kam, geſtaltete ſich ſeine Reiſe zu einer großen Heerſchau der Natur. Bei dem Anblick einer Welt, welche die Bruſt tiefer atmen läßt, das Herz erfreut, die Seele erhebt, wendet ſich das Geſpräch oft unwillkürlich Dingen zu, welche der Wohlfahrt der fernliegenden Heimat gelten. Der Leuchtturm von Falnaes iſt Zeuge, daß der Kaiſer an dem Tage von Königgrätz der deutſchen Jugend und ihrer Entwickelung gedachte.“

In Sandven betrat der Kaiſer zum erſtenmal norwegiſchen Boden und wanderte zu Fuß nach dem Oeftshusfos, einem etwa 35 Minuten entfernten Waſſerfall, um dann mittelſt Karriols zurückzukehren. „Es war für den Monarchen ein Karriol beſorgt worden, das dauernd auf dem Deck der Hohenzollern Aufſtellung fand und bei jedem Ausflug an Land gebracht wurde; das für den Kaiſer beſtimmte Pferd wurde dagegen ſtets an Ort und Stelle genommen und erwies ſich ausnahmslos als ſicher und ſchnell. Bei den Landausflügen bildeten wir zuweilen eine lange Reihe von zwanzig Karriols… Se. Majeſtät fuhr an der Spitze, aber in einiger Entfernung vor dem Kaiſer fuhr ein Karriol, welchem ſozuſagen Ekleireurdienſte zufielen. Dieſe Maßnahme erſchien notwendig. Denn oft legen ſich die Wegkrümmungen ſo um die vorſpringenden Ecken des Thalgehänges, daß ein entgegenkommendes Gefährt erſt im letzten Augenblick wahrgenommen wird und ein Zuſammenſtoß zu befürchten iſt. Eine ſolche Möglichkeit mußte unter allen Umſtänden vermieden werden, auch wenn die Maßnahme durch den Staub der Landſtraße zuweilen recht läſtig wurde. Der Kaiſer ſchalt dann wohl mit lächelndem Munde; aber der Ekleireur ließ ſich in ſeiner Pflichterfüllung nicht beirren.“

Von Sandven ging die Fahrt nach Odde, von wo aus eine größere Landexpedition nach den Gletſcherpartieen des Buarbrae ſtattfand — über Bergen wandte die Hohenzollern dann ihren Kurs zum langgeſtreckten düſtern Sognefjord; der Kaiſer beſuchte den großartigen Suphelle-Gletſcher, verweilte kurze Zeit vor Molde und beſichtigte in Trondjem den altehrwürdigen, gerade jetzt aus ſeinen Trümmern zu neuer Pracht erſtehenden Dom, das ſchönſte Denkmal norwegiſcher Kunſt.

An dieſer Stelle ſchiebt Herr Güßfeldt, meines Erachtens nicht recht zum Vorteil der Geſamtdarſtellung, denjenigen Teil der zweiten Kaiſerreiſe ein, den er überhaupt zum Gegenſtand ſeiner Schilderung gemacht hat: er unterbricht ſeinen feſſelnden Bericht, um die Anweſenheit des Kaiſers in Chriſtiania, die Begegnung mit König Oskar und, daran anſchließend, die Beſuche des herrlichen Nordfjords und der Alpenſeen auf der Nordweſtſeite des Joſtedalgebirges zu beſchreiben, die leider durch die Ungunſt der Witterung häufig getrübt waren.

Von Trondjem (wir kehren zum Jahr 1889 zurück) dampfte die Hohenzollern nordwärts; die Reiſe nahm völlig den Charakter einer rauhen Seefahrt an; am 16. Juli paſſierte die Jacht den Polarkreis. In Bodö wurde ein kurzer Aufenthalt genommen. „An Bord iſt reges Leben. Dem Kaiſer ſelbſt aber iſt nicht die Muße gegönnt, deren ſich der unbeachtete Reiſende erfreut. Der Konſularagent iſt erſchienen. Telegraphenbeamte treffen ein, jede Depeſche wird zum Schuldſchein, welcher durch eine Antwort eingelöſt werden muß. Die Vertreter der verſchiedenen Reſſorts ſind in angeſpannter Thätigkeit; in ihren improviſierten Büreaus ſchreiben die Sekretäre. Nur den Kaiſer erhebt das bewundernswürdige innere Gleichgewicht, das von der Geſchichte einmal als eine ſeiner charakteriſtiſchen Regententugenden bezeichnet werden wird, über die allgemeine Erregtheit. Er erledigt, was ihm geſchäftlich unterbreitet wird, ſchnell, ruhig und ohne ſich ablenken zu laſſen und leidet nicht unter den Nachwirkungen, welche nach der Erledigung wichtiger Angelegenheiten den Naturgenuß herabdrücken.“

Über Tromſö und Hammerfeſt ging es zum letzten Ziel der Fahrt: zum Nordkap. In der Nacht erhob ſich ein heftiger Sturm, der die erhoffte Landung unmöglich machte.

„Der Himmel war grau, der Horizont im Norden und Oſten zeigte einen lichten gelben Streifen; hinter den darüber gelagerten Wolken verbarg ſich die Sonne. Im Süden lag das Nordkap da, eine trachytgraue Wand, 300 Meter aus dem Meere aufſteigend. Spuren von Vegetation waren erkennbar. Ins Unbegrenzte verlor ſich der Blick gegen die Polarſee, deren Wogen- und Lichterſpiel die Aufmerkſamkeit des Kaiſers gefeſſelt hielt. Aus wie einfachen Elementen dieſe Landſchaft ſich zuſammenſetzte, ſo ergreifend wirkte ſie. Nichts war zu ſehen, als eine langgezogene Felswand mit nahezu horizontaler Profillinie, nur einige Felsnaſen zeigend; ein weißes Meer und ein Himmel, an dem zur Mitternacht die Sonne ſtand.

„Lange betrachtete der Kaiſer das Schauſpiel; plötzlich brach er das Schweigen und ſagte: ‚Heut iſt der Tag der Kriegserklärung.‘ So löſte die Gegenwart eines großen Naturſchauſpiels die Erinnerung aus an einen großen geſchichtlichen Moment.

„In heiterer Stimmung verweilte der Kaiſer länger als zwei Stunden auf Deck. Der hohe Herr hatte gehofft, die Höhe des Nordkaps zu betreten, die aufgeregte See vereitelte dieſe Hoffnung. Es genügte dem Kaiſer die Thatſache, daß ſeine Wünſche durch höhere, vom menſchlichen Willen unabhängige Mächte gekreuzt wurden. Er nahm dieſelbe hin als etwas Gegebenes; kein Wort des Unwillens kam über ſeine Lippen. Energiſches Streben nach dem Menſchenmöglichen, heiteres Aufgeben des menſchlich Unerreichbaren, das ſind Eigenſchaften, welche das Glück des Einzelnen ausmachen können; finden ſie ſich bei einem Regenten, ſo werden ſie zum Glück eines ganzen Landes beitragen.“

Ich verſage es mir, die Rückfahrt eingehender zu behandeln, um Raum für die Wiedergabe einer reizvollen Schilderung des Lebens an Bord der Hohenzollern zu gewinnen.

„Es charakteriſierte das Leben an Bord während der kaiſerlichen Reiſe, daß jeder Geburtstag gleich einer Familienfeier begangen wurde. Das Geburtstagskind ſaß bei Tiſch an der Seite Sr. Majeſtät; der Kaiſer brachte das Wohlſein desſelben aus, und dann erhob ſich unſer poeta laureatus Georg von Hülſen (Flügeladjutant Sr. Majeſtät) und verlas das zu Ehren des Gefeierten verfaßte Gedicht. Dieſes hatte mit anderen Erzeugniſſen echter Poeſie das gemein, daß es ein Gelegenheitsgedicht war, deſſen Inhalt nur auf die eine Perſon paßte. Mit ausgleichender Gerechtigkeit wog der Dichter in ſeinen Verſen alles ab, was irgend an Schwächen und an Tugenden ſich bisher gezeigt hatte; aber ſoviel von letzteren beſaßen alle, daß man am Schluſſe des Gedichtes die Wagſchale der Tugend jedesmal graziös niederſinken ſah…

„Obwohl die hellen Nächte zum Wachen verführten, ſo waren wir doch des Morgens ziemlich früh zur Stelle. Wenn der Kaiſer nicht durch wichtige Arbeiten beanſprucht war, ſo erſchien Se. Majeſtät um acht Uhr zum Frühſtück, das gemeinſam eingenommen wurde. Die beiden Hauptmahlzeiten fanden um ein Uhr und um ſechs Uhr ſtatt. Der Kaiſer ließ ſich bei Tiſch nur von den „Läufern“ bedienen, welche unter den Matroſen der Hohenzollern ausgeſucht waren und denen das Servieren erſt kurz vor der Reiſe beigebracht war. Die übrige Bedienung Sr. Majeſtät beſchränkte ſich auf nur zwei Perſonen, einen Kammerdiener und einen Leibjäger. Das iſt auch geeignet, die Einfachheit zu beleuchten, an welcher der Kaiſer in ſeinem Inkognito ſo viel Freude fand. Der Kaiſer hat während der ganzen Reiſe nicht eine Minute ſeiner Zeit dem Ceremoniell zum Opfer gebracht. Einem jeden von uns (den „Badegäſten der Hohenzollern“) war ſo viel perſönliche Freiheit gelaſſen, wie es unter den gegebenen Verhältniſſen nur irgend denkbar war. Die einzige Direktive, welche unter dem milden Regiment des Herrn Hausmarſchalls (Freiherr von Lyncker) gegeben wurde, war, daß wir beim Diner im ſchwarzen Überrock erſchienen. Bei Tiſch herrſchte faſt ſtets die lebhafte Unterhaltung einer fröhlichen Tafelrunde.

„Nach eingenommenem Kaffee begab ſich der Kaiſer regelmäßig auf Deck, um dort entweder auf- und niederzugehen oder die Landſchaft zu beobachten. Handelte es ſich um Diskuſſion beſtimmter Fragen, ſo ließ Se. Majeſtät diejenige Perſon herbeirufen, welche die einſchlägige Kenntnis beſaß. Häufig ſah man den Kaiſer auch auf der Kommandobrücke oder im Kartenhauſe. Die Navigation intereſſierte den hohen Herrn ebenſoſehr, wie der innere Schiffsdienſt. Sogar ein Teller mit dem Eſſen der Mannſchaft mußte dem Kaiſer täglich vor zwölf Uhr zum Probieren gebracht werden, wobei es dann zuweilen vorkam, daß er mit dem Appetit der kraftſtrotzenden Geſundheit den Inhalt des ganzen Tellers verzehrte.

„Des Abends fanden zuweilen ‚Soireen‘ ſtatt, deren Inhalt zwiſchen Ernſt und Heiterkeit abwechſelte.“

Herr Güßfeldt gibt höchſt ergötzliche Erinnerungen aus dieſen Soireen zum beſten. Da ſehen wir den ernſten Diplomaten Graf Philipp Eulenburg als „Skalden,“ Balladen nordiſchen Inhalts dichten, in Muſik ſetzen und vortragen; Herr von Hülſen verfaßte eine poetiſche Schilderung der Reiſe, in welcher jede Strophe mit dem Refrain „Bum-bum“ ſchloß oder produzierte ſich in Frack und großkarrierten hellen Beinkleidern als Bellachini, und der treffliche Marinemaler Saltzmann glänzte als ausgezeichnetes Medium oder wirkte als Konzertmaler. Aber der Ernſt wurde über dem Frohſinn nimmer vergeſſen. Mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit bearbeitete der Kaiſer auch während der Reiſe alle fortlaufenden Regierungsgeſchäfte; die Tage, an welchen die Kouriere an Bord kamen, fielen für die Ausflüge regelmäßig aus. An den Sonntagen aber vereinigte der Kaiſer regelmäßig Offiziere und Mannſchaften, ſowie die Herren der Begleitung zum Gottesdienſt. „Der Kaiſer, im Dienſtanzug des deutſchen Admirals, trat vor einen Altar, welchen die Kriegsflagge deckte; zu beiden Seiten ſtanden die Mannſchaften, davor der Kommandant und die Offiziere, daran anſchließend das Gefolge, an ſeiner Spitze Graf Walderſee. Der Kaiſer las nun das Eingangsgebet und darauf eine Predigt, welche durch Kürze und Verſtändlichkeit zum Herzen ſprach. In dem Schlußgebet wurde der Gefahr und der harten Arbeit des Seemannslebens gedacht. Gefahr aber und harte Arbeit machen gottesfürchtig. Dann folgte das Vaterunſer. Die ſchlichte Feier erinnerte an den preußiſchen Feldgottesdienſt; ſie wirkte, wie dieſer, erhebend.“

Eine der in der Reichsdruckerei hergeſtellten Heliogravüren, welche dem Buche beigegeben ſind, bringt übrigens das Bild eines ſolchen Gottesdienſtes an Bord, nach einer Zeichnung Saltzmanns. Und damit kommen wir zu der reichen illuſtrativen Ausſtattung des Werkes. Bekanntlich nahm der ſoeben genannte Herr Saltzmann auf Befehl Seiner Majeſtät an beiden Reiſen teil, und der reiche Schatz ſeiner Skizzen, zu denen noch eine Anzahl photographiſcher Aufnahmen P. Güßfeldts trat, lieferte jene Fülle von Illuſtrationen, welche das Buch auszeichnet. Ich bin nicht Kunſtkenner genug, um ſie ihrer künſtleriſchen Bedeutung nach würdigen zu können, die Empfindung habe ich aber, daß ſie den Wert des ganzen Buches weſentlich erhöhen. Die zahlreichen, reizenden Bilder Seiner Majeſtät zumal: Skizzen, wie ſie der ſchnell arbeitende Crayon des geſchickten Zeichners dem Leben abgewann, ſind unübertrefflich.

Alles in allem: das Güßfeldtſche Buch — ſeinem ganzen Inhalt nach in der deutſchen Litteratur wohl einzig daſtehend — verdient die wärmſte und vollſte Anerkennung; es hält, was es verſpricht. Vollendet in der Form, feſſelt es von der erſten bis zur letzten Zeile. Ich wollte, wir hätten viele ſeinesgleichen.

Brehms Tierleben.

„Brehms Tierleben“ erſcheint ſoeben in dritter gänzlich neu bearbeiteter Auflage im Verlage des Bibliographiſchen Inſtituts (Leipzig und Wien).

Das auf dieſem Gebiet einzigartige Werk iſt ſo bekannt, daß es einer eingehenderen Anzeige nicht bedarf. Wir haben ſchon bei Erſcheinen der zweiten Auflage auf ſeine großen Vorzüge aufmerkſam gemacht, wir mußten aber damals unſer Lob bedeutungsvoll einſchränken, denn der Verfaſſer hatte das Buch leider dadurch entſtellt, daß er ſeinem Haß gegen die Geiſtlichkeit und alles, was mit der Kirche zuſammenhing, in der geſchmackloſeſten Weiſe die Zügel ſchießen ließ.

Wer das Werk zur Hand nahm, um ſich über irgend ein Tier zu unterrichten, mußte in jedem Augenblick auf einen Ausfall gegen die Kirche oder ihre Diener gefaßt ſein, auch wo zu einem ſolchen nicht der entfernteſte Anlaß vorlag.

Die Verlagshandlung und der Herausgeber der dritten Auflage, Herr Profeſſor Dr. Pechuel-Loeſche, ſind glücklicherweiſe ſo verſtändig geweſen, dieſe Ausfälle durchaus zu beſeitigen, und das Buch dadurch auch ſolchen Leſern zugänglich zu machen, welchen ſie die Freude an dem Werk vollſtändig verleideten.

Noch nach einer anderen Richtung ſcheint mir der Herausgeber das Buch günſtig beeinflußt zu haben. Der Verfaſſer hatte in ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für die Tierwelt die Neigung, das Tier zu vermenſchlichen. Der fundamentale Unterſchied zwiſchen Menſch und Tier, der nämlich, daß das letztere ſich ſelbſt nie Objekt ſein und infolgedeſſen weder ſittlich noch unſittlich handeln kann, war Brehm nie ganz klar geworden. Er ſprach allen Ernſtes davon, daß Tiere mitleidig, großmütig ꝛc. wären, und ſchrieb ihnen dieſe Eigenſchaften in menſchlichem Sinne zu. Irre ich nicht und täuſchen mich die von mir angeſtellten Stichproben nicht, ſo iſt in der neuen Auflage auch mit dieſer ganz verkehrten Naturanſchauung gebrochen worden. Die mitunter, wenn auch zeitgemäß gedämpft, an die Sprache der weiland Keilſchen Gartenlaube anklingende Biographie Brehms von Dr. Ernſt Krauſe an der Spitze des erſten Bandes braucht uns daran nicht irre zu machen. Ich glaube, das Buch jetzt ohne Vorbehalt empfehlen zu können. Seine Vorzüge ſind in der That ſehr große. Brehm wußte mit erſtaunlichem Geſchick dem Tiere ſeine Eigenart abzuſehen, und er gab das Beobachtete in einem höchſt feſſelnden, eigenartigen, markigen Stil wieder. Es ſteckte viel von einem Dichter in ihm, was der Beobachtung mitunter gefährlich wurde, der Darſtellung aber ſehr zu ſtatten kam. Er verſtand es ferner vortrefflich, in der Fach- und Reiſelitteratur eine Auswahl zu treffen und gerade die Schilderungen wiederzugeben, welche den Naturfreund intereſſierten und packten. Er iſt darin von keinem Mitſtrebenden erreicht, geſchweige denn übertroffen worden. Die Jugend zumal wird nicht müde, ſich an dieſen reizvollen Schilderungen zu erfreuen und erfährt reiche Anregungen aus denſelben.

Herr Profeſſor Pechuel-Loeſche ſcheint mir durchaus der rechte Mann zu ſein, das Buch auf die Höhe der Zeit zu bringen, und eine nüchternere Anſchauung der Natur in ihm zur Geltung zu bringen, ohne ſeine Vorzüge zu verwiſchen. Dr. W. Haacke-Frankfurt ſteht ihm als Syſtematiker zur Seite, Profeſſor Taſchenberg behandelt wieder die Inſekten, Profeſſor W. Marſhall die „niederen Tiere.“ Die Illuſtrationen, ſowohl die ſchwarzen wie die farbigen, ſind vortrefflich. Für letztere verfügt die Verlagshandlung in dem Maler Kuhnert über eine ausgezeichnete neue Kraft.

Das mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Holzſchnitt und Chromodruck ausgeſtattete Werk erſcheint wie bisher in zehn Bänden, die in elegantem Halbfranzeinband je 15 Mark koſten.

Th. H. P.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Unſere Bilder ſtehen zum Teil wie die Natur draußen im Zeichen des Winters. Auf dem Bilde von Werner Schuch: „Nach verlorener Schlacht“ iſt ein Held des Dreißigjährigen Krieges todwund herabgeſunken in den weichen Schnee. Er wird das kalte Bett nicht wieder verlaſſen, und ſein getreuer Schimmel wird nur zu bald als Beutetier dem fremden Lager zugeführt werden. Das iſt Soldatenlos: „Kein ſchön'rer Tod iſt auf der Welt, als wer vor'm Feind erſchlagen.“

Gar nichts vom Helden hat vorläufig der kleine Burſche auf dem Kirchnerſchen Bilde: „Winterfreuden,“ der ſich vom Schweſterchen ſo unbarmherzig bombardieren läßt und dabei ſo jämmerlich heult. Merkwürdig: in der Kinderſtube haben die Mädchen oft mehr Kourage, als die Jungen. Glücklicherweiſe wandelt ſich dieſes Verhältnis mit den Jahren, und man duckt ſich nur noch vor der Herzallerliebſten.

Voll Poeſie iſt das Bild von Pötzelberger: „Alte Weiſen.“ Man hört die alten Weiſen verloren ans Ohr klingen und verſteht, wie ſie im Gemüt wachrufen: dunkles Erinnern, unbewußtes Sehnen, beides auf dem Untergrund leidvollen Glückes und reizvollen Leides.

Aufruf

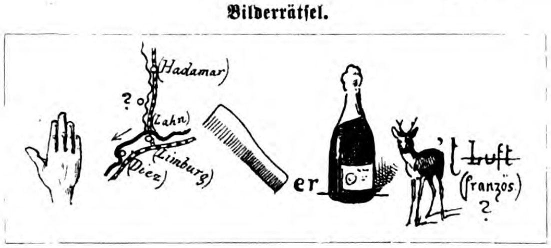
an unſere amerikaniſchen Leſer.

Ludwig Landthaler, Brauer und Metzger aus Dellmenſingen, Oberamt Laupheim, Württemberg, iſt 1859 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewandert, hielt ſich eine Zeitlang in Cincinnati auf und hat ſeit jener Zeit nichts mehr von ſich hören laſſen. Ich bin von der betagten Schweſter des Obigen beauftragt, Nachforſchungen über deſſen Verbleib anzuſtellen, und bitte um gütige Nachricht, falls jemand in der Lage iſt, mir Näheres mitteilen zu können.

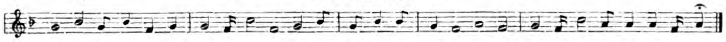
Würzburg (Bayern), im Dezbr. 1890.

Eduard Koenig.

Bilderrätſel.



1. Notenrätſel.



Setzt man an Stelle der Noten, auch mit Rückſicht auf ihren „Wert,“ entſprechende Buchſtaben, ſo ergeben dieſelben einen bekannten Spruch.

2. Zweiſilbige Scharade.

Das Erſte ſchreitet mit ſtolzem Gang
Durch Wüſt' und Gebirge und drohet Gefahr,
Das Zweite ſuchet ihr ſicher nicht lang',
Es iſt eine Pforte, draus Falſch und Wahr
Hervorgeh'n kann und Dunkel und Klar.
Wollt gut ihr das Ganze, ſo ſeid bedacht,
Daß ihr in der Welt keinen Feind euch macht.
R. F.

3. Vierſilbige Scharade.

Der du, o Menſch, ſo ſtolz dein Haupt erhebſt
Und kraftbewußt ſo kühn und raſtlos ſtrebſt,
Vergiß nicht, daß aus Eins du Zwei, Drei, Vier!

Das Ganze biſt du und zur Eins zurück
Kehrt, was die Welt dir bot von ihrem Glück,
Was dich erfreute und entzückte hier.

Er, der dich rief zu dieſes Daſeins Streit,
Zu deines Lebens engbegrenzter Zeit,
Er leitet, wie Er will, auch dein Geſchick!

Und ob mit ſtets gleich ungeſtümer Haſt
Dein Sehnen Erd' und Himmel auch umfaßt,
Vergebens immer ſucht dein Herz nach Glück:

Du biſt in Seiner großen Schöpfung Kreis
Nur ein Atom, das kam auf Sein Geheiß,
Das, Seinem Winke folgend, untergeht,

Ein Werkzeug in des ew'gen Meiſters Hand,
Das aus der Erſten, als er rief, erſtand
Und ſpurlos, wie die Erſte, auch verweht.
Fr. St.

4. Rätſel-Diſtichon.

Meine Hörer entzück' ich durch liebliche Melodien.
Nehmt ihr das Herz mir heraus, lieg' ich in Frankreich als Stadt.

5. Rätſel.

Im Schweiß des Angeſichtes,
In Qualen des Gerichtes,
In heißer Feuersglut,
Die Augen an der Wage
Müht es ſich alle Tage,
Daß ſeine Arbeit werde gut.
Der Menſchheit Weh zu lindern,
Den frühen Tod zu hindern,
Müht es ſich Tag und Nacht.
Gottlob, es iſt gelungen,
Preiſt es in allen Zungen:
Das große Werk, es iſt vollbracht.
B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Ärztliche Plaudereien.

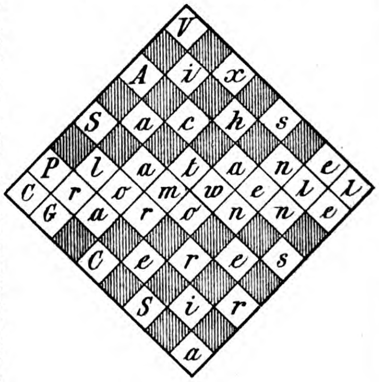
Von Dr. Cl.

III. Fleiſchloſe Koſt.

Wenn man lieſt, daß der ſchleſiſche Hausweber über einen Wochenlohn von M. 6 zeitlebens nicht hinauskommt, daß eine Filetnäherin (1889) bei vierzehnſtündiger Arbeit nur 35 Pfg. täglich verdient, oder daß 1000 Schwedenſchachteln mit 70 (ohne Bekleben nur mit 60 Pfg.) bezahlt werden, ſo fragt man teils ungläubig, teils verwundert: *Wie kann bei ſolchen Löhnen der Menſch leben?* Selbſtverſtändlich muß der Hausarbeiter aus dem Darben eine Kunſt machen und auch die notwendigſten Lebensbedürfniſſe unnatürlich einſchränken. — Die Frage iſt nicht nur in ſozialer Hinſicht von größter Bedeutung, ſondern auch ein ungemein intereſſantes Problem der mediziniſchen Wiſſenſchaft, welches Dr. C. v. Rechenberg in einer ſehr fleißigen Arbeit: „Die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannſchaft Zittau“ (Leipzig bei S. Hirzel) zu löſen unternommen hat. Die weitgehendſte Unterſtützung der Behörden bürgt für die Zuverläſſigkeit der Unterſuchungen. Es iſt auch ohnehin begreiflich, daß bei einer Jahreseinnahme von M. 300—400 nicht mehr als M. 238, d. h. wöchentlich M. 4,59 für die Nahrung ausgegeben werden kann für eine ganze Familie! Die Nahrung beſteht aus Kartoffeln, Brot, Mehl, Butter (weil anderes Fett von dem ſchwachen Magen nicht vertragen wird), abgerahmter Milch und Buttermilch. Fleiſch kommt gar nicht auf den Tiſch, höchſtens an hohen Feſttagen in Geſtalt des Herings. Dabei eſſen ſich jedoch die Leute vollkommen ſatt; aber ſie eſſen zu wenig, weil die unendliche Einförmigkeit der Koſt dem Gaumen zu wenig Anreiz zum Eſſen bietet. So iſt es denn kein Wunder, daß die Leute mager und kraftlos und zu der beſſer bezahlten Feldarbeit unfähig ſind. Trotzdem ſind aber die Leute mit ihrer Lage im ganzen und großen zufrieden. Sie arbeiten zu Hauſe für ſich, zwar länger als jeder andere, aber doch nach ihrem eignen freien Willen. Dabei verleiht die Anweſenheit der Frau dem Heim Annehmlichkeit, dem Haushalt Billigkeit und Ordnung. — Der Verf. kommt bei dem ſich von ſelbſt aufdrängenden Vergleich zwiſchen dem Nährwert der Nahrungsmittel und ihren Einkaufspreiſen zu dem Ergebnis, daß die Ernährung ohne erhebliche Steigerung der Koſten überhaupt gar nicht geändert, geſchweige denn verbeſſert werden kann, daß alſo die Ärmſten mit wunderbarem Inſtinkt für ihr Geld die größtmögliche Menge von Nahrung zu erhalten wiſſen. Rindfleiſch koſtet hinſichtlich ſeines Nahrungswertes etwa zehn- bis zwölfmal ſo viel wie Kartoffeln oder Roggenmehl, aber der Wohlhabende zieht trotzdem die Fleiſchkoſt vor wegen ihres unvergleichlich viel größeren Wohlgeſchmackes. Frühere Unterſuchungen von Profeſſor Voit über den Nährwert des Fleiſches haben zu einer ſehr weitgehenden Überſchätzung des Beefſteaks geführt. Bei den jetzigen hohen Fleiſchpreiſen iſt es für jeden Hausvater wichtig, zu wiſſen, *daß man gänzlich ohne Fleiſch leben kann.* Den Beweis bringt nicht bloß die genannte Schrift, ſondern auch die gleichfalls fleiſchloſe Koſt der Oberbayern, die ſich ausſchließlich von Mehl und Butter ernähren und dabei das Bild eines urgeſunden, ſehr muskelkräftigen und ausdauernden Volksſtammes geben. Die durch ihre Muskelkraft bekannten Kulis, die für unſere Begriffe unerhörte Laſten tragen, leben faſt ausſchließlich von Reis, wie mit ihnen Millionen von Chineſen und Japaner. — Verf. teilt die Nahrung nach ihrem Nährwert und ihrem Preiſe in drei Klaſſen: a) Die billigen Nahrungsmittel ſind danach: Kartoffeln, Roggen- und Weizenmehl, Roggenbrot, Reis, Hirſe, Gries, Graupen, Erbſen und Bohnen. b) Die mäßig teuren: Weißbrot, Kuhmilch, Rind- und Schweinefett, Milch, Käſe, Butter, Speck. c) Teuere: Fleiſch und Fleiſchwaren jeder Art, Eier, grüne Gemüſe, Kaffee, Branntwein und Bier. — Intereſſant wären uns genaue Mitteilungen über die oberbayriſche Koſt durch Mitteilung von Kochbüchern oder -Rezepten.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 15.

1. Umſtellungsaufgabe.



2. Arithmogriph.

Schubert.

March	Marſch
Schah	Schach
Dan	Dahn
Haff	Hauff
Hebel	Hebbel
Nil	Niel
Lea	Lear
Urban	Turban.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Flachs und Leinwand. Ein Wort an unſere Hausfrauen. Von Hanns von Spielberg. — Die Zammt. Ein Beitrag zur Theorie des Thüringer Kartoffelkloßes. Von H. Denarius. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Des Kaiſers Nordlandsfahrten. Von H. Harden. Mit einer Illuſtration. — Brehms Tierleben. Von Th. H. P. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Nach verlorener Schlacht von Werner Schuch, Winterfreuden von E. Kirchner, und Alte Weiſen von R. Pötzelberger. — Aufruf. — Ärztliche Plaudereien. Von Dr. Cl.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter
Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Januar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 17.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Tante Ida jubelte aus aufrichtigem Herzen, als ſie ihren Liebling wieder in die Arme ſchließen und nach ihrem Sinne mit dem Beſten, was die Wirtſchaft bot, aufnehmen und verpflegen durfte. Bei dem alten Baron dagegen wurde die Freude des Wiederſehens mit dem Sohne denn doch bedeutend durch den Anlaß ſeines Kommens getrübt und heimliche Sorgen um die Zukunft nagten ihm unabläſſig an der Seele. Die Laufbahn Arnolds, wie er ſie ſich in ſeinen Träumen vorgeſtellt, war nun gründlich und wohl für immer zerſtört. Die Geſchichte ſeines Hauſes verzeichnete zum erſtenmal den Fall von der unfreiwilligen Verabſchiedung eines Werden, und an dieſe Vorſtellung ſich zu gewöhnen, fiel dem alten Manne um ſo ſchwerer, als damit zugleich auch eine heilige Überlieferung ſeines Geſchlechts gefährdet erſchien. Man war es gewohnt, daß diejenigen Familienglieder, welche in Kriegsdienſte traten, mit Liebe und Erfolg dem einmal erwählten Berufe anhingen und, wenn es zur Erbteilung kam, ſich unter ſtillſchweigendem Verzicht auf den Grundbeſitz mit barem Gelde begnügten. So blieben im Intereſſe der Machtſtellung und des Anſehens des freiherrlichen Hauſes die Schloß Werdenſchen Güter ſtets ungeſchmälert in der Hand des bevorzugten Geſchlechtsgenoſſen. Das geſchah aus freier Überzeugung, denn eine den Erbgang regelnde Stiftungsurkunde war nicht vorhanden. In dieſer Weiſe wünſchte es auch der alte Baron mit ſeinen Söhnen gehalten zu wiſſen; während Arnold kriegeriſche Ehren ſammelte, ſollte Herbert einſt als freier Herr im Schloſſe der Ahnen walten. Wer aber bürgte nun dafür, daß der häßliche Zwiſchenfall, welcher Arnold aus der kaum begonnenen Laufbahn geſchleudert und die Pläne des alten Herrn ſo verhängnisvoll durchkreuzt hatte, nicht auch jener feſtgefügten Ordnung einen Stoß verſetzen und die dereinſtigen Alleinanſprüche Herberts auf die Güter von dem guten Willen Arnolds abhängig machen würde? Wenn nach ſeinem, des alten Barons, Tode Arnold auf Teilung des Grundbeſitzes beſtand, und die Geſetze ihn hierbei unterſtützten? Dieſe Erwägungen bedrückten den Schloßherrn ſchwer. Eine feſte Regelung der unſicher gewordenen Verhältniſſe, etwa durch Gründung eines Majorats zu gunſten Herberts, nachträglich herbeizuführen, widerſtrebte aber ſeinem Sinne, weil es eben der Überlieferung widerſtrebte.

Auch in der traurigen Angelegenheit ſelbſt, welche die Entlaſſung Arnolds aus der Armee zur Folge gehabt, konnte er dem Sohne doch nur ganz bedingt recht geben, namentlich was die Art betraf, in welcher Arnold ſich Genugthuung verſchaffen zu müſſen geglaubt hatte. Der Jähzorn — pah! Der Jähzorn, wie er im Blute der Werdens ſteckte, bedeutete doch höchſtens die Erklärung für ein Unglück, niemals aber deſſen Rechtfertigung, und endlich — was ſollte Arnold jetzt anfangen, er, der nur für die militäriſche Laufbahn vorgebildet und eben darum nur als Militär etwas zu leiſten im ſtande war?

So konnte es nicht fehlen, daß der alte Baron dem heimgekehrten Sohne bald ein mürriſches Geſicht zeigte und ſeinem Munde in der Erregung Worte entquollen, wie er ſie ſo bitter gar nicht hatte ſagen wollen. Der heißblütige Arnold aber nahm die väterlichen Vorwürfe nicht immer ſtillſchweigend hin; ſo kam es zu peinlichen Auftritten, welche ſtets einen bitteren Nachgeſchmack zurückließen. Im Geiſte verglich der alte Herr ſeine Söhne mit einander: Herbert, den ſo ſtetig, bewußt und klar Handelnden, mit Arnold, dem Begabten, mit glänzenden Eigenſchaften des Körpers und Geiſtes Ausgeſtatteten, welcher es gleichwohl zu nichts Tüchtigem bringen konnte und zum Müßiggang verdammt ſchien. Das Gedachte aber ſetzte

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſich leicht in Geſprochenes um und wirkte ſo verhängnisvoll. Arnold fühlte, wie die Gleichgültigkeit, welche er bisher für Herbert übrig gehabt, ſich in ein Gefühl des Grolles wandelte. Täglich mußte er gewahren, welche bevorzugte Stellung der Bruder einnahm, wie viel er bei dem Vater galt, welch guten Rufes der tüchtige und ſtrebſame Mann ſich in der Nachbarſchaft erfreute, und täglich mußte er ſich geſtehen, wie ſo würdig Herbert ſolcher Ehren war und wie wenig er ſelbſt gegen ihn bedeutete. Freilich, es war Herbert leicht geworden, auf dem richtigen Wege zu bleiben. Er führte ein zwar thätiges, aber ſorgenloſes Daſein, er hatte, wie man zu ſagen pflegt, ſtets „in der Wolle geſeſſen.“ Die Heimat ſelbſt hatte ihn geſchützt, und des nötigen Beiſtandes von ſeiten gütiger Familiengenoſſen, vorab des Vaters, hatte er nie entbehrt. Ihn, Arnold, aber hatte das Schickſal tüchtig umhergewirbelt, ohne daß in der Fremde ſich jemand ſonderlich um ihn gekümmert; er war in Verſuchungen geführt, in Lagen gebracht worden, deren ein Stärkerer ſelbſt als er, kaum Meiſter geworden wäre. Ungerechtigkeit war es da, ihm, der die Stürme des Lebens erprobt, einen Fehltritt, oder beſſer ein Mißgeſchick ſo ſchwer anzurechnen, wo der andere nicht nur durch ſeine günſtige äußere Stellung, ſondern auch durch die Kälte ſeines Charakters vor ähnlichen Gefahren gehütet, ſicher und ſorgſam von der glatten Flut des Lebens dahingetragen wurde. Aber noch ein anderes kam hinzu. Arnold argwöhnte, daß Herbert ihm aus ſelbſtſüchtigen Gründen bei dem Vater zu ſchaden ſuche; in ihm witterte er die Quelle der üblen Launen, der bitteren, kränkenden Ausfälle, welche der alte Baron in letzter Zeit ſo häufig für ihn bereit hielt. Und ob ſein Mißtrauen auch durch keinen einzigen Beweis geſtützt wurde, ja, er ſelbſt zuweilen heimlich ſchwankte, ſo gewann er es in verhängnisvoller Verblendung, welche die gute Stimme in ſeinem Innern übertönte, dennoch nicht über ſich, den böſen Argwohn zu bannen. Jedesmal, wenn der Vater in beſtimmter Abſicht und auf ſeine, Koſten, wie es ihm ſchien, die Tüchtigkeit Herberts pries und ihn ſo gleichſam auf einen Sockel der Bewunderung ſtellte, fühlte er ſich gedemütigt, verbittert, vergewaltigt. Das Blut ſchoß ihm ins Antlitz, und erneuter Groll gegen den Bevorzugten quoll ihm langſam vom Herzen herauf. Thatſächlich befand er ſich dabei in einem ſchweren Irrtum.

Denn gerade jetzt regte ſich in Herbert der lebhafte Wunſch, ein aufrichtig brüderliches Verhältnis, wie es bisher nicht beſtanden, zu Arnold anzubahnen, und nach Möglichkeit trug er das Seine dazu bei. In ſeiner beſonderen Weiſe zwar. Die Art, wie er ſich zu geben pflegte, verletzte den Unkundigen leicht: wo er es aufrichtig gut meinte, da kamen ihm die Worte ſchroff und ſpröde von den Lippen und machte ſich ein ungewollter Zug der Überlegenheit bemerkbar; ſein Rat klang wie eine Ermahnung, ſeine Bitte wie ein Befehl, ſein Befehl wie eine Drohung und, wo ſein Herz freundliche Wärme beſeelte, da blickten ſeine Augen ruhig und kalt. Arnold aber, welcher in die Sinnesart des Bruders niemals tiefer eingedrungen war und den Kern nicht von der Schale zu ſondern verſtand, fühlte ſich durch dieſes Weſen verletzt und abgeſtoßen, und gerade die eigentümlichen Verkehrsformen Herberts brachten es mit ſich, daß jener die ihm dargebotene Hand nicht annahm und Mißverſtändniſſe und Zufälligkeiten ſeinem Groll noch mehr Nahrung zuführten. Als wiederum Herbert einſah, daß ſein Werben um die Liebe des Bruders verſchloſſene Thüren fand, da zog auch er ſich gekränkten Herzens von Arnold zurück, und die anfängliche Erkältung in beider Beziehungen artete bald in offenbare Entfremdung aus. Die Brüder vermieden es zuletzt, einander zu begegnen, und wo ein Ausweichen nicht möglich war, da traten ſie ſich wie zwei Fremde gegenüber.

Doch abgeſehen von dieſen Mißverhältniſſen, auch ſonſt gefiel es Arnold im Vaterhauſe nicht. Sehr bald machte er die Entdeckung, daß er mit ſeiner Vergangenheit und den Lebensanſchauungen, die er ſich draußen gebildet, kaum mehr in die Heimat paßte. Hier ging alles ſeinen geregelten Gang, Arbeit und Ruhe wechſelten gleichmäßig, jeder Tag forderte beſtimmte Pflichten, und ein jeder beſaß ſeinen, wenn auch oft kleinen und beſcheidenen Wirkungskreis, den er nach Kräften auszufüllen bemüht war. Er aber durfte nur zuſehen und ſich auf eigne Hand beluſtigen. Auf der anderen Seite fühlte er ſich durch nichts zu dieſem einförmigen Leben, zu dieſen unſcheinbaren Pflichten hingezogen. Die Verhältniſſe im Lande dünkten ihn viel zu klein, die Beſtrebungen der Menſchen darin viel zu bedeutungslos, wenn er ſie mit dem verglich, was ihm eine farbenfriſche, abwechſelungsvolle und oft an gewaltigen Zügen reiche Vergangenheit gebracht. Und doch drückte ihn der Müßiggang. Arnold dachte daran, wieder in das Heer einzutreten, ſah aber bald das wahrſcheinlich Erfolgloſe von Bemühungen in dieſer Richtung ein. Einen Moment überkam ihn der Gedanke, einen Landespoſten zu übernehmen, doch ſchauderte er vor der Ausſicht, alsdann in einem Kreisſtädtchen in eintöniger und unintereſſanter Berufsarbeit ſeine Tage zu verbringen, zurück. Endlich entſchied er ſich dafür, eine ihm angemeſſene Civilſtellung in der Hauptſtadt anzuſtreben. Doch blieb es bei dem bloßen Vorſatze, ein mächtiger Magnet hielt ihn in der Heimat feſt. Leyden war der Ort, wo er am liebſten und häufigſten weilte. Das friſche derbe Weſen des ſtets gutgelaunten Herrn von Altenhauſen, die freundliche Art ſeiner Gemahlin ſprachen ihn an; die Hauptſache aber: das Fräulein hatte für ihn nichts von ſeiner Anziehungskraft verloren, die es ſeit jeher auf ſein Herz ausgeübt.

Margarete war keine Schönheit, wohl aber war ein Zauber über ſie ausgegoſſen, der in ihrer Stimme, ihrem Lächeln, ihrer Sprache atmete und ihr Männern gegenüber etwas Beſtrickendes verlieh. Ihre dunkelblauen Augen verloren nie den lieblich ſinnenden Ausdruck, der ihnen eigen war. An Bewerbern hatte es ihr nicht gefehlt und, wie man in der Nachbarſchaft erzählte, empfand auch Herbert für die Kouſine ein lebhaftes Intereſſe. Jedenfalls zeigte er ſich in ihrer Geſellſchaft weit liebenswürdiger als ſonſt; ſein Benehmen verlor an Zugeknöpftheit, ſeine Stimme klang weniger ſelbſtüberzeugt und, wenn er mit dem Fräulein ſprach, ſo gewannen ſeine Augen ein ungewohnt warmes und weiches Leben. Obgleich ſich die beiden gerne hatten und ſowohl in Leyden, als auch in Werden eine innigere Annäherung derſelben im geheimen lebhaft herbeigewünſcht wurde, ſo waren ſie dennoch in ihren Beziehungen über den Grad eines achtungsvoll-freundſchaftlichen Verkehrs nicht hinausgekommen.

Da trat Arnold in Margaretens Leben. Auch ſie hatte den Jugendfreund nicht vergeſſen, und ſein beſonderes Weſen zog ſie ebenſo mächtig an, wie einſt. Auf Arnold aber übte ihre Nähe einen unverkennbaren Einfluß aus; in ihrer Geſellſchaft vergaß er die läſtigen Gedanken, die ihn ſonſt quälten, ſeine alte unbefangene Liebenswürdigkeit kehrte wieder, er hatte die luſtigſten Einfälle, er führte die feſſelndſte Unterhaltung und wußte ſeine kleinen Talente vor ihren Augen glänzen zu laſſen. Mit ſeiner klangvollen Stimme trug er mit Glück und Begabung die Lieder vor, welche er in Rußland und im Kaukaſus gehört, und auf dem Rücken ſeines Koſakenpferdes, des Gefährten aus den Feldzügen, erwies er ſich als kühner und unerſchrockener Reiter, dem ſogar die gewagten Kunſtſtücke, in welchen die Söhne der Berge und Steppen ſich im Sattel hervorthun, nicht fremd waren. So war er in Leyden ein ſtets gern geſehener Gaſt geworden.

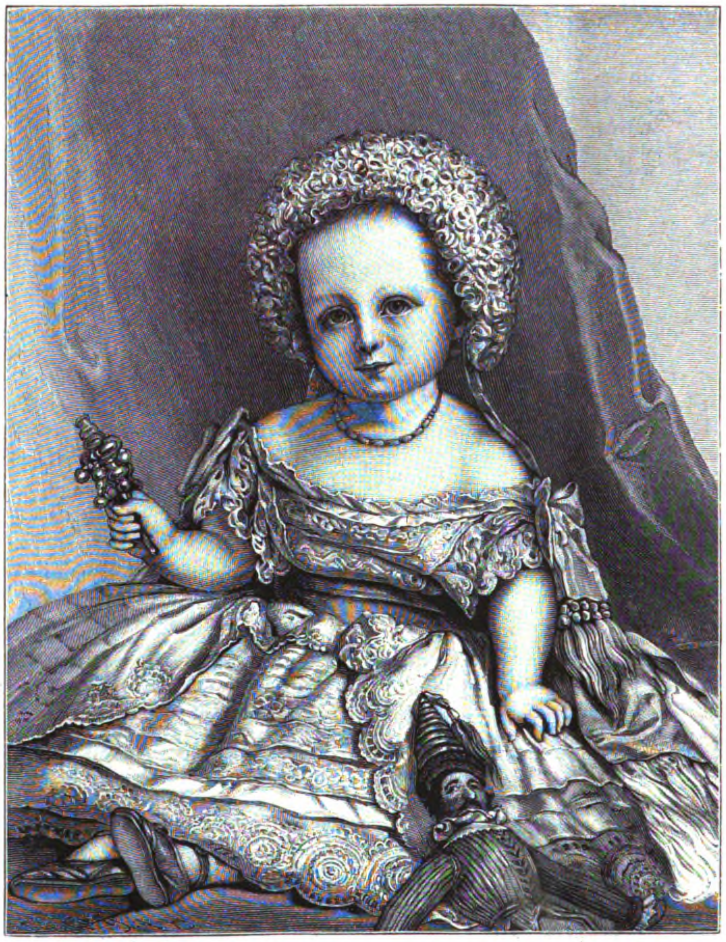
Ein paar Monate waren verfloſſen, als ſich Arnold unerwartet ein Wirkungskreis eröffnete. Das Vorwerk Langenhoff war an einen liederlichen Bauern verpachtet, der die Pacht niemals rechtzeitig entrichtete, ſein Einkommen im Kruge vertrank und obendrein das Wildern im herrſchaftlichen Walde als heimlichen Nebenerwerb betrieb. Ich ſelbſt hatte ihn in einer mondhellen Nacht über der Verfolgung einer Elchſpur überraſcht und, wenn er mir auch entkam und die Nachforſchungen in ſeinem Hauſe nach der verborgen gehaltenen Flinte ohne Erfolg blieben, ſo war ich doch meiner Sache ſicher und erſtattete die Anzeige. Bald darauf wurde der rote Andres auf Antrag des alten Barons, dem das Wildern den verhaßteſten Eingriff in ſeine Rechte bedeutete, durch gerichtliches Urteil aus der Pachtſtelle ausgeſetzt. Da äußerte Arnold unvermutet den Wunſch, das freigewordene Gut in Pacht zu nehmen. Der alte Baron widerſtrebte. Er ſah ſeine geheime Befürchtung eintreffen und mochte Arnold, dem die landwirtſchaftlichen Vorkenntniſſe völlig mangelten und dem er überdies die eigentliche Liebe für die Sache beſtritt, bei ſeinen Lebzeiten keinerlei Rechte auf den Grundbeſitz einräumen, auf welche er vielleicht dereinſt unwillkommene Anſprüche gegen Herbert gründen konnte. Nur der Überredungskunſt des Leydenſchen und ſeinem Hinweiſe, daß es ſich ja vornehmlich darum handle, Arnold zeitweilig eine ſtandesgemäße Beſchäftigung zuzuteilen, gelang es, eine Sinnesänderung in dem alten Baron herbeizuführen. Ungern und ſchweren Herzens willigte er endlich ein, jedoch mit dem Vorbehalte, daß ihm die Oberaufſicht über die Wirtſchaft in Langenhoff zuſtehen ſollte. Im geheimen freute es ihn doch mehr, als er ſich geſtehen wollte, daß Arnold Luſt zur Arbeit bezeigte, denn Arbeit, ganz gehörige Arbeit, ſtand ihm dort bevor. Bewährte er ſich in der Feuertaufe, wurde er wirklich ein tüchtiger Mann, nun, ſo gab es ja Mittel, ihn auch fernerhin auf der eingeſchlagenen neuen Laufbahn zu erhalten und dennoch die alte Überlieferung ſeines Hauſes nicht anzutaſten.

Mit fröhlichem Herzen, von Eifer und Unternehmungsgeiſt beſeelt, zog Arnold nach Langenhoff. Der Gedanke, daß ihm ſo vielleicht bald die Gründung eines eignen Herdes möglich würde, mochte hierbei anſpornend in ihm wirken. Anfangs gab er ſich wirklich Mühe, doch das Feuer ſeiner Thatkraft verrauchte bald. Er fühlte ſich enttäuſcht und ſah bald ein, daß er für den neuen Beruf nicht geſchaffen war und daß das, was ihn hierher geführt, mehr Ergebnis einer hoffnungsfreudigen Laune, Folge der Unzufriedenheit mit äußeren Verhältniſſen, als das klar bewußte Bedürfnis nach einer beſtimmten Form der Thätigkeit war. Ihm fehlte der ſtetige, ausharrende, geduldige Sinn, der dem Landwirte eigen ſein muß, wenn er ſeine Mühe mit Erfolg gekrönt ſehen will, der Sinn für die kleinen, täglich wiederkehrenden, in ihrer Geſamtheit aber ſo wichtigen Pflichten, — und ihre Erfüllung ſchuf ihm keinerlei Befriedigung mehr, nachdem der Reiz der Neuheit verblaßt und mancherlei Schwierigkeiten und Hinderniſſe, wie ſie in der Natur der Sache ſelbſt lagen, ſich ſeinem Wirken entgegengeſtellt hatten. Das Gebiet, auf dem er ſchaffen ſollte, war ihm faſt gänzlich fremd, die Hoflage dazu herabgewirtſchaftet. Trotzdem wäre ihm vielleicht der Vorwurf, ſich mutwillig an eine ſeine Kräfte überſteigende Aufgabe gewagt zu haben, erſpart geblieben, wenn er nicht denjenigen, der ihm zu helfen den Willen hatte, von ſich geſtoßen hätte. Nur eine kurze Wegſtrecke ſchied Langenhoff von Kreyſingen. Anfangs, als das Verhältnis der Brüder noch ein leidlicheres war, hatte ſich Herbert bemüht, Arnold mit Rat und That beizuſtehen, ihn allmählich in das ſchwierige Getriebe der Wirtſchaft einzuführen und ſo von ſeinen brüderlichen Geſinnungen zu überzeugen. Aber das unverhohlene Mißtrauen des Bruders hatte ihn verſcheucht, und bald ließ Arnold die Wirtſchaft gehen, wie ſie wollte; kaum um das Notwendigſte kümmerte er ſich. Sich dem Vater rückhaltlos zu offenbaren, verbot ihm eine Anwandlung falſchen Stolzes, und überdies war er ſicher, daß jener ihn in ſolchem Falle an Herbert verwieſen hätte.

Langenhoff war kein erfreulicher Aufenthalt. Da die Hoflage ſtets nur von Pächtern bewirtſchaftet worden war, ſo hatte ſich ihr ein Stempel troſtloſer, ſchönheitsfeindlicher Nüchternheit aufgedrückt. Schon die Lage Langenhoffs inmitten flachen Ackerlandes, an das erſt in ziemlicher Entfernung Tannenwald herantrat, entbehrte jeden, ſelbſt des beſcheidenſten landſchaftlichen Reizes. Düſter und unfreundlich erhob ſich das von den Nebengebäuden umringte Wohnhaus auf einer kleinen, von krüppeligen Weiden beſetzten Anhöhe; an dasſelbe ſchloß ſich ein verwilderter, mit unedlen Obſtbäumen bepflanzter Gemüſegarten, in welchem das Unkraut üppig wucherte. Das Innere des Wohngebäudes mit ſeinen niedrigen dunklen Zimmern, welche wegen Zeitmangels nur notdürftig zum Gebrauch für den neuen Pächter hatten hergerichtet werden können, machte einen trüben und unwohnlichen Eindruck. Wen ſtete und liebgewordene Arbeit über die Äußerlichkeiten des täglichen Lebens hinweghob, der mochte auch hier eines beſcheidenen Glückes genießen können, nimmermehr aber Arnold, welchen Öde und Vereinſamung immer wieder zum Vergleiche mit einer rauſchenden und abwechſelungsvollen Vergangenheit herausforderten. Die Leere dieſes Lebens drückte ihn völlig darnieder; eine tödliche Langeweile plagte ihn, wie an einem Verbannungsorte kam er ſich vor, dem er nicht ſchnell genug entfliehen konnte. Und oft, wenn er am Morgen ſich ſpät vom Lager erhoben und, am Fenſter ſtehend, trüben Sinnes in die Landſchaft hinausgeſtarrt, aus welcher ihm durch die Bäume die Dächer des benachbarten Kreyſingen entgegenſchimmerten, regte es ſich in ihm wie quälender Selbſtvorwurf. Dann ließ er anſpannen und fuhr in die Kreisſtadt, um in einem ſchnellgewonnenen Bekanntenkreiſe bei Wein und Karten die läſtigen Gedanken zu verſcheuchen, oder er lud ſich ſelbſt zuweilen lärmende Geſellſchaft ins Haus. Noch öfter aber geſchah es, daß er in ſolcher Gemütsſtimmung ſeinen Schamyl zu einem zerſtreuenden Ritte in die Umgebung beſtieg, und es war merkwürdig, daß das edle Roß ihn dann ſtets auf den Weg hinaustrug, der nach Leyden führte. Wie eine Laſt fiel es dann von der Seele des Reiters, mit fröhlichem Zuruf ſtieß er dem Tier die Sporen in die Weichen, und in raſchem Trabe ward das nicht zu nahe belegene Ziel erreicht. Wenn ſich dann bei der Begrüßung die Wangen des Fräuleins höher färbten und ſie ihre Hand mit warmem Druck in die ſeinige legte, dann leuchtete ſein Auge höher auf, ſein Herz klopfte ſtärker und ſchnell, viel zu ſchnell vergingen ihm die Stunden des kargen Tages. Doch die Nachempfindung glücklichen Frohſinnes lebte noch geraume Zeit in ihm nach und umgab ihm die Einſamkeit von Langenhoff mit roſigem Schimmer, bis es ihn wieder zur Erneuerung des Beſuches trieb. Nach Werden bog er nur ſelten ab. Der prüfend unzufriedene Blick des Vaters, dem die Wendung der Dinge in der Wirtſchaft keineswegs entging, war ihm unbequem, noch mehr aber ſuchte er eine Begegnung mit Herbert zu vermeiden, welcher, wie er wohl wußte, jetzt häufiger denn je mit dem alten Baron in landwirtſchaftlichen Angelegenheiten zu ratſchlagen pflegte. Tante Ida endlich bildete, ſo gern er die alte Dame hatte, doch nur einen zu untergeordneten Beſtandteil in ſeinem Leben, als daß ihn die Freude eines Wiederſehens mit ihr über die ſonſtigen Bedenken hätte hinwegheben können.

Seiner alten Leidenſchaft, der Jagd, war Arnold treu geblieben, und oft durchſtrich ich, wo es mir meine Pflichten erlaubten, in ſeiner Geſellſchaft ganze und halbe Tage lang die ausgedehnten Werdenſchen Wälder und Moore. Die Natur hatte ihm alle Eigenſchaften, deren ein Jäger nicht entraten darf, mit auf den Weg gegeben und ihn ſo zur Ausübung der edlen Weidmannskunſt gleichſam vorher beſtimmt. Mit einem ſcharfen Auge und einer ſicheren Hand verband er unermüdliche Geduld und Ausdauer, Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, Gefahren ſuchte er auf, und Entbehrungen fühlte er kaum. Mich behandelte er ſtets noch wie ein Stück von einem alten Kameraden und machte aus dem Wohlwollen, das er für mich empfand, kein Hehl. Was mich aber beſonders ehrte, war das Vertrauen, welches mir Arnold, auf meine Verſchwiegenheit bauend, erwies, und in dem er oft ſo weit ging, daß er mir Angelegenheiten offenbarte, die nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge dem Ohr des Untergebenen verſchloſſen zu bleiben pflegen. So kam es, daß ich faſt wider Willen über mancherlei Geheimniſſe unterrichtet wurde, die Schloß Werden und ſeine Herrſchaft betrafen. — Wie konnte es da fehlen, daß ich ſolche Geſinnungen mit verdoppelter Liebe und Anhänglichkeit zu vergelten bemüht war, daß Arnold, wie keinem anderen auf der Welt, mein volles

Herz entgegen ſchlug? Nicht bedurfte es noch der Steigerung meiner Gefühle durch zufällige äußere Umſtände, nicht der Erinnerung daran, daß er mich einmal mit größter Lebensgefahr aus den zerfleiſchenden Klauen einer wütenden Bärin errettete und den Schwerwunden ſpäter wochenlang in ſeinem Hauſe mit Aufopferung pflegte! Was ich äußerlich dauernd von jenem Ereignis behielt, iſt die Narbe an meiner Wange, was ich innerlich bewahrte, das Gefühl unverbrüchlichſter Dankbarkeit gegen meinen Beſchützer und der feſte Vorſatz, nie und nimmer von ihm zu laſſen, ſolange er meiner bedurfte und mich an ſeiner Seite dulden wollte. —



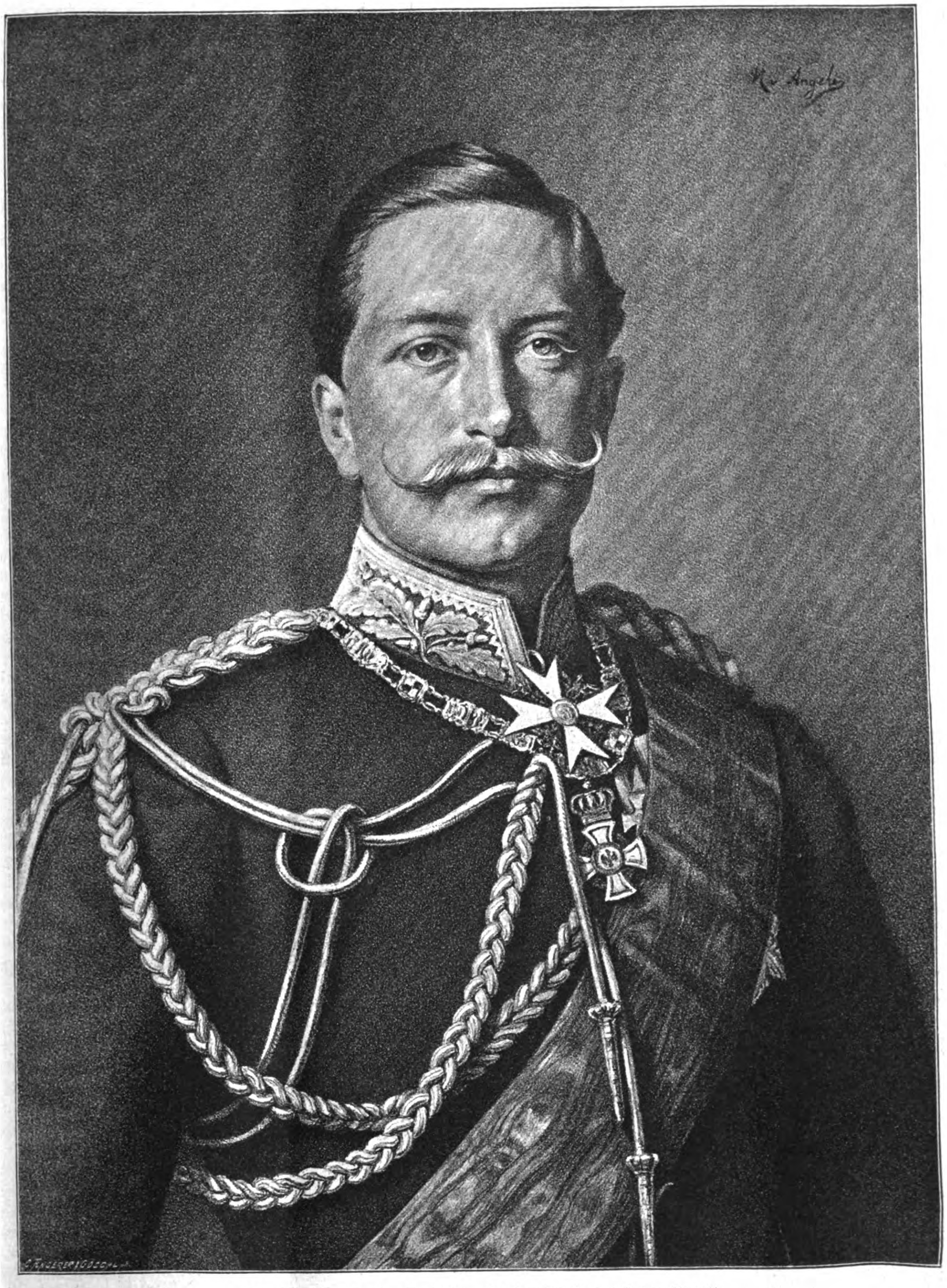
Prinz Wilhelm (Kaiſer Wilhelm II) ein Jahr alt.
Nach einer Originalzeichnung von Hähniſch aus dem Jahre 1860, geſtochen von R. J. Laue.

An einem heißen Auguſttage hatte ich Arnold auf die Jungwildjagd begleitet. Das Unglück verfolgte uns; ſchon neigte ſich die Sonne zum Niedergange und noch hatten wir keinen einzigen Vogel erlegt. Schuld an dieſem Mißgeſchick trugen großenteils das Feuer und die Unlenkſamkeit unſers Hühnerhundes, welcher, ſonſt ein brauchbares Tier, heute ſeinen ſchlechten Tag hatte und, trotz Zurufs und Züchtigung, nicht von ſeinen Unarten ablaſſen wollte. Arnold befand ſich in der übelſten Laune; noch etwas anderes als das Weidmannspech ſchien ihn zu bedrücken. Mürriſch und wortkarg ſchritt er im Gehölze voran. So waren wir bis zu der Stelle gelangt, wo die von Werden nach Leyden führende Straße den Wald durchſchneidet, um noch einmal vor Dunkelwerden in dem Dickicht jenſeits des Weges das neidiſche Glück zu zwingen. Dort lag, wie ich wußte, ein Volk Birkhühner verſteckt. Ein prachtvoller, ſtiller Spätſommerabend; tief in Sonnengold getauchte, leiſe ſchwankende Baumgipfel; herrliches herzſchwellendes Duften von den Birken her, wie es nur der Norden kennt, und am Himmel große, roſige, unbewegte Wolken. Da wirbelte auf der Straße von Leyden her ein Staubwölkchen auf, aus welchem ein von zwei munteren kleinen Pferden gezogener Wagen emportauchte, der ſich uns ſchnell näherte. In demſelben ſaß das Leydenſche Fräulein. Die junge Dame mochte auf einer Spazierfahrt begriffen ſein. In der warmen abendlichen Beleuchtung gewannen die feinen Züge ihres Antlitzes, aus dem die dunklen Augen ſeltſam groß ſchimmerten, etwas beſonders Anmutiges. Als Arnold auf den Weg hinaustrat und von ferne den Hut zum Gruß ſchwenkte, da hob das freundliche Lächeln, welches ſich um ihre Lippen legte, das Gewinnende ihrer Erſcheinung noch mehr hervor. Der Wagen hielt, mit einem Sprunge war der Baron am Schlage und ergriff mit warmem Druck die ſich ihm entgegenſtreckende Hand des Fräuleins.

„Wie freue ich mich, Sie zu ſehen, Kouſine!“ rief er aus, und der plötzlich veränderte, heitere Ausdruck ſeines Geſichtes ſtand mit dieſen Worten in beſtem Einklang. „Möge mir dieſe Begegnung Glück bringen!“ — Sie ſchaute ihn fragend an. — „Es iſt ſchmählich!“ fuhr er fort, „ſchon den ganzen Tag unterwegs und noch nicht die Feder eines Vogels. Sehen Sie!“ er wies betrübt auf die leere Jagdtaſche an ſeiner Seite. „Jetzt aber faſſe ich Mut, nach dem Grundſatze, daß die Begegnung mit einer jungen Dame dem Jäger Glück aus Unglück ſchafft!“ — „Sehr ſchmeichelhaft!“ verſetzte ſie fröhlich. „Sind Sie ſo abergläubiſch?“ — „Gewiß, ich rühme mich deſſen.“ Er ſah ihr tief in die von Schelmerei glänzenden Augen. „Und nun fügen Sie zu Ihrem Kommen auch den richtigen Spruch. Doch halt! Soll die Beſchwörung wirken, ſo dürfen Sie dabei das Wort ‚Glück‘ nicht gebrauchen!“ — „Sondern Pech, ich weiß!“ fiel ſie lebhaft ein. „Ich habe Übung darin, von Papa und auch von Herbert, wenn er ſich einmal zufällig entſchließt, auf die Jagd zu gehen. — Alſo Pech, recht viel Pech, lieber Vetter!“

Von Herbert! Es war ihm unangenehm, dieſen Namen aus ihrem Munde zu hören. „Beſten Dank!“ ſagte er jetzt, aber in merklich kühlerem Tone, und ſein Blick haftete eine Sekunde lang, wie mit mißtrauiſch forſchendem Ausdruck auf ihr. Doch dann war es vorüber. „Jetzt bringe ich gewiß einen ganzen Sack Wild nach Haus!“ meinte er mit der alten Heiterkeit.

Wie ſie ſo fröhlich plauderten und eins ſich in der Geſellſchaft des anderen ſo wohl zu fühlen ſchien! Ein Paar voll äußerer Gegenſätze und doch, wie ich mir heimlich dachte, wie eigens für einander geſchaffen und beſtimmt. (Fortſetzung folgt.)



Kaiſer Wilhelm II. Zum 27. Januar. Nach dem Gemälde von H. von Angeli.
Nach der im Verlage von Max Paſch in Berlin erſchienenen Lithographie.

Die älteſten Spuren der bildenden Kunſt.

Von Eduard Große. (Abdruck verboten.)

Seltſamerweiſe fand man die erſten Spuren bildender Kunſt nicht im alten Wunderland Ägypten, auch nicht im alten Aſſyrien und nicht in Griechenland, ſondern im weſtlichen Europa, hauptſächlich in den uralten Knochenhöhlen des jetzigen Frankreich. Allerdings ragen dieſe Bildwerke nicht durch vollendete Schönheit hervor, ſondern es ſind — wie man bei dem ungemein hohen Alter derſelben nicht anders erwarten kann — meiſt Verſuche einfachſter Art, obwohl einige von ihnen Sicherheit und Kühnheit im Zeichnen, gepaart mit ſcharfer Auffaſſungsgabe, erkennen laſſen. Auf jeden Fall beweiſen ſie, daß die Ureinwohner Europas bereits bei ihrem erſten Auftreten trotz ihres unkultivierten, halbwilden Zuſtandes Vergnügen an der heiteren Kunſt empfanden, daß ihnen bereits jene göttliche Fähigkeit innewohnte, welche den Menſchen hoch über ſeine Mitgeſchöpfe erhebt und ihn zum Streben nach dem Schönen, dem Höchſten, dem Idealen antreibt. So einfach jene Kunſtverſuche ſind, ſie verdienen als älteſte Anfänge unſere rege Teilnahme.

Ehrwürdig durch ihr hohes, mehrtauſendjähriges Alter erſcheinen uns wohl auch die viel bewunderten Denkmäler der ägyptiſchen Kunſt. Die mächtige Pyramide des Königs Cheops ſteht ſeit ungefähr fünftauſend Jahren, und die vor ihr liegende Sphinx hat ein noch höheres Alter. Beide ſahen Reiche entſtehen und zuſammenbrechen, Völker kommen und verſchwinden, ja, ſelbſt der geſtirnte Himmel hat ſeit ihrem Bau ſein Ausſehen infolge der Präceſſion der Erdachſe verändert. Fixſterne, welche vordem über den Pyramiden ſtrahlten, ſanken unter den Horizont hinunter, während andere auftauchten. Noch älter als beide iſt ein altägyptiſcher Tempel, welcher aus mächtigen Quadern gebaut iſt und kein Ornament, keine Hieroglyphen, keine Verzierungen aufweiſt. Von dieſem Tempel ſpricht ſelbſt eine Handſchrift des Königs Cheops als von einem uralten Bauwerke, deſſen Entſtehung man zur Zeit des Baues der großen Pyramide weit zurück in eine dunkle Vorzeit verlegte. Gewiß, dieſe Denkmäler menſchlicher Kunſtfertigkeit haben ein erſtaunlich hohes Alter. Und doch reicht ihr Alter noch nicht an dasjenige heran, welches die Kunſterzeugniſſe beſitzen, die man in den Höhlenwohnungen europäiſcher Urmenſchen fand. Seit dieſe entſtanden ſind, hat nicht nur die Erdachſe ihre Lage verändert, ſondern auch die Erdoberfläche ein anderes Ausſehen bekommen.

Gewichtige Anzeichen deuten darauf hin, daß zur Zeit, als die europäiſchen Höhlenbewohner bereits bemüht waren, Kunſterzeugniſſe herzuſtellen, Frankreich, England, Belgien und Deutſchland ein anderes Klima beſaßen, als heut, daß die Temperatur feuchter und kälter war, die Berge weit herabreichende Eismäntel trugen und die Eiszeit ihr Ende möglicherweiſe noch nicht vollſtändig erreicht hatte. Dieſe Schlüſſe können mit ziemlicher Gewißheit aus den Umſtänden gezogen werden, unter denen jene alten Kunſtwerke gefunden wurden.

Bekanntlich ging der Bearbeitung der Metalle und dem Gebrauch der Eiſen- und Bronzewerkzeuge eine Zeit vorher, in welcher man noch keine Metallgeräte kannte und an Stelle derſelben Werkzeuge aus Stein benutzte, wie ſolche noch jetzt von wilden Völkern gebraucht werden. Dieſe Zeit nennt man die Steinzeit. Nicht nur die heutigen wilden Völker lebten oder leben in einer ſolchen, ſondern auch die jetzt hochkultivierten europäiſchen Völkerſchaften haben eine Steinzeit hinter ſich. Der Gebrauch der Metalle trat verhältnismäßig erſt ſpät auf und ſelbſtverſtändlich nicht bei allen Völkern zu gleicher Zeit, ſondern je nach dem Kulturſtande bei dem einen früher, bei dem anderen ſpäter. So benutzten die alten Ägypter ſchon lange Metallwerkzeuge, als die Ureinwohner Deutſchlands, Frankreichs und Englands von ſolchen noch nichts wußten und nur Steinwerkzeuge kannten. Dieſe fertigten ſie aus verſchiedenen Steinarten, vorzugsweiſe aber aus Feuerſteinen, indem ſie von einem großen Stück kleinere Splitter abſchlugen und dieſe dem gewünſchten Zweck als Meſſer, Äxte und dergleichen dienſtbar machten. Der Feuerſtein beſitzt mehr als jede andere Steinart diejenigen Eigenſchaften, die zur Werkzeug- und Waffenherſtellung erforderlich ſind; er iſt ſehr hart, geſtattet bei verſtändnisvoller Behandlung das Abſprengen langer und dünner Stücke, die an ihren Kanten ſcharf ſind, ſowie auch das Zurichten größerer keilartiger Steine, die als Äxte dienen konnten. Je nachdem nun die Steinwerkzeuge mehr oder minder kunſtvoll gearbeitet ſind und einen gewiſſen Typus zeigen, verlegt man ihre Entſtehung in einen mehr oder minder alten Zeitraum. So gehören z. B. Steinäxte, deren obere Seite mit einem eingebohrten Loch zur Aufnahme des Holzſtieles verſehen ſind, in der Regel einer ſpäteren Zeit an, als nicht durchbohrte, polierte meiſt einer ſpäteren Zeit, als roh zugehauene. Allerdings kann dieſe Altersbeſtimmung nur unter beſonderen Verhältniſſen ſtattfinden und nicht verallgemeinert werden. Indeſſen beſitzen die Archäologen infolge langjähriger Beſchäftigung mit den alten Steingerätſchaften große Erfahrung und können die gemachten Funde mit ziemlicher Gewißheit auf ihr Entſtehungszeitalter abſchätzen, beſonders wenn die den Fund begleitenden Umſtände mit in Erwägung gezogen werden. Dieſe ſind das gleichzeitige Auffinden von Tierknochen, die Lagerungsverhältniſſe des Fundes und dergleichen mehr.

Diejenigen Werkzeuge und Knochen, welche zugleich mit den alten Kunſtwerken in den Knochenhöhlen des weſtlichen Europa gefunden wurden, deuten auf eine Zeit hin, die ſehr weit zurück liegt und bereits einer früheren Steinzeit angehört. Beſonders zahlreich finden ſich die Knochen des Renntieres, an denen oft von Steinwerkzeugen herrührende Einſchnitte ſichtbar ſind, die nur von Menſchenhand in noch friſche und weiche Knochen gemacht ſein können. Ferner ſind die meiſten Knochen zerſchlagen, offenbar zu dem Zwecke, um das darin befindliche Mark zu erlangen. Neben Knochen vom Renntier finden ſich ſolche vom Steinbock, vom Alpenhaſen, vom Hirſch, vom Murmeltier, von der Gemſe, vom Bären, vom Wolf, vom Fuchſe, vom Ochſen, vom Pferde und in einigen Höhlen auch vom Mammut, vom Höhlenbären und der Höhlenhyäne, letztere allerdings in etwas zweifelhafter Verbindung mit den menſchlichen Überreſten.

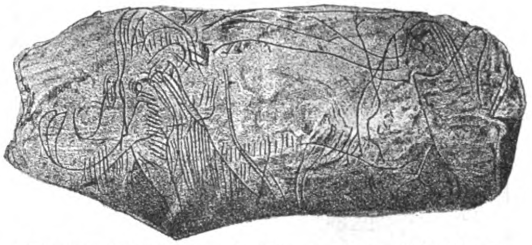
Dieſe eigenartige Zuſammenſetzung der Tierwelt läßt erkennen, daß ſeit jener Zeit ein erheblicher Klimawechſel ſtattgefunden haben muß. Einige der genannten Tiere ſind jetzt vollſtändig ausgeſtorben, und ein Teil der übrigen vermag nicht mehr im jetzigen Frankreich mit ſeinem gemäßigten Klima zu leben. Das gilt beſonders vom Renntier, von dem ſich weitaus die meiſten Knochen vorfinden, das alſo zur Zeit der Höhlenmenſchen ſehr zahlreich vertreten war und die Hauptnahrung der erſteren bildete. Wollte man Renntiere in das heutige Frankreich verſetzen, ſo würden dieſelben bald verkümmern und zu Grunde gehen, denn ſie ſind dem kalten Klima angepaßt und leben nur in Nordeuropa, Sibirien und Nordamerika bis in die äußerſte, von Menſchen bewohnte Polarzone. Dasſelbe gilt vom längſt ausgeſtorbenen Mammut, deſſen Überreſte ſich in größter Anzahl in Sibirien finden, und auch die Gemſe und der Steinbock leben jetzt auf den Schneegipfeln der Alpen und Pyrenäen. Das Vorkommen dieſer Tiere im ſüdlichen Frankreich iſt nur unter der Vorausſetzung eines Klimas erklärlich, das dem heutigen Nordklima entſpricht, und das zugleich die Urſache einer ziemlich umfangreichen Vergletſcherung der Berge war. Für die Annahme eines kälteren Klimas ſpricht ferner die ungeheure Anhäufung von Tierreſten und Knochen in den von Menſchen bewohnten Höhlen. Dieſe Anhäufung müßte bei dem heutigen Klima Südfrankreichs zweifellos einen Fäulnisgeruch in den Höhlen erzeugt haben, der den Aufenthalt für Menſchen unmöglich machte. Herrſchte dagegen ein arktiſches Klima, ſo war eine ſolche Anhäufung animaliſcher Reſte erträglich, wie ſie auch die heutigen Eskimos ohne beſondere Nachteile in ihren Eishütten dulden.

Erwägt man nun, daß ein ſo erheblicher Klimawechſel nur allmählich vor ſich gehen konnte, und daß Frankreich, ſo weit die Geſchichtsſchreibung reicht, ein gemäßigtes Klima hatte, ſo wird man begreiflich finden, daß ein ſehr langer Zeitraum die damals lebenden Höhlenmenſchen von der Jetztzeit trennt, jedenfalls ein Zeitraum, welcher größer iſt, als derjenige, der zwiſchen heute und dem Bau der ägyptiſchen Sphinx, der Pyramiden und Tempel liegt. Ebenſo begreiflich wird es auch ſein, daß der Kulturſtand jener Höhlenmenſchen ein niedriger ſein mußte, da ſie in einem Zeitalter lebten, in welchem der Gebrauch des Metalles noch vollſtändig unbekannt war, in welchem der Menſch noch den Schutz der Höhlen aufſuchte, die er zu ſeiner Wohnung erkor, in welchem er jedenfalls vom Ackerbau nur ungenügende Kenntniſſe hatte und das Züchten der Haustiere wahrſcheinlich noch nicht, oder nur wenig verſtand und übte. Jene Höhlenmenſchen lebten einfach vom Ertrage der Jagd, ſie nährten ſich von der Beute, die ihnen das Glück in die Hände führte, und nebenbei von den Früchten des Waldes. Sie mögen ein unruhiges, ſtets von Gefahren bedrohtes und wenig beneidenswertes Daſein geführt haben. Mit ihren mangelhaften Steinwaffen kämpften ſie gegen eine Tierwelt, die rieſiger und furchtbarer war, als unſere heutige, und ſie ſiegten durch ihren überlegenen Geiſt; ja, ſie fanden noch Sammlung und Muße zur Herſtellung von Bildwerken, den älteſten, die uns von Menſchenhand bekannt ſind.

Berückſichtigt man nun den niedrigen Kulturzuſtand, die gefahrvolle, unruhige und harte Lebensweiſe der Höhlenbewohner, ſowie ihre ganz mangelhaften Werkzeuge, ſo muß uns ihre Liebe zur Kunſt, ihre Freude am Schönen, ihr Vergnügen an der zeichneriſchen Nachahmung der Natur doppelt bewunderungswürdig erſcheinen. Ihnen war jede Erleichterung und Bequemlichkeit des heutigen Kulturlebens fremd, nicht einmal das Bewußtſein der Sicherheit ihres Lebens war ihnen bekannt, und doch glühte bereits in ihrer Seele die Liebe zur Kunſt, und ſie bemühten ſich, die ungefüge Hand zur Kunſtfertigkeit zu zwingen, und ermöglichten es, mit Steinſplittern Gravierungen, Schnitzereien und Zeichnungen auf Elfenbein, Schiefer, Knochen und Geweihen herzuſtellen. Die Arbeitsweiſe mit Feuerſteinſplittern war gewiß ſehr mühſam, und oft mögen dem Künſtler viele ſeiner ſpröden Werkzeuge zerbrochen ſein, bevor er die Schnitzerei oder Gravierung in harten Knochen oder in noch härterem Geweih und Elfenbein vollendete. Indes wußten die Urmenſchen mit ihren primitiven Werkzeugen ziemlich geſchickt umzugehen und verrichteten damit Arbeiten, die mit Steinwerkzeugen auszuführen man kaum für möglich halten möchte. So ſind die Stämme an den ſchweizer Pfahlbauten zum Teil mit Steinbeilen gefällt, zugeſpitzt und bearbeitet, ſo ſind auch in dünne Knochennadeln Öhre mit Steinſplittern gebohrt, eine Arbeit, die man erſt dann für ausführbar hielt, als ſie ein Archäologe mit aufgefundenen Steinwerkzeugen wiederholte.

Ihre Modelle ſuchten die höhlenbewohnenden Künſtler in der Natur und wählten mit Vorliebe Tiergeſtalten. Unter dieſen war es beſonders das Renntier, welches gern und oft nachgebildet wurde, und mit deſſen Darſtellung die Künſtler den Höhepunkt ihrer Leiſtung erreichten. Außerdem finden ſich Nachbildungen vom Steinbock, vom wilden Ochſen, vom damals noch wild lebenden Pferde, vom Rhinozeros, Mammut und anderen Tieren. Außerdem fand man aber auch Darſtellungen von Tier- und Menſchengruppen, beſonders Jagdſzenen, in denen allerdings die menſchlichen Geſtalten meiſt unglücklich geraten ſind. Eine Jagdſzene ſtellt z. B. einen Mann im Kampfe mit einem Auerochſen dar, ein anderes Bildwerk eine Gruppe, beſtehend aus Pferdeköpfen, einer menſchlichen Geſtalt und einer Schlange, und dergleichen mehr.

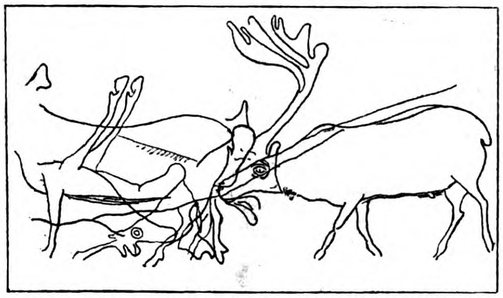
Ein Teil der Bildwerke iſt ziemlich ungeſchickt ausgeführt und läßt eine wenig geübte Hand des Erzeugers erkennen. Unter dieſe gehört nebenſtehend abgebildetes Elfenbeinſtück, welches die Zeichnung eines Mammut eingraviert trägt, die nur wenig vertieft ausgeführt und durch viele Schrammen teilweiſe verwiſcht iſt. Der Urheber dieſer Gravierung zeigte offenbar mehr guten Willen als Kunſtfertigkeit. Möglich auch, daß ihm das harte Elfenbein, welches dem Stoßzahne eines Mammut entſtammt, unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Augenſcheinlich verlor ſich ſein Feuerſteinwerkzeug öfter in Linien, die er nicht beabſichtigt hatte und die er ſpäter verbeſſerte. Trotz der mangelhaften Ausführung hat dieſe Zeichnung des Mammut großes Aufſehen erregt, da es allgemein überraſchte, daß die Menſchen, welche in einem ſo frühen Zeitalter lebten, überhaupt Zeichnenverſuche machten. Außerdem beſitzt die Zeichnung inſofern großen Wert, als ſie uns die Geſtalt eines Tieres vor Augen führt, welches ſeit langer Zeit ausgeſtorben iſt und das kein im Zeitalter der geſchichtlichen Überlieferung lebender Menſch geſehen und beſchrieben hat. In Sibirien fand man fleiſchige, gefrorene Mammutreſte, die lange Zeit in dem hartgefrorenen Erdreich unverweslich gelegen hatten, und die beweiſen, daß der Zeichner mindeſtens nach Naturtreue ſtrebte, wenn ihn auch das künſtleriſche Können im Stich ließ. Einzelne Merkmale des Mammut ſind auf der Zeichnung ſcharf ausgeprägt, ſowohl die nach oben gebogenen Stoßzähne, wie auch die lange Mähne, die borſtenartigen Haare auf dem Kopfe und der Rüſſel. Dieſes Bild iſt wahrſcheinlich entſtanden, als das ſüdliche Frankreich noch vom Mammut bewohnt wurde, und dürfte zu den älteſten Verſuchen gehören. Leider läßt ſich der Zeitraum, welcher zwiſchen jener Zeit und heute liegt, nicht annähernd mit Zahlen beſtimmen; wäre dies jedoch möglich, ſo würde die Größe der Zahl in Erſtaunen ſetzen.


Elfenbeinſtück mit Mammutzeichnung. Gefunden in der Höhle La Madelaine in Südfrankreich.

Gefunden wurde das Elfenbeinſtück in der Höhle zu La Madelaine im ſüdlichen Frankreich unter Umſtänden, die alle Zweifel an ſeiner Echtheit ausſchließen. Es iſt gewiß überraſchend, von jenen wunderbaren Funden zu hören, und der Gedanke an etwaige Fälſchungen könnte nahe liegen; erwägt man indeſſen die Umſtände, unter denen die Bildwerke gefunden wurden, und berückſichtigt man den rein wiſſenſchaftlichen Ernſt, welcher die Archäologen bei ihren Arbeiten leitet, ſo werden die Zweifel ſchwinden. Selten oder niemals arbeitet ein Archäologe bei Ausgrabungen allein, ſondern es ſind faſt immer Zeugen vorhanden. Vorheriges Eingraben gefälſchter Gegenſtände iſt auch nicht möglich, da die geübten Augen der Archäologen die umgegrabenen Erdſchichten erkennen und den Betrug entdecken würden. Denn die Fundſtücke aus jenen Urzeiten liegen nicht offen auf der Erde, ſondern ſie lagern in mehr oder minder tiefen Schichten und kommen auch in den Knochenhöhlen gewöhnlich erſt nach Entfernung einer ſpäter abgelagerten ſchlammigen Thonſchicht in größerer oder geringerer Tiefe zum Vorſchein, meiſt durch Kalkſinter zu einer Breccie zuſammengekittet. Dieſem Umſtande iſt es auch zuzuſchreiben, daß jene Reſte einſtigen Lebens Tauſende von Jahren an ihrem Orte ungeſtört bis in die Gegenwart lagerten. Die Natur ſelbſt hat dafür geſorgt, daß die Zeugen der Vergangenheit auf die Gegenwart kommen, indem ſie dieſelben mit einem ſchützenden Geſteins- oder Erdmantel umhüllte.

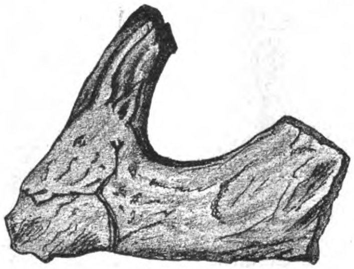
Neben den künſtleriſch tief ſtehenden Bildwerken findet man auch beſſere Leiſtungen, die von wirklicher Begabung und Kunſtfertigkeit zeugen. Eine ſolche iſt die umſeitig abgebildete Renntiergruppe, deren Entſtehung vielleicht in dasſelbe Zeitalter fällt, wie diejenige der Mammutzeichnung,

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Renntiergruppe. Gefunden in der Höhle La Madelaine in Südfrankreich.

möglicherweiſe aber auch in eine etwas ſpätere Zeit. Renntier und Mammut lebten zugleich im weſtlichen Europa, doch ſcheint ſich erſteres länger erhalten zu haben, als letzteres, daher auch eine ſpätere Entſtehung der Renntiergruppe nicht ausgeſchloſſen iſt. Letztere ſteht künſtleriſch viel höher, als die Mammutzeichnung, und ihr Urheber ſcheint ein ungemein begabter Höhlenmenſch geweſen zu ſein. Das rechtsſeitige Renntier läßt eine Sicherheit im Zeichnen, eine Schärfe der Auffaſſung und eine treue Wiedergabe der Natur erkennen, die man von jenen uralten, noch im wilden Zuſtande lebenden Höhlenmenſchen nicht erwartet hätte. Dabei hat es den Anſchein, als ob jene Renntiergruppe noch nicht einmal als wirklich durchbildetes Kunſtwerk gelten ſollte, ſondern ſie ſcheint vielmehr eine Studie geweſen zu ſein, ein Übungsſtück, in welchem der Künſtler verſuchte, die verſchiedenen Stellungen des Renntiers feſtzuhalten. Für dieſe Annahme ſpricht die linke Seite der Zeichnung, auf welcher liegende und aufrechtſtehende Tiere in- und durcheinander gezeichnet ſind. Berückſichtigt man nun, daß der Künſtler nicht die einfachſten zeichneriſchen Hilfsmittel beſaß und die Skizze nicht leichtbeweglich mit Bleiſtift oder Kohle entwarf, ſondern mit einem Stück Stein einkratzte, ſo wird man die ſichere und charakteriſtiſche Darſtellungsweiſe doppelt bewunderungswürdig finden.



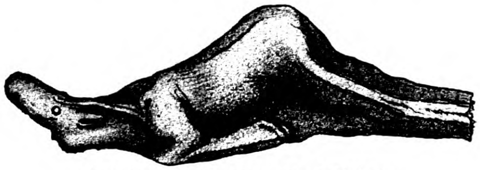
Steinbock. Gefunden in der Höhle bei Laugerie Baſſe in Südfrankreich.

Mit zeichneriſchem Verſtändnis iſt auch nebenſtehend abgebildeter Kopf eines Steinbocks ausgeführt, welcher auf die Schaufel eines Renntiergeweihes graviert und der Form desſelben geſchickt angepaßt iſt. Bemerkenswert iſt ferner eine naturtreue Zeichnung zweier Fiſche, die auf beiden Seiten eines cylinderförmigen Renntiergeweihteiles eingraviert ſind und gleichfalls gute Auffaſſungsgabe und Fertigkeit im Zeichnen erkennen laſſen. Letzteres Geweihſtück wurde in der Höhle zu La Madelaine, erſteres zu Laugerie Baſſe in Südfrankreich gefunden.

Die vorgeſchichtlichen Künſtler blieben in der zeichneriſchen Darſtellung nicht ſtehen, ſondern ſie wagten ſich mit ihren mangelhaften Steinwerkzeugen auch an Bildhauerarbeiten und ſchnitzten die knöchernen Griffe von Dolchen zu Tiergeſtalten und dergleichen aus. Die Herſtellung dieſer Schnitzereien mit den leicht zerbrechlichen Feuerſteinſplittern erforderte ohne Zweifel große Geduld, beträchtliche Kraft und bedeutendes Geſchick, da es überaus ſchwierig ſein mochte, die harten Knochen und Geweihe mit Steinwerkzeugen zu bearbeiten. Dennoch ſind die Leiſtungen teilweiſe recht gut, und beſonders fand meiſt eine geſchickte Anpaſſung der Form an die gegebenen Raumverhältniſſe ſtatt.

Dieſe geſchickte Anpaſſung an einen beſchränkten Raum zeigt auch der weiter unten abgebildete Dolchgriff, der leider noch unvollendet iſt und vom Urheber aus irgend welchem Grunde in dieſem unfertigen Zuſtande beiſeite gelegt wurde. Soviel zu erkennen iſt, beabſichtigte der Künſtler, ein Renntier auszumeißeln, deſſen Körper den Griff bildete, während die langgeſtreckten Hinterbeine in die Klinge auslaufen. Die Vorderbeine ſind unter den Körper geſchlagen, der Kopf mit dem Geweih iſt zurückgebogen, ſo daß letzteres auf dem Halſe und Rücken aufliegt und beim Gebrauch des Dolches nicht hinderlich war.

Außer den genannten Bildwerken kennt man noch eine weitere Anzahl, die teils mehr, teils weniger künſtleriſch ausgeführt ſind; von ihnen iſt beſonders erwähnenswert ein Schieferſtück mit der Zeichnung des Höhlenbären und ein Knochen mit dem Bilde des längſt ausgeſtorbenen Höhlenlöwen. Beide Tiere lebten in einer ſehr frühen Zeit, und da die Bilder offenbar entſtanden ſind, als jene zwei mächtigen Raubtiere noch im weſtlichen Europa hauſten, ſo dürften ſie den allerälteſten Verſuchen bildender Kunſt angehören und wahrſcheinlich ein noch höheres Alter haben, als die Darſtellungen des Mammut, des wollhaarigen Rhinozeros und des Renntieres. Die Funde, welche auf uns gekommen ſind, bilden ohne Zweifel nur einen ganz kleinen Bruchteil jener uralten Kunſterzeugniſſe, von denen viele zu Grunde gegangen ſein mögen, vielleicht auch noch viele im dunklen Erdenſchoße ruhen und der Zeit harren, in welcher ſie durch emſige Archäologen aus ihrem Grabe an das Tageslicht gezogen und als koſtbare Schätze in Muſeen gebracht werden, um dort Zeugnis abzulegen für die erſte künſtleriſche Regung eines unbekannten, längſt verſchwundenen Urvolkes.



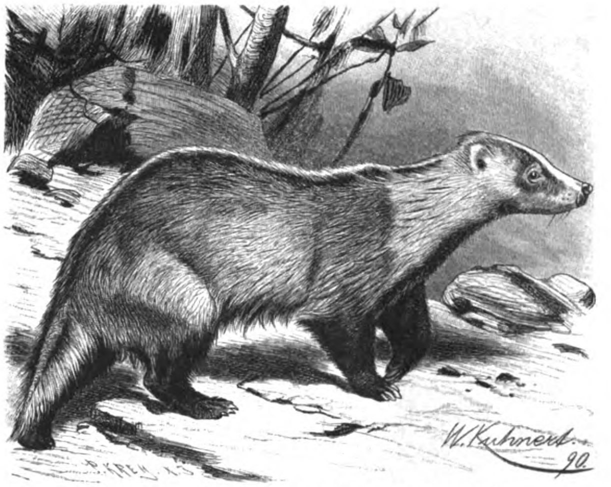
Dolchgriff aus Tiergeweih. Höhlenfund.

Man hat ſich bemüht, über dieſes Urvolk ſelbſt ſo viel als möglich zu ergründen, und iſt dabei zu dem Schluſſe gekommen, daß die alten Bildwerke wahrſcheinlich von einer Bevölkerung herrühren, die große Ähnlichkeit mit den heutigen Eskimos hatte, die alſo einer kleinen brachycephalen Menſchenraſſe angehörte. In der That findet man noch heute bei dieſen nordiſchen Völkern ähnliche Steinwerkzeuge, wie diejenigen der weſteuropäiſchen Ureinwohner waren, und auch der Trieb zum Zeichnen und die Freude an der bildenden Kunſt iſt ihnen eigen. Jenes Urvolk hatte ſeine Lebensweiſe dem damals arktiſchen Klima der weſteuropäiſchen Länder vollſtändig angepaßt; es ſuchte und fand ſeine Nahrungsquelle in der Jagd auf arktiſche Tiere, beſonders Renntiere, und als das Klima allmählich wärmer wurde, als ſich das Eis und die Tierwelt nach der Polarzone zurückzog, folgten die Menſchen nach und nahmen ihre Wohnplätze endlich in den nordiſchen Eisländern. Anderſeits iſt es auch nicht ausgeſchloſſen, daß die kleine, brachycephale Bevölkerung von einem kräftigen Volksſtamme zurückgedrängt wurde und den letzten Schutz in den Eiseinöden des hohen Nordens ſuchte. Iſt dieſe Annahme richtig, ſo hätten wir alſo die älteſten Bildwerke, die man bis jetzt kennt, den Urvorfahren der wenig geachteten Eskimos zu verdanken, welch' letzere in ihrer abgeſchloſſenen, von der Kultur noch wenig berührten Heimat die Lebensweiſe und Gerätſchaften ihrer Vorfahren noch nicht ganz vergeſſen haben, und deren Lebensweiſe annähernde Schlüſſe auf diejenige der Urbevölkerung des weſtlichen Europa im Zeitalter der Renntiere geſtatten dürfte.

Zwei Vettern unſers Dachſes.

Von Dr. L. Staby. (Abdruck verboten.)

Unſere Abbildungen zeigen uns den japaniſchen und den amerikaniſchen Verwandten unſers Dachſes. Der japaniſche Dachs (**Meles anakuma**) iſt von geringerer Größe als unſer Dachs, gleicht ihm aber vollſtändig in Weſen und Gebahren, ſowie auch einigermaßen in Geſtalt und Färbung. Sein grober, ſtraffer Pelz hat eine ſchmutzig weißgraue, ins gelbliche ſpielende Farbe, durch die Augengegend und längs des Rückens zieht ſich ein ſchwarzer Streifen hin, und ebenſo ſind die Unterſeite wie die Beine dunkelbraun bis ſchwarz gefärbt, jedoch ſind die Hinterſchenkel bis tief auf die Füße hinab mit langen weißgrauen Haaren bekleidet. Der japaniſche Dachs gleicht in ſeinem Weſen vollkommen unſerm einſiedleriſchen Grimbart, er iſt derſelbe mürriſche, unzufriedene, launiſche Griesgram, wie dieſer. Gegen jede Störung, die ihm für einige Augenblicke ſeine Behaglichkeit zu rauben droht, iſt er ſofort äußerſt aufgebracht, er grunzt und faucht gleich in nicht mißzuverſtehender Weiſe, und ſeine kleinen Augen funkeln dabei vor Bosheit. Liebenswürdige Eigenſchaften entwickelt er als Gefangener keineswegs; nach Dachsart faſt den ganzen Tag ſchlafend, liegt er unbeweglich auf ſeinem Lager in der Ecke, und kommt er gegen Abend aus ſeinem Verſteck hervor, ſo zeigt er ſich unmutig und verdroſſen. Gleichſam mit ſich und der ganzen Welt unzufrieden, trottet er in ſeinem Käfig auf und ab, das vollkommene Bild einer echten Dachsnatur. In Japan, ſeiner Heimat, lebt er, analog unſerm Dachſe, in ſelbſtgegrabenen Höhlen und in den Klüften der Gebirge, macht ſich aber öfters unangenehm bemerkbar, da er ein ziemlicher Räuber iſt und häufig genug verſucht, den ländlichen Beſitzern an Kleinvieh oder Hühnern Abbruch zu thun.


W. Kuhnert. 90.

Japaniſcher Dachs im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Zeichnung nach dem Leben von Wilhelm Kuhnert.

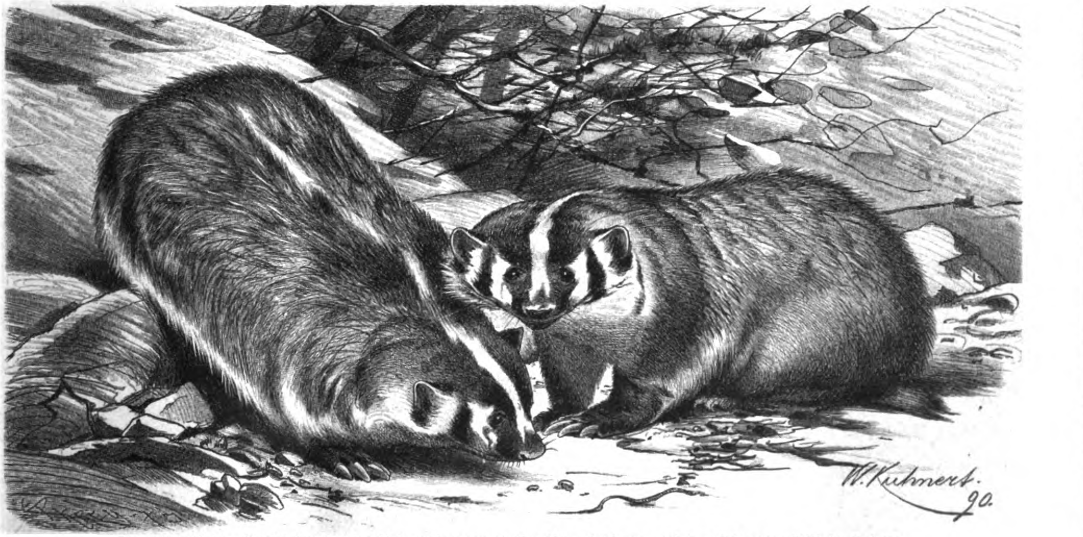
Als ganz anderes Tier zeigt ſich uns ſein Vetter aus Amerika. Der amerikaniſche Dachs (**Taxidea americana**) iſt von derſelben Größe, aber von noch kürzerer, gedrungenerer Geſtalt als unſer Dachs. Auffallend iſt ſeine beträchtliche Körperbreite. Die langen Haare des Pelzes ſind gelb mit grauen und ſchwarzen Spitzen und verleihen dem Tiere eine ſchmutzig graue Färbung, aus welcher überall das Gelb des Untergrundes hervortritt. Der kleine, faſt dreieckige Kopf iſt hübſch zu nennen, denn das Geſicht, deſſen Grundfarbe ſchwarz iſt, wird durch einen weißen Mittelſtreifen, der ſich bis über den Rücken hinzieht, und durch zwei weiße Streifen hinter den Augen und vor den kleinen Stutzohren geziert, und dieſe bunte Zeichnung, aus welcher die ſchwarzen Augen lebhaft herauslugen, nimmt dem Geſicht jede Spur der Dachsgriesgrämigkeit. Zwar ſchläft auch der amerikaniſche Dachs in ſeinem Käfig den größten Teil des Tages, und er iſt gleichfalls ziemlich aufgebracht, wenn man ihn in dieſer ſüßen Beſchäftigung ſtört, aber ſein Weſen iſt doch ein viel freundlicheres, als das ſeines japaniſchen Nachbars. Früher als andere Dachſe erhebt er ſich am Nachmittage von ſeinem Lager und tummelt ſich in ſeinem Gehege umher; kommt er mit ſeinen kurzen Füßen gerade auf den Beſchauer losgetrottet, ſo macht er mit ſeinem bunten pfiffig ausſehenden Geſicht und ſeiner übermäßigen Körperbreite einen überaus komiſchen Eindruck, und es erregt oft die Heiterkeit der Zuſchauer, wenn er in ſeinen Spielen behaglich grunzend ſeinen breiten, dicken Wanſt unbeholfen und täppiſch hin und her ſchiebt und dabei die drolligſten Bewegungen ausführt. Zum Schlafe rollt ſich der Dachs zu einer dicken Pelzkugel auf ſeinem Lager zuſammen. In den Ländern ſeiner Heimat lebt er in nicht ſehr tief ausgehobenen Bauen, hängt aber nicht ſo ſehr an der Einſamkeit wie unſer Dachs, und da er, viel weniger ſcheu als dieſer, ſich auch ſehr häufig ſchon nachmittags außerhalb ſeiner Burg umhertreibt, ſo wird er öfter als ſein Vetter bei uns zu Lande geſehen und beobachtet. Der harmloſe Einſiedler erfreut ſich in Amerika eines ziemlich ungefährdeten, behaglichen Daſeins, da ihm nicht ſo eifrig nachgeſtellt wird, als hier unſerm Dachſe, den jeder verfolgen zu müſſen glaubt. Überall wird unſer Grimbart, wo er ſich nur blicken läßt, eifrigſt verfolgt, er wird mit Hunden gehetzt, aus ſeiner unterirdiſchen Wohnung ausgegraben und elendiglich erſchlagen, jeder Bauer und leider auch faſt jeder Jäger und Forſtwirt befeindet ihn, wie das ärgſte Raubtier, und doch iſt dem harmloſen Schelme nichts anderes vorzuwerfen, als daß er ſich durch ſeine griesgrämige Sinnesart und ſein verſtecktes Einſiedlerleben unbeliebt gemacht hat; im übrigen ſchadet er niemandem, ſondern er bringt im Gegenteil ſogar erheblichen Nutzen durch die maſſenhafte Vertilgung von ſchädlichen Inſekten, Mäuſen, Schlangen und anderem Geziefer, das ſeine Hauptnahrung bildet. Deshalb wäre es zu wünſchen, wenn ihm in Zukunft größerer Schutz gewährt würde, und das Vorurteil gegen ihn mehr und mehr mit der Erkenntnis ſeiner Nützlichkeit ſchwände.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Sollte Reichenſteins Kaſſierer durchgebrannt ſein?“ erwiderte Dernburg, der in den letzten Monaten von mehreren


W. Kuhnert. 90.

Amerikaniſcher Dachs im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Zeichnung nach dem Leben von Wilhelm Kuhnert.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

derartigen Fällen in den Zeitungen geleſen zu haben ſich erinnerte.

„Eher noch er ſelbſt,“ ſagte unwillkürlich Graf Romſtedt. Indeſſen ſetzte er ſofort hinzu: „Das iſt freilich unmöglich, dann könnte man ſich mit den Aktien von Petroleumland das Zimmer tapezieren laſſen, und mit dreiundfünfzig ein halb wäre es immer noch eine teure Tapete. Da ſind wir vor Reichenſteins Hauptquartier. Ich denke, es iſt unnötig, daß Sie mit hinaufgehen, ich werde allein ſchneller mit ihm fertig. Alſo auf Wiederſehen morgen, lieber Freund; Sie holen mich wie verabredet ab, und ich berichte Ihnen dann über das Reſultat meiner erſten Miſſion.“

Dernburg empfand es dankbar, daß Graf Romſtedt es ihm erſparte, noch einmal perſönlich mit Reichenſtein zuſammenzutreffen, und empfahl ſich auf das herzlichſte, ſeinen Heimweg fortſetzend, während der Graf in die Hausflur der Internationalen Hauptbank eintrat.

Währenddeſſen ſaß Bankier Reichenſtein in ſeinem Privatkontor. Er war vor nicht länger als einer halben Stunde von der Börſe zurückgekehrt und ſeiner gelaſſenen Ruhe war es bald geglückt, das wegen des plötzlichen Sturzes der Petroleumaktien ziemlich aufgeregte Geſchäftsperſonal von der Ungefährlichkeit der Situation zu überzeugen. Die Vertrauensvollſten und Klügſten unter den Angeſtellten hatten aus der zuverſichtlichen Miene des Chefs ſogar die Überzeugung geſchöpft, daß er ſelbſt den Kursſturz veranlaßt habe, um eines jener Manöver auszuführen, durch die geſchickte Börſenſpekulanten vertrauensſeligen Kapitaliſten unter dem Schutz der Geſetze das Geld aus der Taſche ſtehlen. Ihre Hochachtung vor dem Chef wurde dadurch nicht abgeſchwächt, und ſie wurden in ihrer Überzeugung nur beſtärkt, als Reichenſtein einen der Kontordiener zu Roſenthal entſandte, um dieſen, der, wie die Angeſtellten wußten, das unbedingteſte Vertrauen des Chefs beſaß und vorwiegend zu „geheimen“ Miſſionen benutzt wurde, herbeizurufen und außerdem den Wunſch zu erkennen gab, durch niemand ſonſt geſtört zu werden. Vielleicht wären die Angeſtellten von der Sicherheit der Lage noch überzeugter geweſen, wenn ſie hätten beobachten können, daß Reichenſtein in ſeinem Privatkontor alles, was von Geſchäftsbriefen eingegangen war, kaum eines Blickes würdigte, während zwei Privatbriefe, die ein Dienſtmann kurz vor Reichenſteins Ankunft gebracht hatte, augenſcheinlich ſein lebhafteſtes Intereſſe in Anſpruch nahmen und ihn längere Zeit beſchäftigten. Der eine zeigte die ſchlanken Schriftzüge des „Aſſeſſor“ Lockmann und lautete:

„Lieber Freund!

Die Nachrichten, die geſtern aus ‚Petroleumland‘ eintrafen und heute zweifellos an der Börſe bekannt geworden ſind, lauten ſo bedenklich, daß ich es für gut halte, ihre Nachwirkungen aus der Ferne zu beobachten. Einige Ratſchläge, die ich Ihnen unvorſichtiger Weiſe nicht mündlich, ſondern brieflich gegeben habe, könnten mich möglicherweiſe kompromittieren, falls einen königlich preußiſchen Staatsanwalt die Luſt anwandeln ſollte, ſich über die Gründungsgeſchichte von „Petroleumland“ und einige andere Dinge, die im Grunde nur Sie angehen, zu informieren. Sollte Ihnen mein Rat noch von Wert ſein, ſo folgen Sie meinem Beiſpiel — ich reiſe mit dem Mittagsſchnellzug nach Paris. Als Andenken an Sie nehme ich etwas mit, das Ihnen vorausſichtlich in Zukunft nur Ballaſt ſein würde, und worüber der mit dem gleichen Dienſtmann an Sie abgehende Brief Ihnen Aufſchluß geben wird. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen gelingen wird, ſich noch einige Tage zu halten, die mir ein willkommener Vorſprung ſein werden. So angenehm mir aber auch ein Wiederſehen ſein würde, muß ich Ihnen doch abraten, dann gleichfalls Paris als Reiſeziel zu wählen. Ihr Franzöſiſch iſt ein bißchen mangelhaft, und die Berliner und die Pariſer Polizei ſtehen in zu intimer Verbindung miteinander.

Ihr treu ergebener L.“

Reichenſteins Mund verzog ſich zu einem Lächeln, als er zu Ende geleſen hatte. „Was er mit einemmal für Angſt hat, der Lockmann, und hat doch ſonſt immer renommiert mit ſeiner Kourage,“ ſagte er halblaut, zuckte mit den Schultern, legte den Brief beiſeite, ſetzte ſich den goldenen Klemmer feſter auf die fleiſchige Naſe und griff nach dem zweiten Brief, der eine von ungelenker Hand geſchriebene Adreſſe zeigte.

„Von Kathinka,“ ſagte er, während er das Kouvert erbrach, und gleichzeitig durchzuckte ihn eine Ahnung von ſeinem Inhalt. „Hat er ſie mitgenommen? Wahrhaftig!“ Und er las ſchnell und halblaut, nachdem er zuerſt den Inhalt mit den Augen überflogen hatte: „Lieber Herr Reichenſtein! Mein geliebter Arthur,“ — ſo hieß Lockmann — „ſagt mir, daß Sie pleite ſind. Da kann aus dem Heiraten natürlich nichts werden. Und außerdem liebe ich Arthur, — warum hatten Sie ſo wenig Zeit, ſich um mich zu bekümmern. Ich reiſe mit ihm und wir heiraten in Paris, — er ſagt, es hat da keine Schwierigkeiten und kann gleich geſchehen. Meine Mutter bleibt hier; die wird ſich ſchon durchhelfen, denn wir laſſen ihr die Möbel und ſie kann möbliert vermieten. Ich ſchreibe ſchon mit Handſchuhen, den Brief ſoll Ihnen vom Bahnhof ein Dienſtmann hintragen, daher die ſchlechte Schrift. Und vielen Dank für das Gute, was Sie mit mir vorhatten, woraus aber aus Mangel an Mitteln nichts werden kann. Ihre getreue Kathinka Meixen.“

Hatten ſich vorher Reichenſteins Lippen nur zu einem Lächeln verzogen, ſo lachte er jetzt ſo laut, daß er ſich gewaltſam darin unterbrechen mußte und dann einen beſorgten Blick nach der zu den Geſchäftsräumen führenden Thüre warf. Aber er beruhigte ſich ſofort wieder — was konnte es ſchaden, wenn die darin Arbeitenden ſein Lachen gehört hatten, es war ja nur nützlich, wenn ſie ihn guter Laune glaubten. Das ſtärkte ihr Vertrauen zu ihm, und Vertrauen, nur noch auf drei Tage Vertrauen, das war alles, was er nötig hatte. Und wie leicht kann das Vertrauen erſchüttert werden, ſelbſt durch Beobachtungen des gleichgültigſten Kontordieners, wenn dieſer ſie weiterträgt und ſie durch ihn den Weg zu geſpitzten Ohren finden! Aber trotzdem ſich Reichenſtein überzeugt hatte, daß ſein lautes Lachen nicht gefährlich werden konnte, ſetzte er es doch nicht fort, nachdem er es unterbrochen hatte; er kicherte nur noch ein paarmal in ſich hinein, als er den Brief zum zweitenmal las und die ortographiſchen Fehler ihn beluſtigten, die Kathinka Meixen bei dem Schreiben mit Handſchuhen nicht hatte vermeiden können. Dabei begleitete er die ſtille Lektüre wieder mit halblauten Ausrufen und Betrachtungen.

„Dieſe Dummheit! — In Paris wird er ſie ſitzen laſſen! — Und ihm hätte ich die Dummheit auch nicht zugetraut. — Er ſollte mir noch mal kommen mit ſeinen Ratſchlägen — ſchließlich bin ich doch der Klügere. Ohne Gepäck geht man auf ſolche Reiſe, ohne Gepäck. Oder ſie frißt ihn arm und läßt ihn ſitzen. Wieviel kann er ſich gemacht haben? Viel wird's nicht ſein und 'nen Millionär könnt' die Kathinka verſchlingen, 'nen Millionär!“

Da klopfte es an die Thür, und Reichenſtein ſchob haſtig die beiden Briefe unter ein großes Abrechnungsformular, ehe er „Herein“ rief. Er machte ein ſehr abweiſendes Geſicht, als ſtatt des erwarteten Roſenthal der erſte Buchhalter erſchien und ſich zunächſt entſchuldigte, daß er ſtöre, trotz Reichenſteins beſtimmter Weiſung, niemand vorzulaſſen. Aber in dieſem beſonderen Falle habe er den Herrn nicht abweiſen können. Reichenſtein fühlte einen dumpfen Druck in der Magengegend — es war merkwürdig, daß ihm plötzlich Lockmanns Hinweis auf den königlich preußiſchen Staatsanwalt ins Gedächtnis kam.

„So ſagen Sie doch endlich, wer da iſt, Büchner,“ fiel Reichenſtein dem Buchhalter in die Rede, „wozu ſoll die lange Einleitung.“

„Der Herr Graf Romſtedt,“ erwiderte der, „und ich dachte, weil er doch als Vertrauensmann der Pennſylvania-Ölkompanie hier iſt —“

Aus Reichenſteins Augen blitzte ein Strahl des Triumphes, als er den Namen hörte, denn auch er dachte nicht anders, als der Graf ſei gekommen, um ihm irgend einen geſchäftlichen Vorſchlag in betreff von „Petroleumland“ zu machen. Aber er faßte ſich ſofort und verbarg ſeine Überraſchung unter einem gut geſpielten Lächeln der Befriedigung.

„Ah, Graf Romſtedt,“ ſagte er. „Ich hatte erwartet, daß der Graf kommen würde. Nur daß er ſo ſchnell da iſt, überraſcht mich. Sie ſind doch nicht ſo ſchlau, dieſe amerikaniſchen Herren, wie wir uns immer einbilden, oder ſie haben es manchmal zu eilig, Geld zu verdienen. Nun, wir werden ja ſehen, wer in dieſem Falle der klügere iſt. Führen Sie ihn herein, Büchner, führen Sie ihn herein.“

Der erſte Buchhalter ging, nun auch in der feſten Überzeugung, daß der Kursſturz der Petroleumlandaktien an der heutigen Börſe ein von Reichenſtein ſelbſt inſzeniertes Manöver zu dem Zweck geweſen ſei, den Grafen Romſtedt und die hinter dieſem ſtehenden amerikaniſchen Millionen doch noch für das ſcheinbar in den letzten Zügen liegende Unternehmen zu gewinnen. Und ſo unerklärlich es auch dem Buchhalter war, auf welchem Wege Reichenſtein zum Ziele gelangt war — das Kommen des Grafen machte es ihm zur Gewißheit, daß er zum Ziele gelangt war, und er begab ſich, nachdem er den Grafen in das Privatkontor geleitet hatte, mit ſo ſtolzen Schritten wieder auf ſeinen Platz, daß ſämtliche Angeſtellte der „Internationalen Hauptbank“ von der Bedeutung dieſer Stunde überzeugt wurden und jeder einzelne von ihnen geſchworen hätte, Reichenſtein ſei der genialſte Finanzier des Jahrhunderts.

Reichenſtein ſelbſt erkannte ſehr bald, daß er ſich in ſeinen an den Beſuch des Grafen geknüpften erſten Hoffnungen getäuſcht hatte.

„Große Ehre, Herr Graf,“ empfing er den Eintretenden, „es überraſcht mich nicht, Sie zu ſehen. Sie denken, daß der Braten jetzt billig zu haben iſt — aber darin werden Sie ſich doch vielleicht irren. Die Nachrichten ſind durchaus übertrieben, und es iſt mir gar nicht zweifelhaft, daß die Aktien in drei Tagen den Verluſt von heute wieder eingeholt haben.“

Graf Romſtedt intereſſierte ſich dafür, zu wiſſen, welche Nachrichten den Kursſturz der Petroleumlandaktien veranlaßt hatten, und er hielt daher mit dem eigentlichen Zweck ſeines Beſuches zurück.

„Sie ſprechen von ‚Petroleumland,‘ Herr Reichenſtein,“ ſagte er nicht unverbindlich. „In der That, von achtundneunzig auf dreiundfünfzig einhalb — das iſt ja eine vollkommene Panik. Und wodurch veranlaßt, wenn ich fragen darf — ich bin nur über die Thatſache unterrichtet, die Urſache iſt mir noch fremd geblieben.“

Reichenſtein ſtutzte — ſollte der Graf nur gekommen ſein, ſeine Neugierde zu befriedigen? Dann lachte er kurz und möglichſt unbefangen.

„Die Urſache — ja ſehen Sie, Herr Graf, eigentlich bin ich ſelbſt daran ſchuld. Das kommt davon, wenn man mit offenen Karten ſpielt. Sie wiſſen, daß ich hab täglich telegraphieren laſſen von den Petroleumwerken, wieviel Fäſſer täglich gefördert worden ſind. Nun, das eine Bohrloch hat mehr gegeben, das andere weniger, manchmal hat auch eines nichts mehr gegeben — ich hab mich nicht geniert, es zu veröffentlichen — die Börſe und das Publilum ſollen orientiert ſein über ein Papier, das die Internationale Hauptbank gegründet und ausgegeben hat. Nun war da ein Bohrloch, Bohrloch Nr. 19, das hat den meiſten und gleichmäßigſten Ertrag gegeben —“

„Ich weiß,“ unterbrach Graf Romſtedt, „ich habe dieſe Nachrichten ziemlich genau verfolgt. Das eine förderte ſoviel Rohöl, wie ſämtliche übrigen Bohrlöcher zuſammengenommen.“

„Zugegeben,“ fuhr Reichenſtein fort, „Nr. 19 iſt das beſte geweſen. Nun kommt geſtern abend eine Depeſche: Bohrloch Nr. 19 iſt verſiegt. Ich hab ſie bekommen, ich hab ſie genommen und hab geſagt: Iſt Nr. 19 verſiegt, ſo wird man bohren ein anderes Bohrloch. Iſt es nicht ſo, Herr Graf? Aber es iſt zu ſpät geweſen, die Depeſche noch an die Zeitungen zu geben, um ſie zu veröffentlichen. Ich hab gedacht, das iſt kein Unglück; erfahren's die Leute nicht morgen, ſo erfahren ſie's übermorgen. Aber es iſt doch ein Unglück geweſen. Jonathan Meier, der wildeſte Baiſſier, wiſſen Sie, Herr Graf, hat die Depeſche auch gehabt. Wo wird er ſie hergehabt haben? Er wird hier oder in Petroleumland beſtochen gehabt haben einen von meinen Leuten. Als ich heute an die Börſe gekommen bin und die Nachricht nicht geſtanden hat wie ſonſt in den Zeitungen, hat Jonathan Meier gedacht, ich fürcht' mich, daß ſie bekannt wird. Und er hat mich höhniſch angeſehen, und hat ſich mitten in den Saal geſtellt und hat geſchrieen: „Bohrloch 19 iſt verſiegt! Ich geb Petroleumland zu fünfundneunzig! Bohrloch 19 iſt verſiegt! Ich geb Petroleumland zu neunzig! Bohrloch 19 iſt verſiegt! Ich geb Petroleumland zu fünfundachtzig!“ — Jonathan Meier hat geſchrieen und die andern haben geſchrieen und es iſt ein großes Geſchrei geweſen. Was ſollt' ich machen? Ich hab gelacht und hab gedacht: Laß ſie dir kommen am Ultimo, ſie werden nicht mehr ſchreien. — Und jetzt kommen Sie, Herr Graf, und denken, ‚Petroleumland‘ iſt billig zu haben. Sie ſind ein großer Geſchäftsmann, Herr Graf, aber ich kann's aushalten. Reden wir darüber — vielleicht kommen wir zu 'nem Schluß, daß Jonathan Meier ſchon morgen mit Schreien aufhört.“

Graf Romſtedt hatte einige Male nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken können.

„Ihre Erzählung hat mich ſehr intereſſiert, Herr Reichenſtein,“ ſagte er jetzt, als der Bankier ihn erwartungsvoll anſah, „aber ich kann Sie verſichern, mein Beſuch ſteht mit ‚Petroleumland‘ in gar keiner Beziehung. Ich erfuhr nur zufällig, als ich bereits auf dem Wege zu Ihnen war, daß an der Börſe irgend etwas vorgefallen ſein müſſe. Um dieſes Thema ein für allemal abzuſchließen — ich bin für ‚Petroleumland‘ heute ebenſowenig zu haben wie vor Wochen. — Die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, iſt allerdings ebenſowenig erfreulicher Art. Ich habe bisher immer nur geglaubt, daß ſie Bankiergeſchäfte betrieben — daß Sie auch in Offizierswechſeln zu machen nicht verſchmähen, iſt mir erſt vor einer Stunde offenbar geworden.“

„Offizierswechſel?“ Reichenſtein zeigte ſich ebenſo erſtaunt wie entrüſtet, aber beide Regungen äußerten ſich nur gedämpft, als ob er von vornherein davon überzeugt ſei, daß die Behauptung des Grafen auf einem Irrtum beruhe, von dem er ihn mit wenigen Worten überzeugen könne. „Offizierswechſel? — Das ſind ſchmutzige Geſchäfte, Herr Graf, und die Internationale Hauptbank iſt ſolid; ſie läßt ſich nicht ein mit ſchmutzigen Geſchäften.“

Graf Romſtedt lächelte.

„Sie werden mir zugeben, es iſt ſchwer, zwiſchen Ihnen und der Internationalen Hauptbank einen Unterſchied zu machen,“ erwiderte er, „aber es ſei. Alſo Sie betreiben es als Privatvergnügen, Offizieren Geld auf Wechſel zu leihen. Ich will nicht fragen, mit wieviel Prozent Sie dabei arbeiten — derjenige, der Ihre Antwort kontrollieren könnte, iſt tot.“ Jedes Wort des Grafen klang wie ein Peitſchenhieb, aber Bankier Reichenſtein hatte ſeine Geſichtszüge gut in der Gewalt, und ſie verloren nicht einen Augenblick den verbindlich-erſtaunten Ausdruck. Und nun fuhr Graf Romſtedt kühl geſchäftsmäßig fort: „Ich komme im Auftrage des Herrn von Dernburg, um einen Wechſel, von Leutnant Baron Biel und ihm unterſchrieben, über dreißigtauſend Mark, fällig am 12. dieſes Monats, einzulöſen. Hier iſt ein Chec über die Summe auf das Haus Bleichröder — darf ich Sie um das Papier bitten?“

„Das alſo meinen Sie, Herr Graf,“ ſagte Reichenſtein, indem er gleichzeitig einen gewohnheitsmäßig kontrollierenden Blick auf den Chec warf, den der Graf ihm hinreichte. „Er hat mir ſchon mehr Unannehmlichkeiten gemacht, dieſer Wechſel, als die ganze Kleinigkeit wert iſt. Der Baron Biel hat die ganze Summe erhalten auf Heller und Pfennig, und ich verdiene daran nicht fünf Prozent. Kann ich für das Unglück, daß meine Tochter, die Rebekka, ihn nicht hat heiraten wollen, und daß er ſich totgeſchoſſen hat? Sie iſt mein einziges Kind, Herr Graf, und ſie läßt ſich nicht zwingen. Aber Sie ſollen haben das Unglückspapier — bin ich doch froh, wenn es aus dem Hauſe iſt.“

Reichenſtein ging an den eiſernen Geldſchrank, der durch ein eichengeſchnitztes, im Stil mit der übrigen Zimmereinrichtung harmonierendes Gehäuſe maskiert wurde und kehrte gleich darauf mit dem Wechſel zurück. Es ſchimmerte feucht in ſeinem Auge und ſeine Stimme zitterte wie in unterdrückter Wehmut.

„Alles andere hätte ich verſchmerzen können, Herr Graf,“ ſagte er, indem er das Papier überreichte, „daß Sie mir zutrauen, ich mach ſchmutzige Geldgeſchäfte mit leichtſinnigen jungen Leuten, das wird mir weh thun, ſolange ich lebe.“

Graf Romſtedt erwiderte darauf nur mit einer ſtummen Verbeugung, ſteckte den Wechſel ein und wandte ſich nach der Thüre. Aber Reichenſtein ließ es ſich nicht nehmen, den Grafen durch den langen Geſchäftsraum der Internationalen Hauptbank zu geleiten, und er ſchritt wie ein Sieger neben ihm her, denn er wußte, daß die Augen ſämtlicher Angeſtellten auf ihm ruhten. Als an der Ausgangsthüre Graf Romſtedt ſich noch einmal mit kurzem Kopfnicken empfahl, klang Reichenſteins „Auf Wiederſehen, Herr Graf“ ſchmetternd durch den Saal, daß es bis zu dem entfernteſten Kontorſeſſel ſchallte. Und darauf trat Reichenſtein, ſich die Hände reibend, mit den geheimnisvollen Worten: „die Sache iſt gemacht, Büchner,“ an das Pult des erſten Buchhalters, ſchnitt aber jede weitere Erklärung damit ab, daß er ſich ſofort erkundigte, ob Roſenthal noch immer nicht gekommen ſei, und als er dieſen aus einer dunklen Ecke auftauchen ſah, ſchritt er, ihn nach ſich winkend, mit ſchnellen Schritten wieder auf ſein Privatkontor zu.

„Sie befehlen, Herr Reichenſtein?“ fragte Roſenthal, devot an der Thür ſtehen bleibend. „Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich zur Hand geweſen bin, Sie hatten mich erſt auf fünf beſtellt.“

Reichenſtein ſchritt einigemal auf dem weichen Teppich des Zimmers unhörbar auf und nieder. Es ſchien, als ob er noch einmal überlege — dann trat er an die Thür, ſich überzeugend, daß ſie feſt geſchloſſen ſei, ließ ſich in den Seſſel an ſeinem Schreibtiſch nieder und deutete auf einen dicht daneben ſtehenden Stuhl.

„Kommen Sie her, Roſenthal, ich habe mit Ihnen zu reden.“

Es war ſonſt ſeine Gewohnheit, ſeinem ehemaligen Kompagnon kurz und herriſch ſeine Befehle zu erteilen, und Roſenthal wurde durch die veränderte Taktik ſeines Brotherrn davon überzeugt, daß es ſich diesmal um etwas ganz Beſonderes handele. Aber trotzdem ließ er ſich zu keiner Vertraulichkeit verleiten; ſeine Geſtalt ſchien noch mehr in ſich zuſammenzukriechen und er wagte es nur, auf der äußerſten Kante des Stuhles Platz zu nehmen.

„Was wollen Sie mit mir reden, Herr Reichenſtein, wo Sie doch nur haben zu befehlen,“ ſagte er, und er hielt den prüfend auf ſeine Züge gerichteten Blick des Bankiers aus, ohne nur mit der Wimper zu zucken.

„Sie ſind böſe auf mich geweſen, Roſenthal, weil Sie gedacht haben, ich hätte Sie ins Unglück geſtürzt,“ begann Reichenſtein.

Herr Roſenthal hob beſchwörend die Hände.

„Wie können Sie mir zutrauen ſolche Schlechtigkeit, Herr Reichenſtein! Sind Sie’s nicht geweſen, der mich erlöſt hat von der Ecke an der Friedrichſtraße, wo es kein Vergnügen iſt, zu ſtehen in Sommer und Winter, in Hitze und Kälte, in Sonne und Regen, zu fragen ewig und immer: ‚Alte Sachen, mein Herr‘ und zu kriegen die Antwort: ‚Halts Maul, verdammter Mauſchel!‘ — Und laſſen Sie mich nicht mehr verdienen, als ich verdienen könnt’, wenn ich ſtände auf eignen Füßen? Sagen Sie nichts, daß ich Ihnen böſe geweſen bin wegen der Mutter von Ihrer Rebekka — das iſt vergeſſen!“

Und Roſenthal ſchnitt mit der Hand durch die Luft, als mache er einen Strich durch die Vergangenheit.

„Ich glaub’ Ihnen, Roſenthal, weil ich weiß, daß Sie ein ehrlicher Mann ſind, und weil wir Freunde waren,“ ſagte Reichenſtein. „Aber laſſen Sie uns doch davon reden. Wegen der Mutter von der Rebekka ſind Sie mir böſe geweſen, die Mutter iſt tot, die Rebekka iſt mein Kind. Glauben Sie, daß es ein Glück iſt, zu haben ſolch ein Kind?“

Roſenthal ſchwieg einen Augenblick; er konnte ſich nicht darüber klar werden, wo der Bankier hinaus wollte. Dann aber ſagte er im Tone der Überzeugung: „Soll es nicht ein Glück ſein, Herr Reichenſtein, ein großes Glück? Iſt ſie nicht ſchön, die Fräulein Rebekka, und kann man nicht leſen in ihren Augen, daß ſie gut iſt?“

Reichenſtein unterbrach ihn.

„Sie iſt nicht gut, Roſenthal, ſie iſt wie ihre Mutter; ſie hat kein Herz für ihren Vater, ſie geht dahin, wo ſie weiß, daß ſie nicht Not zu leiden hat, wie ihre Mutter zu mir gegangen iſt, als ſie geſehen hat, daß der Roſenthal nicht eine Frau wird ernähren können. Hab’ ich geſtern abend zur Rebekka geſagt — zur Probe hab’ ich geſagt: ‚Rebekka, ich bin pleite. Morgen wird Petroleumland fallen um fünfzig Prozent und ich werde ein geſchlagener Mann ſein. Aber es macht nichts — wenn der Konkurs beendet iſt, werde ich nehmen die fünfzigtauſend Thaler, die ich auf deinen Namen habe eintragen laſſen auf unſer Haus, und an die nicht herankönnen die Gläubiger, und werde anfangen von vorn.‘ Was meinen Sie, Roſenthal, was meine Tochter geantwortet hat?“

„Was kann ſie geſagt haben,“ erwiderte Roſenthal mit der Miene, als ob da überhaupt nur eine Antwort denkbar ſei. „Vaterleben, hat ſie geſagt, du haſt ſie gegeben, du kannſt ſie nehmen, wozu ſprichſt du mir davon.“

Reichenſtein ſchnippte mit den Fingern und zog die Schultern hoch.

(Fortſetzung folgt.)

Unter dem Schnee.

Wie viel ſchläft unter dem Schnee!
Das Korn im Felde, ſo weich bedeckt,
Viel tauſend Knoſpen, ſo tief verſteckt,
Bis all die ſchlafenden Augen weckt
Der Lerche Lied aus der Höh.

Wie viel ſchläft unter dem Schnee,
Was neu erblühn wird zart und hold,
Wenn neu ſein Banner der Lenz entrollt:
Des Veilchens Blau und der Primel Gold
Und Roſen in Fern und Näh.

Wie viel ſchläft unter dem Schnee,
Was hingebettet iſt matt und müd,
Was nicht erwacht, wenn das Veilchen blüht
Und nicht wird hören der Lerche Lied,
Geborgen vor Leid und Weh. —
Wie viel ſchläft unter dem Schnee!

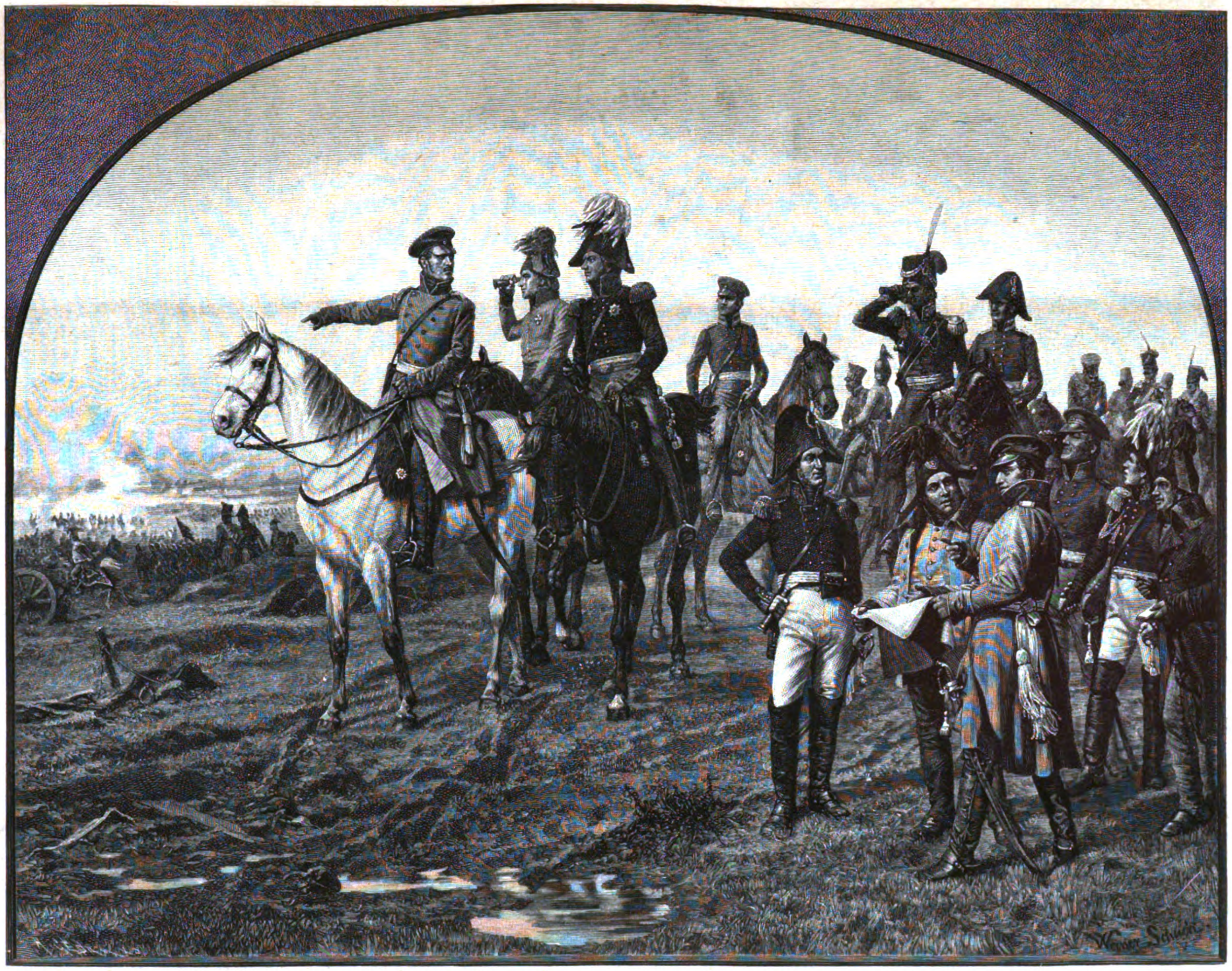
J. Trojan.

Die Völkerſchlacht bei Leipzig.

Zu dem Bilde von Werner Schuch.

(Abdruck verboten.)

Die Befreiungskämpfe von 1813 brachten dem deutſchen Volke nicht voll die Früchte, welche die Vaterlandsfreunde erſehnt hatten: der deutſche Bund war ein kümmerlicher Erſatz für das verloren gegangene Deutſche Reich, und das beſiegte Frankreich blieb im Beſitze der urdeutſchen Lande, welche der Raubgier Ludwigs XIV zum Opfer gefallen waren. Erſt die Waffenthaten von 1870—71, ohne fremde Hilfe allein von Deutſchen verrichtet, verwirklichten den alten Traum der



Die 12. preußiſche Brigade unter Prinz August von Preußen zum Sturm auf Probſtheida vorrückend.

Friedrich Wilhelm III. Kaiſer Franz. Kaiſer Alexander I. Kronprinz Friedrich Wilhelm. Barclay de Tolly. Fürſt Orloff. Fürſt Schwarzenberg. v. Natzmer. v. d. Kneſebeck. v. Thiele. v. Diebitſch. Stabswachen. v. Radetzky.

Die drei Monarchen in der Schlacht bei Leipzig. Nach dem Gemälde von Werner Schuch.

Entwurf zu dem Bilde in der Ruhmeshalle zu Berlin. Original im Beſitz der Kunſthandlung von Hermann Schaus & Co. in New York.

Einheit, ſie führten auch Elſaß und Lothringen dem Reiche zurück, und deshalb erbleichen vor ihrem Glanze die Erfolge, welche unſern Vätern zu erringen vergönnt waren. Indeſſen dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir fortgebaut haben auf dem Grunde ihrer ſehnſüchtigen Gedanken und Wünſche, die an Stärke wuchſen durch die folgenden Geſchlechter, bis die Zeit erfüllt war und der kraftvolle Arm ſich fand, der kühn das Panier des neuen Reiches aufpflanzte. Neben den Ruhmesthaten von 1870—71 werden deshalb für alle Zeit diejenigen von 1813—15 ein goldenes Blatt in der Geſchichte bedeuten.

Ein Gewaltiger war, ſo ſchlimmer Fluch auf ihm laſtet, Napoleon Bonaparte, und etwas Gewaltiges war es, ſeine Macht zu brechen, ſeine Weltherrſchaft zu vernichten. Es geſchah in den Tagen vom 16. bis zum 19. Oktober 1813. „Das Getier hat etwas gelernt!“ hatte er einen Monat zuvor ingrimmig ausgerufen, nachdem er erkannt, daß ſeine alte Kunſt, die Feinde zu trennen und ſie einzeln mit Übermacht zu ſchlagen, von den Gegnern durchſchaut war und namentlich durch Blücher ſtändig vereitelt wurde. Aber ſein Stolz empörte ſich gegen den Gedanken des Zurückweichens, das ihm freilich ſchwere Opfer gekoſtet haben würde. Mit der Aufgabe der Elblinie hätte er bis zum Rhein zurückgehen, den Rheinbund und 170 000 Mann, die in den Feſtungen der großen Ströme verteilt waren, opfern müſſen. Noch immer vertraute er, trotz ſchlimmer Niederlagen ſeiner Heerführer, dem eignen Stern, wenngleich ſein Hin- und Herziehen während der letzten Septemberwochen mehr der Planloſigkeit des verzweifelten Spieler glich, der von einem günſtigen Zufall Rettung hofft. Das rechte Elbufer mußte er ſchließlich doch aufgeben, und nachdem Blücher den Strom überſchritten hatte, war Napoleons Schickſal beſiegelt. Der erſte Schlag geſchah am 14. Oktober bei Liebertwolkwitz, wo der preußiſche Dragoneroffizier Guido von der Lippe beinahe den König Joachim Murat von Neapel gefangen hätte, doch ſeine Kühnheit mit dem Leben büßen mußte. Der glückliche Ausgang des Reitergefechts erſchien den Verbündeten als ein günſtiges Vorzeichen, welche beſchloſſen hatten, auf den Gefilden um Leipzig die Entſcheidung herbeizuführen. Dies nicht rechtzeitig erkannt zu haben, war das Verhängnis Napoleons. Er verfügte am 16. Oktober über 177 000 Mann und 700 Geſchütze, und wenn auch die Gegner ihm 193 000 Streiter mit 750 Kanonen entgegenſtellten, ſo hatte er doch den Vorteil, daß die Leitung der Maſſen allein in ſeiner Hand lag, während bei den Verbündeten verſchiedene Strömungen ſich geltend machten und auf den Kronprinzen von Schweden, den früheren franzöſiſchen Marſchall Bernadotte, gar kein Verlaß war. Aber den Verbündeten floſſen im Verlaufe des mehrtägigen Ringens neue Streitkräfte zu, und was auch Ungeſchick und Nachläſſigkeit einzelner Heerführer ſündigten, mit ganzer Seele erfaßten die preußiſchen Generale, allen voran Held Blücher, ihre Aufgabe, und derſelbe Geiſt: Vernichtung des Feindes um jeden Preis, beherrſchte ihre Truppen, jene Männer und Jünglinge, welche die zornige Volkskraft Preußens verkörperten.

Trübe und regneriſch bricht der Morgen des 16. Oktober an. Um acht Uhr geben drei Signalſchüſſe den Heerführern der Verbündeten das Zeichen zum Angriff, und im ſtürmiſchen Anlauf nimmt Kleiſt mit ſeinen Preußen das Dorf Markkleeberg im Süden von Leipzig. Von furchtbarem Kugelregen beworfen, muß er zurück; viermal wiederholen ſich Angriff und Rückzug, bis endlich das Dorf im Beſitze der Preußen bleibt. Nicht minder blutig tobt unweit dieſer heißumſtrittenen Stätte der Kampf bei Wachau, wo Napoleon ſelber befiehlt und gegen Preußen und Ruſſen zu ſtreiten hat. „Vorwärts, König von Polen!“ ſpornt er den neuernannten Marſchall Fürſten Poniatowski an. Trotz allen Heldenmutes ſind die Opfer der Freiheitskämpfer vergeblich, ſie müſſen ſich auf Güldengoſſa zurückziehen, und Napoleon ſendet Botſchaft nach Leipzig, zur Feier des „Sieges“ die Glocken zu läuten. Zu gleicher Zeit aber ſchlägt York bei Möckern den Marſchall Marmont auf das Haupt, daß dieſer mit einem Verluſt von 6000 Toten und Verwundeten, 2000 Gefangenen und 53 Kanonen nach Leipzig flüchten muß. Ein teuer erkaufter Sieg, und aufs äußerſte erſchöpft lagerten die Preußen auf dem Schlachtfelde. Wie einſt bei Leuthen, ſo erklang jetzt durch die rauhe Oktobernacht der Geſang „Nun danket alle Gott!“

Der 17. Oktober, ein Sonntag, verging in Ruhe, nur Blücher vermochte ſein Ungeſtüm nicht zu zügeln; er nahm Eutritzſch und Gohlis, die Erfolge von Möckern fortſetzend. In der Frühe das Schlachtfeld im Süden durchreitend, erkannte Napoleon, daß auch der „Sieg“ von Wachau ſeine Lage nicht gebeſſert hatte, und durch den tags zuvor bei Connewitz gefangen genommenen öſterreichiſchen General von Merveldt ließ er den Verbündeten, die im Dorfe Seſtewitz Kriegsrat hielten, Waffenſtillſtand anbieten. Nicht einmal einer Antwort wurde er gewürdigt. Inzwiſchen waren auch die Korps von Colloredo und Bennigſen zu den Verbündeten geſtoßen, und dem derben Drängen Blüchers wie den beißenden Spottreden des Prinzen Wilhelm von Preußen gelang es ſogar, Bernadotte, der ſeine Schweden bisher ängſtlich geſchont hatte, bis zum Vorrücken auf Breitenfeld zu nötigen. So hatte der Ring um den Feind ſich immer enger geſchloſſen, und nicht mehr um den Sieg, ſondern nur noch um einen möglichſt geordneten Rückzug konnte es ſich für Napoleon handeln. Früh um zwei Uhr am 18. Oktober gab er die bisher behaupteten Stellungen auf und rückte eine Stunde näher an Leipzig heran, das Centrum auf Probſtheida ſtützend, wo er ſelbſt befehligte, und wo ſich dann auch der härteſte Kampf entſpann. Von einem Hügel dicht neben der Stellung des ruſſiſchen Oberſtkommandierenden Barclay de Tolly überſchauten die drei verbündeten Monarchen die Entwickelung der Schlacht. Ihre vereinigten Streitkräfte beliefen ſich jetzt auf etwa 300 000 Mann nebſt 1400 Geſchützen, denen Napoleon trotz der Verſtärkung durch das Reynierſche Korps nur etwa 190 000 Mann nebſt 700 Kanonen entgegenſtellen konnte. Von ſeiten des Oberſtkommandierenden der Verbündeten, Fürſten Schwarzenberg, wurden, wie die Kriegswiſſenſchaft feſtgeſtellt hat, ſchwere Fehler begangen, ſonſt hätte Napoleon völlig umgangen und zur Ergebung gezwungen werden müſſen. Wir können indeſſen die Schlacht, bei der gegen 500 000 Menſchen, Angehörige faſt aller Nationen Europas, einander gegenüberſtanden, nicht in ihre Einzelheiten verfolgen und müſſen uns begnügen, feſtzuſtellen, daß die Heere der Verbündeten überall ſiegreich vordrangen, bis auf die Stellung bei Probſtheida, die in den Händen der Franzoſen verblieb. Zweimal unternahmen die Preußen den Sturm auf das trefflich verſchanzte Dorf, desgleichen die Ruſſen, jedoch die Eroberung gelang nicht. Indeſſen war doch ſo viel erreicht, daß das Centrum des Feindes erſchüttert und dieſer am Vordringen verhindert war.

Unſer Bild zeigt uns die drei Monarchen auf ihrem Hügel, der ſpäter der „Monarchenhügel“ genannt wurde, nach dem Schlachtfelde bei Probſtheida hinüberblickend. König Friedrich Wilhelm III, auf einem Schimmel reitend, zeigt dem Czaren Alexander, wie die 12. preußiſche Brigade unter dem Prinzen Auguſt zum Sturme vorrückt. Kaiſer Franz von Öſterreich ſpäht mit dem Fernrohr nach dem Brennpunkt des Kampfes hinüber. Hinter den drei gekrönten Reitern gewahren wir, ebenfalls zu Roß, den jungen Kronprinzen von Preußen, ſpäter Friedrich Wilhelm IV; die beiden anderen Reiter im Vordergrunde ſind links General Fürſt Orloff-Deniſſoff, Generaladjutant des Czaren, rechts Oberſtleutnant von Natzmer, Flügeladjutant des Königs von Preußen. Auch die Gruppe der Generale rechts im Vordergrunde zeigt Porträt-Figuren. Dem Czaren zunächſt ſteht General Barclay de Tolly, der ruſſiſche Oberkommandeur, ihm zur Linken Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg, der Höchſtkommandierende der Verbündeten, und neben ihm Generalmajor von dem Kneſebeck, Generaladjutant Friedrich Wilhelms III. Die drei Figuren hinter ihnen ſind, nach derſelben Reihenfolge Major von Thiele, Direktor des preußiſchen allgemeinen Kriegsdepartements, der ruſſiſche General von Diebitſch und der öſterreichiſche Feldmarſchalleutnant von Radetzky. Die Reiter im Hintergrunde gehören zu der Stabswache der verbündeten Monarchen. Ein Meiſterwerk von Profeſſor Werner Schuch, dem berühmten Schlachtenmaler, iſt das Original unſers Bildes eine der ſchönſten Zierden der Ruhmeshalle zu Berlin; es befindet ſich genau gegenüber einem anderen Gemälde, welches die zweite große Epoche in unſerer vaterländiſchen Geſchichte veranſchaulicht: Sedan 1870.

Die Menſchenopfer, welche die Völkerſchlacht bei Leipzig forderte, waren ungeheuer. Bei den napoleoniſchen Streitkräften wurde die Zahl der Toten und Verwundeten auf 53 000 geſchätzt, bei den Verbündeten auf etwa 48 000. Aber auf deutſcher Seite waren ſie gefallen in der Verteidigung des höchſten der Güter, des Vaterlandes, und dies mußte der Troſt derjenigen ſein, deren Lieben nicht heimkehrten vom blutgetränkten Boden. Uns iſt ein ſchönes Wort aufbewahrt geblieben von König Friedrich Wilhelm III, dem milden Fürſten, der dem Kriege ſo abhold war und doch ſo oft ihn ſuchen mußte. Gleich nach der Leipziger Schlacht fragte er einen ſeiner Getreuen nach deſſen Söhnen. „Alle gefallen auf dem Felde der Ehre für Eure Majeſtät,“ lautete die Antwort. „Nicht für mich!“ rief erſchüttert der König, „nicht für mich, das wäre nicht zu ertragen! Nein, für das Vaterland!“

Ein Karneval im Dezember.

Die Herzöge von Savoyen waren allezeit böſe Nachbarn für die Schweiz geweſen. Zumal das blühende Genf, die freie Stadt vor den Pforten ihres Landes, ſchien ihnen ein Juwel, das ihrer Krone fehle. Nach langen Kämpfen, in denen die Genfer im Bunde mit Frankreich und dem mächtigen Bern die ſavoyiſchen Lande hatten verwüſten helfen, war endlich am 2. Mai 1598 der Friede zu Vervins zu ſtande gekommen zwiſchen Spanien und Savoyen einerſeits und Frankreich, den dreizehn Schweizer Kantonen — Genf gehörte damals noch nicht zu ihnen — und ihren Verbündeten anderſeits.

Aber Karl Emanuel von Savoyen, der Schwiegerſohn Philipps II von Spanien, gab ſeine Anſchläge gegen das calviniſtiſche Genf darum nicht auf. Er gedachte die ſtark befeſtigte Stadt mit Liſt zu überrumpeln. Zu Thonon am Genferſee bei der Feier der Rückkehr des Chablais zum Katholizismus, im Sommer 1602, wurde der Anſchlag geplant, und in der Nacht vom 11. zum 12. Dezember alten Stiles (22. Dezember nach jetziger Rechnung)*) wurde er ausgeführt. Wohl war den Genfer von hie und da Nachricht gekommen von ſeltſamen Doppelleitern, die man in Turin verfertige, wie ſie vorher noch nicht dageweſen ſeien, von neapolitaniſchen und ſpaniſchen Truppen, die zu Tauſenden in Aoſta zuſammengezogen würden, aber derartige Botſchaften kamen ſo oft, daß man ihrer kaum mehr achtete.

So gelang es in jener Nacht der etwa 4000 Mann ſtarken ſavoyiſchen Armee unter dem Schutze der Dunkelheit längs der rauſchenden Arve hin faſt bis zu ihrer Mündung in die Rhone zu gelangen. Dreihundert auserleſene Mannſchaften wurden mit Leitern und Sprengbüchſen vorausgeſchickt, um ſich der Thore der nichts ahnenden Stadt zu bemächtigen und ſie dann dem draußen in Nacht und Kälte harrenden Hauptteile des Heeres zu öffnen. In der That gegen ein Uhr nachts kommen dieſe 300 am Feſtungsgraben an, überſchreiten ihn auf mitgebrachtem Flechtwerk, erklettern die äußere Mauer, beſetzen das Neuthor, das dieſelbe öffnet und bemächtigen ſich auch des Münzthores. Selbſt geiſtlicher Zuſpruch fehlte ihnen nicht dabei durch den ſchottiſchen Jeſuiten Alexander, der ſie begleitete. Bald fällt auch das ſogenannte Geländerthor in ihre Hände und ſie fühlen ſich ihres leichten Sieges ſchon ſo ſicher, daß ſie dem eine Stunde vor der Stadt weilenden Herzog Botſchaft von dem Gelingen des Unternehmens ſenden, die dieſer ſofort nach Paris und Turin weiter befördert. Doch endlich, es mochte gegen halb drei Uhr ſein, da bemerken die Wachen, was um ſie herum geſchieht, Allarm wird geſchlagen und die waffengeübten Bürger eilen halbbekleidet und barfuß zu ihren Sammelplätzen. Noch ehe die Sprengbüchſe unter dem neuen Thore befeſtigt werden konnte, war dasſelbe durch Herablaſſen des gewaltigen eiſernen Fallgatters wieder geſchloſſen worden, das Geländerthor wird wieder erobert, die Eindringlinge werden nach dem Münzthor gedrängt. Hier war es, wo ein ſavoyiſcher Krieger durch den Wurf einer kräftigen Genferin, der Dame Royaume unſchädlich gemacht wurde, die ihm ihren großen eiſernen Suppentopf ſamt ſeinem ſiedenden Inhalte aus ihrem Fenſter auf den Kopf ſchleuderte. Die Feinde denken daran, über ihre Leitern zurück zu fliehen, aber ein Kanonenſchuß aus einem flankierenden Turm des ſogenannten Gänſewalles trifft die Leitern in der Mitte und zerbricht ſie. Viele der Angreifer fallen in die Gräben, dreizehn werden gefangen, der heimliche Überfall iſt glänzend abgeſchlagen, wenn auch nicht ohne Verluſte. Zwar kommt die eine Viertelſtunde vor der Stadt harrende Hauptabteilung noch heran auf das Getöſe des Kampfes hin, das ſie durch die Sprengung der Thore verurſacht glauben, aber ſie werden warm empfangen und ziehen ſich bald in Unordnung zurück. So hatte Genf ſeine Freiheit und ſeinen Glauben wieder einmal gerettet. — Daß eine in der Not der Zeit kriegeriſch gewordene Bürgerſchaft 300 Soldaten aus ihren Mauern wieder hat heraustreiben können, das iſt nichts Abſonderliches. Aber daß es dieſen 300, die die Thore eine Stunde lang in Beſitz hatten, nicht gelungen iſt, das kleine ſavoyiſche Heer hereinzubringen, das grenzt an das Wunder. Und darum verſteht man es, daß der 83 jährige Theodor Beza, der Nachfolger Calvins, der halb taub und ſchwach vom Lärm der Nacht nichts vernommen hatte, aber am Morgen ſah, was da geſchehen war, der Bürgerſchaft, die die Waffen noch in den Händen trug, den Weg zur Kathedrale mit den Worten wies: „Kommt hinauf zum Tempel Jehovas, daß ihr Ihm danket.“ Dort ließ er Pſalm 124 anſtimmen und gab mit ſeinen Genfern Gott die Ehre, der ihre Feinde in ihre Hände gegeben hatte. Siebzehn Bürger waren bei der Verteidigung gefallen, ihnen wurde ein Denkſtein geſetzt in der Vorſtadt St. Gervais, wo er noch jetzt ſich findet. Die verwundet worden waren oder ſich beſonders tapfer gezeigt hatten, bekamen vom Rate Geldbelohnungen. Dieſelben vereinigten ſich am Jahrestage ihres Sieges, 12. Dezember 1603, zu einem fröhlichen Gedächtnismahle, bei dem wohl ſchon das alte in Genfer Mundart gedichtete Lied geſungen worden iſt: **Ce qu' è laino**, der, der da oben iſt, **Le maitre dé batailles** und ſo weiter 68 vierzeilige Strophen zum Preiſe Gottes und der tapferen Genfer. Zweimaliger Gottesdienſt gab fortan dem Tage ſeine Weihe, der den Namen Escalade, die Erſteigung, erhielt. Bald wurde er in allen Familien der Stadt feſtlich begangen. Da holte der Familienvater jedesmal die alten Pergamente hervor mit den Geſängen zum Preiſe des helfenden Gottes und ſtimmte ſie an mit den Seinen, dann überließ man ſich dem Eſſen und Trinken und ausgelaſſener Fröhlichkeit. Bald vereinigten ſich dieſe und jene zu allerlei Banketten, Aufzügen, Maskeraden. Und ſo iſt es in wechſelnder Form geblieben bis auf den heutigen Tag. Wohl iſt die gottesdienſtliche Feier ſeit 1785 nicht mehr geſtattet, aber in Kirche und Schule wird die „Escalade“ noch jetzt mit Rede und Geſang gefeiert. Wohl ſind ſpäter ſavoyiſche Dörfer zum Genfer Gebiet geſchlagen worden, die einſt auf ſeiten ſeiner Feinde ſtanden, wohl ſchmilzt die Zahl derer immer mehr zuſammen, deren Väter 1602 die Escalade abgewehrt haben, aber die Stadt läßt ſich ihre Feier des 12. Dezembers nicht nehmen, die längſt zum Volksfeſt geworden iſt. Wo irgend ein Verein ſich zuſammengethan hat, da hält er in dieſer Zeit ſein Bankett de l'Escalade, das nicht nur durch Trinkſprüche, ſondern auch durch Vorträge und Aufführungen gewürzt zu werden pflegt. Ein ſtehendes Gericht dabei iſt der Truthahn, eine Anſpielung auf die Savoyarden, die ſich damals ſo gewaltig gebläht haben und dann ſo ſchimpflich geflohen ſind. Die Hauptrolle aber ſpielt der Kochtopf der Dame Royaume, freilich nicht aus ſchwerem Eiſen, ſondern aus roſtfarbener Schokolade gefertigt, auch nicht mit ſiedendem Waſſer, ſondern mit Schlagſahne, mit Kartoffeln und Biskuit, mit Würſtchen aus Quittengelee gefüllt. Dieſe ſchön verzierten Töpfe herrſchen in den Schaufenſtern aller Läden, einen davon, und ſei es auch vom kleinſten Format, will jede Familie auf ihrem Tiſche erſcheinen ſehen. Überhaupt was nur der Wald und der Hühnerhof und die ganze Vogelwelt auf Erden an Leckerbiſſen aufzuweiſen hat, das türmt ſich auf zu dieſer Zeit in allen Läden, in denen irgend etwas Eßbares verkauft zu werden pflegt. Durch die ſonſt ſo ernſte Stadt, in der Calvins Geiſt vielfach noch herrſcht, weht jetzt wie ein Hauch der Lebensfreude, ja der Genußſucht.

Den eigentlichen Glanzpunkt des allgemeinen Feſtes bildet die Maskerade oder genauer die Verkleidung eines großen Teiles der Bewohner von Genf. Trotz der Winterkälte ſchwärmen die Kinder von 6—14 Jahren an den Abenden des 11. und 12. Dezembers in allerlei bunten Anzügen auf den belebteſten Straßen umher. Die eigentliche Parade und Schauſtellung aller hiſtoriſchen, komiſchen oder phantaſtiſchen Maskengruppen zu Fuß und zu Pferd in ihren glänzenden Anzügen und pantomimiſchen Vorführungen findet vor einem zahlenden Publikum im ſtädtiſchen Cirkus ſtatt, wo nach franzöſiſchem Muſter vom Feſtkomitee diejenigen Geldprämien erhalten, die am meiſten Beifall gefunden haben. Den erſten Preis erhielt im Dezember 1890 eine pantomimiſche Nachbildung der geſchichtlichen Escalade mit Plattform und Turm, die in vier Bildern die Genfer vom Jahre 1602 zuerſt friedlich ſchlummernd, dann zu den Waffen eilend, endlich ihre ſavoyiſchen Feinde beſiegend — und zuletzt die Genfer von 1890 mit eben dieſen früher ſo gehaßten Savoyarden ſich freundſchaftlich verbrüdernd darſtellte.

So iſt die glorreiche That der Väter den Söhnen Veranlaſſung zu einem Volksfeſte und Karneval im Dezember geworden, und die Feier desſelben weckt immer von neuem in den Herzen der Nachkommen die Vaterlandsliebe und die nationale Begeiſterung, das ſind die Tugenden, die allein zu gleichen glorreichen Thaten befähigen.

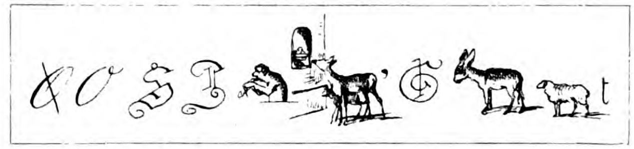
Koehler.

---

*) Den reformierten Kalender Papſt Gregors XIII nahmen die Genfer, die nicht glaubten, daß von Rom etwas Gutes kommen könnte, erſt mit dem 1. Januar 1701 an, der dann gleich als 12. Januar geſchrieben wurde.

Familientiſch und Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Citatenrätſel.

Ein geflügeltes Wort von Goethe beſteht aus zehn Silben, welche der Reihe nach in den folgenden zehn Citaten enthalten ſind.

1) Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen.
2) Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n.
3) Der alte Barbaroſſa
Der Kaiſer Friederich.
4) Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeichten Lein.
5) Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.
6) Und könnt ihr mir dieſe drei Fragen nicht löſen,
So ſeid ihr die längſte Zeit Abt hier geweſen.
7) Es lächelt der See, er ladet zum Bade.
8) Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.
9) Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
10) Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen.

Welches geflügelte Wort iſt gemeint?

2. Zweiſilbige Scharade.

Iſt auch die 1 nicht eben warm
Und meine 2 ſteif und gemeſſen,
Schlug doch die Trommel ſtets Alarm,
Wenn 1 und 2 rief „Aufgeſeſſen.“
Dann hat er oft bei Tag und Nacht
Das Leben uns recht heiß gemacht.

Pf. J.

3. Füllrätſel.

•	n	*	*	r	•
•	l	*	*	a	•
•	h	*	*	i	•
•	a	*	*	n	•
•	a	*	*	k	•
•	l	*	*	t	•

Die mit einem Punkte oder mit einem Sternchen bezeichneten Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. eine Göttin der Römer, 2. eine Pflanzengattung, 3. eine Stadt in Frankreich, 4. eine Göttin der Griechen, 5. einen hervorragenden preußiſchen General unſerer Zeit, 6. eine Stadt in Preußen.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo nennt die dritte ſenkrechte Reihe einen berühmten Dichter, die vierte eins ſeiner dramatiſchen Werke.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Zu unſern Bildern.

Am 27. Januar begehen wir in ganz Deutſchland und überall dort im Auslande, wo Deutſche wohnen, feierlich der Geburtstag unſers Kaiſers Wilhelm II. Vor dem bekränzten Bilde des Herrſchers erneuern wir das Gelübde der Treue zu Kaiſer und Reich, und in unentwegter Liebe ſtehen wir zu dem erlauchten Hohenzollern, der ſeiner Ahnen würdig Deutſchlands Krone trägt. H. von Angelis Porträt gibt das ſcharfblickende Auge, die ernſten und energiſchen Zuge unſers Monarchen in vollendeter Weiſe wieder, wie ſein Bild in unſerer Aller Herzen lebt. Gerne werden unſere Leſer daneben das Kinderporträt betrachten, das unſern Kaiſer im Alter von einem Jahr nach einer Originalzeichnung von Hähniſch aus dem Jahre 1860 darſtellt.

Das Gewicht eines Regenfalles.

Der Regen, welcher aus den Wolken fällt, unſre Fluren tränkt und den Strömen ihr Daſein verſchafft, iſt bei uns eine ſo alltägliche Erſcheinung, daß niemand ſich weiter dabei aufhält, es ſei denn daß ihm gerade ein Spaziergang oder eine Landpartie dadurch verdorben wird. So ſehr iſt uns Bewohnern Mitteleuropas die wunderbare Naturerſcheinung des Regens vertraut geworden, daß wir ſogar das am nächſten Liegende dabei völlig überſehen. Ich will gar nicht auf die Entſtehung des Regens eingehen, denn dieſe war bis vor kurzem ſelbſt den Gelehrten noch ein Geheimnis und man hatte ſich in der Wiſſenſchaft völlig irrige Vorſtellungen davon gemacht; ich möchte nur auf eine viel näher liegende Erſcheinung verweiſen. Wenn man einen recht gebildeten Mann fragt, wie hoch wohl das Waſſer, welches bei einem ſehr ſtarken Platzregen niedergefallen iſt, auf der Straße ſtehen würde, wenn es nicht abgelaufen wäre, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, eine ſehr unrichtige Antwort zu erhalten. Faſt niemand wird ſich einen Augenblick lang beſinnen, zu erklären, daß nach einem tüchtigen Gewitterregen, welcher, wie man zu ſagen pflegt, Gaſſen und Straßen unter Waſſer ſetzt, die Regenmenge, falls ſie nicht abgelaufen wäre, ſicherlich einen Fuß hoch den Boden bedeckt haben würde. Dieſe Anſicht hat Verf. in der That häufig ausſprechen hören, ſie iſt aber völlig irrig. Niemand hat in Deutſchland jemals einen Regenfall erlebt, bei welchem nur 10 Zoll Waſſer gefallen wären. Ein Regen, der 1½ Fuß Waſſer brächte, würde in der davon betroffenen Gegend ganze Dörfer zerſtören und ſelbſt in den Städten würden viele Häuſer demſelben nicht widerſtehen können. Die größte Regenmenge, welche an einem Tage in Deutſchland fiel, ging auf dem Büchenberge zwiſchen Wernigerode und Elbingerode am 22. Juli 1855 nieder. Es war ein wolkenbruchartiger Zenitregen, der 9 Zoll Waſſerhöhe lieferte. Wernigerode erlebte infolgedeſſen eine der größten und plötzlichſten Überſchwemmungen dieſes Jahrhunderts. Faſt ebenſo bedeutende Regenmaſſen ſtürzten am 17. und 18. Juni 1882 im Rieſengebirge über der Schneekoppe und Elbfall-Baude nieder. Im allgemeinen kann man annehmen, daß bei uns in Deutſchland auch der gewaltigſte Regenfall, den man innerhalb einiger Stunden erleben kann, nicht 5 Zoll Waſſer bringt. Wie viel dies aber ausmacht, wird eine kleine Rechnung zeigen. Berlin hat einen Flächeninhalt von etwa 65 Quadratkilometern oder rund 65 Millionen Quadratmetern. Nehmen wir an, daß auf dieſe Fläche ein Regenfall niederginge, der 100 Millimeter, alſo weniger als 4 Pariſer Zoll Waſſer brächte, ſo würden auf dem ganzen Stadtbezirke Berlins 6½ Millionen Kubikmeter Waſſer niedergeſtürzt ſein. Ein Kubikmeter Waſſer aber wiegt 20 Centner; ſonach würde das Geſamtgewicht des Waſſers, welches aus den Wolken nur über Berlin herabfiele, 130 Millionen Centner betragen! In den Tropen kommen weit größere Regenfälle vor, es iſt dort während der furchtbaren Wirbelſtürme, die ſich gelegentlich daſelbſt ereignen, nichts Seltenes, daß 200, ſelbſt 250 Millimeter Regen niederfallen. Bei einem Taifun, der am 19. Auguſt 1889 über Japan hinwegſchritt, fielen dort an einem Orte 521 Millimeter, alſo mehr als 1½ Fuß Regen. Die dadurch hervorgerufenen Fluten richteten ſchreckliche Verheerungen an, ganze Dörfer wurden fortgeſchwemmt und mehr als anderthalb tauſend Menſchen kamen im Waſſer um. Ein noch gewaltigerer Regenfall ereignete ſich in Purneah in Oſtindien. Dort fielen an einem Tage einſt 889 Millimeter Regen, alſo etwa 2¾ Pariſer Fuß. Das iſt die größte tägliche Regenmenge, welche überhaupt, ſoweit wiſſenſchaftliche Beobachtungen reichen, bekannt iſt. Auf dem Flächenraum von der Größe der Stadt Berlin entſpricht ſie einer Waſſermenge von 54 Millionen Kubikmetern im Gewichte von 1080 Millionen Centnern. Eine ſolche Gewichtsmaſſe fortzuſchaffen, würden etwa 200 000 Eiſenbahnzüge erforderlich ſein.

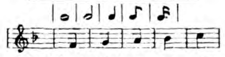
Dr. K.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 16.

Bilderrätſel. Handelskammerſekretair.

1. Notenrätſel.
Friſch gewagt iſt halb gewonnen.
Schlüſſel.

a	b	c	d	e
f	g	h	i	k
l	m	n	o	p
q	r	s	t	u
v	w	x	y	z



2. Zweiſilbige Scharade. Leumund.
3. Vierſilbige Scharade. Staubgeboren.
4. Rätſel-Diſtichon. Carmen, Caen.
5. Rätſel. Koch.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Die älteſten Spuren der bildenden Kunſt. Von Eduard Große. Mit vier Illuſtrationen. — Zwei Vettern unſers Dachſes. Von Dr. L. Staby. Mit zwei Illuſtrationen. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Unter dem Schnee. Gedicht von J. Trojan. — Die Völkerſchlacht bei Leipzig. Mit einer Illuſtration von Werner Schuch. — Ein Karneval im Dezember. Von Koehler. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern: Prinz Wilhelm (Kaiſer Wilhelm II) ein Jahr alt, und Kaiſer Wilhelm II. Zum 27. Januar. Von H. von Angeli. — Das Gewicht eines Regenfalles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Original z. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Januar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 18.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Arnold mit ſeiner hohen Geſtalt, die das hellgraue Jagdkleid in ihrer ſchlanken Kraft ſo vorteilhaft hervorhob, ſeinem bleichen, von dem dunkeln Gelock des Haupt- und Barthaars umrahmten Geſicht und den tiefbraunen ſprühenden Augen, Margarete dagegen mit ihrem feinen Wuchſe, den blonden, vom Abendſcheine goldig beſtrahlten Locken und den großen, blauen forſchenden Sternen im roſigen Antlitz, — die glückliche Vereinigung von Mannesſchönheit und Frauenliebreiz!

Da, faſt ſchon beim Scheiden, eine beiläufige, faſt überflüſſige Frage von ihren Lippen, harmlos und unſchuldig, wie das zarte weiße Wölkchen, welches am Sommerhorizonte aufſteigt, aber gleichwohl den Vorboten eines dunklen Ungewitters bedeutet.

„Woher rührt Ihr bisheriges Unglück?“ erkundigte ſich das Fräulein. „Neulich noch hörte ich, wenn ich nicht irre, von Herbert, daß dieſes Jahr beſonders reich an Hühnerwild iſt.“

Wieder Herbert, wie abſichtlich, zum zweitenmale! Sie ſchien doch den Namen gerne auszuſprechen. Und in dieſem Zuſammenhange! Es wehte darin, wie der Hauch unterdrückten Hohnes über ſein heutiges Mißgeſchick. Eine Wolke überſchattete Arnolds Stirn; jäh ſtieg der Ärger wieder in ihm empor.

„Dort!“ — Er wies ungeduldig mit der Gerte, die er in der Hand hielt, auf den Hund, welcher ſich einige Schritte vor ihm luſtig im Graſe wälzte. „Inka!“ gebot er, „hierher!“ Aber der Hund, ohnehin von böſem Gewiſſen geplagt und nichts Gutes ahnend, zögerte und blickte ängſtlich zu ihm auf; dann begann er langſam, mit eingezogener Rute und herabhängenden Ohren, mehr auf dem Boden kriechend als gehend, ſich in der Richtung zu ſeinem Herrn in Bewegung zu ſetzen.

Dieſe halbe Widerſetzlichkeit ſteigerte den Mißmut Arnolds; noch lauter, mit Heftigkeit, wiederholte er ſeinen Ruf. Mit demſelben Erfolge, der Hund kam kaum von der Stelle.

Ein Zug beſorgten Staunens malte ſich auf dem Geſicht des Fräuleins. Was veränderte Arnold plötzlich ſo nachteilig?

„Vetter,“ bat ſie jetzt mit ſchmeichelnder Stimme und beugte ſich aus dem Wagen vor, „laſſen Sie den armen Inka! Auch uns Menſchen paſſiert's ja, daß wir böſe Stunden haben, in denen wir nichts vorwärts bringen. Ich lege Fürſprache für ihn ein.“

Er hörte die Worte, aber undeutlich, wie aus weiter Ferne; ſie verſchwammen ihm faſt im Toſen der Blutwellen, die an ſein Ohr dröhnten. Doch ſelbſt, wenn er ſie deutlicher vernommen, er hätte ihrer kaum geachtet. Ein unbändiger Drang, die in ihm gärende, zum Zorn aufkochende Verſtimmung an irgend etwas auszulaſſen, erfüllte ihn; unbekümmert um Ort und Umſtände mußte er ihm nachgeben. Und ſchnell auf den Hund zugehend, hob er ihn am Halsbande empor und ſchlug ſo unbarmherzig auf ihn ein, daß das Tier ſich in Schmerzen wand und kläglich aufheulte.

Und wieder klangen ihm dumpf, wie vorhin, durch das Winſeln des Hundes einzelne bittende, von Pauſen unterbrochene Worte einer weichen, tiefklingenden Stimme ans Ohr. Dann ein Geräuſch von Rädern, die ſich in Bewegung ſetzten, ein Zuruf und das Stampfen von Hufen.

Da hielt er inne und ſchaute auf. Wenn er ſich ſelbſt ſo geſehen hätte! Eine harte grauſame Falte ſtand ſenkrecht über ſeinen in jähzorniger Leidenſchaft flammenden Augen. „So trete ich alles nieder, was ſich meinem Willen zu widerſetzen wagt!“ ſchienen ſie zu ſagen. Nur noch einen Blick fing er von dem Fräulein auf; Enttäuſchung, Trauer, Kränkung, — alles lag darin. Dann wandte Margarethe, ohne Arnold weiter ihrer Beachtung zu würdigen, den Kopf zur Seite; ein kurzes, ſtolzverächtliches Nicken desſelben, und die Pferde hatten ſich aus dem bedächtigen Schritte in ſchlanken Trab geſetzt. Jetzt kehrte Arnold allmählich die Beſinnung zurück. Er ließ den Hund los, warf die Gerte in den Sand und ſchaute, ſich mit der Hand über die Stirn fahrend, dem Wagen nach. Dort an der Waldecke verſchwand er eben, ein leiſes Staubwölkchen zitterte hinter ihm her. Schon begannen die erſten Schatten der Dämmerung ſich über Straße und Wald zu legen. „Komm,“ ſagte er endlich, und etwas Scheues und Bedrücktes lag im Tone dieſes Wortes, dem Blicke verwandt, welcher mich aus ſeinem Auge von der Seite ſtreifte. „Komm, das Suchen verlohnt ſich nicht mehr!“

In tiefſtem Schweigen traten wir den Heimweg an.

— — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage ſpäter harrte ich an einem bewölkten Nachmittage Arnolds im Langenhoffſchen Saale; ein Jagdausflug für den nächſten Tag ſollte beſprochen werden. Er war nicht zu Hauſe; er ſei nach Leyden ausgeritten, meinte die alte Wirtſchafterin ſchmunzelnd. Dort ſei der Herr jetzt oft zu finden. Kein Wunder freilich, wenn das Gut ein ſo reizendes Fräulein beherberge. Es wäre doch ſchön, wenn daraus was würde und eine junge Frau hier einzöge und.... Die Alte liebte das Plaudern ſo ſehr. — Da, wie es ſchon gegen Abend ging, klang Hufklappern die Straße herauf. In vollſtem Roſſeslaufe kam Arnold auf den Hof geſprengt, nachläſſig vorgebeugt im Sattel kauernd, die Augen ſtarr vor ſich auf den Boden geheftet. Große, weiße Flocken bedeckten Flanken und Nüſtern Schamyls. Vor der Hausthür parierte ihn ſein Reiter ſo plötzlich, daß er hoch aufbäumte. Im nächſten Augenblick war Arnold herabgeglitten und, die Zügel dem herbeilaufenden Stalljungen zuwerfend, eilte er an mir vorüber in das anſtoßende Schreibzimmer. Die Bretterdiele krachte unter ſeinen ſchweren, hallenden Schritten, die jetzt immer und immer wieder das Gemach durchmaßen. Dazwiſchen einzelne, in haſtigem Selbſtgeſpräch hervorgeſtoßene Worte, einmal ein höhniſches Lachen. Was bedeutete das? Ich rührte mich nicht, mir wurde es unheimlich, als ich durch die Thürſpalte gewahrte, wie er plötzlich ans Fenſter trat und die Fauſt drohend in der Richtung von Kreyſingen ſchüttelte. Darauf alles ſtill. — Jetzt wagte ich mich über die Schwelle. Aus dem tiefen Brüten, in dem er, den Kopf auf beide Hände geſtützt, vor ſeinem Schreibtiſche dageſeſſen, ſchreckte Arnold bei dem Geräuſch der ſich in den Angeln drehenden Thür empor und ſchaute mich mit unſicheren Blicken an. „Was wollen Sie?“ dann mit leiſerem Tone, wie zerſtreut: „Ja ſo! Sie kommen wegen der Jagdpartie. Nun, aus der wird nichts! Vielleicht aber unternehme ich nächſtens einen anderen hübſchen Ausflug. Was meinen Sie, Johannes, hätten Sie nicht Luſt, mich nach Amerika zu begleiten? Entſinnen Sie ſich noch, was wir dereinſt als Kinder verabredeten?“

Ich erinnerte mich wohl, wie wir in der Knabenzeit wiederholt davon geträumt, unſer Glück dereinſt als Farmer und Trapper in der neuen Welt zu verſuchen, und wie ich ihm treuliche Gefolgſchaft zugeſagt. Aber wie kam er jetzt auf jenes müßige Spiel unſerer unreifen Phantaſie zurück? Was war geſchehen? — — —

Erſt viel ſpäter erfuhr ich es.

Ein paar Stunden vorher hatte Arnold die günſtige Gelegenheit ungeſtörten Beiſammenſeins mit dem Fräulein benutzt, um eine ſchickſalsſchwere Frage an ſie zu ſtellen. Sanft, aber entſchieden, hatte Margarethe ihm erklärt, wie ſie nach dem Gefühl ihres Herzens ihm noch keinerlei Bürgſchaft für jenes Glück, das er an ihrer Seite ſuche, bieten könne; er möge Geduld mit ihr haben und ihr Zeit laſſen, mit ſich ſelbſt ins Klare zu kommen, ehe ſie ſich endgültig entſcheide. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel trafen ihn dieſe Worte. Statt des ſicher erwarteten, beglückenden Ja eine kühle, ihm kaum günſtige Auseinanderſetzung; armſelige Brocken der Hoffnung, die ihm das Mitleid wie Almoſen hinſtreute. Aber er wollte ſich nicht abſpeiſen laſſen mit dieſen Brocken! Redensarten, Nichtigkeiten, weiter nichts, die dazu dienten, den wahren Grund ihrer Erklärung zu verhüllen. Mit Heftigkeit, aber erfolglos, drang er in Margarethe, ihm die wirkliche Urſache zu nennen, und als er mit Fragen nicht abließ und ſogar nicht undeutlich kränkenden Argwohn durchſchimmern ließ, da hatte ſie ſich mit blitzenden Augen und zuckenden Lippen erhoben und das Zimmer verlaſſen. In unbeſchreiblicher Aufregung war er von Leyden aufgebrochen, und auf dem Heimwege ließ ſie ihn nicht los, die grübelnde Frage nach dem Warum. Das Zurückhaltende ihres Benehmens in jüngſter Zeit fiel ihm ein, die zufällige Beobachtung, daß ihre Blicke zuweilen mit einem Ausdrucke heimlicher Scheu auf ihm geruht. Auch die Meinungsverſchiedenheiten und kleinen Streitigkeiten, welche im Verkehr mit ihr vorgekommen, Fälle, in denen ihn ſeine angeborene Heftigkeit mit fortgeriſſen und um die es ihm leid that. Aber ſo etwas kam überall vor, ohne darum eine dauernde Entfremdung nach ſich zu ziehen, und ſie kannte ſeinen Charakter längſt. Nein, das löſte jenes Rätſel nicht! Plötzlich trat ihm die Szene im Walde vor die Erinnerung, da er den Hund gezüchtigt und ſie ihn ſo ſonderbar angeſehen hatte. Aber auch das konnte es nicht ſein. Eine Bagatelle, ein Nichts! Trug ſie ihm jene Leidenſchaftlichkeit ſo ſchwer nach, dann hatte auch nie ein Funken echter Neigung zu ihm in ihrem Herzen geglüht. Sie ſelbſt hatte ihm ein Recht zur Annahme gegeben, daß er ihr etwas bedeute, daß er ihr mehr ſei als die anderen, daß ſie ihn liebe. Aus der beſonderen Art, wie ſie ihm ſeit jeher, ſchon als ganz junges Mädchen, begegnet, aus allen jenen kleinen, unſcheinbaren, vom Zufall gebornen Gunſtbezeugungen hatte er es herausgefunden, aus den Gunſtbezeugungen, die nicht geſchildert werden können, die ſich fremder Beobachtung und fremdem Verſtändniſſe entziehen und nur von dem, welchem ſie gelten, in ihrer untrüglichen Bedeutung wohlig begriffen werden. In dieſem Bewußtſein fand er den Mut, um ihre Hand zu werben. — Wie aber, wenn er ſich dennoch täuſchte, wenn ſie die ganze Zeit über nur mit ihm geſpielt und ſein Vertrauen hintergangen hatte? — Das, was ihm anfangs in nebelhaften Umriſſen vorgeſchwebt, nahm bei näherer Überlegung beſtimmte, greifbare Geſtalt an. Ja, ſo mußte es ſein! Ein anderer, um deſſentwillen er ſelbſt zum Opfer fiel, ſtand zwiſchen ihm und ihr, der es aber gleichwohl nicht hindern konnte, daß ſie zur Befriedigung herzloſer Gefallſucht, zum bloßen Zeitvertreibe, ihr hinterliſtiges Spiel mit ihm — Arnold — fortſetzte. Wer aber war dieſer andere? Er ſchlug ſich vor den Kopf. Daß er auch nicht gleich darauf gekommen war! Wer anders als er, der ſich ihm überall ſtörend in den Weg ſtellte, der ihn aus Heimat, Stellung, Anſehn, aus der Liebe des Vaters zu verdrängen ſuchte und nun ſein Werk dadurch krönte, daß er ihm auch die Liebe Margaretes raubte, — als Herbert? Was wollte es beſagen, daß er ſich in jüngſter Zeit ſeltener in Leyden gezeigt? Das konnte Zufall, Maske, Berechnung ſein, zu welcher die zwiſchen den Brüdern beſtehende Entfremdung das gefällige Gewand lieh. O, an Gelegenheit fehlte es ja nicht, die hinter ſeinem Rücken den Verkehr der Liebenden vermittelte. Wie mochten ſie dann, in ihrem Glücke ſchwelgend, ſich über ihn, den armen Geprellten, luſtig machen.

Es war ein Zufall, aber zugleich der erſte Ring in der Kette des Unglücks, die Werden in ihre Umſchlingung zu preſſen begann, daß einige Tage ſpäter, gerade als Arnold in die Kreisſtadt gefahren war, der alte Baron den lange gehegten und immer wieder aufgeſchobenen Plan, die Wirtſchaft in Langenhoff einer Prüfung zu unterziehen, in Ausführung brachte. Was er dort vorfand, blieb hinter den ſchlimmen Gerüchten, die ihm zu Ohren gekommen, und ſeinen eigenen Befürchtungen zurück. Überall Unordnung und Müßiggang; der Betrieb ſtockte, die Arbeit lag darnieder, die Leute wußten nicht, was zu thun, da ſie ohne Verhaltungsmaßregeln waren. So böſe konnte es auch zu Zeiten des roten Andres hier nicht ausgeſehen haben. Dazu fehlte der Herr ſelbſt, welcher allein in vielen Dingen die notwendigen Aufſchlüſſe zu geben vermochte. In höchſter Mißſtimmung machte ſich der alte Baron auf den Heimweg. Er zürnte dem Leydenſchen, deſſen Überredungskünſten es gelungen war, der Laune Arnolds in betreff der Langenhoffſchen Pachtung nachzugeben, noch mehr aber ſich ſelbſt, daß er ſich von dem Wege ſeiner urſprünglichen richtigen Überzeugung hatte abdrängen laſſen. Bis in die Nacht hinein ſah ihn die Dienerſchaft ſchweigſam grübelnd auf ſeinem altgewohnten Platze ſitzen, zuweilen erhob er ſich, um ſchnellen Schrittes den Saal zu durchmeſſen. Mit bekümmertem Blick ſtreifte ſein Auge die Ahnenbilder, die in langer Reihe rechts und links von der Wand herabgrüßten. Da prangten ſie, Geſtalten aus den verſchiedenſten Zeitaltern, beginnend mit dem Begründer des livländiſchen Zweiges des Geſchlechts, dem ganz in Eiſenrüſtung gehüllten, finſter von ſeinem Eckplatz herabſchauenden Weſtfälinger Arnold von Werden, bis herab zu dem Vater des alten Barons, im franzöſiſchen Hofkleide mit zierlichem Puderzopf, und ihm ſelbſt, dem jetzigen Schloßherrn, in Küraſſieruniform aus den Zeiten der Napoleoniſchen Kriege. Männer in Harniſch und Lederkoller, mit Schwert und Degen, mit bärtigen oder roſig glatten Wangen, ſchimmernde Frauen in Seide und Brokat, mit Spitzenſchleiern, glänzendem Schmuck und Blumenſträußen vor dem Buſen; alle mit denſelben ſtolzen Zügen, denſelben dunklen Augen und demſelben gewinnenden Zug um die Lippen, die gemalte Chronik des Hauſes Werden. „Iſt mein Sohn eurer würdig geblieben?“ mochte wohl jener Blick des alten Mannes fragen. Spät begab er ſich zur Ruhe, und erſt in der Morgendämmerung ſenkte ſich ein unerquicklicher, von unruhigen Träumen erfüllter Schlaf auf ſeine brennenden Lider herab.

Am andern Morgen ſaß er ſchon früh eifrig ſchreibend in ſeinem Arbeitszimmer. Dieſes Arbeitszimmer bildete eine Art Heiligtum im Schloß, zu welchem nicht jedem der unangemeldete Zutritt geſtattet war. Ein einfacher Raum, der mit ſeinen weißgetünchten Wänden, den ſchmuckloſen, lederüberzogenen Möbeln und der tabakerfüllten Atmoſphäre ſeine Bedeutung kaum ahnen ließ. Nur einzelne Bildniſſe und Jagdſzenen, von der Meiſterhand Baumanns gemalt, brachten freundliche farbige Abwechſelung hinein. Hierher liebte ſich der alte Baron zurückzuziehen, wenn es Wichtiges zu überlegen galt; hier wurden die notwendigen Schreibereien erledigt, hier kamen die laufenden Geſchäfte zum Austrag, daher bildete das Arbeitszimmer zugleich den Audienzſaal, in welchem im Bedürfnisfalle Wirtſchaftsbeamte, Dienſtleute und Pächter empfangen wurden.

Da öffnete ſich die Thür, und Arnold trat mit zögernden Schritten herein. Der alte Baron ſchaute von ſeiner Arbeit auf, ein Blick flüchtigen, aber vollen Erſtaunens traf den ungewohnten Gaſt. Dann ein kurzes Nicken, eine Handbewegung, die zum Warten einlud, und wieder raſchelte die Feder geſchäftig über das Papier. Arnold hatte Muße, den Vater zu betrachten: wie müde und alt ſah er heute aus mit der ſchlaffen Haltung, den hageren Wangen, dem welk um die Lippen hängenden Bart! Jetzt warf er die Feder fort. „So frühe ſchon? Was führt dich her?“ fragte er aufſehend mit heiſerer, trockener Stimme.

Arnold ſtand, mit der Reitpeitſche in ſeiner Hand ſpielend, vor ihm da, in ſeiner Miene lag ein ſorgloſer Ausdruck. Es war ihm in Wirklichkeit gar nicht ſo wohl zu Mut. In der Kreisſtadt hatte ihn nach reichlich genoſſenem Wein die alte Leidenſchaft übermannt, er hatte geſpielt und nicht unbedeutend verloren. Die Ordnung der Ehrenſchuld mußte binnen drei Tagen erfolgen, und nun fehlte es ihm an dem Nötigen.

„Eine kleine Bitte, Papa,“ ſagte er leichthin, „verzeih die Störung! Ich brauche Geld und wollte dich bitten, mir auszuhelfen.“ — Er nannte den Betrag. — „Nicht als Geſchenk, ſondern als Darlehn; ſobald die Langenhoffſchen Einnahmen eingefloſſen, erſtatte ich dir alles mit Dank zurück!“

Er hätte nicht leicht ein ungünſtigeres Gewand für die Einkleidung ſeines Anliegens finden können. Mit nervöſer Haſt zerrten die Hände des alten Barons die niederhängenden Spitzen des langen Schnurrbarts in die Höhe, er runzelte die Stirn und lachte bitter, faſt verächtlich auf: „Einnahmen aus Langenhoff, ha, ha! Nun, ich habe geſtern die Wirtſchaft dort revidiert — — es ſind erfreuliche Ausſichten für reichliche Einnahmen vorhanden, ha, ha!“

Arnold war darauf vorbereitet. „Wie ſchade, Papa,“ verſetzte er und hielt, als ob er die ſpottenden Einwände des Vaters nicht begriffen, den Ausdruck der Sorgloſigkeit in ſeiner Miene feſt, — „wie ſchade, daß ich dich nicht ſelbſt empfangen konnte! Ich bedaure tief, daß du dort einige .... Unregelmäßigkeiten vorgefunden. Doch hatte ich neulich mehrfachen Anlaß, auswärts zu ſein, und wenn man nicht ſtets hinter ihm her, ſo iſt auf den Aufſeher kein rechter Verlaß ...“

„So!“ grollte der alte Baron. „Ei natürlich! Der Aufſeher trägt an allem die Schuld! Höre Arnold,“ — er erhob ſich langſam und ſchwer aus ſeinem Seſſel und, die Hände auf die Platte des Tiſches geſtützt, ſchweratmend und mit ſchwellender Stirnader, ſchaute er dem Sohne flammenden Auges ins Antlitz — „wir wollen hier keine Komödie ſpielen. Reinen Wein will ich dir einſchenken, daß jeder weiß, woran er iſt.“ — Er ſtockte, dann brach das Ungewitter mit elementarer Gewalt los. „Von Unregelmäßigkeiten ſprichſt du! Nun, ich ſage dir, eine ſolche Heidenwirtſchaft, wie die Langenhoffſche, iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, es iſt ein Ärgernis, ein Skandal! Ich ſchäme mich, wenn das bekannt wird und, wenn ich's erzähle, wird man mir's nicht glauben, deine Dienſtboten lachen heimlich über dich! — Ja, ſchüttle nur mit dem Kopfe, zucke nur mit den Schultern, ſie lachen über dich, verlaß dich darauf! ... Das kommt aber davon, wenn man von dem Wege abſchweift, auf den Herkommen und Erziehung einen weiſen. Das kommt davon, wenn man ſich an Dinge wagt, denen man nicht gewachſen iſt, wenn man, um die Rechnung voll zu machen, in tollem Eigendünkel den Rat und Beiſtand gewiegter und erfahrener Perſonen zurückſtößt, wie ...“

Arnold hatte ſich hinter einen Stuhl geſtellt, deſſen Lehne ſeine Hände umkrampften. Mit dem Ausdruck trotziger Ungeduld, der an die Stelle der angenommenen Unbefangenheit getreten, hatte er bisher den Sturm über ſich dahinbrauſen laſſen. Jetzt hielt er ſich nicht länger. Eine heiße Blutwelle ſchoß ihm ins Geſicht, und heftig fiel er dem Vater in die Rede.

„Wie Herbert, meinſt du wohl? .. So hat er mich bei dir verklagt, ſo hat er dir wohl ſchöne Geſchichten von mir erzählt? Nun, ich kann's mir denken!“ — Er brach in ein bitteres Lachen aus, und das erſtaunte Schweigen des Vaters als Bejahung nehmend, rief er: „O das ſieht ihm ähnlich! Natürlich, es liegt ja in ſeinem Intereſſe! Er treibt ſeit jeher ein falſches Spiel!“

„Schweig!“ herrſchte ihn der alte Baron an. „Ich verbiete dir, ſo zu reden! Aber das iſt die Art ſchwacher Menſchen, ſtets andere anzuklagen, wo ſie allein die Schuld tragen. Geh' lieber in dich, und ſuche in dir ſelbſt das Übel! Durch Schmähung deines Bruders wirſt du in meiner Achtung wahrlich nicht ſteigen!“

Die Stuhllehne krachte unter dem Druck von Arnolds Fingern. „Ich bleibe dabei,“ ſtieß er zwiſchen den Zähnen hervor, „wo ich wie ein Schulknabe abgekanzelt werde, da findeſt du nicht Weihrauch genug, um ſeine Vollkommenheit würdig zu feiern!“ — Dann nach einer Pauſe: „Aber alles hat ſeine Grenzen. Unter dieſen Umſtänden kann ich hier nicht weiter leben. Bitte, Papa, nimm Langenhoff in deine Verfügung zurück!“

Das kam dem alten Baron doch unerwartet.

„Und was gedenkſt du dann anzufangen?“ fragte er zögernd.

Arnold zuckte mit den Achſeln. „Ich? Was kommt auf mich an!“ erwiderte er langſam. „In die Welt gehn, mir eine Anſtellung ſuchen, abenteuern, was weiß ich?“

„Iſt es dir wirklich ernſt damit, deine bisherige Thätigkeit abzuſchließen?“ forſchte der alte Herr, noch immer ungläubig, weiter.

„Vollkommen ernſt.“ — Es lag ein wirklicher Entſchluß in dieſen Worten. — „Und nicht erſt ſeit heute. Seit lange ſchon erkenne ich, daß ich nicht hierher paſſe. Die Verhältniſſe hier gefallen mir nicht.“

Allmählich ebbten die hochgehenden Wogen des Zorns in dem alten Baron, er ſank in den Stuhl zurück und bedeckte das Geſicht mit der Hand.

„Es iſt vielleicht am beſten ſo,“ ſprach er mit weit ruhigerer Stimme. Als er jetzt aufſah, war das Feuer in ſeinen Augen erloſchen, ſie blickten glanzlos und müde. — „Ich nehme deinen Vorſchlag wegen Langenhoff an. Zum Landwirt taugſt du einmal nicht, wie du ſelbſt einſiehſt. Im übrigen bin ich gern bereit, dir auf der Suche nach einer paſſenderen Thätigkeit behülflich zu ſein.“

„Ich danke dir, Papa!“

Arnold hatte die Augen niedergeſchlagen und betrachtete das Spiel der Sonnenfunken, die ſich durch den Spalt zwiſchen Vorhang und Wand hereingeſchlichen und auf der weißen Diele ihren flimmernden Tanz aufführten. Unbeweglich wie ein Steinbild ſtand er da. Ein längeres Schweigen trat ein, nur unterbrochen von dem Ticken der altmodiſchen Uhr in dem langen braunen Gehäuſe und von dem Summen einer Fliege am Fenſter, die ungeduldig einen Ausweg ſuchte und immer wieder gegen die Scheibe flog. Vom Hofe herauf, wie aus weiter Ferne, krähte ein Hahn.

Da hörte Arnold, wie der Vater ſich aus dem tiefen Sinnen, in das er verſunken, emporrichtete und unruhig auf ſeinem Sitz hin- und herrückte: „Höre,“ hob er zögernd an, „es iſt jetzt vielleicht die günſtigſte Zeit, etwas Geſchäftliches zwiſchen uns zu erledigen. Zum Austrage muß es ja doch einmal kommen, ſo oder ſo!“ — Seine Stimme klang jetzt voll und klar. — „Ich bin ein alter Mann, meine Stunde kann bald ſchlagen, und das Wort der Schrift gemahnt mich, daß ich mein Haus beſtelle. Du kennſt die alte unbeurkundete Überlieferung, welche die Teilung der Güter unſeres Hauſes verbietet und den Grundbeſitz ſtets in die Hand eines Familiengliedes, gewöhnlich des jüngſten Sohnes, legt. Dir erſcheint ſie vielleicht nebenſächlich, mir iſt ſie aber der Grundpfeiler, der Eckſtein, auf welchem das Jahrhunderte alte Gebäude unſeres Familienglanzes ruht. Ich halte dafür, daß ſie auch in Zukunft nimmer angetaſtet wird.“

Arnold ſchaute nicht auf. Wie die Funken am Boden hüpften, wie ſie ſich zu phantaſtiſchen Figuren vereinten und dann wieder zu fliehen ſchienen!

„Wohl!“ klang es ihm wieder ans Ohr. „Du ſelbſt geſtehſt, daß du für unſere Verhältniſſe kein Intereſſe empfindeſt, ſo oder mit anderen Worten. Es kann dir ſomit nicht ſchwer fallen, dieſe Überlieferung auch in Bezug auf dich anzuerkennen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Zukunft unſerer höheren Schulen.

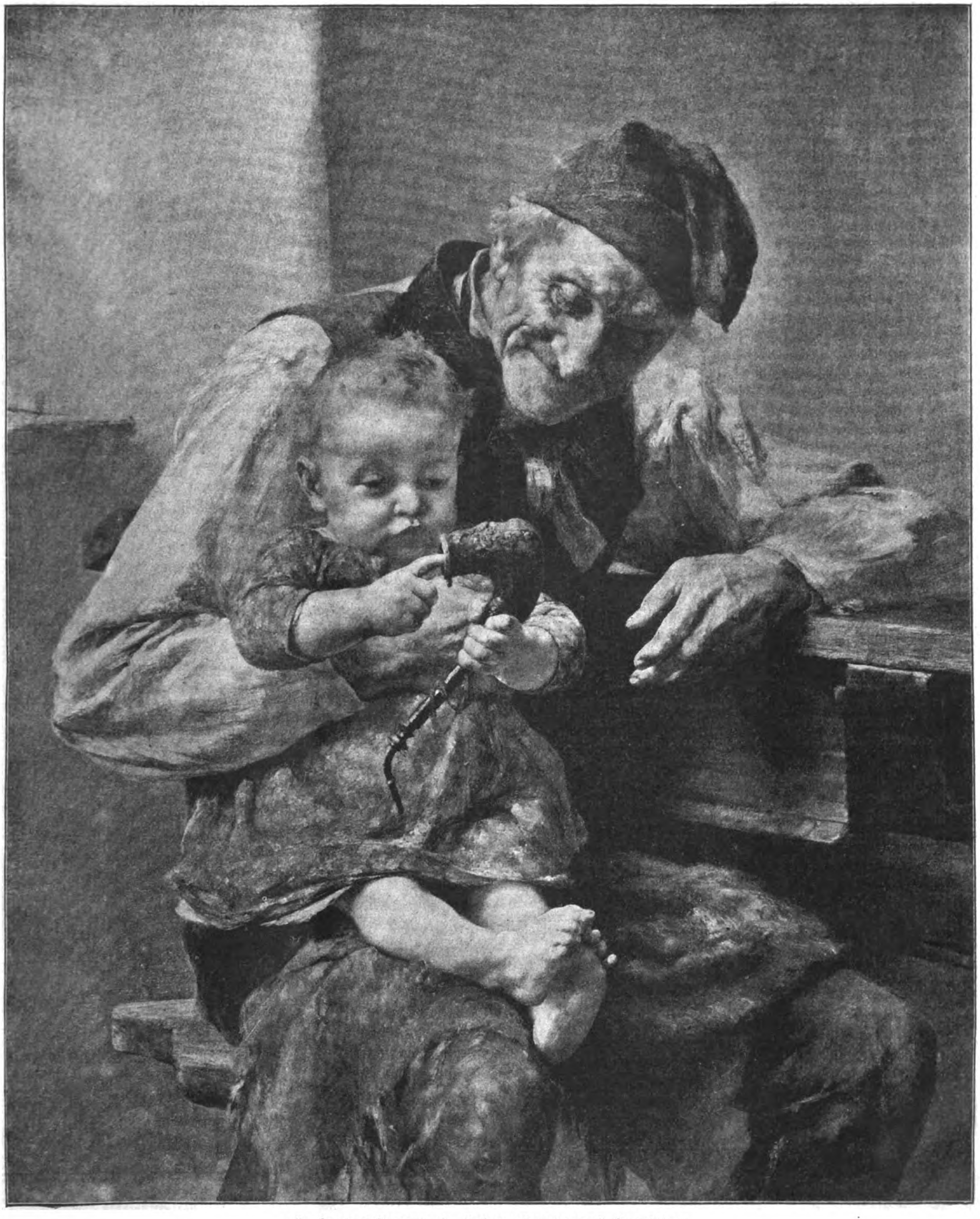
Nach den Berliner Verhandlungen vom 4.—17. Dezember 1890.

Von Dr. E. von Sallwürk. (Abdruck verboten.)

Die höheren Schulen Deutſchlands haben keinen gemeinſamen Lehrplan: es iſt jedem Bundesſtaat überlaſſen, auf dieſem Gebiete nach eigner Einſicht das Beſte zu leiſten. Indeſſen gehen dieſe Schulen in ganz Deutſchland ſeit langer Zeit auf nahezu gleichen Pfaden. Die Lehrziele wenigſtens ſtimmen überall ſo weit überein, daß es nur unbedeutender Veränderungen bedurfte, um an gewiſſe Klaſſenziele der gleichartigen Schulen beſtimmte Berechtigungen für ganz Deutſchland knüpfen zu können. Damit war nun aber die Freiheit der Bewegung für dieſe Anſtalten ſo gehemmt, daß die längſt und von allen Seiten geforderte Umgeſtaltung derſelben ohne das Vorgehen der preußiſchen Unterrichtsverwaltung kaum denkbar ſchien. Von dieſer Seite iſt nun der erſte Schritt geſchehen, zu gleicher Zeit, wo zwei ſüddeutſche Staaten, Bayern und Württemberg, innerhalb des durch allgemein deutſche Vereinbarungen nicht berührten Gebietes gewiſſe Neuerungen in den höheren Studien durchzuführen ſich anſchicken, wodurch die Dringlichkeit einer allgemeinen Beſſerung des deutſchen höheren Schulweſens aufs deutlichſte bewieſen iſt; denn gerade dieſe beiden Staaten haben ihre höheren Schulen bis heute in einer gewiſſen Sonderſtellung gehalten und den Forderungen der neueren Zeit in dieſer Hinſicht am längſten Widerſtand geleiſtet.

Auf den 4. Dezember des abgelaufenen Jahres hat nun der preußiſche Unterrichtsminiſter eine Anzahl von Männern nach Berlin berufen, um über die wichtigſten und drängendſten Fragen der bezeichneten Art ihren Rat zu hören. Es waren Männer, deren Beruf und Lebensſtellung eine genaue Kenntnis von der Einrichtung, den Zielen, Leiſtungen und Mängeln unſers höheren Schulweſens verbürgten: 6 Schulverwaltungsbeamte, 14 Direktoren höherer Lehranſtalten, 3 Lehrer (wozu wir hier auch den Geheimrat Hintzpeter als einſtigen Erzieher unſers jetzigen Kaiſers, und den gegenwärtig nicht im praktiſchen Dienſt ſtehenden Dr. Göring rechnen), 5 Geiſtliche, 3 Abgeordnete (worunter Oberlehrer Dr. Kropatſcheck), 9 Hochſchulprofeſſoren und Ärzte, 4 Sonſtige (2 Induſtrielle, der Privatgelehrte Dr. Güßfeldt und der Regierungsrat a. D. Dr. von Heeremann), zuſammen 44 Mitglieder, wovon 41 aus Preußen. Zu dieſen preußiſchen Mitgliedern des Berliner Schulberatungsausſchuſſes hatte der Miniſter noch geladen den Geh. Regierungsrat Oberſchulrat Dr. Albrecht aus Straßburg, den Geh. Oberſchulrat Gymnaſialdirektor und Profeſſor der Pädagogik Dr. Schiller aus Gießen und den Univerſitätsprofeſſor und Gymnaſialdirektor Dr. Uhlig aus Heidelberg. Der erſte von ihnen konnte über die Wirkung berichten, welche die gänzliche Beſeitigung der Realgymnaſien in den Reichslanden gehabt hat; Schiller brachte umfaſſende Erfahrungen über die praktiſche Berufsbildung der Lehrer höherer Unterrichtsanſtalten mit; Uhlig beſitzt in Deutſchland wohl die ausgebreitetſte Kenntnis in- und ausländiſcher Schuleinrichtungen und als Veranlaſſer der ſogenannten Heidelberger Erklärung einen Namen von bedeutendem Gewicht in der Gymnaſialfrage. Die Aufgabe des Schulberatungsausſchuſſes war in vierzehn Fragen gefaßt, wozu etliche andere kamen, welche der Kaiſer in ſeiner Eröffnungsrede anregte. Dieſe Fragen wurden in etwa elf Sitzungen eingehend beraten, worauf am 17. Dezember die Verſammlung geſchloſſen wurde. Vorher ſchon hatte der Kaiſer Vorſorge getroffen, daß, auf Grund der Beſchlüſſe und gutachtlichen Äußerungen des Ausſchuſſes, ein genauer Plan über die in unſerm höheren Schulweſen nunmehr zu treffenden Veränderungen ausgearbeitet werde. Dieſe wichtige Arbeit ſoll ſo gefördert werden, daß mit dem 1. April 1892 zunächſt die höheren Schulen Preußens in die neue Form übergeführt werden können. Daß die anderen deutſchen Staaten in allen Hauptpunkten dem Vorgang Preußens werden folgen müſſen, iſt ſchon darum nicht mehr fraglich, weil eine ganze Reihe von ſtaatlichen Prüfungen und Studienplänen eine in den Hauptzügen übereinſtimmende Form der ſämtlichen höheren Lehranſtalten Deutſchlands vorausſetzt.

Die Zuſammenſetzung des Schulberatungsausſchuſſes iſt ſelbſtverſtändlich vielfach bemängelt worden. Dieſe Ausſtellungen müſſen, ſoweit ſie ſich auf einzelne Perſönlichkeiten beziehen, zurückgewieſen werden; denn es haben ſich in der Verſammlung die erfahrenſten und einſichtigſten Schulmänner und Gelehrten und Männer von umfaſſender Bildung, bewährtem Urteil und großer Lebenserfahrung befunden. Wohl aber hätte man eine größere Berückſichtigung der Realſchulmänner wünſchen können. Auch wäre der Wunſch berechtigt geweſen, daß in einem zur Beratung pädagogiſcher Fragen berufenen Ausſchuſſe Pädagogen von Beruf vertreten ſeien. Nun waren zwar unter den Berufenen Männer von bedeutendem pädagogiſchen Wiſſen und Können; aber ſie ſind ſämtlich ohne Zweifel nicht in dieſer Eigenſchaft, ſondern in-



Großvaters Augentroſt. Nach dem Gemälde von G. Jakobides.
(Aus der diesjährigen Münchener Jahresausſtellung.)

folge ihrer Stellung im praktiſchen Schulweſen nach Berlin gerufen worden. Eine unbegreiflich ängſtliche Geſchäftsordnung hat die Arbeiten des Ausſchuſſes mit einem gewiſſen Geheimnis umkleidet; die dürftigen und überaus ſchlecht abgefaßten Berichte des Reichsanzeigers ſind die einzigen beglaubigten Mitteilungen über das, was in dieſen wichtigen Dingen vom 4. bis 17. Dezember in Berlin verhandelt worden iſt, und nach dem Eindrucke dieſer Nachrichten muß man leider geſtehen, daß wohl ſelten in einer Verſammlung ſo bedeutender Männer weniger gründlich und ſelten von hervorragenden Pädagogen weniger pädagogiſch geredet worden iſt. Ohne Zweifel haben die einzelnen ihre Anträge und Erörterungen mit wohl überlegten Gründen der Pädagogik und allgemeinen Bildung geſtützt; das alles aber tritt in den Berichten des Reichsanzeigers nicht an die Oberfläche. Die wichtigſten Ergebniſſe der Berliner Verhandlungen treffen mit dem zuſammen, was der Verfaſſer dieſer Zeilen den Leſern des Daheim mehr als ein Jahr vor dem Zuſammentritt der Berliner Verſammlung als nächſte und wichtigſte Forderungen für die nicht mehr zu verſchiebende Umgeſtaltung unſers höheren Schulweſens dargeſtellt hatte. Aber Schulorganiſationen ſind keine Zwecke, ſondern nur die Mittel zu ſolchen, und wo die Zwecke nicht feſt und klar erfaßt ſind, wirken auch die Mittel ſchief, ſo daß wir uns nicht getrauen möchten, vorherzuſagen, daß aus den in Berlin gefaßten Beſchlüſſen nun auch die Erreichung jener Zwecke erhofft werden könne, die uns in den Daheimartikeln vom 16., 23. und 30. November 1889 vorgeſchwebt haben. Wir werden daher im folgenden uns bemühen, nicht bloß von den Verhandlungen des Berliner Schulberatungsausſchuſſes, ſondern noch mehr von den Folgen, welche dieſelben für die Geſtaltung des höheren Schulweſens in Deutſchland herbeiführen müſſen, ein Bild zu entwerfen.

I.

Welchen Wert hat das Studium des Altertums für die Bildung unſerer Gegenwart? Bis zu welchem Umfange iſt mathematiſches Wiſſen ein Erfordernis unſerer heutigen Bildung geworden? In welchem Lebensalter darf das Studium fremder Sprachen begonnen werden? Kann Naturwiſſenſchaft auf allgemeinen Bildungsſchulen betrieben werden? Iſt dem Studium der Geſchichte ein Einfluß auf die Geſinnungsbildung zuzuſchreiben? Wie weit darf das Bedürfnis des praktiſchen Lebens beim Erlernen fremder Sprachen berückſichtigt werden? Fragen dieſer Art konnten der nicht viel mehr als ein Dutzend praktiſcher Schulmänner zählenden Berliner Verſammlung um ſo eher vorgelegt werden, als das, was die Schulmänner darauf zu antworten haben, leicht dem Vorwurfe ausgeſetzt iſt, von fachlichen Einſeitigkeiten und der beruflichen Tradition beeinflußt zu ſein. Aber von derartigen Dingen iſt in Berlin nicht geſprochen worden. Der Fragebogen, welcher den leitenden Faden der Verhandlungen bildete, faßt nur diejenigen Punkte zuſammen, welche die die Reform der höheren Schulen betreffende, zu einem großen Teile ſelbſt recht oberflächliche Broſchürenlitteratur in den Vordergrund gerückt hat. Die Fragen richten ſich auch in ihrer Faſſung weniger an das pädagogiſche Nachdenken, als an die praktiſche Erfahrung der Beratenden. Man hat weniger Standpunkte und Gründe als Voten verlangt. Es wird gefragt, ob „es ſich empfiehlt,“ dies und jenes zu thun; nie aber iſt hinzugeſetzt, von welchem Standpunkte aus die Frage aufgefaßt und das „Empfehlenswerte“ gefunden werden ſoll.

Wir faſſen nun die vorgelegten Fragen zu größeren Gruppen zuſammen. Die erſte derſelben bezieht ſich auf die Gliederung unſeres höheren Schulweſens (Frage 1, 2, 5, 6, 13, 14.)

Die Verſammlung beſchloß, das Realgymnaſium, von dem man einſt gehofft hatte, es werde humaniſtiſche und moderne Bildung zu einem neuen, für eine ganze Reihe höherer Berufsarten geeigneten Typus allgemein wiſſenſchaftlicher Vorbildung verſchmelzen, aus der Reihe der höheren Schulen zu beſeitigen. Man hofft, daß es gelingen werde, den überwiegenden Teil der bisher für dieſe Anſtalten beſtimmten Zöglinge auf die Realſchule überzuleiten. Dieſe ſoll zweiſtufig gegliedert werden. Die untere Stufe bildet die ſechsklaſſige höhere Bürgerſchule, die in Zukunft (einfache) Realſchule heißen wird. Dieſe Anſtalt gewährt nach erfolgreichem Beſuche der oberſten Klaſſe die Freiwilligenberechtigung. Sie wird alſo auf große Frequenz rechnen können und in Preußen wenigſtens, wo im Jahre 1888 auf 480 Latein lehrende Anſtalten nur 55 lateinloſe höhere Lehranſtalten kamen, eine weitere Verbreitung erhalten müſſen. Sie kann durch Anfügung dreier höherer Klaſſen zur Oberrealſchule erweitert werden, und es werden dann nur noch zwei Arten neunklaſſiger höherer Schulen beſtehen, das Gymnaſium, das zwei alte Sprachen und eine neue Fremdſprache, fakultativ vielleicht auch das Engliſche lehrt, und die Oberrealſchule, die von fremden Sprachen nur das Franzöſiſche und Engliſche in ihren Lehrplan aufnimmt und für realiſtiſchen Unterricht einen breiten Raum übrig läßt. Um nun die Erlangung des Freiwilligenrechtes am Gymnaſium nicht zu erleichtern und dieſe Anſtalt überhaupt von ſolchen Schülern möglichſt zu entlaſten, welche nur zur Erlangung des eben bezeichneten Rechtes, nicht aber einer abgeſchloſſenen humaniſtiſchen Bildung wegen ſie beſuchen wollen, ſoll auch am Gymnaſium das Freiwilligenzeugnis nur auf Grund einer beſonderen Prüfung erteilt werden, wie an der einfachen Realſchule. Anſtalten, welche über die ſechſte Klaſſe hinausführen, in den nächſt höheren Klaſſen aber eine namhafte Frequenz nicht zu erhalten vermögen, ſollen auf die einfachere Form der mit der ſechſten Klaſſe abſchließenden einfachen Realſchule zurückgeführt werden; ſelbſt neunklaſſige Anſtalten ſollen in dieſer Weiſe behandelt werden, wenn ihre Oberklaſſen ſo ſchwach beſucht ſind, daß die Freiwilligenberechtigung ſich als ihr eigentlichſtes Ziel erweiſt. Durch die Anfügung fakultativen Nebenunterrichtes wird für die Bedürfniſſe der wenigen Schüler geſorgt werden, welche nach dieſer Vereinfachung und Beſchränkung unſerer Schulformen die für ihren ſpäteren Beruf geeignete Vorbildung an der Anſtalt, an welche die örtlichen Verhältniſſe ſie weiſen, nicht mehr finden könnten. Der Schulberatungsausſchuß hat es ferner der Regierung nahe gelegt, ſie möge auch alle äußerlichen Verhältniſſe der Realſchule ſo ordnen, daß ſie in keiner Beziehung hinter dem entſprechenden Teile des Gymnaſiums zurückſtehe. Sie hat ſich endlich dahin ausgeſprochen, daß auch Oberrealſchule und Gymnaſium, realiſtiſche und humaniſtiſche Bildung durchaus als gleichwertig angeſehen werden mögen.

So iſt denn unſer höheres Schulweſen auf die denkbar einfachſte Form gebracht und, was noch dankenswerter iſt, mit weitgehendſter Liberalität für diejenigen Schüler geſorgt worden, welche in der Wahl der nun ſo weit auseinander gehenden Schularten das Richtige nicht gleich finden ſollten. Es iſt auch eine möglichſt ſchonende Überführung in die neuen Zuſtände ins Auge gefaßt worden. Bezeichnend freilich iſt bei dieſer ſelbſt dem Schreiber dieſer Zeilen, der faſt das Nämliche in dieſen Blättern gefordert hatte, überraſchend gekommenen Entſcheidung, daß nicht pädagogiſche Erwägungen, nicht die Rückſicht auf die gebieteriſchen Forderungen der modernen Bildung zu dieſer Klärung unſerer höchſt ungeordneten Schulzuſtände geführt haben, ſondern eine unſern Schulen von außen auferlegte Verpflichtung, die ſie immer als eine ungebührliche, ihre eigentlichſte Arbeit ſchwer ſchädigende Laſt empfunden haben. So oft der Verfaſſer dieſer Zeilen die Forderung erhoben hat, daß auch die Lehrpläne der humaniſtiſchen Anſtalten mit dem Ende des ſechſten Schuljahres einen gewiſſen Abſchluß zu erreichen ſuchen ſollten, iſt ihm erwidert worden, daß die Schule auf die Anwärter der Freiwilligenzeugniſſe keine Rückſicht zu nehmen hätte; dieſe müßten froh ſein, daß ſie in den Schulen überhaupt geduldet und nicht ganz und gar den ſogenannten Preſſen zugewieſen würden. Es hat ſich dann ſogar der ohne die größten Härten kaum ausführbare Plan geſtaltet, den Schülern neunklaſſiger An-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſtalten das Freiwilligenrecht nur nach glücklichem Abſchluſſe der ganzen neunjährigen Studienzeit zuzugeſtehen. Das Gymnaſium ſollte von der Einrichtung des einjährig-freiwilligen Militärdienſtes als einer ihm fremden Sache nichts mehr wiſſen; man verlangte, daß die Schüler und deren notwendige Bildung ſich dem Lehrplane anpaßten, während doch in aller Welt die Lehrpläne für die Schüler entworfen werden müſſen. Man wollte nicht anerkennen, daß die durch den Freiwilligendienſt geforderte höhere Bildung, welche mit der humaniſtiſchen durchaus nicht zuſammenfiel, infolge der außerordentlich großen Zahl junger Leute, die ſie ſich aneignen wollen, eine eigne Schulform fordern und daß, wenn einmal eine große Anzahl ſolcher junger Leute durch die Umſtände ſich gezwungen ſieht, die Berechtigung zum einjährigen Dienſt auch auf dem Gymnaſium zu ſuchen, dieſes durchaus ſich dieſen Umſtänden anbequemen müſſe. Das muß nun jetzt geſchehen, nachdem die höheren Schulen von dieſem Standpunkte aus umgeſtaltet werden ſollen, und es handelt ſich nun darum, die Folgerungen aus der ſo ganz veränderten Anſchauung zu ziehen.

Das Gymnaſium iſt durch die Beſchlüſſe der Berliner Verſammlung tiefer betroffen, als dieſe ſelbſt ſich wohl geſtehen mochte. — Der humaniſtiſche Unterricht führt die Zöglinge durch die alte Welt auf langem Wege allmählich in die Gegenwart und ihre vielverzweigte Bildung. Dazu bedarf ſie, nach bisheriger Schätzung, einen Studiengang von neun bis zehn Jahren. Die Realſchule ſchlägt ihre Wurzeln nicht ſo tief und breitet ſich dafür um ſo eifriger im Gegenwärtigen aus. Das Studium der modernen Fremdſprachen erweitert ihren Blick über die Grenzen der Heimat und der Nation, dringt aber nicht tief in die Kultur früherer Jahrhunderte ein. Dagegen lehrt ſie natürliche Dinge ſcharf erfaſſen, ſie lehrt meſſen und wägen, zeichnen und konſtruieren und führt nahe an die praktiſche Fachbildung heran. Dieſe Ziele laſſen ſich in einem Zeitraum von ſechs Schuljahren ohne große Schwierigkeit erreichen. Sie bezeichnen einen gewiſſen Grad einer höheren, in ſich abgeſchloſſenen Bildung, welche das Vorrecht begründen kann, die erſte militäriſche Dienſtzeit in einem Jahre zu vollenden und zu gewiſſen höheren Dienſtſtellen im Heere befördert zu werden. Wenn es nun auch zu wünſchen wäre, daß alle diejenigen, welche in der öffentlichen Schule nur dieſe Art der Ausbildung und dieſes Vorrecht erlangen wollen, ſich in Zukunft der Realſchule zuwendeten, ſo iſt doch zu erwarten, daß auch das Gymnaſium eine erhebliche Anzahl von Zöglingen dieſer Art bis zum Abſchluſſe ſeines ſechſten Jahrganges wird mit ſich führen müſſen. Das wird dem Gymnaſium die Verpflichtung auferlegen, ſeinem Lehrplane mit der ſechſten Klaſſe ebenfalls einen gewiſſen Abſchluß zu geben; denn es wäre mehr als ungereimt, daß man an das Ende dieſes Jahrgangs eben mit Rückſicht auf den einjährigen Dienſt eine Art von Reifeprüfung legte, welche nur eine allgemeine Unreife, Anfänge von Bildungselementen, die nur durch die Fortführung in den oberen Klaſſen wertvoll werden könnten, beſtätigen würde. Das Gymnaſium wird vielmehr ſich jetzt einer Forderung erinnern müſſen, welche Herbart ſchon im Jahre 1818 an dasſelbe geſtellt hat; es wird jetzt auch „jener anderen Abiturienten gedenken müſſen, durch welche Tertia und Sekunda überfüllt waren, während Prima ihnen die Thür vergeblich öffnet.“ Wie wird es dieſer Forderung entſprechen können, ohne ſeinem jetzt noch ſchärfer beſtimmten, humaniſtiſchen Charakter ſich zu entfremden? Der deutſche Unterricht am Gymnaſium bedarf ſchon längſt nicht gerade einer erweiterten Unterrichtszeit, aber einer ſorgfältigeren Behandlung, welche nicht bloß Rede und Schrift wirkſamer zu entwickeln, ſondern vor allem einen planmäßig abgeſtuften Inhalt zu gewinnen ſucht und jenen öden, für jede tiefere Behandlung ganz unergiebigen Bruchſtücken, welche unſere Leſebücher füllen, ein für allemal den Abſchied giebt. Der lateiniſche Unterricht darf ſeine Früchte nicht erſt in den Stilübungen der oberen Klaſſen einheimſen wollen. Er muß in ſeinem ſyſtematiſchen Teile im ſechſten Jahrgang durchaus abſchließen, wozu die Anfänge jetzt ſchon da und dort gemacht ſind. Der grammatiſche Stoff bedarf noch größerer Einſchränkung, die Methode einer erneuerten Durcharbeitung, die Lehrſtoffe einer ſorgfältigeren Auswahl mit Rückſicht darauf, daß vom erſten Jahre an das Lateiniſche zugleich die Kulturformen und die äußere Geſchichte der alten Völker in anſchaulichen Bildern vor den Geiſt der Knaben zu ſtellen hat. Der eigentliche geſchichtliche Unterricht, der in den Gymnaſien ſich den traurigen Ruf erworben hat, von trefflichen Lehrern nur höchſt unfruchtbar erteilt zu werden, muß die alte Geſchichte aus dem Rahmen der unteren und mittleren Klaſſen ganz entfernen. Sobald die Schüler die Kriegsberichte des Cäſar in die Hand nehmen — und das kann früher geſchehen, als jetzt noch üblich iſt —, kann der Geſchichtsunterricht beginnen, aber nicht mit den Orientalen oder der deukaliſchen Flut, ſondern mit unſerem eigenen Volke. Der Gymnaſialſchüler wird dann, wenn er mit dem ſiebzehnten Lebensjahre ſeiner „Wehrpflicht“ entgegengeht, wiſſen, welche Güter zu wahren dieſe Pflicht ihm auferlegt, während jetzt die mit dem Freiwilligenzeugnis vom Gymnaſium abgehenden Jünglinge gerade noch mit einer äußerſt breit gehaltenen und für dieſe Stufe, welche für wiſſenſchaftliche Kritik noch nicht reif iſt, um ſo unverſtändlicheren alten Geſchichte gelangweilt worden ſind. Für Franzöſiſch und Griechiſch läßt ſich eine gewiſſe Abrundung des Lehrſtoffes mit der ſechſten Klaſſe um ſo leichter finden, da in dieſen Fächern bis dahin nur das Elementarſte in Frage kommen kann. Wenn indeſſen die Gymnaſien zukünftig das Franzöſiſche nach der in vielen Anſtalten mit beſtem Erfolge geübten analytiſchen Lehrweiſe betreiben, welche von der erſten Stunde an auf die praktiſche Aneignung hinarbeitet, ſo wird der Ertrag der vier Jahre franzöſiſchen Unterrichts, den ein nach Unterſekunda abgehender Gymnaſiaſt mit ſich nimmt, kein geringfügiger ſein. Die Lehrpläne für Mathematik und Naturkunde werden gegenwärtig überall geändert; wenn der Vorſchlag eines bedeutenden Fachmannes die Billigung der Schulmänner findet, ſo werden die Gymnaſien zwar einen tüchtigen formalen Unterricht in der Mathematik ſchon auf der unteren Stufe erteilen, aber dem praktiſchen Rechnen in Sekunda eine grundſätzliche und ausgiebige Behandlung zuwenden. Eine wichtige Bedingung für das Gedeihen ſämtlichen realen Unterrichts iſt aber die Ausbildung der Anſchauung; daher muß im Gymnaſium der Zeichenunterricht planmäßig und für alle Schüler verpflichtend bis zum Abſchluß der ſechſten Klaſſe beibehalten werden. Auf dieſe Weiſe könnte auch das Gymnaſium hoffen, einen Bildungstypus zu ſchaffen, der den Anforderungen des praktiſchen Lebens genügte, ohne eine Studienzeit von mehr als ſechs Jahren zu fordern. Wie ſich weiterhin ſein Lehrplan nach dieſen ſechs Jahrgängen zu geſtalten haben wird, davon iſt nachher zu reden. Für jetzt erinnern wir nur daran, daß die Anforderungen, welche die eigentlich moderne Bildung an eine höhere Lehranſtalt ſtellen muß, dem Gymnaſium gegenüber ſich jetzt mit verſtärktem Gewicht geltend machen werden, wenn das Realgymnaſium, das bisher ſie zu befriedigen geſucht hat, nicht mehr beſteht.

Die Realſchule bedarf unſerer Winke und Warnungen nicht. Sie wird die „Hauptſchule“ ſein, welche Herbart an der Stelle, auf welche wir oben hingedeutet haben, verlangt. Im Beſitze derjenigen Begünſtigungen, welche die Berliner Verſammlung ihr zuwenden will, wird ſie mit dem ihr entſprechenden Teile des Gymnaſiums in einen Wettkampf eintreten, der, wie wir hoffen, ihr und unſerer nationalen Bildung Segen bringen wird.

Ein gleiches Verhältnis will die Verſammlung überhaupt herſtellen zwiſchen dem Gymnaſium und der neunklaſſigen Realſchule (Oberrealſchule): humaniſtiſche und realiſtiſche Bildung ſollen in Zukunft eine „möglichſt gleiche Wertſchätzung“ erfahren. Für das „Berg-, Bau-, Maſchinenbau-, Schiffsbau-, Poſt- und Forſtfach“ eröffnen die Abiturientenzeugniſſe von beiderlei Anſtalten den Zugang zu Studium und Staatsprüfung, während für den Staats- und

Kirchendienſt und für das mediziniſche Studium das humaniſtiſche, für die techniſchen Studien das realiſtiſche Abiturientenzeugnis gefordert wird. Aber eine Ergänzungsprüfung in den alten Sprachen wird auch den realiſtiſchen Abiturienten den Zutritt zu den den Humaniſten vorbehaltenen Studien eröffnen, ſowie die Humaniſten ſich den techniſchen Studien zuwenden können, wenn ſie eine hinreichende Fertigkeit im Zeichnen nachweiſen und eine Ergänzungsprüfung in Mathematik und Naturwiſſenſchaften beſtehen. Eine während der Univerſitätszeit abzulegende Fachprüfung gewährt weitere Erleichterungen, und endlich iſt die Unterrichtsverwaltung befugt, bei beſonders günſtigen Abiturientenzeugniſſen beider Schulen von der Forderung einer Ergänzungsprüfung ganz abzuſehen. Dieſe Beſtimmungen ſind wohlmeinend; aber ſie werden ſich nicht bewähren.

Soll denn die neunklaſſige Oberrealſchule eine Schule für allgemeine Bildung werden, wie das Gymnaſium, nur mit anderen Lehrfächern? Die allgemeine Bildung muß ja für die Realſchule mit dem ſechſten Jahreskurſe abſchließen, und das kann recht leicht geſchehen, weil ſie nicht wie die humaniſtiſche Vorbildung die ganze Kultur der vor- und nachchriſtlichen Zeit überſchauen muß. Die realiſtiſche Bildung führt von allen Seiten nahe ans Praktiſche, an die Fachbildung heran; die praktiſche Bildung darf aber nicht bis in die erwachſenen Jahre verſchoben werden, wo jede mechaniſche Übung ſchwerer und der Übergang in eine weſentlich andere Berufsrichtung faſt unthunlich wird, wie vielfache praktiſche Erfahrung zeigt. Die drei oberen Klaſſen der Realſchule werden im deutſchen und geſchichtlichen Unterricht den herkömmlichen Schulcharakter wohl beibehalten müſſen; in allem anderen aber wird ein ganz anderer, auf den praktiſchen Beruf unmittelbar abzielender Betrieb eintreten müſſen. In den Naturwiſſenſchaften wird das Experiment und das Laboratorium den Unterricht beſtimmen, in der Mathematik die zeichneriſche Konſtruktion und die praktiſche Rechnung, in den fremden Sprachen der praktiſche Gebrauch, die mündliche und ſchriftliche Fertigkeit. Es iſt wohl möglich, daß infolge davon eine Scheidung in einzelne Kurſe, je nach dem ſpäteren Beruf der Schüler, ſtattfinden muß. Solche Scheidungen ſchädigen eine weſentlich auf pädagogiſcher Grundlage aufgebaute Schule; eine fachliche Vorſchule, was die Oberklaſſen der Oberrealſchulen werden müſſen, fördert aber dadurch ihre Zwecke in verſtändiger Weiſe.

Damit iſt freilich der Übergang der realiſtiſchen Abiturienten zu den gelehrten Berufsarten, welche die oben erwähnte Ergänzungsprüfung ermöglichen wollte, erheblich erſchwert. Aber will man denn einen jungen Menſchen neun Jahre lang in Realien und modernen Fremdſprachen unterrichten, damit er dann im neunzehnten oder zwanzigſten Lebensjahre, wenn er inzwiſchen den Drang zu humaniſtiſchen Studien in ſich verſpürt hat, ſich mit lateiniſchen und griechiſchen Deklinationen und Konjugationen abplage? Leichter ſchon wird der Übergang des humaniſtiſchen Abiturienten zum techniſchen Studium ſich vollziehen, denn er hat nichts vollſtändig Neues hinzuzulernen. Von der Vergünſtigung eines Erlaſſes der Ergänzungsprüfung möchten wir noch viel weniger Gutes erhoffen. Oder ſoll ein Abiturient, welcher beſonders gute humaniſtiſche Studien gemacht hat, darum ſich beſonders gut für techniſche Berufsarten eignen, oder der, der ein beſonders gutes Zeugnis über ſeine Leiſtungen in Realien und modernen Fremdſprachen aufweiſt, darum als beſonders befähigt für theologiſche oder juridiſche Studien angeſehen werden? Dieſer Übergang muß viel früher eintreten, und er wird, der Natur der Sache nach, ſich auf einer viel früheren Altersſtufe wünſchenswert machen. Wenn die ſechsklaſſige Realſchule und die ſechs Unterklaſſen des Gymnaſiums ſo eingerichtet ſein werden, daß ſie ihrer Beſtimmung, eine allgemeine Bildung in der oben angedeuteten Weiſe zu vermitteln, genügen können, ſo wird nicht bloß der Übergang auf die andere Schulart nach Abſchluß dieſes ſechsjährigen Lehrganges ohne zu große Schwierigkeiten, welche etwa auch durch Einrichtung von Übergangsklaſſen vermindert werden könnten, ſich vollziehen, ſondern man darf ſogar erwarten, daß die höhere humaniſtiſche auf realiſtiſcher und die höhere realiſtiſche Ausbildung auf humaniſtiſcher Grundlage neue Arten wertvoller Geſamtbildung erzeugen werden, um ſo mehr, da ein ſolcher Übergang nur verſucht werden wird, wo gute Befähigung oder doch eine ſtark ausgeſprochene Neigung für die Bildungsrichtung vorhanden iſt, welcher der Schüler nach einem ſechsjährigen Studium anderer Art ſich nunmehr zuwendet. Daß das Gymnaſium unter all dieſen Vorausſetzungen ſeine Oberklaſſen auch etwas freier und gehaltreicher geſtalten muß, möge hier nur angedeutet ſein. Es wird durch die neuen Beſtimmungen mannigfache Erleichterungen erfahren, welche beſonders ſeinen Oberklaſſen zu gute kommen müſſen. Die weſentlichſte Aufgabe derſelben wird es ſein, die hiſtoriſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Grundbegriffe, — nicht vorzutragen, ſondern an den bedeutendſten Schöpfungen der Litteraturen, die in den Bereich des Gymnaſiums fallen, anſchaulich zu machen. Das alles hat man in früheren Zeiten aus der Litteratur der Römer geſchöpft; aber die lateiniſche Muſe muß heute ihren Lorbeer an die Modernen, die in ihrer Schule Bedeutenderes geleiſtet, und an die Griechen, von denen ſie ihn erborgt hat, zerteilen. Das Lateiniſche muß im Lehrplan der humaniſtiſchen Oberklaſſen ſtark zurücktreten, mit ihm auch die ſogenannten Stilübungen in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, die nur teilweiſe durch ſchriftliche und mündliche Übungen anderer Art erſetzt werden müſſen.

Man wird die dadurch frei werdende Zeit dem Deutſchen zuwenden wollen. Es iſt aber zu bedenken, daß vieles, was im deutſchen Unterricht heutzutage getrieben wird, ſchlecht angebracht iſt. Wir wollen zwar nicht ſo weit gehen, wie Th. Mommſen, welcher über die deutſche Litteraturgeſchichte im Gymnaſium lächelt, da man auch den jungen Mädchen keine „Heiratskunde“ vortrage. Richtig iſt aber immerhin, daß man mehr erlebt und gedacht haben muß, als unſere Primaner, um gerade das Beſte unſerer klaſſiſchen Litteratur ganz zu verſtehen. Nur muß es auch den Gymnaſiaſten ſchon klar werden, daß in der Litteratur die getreueſte Offenbarung der Volksſeele und des Zeitgeiſtes beſchloſſen liegt, und das muß an den bezeichnendſten und wertvollſten Erſcheinungen unſerer bedeutſamſten Litteraturperioden gezeigt werden. Aus alter Zeit bietet ſich dafür nur das Nibelungenlied und der höfiſche Geſang, damit aber zugleich eine erwünſchte Gelegenheit, die hiſtoriſchen Gründe unſerer Mutterſprache kennen zu lernen. Was ſpäterhin das XVI. und XVIII. Jahrhundert in ſolcher Beziehung verlangen, bedarf kaum der Andeutung. Der Geſchichtsunterricht wird nach der geänderten Verfaſſung desſelben, die wir oben empfohlen haben, auch in den Oberklaſſen einen leichteren Gang einſchlagen. Ein Jahr muß jetzt der alten Geſchichte gewidmet werden, aber im Anſchluſſe an die gleichzeitige Lektüre des Herodot und Livius. Thukydides und Tacitus knüpfen daran ſpäter wieder an. In Prima verlangt die mittlere und neuere Geſchichte eine vertiefte Betrachtung; dieſe muß geſtützt werden durch franzöſiſche und deutſche Lektüre. Das Franzöſiſche hat Anſpruch auf einen kleinen Zuwachs an Zeit. Der mathematiſche Lehrplan leidet an dem Fehler, zu viele Anfänge zu geben, welche nicht einmal zu etwaiger ſpäterer Fortführung durch hinreichende praktiſche Übung genügend befeſtigt werden. Hier iſt ein neuer Lehrplan unabweisbar. Es iſt von höchſter Wichtigkeit, daß eine beſtimmte Anzahl von den Stunden der Woche der mathematiſchen Übung zufalle; weniger wichtig iſt es, welchen beſonderen mathematiſchen Gebieten dieſe Übungen entnommen ſind. Endlich muß noch gewünſcht werden, daß der Handhabung der Mutterſprache eine erhöhte Pflege gewidmet werde. Dazu brauchen wir nicht mehr Zeit, aber eine geregeltere Führung des deutſchen Unterrichts von unten auf. Eine Beſſerung in dieſer Beziehung macht ſich ſchon gegenwärtig fühlbar.

(Ein zweiter Artikel folgt in nächſter Nummer.)

Heinrich Schliemann.

Von Dr. Oskar Doering. (Abdruck verboten.)

Geſchloſſen hat ſich das Grab über dem Forſcher. Von ihm, der die Gräber zum Reden brachte, verkündet jetzt ſelber ein ſchweigender Erdhügel, daß ein Held dort unten ausruht, der Zeit ſeines Erdenlebens ein Kämpfer war und ein Bezwinger ſeiner Feinde, nicht mit Erz und Waffen, ſondern mit der Schärfe des Geiſtes. Ich weiß nicht, ob der Grabſtein des Hingeſchiedenen Thaten mit langer Rede lobt und will es auch nicht wünſchen. „Heinrich Schliemann,“ — was bedarf es einer anderen Aufſchrift?

Der dort begraben liegt, hinübergegangen im neunundſechzigſten Jahre ſeines Alters, durfte während ſeines Lebens als ein Mann beurteilt werden, in dem die wunderbarſte Geiſteshöhe und der feurigſte Aufſchwung zum Schönen ſich miſchte mit gar manchen und erheblichen menſchlichen Schwächen — als da war allzu lebhafter Trieb zum Gewinne, allzu eifriges Fördern eignen Ruhmes. Heute aber, da Geiſt und Leib ſich getrennt haben, wollen wir dieſen ruhen laſſen und zu erkennen trachten, was Heinrich Schliemanns Geiſt wert geweſen, welche Ehre er unſerm Vaterlande, welchen Nutzen der Welt gebracht habe. Denn daß das geſchehen ſei, beſtreiten auch ſeine redlichen Gegner nicht. Aber ſie führen Dinge gegen ihn in den Kampf, die gar wohl bedenklich ſind. Man ſah eine Zeitlang durch ſein zu heftiges Vorgehen in Troja den Ruf der Altertumswiſſenſchaft gefährdet, das war das Schlimmſte, am meiſten darum, weil es im Anfange ſeiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn geſchah; man wies ihm ſpäterhin Fehler nach. Einen Grabplatz hatte er als Ratsverſammlungsſtelle, die aufgerichteten Steinplatten für Seſſel angeſehen; die Ausgrabung von Mykenä ſollte auf Schliemanns Veranlaſſung eingeſtellt werden, ohne weſentliche Erfolge gebracht zu haben, als im letzten Augenblicke der Zufall durch den Einſpruch eines Anweſenden zu Hilfe kam, ſo daß der gewaltige Schatz gehoben werden konnte. So noch manches andere. Man fühlte ſich auch verſucht, Schliemanns ganzes Auftreten, die kindliche Liebhaberei, ſein Privatleben in allerlei Kleinigkeiten zu der Zeit der Heroen in Beziehung zu ſetzen, als einen Beweis anzuſehen, daß im Grunde der vielgerühmte Mann ein Dilettant und kein Gelehrter war.

Heinrich Schliemann †.

Keinem von allen dieſen Vorwürfen trete ich entgegen, um nicht der Parteilichkeit bezichtigt zu werden. Ja gewiß, er hat Fehler gemacht; er iſt ein Dilettant geweſen. Aber wer das ſagt, ſollte in ſeine Worte den rechten Sinn zu legen wiſſen. Warum erringt nicht jeder, der von der Archäologie klug zu reden weiß, warum auch nicht jeder beliebige Gelehrte, dem es Ernſt um die Sache iſt und dem die Mittel zu Gebote ſtehen, Erfolge, von denen die ganze Welt ſpricht? Sollte dies Heinrich Schliemann wirklich nur dadurch erreicht haben, daß er ſeinen Dilettantismus in allen Kulturſprachen zu rühmen verſtand? Oder ſollte ihn nicht vielmehr jenes andere große Etwas aus der Maſſe emporgehoben haben, jenes Etwas, das man Genie nennt?

Da habe ich nun ein Wort ausgeſprochen, das man nicht vorſichtig und ſparſam genug anwenden ſollte, und vielleicht wäre es beſſer geweſen, ich hätte es unterlaſſen. Aber da ich nur eine Frage geſtellt habe, mag es dabei bleiben und der Leſer ſich die Antwort ſelbſt geben. Sie muß richtig ausfallen, wenn er ſich von Ungerechtigkeit frei weiß. Die gerechte Beurteilung wird vor allem die ungeheure Energie Heinrich Schliemanns anerkennen, mit der er ſich aus den kümmerlichſten Verhältniſſen emporzuarbeiten verſtand. Vierzehnjährig ſah er ſich i. J. 1836 durch Unfälle gezwungen, als Lehrburſche in dem Laden eines Krämers zu Fürſtenberg (in Mecklenburg) die niedrigſten Dienſte zu leiſten, er, der im väterlichen Pfarrhauſe zu Ankershagen ſich in dem Traume bewegt hatte, dereinſt der Erforſchung des klaſſiſchen Altertums leben zu können, das mit den Bildern des trojaniſchen Krieges und des Untergangs von Herkulanum und Pompeji ſchon des ſiebenjährigen Knaben Geiſt entflammte. Hatte er doch in ſeinem neunten Jahre mit ſeiner kleinen Freundin Minna Meincke beſchloſſen, nach einſtmals geſchloſſenem Ehebunde Troja auszugraben. Jetzt, während des über fünf Jahre währenden Dienſtes in dem Kramladen fehlte jede Möglichkeit wiſſenſchaftlichen Aufſchwunges. Endlich entrann er von dort, da ſein Körper die Anſtrengungen nicht mehr ertrug. In äußerſter Not kam er — der Schwächliche — auf den Einfall, Schiffsjunge zu werden. Aber auf der erſten Reiſe ſchon, die er von Hamburg aus unternahm, ſtrandete man an der Küſte von Holland, und er beſchloß, hier weiter ſein Glück zu verſuchen. In einem Amſterdamer Geſchäfte wurde er als Ausläufer angenommen, und dieſe Stellung ſagte ihm teils wegen der geringen Anſtrengung für ſeinen Körper, teils wegen der vielen freien Zeit zu, die er während des Umhergehens hatte. Indem er jeden Augenblick benutzte und ſich das Nötigſte verſagte, gelang es ihm, in einem Jahre Engliſch und Franzöſiſch zu erlernen. Nach einiger Zeit in das Haus B. H. Schröder & Co. in Amſterdam übergetreten, machte er ſich immer mehr mit dem in großem Stile getriebenen Handel vertraut und erlernte nebenher mit der Zeit eine Anzahl der wichtigſten Sprachen, nämlich außer den ſchon genannten, ſowie dem

Holländiſchen noch Spaniſch, Italieniſch, Portugieſiſch, Ruſſiſch, Schwediſch, Polniſch, Neu- und Altgriechiſch, Lateiniſch und Arabiſch, und zwar alle ohne Berückſichtigung der Grammatik, lediglich, indem er ſich unter Aufſicht eines Lehrers zum praktiſchen Gebrauche dieſer Sprachen (auch der altklaſſiſchen) zwang. Mit dieſen großartigen Kenntniſſen eröffnete er ſich die Welt, die ihm das Geld liefern ſollte, damit er dem Handel entſagen und ganz der wiſſenſchaftlichen Forſchung leben könnte, jenem Traume der Kinderzeit, dem er nachhing mit wahrem Kindergemüte, das mehr ahnt, als der Verſtand der Verſtändigen zu ſehen vermag.

Ich habe Heinrich Schliemann einmal „des Glückes abenteuerlichen Sohn“ nennen hören — eine blendende und doch ſo einſeitige Aburteilung. Freilich hat es ihn ſeit ſeinem Eintritte in Holland nicht wieder verlaſſen. Es hat ihm verſtändige Vorgeſetzte gegeben, die ſeine Fähigkeiten richtig zu beurteilen verſtanden, es hat ihm in Kalifornien 1850 das amerikaniſche Bürgerrecht in den Schoß geworfen, hat ihm ſeine Waren gerettet, als 1854 in Memel alles niederbrannte, und hat ihm zu ungeheurem Reichtume verholfen, der ihm 1858 geſtattete, dem Geſchäft den Rücken zu kehren. Nur durch einen jahrelang währenden, aber zuletzt für ihn glücklich verlaufenden Petersburger Prozeß gezwungen, begann er den Handel mit Indigo, Thee und Baumwolle noch einmal, um ihm 1863 zum zweiten- und letztenmale zu entſagen. Das Glück hatte ihn zum Millionär gemacht; er hatte die Erfüllung ſeines innigſten Wunſches in Händen.

Und wie wäre das Glück gekommen, wie hätte es bei ihm Halt gemacht, hätte nicht ſeine Klugheit und Thatkraft es feſtzuhalten und ſich dienſtbar zu machen gewußt?

Freilich, von eigentlich wiſſenſchaftlicher Arbeit hatte der einundvierzigjährige Mann noch nichts kennen gelernt, und hierher rühren die mancherlei Sonderbarkeiten, die ſeine Perſon und ſeine Arbeiten ſpäter auffallend machten und dem Tadel ausſetzten. Das Einleben in die Strenge der Wiſſenſchaft, die ihren Jünger zu ihrem Sklaven macht, war ihm nicht mehr möglich, und ſo wurde er Repräſentant des Autodidaktentums mit allen deſſen Vorzügen, aber auch Schwächen. In Paris beſchäftigte ſich Schliemann ſeit 1865 zum erſtenmal eingehend mit dem Studium der Archäologie, und 1868 unternahm er ſeine erſte griechiſche Reiſe, auf welcher er bereits die Grundgedanken faßte, welche in ſpäteren Jahren für ſeine Ausgrabungen in Ilion und Mykenä maßgebend ſein ſollten. Doch noch verging ein Jahr mit Reiſen in Amerika. Schliemann war damals im zweiten Jahre vermählt, nicht mit Minna Meincke, die ſich ſchon vor Jahren einen anderen erwählt hatte, ſondern mit Sophia Kaſtromenos aus Athen. Dieſe Frau bekommen zu haben, war das größte Glück ſeines Lebens. Sie hat mit höchſter Feinheit verſtanden, ſich in ſeine Art einzuleben, hat bei den Ausgrabungen mit ihm Mühe und Freude geteilt, ja ſelbſt, wie bekannt, nicht ſelten mit Hand angelegt. Sie begriff ihn durchaus, und wie ſie ſeinem Forſchergeiſte zu genügen verſtand, wußte ſie ſein Heim zu dem erquicklichſten Aufenthalte für die Familie und all die vielen Gäſte zu machen, die von fern und nah ihren berühmten Gatten zu ſehen kamen.

1870 ging Schliemann zuerſt an die Ausgrabung Trojas. Er war durch mancherlei Erwägungen zu dem Ergebnis gelangt, daß die alte Stadt, wo einſt Priamos geherrſcht, wo Hektor dem Zorne des Achilleus erlag, dort zu ſuchen ſei, wo in ſpäterer Zeit Neu-Ilion ſich erhob, an der Stelle, welche die Türken Hiſſarlik nennen. Das ſtand im Widerſpruche mit der Meinung der hervorragendſten Gelehrten, welche die Stätte weiter ſüdlich, entfernt vom Meere, bei Bunarbaſchi vermutet hatten. Aber noch war gar manche Schwierigkeit zu überwinden, welche die türkiſchen Behörden verurſachten, und der Oktober 1871 war beinahe halb verſtrichen, als endlich das Werk kräftig in Angriff genommen werden konnte. Unter den größten Mühſeligkeiten und ohne beträchtliche Erfolge zunächſt drang man in das Innere des Erdbodens, immer tiefer und tiefer. Schliemanns Eifer, die älteſten, alſo am tiefſten liegenden Anſiedelungsreſte zu finden, wo nach ſeiner Meinung die Stätte der homeriſchen Heldenkämpfe zu ſuchen war, riß ihn hin, jene Rückſichtsloſigkeiten gegen alle Bauüberbleibſel zu begehen, die man ihm ſo ſchwer, und zwar mit Recht verdacht hat. Aber — jeder Ausgang iſt ein Gottesurteil. Er hatte finden wollen, hatte gewußt, geahnt, daß er finden müßte, was er ſuchte, und er fand. Die heilige Ilios, die einſt in Schutt und Staub gefallen war, erſtand aufs neue, und der goldglänzende Schatz ſprach laut von ehemaliger Größe und Herrlichkeit. Aber für den ſchwärmeriſchen Feuergeiſt des Finders war das Gefundene mehr. Er ſah in den dürftigen Mauerreſten den Palaſt des Priamos, den Schatz des Königs in den Koſtbarkeiten, die ein glückliches Ungefähr hatte entdecken laſſen, und dieſe und andere Phantaſieen trug er kein Bedenken der Welt zu verkündigen. Ja gewiß, Heinrich Schliemannn war Dilettant und iſt es geblieben. Aber was hatte ihn getrieben, gerade die richtige Stelle aufzufinden? War es nicht ſein von Schulzwang freigebliebenes, ganz naives und doch ſo haarſcharfes Denken?

Vor vierhundert Jahren war es, da lebte ein Mann, der den Hohn und Spott der Gelehrteſten hinnahm, welche ihm aus Büchern und Papieren tiefſinnigſt nachwieſen, daß es ein Unſinn und Frevel ſei, anzunehmen, man könne rund um den Erdball nach Weſten hin das Land des Oſtens erreichen. Kolumbus aber verachtete ſie und beſchämte die Spötter durch ſeine Entdeckung. Was er fand, war freilich nicht Oſtindien, aber es war das Land, deſſen Daſein ſeinem Geiſte ſich längſt enthüllt hatte, ehe es ſein Auge ſah. Ja gewiß, Kolumbus war ein Dilettant. Doch wir ſprechen von Heinrich Schliemann. Er hatte, wie mir ſcheint, in einer Beziehung Ähnlichkeit mit dem ſoeben erwähnten Manne. Nämlich, als er alles geleiſtet hatte, woran vor ihm niemand dachte, da waren plötzlich alle ebenſo klug wie er, ja einige noch viel klüger.

Den Wert der Schliemannſchen Ausgrabungen mußte man, je weiter dieſelben unter ſchmählichen Chikanen der Türken und trotz vielen Zeitverluſtes fortſchritten, doch allmählich zuzugeben ſich bequemen. Zudem ſetzte er die Welt dadurch in Erſtaunen, daß er anfing, in den durch die Not erzwungenen Ruhepauſen der trojaniſchen Arbeit andere Ausgrabungen vorzunehmen. Vor allem in Mykenä.

Schliemann war der Mann des Goldes. Einſt war er im Goldlande Kalifornien, wo ſein Reichtum ſich begründete, Bürger Amerikas geworden; jetzt war er wieder Goldſucher, und das Glück ließ nicht ab, es ihm zu ſchenken, wo es nur anging. So war der große Schatz dem Schoße der trojaniſchen Erde entſtiegen, ſo auch gaben die Königsgräber von Mykenä ihre ſtaunenswürdigen, unermeßlichen goldenen Schätze her, gleich, als wären ſie von der Wünſchelrute berührt worden. Alle jene koſtbaren Schmuck- und Gebrauchsgegenſtände wanderten zur Belehrung und Schau der Welt als Eigentum der griechiſchen Regierung nach Athen. Viele höchſt wichtige baugeſchichtliche Entdeckungen und andere Ausbeute waren mit allen ſeinen Forſchungen notwendig verbunden. Es war ihm gelungen, an zwei berühmten Stellen das wirkliche einſtige Vorhandenſein der von der Tradition und vor allem von ſeinem geliebten Homer behaupteten Kulturſtätten unzweifelhaft nachzuweiſen. Ein Gleiches gelang ihm 1878 auf Ithaka. Aber bald wandte er ſich von hier zurück nach Troja, wo die Ausgrabungen einen leidlichen Fortgang nahmen und beſondere in anderer Richtung hervorragende Bedeutung gewannen, ſeitdem 1879 Virchow ſich mit Schliemann verbündete.

Den mancherlei Schriften, welche letzterer über ſeine Entdeckungen bereits herausgegeben hatte, deren wichtigſte bisher das 1877 verfaßte „Mykenä“ war, reihte der rüſtige Forſcher 1879 ſein Buch „Ilios“ an, welches wohl geeignet war, die hohe Bedeutung des Gefundenen zu erweiſen. Erſt 1882 ſind dann die Unterſuchungen in Troja wieder aufgenommen worden. Die Zwiſchenzeit verging mit Ausgrabungen in Orchomenos, die 1886 vervollſtändigt wurden und namentlich zur Auffindung eines Kuppelgrabes mit einer wunderbar ſchönen ſkulptierten Decke führten. Bei der Fortſetzung der trojaniſchen Forſchungen genoß Schliemann die wirkungsvolle Unterſtützung des vielerfahrenen Olympiagräbers Dr. Dörpfeld. Der Grundriß des alten Königspalaſtes wurde feſtgeſtellt und ſo für Schliemanns Anſicht, daß Alt- und Neu-Ilion auf einer und derſelben Stelle gelegen hätten, der unzweifelhafte Beweis geliefert.

Noch bevor es ſo weit war, im Jahre 1881, ſtiftete Heinrich Schliemann ſeinem eignen hohen Sinne ein bleibendes Denkmal dadurch, daß er die Hauptmaſſe deſſen, was er in Troja gefunden, d. h. alles, was die türkiſche Regierung nicht mit Beſchlag belegt hatte, alſo auch den großen Schatz, dem Deutſchen Reiche ſchenkte. Das Berliner Muſeum für Völkerkunde birgt in den Sälen, die auf kaiſerlichen Befehl nach Schliemann benannt ſind, die Koſtbarkeiten, welche auf Grund des Schliemannſchen Teſtaments bald noch erheblich vermehrt werden. Das that dieſer Mann, den man geldgierig nannte, und der mit dem Verkaufe ſeiner Herrlichkeiten Millionen hätte zuſammenſcharren können, für ſein Vaterland.

Was Schliemann ſonſt noch erforſcht hat in Marathon (1884), Kreta (1887), Ägypten, Kythera, Pylos und auf Sphakteria (1888), blieb gleichfalls nicht ohne Erfolg, und beſonders wäre es Kreta geweſen, das zweifellos vorzügliche Ergebniſſe geliefert haben würde, wenn Schliemann nicht allzu früh hätte ſterben müſſen. Durch wirklich erreichte Reſultate iſt dagegen Tiryns am wichtigſten, das 1884 zunächſt von Schliemann, nach ihm 1885 auf ſeine Koſten von Dörpfeld unterſucht wurde.

Unermüdlich thätig, achtete Schliemann zu wenig ſeines allmählich ſchlimmer werdenden Körperzuſtandes. Und ſo iſt er denn am 26. Dezember 1890 geſtorben, nicht in Athen, wo ſein *Ιλιον Μέλαρον* (Palaſt von Ilion) ſtand, wie er ſein Haus benannt hatte, ſondern in Neapel. Mitten in Sorgen und Schaffen ereilte ihn der Tod. Sein Gedanke war, England zu veranlaſſen, daß es die von Lord Elgin aus Athen entführten Parthenonſkulpturen der Stadt ihrer Herkunft wiedergeben ſolle. Was wird John Bull ſagen? „Er war eben ein Schwärmer.“ Beati possidentes.

Der ſchwärmeriſche Mann hat die Archäologie auf andere Grundlagen geſtellt, er hat geleiſtet, was kein anderer konnte, aus der Divination heraus. War er ein Genie? Ich werde ſo lange daran glauben, bis mir jemand dieſen Begriff ſo definiert, daß er nicht mehr wie jetzt, Zug für Zug, auf jenen Mann paßt. Und wer auf Heinrich Schliemann ſchilt und ihn, wie ich ſelbſt gehört habe, einen Handlanger der Wiſſenſchaft nennt, von dem fordere ich den Beweis, daß er ſelber erſt zu ſolchen Handlangerdienſten fähig ſei.

Mutter —!

Mutter! — Das war des Kindes erſter Schrei
Und iſt bis heut mein erſter Laut geblieben,
Wenn Leid und Not und Kummer mancherlei
Die wilde Flut zu hoch an Bord getrieben.

Mutter! Wie fern du biſt, wie müd' du ſeiſt,
Wie feig es wär', dir meine Not zu klagen,
Ich rufe dich vieltauſendmal im Geiſt,
Ich rufe laut nach dir in dieſen Tagen!

Mutter! Die Hände ſehn' ich heiß herbei,
Die mir ſo oft ſchon linde Kühlung ſchufen.
Nachts wach' ich auf von meinem eignen Schrei, —
So laut hab' ich im Traum nach dir gerufen!

Frida Schanz.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Es iſt ihr Kind, Roſenthal,“ ſagte Reichenſtein, als ob er ihm eine Dummheit verweiſen müſſe. „Papa, hat ſie geſagt, meine Hypothek iſt meine Hypothek, und es haben allerdings deine jetzigen Gläubiger, aber auch deine künftigen Geſchäfte nichts mit ihr zu thun. Ich mag mein Vermögen nicht der Gefahr ausſetzen, von dir an der Börſe verſpekuliert zu werden. Ich hätte dann nur noch meine Stimme, die ich ja auch jetzt an der Bühne werde verwerten müſſen; aber es iſt trotzdem gut, wenn ich daneben noch über ein kleines Kapital zu verfügen habe.“

„Das hat ſie geſagt!?“ rief Roſenthal. „Sie iſt ein —“ er unterbrach ſich, weil er einen Ausruf der Bewunderung auf der Zunge hatte, und fuhr fort: „Gott wird ſie ſtrafen, Herr Reichenſtein, an Kind und Kindeskindern.“

Reichenſtein zuckte die Achſeln.

„Gott wird ſie ſtrafen, ſagen Sie, Roſenthal? Warum ſoll er ſie ſtrafen? Kann ſie doch nichts dafür, liegt es doch in ihrem Blut, iſt es doch eine Erbſchaft von ihrer Mutter, mit der wir beide geſtraft geweſen ſind. Wir beide,“ wiederholte der Bankier mit Entſchiedenheit, als er ſah, daß Roſenthal einen Einwand machen wollte. „Glauben Sie, daß ich mit ihr glücklich geweſen bin, Roſenthal? Hab ich doch ihretwegen einen Freund verloren, den beſten Freund. Roſenthal, ſind Sie noch mein Freund?“

Reichenſtein zerdrückte die Thräne der Wehmut in ſeinem Auge und ſtreckte Roſenthal beide Hände entgegen. Dieſer wiſchte ſeine Rechte erſt am Rockſchoß ab, ehe er es wagte, ſie in diejenigen des Bankiers zu legen.

„Ich bin immer Ihr Freund geweſen, Herr Reichenſtein, und Ihr ergebener Diener,“ ſagte er, während er mit der Linken nach dem Taſchentuch griff, „und wenn Sie zu mir geſprochen hätten wie zu Ihrer Fräulein Tochter, Herr Reichenſtein —“

„Sagen Sie nicht ‚Herr,‘ Roſenthal,“ unterbrach ihn Reichenſtein, „ſagen Sie Reichenſtein. Was ich zu meiner Tochter geſprochen habe, iſt nicht zur Probe geweſen — es iſt Wahrheit. Ich bin pleite, ich bin ein geſchlagener Mann — nur daß die Leute es noch nicht wiſſen. Nun gehen Sie hin, Roſenthal, und erzählen Sie ihnen die Neuigkeit.“

Reichenſtein lehnte ſich wie gebrochen in den Stuhl zurück, und über der Aufmerkſamkeit, die er darauf verwenden mußte, nicht ſelbſt aus der Rolle zu fallen, war ihm das Aufblitzen des Auges entgangen, mit dem Roſenthal die ihm durchaus nicht ganz unerwartete Nachricht quittierte. Aber er hatte ſich gut in der Gewalt, und der Ton gekränkten Ehrgefühls paßte vortrefflich zu ſeiner dürftigen Geſtalt und ſeinen leidenden Geſichtszügen.

„Das muten Sie mir zu, Herr Reichenſtein? Ich ſoll hingehen und ſoll den Leuten Ihre Pleite ausſchreien? Die Zunge biß ich mir ab, eh' ich das ſagte.“

„Ich hab's gewußt, Roſenthal, Sie ſind ein ehrlicher Mann, Sie ſind ein Mann von Herz und Gemüt, und ich kann mich verlaſſen auf Ihre Freundſchaft,“ ſagte Reichenſtein und drückte wieder Roſenthals Hand. „Und was heißt pleite? Pleite iſt man, wenn man kein Geld mehr hat. Sehen Sie da hinein“ — Reichenſtein deutete nach dem Geldſchrank — „da liegt noch genug drin, das mir gehört — noch mir gehört. Man muß nur nicht ſo dumm ſein und ſich's nehmen laſſen. Sehen Sie, Roſenthal, ich hätt' es geſtern Abend einpacken und mich auf die Bahn ſetzen können, und heute wär' ich weit. Ich hab es nicht gethan — ich hab an Sie gedacht und hab auch an mich gedacht. Soll Roſenthal ſich wieder an die Straßenecke ſtellen, hab ich gedacht, und habe geſagt: ‚Nein.‘ Soll heut die Polizei nach mir fragen und nach allen Ecken telegraphieren und ſoll man mich faſſen, wenn ich hier im Hafen ins Schiff oder drüben im Hafen aus dem Schiff ſteige? Und wieder hab ich gedacht: ‚Nein.‘ So machen's die Dummen, ſo machen's nicht die Klugen. Und ich bin an die Börſe gegangen und hab gethan, als ob der Sturm nicht kann umblaſen die ‚Internationale Hauptbank‘ und den Bankier Reichenſtein. Und es hat genützt, es hat imponiert ſogar dem Jonathan Meier — ſie ſtänden auf zwanzig, ſie ſtänden auf zehn, was ſag' ich, ſie ſtänden auf

Null, wenn ich nicht auf der Börſe geweſen wär'. Morgen wird's in der Zeitung ſtehen, daß Graf Romſtedt bei mir war, und daß er ‚Petroleumland' ſanieren wird, und daß ich ſelber hingereiſt bin, um zu ſehen, was los iſt — ich habe Zeit zwei Tage, drei Tage. Und Roſenthal wird mir helfen, hab ich gedacht." — Der Interpellierte nickte mit dem Kopfe, ohne Reichenſtein zu unterbrechen. „Roſenthal kennt noch die Jüden, die eben aus Rußland gekommen ſind — er wird ſuchen und finden einen Paß, deſſen Signalement übereinſtimmt mit meiner Figur. Und er wird ihn kaufen — er wird ihn billig haben, denn wozu braucht der Jüd aus Rußland noch einen Paß, wenn er in Deutſchland iſt, zurück geht er ja doch nicht — und Roſenthal wird beſorgen 'nen alten Kaftan und hohe juchtenlederne Stiefel, und wenn es ſein muß, 'ne Perrücke und 'nen Bart, und als ruſſiſcher Jüd wird Reichenſtein über die Grenze fahren, und iſt er drüben, findet er andere Jüden, von denen keiner ihn verrät. Was ſagen Sie dazu, Roſenthal?"

„Es wird gehen, Herr Reichenſtein," erwiderte Roſenthal ohne irgend ein Zeichen der Überraſchung. „Aber Geld wird's koſten, die Päſſe ſind teuer, und es muß ein Stempel von der ruſſiſchen Botſchaft drauf ſein; ich kenn' einen, der ſie nachmacht, nicht zu unterſcheiden von den echten. Bis heut' Abend können Sie haben, was Sie brauchen. Aber wo bleib ich, Herr Reichenſtein? Sie haben geſagt, ich ſoll nicht wieder an der Friedrichſtraße ſtehen."

Es klang nur wie eine beſcheidene Erinnerung, nicht wie eine Forderung.

„Sie werden ſehen, Roſenthal, wie ich an Sie gedacht habe," erwiderte Reichenſtein. „Sie ſind nicht kompromittiert, Sie können gehen, wohin Sie wollen. Kein Menſch wird nach Ihnen fragen. Und ich hab gedacht, unmöglich iſt es nicht, daß ſie mich faſſen auch auf dieſem Wege, trotzdem es ein ſicherer Weg iſt. Und faſſen ſie mich, und finden alles Geld bei mir, ſo iſt das Geld verloren, und komme ich dann nach ein paar Jahren heraus, ſo hab ich geſeſſen um nichts. Auch da wird Roſenthal helfen. Er wird nehmen die eine Hälfte von dem Gelde" — Reichenſtein legte beſchwichtigend die Hand auf Roſenthals Knie, als dieſer erſtaunt zuſammenzuckte — „er wird nehmen die eine Hälfte von dem Gelde, er iſt ein ehrlicher Mann, und ich hab ein Zutrauen zu ihm, und er wird fahren morgen oder übermorgen oder wann's ihm paßt, nach Hamburg, und er wird ſich ſetzen aufs Schiff und fahren nach New York — zweiter Kajütte, wie ein armer Jüd, der nicht viel hat auszugeben. Kein Menſch wird nach ihm fragen — die Polizei weiß, daß nicht Roſenthal gegründet hat die Aktiengeſellſchaft ‚Petroleumland' und die ‚Internationale Hauptbank.' — Was ſagen Sie dazu, Roſenthal?"

„Es wird gehen, Herr Reichenſtein," erwiderte Roſenthal, „ich bin ein ehrlicher Mann, die Polizei hat nicht zu forſchen, warum es mir nicht mehr gefällt in Berlin. Das Geld wird ſicher bei mir ſein."

„Sehen Sie wohl, Roſenthal?" Reichenſtein ſchlug ihm auf das Knie und fuhr mißbilligend fort: „Aber ich habe Ihnen doch geſagt, Sie ſollen nicht mehr ‚Herr' zu mir ſagen. — Bin ich dann erſt mal in Rußland, ſo finde ich ſchon auch einen Weg nach New York, und faſſen ſie mich, ſo ſitz' ich die paar Jahre ab und komme nach. Sie halten ſich, bis ich drüben bin, an James Lewiſon" — Reichenſtein ſprach den Namen engliſch aus, „an den ich Ihnen einen Empfehlungsbrief mitgebe. Aber machen Sie keine Geſchäfte mit dem Gelde drüben auf eigne Hand, warten Sie, bis ich drüben bin — Sie ſind nun einmal fürs Geſchäftemachen nicht zu brauchen, Roſenthal."

Nach dieſer in väterlichem Tone gegebenen Ermahnung ging Reichenſtein dazu über, mit dem Jugendfreunde alle Einzelheiten ihrer geplanten „Reiſe" zu beraten und feſtzuſtellen.

XIX.

„Haben Sie niſcht ein Koupee for mich alleine, Herr Kondukteur? Das Volk, was fahren thut dritter Klaſſ', iſt ſo ungebildet und läßt nicht in Ruh einen armen ruſſiſchen Jüd!"

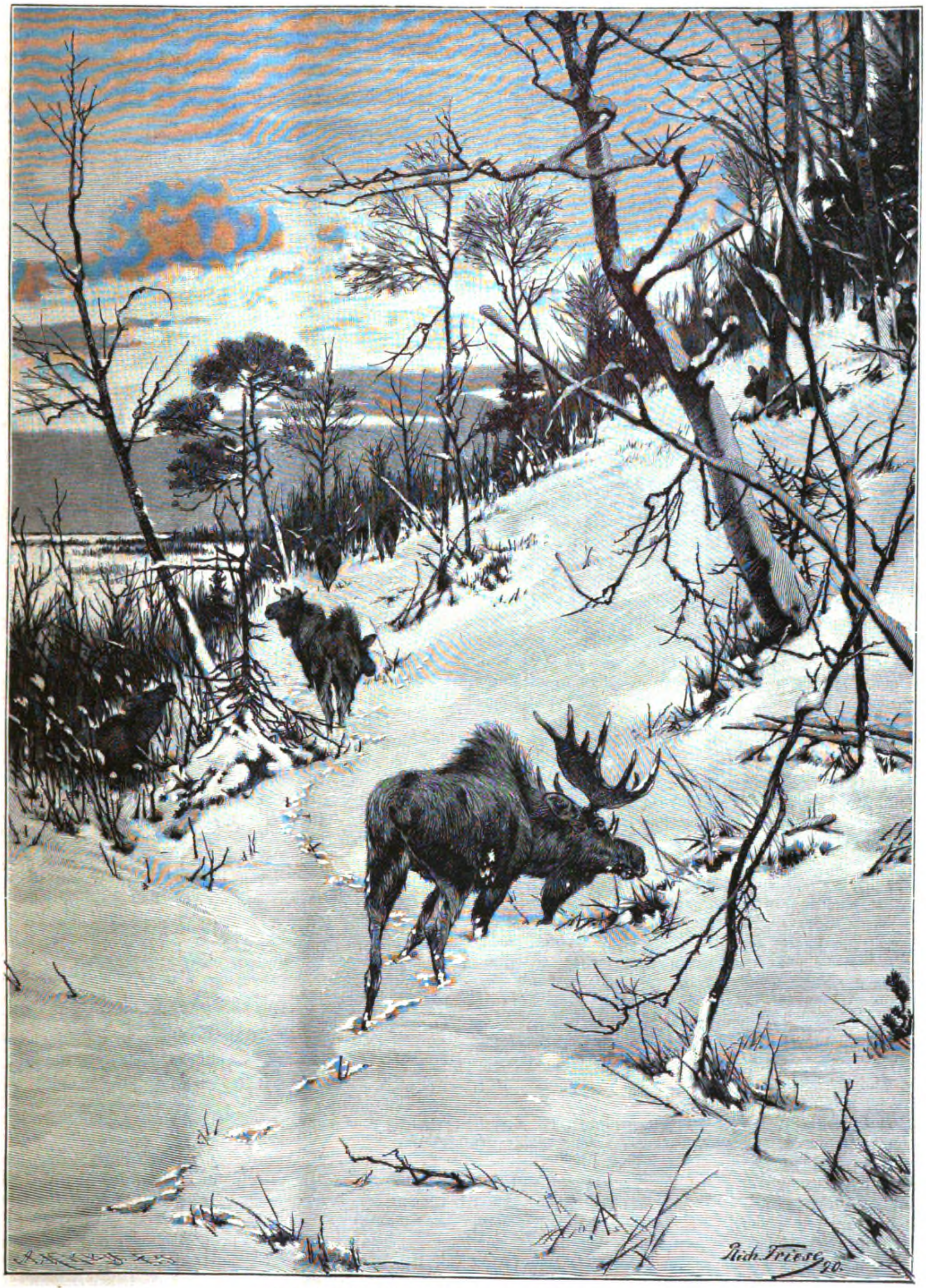
Der Schaffner muſterte den demütig vor ihm ſtehenden Juden mit einem ſtrengen Blick, der ein wenig milder wurde, als er zwiſchen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand desſelben verſtohlen einen Thaler blinken ſah.

„Wie weit fahren Sie, Moſes?"

„Bis über die Grenze, Herr Kondukteur, weit nach Rußland hinein, bis nach Hauſe."

„Na, denn man rin," und der Schaffner ſchob den Juden in ein leeres Koupee dritter Klaſſe und ſchloß die Thüre hinter ihm. „Wenn das Pack wieder nach Aſien zurück will, kann man ihm ſchon einen Gefallen thun," brummte er dann in ſich hinein, ſich gleichſam vor ſich ſelbſt entſchuldigend, während er den Thaler, den Reichenſtein während des Einſteigens ihm in die Hand gedrückt hatte, in ſeine Taſche gleiten ließ.

Reichenſtein legte die ſchmierige Ledertaſche, die ſein geringes Gepäck enthielt, aus der Hand und drückte ſich in eine der dem Einſteigeperron gegenüberliegenden Ecken des Koupees. Er hätte es nicht nötig gehabt, ſo vorſichtig zu ſein. Auch ſeine nächſten Bekannten, wenn ſie ihm begegnet wären, würden nicht auf den Gedanken gekommen ſein, unter dieſem langen, kaftanartigen und fettglänzenden ſchwarzen Rock könne ſich der elegante Bankier Reichenſtein verbergen, der bei einem berühmten Schneider Unter den Linden arbeiten ließ und wegen ſeiner neumodiſchen Schlipſe vor Jahren an der Börſe den immer noch nicht ganz außer Gebrauch gekommenen Spitznamen „das Krawattenmandl" erhalten hatte. Zudem gab ein lang herabwallender falſcher Vollbart ſeinem Geſicht ein patriarchaliſches Gepräge, und nur ſein Gang oder ſeine Stimme hätten ihn einem ſcharfen Auge und Ohr verraten können, trotzdem er ſich Mühe gab, ſeinen Rücken zu krümmen, als habe er ſeit Jahren das armſelige Geſchäft eines ruſſiſchen Bündeljuden betrieben, und trotzdem er zu ſeiner Befriedigung merkte, daß es ihm keine Schwierigkeiten machte, den Dialekt der oſteuropäiſchen Juden zu reden, den er geſprochen hatte, als er vor Jahren nach Berlin gekommen war. Auch durfte er nicht fürchten, um dieſe Zeit vielen Bekannten auf dem Centralbahnhof Friedrichſtraße zu begegnen. Es war noch Nacht, jene Stunde der Nacht, in der ſelbſt eine Weltſtadt ihre Augen faſt ganz geſchloſſen hält, zwiſchen drei und vier Uhr morgens, der Zug ein Bummelzug, der wenig und nur von Leuten benutzt wurde, die wohlfeil reiſen wollten. Reichenſtein hatte eigentlich beabſichtigt, erſt den Vormittagsſchnellzug für ſeine Flucht zu benutzen, und demgemäß hatte er auch Roſenthal die Zeit ſeiner Abreiſe angegeben. Aber als er ſich im Beſitz des von Roſenthal beſorgten Koſtüms und eines ruſſiſchen Paſſes geſehen hatte, war es wie eine Unruhe über ihn gekommen, der er nicht mehr widerſtehen konnte. Die Berliner Luft bedrückte ihn plötzlich, und hatte er vorher gemeint, der Schnellzug ſei der paſſendſte für ihn, weil er ihn in kürzerer Zeit über die Grenze gebracht hätte, ſo hatte er ſich ſchließlich doch für den Bummelzug entſchloſſen, weil er ſich ſagte, daß er um dieſe Nachtſtunde viel weniger beobachtenden Augen ausgeſetzt ſei, und weil es ihm ſchon wie eine Erlöſung von dem plötzlich über ihn gekommenen Alpdruck erſchien, das Weichbild Berlins hinter ſich zu haben. Er war nervös geworden, und er zuckte auch zuſammen, als der Schaffner noch einmal das Koupee öffnete, um das Billet zu koupieren. Als dann aber die Thüre ins Schloß fiel und gleichzeitig der Pfiff der Lokomotive ertönte, atmete er tief auf und lehnte ſich behaglich in die Ecke zurück. Noch einmal richtete er ſich auf und taſtete nach der Bruſttaſche, in der er den Paß und eine kleine Geldſumme wußte, dann nach den langſchäftigen Stiefeln hinunter, in denen er die großen Pakete mit Banknoten verborgen hatte — darauf ſchien er ernſthaft an Schlaf zu denken. Wenigſtens ſchloß er die Augen. Nicht mit der Vergangenheit beſchäftigten ſich ſeine Gedanken — die lag abgeſchloſſen hinter ihm. Das ruheloſe Hirn ſpann neue Pläne für die Zukunft — als der Zug nach wenigen


Rich. Frieſe 90.

Ziehendes Elchwild. Nach dem Gemälde von Richard Frieſe.

Minuten hielt und er vom Perron das Wort „Station Börſe“ hereinklingen hörte, lächelte er wie im Traum, — auf der Berliner Börſe würde man ihn niemals wieder ſehen, dachte er, aber es gab ja deren in der ganzen Welt, er würde ſeine Heimat wiederfinden ...... Ein neuer Pfiff, wieder eine kurze Fahrt, ein Halten, von draußen herein tönte der Ruf „Station Jannowitzbrücke“, Reichenſtein lehnte mit geſchloſſenen Augen in der Ecke, er rührte ſich nicht, er gedachte der Zukunft — —

Die Abſchiedsſzene zwiſchen Reichenſtein und Roſenthal war rührend geweſen. Ihnen Beiden hatten Thränen in den Augen geſtanden. „Hier ſind dreißigtauſend Mark, es iſt mein halbes Vermögen, das ich Ihnen anvertrau', Roſenthal,“ hatte Reichenſtein geſagt, indem er dem Vertrauten ein gutverſchnürtes Päckchen übergab, „und was Sie machen ſollen, hab' ich Ihnen aufgeſchrieben, damit Sie's nicht vergeſſen. In ein paar Wochen oder Monaten ſehen wir uns drüben in New York, und machen Sie inzwiſchen keine Dummheiten.“

Roſenthal hatte glückliche Reiſe gewünſcht und des Bankiers Villa in der Tiergartenſtraße verlaſſen. Aus einem hellerleuchteten Zimmer hatte Rebekkas Stimme bis über den Vorgarten herübergeklungen — ,,una voce poco fa“ — ſie übte für alle Fälle. „Das letzte Mal, daß ſie ſingt zum Vergnügen,“ hatte Roſenthal gemurmelt. „Ich könnt' jetzt zuhören, ohne daß mich's was koſtet, — ich mag nicht.“ Eilig war er weitergeſchritten. Plötzlich wieder blieb er ſtehen und ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn. „Iſt er dümmer als ich oder hat ihn der Herr mit Blindheit geſchlagen?“ murmelte er und dann, ſich beſinnend, daß er keine Zeit zu verlieren habe, ſetzte er eilig ſeinen Weg fort. „Könnt' ich nicht hingehen auf die Polizei und könnt' ihn anzeigen? Es wär' mir ein Vergnügen, wenn ich's thät' und ich dabei wär', wenn ſie ihn faſſen und ich ihm ſagen könnt': ‚Guten Tag, Herr Reichenſtein, haben Se niſcht mehr von alte Sachen?‘ — Es wär' mir ein Vergnügen, aber es darf nicht ſein. Es wär' ein teures Vergnügen, es wär' ein Vergnügen, das mich koſtet dreißigtauſend Mark. Es iſt mir auch ſo ein Vergnügen. Meint er, ich ſoll fahren nach Hamburg und ſoll fahren übers Waſſer und ſoll gehen zu James Lewiſon in New York, was noch geheißen hat vor fünf Jahren Jakob Levyſohn, ehe er weggegangen iſt aus Berlin wegen ſchlechte Geſchichten, und ſoll ihm ſagen: ‚Herr Lewiſon, Sie wiſſen Beſcheid, und nun geben Sie mir zu eſſen, bis ankommen wird Herr Reichenſtein und ich ihm kann abliefern ſeine dreißigtauſend Mark?‘ — *Seine* dreißigtauſend! Hat er mich nicht betrogen vor zwanzig Jahr um dreitauſend zum wenigſten, was heute könnten ſein dreißigtauſend und mehr, wenn er geweſen wär' ehrlich zu mir? Ich hab' das Geld und ich behalt's, es iſt mein! — Reichenſtein will fahren mit dem Morgenzug, ich werd' fahren ſchon mit dem Nachtzug, — warum ſoll ich nicht auch fahren dahin, wo ich bin hergekommen, und wo ich hab' mehr Glück gehabt als hier. Ich bin nicht für Berlin, ich bin zu ehrlich. Und wenn ich ihn drüben treffen ſollt' und er mich fragt: ‚Roſenthal, warum biſt du nicht in New York, wo ich dir doch hab' geſagt, du ſollſt dich melden bei James Lewiſon‘, werd' ich ihm ſagen: ‚Sei ſtill, Reichenſtein, nichts haſt du mir zu ſagen. Sei froh, wenn ich nichts ſag'!‘“

Und Roſenthal war ſchnellen Schrittes ſeiner elenden Wohnung in der Alexanderſtraße zugeeilt, wohin er für ſich einen ganz ähnlichen Anzug beſorgt hatte wie für Reichenſtein und auch einen ruſſiſchen Paß, lautend auf den Israeliten Moritz Silberſchlag aus Lodcz und vorſchriftsmäßig viſiert von der ruſſiſchen Botſchaft in Berlin, — auch ein geübtes Auge hätte die Fälſchung kaum entdecken können. Er hatte es nicht weit bis zum Bahnhof Jannowitzbrücke und es lag ihm daran, nicht zu früh zu kommen. Warum ſollte er müßig dort ſtehen und warten. So trat er gerade auf den Abfahrtsperron, als der Zug hielt, und ſein Auge ſchweifte ſuchend an den Koupeefenſtern entlang, einen möglichſt leeren Wagen zu entdecken. Der Schaffner, welcher Reichenſtein das Koupee geöffnet hatte, ſah ihn und lachte. „Noch einer von der Sorte,“ murmelte er, „gegenſeitig werden ſie ſich ja wohl nichts thun, und wenn ſie zu zweien drin ſind, können ſie ſicher ſein, daß ſie allein bleiben.“

„Wenn Sie mitwollen, machen Sie ſchnell,“ rief er Roſenthal an, indem er das Koupee aufriß, „eine Minute, wir fahren weiter.“ Damit ging er zu dem nächſten Wagen, zum Einſteigen zu mahnen.

Reichenſtein hatte inſtinktiv den Kopf dem entgegengeſetzten Fenſter zugewandt, als er die Koupeethür öffnen hörte. Einen Augenblick ſchoß es in ihm auf, den Schaffner anzufahren, aber er beſann ſich, daß er nicht aus der Rolle fallen dürfe und daß es ihm, ſo lange er dieſen Kaftan trug, auferlegt ſei, zu dulden und zu ſchweigen.

Es war ziemlich dunkel in dem Koupee, da Reichenſtein den Schirm der Lampe heruntergedrückt hatte, und Roſenthal erkannte nur, daß in der hinterſten Ecke jemand ſaß. So warf er die Thür hinter ſich zu und drückte ſich in den Platz neben derſelben, den Schaffner erwartend, um ihm ſein Billet vorzuzeigen. Aber der hatte ihn wohl vergeſſen oder wollte das Billet auf einer der nächſten Stationen koupieren, — er kam nicht.

Roſenthal wurde des Wartens müde und er fing an, ſich damit zu unterhalten, zu erforſchen, wie ſein ſtummer und immer noch angelegentlich aus dem Fenſter ſchauender Reiſegefährte wohl ausſehen möge. Er konnte anfangs nur die Umriſſe unterſcheiden, aber allmählich gewöhnte ſich ſein Auge an die Dunkelheit, und er fand, daß der Mitreiſende in ſeiner äußeren Erſcheinung ihm ſelber nicht unähnlich ſei. Ein kurzer Halt auf einer kleinen Station machte ſeinem Forſchen vorläufig ein Ende; er wandte das Auge wieder nach dem Stationsperron und hielt ſein Billet bereit, aber der Schaffner ließ ſich nicht ſehen.

Dieſe Minute benutzte Reichenſtein, um ſeinerſeits eine Muſterung zu halten. Die Stationslichter warfen einen hellen Schein gegen das Fenſter, und trotzdem er ſich nicht getraute, ſeinen goldenen Klemmer zu benutzen, entdeckte er doch ſo viel, daß er keinesfalls ſich des Mitreiſenden wegen Sorge zu machen brauche. Wieder pfiff die Lokomotive, der Zug ſetzte ſich in Bewegung, bald war er heraus aus dem Weichbilde Berlins. Ein heller Schein glühte aus dem Oſten auf, dem er entgegenfuhr, ein Morgendämmern. Reichenſtein und Roſenthal ſahen ſich in die Augen und erkannten ſich. Der erſtere erſtaunte nur, den letzteren durchfuhr ein zitternder Schrecken.

Aber bald hatte ſich Roſenthal wieder gefaßt. Was machte es aus, ob er Reichenſtein ſchon jetzt oder erſt jenſeits der Grenze begegnete, — er war ja wehrlos, und Roſenthal hatte ſich ja auf die Begegnung gefreut. Und ſeine Augen, die zuerſt unruhig geworden waren, begegneten kalt und ſtählern dem Blicke Reichenſteins.

„Sieh da, Roſenthal, geht's hier nach Hamburg?“ ſagte Reichenſtein ſcheinbar ohne Überraſchung, und er ſchob ſich auf ſeiner Bank dem ſchräg gegenüber Sitzenden näher. „Und ich dachte, du wollteſt erſt morgen fahren?“

Vielleicht war es die gleiche Situation, in der ſich beide befanden, die Reichenſtein unwillkürlich veranlaßte, das freundſchaftliche „Du“ der Jugend wieder aufzunehmen, vielleicht auch der Haß, der in ihm emporſtieg, als er inne wurde, daß ihn ſeine Menſchenkenntnis Roſenthal gegenüber im Stich gelaſſen hatte.

Roſenthal war bei der Anrede Reichenſteins noch mehr in ſeiner Ecke zuſammengekrochen, aber ſeine Augen blieben feſt auf den Gegner gerichtet. Auch ſeine Stimme klang nur wenig unſicher.

„Was wird's dich angehen, wohin ich fahr' und wann ich fahr',“ ſagte er. „Hab' ich zu fürchten, daß ich werd' ſteckbrieflich verfolgt? Kann ich doch fahren, wohin ich Luſt hab'.“

„So,“ ſagte Reichenſtein und rückte noch ein Stückchen näher, „und fährſt du nicht für mein Geld?“

(Fortſetzung folgt.)

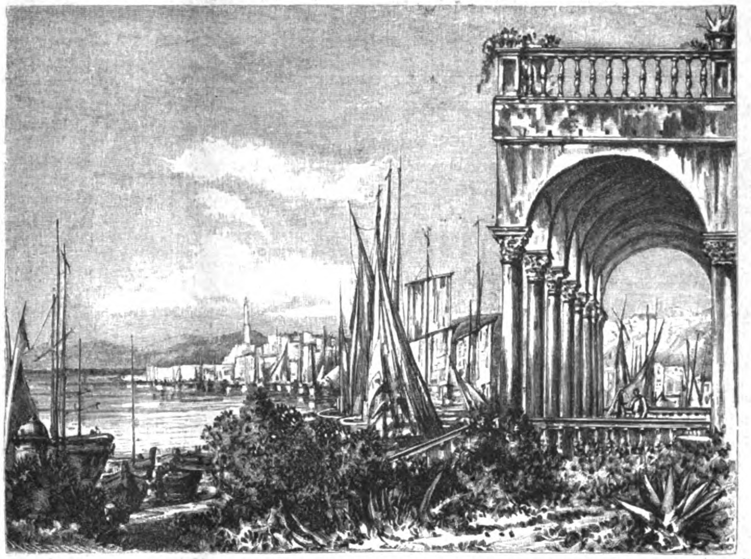
Genua.

La superba, ſo nannte man ehedem die Stadt, welche im weiten Rahmen des Mittelmeeres und darüber hinaus eine gebietende Stellung einnahm, eine Stellung, von der heute nur noch die hiſtoriſche Erinnerung übrig iſt. Aber „die prachtvolle“ heißt ſie auch heute noch mit Rückſicht auf ihre Lage an einem wundervollen Meerbuſen der Riviera, wo Lorbeeren, Myrten und Roſen das ganze Jahr hindurch blühen, wo herrliche Marmorpaläſte auf die blaue Meeresflut herabſchauen.

Nicht mehr politiſch gebietend iſt die Stadt, in der einſt die Doria geherrſcht, ſeit ſie dem piemonteſiſchen Staate einverleibt wurde; an die Stelle weltbewegender Plane trat der Ausbau der Handelsintereſſen und die Eröffnung neuer orientaliſcher Bahnen. Genua, als erſte Handelsſtadt des einigen Königreichs Italien, neuerdings als natürlicher Schlußpunkt der Gotthardbahn, nahm einen neuen Aufſchwung und heute tritt es in Wettbewerb mit Marſeille, der uralten Gebieterin des mediterraneiſchen Handels.

Durch die alten Marmorgebäude, die wohl ſchon einen an Venedig erinnernden Verfall zeigten, ſtrömte neues Leben, neue verjüngende Kraft, und die Bildſäule des größten Sohnes der Stadt, des Kolumbus, die am Hafen ſteht, deutet darauf hin, daß ein Ziel des Welthandels hier mündet; denn mit Amerika hat Genua direkte Dampferverbindung. In dem zackigen Einſchnitt in die Felſenküſte, welcher hier den Hafen bildet und über dem terraſſenförmig ſich die hohen Häuſer und Paläſte erheben, dehnt ſich ſtundenweit ein langer Maſtenwald mit den Flaggen aller Länder, ertönen alle Sprachen und liegen die Kauffahrer aus Indien, welche den Suezkanal paſſierten, neben den Dampfern aus Südamerika. Ein rieſiger Verkehr hat ſich allmählich hier entwickelt zwiſchen den mächtigen Molen, die mit ihren großen Leuchttürmen weit ins Meer hineinragen. Gegenwärtig berechnet man den Wert der Einfuhr auf 300, den der Ausfuhr auf 100 Millionen Mark; es liefen ein Schiffe der großen Fahrt etwa 3000 im Jahre mit einer Million Tonnen Gehalt, zu denen ſich dann noch 10 000 kleine Küſtenfahrzeuge mit etwa ebenſoviel Gehalt geſellen.

Im Hafen von Genua, dem gewaltigſten Italiens, pulſiert friſches Leben, und wohin Marſeille und Trieſt ihre Fühler im Levantehandel ausſtrecken, da ſind ſie ſicher, auch auf die Konkurrenz von Genua zu ſtoßen.



Am Hafen von Genua, von der Villa Doria aus geſehen. Originalzeichnung von L. Th. Choulant.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Ein merkwürdig wißbegieriges Kind! Obſchon ihm das Bedürfnis nach der Pfeife noch ganz fremd iſt, unterſucht der Kleine ſie doch mit einer Umſtändlichkeit, als ob er Kenner wäre. Und der Großvater ſieht lächelnd zu, wie die kleinen Fingerchen im Innern des Pfeifenkopfes herumkrabbeln. Die Pfeife iſt zwar ſein Stolz, aber der Kleine iſt ſein „Augentroſt,“ und er würde nicht einmal böſe werden, wenn die Fingerchen des Spieles plötzlich überdrüſſig würden und den zerbrechlichen Kopf fallen ließen. — Der geniale Tiermaler Richard Frieſe hat mit Vorliebe das in Deutſchland faſt ausgeſtorbene Elchwild zum Gegenſtand ſeiner Studien gemacht. Das Elentier oder Elch iſt eine Art der Gattung Hirſch aus der Abteilung der geweihetragenden Wiederkäuer. Es zeichnet ſich vor den übrigen Hirſcharten durch ſeine Größe und Stärke und durch das ungeſtielte, mit dem breiten Grunde faſt unmittelbar auf dem Stirnzapfen aufſitzende Geweih aus, dem Augen und Mittelſproſſen fehlen und deſſen Ende ſehr verbreitert und fingerförmig eingeſchnitten iſt. Der kurze, plumpe Leib ruht auf hohen Beinen, die Hufe ſind ſchmal, tief geſpalten und durch eine Bindehaut vereinigt, der Kopf mit ſeiner breiten überhängenden Oberlippe iſt häßlich. Die ganze Geſtalt macht einen abenteuerlichen Eindruck und iſt Urſache, daß eine Menge von Sagen um das Tier geſponnen wurden. Es iſt noch heute in den waldbedeckten und ſumpfigen Ebenen des nordöſtlichen Europa, durch ganz Nordaſien und in einzelnen Strichen Nordamerikas verbreitet und nährt ſich von Baumzweigen, Schößlingen, Sträuchern und Rinde, in den Waldungen großen Schaden anrichtend. In Deutſchland findet ſich das Elchwild nur noch im Revier Ibenhorſt, Kreis Gumbinnen, wo es in einer Anzahl von ungefähr hundert Stück ſorgfältig gehegt wird.

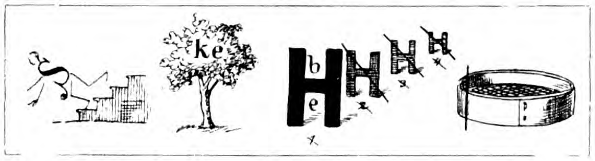
Die Kaninchen.

Seit einigen Monaten hat Berlin ſeinen ſich regelmäßig wiederholenden Kaninchenmarkt, und die hohen Fleiſchpreiſe, deren Einwirkung auf das Haushaltungskonto beſonders unſerer ſtädtiſchen Leſerinnen ſich gewiß recht ſchmerzlich geltend machte, ſcheinen dahin zu führen, daß das billige Kaninchenfleiſch ſich mehr und mehr Freunde erwirbt. Wer längere Zeit in Belgien oder Frankreich lebte, weiß, wie unbegründet unſer Vorurteil gegen den zahmen „Haſen“ iſt — wir haben anno 70/71 ſo manchen lapin mit wahrem Wohlbehagen gegeſſen, und das Fleiſch vieler Geflügelpaſteten, welche als beſondere Delikateſſe auf unſerer Tafel erſchien, iſt ſicher nicht auf dem Hühner-, ſondern auf dem Kaninchenhof gewachſen. Freilich trifft man in Deutſchland faſt nie auf eine rationelle Kaninchenzucht; dieſelbe iſt vielmehr bei uns leider zu einer Spielerei der lieben Jugend geworden und unſere vortreffliche einheimiſche Raſſe dabei mehr und mehr entartet. Bei der außerordentlichen Ergiebigkeit und Leichtigkeit der Zucht wäre es wohl wünſchenswert, daß dieſelbe wieder einen größeren Umfang gewinnt, ſie liefert beſonders dem kleinen Manne nicht nur regelmäßig einen guten Braten auf den Tiſch, ſondern auch einen hübſchen Überſchuß in die Sparbüchſe — wer ſich für die Einzelheiten intereſſiert, leſe in Brinkmeiers vortrefflichem Kaninchenbuch (Ilmenau, Aug. Schröter) die bezüglichen Angaben ſelbſt nach. An Abſatzgebiet fehlt es jetzt faſt nirgend. Bei uns finden ſich in allen größeren Städten regelmäßige Abnehmer ſelbſt für umfangreiche Poſten, und es läßt ſich wohl annehmen, daß auch unſere Konſervenfabriken bald dem Beiſpiele der auſtraliſchen Konkurrenz folgen und Kaninchenfleiſch in ihre Preisliſten aufnehmen werden. Spaßhaft genug: in Auſtralien war vor einigen Jahren der Kaninchenreichtum zu einer Kaninchenplage geworden, und man ließ ſich ſogar einige Schüler Paſteurs kommen, welche den Tieren künſtlich eine verheerende Krankheit einimpfen ſollten — die Kaninchen ſpotteten aber der franzöſiſchen Herren und vermehrten ſich trotz Impfſtoff luſtig weiter. Heute iſt man ſehr froh darüber, denn die Kaninchen werden zu Hunderttauſenden als Schiffskonſerven verarbeitet, welche den lebhafteſten Abſatz gefunden haben. Sp.

Sicilianiſche Fibel.

Eine Fibel iſt nach unſern Begriffen ein trockenes Ding und manche deutſche Mutter, welche ihre Kinder in die Myſterien des ABC und des Leſens einführt, hat ſchon gewünſcht, daß ein wenig Poeſie mit der Proſa des Leſens verbunden ſein möchte. An die deutſchen Mütter mußte ich denken, als mir eine ſicilianiſche Fibel zur Hand kam. Das iſt ein Büchlein, mit Hilfe deſſen viele Generationen das Leſen erlernt haben und trotz der Neuzeit mit ihren Errungenſchaften an neuen Fibeln weiß es ſich doch zu behaupten. Es iſt ein ergötzliches Buch, und eben deshalb will man von Änderungen nichts wiſſen. Auf der erſten Seite beginnen die großen Buchſtaben des ABC. — So ſagen wir, aber niemand ſagt ſo in Sicilien. Über dem großen A ſieht

Bilderrätſel.



1. Rätſel.

Ich wölbe mich prächtig zum Himmel empor,
Reich ſchmückt mich zu Zeiten ein duftender Flor;
Ich biete den Vögeln ein luſtig Gemach,
Und ermüdeten Wandrern ein ſchützendes Dach.
Mit goldenem Glanze durchzieh ich das Land,
Für die Armen ein Schatz, für die Reichen ein Tand,
Und wer durch die Gnade des Herrn mich empfing,
Den ehren die Menſchen, ob hoch ob gering.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag eines berühmten Mannes läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben durch Rechnung finden.

Dividiert man den um 2 vermehrten Quotienten der Jahreszahl und der Monatszahl durch die Datumszahl, ſo erhält man 7. Dividiert man die doppelte Jahreszahl durch die 25fache Differenz der Datumszahl und der Monatszahl, ſo erhält man 9.

Weſſen Geburtstag iſt gemeint?

3. Vierſilbige Scharade.

Es dient das Ganze als die letzten Zwei
Der beiden Erſten Dauer zu vermehren;
Vorzüglich dann, wenn du von Sorgen frei
Es dankbar, frohen Herzens kannſt verzehren.

Fr. St.

4. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen: a) Von Trier über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Kabul? b) Von Reims über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen nach Linz? c) Von Zug über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen nach Uri?

5. Arithmogriph.

3	9	1	2	4
14	9	2	10	12
8	9	7	6	5
9	13	9	2	4
14	2	11	11	9

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die fünf wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen Baum,
2. Einen dramatiſchen Dichter,
3. Eine militäriſche Charge,
4. Eine Stadt in Weſtfalen,
5. Eine gefeierte Künſtlerin.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo nennen die Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze ſtehendes Quadrat bilden, einen hervorragenden Komponiſten unſerer Zeit.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

man ein großes Kreuz, und deshalb ſagen die kleinen ABC-Schützen: „Wir lernen das heil. Kreuz“ (Dialekt: **Santa cruci**). Wer in Sicilien nichts vom Alphabet verſteht, von dem ſagt man: Er hat nicht einmal das heilige Kreuz gelernt. — Bei uns zeigt die Mutter den erſten Buchſtaben und ſagt: Der heißt A, und das Kind ſagt A, — in Sicilien dagegen hat jeder Buchſtaben einen Namen, der von ſeiner Geſtalt hergenommen iſt. Die Mutter zeigt auf den erſten Buchſtaben A und ſagt zum Söhnchen: Sieh doch, welch ein hübſches Bild — ein reizender kleiner Hut (Dialekt: **Lu cappiduzzu** Hütchen); dann kommt B: Sieh doch, da haben wir eine Brille. Das C iſt der Halbmond. Nun aber D; was für ein Bild iſt das? Die Mutter ſagt: Der hat ſein Bäuchlein an der verkehrten Seite, alſo nennen wir ihn **pancia indietro**. Damit iſt natürlich die erſte Lektion beendigt, denn mancherlei ſchöne Geſchichten knüpfen ſich daran, auch erregt das D ein munteres Gelächter. In der folgenden Lektion knüpfen ſich daran die Laute der Buchſtaben. Jeder der großen Buchſtaben repräſentiert in der Fibel ein Bild, z. B. H iſt ein Stuhl mit Lehnen, I ein Stock, P gibt zu lachen, denn dieſer Buchſtabe heißt **Panza supra**, d. h. Bauch oben, O iſt ein Ochſenauge, V ein Hufeiſen ꝛc.

Hat das Kind „das heil. Kreuz“ gelernt, ſo folgt die zweite Stufe, welche im Dialekt **arrijúnciri** (verbinden) heißt, alſo das Syllabieren. Da fragt oft eine Mutter die andere: **ê cincu littri?** Dies will ſagen: Kann das Kind ſchon fünf Buchſtaben zuſammenſetzen? Vielleicht heißt die Antwort: Mein Junge iſt ſchon weiter, er iſt ſchon: **In primo luogo.** Was das ſagen will, zeigt die Fibel, welche im dritten Abſchnitt kleine Sätze enthält. Der erſte Satz lautet verzweifelt unkindlich und wäre in einer deutſchen Fibel unmöglich: „**In primo luogo ricordati dei due precetti: non fare agli altri quello, che non vorresti fosse fatto a te.**“ (An erſter Stelle erinnere dich der zwei Gebote: Was du nicht willſt das dir geſchieht, das thu auch keinem andern nicht.) Wenn das Kind die drei erſten Worte leſen kann: „**In primo luogo**“ — ſo iſt es der Stolz ſeiner Mutter. So war es ſeit Jahrhunderten, ſo iſt es heute, und wollte man jenen Satz in der Fibel ſtreichen, ſo würde dies in den Augen der Mütter ein Sakrilegium ſein. Der Deutſche läßt ſeinen deutſchen Rhein ſich nicht nehmen, ſo verteidigen die Mütter Siciliens ihr: „**In primo luogo.**“ — Wenn ein Kind beim Leſen nicht fleißig iſt, und trotz aller Mühe es nicht zum: „**In primo luogo**“ bringt, ſo wird unter Umſtänden harte Strafe angewendet. Schläge? Nein. Nachſitzen? Nein. Der Lehrer ſteckt ſeinen Zeigefinger in den Mund und betupft in Gegenwart der übrigen Schüler mit dieſem naſſen Finger die Naſenſpitze des trägen Schülers. Dies iſt eine Ehrenſtrafe der ſchlimmſten Art und bekannt unter einem derben Ausdruck, der in Sicilien, weil allbekannt, keinen Anſtoß erregt.

Elektriſche Bahn in Halle.

Die alte Univerſitätsſtadt Halle wird die erſte deutſche Stadt ſein, welche eine größere elektriſche Bahn in regelmäßigem Betrieb beſitzt. In kurzem ſoll daſelbſt nämlich eine faſt ſieben Kilometer lange von der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft in Berlin erbaute Strecke dem Verkehr übergeben werden. Dieſelbe iſt nach dem, vor einigen Monaten auch an dieſer Stelle des Näheren erörterten Syſtem Sprague konſtruiert, alſo mit oberirdiſcher Stromzuleitung: ein ſehr ſtarker Siliciumbronzedraht führt in den engeren Straßen an den Häuſern, in den breiteren an beſonderen eiſernen Gittermaſten befeſtigt, den elektriſchen Strom den in den Wagen befindlichen Betriebsmaſchinen zu. Es iſt in Ausſicht genommen, die Wagen ſich in Abſtänden von 6 Minuten folgen und ſie, ſelbſt bei den teilweiſe recht bedeutenden Steigungen, mit 9 Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde fahren zu laſſen. Man ſieht den Betriebsreſultaten in den Kreiſen der Elektrotechniker mit ungemeiner Spannung, aber doch allgemein auch mit der ſicheren Überzeugung entgegen, daß die Strecke ſich vollkommen bewähren und für die elektriſche Perſonenbeförderung bahnbrechend wirken wird. S.

Eine Heiratsprozeſſion.

In Rom beſteht außer anderen Hunderten von kirchlichen Vereinen auch die **Arciconfraternità della Madonna Annunziata**, welche bis 1870 eine ſeltſame Prozeſſion alljährlich am erſten Oktoberſonntag (Roſenkranzfeſt) ins Werk ſetzte. Sie wählten etwa 150 junge Mädchen aus, deren jede als Mitgift für eine etwaige Heirat 30 Dukaten erhielt und dieſe ſo bereicherten Heirats-Kandidatinnen zogen in feierlicher Prozeſſion durch die Hauptſtraßen der Stadt, wo natürlich viel Volk verſammelt war, welches dieſe Prozeſſion keineswegs ſtumm betrachtete. Die Mädchen trugen weiße Kleider und darüber einen bis zu den Füßen wallenden Schleier, der ihnen den Namen **Ammentate** (mit Schleiermantel verſehen) gab. Dabei war die untere Hälfte ihres Angeſichts ebenſo verhüllt, wie bei orientaliſchen Frauen und — ſeltſam zu erzählen — jedes Mädchen hatte die Anweiſung auf dreißig Dukaten rechts am Gürtel befeſtigt! — Sie ſtellten ſich bei dieſer Prozeſſion dem Volke Roms öffentlich als Heiratskandidatinnen vor und meiſtens erhielten ſie bald darauf Heiratsanträge. T.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 17.

Bilderrätſel.

Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft.

1. Citatenrätſel.

Glücklich allein iſt die Seele, die liebt.

2. Zweiſilbige Scharade. Laudon.

3. Füllrätſel.

A	n	g	e	r	s
G	l	o	g	a	u
T	h	e	m	i	s
L	a	t	o	n	a
H	a	h	n	k	e
K	l	e	t	t	e

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſetzung. — Die Zukunft unſerer höheren Schulen. Von Dr. E. von Sallwürk. — Heinrich Schliemann. Von Dr. Oskar Doering. Mit Porträt. — Mutter! Gedicht von Frida Schanz. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Genua. Mit einer Illuſtration. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Großvaters Augentroſt von G. Jakobides, und Ziehendes Elchwild von Richard Frieſe. — Die Kaninchen. — Sicilianiſche Fibel. — Elektriſche Bahn in Halle. — Eine Heiratsprozeſſion.

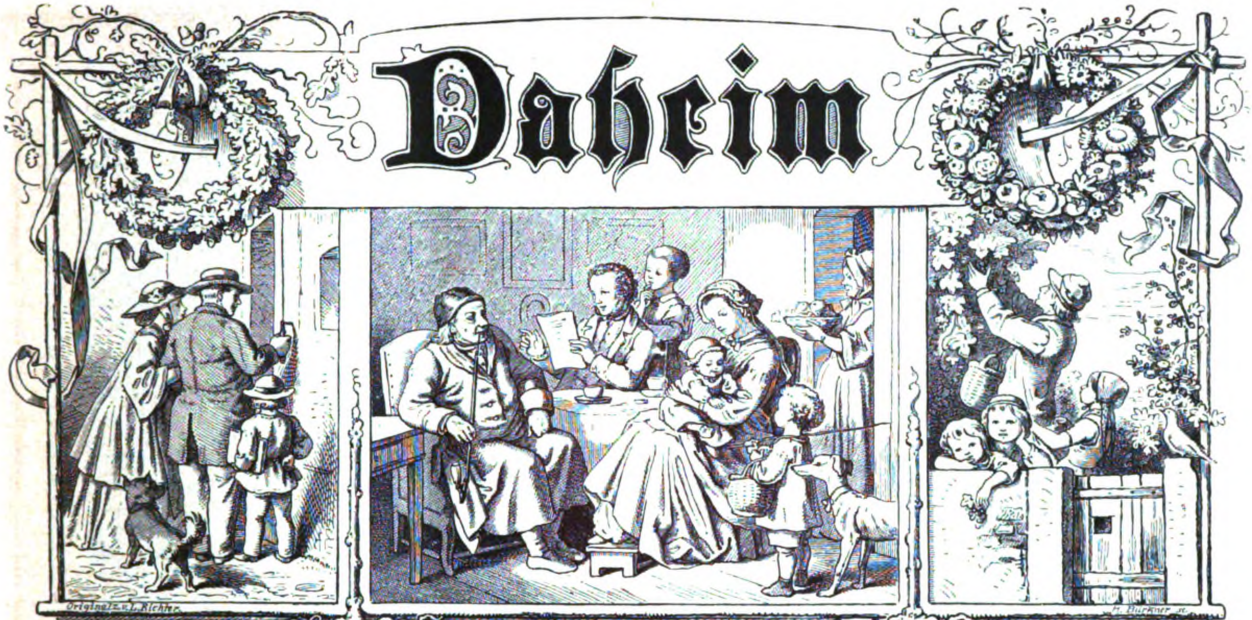
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Februar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 19.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Arnold ſah auf. „Zu gunſten Herberts?“ fragte er gedehnt. Die Funken auf der Diele, von der Sonne abgerufen, waren verſchwunden, es ſchien ihm ſo dunkel im Zimmer.

„Was die Güter betrifft, gewiß,“ verſetzte der alte Baron lebhaft. „Kommt es zur Erbteilung, ſo erhältſt du das, was dir zukommt, bar oder in Schuldurkunden, die auf Werden verzinslich ruhen bleiben.“

„Ich denke doch, Papa,“ wandte Arnold ein, „daß die Beſprechung dieſes Gegenſtandes verfrüht iſt. Noch erfreuſt du dich ja rüſtigſter Geſundheit.“

„Nein,“ erwiderte der Baron beſtimmt, „in meinem Alter kann man plötzlich dahingehen, und mit bitterem Selbſtvorwurfe müßte ich ins Grab ſteigen, wenn ich dieſe Angelegenheit nicht ſchon bei Lebzeiten geordnet. Setze dich zu mir,“ fuhr er vertraulich fort, „noch näher, ſo! Ich will dir ein kleines Bild der Sachlage geben. — Sieh 'mal: Falls du nach meinem Tode etwa auf Teilung der Güter drängteſt, ſo würde kein Geſetz gegen dich ſprechen. Du würdeſt es durchſetzen. Trotzdem gäbe es noch Mittel und Wege, wie etwa durch ein Teſtament, deinen Willen zu beſchränken. Ich aber verſchmähe ſolchen Druck. Ich wende mich an deinen freien Willen. Willſt du mir verſprechen, die Überlieferung unſers Hauſes nicht zu gefährden? Willſt du?“

Arnold fühlte ſich innerlich bewegt, die Stimme des Vaters hatte bei den letzten Worten ſo eigentümlich, wie tief beſorgt, gebebt. Herberts wegen, deſſen Zukunft er ſichern will! fuhr es ihm durch den Sinn. Aber dann kämpfte er dieſes Gefühl nieder. „Ich will, Papa,“ ſagte er traurig, „um deiner Ruhe willen fällt es mir kaum ſehr ſchwer. Die Überlieferung freilich, deren du erwähnſt, läßt mich kalt, und Herbert vollends…“ Seine Lippen zuckten. — „Weiß Herbert darum?…“

„Nein,“ entgegnete der alte Baron und ſchaute dem Sohne aufrichtig bekümmert in die Augen. „Wie ſollte er darum wiſſen? Ich…“ Er brach ab und blickte gerade vor ſich hin auf das Jagdſtück an der Wand, welches einen im Kampfe mit drei rieſigen Fanghunden begriffenen Bären darſtellte.

Da war auch die Sonne wieder. Der weiße Vorhang verwehrte ihr mißgünſtig den vollen Eintritt, ſo ſandte ſie einen Strahl wie ihren Kundſchafter voran. Der glitt vorſichtig in das Zimmer und huſchte an der weißen Fläche der Wand höher und höher empor, bis er, als ob er Raſt halten wollte, auf dem großen, in ſchweren Ebenholzrahmen gefügten Bilde über dem Schreibtiſche zitternd haften blieb. Das Bild ſtellte die ſelige Baronin dar, eine ſchöne Dame mit dunkelem Haar und tiefſchwarzen Augen, aus denen Geiſt und Lebensluſt ſprühten. Ein rotes Samtkleid umſchloß in anmutigen Falten den ſchlanken Leib, eine dreifache Perlenſchnur ſchmückte den weißen Hals, die feine Rechte hielt eine vollaufgeblühte gelbe Roſe. Und, wie von dem Schimmer angezogen, wandte der Baron ſeinen Blick dem Bildniſſe zu. Der Sonnenſtrahl nahm ſeine Wanderung wieder auf, und wie er die Augen der ſchönen Frau umſpielte, da grüßten und winkten ſie wie im warmen goldenen Widerſcheine ſeltſam geheimen Lebens. Lange, mit ſchmerzlicher Sehnſucht, ſah der alte Baron zu ihnen empor, dann ſenkte er den Blick auf Arnold, um das Auge wieder mit einem Ausdrucke der Überraſchung zu dem Bilde droben zu erheben. Die Ähnlichkeit zwiſchen dem älteren Sohne und deſſen verſtorbener Mutter war ihm noch niemals ſo aufgefallen. Antlitz, Blick, Haltung, alles hatte ſie ihm hinterlaſſen. Und als jetzt Arnold, wie die Gedanken des Vaters erratend, gleichfalls zu dem Bilde aufſchaute, da fand der alte Herr das rechte Wort.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Mein Sohn,“ ſprach er, indem er ſich erhob und Arnold die Hand auf die Schulter legte, mit eindringlichem, faſt feierlichem Tone, „glaube mir, es thut nie gut, in Unfrieden zu ſcheiden. Deinem alten Vater, der dir aufrichtig wohl will, wirſt du nichts nachtragen, ich weiß es! Ich meine Herbert. Was haſt du gegen deinen Bruder? Was verſtört dir die Sinne zum Grolle, ja zum Haß gegen ihn? Er hat es wahrlich nicht um dich verdient. Er iſt dir treu und gut geſinnt, erprobe ihn. Frei und offen darf er den Blick zu dir aufſchlagen. Verſöhne dich mit Herbert, ich bitte dich. Verſprichſt du es mir? Ja?“ …

Das war der alte liebevolle Vater wieder, den Arnold ſo lange ſchmerzlich vermißt hatte. Er ſchlug die Hände vor das Geſicht.

„Ich kann nicht, Papa,“ ſtöhnte er, „du weißt nicht …“

„Iſt es denn ſo viel, was ich von dir fordere?“ fragte der alte Baron ſanft.

„Ja, ſehr viel … Ich bitte dich wenigſtens, laß mir Zeit …“

„Und was das Geld betrifft, ſo mache dir keine Sorge …“

Dieſe Worte klangen noch in Arnolds Ohren nach, als er ſchon geraume Zeit an einem der altertümlichen Rundbogenfenſter des Schloßſaales ſtand und mit leerem Blick hinausſtarrte. Ja, er war doch gut, der Vater. Und dann, wer weiß, ob er ihn nach der Trennung jemals wieder ſah! Um ſeinetwillen; nur um ſeinetwillen wollte er Herbert die Hand zur Verſöhnung bieten, jedoch nur dann, wenn er in anderer Hinſicht ſeiner ſicher war.

Tante Ida, die, von ihren Wirtſchaftsgängen ausruhend, ahnungslos zu ihm getreten war, weckte ihn durch einen leiſen freudigen Ausruf aus ſeinem Sinnen.

In der mit alten Linden bepflanzten, bogenförmig zum Herrenhauſe führenden Allee wurde eine mit vier Schimmeln beſpannte Equipage ſichtbar. Die Leydenſchen kamen, um den gewohnten Sonntagsbeſuch, deſſen Reihe heute an ſie gelangt war, abzuſtatten. Faſt zu gleicher Zeit mit ihnen fuhr der leichte Jagdwagen Herberts aus Kreyſingen vor. Während Tante Ida in rauſchendem, ſchwarzem Seidenkleide den Ankömmlingen entgegeneilte, verblieb Arnold unbeweglich auf ſeinem Platze.

Da ſtiegen ſie aus dem Wagen: der korpulente Herr von Altenhauſen mit ſeinem unter dem grauen Haar friſch und luſtig herausſchauenden roten Geſichte, darauf ſeine Frau und endlich Margarete. Wie geſchäftig Herbert herabſprang und den Damen half! Jetzt trat er zur Seite und machte ſein gewohntes kühles Geſicht — aber nein! wie nun das Fräulein ſeine Ritterdienſte durch freundlichen Gruß und warmen Händedruck lohnte, da leuchtete es förmlich in ſeinen Augen auf, und ſeine Lippen lächelten faſt glücklich. Freilich, er war ein ſtattlicher Burſche mit der zierlichen, biegſamen Geſtalt, den ariſtokratiſchen, gemeſſenen Manieren und den feinen Zügen! Ihr Schönheitsſinn wußte ſo etwas zu würdigen. Und ſie ſelbſt, wie gut ſie ausſah! Nur etwas bleich heute, aber das hob das Vornehme ihrer Erſcheinung nur noch günſtiger hervor. Das angenehme Geplauder mit Herbert nahm kein Ende. Jetzt endlich ſchritten ſie hinter den anderen her die Treppe herauf. „Ich wette, daß ich auf der richtigen Fährte bin,“ murmelte Arnold, und ſein Herz klopfte in wilden Schlägen. Wo waren alle ſeine guten Vorſätze geblieben? Nur der beſorgt prüfende Blick des Vaters, den er auf ſich ruhen fühlte, vermochte ihn, dem eintretenden Herbert die Hand zu reichen. Ebenſo kühl fiel die Begrüßung mit dem Fräulein aus. Der befremdete Ausdruck in ihren Augen ſchien ihm zu ſagen, daß ſie auf eine Begegnung mit ihm, der ſonſt ein ſeltener Gaſt in Werden war, nicht gefaßt geweſen war. Doch da überſchüttete ihn ſchon Altenhauſen, von ſeiner Frau unterſtützt, mit vorwurfsvollen Fragen. Warum er ſich nicht mehr in Leyden zeige? Ob er ſeine alten Freunde vergeſſen habe? Ob er krank ſei? Dieſe Freundlichkeit beſchämte ihn, er antwortete ausweichend. Heimlich aber ſpähten ſeine Blicke zu Herbert und Margarete herüber, die nebeneinander ſaßen und ſich eifrig unterhielten. Er lauſchte; was ſie da beſprachen, waren ja nur gleichgültige Dinge, aber die Behandlung derſelben erſchien ihm bemerkenswert. Herbert erzählte von ſeinen Reiſen. Eine förmliche Entdeckung, daß er ſo liebenswürdig zu plaudern verſtand! Und ſie, wie auffallend lebhaft ſie auf ſeine Fragen und Bemerkungen einging! Für ihn aber hatte ſie keinen Blick, kein Wort, er exiſtierte nicht für die beiden, denen über ihrem beglückenden Zuſammenſein die ganze äußere Welt verloren ging. Wie ärgerlich, daß Altenhauſen jetzt die abgeſchmackte Frage an ihn richtete, ob es eines alten Edelmannes würdig geweſen, in der Abenteurerarmee eines erſten Napoleon zu dienen! Er wußte, dieſe Frage hatte auf einen Streit Bezug, der zwiſchen den alten Herren losgebrochen war und bereits ſeit einiger Zeit ſein geräuſchvolles Weſen trieb. Dieſe Annahme wurde ihm auch durch den Vater beſtätigt, welcher mit heftigen Gegenfragen und Ausrufen dazwiſchen fuhr und nun wieder Arnold zu gunſten ſeiner Meinung zu beeinfluſſen ſuchte. Nur mühſam vermochte er Antwort zu geben, er wußte ſelbſt nicht, wie er ſich endlich entſchied. Was kümmerte ihn das alles? Seine Gedanken waren ganz wo anders, ſie wanderten hinter dem Paare her, das ſich jetzt erhoben hatte und im Saale auf und nieder ſchritt.

Beim Mittageſſen ging es ſehr fröhlich zu, nur Arnold verhielt ſich beobachtend und ſchweigend wie vorhin, ſprach aber dem feurigen Weine um ſo eifriger zu. Es war ihm läſtig, daß er den Blick des Vaters häufig mit einem enttäuſcht-kummervollen Ausdrucke auf ſich ruhen fühlte.

Nachher wurde Muſik gemacht; jeder mußte ſein Scherflein beitragen, und auch Arnold wurde aufgefordert, ſeine Kunſt zu zeigen. Ohne zu zögern, ſetzte er ſich an das Klavier und ſang mit klangvoller Stimme, in leidenſchaftlich bewegten Tönen, ein Lied, deſſen Inhalt und Melodie fremdartig wirkten. Als er geendet, fragte ihn Frau von Altenhauſen nach der Bedeutung der vorgetragenen Weiſe.

„Ein tſcherkeſſiſches Lied, das ich einſt in den Bergen ſingen hörte,“ erwiderte Arnold. „Das Lied von der Untreue, es kam mir von ungefähr in den Sinn. Der Inhalt iſt traurig. Ein ruſſiſcher Fürſt, jung und reich, liebt die reizende Frau eines Häuptlings der Berge, und ſie erwidert ſeine Neigung. Bei dem greiſen Gatten wirbt er mit reichem Kaufangebote um den Beſitz der Geliebten und vertraut ihm ſein heimliches Liebesglück, zugleich mit dem Geſtändnis der Schönen, daß ihr Herz ihm, dem Fürſten, allein gehöre. ‚Behalte deine Schätze, Fremdling, mein Weib iſt mir um ſie nicht feil,‘ erwidert ihm finſter-ſchwermütig der Häuptling. ‚Doch willſt du ſie noch einmal ſchauen, ſo geh in meine Hütte, dort ſchläft die Ungetreue, mit meinem Dolch in der Bruſt und meinem erkalteten Kuß auf den Lippen, den letzten Schlaf.‘“

„Welch wilder, packender Stoff!“ meinte Frau von Altenhauſen nachdenklich.

„Vor allem auch ein wahrer!“ entgegnete Arnold mit Betonung, indem er einen ſchnellen Blick zu Margarete herüberſchoß. „Bei jenen barbariſchen Völkern wird die Untreue immer ſo gerächt. Und auch der bloße, herzlos ſpielende Verrat der Liebe entgeht dort ſeiner Ahndung nicht.“

Alle in der Geſellſchaft fühlten aus dieſen Worten eine geheime Beziehung heraus, ohne ſich freilich über ihre Bedeutung klar zu werden. Für einen Augenblick ſtockte das Geſpräch, man ſah ſich gegenſeitig mit verwunderten Mienen an. Und allmählich legte ſich eine Wolke der Verſtimmung über den eben noch ſo froh gelaunten Kreis. Margarete hatte ſich erhoben und war zu den älteren Damen getreten, auf ihren Wangen brannte eine leichte Röte, und über ihren Augen lag es wie ein Flor.

Es wirkte wie befreiend, als jemand den Vorſchlag machte, das ſchöne Wetter zu einer Bootfahrt auf dem See zu benutzen. An der Brüſtung des weit in die Flut hinausgebauten Bretterſteges ſchaukelten in der leichten Brandung zwei Kähne, die den Waſſervergnügungen der Schloßbewohner dienten. Als Arnold das kleinere, nur zwei Perſonen faſſende Fahrzeug von der Kette löſte, ſah er das Fräulein, das zufällig gleich nach ihm den Steg betreten, unmittelbar vor ſich ſtehen. Einer unwillkürlichen Eingebung folgend, reichte er ihr die Hand und half ihr hinein; im nächſten Augenblicke, während die anderen noch damit beſchäftigt waren, das größere Boot zu beſteigen und es ſich dort bequem zu machen, hatte er abgeſtoßen und ſeinen Kahn mit einigen heftigen Ruderſchlägen weit in den See hinausgetrieben. Die beiden in dem kleinen Fahrzeuge wußten ſelbſt nicht, wie es gekommen war, daß ſie ſich ſo plötzlich allein einander gegenüber befanden. Arnold ſchien nur mit den Rudern, die er meiſterhaft führte, beſchäftigt; ſchnell und immer ſchneller glitten ſie über die ſchimmernde Fläche dahin, zum verdrießlichen Erſtaunen der anderen, wie die ihnen über das Waſſer hin nachgeſandten Rufe bekundeten. Margarete hatte anfangs einen verwunderten Blick auf ihr Gegenüber geworfen und ſich wie erſchrocken umgeſchaut, dann aber nahmen ihre Züge den Ausdruck ſtolzer Ruhe an und unverwandt ſtarrte ſie in die leiſe bewegte, durchſichtige Flut, aus deren Tiefen breitblätterige Waſſerpflanzen mit grünen Armen an die Oberfläche rankten. So erreichten ſie die Stelle, wo eine dichtbewaldete Inſel den See flußartig verengte. Als ſie um die Spitze derſelben bogen, verſperrte das Laub der Bäume jede Ausſicht auf die nächſte Umgebung und den breiteren Spiegel des Sees; ſie befanden ſich hier in größter, ungeſtörter Einſamkeit. Arnold zog die Ruder ein und ließ den Kahn von den Waſſern treiben, welche faſt lautlos an die Wandung ſchlugen. Seine Miene drückte unverkennbare Erregung aus.

„Verzeihen Sie,“ ſprach er haſtig, mit faſt unmerklichem Spott, „daß ich Sie der Geſellſchaft entführt, in der Sie ſich ſo wohl fühlten; doch ungeſäumt ſollen Sie ihr zurückgegeben werden, ſobald Sie mir auf eine Frage geantwortet haben, die keine Zeugen duldet.“

Sie richtete ſich höher auf. „Ich verſtehe Sie nicht.“

„Ich will kurz ſein,“ fuhr er fort und warf einen ſpähenden Blick umher. „Als Sie mir ſo ungünſtigen Beſcheid gaben, waren Sie damals aufrichtig gegen mich?“

„Sie beſitzen kein Recht zu dieſer Frage,“ erwiderte ſie in tiefverletztem Tone. „Kein Recht mehr,“ verbeſſerte ſie ſich. „Nachdem, was heute vorgefallen… Ich bitte Sie, laſſen Sie uns umkehren.“

„Noch nicht!“ preßte er hervor. „Kein Recht, ſagten Sie — o doch! So will ich Ihnen denn ſelbſt die Antwort auf meine Frage geben. Hören Sie! Sie haben Ihr Spiel mit mir getrieben, Sie lieben Herbert! Und das“ — er ergriff ſie mit plötzlicher Bewegung am Handgelenk, ſo daß der goldene Reif, welchen ſie am Arme trug, ihr tief und ſchmerzhaft ins Fleiſch ſchnitt — „und das dulde ich nicht! Hören Sie, ich dulde das nicht!“

Wieder erſchien die harte, ſenkrechte Falte auf ſeiner Stirn, die ſeinen Augen jenen ſeltſamen, furchterregenden Ausdruck verlieh, vor dem ſie damals bereits im Walde innerlich erſchauert, — heute noch ausgeprägter, noch drohender. So ſehr ſie ſich ſträubte, ſie konnte ſich ſeiner Wirkung nicht entziehen; wie gebannt mußte ſie hinſtarren, ihr war, als ob der Blick Arnolds ſich langſam an ihrem Herzen feſtſog. „Eher,“ rief nun dieſer, und er machte eine heftige Bewegung, daß das Boot wie in hoher Meeresbrandung hin und her ſchwankte, „eher ſoll uns beide der See verſchlingen! Er iſt tief und gibt, was er einmal hat, nicht wieder heraus.“ Seine Stimme klang ganz nahe an ihrem Ohr, zugleich breitete er die Arme aus: „Komm!“ Da plätſcherte es von der Ecke der Waldinſel her in gleichmäßigen Schlägen, und das größere Boot bog mit ſeinen Inſaſſen in die Bucht hinein. Altenhauſen ſaß am Steuer: „Hollah, haben wir euch endlich!“ rief er halb ärgerlich aus der Ferne herüber. Dann, nach wenigen Minuten, ein Ruck, ein Schaukeln, die Fahrzeuge lagen Rand an Rand dicht nebeneinander. Die Ankömmlinge ſchienen von der Szene, die ſich ſoeben blitzſchnell abgeſpielt, gar nichts oder doch nur wenig bemerkt zu haben. Harmloſe Verwunderung, ſcherzender Unwillen, neckender Zuruf: Was denn dieſe Flucht bedeute? Warum man die anderen in Stich gelaſſen? Ob das eine Art ſei? Nur auf dem Antlitz Herberts, um ſeine feſt zuſammengepreßten Lippen, in ſeinen prüfend-forſchenden Augen lag es wie mühſam unterdrückte, unſägliche Spannung.

Während es der weiblichen Gewandtheit des Fräuleins bald gelang, ſich in die Schwierigkeit der Lage zu finden und die Erregung ihres Innern mit dem Mantel gewaltſam erzwungener Ruhe zu verhüllen, vermochte Arnold nur mit ungeheurer Anſtrengung den Taumel ſeiner Empfindungen, die vorhin wie toſende Sturmwellen an dem Damm ſeiner klaren Beſinnung gerüttelt, niederzukämpfen. Wie fernes Meeresrauſchen umtönten ihn die Stimmen ringsumher, und als nun die Boote wandten und das Ruder in ſeiner Hand mit leiſem Rauſchen in die Flut tauchte, da war es ihm, als ob ein fremder Arm den ſeinen leite, als ob er in einem ſchweren Traume läge, aus dem ihm das Erwachen nicht glücken wollte. Wie die Wellen ſo leiſe und ſchmeichelnd an die Wandung des Kahnes ſchwollen! Wie die Tropfen an den Schaufelenden des Ruders ſo luſtig emporſpritzten, in der Sonne glitzerten und dann, an dem glatten Holze herablaufend, wiederum in ihr urſprüngliches Element verſanken! So war auch ihm alles hinweggeſunken, was ihm einſt Glück und Luſt bedeutete, aus dem goldigen Licht in die ewige Nacht! Es war alles aus! Wie durch einen Nebel gewahrte er einmal Margarete vor ſich, bleich und ſtill, die Blicke wie bei der Heimfahrt ſtarr in die Flut gerichtet, doppelt ſchön und begehrenswert in ihrer geheimen Trauer…

Aus der völligen Verſunkenheit ſeiner Gedanken weckte Arnold ein ſcharfer, rauher Luftzug, der um ſeine Schläfe ſtrich. Er ſchaute verwundert um, ſich zurechtzufinden. Wie er in dieſen entlegenen Teil des Werdenſchen Parkes gekommen, wo er ſich von der übrigen Geſellſchaft getrennt, er wußte es nicht, und es kümmerte ihn kaum. Was wollte er noch bei den anderen, die ſich ſtets feindlich und gehäſſig gegen ihn benommen, — ſie, der er am meiſten vertraut hatte, voran! Die völlige, ungeſtörte Einſamkeit, welche ihn jetzt umfing, that ihm ſo wohl; wie Frieden wehte es ihn an. Fort mit den unnützen Gedanken — Vergeſſen, nur Vergeſſen! Und doch, wie läſtige Mücken am Teich, kamen ſie wieder, jene häßlichen Erinnerungen, und ließen ſich nicht wehren. Namentlich die Erinnerung an Margarete. Ohne Zweifel, was ſoll er's leugnen, er hatte ſich roh und rückſichtslos gegen ſie betragen! Aber hatte ſie es nicht verdient, tauſendfach verdient? Auf Verrat gehört keine Schonung. Und dann: Herbert wird ſie ſchon zu tröſten wiſſen, ha, ha! Er blieb ſtehen. Wie das Blut in ſeinen Adern auf- und niederraſt und der Schmerz ihm im Hirn zuckt! Er lehnt ſich an den glatten ſchlanken Stamm einer Edeltanne, die mit ihrer dunklen Krone wie eine Waldkönigin über die anderen Bäume hinwegragt, und preßt die brennende Stirn gegen die kühle Rinde. Wie das erfriſcht, wie das herzerquickend, beruhigend duftet!…

Da fallen auch ſchon die erſten Schatten der Dämmerung herab. Tiefe Stille, nur ein leiſes Raſcheln von einem frühvergilbten Blatt, das langſam herniederſinkt, und das hinſterbende Gezirp eines einſamen Vogels im Zweigverſteck. Und jetzt iſt auch dieſes verſtummt. Doch nein. Da kommt es den dunklen Lindengang herauf, menſchliche Schritte, die ſich nähern und kurz vor ihm ſtill halten. Er tritt hinter den Schatten eines Gebüſches. Was hält er mit Atmen inne, was klopft ſein Herz ſo heftig! Seine Ahnung trügt ihn nicht: wie es aus dem Gange heraus ins Freie tritt, da erkennt er deutlich das nahende Paar: Herbert und Margarete. Nun bleiben ſie wieder ſtehen und ſprechen miteinander, wie zärtliches Koſen klingt's. Täuſcht er ſich nicht? Nein, auf ſein Gehör kann er ſich verlaſſen. Nun ſchreiten ſie weiter. Wie unangenehm! Der Schatten der junggepflanzten Eichenallee verdeckt ihre Geſtalten halb. Er muß die Zweige des Flieders vor ihm auseinanderbiegen, um beſſer zu ſehen. Da, ſie halten wieder inne. Trügt ihn das Zwielicht des ſcheidenden Tages oder iſt es ein äffender Spuk, den ihm ſeine Einbildungskraft vormalt? Nein, auch ſeinen Augen darf er vertrauen. Er gewahrt's ganz deutlich: ſie ſenkt ihr Haupt, für den flüchtigſten Teil eines Augenblickes zwar nur, auf Herberts Schulter, ſo daß ein Teil ihres weißen Nackens förmlich ſchimmernd vom Dunkel der Umgebung ſich abhebt. Und er hält ihre Hand — wie lange, wie warm er dieſe ſchlanke Hand umklammert! — und bewegt die Lippen. Ja, er ſpricht — einzelne Töne ſogar dringen verloren an den Lauſcher heran — er muß ſogar gut ſprechen, denn hebt Margarete jetzt nicht den Kopf zu ihm empor und lächelt ihn an? Genug und aber genug! Bis zum Ekel genug! Der Späher im Gebüſch will nichts weiter ſehen. So hat er doch recht gehabt! So hat die hübſche Schlange ihn dennoch betrogen, damals, als ſie ihn ſo heuchleriſch vertröſtete. Aber jetzt fort, nur fort! Die Stunde der Abrechnung wird kommen, ſo oder ſo! Und dennoch packt ihn plötzlich gewaltige Luſt, hervorzutreten und mit höhniſchem Gruß an dem Paar vorüberzugehen. Doch nein, da nahen von der anderen Seite ſtörende Schritte. Stimmen werden laut, ein friſches, etwas rauhes Lachen: ſo lacht nur Altenhauſen! Die übrige Geſellſchaft kommt…

Auf heimlichen Umwegen verließ Arnold den Park. Ohne Abſchied begab er ſich in den Stall und ließ Schamyl ſatteln. Als er am Schloſſe vorüber auf der Straße nach Langenhoff dahinſprengte, gewahrte er im letzten Schein des tiefhereingebrochenen Abends, wie ſich die Gitterthür, welche zu Garten und Park führte, öffnete und aus dem Schatten derſelben Herbert und Margarete hervortraten. — — —

Am anderen Morgen hatte ich mich ſchon frühzeitig in den Wald begeben; es gab dort viel zu thun. In den zu Langenhoff und Kreyſingen gehörigen Forſten hatten ſeit kurzem die Vorarbeiten für die geplanten Neuerungen begonnen und die Einſamkeit des Waldes mit dem Leben einer fremdartigen, wohlthätig zerſtörenden Thätigkeit erfüllt. Durchhaue und Lichtungen wurden geſchaffen, überſtändige, zum Verkauf beſtimmte Reviere abgeholzt und die Grenzen der künftigen Schläge beſtimmt. Das Klingen der Axt und das Kreiſchen der Säge miſchten ſich mit dem dumpfen Krachen zu Boden ſinkender Stämme, dem Rufen der Arbeiter und den Mahnworten der Aufſeher. Zu jener Morgenſtunde freilich — es mochte nach dem Stande der Sonne etwa halb acht Uhr ſein — lag der Ort, an dem ich mich verabredeter Maßen mit dem Landmeſſer treffen ſollte, noch in tiefſter Stille da. Der Erwartete war noch nicht zur Stelle: richtig, ich erinnerte mich, daß er erſt um acht Uhr hatte erſcheinen wollen. Die Holzknechte arbeiteten heute eine gute Strecke weiter in den Wald hinein, und durch das Rauſchen des im ſchrägen Widerſcheine der Morgenſonnenſtrahlen zitternden Laubes, durch das leiſe Summen der Inſekten im Mooſe drang zuweilen der ferne, gedämpfte Schall ihrer Äxte zu mir herüber. Ich benutzte die Zeit bis zum Kommen des Landmeſſers, um mich einige hundert Schritte weiter in der Richtung zum Wolfsmoor zu begeben, wo vor einiger Zeit Holz gehauen worden war. Da, in gemächlichem Dahinſchreiten, ſtutzte ich unverſehens. Hatte ich recht gehört? Mir zur Rechten erhob ſich dichter, ſtark mit Unterholz durchſetzter Fichtenwuchs, von dorther hatte ich etwas wie undeutliches Stimmengewirr zu vernehmen geglaubt. Doch mußte das wohl Täuſchung ſein, denn wie ich jetzt aufmerkſam lauſchte, blieb alles ſtill. Da, wie ich den Fuß weiterſetzen wollte, vom Winde herübergetragen, derſelbe auffällige Laut. Was bedeutete das zu dieſer Stunde, an dieſem Ort? Singende oder ſtreitende Arbeiter vielleicht? Aber die hatten ja dort nichts zu thun. Kurz entſchloſſen ſchlug ich mich ins Dickicht. Der Wald war hier nur ſchmal, ſchon nach wenigen Minuten des Ausſchreitens lichtete er ſich, und durch die Lücken der Bäume ſchimmerte mir die ungeheure Fläche des Moors entgegen. Die Gegend veränderte ſich, das Nadelholz verkümmerte und ſchrumpfte zuſammen, und anſtatt des Farrenkrautes, das bisher üppig am Grunde gewuchert, ſchoſſen, obwohl der Boden noch wenig an Härte verlor, jene eigentümlichen Halme auf, die der Region des Sumpfes angehören. Als ich aus der Dunkelheit des Dickichts hervor auf die Fläche herauszutreten im Begriff war, bot ſich mir ein ganz unerwartetes, überraſchendes Bild, und wie angewurzelt blieb ich, halb von dem niedrigen, aber breiten Stamm einer vereinzelt ſtehenden Fichte verdeckt, am Rande des Waldes ſtehen. Auf dem Moospolſter unter einer mäßig großen Birke ſaß Herbert; ein Bündel Pflanzen lag auf ſeinen Knieen, wohl die Beute ſeines morgendlichen botaniſchen Ausfluges. Vor ihm, auf das Gewehr geſtützt und Inka an der Leine haltend, ſtand Arnold in grauem Jagdkittel; er hatte ſich vorgebeugt und ſprach zu dem anderen herab. (Fortſetzung folgt.)

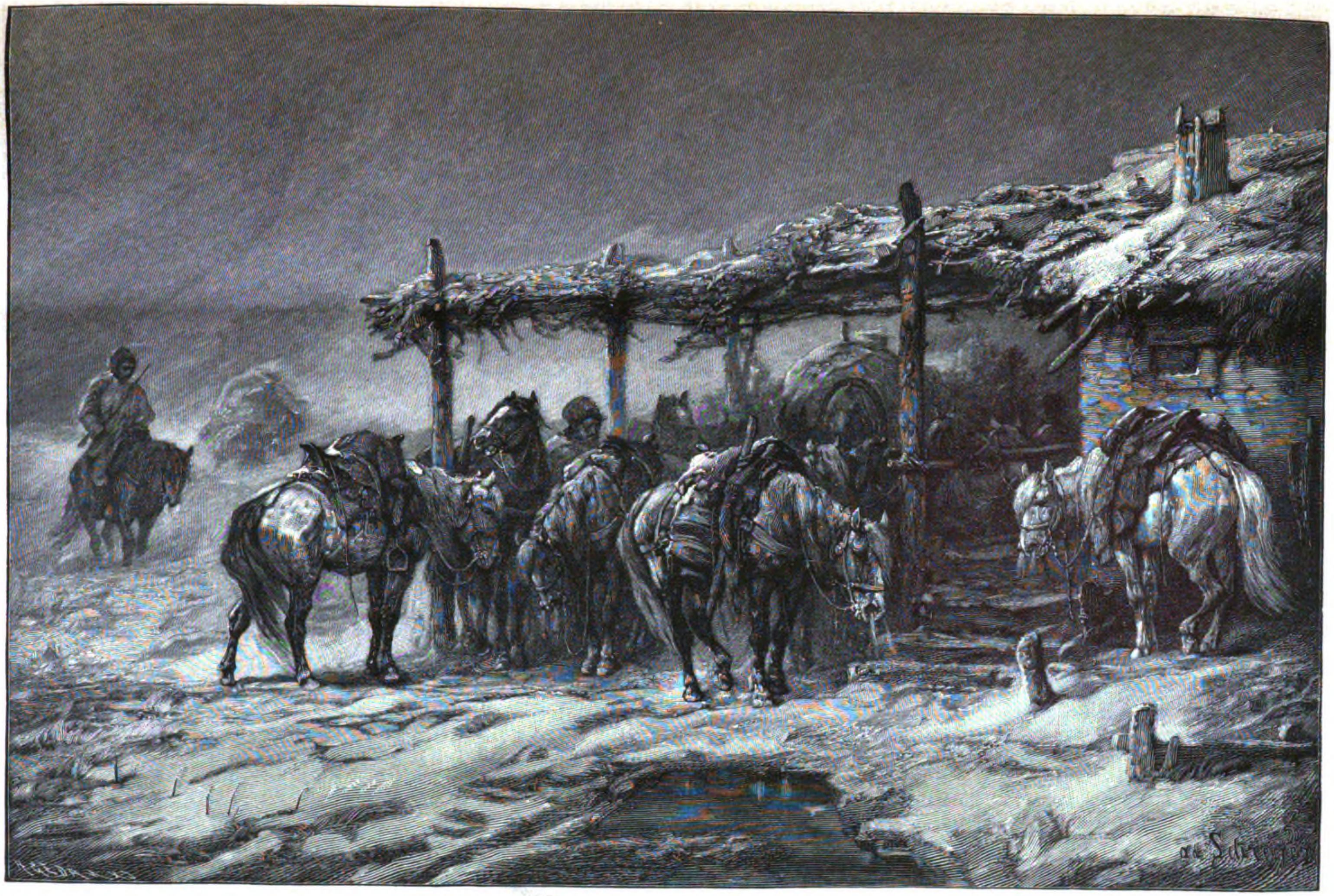
Die Zukunft unſerer höheren Schulen.

Nach den Berliner Verhandlungen vom 4.—17. Dezember 1890.

Von Dr. E. von Sallwürk. (Abdruck verboten.)

II.

Wir haben geſehen, daß die von dem Schulberatungsausſchuß empfohlene Organiſation unſers höheren Schulweſens einen weitgreifenden Einfluß auf die Geſtaltung des Unterrichts in demſelben haben muß. Es ſind aber auch, abgeſehen davon, einige den Unterrichtsbetrieb betreffende Fragen in Berlin verhandelt worden, wovon eine (Frage 4) über den Lehrplan der Realgymnaſien uns nicht mehr beſchäftigen kann, da dieſe Anſtalten künftig ausſterben ſollen. Ein größeres Intereſſe können die Fragen 3, 8, 10 beanſpruchen, welche auf die Möglichkeit einer Einſchränkung der bisherigen Stundenzahlen und einer Vereinfachung der Reifeprüfung hinweiſen. Die Überbürdungsfrage, welche viele Schulmänner ſchon vor einigen Jahren für endgültig begraben anſahen, hat in der denkwürdigen Berliner Verſammlung ihr Haupt noch einmal erhoben. Es iſt ihr aber keine größere Ehre geſchehen als zu jenen Zeiten, da ſie zum erſten- und zweitenmal die Pädagogen in Aufregung verſetzt hat, im Jahre 1836 und im eben abgelaufenen Dezennium: man hat ſich wieder damit begnügt, das Maß der geiſtigen und leiblichen Kräfte eines Schülers nach den Stunden zu bemeſſen, die er für die Schule abzuſitzen hat. Man hat gefragt, ob die Zeit, welche der Durchſchnittsſchüler für die häusliche Arbeit aufwenden muß, nicht das Maß überſchreite. Welches iſt nun dieſer Durchſchnittsſchüler? Iſt es derjenige, welcher bei durchſchnittlicher Begabung nur eine durchſchnittliche Aufmerkſamkeit aufwendet? Oder iſt es der, welcher bei guter Begabung und leichter Sinnesart auch mit einem nur durchſchnittlichen Fleiße auszukommen meint? Dieſe Fragen beginnen alle nicht mit dem Anfange: ſie laſſen es ganz außer Acht, daß ein für die Faſſungskraft und die jeweilige Entwickelungsſtufe des Schülers glücklich berechneter Unterricht, der für den geeigneten Stoff die geeignete Form findet, auch den Durchſchnittsſchüler mit ſich reißt und die leichteſte Sinnesart wunderbar zu vertiefen im ſtande iſt. Und was verſteht man unter häuslicher Arbeit? Sollen die öden Stunden, welche ein Schüler, an der Feder kauend, vor dem noch unbeſchriebenen neuen Blatte ſeines Aufſatzheftes zubringt, in ſeine Arbeitszeit eingerechnet werden? Hier kann nur von innen geholfen werden; denn die ſchlimmſte Überbürdung, welche auch beſtanden hat, als manche Anſtalten ſelbſt hinter dem wünſchenswerten Maß häuslicher Aufgaben zurückblieben, iſt die geiſtige, die den Schülern Dinge zumutet, für welche ihnen das geiſtige Organ noch nicht gewachſen iſt. Auf ſolche Erwägungen iſt die Berliner Verſammlung, wie es ſcheint, nicht eingegangen. Sie hat aber gefunden, daß die für die alten Sprachen ausgeſetzte Unterrichtszeit vermindert werden kann, wenn die Einführung in die alten Litteraturen als der eigentliche Zweck dieſes Unterrichts angeſehen werde, dem die grammatiſche Unterweiſung nur als Mittel zu dienen habe. Freilich kann man auch in der Verwendung der Mittel ſich vergreifen; eine ſichere Abwägung zwiſchen Mitteln und Zwecken wird aber erſt gewonnen werden, wenn das dringendſte Bedürfnis unſers höheren Schulweſens erfüllt iſt, eine wirklich



Ad. Schreyer

Walachiſche Poſtſtation. Nach dem Gemälde von Ad. Schreyer.

pädagogiſche Berufsbildung der Lehrer, welche durch die jetzt erfolgte Einrichtung der preußiſchen Seminargymnaſien uns noch nicht gewährleiſtet zu ſein ſcheint. Man will auch ſonſt noch einige Erleichterungen der Stundenzahlen eintreten laſſen, um dem deutſchen Unterricht und dem Zeichnen mehr Raum zu gewähren. Merkwürdigerweiſe ſoll aber das Zeichnen in der unterſten Gymnaſialklaſſe wegfallen, wo es faſt unentbehrlich iſt. Der lateiniſche Aufſatz ſoll nicht mehr als „Zielleiſtung“ gelten, alſo jedenfalls in der Maturitätsprüfung wegfallen; ebenſo wird auf die ſchriftliche Verſetzungsarbeit im Griechiſchen verzichtet, welche den nach Prima übergehenden Schülern der preußiſchen Gymnaſien ſeit der Zeit auferlegt war, als die griechiſche Stilarbeit in der Maturitätsprüfung geſtrichen wurde.

Es erhob ſich nun das Bedenken, ob nicht, wenn in einzelnen Fächern die Lehrſtunden eine Verminderung erfahren, die häusliche Arbeit der Schüler wieder übermäßig werde in Anſpruch genommen werden. Man verlangte alſo, was ſo oft verlangt worden und eigentlich ſich von ſelbſt verſteht, daß die unterrichtliche Hauptarbeit in der Schule geleiſtet werden müſſe. Dies ſetzt eine Beſſerung der Lehrmethode voraus, und ſo iſt die Verſammlung doch endlich in den Hafen der Pädagogik eingelaufen, aus dem ſie hätte auslaufen ſollen. Wir können uns daher gewiſſer Beſorgniſſe noch nicht entſchlagen. Es handelt ſich hier ja offenbar um die Kunſt, das, wozu die bisherige höhere Stundenzahl kaum genügt hat, jetzt in noch kürzerer Zeit zu ſtande zu bringen. Man will alſo den nämlichen Fehler wieder begehen, in welchen man vor etlichen Jahren verfallen iſt, als man die allerſeits beklagte Überbürdung dadurch heilen wollte, daß man für die nicht oder nur unbedeutend verminderte Arbeit eine kürzere Arbeitszeit anſetzte, als wenn eine Laſt leichter vom Orte bewegt würde, wenn man dem Arbeiter dafür eine kürzere Zeit anwieſe. Gerade jene lebhaften und thatkräftigen Lehrer, die mit ihrer Arbeit ſo leicht fertig werden, daß jede ernſtliche methodiſche Erwägung ihnen nur eine künſtliche Verzögerung eines ja ganz glatt ablaufenden Geſchäftes ſcheint — ſie haben uns die Überbürdung gebracht. Möge nur der neue Berliner Beſchluß die Zahl dieſer ſchnell fertigen Erzieher nicht noch vermehren. Wie die „beſſere Stellung des Lehrerſtandes in ſeinen geſamten äußeren Verhältniſſen“ zur Erreichung dieſes Zieles beitragen ſoll, können wir nicht einſehen; aber wir wünſchen dieſe Verbeſſerung ſelbſt aufs lebhafteſte, eben weil die Arbeit des erziehenden Lehrers ſich nicht ſo leicht abmachen läßt, ſondern zu den mühſeligſten und umſtändlichſten, verantwortungsvollſten und doch oft ſehr wenig dankbaren Geſchäften gehört. Wir nehmen es auch mit Dank an, wenn man an die Stelle der Fachlehrer in Zukunft, ſo weit es geſchehen kann, Klaſſenlehrer ſetzen will, an Stelle der Fachgelehrten wirkliche Erzieher. Wie weit wir freilich mit dem letzteren Worte den Sinn der Verſammlung getroffen haben, werden wir nachher zu erwägen haben.

Über die Vereinfachung oder den etwaigen Wegfall der Reifeprüfung haben wir wenig zu ſagen. Die Verſammlung konnte dieſelbe nicht aufheben, da ſie Beſtimmungen hinſichtlich der Befähigung von humaniſtiſchen und realiſtiſchen Abiturienten getroffen hat, welche eine ſolche Schlußprüfung unentbehrlich machen. Vereinfachungen derſelben ſind aber durchaus erforderlich, weil weder Behörden noch Schulen dem durch die Einführung einer allgemeinen Entlaſſungs- oder Übergangsprüfung nach dem ſechſten Schuljahr außerordentlich vermehrten Geſchäfte mehr werden nachkommen können, wenn man ſich dabei nicht auf das durchaus Erforderliche beſchränkt. Alle Prüfungen dieſer Art ſind drückend, ungerecht, aufregend und aufreibend, wenn das innere Leben einer Schule, deſſen Früchte dabei ſollen geerntet werden, keine Kraft beſitzt; ſie ſind eine wenig beläſtigende Form, wenn ſie nur an den Tag legen ſollen, was der geregelte Gang einer gut eingerichteten Anſtalt ſchließlich leiſtet. Die ſtaatliche Beaufſichtigung dieſer Prüfungen, die dieſelben feierlicher, bisweilen aber auch bedenklicher erſcheinen läßt, kann keinen anderen Zweck haben, als aus dieſer letzten Leiſtung einer Schule zu beurteilen, ob ſie regelmäßig gearbeitet und ob der Lehrplan, deſſen entſcheidende Wirkung nun erprobt wird, zweckentſprechend ſei. Damit iſt zugleich das Mittel gegeben, die Ungehörigkeiten eines Schulbetriebes und die etwaigen Mißſtände der Prüfung zu erkennen und die Art zu beſtimmen, in welcher ihnen künftig zu begegnen ſein werde: wenn die Abiturientenprüfung weſentlich andere Ergebniſſe zu Tage fördert, als die vorher genau feſtzuſtellenden Urteile der Lehrer erwarten ließen, ſo iſt die Prüfung falſch oder der Lehrplan ungeeignet. Man muß alſo zunächſt nicht gegen die Schüler einſchreiten, ſondern den Lehrplan wieder genau prüfen und, unter Umſtänden, der Prüfung eine andere Form geben. Im ganzen ſind die Dinge gegenwärtig an den höheren Schulen Deutſchlands ſo geordnet, daß die Reifeprüfungen ein richtiges Bild von den Leiſtungen der Schulen geben. Wenn ſich in einzelnen Fächern derſelben, z. B. in Geſchichte, die Forderungen an die Gedächtnisarbeit der Schüler als übermäßig erweiſen, ſo wird der Fehler mehr am Lehrplan als an der Prüfung liegen. Freilich wirken ungemeſſene Forderungen der Prüfungen immer wieder auf die Auffaſſung und Behandlung der Lehrpläne innerhalb der Anſtalten zurück. Dieſe gefährliche Wirkung zu verhüten, wird eben die Aufgabe des leitenden Aufſichtsbeamten ſein. Wenn aber die Lehrpläne richtig entworfen und von pädagogiſch tüchtigen Lehrern ausgeführt werden, ſo muß die Staatsaufſicht ihr Vertrauen zu den Schulen dadurch äußern, daß ſie das Urteil der Lehrer höher ſtellt, als die denſelben vielleicht nicht ganz entſprechenden, aber immer doch etwas zufälligen Ergebniſſe der Prüfung. Man kann nach allem dem die Abiturientenprüfungen weſentlich vereinfachen; ob dann mit Rückſicht auf die Vermehrung der unter ſtaatlicher Oberleitung abzuhaltenden Prüfungen nach dem ſechſten Schuljahr die Zahl der Aufſichtsbeamten zu vermehren iſt, iſt eine ſehr nebenſächliche Frage, welche der Berechnung der Behörden überlaſſen werden kann.

III.

Wir haben jetzt noch die rein erziehlichen Fragen, welche der Verſammlung vorgelegt worden ſind, und die Antworten, welche ſie auf dieſelben gegeben hat, zu erörtern. Es ſind die Fragen über die körperliche Erziehung der Jugend, ſoweit dieſe Sache der Schule ſein kann, über die Einteilung der Schulklaſſen, die ſittliche Bildung der Schüler und die Berufsvorbildung der Lehrer (Frage 9, 7, 12, 11).

Wir möchten ſehr wünſchen, daß die Behandlung dieſer Fragen durch den Schulberatungsausſchuß uns Stoff zu einer ausführlichen Berichterſtattung gegeben hätte; aber die Ausbeute iſt hier nicht reichlich. Daß dem Turnen eine erhöhte Aufmerkſamkeit zugewendet und auch das Jugendſpiel eifriger gepflegt werde, wünſchen ſeit langer Zeit auch die meiſten Schulmänner. An redlichen Verſuchen dazu hat es auch nicht gefehlt; in der Ausführung haben ſich aber bald eigentümliche Schwierigkeiten ergeben. Das Turnen beſitzt heute eine vortrefflich ausgebildete Methode; aber es hält die Schüler zu lange im geſchloſſenen und trotz aller Vorkehrungen ſtaubigen Raume feſt. Zum Spiel aber ſoll man niemand zwingen. Wenn nun die Schule fortab in dieſen Dingen größere Anſprüche an die Schüler macht, ſo iſt ſie noch nicht verſichert, daß ſie nicht der leiblichen und geiſtigen Friſche der Jugend zu nahe trete. Der Schularzt iſt eine alte Forderung der Schulgeſundheitspflege. In einigen Staaten wirkt er ſchon lange; in anderen hat er wenigſtens ſeine Stelle im Beirat der höheren Schulen erhalten. Man darf jetzt hoffen, daß jede Schule einer regelmäßigen ärztlichen Aufſicht unterworfen werde. Dies wird der Wiſſenſchaft der Ärzte ſelber förderlich ſein; wenigſtens verraten viele hygieiniſche Schriften eine bedauerliche Unkenntnis der Schulverhältniſſe. Lehrer und Schüler will man jetzt „in den Grundſätzen der Hygieine“ unterrichten. Auch das darf mit Dank angenommen werden. Vielleicht kommt man allmählich dann zur Einſicht, daß es auch eine geiſtige Geſundheitslehre für den Schulbetrieb gibt, die man bei all dieſen Beratungen zu ſehr vergeſſen hat. Naturgeſchichtliche und geographiſche Dinge, die in der heimatlichen Natur zur Anſchauung kommen können, im Freien zu lehren, iſt ein vortrefflicher Gedanke. Es iſt nur zu bedauern, daß es der Berliner Verſammlung vorbehalten ſein mußte, ihn auszuſprechen; denn die deutſche Pädagogik verlangt das nicht bloß ſeit langer Zeit, ſondern hat dafür auch ganz vortreffliche Anweiſungen an die Hand gegeben. Im ganzen muß man leider geſtehen, daß die Schule mit all ihrer Sorge für die leibliche Geſundheit der ihr anvertrauten Jugend wenig von dem gutmachen kann, was verkehrte häusliche und geſellſchaftliche Gewohnheiten fortwährend verderben. Aber ſie kann die Geſundheit der Schüler ſchädigen durch falſchen Betrieb des Unterrichts, und darum verlangen wir neben der hygieiniſchen Unterweiſung mit noch größerem Nachdruck eine gründliche Vorbildung der Lehrer durch eine Didaktik, die auch den Rat der Phyſiologen nicht verſchmäht, obwohl dieſe auf unſerm Gebiete es über gewiſſe Selbſtverſtändlichkeiten und Allgemeinheiten noch nicht hinausgebracht haben.

Eine gewiſſe Erleichterung wird auch den Lehrern zu teil werden durch die Beſchlüſſe der Verſammlung über das höchſte zuläſſige Maß der Klaſſenfrequenz — vierzig Schüler für die unteren und mittleren, dreißig für die oberen Klaſſen — und der wöchentlichen Unterrichtsarbeit der Lehrer. Daß die beiden Sekunden bei dem Abſchluſſe, den der Lehrplan künftighin mit dem ſechſten Jahrgang herbeiführen ſoll, nicht mehr zuſammengelegt werden können, ergibt ſich von ſelbſt. Die übrigen hierher gehörigen Beſchlüſſe übergehen wir. Man wird ſie teilweiſe ſchon jetzt zu den „frommen Wünſchen" legen müſſen.

Wichtiger iſt uns, daß die Verſammlung auch über die ſittliche Erziehung geſprochen hat. Man hat da die Forderung aufgeſtellt, daß die Schule den Konfirmanden- oder Kommunionunterricht „in jeder Weiſe fördere," daß jeder Schultag mit einer kurzen Andacht begonnen werde, daß „angemeſſene Schulandachten" eingeführt werden, daß die Schule den ſittlichen und patriotiſchen Stoff, den der Geſchichtsunterricht und die Lektüre an die Hand geben, möglichſt ausnütze, daß eine individuelle Behandlung der Schüler eintrete, daß die Schüler in und außer der Schule ſorgfältig überwacht werden, daß die Lehrer in ihrer ſittlichen Haltung nichts zu wünſchen laſſen und daß ihre Stellung als Beamte angemeſſen erhöht werde. Man wundert ſich über dieſe Menge von freilich nicht ſehr neuen Forderungen, die aber in das Innere der Erziehung nur ſehr oberflächlich eingreifen.

Es geſchieht nicht mit Unrecht, daß man über den Mangel erziehlicher Wirkung unſers Religionsunterrichts klagt; aber die Schuld trifft die Schule kaum. Wenn die Religionslehrer, vielleicht im löblichen Streben, ihr „Fach" den anderen Lehrfächern ebenbürtig zu machen, gerade ſo viele und noch mehr Aufgaben und Strafen zumeſſen, als die anderen Lehrer, wenn ſie mit eifriger Sorge auf die Betonung ihres „Faches" bei Cenſuren und Verſetzungen drängen und ſelbſt die Gymnaſialreife durch einen Religionsaufſatz darlegen wollen, ſo müſſen ſie es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn die Schüler in der Religion das Höhere nicht finden, was ſie im ſittlichen Leben darſtellen ſoll. Der Konfirmandenunterricht zumal belaſtet die Schüler unſerer mittleren Klaſſen in einer höchſt ungünſtigen Weiſe; aber die Kirche ſieht dieſen Unterricht nicht als Sache der Schule, ſondern der Gemeinde an und läßt daher keinerlei Einwirkung der Schule auf denſelben zu. Wie ſoll jene nun ihn „auf jede Weiſe fördern?" Wir halten es für ſelbſtverſtändlich, daß keine Schule einen Schüler entläßt, ohne daß er die ſeinem Alter entſprechende Einſicht in das Bekenntnis der religiöſen Gemeinſchaft, welcher er angehört, erhalten hat. Daher iſt eine gewiſſe Summe theoretiſcher Religionskenntniſſe ein weſentliches Erfordernis jedes Schullehrplanes. Theoretiſche Kenntniſſe dieſer Art wirken aber an ſich durchaus nicht ſittlich bildend. Um einen ſolchen Einfluß auszuüben, muß der Unterricht das Gemälde der durch Gottes Allmacht und Weisheit geſchaffenen und erhaltenen Welt vor den Augen der Schüler aufrollen, er muß ſie das Walten einer über alles Menſchliche erhabenen Vorſehung im Gange der Geſchichte und der menſchlichen Schickſale empfinden laſſen, er muß in ihrem eignen Gemüte den beſſeren Menſchen erwecken, der die kleinliche Selbſtſucht überwindet und ſein Denken und Thun vor einem höheren Urteil beugt, als dem der täglichen Menſchenklugheit. Dazu reichen aber weder zwei noch zehn Wochenſtunden Religionsunterricht aus; dafür muß die ganze Arbeit einer wohleingerichteten Schule in Anſpruch genommen werden. Die Religionsſtunden müſſen dagegen dem Gemeindegedanken dienen. In ihnen ſoll es zum Bewußtſein kommen, daß der Glaube an eine höhere, die ſinnliche und ſittliche Welt beherrſchende und belebende Macht ein Bedürfnis der ganzen Menſchheit ſei, die aus natürlichem Drange, nicht aus äußerer Pflicht zum Preiſe dieſes Höheren ſich vereinigt: ſie müſſen Erbauungsſtunden ſein, in denen die Lehre nie ſich einſeitig vordrängt. Davon ſind wir in unſern Schulen noch weit entfernt, und die Berliner Beſchlüſſe bringen uns dieſem Ziele nicht näher. Wir haben freilich im Obigen auch der Schule eine Aufgabe zugewieſen, die weit über die gewöhnliche Haltung unſerer Lehrpläne hinausgeht. Es iſt aber beſchämend für die deutſche Pädagogik, daß in dem Berliner Schulberatungsausſchuß — wenn der Reichsanzeiger uns nicht ganz falſch berichtet hat — kein Wort davon geſprochen worden iſt, daß der ganze Lehrſtoff einer höheren Schule an ſich ſittlichen Gehalt und ſittliche Ziele haben muß. Wer die Moral nur gelegentlich heranzieht, wie einer der Berliner Beſchlüſſe verlangt hat, der ruft ſie immer zur Unzeit: die Schüler werden die unbequeme und altkluge Mahnerin immer unbelehrt und ungerührt wieder abtreten ſehen.

So ſind wir denn zum Schluſſe, nicht bloß der Berliner Erörterungen, ſondern ebenſo der eignen Forderungen gelangt, die wir jenen entgegenſtellen. Sie und wir haben nur noch von der Berufsbildung der Lehrer zu ſprechen. Die Frage war: „Welche Änderungen ſind bei der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der künftigen Lehrer an höheren Schulen erforderlich?" Die Antwort lautete, die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Lehrer höherer Schulen ſtehe auf einem hohen Standpunkte, es ſei nur zu wünſchen, daß die Univerſitäten den Anforderungen, die der Staat durch die Prüfungsordnungen an die künftigen Lehrer der höheren Schulen ſtelle, ſich anbequeme und den Studierenden der neueren Sprachen Gelegenheit zur praktiſchen Übung derſelben geben. Wir hatten, als wir die Frage geleſen, an irgend ein Mißverſtändnis geglaubt; denn die wiſſenſchaftliche Bildung unſerer Lehrer, dachten wir, laſſe doch nichts zu wünſchen übrig, und einer Einſchränkung derſelben werde eine Verſammlung wie die Berliner nicht das Wort reden wollen. Wir meinten, es wäre von der Befähigung der Lehrer zu Erziehern die Rede, und es handle ſich weniger um die wiſſenſchaftliche als um die pädagogiſche Vorbildung derſelben; aber die Antwort der Verſammlung läßt es außer Zweifel, daß nur die wiſſenſchaftlichen Studien der Lehramtskandidaten beſprochen werden ſollten. Freilich iſt man auch mit dem Studiengang unſerer Gymnaſiallehrer ſeit langer Zeit nicht mehr zufrieden: ſie verlieren ſich in kritiſchen Einzelunterſuchungen und vernachläſſigen die allgemein bildenden Fächer, wie Philoſophie und Geſchichte. Die Verſuchung dazu iſt groß; denn die geſamte Wiſſenſchaft hat, nachdem ſie im Zeitalter der Romantik in die höchſten Regionen ſich myſtiſch verſtiegen hatte, jetzt dem Vorliegenden und Kleinſten ſich wieder zugewendet, und man wird ihr ſpäter dafür Dank wiſſen. Es iſt aber nicht die Aufgabe der Univerſität, den Studiengang der Philologen und Mathematiker zu regeln; ſie muß nur an jeder Stelle das Beſte und Gründlichſte den Hörern vorzulegen beſtrebt ſein. Sache der Unterrichtsverwaltungen iſt es, dafür zu ſorgen, daß die Studierenden in den Hörſälen alles finden können, was ihr künftiger Beruf verlangt und die Prüfungsordnungen vorzeichnen. Aber hierin hat man es häufig fehlen laſſen. Iſt es nicht ſonderbar, daß eine Verſammlung hochbedeutender Männer in der deutſchen Hauptſtadt zwei Wochen lang über pädagogiſche Dinge redet, während in der nämlichen Hauptſtadt und in der größten deutſchen Univerſität, ebenſo wie in allen preußiſchen Univerſitäten, noch kein einziger beſonderer Lehrſtuhl für Pädagogik beſteht? Und doch werden auch in Preußen die Kandidaten des höheren Lehramtes in Pädagogik geprüft. Das Verlangen nach einer würdigen Vertretung der Pädagogik auf den Univerſitäten iſt nun auch von der Berliner Schulverſammlung nicht geſtellt worden. Man iſt alſo wohl der Anſicht, daß die jetzt eingerichteten Seminargymnaſien die pädagogiſche Bildung der Lehrer in vollkommen ausreichender Weiſe beſorgen werden. Dagegen muß nun erinnert werden, daß es doch eigentlich ungereimt iſt, einen jungen Mann eine ganze Reihe von Jahren hindurch wiſſenſchaftliche Studien für einen beſtimmten Beruf betreiben zu laſſen und ihn nachher durch ein ſcharfes Examen in dieſen Beruf aufzunehmen, ohne ihm die geringſte Übung in den wichtigſten Arbeiten desſelben, ja ohne ihm nur die Möglichkeit gegeben zu haben, durch ernſtliches Studium und eigne Verſuche ſich zu prüfen, ob er Fähigkeiten und wirkliche Neigung für denſelben beſitze. Man müßte denn nur annehmen, es handle ſich in der Erziehung, wenn das erforderliche Maß der Kenntniſſe vorhanden iſt, nur um die Aneignung äußerer Fertigkeit, wie etwa der Büreauarbeiter ſie ſich mit Sicherheit im Berufe ſelbſt erwirbt. Aber die Verordnung, welche die praktiſche Vorbildung der preußiſchen Lehramtskandidaten durch die Seminargymnaſien regelt, enthält die Beſtimmung, daß dieſelben, obwohl ſie ein vielleicht glänzendes Staatsexamen abgelegt haben, von der Unterrichtslaufbahn zurückgewieſen werden können, wenn nach Abſchluß ihrer Lehrzeit am Seminargymnaſium es ſich herausſtellt, daß ſie für den Beruf untauglich ſind; es muß ſich alſo in dieſem doch um wichtigere Dinge handeln. Übrigens können wir uns von dieſer Einrichtung deshalb keinen rechten Erfolg verſprechen, weil das Seminargymnaſium ſeine Pädagogik, wenn von einer ſolchen überhaupt geredet werden kann, nach dem beſtehenden Lehrplan und den herkömmlichen Schuleinrichtungen geſtalten muß, während umgekehrt die Pädagogik zu beſtimmen hätte, ob jener Lehrplan richtig und dieſe Schuleinrichtungen zweckmäßig ſeien. Eine ſolche Pädagogik iſt man aber unſern Schulen und Lehrern endlich ſchuldig geworden. Es iſt eine offenkundige Thatſache, daß aus den fähigſten und fleißigſten Schülern unſerer höheren Schulen die Lehramtskandidaten hervorgehen; es iſt ebenſo bekannt, daß dieſe ihre Univerſitätszeit gewiſſenhafter ausnutzen, als die meiſten Studierenden der anderen Fächer: und wenn ſie nun nach einem ſchwierigen Examen in den praktiſchen Dienſt getreten ſind, ſo ſitzt die ganze Welt über ſie zu Gericht! Wie iſt das zu begreifen, wenn nicht ihre ganze Vorbildung falſch oder lückenhaft iſt?

* * *

Wir ſchließen unſere Erörterungen. Der Organiſationsausſchuß, der auf den Befehl des Kaiſers in dieſen Tagen zuſammengetreten iſt, wird an den Beſchlüſſen des Schulberatungsausſchuſſes, welche ihm zur Richtſchnur dienen ſollen, durch ſeine Beſtimmungen vielfach Kritik zu üben haben. In dieſem und jenem werden wohl auch die ausführlichen Berichte über jene Verhandlungen, die uns in Ausſicht geſtellt worden ſind, unſere Anſichten noch ändern und unſer Urteil mildern. Aber beſchwichtigt wird der ſeit langer Zeit geführte Schulkampf auch jetzt noch nicht ſein. Denn die Berliner Erörterungen haben zwar die äußere Geſtalt unſers höheren Schulweſens in dankenswerter Weiſe verbeſſert, ſeine inneren Verhältniſſe aber unberührt gelaſſen; unſere Zeit aber verlangt, daß der Geiſt unſerer höheren Schulen erneuert werde.

Die Maus im Zimmer.

In meinem Zimmer iſt eine Maus,
Nett wie die Mäuschen alle,
Drum jag' ich ſie auch nicht hinaus
Und ſtell' ihr keine Falle.

Sie huſcht herein, wenn ich da ſteh'
Beim Schreiben oder im Sinnen,
Und huſcht hinaus, und wieder ſeh'
Ich ſie auf einmal drinnen.

In meine Schränke guckt ſie hinein,
Darin herum zu ſpüren;
Ich denk', es muß ja wohl ſo ſein,
Und ſchließe nicht ab die Thüren.

In meine Bücher guckt ſie auch,
Die ihr doch nicht gehören;
Ich denk', das iſt ſo Mäuſebrauch,
Und hüte mich, ſie zu ſtören.

Sie weiß genau, wo ich für ſie
Etwas zu naſchen habe,
Und unbeſcheiden wird ſie nie,
Iſt froh bei kleiner Gabe.

In einem Eckchen ſitzt ſie dann,
Sich drüber her zu machen,
Ihr Knuſpern hört ſich luſtig an,
Ich muß im ſtillen lachen.

Und nun — hört da nicht alles auf? —
Geht ſie mir gar zu Leibe:
Sie klettert zu mir ans Pult herauf,
An dem ich ſteh' und ſchreibe.

Zur Seite ſeh' ich — da iſt die Maus!
Ich werde ſie ſchelten müſſen.
Säh' ſie nur nicht ſo ſchalkhaft aus,
So herzig, ſo zum Küſſen!

Und wenn ich ins Geſicht ihr ſchau',
Dann thut ſie gar nicht erſchrocken.
Sie hat zwei Äuglein, die ſind blau,
Und goldig ſind ihre Locken.

J. Trojan.

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Roſenthal zuckte die Achſeln und bemühte ſich, ein unbefangenes Geſicht zu machen.

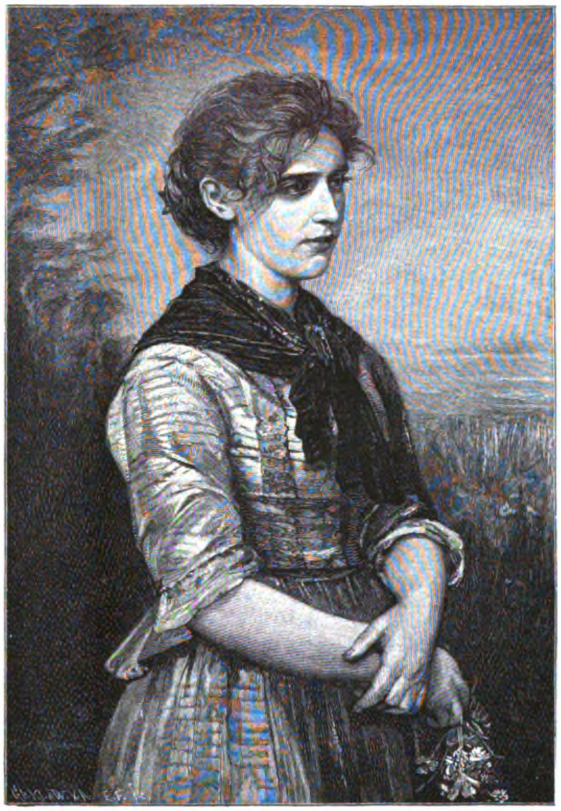
„Wie haißt, dein Geld, Reichenſtein? Wenn du haſt Geld, warum fährſt du dritter Klaſſ' und nicht erſter, wie du gefahren biſt ſo viele Jahr? Wirſt du mir bezahlen ein Billet dritter Klaſſ', wenn du ſelber auch bloß kannſt fahren dritter Klaſſ'? Kein Menſch wird's glauben, — ich glaub's auch nicht!“

Und Roſenthal lehnte, als ob mit dieſer Beweisführung jede fernere Diskuſſion abgeſchloſſen ſei, ſeinen Kopf in die Wagenecke.

Reichenſtein ſtieg das Blut zu Kopfe, aber er vermochte ſich noch zu beherrſchen.

„Hab' ich dir nicht gegeben dreißigtauſend Mark in Reichsbankkaſſenſcheinen, hab' ich dich nicht gefragt, ob du biſt ein ehrlicher Mann, Roſenthal, hab' ich dir nicht anvertraut mein halbes Vermögen und hab' dir geſagt, geh nach New York, ich werd' nachkommen, und wir werden zuſammen anfangen ein neues Geſchäft?"

Reichenſtein hatte eindringlich und überredend geſprochen, als zweifle er nicht daran, daß es ihm gelingen werde, Roſenthal zur Beſinnung zu bringen; aber in ſeinen Augen flammte währenddeſſen ein irres Licht, das ſich immer intenſiver auf Roſenthal heftete und dieſen beunruhigte. Trotzdem war der letztere entſchloſſen, ſich nicht einſchüchtern zu laſſen. — „Ich will dir was ſagen, Reichenſtein," ſagte er mit ſcheinbarer Gelaſſenheit, „ich weiß nicht, wer du biſt, ich weiß nicht, woher du kommſt, ich weiß nicht, wohin du willſt. Und es iſt gut für dich, daß ich nichts weiß! Sonſt würd' ich, weil ich bin ein ehrlicher Mann, auf der nächſten Station mir winken müſſen den Kondukteur und ihm ſagen: ‚Hier, halten Sie den Mann feſt, das iſt der Bankier Reichenſtein, der durchgebrannt iſt — weiß ich, mit wieviel!' Das würd' ich thun, wenn ich was wüßt' von dir; ich weiß nichts, woher ſoll ich wiſſen von dreißigtauſend Mark?"



Freudvoll und leidvoll. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Du Lump," ſchrie Reichenſtein und ſprang auf, Roſenthal an der Gurgel packend, „wenn du glaubſt — —"

Er war ſich ſeiner ſtärkeren Kraft bewußt und vergaß im Zorn, daß er das Gelingen ſeiner Flucht auf das Spiel ſetzte, gleichviel, wie auch der ungleiche Kampf endete. Roſenthal wehrte ſich wie ein Verzweifelter.

„Ich werd' ziehen die Notleine, Reichenſtein," keuchte er, und während er mit der Linken den Angreifer abzuwehren ſuchte, taſtete ſeine Rechte nach dem Koupeefenſter, um dieſes herunterzulaſſen. Reichenſtein fühlte dieſe Bewegung und lehnte ſich mit der ganzen Schwere ſeines Körpers gegen die Thüre, um Roſenthals Hand den Weg abzuſchneiden. Aber dieſer merkte jetzt, daß es ſein Leben galt, und er ſtemmte ſich mit der Kraft der Todesangſt gegen Reichenſtein. Jetzt hatte er den Lederriemen erfaßt, jetzt war es ihm gelungen, das Fenſter anzuziehen, nun ließ er den Riemen los und das Fenſter polterte herunter. Noch einmal ſtemmte er ſich feſt gegen Reichenſtein, um den Weg nach dem Fenſter frei zu machen, — da fühlte er, wie Reichenſteins würgende Hand an ſeinem Halſe locker wurde und ſich dann plötzlich in ſeinem Rocke feſtkrallte, ein Todesſchrecken durchzuckte ihn, denn er ſah im gleichen Augenblick die Koupeethür, deren Sicherheitsriegel der Schaffner zu ſchließen vergeſſen hatte, zurückſchlagen, — ein Doppelangſtruf, den Reichenſtein und Roſenthal gleichzeitig ausſtießen, verhallte im Rollen der Räder, — dann flogen zwei Körper, verſchlungen, als ob ſie einer ſeien, aus dem mit Windesſchnelle dahineilenden Zuge und rollten die Böſchung des Bahndammes hinunter. Als der Schaffner auf der nächſten Station die offene Koupeethür ſah, glaubte er, die beiden ruſſiſchen Juden ſeien unbemerkt von ihm am letzten Haltepunkt ausgeſtiegen. „Sie werden bekannt geweſen ſein, und es wird ihnen noch ein Geſchäft in Berlin eingefallen ſein," dachte er, und ſchloß die Thür des leeren Koupees. — — —

Als Roſenthal aus tiefer Ohnmacht erwachte, fand er ſich am Fuße der Böſchung des Bahndammes und am Rande eines ſich längs desſelben hinziehenden Kieferngehölzes liegen. Erſt allmählich vermochte er, ſich darauf zu beſinnen, was mit ihm vorgegangen war. Er befühlte ſeine Glieder und fand, daß er wohl Schmerzen hatte, aber daß keines gebrochen war. Reichenſteins Körper hatte den erſten Stoß aufgefangen, Roſenthal war mit dem Schrecken davongekommen. Scheu ſah er ſich nach ſeinem Gegner um. Der lag regungslos wenige Schritte hinter ihm, bis zum halben Leib, mit dem Geſicht nach unten gekehrt, in einem Waſſerloch, deſſen trübe Flüſſigkeit von dem aus einer Kopfwunde hervorquellenden Blute rotgefärbt war. Er mußte tot ſein; wenn nicht ſchon die Kopfwunde ſein Ende herbeigeführt hatte, mußte er erſtickt ſein. Roſenthal wagte ſich trotzdem nicht gleich näher an den Leichnam. Er ſchleppte ſich ſtöhnend einige Schritte weiter in den Kiefernwald, legte ſich dort hinter einen Buſch, um von dem Streckenaufſeher nicht bemerkt zu werden, falls derſelbe den Bahndamm zu revidieren gekommen wäre, und überlegte, wie es für ihn am klügſten ſei, ſich zu verhalten. Sollte er nach der nächſten Station pilgern und ſeinen Weg nach Rußland fortſetzen? Er war nicht ſicher, ob nicht jemand im Zuge den Zwiſchenfall bemerkt hatte. Und wenn das der Fall war, ſo durfte er mit Sicherheit erwarten, daß die Stationsbeamten unterrichtet waren und ihn einem Verhör unterwarfen. Er konnte ſagen, daß ein Unglück geſchehen ſei, und man würde ihm vielleicht glauben; aber losgelaſſen hätte man ihn ſicher nicht eher, bis der Thatbeſtand feſtgeſtellt worden war. Dann war es nicht unwahrſcheinlich, daß der Verunglückte als Bankier Reichenſtein rekognosziert, daß er ſelbſt im Beſitz eines falſchen Paſſes und einer größeren Geldſumme betroffen wurde, die ihn verdächtigte, und daß der Staatsanwalt ſich mit ihm beſchäftigte. Da war es ſchon beſſer, er opferte von vornherein die dreißigtauſend Mark, die er bei ſich trug, ſteckte ſie in die Kleidertaſchen Reichenſteins und eilte auf dem direkten Wege zu dem nächſten Wärterhäuschen, um dem Bahnwärter Anzeige zu machen. Vernahm ihn dann die Polizei, ſo konnte er den Hergang mit einigen kleinen Änderungen anſtandslos erzählen, — er brauchte ſich nur die Rolle des Ehrenmannes zuzuſchieben, der Reichenſteins Flucht geahnt und es für ſeine Pflicht gehalten hatte, ſie zu verhindern. Auf dieſe Weiſe lief er keine Gefahr, in eine langwierige Unterſuchung verwickelt zu werden; aber er blieb ein armer Mann, wie er noch geſtern geweſen war. Er konnte ſich wieder an die Friedrichſtraßenecke ſtellen und nach alten Kleidern fragen! Und Roſenthal ließ auch dieſen Gedanken fallen. Was konnte ihm geſchehen, wenn er nach Berlin zurückkehrte? Wenn er ſich rüſtig auf den Weg machte, ſo konnte er in nicht viel länger als einer Stunde das Weichbild Berlins erreicht haben. Dann konnte er ſich auf Umwegen in ſeine Wohnung ſchleichen, — er kam dort immer noch zu früher Morgenſtunde an und durfte ſicher ſein, daß er etwaigen Hausbewohnern nicht auffiel. Die kannten ihn kaum, und diejenigen, welche ihn kannten, waren gewohnt, ihn zu jeder Tagesſtunde ſeinem Geſchäft nachgehen zu ſehen. Selbſt wenn ſie ſich darüber wundern ſollten, ihm nach kurzer Herrlichkeit wieder in ſchäbigen Kleidern zu begegnen, war es kein Unglück. Er konnte ja ſagen, daß ihn Reichenſtein am vorhergehenden Tage entlaſſen habe; wenn dann Reichenſteins Flucht und ſein Tod bekannt wurde, ſo gewann dieſe Auskunft nur an Wahrſcheinlichkeit. Roſenthal richtete ſich hinter dem Fichtenunterholz, hinter dem er ſich verborgen gehalten hatte, auf und kroch vorſichtig die Böſchung des Bahndammes hinauf, um nach dem Streckenwärter Umſchau zu halten. Soweit er den Schienenweg überſchauen konnte, ließ ſich niemand ſehen. Sein Auge blickte raubtierartig, als er dann, zurückkriechend, ſich der Leiche Reichenſteins näherte. Sollte er dem Toten ſein Geld laſſen? War es nicht herrenloſes Geld? Vielleicht hätte er ſich geſcheut, den Leichnam zu berühren, wenn das Antlitz unbedeckt gelegen hätte; aber das lag unter dem trüben, blutgefärbten Waſſer, und Roſenthal wußte, daß er nicht nötig hatte, die Stellung des Toten zu ändern. Er ſelbſt hatte Reichenſtein angegeben, daß er die Packete mit Kaſſenſcheinen am ſicherſten in den Stiefelſchäften unterbringen könne. Mit ſicherem Griff zog er die Päckchen hervor und taxierte ſie mit den Augen. „Hab' ich mir nicht gedacht, daß er mich wird betrogen haben auch diesmal?“ murmelte er leiſe und warf einen geringſchätzigen Blick auf den Toten. „Es ſind mehr als dreißigtauſend, es iſt das Doppelte, vielleicht das Dreifache!“ — Und Roſenthal erhob ſich, ſteckte die Päckchen ein und verſchwand in dem Kiefernwalde, um dieſen haſtig zu durchqueren und auf der nächſten Landſtraße den Weg nach Berlin einzuſchlagen. Auf dieſem ſchritt er eilig vorwärts, trotzdem ihm jeder Schritt Schmerzen verurſachte. Sein Gewiſſen drückte ihn nicht, auch empfand er keine Furcht, entdeckt zu werden. Mit jedem Schritt, den er machte, ſchlugen die in den hinteren Taſchen ſeines langen Rockes verborgenen Banknotenpäckchen ihm in die Kniekehlen. Das verurſachte ihm ein angenehmes Gefühl, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Du biſt ein reicher Mann, Roſenthal, jetzt wirſt du werden auch ein großer Geſchäftsmann. An Kapital hat dir's gefehlt, ſonſt wärſt du's geworden ſchon lange, — du biſt geweſen zu ehrlich, um arbeiten zu können ohne Kapital mit Gewinn, wie es gekonnt hat Reichenſtein, der Lump, den der Herr geſtraft hat. Klein wirſt du anfangen, daß die Leute ſich nicht verwundern, und wenn du wirſt ſein groß in ein paar Jahren, werden ſie ſagen: ‚Es iſt ihm endlich geglückt, dem Roſenthal; es iſt ihm zu gönnen, er iſt geweſen ein ehrlicher Mann!‘“

Bald tauchte die Weltſtadt vor ihm auf. Auf die weit vorgeſchobenen Häuſerquartiere fielen die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne und vergoldeten ſie, die Rieſenſtadt dahinter lag noch von Septembernebeln verſchleiert. Und wieder ſprach Roſenthal zu ſich ſelbſt: „Liegt die Stadt nicht da, als wär' ſie aufgeführt von purem Gold, daß man ſie könnt' greifen?“ — Er blieb eine Sekunde ſtehen und holte tief Atem: „Und ich werd' ſie greifen, komm' ich doch jetzt mit goldene Händ'!“

XX

Der Verabredung gemäß holte Dernburg in den Vormittagsſtunden dieſes Tages den Grafen Romſtedt aus dem Kaiſerhof ab, um ihn nach dem Hauſe am Belle-Allianceplatz zu geleiten, in dem Wilbergs wohnten.

„Was dieſer Reichenſtein doch für ein Schwindelgenie iſt!“ ſagte der letztere unterwegs zu Dernburg, der in ernſter Stimmung war und ſich zur Aufmerkſamkeit zwingen mußte. „Da finde ich heute unter den Börſennachrichten der Morgenblätter eine Notiz unter der Spitzmarke: Sanierung von Petroleumland. Darin wird kurzer Hand mitgeteilt, ich ſei geſtern Nachmittag eine Stunde bei Reichenſtein geweſen und habe ihm meine Hilfe angeboten, um das bedrohte Unternehmen wieder auf ſichere Füße zu ſtellen. Wir ſeien dann beide nach den Petroleumterrains abgereiſt, um uns perſönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, und es ſei kaum noch zweifelhaft, daß jetzt eine Verbindung zwiſchen der Pennſylvania-Ölkompagnie und der Aktiengeſellſchaft Petroleumland zu ſtande kommen werde. An der ganzen Geſchichte iſt natürlich nichts wahr, als daß ich geſtern bei ihm war und daß er im erſten Augenblick vielleicht wirklich glaubte, ich käme aus Intereſſe an ſeiner ſchwindelhaften Gründung. Aber er hat den Zufall zu benutzen verſtanden, — zweifellos iſt die Notiz von ihm lanciert. Vielleicht hat er geglaubt, ich würde ſie überſehen; trotzdem muß ihm das Waſſer bis an den Hals gehen, wenn er zu ſolchen Mitteln greift, um den Kurs für ein paar Tage wieder anziehen zu machen. Ich habe dem freilich nach Kräften vorgebeugt, indem ich nicht nur den betreffenden Zeitungen ſofort ein Dementi geſandt habe, das ſie jedenfalls in ihren Abendausgaben veröffentlichen werden, ſondern auch die mir bekannten Bankiers ſofort privatim von der Unwahrheit der Meldung benachrichtigte. Auf dieſe Weiſe wird Reichenſteins letztes Mittel wahrſcheinlich ſelbſt an der heutigen Börſe ſeinen Zweck verfehlen.“

Die Droſchke hielt vor dem dem Kutſcher bezeichneten Hauſe.

„Im Seitenflügel links drei Treppen, Herr Graf,“ ſagte Dernburg, während er dem väterlichen Freunde beim Ausſteigen behilflich war. „Alſo ich warte dort, wenige Schritte weiter, im Café Riedel, und nicht wahr, Sie laſſen mich nicht länger warten, als unbedingt notwendig iſt?“

„Am liebſten nähme ich Sie gleich mit hinauf, liebſter Dernburg,“ erwiderte Graf Romſtedt freundlich, „aber wir ſind ja aus guten Gründen zu der Überzeugung gekommen, daß ich vorläufig erſt allein ins Feuer muß. Hübſch Geduld, — eſſen Sie Eis, mein lieber Freund, das iſt in dieſen Wiener Cafés vorzüglich, und es iſt weder den Zähnen noch dem Magen ſchädlich, wie in Deutſchland behauptet wird. Wir Amerikaner vertilgen es in unglaublichen Quantitäten, und doch haben unſere Gebiſſe unſeren Zahnärzten einen Weltruf verſchafft. Auf baldiges Wiederſehen.“

Graf Romſtedt klopfte Dernburg lachend auf die Schulter und ſchritt, ſich noch mehrmals umſehend und ihm freundlich zunickend, in die Hausflur. Er hielt das Gelingen ſeiner Miſſion für ſicher oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, als glaube er alle ſich ihm entgegenſtellenden Schwierigkeiten leicht überwinden zu können, um Dernburg Mut zu machen. In dieſer zuverſichtlichen Stimmung wurde Graf Romſtedt beſtärkt, als auf ſein Klingeln von einem jungen Mädchen geöffnet wurde, deſſen Liebreiz ihn ſchon einmal gefeſſelt und deſſen Geſichtszüge durch ihre auffallende Ähnlichkeit mit einer ihm in der Erinnerung immer noch teuren Frau ihn ſchon einmal ſo frappiert hatten, daß er der Verſuchung nicht hatte widerſtehen können, ihr zu folgen. Richard Wilberg war ausgegangen, ſich nach Arbeit umzuſehen, und Elſe ſelbſt war es, welche öffnete. Der Graf war keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß er der Geliebten Dernburgs gegenüberſtehe, und er fand es erklärlich, daß dieſe holden Züge ſeinen jungen Freund gefeſſelt und nicht wieder losgelaſſen hatten. Mit dem ganzen Aufgebot ihrer Willensſtärke hatte Elſe ihre phyſiſche Schwäche überwunden, aber ihre feinen Züge waren immer noch von einer leichten Bläſſe überhaucht, ihr Auge blickte ernſt und traurig. Sie erkannte in dem Grafen nicht den Mann wieder, von dem ſie ſich einſt bei ihrem Heraustreten aus einem Tapiſſeriegeſchäft der Leipzigerſtraße verfolgt geglaubt hatte und vor dem ſie geflohen war. Seine vornehme Geſtalt, ſein friſches Greiſengeſicht gefielen ihr, und ſein mit unverhehlter Überraſchung, aber auch mit freundlichſtem Wohlwollen auf ihr ruhender Blick flößte ihr Vertrauen ein. Unwillkürlich öffnete ſie die Korridorthüre weiter, als wolle ſie ſchon jetzt zum Eintreten einladen, und ihre Frage nach dem Wunſch des Grafen klang freundlich in ſein Ohr.

„Ich möchte Ihre Frau Mutter in einer dringenden Angelegenheit ſprechen,“ ſagte Graf Romſtedt, „denn ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, Fräulein Wilberg ſelbſt vor mir zu ſehen. Sollte mich indeſſen Ihre Frau Mutter im Augenblick nicht empfangen können, ſo würde ich bitten, mir eine andere Beſuchsſtunde anzugeben, — ich bin gern bereit, zu jeder Zeit wiederzukommen.“

„Wenn ich um Ihren Namen bitten dürfte?“ fragte Elſe beſcheiden.

„Sie müſſen mir verzeihen, wenn ich bitte, den erſt Ihrer Frau Mutter ſelbſt nennen zu dürfen,“ erwiderte Graf Romſtedt. „Seien Sie verſichert, daß mein Name nichts mit der Angelegenheit, in der ich komme, zu thun hat, und daß dieſe, wie ich hoffe, nichts Unerfreuliches für Ihre Mutter in ſich trägt, — auch für Sie nicht, liebes Fräulein,“ fügte Graf Romſtedt unwillkürlich hinzu, und er konnte dabei ein freundliches Lächeln nicht unterdrücken.

Er hatte mit Dernburg verabredet, ſeinen Namen erſt Frau Wilberg ſelbſt zu nennen, weil ſie der Anſicht waren, daß Wilberg oder Elſe aus demſelben leicht ſchließen könnten, er komme in Dernburgs Angelegenheiten, und weil ſie fürchteten, daß eine ſolche Kombination ihm den Zutritt erſchweren würde. Was Graf Romſtedt hatte vermeiden wollen, geſchah indeſſen gerade dadurch, daß er ſeinen Namen nicht nannte, und durch die Art, wie er bat, ihn vorläufig verſchweigen zu dürfen. Elſe hatte von ihrem Bruder gehört, daß Dernburg bei ſeinem geſtrigen Beſuch in Ausſicht geſtellt hatte, er würde ſich mit dem erhaltenen Beſcheide keineswegs zufrieden geben. Sie hatten beide geglaubt, daß das wohl nur eine Redensart von ihm geweſen ſei, um ſich einen erträglichen Abgang zu ſichern. Elſe ſelbſt traute ihm nicht das Schlechteſte zu; ſie meinte, er werde wohl vielleicht wirklich in ſeinem jugendlichen Kopfe ſich mit der Abſicht getragen haben, ſie zur Frau zu nehmen, aber er ſei bei ſeinen Eltern auf ernſthaften Widerſtand geſtoßen und habe ſich ſchließlich gefügt. Als ſie nun den vornehm ausſchauenden alten Herrn vor ſich ſah, ſtieg ihr plötzlich der Gedanke auf, ſo könne wohl Dernburgs Vater ausſehen, er könne es vielleicht wirklich ſein, — aber ebenſo ſchnell drängte ſie ihn und die mit ihm aufkeimende neue Hoffnung wieder zurück, und nur daran, daß ihr Geſicht noch einen Schatten bleicher wurde und daß ſie ihn eine Sekunde länger ohne Antwort ließ, merkte Graf Romſtedt, daß etwas Beſonderes in ihr vorging. Dann bat ihn Elſe, einen Augenblick zu warten, ſie werde gleich Beſcheid bringen, und ſchon nach kürzeſter Zeit kehrte ſie aus dem Zimmer zurück und forderte ihn freundlich auf, ihr zu folgen.

Elſe öffnete die Thüre des einfach eingerichteten, aber peinlich ſauberen und behaglichen Wohnzimmers, ließ den Grafen an ſich vorübertreten und ſchloß die Thür wieder hinter ihm, um ſelbſt nach der Küche zu gehen und in ihren unterbrochenen Vorbereitungen für das Mittageſſen fortzufahren.

(Schluß folgt.)

Eine Kindergeſellſchaft.

(Abdruck verboten.)

Plauderei eines Meergreiſes.

Von Hanns von Spielberg.

Als ich neulich bei einer liebenswürdigen Gönnerin vorſprach und plaudernd mit derſelben vor dem Kamin ſaß, kam die kleine Erna, ein ſüßes Geſchöpfchen mit Rehaugen und ſeidenweichen, blonden Locken, hereingeſprungen. Die etwa elfjährige Puppenfee begrüßte mich mit einem allerliebſten Knix und reichte mir, ſobald ich Miene machte, ſie an mich zu ziehen, hübſch artig die Wange — wohlverſtanden: die Backe und nicht die friſchen Lippen — zum Kuß dar. Dann aber machte ſie ſich ſchnell los und ſtreckte in ihrem kleinen Patſchhändchen der jugendlichen Mutter ein zierliches Billet entgegen: „Iſt es gut ſo, liebe Mama?“

Die Mama nahm das Blatt, las es ganz ernſt und ſorgfältig und reichte es mir dann mit einem ſtolzen Lächeln: „Sehen Sie nur, Herr von Spielberg, wie nett meine Erna ſchon ſchreiben kann.“

Ich bin nun nicht gerade ein Freund jedes Lobes, das einem Kinde in deſſen Gegenwart gezollt wird, aber ich freute mich hier doch aufrichtig ebenſo über die Mama, wie über die Kleine: beiden leuchtete ein wirklich ſonniges Glück aus den Augen und beide warteten ſichtlich geſpannt auf das Urteil des alten Onkels, der ja die Mama einſt auf den Knieen geſchaukelt und der das Töchterchen über die Taufe gehalten hatte. Ernachen rümpfte zwar ein klein wenig das feingeſchnittene Näschen, als ich nicht gleich mein Augenglas finden konnte, und rief etwas vorlaut: „Aber, Onkel, da iſt der Kneifer ja … da, da …“ — nun, Kinder ſind aber eben Kinder!

Sind ſie es wirklich noch?! Ich wußte nicht recht, ob ich lachen ſollte, als ich endlich dank Ernas Wink mein Glas von dem Kamintiſch, wo ich es vorhin in der Zerſtreuung hingelegt, genommen hatte und das Billet überflog — der Inhalt war wirklich entweder ſehr närriſch oder, meinem unmaßgeblichen Erachten nach, recht traurig.

Da ſtand nämlich ſchwarz auf weiß oder vielmehr auf zartem Roſa:

„Erna von Harmſtern beehrt ſich, Margarete Bliſſing zum Dienſtag, den 10. Februar 1891 vier Uhr nachmittags zur Schokolade einzuladen. U. A. w. g.“

Zum Glück bemerkte ich noch rechtzeitig, daß Mamas Augen auf mich gerichtet waren, und da ich um alles in der Welt der liebenswürdigen Frau nicht die Laune verderben wollte, ſo beſtätigte ich möglichſt ſchnell: „Erna ſchreibt wirklich ſchon ganz allerliebſt!“ Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, etwas ſpöttiſch hinzuzuſetzen: „Aber warum laſſen Sie für Fräulein Tochter keine Vordruckkarten für hochdero Einladungen anfertigen, gnädige Frau?“

Siehe da, das Kind klatſchte ſofort in die Händchen: „Ach ja, Mama, laß mir doch auch ſolche Karten drucken. Weißt du, zu meinem Geburtstage mußt du ſie mir ſchenken — wie meine Viſitenkarten mit hübſchen blauen Rändern!“

„Und der Krone darüber,“ ergänzte ich und patſchte lachend den blonden Kopf.

Frau von Harmſtern iſt nicht nur meine liebenswürdige Freundin — und wird es hoffentlich auch trotz dieſer kleinen Indiskretion bleiben — ſie iſt auch eine geſcheite Frau. Sie ſchickte Erna hinaus, ſetzte ſich ein wenig in Poſitur und fragte mit einem ganz, ganz wenig malitiöſen Lächeln, das ihr übrigens reizend ſtand: „Nun, Herr von Spielberg, wollen Sie vielleicht auch dieſer Harmloſigkeit gegenüber ſich als alter Meergreis aufſpielen? Ich kündige Ihnen die Feindſchaft aller Mamas und, was vielleicht noch ſchlimmer iſt, der ganzen heranwachſenden Generation an!“

O weh! Wenn Sie freilich den alten Meergreis herausfordern, ſo darf er Ihnen nicht verhehlen, gnädige Frau, daß er kein großer Freund davon iſt, wenn Kinder die Gebräuche der Erwachſenen nachahmen. Im übrigen haben Sie vielleicht recht, und klein Ernas Schreibübung iſt wirklich eine große Harmloſigkeit.“

„Das iſt ſie in der That,“ beteuerte die Mama lebhaft. „Und damit Sie ſehen, daß unſere Kinder wirklich nicht, wie Sie ſoeben ſagten, die Gebräuche der Erwachſenen nachahmen, ſondern einfach und fröhlich, wie echte Kinder ſind, lade ich Sie zu Ernas Kindergeſellſchaft ein. Ja mehr: ich gebe Ihnen feierlichſt die Erlaubnis, über uns verdorbene Eltern einige Daheimſpalten zu füllen — wenn Sie nämlich Grund dazu finden. Wenn dies aber nicht der Fall iſt —“

„So will ich reumütig in Sack und Aſche Buße thun und vierzehn Tage lang mir das Vergnügen verſagen, auch nur einmal mit Ihnen vor dieſem Kamin plaudern zu dürfen.“

Der Dienſtag kam heran. Als ich nach der Villa Harmſtern hinausſchlenderte, um der gütigen Einladung Folge zu leiſten, die Erna mir übrigens, entſchieden auf der Mama Geheiß, noch einmal „ſchriftlich“ hatte zugehen laſſen, ſah ich in einem Schaufenſter einen Korb mit Apfelſinen. Ich dachte daran, wie gern wir als Kinder dieſe ſüßen Dinger gehabt hatten, und füllte mir im Nu alle Taſchen mit den goldgelben Früchten — als alter Onkel konnte ich doch nicht mit leeren Händen kommen.

Vor Harmſterns Thür hielt ein elegantes Koupee. Ich kam juſt noch zur rechten Zeit, um ein kleines niedliches Mädchen herausſchlüpfen zu ſehen, das ſehr graziös ihre Füßchen auf das Trittbrett zu ſetzen wußte. Ein Diener ſtand mit abgezogenem Hut daneben, und ich hörte etwas erſtaunt, wie das kleine Fräulein dem ergrauten Manne ſagte: „Um zehn Uhr abholen!“ Weiter nichts! Hm, die Zeiten ändern ſich eben: wir wurden als Kinder nicht in der Equipage zu unſern „Geſellſchaften“ gefahren, aber wir wurden vom Vater ſcharf angelaſſen, wenn wir unſern Dienſtboten gegenüber jemals ein „Bitte!“ oder ein „Danke!“ vergaßen.

Wenn mich dieſe Kleinigkeit ein wenig verſtimmt hatte, ſo war ich oben zunächſt deſto angenehmer überraſcht. Erna kam mir, eine wirklich kindliche Freude auf dem Geſichtchen, mit offenen Armen entgegen, und die ganze kleine Geſellſchaft — ein Dutzend Fräuleins etwa und ein halbes Dutzend Buben — begrüßten mich ſo manierlich, wie nur irgend möglich. Wenn ich freilich ehrlich ſein ſoll, ſo war mir die Mehrzahl der Männlein und Fräulein zu ſehr herausgeputzt; bei den Mädchen glänzte es förmlich von Samt und Seide, und die kleinen Burſchen ſahen mit ihren feinen Kravatten und den eleganten Stiefeln wie die Prinzen aus. Nein, nicht wie die Prinzen, das fiel mir gerade auf: ich hatte juſt am Tage vorher unſern dereinſtigen Thronfolger mit ſeinen Geſchwiſtern im Tiergarten geſehen und mich der ſchmucken Einfachheit ihres Anzuges herzlich gefreut — dieſe Büblein hier aber waren geſchniegelt und gebügelt, wie… nun wie die Wachspuppen im Schaufenſter eines großen Kinder-Konfektionsgeſchäfts.

Die Kinder kannten ſich augenſcheinlich alle untereinander, aber ſie ſtanden vorläufig noch ziemlich ſtill in den Ecken herum. Es freute mich das, denn ſo hatten wir es auch gemacht, ehe wir uns ordentlich „beſchnopert“ hatten — mir mißfiel nur, daß die kleine Geſellſchaft, wenn ich einmal hier- oder dorthin horchte, immer ſo entſetzlich verſtändig ſprach. „Mama iſt heute ins Leſſingtheater gefahren,“ ſagte eine Göhre von vielleicht zwölf Jahren. „Das neue Stück von Blumenthal ſoll ſehr hübſch ſein,“ und die Kleine, welche ich unten vor dem Hauſe getroffen hatte, erzählte, daß ſie vorgeſtern im Cirkus Renz geweſen ſei — „aber nicht in der Kindervorſtellung, denn die iſt immer zu entſetzlich voll.“

Endlich waren die Herrſchaften vollzählig (die letzten kamen mit einer ſehr artig angebrachten Entſchuldigung, daß ſie ſich verſpätet hätten) und Frau von Harmſtern rief „uns“ zur Schokolade. Im Eßzimmer war eine lange Tafel gedeckt, es gab eine vortreffliche Taſſe des braunen Getränks, es gab Schlagſahne, und es gab mindeſtens viererlei verſchiedene Kuchenſorten, denen die Kinder, wie's ſich gebührt, alle Ehre anthaten. Dabei tauten die Gemüter ordentlich auf, und es fing ein prächtiges Geſchnatter an, das mir wohlthat — kaum war die Schokolade aber vertilgt, ſo ebbte auch das Geſpräch ab. Erſt als Erna ihre diverſen Puppenfamilien heranbrachte, fanden die kleinen Damen neuen Stoff, während die jungen Herren ſich an einem Tiſchbillard ergötzten.

„Nun, Herr von Spielberg?“ flüſterte mir die Wirtin zu. „Iſt es nicht reizend? Sehen Sie nur die glücklichen Kindergeſichter.“

Ich bejahte zwar, aber ich ſah ſie leider nicht. Die meiſten Mädchen ſtrichen an ihren Kleidern herum oder betaſteten neugierig die ſeidenen Vorhänge der Puppenwiegen und Wagen, und die Knaben hatten die Hände in den Hoſentaſchen.

„Wollen wir nicht ein gemeinſames Geſellſchaftsſpiel entrieren, gnädige Frau?“

Mein Vorſchlag fand bei der Mama freudige, bei den Kindern aber ſchließlich nur eine geteilte Aufnahme. Wir verſuchten nacheinander Tellerdrehen, und „Thaler, Thaler du mußt wandern,“ Blindekuh und „Ich reiſe nach Jeruſalem,“ aber keins der Spiele ſchlug recht durch; kaum hatten wir das eine begonnen, ſo wurde ſchon nach Abwechſelung verlangt. Eine rechte, herzliche Freude, ein ordentliches Tollen kam nicht auf, die Kinder benahmen ſich fabelhaft artig, ich aber hätte etwas darum gegeben, wenn einer der Bengels ein einziges Mal einen tüchtigen Purzelbaum geſchlagen oder ſeine niedliche Nachbarin nach Herzensluſt abgeknutſcht haben würde. Halt, dachte ich, jetzt wirſt du als guter alter Onkel erſcheinen und dir mit deinen Apfelſinen einen beſonderen Dank verdienen — ich wollte mich hinausſchleichen, um meine Paletottaſchen zu entleeren, da thaten ſich die Flügelthüren auf, und die Diener erſchienen mit Rieſentabletten voll Tellern, Servietten, Löffeln und einem Vierteldutzend verſchiedener ſüßer Speiſen.

Du lieber Gott: die Kinderaugen richteten ſich zwar ſehnſüchtig auf die Süßigkeiten, aber mir ſchnitt es ins Herz, als ich ſah, wie manierlich und gemeſſen artig ſie zulangten, mit welchem tadelloſen Anſtand ſie die Serviette und den Löffel handhabten. Ich gedachte der ſeligen Wonne, mit der wir als Kinder ſtets bei gleicher Gelegenheit den unvermeidlichen Griesflammeri begrüßten, der unter dem Beinamen „Freundſchaftskleiſter“ von allen Müttern bei allen Kindergeſellſchaften in Begleitung ſtark verdünnten Kirſchſaftes gegeben wurde — ich dachte daran, wie prächtig unartig wir uns um den letzten Reſt auf der Schüſſel und den letzten Tropfen in der Sauciere gezankt hatten. Von all dem konnte ich hier nichts ſehen. Die kleinen Leutchen verbiſſen ſich geradezu krampfhaft ihre eigne Freude an den lieben Süßigkeiten, um nicht in den Ruf der Genäſchigkeit zu kommen. Ja, ja … unſer alter, ſimpler Freundſchaftskleiſter hatte ſo ſeine Meriten.

Wie ich mit meiner **pièce de résistance**, meinen Apfelſinen, gründlich hereingefallen war, ſo machte jetzt Frau von Harmſtern mit der ihrigen deſto größeren Eindruck; wir wurden in ein Nebenzimmer gebeten, ich hörte ſchon dabei einen der Knaben ſeinem Nachbar zuflüſtern: „Letzt kommt das Lotto — paß auf!“ und richtig, die liebenswürdige Mama hatte eine Tombola arrangiert, die geradezu ſtaunenswert war. Staunenswert für mich nämlich, die Kinder nahmen all die reizenden Überraſchungen, die ihnen hier zu teil wurden, faſt wie etwas Selbſtverſtändliches hin. Ich habe mir erſt nachträglich erzählen laſſen, daß eine eigne Induſtrie exiſtiert, die dieſe Kindergeſchenke anfertigt, dieſe allerliebſten Atrappen und Bonbonieren, dieſe dekorierten Käſtchen und Körbchen, das niedliche Puppenſpielzeug, die kleinen Notizbücher und Kalender. Es mag herbe klingen, aber es muß heraus: eine arme Familie hätte eine Woche lang von dem Wert der Dinge leben können, welche die Kinder hier faſt achtlos entgegennahmen. Nur wenn einer der Hauptgewinne, einige hübſche Bücher, auf dem Spiele ſtand, zeigte ſich Spannung — im übrigen hörte ich wiederholt: „Die Windmühle habe ich erſt neulich bei Hannerſteins gewonnen, willſt du ſie?“ oder „Ich mag keine ruſſiſchen Dropps, gib mir lieber deine Schachtel mit Pralinés,“ oder „Ich habe mir nun ſchon ſo viele Modepuppen zuſammengewonnen, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich damit machen ſoll.“

Endlich hatte die Tombola ihr Ende erreicht, es wurde getanzt — ſelbſtverſtändlich nach den neueſten, von einem beſtellten Klavierpauker vorgetragenen Operettenmelodieen — und es gab ſchließlich eine vortreffliche kalte Küche mit allen möglichen Fineſſen und einer Ananasbowle, himmelweit verſchieden von jenem „Kinderböwlchen,“ welches uns einſt daheim an beſonderen Ehren- und Feſttagen gereicht wurde, und deſſen Ingredienzien viel Waſſer, tüchtig Zucker und ganz, ganz wenig Wein bildeten. Dann empfahlen ſich die Kinder in der allerartigſten Weiſe mit zierlichen Verbeugungen, allerliebſten Knixen und reſpektvollſtem Handkuß, Klein-Erna wurde zu Bett geſchickt, nachdem ſie noch etwas ſchmollend konſtatiert hatte, daß Mize, Grete und Max ihre hübſchen Tombolageſchenke hatten „liegen“ laſſen, und ich war mit Frau von Harmſtern allein.

Meine gütige Freundin ſah ein klein wenig fatiguiert aus. „Nicht wahr, Herr von Spielberg, es iſt doch recht anſtrengend, ſolch Trubel… mit den vielen Kindern.“ Sie lehnte ſich müde in ihren gewohnten Kaminſeſſel zurück, um gleich darauf faſt erſchrocken emporzufahren: „Aber nicht wahr, es war doch reizend. Die Kleinen haben ſich gewiß köſtlich vergnügt, und wie artig ſie waren!“

„In der That, gnädige Frau, ſie waren ſehr artig, muſterhaft artig.“

Vielleicht klangen meine Worte etwas gedehnt. Jedenfalls blickte Frau von Harmſtern mich ſcharf an: „Muſterhaft artig?“ wiederholte ſie. „Und wie iſt, wenn ich fragen darf, im übrigen Ihr Urteil, geſtrengſter Richter?“

„Ich bin glücklich, gnädige Frau…“

„Daß unſere Kinderfeſte ſich ganz im Einklang mit Ihren Anſichten befinden?“

„O nein: daß ich nicht in Sack und Aſche Buße zu thun brauche, daß ich mit meiner gnädigen Gönnerin nach wie vor am Kamin plaudern darf!“

Als ich eine Viertelſtunde ſpäter durch die ziemlich öde Vorſtadtſtraße heimwärts pilgerte, ſah ich vor mir zwei Jungens mit einem Handſchlitten. Die beiden Bengels lachten ſo recht aus tiefſtem Herzen, ich aber zog aus meinen Taſchen eine Apfelſine nach der anderen heraus, warf ihnen die goldenen Früchte zu, und ſie liefen um die Wette nach den über den Schnee hintanzenden Dingern und jubelten hell auf. Und dann ſchlugen ſie einen Purzelbaum, und der eine rieb dem anderen eine tüchtige Handvoll Schnee ins Geſicht, und beide machten mir zum Dank für meine Apfelſinen eine lange Naſe.

Die beiden Burſchen waren entſetzlich ungezogen — ich aber hatte meine wahre, innige Freude an ihnen!

* * *

Und was iſt nun der langen Rede kurzer Sinn?

Daß ich den alten Satz „es gibt keine Kinder mehr,“ nicht variieren wollte, wird man mir hoffentlich glauben. Die Kinder ſind gottlob heute dieſelben Kinder, wie vor fünfzig Jahren, und all der künſtlich anerzogene Kram haftet — wiederum ſage ich gottlob — bei der ungeheuren Mehrzahl der Kleinen nur ganz auf der Oberfläche.

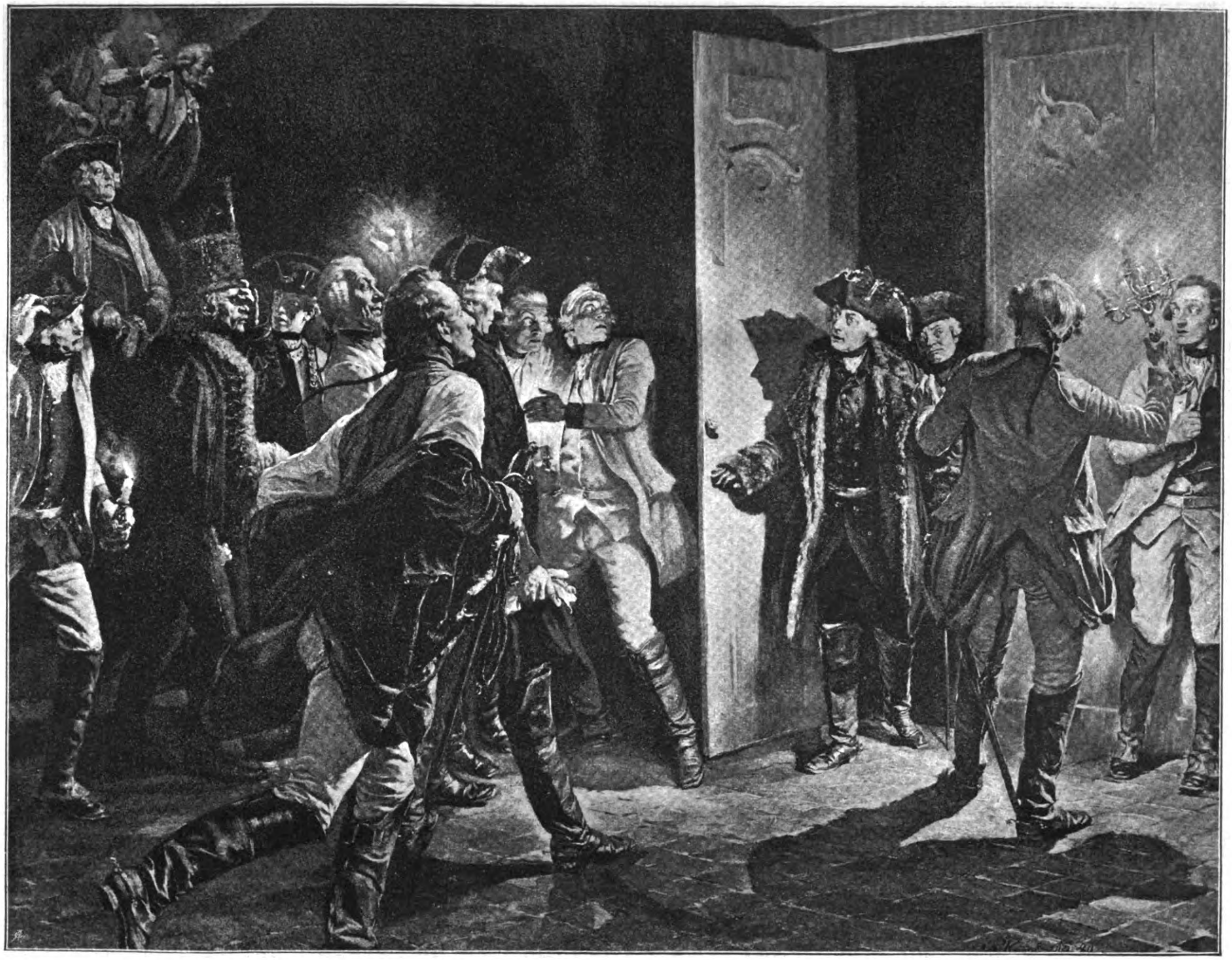
Die Eltern aber ſind andere geworden. Die Eltern ſind es, denen ich die Schuld beimeſſe, daß die Kinder keine rechte, kindliche — keine laute, jubelnde, übermütige Freude mehr kennen. Man ſage mir nicht, daß die Kindergeſellſchaft, wie ich ſie zu ſchildern verſuchte, ſich Ausnahmeverhältniſſe zum Vorwurf genommen habe. Ich habe mich rechts und links und geradeaus umgeſchaut und — **mutatis mutandis** — überall das gleiche Bild gefunden: überall auf der einen Seite die Muſtermädchen und Muſterknaben, die ſich in ihrem Kreiſe wie die kleinen Erwachſenen bewegen (obwohl ich hoffe und überzeugt bin, daß ſie daheim auch noch manchmal recht ungezogen ſind), die einen zierlichen Knix machen können, und denen ein Fleck auf dem Volant oder den Glanzſchuhen ein Verbrechen erſcheint — überall auf der anderen Seite eine Verwöhnung, die ans Grenzenloſe ſtreift, und ſchließlich die wahre Kinderluſt — die große Luſt am kleinen — gar nicht mehr aufkommen läßt. Vielleicht habe ich unrecht, und vielleicht fordert es der „Fortſchritt unſers Zeitalters,“ daß die Kinder früh feines geſellſchaftliches Benehmen lernen, daß ſie die Jubeltöne ihrer Herzen zu unterdrücken wiſſen und koſtbare Geſchenke oder Delikateſſen als etwas ihnen Gebührendes hinzunehmen verſtehen — das aber weiß ich beſtimmt: wir waren in unſerer Jugend, wenn wir um Pfeffernüſſe oder Ringelringelroſenkranz ſpielten und wenn Mütterchen uns unſern Freundſchaftskleiſter gekocht hatte, froher und glücklicher, als es die kleine Welt von heute iſt.

Leuthen und Liſſa.

(Abdruck verboten.)

Zu dem Bilde von Arthur Kampf.

Halb Europa ſtand nach Ausbruch des dritten ſchleſiſchen Krieges gegen Friedrich in Waffen. Zwar gelang es ſeiner genialen Kriegskunſt, mit den erſten kräftigen Schlägen bewundernswerte Erfolge zu erringen — er ſchlug die Öſterreicher bei Loboſitz, zwang die bei Pirna verſchanzten Sachſen



Begegnung Friedrichs des Großen mit öſterreichiſchen Offizieren nach der Schlacht bei Leuthen am Abend des 5. Dezember 1757 im Schloſſe zu Liſſa.
Nach dem Gemälde von Arthur Kampf.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

zur Kapitulation und gewann die blutige Schlacht bei Prag — aber die Niederlage bei Collin ſetzte ſeinem Siegeslaufe ein jähes Ende, zwang ihn zur völligen Aufgabe des Angriffsplanes und zur Beſchränkung auf die eigne Verteidigung in Sachſen. Bereits glaubten die Feinde an die völlige Vernichtung des Helden und teilten ſich in ſeine Güter. Öſterreich ſollte Schleſien zurückerhalten, Rußland die Provinz Preußen bekommen, Frankreich am Rhein, Schweden in Pommern bedacht werden, Sachſen natürlich nicht leer ausgehen, und wohl auch für manchen anderen Fürſten des Deutſchen Reiches, das ſich zur Kriegserklärung an Friedrich aufgeſchwungen hatte, ſollte ein Stücklein Landes abfallen, ſo daß vom Königreich Preußen nichts übrig geblieben wäre, als der kleine Beſitz der ehemaligen Markgrafen von Brandenburg. Der Plan ſchien einer ſchnellen Verwirklichung entgegenzugehen. Die Ruſſen beſetzten die Provinz Preußen, die Schweden Vorpommern, die Franzoſen rückten bis ins Halberſtädtiſche und Magdeburgiſche vor, und eine zweite Armee Ludwigs XV, des „Vielgeliebten,“ unter dem Prinzen Soubiſe, vereinigte ſich mit der Reichsarmee, um durch Thüringen gegen Friedrich anzudringen. Schleſien aber fiel den Öſterreichern anheim, deren leichte Reiter ſogar bis Berlin ſtreiften.

Gegenüber dieſer gewaltigen Übermacht ſchien die Erdrückung der preußiſchen Streitkräfte unausbleiblich, aber Friedrich ſuchte, bevor der Ring ſich völlig ſchloß, die Feinde einzeln zu ſchlagen. Während er Teile ſeines Heeres den Öſterreichern nach Schleſien entgegenſendete, wendete er ſich ſelbſt gegen Soubiſe und die Reichsarmee, die er am 5. November 1757 in die Flucht jagte. Aber dieſem ruhmvollen Siege in Thüringen ſtanden ſchmerzliche Verluſte in Schleſien gegenüber. Der tapfere Winterfeld, Friedrichs perſönlicher Freund, ſtarb bei Moys den Heldentod, der Herzog von Bevern ward geſchlagen und gefangen, und Breslau ging verloren. Nur in den Verſchanzungen um die Stadt hielten ſich noch 20 000 Preußen, zu denen nun Friedrich mit ſeinen 14 000 Siegern von Roßbach ſtieß. Dieſen 34 000 Mann ſtanden 90 000 Öſterreicher unter Daun und dem Prinzen Karl von Lothringen gegenüber. Trotz der beinahe dreifachen Überlegenheit des Feindes entſchloß ſich Friedrich zum Angriff. Am Nachmittag des 3. Dezember hielt er, vor dem Abmarſch von Parchwitz, an die höheren Offiziere eine Anſprache, in welcher er ihnen das Notwendige, aber auch das Gefährliche des Unternehmens vorſtellte. „Iſt einer unter Ihnen,“ ſagte er, „der ſich fürchtet, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu erleiden.“ Eiſerne Entſchloſſenheit ſprach aus den Mienen der Krieger, nur dem Major von Billerbeck fuhr es heraus: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott ſein!“ Ein ähnlicher Geiſt herrſchte bei den Truppen, deren Lager der König am Abend abritt. Einem pommerſchen Regiment rief er zu: „Na, Kinder, wie wird's ausſehen? Der Feind iſt noch einmal ſo ſtark, als wir!“ Aus den Reihen der Soldaten klang es ihm entgegen: „Loat man gaut ſin, doa ſünd keine Pommern nich mang! Du weitſt woll, watt wie käne (können).“

Waltete ſo im preußiſchen Lager unerſchütterliches Vertrauen, ſo blickte man bei den Feinden dem Anmarſch der „Berliner Wachtparade“ voller Verachtung entgegen. Namentlich Prinz Karl von Lothringen meinte, leichte Lorbeern erringen, den Feldzug mit einem Schlage beenden zu können. Es ſchien ihm unter ſeiner Würde, den Feind hinter Verſchanzungen zu erwarten, und ſo ließ er ſeine Armee über die Weißeritz vorrücken. Nachdem Friedrich am Morgen des rauhen, düſteren 5. Dezember alles angeordnet, berief er einen Huſarenrittmeiſter zu ſich und befahl: „Ich werde mich heut in der Schlacht mehr exponieren müſſen, als ſonſt. Er mit ſeinen 50 Mann ſoll mir als Deckung dienen. Bleib' ich, ſo bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und ſagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geſchlagen!“

Mit geiſtlichen Liedern ſich zum Kampfe ſtärkend, rückten die preußiſchen Krieger vor, und, dank ihrer unvergleichlichen Tapferkeit und der genialen Führung Friedrichs, der die ſchräge Schlachtordnung anwendete, mit der einſt Epaminondas bei Leuktra die Spartaner überwunden, wurde ein glänzender Sieg erfochten — „das Meiſterſtück des großen Friedrich,“ wie ſpäter Napoleon anerkannte. Der Feind verlor 10 000 Tote und Verwundete, 21 000 Gefangene, 116 Kanonen und 59 Fahnen. Der König ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze der Verfolgung, während die Maſſe der erſchöpften Truppen langſam nachrückte. Indem ſie über das blutgetränkte Schlachtfeld zogen, ſtimmte ein alter Grenadier Rinckarts erhebendes Lied an: „Nun danket alle Gott,“ andere Krieger fielen ein, weiter und weiter pflanzte ſich die Weiſe fort, und endlich miſchten ſich auch die vollen Töne der Feldmuſik in den feierlichen Klang — ſo ward noch nie von einem Heere ein Sieg gefeiert.

König Friedrich hatte an demſelben Abend eine Gefahr zu beſtehen, die, wenn ſie nicht durch ſeine bewundernswerte Geiſtesgegenwart abgewendet worden wäre, Schlimmeres bedeutet haben würde, als eine Niederlage. Es kam ihm darauf an, ſchleunigſt die Brücken über das Schweidnitzer Waſſer zu beſetzen, damit den Flüchtigen der Weg nach Breslau verſperrt werde. Mit nur wenigen Begleitern vor dem Städtchen Liſſa angelangt, wird er mit Flintenſchüſſen begrüßt, aber der König kümmert ſich nicht darum. „Meſſieurs,“ ſagte er, „folgen Sie mir, ich weiß hier Beſcheid,“ und die Führung der kleinen Schar übernehmend, ſprengt er über die Zugbrücke auf den Schloßhof. Im Schloſſe aber hatte ſich eine große Anzahl öſterreichiſcher Offiziere zuſammengefunden, die hier die Flucht unterbrochen hatten, um ſich nach den Strapazen des Tages durch eine Mahlzeit zu ſtärken. Sie ſind ſchon beim Pokulieren, da hören ſie die Schüſſe, ergreifen die Lichter, die ihnen beim Gelage geleuchtet haben, und ſtürzen die Treppen hinunter. Da öffnet ſich die Thür, und den Zurückprallenden ſteht Friedrich gegenüber. Im erſten Augenblick mag er wohl erſchrockener geweſen ſein, als die Gegner, denn an Stelle von ein paar Verſprengten ſieht er eine ganze Suite öſterreichiſcher Offiziere vor ſich, Angehörige aller Waffengattungen, und, falls ſie einen Angriff unternommen hätten, wäre er verloren geweſen. Aber voller Geiſtesgegenwart faßt er ſich, und ſein Antlitz zum heiteren Lächeln des Siegers zwingend, mit dem ſprühenden Adlerblick die Nächſtſtehenden durchbohrend, ſagt er ſcherzenden Tones: „„Bon soir,„ Messieurs! Sie haben mich hier wohl nicht vermutet — kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Nichts als ein ehrfurchtsvolles „Ah!“ der verblüfften Offiziere antwortet ihm, die nicht anders vermuteten, als daß die Stadt bereits von den Preußen beſetzt ſei und der König eine ſtarke Bedeckung hinter ſich habe. Und ſich ſelbſt in das Schickſal der Gefangenſchaft fügend, leuchten ſie ihm die Treppe zu dem oberen Saale hinauf, wo der König ſich die einzelnen vorſtellen läßt, ſich gnädig mit ihnen unterhält und ſo Zeit gewonnen wird, bis in der That Schloß und Stadt von den Preußen beſetzt und nun die Offiziere wirklich Gefangene ſind.

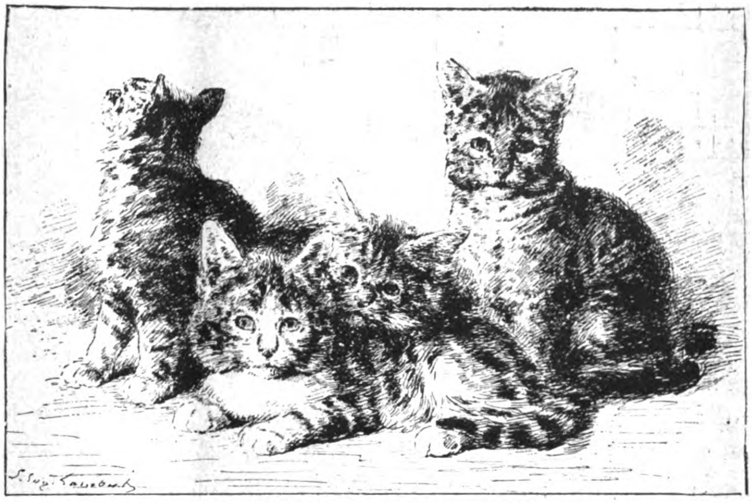
Mit dem glorreichen Siege war zwar der dritte ſchleſiſche Krieg noch lange nicht ausgefochten, aber die Tage von Roßbach und Leuthen hatten bewieſen, was Friedrich mit der „Berliner Wachtparade“ auszurichten vermochte, und die Welt erſcholl von dem Ruhme ſeiner Thaten. Er drang zu Völkern, denen bisher der Name „Preußen“ unbekannt geblieben war. Spott und Hohn aber regnete es auf Reichsarmee, Panduren und Franzoſen, und dem Prinzen Karl von Lothringen, der am meiſten über die Wachtparade gewitzelt hatte, ſangen Friedrichs Grenadiere zum Klang der Trommel das Liedchen:

„Kennſt du jetzt die Wachtparad' — Rototumtum — Wachtparad'?
So ſich kecklich unterſtaht — Rototumtum — unterſtaht —
Daß ſie dir dein Konto ſtreicht,
Streicht, ſtreicht mit dem Schwert
Und dir einen Kehraus geigt,
Wie ein ſolches Prahlen wert — Rototumtum — tumtumtum.

Die diesmalige lange Winterkälte.

Von Dr. **Klein.** (Abdruck verboten.)

Die ungewöhnlich ausgedehnte Froſtperiode des gegenwärtigen Winters hat zahlreiche Spekulationen über die Urſache derſelben hervorgerufen, und es iſt bezeichnend, daß die meiſten dieſer Hypotheſen jede Spur von Anlehnung an die feſtſtehenden Reſultate der Wiſſenſchaft vermiſſen laſſen. Am übelſten ſind die Anhänger des Mondeinfluſſes daran, denn in den verfloſſenen Monaten ſeit November bis jetzt hat ſich das Wetter offenkundig weder an den Vollmond noch an den Neumond, weder an das erſte noch an das letzte Viertel, weder an die Erdnähe noch an die Erdferne des Mondes gekehrt, Froſt und Kälte blieben vorherrſchend, und Tag für Tag verharrte das Thermometer unter dem Gefrierpunkte. Und doch ſollten kritiſche Tage eintreten, oder vielmehr war der Mond in ſeiner Stellung ſo, daß kritiſche Tage hätten eintreten müſſen, wenn er ſolche überhaupt in merklichem Grade verurſachte. Unter dieſen Umſtänden verfielen manche darauf, die Eisanſammlungen im Atlantiſchen Ozean nahe bei den Newfoundlandbänken für die Kälte unſers Winters verantwortlich zu machen. Im vergangenen Sommer war dort bei den ſogenannten Stockfiſchwieſen ein Sammelplatz ungewöhnlich zahlreicher Eisberge geweſen, und dieſen nun oder auch anderen Eisbergen, die ſich der europäiſchen Küſte beträchtlich genähert hätten, ſoll die lange Kälte in Europa zuzuſchreiben ſein. Die Leute, welche ſo ſchloſſen, wußten freilich nicht, daß das Eismeer im Winter ſtill liegt und alsdann keine Eisberge und Eisfelder an die europäiſche Küſte ſendet. Andere wiederum behaupten, der Golfſtrom, jener ungeheure Fluß warmen Waſſers im Atlantiſchen Ozean habe ſeinen Lauf geändert, und zwar wahrſcheinlich infolge eines unterſeeiſchen vulkaniſchen Ausbruchs. In welcher Weiſe dieſe Änderung erfolgt ſei, darüber ſprechen ſie ſich nicht genauer aus, man blieb vielmehr bei der allgemeinen Redensart, der Golfſtrom habe ſeine Wärme ganz oder zum Teil dem weſtlichen Europa entzogen und uns dadurch in eine kleine Eiszeit verſetzt. Von allen Hypotheſen über die Urſache der diesmaligen langen Froſtperiode iſt diejenige, welche den Golfſtrom verantwortlich machen will, die haltloſeſte und gar keiner ernſtlichen Widerlegung wert. Auch der angeblich vulkaniſche Ausbruch unter der Oberfläche des Atlantiſchen Ozeans iſt ein Hirngeſpinſt, und man könnte faſt mit derſelben Berechtigung behaupten, es habe ſich irgendwo am Atlantiſchen Meere eine Öffnung gebildet, in welche die warmen Waſſer des Golfſtromes hineinſtrömten. Die eine Annahme iſt ſo ungereimt, wie die andere. Die wahre Urſache des heurigen ſtrengen Winters liegt in der Verteilung des Luftdruckes über Europa und dem dadurch bedingten Abſchluß der feuchtwarmen atlantiſchen Luft, während die kalte, trockene Luft Rußlands, ja Sibiriens ihren ungehemmten Abfluß nach dem mittleren und weſtlichen Teile unſers Erdteils fand. Wer nur im geringſten den täglich durch die Zeitungen veröffentlichten Wetterberichten Aufmerkſamkeit ſchenkt oder den Stand ſeines Barometers verfolgt hat, wird wiſſen, daß ſeit Beginn der Froſtperiode der Luftdruck ſtets hoch geweſen iſt, an mehreren Tagen ſogar ganz ungewöhnlich hoch. Prüft man nun die Verteilung dieſes Luftdruckes über den größten Teil von Europa, ſo ſieht man ſogleich, daß das Gebiet höchſten Druckes meiſt über Rußland lag und ſich von dort eine Zone ebenfalls hohen Druckes gegen Skandinavien hinzog. Auch über England und Schottland bildeten ſich Gebiete hohen Luftdruckes aus und erhielten ſich mit geringen Schwankungen lange Zeit hindurch. Dieſe Art der Verteilung des Luftdruckes iſt es nun, welche uns die andauernde Kälte gebracht hat. Wenn nämlich über Rußland und Skandinavien hoher Luftdruck lagert, ſo werden dadurch bei uns ſüdöſtliche bis nordöſtliche Winde hervorgerufen, dieſe aber bringen vorwiegend heiteren Himmel und im Winter Kälte, indem ſie geradezu die eiskalte Luft aus dem Innern Rußlands uns zuführen. Wenn über den britiſchen Inſeln ein Gebiet hohen Luftdruckes ſich ausgebildet hat, ſo wird dadurch im weſtlichen Europa eine nördliche bis öſtliche Luftſtrömung erzeugt, und dieſe bringt ebenfalls kalte Luft von Norden und aus Rußland herbei. Warm und feucht ſind im Winter nur die ſüdweſtlichen und weſtlichen Luftſtrömungen, nämlich diejenigen, welche uns die warme Luft des mittleren atlantiſchen Ozeans zuführen. Solche Luftſtrömungen aber können Mitteleuropa niemals erreichen, wenn über Rußland oder über den britiſchen Inſeln hoher Luftdruck lagert. In dieſem Falle iſt uns vielmehr der Zufluß der warmen atlantiſchen Luft vollkommen abgeſchnitten. Man erkennt hieraus ſofort, daß es für die Temperaturverhältniſſe Deutſchlands vollkommen gleichgültig iſt, ob ſich auf dem nördlichen Atlantiſchen Ozean Eismaſſen zeigen oder nicht, ſolange die Luftſtrömungen uns die Temperatur jener Gegenden nicht zutragen können, werden wir davon nicht beeinflußt. Um es alſo nochmals kurz zu wiederholen, ſo iſt ein ausgedehntes und lange anhaltendes Gebiet hohen Luftdruckes über Rußland oder über den britiſchen Inſeln die Urſache des ſtrengen Winters in Mitteleuropa. Und im gegenwärtigen Jahre haben beide Hochgebiete zuſammengewirkt. Eine Vorausbeſtimmung ſolcher ſtrenger Winter läßt ſich aber nicht geben, da wir zur Zeit nicht wiſſen, wodurch die Gebiete hohen Druckes über Rußland oder den britiſchen Inſeln zu ſo langem Verweilen gezwungen werden. Keinesfalls indeſſen ſteht der gegenwärtige Winter in bezug auf die Dauer des Froſtes vereinzelt da, denn die Geſchichtſchreiber und Chroniſten ſprechen in faſt allen Jahrhunderten von beſonders ſtrengen Wintern. So ſoll im Jahre 763 die Straße der Dardanellen zugefroren ſein, ſo daß man zu Fuß von der europäiſchen zur aſiatiſchen Küſte gehen konnte, und im Jahre 821 waren die meiſten Flüſſe im ſüdlichen Frankreich zugefroren. Im Jahre 1589 ging der Marſchall von Montmorency mit Fußvolk und Geſchütz über die gefrorene Rhone und 1622 war ein großer Teil des Adriatiſchen Meeres zugefroren. Die Urſache jener kalten Winter waren ſicherlich keine anderen, als die oben angegebenen, welche in der Verteilung des Luftdruckes liegen, und was ſich in der Vergangenheit ereignet hat, kann ſich in der Zukunft wiederholen.



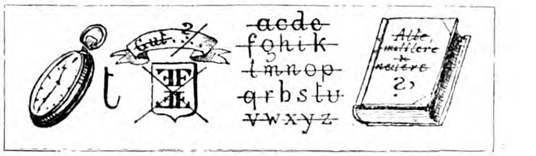
Eine nette Geſellſchaft. Von E. Lambert.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Während das rumäniſche Eiſenbahnnetz verhältnismäßig zahlreiche Linien aufweiſt und die Schienenwege vortrefflich gehalten werden, laſſen die rumäniſchen Landſtraßen viel zu wünſchen übrig. Aber auch hier findet ſich die häufig gemachte Beobachtung beſtätigt, daß man dort, wo die Wege ſchlecht ſind, am ſchnellſten fährt und die unerſchrockenſten Fahrer findet. Es iſt nicht angenehm, mit einem rumäniſchen Viergeſpann über Höhen und Tiefen der im Frühling und Herbſt oft grundloſen Landſtraßen zu ſauſen, aber man kommt von der Stelle. Das walachiſche Pferd iſt unſcheinbar im Äußeren, aber von unermüdlicher Ausdauer, ſo viel ihm auch zugemutet wird, anſpruchslos in bezug auf Fütterung und gleich widerſtandsfähig gegen Hitze wie gegen Kälte. Die Sommer ſind oft von unerträglicher Hitze in Rumänien, die Winter faſt immer von langandauernder und ſtrenger Kälte, und der Rumäne beanſprucht viel von ſeinem Pferde, verwendet aber geringe Sorgfalt auf ſeine Pflege. Wie man auf Profeſſor Adolf Schreyers Bild einer walachiſchen Poſtſtation ſieht, mutet man den armen Tieren ohne Bedenken zu, ſtundenlang in grimmer Kälte auszuharren. Der Landbriefträgerdienſt wird in den meiſten Fällen von berittenen Poſtboten ausgeübt, da die Wege für Fußgänger zu weit ſind. Das Poſtſtationsgebäude — primitiv genug — dient zugleich als eine Art von Ausſpann, wo Pferd und Wagen unter dem weitvorſpringenden Dach dürftigen Schutz finden, während die Reiſenden ſich

Bilderrätſel.



1. Füllrätſel.

I.

		a	b		
		e	e		
e	i			i	k
k	l			m	n
		o	s		
		t	r		

II.

		a	a		
		a	e		
e	e			h	i
b	m			m	n
		n	r		
		u	s		

Die in den beiden Figuren eingetragenen Buchſtaben ſollen derartig umgeſtellt werden, daß ſowohl in den zwei wagerechten als auch in den zwei ſenkrechten Reihen vierſtellige Wörter entſtehen, welche mit Überſpringung der leeren Felder geleſen werden. Dieſe Wörter ſind: Figur I. a) wagerecht: 1. eine erfriſchende Speiſe, 2. eine Waſſerfläche; b) ſenkrecht: 1. eine deutſche Stadt, 2. ein bibliſcher Name; Figur II. a) wagerecht: 1. ein Säugetier, 2. die Stärke und der Schutz des Landes; b. ſenkrecht: 1. ein Körperteil, 2. ein aſiatiſches Reich.

Werden dann die vier leeren Felder in der Mitte der Figuren richtig mit je einem Buchſtaben ausgefüllt, ſo entſtehen ebenſoviele neue Wörter. Dieſe ſind, aber in anderer Ordnung, in Figur I: 1. eine Farbe, 2. eine militäriſche Charge, 3. ein Stein, 4. der Begründer einer Heilmethode; in Figur II: 1. eine norddeutſche Stadt, 2. eine Münze, 3. ein männlicher Name und 4. eine europäiſche Hauptſtadt.

2. Kombinationsaufgabe.

Aus den Buchſtaben, welche den Namen eines Zierſtrauches bilden, läßt ſich durch Umſtellung eine ganze Reihe von Wortpaaren bilden. Dieſe ſind:

1. a) ein Fluß in Deutſchland, b) ein Fluß in Sibirien;
2. a) ein Papſt, b) eine römiſche Münze;
3. a) ein Nebenfluß der Fulda, b) eine franzöſiſche Feſtung;
4. a) ein Planet, b) eine ſchon im Altertum bekannte Stadt in Italien;
5. a) eine Stadt am Roten Meere, b) eine Stadt in Rußland;
6. a) eine Feldblume (in anderer Stellung der Buchſtaben ein Blutgefäß), b) eine Stadt in Spanien;
7. a) eine Bezeichnung ans dem Wachtdienſt der Soldaten, b) ein Frauenname aus dem Alten Teſtament;
8. a) eine ſchwediſche Münze, b) ein vielgebrauchtes Werkzeug;
9. a) römiſche Gottheiten, b) eine Gedichtform;
10. a) ein Beleuchtungsmaterial, b) eine wohlriechende Pflanze;
11. a) ein Fluß in Italien, b) eine ſchöne Eigenſchaft (Eigenſchaftswort);
12. a) eine der Frauengeſtalten der griechiſchen Mythologie, b) ein römiſcher Kaiſer.

Wie heißen A. die zwölf Wortpaare?

B. der betreffende Zierſtrauch?

3. Mit und ohne.

Mit Kopf ein berühmter deutſcher Künſtler, ohne Kopf auch.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

drinnen an einem warmen Trunke erquicken. — Das Bild „Freudvoll und leidvoll“ iſt ein Zeugnis von der außerordentlichen Vielſeitigkeit des genialen Tiermalers Paul Meyerheim. „Freudvoll und leidvoll zum Tode betrübt, glücklich allein iſt die Seele, die liebt,“ — der Geſichtsausdruck des in Erwartung des Geliebten promenierenden Mädchens iſt außerordentlich ſympathiſch und charakteriſtiſch, trotzdem die ganze Erſcheinung keineswegs idealiſiert iſt. — E. Lamberts „Nette Geſellſchaft“ wird allen Katzenfreunden ſehr poſſierlich erſcheinen.

Flut und Ebbe im Dienſt der Induſtrie.

Unſer Krafterzeuger iſt der Hauptſache nach die Kohle. Aber der Vorrat wird mit jedem Jahre geringer, und einmal wird er verbraucht ſein. Womit heizen wir dann? Mit Waſſer. Ein berühmter Elektrotechniker hält in der That das in ſeine Beſtandteile Waſſerſtoff und Sauerſtoff zerlegte und in der Knallgasflamme verbrannte Waſſer für das Heizmaterial der Zukunft. Aber hierzu gehört, daß erſt noch ein Weg gefunden werden muß, das Waſſer auf billige Weiſe in ſeine Beſtandteile zu zerlegen. Auf Kraft kommt es an. Man kann Kraft zu Wärme, Licht, chemiſchem Prozeß umgeſtalten. Kraftquellen haben wir aber außer der Kohle noch andere und direktere, die Sonnenwärme und die Anziehungskraft des Mondes. Die Sonnenwärme verurſacht der Wind. Der Wind iſt die billigſte aber unzuverläſſigſte Kraftquelle. Die Sonnenwärme ſchafft auch das ſtrömende Waſſer, das gegenwärtig eine größere Bedeutung als früher gewonnen hat, weil man mit Hilfe der elektriſchen Kraftübertragung die Wirkung dorthin bringen kann, wo man ſie braucht. Man hat berechnet, daß die Kraft, welche im Niagarafalle nutzlos dahin ſtrömt, genügen würde, für ganz Amerika die Dampfmaſchinen zu erſetzen. — Was machen aber wir, die wir keinen Niagarafall haben? Uns bleibt die Anziehungskraft des Mondes, die noch zuverläſſiger iſt als die Sonnenwärme. Dieſe Anziehung führt alle vierundzwanzig Stunden zwei Flutwellen um die Erde herum und ſchafft damit eine Kraft, die gar nicht in Zahlen auszuſprechen iſt. An der Küſte entſteht alſo zweimal in vierundzwanzig Stunden ein Unterſchied des Waſſerſtandes, alſo ein Waſſergewicht, deſſen Ausnutzung hinreicht, ganz Europa mit der nötigen Kraft zu ſeinen Maſchinen auszurüſten. Denken wir uns ein großes Sammelbecken am Meeresſtrande und in demſelben eine Öffnung, ſo ſtrömt in viermal täglichem Wechſel bei ſteigender Flut Waſſer ein und bei fallender Flut Waſſer aus und dies ein- und ausſtrömende Waſſer iſt im ſtande, Turbinen zu treiben, die wiederum elektriſche Kraftmaſchinen in Bewegung ſetzen. Dieſe Kraft wird dann übertragen bis dahin, wo ſie gebraucht wird.

Dieſe Idee iſt nicht bloß Idee, eine ſchwankende Möglichkeit, ſondern eine Aufgabe. Schon haben ſich einige Ingenieure, Decoeur in Havre und Diamant in Melburne daran gemacht, Wege zur praktiſchen Ausführung aufzuweiſen. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit. Wären wir nur auf unſern Vorrat von Kohlen angewieſen, ſo würde man das Ende unſerer Kultur mit Beſtimmtheit erwarten müſſen. Die ungeheuren Kräfte, welche jetzt noch nutzlos in den Gezeiten liegen, werden die Aufgabe haben, unſere Kultur in ſpäteren Jahrhunderten zu tragen.

Aus der Redaktion.

S. L. Papierkorb.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 18.

Bilderrätſel.

Es fällt kein Baum beim erſten Hieb.

1. Rätſel. Krone.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Moltkes Geburtstag 26. Oktober 1800.

3. Vierſilbige Scharade. Lebensmittel.

4. Metamorphoſen-Aufgabe.

a) Trier, Tier, Bier, Biel, Bel, Abel, Kabel, Kabul.
b) Reims, Reim, Leim, Leid, Lid, Lind, Linz.
c) Zug, Bug, Burg, Murg, Mur, Ur, Uri.

5. Arithmogriph.

T	a	**x**	u	s
L	**a**	u	**B**	e
M	a	j	o	**r**
A	**h**	a	**u**	s
L	u	**c**	c	a

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Die Zukunft unſerer höheren Schulen. II. Von Dr. E. von Sallwürk. — Die Maus im Zimmer. Gedicht von J. Trojan. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Fortſ. — Eine Kindergeſellſchaft. Von Hanns von Spielberg. — Leuthen und Liſſa Zu dem Bilde von Arthur Kampf: Begegnung Friedrichs des Großen mit öſterreichiſchen Offizieren nach der Schlacht bei Leuthen am Abend des 5. Dezember 1757 im Schloſſe zu Liſſa. — Die diesmalige lange Winterkälte. Von Dr. Klein. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern: Walachiſche Poſtſtation von Ad. Schreyer, Freudvoll und leidvoll von Paul Meyerheim, und Eine nette Geſellſchaft von E. Lambert. — Flut und Ebbe im Dienſt der Induſtrie.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

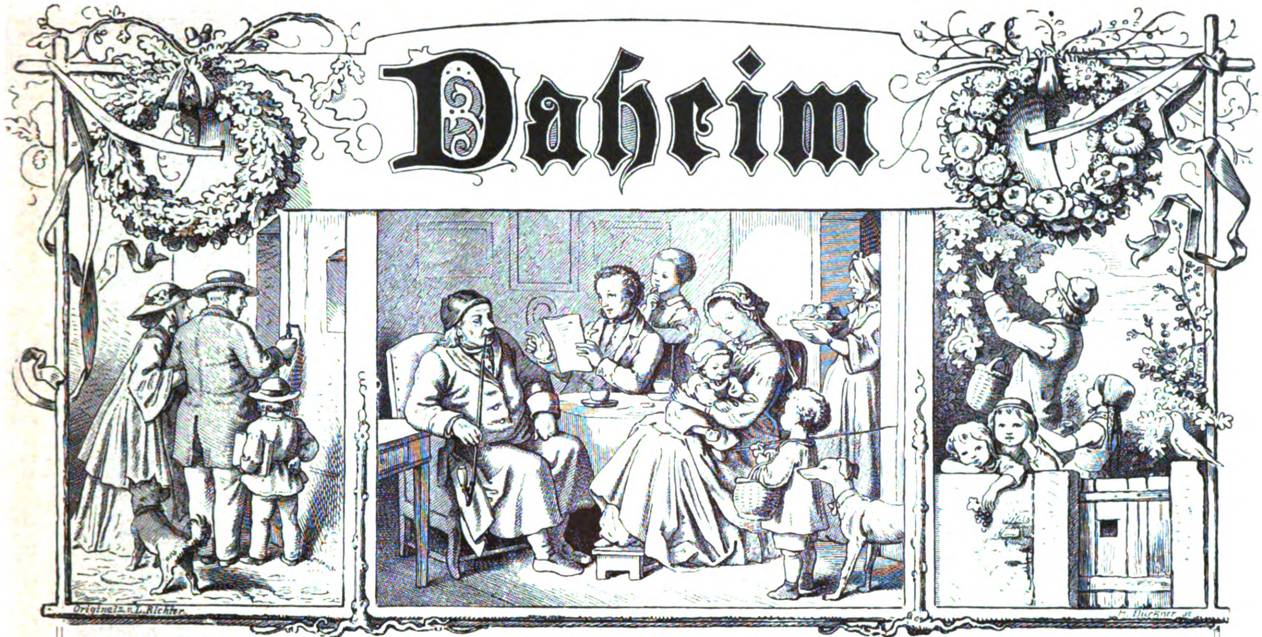
Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Februar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. **1891. №. 20.**

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Arnolds Stimme klang zornig und heiſer und ſchwoll zuweilen grollend an; es mußten wohl wichtige und aufregende Dinge ſein, die ſie hier miteinander verhandelten, denn Herbert richtete ſich jetzt halb aus ſeiner ſitzenden Stellung auf und ſah dem Bruder ſcharf ins Auge, wobei die Pflanzen ſeiner Hand achtlos entglitten. Die Beiden waren dermaßen in ihr Geſpräch vertieft, daß ſie meine Annäherung gar nicht bemerkten, ſie ſchauten nicht einmal auf. Der Gedanke, die Rolle eines unberechtigten Lauſchers zu ſpielen, begann mich zu bedrücken, doch unbeobachtet konnte ich jetzt kaum mehr zurück, und dann — ſoll ich's geſtehen? — die Worte, welche ich nun deutlich vernahm, feſſelten meinen Fuß am Boden und ließen mich nicht fort. Faſt möchte ich wünſchen, es wäre nicht geſchehen, wenn ich nicht darin, wie alles gekommen, eine beſondere Fügung erblicken müßte!

„Laß dir raten," hörte ich Arnold ſagen, „gib dir keine Mühe um ſie, ſie iſt eine Kokette und, wie ſie mich betrog, ſo wird ſie auch dich hintergehen!"

„Ich bedarf deines Rates nicht," erwiderte Herbert, indem er, voll emporgerichtet, einen kalten, geringſchätzigen Blick auf Arnold warf. „Im übrigen dulde ich es nicht, daß du in meiner Gegenwart dich in dieſer Weiſe über Margarete ausläſſeſt."

„Haſt du ſchon ein Recht auf ſie?" gab Arnold höhniſch zurück.

„Ein Recht?" wiederholte Herbert ſchneidend und gedehnt. Mit Gewalt ſuchte er die in ihm kochende Erregung zu meiſtern. „O ja! Dasjenige Recht, welches jedem Ehrenmann zur Seite ſteht, wenn er die Ehre einer Dame verteidigt. Was du ausſprichſt, iſt Verleumdung!" Er machte einen Schritt an Arnold vorbei, als wenn er das Geſpräch für beendigt anſehe und ſich entfernen wollte.

„Bleibe!" rief jetzt Arnold mit durchdringender Stimme und warf ſich dem Bruder in den Weg. „Auch mit dir habe ich noch abzurechnen!"

„So rede! Was willſt du von mir?" erwiderte Herbert und kreuzte die Arme über der Bruſt.

„Du zeihſt mich der Verleumdung, wie aber ſoll ich dich nennen?" fuhr Arnold keuchend, wie außer ſich fort. „Wie nenne ich den, der mir das Herz Papas ſo gründlich entfremdet, daß ich mit dem jämmerlichen Stück Mitleid, das mir von ſeiner früheren weichen Liebe übrig geblieben, nichts anzufangen weiß? Wie nenne ich den, der, was Papa auch ſagen mag, ſeinen Einfluß auf ihn ſo trefflich gegen ſeinen Bruder auszunutzen gewußt hat, daß dieſer Hansnarr von Bruder ſich dazu entſchließt, ſeinen wohlberechtigten Anſprüchen auf den Beſitz der Väter im voraus zu gunſten des anderen zu entſagen?... Wie ſoll ich endlich den nennen, der mir, um ſein Werk zu krönen, ich weiß nicht, durch welche Mittel, das Herz Margaretens geſtohlen hat?"

Ein ziſchender Ton entfuhr ſeinen Lippen, die Stimme verſagte ihm, er rang nach Atem, um fortzufahren.

Aber Herbert ließ ihn nicht dazu kommen. Er trat ſo dicht auf den Bruder zu, daß ſie ſich faſt berührten, und ließ ein todbleiches Antlitz ſehen, deſſen krampfhaftes Mienenſpiel zu ſeinem ſonſtigen ruhigen Ausdruck in beängſtigendem Widerſpruche ſtand.

„Nicht weiter!" ſagte er in ſo drohendem Tone, daß der andere wie eingeſchüchtert ſchwieg. „Ich müßte mich verachten, wollte ich deinen Schmähungen Rede ſtehen und dir auseinanderſetzen, daß du dich in jeder Hinſicht in verderblichem Irrtum befindeſt. Wärſt du nicht mein Bruder, ich forderte andere Rechenſchaft von dir. So aber ſoll dir mein Stillſchweigen ſagen, was Worte nicht zu äußern ver-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mögen.“ Er drehte ſich kurz um, hob die Gerätſchaften und Pflanzen, die zerſtreut am Fuße des Baumes lagen, vom Boden auf und machte Anſtalt, ſich zu entfernen. Ein paar Schritte war er gegangen, als er ſtehen blieb, ſich umwandte und ſein Geſicht Arnold zukehrte, der unbeweglich auf ſeinem Platze verharrte. Da fiel ein vereinzelter Sonnenſtrahl ſeitwärts durch das Laub der Birke auf Herberts Antlitz, und mochte es nun die beſondere Art der plötzlichen Beleuchtung ſein oder die Urſache an etwas anderem liegen, aber ſeine Miene ſchien ſich ſonderbar zu verändern, ſeine Augen ſchienen triumphierend zu ſpotten, auf ſeine Lippen ein mitleidiges Lächeln zu treten.

Und dann geſchah etwas Schreckliches.

Mit Blitzesſchnelle ergriff Arnold ſein Gewehr und drückte, faſt ohne zu zielen, auf den Bruder ab. Dann ſah ich, wie Herbert ſich an den Kopf griff, einen Wehlaut ausſtieß und zu Boden fiel. Es war alles das Werk eines Augenblicks. Im nächſten ſtand ich ſchon neben ihm. Ich nahm ſein Haupt in meinen Schoß, aber ein einziger Blick belehrte mich, daß hier jede Hilfe zu ſpät kam. Einzelne kleine Blutbäche, welche die Schrote, mit denen die Mordwaffe geladen geweſen, eröffnet, rieſelten von Stirn und Wangen, und als ich das Blut fortwiſchte und genauer hinſah, fand ich, daß das linke Auge von einem Geſchoß durchbohrt war. Fahle Bläſſe legte ſich auf das Antlitz des Sterbenden, noch einmal rollte er mit den Augen, ſeine Lippen zuckten, als ob ſie etwas ſagen wollten, dann ſtreckte ſich ſeine Geſtalt, und ich hielt einen Toten in den Armen.

Sorglich und behutſam, als hätte ich ein Kind zu betten, ließ ich ſeinen Kopf in erhöhter Stellung auf dem Moospolſter niedergleiten. — Ich habe ſchwere Stunden in meinem Leben durchgemacht, Stunden, in denen ich dem Tode ins Auge ſah und das Daſein mir nichts wert erſchien, — nie aber iſt mir ſo fürchterlich zu Sinn geweſen, als damals im Walde! Es war mir, als ob ich denjenigen gemordet, der da ſo ſtarr und ſtill vor mir lag, als könnte dieſe Stunde ihren Lauf nicht vollenden, ohne den zündenden Blitz zu wecken, der kommen mußte, Werden, den Wald, mich und die ganze Welt zu zerſchmettern. Das Winſeln des Hundes erweckte mich und emporblickend, ſah ich Arnold troſtlos, ſtumm, unbeweglich wie eine Bildſäule, mit vor das Geſicht geſchlagenen Händen an den Stamm der Birke gelehnt. Da kam mir die Beſinnung und mit ihr die furchtbare Erkenntnis von dem Ernſt der Lage wieder. Das Unglück war geſchehen: keine Drohung, kein Liebeswort vermochte je wieder den Toten dort aus dem Schlafe zu rütteln; nicht ihm, ſondern dem Lebenden gehörte nun meine ganze Kraft. Er hatte ein Anrecht auf meine Liebe, auf meine Dankbarkeit, auf jedes Opfer von meiner Seite. Es galt, ihn zu retten, von ihm und ſeiner Familie das vernichtende Brandmal der öffentlichen Schande abzuwenden. Indeſſen wie, wie ſolches ausführen? Noch wußte ich es ſelbſt nicht. Fürs erſte: nur fort, weit fort von dieſer unheilvollen Stätte! Dann wird ſich auch das Wohin erklären. Der Ruhe des Waldes war nicht zu trauen, von überall drohte Entdeckung und Verrat; ſchon konnte der Landmeſſer in der Nähe ſein, der Knall des Schuſſes einen Arbeiter herbeilocken — jetzt, wie ich hinauslauſchte, klang es nicht wie das Geräuſch nahender Schritte?

Doch nein, rundum war alles ſtill, und der Wind ſchauerte in den Baumwipfeln. Und wie eine Erleuchtung kam es über mich. Weder rückwärts, noch nach rechts oder links, ſondern geradeaus, vorwärts, über den Wolfsmoor — da lag der Weg zur Rettung! Mein Plan war fertig. An dieſer Stelle ſtreckte das Moor einen ſchmalen Arm vor, welcher, wenn alles gut ging, von rüſtigen Füßen in ungefähr zwei Stunden überſchritten werden konnte. Wenn wir das jenſeitige Waldufer, wenn wir das hinter jenem Ufer liegende Leyden rechtzeitig erreichten, befanden wir uns in Sicherheit. Ich ſage: wenn alles gut ging! Denn gerade hier zeigte das Moor ſeine größten Tücken, hier drohte überall Gefahr; jeder Fehltritt, jedes Schwanken, jede Schwäche konnte gleichbedeutend werden mit dem entſetzlichſten Erſtickungstode in den unergründlichen Schlammtiefen. Nichts was nur an einen Weg, an einen Pfad, ja auch an eine Wildſpur erinnerte, führte dort hinüber; oft nur ein grauenvolles Etwas zollesbreiten, halbflüſſigen Erdreichs, zährankende Wurzeln der Moosbeere, ſtruppiges Wachholderflechtwerk inmitten verwachſener unterirdiſcher Seen, gurgelnder Sumpfbäche, unendlicher Schlammabgründe, dem Furchtloſen nur ebenſo viel Raum gönnend, ſich mühſam anzuklammern, ſich kletternd und kriechend fortzubewegen und, zwiſchen Tod und Leben ſchwebend, den entſetzlichſten Kampf um das nackte Daſein mit den Schrecken der Einöde zu beſtehen. Und doch hatte mich ſelbſt nicht Lebensgefahr, nein, nur tollkühne Jagdleidenſchaft bei der Verfolgung eines kranken Wildes zufällig jenen Übergang finden laſſen; ich hatte ihn ſpäter bei gleicher Gelegenheit nochmals und mit demſelben Erfolge verſucht. Niemand kannte mein Geheimnis, das Moor galt an dieſer Stelle, ſelbſt im Winter für völlig unzugänglich; kein Menſch, auch ſelbſt der geübteſte Jäger nicht, hätte gewagt, es zu überſchreiten. Was aber mir zweimal geglückt, das mußte auch uns Beiden gelingen, wenn die Gefahr unſere Thatkraft ſtählte und verdoppelte. Und wenn wir dabei umkamen, was lag daran? Hatten wir doch höheres zu retten, als bloß das Leben?

Schneller, als ich es beſchreiben kann, war mir das alles durch's Hirn geſchoſſen; kaum einer Minute hatte es bedurft. Das erſte war, daß ich den Hund beruhigte, dann ſprang ich an Arnold heran, packte ihn am Arme, ich ſchüttelte ihn: „Fort, Herr Baron! fort um Gotteswillen!“

Ebenſo gut hätte ich ein Steinbild beleben können, er hörte nicht, er antwortete nicht, nicht einmal die Hände nahm er vom Geſicht. Ich verdoppelte meine Anſtrengungen, ich bat, flehte, drohte. Jede Sekunde ſchien hier von ungeheurem Wert. Wieder alles fruchtlos, nur mit dem Kopfe ſchüttelte er einmal. Da, im höchſten Jammer der Verzweiflung, näherte ich meinen Mund ſeinem Ohr: „Denken Sie an die grauen Haare Ihres Vaters! Denken Sie an die Schande, die Sie auf ihn häufen!“ Das brachte ihn zu ſich. Er ließ die Arme ſchlaff herniederſinken und ſtarrte mich mit einem langen, leeren, furchterregenden Blicke an; ſein Antlitz war fahl, wie das des Toten unter dem Baum. Noch ein ſcheuer, ſchneller Blick aus ſeinem Auge in der Richtung zur Leiche hinüber, — dann hatte ich ihn, ehe er ſich weiter beſinnen konnte, ſchon unter den Arm gefaßt, ihm das Gewehr umgehängt und den Widerſtrebenden mit mir fortgezogen, während ich Inka an der Leine hinter mir herſchleifte. Doch ſchon nach wenigen Schritten erkannte ich, daß mein Plan ſcheitern mußte, wenn Arnold dieſe langſame, ſchwerfällige Gangart, dieſe müde, läſſige Haltung beibehielt. Mitleid mit ihm wäre hier Schwäche geweſen, ſo ſpornte ich ihn mit ſchonungsloſer Überredungskunſt zur Eile an. Es wirkte, zu meiner Freude. Allmählich kam er zum Bewußtſein ſeiner Lage, der Trieb der Selbſterhaltung erwachte in ihm. Seine Muskeln und Sehnen ſpannten ſich und gewannen die alte Friſche wieder. Bald hielt er gleichmäßig mit mir Schritt, und ſpäter ſprang und lief er rüſtig hinter mir drein. In eiligen Sätzen gelangten wir an die Stelle, wo der Pfad in den Sumpf begann, wenn von einem Pfade überhaupt geſprochen werden darf. In der nächſten Minute ſchlugen die verkümmerten Zweige des Tannen- und Birkengeſtrüpps am Eingange hinter uns zuſammen und entrückten uns jedem bedrohenden Späherauge. Hier trug der Wolfsmoor noch den harmloſeren Charakter eines Quellmoraſtes. Unregelmäßige, kleine, mit Grasgeflecht, Moosbeerranken und niedrigem Gebüſch beſtandene Hügel, zwiſchen denen ſich dunkle Waſſerläufe von größerer oder geringerer Tiefe hinzogen, boten unſeren Füßen noch den geeigneten Stützpunkt zur Fortbewegung. Von einem Hügel zum andern ſpringend, wie wir das von der Jagd her gewohnt waren, kamen wir ſchnell vorwärts; wohl ſpritzte das Waſſer oft unter unſeren Schritten empor, wohl gab der Boden unter uns zuweilen nach, wohl verſanken wir mitunter, wenn der Fuß auf dem ſchlüpfrigen Erdreich ausglitt, in dem zähen Schlamm und arbeiteten uns mit gegenſeitiger Hülfe wieder heraus; aber dieſes kleine Ungemach bedeutete nur ein Kinderſpiel gegen das, was noch bevorſtand. Allmälig hörte der Baumwuchs auf, eine unwirtliche Fläche, in welche ſich gerade vor uns eine Waldinſel in der Ferne vorſchob, breitete ſich braun und öde vor unſeren Blicken aus. Hier wurde das Vorwärtsſchreiten zuſehends beſchwerlicher, und bald waren wir über jene Grenze vorgedrungen, wo die Regionen des eigentlichen Sumpfes und der eigentlichen Gefahren begannen. Die Mooshümpel traten weiter auseinander, während die Pfützen ſich verbreiterten, es bedurfte oft ganz gehöriger und ſorglich abgemeſſener Sprünge, um nicht in das Bodenloſe zwiſchen den Hügeln, welches wie das gierige Auge des Todes zu uns emporſtarrte, hinabzuſtürzen. Schon reichte die Muskelkraft und Sehnengeſchmeidigkeit unſerer Glieder nicht mehr aus; das Gewehr und ſpäter der junge, elaſtiſche Stamm einer Birke, den wir uns irgendwo aus dem Waſſer gefiſcht und mit dem Jagdmeſſer zurechtgeſtutzt, mußten uns als Springſtange dienen. Oft geſchah es, daß ich den nächſten Hümpel vor uns prüfend mit ſolcher Stange betaſtete, um mich von ſeiner Tragfähigkeit und Widerſtandskraft zu überzeugen. Gar nicht ſelten beſtand das, was ſich von ferne unſeren Augen als feſteres Erdreich inmitten der Schlammmaſſen darbot, bei näherer Unterſuchung aus einem zufälligen Bündel loſe zuſammenhängenden Wurzel- und Grasgeflechts, das bei der leiſeſten Berührung unter dem Schwingenden unfehlbar nachgegeben und ihn rettungslos in die Tiefe verſenkt hätte. Je weiter wir vordrangen, um ſo mehr wuchs die Gefahr, um ſo breiter wurden die Sumpfwaſſer, um ſo gewiſſer brachte ein jeder Fehltritt unvermeidlichen Untergang. Krüppliges Wurzelwerk, das am Boden hinkroch und über welches wir ſtolperten, brachte uns oft faſt zu Fall, zähe Ranken umſtrickten hindernd unſere Füße; die Inſelchen der Hügel nahmen an Größe und Feſtigkeit ab, an Glätte und Unzuverläſſigkeit dagegen zu. Unbarmherzig ſtechend brannte die Septemberſonne aus dem wolkenloſen Himmel auf uns nieder, nirgends eine Erholung, ein Ruhepunkt, nirgends ein ſchattenſpendender Baum oder ein kühlender Windhauch, überall nur verſengte, lechzende Öde; überall nur der ſchauerlich grelle Wiederſchein der Sonne aus den unzähligen Bächen, Lachen und Pfützen, ſo daß die Augen ſchmerzten und geblendet wurden; überall ein brütendes, troſtloſes, ungeheures Schweigen, nur unterbrochen von dem einſamen Schrei des Habichts aus der Höhe, nur belebt von dem Spiele unſerer Schattenbilder, die behend neben uns dahinglitten. Die Zunge klebte uns am Gaumen, das Mark in den Knochen ſchien zu dorren, die Füße verſagten den Dienſt, das Herz klopfte in ſchnellen gewaltigen Schlägen, und plötzlich befiel mich ein jäher Schreck. Befanden wir uns auch auf dem richtigen Wege? Die Gegend ſah ſo merkwürdig verändert aus gegen früher. Sollte es möglich ſein, daß wir irrten? Gelobt ſei Gott, nein! Dort die hohe vertrocknete Tanne auf der Waldinſel, deren Umriſſe uns immer deutlicher entgegenwuchſen, befand ſich gerade vor uns, ſie bedeutete das entſcheidende Merkzeichen, den Beweis, daß wir uns in der gewollten Richtung fortbewegten. Und doch hatte ich mich nicht ganz getäuſcht. Die Regenſtröme des Auguſt hatten in der That deutliche Spuren zurückgelaſſen. Der klaffende Abgrund hier, welcher ſich zwiſchen dem Hügel, auf dem ich ſoeben Boden gefaßt, und der nächſten Erhöhung vor mir aufthat, war früher nicht dageweſen, der trübe Waſſerſtrom, welcher ihn erfüllte, mochte reichlich ſieben Schritte in der Breite meſſen. Wie da herübergelangen? Wie fragſt du? In derſelben Weiſe, die dich die früheren Hinderniſſe überwinden ließ, mit der Springſtange in der Fauſt und verzweifeltem Mut im Herzen! Du mußt hinüber, du mußt, weil er, der hinter dir ſteht, hinüber muß! Da ſchwand mein Zagen. Feſt drückte ich die Stange in den Grund und nahm alle Muskelkraft zuſammen. Dann empfahl ich meine Seele Gott, — ein gewaltiger Satz, und es war gelungen. Doch ſo ſtark war der Anprall, daß ich wie betäubt mit hartem Aufſchlage auf dem Mooshügel, der glücklicherweiſe länger und breiter als die vorigen war, niederſchlug und faſt auf der anderen Seite wieder ins Waſſer gerollt wäre. Mühſam nur hielt ich mich an dem Geſtrüpp feſt. Nach mir wagte Arnold den Sprung. Ich erwartete ihn vorgebeugt, die Arme vorgeſtemmt, die Füße feſt im Moosboden wurzelnd. Es war gut ſo. Arnold ſprang etwas zu kurz und wäre unfehlbar vor meinen Augen in die Tiefe verſunken, wenn ich ihn nicht noch rechtzeitig mit dem Aufgebote meiner ganzen Kraft erfaßt und zu mir heraufgezogen hätte. Inka machte den Beſchluß. Der Hund hatte bisher brav ausgehalten und durch ſein geringeres Körpergewicht alle Mühſeligkeiten leichter überwunden; ſchwimmend gelangte er glücklich auch über das letzte Hinderniß hinweg. Von nun ab bis zur Waldinſel ſchien ſich das Wolfsmoor in ſeinen Tücken erſchöpft zu haben. Die Abſtände zwiſchen den einzelnen Mooshügeln ſchrumpften zuſammen, das feſte Erdreich begann die Oberhand über Waſſer und Schlamm zu gewinnen. Die Gegend belebte ſich wieder; kümmerlicher Baumwuchs tauchte am Boden auf; ſchwirrend erhob ſich unter unſeren Füßen ein Volk weißer Hühner und flog langen Zuges ſeitwärts über die Fläche dahin; aus dem Geſträuch in unſerer Nähe ſprang etwas empor: der Sonnenſchein zeichnete einen langen, grauen Schatten vor uns hin, der an den eines großen Hundes gemahnte, — ein Wolf, den das Geräuſch unſerer Schritte verſcheucht und der nun in langen Sätzen dem ſchützenden Lager im Herzen des Moors zueilte; dann wieder hörten wir ein Geräuſch, ein Plätſchern und Krachen, wie von großen, ſich mühſam durcharbeitenden Tieren, — es mochten wohl Elche ſein, die wir aus ihrer Sommerfriſche im Schlamm aufgeſtört hatten. Wir aber ſahen kaum auf, nur dem Wege oder vielmehr der Wegloſigkeit galt unſere ganze Aufmerkſamkeit, denn noch immer, ob zwar die unmittelbarſte Gefahr vorüber, war ängſtlichſte Vorſicht geboten. Mit verhältnismäßiger Schnelligkeit, bald ſchreitend, bald ſpringend, bald laufend drangen wir vorwärts, und als uns nun endlich der Frieden der Waldinſel umfing, da athmeten wir auf, wie erleichtert und erlöſt. Die erſte Station unſerer Flucht war erreicht; wie ein Blick auf Arnolds Uhr bezeigte, hatte es dazu faſt einer Stunde bedurft.

Der Friede der Waldinſel! Wohl hatte ich ein Recht, davon zu reden. Wie eine prangende Oaſe aus dem Wüſtenſande hob ſich das ſtille, dunkelgrüne Eiland von der düſterbraunen Umgebung des Moores ab. Uralte, moosbewachſene Tannenrieſen ſtrebten mit leiſe rauſchenden Häuptern zum Himmel empor, andere hatte Sturm oder Alter darniedergeworfen, mit zerbrochener Krone und weithin ſtarrenden, verdorrenden Äſten lagen ihre gewaltigen Leiber inmitten hochwuchernden Farrenkrauts, und auf ihnen, den modernden, trieb und wuchs ein neues Geſchlecht von Stämmen und Sträuchern, demſelben ungeſtörten, traumhaften, von der Habſucht der Menſchen unberührten Daſein entgegen, wie es einſt die Inſel gaſtlich ihren in Staub zerfallenden Ahnen gewährt hatte. Zahlreiche Wildhühner niſteten hier, aus dem Gezweig erſcholl das Gurren der Ringeltaube, das Locken des Haſelhuhns, welche die Einſamkeit mit Vorliebe zum Stelldichein auserſehen. Wie ſehr aber ſtach die Stimmung unſeres Gemüts von dieſem friedvollen Dämmerleben ab! Ach, wir wollten keinen Frieden, nur eine kurze Raſt, um die Glieder von der unerhörten Anſtrengung des bisherigen Marſches ausruhen zu laſſen, bis zu weiterer, mühevoller Wanderung! Ein kleiner See lag in der Mitte der Inſel eingebettet, an ſeiner Flut ſtillten wir den ungeheuren Durſt, der unſere Eingeweide wie ein Feuerbrand verzehrte. Dann warfen wir uns lautlos am Ufer ins Gras. Der wüſte Gedankenknäuel, den ich mit mir getragen, entwirrte ſich zu klaren, lichten Fäden; das, was ich bisher mehr gefühlt, als gedacht, nahm immer feſtere Geſtalt an, und ich fand, daß ich den allein richtigen Weg eingeſchlagen hatte. Mein Rettungsplan fand vor der kühleren Überlegung Beifall. Die Berechnung, auf die ich mich hierbei ſtützte, war ſehr einfach. Zwiſchen der Unglücksſtätte im Langenhoff'ſchen Walde auf der einen und Leyden auf der anderen Seite lag in geradeſter Richtung ein Abſtand von zehn Werſt. Die Benutzung dieſer geraden Strecke aber galt bei den Leuten für ausgeſchloſſen, wegen des den beiden Punkten vorgelagerten, völlig unpaſſierbaren Moores, das jede Verbindung unmöglich machte. Wie wir ſoeben ſelbſt erfahren, hatten die Leute ja recht. Bei etwaigen Nachforſchungen nach dem Verbrechen konnte daher jene gerade Linie kaum in Betracht kommen. Wer vom Langenhoff'ſchen Walde oder von Langenhoff ſelbſt aus nach Leyden wollte, mußte vielmehr in jedem Falle die große Straße benutzen, welche, in einem weiten Bogen längs des Wolfsmoors verlaufend und dieſen an einer Stelle durchſchneidend, von Werden her über Langenhoff und Kreyſingen und dann in gerader Richtung durch den Wald, jenſeits des Moors nach Leyden führte. Einen näheren Weg, ja, auch nur einen Pfad oder ſelbſt nur eine Fußſpur, gab es nicht, immer, weil das hier in der Längenausdehnung von ein paar Meilen ſich vorlagernde, tiefe Moor die Kürzung hinderte. Die Entfernung Langenhoffs von Leyden betrug jedoch auf jener großen Straße ſiebzehn Werſt, während der Ort, an welchem Herbert erſchoſſen worden, noch drei Werſt von Langenhoff ablag. Mit guten Pferden konnte dieſe Strecke in anderthalb bis zwei Stunden zurückgelegt worden, ein rüſtiger und geübter Fußgänger aber, vorausgeſetzt, daß er ununterbrochen, ohne Ruhepauſe, in gleichem Tempo dahinmarſchierte, brauchte dazu mindeſtens dreiundeinhalb Stunden. Die Schlußfolgerung hieraus lag auf der Hand. Wenn Arnold ſchon um zehn Uhr früh als zufällig dahin verſchlagener Jäger in Leyden geſehen wurde, ſo war es unmöglich, daß er noch knapp vor zwei Stunden, als der Mord verübt worden, zwanzig Werſt weit von Leyden entfernt, die Unglücksſtelle im Langenhoff'ſchen Walde betreten und den verhängnisvollen Schuß abgefeuert haben konnte. Vielmehr blieb, wenn die Flucht glückte, keine andere Annahme übrig, als daß er ſich zur entſcheidenden Zeit weit fort jenſeits des Moors auf dem halben Wege ungefähr zwiſchen Langenhoff und Leyden befunden hatte. Kein Schatten des Verdachts, daß er mit der dunklen That in irgend welchem Zuſammenhange ſtand, konnte auf ihn fallen, wenn er ſich nicht ſelbſt preisgab, — und kam es dennoch zur gerichtlichen Unterſuchung und richtete ſich dieſelbe aus irgend welchem Grunde gegen ihn, ſo durfte er unbeſorgt den Beweis ſeiner Unſchuld führen. —

Er ſelbſt aber, um den ſich mein ganzes Denken drehte, lag unbeweglich vor mir, den Kopf auf den vorgeſtemmten Ellbogen geſtützt, die Augen ſtarr auf einen Punkt in die Ferne gerichtet. Der Atem ging pfeifend aus ſeiner Bruſt. Wie ein willenloſes Kind hatte ich ihn mit mir fortgeſchleppt, ohne daß eine Frage, ein Wort, ein Laut über ſeine Lippen gekommen wäre; alles hatte er über ſich ergehen laſſen, wie einer, dem alles gleichgültig iſt und der es auch nicht einmal der Mühe wert hält, zu forſchen, was mit ihm geſchieht. Auch als ich mich zu ihm herüberbeugte und mit ſchnellen, eindringlichen Worten Fragen that und meinen Plan auseinanderſetzte, verloren ſeine Züge dieſen ſtarrbeängſtigenden Ausdruck völligſter Teilnahmloſigkeit nicht. Vielleicht hatte er gar nicht einmal gehört, geſchweige denn verſtanden, was ich geſagt und gefragt. Und doch war alles ſo wichtig, ſo unendlich wichtig; die ganze Zukunft hing davon ab. Nur auf mein dringendes Forſchen, ob ihm am heutigen Morgen jemand im Walde begegnet oder ihn aus dem Hauſe in den Wald ſchreiten geſehen, hatte er mit dem Kopfe geſchüttelt. Im übrigen riet ich ihm folgendes an. Er möge, wenn er das Ziel erreicht, erzählen, daß er ſchon ſeit dem frühen Morgen, ſeit Sonnenaufgang, in dem zwiſchen Langenhoff und Leyden liegenden Walde gejagt und die Luſt am Waidwerk ihn bis an den letzteren Ort getrieben habe. Er möge unſeres Zuſammenſeins an dieſem Morgen mit keinem Wort Erwähnung thun und auch bei einer etwaigen gerichtlichen Unterſuchung an jener Erklärung feſthalten, wie ich meinerſeits meine künftige Ausſage der ſeinigen anzupaſſen bemüht ſein würde, um ja jedes Mißverſtändnis, jeden Zweifel, jeden Widerſpruch zwiſchen denſelben fernzuhalten. Er möge beſtrebt ſein, alles ſo unauffällig, als irgend möglich vorzubringen und die Unordnung in Ausſehen und Kleidung auf die Beſchwerden und Zufälligkeiten der Moraſtjagd — denn auch in den Leyden'ſchen Wald ſandte der Wolfsmoor ſeine Ausläufer — zurückzuführen. Er möge endlich, fügte ich beſchwörend hinzu, wenn die Verſtellung ihm gar zu ſchwer fiel, deſſen eingedenk bleiben, daß es ſich hierbei nicht ſowohl um ſeine Retttung, ſondern vielmehr um das Heil derjenigen Perſonen handle, die auf Schonung von ſeiner Seite den gerechteſten Anſpruch hätten . . .

Da veränderte er plötzlich ſeine Stellung. Er ſprang empor, und meine Hand ergreifend, wirren Blicks, preßte er in kurz hervorgeſtoßenen, ungeregelten Worten über die Lippen: „Hege keine ſchlechtere Meinung von mir, als ich verdiene... hörſt du... ich kann das nicht ertragen... ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam... ach ſo!“ und er griff ſich an den Kopf. „Ich erinnere mich, zufällig, ganz zufällig... Ich war auf der Jagd auf Haſelhühner aus und er, er ſammelte Pflanzen, wie er das liebte... Da haben wir uns getroffen!“

(Fortſetzung folgt.)

Auf einem Feuerſchiff.

Von Friedrich Meiſter. (Abdruck verboten.)

An unſern deutſchen Oſt- und Nordſeeküſten und in den Flußmündungen derſelben werden zu Nutz und Frommen der Seefahrt allabendlich nicht weniger als zweihundertundſechzehn Leuchtfeuer angezündet, die von Türmen und Gerüſten, auf Pfählen und Balken, aus den Fenſtern und von den Dächern der Stationshäuſer den Schiffern zur Nachtzeit die Wege nach und aus dem Hafen weiſen. Zwanzig dieſer Leuchtfeuer brennen auf Schiffen, die in der Nähe der Küſte dort verankert liegen, wo die Errichtung von Leuchttürmen zu ſchwierig oder auch zu koſtſpielig ſein würde.

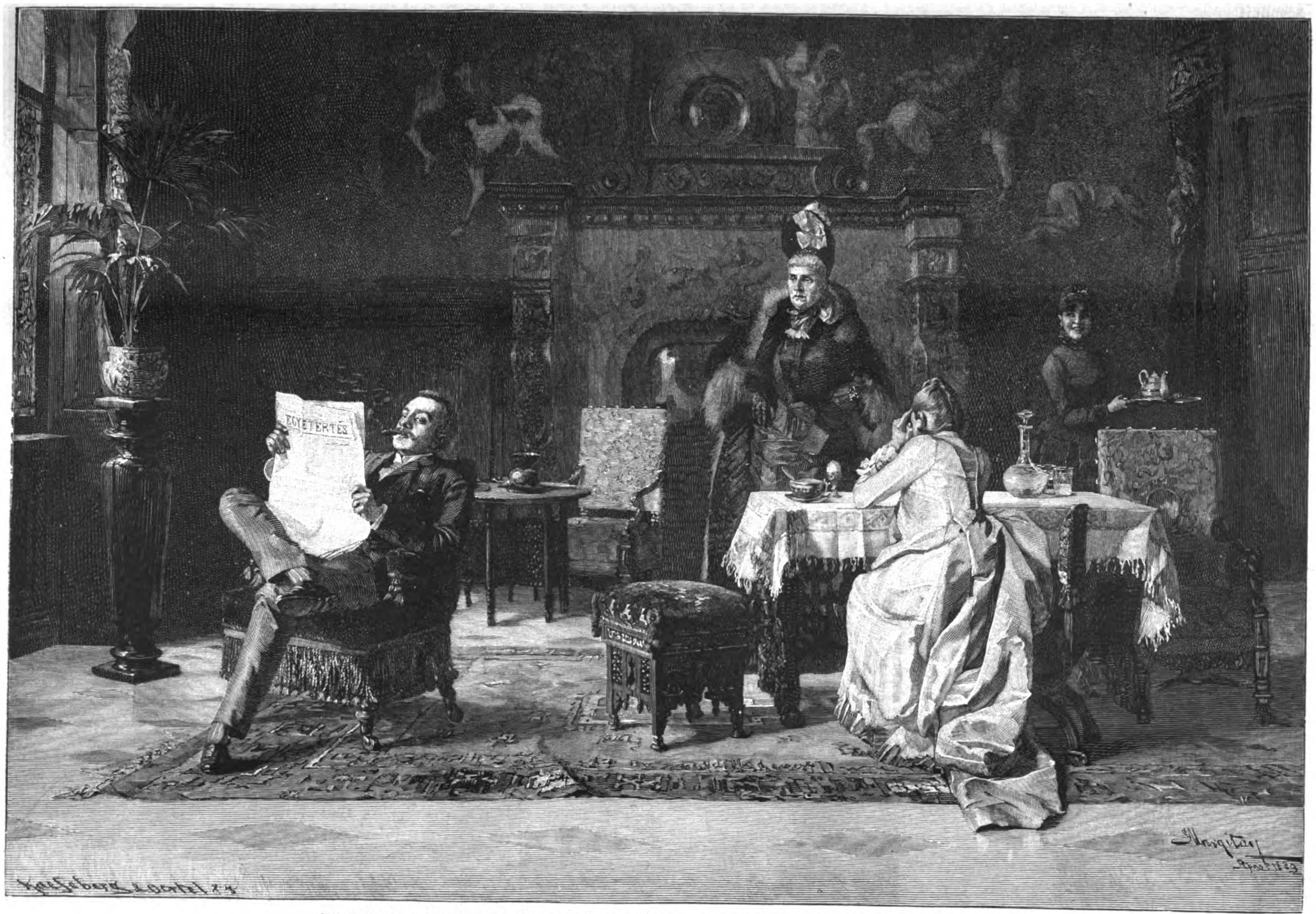
Das Licht eines ſolchen Feuerſchiffes war es, das an einem Herbſtabend des Jahres 1889 wie ein Fünkchen meilenfern draußen in der brauſenden See und der ſtürmiſchen Finſternis glühte und den Wunſch in mir erweckte, das wenige, was ich über das Leben und den Dienſt auf einem ſolchen Fahrzeuge bisher in Erfahrung gebracht, durch einen Beſuch an Bord zu vervollſtändigen. Schon am nächſten Tage ſetzte ich dieſen Entſchluß ins Werk, und ein Fiſcherboot brachte mich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle.

Das Barometer hatte während des ganzen Tages nur niedrig geſtanden; der weſtliche Himmel zeigte die dunkle Karmeſinfarbe, welche auf See immer Wind verheißt. Die Sonne, ein blutroter, ſtrahlenloſer Ball, hing dicht über der hartgrünen See, und unter ihr, auf dem Waſſer, lag eine glühende Lichtgaſſe, durch welche die öſtlich ziehenden Wellen funkelnd und aufleuchtend hindurchpaſſierten. Eine lange Dünung kreuzte die Richtung des Windes, das rote Feuerſchiff rollte ſchwer und träge darin auf und nieder; die Strömung rieſelte wirbelnd vorüber und türmte einen ſchneeigen Schaumhügel am Buge des feſtverankerten Fahrzeuges auf, ſo daß es ausſah, als befände ſich dasſelbe in ſchneller Fahrt. Ich wartete meine Gelegenheit ab, ſprang aus der Jolle, die das Fiſcherboot für mich zu Waſſer gebracht hatte, in die Rüſten des Schiffes und erreichte ſo das Deck, noch ehe man die Fallreepstreppe über die Seite hängen konnte.

Der Steuermann des Feuerſchiffes, ein ſtattlicher Seemann in dunkelblauer Piejacke, trat mir freundlich entgegen.

Ein geräumigeres Deck konnte man ſich nicht wünſchen, dem ſeemänniſchen Auge aber mußte es nackt und leer erſcheinen, da all das Tau- und Leinenwerk fehlte, das ſonſt überall von den Nagelbänken herabzuhängen pflegt. Das Fahrzeug führte nur einen Maſt, der am Tage einen großen ſchwarzen Ball aus Korbgeflecht, während der Nacht aber eine rotierende Laterne, ein ſogenanntes Dreh- oder Blinkfeuer, im Topp aufwies. Im Vorderteil ſchlang ſich eine

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


EGYETERTES
Margitay

Flitterwochen. Nach dem Gemälde von T. Margitay. (Photographieverlag von Franz Kozmata in Budapeſt.)

mächtige Ankerkette um das Spill, weiter hinten wand ſich dieſelbe um die maſſiven Beetings, um endlich, noch mehr achteraus, im Kettenkaſten zu verſchwinden.

Der erſte Eindruck, den das Fahrzeug in allen ſeinen Teilen, vom Buge bis zu der mitſchiffs feſtgelaſchten Ruderpinne, auf mich hervorbrachte, war der einer ungewöhnlichen Stärke und Feſtigkeit. Zu gleicher Zeit aber fiel mir auch ſein ganz eigentümliches Schlingern auf. Dasſelbe konnte nur mit dem ſchwerfälligen, unmäßigen Rollen eines entmaſteten Wracks verglichen werden. Es iſt vorgekommen, daß Seefahrer, die ſoeben von einer Weltreiſe zurückkehrten, an Bord eines Feuerſchiffes innerhalb der erſten zehn Minuten ſeekrank geworden ſind.

Ehe ich dem Steuermann in das Innere des Schiffes folgte, zögerte ich noch ein wenig, um die Mannſchaft die Laterne aufhiſſen zu ſehen, denn der Augenblick des Sonnenunterganges, wie der nautiſche Almanach ihn angibt, war herangekommen. Vier Mann traten an die Winſch (Winde) und die große Fresnelſche Laterne, ein prächtiges Gerät mit Kriſtallgläſern und balancierenden Reflektoren, ſtieg langſam am Maſte empor. Das düſtere Rot im Weſten war erloſchen, die Sonne war unter die Kimmung hinabgetaucht, und noch hatte die Nacht ihre Herrſchaft nicht völlig angetreten, dennoch aber erſtrahlte die Laterne wie ein heller Mond, ſobald ſie auf ihrer Höhe angelangt war, und zugleich begann ſie, ſich langſam zu drehen. Blinkfeuer ſind ſolche, welche „Blinke“ von allmählich zu- und abnehmender Lichtſtärke zeigen, die durch gleichlange Dunkelpauſen geſchieden ſind. Der große, kriſtallene Lichtbehälter drehte ſich gelaſſen rundum, die langen Lichtſtrahlen ſchoſſen in die Dunkelheit hinaus wie die Speichen eines rotierenden Rades, während die verdunkelten Stellen der Laterne durch die ſchwarzen Schatten erkennbar wurden, die mit den Strahlen im Kreiſe gingen.

Wir ſtiegen die Kampanjetreppe hinunter und gelangten in die Kajütte, die einige Kojen und einen Tiſch aufwies. Neben derſelben lag die Ölkammer, ein ſehr ſauber gehaltener Raum, in welchem ſich mehrere Reſervelampen und Reflektoren, vier eiſerne, ölgefüllte Tanks und allerlei Schubfächer mit Dochten und Putzgeſchirr befanden. Das Logis der Mannſchaft war dasſelbe, wie an Bord aller übrigen Seefahrzeuge, und ſo zeigte ſich hier unter Deck kaum etwas Bemerkenswertes, die mechaniſche Vorrichtung ausgenommen, durch welche die Laterne ihre drehende Bewegung erhielt. Ich warf noch einen Blick auf die kleine Bibliothek in der Kajütte, einen anderen in das Magazin, wo das Pulver und die Raketen aufbewahrt wurden, und ſtieg dann wieder die Treppe hinan.

Es war inzwiſchen ganz finſter geworden, und ich erſchrak faſt vor dem blendend hellen Dunſte, den die Laterne in die ſchwarze Nacht hinauswarf. Die Lichtmaſſe glich einer großen Wolke erleuchteten Dampfes. Lautlos, majeſtätiſchen Schwunges durchſchnitten die ſilberweißen, ſcharf gezeichneten Strahlen den lichten Nebel.

Ich fragte den Steuermann, wie weit die Sandbänke, vor denen das Feuer warnen ſollte, von dem Ankerplatz des Schiffes entfernt lägen.

„Anderthalb Seemeilen,“ antwortete er, nach der Richtung der Untiefen deutend.

„Die Bänke können Ihnen bei ſchlechtem Wetter als Legerwall*) gefährlich werden, beſonders wenn die Ankerkette brechen ſollte,“ bemerkte ich.

„Dann müßten wir den zweiten Anker fallen laſſen.“

„Immerhin aber würde einige Zeit vergehen, ehe Sie den Bruch der Kette wahrnähmen.“

„Bei Wind und Seegang ſteht immer ein Mann bei der Lotleine.“

„Wieviel Kette geben Sie dem Schiffe bei ſchwerem Wetter?“

„Soviel wir an Bord haben — zweihundert Faden.“

„Dadurch kämen Sie den Sandbänken noch näher, wenn der Wind darauf ſteht. Nehmen wir an, die erſte Kette bräche, wenn alle zweihundert Faden ausgeſteckt ſind, und Sie müßten nun auch die ganze Länge der zweiten Kette ausſtecken — würde ihnen dann nicht die Nähe der Bänke ſehr unbequem werden, da ein Schleppen des Ankers doch nicht ausgeſchloſſen iſt?“

„Der Anker ſchleppt nicht; ſehen Sie doch, wie geringen Widerſtand wir dem Winde da oben bieten.“

„Es wäre trotzdem aber doch möglich —“

„Nun, dann liefen wir auf, und dann wär's mit uns vorbei, wenn wir mit dem Segel da nicht noch klar kommen ſollten,“ entgegnete der Steuermann, indem er auf eine große Leinwandrolle wies, die unter der Regeling verſtaut lag.

„Ganz recht,“ ſagte ich zu mir ſelber, „dann wär's vorbei!“ Um aber den gefährlichen Dienſt jener Männer, die die warnenden und rettenden Feuer an unſern ſtürmiſchen Küſten unterhalten, richtig würdigen zu können, ſollte man dieſe Antwort des Steuermannes ſtets im Gedächtnis haben, wenn man hinausſchaut auf das wilde, nächtliche Meer und dort in der ſchwarzen, ungeheuren Weite nichts wahrnimmt als ein winziges, einſames Lichtlein, das da draußen ſo ſtetig brennt, als ſei es einer von Gottes ewigen Sternen.

„Wie lange dauert Ihr jeweiliger Dienſt?“ fragte ich weiter.

„Vier Wochen,“ lautete die Antwort. „Wir ſind zuſammen elf Mann, Kapitän und Steuermann mitgerechnet. Der Kapitän und ich löſen einander im Kommando ab, wir ſind immer vier Wochen an Bord. Die neun Matroſen teilen ſich in drei Wachen, ſechs Mann an Bord, drei Mann an Land. Von der Mannſchaft an Bord ſind immer zwei auf dem Ausguck, die Leute haben vier Stunden Wache an Deck und acht Stunden Wache zur Koje.“

„Ein Monat iſt eine lange Zeit,“ ſagte ich, unwillkürlich einen Blick über das Heck in die Finſternis hinausſendend.

„Wenn die Ablöſung regelmäßig käme, dann wär's gar nicht ſo lange,“ entgegnete er. „So aber vergehen manchmal vierzehn Tage über die Zeit, ehe der Dampfer kommt, es ſind auch ſchon drei Wochen geworden, wenn das Wetter ungewöhnlich ſchlecht war. Das geht einem dann hart an die Nieren, beſonders, wenn man weiß, daß zu Hauſe die Frau oder ein Kind krank darniederliegt.“

„Das will ich glauben. Wie aber vertreiben Sie ſich die Zeit, wenn der Dienſt Sie nicht in Anſpruch nimmt?“

„Auf verſchiedene Art. Wir flechten und nähen Matten, ſchnitzen allerlei Geräte und Sächelchen aus Holz, fertigen kleine Schiffsmodelle an und dergleichen mehr. Wir haben ſehr geſchickte Leute an Bord, die ein hübſches Stück Geld verdienen könnten, wenn ſie mehr Abſatz für ihre Arbeiten fänden.“

„Iſt die Beköſtigung eine gute?“

„Seekoſt — Hartbrot und Salzfleiſch. Wir können nicht klagen.“

Eine dienſtliche Obliegenheit nahm ihn jetzt in Anſpruch, und er begab ſich nach vorn. Während unſerer Unterhaltung war der Wind aufgefriſcht, und das Toſen der Brandung über den Bänken hatte einen tieferen, dröhnenderen Klang angenommen. Der Steuermann ließ noch mehr Kette ausſtecken, und das Schiff ſackte infolgedeſſen mit einer Schnelligkeit achteraus, die mich in Erſtaunen ſetzte. Ich erkannte daraus deutlich die Gefahr, in die ein Feuerſchiff geraten mußte, wenn die Kette brach und Wind und Wogen es auf einen Legerwall zutrieben.

Als der Steuermann zu mir zurückgekehrt war, brachte ich das Geſpräch auf die Gefährlichkeit dieſes Fahrwaſſers. Er erzählte mir einige traurige Fälle, in denen Fahrzeuge vor ſeinen Augen und beinahe in Rufweite zu Grunde gegangen waren, und ſchilderte die bitteren Empfindungen in den Herzen der Feuerſchiffsleute, wenn trotz aller Raketen- und Kanonenſchußſignale derſelben jegliche Hilfe ausblieb und die Windsbraut von dem Todesgeſchrei der Ertrinkenden erfüllt war. Beſonders ausführlich gedachte er des Unterganges eines Auswandererſchiffes, eines mächtigen Fahrzeuges voll von Männern, Weibern und Kindern. Das Wetter war dick und neblig, aber doch nicht ſo undurchſichtig, daß er und ſeine Genoſſen nicht deutlich das Wrack und die an Deck desſelben wimmelnde Menſchenmenge hätten beobachten können. Fünf Stunden lang ſtand das Schiff aufrecht und mit allen Maſten auf der Sandbank, fünf Stunden lang brach die See mit furchtbarem Anprall drüber her, riefen die Unglücklichen an Bord unabläſſig um Hilfe — ihr Geſchrei war ein einziges, langes Wehgeheul — dann ſtürzte der Fockmaſt, und gleich darauf zerfiel das ganze Fahrzeug in Trümmer, und die Brandung in Lee desſelben erſchien ſchwarz von den ertrinkenden Menſchen.

---

*) Legerwall = Leeküſte, auf die der Wind ein Fahrzeug zutreibt.

„Dürfen Sie denn unter ſolchen Umſtänden vom Feuerſchiff aus keine Hilfe leiſten?“ fragte ich.

„Nein. Wir haben unſere Notſignale zu geben, außerdem aber iſt uns nicht erlaubt, auch nur einen Finger zu rühren. Und das iſt eine ſehr verſtändige Vorſchrift. Wir dürfen das Feuerſchiff unter keiner Bedingung verlaſſen, damit der Signaldienſt nicht unterbrochen wird.“

„Welcher Art ſind Ihre Signale?“

„Da iſt zunächſt das Feuer dort auf dem Maſte, welches alle zwanzig Sekunden einen Blink von zehn Sekunden Dauer gibt. Dasſelbe befindet ſich 9,4 Meter über Hochwaſſer und hat eine Sichtweite von zehn Seemeilen. Dazu führen wir vorn eine Ankerlaterne und ein Nebelhorn, eine ſogenannte Handſirene, mit der wir bei Nebelwetter jede Minute ein Signal zu geben haben. Sollte das Feuerſchiff vertreiben, dann vieren wir den Ball an Deck und zeigen bei Nacht nur die Ankerlaterne. Gewahren wir ein Schiff, das einen gefährlichen Kurs ſteuert, dann warnen wir dasſelbe bei Nacht durch Kanonenſchüſſe, bei Tage durch Flaggenſignale. Bei Schiffsunfällen ſuchen wir durch Raketen ſowohl die Rettungsſtation am Lande, als auch andere Fahrzeuge zur Hilfe aufzufordern.“

Ich warf die Bemerkung hin, daß die Mittel des Feuerſchiffs, mit dem Lande zu verkehren, eigentlich doch recht mangelhafte ſeien.

„Das iſt ſchon richtig,“ lautete die Antwort. „Eine telegraphiſche Verbindung wäre zweckdienlicher, da wir aber eine ſolche nicht haben, müſſen wir uns auf Raketen und Kanonenſchüſſe beſchränken, obgleich am Lande kein Schuß gehört wird, wenn der Wind von dorther kommt und die Raketen im Nebel nicht geſehen werden können. An den engliſchen Küſten hat man verſucht, elektriſche Kabel nach den Feuerſchiffen zu legen, das Ding iſt jedoch mißglückt. Die Bewegungen des Schiffes, die Platzveränderungen desſelben infolge des Ausſteckens und Einhievens der Kette und ſonſt noch allerlei ſollen das Unternehmen vereitelt haben. Trotzdem bin ich überzeugt, daß es ausführbar iſt. Mögen die Ingenieure ſich ein wenig die Köpfe zerbrechen, und wenn's dann von oben herab heißt: Es ſoll geſchehen! dann geſchieht's auch.“

Unter ſolchen Unterhaltungen war die zehnte Stunde bald herangekommen. Der Steuermann fragte, ob ich nicht zur Koje gehen wolle. Ich verneinte, begleitete ihn aber nach unten, um mir eine Pfeife anzuzünden. Er ſuchte ſeine Kammer auf, und ich begab mich nach kurzem Verweilen wieder an Deck, gerade zur rechten Zeit, um hier ein Schauſpiel von unbeſchreiblicher Großartigkeit genießen zu können.

Ein großes Fahrzeug ſtrich unter gereffsten Marsſegeln dicht an uns vorüber — ein langes, ſchwarzes, eiſernes Vollſchiff, tief geladen, mit mächtigen Raaen und Maſten. Seine Nähe erſchreckte mich faſt, was zum Teil wohl eine Wirkung des Lichtſcheines war; immerhin aber hätte es uns, der Vorſchrift gemäß, mehr im Luv liegen laſſen müſſen. Ich hörte deutlich das Sauſen des Windes in ſeinem Takelwerk, das klirrende Raſſeln ſeiner Ruderketten. In dem Augenblick meines Andeckkommens befand es ſich unter vollſter, grellſter Beleuchtung; die geblähten Segel hoben ſich wie Marmor von dem nachtſchwarzen Hintergrunde ab, der Widerſchein unſers Feuers lag hell auf ſeiner glänzenden Seite und auf dem blanken Meſſingwerk ſeines Achterdeckgeländers, und blaue, grüne und gelbe Lichter zuckten und blinkten in dem Waſſer, das von ſeinem Vorderſteven herabtroff. Es erſchien wie eine Viſion, wie eine Phosphorzeichnung. Allein ſchon nach wenigen Sekunden rollte der Lichtſchein von ihm ab und entſchwebte wie ein leuchtender Schleier, den der Wind ſeinem Maſtenwerk entführte. Es wurde ſchwarz wie Tinte, und nirgends entdeckte das Auge mehr an ihm einen helleren Punkt. Noch ehe es aber viermal ſeine Länge zurückgelegt hatte, ward es von dem Licht unſerer Laterne wieder eingeholt, und dieſe zweite Erſcheinung war noch eindrucksvoller als die vorherige, da ich ſie jetzt aus der Finſternis heraustreten ſah, während ich das erſte Mal das Schiff ſchon in voller Beleuchtung erblickt hatte. Ich erkannte jedes Tau, jede Leine, ſogar die Reffzeiſinge in den Obermarsſegeln und die regungsloſe Geſtalt des Mannes am Ruder.

Als ich mich um Mitternacht auf meine Matratze geworfen hatte, lag ich noch lange wachend und dachte an den unſchätzbaren Wert der alten, tüchtigen Hulk, die mich gegenwärtig beherbergte, und an die treuen, zuverläſſigen Männer, die über mir die Finſternis durchſpähten, um für jedes vom Wege irrende und in Gefahr geratende Schiff unverzüglich mit Hilfsſignalen bereit zu ſein.

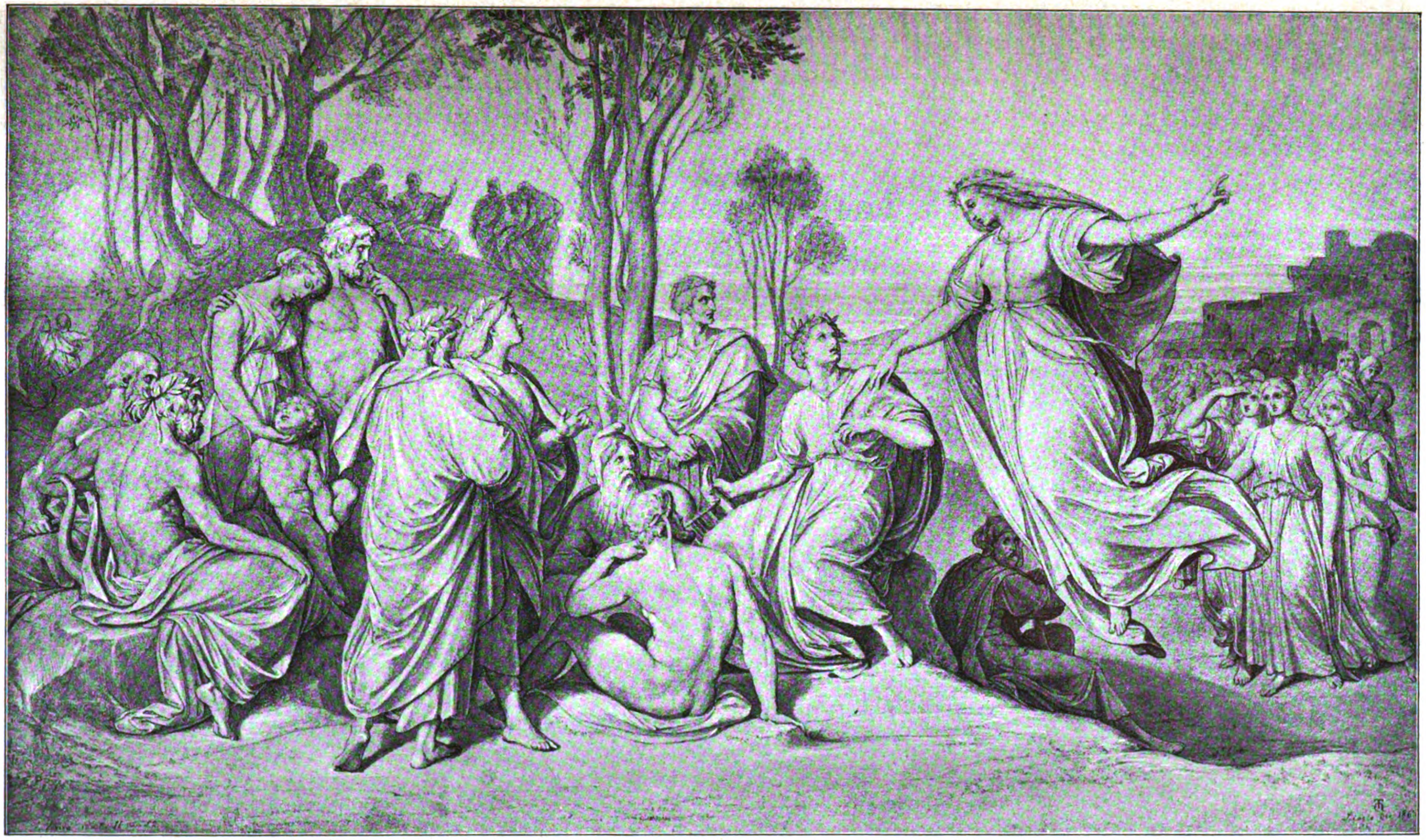
Das Fiſcherboot, das mich an Bord gebracht hatte, holte mich am nächſten Tage wieder ab. Ich hatte eine neue Erfahrung erworben, nicht ohne Drangſal und Unbequemlichkeiten, angeſichts der Hochachtung und Bewunderung aber, womit ſie mich den braven Wächtern unſerer Küſten gegenüber erfüllte, erſchien ſie mir der überſtandenen Beſchwerden wohl wert.

Die drohende Vergewaltigung der Ortszeit.

Von Dr. Klein. (Abdruck verboten.)

Seit einigen Jahren wird dem Publikum immer und immer wieder vorgehalten, welch' großen Unbequemlichkeiten dasſelbe bei weiten Reiſen von Oſt nach Weſt oder umgekehrt dadurch ausgeſetzt ſei, daß jeder Ort von Natur aus ſeine beſtimmte Ortszeit beſitze. Fragt man im einzelnen rund, wer denn von dieſer Unbequemlichkeit ſchon etwas Merkliches geſpürt habe, ſo trifft man niemanden, der mit gutem Gewiſſen ſagen könnte, daß er in dieſer Beziehung ſchon Erfahrungen gemacht habe. Auch Leute, die durch ihren Beruf genötigt werden, Deutſchland wiederholt vom Rhein bis zum Niemen zu durchkreuzen, haben ſich bei den Nachforſchungen, die ich dieſerhalb angeſtellt, niemals als durch die Verſchiedenheit der Ortszeiten weſentlich geniert erklärt. Wer eine lange Eiſenbahnfahrt macht, iſt, wenn er überhaupt darauf achtet, ſtets ſo vernünftig, ſeine Uhr am Ort der Ankunft mit den dortigen Uhren zu vergleichen, denn es iſt Erfahrungsthatſache, daß gerade feine Taſchenuhren in ihrem Gange durch ſtundenlanges Eiſenbahnfahren weſentlich beeinflußt werden, gleichgültig, ob man von Köln nach Königsberg oder von Hamburg nach München fährt. Nach ſolchen Fahrten kann man ſich niemals mehr auf den Stand ſeiner Uhr verlaſſen, ſondern muß ihn an Ort und Stelle berichtigen, und da dies einmal unbeſtrittene Thatſache iſt, ſo fällt das obenerwähnte Argument zu gunſten der einzuführenden Normalzeit fort. Aber noch mehr. Wenn man die Herren hört, welche ſo laut für die Abſchaffung der Ortszeiten zu gunſten einer einheitlichen Zeit plaidieren, ſo ſollte man glauben, allenthalben befände ſich wenigſtens die Hälfte der Menſchheit auf der Eiſenbahn, um vom weſtlichen zum öſtlichen Ende des Staates und umgekehrt zu fahren und zwar auf durchgehenden Zügen. In Wirklichkeit iſt es nur eine völlig verſchwindend geringe Zahl von Reiſenden, welche etwa Deutſchland in den angegebenen Richtungen durchqueren, und für dieſe Wenigen ſollen ſich alle übrigen ihrer Ortszeit begeben? Für jene wenigen Reiſenden, die ihre Uhren ohnehin infolge der langen Eiſenbahnfahrt wieder richtig ſtellen müſſen, ſollen alle anderen Menſchen ſich den Zwang auferlegen, daß ihre Ortszeiten mit der Sonne in Konflikt geraten? Sollen ſich z. B. Abweichungen bis zu fünfzig Minuten in der Mittagsſtunde gefallen laſſen? Sollen ſich daran gewöhnen, daß der Vormittag im November örtlich bis zu fünf Stunden neun Minuten vergrößert, der Nachmittag auf drei Stunden dreiunddreißig Minuten verkürzt werde und zwar im ſtärkſten Gegenſatze zur Sonne, die den Tag hervorbringt? Und haben denn jene wenigen durchfahrenden Reiſenden wirklich den behaupteten Nutzen von der beabſichtigten Vergewaltigung der Ortszeiten? Wie ſchon oben angedeutet worden, kann niemand ſolches ſagen, ja es iſt geradezu abſurd, eine derartige Behauptung aufzuſtellen. Die vorgeſchlagene Änderung mit all ihren Unzuträglichkeiten ſoll thatſächlich nur zu gunſten der Verwaltungen der Verkehrsanſtalten ſelbſt hervorgerufen werden, angeblich indeſſen zur größeren Sicherheit des Betriebes auf den Eiſenbahnen. Das letztere iſt in einem gewiſſen Grade ſicherlich der Fall, und niemand kann etwas dawider haben, wenn im internen Eiſenbahndienſte eine einheitliche oder Normalzeit allgemein eingeführt wird, allein dieſelbe auch dem Publikum aufzunötigen, iſt ungerechtfertigt. Mögen die Verkehrsanſtalten ſich untereinander einigen und etwa die Zeit von Greenwich oder — was auch ſchon vorgeſchlagen iſt — die Zeit von Jeruſalem als „Weltzeit“ annehmen, das iſt lediglich ihre Sache, für das bürgerliche Leben kann dieſe Zeit keinerlei Berechtigung beanſpruchen. Sehr richtig hat man bemerkt, daß mit der allgemeinen Annahme einer „Normalzeit“ oder gar „Weltzeit“ zuletzt ſogar der einfache Begriff „heute“ ins Schwanken geraten würde, da die Menſchen doch niemals lernen werden, ganz den Blick von der Sonne wegzuwenden. Profeſſor Förſter in Berlin, der ſchon gleich anfangs, als die Bewegung gegen die Ortszeiten begann, zu gunſten dieſer letzteren auftrat, ſagte damals ſehr treffend: „Das Intereſſe, dem ich zu dienen hoffe, iſt das wohlverſtandene Intereſſe aller, nicht bloß dasjenige der Vereinfachung und Erleichterung eines einzelnen Zweiges des öffentlichen Dienſtes. Und bei meiner Verteidigung der Ortszeiten im bürgerlichen Leben handelt es ſich um keine wiſſenſchaftliche Abſtraktion, ſondern um die Erhaltung eines naturgemäßen, altbegründeten Zuſtandes fundamentaler Lebenseinrichtungen gegenüber einer büreaukratiſchen Neuerung, die noch nirgends unter ähnlichen Umſtänden, wie ſolche in Deutſchland ſtattfinden, als durchführbar erwieſen iſt und ſogar unter günſtigen Umſtänden in anderen Ländern nur eine kümmerliche, beſtrittene und nach vielen Seiten bedenkliche Exiſtenz führt. Die Zuverſicht, mit welcher von manchen Kreiſen der Eiſenbahntechnik das Urteil der Aſtronomie — der oberſten Kennerin und Verwalterin der Zeiteinrichtungen — ohne jede ſachliche Widerlegung als theoretiſche Befangenheit behandelt und der Anſpruch erhoben wird, daß man ſelber vorzugsweiſe die praktiſche Auffaſſung repräſentiere, könnte dem ſicheren Schickſale ſolcher Illuſionen überlaſſen werden, wenn nicht alles Ernſtes die Aufgabe geſtellt wäre, Deutſchland durch Aufzeigung des rationellen Weges für die ſicherſte Organiſation der Zeiteinrichtungen ſeines Verkehrsweſens vor unnötigem und peinlichem Druck im ganzen bürgerlichen Leben bewahren zu helfen.“ Ganz übereinſtimmend hat ſich kürzlich Profeſſor Galle geäußert, der übrigens auch ſchon vor mehreren Jahren entſchieden gegen die vorgeſchlagene Neuerung war. „Ich kann,“ ſchreibt er, „bis jetzt nicht von dem Gedanken loskommen, daß die Mehrzahl derer, welche für die Einführung einer einheitlichen Zeit im ganzen Lande unter Abſchaffung der Ortszeiten, auch für das bürgerliche Leben, eingenommen ſind, die entſtehenden Nachteile für letzteres unterſchätzen und ſich einer gewiſſen oberflächlichen Empfindung von Vorteilen hingeben, die ſelbſt für die Reiſenden minimaler Natur ſind, während ſie die ganze ſeßhafte Bevölkerung in eine unſchöne, für den natürlichen Sinn unbefriedigende Zeiteinteilung gewiſſermaßen einzwängen. Alle Zeitbeſtimmung zu Waſſer und zu Lande, die ja ausſchließlich nur durch aſtronomiſche Beobachtung erlangt werden kann, muß von der Ortszeit ausgehen, und die Uhren auf den Sternwarten können nur nach dieſer reguliert werden. Außer der Aſtronomie kann auch die Meteorologie ebenfalls nur Ortszeit gebrauchen, da die Witterungselemente vom Stande der Sonne abhängen. Auch für die Botaniker, die Beobachtungen der Pflanzen und des Lebens der ganzen organiſchen Natur, wie für das große Gebiet der Landwirtſchaft iſt der Anſchluß der Zeiteinteilung an die Wirkungen des täglichen Laufes der Sonne unerläßlich.“

In Nordamerika iſt von den Haupt-Eiſenbahnverwaltungen eine ſogenannte Zonenzeit eingeführt worden, indem im Anſchluſſe an die Greenwicher Zeit über ganz Nordamerika fünf Streifen von je fünfzehn Längengraden in der Breite feſtgeſetzt wurden, deren jeder ſeine einheitliche Zeit hat, die aber von der der nebenliegenden Streifen um genau eine Stunde verſchieden iſt. Dieſe Zonenzeit gilt für den inneren Dienſt der Eiſenbahnen, aber der Übergang von je einer Stunde kann ſich natürlich nicht unter einem beſtimmten Meridian vollziehen, ſondern man hat ihn aus praktiſchen Gründen an die Endpunkte gewiſſer Eiſenbahnen verlegt. Dieſe Endpunkte greifen alſo über die Trennungsmeridiane hinaus oder bleiben vor ihnen zurück, ſo daß ein Durcheinander entſtanden iſt, welches es gänzlich unmöglich macht, daß das Publikum ſich auch für das praktiſche Leben mit dieſer Zonenzeit jemals wird befreunden können. Um der Sache aber die Krone aufzuſetzen, iſt alles Ernſtes der Vorſchlag gemacht worden, eine ſolche Zonenzeit auch für Europa einzuführen, und zwar meint Herr Osborne, der lebhaft dafür in die Schranken getreten iſt, es genügten für Europa vier Zonen, von denen ſogar zwei ganz auf Rußland entfallen würden. „Beim Übertritt aus einer Zone in die andere braucht man ſeine Uhr nur um eine Stunde vor- oder zurückzuſtellen, um genau die Zeit der Zone zu haben, in die man eintritt.“ Das iſt freilich der Fall und recht einfach auszuführen, außer für Leute, welche das Unglück haben, gerade rechts und links neben einer Zonenlinie zu wohnen und im Verkehr aufeinander angewieſen ſind. Das Thörichte einer ſolchen Zoneneinteilung hat Dr. Genſel im einzelnen ſchlagend nachgewieſen, beſonders auch unter Berückſichtigung des von den Verfechtern der Zonenzeit geforderten Anſchluſſes der Grenzen an die Staatsgrenzen. Hier nur einige Beiſpiele. Czernowitz, welches faſt um acht Grad öſtlicher als Kaliſch liegt, in welchem alſo die Sonne um eine halbe Stunde früher aufgeht, würde gleichwohl eine Stunde ſpäter Mittag haben. Wer von Stockholm über Libau und Memel durch Polen und Galizien nach Bukareſt reiſen wollte, müßte, obgleich er ſich mit geringen Abweichungen immer in ſüdöſtlicher Richtung bewegt und nur um eine Zone nach Oſten vorrückt, gleichwohl ſeine Uhr unterwegs fünfmal um je eine Stunde rücken, dreimal vorwärts und dazwiſchen zweimal wieder zurück. Solche Darlegungen, ſagt ſehr richtig Dr. Genſel, werden jedem, der die Schwierigkeiten internationaler Vereinbarungen in ſolchen Fragen auch nur ahnt, die Überzeugung aufdrängen, daß die Durchführung der Zonenzeit für Europa weiter nichts iſt, als ein Hirngeſpinſt. Die Handelskammer zu Frankfurt a. M. hat ſich ebenfalls wiederholt gegen die geplante Beſeitigung der Ortszeit erklärt. „Es iſt,“ heißt es in ihrem Jahresbericht von 1889, „die Behauptung aufgeſtellt worden, daß Nordamerika, welches mit ſeinen Zonenſtunden den Ortszeiten im allgemeinen einen Zwang von fünfzehn Minuten und in der Nähe der Zonengrenzen von dreißig Minuten auferlege, durchaus günſtige Erfahrungen in dieſer Beziehung aufweiſe. Die Bevölkerungen hätten ſich dort in dieſe Abſtufungen der einheitlichen Zeitangaben um ganze Stunden mit ſehr wenigen Ausnahmen willig gefügt. Wir weiſen darauf hin, daß die Nachrichten aus Nordamerika über dieſe Angelegenheit bis jetzt noch ſehr einſeitige, lediglich von den Eiſenbahnverwaltungen herrührende ſind. Es wäre aber ſehr wichtig, aus den verſchiedenſten Lebenskreiſen Nordamerikas genaue und vollſtändige Kunde darüber zu empfangen, wie man ſich unter Lebensumſtänden, wie ſie den unſrigen entſprechen, zu jener Vergewaltigung der Ortszeiten, welche außerdem nach dem Zeugniſſe der Eiſenbahnkarten recht ungleichmäßig durchgeführt iſt, ſtellt, und unter welcher Form die Ortszeiten fortbeſtehen. Zu bedenken iſt dabei jedenfalls, daß der größere Teil von Nordamerika erheblich ſüdlicher liegt als Deutſchland, ſo daß die Wintertage dort anſehnlich länger ſind, als bei uns, ſomit die im Winter eintretenden größten Verſchiebungen der künſtlichen Mittagszeiten gegen die wahren Anfangs- und Endepochen des Tageslichts bei weitem nicht ſo ſtarke Wirkungen thun können, wie bei uns. Wird in Deutſchland eine einheitliche Zeit eingeführt, welche dem eine Stunde öſtlich von Greenwich gelegenen Meridian entſpricht, dann weicht dieſe Zeit in Frankfurt a. M. um 26 Minuten von der mittleren Ortszeit ab und im Maximum ſogar 41 Minuten von der wahren Ortszeit, d. h. der wahre Mittag findet dann mehrere Wochen lang gegen 12 Uhr 41 Minuten, und der Sonnenaufgang findet zu Anfang Januar erſt um halb 9 Uhr ſtatt. All dieſe Beträge erhöhen ſich in Aachen um etwas mehr als 10 Minuten, und der Sonnenaufgang findet zu Anfang Januar in Aachen erſt 20 Minuten vor 9 Uhr ſtatt. Man ſagt zwar, derartige Unterſchiede und Verſchiebungen der Mittagszeiten ſeien völlig bedeutungslos; wenn man ohne Wiſſen der Menge dieſe Veränderung der Uhrenregulierung einführte, ſo werde jene überhaupt gar nichts davon merken. Hierin irrt man aber in mehrfachen Beziehungen. Zunächſt hat bei den im Freien arbeitenden Menſchen, alſo bei der ganzen ländlichen Bevölkerung, die gewohnheitsmäßige, wenn auch bei der Unvollkommenheit der Uhren nicht ſehr genau feſtgehaltene Beziehung zwiſchen den Uhrzeiten und den Sonnenauf- und -Untergängen in den verſchiedenen Jahreszeiten eine viel tiefere Wurzel, als die oberflächliche Erfahrung meint. Dergleichen kommt den Leuten mitunter erſt dann ganz deutlich zum Bewußtſein, wenn es ihnen genommen wird, aber dann mit großer Schärfe. Sodann aber verhindert der langſame Ortswechſel, welchem ein nicht ſehr kleiner Teil der Bevölkerung, unter anderem auch Beamte und Militärfamilien unterliegen, die volle Gewöhnung an die neuen künſtlichen Verhältniſſe. Jemand, der vom Oſten Deutſchlands nach dem Weſten verſetzt wird, hat doch von einer ganzen Stunde, um welche ſich ihm die Uhrenangabe gegen die Sonnenzeit verſchiebt, einen anhaltenden Zwang zu erdulden. Alle derartigen Wirkungen werden als Dauerwirkungen zu betrachten ſein, welche ſich ſummieren und ſicherlich mit der Zeit trotz ihrer Kleinheit im einzelnen und im Anfange (wo ſogar viele ſich daran, als an einer radikalen Maßregel freuen würden) eine große verſtimmende Wirkung hervorbringen.“ Dieſen in jeder Beziehung zutreffenden Ausführungen kann man nur völlig beipflichten. Auch darin hat die Frankfurter Handelskammer völlig recht, wenn ſie behauptet, die Ortszeiten würden, ſelbſt falls ſie offiziell unterdrückt werden ſollten, doch in gewiſſen Lebenskreiſen ganz zweifellos weiterbeſtehen müſſen, ſo daß man mit Beſtimmtheit vorausſagen dürfe, ſie würden in allen Lebenskreiſen nach einer kurzen Zeit der Bedrückung wieder aufleben. Die Unterdrückung der Ortszeiten wäre alſo, gerade herausgeſagt, nichts als ein ſehr grober büreaukratiſcher Fehlgriff, den man ſich lieber ſparen ſollte. Welche Folgen die Einführung einer Normalzeit nach ſich zieht, zeigt recht deutlich Frankreich, wo ſchon ſeit ein paar Jahrzehnten die Pariſer Eiſenbahnzeit herrſcht. Dort findet man an vielen Orten die Bahnhofsuhren abſichtlich um mehrere Minuten fehlerhaft geſtellt, um den Spielraum für das Publikum zu vergrößern, was natürlich den Wirrwarr nur noch vermehrt. Nach zuverläſſigen Nachrichten kommen dort auf der Bahn Paris-Havre Abweichungen der Zeitangabe ſelbſt von neun Minuten vor. Daneben aber leben die Ortszeiten gemütlich weiter, ſo daß man alles Ernſtes daran gedacht hat, dieſelben durch ein Dekret der Regierung völlig aus der Welt zu ſchaffen. Das fehlte alſo noch, daß jemand ſtraffällig ſein ſolle, weil er ſich zuweilen der ihm von der Natur ſelbſt gegebenen Ortszeit bediente! Und fragen wir ſchließlich nochmals, warum dieſe ſämtlichen Unannehmlichkeiten und Plackereien einer Bevölkerung von 50 Millionen aufgehalſt werden ſollen, ſo haben wir darauf keine andere Antwort als die: damit die Eiſenbahnverwaltung nicht zweierlei Fahrpläne



Dantes Göttliche Komödie: Hölle II., Vers 52—114: Der Kreis der edlen Heiden. Original von Theodor Große. (Aus dem bei L. Ehlermann in Dresden erſchienenen Werke: Dante in der deutſchen Kunſt.)

auszuarbeiten braucht, und damit ein paar Reiſende nicht nötig haben, ihre Taſchenuhren ein oder zweimal zu verſtellen! Nein, wie jeder Körper ſeinen Schatten, ſo hat jeder Ort ſeine Zeit, die ihm wahrhaft eigentümlich iſt, und es wäre ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn die Ortszeiten zu gunſten einer fremden Zeit konfiszziert würden!

Moderne Raubritter.

Roman von Paul von Szczepański.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Als Graf Romſtedt eingetreten war, legte Frau Wilberg die feine Stickerei, mit der ſich ihre fleißigen Hände beſchäftigt hatten, auf den Nähtiſch und erhob ſich von ihrem dicht am Fenſter ſtehenden Korbſtuhl. Ihre immer noch ſchlanke und nur leichtgebeugte Geſtalt in dem ſchmuckloſen ſchwarzen Kleide, die ruhige Sicherheit, mit der ſie ſich erhob, machten einen vornehmen Eindruck, und das dreieckige feine Filettuch, das ſie über den Kopf gelegt und unter dem Kinn zuſammengeknüpft trug, rief dem Grafen unwillkürlich das Bild einer ältlichen Stiftsdame ſeiner Verwandtſchaft in die Erinnerung, deren Erſcheinung auch in ſeinen wildeſten Knabenjahren immer eine Regung der Ehrfurcht in ihm geweckt hatte. Die Geſichtszüge konnte Graf Romſtedt nicht erkennen, denn durch die Bewegung der Frau, ihn zu bewillkommnen, traten ſie in tiefen Schatten, aber er empfing doch denſelben ſympathiſchen Eindruck von ihr, den ihm die Tochter gemacht hatte. Frau Wilberg machte Miene, dem Eingetretenen einige Schritte entgegenzugehen, ehe der Graf noch die richtigen Worte gefunden hatte, ſich einzuführen. Da ſah er plötzlich, wie ſie ſtutzte, wie ſie den Kopf vorneigte und ihn feſt ins Auge faßte, und dann ſank ſie auf ihren Stuhl zurück und ſtreckte abwehrend die Arme gegen ihn aus.

„Adalbert — Graf Romſtedt — Sie kommen zu mir!?“

Die Stimme kannte Graf Romſtedt, trotzdem er ſie ſeit Jahren nicht mehr gehört hatte. Und er antwortete mit einem Jubelruf: „Eliſe!“

Aber auf Frau Wilberg zueilend, ſtutzte auch er plötzlich, und nur zögernd trat er ganz nahe zu ihr und legte ihr ſanft die immer noch abwehrend gegen ihn ausgeſtreckten Hände in den Schoß.

„Verzeih', verzeihen Sie,“ ſagte er leiſe, „ich hatte vergeſſen, daß ich keine Rechte mehr an Sie habe. Auch mir kommt dieſes Wiederſehen überraſchend, — ich hatte die Hoffnung aufgegeben, Sie noch einmal zu finden,“ — der weiche und vor Erregung zitternde Ton ſeiner Stimme wurde bitter, — „ich hatte es ſogar aufgegeben, dich zu ſuchen. Denn ich wußte dich zum zweitenmal vermählt und glaubte dich nicht in dieſen Verhältniſſen.“

„Und wenn du von meiner Armut gewußt hätteſt, du wäreſt trotzdem gekommen?“ fragte Frau Wilberg, und ſie ſah den Grafen mit Augen an, in denen es weich und feucht ſchimmerte.

„Ja,“ ſagte Graf Romſtedt, „ich wäre gekommen und nicht nur um meines Kindes willen. Ich hatte kein Recht mehr an dich, warum ſollte ich erwarten, daß mein Andenken nicht durch einen andern verdrängt wurde. Aber wenn ich gewußt hätte, daß du in Armut lebteſt, ich hätte dich gezwungen, wenigſtens den Freund in mir zu ſehen.“

Frau Wilberg lächelte.

„Du irrſt dich, wir arbeiten, aber wir entbehren nicht. Wäre es ſo hart geworden, ich hätte mich wohl erinnert, daß ich unſere Tochter nicht leiden laſſen durfte unter unſerer Schuld; ich wußte ja, daß du großmütig genug geweſen warſt, für uns zu ſorgen.“

„Unter unſerer Schuld?“ wiederholte Graf Romſtedt. „Du magſt mir nicht ſagen: ‚unter meiner!‘ Du kannſt es immerhin; ich weiß, wie ich mich verſündigt habe an dir und an ihr, und nur manchmal habe ich gedacht, daß die Strafe wohl verdient war, aber daß ſie nicht lebenslänglich hätte währen ſollen.“

„Nein,“ ſagte Frau Wilberg ehrlich, „unter unſerer Schuld! Mangel an Selbſtvertrauen und der Stolz der Empfindlichkeit können auch zu einer Schuld führen. Mangel an Selbſtvertrauen war es, daß ich von dir ging. Was tauſend anderen Frauen in meiner Lage als armes, auf Erwerb angewieſenes Mädchen als ein großes Glück erſchienen wäre, dein Reichtum, deine glänzende Stellung, — das drückte mich, ſchon als ich die Deine wurde. Und als ich dich dann in alte Gewohnheiten zurückfallen, dich allmählich dem Hauſe immer mehr entfremdet ſah, da verzweifelte ich daran, daß es mir jemals gelingen würde, meine Stellung auszufüllen und dir zu genügen. Das darf die Liebe nicht! Und als ich — meine größeſte Schuld — von dir gegangen war, ſtatt neben dir zu ſtehen in dem Strudel, in den du geraten warſt, als eine Stütze, an der du dich vielleicht doch wieder aufgerichtet hätteſt, denn die Liebe, auch die duldende, vermag viel, da war es der Stolz der Empfindlichkeit, der mich antrieb, jede Spur zu verwiſchen und mich nicht von dir finden zu laſſen. Dann hörte ich, daß du die Güter verkauft und ins Ausland gegangen warſt, und ich mußte wohl glauben, daß du mich vergeſſen hatteſt —“

„Und da lernteſt du Herrn Wilberg kennen und vergaßeſt auch mich,“ fiel Graf Romſtedt bitter ein. „Vielleicht hatte nur deshalb dein Anwalt den Auftrag, ſo eifrig die Scheidung zu betreiben.“

„Nein, Adalbert,“ ſagte ruhig Frau Wilberg, „ſo war es nicht. Ich hätte ſonſt noch eine Schuld dir zu beichten. Ich hatte mich nach Süddeutſchland gewandt, wo eine Freundin von mir verheiratet lebte. Ich hoffte, an ihr einen Anhalt und durch ihre Hilfe Stunden zu finden, mit deren Ertrag ich unſeren Unterhalt beſtreiten konnte. Ich hatte mich darin nicht getäuſcht. Aber ſie ſtarb nach kurzer Zeit und ich, ſtill für mich lebend und viel durch unſer Kind in Anſpruch genommen, verlor allmählich den Zuſammenhang mit den Bewohnern des Städtchens und meine Stunden. Ich mußte meine mitgenommenen Erſparniſſe angreifen, ich ſah die Zeit kommen, in der wir darben müſſen würden. Unſer Glück hatte mich in dem Hauſe des Druckereibeſitzers Wilberg eine Wohnung finden laſſen,“ — Frau Wilberg legte beſchwichtigend ihre Hand auf die des Grafen Romſtedt, der bei dem Namen unmutig zuſammengezuckt war, und fuhr unbeirrt fort. „Ich nenne es noch heute ein Glück, und du wirſt mir Recht geben, wenn du mich ruhig zu Ende gehört haſt. Er war kein junger Mann mehr, ſeine Frau war ihm geſtorben, ehe ich in ſeinem Hauſe mietete. Ein Knabe war ihm aus ſeiner Ehe geblieben, den er zärtlich liebte, um den er ſich aber, von geſchäftlichen Sorgen gedrückt, wenig kümmern konnte. Der Knabe hatte ſich merkwürdig an mein kleines Töchterchen angeſchloſſen, er war mehr bei uns als bei ſeinem Vater, und ſein Vater wußte ihn bei mir in guter Hut.“

„So iſt Elſe's Bruder nicht dein Sohn?“ unterbrach Graf Romſtedt.

„Nein,“ erwiderte Frau Wilberg, „aber ich liebe ihn wie einen Sohn, und er hat wie ein Sohn an mir gehandelt.“

„Und er und Elſe“ — Graf Romſtedt zögerte einen Augenblick, der Gedanke ſchoß ihm durch den Kopf, daß das Hindernis für die Erfüllung von Dernburgs Wünſchen ganz wo anders liegen könne, als ſie beide bisher geglaubt hatten, — „Richard und Elſe lieben ſich?“

„Wie Geſchwiſter,“ erwiderte Frau Wilberg, „ſie haben wohl ganz vergeſſen, daß ſie es im eigentlichen Sinne nicht ſind. Aber woher weißt du, daß er Richard heißt?“

Frau Wilberg ſah den Grafen erſtaunt an, und dieſer lächelte.

„Das erkläre ich dir ſpäter; erſt möchte ich dich weiter hören, wenn du“ — er ſtreckte ihr die Hand entgegen, und ſie legte ohne Zögern die ihrige hinein — „weiter erzählen willſt.“

„Richards Vater ahnte wohl,“ fuhr Frau Wilberg fort, „daß ich an der Gegenwart ſchwer trug und von der Zukunft noch Schwereres erwartete. So kam er eines Tages zu mir und ſagte: ‚Frau Schröder‘, — ich lebte unter meinem Mädchennamen —, ‚meinem Sohn fehlt die Mutter, Ihrer Kleinen der Vater. Wir könnten ihnen beiden geben, was ihnen fehlt, wenn Sie ſich um der Kinder willen entſchließen könnten, meine Frau zu werden.‘ Ich habe nach langer Überlegung ‚Ja‘ geſagt, und ich habe niemals bereut, es gethan zu haben. Denn er war die Güte ſelbſt gegen mich und mein Kind, und wo er immer nur gab, glaubte er doch nichts anderes als mir immer wieder danken zu müſſen für die Liebe, die ich gern und willig ſeinem Sohn entgegenbrachte. Von meiner Vergangenheit wußte er natürlich, und er hat ſie niemals berührt, nachdem ich ihn einmal unterrichtet hatte. Er wußte auch von dem Vermögen, das du für mich und Elſe hinterlegt hatteſt, und war ſelbſtlos genug, mir zuzureden, es in Anſpruch zu nehmen und auf die beſcheidene Exiſtenz zu verzichten, die er mir bieten konnte. Als ich dazu nicht zu bewegen und ſein Weib geworden war, hielt er es für ſelbſtverſtändlich, daß dieſes Vermögen nicht mehr für uns exiſtierte, auch dann nicht, als er mit Sorgen zu kämpfen hatte.“

„Und als er ſtarb, ließ er dich ohne Hilfsmittel zurück?“ fragte Graf Romſtedt.

„Nein,“ erwiderte Frau Wilberg. „Er hatte wohl gehofft, ſo lange zu leben, bis er ſeinem Sohn die Druckerei übergeben konnte. Dieſe Hoffnung hatte ihn betrogen. Als er ſtarb, mußten wir verkaufen, und es blieb uns nicht viel. Aber die Kinder konnten doch erzogen werden, Elſe ihr Lehrerinnenexamen für die Volksſchule machen, und ein kleines Kapital liegt noch heute, das Richard dazu helfen kann, ſich ſelbſtändig zu machen, wenn er einmal ſich fertig glaubt.“

„Und du glaubteſt bis heute, kein Unrecht gegen deine Tochter zu begehen, wenn du ihr vorenthielteſt, was ſie vom Leben zu fordern hat?“ fragte Graf Romſtedt.

„Nein,“ ſagte Frau Wilberg, und unwillkürlich richtete ſie ſich empor. „Sie iſt glücklich geweſen und anſpruchslos geblieben. Wenn ich ſie fragen würde, ob ich in dieſem Punkte recht gehandelt habe, würde ſie ‚Ja‘ antworten.“

„Du magſt Recht haben,“ ſagte Graf Romſtedt nachdenklich. „Begraben wir die Vergangenheit. Aber die Zukunft — wie denkſt du dir die Zukunft?“

Frau Wilberg ſah ihn mit klarem Auge an.

„Ich habe kein Recht, dir die Tochter ganz vorzuenthalten, wenn du nach ihr verlangſt. Sie wird ihre Liebe teilen müſſen zwiſchen dir und mir, und wir werden beide reich ſein. Ich fürchte nicht, ſie zu verlieren, wenn du ihr äußerlich mehr bieteſt, als ich zu bieten habe, — ſie wird gern zu mir zurückkehren, wenn ihre Zeit bei dir abgelaufen iſt.“

„Das gäbe eine Disharmonie in ihrem Leben,“ erwiderte Graf Romſtedt, „und auch ihre Liebe will ich nicht geteilt. Ich habe ſo lange entbehrt, daß ich Anſpruch habe auf ein ganzes Herz.“ In ſeinen Augen lag etwas Zuverſichtliches und Bezwingendes, als er fortfuhr: „Um des Kindes willen, Eliſe, und weil ich die Thorheiten abgebüßt habe, — willſt du es noch einmal mit mir wagen?“

Frau Wilberg äußerte keine Überraſchung, ſie brauchte auch keine Zeit, ihre Antwort zurechtzulegen.

„Ich habe außer der Tochter noch einen Sohn, Adalbert, den ich nicht verkürzen darf,“ ſagte ſie ohne Beſinnen.

Graf Romſtedt ſtreckte ihr beide Hände entgegen.

„Du haſt mir nicht umſonſt von ſeinem Vater erzählt; ich werde meine Schuld gegen ihn abtragen, ich werde verſuchen, auch von deinem Sohne Sohnesliebe zu erringen. Willſt du?“

Frau Wilberg legte ihre Hände in die des Grafen und ſagte mit feſter Stimme: „Ich will!“

* * *

Dernburg hatte lange im Café warten müſſen, ehe der Graf eilig und aufgeregt zu ihm trat.

„Ja oder Nein?“ rief ihm Dernburg entgegen.

„Ja und Nein,“ erwiderte Graf Romſtedt. „Die Hand des Fräulein Wilberg kann ich Ihnen nicht verſchaffen, aber wenn Sie ſich mit der Hand der Komteſſe Romſtedt tröſten wollen —“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf,“ ſagte Dernburg erſtaunt, „Sie bringen mir ein ‚Nein‘ und wollen mir mit einem Scherz darüber hinweghelfen?“

„Nein,“ lachte Graf Romſtedt, „ich will Ihre koſtbare Zeit nur nicht lange mit Erklärungen in Anſpruch nehmen, ſondern Sie bitten, möglichſt ſchnell mit zu Frau Wilberg zu kommen, deren Tochter Sie ſehnlichſt erwartet.“

Einer weiteren Aufforderung zur Eile bedurfte es für Dernburg nicht. Graf Romſtedt vermochte dem Flüchtigen kaum zu folgen, und als er in der Wilbergſchen Wohnung anlangte, traf er gerade rechtzeitig ein, um Elſe und Dernburg noch in ſeliger Umarmung auf dem Korridor zu finden.

„Dunkel genug, aber etwas eng hier draußen,“ lachte er. „Marſch hinein zur Mutter.“

Wilberg war ſchon früher nach Hauſe gekommen und hatte ſich nach dem erſten Erſtaunen, und nachdem ihm die liebenswürdige Art des Grafen die Befürchtung genommen hatte, daß er Mutter und Schweſter verlieren werde, ſchnell in die neue Situation gefunden. Und auch Dernburg gab ihm die volle Sicherheit, daß er ſeine Schweſter nicht verlieren würde, indem er ihm herzlich und offen die Hand bot, noch ehe er wußte, daß er in Graf Romſtedt ſeinen zukünftigen Schwiegervater zu ſehen habe.

„Wir ſind uns einmal feindlich begegnet, Richard; jetzt auf treue Brüderſchaft.“

Die Erklärungen, die ihm dann Graf Romſtedt gab, erſtaunten ihn freilich, aber ſie waren nur geeignet, ſein Glück zu erhöhen.

„Und nun denke ich,“ ſagte der Graf, „wir melden uns für morgen alle telegraphiſch in Liebenwalde an, um einen Maſſenſturm auf Ihre hartherzigen Eltern zu verſuchen. Glauben Sie, Dernburg, daß es uns gelingen wird, ſie zu erweichen?“

Dieſer errötete ein wenig, aber er zog ſeine Braut feſt an ſich.

„Wenn es mir nur möglich geweſen wäre, dich ihnen zu zeigen, wie du biſt, Elſe, es hätte keines Maſſenſturms bedurft,“ ſagte er zärtlich.

* * *

Wenige Tage ſpäter ſaßen auf der ſonnenbeſchienenen Veranda in Liebenwalde Dernburgs mit ihren Gäſten am Kaffeetiſch, der alte und der junge Dernburg ſcheinbar gleich verliebt in Elſe, Graf Romſtedt ſeine Aufmerkſamkeit in ritterlicher Weiſe zwiſchen Frau von Dernburg und Frau Wilberg teilend, und Richard Wilberg von den beiden alten Damen verwöhnt, als ob ſie geglaubt hätten, etwas gut gegen ihn machen zu müſſen.

„Da habe ich heute in der Zeitung geleſen, daß man den durchgegangenen Reichenſtein neben der Poſener Bahnſtrecke als Leiche gefunden hat,“ ſagte Wilberg, „man weiß noch nicht, ob Mord, Selbſtmord oder ein Unglücksfall vorliegt.“

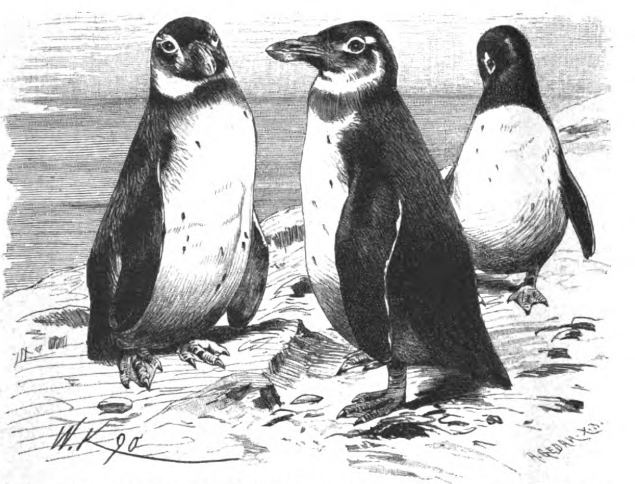
„An einen Unglücksfall glaube ich meinerſeits nicht,“ erwiderte Graf Romſtedt, und nach einer Pauſe fuhr er fort: „Übrigens — wir Amerikaner ſind nicht ſentimental und gerade um den braucht niemand zu weinen — mir fällt etwas ein. Die Reichenſteinſche Druckerei wird aus der Maſſe billig zu haben ſein. Wie wär's, Richard, willſt du ſie?“

„Je eher, je lieber,“ ſagte Richard Wilberg aufrichtig. „Es iſt ſehr ſchön hier in Liebenwalde,“ ſetzte er auf einen vorwurfsvollen Blick von Frau von Dernburg hinzu, „aber ich bin an Arbeit gewöhnt und ſehne mich nach Thätigkeit.“

„Dann all right, mein Junge,“ erwiderte Graf Romſtedt und ſchlug ihm herzhaft auf die Schulter. Er wandte ſich an Frau von Dernburg und dann an Frau Wilberg. „In ſechs Wochen kann der Abſchied Ihres Sohnes heraus ſein und die Übergabe des Vielſchen Gutes ſtattfinden, — dann machen wir bei Ihnen eine Doppelhochzeit und dann“ — zu Frau Wilberg — „haben wir eine Stadtwohnung und eine Landwohnung, in der wir jederzeit willkommen ſind.„

Der Brillen-Pinguin.

Unſere Zeichnung ſtellt ein Charaktertier der ſüdlichen Küſten Afrikas dar, einen Vogel aus der nur in Meeren der ſüdlichen Halbkugel vorkommenden Gattung der Pinguine oder Floſſentaucher. Aus der Abbildung erſehen wir, welch abweichende Geſtalt der Brillen-Pinguin (Spheniscus demersus) von den anderen Schwimmvögeln hat. Der entengroße, auf der Oberſeite ſchwarz, auf der Unterſeite, mit Ausnahme einiger kleinen ſchwarzen Tupfen, glänzend weiß gefärbte Vogel trägt höchſt eigentümliche, beinahe zur Floſſe umgebildete Flügel, die mit kleinen ſchuppenartigen Federn dicht beſetzt ſind; charakteriſtiſch ſind außerdem der ſtarke, ſeitlich zuſammengedrückte Schnabel und die kurzen Beine, deren vier Zehen, von denen drei durch eine Schwimmhaut verbunden ſind, alle nach vorn ſtehen. Der ganze Bau des Vogels, das dichte, aus kleinen, mit Öl getränkten Federn beſtehende Kleid, wie beſonders die Flügel, deuten darauf hin, daß das Tier eins der vollkommenſten Waſſerbewohner ſein muß. Und in der That bewegt ſich der Pinguin mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit in dieſem ſeinem Elemente, er taucht und ſchwimmt unter Waſſer vorzüglich und holt die ſchnellſten Fiſche nach kurzer Jagd ein. Beim Schwimmen, wobei er ſehr tief eintaucht, ſo daß nur Kopf und Hals aus dem Waſſer hervorragen, bewegt er mit großer Kraft die floſſenartigen Flügel, während ihm die lang nach hinten ausgeſtreckten Füße nur als Steuer dienen. Fiſche bilden faſt ausſchließlich die Nahrung der ſehr gefräßigen Vögel, die dank ihrer Geſchicklichkeit trotz der Behendigkeit ihrer Beutetiere meiſt immer ſehr wohl gemäſtet ſind. Mit Ausnahme der Brutzeit verbringen die Pinguine ihr ganzes Leben im Waſſer, nur die Sorge um die Nachkommenſchaft treibt ſie auf das Land. Der Gang der Tiere iſt der kurzen Beine wegen ein vollſtändig aufrechter und watſchelnder, wenig fördernder. Trotzdem klimmen die Pinguine an hohen Felſen empor, und zur Brutzeit ſind alle felſigen Geſtade ihrer Heimat mit ungeheuren Scharen dieſer Vögel bedeckt, die mit ihren weißen, immer dem Meere zugekehrten Leibern auf den fernen Beſchauer den Eindruck einer großen Truppenanſammlung hervorrufen, beſonders da die Tiere, gewöhnlich in langen Reihen und Staffeln neben- und hintereinander ſitzend, die Felſen bedecken. Auf dem Brutorte ſelbſt ſteht Neſt an Neſt, gewöhnlich nur aus einer ſeichten Mulde oder einer Höhlung beſtehend, in welcher der Vogel ſein einziges Ei mit ſo großer Hingebung bebrütet, daß er ſogar vor dem herannahenden Menſchen nicht aufſteht. Ein reges Leben herrſcht während einiger Wochen auf den ſonſt ſo öden Geſtaden, die Felſen wimmeln von der Maſſe der Tiere, die mit ihrem betäubenden Geſchrei die Luft auf weithin erfüllen. Iſt die Brutzeit vorüber, ſo zieht alt und jung wieder dem Meere zu; nach und nach entvölkern ſich die Felſen, und nach kurzer Zeit liegen ſie wieder kahl und öde vor dem Auge des vorbeifahrenden Schiffers.



Brillen-Pinguine im Berliner Zoologiſchen Garten. Zeichnung von W. Kuhnert.

Dante in der deutſchen Kunſt.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Kaum ein anderes Dichtwerk wird in gleichem Maße für den bildenden Künſtler den Reiz in ſich tragen, den Text mit veranſchaulichenden Illuſtrationen zu begleiten, als die Göttliche Komödie Dantes. Mit einer unnachahmlichen Plaſtik weiß der große Florentiner zu ſchildern.

Schon der Grundriß des Weltaufbaues, durch welchen Dante ſeine kühne Phantaſiereiſe unternimmt, ſteht, bis auf die kleinſten Maße, klar und deutlich vor uns.

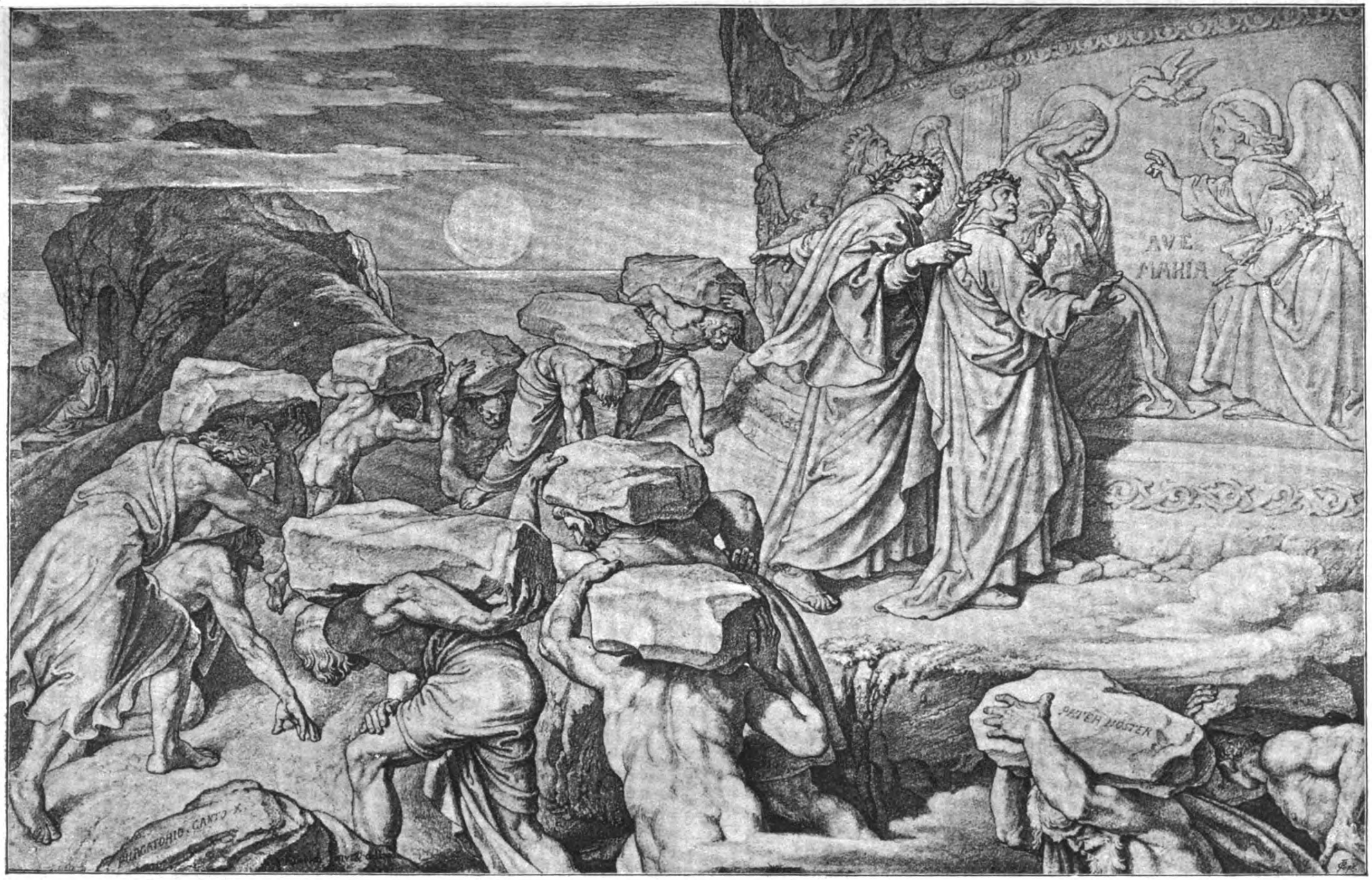
Gerade im Mittelpunkte der öſtlichen Erdhalbkugel, d. h. der damals bekannten Welt, liegt Jeruſalem, gleich weit vom Ganges im Oſten, bis wohin die noch nicht chriſtlichen Völker wohnen, wie von den Säulen des Herkules im Weſten entfernt, welche die Chriſtenheit begrenzen; in der Mitte zwiſchen Jeruſalem und der Meerenge von Gibraltar liegt Rom, das Centrum der Chriſtenheit. Jeruſalem gegenüber, am anderen Ende eines Erddurchmeſſers, türmt ſich zu unermeßlicher Höhe der Fegefeuerberg auf, das irdiſche Paradies auf ſeiner oberſten Terraſſe tragend, von wo der Dichter ſich in die himmliſchen Kreiſe aufſchwingt. Als Satan mit ſeinen böſen Engeln fiel, iſt er nämlich auf jene Seite der Erde geſchleudert, die damals noch aus Feſtland beſtand. Voller Schrecken entwich das Erdreich vor der Berührung mit dem Feinde Gottes und drängte ſich, während Meeresfluten an ſeine Stelle ſtrömten, vor Satan her, der im Mittelpunkt der Erde vom ewigen Eiſe umklammert wurde, in jäher Flucht der jenſeitigen Erdküſte zu, in deren Mitte der Hügel Golgatha emporſtieg. Darauf entſtand, über dem Fürſten der Finſternis und unter Golgatha, eine mächtige, trichterähnliche Höhlung, die, in ringförmigen Terraſſen ſich nach unten verengend, bis zu Satan hinabſteigt. Das iſt die Hölle, der Schauplatz für „die ewigen Qualen" des „verlornen Volkes." Der Hölle und ihren Maßen entſprechend aber tauchte aus dem neuentſtandenen Meere der jenſeitigen Halbkugel wie ein gewaltiger Grabhügel über Satan der Fegefeuerberg auf, wo die erlöſten Seelen ſich von den noch nicht ganz gebüßten Sünden reinigen, ehe ſie in das Paradies Gottes eingehen dürfen.

So iſt mit höchſter Anſchaulichkeit der weite Rahmen geſpannt, in welchem das erhabenſte chriſtliche Epos ſich abſpielt.

Mit gleicher Schärfe und faſt pedantiſcher Gewiſſenhaftigkeit verzeichnet Dante wieder und wieder auch die chronologiſchen Daten, innerhalb deren ſeine Gedankenreiſe ſich vollzogen hat. Zur Frühlings-Tag- und Nachtgleiche des Jahres 1300, am 23. März, dem Tage, an welchem nach alter Überlieferung der Herr auf Golgatha ſein Verſöhnungsopfer brachte, aber auch vor 4000 Jahren die Welt erſchaffen wurde, beim erſten Strahle der aufgehenden Sonne tritt der Dichter die grauſe Fahrt in die Hölle an, die dann, nach der Durchwanderung der anderen Reiche des Jenſeits, genau eine Woche darauf, wiederum an einem Freitage in der Anſchauung des Dreieinigen endet.

Hier ſchwand die Kraft der hohen Phantaſie.
Doch ſchon bewegte Willen und Verlangen
Mir, wie ein gleichbewegtes Rad, die Liebe,
Die kreiſen macht die Sonne wie die Sterne.

Ein Dichter, der den Aufriß von Raum und Zeit für ſeine Schöpfung mit einer ſo gewiſſenhaften Skrupuloſität und einer ſo genialen Symbolik entwarf, mußte auch im einzelnen mit höchſter Anſchaulichkeit geſtalten und Bild auf Bild mit greifbarer Faßlichkeit vor dem Leſer entſtehen laſſen. Welcher Leſer der Göttlichen Komödie hätte das noch nicht bewundert! Nur daß Dante, nach der Art der größten Meiſter, mit einer Knappheit und Kürze, mit einer Beſchränkung auf das Nötigſte und Charateriſtiſcheſte malt, die der Phantaſie des


AVE MARIA
PATER NOSTER
PURGATORIO, CANTO X.

Dantes Göttliche Komödie: Fegefeuer X., Vers 34—35, 112—120, 130—139, XI. Vers 1—30, 73—93: Die Stolzen, die an der Laſt ihrer Sünde tragen. Original von Joſeph Ritter von Führich.
(Aus dem bei L. Ehlermann in Dresden erſchienenen Werke: Dante in der deutſchen Kunſt.)

Leſers zu eigner Ausgeſtaltung den weiteſten Spielraum laſſen und gerade dadurch den unvergleichlichen Reiz ausüben, der uns immer wieder in die Zauberkreiſe des Gedichtes hineinzwingt.

So wird es verſtändlich, warum Dantes Göttliche Komödie nicht etwa nur den Text begleitende „Illuſtrationen," ſondern auch eine ganze Reihe von ſelbſtändigen Kompoſitionen hervorgerufen hat, die, abgeſehen vom Wort des Dichters, ihre künſtleriſche Bedeutung behalten.

Ein unerſetzlicher Verluſt iſt es, daß die Schöpfungen zur Komödie von dem Künſtler, der am meiſten Dantes Geiſt in ſich getragen hat, Michelangelo, für immer verloren gegangen ſind. Das Handexemplar der Göttlichen Komödie, welches Michelangelo lebenslang als ein Erbauungsbuch mit ſich führte und von Anfang bis zu Ende mit ſeinen kühnen Geſtalten illuſtrierte, iſt vom Meere verſchlungen worden. Sein „Jüngſtes Gericht" an der Oſtwand der Sixtiniſchen Kapelle läßt uns wohl ahnen, welch ein Kleinod der Kunſt da zu Grabe getragen iſt: Bilder des Erhabenſten unter den Malern zum Gedichte des Erhabenſten unter den Dichtern, von dem Michelangelo ſelbſt in einem ſeiner unſterblichen Sonette rückhaltlos bekannte: „Ein Gleicher ward, ein Größerer nie geboren."

Wie könnten die vor kurzem auch in Deutſchland bekannt gewordenen Dante-Illuſtrationen des naiven Schülers Fra Filippo Lippis, des Florentiners Sandro Botticelli für dieſen Verluſt Erſatz leiſten! Auch die ſpäteren italieniſchen Illuſtratoren der Göttlichen Komödie, ein Federigo Zuccheri, ein Pocetti, Pinelli, Scaramuzza reichen bei weitem nicht an den Meiſter heran. Der geiſtreiche Franzoſe Guſtave Doré mit ſeiner Wald- und Märchenpoeſie hat wohl in den Bildern zur Hölle landſchaftliche und phantaſtiſche Schöpfungen erſten Ranges geſchaffen; aber je mehr der Dichter auf ſeiner Wanderung ſich vom Stofflichen und Räumlichen loslöſt, um ſo leerer und phraſenhafter werden die ihn begleitenden Bilder Dorés; im Paradieſe verflüchtigen ſie ſich geradezu zu ermüdenden Wiederholungen tanzender und in die himmliſche Unendlichkeit verduftender Engelreigen.

Wohlthuend berühren gegenüber dieſen franzöſiſchen Plattheiten die auf alles landſchaftliche Beiwerk verzichtenden kraftvollen Figurenumriſſe des Engländers John Flaxman mit ihren kraftvollen und klaſſiſch ſchönen Formen. Aber eine ſeiner würdige Auferſtehung hat der große Florentiner Dichter doch erſt in der deutſchen Kunſt unſers Jahrhunderts gefeiert; und von ihren Leiſtungen, wie ſie ein im Erſcheinen begriffenes, höchſt verdienſtvolles Sammelwerk uns vorführt, einen Überblick zu geben, iſt der Zweck dieſer Zeilen.

Hat doch auch erſt die tiefſinnige deutſche Wiſſenſchaft den größten chriſtlichen Dichter aller Jahrhunderte unſerer Zeit wieder verſtändlich und in der Hoheit ſeiner Gedanken zugänglich gemacht. Die Arbeiten eines Karl Witte, Theodor Paur, Louis Blanc, des feinſinnigen und gelehrten Forſchers auf dem Throne Philalethes, Johanns von Sachſen, die Überſetzungen von Kopiſch, Streckfuß, Bartſch, Gildemeiſter, Witte, die kritiſchen Textausgaben des Letztgenannten und des Schweizers Scartazzini, die deutſche Dante-Geſellſchaft mit ihren gewichtigen Jahrbüchern — dies alles hat den italieniſchen Meiſter den Gebildeten Deutſchlands ſo nahe gebracht, daß wir ihn faſt, wie den Engländer Shakeſpeare, zu den Unſeren rechnen. Finden ſich doch unter den Mitgliedern der Dante-Geſellſchaft Vertreter aus allen Ständen, neben fürſtlichen Frauen und Männern: Buchhändler, Redakteure, Staatsminiſter, Ärzte, Landpfarrer, Kaufleute, Profeſſoren aller Fakultäten, Generäle und hohe Verwaltungsbeamte! Ihnen allen, wie den Freunden edler Kunſt insgeſamt, wird durch das in Rede ſtehende Prachtwerk ein willkommener Dienſt geleiſtet werden.

In dem Nachlaſſe des großen Dante-Forſchers Königs Johann von Sachſen hat ſich nämlich eine Anzahl wertvoller Handzeichnungen und Aquarelle von der Hand der hervorragendſten deutſchen Künſtler vorgefunden, welche der Baron Locella, der Schöpfer der Dresdener Dante-Ausſtellung, im Verlage von L. Ehlermann in Dresden in getreuer Reproduktion unter dem Titel: „Dante in der deutſchen Kunſt" zu veröffentlichen begonnen hat. Es handelt ſich um dreiundzwanzig Blätter und Illuſtrationen nebſt vier in Deutſchland noch nicht publizierten Dante-Bildniſſen, welche in fünf Lieferungen zu je ſechs Mark im Format von 33 : 44 Centimeter ausgegeben werden und noch in dieſem Jahre fertig vorliegen ſollen. Ein die Bilder untereinander verknüpfender und in die einzelnen Darſtellungen einleitender gut geſchriebener Text begleitet das Werk.

Unter den Namen der hier vereinigten Künſtler finden wir ſolche, die auch ſonſt durch Dante-Bilder bereits bekannt geworden ſind. Obenan ſteht Peter von Cornelius, der einem Dante und Michelangelo kongenialſte unter allen deutſchen Malern. Seine Kompoſition in der römiſchen Villa Maſſimi zum Paradieſe, von Philipp Veit ausgeführt, gehört der erſten Zeit ſeines römiſchen Schaffens unter den „Kloſterbrüdern" an. Der Originalentwurf, teilweiſe in Miniaturmalerei, kam nach Dresden und wird in die neue Sammlung aufgenommen. Carſtens und Koch ſind nicht vertreten, auch nicht der geiſtvolle, leider zu früh verſtorbene Bonaventura Emler, deſſen drei große Tafeln zu den drei Teilen des Danteſchen Gedichtes, zumal diejenige zum Purgatorium, von einem hohen Können zeugen. Dafür aber finden wir Bonaventura Genelli, deſſen ſechsunddreißig Umriſſe zur Göttlichen Komödie bereits, in Kupfer geſtochen, publiziert ſind; Vogel von Vogelſtein, der ſechsundneunzig noch nicht veröffentlichte Zeichnungen zu Dantes Gedicht hinterließ; auch in Karl Wittes Dante-Bibliothek befand ſich von Vogelſteins Hand eine große ſchöne Bleiſtift- und Kreidezeichnung: „Die Erſcheinung Beatrices im irdiſchen Paradieſe," die mit der ganzen Sammlung in die Straßburger Univerſitätsbibliothek übergegangen iſt. Außerdem aber finden wir in der Sammlung Kompoſitionen von Karl Begas, Leſſing, Moritz von Schwind, Steinle, Rethel, Schnorr von Carolsfeld, Groſſe, Bendemann, Heinrich Heß, Franz Ittenbach u. a.

Mit einer wundervollen Landſchaft Friedrich Prellers ganz im Stile ſeiner Homerbilder eröffnet das Werk. Dante, „in ſeines Lebensweges Mitte," „vom rechten Wege abgeirrt" ſteht, auf einen Stab geſtützt, im dunklen Walde, „der wildverwachſen war und voller Grauen und in Erinnerung noch die Furcht erneuet." Vor ihm, „erhabenen Hauptes und mit grimmem Hunger, ſo daß die Luft vor ihm zu fürchten ſchien," ein zum Sprunge ſich krümmender Löwe, das Bild des aufbäumenden Stolzes; ein Panthertier, leichtfüßig und behende, wie ſpielend mit der Tatze den Boden ſcharrend, die Fleiſchesluſt verſinnlichend; und eine gierige Wölfin, die habſüchtige Augenluſt, „die nahe ihm und immer näher kommend, ihn dahin drängte, wo die Sonne ſchweiget." Da erſcheint zur Linken, unter den Zweigen einer mächtigen Steineiche, „plötzlich eines Manns Geſtalt, der heiſer ihm, von langem Schweigen, däuchte." Es iſt Vergil, der Dichter des römiſchen Kaiſertums, der Repräſentant der bürgerlichen Gerechtigkeit und der natürlichen Vernunft, die wohl zur Sündenerkenntnis in der Höllenfahrt der Buße führen und bei der Reinigung unter den Strafen eines ſühnenden Fegefeuers dienen, aber nimmermehr zur Anſchauung der himmliſchen Glorie geleiten kann, weshalb Vergil vor der Pforte des irdiſchen Paradieſes den bis dahin treulich beratenen Dichter verläßt, um der beſeligenden Führerin Beatrice, der im Schauen genießenden chriſtlichen Glaubenserkenntnis, den Platz an Dantes Seite zur leuchtenden Himmelswanderung einzuräumen.

Wie Vergil zu dieſem Führerdienſt berufen worden iſt, erzählt er dem zagenden Dichter auf der finſteren Wanderung in die Unterwelt, um ihn des göttlichen Heilsplans zu verſichern, vermöge deſſen er die Dinge des Jenſeits ſchauen ſoll, „damit der Sünderwelt er ſie verkünde." Das erſte Bild, von Theodor Groſſe, das wir unſern Leſern vorführen, ſtellt uns dieſe Berufung Vergils dar.

In dem Kreiſe der edlen Heiden, die, weil ſie vom Evangelium nichts gehört haben, von der Seligkeit ausgeſchloſſen ſind, aber weil ſie auch die Hölle nicht verdienen, in einem freundlichen, hellen Thale nur von ungeſtillter Sehnſucht verzehrt werden, hatte Vergil mit den Genoſſen ſeines Schickſals geweilt. Dante ſelbſt tritt bald danach in ihren Kreis, und der Künſtler hat in ſeinem Bilde die dort angegebene Schilderung zur Geſtaltung ſeiner Gruppen mit herbeigezogen. Eine lichte Frauengeſtalt ſchwebt zu den erſtaunten Seelen hernieder und berührt den die Leier noch haltenden Vergil mit ihrer Rechten. Zur Linken des Bildes ſitzt Homer, „der königliche Dichter,“ an ſeiner Seite vielleicht Herodot; das traurig niederblickende Weib iſt Elektra, mit ihrem Knaben Dardanus und ihrem Gatten Atalan; im Vordergrunde ſehen wir die Dichter Horaz und Lukan; auf dem Boden ſitzend vielleicht Latinus und Aeneas, der Gründer Roms; über ihnen, nach der Erſcheinung blickend, „Cäſar im Waffenſchmuck mit Falkenaugen,“ und fernab ſitzend den edelmütigen Sultan Saladin; auf dem Hügel unter Bäumen die Philoſophen, ſich miteinander unterredend, Ariſtoteles, „den Meiſter aller, die da wiſſen, umgeben rings von Philoſophenſchülern,“ darunter „Sokrates und Plato, die vor den andern ihm am nächſten ſtanden.“ Von der „ſtolzen Burg“ her aber ſtrömen in Maſſen Frauen und Männer herbei, welche fragend emporſchauen: „Lucretia, Julia Martia und Cornelia,“ Camilla und Pentheſilea u. a. Die Himmelserſcheinung iſt Beatrice; Lucia, die Lichtbringerin, hat ſie auf die Not ihres Erdenfreundes Dante aufmerkſam gemacht: „Was hilfſt du dem nicht, der dich ſo geliebt hat, daß er um dich verließ den großen Haufen.“ Beatrice iſt eilend herniedergeſtiegen in die Welt der Schatten, „ihr Auge leuchtend heller als die Sterne,“ und bekümmerten Herzens ſpricht ſie ſoeben zu Vergil: „Mein Freund, der aber nicht des Glückes Freund iſt, wird an dem wüſten Berghang ſo behindert in ſeinem Weg, daß er vor Furcht zurückweicht. So eile denn, mit kunſtgeübter Rede, und dem, was ſonſt zu ſeiner Rettung not thut, ihm ſo zu helfen, daß ich ſei getröſtet.“

Das zweite Bild, das wir aus der Sammlung bringen, eröffnet einen neuen Schauplatz. Dante hat mit ſeinem Begleiter die mühſelige Wanderung durch alle Höllenkreiſe bis in den Erdmittelpunkt zurückgelegt. Dort, wo Lucifer im harten Eiſe ſteckt und in jedem ſeiner drei greulichen Mäuler einen Sünder zerquetſcht „mit ſeinen Zähnen, ähnlich wie man Flachs bricht,“ die Verräter Brutus, Caſſius und Judas Iſchարioth, dreht Vergil ſeinen Schutzbefohlenen fürſorglich am Nabel Satans um ſeine eigne Axe herum, damit er beim Emporklimmen nach der anderen Hemiſphäre auch richtig mit dem Kopfe nach oben anlange.

Die mühſam Aufſteigenden betreten den vom blitzenden Meere umfluteten Berg der Reinigung an ſeiner unterſten Schwelle. Es iſt der Oſtermorgen, an welchem ſie, aus dem Ort der Qual erlöſt, das Licht wiederſehen. „Der ganze Morgenhimmel lacht im Glanze.“ Durch himmliſche Vermittelung da hier die Kraft der Vernunft (Vergil) nicht ausreicht — durch Lucia ſelbſt werden ſie den ſteilen Gang des Berges emporgetragen. Unſer Bild zeigt noch zur Linken die Pforte, durch welche ſie eingetreten ſind in das Reich der Büßungen, die nicht mit wildem Wehgeſchrei wie die Höllenſtrafen getragen, ſondern unter Lobgeſang und Gebet von den Willigen gern übernommen werden. Drei Stufen führen zu der Felſenpforte. Die erſte, blendend weiß, zeigt dem darauf Tretenden ſein eignes Bildnis; die zweite, dunkel, rauh, zerborſten, bedeutet die Zerknirſchung des Sünders; die dritte, rot „wie Blut, das eben aus der Ader fließet,“ weiſt auf die gläubige Annahme der durch Chriſti blutigen Opfertod vollbrachten Erlöſung. Ein Engel mit bloßem Schwerte hütet des Einganges. Als Dante ehrfurchtsvoll ſich vor ihm niederwirft und Löſung des Riegels heiſcht, ritzt ihm der Engel ſieben lateiniſche P mit dem Schwerte auf die Stirne, die ſieben Todſünden (Peccata) bedeutend, die auf den ſieben Abhängen des Berges gebüßt werden. Beim Aufſtiege aus jeder Abteilung in eine höhere ſchwindet eines der P, bis ſie oben am Letheſtrom alle getilgt ſind.

Auf der unterſten Terraſſe des Berges ſind es die Stolzen, die an der Laſt ihrer Sünde tragen. Das ſchöne Bild des Ritters Joſeph von Führich zeigt uns eine lange Reihe tief Gebückter, die auf Haupt und Schultern ſchwere, den Blick auf den Boden zwingende Felsſtücke tragen und, das Vaterunſer betend, demütig nach oben wallen. Eine der herrlichſten poetiſchen Umſchreibungen dieſes Jeſusgebets iſt es, die Dante von den Lippen der Büßer erſchallen läßt (Purg. 11, 1—24). Auf jeder der ſieben Stufen werden in verſchiedener Weiſe den Sündern Beiſpiele der betreffenden Tugenden und Laſter vorgehalten. Hier ſind es Marmorreliefs, die zu den Stolzen reden ſollen, ſo wunderbar ſchön, „daß nicht nur Polyklet, nein, die Natur nichts Gleiches ſchaffen könnte.“ Auf dem Fußboden finden ſich abſchreckende Geſtalten des Laſters, auf welche die darüber Hinſchreitenden blicken müſſen; zur Seite am ſenkrechten Felſenrande ſind Vorbilder der Demut dargeſtellt. Unſer Bild zeigt den Engel der Verkündigung mit der Lilie der Unſchuld in der Hand, und die heilige Jungfrau ihm gegenüber, welche zart den Kopf neigt, „und ausgedrückt las man in ihren Zügen die Rede: Sieh, ich bin des Herrn Magd, ſo wie im Wachſe man ein Siegel abdrückt.“ Über Vergils Haupte wird noch der König David mit der Harfe ſichtbar, der vor der Bundeslade einherſchreitet, „geſchürzt und tanzend, der Pſalmiſt, der hierin mehr als König war und minder.“ „Ich will vor dem Herrn ſpielen,“ ſo ſpricht David nach der Schrift zu ſeiner über die angebliche Erniedrigung des Königs ſcheltenden Gemahlin Michal, „ich will vor dem Herrn ſpielen, der mich erwählet hat vor deinem Vater Saul und vor allem ſeinem Hauſe, daß er mir befohlen hat, ein Fürſt zu ſein über das Volk des Herrn, über Iſrael; und will noch geringer werden denn alſo, und will niedrig ſein in meinen Augen, und mit den Mägden, davon du geredet haſt, zu Ehren werden.“ (2. Sam. 6.)

Das Mitgeteilte wird genügen, um eine Vorſtellung von dem hohen Genuſſe zu geben, welchen die Herausgabe des Werkes „Dante in der deutſchen Kunſt“ verſpricht. Möchte das Unternehmen von weitgehender Teilnahme begleitet werden.

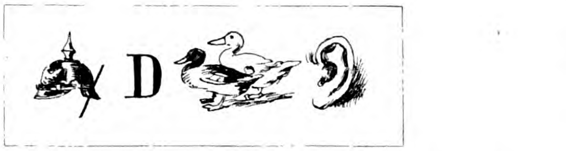
Familientiſch und Spielecke.

Flitterwochen.

(Zu dem Bilde auf S. 309.)

Der Engländer nennt ſie Honigmond, wir Deutſchen ſagen Flitterwochen — das engliſche Wort klingt ſüßer, das deutſche trifft den Nagel beſſer auf den Kopf. Das Glück der erſten Wochen einer jungen Ehe iſt noch unzuverläſſiger, noch flüchtiger als das Glück überhaupt, das man bekanntlich auf einer rollenden Kugel darzuſtellen pflegt, es iſt Flitter. Beſonders heute, wo es die Sitte verlangt, daß junge Eheleute in die Welt hineinreiſen, und wo man das Glück der Flitterwochen faſt nach der Kilometerzahl mißt, die ihre Mittel ihnen während der Hochzeitsreiſe zurückzulegen geſtatteten. Ein beſcheidenes Glück, wenn es nur für acht Tage Berlin oder für eine Tour durch ein deutſches Mittelgebirge reicht, ein mittleres, wenn es für Italien langt, und ein großes, wenn es über Europa hinaus kann. Merkwürdige junge Eheleute — ſtatt ſich ſelber kennen zu lernen, wollen ſie die Welt kennen lernen, ſtatt ſich ſelbſt genug zu ſein, ſetzen ſie ſich zwiſchen die fremdeſten Menſchen an den Gaſthofstiſch. Vom Bahnhof ins Hotel, vom Hotel ins Muſeum, vom Muſeum ins Theater, und dann wieder in die Eiſenbahn — kein Wunder, daß ſie nervös werden und daß ſie ſich gegenſeitig fremder geworden ſind, wenn ſie endlich ihr Heim aufſuchen, als ſie es vor ihrer Reiſe waren. Das junge Ehepaar auf dem Bilde von T. Margitay hat offenbar ſehr ſchöne Flitterwochen verlebt, das heißt, es iſt jedenfalls ſehr weit gereiſt, zum wenigſten bis nach Neapel. Wenn man ſich ſeine Wohnung mit Gobelins dekorieren kann, iſt man der Welt gegenüber verpflichtet, ſo weit zu reiſen. Sie ſind lange fern geweſen — iſt es ein Wunder, daß der junge Ehemann ein wenig Gaſthofmanieren angenommen hat? Die Lektüre des „Egyetertes“ ſcheint ihm intereſſanter als das Geſpräch mit ſeiner Frau. Wie oft hat ſie ihn während der Reiſe entſchuldigt, wenn er ſchon beim Frühſtück nach der Zeitung griff — es warteten ſchon andere darauf, die nach ihm leſen wollten. Aber hier, in der eignen Häuslichkeit — unerhört!

Bilderrätſel.



1. Rätſel.

Der Kaiſer ſetzt das Glas an ſeine Lippen,
Daraus zu nippen;
Da hat er es gethan.
Doch ſieh! Petenten nah'n,
Da hat er ſelbſtlos es gegeben:
„Er möge leben." Pf. J.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag eines deutſchen Fürſten läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Dividiert man die Summe der Jahreszahl und der Monatszahl durch die Summe der Datumszahl und der dreifachen Monatszahl, ſo ergibt ſich als Quotient die Zahl 62. Multipliziert man die Differenz der Datumszahl und der Monatszahl mit 143, ſo erhält man als Produkt die doppelte Jahreszahl.

3. Rätſel-Diſtichon.

Feſtung und Stadt bin ich in Spaniens ſchönen Gefilden;
Wenn ihr die Zeichen verſetzt, reif' ich im Süden als Frucht.

4. Rätſel.

Schon manche ſchlimme That, gehüllt in finſtre Nacht,
Hat Menſchenwitz durch uns ans Tageslicht gebracht.
Doch wenn ein Zeichenpaar aus unſerm Herzen ſchwand,
Erſcheint vor eurem Blick ein fernes, reiches Land;
Entfernt ihr Kopf und Hals und leſt den Rumpf verkehrt,
So wird's zur Leidenſchaft, die ſchlimme Thaten lehrt.

5. Anagramm-Kleeblatt.

1.

Den Halbmond trug's in blut'gem Krieg
Von Land zu Land, von Sieg zu Sieg;
Wenn ihr die Zeichen recht verſetzt,
Gewinnt es Sieg auf Sieg noch jetzt.

2.

Zerſtörungsluſtig kommt's heran
Und peitſcht ergrimmt den Ozean;
Verſchoben iſt es frei von Wut,
Und doch vergießt es Menſchenblut.

3.

Es liegt am fernen Oſtſeeſtrand
Als Handelsſtadt im Zarenland;
Verſchoben gilt's in der Natur
Als eine Zwiſchenſtufe nur.

Werden die Anfangsbuchſtaben der bei der Auflöſung ſich ergebenden Wörter richtig geordnet, ſo nennen ſie 1. einen männlichen Namen, 2. einen bekannten Helden.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Und ihre Mutter, die dem jungen Ehepaar den erſten Beſuch macht, bekommt zugleich zum erſtenmal Gelegenheit, ſich als Schwiegermutter zu zeigen. Wie der Anſchein zeigt, wird ihr die neue Rolle nicht ſonderlich ſchwer. Der Augenblick wird nicht mehr fern ſein, wo der junge Ehemann zu Kreuz kriecht und ſich willig unter den Pantoffel ſtellt, und erſt mit dieſem Augenblick — traurige Wahrheit — wird das unbeſtändige Glück der Flitterwochen ſich in das dauernde Glück einer guten Ehe verwandeln.

Spielzeug.

Das Kindlein auf ſeiner Schmerzensſtatt,
Es blinzelt durch die geſchloſſnen Lider,
Es langt mit den Händchen, weiß und matt,
Nach dem vergeſſenen Spielzeug wieder — —

Da thut die Mutter den ſeligſten Schrei.
Schon iſt der Tod auf der Schwelle geweſen.
Nun aller Jammer vorbei, vorbei!
Sie wird geſunden! Sie wird geneſen!

Auch deine Seele lag ſtarr und krank
In dumpfem Fieber, in wirrem Kummer,
Sie wollte keinen Geneſungstrank
Und harrte müd auf den letzten Schlummer.

Da hat ſie's lieblich und leis geſtreift,
Sie denkt der alten geliebten Lieder.
Sie wird geneſen! Sie lebt, ſie greift
Nach dem vergeſſenen Spielzeug wieder!

Frida Schanz.

Ein vergeſſenes Grab.

Den Namen Pergoleſi kennen viele, ſein Grab nur wenige. — Auf der höchſten Stelle der Stadt Pozzuoli bei Neapel erhebt ſich der Dom, welcher großenteils aus dem Material eines dem Auguſtus geweihten Tempels erbaut worden iſt. Von letzterem ſieht man noch einige Säulen und die Inſchrift. Der heilige Proculus hat den Kultus des Auguſtus an jener Stelle verdrängt, das Beiſpiel eines Kultuswechſels, der ſich an Hunderten von einſtigen Tempelorten nachweiſen läßt. Im Schiff des Domes bezeichnet eine Marmorinſchrift in der Mauer die Stelle, wo die Gebeine Pergoleſis, des Komponiſten des *Stabat Mater* ruhen. Man hat ihn den *Raffael der Muſik* genannt, auch in Hinſicht darauf, daß ſein Leben ein kurzes war. Er ſtudierte Muſik in Neapel, erlangte ſchnell bedeutenden Ruf und erhielt von einem Verein daſelbſt den Auftrag, für die Paſſionszeit ein Werk zu komponieren. Als er dasſelbe faſt vollendet hatte, ward er krank, es zeigte ſich die Lungenſchwindſucht. Um Heilung zu ſuchen, begab er ſich nach Pozzuoli, wo die Deputierten jenes Vereins zu ihm kamen, um die fertige Kompoſition zu holen. Er lag im Bett und ſchrieb die letzten Noten zu den Strophen: Quando corpus morietur, fac ut animae donetur paradisi gloria. (Wenn der Körper ſterben wird, dann ſchenke der Seele die Glorie des Paradieſes.) Das Werk war vollendet, man zahlte ihm 10 (ſchreibe zehn) Dukaten, und zum erſtenmal ward das „**Stabat Mater**" in der Kirche St. Ferdinando aufgeführt. Als die unſterblichen Klänge dieſer Kompoſition ertönten, ſchloß Pergoleſi im 26. Lebensjahre, am 14. März 1736, in Pozzuoli die Augen. T.

Der Phonograph als Sprachlehrer.

Wir machten auf den ungeheuren Nutzen aufmerkſam, den der Unterricht von dem Ediſonſchen Phonographen haben könne, wenn z. B. die großen Ereigniſſe der Weltgeſchichte im Wortlaute und Wortklange vorgeleiert werden. In der praktiſchen Ausnutzung dieſer Idee ſind uns natürlich die Herren Amerikaner vorausgegangen. Es handelt ſich um den fremdſprachlichen Unterricht. Im Gymnaſium zu Milwaukee ſpricht der Lehrer gewiſſe Worte, deren Ausſprache ſchwierig iſt, in den Phonographen und leiert ſie den Schülern ſo lange vor, bis ſie ſie richtig ausſprechen. Die Methode läßt an Einfachheit nichts zu wünſchen übrig, ſie kommt im Grunde überein mit der Methode der Thüringer, welche ihren Gimpeln die zu erlernende Muſik auf einem kleinen Leierkaſten vorſpielen. Ja, könnte man nicht den Lehrer überhaupt erſparen und Pariſer Franzöſiſch direkt aus Paris beziehen?

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 19.

Bilderrätſel.

Urteil' nicht, bevor's geſchieht.
(Altdeutſcher Spruch.)

1. Füllrätſel.

I.

		K	K		
		i	a		
O	b	e	r	s	t
M	e	s	m	e	r
		e	i		
		l	n		

II.

		B	A		
		e	n		
M	a	r	k	u	s
H	e	l	l	e	r
		i	a		
		n	m		

2. Kombinationsaufgabe.

A.

1. a) Oder, b) Lena
2. a) Leo, b) Denar
3. a) Eder, b) Laon
4. a) Erde, b) Nola
5. a) Aden, b) Orel
6. a) Rade(Ader), b) Leon
7. a) Ronde, b) Lea
8. a) Dër, b) Nadel
9. a) Laren, b) Ode
10. a) Oel, b) Narde
11. a) Arno, b) edel
12. a) Leda, b) Nero.

B. Oleander.

3. Mit und ohne. Rauch, (R)auch.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſetzung. — Auf einem Feuerſchiff. Von Friedrich Meiſter. — Die drohende Vergewaltigung der Ortszeit. Von Dr. Klein. — Moderne Raubritter. Roman von Paul von Szczepański. Schluß. — Der Brillen-Pinguin. Mit einer Illuſtration. — Dante in der deutſchen Kunſt. Von Leopold Witte. Mit zwei Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Flitterwochen. Zu dem Bilde von T. Margitay. — Spielzeug. Gedicht von Frida Schanz. — Ein vergeſſenes Grab. — Der Phonograph als Sprachlehrer.

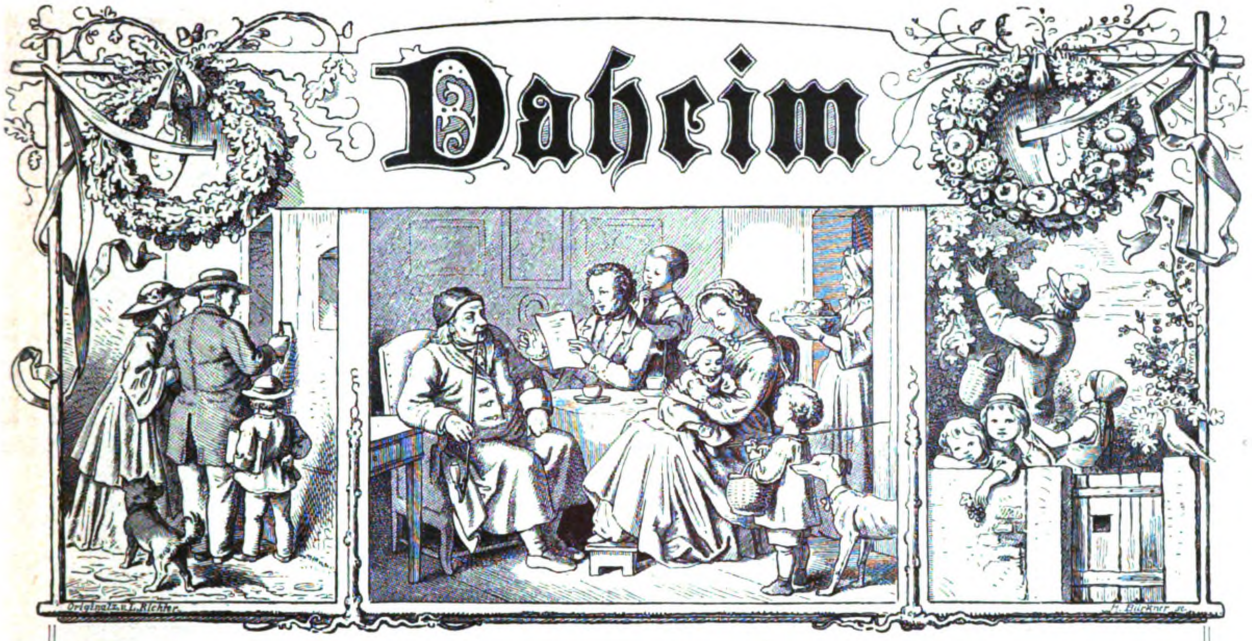
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Februar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 21.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Mein Gott!“ ein Stöhnen entrang ſich Arnolds Bruſt — „ſind denn die Werdenſchen Waldungen ſo klein, daß wir in ihnen einander nicht auszuweichen vermochten!“ … Dann nach einer Pauſe: „Du weißt, ich habe ihn nicht geliebt, ich hatte keinen Grund dazu. Nein … wahrlich keinen Grund … das aber glaube: wie ich dazu kam, den Hahn zu ſpannen, das Gewehr auf ihn abzufeuern, ich weiß es nicht … ich weiß auch nicht, was ich damals gefühlt, gedacht und gethan habe. Nur eine fürchterliche, grauenhafte Empfindung liegt mir in der Erinnerung … verſtehſt du das? Glaubſt du mir?“ Und wieder preßte er ängſtlich meine Hand, um die ſich die ſeine unabläſſig klammerte, und ſah mich mit ſtieren, drohenden Augen an.

Es kam mir nicht wunderbar vor, daß er mich plötzlich mit dem längſtverklungenen „du,“ welches einſt unſeren Knabenjahren geläufig geweſen, anredete; das Wort entſprach unſerer Lage, noch mehr aber ſeiner Stimmung, die nach einem Troſte, einem Anhalte bei dem alten Gefährten ſeiner Kindheit verlangte und alle künſtlich geſchaffenen Unterſchiede zwiſchen unſerer gegenſeitigen Lebensſtellung in der troſtloſen Not des Augenblicks bei Seite warf.

Es war die höchſte Zeit, daß wir aufbrachen. „Ich glaube, noch mehr, ich weiß es!“ entgegnete ich, von tiefſtem Mitleid ergriffen. Doch eine weiche Empfindung war jetzt nicht am Platze. Ich ſprang empor. „Vorwärts, ehe es zu ſpät wird! Wir haben noch ein böſes Stück vor uns.“

Ein böſes Stück, das böſeſte auf dem ganzen böſen Marſche! Greifbar nahe ſchimmerte das bergende Ufer herüber, die kurze Strecke aber, welche uns von ihm trennte, drohte dem Schwachen, dem Zagenden mit hundertfältigem Untergang. Kaltblütige Beſonnenheit, Selbſtvertrauen, nimmer wankender Mut, ja Tollkühnheit, die dem Tode ohne Bangen ins Auge ſieht, mußte hier zu Führern und Gefährten anrufen, wer den Übergang erzwingen wollte. An dieſer Stelle bildete das Moor zum Teile die unterirdiſche, verwachſene Fortſetzung des Sees auf dem Waldeilande; grünlich und eben, von dichtem Schilf beſtanden und nur ſelten von kleinen, hügeligen Erhöhungen in ſeiner Einförmigkeit unterbrochen, dehnte es ſich vor unſeren Blicken aus. Wo die Pflanzen Lücken offen ließen und die dünne Schlammſchicht, welche den Grund bedeckte, zurückwich, da trat, von der Sonne unheimlich grell beleuchtet, das offene Waſſer in grauen Streifen zu Tage. Seltſam: auch hier ſchien mir alles ſeine Geſtalt gewandelt zu haben; viel wilder, drohender, trotziger kam es mir vor! Indeſſen, die alten Wahrzeichen, welche einſt meinem Jägerpfade vorgeleuchtet, beſtanden noch; hier rechts die eigentümlich geſtaltete Schilfinſel, dort, mehr nach links zu, der kleine, kegelförmige Hügel und weiter, gerade vor mir, der ſeeartig erweiterte, leiſe wogende Waſſerarm, — ſie alle mußten uns heute zu Wegweiſern dienen. Und auch die alte Zuverſicht lebte noch in mir. So mußte es gelingen. —

Taſtend hob ich den Fuß; hier, ja hier, war die richtige Stelle. Wohl quoll und ſchütterte der Boden unter mir, aber er trug mich. Ich winkte Arnold, zu folgen, doch ſchon nach dreißig Schritten begann es auch in weiterem Umkreiſe unter unſerer Laſt zu ſchwanken, zu zittern, nachzugeben, wie wenn das Waſſer unter der Wucht eines hineingeſchleuderten Steins aufwallt und fernhin ſeine wogenden Ringe zieht. Wir waren genötigt, uns platt auf den Grund niederzuwerfen. „Immer dicht hinter mir her! Immer den Fuß in meine Spur geſetzt! Keinen Schritt, keine Bewegung, die nicht den meinigen möglichſt gleicht!“ Es that not, daß ich ſolches Arnold zuvor dringend eingeſchärft hatte. Einen Arm vor den anderen, ein Knie vor das andere ſetzend, behutſam gleitend, kriechend und ſchiebend drangen wir aus dem offeneren, mit kurzem Graſe bewachſenen Sumpfbereiche in den dunkeln Wald des Schilfs hinein. Rauſchend beugten und neigten ſich die Halme unter unſern Bewegungen, oft ſo tief, daß ihre ſchwarzen Kolben faſt in das Waſſer zu beiden Seiten tauchten, um ſich hinter uns wiederum raſchelnd emporzurichten. Mißgünſtig wehrend traten ſie zuweilen auf unſern Pfad vor, auf dieſen Schatten von einem Pfade, der ſich wie eine feuchte Schlange zwiſchen dem Wurzelgeflechte dahinwand, — uns ſo jeden Ausblick verſperrend. Dann, wie ich die ſchlanken Schafte auseinanderbog, raunte und flüſterte es aus dem Gewirre der wogenden Häupter, wie ein Grablied, das uns der Wolfsmoor ſang. Feſt und feſter gruben ſich unſere Hände in den zähen, halbflüſſigen Schlamm; uns war es dann, als ob wir den modrigen Leib des Wolfsmoores ſelbſt umſpannten, der uns langſam, langſam in ſeine Tiefen hinabziehen zu wollen ſchien. Einmal kam es vom offenen Waſſer her in leiſen, lauwarmen Wogen einhergerauſcht und benetzte uns Arme und Leib. Plötzlich belebte ſich die Öde. Waſſergevögel, das die Heimreiſe in den Süden verzögert, erhob ſich kreiſchend aus dem Röhricht und umflatterte uns mit ſchwirrendem Flügelſchlage. Dann hielt ich inne. Jenſeits der Schilfſtauden klang es wie der Fall eines Körpers ins Waſſer, ein Plätſchern und Klatſchen, ein Geräuſch, wie von den Bewegungen eines Weſens, das ſich einer fremden, unheilvollen Umſchlingung mit aller Kraft zu erwehren ſucht. Einen ſchnellen Blick warf ich rückwärts und ſah Arnold ſprachlos, mit ausgeſtrecktem Arm, in das Schilf deuten. Inka, der ſo leicht und behend uns gefolgt, war nirgends zu erblicken. Und im Nu hatte ich es begriffen. Inka, der arme Inka! Von unzeitiger Jagdluſt beſeelt, mochte er während der Verfolgung eines Vogels vom Pfade ab in die Tiefe geſetzt und in den breiflüſſigen Schlamm des offenen Moors geraten ſein. Wohl war es nur ein Hund, der in Todesnot ſchwebte, aber mir ſtockte Herz und Atem, und ein Schauer überrieſelte mich. Faſt hätte ich fehlgegriffen und wäre vornüber ins Schilf gefallen. Niemand vermochte dem Hunde zu helfen, er war rettungslos verloren! Und jetzt: ein leiſes Gurgeln und Winſeln, dann ein verzweiflungsvoller, langhinhallender Schrei, der uns durch Mark und Bein ging — dann Stille, Todesſtille. Ich aber weiß ſelbſt nicht, wie wir uns weiter durcharbeiteten. Genug, daß wir dieſe ſchlimme Strecke ohne weitere Fährnis überſtanden, daß der Pfad ſich erweiterte und der Boden an Tragfähigkeit zunahm, ſo daß wir uns erheben und, wenn auch langſam und vorſichtig, einer in die Spur des anderen tretend, aufrecht fortſchreiten konnten. Näher und näher rückte das Ufer heran; noch ein paar ſchlimmere tiefere Stellen; dann wich Schilf und Sumpfgras zurück, um niedrigem Wachholdergebüſch Platz zu machen. Erquickender Kiefernadelgeruch wehte herüber, breiter und länger wuchſen die Schatten hervor, welche der Wald auf die Einöde des Moors warf, jetzt noch einige Sätze und wir befanden uns in Sicherheit, unter den Tannen des Leydenſchen Forſtes, nahe dem langerſehnten und mühevollſt erkämpften Ziele.

In ſchweigendem Weiterſchreiten hatten wir bald die Stelle erreicht, wo ein Pfad in ſüdlicher Richtung durch den Wald nach Leyden führte. Ein Blick auf Arnolds Uhr belehrte uns, daß noch zwei Minuten an der zehnten Morgenſtunde fehlten. Die Strecke von der Inſel im Moor bis hierher hatte uns faſt eine volle Stunde gekoſtet. Meine urſprüngliche Berechnung ſtimmte ſomit nicht ganz, denn nicht, wie ich gehofft, um zehn Uhr, ſondern erſt fünfzehn Minuten ſpäter konnte nun Arnold, auch wenn er noch ſo ſehr eilte, den Leydenſchen Gutshof erreichen. Indeſſen, dieſe kleine Verſpätung war zu geringfügig, um die Vorausſetzung und Wirkung meines Planes in Frage zu ſtellen. Aber um ſein Gelingen zu ſichern, mußten wir uns hier trennen; es war beſſer, ja, es war notwendig, daß wir an dieſem Morgen überhaupt nicht zuſammen geſehen wurden. Doch als es zum Scheiden kam, beſchlich uns beide für einen Augenblick zagende Unſchlüſſigkeit. Es fiel mir doch ſchwer aufs Herz, ihn in ſolcher Gemütsſtimmung allein zu laſſen. Dann faßte ſich Arnold. Er ſtieß einen leiſen Pfiff aus, wie wenn er Inka herbeirufen wollte, dann, als er ſeinen Irrtum erkannt, legte ſich ein tieftrauriger Ausdruck auf ſein verſtörtes Antlitz, er ſtöhnte ſchmerzlich auf, wandte ſich kurz um und verſchwand eilenden Schrittes unter den Tannen.

Auch ich wußte, wohin ich zu gehen hatte. In entgegengeſetzter Richtung, nach Werden zu, ſtießen der Leydenſche und Werdenſche Wald in ſpitzem Winkel zuſammen. Dort lag das Häuschen eines Anſiedlers, der in jenem äußerſten Teile der Werdenſchen Forſten zugleich das Amt eines Waldwächters verſah. Mir fiel ein, daß ich einen nicht unwichtigen Auftrag für ihn hatte. Wenn ich dieſen jetzt ausrichtete, ſo gab das eine annähernd ausreichende Erklärung für den immerhin auffälligen Umſtand ab, daß ich, der ſonſt ſo Pünktliche, den Landmeſſer am heutigen Morgen verfehlt hatte.

Es waren trübe, traurige, ja entſetzliche Gedanken, die mich auf dem Gange zur Stirneanſiedelung beſtürmten. Faſt kam ich mir ſelbſt wie ein Verbrecher vor; ſchon fühlte ich, daß ich wie ein ſolcher dachte und handelte. Im Grunde, was war ich anders? Wie konnte ich es nennen, daß ich mit aller Macht eine dunkle That zu verheimlichen, den Thäter der Verfolgung und Strafe zu entziehen bemüht war? Aber keine Spur von Reue beſchlich mich bei dieſem Gedanken. So, und nicht anders mußte ich handeln, ein zweites war unmöglich. Nur der glühende Wunſch, daß mein Unternehmen glücken möge, erfüllte, nur der Zweifel, ob nicht am Ende dennoch ein Zufall demſelben feindlich in den Weg treten würde, ſtörte und peinigte mich. Eigentlich lag kein Grund für dieſe Befürchtung vor. Kein menſchliches Weſen hatte bisher unſern Weg gekreuzt, niemand außer den Tieren im Wolfsmoor und im morgenſtillen Walde die Gefahren unſers Marſches belauſcht. Aber über dieſer Gewißheit wollte es mir eben nicht tröſtlicher zu Sinn werden. Immer wieder mußte ich Arnolds gedenken, ob ich ihm nicht Übermenſchliches zugemutet, ob er ſich im letzten Augenblicke nicht dennoch verraten würde. Unwillkürlich blieb ich ſtehen. Doch nein, das durfte er nicht, ihn banden höhere Rückſichten. Dann wieder ging mir die Erinnerung an den jähen Untergang des armen Inka durch den Sinn, und in das Gefühl des Mitleides miſchte ſich die Angſt, daß das Verſchwinden des Hundes aus irgendwelchem unvorhergeſehenen Grunde mit der unſeligen That im Langenhoffſchen Walde würde in Verbindung gebracht werden können. Und dann wieder flogen meine Gedanken nach Werden herüber. Was wohl jetzt dort vorgehen mochte? Ob ſie den Leichnam Herberts ſchon gefunden, ob bereits die Nachforſchungen im Gange waren? Wie ich einen zufälligen Blick über meine Kleidung gleiten ließ, durchzuckte es mich. Mein grauer Jagdrock zeigte an Bruſt und Schulter blaßrötliche, halbverwaſchene Flecken; ein ähnlicher unregelmäßiger Fleck war auf dem Rücken meiner rechten Hand, nahe dem Gelenke, ſichtbar. Schaudernd erkannte ich, daß es Blut, das unſchuldig vergoſſene Blut Herberts war, welches wohl, als ich ihn umfaßt hielt und auf das Moos bettete, aus ſeinen Todeswunden auf mich niedergefloſſen war und das ſelbſt die Fluten des Wolfsmoors nicht ganz hatten tilgen können. Wie ſtumme anklagende Zeugen ſchauten mich die erkalteten Tropfen an, und wieder überkam mich die grauſige Vorſtellung, als ob ich ſelbſt Schuld an dieſem Blute trage. Zu meinen Füßen floß ein flachgründiger Waldbach über blanke Kieſel in klaren Wellen dahin. In ihn trat ich hinein und verſuchte, ſo gut es gehen wollte, mich jener verräteriſchen Flecken zu entledigen. Da, mitten in der Arbeit, hob ſich, wie von geheimer Kraft gezwungen, mein Blick aufwärts. An dieſer Stelle herrſchte Laubwald vor, gerade mir gegenüber ragte, von den lichten Stämmen ſchlanker Birken unterbrochen, eine grüne Wand hochaufgeſchoſſenen, dichtbelaubten Haſelnußgeſträuches. Aus demſelben lugte zwiſchen den Zweigen ein Kopf hervor, der mich mit neugierig-hämiſchem Ausdrucke muſterte. Wie ich genauer hinſah, war er plötzlich verſchwunden, wie eine Erſcheinung, wie das bedrohliche Gebilde eines Traumes. War es Wirklichkeit, was ich da geſchaut, oder täuſchten mich meine erregten Sinne? Nein, ich hatte richtig geſehen, denn jetzt, wie ich angeſtrengt lauſchte, vernahm mein geübtes Jägerohr das Geräuſch gleitender Zweige, die eine eilige Hand vorſichtig auseinanderbiegt. Im erſten Augenblicke war ich geneigt, dem Flüchtling nachzuſetzen, um mich über ſeine Perſon zu vergewiſſern, dann aber gab ich's auf; es war nicht einmal nötig, und ich ſetzte die begonnene Säuberung fort. Niemand anderem als dem roten Andres konnte jener Kopf gehört haben. Der dünne rötliche Bart, das fahle, ſommerſproſſige Geſicht, der unſtät bohrende Ausdruck ſeiner grauen Augen — ſeine ganze Erſcheinung war ſofort unverkennbar vor meine Erinnerung getreten. Was aber hatte der rote Andres hier zu ſchaffen? Warum belauerte er mich hier? Ich hatte ihn lange nicht geſehen, ich wußte nur, daß er, ſeitdem er auf meinen Antrieb aus Langenhoff ausgeſetzt worden, immer mehr herabgekommen war und jetzt bei den Bauern der Umgegend Knechtsdienſte that; ich wußte aber auch, daß er ſeit jener Zeit mein unverſöhnlicher Todfeind geworden, der, wo er irgend konnte, mir durch böſe Nachreden und Hetzereien bei den Leuten zu ſchaden ſuchte, und der auch in Zukunft keine Gelegenheit verſäumen würde, ſeine Rachegelüſte an mir zu kühlen. Im Gefühle wohlberechtigter Sicherheit hatte ich jedoch bisher ſeiner ohnmächtigen Anſtrengungen geſpottet. Jetzt aber lag die Sache anders; wie, wenn er uns beide beobachtet, als wir vom Moore her den Leydenſchen Wald betraten?! Er konnte und würde, ſchon um mich zu treffen, eine furchtbare Waffe aus ſeiner Entdeckung ſchmieden, ſobald ihm der Grund unſerer Flucht bekannt geworden. Nicht mich freilich, ſondern nur Arnold hätte dann dieſe Waffe zerſchmettert — aber war dann nicht alles, alles vergeblich geweſen? Ein Gefühl lebhafter Beunruhigung ergriff mich, auf meinem Herzen wuchtete es wie eine unerträgliche Laſt. Ich wollte über meinen Zweifel ins Reine kommen, ſobald als möglich.

Da lag auch ſchon die Stirneanſiedelung. Ein kümmerliches Anweſen, das aus Balken gezimmerte, in ſeinen Fugen mit Moos ausgekleidete Häuschen, auf deſſen hohem Schindeldache Gras wucherte; die paar winzigen hinfälligen Nebengebäude, das magere, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch nicht abgeerntete Buchweizenfeld, aus deſſen roſigen Blüten die Stümpfe unlängſt gefällter Bäume ſchwärzlich hervorſahen. Im Umkreiſe nur Wald und wieder Wald; auf dem kümmerlichen Boden ſchimmerte an einzelnen Stellen der gelbe nackte Sand durch die dünnen Stämme der Rottannen und die violetten Blüten des Heidekrauts. Einige Hühner ſuchten am Grunde nach kärglicher Nahrung; ein kleines braunes Pferd mit gekoppelten Vorderfüßen zupfte in der Nähe an den harten ſpärlichen Halmen ſeines Weidefleckes, ein gelber zottiger Hund lag im Sonnenſchein und ſprang bei meinem Anblick auf, um mir mit ſchrillem Gebell entgegen zu laufen. Ein kleines ſtumpfblickendes Weib in unordentlichem Anzuge war damit beſchäftigt, grobe Wäſcheſtücke über den um das Gehöft laufenden Flechtzaun zum Trocknen zu hängen; zwei halbnackte blondköpfige Kinder ſpielten um ſie her, und auf der morſchen Treppenſtufe, die zum Häuschen hinaufführte, ſaß eine uralte Frau mit glanzloſen Augen und verſchrumpften Zügen, die Strähne ihres weißen Haares leuchteten wie Silber in der Herbſtſonne. Ich winkte die kleine Frau heran.

„Gott helf! Iſt dein Mann zu Hauſe?“

Sie ſah mich mit blödem Ausdruck an und ſchüttelte den Kopf. „Dort!“ Ihre naſſe Hand wies in eine beſtimmte Richtung des Waldes, während die andere ſich an dem rotgeſtreiften Rocke rieb.

„Seit wann, und wann kommt er wieder?“ forſchte ich. „Ich habe dringend mit ihm zu ſprechen.“

„Seit Sonnenaufgang iſt der Sohn in den Wald!“ rief jetzt die Greiſin von der Treppe her für die andere herüber, „und zu Mittag wollte er wieder zurück ſein!“

„So! Alſo dann erſt in anderthalb Stunden?“ wandte ich mich wieder an die kleine Frau.

Sie blinzelte träge in die Sonne: „Ja, ſo lange wird's wohl noch dauern. Wer kann's übrigens wiſſen?“

„Gut, dann höre genau, was ich dir ausrichte und ſage es dem Jahn.“ Ich erklärte ihr, worum es ſich handele und band ihr pünktliche Beſorgung auf die Seele. Aus dem ſtumpf-unſchlüſſigen Ausdruck ihres Geſichts war jedoch deutlich zu leſen, daß ſie meine Worte nicht recht verſtanden hatte. „Sie begreift nur langſam, die Grete,“ erklang wiederum die Stimme der Alten. „Sie ſprechen ihr zu raſch! Ich aber habe alles gehört und werde es dem Jahn beſtellen; beunruhigen Sie ſich nicht, Herr Forſtmeiſter!“

Ich nickte und machte eine Bewegung, als ob ich mich entfernen wollte. Dann hemmte ich den Schritt. „Iſt der rote Andres bei euch geweſen?“ fragte ich möglichſt gleichgültig die Greiſin.

„Gott ſei's geklagt, ja! Der Herumtreiber! Er iſt ja ein Verwandter, und ſo kommt er hin und wieder. Fortjagen dürfen wir ihn nicht, er würde uns ſonſt das Haus abbrennen, der Gottloſe! Erſt dieſe Nacht hat er bei uns geſchlafen.“

Ich horchte auf. „Und wann iſt er heute morgen fortgegangen? Ich frage, weil ich ihm etwas zu ſagen habe,“ fügte ich ſchnell auf den verwunderten Ausdruck hinzu, der ſich in dem runzeligen Geſicht der Alten kundgab.

„Wann ſoll er gegangen ſein?“ erwiderte ſie bedächtig. „Vor einer halben Stunde oder etwas mehr. Nach Leyden auf den Hof wollte er, Arbeit ſuchen. Nun, Gott gebe, daß er nicht bloß leere Worte redet und wirklich einmal arbeitet. Aber ſo wird er wohl jetzt im Kruge ſitzen.“

Mir fiel eine Laſt von der Seele. Alſo hatte ich richtig geſehen, alſo konnte der rote Andres uns beim Übergange über das Moor und beim Betreten des Leydenſchen Waldes nicht belauſcht und uns zuſammen überhaupt nicht erblickt haben. Nur zufällig war er mir begegnet. Das andere aber kümmerte mich wenig. Wenn er nur Arnold nichts anhaben konnte! Was mich betraf, ich war bereit, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Nur kurze Zeit hielt ich Raſt. Die Müdigkeit, welche meine Glieder beſchleichen wollte, drückte ich gewaltſam nieder. Jetzt, nachdem mein Plan faſt geglückt ſchien, kam es mir darauf an, geſehen zu werden, von ſo vielen Augen als möglich. Darum ging ich auf demſelben Wege, der mich hergeführt und welchen weiter oberhalb Arnold vorher eingeſchlagen, durch den Wald, gerade auf die große Straße zu, die ich im Angeſicht von Leyden erreichte. So ſtill und friedlich ſtieg das hohe rote Dach des weißen Gutshauſes aus dem Laube der hundertjährigen Linden empor, die es von allen Seiten umſchloſſen. Wieder mußte ich an Arnold denken, welcher nun dort vielleicht qualvolle Stunden verlebte. Das Weiterwandern wurde dem Ermüdeten beſchwerlich; heiß, unerträglich heiß, gerade wie im Hochſommer, brütete die Sonne des 1. September auf den unbewegten Wipfeln und dem ſtaubigen Grunde der Straße. Senkrecht brannten mir ihre Strahlen auf den Rücken nieder. Einige Leydenſche Bauern zogen grüßend vorüber; einer von ihnen wollte ſich mir nähern und mich anreden, ich aber winkte ihm ab und ſchritt eilig vorwärts. Es mochte Mittag ſein, als ich an einer ſcharfen Biegung des Weges den Leydenſchen Hofkrug vor mir liegen ſah. Schon von ferne unterſchied ich eine größere Zahl von Bauerwagen, die vor dem Gebäude hielten; unter denſelben ein anſehnliches Gefährt, an der hohen, weißmähnigen Fuchsſtute erkannte ich es als das des Werdenſchen Müllers. Vor der Thür drängten ſich zahlreiche Bauern der Umgegend um einen breitſchulterigen, ſehr dicken Mann, welcher mit roter aufgeregter Miene und lebhaftem Gebärdenſpiel haſtig auf den Krüger einſprach, der, auf der Schwelle des Hauſes ſtehend, wortlos, wie in großem Schreck, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug. Kein Zweifel, die böſe Angelegenheit war entdeckt, ſie bildete wohl den Gegenſtand der eifrigen Unterhaltung da drüben. Auf meine Annäherung gab niemand acht, es war mir lieb ſo. Mir graute plötzlich, unter jene Geſellſchaft der Schuldloſen zu treten. Klopfenden Herzens wich ich ſeitwärts in den Wald ab und ſchritt in demſelben fort, bis ich mich, weit jenſeits des Kruges, wieder auf die Straße wagte. Da, nach einigen tauſend Schritten, erhob ſich gerade vor mir eine Staubwolke, Hufgeklapper tönte an mein Ohr. In dem heranſprengenden Reiter erkannte ich den Werdenſchen Stalljungen, der auf einem der großen herrſchaftlichen Kutſchpferde hockte. Bei meinem Anblick zog er die Zügel an und ſchaute auf mich mit großen rollenden Augen.

„Du, Kriſch?“ fragte ich ſcheinbar verwundert und auf den ſchnaubenden Rappen deutend: „Wohin auf des Herrn Pferde?“

„Baron Arnold ſuche ich, Baron Arnold,“ ſtammelte der Junge atemlos. „Haben Sie ihn nicht geſehen, Herr Forſtmeiſter? Dieſes ſchwere Unglück, wer hätte das gedacht! Man ſchickt mich nach Leyden; dort ſoll er ſein, ſagt man. Haben Sie ihn nicht geſehen?“ wiederholte er angſtvoll und dringend.

„Nein,“ entgegnete ich kopfſchüttelnd, „ich komme aus dem Stirnewalde, wie ſoll ich ihn geſehen haben? Doch ſprich, was gibt's, was iſt geſchehen?“ Ich trat dicht an ihn heran.

„Mein Gott, ſo wiſſen Sie es nicht?“ erwiderte Kriſch mit weinerlichem vorwurfsvollem Tone. „Alle wiſſen es ſchon. Baron Herbert iſt erſchoſſen. Im Langenhoffſchen Walde hat man ihn tot gefunden, das iſt's... Doch ich muß weiter, und Herr Forſtmeiſter, es wäre gut, wenn Sie jetzt ſelbſt aufs Schloß gingen. Man fragt nach Ihnen!“

Und mit dem lang herabhängenden Zügelriemen verſetzte er dem Rappen einen klatſchenden Schlag über den Rücken und ſprengte auf dem Wege nach Leyden weiter, daß die Funken unter den Hufen des Pferdes hervorſtoben.

Man ſuchte mich. Schon begann der Kampf. Und als ob ich jetzt erſt ein beſtimmtes Ziel vor Augen ſähe, dem ich bewußt zuzuſtreben hätte, raffte ich mich empor, und nach den bangen qualvollen Zweifeln der letzten Stunden kam kaltblütige ruhige Entſchloſſenheit über mich. Jede Müdigkeit ſchwand aus meinen Gliedern, die Muskeln ſtrafften ſich, und in gleichmäßig förderndem Ausſchreiten legte ich Werſt um Werſt des langen Weges zurück. Da, als ich ſchon in der Ferne den Anfang der mit uralten Bäumen beſtandenen Allee gewahrte, welche von dort ab in dichtem Schatten etwa eine halbe Stunde lang zum Schloß führte, klang abermals Hufgeklapper, jetzt aber hinter mir. Kein Zweifel: es war Arnold, der auf dem Roſſe des Boten in ſchnellem Trabe daherkam. Er hatte dieſen auf der großen Straße jenſeits des Kruges getroffen und ſich auf die unheilvolle Meldung des Jungen ohne Zögern auf deſſen Rappen geworfen, um nach Werden zu eilen. Hätte ich ihn nicht gerufen, er wäre an mir vorüber geritten. So hielt er zwar, aber zögernd und unwillig. Seine Miene war bleich; Furchen, die ich früher nicht wahrgenommen, gruben ſich in Stirn und Wangen und verliehen ſeinem Antlitz ein über ſeine Jahre altes, verwüſtetes Ausſehen.

„Sie?“ fragte er grollend. „Was wollen Sie? ... Was treten Sie mir in den Weg? Wollen Sie mich abermals von Böſem zu noch Böſerem verleiten? Gehen Sie Ihres Weges, ich brauche Sie nicht!“

Mich ergriff eine bange Ahnung. Es ſtand alles auf dem Spiel.

„Um Gott, Herr Baron, nicht ſo laut!“ flehte ich. Einen ſpähenden Blick warf ich umher: alles ſtill, kein lebendes Weſen ringsumher. Dann drängte ich unwillkürlich das ſchweißbedeckte, arg mitgenommene Pferd vom Wege ab in das Geſträuch, ſo daß dieſes uns notdürftig verdeckte. Er ließ mich wie ſtaunend gewähren und zog nur die Zügel ſtraffer an. „Das hilft Ihnen nichts,“ ſprach er ſpöttiſch, „mit dem Verſteckſpielen iſt es jetzt aus. So erfahren Sie denn, ich will alles ſagen, was geſchehen, nichts will ich verſchweigen.“

„Das werden Sie nicht, das dürfen Sie nicht!“ erwiderte ich in entſchloſſenem Tone.

„Wollen Sie es mir wehren?“ brauſte er zornig auf und ſetzte das Pferd in Bewegung. „Vergeſſen Sie Ihre Stellung nicht! Was maßen Sie ſich an?“

„Was ich muß,“ erwiderte ich und trat ihm ſchnell in den Weg, ſo daß der Gaul halb zur Seite ſprang und dann ſtill ſtand. „Sie wollen ſich angeben? Haben Sie auch die Folgen bedacht? Das kann Ihr Ernſt nicht ſein.“

„Mein vollſter Ernſt,“ entgegnete er mit grimmiger Entſchiedenheit. „Wage es ein anderer, mit dieſem ſchuldbeladenen Gewiſſen ſeinem Vater gegenüber zu treten, ich nicht! Nicht einmal den Gedanken an ſolche Möglichkeit kann ich faſſen! Fort, aus dem Wege,“ ſchrie er plötzlich auf, „halten Sie mich nicht, oder...“

Ich aber wich und wankte nicht: „Ich laſſe Sie nicht... Glauben Sie denn, daß das Geſtändnis ihre Lage erleichtern würde? Bedenken Sie denn nicht, daß gerade durch dasſelbe Ihrem Vater der letzte Halt geraubt würde, der Glaube an ſeinen einzigen, ihm gebliebenen Sohn, an die Ehre ſeines Namens, an alles, was ihm teuer iſt? Daß er, wenn er nun alles weiß, nicht die Hände wider Sie erheben würde, um Ihnen zu fluchen? Daß er ſich nicht den Tod herbeiwünſchen, daß er ſein hilfloſes Alter nicht verwünſchen würde, weil es ihn zu ſolcher Schmach kommen ließ? So aber, wenn Sie ſchweigen, wird ihm, wenn auch nicht der Schmerz, ſo doch die Schande erſpart bleiben. So kann er nicht ruhig ſein Haupt zum Sterben hinlegen... Sie aber, Baron Arnold, Sie haben kein Recht, um der Ruhe Ihres Herzens, um Ihrer ſelbſt willen dem Greiſe ſo Furchtbares anzuthun. Sie nicht! Das wäre niedrig, ſelbſtſüchtig, grauſam. Überwinden Sie, dulden Sie ſtill, ſchweigen Sie, ſolange er lebt wenigſtens, auch das iſt Sühne! Und immer denken Sie, daß es für ihn geſchieht!“

Kraftvoll und überzeugend waren mir dieſe Worte über die Lippen gefloſſen. Nur die äußerſte Not, nur die Befürchtung eines ungeheuren Verluſtes lehren, ſo ſprechen. Meine Rede blieb nicht ohne Wirkung.

Arnold ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken und ſchüttelte es hin und her, als ob er vor etwas Unergründlichem, Unlösbaren ſtehe, das er ſich umſonſt zu deuten ſuche. Endlich hob er den Blick. „Sei es denn,“ ſprach er tonlos, „ich will es wagen.“

„Mut, Baron Arnold,“ flüſterte ich, „Mut! und Gott gebe Ihnen Kraft!“

„Gebrauchen Sie Gottes Namen nicht!“ erwiderte er heftig, „er gehört nicht zu mir... Leben Sie wohl!“

Ohne ſich weiter nach mir umzuſchauen, lenkte er das Pferd auf den Weg und war bald im Dunkel der Allee verſchwunden.

(Fortſetzung folgt.)

Im dunkelſten England.

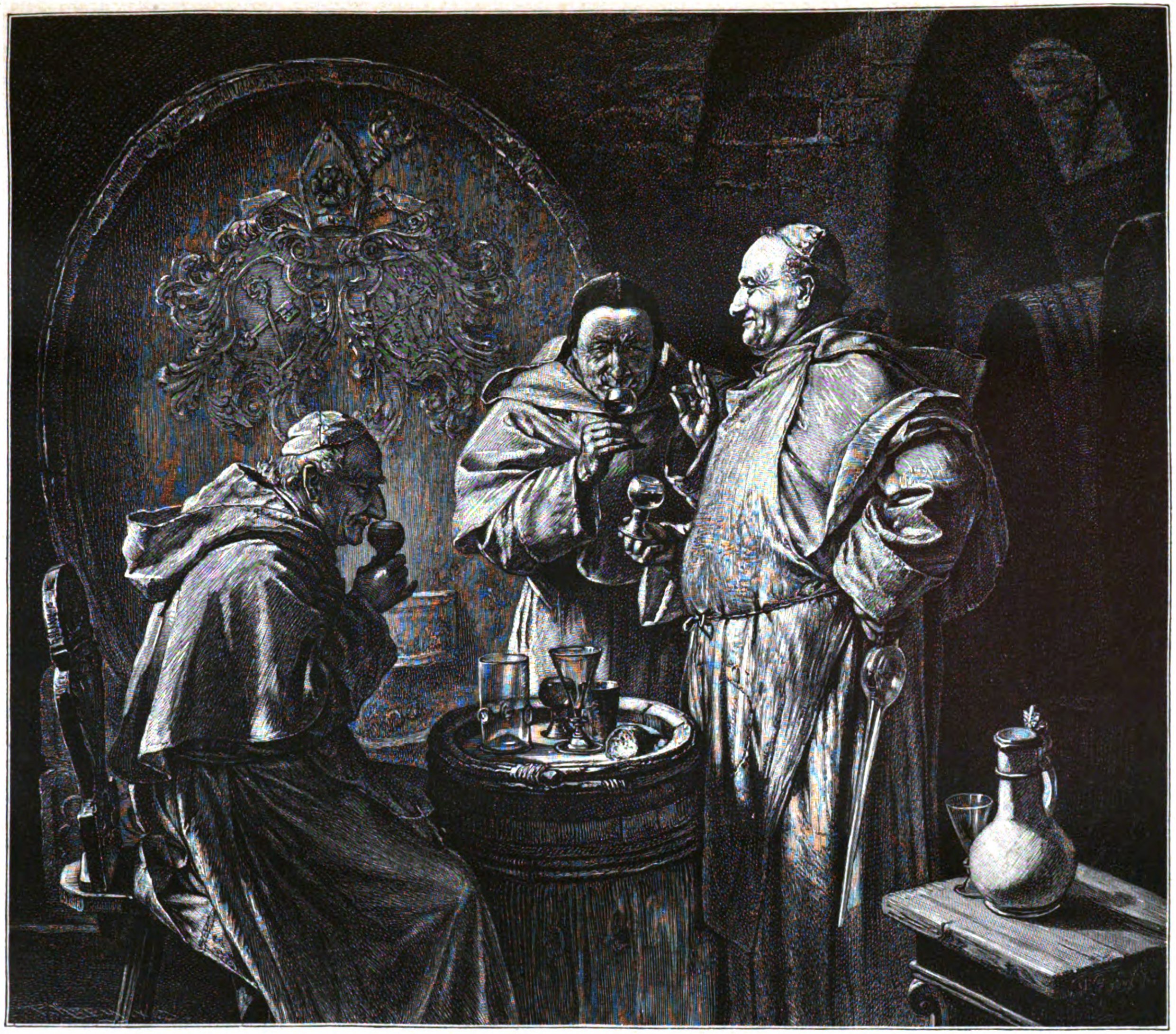
Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

„Gehen Sie, bitte, nicht in dieſes Gäßchen, mein Herr; ich ſehe, Sie ſind ein Fremder.“ So warnte mich eines Tages ein Schutzmann, als ich aus dem belebten Commercial Road in eine ſchmale, ſchmutzige und um dieſe Zeit menſchenleere Seitengaſſe dort im verrufenen Oſten von London einbog.

„Und warum nicht?“ gab ich erſtaunt über die Warnung aus ſolchem Munde zurück. Die Gegend war mir nicht unbekannt; ich wußte, daß gerade hier nicht nur mit das tiefſte Elend hauſe, ſondern auch, wie ich nach langen Erkundigungen erfahren, nicht wenige von denen eine Zuflucht gefunden, die ich in ihren Schlupfwinkeln aufſuchen wollte, deutſche Anarchiſten, ruſſiſche Nihiliſten.

„Hier in dem Gewinkel von Gaſſen, Gäßchen und Höfen wohnen arge Leute, die auch vor Verbrechen nicht zurückſchrecken. Selbſt wir Schutzleute dringen nur paarweiſe ein.“

„Auch ich bin nicht allein,“ erwiderte ich dem freundlichen Warner. „Ich kenne gar wohl den üblen Ruf der Straßen da; aber ich glaube, daß der Herr mit mir iſt. Nicht aus Neugierde gehe ich dahin. Ich bin ein evangeliſcher Prediger auf einer Studienreiſe, und es drängt mich,



Weinprobe. Nach dem Gemälde von E. Grützner.

Verlag der Photographiſchen Union in München.

meine armen, verkommenen Landsleute in ihrem tiefen Elend aufzuſuchen und ihre Notlage kennen zu lernen.“

„Wenn das iſt, dann gehen Sie, wenn auch allein, und Gott ſegne Ihren Gang, mein Herr!“

Was ich auf dieſem Gang erfahren, gehört nicht hierher. Ich habe in ein Elend und in eine hoffnungsloſe Verlaſſenheit hineingeblickt, die ich trotz jahrelanger ſeelſorgerlicher Thätigkeit in einer großen Stadt nicht für möglich gehalten; ich bin auch unter einzelnen Bewohnern da im ernſten Zwiegeſpräch über ihre mit der Welt zerfallenen, über Gott und Menſchen in verzweiflungsvollem Ingrimm ſich äußernden Anſchauungen in ſo heftige Auseinanderſetzungen geraten, daß mich heute noch wunder nimmt, wie ich ungefährdet den argen Leuten entrann. Den gewonnenen Eindruck bin ich nie wieder los geworden, auch ſeinen Segen nicht in dem tiefen Erbarmen, den das geſchaute Elend an dieſen, dennoch in all ihrer Verkommenheit unſern Brüdern geweckt. Nach ihnen, wo ſie ſind, fragt uns je und je und wird uns ein letztes Mal endgültig fragen der Herr, der am Kreuze den Bruderbund geſchloſſen und verſiegelt. Unvergeßlich in ihrer ganzen Tragweite iſt mir auch die warnende Stimme des Schutzmannes dort am Eingang zur Stätte des namenloſen Elendes geblieben. Sie war mir wie das Bekenntnis der Ohnmacht, mit weltlichen Mitteln und mit Gewalt der da bis zu gefahrdrohender Höhe aufgeſtauten Not zu begegnen. Man kennt ſie, man fürchtet ſie und überläßt ſie ſich ſelbſt, warnend, daß der Unkundige nicht in das ihr überlaſſene Gebiet ſich verliere. Der Rat war mir zugleich ein aus dieſem Munde beſonders wertvolles Zugeſtändnis, daß in ſolche Tiefe des Elendes ungefährdet hinabſteigen könne, wer „mit dem Herrn“ dahin vordringt, und daß, wenn eine Hilfe noch möglich iſt, nur die ſie bieten können, die im Namen des Herrn und in der Waffenrüſtung ſeines weltüberwindenden Erbarmens ſich an das Rieſenwerk machen.

Jener Gang und der auf ihm gewonnene Eindruck trat mir lebhaft über dem Leſen des Buches vor die Seele, das ſeit Wochen die Menſchenfreunde in England und weit über das Gebiet hinaus in feſſelndſter Teilnahme, in geſpannteſter Aufmerkſamkeit erhält, das einen lauten Widerhall bei Groß und Klein, auf den Kanzeln, den Lehrſtühlen der Schulen, in allen Tagesblättern und auch in entlegenen, weltabgeſchiedenen Familienzimmern gefunden, das Buch des Generals der Heilsarmee Booth: „Im dunkelſten England und der Ausweg.“ Schon wiederholt iſt das Auge des Engländers auf die dunklen Nachtſchatten, die ſich über das Leben und Treiben ſeiner Heimat wie ein undurchdringlicher, gefahrdrohender Nebel lagern, hingewieſen worden; aber noch nie bis dahin hat eine Enthüllung der entſetzlichen Notſtände das ganze Land ſo hochgradig erregt, eine ſo lebhafte Wellenbewegung erzeugt, wie jetzt dies Buch. In ungemein geſchickter Weiſe hat es nicht nur den Titel eines Werkes, das eben noch in Aller Hände war, für ſich beanſprucht, ſondern dieſen Anſpruch auch geiſtvoll und ſchlagend für ſeinen Gegenſtand gerechtfertigt. Wohl die ſchwierigſte Strecke in dem kühnen Zuge, den Stanley in dem Werke „Im dunkelſten Afrika“ ſchildert, iſt jene Wanderung während hundertundſechzig Tagen durch den dunklen Tropenwald, eine Wildnis, halb ſo ausgedehnt, wie Frankreich, durch deren dichtes, undurchdringbares Gezweig und Geäſte alter Bäume von 100—180 Fuß Höhe nie ein Sonnenſtrahl dringt; ſchwül die Luft, dampfig die Erde, über dem moraſtigen Untergrund brüten Fieberdünſte. Ein zwerghaft verkommenes Völkchen, in ſeinen Gelüſten kannibaliſch, hauſt in dieſer Finſternis; ſie leben, ſie ſterben in dem Wahne, daß der dunkle Wald reiche, ſoweit die Erde reicht. Eine ſolche Wildnis thut ſich dieſem Engländer mitten in ſeinem Vaterlande auf. Beherzt, ein anderer Stanley, iſt Booth mit ſeinen Scharen hineingedrungen. Die er darin hauſend gefunden, erſchienen ihm auch als ein zwerghaft verkommenes Volk, auf eine Stufe geſunken, elender, als auf welcher wir unſere Haustiere halten, auch wie dort die Leute im unendlichen dunklen Tropenwald wahnumfangen, daß aus dem hoffnungsloſen, verzweiflungsvollen Zuſtande kein Ausweg gefunden werde, daß ſie bis zum letztem Atemzuge in den finſtern Wald und ſeine entſetzlichen Fieberdünſte gebannt ſeien.

Wohl lohnt es, dem kühnen Pfadfinder bei dieſem Gang des Grauens und Entſetzens zu folgen. Was ſich ihm in der Rieſenſtadt London gezeigt, das enthüllt nur in ſeiner Vollendung, was uns in den Anfängen in allen aufſteigenden Rieſenſtädten unſerer Tage entgegentritt. Mit dem ungeheuerlichen Wachstum der Straßen und ihrer ſich immer mehr auf engem Raume zuſammendrängenden Bevölkerung geht Hand in Hand, wird nicht rechtzeitig eingegriffen, ſogar in beſchleunigterem Schritte eine Zunahme der Verkommenheit, des Verſinkens in eine Gottentfremdung und Menſchenverlaſſenheit, die ſich immer mehr als hoffnungslos will geltend machen.

Als ob wir mit Dante eine Höllenfahrt unternähmen, ſo iſt uns von dem Augenblick an zu Mute, in welchem wir uns der Führung von Booth anvertrauen. Wir kommen nicht mehr los von dem Buche; wir müſſen hinterdrein. Unwiderſtehlich zwingt uns der gewaltthätige Mann immer tiefer in den unheimlichen Bannkreis. Wir betreten nicht ein Reich der Abgeſchiedenen, wie im Geleite des großen Italieners; Booth taucht mit uns unter mitten in unſere Gegenwart; wir merken den fieberhaften, heißen Pulsſchlag heutigen Lebens; die grellen Schreie der Verzweiflung dringen an unſer Ohr, das warme Auge ruht auf den Jammergeſtalten, die in langem, langem Zuge an uns vorüberziehen. Nüchtern ſchätzt Booth die Länge dieſes Zuges und gibt die Zahl in ſeinem Vaterland auf drei Millionen an, alle dem Namen und auch dem Buchſtaben des Geſetzes nach freie Leute, und doch ſind alle thatſächlich Sklaven; er zieht die Gleichung mit dem alten Volk Gottes, das aus zwölf Stämmen einen ausgewählt zum Dienſte des Herrn, aber in ſeinem Volke, ſagt er mit bitterem Schmerze, ſei ein ganzes Zehntel ausgeſtoßen und einem Zwillingsbelial preisgegeben: der Verkommenheit und Verzweiflung.

In drei Kreiſe, trichterförmig nach innen ſich vertiefend, ſieht Booth dieſe paar Millionen ſeiner Landsleute gebannt. Um all dieſe hölliſchen Kreiſe flutet ein Strom, faſt könnte man ihn einen Letheſtrom eigener Art nennen; wer ihn durchſchifft, den überkommt Rauſch und Vergeſſen ſeiner entſetzlichen Lage: es iſt die Trunkſucht, durch die bei der Mehrzahl der Opfer der Zugang in die grauenhafte Tiefe und Verſunkenheit gebahnt wird. Nun werden uns unerbittlich die Opfer gezeigt, die der General und ſeine Soldaten in jahrelanger, furchtloſer und heldenhafter Übung und in barmherzigem Verkehr mit ihnen ſattſam hat kennen gelernt. Im erſten, weiteſten Ring, gleichſam im Vorhof dieſer Hölle, ſtehen die Scharen der Obdachloſen, darbende, hungernde, aber noch bürgerlich ehrbare Leute, die auf der Straße, unter den Brückenbögen hauſen, tagsüber nach einem Stückchen Brot lungernd und in den warmen, den feuchtnebligen und kalten Nächten ſich zuſammenkauernd in irgend einem offenen, zugigen Winkel im Freien. Die Elenden ſind das runde Jahr hindurch, zumal im Oſten der Rieſenſtadt, in der Nähe der gewaltigen Docks, anzutreffen. Eine Kleinigkeit oft, irgend eine Geſchäftsſtockung, irgend eine ſeuchenartig auftretende Krankheit macht die Zahl anſchwellen; ſind es doch meiſt welke Geſtalten, und ſie fallen bei einem leichten Anlaß ab, wie herbſtliche Blätter, wenn ein Windhauch durch den Wald fegt. Booth ſchlägt die Tagebücher ſeiner Sendboten auf und enthüllt uns ruhig, nüchtern, aber gerade dadurch mit herzbezwingender Gewalt die Bekenntniſſe, die ſie aus dem Munde dieſer Heimloſen erfahren, wie ſie allmählich in das Elend gedrängt wurden ohne Schuld, von einem unerbittlichen Geſchick der geſellſchaftlichen Verhältniſſe erbarmungslos hinuntergeſtoßen.

„Dieſe Leute ſinken mählich, aber unaufhaltſam unter im Flugſand modernen Lebens; ſie ſtrecken ihre hageren Arme nach uns vergeblich aus, nicht um ein Almoſen, nur um

Arbeit.“ Sie verlangen in heißem Begehr, was Gott von dem Menſchen fordert, daß ſie im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brot eſſen. Niemand gibt ihnen die Möglichkeit. Ihre Schar wächſt. Es geſellen ſich ihnen die Elenden zu, die wohl arbeiten möchten; aber durch Leid und Krankheit geſchwächt, kraft- und ſaftlos am Körper, können ſie das Tagewerk nicht mehr leiſten, und ſo bleiben ſie an der Rinne liegen, und das gefühlloſe, geſchäftige Treiben flutet an ihnen vorüber wie an dem armen Fiſch, den eine Welle in den trockenen Uferſand geworfen.

Aber weiter! Unaufhaltſam reißt uns der Führer fort nach dem zweiten Ring, in dem das Laſter ſeinen Sitz aufgeſchlagen in mancherlei Geſtalt, mit den entſtellenden Zügen, die nach alter Zählung die ſieben Todſünden in das Ebenbild Gottes, dasſelbe zu einem Zerrbild umwandelnd, eingraben. Booth betritt ein Gebiet, auf welchem er ſeit Jahrzehnten nicht ohne Erfolg gearbeitet hat; er betritt es mit dem rückſichtsloſen Ernſte eines Chriſten, der nicht gewillt iſt, der Welt zuliebe fein ſäuberlich die Sünde nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen. Gegen zwei Laſter geht er namentlich vor, die Trunkenheit und die Unzucht.

Wir gelangen in den dritten und letzten Ring, in welchem die Verbrecher und Sträflinge gehalten ſind. Nicht weniger als 90,000 Verbrecher befinden ſich in England in Haft. Neunzig Millionen Mark beanſprucht drüben der Unterhalt von Polizei und Gefängnis. Nicht berechnen läßt ſich, was der Bevölkerung an perſönlicher Einbuße jahraus, jahrein durch eine Verbrecherbande verurſacht wird, die noch viel größer, als die Zahl der Zuchthäusler iſt. — Nur kurz hält ſich Booth in dieſem Kreiſe auf. Länger haftet ſein Auge hier, wie auf dem bisher zurückgelegten Wege auf einer nebenher laufenden Schar, die nicht hinein gehört und dennoch drinnen iſt, faſt möchte man ſagen, die Ärmſten und Bedauernswerteſten auf allen drei Stufen: es ſind die Kinder der Obdachloſen, der Laſterhaften, der Zuchthäusler. Ein grauſes Bild, das vor unſeren Augen aufgerollt wird, in ſo ſcharfumriſſenen, naturwahren Zügen, daß bei ihrem Anblick wohl jedem kurzſichtigen Träumer und Schwärmer die Luſt vergehen wird, das herangewachſene Geſchlecht dieſer gekennzeichneten Elenden als hoffnungslos verkommen preiszugeben, um alle Kraft und Arbeit dem heraufkommenden Geſchlechte zuzuwenden. An dieſem Punkte iſt Booth in ſeinen Nachweiſen und Folgerungen von einer unwiderlegbaren Klarheit und Wahrheit. So lange der Baum faul iſt, bleibt der Apfel in ſeinem innerſten Kern faul. Was Staat und Geſellſchaft gegenwärtig durch den auch in England eingeführten Schulzwang nach dieſer Seite hin erſtreben mögen, wird unter den gegebenen Verhältniſſen, die die Schule nicht heben kann, auch nicht den Beruf dazu hat, nie und nimmer erreicht werden. Im Keime ſchon ſiech und elend, im Trunk und Laſter gezeugt und gezeitigt, tritt das arme Weſen in ein Daſein, das für dasſelbe von Anfang an ein endloſes Jammerthal iſt, von den früheſten Lebenstagen an an Leib und Seele vergiftet von einer Umgebung, die in ſchändlich verbrachten Tagen und noch ſchändlicheren Nächten bis zum Ärgernis die bejammernswerte Kindesſeele verdirbt. So von Kindheit an mit dem Giftſtoff an Leib und Seele durchſeucht, wird der Knabe, das Mädchen, noch ehe ſie gut und böſe unterſcheiden gelernt, auf die lärmige, rauhe Straße, gleichzeitig auf alle Wege und Umwege des Laſters, ohne Liebe und Erbarmen hinausgeſtoßen und endeckt ſich ſelbſt als ein Auswürfling der Geſellſchaft in dem Augenblick, wo es den erſten Schritt thun will, in dieſelbe einzutreten. Hier verbannt, wie ein Gebrandmarkter, merkt das Kind gar bald — oft ſein erſtes Verſtehen —, wie es mitleidlos in den dunklen Wald hineingedrängt iſt, in dem die Heimloſen, die Laſterhaften, die Verbrecher hauſen.

Ganz unerträglich wäre der furchtbare Gang in dies Elend hinein, wenn es den Führer nur gelüſtete, die grauſen Bilder uns zu zeigen. Keinen Schritt wollte ich mit ihm gehen. Aber von Anfang an bis zuletzt fühlen wir die warme Hand eines Mannes, der nur deshalb uns zur Wanderung in dieſen entſetzlichen dunklen Wald auffordert, weil er des unerſchütterlichen Glaubens iſt, daß auch dieſem Elende gewehrt werden kann, daß ein heiliges Pflichtgefühl alle Mann auf Deck beſeelen muß, die geforderte und mögliche Hilfe zu bieten. Jeder an der ihm gewieſenen Stelle. Die gleich ſcharfe Witterung wie für das erkannte Elend hat Booth für die ihm bekannt gewordenen und geprieſenen Heilmittel. Unerbittlich geht er mit ihnen ins Gericht. Er enthüllt die Thorheit der Träumer, die ſpaniſche Schlöſſer in die Luft und in eine blaue Ferne hineinbauen, Don Quichotte der Zukunft, die für die Gegenwart kein Verſtändnis beſitzen. Er geißelt den Wahn der Marktſchreier, die in die Seele der ſchon ſo namenlos Unglücklichen noch den Wermutstropfen von Ingrimm und Verbitterung wider Gott und den Höchſten träufeln und ſie zur Zertrümmerung des gegenwärtigen Beſtandes anſtacheln, ihnen vorſpiegelnd, als ob Ruinen ſchon ein Heilmittel wären und ein Leichenfeld von ſich ſelber zu neuem Leben erwache, wie ſo mancher Sozialdemokrat wähnt und den Leuten vorgaukelt. Er weiſet mit Entſchiedenheit alle Verſuche ab, die in einer Linderung der äußeren Not nun auch die Hebung und den Wandel des Verderbens in der Seele der Elenden aus eignem Vermögen verheißen.

Wer aber iſt nun der Mann, der mit klarem, furchtloſem Auge, mit beherztem Fuße in dieſen dunklen Wald eingedrungen, der mit dem gleich klaren, mannhaften Blick, mit dem gleichen beherzten Mute die ihm begegnenden Nothelfer zurückweiſet und feſt, in unerſchütterlichem Vertrauen ſich den eignen Weg bahnt und mit tiefüberzeugten Worten auf dieſem von ihm gebahnten Wege Hilfe zuſagt?

Der Name des Generals der Heilsarmee Booth iſt zumal heute in aller Mund, von den mir perſönlich bekannt gewordenen Männern wohl eine der bedeutſamſten Erſcheinungen. Es iſt hier nicht der Ort, noch einmal mein Urteil über dieſen Mann und ſein Werk zu fällen und zu begründen.*) Das Endurteil iſt ungünſtig ausgefallen. Was in den abſonderlichen Äußerungen und Erſcheinungen dieſer Streitſchar ſich gewaltſam aufdrängt und zwar mit der ſtark betonten, lärmig auspoſaunten Verſicherung, die allein zeitgemäße und zutreffende Offenbarung chriſtlichen Weſens zu ſein, iſt mir perſönlich in hohem Grade anſtößig und zuwider, ein chriſtliches Gemüt antaſtend und verletzend. In den mit allen modernen Zugmitteln ausgeſtatteten Schaugeprängen tritt ein Zerrbild des Herrn und ſeines Evangeliums entgegen, dem wir uns innerlich völlig fremd fühlen. Je ablehnender wir uns dem gegenüber verhalten, um ſo mächtiger iſt uns auch bei dieſer Erſcheinung wieder die einzigartige und wunderbare Gotteskraft des Evangeliums entgegengetreten, die ſelbſt bei ſolcher ſchier ins Fratzenhafte geſteigerten Entſtellung und Entartung in noch geradezu ſtaunenswerter Weiſe waltet und wirkt, wenn der bewahrte Reſt mit einem Glauben, der auch Berge verſetzt, ergriffen und bethätigt wird. Seit über vier Jahrzehnten ſteht Booth im Dienſt ſeiner notleidenden Brüder. Ihn hat wahrhaftig das Elend ſeines Volkes gejammert, und mit der ganzen Liebe, die aus dem lebendigen Glauben ſtrömt, aus Gnaden ſelig geworden zu ſein durch Jeſum Chriſtum, hat er ſich raſtlos, in herzlicher Selbſtverleugnung, mit dem Einſatz ſeiner vollen Perſönlichkeit daran gemacht, an der Hebung des erkannten Elendes zu arbeiten. Uneingenommen, nüchtern, auf dem feſten Boden der Thatſachen des modernen Lebens breit und feſt ſtehend, iſt er zu dem Volke, und zwar furchtlos, bis in ſeine unterſten, verſunkenſten Schichten hinabgeſtiegen, hat ihnen abgelauſcht, was ſie reden, denken und fühlen, und ohne leiſen Anſtoß an den ihm als den Leuten verſtändlich erſcheinenden Mitteln hat er dieſelben in Anwendung gebracht und anſtandslos um des geſteckten Zieles willen auch ausgenutzt.

(Schluß folgt.)

---

*) Vergl. meine „Ferienreiſe eines evangeliſchen Predigers“ (Bremen, Müller, 1886) S. 89—138: Die Heilsarmee in England.

Der neue Signalmaſt.

Von J. Trojan.

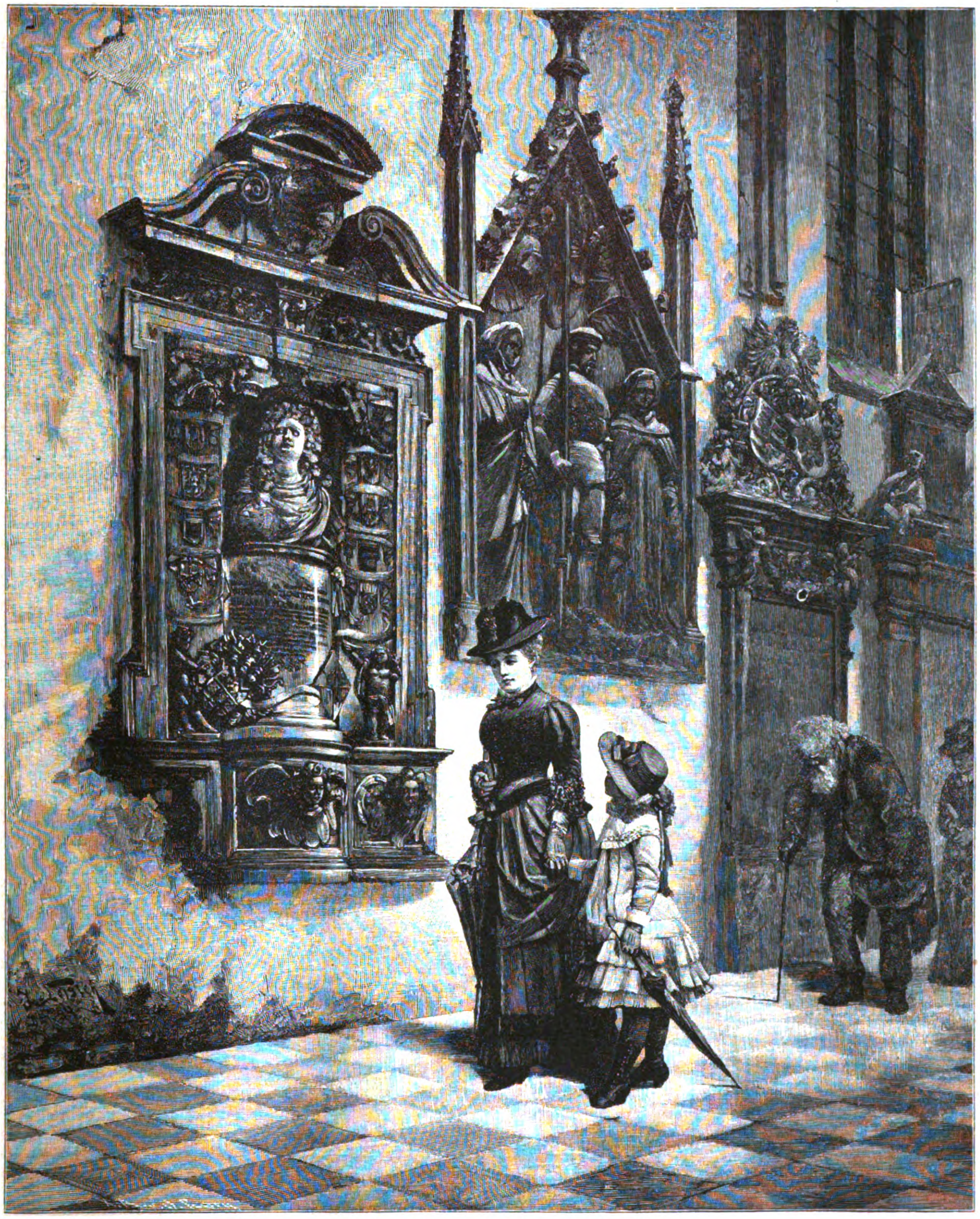
(Abdruck verboten.)

Nahe dem Strande der See in dem Hafenorte der alten
Stadt, die weit iſt berühmt aus der Hanſa herrlichen Tagen,
Stand auf erhöhetem Platz ein hoch aufragender Maſtbaum.
Zeichen zu geben beſtimmt war er anſegelnden Schiffern,
Trug in der Spitze des Nachts ein Licht auch, welches dem Seemann
Als wegweiſender Stern, dem fernher ſteuernden, diente.
Dort nun ſtand er — wie lang'? kein Menſch mehr wußt' es zu ſagen,
Als in den Kreiſen der Schiffer und Lotſen, wenn ſie, ans Bollwerk
Lehnend ſich, dieſes und das von wicht'gen Dingen beſprachen,
Sich das Gerede erhob, umfallen würd' er wohl nächſtens,
Morſch durch das Alter geworden und ſchwach, wenn ein tüchtiger Wind mal
Herkäm' über die See nordweſtlich und ihn erfaßte.
Lauter erſcholl das Gerede und lauter, bis es zuletzt auch
Drang in die ragende Stadt, die berühmt aus den Tagen der Hanſa,
Und in das Rathaus ſelbſt, das gekrönt mit herrlichem Giebel.
Aber die Häupter der Stadt, nachdem ſie vernommen die Kunde,
Traten alsbald ſie zuſammen zum Rat, und es wurde beſchloſſen,
Abzuſenden in Eile die drei verſtändigen Männer,
Denen die Sorg' oblag für des Hafens Heil und Gedeihen,
Daß ſie beſchaueten alles genau und erkundeten ſelbſt es,
Wie es da draußen beſtellt um den hoch aufragenden Maſtbaum.
Gern auch waren bereit zu der Fahrt die vortrefflichen Männer,
Tag und Stunde beſtimmten ſie ſchnell, und entſendet zum Hafen
Ward vorſorglicherweiſe ein zuverläſſiger Bote,
Um zu beſtellen den dreien ein Mahl in dem dortigen Wirtshaus,
Welches ſeit alters bekannt und berühmt durch gute Verpflegung,
Daß ſie ſich ſtärkten an Speiſe und Trank nach beſchwerlicher Arbeit.
Als nun gekommen der Tag, da fuhren gemächlich im Wagen
Sie nach dem Hafen hinaus. Um den Maſt bald ſtanden die Männer,
Sahen ihn unten ſich an und hinauf auch blickten ſie ſorglich,
Legten die Hände um ihn, ein wenig rüttelnd mit Vorſicht,
Um zu erkunden, wie feſt er noch ſtänd' in dem ſandigen Erdreich.
Bald ward allen es klar, daß dringend er der Erneuung
War bedürftig, weil ſchwach er und morſch durch das Alter geworden.
„Hurtig werd' er erneuet, daß nicht die herbſtliche Windsbraut
Nieder ihn werfe vielleicht, anrichtend ſchreckliches Unheil!“
Alſo ſprach, zu den Freunden gewandt, von ihnen der eine;
Aber den anderen ſchien es verſtändig, was er geredet.
Herzlich freuten ſie ſich, daß alle drei ſie daſſelbe
Hatten für richtig erkannt und nicht einer anderen Sinns war.
Aber, nachdem ſie betrachtet den Maſt und genau ihn geprüfet,
Wandten die Schritte darauf ſie hin zum trefflichen Wirtshaus,
Wo ſchon bereit ein gediegenes Mahl der Ermüdeten harrte.
Schleunig griffen ſie zu und erhoben fröhlich die Becher.
Lange dort ſaßen zuſammen die Drei, ſtets wieder aufs neue
Füllten den Becher ſie an, und es folgte die Flaſche der Flaſche.
Erſt als am nächtlichen Himmel erblinkten die goldenen Sterne,
Fuhren ſie heim nach der ragenden Stadt, des Gelungnen ſich freuend.

Lange nicht gönnten ſich Ruhe die drei vortrefflichen Männer,
Sondern ſie ſchrieben alsbald an des Stadtwalds wackeren Hüter,
Tag anſetzend und Stunde, da ſie ihn träfen im Forſthaus,
Auszuſuchen mit ihm eine Tanne, welche geeignet
Schien, zu erſetzen den Maſt am Strande unten im Hafen.
Aber erlegen vorher möcht' er einen tüchtigen, feiſten
Rehbock, daß ſie ſich ſtärkten am Mahl nach beſchwerlicher Arbeit,
Selbſt mitbrächten des Weins ſie ſo viel, als nötig zum Mahle.
Als nun gekommen der Tag, der beſtimmt war, fuhren im Wagen
Sie nach dem ſtattlichen Walde hinaus, aufatmeten froh ſie,
Als ſie gelangt in den Schatten der ſtolz aufragenden Bäume
Und der gewürzige Duft ſie des Nadelholzes umwehte.
Kurz ſchien ihnen der Weg und raſch verfloſſen die Fahrzeit,
Als vor dem Forſthaus hielt des Geſpannes kundiger Lenker.
Doch vor der Thüre des Hauſes empfing ſie der wackere Förſter
Ehrerbietig und half vom Wagen ihnen herunter,
Während die ſtämmige Magd den Korb voll lieblichen Weines
Schleppte hinein in das Haus, wo ein luſtig loderndes Feuer
Brannt' auf dem Herd, und es wirkte daran die geſchäftige Hausfrau.
Als nun ans Werk ſie gedachten zu gehn — gar ſchwierig erſchien es,
Unter ſo vielen den paſſenden Baum zu finden im Walde —
Sagte, zu ihnen gewendet, der ſehr verſtändige Förſter:
„Wohl bekannt iſt im Forſte ein Baum mir, welcher geeignet
Wie kein anderer ſcheint, zu bewußtem Zwecke zu dienen,
Herrlich gewachſen und ſchlank, eine ganz untadlige Tanne,
Aber der Weg dorthin, wo ſie ſteht, iſt durch häufigen Regen
Arg verdorben und eignet ſich nicht für ſtädtiſches Schuhwerk.
Einem wohl von den Herrn aushelfen könnt' ich mit eignen
Stiefeln, aber es fehlten ſodann für die anderen beiden
Noch zwei Paare, und nicht wüßt' dieſe ich zu beſchaffen.
Alſo ſchlage ich vor, wenn durch langjährigen Dienſt ich
Hab' das Vertrauen erworben der Stadt, daß mir es erlaubt ſei,
Selbſt zu beſtimmen den Baum und das Weitere auch zu beſorgen,
Daß mit dem blinkenden Beil er gefällt werd' und nach dem Hafen
Sorglich hinuntergeſchafft, wo der Zimmrer ſeiner dann wartet.“
Sprach es, und allen erſchien verſtändig, was er geredet.
Sieh, da trat aus dem Hauſe die Förſterin, ladend zum Eſſen.
Gerne vernahmen es alle, zur Thür hin lenkten den Schritt ſie,
Und in dem freundlichen Zimmer, wo ſauber zum Mahle gedeckt war,
Nahmen ſie Platz um den Tiſch mit des Stadtforſts wackerem Hüter.
Hurtig griffen ſie zu und erhoben fröhlich die Becher.
Lange dort ſaßen bei munterm Geſpräch die vortrefflichen Männer,
Immer aufs neu' anfüllend die Becher ſich aus dem Vorrat,
Welchen ſie mit ſich geführt, dem gewölbetem Keller entnommen.
Erſt als über die Wipfel der Mond ſein ſchimmerndes Licht goß,
Fuhren ſie heim nach der ragenden Stadt mit zufriedenem Sinne.

Während ein weniges drauf ſich die Männer gönnten der Ruhe,
Wurde die Tanne gefällt von des Forſtwarts kundigen Leuten,
Darauf hinuntergeſchafft nach dem Seeſtrand unten im Hafen.
Dort vom Zimmerer ward ſie empfangen, der ſchon von allem
Hatte vernommen und wußte Beſcheid. Sogleich mit dem Beile
Ringsum ließ er behauen den Baum, daß glänzend er ausſah.
Aber das untere Ende, das feſt ſollt' ſtehen im Boden,
Wurde geteert, und das ob're beſtrich mit Farbe ein Künſtler,
Welcher als Meiſter bekannt war im Fache der ſaubern Bemalung.
Angelegt darauf wurde die Schnur zum Hiſſen der Zeichen
Und der Laterne und alles mit Kunſt ſorgfältig befeſtigt.
Eingepflanzt dann wurde mit Müh der gerüſtete Baumſtamm
Auf dem erhöheten Platze, von dem vorher ſchon entfernt war
Der hochragende Maſt, der ſo lang' dort hatte geſtanden,
Bis untauglich und morſch er geworden war durch das Alter.
Alſo ward es vollendet das Werk und, da es geſchehn war,
Meldung gethan nach der Stadt an die drei vortrefflichen Männer.
Lange nicht zauderten dieſe; ein Bote wurde entſendet
Stracks nach dem Hafen hinab in das Wirtshaus, welches ſeit alters
Wegen gediegner Verpflegung geſchätzt und rühmlichſt bekannt war,
Um zu beſtellen ein Mahl für die drei zum anderen Mittag,
Daß ſie ſich ſtärkten an Speiſe und Trank nach beſchwerlicher Arbeit.
Selbſt dann fuhren am andern Tag gemächlich im Wagen
Sie nach dem Hafen hinaus. Um den Maſt bald ſtanden die Männer,
Sahen ihn unten ſich an und hinauf auch blickten ſie ſorglich,
Legten die Hände um ihn, ein wenig rüttelnd mit Vorſicht,
Um zu erkunden, wie feſt er wohl ſtänd' im ſandigen Erdreich.
Bald ward allen es klar, daß das Werk war herrlich gelungen,
Und zu den Freunden gewandt, ſprach einer ſo von den dreien:
„Kommen nun möge der Sturm und die furchtbar toſende Windsbraut,
Ob ſie aus Norden ſich naht, ob von Weſten her oder von Oſten,
Nicht doch wird ſie erſchüttern den Stamm, der feſt hier gepflanzt iſt,
Nimmer berauben den Schiffer des Troſts, daß in finſteren Nächten
Ihm ein freundliches Licht hinzeigt zum ſchützenden Hafen.“
Alſo ſprach er, und allen erſchien es verſtändig geſprochen.
Aber nachdem ſie betrachtet den Maſt und genau ihn geprüfet,
Wandten die Schritte darauf ſie hin zum trefflichen Wirtshaus.
Wo ſchon bereit ein gediegenes Mahl der Ermüdeten harrte.
Eifrig griffen ſie zu und erhoben fröhlich den Becher.
Lange dort ſaßen in trautem Geſpräch die vortrefflichen Männer,
Immer aufs neue ſich füllend das Glas und immer zu beſſerm
Weine ſich wendend, denn leicht und wohl war allen ums Herz es.
Aber als ſie gelangt zu dem Wein, der im Glaſe ſo lieblich
Sprudelt und perlt und ſchäumt und in höhere Räume den Geiſt hebt,
Sprach, zu den Freunden gewandt, alſo der Trefflichen einer:
„Wohl doch ſteht's um die Stadt, wo Umſicht waltet und Einſicht,
Wo nichts wird übereilt, doch nichts auch, wenn es geſchehn muß,
Wird verſchoben ſo lange, bis daß es endlich zu ſpät iſt.
Glücklich preiſ' ich die Stadt, wo ſtets auch wackere Männer
Sich zu jeglichem Opfer bereit und zu jeglicher Mühſal
Finden, ſobald es erheiſchet das Wohl und der Nutzen des Ganzen.“
Sprach's, und den andern erſchien es verſtändig, was er geſprochen.
Aber während ſie ſo daſaßen in trautem Geſpräche,
Senkte ſich nieder die Nacht, und Finſternis hüllte den Erdkreis.
Nicht doch blinkten am himmliſchen Zelt die goldenen Sterne,
Nicht goß über die Küſte der Mond ſein ſilbernes Licht aus,
Sondern mit Wolken verhängt ringsum und ſchwarz war der Himmel,
Grollend regte dazu ſich die See, und erſchreckend vom Strand her
Scholl das Gemurre der dumpf auf den Sand aufſchlagenden Wogen.
Beſſer erſchien es den Drein, da es ſo mit dem Wetter beſtellt war,
Auszuharrn bis zum Morgen im Schutz gewährenden Wirtshaus,
Statt in die Nacht ſich zu wagen hinaus, in die grauſige, wilde.
Alſo thaten die Wackern, und erſt, als Tag es geworden,
Fuhren ſie heim nach der ragenden Stadt, des Erreichten ſich freuend.

Einſtmals ſitzend beim Glaſe am Strand mit guten Geſellen
Hört' ich ſolches erzählen und alſo ſprach zu mir ſelbſt ich:
Wohl uns, daß noch nicht gänzlich entſchwand der vergangenen Zeiten
Alte behagliche Art, daß auch heut noch löblicher Brauch herrſcht.
Der mit dem Ernſt des Geſchäftes verknüpft harmloſes Genießen!
Neu anfüllt' ich mein Glas und leert aufs Wohl es der alten
Ragenden Stadt, die berühmt ſeit der Hanſa herrlichen Tagen.



In der Kirche. Nach dem Gemälde von Jakobus Leiſten.

In Spindlersfelde.

Von Hanns von Spielberg.

Mit Illuſtrationen nach Aquarellen von Rud. Dammeier.

(Abdruck verboten.)

Unſere guten Frauen mögen im allgemeinen noch ſo ſchlecht von den böſen Männern denken, vor einem Manne haben ſie unbedingten Reſpekt: vor W. Spindler nämlich. Spindler iſt in ihren Augen der Inbegriff des glaublich gewordenen Unglaublichen; der eigne geſtrenge Hausherr mag der vortrefflichſte Juriſt oder der ſchneidigſte Soldat ſein, er mag die glücklichſten Spekulationen in Hibernias durchgeführt oder die tiefſinnigſte Abhandlung über den Einfluß des elektriſchen Lichtes auf die Kulturentwickelung der Wambuttus verfaßt haben — was bedeutet das alles? Aber aus dem ſeidenen Kleide, über welches Johann bei Oberſtens neulich die halbe Bratenſauce goß, den ſchmählichen Schandfleck zu entfernen, verblichenen Portieren den alten Glanz wiederzugeben, Gardinen tadellos zu waſchen, den hellgelben, ſcheußlich unmodernen Wintermantel in einen dunkelbraunen, hochmodernen umzuwandeln, Väterchens Generalsuniform unzertrennt zu reinigen, Lottis ſchöne, aber vom Zahn der Zeit etwas angefreſſene Straußenfeder in neuer Herrlichkeit auferſtehen zu laſſen — und noch einige hundert andere Kunſtſtücke von unendlichem Werte mehr — das vermag nur W. Spindler. Ich würde das alles gar nicht zu ſchreiben wagen, wenn es ſich um eine andere Fabrik handelte, denn ich wäre beſorgt, man könnte mich der Reklameſucht beſchuldigen — bei W. Spindler hat das keine Gefahr, denn er hat die geſamte Frauenwelt eo ipso auf ſeiner Seite.

Aber im Ernſt geſprochen: das Spindlerſche Geſchäft gehört zu den großartigſten und nach vielen Richtungen hin intereſſanteſten Induſtrieſtätten Deutſchlands. Aus den kleinſten Anfängen herausgewachſen — der Vater des jetzigen Inhabers gründete die Firma 1832 zu Berlin in der Burgſtraße — beſchäftigen die Fabrikanlagen heute weit über zweitauſend Arbeiter und Arbeiterinnen, ein Netz von fünfzig eignen Ladengeſchäften und fünfhundert Agenturen ſpannt ſich im Intereſſe der Firma über das ganze Deutſche Reich, und nach Millionen bewertet ſich der jährliche Umſatz.

Die „Spindlerſche Ecke“ iſt wohl jedem Berliner bekannt: das graue, hohe Haus in der Wallſtraße, dicht am Spittelmarkt, in welchem ſich ſeit 1841 die Fabrik und die Hauptkontors befanden. Es iſt ein Grundſtück von einer Ausdehnung, wie im Centrum der Reichshauptſtadt nicht viele in einer Hand vereinigt ſind, denn es bedeckt faſt fünf Morgen Bodenfläche. Schon Ende der ſechziger Jahre wurde es dem ſtetig wachſenden Betriebe indeſſen zu klein, und 1871 begann die Überſiedelung der Fabrik nach Köpenick oder, richtiger geſagt, nach den bei Köpenick am linken Ufer der Oberſpree belegenen Etabliſſements, welche unter dem Namen „Spindlersfelde“ eine kleine Ortſchaft für ſich bilden. Hier entſtand nach und nach, indem immer ein Zweig der umfangreichen Fabrikation nach dem anderen hinübergenommen wurde, ein gewaltiges Viereck von Fabrikgebäuden, denen ſich zahlreiche Arbeiterwohnungen und manche andere eigenartige, lediglich dem Wohl der Arbeiter gewidmete Baulichkeiten anſchloſſen. Die ganze Anlage, zu welcher neuerdings großartige Berieſelungsfelder hinzutraten, umfaßt heute ſchon den Umfang eines mittleren Gutes.

Wenn der Laie den Namen Spindler hört, dann denkt er ſelbſtverſtändlich an diejenige Thätigkeit des Geſchäftes, welche ſich mit dem Reinigen, Färben und Auffriſchen getragener Stoffe und Kleidungsſtücke beſchäftigt. Dieſe allerdings vielſeitigſte Abteilung bildet indeſſen nur einen Teil des geſamten Betriebes, den Teil, welcher techniſch unter dem Sammelnamen: Zeugfärberei zuſammengefaßt wird. Daneben aber beſchäftigt ſich das Etabliſſement in ausgedehnteſter Weiſe mit der Färberei ſeidener, wollener und baumwollener Garne. Obwohl wir uns mit jenem erſten Zweige der Fabrikation, welcher für das größere Publikum unzweifelhaft der intereſſantere iſt, beſonders eingehend beſchäftigen werden, müſſen wir doch dann und wann auch unſere Aufmerkſamkeit auf die Garnfärbereien richten, da die einzelnen Teile zahlreiche Berührungspunkte haben. Schon rein äußerlich ſind ſie in denſelben Umfaſſungsmauern, wenn auch beſondere Annexe des Geſamtgebäudes einnehmend, vereinigt; dieſelben rieſigen Waſſermaſchinen pumpen für ſie den Waſſerbedarf — beiläufig bemerkt täglich etwa 16000 Kubikmeter — aus der Spree, dieſelben großen Keſſelhäuſer erzeugen den Dampf für die Heizung und für die zwanzig Betriebsmaſchinen, welche ihrerſeits faſt vierhundert Hilfsmaſchinen in Bewegung ſetzen, und in demſelben umfangreichen Laboratorium werden die oft ſehr diffizilen Verſuche über neue Farbſtoffe ꝛc. durch den Chemiker der Fabrik für alle Abteilungen ausgeführt. Die Kenntnis der Farbmittel umfaßt heute ja ein überaus weites und ſchwieriges Gebiet. Wenn auch die natürlichen Farbſtoffe aus dem Pflanzen- und Tierreich — ich nenne nur die Kochenille mit ihrem köſtlichen Rot, den Indigo und die Orſeilleflechten, den Safflor und das Blauholz — immer noch ihre Bedeutung behalten haben, ſo ſind ſie doch nach manchen Richtungen hin durch das überreiche Teerfarbenboukett, welches wir der neueren Chemie verdanken, weit überflügelt worden. Die Anilin-, Phenyl-, Naphtalin-, Reſorcin- und Alizarinfarben, und wie die dem dunklen Teer abgewonnenen Farbſtoffe ſonſt noch heißen mögen, beherrſchen einen großen Teil der geſamten Färberei und erobern ſich immer neue Gebiete derſelben. Jedes der großen Farbwerke wirft Jahr um Jahr neue Farbſtoffe auf den Markt, die an äußerer Schönheit die bisherigen zu übertreffen ſuchen; nicht nur die Schönheit, ſondern in noch höherem Grade die Beſtändigkeit der Farbe fordert man aber — und nach dieſer Richtung hin fallen dem chemiſchen Laboratorium, von ſeinen übrigen Aufgaben abgeſehen, die ſchwierigſten Unterſuchungen und Erprobungen zu.

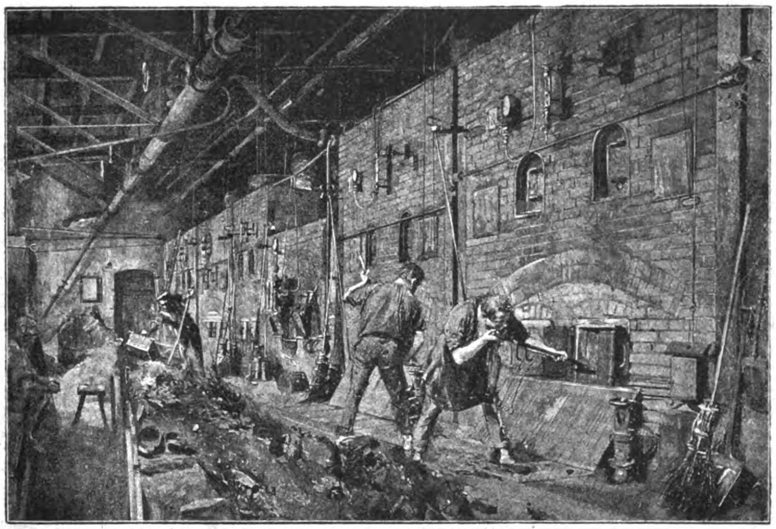
Während in Spindlersfelde der ganze techniſche Betrieb vereinigt iſt, birgt das Berliner Stammgebäude noch das Hauptkontor. In Berlin fließen die von den zahlreichen Filialen eingehenden reinigungs- oder, richtiger geſagt, verſchönerungsbedürftigen Gegenſtände zuſammen; zwiſchen dort und der Fabrik iſt ein täglicher, regelmäßiger Paketpoſtdienſt, von den eignen Wagen des Geſchäfts unterhalten, eingerichtet, ſo daß die Sendungen im Laufe jedes Tages mit einer gewiſſen Gleichmäßigkeit in Spindlersfelde eintreffen. Dagegen ſchwankt die Intenſivität des Betriebes im Laufe eines Jahres ſehr weſentlich; in der Hochflut des Geſellſchaftslebens, wenn die Mama daheim über die Wiederverwendung der letzten Ballroben der beiden Töchter nachſinnt, muß mit beſonderem Hochdruck gearbeitet werden, und ebenſo ſtrömen zu den Zeiten, in welche nach altem guten Brauch das Großreinemachen fällt, ungeheure Berge von Gardinen in der Fabrik zuſammen, um hier in ſchneeiger Weiße oder, falls es gewünſcht wird, im ſanften Crêmeton ihr Auferſtehungsfeſt zu feiern.

Sobald draußen ein Wagen mit neuen Sendungen anlangt, wandern die bunt durcheinander gewürfelten Gegenſtände zunächſt in die ſogenannte Kontrolle, um ſortiert zu werden. Wer je einen der Rieſenkörbe entleeren ſah, der weiß, was dies bedeutet. Die heterogenſten Gegenſtände ſind in ihm vereinigt: ſeidene Kleider und ſchmutzige Pantöffelchen, Damenpaletots und Herrenbeinkleider, Sofakiſſen und Havelocks, Steppdecken und Gobelins, Handſchuhe und Schlafröcke! Bitte, ängſtigen Sie ſich aber nicht über dies Durcheinander, das die Jacke des Arbeiters vielleicht mit der Samtſchleppe einer Hofrobe in vorübergehende, enge Berührung bringt; ſelbſt der unheilkräftigſte Bacill, von jeder Schmutzfaſer ganz zu ſchweigen, würde die ſpäter folgenden Reinigungsprozeſſe nicht überſtehen.

Aber ſortiert muß der Wirrwar natürlich werden. Jedem Gegenſtand haftet von der Sammelſtelle her ein kleines Zettelchen mit allerlei hieroglyphiſchen Zeichen an, welches beſagt, ob der Rock etwa nur gereinigt, oder ob er auch (und in welcher Farbe) gefärbt werden ſoll. In der Kontrolle verteilen ſachverſtändige Arbeiter und Arbeiterinnen die verſchiedenen Eingänge nun in große Lattenverſchläge gewiſſermaßen auf die verſchiedenen Reſſorts: hier dieſer Ballen wird der naſſen Wäſche, ſo nur mit Seife und Waſſer arbeitet, jener dort der Benzinwäſche zugewieſen; in dieſem Verſchlag häufen ſich die blau, in jenem die rot zu färbenden Gegenſtände — hier ſehen wir nur Handſchuhe, dort koſtbare Spitzen.

Aus der Kontrolle wandern die Stücke hinaus in die weite Fabrik. Ein großer Teil gelangt zunächſt in den ſogenannten *Heftſaal*, in dem eine große Anzahl junger Mädchen die zu färbenden zertrennten Stücke, ſoweit ſie einer gleichartigen Behandlungsweiſe unterworfen werden ſollen, loſe aneinander heften. Ein anderer Teil, Gardinen zum Beiſpiel, kommt in das gewaltige *Waſchhaus* (für die naſſe Wäſche), in deſſen Rieſenbottichen der Seifenſchaum in Permanenz erklärt iſt — die Kleinigkeit von 400 000 Kilogramm Seife wurde, wie ich hier einſchieben will, im letztvergangenen Jahr von der Fabrik verbraucht, und Spindlersfelde muß daher, wenn anders Liebigs Ausſpruch richtig iſt, unbedingt zu den höchſtkultivierteſten Orten der Erde gehören.

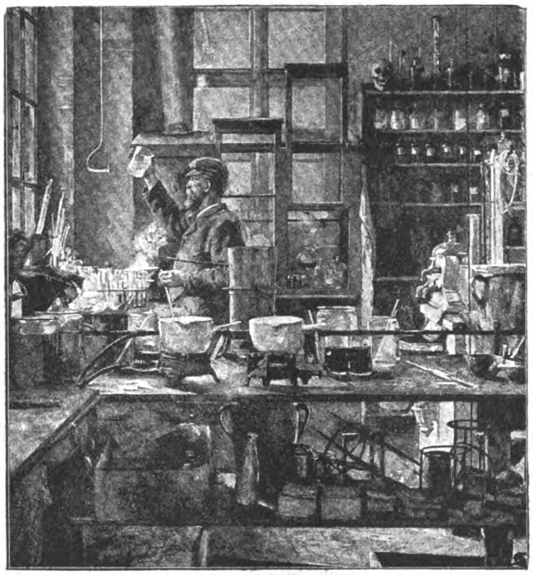
Im Gegenſatz zur „naſſen“ Wäſche ſteht die „chemiſche“ — die Benzinwäſche, in welcher ſogar jede Berührung mit Waſſer gänzlich ausgeſchloſſen iſt. Auch das Benzin iſt ein Teerprodukt: der flüchtigſte Teil des bei der Rektifikation verſchiedener Teerarten gewonnenen Deſtillats. Die wohl in jeder Haushaltung eingebürgerte, waſſerhelle, außerordentlich leicht entzündliche Flüſſigkeit löſt bekanntlich Fett und Harze aller Art und eignet ſich daher im hohen Grade als Reinigungsmittel. Erfordert aber ſchon die Verwendung des Benzins in kleinen Mengen große Vorſicht, ſo muß die letztere hier, wo man die feuergefährliche Flüſſigkeit in geradezu ungeheuren Quantitäten verbraucht, auf die Spitze getrieben werden. Die Abteilungen, in denen mit Benzin gearbeitet wird, ſind daher in völlig getrennten Gebäuden untergebracht. Große Waſchtrommeln — ich zählte derſelben einige zwanzig — nehmen die zu reinigenden Gegenſtände auf und rotieren in mit Benzin gefüllten Behältern. Nachdem der Reinigungsprozeß weit genug vorgeſchritten iſt, wandern die Stücke in Trockenſtuben und gelangen dann in die Fleckenputzerei, in welcher ſie, auf Marmorplatten oder weißüberzogenen Plättbrettern ausgebreitet, noch eine weitere Behandlung durchmachen, um von beſonders hartnäckigen Schandflecken befreit zu werden. So leicht widerſteht kein Fleck den hier geübten Künſten; wie er ſich auch ſperren mag, er wird ſchließlich beſiegt. Schade nur, daß man nicht auch ein zweckmäßiges Verfahren für moraliſche Flecken gefunden hat — ſolch ein Spindler für chemiſche Seelenwäſche wäre eine vorzügliche Einrichtung.


In Spindlersfelde: Das Keſſelhaus.

Benzin iſt ein relativ koſtſpieliger Stoff, von dem in Spindlersfelde jährlich eine halbe Million Kilogramm verbraucht wird. Wie überall in unſern großen, modernen Fabrikationsſtätten iſt man auch hier darauf bedacht geweſen, ihn zu einer möglichſt ausgiebigen, mehrfachen Verwendung zu zwingen. Um einmal der Verdunſtung vorzubeugen, findet die Arbeit überall da, wo größere Benzinmengen benutzt werden, in verſchloſſenen Gefäßen ſtatt, dann aber wird die Flüſſigkeit, nachdem ſie in dieſen ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan hat, ſofort in ein großes Baſſin zurückgepumpt, in eine Deſtillationsblaſe gehoben und durch Waſſerdampf zur Verdampfung gebracht. Die Benzindämpfe ſchlagen ſich in Kühlgefäßen wieder zur Flüſſigkeit nieder, und dieſe gelangt zur nochmaligen Verwendung; ſelbſt die in der Blaſe verbleibenden, ſchmutzigen Rückſtände finden indeſſen noch ihre Verarbeitung: ſie werden nämlich aufgeſammelt und zur Dachpappenfabrikation benutzt. Es iſt für mich immer von beſonderem Intereſſe, in den heutigen techniſchen Etabliſſements dieſe Wiedergewinnung und ſorgfältige Verwertung aller Abfallſtoffe, welche die Induſtrie früherer Zeit gar nicht kannte oder doch nur in geringem Maße ausgebildet hatte, zu beobachten: ſo wird in der Spindlerſchen Fabrik, um noch ein Beiſpiel anzuführen, auch der ſich bei der Wäſche wollener Garne ergebende Wollſchweiß wiedergewonnen und dient zur Seifenfabrikation oder zur Erzeugung des in den Apotheken jetzt keine unweſentliche Rolle ſpielenden Lanolins. Anderſeits machen die Abfallwäſſer, untermengt mit den unbrauchbar gewordenen Farbbädern, wie in ſo vielen gewerblichen Anlagen, auch in Spindlersfelde der Fabrikleitung manche Sorge und ſchwere Unkoſten. In die nahegelegene Spree dürfen ſie — gottlob — nicht geleitet werden; ſie ſammeln ſich vielmehr in großen, dicht bei der Fabrik gelegenen Baſſins und werden von hier aus, mit desinfizierenden Chemikalien gemiſcht, durch mächtige Centrifugalpumpen in die weiter entfernt liegenden Abſatz- und Klärbaſſins gedrückt. In letzteren ſinken die ſchweren Stoffe allmählich zu Boden, das klare Waſſer dient zur Berieſelung der zur Fabrik gehörenden Gärten und Baumplantagen, der Rückſtand dagegen wird mittelſt einer zu dieſem Zweck angelegten Feldbahn zum Spreeufer befördert, hier verladen und auf einem an der Dahme gelegenen Grundſtück endgültig abgelagert.

An die Fleckenputzerei ſchließt ſich die Handſchuhwäſche an. Wie dieſelbe fabrikmäßig betrieben wird, wie die Handſchuhe — vom derben Militärhandſchuh bis zur zwölfknöpfigen Joſephine — erſt in Benzin getaucht und zwiſchen rotierenden Bürſten vom gröbſten Schmutz gereinigt, dann wieder mit Benzin behandelt, ſchließlich getrocknet, liebevoll geputzt und ausgebeſſert werden, war mir völlig neu. Beſonders erſtaunt war ich aber darüber, welche Handſchuhe das liebe Publikum noch für verſchönerungsfähig hält. Es geht nichts über die Sparſamkeit, aber auch ſie kann irrational werden.

In der ganzen Benzin-Abteilung ſind faſt alle Apparate und Maſchinen aus unverbrennlichem Material hergeſtellt, unverbrennbare Decken liegen überall bereit, um die Flammen kleinerer Benzinmengen erſticken oder einen etwa vom Feuer erfaßten Arbeiter einhüllen zu können. Die Beleuchtung iſt ſelbſtverſtändlich elektriſch.



In Spindlersfelde: Im Laboratorium.

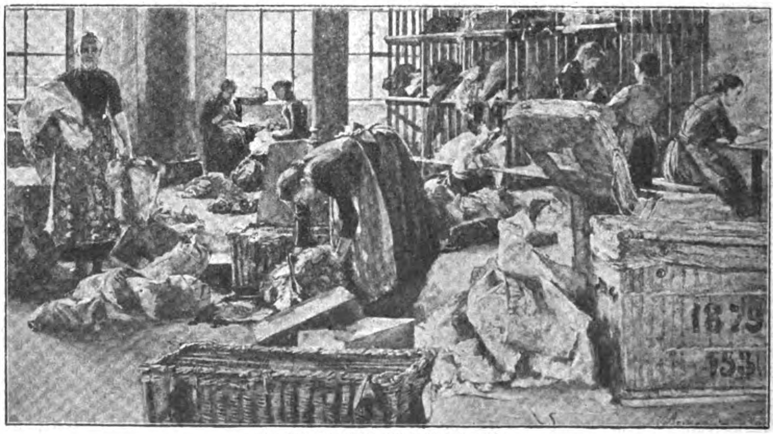
Gewaltige Räume im Erdgeſchoß des maſſigen Hauptgebäudes werden durch die verſchiedenen Färbereizweige in Anſpruch genommen: hier die mächtigen Werkſtätten für die Bleicherei und Färberei des Seiden-, Baumwollen- und Wollengarnes mit den anſchließenden Trockenanſtalten und Packräumen, dort die uns beſonders intereſſierende Zeugfärberei. Überall zahlloſe Bottiche und Kufen, gefüllt mit den verſchiedenſten Beizen und den Miſchungen in allen denkbaren und undenkbaren Farbkrügen; überall Dampfventile und Rührvorrichtungen, Geſtelle und Geſtänge; überall endlich, über die Bottiche mit der „Färberflotte,“ den Farbabſuden, gebeugt, die geſchäftigen Arbeiter. Für den Laien hat das Bild etwas Gleichartiges, dem Kenner zerlegt es ſich in hunderterlei intereſſante Einzelheiten. Während zum Beiſpiel die Garne über Stöcke geſchlagen, in die Flotte gehängt und die einzelnen Stränge dann an den „Kavilierſtöcken“ ausgerungen werden, tauchen die zuſammengehefteten Zeuge, bei der ſogenannten Reſſortfärberei ſorgſam an eigenartigen Haſpeln ausgeſpannt, langſam in die bunte Flut und werden in ihr durch gleichmäßige Maſchinenbewegung geſenkt und wieder emporgehoben, damit keine Falte entſtehen und alle Stellen mit der Flotte in Berührung kommen, alle Faſern auch wirklich durchtränkt werden. — Große Zentrifugalmaſchinen ſchleudern in ſchnell rotierender Bewegung die Gewebe trocken, auf rieſigen, durch Dampf geheizten Metallwalzen wird ihnen eine friſche Appretur verliehen, oder ſie werden, wie z. B. unzertrennt gefärbte Herrenanzüge, über Puppengeſtellen ausgeſpannt, weiter behandelt. Dann wandern ſie endlich in die Plätt- und Reparaturſäle. Solch ein Plättſaal würde das Herz jeder Hausfrau erfreuen. Der ganze, helle Saal glänzt förmlich vor Sauberkeit; an den langgeſtreckten Fenſterfronten reiht ſich Plättbrett an Plättbrett, über jedem ſchwebt das durch Gas geheizte Plätteiſen mit höchſt eigenartigen Vorrichtungen zur Erhöhung der leichten Handhabung; Tolleiſen in den merkwürdigſten Formen ſtehen zur Verfügung, ſeltſam geſtaltete Maſchinen richten die Fäden des Sammets oder der Plüſche auf oder preſſen ihnen neue Muſter ein. Daneben beſſert eine kleine Legion geſchickter Mädchen an den Damenkleidern herum, eine halbe Kompanie Schneider hockt, mit der Herrengarderobe beſchäftigt, in einer Ecke des Rieſenſaales, und die Nähmaſchinen ſchnurren und ſauſen, daß man ſich die Ohren zuhalten möchte — wenn man dieſe Bewegung nicht ſchon als doch vergeblich aufgegeben hätte.

Das ſeidene Kleid der Gnädigſten dürfte der Vollendung jetzt ziemlich nahe ſein, dagegen harren im Erdgeſchoß die koſtbaren Straußenfedern für den Hut von Fräulein Tochter noch der Auferſtehung. Ein diffiziles Material, dieſe Federn aller Art, welches in der Federwäſcherei mit beſonderer Sorgfalt gebleicht und neu aufgefärbt werden ſoll: der geſprächige Meiſter iſt ein Künſtler in ſeinem Fach, der mit ſeinen zwei Dutzend Farbtöpfen der Natur arg ins Handwerk pfuſcht. Etwas gröbere Arbeit verrichtet nebenan ſein Kollege, der ſich ſpeziell mit Fellen beſchäftigt und aus einer alten ſchmutzigen Fußdecke das friſcheſte, reizendſte Angorafell durch Waſchen und Bleichen, Färben und Lockern wieder hervorzaubert.

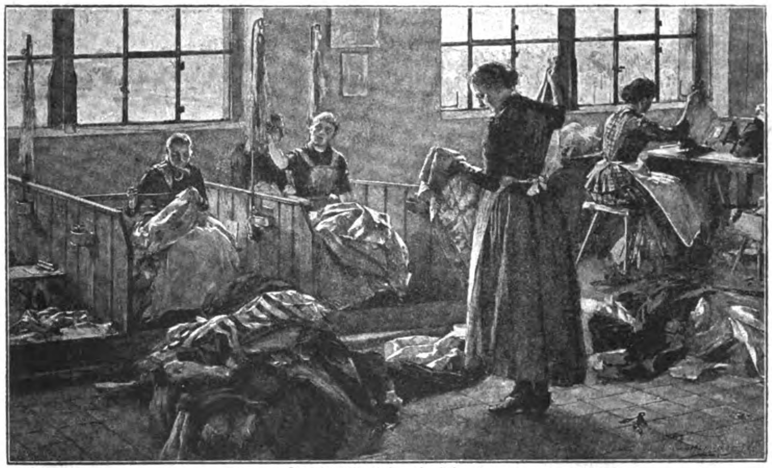
Aus allen einzelnen Abteilungen ſtrömen ſchließlich die gereinigten und gefärbten Gegenſtände in der Ausgangskontrolle zuſammen. Was wir unten ſchmutzig und im wirren Durcheinander ankommen ſahen, taucht hier im neuen Glanze, oft kaum wiedererkennbar wieder auf. An langen Ständern, einer Maskengarderobe nicht unähnlich, hängen hunderte und aberhunderte von Einzelſtücken und harren der Abfertigung. Eine Anzahl junger Damen entfaltet in dieſen Räumen eine rege Wirkſamkeit; ſie beſtimmen die Preiſe, buchen die einzelnen Gegenſtände und ſenden ſie dann in die großen Verpackungsſäle, aus denen die Kiſten und Körbe mittelſt Fahrſtuhl nach dem Erdgeſchoß, fertig zum Verſand, befördert werden.

Die Spindlerſche Fabrik kann man nicht beſprechen, ohne einer Eigenart zu gedenken, in welcher ſie kaum viele ihresgleichen in ganz Deutſchland hat. Es wird meinen Leſern bereits bekannt ſein, daß der Kommerzienrat Carl Spindler, der Inhaber der Fabrik, den wohlverdienten Ruhm genießt, gleich ſeinem verſtorbenen Vater, allezeit in hervorragendſter Weiſe für ſeine Untergebenen geſorgt zu haben, daß er im beſchränkteren Kreiſe nach manchen Richtungen hin unſerer neuen Arbeitergeſetzgebung vorauseilte und aus ſeinem Spindlersfelde ein in ſozialer Beziehung geradezu muſtergültiges Etabliſſement ſchuf. In der That iſt es erſtaunlich, was hier geſchehen iſt und fortdauernd geſchieht, mit welchem wahrhaften Intereſſe, mit welcher Sorgfalt und mit welchem Verſtändnis der Kreis der für die Arbeiter beſtimmten Wohlfahrtseinrichtungen immer mehr erweitert wird.

Über die muſterhaften Einrichtungen innerhalb der Fabrik, die hellen Räume, die vortreffliche Ventilation, die ausge-



In Spindlersfelde: Die Kontrolle.



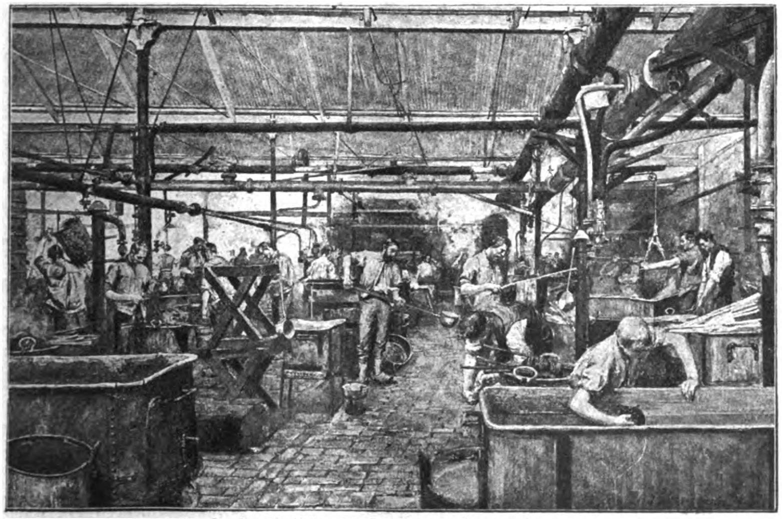
In Spindlersfelde: Heftſaal.

zeichnete Beleuchtung, die ſorgfältig durchgeführten Schutzvorrichtungen an allen Maſchinen gehe ich hinweg — mich intereſſierten beſonders die Wohlfahrtseinrichtungen im engeren Sinne. Neben einer bereis ſeit 1868 beſtehenden beſonderen Krankenkaſſe, welche ſeit dem Inkrafttreten des bezüglichen Reichsgeſetzes in eine Betriebskrankenkaſſe umgewandelt wurde, aber bedeutend höhere Leiſtungen, als geſetzlich vorgeſchrieben, bietet; neben der Unfall-Unterſtützungskaſſe und dem Alters- und Wittwen-Unterſtützungsfond, der ausſchließlich aus Beiträgen der Firma gebildet wurde, erſcheint mir in erſter Linie die Sparkaſſe erwähnenswert. Dieſe 1872, zur Zeit eines belebten Geſchäftsganges gegründete Kaſſe, zu der ſämtliche männliche und weibliche Arbeiter kleine, wöchentliche Einlagen machen müſſen, ſollte denſelben die Anregung gewähren, für ſchlechtere Zeiten oder unvorhergeſehene Notfälle ein kleines, gut verzinſtes Kapital anzuſammeln; ſie ſollte mit der guten Gelegenheit auch die Luſt zum Sparen ausbilden oder erhöhen. Welche Bedeutung dieſe Sparkaſſe, deren Gelder die Firma trotz des geſunkenen allgemeinen Zinsfußes immer noch mit 6 Prozent verzinſt, für die Arbeiter erlangt hat, geht vielleicht am beſten aus der Thatſache hervor, daß bis heute faſt 2 Millionen Mark in ihr angelegt und über 1½ Millionen wieder abgehoben wurden, und daß etwa die Hälfte aller männlichen und drei Viertel der weiblichen Mitglieder wirklich ſpart, d. h. die angeſammelten Beträge nicht, ſobald als ſtatutenmäßig erlaubt, wieder abhebt.

Eine beſondere Fortbildungsſchule iſt ſeit 1874 für die Lehrlinge und jüngeren Arbeiter der Fabrik eingerichtet, an welche ſich eine kaufmänniſche Schule und ein von dem Chemiker der Anſtalt geleiteter Kurſus in der Chemie anſchließt; ein Kindergarten wirkt für die Kleinſten unter den Kleinen, während allen Arbeitern in jedem Winter Gelegenheit geboten wird, eine Anzahl gemeinverſtändlicher, wiſſenſchaftlicher Vorträge zu hören. Eine aus mehreren tauſend Bänden beſtehende, mit feinem Verſtändnis und freiem Sinn zuſammengeſtellte Arbeiter-Bibliothek — in welcher auch ſämtliche Jahrgänge des Daheim nicht fehlen — bietet unentgeltlich eine reiche Unterhaltungslektüre, eine techniſche Bibliothek den Beamten und Werkführern ausgiebiges Material zur ſelbſtthätigen Weiterbildung.

Schon gleichzeitig mit der Errichtung der Fabrikanlage entſtanden in Spindlersfelde die erſten Arbeiterwohnhäuſer. Im Lauf der ſiebziger Jahre wurden allmählich fünf große Doppelhäuſer mit über ſechzig Familienwohnungen erbaut und mit Gas- und Waſſerleitung ausgerüſtet. Die Wohnungen enthalten je Stube, Kammer und Küche, die Häuſer ſind von geräumigen Vorgärten umfaßt, welche alljährlich ſeitens der Fabrik neu in Stand geſetzt und in Gemeinſchaft mit den Hausbewohnern unterhalten werden. Außerdem hat die Firma neuerdings ein großes, in unmittelbarer Nähe gelegenes Grundſtück in kleine Trennſtücke zerlegt und dieſe ihren Arbeitern, ſoweit dieſelben Neigung haben, ſich eine eigene Heimſtätte zu gründen, zu ſehr günſtigen Bedingungen zur Verfügung geſtellt. Bisher ſind hier bereits ſechs kleine Arbeiterhäuſer gebaut, die einen außerordentlich freundlichen, ſchmucken Eindruck machen.

Unmittelbar neben dem Hauptfabrikkomplex erhebt ſich ein rieſiges Gebäude, welches neben einzelnen Comptoirs zwei rieſige Speiſeſäle enthält; in dem einen, unteren, nehmen zur Mittagszeit über 500 Männer mit Frauen und Kindern, welche das in der Häuslichkeit zubereitete Eſſen nach der Fabrik brachten, ihre Mahlzeit ein, in dem oberen eſſen faſt ebenſoviele Mädchen. In beiden Sälen ſtehen den Arbeitern handliche, mit Dampf geheizte Apparate zum Wärmen der Speiſen zur Verfügung. — Außer dieſen Speiſeſälen öffnet ſeit kurzem aber auch ein großes, monumental gebautes „Erholungsgebäude“ den Arbeitern ſeine gaſtlichen Pforten; in ihm befindet ſich eine vortreffliche Reſtauration, in welcher der Beamte für 60, der Arbeiter für 40, die Arbeiterin für 30, ein Arbeitsburſche für 25 Pfennige ein reichliches, ſchmackhaftes Mittageſſen, aus Suppe, Gemüſe, Braten und Kompot beſtehend, erhalten kann. Das Eſſen iſt, nebenbei bemerkt, trotz des verſchiedenen Preiſes für alle Angeſtellten an Qualität und Quantität das Gleiche. Das Erholungsgebäude enthält ferner einen Muſikſaal, ein Leſezimmer und eine Anzahl kleinerer, hübſch eingerichteter Gemächer zur Be-

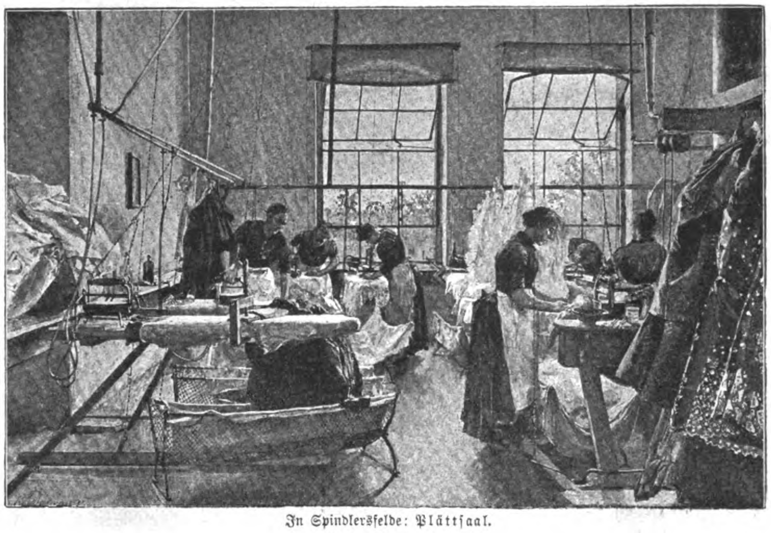


In Spindlersfelde: Färberei der ſeidenen Garne.

nutzung für die geſelligen Vereinigungen der Arbeiter; in Spindlersfelde iſt nämlich das Vereinsleben ein ungemein reges — es gibt da Geſang-, Turn-, Ruder-, Konſum- und Muſikvereine. Ganz beſonders wird der Ruderſport gepflegt, wozu die unmittelbar an die Werkſtätten anſtoßende Oberſpree reiche Gelegenheit darbietet. Im Sommer ſind für die Arbeiter in der Spree auch fleißig benutzte Badeanſtalten geöffnet, während für das Badebedürfnis außerdem durch ein Warmbadehaus mit zwölf Wannen und acht Brauſebädern Vorſorge getroffen iſt.

Noch zwei Einrichtungen aber haben mir in Spindlersfelde beſonders gefallen: einmal, daß die Firma den Angehörigen aller zu Übungen eingezogenen Reſerviſten und Landwehrleuten den halben Wochenlohn fortzahlt; dann aber, daß ſämtlichen, längere Zeit in dem Etabliſſement beſchäftigten Arbeitern (nicht nur den Beamten) in den Sommermonaten ein kleiner Urlaub gewährt wird, während deſſen ſie ihren vollen Lohn weiterbeziehen. Wer den Wert eines auch nur kurzen „Ausſpannens“ nach arbeitsvollen Monaten kennt, weiß die Bedeutung dieſer wahrhaft humanen Maßregel zu würdigen.

Ob alle dieſe Wohlfahrtseinrichtungen bei allen Arbeitern oder doch wenigſtens bei der überwiegenden Mehrzahl das volle Verſtändnis und diejenige Dankbarkeit finden, welche man als ſicher vorausſetzen ſollte, iſt unter den heutigen Zeitverhältniſſen ſchwer zu beurteilen; die allgemeinen Schlagworte von der elenden Lage des vierten Standes aber laſſen ſich mindeſtens auf die Arbeiter von Spindlersfelde jedenfalls nicht anwenden. Wenn irgendwo, ſo hat der Arbeitgeber hier die Bedürfniſſe der Arbeitnehmer richtig erkannt und ſich mit Hintanſetzung aller perſönlichen Intereſſen bemüht, denſelben gerecht zu werden, ſoweit dies bei der Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen überhaupt möglich iſt.



In Spindlersfelde: Plättſaal.

Eine Neger-Poliklinik in Sanſibar.

Von Harry Koenig.*) (Abdruck verboten.)

Am 1. September 1889 wurde im Deutſchen Krankenhauſe zu Sanſibar eine Poliklinik eingerichtet, mit dem Zweck, Unbemittelten aller Nationen, vornehmlich aber den Eingeborenen, unentgeltlich ärztlichen Rat und Arzeneien zukommen zu laſſen. Seitdem iſt ein Jahr vergangen, und es lohnt ſich, einen kurzen Rückblick auf dasſelbe zu werfen.

Die Poliklinik wurde beſucht von 872 Perſonen und zwar von 741 Suahelileuten, 56 Arabern, 22 Indern, 14 Goaneſen, 13 Deutſchen, 10 Beludſchen, 8 Sudaneſen, 6 Somalis, 2 Griechen, in Summa 872. Die verſchiedenſten Leiden kamen uns zur Beobachtung; das Verhältnis der äußeren zu den inneren Krankheiten beträgt 654:218.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die einzelnen Krankheiten näher einzugehen; es wird dies in einem ärztlichen Fachblatt geſchehen, wenn eine mehrjährige Beobachtung ſichere Schlüſſe geſtattet; es iſt hier nur beabſichtigt, kurz den Eindruck auf die Bevölkerung zu ſchildern, den die neue Einrichtung gemacht hat.

Im Anfang kam man uns mit unzweifelhaftem Mißtrauen entgegen; einige Araber brachten uns zwar zunächſt ihre Sklaven; ſie blieben aber während der Unterſuchung und Behandlung anweſend, in der deutlichen Abſicht, ſich ſelbſt ein Urteil zu verſchaffen. Das konnte uns nur lieb ſein, und wir haben in der Folge bei jeder größeren Operation, falls ſie an einem Sklaven in Chloroformnarkoſe vorgenommen wurde, den Herrn dazu bitten laſſen; die Herren kamen aber bald nicht mehr und ließen ſagen, wir möchten thun, was wir für gut hielten.

Das Chloroform hat uns das Zutrauen ſchnell zu erwerben geholfen. Ein zwölfjähriges Mädchen, das, in einen Brunnen gefallen, den Oberſchenkel doppelt gebrochen hatte, wurde uns gleich in der erſten Zeit unter furchtbaren Schmerzen zugeführt. Mußte es ihr nicht wie ein Wunder erſcheinen, als ſie ſich nach einer Stunde im Streckverband bequem gelagert und faſt ſchmerzfrei wiederfand und ihre Freundinnen ihr von der „Phaua“ (Zauber und Arzenei in einem Wort) erzählten, mit der wir ſie in Schlaf verſenkt hatten? Dies Mädchen hat in der Folge neun Wochen, ohne ſich zu rühren, in einem faſt dunklen Zimmer zugebracht, iſt dabei immer vergnügt, immer dankbar geweſen und hat nach drei weiteren Wochen, völlig geheilt, entlaſſen werden können. — Wir hatten freilich auch weniger angenehme Patientinnen, aber es gelang uns meiſt, die Störriſchen zu beſänftigen. Eine ältere Suahelidame kam zu uns und wollte von einer großen Geſchwulſt auf dem Rücken befreit ſein, die, wie ein Höcker geformt, mit breitem Sitz über den ganzen Rücken hin, ſie in der That erheblich verunſtaltete. Wir genügten ihrem Wunſche; die Frau war aber nichts weniger wie dankbar, mürriſch, geradezu ungezogen, bis wir ſie bedeuteten, wir würden ihr die Geſchwulſt wieder auf dem Rücken befeſtigen und ſie aus dem Hauſe weiſen, wenn ſie ſich nicht manierlich benähme. Das half; es war ihr durchaus nicht zweifelhaft, daß wir ihr im Schlaf wieder geben konnten, was wir ihr „im Schlaf“ genommen hatten; ſie wurde fortan artig und hat, als ſie erſt wieder aufſtehen durfte, ſich mit großem Eifer nützlich gemacht.

Mehrfach verblüffte uns geradezu die Harmloſigkeit unſerer Kranken, namentlich der kleineren. Wie oft paſſierte es, daß ſie auf die Frage: „Wie geht es dir, und haſt du noch Schmerzen?“ ſtrahlend antworteten: „jambo, hapana uma — gut, ich habe keine Schmezen mehr,“ um ohne weiteres fortzufahren: „nippe pesa — ſchenke mir einen Peſa (ca. $2^{1}/_{2}$ Pf.).“ Wir gewöhnten uns ſchließlich daran, in dieſen Worten, die das Suahelikind eher als „baba“ und „mama“ lernen ſoll, einen Ausdruck der wiedergekehrten Geſundheit zu finden; und als ein elendes, ca. ſechsjähriges Mädchen, dem wir an den Arm- und Beingelenken große Abſceſſe hatten öffnen müſſen, und das ſtumpfſinnig wochenlang auf ſeinem Lager gelegen hatte, zum erſten Mal „nippe pesa“ ſagte, begrüßten

---

[*] Die Poliklinik, vom Schreiber dieſer Zeilen im Verein mit den damals dort anweſenden deutſchen Ärzten Dr. Kohlſtock und Dr. Hadenfeldt gegründet, wurde während einer ſechsmonatlichen Abweſenheit des Verfaſſers von den Chefärzten der Schutztruppe Dr. Gärtner und Dr. Becker geleitet.

wir dies als Zeichen einer günſtigen Wendung in ihrem Befinden, und wir haben uns in unſerer Prognoſe auch nicht geirrt.

Sogenannte „intereſſante Fälle“ kamen nicht zu häufig vor. Faſt ein Drittel unſerer Kranken — nämlich 284 von 872 — litten an Unterſchenkelgeſchwüren, deren Ausdehnung und Tiefe uns oft ebenſo überraſchte, wie uns der häufig geradezu unerträgliche Geruch der Wunden peinigte. Wochen- und monatelang blieben die ſchwerſten Fälle in Behandlung, und gerade dieſer Teil unſerer Kranken hat uns am meiſten Arbeit und Ärger gemacht, denn viele von ihnen blieben — ſobald eine bedeutende Verkleinerung des Geſchwüres eingetreten war — wochenlang weg und kehrten erſt wieder, wenn die Wunde den früheren Umfang wieder erreicht hatte.

Den Unterſchenkelgeſchwüren, wenn auch an Zahl bedeutend nachſtehend, ſo doch ſich ihnen der Häufigkeit nach unmittelbar anreihend, folgen die mechaniſchen Verletzungen, von denen wir 81 zur Beobachtung erhalten haben; die meiſten derſelben waren durch Fall, Verbrennung, Stoß (Ochſenhörner), Biß (von Affen, Hunden und Fiſchen [!]) entſtanden; nur ſelten waren Verletzungen im Streit zwiſchen Negern hervorgebracht, und nur einmal wurde uns eine wirklich ſchwere dieſer Art zugeführt. Ein Soldat des Sultans — bekanntlich hat der Sultan ein ca. 1000 Mann zählendes Negerregiment — hatte ſeiner Frau mit dem Seitengewehr eine tiefe Wunde beigebracht, und hier ließ ſich ſehr berechtigte Eiferſucht als Entſchuldigung der That anführen. Der im allgemeinen friedfertige Charakter unſerer Bevölkerung ſpiegelt ſich in dieſen Zahlen ab

Doch iſt — wie geſagt — hier nicht der Ort, näher auf die einzelnen Krankheitsgruppen einzugehen. Nur zwei Fragen möchten wir hier noch ſtreifen, die ſich dem Leſer vielleicht aufdrängen: Wie ſtand es mit dem körperlichen und geiſtigen Empfindungsvermögen unſerer Kranken, wie haben ſie auf den körperlichen Schmerz und auf die ihnen erwieſenen Wohlthaten reagiert?

Eine Reihe bekannter Reiſender berichtet über die geringe Schmerzempfindlichkeit, die ſie bei den verſchiedenſten Negerſtämmen gefunden haben; auch uns ſtehen ähnliche Erfahrungen zu Gebote. Zwei derſelben mögen hier Platz finden, von denen die erſtere im Deutſchen Krankenhaus zur Beobachtung kam, als die Poliklinik als ſolche erſt geplant wurde.

Während der Blokade — im Sommer 1889 — traf ein bewaffneter Kutter, S. M. Aviſo „Pfeil,“ auf ein Negerboot, das dem durch einen blinden Schuß gegebenen Befehl zum Niederholen ſeines Segels nicht gehorchte; erſt nach viermaligem Schießen entſchloß ſich der Führer des Boots dazu, und der befehlende Seeoffizier des Kutters war nun durch ſeine Inſtruktionen gezwungen, das Boot längsſeit ſeines Schiffes zu ſchleppen. Da der Kutter nur Segel führte und bei dem ſtarken Seegang und der kräftigen Briſe das Schleppen ſich kaum hätte ausführen laſſen, ſo wurde ein mit einem Revolver bewaffneter Matroſe auf der Dhau, die nur drei Mann Beſatzung hatte, zurückgelaſſen, mit dem Befehl, längsſeit des „Pfeil“ zu ſegeln. Der Kutter ſegelte voraus; als er faſt außer Sicht und jedenfalls außer Rufweite war, warfen die Schwarzen den Anker über Bord und wollten das Segel einholen, und als unſer braver Matroſe den Anker ſelbſt lichten wollte, fielen ſie von hinten über ihn her, mit der Abſicht, ihn über Bord zu werfen. Dies mißlang ihnen freilich; mit ſchnellem Griff hatte der Matroſe ſeinen Revolver gepackt, ſchoß, traf, und ſein Opfer fiel über Bord, den zweiten Neger zu ſeiner Linken warf er mit kräftigem Ruck ins Meer. Der dritte folgte freiwillig ſeinen Genoſſen, worauf der tapfere Seemann den Anker lichtete und auf ſein Schiff zuſegelte, das er auch glücklich erreichte.

Drei Stunden nach dieſem Vorfall wurde uns der verwundete Schwarze ins Haus gebracht; die Kugel hatte das linke Schlüſſelbein und den Unterkiefer zerſchmettert. Trotz dieſer ſchweren Verletzung, trotz des hohen Seegangs und der nicht unbeträchtlichen Entfernung vom Land hatte der Unglückliche das Geſtade erreicht und ſich den zwei Stunden weiten Weg bis Sanſibar geſchleppt. Ohne ein Wort des Schmerzes ertrug er die folgende Unterſuchung, Entfernung der Knochenſplitter ꝛc. und die Anlegung des Verbandes.

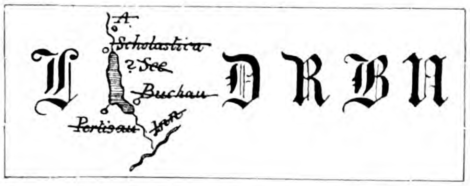
Ein zweiter hierher gehöriger Fall ereignete ſich während des vorjährigen Beiramfeſtes. Auf dem großen Platz vor der Stadt, der vom Meer einerſeits, von einer breiten — nazi moja genannten — Straße andrerſeits begrenzt wird, werden während des dreitägigen Feſtes Volksvergnügungen abgehalten, die den unſeren in vielen Stücken gleichen. Zwar kennen wir nicht die Tänze, die nach dem einförmigen Klang der Trommel von Männern und Weibern ausgeführt werden, und auch nicht die Waffenſpiele, an denen ſich Alt und Jung ergötzt. Aber das Karuſſell und die ruſſiſche Schaukel haben auch hier, wenn auch in roherer Form als daheim, Eingang gefunden und werden von allen Schichten der Bevölkerung fleißig benutzt. — Am Abend des erſten Feiertages wurde uns ein ca. zehnjähriger Knabe gebracht, der bei dem raſchen Schwung der Schaukel in beträchtlicher Höhe aus derſelben gefallen war und ſich unter Zerreißung der Haut eine ſchwere Verletzung am linken Daumen zugezogen hatte. Eine teilweiſe Abtragung des Knochens war notwendig und wurde ausgeführt, ohne daß der Knabe, der ſich bei vollem Bewußtſein befand, einen Laut des Schmerzes von ſich gegeben hätte.

Doch ſtehen dieſe Erfahrungen vereinzelt da; Tag für Tag machen wir die entgegengeſetzten. Täglich ertönt lautes Jammergeſchrei in unſeren Räumen, wenn ein Geſchwür der höchſt nötigen Auskratzung mit dem ſcharfen Löffel unterzogen wird, und faſt täglich erleben wir es, daß Kranke ſich der ihnen vorgeſchlagenen kleinen Operation aus Furcht vor Schmerzen durch die Flucht entziehen. Seit eine gut ausgeſtattete Apotheke uns erlaubt, öfter als bisher, unſeren Kranken die dhana-lala (Schlafmedizin) — das Chloroform — zu gönnen, mehrt ſich die Zahl der zur Operation gelangenden Fälle, und damit iſt der Beweis geliefert, daß wirklich nur die Angſt vor dem Schmerz — nicht etwa, wie wir zuerſt glaubten, ein religiöſes Verbot — die Urſache der Scheu vor dem Meſſereingriff iſt. Dabei iſt es höchſt ergötzlich, zu beobachten, wie die älteren Patienten auf das eindringlichſte denen zureden, welche zögern, ſich der vorgeſchlagenen Operation zu unterziehen. Wir haben — im eigenſten Intereſſe — das Prinzip ſtrengſter Öffentlichkeit für unſere Thätigkeit feſtgehalten. Wenn gegen zehn Uhr morgens das Zimmer geöffnet wird, tritt der ganze Schwarm der Kranken ein, und keinem wird es verwehrt, bis zum Schluß der Sprechſtunde zu verweilen; nur wird die ſtrengſte Ruhe als eine, von dem redeluſtigen Neger nicht leicht zu erfüllende Bedingung gefordert.

Wie ſteht es nun mit der Dankbarkeit? Das Kiſſuaheli — die ortsübliche Sprache — kennt das Wort „ich danke“ nicht; das arabiſche „assenti“ (danke) wird von den Negern faſt nie gebraucht, und wir bekamen es auch nie von ihnen zu hören. Und doch empfinden die Leute Dankbarkeit für die Arbeit, die wir an ihnen thun, und ſie äußert ſich oft genug — nur freilich nicht in Dankesworten. Vor kurzem traf ich auf der Straße einen Mann, rüſtig des Wegs daher ſchreitend, den mit Früchten gefüllten Korb auf dem Kopf. Als er mich ſah, ſetzte er den Korb auf den Boden, verbeugte ſich tief und rief: „jambo sana, haua mkuha! — Sehr guten Tag, mein Herr!“ — Und als ich ihn über dieſe nicht gewöhnliche Ehrfurchtsbezeugung erſtaunt anſah, deutete er auf ſein rechtes Bein und gab mir Erinnerung und Verſtändnis zugleich. Bei einem Neubau war im Juni v. J. die Decke des erſten Stockwerkes eingefallen, vier Arbeiter unter ſich begrabend. Einer war ſofort tot, drei wurden uns ohnmächtig ins Haus gebracht, darunter befand ſich jener Mann, der mit gebrochenem Unterſchenkel in der Folge acht Wochen bei uns gelegen, uns aber ſofort verlaſſen hatte, als ihm auf Krücken das Gehen möglich ward. An dem herzlich freundlichen Zuruf, den wir auf den Straßen in allen Teilen der Stadt täglich hören können, erkennen wir frühere und gegenwärtige Patienten, und wir ſehen in demſelben ein Gefühl der Dankbarkeit, die keinen andern Ausdruck kennt.

Familientiſch und Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Kreuzrätſel.

a.

		a	a	d		
		e	e	e		
e	e	f	k	k	k	l
l	l	l	l	n	n	n
o	o	o	o	o	r	r
		s	s	t		
		t	t	z		

b.

		a	a	a		
		b	b	e		
e	e	e	e	e	g	g
h	i	i	l	l	l	n
n	n	o	o	r	r	r
		r	r	r		
		r	z	z		

Die hier eingetragenen Buchſtaben ſollen ſo geordnet werden, daß in jeder Figur, ſowohl in den wagerechten, als auch in den ſenkrechten Reihen, richtige Wörter entſtehen.

Dieſe ſind in Figur a wagerecht: 1. Eine Stadt in Italien, 2. ein Abzeichen, 3. ein Gebäck. — b. ſenkrecht: 1. Ein Werk Leſſings, 2. ein als Schmuck dienendes Geſchenk des Meeres, 3. ein Fiſch.

In Figur b wagerecht: 1. Ein Volk des Altertums, 2. ein deutſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts, 3. eine Stadt am Bodenſee. — b. ſenkrecht: 1. Ein deutſcher Maler, 2. eine muſikaliſche Bezeichnung, 3. ein Kurort in Schleſien.

2. Rätſel.

Wenn aus dem Pflanzenreich ich ſtamme,
Dann glüht in mir der Hölle Flamme.
Iſt Erz mein Kleid,
Schütz ich vor Leid. Pf. J.

3. Internationale Scharade.

In Frankreich iſt die Erſte mein,
Dagegen iſt die Zweite dein;
Die Dritte aber iſt von Gold.
In Spaniens Städten wird gezollt
Dem Ganzen Jubel, Preis und Ehr,
Wenn es gewandt mit ſcharfem Speer.
Den Gegner, den es arg geneckt,
Kaltblütig in den Sand geſtreckt.
In aller Welt an Lhombre-Tiſchen
Sucht man das Ganze zu erwiſchen.
R. F.

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 59, mit welcher anderen Zahl 88 und mit welcher anderen Zahl 91 multiplizieren, um als Summe der drei Produkte die Zahl 1891 zu erhalten? Die Summe der drei zu ſuchenden Zahlen ſoll 29 betragen.

Anmerkung: 59 das Geburtsjahr Kaiſer Wilhelms II, 88 das Jahr der Thronbeſteigung Kaiſer Wilhelms II.

5. Rätſel.

Muſikern bin ich bekannt als Schöpfer von
lieblichen Opern;
Setzt ihr ein Silbchen voran, tön' ich euch
widrig ins Ohr.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Zu unſern Bildern.

Der Kloſterkeller hat den Stoff zu manchem fröhlichen Liede geliefert, darin die Güte des Weines und die Kennerzunge der Mönche geprieſen werden. Aber noch beſſer als die Dichter hat es ein Maler verſtanden, dem Kloſterkeller humoriſtiſche Seiten abzugewinnen. Seitdem Eduard Grützner im Jahre 1869 zuerſt mit zwei Bildern, der „Rekrutenmuſterung Falſtaffs“ und der „Kloſterbrauerei,“ einem größeren Publikum bekannt wurde, iſt er in ſeinen Darſtellungen faſt immer dieſen beiden Stoffgebieten treu geblieben. In einer ganzen Reihe von Bildern, deren Motive den Dichtungen Shakeſpeares entnommen ſind, hat Grützner den ſieghaften Humor des großen Briten mit voller Wirkung zur Darſtellung gebracht, noch zahlreicher aber ſind ſeine Bilder, die dem Leben des katholiſchen Klerus entnommen ſind, und da Grützner einen ſarkaſtiſchen Ton ebenſo zu treffen weiß, wie den der behaglichſten Gemütlichkeit, ſo iſt es erklärlich, daß er ſeine geiſtlichen Freunde am liebſten dargeſtellt hat, wenn ſie ſich mit Verſtändnis und Hingebung ihren weltlichen Freuden widmen. So ſchildert er den Kloſterkeller mit Vorliebe als eine Stätte behaglichſter Weltflucht, in dem die Freude an einem guten Tropfen eine ſtille Zufluchtſtätte gefunden hat, und in ſeinen weinprobenden Mönchsgeſichtern ſpricht ſich die ungetrübteſte Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und dem Gewächs des gekoſteten Jahrganges aus. — Jakobus Leiſten iſt Spezialiſt auf dem Gebiet kirchlicher Innerarchitekturen, und auch auf ſeinem von uns reproduzierten Bilde malte er menſchliche Figuren nur, um den Vordergrund zu beleben.

Antiker Purpur.

Über den antiken Purpur berichtet Dr. N. Witt, der Herausgeber des „Prometheus,“ in einem höchſt feſſelnden Aufſatz. Bekanntlich ſchwärmen unſere Philologen immer noch von der ſeltſamen, angeblich bisher von der modernen Technik nicht erreichten Farbe, dem Symbol der höchſten Herrſchermacht — ſie wiſſen aber trotzdem nicht einmal genau anzugeben, welche Farbnüance denn eigentlich der köſtliche Purpur gehabt hat; der eine erklärt ihn für Rot, der zweite für Blau und der dritte wahrſcheinlich für Violett. Die Mitteilungen der Alten ſind hierüber ebenſo dürftig, wie über die Herſtellung des Purpurs — erſt aus dem XI. Jahrhundert, aus einem Werk der byzantiniſchen Kaiſerin Eudoxia Makrembolitiſſa, erfahren wir einiges Nähere über ſeine Gewinnung. Dr. Witt kommt nun zu dem Schluß, daß die Farbe der Purpurgewänder innerhalb weiter Grenzen geſchwankt hat, und daß wahrſcheinlich nicht ein einzelner, ſondern mehrere Farbſtoffe in der Purpurfärberei zur Anwendung kamen: zwei verſchiedene Schneckenarten, Purpura und Buccinum, deren jede für ſich eine andere Farbe lieferte und die erſt bei gemeinſamer Verarbeitung den berühmten tyriſchen Purpur erzeugten. Die Purpura gab eine außerordentlich echte, aber anſcheinend nicht ſehr glänzende, das Buccinum eine ſehr glänzende, aber wenig dauerhafte Farbe. Jedenfalls aber war der Hauptbeſtandteil des antiken Purpurs ein blauer Farbſtoff, und unſere Maler thun unrecht, die Herrſchergewänder alter Zeit in glühendes Rot zu tauchen. Zur Zeit des heiligen Antonius wurden alle liturgiſchen Gewänder mit Purpur gefärbt — es hat nun der italieniſche Chemiker Bizio ein Stücklein des noch vorhandenen Kleides unterſucht, in dem der Heilige beſtattet iſt, und in demſelben unzweifelhaft Indigo gefunden, auch weiſt Dr. Witt nach, daß bei der Purpurerzeugung wahrſcheinlich Honig als Reduktionsmittel gebraucht worden iſt — er kommt daher zu dem Schluß, daß der antike Purpur kaum etwas anderes geweſen iſt, als ein mehr oder weniger rot überfärbtes, auf ſehr umſtändlichem Wege gewonnenes Indigo-Küpen-Blau, und daß unſere heutige Farbentechnik den Zauberſchimmer des Purpurs längſt wiederzugeben vermag. Jedenfalls ſind unſere herrlichſten, indigogefärbten Stoffe um das Hundertfache billiger, als die Purpurſeide des Altertums, von welcher zur Zeit Kaiſer Diocletians das Pfund mit 15000 Denaren, rund 4500 Mark, bezahlt wurde.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 20.

Bilderrätſel. Heldentenor.

1. Rätſel. Beſcheid.

2. Arithmetiſche Aufgabe.
Der Geburtstag Kaiſer Wilhelms II: 27. 1. 1859.

3. Rätſel-Diſtichon. Gerona—Orange.

4. Rätſel. Indizien — Indien — Neid.

5. Anagramm-Kleeblatt.
1. Omar, Amor, 2. Nord, Dorn,
3. Reval, Larve = Arnold — Roland.

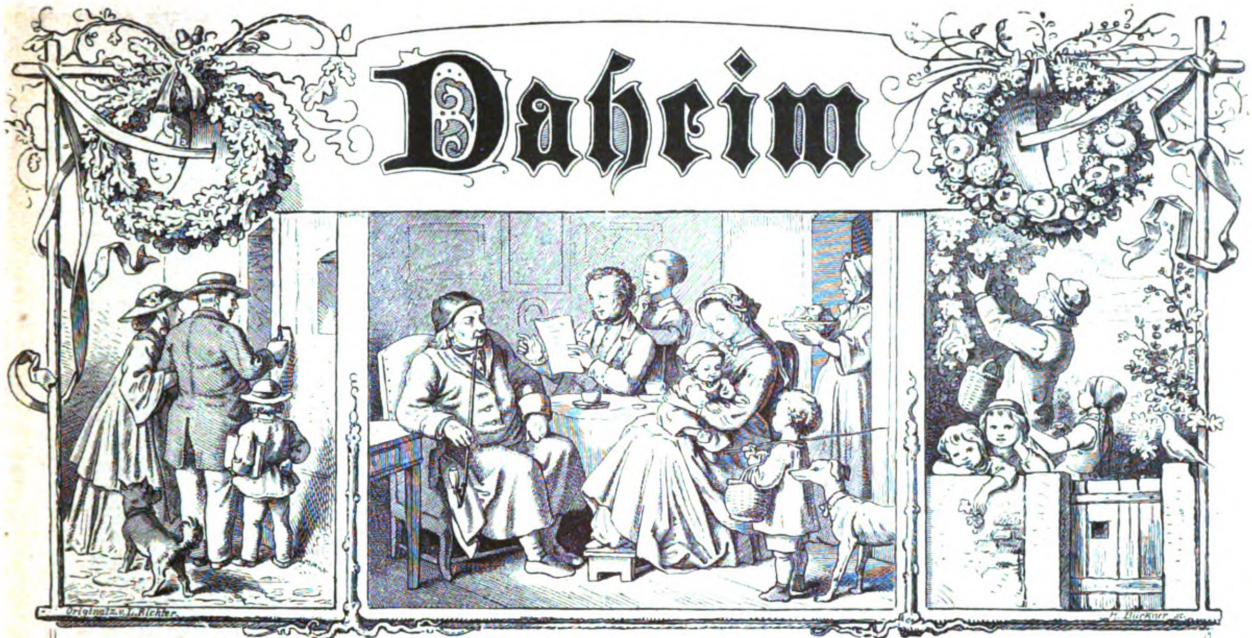
Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Im dunkelſten England. Von Hermann Dalton. — Der neue Signalmaſt. Gedicht von J. Trojan. — In Spindlersfelde. Von Hanns von Spielberg. Mit ſechs Illuſtrationen von Rudolf Dammeier. — Eine Neger-Poliklinik in Sanſibar. Von Harry Koenig. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Weinprobe von E. Grützner, und In der Kirche von Jakobus Leiſten. — Antiker Purpur.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Februar 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 22.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Mittlerweile bezog ſich der Himmel; einzelne Regentropfen ſpritzten hernieder, und ein Windhauch wie der Herold des nahen Herbſtes zog klagend durch die Wipfel hin. Dieſer äußere Rahmen paßte ſo recht zu dem Bilde, das ſich mir beim Betreten des Schloßhofes bot. Paarweiſe oder in Gruppen zerſtreut ſtand das Geſinde feiernd umher, Männer, Weiber und Kinder. Überall verwirrte, beſorgte, neugierige Geſichter, unterdrücktes Reden, vorſichtiges Flüſtern, leiſes behutſames Umherſchreiten, dazwiſchen ein lauterer Ruf, ein vernehmliches Wort und vereinzeltes Schluchzen. Die Gegenwart eines großen, plötzlich hereingebrochenen Unglücks, welches mit ſchwarzen Fittigen über Werden Wacht hielt, that ſich unzweideutig kund. An den Fenſtern des Herrenhauſes waren die Vorhänge herabgelaſſen, die Wappenfahne auf dem Türmchen halb niedergehißt — Feierlichkeiten für den Tod, der hier ſeinen Einzug gehalten. Vor dem Stalle ſpannte der Kutſcher die Pferde aus, deren ermüdetes Ausſehen bewies, daß ſie ſoeben erſt von anſtrengender Fahrt zurückgekehrt. Die Arbeit ging dem Alten nicht ſo recht von ſtatten, denn immer und immer, wenn er ſich bückte, war er bemüht, die ihm in den Bart rinnenden Thränen mit dem Handrücken fortzuwiſchen. Auf dem Wege, welcher das Rondel vor dem Schloſſe einhegte, führte ein Knecht einen ſchaumbedeckten Rappen langſamen Schrittes auf und nieder, denſelben, auf welchem ſoeben Arnold hergeſprengt war. Ein Reiter auf mattem Pferde kam ſoeben auf dem Wege von Leyden her die Lindenallee herauf. Auf der unterſten Stufe der Schloßtreppe ſaß ein altes Mütterchen, ſie hatte den Kopf auf die Arme geſtützt und wehklagte leiſe vor ſich hin; ich erkannte ſie, es war die Frau des Kutſchers, die einſt die Amme Herberts geweſen war. Aus der Nebenthür, durch welche man auf den zum Arbeitszimmer des alten Barons führenden Gang gelangte, trat jetzt die unterſetzte breitſchulterige Geſtalt des Verwalters ins Freie. Ihm folgte der Landmeſſer, ein kleiner blonder Mann, aus deſſen rundem, ſonſt ſtets von einem vergnügten und ſelbſtgefälligen Lächeln beſtrahltem Geſichte heute jede Spur der gewohnten Heiterkeit verſchwunden war. Als der Verwalter meiner anſichtig wurde, winkte er mich lebhaft zu ſich heran.

„Aber ſagen Sie, Herr Forſtmeiſter, wo haben Sie unterdeſſen geſteckt?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, während ſeine ernſten Augen mich vom Kopf bis zum Fuß muſterten. „Wir ſuchen Sie ſchon lange. Wiſſen Sie denn nicht, was heute hier vorgefallen? Wo blieben Sie denn?“

„Ja, wo blieben Sie denn?“ forſchte nun auch der Landmeſſer, mit den blaßblauen Augen zwinkernd. „Ihr Bote hatte mich ja heute früh zu acht Uhr in den Langenhoffſchen Wald beſtellt, wo ich mit Ihnen unter der alten Eiche zuſammentreffen ſollte. Ich habe aber vergebens gewartet.“

„Zu heute?“ entgegnete ich mit gutgeſpielter Überraſchung, indem ich mich bemühte, den durchdringenden Blick des Verwalters auszuhalten. „Da muß ein Irrtum vorliegen, denn nicht zu heute, ſondern zu morgen habe ich Sie bitten laſſen!“ Darauf berichtete ich, wo ich mich inzwiſchen aufgehalten.

„Ein merkwürdiges Mißverſtändnis!“ meinte der Landmeſſer ganz unverfänglich und, auf meine beſchmutzten Stiefel deutend, mit einem matten Anfluge des Lächelns: „Da haben Sie ein gutes Stück Weges hinter ſich!“

„Unſinn,“ grollte der Verwalter, „was hatten Sie nur heute gerade im Stirnewalde zu ſuchen?… Das war nicht ſo wichtig, das konnte auch aufgeſchoben werden! Wären Sie an Ort und Stelle geweſen, ich glaube, das Unglück wäre nicht geſchehen… Doch das iſt jetzt alles gleichgültig.“ Er faltete die Hände und warf einen beſorgten Blick zu den

Fenſtern des Schloſſes empor. „Gott gebe dem alten Herrn Kraft, ich fürchte für ihn. Er iſt ſo eigen, ſo verändert, ſo gar nicht wie die Menſchen, die ich ſonſt geſehen, wenn ſie ein furchtbarer Schlag getroffen! Das Fräulein ängſtigt ſich ſeinetwegen… Wenn nur der Kreisarzt bald käme?“

„Auch Baron Arnold befindet ſich auf dem Schloſſe,“ erzählte der Landmeſſer. „Man hat ihn den ganzen Tag geſucht, erſt ſeit einer halben Stunde iſt er oben. Vielleicht, daß ſein Erſcheinen auf das Befinden des Vaters günſtiger einwirkt… Er iſt ja nun der einzige Sohn.“

Der Verwalter wollte etwas erwidern, aber es kam ihm nicht über die Lippen. Er zuckte unmerklich mit den Achſeln, um dann mit ſchnellen Schritten die Treppe hinabzueilen.

„Sieh da, der Bote! Nachrichten aus der Stadt!“

Der Mann, welcher mit erhitztem Geſichte, ſeinen lahmen Fuchs mühſam am Zügel hinter ſich herſchleppend, jetzt nahte, mochte wohl einen tüchtigen Ritt zurückgelegt haben. Er hielt ein Schreiben in der Hand, das er dem Verwalter überreichte. Haſtig erbrach und überflog es dieſer, ein Seufzer der Erleichterung entrang ſich ſeiner Bruſt.

„Gottlob! Sie kommen heute Abend noch, die Herren vom Gericht! Ich bin recht beſorgt, ob ich alles richtig angefaßt, aber der Verantwortung werde ich doch ledig!“

Dann, auf dem Wege zur Verwalterwohnung, erzählten mir die beiden, einander oftmals unterbrechend und berichtigend, was ſich ſeit meiner und Arnolds Flucht am heutigen Morgen im Langenhoffſchen Walde ereignet hatte; aus ihren Schilderungen bebte noch deutlich die Erregung der jüngſtvergangenen Stunden nach. Der Landmeſſer hatte, als er ſich mit ſeinen Arbeitern etwas nach acht Uhr dem Beſtimmungsorte näherte, in einiger Entfernung einen Schuß fallen hören, ohne demſelben, da es Jagdzeit war, eine beſondere Bedeutung beizulegen. Nachdem er meiner faſt eine Viertelſtunde lang vergeblich geharrt, entſchloß er ſich, die Meſſungen der Waldgrenzen längs des Wolfsmoors ohne meine Führerſchaft vorzunehmen. Da, nach zehn Minuten, kam ein Arbeiter, welcher den anderen zufällig voraus war, mit der atemloſen Meldung aus dem Dickicht geſtürzt, daß in der Tannenlichtung zum Moore hin eine Leiche liege, die dem Kreyſingenſchen Baron ähnlich ſehe. Als ſie nun an die bezeichnete Stelle vorgedrungen waren und die furchtbare Botſchaft beſtätigt fanden, da hielt ſie geraume Zeit hindurch lähmendes Entſetzen gepackt. Nach Überwindung der erſten Betäubung hatte der Landmeſſer nach dem Verwalter, als dem Vertreter der Gutspolizei, geſchickt, welcher zum Glück in der Nähe beſchäftigt war. Dieſem hatte der Schreck die Geiſtesgegenwart nicht trüben können; ruhig und beſonnen ordnete er an, was irgend die Amtspflicht gebot. Es ergab ſich, daß die Leiche noch nicht gänzlich erkaltet, die Glieder derſelben noch nicht völlig erſtarrt waren; der Mord konnte alſo erſt vor einer halben Stunde oder etwas länger verübt worden ſein, gerade um dieſelbe Zeit, in welcher der Landmeſſer den Schuß hatte fallen hören. Denn daß es ſich um einen Mord handelte, war auf den erſten Blick unverkennbar. Die Lage des Körpers unter dem Baume, das Ausſehen und der Ort der Wunden, vor allem aber der Umſtand, daß dieſelben durch eine im Grunde unzureichende Waffe, nämlich durch ein mit Schrot geladenes Gewehr, beigebracht worden, ſchloſſen jeden Gedanken an Selbſtentleibung aus. Eilboten wurden von dem nahen Langenhoff aus auf das Schloß, zur Benachrichtigung des alten Barons, und in die Stadt abgefertigt, um daſelbſt bei der Kriminalpolizei die notwendige Anzeige zu erſtatten. Bis zur Ankunft des Gerichts aber mußten viele Stunden vergehen, ja, die Nacht konnte darüber hereinbrechen; bis dahin war es unmöglich, die Leiche in der brennenden Sonnenhitze auf dem Moore liegen zu laſſen. So gab der Verwalter den Arbeitern Befehl, eine Nottragbahre aus Zweigen herzuſtellen; auf dieſer wurde der Tote unter Aufſicht des Landmeſſers nach Langenhoff befördert. Die Beſichtigung des Thatortes ergab eine nur geringe Ausbeute: einen gewöhnlichen, aus Hanfwolle verfertigten, halbverſengten Schußpfropfen, im Mooſe ein paar Schrotkörner, die ſich in die Rinde des Baumes, unter dem man die Leiche gefunden, eingegraben hatten und nun mit dem Taſchenmeſſer herausgeſchält wurden; endlich am Boden durcheinanderlaufende, leicht eingedrückte Stiefelſpuren, zwiſchen denen in dem weicheren Grunde, zum Moore hin, die Fährte eines Tieres, offenbar die eines Hundes, zu unterſcheiden war. Auch weiterhin, in gerader Richtung am Waldrande, ließen ſich bei genauerem Zuſehen noch Spuren entdecken. Dieſelben aber wurden immer undeutlicher und hörten dort, wo der härter werdende, ſchwellende Waldboden die Eindrücke nicht mehr annahm, vollends auf. Holzfäller und Bauern, bis zu denen das Gerücht von dem traurigen Funde inzwiſchen gedrungen, und welche dann die Neugier hergetrieben, wurden nach ſchneller Verſtändigung in den umliegenden Wald geſandt, um auf Grund der vorgefundenen Spuren nach dem Thäter, der ſich vielleicht dort noch verſteckt halten mochte, oder mindeſtens nach etwaigen ſonſtigen Anhaltspunkten des Verbrechens, die zur Entdeckung desſelben führen konnten, zu forſchen. Inzwiſchen maß und zeichnete der Verwalter, welcher allein auf dem Platze zurückgeblieben, die vorgefundenen Eindrücke auf, dem Vorrat des Landmeſſers entnommenen, Papierblättern ab, um ſo jene, vielleicht wichtigen und leichtvergänglichen ſtummen Zeugen der dunkeln That im Bilde feſtzuhalten. Dann blieb noch die Abfaſſung von Bleiſtiftnotizen für das ſpäter niederzuſchreibende Protokoll übrig; alles andere war Sache des Gerichts.

Vor dem Langenhoffſchen Gutshauſe ſah der Verwalter auf ſeinem Rückwege bereits die Pferde des alten Barons halten. Als er das der Flur zunächſt liegende Zimmer betrat, bot ſich ihm ein erſchütternder Anblick. Auf dem Boden hatte man die Bahre mit ihrem traurigen Inhalte niedergelegt, und über dieſelbe lag der Schloßherr regungslos hingeſtreckt. Stumm und unbeweglich, mit verſchüchterten und erſchrockenen Geſichtern, ſtanden die Arbeiter und das Hausgeſinde umher; einige hatten die Hände gefaltet und bewegten unhörbar die Lippen. Es verging geraume Zeit, bis der alte Baron, von den übrigen geſtützt und geleitet, ſich endlich aufzurichten und mit ſchwerem, ſchwankendem Schritt ſeinem Wagen zu nähern vermochte. Auf ein zweites Gefährt lud man die Bahre mit der Leiche Herberts, und langſam, unter dem Gefolge einer größeren Menge, ſetzte ſich der traurige Zug in der Richtung nach Werden in Bewegung.

Was die beiden mir noch mitteilten, war mir unverſtändlich; ich hörte es kaum, und ich entſinne mich auch nicht mehr, wann ich an dieſem Abend in mein Forſthaus zurückgekehrt bin und was ich dort getrieben habe.

Oben im Schloſſe aber verlebte Arnold qualvolle Stunden. Ohne Aufenthalt hatte er, nachdem wir uns nach dem Marſche über das Moor im Walde getrennt, den Gutshof von Leyden erreicht. In der Thüre gewahrte er ſeinen Onkel, der mit einem Knecht eilige Worte wechſelte. Der Baron ſah rot und ärgerlich aus. Ein Zug des Erſtaunens legte ſich bei Arnolds Erſcheinen auf ſeine Miene, und ſein Gruß war ſeltſam froſtig. „Arnold, du? Wie kommſt du denn jetzt her?“ Auch aus dem Tone dieſer Worte ſprach ungewohnte, förmliche Zurückhaltung. „Und in dieſem Aufzuge?“ forſchte er noch verwunderter, auf Arnolds Kleider und Stiefel deutend. „Du ſiehſt aus, als ob du dich im Schlamm gewälzt hätteſt!“

Arnold erklärte ſein Äußeres in dem von mir angegebenen Sinne: er ſei wiederholt eingeſunken und gefallen. Altenhauſen ſchüttelte den Kopf: „Und nur dieſe paar Hühner haſt du geſchoſſen?“ Es war die Ausbeute des Frühmorgens noch vor der traurigen Begegnung mit Herbert. Arnold nickte. — „Und dein Hund? Du biſt doch nicht etwa ohne Hund auf die Hühnerjagd gegangen?“ Dem geübten Jägerauge Altenhauſens war die Abweſenheit Inkas ſofort aufgefallen. „Der Hund iſt verunglückt,“ wollte Arnold ſagen, aber er verbeſſerte ſich noch rechtzeitig: „Der Hund hat ſich verlaufen. Ich hoffte, ihn hier zu finden. Faſt eine Stunde lang habe ich ihn vergebens geſucht, bis ich, von ungefähr auf die große Straße tretend, Leyden dicht vor mir liegen ſah. Da dachte ich, daß Inka ſich vielleicht aufs Gut verirrt, zugleich ſehnte ich mich nach Erholung, ſo kam ich herüber.“ — Er wunderte ſich ſelbſt, wie leicht er dieſes Lügengeſpinſt abwickelte. „Du haſt wohl daran gethan,“ meinte der gaſtliche Altenhauſen weit freundlicher. „Aber das nenne ich einmal Unglück! Und was den Hund betrifft, ſo glaube ich kaum, daß er hier iſt; doch will ich mal nachfragen laſſen. Komm inzwiſchen ins Haus!“ Auf der Treppe zog er die Uhr. „Schon zehn Minuten vor halb elf!“ ſagte er in beſorgtem Tone, wie zu ſich ſelbſt. „Meine Frau iſt in der Nacht erkrankt,“ wandte er ſich dann lauter an Arnold, der hinter ihm her die Stufen emporklomm. „Der Doktor wollte ſchon um neun Uhr hier ſein, und noch immer kommt er nicht.“

„Wirklich!“ entgegnete Arnold, „zehn Minuten vor halb elf!“ Dieſe Worte hatten, er wußte ſelbſt nicht warum, ſein plötzliches Intereſſe erweckt; alles übrige glitt inhaltslos an ſeinem Ohr vorüber, ſelbſt ſein Bedauern über das Unwohlſein der Tante vergaß er, zu äußern.

Altenhauſen fiel das auf, er maß ihn mit einem ſchnellen Seitenblick: „Gewiß, ſieh nur!“ — er hielt ihm die Uhr hin — „aber was fehlt dir? Du ſiehſt ſo verändert aus!“

„Nichts, nicht das Geringſte, es iſt nur der Ärger und und die Müdigkeit.“

Im Saale ſetzten ſie ſich nieder und begannen irgend ein gleichgültiges, ſich mühſam fortbewegendes Geſpräch, wobei Altenhauſen wiederholt unruhig aus dem Fenſter ſah. Das Fräulein blieb unſichtbar, ſie war wohl mit der Pflege der Mutter beſchäftigt. Endlich kam der Doktor, und der Hausherr entfernte ſich mit ihm zu der Kranken. Es war Arnold lieb, daß er ſo allein blieb, er ſtützte die brennende Stirne mit der Hand und ſtarrte ins Leere. Eine grenzenloſe Gleichgültigkeit überkam ihn, ihm war, als ob die äußere Welt verſunken, als ob in ihm ſelbſt alles erſtorben oder in die eine Empfindung ſtumpfer Teilnahmloſigkeit aufgegangen ſei. Dann aber änderte ſich dieſer Zuſtand wohlthätigen Halbvergeſſens. Aus der Tiefe ſeiner Seele kamen ſie emporgetaucht — leiſe, leiſe Gedanken, Erinnerungen, Vorſtellungen. Anfangs wirr und unbeſtimmt, dann umriſſener und deutlicher, ſich zu Formen verdichtend und faſt körperliche Geſtalt annehmend, ihn zudringlich umgaukelnd und mit den bleichen Schattenhänden in die Ferne weiſend. Da ſah er es: im Sonnenlichte flimmerndes Laub, einen weißen Birkenſtamm und am Fuße desſelben einen regungsloſen Körper, den Körper Herberts, deſſen gebrochene Totenaugen ihn ſo ſtarr und vorwurfsvoll anblickten. Er ſchauderte und bemühte ſich, an etwas anderes zu denken, aber immer wieder trat jenes Bild vor ſeine Seele, nur noch klarer, nur noch ausgeprägter in ſeinen Einzelheiten. Er ertrug es nicht länger und ſprang auf. Kaum, daß er ſich Zeit nahm, einem ihm zufällig begegnenden Dienſtboten eine Meldung an den Leydenſchen mitzugeben, dann befand er ſich ſchon auf dem Hofe und gleich nachher auf der nach Werden führenden Straße. Langſam und müde ſchritt er auf derſelben fort, bis ihn etwa nach einer halben Stunde der reitende Bote erreichte.

Im Schloſſe kam ihm Tante Ida ſchluchzend, mit gerungenen Händen und wirren Löckchen entgegen; ihr Schmerz ließ ihn kalt. Auf dem großen Lehnſtuhle im Saale ſaß ein uralter Mann. Es war ſein Vater, und er war es doch nicht. Er brauchte erſt Zeit, um ihn zu erkennen. Dieſe nach vorn gebeugte Greiſengeſtalt mit den matten, glanzloſen, gerade vor ſich hinblickenden Augen und dem runzelvollen, faſt gleichmütigen Antlitze bot in ihrer Hilfloſigkeit einen erſchütternden Anblick. Wenn Arnold den Vater im Ausbruch beredten Schmerzes oder zornmütiger Verzweiflung geſehen, es hätte auf ihn nicht ſo gewirkt, als dieſes brütende Hindämmern. Zagend näherte er ſich dem Greiſe, und als er nun vor ihm ſtand, da fühlte er ein heißes Zucken vom Herzen ins Auge hinauf; unaufhaltſam, lindernd und befreiend, kamen ihm plötzlich die Thränen, die erſten Thränen, denen er ungehinderten Lauf ließ. Der Alte aber ſchien das kaum zu bemerken, nur einmal ſchaute er flüchtig auf und wies mit der Pfeife, die er in der Hand hielt, in das Nebenzimmer. „Dort,“ ſagte er, weiter nichts. Arnold wußte, was dieſes „dort“ bedeutete, und doch mußte er hin, wie von unſichtbarer Macht getrieben. Dort hatten ſie Herbert gebettet. Nur eine Sekunde ſchaute der Ankömmling auf das weiße Laken, das die Leiche umhüllte, und doch dünkte ſie ihn eine hoffnungsloſe Ewigkeit, und es war ihm, als ob ihn durch die Hülle hindurch die Augen des Toten vorwurfsvoll anſtarrten. Dann ſtand er abermals bei dem Vater, der Unverſtändliches vor ſich hin murmelte und das greiſe Haupt hin und her bewegte. Und, wie um Verzeihung bittend, kniete Arnold nieder, um auf die welke Hand des Vaters einen Kuß zu drücken, doch mitten in dieſer Bewegung hielt er inne; er hatte kein Anrecht auf ſolche Vergünſtigung, er war nicht wert, dieſe Hand mit ſeinen Lippen zu berühren. Troſtlos erhob er ſich und eilte hinweg.

Gegen Abend langten die Herren vom Gericht in Begleitung des Kreisarztes, eines kleinen Mannes mit trockenem, forſchendem Geſichte, im Schloſſe an. Die unmittelbar darauf vorgenommene Öffnung der Leiche ſtellte als Todesurſache den Eintritt zweier Schrotkörner durch das Auge ins Gehirn feſt, beſtätigte ſomit in der Haupſache meine Vermutung. Das Protokoll des Leichenbefundes beſagte ferner, daß der verhängnisvolle Schuß, da die Geſchoſſe Zeit gefunden, ſich über eine größere Fläche zu verbreiten und das Antlitz des Ermordeten keine Brandflecke zeigte, nicht aus nächſter Nähe, ſondern aus der Entfernung von etwa fünfzehn Schritten abgefeuert worden ſein mußte. Damit war die etwaige Annahme einer Selbſtentleibung von vornherein widerlegt.

Der herbeigerufene Aſſeſſor der Landpolizei war ein unternehmend ausſehender, etwas eiliger Herr, in deſſen barſcher Art es lag, daß er die Leute im Verhör leicht verwirrte. Er liebte die Schattenſeiten des Daſeins nicht, obwohl ſie, ſozuſagen, in ſeinen Beruf ſchlugen. Werden und ſeine Verhältniſſe waren ihm zudem fremd, und vor dem Jammer, den er im Schloſſe ſah, empfand er eine geheime Scheu, die ihn bedrückte und beläſtigte, zugleich aber auch den Wunſch in ihm erregte, ſeinen Pflichten mit möglichſter Beſchleunigung gerecht zu werden. Noch am Abend begann das Verhör des Hausperſonals, der Waldarbeiter und aller derjenigen Perſonen, die über das Verbrechen Ausſagen zu machen geeignet waren, und es dauerte bis tief in die Nacht hinein, um nach kurzer Ruhepauſe am nächſten Morgen wieder aufgenommen zu werden. Aber, obwohl der Aſſeſſor ſich von jeder Ungeſchicklichkeit fern hielt, obwohl unter der Feder ſeines Kanzliſten der Inhalt des großen eiſernen Tintenfaſſes auf dem Schreibtiſche des alten Barons bis auf den letzten Tropfen verſickerte und Stöße beſchriebenen Papiers ſich auf dem Gerichtstiſch emportürmten, ſo mußte ſich der Beamte nach Schluß der Unterſuchung doch ſagen, daß er im Grunde nicht mehr wiſſe, als zur Stunde ſeiner Ankunft in Werden, daß kein Lichtſtrahl das Dunkel durchbrochen, welches über der unſeligen That lagerte, daß nicht der Schatten eines Verdachtes auf eine beſtimmte Spur geleitet hätte. Auch die nochmalige genaue Unterſuchung des Thatortes im Walde förderte kein neues Ergebnis zu Tage. Der Aſſeſſor hatte dort weiter nichts zu thun, als die vom Verwalter ergriffenen Maßnahmen gutzuheißen und zu beſtätigen. Zudem waren die auf der Jagd nach dem Verbrecher in den Wald geſandten Arbeiter nach einigen Stunden ohne irgendwelchen Erfolg von ihrem Streifzuge zurückgekehrt. Faßte man die Summe der Reſultate aus der bisherigen Thätigkeit zuſammen, ſo war, außer dem Umſtande, daß der todbringende Schuß von einer Reihe von Leuten gehört worden war, nichts weiter feſtgeſtellt worden, als daß die in der Rinde der Birke ſteckenden Schrote ihrem Ausſehen und Gewicht nach mit den in den Körper des Ermordeten eingedrungenen Geſchoſſen zuſammenpaßten, offenbar zu einer Ladung gehörten und aus einem und demſelben Gewehr abgefeuert worden waren. Die ſonſt am Thatorte gefundenen Gegenſtände und Merkmale boten keinerlei Beſonderheiten; der Schußpfropfen war ein ſolcher, wie er gemeinhin von allen Jägern gebraucht wurde, und an die Beſchaffenheit der überdies bloß undeutlich dem Boden eingedrückten Fußſpuren ließen ſich vorläufig keine nennenswerten Schußfolgerungen knüpfen. Mit dem erleichternden Gefühl, ſeine Pflicht gethan zu haben, an dem unzureichenden Reſultate ſeiner Amtsthätigkeit aber keine Schuld zu tragen und alles Weitere getroſt dem Landgerichte, an das nun die Sache gelangte, überlaſſen zu können, hatte der Aſſeſſor nach reichlich eingenommenem Frühſtück den Bannkreis des Schloſſes verlaſſen.

Ich atmete erleichtert auf. Mich, den man außer jeder Verbindung mit den das Verbrechen begleitenden Thatumſtänden glaubte, hatte man einem Verhör zu unterziehen nicht einmal für nötig befunden. Auch Arnold war nur ganz kurz und ſchonend befragt und die aus ſeinen ſtockenden Antworten zitternde Erregung der nach ſolchem Verluſte natürlichen Gemütsbewegung zugeſchrieben worden. Noch ſtand alles gut, noch befand ſich Arnold außerhalb jeden Verdachts.

Bittere, verzweifelte Tage waren es, die nun über Werden hereinbrachen. Tage, die ebenſo ſchwer in der Erinnerung laſten, als durchlebte man ſie eben noch. Der alte Baron hatte ſich zwar körperlich erholt, die ſtumpfe Fühlloſigkeit, welche auf ſeinem Geiſte laſtete, dauerte dagegen fort. Stundenlang ſaß er an ſeinem gewohnten Platze, rauchte und ſprach kein Wort. Die Außenwelt ſchien für ihn abgeſtorben, die Erinnerung an die Vergangenheit ausgelöſcht, keine Frage, keine Erkundigung ging aus ſeinem Munde. Den Tod des geliebten Sohnes hatte er vergeſſen, um die Gerichtsbeamten kümmerte er ſich nicht, und in der letzten Zeit war er ganz in die Einſamkeit ſeines Schlafzimmers übergeſiedelt. Nur zuweilen ſchreckte er aus ſeinem Brüten empor, ſchaute um ſich und fuhr über das graue Haupt, als wenn er ſich auf etwas beſinnen wollte, um dann ſehr bald wieder in den alten Zuſtand zurückzuſinken. Beſorgt hatte der Arzt dazu den Kopf geſchüttelt.

Doch nicht genug damit, auch Arnold lag ſeit ein paar Tagen fiebernd darnieder. Es wäre ein Wunder geweſen, wenn die Anſtrengungen und ſeeliſchen Erſchütterungen der jüngſten Zeit ſo ganz ſpurlos an ſeiner Geſundheit vorübergegangen wären. Fühlte ich ſelbſt doch, der ich nie krank geweſen war, mich matt und elend.

In dieſen ſchweren Tagen bewies Tante Ida, welche Opferfreudigkeit und hingebende Liebe ihr Herz beſeelte. Geduldig und freundlich teilte ſie ihre Zeit in die Pflege der beiden Kranken, ſie ſaß bei dem Bruder und bemühte ſich, ihn durch Wiedergabe von Begebniſſen des täglichen Lebens, an denen ſie ein Intereſſe ſeinerſeits vorausſetzen durfte, aus der ſtarren Teilnahmloſigkeit zu reißen, um ſodann an das Lager des Neffen zu eilen und durch die Macht liebevoll geflüſterter Worte die Fiebergeſtalten von ſeinem Bette zu verſcheuchen. Selbſt den notwendigen Schlaf verſagte ſie ſich faſt, um die Zügel ihrer geliebten Wirtſchaft nicht gänzlich aus den Händen zu geben. So erſchien ſie allen wie der gute Engel des Schloſſes.

Aber auch der Leydenſche zeigte jetzt, daß er den Werdens mit wirklicher Freundſchaft anhing. Er war es, der für den alten Baron in Gemeinſchaft mit dem erprobten Verwalter die ſtockenden Geſchäfte erledigte, der überall, wo es nötig war, Tante Ida mit Rat und That unterſtützte und die traurigen Vorbereitungen zu der bevorſtehenden Beſtattung Herberts leitete.

Es war ein trüber, regneriſcher Tag, ſo recht geeignet, der Trauer um den Hingang eines jungen blühenden Lebens auch den geeigneten äußeren Stempel aufzudrücken, an dem man Herbert zur Ruhe geleitete. Schon miſchten ſich gelbe Blätter in das dunkle Laub der Linden, welche zu der uralten, unweit des Schloſſes gelegenen Familienkapelle leiteten, wo viele Geſchlechter der Werdens, friedſam vereint, den letzten Schlaf ſchliefen. Dort wurde der Sarg, in welchem die irdiſche Hülle Herberts ruhte, feierlich beigeſetzt. Die ganze Nachbarſchaft war zum letzten Geleite verſammelt, auch die Leydenſchen Damen, obwohl Frau von Altenhauſen nur eben erſt von ihrem Unwohlſein geneſen war, befanden ſich darunter. Arnold fehlte, die Krankheit feſſelte ihn noch ans Lager, und im ſtillen dankte ich Gott, daß er ſo des Schwerſten überhoben war: ein Teilnehmer dieſer traurigen Feier zu ſein. Die Hoffnung, daß die Auffriſchung des Schmerzes bei dieſem Anlaß in dem Befinden des alten Barons einen gewaltſamen, aber heilſamen Umſchwung herbeiführen werde, erfüllte ſich nur teilweiſe.

Als der Paſtor die Grabrede hielt, als die Bauerſchaft die Sterbelieder ſang, als der von Kränzen bedeckte Sarg in die Tiefe hinabglitt, da mochte dem alten Mann, der bisher ohne Zeichen der Erregung dageſtanden, die volle Bedeutung deſſen klar werden, was er vor ſich ſah. Er ſtöhnte tief auf und rief ſchmerzlich den Namen des Toten. Aber keine Thräne trat in ſein Auge. Wie auf etwas Fremdes, Unverſtandenes ſtarrte er bald wieder auf das Bild vor ihm und begehrte mit müder Stimme, nach Hauſe gefahren zu werden.

Ungefähr vierzehn Tage ſpäter langte der Landrichter an. Herr von Reichenwald war ein ſchlanker, hochgewachſener Mann mit edel geſchnittenen Geſichtszügen und wohlwollend blickenden dunklen Augen. Man ſchätzte ihn im Lande wegen ſeiner Ehrenhaftigkeit und tüchtigen Geſinnung, ebenſoſehr, wie man ihn als Richter wegen ſeiner Energie und Gründlichkeit hochſtellte. Als guter Bekannter des alten Barons, mit dem er zeitweilig viel verkehrt hatte, waren ihm die Familienverhältniſſe im Schloſſe durchaus geläufig. Die Wichtigkeit der Sache, um derentwillen er kam, hatte ihn bewogen, die Unterſuchung derſelben unter ſeine ausſchließliche Leitung zu nehmen. Ein anderer Geiſt ſchien jetzt die Verhandlungen zu beſeelen. Lag es an der eindrucksvollen und vertrauenerweckenden Perſönlichkeit des Landrichters oder an ſeinen klaren, mit Geſchick geſtellten Fragen; war es der Umſtand, daß nun der Zeugeneid in ſein Recht trat, genug, die ganze Reihe der Perſonen, welche zum Verhör gelangte, gab ihre Ausſagen ſo genau und umfaſſend zu den Akten, wie ſie es vor dem Polizeiaſſeſſor nicht gethan oder nicht zu thun vermocht hatte.

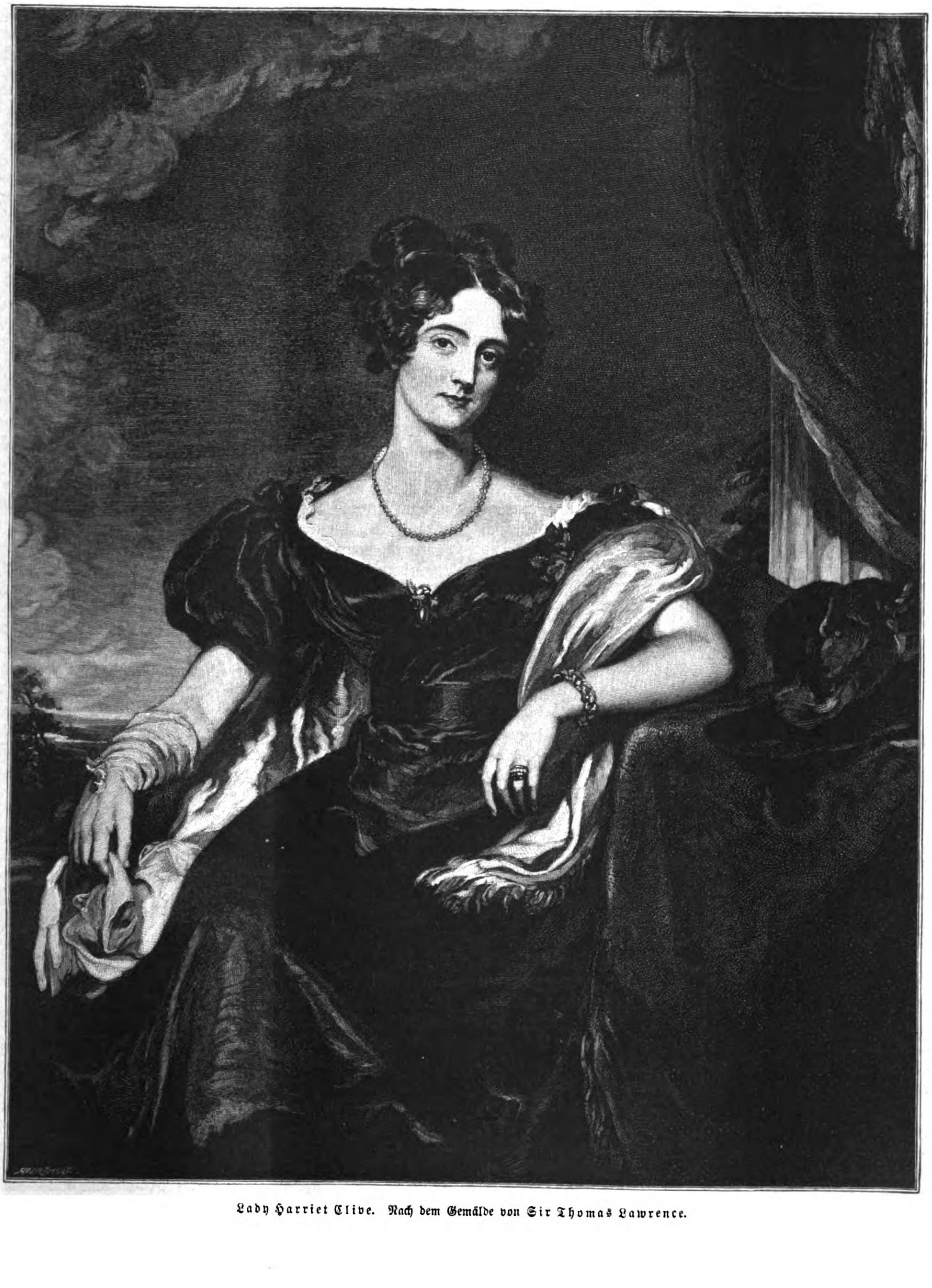
Als mein Name aufgerufen wurde, trat ich feſten Schrittes in das zur Gerichtsverhandlung eingerichtete Zimmer. Ohne Stocken beantwortete ich die Fragen nach dem Perſonenſtande, und auch als der Richter mich mit tiefernſter Stimme darauf aufmerkſam machte, daß ich meine Ausſagen unter dem Zeugeneide abzugeben hätte, ſenkte ich nur für eine Sekunde den Blick zu Boden. (Fortſetzung folgt.)

Im dunkelſten England.

Von Hermann Dalton.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

General Booth iſt wohl einer der größten Organiſatoren, die gelebt, eine Herrſchernatur, die unwiderſtehlich auf die von ihm geworbene Streitſchar wirkt und ebenſo unwiderſtehlich auch auf die Menge, gegen die er rückſichtslos, aber mit der ganzen Klugheit eines tüchtigen Feldherrn vorgeht und ſie in hellen Haufen überwindet. Ob der Erfolg ſeiner Sache auch in einer ferneren Zukunft den Vergleich noch als zutreffend bezeichnen wird, kann heute nicht entſchieden werden, jedenfalls aber drängt ſich gegenwärtig faſt unabweisbar Ignaz von Loyola zum Vergleich mit Booth auf. Wir gehen an den mancherlei ſprechend ähnlichen Zügen bei aller Verſchiedenheit des Handelns hier vorüber; das aber können wir ſagen, daß der Einfluß dieſer modernen Soldatennatur auf ſeine Zeitgenoſſen, bezw. auf die, die ſich von ihm werben laſſen, noch größer, weittragender iſt, als der des erſten Jeſuitengenerals; ob ein ſo feſtgefugter, nachhaltiger, Jahrhunderte überdauernder, iſt freilich mehr wie fraglich. Die Heilsarmee iſt noch von jungem Beſtand. Vor zehn und zwölf Jahren erſt in der jetzt beſtehenden ſtreng militäriſchen Weiſe organiſiert, zählt dieſe Armee heute bereits beinahe 10000 Offiziere, die an 2864 Orten auf der weiten, weiten Welt mit ungeſtümem Wagemut in der heißen Arbeit ſtehen.



Lady Harriet Clive. Nach dem Gemälde von Sir Thomas Lawrence.

Der Unterhalt des über die ganze Erde ſich erſtreckenden Unternehmens beanſprucht gegenwärtig eine Jahresausgabe von fünfzehn Millionen Mark. Die gewaltigen Summen werden aufgebracht; in erſtaunlicher Weiſe verſteht es die Armee, Gelder flüſſig zu machen. Da und dort in allen Weltteilen erheben ſich ihre Kaſernen, zum Teil umfangreiche und koſtſpielige Bauten; in ihrer Nähe und unter ihrem Schutze Heimſtätten und Bergungsorte des Elendes. Der Kapitalwert des Beſitzes an Häuſern wird auch bereits auf vierzehn Millionen geſchätzt, in weniger als zwölf Jahren zum unumſchränkten Eigentum erworben. Die Heilsarmee gibt in wöchentlicher und monatlicher Ausgabe ihr eignes Blatt heraus, in ſeinem Inhalt von einer abſchreckenden Eintönigkeit und geiſtloſen Langeweile, und doch, trotzdem es auf Inſerate verzichtet — heutzutage wird wohl keine Zeitung es wagen, freiwillig dieſe ergibigſte Einnahmequelle ſich zu verſtopfen — erſcheint dieſes Blatt in 32 nach Ländern und Sprachen verſchiedenen Ausgaben, in einer Geſamtauflage, wie ich zuſammenzähle, von 851 260 Exemplaren, vielleicht alſo die verbreitetſte Zeitung der Welt.

Ein auffälliger Unterſcheidungspunkt mit Loyola, zugleich ein bemerkenswerteſtes Zeichen der außergewöhnlichen Organiſation der Heilsarmee, iſt die ſchrankenloſe Durchführung des apoſtoliſchen Wortes: „Hier iſt kein Mann noch Weib, denn ihr ſeid allzumal Einer in Chriſto Jeſu“ (Gal. 3,28), ſchrankenlos bis zur kühnen Hinwegſetzung auch über die Grenzmarke, die derſelbe Apoſtel klar und feſt gezogen. Mann und Frau teilen ſich ſo vollſtändig in die gleiche Arbeit, übernehmen ſo ganz dieſelben Würden und Bürden in der Armee, daß der Geſchlechtsunterſchied in der Sprache bereits aufgehoben iſt und der in der Rangliſte als Hauptmann Schulze oder Müller geführte Name in der Wirklichkeit ſich als ein Fräulein von 18—20 Jahren entpuppen kann. Und dies achtzehnjährige Mädchen erweiſt ſich als tüchtig und befähigt, als „Manns“ genug, ſelbſt eine aufgeregte Menge und eine ſtürmiſche Verſammlung zu leiten, zu beherrſchen. Man kann nicht ſagen, daß ſie es thun auf Koſten und nach Abſtreifung aller Weiblichkeit; aber ſie thun es furchtlos, mit voller Hingabe ans Werk, mit einer ſtaunenswerten Willigkeit und in ſtrengem Gehorſam, der ohne Dreinſprache die Befehle des Oberſten und Generals ausführt; heute am warmen, heimiſchen Herde, morgen auf ein leiſes, einſpruchloſes Wort des Führers hin im unwirtlichen Urwald Amerikas, an der Grenzlinie der auſtraliſchen Steppen. Dieſe gleiche Inanſpruchnahme und Beteiligung von Mann und Weib in der gemeinſamen Arbeit, die nirgends noch in der Welt bis in alle Folgerungen hinein ſo haarſcharf durchgeführt wurde, tritt in beſonders hervorragendem Grade an der Familie des Generals zu Tage. Auch eine außerordentliche Familie, wie ihr Haupt. Mit dem vor kurzem erfolgten Hingang ſeiner langjährigen Lebensgefährtin hat nach meiner Überzeugung auch der General, und dann auch ſein Werk, die beſſere Hälfte eingebüßt; die wenigen und ergreifenden Worte, in denen er das Buch dem Gedächtnis der Heimgegangenen widmet, legen Zeugnis ab, daß er die Höhe ſeines unerſetzlichen Verluſtes wohl zu werten weiß. Sieben Kinder, drei Söhne, vier Töchter, ſind der Ehe entſprungen. Voll und ungeſchmälert iſt ein außerordentliches Erbe dieſes außerordentlichen Paares auf die Kinder übergegangen. Faſt von der Wiege an waren ſie dem Werke geweiht; in Jahren, in welchen gewöhnliche Kinder noch die Schule beſuchen, hatten dieſe Knaben und Mädchen bereits hervorragende Poſten in der Heilsarmee, als ob ſie königlichen Geſchlechtes wären, und erwieſen ſich darin tüchtiger und begabter, wie mancher Offizier, der ſeine hohe Stellung dem blauen Blut in ſeinen Adern dankt. Die Frauen, die die Söhne ſich erwählt, die Schwiegerſöhne, denen der Vater ſeine Töchter zur Ehe gegeben (zwei ſind noch unverheiratet) gehören ſelbſtverſtändlich der Heilsarmee an und zwar auf bedeutſamen Poſten, und das nun heraufkommende zweite Geſchlecht wächſt in das gleiche Erbe des Berufes hinein: in der That, eine auserwählte Familie, in der bis jetzt noch kein Glied aus der Art geſchlagen, ein tüchtiger Generalſtab, der mit Banden des Geiſtes und auch des Blutes in feſter, treuer, pietätvoller Schulung den General umgibt.

Das iſt der Mann und ſeine Armee, der es unternimmt, in das unheimliche, dunkle Gebiet vorzudringen und die Ungeheuer, die darin hauſen, zu bändigen: wahrlich ein herkuliſches Unterfangen in unſerm neunzehnten Jahrhundert! Wie ſchlägt der Pfadfinder ſich durch? Welche Wege bahnt er durch den Urwald, daß andre ihn betreten und ſeine Schreckniſſe überwinden können? Wie lautet der Plan dieſes Stanley?

Auf den erſten Blick mutet einen der Entwurf befremdlich an; man ſtaunt und ſtutzt, daß ſcheinbar in ſo leichter, einfacher Weiſe die Rieſenaufgabe zu löſen ſein ſoll. Eine beigefügte Abbildung ſucht wie aus der Vogelſchau den aufgeſtellten Entwurf zu erläutern. Die etwas marktſchreieriſche, gar ſehr für eine niedere Stufe der geiſtigen Bildung zugeſtutzte Zeichnung könnte von einer ernſteren Prüfung des Planes den Einſichtsvollen abſchrecken. Aber um der Bedeutung der Sache willen nimmt man auch dieſe Spielerei mit in den Kauf; wer eingehend die Heilsarmee kennen lernen will, muß ſich durch mancherlei derartige, abſtoßende Äußerlichkeiten und Zuthaten durcharbeiten. Die wenig anmutende Schale birgt auch bei dieſem Unternehmen einen Kern, der der höchſten Beachtung wert iſt und das große Aufſehen des Buches rechtfertigt. Gleich die leitenden Grundſätze bei dem Durchbruch durch den Wald zeigen den kundigen Mann, der in der praktiſchen Schule des Lebens gereift, mit nüchternem Blicke die Notlage beurteilt und ſich die richtigen, leitenden Grundſätze zu ihrer Bekämpfung vorgeſetzt hat. Dieſelben in ihrer ſchlichten, einfachen Faſſung haben allgemein gültigen Wert. Darum ſeien ſie hier kurz genannt; ihre Handhabung muß lernen, wer immer und irgendwo an dem in allen Landen gemeinſamen Werke zur Mitarbeit berufen iſt.

Als oberſten Leitſtern ſtellt Booth mit Recht auf, daß der Mann ein andrer werden muß, wenn der Grund ſeines Unterliegens im Lebenskampfe in ſeiner Perſönlichkeit zu ſuchen iſt. Ferner: wirkſam kann nur das Mittel ſein, das die Verhältniſſe des Elenden ändert, wenn ſie der Grund ſeiner troſtloſen Lage ſind. Dann: jedes der Beachtung werte Mittel muß dem Übel angepaßt ſein, das es bekämpfen will. Viertens: der aufgeſtellte Plan muß nicht nur weitumfaſſend, ſondern auch dauernd ſein. Weiter: er muß dauernd, zugleich auch alsbald zweckentſprechend zu handhaben ſein. Dann: die mittelbaren Folgen des Planes dürfen die nicht beeinträchtigen, denen wir eine Wohlthat erweiſen wollen. Und endlich der letzte Leitſtern im Siebengeſtirn, der gleichfalls glänzendes Zeugnis für die tüchtige Schulung des Bahnbrechers ablegt: unſere Unterſtützung der einen Klaſſe der Geſellſchaft darf nicht die Intereſſen einer andern Klaſſe ernſtlich ſchädigen. Von ſolchen Grundſätzen geleitet, entwirft nun Booth in drei Ringen, aus der Tiefe emporſteigend in die Weite, ſeinen einfachen Plan. Den Grundriß ſtellt eine dreifache „Anſiedelung“ dar, Heimweſen in der Stadt, auf dem Lande und eine überſeeiſche Kolonie. Ein paar erläuternde Worte zu jeder der drei Stufen.

In der Stadt müſſen in den ärmſten Teilen, wo die Elenden hauſen, Leuchttürme und Häuſer der Barmherzigkeit errichtet werden, in welchen die Verkommenen Zuflucht, Wohnung, Nahrung und Arbeit finden, zugleich auch — und das unterſcheidet ſie vorteilhaft von unſeren ſtädtiſchen Aſylen für Obdachloſe, — daß den armen „Flüchtlingen“ in dieſen Heimſtätten täglich in einer ihnen begreiflichen Weiſe die rettende Hand des Evangeliums nahe gebracht wird, ſie aus dem Pfuhl innerer Verkommenheit an das Tageslicht chriſtlichen Lebens empor zu ziehen. Nicht umſonſt wird den Armen die materielle Hilfe geboten, aber nur zum Selbſtkoſtenpreis und in einer Weiſe, daß den zur Erſtattung Unvermögenden Gelegenheit geboten wird, im Hauſe den Preis zu erwerben.

Nur ein paar Pfennige ſind nötig, da durch ſehr zweckmäßige Einrichtungen in wohlorganiſierter Weiſe die Abfälle in den Häuſern der Reichen und Wohlhabenden eingeſammelt und hier verwertet werden. Abfälle jeder Art, auch vom Hausrat, deſſen Inſtandſetzung Hunderten und Tauſenden von Händen die Möglichkeit eines kleinen Verdienſtes oder aber auch eines billigſten Erwerbes notwendiger Hausbedürfniſſe verſchafft. Was als völlig unverwertbar für Menſchennatur und ſtädtiſche Bedürfniſſe ſich erweiſt, das wandert in die Kolonie auf dem Lande zur Fütterung des Viehes oder in die daſelbſt angelegten Fabriken, durch welche, z. B. in der zu gründenden Papierfabrik, die Lumpen eine Neuerſtehung erfahren. Dieſe Ausführung des erſtrebten Betriebes iſt in hohem Grade feſſelnd und beachtenswert. Die „kleinen Dinge“ vergehen meiſt nutzlos, und doch können ſie noch ſo wertvollen Dienſt leiſten, nicht nur materiellen, größeren faſt noch durch den ſittigenden Einfluß einer Arbeitsleiſtung der Arbeitsloſen.

Die in dieſen ſtädtiſchen Kolonien als geeignet für das Land ſich erweiſen und zugleich Proben einer beginnenden inneren Wandlung abgelegt, werden in die auf dem Lande zu errichtenden Kolonien übergeführt. Booth zeigt, wie der größte Teil der in der Stadt Verkommenen vom Lande her dahin verſchlagen ſind und da kläglichen Schiffbruch gelitten haben; er weiſt ferner für ſein Vaterland in beſchämender Weiſe nach, daß ein Fünftel dieſer Elenden ausgediente Soldaten ſind, die trotz alledem die hartgewohnte Zucht und Unterordnung unter höheren Befehl im alten, ſchweren Berufe nicht vergeſſen haben und leicht und willig wieder in eine ähnliche Schule ſich nehmen laſſen. Auch bei der Anlage dieſer ländlichen Kolonien zeigt Booth ſeine praktiſche Sachkenntnis und verblüfft geradezu durch die überraſchende Leichtigkeit, mit welcher er in dem dichtbeſetzten Lande auf Raum für Feldarbeit hinweiſt. Die Eiſenbahndämme und Böſchungen, die jetzt brach daliegen, können, unter ſorgſamen Anbau genommen, Hunderte und Tauſende ernähren. Es ſind ferner weite Strecken Landes, als ertragsunfähig aufgegeben, unbebaut vorhanden; unter fleißiger Bearbeitung, zumal wenn den Landbauern jede Möglichkeit, dem alten, teufliſchen Dienſt der Völlerei zu fröhnen, genommen iſt, kann auch ſolches Brachland lohnende Ernte gewähren. Unſere deutſchen Arbeiterkolonien dienen dafür als Beleg. Die weiteren Winke, die Booth hier gibt, ſind wohl wert, eingehend von unſeren Leitern in den Arbeiterkolonien erwogen und dann auch berückſichtigt zu werden.

Ein fernerer weſentlicher Ring legt ſich um dieſe Anſiedelungen auf dem Lande für Ackerbau und Fabrikarbeit in der Anlage von überſeeiſchen Kolonieen. Wie kann da der Engländer ins Volle greifen und Pläne entwickeln, die zu ihrer Verwirklichung nicht das Opfer der Vaterlandsliebe fordern und die Söhne und Töchter des Landes in keine Fremde hinausſtoßen, die ſie ausnützt, wie ein Acker die ihm gebotenen Dungmittel! Die wertvollen Kräfte gehen hier der alten Heimat nicht verloren. Jetzt erſt zeigen ſich auch für uns die leiſen Anfänge der Möglichkeit eines Wandels in unſern afrikaniſchen und auſtraliſchen Beſitzungen; aber Jahrzehnte werden noch vergehen, bis die Möglichkeit zu einer Wirklichkeit wird, und unterdeſſen werden wieder weitere Millionen unſerer deutſchen Brüder für ihr altes Stammland unerſetzlich verloren gegangen ſein. Der Engländer trifft in allen Weltteilen ſeine Heimat, ſeine Mutterſprache; auch die weiteſten Entfernungen ſind ſo nahe gerückt, wie vor hundert Jahren die Bezirke im Mutterlande. Booth hebt ſcharf hervor, daß ſolche Überſiedelungen nicht der Willkür des einzelnen überlaſſen werden dürfen, im Grunde genommen nur eine unbarmherzige Übertragung und Weiterſchiebung des Elendes aus London nach Kanada oder Indien, keine Linderung desſelben. Dieſelbe barmherzige Liebe, die in der Großſtadt und auf dem Lande den Verkommenen die Wege gebahnt und die Elenden im Betreten und Beharren auf denſelben unterwieſen, hat ſich nun über das Meer hinüber zu erſtrecken und den Hilfloſen Handreichung zu bieten, als ob ſie noch daheim wären. Nur ſolche, die in den Bergungsorten in der Stadt und auf dem Lande ſich bewährt haben, werden in die ſorgfältig ausgewählten, fürſorglich eingerichteten Heimſtätten, über dem Meere drüben, übergeführt und ſtehen zunächſt unter dem gleichen mütterlichen Schutze, wie daheim. Wer die Auswanderer auf den Überfahrten nach Amerika oder Auſtralien aus eignem Augenſchein kennen gelernt hat, der preiſt die Umſicht, mit welcher Booth auch die Überfahrt ſelbſt ſchon in die leitende Hand der Menſchenfreunde gelegt wiſſen will. Die auch mehrwöchentliche Reiſe ſoll zu einer entſprechenden Vorbereitung auf die bevorſtehende neue Lebensweiſe ausgenutzt werden. Darum iſt ſie auf eignen Schiffen und zwar Segelſchiffen zurückzulegen; darum muß vom erſten Tage an das Leben auf dem Schiff in feſte Zucht und Ordnung genommen werden; darum muß jeder an die Arbeit, teils zur Hilfe auf dem Schiff ſelbſt, teils in der Unterweiſung und Handhabung in verſchiedenen Handwerken. Mit dem Ertrag der Arbeit wird ein Teil der Überfahrtskoſten beſtritten und ein Heckpfennig erworben für das neue Land. Darum muß auch an Bord in regelmäßiger Übung die Erbauung und Stärkung des Glaubens getrieben werden.

Den drei Kreiſen des Elendes hat Booth drei Stufen menſchenliebender Hilfe gegenübergeſtellt. Jene Ringe liefen nebeneinander her; die Hilfeleiſtung geſtaltet ſich organiſch aus. Eine Reihe von Nebenarbeiten gliedert ſich den einzelnen Stufen an; es ſind beſondere Notſtände, die eine beſondere Pflege beanſpruchen und zwar an der Stätte, wo die Not ausgebrochen. Da ſind Magdalenenaſyle zu gründen, Zufluchtsſtätten für entlaſſene Gefangene, Heilanſtalten für Trunkſüchtige und eine weitere Reihe von Heimſtätten des Elendes, wie ſie die chriſtliche Barmherzigkeit unſerer Tage allüberall mit erfinderiſcher Liebe, mit hingebender Opferwilligkeit bereits ins Daſein gerufen hat, hier nur mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß ſie feſt in ein geordnetes, großartiges Ganze eingefügt ſind und, wie die Teile einer Maſchine, in ſicherer Leitung ineinandergreifen. Das wehret einer unnützen Zerſplitterung der Kräfte, einem planloſen Nebeneinandergehen von Anſtalten, die ihre gemeinſame Aufgabe doch nur in einer zielbewußten, gegenſeitigen Förderung erreichen können.

Das rieſenhafte Unternehmen ins Leben zu rufen, dazu bedarf Booth zwanzig Millionen Mark; ſcheinbar eine ungeheure, unaufbringliche Summe, aber doch nur in den Augen deſſen, der nicht glaubt. Was zum erſten Beginnen erforderlich iſt, zwei Millionen, hat der thatkräftige Mann bereits erhalten; er zweifelt nicht, daß auch der fehlende Teil einfließen werde. Hat das engliſche Volk ſich die Aufhebung der Sklaverei an die dreihundert Millionen Mark koſten laſſen, wie ſollte es zaudern, die elenden Sklaven unter den eignen Söhnen und Töchtern, die unter einer viel ärgeren Leibeigenſchaft ſeufzen, zu befreien? Es ſind ſtolze und ſchöne Worte, die der Engländer von ſeinen Mitbürgern bekennt: „Wer wagt es zu ſagen, daß England keine zwanzig Millionen Mark aufbringen kann, nicht um zwei, drei Gefangene, wie in den afrikaniſchen Kämpfen, zu befreien, ſondern eine Million, deren Los mindeſtens ebenſo arg iſt, wie das der Gefangenen wilder afrikaniſcher Fürſten, die man aber nicht im Sudan, an den Mondbergen aufzuſuchen hat, die vielmehr unmittelbar vor unſerer Thüre liegen. Rede mir niemand von der Unmöglichkeit, zwanzig Millionen aufzubringen. Nichts iſt unmöglich, was England ernſtlich will. Alles Gerede von Unmöglichkeit beſagt im Grunde nur, daß du an dem Ernſte unſers Volkes zweifelſt, gegen einen Feind zu Felde zu ziehen, der vor dem Thore ſteht. Wenn John Bull in den Krieg geht, fragt er nicht nach den Koſten. Und wer wagt es, zu zweifeln, daß die Zeit völlig gekommen iſt, den ſozialen Übeln den Krieg zu erklären, die nichts Geringeres im Schilde zu führen ſcheinen, als den lebendigen Gott aus dieſer unſerer Welt hinauszuweiſen.“

Das engliſche Blut, das in meinen Adern rollt, läßt mich nicht zweifeln, daß die geforderte Summe aufgebracht werden wird. Andere Zweifel und Bedenken ſteigen auf. Es ſind ſchwere, ſoziale Übel, ſittliche und ſoziale Notſtände allerbedenklichſter Art, die laut um raſche Hebung und Abſtellung ſchreien. Der Held, der ſich nicht fürchtet und in kühnem Wagemut mit einer geordneten Schar bereits in den Riß geſprungen iſt, der die am Boden liegende Fahne des Volkswohles hoch hält, iſt dennoch kirchlich ein Parteihaupt, das die ganze Arbeit nun in die Geleiſe dieſer ſeiner religiöſen Bewegung hineinzwängen will und dafür ſein Volk um die Beiſteuer angeht. Da verbirgt ſich eine nicht unbedenkliche Gefahr. Die Heilsarmee mit ihren Führern an der Spitze hat ſich das Recht zu dieſem Vorgehen in jahrelanger, hingebender Arbeit an den Elendeſten und Verkommenſten unter unſern Brüdern in London erworben; dieſer verdiente Rechtsanſpruch wird zu einer ſchweren Anklage gegenüber den Kirchen, die entweder ihrer heiligen Pflicht der Barmherzigkeit und Liebe unter den Ärmſten ihrer Brüder nicht in gleicher Entſchiedenheit nachgekommen oder müßig geweſen ſind, in voller Thatkraft, in zielbewußtem Anſturm auch dieſen Armen gleich zu werden und ihre Sprache zu reden, um nur ja etliche ſelig zu machen. Dazu gehört der verzehrende Feuereifer einer Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet. Mag uns noch ſo ſehr das zum Teil fratzenhafte Treiben der Heilsarmee, in vielen Äußerungen als ein ſchmerzliches und empörendes Zerrbild chriſtlichen Weſens, zuwider ſein, ſo müſſen wir dennoch anerkennen, daß nicht wenige unter ihnen von dieſem Feuereifer beſeelt ſind und an den verrufenſten Orten auch Londons wohnen und arbeiten, wohin der Fuß anderer Kirchenmänner kaum zu gehen wagt. Die Heilsarmee gebietet über eine heute noch feſtgeſchloſſene Organiſation von frommer Zucht, von unerbittlichem Gehorſam der Untergebenen und zwar mit einem Netz der Arbeit, das faſt über die ganze Welt ausgeworfen iſt. Der aufgeſtellte Plan von Booth iſt bereits in ſeinen Anfängen ſeit ein paar Jahren in Angriff genommen, der Grundſtein gelegt; der Baumeiſter begehrt von ſeinen Landsleuten nur die geſteigerten Mittel zum Fortgang und Ausbau des hochragenden Werkes. Er iſt in glücklicher Lage. In einem Kampfe, der unmittelbares Eingreifen erheiſcht, gewinnt den Vorrang, wer zeitig den Kriegsplan entworfen, zeitig die benötigten Mittel bedacht und vorbereitet und ſo gerüſtet ins Feld ziehen kann. Das haben wir Deutſche 1866 und 1870, uns zum Siege, erfahren und bewieſen. Bei dem hier vorliegenden, zum Ausbruch gelangten Kampfe zieht unter den zur Mitarbeit berufenen Mächten nur Booth alſo gerüſtet aus; das iſt ſein unberechenbarer Vorteil, darin ruht ſeine augenblickliche Überlegenheit. Aber werden die anderen, die nicht gewillt ſind, in ſeine Armee einzutreten und ſeine Sonderart verurteilen, auf die Dauer ihm Heeresfolge leiſten können, leiſten wollen? Haben die anderen chriſtlichen Gemeinſchaften ein Recht, ſich von der Verpflichtung perſönlicher Hilfe gegenüber der aufgedeckten, ſchreienden Not in ihrem Gewiſſen dadurch loszukaufen, daß ſie dem kühnen Helden die geforderten Mittel darreichen und müßig ihm und ſeiner Schar das Schlachtfeld und die Kriegführung allein überlaſſen? So ſtand es doch nicht 1813, daß der Aufruf des Königs an das ganze Volk erging, um einen einzelnen Zugführer, der auf eigne Fauſt ins Feld zog, zu unterſtützen? Unſer gemeinſamer Siegesherzog duldet in dem uns befohlenen Kampf wider Sünde und Elend in der Welt keine Abfindung des einzelnen Teiles, auch keine Stellvertretung. Booth fordert von ſeinem Volke zwanzig Millionen; ich zweifle nicht, daß er ſie erhalten wird. Aber er fordert noch viel mehr: das Vertrauen, daß er, der einzelne, der Parteiführer, unter ſeinen Leuten mit unumſchränkter Gewalt ausgerüſtet, ohne jede Verantwortung, ohne jede Dreinſprache eine ſolche immerhin bedeutende Summe verwenden dürfe, im Grunde denn doch gleichzeitig zur Förderung ſeiner Sache, ſeiner Beſtrebungen, die weder Kirche noch Volk zu den ihrigen gemacht haben. Je höher der Erfolg des Planes ſein wird — er ſteht heute doch noch dahin — um ſo ſtärker, verbindlicher wird das Volk an die Heilsarmee geknüpft ſein und damit in gewiſſer Beziehung ſein Geſchick mit dieſer modernen Strömung verflochten ſehen.

Das durſtige Bärbele. Nach einer Originalaufnahme von E. Linde in Berlin.

Wir können die aufſteigenden Bedenken an dieſer Stelle nicht unterdrücken. Sie mögen unſern Brüdern über dem Kanal ein Beweis ſein von dem Ernſt, mit welchem man hierzulande das aufſehenerregende Buch prüft. Uns aber ſoll der großartige Plan des Engländers Weckſtimme und Mahnruf in der auch uns befohlenen Arbeit ſein. Denn gewiß, der Kampf mit dem ſozialen Elende, in dem ſich Geiſter regen, die im letzten Zweck und Ziel den lebendigen Gott aus unſerer Welt hinausſchaffen wollen, ſteht wie drüben auch vor unſerer Thüre.

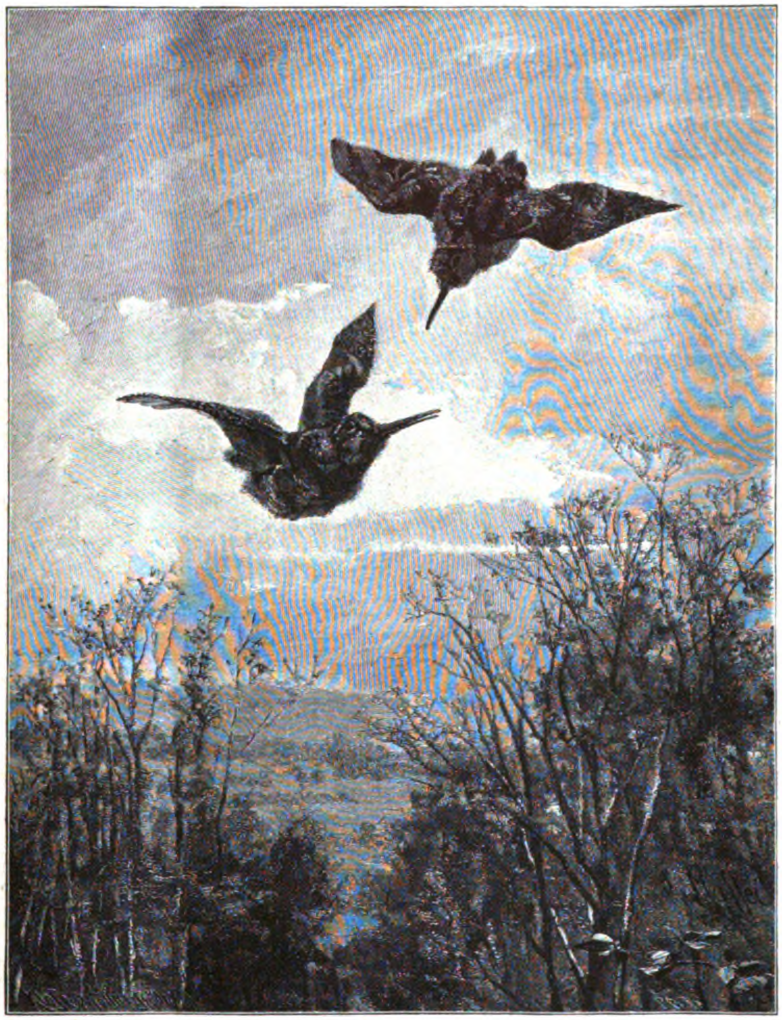
Im Poſtwagen.

Von Hermine Villinger. (Abdruck verboten.)

Es half nichts, das elegante junge Paar mußte im Poſtwagen Platz nehmen; das einzige Gefährt, welches der Wirt beſaß, war vergeben.

„Aber 's iſt ein luftiger offener Wagen, man ſitzt bequem wie in einer Chaiſe,“ tröſtete er das junge Paar, welches ſich höchſt unwillig in ſein Los ſchickte und mit großer Verſtimmung an den Poſtwagen herantrat. Ein unſchieriger, ſtark rauchender Menſch hatte eben drin Platz genommen, und die feine junge Frau rümpfte beleidigt das Näschen: „Um Gotteswillen, in ſolcher Geſellſchaft, wo bleibt da unſere ſchöne Stimmung!“

„Suchen wir uns wenigſtens die beſte Nachbarſchaft aus!“ meinte der Gatte. Und ſie umgingen den Wagen von allen Seiten, Geſicht auf Geſicht muſternd, ohne daß ihnen das eine oder das andere im geringſten zugeſagt hätte; ſchließlich nahmen ſie reſigniert zwei leere Plätze in der letzten Abteilung ein. Der Poſtillon blies in ſein Horn, und der Wagen raſſelte davon; er bog von der ſtaubigen Landſtraße in einen ſchmalen Weg, zwiſchen hohen Felswänden und ſteilen Abgründen, und das junge Paar, welches über der Brüſtung des Fenſters lehnte, genoß die Herrlichkeiten, die ihnen der Bregenzerwald in ſeiner wilden Schönheit bot. Nun geſchah's, daß bei jedem Berg, den ſie beſtaunten, bei jedem ſonnenbeſchienenen Thal, das ſich vor ihnen aufthat, eine Stimme hinter ihnen die Dinge beim Namen nannte, ganz beſcheiden, ohne alle Aufdringlichkeit, ſo daß das vollauf mit Schauen beſchäftigte Paar gar nicht auf den Gedanken kam, ſich nach dem gefälligen Sprecher umzuwenden. Erſt, als ſie ſich müde geſchaut und Platz genommen, fiel ihnen ihr Rückſtand für all die freundlich erteilte Auskunft ein, und ſie wandten ſich mit einem ſchönen Dank zu ihrem Gegenüber.



„Okuli, da kommen ſie!“ Nach dem Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Dieſes war ein kleines, etwas zuſammengeſchrumpftes Männchen, deſſen großer Hut und langes glatt geſcheiteltes Haar den Geiſtlichen verrieten.

„Nix zu danken,“ meinte er, „ich muß Ihnen doch ſagen, wie unſere Berg' heißen; ſchau, Sepherl, das mußt dir merken,“ wandte er ſich an ein blutjunges Mädchen, das in der feſteingeſchnürten Tracht der Bregenzerinnen zu ſeiner Rechten ſaß und unter ihrem weißen Strohhut kaum aufzublicken wagte. — Der junge Herr ſteckte ſich eine Cigarre an und, die Andacht bemerkend, womit ihm ſein Gegenüber zuſchaute, bot er dieſem mit einem freundlichen Nicken ſeine Cigarrentaſche hin. — Der alte Mann wurde ganz verlegen, zögernd langte er zu, wobei ſich ſeine Wangen mit einem zarten Rot bedeckten. „Stecken Sie ſie nur gleich an,“ ermunterte ihn die junge Frau.

„O bitte,“ wehrte der Alte, „wenn Sie erlauben, möcht' ich ſie mir lieber aufſparen, ich hab's ja jetzt ſo gar ſchön da heraußen, da wär's zuviel, auch noch ſo eine feine Cigarr' zu rauchen; im Winter aber, wiſſen's, gibt's trübe Tag' bei uns heroben, da will ich ſie rauchen, wann's nix dagegen haben. Sie ſind wohl recht vornehme Herrſchaften?“ ſetzte er fragend hinzu. — „Ich bin Offizier,“ erwiderte der junge Herr, „und Sie, mein Freund?“

„Ich bin Geiſtlicher.“

„Ich dachte es mir! Darf ich wohl fragen, was trägt nun ſo eine Pfarre im Gebirge hierzulande ein? Es hat mich ſchon oft intereſſiert.“

„Es kommt d'rauf an,“ ſagte der Geiſtliche, „die meine achtundvierzig Gulden im Jahr.“

„Aber damit können Sie doch unmöglich auskommen!“

„Es iſt geradezu entſetzlich!“ miſchte ſich die junge Frau ins Geſpräch.

„O nein, meine vornehmen Herrſchaften! Hätten Sie eine ganze Million jährlich zum Leben, ich möcht' nit mit Ihnen tauſchen, denn wenn in meinem Dorf ein Unglück geſchieht, kommen's zu mir und weinen ihren Schmerz in meine Händ'; wird aber abgeſtochen, gehört das ſchönſte Bratl mein; und wenn's im Dorf ſehen, daß meine Schuh' zerriſſen ſind, ſteh'n am Morgen ein Paar neue vor meiner Thür' — die Gemeind' ſorgt für mich, wie eine Mutter, ich für ſie, wie ein Vater; gelt, Sepherl, und ſo helfen wir uns durch?“ wandte er ſich an das Mädchen, das dunkelrot wurde, worauf ihm ein paar dicke Thränen, die Wangen entlang, in den Schoß hernieder ſtürzten.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte die junge Frau, ſich teilnehmend vorbeugend, „was iſt mit ihr?“

„Ich hol's,“ ſagte der Geiſtliche, „'s hat geſchrieben, 's ſtirbt vor Heimweh, da bin ich halt gangen, um's zu holen. Ja, ja, wie's ſo geht, meine vornehmen Herrſchaften, wir haben halt auch harte Köpf' heroben, ſo wenig Leut' wir ſind. Dem Wirt ſein Bub hat halt 's Sepherl gern, und 's Sepherl, ſo brav's iſt, hat nix; der Vater iſt tot, die Mutter iſt die Ärmſt' heroben, und all mein Reden und Bitten haben nix geholfen beim Wirt: der Bub darf halt keins ins Haus bringen, das nit eine Ausſteuer hat; du lieber Gott, da ſchaut's bös aus bei uns, gelt, Sepherl? Ich hab' mir überlegt: bringſt halt das jung Volk auseinand', dann gibt's vielleicht Ruh'; da hinten wohnt ein Verwandt's von mir, da hab' ichs Mädel hinbracht, in Dienſt. Mit dem Buben, hab' ich denkt, will ich ſchon fertig werden — o mein! alle Tag in der Woch' hab' ich können von vornen anfangen, ihm Vernunft zu predigen, und wie ich gerad' ſo recht am Verzweifeln bin, ſchreibt mir 's Sepherl, 's ſtirbt vor Heimweh, wenn ich's nit hol'. Und jetzt ſind wir halt wieder gerad' ſo weit wie vorher.“

Das Mädchen ſtieß einen leiſen Seufzer aus, und der alte Mann ſchaute verloren vor ſich hin; aber ſchon im nächſten Augenblick erhob er den Zeigefinger: „Ich wüßt' noch eins, aber ich ſetz' es nit durch — ich hab da einen Kaſten, ein uralt's Möbel, noch von meiner Großmutter ſelig her; weil halt die alten Sachen jetzt ſo neumodiſch ſind — wenn ich den verkaufen könnt', 100 Gulden bekäm' ich gewiß dafür, und mit 100 Gulden wär' der Wirt zufrieden.“

Jetzt kam Leben in das bisher vor Verlegenheit regungslos daſitzende Mädchen. „Und 's geſchieht nit, 's geſchieht nit,“ fuhr's mit aller Beſtimmtheit heraus. „Lieber bleib ich ledig, als daß der Kaſten fortkommt.“

„Da ſchauen's,“ wandte ſich der Geiſtliche ganz ärgerlich an das junge Paar, „ſo redet's, das dumme Ding, und ſo reden's alle miteinander. Der Kaſten, der hätt' uns ſchon vielmals aus der Not helfen können, aber glauben's, ich find' einen im Dorf, der ihn mir heruntertragen möcht? Wettern und ſchimpfen und toben kann ich, wie ich will, obſtinat ſind's, wie's lieb' Vieh.“

„Das iſt nit wahr,“ ereiferte ſich das junge Mädchen, „wir wiſſen halt, daß er nix hat auf der Welt, als den alten Kaſten, und daß er ihn freut.“

„Gar nit freut er mich,“ fiel ihr der Geiſtliche ins Wort, „ärgern thut er mich, wie nit geſcheit, und wenn's ihr nit aufhört, mir zuwider zu ſein, hau ich ihn noch zuſammen, und dann habt ihr's.“

Der alte Mann ſchwieg im höchſten Grad verdroſſen, und das junge Geſchöpf neben ihm nahm wieder ſeine ſteif-verlegene Haltung an, und nur um den vollen Mund zuckte es manchmal in verhaltenem Weinen.

Wie auf Verabredung trat das junge Paar miteinander ans Fenſter, wo ein eifriges Tuſcheln und Reden ſtattfand und die herrliche Gegend weiter keines Blickes gewürdigt wurde.

„Sepherl,“ ſagte der Geiſtliche, ſeinen Stock bald in die rechte, bald in die linke Hand nehmend, „haſt auch deinen Packen? Wir werden doch nix vergeſſen — ich hab freilich nur einen Stock, aber man kann nit wiſſen — ſo ein Dirndl, wenn's heißt: ausſteigen — gleich verliert's den Kopf. Haſt's Packerl, Sepherl?“

Das junge Geſchöpf konnte mit Fug und Recht die Frage bejahen, denn es hielt bereits ſeit einer Viertelſtunde ſein Päcklein im Arm, den ängſtlichen Blick unausgeſetzt auf den zappelnden alten Mann gerichtet.

Da beugte ſich die fremde Dame mit eins zu ihr hin: „Liebes Kind, hören Sie mich an — ich möchte Ihnen etwas ſagen, bevor Sie ausſteigen. Wir ſind nämlich, mein Mann und ich, ein ſehr glückliches Paar; alles ging glatt und eben, niemand hat ſich unſerer Verbindung widerſetzt — und darum — begreifen Sie — möchten wir gern auch andere glücklich wiſſen — ich bitte, nehmen Sie — es reicht vielleicht zur Ausſteuer — und dann ſegnen wir miteinander den Tag, an dem wir uns im Poſtwagen getroffen — nicht wahr?“

Das junge Mädchen, deſſen zitternde Rechte im nächſten Augenblick zwei Hundertguldenſcheine umſchloſſen, ſtarrte wie im Traum auf dieſen Reichtum nieder; der Geiſtliche aber riß ſeinen Hut vom Kopfe und umfaßte die Rechte der Geberin mit ſeinen beiden Händen.

„Gottes Segen, Gottes Segen,“ ſtammelte er mit Augen voller Thränen, „milde, gütige Frau!“

Da blies der Poſtillon ein heiteres Stücklein, und der Wagen hielt am Fuße eines nicht ſehr hohen, aber ſteil anſteigenden Berges, auf deſſen Spitze die Fenſterſcheiben einer Anzahl Häuslein im Glanze der untergehenden Sonne funkelten.

Unten am Wege aber ſtanden eine Menge Kinder und Weiber — auch ein Burſche war mit dabei —, und ſie alle eilten dem geiſtlichen Herrn mit einem jubelnden: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! — entgegen.

„In Ewigkeit, in Ewigkeit!“ rief er, in kopfloſer Haſt auf ſie zurennend, von dem atemloſen Sepherl gefolgt, das ihm Hut und Stock nachtrug.

Das ſich weit aus dem Poſtwagen herauslehnende Paar ſah noch, wie ſich die ſegnende Hand des alten Mannes zitternd nach ihnen ausbreitete, es ſah, wie der Burſche das dunkelrote Sepherl mit lautem Jubelruf umfaßte, während eine alte ärmlich gekleidete Frau den davonfahrenden Poſtwagen ſo lange mit Segenswünſchen verfolgte, bis der aufwirbelnde Staub ſie in eine Wolke hüllte.

Sie, ſie und ich.

Eine Familienplauderei.

(Abdruck verboten.)

Eigentlich müßte „ſie“ in der Überſchrift den Anfang machen; aber welcher Autor möchte ſich bei ſeinen Leſern mit einem kleinen Anfangsbuchſtaben einführen? So mag denn „Sie,“ was die Mutter dazu iſt, voranſtehen, „ich“ als Vater bilde gern die Nachhut. Nun ſteht „ſie“ wenigſtens im Mittelpunkt des Intereſſes, und das entſpricht den Thatſachen gleichfalls.

Ich werde mich ſchwer hüten, auszuſprechen, daß „ſie“ ein reizendes, nettes, furchtbar nettes Kind iſt — gräßlich nett, ſagt mein Freund Mayer von ſeiner Elſe. Das ſind bekanntlich alle Kinder und ich weiß wohl, was das Wort „Affenliebe“ bedeutet. Von dieſer allgemeinen oder General-Nettigkeit kein Wort mehr. Aber unſere Frieda hat Spezial-Nettigkeiten — na, ich ſage Ihnen! Lächeln Sie nicht, ich kann es durch Thatſachen beweiſen.

Es iſt noch nicht allzulange her, da ging ich mit ihr auf der Langen Straße ſpazieren, nicht etwa, um mit ihr zu renommieren, wie meine Frau immer behauptet, ſondern — na ja — kurz, ſo ein Kind muß doch auch einmal an die Luft kommen. Laufen kann ſie allerliebſt, das verſteht ſich bei ihren $1\frac{3}{4}$ Jahren und bei ihren glänzenden Fähigkeiten von ſelbſt. Da kommt uns eine unbekannte, alte, würdige Dame entgegen, bleibt ſtehen und betrachtet, was ſie da zu ſehen bekommt. Das Figürchen, wie aus dem Bilderbuch geſchnitten — beinahe hätte ich geſagt: wie vom Künſtler ausgehauen. Letzteres geſchieht zwar auch zuweilen, aber nicht vom Künſtler, auch nicht von mir, ſondern von meiner Frau „Frieda, wenn du nicht artig biſt, kommt die Mutter und haut dich!“ habe ich einmal geſagt — einmal und nicht wieder; „Sie“ hatte es nämlich gehört. Das runde Geſichtchen mit der zarten Farbe und den blauen Augen — o, dieſe Augen! Zum erſtenmal betrachtete ich ſie vor vier Jahren auf einer Waldpartie etwas genauer, ein paar Monate ſpäter auf dem Wege zum Standesamt. Dann das reiche, ſeidenweiche, hellblonde Haar — „wie Semmeln in Milch gebrockt,“ meinte neulich Mayer, der Neidhammel. Die alte Dame alſo blieb ſtehen und ſagte: „O, das iſt aber ein Sonnenſtrahl!“ Darauf unterhielt ſie ſich längere Zeit mit Frieda und gab ihr ein Stück Schokolade. War das nicht nett von Frieda?

Ich muß geſtehen, dieſe Bezeichnung gefiel mir. Noch am Nachmittag desſelben Tages — ich ſaß gerade am Schreibtiſch — fragte ich meine Frau: „Du, warum brüllt denn der Sonnenſtrahl ſo ſchrecklich?“ „Weil er den Milchtopf umgeworfen hat!“ entgegnete ſie.

Überhaupt finde ich mit jedem Tage meine Anſicht mehr beſtätigt, daß dieſes Kind in pſychologiſcher Hinſicht eine hervorragende Merkwürdigkeit iſt. Ich habe an ihm die Thatſache konſtatiert, daß im Alter von 1³/₄ Jahren das Bedürfnis im Menſchen erwacht, ſich Geſchichten erzählen zu laſſen. Und da auf dieſem Bedürfnis der menſchlichen Natur das Daſein der belletriſtiſchen Litteratur und die Exiſtenz zahlreicher Menſchen beruht, wird man auch den kulturgeſchichtlichen Wert dieſer Beobachtung einſehen können. Nun hat Frieda aus irgend einem Grunde — vielleicht weil ſie gern Gänſebraten ißt — eine Vorliebe für die Gans, auf gut Thüringiſch „Wullegahkgahk,“ ſprich „Wujetahtah.“ Wenn ich nun vom Geſchäft nach Hauſe komme, heißt es natürlich ſofort: „Von de Wujetahtah was äſäähl!“ Gut. Wozu hat man als erwachſener Menſch ſeine Phantaſie? Tante Marie hat eine Gans, die wird mit Butterbröten und Roſinen gefüttert. Wenn ſie, nämlich die Gans, nicht artig iſt, wird ſie in den Kommodenkaſten geſteckt. Und da hat ſie geſtern den Milchtopf umgeworfen, da hat ihr die Tante „Tutu“ auf den Schnabel gegeben und ſie in den Kaſten geſteckt, da hat die Gans geweint. Nicht wahr, Frieda, das war ſchön?“ — „Ja,“ antwortet ſie und ſtreichelt mir die Backen. „Nu eine Wujetahtah was äſäähl!“ Alſo weiter. „Geſtern ſaß eine Gans drüben auf dem Birnbaum und ſchrie: Gihkgahk! Da kam der Wauwau und ſagte: Wo? Wo? Und die Katze kam und ſagte: Ich ſag's der Frau, der Frau! Und der Spatz: Biſte ſtill, ſtill, ſtill! Nicht wahr, Frieda, das war ſchön?“ — Solche Geſchichten ſind ja alle nicht wahr, aber was will man machen? Unſere Zeit iſt eine Zeit der Publizität, und man kann heutzutage ſeine Kinder nicht früh genug auf die Lektüre der Tagesblätter vorbereiten. „Sön is,“ ſagt Frieda. „Nu eine Wujetahtah was äſäähl!“ — „Aber Frieda,“ ſage ich, „nun weiß ich von der Wullegahkgahk wirklich nichts mehr. Ich will dir lieber von etwas anderem was erzählen, hörſt du, von etwas anderem, nicht wahr?“ — „Ja,“ ſagt Frieda. „Von dä ande'n Wujetahtah was äſäähl!“ — Großartig, nicht wahr? Durch ſcheinbares Eingehen auf die Anſichten anderer ſeine eignen Pläne fördern! Ich glaube, ich habe an dieſem Tage noch zwanzig weitere Gänſegeſchichten erzählt. Ein merkwürdiges Kind!

Ich kann nicht behaupten, daß dieſe Anſpannung meines Erzählertalentes mir geſchadet hätte, denn Frieda iſt ſehr vielſeitig und gibt mir auf den verſchiedenſten Gebieten des geiſtigen Lebens nachhaltige Anregungen, wodurch die harmoniſche Ausbildung meiner geiſtigen Fähigkeiten weſentlich gefördert, einſeitiges Drillen aber verhütet wird. Da iſt z. B. das ſoziale Gebiet. Niemand wird leugnen, daß unſere Zeit eine Zeit der ſozialen Gegenſätze iſt, und daß entwickelungsgeſchichtliche Studien über die Entſtehung der geſellſchaftlichen Unterſchiede bei der Erziehung eines Vaters durch ſein Kind eine hervorragende Rolle ſpielen müſſen. Frieda hat nämlich drei Puppen, die ſich ganz verſchiedener Wertſchätzung von ihrer Seite erfreuen. Lotte iſt die größte und ſchönſte; ſie nimmt den unbefangenen Beobachter, von ihrem flächſernen Haar abgeſehen, beſonders durch einen ſchwermütigen Zug um die Mundwinkel und durch das Vorhandenſein ſämtlicher Gliedmaßen für ſich ein. Trotzdem ſteht ſie am tiefſten auf der geſellſchaftlichen Stufenleiter. Sie wird von Frieda am häufigſten in die gute Stube geſteckt. Man kehre ſich nicht an den ſcheinbaren Widerſpruch — Frieda weiß ſchon, was ſie thut. Da nämlich eine gute Stube nach allem, was man lieſt, eine unnütze, überflüſſige Einrichtung im Haushalt iſt, ſo wird ſie bei der Gründung eines neuen Heims ſtets nur unter dem lebhafteſten Proteſt von ſeiten des jungen Ehemannes etabliert — bei uns iſt's auch ſo gegangen. Um nun den ſchönen Raum wenigſtens einigermaßen auszunutzen, wird Frieda, ſobald ſie ſich einmal allzulange in der Rolle des brüllenden Sonnenſtrahles gefällt, hineingeſteckt, und die ſtilvolle Einrichtung mit ihren harmoniſch abgetönten Farben verfehlt nie, ihren beſänftigenden Einfluß auszuüben. Was Wunder, daß auch Frieda ihre Lotte, ſobald dieſe einmal unartig iſt, in der angegebenen Weiſe maßregelt. Die zweite Puppe, Hannchen, ſteht in bedeutend höherer Gunſt, was wohl daher rührt, daß ſie die Augen zudrücken kann. Sie bekommt die teuren Möbel nur ſelten zu ſehen und erhält auch ausgeſuchtere Leckerbiſſen. Martha dagegen, der Liebling, iſt noch nie geſtraft worden und wird in einer Weiſe verhätſchelt, die für die ſpätere Entwickelung ihres Charakters Trübes ahnen läßt. Sie kann Mama und Papa ſchreien. Alſo da haben wir's: Willſt du dich den Menſchen angenehm machen und es in der Welt zu etwas bringen, ſo hilft dir ein ſchwermütiger Zug um den Mund nichts; ſchon mehr hilft es, wenn man zuweilen die Augen zudrückt, am weiteſten aber kommt, wer am lauteſten ſchreien kann. Probatum est.

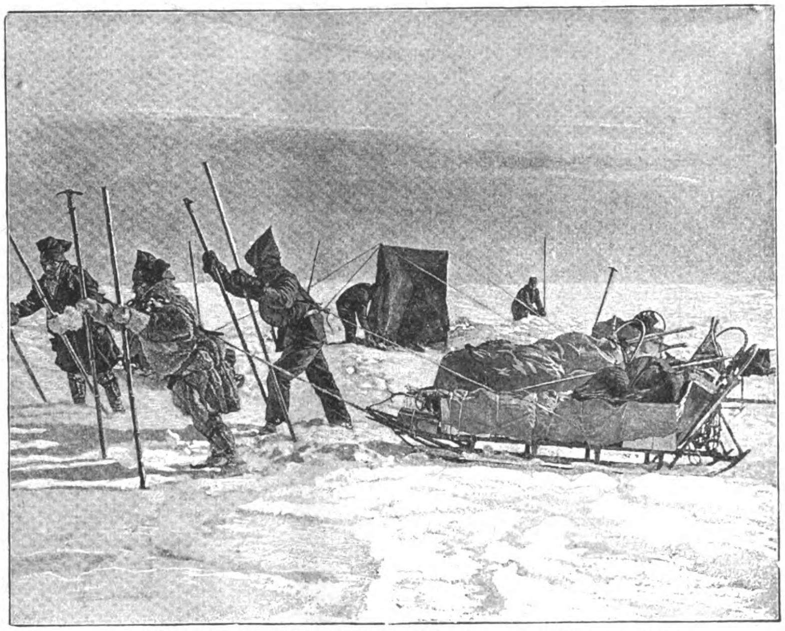
Was ferner die Entwickelung unſerer modernen Induſtrie anlangt — doch verzeihen Sie, ich muß abbrechen; ich höre nämlich im Nebenzimmer einen Sonnenſtrahl. Vielleicht nächſtens mehr, wenn meine Erziehung weitere Fortſchritte gemacht hat.

Auf Schneeſchuhen durch Grönland.

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

Unter den Forſchungsreiſen der letzten Jahrzehnte nimmt die Durchquerung Grönlands durch den Norweger Dr. Fridtjof Nanſen im Jahre 1888 ein hervorragendes Intereſſe in Anſpruch, trotzdem das Reſultat derſelben uns weder für die Gegenwart noch für die Zukunft einen materiellen Vorteil in Ausſicht ſtellt. Selten hat eine wiſſenſchaftliche Expedition ſo vollkommen ihrem Programm treu bleiben können wie dieſe, ſelten iſt ſie mit ſo außerordentlich geringen Mitteln und mit gleicher Umſicht und Ausdauer ins Werk geſetzt worden. Hinzu kommt, daß Fridtjof Nanſen der erſte war, dem es gelang, das Inlandseis Grönlands nicht nur zu erreichen, ſondern von Oſten nach Weſten zu durchqueren, ſo viele Forſcher auch in den letzten Jahrhunderten den gleichen Verſuch in dieſer oder in der umgekehrten Richtung gemacht hatten. Faſt alle Grönlandreiſenden vor Nanſen zogen in der Überzeugung aus, daß ſie hinter dem Eis- und Schneewall, der den ſchmalen im Sommer ſchneefreien Küſtenſtrich Grönlands nach dem Innern abſchließt, ein gleichfalls ſchneefreies Land finden würden, und noch Nordenſkjöld, dem es 1884 von der Weſtküſte aus gelungen war, einige Lappen auf eine kurze, von dieſen wahrſcheinlich ſehr übertriebene Strecke in das Innere vorzuſchicken, nachdem ihm an der Oſtküſte zwar die Landung geglückt, aber jeder Verſuch, weiter vorzudringen, mißglückt war, gab dieſen den Auftrag, ihm von jeder Art Gras oder Blumen, die ſie finden würden, wenigſtens ein Exemplar mitzubringen. Fridtjof Nanſen war ſchon vor Beginn ſeiner Reiſe der gegenteiligen Anſicht; er erwartete, nichts anderes zu finden, als eine vollkommene ſchneebedeckte Einöde — und er hat nichts anderes gefunden. Von dem Augenblick, wo die Reiſenden das Inlandseis an der Oſtküſte betraten, bis zu dem, wo ſie es an der Weſtküſte verließen, war ein Schneeſperling das einzige lebende Weſen, das ihre Augen ſahen.

Im Sommer 1882 war Fridtjof Nanſen vierundzwanzig Tage lang an Bord des norwegiſchen Seehundsfängers „Viking“ in dem der ganzen Oſtküſte vorgelagerten und die Landung an derſelben faſt unmöglich machenden Treibeiſe ſtecken geblieben. In faſt greifbarer Nähe lagen die Berggipfel und Gletſcher der Küſte vor ihm, und doch unerreichbar, denn Treibeis und Strömungen drohten ſelbſt dem großen Seehundsfänger Gefahr. „Unabläſſig grübelte ich nach, wie dieſe Küſte zu erreichen ſei, die ſo viele vergebens geſucht haben,“ erzählt Dr. Fridtjof Nanſen in ſeinem Reiſewerk: „Auf Schneeſchuhen durch Grönland,“ (autoriſierte deutſche Ausgabe, 2 Bde. Verlag der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg) „und ich kam zu dem Reſultat, daß ſie zu erreichen ſei, wenn nicht durch das Eis vermittelſt eines Schiffes — wie man das früher verſucht hatte — ſo doch über dasſelbe, und zwar, indem man Boote hinter ſich herzog. Ich wollte ſogar gleich einen Verſuch machen und über das Eis an Land ſpazieren. Dies Vorhaben ſcheiterte jedoch an dem Kapitän, der es unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht verantworten zu können glaubte, daß irgend jemand das Schiff auf längere Zeit verließ.“ — Wenn man ſpäter lieſt, welche Schwierigkeiten das Landen ſechs Jahre ſpäter Nanſen und ſeinen fünf Reiſegefährten machte, ſo kommt man zu dem Reſultat, daß dieſer Kapitän ein höchſt vernünftiger Mann war, und daß ohne ſein Machtwort Grönland wahrſcheinlich bis auf den heutigen Tag undurchquert geblieben wäre. Der Zauber des Geheimnisvollen, mit dem die grönländiſche Küſte den jungen Reiſenden gelockt hatte, ſchwand nicht, auch als der „Viking“ aus dem Eiſe erlöſt und die Küſte ſelbſt ihm aus dem Geſichtskreis verſchwunden war. Er hielt feſt an dem Gedanken, den bisher nur von Nordenſkjöld mit einem eiſernen Dampfer durchbrochenen Gürtel von Treibeis mit Hilfe von Booten zu überſchreiten und mit dem Inlandseis Grönlands nähere Bekanntſchaft zu machen. So entſtand in ihm der Plan einer Durchquerung Grönlands von der Oſtküſte nach der Weſtküſte, an welcher, falls er ſie erreichte, er ſicher ſein konnte, menſchliche Hilfe zu finden, während er auf dem umgekehrten Wege, ſelbſt wenn er ans Ziel gelangt wäre, höchſt wahrſcheinlich an der unbewohnten Küſte den Untergang gefunden hätte. Die bisher als unüberwindlich geſchilderten Schwierigkeiten des Überſchreitens des Inlandseiſes zu verringern, verfiel Nanſen auf



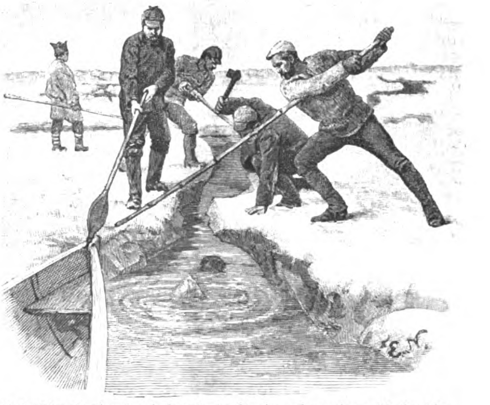
Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Aufbruch am Morgen auf dem Inlandeiſe.

die Idee, ſich der Schneeſchuhe zu bedienen, in deren Gebrauch er eine außerordentliche Gewandtheit hatte. In ſeinem Buche ſind die verſchiedenen Arten von Schneeſchuhen und der in Norwegen wieder allgemein in Aufnahme gekommene Sport des Schneeſchuhlaufens mit großer Ausführlichkeit geſchildert — dem Leſer, dem ſie unbekannt ſind, mag genügen, daß ſie dem in ihrem Gebrauch Geübten das Überſchreiten weiter Schneeſtrecken außerordentlich erleichtern, und daß die Expedition das Gelingen ihres gewagten Unternehmens in der That im weſentlichen ihrem Gebrauch zu danken hatte.

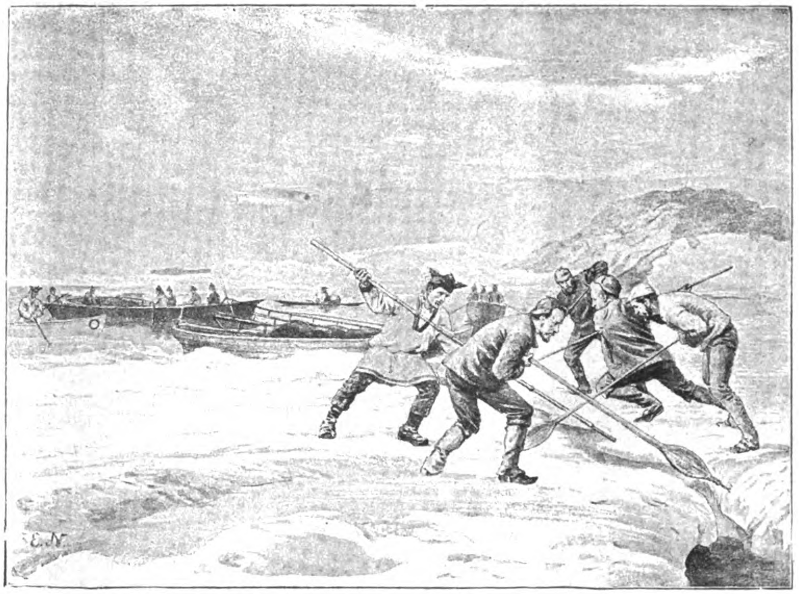
Die Art, wie Nanſens Plan aufgenommen wurde, als er mit demſelben an die Öffentlichkeit trat, war keineswegs ermutigend für ihn. Die erfahrenſten Kenner Grönlands warfen ihm Tollkühnheit und Unbeſonnenheit vor und prophezeiten, daß er ſein und ſeiner Reiſegefährten Leben nutzlos verlieren werde; ein Geſuch an die norwegiſche Regierung, die Expedition mit der geringen Summe von fünftauſend Kronen zu unterſtützen, wurde von derſelben abgelehnt, jedenfalls in der Überzeugung, daß die Reiſenden niemals an das Ziel gelangen würden. Schon trug ſich Dr. Nanſen mit der Abſicht, die Expedition ganz auf eigne Koſten auszurüſten, als der däniſche Staatsrat Gamél, der ſich ſchon wiederholt um die arktiſche Forſchung verdient gemacht hat, ſich bereit erklärte, den von der norwegiſchen Regierung abgelehnten Zuſchuß zu zahlen.

Mit der größten Sorgfalt ſtellte nun Nanſen die auf das Allernotwendigſte beſchränkte Ausrüſtung zuſammen und wählte ſeine Reiſegefährten. Als ſich der Leiter der Expedition am 2. Mai 1888 nach Island einſchiffte, von wo ein Seehundsfänger dieſelbe abholen und an der Oſtküſte Grönlands landen ſollte, begleiteten ihn der frühere Schiffskapitän Otto Sverdrup, ein erprobter Seemann, der Premierleutnant der norwegiſchen Infanterie Oluf Dietrichſen, ein norwegiſcher Bauernſohn Kriſtian Kriſtianſen Trana, und zwei Lappen Namens Balto und Ravna. Die letzteren hatte Nanſen mitgenommen, weil er urſprünglich die ſpäter als zwecklos wieder aufgegebene Abſicht gehegt hatte, ſich der Renntiere bei ſeiner Expedition zu bedienen, und dann glaubte, aus dem, wie allen Naturvölkern ſo auch den Lappen eignen Ortsſinn Nutzen ziehen zu können. Wenn er ſich auch hierin geirrt hatte, ſo bewährten ſich die beiden Lappen doch als zuverläſſige und ausdauernde Leute, und der erſtere, Balto, ſcheint durch ein liebenswürdiges Temperament und häufig unfreiwilligen Humor nicht wenig dazu beigetragen zu haben, die Reiſenden bei guter Laune zu erhalten. Und das war gewiß verdienſtlich, denn es ſchien durchaus kein guter Stern über der Expedition zu ſchweben. Schon auf Island mußten die Reiſenden länger den Seehundsfänger erwarten, als urſprünglich vorgeſehen war. Dieſer unfreiwillige Aufenthalt wurde zu mancherlei Ausflügen verwandt, die Nanſens Aufmerkſamkeit auf die fabelhafte Ausdauer und Zuverläſſigkeit der kleinen isländiſchen Pferdchen lenkten. Als der Seehundsfänger endlich anlangte, ſchiffte er eines derſelben mit ein, trotzdem er nur für einen Monat Futter in dem futterarmen Lande für dasſelbe erhalten konnte, weil er glaubte, es könne ihm im Beginn der Expedition von Nutzen werden, wenn er ſich auch ſpäter genötigt ſehen mußte, es zu ſchlachten. Aber dieſes unrühmliche Pferdeende wurde dem kleinen Isländer ſchon an Bord des Seehundfängers, weil das Futter aufgezehrt war und er ſich nur acht Tage lang dazu verſtehen wollte, aus der Not eine Tugend zu machen und Fiſche zu freſſen — nur eine Keule brachten die Reiſenden von dem hübſchen Tier glücklich mit nach Grönlands Küſte hinüber, die ihnen als friſches Fleiſch allerdings ein Leckerbiſſen erſchien. Nur die beiden Lappen vermochten den Widerwillen gegen Pferdefleiſch nicht zu überwinden.

Am Abend des 4. Juni hatte der Seehundsfänger „Jaſon“ mit der Expedition an Bord Island verlaſſen und den Weg nach Grönlands Oſtküſte eingeſchlagen, die ſchon nach wenigen Tagen in Sicht kam. Aber das der Küſte vorgelagerte Eis reichte ſo weit ins Meer hinaus, daß es ganz unmöglich ſchien, ſie zu erreichen. Bis zum 17. Juli mußte die Expedition deshalb an Bord des Seehundfängers bleiben. Da



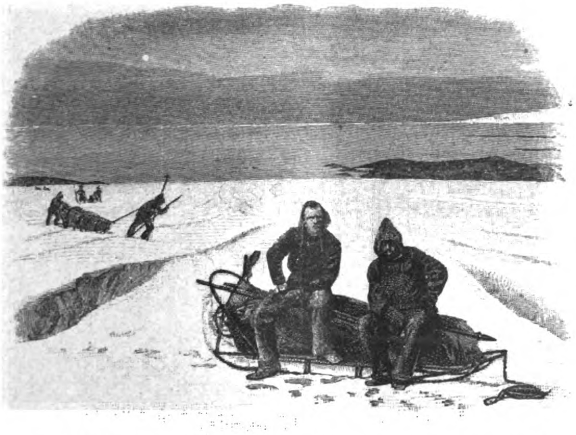
Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Freimachen einer Bahn für das Boot auf dem Wege zur Küſte.



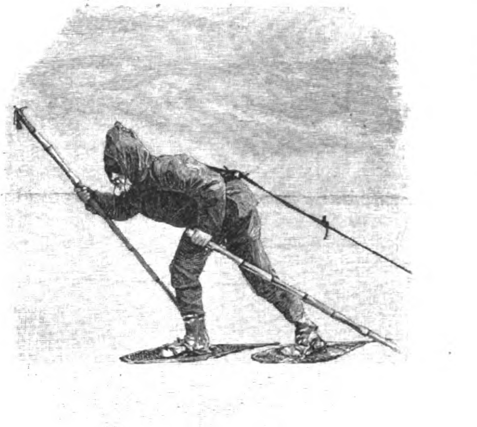
Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Im Treibeiſe auf dem Wege zur Küſte. Im Hintergrunde Eskimos.

endlich ſchien der Gürtel von Treib- und Schlampeis nur noch $2^1/_2$ geographiſche Meilen breit zu ſein, und Nanſen glaubte, die Landung wagen zu können. Der Kapitän des „Jaſon“ hatte ihm zu dem Boote der Expedition noch eines ſeiner Fangboote zur Verfügung geſtellt, im Falle eines der beiden Boote von den treibenden Eisſchollen zerdrückt werden ſollte, und weil zwei Boote ſich leichter durch Treibeis zu arbeiten vermögen als eines. In dem Fangboot übernahm Dr. Nanſen, in dem Expeditionsboot Kapitän Sverdrup den Oberbefehl, und unter Hurrarufen der Mannſchaft und Kanonenſalut ſtießen die beiden Boote ab. Als ſie eine Strecke weit in das Eis eingedrungen waren, ſchickte ihnen der Kapitän noch ein mit zwölf Mann beſetztes Boot unter Befehl des zweiten Steuermannes nach, um der Expedition durch das Eis hindurchzuhelfen. Aber Nanſen glaubte wenig Nutzen davon zu haben und ſandte das Boot zurück. In wenig Stunden hatte er die Küſte erreichen zu können gehofft, — nach fünfzehnſtündiger Arbeit fand ſich die Expedition, durch Strömungen aus dem Kurs gedrängt, weiter davon entfernt als vorher, mitten im Eiſe, ein Boot durch eine Eisſcholle ſeeuntüchtig gedrückt. Es blieb nichts übrig, als die Boote auf eine Eisſcholle zu ziehen und an die Reparatur des einen zu gehen. Während der Ausbeſſerung desſelben verdichtete ſich das Eis, der Himmel bedeckte ſich mit Wolken, und der Regen ſtürzte in Strömen herab, alles ringsumher verhüllend. „Da war denn nichts anderes zu machen,“ berichtet Nanſen lakoniſch, „als das Zelt aufzuſchlagen und zu warten. Wir ſchrieben den 18. Juli, und es war zehn Uhr vormittags. Das beſte, was wir thun konnten, war, in unſere Schlafſäcke zu kriechen und den Schlaf nachzuholen, der uns nach fünfzehnſtündiger, anſtrengender Arbeit im Eiſe nicht unerwünſcht war.“

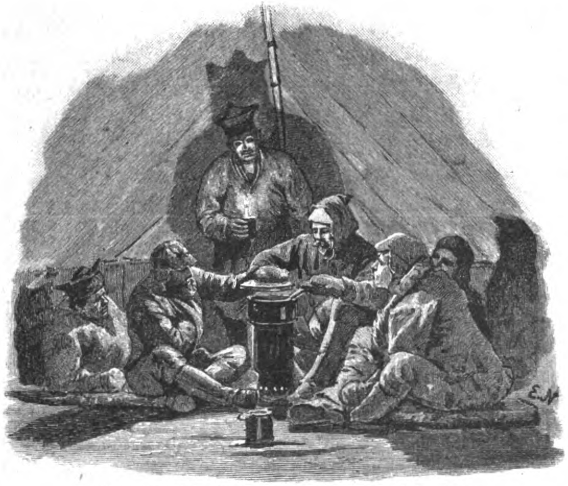
Zwölf Tage lang, bis zum 29. Juli, blieb die Expedition im Treibeis ſtecken, von einer Scholle auf die andere flüchtend, wenn die erſtere nicht mehr ſicher erſchien, in ſteter Gefahr, von den heranſchiebenden Eisſchollen zerdrückt oder mit derjenigen, auf der ſie lagerten, von der Küſte ab und in das offene Meer hinausgetrieben zu werden. Dort war die Brandung ſo ſtark, daß es ſehr zweifelhaft geweſen wäre, ob die beiden Boote ſie hätten überwinden können; je mehr ſie ſich dem offenen Meere näherte, um ſo gefahrvoller wurde alſo die Lage der Expedition. Von den nach dieſer Seite hin gefährlichſten Stunden berichtet Nanſen in ſeinem Tagebuch: „Wir haben jetzt kaum mehr als 300 Meter vor uns. Niemand von uns zweifelt daran, daß wir uns vor Ablauf von wenigen Stunden entweder in ſüdlicher Richtung an dem Eiſe entlang auf dem Meere ſchaukeln oder im Begriff ſind, auf den Grund des Meeres zu verſinken. — — Wir nähern uns der Brandung mit Windeseile. Die See geht ſo hoch, daß wir unten im Wellenthal nichts von dem Eis um uns her erblicken — wir ſehen nur den Himmel über uns, die Eisſchollen prallen gegeneinander an, zerſchellen und zerſtieben rings um uns her, auch unſere Scholle iſt geborſten. Wenn wir binnen kurzem das Meer erreichen, werden wir alle unſere Kräfte nötig haben, denn wir



Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Das Aufſteigen auf das Inlandeis am 17. Auguſt.



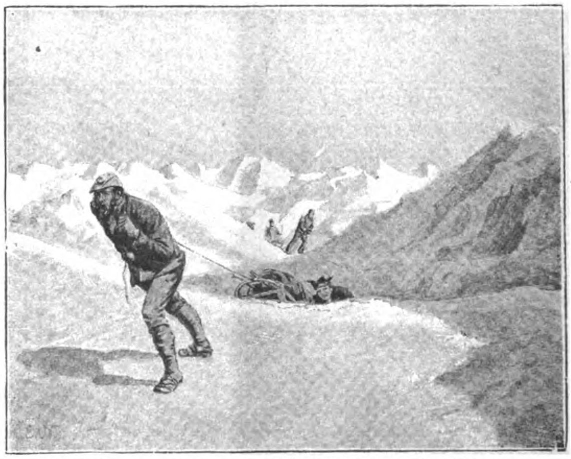
Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Das Ziehen auf Indianer-Schneeſchuhen.



Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Der Abend im Zelt.

müſſen vorausſichtlich mehrere Tage und Nächte ununterbrochen rudern, um aus dem Bereiche des Eiſes zu gelangen. Deswegen werden alle Mann zum Schlafen ins Zelt geſchickt, das noch nicht in die Böte gepackt wurde. Sverdrup ſoll als der Erfahrenſte und Ruhigſte die erſte Wache übernehmen und uns im entſcheidenden Augenblick wecken. Vergebens ſpähe ich bei meinen Kameraden nach einem einzigen Zug, der Furcht verraten könnte. Trotz dem Getöſe der Brandung liegen wir bald alle in feſtem Schlaf. Balto, dem das Zelt wohl nicht ſicher genug erſcheinen mochte, liegt oben auf dem einen Boot; er erwacht nicht einmal, als es von den Wellen beinahe fortgeſpült wird, ſo daß Sverdrup ſeine liebe Mühe hat, es zu halten. Nachdem ich eine Zeitlang geſchlafen — wie lange es geweſen, vermag ich nicht zu ſagen — erwache ich durch ein brauſendes Geräuſch dicht neben meinen Ohren an der äußeren Zeltwand. Die Eisſcholle wogt fühlbar auf und ab gleich einem Fahrzeug, das ſich in ſtarkem Seegang befindet, und die Brandung donnert betäubender denn je gegen uns an. Ich erwartete, jeden Augenblick Sverdrups mahnenden Ruf zu vernehmen, oder das Zelt mit Waſſer gefüllt zu ſehen, aber nichts von alledem geſchah. Deutlich hörte ich ſeinen wohlbekannten ruhigen Schritt auf der Scholle zwiſchen dem Zelt und den Böten auf und nieder gehen.“ Beruhigt ſchlief Nanſen wieder ein; als er am Morgen erwachte, war die Brandung nur noch von ferne zu vernehmen. Sverdrup erzählte ſpäter, er ſei gerade im Begriff geweſen, die Gefährten zu wecken, als die Eisſcholle, die in die ſtärkſte Brandung hineingeraten zu müſſen ſchien, plötzlich ihren Kurs änderte und mit ganz erſtaunlicher Schnelligkeit dem Lande zutrieb. Er ſagte, „es habe ihm den Eindruck gemacht, als würde ſie von unſichtbarer Hand gelenkt.“

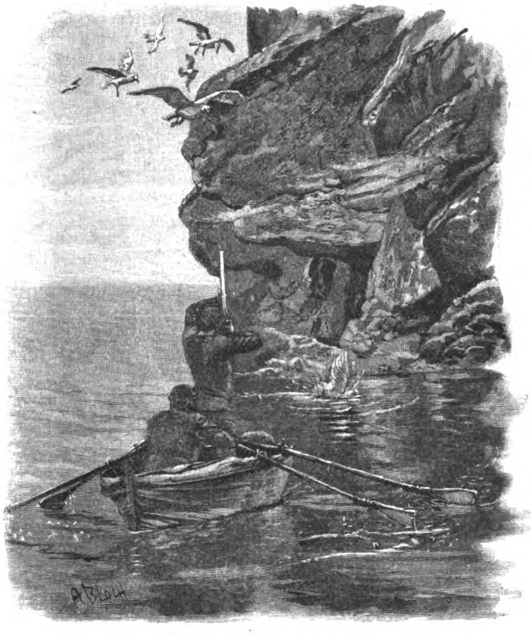
Dieſe „unſichtbare Hand“ lenkte die zerbrechliche Eisſcholle, auf der die Reiſenden ſich eingerichtet hatten, endlich ſo, daß ſie zwiſchen ſich und dem Lande freies Waſſer hatten und ihre Boote flott machen konnten. Aber da ſie durch die Strömung zu weit ſüdwärts getrieben waren, ſtand ihnen noch eine beſchwerliche Küſtenfahrt nordwärts bevor. Auf dieſer Reiſe trafen ſie mehrfach mit heidniſchen Oſtgrönländern zuſammen, die den Weg nach den Stationen der Südküſte machten oder von dort zurückkehrten. Sie machten einen Marktweg, für den ſie freilich länger als ein Jahr brauchen, um Tabak zu erhandeln — der einzige Luxus der Civiliſation, den der Oſtgrönländer kennt, dem er aber auch leidenſchaftlich ergeben iſt. Am 10. Auguſt endlich hatte Nanſen den Punkt erreicht, von dem aus er die Durchquerung des Landes verſuchen wollte, und nachdem er und Sverdrup am folgenden Tage eine Probepartie auf das Inlandseis gemacht hatten, die beſchwerlich genug ausfiel, und die nächſten Tage zum Inſtandſetzen aller Sachen benutzt waren, wurden die Boote aufs Land gezogen, und am 15. Auguſt brach die Expedition, ihre Schlitten hinter ſich ziehend, auf. Die Steigung war anfangs ſteil, auf jedem der vier Schlitten befanden ſich ungefähr 100 Kilogramm, ſo daß es keine Kleinigkeit war, ſie vorwärts zu bringen. Bald trat Regen ein, der die Reiſenden vollkommen durchnäßte. „Wir hatten auch nicht einen trockenen Faden mehr am Leibe,“ ſchreibt Nanſen. „Zum Frieren hatten wir freilich keine Veranlaſſung, obwohl ein ziemlich ſcharfer Wind blies. Die Arbeit hielt uns warm, da waren zahlreiche Spalten, weshalb wir uns in acht nehmen mußten. Wir konnten uns nicht mit Seilen aneinander feſtbinden, wir mußten uns damit begnügen, mit den Schlitten vermittelſt des ſtarken Ziehtaues verbunden zu ſein, das an dem ſoliden Ziehgurt befeſtigt war, den wir um den Leib trugen. Wenn wir durch die Schneebrücken über den Riſſen fielen, ſo blieben wir auf dieſe Weiſe dort hängen, und ſo lange der Schlitten nicht mit hinabgeriſſen wurde, was nicht ſehr wahrſcheinlich war, da er eine ziemliche Länge hatte, konnten wir ohne Gefahr hängen bleiben, bis einer der anderen uns zu Hilfe kam. Es geſchah übrigens nur ſelten, daß wir verſanken und zwar nie weiter als bis an die Arme; brachten wir dann unſern Stock oder die Eisaxt quer über der Spalte an, ſo konnten wir uns ohne Hilfe aus dieſer unangenehmen Lage befreien.“ Der Regen wurde ſo ſtark, daß die Expedition drei Tage hindurch in ihrem Zelte liegen bleiben mußte. Es waren die letzten Tage, an denen die Reiſenden Überfluß an Trinkwaſſer hatten. Später blieb ihnen zum Löſchen des Durſtes nur der Schnee, den ſie morgens und abends über der Spiritusflamme ihres in den kleinſten Dimenſionen ausgeführten Kochapparates ſchmolzen, und das Waſſer, das ſie gewannen, indem ſie ihre Feldflaſchen aus Blech mit Schnee füllten und ſie am bloßen Leibe trugen; das genügte indeſſen keineswegs, um ihren brennenden Durſt zu löſchen. An Nahrungsmitteln hatten ſie genügenden Vorrat, aber nur in Form von Kraftkonſerven, die in kleinen Quantitäten dem Körper zwar genügend Nahrungsſtoff zuführten, aber den Magen nicht füllten, ſo daß ſie auch das Gefühl des Hungers niemals los wurden. Dagegen litten ſie von der Kälte verhältnismäßig wenig; ihre praktiſch gewählte Kleidung, die beiden Schlafſäcke, in denen ſie zu dreien nächtigten, und die körperliche Anſtrengung, die das Vorwärtskommen auf dem beſchwerlichen Wege erforderte — oft konnten ſie an einem Tage noch nicht eine engliſche Meile zurücklegen — ſchützten ſie dagegen, trotzdem die Kälte über alle Erwartung ſtieg, je weiter ſie ſich von der Küſte entfernten. Dr. Nanſen



Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Über unebenes Eis. (23. Sept.)

hatte abſichtlich keinerlei Art von Spirituoſen mitgenommen, mit Ausnahme des Spiritus für den Kochapparat, den er aber vorſichtshalber durch Denaturieren hatte ungenießbar machen laſſen, und auch eine Pfeife Tabak geſtattete er nur Sonntags und nach beſonders anſtrengender Arbeit. Die Hauptnahrung beſtand aus Fleiſchpulverſchokolade, der aber leider jeder Fettzuſatz fehlte, ſo daß ſich der Männer, denen jede Woche nur $^1/_4$ Kilogramm Butter zugemeſſen werden konnte, ſchließlich ein förmlicher Fetthunger bemächtigte. Dieſer ging ſo weit, daß Sverdrup eines Tages fragte, ob er meine, daß es ihm ſchaden könne, wenn er die Stiefelſchmiere austränke, die aus altem gekochten Leinöl beſtand. Warme Speiſen in Form von Schokolade, Thee oder Erbswurſtſuppe, wurden nur morgens und abends genoſſen.

Unendlich langſam kam die Expedition von der Stelle, erſt in den letzten Tagen vermochten die Reiſenden ſchneller vorwärts zu kommen, indem ſie aus den waſſerdichten Schlittenüberzügen Segel machten, die ſie bei günſtigem Winde den Schlitten aufſetzten. Am 24. September endlich gelangte die Expedition auf das Land der Oſtküſte, das große Eis- und Schneefeld war überwunden. Aber ſchwieriger noch als der Aufſtieg an der Oſtküſte war der Abſtieg zur Weſtküſte. Spalten von mehreren hundert Metern Tiefe gähnten den Reiſenden plötzlich entgegen, lange Eiswände zwangen ſie zu Umwegen, die letzte Kraft mußte eingeſetzt werden, um die Schlitten vorwärts zu bewegen. Und als ſie ſich endlich an der Küſte ſahen, fanden ſie ſich an einem unbewohnten Fjord, deſſen Uferfelſen ſenkrecht ins Meer fielen, und um zu Menſchen zu gelangen, hatten ſie nur die Wahl, über das Meer zu gehen oder noch einmal die Berghöhen zu überklimmen. Sie zogen das erſtere vor. Nanſen und Sverdrup zimmerten ein Boot, das leichteſte Fahrzeug wohl, das jemals das Meer durchfurcht hat. Das Gerippe wurde aus den Schlittengeſtellen gefertigt, die waſſerdichten Überzüge, die auch als Segel gedient hatten, mußten die Schiffsplanken erſetzen, und in dieſem abenteuerlichen Fahrzeug machten ſich die beiden Männer auf den Weg, ihre Gefährten zurücklaſſend und mit der Hilfe vertröſtend, die ſie ihnen aus der nächſten Kolonie ſchicken würden. Man kann hier wohl wieder ſagen, daß das Fahrzeug von „unſichtbarer Hand“ gelenkt wurde. Am 3. Oktober erreichten die beiden Neu-Herrnhut in der Nähe von Godthaab, eine der deutſchen Herrnhut-Miſſionsſtationen an der Weſtküſte; ſie fanden hier den beſten Empfang und in Godthaab die freundlichſte Aufnahme, und ſelbſtverſtändlich wurden auch die vier Reiſegefährten ſo bald als möglich aus ihrer Lage erlöſt. Um nach Europa noch in dieſem Jahre zurückzukehren, wie Nanſen gehofft hatte, war es freilich zu ſpät geworden; die Expedition mußte in Godthaab überwintern. Nanſen fand dadurch Gelegenheit, die Bevölkerung Weſtgrönlands näher kennen zu lernen, und er widmet ihr eine ausführliche und ſehr leſenswerte Schilderung. Bekanntlich rüſtet der Reiſende gegenwärtig zu einer Nordpolexpedition; man lieſt daher die Beſchreibung ſeiner Durchquerung Grönlands, die ſich vor vielen anderen Reiſebüchern durch anſchauliche Darſtellung und die Anſpruchsloſigkeit und Friſche des Tones auszeichnet, mit verdoppeltem Intereſſe.



Auf Schneeſchuhen durch Grönland: Jagd auf Möven vom Segeltuchboote aus.

Familientiſch und Spielecke.

Lady Harriet Clive.

(Zu dem Bilde auf S. 341.)

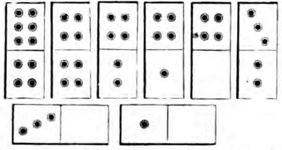
Das vorliegende Bildnis der ſchönen Lady Harriet Clive (ſpr.: kleiw) iſt ein Werk des Thomas Lawrence, des mit Recht berühmten engliſchen Porträtiſten. Entſtanden iſt es etwa 1822, alſo zu einer Zeit, wo der Künſtler in Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Leiſtungen bereits ſeit zwei Jahren Präſident der Londoner Akademie war. Von der Zartheit und Anmut, verbunden mit eindringendſter Naturbeobachtung, welche ihn zum Lieblingsmaler der eleganten Welt gemacht hatte, legt auch unſer Bild deutliches Zeugnis ab. Die Haltung der Lady iſt zwar ein wenig gemacht; auf die Dauer würde ſie ohne Unbequemlichkeit nicht ſo ſitzen bleiben können. Aber gerade dieſe Poſe ſcheint mir wohlberechnet zu ſein, um das etwas ſelbſtgefällige Weſen der Dame, das ſich auch in ihrem ſiegesgewiſſen Lächeln ausſpricht, anzudeuten. Sie war ſich offenbar ihrer Schönheit ſehr wohl bewußt und kannte den Eindruck ihrer ſchlanken Hände und vollen weißen Arme gar genau. Von dem Leben der Schönen weiß ich meinen Leſerinnen leider nichts weiter mitzuteilen, als daß ſie 1797 geboren wurde, im Alter von zweiundzwanzig Jahren Sir Robert Clive, den Sohn des Earl of Paris, heiratete und 1869 ſtarb. Ein geſchichtliches Intereſſe beanſprucht ſie nicht, und wir geben ihr Porträt, nicht ihrer Perſon willen, ſo erfreulich der Anblick dieſer ſchönen Erſcheinung auch iſt, ſondern als eine im ganzen wenig bekannte Probe von der Kunſt des Malers, der das Bild geſchaffen. Von den unzähligen Porträts, die Sir Thomas Lawrence ihre Entſtehung verdanken, iſt dies ſicherlich eines der reizendſten. Nicht immer hat der Künſtler ſeine Werke ſo bis ins einzelne ſorgſam durchgearbeitet. Er übertrieb vielmehr, oft genug zum Schaden des Geſamteindruckes, die praktiſche Anwendung des an ſich wohlberechtigten Grundſatzes, daß Nebendinge beim Porträt nur nebenſächlich behandelt werden ſollen. So hat er z. B. die Hände ſehr häufig nur flüchtig hingemalt, um ſeine Aufmerkſamkeit deſto ſtärker lediglich dem Kopfe ſeiner Modelle zuzuwenden. Eine Erklärung findet dieſe Art in der außerordentlichen Überhäufung mit Arbeit, welche Lawrence veranlaßte, in vielen Fällen ſeinen Schülern den größten Teil der Ausführung zu überlaſſen, während er ſelbſt dann nur die letzte Hand anlegte und durch geiſtreich angebrachte Korrekturen dem Werke den rechten Eindruck ſicherte. Unſer Bild zeigt von den angeführten Mängeln nichts. Fleiſch- und Stoffmalerei ſtehen unbedingt auf der Höhe, nicht nur der relativen, der Leiſtungsfähigkeit unſers Meiſters, ſondern derjenigen, auf welcher ein Malwerk abſolut zu ſtehen hat. Das Einzige, was ich auszuſetzen finde, iſt die etwas verſchwommene und unklare Faltenlagerung in dem der Dame umgelegten hellen Tuche. Derartige Weichlichkeiten begegnen uns in der Kunſt des Sir Thomas öfter, und ſie kommen weniger auf ſeine Rechnung als auf die ſeines Lehrers, des berühmten Sir Joſhua Reynolds. Wer deſſen Gemälde kennt, betitelt The age of innocence, ein kleines knieendes Mädchen darſtellend, das mit erſtaunten, weltfremden Augen, die Händchen über der Bruſt gekreuzt, in die Ferne blickt — ein überaus bekanntes Werk — der erinnert ſich gewiß der ganz unbeſtimmt gezeichneten hellen Gewänder des Kindes, und wird meiner obigen Vermutung recht geben. Wir lieben nun einmal bei uns zu Lande eine etwas kräftigere künſtleriſche Koſt. Doch das iſt nur Nebenſache. Das Bildnis der Harriet Clive bleibt trotzdem ein ausgezeichnetes Werk und ein intereſſantes Beiſpiel für die Wirkſamkeit des Thomas Lawrence, die in deſſen fünftem Lebensjahre ſchon begonnen hat.

Dr. Oskar Doering.

Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat



A ſetzt aus. B paßt. C, A, B, C, A ſetzen an. B und C paſſen. A ſperrt mit Blank-Vier an Vier. Die Summe der Augen auf den ſieben geſetzten Steinen beträgt 28, auf den vier Steinen im Talon 20, auf den vier Steinen, welche A übrig behält 26.

Welchen Stein ſetzte B? Welche Steine ſetzte C? Welche Steine lagen im Talon.

1. Palindromaufgabe mit Buchſtabenergänzung.

Es ſoll eine Reihe von Wörtern (= a) geſucht und dadurch in neue (= b) verwandelt werden, daß man ſie umkehrt und dann einen Anfangsbuchſtaben ergänzt; z. B. a) Ella = b) Halle, a) Rebe = b) Heber, a) Lage = b) Regal, a) Recke = b) Hecker.

Die betreffenden Wörter ſind:

1. a) ein eiſernes Werkzeug, b) ein Erzeugnis der Bildhauerkunſt;
2. a) ein Herbſtfeſt, b) eine ruſſiſche Inſel in der Oſtſee;
3. a) ein Frauenname, b) ein mohammedaniſches Feſt;
4. a) eine Stadt in der preußiſchen Provinz Heſſen-Naſſau, b) ein Fluß auf der pyrenäiſchen Halbinſel;
5. a) ein altägyptiſcher König, b) ein in Schillers „Taucher“ genannter Fiſch;
6. a) ein Berg im alten Griechenland, b) ein italieniſcher Dichter;
7. a) eine Stadt in Pommern, b) eine telegraphiſche Leitung;
8. a) ein Turngerät, b) eine Malerfarbe;
9. a) ein großer Fluß in Norddeutſchland, b) ein Teil der Meſſe;
10. a) ein römiſcher Kaiſer, b) Göttinnen des klaſſiſchen Altertums.

Die ergänzten Anfangsbuchſtaben der unter b gefundenen Wörter nennen einen großen Wohlthäter der Menſchheit.

2. Dreiſilbige Scharade.

Wenn auch 1 2 am Baume hangen,
Die Freiheit doch durch ſie erlangen
Die Geiſter, die im Faß gefangen.

Die 3 in der Verbindung ſpenden
Mit Schwaben hier, dort mit Studenten
Luſt und Humor mit vollen Händen.

Den Kehraus aber macht das Ganze
Im Gaſthaus dort „Zur grünen Schanze“
Dem Zecher und dem frohen Tanze.

Pf. J.

3. Palindrom.

Hängt ihr an ein Gewürz, das Deutſchlands Sonne reift,
Den Vater eines Volks, das alle Welt durchſchweift,
Und leſt das neue Wort verkehrt, das ſo entſtand,
So nennt es eine Stadt am Mittelmeeresſtrand. C. L.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Zu unſern Bildern.

„Das durſtige Bärbele“ mag weidlich umhergetollt haben, bis ihm die Zunge trocken geworden iſt. Nun aber kann ſich's ſatt trinken aus einem Glas, das faſt ſo groß iſt als es ſelber. Da thut es einen ordentlichen Schluck, — wenn's nur nicht zu viel werden wird, Bärbele!

„Okuli — da kommen ſie“ — und mancher Jäger hat ſie ſehnſüchtig erwartet, die langſchnäbligen Waldſchnepfen, die ein ſo vornehmes Reiſeleben führen, im Winter ſich's im Süden und bis tief nach Afrika hinein wohl ſein laſſen und mit der wärmeren Witterung als Paſſanten bei uns eintreffen oder wohl auch hier ſich häuslich niederlaſſen. Man kennt zur Genüge den hübſchen Jägervers, der den Frühjahrsſchnepfenſtrich begleitet:

„Reminiscere — nach Schnepfen ſuchen geh,
Okuli — da kommen ſie,
Lätare — das iſt das Wahre,
Judica — ſie ſind auch noch da,
Palmarum — Trallarum,
Quaſimodogeniti — halt, Jäger, halt, jetzt brüten ſie!“

Es wird den leckeren Vögeln fleißig genug nachgeſtellt von Reminiscere bis Palmarum, aber nur dem guten Schützen fallen ſie zur Beute. Die Schnepfen ziehen, d. h. treiben ihre Liebesſpiele am liebſten in der Nähe von Waldblößen oder Waldwegen, aber vielfach im Gewirr der hochliegenden Zweige oder dicht über ihnen und in der Dämmerſtunde. Da dieſe Vögel bei dieſer Gelegenheit einen ſehr wechſelreichen Flug haben und dem Jäger immer nur auf Augenblicke zum Schuß kommen, iſt es keineswegs leicht, ſie richtig aufs Korn zu nehmen.

Im übrigen gewährt der Anſtand auf dem „Schnepfenſtriche“ dem Naturfreund ein ungemeines Vergnügen. Durch den Wald geht bereits ein deutlich wahrnehmbares Frühlingsahnen. Von den Baumwipfeln ruft die Droſſel, flötet die Amſel und das Rotkehlchen läßt aus den Büſchen ſein melancholiſches Liedchen vernehmen. Darum freut ſich der Jäger nicht nur auf die Schnepfen, ſondern ganz beſonders auch auf den „Schnepfenſtrich“ im Frühlingswalde.

Geſellige Freuden.

Ein anmutiges Prachtwerk iſt unter obigem Titel im Verlage von Max Krauſe, Berlin SW, erſchienen, eine Anzahl von Lichtdrucken in blauem Seideneinband nach Zeichnungen von Max Heidel, deren Motive unſerm modernen Geſellſchaftsleben entnommen ſind und zu denen unſer geſchätzter Mitarbeiter Johannes Trojan die ſtimmungsvollen Begleitverſe geliefert hat. Der elegante Band eignet ſich vortrefflich für Geſchenkzwecke, ſein Inhalt wird am beſten durch das Einleitungsgedicht Trojans „Geſellige Freuden“ charakteriſiert:

„Einſam lebe, wer will, ſich rühmend, daß aus der Weisheit
Born er ſchöpfe! Nicht geh' ich in die Wüſte ihm nach.
Denn noch will ich des Lebens mich freu'n, und ganz es genießen
Kann derjenige nur, der ſich den Menſchen geſellt.
Darum preiſ' ich, Geſelligkeit dich, die Blume des Lebens
Biſt du, mit Farben und Glanz ſchmückſt du den dunkelſten Tag.
Ob nun zuſammen die Jugend du rufſt zum vergnüglichen Reigen,
Ob du die Alten beim raſch kreiſenden Becher vereinſt;
Ob du die rüſtigen Männer zum herzerquickenden Weidwerk
Führſt in den herbſtlichen Forſt; ob du auf fröhlicher Fahrt
Über Gebirge und Thal uns ziehn machſt, daß in Gemeinſchaft
Wir uns der herrlichen Welt prangende Wunder beſchau'n:
Immer entfachſt du uns Freude und Luſt, du erfüllſt mit dem Klange
Menſchlicher Stimmen die Luft, rühreſt mit Tönen das Herz.
Dein iſt die Luſt des Geſanges und dein das herzliche Lachen,
Das auch den Göttern behagt, wie uns der Dichter belehrt
Auch die olympiſchen Götter, nicht einſam mochten ſie ſitzen,
Sondern im ſchimmernden Saal waren verſammelt ſie oft,
Während die Becher mit himmliſchem Trank die liebliche Schenkin
Ihnen füllte, und gern pflogen ſie heitern Geſprächs.“

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 21.

Bilderrätſel. Lachende Erben.

1. Kreuzrätſel.

a.

		L	K	S		
		a	o	t		
F	l	o	r	e	n	z
K	o	k	a	r	d	e
S	t	o	l	l	e	n
		o	l	e		
		n	e	t		

b.

		H	A	R		
		o	l	e		
G	a	l	l	i	e	r
R	a	b	e	n	e	r
B	r	e	g	e	n	z
		i	r	r		
		n	o	z		

2. Rätſel. Fingerhut.

3. Internationale Scharade. Matador.

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 59 mit 23, die Zahl 88 mit 4, die Zahl 91 mit 2 multiplizieren.

5. Rätſel. Brüll — Gebrüll.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſetzung. — Im dunkelſten England. Von Hermann Dalton. Schluß. — Im Poſtwagen. Von Hermine Villinger. — Sie, ſie und ich. Eine Familienplauderei. — Auf Schneeſchuhen durch Grönland. Von Otto Preuß. Mit acht Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Lady Harriet Clive. Nach dem Gemälde von Sir Thomas Lawrence. Von Dr. Oskar Doering. — Zu unſern Bildern: Das durſtige Bärbele von E. Linde, und „Okuli — da kommen ſie“ von G. von Maffei. — Geſellige Freuden.

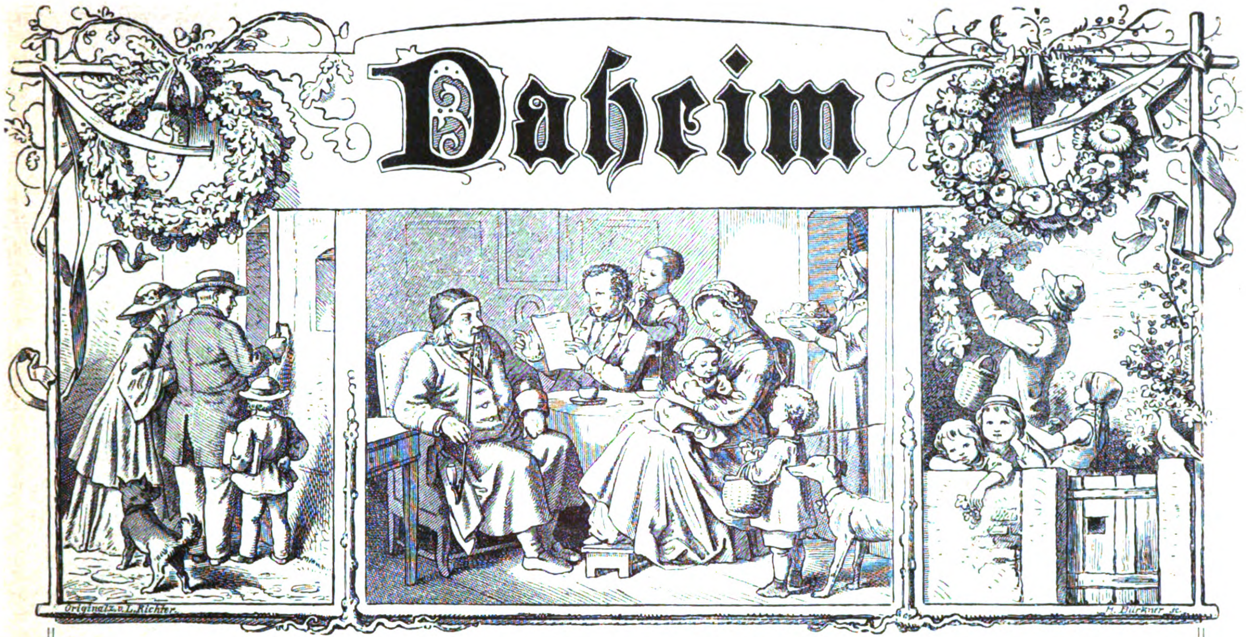
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 7. März 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 23.

Soeben erſchienen Daheimbibliothek 11. Band:

Ein tapferes Herz.
Roman von Jacques Vincent.
Ein Band elegant gebunden 1 M. 50 Pf. Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

In dieſem mit echt franzöſiſcher Grazie erzählten kleinen Roman wird das Geſchick eines armen Waiſenkindes, welches, von einer reichen Familie an Kindesſtatt angenommen, ſich in Tagen der Not als deren Retterin und Wohlthäterin erweiſt, in höchſt anſprechender und ſpannender Weiſe geſchildert. Namentlich die Damenwelt wird die liebenswürdige Erzählung mit warmer Teilnahme genießen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ob mir die Heiligkeit des Eides und die Folgen des Meineides bekannt ſeien?“ forſchte der Landrichter weiter. Ich bejahte. Auf ſein Geheiß erhob ich dann die Schwurfinger und ſprach die Eidesformel, die er mir vorſagte, mit lauter Stimme nach. „So wahr mir Gott helfe am Leibe und an der Seele, hier zeitlich und dort ewiglich!“ ſchloß er feierlich. Auch dieſe Worte wiederholte ich.

Es überlief mich eiskalt; jetzt erſt trat es mir mit vollſter Klarheit vor das Bewußtſein, was ich aufs Spiel zu ſetzen im Begriff ſtand: Die Hilfe des lebendigen Gottes, die ewige Seligkeit! O Gott! O gnädiger Gott! Wie werde ich einſt vor dir beſtehen! Ach, ich blieb unerſchüttert!

„Was wiſſen Sie in der Sache auszuſagen?“ fragte der Landrichter.

„So gut wie nichts,“ erwiderte ich. „An dem verhängnisvollen Morgen bin ich drüben jenſeits des Moores im Stirnewalde geweſen; erſt gegen Mittag habe ich von dem traurigen Vorfall Kenntnis erlangt.

„Wann ſind Sie dahin aufgebrochen?“

„Bei Sonnenaufgang.“

„Und wann erreichten Sie die Anſiedelung?“

„Zwiſchen zehn und elf Uhr morgens.“

„Welchen Weg nahmen Sie damals?“

„Den Weg durch den Langenhoff-Leydenſchen Wald, längs der großen Straße.“

„Sind Sie an dieſem Morgen nicht dem Langenhoffſchen Baron begegnet? Sie haben ja, wie es ſcheint, faſt denſelben Weg um dieſelbe Zeit mit ihm gemacht,“ forſchte der Richter und hob den Blick, von den Akten hinweg, mit dem Ausdrucke der Überraſchung ſchnell zu mir empor.

Ich hatte Grund, auf meiner Hut zu ſein; es hing viel von meiner Antwort ab. Aber, bei näherem Zuſehen, ich durfte die Frage ablehnen, ohne irgendwie auffällig zu werden. Der Pfade in dem Langenhoff-Leydenſchen Walde gab es viele, der Forſt war ausgedehnt und zum Teil mit dichtem Unterholze beſtanden. Auch wenn zwei Menſchen in demſelben in gleicher Richtung, aber auf verſchiedenen Wegen, längere Zeit hindurch nebeneinander hergingen, ſo brauchten ſie von ihrer gegenſeitigen Nähe keine Ahnung zu beſitzen, und ihre Begegnung konnte nur ein Zufall ſein.

„Nein,“ entgegnete ich beſtimmt, „ich habe den Baron nicht geſehen.“

„Aber vielleicht entſinnen Sie ſich, an jenem Morgen einen Schuß fallen gehört zu haben?“

„Nein, ich hörte auch keinen Schuß!“

„Du lügſt!“ klang es da plötzlich mit tonloſer, ſchwachzitternder Stimme von der Thüre her, die ſich unbemerkt leiſe geöffnet hatte. Als hätte mir jemand von rückwärts einen Schlag verſetzt, ſo jäh wandte ich mich um. Auf der Schwelle ſtand der alte Baron, ein faltiger Schlafrock umſchloß die hagere Geſtalt, und der Blick, den er auf mich richtete, war drohend und verwundert zugleich, aber wie von einem blaſſen Schimmer des Verſtändniſſes belebt. Von der lärmenden Erregung, die der heutige Tag über das Schloß brachte, mochte wohl auch ein Ton in die Einſamkeit ſeines ſtillen Zimmers gedrungen ſein und ihn aus ſeinem Brüten aufgeſchreckt haben. In einem unbewachten Augenblicke war er entſchlüpft, um ſeine Schritte zufällig hierher zu lenken.

„Du lügſt!“ wiederholte er, mich immer noch ſtarr anblickend, und näherte ſich mit wankenden Schritten dem Gerichtstiſche. Da erſt gewahrte er den Landrichter, der ſich wortlos, in tiefſter Erſchütterung über den traurigen Anblick, erhoben hatte — und wieder blitzte es in ſeinen Augen auf. „Reichenwald, Sie!“ fragte er im Tone höchſter Verwunderung, „was treiben Sie hier?“ Als aber der Landrichter nun die Hand des Greiſes ergriff und ihn ſanft auf einen Stuhl niederdrückte, da erloſch der Glanz in dem Auge des alten Barons, er ſchüttelte den Kopf und verſank in die frühere Stumpfheit, der ihn zu entreißen die liebreich beſorgten Worte des Landrichters vergebens bemüht waren.

Mit unbeſchreiblichen Gefühlen ſtarrte ich auf die beiden. Noch klangen die Worte „du lügſt!,“ obwohl ihr äußerer Ton längſt verhallt war, wie Poſaunenton in meiner Seele nach und weckten dort gewaltigen Widerhall. Ja, ich log, log ſchamlos, und verkaufte mein ewiges Heil durch dieſe Lüge… Hatte die Vorſehung mir durch jene Worte aus dem Munde des Greiſes einen Wink geben wollen, noch im letzten Augenblicke von dem Wege der Sünde zurückzulenken und nur der Wahrheit, der furchtbaren Wahrheit, die Ehre zu geben? Wenn ich jetzt meine Lippen zum Geſtändniſſe öffnete, ſo brachte das vielleicht auf den alten Mann dort gar keine Wirkung hervor, er grübelte und träumte weiter wie vordem. Vielleicht! Oder der dunkle Schleier vor ſeinen Sinnen zerriß, wie ein zuckender Blitz in der Gewitternacht die Wolken ſpaltet, brachte ihm plötzliche, ganze, blendende Klarheit und entfeſſelte zu dem alten Elende neuen namenloſen Jammer! Nein, auf dieſe Möglichkeit wollte ich es nicht ankommen laſſen! Ich nahm nichts zurück, ich ſchwieg. O Gott, ich ſchwieg und wurde ein Meineidiger.

Mit beredter Verwunderung nahm Tante Ida den Bruder, deſſen auffallendes Verſchwinden ſie beſorgt gemacht und zu erfolgloſem Suchen veranlaßt hatte, wieder in Empfang. Mein Verhör aber war vorläufig zu Ende.

An demſelben Tage wurde auch Arnold vernommen. Er war als ein anderer vom Krankenlager erſtanden. Über die bisherige Erregung in ſeiner Seele hatte dumpfe Fühlloſigkeit, düſterer Trotz gegen alles, was ihn umgab, die Oberhand gewonnen, das kündete ſich auch in ſeinem Ausſehen und Gebahren an. Es fiel nicht auf; man ſchrieb es den Folgen der eben überſtandenen Krankheit zu. Aber aus den Wirrniſſen der Fiebertage, aus den verzweifelten Selbſtanklagen, die er gegen ſich geſchleudert, aus dem verzehrenden Kampfe mit der Reue hatte er ein klares Gefühl, einen unerſchütterlichen Entſchluß herübergerettet, die ſeinem Handeln fortan die Richtung gaben: den Entſchluß, zu ſchweigen, zu ringen, zu dulden, die Laſt ſeines Geheimniſſes durchs Leben zu ſchleppen, ſoweit es auf ihn allein ankam. Wie alles gekommen, blieb ihm auch keine Wahl, namentlich ſeit heute nicht mehr, wo er wußte, daß ich um ſeinetwillen einen Meineid geleiſtet hatte und ſein Geſtändnis mich zugleich mit ihm rettungslos vernichten mußte. Wohl ahnte er, daß die Zukunft die Feſtigkeit jenes Entſchluſſes noch hart auf die Probe ſtellen würde; ſie ſollte ihn bereit finden.

Schon heute hatte jene Probe begonnen. Ton und Inhalt der Fragen, welche der Landrichter, nachdem er mit kühler Miene den Bericht Arnolds über ſeine Kenntnis von den Vorgängen des 1. September wie etwas Nebenſächliches hingenommen, an ihn richtete, ließen ihm keinen Zweifel darüber. Das war kein Zeugenverhör, das war die Befragung eines Verdächtigen, eines Angeklagten. Doch ob ihn auch im geheimen die Empfindung anwandelte, als wenn er auf ſchmalem Stege über einem Abgrunde dahinſchritte, er nahm alle Kraft zuſammen und blieb feſt.

Es hielt nicht ſchwer, bis zur Quelle hinabzuſteigen, aus welcher der Landrichter ſeinen Verdacht herleitete. Er kannte die Verhältniſſe in Werden, er wußte, daß Arnold dem ermordeten Bruder feindſelig geſinnt war, ſelbſt die Gründe dieſer Geſinnung waren ihm nicht unbekannt. Die Vorunterſuchung hatte keinerlei, eine beſtimmte Perſon belaſtendes Material zu Tage gefördert, es lag keine Spur vor, die auf einen Hausgenoſſen, einen Dienſtboten Herberts als den mutmaßlichen Thäter hinwies. Die Annahme, daß ein Raubmord vorgefallen, ſchloß ſich von ſelbſt aus, da ſämtliche Wertgegenſtände, die Herbert im Leben getragen, auch an ſeiner Leiche vorgefunden worden waren. Unter ſolchen Umſtänden galt es einem tieferen ſeeliſchen Grunde, als der Triebfeder zum Verbrechen und damit derjenigen Perſon nachzuſpüren, welcher in dieſem Sinne die That zugemutet und zugeſchrieben werden konnte. Auf dieſer Suche kamen die nächſten Familiengenoſſen des Getöteten zuerſt in Betracht, und es war kaum befremdlich, daß der Richter ſtutzte, als er Arnolds gedachte. Bei ihm trafen gewiſſe Vorausſetzungen zu: der Groll gegen Herbert, ſein leidenſchaftlicher Charakter, der im Jähzorn zu allem fähig ſchien; ihm konnte die That zugetraut werden. Hier mußte der Hebel der Unterſuchung angeſetzt werden.

Aber es hatte den Anſchein, als ob der Landrichter ſich täuſchte. Arnold machte nicht den Eindruck eines Schuldbewußten. Schon die von ihm gleich anfangs geforderte Erklärung, ob Herr von Reichenwald etwa ihn als der That verdächtig halte, mußte günſtig wirken. Als der Landrichter ihm erwiderte, daß er nur ſeiner richterlichen Überzeugung folge, über die er niemand Rede zu ſtehen verpflichtet ſei, gab Arnold, widerwillig zwar und ſtockend, Beſcheid.

Ja, es ſei wahr, daß er Herbert gram geweſen; über die Gründe ſeines Grolles wolle er ſich dagegen nicht ausſprechen. Am 1. September habe er Herbert nicht früher als am Nachmittage, alſo nicht mehr als Lebenden geſehen. Auch über ſeinen gleich nach Sonnenaufgang unternommenen Jagdausflug, über die Wegrichtung, die er damals eingeſchlagen, über Inka, über ſeinen Beſuch in Leyden erteilte er, genau nach der zwiſchen uns beſtehenden Verabredung, umfaſſende Auskunft. Indeſſen: verhindern konnte er es doch nicht, daß unter dem forſchend auf ihn gerichteten Blicke des Landrichters die mühſam aufrecht erhaltene Faſſung zuweilen einen Stoß erlitt und ein leiſes Beben ſich in den Ton ſeiner Stimme ſtahl. Dann däuchte es ihm, als ob der Steg unter ſeinen Füßen leiſe erzitterte, und ein Schwindel wandelte ihn an.

Am nächſten Morgen abermalige Unterſuchungen und Verhöre. Der Leydenſche Herr, ein Teil ſeiner Leute, das Langenhoffſche und Kreyſingenſche Hausgeſinde und noch viele andere Perſonen traf die Reihe. Schon war es nicht mehr ſchwer, das Ziel zu erkennen, auf welches die Unterſuchung losſteuerte. Es drehte ſich alles um Arnold und wieder um Arnold: wann er und wann Herbert Langenhoff, beziehentlich Kreyſingen, verlaſſen hatten; welche Richtung ſie eingeſchlagen; ob die Brüder zuſammen geſehen worden ſeien?

Das Ergebnis war im ganzen unbefriedigend. Es wurde feſtgeſtellt, daß beide Brüder ungefähr zur ſelben Zeit, etwa zwiſchen ſechs und ſieben Uhr morgens ihre Wohnungen verlaſſen hatten und in den Wald gegangen waren. In welcher Richtung, war von den Dienſtboten nicht genauer wahrgenommen worden. Sie waren es eben gewohnt, daß ihre Herren ſich unauffällig und früh vom Hauſe entfernten, ohne daß man auf ihr Thun und Laſſen beſonders acht gab. Niemand wollte die Brüder zuſammen erblickt haben.

Schwer fiel das Zeugnis des Leydenſchen ins Gewicht. Die Erkenntnis deſſen, worum es ſich eigentlich handelte, verblüffte ihn förmlich, ſo daß ihm faſt die Sprache verſagte. Es erſchien ihm unſinnig, ungeheuerlich, Arnold des Brudermordes zu zeihen, und kaum vermochte er den Ausdruck ſeiner hellen Entrüſtung zurückzuhalten. Dann beſtätigte er mit offenbarer Genugthuung Arnolds Ausſagen, inſoweit ſie die Zeit ſeines Eintreffens und ſeinen Beſuch in Leyden betrafen, Wort für Wort und fügte auf weiteres Befragen über Ausſehen und Gemütszuſtand Arnolds während jenes Beſuches hinzu, daß ſein Neffe damals ermüdet, mit beſchmutzten Kleidern, mit allen Spuren einer längeren beſchwerlichen Fußwanderung und hochgradig verſtimmt bei ihm erſchienen ſei, daß er ſolches aber ohne weiteres zum Teil auf die Strapazen der ſtundenlangen Moraſtjagd, zum Teil aber auf den wohlverſtändlichen Ärger über den Verluſt des Hundes zurückgeführt habe.

Aus den hochgeſchichteten Akten mochte vor dem Landrichter ein Bild aufſteigen, deſſen einzelne Züge gut in den Rahmen ſeiner Annahmen und Folgerungen paßten. Arnold haßt Herbert; ein am Vorabende des Verbrechens zwiſchen den Brüdern ſtattgehabter Streit facht den Groll des erſteren zu heller Flamme an. Beide begeben ſich am Morgen des 1. September ungefähr um dieſelbe Zeit zufällig in den Wald, ſie treffen eben ſo zufällig zuſammen, beim Anblicke Herberts erfaßt Arnold plötzlicher Jähzorn, er legt auf den Bruder an und ſchießt ihn nieder. Das geſchieht gleich nach acht Uhr. Um des etwaigen Unſchuldsbeweiſes ſicher zu ſein, wendet ſich Arnold nach verübter That durch Wald und Moor in der Richtung nach Leyden, wo er nach ungefähr zwei Stunden eintrifft, die Kennzeichen des langen anſtrengenden Marſches an ſeinen Kleidern, die Merkmale der begangenen Blutthat in ſeiner ſeeliſchen Erregung und in ſeinem auffälligen Benehmen mit ſich tragend. Aber auch am Thatorte ſelbſt hinterläßt er Werkzeuge und Spuren ſeiner Thätigkeit: den Schußpfropfen, die Schrote im Baum, welche, wie die Unterſuchung lehrt, mit denen in der Leiche Herberts gefundenen Geſchoſſen und ebenſo mit denjenigen Schroten, deren Arnold ſich an jenem Morgen zur Jagd bedient, durchaus übereinſtimmen; endlich die Eindrücke im Boden, in deren einige, wie wieder die Unterſuchung nachweiſt, die von Arnold damals getragenen Waſſerſtiefel merkwürdig genau hineinpaſſen.

Aber das Bild erweitert ſich; die Vergleichung der Spuren thut dar, daß dieſelben, ihrer untereinander abweichenden Größe und Form nach, nicht von einem, ſondern von drei Fußpaaren herrühren. Es läßt ſich daraus ſchließen, daß drei Perſonen zu gleicher Zeit am Thatorte anweſend waren. Ohne Zweifel iſt die eine Perſon der erſchoſſene Herbert, die andere, wofern die Mutmaßung richtig, Arnold geweſen, über der dritten Perſon dagegen lagert noch Dunkel. Sie war wohl der Zuſchauer, vielleicht der Mithelfer bei dem Verbrechen und hatte ſich nachher aus Gründen der Vorſicht und Klugheit von Arnold getrennt, um auf unbekannten Wegen zu entfliehen. Auch der Hund, deſſen Fährte am Thatorte entdeckt worden, kommt nicht wieder zum Vorſchein; er iſt ſpurlos verſchwunden. Arnold behauptet, daß er ſich während der Jagd verlaufen habe, richtiger aber ſcheint, daß er das Tier als vielleicht unbequemen Zeugen im Geheimen beſeitigt hat.

Mit der weiter fortſchreitenden Unterſuchung beginnen die Züge des Bildes ſich allmählich zu verwiſchen und zu verflüchtigen. An der Kette von Mutmaßungen und Folgerungen, die der Richter geſchmiedet, fehlt der wichtige abſchließende Ring, welcher erſt die Wahrſcheinlichkeit zum Beweiſe erheben ſoll. — Wo iſt jener Weg, den Arnold auf der Flucht nach Leyden benutzt und der es ihm möglich gemacht hat, jenen Ort in etwas mehr als zwei Stunden ſeit verübtem Verbrechen zu erreichen? Die ſorgfältigſten Nachforſchungen bleiben hier erfolglos. Beſichtigungen des Thatortes und ſeiner weiteren Umgebungen, Prüfungen von Karten und Plänen, eingehende Befragungen ortskundiger Männer ſtellen außer Zweifel, daß ein ſolcher Weg nicht vorhanden iſt. Der dazwiſchen liegende unzugängliche Wolfsmoor macht ihn unmöglich. Man erzählt dem Landrichter von Leuten, die den Übergang über das Moor verſucht haben und nie wieder zurückgekehrt ſind, deren Gebeine längſt in den Tiefen des Schlammes bleichen. Unter dieſen Verhältniſſen iſt der Landrichter gezwungen, die Macht der ſchon von mir berührten Thatſache anzuerkennen, daß Arnold, wenn er, wie feſt ſteht, am Morgen des 1. September um ein Viertel auf elf Uhr auf dem einzig möglichen, über die große Straße führenden Wege von Langenhoff her zu Fuß in Leyden eingetroffen, nicht ſchon zwei Stunden vorher, etwa um acht Uhr, an dem drei deutſche Meilen entfernten Thatorte ſich befunden, folglich aber auch nicht Herbert erſchoſſen haben kann. Was wollen dagegen die kleinen, nur ſcheinbar belaſtenden Anzeichen ſagen, auf die er ſo großes Gewicht legen zu müſſen geglaubt hat?

So günſtig nun aber auch die Sache für uns ſtand, es konnte nicht fehlen, daß dieſelbe, obgleich Arnold nicht in förmlichen Anklagezuſtand verſetzt worden war und nach den letzten Erhebungen von ſeiner Verhaftung Abſtand genommen werden mußte, ihre düſterſten Schatten auf Werden warf und die Bewohner des Schloſſes nun ihre böſen Wirkungen verſpüren ließ. Wieder einmal rechtfertigte ſich hier die Wahrheit der uralten Erfahrung, daß ſchon die bloße Thatſache einer Anſchuldigung, ob verdient oder unverdient, hinreicht, um das Anſehen desjenigen, der von ihr betroffen wird, und mittelbar ſeine nächſten Angehörigen, in den Augen der Welt herabzuſetzen. Die Leute, welche vom Gericht kamen, flüſterten ſich Unerhörtes in die Ohren und wieſen mit Neugier oder Bedauern, oft aber auch mit nur ſchlecht verhohlener Schadenfreude, heimlich auf Arnold. Die Nachbarn, denen ſonſt der Verkehr mit den Werdens eine Ehre geweſen, ſtellten, nachdem ſie ihre Wißbegierde geſtillt, allmählich den Verkehr mit dem Schloſſe ein. An Stelle der einſtigen befliſſenen Zuvorkommenheit trat nun befangene kalte Förmlichkeit, unter der ſich ſcheue Abneigung nur wenig verbarg. Es war ja ſo peinlich, noch weitere Beziehungen zu unterhalten mit einem Hauſe, welches ein Unglück betroffen, das der Schande zum Verwechſeln ähnlich ſah.

Am wenigſten wurde der alte Baron von dieſer Wandlung berührt, zumal man im Schloſſe ſorgfältigſt bemüht war, die böſe Kunde und alles, was nur entfernt mit ihr zuſammenhing, von der Stille ſeines Krankengemaches fernzuhalten; mit Glück, wie es ſchien. Tante Ida dagegen fühlte ihr altes Herz von ungewohnter Bitterkeit ſchwellen, wenn ſie der Unbeſtändigkeit der Menſchen gedachte, und die bloße Erinnerung an Herrn von Reichenwald rief in ihr ein bisher nie gekanntes Gefühl hervor, das dem Haſſe ſehr verwandt war. Daß er von ihrem Lieblinge derlei Schändliches glauben, daß er ihm das anthun konnte!

Nur wenn von den Leydenſchen Damen, die wegen zunehmender Kränklichkeit der Frau von Altenhauſen kürzlich in die Hauptſtadt der Provinz übergeſiedelt waren, Briefe im Schloß anlangten und das alte Fräulein die herzlichen teilnehmenden Zeilen der Schreiberinnen überflog, löſte es ſich wie eine Laſt von ihrer Bruſt, ihr Geſicht nahm den alten freundlichen Ausdruck an, und lindernde Thränen floſſen ihr über die welken Wangen. „Gott ſei gelobt! Sie wenigſtens glauben es nicht,“ ſprach ſie dann zu ſich ſelbſt, „das andere will ich hinnehmen und zu ertragen ſuchen.“ Dann erſchien wohl Altenhauſen, der jetzt allein in Leyden hauſte und häufiger als jemals nach Werden herüber kam.

„Wundern Sie ſich darüber, daß die Meinigen ſo denken?“ fragte er erſtaunt, als Tante Ida ihm von dem Inhalte der Briefe erzählte, und er ſprang ungeduldig empor. „Ich würde es mir ſchön verbitten, wenn das anders wäre, wahrhaftig! Es iſt eine Tollheit, den Arnold anzuſchuldigen …“ Er rannte aufgeregt im Saale auf und nieder. „Ja, die Zeiten werden immer beſſer! Dieſe Herren vom Gericht ſind ſo gelehrt; es kommt ihnen auf eine Dummheit mehr oder weniger nicht an, wenn ſie nur viel Tinte verſpritzen und viel Papier verſchmieren können. Ach, wo ſind die Zeiten des Aaburgſchen hin, welcher, als das Landgericht ihn pfänden wollte, ſeine Bären aus den Zwingern losließ und gegen die geſtrengen Herren hetzte! Schade, daß das nicht mehr angeht!“ Er wiegte bedauernd den Kopf. „Trotzdem, der Reichenwald muß mir vor die Piſtole, wenn der ganze Aberwitz vorüber iſt!“ So ſprach er.

Ganz im geheimen aber war er nicht ſo ſicher. Die Angelegenheit ließ ſich ſo geheimnisvoll an. Seltſam: der verlaufene Hund hatte ſich nicht wieder eingefunden, und das Bild, welches Arnold bei ſeinem Beſuche am Morgen des Unglückstages in ſeiner Erinnerung zurückgelaſſen, bot ſo manche Beſonderheiten, die er vergebens zu erklären trachtete. Aber ſchon im Keime unterdrückte er derartige Gedanken. „Unſinn! Das kann nicht ſein, ein livländiſcher Edelmann kann das nicht thun!“

Arnold ſelbſt ſchien das Verſtändnis für alles, was um ihn her vorging, völlig abhanden gekommen zu ſein. Das Benehmen ſeiner ehemaligen Freunde, welches ihn ſonſt tödlich verletzt hätte, überſah er; einſam und in ſich verſunken ging er ſeiner Wege, und nur wie ein grimmiges Lachen der Selbſtverachtung quoll es zuweilen in ihm auf, wenn er gewahrte, wie die Tante und die Leydenſchen unerſchütterlich an ſeine Unſchuld glaubten und ihr Vertrauen unbeirrt an ihn, den Unwürdigen, verſchwendeten. Daß auch Margarete ihn verteidigte, tröſtete ihn nicht, ſondern verurſachte ihm brennenden Schmerz. Mit der Erinnerung an ſie ſtand vor ihm die glückliche Vergangenheit auf, da er ſchuldlos war und auf ihre Gegenliebe zu hoffen gewagt hatte. Das war vorbei für immer. Ihr Herz gehörte dem, deſſen Blut ſeine Hand vergoſſen; Herberts unverſöhnter Schatten trat zwiſchen ihn und ſie und ſchied ſie für ewig. Wie hätte er nun ſich ihr nähern und ihr ins Antlitz ſchauen dürfen, deren Auge gewiß nur die unauslöſchliche Trauer um den Verluſt des Geliebten wiederſpiegelte! Doch merkwürdig! Auch jetzt noch durchzuckte es ihn bei dieſem Gedanken wie ein Gefühl der Eiferſucht gegen den Toten…

Wochen waren ſo vergangen, und ſchon neigte das Gericht dazu, die Unterſuchung wegen der Ermordung Herberts in Anbetracht des unverändert gebliebenen Aktenſtandes niederzuſchlagen, als plötzlich die Angelegenheit eine unvorhergeſehene Wendung erfuhr.

An einem regneriſchen Oktobertage fuhr ein Kriminalbeamter an meinem Forſthauſe vor, der mich verhaftete und in die Kreisſtadt in den Kerker brachte. Er dürfe nichts verraten, er handle nur auf höheren Befehl, meinte der ſchweigſame Poliziſt, als ich nach dem Grunde fragte.

Man erlaſſe mir die Beſchreibung der erſten Nacht, die ich als Gefangener verlebte. Drückte ſchon das Bewußtſein, zum erſtenmal in meinem Leben der Freiheit beraubt zu ſein, mich völlig darnieder, ſo ſteigerte die Ungewißheit das Gefühl meiner inneren Qual bis ins Unerträgliche. Hatte Arnold geſtanden? Oder, war ſeine Schuld durch irgend einen böſen Zufall ans Licht gekommen? War ich als Begünſtiger des Mordes, als Meineidiger entlarvt? Die ganze Nacht verging mir unter ſolchem Brüten, und kein Schlaf kam in meine Augen.

Am Morgen wurde ich zum Verhör geführt.

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich Sie vernehme,“ begann der Landrichter.

Ich ſchwieg.

„Iſt Ihnen bekannt, warum Sie heute vor Gericht ſtehen?“

Ich verneinte, der Wahrheit gemäß.

„Unter dem Verdachte des Mordes, begangen am Morgen des 1. September an dem Baron Herbert von Werden.“ Er ſprach jedes Wort langſam und gedehnt, gleichſam, als wenn er mich unter der Wucht derſelben wie unter Quaderſteinen zerſchmettern und begraben wollte.

Ich griff mir an den Kopf, nur mit Mühe hielt ich mich aufrecht. „Des Mordes?“ ſtammelte ich „…das iſt nicht möglich… Ich bin unſchuldig. Wer hat mich verdächtigt?“

Der Landrichter ſchellte, und im nächſten Augenblick erſchien, von dem Gerichtsdiener geleitet, in der ſich leiſe öffnenden Thür der rote Andres. Mit demütiger Verneigung vor Herrn von Reichenwald und einem kurzen hämiſchen Blick auf mich glitt er unhörbar an mir vorüber und ſtellte ſich weit entfernt an dem äußerſten Ende der Schranke auf, welche das Zimmer in zwei ungleiche Hälften teilte. Dort verharrte er, den Rücken mir halb zugekehrt, das Auge meiſt geſenkt, unbeweglich in gebückter Haltung, und während der ganzen, nun folgenden Verhandlung wandte er ſich kein einziges Mal mir zu; es war, als ob ihn meine Nähe peinige und er meinem Anblicke entgehen wolle.

Ich hatte das Gefühl, als ob eine Schlange über die Schwelle geſchlüpft wäre und mich nun mit tückiſchem Giftbiß bedrohte. Ich hatte mich alſo nicht getäuſcht: jene Begegnung mit dem roten Andres im Walde bedeutete Unglück.

„Wiederholt, Zeuge, was Ihr hier vorgeſtern berichtet,“ wandte ſich Herr von Reichenwald an den Eintretenden; etwas wie widerwillige Verachtung zitterte durch die Worte des Richters.

Er ſei, begann der rote Andres mit tiefer, eintöniger Stimme, am Morgen des 1. September ſchon ſehr früh vom Hauſe des Stirnebuſchwächters, ſeines Verwandten, aufgebrochen, um auf dem Gute Leyden Arbeit zu ſuchen. Als ſich ihm dort der erwartete Erwerb nicht geboten, ſei er weiter durch den Wald nach Kreyſingen gegangen, weil er gehört, daß dort ein Tagelöhner geſucht werde. Unterwegs nun, beim Krebsbach, ungefähr um zehn Uhr morgens, hätte ein plätſcherndes Geräuſch ſeinen Schritt gehemmt und, durch das Geſträuch lugend, hätte er mich erblickt, wie ich, im Bache ſtehend, eifrig bemüht geweſen, meinen Rock von dunkeln Flecken, deren Ausſehen ihm eigentümlich, faſt wie von Blut herrührend, vorgekommen, zu reinigen. Meine ganze Erſcheinung hätte damals in ihrer Wildheit einen derart beängſtigenden Eindruck auf ihn hervorgerufen, daß er ſchleunigſt entflohen ſei. Auch in Kreyſingen habe er die erwartete Arbeit nicht gefunden und ſich deshalb ins benachbarte Kirchſpiel und darauf weiter ins Land begeben, bis er endlich bei einem Pächter Dienſt gefunden. Schon dort ſeien ihm Gerüchte, unklare und verworrene freilich, über einen Mord zu Ohren gedrungen, dem der Kreyſingenſche Baron zum Opfer gefallen. Von den näheren Umſtänden und Einzelnheiten der Sache habe er dagegen erſt bei ſeiner kürzlichen Rückkehr ins Werdenſche erfahren. Da ſei ihm eingefallen, was ihm an jenem Morgen, da der Baron erſchoſſen worden, im Walde begegnet, und dem Triebe ſeines Gewiſſens folgend, habe er nicht geſäumt, den Vorfall zur Wiſſenſchaft der Behörde zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

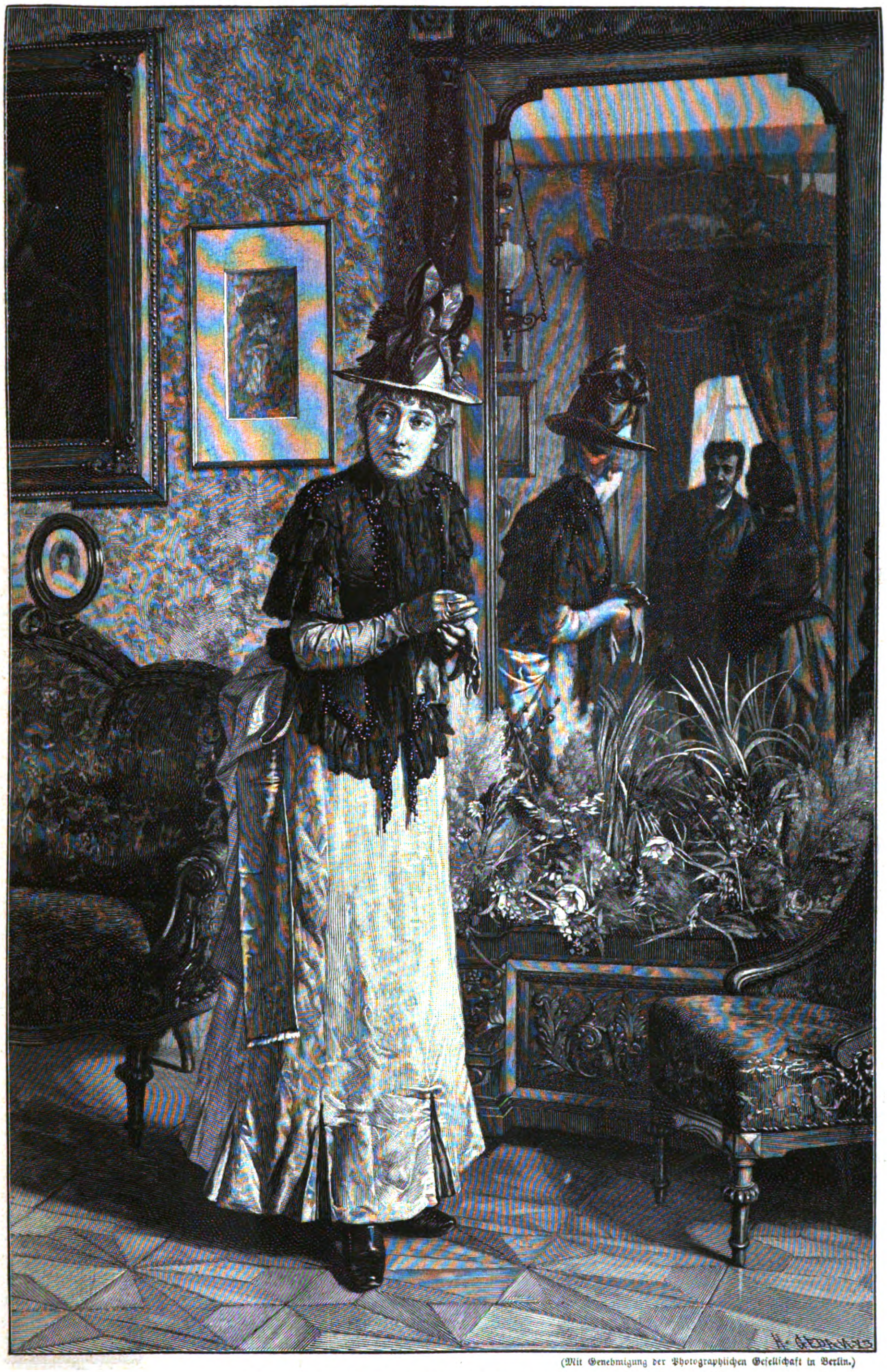
Die Flamme.

Alltägliches und Nichtalltägliches.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Wir ſehen die Kerze mit heller Flamme herabbrennen, wir freuen uns des lodernden Feuers im Kamin, wir wiſſen, daß jene leuchtet und wärmen uns an letzterem — nach der eigentlichen Beſchaffenheit der Flamme aber fragen wir nicht. Es iſt ja ein alltäglicher Vorgang, der ſich vor unſern Augen abſpielt, und das Alltägliche ſcheint uns ſelten intereſſant genug, um ihm auf den Grund zu gehen.

So ganz leicht iſt dies in dieſem Falle freilich nicht, wie denn überhaupt die alltäglichen Vorgänge rings um uns oft am ſchwerſten zu erklären ſind. Feuer und Flamme haben den Gelehrten aller Zeiten ihre Rätſel aufgegeben, ſeit man ſich nicht mehr mit der bequemen ariſtoteliſchen Lehre von den vier Elementen: Feuer, Waſſer, Luft und Erde begnügte. Man erfand ſchließlich einen nur in der Einbildung vorhandenen chemiſchen Körper, das Phlogiſton, um dies Problem



(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Unerwarteter Beſuch. Nach dem Gemälde von G. Bariſon.

der Verbrennung zu erklären; alle verbrennlichen Körper ſollten das Phlogiſton als einen gemeinſchaftlichen Beſtandteil enthalten; derſelbe entwich jedoch bei der Verbrennung, und ſo konnte man ſeiner leider niemals recht habhaft werden — obwohl man z. B. das Chlor lange Zeit mit ihm für identiſch hielt. Erſt als 1754 durch den Engländer Joſeph Prieſtley und faſt gleichzeitig, aber unabhängig von jenem, durch Scheele der Sauerſtoff entdeckt wurde, konnte man erkennen, daß die Verbrennung nichts anderes iſt, als ein energiſcher chemiſcher Prozeß, der im weſentlichen auf die Vereinigung eben dieſes in der Luft enthaltenen Sauerſtoffs mit dem brennenden Körper zurückzuführen iſt. Es iſt das unvergängliche Verdienſt des großen franzöſiſchen Chemikers Lavoiſier, dieſen Grundſatz in ſeiner 1778 erſchienenen Schrift über die Verbrennung zum erſtenmal klar dargelegt zu haben. Die ungeheure Mehrzahl aller Feuererſcheinungen aber beruht auf der Verbrennung; nur vereinzelte, die wir hier ausſcheiden, treten bei phyſikaliſchen Vorgängen auf, wie z. B. das Glühen des Kohlenfädchens in der bekannten Ediſonlampe.

Die Flamme iſt alſo nichts anderes, als die bei der Verbrennung wahrnehmbare Lichterſcheinnng. Aber ſo paradox es klingt, nicht das Brennmaterial in unſern Herden und Öfen, nicht das Öl oder das Petroleum in unſern Lampen und nicht das Paraffin in unſern Kerzen an ſich verbrennt mit einer Flamme, vielmehr müſſen alle dieſe Brennmaterialien vorher ihren Gehalt an Gaſen abliefern, und nur die letzteren geben zur Bildung der Flamme Veranlaſſung, nur ſie ſpenden uns bei ihrer Verbrennung Licht und Wärme; daher iſt die Leuchtgasflamme, in welcher der brennbare Stoff bereits fertig an die Gebrauchsſtelle gelangt, eigentlich der einfachſte Verbrennungsapparat. In gleicher Weiſe wie in der Retorte einer großen Gasanſtalt aus den Kohlen das Brenn- und Heizgas gewonnen wird, vollzieht ſich z. B. bei jeder brennenden Kerze der Prozeß der Gasbereitung im kleinen. Entzündet man den Docht, ſo leitet man jenen Prozeß ein, der dann während des Brennens ſich von ſelbſt fortſetzt, indem das geſchmolzene Wachs oder Paraffin der Kerze oder ebenſo das Öl aus dem Baſſin der Lampe durch den Docht in die Höhe gezogen wird und ſich in der Nähe der Flamme in gaſige und rauchförmige Produkte zerſetzt. Die feinen Zwiſchenräume im Docht wirken dabei wie Kapillarröhren — beiläufig bemerkt dieſelbe Erſcheinung, die man bei jedem Stück Löſchpapier beobachten kann, das man mit einem Ende in eine Flüſſigkeit taucht.

Betrachtet man irgend eine Flamme genauer, ſo vermag man die Gasentwickelung deutlich von der Gasverbrennung zu unterſcheiden; in dem unterſten und innerſten, dunkleren Teil ſammeln ſich die gaſigen Verbrennungsprodukte; ſie treten aus dieſem in den glühenden Kern, um hier zum größten Teil zu verbrennen, während endlich in dem äußeren, bläulichen Mantel, dem ſogenannten Schleier, die letzten brennbaren Beſtandteile verzehrt werden.

Zu jeder Verbrennung, hatten wir geſehen, iſt Sauerſtoff notwendig. Entzieht man denſelben teilweiſe der Flamme, ſchließt man ſie z. B. enger und immer enger ein und ſperrt ihr dadurch die Luft ab, ſo beginnt ſie bald zu rußen und verlöſcht ſchließlich ganz. Daher ſpielt bei allen Lampenkonſtruktionen die Luftzufuhr eine große Rolle; nur wenn dafür geſorgt wird, daß dieſe regelmäßig und reichlich ſtattfindet, kann jene Maſſe unendlich kleiner, feſter, aus Kohlenſtoff beſtehender Teilchen wirklich verbrannt werden, die, in dem äußeren Flammenmantel enthalten, weſentlich die Leuchtkraft erhöht, ſich aber im entgegengeſetzten Falle als Ruß niederſchlägt.

Die Luftzufuhr nun wird durch den Cylinder vermittelt und geregelt. Derſelbe dient keineswegs nur zum Schutz der Flamme gegen die Unregelmäßigkeiten des äußeren Luftzuges, ſondern er führt dem Verbrennungsort thatſächlich eine erhöhte Sauerſtoffmenge zu; die in dem Glasmantel erhitzte Luft, welche ſeitlich nicht entweichen kann, drängt nach oben und wird fortgeſetzt von unten neu zuſtrömender kalter, ſauerſtoffreicher Luft erſetzt. Nicht genug damit übt jedoch auch die Geſtalt des Cylinders ihren Einfluß auf die Flamme. Die Verengung, welche er bei faſt allen neueren Formen in ſeinem oberen Teile zeigt, hemmt nämlich die Schnelligkeit des Luftwechſels und zwingt die eintretende Luft, in engere Verbindung mit der Flamme zu treten, alſo mehr Sauerſtoff an ſie abzugeben; demſelben Zwecke dienen auch die kleinen Metallſcheiben, die man heute vielfach über den Brennern anbringt; ſie drängen die Flamme nach außen auseinander und bieten ſo der einſtrömenden Luft größere Berührungsflächen dar. — Schraubt man umgekehrt bei einer Lampe den Docht zu hoch hinaus, ſo genügt die Luftzufuhr für die vergrößerte Flamme nicht mehr, und dieſelbe beginnt naturgemäß zu rußen, eine trübe Erfahrung, unter der wir wohl alle bereits einmal gelitten haben.

Von bedeutendem Einfluß auf die Flamme iſt endlich die Beſchaffenheit und Geſtalt des Dochtes. Mehr und mehr iſt der flache Docht durch den röhrenförmigen verdrängt worden, wir haben uns aber kaum Rechenſchaft darüber abgelegt, welche Urſachen für dieſe Umgeſtaltung maßgebend waren. Dieſelben liegen nahe genug; vermöge der Röhrengeſtalt wird einmal die Zerſetzung des ganzen Brennſtoffes auf eine dünne, ringförmige Schicht beſchränkt, und die Verbrennung findet ebenſowohl auf der Innenſeite, wie auf der Außenſeite des Flammenringes ſtatt, wobei im Innern desſelben wiederum der freie Luftzutritt befördernd einwirkt.

Es ſind im großen und ganzen ſehr ähnliche Erſcheinungen, wie bei Leuchtflammen, welche uns bei jedem Verbrennungsprozeß in einer Feuerungsſtelle — mag dieſelbe nun Herd, Ofen, Kamin oder ſonſtwie immer genannt ſein — entgegentreten. Es kommt ſtets darauf an, den Zutritt des Sauerſtoffs, der Luft alſo, zu dem Brennmaterial zu regeln, um eine vollſtändige Verbrennung herbeizuführen, dadurch zu einer möglichſt großen Wärmemenge zu gelangen und zugleich eine möglichſt vollkommene Rauchverzehrung zu erzielen; der läſtige ſichtbare Rauch beſteht ja aus unverbrannten Brennſtoffteilchen und Gaſen, eine ſtark rauchende Feuerung arbeitet alſo ſtets nicht ökonomiſch. Für die Luftzufuhr aber iſt einmal der Roſt von Wichtigkeit und dann der Schornſtein, der gewiſſermaßen an die Stelle des Lampencylinders tritt; bei größeren Anlagen für induſtrielle Zwecke begnügt man ſich aber nicht damit, ſondern führt dem Feuer noch durch beſondere Ventilatoren größere Luftmengen zu, oder leitet, wie z. B. bei Lokomotiven, zur Anfachung des Feuers einen Dampfſtrahl in die Eſſe. Es iſt nun nicht meine Abſicht, hier auf die verwickelten Probleme der Pyrotechnik einzugehen. Ich möchte nur hervorheben, wie die Erkenntnis der mehrfach erwähnten Thatſache, daß nicht die Brennſtoffe an ſich, ſondern deren Vergaſungsprodukte verbrennen, zu der ſogenannten Regenerativ-Gasfeuerung führte, welche heute bei faſt allen induſtriellen Feuerungsanlagen die bisherigen Methoden zu verdrängen im Begriff iſt. Bei ihr findet eine räumliche Trennung der Vergaſung der feſten Brennſtoffe und der Verbrennung der gewonnenen Gaſe ſtatt, während ſich dieſelbe in jedem anderen Ofen gemeinſam vollzieht — es werden dabei zugleich die heißen, aus dem Verbrennungsraum abſtrömenden Gaſe gezwungen, ihre Hitze an eine Reihe feuerfeſter Kammern abzugeben, und dieſe ſo feſtgehaltene Wärme verwendet man dazu, um die Verbrennungsmaterialien vorzuwärmen und dem Feuer anſtatt kalter, heiße Luft zuzuführen. Für unſere Skizze iſt dies Verfahren beſonders deshalb intereſſant, weil es mutatis mutandis in jenen Gasbrennern eine außerordentlich ſinnreiche Anwendung gefunden hat, welche als Siemensbrenner heute allgemein bekannt ſind und eigentlich allein noch die Konkurrenz des Gaslichts dem elektriſchen Licht gegenüber ermöglichen. Auch bei ihnen wird ſowohl das zuſtrömende Leuchtgas, wie die zufließende Luft durch die von der Flamme ſelbſt erzeugte Hitze vorgewärmt, dadurch die Energie der Verbrennung im höchſten Grade geſteigert und ein äußerſt intenſives Licht erzielt. Es ſind derartige Brenner konſtruiert worden, die eine Leuchtkraft von über 1000 Normalkerzen entwickeln.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Mit dem Wort Normalkerze berühren wir einen Begriff, den man gegenwärtig häufig erwähnen hört und über deſſen Wert ſich doch ſelbſt Fachmänner nicht recht einig ſind. Eine völlige Übereinſtimmung in der Maßeinheit für das Meſſen von Lichtſtärken iſt nämlich noch nicht durchgeführt; gewöhnlich nimmt man jedoch mindeſtens in Deutſchland eine Paraffinkerze von 20 Millimeter Durchmeſſer, die eine Flamme von 50 Millimeter Höhe erzeugt, als Normalkerze an und mißt jede andere Lichtquelle durch Vergleich mit ihr. Abgeſehen von irdiſchen Dingen hat man ſo auch die Lichtſtärken der verſchiedenen Himmelskörper feſtgeſtellt und dabei unter anderm gefunden, daß das Licht des Vollmondes durch etwa 26 Billionen Normalkerzen erſetzt werden könnte, die man auf dem ſonſt dunklen Monde aufſtellen müßte — es wäre, beiläufig bemerkt, dazu gerade genug Raum auf der uns zugekehrten Hälfte unſers getreuen Trabanten vorhanden, wenn man, notabene, die paar Kerzen recht dicht aneinander ſchachtelt. Ob's genau ſtimmt, habe ich freilich nicht nachgerechnet.

Die Photometrie, die Lichtmeßkunſt, iſt ſelbſtverſtändlich auch von beſonderer Bedeutung für die Schätzung des Wertverhältniſſes der verſchiedenen Leuchtſtoffe, da für dieſelbe neben dem Preiſe des Rohmaterials die erzielte Lichtmenge maßgebend ſein muß. Im allgemeinen ſind die feſten Leuchtſtoffe — Wachs, Paraffin, Stearin — teurer als die flüſſigen, und das Gas müßte bei nicht allzu hohen Steinkohlenpreiſen eigentlich noch billiger als Petroleum zu liefern ſein, und wäre es wohl auch, wenn nicht die meiſten ſtädtiſchen Verwaltungen in ihm eine ergiebige Einnahmequelle gefunden hätten. Dereinſt wird indeſſen ſicher das elektriſche Licht — ſchon jetzt die geſundeſte, bequemſte und ſchönſte Lichtquelle — auch an Billigkeit alle übrigen übertreffen. Ihm gehört unzweifelhaft die Zukunft.

Gegen den Strom.

Von A. Trinius. (Abdruck verboten.)

Im Südoſten Berlins breitet ſich ein ſtattliches, von glatten Steinwandungen eingefaßtes Waſſerbecken aus, von einem im rechten Winkel ein- und ausmündenden Kanal geſpeiſt. Vornehm dreinblickende, himmelſtürmende Mietshäuſer umzirken halbkreisförmig das Becken, das nach der vierten Seite einen ebenfalls von ſtolzen Bauten umrahmten, freundlichen Schmuckplatz, aus deſſen Baumgrün der maleriſche Kuppelbau einer Kirche emporſteigt, widerſpiegelt. Während im Winter dieſe Waſſerfläche einen beliebten Tummelplatz nachbarlicher Schlittſchuhläufer bildet, entfaltet ſich vom Frühling bis zum Sommer ein buntbewegtes Schifferleben auf dem melancholiſch dahinfließenden Waſſer. Hier kreuzen die ſchwerbeladenen Laſtſchiffe zwiſchen dem Oſten und Weſten der Reichshauptſtadt rege vom Morgen bis zum Abend; an den ſchräg aufſteigenden Ausladeſtellen des viereckigen Waſſerbeckens liegen Kähne von der Spree, Havel, Elbe und Oder vor Anker, ihre Ladungen an Ziegelſteinen, Kalk, Kohlen, Holz und Petroleumtonnen abzuliefern. Gegen Ende des Sommers aber kommen die erſten Obſtkähne, ihren ſüßduftenden Inhalt der dankbaren Hauptſtadt anzubieten. Ein luftiges Geſtell wird dann gewöhnlich zwiſchen Schiff und Uferwand aufgebaut, auf dem ſich nun der Einzelverkauf oft bis tief in den Winter hinein vollzieht.

Es war an einem der letzten Sommertage. Die Abendſonne blitzte längs der Häuſerfirſten und tauchte Kuppel und Fenſter der nahen Kirche in ein flammendes Rot. Noch ebbete nicht der Strom der Arbeiter, Ladenmädchen, Kaufleute und Näherinnen aus dem Innern der Rieſenſtadt in die Häuſerprovinzen der Vorſtädte zurück; ſtill ging der Verkehr längs des Kanals und des Beckens ſeinen Weg, nur von dem Schmuckplatze ſcholl aus den umbuſchten Wegen Geſang und Lachen ſpielender Kinder herüber. Unweit davon war heute Nachmittag ein mit Steinen befrachteter Laſtkahn vor Anker gegangen. Bald darauf hatte man begonnen, aus Bohnen- und Gerüſtſtangen eine ſchmale Verbindungsbrücke bis zum Ufer herzuſtellen. Als letztere vollendet war, vertauſchte der alte Schiffer die verſchoſſene und hier und da zerſchliſſene Arbeitsjacke mit einem beſſeren Rocke, ſtülpte ſich die Sonntagsmütze auf und ſchritt als erſter über die Brücke, um bei der ihm aufgegebenen Geſchäftsfirma ſeine glückliche Ankunft zu melden.

Es mochte eine Stunde ſeitdem vergangen ſein. Vor dem Kochofen neben der niedrigen, grün angeſtrichenen Kajütte ſaß der Schifferknecht und blies emſig in die ſchläfrige Glut. Als die erſten Flämmchen endlich aufzüngelten, begann er für das Abendeſſen ein Gericht Kartoffeln abzuwaſchen. Oben auf der hochgetürmten Steinlaſt des Kahnes ſtand ein junger Burſch. Ein loſe um den Hals geſchlungenes Tuch fiel langzipflig auf die blaue Schifferbluſe nieder. Die hellen, mutigen Augen waren hinüber zu einem Obſtkahn im anderen Winkel des Hafens gerichtet, auf deſſen Verkaufsgerüſt eine friſche Mädchengeſtalt ſoeben einige neugefüllte Obſtkörbe niederſetzte. Als ſie ſich bückte, ſchlug ein bekannter Lockpfiff an ihr Ohr. Rot überſtrömte ihr Antlitz, das ſie nun mit freudigſtem Überraſchen aufhob. Jetzt hatte ſie die Geſtalt des Burſchen drüben erkannt, deſſen kurzgeſchorener, brauner Kopf ihr Grüße zunickte. Nun nahm ſie aus einem der Körbe einen rotbäckigen Apfel und hielt ihn hoch. Da nickte der Buſch noch lebhafter, indem er zugleich alle zehn Finger in die Luft ſpreizte. Das ſchien ſie zu beluſtigen. Sie lachte über das ganze Geſicht und winkte ihm zu. Der junge Schiffer legte die halb gewölbten Hände als Schallrohr an den Mund.

„Heut' abend, Dore!“ klang es über das ſtille Waſſer fort.

„Was gibt's heut' abend?“ dröhnte es in demſelben Augenblick hinter ihm, und ein Schlag auf die Schulter ließ ihn ſich umwenden. Der Alte ſtand vor ihm. „Was gibt's heut' abend?“ wiederholte er noch einmal, und es klang wie aufſteigendes Donnergrollen. „Liebeleien, he? Kaum hier, beginnt die Teufelszucht ſchon wieder? Hüte dich! Ich will nichts mehr ſehen, ſonſt — —“ Er ballte die Fauſt und hob ſie auf. Die Drohung ſchien dem Jungen zu gelten, doch die grauen Augen blickten unter den ſtruppigen Brauen finſter nach dem Obſtkahn hinüber. Dann wandte er ſich um, ſchritt langſam über das Bordbrett hin und ſtieg die ſchmale Treppe zur Kajütte hinab, deren Thür ſich darauf hinter ihm ſchloß.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaßen Vater und Sohn mit dem Knecht um den kleinen Tiſch der Kajütte. Das Hauptgericht war als ein Haufen dampfender Kartoffeln mitten auf die Tiſchplatte geſchüttet worden. Ein irdenes Gefäß friſch ausgebratenen Speckes wie eine halb ausgeſchüttete Düte Salz vervollſtändigten die Mahlzeit. Seitab auf der Wandbank ſtand ein dickbauchiges Glas Weißbier, das ab und zu die Runde bei der ſchweigſamen Tiſchgeſellſchaft machte. Mechaniſch ſchälte jeder eine Kartoffel nach der anderen, ſtippte ſie darauf in das Salz und dann in die Specktunke und ſchob ſie in den Mund. Der junge Burſch hob die Augen dabei kaum auf. Seine Gedanken ſchienen wo anders zu weilen. Da auch der Alte ſich ſtumm verhielt, ſo blieb dem Knecht nichts übrig, als dieſe unbehagliche Stimmung durch eine achtunggebietende Appetitsentwickelung auszugleichen. Der Alte hatte längſt ſeine Pfeife in Brand geſetzt, während der Burſch durch das winzige Kajüttenfenſter auf das von den Laternenlichtern wie mit Sternen beſäete Waſſer ſtarrte, als endlich der Knecht das Taſchenmeſſer zuklappte, ſich mit der umgekehrten Rechten den Mund abwiſchte, um dann mit einem halb hingemurmelten „Mahlzeit“ ſich langſam zu entfernen und hinauf an das Ufer zu ſteigen, wo er ſich gemächlich gegen das Eiſengeländer lehnte und halblaut ein altes Schifferlied vor ſich hin pfiff. Bald darauf tauchte auch die ſchlanke Geſtalt des Burſchen aus der Kajütte auf. Feſten Schrittes näherte er ſich über den ſchwankenden Landungsſteg dem Ufer. Der Knecht wandte ſich halb nach dem Ankömmling um, indem er zugleich mit dem Daumen rückwärts nach der Kajütte wies.

„Na, Karl? Etwas ſchwüle Luft heut' da drinne! He?“

„Leider, Kienbuſch!“

„Seitdem er da drüben den Obſtkahn des alten Kurtze entdeckt hat, iſt's mit der juten Laune aus. Solange wir ſchwimmen, jeht ja alles jlatt. Aber daheim im Dorfe, wo ſich die beiden Häuſer in die Augen ſehen, und hier iſt's zum Davonlaufen. Und einmal kommt's ſo. Das halt ein anderer aus.“ Der Knecht ſchaute den Burſchen an, als erwarte er eine Antwort. Als dieſer jedoch das Schweigen nicht brach, fuhr er fort: „Biſt auch ſchon halb angeſteckt, Karl! Die Wulkows ſind alle ein Schlag, Alte und Junge. Wenn ſie etwas bedrückt, freſſen ſie's allein 'runter. Nicht mein Geſchmack, Karl. Friſch heraus, wenn's auch mal Haare koſtet, aber dann wieder verträglich. So iſt's ein Hundeleben! Wat hat er eigentlich jejen ſeinen Nachbar?“

„Man ſpricht allerlei daheim, Kienbuſch! Was daran wahr iſt, weiß ich nicht.“ Der junge Schiffer wandte ſich um und ſchritt in der Richtung des Hafens weiter, wo der Obſtkahn des heimatlichen Nachbars vor Anker gegangen war.

Der Knecht ſah ihm eine Weile nach. Dann ſagte er, während es wie ein Lächeln der Zufriedenheit über ſein plumpes, verwettertes Geſicht huſchte: „Eins weiß ich — der dort läßt nicht mehr von dem Mädchen!“ Und ſchmunzelnd ſetzte er hinzu: „Ich würd's wohl jerad' ſo machen.“ Er blickte noch einmal nach der Kajütte zurück, deren Inneres noch immer in Dunkel gehüllt lag, worauf er etwas ſchwerfällig hinüber nach einem Kellerlokal ſchlurrte, über deſſen Thür eine glutrote Laterne wie das Licht eines Leuchtturmes ſchimmerte. Dort ankerte ſich Kienbuſch friedfertigen Gemütes feſt.

Sohn und Knecht hatten längſt das Schiff verlaſſen, als endlich der alte Wulkow die Kajüttentreppe hinaufſtieg und ſich droben auf den niedergelegten Hauptmaſt niederſetzte. Auf ſeinem Geſicht lagerte noch immer der finſtere Ernſt, der ſeit der kurzen Auseinanderſetzung mit ſeinem Jungen nicht mehr von ihm gewichen war. In ſcharfen Rucken ſtieß er den Dampf ſeiner Pfeife aus, während die Augen die von dem Farbenlicht der Laterne nur unbeſtimmt erleuchtete Umgebung des Waſſerbeckens zu durchdringen ſchienen. Zuweilen ſchoß auch ſein Blick wie ein Blitz nach dem Obſtkahn hinüber, und dann verfinſterten ſich die Züge noch um einen Schatten mehr.

„Wenn ſein Ungehorſam mir doch den Schimpf anthäte?“ kam es einmal wie ein Selbſtgeſpräch über ſeine Lippen. „Es thäte mir leid um ihn, aber — —“ Er brach ab, als ſcheue er das auszuſprechen, was ſein Haß ſich zurechtlegte. So ſaß er lange in ſchweren Gedanken einſam da. Heimlich gluckerte das Waſſer unter ihm und ſchlug in leichten Wellen an die Schiffswandung; aus den Straßen und von den langen Häuſerzeilen blitzte ein Meer von Lichtern herüber, während droben die Sterne in ſeltener Pracht funkelten. Doch nur dem einen Lichte, das aus der Kajütte drüben matt über die ſchweigende Waſſerflut leuchtete, ſchien ſein Sinnen zugewandt. „O du, o du!“ Wie eine Verwünſchung klang es, und die Fauſt ballte ſich. Endlich erhob ſich der Alte. Noch einmal blickte er nach dem Ufer, dann taſtete er langſam den Weg zur Kajütte zurück. In dem Augenblicke, als er die enge Treppe hinabſteigen wollte, ſchlug ein Laut an ſein Ohr, als wenn ein Ruder das Waſſer teilte. Wie von einer Magnetnadel angezogen, wandte ſich raſch der Kopf des Schiffers nach der Richtung des Obſtkahnes. Seine Augen bohrten ſich förmlich in die Dunkelheit. Und dann zuckte er zuſammen.

„Ich wußt' es!“ ſtieß er heraus. Dann eilte er in die Kajütte, um hier an dem Fenſter ſeine Beobachtung fortzuſetzen. Der Kahn hatte ſich inzwiſchen ungefähr bis auf zwanzig Schritte genähert, dann nahm er eine Seitenwendung und ſchoß vorüber, um ein Stück weiter kanalabwärts anzuhalten.

„Gute Nacht, Karl!“

„Gute Nacht, Dore!“

Ein paar junge Menſchenlippen berührten ſich im langen, ſeligen Kuſſe. Nun bog der junge Burſch das Haupt des Mädchens leiſe nach hinten und ſchaute ihr ſtumm in die thränenfeuchten Augen, während ſeine Rechte ihren blühenden Leib umſchlang.

„Dore!“ ſagte er, und es flog ernſt über ſein hübſches Geſicht, „es wird ſchon werden!“

„Ich weiß es, Karl! Aber treu wollen wir uns doch bleiben!“

„Das wollen wir, Dore! Das müſſen wir!“

Noch einen heißen Kuß drückte er ihr auf die zuckenden Lippen, dann ſprang er auf die untere Plattform der zur Uferſtraße hinanführenden Steintreppe, während das Mädchen geſchickt den Kahn umwandte und in der Richtung des Obſtkahnes wieder zurückruderte.

„Gute Nacht, Dore!“ ſcholl es noch einmal über das Waſſer.

„Gute Nacht!“ kam es wie im Echo leiſe zurück.

Der alte Schiffer hatte inzwiſchen ſeine Pfeife auf die Wandbank gelegt, und während er mit zitternden Händen die Lampe anzündete, kam es tonlos über ſeine Lippen: „Er und ſie! — Das alte Lied, die alte Sünde! — 's wiederholt ſich alles!“ — Es zuckte über ſein Geſicht, dann nahm dasſelbe einen finſter unbeweglichen Ausdruck an. „Noch hab' ich ein Recht auf ihn. Mag's kommen, wie's will!“

Er hatte die Leuchte auf den Tiſch geſtellt und ſtand nun mit dem Rücken gegen denſelben, die Blicke ſcheinbar aus dem Fenſterchen auf das Waſſer gerichtet. So zählte er die Minuten bis zum Eintritt ſeines Sohnes. Jetzt hallte deſſen feſter Schritt oberhalb der Kajütte, nun die Treppe hinab, und dann trat der Erwartete ein.

„Guten Abend, Vater!“

Keine Antwort. Jetzt erſt blickte der Eintretende auf den am Fenſter regungslos Verharrenden. Einen Augenblick ſchien er unſchlüſſig, was er thun ſollte; dann aber hing er die Mütze an einen Wandpflock und wandte ſich nun in die Ecke, wo ſeine Lagerſtatt ſich befand.

„Wo kommſt du her?“ ſo klang's vom Fenſter, doch das Geſicht des Fragers blieb abgewandt.

Die Frage kam nicht unerwartet. Der junge Schiffer blieb mitten im Stübchen ſtehen und wandte aufs neue den Kopf zu ſeinem Vater.

„Ich?“ gab er zurück. Doch noch ehe er fortfahren konnte, hatte ſich der Alte raſch umgedreht. Sein Geſicht war fahl, und die ganze Geſtalt bebte, als er jetzt wie mit einem Sprunge vor dem Sohne ſtand, daß dieſer unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Wo du herkommſt? frage ich. Nun? Warum antworteſt du nicht?“

„Weil ich — ich will nicht antworten — nicht ſo —“

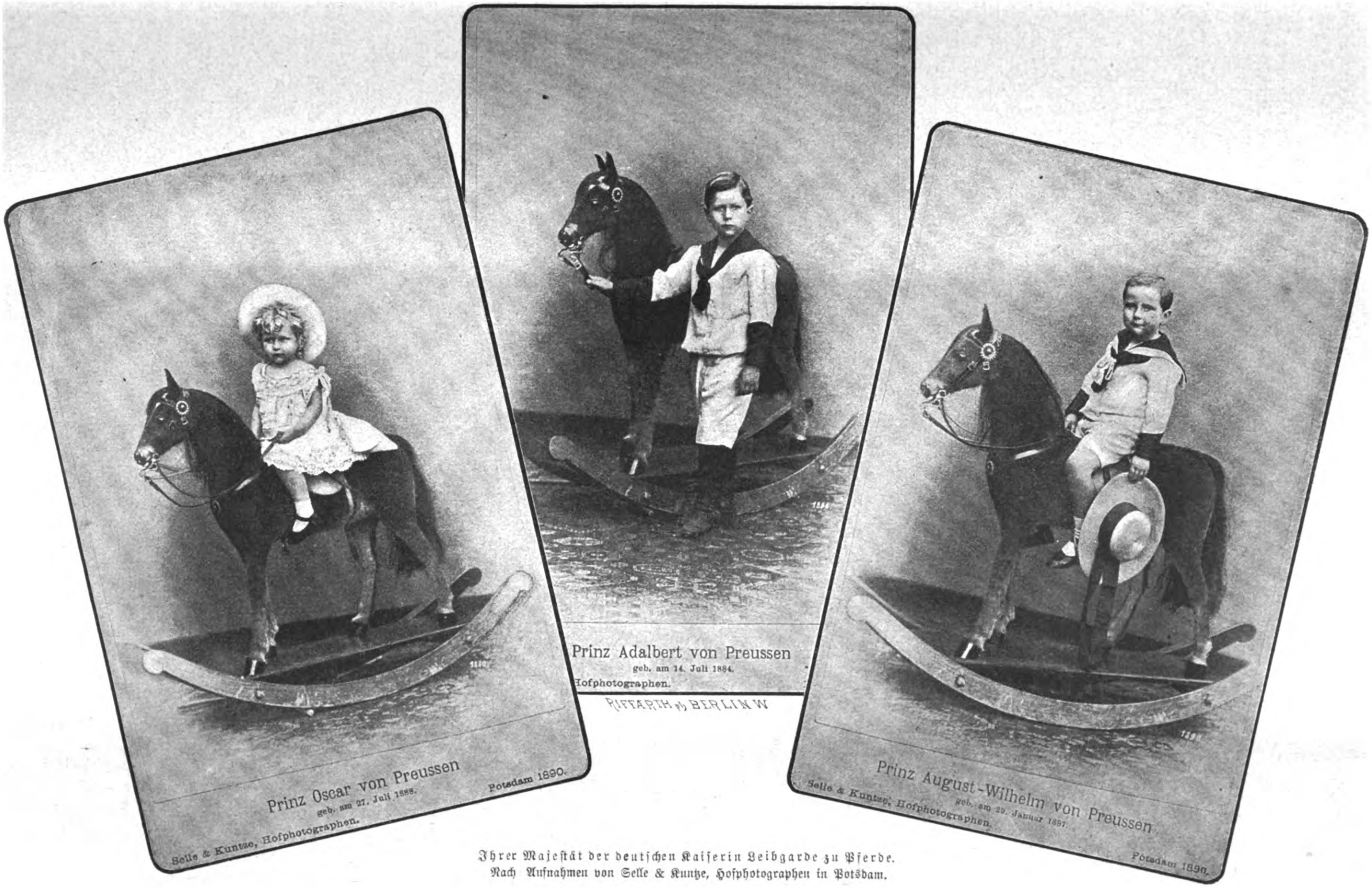
„Nicht ſo? Nun denn vielleicht ſo?!“ Und der aufgehobene Arme fiel wie ein Hammer auf die Schulter des Burſchen, daß dieſer taumelte. „Für ſolche Jungen, wie du, gibt's noch Mittel zum Gehorſam!“

„Vater!“ ſchrie der Geſchlagene auf. Dann war er heran. Seine linke Hand krampfte ſich wie die Pranke eines aufgerüttelten Löwen in die Bruſt des Alten ein, während die geballte Rechte ſich zum Schlage aufhob. Doch der Blick des Alten lähmte ſeine Bewegungen. Unbeweglich verharrte jetzt derſelbe, während ein eignes Lächeln über ſein faltiges Antlitz flog.

„Nun, warum ſchlägſt du nicht zu? 's iſt ja kein Zeuge hier. Ich will dir den Vatermord erleichtern. Du kommſt von der Dirne da drüben? He?“

„Vater!“ Es klang wie ein Hilferuf. Die Hände des Burſchen löſten ſich und ſanken ſchlaff hinab. „Wir ſind quitt, Vater!“ ſtieß er dann mühſam hervor.

„Ich bin es längſt mit dem da drüben! Er hat mir den Fluch auf mein Leben gelegt, und Fluch iſt alles, was von da drüben kommt. Alles!“ Er trat an das Fenſter und rüttelte in innerſter Empörung an dem Wirbel, daß die Scheiben klirrten. Etwas arbeitete in ihm, das ſich einen Ausweg ſuchte. Jetzt blieb er ſtehen und ſtarrte ſteif vor ſich hin. Der junge Schiffer hatte mechaniſch ſeine Mütze wieder von der Wand genommen, als wolle er gehen. Dann


Prinz Oscar von Preussen
geb. am 27. Juli 1888.
Selle & Kuntze, Hofphotographen.
Potsdam 1890.
Prinz Adalbert von Preussen
geb. am 14. Juli 1884.
Hofphotographen.
Prinz August-Wilhelm von Preussen
geb. am 29. Januar 1887.
Selle & Kuntze, Hofphotographen.
Potsdam 1890.

RIFFARTH ph BERLIN W

Ihrer Majeſtät der deutſchen Kaiſerin Leibgarde zu Pferde.
Nach Aufnahmen von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

aber ſank er, von Erregung übermannt, auf die Bank hart an der Thür nieder. Der Alte war aus ſeinem Hinbrüten aufgewacht. Mit ſchweren Schritten ging er den kleinen Raum immer wieder auf und ab. Keiner ſprach mehr ein Wort. So rannen Minuten hin. Da blieb der Alte vor dem Sohne ſtehen.

„Was ich dir jetzt ſage, bleibt unter uns. Ehe ich deine Mutter heiratete, liebte ich ein anderes Mädchen. Sie war arm wie eine Kirchenmaus, aber ſchön, daß es einem kalt und heiß zugleich wurde. Da drüben die — die — die Junge, die iſt ihr aus dem Geſicht geſchnitten. Mir ging's damals noch ſchlecht, aber ich darbte gern heimlich und ſchundete mir die Finger in harter Arbeit, nur um ſie ſpäter einmal heimführen zu können. Die Hoffnung dauerte nicht lange. Da drüben der, der hatte ein beſſeres Haus wie ich, glattere Hände und glattere Worte wie ich. Schmuck und Wohlleben ſticht in die Augen, beſonders den Weibern. Ich hab's zuerſt nicht glauben wollen, als es mir die Leute zuflüſterten. Dann mußt ich wohl — er hat ſie ſchließlich geheiratet. Aber ein Segen iſt ihm nicht daraus geworden. Sie verließ ihn und ging mit einem durchreiſenden Maler in die Welt — ihr Kind ließ ſie ihm zurück. So hat ſich die Schand' an ihm ſelbſt gerächt. Vor ein paar Jahren kam die Nachricht an den Gemeindevorſtand, daß die ſchöne Dore, die Mutter von der dort drüben, hier in Berlin in Schande und Elend verkommen und geſtorben ſei.“

„O!“ Ein Stöhnen drang aus der Bruſt des Burſchen.

„Nun weißt du alles,“ fuhr der Alte fort, „und warum ich verfluche, was ſeinen Namen trägt. Die Mutter betrog deinen Vater, die Tochter wird's mit dir ebenſo halten. Das liegt im Blute!“

Der Burſch auf der Bank war emporgefahren.

„Sie wird es nicht thun! Nein — ich glaube es nicht!“ rief er aus.

Der Alte lachte bitter auf.

„Ich hab's auch nicht geglaubt — und es war doch wahr! Doch!“

„Du kennſt ſie nicht, Vater!“

„Will es auch nicht! Genug. Von heut' ab wird's aus ſein zwiſchen euch! Hörſt du?“

„Vater!“

„Kein Wort — oder — —“

„Als ich heut' abend zurückkam, wollt' ich dir's ſagen. Aber — — es geht nicht mehr rückwärts, und ich will es auch nicht.“

„Wie?!“

„Wir haben uns heute abend verſprochen und — —“

Die Farbe war jetzt aus dem Antlitz des Alten völlig gewichen. Sprachlos ſtarrte er den Burſchen an, als tauche eine Schreckensgeſtalt vor ihm auf. Endlich rang es ſich von ſeinen Lippen: „Verſprochen — ſo! — Und — und du willſt es halten?“

„Ja, Vater! Jetzt mehr denn je.“

„Ah! — Dein letztes Wort?“

„Mein letztes — ich kann nicht anders!“

Einen Augenblick ſchien es, als wolle ſich der Alte noch einmal auf ſeinen Sohn in grimmer Wut ſtürzen. Doch er bezwang ſich. Er wich einen Schritt gegen die Thür zurück, dann wies er mit finſteren Blicken ſtumm und befehlend auf dieſelbe. Der junge Schiffer hielt die Mütze in den Händen und ſchien nur zögernd Folge leiſten zu wollen, als kette noch etwas Unſichtbares ſeinen Fuß an den heimatlichen Boden.

Aber ſchon hatte der Alte die Thür weit aufgeriſſen. Und noch einmal reckte ſich ſein Arm in düſterem Grimme wie ein Wegweiſer gegen den Ausgang. Da ſchritt der Burſch ohne Gruß noch Blick hinaus. Als die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, ſank der Alte wie von einem Blitz getroffen auf die Bank nieder. Dann aber ſprang er zum Fenſter auf und ballte wild die Fauſt gegen den Obſtkahn drüben, Verwünſchungen vor ſich her murmelnd.

Der Burſch war über das Holzgeſtell zur Uferſtraße aufgeſtiegen. Hier hielt er ſtill, unſchlüſſig, nach welcher Richtung er ſich wenden ſollte. Die benachbarte Laterne, durch eine junge Rüſter halb verdeckt, warf ihren flackernden Schein auf ſein blaß gewordenes, tief erregtes Geſicht. Jetzt wandte er ſich ſeitwärts, ſeinen Weg fortzuſetzen.

Da ſchlug eine Stimme an ſein Ohr. Es war die des heimkehrenden Kienbuſch. In ungetrübter Seligkeit ſchwankte derſelbe ſoeben über die Straße, beſtrebt, die gerade Richtung zum gegenüberliegenden Kahn innezuhalten.

„Unſinn!“ rief er in halb lallendem Selbſtgeſpräch, „Unſinn, meine Herren! Das is allens ejal, Sozialdemokratie oder — oder Ariſtokratie — die Hauptſache is, ſein ornd'tliches Auskommen haben, ein jutes Jewiſſen und ein jutes Jlas Bier — 's können auch mehrere ſinn — aber jut. So denke ick mir die ſoziale Frage jelöſt.“ In dieſem Augenblicke prallte er, während ſeiner Auseinanderſetzung aus der Schußlinie geraten, gegen das Eiſengitter des Hafens.

„Ach ſo! Pardong! Nachtwächter — Nachtwächter!“ Er blickte ſich um. „Nette Bedienung — höfliches Entjejenkommen jejen verirrte Fremde! Ich bitte um das Beſchwerdebuch!“ Er tappte längs des Gitters weiter, bis er die im Halbdunkel ſtehende Geſtalt des jungen Fiſchers gewahrte.

„Schließen Sie mir jefälligſt die Hausthür uf, Mann der öffentlichen Sicherheit! Ich habe den Schlüſſel verlegt. Sind Sie für Politik, jeehrter Herr Nachtwächter? Na, zu Ihrer Beruhigung: die ſoziale Frage iſt heute abend jelöſt worden. Ick habe ſie jelöſt, ick!“ Er begann in beiden Hoſentaſchen zu ſuchen. „Warten Sie, Männecken, Sie kriejen einen Jroſchen. Der kleine Mann muß fühlen, daß man es jut mit ihm meint. Jut — na, zum Kuckuck — wo ſteckt denn det Joldſtück von Nickel? — jut und ehrlich — das is —“

„Kienbuſch, gib dir keine Mühe,“ tönte es jetzt dem noch immer emſig Suchenden entgegen.

„Karl, ach du biſt's — aber das kommt von die verteufelte Politik. Das regt mir immer ſo uf. Wenn ich mir das Waſſer anſehe, ſieht's aus wie Sturm und Unjewitter.“

„Das iſt vorbei, Kienbuſch!“

„Wieſo, Karl?“

„Kienbuſch, nimm deine paar Gedanken mal zuſammen und ſei vernünftig. Es iſt aus mit meinem Vater, er hat mir die Thür gewieſen.“

„Aus?“ Es ſchien wie eine Ernüchterung über den alten Schifferknecht zu kommen. „Aus?“ wiederholte er noch einmal und wies dann ſtatt aller Auseinanderſetzung hinüber zum Obſtkahn. „Deswegen?“

Der Burſch nickte. „Ja, Kienbuſch!“

„So mußt's kommen, ſo mußt's kommen!“ Das Weinen ſchien dem Knecht näher als alle ſozialen Streitfragen zu ſein.

Der junge Schiffer reichte ihm die Hand.

„Mach's gut, Kienbuſch!“ ſagte er, „du wirſt noch von mir hören.“

Der Knecht hielt die dargebotene Hand feſt und blickte dem Burſchen dann traurig fragend in die Augen.

„Und wohin nun, Karl?“

„In die Welt, Kienbuſch!“ Er riß ſich los.

„Wohin?“

Doch der Andere war ſchon im Dunkel der Nacht entſchwunden.

Lange ſtand der Knecht wie angewurzelt ſtill. Dann ſchüttelte er langſam das Haupt.

„Kienbuſch,“ murmelte er, „mit die ſoziale Frage biſt du noch nich zu Rande. Da is noch ein Loch!“

Behutſam taſtete er den Holzſtieg zum Kahn hinab.

„Das vergeß' ich dir nich!“ ſagte er, die Hand drohend zur Kajütte hebend. Dann tauchte er am andern Ende des Laſtkahns in ſeinen Verſchlag nieder, wo er bald auf dem Strohſack in tiefen Schlaf verſunken war. — — —

Als am andern Morgen Kienbuſch bedächtig zur Kajütte ſeines Herrn trottete, ſah er eine leichte blaue Rauchſäule ſich bereits aus dem ſchlanken Blechrohr des Ofens in den heiteren Morgenhimmel kräuſeln.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wahrheit über Emin Paſcha.

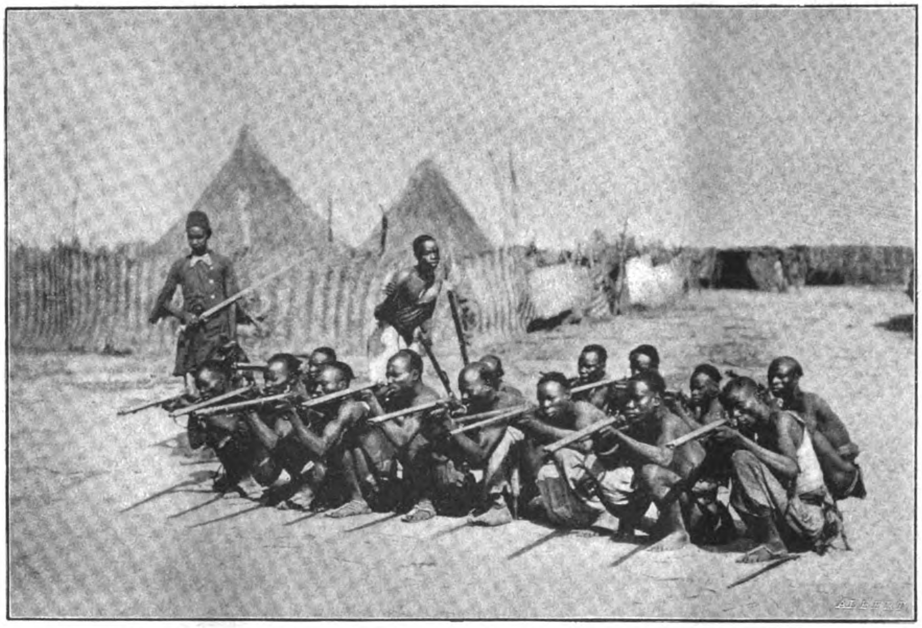
Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Nicht immer ſind die Geretteten dankbar, nicht immer haben ſie Urſache, es zu ſein. Als Emin Paſcha von Stanley glücklich an der deutſchen Oſtküſte Afrikas „gelandet“ war, war er nicht dankbar für ſeine Rettung. Er war, mit Recht oder mit Unrecht, der Meinung geweſen, Stanley müſſe noch mehr retten, als das nackte Leben des Gouverneurs von Äquatoria, und derſelben Meinung waren ſicher auch die meiſten Auftraggeber Stanleys geweſen. Der letztere ſchob einen Teil der Schuld, daß ihm ſeine Aufgabe nicht noch beſſer gelungen war — an gutem Willen dazu hat es ihm ſicher nicht gefehlt — Emin Paſcha zu, und ein unerquicklicher Streit entbrannte. Ein Streit, in dem Emin Paſcha geſchwiegen hat, im Bewußtſein ſeiner Würde oder im Bewußtſein ſeiner Schuld. Die aber, die für ihn laut und lebhaft genug Partei ergriffen, kannten ihn zur Genüge — aus der Liebenswürdigkeit, mit der er ausgeſtopfte Vogelbälge aus dem Herzen Afrikas für europäiſche Muſeen und gelehrte Korreſpondenzen geſchickt hatte. Da war es immerhin wertvoll, daß ein Mann auftrat, der Jahre hindurch an der Seite Emins gelebt hatte, der mit ihm zugleich von Stanley gerettet worden war, und der erklärte, er werde den Anſchuldigungen Stanleys entgegentreten, er werde die Rechtfertigung Emins übernehmen. Der Major Gaëtano Caſati ſchrieb ſein Buch: „Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Paſcha“ (nach dem italieniſchen Originalmanuſkript ins Deutſche überſetzt von Profeſſor Dr. Karl von Reinhardſtöttner, mit über 150 Abbildungen und vier Karten, zwei Bände, Bamberg, C. C. Buchnerſche Verlagsbuchhandlung) — das Buch iſt ſoeben erſchienen. Rechtzeitig, kann man ſagen, denn der von Stanley Gerettete iſt vor nicht langer Zeit von der deutſchen Regierung fallen gelaſſen worden, und der Streitfall Emin-Stanley hat ein kleines Nachſpiel in dem Streitfall Emin-Wißmann, der zwar weniger intenſiv in der Preſſe tobt, aber uns innerlich etwas näher berührt. Und wieder wird mit Leidenſchaftlichkeit für Emin Paſcha Partei genommen, er wird als Organiſator, Verwalter und heldenhafter Verteidiger von Äquatoria geprieſen, als der Mann des Lichtes im dunkelſten Afrika, während Emins Bewunderer gleichzeitig geneigt ſind, in Wißmann nichts anderes zu ſehen, wie den Mann, der vor ein paar Jahren noch preußiſcher Leutnant war.

Caſati gehört zu Emin Paſchas Freunden, er iſt zugleich einer der Wenigen, die Jahre hindurch im intimſten Verkehr mit dem Paſcha geſtanden haben, er hat ein unantaſtbares Recht, über ihn zu ſprechen, ſeine Perſönlichkeit zu beurteilen. Er hatte ſogar als Freund die Pflicht, den Ruhm ſeines Namens zu retten, nachdem Stanley ohne Rückſicht auf dieſen Ruhm nur den Mann gerettet hatte — Emin Paſcha wird auch für dieſe zweite Rettung nicht dankbar ſein, und man kann hinzufügen, er hat diesmal auch keine Urſache dazu. Denn Caſati hat noch einen beſſeren Freund als Emin, das iſt er ſelbſt, und er hat ſein Buch in erſter Linie geſchrieben, ſich ſelbſt zu glorifizieren. Mit dieſer ſelbſtgeſchriebenen Glorie Caſatis wird der Leſer des Buches freilich ſchnell fertig; wenn Caſatis ehemaliger Redaktionsgenoſſe aus der Zeitſchrift „L’Eſploratore“ in der Vorrede ſagt: „Was Kapitän Caſati in dieſen zehn Jahren gethan hat, niemand wußte es bis jetzt,“ ſo wird man über dieſen Punkt durch die Lektüre des Buches keineswegs klüger. Er ſcheint ſich als ein Flaneur unter den Schwarzen umhergetrieben zu haben, nachdem der Zweck ſeiner Reiſe — Geſſi Paſcha hatte ihn ſich als Kartographen nach dem Sudan erbeten — durch deſſen Abberufung ſehr bald hinfällig geworden war. In den letzten Jahren weilte er als Freund und, wie es ſcheint, Ratgeber Emins in Äquatoria. Ob ſein Rat immer gut geweſen iſt, läßt ſich bei der mangelnden Anſchaulichkeit ſeiner Darſtellung ſchwer beurteilen; daß er nicht immer befolgt worden iſt, iſt zweifellos. Er ſelbſt nennt ſich den „Gaſt der Provinz,“ und „Gaſt“ muß er thatſächlich überall geweſen ſein, wo er geweilt hat, denn er verlor gleich im Beginn der zehn Jahre ſeine Effekten und iſt dann ſo gut wie ganz außer aller Verbindung mit der Kultur geblieben. Das Leben in Afrika iſt offenbar nicht teuer, wenn man ſich mit den „Königen“ auf guten Fuß zu ſtellen weiß. Liegt es am Autor oder am Überſetzer — es iſt ein ſchwer genießbares Buch geworden, dieſe Frucht eines zehnjährigen Aufenthalts in Afrika, ſo ſchwer genießbar, daß es häufig unmöglich iſt, dem Reiſenden auf ſeinen Kreuz- und Querzügen zu folgen und ſeine Eindrücke in ſich aufzunehmen. Caſati ſpricht über die Notwendigkeit, nicht nur die Sklavenjagden der Araber unmöglich zu machen, ſondern auch der einheimiſchen Sklaverei zu ſteuern. „Entſtanden,“ ſagt er von der letzteren, „als eine Notwendigkeit in dem Zuſtande der Kindheit der menſchlichen Civiliſation, muß ſie verſchwinden nicht durch die Macht der Ereigniſſe oder infolge plötzlicher Veränderungen, ſondern als Nachwirkung einer langſamen und fortſchreitenden Umgeſtaltung des ſozialen Aufbaues. Geduld und Ausdauer, thatſächlicher Schutz müſſen die zur Hebung der Verrohung der Schwarzen erdachten Anſtrengungen begleiten und ſie klar und annehmbar machen. Wehe, wenn ihr natürliches Mißtrauen aufs äußerſte gebracht würde! Die Thätigkeit der Miſſionen, wenn ſie ſich in richtigen Schranken bewegt und praktiſchen Zwecken gewidmet wird, braucht keine myſtiſchen Formeln; das Anſehen der eingeborenen Häuptlinge darf nicht gemindert, ſondern muß in geſchickter Weiſe nach beſſeren Zielen gerichtet werden; die Beziehungen müſſen unter allen Umſtänden auf das Wohl der Völker, nicht auf das verhaßte Ausnützen ihres natürlichen Reichtums abzielen; kurz, man muß die Leute veranlaſſen, auf das Morgen zu denken und beſorgte Wächter ihres Eigentums zu werden. Der Loskauf der Neger muß zur Thatſache werden „vom Tag, wo Heirat, Altar und Gerichtshof“ ihnen werden wird, um ihr Glück zu ſichern, indem man ſie zu feſten Wohnſitzen an ihren häuslichen Herden bringt.“ — In dieſem Stil iſt das ganze Buch geſchrieben; man wird zugeben, daß es kaum möglich iſt, noch allgemeiner oder unverſtändlicher zu orakeln.

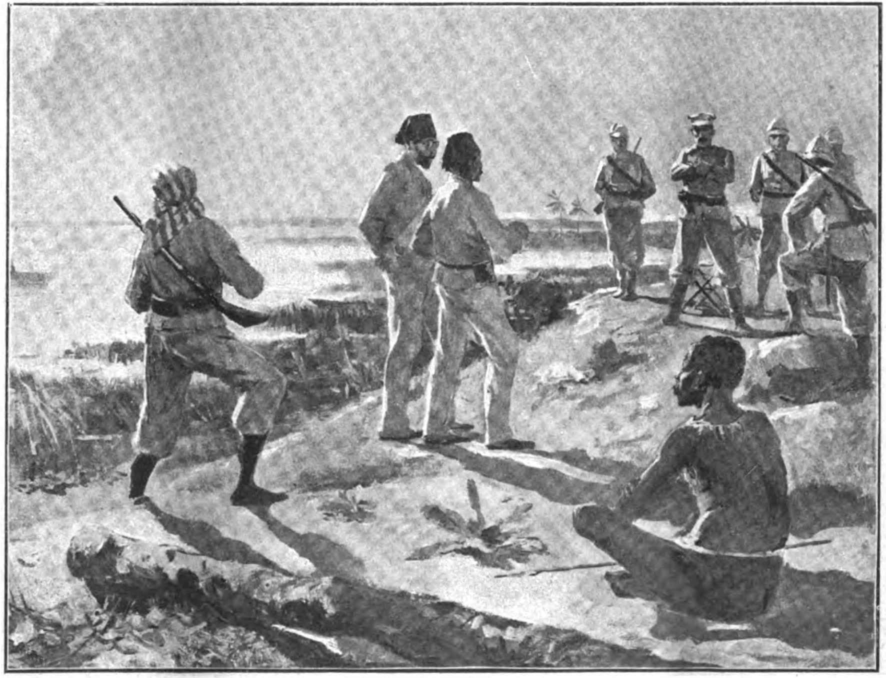
Es iſt daher keine ganz leichte Mühe, ſich aus Caſatis Reiſeerinnerungen diejenigen herauszuziehen, welche thatſächliches Material für die Beurteilung Emin Paſchas abgeben und als eine Ergänzung oder Berichtigung des Bildes dienen können, das Stanley von dem Gouverneur von Äquatoria gezeichnet hat. Wenn man ſich dieſe Mühe aber nicht verdrießen läßt, kommt man zu dem Reſultat, daß Caſati das wenig ſchmeichelhafte Bild wider Willen Zug um Zug beſtätigt. Auch in ſeiner Schilderung ſchrumpft der Held von Äquatoria zu einem Schatten zuſammen, deſſen einziges Verdienſt darin beſteht, wiſſenſchaftliche Liebhabereien gehabt zu haben und ihnen mehr nachgegangen zu ſein, als ihm die verantwortliche Stellung, die er inne hatte, und die Rückſicht auf das Wohl der ihm anvertrauten Untergebenen eigentlich hätten erlauben ſollen. Eine paſſive Natur, die das Glück an einen Platz geſtellt hatte, dem ſie nicht gewachſen war, und die ſich vermöge ihrer Paſſivität und begünſtigt vom Glück länger auf dieſem Platze gehalten hat, als es vielleicht mit kräftigeren Charaktereigenſchaften möglich geweſen wäre.

Auch aus Caſatis Buch geht unzweifelhaft hervor, daß die ehemalige ägyptiſche Provinz Äquatoria zu den fruchtbarſten Landſtrichen Innerafrikas gehört, ein Land, reich an natürlichen Hilfsquellen aller Art, fruchtbaren Bodens, geſunden Klimas und von einer verhältnismäßig leicht zu beherrſchenden einheimiſchen Bevölkerung bewohnt. Als General Gordon, der von 1874—1878 Gouverneur dieſer Provinzen geweſen war, zum Generalgouverneur des ägyptiſchen Sudan ernannt wurde, ließ er ſeinen bisherigen Direktor des Geſundheitsweſens und Vorſtand der Verwaltung Mohammed Emin als Gouverneur zurück. Mit ihm verblieben einige Bataillone ägyptiſcher Truppen, die ſich als die Herren der einheimiſchen Bevölkerung fühlten und als ſolche reſpektiert wurden, und die wieder Mohammed Emin als Herrn reſpektierten, weil er gar nichts dagegen hatte, wenn ſie ſich gute

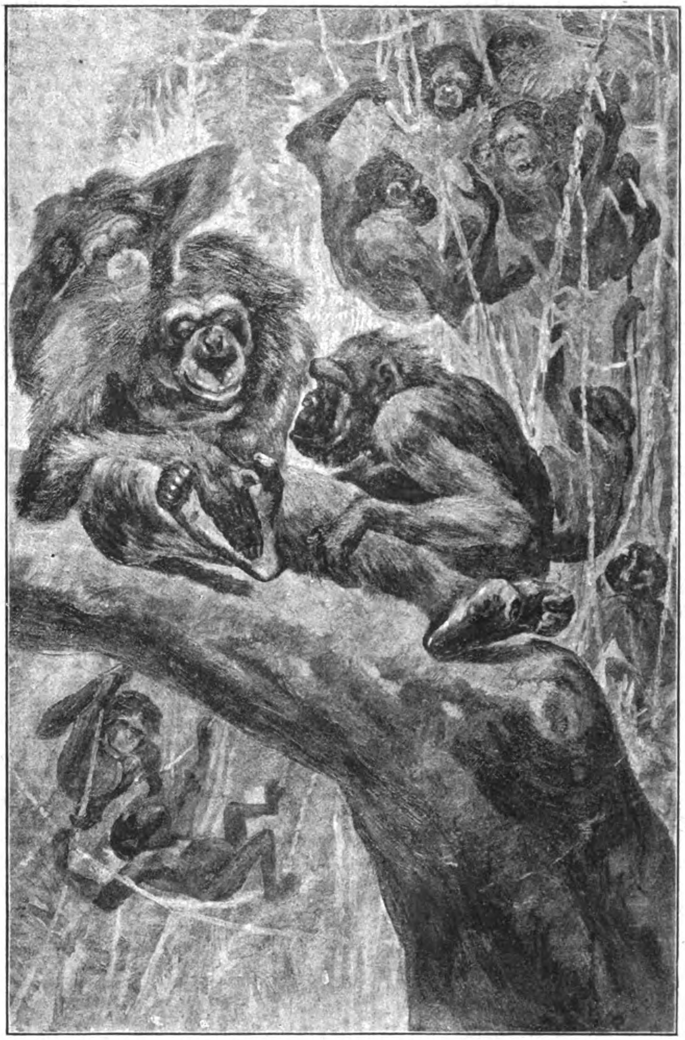


Aus Caſati: Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Paſcha. Schwarze Soldaten des Sudan.

Tage machten. Einige Jahre idylliſcher Ruhe folgten, in denen ſich Emin ſeinem Amt ſcheinbar gewachſen zeigte. „Er erweckte und förderte“ — nach Caſati — „die Liebe und Teilnahme am Ackerbau durch Verteilung verſchiedener Samenarten, die er von Ägypten und Europa her hatte bringen laſſen. Der Melonenbaum, Citronen, Orangen, Baumwolle, Guiawa, Trauben und überhaupt Pflanzen jeder Sorte prangten in den Gärten Ladôs, Makrakas und Kakuas. Das eingehende Studium des Bodens und ſeines natürlichen Reichtums war beſtändig eine von Emins größten Sorgen; nicht minder die Erſchließung neuer Bahnen, die Verwendung der Tiere zum Transport, die Züchtung von Rindvieh. Wenn ihm auch die Ereigniſſe nicht geſtatteten, ſo manche nützliche Umgeſtaltung durchzuführen, ſo iſt es doch eine Pflicht der Ehrlichkeit, feſtzuſtellen, daß er nicht nur theoretiſch, ſondern durch praktiſche Unterweiſung zu allem den Grund gelegt hat.“ — Zugegeben!



Aus Caſati: Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Paſcha. Die erſte Begegnung Emins mit Stanley.



Aus Caſati: Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Paſcha. Ein Affenparadies.

Lauter Werke des Friedens, wirtſchaftliche Verſuche, deren praktiſche Bedeutung und deren Umfang man indeſſen nicht überſchätzen mag. Schon die Kürze der Zeit läßt darauf ſchließen, daß von einer allgemeinen Hebung der Bodenkultur nicht wohl die Rede geweſen und der Schatten der von Emin aus Samen gezogenen Bäume ſelbſt unter afrikaniſcher Sonne nicht gar zu lang geworden ſein kann. Von irgend welchen Verſuchen Emins, die Intereſſen der eingeborenen Bevölkerung mit denen der ägyptiſchen Truppen zu verknüpfen, die Truppen ſelbſt kriegstüchtig zu erhalten oder neue Verbindungswege aufzuſuchen, nachdem diejenigen mit Khartum abgeſchnitten waren, iſt nirgends die Rede. Die Sicherung des Landes wäre Emins erſte Aufgabe als Gouverneur der Provinz geweſen, danach hätte er auf die wirtſchaftliche Hebung desſelben bedacht ſein können. Aber ſeine Vogel- und Schmetterlingsſammlungen, ſeine Anpflanzungen und ſeine Zuchtverſuche nahmen ihn ſo in Anſpruch, daß er darüber vollkommen die wichtigeren Dinge aus dem Auge verlor, die um ihn her ſich vorbereiteten. Die mahdiſtiſche Bewegung kam niemand überraſchender als Mohammed Emin Paſcha, und als nur ihre Ausläufer das von ihm verwaltete Gebiet berührten, ſtand er ratlos, Befehle durch Gegenbefehle widerrufend, gänzlich unſchuldig an dem Widerſtande, den hier und dort die ägyptiſchen Truppen dem Feinde leiſteten, und ſich über die erlittenen Verluſte mit dem Gedanken tröſtend, daß es ihm und den bei ihm weilenden Weißen ja wohl am Ende doch noch gelingen würde, irgend einen Ausweg zu finden und das liebe Leben zu retten.

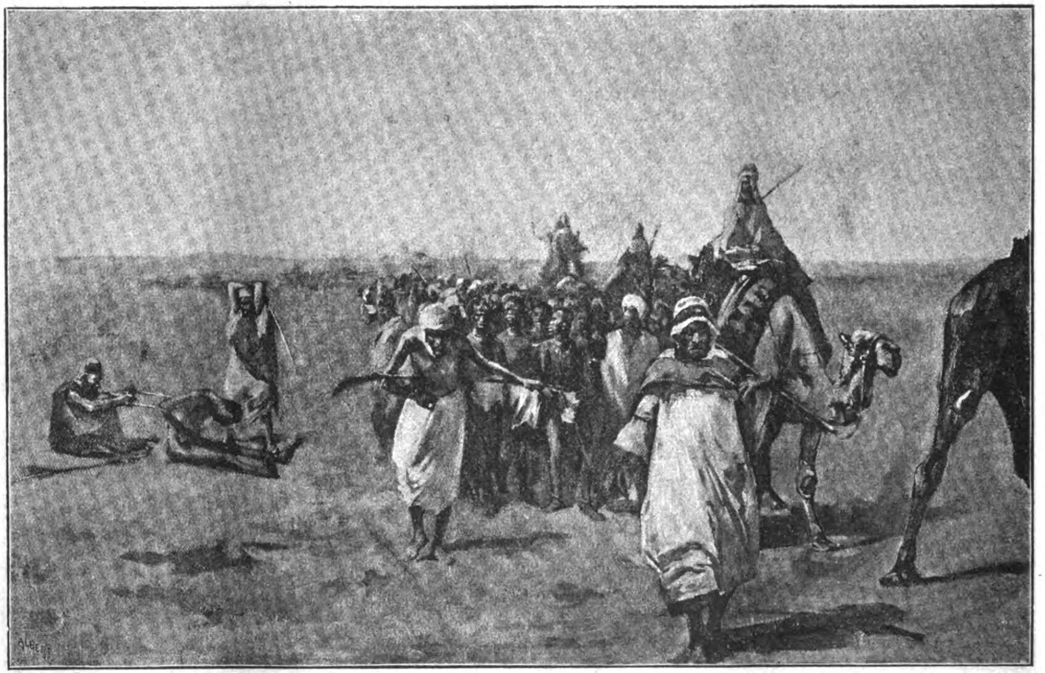
Schon am 27. Mai 1884, noch ehe der erſte Zuſammenſtoß mit den Mahdiſten erfolgt war, hatte Emin das große Wort gelaſſen ausgeſprochen: „Wir Weiße werden uns retten; das iſt meine Aufgabe. Wir werden die ſchwarzen Soldaten Kabrega, dem König von Unjoro, meinem guten Freunde, übergeben, und er wird uns den Durchzug durch ſein Land geſtatten.“ — „Er ſagte ſo,“ berichtet Caſati, „und die Geſchwätzigkeit der Ägypter verbreitete dieſes Wort des Hauptes der Provinz alsbald weiter; die ſchwarzen Soldaten vernahmen es, und mit der gewohnten Zurückhaltung, dem Vorzug ihrer Raſſe, fühlten ſie das Erſchütternde dieſer Worte, ſchloſſen aber ihre Lippen. Das Mißtrauen und der Verdacht erzeugten vorerſt Verweigerung des Gehorſams; ſpäter ſchritt man zum Aufruhr.“ Man ſieht, Emin Paſcha war nicht mehr Herr ſeiner eignen Leute, als nur die Mahdiſten ſich in der Ferne zeigten; er hatte ſeine Autorität eingebüßt, man muß hinzufügen, durch eigne Schuld.

Der Gouverneur von Äquatoria, den wir Deutſchen als Helden gefeiert haben, ſpielt eine traurige Rolle in den folgenden Jahren. So weit ſein Land von den Mahdiſten verſchont bleibt, iſt die Gewalt in den Händen ſeiner Soldateska, der er ſchmeichelt, mit der er intriguiert, die er für Abſcheulichkeiten belohnt, nur damit ſie ihn nicht des Schattens ſeiner Macht entkleidet. „Der Gouverneur, ohnmächtig, den wachſenden Blut- und Rachedurſt gegenüber der übermächtigen Militärgewalt zu zügeln, mußte nur die Urteile unterzeichnen, ſie bisweilen von ſich ausgehen laſſen, mit Lob verſchwenderiſch ſein und den Meuchelmördern die Hand drücken. Noch heute wirkt die Erinnerung an jene Zeiten entſetzlich!“ Bald halten die Soldaten es für überflüſſig, auch bei nichtmilitäriſchen Maßnahmen den Gouverneur nach ſeiner Anſicht überhaupt nur zu fragen. Es bilden ſich verſchiedene Militärparteien, die den Gouverneur gegeneinander ausſpielen, dazwiſchen macht Emin mißglückte Verſuche, die Gewalt wieder an ſich zu reißen. Man läßt ihm freie Bewegung, das iſt alles, und behandelt ihn mit einem gewiſſen Reſpekt, um vor ſeiner Rache ſicher zu ſein, falls unvorhergeſehene Umſtände ihn doch wieder in den Beſitz der Macht führen ſollten.

Das war Emin Paſchas Lage, als er am 29. April 1888 zum erſtenmal mit Stanley zuſammentraf. Es iſt wahr, der Führer der zu ſeiner Hilfe ausgeſandten Expedition war an materiellen Mitteln ärmer, als Emin ſelbſt. Emin konnte und mußte Stanley mit Schuhen, Leinwand, Tabak, Salz, Honig, Korn und Seſam unterſtützen, ehe Stanley nach Jambuja zurückkehrte, um das Hauptkorps der Expedition heranzuholen. Aber es kann nicht die Rede davon ſein, daß Stanleys Erſcheinen und die deſolate Lage ſeiner Expedition, für die ihn übrigens moraliſch kein Vorwurf trifft, da ſie nur ein Beweis der Schwierigkeiten iſt, die er zu überwinden hatte, die Stellung Emins in Äquatoria erſchüttert, ſein Anſehen untergraben hätten. Caſati, ſo wenig ſympathiſch er auch über Stanley urteilt, iſt doch wahrheitsliebend genug, zuzugeſtehen, daß Emin ſein Anſehen längſt bis auf den letzten Reſt eingebüßt hatte, ehe von Stanleys Hilfsexpedition auch nur die Rede war. Wohl aber hütete ſich Emin, bei dieſer erſten Begegnung Stanley die ganze Troſtloſigkeit ſeiner Lage einzugeſtehen. „Mehr denn einmal,“ ſchreibt Caſati, „ſagte ich ihm, er ſolle ohne Rückhalt die Lage der Provinz offen beſprechen, die Zerwürfniſſe, die ſie zerfleiſchten, die Wahrheit, die himmelweit von den Täuſchungen entfernt war, welche in allen Geiſtern und in aller Mund ſich breit machte. Er verſprach mir, es zu thun; allein ich habe Grund, zu glauben, daß er nur allgemeine Andeutungen hinwarf. Die eigne Ohnmacht einzugeſtehen, mit denjenigen anderer die eigenen Irrtümer bloßzuſtellen, widerſtrebte der Hoheit ſeines Geiſtes.“ Man ſieht, daß auch Herrn Caſatis Begriffe über Geiſteshoheit unter der Sonne Äquatorias nicht ganz korrekt geblieben ſind. Da Stanley gleichzeitig mit Emin Paſcha über Zukunftspläne verhandelte, bei deren Geſtaltung die Macht, über welche der letztere zu verfügen hatte, in Frage gekommen wäre, ſo iſt Emins Vorſpiegelung falſcher Thatſachen nicht ohne wirtſchaftlichen Beigeſchmack, der die oft betonte Uneigennützigkeit ſeines Charakters gewiß zu illuſtrieren geeignet iſt.

Emin ſchied von Stanley mit dem Verſprechen, die Zeit bis zu ſeiner Rückkehr zu benutzen, um den Abzug aus Äquatoria vorzubereiten. Aber ſo ganz hatte er das Vertrauen bei ſeinen Leuten eingebüßt, ſo wenig wußte er es in dieſer kritiſchen Lage wiederzugewinnen, daß die Soldateska hinter ſeinen Vorſchlägen Verrat witterte und es für angemeſſen hielt, ſich am 19. Auguſt in Duflé der Perſon des Gouverneurs zu bemächtigen. Sie mochte ſich ſeines Wortes erinnern, das er vor Jahren hatte verlauten laſſen, — er werde durch Auslieferung der ſchwarzen Soldaten an den König von Unjoro für ſich und die Weißen freien Durchzug durch deſſen Gebiet erkaufen. Emin Paſcha war ein Gefangener ſeiner eignen Leute, die ihn am 24. September in aller Form ſeines Amtes entſetzten und einen anderen Gouverneur wählten. Aus der relativ anſtändigen Behandlung, die ihm zu teil wurde — es wurde ihm ſehr bald wieder vollſtändige Freiheit der Bewegung gelaſſen — läßt ſich einerſeits erkennen, welch tüchtiger Kern in dieſer aufrühreriſchen Soldateska geſteckt hatte und wie leicht ſie durch einen energiſchen Mann im Zaum zu halten geweſen wäre, andererſeits wie — ich finde keinen andern als dieſen burſchikoſen Ausdruck — wie „Wurſt“ den Meuterern der ganze Emin war. Und Mohammed Emin trug ſein Kismet mit der Ruhe des echten Muſelmans; er machte ſich keine Sorge darüber, daß in wenigen Monaten Stanley zum zweitenmal zu erwarten war und daß er ihm verſprochen hatte, dann nicht nur mit den ägyptiſchen Truppen zum Abzuge bereit zu ſein, ſondern auch für die Verproviantierung der Stanleyſchen Expedition Vorſorge getroffen zu haben. Die Meuterer, welche den gefangenen Gouverneur wieder laufen ließen, kannten ihn und wußten, daß er ſeine Bewegungsfreiheit zu nichts anderem als zum Schmetterlingsfang benutzen würde. Sie hatten ſich darin nicht geirrt, — als Stanley aus dem Lager von Jambuja nach acht Monaten neuer Leiden und Verluſte mit dem Reſt ſeines Expeditionskorps an den zum Rendezvous mit Emin beſtimmten Platz zurückkehrte, fand er dort weder dieſen, noch ſeine Leute, noch die ihm zugeſagten Vorräte, — nicht einmal eine Nachricht hatte Emin für nötig gehalten, dem Manne entgegenzuſenden, der auf ſeinen Hilferuf hin eine Welt von Schwierigkeiten überwunden hatte. Daß Stanley empört war und eine ſehr energiſche Anfrage, ob er überhaupt aus Äquatoria geführt zu werden wünſche, an Emin richtete, iſt um ſo erklärlicher, weil Stanley nichts davon ahnte, daß die Truppen den Paſcha inzwiſchen auch des Scheines ſeiner Macht entkleidet hatten.

Emins Freunde haben den Verlauf der Dinge ſo dargeſtellt, und auch Caſati hält dieſe Darſtellung ſo weit wie möglich feſt, als ſei die Militärrevolte in Äquatoria, des Paſchas Gefangennahme und Amtsentſetzung nur eine Folge des erſten Erſcheinens Stanleys mit ſeinem aufgeriebenen Expeditionskorps geweſen. Als Stanley nach acht Monaten zum zweitenmal erſcheint, befindet er ſich nicht gerade in viel beſſerer Verfaſſung. Und nun geſchieht das Merkwürdige: Die Soldateska, welche gegen Emin rebelliert hat, weil an-



Aus Caſati: Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Paſcha. Sklavenkarawane.

geblich Stanleys abgeriſſener Zuſtand ihren Reſpekt vor den Europäern untergraben hat, kriecht aus Reſpekt vor dieſem ſelben Stanley vor Emin zu Kreuz, bittet ihn himmelhoch, ſich wieder mit der Paſchabinde zu bekleiden und fleht ihn an, ihr Fürſprecher bei Stanley zu ſein, damit dieſer ſich ihrer erbarme und ſie nicht zur Strafe für ihre Revolte in Äquatoria ſitzen laſſe. So ſchildert Caſati als Augenzeuge den Hergang der Thatſachen, und dieſe Thatſachen ſprechen deutlicher und klarer als Raiſonnements. Dieſer Erfolg von Stanleys bloßem Erſcheinen beweiſt von neuem, daß Emin Paſcha nur ein Mann hätte zu ſein brauchen, um Herr der Situation zu bleiben.

Es kann nicht wunder nehmen, daß die beiden verſchiedenartigen Männer ſich auch dann nicht verſtanden, als ſie beieinander und aufeinander angewieſen waren. Emin Paſcha vertritt heute die Anſicht, es müſſe mit dem Abzuge gewartet werden, bis ſämtliche Truppen mit Weibern und Kindern verſammelt ſind, morgen hält er es für zweifelhaft, ob überhaupt alle Äquatoria zu verlaſſen wünſchen, übermorgen rät er zu ſchleunigem Aufbruch, ohne ſich um die Zurückbleibenden nur zu kümmern, weil er fürchtet, es würden unter den Äquatorialtruppen von neuem Revolten ausbrechen, wenn man ſie ſo ſtark werden läßt, daß ihnen Stanleys Sanſibariten keinen Reſpect mehr einflößen. Ein ewiges Schwanken, dann ein völliges ſich Zurückziehen Emins, weil Stanley nicht daran denkt, ihm das Kommando anzuvertrauen oder es auch nur mit ihm zu teilen. Stanley hatte wohl recht, daß er ſich hütete, die Sorge für ſich und die Seinen und — Emin aus der Hand zu geben und dem letzteren anzuvertrauen.

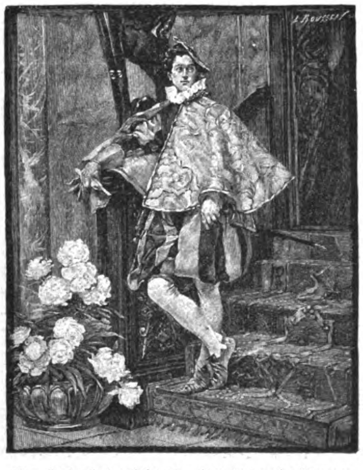
Selbſt Caſati kann an Stanleys Verhalten nicht viel mäkeln. Er beklagt ſich über den herriſchen Ton ſeiner Briefe und Anordnungen; — wenn man von Emins Schwäche bis zum Überdruß geleſen hat, empfindet man eine ordentliche Genugthuung, endlich einem klaren Kopf, einem bewußten und energiſchen Handeln zu begegnen. Caſati findet Stanley hartherzig, weil er ſchließlich nach der Küſte aufbricht, ohne ſämtliche ägyptiſche Truppen abzuwarten; aber Stanley hatte ihnen nach wiederholtem Zögern einen letzten Termin geſtellt, den ſie einhalten konnten, — die erſten wären ihm wahrſcheinlich wieder auseinandergelaufen, wenn er auf die letzten hätte warten wollen. Caſati iſt der Anſicht, Stanley habe einen kürzeren Weg nach der Küſte einſchlagen können, aber er vergißt, daß die Menſchen genährt werden mußten und daß Stanley gezwungen war, durch Länder zu ziehen, die reich genug waren, ihm für die Karawane Unterhalt zu bieten. Caſati erzählt als Beweis von Stanleys Grauſamkeit, daß er einen ägyptiſchen Soldaten, der Streit mit den Eingebornen begonnen hatte, dieſen auslieferte. Aber Stanley hatte gewiß recht, wenn er nicht einen Schuldigen ſchützte und einen Krieg mit einer Bevölkerung hervorrief, auf deren Wohlwollen er angewieſen war.

Alles in allem: Caſatis Werk ruft durchaus die Überzeugung hervor, daß Emin Paſcha der Stanleyſchen Hilfe gar nicht bedurft hätte, wenn er rechtzeitig ſelbſt daran gedacht hätte, ſeine Leute aus Äquatoria zu führen. Denn im Grunde genommen, brachte Stanley nicht viel mehr nach Äquatoria mit, als den eiſernen Willen, ſeine Aufgabe zu Ende zu führen. Die Hilfsmittel, über welche der Gouverneur von Äquatoria verfügte, wenn er nicht Mohammed Emin, ſondern ein Mann geweſen wäre, waren vollkommen ausreichend, ihn auch ohne einen Stanley die Küſte erreichen zu laſſen, und die Schreckensbilder, welche die Expedition Stanleys der Welt geboten haben, hätten erſpart bleiben können. Mag die Wiſſenſchaft Mohammed Emin ſo hoch ſtellen, wie ſie Urſache zu haben glaubt, aber als Mann der That ſoll man ihn nicht feiern, als Mann der That ſoll man nichts von ihm erwarten. Sollen wir uns um den deutſchen Landsmann echauffieren? — Wenn man Caſatis Buch geleſen hat, iſt man der berechtigten Überzeugung, daß der Mann ſeit vielen Jahren ſich keiner europäiſchen Nation mehr zugehörig fühlt.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Er kann ſehr ſtörend kommen, ſolch ein „unerwarteter Beſuch.“ Es iſt zwar vielfach Sitte bei uns, die Phraſe hinzuwerfen: „Beſuchen Sie uns doch mal auch ohne Einladung“ oder „Warten Sie nicht auf eine Einladung, Sie wiſſen ja, daß Sie uns immer willkommen ſind,“ — aber ein gewitzigter junger Mann wird dagegen bald mißtrauiſch und ſagt ſich mit Recht, daß er beſſer daran thut, mit ſeinem Beſuch zu warten, bis ihm geſagt wird: „Trinken Sie dann und dann eine Taſſe Thee bei uns.“ Wir ſind gewiß ein ſehr gaſtfreundliches Volk, aber glücklicherweiſe ſind wir auch ein Volk, das vielmehr auf das Familien- als auf das Geſellſchaftsleben eingerichtet iſt, und deshalb thäten wir beſſer, auch derartige ſelten ernſt gemeinte Redensarten zu unterlaſſen. G. Bariſons „unerwarteter Beſuch“ kommt auch zur Unzeit, er kommt gerade, während die Dame des Hauſes mit ihrer Tochter im Begriff iſt, ſich ſelbſt auf den Viſitenpfad zu begeben. Wenn das Fräulein Tochter ein wenig zeitiger mit ihren Handſchuhen fertig geworden wäre, würde er die Herrſchaften wahrſcheinlich gar nicht mehr angetroffen haben. Ob der unerwartete Beſuch willkommen oder unwillkommen iſt? In den Zügen der jungen Dame ſcheint eine angenehme Überraſchung lesbar zu ſein. Und jedenfalls iſt das Mißgeſchick nicht ſo arg, als wenn er auf eine Einladung „ohne Einladung“ zum Thee gekommen wäre, während man ihn ganz ſicher nicht erwartet hatte. — Die Leibgarde Ihrer Majeſtät der Kaiſerin zu Pferde würde unſern Leſern bekannt vorkommen, auch wenn unter den drei Bildern nicht die Namen Prinz Adalbert, Prinz Auguſt Wilhelm und Prinz Oskar von Preußen ſtänden; die kaiſerlichen Prinzen ſind bekannte Geſichter in jedem deutſchen Hauſe. Der Kronprinz und Prinz Eitel-Friedrich tummeln ſchon fleißig ihren Ponny, Prinz Adalbert wechſelt noch zwiſchen dieſem und dem Schaukelpferde ab, und die beiden jüngeren Prinzen ſind vorläufig noch ganz auf das letztere angewieſen, aber ſelbſt Prinz Oskar hat ſchon einen ganz ordentlichen „Sitz.“ — Das kleine Bild von François Flameng, einem vielgerühmten franzöſiſchen Hiſtorienmaler der Gegenwart, ſtellt einen Hofkavalier Heinrichs II von Frankreich dar, ein intereſſantes Koſtümbild aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts.



Am Hofe Heinrichs II. Von François Flameng.

Ärztliche Plaudereien.

Von Dr. Cl.

IV. Der Weichſelzopf.

Wunderbar feſt hängen im Volk abergläubiſche Vorſtellungen, mag von vernünftigen Leuten auch noch ſo oft ihre gänzliche Haltloſigkeit gezeigt worden ſein. So iſt es auch mit dem Vorſtellungskreis, der ſich auf den ſogenannten „Weichſelzopf“ bezieht. Denn wenn er nach dem Volksglauben auch zu den Krankheiten zu zählen iſt, ſo gilt er auf der anderen Seite auch wieder als ein Talisman gegen alle möglichen anderen Krankheiten. Seine Beſeitigung hat unfehlbar irgend ein Unheil zur Folge, und um Beiſpiele ſolchen Unheils iſt in der Heimat des Weichſelzopfes niemand verlegen.

In den öſtlichen Gegenden unſers Vaterlandes, auf die ſchon der Name „Weichſel“zopf hinweiſt, kommt bei einer nicht durch ihre Reinlichkeit berühmten Bevölkerung, vorzugsweiſe bei den Frauen der unteren Bevölkerungsſchichten, eine eigentümliche Erſcheinung vor, indem nämlich die Haare zu einer ſtarren, ekelerregenden Maſſe mehr oder weniger feſt zuſammenkleben. In jenen Gegenden ſpielt der Hammeltalg als Haarfettungsmittel eine große, Seifenwaſſer als Kopfreinigungsmittel eine deſto geringere Rolle, und die Kopflaus gilt als ein harmloſes Tierchen, das man gewähren läßt. Damit hat man die Bedingungen für die Entſtehung des Weichſelzopfes bei einander. Der Hammeltalg führt bei der üblichen Unreinlichkeit zu einer Verklebung und bodenloſen Verſchmutzung des Haares, die im wei-

1. Dechiffrieraufgabe.

9 12 7 10 15 6 21 4 1 17 12 6 — 1 5 23 13
— 19 16 6 11 — 3 8 4 10 15 12 7 3 8 2 —
9 12 2 5 14 12 4 —
12 6 — 17 6 21 14 17 7 — 3 16 17 — 21 6
14 —
12 6 — 11 12 4 4 — 12 6 — 13 22 15 2 17
— 7 16 10 15 — 1 2 12 16 4 —
9 12 7 10 15 6 21 4 1 17 12 7 — 15 12 6 20
— 19 16 6 11 — 4 16 3 3 12 6 3 12 15 6 —
9 12 17 6 5 14 12 4 —
2 12 16 10 15 17 14 2 21 18 9 16 14 — 16 7
17 — 11 8 7 — 14 6 5 7 7 12 — 15 12 6 20
— 9 2 2 12 16 4 —

2. Zweiſilbige Scharade.

Die Letzte und das Ganze
Sind meiſtens ſehr die Eins;
Doch widerſteht dem Glanze
Der Sonne ihrer keins.
Und wer nicht ſehr gelenkig
Und auch ſehr weit nicht ſieht,
Der thut am beſten, denk' ich,
Wenn er die Beiden flieht. Fr. St.

3. Wechſelrätſel.

Mit i eine der Perſonen in einem Drama von Goethe, mit f eine der Perſonen in einem Drama von Schiller. — Mit m ein dramatiſcher Dichter, mit t ein militäriſches Kommando. — Mit u eine der Perſonen in einem Drama von Schiller, mit d eine Frucht. — Mit t eine bekannte Bezeichnung aus dem Schachſpiel, mit a ein großer Fluß in Afrika. — Mit a ein Titel, mit y ein Dichter. — Mit f ein Bauplatz, mit s ein Maß. — Mit r eine Münze, mit m eine Stadt in Amerika. — Mit b ein deutſcher Maler, mit st ein deutſches Land.

4. Logogriphaufgabe.

1. Heine
2. Lohn
3. Mandel
4. Kien
5. Zwerg
6. Jute
7. Grau
8. Geier
9. Eid
10. Zinn
11. Dieb
12. Halm
13. Mauer
14. Spitz
15. Bast
16. Masche
17. Hera
18. Zehn
19. Eitel
20. Weser
21. Mars
22. Paria
23. Senne
24. Hang
25. Kehlkopf
26. Näscherin.

An jedem dieſer Wörter iſt an irgend einer Stelle ein Buchſtabe zu ſtreichen und durch einen der Buchſtaben a a b e e g i i l l l m n n o o r r r s s s t t t w derartig zu erſetzen, daß ebenſoviele richtige Hauptwörter daraus entſtehen. Die geſtrichenen Buchſtaben ergeben die erſte, die dafür eingeſetzten (in umgekehrter Reihenfolge) die zweite Hälfte eines Spruchverſes.

5. Füllrätſel.

	L	G	U	
P				a
G				s
I				t
	e	z	n	

Die neun leeren Felder der Figur ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die drei wagerechten und die drei ſenkrechten Reihen ſechs bekannte Wörter von je fünf Buchſtaben ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

teren Verlauf gar zu leicht ſich zur näſſenden Flechte der Kopfhaut weiter entwickelt, bei der die ausſickernde Flüſſigkeit mit den Haaren zuſammen zu feſten Kruſten vertrocknet. Die Gleichgültigkeit der Leute gegen derartige „kleine Leiden“ läßt den Zuſtand immer ſchlimmer und die ſich bildenden Kruſtenmaſſen dicker und dicker werden. Zur großartigſten Entwickelung gedeiht der Zuſtand indes erſt durch die Mitwirkung der Kopflaus, einerlei, ob ſie auf einen geſunden oder in der geſchilderten Weiſe bereits vorbereiteten Kopf kommt. Denn ihre Lebensweiſe hat auch auf der geſundeſten Haut in kürzeſter Friſt einen Zuſtand näſſender Flechte zur Folge, wie er ſchlimmer durch nichts anderes hervorgebracht wird. Es bilden ſich unglaubliche Kruſtenmengen, die dann, mit dem Haar zu einem dicken ekelhaften Panzer zuſammenklebend, den „Weichſelzopf“ ausmachen.

Angeborener Mangel an Reinlichkeit, weitgehende Gleichgültigkeit gegen das körperliche Wohlbefinden und Ergehen, im Verein mit dem kraſſeſten Aberglauben, hindern nun die Leute, an die Beſeitigung dieſes entſetzlichen Zuſtandes auch nur zu denken. Ein Weichſelzopf muß vielmehr nach allgemeinem Aberglauben „abwachſen.“ Nach mehr oder minder langem Beſtande, oft erſt nach Jahren, heilt nämlich die näſſende Kopfhautflechte ſo oder ſo wieder ab, der Kopf wird trocken, und der Weichſelzopf erhält keinen Nachwuchs mehr von unten her, während die Haare ruhig weiter wachſen. So kommt es denn zum „Abwachſen,“ d. h. zur allmählichen Entfernung des Weichſelzopfes vom Kopf, genau entſprechend dem Haarwachstum, bis nach 12—18 Monaten die ganze Maſſe eines Tages einfach abfällt.

Beſonders häufig entſteht der Weichſelzopf bei den Frauen während längeren Bettliegens, was leicht verſtändlich iſt, wenn man bedenkt, wie oft auch gut gepflegtes und reinlich gehaltenes, nicht gefettetes Frauenhaar unter ſolchen Umſtänden zu einer hoffnungslos verfilzten Maſſe wird. Dieſe Entſtehungsweiſe trägt zur Stütze des Aberglaubens weſentlich bei, denn man ſieht es ja ganz offenbar, wie der Weichſelzopf nach einer ſchweren Krankheit entſtanden iſt. Die Schlußfolgerung, daß der Weichſelzopf die Urſache der Beſſerung ſei, läßt ſich den Leuten nicht ausreden.

Vielfach müſſen ſelbſt die Ärzte herhalten als Zeugen für den Aberglauben, und zwar, weil ſie nicht kräftig genug dagegen auftreten, ſondern nur „mit den Achſeln zucken.“

Im Gegenſatz zu früher gibt es wohl jetzt keinen Arzt, der nicht vollſtändig im klaren wäre über die Naturgeſchichte des Weichſelzopfes. Aber nicht jedem iſt es gegeben, einer Bevölkerung gegenüber, an deren geiſtiger Befähigung und Bildungsfähigkeit er ohnehin verzweifelt, den Kampf gegen einen ſeiner Meinung nach unausrottbaren Aberglauben aufzunehmen. Er hüllt ſich eben in Schweigen, um ſo mehr, als er weiß, daß er verantwortlich gemacht werden würde für alles Unheil, welches nach der glücklichen Beſeitigung des Weichſelzopfes den Geheilten oder ein Familienglied träfe, ſelbſt noch nach Jahren. Der Lage der Dinge nach wird in abſehbarer Zeit der Glaube an den Weichſelzopf, der ſich als ein Stück Mittelalter noch in unſere Zeit hinübergerettet hat, kaum zu beſeitigen ſein.

Für den vorurteilsfreien Arzt iſt der Weichſelzopf nichts weiter, als eine durch grauenhafte Unreinlichkeit herbeigeführte Krankheit der Kopfhaut, die bei Frauen nur deshalb häufiger vorkommt, als bei Männern, weil das lange Frauenhaar viel leichter durch Unreinlichkeit in jenen Zuſtand hineingerät. Es verſteht ſich damit auch von ſelbſt, daß die Heilung des dem Weichſelzopf zu Grunde liegenden Zuſtandes nicht nur keinem Bedenken unterliegt, ſondern vielmehr als eine große Wohlthat angeſehen werden muß. Die Heilung, bei der Schere und Seifenwaſſer zunächſt die Hauptrolle ſpielen, iſt auch gar nicht ſo ſchwierig.

Ich hoff'!

Ein Ritter war — kein Held der Damen,
Nicht ſchöngeſtalt, nicht hochgeſtellt;
Ein Schwert, ein Pferd, ein reiner Namen —
Nichts blieb ihm weiter in der Welt.
Ernſt war und feſt ſein Blick und Weſen,
Ob Sonne ſchien, ob Regen troff;
Auf ſeinem Schilde war zu leſen
Nichts, als dies kurze Wort: „Ich hoff'!“

„Ich hoff'!“ ſo ſprach er, jung an Jahren,
Da führt' ein Reichrer heim ſein Lieb;
„Ich hoff'!“ da kam der Feind gefahren,
Der höhnend ihn ins Elend trieb;
„Ich hoff'!“ als er das Kreuz genommen
Und kämpfend zog zum heil'gen Land;
„Ich hoff'!“ als wieder er gekommen,
Ein ſiecher Mann zum Heimatſtrand.

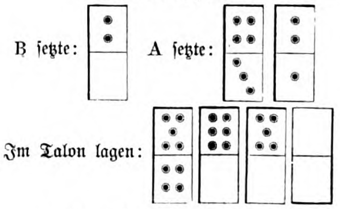
Und als verlaſſen er von allen
In armer Hütte ſterbend rang:
„Ich hoff'!“ das war ſein letztes Lallen,
Eh' ſich der Geiſt von hinnen ſchwang.
Drauf hat man ſtill ihn an der Heiden
Beſtattet, ohne Kreuz und Stein;
Da ſaß ein Vöglein in den Weiden;
„Ich hoff'!“ ſo ſang das Vögelein.

Sein Name iſt wie ſeine Thaten
Verſchollen lang im Strom der Zeit;
Vergeſſen ſind, die ihn verraten,
Vergeſſen iſt, der ſie gefreit.
Doch auf des Ritters Grabe neigen
Die Weiden ſich, vom Wind gewiegt;
Es ſingt ein Vöglein in den Zweigen:
„Du haſt gehofft! Du haſt geſiegt!“

Ernſt Lenbach.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 22.

Dominoaufgabe.



1. Palindrom-Aufgabe.

Robert Koch.

1. a) Feile, b) **Relief**
2. a) Leſe, b) **Oeſel**
3. a) Marie, b) **Beiram**
4. a) Orb, b) **Ebro**
5. a) Necho, b) **Rochen**
6. a) Oſſa, b) **Taſſo**
7. a) Leba, b) **Kabel**
8. a) Reck, b) **Ocker**
9. a) Oder, b) **Credo**
10. a) Nero, b) **Horen**.

2. Dreiſilbige Scharade. Zapfenſtreich.

3. Palindrom. „Meſſina.“ Anis, Sem.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Die Flamme. Von Hanns von Spielberg. — Gegen den Strom. Von A. Trinius. — Die Wahrheit über Emin Paſcha. Von Paul von Szczepański. Mit vier Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Unerwarteter Beſuch von G. Bariſon, Ihrer Majeſtät der deutſchen Kaiſerin Leibgarde zu Pferde, und Am Hofe Heinrichs II von François Flameng. — Ärztliche Plaudereien IV. Der Weichſelzopf. Von Dr. Cl. — Ich hoff'! Gedicht von Ernſt Lenbach.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
F. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 14. März 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 24.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Du lügſt, Andres!“ rief ich leidenſchaftlich. „Am Krebsbach willſt du mich getroffen haben? Das iſt unmöglich!“ Ich wandte mich an Herrn von Reichenwald. „Ich bitte Sie, Herr Landrichter, zu berückſichtigen, daß jener Menſch mir feindlich geſinnt iſt und nach meinem Verderben trachtet.“

„Wie ſteht's damit?“ fragte der Landrichter. „Biſt du des Angeklagten Feind?“

„Wie ſollte ich der Freund des Herrn Forſtmeiſters ſein?“ gab der rote Andres höhniſch zur Antwort. „Ich habe dazu wahrlich keinen Grund. Hat er mich doch unverdienterweiſe aus dem wohlhabenden Mann, der ich als Pächter von Langenhoff war, zum Bettler gemacht! Doch wenn ich die Wahrheit rede, ſage ich ſie nicht als ſein Feind!“

Ich ſuchte dem Denuncianten ins Geſicht zu ſchauen, er aber wich beharrlich meinem Blicke aus. „Andres,“ ſagte ich, „wie iſt es möglich, daß du ſolche Sünde auf dich ladeſt? Beſinne dich doch, ſage dem Herrn Landrichter, wie es an jenem Tage wirklich war, daß du mich nicht am Krebsbach, ſondern am Stirnebächlein geſehen haſt... Ich bin ja eine halbe Stunde ſpäter in der Buſchwächterei geweſen...“

Andres ſchwieg verſtockt, ſeine hageren Finger wühlten in dem rötlichen Bart, welcher ſein Kinn umwucherte.

Um die furchtbare Angſt, die mich erfaßt hatte, erklärlich zu machen, muß ich auf die Schilderung der in Betracht kommenden Örtlichkeit zurückgehen. Anfangs verſtand ich es gar nicht, warum der rote Andres mich gerade am Krebsbach erblickt haben wollte. Dann erriet ich die Urſache und erſtarrte. Das war der Weg, den teufliſche Berechnung eingeſchlagen, mich ſicher zu vernichten, wenn nicht rechtzeitig noch geeignete Verteidigungsmittel ihn zu durchkreuzen vermochten. Der Krebsbach, ein dem Wolfsmoor entſtrömendes Moorgewäſſer, lag ungefähr ſechs Werſt von Langenhoff, auf dem Wege nach Leyden zu, entfernt. Hatte man mich unter den verdächtigenden Umſtänden, wie ſie der rote Andres aufgeführt, wirklich um zehn Uhr morgens des verhängnisvollen Tages an jenem Bache geſehen, ſo lag örtlich dem nichts entgegen, daß ich zwei Stunden vorher den Mord begangen haben konnte, da in dieſer Zeit die Strecke, welche den Thatort vom Krebsbache trennte, auf dem gewöhnlichen Wege mit Leichtigkeit zurückzulegen war; ſomit belaſtete mich die Anzeige des roten Andres auf das Schwerwiegendſte.

„Andres!“ drang ich weiter in ihn, „der Krebsbach liegt vom Stirneflüßchen über zwölf Werſt entfernt, wie kann ich zu gleicher Zeit an dem einen und an dem anderen geweſen ſein?... Wende mir dein Geſicht zu, daß ich dir in die Augen und auf die Lippen ſehe, ob ſie die Wahrheit reden,“ ſchloß ich voll grimmigen Zornes.

„Ich bleibe dabei,“ erwiderte Andres trotzig, „und bedarf fremder Ermahnung nicht.“

Der Landrichter winkte ihm, ſich zu entfernen. Wie ein Schatten ſchlüpfte ſeine Geſtalt an mir vorbei und über die Schwelle.

„Ich bemerke,“ wandte ſich nun Herr von Reichenwald an mich, „daß Sie an den Ausſagen des Zeugen keine weiteren Ausſtellungen machen, als daß er den Ort, wo er Sie überraſcht, unrichtig bezeichnet.“

„Der Ort iſt das Wichtigſte, ſonſt aber...“

„Warten Sie! Sie geben zu, an dem mehrberegten Morgen und um die vom Zeugen bezeichnete Zeit Ihren Rock im Waldbach gereinigt zu haben?“

„Gewiß, meine Kleider bedurften einer Säuberung von Staub und Schlamm nach dem langen Marſche durch Wald und Moor.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Nur von Staub und Schlamm, und nicht von anderen Flecken?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Landrichter, von welchen anderen Flecken?“

Auf einen Wink des letzteren öffnete der Gerichtsdiener ein zuſammengeſchnürtes Bündel, welches auf der Diele neben dem rotverhangenen Tiſche lag, und entnahm demſelben einen Gegenſtand, den er Herrn von Reichenwald überreichte. Der Landrichter erhob ſich, trat auf mich zu und bereitete den Gegenſtand über das Geländer der Schranke aus, hinter der ich ſtand.

„Erkennen Sie dies?“

„Ja, es iſt mein Rock.“

„Derſelbe, den Sie am Morgen des 1. September getragen?“

Ich nickte: „Derſelbe!“

Er tippte mit dem Finger auf beſtimmte Stellen des Kleidungsſtückes. Blaßrötliche, kaum mehr wahrnehmbare Pünktchen ſchimmerten in dem loſen Wollengewebe.

„Wofür halten Sie das?“

Ich ſchaute genauer hin. „Blutſpuren, ſofern ich recht ſehe.“

„Ja, Blutſpuren,“ wiederholte er mit furchtbarem Ernſte. „Wollen Sie mir erklären, wie dieſelben auf Ihren Rock gelangt ſind?“

„Ich bin Jäger, und es iſt oft geſchehen, daß das Blut des geſchoſſenen Wildes mein Kleid beſudelt hat.“

„Das trifft hier nicht zu.“ Die Stimme Herrn von Reichenwalds klang ungewöhnlich ſcharf und ſtreng. „Die chemiſche Unterſuchung hat feſtgeſtellt, daß dieſe Pünktchen von Menſchenblut herrühren.“

„Dann iſt es mein eignes Blut,“ fiel ich raſch ein.

„Wie? Ich verſtehe Sie nicht!“

„Mein eignes Blut!“ wiederholte ich zuverſichtlich. „Ein paar Tage vor der Begegnung mit dem roten Andres ſchnitt ich mich beim Ausweiden eines Rehbocks mit dem Jagdmeſſer in den Finger. Die Wunde blutete heftig. Von ihr ſtammen die Flecken auf meinem Rocke.“

Der Landrichter betrachtete mich mit ſpöttiſcher Erbitterung. „Können Sie Ihre Behauptung beweiſen?“

„Nein, wenn dieſe Narbe am Finger nicht Beweis genug iſt. Doch werden die Frau und Schwiegermutter des Stirnebuſchwächters es bezeugen, daß ich ſehr bald, eine halbe Stunde vielleicht, nachdem mich der Andres am Krebsbach geſehen haben will, bei ihnen vorgeſprochen bin und mit ihnen geredet habe!“

„So!... Werden die Zeugen aber auch darüber ausſagen können, daß ſie Sie gerade zwiſchen zehn und elf Uhr morgens, wie Sie früher angegeben, bei ſich in der Anſiedelung geſehen haben?“

Das war es, darauf kam es an. Nicht die allgemeine Erklärung, daß ich am Vormittage des 1. September die Anſiedelung betreten, ſondern die unzweifelhaft genaue Angabe, daß ich gerade um die und um keine andere Zeit bei den Zeuginnen erſchienen, konnte meine Retterin werden. Und da zuckte mir die Erinnerung an das Geſpräch durch den Sinn, welches ich mit den Frauen im Stirnewalde über die mutmaßliche Rückkehr des Buſchwächters aus dem Forſt gepflogen.

„Ja, auch das werden ſie erhärten,“ verſicherte ich zuverſichtlich.

„Die Zeugen ſollen verhört werden,“ ſagte der Landrichter im Ton geringſchätzigen Mitleides. „Doch wollen Sie ihnen nicht die Mühen und Koſten der weiten Fahrt erſparen?“ Er trat ſtirnrunzelnd auf mich zu und legte mir die Hand ſchwer auf die Schulter. „Ich glaube Ihnen nicht. Sie ſind ſchwer belaſtet, alle Anzeichen ſprechen gegen Sie. Nicht allein, daß man Sie zwei Stunden nach verübtem Verbrechen gar nicht weit vom Thatorte mit blutbefleckten Kleidern findet, es kommt noch hinzu, daß auch die an der Unglücksſtätte vorgefundenen Fußſpuren auffallend genau die Form Ihrer Stiefel wiedergeben. Sie ſtehen mit der That im Zuſammenhange; leugnen Sie nicht, das muß Ihre Sache nur ſchlimmer machen. Geſtehen Sie, und entlaſten Sie Ihre Seele!“

Ich ſchwieg.

Da bückte er ſich zu mir herüber und ſah mich lange mit aufmerkſam forſchenden Augen an. „Haben Sie mir nichts, wirklich gar nichts zu ſagen?“ Und dann mit raſchen, geflüſterten Worten: „Bleiben Sie auch jetzt noch dabei, dem Langenhoffſchen Baron an jenem Morgen nicht begegnet zu ſein? Nochmals, was iſt Ihr Anteil an der That, und wer iſt Ihr Gefährte?“

Wieder mochte jenes faſt zerronnene Bild, welches ſeinen Geiſt während der Unterſuchung gegen Arnold beſchäftigt, ſich bei meinem Anblick zu feſten Formen zuſammenfügen; die Geſtalt des lange und vergeblich geſuchten, jedenfalls nur gemutmaßten Helfers und Genoſſen bei der Blutthat ſtand plötzlich in mir greifbar verkörpert vor ihm da.

„Ich habe nichts zu geſtehen,“ erklärte ich feſt, „ich bin unſchuldig.“ — Der Landrichter zog ſeine Hand ſo jäh von meiner Schulter weg, daß ich es faſt wie einen Stoß empfand.

Man führte mich in den Kerker zurück.

Ich übergehe die Schilderung der nächſten Tage und Wochen des Gefängnislebens — alles deſſen, was ich fühlte, dachte und litt. Nur ein Gedanke hielt mein fieberndes Hirn in ſeinem Bann: würden die Frauen, die ich zum Zeugnis aufgerufen, meine Unſchuld erhärten können, würden ſie im ſtande ſein, meine Behauptung genau in dem von mir angeführten Sinne ohne Schwanken, Zagen und Widerſpruch zu beſtätigen? Je mehr ich darüber nachſann, um ſo unwahrſcheinlicher erſchien es mir. Es handelte ſich ja nur um Unbedeutendes, Nebenſächliches, um allergewöhnlichſte Kleinigkeiten, die, vielleicht den Auftrag ausgenommen, welchen ich dem Buſchwächter hatte beſtellen laſſen, in ihren Augen gar keine Wichtigkeit beſaß; um Worte, Sätze und Fragen, die ſie ſchon in dem nächſten Augenblick, nachdem ſie von den Lippen gefallen, vergeſſen hatten und deren ſie ſich, wenn ſie je wieder zur Sprache kamen, ſchwerlich erinnern konnten. Ich rief mir die Erſcheinung der Beiden in die Erinnerung zurück, und ſie war nicht dazu angethan, tröſtlichere Vorſtellungen in mir hervorzurufen. Die ängſtliche und beſchränkte Frau des Buſchwächters würde wahrſcheinlich gar nichts wiſſen. Mehr ſchon durfte ich auf die Greiſin, ihre Schwiegermutter, zählen — aber war hier nicht wiederum zu befürchten, daß das hohe Alter, in dem ſie ſtand, ihr Erinnerungsvermögen geſchwächt hatte? Es war finſter und ſternlos, ſo weit ich blickte. Doch die Wahrheit mußte ans Licht kommen, ſie mußte! Sie ahnten es nicht, die beiden einfachen Frauen in der weltentrückten Einſamkeit des Stirnewaldes, daß von dem, was ihr Mund in den nächſten Tagen ſprechen würde, das Heil und die Ehre des Werdenſchen Namens, Arnolds Leben und mein Schickſal abhing. Schon am Tage meines erſten Verhörs war es mir gelungen, in unauffälliger Weiſe ein paar Zeilen an Arnold gelangen zu laſſen, in welchen ich ihm mit erkünſtelter Zuverſicht mitteilte, daß alles gut ſtände; zugleich beſchwor ich ihn, der Unterſuchung ihren Lauf zu laſſen. Solches erſchien notwendig, denn, wie ich ihn kannte, hätte er, nachdem er von meiner Verhaftung erfahren, keinen Augenblick angeſtanden, mich mit Preisgebung ſeiner Perſon aus der Schlinge des mich umſtrickenden Verdachtes zu löſen. So erreichte ihn mein Brief noch rechtzeitig, um die Verwirklichung jener Befürchtung zu vereiteln.

Der Tag der Zeugenvernehmung war herangekommen. Seltſame Umſtände begleiteten ihn. Die vorgeladenen Frauen machten den Eindruck der Stumpfheit. Trotz aller Bemühungen des Landrichters, trotz ſeiner in klarer Weiſe geſtellten und leichtbegreiflichen Fragen ſchien ihnen jedes Verſtändnis für den Zweck ihrer Vorladung, den Ernſt der Lage und die Wichtigkeit der von ihnen zu beweiſenden Thatſachen abzugehen.

Blöde und furchtſam, mit einem einfältigen Lächeln auf den Lippen, beantworteten ſie alle Fragen mit dem ſteten eintönigen: „Wir wiſſen nicht!“ Auch der Hinweis auf die

Heiligkeit des Zeugeneides, den ſie geleiſtet hatten, vermochte ihr auffallendes Verhalten nicht umzuwandeln; ſie blieben dabei, keine Ausſagen machen zu können. Dann entließ man ſie. Ich war verloren — durch einen falſchen Eid.

Da, nach einer kleinen Weile, klopfte es leiſe an die Thür des Gerichtszimmers, und herein trat mit ungleichen, ſchwankenden Schritten die alte halbblinde Mutter des Stirnebuſchwächters. Vor der Schranke, die den Vorraum von der Tiefe des Gerichtszimmers trennte, blieb ſie mit gefalteten Händen ſtehen. Große Thränen rollten langſam über ihr durchfurchtes Geſicht, ihre welken Lippen bewegten ſich tonlos.

„Was willſt du?“ fragte der Landrichter, der ihrem Gebahren mit Befremdung zugeſehen, und trat, um ihr Geflüſter beſſer zu verſtehen, dicht an die Schranke heran. „Was bedeutet das? Haſt du deiner Ausſage etwas hinzuzufügen?“

„Verzeihung,“ ſtammelte die Greiſin und haſchte nach der Hand des Richters, um ſie an den Mund zu führen. „Verzeihung, gnädiger Herr! Einer Sünde, einer großen Sünde, haben wir uns ſoeben ſchuldig gemacht. Ich will ſie nicht ins Grab nehmen, und auch die Grete ſoll das nicht... Unſere Ausſage von vorhin war falſch, wider unſer beſſeres Wiſſen haben wir die Unwahrheit geſagt und einen unwahren Eid geleiſtet. Möge uns Gott vergeben. Es verhält ſich gerade ſo, wie der Forſtmeiſter behauptet.“ Ein neuer Thränenſtrom erſtickte ihre weiteren Worte.

Der Landrichter ſprach ihr freundlich zu, noch ſei die Vergebung nicht ausgeſchloſſen, ſofern ſie nur aufrichtig bereue und jetzt der lauterſten Wahrheit die Ehre gebe.

„Mögen meine Augen völlig erblinden, wenn nur ein falſches Wort noch aus meinem Munde kommt!“ beteuerte ſie. „Als ich die Schwelle dieſes Zimmers vorhin verlaſſen, da überkam mich das volle Bewußtſein, wie gottlos ich gehandelt. Wie Blei hing es ſich an meine Füße, ich konnte nicht weiter. Da ſprach ich zu der Schwiegertochter — ach Herr, Sie müſſen ihr vergeben, ſie iſt eine furchtſame, leicht zu bethörende Frau, die nur ſelten aus dem Walde herauskommt und es ſchwer genug hat in der Wirtſchaft und bei den Kindern — Grete, ſagte ich, ich halte es nicht aus vor Angſt, ich kehre um und geſtehe alles, was ich weiß. Und auch die Grete ſagte ja.“ Die Alte ſtützte ſich ſchwer auf die Schranken und ſenkte das graue Haupt.

„Der rote Andres hat uns verderbt und verführt,“ begann ſie wieder, „vor einigen Tagen hat er uns in der Buſchwächterei aufgeſucht und uns mit Bitten, noch mehr aber mit ſchrecklichen Drohungen und Flüchen hart zugeſetzt, wir möchten in der Sache, in der wir vor Gericht befragt werden würden, ausſagen, daß wir nichts wüßten. Und wir gaben nach, wir konnten ihm nicht widerſtehen. Die Sorge um unſer Haus und Vieh und das Mitleid mit den Großkindern — ach, Herr, der Menſch iſt ſchwach, und das Herz des Armen hängt an ſeinem bißchen Gut... Der rote Andres iſt ein ſchlechter und rachſüchtiger Menſch, er iſt ein Feind des Forſtmeiſters und will ihm an Ehre und Leben... Fragen Sie mich noch einmal, gnädiger Herr, noch einmal, genau und ausführlich, alles, alles will ich ſagen, wie ich's gehört und behalten habe.“

Herr von Reichenwald, ſeltſam erſchüttert, willfahrte ihrem Begehren. Klar und ohne zu ſtocken, wie einem Triebe ihres Gewiſſens folgend, in ſeltſamem Gegenſatz zu ihrem vorherigen Verhalten, gab ſie nunmehr umfaſſende Auskunft. Faſt wörtlich führte ſie den Inhalt des Geſpräches an, welches ich in der Stirneanſiedelung mit ihr und ihrer Schwiegertochter über die mutmaßliche Rückkehr des Buſchwächters aus dem Walde und die Zeit derſelben geführt, und beſtätigte meine Behauptungen in allen wichtigen Punkten. Aus allem ging hervor, daß ſie jetzt die Wahrheit redete.

Als nun die Frau des Buſchwächters mit allen Zeichen der Reue und Angſt zum zweitenmal vor den Richter trat, beſtätigte auch ſie, zwar in oft verworrener und lückenhafter, doch in der Hauptſache verſtändlicher Weiſe, die Ausſagen ihrer Vorgängerin. Aber ſelbſt der letzte, nach der Sachlage immerhin gerechtfertigte Zweifel an der vollkommenen Glaubwürdigkeit jener Zeugenausſagen ſchwand, als der auf Betreiben der Behörde in Anklage verſetzte rote Andres nach längerem Widerſtreben ein Geſtändnis ablegte, in welchem er mit der Erklärung nicht zurückhielt, daß er, um ſeinen Rachedurſt an mir zu kühlen und mich ſicher zu vernichten, den Ort, wo er mich getroffen, abſichtlich unrichtig bezeichnet und ebenſo die Frauen im Stirnewalde zur Ablegung falſchen Zeugniſſes bewogen habe.

Ich war gerettet. War der Beweis geliefert, daß ich um halb elf Uhr in der Stirnebuſchwächterei erſchienen war, ſo konnte ich eine halbe Stunde vorher unmöglich an dem weitentfernten Krebsbache geſehen worden ſein und ebenſowenig, und zwar aus denjenigen Gründen, welche für Arnolds Strafloſigkeit zutrafen, vor zwei Stunden zur Zeit des Mordes mich im Langenhoffſchen Walde am Thatorte befunden haben. Nur der Landrichter widerſtrebte noch, an die Wahrheit dieſer Annahme zu glauben; doch in das Geheimnis einzudringen, welches wie ein unerſteiglicher Wall das Verbrechen umlagerte, gelang ihm nicht.

Die Thür des Kerkers öffnete ſich und gab mich der Freiheit wieder. Die Akten, welche den Mord Herberts behandelten, wurden endgültig geſchloſſen und wanderten in das tote Archiv des Gerichts, um dort zu verſtäuben und zu vermodern. Der Wolfsmoor hütet ſeine Geheimniſſe! — —

Als ich mich in Werden wieder zum Dienſte melden wollte, fragte mich der Verwalter voll Verwunderung, ob ich denn nicht wiſſe, was ſich inzwiſchen zugetragen. Meine Stelle ſei längſt von einem anderen beſetzt; der alte Baron habe es ſo befohlen... „Der alte Baron?“ verſetzte ich in höchſtem Erſtaunen. „Ja, es ſei eine ſeltſame Geſchichte. Seit einiger Zeit habe ſich ein Umſchwung in ſeinem Befinden vollzogen, die bisherige Stumpfheit ſchwinde, er beginne wieder, Intereſſe an der Außenwelt und den Begebniſſen des Tages zu nehmen. Als er von meiner Verhaftung erfahren, ſei er in den heftigſten Zorn geraten und habe angeordnet, mich ſofort des Dienſtes zu entlaſſen und dafür zu ſorgen, daß ich die Werdenſchen Grenzen nie wieder betrete. Es wäre ja auch kaum möglich geweſen, die unglückſelige Angelegenheit gänzlich und für alle Zeit von ihm fern zu halten. Der Leydenſche Herr habe ſich meiner angenommen, auch der junge Baron, doch mit vollſtändigem Mißerfolg, denn die Fürſprache habe ſeinen Unwillen nur vermehrt. Was überhaupt das Verhältnis des jungen Barons zu ſeinem Vater anginge...“ der Verwalter ſchüttelte beſorgt den Kopf und verſank in Schweigen.

Ich mußte mein Mißgeſchick hinnehmen wie eine Schickung, wie eine Naturgewalt, gegen die anzukämpfen, vergeblich war. Die äußere Not wurde von mir abgewandt, da es mir mit Hilfe Herrn von Altenhauſens bald gelang, auf einem Gut des benachbarten Kirchſpiels Beſchäftigung zu finden, ein paar Meilen von Werden entfernt und nahe genug, daß ich in Verbindung mit dem Schloſſe blieb.

Bald erfuhr ich, daß Arnold verreiſt ſei. Heimlich reiſte er von Werden ab, auf lange, vielleicht auf immer, wie er im ſtillen wünſchte. Nur einen kurzen ſchriftlichen Gruß ließ er dem Vater zurück. Die Nachricht brachte auf den Greis keinen anderen Eindruck hervor, als daß er mehrmals mit ungewohnter Lebhaftigkeit, wie beiſtimmend, nickte — ſonſt kein Wort, das dieſe Bewegung begleitet, keine Äußerung, die in der Folge darauf hingedeutet hätte, daß er des fernen Sohnes gedachte und die Wiederkehr deſſelben erſehnte oder befürchtete. — —

Faſt zwei Jahre vergingen, bis Arnold wiederkam, das Erbe ſeiner Väter anzutreten. Ein Herzſchlag hatte den alten Baron ganz plötzlich dahingerafft. Erſt ſehr ſpät und auf Umwegen hatten die Briefe aus der Heimat, welche die Todesbotſchaft enthielten, Arnold erreicht und zur Rückkehr genötigt. Er fand Werden verödet. Längſt ſchon hatte man den Vater bei dem vorangegangenen Herbert in der Ahnenkapelle beigeſetzt; ihm blieb nur ein Beſuch am Grabe, vielleicht ein ſtilles Gebet übrig. Auch Tante Ida weilte nicht mehr im Schloß; ſie war, da es ihr dort nach dem Tode des Bruders gar zu einſam und unwohnlich geworden war, in die benachbarte Kreisſtadt übergeſiedelt.

Nur ungern betrat Arnold die heimatliche Scholle. Alles kam ihm hier ſeltſam und verändert, er ſelbſt ſich fremd und überflüſſig vor; ihm war zu Sinn, wie einem, der durch irgend einen Zauber in alte verſchollene Zeit, in die er nicht mehr hineingehört und die ihn nicht mehr verſteht, gebannt worden iſt. Froſtig und widerwillig ſchienen die ſchweigſamen Räume des Vaterſchloſſes, welche ihn einſt ſo traulich umfangen, ſich vor ihm, wie vor einem unberechtigten Eindringlinge, zu öffnen, und es wurde ihm nicht wohler, wenn ſein einſamer Schritt unheimlich hallend in ihnen widerklang. Wie in ſchreckhafter Scheu ſchienen die Blicke der alten Dienſtboten, welche ihm ſonſt ſtets wie ein anheimelndes lebendiges Zubehör zu jenen Räumen vorgekommen, auf ihm zu ruhen, als ſie, in voller Zahl verſammelt, den neuen Herrn beim Einzuge demütig begrüßten. Der Gedanke, daß ihm nun das wertvolle Werden mit allen ſeinen Nebengütern gehöre und er zu den reichſten Grundbeſitzern des Landes zähle, entſetzte ihn — den Brudermörder. Am liebſten hätte er alles ſo gelaſſen, wie es lag und ſtand, um wieder des Weges zu ziehen, woher er gekommen, allein mit ſeinem ſchrecklichen Geheimnis, und doch — er blieb in Werden.

Meiner hatte er nicht vergeſſen. Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft ließ er mich aufs Schloß bitten. Ich fand ihn nur zu ſehr verändert. Silbergraue Fäden, wie ſie der Reif in der Froſtnacht formt, hatten ſich in ſein an den Schläfen ſtark gelichtetes Haupthaar und in den lang bis zur Bruſt herabwallenden Bart geſponnen. Die Augen blickten glanzlos und müde, mit dem Ausdrucke grübelnder Schwermut.

Als er mich wahrnahm, leuchtete es in ſeinem Antlitze auf; er ergriff meine Hand und drückte ſie warm und anhaltend.

„Ich habe Ihrer in der Fremde mehr gedacht, als Sie glauben mögen,“ begann er nach längerem Schweigen, indem er mich forſchend betrachtete, „und wenn ich mich auf etwas gefreut, ſo war es auf das Wiederſehen mit Ihnen. Und Sie, ſind auch Sie mir noch der Alte geblieben?... Ja, ob auch die Zeit die Falten auf Ihrer Stirne vermehrt, aus Ihrem Auge leſe ich die alte Treue heraus. Kommen Sie wieder zu mir. Treten Sie Ihr früheres Amt in Werden wieder an. Wollen Sie?“

Es klang durch die Frage wie ſorgender Zweifel.

Ich nickte ſtumm, ich konnte nicht ſprechen, mir war das Herz ſo weit geſchwellt und doch wieder ſo tief bewegt. Es war nicht leicht, mich aus den Feſſeln meiner Stellung zu löſen; dann aber kam der Tag, wo ich in mein Werdenſches Forſthaus einzog. Ich war wieder bei ihm, um deſſentwillen ich ein Meineidiger geworden war und den ich doch ſo unbeſchreiblich liebte. Gewiß, ich war ein Verbrecher, aber ich war es um ſeinetwillen.

Einige Tage, nachdem Arnold in die Heimat zurückgekehrt, fuhr Altenhauſen in Werden vor. Als der neue Schloßherr zufällig vom Fenſter aus den ihm wohlbekannten Jagdwagen mit den beiden hochbeinigen Schimmeln vor dem Hauſe halten und den Onkel gewohnten eiligen Schrittes die Treppe emporſteigen ſah, da überkam ihn ein Gefühl tiefſter Beſchämung. Feindſelig faſt, ohne Gruß und Abſchied, war er vor nicht ganz zwei Jahren von den Leydenſchen geſchieden, auch jetzt, nach ſeiner Rückkehr, hatte er keinerlei Anſtalten gemacht, die einſtigen Beziehungen zu den Verwandten wieder aufleben zu laſſen, ja, er hatte den Vorſatz gefaßt, den Verkehr mit ihnen auch fernerhin zu meiden. Nun machte ihm Altenhauſen den erſten Beſuch! Wie würde er ſich in Zukunft überhaupt zu den Leydenſchen ſtellen?...

Altenhauſen begrüßte Arnold auf das Herzlichſte.

„Gott ſei Dank, daß wir dich wieder im Lande haben,“ rief der Leydenſche mit ſeiner lauten friſchen Stimme. „Und jetzt halten wir dich feſt! Livland ſoll dir ein ‚Blievland‘ werden, damit der alte Chroniſt im Rechte bleibt, nicht?“

„Herzlichen Dank für dein Willkommen,“ erwiderte Arnold, „du glaubſt nicht, wie ſo wohl mir das thut!“ Dann ſenkte er den Blick. „Entſchuldige nur, lieber Onkel, daß du und nicht ich...“ Er ſtockte.

„Daß ich dir in der Begrüßung zuvorgekommen?“ unterbrach ihn Altenhauſen gutmütig lachend. „Na, laß das! Die Geſchichte mit Mohammed und dem Berge weißt du? Übrigens ſcheine ich beſſer, als ich bin... Geſchäftsfahrten, und Werden lag mir gerade im Wege.“

Er lehnte ſich bequem in ſeinen Seſſel zurück und warf einen ſchnellen und forſchenden Blick auf Arnold.

„Jünger ſiehſt du gerade auch nicht aus!“ fuhr er fort, „das kommt aber von dem unſtäten Umherſtreifen in der Fremde! Na warte einmal, wenn du dich erſt hier brav eingelebt und über der Beſtellung deiner Scholle zu einem behäbigen, geſunden Landwirte geworden biſt! — Und gute Nachbarſchaft wollen wir halten, nicht wahr? Meine Damen ſind jetzt, Gott ſei Dank, auch wieder ſtändig zu Hauſe! — Was?“

„Gern,“ verſicherte Arnold.

„Wir werden ja ſo wie ſo in der erſten Zeit viel miteinander zu thun haben,“ hob Altenhauſen von neuem an. „Bin ich dir doch noch die Rechenſchaft über die Verwaltung Werdens ſchuldig. Dein ſeliger Vater hat mir zuletzt die ganze Oberleitung überlaſſen, und da ſind Sachen nachgeblieben, die ihrer Natur nach nur vom Gutsherrn erledigt werden können und die wir daher in Ruhe durchſprechen müſſen.“

Arnold beachtete die letzten Worte kaum.

„Und hat Papa?...“ unterbrach er Altenhauſen. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, ſein Auge war mit dem Ausdrucke höchſter Spannung auf den letzteren gerichtet. Er brachte den Satz nicht zu Ende... und nach einer Pauſe: „Du biſt ja in ſeiner letzten Stunde um ihn geweſen?“

Altenhauſen erriet, was das Herz des anderen bewegte.

„Ach nein!“ erwiderte er kummervoll, „wie ſollte er, der arme kranke Mann? Du weißt ja, wie es um ihn ſtand, und dann kam das Ende ſo plötzlich, ſo unerwartet.“

Arnold antwortete nichts, er ging ans Fenſter und ſtarrte lange wortlos hinaus.

Altenhauſen unterbrach das peinliche Schweigen. „Arnold,“ ſagte er, indem er auf ihn zutrat und ihm die Hand freundlich beſorgt auf die Schulter legte, „ich meine es aufrichtig gut mir dir. Kopf in die Höhe, lieber Junge! Es geht im Leben ſo manches verquer, und das Schickſal holt oft zu tüchtigen Schlägen aus, zu ungerechten und unverdienten, meinen wir wohl. Doch darauf kommt's nicht an, ſondern, wie wir uns zu ſolcher Prüfung ſtellen. Nicht die Hände in den Schoß legen, nicht murren und klagen, nein, mutig vorwärts ſchauen, kämpfen, ſich mühen — ſo überwinden wir das Widerwärtige! Du biſt ganz in dieſem Falle, lieber Arnold, und was viele in gleicher Lage entbehren, das bietet ſich dir: ein großer ſchöner Wirkungskreis, auf dem du deine Kräfte zu erproben und deine Stärke zu beweiſen, Gelegenheit finden wirſt.“

„Für wen ſollte ich mich mühen?“ verſetzte Arnold dumpf, „mir iſt das Leben ja doch zerſtört.“

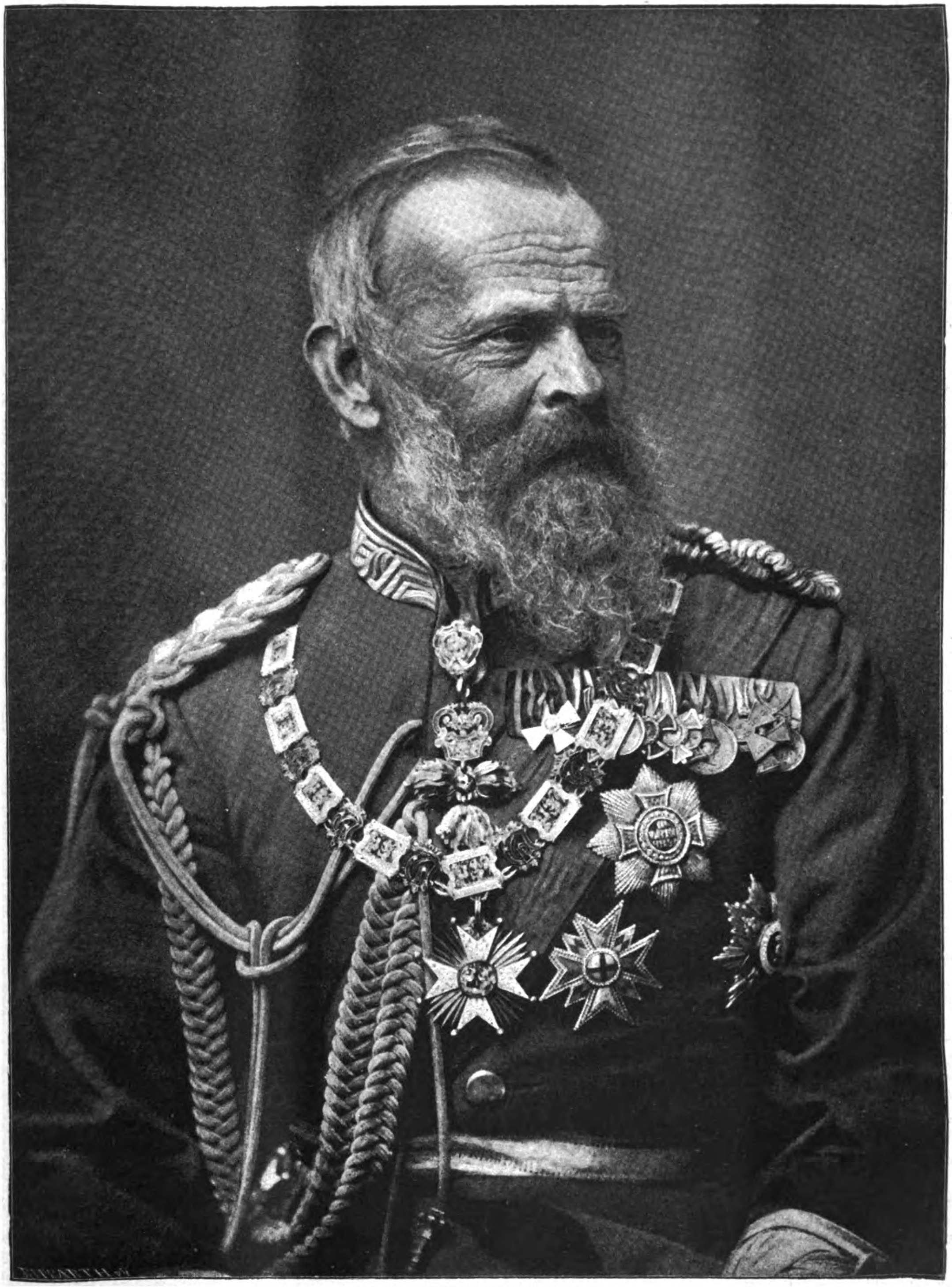
„Für wen?“ wiederholte Altenhauſen nachdrucksvoll. „Nun für dich, zu deinem Beſten, und leuchtet dir das nicht ein, ſo doch für die Pflicht, die du von den Ahnen überkommen haſt, für eine glanzvolle leuchtende Vergangenheit, für eine thätige Gegenwart, für eine freudige Zukunft. Ich denke, dieſes Ziel iſt doch des Kampfes wert.“

(Fortſetzung folgt.)

Etwas von Arzneiwirkungen.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Das Kochſche Mittel gegen die Tuberkuloſe hat nicht nur dadurch ein Weltaufſehen erregt, daß es in der That beſſernd eingreift, wenn die Zerſtörungen des Körpers durch den Schmarotzer — den Bacillus — nicht zu weit gediehen



Luitpold, Prinz-Regent von Bayern.
Photographieverlag von Franz Hanfſtängl, Kunſtverlag A.-G. in München.

ſind, und ſomit eine Wehr gegen die verbreitetſte und bösartigſte Krankheit iſt, ſondern verſetzte den Fachmann namentlich dadurch in Erſtaunen, daß es nur auf den tuberkelkranken Organismus wirkt und die in Zerſetzung begriffenen Teile beeinflußt, den geſunden Körper und geſunde Teile dagegen unbehindert läßt.

Arzneimittel von einer ähnlich abgeſchloſſenen — ſpezifiſchen — Wirkung waren bis jetzt unbekannt.

Wohl haben Jod, Queckſilber, Digitalis und andere Droguen eine Hauptwirkung, die ſich auf Drüſen, erkrankte Gewebe, Herzthätigkeit ꝛc. erſtreckt, je nach ihrer Art, aber ſie alle ſind nicht frei von Nebenwirkungen auf die nicht erkrankten Teile, ſie erweiſen ſich in gewiſſer Gabengröße oder bei fortgeſetztem Gebrauche als Gifte, das heißt, als dem geſunden Körper ſchädliche Stoffe.

Auch das Kochſche Mittel iſt ein Gift, wenn die Größe der Gabe bei Geſunden überſchritten wird; Profeſſor Koch erfuhr dies an ſich ſelbſt, als er, durch die Verſuche an Tieren getäuſcht, die erſte Einſpritzung, welche er an dem eignen Arme vornahm, faſt zu reichlich bemeſſen hatte. Die allerdings vorübergehenden Erkrankungserſcheinungen waren heftiger und beſorgniserregender Natur. In paſſend gewählter Gabe verſpürt der Geſunde jedoch keine Beſchwerden nach der Einſpritzung Kochſcher Lymphe; der an Tuberkuloſe Erkrankte dagegen wird ſchon durch verhältnismäßig ſehr geringe Mengen in einen fieberhaften Zuſtand verſetzt und unterliegt der Einwirkung des Mittels in ſo hohem Grade und in ſo deutlich ausgeſprochener Weiſe, daß ſie zur Erkennung der Tuberkuloſe dient.

Weil ein Zuviel die ſchädlichſten Folgen nach ſich ziehen kann, iſt beſchloſſen worden, die Kochſche Lymphe vorläufig nur an Ärzte abzugeben, die ihre Kranken in Anſtalten überwachen könnnen und mit dem Mittel vertraut ſind. Ob dieſer Standpunkt ſich auf die Dauer halten läßt, ſcheint jetzt an maßgebender Stelle bereits zweifelhaft. Die pilzgleich aus der Erde ſchießenden „Spritzatorien,“ wie der Volksmund die bevorzugten Privatſchwindſuchtsheilanſtalten nennt, dürften den Patienten wohl nicht immer die Sorgfalt und unterſtützende Pflege gewähren, welche im Privatleben unter der Anleitung des Hausarztes billiger und leichter zu ermöglichen ſind.

Sollte man der Anſicht ſein, daß die Kochſche Lymphe — es hat ſchon jemand das abſcheuliche Wort Kochin vorgeſchlagen — in den Händen der dem hygieiniſchen Inſtitute nicht nahe ſtehenden Ärzte zu Mißerfolgen oder tödtlichen Ausgängen Anlaß gebe, ſo müßte, folgerichtigem Denken nach, jedes ſtark wirkende Medikament in der Privatpraxis verboten und die Anwendung von Arſen, Morphium, Strychnin ꝛc. nur beſonders veranlagten Anſtaltsärzten geſtattet werden. Die höchſte theoretiſche Sorgfalt für die leidende Menſchheit würde in der Praxis ſich als Widerſinn herausſtellen.

Das Kochſche Mittel, nach den jüngſten Mitteilungen Kochs eine Abſcheidung rein gezüchteter Tuberkelbacillen, lenkt in ungewöhnlichem Maße die Aufmerkſamkeit aller, die es angeht, auf das Verhalten des erkrankten Körpers zur Größe der Arzneigabe, und die es angeht, ſind nicht nur Mediziner, ſondern auch die, welche in den Fall kommen, ſich oder anderen Arzneien anzuraten. Ein bischen Quackſalber iſt am Ende ein jeder. Hand aufs Herz! Wer hat ſeinem leidenden Nebenmenſchen nicht ſchon dieſes oder jenes Hausmittelchen anempfohlen, ihm geſagt, wie er ſich zu verhalten habe, was er thun und laſſen ſolle? Wer hat bei beginnender Erkrankung — ehe er den Arzt beläſtigt — nicht dieſes oder jenes verſucht, ob es nicht helfe?

Seltſam, wer ein Haus bauen will, geht zum Baumeiſter, wer vor Gericht zu thun hat, geht zum Anwalt, aber an dem eigenen Körper herumzuflicken, mit Leben und Geſundheit es ohne Beirat darauf ankommen zu laſſen, dazu ſind wir alle klug und geſcheit genug. Es muß das ein alter Erbfehler ſein, ſintemal es uns in anderen Dingen nicht beſſer ergeht, da wir das Gut, das wir haben, gering achten und fremdländiſches Geplunder über ſeinen Wert ſchätzen.

Das Kurieren ſcheint ja eine einfache Sache zu ſein. Man weiß, dies oder das iſt gut gegen das oder dies, gibt es ein, und die Krankheit verzieht ſich wie ein verſcheuchter Vogel. Oder aber ſie bleibt.

Es kommt nämlich eben ſehr oft vor, daß eine Krankheit ſich nicht im geringſten um das eingegebene Arzneimittel kümmert; auch erlebt man, daß die Arznei Nebenwirkungen äußert, die gar bedenklich werden.

Als die Karbolſäure aufkam, ward ſie von Laien äußerlich oft in ſo ungebührlicher Weiſe angewandt, daß die Patienten einer richtigen Karbolvergiftung unterlagen; mit Antipyrin haben ſich Leute auch ſchon an den Rand des Grabes gebracht, von dem thatkräftige ärztliche Behandlung ſie wieder zurückholte. Nach der weitverbreiteten Anſicht, daß viel auch viel helfen müſſe, hatten ſie von dem neuen Mittel mehr genommen, als ihnen bekömmlich war.

Von dem Unfug, der mit Morphium und Chloralhydrat und neuerlich mit Kokain angerichtet worden iſt, will ich ſchweigen und nur den Endbetrag ziehen, der ſich in den Worten ausdrücken läßt: Es iſt ein Verbrechen, Unkundigen die Genußgifte in die Hand zu geben.

Man könnte dasſelbe vom Alkohol behaupten. In der That gehen die Beſtrebungen der Neuzeit dahin, den übermäßigen Genuß auch dieſes Giftes thunlichſt einzuſchränken, da man deſſen Allgemeinſchädlichkeit immer mehr einzuſehen beginnt. Selbſt bei der Aburteilung Strafbarer wird nicht mehr ſo viel Gewicht auf Trunkenheit als mildernder Umſtand gelegt, wie bisher, wo der Alkohol kaum vom Schutzgeiſte eines Frevlers zu unterſcheiden war.

Der Verkauf ſtark wirkender Droguen iſt geſetzlich geregelt, und das iſt richtig, denn in großen Gaben werden ſie alle mehr oder minder gefährlich, und zwar verhält ſich der erkrankte Organismus den Arzneien gegenüber *viel empfindlicher, als der geſunde*.

Es kommt daher in Krankheitsfällen ganz beſonders darauf an, die Gabengröße einer Arznei zu beſtimmen, eine Angelegenheit, die dem Arzte zu überlaſſen iſt. Was die Hausmittel anbelangt, ſo muß beachtet werden, daß dem Geſunden unſchädliche Stoffe dem Kranken nützen oder auch ſchaden können, je nach der Größe der Gabe. Die Wirkungsweiſe der Kochſchen Lymphe kommt, wie man annehmen darf, einer Anzahl anderer Subſtanzen ebenfalls zu, inſofern nämlich, als der kranke Körper ihre Einwirkung in beſtimmter Weiſe ſpürt und erkennen läßt, während ſie den geſunden Körper, ſelbſt in ziemlichen Mengen, gleichgültig laſſen. Dieſelbe Menge, welche auf den geſunden Körper noch nicht wirkt, zeigt ſich bereits wirkſam auf den erkrankten. Dieſes Geſetz der Arzneiwirkung iſt nicht allgemein bekannt; es wurde von Prof. Dr. Hugo Schulz-Greifswald in ſeiner vortrefflichen Abhandlung über „Aufgabe und Ziel der modernen Therapie“ im verfloſſenen Jahre, lange vor der Kochſchen Entdeckung, klar und eingehend behandelt und wird hoffentlich, zum allgemeinen Nutzen, die gebührende Beachtung finden.

Wie ein Arzneimittel eigentlich wirkt, daß weiß noch niemand, die Vorgänge, welche ſich zwiſchen den Molekülen der Arznei und denen der Zellen, der Nerven, der Gewebe ꝛc. abſpielen, ſind noch in tiefes Dunkel gehüllt. Wohl aber kennt man die gröberen Erſcheinungen ihrer Wirkung. Und da hat ſich nun folgendes ergeben.

Eine verhältnismäßig kleine Gabe regt eine beſtimmte Thätigkeit an, eine große wirkt, ſtatt anzuregen, lähmend, eine mittlere regt zunächſt an, worauf Erſchlaffung folgt. Dies gilt für einige genau geprüfte, ſtark wirkende Droguen; man darf aber annehmen, daß alle Arzneimittel, auch die ſogenannten unſchuldigen, dieſem Geſetze entſprechen. Um ein bekanntes Arzneimittel anzuführen, ſei auf das Opium hingewieſen, das in kleineren Gaben beruhigt, in größeren jedoch aufregt. Die genau gewählte Gabe bringt dem Kranken Schmerzlinderung und Schlaf. Der türkiſche Krieger, dem vor der

Schlacht Opium gereicht wurde, ſtürzte ſich mit raſender Todesverachtung in den Kampf, und der Ausbreitung des Islams mit dem Schwerte half der Opiumrauſch. — Übermäßige Gaben Mohnſaft ſind tödlich.

Im höchſten Grade belehrend iſt Profeſſor Schulzs Beobachtung, daß jede Urſache, welche in gewiſſer Gabe imſtande iſt, das Zellenleben zu vernichten, eben dasſelbe Leben zu übermäßiger Thätigkeit anſpornt, ſobald ſie ſehr gemäßigt zur Einwirkung gelangt. Dies gilt nicht nur für die tieriſche, ſondern auch für die pflanzliche Zelle.

Sublimat — eine Verbindung von Queckſilber mit Chlor — iſt ein ſtarkes Zellgift und wird deshalb als Keimtöter zur Desinfektion angewandt. In einer Verdünnung jedoch von 1 zu 600 000 bis 800 000 bewirkte es eine überlebhafte Gärung einer mit Hefe verſetzten Traubenzuckerlöſung. Die Hefezellen wurden durch die geringe Gabe Sublimat zu lebhafterem Wachstum und ſchleunigerer Entwickelung angefeuert, als ihnen unter gewöhnlichen Verhältniſſen eigen iſt. Ähnlich verhält ſich Salicylſäure, welche bekanntlich in größeren Mengen die Gärung hemmt und deshalb den Bieren zugeſetzt wird, welche weite Reiſen in warme Gegenden machen ſollen.

Dieſe beiden Beiſpiele zeigen, von welcher Bedeutung die Gabengröße der Arzneiſtoffe auf geſunde Zellen, auf nicht erkrankte Organismen iſt; weit wichtiger wird dieſelbe, wenn erkrankte Lebeweſen in Betracht kommen.

Man muß annehmen, daß die Arzneiwirkungen allermeiſt in Beeinfluſſung der Nerven beſtehen. Kranke Nerven aber verhalten ſich anders als geſunde, wie dies ſchlagend durch das „Zuckungsgeſetz“ Pflügers dargethan iſt. Wird nämlich ein Nerv durch einen elektriſchen Strom gereizt, ſo bewirkt er Zuckung des ihm zugehörigen Muskels. Die Größe der Zukungserſcheinungen richtet ſich nach der Stärke des Stromes; je ſtärker der Strom, um ſo heftiger ſind die Zuckungserſcheinungen und umgekehrt. Iſt jedoch der zu reizende Nerv in abſterbendem Zuſtande, krank oder ungeſund verändert, ſo löſt ein ſchwächerer Strom ſtärkere Zuckungen aus, als unter gleichen Verhältniſſen bei dem geſunden Nerven der Fall wäre.

Dies iſt alſo zu erklären. In dem abſterbenden oder erkrankten, oder ſonſt wie veränderten Nerv ſpielen ſich Vorgänge chemiſcher und phyſikaliſcher Natur ab, welche an und für ſich einen Reizzuſtand bedingen. Kommt zu dieſem vorhandenen Reiz ein zweiter Reiz von außen hinzu, ſo bedarf dieſer geringerer Stärke, um dieſelben Erſcheinungen auszulöſen, welche ein ſtarker Reiz auf den geſunden Nerven zur Folge hat. Es iſt das ähnlich ſo, als wenn wir bereits vorgewärmtes oder kaltes Waſſer zum Sieden bringen; das wärmere bedarf weniger Brennſtoff, um ins Kochen zu geraten, als das kalte.

Überall, wo „Lebendes“ von einem beliebigen Reiz getroffen wird, macht ſich dies „Zuckungsgeſetz“ geltend, vorausgeſetzt, daß der Reiz nicht unter der Empfindungsgrenze liegt, und, da Arzneimittel dadurch wirken, daß ſie auf Zellen, Nerven, Gewebe ꝛc. einen Reiz ausüben, ſo ergibt ſich, daß ein krankes — mithin geſteigerte Reizempfindlichkeit beſitzendes — Organ durch eine geringe Gabe in ebenſolche Mitleidenſchaft gezogen werden kann, wie ein geſundes Organ durch eine große Gabe. Oder: eine kleine Gabe eines Arzneiſtoffes wirkt bereits auf ein erkranktes Organ, von der ein geſundes noch nichts verſpürt. Oder: Arzneiſtoffe, die den geſunden Organismus in keiner Weiſe behelligen, können dem erkrankten Nutzen oder Schaden bringen, je nachdem.

Auch hierzu mögen einige Beiſpiele zur Erläuterung dienen. Es ſei irgend eine Blutung innerer Organe angenommen, welche mit ſolchen Arzneien behandelt wird, deren gefäßzuſammenziehende Eigenſchaften bekannt ſind. Eine Darreichung von Eiſenchlorid bringt unter ſonſt günſtigen Umſtänden die Blutung zum Stehen. Dazu bedarf es keiner großen Gabe; ein geſunder Menſch würde die verdünnte Eiſenchloridlöſung trinken, ohne mehr davon zu ſpüren, als ihren herben Geſchmack.

Die gefäßzuſammenziehende Kraft des Eiſenchlorids iſt unbeſtritten, eigentlich müßten ſich nach ſeiner Darreichung alle Gefäße (Adern) zuſammenziehen, und infolge der allgemeinen Steigerung des Blutdruckes müßte das Blut mit Macht aus dem verletzten Gefäße herausſpritzen. Aber das Gegenteil findet ſtatt. Daraus geht hervor, daß die Eiſengabe erſtens zu klein war, um auf alle Gefäße zuſammenziehend zu wirken, und daß zweitens das kranke Gefäß viel empfindlicher für die Eiſenwirkung iſt, als die geſunden Gefäße und ſich bereits verengert, während die andern noch unbeeinflußt bleiben.

Ebenfalls zeigt ſich die Wirkung von Strychnin bei Gelähmten immer zuerſt an den gelähmten Teilen, und von der Belladonna ſieht man bei Kranken Verminderung der Empfindlichkeit und Reizbarkeit durch ſehr kleine Gaben, die auf den geſunden Organismus ohne Einfluß bleiben.

Die Kräuterkunde vergangener Zeit, die ſich im Volke noch zum Teil erhält, iſt von der heutigen Medizin längſt in Acht und Bann gethan. Trotzdem aber werden Arzneimittel nach wie vor angewandt, und zwar ſolche, die, aus fremden Ländern eingeführt, auch fremdartigen Ruf mitbringen und ſolche, die in den Retorten der Chemiker künſtlich erbeutet werden.

Zu der erſten Sorte gehören die neueren amerikaniſchen Droguen, darunter die vielgerühmte Cascara sagrada, für welche gutes europäiſches Geld über den Ozean geht, während ſich nach und nach herausſtellt, daß unſere einheimiſche Faulbaumrinde ganz dasſelbe erreichen läßt, wenn auch zu billigerem Preiſe.

Zu den letzteren zählen Antipyrin, Antifebrin, Salol, Sulfonal, Orexin ꝛc., lauter Produkte, die mit Karbol und Salicyl dem Schattenreiche der Steinkohle entſtammen. Mit großem Gelärme ſind derlei Neuigkeiten eingeführt. Oft nach nur wenigen Verſuchen am Tiere von ſtrebenden Jüngern der Wiſſenſchaft als Heilmittel wunderbarſter Art angeprieſen, verſchwanden ſie bald wieder von der Bildfläche, nachdem beſonnene Beobachter nicht nur ihren Unwert fanden, ſondern ihre unmittelbare Schädlichkeit nachgewieſen. In ſeiner erſten Abhandlung über das Heimittel gegen die Tuberkuloſe hebt Prof. Robert Koch beſonders hervor, daß der Tierverſuch durchaus nicht maßgebend für den Menſchen ſei, daß er nur als Vorverſuch gelten darf. In der That werden beim Tierverſuch meiſtens die Nebenwirkungen überſehen, die ſich ſpäter bei der Menſchenpraxis herausſtellen, denn das Tier kann nicht ſagen, wie ihm zu Mute, was es empfindet; es iſt ein ſtiller Dulder der Pein.

Nun kommt dazu, daß ein geſundes Tier und ein kranker Menſch grundverſchieden ſind. Es kann ein Arzneimittel in großen Gaben ein Tier unbeläſtigt laſſen, dem geſunden Menſchen wenig anhaben, dem Erkrankten dagegen Schaden zufügen.

Nach dem vorhin erklärten Zuckungsgeſetze iſt dies leicht einzuſehen. Die „Nebenwirkungen,“ welche bald beobachtet werden, bald fehlen, thun kund, daß der Reiz des Arzneimittels ſchon im Reizzuſtande befindliche Organe trifft und ihre von der Norm abweichende Thätigkeit erhöht. Als das Salol — ein neues chemiſches Kunſt-Arzneimittel — im Jahre 1886 von Sahli in den Arzneiſchatz eingeführt wurde, glaubte er annehmen zu können, daß es völlig unſchädlich ſei und in großen Doſen gegeben werden dürfe; jetzt hat ſich herausgeſtellt, daß es bei Nierenleiden gefährlich wirken und, wie dies geſchehen, den Tod zur Folge haben kann. Den Ärzten iſt eine Reihe von Arzneimitteln bekannt, die nicht gegeben werden dürfen, wenn einzelne Organe des Körpers leidend oder angegriffen ſind; die Erfahrung war hierin die Lehrmeiſterin.

Die Sucht nach neuem, an der unſere Zeit mehr leidet als frühere Zeiten, in denen die raſche Verbreitung von Neuigkeiten den ſteten Kitzel nicht in gleichem Maße unterhielt, hat ſowohl den modernen Arzt wie das Publikum erfaßt. Kaum lieſt das letztere irgendwo von einem neuen Heilmittel, ſo wünſcht es damit behandelt zu werden, und ſieht ſich dieſer oder jener in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, ſo macht er ſich zum Wundermann auf, einerlei in welch' abenteuerlicher Manier mit ihm umgegangen wird. Gebote, die der Hausarzt ſtellt, werden ohne Gewiſſensbiſſe, (wenn auch nicht ohne üble Folgen) übertreten, die unſinnigſten und abgeſchmackteſten Vorſchriften eines Wunderdoktors dagegen mit ſtrengſter Pünktlichkeit eingehalten.

Und nicht gut iſt die Umgehung des Arztes, ſei es nun, daß man mit Hausmitteln beginne oder mit dem Zauberer aufhöre. Schließlich muß der Arzt doch herbei und flicken, was verdorben iſt, wenn überhaupt noch etwas geflickt werden kann.

Wir haben vorhin geſehen, daß die Gabengröße von ſchwerwiegender Bedeutung bei Erkrankungen iſt, daß ein ſcheinbares „Genug“ ſchon ein wirkliches „Zuviel“ werden kann, daß ferner ein ſcheinbar ſchwachwirkendes, für unſchädlich geltelndes Mittel, auf den Erkrankten ſtark und ſchädlich wirken kann. Darum iſt auch bei ſogenannten Hausmitteln wohl zu bedenken, daß viel auch viel ſchade und in Betracht zu ziehen, daß wenig oft gerade genug ſei.

In der Hausarzneikunſt herrſcht, wie beim Kochen, meiſt das ſogenannte Gutdünken, und Wage und Gewicht, des Arztes und Apothekers Stab und Stütze, fehlen. Deshalb ſeien alle, die für ſich und die Ihrigen nach abgemeſſenen Vorſchriften verfahren möchten, darauf aufmerkſam gemacht, daß in den Apotheken komprimierte Arzneimittel zu haben ſind, welche leicht zu nehmen, die Kontrolle der Gabengröße ermöglichen und „Gutdünken“ beſeitigen. Für die Hausapotheken empfehlen ſich doppelkohlenſaures Natron in $^1/_2$ und in 1 Grammtabletten, Rhabarber, Chinin ꝛc. Auf der Hygieine-Ausſtellung waren von Aſche & Co. in Hamburg faſt alle erdenklichen Arzneimittel in dieſer, Wage und Gewicht entbehrlich machenden Form ausgeſtellt. Sie ſind für Seereiſen, Landaufenthalt ꝛc. von unſchätzbarem Werte.

Daß dem erkrankten Körper verhältnismäßig geringfügige Arzneigaben Nutzen bringen, beſtätigt die Wirkung verſchiedener Mineralwäſſer. Ein Liter Schwalbacher Waſſer enthält nur acht Zentigramm doppelt kohlenſaures Eiſenoxydul. Das Eiſen befindet ſich darin in einer Verdünnung von 1 zu 12,500. Das Aachener Waſſer enthält Schwefel in einer Verdünnung von 1 zu 178 500, und doch ſind dieſe Quellen von unleugbar günſtiger Wirkung auf Bleichſucht, beziehungsweiſe Metallvergiftungen. Könnten Luftveränderung, Änderung der Lebensweiſe und Klimawechſel die günſtige Wirkung herbeiführen, wären die beiden genannten Badeorte längſt abgethan; daß die Zahl ihrer Beſucher jährlich ſteigt, iſt eben jener Verdünnung ihrer wirkſamen Quellenbeſtandteile zuzuſchreiben.

Wie das Bild von Sais verſchleiert war, ſo liegt über aller Natur ein Schleier, den die Wiſſenſchaft zu lüften wacker bemüht iſt. So oft jedoch ein neues Geheimnis enträtſelt ward, gleich wieder drängt ſich ein neues vor, und nur der Unwiſſende kann behaupten, daß er wiſſe. Wer weiß, dem mangelt es nicht an der Erkenntnis, daß das Erforſchte gar wenig iſt dem zu Erforſchenden gegenüber. Und in dieſen mühſam ergrabenen Goldkörnern, von denen noch nicht erwieſen iſt, wie viele aus gleißendem Katzengold beſtehen, erſieht eine mißleitete Maſſe das Heil der Zukunft. Das „Wiſſen“ iſt ihr Gott.

Sei es! Alle Zeit gab es Götzen, nur hielten ſie ſich nicht auf die Dauer.

Dem Ruhigdenkenden geht aus dem Geſagten ein praktiſcher Gewinn hervor, woran er vorläufig ſein Genüge habe. Es iſt dies die alte, durch neue Beläge erhärtete Weisheit, daß der erkrankte Körper vor unkundiger Behandlung bewahrt bleibe. Es iſt ſchon nützlich zu wiſſen, daß für ein erkranktes Organ ein ſchwacher Reiz genügt, ihm Bill oder Unbill zuzufügen und Vorſicht am Platze iſt, wo der Wunſch zu helfen und zu heilen das Herz bewegt.

Märztag.

O ein Tag im März, o im März ein Tag,
Wenn erklingt vom Wipfel der Amſel Schlag!

Schon ſo freundlich lächelt die Sonne drein,
Und die Luft, noch iſt ſie ſo herb und rein.

Nur der Haſelſtrauch iſt ſo früh ſchon wach,
Und ein Veilchen ſchon blüht vielleicht am Bach.

O im März ein Tag, o ein Tag im März,
Wenn es heimlich knoſpet ſchon allerwärts!

Manch Menſchenleben, wie iſt's ihm gleich,
So arm noch, aber ſo ahnungsreich!

Manch Menſchenleben, das ſchnell vorbei,
Eh' es aufgeblüht, eh' ihm kam ſein Mai.

Noch ſo herb und rein, wie im März ein Tag,
Wenn erklingt vom Wipfel der Amſel Schlag.

Wenn ein Veilchen ſchon ſich erfreut des Lichts,
Und noch nichts iſt welk, noch zerfallen nichts.

J. Trojan.

Gegen den Strom.

Von A. Trinius.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Aha!“ ſagte Kienbuſch in unverhohlener Schadenfreude, „das böſe Jewiſſen läßt ihm keine Ruh'! Warte nur, Wulkow, das kommt noch janz anders!“ Er reckte und ſtreckte ſich gähnend, als wollte er die letzte Müdigkeit der geſtrigen ſozialpolitiſchen Thätigkeit verſcheuchen. Dann blickte er hinüber in die Ecke des Hafens, wo der Obſtkahn verankert lag. Die Frühſonne ſpielte ſoeben über die leichten Wellen hin und ſchaute in das Kajüttenfenſter drüben neugierig hinein. Noch regte ſich nichts auf dem Obſtkahn. Und wieder nickte Kienbuſch bedeutungsvoll, indem er mit dem Finger hinüber deutete.

„Ein jutes Jewiſſen is immer das beſte Ruhekiſſen! Jawoll! Seh's an mir. Nich einmal ufgewacht die janze Nacht. Man muß ſich nur uf ſein Jewiſſen verlaſſen können. Im übrigen bleibt's freilich ein Hundeleben, ſolange die ſoziale Frage noch unjelöſt iſt. Und nun in die Höhle des Löwen!“

In der nächſten Minute ſtand er in der Kajütte drinnen.

„Juten Morr'n, Herr Wulkow!“ Die Nichtbeantwortung ſeines Grußes ließ er unbemerkt, ging zum Ofen und hob den braunen Deckel der dickbauchigen thönernen Kaffeekanne in die Höhe.

„Wat, ſchon fertig? Das is hübſch, das freut mir.“ Er füllte erſt eine buntgeblümte Taſſe mit dem dampfenden Getränk, ſchüttete dann einen Teil davon in die Untertaſſe, die er nun blaſend und ſchlürfend an den Mund hielt.

„Scheener Morjen, Herr Wulkow! Brrr — der Kaffee hat's in ſich! — Ein ſehr ſcheener Morjen!“

Der Alte ſchnitt ihm jeden weiteren Herzensgruß ab.

„Sie werden heute einen Arbeiter für die nächſten Wochen für mich ſuchen.“

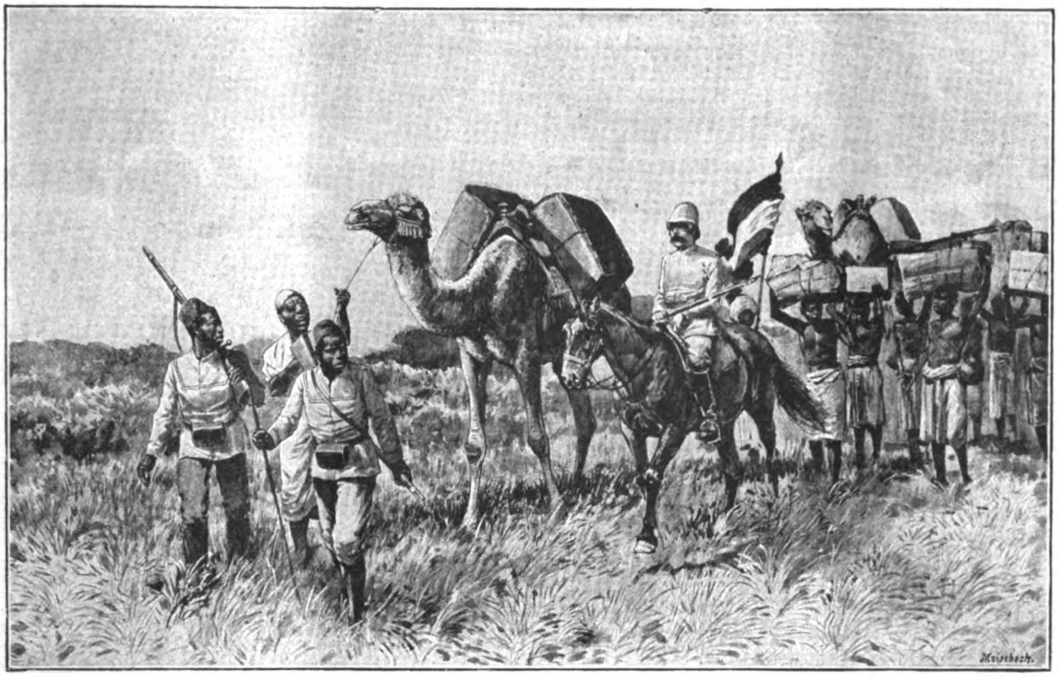
„Wat?“ Kienbuſch that, als traue er ſeinen Ohren nicht. „Es iſt aber doch ſonſt jejangen?“

„Der Burſche hat uns verlaſſen.“

„Karl?“ Kienbuſch ſtellte die ſoeben ausgeleerte Kaffeetaſſe klirrend auf den Tiſch. „Karl?“ wiederholte er noch einmal. „Das find' ich unrecht, jrade jetzt, wo's losjehen ſoll. Sehr unrecht, Herr Wulkow!“ Er nahm die Kanne aus der Ofenröhre und füllte wiederum ſeine Taſſe bis zum Rande. „Wo is er denn hin?“ frug er in gut erheuchelter Unwiſſenheit.

„Das kann Ihnen gleich ſein. Schaffen Sie mir bald ein paar andere Hände. Es eilt.“

Der Alte ging hinaus und ließ den trinkenden Knecht allein.



Aus Peters: Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Auf dem Marſche.

„Jleich ſein, natürlich, weil es ihm auch jleich is, ob es da drüben nur noch rotjeweinte Augen gibt. Und wie hell ſchaute das Mädel immer drein. Wär' ick dreißig Jahr jünger und die ſoziale Frage jelöſt — Karl — wer weeß, ob ick dir nicht drüben ausjeſtochen hätte." Er ſchnitt ſich ein zollſtarkes Stück Brot ab, beſtrich es mit Schmalz und füllte ſich zum drittenmal die Taſſe. „Eſſen und Trinken erhält den Leib," ſchmunzelte er, kauend und trinkend, „ſo ſagte immer meine Jroßmutter ſelig. Früher hatte man überhaupt weit jeſundere Jrundſätze als jetzt. Der Alte ſcheint heute den Kaffee jar nicht anjerührt zu haben. Das kommt noch beſſer, Wulkow!" Und er goß ſich abermals zufriedenen Sinnes die ſchön bemalte, große Taſſe bis zum Überlaufen voll. — —

Andern Tages begann bereits in aller Morgenfrühe ein rühriges Leben ſich auf dem Kahn zu entfalten. Der von Kienbuſch gemietete Arbeiter war eingetroffen und hatte für die nächſten paar Wochen ſein Heim in dem Raume aufgeſchlagen, in dem bisher Kienbuſch als alleiniger Herr geſchaltet hatte. Das gab dem ſeit langen Jahren im Dienſte Wulkows ſtehenden Knechte ein gewiſſes Gefühl der Unbehaglichkeit ein, und als er gar an einem der nächſten Abende entdeckte, daß das „Kuckucksei," wie er den „Fremden" ingrimmig und insgeheim bezeichnete, ein hartgeſottener Sozialdemokrat ſei, ſogar mit einem ſtarken Stich ins Anarchiſtiſche, da war es ganz aus mit ſeiner Nächſtenliebe. Zwar verſuchte er den Verirrten mahnend und eindringlich aus ſeinen Wahnideen aufzurütteln, als er aber ſeine wohlgefügte Rede vollendet hatte, tippte der andere ſich nur auf die Stirn und grinſte: „Bruſtkrank!" worauf er hinüber in das Kellerlokal ſchlurrte, wo bisher Kienbuſch unumſtritten für die Löſung der ſozialen Frage das erſte Wort geführt hatte.

Natürlich verbot ihm ſein Stolz, fortan wie bisher allabendlich der rothen Kellerlaterne entgegenzuſteuern. Als das Kuckucksei mal wieder nach Feierabend das Schiff verlaſſen hatte, ſchritt Wulkow an dem auf dem Maſtbaum hockenden alten Knecht vorüber. Da züngelte es in Kienbuſch wie eine Zornesflamme auf.

„Herr Wulkow, wir haben einen Feind an Bord! 's iſt ein Anarchiſt!"

„Arbeiten thut er faſt für Zwei. Iſt's das vielleicht?"

Dem Daſitzenden ſchoß das Blut in den Kopf. Aber er mäßigte ſich.

„Ick lege immer uf die Jeſinnung Jewicht, Herr Wulkow! Vielleicht denken andere anders darüber. Meinetwejen!" Er ſtand auf und verließ den Kahn, um ſich droben am Ufer gegen das Eiſengeländer zu lehnen. Er wollte pfeifen, aber die Töne blieben ihm in der Kehle ſtecken. Und dann fiel es ihm ein, daß er überhaupt nicht mehr ſeit Karls Fortgang gepfiffen habe, und daß ihm eigentlich der Junge feſt ans Herz gewachſen war, feſter, als für einen armen, alten Schifferknecht gut war. Wie heiter hatten ſie die Reiſe nach Berlin zurückgelegt. Das war ein Singen und Pfeifen während der Fahrt vom Morgen bis zum Abend geweſen, und dazwiſchen Scherzworte und Witze. Und immer fröhliche Geſichter! Ja, der Karl! Der alte Wulkow hatte zwar nicht mit eingeſtimmt, aber es doch auch nicht gewehrt, noch gar verdorben. Und jetzt? „Ein Hundeleben!" murmelte Kienbuſch. Mit den roten Augen dort drüben hatte es auch ſeine Richtigkeit. Das hatte er geſtern wohl bemerkt, als er an dem Verkaufsſtand des Obſtkahns vorüberſchritt. Die arme Dore! Dick verſchwollen die braunen, ſchönen Augen. Am liebſten wäre er herangetreten, hätte ihr die Hand feſt gedrückt und einen greulichen, ſchweren Fluch gethan. Doch als ſie ihn bemerkte, wandte ſie ſich haſtig um und machte ſich an den Obſtkörben zu ſchaffen. Keine Frage: Karl hatte ihr bereits das traurige Ende ihrer Liebeshoffnungen mitgeteilt. Aber wo ſteckte er ſelbſt? Kienbuſch tröſtete ſein Gemüth. Ehe der in die Welt geht, werd' ich von ihm hören, er hat mir's ja verſprochen. So ſchwirrten die Gedanken durch das Haupt des betrübten Knechtes.

Eintönig löſte jetzt ein Tag den andern ab. Die ſchwere, ſchweißfordernde Arbeit des Abkarrens, Ab- und Aufladens vollzog ſich geregelt und emſig wie der Pendelſchlag einer Uhr. Nur daß alles ſich geräuſchlos entwickelte. Keine frohe Rede, kein ermunternder Zuruf würzte das mühſame Tagewerk. Schweigend ſetzte man ſich zum Imbiß und Mittagbrot nieder. Nur das Allernotwendigſte ward kurz und trocken abgefertigt. Das „Kuckucksei“ blieb von dem Eindruck dieſer Wandlung unberührt. Allabendlich verſchwand es drüben im Keller, wo ſeine tagüber verhaltene Beredſamkeit nun die wunderlichſten Dinge für die Zukunft prophezeite, daß es zuweilen wie Blutgeruch und Petroleumdunſt durch die von zechenden Arbeitern dicht gefüllte Kellerhöhle ging.

Anders Kienbuſch. Mit jedem Tage ward ihm das Zuſammenleben mit dem alten Wulkow unerträglicher. Er hatte einſt andere Tage hier geſehen, und dieſe konnte und wollte er nicht vergeſſen. Der Name ſeines Sohnes ſchien dem Alten völlig aus dem Gedächtnis entſchwunden zu ſein. Seit dem Verſchwinden des Jungen war alle Erinnerung wie ausgelöſcht. Wenn manchmal der alte Wulkow während der Abendmahlzeit aus ſeinem ſtarren Brüten aufblickte, begegnete er den Augen des Knechtes, die zu ſagen ſchienen: Wo iſt dein Sohn? Wird er niemals wiederkommen? Und dann verlor ſich der Blick des Alten wieder wie in der Luft. Keiner von beiden ſprach ein Wort. Aber verſtanden hatten ſie ſich.

So waren ein paar Wochen dahingegangen. An einem Sonnabend Morgen erhob ſich Kienbuſch etwas eher wie ſein Schlafgenoſſe. Auch Wulkow war ſchon auf. Die blaue Rauchwolke über dem Schornſteinrohr verriet es. Bedächtigen Schrittes wandelte Kienbuſch durch den faſt geleerten langen Schiffsraum. Einmal blieb er ſtehen und ſchien ſich etwas zu überlegen. Dann aber ging er entſchloſſen weiter. Als er in die Kajütte eintrat, wandte er ſich nicht in freundlicher Gewohnheit nach dem Platze, wo Brot, Schmalz und Kaffeekanne zum holden Genuſſe winkten. Er nahm die Mütze vom grauen Haupte und blieb vor dem alten Schiffer ſtehen.

„Herr Wulkow, wiſſen Sie noch, wann ich zu Ihnen kam?“

Der Angeredete ſah den Knecht flüchtig an, dann zuckte er die Achſeln.

„Nu, es ſind in dieſen Tagen zwanzig Jahre — zwanzig Jahre. Unſer Karl ſollte damals jrade jeboren werden.“

„Nun? Und — —?“

„'s iſt eine lange Zeit, Herr Wulkow, un ick jlaube, ick habe Ihnen niemals keinen Anlaß nich jejeben, mir was Ernſtliches zu ſagen.“

„Aber was wollen Sie denn?“

„Herr Wulkow, es liegt mir daran, daß Sie mir das beſtätigen. Ick — ick — nehmen Sie mir's nicht krumm, Herr Wulkow, ick möchte das von die jute Führung — ſo wie ick! — jern ſchriftlich haben.“

„Was ſoll das heißen?“

„Was det heißen ſoll? Herr Wulkow — wollen Sie mir nich verſtehen? Was det heißen ſoll? Det ick — det ick den Karl nich mehr verjeſſen kann — daß es ein Hundeleben jetzt nur noch hier is — un — un — daß ich hier weg muß — fort. Ein Hundeleben!“ Und er ſchlug mit der zuſammengeknautſchten Mütze prall auf die Tiſchkante. Dann wandte er ſich halb um und fuhr ſich über die Augen.

„Alſo Entlaſſung?“

„Ja, Herr Wulkow, un wenn es anjeht — bald!“

„Sie können heute abend gehen.“

Kienbuſch ſchien einen Augenblick zu ſtutzen. Dieſe raſche Abfertigung hatte er nicht erwartet. Sie that ihm weh. Doch er faßte ſich.

„Es is jut, Herr Wulkow!“ Er ſtülpte ſich die Mütze auf und verließ die Kajütte.

„Nun auch der noch,“ murmelte der Zurückbleibende, „einer zieht den andern nach. Schade um ihn!“ Sein Geſicht verfinſterte ſich. „Ein Hundeleben? Er hat recht. Es iſt nur noch ein Hundeleben!“

Noch ſtiller ging es dieſen Mittag während des Eſſens zu. Keiner ſprach ein Wort. Und da Kienbuſchs Gemütsverfaſſung keine rechte Entwickelung ſeines ſonſt ſo achtungeinflößenden Hungers aufkommen ließ, ſo nahm das Kuckucksei dieſe ſeltene Gelegenheit wahr und ſchlug kräftig Breſche in den Kartoffelwall, ſo daß ſelbſt Kienbuſch für einen Augenblick aus ſeinem Kummer aufgeſchreckt wurde und in ungeheuchelter Bewunderung dem verheerenden Angriffe des Anarchiſten zuſchaute. Nur der Gedanke, daß dies ja die Henkersmahlzeit ſeines Schlafgenoſſen ſei, verlieh ſchließlich ſeinem ſtillen Urteil ein milderes Gepräge. Denn außer ihm ſollte auch der gedungene Arbeiter heute abend das Schiff verlaſſen, deſſen letzte Befrachtung dieſen Morgen vollſtändig ausgeladen worden war. In einigen Wochen fand dann eine neue Befrachtung für die Rückfahrt ſtatt, eine günſtige Gelegenheit, für welche der alte Wulkow gern ein paar Wochen feierte.

Der Sonnabend Nachmittag war für die Reinigung des Schiffes beſtimmt. Als die drei Männer aus der Kajütte ſtiegen, war inzwiſchen ein kräftiger Regen niedergegangen. Jetzt fielen nur noch einzelne letzte Tropfen herab, und noch ehe Herr und Knechte in vollſter Thätigkeit waren, brach die Sonne aus dem fortziehenden Gewölk und glänzte über das Waſſer und die vom Regen übergoſſenen Wandungen, Maſten, Kajüttendecken und Brettergänge des Schiffes. In ſtummer Arbeit verrannen ſo die Stunden. Es war gegen Abend. Die Sonne ſtand ſchon tief. Kienbuſch und der Arbeiter hantierten am Boden des Schiffes, während Wulkow oben auf dem längs des Fahrzeuges entlang laufenden Bordbrett mit dem Aufwickeln eines Taues ſich beſchäftigte. Dicht hinter ihm war der langgeſtielte Schöpfeimer aufgeſtellt. Das Tau mochte wohl an der innern Schiffswand ein Hindernis gefunden haben. Genug, plötzlich zog es ſtraff, ſo daß Wulkow durch einen ſcharfen Ruck das Hemmnis zu beſeitigen ſuchte. Durch dieſe Bewegung aber war der Schöpfeimer hinter ihm zu Fall gekommen und kollerte nun mit einem lauten Schlag ins Waſſer. Der alte Schiffer fühlte einen Stoß gegen ſeine Füße, und unwillkürlich ausweichend, glitſchte er auf dem von Regen und Abwaſchen geglätteten Brett aus. Das Tau entfiel ſeinen Händen. Taſtend irrten dieſelben nach einem Halt. Umſonſt! Mit der Stirn gegen den Schiffsrand hart aufſchlagend, ſank Wulkow lautlos hinab in das hoch aufſpritzende Waſſer.

Erſt dieſes Geräuſch ließ die am Schiffsboden beſchäftigten Arbeiter aufblicken. Die Stelle war leer, wo ſoeben noch der Schiffsherr geſtanden. Ein Angſtruf entrang ſich den Lippen Kienbuſchs. Im Nu war er oben und blickte nun erſchreckt auf das Waſſer, aus dem ſoeben das bleiche, blutüberronnene Geſicht des Alten wieder herauftauchte. Dem Anarchiſten zurufend, ſprang er ohne Zaudern hinein in die Flut, legte den linken Arm um den Körper des völlig Bewußtloſen, mit dem anderen kräftig der Stelle zuſchwimmend, wo ein kleiner Handnachen angekettet lag. Dort hielt bereits der Arbeiter, und nun legte man den Verunglückten hinein, lenkte das Boot bis zum Schiffsſchnabel, wo man Wulkow ſo vorſichtig, als es anging, über Bord hob, in die Kajütte trug und dort niederlegte. Dies alles war das Werk weniger Minuten geweſen. Trotzdem hatte ſich raſch eine Menſchenmenge am Ufer angeſammelt, die mit Anteilnahme dem Vorgange folgte. Als Kienbuſch ſein Rettungswerk vollendet hatte, ging ein Murmeln des Beifalls, von einigen lauten Ausrufen unterbrochen, durch die dichtgedrängte, das Ufer ſäumende Maſſe. Kienbuſch ſchüttelte ſich, nachdem Wulkow in der Kajütte Aufnahme gefunden hatte, wie ein aus dem Waſſer gezogener Pudel, dann gab er dem Anarchiſten Weiſung, ſofort den ſchräg gegenüber wohnenden Arzt herbeizuholen.

Eine halbe Stunde ſpäter verließ der Doktor bereits wieder den Kajüttenraum. Man hatte Wulkow entkleidet und dann ins Bett geſchafft. Die ſtark blutende Kopfwunde hatte einen Verband empfangen, worauf der Arzt noch ein Mittel gegen das in Ausſicht ſtehende Fieber verordnet hatte. Die Unterſuchung ergab, daß zwar die Wunde nicht lebensgefährlich ſei, aller Wahrſcheinlichkeit nach aber in Verbindung mit dem Waſſerbade einen immerhin ernſten Fieberzuſtand erzeugen würde, der geraume Zeit anhalten konnte.

Nachdem der Arzt ſich entfernt hatte, hieß Kienbuſch den Anarchiſten Wache halten, worauf er hinüber in ſeinen Schlafraum trottete, daſelbſt ſich umzukleiden. Als er dieſe Umwandlung beendet hatte, entnahm er aus ſeiner verſchloſſenen Lade einige Geldſtücke, dann kehrte er in die Kajütte drüben zurück. Der Anarchiſt ſchien ihn bereits erwartet zu haben.

„Meine Zeit iſt um,“ grollte er, „wie wird es nun mit der Auslöhnung?“

„Findet allens ſeine Ordnung und Richtigkeit!“ Und Kienbuſch zählte dem etwas verdutzt dreinblickenden Kuckucksei den Wochenlohn auf den Tiſch.

„Stimmt!“ knurrte dieſer.

„Ufs Haar — und nu jlücklichen Rutſch und freundliches Jedenken!“ ſchloß Kienbuſch und ſchob den entlaſſenen Arbeiter vor ſich her aus der Tür, worauf er ihm folgte, bis dieſer mit ſeinem kleinen, dem Schlafraum entnommenen Bündel das Schiff verließ.

Inzwiſchen war es Abend geworden. Kienbuſch war in die Kajütte zurückgekehrt, wo er einen neuen Verband anlegte, dem halb Bewußtloſen die erſte, kurz vorher durch einen Schiffsnachbar beſorgte Arznei einflößte und dann ein Stück Brot und Speck dem Wandſchrank entnahm, worauf er leiſe die Tür hinter ſich ſchloß und ſich droben auf das Dach der Kajütte unweit des Treppchens niederließ.

„So,“ ſagte er für ſich, während er den erſten Biſſen Speck behaglich abſchnitt, „ſo, Kienbuſch, jetzt biſt du Herr hier! Denn an ein Fortjehen iſt vorläufig nich zu denken. Ich weiß, wo ich hinjehöre. Der Alte unten wird es mir ja nicht übel nehmen, wenn ick die Kündigung als ufjeſchoben betrachte.“ Er hieb tapfer in Brot und Speck ein. Dann fuhr er im lauten Selbſtgeſpräch fort: „Aber was nu? Es klappt ja, daß wir ein paar Wochen auf die neue Ladung warten müſſen. Aber dann? Ja, wenn der Karl hier wäre! Wer weiß, wo der jetzt ſteckt.“ Und wieder vertiefte er ſich in ſein einfaches Abendeſſen.

Die Dunkelheit brach allmählich herein. Kienbuſch hatte einmal in die Kajütte hineingehorcht; da aber alles ſtill war, nahm er bald wieder ſeinen alten Platz droben ein. Die Laternen waren rings um das Waſſerbecken angezündet, und da Kienbuſch ſowohl mit ſeiner Mahlzeit als auch mit ſeinem Entſchluſſe für die nächſte Zukunft zu Ende war und ſonſt nichts ſeine Gedanken bewegte, ſo machte er ſich daran, der Abwechſelung wegen ’mal die Lichter im Viereck des Hafens nachzuzählen. Aber er kam nicht recht vorwärts. Und als er gar bemerkte, daß ein Boot ſich im Dunkel der Nacht über das Becken heranbewegte, gerade auf ſeinen Sitz zu, da war es ganz mit dem Zählen vorbei. Jetzt ſchob es ſich nur noch langſam, vorſichtig vorwärts. Als es in die Lichtbahn einer hinter ihm flackernden Uferlaterne trat, erkannte Kienbuſch eine weibliche Geſtalt, welche das Boot lenkte. Noch immer zögerte dieſelbe, ſich völlig zu nähern. Da ging es wie ein Strahl der Erkenntniß durch den Kopf des alten Knechtes.

„Dore?!“ rief er halblaut.

In demſelben Augenblicke ſchoß der Kahn heran, dicht unter den Sitz des einſamen Träumers.

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Emin Paſcha-Expedition.

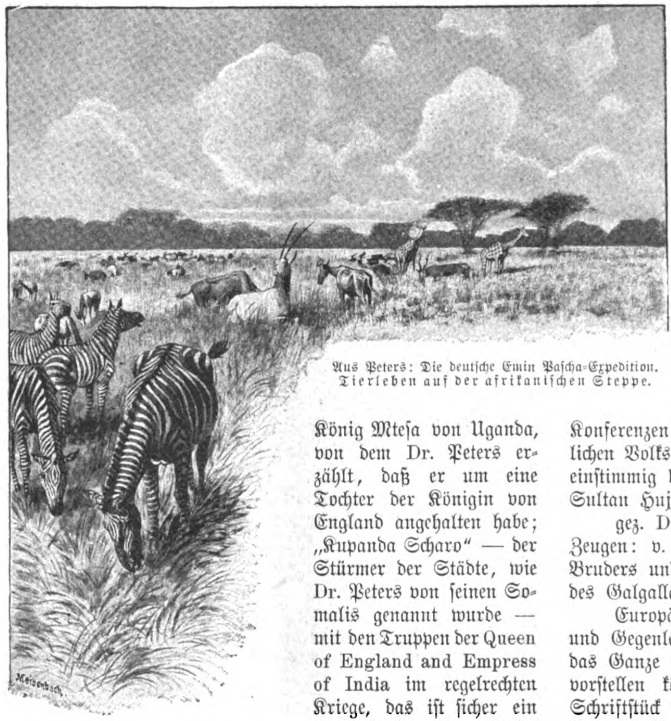
Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

„Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt, ſchwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte“ — in dieſem Falle das Bild nämlich des Begründers unſeres deutſch-oſtafrikaniſchen Kolonialbeſitzes, des Dr. Karl Peters. Daß er dieſer Begründer iſt, kann ihm der Parteien Haß nicht nehmen. Wird es der Parteien Gunſt gelingen, ihn noch auf ein höheres Piedeſtal zu ſtellen? — Vorläufig hat Dr. Peters einmal wieder ſelbſt das Wort genommen und ausführlich über die von ihm geführte deutſche Emin Paſcha-Expedition berichtet. Dieſer Bericht hat ein ſehr gut geſchriebenes, ſehr hübſch lesbares und außergewöhnlich gut ausgeſtattetes Buch*) ergeben; aber trotzdem kann ich die Beſorgnis nicht unterdrücken, daß die Lektüre dieſes Buches die zahlreichen Freunde von Dr. Karl Peters ſtutzig machen wird. Ich meinerſeits habe wenigſtens nicht erwarten können, daß ein Rechenſchaftsbericht über die deutſche Emin Paſcha-Expedition jedem Unbefangenen die Überzeugung aufdrängen würde, dieſe Expedition ſei unternommen worden, trotzdem ihre Nutzloſigkeit von vornherein feſtſtand. Dieſe Thatſache aber läßt ſich nicht länger leugnen. Die Mittel für die Expedition waren keineswegs zu dem Zweck geſammelt, damit Dr. Peters nach Äquatoria ziehen, Emin Paſcha guten Tag ſagen und ſich nach ſeinem Befinden erkundigen ſolle. Vielmehr hatte Dr. Peters den Auftrag, dem Gouverneur von Äquatoria Hilfe zu bringen, reale Hilfe in Geſtalt von Waffen und Munition. Als ſich herausſtellte, daß dies unmöglich ſei — durch Umſtände, für die Dr. Peters nicht verantwortlich gemacht werden konnte — hatte er die Pflicht, das Unternehmen als geſcheitert anzuſehen. Und das ſtellte ſich heraus, noch ehe Dr. Peters von Sanſibar aufbrach, um die engliſche Blockade an der Oſtküſte Afrikas zu brechen. Zur Evidenz mußte es Dr. Peters bei ſeinem Aufbruch von Witu klar werden, daß er im beſten Falle Emin Paſcha erreichen würde mit fünfzehn flintenbewaffneten Somalis und ſechs Centnern Pulver, — da hätte ihm wohl die Frage kommen müſſen, was Emin mit dieſer „Hilfe“ beginnen ſolle. Aber Dr. Peters ſtellte ſeine Perſon über die Sache, in deren Dienſt er ſtand. Es ſchien ihm unerträglich, nach Europa zurückzukehren und zu bekennen, daß eine force majeure, ein Abkommen der deutſch-engliſchen Diplomatie, deſſen Gründe er weder zu beurteilen, noch dem entgegenzuwirken er in der Lage war, es ihm unmöglich gemacht hatte, die Expedition mit Ausſicht auf Erfolg zu führen. Daß ihm dieſe Selbſtüberwindung nicht leicht fallen konnte, iſt ſicher; ſeine Gegner in Deutſchland hätten wahrſcheinlich die Thatſache, daß er einer höheren Gewalt wich, unter einem Hohngelächter zu erſticken geſucht. Aber moraliſch genommen, wäre dieſe Selbſtüberwindung mehr wert geweſen, als alle „Siege,“ die Dr. Peters während ſeiner Expeditionsführung über Gallas und Maſſais erfochten hat.

In dieſem Licht erſcheint ſchon der Bruch der engliſchen Blockade, auf den Dr. Peters offenbar ſehr ſtolz iſt und der Admiral Fremantle ja auch weidlich genug geärgert haben mag, im beſten Falle als eine Kühnheit ohne Beſonnenheit. Mit einem Kopfſchütteln aber kann man nur leſen, wenn Dr. Peters weiter ſchreibt: „Ich hatte in Schimbye alles in allem einige 60 Träger und 27 Soldaten gelandet. Mit dieſen ſtand ich am 17. Juni (1889) der Aufgabe gegenüber, zunächſt mehr als 250 Laſten von Munition und anderen Ausrüſtungsgegenſtänden im Anblick der britiſchen Flotte nach Witu hinzuſchaffen. Daß ich etwaigen weiteren Vergewaltigungen der Engländer gegenüber thatſächlich rechtlos war, das war mir vollſtändig klar. Ich war demnach auch, ſolange ich mich an der Küſte befand, keinen Augenblick vor einem Beſuch engliſcher Marineſoldaten in meinem eignen Lager ſicher. Hatte ich mich gegenüber den engliſchen Kriegsſchiffen der Liſt bedienen müſſen, ſo war ich freilich entſchloſſen, ſolcher Vergewaltigung auf dem feſten Lande das mir erheblich ſympathiſchere vis vim vi expellit entgegenzuſetzen. Aber durch dieſen Entſchluß wurde die wirkliche Lage der deutſchen Emin Paſcha-Expedition kaum gebeſſert.“ — Sehr richtig. Wunderlich genug erſcheint nur, daß Dr. Peters es für nötig hält, nachdem er faſt zwei Jahre Zeit gehabt hat, ſich die Sache zu überlegen, von einem ſo unklugen Entſchluß der Welt Mitteilung zu machen. Angenommen, daß es ihm damals wirklich bitterernſt damit geweſen iſt, ſo erinnert er nur auf das Lebhafteſte an den

---

*) Die deutſche Emin Paſcha-Expedition von Dr. Karl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfaſſers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. München und Leipzig. Verlag von R. Oldenbourg.



Aus Peters: Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Tierleben auf der afrikaniſchen Steppe.

König Mteſa von Uganda, von dem Dr. Peters erzählt, daß er um eine Tochter der Königin von England angehalten habe; „Kupanda Scharo“ — der Stürmer der Städte, wie Dr. Peters von ſeinen Somalis genannt wurde — mit den Truppen der Queen of England and Empress of India im regelrechten Kriege, das iſt ſicher ein Seitenſtück zu dem Bilde der ſchwarzen Majeſtät als Bräutigam in der Windſorkapelle. Dieſe Überſchätzung ſeiner Kräfte und ſeiner Aufgabe ſpielt Dr. Peters noch manchen Streich, den er hat büßen müſſen, und für deſſen Folgen er in ſeinem Buche ungerechter Weiſe die undankbare Mitwelt anzuklagen geneigt ſcheint.

Als Dr. Peters mit ſeiner Expedition den Tana aufwärts zog, wußte er, daß er ſowohl dem Wunſche der engliſchen wie auch der deutſchen Regierung direkt entgegenhandelte. Er mußte alſo von vornherein davon überzeugt ſein, daß etwaige Abmachungen ſeinerſeits mit den einheimiſchen „Königen“ weder die Zuſtimmung der einen, noch die der anderen Regierung finden würden. Er wußte auch, daß beide Regierungen bereits über die Abgrenzungen ihrer Intereſſenſphäre im Hinterlande verhandelten, und daß es daher keiner Privatperſon mehr bedurfte, um einzelne Landſtriche desſelben für die eine oder die andere zu gewinnen. Trotzdem ſcheint er zu glauben, daß er mit dem Hiſſen der deutſchen Flagge, unter der zu marſchieren er ſtreng genommen nicht einmal ein Recht hatte, Deutſchland einen großen Dienſt erwieſen habe, der ihm perſönlich mit Undank gelohnt worden ſei. Was es indeſſen mit dieſem Flaggenhiſſen in Afrika auf ſich hat, wenn hinter der Flagge nicht die gehörige Macht ſteht, die den ſymboliſch erworbenen Beſitz feſtzuhalten gewillt und im ſtande iſt, das erkennt man am beſten aus den Abenteuern der Petersſchen Expedition in dem Tana-Landſtrich .Oda-Boru-Ruwa. Dr. Peters traf die Landſchaft von Gallas bewohnt, deren Sultan Hujo nach einſtimmigem Beſchluß der Volksgemeinde folgenden Vertrag mit ihm ſchloß:

„Dr. Peters erkennt als Sultansgebiet das Land am Tana von Maſſa bis zum Kenia an.

„Sultan Hujo tritt mit dieſem geſamten Gebiet unter den Schutz von Dr. Peters. Dr. Karl Peters wird verſuchen, für das Gallaſultanat die Freundſchaft Sr. Majeſtät des deutſchen Kaiſers zu erwirken.

„Indeſſen iſt dieſer Vertrag nicht abhängig von der Erteilung des deutſchen Reichsſchutzes, noch von der Ratifikation irgend einer europäiſchen Macht.

„Sultan Hujo tritt an Dr. Karl Peters das Recht der Ausbeutung des Landes über und unter der Erde nach jeder Richtung ab.

„Dies Recht ſchließt insbeſondere das ausſchließliche Handelsmonopol, das Recht, Plantagen anzulegen und das ausſchließliche Bergwerksmonopol ein. Wird Gold gefunden, ſoll Sultan Hujo ein Viertel vom Reingewinn aus der Produktion desſelben haben.

„Dr. Karl Peters ſoll höchſter Herr im Gallalande ſein, über die bewaffnete Streitmacht befehlen und die Leute richten.

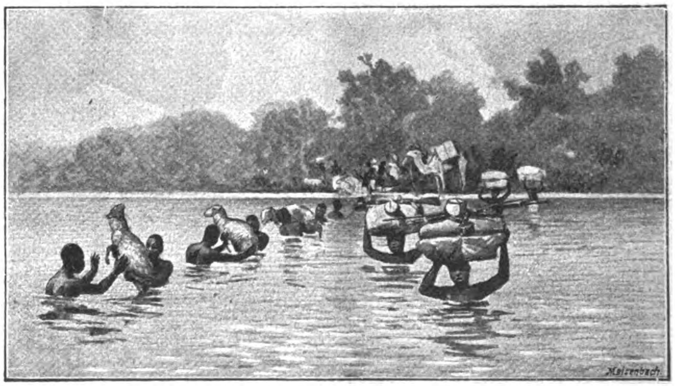
„Dies geſchieht zum Wohle und Segen des Gallalandes.

„Dieſer Vertrag iſt nach mehreren langen Konferenzen und nachdem ſein Inhalt in einer großen öffentlichen Volksverſammlung von den geſamten Gallas beraten und einſtimmig beſchloſſen worden war, am heutigen Tage vom Sultan Hujo und Dr. Peters rechtsgültig geſchloſſen.

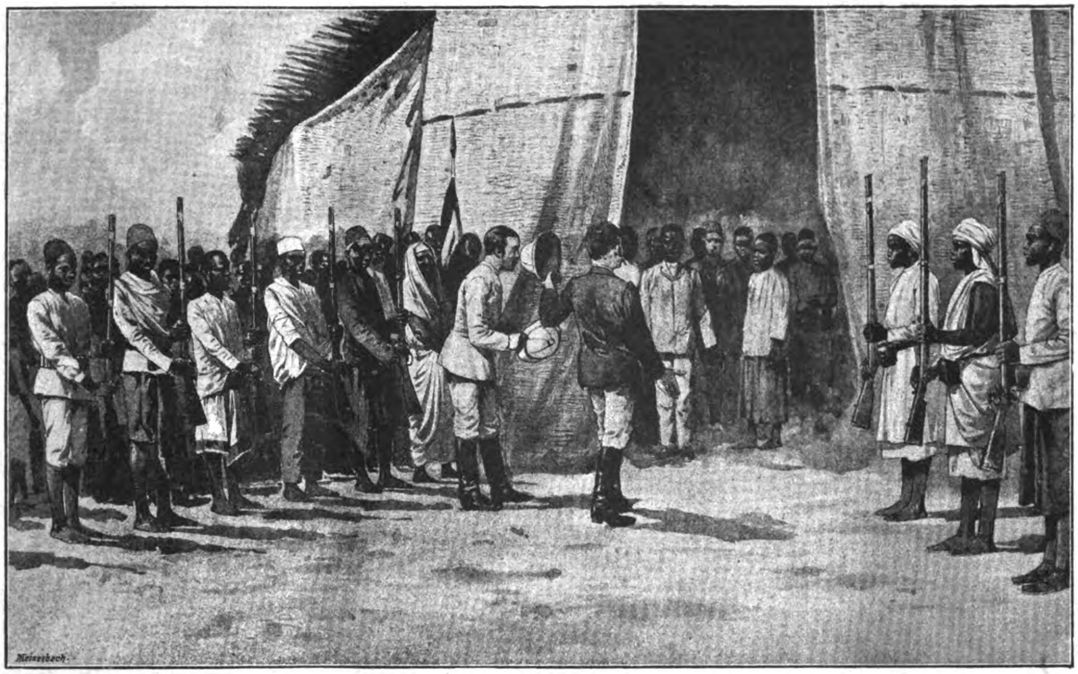
gez. Dr. Peters. Handzeichen von Hujo.

Zeugen: v. Tiedemann, Handzeichen des Hujo Valogalgal, Bruders und Premierminiſters des Sultans, und Handzeichen des Galgalla, Dolmetſchers.“

Europäiſchen Begriffen, die bei einem Vertrage Leiſtung und Gegenleiſtung nicht voneinander trennen können, klingt das Ganze wie ein Scherz, und höchſtens wird man ſich vorſtellen können, daß ein Afrikareiſender ein derartiges Schriftſtück aufſetzt und mit dem „Handzeichen“ des unbekleideten Sultans verſehen läßt, um ſich durch dieſe Komödie einen unbehelligten Durchzug durch das Land zu ſichern. Dr. Peters aber will dieſen Vertrag noch heute ernſthaft genommen wiſſen und ſeine Leſer mit ihm darüber empört ſehen, daß er bei ſeiner Rückkehr die Landſchaft in der engliſchen Intereſſenſphäre liegend und ſich ſelbſt, folgerichtig, als „höchſten Herrn im Gallalande“ unter engliſcher Oberhoheit fand. Was dieſer Vertrag wert war, erfuhr freilich vorläufig nur der Gallaſultan mit dem unglücklichen Namen Hujo. Am 28. September war der Vertrag geſchloſſen worden. Dr. Peters begann ſeine Regierung damit, daß er die Befreiung aller derjenigen Sklaven dekretierte, welche nachweislich von den Gallas weder gekauft noch im Kriege erbeutet, ſondern ſchlechtweg geſtohlen waren. Ob den Gallas der feine Unterſchied zwiſchen erbeuteten und geſtohlenen Sklaven nicht verſtändlich geweſen iſt, ob ſie in der ganzen Anordnung nur eine Überſchreitung der Machtbefugniſſe ihres neuen und „höchſten Herrn“ ſahen, — genug, Dr. Peters erhielt am 6. Oktober abends die Meldung, daß ſeine Unterthanen beſchloſſen hätten, ihre Sklaven in Ketten zu legen und noch in derſelben Nacht ſein Lager anzugreifen. „Ich habe nun,“



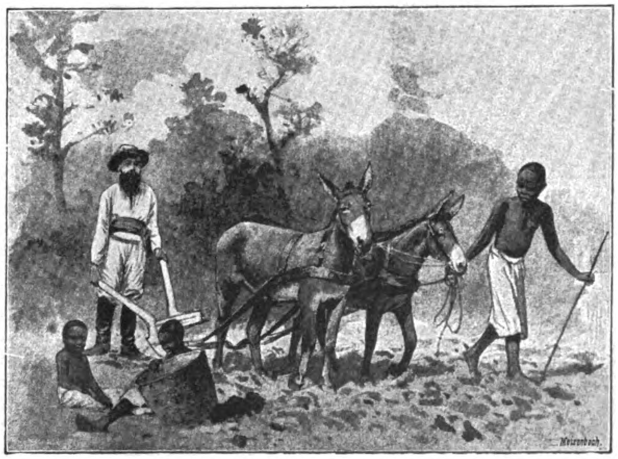
Aus Peters: Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Überſchreiten des Dika durch die deutſche Emin Paſcha-Expedition.



Aus Peters: Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Empfang von Dr. Peters bei Muanga, König von Uganda.

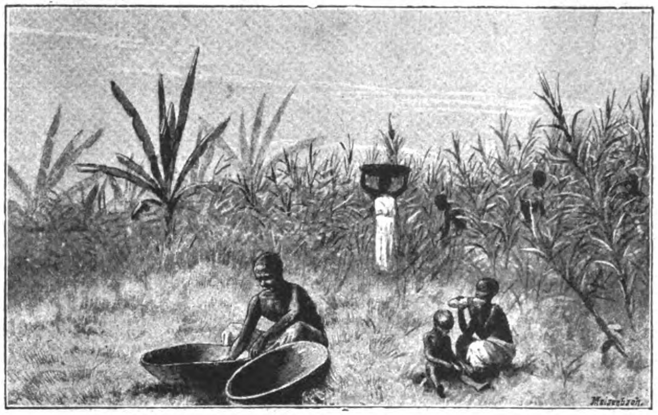
ſchreibt Peters, „von vornherein auf der ganzen Expedition die Taktik gehabt, wenn ich einmal einen Kampf für unvermeidlich hielt, dann meinerſeits anzugreifen, um mir die moraliſchen Vorteile der Initiative zu ſichern.“ Peters alſo nimmt zehn Soldaten und fünfundzwanzig Träger und marſchiert in der Nacht auf Hujos Kraal, in dem die Gallas zur Beratung verſammelt ſind, zu. An der Spitze von acht Trägern tritt er in den Kraal, zweimal laut: amani, amani! (Friede, Friede!) rufend. „Aber ich hatte die Wirkungen meines Auftretens erheblich überſchätzt. Die Antwort auf mein Erſcheinen war, daß ein Gallakrieger ſeine Lanze gegen meinen Kopf ſchleuderte und mir das Ohr damit ritzte, daß ein zweiter nach meiner Bruſt ſtieß, welchem Stoß ich nur dadurch entging, daß Hamiri mich beiſeite riß, wobei ich zu Boden fiel und mein Kopf gegen ſeinen Flintenlauf ſchlug. Ich riß meinen Revolver heraus, um den Galla niederzuſchießen; aber zum Unglück verſagten meine Revolverpatronen, und ich mußte nach meiner Büchſe greifen, um mich zu verteidigen. Die Sache war einen Augenblick kritiſch; aber nachdem wir etwa im ganzen ſechs Salven abgefeuert hatten, durch welche der Sultan und ſieben ſeiner Großen niedergeſtreckt wurden, war die Sache in drei Minuten entſchieden und der ganze Stamm auseinandergeſprengt. Die Gallas waren ſo ſehr erſchreckt, daß einzelne von ihnen bis an die Küſte flohen und hier das Gerücht ausſprengten, daß ich meinerſeits gefallen ſei, wodurch dann Europa mehrere Monate unter dem Eindrucke ſtand, daß unſere Expedition am Tana geſcheitert und ich ſelbſt tot ſei. Als das Gefecht beendet war, empfand ich zwar den ganzen ſtolzen Rauſch des Siegers, aber auch eine heftige Nervenerregung im Hinblick auf das erſte vergoſſene Menſchenblut.“

Nicht viele Leſer werden dieſen Rauſch des Siegers berechtigt finden. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß Dr. Peters bei dieſer Annexion des Gallalandes den Zweck ſeiner Expedition bedenklich aus den Augen verloren hatte, bei der es gar nicht darauf ankam, daß er ſich für ſeine Perſon die Ausbeutung irgend eines Landes „über und unter der Erde nach jeder Richtung“ ſicherte, ſondern daß er Emin Paſcha Hilfe brachte. Wenn er infolge dieſer Annexion und des dadurch nötig gewordenen Gefechts ſein Leben verloren hätte, ſo wäre es nicht im Dienſte ſeiner Auftraggeber geſchehen, und er hätte trotz des Opfers ſeiner ſelbſt die in ihn und ſeine Führung geſetzten Hoffnungen getäuſcht.



Aus Peters: Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Ackernder Miſſionar am Viktoria-See.

Das Reiſen mit offener Flinte iſt dann Dr. Peters geläufig geworden. Auch darin werden ihm viele Leſer nicht zuſtimmen können, daß ſeine Expeditionsführung durch dieſe Art ſich vorteilhaft von anderen Expeditionsführern unterſchieden habe. Da er mit einer unverantwortlich geringen Ausrüſtung nun einmal den Zug ins Innere unternommen hatte, mag ihm ſchließlich nichts anderes übrig geblieben ſein, als ſich mit dem Repetirgewehr einen Weg zu bahnen. Aber ſich auf die niedergeknallten Schwarzen etwas zu gute zu thun, hat er deshalb nicht nötig, ſelbſt wenn es ihm auf dieſe Weiſe geglückt iſt, durch das Land der gefürchteten Maſſais zu gelangen, ohne daß ſie ihn maſſakrierten. Dagegen aber muß man geradezu proteſtieren, daß er die Kampfesweiſe, die er anzuwenden ſich gezwungen ſah, um ſich und ſeiner Truppe das Leben zu friſten, als das Muſter künftiger Reiſen in Afrika hinſtellt. Wer nicht die Abſicht hat, in Afrika der berechtigten Landesſitte Rechnung zu tragen und zu zahlen, was er ſchuldig iſt, der mag zu Hauſe bleiben. Die Jagd auf Schwarze und ihr Vieh iſt kein Sport, den der Europäer treiben darf, nachdem er es im Intereſſe des Chriſtentums für notwendig erklärt hat, den Araber an ſolchem Thun zu hindern. Und was heißt es, wenn Dr. Peters immer wieder darauf hinweiſt, welches Anſehen durch ſeine Heldenthaten mit dem Repetirgewehr er der deutſchen Flagge in Afrika verſchafft habe, — unter Schwarzen, die er ſelbſt mehrfach als „afrikaniſches Geſindel“ bezeichnet, die Deutſchland nicht kennen, die unfähig ſind, einen Begriff von Deutſchland zu faſſen, die in Dr. Peters den erſten Deutſchen kennen gelernt haben und nach der Art, wie ſie ihn kennen gelernt haben, auch nur hoffen können, daß er der letzte bleiben möge. Bei wem wird Dr. Peters Glauben finden, wenn er durchblicken läßt, daß Stanley die Maſſais aus Furcht gemieden habe? Stanley — Furcht! Man mag dem Amerikaner viel vorwerfen, Rückſichtsloſigkeit, Kälte, Schroffheit, meinetwegen auch Egoismus, aber an ſeinem Mut Zweifel zu äußern, hat auch der Mutigſte kein Recht. Noch unbegreiflicher, daß Peters Stanley zum Vorwurf macht, er habe ſeine Expedition dem Hunger in die Arme geführt, derſelbe Peters, der im Anfang ſeiner Expedition über Hungerſorgen nicht genug zu klagen weiß. Am unbegreiflichſten, daß Peters das Märchen wiederholt, Stanley habe Emin Paſcha gegen ſeinen Willen als Gefangenen fortgeführt. Das letztere iſt nur dadurch verſtändlich, daß Caſatis Buch „Zehn Jahre in Äquatoria“ noch nicht erſchienen war, als Dr. Peters ſeine Geſchichte der deutſchen Emin Paſcha-Expedition ſchrieb.



Aus Peters: Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Negerinnen in Uganda bei der Ernte.

Die Heldenthaten, die Dr. Peters unter den Gallas verrichtet, ſind nichts gegen diejenigen, die er den Maſſais gegenüber verübt. Zu tauſenden folgen ſie ſeiner Karawane, unabläſſig greifen ſie ihn an, ſelbſt eine romanhaft eintretende totale Sonnenfinſternis vermag ihnen nur vorübergehend die Überzeugung beizubringen, daß Kupanda Scharo ein höheres Weſen ſei. Endlich, als Dr. Peters glaubt, daß der letzte Entſcheidungskampf bevorſteht, der die Expedition vernichten muß, löſt ſich aus den Tauſenden von Maſſaikriegern ein altes Weib los, das, einen Grasbüſchel ſchwenkend, auf Dr. Peters zueilt. „Was iſt das?“ fragt er. „Die Maſſais wollen Frieden,“ antworten ihm ſeine Wakikugu. „Ich bin wohl niemals einer Dame mit größerem Vergnügen entgegengeſchritten,“ berichtet Dr. Peters, „als dies nunmehr mit Aufwand meiner ganzen Galanterie dieſem alten, widerlich ausſehenden Maſſaiweib gegenüber geſchah. Ich ergriff ebenfalls einen Grasbüſchel und trug Sorge dafür, daß eine Blume darunter war. Möglichſt graziös ſchritt ich der Dame entgegen und ergriff ſie bei der Hand, um ſie auf einen Platz neben mich zu nötigen. Bald war denn auch die Unterhaltung im Gange —“ Die kleine Paſſage iſt charakteriſtiſch für Dr. Peters’ ganze Berichterſtattung. Ich bin weit entfernt davon, zu glauben, daß er ſich wirklich Mühe gegeben habe, dem Maſſaiweibe „möglichſt graziös“ entgegenzugehen; aber ſchon, daß er die Welt glauben machen will, er habe es gethan, iſt Beweis genug, daß Dr. Peters einer ſo ernſten Aufgabe vielleicht nicht mit dem nötigen Ernſt gerecht wurde. Daran kann mich auch nicht irre machen, daß Dr. Peters anderſeits berichtet, wie er in ſchwierigen Lagen — in der Erwartung eines Maſſaiangriffs z. B. — die Zeit mit der Lektüre Mommſens oder Carlyles „Frederic le Grand“ oder Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“ hinbringt. Weſſen innerem Bedürfnis in ſolchen Lagen eine derartige Lektüre entſpricht, — Stanley las die Bibel — der ſollte auch nicht das Bedürfnis fühlen, von dieſer Thatſache als von einem Beweis der Freiheit ſeines Geiſtes angeſichts des Todes nachher ſelbſt zu erzählen.

Auch die „Vorſehung“ — Dr. Peters hält viel von ihr — ſcheint der Überzeugung geweſen zu ſein, daß Dr. Peters hier nicht der rechte Mann war, denn ſie beſchloß, Kupanda Scharos Werk nicht zu krönen. Ein Brief Stanleys an ſeinen Landsmann Jackſon belehrte Peters darüber, daß Emin bereits gerettet war, und daß er ſelbſt mit ſeinen fünfzehn Somalikriegern ihn und Äquatoria nicht mehr retten konnte. Wie er die Nachricht aufnahm? — „Obwohl ich den Inhalt dieſes Schreibens ſeit mehreren Tagen hatte vermuten müſſen, wirkte dasſelbe doch auf mich geradezu niederſchmetternd. Alſo, während ich noch in Muina lag, war Emin Paſcha bereits am Südende des Viktoriaſees geweſen. Als ich in Kwayhubucht landete, mußte er ſeine Provinz längſt verlaſſen haben. Dazu alſo alle Gefahren, Sorgen, Anſtrengungen, um hier an den Thoren der Äquatorialprovinz dieſe Nachricht zu empfangen! Welche Zwecke konnte die Vorſehung damit verfolgen, als ſie uns bis hierher gelangen ließ, um uns erſt jetzt deutlich zu machen, daß alles umſonſt geweſen ſei. „So will ich trotzdem nach Wadelai marſchieren!“ war mein erſter Entſchluß. „Vielleicht kommt dann Emin Paſcha ſpäter einmal, um uns zu befreien,“ klang es höhniſch in mir nach. Aber dieſes Gefühl des Trotzes mußte doch ſofort vernünftigeren Erwägungen Raum geben.“

Alſo Emins Rettung lag Dr. Peters nur am Herzen, wenn er ſelbſt der Retter war! Die Vorſehung wußte, was ſie that, als ſie dieſen Mann nicht zum „Retter“ beſtimmte. Schade aber doch, daß ſie Kupanda Scharo nicht noch vor Stanley zu Emin gelangen ließ. Das Geſicht, mit dem der Gouverneur dieſen Retter an der Spitze von fünfzehn Somaliflinten und einer Herde geraubter Ochſen, an denen Emin ſelbſt keinen Mangel hatte, empfangen hätte, wäre vielleicht geeignet geweſen, den Petersſchen Titanentrotz zu dämpfen. So fand Peters bald einen neuen Ausweg, die Expedition „für die großen Geſichtspunkte nutzbar zu machen, aus denen ſie entſtanden war.“ Er beſchloß, Uganda zum Bollwerk gegen die mohammedaniſche Sturmflut aus dem Norden zu machen. In der That gelang es ihm auf Grund diplomatiſcher Verhandlungen, den König Muanga zur Annahme der Beſtimmungen des Berliner Vertrages (Kongo-Akte) vom Februar 1885 zu bewegen, was gewiß um ſo wertvoller war, da Muanga gerade im Begriff ſtand, über ſeinen Nachbar Karema herzufallen, und Karema nichts ſehnlicher wünſchte, als Muanga zu vernichten, welches freundnachbarliche Verhältnis durch die Annahme der Kongo-Akte natürlich nicht geändert wurde. Da der Petersſchen Expedition das Pulver knapp zu werden begann, mußte ihr Führer darauf verzichten, dieſe Streitigkeiten zu entſcheiden.

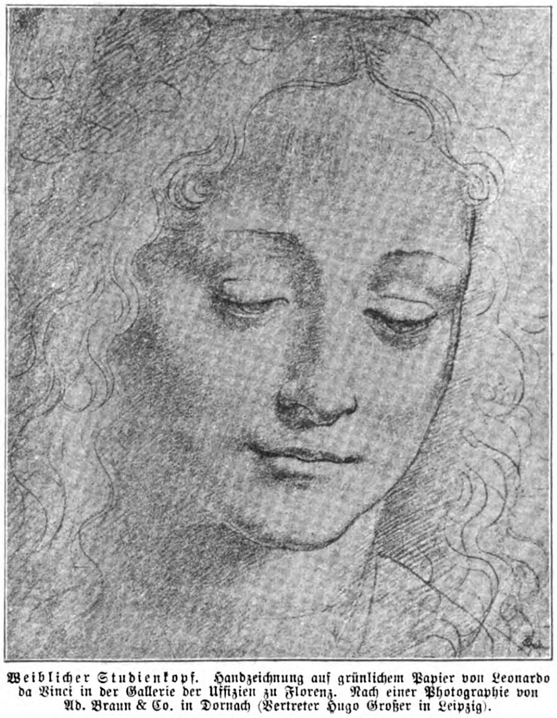
Dieſer eintretende Mangel an Munition iſt ein Glück für Dr. Peters, denn der Leſer fängt an, ſeiner Gefechtsberichte überdrüſſig zu werden, trotzdem die Erzählung derſelben ſich in konſequenter Steigerung bewegt. Seine Verachtung gegen das ſchwarze Geſindel wächſt, je mehr er ſich auf dem Rückwege der Küſte nähert. Als er von 2—3000 Wagogos — auf tauſend Gegner mehr oder weniger kann es bei einer ungefähren Schätzung des Feindes nicht ankommen — angegriffen wurde, war ſeine Verachtung bereits ſo groß geworden, daß er ſeinen Leuten im Gefecht wiederholt zurief: „Ich will euch zeigen, welche Art Geſindel wir vor uns haben. Bleibt alle ſtehen, ich will ganz allein die Wagogo beiſeite·werfen.“ Er ging auf die Wagogo zu, rief Hurra, und Hunderte von ihnen ſtoben zur Seite.

Wem das nicht imponiert — um ſo mehr, da Peters hinzufügt, er erwähne das nicht, um ſein Vorgehen als etwas Heldenartiges hinzuſtellen — dem iſt nicht zu imponieren. Ich kann dem Heldenepos nur zahlreiche Leſer wünſchen, und deshalb wiederhole ich, daß es gut geſchrieben, zum großen Teil unterhaltend zu leſen iſt. Der Leſer wird ſich dieſelbe Moral daraus ziehen, die ich mir daraus gezogen habe. Er wird mit Dr. Peters, der dem Wirken der Miſſionen warme Anerkennung widmet, zu der Überzeugung kommen, daß von einzelnen Afrikareiſenden in Europa viel zu viel Weſens gemacht wird, im Vergleich zu der kühlen Reſerve, mit der man den ſtillen Miſſionsarbeitern gegenüber ſich verhält. Er wird ſich vielleicht auch bei der Schilderung der afrikaniſchen Landſchaften und ihrer Fruchtbarkeit erinnern, daß ſchlichtere Afrikareiſende, wie Wißmann und Dr. Hans Meyer, weſentlich nüchterner davon erzählen. Und dann wird wahrſcheinlich das Reſultat des Petersſchen Buches ſein, daß der Leſer die Entwickelung Deutſch-Oſtafrikas mit vollem Vertrauen denen überläßt, die dazu berufen ſind; daß er ſich in Zukunft ablehnend gegen alles verhält, was nur den entfernteſten Beigeſchmack nach afrikaniſchen Abenteuern hat; und daß er offene Hand und offenes Herz hat, wenn die Arbeiter der Miſſion an ſeine Thüre klopfen. Wenn das geſchieht, wird die von Urbeginn verfehlte deutſche Emin Paſcha-Expedition noch nachträglich reichen Segen ſtiften, und vielleicht ſieht dann auch Dr. Peters noch ein, weshalb die „Vorſehung“ nicht ihn zum Retter Emins auserſehen hatte, — um einen irregeleiteten Enthuſiasmus zu ernüchtern und ihn für edlere Ziele als die Befriedigung einer ehrgeizigen Natur nutzbar zu machen.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Am 21. März dieſes Jahres feiert der Prinz-Regent Luitpold von Bayern ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. Wenn er ſelbſt auch das Feſt in ſtiller Zurückgezogenheit zu begehen wünſchte, ſo läßt es doch die Liebe und Dankbarkeit des Bayernvolkes bei dieſer Gelegenheit nicht an Huldigungen fehlen. In für das Haus der Wittelsbacher trüber Zeit übernahm Prinz Luitpold am 10. Juni 1886 die Regentſchaft des Königreichs für den unheilbar erkrankten König Otto; zum Segen des Landes hat er ſie ſeither geführt. Möge es dem hohen Herrn noch lange vergönnt ſein, die Liebe ſeines Volkes zu ernten, die er geſäet hat. Prinz-Regent Luitpold iſt Witwer ſeit dem 25. April 1864. Seiner Ehe mit der Erzherzogin Auguſte von Öſterreich ſind drei Söhne, der präſumtive Thronerbe Prinz Ludwig, die Prinzen Leopold und Arnulph, und eine Tochter Prinzeſſin Thereſe, entſproſſen, die unvermählt geblieben iſt und an dem fürſtlich-ſchlichten Hofhalt des Prinz-Regenten die Pflichten der Hausfrau erfüllt. Fünfzehn Enkelkinder verbürgen das Blühen des Hauſes Wittelsbach; im Kreiſe einer zahlreichen Familie, geſegnet von einem dankbaren Volk, wird der Prinz-Regent von Bayern ſeinen ſiebzigſten Geburtstag begehen. — Von den nicht ſehr zahlreichen beglaubigten Originalen Leonardo da Vincis, des großen Florentiners, deſſen Lebensgang ebenſo reich an faſt abenteuerlichem Wechſel war, wie ſich ſein Genie auf den verſchiedenartigſten Gebieten bethätigte, gehört der weibliche Studienkopf, der in den Uffizien zu Florenz aufbewahrt wird, zu den anmutigſten. Mit wenig Strichen hat der Meiſter ſeinem Frauenbildnis Liebreiz und Charakter zugleich zu verleihen gewußt.

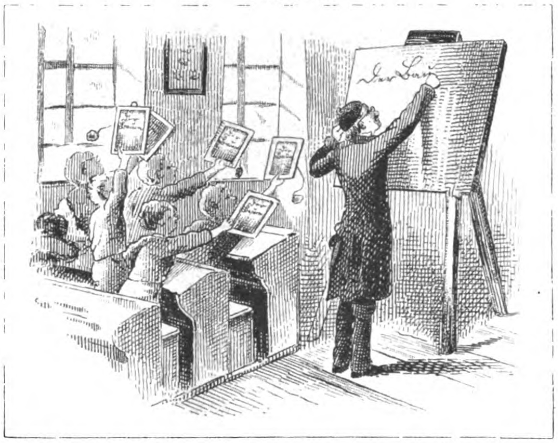


Weiblicher Studienkopf. Handzeichnung auf grünlichem Papier von Leonardo da Vinci in der Gallerie der Uffizien zu Florenz. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).

Zur Geſchichte der Uniformen.

Eine Geſchichte der Uniformen in Deutſchland iſt zugleich auch ein gut Stück deutſcher Kleinſtaaterei, und ſie intereſſiert darum den Hiſtoriker nicht weniger, als den Militär. Aber es iſt eine Geſchichte, die nicht geſchrieben werden kann, ſondern eine, die gemalt werden muß. Dieſer Geſchichtsmaler hat ſich jetzt gefunden und ſein Werk begonnen. Der bekannte Militärmaler Richard Knötel veröffentlicht im Verlage von Max Babenzien in Rathenow ein umfaſſend angelegtes Werk, das unter dem Titel: „Uniformkunde. Loſe Blätter zur Geſchichte der Entwickelung der militäriſchen Tracht in Deutſchland“ in jährlich zehn Heften erſcheint, von denen jedes Heft fünf Blätter mit vorzüglich in Handkolorit ausgeführten Bildern enthält. Bisher liegen die zehn Lieferungen des erſten Jahrganges vor, eine reiche Fundgrube von authentiſchem Wert für alle diejenigen, die an der Geſchichte der Uniformen ein durch irgendwelche Berufs- oder Liebhaberzwecke bedingtes Intereſſe nehmen. Auch der kurzgefaßte, ſich auf ſachliche Notizen beſchränkende Text zu den Bildern rührt von R. Knötel her, der in der Reihenfolge der Bilder ſich nicht an eine chronologiſche Folge gehalten hat, ſondern in bunter Zuſammenſtellung Uniformen aus den verſchiedenen Jahren und den verſchiedenen deutſchen Staaten veröffentlicht. Das mag manchem ſyſtemlos erſcheinen, aber es kann das Intereſſe an dem Werke nicht verringern. Eine Vollſtändigkeit iſt von dem Herausgeber auch vorläufig nicht beabſichtigt, ſie würde in abſehbarer Zeit auch kaum zu erreichen ſein. Da iſt es natürlich, daß Knötel in erſter Linie Uniformen derjenigen Regimenter bevorzugt, die eine beſonders hervorragende Rolle in der Kriegsgeſchichte geſpielt haben, und demnächſt ſolche Uniformen, die nur kurze Zeit in Gebrauch geweſen und bald wieder verſchwunden ſind, die alſo für den Liebhaber den Wert der Seltenheit haben. Von der erſteren Kategorie finden wir unter den vorliegenden fünfzig Blättern des 1. Jahrganges unter anderem das kurbrandenburgiſche Regiment Anhalt, das Königsregiment (1806 Grenadier-Garde Nr. 6), Huſarenregiment von Zieten, Infanterieregiment von Schwerin, die Seydlitz-Küraſſiere, das Lithauiſche

Scherzrebus.



1. Vierſilbige Scharade.

In junger Erſter prangt die Flur.
Es naht im Strahlenglanze
Der neu erwachenden Natur
Uns wiederum das Ganze.

Der Zweit' und Dritten Stimme ſchweigt
Noch über dem, was ſproßte,
Und unberührt vom Sturme neigt
Sich manche Blütenknoſpe.

Doch werden alle Keime nicht
So ohne Kampf erſtehen,
Nicht wird in ungetrübtem Licht
Jedwede Vier vergehen. Fr. St.

2. Rätſel.

Ein ſchlimmer Unfall iſt's, der oft durch Unbedacht
Für alle Lebenszeit zum armen Krüppel macht.
Doch wenn das Rätſelwort den erſten Laut verliert,
So wird's zur ſchlimmen That, die ſchlimmre That gebiert.
C. L.

3. Zweiſilbige Scharade.

Wirft euch im wilderregten Meer
Auf leckem Schiff der Sturm umher,
So wünſcht ihr euch die ferne Zwei
Als Retter aus der Not herbei;
Denn feſten Schutz und treuen Hort
Gewährt die erſte Silbe dort.

Droht im Kanal euch Schiffsgefahr,
Grüßt froh ihr das vereinte Paar,
Wenn ſeines Leuchtturms heller Glanz
Sich ſpiegelt auf dem Wellentanz.
Und dieſes Spiel des Lichterſcheins
Den Weg euch zeigt zur ſichern Eins.
C. L.

4. Anagramm.

Unter die Städte gehört's, die am Strand der Loire ſich befinden.
Wenn ihr die Zeichen verſetzt, iſt es ein engliſcher Fluß.
Schiebt ihr ſodann ein i noch hinein an richtiger Stelle,
Hat es am Donauſtrand einſt als Apoſtel gewirkt. C. L.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Dragonerregiment und das Dragonerregiment Bayreuth, von der letzteren das Kleiſtſche Freikorps 1760, das Hellwigſche Streifkorps, Infanterie und Huſaren, 1813, und die Karabiniers, die ſchwarzen oder eiſernen Männer des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, deren Uniform ganz mittelalterlich geharniſcht iſt, trotzdem ſie von 1753—1758 getragen wurde. Schon in dieſem erſten Jahrgang iſt ein großer Teil der ehemaligen deutſchen Kleinſtaaten mit einzelnen Blättern vertreten. Daß bei den Zeichnungen neben lebensvoller Gruppierung und künſtleriſcher Darſtellung vor allem auf abſolute Korrektheit in allen militäriſchen Einzelheiten geſehen worden iſt, iſt ſelbſtverſtändlich, da ſie eben in erſter Linie der militäriſchen Koſtümkunde zu dienen beſtimmt ſind.

Ein Jungfrauenbuch.

Der Dekan Gottlieb Weitbrecht in Stuttgart verſteht die ſeltene Kunſt, für die Jugend zu ſchreiben. Seine „Jugendblätter“ werden allmonatlich von zahlreichen jungen Leuten mit Freude begrüßt. Vor zwölf Jahren ſchrieb er ein eignes Buch für Jünglinge. Nach einem Worte Uhlands (im „Geſang der Jünglinge“) nannte er es: „Heilig iſt die Jugendzeit.“ Heute liegt davon bereits die neunte Auflage vor. Aber nicht nur verſchenkt wurde dieſes Buch an tauſende von konfirmierten Knaben, es iſt auch, wie ich durch manche Beiſpiele belegen kann, geleſen worden. Das begegnet ſelten einem Erbauungsbuche, wie es die Konfirmanden gewöhnlich erhalten. Die meiſten wandern von dem Geſchenktiſch in den Bücherſchrank, wo ihre Blätter, vom Goldſchnitt feſt zuſammengehalten, ihre makelloſe Sauberkeit bewahren, wenn auch ihr Gewand verſtaubt. Auch das durch ein ſchönes Bild Pfannſchmidts geſchmückte Jungfrauenbuch Weitbrechts: „Maria und Martha“*) wird Leſerinnen finden. Es iſt kein Erbauungsbuch in dem landläufigen Sinne des Wortes, wie es auch ſein „älterer Bruder,“ das Jünglingsbuch, nicht war. Kein ſalbungsvolles Wortgeklingel iſt darin zu finden, aber auch kein rationaliſtiſch ſittlicher Rigorismus, wie ihn einſt Campe, der berühmte Verwäſſerer des Robinſon Cruſoe, in ſeinen zwei äußerlich ähnlich geplanten Büchern („Theophron“ und „Väterlicher Rat an meine Tochter“) geltend machte. Eine geſunde Frömmigkeit, wie ſie in Martenſens „Chriſtlicher Ethik“ herrſcht, iſt der Grundton beider Bücher. Eine anregende, durch gutgewählte Beiſpiele aus der Geſchichte wie aus dem Leben edler Frauen, durch geſchickte Dichtercitate ꝛc. anſchaulich gemachte Belehrung wird den jungen Leſerinnen darin geboten. In jugendlichem, fröhlichem Tone ſpricht da ein Vater zu ihnen über alles, was ihr ſpäteres Leben angeht, über „die Klippen der weiblichen Eigenart,“ über das „richtige Verhalten zur Mode,“ über das „Maßhalten im Leſen“ und den „Bildungswert der Bibel,“ über die „Tante“ und andere „weibliche Berufsarten der Eheloſen“ ꝛc., endlich über die „ewige Jugend“ und die „Jugendkraft in Gott.“ Kurz: ein Buch, das ein töchterreicher Vater, wie ein alter Freund und Lehrer der weiblichen Jugend aus vollſter freudiger Überzeugung empfehlen kann, was ich hiermit gethan haben will. Robert Koenig.

---

*) **Maria und Martha.** Ein Buch für Jungfrauen. Von G. Weitbrecht. Mit Titelbild von Prof. Pfannſchmidt. Stuttgart. Verlag von J. F. Steinkopf.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 23.

1. Dechiffrieraufgabe.

Beſchränkter Kopf wird jedesmal belogen —
Er trägt's mit Ärger, denn er fühlt ſich klein;
Beſchränktes Herz wird nimmermehr betrogen —
Leichtgläubig iſt das große Herz allein.
(Ernſt von Wildenbruch.)

2. Zweiſilbige Scharade. Glatteis.

3. Wechſelrätſel.

Maria (Götz von Berlichingen), Marfa (Demetrius). — Halm, Halt. — Manuel (Braut von Meſſina), Mandel. — Gambit, Gambia. — Baron, Byron. — Werft, Werſt. — Lira, Lima. — Holbein, Holſtein.

4. Logogriphaufgabe.

1. Heine	2. Lohn	3. Mandel	4. Kien
5. Zwerg	6. Jute	7. Grau	8. Geier
9. Eid	10. Zinn	11. Dieb	12. Halm
13. Mauer	14. Spitz	15. Baſt	16. Maſche
17. Hera	18. Zehn	19. Eitel	20. Weſer
21. Mars	22. Paria	23. Senne	24. Hang
25. Kehlkopf	26. Näſcherin.		

„In der Jugend muß man erringen,“

1. Henne	2. Lohe	3. Mangel	4. Kinn
5. Zweig	6. Rute	7. Grab	8. Leier
9. Lid	10. Zion	11. Sieb	12. Halt
13. Maſer	14. Opitz	15. Bart	16. Taſche
17. Herr	18. Zehe	19. Titel	20. Weſel
21. Maas	22. Parma	23. Seine	24. Hans
25. Kahlkopf	26. Wäſcherin.		

„Was im Alter Troſt ſoll bringen.“

5. Füllrätſel.

	L	G	U	
P	i	r	n	a
G	n	e	i	s
I	d	i	o	t
	e	z	n	

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſetzung. — Etwas von Arzneiwirkungen. Von Julius Stinde. — Märztag. Gedicht von J. Trojan. — Gegen den Strom. Von A. Trinius. Fortſetzung. — Die deutſche Emin Paſcha-Expedition. Von Paul von Szczepański. Mit ſechs Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Luitpold, Prinz-Regent von Bayern, und Weiblicher Studienkopf von Leonardo da Vinci. — Zur Geſchichte der Uniformen. — Ein Jungfrauenbuch. Von Robert Koenig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 21. März 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 25.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Von der Zukunft hoffe ich nichts!“ ſagte Arnold und ſeine Finger trommelten wie im Krampf an die Scheiben.

„Du wirſt es lernen, ſogar ſehr bald lernen,“ tröſtete Altenhauſen. „Und nun,“ fuhr er in unverändertem munterem Tone fort, „muß ich weiter. Unſer neuer Nachbar, der Rotenhoffſche, erwartet mich längſt und kann den Gaul, den ich ihm abhandeln will, nicht ſchnell genug loswerden. Nicht wahr, und du kommſt bald zu uns herüber?... Ja?... Dann adieu, lieber Junge!“

Es koſtete Arnold nicht geringe Überwindung, das Altenhauſen gegebene Verſprechen einzulöſen. Wie hatte er es früher geliebt, dieſes ſtille freundliche Leyden mit ſeinem traulich ſchlichten Gutshauſe, den hohen, etwas altmodiſch eingerichteten und möblierten Zimmern und hallenden Korridoren, mit ſeinen dunklen ſchattigen Lindenalleen und lauſchigen Plätzchen im Garten und Parke. Unzählige Kindererinnerungen bevölkerten ihm den lieblichen Landſitz; überall, wohin er blickte, rollten ſich ihm Bilder ferner glücklicher Tage auf, deren Mittelpunkt immer Margarete bildete. Schon als Knabe war es ihm ein Feſt geweſen, wenn der Vater ihn mit nach Leyden nahm, und als Jüngling ſchlug ihm das Herz oft in ſeltſamer banger Sehnſucht, wenn er das hochgegiebelte weiße Haus aus dem Laube der uralten Bäume emporſchimmern ſah. Wie war das nun alles anders geworden, wie gräßlich ſchloß die Reihe ſeiner Erinnerungen an Leyden ab mit jenem verhängnisvollen Jagdmorgen vor zwei Jahren! Und dann, wie würde Margarete ihn jetzt empfangen? Er hatte ſie einſt ſchwer gekränkt, würde ſie ihm das nachtragen, ihm zu verſtehen geben, daß eine unüberbrückbare Kluft ſie trennte?

Endlich entſchloß er ſich doch zur Fahrt nach Leyden. Es war ihm, als ob er die Strecke dahin ungewöhnlich ſchnell zurückgelegt, und doch hatte der alte Kutſcher Peter, ſeinem Prinzip getreu, die Pferde auf der Fahrt faſt unnötig geſchont. Klopfenden Herzens betrat er das Haus.

Altenhauſen und ſeine Damen kamen Arnold wie einem alten Freunde entgegen, mit dem man ſich zwar zu ſchwerer Stunde, aber ſonſt in gutem perſönlichen Einvernehmen getrennt und den man wehmütig freudigen Herzens wieder begrüßt. „Wie einen Kranken behandeln ſie mich, deſſen geſchwächtes Nervenſyſtem noch kein zu lautes Wort, keine zu heftige Bewegung verträgt,“ dachte Arnold, wenn er beobachtete, wie ängſtlich ſeine Wirte im Geſpräch vermieden, auf die Vergangenheit und alles das, was mit ihr in Verbindung ſtand, zurückzukommen; wie ſie ſeine jüngſten Reiſen nur dann, wenn er ſelbſt die Anregung dazu bot, in das Bereich ihrer Fragen zogen; wie ſie ſchonend und teilnahmsvoll nach ſeinen Ausſichten und Zukunftsplänen forſchten und ihm harmlos von ihren eignen kleinen Sorgen, Freuden und Erlebniſſen berichteten. Margarete ſchien ihm wenig verändert, nur die Farbe ihres Antlitzes war bleicher, der ſinnende Zug um die Lippen ausdrucksvoller geworden. Freundlich und unbefangen hatte ſie ihm die Hand zur Begrüßung gereicht, und was er aus ihren tiefen Augen las, war nur milder Ernſt und zartſinniges Mitgefühl. Arnold ſelbſt ſprach wenig, aber er hörte gern dem Geplauder der anderen zu und ließ ihre Güte auf ſich wirken, wie jemand, der aus langer Kerkernacht zum erſtenmal wieder ins Freie tritt und nun willenlos, wunſchlos, ja faſt gedankenlos in langen durſtigen Zügen die Luft des ſonnigen Tages einatmet, wie etwas Wunderthätiges, Unerwartetes, Unverdientes.

Als er nach Hauſe zurückgekehrt war, bewegte ihn ein faſt freudiges Gefühl, wie er es lange, ſehr lange nicht mehr gekannt; ſanft und beruhigend klangen die Erinnerungen des

Tages in ihm nach, und in ſeine Träume wob ſich lieblich und verklärend das Bild Margaretens.

An dieſen erſten Beſuch knüpften ſich bald zahlreiche andere, er ſchuf die Grundlage zu einem regen Verkehr, welcher ſich fortan zwiſchen Werden und Leyden anbahnte. Vielfältige Anläſſe feſtigten dieſes freundſchaftliche Verhältnis; die zahlreichen geſchäftlichen Beſprechungen und Beratungen ſowohl, welche Arnold mit Altenhauſen zuſammenführten, wie gemeinſam unternommene Vergnügungen, Spaziergänge, Ritte und Ausflüge — und als Tante Ida aus der Kreisſtadt für einige Wochen zum Neffen zog, da war es dieſem vergönnt, die Leydenſchen Damen auch bei ſich aufzunehmen. Während er ſich von der übrigen Nachbarſchaft entfernt hielt, weilte er nirgends lieber, als in Geſellſchaft der Altenhauſens. Hier war er gewiß, Troſt, Anregung, ein ſtets ungeheuchelt wohlwollendes Entgegenkommen zu finden, hier kam er ſich freier, heiterer, beſſer vor. In dem Maße, als dieſe Empfindung erſtarkte, trat er aus der gewohnten, düſteren Zurückhaltung heraus, und es gab Stunden, in denen ein Schimmer der alten Liebenswürdigkeit ſein Weſen durchdrang. Dann war es ihm wohl, als könne er ſeine Schuld noch einmal ſühnen, ſie vergeſſen.

Es war nicht lange nach ſeinem erſten Beſuch, als er ſich mit Margarete allein im Leydenſchen Saale befand. Das Fräulein hatte ſich an das Klavier geſetzt und ſang; weich und melodiſch ſchwammen die Töne ihrer biegſamen Altſtimme durch den Raum. Es war ein linder Septemberabend; immer tiefer ſanken ſeine Schatten herab, am Himmel aber traten große glänzende Sterne hervor. Arnold lehnte am Fenſter, unbeweglich, den Blick ſtarr auf das Antlitz der Kouſine gerichtet, deſſen feine Profillinien ſich nur noch undeutlich von der dämmernden Umgebung abhoben, während die Geſtalt der Sängerin ſchon ganz in Dunkel getaucht war.

Als Margarete ihr Lied beendet hatte, trat Arnold auf ſie zu.

„Woher kennen Sie dieſe Weiſe?" fragte er mit leiſer gepreßter Stimme.

„Und Sie fragen noch?" verſetzte Margarete befremdet. „Entſinnen Sie ſich doch, Sie ſelbſt haben es mir ja aufgeſetzt, damals . . ."

„Damals, ach ja!" wiederholte er trübe. „Entſchuldigen Sie meine Vergeßlichkeit. Wie lange iſt das her, und wie glücklich waren jene Zeiten! So glücklich, daß es kein Wunder iſt, wenn ich mich ihrer jetzt kaum mehr zu erinnern vermag."

„Ich liebe jenes Lied beſonders," erwiderte Margarete. „Es liegt meiner Stimme ſo gut. Und Sie, Vetter, ſingen Sie nicht mehr?"

„Nein, ich habe dieſe Kunſt lange verlernt. Die Melodie iſt mir untergegangen in der Disharmonie des Lebens."

„Ach, ſprechen Sie nicht ſo! Ich glaube, gerade der Geſang hilft über manches Schwere, Schmerzliche hinweg; mir geht es wenigſtens ſo. Wenn ich den Tönen anvertraut habe, was mein Herz bewegt und beunruhigt, ſo fühle ich mich freier und leichter." Sie hielt plötzlich inne, wie beſchämt über ihre Aufrichtigkeit.

„Wie ſind Sie glücklich!" meinte Arnold ſeufzend, und dann, nach einer Pauſe, mit leiſer, aus beklemmter Bruſt emporſteigender Stimme: „Um ſo mehr, als gerade Ihnen die letzten Jahre ſo viel, ſo ſehr viel geraubt haben." Er ſtützte ſich ſchwer auf die Platte des Klaviers und beugte ſich, wie einer gewichtigen Antwort gewärtig, näher zu ihr herüber.

Sie erhob den Kopf. „Wie?" fragte ſie verwundert. „Gewiß auch mir, aber doch nicht mehr, als den anderen. Wir haben der Menſchen, die wir lieben und die uns gut ſind, nicht ſo viele, daß wir nicht jeden Verluſt, der den Kreis der uns Näherſtehenden lichtet, ſchmerzlichſt empfinden ſollten. Doch es muß ja wohl ſo ſein," fuhr ſie wie erleichtert mit klarer Stimme fort, „und ich glaube auch nicht, daß es der Wille des Schöpfers iſt, wenn wir uns dieſer Trauer gar zu nachhaltig hingeben und darüber das Leben und ſeine Anforderungen vergeſſen. Zudem, jeder Tag bringt uns eine neue Sonne und jede neue Sonne eine neue Hoffnung!"

„Die jeden Abend aufs neue täuſcht," unterbrach er ſie bitter. „O nein, wie mögen Sie den blöden ſeelenloſen Ball, den wir Sonne nennen, zu den Leiden und Freuden der Erdenbewohner in Beziehung ſetzen! Glauben Sie mir, wir bedeuten ihm nichts, und er weiß von uns nichts."

„Sie irren ſich," erwiderte Margarete überzeugungsvoll, „freilich, abkehren darf man ſich den Strahlen der Sonne nicht, ſondern mit freiem Sinne das Herz dem Lichte darbieten. So wirkt es; verſuchen Sie es nur."

Er ſchüttelte traurig den Kopf. „Sie wiſſen nicht . . ." dann, ſich verbeſſernd: „ich glaube an jene Wirkung nicht. Wer lehrt mich überhaupt, jemals wieder dem Leben vertrauen?"

„Ihre Freunde!" klang es weich und innig von Margaretens Lippen.

„Meine Freunde?" wiederholte er zweifelnd. „Ich habe keine, oder vielmehr, die Freundſchaft derjenigen, die mir einſt wert waren, habe ich verſcherzt, durch eigne Schuld verloren — und was ſie mir nun bieten, iſt Gnade, die mich faſt bedrückt, weil ich ſie nicht verdient habe."

„O, das iſt keine rechte Freundſchaft, welche ſo leicht verloren geht. Sie müſſen beſſer von Ihren Freunden denken. Sie ſind es ihnen ſchuldig!"

Sie ſchwieg und ſchlug träumeriſch mit leichten Fingern einen Akkord an, deſſen leiſe verhallende Schwingungen in der Seele Arnolds einen tröſtlichen Widerhall weckten. „Verſtehe ich Sie recht, Kouſine?" forſchte er, „darf ich auch Sie zu meinen Freunden zählen?"

„Gewiß," erwiderte ſie einfach.

Der Eintritt der Hausfrau unterbrach dieſes Geſpräch.

„Es iſt ja nur Mitleid, was ſie für mich fühlt," dachte Arnold auf der Heimfahrt. „Mitleid, das ſich in das Gewand der Freundſchaft hüllt! Doch im Grunde, muß ich nicht dankbar und glücklich ſein im Bewußtſein ihrer Teilnahme? Bin ich einer ſolchen wert? Spiele ich nicht Komödie mit ihr, ein elendes Gaukel- und Heuchelſpiel, wenn ich mich ihr gegenüber als der unſchuldig Verfolgte und Gekränkte darſtelle und in ihr den Glauben an meine Reinheit nähre? In ihr, deren Herz dem gehört, den ich getötet habe! O, wenn ſie wüßte, wenn ſie alles wüßte!" Er brachte es nicht über ſich, die Folgen dieſes Gedankens auszuſpinnen . . . Ob ſie aber Herbert wirklich noch liebte? Er begann zu zweifeln. Sie hatte ſeine ſchnell hingeworfene Frage wohlverſtanden, der Ton ihrer Antwort ließ aber jenen tiefen Schmerz vermiſſen, wie ihn die Braut um den toten Verlobten trägt. Wohl lag ſchmerzliche Wehmut darin, aber auch Milde, Ruhe, Gefaßtheit, — Empfindungen, die ſie in dieſer Form auch dem Gedächtniſſe anderer, ihr lieber Perſonen geweiht hätte . . . Aber was ging das alles ihn an? Margarete konnte ja doch nie die Seine werden, ſelbſt dann nicht, wenn ihr Herz ſich ihm in Liebe zuneigte. Durfte er nur daran denken, ihr Schickſal an das ſeine zu ketten? Nein, nimmermehr! Er hatte gelernt, zu entſagen. Die Schuld hatte ihn von der Höhe ſeines Wahnes herabgeſtürzt, ihn klein, demütig, ergeben gemacht. So wollte er denn Margarete für ihr Mitleid danken, wie für ein Himmelsgeſchenk, keine weiteren Wünſche hegen und ſich glücklich ſchätzen, wenn ihm nur jenes erhalten blieb. Aber er täuſchte ſich. Was ihn ſo mächtig nach Leyden zog, war doch nichts anderes, als die alte, nie erloſchene Neigung zu Margarete, welche nun, durch ſeinen häufigen Verkehr genährt, wieder in hellen Flammen in ihm emporſchlug und ſich an der bloßen Gabe des Mitleids nicht genügen laſſen wollte. Er ſelbſt freilich mochte und konnte ſich dieſe Wahrheit nicht geſtehen, aber es gab der Scheingründe genug, ſich hinter dieſen bequem zu verſchanzen. Wer durfte es ihm verargen, daß er ſich jetzt aus der kalten, bangen, einſamen Nacht, welche ihn bisher umfangen, hinweg in den warmen Sonnenſchein rettete, der ihm gütig, erbarmend und vertrauend aus ihren Augen entgegenſtrahlte? Er hatte es gelernt, ſich und ſeine Empfindungen im Zaum zu halten, ſeine Leidenſchaftlichkeit niederzukämpfen — niemand, und vor allem ſie nicht, ſollte erfahren, was in ſeinem Innern vorging. Nur in ihrer Nähe wollte er ſein, ihrer Stimme lauſchen, ſich heimlich an ihrem Anblicke weiden, wie man ſich an dem Duft und der Farbenpracht einer ſeltenen ſchönen Blume freut. Faſt ſchien es ſo, als ob ihm ſein Vorſatz gelang. Das Fräulein und er, ſie verkehrten gelaſſen, freundſchaftlich, faſt in demſelben vertraulichen Tone, der einſt dem Verkehr ihrer Jugend eigen geweſen. Nur einem aufmerkſamen Beobachter wäre es aus dem gelegentlichen Aufblitzen in Arnolds Augen, wenn ſein Blick auf Margarete ruhte, aus dem oft unwillkürlich wärmeren Tone ſeiner Stimme, wenn er mit dem Fräulein ſprach, klar geworden, daß hier in der Tiefe Widerſprüche obwalteten, die noch der Löſung harrten — und ebenſo hätte ihm auf der anderen Seite der ängſtlich forſchende Ausdruck auf dem Geſichte Margaretens, wenn ſie in Arnolds Geſellſchaft war, und ebenſo ihr verändertes, ſtilles und zerſtreutes Weſen zu raten gegeben.

Arnold litt ſchwer unter dieſen Verhältniſſen. Immer mehr wurde er gewahr, wie innerlich zerklüftet, lügenhaft und widerſpruchsvoll die Stellung war, welche er zu der Kouſine einnahm. Es war ja doch ein, ſeiner und ihrer unwürdiges Spiel, das er mit der Geliebten trieb. Bald fühlte er ſich unglücklicher, denn je. Wieder erwachte in ihm mit Macht der Gedanke an ſeine Schuld, an den furchtbaren ausſichtsloſen Kampf mit der grauſen Gefährtin ſeiner letzten Jahre. Umſonſt hatte er jenen Gedanken im Gewühle volkreicher Städte, im Frieden einer ſchönen Natur zu unterdrücken geſucht; nur zeitwillig ihn zu betäuben, war ihm gelungen. Die Schuld hatte ihn wieder in die Heimat begleitet, ſie war ihm auf Schritt und Tritt gefolgt, ſie ſtand mit ihm auf und ging mit ihm ſchlafen, ſie ſaß mit ihm bei Tiſch, ſie goß ihm Gift in den Becher und rüttelte ihn aus dem tiefſten Traum. Sie nagte an ſeinem Herzen, ſie zerfraß ihm das Leben, gleich einer giftigen Säure. Sie wandelte ihm Segen in Fluch, Gutes in Böſes, Freude in Leid. Selbſt in die Nähe Margaretens wagte ſie ſich, und wenn Arnold ſie fern glaubte, dann ſah er unvermutet, plötzlich aus kleinen Anläſſen, aus einem harmloſen Wort, aus einer unſchuldigen Bemerkung ihre Schatten emporwachſen und ſich ausbreiten, bis endlich ſie ſelbſt, erbarmungslos, rieſengroß vor ihm ſtand. Einmal unternahm er einen Spaziergang mit Altenhauſen und der Geliebten. Die Herren plauderten von landwirtſchaftlichen Dingen und waren zuletzt auf die Jagd gekommen. Da war Altenhauſen plötzlich ſtehen geblieben und hatte den ſchönen weißen Hühnerhund, der ſie begleitet und auf dem Arnolds Blicke wiederholt bewundernd geruht, herangerufen. „Arnold,“ ſagte er, „ich ſehe, dir gefällt das Tier. Es ſtammt aus der berühmten Rotenhoffſchen Raſſe, ich ſelbſt habe es auferzogen und dreſſiert, es iſt gut und brauchbar. Du würdeſt mir eine Freude machen, wenn du den Hund zum Geſchenk annähmeſt. Überdies, ich bin dir den Hund ja gleichſam ſchuldig — weißt du? — als Erſatz für Inka, den du hier in Leyden verloren haſt.“

Das war gewiß gut und freundlich gemeint, aber Arnold konnte es nicht verhindern, daß ſeine Züge, während er ſeinen Dank zu ſagen bemüht war, ſich unwillkürlich verdüſterten. Altenhauſen bemerkte das wohl; er ſtockte, als hätte er etwas Ungehöriges geſagt, und eine verlegene Röte überflog für eine Sekunde ſeine friſchen Wangen. Das Fräulein aber warf Arnold einen ängſtlich forſchenden und gleich darauf dem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu. Das eben noch ſo muntere Geſpräch wollte nicht mehr in Fluß kommen, in auffälligem verſtimmtem Schweigen begab man ſich nach Hauſe. Von dem Geſchenke aber war weiter keine Rede. —

In letzter Zeit war Arnold faſt jedesmal, ſobald er nach Leyden kam, dort einem jungen, elegant gekleideten Manne begegnet, dem das kühn heraufgedrehte bräunliche Schnurrbärtchen und die dunkeln lächelnden Augen etwas Selbſtgefälliges verliehen. Herr von Sanden lächelte oft, und es war gewiß natürlich und unbeabſichtigt, wenn er dabei ſeine ſchönen weißen Zähne zeigte. Arnold kannte ihn noch aus der Zeit her, als er die Stelle eines Gerichtsaſſeſſors in der Kreisſtadt bekleidet und beide ſo manche Nacht bei Wein und Karten verjubelt hatten; näher waren ſie ſich trotzdem nicht getreten, eine Klubbekanntſchaft, wie viele andere. Später, als die Kataſtrophe über Werden hereingebrochen war, hatte Sanden ſich mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit von Arnold zurückgezogen; nicht aus Bosheit und Voreingenommenheit, ſondern weil der Aſſeſſor zu jenen Menſchen gehörte, die aus Trägheit und Bequemlichkeit und aus Mangel an eigner Initiative mit dem Strome zu ſchwimmen lieben und dem Urteile der Welt einen ungeheuren Reſpekt bezeigen. Arnold nahm ſich dieſe Wandlung keineswegs ſehr zu Herzen, hatte er ſich doch aus dem Verkehr mit dem etwas eitlen und unſelbſtändigen Manne nie ſonderlich viel gemacht. Er wußte ferner, daß Sanden, nachdem ihm mit dem Tode eines Verwandten das Gut Rotenhoff zugefallen war, den Dienſt quittiert und die Bewirtſchaftung des Erbes übernommen hatte, ſowie daß er eben erſt von einer größeren Reiſe zurückgekehrt war. So war es gekommen, daß ſie ſich jetzt nach ſehr langer Zeit wieder in Leyden trafen. — Schon nach einer Stunde des Zuſammenſeins hatte Arnold ein klares Bild über die Stellung des Rotenhoffſchen zu den Altenhauſens gewonnen. Oft und gerne hatte dieſer Sanden, ſeitdem er der Nachbar der letzteren geworden, in Leyden verkehrt; man behandelte ihn hier wie einen alten Bekannten, vor dem man ſich keinen unnötigen Zwang auferlegt, ja die Art, wie Altenhauſen mit ihm umging, ſtreifte oft hart an Formloſigkeit. Sanden gab den geduldigen und oft geſcholtenen Partner zu dem Whiſt mit zwei Strohmännern ab, welchem der Hausherr mit Leidenſchaft oblag; mit Frau von Altenhauſen wußte er ſich lange und eingehend über Blumenzucht — eine Kunſt, in der er ſelbſt ſtark war — zu unterhalten und dieſem Thema in unerſchöpflicher Vielſeitigkeit immer neue und anziehende Seiten abzugewinnen; dem Fräulein gegenüber erſchöpfte er ſich in Aufmerkſamkeiten, richtete mit Vorliebe das Wort an ſie und beeilte ſich, wo nötig, mit ihren Anſichten ſtets übereinzuſtimmen.

Arnold und Sanden hatten bei der erſten Begegnung einen flüchtigen Gruß getauſcht und ſich dann kühl, Sanden nicht ohne eine gewiſſe Beſchämung, von einander abgewandt. Kalte Gleichgültigkeit, nur gemildert durch die Formen der geſellſchaftlichen Höflichkeit und insbeſondere durch die Rückſicht auf das Haus, welches ihnen gemeinſame Gaſtlichkeit bot, bildete auch ſpäter das Wahrzeichen ihres Verkehrs. Wenn aber Arnold ſich äußerlich mühte, dem anderen möglichſt geringe Beachtung zu ſchenken oder gar über ihn lächelte, ſo vermochte er gleichwohl im geheimen das Gefühl des Grolles nicht zu unterdrücken, daß mit Sanden nach ſeiner Anſicht ein läſtiges und ſtörendes Element in jenen Kreis gedrungen war, in welchem er ſich bisher ſo wohl gefühlt hatte. Sandens Anweſenheit berührte ihn peinlich und verdarb ihm die Laune.

Es war im Frühwinter, die kahlen Wipfel der alten Linden auf dem Schloßhof ächzten unter dem Anprall des eiſigen Nordoſt, und ſpärliche Flocken trieben unſtät zur Erde nieder, als Arnold, auf ſeinem gewohnten morgendlichen Gange durch die Wirtſchaft begriffen, vor dem unweit belegenen Verwalterhauſe eine Gruppe gewahrte, die ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade feſſelte. Auf einem mit zwei mageren Pferdchen beſpannten Bauerwagen ſaß, vornübergebeugt und die Hände mit Stricken auf den Rücken gebunden, ein langer hagerer Mann in Gefangenenkleidung. Die dünnen Strähne ſeines blonden, leichtergrauten Haares flatterten im Winde. Neben ihm hatte ein jüngerer Bauer, einen tüchtigen Knüttel in der Fauſt, Platz genommen; ein graubärtiger Alter war eben vom Wagen geklettert und ſtand barhäuptig vor dem Verwalter, der, einen Zettel in der Hand haltend, leiſe und eindringlich auf ihn einſprach. Weiber und Kinder umringten, müßig gaffend, das Gefährt und ſahen mit neugierig erſchrockenen Blicken zu der ärmlich gekleideten Frau empor, welche, einen Säugling im Arm, ſich auf das Hinterrad des

Wagens geſchwungen hatte und ihr Geſicht ſtumm gegen die Schulter des gebundenen Mannes preßte, während ſie ſich mit der freien Hand an den Leiterſproſſen des Karrens feſthielt; wie ſie jetzt den Kopf hob, zeigten ihre Wangen die Spuren vergoſſener Thränen, und ihr fieberhaft glänzender Blick wanderte hilfeſuchend umher.

Mit ſchnellen Schritten hatte Arnold ſich dieſer Gruppe genähert; ſcheu und ehrerbietig wichen die Umſtehenden vor ihm zurück.

„Was bedeutet das?“ fragte er den Verwalter, während ſein Auge befremdet den Gefangenen muſterte. „Der Eglewirt, nicht möglich! Wohin führt man ihn? Was hat er verbrochen?“

„Eine böſe Geſchichte, Herr Baron!“ verſetzte der Angeredete in teilnehmendem Tone. „Leider iſt aber dabei nichts zu machen! Der Lostreiber Mathies, der berüchtigte Pferdedieb aus dem Rotenhoffſchen, iſt kürzlich nächtlicherweile bei dem Eglewirt eingebrochen und hat ihm den einzigen Gaul aus dem Stalle geraubt... Ja, Herr Baron, denſelben, welchen Sie dem Wirte geſchenkt, nachdem ihm ſchon im Frühling ſein erſtes Pferd geſtohlen worden. Nun, der Egle legt die Hände nicht in den Schoß, mit den Nachbarn ſetzt er dem Diebe nach, ſie gelangen auf ſeine Spur, nehmen ihn feſt und finden auch das geſtohlene Pferd bei ihm. Soweit iſt alles gut, aber den Egle, der ſonſt ein ſtiller, nüchterner, beſonnener Menſch, übermannt der Zorn; er ſetzt dem Mathies ſo mit Peitſchenhieben zu, daß dieſer jetzt ſchwerwund darnieder liegt. Darauf aber hat das Gericht Wind von der Sache bekommen und die Verhaftung des Egle angeordnet. Ich bin eben dabei, den Wächtern den Transportſchein auszuhändigen,“ ſchloß der Verwalter ſeinen Bericht.

Die Frau mit dem Säugling war der in deutſcher Sprache geführten, ihr unverſtändlichen Unterredung aufmerkſam lauſchend gefolgt; jetzt ſprang ſie mit jähem Satz vom Wagen herab und eilte, ihr Kind hoch haltend, auf Arnold zu. „Erbarmen, gnädiger Herr!“ flehte ſie in dünnen, hohen Tönen und berührte, ſich niederbeugend, ſein Knie, „laſſen Sie es nicht zu, daß ſie mir meinen Mann fortführen. Nur ſein Eigentum hat er geſchützt, ſein Pferdchen! Wie kann er den Hof halten ohne das Pferd? Was ſoll aus mir und meinen Kindern werden, wenn er im Gefängnis ſitzt! Im Elend bleiben wir zurück, im Elend!...“

Arnold drängte die Bittende ſanft von ſich ab. „Sie hat nicht ſo unrecht,“ ſagte er mitleidig zum Verwalter. „Iſt es nicht möglich, den Mann zu retten? Was ihm droht, ſteht ja in gar keinem Verhältniſſe zu ſeinem Verſchulden!“

Der Verwalter ſchüttelte zweifelnd den Kopf.

„So raten Sie doch,“ fuhr Arnold ungeduldig fort. „Vielleicht geht es ſo. Mißhandlung wird meines Wiſſens nur auf Antrag beſtraft. Nun könnte man den Mathies vermögen, ſeine Klage zurückzunehmen; er darf nur froh ſein, wenn er ſelbſt ohne Strafe davonkommt. Und die Tracht Prügel, die er wohlverdient erhalten, wird nur nützlich auf ihn wirken!“

„Wenn es nur das wäre,“ wandte der andere zögernd ein, „aber ſo iſt es zu ſpät. Die Unterſuchung iſt bereits im Gange, und dann handelt es ſich hier nicht bloß um eine Mißhandlung. Mit dem Mathies ſteht's ſchlecht, man zweifelt an ſeinem Aufkommen.“

„Was liegt an dem Leben eines ſolchen Menſchen?“ brauſte Arnold auf. „Es iſt ein Glück, wenn das Land ſich von dem Ausſatze der gewerbsmäßigen Pferdediebe zu befreien ſucht, ſo oder ſo! Mit den bloßen gerichtlichen Strafen iſt hier nichts gethan... Schändlich, machtlos dabei zu ſtehen und ſehen zu müſſen, wie ein elender Dieb einen unbeſcholtenen Mann, den ſein gerechter Zorn vielleicht zu weit geführt, zu Grunde richtet!“ Er ballte die Fauſt.

„Es kann einem wohl leid thun,“ meinte der Verwalter, „früher iſt es ja dem Egle ganz gut gegangen. Doch als ſie ihm im Frühling zu der dringendſten Arbeitszeit ſein Pferd ſtahlen, da hat ihn das in der Wirtſchaft zurückgebracht; kaum, daß er die Felder zu beſtellen vermochte, und dann die andere Arbeit, die Leiſtung für das Gut und jetzt der abermalige Diebſtahl und die Verhaftung... Ein großes Unglück...“

„Noch mehr, eine Ungerechtigkeit!“ rief Arnold aus. „Ich kann dir nicht helfen, Liebe,“ wandte er ſich faſt heftig an die Eglewirtin, die mit gefalteten Händen und angſtvoll erhobenen Blicken, in denen gleichwohl ein Schimmer von Zuverſicht lebte, ſich wieder ihm zu nähern verſuchte. „Nicht ſo helfen, wie ich möchte! Du bitteſt umſonſt!“

Dann trat er, die vor dem Wagen ſtehende Wache beiſeite ſchiebend, auf den Gefangenen zu: „Eglewirt, höre mich!“

Der Angerufene hatte bis jetzt ſo bewegungs- und teilnahmlos dageſeſſen, als ob alles, was um ihn her vorging, außer jeder Beziehung zu ihm ſelbſt ſtände; er hatte ſich nicht einmal umgeſchaut. Jetzt hob er den Kopf empor und wies ein erdfahles, abgemagertes Antlitz, aus dem die weitgeöffneten Augen ergeben und hoffnungslos zugleich ſtarrten.

„Eglewirt,“ fuhr Arnold fort, „du haſt Böſes gethan, man führt dich zum Gericht, damit du dort deine Strafe empfängſt. Doch ſei getroſt, ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, dir dein Los zu erleichtern, und was deine Familie betrifft, ſo ſoll ſie vor dem Mangel geſchützt werden. Halte dich brav; wenn du zurückkehrſt, ſo ſteht dir dein Geſinde offen. Auch wegen der Arbeiten, die du dem Hofe noch ſchuldeſt, wollen wir dann Rückſprache nehmen.“

Der Gefangene erwiderte nichts, er nickte nur müde und ließ ſein Haupt noch tiefer auf die Bruſt ſinken. Ein Windſtoß fuhr daher; Schnee bereifte ſein Haar und wirbelte ihm um das Geſicht; ſeinen Körper überflog ein Zittern.

„Holt ihm einen Pelz!“ gebot Arnold. „In ſo dünner Kleidung kann er doch die weite Fahrt zur Stadt nicht machen. Und ihr,“ wandte er ſich mit drohender Stimme an die Wächter, „behandelt ihn gut und laßt es ihm unterwegs nicht an dem Nötigen fehlen, ihr bürgt mir dafür!“ Er warf dem graubärtigen Alten ein Goldſtück zu. „Vorwärts!“

(Fortſetzung folgt.)

Gethſemane.

Im Garten ringſt, mein Heiland, du,
Lehrſt ſo die Deinen beten.
Dein Kampf ſchafft meinem Herzen Ruh
In Leib- und Seelennöten.
Es tröſtet mich in Angſt und Weh,
Mein Jeſus, dein Gethſemane.

Du nimmſt den Kampf entſchloſſen auf,
Trittſt willig in dein Leiden.
So ſtärk' auch mich im Pilgerlauf
Und hilf, daß mir beim Scheiden
Im dunkeln Thal vor Augen ſteh,
Mein Jeſus, dein Gethſemane.

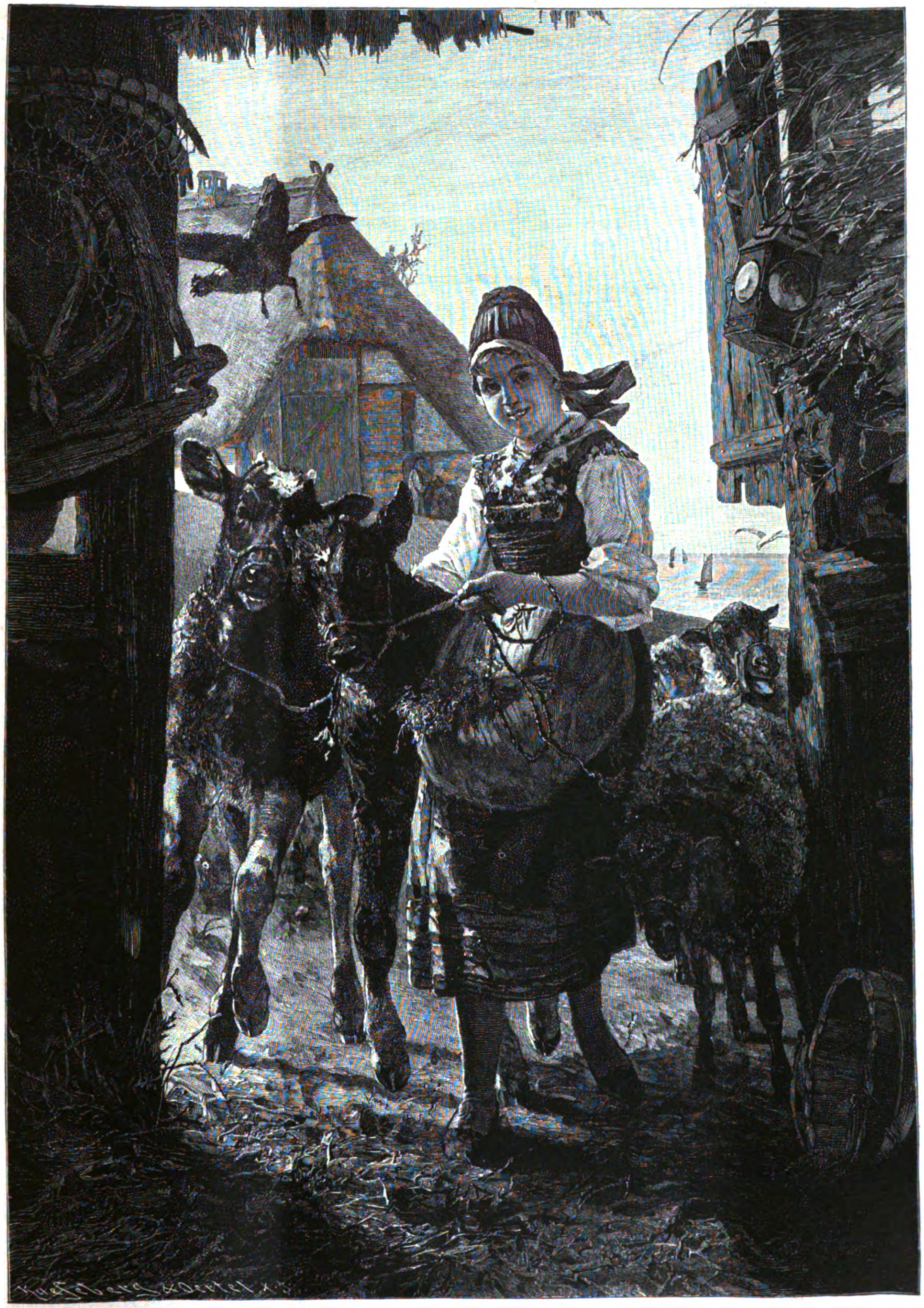
Den eignen Willen legteſt du
In deines Vaters Willen;
Das iſt der Heil'gen ſichre Ruh;
In Gott ihr Herz ſie ſtillen.
Zieh mich dir nach! bis dort ich ſeh
Dich, Sieger von Gethſemane!

Fritz Fliedner.

Der erſte Klavierunterricht.

Von Ferdinand Pfohl. (Abdruck verboten.)

In dem grimmigen Kampf, welcher in den letzten Jahren gegen unſer unentbehrliches Hausinſtrument, das Klavier, entbrannt iſt, wurde viel geiſtige Kraft, viel Witz und viel Tinte verbraucht. Das arme Klavier! Man that es in den Bann und erklärte es für ein gefährliches Inſtrument, man ſprach von einer Klavierſeuche, man betrachtete ein recht helltönendes Miteinſtimmen in das allgemeine Kriegsgeſchrei als ein Erfordernis



Am Ziel. Szene aus dem Mönchsguter Bauernleben. Nach dem Gemälde von Konrad Ahrendts.

des guten Tons. Was aber kann das unſchuldige Klavier dafür, wenn die Menſchen in ihrer übergroßen Liebe zur Muſik dem Klavierſpielen den Charakter des Fanatismus, der Übertreibung, der Spielwut gegeben haben? Und was geſchähe, wenn die unzähligen Klaviere, die Tag für Tag zur größeren Ehre verſchiedenartig geſtalteter Kunſtideale erklingen, mit einem Schlage in den Ruheſtand verſetzt würden? Man glaube nur ja nicht, daß damit eine Generalpauſe entſtände, in deren weihevoller Stille die angeblich zerrütteten Nerven ſich wieder kräftigen und erholen könnten! Im Gegenteil! Man erinnerte ſich dann vielleicht des nachdrücklichen Hinweiſes unſerer modernen Klavierhaſſer auf die Geige als das vollkommenſte aller Inſtrumente; alle Welt griffe dann zur Geige, und da ein ſchlechtes Geigenſpiel unendliche Male grauſamer iſt als ein ſchlechtes Klavierſpiel, ſo würden die, welche erſt ſich beklagten, daß ſie mit Geißeln gezüchtigt werden, wohl Urſache haben, darüber nachzudenken, was es heißt, mit Skorpionen gezüchtigt zu werden. Bleiben wir alſo beim Klaviere, dem freundlichen, lieben Hausgenoſſen, der uns in Freud und Leid treu zur Seite ſteht, der viel ſeltener verſtimmt iſt als unſere anderen Hausgenoſſen und viele Stunden unſeres Lebens zu verſchönen berufen erſcheint, wenn wir ſeiner Freundſchaft uns wert beweiſen. Denken wir ſtets daran, daß die Entwickelung der muſikaliſchen Formen, das Wachſen der Tonkunſt bis zu der herrlichen Vollendung unſerer Zeit, mit der Vervollkommnung des Klavieres Hand in Hand ging; vergeſſen wir nicht, daß die größten Tonmeiſter ihre wunderbarſten Schöpfungen gerade dem Klavier gewidmet haben. Wer würde im Ernſte auf eine Beethovenſche Sonate mit ihrer klaſſiſchen Schönheit, wer würde auf ein Chopinſches Nocturno mit ſeinem holden Gemiſch von Fliederduft und Mondenſchein verzichten wollen?

Nicht am Klaviere liegt die Schuld, wenn zornige Kritiker von einer Klavierſeuche ſprechen, nicht am Klaviere, wohl aber an den Menſchen, von denen ſo viele, die unmuſikaliſch ſind, ihre Zeit mit unfruchtbarem und läſtigem Klavierpauken vertrödeln, von denen viele den Funken muſikaliſchen Talentes, der in ihnen glimmt, zur leuchtenden Flamme anzufachen ſich abmühen. Aber man braucht nicht den Beruf des Virtuoſen und des Lehrers ergreifen zu wollen und kann doch einer Neigung nachgeben, die bald mehr, bald weniger gebieteriſch zur Muſik hindrängt. Um dieſe Neigung zu erkennen, ihr durch einen vernünftig geregelten Unterricht eine feſte Grundlage zu geben, iſt bei weitem nicht ſo leicht, als man gemeiniglich glaubt in unſeren Tagen; mit der muſikaliſchen Schnelldreſſur, welche reklamelüſterne Lehrer nur zu oft über ihre bedauernswerten Opfer verhängen, welche nach kaum vierwöchentlichem Unterricht ſchon einen artigen Walzer herunterzuklimpern gedrillt ſind, zur größten Freude der Muhmen und Tanten, hat man noch kein Kind muſikaliſch erzogen; das war auch noch niemals ein Beweis von muſikaliſchem Talent. Aber woran erkennen wir das muſikaliſche Talent unſerer Kinder, wann ſollen wir mit dem Unterricht beginnen, nach welchen Prinzipien ſoll der Lehrer verfahren?

Richard Wagner war in ſeiner Kinderzeit nichts weniger als ein Wunderkind; als er mit ſieben Jahren einmal auf dem Klavier Webers „Wir winden dir den Jungfernkranz“ zuſammentippte, meinte ſein Vater: „Sollte der Junge vielleicht Talent zur Muſik haben?“ Es gibt zweifelsohne eine große Anzahl ſiebenjähriger Kinder, welche ſich den Jungfernkranz auf den Taſten zuſammenklauben, ohne daß ſie Richard Wagners werden. Und doch liegt in der Thatſache, daß Kinder eine Melodie auf dem Klavier nachzuſpielen verſuchen, ein Kriterium ihrer Begabung, deren Grenzen ſich abſchätzen laſſen aus der beſonderen Art und Weiſe, wie der Muſikſinn ſich äußert. Die Einen finden eine Melodie ſehr ſchnell, ſie ſpielen ſie (wenn auch mit nur einem Finger) notengetreu, markieren deutlich Takt und Rhythmus; Hand in Hand mit dieſer leichten und ſicheren Orientierung auf den Taſten gehen häufig die Äußerungen eines ſtarken Tonſines, eines vorzüglichen Gehörs. Derartig hochbegabte Kinder ſingen gehörte Melodieen rein und fehlerlos nach, und wenn ſie gar ein abſolutes Gehör, d. h. die Fähigkeit verraten, irgend einen auf dem Klavier von fremder Hand angeſchlagenen Ton nach ſeiner Tonhöhe zu beſtimmen, dann beginnt ſofort das Amt des Lehrers. Man ſieht, eine ganz direkte, poſitive Antwort auf die Frage nach dem Wann des beginnenden Unterrichts läßt ſich nicht geben; bei talentvollen Kindern gilt hier das „Je eher, deſto beſſer“; Mozart war ſchon mit fünf Jahren ein perfekter Klavierſpieler, Lißt ſetzte im Alter von elf Jahren die Welt ſchon in Erſtaunen. Erlaubt es die phyſiſche Konſtitution und die elementare Erziehung, ſo kann mit dem Unterricht gar nicht früh genug begonnen werden. In der Regel wird bei normal oder mäßig begabten Kindern der Klavierunterricht nicht vor dem ſiebenten oder achten Lebensjahre einzuſetzen haben, wobei unter „normal“ begabten Kindern jene zu verſtehen ſind, die eine Melodie nachzuſingen vermögen und für die Reinheit der Tonbildung empfindlich ſind, die alſo das beſitzen, was man gewöhnlich mit dem populären Schlagworte „muſikaliſches Gehör“ bezeichnet, die im gegebenen Falle mit ihrem kindlichen „Das war falſch“ ſchnell bei der Hand ſind. Muſikaliſches Talent und aufgeweckter lebhafter Sinn, ein raſches und energiſches Begriffsvermögen fallen jedoch nicht immer zuſammen; große Gelehrte ſind ſchlechte Muſikanten, das iſt eine alte Wahrheit, die auch dort gilt, wo ſie auf die kleinſten Maße ſich reduziert ſieht. Das muſikaliſche Talent ſelbſt zerfällt in viele Komponenten, in Elemente, die ſich in verſchiedenen Miſchungen bei den verſchiedenen Individualitäten vorfinden; muſikaliſches Gehör, Sinn für Rhythmus, Takt und Melodie, eine gewiſſe techniſche Geſchicklichkeit, Eigenſchaften, denen ſich die Tiefe der Empfindung und das Vermögen geiſtiger Anſchauung ſowie ein produktiver Zug anſchließen, finden ſich nur ſelten in einem Kreiſe vereinigt, zu einer höheren Einheit ſich gegenſeitig durchdringend vor. Viele Menſchen beſitzen ein bloß techniſches Talent; ſie entwickeln eine oft ſtaunenerregende mechaniſche Fertigkeit; aber es fehlt ihnen eine der elementaren Tugenden; ſie haben ein mangelhaftes Gehör, ſie ſpielen unrhythmiſch; ihrer Virtuoſität mangelt die Beſeelung, ſie glänzt nur, aber ſie erwärmt nicht; nur ihre zehn Finger, nicht auch das Herz beteiligt ſich an ihrer Muſik. Dieſe Menſchen ſind die eigentlichen Erreger und Bakterien der Klavierſeuche. Und umgekehrt, es gibt viele Klavierſpieler, welche mit ergreifendem Ausdruck, mit hinreißender Beredſamkeit ſpielen, aber es fehlt ihnen das techniſche Talent, das in ſeiner techniſchen Vollkommenheit faſt immer von einer beſonders glücklichen anatomiſchen Bauart der Arme und der Hände abhängig iſt.

Wie reich oder wie ſpärlich auch immer der Talentſegen ausgefallen ſei, man kann getroſt behaupten, daß eine ſolide, nach guten Grundſätzen gehandhabte muſikaliſche Erziehung ſelbſt bei ſchwach begabten Kindern erſtaunliche Reſultate zu Tage fördere. Und der oberſte Kardinalſatz für die pianiſtiſche Erziehung lautet: Übet langſam, ſo langſam als möglich! Erinnern wir uns daran, daß das Ziel der erſten Klavierſtunden darin beſteht, den Schüler mit der Klaviatur vertraut zu machen; wir haben ihm ſeinen Platz genau vor der mittleren Oktave der Taſtenreihe angewieſen, ſo daß die naturgemäße Lage ſeines dritten Fingers auf das eingeſtrichene a (das im zweiten Zwiſchenraume bei vorgezeichnetem Violinſchlüſſel notiert wird) baſiert erſcheint. Darauf, daß der Schüler dieſen centralen Punkt in ſeiner Anſchauung der Klaviatur nicht verrücke, iſt unbedingt zu achten; von hier aus ſetzt ſich das mechaniſche und geiſtige Hebelwerk in Bewegung, welches wir Klavierſpielen nennen; von hier aus wird die Kraftverteilung und die Kraftzufuhr für die mechaniſche Arbeit der beiden Hände gleichmäßig reguliert. Nun ſoll die Hand das pianiſtiſche A B C „begreifen“ lernen; den fünf Fingern entſprechend, wählen wir eine diatoniſche Reihe von fünf Tönen, alle chromatiſchen Stufen (alſo die ſchwarzen Taſten) ſind für dieſe elementaren Übungen völlig ausgeſchloſſen. Über dieſen fünf Tönen (z. B. a_1 — e_2) ruhen nun die Finger ſo, daß die Fingerſpitzen das Elfenbein der

Taſten nur leicht berühren; wollen wir dieſe Poſition dazu benutzen, Anſchlagsübungen zu machen, deren außerordentliche Nützlichkeit wohl von keinem gebildeten Klavierlehrer unterſchätzt wird, ſo laſſen wir einen Finger nach dem andern ſich möglichſt hoch emporheben, während die unbeteiligten in vollkommenſter Ruhe verharren und aus der gewonnenen Fallhöhe auf die Taſte herabſchnellen. Wohlgemerkt, die einzelnen Töne müſſen anfangs ſo lange ausgehalten werden, als ob ſie im langſamen Viervierteltakte in ganzen Noten niedergeſchrieben wären. Die meiſte Mühe wird bei dieſen Anſchlagsübungen, die für etwas ſchwere, ungefüge Hände von wahrhaft ſegensreichen Wirkungen ſind, der vierte Finger machen; dieſer unglückſelige vierte Finger! Wie viel Ärger bereitet er dem Lehrer, wie viel Verdruß dem Schüler; er hinkt neben den hurtigen, flinken Nachbarn wie lahm einher; ihm fehlt die Kraft; ihn emporzuheben, koſtet Anſtrengung; und doch iſt er ſo unentbehrlich wie alle anderen. Man erzählt ſich von dem berühmten Komponiſten R. Schumann, daß er, um ſeine pianiſtiſche Ausbildung zu beſchleunigen, mit dieſem vierten Finger ein eigentümliches Experiment vorgenommen: Schumann befeſtigte in der ſenkrechten Projektion der Klaviatur an der Zimmerdecke einen Faden, in deſſen untere Schlinge er den vierten Finger einhängte. Die Folge war nicht etwa die, daß Schumann ein großer Pianiſt wurde, ſondern die, daß eine dauernde Lähmung des Fingers eintrat, die ſeiner pianiſtiſchen Karrière ein jähes Ende bereitete. Vor allen mechaniſchen Vorrichtungen und Apparaten, welche Hand und Finger künſtlich erſtarken zu laſſen, die Beweglichkeit der Gelenke zu erleichtern, die Muskeln auszubilden, den Zweck haben, muß eindringlich gewarnt werden; alle dieſe Apparate koſten gewöhnlich viel Geld und ſchaden mehr, als ſie nützen. Ebenſo muß hier gleich auf die Schädlichkeit der ſogenannten ſtummen Klaviaturen hingewieſen werden, die zwar dem Virtuoſen auf Reiſen u. ſ. w. ein ſchätzenswertes Mittel, techniſche Übungen ausführen zu können, an die Hand geben, für Unterrichtszwecke aber ganz unbrauchbar ſind, weil ſie den Schüler nicht nur über die Tonhöhe, ſondern auch über ſeine Qualität und Beſchaffenheit des Anſchlags vollkommen im Dunklen laſſen.

In derſelben Weiſe, in welcher die erſten Anſchlagsübungen auszuführen ſind, müſſen auch die primitiven, aber ſehr förderlichen Fingerübungen bei ſtillſtehender Hand im Umfange einer Quinte ausgeführt werden. Alſo: Im — mer — ganz — lang — ſam — —! Jeder Finger muß auf der niedergedrückten Taſte feſt liegen bleiben; das Gefühl unbedingteſter Zuſammengehörigkeit von Finger und Taſte muß allmählich den Schüler erfüllen; Taſte und Finger müſſen ein Weſen werden, ſie müſſen auf eine gewiſſe Zeit gleichſam zuſammenwachſen. Nur ſo kann jene ſpätere Sicherheit und Sauberkeit des Spiels erzielt werden, ohne welche ein Spieler an die Löſung ſchwieriger Aufgaben gar nicht herantreten kann. Die Noten und Töne müſſen gewiſſermaßen buchſtabiert werden. Zugegeben, daß dieſe Unterrichtsmethode wenig Unterhaltendes an ſich hat und namentlich für die Umgebung mehr als langweilig iſt; gibt man denn aber dem Kinde, welches leſen lernt, gleich in der erſten Unterrichtsſtunde einen Roman in die Hand? Buchſtabiert es nicht zuerſt Silbe für Silbe? Iſt das mehr unterhaltend? Wohl kaum! Mütter, welche ihren Jungen, über den ſie im ſtillen ſich gefragt: „Sollte er wohl Talent zur Muſik haben?“ einem Muſiklehrer überantworten, der nichts Eiligeres zu thun hat, als ein Leierkaſtenſtücklein von ein paar Takten dem Ärmſten einzubläuen, verſündigen ſich an dem Talente ihres Kindes, indem ſie dulden, daß vorzeitig der Geſchmack am Seichten, Oberflächlichen und Leichtſinnigen der jugendlichen Phantaſie anerzogen wird. Das Monotone und Langweilige der erſten Klavierſtunden muß eben überwunden werden, und es iſt Sache des intelligenten Lehrers, durch perſönliche Anregungen ſowohl, wie durch eingeſchaltete, kurze, melodiſche Übungsſtücke, deren Inhalt natürlich die Grenzen des erſten Könnens nirgends überſchreitet und durchaus im Rahmen der bisher gewonnenen Unterrichtserfolge ſich bewegt, dem Schüler Luſt und Liebe zur Sache zu erhalten. Bei Schülern von jenem zähen, ausdauernden Wollen, wie es z. B. dem engliſchen Charakter faſt ausnahmsweiſe eigentümlich iſt — die Engländer, welche auf deutſchen Konſervatorien ihre pianiſtiſche Ausbildung ſuchen, zeichnen ſich faſt alle durch vortreffliche Technik aus! — fällt natürlich auch das „Intereſſantmachen“ der Fingerübungen weg, und der Lehrer kann ſein Augenmerk lediglich der techniſchen, wie den muſikaliſchen Problemen des Unterrichts zuwenden. Daß taktſchwache Schüler beim Spielen laut zu zählen haben, verſteht ſich wohl von ſelbſt; nicht minder einleuchtend iſt der ſchon von Beethoven nachdrücklich betonte muſikaliſch-pädagogiſche Grundſatz, daß der Lehrer eines Fehlers wegen einen gut beanlagten Schüler nicht mitten im Spiele unterbrechen und ihm durch oftmalige Wiederholungen eines techniſch gut beherrſchten Stückes Widerwillen und Abneigung gegen dasſelbe einflöße. Eine beſondere Aufmerkſamkeit iſt auch dem Pedalgebrauch zu widmen; jugendliche Schüler haben eine ganz beſondere Freude daran, durch äußerſt verſchwenderiſchen Gebrauch des Pedals dem Klavierton jenen ſtolzen, rauſchenden Klang zu geben, in deſſen glänzendem Schimmer die kleineren Fehler nur zu leicht verſchwinden. Die Schüler ſollten im erſten Unterrichtsjahre und darüber hinaus überhaupt kein Pedal gebrauchen, weil das Ohr dadurch verwöhnt und die Leichtfertigkeit des Spiels gefördert wird, und wenn ſie es dennoch gebrauchen, ſo ſind dabei auf das Strengſte die vorgeſchriebenen Zeichen zu beobachten.

Daß ſchließlich für die pianiſtiſche Erziehung eines begabten Schülers das zur Verwendung gelangende Unterrichtsmaterial neben der Qualität des Lehrers von ausſchlaggebender Bedeutung ſein muß, braucht nicht erſt bewieſen zu werden. Es iſt ſehr ſchwierig, irgend eine von den vielen guten Klavierſchulen, welche wir beſitzen, als die abſolut beſte bezeichnen zu ſollen; denn alle guten Klavierſchulen laufen auf dem Wege einer rationellen, natürlichen, vom Elementaren zum Zuſammengeſetzten, vom Einfachen zum Schwierigen überleitenden Erziehungsmethode. Ein talentvoller Schüler wird aus jeder dieſer Schulen etwas Tüchtiges lernen können. Im allgemeinen aber ließe ſich wohl behaupten, daß der Begriff „pianiſtiſche Ausbildung“ mit dem Begriff „Etüde“ zuſammenfällt; das Etüdenſpielen iſt ſowohl für den Berufspianiſten, wie für den Dilettanten — in der alten, guten Bedeutung des Wortes — die eigentliche hohe Schule des Klavierſpiels. Da es Etüden in ſo überaus reichlicher Auswahl gibt, daß ſelbſt für das erſte Klavierjahr ein ausgiebiger Übungsſtoff ſich aufſammeln läßt und für die Praxis fruchtbar gemacht werden kann, ſo wird der Schüler, ſobald er im Notenleſen eine tüchtige Fertigkeit erlangt hat, ſobald ſein rhythmiſches Gefühl im Erſtarken begriffen iſt, ſobald die Übungen bei ſtillſtehender Hand die Fingergelenke gelockert, einen kräftigen, ſoliden und unabhängigen Anſchlag herbeigeführt und die Haltung der Hand (eventuell mit Hülfe der recht empfehlenswerten Handleiter) eine ſtabile geworden iſt, mit Ausſicht auf Erfolg zum Etüdenſpielen übergehen können; vorausgeſetzt muß jedoch werden, daß er die Übungen im Fünftöne-Syſtem — wie es oben beſprochen wurde — allmählich auf alle Tonſtufen, alſo auch auf die Kreuz- und B-Tonarten, ausgedehnt und gründlich abſolviert hat. Die Etüdenlitteratur zerfällt je nach den Zwecken, denen dieſe Muſikſtücke dienen, in zwei Hauptgruppen: erſtens „in Etüden für ſolche, die ſich ganz für die Muſik ausbilden, ſei es aus angeborenem Talent, das keine andere Berufswahl geſtattet, ſei es (bei Dilettanten) aus dem Bedürfnis, die Muſik ſo gründlich als möglich zu erlernen, aus Neigung, als Steckenpferd neben einem andern Lebensberuf. Hierher gehören die Etüden von Clementi, Kompoſitionen von S. Bach, Händel, Skarlatti, ... ſämtliche Etuden von Cramer (zum Teil ausgezeichnete Meiſterwerke!), Hummel, Al. Schmitt, Keßler, Chopin, Schumann, Moſcheles; Capricen von A. E. Müller; ein Teil der Etüden in der Klavierſchule von Lebert und Stark; Etuden von Krauſe, St. Heller, Henſelt; die beſten von Bertini (Auswahl), Czerny, Kalkbrenner, Köhler, Mendelsſohn; verſchiedene Kompoſitionen von Mozart (Phantaſien) und vieles von neueren gediegenen Komponiſten; zweitens: in Etüden für ſolche Dilettanten, welche die Muſik weniger gründlich erlernen wollen und weniger Talent oder Zeit zum Üben haben. Hierher gehören Etüden von H. Herz, Hünten, Bertini, Döring, Riehl, Berens, Duvernoy, Schulhoff, Döhler, Löſchhorn, Henſelt, Concone, Vollweiler“ u. ſ. w.*)

Aus der Reihe der zuletzt genannten Komponiſten wird mancher auf den Schüler im erſten Klavierjahre fördernd und anregend einwirken. Es fragt ſich noch, wann und wie lange ſoll der Schüler üben? Während des erſten Unterrichts iſt ein tägliches Üben von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden völlig ausreichend; nach der Anſicht hervorragender Klavierpädagogen iſt es gut, dieſe Übungszeit in zwei Hälften abzuteilen, die in gleicher Weiſe auf den Vormittag wie auf den Nachmittag verlegt werden. Im zweiten Klavierjahre ſind zwei Stunden das Minimum, das der Schüler üben muß, wenn er es zu einem künſtleriſchen Klavierſpiel bringen will. Da aber glücklicherweiſe die Mehrzahl der Menſchenkinder, welche Klavier ſpielen lernen, es nicht in der Abſicht thun, um nach der Palme des Pianiſten zu ringen und mit ihrem Ruhme die Welt zu erfüllen, ſo wird man, zumal die elementar-wiſſenſchaftliche Erziehung, ſowie die körperliche Erziehung des Schülers ohnehin den Tag als etwas knapp erſcheinen laſſen, jene zwei Übungsſtunden mit gutem Gewiſſen als ein Maximum betrachten können, über das im Intereſſe der Geſundheit des Schülers nicht hinausgegangen werden darf. Und dieſe Übungsſtunden werden auch ſo zu legen ſein, daß einerſeits aus ihnen dem Schüler für den folgenden Schulunterricht keine Ermüdung erwachſe, und daß andrerſeits der Schüler nicht müde und abgeſpannt von dem vorhergegangenen Unterricht an das Klavier ſich ſetze. Erholungspauſen, reine Luft und kräftige Bewegung im Freien werden ſtets den Schüler friſch und elaſtiſch machen. Noch etwas verdient erwähnt zu werden: Da das Klavierſpielen einen intenſiven Kraftverbrauch erfordert und den Muskelapparat energiſch in Anſpruch nimmt, ſo muß die Nahrung des Klavierſpielers zum größten Teile aus Fleiſchkoſt beſtehen. Nur dadurch, daß die verbrauchten Kräfte reichlich wieder erſetzt werden, wird einer wirtſchaftlichen Notlage des Körpers vorgebeugt, die ja überall dort eintreten muß, wo mehr ausgegeben als eingenommen wird.

Läßt der Schüler den Lehrer während der Unterrichtsſtunde Symptome der Ermüdung, der Zerſtreutheit oder der Unluſt erkennen, da hat ſich als ganz vortreffliches Mittel, den geſunkenen Mut wieder zu beleben, das Vierhändigſpielen oftmals bewieſen. Auch hier iſt darauf zu achten, daß jeder Spieler wieder genau vor den Mitteltönen ſeiner Klaviaturhälfte ſitzt. Im übrigen fördert das Vierhändigſpielen die muſikaliſche Sicherheit und Selbſtändigkeit, da es dem Scharfſinn des Schülers überlaſſen bleibt, die Bedeutung ſeiner Partie zu jener von dem zweiten Spieler geſpielten in Beziehungen zu bringen. Das Durchſchreiten der Melodie von dem einen zum andern Part, die reicheren harmoniſchen Verhältniſſe, und die daraus ſich ergebende Vollſtimmigkeit, die Gleichordnung der beiden Spieler und der Wettſtreit, dieſe Gleichordnung aufrechtzuerhalten, dabei die Unterordnung dem Muſikſtück gegenüber: das alles wirkt freilich mehr unbewußt als bewußt auf die Phantaſie des Schülers und erfüllt ſie mit neuer Spannkraft. Die meiſten ſelbſt der jüngſten Klavierſchüler können gewöhnlich kaum den Augenblick erwarten, in dem das Vierhändigſpielen „losgeht.“ Ein pädagogiſch ſcharfblickender Lehrer kann mit dieſem Mittel wahrhaft Wunder wirken, nachdem er durch Fingerübungen, Etüden und durch das Spiel von leichten, melodiſchen, zweihändigen Stücken das pädagogiſche Ziel einer Unterrichtsſtunde erreicht hat.

Gegen den Strom.

Von A. Trinius. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Guten Abend, Kienbuſch!“

„Juten Abend, Dore! Siehſt du, das is hübſch von dir, daß du kommſt. Ach, ick wußt’ es ja — ick wußt’ es ja! Warte ’mal, eenen Moment.“ Er kletterte hinunter zur Treppe, bog ſich über Bord und reckte ihr ſeine hartſchwielige Rechte hin. „Jieb mir dein Patſchhändchen, Dore — ſo — ſo! Ach, Dore, es is ein Hundeleben!“

Das Mädchen ſeufzte tief.

„Haſt recht, Doriken, dir geht’s noch ſchlechter,“ fuhr Kienbuſch mitleidig fort, „aber allens Böſe rächt ſich, un es hat ſich jerächt, ſehr jerächt! Der Alte drinn — Jott verzeih mir’s — hat’s faſt verdient.“

Die im Boot Sitzende ſchüttelte traurig den Kopf.

„Sprich nicht ſo, Kienbuſch. Das darfſt du nicht. Er iſt hart geweſen, aber er hat viel gelitten und viel Unrecht erfahren.“

„Ach, Dore, wenn er dir doch jetzt hörte, es würde jewiß allens jut. Er haßt dir.“

„Ich weiß es, Kienbuſch. Er kann mich auch nicht lieben. Und deshalb mußte Karl fort. Aber nun laß das gut ſein. Wie geht es ihm? Mein Vater ſchickt mich.“

„Dein Vater?“ Kienbuſch ſchüttelte ungläubig ſeinen Graukopf.

„Ja, es wird vielleicht notwendig ſein, daß er Pflege braucht — —“

„Sehr, Dore, ſehr — —“

„Nun, ſiehſt du, Kienbuſch, das iſt nun einmal Weiberſache, und da ihr hier ſo allein auf euch angewieſen ſeid, ſo — —“.

„So wollteſt du Karls Vater pflegen. Was, Dore?“

Das Mädchen nickte.

„Ja, Kienbuſch, das wollt’ ich tagüber, bis ich wieder überflüſſig geworden bin.“

„Ach, Doriken, du biſt ein Engel!“

Sie lächelte matt. Dann reichte ſie dem Knechte die Hand.

„Gute Nacht, Kienbuſch! Ich werde morgen früh kommen. Des Nachts übernehmt ihr die Wache. Sobald er mich erſt wieder erkennen kann, wird er mir ohnehin die Tür weiſen.“

„Dore, ick wollte, ick könnte lügen. Aber — — ihr kennt ihn ja.“

„Alſo morgen früh, Kienbuſch!“

„Jawoll, Dore!“ Der Knecht beugte ſich hinab und flüſterte: „Wo iſt Karl?“

„In Hamburg. Er will verſuchen, dort eine Anſtellung auf einem Schiffe zu bekommen.“

„Und dann, Dore?“

„Dann? Dann geht er fort in die Welt.“

„Die is weit, Dore!“

„Ja, und das Meer iſt tief, Kienbuſch!“ Es zuckte in ihrem Geſicht von innerſter Bewegung heftig auf. Schweigend wandte ſie den Nachen um und ſchwamm über die dunkle Waſſerflut zurück.

„Armes Mädel!“ murmelte Kienbuſch. „Der Alte drinnen hat ſie unglücklich gemacht, und doch kann ſie ihm nicht gram ſein. Und ihr eigner Vater ſchickt ſie her. Das verſtehe, wer will. Ick nich!“

Er ging in die Kajütte, zündete ein Licht an und warf ſich dann zur Nachtwache auf die Bank. Seine Gedanken abzulenken, verſuchte er, die ſoziale Frage wieder aufzunehmen. Aber ſelbſt dieſe Behandlung ſeines Lieblingsthemas wollte heute nicht recht verfangen. Bald ſah er in Dores verweinte Augen, dann fuhr er auf, als habe ihn das dumpfe Fallen eines menſchlichen Körpers ins Waſſer emporgeſchreckt, und dann wieder brauſte vor ihm der ſchäumende Wogenſchlag des Meeres. Nach der Ferne, wo Himmel und Weltmeer ſcheinbar zuſammenfloſſen, ſtrebte ein gewaltiges Schiff. Unweit des Steuers ſtand einſam ein Matroſe und ſtarrte mit tieftraurigen Blicken auf das mehr und mehr entſchwindende Feſtland. Kein Muskel zuckte in dem blaſſen Angeſicht; unbeweglich, ſtumm nahm er Abſchied von der Heimat. Immer winziger ſchrumpfte das Schiff zuſammen, jetzt ſchien es nur noch ein aufblitzender Punkt am Horizont, und endlich war auch dieſer in Waſſer und Wolken aufgegangen. Dann ſchlugen die Worte Dores an das Ohr des im Halbſchlummer ruhenden Knechtes: „Das Meer iſt tief!“ Und er ſprang, wie von einem Furchtgeſpenſt berührt, von der Bank empor und öffnete die Kajüttenthür leiſe. Der Nachtwind ſtrich um ſein Geſicht. Leiſe gurgelte das Waſſer gegen den Bug des Schiffes, und aus einer fernen Straße klang das verhallende Rollen eines Wagens. Sonſt war alles ſtill. Nirgends ein Lichterſchein. Die Laternen waren bereits ausgelöſcht. Im Oſten kündete wachſende Helle den neuen Morgen an. Kienbuſch horchte lange hinaus. Dann ließ er ſich wieder auf der Bank nieder.

---

*) Vergl. das ausgezeichnete, fleißige Buch „Wegweiſer durch die Klavierlitteratur“, für Lehrende und Lernende von Karl Eſchmann; dritte Auflage (umgearbeitet und vermehrt) von Adolf Ruthardt (Leipzig, Gebrüder Hug, 1888). Dieſes Werkchen ſollte jeder Klavierlehrer beſitzen! Es iſt unentbehrlich!

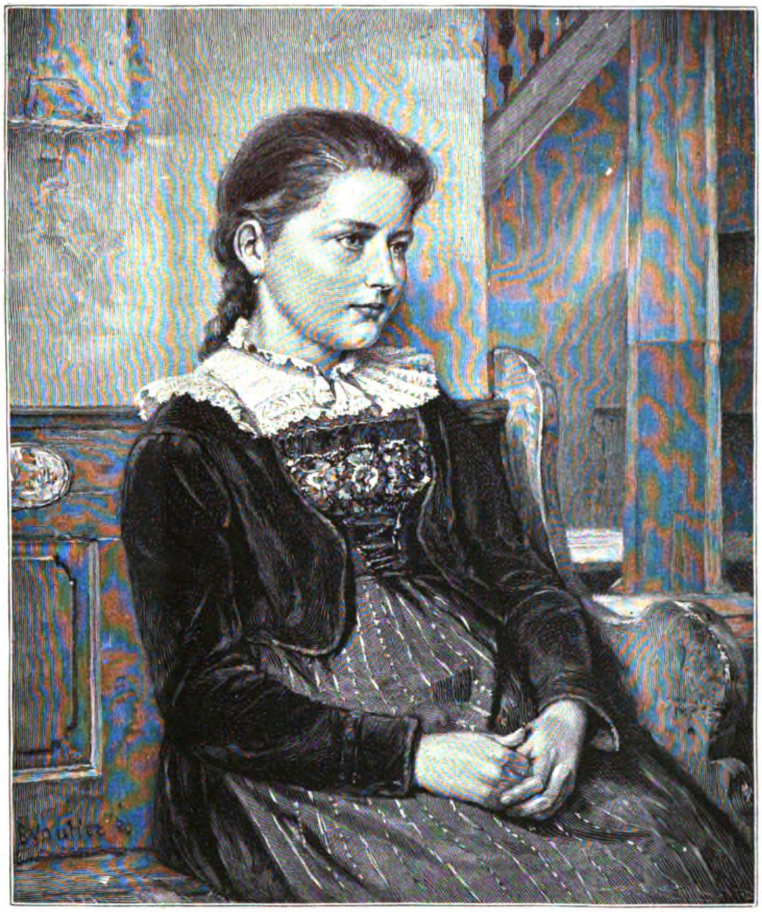
„Man wird alt und unbrauchbar,“ murmelte er. „Jetzt fange ich an, mir in meiner eignen Jeſellſchaft zu fürchten!“

Am Morgen, es war noch ziemlich früh, und der Verkehr begann erſt langſam ſich zu entwickeln, ſchritt Dore Kurtze über den Holzſteg, der zu dem Schiffe des alten Wulkow führte. Kienbuſch ſchien ſie bereits erwartet zu haben. Er kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

„Wie geht's ihm?“ frug Dore.

„Schlecht! Er erkennt mich nicht mehr. Es muß ein ſtarkes Fieber ſein. Hoffentlich kommt der Doktor bald!“

Sie ſtiegen beide in die Kajütte hinab. Der Kranke ſtöhnte laut. Dazwiſchen ſtieß er halbverſtändliche Worte aus. Einmal fuhr er jäh auf und ſchrie: „Karl!“ Kienbuſch ſah das Mädchen von der Seite an, doch als er merkte, daß es ſich, wie um etwas zu verbergen, umwandte, ſchwieg er. Bald darauf ſchlug der Fiebernde die Augen auf und ſtierte beide an. Aber kein Anzeichen der Erkenntnis prägte ſich in ſeinen Zügen aus. Er warf ſich auf die andere Seite, und wilde Phantaſieen durchwühlten ſein Hirn.



In der Kirche. Nach dem Gemälde von B. Vautier.

Bald nach neun Uhr erſchien der Doktor. Es bedurfte keiner langen Unterſuchung. Er verordnete Eisumſchläge und fortgeſetzten Gebrauch der geſtern verſchriebenen Arzenei. „Ein ernſter Zuſtand,“ ſagte er, „doch ich hoffe, ſeine ſtarke Natur wird kräftigen Widerſtand bieten.“

„Gott gebe es!“ ſagte Dore.

Der Doktor wandte ſich um. Er ſchien erſt jetzt die Anweſenheit des Mädchens zu bemerken, und als ſein Auge nun auf dasſelbe fiel, ſtutzte er, von der eignen Schönheit desſelben betroffen, einen Augenblick. Dore aber ſah ihn ruhig an.

„Es iſt nicht lebensgefährlich?“ frug ſie.

„Nein, ich hoffe es wenigſtens nicht. Bei regelmäßiger Pflege kann alles gut werden.“ — „Daran ſoll es nicht fehlen, Herr Doktor!“ — „Die ſchönſte Aufgabe einer Tochter!“ — „Das bin ich nicht, Herr Doktor!“ — Nee, nee, leider nich!“ brummte Kienbuſch in der Ecke. „Aber es wäre beſſer, wenn — —“ Dore winkte ihm zu. „Der Alte verſteht mir ja doch nich, Dore, ſo nich und ſo nich.“ Und der alte Knecht drehte in verbiſſenem Unmute ſeine verſchoſſene Mütze in den knochigen Händen. — „Wollen Sie ihn pflegen, Fräulein? Es iſt eine ſchwere Pflicht, die Sie ſich da aufladen. Es heißt, Tag und Nacht auf dem Poſten ſein.“ Der Arzt ſah ſie fragend an. — „Es handelt ſich hier um ein Menſchenleben, und der alte Mann ſteht allein und verdient's um mich,“ antwortete Dore, während ihre Augen wie ſuchend aus dem Fenſterchen über das Waſſer irrten.

Der Arzt reichte ihr zum Abſchied die Hand.

„Sie thun ein gutes Werk,“ ſagte er, „und darauf ruht immer Segen.“ — Dore war blaß geworden. „Nicht um meinetwillen thu ich es,“ ſprach ſie leiſe.

Der Doktor empfahl ſich. Als er hinaus war, polterte Kienbuſch vor ſich hin: „Um een Menſchenleben handelt's ſich! Das ſtimmt, Dore! Aber daß der das um dir verdienen ſoll — das ſtimmt nicht, Dore!“

„Das verſtehſt du nicht, Kienbuſch.“

„'s is mir vielleicht zu hoch! Mag ſein, Dore!“ Er zuckte die Achſeln und verließ in gut geſpieltem Gekränktſein die Kajütte.

Doch bald darauf öffnete er ſchon wieder die Thür und ſteckte den Graukopf durch die Spalte.

„Doriken, du bleibſt vorläufig alſo janz und jar hier?“

Die Gefragte nickte ſtill lächelnd.

„Schönicken, dann werd' ick's drüben melden, von wegen die Ausſteuer vor dir. Dein Vater kann dann die Sachen 'rüber ſchicken. Unterdeſſen — —“ Er nickte und verſchwand wieder.

Dore Kurtze hatte ſich für die nächſte Zeit völlig häuslich in der Kajütte des Kranken eingerichtet. Sie kochte, ſie hielt die kleine Wirtſchaft in Ordnung und pflegte unermüdlich bei Tag und Nacht den Fiebernden. Kienbuſch war ihr treu zur Seite. Er beſorgte die Gänge, half in der kleinen Wirtſchaft, wo er nur konnte, und ſeine ſtille Verehrung für das Mädchen ging ſo weit, daß er ſich am liebſten allnächtlich wie ein treuer Hund wachehaltend vor die Kajütte ins Freie gelegt hätte, wenn nicht Dores energiſcher Widerſpruch und ein plötzlich eingetretenes rauhes Regenwetter ihm dies verboten hätten. Anfangs erſchien der Arzt täglich zweimal; als eine Woche verfloſſen war, beſchränkte er ſich auf einen Beſuch jeden Tag. Dore ſah dies mit Recht als ein Zeichen entſchwindender Gefahr an, und ſie äußerte ſich auch in dieſem Sinne.

„Wohl,“ ſagte der Doktor, „ich habe vorgearbeitet, was in meiner Kraft ſtand. Jetzt müſſen wir die Hoffnung einem gütigen Geſchick und Ihrer Pflege anvertrauen. Sie ſind jetzt ſein Arzt, mehr denn ich. Und dennoch möchte ich Sie bitten, ſich zu ſchonen. Sie ſehen erſchöpft aus und haben auch Rückſicht gegen andere zu üben.“

Dore ſchüttelte den Kopf.

„Die Pflege ſtrengt mich nicht an — gewiß nicht, Herr Doktor.“ Es ſchoß rot über ihre Schläfen. „Sie dürfen nicht glauben, daß ich krank bin — wenn — wenn ich auch ſo ausſehe. Das kommt alles wieder.“

„Jawoll! Hat ſich was!“ platzte Kienbuſch in unterdrückter Wut heraus und trommelte dann, verlegen über dieſen Ausbruch verbotener Empfindungen, unruhig gegen die Fenſterſcheibe.

Der Doktor gab noch einige Anordnungen und ermahnte Dore nochmals, ihre eigne Geſundheit nicht völlig zu vergeſſen. Dann empfahl er ſich, von Kienbuſch begleitet, der nach der Apotheke hinüberging. Als Dore ſich allein wußte, ſank ſie auf einen Stuhl nieder und bedeckte ſchluchzend das Geſicht mit beiden Händen. —

Drei Wochen waren ſo vergangen. Eines Tages war die Macht des Fiebers gebrochen. Auch die Stirnwunde war faſt verheilt. Dafür lag jetzt der Kranke im langen Schlafe, der nur durch kurze Pauſen unterbrochen wurde, in denen er Nahrung eingeflößt erhielt. Selten, daß er mal die Augen öffnete, die dann meiſtens matt und teilnahmlos auf einem Punkte weilten, um bald wieder erſchöpft zuzufallen. Die feſte Natur des Alten brauchte, trotzdem ſie den Sieg über die Krankheit davongetragen, dennoch Zeit, die verfallenen Kräfte wiederzugewinnen. Trotzdem ging es aufwärts. Anders bei Dore. Sehnſucht und die Anſtrengungen der raſtloſeſten Pflege zehrten an ihrer Geſundheit. Selbſt die Stunden der Ruhe vermochten nicht mehr, ihr Erholung zu geben. Schlaflos hing ſie nur dem einen bohrenden Gefühle des Schmerzes nach. Sie hatte Kienbuſch gebeten, nicht mehr von Karl zu ſprechen. „Er iſt fort,“ hatte ſie geſagt, „und wenn er wiederkehrt, iſt's nur, um von mir Abſchied zu nehmen. Er iſt zu ſtolz, um ſeinen Vater zu bitten, und derſelbe hat ein Recht, uns zu haſſen. Darum muß es aus ſein zwiſchen uns. Je eher, je beſſer!“ Auf ſolche Rede hatte Kienbuſch nur das Haupt geſchüttelt und das Mädchen angeſtarrt, als rede dasſelbe irre. Aber ein ſtarkes menſchliches Gefühl, ſei es in Freud oder Leid, gewaltſam in ſeiner Sehnſucht und dem ſtürmiſchen Drange, ſich mitzuteilen, niederzudämpfen, iſt ein Vergehen, das ſich gegen die Natur kehrt. Und wer ein tiefes Weh, weltabgewandt, in ſein Innerſtes einſargt, der muß ſich langſam verzehren, ſtill dahinwelken wie eine Pflanze ohne Nahrung und Licht. Denn für ein trauernd Herz ſind Anteilnahme und Zuſpruch beides: Erde und Sonnenſchein.

Allmählich kehrte dem alten Wulkow das Bewußtſein und die Erinnerung an die einſtigen Vorgänge zurück. Als er zum erſtenmal, ohne Dores Wiſſen, erkannte, wer mit rührender Hingabe um ihn thätig war, fühlte er einen ſtechenden Schmerz in der Bruſt. Er ſchloß die Augen wieder und überließ ſich ſeinen wandernden Gedanken. Aber gar oft, wenn Dore abſeits hantierte oder mit einer kleinen Handarbeit beſchäftigt war, da hob er ſachte die Lider und ließ ſeine Blicke wie gebannt auf den bleichen, abgehärmten und doch noch immer ſo ſchönen Zügen des Mädchens ruhen. Da kam es über den harten Mann wie ein Goldſchimmer eigner Jugend und erſten Liebesglückes. Denn das war ihr Haupt, ihr Wuchs, waren ihre Augen! Ja, ihre Augen, und doch wieder nicht! Das wilde Flackerlicht glimmender, nur mühſam verhaltener Leidenſchaft fehlte ihnen. Ein ſtarkes Empfinden leuchtete darin, aber abgeklärt, gefeſtigt, treu und tief. Da ſeufzte der Kranke bang auf, ſo daß Dore mehr wie einmal ſich beſorgt umwandte. Dann lag er ſtill, die Augen mit der Hand bedeckt oder in das Kiſſen vergraben, um ſeine innere Bewegung nicht zu verraten. —

Es war an einem Oktobertag. Die Sonne durchblitzte das kleine Gemach und goß einen Schimmer von Freude und Glück über Welt und Menſchenherzen aus. Nur in Dores Gemüt fiel kein Strahl hinein. Sie ſaß am Fenſter, die Hände lagen ſchlaff im Schoße, das Haupt war rücklings gegen die Wand gelehnt. Unbeweglich ruhten ihre Augen auf dem Waſſer draußen, in deſſen Wellen die Sonne wie in unzähligen Demantfunken ſich widerſpiegelte. Sie glich einem Menſchenbilde, aus deſſen irdiſchem Teile die Seele ſich ſoeben ſtill emporgeſchwungen hatte. Sie hörte nicht, wie in der Ecke der Kranke ſich regte. Wulkow war erwacht. Er fühlte ſich heute überaus gekräftigt. Ein heiterer Traum hatte ſeine Sinne umgaukelt, und als wolle er denſelben nun feſthalten, blieb er noch eine Weile mit geſchloſſenen Augen liegen. Als er ſie endlich öffnete, traf ſein Blick die ſtumme und bleich am Fenſter lehnende Geſtalt des Mädchens. Lange ruhten ſeine Augen auf ihr. All das Harte und Abwehrende in ſeinem Antlitz war entwichen. Im Gefühl wiedergewonnener Geſundheit ging alles andere unter. Erwachende Lebensluſt, Dankbarkeit und Sehnſucht nach Frieden ſtritten in ſeiner Bruſt.

„Dore!“ rief er leiſe.

Die einſame Träumerin fuhr auf. Sie ſchien ihren Sinnen nicht recht trauen zu wollen. Sie legte die Hände an die Schläfe und ſah erſchreckt dorthin, von wo der Ruf ergangen war.

„Dore!“ wiederholte Wulkow noch einmal.

Nun ſtand ſie vor ihm. Ein jähes Rot hatte ſich über ihr bleiches Geſicht gelegt.

„Was wünſcht ihr?“ fragte ſie, regungslos verharrend.

Er reckte ihr die Hand hin, in welche ſie zögernd, ohne aufzublicken, die ihrige hineinlegte.

„Wie kommſt du hierher, Dore?“

Sie zauderte mit der Antwort. Endlich erwiderte ſie leiſe: „Mein Vater hat mich herübergeſchickt.“

„Dein Vater!“ Wulkow hatte ſich etwas emporgerichtet und blickte dem Mädchen mit weit aufgeriſſenen Augen in das traurige Geſicht. „Dein Vater?“ ſagte er nochmals, als wolle er ſich vergewiſſern, daß er recht verſtanden habe.

Dore nickte ſtumm.

„Und du haſt es gethan, aus Gehorſam gegen deinen Vater?“

Sie ſchüttelte den Kopf. Dann riß ſie ſich los und hielt die Hände abwehrend gegen den Kranken.

„Nein, nein!“ rief ſie, „nicht aus Gehorſam, nicht für mich und mein geſtörtes Glück — — laßt's gut ſein — fragt nicht weiter!“ Sie ſchlug die Hände vors Geſicht, ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Nicht für ihn, nicht für dich?!“ Wulkow ſah ſie fragend an. „Dore!“ fuhr er dann fort, „antworte mir!

Wenn du es nicht thateſt, mein Herz wieder weich zu machen für dich und ihn, den ich von dieſer Schwelle wies, warum kamſt du dann zu mir?“ Er hatte ſich aufgerichtet und eine ihrer Hände ergriffen.

„Ihr ſollt nicht weiter fragen!“

„Es iſt beſſer, Dore, ich thu's. Warum?“

Sie rang mit ſich.

„Warum?“ ſtieß ſie endlich hervor. „Weil ich ein Teil deſſen wieder gut machen wollte, was meine Mutter einſt an euch geſündigt; weil der Fluch, der auf mein Haupt und mein Glück niedergefallen und mich in Jammer und Verzweiflung geſtürzt, das Gericht deſſen iſt, der die Sünde der Väter rächt an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; weil ich abbüßen wollte, was Vater und Mutter an Schande einſt über euch und euer Haus gebracht haben.“ Sie war niedergeſunken und hatte ſchluchzend das Haupt an den Bettrand gelegt. Erſchüttert blickte der alte Schiffer nieder auf die zuckende Mädchengeſtalt. Ein Schweigen trat ein, nur unterbrochen von dem leiſen Wimmern der Knieenden.

Nun legte Wulkow ſanft die Hand auf ihr braunes Haar.

„Dore!“ ſo kam es faſt tonlos über ſeine Lippen. „Wer hat dir das geſagt, was du nie zu wiſſen brauchteſt?“

„Er ſelbſt, mein Vater! An jenem Abend, wo ſich Karl aus meinen Armen riß, als alle Zukunft, alles Glück tot vor uns lag, als ich vor meinen Vater, euren Namen verwünſchend, trat, da war er es ſelber, der, getroffen von dem Geſchick ſeines einzigen Kindes, die Schandthat ſeines Lebens bekannte. Seit jener Stunde hat mich nur noch ein Gedanke beſchäftigt: an euch einmal etwas thun zu können, damit ihr fühlen lernen ſolltet, daß noch nicht alle Reue und Scham und das Gefühl tiefſter Schuld aus der Welt verſchwunden iſt. So kam ich her, und ſo gehe ich wieder. Denn ich habe weder Anrecht noch Hoffnung auf Glück!“

Sie trocknete ſich die Thränen aus dem Geſicht und richtete ſich dann wieder langſam empor. Der Kranke war in das Kiſſen zurückgeſunken. Er ſchien etwas ſagen zu wollen. Seine Bruſt hob ſich raſch, und die Lippen bewegten ſich lautlos. Doch von innerſter Erregung übermannt, vermochte er nicht, zu ſprechen. Er machte mit der Rechten einige Zeichen in der Luft und wandte ſich ſchweigend mit dem Kopf gegen die Wand. Dore warf einen traurigen Blick auf das Bett, dann verließ ſie ſtill den Kajüttenraum. Draußen ſtieß ſie auf Kienbuſch. Er hielt eine Poſtkarte in der Hand.

„Dore,“ ſagte er, „übermorgen jeht's Einladen los. Da werd' ick mir wieder nach einigen Anarchiſten umſehen müſſen.“

„Thue das nur, Kienbuſch,“ lächelte Dore. „Unſer Kranker iſt ohnehin faſt geſund. Er bedarf keiner Pflege mehr und wird bald aufſtehen können. Da kommt der Doktor. Der wird's beſtätigen.“

Als der Arzt wieder aus der Kajütte zurückkehrte, ging ihm Dore entgegen.

„Nun, Herr Doktor?“ frug ſie. „Wie ſteht's?“

„Vortrefflich, vortrefflich!“ erwiderte dieſer vergnügt. „Er will durchaus aus dem Bette, und das iſt das beſte Zeichen. Ich habe ihm geſtattet, heute Nachmittag damit zu beginnen. Jeden Tag etwas länger. Wollen mal ſehen, wie's ihm bekommt. Ich denke, jetzt ſoll's ſich machen. Nun kommen Sie aber an die Reihe. Schütteln Sie nicht den Kopf, es iſt Ihre Pflicht, jetzt etwas für ſich zu thun.“

„Ich bin nicht krank, Herr Doktor!“ ſchaltete Dore ein.

„So, nicht krank?! Geduldig im Pflegen und ungehorſam, wo es ſich um die eigne Geſundheit handelt. Wir werden uns noch ſprechen. Adieu, ich habe heute etwas Eile!“ Der Arzt lüftete leiſe den Hut und verließ das Schiff.

„Der Mann jefällt mir, Dore,“ hob jetzt Kienbuſch an und ſah dabei ſteif ins Waſſer. „Netter Mann, un ſo menſchenfreundlich. Wenigſtens einer, der's mit dir jut jemeint hat dieſe traurigen Wochen.“

„Kienbuſch?!“

„Wat denn, Dore?“

„Sieh mich mal an!“

„So — nu ſeh ick dir an. Wat is?“

„Sonſt hat es keiner mit mir gut gemeint? Was, Kienbuſch?“

„Det ick nich wüßte, Dore!“

„Gib mir mal deine Hand, Kienbuſch. Auch du nicht?“

„Ick? Aber Dore!“ Ein ſtrahlendes Lächeln überzog das faltige Antlitz des alten Schifferknechtes. „Jlaubſt du's wirklich, det ick — —“

Dore nickte.

(Schluß folgt.)

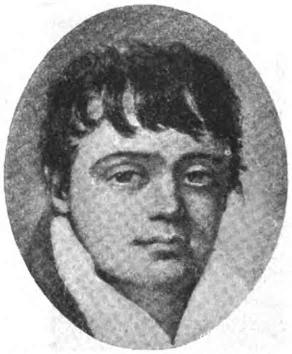
Das ſogenannte Beethovenbildnis von G. v. Kügelgen.

Von Dr. Theodor Frimmel. (Abdruck verboten.)

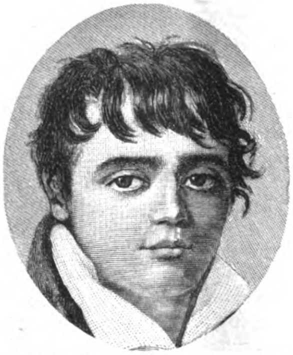
Im Laufe des vorigen Jahres machte es unter den Freunden des großen Beethoven, deren Zahl Legion iſt, einiges Aufſehen, als ſich von Bonn her die Kunde verbreitete: wir haben ein bisher gänzlich unbekannt gebliebenes Beethovenbildnis von ungewöhnlicher Schönheit entdeckt. Die Sache klang ſo, wie ſie gegeben wurde, ſehr verlockend. Denn es handelte ſich um ein in der That recht artiges Miniaturgemälde, für das man eine ſcheinbare Beglaubigung vorbrachte. Durch das gütige Entgegenkommen des Vereins „Beethovenhaus“ in Bonn wurde ich in die Lage verſetzt, den neu entdeckten Beethovenkopf noch vor ſeiner Publikation in Heliogravure und in vorzüglichem Farbendruck genau zu ſtudieren und mit den beglaubigten ſicheren Hilfsmitteln zu vergleichen. Das Ergebnis der Studien war freilich zunächſt ein ſehr unſicheres und ließ im Zuſammenhange mit der (unbewieſenen) Annahme, daß die Miniatur von G. v. Kügelgen gemalt ſei und, zuſammengehalten mit einer Art Überlieferung, immerhin die Möglichkeit zu, daß wir es hier mit einem Jugendbildnis Beethovens zu thun hätten. Die Überlieferung ſagte nämlich aus dem Munde des Sängers Herrn Franz Litzinger, des vorletzten Beſitzers der Miniatur, aus, daß Fr. Litzingers Vater das Bildchen „vor langer Zeit in Koblenz“ und zwar jedenfalls aus dem Nachlaſſe eines Koblenzer oder Bonner Privaten erworben habe. Dabei wurde angenommen, daß die Miniatur ſchon vor jener langen Zeit als Bildnis des Tonmeiſters gegolten habe, was freilich nicht zu beweiſen iſt. Bei Vater Litzinger ſei nun das Bildchen jahrzehntelang verſchloſſen aufbewahrt und nur ſelten gezeigt worden. Im Jahre 1885 wurde dann das Bild an den Sänger Georg Henſchel verkauft, durch welchen die Kunde von dem unbekannten Beethovenbildnis zunächſt einige Verbreitung fand, um ſpäter vom Verein „Beethovenhaus“ in Bonn in weitgehender Weiſe ausgenützt zu werden.

Die Vergleichung mit den ſicheren Beethovenbildniſſen, die ich im vorigen Jahre anſtellte, ergab nun eine ſehr ſtarke Abweichung der Naſe in der Miniatur von der wirklichen Naſe Beethovens, die ja bekanntlich mit dem ganzen Antlitz im Jahre 1812 in Gips abgegoſſen worden iſt. Auf erfolgte Aufforderung ſchrieb ich das Ergebnis meiner Vergleichung nach Bonn, wo man damals das Beethovenmuſikfeſt und die Beethovenausſtellung vorbereitete. Ich riet alſo zur Vorſicht. Dagegen fand ſich eine „berufenſte Perſönlichkeit“ bewogen, die Naſe auf der Miniatur für die beſtgetroffene Naſe Beethovens zu erklären, die bekannt ſei. Mein unbequemes Votum wurde beiſeite geſchoben, um mit dem bequemeren Ausſpruch jener „berufenſten Perſönlichkeit“ Lärm zu machen. Im Katalog der Bonner Beethovenausſtellung und ſpäter in „Über Land und Meer“ wurde das neuentdeckte Bildnis und ſeine wohlgetroffene Naſe geprieſen. Ich ſah mich dadurch veranlaßt, in einem Artikel der Hamburger „Signale“ (redigiert von Hugo Pohle) und in einer Notiz der Lützowſchen „Kunſtchronik“ darauf hinzuweiſen, daß ſie mit nichten bewieſen ſei, die ganze Mitteilung von einem neuentdeckten Beethovenbildnis des Gerh. v. Kügelgen. Weder die Autorſchaft Kügelgens noch die Benennung der dargeſtellten Perſönlichkeit ſei ſicher; man ſei voreilig zu Werk gegangen und hätte ſich unlogiſche Schlußfolgerungen erlaubt.

Zu meiner großen Freude fand mein Mahnruf ein Echo in der Redaktion des „Daheim“ in Leipzig, die mir kurz nach dem Erſcheinen der Notiz in Lützows „Kunſtchronik“ die getreue Nachbildung einer Zeichnung überſandte, welche mit dem ſogenannten Kügelgenſchen ſogenannten Beethoven die auffallendſte Ähnlichkeit hatte, eine Zeichnung, die aber ſtets als ein Bildnis des Dichters Max von Schenkendorff gegolten hat. Die genannte Redaktion vermittelte mir gütigſt die Provenienzangaben über das Schenkendorffbildnis, welches als Geſchenk des Grafen Egloffſtein (eines Zeitgenoſſen Schenkendorffs) an den bekannten Litterarhiſtoriker Dr. Robert Koenig übergegangen iſt. Koenig ſchreibt darüber: „Der verſtorbene Graf hat es mir ſelbſt bei Lebzeiten geſchenkt und verſichert, daß es ein gutes Bildnis (Schenkendorffs) ſei, was er beurteilen konnte, da er mit Schenkendorff 1813 vor Leipzig geſtanden und auch ſeitdem viel mit ihm verkehrt hatte.“ Das Bildnis gilt als eine Arbeit des Grafen Egloffſtein ſelbſt. „Daß der alte Graf das Bildnis ſelbſt gezeichnet,“ ſo fährt Koenig fort, „hat mir ſein in Potsdam lebender Schwiegerſohn, Oberſt v. Schmeling, beſtätigt; nur vermochte er nicht zu entſcheiden, ob es eine Originalzeichnung oder eine Nachbildung ſei. Das letztere iſt jedoch das Wahrſcheinlichere, da der alte Herr ſehr viele ſolcher Kopien gefertigt hat.“



Angebliches Beethovenporträt, fälſchlich Gerhardt von Kügelgen zugeſchrieben.



Bildnis des Dichters Max von Schenkendorff. Nach einer Zeichnung des Grafen Egloffſtein.

Hier haben wir alſo eine volle gute Beglaubigung vor uns, die auf einen Zeitgenoſſen des Dargeſtellten zurückgeht, der in perſönlichem Verkehr mit ihm geſtanden, der ihn genau gekannt hat.

Hier wird nun in Abbildungen hergeſetzt ſowohl die ſogenannte Kügelgenſche Miniatur als auch der beglaubigte Kopf Schenkendorffs, der (wie ich noch weiter bemerken will) auch mit einem anderen Bildniſſe des Dichters in Einklang zu bringen iſt, das ihn in etwas ſpäterem Lebensalter darſtellt. — Nun vergleiche man! Man vergegenwärtige ſich, was bisher vorgebracht worden iſt! Wer unparteiiſch iſt, muß anerkennen, daß wir in beiden Köpfen nicht nur dieſelbe Perſönlichkeit vor uns haben, ſondern auch, daß vermutlich das eine Bild nach dem andern kopiert worden iſt. Woher käme ſonſt die frappante Ähnlichkeit bis ins Kleinſte, bis zu ganz unweſentlichen Zügen herunter, wie der Bug im Kragen einer iſt, oder wie es die Anordnung der Haarſträhne iſt? Der Mund des Schenkendorff iſt ein wenig ſchmäler, als der beim ſogenannten Beethoven. Vermutlich hat Egloffſtein nach der Miniatur kopiert. Wenn man nun aber weiß, daß Egloffſtein kein ſouveräner Beherrſcher von Pinſel und Stift war, ſo wird man neben den zwingenden Beweisgründen, die in allem Übrigen liegen, ſich an dieſer Inkongruenz nicht ſtoßen. Es bleibt alſo entſchieden gar nichts anderes übrig, als die ſogenannte Kügelgenſche Miniatur für ein Bildnis des Dichters Max v. Schenkendorff zu halten. Der Genannte iſt am 11. Dezember 1784 zu Tilſit geboren. Demnach müßte die Miniatur um 1800 gemalt ſein. Vielleicht ſtammt ſie aus der Königsberger Zeit des Dichters. Daß ſie in Koblenz wieder zum Vorſchein gekommen iſt, wird niemanden in Erſtaunen ſetzen, der ſich daran erinnert, daß Schenkendorff 1815 als Regierungsrat nach Koblenz verzog und dort bis zu ſeinem Tode blieb. Nun klärt es ſich geradewegs auf, warum in der Familie Litzinger erzählt wird, daß die Miniatur aus dem Nachlaſſe eines Koblenzer oder Bonner Privaten ſtamme. Die Zuſchreibung an Kügelgen aber und die Benennung Beethoven wird einfach eine jener unzähligen leichtſinnigen oder auch gewiſſenloſen Streiche ſein, die von Auktionatoren und Trödlern ehemals ausgeführt wurden, und noch heute ausgeführt werden. Wer wird ſich durch ſolche Kniffe täuſchen laſſen, auch wenn ſchon etliche Dezennien lang darüber Gras gewachſen ſein ſollte? Es ſind höchſtens ſolche, die wohl auch glauben, daß ſie in dem großen Ölgemälde, das gegenwärtig in der Wiener Grillparzer-Ausſtellung als Beethoven zu ſehen iſt, ein authentiſches Bildnis des großen Tonmeiſters vor ſich haben. Es iſt dies ein Bildnis, das (nebenbei bemerkt) weder einen Schatten von Beglaubigung, noch eine Spur von Ähnlichkeit aufzuweiſen hat. Einſichtige Beethovenfreunde werden weder die ſogenannte Kügelgenſche Miniatur, noch den Beethoven in der Grillparzerausſtellung als wirkliche Beethovenbildniſſe anerkennen.

Auf dem Langen Markte in Danzig.

Von Robert Koenig. (Abdruck verboten.)

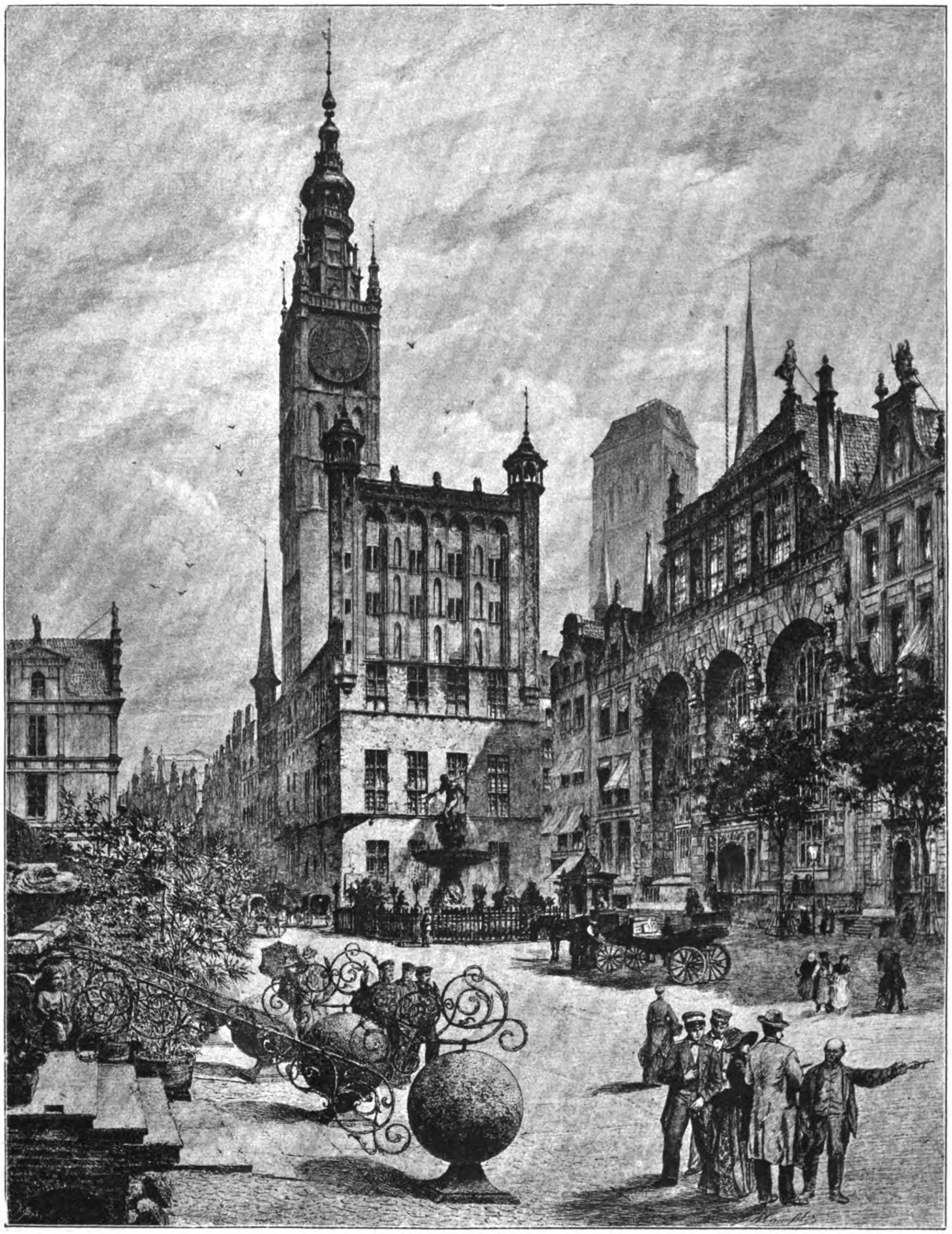
An den Langen Markt in Danzig knüpfen ſich meine liebſten Jugenderinnerungen. Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, als ich mit meinen Eltern aus der Altſtadt dahin überſiedelte. Der Umzug war uns allen nicht leicht geworden. Aus einem Eigenbeſitze, dem Erbe der Väter, in eine Mietswohnung, aus einem ganzen Hauſe in eine Etage zu ziehen — das war für alteingeſeſſene Danziger ein ſchmerzlicher Schritt. Auch der Knabe empfand ihn. Ihm fehlten fortan die zahlreichen geheimnisvollen Winkel auf den Bodenräumen des alten Hauſes; ihm fehlten die weite Hausflur und der geräumige Beiſchlag, wo es ſich ſo gut ſpielen ließ, und wie vieles andere noch, was den unſagbaren Reiz eines alten Danziger Hauſes ausmacht. Aber das Neue übte doch bald ſeine Wirkung auf das junge Blut.

Als am erſten Abend in der neuen Wohnung mein Blick ſich auf den Markt lenkte, der mondbeſchienen vor mir dalag, war es mir, als hätte ich den altbekannten Platz zum erſtenmal geſehen. Ich empfand etwas von dem, was ein paar Jahre darauf Eichendorff in die Verſe kleidete:

„Dunkle Giebel, hohe Fenſter
Türme tief aus Nebeln ſehn,
Bleiche Statuen wie Geſpenſter
Lautlos an den Thüren ſtehn.

Träumeriſch der Mond drauf ſcheinet,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg' zauberhaft verſteinet
Drunten eine Märchenwelt.“

Mir gegenüber lag an der Ecke der Lang- und Krämergaſſe das gotiſche „recht Stadtſche Rahthaus,“ wie es im alten Stile genannt wurde, deſſen hohes graues Gemäuer von einem zierlichen ſchlanken Turm mit phantaſtiſcher Renaiſſanceſpitze überragt wird, die keck und doch wunderbar harmoniſch in die Höhe ſtrebt. Von ihm erklang ſoeben wie aus ferner Höhe das wunderliche Glockenſpiel, welches der alte Chroniſt „ein ſchlagendes und lieblich ſingendes Uhrwerk“ nannte, und das noch jetzt jede volle Stunde eine Choralmelodie ertönen läßt, die allwöchentlich wechſelnd nach den Zeiten des Kirchenjahres ausgewählt wird. An jenem Abend war es das Lied: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan,“ welches an unſer Ohr drang, als wollte es uns über den ſchmerzlichen Wechſel der Dinge tröſten.



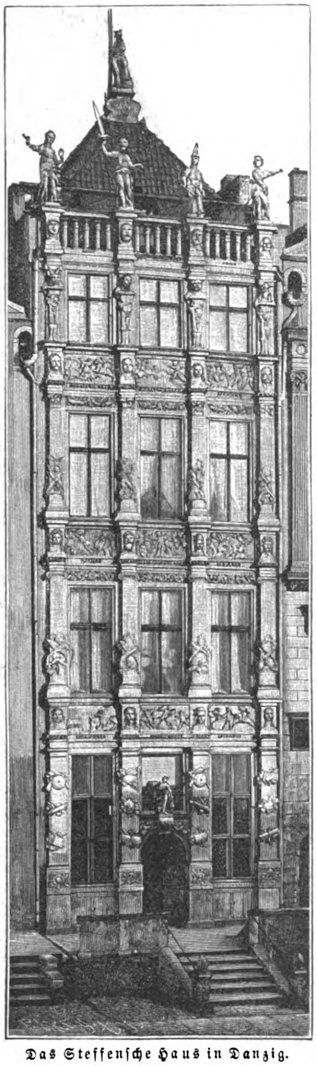
Der Lange Markt in Danzig. Radierung von B. Mannfeld.
(Verlag von Raimund Mitſcher in Berlin.)

Und dahinter in geheimnisvollen Umriſſen der ſchwerfällig viereckige, oben abgeſtumpfte Turm der Marienkirche, deſſen ſchönes vielſtimmiges Glockengeläute ich nun täglich aus nächſter Nähe vernehmen ſollte.

Dazu rauſchten die immerfließenden Waſſer des kunſtvollen **Neptunsbrunnens** vor dem **Artushofe** mit den drei hohen Spitzbogenfenſtern, über deſſen Urſprung ich erſt kurz vorher in der alten bilderreichen Chronik die wunderlichen Verſe eines Danzigers mit dem wunderlichen Namen Johannes Haſentöter geleſen hatte, und die lauteten:

„Ein König war in Engelandt,
Arthurus oder Artus genandt,
Ein gar weidlicher tapferer Heldt,
Al ſeine Feind' hatt er gefällt.
Sein Tugend iſt in manchem Landt
Auch an der Oſt-See woll bekandt.
Die Höff und Gärten er fundirt,
Drin eß gar erbahr gehalten wird.
Da iſt kein Zanck, noch hauen, ſtechen,
Mit Frieden thut ein jeder zechen ꝛc.“

Und daneben eine dichtgeſchloſſene Reihe ſtolzer Häuſer, deren Gepräge überwiegend durch die ſchönſte Renaiſſance beſtimmt wurde, mit der Front von drei dicht nebeneinandergeſtellten hohen Fenſtern, alle mit der ſchmalen Längsſeite nach der Straße zu gerichtet — hohe laternenartige luftige Bauten mit mannigfaltigem Giebelſchmuck: Statuen, Tieren, Fahnen, der von der Wohlhabenheit und dem Kunſtſinn der patriziſchen Erbauer zeugte. Das prächtigſte unter ihnen, das **Steffenſche Haus***) ſtammte aus der alten glanzliebenden Zeit, als die Hanſaſtadt noch die Beherrſcherin der Meere war. Dieſes ſchönſte Privathaus von Danzig unterſcheidet ſich von den anderen dadurch, daß es nicht mit einem Giebel, ſondern mit einer figurengeſchmückten Brüſtung abſchließt, hinter welcher das Dach, auf der Spitze gleichfalls mit einer Figur gekrönt, „abgewalmt“ zurücktritt. Doch ich will nicht all die Einzelheiten des durch das Grüne Thor abgeſchloſſenen ſtimmungsvollen Bildes, welches damals ſich unvergeßlich tief in meine Seele ſenkte, hier aufzählen, ſondern nur noch erwähnen, was mir den Platz auch bei Tage, ja von Tag zu Tag mehr und mehr intereſſant machte.


Das Steffenſche Haus in Danzig.

An den Wochentagen beluſtigte mich das bunte Gewühl der Kaufleute, welche ihre Geſchäfte aus dem Artushofe, der — einſt vorwiegend ein Zechhaus**) — ſeit 1675 ihnen zur Börſe angewieſen war, gern ins Freie verlegten, und zwiſchen denen ſich die damals noch in roten Röcken prangenden Börſendiener hin- und herbewegten. Am Sonntag zog dann nach Schluß des Gottesdienſtes die Wachparade mit klingendem Spiele auf und konzertierte eine Stunde vor dem Artushofe zu unſerer Freude. Und nun erſt der Weihnachtsmarkt, der ſich über den ganzen Platz ausbreitete und mit ſeinen zahlloſen kleinen Lichtchen der Jugend einen Vorſchmack des herrlichſten aller Feſte bereitete!

Im Laufe der Jahre, als ein tief anregender Lehrer dem Jüngling das Verſtändnis für die hiſtoriſche Bedeutung ſeiner Vaterſtadt erſchloß, blickte ich mit noch ganz anderen Augen auf den alten Platz, der ſo reich an geſchichtlichen Erinnerungen gewiſſermaßen alles in ſich konzentrierte, was die ehemalige freie Reichsſtadt im Laufe der Jahrhunderte erlebt hatte. Nun erfuhr ich, daß mein Danzig, deſſen Wimpel an den entfernteſten Küſten Europas Anſehen und Achtung genoſſen, die einſtige Quartierſtadt der Hanſa, das kräftige Bollwerk deutſcher und evangeliſcher Kultur im Oſten, doch Jahrhunderte lang unter dem Szepter von **polniſchen** Königen geſtanden hatte. In der alten Chronik hatte ich mit Intereſſe geleſen, mit welchem Pomp dieſelben ihren Einzug in Danzig gehalten hatten, und die Abbildungen davon angeſtaunt. Daraus erſah ich auch, daß unſere jetzige, an der Ecke der Matzkauiſchen Gaſſe gelegene Wohnung, durch die Mitteletagen der zwei daran ſtoßenden Häuſer vergrößert, einſt dem König von Polen als Abſteigequartier gedient hatte, welches Stanislaus Lesczynski im Jahre 1733 zum letztenmal benutzte.

Die in meiner Vaterſtadt damals noch ſtark ausgeprägten Sympathieen für Polen verhinderten mich aber nicht, mit noch größerer Freude von dem Beſuch der **preußiſchen** Fürſten bei uns zu hören. Der große Kurfürſt war allerdings nur durchgereiſt, aber mit allen Ehren von der Stadt begrüßt worden. Kurfürſt Friedrich III hatte dagegen auf dem Langen Markt im Hauſe des königlich polniſchen General-Poſtmeiſters neben dem Artushofe logiert und mit dem Rate der Stadt geſpeiſt, während die Stadtmuſikanten „auf dem Rathauſe ſtunden und aufs Beſte bluſen.“ Als „neuer König in Preußen“ kam er zum zweitenmal nach Danzig, wo ihm zu Ehren „achtzig Kanonen gelöſet wurden, und er die Artillerie-Bedienten mit hundert neu geſchlagenen Speciesthalern beſchenkte.“ Auch Friedrich Wilhelm I logierte 1714 eine Nacht auf dem Langen Markte in des Poſtmeiſters Hauſe und beredete zwei Grenadiere, welche vor ſeinem Schlafgemach Schildwache ſtanden, ihm zu folgen und in ſeine Potsdamer Garde einzutreten. Am meiſten aber begeiſterte es mich, daß auch der alte Fritz viermal meine Vaterſtadt beſucht und ſich die Marienkirche und das Zeughaus hatte zeigen laſſen, obgleich ich es ihm etwas verargte, daß er auf Langgarten und nicht auf dem Langen Markte gewohnt hatte, wie ſeine Vorfahren.

Auch der Beſuch des gewaltigen Zaren, Peters des Großen, hatte für den Knaben viel Anziehendes. Zwiſchen ſeinen und den Danziger Soldaten hatte es blutige Schlägereien gegeben, und von Seiner Zariſchen Majeſtät erzählte man allerhand luſtige Anekdoten. So ſoll er in der Kirche von St. Marien dem neben ihm ſitzenden Bürgermeiſter die Perücke ungeniert abgenommen, ſeinen eignen, etwas kahlen Kopf damit bedeckt und ſie erſt nach beendigter Predigt ihrem Eigentümer zurückgegeben haben, und was dergleichen mehr war. Auch der berühmte Schwedenkönig Karl XII war 1704 in Danzig geweſen, ſoll aber, wie es heißt, „im vollen Rennen durch die Stadt geritten ſein.“

Am lebendigſten prägte ſich meiner jungen Seele aber die ſchwere ſiebenjährige Leidenszeit Danzigs mit der zweimaligen fürchterlichen Belagerung (1807—1814) ein. Meine Eltern hatten dieſelbe mit durchlebt und mir davon ſo anſchaulich und wiederholt erzählt, daß es mir war, als ob auch ich ſie erlebt hätte. Zweimal, 1807 und 1812, hatte Napoleon in Danzigs Mauern geweilt, und mein Vater hatte ihn ganz in der Nähe geſehen und konnte ihn mir auf das genaueſte beſchreiben.

---

*) Auf dem Mannfeldſchen Bilde iſt das Steffenſche Haus nicht mehr zu ſehen. Das ſtattliche Gebäude rechts neben dem Artushofe iſt das Admiralitätsgerichts- oder Handelsgerichtsgebäude, das zweite Haus danach iſt das Steffenſche Haus. Die Abbildung desſelben iſt der „Deutſchen Kunſtgeſchichte“ von Knackfuß (II., S. 144) entnommen, welcher ich auch für die obige Beſchreibung verpflichtet bin.

**) Darauf bezieht ſich ein lateiniſcher Spottvers, der einſt darin geſtanden haben ſoll und verdeutſcht (nach Curicke) lautete:
„Der naſſen Brüder Zunft macht hie die Böcher leer,
Hie heiſt man das gelebt, wenn man friſch trinkt umbher.“

Alle dieſe Erinnerungen aus alter Zeit wurden aber durch den Beſuch Friedrich Wilhelms IV weit übertroffen, der im Anfang der vierziger Jahre das von ihm begeiſtert geliebte Danzig beſuchte, und den ich nun ſelbſt ganz in der Nähe ſehen und ſprechen hören durfte. Damals erſt erwachte in mir die volle Liebe zum Hauſe der Hohenzollern, und ich träumte von der künftigen Größe Deutſchlands unter ihrem Szepter, freilich ohne zu ahnen, daß die Zeit ſo nahe war, wo ein preußiſcher König unter den auf ſchlanken Granitſäulen ruhenden Palmengewölben des Artushofes als deutſcher Kaiſer eine Tafelrunde halten würde.

Seitdem ſind Jahrzehnte vergangen, und den Augen des ergrauten Mannes erſcheint Mannfelds ſchönes Bild wie ein Nachklang aus der fernen Jugendzeit. Es freut ihn, daß die Phyſiognomie ſeiner einſtigen Wohnſtätte im weſentlichen unverändert geblieben iſt. Selbſt die Beiſchläge der alten Zeit, die, trotz Schinkels Fürſprache, aus Danzig verſchwunden und nur in der Frauengaſſe vollſtändig erhalten ſind, fehlen hier nicht ganz. Die rieſigen Steinkugeln, welche links am Eingange eines ſolchen mit dem darangeſchloſſenen kunſtvollen Eiſengeländer prangen, ſind als Zeugen der alten Zeit ſtehen geblieben und weiſen den Weg zu der altrenommierten, mir in ſüßer Erinnerung gebliebenen Conditorei von Grentzenberg. Daneben zeugen die Trottoirplatten und die Seekadetten von der neuen Zeit. Übrigens ſind auch an den Häuſern neben dem Artushofe die Beiſchläge erhalten worden, und ſorgfältig gepflegte Bäume werfen wie in alter Zeit ihren erquicklichen Schatten über dieſelben, wie über das davorliegende Trottoir. Das Häuschen neben der Treppe zum Artushof, auf welchem ein geflügelter Merkur ſchwebt, dient als Eingang zum Ratskeller, in welchem ſeit lange ſchon die einſtigen Zechereien der Danziger Bürger im Artushofe, wenn auch nicht mehr nach Bänken geordnet und noch weniger auf das Zeichen der „Bierglocke,“ fortgeſetzt werden. Die um den alten Rathausturm fliegenden Vögel ſind Tauben, welche den Boden des Rathauſes bevölkern. Hunderte derſelben umſchwärmen täglich zur Mittagszeit die Herren der Börſe, und halten ihr Mahl von den Weizenproben, um welche ſich der Danziger Handel auch heute noch vornehmlich dreht, oder baden ſich in dem klaren Waſſer, welches der eherne Meeresgott aus ſeinem Dreizack, wie durch den Mund der zu ſeinen Füßen lagernden Seeroſſe hervorſprudelt. Der Rathausturm ſelbſt iſt bis auf eine neue prächtige Uhr unverändert geblieben, und auf ſeiner höchſten Spitze prangt noch der „vergülldte Kerl“ (oder, wie er heut im Volksmunde heißt, „das goldne Mannchen“), ein geharniſchter Ritter mit einer Fahne in der Hand, über welcher ein aus Kupferblech gearbeitetes Kriegsſchiff ſchwebt. Einſt haftete die Phantaſie des Knaben an dieſer Gruppe, welche als Wetterfahne dient, und begeiſterte ſich für den kühnen „Schippers-Sohn“ von Lübeck, der im Jahre 1707 dieſelbe ohne Gerüſt behufs einer Reparatur herunterholte und ſie ſpäter ebenſo wieder in der ſchwindelnden Höhe befeſtigte. Jetzt dünkt es mir ein für Danzigs maritime Größe verheißungsvolles Wahrzeichen, daß, wie auf ſeinem älteſten Stadtſiegel, ſo auch heute noch auf ſeiner höchſten Spitze ein Schiff und zwar ein Kriegsſchiff in die Lüfte ragt.

Friedrich der Große in Liſſa.

Von Hugo Landwehr. (Abdruck verboten.)

Kürzlich iſt in dieſen Blättern bei der Behandlung der Schlacht bei Leuthen das Abenteuer Friedrichs des Großen in Liſſa erzählt. Hunderte, ja tauſende von Büchern bewundern die Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart des großen Königs. Bilder, die den Vorgang erläutern, ſind in manchem Hauſe zu finden. Nur ſchade, daß die ganze Geſchichte recht ſchön erſonnen, aber nicht wahr iſt. Freilich, es mag als recht ketzeriſch gelten, einen Zug aus dem Leben Friedrichs des Einzigen einfach als ungeſchichtlich zu bezeichnen, der uns doch immer als ſicher verbürgt erzählt iſt, und den auch wir an unſerm Teil weiter berichtet haben. Doch die Wiſſenſchaft hat für dergleichen Sentimentalitäten ein kaltes Herz; unbeirrt durch unſere Gefühle dringt ſie allein zur Wahrheit vor. Profeſſor Koſer, dem Biographen Friedrichs, war es vorbehalten, auf Grund archivaliſcher Forſchung die Mythe zu enthüllen.

Sagen haben ihre Entſtehungsgeſchichte; aus kleinen Keimen, die hiſtoriſch ſind, entſpringen ſie, um bald in ungeahnter Fülle ſich zu entfalten. Tempelhoff, der zuerſt die Geſchichte des Siebenjährigen Krieges in ausführlicher Darſtellung behandelte, erzählt in dem 1783 erſchienenen erſten Bande ſeines Werkes nur ganz kurz davon: „Der König ritt nach dem Schloſſe in Begleitung einiger Offiziere von ſeiner Suite und ging mitten durch eine Menge öſterreichiſcher Offiziere nach einem Zimmer, das er für ſich zubereiten ließ. Als aber die Grenadiere einrückten, bekamen ſie aus allen Häuſern Feuer.“ In den fünf Jahre ſpäter von Friedrich Nicolai veröffentlichten Anekdoten von König Friedrich II wird die Geſchichte zuerſt in dem Gewande vorgeführt, wie ſie dann ſpäter weiter verbreitet iſt. „Der König war kaum dicht vor der Schloßthür angekommen, als verſchiedene öſterreichiſche Offiziere mit Lichtern in den Händen aus den unteren Zimmern und von den Treppen herabgeſtürzt kamen, um in der finſteren Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltenden Reitpferde zu finden und wegen des Schießens davonzujagen. Der König ſtieg mit ſeinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde und ſagte zu den öſterreichiſchen Offizieren: „Bon soir, Messieurs! Gewiß ſind Sie mich hier nicht vermuten. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Es wäre beinahe ſchwer zu ſagen geweſen, welcher Teil des anderen Gefangene hätte ſein ſollen; denn der Öſterreicher waren mehrere.“ Andere, ſpätere Berichte malen dann in den Einzelzügen noch mehr aus, doch ſcheinen ſie alle auf eine Quelle zurückzugehen.

Anekdoten wurden vom großen König ſchon während des Krieges in großer Zahl erzählt; über den Wert oder Unwert derſelben wird immer das urkundliche Material zu entſcheiden haben. Schweigt dies, ſo iſt das immer ein bedenkliches Zeichen, mögen auch einzelne leichtgläubige Gemüter ſich nicht gern durch das ſogenannte argumentum ex silentio in ihrem Zutrauen erſchüttern laſſen; ſchwieriger wird es dagegen ſein, den erzählten Vorgang aufrecht zu erhalten, wenn in der urkundlichen Überlieferung kein Platz dafür bleibt.

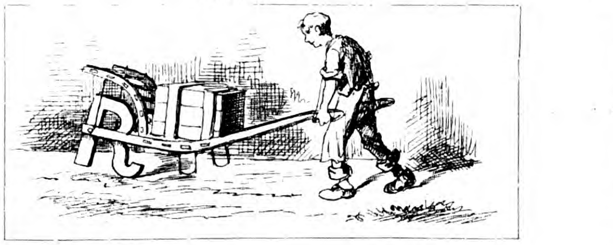
Am Abend der Schlacht ſchrieb Friedrich der Große an ſeinen Bruder Heinrich aus Liſſa einen Brief, in dem er ihm kurz die Siegesbotſchaft kundthat. Daß hier des Abenteuers keine Erwähnung geſchah, möchte leicht mit der knappen Faſſung des Schreibens zu entſchuldigen ſein. Nun ſind aber zwei weitere Briefe bekannt geworden, die der König ebenfalls am 5. Dezember aus Liſſa abſandte. Auch ſie erzählen nichts von dem Abenteuer. Blättert man ferner den Briefwechſel des Königs während der nächſten Tage und Wochen durch, nirgends iſt auch nur die geringſte Spur von einer in Liſſa beſtandenen Gefahr zu finden. Noch auffallender muß ein anderer Umſtand ſein. Der Generaladjutant des Königs, von Wobersnow, berichtet in einem Schreiben an den Kabinettsrat Eichel, welches am 5. Dezember nachts um 12 Uhr in Liſſa geſchrieben war, über die perſönlichen Erlebniſſe des Königs auf dem Schlachtfelde: „Der König iſt beſtändig im größten Feuer geweſen, es war nicht möglich, ihn zurückzuhalten, ob ich mich zwar alle erſinnliche Mühe gegeben,“ aber von der Gefahr in Liſſa iſt nicht die geringſte Andeutung zu finden, und doch müßte es als unvermeidlich gelten, ihrer hier zu erwähnen, wenn ſie wirklich auf Wahrheit beruht.

Entſcheidend iſt aber für die Beurteilung der Frage ein Schreiben des Schloßherrn von Liſſa, welcher die Vorgänge am Schlachttage den 8. Dezember einem Freunde berichtete. Es ſei aus demſelben nur die hierher gehörige Stelle angeführt. „Alles begann zu fliehen, die Nacht brach herein, die Kanonenſchüſſe verfolgten die Geſchlagenen bis in meine Häuſer auf dem Deich, was die öſterreichiſchen Offiziere, welche bei mir ihre Pferde ſtriegeln ließen, nötigte, ihre Schritte zu beeilen. Mir war, als wenn ich mich plötzlich am Ende meines Traumes befände. Ich ſtand auf meinem Balkon, und ich ſah über meine Brücke einige Kavaliere kommen, welche gerade den Weg nahmen, um in mein Schloß einzutreten. Mein Amtmann war bei mir. Ich befahl ihm, zuzuſehen, was es wäre; er kam ſogleich zurück, um mir zu ſagen, der König wolle mich ſprechen. Ich war die Treppe noch nicht halb herunter, als der König rief: „Guten Abend, mein lieber Baron Mudrach!“ Urteile, wie ich von Freude erſchüttert war, unſern König wiederzuſehen. Er war huldvoll gegen mich und forderte ein Abendeſſen. Dies geſchah, ſo gut die Umſtände es erlaubten. Ich übergehe alle Einzelheiten, um dir nur zu erzählen, daß der König auf einer Strohmatratze ſchlief. Seine ganze Armee lagerte diesſeits des Fluſſes, während ich die andere auf Neuenkirchen zu fliehen ſah. Die Feuer, welche ſie anzündeten, ließen uns von den Fenſtern aus ihre Verwirrung ſehen. Bei Tagesanbruch ſah man nichts mehr von ihnen. Der König verfolgte ſie frühzeitig mit wenig Truppen.“

In dieſe Darſtellung paßt das Abenteuer nicht nur nicht hinein, ſondern es müßte auch als höchſt ſonderbar erſcheinen, daß der Baron Mudrach, der bei anderen Einzelheiten verweilt, dieſes Abenteuer, das ſicher auf alle einen hervorragenden Eindruck gemacht hätte, nicht erwähnte. Gegenüber dieſen Berichten müſſen wir uns ſchon entſchließen, die ſchöne Geſchichte von Liſſa ins Gebiet der Sage zu verweiſen.

Familientiſch und Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Zweiſilbige Scharade.

2 1 verlegt's den Weg, und ſei er noch ſo breit,
Wenn du zu Wagen kommſt, und wenn du biſt beritten,
1 2 macht manchem oft gar große Schwierigkeit,
Der noch nicht ſonderlich im Zeichnen vorgeſchritten. O. H.

2. Rätſel-Diſtichon.

Finden könnt ihr mich leicht in einem Drama von Leſſing;
Aber mit anderem Haupt, war ich zu finden in Rom.

3. Vierſilbige Scharade.

Zu laut nie jubeln, nicht im Schmerz verzagen,
Was du nicht ändern kannſt, geduldig tragen,
Der Erſten Ziel nie aus dem Aug' verlieren,
Und auch im Glück dein Ganzes einfach führen,
Von Menſchenfurcht, wie Überhebung frei:
Das ſtrebe an, das iſt die letzten Zwei!
Fr. St.

4. Zweiſilbige Scharade.

Wem Gott die Erſte gibt, dem gibt er, wie man ſpricht,
Noch etwas zu, doch oft auch thut er's nicht.
Die Zweite macht die Erſte nicht, die Erſte macht die Zweite,
Und dieſe zeigt ſich ſtark und feſt im Kampfe und im Streite.
Das Ganze dünkte oft König ſich und plagte Leut' und Land,
Wie aus manch altem Sittenbild euch allen wohlbekannt. R. F.

5. Vierſilbige Scharade.

Es werden die erſten Beiden geführt von kräftiger Hand,
Auch ſind ſie als grobe Geſellen bei allen Leuten bekannt.
Uns hat in jedem der letzten der Herrgott immer aufs neu
Viel Gnade und Liebe erwieſen, gehalten die alte Treu.
Ein Richter hat einſtmals geſchrieben ein Buch von dem ganzen Wort.
Ins Ganze kommen nie Mädchen, doch Buben an jedem Ort.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Zu unſern Bildern.

Die Halbinſel Mönchgut auf Rügen gehört zu den wenigen Landſtrichen Deutſchlands, in denen ſich eigne Tracht und Sitte noch rein erhalten haben. Dies zähe Feſthalten am Althergebrachten iſt um ſo erſtaunlicher, da gerade die Mönchguter ſeit vielen Jahren in den Wochen ſommerlichen Seebadelebens mit den Trägern der fortgeſchrittenſten Kultur — häufig allerdings nur äußerlich zu verſtehen — vielfach in Berührung kommen. Ein ſo eigenartiges Völkchen aber gibt dem Genremaler um ſo willkommenere Motive, wenn ſein Leben ſich wie hier in einer gleich eigenartigen Landſchaft, der die See den großen Hintergrund verleiht, abſpielt. In einer Reihe vortrefflicher Bilder, von denen wir ſchon früher einige reproduziert haben, hat der Weimaraner Konrad Ahrendts das Leben auf Mönchgut dargeſtellt, und unſer Bild „Am Ziel“ ſchließt ſich dieſen an. Die hübſche Mönchguterin in der Landestracht mit der charakteriſtiſchen Kappe, die das Geſicht zierlich einrahmt, hat das Vieh von der Weide geholt und führt eben die beiden Kälber und die grobwolligen Schafe in den Stall. Im Hintergrunde ſieht man das Meer und die Segel der Fiſcherboote; die Mönchguter ſind faſt alle gleichzeitig Ackerbauer und Fiſcher. — Über Benjamin Vautiers Bild „In der Kirche“ iſt die ganze Innigkeit andächtiger Feſttagsſtimmung ausgegoſſen.

Palmſonntag in Sizilien.

Zu den vielen weltverlorenen Bergſtädtchen Siciliens gehört auch Prizzi. Seinen Namen meldet „kein Lied, kein Heldenbuch,“ Kriegsruhm hat es nicht aufzuweiſen, und auch in der Geſchichte der Sarazenenkämpfe wird es nicht genannt. Dennoch hat es ſich einen Ruf verſchafft, der zwar nicht über die Inſel hinausgeht, aber ſo origineller Art iſt, daß wir uns heute mit dieſem Städtlein beſchäftigen. Die Stadt St. Remo in Norditalien hat bekanntlich das Privilegium, jeden Palmſonntag Palmenzweige nach Rom zu ſenden. Prizzi hat das Recht, aus einem benachbarten Park, welcher früher der bourboniſchen Königsfamilie gehörte, Palmenzweige zu holen, um dadurch ein Schauſpiel zu ſchmücken, welches daſelbſt an jedem Palmſonntag ſtattfindet. Vor der Stadt verſammeln ſich am genannten Tage gegen Mittag etwa fünfzig Geiſtliche, dazu alle Mitglieder ſogenannter Konfraternitäten, deren Mitglieder bei feſtlichen Gelegenheiten lange weiße Gewänder tragen. Es handelt ſich um die Darſtellung des Einzuges Chriſti in Jeruſalem. Einer der Geiſtlichen übernimmt die Darſtellung Chriſti, er reitet auf einer Eſelin und, wie die heilige Geſchichte erzählt, geht das kleine Füllen nebenher, verſehen mit reichem Blumenſchmuck. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Dem reitenden Chriſtus folgen als zwölf Apoſtel ebenſoviele Geiſtliche, mit Palmzweigen verſehen, und einer von den Zwölfen ſtellt Judas dar, als ſolcher an einer in ſeiner Hand befindlichen Laterne kenntlich. An die Prieſter ſchließen ſich freiwillig hunderte von Volksgenoſſen an, alle mit Palm- oder Ölzweigen verſehen. Der Zug ſetzt ſich unter Jauchzen in Bewegung und wird am Thor der Stadt feierlich vom Bürgermeiſter begrüßt. Dieſer führt das Reittier Chriſti am Zügel weiter, und ſo gelangt man in die Kirche bis zum Altar. Wenn der Zug in die Kirche tritt, wird er von einem Hoſianna des Chores empfangen, worauf Chriſtus vor dem Altar abſteigt und dadurch das Signal zur üblichen Palmenweihe gibt. Die geſegneten Zweige nimmt man mit ins Haus und befeſtigt ſie als Abwehrmittel gegen böſe Einflüſſe an der Zimmerwand, andere ſtecken ſie in das Saatfeld, einen Segen für dasſelbe hoffend. — Ähnliche Schauſpiele finden an vielen Orten Siciliens ſtatt, das ſchönſte aber iſt in Prizzi.

T.

Neue Glockenſpiele.

Es iſt die erfreuliche Ausſicht vorhanden, daß wir in Zukunft reicher an Glockenſpielen ſein werden, als heute. Ein Pariſer Inſtrumentenmacher, Lacape, hat einen Apparat hergeſtellt, den er Kodonopkon nennt, und der, aus 25 Metallröhren beſtehend, die Leiſtung eines Glockenſpiels von 1500 Kilogramm Gewicht erreicht, dabei aber nur 100 Kilogramm wiegt. Das Inſtrument umfaßt zwei Oktaven und wird, wie jedes Klavier, mittelſt eines Taſtenwerks geſpielt.

Aus der Redaktion.

H. W. L. in **Decatur, Ill.** Jetzt lautet der Titel des Buches: Klemm, H., Vollſtändiges Handbuch der höheren Bekleidungskunſt für Herren zum leichtfaßlichen Selbſtunterricht. 48. Auflage. 1890. 12 Mk., gebdn. 14 Mk. H. Klemms Verlag, Dresden.

G. Eckert, Olympia, Waſh. Allgemeine deutſche Geflügelzeitung. 52 Nrn. Jährlich 3 Mk. Expedition d. A. d. G. Leipzig. Geflügelzeitung. Mittlgn. d. Klubs deutſcher und öſterr.-ungariſcher Geflügelzüchter. 24 Nrn. Jährlich 5 Mk. Schwetſchke & Sohn, Braunſchweig.

E. Z. in **Bremen.** Dankend abgelehnt!

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 24.

Scherzrebus.

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort!
(Aus Schillers: „Wallenſteins Tod,“ II. Akt, 2. Szene.)

1. Vierſilbige Scharade.
Gründonnerstag.

2. Rätſel. Beinbruch, Einbruch.

3. Zweiſilbige Scharade. Portland.

4. Anagramm. Nevers, Severn, Severin.

Inhalt: Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Gethſemane. Gedicht von Fritz Fliedner. — Der erſte Klavierunterricht. Von Ferdinand Pfohl. — Gegen den Strom. Von A. Trinius. Fortſ. — Das ſogenannte Beethovenbildnis von G. v. Kügelgen. Von Dr. Theodor Frimmel. Mit zwei Porträts. — Auf dem Langen Markte in Danzig. Von Robert Koenig. Mit zwei Illuſtrationen. — Friedrich der Große in Liſſa. Von Hugo Landwehr. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Am Ziel von Konrad Ahrendts, und In der Kirche von Benjamin Vautier. — Palmſonntag in Sizilien. — Neue Glockenſpiele. — Aus der Redaktion.

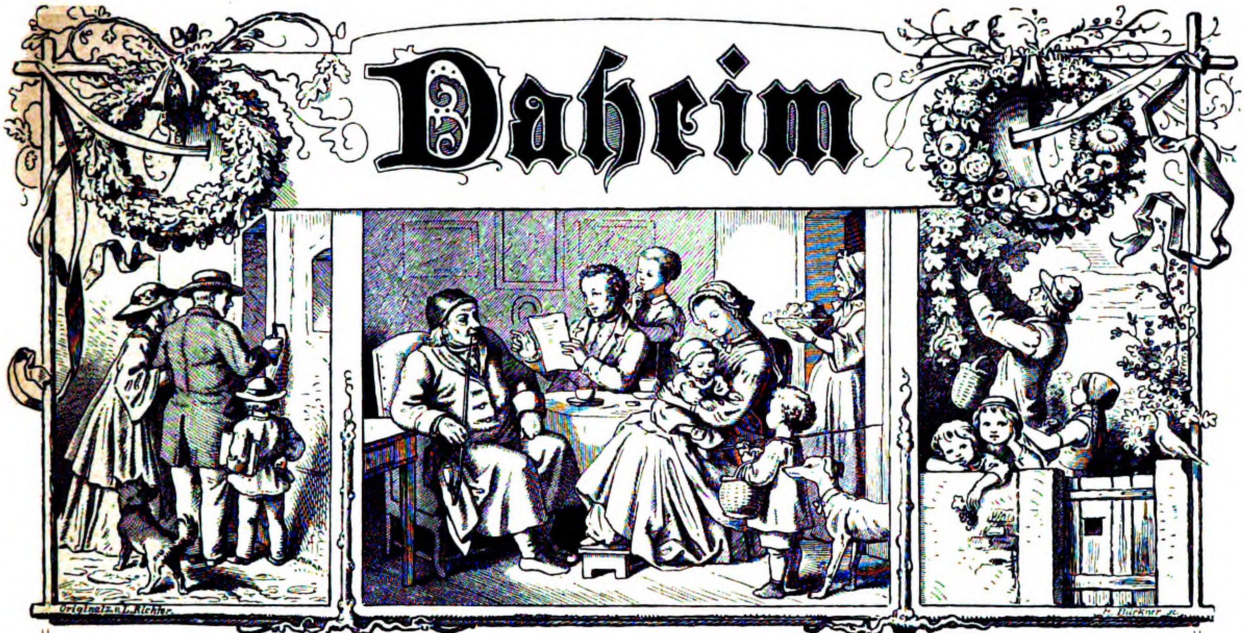
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

]


Original von L. Richter.
H. Bürkner sc.

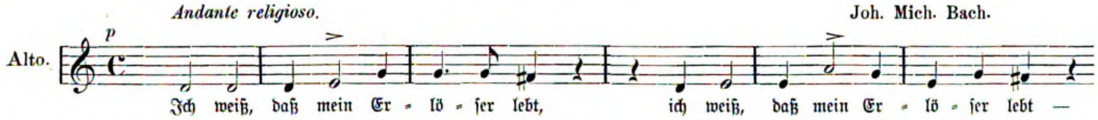
Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 28. März 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 26.

Oſter-Ritornelle.


Andante religioso.
Joh. Mich. Bach.
Alto.
p
Ich weiß, daß mein Er - lö - ſer lebt, ich weiß, daß mein Er - lö - ſer lebt —

Er iſt erſtanden!
Wirf ab, o Erde, deine Leichenhülle,
Wach auf, wach auf, o Lenz in allen Landen!

Er iſt erſtanden!
Nun ringe dich empor, o Menſchenſeele,
Aus deines Grames mitternächtgen Banden!

Er iſt erſtanden!
Das iſt das Morgenrot, in deſſen Glanze
Schon Tauſenden des Lebens Rätſel ſchwanden.

Er iſt erſtanden!
Das iſt das Engelswort, in deſſen Reichtum
Die tiefen Herzen ihren Frieden fanden.

Er iſt erſtanden!
Kraft dieſer Himmelsbotſchaft iſt, o Seele,
Für dich im Glauben eine Ruh vorhanden.

Karl Hunnius.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der traurige Zug ſetzte ſich in Bewegung; langſam holperte der Wagen über den hartgefrorenen, höckrigen Boden dahin, und mit jeder Erſchütterung derſelben ſchaukelte auch die Geſtalt des Gefangenen unbehilflich hin und her. Mit ungleich wankenden Schritten, ihrem Manne für eine Strecke das Geleit zu geben, ging die Eglewirtin hinter dem Gefährte her, aber das Antlitz der Frau war fröhlicher geworden; einmal wandte ſie ſich und ſchickte einen kurzen, warmen, dankbaren Blick zu Arnold herüber. Dann war alles bei einer Wegbiegung verſchwunden. —

Am Abend jenes Tages führte mich eine geſchäftliche Beſprechung aufs Schloß. Ich fand Arnold am Fenſter ſeines Schreibzimmers ſtehen, den Kopf gegen die kalte Scheibe gedrückt, unbeweglich hinausſtarrend. Er kehrte ſich langſam nach mir um.

„Ach, Sie ſind es… Kennen Sie den Eglewirt und ſeine Geſchichte?“

Ich bejahte etwas verwundert.

„Ich kann die Vorſtellung jenes Unglückes nicht loswerden. Darum, weil er ſein Eigentum, ſeinen vierfüßigen Ernährer, an dem ſein Fortkommen, das Glück und die Zukunft ſeiner Familie hing, gegen einen Elenden verteidigte, raubt man ihm Wohlſtand und Ehre… welche Härte, welche Bosheit!“

Er machte einige ſchnelle Schritte durch das Zimmer, und was er nun ſagte, klang wie ein murmelndes Selbſtgeſpräch. „Und doch, der Eglewirt hat es gut. Er fehlt, und man ſtraft ihn, ſo verſöhnt er ſich und die Welt und darf ſeinen Blick frei emporheben. Wie anders der, deſſen Seele ſich unter der Wucht wirklicher Schuld beugt, der ſeine Sünde verbergen, ſeine Strafe fliehen muß und den keine Sühne, kein Troſt erreicht. Wie mag er ſich meſſen mit jenem Reinen und Gerechten?… Wiſſen Sie, von wem ich rede?“

Er war vor mir ſtehen geblieben, forſchend ruhte ſein Blick auf mir. Ich ſchaute ihn an, ohne gleich eine Erwiderung zu finden; die Frage verwirrte mich.

„Wiſſen Sie, von wem ich rede?“ wiederholte er lauter und mit Nachdruck.

„Laſſen Sie, Herr Baron,“ verſetzte ich nun bittend, „begrabene Geſchichten.“

„Meinen Sie?“ murmelte er wie zu ſich. „Noch iſt es nicht zu ſpät, daß ich die Strafe ſuche und die Sühne finde… Welche Rückſichten binden mich, daß ich es nicht ſogleich thue?… Die auf den Vater und die Vorfahren?… Die Toten kümmern ſich um die Lebenden nicht… Die Rückſicht auf den Glanz meines Wappenſchildes?… Es iſt heimlich ſchon längſt befleckt… Die Rückſicht endlich auf Sie? Ich beſtreite Sie Ihnen. Sie haben in guter Abſicht meinen Willen zwingen wollen, und ich habe Ihnen nachgegeben, aber nicht für die Ewigkeit, nein, nur ſo weit, als Menſchenkraft reicht… Daß ich Sie in meinen Sturz hinabziehe?… Sie ſelbſt haben es ja ſo gewollt, als Sie eine Waffe ſchmiedeten, von der Sie wußten, daß ſie ihre Schärfe dereinſt auch gegen Sie kehren könnte…“

„Thun Sie es denn,“ erwiderte ich mit trauriger, aber feſter Stimme, „und mich ſchonen Sie nicht! Ich ſelbſt mußte ſchweigen; Sie aber, reden Sie getroſt. Auch ich trage ſchwer, und es wäre gut, wenn es ein Ende nähme, je eher, deſto beſſer…“

Was Bitten und Vorſtellungen nicht vermocht hätten, meine widerſtandsloſe Bereitwilligkeit entwaffnete ihn, er erwiderte nichts, ſondern winkte nur, mit ungeduldiger Handbewegung, daß ich mich entfernen möge.

Als ich ihn am nächſten Tage wiederſah, wies ſein Geſicht einen düſteren, faſt finſteren Ausdruck, blaue Schatten lagen unter ſeinen Augen, die ſich vielleicht in der vergangenen Nacht überhaupt nicht zum Schlaf geſchloſſen hatten. Den verhängnisvollen Geſprächsgegenſtand von geſtern berührte er nicht wieder. — —

Der Frühling hatte in dieſem Jahre lange gezaudert, dann aber war er plötzlich über Nacht gekommen und hatte ſeine Verſäumnis redlich und in wunderbar kurzer Zeit nachgeholt. Reichliche Regenſtröme ſchwemmten Eis und Schnee hinweg und weckten die ſchlummernden Keime in der Tiefe; die weißfarbige Oberfläche der alten und doch ewig jungen Mutter Erde bedeckte ſich mit zarter Grasdecke, aus der allgemach die Kinder des Lenzes, Leberblümchen, Schneeglöckchen, und an ſchattigen Stellen Anemonen mit ſchüchternen Köpfchen hervorſahen. Im Walde ſproßte und knoſpete es; die Tanne ſandte ihre jungen Reiſer, die an lichtgrüne Kerzen auf dunklem Unterſatz gemahnten, luſtig ſenkrecht zum Lichte empor; die Birke bedeckte ſich mit ſilbernen Kätzchen und ſeidenem Schleier; der Faulbaum zeitigte faſt zugleich Laub, Blüte und Duft, und, ihre Bedenken vergeſſend, folgten bald auch die anderen Bäume, Eſche, Eller, und endlich auch Linde und Eiche dem guten Beiſpiele. Auf den Winterfeldern ſchoß ſamtgrüne Roggenſaat in die Höhe, ſie hatte den Angriffen des Froſtes Trotz geboten und ſich zu gedeihlichem Wachstum hindurchgerettet. Lerchenſang und goldiger Sonnenſchein; blauer, nur von weißem Gewölk zart angehauchter Himmelsglanz und drunten auf Acker und Wieſe, in Buſch und Wald rüſtig arbeitende Menſchen. Tage voll Wärme, Pracht und Klang, die alles erfreuen, verklären, entfalten, auch dem Dunkel von ihrem Zauber mitteilen und, um Einlaß bittend, ſelbſt an ein geprüftes ſchmerzensvolles Herz klopfen.

Gerade ein ſolcher Tag war es, als Arnold ſeinen Schamyl zum Ritte nach Leyden beſtieg, nur daß der Sonntag die Arbeit raſten hieß. Arnold befand ſich in weicher, empfänglicher, ſehnſüchtiger Stimmung. Die Sonnenſtrahlen wogten und fluteten ihm ins Herz, ſo daß die Hoffnung darin leiſe ihre Schwingen regte und die Schatten, welche es gequält, ſich langſam löſten und in dem goldigen Lichtmeere verſchwammen. Vom Turme des uralten Werdenſchen Gotteshauſes zogen Glockentöne feierlich ladend in das Land; die große Straße wimmelte von Kirchgängern; Männer, Weiber und Kinder, vom Staube des Alltags befreit, in feſtlicher Kleidung, heitere Andacht in den Mienen. Sie alle zogen an Arnold vorüber, und alle boten ihm ehrerbietigen Gruß, den der einſame Reiter freundlich nickend erwiderte. Seltſam, ſonſt hatte ihn der Weg nach Leyden immer recht einförmig gedünkt, und er war froh geweſen, wenn er das Ziel erreicht. Die Langeweile der Felder, Wieſen und Heideflächen, die Einſamkeit der ſich werſteweit hindehnenden Waldungen kannte er nur zu gut. Heute aber ſchien ihm alles verändert, als ob er es zum erſtenmal ſähe, als ob ihm jetzt erſt die rechte Empfindung für die ſtille Schönheit, die beſcheidenen Reize der heimatlichen Natur aufgegangen ſei, heute erweckte alles ſeine Teilnahme. Die jungen Gräſer am Wegrande, das Farnkraut am Waldrain, das im Sonnenlichte zitternde Laub, die friſchaufgebrochenen, goldbräunlich beleuchteten Ackerſchollen — in alle dem fand er eine geheime Beziehung zu ſich ſelbſt, und alles redete in beſonderer Sprache zu ſeinem Herzen, und der Finkenſchlag im Gewipfel klang ihm wie der Heroldsruf an der Schwelle einer neuen beſſeren Zeit.

Was war ihm nur heute? Er mochte nicht darüber nachſinnen, vielleicht zerſtob dann der Zauber ſpurlos, und es war ſo ſüß, ſich dem Banne des Augenblickes hinzugeben. Jeder Schritt ſeines Roſſes brachte ihn der näher, die alle ſeine Gedanken erfüllte, und jetzt wußte er's: es war Margarete, welche die ſeltſame Wandlung in ihm bewirkt. Da lag auch Leyden vor ihm. Er hatte es ſo lange nicht im Schmucke des Frühlings geſehen. Wieder wie in jedem Jahr, hatten die Linden ihr grünes Netz darum gewoben, ſo feſt und undurchſichtig, daß hier nur ein Stück des weißen Giebels, dort ein heller Streifen des Gemäuers durch das lebendige Geflecht ſchimmerte. Die hallende Brücke über den wieder frei murmelnden ſeichten Bach, die ſchattige hochſtämmige Allee, das Raſenrondel vor dem Gutshauſe, das kleine, mit Narziſſen und Aurikeln beſtandene, von violett blühendem Flieder eingefaßte Gärtchen unter den Fenſtern mit den grünen Läden, und dort rechts, wo die Bäume zurücktraten, die weite Ausſchau auf das neu entſtandene Leben in Feld und Wald — alles das war unverändert geblieben, gerade ſo, wie er es einſt als Knabe geſchaut; es mutete ihn an, wie ein Gruß aus ferner Zeit, wie ein Jugendtraum. Und als er ſich nun aus dem Sattel ſchwang, da klopfte ihm das Herz höher, wie ahnungsvoll vor einer Stätte des Glückes.

Schon in der Thür begegnete ihm Frau von Altenhauſen. „Wie ſchön, daß wir Sie wieder bei uns ſehen, lieber Werden,“ begrüßte ſie ihn mit gütigem Lächeln.

Es fiel Arnold auf, wie leidend der Ausdruck in den Zügen der Tante war. Teilnehmend erkundigte er ſich nach ihrem Befinden.

„Es könnte beſſer ſein,“ verſetzte ſie achſelzuckend, „doch was hülfe es, ſich die ſchönen Tage, die einem noch bleiben, durch unnütze Klagen zu verbittern. Nein, das wäre thöricht! Kommen Sie, wir wollen zu den anderen, die — auch Sanden iſt dabei — in der Jasminlaube im Garten verſammelt ſind, oder beſſer noch, Sie begleiten mich vorerſt ins Treibhaus, die neu aufgeblühte Blumenpracht zu bewundern. Es lohnt ſich wirklich, — wollen Sie?“ ...

Die Pflanzen im Treibhauſe waren hübſch und ſehenswert, und Frau von Altenhauſen wurde nicht müde, die Schönheit oder Seltenheit ihrer Pfleglinge Arnold gegenüber in das rechte Licht zu ſetzen. Mit mehr Teilnahme als Verſtändnis hörte dieſer der alten Dame zu; es war ihm nur wenig um die Blumen zu thun, die er im Grunde nicht als etwas Selbſtändiges, ſondern mehr als den farbig-duftigen Zubehör der Natur liebte. Sie blieben auf ihrem Rundgange vor einem blühenden Oleanderbuſch ſtehen. „Er ſtammt aus Rothenhoff,“ erklärte die Tante, „ein ſelten ſchönes Exemplar! Sanden war ſo liebenswürdig, es mir kürzlich zum Geſchenk zu machen.“

Arnolds Züge verdüſterten ſich, faſt feindlich ſtarrte er auf die unſchuldigen Blüten; ihr Duft beleidigte ihn. Dieſer Sanden! Er hatte, wie es ſchien, ſich ein warmes Plätzchen bei der Tante erobert. Wie ſagt doch das Sprüchwort? „Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft, und wer das Herz der Mutter beſitzt, hat das der Tochter ſchon halb.“

Er wandte den Blick ab und ſchaute, unmutig zerſtreut, zum Fenſter in der Richtung des Gartens hinaus.

Der Tante war die Veränderung im Weſen ihres Begleiters nicht entgangen, ſie deutete dieſelbe aber in ihrer Weiſe.

„Geſtehen Sie nur, lieber Werden,“ rief ſie lachend, „daß ich Sie mit meinen Vorträgen gründlich gelangweilt habe! Dafür entlaſſe ich Sie jetzt in Gnaden und rate Ihnen, um ſchneller zu den übrigen zu gelangen, jenes Pförtchen dort zu benutzen, gerade uns gegenüber. Ich ſelbſt darf Sie doch nicht begleiten, denn wie mir gerade rechtzeitig eingefallen, hält mich noch eine Haushaltsſorge zurück.“

Wie gut kannte Arnold dieſes Pförtchen und die ſtillen, ſchattigen von geſchorenen Lindenhecken und Gebüſch eingefaßten Gänge, auf die ihn dasſelbe führte. Hier hatte er als Knabe ſo oft in Geſellſchaft Margaretens geſpielt, ſich mit ihr in den Ruhepauſen in die Plünderung der fruchtbeladenen Johannis- und Stachelbeerſträucher vertieft, und die Garteneinſamkeit hatte von dem fröhlichen Tone ihrer Kinderſtimmen widergehallt. Jeder Strauch, jedes Bäumchen dünkte ihn ein alter Bekannter; ſie alle erzählten ihm von der Geſpielin vergangener Tage, welche ihm heute teurer als jemals war. Und über dieſen Gedanken fühlte er die heitere Stimmung wiederkehren.

Von der dicht mit Jasmin umrankten Laube her ſchollen ihm laute Stimmen entgegen; unwillkürlich blieb er ſtehen. Sein Name klang ihm jetzt ans Ohr, ganz deutlich, — und jetzt wieder! So bildete er ſelbſt wohl den Gegenſtand jenes, wie es ſchien, erregten Geſpräches. Man hatte ſein Kommen völlig überhört, der weiche Erdboden dämpfte hier jeden Tritt.

„Neun Monate Gefängnis,“ klang es jetzt in dem kräftigen Baſſe Altenhauſens, „das iſt unmöglich, man hat Sie zum beſten gehalten, mein Lieber! Mich intereſſiert der Fall mit dem Eglewirt, und Werden, den ich noch geſtern ſprach, hat mir nichts von ſeiner Beſtrafung erzählt.“

„Werden! Das glaube ich wohl,“ erwiderte jetzt eine andere, etwas gereizte Stimme, die nur dem Rothenhoffſchen angehören konnte.

„Aber ich verſichere Sie, es iſt ſo. Ich habe es von Reichenwald ſelbſt.“

Altenhauſen ſchlug mit der Hand in die Luft. „Natürlich, das iſt wieder ſo ein Streich, wie ihn nur der begehen kann. Wenn man die ehrlichen Leute für eine kleine Ausſchreitung, welche den Hallunken nur ein paar Püffe eingetragen, ſo hart ſtraft, da werden die Pferdediebe gute Tage haben.“

„Es iſt die geringſte Strafe, die den Schuldigen nach dem Geſetze treffen konnte,“ wandte Sanden ein.

Der Leydenſche ſchüttelte entſchieden den Kopf. „Warum hat man denn Werden als Gutsherrn nicht in der Sache befragt?“ forſchte er. „Sein Leumundszeugnis über den Eglewirt wäre hier ſchwer ins Gewicht gefallen.“

„Aber ich bitte Sie,“ meinte der Rothenhoffſche. „Sie wiſſen ... Werden ...“ Er ſtockte.

„Ich weiß nichts,“ entgegnete Altenhauſen, aber er horchte doch auf. „Was iſt's mit Werden? Sprechen Sie zu Ende!“

„Ich meine nur, daß Werden ...“ Der Rothenhoffſche hielt wieder inne. Doch er hatte ſich feſtgefahren und konnte nicht mehr umkehren. „Nun ja, er ſelbſt ſteht dem Gerichte gegenüber noch in einem eigentümlichen Lichte ...“

„Ich muß Sie doch bitten, ſich deutlicher auszudrücken. In welchem Lichte?“ ...

„Ich wiederhole ja nur, was die Menſchen ſagen,“ erwiderte Sanden ein wenig zaghaft und betreten. „Sie meinen, der Fall, welcher ſich vor drei Jahren ereignete, ſei doch nicht ganz klar und ...“

Altenhauſen ſprang jäh empor, ſeine Wangen färbten ſich dunkelrot. „Ich glaube, Sie wiſſen ſelbſt nicht, was Sie ſagen,“ brach er los, „Ihr Gaſtrecht in Ehren! Was die Menſchen ſchwatzen, iſt ja ganz dummes und verrücktes Zeug, und wer ſich damals am meiſten blamiert hat, iſt Reichenwald! Nein, ich will davon nichts hören, es iſt zu abgeſchmackt und lächerlich ... Im übrigen verzeihen Sie meine Heftigkeit,“ ſetzte er einlenkend hinzu, „doch ich konnte nicht anders ... Ja, ja, ich komme gleich! Was dieſe Menſchen immer von einem wollen, nicht einmal am Sonntage laſſen ſie einem Ruhe!“ Der Leydenſche erhob ſich und ſchritt ſchnell die zum Haupteingange des Gartens führende Lindenallee hinunter.

Jetzt wollte Arnold in die Laube treten, aber wieder zögerte er.

„Es iſt mir im höchſten Grade unangenehm, mein Fräulein,“ vernahm er jetzt Sandens Stimme, „daß ich den Unwillen Ihres Herrn Vaters erregt, doch habe ich es in der That nicht böſe gemeint.“

„Wie Sie's gemeint haben, weiß ich nicht,“ lautete Margaretens ſchnelle und entſchiedene Antwort, „doch kann ich nicht umhin, die Anſicht meines Vaters zu teilen. Was mich betrifft, ſo muß mich gerade das liebloſe Gerede der Welt beſtimmen, mein Urteil unbeeinflußt zu erhalten und, unbekümmert um alle Verdächtigungen, die Ehre eines unſchuldig Angegriffenen zu verfechten. Andernfalls machte ich mich ja ſelbſt zur gedankenloſen Nachbeterin ſolchen Geredes ...“

„Aber mein Fräulein, ich ...“ ſuchte ſie Sanden zu unterbrechen.

„Sie kennen Werden nicht,“ fuhr Margarete, dieſe Worte

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

überhörend, faſt leidenſchaftlich fort, „kennten Sie ihn, ſo würden Sie ſich ſcheuen, dem Urteile der Welt hier irgendwelche Bedeutung beizumeſſen. Sie wiſſen nicht, wie unendlich viel er darunter gelitten hat und noch leidet.“

„Ich will Ihnen ja gern glauben, mein Fräulein,“ erwiderte Sanden faſt erſchreckt, „ſo ſehr ich mich auch in anderen Dingen hüten müßte, jenes Urteil der Welt, in der ich lebe und von der ich gleichſam abhängig bin, ſo ohne weiteres als unbedingt falſch zu verwerfen.“

„Das halten Sie, wie Sie wollen!“ meinte das Fräulein mit zornigem Spott, „und ich denke, wir beendigen nun dieſes Geſpräch. Wenn Sie übrigens, Ihrer Meinung nach, Werden etwas perſönlich mitzuteilen wünſchen, ſo böte ſich Ihnen jetzt gerade Gelegenheit dazu, denn irre ich nicht, ſo führte man ſein Reitpferd eben an der Gartenmauer vorüber.“

Es wäre unmöglich geweſen, die Empfindungen zu beſchreiben, welche ſich während der wenigen Minuten, die jene Unterredung in Anſpruch nahm, in Arnolds Herzen zuſammendrängten. Zorn, Erbitterung, Genugthuung, daß er trotz alledem noch Freunde beſaß, die ihn verteidigten, und doch wieder das entſetzliche Gefühl ſeiner eignen Unwürdigkeit — alles das flutete in wilden Wellen an ſeine Seele heran. Er wäre dem Anprall vielleicht unterlegen, wenn ſich nicht aus dem regelloſen Gewirre das eine Gefühl ſelig und unſelig, ſchmerzlich und beglückend, verdammend und doch verzeihend emporgerungen und die anderen dunklen Gewalten niedergekämpft hätte, — das Gefühl, daß Margarete ihn liebte. Daß ſie für ihn eintreten würde, wenn man ihn angriffe — daran hatte er nie gezweifelt. Ein anderes war nur, wie ſolches geſchah. Aus den warmen und ſtolzen Worten, die ſoeben ſeiner Verteidigung gegolten, noch mehr aber aus dem Tone, der ſie begleitete und aus der erregten Tiefe ihres Herzens zu ſteigen ſchien, hatte mehr als bloße Freundſchaft und Kameradſchaftlichkeit geſprochen. Das war die Liebe, die Liebe zu ihm, an die er bisher nicht zu glauben gewagt; er konnte ſich nicht irren. Sie ermutigte ihn, ſie gab ihm Kraft, das Widerwärtige zu überwinden.

Und abſichtlich geräuſchvollen Schrittes, mit hochaufgerichtetem Haupte, betrat er die Laube. Bei ſeinem Erſcheinen erhob ſich das Fräulein in jäher Überraſchung, eine heiße Blutwelle übergoß ihre zarten Wangen, und wie ſie Arnold nun die Hand bot, da traf dieſen ein voller, ängſtlich forſchender und doch verſchämter Blick aus ihren Augen. Möglichſt unbefangen, mit einem ſtillen, dankbaren Lächeln, erwiderte er die ſtumme Frage, als wollte er ſagen: ich weiß alles, doch fürchte dich nicht! Als nun aber auch Sanden ſich ihm zögernd näherte, da vermochte er doch nur mit Mühe die in ihm aufquellende Bitterkeit zu meiſtern, und am liebſten hätte er die ſich ihm entgegenſtreckende Rechte des anderen zurückgeſtoßen. So bezwang er ſich und erwiderte kühl und gemeſſen die Begrüßung Sandens.

Es war eine eigentümliche Lage, in der ſich die drei befanden. Alle ſtanden ſie noch unter dem friſchen Eindrucke des eben Erlebten, das jeder in ſeiner Art zu verarbeiten und ſich zurechtzulegen ſuchte, und die ihnen gemeinſame innere Erregung konnte nicht verfehlen, auch in ihrem äußeren Weſen zu Tage zu treten. Den erſten, zwiſchen Arnold und Margarete gewechſelten Fragen und Erkundigungen war ein befangenes Stillſchweigen gefolgt, und bald erwies ſich jeder Verſuch, das ſtockende Geſpräch zu beleben und in Fluß zu erhalten, als vergebliche Mühe. Während ſich Margarete damit beſchäftigte, aus den vor ihr auf dem Gartentiſche liegenden Blumen einen Strauß zu binden und faſt ganz in dieſe Arbeit vertieft ſchien, ſaß Arnold ihr nachdenklich gegenüber, das Auge unverwandt auf die anmutigen Bewegungen ihrer ſchlanken Hände gerichtet. Abſeits von den beiden hatte ſich Sanden niedergelaſſen und kritzelte mit dem Spazierſtocke Figuren in den Kies, die er jedesmal wieder ſchnell vernichtete; ſein Geſicht bewahrte einen ungewohnt ernſten, geſpannten Ausdruck, der von der früheren Zuverſicht auffällig abſtach. So verharrten ſie einige Zeit; wenn aber das Fräulein zufällig von ihren Blumen aufſchaute, dann ſah ſie gewiß Arnolds Blick mit ſeltſamer Innigkeit auf ſich ruhen, und unter dem Banne desſelben ſenkte ſie das Haupt nur noch tiefer auf ihren Strauß herab.

Endlich kehrte Altenhauſen in Begleitung der Tante von ſeinem Geſchäftsgange zurück.

Beim Mittagsmahle blies ſeine frohe Laune den Dunſthauch der Verſtimmung fort, welcher bisher über der Geſellſchaft gelagert hatte; bald ſchwirrte das Geſpräch munter hin und her. Arnold hatte ſeinen Platz neben der Kouſine gefunden, in ihrer Nähe, in dem glückſeligen Bewußtſein ihrer Liebe war es ihm leichter, über den Eindruck des jüngſt Erlebten hinwegzukommen; ja, mit einer gewiſſen Beluſtigung ſchaute er zu Sanden herüber, welcher, zwiſchen Altenhauſen und der Tante ſitzend, unaufhörlich lachte, plauderte und, wie um die innere Erregung zu verbergen, dem Weine fleißig zuſprach. Auch des Hausherrn Späße und häufig auf den Rotenhoffſchen gemünzte Sticheleien fanden jetzt einen weit dankbareren Zuhörerkreis; einmal erhob er ſich und trank jedem ſeiner Gäſte, namentlich aber Arnold, bedeutungsvoll zu.

„Es betrübt mich aufrichtig,“ wandte ſich Margarete im Laufe des Geſpräches zu ihrem Nachbar, „daß wir, Mama und ich, gerade jetzt, wo es ſo ſchön zu werden beginnt, Leyden auf längere Zeit verlaſſen müſſen. Schon übermorgen ſollen wir fort.“

„Wie? Sie verreiſen?“ forſchte Arnold betroffen. „Aber Tante hat mir nichts davon erzählt, obgleich ich vorhin faſt eine halbe Stunde mit ihr verplaudert habe.

„Mama ſpricht ungern davon,“ erwiderte Margarete, „weil es ihr ſelbſt ſo ſchwer fällt, von hier zu ſcheiden. Der Arzt hat ihr Seeluft verordnet, und ich ziehe mit an den Strand, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Wer weiß, wie lange ſich die Kur hinzieht, vielleicht bis in den Spätſommer, und dann,“ fügte ſie ſeufzend hinzu, „iſt hier wohl alles verblüht und die beſte Freude vorbei.“

Arnold ſchaute traurig vor ſich hin. Was war ihm Leyden, was war ihm die Welt ohne die Teure! War ſie fern, dann fühlte er ſich wieder den finſteren Mächten der Einſamkeit preisgegeben. Und wie er aus dieſem Brüten aufſchaute, da ſchien ihm draußen der Sonnenſchein blaſſer, die Farben matter, das Blühen ärmer geworden.

„Sie werden über mich lachen,“ hörte er jetzt das Fräulein in heiterem Tone, als wenn ſie ihn unbewußt tröſten wollte, neben ſich ſagen. „Wiſſen Sie, was mir am meiſten leid thut? Daß ich meine Stella — die Reitſtute, welche Papa mir geſchenkt — in dieſem Sommer nicht werde benutzen können. Das arme Tier wird die ſchönſten Tage unthätig im Stalle vertrauern, und durch die Spazierritte, welche ich mir auf ihrem Rücken ſchon ſo herrlich ausgemalt, wird ein dicker Strich gemacht. Wer weiß, wann ich jetzt wieder zu dieſem Vergnügen komme!“

„Nun, dazu kann noch heute Rat werden, mein Töchterchen!“ miſchte ſich Altenhauſen ins Geſpräch. „Vorhin kam der Meſchewirt — weißt du, der Pächter vom kleinen Moor — auf den Hof und jammerte unter anderem, daß es mit der Geſundheit ſeines Knaben noch gar nicht ſo recht vorwärts gehen wolle. Zuletzt wagte er die ſchüchterne Anſpielung, ob du nicht hinkommen wollteſt, nach dem Rechten zu ſehen. Da böte ſich denn dir gerade die erwünſchte Gelegenheit zu einem Ritt.“

„Sie machen den Ärzten Konkurrenz, mein Fräulein!“ fiel Sanden mit ſeinem gewohnten Lächeln ein. Er war augenſcheinlich froh, endlich nach mehreren vergeblichen Verſuchen mit dem Fräulein ein Geſpräch anknüpfen zu können. „Bisher wußte ich nichts von Ihrer Kunſt.“

(Fortſetzung folgt.)

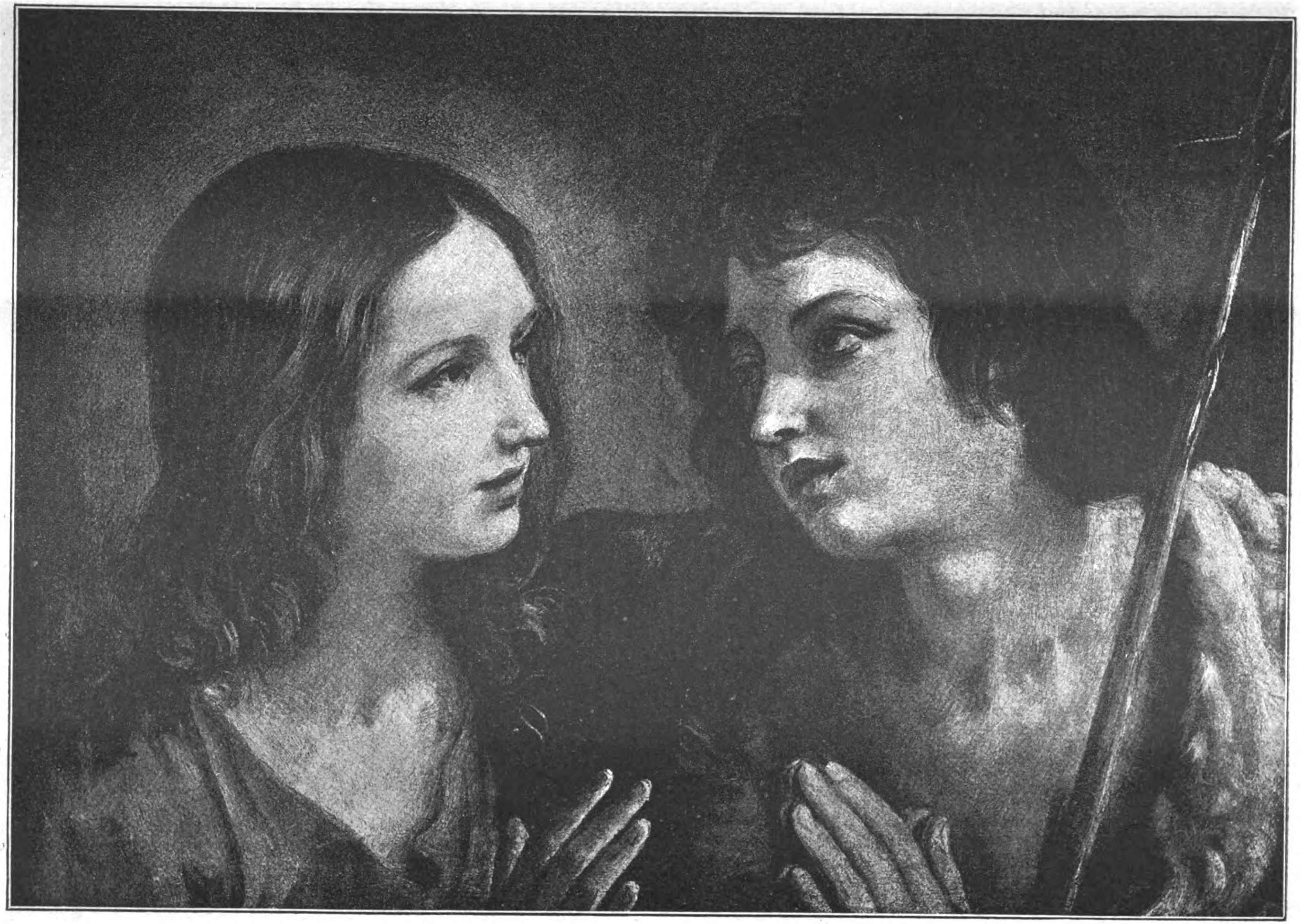
Der Altmeiſter der deutſchen Statiſtik.

Zu Ernſt Engels ſiebzigſtem Geburtstag.

Von Ernſt Haſſe.

(Abdruck verboten.)

Die letzten Tage des März 1821 haben Deutſchland zwei hervorragende Statiſtiker geſchenkt, die noch heute unter



Jeſus und Johannes als Knaben. Von Guido Reni. In der Nationalgalerie zu London.
(Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach. Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

uns leben und wirken. Am 26. März 1821 wurde Ernſt Engel zu Dresden und am 29. März desſelben Jahres Karl Knies in Marburg geboren. Beide Männer ſind aber in ihrem Lebensgange ſowohl, als in ihrer ſtatiſtiſchen Wirkſamkeit durchaus von einander verſchieden. Knies kann man als den letzten hervorragenden Vertreter der alten deutſchen Univerſitätsſtatiſtik bezeichnen, Engel dagegen als den Begründer der modernen amtlichen Statiſtik. Dies ſchließt nicht aus, daß Engel, welcher niemals einen akademiſchen Lehrſtuhl beſtiegen hat, doch als der einflußreichſte Lehrer aller jetzt lebenden Statiſtiker von halb Europa bezeichnet werden kann.

Bekanntlich fand die deutſche Statiſtik im XVII. und XVIII. Jahrhundert ihre Pflege faſt ausſchließlich an den deutſchen Univerſitäten. In der ſyſtematiſchen Weiſe ihrer Zeit behandelten Conring in Helmſtädt († 1681), Schmeitzel († 1747) in Jena und Halle, Achenwall († 1772) und Schlözer († 1809) in Göttingen die Statiſtik mehr oder weniger als eine beſchreibende Staatenkunde. Und als dann am Anfange unſers Jahrhunderts die amtlichen Statiſtiker die von ihnen in der Verwaltung der Staaten gewonnenen Zahlen überſichtlich in Tabellen ordneten, ohne welche wir uns heute eine Statiſtik überhaupt nicht denken können, wurden ſie von der „Göttinger Schule" als „Tabellenknechte" bezeichnet und bekämpft. Die ſeit dem Anfange des Jahrhunderts ſich nun mächtig entwickelnde in „ſtatiſtiſchen Büreaus" organiſierte amtliche Statiſtik ging dann zwei Menſchenalter lang unvermittelt neben der deutſchen Univerſitätsſtatiſtik her. Die erſtere hielt ſich für die einzig berechtigte Produzentin der Statiſtik, gab faſt nur Tabellen ohne erläuternden Text und überließ die Würdigung gern den Litteraten. Die Univerſitätsprofeſſoren ihrerſeits hielten ſich für die privilegierten Konſumenten der amtlichen Statiſtik und für die einzigen, welche berufen ſeien, die Zahlen reden zu laſſen. Dieſe letztere Richtung wurde fortdauernd in Göttingen gepflegt, und ihre beſten Vertreter waren dort Lueder und Wappäus † 1879. Auch Karl Knies, einer der bedeutendſten akademiſchen Lehrer der hiſtoriſchen Richtung in der Volkswirtſchaftslehre, kann zu den beſten Vertretern der Univerſitätsſtatiſtik gerechnet werden. Durch ſein Werk über „die Statiſtik als ſelbſtändige Wiſſenſchaft" hat er ſchon 1850 Stellung zur Statiſtik genommen und ſeit 1846 an den Univerſitäten Marburg und Heidelberg als akademiſcher Lehrer, vielfach aber auch politiſch als einer der älteſten Vorkämpfer gegen die Übergriffe des deutſchen Ultramontanismus gewirkt.

Die Pflege der amtlichen Statiſtik lag naturgemäß den ſtatiſtiſchen Büreaus ob. Und als Direktoren ſolcher haben ſich in der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts Krug, J. G. Hoffmann und Dieterici in Preußen, von Schlieben und Weinlig in Sachſen und von Hermann in Bayern einen Namen gemacht. Aber es war bezeichnend, daß dieſe Männer ſich meiſt nur im Nebenamte neben einer anderen amtlichen Thätigkeit mit der Statiſtik zu befaſſen hatten. Aus dieſen und anderen Gründen blieb die geſamte deutſche Statiſtik, ſowohl die akademiſche, als die amtliche, um die vierziger Jahre unſers Jahrhunderts hinter derjenigen des Auslandes weit zurück. In Frankreich und England, ganz beſonders aber in Belgien durch Quetelet, entlehnte die Statiſtik ihre Methoden und Hilfsmittel nicht mehr bloß der Geſchichte, der Staatswiſſenſchaften und der Verwaltung, ſondern auch der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften.

Da war es Ernſt Engel beſchieden und zwar nur in teilweiſer Anlehnung an die Fortſchritte des Auslandes, der deutſchen Statiſtik neue Ziele zu ſtecken, ihr neue Wege zu bahnen, die Beziehungen der amtlichen Statiſtik zu der Univerſitätsſtatiſtik neu zu ordnen und mit einem gewaltigen Ruck die deutſche Statiſtik derart vorwärts zu bringen, daß die Jahre 1852 bis 1882, in denen Engel amtlich in der deutſchen Statiſtik thätig war, zuſammenfallen mit der Periode der anerkannten Vorherrſchaft der deutſchen Statiſtik, während die Führung ſeitdem leider an Öſterreich und Italien übergegangen zu ſein ſcheint.

Ernſt Engel hatte ſich berufsmäßig nicht auf die Statiſtik vorbereitet. Anfangs mehr oder weniger Autodidakt hatte er ſich ſpäter an der Akademie Freiberg als Bergingenieur ausgebildet und damals und ſpäter ſich gewerbliche Kenntniſſe in ſo reichem Maße angeeignet, daß er ſchon dadurch auf dem wichtigen gewerbeſtatiſtiſchen Gebiete ſeinen ſtaatswiſſenſchaftlich oder juriſtiſch vorgebildeten Kollegen weit überlegen war.

Engels Thätigkeit bei einer Gewerbeausſtellung in der Centralhalle zu Leipzig und bei einer Kommiſſion zur Erörterung der Gewerbs- und Arbeiterverhältniſſe in Dresden ließen Weinlig, den vielſeitigen Leiter der Abteilung für Landwirtſchaft, Gewerbe und Handel des ſächſiſchen Miniſteriums des Innern die hervorragenden Fähigkeiten Engels erkennen. Und als die Verwaltung der amtlichen Statiſtik, welche von 1831 bis 1850 durch einen ſtatiſtiſchen Verein für das Königreich Sachſen beſorgt worden war, im Jahre 1850 unmittelbar vom Staate übernommen wurde, erhielt Weinlig zwar zunächſt 1850 bis 1857 die Stellung eines Direktors des ſtatiſtiſchen Büreaus, und Engel wurde vorläufig nur mit derjenigen eines Sekretärs betraut und erſt 1857 zum ſelbſtſtändigen Vorſtande des Büreaus ernannt. Von vornherein war aber Engel die Seele der neuen Einrichtung, deren Arbeiten er mit einem faſt fieberhaften Feuereifer übernahm. Er faßte das zerſtreut vorliegende ſtatiſtiſche Material in einem ſtatiſtiſchen Jahrbuch für das Königreich Sachſen zuſammen und begründete eine Zeitſchrift des ſtatiſtiſchen Büreaus, welche die Ergebniſſe ſeiner ſtatiſtiſchen Unterſuchungen verſtändlich und genießbar machte, indem er nicht nur totes Ziffernwerk bot, ſondern für alle Verhältniſſe in geiſtſprühender Weiſe die beſchreibende Form anwendete. In welcher Art Engel die bisherigen Erhebungsmethoden der Statiſtik vervollkommnete und teilweiſe völlig neu begründete, wird für unſere Leſer von geringerem Intereſſe ſein, obgleich in der Entwickelung der Technik auch hier die Vorausſetzung für die Erfolge jeder Arbeit liegt. Sogleich im Anfange ſeiner Thätigkeit hatte er mehrere Inſtruktionsreiſen zur möglichſt gründlichen Kenntnisnahme von den Einrichtungen und Leiſtungen der ſtatiſtiſchen Büreaus von Belgien, Frankreich, England, Öſterreich und Preußen unternommen. Die bei dieſer Gelegenheit angeknüpften perſönlichen Beziehungen zu den führenden Statiſtikern aller Kulturſtaaten wurden neben anderem auch für die internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſe fruchtbar, welche, auf die Anregung Quetelets hin, 1853 in Brüſſel, 1855 Paris, 1857 Wien, 1860 London, 1863 Berlin, 1867 Florenz, 1869 Haag, 1872 Petersburg, 1876 Peſt ſtattfanden. Dieſe Kongreſſe bildeten bald das europäiſche Auditorium Engels, der auf ihnen der internationalen Statiſtik immer höhere Ziele und vollkommnere Wege wies, und dieſe Kongreſſe waren es im weſentlichen, welche Engel den Ruhm des erſten Statiſtikers unſerer Zeit einbrachten. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß die Augen aller derer, die an Statiſtik ein Intereſſe nahmen — und deren Zahl wuchs faſt ins Übermaß — immer und immer wieder nach dem ſtatiſtiſchen Laboratorium des kleinen Sachſens hingelenkt wurden, wo Engel eine Kühnheit in der Initiative und eine Leiſtungsfähigkeit in der Arbeit entwickelte, die nur von der Freimütigkeit in der Meinungsäußerung übertroffen wurden. „Das befruchtende Element der Statiſtik iſt die Öffentlichkeit," dieſer Gedanke wurde beſtimmend für Engel und ſeine zahlreichen Freunde und Schüler. Wenn trotzdem Engel ſchon am 1. Auguſt 1858 ſein Dresdener Amt niederlegte, ſo iſt der Konflikt, der ihn hierzu beſtimmte, doch keineswegs aus der Freimütigkeit der auf die Förderung der Wiſſenſchaft ebenſo, wie auf die Populariſierung der Statiſtik gerichteten Veröffentlichungen Engels erwachſen. Vielmehr waren Engels „Pläne der Zeit und den Anſprüchen und Gewöhnungen der Bevölkerung vorausgeeilt und wurden von der Volksvertretung lebhaft angegriffen. Insbeſondere hatte — wie die amtliche Feſtſchrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des ſächſiſchen ſtatiſtiſchen Büreaus ſagt — die zweite Kammer am 20. März 1858 in bezug auf die mit der letzten Volkszählung verbundene Produktions- und Konſumtionsſtatiſtik moniert, daß die *Statiſtik ſich in alles einmengen* wolle und die verlangten Erhöhungen des Poſtulats ‚Statiſtiſches Büreau‘ zum größten Teile abgelehnt, weil man eine ſo komplizierte und ins Kleinliche gehende Statiſtik nicht brauche.“

Engel widmete ſich dann der Begründung einer Hypothekenverſicherungsbank in Dresden, hatte damit zwar äußerlich keinen Erfolg, iſt aber dem Gedanken treu geblieben, daß die Verſchuldung des Grund und Bodens nur bei Einrichtung entſprechender Amortiſierung und Verſicherung, ſowie in Verbindung mit der Lebensverſicherung für den Landwirt erträglich ſei.

In Preußen war durch Dietericis Tod ſeit 1859 das Königliche ſtatiſtiſche Büreau verwaiſt. Die unter Hoffmann und Dieterici beſtandene Verbindung der Leitung desſelben mit der Profeſſur für Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Berlin wurde jetzt gelöſt und zur ausſchließlichen Leitung des Büreaus der Regierungsrat Dr. Ernſt Engel aus Dresden berufen. Indem Engel am 1. April 1860 in dieſen erweiterten Wirkungskreis eintrat, machte er ſich ſofort an die Neubelebung der von ihm vorgefundenen Einrichtungen. Schon im Sommer 1860 wurde auf ſeinen Antrag eine ſtatiſtiſche *Centralkommiſſion* aus den Vertretern der höchſten Beamtenſtellen unter Zuziehung wiſſenſchaftlicher Kapazitäten begründet, die Leiſtungsfähigkeit des Büreaus durch Vermehrung der Arbeitskräfte weſentlich verſtärkt und eine Umgeſtaltung der Veröffentlichungen des Büreaus in der Abſicht vorgenommen, auf einen größeren Kreis von Leſern als bisher belehrend und anregend einzuwirken. Zu dieſem Zwecke gab Engel u. a. ſeit dem Oktober 1860 die *Zeitſchrift* des Büreaus heraus, die in den beiden nächſten Jahrzehnten die Führung auf dem Gebiete der ſtatiſtiſchen Litteratur übernommen hat. Mehr praktiſche Zwecke verfolgte das von ihm als Nachſchlagewerk herausgegebene Jahrbuch für die amtliche preußiſche Statiſtik, während die Quellen der preußiſchen Statiſtik in zwangloſen Heften herausgegeben wurden.

Dr. Ernſt Engel.

Ähnlich wie früher in Sachſen erſtreckte ſich nun die faſt ſtürmiſche Anregung Engels auch in Preußen auf alle Gebiete der Verwaltungsſtatiſtik. Erklärlicherweiſe fand dies weniger Beifall bei den Behörden, die dieſen Anregungen Folge zu geben hatten, als bei den Konſumenten der Statiſtik, die ſich an den Früchten der immer umfangreicher werdenden ſtatiſtiſchen Arbeiten erfreuen konnten. Die Gegenſtände dieſer Arbeiten kennen zu lernen, wird für unſere Leſer von geringerem Intereſſe ſein. Charakteriſtiſch für alle von Engel ſelbſt ausgeführten oder von ihm geleiteten amtlichen ſtatiſtiſchen Unterſuchungen war die Art der *Würdigung* der gefundenen zahlenmäßigen Ergebniſſe. Er machte damit der bisherigen privaten und akademiſchen Litteratur das von ihr beanſpruchte Alleinrecht, dieſe Würdigung wiſſenſchaftlich vorzunehmen, ſtreitig, indem er mit Recht darauf hinwies, daß niemand zu einer Kritik ſtatiſtiſcher Daten mehr berufen ſei, als derjenige, der ſie geſchaffen oder abgeleitet habe. Freilich ſtellte er damit an den amtlichen Statiſtiker die Anforderung, ſich von dem Standpunkte der Routine auf den der höchſten ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntnis zu erheben.

Engel iſt aber nicht der Mann, derartige Forderungen zu ſtellen, ohne zur Erfüllung derſelben ſelbſt die Hand zu bieten. So ſchuf er 1862 das *ſtatiſtiſche Seminar*, aus deſſen Schule alle modernen Statiſtiker hervorgegangen ſind. Ihm ſchwebte dabei allerdings im Anfange nicht das Ziel vor, Leiter ſtatiſtiſcher Ämter und Lehrer akademiſcher Lehrſtühle ausbilden zu wollen. Es war dies vielmehr das ungewollte Ergebnis der Entwickelung. Sondern er beabſichtigte ſtatiſtiſch vorbereitete Beamte für den höheren Staatsverwaltungsdienſt heranzubilden. Er ſagte hierüber ſelbſt:

„Wenngleich nun die beſte Schule hierfür die *Praxis* iſt, ſo bleibt doch die Erreichung des Zieles davon abhängig, daß die Ausübung der Praxis nach einem zweckmäßigen, einheitlichen Syſteme und mit Rückſicht auf beſtimmte, in der Centralſtelle der amtlichen Statiſtik feſtgeſetzte Geſichtspunkte erfolgt. Hierzu iſt eine beſondere Vorbereitung ſchon deshalb erforderlich, weil ſich das theoretiſche Studium der Statiſtik auf den Univerſitäten mit der Lehre der eigentlichen *Technik* der Statiſtik, worauf in der Praxis ſo viel ankommt, nicht befaſſen kann.“ So wurde Engel auch in formeller Hinſicht zum Lehrer der Statiſtik. Und in dieſer Eigenſchaft überragte er ſeine Fachgenoſſen vielleicht am allermeiſten. Es iſt geradezu bewundernswert, wie er es verſtand, auf die Adepten der Statiſtik anregend einzuwirken und ſie auf einem Gebiete, welches der großen Menge der Laien als der Inbegriff der Trockenheit und Langweiligkeit erſcheint, zur Begeiſterung hinzureißen. Und ſo viele Feinde ſich Engel durch die ihm eigne Rückſichtsloſigkeit und Schärfe gemacht haben mag, unter ſeinen zahlreichen Schülern wird keiner ſein, der ſich nicht mit wärmſter Dankbarkeit der Zeiten erinnerte, in denen er den Worten des Meiſters, mehr noch im perſönlichen Verkehre, als auf dem Lehrſtuhle, gelauſcht hat. — Auch von Berlin aus beſuchte Engel alle internationalen und nationalen ſtatiſtiſchen Zuſammenkünfte. Bei dieſen ließ er ſich es beſonders angelegen ſein, ſeine Anſichten über die Entwickelung der Bevölkerungsſtatiſtik zu einer, *Demographie* genannten, ſelbſtändigen Wiſſenſchaft, über die beſten Methoden der Volkszählungen und anderer Erhebungen, über die Syſteme der Gewerbe- und Berufsarten und über die Ausbreitung der Statiſtik auf bisher unbebaute Gebiete zur Geltung zu bringen und in humorvoller oder eleganter Dialektik zu verteidigen. — In der preußiſchen Statiſtik brachte er die Technik der *Zählkarten* zur Geltung und organiſierte die amtliche Statiſtik in einer vielleicht zu ſtraff *centraliſtiſchen* Weiſe.

Engel iſt ausgeſprochener Freihändler und neigt ſich in ſeinen politiſchen Anſchauungen bedenklich zum Fortſchritte hin. Es erklärt ſich dies aus ſeiner Natur und Entwickelung, die auf den Widerſpruch gegen das Hergebrachte und durch die Beharrung Geheiligte hindrängte. Engel wollte Gelehrter und nicht Beamter ſein, was nirgends leichter als in Preußen zu einem Konflikte führen mußte. So ſchied der Geheime Oberregierungsrat Dr. Ernſt Engel am 1. Juli 1882 aus dem preußiſchen Staatsdienſte, und die Direktion des preußiſchen ſtatiſtiſchen Bureaus ging an den Geh. Regierungsrat E. Blenck über.

Seitdem lebt Engel zurückgezogen von den Geſchäften in ſeinem Geburtsorte Dresden und in Oberlößnitz-Radebeul in großer Körper- und Geiſtesfriſche. Aber daß er, deſſen Normalarbeitstag früher ein vierzehnſtündiger war, noch nicht ruhen und raſten kann, iſt beinahe ſelbſtverſtändlich. Noch immer iſt ſein raſtloſer Sinn darauf gerichtet, „die Erfahrungen ſeines vielbewegten Lebens für die Wiſſenſchaft und praktiſche Volkswohlfahrt zu verwerten, indem er für die Biologie und Anthropometrie, für die Meſſung des Völkerwohlſtandes, für die zweckmäßige Führung von Haushaltungsbüchern und für Betriebseinrichtungen zur Herſtellung des Friedens zwiſchen Arbeit und Kapital Material ſammelt und verarbeitet und mit ungeſchwächter Initiative Reformen auf den verſchiedenſten Gebieten anregt.“

Oſtern.

Oſterkunde, Lenzesahnen! —
Durch den blätterloſen Wald
Geht ein Flüſtern und ein Mahnen:
Frühling, Frühling kommt nun bald!
Und ein Leben, neu und drängend,
Bricht hervor mit Siegermacht,
All die braunen Knoſpen ſprengend
Nach des Winters Schlaf und Nacht.

Oſterblüten ſind entſproſſen, —
Schneeglöckchen weiß und rein,
Von der Sonne hold erſchloſſen,
Schimmern licht ins Land hinein;
Und ein Ahnen und ein Grüßen
Weht verheißend durch die Luft,
Wie von langentbehrtem, ſüßem,
Wunderholden Veilchenduft.

Oſterlieder, Oſterklänge
Schmettern aus der Vöglein Bruſt,
Frohe ſelige Geſänge
Von des Lenzes Licht und Luſt,
Jubelnd helle Dankesweiſen,
Mit des Liedes ganzer Kraft,
Gott, den Schöpfer, hoch zu preiſen,
Der aus Nacht das Leben ſchafft.

Oſterſegen, Oſterwonne!
Richte deinen Blick empor,
O wie zaubert Licht und Sonne
Junges Leben rings hervor!
Neues Regen und Bewegen
Keimt nun auch in Herz und Sinn,
Nimm auch deinen Oſterſegen,
Meine Seele, gläubig hin!

Oſterkunde, o du ſchöne!
Aus des Grabes dunklem Thor
Tritt, daß er dich Gott verſöhne,
Lichtumſtrahlt dein Herr hervor.
Oſtern, Oſtern! Allen Sorgen,
Allem Kummer gute Nacht,
Goldnen Auferſtehungsmorgen
Hat der Heiland uns gebracht! —

R. Beutner.

Eine Unentbehrliche.

Ein Beſuch in der Nähnadelfabrik zu Ichtershauſen.

Von Hanns von Zobeltitz (Hanns von Spielberg).

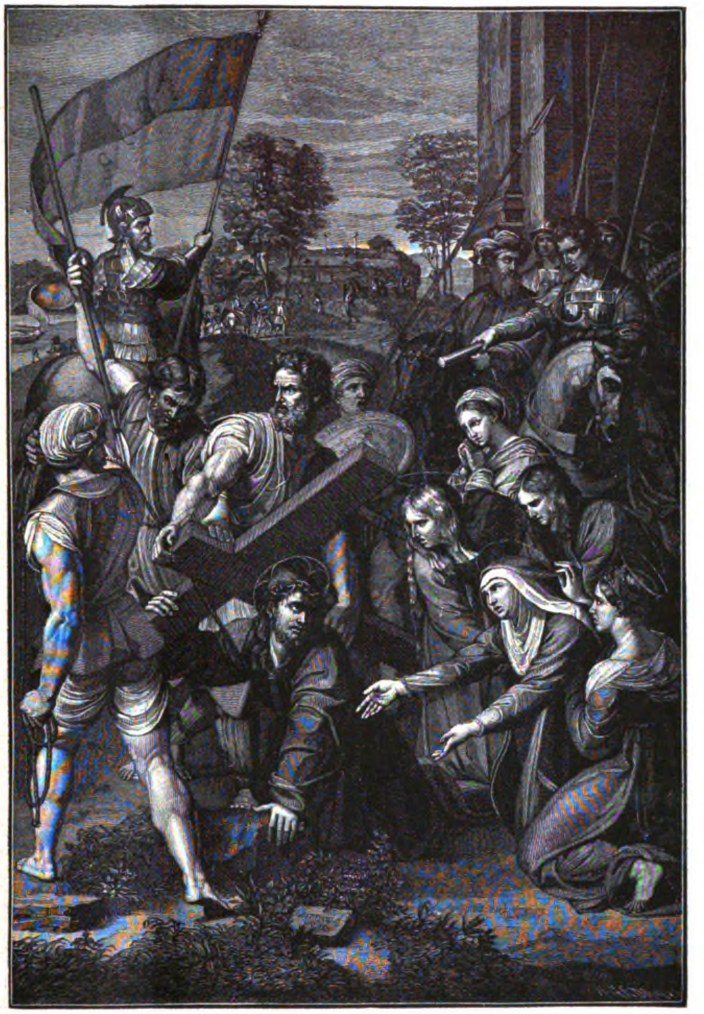
(Abdruck verboten.)

Einzelne Induſtriezweige haben anſcheinend einen ausgeſprochenen Wandertrieb. Der Hauptſitz der europäiſchen Nähnadelinduſtrie, zum Beiſpiel, war vom XIV. Jahrhundert an unſere alte, vielſeitige Reichsſtadt Nürnberg. Hier findet ſchon um 1370 die ehrſame Zunft der Nadelmacher urkundliche Erwähnung, und mit dem übrigen „Nürnberger Tand“ ging die koſtbare Nähnadel hinaus in alle Welt, bis ſich um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die engliſche Fabrikthätigkeit der gewinnbringenden Induſtrie bemächtigte, ſie zu einem fabrikmäßigen Betrieb ausbildete und bald völlig monopoliſierte. Und wieder etwa hundertfünfzig Jahre ſpäter nahm Deutſchland aufs neue den Wettbetrieb auf; in Aachen, Iſerlohn und Altena entſtanden Nadelfabriken, die anfangs mit den denkbar größten Schwierigkeiten zu ringen hatten, allmählich aber gegen das Übergewicht des engliſchen Fabrikats erfolgreich aufkamen. Aus Weſtfalen wurde die Induſtrie dann, vor etwa einem Vierteljahrhundert, nach Thüringen verpflanzt; die Herren Wolff und Knippenberg begründeten in dem Dorfe Ichtershauſen bei Arnſtadt eine Nadelfabrik, die ſich aus kleinen Anfängen heraus zu der größten Deutſchlands entwickelte und weſentlich dazu beitrug, daß die deutſche Nadel heute an Vortrefflichkeit der engliſchen mindeſtens gleichſteht, dieſe an Wohlfeilheit aber weſentlich übertrifft. Die Fabrik ſtellt täglich gegen zwei Millionen Nadeln fertig, eine Zahl, welche ihre Bedeutung für die vaterländiſche Induſtrie wohl genügend kennzeichnet.

Wenn man erſt ſeit dem XIV. Jahrhundert von einer eigentlichen Nähnadelfabrikation ſprechen kann, ſo iſt damit ſelbſtverſtändlich nicht geſagt, daß frühere Zeiten die Nähnadel an ſich nicht gekannt hätten. Wir brauchen ſogar durchaus nicht an die aus Knochen oder Fiſchgräten gefertigten Nadeln unſerer braven Altvorderen zu denken, ſondern uns nur die zum Teil wahrhaft künſtleriſch geformten Metallnadeln zu vergegenwärtigen, welche unſere Muſeen als wertvolle Überreſte etruriſcher, griechiſcher oder römiſcher Kultur aufbewahren. Dieſelben zeigen bereits alle die Kennzeichen einer brauchbaren Nähnadel: die ſcharfe Spitze, den ſchlanken Schaft, das kleine Öhr! Die fabrikmäßige Herſtellung der Nadel aber war eigentlich doch erſt möglich, als gegen Ende des XIV. Jahrhunderts die Kunſt des Drahtziehens, angeblich bekanntlich durch einen Nürnberger Meiſter, namens Rudolph, erfunden wurde.

Das Drahtziehen bildet denn auch heute noch gewiſſermaßen die Grundlage der Fabrikation, und nach der Drahtzieherei lenken wir bei unſerm Beſuch in Ichtershauſen zuerſt unſere Schritte.

Die Fabrik verwendet im allgemeinen ausſchließlich den beſten Stahldraht aus deutſchen Werken, nur für einzelne, ſehr geringwertige Sorten wird Eiſendraht verarbeitet; ſie empfängt das Rohmaterial als mächtige Rollen von Walzdraht, der etwa eine Stärke von 5,5 Millimeter hat und nun im eigenen Betriebe auf die erforderlichen geringeren Stärken gezogen werden muß — bis zu jenem faſt haarfeinen Draht unter Umſtänden, welcher zur Herſtellung der zum Aufreihen von Perlen beſtimmten Nadeln gebraucht wird. Die Walzwerke ſuchen zwar auch ihrerſeits möglichſt dünnen Draht zu gewinnen, ihr Beſtreben findet jedoch durch die ſchnelle Abkühlung des Eiſens bei dem Walzprozeß eine Grenze und kann auf kaltem Wege das Ziehen nicht erſetzen.



Die Kreuztragung Chriſti (Lo spasimo di Sicilia) von Raffael. Im Muſeum zu Madrid.

Dieſes „Ziehen“ erſcheint eigentlich als ein recht einfacher Vorgang. Der Draht iſt auf der Spule aufgerollt und wird von dem Arbeiter durch das Zieheiſen — eine mit verſchieden großen Löchern verſehene Stahlplatte — auf eine rotierende Trommel geleitet; indem er ſich auf letzterer aufrollt, wird er gezwungen, den durch die Lochgröße vorgeſchriebenen Durchmeſſer anzunehmen. — In Wirklichkeit beſteht das Ziehen jedoch aus einer langen Reihe einzelner, mühevoller Operationen. Mit dem einmaligen Paſſieren eines Ziehloches läßt ſich der Durchmeſſer des Drahtes nämlich nur um ein geringes Maß vermindern; derſelbe muß alſo wiederholt auf die Ziehbank, er wird z. B. erſt auf dem Grobzug auf einen Durchmeſſer von zwei Millimeter herabgedrückt, erlangt dann durch den Mittelzug allmählich eine Stärke von einem Millimeter und kommt endlich, ſich ſtufenweiſe immer mehr verdünnend, in den Feinzug, auf dem er, wiederum mehrere Zieheiſen paſſierend, bis zur Stärke des ſchwächſten Blumendrahts gebracht werden kann. Durch jeden einzelnen Zug erleidet der Draht aber naturgemäß eine Veränderung; ſeine Oberfläche härtet ſich durch den ſtarken Druck, und die innere Struktur gewinnt eine gewiſſe Spannung, welche es unmöglich macht, das Ziehen ununterbrochen fortzuſetzen; der Draht würde ſehr bald reißen. Zwiſchen je zwei oder drei Zügen muß er daher wieder weich gemacht, er muß „ausgeglüht“ werden. Die Bunde kommen in große Gußſtahltöpfe und werden in dieſem einer anhaltenden Rotglut ausgeſetzt; dabei ſetzen ſie mehr oder weniger Glühſpan an, ſie oxydieren und müſſen vor dem nächſten Zug mit ſtark verdünnten Säuren und durch heftiges Hinundherwerfen — welches die ſogenannte „Polterbank“ in ebenſo einfacher, wie gründlicher Weiſe beſorgt — von dieſem Glühſpan befreit werden. Ich bin abſichtlich auf die Drahtzieherei etwas näher eingegangen, um zu zeigen, wie viele Einzelprozeduren der Draht durchzumachen hat, ehe er noch die für die Nadelfabrikation ſelbſt geeignete Form erlangt; es iſt das eine der merkwürdigſten Erſcheinungen gerade dieſes Induſtriezweiges, daß das Fabrikat durch faſt unzählige Hände gehen muß, ehe es vollendet wird, und daß trotzdem dies einzelne Erzeugnis von einer faſt beiſpielloſen Billigkeit iſt. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch iſt nur zu erklären einmal durch die in überraſchendſter Weiſe durchgeführte Arbeitsteilung, welche jedem einzelnen Arbeiter nur einen oft faſt verſchwindend kleinen Anteil in der Fabrikation zuweiſt, ihn für dieſen ſeinen Anteil aber bis zur denkbar höchſten Leiſtungsfähigkeit fördert, und zum anderen durch die Anwendung wahrhaft genial erdachter Werkzeugmaſchinen. Nur dadurch wird verſtändlich, daß auch die einzelnen komplizierteren Nadelſorten, wie z. B. die Nadeln für Strickmaſchinen, deren jede ein kleines techniſches Kunſtwerk iſt, ſchließlich doch für wenige Pfennige das Stück hergeſtellt werden können.

Aber bleiben wir bei der einfachen Nähnadel.

Nachdem der Draht die erforderliche Stärke erhalten hat, kommt er in eine Maſchine, welche das Bund abrollt, den Draht zwiſchen einigen Klammern im allgemeinen gerade ſtreckt und ihn dann in einzelne Stücke (Schäfte) zerſchneidet, deren jedes die Länge zweier Nadeln zeigt. In dieſem Zuſtande, alſo je — wohlverſtanden — zwei Nadeln miteinander verbunden, durchläuft jeder Schaft jetzt einen großen Teil der Fabrikation.

Die Schäfte ſind, wie geſagt, bisher nur im allgemeinen gerade gerichtet, ſie müſſen aber ganz gerade, d. h. haarſcharf „centriert“ ſein. Zu dieſem Zwecke werden ſie zu je einigen tauſend Stück zuſammen gebündelt, der Arbeiter ſtreift über das Bündel zwei Eiſenringe, ſchiebt jenes kurze Zeit in den Glühofen, um das Metall weich zu machen, und rollt es dann zwiſchen zwei Eiſenplatten. Sind die Schäfte in dieſer Weiſe gerichtet und ausgekühlt, ſo gelangen ſie in die Schleifmaſchine, in der ſie auf mechaniſchem Wege einem runden Schleifſtein zugeführt werden, welcher ungemein ſchnell — mit etwa 2000 Umdrehungen in der Minute — rotiert. Hier werden auf beiden Enden die Spitzen angeſchliffen, und man ſieht jetzt bereits deutlich, daß aus dem einen Schaft demnächſt zwei Nadeln werden ſollen. Die Schleifmaſchinen arbeiten völlig ſelbſtthätig; der Arbeiter, welcher mehrere der Apparate gleichzeitig bedient, hat eigentlich nur die ungeſpitzten Drahtſtücke einzulegen und die angeſchliffenen Schäfte fortzunehmen; in der Stunde vollendet jede Maſchine etwa 15 000 Stück.

Jetzt wird die Mitte des Schaftes durch ein Schmirgelband glänzend angeſchliffen, und die Schafte wandern in eine Maſchine, welche ſie nacheinander einem kleinen Prägewerk zuführt. Mit Zauberſchnelle erhält in dieſem jedes der Drahtſtücke in der Mitte eine Verprägung, welche den beiden zukünftigen Nadelköpfen entſpricht; die Öhre ſind damit ſchon angedeutet, aber noch nicht durchlocht, der ganze Kopf iſt leicht abgeplattet und wie von einem kleinen Metallbart umgeben, die demnächſtige Trennung des Schaftes in zwei Nadeln markiert ſich bereits ſcharf.

Früher erfolgte nun das eigentliche Lochen der Nadeln mit der Hand. Heute iſt auch hier bei den meiſten Sorten die Handarbeit durch die Maſchine verdrängt worden, welche mit unheimlicher Sicherheit die ſchnell aufeinander folgenden Schäfte faßt, ſie ſelbſtthätig zurecht legt und mit einem kurzen Schlage die beiden Öhre durchſtößt.

Aus dem Schaft iſt jetzt eine Doppelnadel geworden. Zum Zwecke der weiteren Bearbeitung ſtoßen flinke Kinderhände dünne Drähte durch die Öhre, die Doppelnadel wird durch einfaches Abbrechen geteilt, und man erhält ſo zwei, faſt kammartig ausſchauende Teile, deren jeder aus einer Anzahl auf Draht gereihter Nadeln beſteht. Dieſe werden jetzt an den Köpfen im ganzen abgeſchliffen und von dem noch von der Prägung herrührenden Bart befreit.

Damit wäre, ſo könnte es ſcheinen, die Nadel fertig. Sie iſt es indeſſen nur der rohen Form nach und gilt dem Fabrikanten noch als ein recht unvollkommenes, der Verbeſſerung und Verſchönerung dringend bedürftiges Ding.

Wir werden daher aus den Maſchinenſälen zunächſt wieder einmal in den Bereich der Glühöfen geführt. Bis jetzt war das Material, der Draht, nämlich noch ziemlich weich, und wenn dieſer Zuſtand auch die Fabrikation erleichterte, ſo würde er bei dem Gebrauch des fertigen Kulturinſtrumentes doch wenig willkommen ſein. Die Nadeln müſſen alſo gehärtet werden. Zu dieſem Zwecke ſchiebt man ſie auf Eiſenblechen in den Ofen, läßt ſie bis zur Rotglut in demſelben und wirft ſie dann in einen mächtigen, mit Öl gefüllten Trog: es iſt ja eine bekannte Thatſache, daß Stahl einen beſonderen Grad von Härte gewinnt, wenn man ihn glühend macht und dann raſch abkühlt. Handelt es ſich aber um geringwertigere Nadeln, die aus Eiſendraht gefertigt waren, ſo muß das Verfahren variiert werden, dann kommt es nämlich darauf an, das Eiſen gewiſſermaßen in Stahl zu verwandeln. Stahl iſt, wir wiſſen es, nichts als eine beſondere Eiſenſorte mit einem höheren Gehalt an Kohlenſtoff, als ihn das Roheiſen beſitzt. Es gilt daher in unſerm Falle, um den eiſernen Nadeln die köſtlichen Eigenſchaften des Stahls zu verleihen, ihnen Kohlenſtoff zuzuführen; ſie werden „cementiert.“ Man verpackt ſie mit Holzkohle und Knochenmehl in eiſerne Behälter, die wohlverſchloſſen in den Glühofen wandern und der Wirkung der Hitze ſo lange ausgeſetzt bleiben, bis genügend Kohlenſtoff in das Eiſen übergegangen iſt.

Die Nadeln — gleichviel ob aus Stahl- oder Eiſendraht hergeſtellt — ſind nun allerdings hart geworden — aber zugleich auch ſpröde. Von einer guten Nähnadel verlangt man jedoch einen hohen Grad von Elaſtizität, ſie ſoll ſich biegen laſſen, ohne zu brechen, und es iſt daher meiſt notwendig, unſern ſpitzigen Freundinnen wieder einen Teil ihrer Härte zu nehmen; ſie werden zu dieſem Zwecke in Öl oder Thran geſotten.

Wir haben in dieſem Stadium der Fabrikation große Maſſen, in Körben wirr und wild durcheinander liegender, ſchwarzer, öliger Nadeln (natürlich in jedem Behälter von ein und derſelben Sorte) vor uns, die im großen und ganzen einen recht ſchmutzigen, unerfreulichen Eindruck machen. Jetzt erſt beginnen ſie ihre eigentliche Toilette, ſie ſchmücken ſich, um würdig zu werden, demnächſt im Arbeitskäſtchen einer hübſchen Frau glänzen zu können.

Zunächſt muß in den Wirrwarr einige Ordnung gebracht werden — eine Sache, die eben ſo ſchwer erſcheint, wie ſie überraſchend einfach iſt. Ein Nadelhaufen von dreißig Pfund Gewicht wird auf ein flaches Holzbrett mit überſtehenden Rändern geſchüttet, ein Arbeiter ſchüttelt und rüttelt mit ganz eigenartigen Bewegungen das Brett und, ſiehe da, die eben noch wild durcheinander liegenden Nadeln ſpazieren allmählich in Reih und Glied und ordnen ſich an einer Seite des Brettes fein ſäuberlich in der Längslage. Nun werden ſie mit Schmirgel und Öl in Packleinwand zu walzenförmigen Paketen zuſammengepackt und dieſe, von eiſernen Kapſeln umſchloſſen, auf der ſogenannten „Schauermühle“ — einem beweglichen Tiſch — ſo lange hin und hergerollt, bis die Umhüllung zerriſſen iſt. Dieſer Prozeß wiederholt ſich je nach der Güte der Ware mehrmals, bei den beſten Nadeln bis zu zehn Malen, wobei zuletzt anſtatt des Schmirgels Zinnaſche verwendet wird. Schließlich unterliegen die Nadeln noch in großen rotierenden Trommeln einer gründlichen Wäſche mit Seife und Sägeſpähnen und werden dann getrocknet.

Damit iſt indeſſen die faſt endlos erſcheinende Reihe der einzelnen Fabrikationsabſchnitte noch keineswegs beendet. Die Nadeln ſehen zwar bereits blitzblank und ſchmuck aus, unter jedem Tauſend befinden ſich jedoch wahrſcheinlich noch einige böſe Geſellen, die im Kampf um ihr Daſein vorzeitig die Spitze verbogen oder gar ein Teil des Öhrs eingebüßt haben, oder einige andere, die nicht ganz gerade erſcheinen oder die endlich um etwa einen Millimeter in ihrem Wachstum zurückgeblieben ſind. Herr Knippenberg aber wäre untröſtlich, wenn ſich ſolch eine Mißgeburt in einen fertigen „Brief“ verirren könnte. Daher wird jetzt von geſchickten Händen eine Jagd auf dieſe Geſellſchaft unternommen, es wird die Spreu von dem Weizen geſondert. Wie die dazu erforderlichen, meiſt durch kleine Hilfsapparate unterſtützten Manipulationen vor ſich gehen, läßt ſich nicht beſchreiben. Ich muß ſogar die Frage offen laſſen, ob die ingeniöſen Vorrichtungen oder ob die ſcharfen Augen und die geübten Finger der Arbeiterinnen größere Bewunderung verdienen — jedenfalls aber überraſcht die Schnelligkeit des Sortierens ebenſo ſehr, wie die Genauigkeit der Arbeit. Ich glaube, ich könnte mit gutem Gewiſſen wetten, daß ſich etwa unter 100 000 Stück beſter Qualität nicht fünf mißratene Nadeln finden laſſen.

Noch liegen die Nadeln aber nicht mit den Spitzen nach einer Richtung, und dies erſcheint für die demnächſtige Verpackung denn doch dringend wünſchenswert. Sie mit der Hand einzeln zurecht zu legen, wäre eine entſetzliche Arbeit, die ſich zum Glück durch ein ebenſo einfaches, wie ſinnreiches Verfahren — merkwürdig, daß das Sinnreiche meiſt auch einfach iſt — umgehen läßt. Man legt nämlich eine lange Reihe Nadeln nebeneinander auf ein Brettchen und drückt ſie dann langſam mittels eines Lineals etwas über den Rand desſelben zurück. Dabei kippen die mit dem ſchwereren Kopf nach dem Arbeiter zu liegenden Nadeln um, die umgekehrt liegenden nicht — und die Trennung beider iſt endgültig geſchehen. Ich wurde an das Ei des Kolumbus erinnert, als ich das Kunſtſtückchen zum erſtenmal ſah.

Je nach Wunſch des Beſtellers erhalten die Nadeln noch Vergoldung, oder ſie werden gebläut; dann wird ihnen eine allerletzte Politur zu teil, welche, zur Vermeidung der bei der Handarbeit unvermeidlichen Roſtflecke, lediglich durch Maſchinen geſchieht. Ebenſo zählt ſie ein kleines flinkes Maſchinchen, unter Ausſchluß jeder Berührung durch eine Hand, zu fünfundzwanzig Stück oder, wie es ſonſt verlangt wird, in die „Briefe“ ab, und ſie können endlich in die umfangreichen Verpackungsräume wandern, von denen aus ſie ihre Reiſe in die weite Welt antreten. Und es iſt wirklich die ganze, weite Welt, in welcher die Thüringer Fabrik Abſatz für ihre Ware geſucht und gefunden hat; es gibt wohl kein Land der Erde, in welchem nicht fleißige Frauenhände die Ichtershauſener Nadeln zu führen wiſſen.

Welche Summe von Einzelvorrichtungen ſolch eine ſcheinbar ſo einfache Nähnadel nicht erfordert — eine Nadel, von denen das Tauſend in der Fabrik höchſtens fünf Mark koſtet, die aber bei einzelnen, immer noch mit aller Sorgfalt gearbeiteten Sorten im ganzen Tauſend nur fünfundſechzig Pfennig bringt! Mit anderen Worten, es kommt noch nicht $^{1}/_{10}$ Pfennig auf ein Fabrikat, das bis zur Fertigſtellung Stück um Stück durch mindeſtens ein halbes hundert Hände gehen mußte.

Die Nähnadelerzeugung beſchäftigt nur einen Teil der Fabrik. Ein zweiter iſt in der ſich von Jahr zu Jahr ſteigernden Fabrikation von Nähmaſchinennadeln, ein dritter für die Herſtellung von Strickmaſchinennadeln thätig, und weitere Betriebszweige dienen der Erzeugung von Stopfnadeln, Stricknadeln, Häkelnadeln, Pack-, Schnür-, Kürſchner-, Sicherheits- und noch einigen Dutzend anderer Nadelſorten, von denen jede einzelne wieder in allen nur denkbaren Formen und Stärken zur Ausführung gelangt. Ich hab's nicht nachgezählt, aber ich glaube es dem Fabrikkatalog aufs Wort, daß er gegen fünftauſend verſchiedene Arten und Sorten aufzählt.

Und faſt jede, wenigſtens der Hauptgattungen, beanſprucht für ihre Herſtellung beſondere Maſchinen und Maſchinchen, die ſämtlich in der eignen mechaniſchen Werkſtätte der Fabrik konſtruiert und gebaut werden. In den Fabrikſälen reihen ſich dieſe meiſt kleinen Hilfsmaſchinen denn auch in ſchier endloſer Zahl aneinander; es ſchwirrt und brauſt, es pocht und hämmert überall an zwanzig Stellen zugleich, und in dem Gewirr der Transmiſſionen und Treibriemen kann ſich nur der Erfahrene zurecht finden. Der Laie ſteht ratlos den kleinen, raſtlos arbeitenden Ungeheuern gegenüber, von denen oft ein halbes Dutzend von einem Arbeiter bedient wird, die aber ſcheinbar deſſen Beihilfe überhaupt nicht bedürfen; ſie ſchneiden und preſſen, dehnen und bohren, biegen oder zählen ganz ſelbſtändig und mit geradezu unheimlicher Sicherheit; ſie ermüden nie und ſie irren nie — der Arbeiter hat häufig wenig mehr zu thun, als ihnen neuen Rohſtoff zuzuführen und den verarbeiteten rechtzeitig zu entfernen.

Trotz der ausgedehnten und rationell ausgenutzten Maſchinenarbeit beſchäftigt die Fabrik aber gegen 900 Perſonen. Als die Fabrik begründet wurde, war Ichtershauſen ein ganz kleines Dorf, heute iſt es ein ſtattlicher Marktflecken mit 2500 Einwohnern, die faſt ausſchließlich der Nadel lohnende Arbeit und ſtetigen Verdienſt danken und für die durch die Gründung und Unterſtützung von Spar- und Krankenkaſſen, von Konſumvereinen und durch die Förderung des Erwerbes eigner Häuſer ſeitens der Arbeiter in der wohlwollendſten Weiſe geſorgt iſt.

Die Nähnadel hat hier eine Stätte geſunden Wohlſtandes begründen helfen.

Gegen den Strom.

Von A. Trinius.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

„Das is hübſch von dir, Dore, ſehr hübſch. Du machſt mir rot. Aber freuen thut's mir doch!“ ſagte Kienbuſch und blickte ſie gerührt an. „Ach, Dore, ick wollte, es wäre manches anders.“

„Laß es gut ſein, Kienbuſch! Ich habe hier meine Pflicht gethan, und daß er wieder geſund geworden, iſt Belohnung genug, mehr als ich verdiente. Nun gehe ich wieder hinüber. Meine paar Sachen, die ich bereits heute morgen gepackt habe, wirſt du unſerm Schifferjungen geben, der den Kahn euch zurückbringen wird. Mach's gut, Kienbuſch, und denke manchmal an die Dore!“ Sie reichte ihm ihre Hand.

„Wat? Is das dein Ernſt? Haſt du's denn dem Alten drinne ſchon jeſagt?“

Dore ſchüttelte den Kopf.

„Aber wenn er nu nach dir fragt? Wat denn?“

„Er wird nicht mehr nach mir fragen, Kienbuſch. Du weißt ja, was zwiſchen uns liegt.“

„Ja, ja, Dore! Aber trotzdem — ſo plötzlich — ſo — ſo — — das thut ein bißchen weh, Dore!“ Er ſchaute ſie mit ſeinen guten, ehrlichen Augen an. „Ick wollt', ick könnt' was für dich thun — ſo recht was Jroßes — was dir wieder jeſund machen könnte.“

Schweigend wandte ſie ſich ab und ſchritt langſam das Schiff hinab, bis dahin, wo der Handkahn feſtgekettet lag. Kienbuſch folgte ihr mit traurigem Geſicht. Sie ſtieg hinab, löſte die Kette und nickte dem Drobenſtehenden noch einmal ſtumm zu. Dann ſtieß ſie ab.

„Adje, Dore! — Adje!“ Es ward dem alten Knecht feucht in den Augen. Er winkte noch einmal mit der Hand und machte ſich dann am Maſtbaum zu ſchaffen. Sanft und ſtill ſchwamm der Kahn über die im Sonnenſchein träumende Flut. Den Augen des Mädchens ſchienen Leben und Bewegung entflohen zu ſein. Müde und glanzlos ſtarrten ſie in die Luft. Es war wie eine Heimkehr vom Kirchhof, auf dem Dore das letzte Glück begraben hatte.

Wulkow war nach dem Beſuche des Arztes noch einmal in tiefen Schlaf gefallen. Vielleicht trug die Aufregung mit Schuld daran. Als er gegen Mittag erwachte und etwas genoſſen hatte, bat er Kienbuſch, ihm beim Anziehen behilflich zu ſein. Nachdem Kienbuſch dies gethan, führte er den noch immer Schwachen auf einen Stuhl unweit des Fenſters, das er öffnete. Begierig ſog der alte Schiffer den ſo lange entbehrten friſchen Luftſtrom ein. Kienbuſch hatte ſich hinter ihm auf die Wandbank niedergelaſſen. Keiner ſprach ein Wort. Hin und wieder ſchien es, als lauſche Wulkow, ob ſich nicht ein leichter Tritt nähere; dann ſchaute er wohl nach der Thür, im Glauben, ſie müſſe ſich nun öffnen. Doch nichts regte ſich. So verrann wohl eine halbe Stunde. Da wandte ſich Wulkow halb nach dem Knechte um.

„Kienbuſch,“ ſagte er leiſe, „wo iſt die Dore?“

„Die Dore?“ Der Gefragte zögerte etwas mit der Antwort. Faſt that ihm der Alte in dieſem Augenblicke leid. „Die Dore, Herr Wulkow? Die iſt wieder hinüber gegangen.“

Die Geſtalt des am Fenſter Sitzenden zuckte ſichtbar zuſammen.

„Hinüber gegangen?“ Er wollte es nicht glauben.

„Ja, Herr Wulkow! So is es. Sie ſagte, nu Sie wieder aufſtehen dürften, wär' ihr Belohnung genug. Un da wär' es beſſer, ſie jinge nu. Un da iſt ſie jejangen. Ja, Herr Wulkow, die Dore iſt weg, un wir müſſen uns vorläufig wieder alleene behelfen. Muß auch jehen, un wird auch jehen.“

Der alte Schiffer ſchwieg ſtill. Hätte Kienbuſch das Geſicht ſeines Herrn ſehen können, er würde bemerkt haben, wie ein tiefer Schatten von Traurigkeit jetzt darauf lag. Doch über ſeine Lippen kam kein Wort, das etwas von dem verraten hätte, was ſein Innerſtes in dieſer Stunde bewegte. Als gegen Abend Kienbuſch, nachdem er ſeinen Herrn wieder zu Bett geleitet hatte, auf das Verdeck ſtieg, murmelte er, den Graukopf wehmütig ſchüttelnd: „Es is allens beim alten, un niſcht hat ſich jeändert!“

Zwei Tage ſpäter begann unter Aufſicht und Anleitung von Kienbuſch, der ein paar Arbeiter wieder angeworben hatte, das Einſchiffen der neuen Ladung, mächtiger, korbumflochtener Petroleumballons, welche eine Reihe Laſtwagen tagüber heranrollten. Die Kräfte Wulkows hoben ſich mit jedem neuen Tage mehr, beſonders, ſeit ihn Kienbuſch vorſichtig auf das Kajüttendeck geführt hatte, wo er auf einem Stuhle, in Decken gehüllt, während der warmen Mittagsſtunden ſaß und dem Einladen zuſchaute. Gegen Ende der Woche war dasſelbe beendet. Die Arbeiter wurden wieder abgelohnt, da die Heimfahrt erſt dann angetreten werden ſollte, wenn der Zuſtand Wulkows ein thätiges Eingreifen und Wiederaufnehmen ſeiner gewohnten Pflichten ermöglichte.

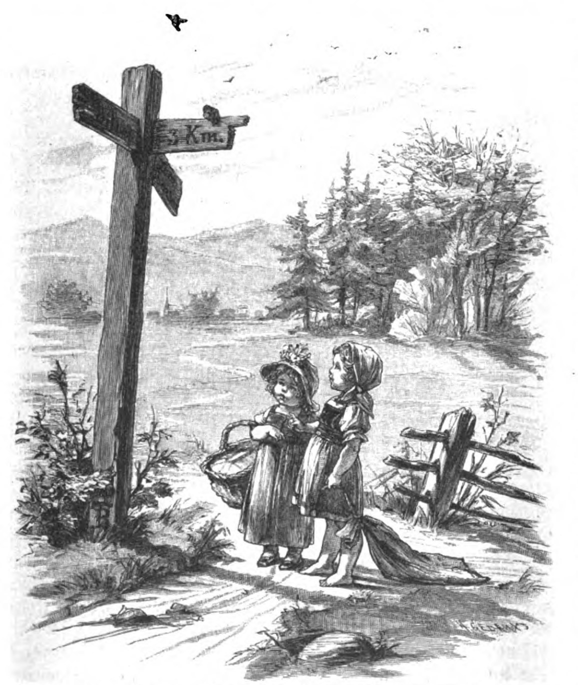
Am darauffolgenden Sonntag verließ Wulkow zum erſtenmal wieder ſein Fahrzeug. Sein erſter Gang ſollte dem Morgengottesdienſte in der drüben über den Büſchen und Baumgängen des Schmuckplatzes herrlich und hoch aufragenden Kirche gelten. Er hatte ſeinen beſten Anzug angelegt und ſchritt nun langſam über die Straße. Aus der prächtig gewölbten, blitzenden Turmkuppel klang das Geläute fort über Waſſer und Straßen bis in die blaue Ferne. Noch waren die Spuren des langen Siechtums nicht aus dem Geſicht des Alten verwiſcht, und mehr wie einmal blieb er ſtehen, um auszuruhen und friſche Kraft zu ſammeln. Orgelklang ſchlug ihm ſchon entgegen, als er die breiten Stufen zu der Haupteingangspforte emporſchritt. Er atmete ſichtlich auf, als er in dem Eckſitz einer Bank ſich niederlaſſen konnte. Still vor ſich hinblickend, ſaß er da, bis der Chorgeſang der Gemeinde verhallt war und nun die Predigt begann. Jetzt erſt hob der Alte den grauen Kopf zur Kanzel auf, den Worten des Predigers aufmerkſam zu lauſchen. Aber zuweilen irrte ſein Auge doch von da die Emporen entlang bis zu einem der hochſtrebenden Fenſter, durch deren Scheiben grüne Baumwipfel hereinnickten und der blaue Gotteshimmel ſo freundlich ſchaute. In ſolchen Augenblicken waren ſeine Gedanken weit fort; Ort und Zeit verſanken vor ihm, und Bilder halbvergeſſener Vergangenheit zogen vor ſeinem ſinnenden Geiſte vorüber. — Der Gottesdienſt war beendet. Segen und Chorgeſang waren verklungen, und unter freudigbrauſenden Orgeltönen drängte ſich die Menge der Andächtigen den Ausgängen zu, Wulkow unter ihnen. Da auf einmal ſtockte ſein Schritt. In einem Seitenſchiff hatte er Dore erkannt. Weltabgewandt ſaß ſie noch immer auf der Bank, die Hände im Schoße gefaltet, das Haupt tief zum Gebet gebeugt, ein Anblick ergreifender Rührung. Wie gebannt ſchaute Wulkow unverwandt auf das abgehärmte Geſicht der Beterin. Nun erhob ſie ſich und wandte ſich zum Gehen um. Ihr Antlitz war totenblaß, die von Weinen ſtark geröteten Augen lagen tief in den Höhlen. Doch ſchien eine innere Ruhe über ſie gekommen zu ſein. Wie bereits allem Irdiſchen entrückt, ſo ſchritt ſie gebeugten Hauptes, das Geſangbuch in den Händen, den Gang hinab. Mancher teilnahmsvolle Blick blieb auf ihr ruhen, die noch in ihrem Jammer ein Bild ſeltſamer Schönheit bot.

Am Eingang ſtand noch immer der alte Schiffer.

„Dore!“ flüſterte er leiſe.

Sie blickte auf. Als ſie ihn erkannte, bebte ſie zurück und wankte. Wulkow trat hinzu, ſie zu ſtützen. Doch ſchon hatte ſie ſich gefaßt. Mit einer abwehrenden Geberde wies ſie ihn ab. Ein ſtummer, langer Blick traf den willenlos Gehorchenden, dann ſetzte ſie ihren Weg fort.

Als Wulkow endlich das Gotteshaus verließ, war ſie längſt ſeinen Augen entſchwunden. —



„Wo geht der Weg zum Oſterhas?“ Nach einer Zeichnung von Th. Brauer.

Kienbuſch ſchien ſeinen Herrn bereits zu erwarten. Eine Aufregung, die er nur mühſam zu beherrſchen vermochte, ſpielte ſich in dem runzeligen Geſicht des Alten wieder. Er folgte Wulkow nach der Kajütte, und nachdem ſich derſelbe ſeines Sonntagsrockes entledigt und ſich auf der Bank niedergelaſſen hatte, räuſperte ſich Kienbuſch und trat dann vor den Sitzenden hin.

„Herr Wulkow!“ begann er zögernd. „Wenn man entlaſſen iſt, denn jeht man. Und wenn man bleibt, denn is des aufdringlich und charakterlos. Un ick möchte Ihnen nu bitten, mir das nich nachtragen zu wollen, det ick ohne Ihre Erlaubnis hier jeblieben bin — —“

„Kienbuſch, Sie ſind ein Eſel!“

„Des hat mein Vater ſelig auch immer behauptet, Herr Wulkow! Aber als das Malheur über Sie kam, da dachte ick — alle dürfen nich jehen, un da blieb ick. Ja!“

„Und haben mir in Treue Dienſte gethan, die ich Ihnen noch ſchulde.“

„Irrtum, Herr Wulkow, Irrtum! ’s war nur Chriſtenpflicht, Sie würden’s auch jethan haben.“

„Nun, was wollen Sie denn alſo, Kienbuſch?“

„Daß Sie mir mein Zeugnis — —“

„Was ſoll das heißen?“ wetterte Wulkow. „Wollen Sie gehen?“

„Jewiß, Herr Wulkow! Ick bin entlaſſen, das war damals Ihr letztes Wort. Un dabei ſoll’s bleiben.“

„Iſt das Ihr Ernſt?“ Der alte Schiffer ſah finſter vor ſich hin. „Was ich damals ſagte, weil Sie darauf drangen, iſt doch längſt aufgehoben. In einigen Tagen ſoll’s heim gehen, und nun kommen Sie abermals. Ich laſſe Sie nicht!“

Kienbuſch drehte verlegen die Mütze in den Händen.

„Ja, Herr Wulkow, das is ſehr ſchmeichelhaft, aber — es jeht nich mehr zu ändern. Ick muß — heut’ abend noch.“

„Haben Sie bereits einen anderen Dienſt?“

„Nee, das jrade nich — aber — —“

„Nun alſo, was zwingt Sie ſo plötzlich?“

„Herr Wulkow — ick — fragen Sie lieber nich.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Kienbuſch!“

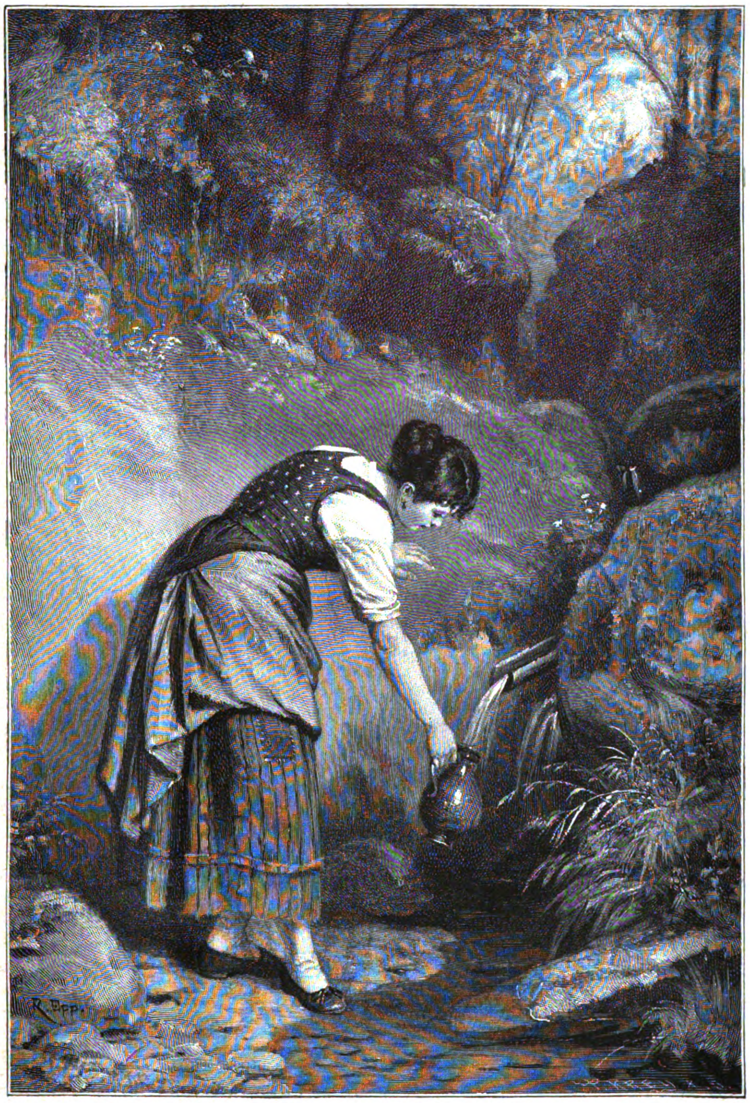
„Na denn, wenn Sie denn ſo abſolutemang d’rauf dringen — der — der Karl war vorhin hier un — —“

Er kam nicht weiter. Der Alte war emporgeſprungen und hielt nun den einen Arm des Knechtes feſt umklammert.

„Wer war hier?“ ſchrie er. „Karl — mein Junge — und das — und das höre ich erſt jetzt?“

„Ja, Herr Wulkow, er war hier, er will von drüben Abſchied nehmen, weil er nach Afrika geht, un er hat mir jeſagt, ick ſoll auch mit, wenn ick Luſt habe — un ick habe Luſt, Herr Wulkow, ſehr Luſt. Als Sie krank waren un allein, da blieb ick bei Ihnen, un nu ſoll der Karl allein fort mit ſeinem kranken Herzen? Nee, Herr Wulkow, es is Chriſtenpflicht, das ick mitjehe, un wenn Sie mir das Zeugnis verweigern, ſo jehe ick ohne das Zeugnis nach Afrika. Die ſchwarzen Kerle da drüben werden mir auch ſo Jlauben ſchenken. — So, Herr Wulkow, nu is allens ’raus, un nu laſſen Sie mir jehen, un wenn möglich in Freundſchaft.“

Der alte Schiffer war ans Fenſter getreten. Seine Bruſt hob ſich ſtürmiſch,



Oſterwaſſer. Nach dem Gemälde von R. Epp.

ein Entſchluß arbeitete heiß in ihm. Endlich brach er das Schweigen. „Kommt der Junge noch einmal hierher?“ ſtieß er endlich hervor.

„Nee, das darf er ja nich. War auch vorhin nur oben an der Straße.“

„Und wo trefft ihr euch?“

„Heut' Abend um ſieben Uhr will er drüben vor der Kirche warten.“

„Es iſt gut! Sie gehen heut' Abend nicht aus. Ich werde ſelbſt den Burſchen ſprechen. Wenn ich dann zurückkomme, wollen wir weiter ſehen. Jetzt das Eſſen angerichtet und dann ſchlafen. Ich bin müde.“

Kienbuſch wollte noch etwas erwidern, doch ſein Herr winkte ihm ab und ließ ſich dann erſchöpft auf einen Stuhl nieder. — — —

Es war gegen ſieben Uhr abends, als im Schatten der Bäume vor der Kirche Karl Wulkow unruhig auf und ab ging. Das Licht der Laternen drang nicht bis hierher, und das ſonntäglich bewegte Straßenleben flutete jenſeits der Büſche vorüber, welche die Schmuckanlagen umfriedeten, ſo daß Einſamkeit und ein unbeſtimmtes Halbdunkel hier herrſchten. Eine Viertelſtunde mochte ſo verfloſſen ſein, als nahende Schritte aus einem Nebenwege hallen. Der Burſch blieb ſtehen, und als nun eine Mannesgeſtalt heraustrat, ſagte er:

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Na, Kienbuſch, kommſt du? Es iſt Zeit!“

„Ich denke, du wirſt es nicht ſo eilig haben, Karl!“ gab es zur Antwort.

Beim Klange dieſer Stimme war der Wartende zurückgefahren.

„Vater!“ rief er.

Der Alte war herangetreten und ſtand nun dicht vor dem Sohne.

„Alſo nach Afrika!?“ ſagte er. „Und was wird aus dem Mädchen?“

„Der Dore?“ Es war wie die erſte Regung auftauchender Hoffnung.

„Wenn man einem Mädchen das Wort gibt,“ fuhr der Alte fort, „dann muß man es auch halten, und wenn zehn Väter dagegen ſein ſollten. Aber nicht daſſelbe allein in Thränen ſitzen laſſen. Das taugt nichts und iſt nicht ehrlich. Und darum ſage ich dir: bleib' in der Heimat!“

„Vater! Das ſagſt du? Du?! Iſt's möglich?“ Der Burſch hatte die Hände des Alten ergriffen und ſah ihn mit großen Augen an, als dürfe er noch immer nicht ſeinen Sinnen trauen.

„Ja!“ erwiderte Wulkow, und ſeine Stimme zitterte leicht, „ich habe ſie erkannt und achten gelernt. Aber komm', jetzt habe ich Eile.“ Und er zog ſeinen Sohn mit ſich fort, der wie im Traume neben ihm herſchritt.

Endlich hielten ſie vor dem Obſtkahn von Dores Vater. Drinnen in der Kajütte brannte ein Licht. Auf dem Holzgeſtell, das zum Einzelverkauf des Obſtes aufgerichtet war, ſtand der alte Kurtze. Wulkow trat mit ſeinem Sohne vor ihn hin.

„Iſt Dore unten? Allein?“ fragte er kurz.

Der Angeredete, von dem jähen Überfall völlig verwirrt, vermochte kaum die Frage zu bejahen.

„Es iſt gut,“ ſagte Wulkow. „Du bleibſt hier, Karl, ich werde allein hinuntergehen.“ Er ließ den Burſchen ſtehen und verſchwand in der Kajütte.

Dore ſaß, wie er ſie damals geſehen, wieder am Fenſter, die Hände im Schoße, das Haupt müde gegen die Wand gelehnt. Die trüben Augen blickten nicht um, als Wulkow eintrat.

„Guten Abend, Dore!“

Jetzt erſt ſchrak ſie zuſammen. Aber ſchon war Wulkow an ſie herangetreten und hatte ihre Hand ergriffen.

„Dore!“ ſagte er, und ſeine Stimme klang weich, „ich habe noch etwas an dir gut zu machen. Da du aber von mir gingſt, ohne Abſchied, ſo komme ich nun zu dir. Mein Junge will nach Afrika. Willſt du ihn wirklich fortlaſſen? Ich komme als Brautwerber für ihn. Willſt du meine Tochter werden, Dore?“

Sie richtete ſich hoch auf. Ihre Augen ſchienen heraustreten zu wollen, und dann brach ein Thränenſtrom aus ihnen. Sie ſchüttelte ſich wie im Fieber.

„Willſt du, Dore? Du machſt mich glücklich!“

Er zog ſie an ſich und ſtrich mit der ſchwieligen Hand über ihr braungewelltes Haar. Dann hob er ihr Haupt auf, ohne daß ſie ſich länger ſträubte, und blickte ihr ſchweigend und wie in ferne Tage verſetzt in ihr blaſſes, ſchönes Angeſicht. So ſtanden ſie lange. Und dann ſchlug ſie ihre Arme um ſeinen Hals und barg aufs neue, laut aufſchluchzend, den Kopf an ſeiner Bruſt.

Endlich löſte er ſich langſam los.

„Es wartet jemand draußen, Dore! Nun aber helle Augen und rote Backen wieder!“ Er küßte ſie auf den zuckenden Mund und ging hinaus.

„Karl,“ ſagte er draußen, „mit Afrika wird's nichts. Frage ſie ſelbſt.“

Gehorſam verſchwand der Burſch in der Kajütte.

Wulkow trat auf den alten Kurtze zu, der verlegen und nach Worten vergebens ſuchend, abſeits ſtand. Er hielt ihm die Hand hin.

„Um der beiden da drinne willen, ſei alles vergeben. Schlagt ein! Ich denke, ſie ſollen einmal glücklicher als wir ſein.“

Zögernd legte ſich die Hand des anderen drein.

„Wulkow!“ ſagte er endlich, „macht mit mir, was ihr wollt. Ich werde euch das nie mehr vergeſſen“ — —

Ein paar Tage darauf war die Stelle im Waſſerbecken unweit der Kirche, wo bisher der Obſtkahn und das Schiff des alten Wulkow ſeit Monaten verankert gelegen hatten, wieder leer. Kameradſchaftlich ſchwammen ſie jetzt beide mit dem Strome der Heimat entgegen. Die mächtige Rieſenſtadt mit ihrem Dampf, Lärm und ſinnverwirrendem Gewühl lag längſt hinter ihnen. Grüne Ufergelände umſäumten den blauen Strom, der hie und da in launiſcher Willkür ſich zuweilen in ſeeartiger Breite dehnte. Stille, dunkle Föhrenwälder zeigten ſich hinter Wieſen und Luch dem Auge, und wo ſich wechſelnd Laubmaſſen dazwiſchen drängten, ſchimmerte es im Strahle einer hellen Novemberſonne wie Gold und Purpur. Herbſt überall! Aber in den Herzen derer, die hier heiter ihrem Winterheim entgegenſtrebten, ſang es wie Frühling und Hoffnung kommender froher Tage.

Die beiden Alten bedienten die Segel, während Karl und Dore mit kundiger Hand das Steuer handhabten. Ein Schifflein ſchwamm hinter dem anderen, doch wo es die Breite des Stromes und der Verkehr geſtattete, fuhren ſie nebeneinander geſchwiſterlich dahin. Von einem Steuerdeck zum andern flogen dann Gruß und Scherzwort, wie ſolches die Liebe ſo gern übt. Noch zeigten Dores blaſſe Wangen die Spuren tiefſten Kummers, aber die Augen blitzten wieder hell, und wie ſie ſo aufrecht daſtand, das braune Haar im Winde flatternd, da ſchien es, als ſauge ſie mit jedem friſchen Atemzug Leben, Kraft und Geneſung ein. Hin und wieder erhob ſich neben der Kajütte des alten Wulkow, aus der Ecke, wo der eiſerne Kochofen ſtand, ein Graukopf. Es war Kienbuſch. Lächelnd ſtreifte ſein Blick die beiden Steuernden. Und wenn er ſie ſo frohgemut daſtehen ſah, nickte er leiſe und ſprach vor ſich hin: „Nu is allens jut, Kienbuſch, allens! Un es jibt doch noch Jerechtigkeit!“ Dann tauchte er wieder hinab, mit dem Abwaſchen von Kartoffeln fortzufahren.

Voller ſetzte jetzt der Wind in die Segel und blies ſie auf wie Rieſenflügel, auf denen die Liebe der Heimat entgegenflog. Wie Geleit gebende Nymphen ſpielten zartgekräuſelte Wellen um den Bug der Schiffe, von deren Maſtſpitzen, einem Siegespanier gleich, langwallende, rote Wimpel zwiſchen Himmelsblau und Sonnenſchein luſtig flatterten.

Pax vobiscum.

Von Robert Koenig. (Abdruck verboten.

Das Chriſtentum kennt keine nationalen Schranken. Der als Jude geborene Klein-Aſiate Paulus eroberte ihm die europäiſche Kulturwelt. Der Apoſtel der Deutſchen, Bonifacius, war ein Angelſachſe. Die mächtige Chriſtusſtatue, mit der einſt Thorwaldſen, der Däne, die Frauenkirche in Kopenhagen geſchmückt, ſteht — in gleicher Größe treu nachgebildet — im Atrium der Friedenskirche zu Potsdam. Tauſende von deutſchen Häuſern haben ihr nach dieſem Vorbild einen Ehrenplatz eingeräumt. Auch über meinem Schreibtiſche ſteht ſie, und ich habe oft ſchon aus dem ſtummen und doch ſo beredten Munde den Friedensgruß vernommen, den der Auferſtandene allein wirkſam an ſeine Jünger richten kann. Seine Hände ſcheinen ſich dem Beſchauer wie zum Empfange einladend entgegenzuſtrecken. Es iſt, als rufe er der müden Welt zu: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken 2c.“ (Matth. 11, 28—30). Und dieſe durch den Dänen in Marmor verkörperten Worte des Heilandes hat neuerdings der ſchottiſche Naturforſcher Henry Drummond zum Gegenſtand einer ſeiner tiefgründigen Anſprachen gemacht, über welche er den Friedensgruß: „Pax vobiscum“ geſetzt hat.

Die erſte dieſer Anſprachen: „Das Beſte in der Welt,“ die ohne irgend welche Reklame, ja, in England ohne den Namen des berühmten Verfaſſers erſchienen, bereits zu Ende vorigen Jahres in einer Viertel Million Exemplaren verkauft war, hat auch in Deutſchland einen ſolchen Beifall gefunden, daß ſie in nahezu 100 000 Exemplaren abgeſetzt worden iſt. Ja, ſo groß iſt das Verlangen nach dieſer ausländiſchen Speiſe, daß die neue Schrift „Pax vobiscum“ (von der in England in den erſten fünf Wochen 130 000 Exemplare verkauft wurden) in der deutſchen Überſetzung*) ſo ſtark vorausbeſtellt wurde, daß ſofort 30 000 Exemplare gedruckt werden mußten.

Woher dieſer unerhörte Erfolg jenſeits und beſonders diesſeits des Kanals? Wie ich aus Anlaß der erſten Schrift (XXVI. Jahrg. S. 735) bereits hervorgehoben, liegt die Anziehungskraft dieſer neuen Art von Schriftauslegung vornehmlich darin, daß ein Naturforſcher über einen Bibeltext in ſeiner Sprache und dabei aus eigenſtem innerſten Erleben und Erfahren zu uns redet.

Im Grunde ſind beide Anſprachen — die über die Liebe, wie die über die Ruhe der Seele — nur die praktiſche Ausführung und Anwendung deſſen, was Drummond in ſeinem erſten bahnbrechenden Werke „das Naturgeſetz in der Geiſteswelt“ nennt. So weiſt er insbeſondere in „Pax vobiscum“ mit unerbittlicher Schärfe nach, daß es auch im geiſtlichen Leben „keine Wirkung ohne Urſache“ gibt; keine „Früchte des Geiſtes“ ohne „Erfüllung der Bedingungen, unter welchen ſie gedeihen.“ Das fordert jeden, der ſich einen Chriſten nennt, zur Selbſtprüfung auf. Bei einer ſolchen, wenn ſie aufrichtig iſt, wird wohl mancher zu Drummonds Überzeugung kommen, „wie ſehr unſer religiöſes Leben aus Redensarten beſteht, wie ſehr das, was wir unſer Chriſtentum nennen, nur ein Widerhall des kirchlichen Wortſchatzes („a dialect of the Churches,“ was man auch durch „Sprache Kanaans“ überſetzen könnte) iſt, ein frommes Gerede mit gar wenig Inhalt in unſerm Haben und Sein“ (genauer überſetzt: „mit faſt nichts dahinter in dem, was wir wirklich fühlen und kennen.“) Den Tauſenden, die mit heißem Bemühen Ruhe und Frieden für ihre Seele ſuchen, ohne ſie zu finden, die „ihren Hunger ſelten ſtillen und nie verraten,“ möchte der fromme Naturforſcher dazu verhelfen, möchte „ihren Fuß auf feſteren Boden führen, auf einen großen, einfachen, nimmer wankenden Grundſatz, der nicht nur der Boden aller Chriſtenerfahrung, ſondern aller Lebenserfahrung, ja des Lebens ſelbſt iſt.“

Zu dieſem Zwecke weiſt er aus Chriſti richtig verſtandener Einladung an die „Mühſeligen und Beladenen“ nach, daß die „Ruhe nicht als ein Geſchenk zu erlangen iſt, daß ſie erworben, daß ſie von dem Heiland erlernt“ werden muß. „Lernet von mir,“ ſagt Chriſtus, „denn ich bin ſanftmütig und von Herzen demütig.“ „Lernet dieſe beiden Vollkommenheiten,“ erklärt Drummond, „und ihr habt ſchon Ruhe gefunden. Sie erweiſen ſich,“ fährt er fort, „als unmittelbare Urſachen der Ruhe; ſie ziehen ſie unausbleiblich nach ſich, und zwar ſofort. Und wenn ihr nur einen Augenblick darüber nachdenkt, ſo werdet ihr ſehen, daß es gar nicht anders ſein kann, denn Urſachen ſind nichts Willkürliches, und der Zuſammenhang zwiſchen Vorbedingung und Ergebnis iſt wie überall ſo auch hier tief im Weſen der Dinge begründet.“

„Das Chriſtentum,“ ſagt Drummond weiterhin, „läßt ſich nicht aus Büchern und Predigten gewinnen, auch nicht durch Glaubensſätze und bloßes Bibelwiſſen. Es iſt ein Studium nach dem Leben. Chriſtus hat nie viel Worte über die chriſtlichen Tugenden gemacht, er lebte ſie, ſie waren ein Teil ſeiner ſelbſt. Auch handelt es ſich für uns nicht nur um eine Kopie, ſondern wir lernen ſeine Kunſt, indem wir mit ihm leben, wie vordem die Malerſchüler mit den alten Meiſtern lebten und ſo ihre Kunſt ſich erwarben.“

Ebenſo zeigt Drummond in dem Abſchnitt: „Wie Früchte wachſen,“ daß „die chriſtlichen Erfahrungen kein Zauberwerk ſind, vielmehr dem Geſetz von Urſache und Wirkung unterſtehen,“ in Anlehnung an das Gleichnis vom Weinſtock (Joh. 15, 1—12). Der Weinſtock war im Morgenlande das Sinnbild der Freude, aber doch nur einer äußerlichen und vorübergehenden Freude. Chriſtus iſt „der rechte Weinſtock“ und daher auch die Quelle der vollkommenen Freude, aber er iſt es in demſelben Sinne, in welchem er die Quelle der Ruhe iſt. „Wer in mir bleibet, der bringt viele Frucht,“ belehrt er ſeine Jünger. „Zuerſt Frucht, dann Freude; jene iſt die Urſache, die Vermittlerin dieſer. Das Fruchtbringen iſt eine notwendige Vorbedingung, Freude beides: die notwendige Folge und die notwendige Beigabe.“ „Wer in ihm bleibet, der bringt viele Frucht; viel Frucht bringen aber iſt Glücklichſein. Die unfehlbare Vorſchrift für Glücklichſein heißt ſomit: Gutes thun, und die unfehlbare Vorſchrift für Gutes thun lautet: „Bleibet in mir.“ Der ſicherſte Beweis, daß es ſich hier um ein ganz einfaches Geſetz von Urſache und Wirkung handelt, iſt der, daß die Menſchen alle nur denkbaren Wege einſchlagen, um glücklich zu werden, daß ſie aber auf dieſen Wegen nie zum Ziele kommen. Nur die rechte Urſache kann in irgend einem Falle die rechte Wirkung zur Folge haben. — Soll das heißen, daß die Chriſtenerfahrungen eigentlich unſer Werk ſind? Ja, in derſelben und in keiner anderen Weiſe, als Trauben unſer Werk ſind. Alle Früchte wachſen — ob ſie auf der Erde wachſen oder im Boden unſerer Seele, ob es Früchte wilder Reben, oder vom „rechten Weinſtock“ ſind. Kein Menſch kann etwas wachſen machen. Er kann dafür ſorgen, daß Dinge wachſen, indem er günſtige Umſtände zur Geltung bringt und damit die Bedingungen des Wachstums ſichert. Das Wachstum ſelbſt aber kommt von Gott.“

Als ich „Pax vobiscum“ zum erſtenmal las, läuteten die Weihnachtsglocken: „Friede auf Erden“ — wenn dieſe Zeilen in die Hände der Daheimleſer kommen, werden die Oſterglocken der Chriſtenheit den Gruß des auferſtandenen Lebensfürſten zurufen: „Friede ſei mit euch!“ Möge das Schriftchen, das ſich danach genannt, vielen, welche die Botſchaft wohl hören, denen aber der Glaube fehlt, den Weg zum Frieden weiſen.

---

*) Pax vobiscum. Von Henry Drummond. Deutſche autoriſierte Ausgabe. Pr. geh. 1 M. Verlag von Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig.

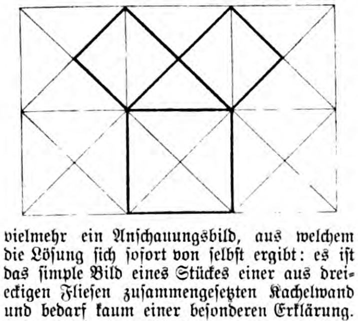
Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Guido Renis Jeſusknabe mit dem jugendlichen Johannes, in der Nationalgalerie zu London, ſtammt aus der beſten Zeit des Meiſters, in der er noch nicht durch mißliche Geldverhältniſſe genötigt war, fabrikmäßig zu arbeiten. — Eine intereſſante Geſchichte hat Raffaels „Kreuztragung Chriſti,“ jetzt im Muſeum zu Madrid. Raffael malte das Bild im Auftrag des Kloſters S. Maria dello Spaſimo zu Palermo. Das Schiff nun, auf dem es an ſeinen Beſtimmungsort gebracht werden ſollte, ging unter, und nur die Kiſte mit dem Bilde wurde nach längerer Zeit bei Genua ans Land getrieben. Bald verbreitete ſich die Kunde von dem in unbeſchädigtem Zuſtande aufgefiſchten Gemälde, aber es bedurfte der Vermittelung des Papſtes, um die Genueſer zu bewegen, daß ſie den Schatz an die Mönche zu Palermo herausgaben. An ſeinem Beſtimmungsort aufgeſtellt, erlangte das Bild nach den Worten Vaſaris „mehr Ruf und Berühmtheit als der Berg des Vulkan.“ Im XVII. Jahrhundert kaufte dann Philipp IV von Spanien das Gemälde den Mönchen heimlich ab und ließ es nach Spanien bringen. Für uns iſt dieſe Raffaelſche „Kreuztragung“ noch von beſonderem Intereſſe, weil Raffael ſeiner Kompoſition den betreffenden Holzſchnitt aus Dürers Großer Paſſion zu Grunde legte, dem er den unter der Laſt des Kreuzes zuſammengebrochenen Chriſtus faſt ganz entlehnt hat. Aber er arbeitete ſeine eignen Empfindungen hinein und machte die Neuſchaffung durchaus zu ſeinem geiſtigen Eigentum. Ganz unabhängig von dem Vorbilde Dürers iſt namentlich die Gruppe der niederſinkenden Mutter Maria und ihrer Frauen. — Wenn die beiden genannten Bilder der Bedeutung des chriſtlichen Oſterfeſtes gelten, ſo illuſtrieren die beiden anderen unſerer Nummer, „Wo geht der Weg zum Oſterhas?“ und R. Epps „Oſterwaſſer“ weltliche Bräuche, die ſich an das Feſt knüpfen.

Praktiſche Löſung des pythagorëiſchen Lehrſatzes.

Der vortrefflich geleitete „Prometheus,“ Wochenſchrift für angewandte Naturwiſſenſchaften, bringt in einer ſeiner letzten Nummern eine durch ihre Einfachheit intereſſante Löſung des pythagorëiſchen Lehrſatzes oder



vielmehr ein Anſchauungsbild, aus welchem die Löſung ſich ſofort von ſelbſt ergibt: es iſt das ſimple Bild eines Stückes einer aus dreieckigen Flieſen zuſammengeſetzten Kachelwand und bedarf kaum einer beſonderen Erklärung. Warum wir das Bildchen bringen, das doch nur unſern Leſern Bekanntes wiederholt? Weil wir die Schlußfolgerung nicht verſchweigen möchten, welche im „Prometheus“ gezogen iſt: daß es nämlich im hohen Grade wünſchenswert wäre, derartige aus dem praktiſchen Leben gegriffene Dinge unſerm Schulunterricht einzuverleiben, um denſelben für die lernende Jugend faßlicher und anziehender zu geſtalten. Es iſt nur allzu richtig, daß „unſer Schulunterricht an einer viel zu abſtrakten Behandlung der Lehrgegenſtände krankt.“

Oſtern in Kalabrien.

In Kalabrien befindet ſich eine nicht unbedeutende Anzahl von albaneſiſchen Kolonieen, welche heutzutage etwa 40 000 Seelen umfaſſen und ihren griechiſchen Kultus, ſowie viele uralte Bräuche treu bewahrt haben. Zur Zeit der Türkenkriege vor 400 Jahren ſind ſie gegründet worden und haben die Erinnerung an die Heldenkämpfe ihrer Väter mit ins fremde Land, ihre neue Heimat, hinübergenommen. In der Nacht von Oſtern um zwölf Uhr läuten in dieſen albaneſiſchen Städten alle Kirchenglocken, und Sänger durchziehen die Straßen, welche in albaneſiſcher Sprache uralte Weiſen ſingen, wobei jeder Vers mit den griechiſchen Worten ſchließt: Christos anesté (Chriſt iſt erſtanden). In derſelben Nacht durchziehen andere Scharen die Straßen und laden zum Feſt der Oſtern ein. „Wenn der Morgen anbricht, ihr Mädchen, feiern wir Oſtern. Erhebt euch vom Schlaf, ihr Jünglinge, und ſingt. Erhebt euch, ihr Mädchen, zum Tanz. Wer nicht in Feſtkleidern bereit iſt, der bleibe eingeſchloſſen im Zimmer.“ — So lautet eine Strophe des nächtlichen Oſterliedes. Am Oſtermorgen folgt dann ein ſeltſamer, öffentlicher

Röſſelſprung.

		glanz	im	kün	lieb		
		ver	die	lings	auf		
		früh	der	iſt	den		
mit	mit	nen	rot	den	ker	wacht	ſollt
ihr	und	herrn	ſtär	ſon	ihr	blu	als
wal	fro	le	lobt	men	ſchall	es	**wacht**
nen	grü	des	hem	al	auf	der	ihr
grün	des	thal	und	veil	pri	all	und
nen	bron	chen	ihr	durchs	läu	weiß	tod
in	den	halm	ihr	meln	ihr	rauſcht	ber

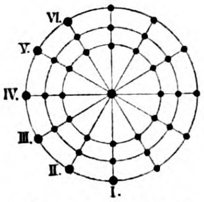
1. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Oſtern über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zum Mai?

2. Dechiffrieraufgabe.

uyzlxt
atzlt xlnz ypiby pt klt nxämzlt
Gay klt curqlt zütz nlygtn
lptlt yzxuſ but yäyylt kämzlt
zxlphz klx cptk kgx zogr ltzrgtn
haxnlt yoplnltrt atk qgvvlrt
ypio pſ yuttkaxiohrpzſzlt yzxuſ
pt kgx xgayiolt mxuolx clrrlt
ſpyioz ypio mlyznlrgaz buſ kuſ.

3. Kreisrätſel.



Die Punkte ſind mit Hilfe der folgenden Angaben ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die Durchmeſſer ſechs bekannte Namen ergeben, welche aus je ſieben Buchſtaben beſtehen und einen gemeinſamen Mittellaut haben. 1. Ein See in Amerika, 2. eine der Perſonen in Leſſings „Nathan der Weiſe,“ 3. einer der Helden des Argonautenzuges, 4. ein Alpenthal, 5. eine Stadt in der preußiſchen Rheinprovinz, 6. eine Seeſtadt in Griechenland. — Die Anfangsbuchſtaben der ſechs Wörter nennen ein Feſt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Tanz, welcher in albaneſiſcher Sprache Ruſalet genannt wird. Man ſieht dann mehrere Reihen von Jünglingen, die ſich als Krieger verkleidet haben, jede der Reihen von einem älteren Mann geführt, daran ſchließen ſich Reihen von Jungfrauen, deren Bewegungen von einem Jüngling als Chorführer dirigiert werden. Jetzt beginnt der kriegeriſche Tanz und zwar nach dem Takte kriegeriſcher Lieder, welche die Chorreihen abwechſelnd anſtimmen. Uralte Weiſen ſind es, die bald eine langſame, dann eine ſchnellere, bisweilen eine ſtürmiſche Bewegung der Reihen veranlaſſen, und alle dieſe Lieder handeln von den albaneſiſchen Helden, unter denen Skanderbek der berühmteſte und von den Türken am meiſten gefürchtete war. Dieſe Tänze wiederholen ſich an drei Tagen nacheinander. Auch im heutigen Griechenand gibt es Oſtertänze, aber ſolche, welche den kriegeriſchen Charakter entbehren und ſich den althelleniſchen Reigentänzen nähern.

T.

Ein Rieſenhaus.

Ein kurioſes Rieſenhaus hat ſich, wie der „Prometheus“ berichtet, neuerdings eine Freimaurerloge in Chicago erbaut. Daſſelbe zählt außer dem Erdgeſchoß nicht weniger als ſechzehn Stockwerke und iſt achtzig Meter hoch. (Der Kölner Dom hat bis zum Dachfirſt eine Höhe von zweiundſiebzig Metern.) Selbſtverſtändlich ſind nur die Grundmauern und das Erdgeſchoß von Stein erbaut, in den übrigen Stockwerken herrſcht das Eiſen faſt ausſchließlich; auf dem Dach iſt ein Garten angelegt, und die Aufzüge nach oben ſind derart eingerichtet, daß täglich 40000 Perſonen durch ſie hinauf und hinunter befördert werden können. Der Zweck des ganzen Baues iſt natürlich die möglichſte Ausnutzung der Grundfläche, des überaus teuren Grund und Bodens. Wer weiß, ob wir in Berlin nicht demnächſt aus gleichen Rückſichten auch ähnlich monſtröſe „Häuſer“ entſtehen ſehen werden.

Die Lebensdauer der Inſekten.

Man nimmt im allgemeinen an, daß die Lebenszeit der Inſekten eine äußerſt kurze iſt. In der That erlebt die Mehrzahl derſelben auch kaum den Winter, und bei einzelnen Gattungen beſchränkt ſich das Lebensalter nur auf wenige Stunden. Indeſſen überſieht man häufig, daß es ſich dabei meiſt nur um das bereits vollkommen ausgebildete Individuum handelt; rechnet man deſſen Entwickelungszeit als Ei oder Larve hinzu, ſo gelangt man zu ganz anderen Reſultaten. Unſer bekannter Hirſchkäfer braucht z. B. ſechs Jahre, eine nordamerikaniſche Cikade gar ſiebzehn Jahre zur völligen Entwickelung. Neuere Forſchungen haben aber noch anderweitige, intereſſante Aufſchlüſſe gegeben. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß viele Inſekten unter günſtigen Lebensbedingungen zu einem verhältnismäßig hohen Alter auch im entwickelten Stadium gelangen können. So gelang es z. B. einen Roſenkäfer in der Gefangenſchaft vier, eine Anzahl Trauerkäfer gar ſechs Jahre am Leben zu erhalten. Danach ſcheint es, als ob den kleinen Tieren keineswegs ſtets von der Natur eine überaus kurze Lebenszeit von vornherein beſtimmt wäre; ſie gehen vielmehr nur durch äußere Zufälligkeiten, durch den raſtloſen Kampf um das Daſein, früh zu Grunde.

Seltſame Taufpaten.

Im vorigen Jahrhundert und bis in das unſrige hinein herrſchte bei den Taufen in ariſtokratiſchen Familien Roms ein ſeltſamer Brauch. Man bat nämlich nicht nur Fürſten, Herzöge und andere hohe Herren und Frauen als Paten, ſondern ſehr oft auch einen Bettelmönch, einen Bettler, einen Pilger, oder eine Pilgerin und ließ von ſolchem Paten oder ſolcher Patin den Täufling auf den Armen halten. Am 20. Juni 1782 ward das Töchterlein der Fürſtin Colonna von einer armen Pilgerin bei der Taufe „gehalten“ (tenuta), bald darauf war eine Bettlerin, die an der Kirche St. Marcello ihren „posto“ hatte, Patin der Tochter der Fürſtin Barberini; im Jahre 1785 „hielt“ ein Bettler den Sohn des Fürſten Roſpoli und ward von letzterem fürſtlich belohnt, denn er erhielt als Dankesgabe volle Verpflegung bis an ſein Lebensende. Als Paten benutzte man oft den Karmelitermönch Fra Elia, deſſen Kloſter dafür mit reichen Gaben bedacht wurde, und jedesmal lief viel Volks herzu, wenn dieſer alte Bettelmönch neben Fürſten und Herzögen ſeinen Patenpflichten genügte.

T.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

Bilderrätſel. Ein weiſer Stadtrat.

1. Zweiſilbige Scharade. Schlagbaum, Baumſchlag.

2. Rätſel-Diſtichon. Minna, Zinna.

3. Vierſilbige Scharade. Lebensweiſe.

4. Zweiſilbige Scharade. Amtmann.

5. Vierſilbige Scharade. Flegeljahre.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das zweite Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das dritte Quartal (April bis Juni 1891) ſofort aufzugeben, um Unterbrechung in der Zuſendung zu vermeiden.

Die Redaktion und Expedition des Daheim.

Inhalt: Oſter-Ritornelle. Gedicht von Karl Hunnius. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſetzung. — Der Altmeiſter der deutſchen Statiſtik. Von Ernſt Haſſe. Mit Dr. Ernſt Engels Porträt. — Oſtern. Gedicht von Ernſt Beutner. — Eine Unentbehrliche. Ein Beſuch in der Nähnadelfabrik zu Ichtershauſen. Von Hanns von Zobeltitz (Hanns von Spielberg). — Gegen den Strom. Von A. Trinius. Schluß. — Pax vobiscum. Von Robert Koenig. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Jeſus und Johannes als Knaben von Guido Reni, Die Kreuztragung Chriſti von Raffael, Wo geht der Weg zum Oſterhas? von Th. Brauer, und Oſterwaſſer von R. Epp. — Praktiſche Löſung des pythagoräiſchen Lehrſatzes. — Oſtern in Kalabrien. — Ein Rieſenhaus. — Die Lebensdauer der Inſekten. — Seltſame Taufpaten.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

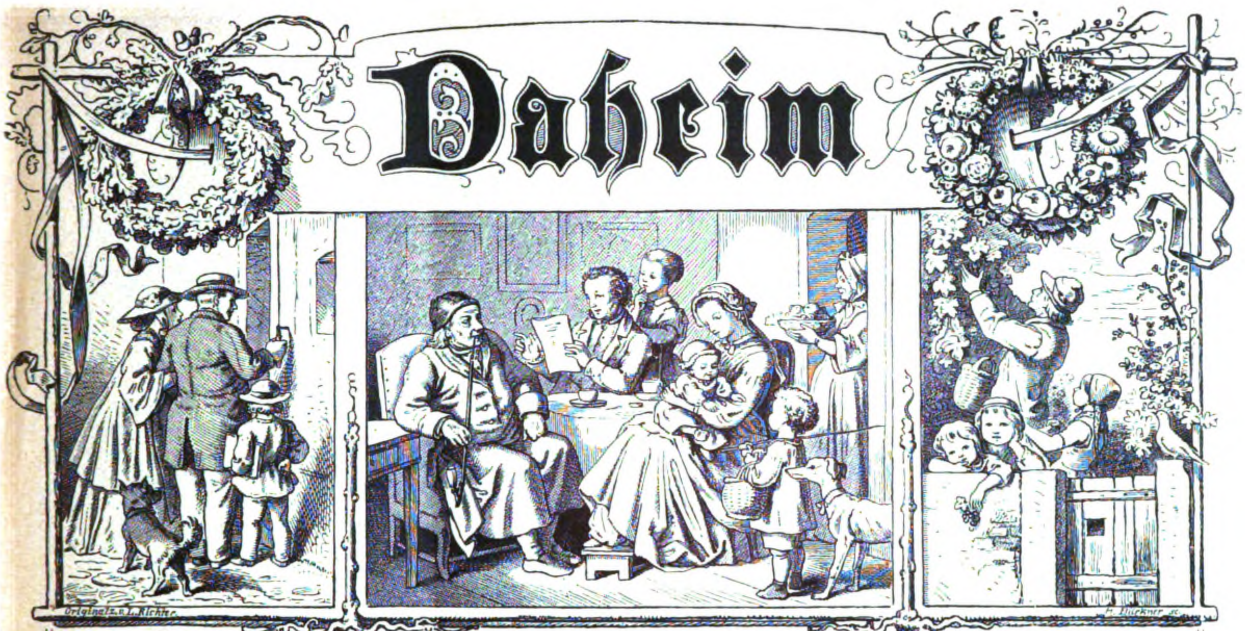
Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. April 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. **1891. №. 27.**

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

Ein blonder Offizier ritt, gefolgt von ſeinem Burſchen, ſchon ſeit mehr als zwei Stunden durch dürftige Äcker und ſumpfige Wieſen, über die Heide und an Föhrenwäldern vorüber; zuweilen kamen ſie an ein einſames Gehöft, welches von einem Baumgarten oder Eichenkamp umgeben war, und immer blieb der Charakter der Gegend ſich gleich.

Schön war ſie nicht eben, aber an einem ſonnigen Junimorgen, wenn der Tau ſchwer an jedem Halm hängt, die Lerchen jubilieren und Schmetterlinge und Bienen ihre gute Zeit haben, da verkümmert ſich ein junger Reitersmann nicht die Zeit mit Abſchätzung des realen Wertes der Felder, ſondern freut ſich ſeines Lebens und ſeiner Manneskraft. Hier und da unterbrach ein mit weißen Birken eingefaßter ſchrecklich zerfahrener Landweg das Einerlei; wohin derſelbe führte, blieb dem Forſcher in den meiſten Fällen unerfindlich, denn faſt allemal ging der Weg, ſo weit der Blick reichte, in unbeſtimmte Ferne, höchſtens tauchte irgendwo ein braunes Strohdach auf. Am Wege ſah man nur ſelten ein kümmerliches Häuschen, das ſich irgend ein armer Kerl aus Lehm und Stroh und einigen Balken dahin gebaut, wo ihm niemand wehrte, das dürre Heidland mühſam urbar zu machen und ſich von etwas Bienen- und Schafzucht zu nähren.

Endlich zeichnete ſich am Horizont eine lange Reihe italieniſcher Pappeln ab, — eine Chauſſee!

Ah, man nähert ſich wieder der Civiliſation! Und wirklich, da ragt ein Kirchturm aus einer größeren Baumgruppe hervor, und eine Windmühle ſteht in ſonntäglicher Ruhe nicht weit davon auf einer kleinen Bodenerhöhung.

„Hurra, Hinrich! da kommen wir wieder zu Menſchen! Ob das Lindorf ſein mag?“

„Z' Befehl, Herr Leutnant, ich weiß nicht.“

„Du ſagſt ja, dein Dorf liege ein paar Stunden von hier?“

„Z' Befehl, Herr Leutnant. Aber ich bin nicht ſo weit herum gekommen, bis ich bei's Militär mußte!“

„Na, dann frag mal, Hinrich, da bei dem Bauernhauſe dort!“ ſagte der Offizier und zeigte auf eine ebenfalls ſtrohgedeckte Behauſung, an der ſie jetzt vorüber mußten.

Der Burſche ritt voran und hielt an der Thür des kleinen ärmlichen Gehöfts.

Ein paar Kinder ſpielten auf dem Platze davor und fielen dem Leutnant Berthold von Wendhofen durch ihre ſauber gewaſchenen Geſichter auf. Sie waren ebenſo reinlich, wenn auch nur notdürftig bekleidet und ſtarrten ihn und ſeinen Burſchen dumm und verdutzt an.

Auskunft konnte man von ihnen nicht verlangen, dazu waren ſie zu klein, aber ſelbſt als Hinrich nach vergeblichem Klopfen ſie nach Vater und Mutter fragte, antworteten ſie nicht, ſondern verſteckten ſich ſcheu hinter einen defekten Schuppen, deſſen Wände aus Binſen und Reiſiggeflecht beſtanden.

Ein halbwüchſiger Junge trieb eine Schafherde vorüber.

„Iſt das dort Lindorf?“ fragte Leutnant von Wendhofen.

Der Junge ſah ihn an, ſchüttelte den Kopf und ſchritt mit dumpfem Ausdruck weiter, wie er herangekommen, — ſeine Schafe ſahen intelligenter aus, als er.

„Komm nur her! Das nützt nicht! Die Leute ſind wohl zur Kirche!“ rief der Offizier ſeinem Burſchen zu.

„Da iſt wer drin!“ rief jetzt Hinrich, „ſie haben wohl geſchlafen!“

In der That hatte drinnen ſich etwas gerührt. Jetzt wurde die Thür geöffnet, und darin erſchien eine hagere, hochgewachſene Frau — eine Dame — und blickte nicht ohne Erſtaunen auf die beiden Reiter, von denen der eine ſie noch überraſchter anſah, als der andere.

An ihrer Kleidung lag das nicht, dieſe konnte nicht einfacher ſein; ein ſchwarzes abgetragenes Kleid von einem Schnitt, welcher etwas Nonnenhaftes hatte, darüber ein ſchneeweißes Mulltuch, das ſich weich um ihre Schultern ſchmiegte, und eine weiße große Schürze.

Es war wohl das Geſicht der ältlichen, blaß und ermüdet ausſehenden Frau, das dem Leutnant und ſeinem Burſchen ſo auffällig erſchien, dies weiße, ſtille Geſicht mit den großen, klar und tiefernſt blickenden dunkelgrauen Augen, die ſich langſam und ohne Forſchen auf den ſie ſehr höflich grüßenden Offizier richteten.

„Sie haben den Weg verfehlt, aber es iſt nicht weit mehr,“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme und zeigte an ihm vorüber.

Er wandte den Blick dorthin.

In der That, an dem Föhrenwalde vorüber zeigte ſich ein zweiter Kirchturm.

„Das iſt Lindorf! Jenes dort iſt das Landratsamt Neuhauſen,“ gab ſie zur Auskunft.

Wie kam dieſe, offenbar den beſſeren Lebenskreiſen angehörende Frau hierher?

„Können Sie mir wohl ſagen, meine Dame,“ fragte er, „ob bei Lindorf ein Major Kranzberg wohnt, — ein alter Herr?“

„Ja, auf ſeinem Gütchen; gleich links abbiegen von der Dorfſtraße,“ erwiderte ſie, und er bemerkte, daß ſie den Major kannte.

Er hätte gern mit der Frau noch geſprochen, ſie intereſſierte ihn, obwohl ſie alt war und nicht ſchön. Es lag etwas in dieſem blaſſen Antlitz und den traurigen Augen, das ihn lebhaft anzog. Er grüßte und dankte, — dann wandte er ſein Pferd und ritt davon, Hinrich folgte. Da rief es hinter ihnen; ſie waren wohl ſchon fünfzig Schritte weit geritten.

Leutnant von Wendhofen ſah zurück und kehrte ſogleich um; die Frau war es, ſie wünſchte ihm noch was zu ſagen. Von dem Landratsamte her ſah er in der Ferne einen anderen Reiter in raſchem Trabe ſich nähern.

„Wie eine Nonne ſieht ſie aus!“ dachte er dabei; über das ſchon ganz weiße volle Haar hatte ſie ein ſchwarzes Seidentüchlein geknüpft.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ rief ſie ihm ſchon entgegen.

„Bitte ſehr, was ſteht zu Ihren Dienſten, gnäd—“

Sie mußte die Anrede wohl nicht gewohnt ſein, offenbar bemerkte ſie dieſelbe.

„Würden Sie mir wohl eine große Gefälligkeit erweiſen, Herr Leutnant?“ fragte ſie.

„Mit Vergnügen, gnädige Frau!“ war ſeine abſichtliche Antwort; es that ihm ſeltſamerweiſe wohl, dieſer Frau auf irgend welche Art ſeinen Reſpekt zu bezeugen; klar war ihm indes dies Gefühl kaum.

„So bitte ich Sie, im Dorfe irgend jemand Auftrag zu geben, daß er zum Doktor geht und dieſem ſagt, bei Mehlmeiers ſei der Mann heute nacht geſtorben und die Frau liege am Ende; der Herr Doktor wird dann ſchon wiſſen, was zu thun iſt!“

„Sehr wohl! Ich werde es beſtens ausrichten!“

„Sie müſſen ſchon verzeihen — ich habe niemand zum Schicken und —“

Raſche Hufſchläge unterbrachen ſie.

„Guten Morgen, Frau Beate!“

„Nico! Mein Gott, Nico! Wo kommſt du her?“

„Berthy — du? Aber nun hört denn doch die Möglichkeit auf!“

Das alles klang faſt zugleich durcheinander, und die beiden Vettern gaben ſich lachend und, ſich gegenſeitig mit vergnügtem Erſtaunen muſternd, die Hand.

„Nein! dies Zuſammentreffen! Wohin willſt du?“

„Nach Lindorf, zum Major —“

„Ich auch! Herrlich! Reiten zuſammen! Verzeihen Sie, Frau Beate — mir paſſiert das unvergleichliche Glück, meinen Vetter — —! Aber Sie haben zu thun — ſind unruhig! Ich komme alſo, ventre à terre Sie zu holen; d. h. man wird den Wagen ſchicken, wenn Sie hier abkommen können.“

„Wer iſt denn krank?“ fragten mehr die wundervollen Augen, als ihre Lippen.

„Die kleine Amtsrichterin, Frau Beate!“

„O, es iſt alſo ſchlimm? Ernſthaft? Und das Kindchen?“

„Das ſchreit jämmerlich; iſt mit dem Verlauf der Dinge höchſt unzufrieden.“

„Können Sie gar nicht ernſthaft ſein, Herr Aſſeſſor?“

„Verzweifelt ſogar! Wahrhaftig! Der Amtsrichter hat natürlich den Kopf völlig verloren; drei ſchreiende Bälger! Frau Landrat meint, es ſei Scharlach oder Maſern.“

„Bei der Frau Amtsrichter? Dann müſſen die Kinder fort!“

„Sagt Frau Landrat auch; ich ſoll den Major fragen, ob er ſie haben will, ſie fürchtet für ihre eigne kleine Herde!“

„Aber beim Herrn Major iſt ja Beſuch!“

„Ja, du lieber Gott! Fräulein Ina hat aber ſchon alle Kinderkrankheiten gehabt, ſie hat es mir ſelbſt erzählt.“

„Verzeihung — ich bitte!“

Frau Beate verſchwand im Hauſe. Es dauerte einige Minuten, bis ſie zurückkam.

Unterdes tauchten die Vettern ſchnell Fragen und Antworten.

„Wie kommſt du denn in dieſen geſegneten Landſtrich hinter der civiliſierten Welt, Berthold?“ fragte der Aſſeſſor, immer mit dem heiteren, friſchen Weſen, welches ihm eigen und, wie ſeine Bekannten ſagten, „unverwüſtlich“ war.

„Ich bin auf Urlaub in Treſſau.“

„Ah, beim Grafen Pauer?“

„Kennſt du ihn? Verkehrſt du da?“

„Kennen, ja! Verkehren, nein! Iſt zu weit für meinen Geſchmack. Aber was willſt du bei dem alten Herrn drüben?“

„Nur ihn begrüßen! Möchte doch nicht ſo nahe ſein, ohne ihn zu beſuchen! Du biſt doch mit ihm noch gut Freund?“

„Natürlich! Iſt ja ein ganz lieber alter Herr!“ war die Antwort, wobei der Aſſeſſor anſcheinend ganz unmotiviert verlegen wurde.

„Aber er hat Beſuch, ſagſt du? Und Damen?“ fragte der Leutnant weiter.

„Frau von Prandtner und ihre Tochter —“

„Dieſelbe, die damals —“

„Mit uns dort war! Richtig!“

„Wahrhaftig — um die wir Haue kriegten, weil wir in dem Kinderwagen zu ihrem Baby geklettert waren? Und das Baby iſt jetzt da? Welches geſegnete Wiederſehen!“

„Bewahre, — ein jüngerer Jahrgang; unſers war ein Junge. Ich hör's noch, wie der Bengel über unſere Invaſion brüllte!“

„Iſt denn der ‚böſe Mann mit dem Meſſer,‘ der die Kinder ſchlachtete, noch da?“ fragte der Leutnant.

„Böſe Mann? Erinnere mich nicht!“

„Was? Der iſt mir nie wieder aus dem Sinn gekommen! Dies entſetzliche Grauen vor dem Wütherich!“

Frau Beate erſchien wieder, ernſter noch und offenbar ſehr eilig.

„Wenn ich hier fertig bin — es geht zu Ende auch mit der Frau! — will ich zur Frau Amtsrichter kommen, Herr Aſſeſſor, aber nicht vor Abend; ich muß erſt die Kinder unterbringen. Vergeſſen Sie nicht, den Herrn Doktor zu benachrichtigen, Herr Leutnant. Adieu!“

Damit war ſie wieder verſchwunden.

„Wer iſt die Dame?“ fragte der letztere.

Der Aſſeſſor zuckte die Achſeln. „Niemand weiß es — eine Magdalene vielleicht! Die angeſehenſte Frau hier in der Gegend auf Meilen weit — pflegt Kranke — arme und reiche, ohne Unterſchied — nimmt nichts dafür!“

„Eine Büßerin, meinſt du?“

„Ich glaube. Man glaubt es allgemein. Aber was ſie geſündigt haben kann, das iſt allen ein Rätſel! Sie wird geradezu angebetet! Iſt irgendwo eine Not irgend welcher Art, ſo ruft man nach Frau Beate.“

„Wo wohnt ſie denn? Doch nicht dort in der Kathe?“

„Nein, da pflegt ſie; hörteſt es ja! Sie wohnt in Lindorf, in einem kleinen Gemeindehäuschen.“

„Merkwürdige Augen!“ ſagte der Offizier nachdenklich.

„Hm! Wahr! Wunderbare Augen! Natürlich ſagt das Volk hier, ſie könne vorausſehen — ſie wiſſe Tod und Brand voraus. Unſinn, natürlich!“

Berthold von Wendhofen nickte.

„Sie intereſſiert mich!“

„O, die hat ſchon mehr Leute intereſſiert! Man ſagt, der Major habe ihr ſeine Hand und ſein ſchon damals nicht mehr jugendliches Herz angeboten. Lange her wird das ſein; ſie lebt hier ſchon ſeit Jahren. Aber nun erzähle mal, Berthy, wie es dir denn geht. Wo ſtehſt du eigentlich? Sieh, ſo geht es, wenn der eine ſo faul iſt wie der andere! Sind rechte Vettern und wiſſen kaum voneinander, außer daß man ſich gelegentlich mal im Leben wieder begegnet. Alſo in Fliedenburg? Auch wohl 'ne ſchöne Gegend? Torf und Heidſchnucken? Etwa ſo wie hier herum! Na — gleich in Lindorf wird das Erdreich lieblicher; da gibt's ſogar 'nen Fluß und, wie du ſiehſt, auch Bäume — bei uns drüben fängt ſogar der Marſchboden an. Aber zwiſchen hier und Treſſau — das iſt eine ganz ſchreckliche Gegend! Und Menſchen! Zweibeinige Heidſchnucken!“

„Und du, Nico? Seit wann biſt du denn hier?“

„Seit ſechs Monaten etwa! Unbeſoldeter Aſſeſſor! Eine beneidenswerte Stellung. Nächſtens — ich meine nächſten Winter etwa — werde ich wohl aus Mangel an Wurzeln und Kräutern Leben und Stellung quittieren.“

„Siehſt unterdes nicht aus, als ob es dir damit Ernſt wäre!“

„Galgenhumor, mein Lieber! Da ſtudiert man ſich den Kopf voll, bis er raucht, da bildet man als Referendar jahrelang ſein Talent in der Stille, ſchwingt das Tanzbein und macht ſich geſellſchaftlich nützlich, und wenn man's dann zum Aſſeſſor gebracht hat, geht einem der Atem aus.“

„Doch hoffentlich nicht, wenn man einen Vetter hat, der Freud und Leid zu teilen froh wäre! Ich freue mich ganz unmenſchlich, mein Junge, daß ich dich mal ſehe. Es iſt eine ſchlimme Lage, keine Verwandte zu haben — niemand, der einen angeht, und wohin man mal mit einem vollen Herzen ſich wenden kann. Wahrhaftig, ich hab's nie begriffen, daß unſere Alten ſich ſo grimmig haßten.“

„Ach was! Die waren beide von Grund aus gute Kerle; das ſagte mir von deinem jeder, der ihn gekannt hat, und an meinem lieben Alten hab ich ſelbſt ja, Gott ſei Dank, viele gute Seiten bewundern können; wer der Streithahn und böſe Geiſt war, das war dein Onkel Matthäus, der dich liebte wie ſeine eigne ſchwarze Seele. Der hat uns alle gehaßt wie Gift.“

„Aber warum nur?“ fragte der Offizier, ohne die Thatſache zu beſtreiten.

„Du lieber Himmel, warum? Ob er's ſelbſt wohl gewußt hat? Ich fragte meinen Alten öfter darum, aber entweder wollte er dem Knaben keine Antwort geben, oder er wußte es wirklich nicht genau, er ſagte immer nur: ‚Wir müſſen uns haſſen wie Waſſer und Feuer.‘ Das begriff ich!“

„Und deine beiden Schweſtern, Nico? Daß ſie heirateten, weiß ich natürlich, wie geht es ihnen?“

„Gut!“ ſagte der Aſſeſſor mit hellem, freudigem Blick. „Bei Marie hab ich das Vaterhaus wiedergefunden. Oſten iſt ein ganz vortrefflicher Menſch und Schwager; ſechs Rangen haben ſie, reizende Töchter, fixe Buben!“

„Und Klärchen? Das holde, blonde Klärchen?“

„Wiegt 150 Pfund und iſt die fröhlichſte Pfarrerin im ganzen Deutſchen Reich.“

„Aber arm und die üblichen vielen Kinder?“

„Im Gegenteil, wohlhabend und einen einzigen, einen prächtigen Jungen! — Aber da iſt das weltberühmte Dorf Lindorf, und hier rechts iſt —“

„Was iſt denn das? Daran erinnere ich mich gar nicht!“ rief der Aſſeſſor, auf einen hohen, ganz mit Heide bewachſenen Wall blickend, der von einem breiten und tiefen, jetzt trockenen und ebenfalls mit blühendem Ginſter und Heidekraut bewachſenem Graben umgeben war.

„Damals befandeſt du dich auch noch im Stande der Unſchuld, kannteſt weder den Cäſar, noch ſonſt einen der vielen edlen, alten Lateiner — ich glaube, wir waren etwa ſechs Jahre alt! Komm her, ſieh es dir an.“

„Das ſcheint mir ein Überreſt aus alter Kriegszeit?“

„Römerſchanze nennen es die Leute hier; 's kann auch ſein, daß die Schweden ſie aufgeworfen haben, die Gelehrten ſind ſich darüber nicht einig, jedenfalls gingen des Varus oder Druſus Züge durch dieſe Gegenden, und nachweislich hat Chriſtian von Dänemark hier große Wälder niederſchlagen laſſen und das Holz den wohllöblichen Hanſeſtädten zu Schiffsbauzwecken verkauft.“

Sie waren inzwiſchen an dem Walle entlang geritten, indem ſie etwa fünfzig Schritte von der Straße abbogen. Jetzt machte derſelbe eine ſcharfe Ecke, und dort, an der Schmalſeite, war ein Zugang.

„Längliches Viereck, wie nach dem Winkelmaß gemacht!“ erklärte der Aſſeſſor, ſprach aber den Satz nicht zu Ende, denn ſie hörten ein etwas entferntes Lachen von Mädchenſtimmen, und als ſie jetzt durch die breite Lücke des Walles, die den Eingang bildete, geritten waren, hielten ſie beide unwillkürlich die Pferde an.

Vier junge Mädchen ſaßen in dem braunen Heidekraut und lachten und plauderten mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß ſie nichts von den Reitern bemerkten.

Zwei derſelben hatten das echte Ausſehen von Landmädchen, derbe Geſtalten und jenes ſcharfe Rot der Wangen, die Dritte war eine kleine, helle Blondine im blauen Kleide, und die Vierte —

Jetzt ſah ſie her, ſtutzte und ſprang empor.

Auf ihr kaſtanienbraunes, tief im Nacken zuſammengebundenes Haar hatte ihr gerade in dieſem Augenblicke die blonde Gefährtin einen Kranz von den hellgrünen Ranken des Bärlapp gelegt, den die beiden anderen jungen Mädchen aus dem Heidekraut, wo er maſſenhaft wuchs, loslöſten. Mit einer haſtigen Bewegung — ſie fühlte den Kranz in dieſem Schrecken gar nicht — glättete ſie ihr ſehr einfaches weißes Kleid, und dabei ſah ſie den Reitern entgegen, die jetzt durch die Römerſchanze nach dem jenſeitigen Ausgange ritten und ſo an ihnen nahe vorüber mußten.

„Verzeihung, Fräulein Ina, für die Störung! — Hatte natürlich keine Ahnung! Wollte meinem Vetter die Römerſchanze zeigen; als Soldat hat er ein Intereſſe daran. Iſt Herr Major zu Haus?“

„Ja, Herr Aſſeſſor!“ nickte ſie, ſo befangen, daß es faſt befremdlich hätte ſcheinen mögen.

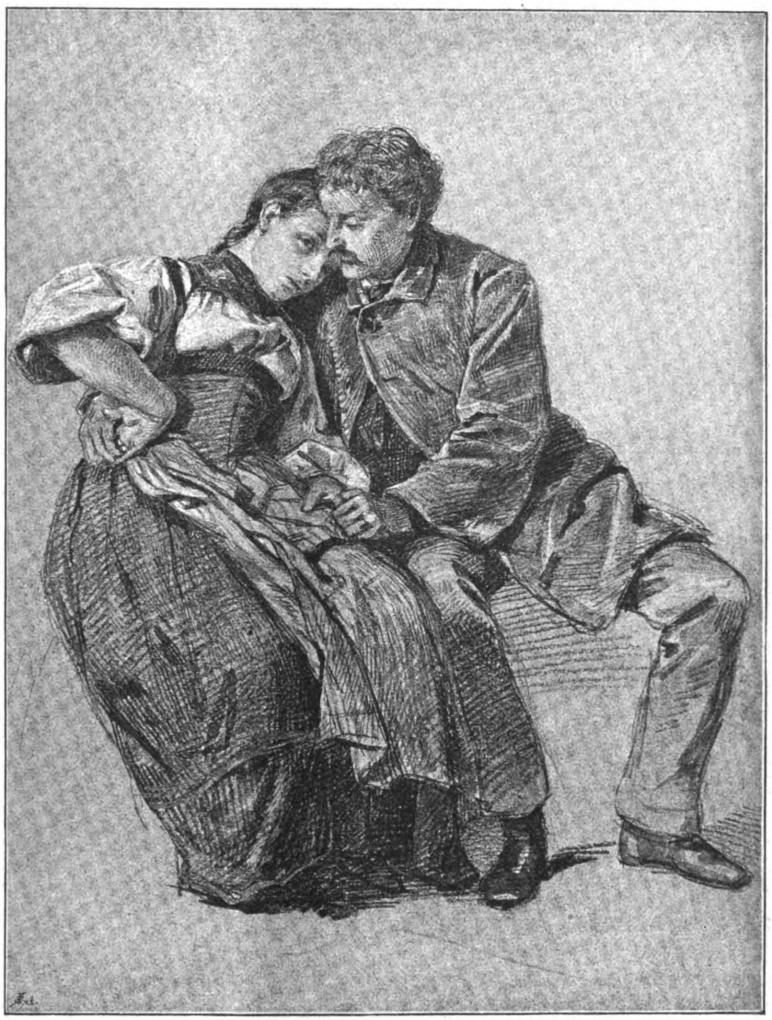
Aber da begegneten des Offiziers Augen den ihrigen — eine Sekunde nur — und nun wußte er auch, ſie hatte ihn erkannt!

Es waren große, hellbraune Mädchenaugen voll Überraſchung und ſüßem Schrecken; o, er erinnerte ſich des holden Mädchens ſofort; er hatte dieſe Augen nicht vergeſſen!

Inzwiſchen ritten die beiden Herren weiter, da ſie ſo befangen daſtand; ihre Gefährtinnen waren regungslos ſitzen geblieben, um ſo mehr war ihre anmutige Geſtalt, die über Mittelgröße hatte, hervorgetreten.

„Das iſt Ina von Prandtner!“ flüſterte der Aſſeſſor. Sein Vetter blickte ihm ſeitwärts forſchend ins Geſicht. Wie war der Ton ſo weich geweſen, mit dem er ihren Namen nannte.

Der Aſſeſſor ſah weder dieſen Blick, noch fühlte er die Beobachtung. Es lag ein ſtilles, glückliches Lächeln auf ſeinem Geſicht, ein Lächeln, welches dem anderen ein lebhaftes Unbehagen erregte.



Nach einer Studie in Kreide und Farbeſtift von Karl Hoff.

„Er liebt ſie!“ ſagte er ſich.

„Iſt ſie nicht reizend?“ fragte Nico von Wendhofen dann, „haſt du dieſe wundervollen Augen bemerkt; — Rehaugen — ſo klar, ſo kindlich rein und friedvoll!“

„Wer war die kleine Blonde?“ fragte Berthold, nur um zu ſprechen, um abzulenken. Er hatte nie an das niedliche Mädchen mit irgend einem Wunſche gedacht, ſeit es ihm vor Monaten auf dem Eiſe und dann in der Kunſtausſtellung durch die ſelten ſchönen Augen aufgefallen war, und dennoch konnte er es nicht ertragen, daß Nico mit dieſem glücklichen Lächeln eines Liebenden von ihr ſprach.

„Die Blonde? Haidchen Bergmann, die Paſtorstochter; die beiden anderen ſind die Töchter des Gutspächters.“

Berthold von Wendhofen hörte kaum darauf.

„Er liebt ſie!“ dachte er immer und wunderte ſich über ſeine Aufregung.

„Unſinn! Er kann ja an eine Heirat nicht denken!“ ſagte er ſich, und ohne es zu wollen, hatte er ſchon gefragt: „Die Prandtners ſind arm?“

„Jetzt nicht mehr; wenigſtens nicht geradezu arm. Ich glaube, bis dahin hat der Major viel für die Baronin gethan, d. h. ſie lebte während des ganzen Sommers mit der Tochter hier bei ihm; er iſt ein alter Freund ihres verſtorbenen Gatten; viel hat er ja auch nicht; aber vor kurzem haben ſie eine Erbſchaft gemacht — irgendwo da an der Küſte — es iſt nichts Großes, ſagt der Major, doch ich glaube, es kommt ihnen wie vom Himmel, die Mutter ſieht ſeitdem ganz anders aus, heiterer, ſorgloſer.“

„Alſo zum Heiraten langt's doch wohl nicht?“ lachte Berthold.

„Immer praktiſch! Nein, mein Junge, dazu wird's wohl nicht reichen, und wie ſollte ein unglücklicher Kerl, wie ich, auch an ſolche Dinge denken dürfen!“

Und nun flog es wie tiefe Bitterkeit über des Aſſeſſors hübſches, offenes Geſicht.

„Weiß Gott, ſo ein Wort iſt wie ein Blitz; es macht einem urplötzlich das Dunkel hell!“ ſagte er dann nachdenklich.

Berthold fühlte Reue, und ſein Geſicht, ſo friſch und offen wie das des Vetters, nur blond und energiſcher, verriet dies ſo deutlich, daß der Aſſeſſor ſein Pferd vorhielt und, mit einem Verſuch zu ſcherzen, fortfuhr: „Nimm's nur nicht tragiſch! Man kann ja doch nicht jedes reizende Mädchen gleich heiraten! Und wahrhaftig, ich bin erſt durch deine Frage darauf gekommen, daß es doch rieſig nett wäre, wenn ich und die Ina —“

„Nun, wenn ſie dich liebt —“

„Zum Kuckuck, ſo halte einem doch nicht immer den Tantalusbiſſen vor die Naſe! Sie liebt mich leider Gottes gar nicht! Das heißt — ſolche Illuſionen! — und dann! Aber wie ſie rot wurde! Reizend!“ — Und über des Aſſeſſors Geſicht flog es wie heller, warmer Sonnenſchein.

„Sie wurde nicht deinetwegen rot!“ hätte der Leutnant ganz grob ſagen mögen. „Meinetwegen war's! Meinetwegen!“ Und inmitten des Ärgers über Nicos „Einbildung“ freute er ſich in einer Aufregung, deren Urſache er ſich ſo wenig klar machte, wie dieſe ſelbſt. Beinahe hätte er darüber den Auftrag der Frau Beate vergeſſen, denn ſie ritten eben in die Dorfſtraße ein und bogen ſchon nach dem Kreuzhofe ab, dem kleinen Beſitztum des Majors.

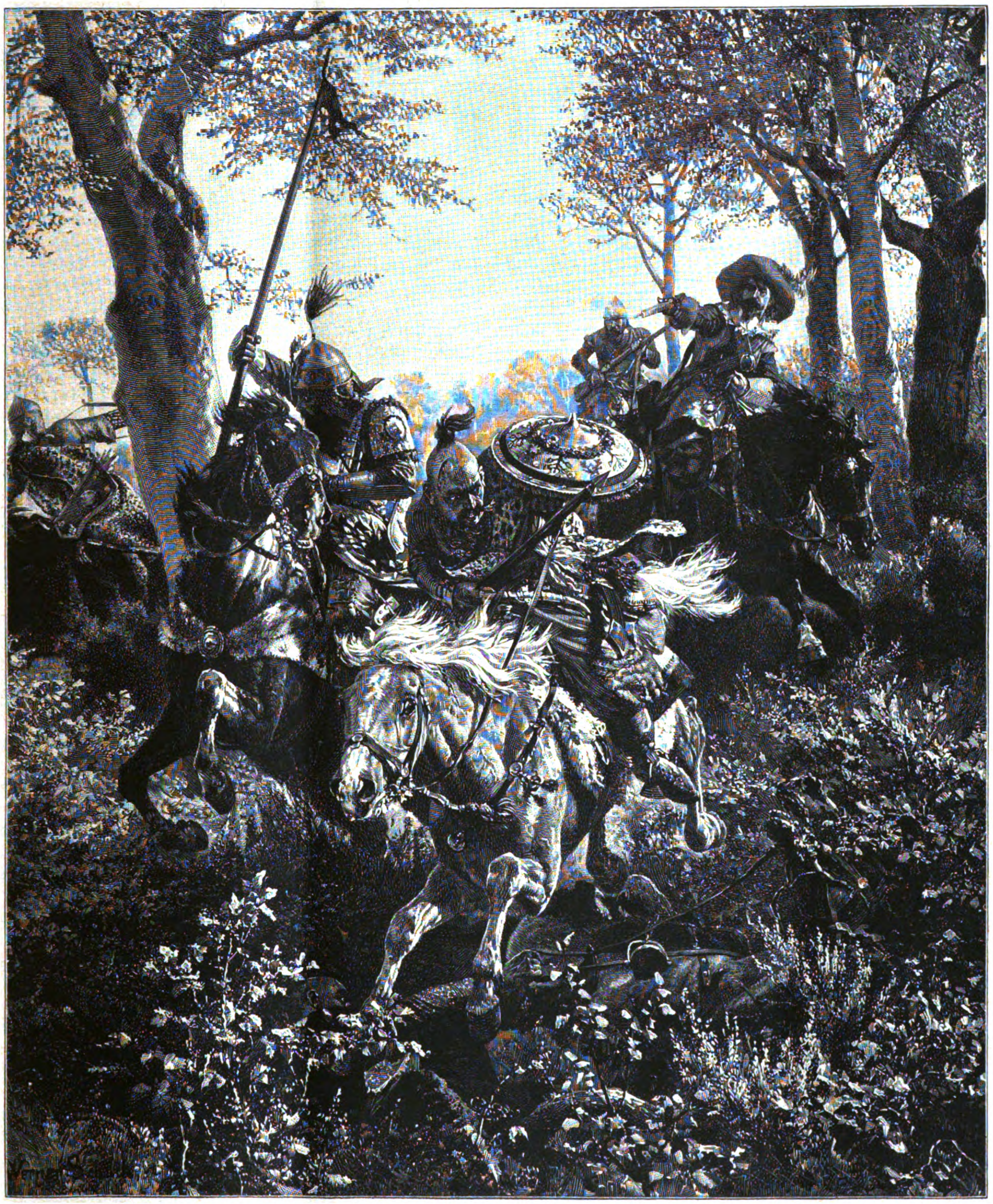
Da kam eine ſonntäglich gekleidete Kirchgängerin, die erſte eilig heimkehrende Hausmutter, die Straße daher. Ihr ſchwarzes Kleid und ſchwarzer Hut erinnerten Berthold an Frau Beate. — Er hielt ſein Pferd an und fragte die Frau, an wenn er wohl am beſten ſeine Beſtellung ausrichte.

„Ach — die Mehlmeiers! Ich dachte es wohl! Sie hatten ja beide die Schwindſucht!“ rief ſie in ſeine Worte hinein; dann ſagte ſie ihm, ſie werde ſchon alles beſtellen, dem Herrn Doktor zuerſt und dann dem Herrn Paſtor, der ſicher, trotz des Sonntags, noch hingehe, der armen Frau zum ſeligen Sterben zu verhelfen. (Fortſetzung folgt.)

Der Naturalismus und Ibſens neueſtes Drama.

Von Dr. Karl Kinzel. (Abdruck verboten.)

Es iſt wohl kein Zweifel, daß man den Pulsſchlag der Zeit, ſoweit es unſer deutſches Vaterland angeht, gegenwärtig am deutlichſten in Berlin fühlt. Nicht als ob das Leben anderswo nicht ebenſo ſtark wäre und vielleicht geſundere Säfte entwickelte. Aber die Schaumkronen des bewegten



Tataren von Schweden verfolgt. Epiſode aus der Schlacht bei Warſchau. Nach dem Gemälde von Werner Schuch.
Original im Beſitz der Kunſthandlung von Hermann Schaus & Co in New York.)

Meeres werden hier am meiſten ſichtbar, und wer zu beobachten verſteht, wird vom Mittelpunkt des neuen deutſchen Kaiſerreiches aus am leichteſten und ſchnellſten einen Einblick in die treibenden Kräfte gewinnen, vorausgeſetzt, daß er ſelbſt nicht haltlos mit getrieben wird, ſondern, von einem feſten Standpunkte aus, den drängenden Fluten widerſteht. Hat er feſten Boden unter den Füßen, dann wird er natürlich auch den Schaum und aufſpritzenden Giſcht nicht für das Leben ſelbſt halten. Denn er ſieht eben durch die Oberfläche auf die tieferen Unterſtrömungen und erblickt inmitten der allbeweglichen Zeit das unvergänglich Bleibende, das Ewige.

Es iſt freilich wahr, was der alte Philoſoph lehrte: Alles iſt im Fluß, alles Vergängliche iſt wandelbar, in der Entwickelung begriffen; auch der Menſch, dem die Aufgabe geworden, Kritik zu üben, kann und darf ſich dieſem Wandel nicht ganz entziehen. Er muß auch für die neuen, ungewohnten Erſcheinungen offene Augen haben und nach dem Apoſtelwort handeln: Prüfet alles und das Gute behaltet! Es wäre unſers Erachtens falſch, ſich feſtzunageln und nach unwandelbaren Geſetzen alles richten zu wollen, mit Stichworten an neue Erſcheinungen heranzutreten und a priori über Bewegungen abzuurteilen, welche ihre geſchichtliche Berechtigung haben und wie eine freſſende Säure über den dicken Roſt kommen, der unſer deutſches Drama ſeit geraumer Zeit überzogen hat.

Daß dasſelbe längſt nicht mehr den Idealen dient, denen es dienen ſollte, iſt allgemein anerkannt. Beſtimmt, uns durch nachgeahmte Handlung ein künſtleriſch geformtes Bild des menſchlichen Lebens vorzuführen, in welchem wir wie in einem Spiegelbilde uns ſelbſt wiederfinden, unſere Verirrungen und Verfehlungen ſamt den üblen Folgen, die ſie haben müſſen — iſt das Drama einerſeits zur hohlen Illuſtration geſchichtlicher Vorgänge geworden, welche uns Geſtalten ohne Seele, Menſchen von anderem Fleiſch und Blut als wir ſelbſt vorführt, anderſeits hat es ſich in den Dienſt leichtfertiger Unterhaltung geſtellt, welche allein befliſſen iſt, durch Sinnenreiz zu wirken. In beiden Fällen iſt nicht nur die Wirklichkeit auf Koſten der Phantaſie verlaſſen, ſondern auch die Wahrheit, welche allein der Herzſchlag der dramatiſchen Poeſie ſein darf.

Sicherlich iſt es tief in der Menſchennatur begründet, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit gern einmal aus dem Reiche der Alltäglichkeit ins Märchenland der Phantaſie flüchtet, wo Raum und Zeit, Geld und Geſchäft, Mühe und Arbeit keine hemmenden Schranken bilden. Aber auch dieſe Welt der Vorſtellung darf nicht derjenigen Geſetze ermangeln, ohne welche der Menſch ſein menſchliches Weſen aufgibt. Eine ſittliche Weltanſchauung muß auch hier den Handlungen der Perſonen zu Grunde liegen, als deren Grundbegriffe die ewigen Geſetze von Schuld und Sühne unantaſtbar ſind.

Wir ſagen abſichtlich nicht: eine religiöſe Weltanſchauung, weil mit dieſer der Begriff des Wunderbaren unlöslich verbunden iſt, welcher vom Drama ausgeſchloſſen bleibt; wiewohl die *ſittliche* Weltanſchauung im Grunde nur als eine *religiöſe* gedacht werden kann. Die religiöſe Weltanſchauung ſetzt eine unmittelbare Einwirkung Gottes, die an keine natürlichen Geſetze gebunden iſt, auf das menſchliche Leben voraus. Durch ſie können unerwartete, unbegreifliche, den natürlichen Urſachen widerſprechende Löſungen von Konflikten bewirkt werden. Solche ſind im Drama nicht verwendbar. Aber den Begriff von Gut und Böſe können wir in der dramatiſchen Poeſie nicht entbehren, und die Tugend muß ſiegen, die Sünde muß geſtraft werden innerhalb der Handlung, welche uns vorgeführt wird. Hierin liegt der Unterſchied des Dramas von der Wirklichkeit. Die Welt liebt es, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, in der Wirklichkeit fehlt uns oft, mit dem Mangel an Einblick in die Beweggründe eines Menſchen, die Möglichkeit eines richtigen Urteils, können wir oft die Wirkungen nicht abſehen und nicht abwarten; im Leben ſcheint die Tugend oft zu leiden und das Böſe zu ſiegen, und nur *der Glaube* an eine höhere Gerechtigkeit bringt uns über dieſe Mißbehagen erzeugenden Ereigniſſe des Tages, über das Unzureichende unſerer Beobachtungen hinweg. Das Drama hebt ſich auf eine höhere Warte, hebt uns aus dieſem Zwieſpalt hinaus und eröffnet uns einen Blick in die höheren Geſetze des Daſeins, welche unter den wechſelnden Erſcheinungen der Wirklichkeit die ewige Wahrheit andeuten.

Aber welche unter den lebenden dramatiſchen Dichtern ſtehen denn noch auf dieſer Höhe des Lebens? Wo iſt denn noch in einem derſelben der Glaube an eine ſittliche Weltordnung ſo mächtig, daß er Früchte zeitigen kann, wie ſie unſere Klaſſiker, insbeſondere Schiller, gebracht haben? Unſer modernes Drama iſt im allgemeinen verrottet und verroſtet und harrt der Wiedergeburt.

Da geht es zunächſt nach dem Wort: „Philiſter über dir, Simſon!“ Die Naturaliſten brechen wie ein Sturmwind über den altersſchwachen Baum herein und ſuchen ihn zu entwurzeln. Es iſt unleugbar, daß ſie den Leuten die Augen öffnen über die Erbärmlichkeit der Farcen und Poſſen, über die heuchleriſchen Erfindungen jener faden Geſellſchaftsluſtſpiele, über den unwahren Tand und Flitter, der nur dazu dient, den ſatten Geldprotzen, welche die wichtigſten Theaterbeſucher ſtellen, eine kitzelnde Abendunterhaltung zu ſchaffen. Aber freilich, was ſie ſelbſt nun an die Stelle des alten Dramas ſetzen, kann zuförderſt nur Kopfſchütteln, nimmermehr Befriedigung erregen, vor allem, weil ſie ſelbſt dem Glauben, welchen wir oben als unentbehrlich darlegten, durchaus feindlich gegenüberſtehen (unter den Führern der Bewegung vielleicht nur Tolſtoi ausgenommen); dann aber, weil ſie ſelbſt nicht halten, was ſie verſprechen, weil ſie in ihren übertriebenen Forderungen zu einer Einſeitigkeit gelangt ſind, die nimmermehr als Bild der Wirklichkeit gelten kann. Von dieſem Standpunkte aus muß unſers Erachtens der Kampf gegen ſie in erſter Linie geführt werden, damit man uns nicht ohne Not vorgefaßter Meinungen beſchuldige. Den Feind bekämpft man am beſten in ſeinem eignen Lande und mit ſeinen eignen Waffen.

Vielleicht verlohnt ſich aber dieſer Kampf gar nicht. Es gibt Verirrungen, die ſich ſelbſt vernichten. — Allein wir können den Rat des Gamaliel nicht für weiſe halten. Es iſt kein Zweifel: das Drama des Naturalismus iſt keine Marotte, kein Zeitvertreib, der Verachtung wert. Es iſt vielmehr ein gewaltiges Kampfmittel in den Händen des Antichriſtentums. Sollte das realiſtiſche Drama, wie es zur Zeit auftritt, mehr und mehr unſere Bühne gewinnen, ſo würde daraus ein unſchätzbarer Schade für unſer Volksleben erwachſen. Eine unchriſtliche, peſſimiſtiſche Weltanſchauung, welche der Gegenwart gewaltig im Blute liegt, würde dann mehr und mehr Platz greifen und unſer Volk vergiften. Der Kampf um das Drama iſt aufs lebhafteſte entbrannt. Wer ihn ignorierte, würde eine wichtige Geiſtesarbeit unſerer Zeit zum Schaden des Allgemeinen außer acht laſſen. Solange das Theater ein Zeitvertreib der oberen Zehntauſend war, konnte man es überſehen oder ſeine Bedeutung verachten. Sobald es aber ein Kampfmittel in dem großen Entſcheidungskampfe wird, kann man nicht mehr achtlos an ihm vorübergehen. Und das iſt es bereits geworden. Zum Beweiſe hierfür ſei nur an die Thatſache erinnert, daß in Berlin eine „Freie Volksbühne“ beſteht, welche als eine geſchloſſene Geſellſchaft, die als ſolche der Cenſur nicht unterliegt, es ſich zur Aufgabe macht, an den Sonntagen ausgeſprochen naturaliſtiſche Dramen vor einer großen Volksmenge zur Aufführung zu bringen. Es iſt nicht etwa die Spekulation eines Theaterunternehmers, ſondern die wohlüberlegte Agitation aus ſozialiſtiſchen Kreiſen. Um den Zuſchauern, welche durch billigen Eintrittspreis und Verloſung aller Plätze möglichſt aus den niederen Ständen herbeigelockt werden, das volle Verſtändnis der Dramen zu eröffnen, werden an jedem Freitag vor der Aufführung öffentliche Vorträge über dieſelben gehalten. Der Zudrang zu der Mitgliedſchaft der Volksbühne iſt ſo groß, daß bereits drei Abteilungen geſchaffen ſind, deren jede ein

Theater füllt. „Jedenfalls,“ ſo lautet die neueſte Mitteilung des Vorſtandes, „ein erfreuliches Zeichen für die ernſte Propaganda der That, die dieſes aller Geſchäftsreklame ferne, ganz uneigennützige Kunſtunternehmen vor ſich her geſandt.“

Solche Thatſachen reden und ſollten jeden Volksfreund veranlaſſen, ihnen einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Denn von unten dringt dieſe Bewegung nach oben; vom Volkstheater aus bricht ſie ſich Bahn und hält ihren Einzug ſelbſt in das Königliche Schauſpielhaus zu Berlin, wo der „Frau vom Meere“ des Norwegers Henrik Ibſen demnächſt ſeine „Kronprätendenten“ folgen ſollen. Gerade Ibſen iſt der Bahnbrecher der neuen Richtung, darum ſei es geſtattet, ſeinem neueſten Drama „Hedda Gabler“ etwas eingehendere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Das naturaliſtiſche Drama ſucht ſeine Eigenart zunächſt weniger in dem Gegenſtande, den es ſich zum Vorwurf nimmt, als in der Art ſeiner Behandlung. Darum muß ſich die Inhaltsangabe des Schauſpiels genau dem Gange der Handlung anſchließen, ſoll ſie anders eine leidlich zuverläſſige Vorſtellung von demſelben geben.

„Hedda Gabler“ ſpielt in allen vier Akten an zwei aufeinander folgenden Tagen in demſelben Zimmer einer reich ausgeſtatteten Villa, in einer nordiſchen Univerſitätsſtadt. Von ſechsmonatlicher Hochzeitsreiſe, auf welcher ihr vier Jahre älterer Ehemann, der Privatdozent der Kulturgeſchichte, Jörgen Tesman, meiſt im Staube der Bibliotheken gewühlt hat, iſt Hedda eben höchſt mißgeſtimmt und gelangweilt heimgekehrt, um nun nach dem Wunſche ihres unvermögenden Mannes ein einfaches häusliches Leben zu beginnen, wenigſtens ſolange, bis die in Ausſicht ſtehende Profeſſur einen größeren Aufwand geſtattet. Das entſpricht wenig der Weiſe ihrer Vergangenheit und ihren Neigungen. Aber da ſie ſelbſt, die Tochter eines Generals, arm iſt, und da die Hochzeitsreiſe, wie der auf ihren Wunſch geſchehene Ankauf der Villa und ihre Einrichtung weit mehr gekoſtet haben, als ihr Mann aufwenden durfte, ſo muß ſie einſehen, daß vorläufig an Erfüllung der anderen Wünſche, welche ihr der einfältige, energieloſe und gutmütige Tesman zugeſagt hatte, an Bedienten, neues Klavier und Reitpferd nicht zu denken iſt. Deutet doch der ſchlaue Gerichtsrat Brack, welcher mit entſchiedenen Hintergedanken die Einrichtung ihrer Verhältniſſe übernommen hatte, an, daß die ſichere Ausſicht Tesmans auf eine Profeſſur zweifelhaft geworden ſei, ſeitdem ein alter Bekannter des Dozenten, ein begabter, aber verlotterter Menſch, Eilert Lövborg, wieder auftauche und mit einem ſchon erſchienenen und allgemein bewunderten Werke ihm im Wettkampf gegenübertrete. Tesman, der noch in den Vorbereitungen ſeines Buches ſteckt und zu ſich ſelbſt kein Zutrauen hat, ſinkt der Mut; als ein Feigling ſteht er vor ſeiner Frau, die ihn innerlich verachtet, und bekennt ihr: „Es war abenteuerlich, ſo hingehen und heiraten und einen Hausſtand gründen auf lauter bloße Ausſichten hin.“ Doch er hat ſie ja lieb, hat ſich ja immer eine gemütliche Häuslichkeit geträumt! In der wollen ſie nun zunächſt zurückgezogen leben; nur die alte Tante Julle, die alles für den Elternloſen gethan und jetzt allein in der Pflege ihrer elenden Schweſter ihren Troſt und ihre Lebensaufgabe findet, die ſoll ihnen Geſellſchaft leiſten. Ja, aber gerade dieſe etwas einfache Tante und das ganze Leben überhaupt — irgend eine Aufgabe, einen Beruf hat ſie doch ihrer Empfindung nach nicht — alles das widert Hedda an, und überall, aus jedem Worte, blickt ihr widerwärtiges, innerlich rohes Weſen uns grinſend an.

Kaum naht ſich ihr eine Bekannte aus der Penſion, welche ihr von jenem Eilert Lövborg in angſtvoller Sorge redet, ſo ſtrecken ſich unter heuchleriſchen Liebkoſungen die Teufelskrallen heraus. Sie dringt der zarten, blondlockigen Frau, Thea Elvſtedt, Wort für Wort ab, erfährt, daß ſie ihren viel älteren Mann, den Landrichter, verlaſſen hat und um Eilerts willen hierher gekommen iſt. Er war, durch Ausſchweifungen ganz heruntergekommen, als Lehrer ihrer Stiefkinder in ihr Haus getreten, ſie hatte ihn zu einem ordentlichen Menſchen gemacht und an Arbeit gewöhnt. Er hatte zuletzt alles mit ihr beſprochen und ſein eben vollendetes neueſtes Werk, deſſen Handſchrift er mitgebracht, ihr in die Feder diktiert. Nun will ſie verſuchen, ihn vor einem Rückfall in ſein altes Leben zu bewahren. Das alles lockt Hedda, die ſelbſt einmal gut Freund mit Eilert geweſen war, zweifelnd, neidiſch und innerlich hohnlachend über das von ihr verachtete, einfältige Weib, aus ihr heraus und beſchließt ſofort, Eilert in ihr Haus zu ziehen. Ihr verblendeter Mann bietet ihr dazu die Hand.

„Nun, eins hab' ich jedenfalls, um mich inzwiſchen aufzuheitern,“ ſagt Hedda hohnlachend am Schluß des 1. Aktes, „meine Piſtolen, General Gablers Piſtolen.“ Mit dieſen Worten verläßt ſie das Zimmer, während ihr Mann ihr nachjammert: „Um Gotteswillen, liebſte Hedda — rühre doch die gefährlichen Dinger nicht an; mir zulieb, Hedda! Was?“

So finden wir ſie denn am Nachmittag desſelben Tages an der Gartenthür ihres Zimmers ſtehend und ſich mit Piſtolenſchießen die Zeit vertreibend. Halb im Scherz legt ſie auf den Rat Brack an, der unberechtigt durch die Hinterthür ins Haus kommt, als wäre es auf eine Überraſchung abgeſehen. Wohl berechnend bringt er die Unterhaltung auf ihre Ehe und erfährt, wie verächtlich ſie von Tesman denkt. Das Schönſte, was man ſich denken kann, iſt ihm, in Bücherſammlungen herumzuwühlen und alte Pergamentblätter abzuſchreiben. Da hat ſie ſich denn auf ihrer Hochzeitsreiſe ſchrecklich gelangweilt. „So ein halbes Jahr lang nie einem Menſchen begegnen, der ein bißchen was weiß von unſerm Kreiſe und mit dem man über ſeine eignen Angelegenheiten reden kann. — Immer und ewig zuſammen ſein mit einem und demſelben. — Tesman iſt — ein Fachmenſch, mein Lieber, und mit Fachmenſchen zu reiſen, iſt durchaus kein Vergnügen.“ *) „Nicht einmal,“ erwidert Brack — „mit dem Fachmenſchen, den man liebt?“ „Uh — brauchen Sie doch nicht das abgeſchmackte Wort!“ — Sie hatte ihn nur genommen, weil ſie ſich müde getanzt, weil ihre Zeit vorbei war. Und da er doch in jeder Weiſe ein korrekter Menſch war und mit aller Gewalt darauf ausging, ſie durchaus verſorgen zu dürfen: „ich weiß nicht, warum ich ihn nicht hätte annehmen ſollen. — Es war wahrhaftig mehr, als wozu meine anderen Kourmacher bereit waren.“

Mit dem bücherbelaſtet eintretenden Tesman werden nun Pläne über den Empfang Lövborgs gemacht. Jener iſt zu einem Trinkgelage zu Brack geladen, dieſer ſoll bei Hedda zu Abend in Theas Geſellſchaft bleiben, die auch zu kommen gebeten iſt. So will es Hedda, und Tesman fügt ſich. Eilert erſcheint und ſitzt alsbald, wie vorzeiten oft, über ein Reiſealbum gebeugt, mit Hedda in intimem Geſpräch, während die anderen Herren im offenen Nebenzimmer, von wo Brack das Paar ſcharf beobachtet, kalten Punſch trinken. Eilert hat einen Trunk ausgeſchlagen. Er fragt ſie: „Wie konnteſt du dich ſo wegwerfen?“ Hedda weiſt die Frage zurück und geſteht ruhig, daß es nicht aus Liebe geſchehen ſei, daß ſie aber auch von ſo etwas wie Untreue nichts wiſſen wolle. Ihr früheres Verhältnis zu Eilert ſei nur eine Art Kameradſchaft geweſen, und in der heimlichen Vertraulichkeit habe der Reiz für ſie gelegen, weil ſie ihn durch die Macht ihrer Perſönlichkeit zwang, Dinge zu beichten, welche ſonſt einem Mädchen verborgen bleiben. Eine verſuchte Annäherung hatte ſie einſt mit erhobener Piſtole zurückgewieſen. Sie hatte die Drohung nicht ausgeführt — aus Furcht vor dem Skandal. Doch geſteht ſie, das ſei an jenem Abend nicht ihre größeſte Feigheit geweſen. Als ſich aber darob jetzt die Blicke Eilerts verſtändnisvoll auf ſie richten, weiſt ſie ihn wieder unwirſch zurück.

Theas Eintritt unterbricht das Geſpräch. Der Gedanke, daß dieſer Blondkopf Eilert mehr geweſen als ſie, daß dieſe Frau aus ihm habe etwas machen können, bringt ihr Blut zum Sieden. Die Krallen der Teufelin ziehen ſich zuſammen.

---

*) Wir citieren nach der einzig vom Verfaſſer autoriſierten Überſetzung von Emma Klingenfeld. (Berlin, S. Fiſcher.)

Durch Hohn erreicht ſie, daß Lövborg wieder zum abgeſchworenen Punſchglaſe greift, und daß er beiden Männern zum Gelage folgt, trotzdem er Theas Verzweiflung über den plötzlichen Umſchlag ſieht. Er tröſtet ſie mit dem Verſprechen, ſie um zehn Uhr abzuholen und heimzugeleiten und deckt ſich mit dem Vorhaben, Tesman aus ſeinem Manuſkript vorzuleſen. Heddas Bosheit tritt nach ſeinem Weggange unverhüllt zu Tage. „Zweifle du an ihm, ſoviel du willſt,“ ruft ſie der erſchrockenen Thea zu. „Ich glaub' an ihn. Und jetzt werden wir's darauf ankommen laſſen. — Ich will ein einziges Mal in meinem Leben Macht haben über ein Menſchenſchickſal. — O könnteſt du nur begreifen, wie arm ich bin. Und dir ſoll's vergönnt ſein, ſo reich zu ſein!“

Im dritten Akte iſt es gegen den folgenden Morgen. Die Lampe herabgebrannt, Hedda ſchlafend auf dem Sofa, Thea fröſtelnd am erkaltenden Ofen ſitzend. Eilert iſt natürlich nicht gekommen. Man hat bis in die ſinkende Nacht gezecht und dann den angetrunkenen Lövborg angeblich nach Hauſe gebracht. Unterwegs hat er ſein Manuſkript verloren, mit dem er Tesman aus dem Sattel zu heben gedachte. Dieſer hat es an ſich genommen. So erzählt er heimkehrend ſeiner Frau. Sie bemächtigt ſich desſelben, während er einen Brief öffnet, der ihm das Ableben der kranken Tante anzeigt. Als er fortſtürzt, erſcheint Brack und berichtet Hedda, daß Lövborg geſtern in einer ſehr ausgelaſſenen Soiree einer Sängerin geendet und dort Streit angefangen habe, weil man ihm angeblich ſein Manuſkript daſelbſt geſtohlen.

Da kommt der Unglückliche ſelbſt, verſtört, verzweifelt. Er ſagt ſich von Thea los und behauptet, er habe ſein Werk wie ſein eignes Leben zerriſſen. Als dieſe fort iſt, beobachtet ihn Hedda mit dämoniſcher Luſt. Sie weidet ſich an der Todesqual ihres Opfers, während ſie das Manuſkript in Beſitz hat. Endlich drückt ſie Eilert das Piſtol in die Hand, mit dem er ſich das Leben nehmen ſoll. Nur eine Bitte hat die wahnſinnige Teufelin, „daß es in Schönheit geſchehe!“ Als er ſie verlaſſen hat, ſetzt ſie ſich an den Ofen, wirft eins ſeiner Hefte nach dem anderen ins Feuer und flüſtert vor ſich hin: „Jetzt verbrenn' ich dein Kind, Thea. Dein und Eilert Lövborgs Kind.“

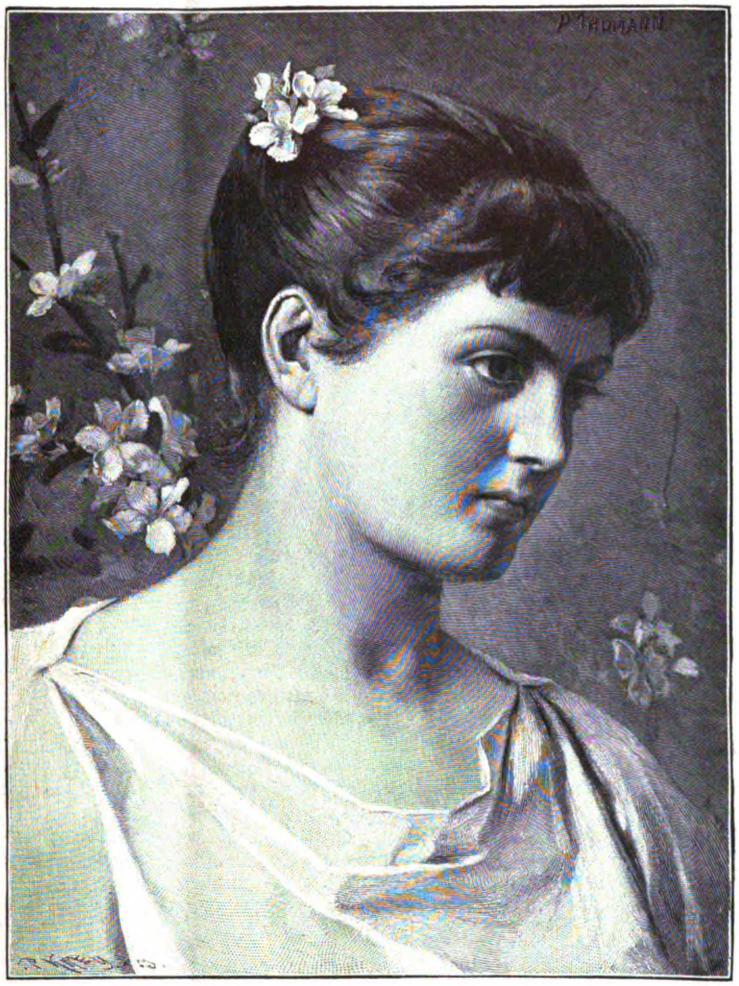
Im vierten Akte geſteht Hedda ihrem von der Leiche der Tante heimkehrenden Manne die That, indem ſie, ein faſt unmerkliches Lächeln unterdrückend, heuchelt: „Ich that es um deinetwillen, Jörgen,“ und ihm zugleich ihre Mutterhoffnungen andeutet. So ſoll von dem Manuſkript niemand etwas erfahren. Doch als Thea die Nachricht bringt, ſie habe noch alle Zettel, aus denen das verlorene Werk entſtand, ſetzt ſich Tesman ſogleich mit ihr hin, eine Zuſammenſtellung derſelben zu verſuchen. Unterdeſſen teilt Brack Hedda mit, daß ſich Lövborg erſchoſſen habe, erſchoſſen mit Heddas Piſtole. Die Sache ſei in den Händen der Polizei, ein Skandal nur durch ſein Schweigen zu verhüten. Noch hofft ſie, daß es in Schönheit geſchehen ſei, durch Kopf oder Bruſt. Als ſie aber erfährt, daß er im Salon der Sängerin, wo er ſein Manuſkript ſuchte, durch den Bauch geſchoſſen, gefunden ſei (wie, oder von wem die That geſchehen, bleibt unaufgeklärt!), da geht ſie ins Nebenzimmer und ſchießt ſich durch die Schläfe. „Sich getroffen,“ ſchreit Tesman Brack zu, „durch die Schläfe getroffen! Denken Sie — denken Sie nur!“ „Um Himmelswillen,“ erwidert Brack, „ſo was thut man doch nicht!“ — So ſchließt das Schauſpiel.

Sieht man zunächſt nur auf die Form desſelben, ſo kann man dem Verfaſſer in mancher Beziehung ſeine Anerkennung nicht verſagen. Zwar iſt die zweite Hälfte in dramatiſcher Beziehung erheblich ſchwächer als die erſte. Es gibt da mancherlei einſchneidende Ereigniſſe, welche uns nur durch Erzählung, nicht durch die Handlung ſelbſt bekannt werden, und dies macht den Fortſchritt derſelben ſehr ſchleppend. Vor allem erhalten wir gar keinen Eindruck von der geiſtigen Bedeutung Lövborgs, von der ſo viel geredet wird und die für mehrere Perſonen des Stückes die Triebfeder ihrer Handlungen iſt. Aber die Dramatiſierung im einzelnen zeigt den Verfaſſer als einen Meiſter der Technik, beſonders in der Expoſition und in der aufſteigenden Entwickelung. Hier iſt die Charakteriſierung der Perſonen ſcharf, der Dialog fließend, die Handlung fortſchreitend, ein Konflikt wird geſchaffen, ein Knoten geſchürzt; ein in der Heldin aufſteigendes Wollen, deſſen Ziel wir noch nicht kennen, macht uns geſpannt. Einer beſonderen Einführung in das Verſtändnis der Handlung bedarf es nicht; nur weniges liegt vor ihrem Eintritt, und dies iſt geſchickt in die Geſpräche verflochten. Monologe gibt es nicht, alles iſt höchſt natürlicher, ungemein ſchlichter Dialog, ohne jeden Aufwand von poetiſcher oder geiſtreicher Sprache. Im ganzen Stück iſt keine Rede über vier oder fünf Zeilen lang.

Wäre der Realismus alſo nur eine Stilart, ſo müßte man Ibſens „Hedda Gabler“ in vieler Hinſicht loben. Allein er will mehr ſein. Er ſtellt ſich die Aufgabe, uns mit Zurückweiſung jeder künſtleriſchen Geſtaltung einen Ausſchnitt aus dem wirklichen Leben mit aller Naturwahrheit vorzuführen. Iſt dies denn dem Verfaſſer gelungen? Iſt das Wirklichkeit, was er uns ſchildert, und iſt es ihm geglückt, dieſelbe mit der nötigen Klarheit dramatiſch zu geſtalten? Beide Fragen müſſen von jedem unparteiiſchen Leſer verneint werden. Wir können uns nicht zu dem Glauben aufſchwingen, daß ein Weib wie dieſe Hedda wirklich exiſtiert, und wir vermögen nicht die Motive ihrer Handlungen genügend klar zu durchſchauen. Wenn wir uns nun aber auch mit Mühe in dieſen Frauencharakter hineingegrübelt haben, wen kann derſelbe wirklich intereſſieren? Eine Frau, die ihren Mann lediglich aus Tanzmüdigkeit, aus Verſorgungsbedürfnis heiratet, die keine Spur von Empfindung für ihn hat, nicht einmal das Gefühl der Verpflichtung, der einfachſten Dankbarkeit für die Liebe und die Opfer, welche er ihr gebracht hat — die ein anderes Weib und einen ihr urſprünglich geiſtesverwandten Mann aus reiner Bosheit vernichtet, nachdem ſie ihn zu Ausſchweifungen verlockt und ſein Werk verbrannt hat, die ihm kaltblütig die Piſtole in die Hand drückt mit der Bitte, es recht ſchön zu machen, und die ſich endlich ſelbſt erſchießt — ein Weib, das ſtatt der Seele den Teufel im Leibe hat, iſt das etwas Wirkliches, und iſt das ein würdiger Vorwurf für ein Drama? Unſers Erachtens iſt dieſe Frau nur noch ein Objekt für den Irrenarzt.

„Hedda Gabler“ zeigt, wie auch ſchon frühere Werke desſelben Verfaſſers, daß Ibſen weniger Dichter als Grübler iſt, der ſich die raffinierteſten Konflikte erſinnt, der durch ſorgfältiges Studium die feinſten Krankheitserſcheinungen der Seele auswählt, zuſammenmiſcht und dann mit techniſcher Virtuoſität zu einem pſychologiſchen Ganzen verbindet, das er uns für ein Abbild des Lebens zu halten zumutet. Durch dieſe Klügelei, welche an Stelle der unmittelbaren Eingebung des Dichtergeiſtes tritt und die Anhänger dieſer Schule verhindert, das Leben da zu erfaſſen, wo ſeine eigentliche Seele, ſein wahres Weſen iſt, entzieht ſich der Realismus den Boden unter den Füßen und wird unfähig, ſelbſt der Erneuerer unſers Dramas zu werden. Damit hängt ſeine Neigung zu widerwärtigen Stoffen aufs engſte zuſammen. Und da er nun mit dem Anſpruch auftritt, die Wirklichkeit zu zeichnen, wie ſie iſt, ſo iſt Gefahr, daß die urteilsloſen Zuſchauer an das ihnen gezeichnete Bild zu glauben ſich gewöhnen und die Welt für durchweg verkommen und verfault, für unheilbar krank halten.

Was ſind denn das für Ehen, welche uns bei Ibſen entgegentreten, nicht nur hier, ſondern auch in ſeinen früheren Dramen! Überall verrottete, ſchiefe, auf unſittlichen Grundlagen beruhende Zuſtände. So in „Nora,“ der „Wildente,“ „Frau vom Meere“ ꝛc., und in dem neueſten Drama gleich zwei ſolche unglückliche Ehen! Hat denn Ibſen wirklich ſo traurige Erfahrungen gemacht, oder ſucht er etwas darin, abweichend vom Durchſchnitt der Wirklichkeit derartige Abnormitäten herauszuheben? Wo bleibt dann der Realismus? Die große Maſſe unſers Volkes glaubt vorläufig noch, daß die Treue kein leerer Wahn iſt. Daher werden die Naturaliſten, ſolange ſie hierin nicht andere Wege gehen, das Vertrauen der Nation nicht gewinnen. Und ſie dürfen es nicht gewinnen, dafür müſſen wir eintreten mit Wort und Beiſpiel. Es wäre ſonſt für die Sittlichkeit unſers Volkes äußerſt verhängnisvoll. Daß es darauf abgeſehen iſt, die „albernen Vorurteile ſittlicher Schranken“ herunterzureißen, zeigen die fortgeſchrittenen Anhänger Ibſens deutlich genug. Hedda, ſagen ſie, zerſchellt an dem Widerſpruch zwiſchen den verbildeten ſozialen Zuſtänden und dem freien Wollen einer ſtärkeren Natur; und der Meiſter blickt mit dieſer Schöpfung hellen Sinnes in die Zukunft, in der die freie Entfaltung des Eigenwillens, die freie Liebe das einzige Geſetz ſind. — Echtes Gold wird klar im Feuer. Über ein Drama ein einigermaßen ſicheres Urteil zu fällen, bevor man es geſehen hat, iſt faſt unmöglich. Auf der Bühnenwirkung beruht ſchließlich allein ſeine Bedeutung. „Hedda Gabler“ hat das Lampenlicht ſchlecht vertragen. Schon von München her ging ihr in dieſer Beziehung ein übler Ruf voran. In der Berliner Aufführung traten die Schwächen der realiſtiſchen Kunſtloſigkeit grell hervor. Vom Ende des 2. Aktes an ſiechte das Drama an dem ewigen Gleichmaß der Stimmung und der Leidenſchaften, an der Unklarheit des Hauptcharakters und an der Unwahrheit der Situationen langſam dahin bis zum Schluß. Manche entſcheidenden Worte hatte man weggelaſſen, um nicht Lachen hervorzurufen. So kann man alſo nach allſeitiger Erwägung ſagen: Ibſens neueſtes Werk iſt zwar, im Zuſammenhang der ganzen Entwickelung betrachtet, keine unbedeutende Erſcheinung, aber ein recht ſchlechtes Schauſpiel.



Apfelblüte. Nach dem Gemälde von Paul Thumann.

Admiral Prinz Adalbert von Preußen.

Von Reinhold Werner. (Abdruck verboten.)

Unter dieſem Titel hat Viceadmiral Batſch in einem kürzlich erſchienenen Buche einem Manne ein Denkmal geſetzt, deſſen Andenken in hohen Ehren gehalten werden ſollte, dem aber bis jetzt im deutſchen Volke nicht diejenige Würdigung zu Teil geworden iſt, welche er jedenfalls verdient. Ein echter Hohenzoller, ſchmückten ihn die hervorragenden Eigenſchaften und Tugenden dieſes erhabenen Geſchlechts, nie wankende Pflichttreue, wahre Frömmigkeit, tapferer Mut und unbeirrtes Streben, ſeine ganze Kraft für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes einzuſetzen. Außerdem verdanken wir aber ſeiner ausdauernden Thatkraft, die ſich auch durch die größte Ungunſt der Verhältniſſe nicht beugen ließ, einen Machtzuwachs unſerer Wehrkraft, auf den Deutſchland mit Stolz blickt, während nur ein kleiner Kreis ſich erinnert, daß Prinz Adalbert unter den ſchwierigſten Verhältniſſen der Schöpfer desſelben war, und daß wir ihm allein verpflichtet ſind, wenn ſich unſere Marine in verhältnismäßig kurzer Zeit zu ihrem jetzigen Standpunkte entwickeln konnte. Dies Bewußtſein in die breiteren Schichten des Volkes zu tragen und dadurch dem hohen Verſtorbenen gerecht zu werden, iſt der Zweck des gut und geiſtvoll geſchriebenen Buches, deſſen Lektüre jedem Patrioten nur warm empfohlen werden kann. Der Verfaſſer ſtand dem Prinzen lange Jahre nahe; er war dadurch in der Lage, tiefere Einblicke in deſſen Denken und Schaffen, Wollen und Können zu thun und ein richtigeres Urteil über ſeinen Charakter zu gewinnen, als dies anderen verſtattet war. Außerdem haben ihm viele Briefe des Prinzen, ſeiner Familienglieder und anderer hochſtehender Perſonen zu Gebote geſtanden, um das von ihm gezeichnete Lebensbild zu ergänzen, und ſo darf dasſelbe ebenſowohl auf Vollſtändigkeit wie auf hiſtoriſche Treue berechtigten Anſpruch erheben.

Prinz Adalbert wurde 1811 als Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders des Königs Friedrich Wilhelms III, und deſſen Gemahlin Marianne, jener als Fürſtin, Gattin und Mutter ſo ausgezeichneten Frau, geboren, deren Lebensgang der Generalſuperintendent Baur in ſeinem vielgeleſenen Buche ſo beredt geſchildert hat.

Unter der ſorgſamen und liebevollen Obhut der Mutter wuchs der kräftige und geiſtig lebhafte Knabe, deſſen Zwillingsbruder Thaſſilo bereits nach einem Jahre verſtarb, in glücklicher Entwickelung heran. Die Neigung zu ſeinem ſpäteren Berufe zeigte ſich merkwürdig früh und mußte ihm wohl angeboren ſein, da äußere Verhältniſſe ihn unmöglich beeinfluſſen konnten. Als er lernte, den Bleiſtift zu handhaben, zeichnete er ſtets nur Schiffe, und auf dem Teiche des väterlichen Gutes Fiſchbach, auf dem die Sommermonate verbracht wurden, hielt er ſich eine Flotte von kleinen Booten und Schiffchen, denen er ſeine ganzen Mußeſtunden widmete. Älter werdend gaben die näheren Beziehungen zu der Familie des Grafen Gröben, deren Sohn Julius ſein Spielkamerad war, wohl Anlaß, der auf die See gerichteten Neigung des Prinzen Vorſchub zu leiſten. Graf Gröben war ein Nachkomme des bekannten, zur See und zu Land Ruhm ſuchenden Kammerjunkers von Gröben, der, vom Großen Kurfürſten mit zwei Fregatten nach Afrika geſandt, dort die brandenburgiſche Kolonie Groß-Friedrichsburg gründete, und es konnte nicht fehlen, daß die abenteuerlichen Reiſen und Thaten jenes Mannes oft den Geſprächsſtoff der jungen Leute bildeten und auf das dafür empfängliche Gemüt des Prinzen Einfluß übten. Es ſollte jedoch noch lange Zeit vergehen, ehe ſeine dahin zielenden, brennenden Wünſche Erfüllung fanden.

An eine preußiſche Marine war damals kein Gedanke. Es fehlte dafür ſowohl in den beſtimmenden Kreiſen wie im Volke an jedem Verſtändnis. Prinz Adalbert mußte deshalb ſich bis auf weiteres damit beſcheiden, der Familientradition gemäß die militäriſche Laufbahn zu ergreifen. Mit welchem Eifer und Verſtändnis er ſich derſelben trotzdem widmete, ergibt ſich daraus, daß er 1830 beim Manöver ſchon zwei Gardejägerkompagnien führte. Im folgenden Jahre wurde der Prinz von Frankreich für den Thron des neugeſchaffenen Griechenlands in Vorſchlag gebracht, was jedoch Prinz Wilhelm im Namen ſeines Sohnes wegen der unſicheren Verhältniſſe ablehnte, wenngleich die verlockende Ausſicht letzteren ſehr gereizt haben mag. Bald darauf ſollte ſich jedoch ein gewiſſer Erſatz für die getäuſchte Hoffnung in einer dem Prinzen geſtatteten Reiſe nach Holland und England bieten, wo wiederholte eingehende Beſuche der Kriegshäfen und Schiffe ſeinem ſeemänniſchen Wiſſensdurſt reiche und anhaltende Nahrung boten, er auch kurze Zeit bei Admiral Beresford, einem Helden des Nelſonſchen Zeitalters, wohnte, deſſen ruhmvolle Erinnerungen das Gemüt des Fürſtenſohnes nur noch mehr begeiſtern konnten. Er brachte deshalb von der zwei Monate dauernden Reiſe einen großen Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen heim, die in ſpäteren Zeiten für Preußen und Deutſchland zu verwerten ihm vergönnt war.

An dieſen Ausflug ſchloſſen ſich in den nächſten Jahren noch verſchiedene Oſtſeefahrten; in einem Handelsſchooner nach Bornholm und Chriſtiania, ſowie nach Rußland auf einer ruſſiſchen Korvette, jedoch machte die Flotte des letzteren Landes keinen beſonders günſtigen Eindruck auf ihn.

Inzwiſchen ſchien ſein Lieblingswunſch, die Gründung einer eigenen preußiſchen Seemacht, für die er alles, was in ſeiner Kraft ſtand, in Bewegung geſetzt, ſich der Verwirklichung nähern zu wollen. Im Jahre 1836 berief der König eine Kommiſſion zur Beratung der Flottenfrage, zu der auch der Prinz zugezogen wurde. Er hatte ſchon damals die Wichtigkeit des Dampfes für eine Marine erkannt und forderte deshalb ſchwerbewaffnete Dampffregatten, aber wie ſchon verſchiedene Male blieb es leider bei einem Anlaufe. Die Beratung zeitigte keine praktiſchen Folgen; ſie ſcheiterte am Geldpunkt, und der Finanzminiſter erklärte, auch nur 100 000 Thaler jährlich für eine Marine aufzubringen, ſei ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Jahr 1837 brachte dem Prinzen auf ruſſiſche Einladung wieder eine Seereiſe auf dem Schwarzen Meere von Sebaſtopol nach Konſtantinopel, dann auf einem öſterreichiſchen Kriegsdampfer von Konſtantinopel über Smyrna nach dem Piräus und von dort über die Joniſchen Inſeln nach Trieſt. So freudigen Genuß dieſe Reiſen ihm auch bereiteten, ſo ſollte derſelbe doch weit überragt werden durch die Ausſicht auf eine längere transatlantiſche Tour in tropiſche Länder. Im Jahre 1842 erhielt er den Auftrag, dem Kaiſer von Braſilien die Inſignien des Schwarzen Adlerordens zu überbringen und ſchiffte ſich zu dieſem Zwecke auf der ihm zur Verfügung geſtellten ſardiniſchen Fregatte St. Michele in Neapel ein. Dieſe Gelegenheit benutzte er für ſeine ſeemänniſchen Studien in ausgibigſter Weiſe, aber nicht allein theoretiſch, ſondern auch praktiſch, und nahm an den verſchiedenſten Exerzitien perſönlich teil.

An den Beſuch von Rio ſchloß ſich eine ſechswöchentliche Fahrt den Amazonas und deſſen Nebenfluß Xingu hinauf, deren reizvolle Beſchreibung ſpäter im Druck erſchien. Nach der Rückkehr von derſelben ging der Prinz auf der engliſchen Dampfkorvette „Growler“ über Pernambuco nach Bahia. Dort ſchiffte er ſich wieder auf dem St. Michele zur Reiſe nach Liſſabon ein und kehrte dann mit einem Poſtdampfer nach Southampton zurück, um Ende März 1843 in Berlin einzutreffen.

Neun Monate hatte die Reiſe gewährt und der Prinz auf ihr einen außerordentlich reichen Schatz nautiſcher Erfahrungen eingeſammelt, aber weniger als je war eine Hoffnung vorhanden, ſie für Preußen nutzbar zu machen. An eine Marine dachte niemand mehr, und der Prinz mußte ſich mit der Ehre tröſten, vom König zum Befehlshaber der Artillerie, der er ſchon mehrere Jahre angehört hatte, ernannt zu werden.

Fünf Jahre lang blieben die Verhältniſſe für ſeine maritimen Ideen gleich ungünſtig, und es ſchien, als ob der Prinz für alle Zukunft auf ihre Verwirklichung verzichten müßte; da brachte das Jahr 1848 einen plötzlichen Umſchwung. Die Kriegserklärung des kleinen Dänemark, die Lähmung und Unterbindung des geſamten deutſchen Seehandels durch einige feindliche Fregatten rüttelten plötzlich das Volk aus ſeiner Gleichgültigkeit auf, und überall im Lande wurde der Ruf nach einer Flotte laut, um fortan nicht wieder zu verſtummen und, wenn auch nach mancherlei Hemmungen und Wirrniſſen, zuletzt zu der Seemacht des Deutſchen Reiches zu führen, wie wir ſie jetzt beſitzen und auf welche wir mit Befriedigung blicken dürfen.

Prinz Adalbert, der nach ſo langen Jahren vergeblichen Strebens und bitterer Enttäuſchungen das gehoffte Ziel herannahen ſah, beteiligte ſich mit ganzer Kraft an der Gründung einer deutſchen Flotte, die auch vielverſprechend und verhältnismäßig ſchnell voranſchritt. Sehr bald jedoch ſchnitt die Zerriſſenheit des damaligen Deutſchlands der jungen Schöpfung wieder den Lebensfaden ab, und wohl niemand empfand die Schmach ihrer ſchon nach drei Jahren erfolgenden Auflöſung tiefer als gerade der Prinz. Doch klammerte er ſich an die Hoffnung, daß wenigſtens Preußen ſeine Marine bewahren werde, und darin wurde ihm glücklicherweiſe eine abermalige Täuſchung erſpart. Trotz offener Abneigung vieler maßgebender Perſönlichkeiten, welche in der Marine nur eine Errungenſchaft des revolutionären Jahres 1848 erblickten und ihr nicht nur keine Sympathien, ſondern offene Abneigung entgegentrugen, bildete ſie einen kleinen Kern, der ſich durch die zähe Ausdauer und unermüdliche Thatkraft des Prinzen allmählich entwickelte, in ſeinem Wachstum alle künſtlichen und natürlichen Hinderniſſe überwand, um ſich in beſſere Zeiten hinüber zu retten und dann auf der vom Prinzen geſchaffenen ſoliden Grundlage ſchnell zur heutigen Blüte zu gelangen. Das Buch des Admirals Batſch gibt ein anſchauliches Bild der vielen und oft unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten, die ſich dem tapfern Streiter für den Ruhm des Vaterlandes entgegenſtellten, und welche er in ſeiner charakterfeſten Weiſe zu überbrücken wußte, um an ſein ſeit 20 Jahren raſtlos verfolgtes Ziel zu gelangen.

Im März 1849 wurde der Prinz zum Oberbefehlshaber ſämtlicher preußiſchen Kriegsfahrzeuge ernannt. Es war das ein hoher Titel, aber die Sache ſelbſt noch liliputaniſch; ein paar Dutzend hölzerner Ruderkanonenboote, die kleine Korvette „Amazone“ und ein in ein Kriegsfahrzeug umgewandeltes Poſtdampfſchiff — das war alles, was der Prinz zu befehligen hatte, aber er hielt ſich nicht zu gut dafür. War die Ernennung doch ein Zeichen, daß der König ſelbſt jetzt den ausgeſprochenen Willen hatte, die Marine beſtehen zu laſſen; ihre allmähliche Vergrößerung durfte ſicher erhofft werden. Sie war nur eine Frage der Zeit und — was allerdings mehr in das Gewicht fiel — der Finanzen.

Letztere zeigten ſich zeitweiſe jedoch günſtiger, als ſich erwarten ließ. Von der aufgelöſten „deutſchen Flotte“ wurde die ſchöne, bei Eckernförde eroberte Fregatte „Gefion“ übernommen, wenngleich man den dringenden Vorſchlag des Prinzen, auch die großen Dampffregatten „Hanſa“ und „Erzherzog Johann“ aus den Trümmern für Preußen zu retten, aus finanziellen Gründen ablehnte. Dagegen wurden eine Dampfkorvette und zwei Aviſos, alle drei ſchwer bewaffnet, neu gebaut und damit ſchon eine etwas breitere Baſis für die Marine gewonnen.

Vor allem war aber der Prinz beſtrebt, das nötige Perſonal für eine künftige Vergrößerung der Flotte vorzubilden und ſuchte dies ſowohl durch Heranziehung höherer Offiziere aus fremden Marinen, wie durch Entſendung von deutſchen Kadetten und Offizieren zur Dienſtleiſtung in andere Flotten, als auch durch ſtete Indienſthaltung von Schulſchiffen auf längeren Reiſen in fernen Gewäſſern zu erreichen. Dieſen Maßnahmen ſchloß ſich die Gründung eines Seekadetten- und Schiffsjungeninſtituts, letzteres zur Erzielung eines guten Stammes von Unteroffizieren, an, und dieſen Einrichtungen, welche der Prinz ſtets mit größter Sorgfalt überwachte, iſt es zu danken, daß ſpäter, als ſich bei dem Inslebentreten des Norddeutſchen Bundes und des Deutſchen Reiches die Verhältniſſe der Marine ſo bedeutend änderten, das betreffende Perſonal vorhanden war, um eine ſchnelle Vermehrung der Schiffe zu geſtatten. — Aber auch nach anderer Richtung ſorgte er für die Zukunft der Marine. Seiner unermüdlichen Thätigkeit gelang es hauptſächlich, von dem deutſch geſonnenen Oldenburg trotz aller hannoveriſchen und anderer Intriguen den Jadebuſen für Preußen zu erwerben, in welchem ſeitdem die mächtige Seefeſte Wilhelmshafen entſtanden iſt. — Als nach fünfzehnjähriger Bauzeit und Überwindung gewaltiger Bauſchwierigkeiten das großartige Werk durch König Wilhelm im Juni 1869 feierlich eingeweiht wurde, da ſtand der Prinz unter den Zuſchauern beſcheiden zurück, aber der König wußte, wer der eigentliche Schöpfer des ſtolzen und für Deutſchland hochwichtigen Baues war und ſprach ihm durch wiederholte herzliche Umarmung ſeinen Dank aus.

Dieſe Beſcheidenheit bildete überhaupt einen hervorſtechenden Charakterzug des Prinzen. Er fand volle innerliche Befriedigung in dem Bewußtſein, Gutes für ſein Vaterland zu erſtreben und zu erreichen, ohne dafür noch äußere Anerkennung zu fordern. Dieſe Eigenſchaft in Verbindung mit ſeltener Herzensgüte und dem größten Wohlwollen gewannen ihm bald die Liebe und Verehrung aller, welche näher mit ihm in Berührung kamen, und namentlich ſeiner Untergebenen. Sie dankten ihm dafür, indem ſie mit größtem Eifer ſich ſeine Zufriedenheit zu erwerben ſuchten, und dies kam natürlich wieder der Marine ſelbſt zu gute. Offiziere und Mannſchaften wetteiferten, um das beſte zu leiſten; dadurch gewann jene ſchnell an innerer Tüchtigkeit, wußte ſich bald im Auslande Achtung zu verſchaffen und ſich den alten Marinen ebenbürtig an die Seite zu ſtellen.

Als Motto ſeines Buches hat Admiral Batſch eine Äußerung aus des Prinzen Adalbert Tiſchgeſprächen geſetzt: „Für ein wachſendes Volk kein Wohlſtand ohne Ausbreitung, keine Ausbreitung ohne überſeeiſche Politik und keine überſeeiſche Politik ohne Flotte“.

Der erhabene Ahnherr des Prinzen, der Große Kurfürſt, dachte ebenſo und verſuchte während ſeiner ganzen Regierungszeit nach dieſem Grundſatze zu handeln. Obwohl ſich ihm die denkbar größten Schwierigkeiten in den Weg ſtellten, wußte ſeine machtvolle Perſönlichkeit ſie zu überwinden. Er ſchuf eine Flotte und gründete Kolonien, aber nur aus eigener Kraft, ſein Volk hatte noch faſt zweihundert Jahre lang dafür kein Verſtändnis, und daran ſcheiterte nach ſeinem Tode das Errungene.

Prinz Adalbert iſt darin glücklicher geweſen. Nach langen unfruchtbaren Mühen gelang es ſeiner Thatkraft, eine Marine zu gründen und wachſen zu ſehen. Sie wird nicht wieder untergehen, ſondern dauern und ſich immer mehr kräftigen, weil jetzt auch das deutſche Volk von ihrer Notwendigkeit und ihrem Nutzen überzeugt iſt. Er hat es zwar nicht mehr erlebt, daß unſer wachſendes Volk auch die Wege überſeeiſcher Politik eingeſchlagen, aber das ihm von der Marine in Wilhelmshafen errichtete Standbild ſchaut auf den von ihm in das Leben gerufenen Kriegshafen hinaus, von dem ſo oft unſere Schiffe auslaufen, um jene überſeeiſche Politik zu unterſtützen, ihr Schirm und Schutz zu ſein.

Es würde den gewährten Raum überſchreiten, wollte ich noch näher auf die edle Perſönlichkeit des Prinzen eingehen, und ich verweiſe deshalb auf das erwähnte Buch des Admirals Batſch, das der Leſer nur mit großer Befriedigung aus der Hand legen wird, weil er darin dem Lebenswege eines Fürſten folgt, der nicht umſonſt gelebt, deſſen ſteter Gedanke der Ruhm ſeines Vaterlandes war, zu dem er ſo vieles beigetragen.

Wer die Ehre gehabt, lange Jahre unter ihm zu dienen, wie ich ſelbſt, der wird nur dem völlig beiſtimmen können, was ſein Biograph am Schluſſe des Buches ausſpricht: Sein Daſein war ein ſolches voll raſtloſer, mühe- und ſorgenvoller Arbeit, oftmals ſchwer geprüft im Kampf gegen alle Arten von Ungunſt der Verhältniſſe, aber ungekürzt in edlem, ſelbſtloſem Streben, ein warmes Herz entgegenbringend der Sache und den Menſchen, für die er und mit denen er lebte; und mit gerechtem Stolze durfte er, als er das Zeitliche ſegnete, zurückblicken auf das Vollbrachte als ein von ihm gegründetes Werk und als eine ſegenbringende Arbeit, für die das in ſeiner Flotte erſtarkende Reich ihm Dank und Ehre ſchuldet.

Der Hydepark zu London.

Zu dem Bilde von Jan von Chelminski.

(Abdruck verboten.)

Daß London trotz ſeines berüchtigten Nebels zu den geſündeſten Großſtädten der Welt gehört, dankt es ſeinen „Lungen“, d. h. den öffentlichen Parks und Gärten, die, zweiundvierzig an der Zahl, in der ungeheuren Steinwüſte freundliche Oaſen bilden und insgeſamt einen Flächenraum von mehr als 1800 Hektar einnehmen. Auf den vornehmſten Stadtteil, Weſtend, fallen etwa 320 Hektar, und hiervon kommt beinahe die Hälfte auf den berühmten Hydepark. Die Geſchichte desſelben reicht Jahrhunderte zurück. Die Herrſchaft oder das Landgut Hyde, in älterer Zeit auch Hida genannt, war Eigenthum des Peterskloſters zu Weſtminſter, bis König Heinrich VIII den Beſitz an ſich nahm und ihn in einen Tiergarten verwandelte, in dem gelegentlich auch Jagden veranſtaltet wurden; auch Königin Eliſabeth hat hier den Hirſch gehetzt. Unter Cromwell wurde der Tierpark aufgelöſt, und der Lord-Protektor hielt auf den weitgeſtreckten Raſenflächen die Schau über ſeine gefürchtete Eiſengarde. Karl II führte dagegen den Park einer ähnlichen Beſtimmung zu, wie er ſie in neuerer Zeit wieder erhielt; er machte ihn zum Sammelplatz der vornehmen Welt und legte den „Ring“ an, einen 300 Meter langen kreisförmigen Korſo, deſſen Spuren ſich noch heute erkennen laſſen. Nach dem Tode des galanten Königs vereinſamte der Park jedoch wieder, bis Königin Karoline, Gemahlin Georgs II, ſich ſeiner annahm und ihn mannigfach verſchönern ließ. Die bedeutendſte Schöpfung ihrer Fürſorge war der Serpentine, ein ſchlangenartig gekrümmtes Waſſerbecken, dem durch ein Pumpwerk aus der Themſe täglich friſches Waſſer zugeführt wird. Der Königin waren auch die erſten gärtneriſchen Anlagen zu danken, deren Mehrheit allerdings erſt in neueſter Zeit entſtanden iſt. Auch architektoniſchen und plaſtiſchen Schmuck weiſt der Park auf: an der Nordſeite den „Marble Arch,“ eine Nachbildung des Konſtantin-Bogens; dort, wo Hyde- und Greenpark aneinanderſtoßen, das Reiterſtandbild Wellingtons; ferner die koloſſale, aus erbeuteten Kanonen gegoſſene „Achilles-Statue“, die gleichfalls dem Andenken des eiſernen Herzogs gewidmet iſt; endlich das großartige Albert-Memorial, das mit einem Koſtenaufwande von beinahe drei Millionen Mark gerade an jener Stelle errichtet wurde, wo im Jahre 1851 der Prinzgemahl Albert die erſte Weltausſtellung eröffnet hatte.

Abgeſehen von zahlreichen Pforten für Fußgänger hat der mit einem hohen Eiſengitter umſchloſſene Park etwa ein Dutzend Einfahrten für Wagen und Reiter. Es werden nur Equipagen zugelaſſen, und dieſe ſehen wir hauptſächlich die „Ladies Mile“ genannte Straße einſchlagen, während auf der ihr parallel laufenden „Rotten Row“ (korrumpiert aus Route du Roi) die Reiter und Reiterinnen ſich bewegen. Täglich während der Londoner „Seaſon“, die Sonntage ausgenommen, entwickelt ſich auf jeder der beiden Straßen ein glänzender Korſo, jedoch derart, daß ſie nicht beide zu gleicher Zeit ſtattfinden. „Ladies Mile“ iſt mit den prunkenden Wagen und Geſpannen gewöhnlich nachmittags von fünf bis ſieben Uhr belebt, „Rotten Row“ dagegen mit den eleganten Reitern und Reiterinnen von zwölf bis zwei Uhr; natürlich aber fehlt es nicht an kleinen Verſchiebungen, und nicht ſelten ſieht man den einen Korſo in den andern hinübergreifen.

Zu beiden Seiten der Reit- und Fahrſtraßen ziehen ſich ſaubere Fußwege hin, die von Tauſenden von Spaziergängern bevölkert ſind. Reichlich bieten ſich auch Sitzgelegenheiten dar, von denen aus man mit Behagen das bunte Treiben beobachten kann, und beſonders beliebt iſt eine Stelle am Hydepark-Corner, wo Reit- und Fahrweg einander ſchneiden. Der Stuhl koſtet einen Penny — gewiß ein billiger Preis für ein Schauſpiel, wie es ohnegleichen in der Welt daſteht. Nirgend offenbart ſich ſo deutlich wie hier, welche Fülle blendender und anziehender Schönheiten die engliſche Ariſtokratie aufweiſt, und das Auge des Kenners hat ſeine Freude an den edlen Roſſen und herrlichen Geſpannen. Dabei iſt freilich nicht ausgeſchloſſen, daß auch mancher Pſeudo-Lord ſich auf einem bockbeinigen Mietsgaul tummelt, aber ſolche Erſcheinungen ſind ſelten.

Ein ganz anderes Bild bietet der Hydepark am Sonntag. Nun gehört er dem Volke, das ſchon am frühen Morgen in hellen Haufen durch die Pforten und Thore hereinſtrömt: in buntem Gemiſch Ladendiener und Kellner, Arbeiter, Soldaten und Matroſen, Dienſtmädchen und Näherinnen, die natürlich an dem Freikonzert Nachmittags ihr beſonderes Vergnügen haben. Aber auch manche andere, minder heitere Volksanſammlung hat der Park ſchon geſehen. Gerade zum Trotz der vornehmen Welt verlegen die Führer der radikalen Parteien gern ihre Meetings hierher. Im Jahre 1866 wollte man eine ſolche Volksverſammlung verhindern, indem man den Leuten den Eintritt verwehrte, aber die Menge drückte das eiſerne Gehege ein, und wenn auch noch ſpäter verſucht wurde, den Park vor ſtürmiſchen Szenen, wie ſie ein Meeting mit ſich bringt, zu bewahren, das „ſouveräne Volk“ hat ſchließlich doch Recht behalten. So konnte hier der jüngſt verſtorbene Bradlaugh ſeine zornigen Reden halten, und noch vor kurzem war der Park der Ort einer nach Tauſenden zählenden Verſammlung von Arbeitsloſen, die auf ihre Fahnen das Wort „Hunger“ geſchrieben hatten. So werden auch in der vornehmen Weltſtadt-Oaſe die ſcharfen Gegenſätze der Weltſtadt offenbar: ſchimmernde Pracht und düſteres Elend.

Im Wolfſmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Margarete errötete und ſchwieg; die öffentliche Beſprechung dieſes Gegenſtandes, noch mehr aber die Art, in welcher Sanden gefragt, ſchien ſie peinlich zu berühren.

„Die Sache erklärt ſich ſehr einfach, lieber Sanden,“ nahm Frau von Altenhauſen für die Tochter das Wort. „Da der Arzt nur ſelten und nur bei außerordentlichem Anlaſſe kommt, ſo iſt es natürlich, daß die Leute in leichteren Krankheitsfällen ihre Zuflucht zu uns Damen nehmen, denen ſie ja auch ſonſt ihr übervolles Herz auszuſchütten pflegen. Da ſuchen wir denn ihr Vertrauen zu rechtfertigen, ſo weit unſere Laienkunſt und die Heilkraft unſerer Hausapotheke reichen. Und wollen Sie es glauben,“ ſchloß ſie ihren Bericht, „daß wir uns eines ſehr ſtarken Zuſpruches erfreuen?“

„Unbedingt,“ verſicherte der Rotenhoffſche, „doch wenn ich recht verſtanden, handelt es ſich hier gerade doch um keinen ganz leichten Fall?“ Die letzten Worte galten dem Fräulein.

„O, doch,“ erwiderte dieſe, „nur um die Nachwehen eines allerdings bösartigen Fiebers, an dem der Knabe gelitten hat.“

„Nun ſehen Sie, mein Fräulein,“ rief Sanden triumphierend aus. „Hatte ich nicht recht, als ich von einer Kunſt ſprach, die ſie ausübten? Ihre Diagnoſe verbürgt mir das.“ Der vertrauliche Ton, in dem der Rotenhoffſche zu Margarete redete, verdroß Arnold.

„Ich denke doch, lieber Sanden,“ meinte er, ſeine ſcharfen Worte durch ein Lächeln mildernd, „wir laſſen dieſe Unterſuchungen, von denen wir beide ja doch nichts verſtehen, auf ſich beruhen.“

Sanden wollte etwas erwidern, doch er unterdrückte die Antwort und ſpülte ſeinen Ärger mit einem Schluck Wein herunter. Eine kleine Pauſe entſtand, während welcher um die Lippen des Hausherrn ein leiſes Lächeln ſpielte, die Tante aber befremdet dreinſchaute. Dann wandte ſich der Leydenſche an Margarete: „Nun, wie wird’s mit deinem Ritt?“

Arnold bemerkte, wie Sanden die Lippen zu einer Frage öffnete; er war auf ſeiner Hut.

„Darf ich Sie begleiten, Kouſine?“

Das Fräulein zögerte ein wenig, dann nickte ſie freundlich zum Zeichen der Einwilligung.

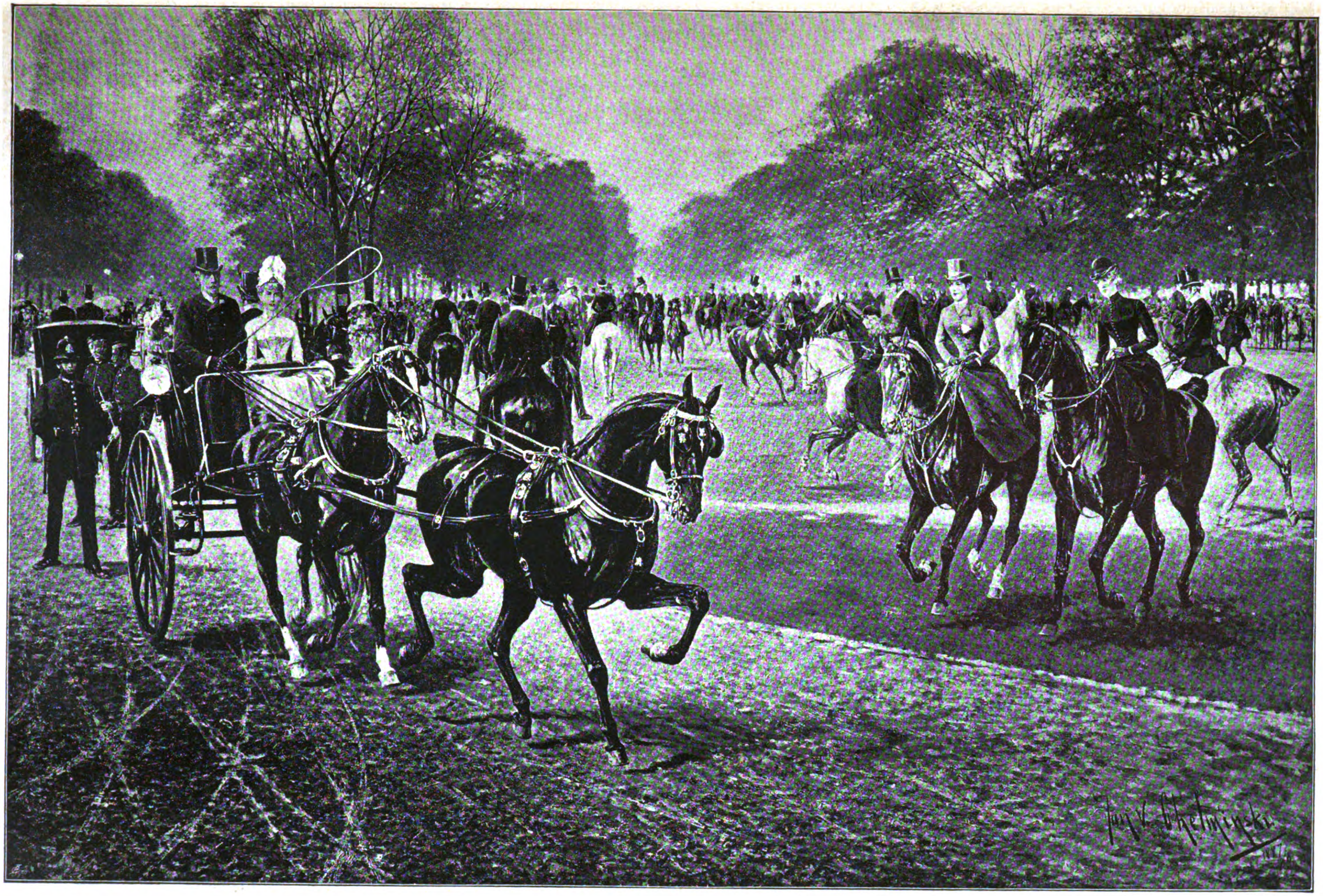
„Und iſt’s geſtattet, ſich den Herrſchaften anzuſchließen?“ ließ ſich nun auch Sanden vernehmen.

„Wo denken Sie hin, lieber Nachbar?“ polterte da Altenhauſen, „wollen Sie denn alle fort und mich allein laſſen? Und was ſoll denn aus meiner Whiſtpartie werden? Ich hätte überhaupt gar nicht das dumme Thema berühren ſollen! Nein, lieber Sanden, daraus wird nichts; Sie bleiben hübſch hier!“

Der Geſichtsausdruck des Rotenhoffſchen verriet deutlich, wie ungelegen ihm jene Whiſtpartie kam. Er verwünſchte ſie innerlich, gewiß, doch was blieb ihm übrig? Seufzend ergab er ſich in ſein Schickſal. — —

Wie iſt er doch ſo ſchön, der Ritt durch maigrünes Land! Noch hat die Sonne nicht ihre volle Glutkraft entfaltet, milde erwärmend, in faſt kindlicher Heiterkeit lacht ſie auf die Erde herab. Weiß und klar, noch unberührt von den gelben erſtickenden Wolken des Hochſommerſtaubes, dehnt ſich die von Ackergrund und Wald umſäumte Straße, auf welcher das Hufgeklapper des dahintrabenden Roſſes ſo dumpfmelodiſch widerhallt. Schatten fallen auf den Weg, Lichter ſpielen in den Baumkronen, und wenn ein leiſes Rauſchen durch die Lüfte geht, dann zittert es wonnig im Eſchenlaube, und die Zweige der Birke wogen und ſchwanken wie in übermütiger Lebensluſt. Dieſelbe Lebensluſt aber erwacht und ſchwillt auch in der Bruſt des Reiters, mit jauchzendem Zuruf drückt er ſeinem Renner die Sporen in die Flanken und, alles Leides vergeſſend, jagt er tiefer und tiefer hinein in den prangenden Frühlingstag! Wie iſt er doch ſo ſchön, der Ritt durch den Mai!

Auch Arnold und Margarete hatte jene Luſt ergriffen, als ſie hoch zu Roß auf der Leydenſchen Straße dahintrabten. Das Fräulein bewährte ſich als gute Reiterin, mit anmutiger Gewandtheit lenkte ſie ihr junges und etwas feuriges Tier, und das lange dunkelblaue Reitkleid, welches ihre ſchlanke Geſtalt umſchloß, hob die zarten Formen ihres Wuchſes vorteilhaft hervor. Die ſchnelle Bewegung hatte eine leichte Röte auf ihre Wangen gezaubert, und wie nun die Pferde ſich aus dem bisherigen Trabe in leichten Galopp ſetzten, da begannen ihre Augen zu glänzen, und ihre Lippen öffneten ſich leicht. So ganz der Poeſie dieſes Rittes hingegeben, ſah



Ein Nachmittag im Hydepark. Nach dem Gemälde von Jan von Chelminski.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſie ungemein lieblich aus. Dicht neben ihr, öfters zu ſeiner Begleiterin hinüberſchauend und auf ſie acht gebend, hielt ſich Arnold auf ſeinem Schamyl, welcher hochgehobenen Kopfes, in nie erlöſchendem Feuer, weich und tänzelnd unter ſeinem Reiter dahinging. Bald bogen ſie von der Landſtraße in den ſchmäleren Waldweg ab. Schattige Kühle empfing ſie hier, kaum ein Laut von draußen verfing ſich im Schweigen des Forſtes; je weiter ſie vordrangen, um ſo ſtiller wurde es rings umher, und bald erfüllte ſie gänzlich das Gefühl weltverlorener Einſamkeit. Nur grüngoldige Schatten huſchten im Gezweig, Lichtpünktchen flimmerten auf dem Pfade vor ihnen, ein Trauerfalter mit dunklen, violett geränderten Flügeln gaukelte am feuchten Rain über dem hochragenden Farnkraut. Sonſt alles müde, leblos, wie im Traum des Nachmittags befangen. Aus Rinde und Nadeln der Kiefern aber quoll heißer, faſt betäubender Harzgeruch.

Mit vollen Zügen atmeten die beiden den Duft ein. Unwillkürlich ließen ſie die Pferde langſamer gehen, es ſchien, als ob ſie ſich erſt loslöſen müßten von dem Zauber, mit dem der Waldesfriede ſie umgab, um zu ihren eignen Angelegenheiten, Gedanken und Empfindungen zurückzukehren. „Kouſine,“ begann Arnold endlich, und er atmete ſtärker als gewöhnlich, „nehmen Sie meinen Dank dafür, daß Sie mich heute ſo warm verteidigt haben!“ Mit kurzen Worten berichtete er dann, wie er zur Kenntnis ihres Geſpräches mit Sanden gelangt war.

Sie ſchaute ihn forſchend, faſt ängſtlich an. „So haben Sie alles gehört? Das iſt furchtbar!“ Dann mit geſenktem Blicke, leiſer, faſt vorwurfsvoll: „Und konnten Sie glauben, daß ich anders handeln würde?“

„Nein, niemals!“ erwiderte Arnold aus tiefſter Überzeugung. Sie ritten ſchweigend weiter, beide in tiefen Gedanken, bis ſie den Waldrand erreicht hatten. Ihren Augen bot ſich nun ein nicht unfreundliches Landſchaftsbild. Tiefgründiges, von Abzugsgräben durchquertes Wieſengelände, mit kleinen Feldern abwechſelnd, dazwiſchen Streifen niedrigen Birkenwaldes, im Hintergrunde die beſcheidenen Gebäude des Bauerhofes — über allem aber der wehmütige Hauch tiefer Verlaſſenheit. Nur wenige Jahrzehnte lagen ſeit der Zeit zurück, wo man das kleine Moor, einen Ausläufer des Wolfsmoors, in den Dienſt der Kultur gezwungen, ſeine Wüſtenei urbar gemacht und in das jetzige Anweſen gewandelt hatte. Wer ſich die Äcker und Heuſchläge genauer anſah, dem mochte es einleuchten, daß rüſtiges Streben hier mit der Zeit ſicher ſein konnte, dem Boden mit Fleiß und Mühe ſeinen Ertrag abzugewinnen, während umgekehrt unluſtige Arbeit auf dieſem Erdenflecke ihre Rechnung nur ſchwer finden mochte.

Als ſie in den Hof ritten, ſahen ſie am Brunnen eine noch junge Frau beſchäftigt, deren offene aber abgehärmte und vor der Zeit verwelkte Züge von Verſtändigkeit und Energie ſprachen. Sie erkannte die Ankömmlinge nicht ſogleich, dann aber ſtellte ſie den gefüllten Eimer eiligſt beiſeite, ihr Geſicht verklärte ſich, ſchnellen Schrittes trat ſie an Margarete heran und küßte ihr wiederholt die Hand. In dieſer Begrüßung lag keinerlei Unterwürfigkeit, nur dankbare Freude atmete darin.

„Sie, gnädiges Fräulein, das iſt ein Glückstag, der Sie zu uns führt!“

„Ich bin eures Knaben wegen gekommen,“ erwiderte Margarete freundlich-ernſt, „euer Mann war heute auf dem Gute und erzählte dem Herrn, daß die Geſundheit des Kleinen euch noch immer Sorgen bereitet.“

„Der Karl hat leider nicht ſo unrecht,“ beſtätigte die Bäuerin bekümmert. „Darf ich Ihnen das Kind zeigen?“

„Gewiß, wir wollen zu ihm ins Haus.“

Die Frau warf einen zaghaften Blick auf Arnold. „Es wird den Herrſchaften dort nicht gefallen,“ meinte ſie verlegen, „es iſt ſo eng und dumpfig im Hauſe; beſſer, ich wecke den Kleinen und bringe ihn ins Freie; die warme Luft kann ihm nichts ſchaden!“ Sie wandte ſich und eilte dem niedrigen, von einem moosbewachſenen Strohdache überragten Wohngebäude zu.

Arnold hatte inzwiſchen dem Fräulein aus dem Sattel geholfen, ein ſchnell herbeiſpringender Junge nahm die Reitpferde in ſeine Obhut. Langſam folgten die beiden der Wirtin; als ſie am Hauſe waren, geſtattete die offenſtehende Thür einen flüchtigen Einblick in das Innere. Was ſie dort im Zwielicht unterſchieden, war ein mit urſprünglichſtem Mobiliar, Hausrat und Lebensmitteln angefüllter Raum, deſſen kleine, mit ſchwärzlichen Scheiben verſehene Fenſter der Helligkeit nur ſpärlichen Eintritt ließen. Die Diele aus feſtgeſtampftem Lehm, das rohe Deckengebälk, die geſchwärzten rauchigen Wände, der rieſige, plumpe Steinofen — alles das rief den Eindruck größter, faſt an Dürftigkeit ſtreifender Einfachheit hervor. Arnold war ein ſolcher Anblick nicht neu, doch hatte er ſich nie ſonderlich um das Kleinleben des Volkes bekümmert. Er hegte eine tiefe Scheu vor der Armut und vor alledem, was irgendwie an ſie erinnerte; ſie erregte ihm peinliche Gefühle. „Wie mag ein Kranker in dieſer Umgebung geſunden?“ dachte er, während er die ärmliche Bauernſtube muſterte. Und welche Selbſtverleugnung gehört dazu, derart elende Verhältniſſe aufzuſuchen? Er richtete einen bewundernden Blick auf Margarete, die geſenkten Hauptes neben ihm herſchritt.

An das Wohnhaus ſtieß ein Gärtchen, wie es ſelbſt der ärmſte lettiſche Bauer, einem unbewußten Schönheitstriebe folgend, nur ungern vermißt. Flieder, Wicken, Wildroſen, duftendes Herrgottskraut zwiſchen Neſſeln und Diſteln, ein vergraſter, auf einen Wald hochragenden dunklen Hanfes mündender Weg, ein paar Apfelbäume am Flechtzaun, welch kleines, beſcheidenes, unanſehnliches Bild — und dennoch groß genug, um eine beſondere, ſtille Welt für ſich zu bilden. Die beiden blieben am Eingange ſtehen und ſchauten eine Weile gedankenvoll hinein. In Arnolds Zügen arbeitete es; es war, als ob er das Schweigen brechen und etwas ſagen wollte, jedoch die richtigen Worte dazu nicht fände. Dann kam die Wirtin, ihr ſauber gekleidetes Kind an der Hand führend. Es war ein hübſcher, blondköpfiger Junge; doch auf ſeinen Wangen lag krankhafte Bläſſe, und ſeine Augen blickten matt und gleichgültig, wie unter dem Banne langen Leidens.

„Nun, es wird ja mit ihm werden,“ tröſtete das Fräulein, indem ſie ſich zu dem Kleinen herabbeugte, ihn aufmerkſam betrachtete und mit der Hand leicht über ſein Gelock ſtrich. Die Berührung ſchien dem Knaben angenehm, er erhob den Kopf und ſchaute vertrauend zu der ſchönen fremden Dame empor, welche ſo freundlich mit ihm war. „Ihr müßt dem Knaben kräftigere Nahrung geben,“ fuhr das Fräulein nach einer Pauſe fort, „er iſt noch ſchwach und angegriffen, — am beſten, ihr brächtet ihn für lange von hier fort, in geſündere Luft.“

„Es fällt mir ſo ſchwer, mich von ihm zu trennen, er iſt mein Einziges,“ erwiderte die Wirtin traurig, „doch wenn es ſein muß... Ich habe Verwandte im Werdenſchen, die es gerne bei ſich aufnehmen würden. Doch was die Nahrung betrifft...“ Sie ſtockte und lächelte verlegen.

„Beſprecht Euch nur mit euren Verwandten,“ meinte das Fräulein ruhig, „und für das andere laßt mich ſorgen.“ Sie zog ein Fläſchchen aus der Taſche ihres Reitkleides: „Hier die Arznei, ihr wißt, wie ſie zu brauchen iſt.“

Sie hatten gar nicht bemerkt, wie ſchnell ſich inzwiſchen der Himmel verfinſtert, und ſchauten verwundert auf, als plötzlich ein Windſtoß daherfuhr und mit dem letzten ſchwindenden Sonnenſchimmer die ſchweren breiten Tropfen eines Gewitterregens auf den Boden herabklatſchten. Man eilte, ſich unter das weitvorſpringende Dach des Wohngebäudes zu flüchten, welches vor der Feuchtigkeit hinreichenden Schutz gewährte. Schnell hatte die Wirtin einige rohgefügte Stühle aus der Stube herbeigeholt und bot dieſelben ihren Gäſten zu zwar wenig bequemem, aber doch willkommenem Sitze dar. Die Pferde hatte inzwiſchen der Knecht in den Stall gezogen.

Während der Regen niederpraſſelte, ſpann ſich zwiſchen

Margarete und der Bäuerin der Faden des Geſpräches fort. Meiſt wortkarg, nur wenige Bemerkungen dazwiſchen ſtreuend, lauſchte Arnold, aber ihn bewegten beſondere Gedanken. Wie gefiel ihm doch Margarete immer mehr und mehr, er hatte ſie heute von einer ganz neuen Seite kennen gelernt. Auch das, was er jetzt aus ihrem Munde hörte, war nur geeignet, jenen Eindruck zu verſtärken. Es handelte ſich ja nur um Kleinigkeiten, aber die Art, wie Margarete teilnahmsvoll-verſtändig ihre Fragen ſtellte und Erkundigungen nach jenen unbedeutenden Dingen einzog, die ihm ſonſt ſo gleichgültig waren, nach den Leiden, Freuden, Hoffnungen und Kümmerniſſen der kleinen Leute, die, an und für ſich kaum beachtenswert, doch im Leben jener eine ſo bedeutende Rolle ſpielen und mit deren bloßer Anhörung ſchon man ſich einen Platz im Herzen des Erzählers gewinnt — ſie feſſelte, bewegte, rührte ihn, ließ ihn einen Blick thun in das reiche Gemüt der Geliebten.

Der Regen hörte auf, und man begab ſich, von den Segenswünſchen der Wirtin geleitet, auf den Heimweg. Das Gewitter hatte die Luft erfriſcht und gereinigt; lau, weich und noch feucht, von kräftigem Erdgeruch und Birkenduft durchſättigt, flutete ſie um die Schläfen der Reiter. Wieder ſpannte der Himmel ſich klar und weit, ganz fern im Weſten von den Schatten dunkler, in prachtvoller Abendbeleuchtung treibender Wolken bedeckt. Von der grauen Dunſtwand dort hatten ſich einzelne Schleier gelöſt und ſchwammen nun wie leichte goldene Kähne durch das Meer des Äthers hin; zuweilen lohte aus dem Wolkenkerne, wie ein Strahlenmantel, den ſich der Himmel umgeworfen, eine breite Lichtgarbe auf, den ganzen Horizont in purpurnen Schimmer tauchend. Nur gedämpft klang durch die Stille das Hufklappern der Pferde auf der Straße, deren hellbräunlicher Grund noch die Spuren des Regens bewahrte. Als man den Wald erreicht hatte, flammte der Schein der ſinkenden Sonne auf den rötlichen Stämmen des Nadelholzes, und in den ſchrägflutenden bewegten Strahlen ſchien alles in feuriger Glut zu ſtehen.

„Kouſine,“ ſagte da Arnold, aus ſeinem Nachdenken erwachend, „jetzt weiß ich genau, wo die wahre Quelle Ihrer Erfolge in Ihren Bemühungen um die Kranken liegt!“

Sie ſchaute ihn fragend an.

„Wo anders ſonſt,“ fuhr Arnold mit Wärme fort, „als in der Teilnahme, die Sie den armen Leuten entgegenbringen, die aus Ihrem Auge leuchtet und aus Ihrer Stimme ſo lebendig hervorklingt, als in dem Vertrauen, das man Ihnen wieder bezeigt. Wie ſchön iſt es doch, in dieſem Sinne wohl zu thun! Wer das auch ſo könnte!“

„Sie überſchätzen meine kleinen Hilfeleiſtungen,“ erwiderte ſie ernſt mit leichtem Erröten. „Gewähren ſie mir doch ſelbſt Freude. Aber auch Ihnen mangelt die Gelegenheit nicht,“ fügte ſie zögernd hinzu, „bietet ſich doch in Werden ein weites Feld der Mildthätigkeit.“

„Ja, wenn ich dieſes Feld nur zu beſtellen verſtünde,“ ſeufzte er, „bisher hat mir die Luſt gefehlt, und jetzt wüßte ich nicht, wie man derlei anzufaſſen hat. Ich glaube, ich würde mich dabei höchſt ungeſchickt benehmen.“

„Es kommt nur auf den Verſuch an,“ verſetzte Margarete, „und alles weitere macht ſich von ſelbſt.“ Sie vermied es bei dieſen Worten, ihn anzuſehen, ſondern beugte ſich auf den Hals ihres Pferdes herab.

„Sei du meine Lehrmeiſterin in Werden!“ wollte Arnold ausrufen; übermächtig quoll es ihm zum Herzen empor. Doch ſeltſam! Die Worte erſtarben ihm auf der Zunge, es war, als ob eine fremde Gewalt ihm die Kehle zuſchnürte und die Lippen verſchloß.

Auf der Landſtraße entführte ein Windſtoß des Fräuleins Schleier, welcher nur loſe am Reithut haftete. Im nächſten Augenblick hatte Arnold ſein Pferd herumgeworfen und zum Sprunge über den nicht eben ſchmalen Graben gelenkt, der die Chauſſee vom Waldraine trennte; jetzt löſte er den Flüchtling von dem Strauche, an dem er ſich feſtgeſetzt, — dann wieder ein Sprung Schamyls, ebenſo anmutig und ſehnengelenk wie vorhin, und Arnold hielt an der Seite des Fräuleins und reichte ihr lächelnd die blaue Trophäe dar.

„Welch edles Tier!“ rief Margarete, auf Schamyl weiſend, nachdem ſie mit dankendem Nicken den Schleier entgegengenommen. „Wie graziös und ſprunggewandt!“

„Ja, ein edles Tier!“ gab Arnold mit Stolz zurück, „das trotz ſeiner zwölf Jahre ſein edles Blut nicht verleugnet.“ Er klopfte dem Pferde ſanft auf den ſchlanken Hals. „Es iſt mein Gefährte und Kamerad, und ich glaube, es lebt eine wirkliche Seele in ihm. Damals, als ich aus der Fremde nach Hauſe kehrte, fühlte ich mich ungemein elend und verlaſſen. Ich ſehnte mich fort, doch als ich am Morgen nach meiner Ankunft den Stall betrat, da hörte ich ein helles Wiehern und ſah den Kopf Schamyls über den Rand ſeines Standes hinweg zu mir herüberſchauen. Er hatte mich ſofort erkannt, und wie ich mich ihm nun näherte und ſein braunes Fell glättete, da geriet er in freudige Bewegung und klirrte ungeduldig mit der Halfterkette. Und ſoll ich Ihnen geſtehen: dieſer Empfang rührte mich ſeltſam, zum erſtenmal, ſeit ich in Werden war, zog ein heiteres Gefühl in mein Herz.“

„Ich begreife Sie vollkommen,“ verſicherte das Fräulein, „wie oft hält die Treue der Tiere da Stand, wo die der Menſchen wankt.“

(Fortſetzung folgt.)

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Karl Hoff, der leider zu früh verſtorbene Karlsruher Künſtler, war Maler und Dichter zugleich, und allen ſeinen Bildern iſt jene poetiſche Stimmung eigen, der der Meiſter auch in rhythmiſchen Strophen Ausdruck zu geben wußte. Auch die Kreideſkizze, die wir heute aus dem Nachlaß Karl Hoffs veröffentlichen, trägt dieſen Zauber vertiefter Stimmung. Man mag nicht an ein gewöhnliches Liebespaar denken, das ſich eng aneinander lehnt. Eher möchte man glauben, ein Ehepaar vor ſich zu haben, das durch gemeinſam empfundenes Leid ſich ſeiner Zuſammengehörigkeit wieder inniger bewußt geworden iſt; die Züge des Mannes zeigen einen Hauch von Wehmut, aus dem Auge der Frau blickt neben aller Hingabe der Liebe eine tiefe Trauer, — vielleicht ruht es auf der Leiche eines geliebten Kindes. — Werner Schuchs Bild „Tataren von Schweden verfolgt“ illuſtriert eine Epiſode aus der dreitägigen Schlacht bei Warſchau am 28. bis 30. Juli 1656, in der Johann Kaſimir von Polen von König Karl X von Schweden und deſſen Bundesgenoſſen, dem großen Kurfürſten von Brandenburg, geſchlagen wurde. — Ein rechtes Frühlingsbild iſt Paul Thumanns „Apfelblüte.“ Thumann iſt ein Meiſter in der Darſtellung jugendlich-mädchenhafter Anmut, und ſein entzückender Mädchenkopf erſcheint wie die Perſonifikation eines erſten Lenztages, an dem die Sonne uns lieblicher denn je zuvor zu ſcheinen deucht.

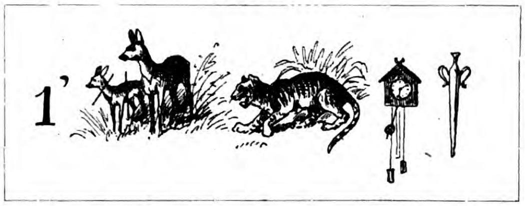
Eine neue Äſchylosüberſetzung.

Nicht für die Philologen, wiewohl auch ſie eine reiche Ausbeute aus dem kritiſchen Anhange ſich holen können, ſondern für die noch immer große Zahl der Gebildeten, welche ohne tiefere Sprachkenntniſſe an klaſſiſcher Poeſie edelſter Art ihre Freude finden, hat der gelehrte Verfaſſer dieſe Äſchylosüberſetzung geſchrieben. Dr. Bernhard Todt, Provinzialſchulrat in Magdeburg, ein alter Freund und ſorgſamer Bearbeiter des religiöſeſten und ſittlich tiefſten aller helleniſchen Poeten, bietet die ſieben noch vorhandenen Tragödien von Äſchylos aufs neue übertragen in einem geſchmackvollen Bande*) dem deutſchen Publikum dar und wir hoffen und wünſchen, daß das ſchöne Werk dem frommen Griechen und ſeinen erhabenen, wie in altes Erz gegoſſenen Schöpfungen neue Bewunderer und Freunde erwerbe. Dr. Todt hat gewagt, was ihm die Gelehrten vielleicht verargen, die deutſch empfindenden Leſer aber herzlich danken werden, die alten griechiſchen, in den Chören oft überaus künſtlichen Versmaße zu verlaſſen und in völlig freier Umbildung ſich eine poetiſche Form zu ſchaffen, die, unter Wahrung einer gewiſſen Feierlichkeit und Eigenartigkeit, doch den Geſetzen des deutſchen Tonfalles mehr gerecht wird und die unmittelbare Freude an dem griechiſchen Kunſtwerke erleichtert. Nicht einmal der ſechsfüßige Trimeter in den dialogiſchen Teilen der Tragödien iſt feſtgehalten worden. Die „wuchtige Würde,“ welche dieſer Versform für deutſche Ohren immerhin eigen

---

*) Die Tragödien des Äſchylos. Verdeutſcht von B. Todt. Mit dem Bruſtbilde des Dichters. Prag, Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag. 1891. 414 Seiten.

Bilderrätſel.



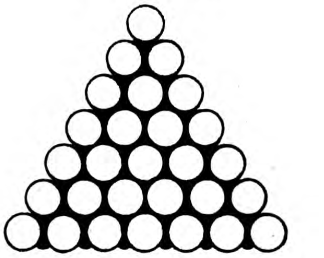
1. Ergänzungsaufgabe.

D.e — G..ck.n — l.u.en — d.s — O.t.r. — e.n —
Z. — a.l.n — E.d.n — u.d — L..d.n —
U.. — ſ.o.m. — H.r..n — j.b.l. — d.r..n —
D.r — L..z — i.. — w.e.er — e.ſt..d.. —

D.s — ſ...ſſ.n.e — L.ch. — .s — ſl..mt — u.. — k.ei.t —
U.. — ſp.e..t — d.. — f.ſſ..n.e — Hü..e —
..d — ü..r — d.n — W.ſ.e.n — ſ h..bt — d.r — G..ſt —
U..nd.ich.r — L..b.s.ü.l. —

Werden die Punkte durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo erhält man zwei Strophen aus einem Oſtergedicht von Adolf Böttger.

2. Kugelpyramide.



Die Kugeln ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen je eines Buchſtaben. Umſtellen der Buchſtaben innerhalb einer Reihe iſt geſtattet. Die einzelnen Reihen ergeben: 1. Eine Weinſorte, 2. eine andere Weinſorte, 3. einen großen Länderkomplex, 4. den Hauptort eines gleichnamigen franzöſiſchen Arrondiſſements und Departements, 5. eine muſikaliſche Bezeichnung, 6. eine geographiſche Bezeichnung, 7. einen mythologiſchen weiblichen Namen, 8. iſt der Endbuchſtabe von 7 oder 6 oder 5.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

iſt, hat der Verfaſſer gegen den längſt bei uns eingebürgerten eleganten fünfjambigen „Blankvers“ eingetauſcht. Von alten Versmaßen verwendet er, dem Charakter unſerer Sprache gemäß, nur Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapäſten. Faſt überall iſt damit eine Wirkung erzielt, welche die urſprünglichen Formen für griechiſche Hörer gehabt haben mögen.

Von beſonderem Werte ſind die vortrefflichen Einleitungen, welche jeder Tragödie, und in ausführlicher Behandlung des Lebens, des Kunſtcharakters und der hiſtoriſchen Eingliederung des Äſchylos in die Entwickelung ſeiner Kunſt, dem ganzen Werke voraufgeſchickt ſind. Da werden auch die Kenner mannigfache Anregung und fruchtbringende Winke empfangen. Die weniger bewanderten Leſer aber erhalten in der liebenswürdigſten Weiſe die nötige Ausrüſtung, um den in ihrer Schlichtheit zum Teil ſo überraſchend fremdartigen Gebilden des griechiſchen Dichters gerecht zu werden und ihre Tiefe zu würdigen. Leop. Witte.

Beim Scheiden.

Wie viel feurige Liebe quoll
Auf mich ein, da ich ſcheiden mußte!
Wie viel ſchmerzliche Klage ſcholl!
Vorher war ich gar trauervoll,
Da ich von ſolchem Schatz nichts wußte.

So iſt manchem ſein Los nichts wert;
Denn nur Liebe möcht' er erwerben.
Heimlich blüht ihm, was er begehrt. —
Soll er, damit er ſein Glück erfährt,
Scheiden? Oder gar ſterben?

Frida Schanz.

Der Schnellſeher

von Ottomar Anſchütz, dem berühmten Momentphotographen, deſſen ausgezeichnete Arbeiten auch im „Daheim“ wiederholt gewürdigt wurden, hat neuerdings eine weſentliche Umgeſtaltung erfahren. Früher ein umfangreicher, komplizierter Apparat, iſt er jetzt durch höchſt ſinnreiche Verbeſſerungen weſentlich vereinfacht worden; er gleicht äußerlich dem Lebensrad (Zoëtrop), mit welchem wir als Kinder geſpielt haben; an Stelle der früheren Karikaturen hat Anſchütz aber reizvolle Lichtdruckbilder gegeben, deren Reihen ſich, ſobald der Apparat in drehende Bewegung verſetzt wird, zu höchſt charakteriſtiſchen Bewegungen vereinigen. Wir ſehen den Reiter erſt traben, dann aber galoppieren — wir ſehen das Pferd zum Sprung anſetzen und das Hindernis im graziöſen Schwung nehmen; wir beobachten die Bewegungen eines Turners und den Lauf des geſchäftigen Briefträgers. Der Apparat wird in ſeiner jetzigen Form ſicher zur allgemeinen Beliebtheit gelangen.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 26.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

		23	20	59	62		
		58	61	22	19		
		21	24	63	60		
14	57	26	51	12	65	18	53
27	10	13	64	25	52	49	66
40	15	56	11	50	17	54	1
9	28	41	16	55	2	67	48
42	39	6	31	36	45	34	3
29	8	37	44	5	32	47	68
38	43	30	7	46	35	4	33

Auflöſung des Röſſelſprungs.

Oſtermorgen von Geibel.

Wacht auf und rauſcht durchs Thal, ihr Bronnen
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all.
Ihr Veilchen in des Waldes Gründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blumen rot,
Ihr ſollt es alle mit verkünden:
Die Lieb' iſt ſtärker als der Tod.

1. Metamorphoſen-Aufgabe.

Oſtern — Stern — Stein — ſteil — Seil — Heil — hell — Hall — Fall — fahl — Mahl — Mal — Mai.

2. Dechiffrieraufgabe.

Oſtern.

Unten regt ſich's in den Grüften,
Aus den Wolken tönt Geſang,
Einen Strom von ſüßen Düften
Treibt der Wind das Thal entlang.

Burgen ſpiegeln und Kapellen
Sich im ſonndurchblitzten Strom,
In das Rauſchen froher Wellen
Miſcht ſich Feſtgeläut vom Dom.

Julius Sturm

3. Kreisrätſel.

Oſtern.
Ontario
Saladin
Telamon
Engadin
Remagen
Navarin

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das dritte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVII. Jahrgang Nr. 27) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

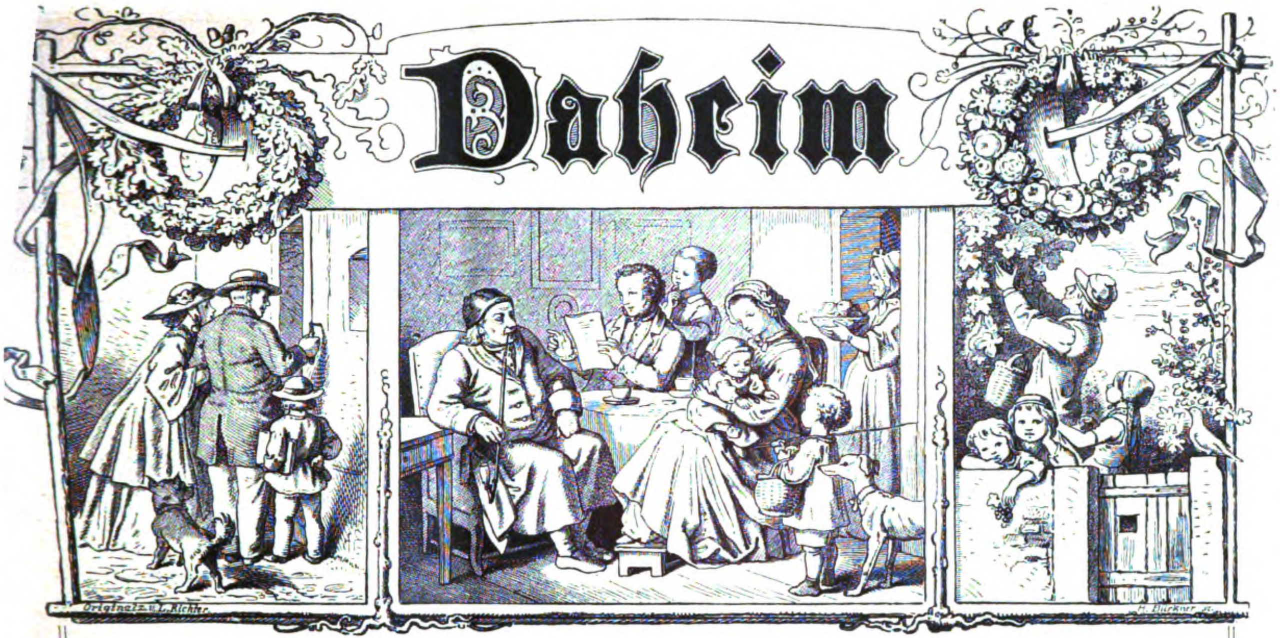
Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. — Der Naturalismus und Ibſens neueſtes Drama. Von Dr. Karl Kinzel. — Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Von Reinhold Werner. Mit Porträt. — Der Hydepark zu London. Zu dem Bilde von Jan von Chelminski. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Nach einer Studie in Kreide und Farbeſtift von Karl Hoff, Tataren von Schweden verfolgt. Epiſode aus der Schlacht bei Warſchau von Werner Schuch, und Apfelblüte von Paul Thumann. — Eine neue Äſchylosüberſetzung. — Beim Scheiden. Gedicht von Frida Schanz. — Der Schnellſeher. Von Ottomar Anſchütz.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die **Redaktion** nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. April 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 28.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Das heilige Abendmahl hat die Frau geſtern ſchon bekommen“, ſagte die Kirchgängerin, „und die gute Frau Beate iſt faſt beſſer wie ein Paſtor, aber ‚unſerer‘ läßt es ſich nicht nehmen — der iſt eifrig auf ſeine Pflicht.“

Damit kehrte ſie nach einem letzten neugierigen und vergleichenden Blick auf die beiden jungen Herren um und lief nach des Doktors Hauſe, welches dieſe nun auch in der Ferne an ſeinem ſtädtiſchen Ausſehen erkannten.

„Ein guter Gaul, den du da haſt!“ ſagte Berthold im Weiterreiten.

„Gehört dem Landrat; ſo ein armer Schächer, wie ich, hält ſich nur einen ſelbſtgeſchnittenen Stecken und pilgert per pedes apostolorum. Der Landrat wollte mir aber ein Vergnügen machen, und da bot mein Auftrag ihm einen Vorwand.“

„Iſt alſo ein angenehmer Vorgeſetzter?“ fragte der Leutnant, mit Sorge an dem anfänglich bitteren Klang von Nicos Worten hörend, daß dieſer das vorhin beſprochene Thema in ſeinen Gedanken fortſpann.

„Ein liebenswürdiger Menſch, die Gemahlin auch eine reizende Dame; die kollegialiſchen Verhältniſſe ſind überhaupt die denkbar angenehmſten. So, und hier iſt der Kreuzhof.“

Ein offenſtehendes altes Thor, ſchief in ſeinen Angeln hängend, flankiert von zwei ungewöhnlich dicken Sandſteinſäulen, deren Krönung ein Kreuz bildeten, that ſich vor ihnen auf, d. h. es ſtand Tag und Nacht, jahraus und jahrein, weit offen, denn Diebe fürchtete man hier nicht.

Im Hintergrunde ein großes, altes Haus aus Fachwerk und Backſteinen, über und über mit Wein bewachſen; zu beiden Seiten der geradeaus gehenden, etwa acht Stufen hohen Freitreppe eine Veranda, deren üppig blühende Clematis in mehreren Farben gerade jetzt einen außerordentlich freundlichen Eindruck machte.

Der Leutnant ſah ſich mit erkennenden Mienen um. „Alles wie damals! Gerade ſo ſtand es mir im Gedächtnis,“ ſagte er, „ſo hell und grün!“

An einzelnen offenen Fenſtern weiße Gardinen und rings um den gepflaſterten Hof alte hohe Linden und Eſchen, welche ein paar Wirtſchaftsgebäude verſteckten — das war vorläufig alles, was ſie ſahen — kein lebendes Weſen ließ ſich blicken.

„Sie ſind am Ende auch ſamt und ſonders zur Kirche gegangen,“ ſagte der Aſſeſſor, da ſie ſich ziemlich ratlos umſahen.

Hinrich hatte inzwiſchen ſein Pferd ſchon an einen Barren gebunden.

„Sieh, da iſt der auch noch! Du imponierteſt mir damals mächtig mit deinen Turnkünſten!“ rief Berthold. „Und dort iſt der Brunnen! Weißt du noch, wie wir auf dem ſteinernen Rande herumgingen!“

„Und Haue kriegten? Jawohl, neulich brachte mich der Major ſelbſt noch wieder auf die Geſchichte. Du haſt offenbar von allem hier einen tieferen Eindruck gehabt! Ich hatte eigentlich alles bis auf des Majors Perſönlichkeit vergeſſen.“

„Du warſt aus der Stadt und hatteſt immer neue Eindrücke; ich kam vom Lande!“ wollte Berthold antworten, als von ſeitwärts her eine muntere tiefe Stimme rief:

„He, holla! Wen haben wir denn da? Du, Nico? Willkommen! Auch Sie, Herr Kamerad! Willkommen auf dem Kreuzhofe!“

„Sehen Sie ſich den Herrn Kameraden mal näher an, Herr Major!“ erwiderte Nico lachend und ſchüttelte ſich mit dem alten Herrn die Hände.

Der Major kam aus dem Garten, die lange Pfeife in der Hand, einen Strohhut auf dem greiſen Haar, mit dem er jetzt, lebhaft grüßend, an Berthold herantrat. Das gute faltenreiche Geſicht und die treuherzigen blauen Augen unter den dichten grauen Brauen veränderten ſich plötzlich zu großem Erſtaunen.

„Den kenne ich? Wer iſt es denn? Still — das muß ich ſelbſt wiſſen! Beim ewig Weiblichen! das iſt doch wohl nicht gar —? Wahrhaftig! Das muß ja der Berthy ſein?“ —

„Berthold von Wendhofen, Herr Major, und unendlich dankbar für —“

„Nein, der Berthy! Und ſolch ein fixer, ſchneidiger Menſch? Das kleine zarte Bübchen? Dachte mein Lebtag nicht, daß du groß geworden wärſt bei all der Verpäppelung — erſt die Mama — dann der Onkel. Na, ſo ein Einziger! Und Thronerbe! Grüß Gott, lieber Junge! Und wie kommſt du hierher? Haſt wohl den Nico mit deinem Beſuch überraſcht? Iſt recht! Ihr beiden Jungen müßt den Streit der Alten nicht forttragen! Freut mich, — freut mich ganz rieſig, daß ihr zuſammen haltet! Der Nico iſt ein kreuzbraver Junge — ſpielt jeden Sonntag l'Hombre mit dem Pfarrer und mir — thut's nur mir zu Gefallen, ſäße viel lieber bei meinen Damen! Schweig ſtill, Schelm! Das Süßholz kannſt du bei den Frauenzimmern raſpeln! Die Weiber leben am liebſten davon! Und nun herein ins Haus! Ein köſtlicher Morgen heute! Sieh da! Unſere liebe Baronin!“

Eine wohl konſervierte Dame, im Beginne der Vierziger etwa, trat in einem ſchlichten Morgenkleid, ein Häubchen mit ſchwarzen Samtſchleifen auf dem braunen Haar, näher. Sie hatte ein angenehmes, heiteres Geſicht und gab ſich freundlich und unbefangen.

„Ich ſuchte Sie im Garten, Herr Major. — Ah! Beſuch? Sie, Herr Aſſeſſor? Was führt Sie zu ſo früher Stunde zu uns? Wie geht es der Frau Amtsrichter?“

„Ja, ja? Wie iſt es denn die Nacht geworden? Der Doktor meinte geſtern, es könne wohl eine Hautkrankheit dahinter ſtecken!“ ſagte auch der Major.

„Das iſt der Zweck meines Kommens, gnädige Frau. Es ſind Maſern oder Scharlach, Herr Major! Und der Landrat läßt fragen, ob die Kinder hierher — —? Er ſorgt ſich wegen ſeiner eignen!“

„Natürlich! Hätte ſie nur ohne weiteres ſchicken ſollen!“ erwiderte dieſer.

„Die Herrſchaften bangten ſich um Baroneſſe Ina.“

„Ina hat die Kinderkrankheiten gehabt!“ ſagte die Mutter.

„Dann möchte ich mit Ihrer Erlaubnis, Baronin, und der Ihrigen, Onkel Major, ſofort zurückreiten; ich habe mich mit Berthold ein wenig verſäumt — wir trafen uns ganz zufällig unterwegs — und der Amtsrichter iſt in fiebernder Aufregung, ich möchte ihm ſofort Nachricht geben.“

„Aber erſt trinkſt du doch einen Tropfen, Nico? Ei was! Komm herein, es währt fünf Minuten!“

„Verzeihung, Herr Major! Lieber nicht! Ich möchte heute Nachmittag —“

„Wiederkommen? Na — das wollt' ich mir auch ausgebeten haben!“ rief der Major, und Berthold dachte: „Er will noch einmal die Römerſchanze durchreiten und ‚ſie‘ ſehen, wohl auch ſprechen — daher ſeine Eile!“ Er ärgerte ſich beinahe.

„Nun, ſo reite in Gottes Namen, mein Junge, und komm ſo früh wie möglich zurück. Die Kinder werden doch von der Wärterin begleitet ſein?“

„Ach ja, freilich! Das ſoll ich ja beſonders fragen, ob Sie erlaubten, daß die Wärterin mitkäme?“

„Ob ſie meinen, daß ich die Babies ſelber warten will?“ lachte der alte Herr und lud die Baronin und Berthold ein, in das Haus zu treten.

Die Baronin erklärte, ſie wolle erſt die Spargel ſtechen und käme dann zu den Herren.

Nico grüßte und ritt vom Hofe; der Major führte ſeinen Gaſt hinein, indem er wiederholt „Liſe! Liſe!“ rief, daß es durch das ganze Haus ſchallte.

Eine alte, ſehr kleine zierliche Perſon kam atemlos die Treppe herunter gehuſcht, die breit und bequem in den Oberſtock führte.

„Kennſt du mein Hauskreuz noch, Berthy? Sieh, davon heißt mein Hof der Kreuzhof! Beileibe nicht, weil er früher zum Kloſter gehört hat! Das iſt Einbildung! Liſe — dies iſt der kleine Berthy von Wendhofen! Erinnern Sie ſich noch?“

„O, wie ſollt' ich nicht, Herr Major! Ich war ja damals Kindermädchen bei den beiden jungen Herren!“ ſagte lächelnd und knickſend die Alte.

„Kindermädchen!“ höhnte der Major mit ſpitzbübiſchem Lachen. „Witwe war ſie ſchon, ſchier dreißig; oder waren's vierzig, Liſe? Sagen Sie einmal die Wahrheit!“

„Man kann doch ‚Kindermädchen‘ ſagen!“ meinte die kleine Alte ärgerlich.

„Na — und jetzt ſind Sie gewiß ſo freundlich, liebe Liſe, und beſorgen uns Frühſtück und — was trinkſt du, Berthy — Wein — Bier — Sauerbrunnen?“

Der Offizier entſchied ſich für Bier; er hatte der freundlichen Alten, die der Major ſo unbarmherzig neckte, nicht ein Wort ſagen können, denn wie eine Eidechſe, ſo ſchnell und lautlos und kluge Augen machend, huſchte ſie fort.

„Ja, die Weiber, Junge! Ein ganzes Haus voll habe ich! Ich, der aus lauter Klugheit nie heiraten mochte; ich, der ich ſie kenne bis in jede Herzfalte hinein! Und nun krieg' ich auch noch fremder Leute Kinder! Es iſt die reine Tragikomödie!“

„Sie befinden ſich aber nicht ſchlecht dabei, Herr Major!“

„Schlecht? Vergnüglich! Mein Zeitvertreib! Mein Lebensſtudium! Und ich laſſe ſie die Zügel fühlen, Berthy, darum ſind ſie alle gern bei mir!“ Er nickte wichtig und ernſthaft. Offenbar war es ihm Ernſt mit ſeinen Worten.

— —

Es war gegen Abend. Berthold von Wendhofen dachte an den Heimritt und konnte ſich doch nicht loßreißen. Welch köſtlichen Tag hatte er verlebt! Erſt das Mittageſſen, bei dem Ina und die Mutter in einfachen Sommertoiletten erſchienen! Das weiße Kattunkleidchen war jetzt einem hübſchen roſafarbenen von demſelben Stoff gewichen und kleidete das ſchöne Mädchen noch reizender. Sie war indes keine Schönheit im landläufigen Sinne — niemand konnte leugnen, daß ſie unregelmäßige Züge hatte, und doch war es Thatſache, daß man ſie überall ſchön fand. Es lag wohl in dem Ausdruck des zartgefärbten Geſichts und in den „Sonnenaugen,“ wie der Major dieſelben vorhin, als ſie noch allein waren, genannt hatte.

„Die Baronin iſt arm, das Kind hat wenig mehr als ſeine Sonnenaugen, die einzige Vatererbſchaft,“ hatte er geſagt.

Ina ahnte offenbar von der Macht ihrer Augen nichts. Sie lachte wie eine kleine Schelmin und plauderte, wie eine Schwalbe zwitſchert; die Stimme hatte einen ſo fröhlichen, koſenden Klang. Was ſie ſagte, war nichts Beſonderes. Dennoch war's Berthold, als müſſe alles ſtill ſein und horchen, wenn ſie ſprach — oder nein, lieber mochten die anderen reden, dann hatte er ſie für ſich allein. Und was das Köſtlichſte war — ſie hatten zuſammen ein Geheimnis! Das: — daß ſie ſich ſchon öfter geſehen hatten, ohne freilich ſich je zu ſprechen. Er ſagte kein Wort davon, ſie auch nicht, und doch wußten beide: das andere dachte daran! Das gab ihnen etwas ſchnell Bekanntes!

Ganz harmlos that ſie, als ſie erzählte: „Wir waren im vorigen Winter einige Wochen in Berlin bei einer Freundin meiner Mutter.“ Er konnte es nicht laſſen, er mußte ſie fragen: „Baroneſſe trafen hoffentlich günſtige Eiszeit? Dann iſt es herrlich dort!“

Wie ſie glühendrot wurde!

Nun, vergebens war er alſo nicht immer um ſie herum gelaufen!

Sie ſah ihn ganz ſcheu an; wollte er nun gar von der Bildergalerie ſprechen?

Er that es nicht. Er wußte, es wäre ihr peinlich geweſen, und es verurſachte ihm ein ſo ſüßes Gefühl, ſie zu ſchonen.

Die Mutter nahm ſelbſtverſtändlich ſeine Aufmerkſamkeit und Unterhaltung zunächſt in Anſpruch. Als ſie hörte, er kenne die Elbmündung, fragte ſie ihn, ob er zufällig jemals in dem Städtchen Wiesleben geweſen ſei.

Er verneinte. Sie erzählte, daß dort kürzlich ein alter entfernter Verwandter ihres Mannes geſtorben ſei, der ihr teſtamentariſch für ihre und der Tochter Lebensdauer ſein Haus vermacht habe — alſo nur zum Nießbrauch — dazu eine Rente und den ganzen Inhalt des Hauſes als Eigentum; aber ſie müßten alljährlich mindeſtens einige Wochen darin wohnen und es in Ordnung halten. Später ſolle es zu einer Stiftung, einer Art Sabbathaus verwendet werden. „Iſt das nicht ein wunderlicher Kauz? Er hat uns nie geſehen!“ lachte ſie.

Berthold ſah ihr dennoch an, daß ſie froh war. Sie erzählte auch, daß ſie zum Herbſt dort hinziehen wollten; einſtweilen hatte die Haushälterin des alten Herrn das Recht, darin zu bleiben. Und mit dieſer wollten ſie nicht gern zuſammentreffen. — „Es gibt da ſo leicht Konflikte!“ ſetzte die Baronin hinzu.

Zum Nachmittag waren Paſtor Bergmanns gekommen, er ein angenehmer, klug ausſehender Mann, ſeine Frau eine ſchlichte, lebhafte und hausmütterliche Natur. Haidchen, die blonde Tochter, hatte er ſchon in der Römerſchanze geſehen. Man trank den Kaffee im Garten unter zwei rieſigen alten Linden, von welchen Ina erzählte, daß ſie dieſelben Philemon und Baucis getauft und daß Onkel Major behauptete, entweder ſei die Geſchichte des liebenden alten Ehepaares ein Märchen, oder ſie ſei deshalb nicht vergeſſen worden, weil der Fall einzig in ſeiner Art in der ganzen „Weltgeſchichte“ daſtehe.

„Von Penelope behauptet er dasſelbe,“ ſetzte ſie lachend hinzu, und ſie plauderten und amüſierten ſich über des Majors Weiberhaß.

„Mich nennt er nur ‚kleine Schlange,‘ und wenn er einmal ſeinen Onkelgefühlen freien Lauf gelaſſen hat, ſo fügt er jedesmal ganz ernſthaft hinzu: ‚Gott ſei Dank, daß ich nicht anzuführen bin,‘“ erzählte ſie. „Und dabei machen Sie ſich keine Vorſtellung von ſeiner Güte und Nachgiebigkeit; die Liſe hat ihn völlig unter dem Pantoffel.“

Der Major und der geiſtliche Herr erwarteten ungeduldig ihren Partner, den Aſſeſſor. Endlich kam er zu Wagen mit den Kindern des Amtsrichters und deren Wärterin.

Berthold ärgerte ſich heimlich, denn von jetzt an machte ſich Ina ſo viel mit den Kleinen zu ſchaffen, daß ſie für ihn gar nicht mehr da war.

Ihm entging nicht, daß Nico ihm einen raſchen, forſchenden Blick zuwarf. Unwillkürlich heuchelte er eine paſſive Miene. Und doch hatte er am Mittag von Ina zu ſeiner hohen Freude erfahren, daß ſie ſeinen Vetter vorhin nicht mehr geſehen.

Geduldig ſetzte Nico ſich zum l'Hombre, und Berthold durfte die beiden älteren Damen unterhalten; die Baronin erzählte, daß ſie die Gräfin Pauer in deren Mädchenzeit als Mila von Dorndorf ſehr oft in ihrem eignen Hauſe geſehen habe. Ina und ihre Freundinnen blieben, wie es Berthold ſchien, unerträglich lange fort, unterdes ſprach die Paſtorin eingehend von dem neuen Krankenhauſe und den dazu notwendigen Anſchaffungen. Später erſchien Frau Liſe in ihrem Sonntagskleide und ſetzte ſich, freundlich von den Damen begrüßt, beſcheiden zu ihnen, aus lauter Devotion nur die äußerſte Kante ihres Stuhles in Anſpruch nehmend.

Nico lachte in heimlichem Spott ſeinem Vetter zu, der ſich bei der Unterhaltung über die verſchiedenen Dutzende von Handtüchern und Bettbezügen für das Krankenhaus immer unbehaglicher fühlte.

Zuletzt ärgerte Berthold ſich ſo über die beiden jungen Mädchen, welche die Spielerei mit den Babies ihm vorzogen, daß er beſchloß, aufzubrechen.

Da kamen ſie glühend vor Vergnügen zurück, juſt als eben von Frau Beate die Rede war und Frau Liſe ſpitzig äußerte: „Die Leute ſagen mit Recht, ſie muß wohl Urſache haben, ſich ſo ſchwere Buße aufzulegen! Kein Menſch weiß, wo ſie herkommt! Hätte ſie nichts zu verbergen, ſo könnte ſie es ja einfach ſagen. Von mir kann jeder gern wiſſen, daß ich aus Dorfſtadt bin!“

Berthold verdroß die gehäſſige Auslegung einer Barmherzigkeit ohne jeden Anſpruch auf Lohn ſo ſehr, daß er „der unangenehmen Perſon,“ die ihm in dieſem Augenblicke eigner ſchlechter Laune geradezu boshaft erſchien, eine ſcharfe Zurechtweiſung geben wollte, da ſah er Ina und Haidchen kommen und vergaß alles.

„Sie Ärmſter!“ lachte das reizende Mädchen. „Sie gelangen heute gar nicht zu Ihrem Recht! Kommen Sie, wir wollen ſpazieren gehen.“

Und während die drei durch das Dorf pilgerten, erzählten die beiden jungen, lebensluſtigen Mädchen ihm harmlos faſt ihre ganze Lebensgeſchichte und wie es ſo einſam hier ſei — und nur ſo ſelten eine Tanzgelegenheit; und wenn — dann waren die Tänzer Gymnaſiaſten oder alte Papas, kurz — es ſei mit einem Wort ſchrecklich! Und in dem Städtchen, wo Ina und die Mutter wohnten, gab es ein Kaſino, und ſie erzählten übermütig, wie man die Kaſinoabende mit kindlichen Spielen für die Jugend verſüßte.

Im Grunde war das alles ſo unbedeutend an ſich, und doch fand Berthold von Wendhofen, der verwöhnte Geſellſchaftsmenſch, das Geplauder der beiden jungen Mädchen reizend und horchte mit aufrichtigem Vergnügen darauf.

Als ſie umkehrten, kam ihnen der Aſſeſſor entgegen — eilig — in den Augen die heimliche Eiferſucht.

„Gott ſei Dank, der Doktor iſt gekommen; nun hat der meinen Platz am Spieltiſch eingenommen!“ ſagte er und wußte ſich ſofort an Inas Seite zu ſchlängeln.

„Er liebt ſie!“ ſagte ſich Berthold und beſchäftigte ſich mit dem blonden Haidchen. Er war ein zu anſtändiger Charakter, um dem Vetter bei ſo offener Kundgebung ſeiner Neigung in den Weg treten zu wollen. Dabei hoffte er im ſtillen, Ina werde ihm ein Zeichen zu geben wiſſen, daß ſie an ihn denke. Eine Weile hoffte er vergebens; als ſie dann aber ſich nach ihm umwandte, ihm das Häuschen zu zeigen, welches Frau Beate bewohnte, da freute er ſich ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt einen Narren ſchalt.

Was ſollte das bedeuten? Schon wieder eine Schwärmerei? Wie viele Mädchen und Frauen hatte er ſchon ſo angebetet — für einen oder einige Tage, dann war's allemal vorbei geweſen! Und obwohl ihm dies eine innere Stimme zurief, konnte er ſeine Freude doch kaum verhehlen, als Ina ihn im Geplauder feſthielt. Sie zeigte ihm, wie hübſch mit den geringſten Mitteln Frau Beate ſich die „Hütte“ gemacht — mehr war das Häuschen kaum. Clematis, wilder Wein, Roſen und an der Oſtſeite ſogar ein Weinſtock kletterten in großer Üppigkeit an dem Häuschen empor; an den drei Apfelbäumen und dem alten Brunnen rankende und blühende Pflanzen, Winden, Kapuzinerkreſſe ꝛc. Drinnen waren weiße einfache Gardinen zu ſehen und große Myrtenſtöcke an den Fenſtern.

„Sie nimmt niemals eine Vergütung für ihre Pflege, da ſchenken ihr die Dankbaren Blumen oder irgend etwas für ihr Zimmerchen zum Schmuck oder Gebrauch. Es iſt ſo traulich und ſchön bei ihr wie nirgend ſonſt, und wenn der ſeltene Fall eintritt, daß ſie einmal keine Kranken hat, dann iſt es für jeden ein Feſt, ſie zu beſuchen und es wird nicht leer bei ihr.“

Haidchen und Ina ſchwärmten natürlich für Frau Beate und wollten ſpäter auch Kranke pflegen.

„Aber erſt noch ein bißchen tanzen,“ ſagte Haidchen, und Ina meinte verſtändig:

„Wir ſind auch noch zu jung — man muß ganz kräftig ſein, um die Anſtrengungen auszuhalten.“

Nico that, was er konnte, ſich Ina angenehm zu machen; jetzt widerſprach er aber energiſch und nannte das „jugendliche Schwärmerei,“ was den Mädchen ein „köſtlicher, ſegensvoller Lebensplan“ ſchien; darüber kamen ſie ins Zanken, und

Nico ſah kreuzunglücklich aus, ſo daß Berthold ſich auf ſeine Seite ſtellte und alles in Scherz verdrehte.

Nico war ſehr dankbar; er blickte freier und lachte Berthold jetzt auch unbefangen an.

So war es Abend geworden, ehe der junge Offizier es gedacht, und nach dem Abendbrot mußte er fort.

Noch war im Weſten das Abendrot nicht verglommen, als ſchon im Oſten der Mond heraufzog, dunkelglühend, rieſenhaft, ein herrlicher Anblick.

„Ich hoffe, du kommſt bald wieder, mein Junge!“ gab ihm der Major mit auf den Weg. „Wie lange bleibſt du denn in Treſſau? Vier Wochen? Ah, dann alſo komme oft und bald!“

Und nun ritt Berthold von Wendhofen denſelben Weg zurück, den er am Morgen gekommen war, aber wie ganz anders erſchien ihm derſelbe! Der Mond warf ſchräge Lichter über die ganze weite Gegend, alles war wie in Silber gebadet; in den Niederungen ſtiegen weißliche Nebel auf und wogten und wallten langſam, daß es ausſah, wie weite ſchimmernde Waſſerflächen. Dazu ſchlug hier und dort eine Nachtigall, in weiter Ferne bellte ein Hund, ſonſt alles ſtill, tiefe, lautloſe Stille, nur unterbrochen von dem Hufſchlag und dem Schnauben der Pferde.

Welches Idyll hatte er heute gelebt! Alles ſo harmlos, ſo auf das Gute gerichtet! Die Menſchen ſo ruhevoll heiter hier, kein erregter Kampf um das Daſein, um den erſten Platz; beſcheidener Lebensgenuß alles und ohne Leidenſchaften.

Und wie ganz anders war das in dem Kreiſe des großſtädtiſchen Lebens, in dem Berthold ſich bewegte! Wie ſeltſam würden wohl alle dieſe Menſchen mit ihrer Umgebung ſich machen, wenn ſie ein Zauberer dorthin verpflanzte?

Nico, Ina und die Mutter hätten wenigſtens nicht lächerlich dort ausgeſehen. Aber waren nicht auch ſie ein wenig kleinſtädtiſch angehaucht? Wenn auch; ein ſchönes, reizendes Mädchen, eine feine, vornehme Mutter — ſie ſind überall eines guten Platzes ſicher.

Welche Gedanken! War nicht vor ſeinem Geiſte eben ſchon, einer Fata Morgana gleich, ſeine eigne Zukunft mit der Inas verbunden? Sah er ſie nicht als ſeine Frau, reich, in glänzender Umgebung, gefeiert, ſchön, beneidet?

„Unſinn! Nun, in ein paar Tagen iſt das vorüber!“ ſagte er ſich. „Es iſt eben ein Vergnügen, für ein neues Bild ſich zu intereſſieren.“ Dann dachte er an Nico.

„Der arme Kerl! Er heiratete ſie gern! Und ich habe ihm die Idee erſt in den Kopf geſetzt! Thor, der ich bin! Er hat in Erkenntnis ſeiner Lage früher nie daran gedacht! Er ſcheint in der That ſehr arm! Seine Eltern hatten nicht viel; das Wenige, was da war, wird er verbraucht haben!“ Und dann verglich Berthy mitleidig Nicos Lage mit der ſeinigen. Er war reich, ſehr reich! Seine Eltern ſchon waren wohlhabend geweſen; das Erbe, das ſie ihm, dem kleinen fünfjährigen Buben, hinterlaſſen hatten, als der Vater ein halbes Jahr ſpäter, als die Mutter ſtarb — er fiel bei Eckernförde — vermehrte ſich um das Dreifache durch das Teſtament ſeines alten Großonkels Matthäus. Wenn der alte Mann gerecht hätte handeln wollen, ſo verteilte er ſein Geld zwiſchen ſeine beiden Großneffen; dann war Nico jetzt ein vermögender Mann und er — Berthold — würde trotzdem genug behalten haben! Aber der Großonkel haßte Nicos Eltern! Warum? Wer wußte das jetzt noch! Und ſo blieben deren drei Kinder in ſehr engen Verhältniſſen zurück, und Nico darbte beinahe, wie es ſchien.

Graf Pauer lebte als Grandſeigneur, im Sommer auf ſeinen Gütern, im Winter in Berlin. Seine Gemahlin fühlte ſich in der Rolle der vornehmſten Dame der Provinz ſehr behaglich und half ihm mit Geſchick eine großartige Gaſtfreundſchaft im beſten Stil zu üben.

Wenngleich Berthold von Wendhofen nun auch ein beſonderer Günſtling des Ehepaares war, ſo fand doch der einzelne ſchwer Gelegenheit, ein ſpezielles Intereſſe des Grafen oder ſeiner Gemahlin für ſich in Anſpruch zu nehmen. Um ſo angenehmer berührte es Berthold daher, als die Gräfin ihn am nächſten Mittage zu ſich rief und ihm ſagte:

„Erzählen Sie mir doch, lieber Wendhofen! Ich hörte geſtern ganz zufällig, daß bei dem Major eine Bekannte von mir zu Gaſte iſt, die ich gern wiederſähe!“

Was hätte ihm Angenehmeres kommen können! Daß er unaufhörlich an Ina und Nico dachte, machte er ſich nicht völlig klar; hier fand ſich eine Gelegenheit, dem jungen, lebensfrohen Mädchen Vergnügungen zu bieten.

Die Gräfin hörte ihm mit Teilnahme zu. Sie lächelte nicht einmal über ſeine Schilderung des Idylls, denn er legte ſeinem Enthuſiasmus inſtinktiv Zügel an.

„Der Baron wußte nicht zu rechnen,“ ſagte ſie. „Ich habe in meinen Mädchenjahren ſehr gern dort verkehrt, verlor die Witwe aber aus den Augen, bis geſtern der Landrat aus Neuhauſen mir von ihr erzählte und meinen Egoismus unwiſſentlich hart beſtrafte. Der Major, hörte ich von ihm, nimmt ſich der Witwe ſeines einſtigen Kameraden treulich an.“

Berthold erzählte, daß ſie von einem Verwandten vor kurzem geerbt hätten.

„Wiesleben? Das muß der alte Prandtner ſein! Ei — das wäre! Das Haus des alten Herrn habe ich früher einmal geſehen — es war ganz voll von alten Scharteken — wie ich damals meinte; er ſelbſt nannte dieſelben ‚ſeine Schätze;‘ er war Sammler von Altertümern; und damals war jene Gegend reich davon! Ein ſeltſames Haus, unbeſchreiblich behaglich durch Teppiche und allen modernen Komfort und doch ſo fremdartig, daß meine kleine Schweſter mich fragte, ob der ‚Onkel‘ ein Hexenmeiſter ſei. Ein ganz wunderlicher Kauz war er! Zuletzt verbittert und vergrämt; er hatte mit einer Enkelin, die er erzogen, irgendwie großen Kummer erlebt; ich glaube Entführung, oder ſo etwas. Alſo von dem hat die Baronin geerbt? Ich muß jedenfalls einmal hinüber fahren und ſie beſuchen, und Sie können mitkommen, wenn Sie mögen es iſt weit und der Weg abſcheulich!“

„Das kann ich beſtätigen, aber das Ziel belohnt alle Mühe!“ lachte er glücklich auf.

(Fortſetzung folgt.)

Ein altes Wort.

Omnia uincit amor et tu sensisti Heinrice.
(Randgloſſe in einer Pariſer Handſchrift.)

Zu Paris im Fenſterbogen
Saß ein Schreibermönch, ein greiſer;
Vor ihm nickten Blütenreiſer,
Vögel zwitſchernd ihn umflogen.

Und in träumendes Behagen
Sank der Mönch; ihm kam zu Sinne
Wunderſame heiße Minne
Aus der Jugend fernen Tagen.

Aber was er ſann verborgen,
Iſt zu leſen noch geblieben
Auf dem Blatt, das er geſchrieben
Juſt an jenem Frühlingsmorgen.

„Lieb' hat alles überwunden!“
Alſo lautete das Thema:
Steht darüber als Gloſſema:
„Heinrich ſchrieb's und hat's empfunden!“

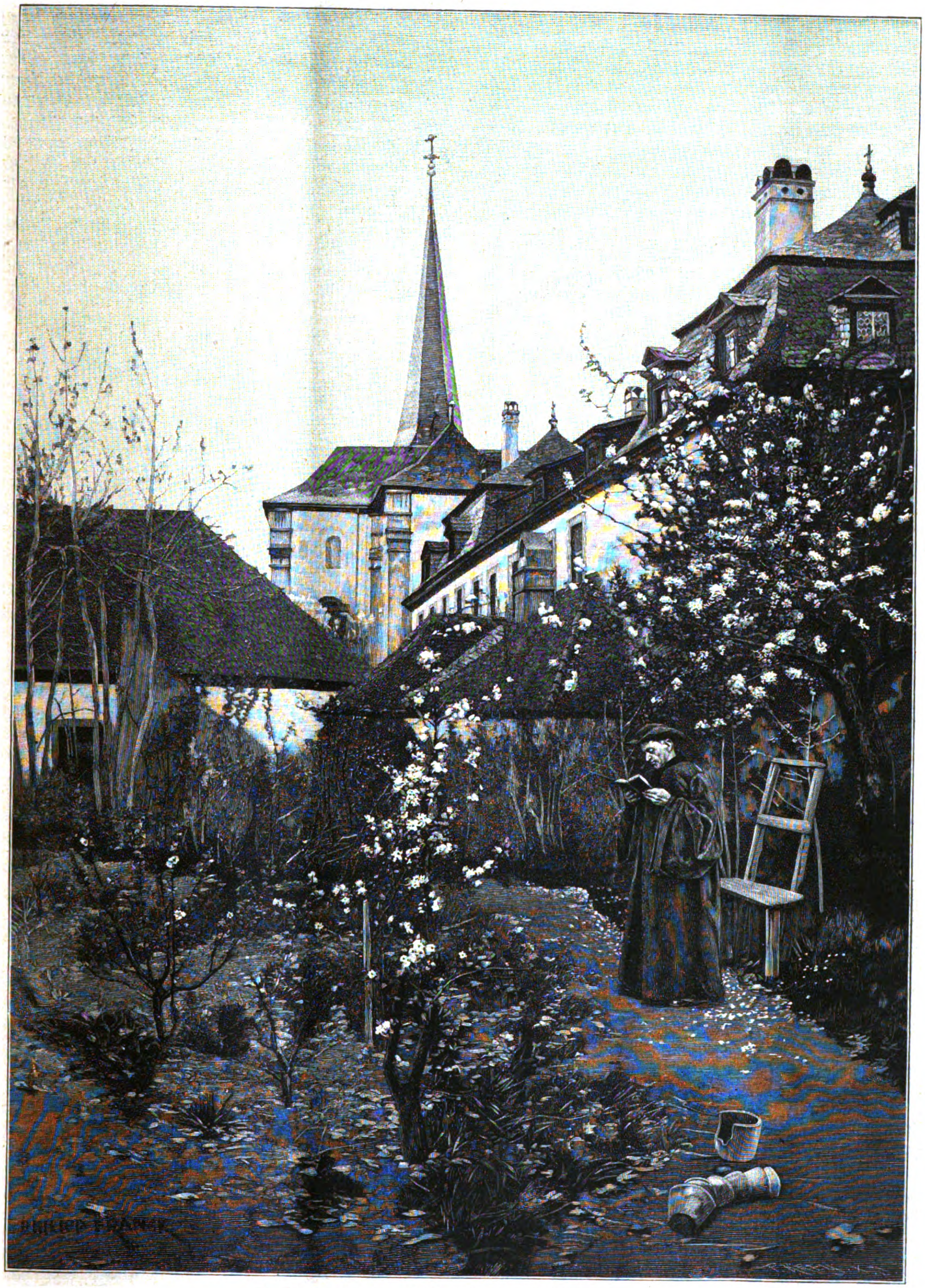
Ernſt Lenbach.

„Der neue Herr“ von Ernſt von Wildenbruch.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Kaum ein zweites Werk des berühmten vaterländiſchen Dichters iſt mit ſo großer Spannung erwartet worden, hat ſchon vor ſeiner Darſtellung auf der Bühne ſoviel von ſich



Im Kloſtergärtchen. Nach dem Gemälde von Philipp Franck.

reden gemacht, wie „Der neue Herr“, jene neueſte dramatiſche Schöpfung Wildenbruchs, die ihre erſte Aufführung im Kgl. Schauſpielhauſe zu Berlin erlebte, von wo aus ſie gewiß über alle größeren deutſchen Bühnen ſchreiten wird oder ſchon geſchritten iſt.

Es wäre nach dem äußeren Erfolge, den dieſes Stück ſchon bis jetzt davongetragen, gleichwohl verfehlt, denſelben auf den inneren und ſpezifiſch dramatiſchen Wert der Dichtung zurückzuführen. Was im „Neuen Herrn“ den Zuſchauer feſſelt und anregt, ſtellenweiſe wohl auch ergreift und begeiſtert, das iſt weniger die Wirkung der poetiſchen Idee und Ausführung, als diejenige der geſchickten und lebhaften Darſtellung eines geſchichtlichen Zeitabſchnitts, der für Preußen-Deutſchland einer der bedeutſamſten und folgenreichſten war.

Das Stück führt uns in die brandenburgiſche Geſchichte in jenem Augenblicke ein, da der Kurfürſt Georg Wilhelm ſiech und lebensmüde ſeinem Tode entgegengeht und ſein Sohn Friedrich Wilhelm, der nachmalige Große Kurfürſt, im Begriff iſt, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Im erſten „Vorgange“ — das Stück zählt deren im ganzen ſieben — treffen wir den Kurprinzen im Haag an. Schon hier treten die Züge ſeines Charakters in ſcharfen, kräftigen Umriſſen hervor. In einer Unterredung mit dem Oberſten v. Rochow vernimmt der junge Fürſtenſohn mit beſonderer Freude die Nachricht, daß der Statthalter Brandenburgs, Fürſt Adam Schwarzenberg, damit umgeht, das kurfürſtliche Heer um acht Regimenter zu vermehren. Nach Feldherrnruhm ſteht ſein Sinn, und als man ihn zu Feſtgelagen und Mummenſchanz auffordert, da ruft er aus:

„Und wenn ſie Euch fragen,
So mögt Ihr zum Beſcheid ihnen ſagen:
Mich verlangt nicht nach Spiel und Tanz,
Nicht nach geputztem Firlefanz,
Nicht nach Eſſen und Trinkgelage,
Weil ich Hunger im Herzen trage
Nach Thaten! Nach Thaten!“

Und wahrlich, die Zeit erforderte Thaten! Nach Berlin zurückgekehrt, wird ihm die Kunde vom Tode ſeines Vaters überbracht. Nun ſtellen ſich ſeinem Thatendrange keine anderen Hinderniſſe entgegen, als diejenigen, die durch die unglückſelige Lage des Landes geſchaffen werden. Kurbrandenburg iſt durch die Kriege mit den Schweden und eine unglückſelige innere und äußere Politik an den Rand des Abgrunds gebracht. Der Allmächtige im Lande war unter der Regierung Georg Wilhelms deſſen Statthalter Fürſt Schwarzenberg, der gleichzeitige Heermeiſter des Johanniter-Ordens. Dieſer Mann zählt zu den feinſten Köpfen ſeiner Zeit, aber ein Herz für das Volk beſitzt er nicht. Berlin iſt ihm ein ſchmutziges Fiſcherdorf, deſſen Bevölkerung ihm verhaßt. Hochmütig und rückſichtslos, bedient er ſich ſeines Werkzeugs, einer verwilderten Soldateska, um jeden Widerſtand des Volkes gegen ſeine Pläne gewaltſam zu brechen. Noch kurz vor dem Tode Georg Wilhelms hat er die ihm von dieſem anvertrauten Blankettvollmachten dazu benutzt, der Stadt Berlin nicht nur unerſchwingliche Kriegskontributionen für die erwähnten, von ihm neu geworbenen Regimenter aufzuerlegen, ſondern auch den Abbruch der ganzen Vorſtadt Cöln anzuordnen. Es ſind eigentümliche, vom Dichter kaum noch als zweideutig dargeſtellte Zwecke, die Schwarzenberg bei dieſen Maßnahmen verfolgt. Er hat mit dem Kaiſer Ferdinand ein Bündnis gegen die Schweden abgeſchloſſen, demzufolge jene neuen Regimenter in letzter Linie für das Haus Habsburg angeworben werden, da ſie dem Kaiſer den Fahneneid leiſten und der Kurfürſt von Brandenburg nur deren Oberbefehl als öſterreichiſcher Generaliſſimus übernehmen ſoll. Alle dieſe Vorgänge waren dem Kurprinzen verborgen geblieben. Nun, da Friedrich Wilhelm ſoeben Kurfürſt geworden, muß er auch gleich die Folgen der Schwarzenbergiſchen Politik in der empfindlichſten Weiſe verſpüren. Da er die Vollſtreckung des Todesurteils an einem Bürger, der, in ſeinem Heiligſten verletzt, auf das äußerſte gereizt, einen Soldaten erſtochen, vorläufig aufſchiebt, wird ihm von den verſammelten Offizieren in wenig reſpektvoller Weiſe bemerkt, eine Aufhebung des Urteils werde wohl nicht angehen, denn der ermordete Soldat ſei des Kaiſers Soldat geweſen. Nun beginnt der junge Monarch den Zuſammenhang der Dinge zu ahnen. Seine kräftige Natur entſchließt ſich kurz, alle Verordnungen und Verträge Schwarzenbergs aufzuheben, insbeſondere den Abbruch der Vorſtadt Cöln zu verbieten, mit den Schweden Friedensverhandlungen einzuleiten und — was im gegebenen kritiſchen Augenblicke das Wichtigſte — die neugeworbenen Regimenter zu entlaſſen. Mit Schrecken muß Schwarzenberg erkennen, daß ein „neuer Herr“ die Herrſchaft übernommen, ja, dieſer neue Herr nimmt keinen Anſtand, ihm, dem bisher allmächtigen Diener der Hohenzollern zu erklären, daß er dieſes Haus an Habsburg verraten. Wohl bäumt ſich der Stolz des hochmütigen Mannes noch einmal jählings auf, dann aber erkennt er gebrochen, daß die Pfade, die er gewandelt, doch nicht die richtigen waren:

„Heut bin ich eine Leiche —
Aber es hat eine Zeit gegeben,
Da hörte man den Schwarzenberg im Reiche,
Damals war ich jung wie Ihr,
Voll Thatenkraft und Begier,
Damals lernt' ich die Fürſten kennen,
Denn ſie kamen zu mir,
Thäten mich Freund und Gevatter nennen.
An ihren Tiſchen hab' ich geſeſſen,
Mit ihnen getrunken und gegeſſen,
Weil das Fürſtenbeſchäft'gung war.
Zwanzig lange leere Jahr'
Hab ich unter der Fürſten Kronen
Nach einem einzigen Fürſten geſucht —
Was fand ich? Drohnen!
Und die Regierten waren noch ſchlimmer
Als die Regierer; ein feiges Gewimmer,
Ein dumpfer Trotz, der jedem grollte,
Der ſie zu Thaten rufen wollte,
Das war alles, was ſie konnten!
Ja — Gott hat mich verflucht,
All mein Können, Wollen, Wiſſen
An dieſes Geſchlecht verthun zu müſſen!
Ich habe an Menſchen geglaubt —
Ich habe für Menſchen getrachtet —
Mein Glaube ward mir geraubt;
Wer nicht mehr glaubt, der verachtet, —
Wer verachtet, der haßt —
Es iſt wahr —
In meinem öden Palaſt
Hab ich über ihnen geſeſſen
Und ſie gehaßt!
Und jetzt, da ich Abſchied genommen
Von allem, was einſt in mir
Gut und ſtark und fruchtbar war,
Jetzt muß Einer kommen —
Einer — faſt noch ein Kind —
Und muß mir zeigen,
Daß Fürſten-Menſchen auf Erden ſind!
Doch noch — doch noch
Und hier — hier —
Steht er vor mir —
Der erſte Fürſt, den ich fand —
Küſſen möcht' ich ſeine Hand,
Und er ſtößt mich zum Grund
Wie einen Hund!
Alle Kräfte meiner Seele
Wollen noch einmal lebendig werden —
Und es iſt zu ſpät!
Nein —

(Er ſinkt vor Friedrich Wilhelm in die Kniee, ergreift ſeine Hände)

Jüngling — Mann — Fürſt —
Der Du groß werden wirſt,
Sagt, es iſt nicht zu ſpät!
Laßt mich noch wirken auf Eurer Erde!“

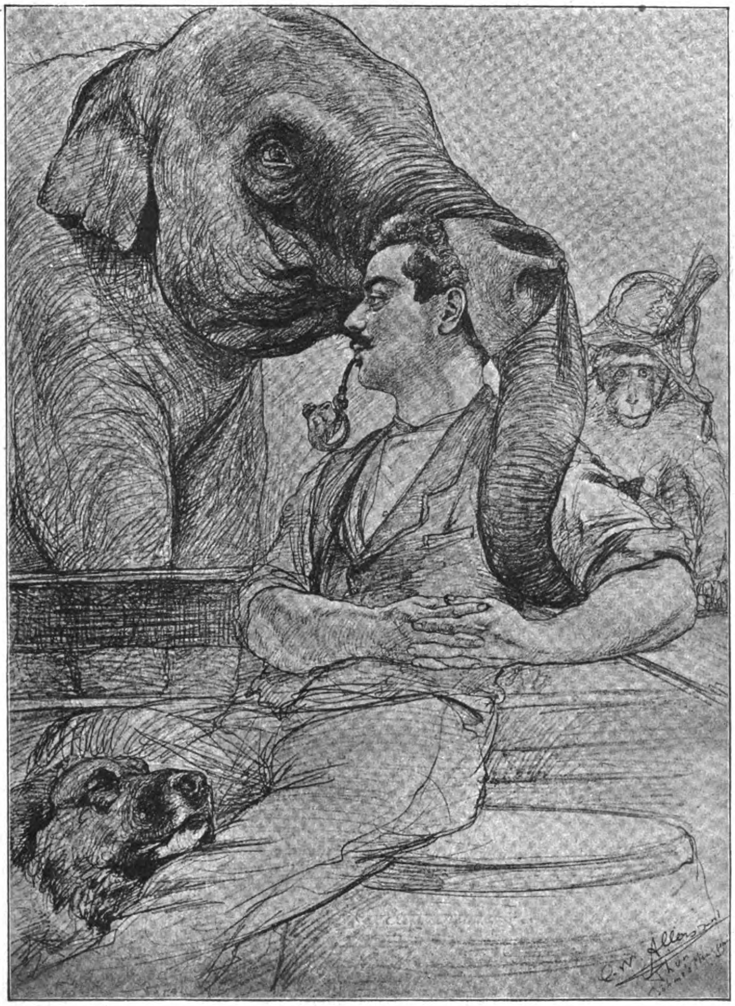
Milden Sinnes verzeiht der Kurfürſt dem verirrten langjährigen Diener ſeines Vaters, zumal Schwarzenberg ſich bereit erklärt, aufrichtig zu der „Partei“ ſeines neuen Herrn zu halten. Der kluge Staatsmann geht ihm denn auch ſogleich mit einem guten Rate zur Hand, auf welchem Wege die neuen Regimenter aufgelöſt werden können. Dieſelben ſind gegen die Schweden geworben, da nun der Kurfürſt

Friede mit Schweden ſchließt, fällt die Verpflichtung ihrer Beibehaltung fort. Ein Teil der Oberſten, darunter in erſter Linie der treue Konrad von Burgsdorf, befolgt pflichtgetreu den Willen des Landesherrn, ein anderer Teil hingegen bietet dem Befehl offenen Widerſtand. Tiefſchmerzlich empfindet Friedrich Wilhelm, daß es gerade der Oberſt von Rochow iſt, der als Rädelsführer der ihm feindſeligen Offiziere auftritt. Zu Rhena in den Niederlanden hat er einſt mit Rochow ein Freundſchaftsbündnis geſchloſſen. Dasſelbe bis aufs äußerſte zu wahren, liegt ihm um ſo mehr am Herzen, als Rochows Schweſter, Claudine, ihm ſchon als Kurprinzen zärtliche Neigung entgegengebracht hat. Aber die Wege der bisherigen Freunde müſſen ſich kreuzen, weil dieſe einander im Grunde nicht verſtehen. Rochow iſt der Vertreter mittelalterlichen Landsknechttums; in ſeinen Augen ſind Bürger und Bauern, die der Kurfürſt ſchützen will, verächtliches Pack, das nur wert iſt, zertreten zu werden. Er iſt ein ſelbſtiſcher Charakter, der höhere Ideale als kriegeriſchen Ruhm und zügelloſen Lebensgenuß nicht kennt. Wie er in Friedrich Wilhelm bisher nur ſeinen General verehrt und auf ſeine Weiſe geliebt hat, ohne deſſen Pflichten als Landesvater jemals in ernſtliche Erwägung zu ziehen, ſo hat er ſeine eigene rein menſchliche Beſtimmung auch nur in der Jagd nach dem Augenblicke gefunden, ohne ſich um deſſen Folgen zu kümmern. Er war der moraliſche Urheber jenes Totſchlags, den ein Bürger an einem Soldaten verübt, da er, Rochow, die Tochter des erſteren aus dem väterlichen Hauſe gelockt und die beleidigende Erinnerung daran den greiſen Vater veranlaßt hatte, den Soldaten, der die Beleidigung ausgeſtoßen, zu erſtechen. Schon damals mußte der junge Kurfürſt einen peinlichen Blick in das verſtockte Gemüt ſeines Waffenfreundes thun, der ſich nicht einmal dazu herbeiließ, um Gnade für den unglücklichen Vater des von ihm bethörten Mädchens zu bitten. Nun aber überſchreitet der gewaltthätige Mann die äußerſten Grenzen aller Pflicht und Treue. Er will den Kurfürſten zwingen, in ſeine eigenen verhängnisvollen Bahnen einzulenken. Zu dieſem Zwecke will er die Schweden, noch bevor der Friede mit ihnen endgültig geſchloſſen, angreifen laſſen und ſo den Kurfürſten nötigen, dieſelben mit bewaffneter Hand abzuwehren. Auf dieſe Weiſe ſoll ſich die Kriegsfackel aufs neue entzünden und der Kurfürſt, Seite an Seite mit Rochow kämpfend, „ſeine wahren Freunde,“ d. h. die rebelliſchen Offiziere ſchätzen lernen. Der abenteuerliche Anſchlag wird noch rechtzeitig entdeckt und vereitelt. Vergebens wendet der junge Kurfürſt alle Mittel an, den einſtmaligen Freund, den Bruder Claudinens, vor der verdienten Strafe zu retten. Rochow ſtößt die ihm dargebotene Freundeshand in trotziger Verblendung zurück — nun tritt der Fürſt und Landesvater in ſeine Pflichten und Rechte. Rochow büßt ſein Verbrechen mit dem Tode. Mit kräftiger und doch von Milde geleiteter Hand hat Friedrich Wilhelm die Gefahren erſtickt, die ſich ſeiner neuen Herrſchaft gleich am Anfange entgegentürmten. Die Luft iſt rein — der junge Aar kann ſich zu den Siegeshöhen künftiger Thaten emporſchwingen. —

Es wird zunächſt von Intereſſe ſein, zu vergleichen, inwieweit die Schilderung des Dichters mit den wirklichen hiſtoriſchen Vorgängen übereinſtimmt. Die auftretenden Hauptperſonen haben alle gelebt. Rochow war einer jener Offiziere, die gegen die Reduktion des brandenburgiſchen Heeres Widerſtand leiſteten, ſpäter aber wieder mit dem Kurfürſten ſich ausſöhnten. Jene Reduktion ſelbſt iſt indeſſen im weſentlichen aus anderen Gründen hervorgegangen, als den vom Dichter dargeſtellten. Sie wurde einfach durch die Notlage des Landes veranlaßt, das weitere Laſten nicht übernehmen konnte. Von einem „Verrat“ Schwarzenbergs zu ſprechen, iſt nicht wohl angängig, auch geht aus den von Meinardus herausgegebenen, durch die Königl. Archivverwaltung veranlaßten und unterſtützten „Protokollen und Relationen des Brandenburgiſchen Geheimen Rats aus der Zeit des Kurfürſten Friedrich Wilhelm“ (Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1889) im Gegenſatze zu der früheren Auffaſſung hervor, daß Friedrich Wilhelm keineswegs in ſo ſchroffer Weiſe mit der öſterreichiſchen Politik des Grafen Schwarzenberg brach, wie das nach dem Wildenbruchſchen Drama anzunehmen wäre. Im übrigen iſt der Charakter Schwarzenbergs in dem Stücke mit ziemlicher hiſtoriſcher Treue gezeichnet. Er war ein ſo harter, grauſamer und hochmütiger Charakter als bedeutender ſtaatsmänniſcher Kopf. Ein Zug freundlicher Milde iſt in ſeinem Leben kaum zu entdecken, dagegen oft eine unbeugſame Kraft des Haſſes, der durch nichts verſöhnt werden konnte. So hat er während der Regierung Georg Wilhelms namentlich auch den Oberſten von Burgsdorf mit einer Zähigkeit verfolgt und geſchädigt, die faſt als pſychologiſches Rätſel erſcheint, wenn man erwägt, daß ſich Burgsdorf wiederholt vor dem Mächtigen gedemütigt hat. Das Verhältnis Burgsdorfs zu Friedrich Wilhelm iſt in dem Stücke richtig dargeſtellt: er war einer der treueſten Anhänger des Großen Kurfürſten.

Die Notlage, in welcher uns Stadt und Land von Brandenburg zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms in dem Drama erſcheinen, dürfte nicht übertrieben geſchildert ſein. Die Regierung Georg Wilhelms war eine der unglücklichſten, welche die Geſchichte des Preußiſchen Staats zu verzeichnen hat, und die Dienſte, die Graf Schwarzenberg ſeinem Fürſten geleiſtet, waren weder ſelbſtloſe noch auch in allen Stücken politiſch einwandsfreie. Das Volk in den Städten war bettelhaft verarmt, das Land verwüſtet und ausgeſogen, der Statthalter aber hinterließ ein fürſtliches Vermögen. Er verſtand es ebenſogut, das Vertrauen ſeines Herrn für ſeine Privatzwecke zu gebrauchen, als ſeine Stellung zu günſtigen Bankgeſchäften in Stadt und Land, ja mit ganzen Städten und Gemeinden, auszunutzen. Die Umſtände, unter denen ihn Wildenbruch ſterben läßt, ſind übrigens frei erfundene. Das Gerücht, das ſich lange Jahre hindurch hartnäckig erhielt und behauptete, der Statthalter ſei eines unnatürlichen Todes geſtorben, wurde erſt durch eine vor nicht ſehr langer Zeit von Dr. Heim vorgenommene Unterſuchung ſeines Skeletts zum Schweigen gebracht. Es war ein Glück, daß Schwarzenberg bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms aus dem Leben ſchied. Er hätte durch ſeine und ſeiner Partei Intriguen die kühne und doch maßvolle und zielbewußte Politik des jungen Kurfürſten immerhin in empfindlicher Weiſe durchkreuzen können. Es gehörte ein Charakter wie der des „neuen Herrn“ dazu, das Land aus einer unſäglichen Zerriſſenheit und Verarmung ſo weit zu erheben, daß es die feſte Grundlage bildete, auf dem ſiegreiche und gottbegnadete Nachfolger den ſtolzen Bau des heutigen preußiſchen Staats aufführen konnten.

Man wird der Wildenbruch'ſchen Dichtung vielleicht auch am beſten gerecht, wenn man ſie als politiſche Verherrlichung eines hiſtoriſchen Charakters, kurz, als hiſtoriſches Charakterbild auffaßt. Alle Strahlen des Schauſpiels finden ja ihren Brennpunkt erſt in dieſer einen Geſtalt, die das häufig nur loſe Gefüge der keineswegs einheitlichen Handlung zuſammenhält. In dieſem Sinne hat wohl auch unſer Kaiſer, deſſen Verehrung für den Großen Kurfürſten bekannt iſt, die Dichtung aufgefaßt, als er ihr ſein beſonderes Intereſſe zuzuwenden beſchloß. Denn als Drama im eigentlichen Sinne kann doch das Ganze kaum betrachtet werden. Vereinigt man das Hauptintereſſe in der Geſtalt Friedrich Wilhelms, ſo iſt dieſer darum doch nichts weniger als ein dramatiſcher Held. Der Begriff des Drama's, der ſich ja auch dem griechiſchen Wortſinne nach von dem Thun, von der inneren Handlung und Wandlung herleitet, erfordert Charaktere, die vor den Augen des Zuſchauers einen bedeutſamen pſychologiſchen Prozeß durchmachen, die ſich in der Schule des Lebens, unter inneren und äußeren Erlebniſſen erſt dazu geſtalten, als was ſie uns am Ende ihrer Laufbahn erſcheinen, ſei es, daß ſie durch Nacht zum Licht durchdringen, ſei es, daß ſie auf thörichten, aber immerhin von den Strahlen eines beſſeren Bewußtſeins durchblitzten



Gute Kameradſchaft. Nach einer Originalzeichnung von C. W. Allers.

Irrgängen das von ihnen beleidigte ſittliche Prinzip durch ihren Untergang verſöhnen. Wo aber findet ſich in dem Charakterbilde Friedrich Wilhelms ein derartiger pſychologiſcher Prozeß? Mehr vielleicht noch aus dem Rahmen des Schauſpiels, als aus dem der Geſchichte, tritt er uns als vollendeter, von aller leidenſchaftlichen Befangenheit freier Charakter entgegen, der ſtrenge ſeinen Grundſätzen folgt und auch nicht einen Augenblick darüber im Unklaren bleibt, was Fürſten- und Menſchenpflicht von ihm verlangen. Klar wie Kriſtall und feſt wie Erz iſt er aus der Hand ſeines Schöpfers hervorgegangen. Solche Charaktere gehören zu den glücklichen Naturen, die dem Himmel danken, daß ſie ganz und gar kein Zeug zum „Helden eines Dramas“ in ſich fühlen. Ebenſowenig kann Moritz Auguſt von Rochow als dramatiſche Charakterfigur gelten. Auch er bethätigt ſeine Grundſätze, wenn auch nach der entgegengeſetzten Richtung, mit zäher Standhaftigkeit, ohne im mindeſten an ſich ſelbſt irre zu werden, ja, er beſiegelt dieſe Grundſätze mit ſeinem Tode; er ſtirbt als Märtyrer — für eine ſchlechte Sache. Seine Lebensanſichten trägt er mit einer Überzeugungstreue vor, die von keines Gedankens Bläſſe angekränkelt wird, mit einer Naivetät, die ein gewiſſes, weniger dramatiſches als bedenkliches Mitleid hervorruft. Der ſcharfſichtige, treffliche junge Kurfürſt hat ihn ſeiner beſonderen Freudſchaft gewürdigt, alſo muß Rochow doch im Grunde kein ſchlechter Charakter ſein, ja, er ſoll auch der deutlich fühlbaren Abſicht des Dichters zufolge kein ſolcher ſein. Wie aber verträgt ſich mit einem im Grunde guten Charakter jener gänzliche Mangel jeglichen reinmenſchlichen Mitleids, der ihn angeſichts ſeiner Opfer in ſo abſchreckender Weiſe auszeichnet, jene unſägliche Verſtocktheit, die er der faſt unerſchöpflichen Großmut und Güte ſeines fürſtlichen Freundes entgegenbringt? Etwas borniert muß ja, wie eine bewährte dramaturgiſche Regel vorſchreibt, jeder echte dramatiſche Held ſein, aber ſo borniert — nein! Der einzige Charakter des Stückes, der eine dramatiſche Entwickelung, freilich nur in einem Momente vor unſern Augen, ſonſt aber in einem Rückblick auf ſein Leben (dem oben teilweiſe wiedergegebenen Bekenntnis) durchmacht, iſt der des Fürſten Schwarzenberg. Die übrigen ſind in etwas groben Umriſſen immerhin gut gezeichnete Typen ihrer Zeit und ihres Standes, ohne gleichwohl ein tiefergehendes, rein menſchliches Intereſſe einflößen zu können.

In der Sturmflut von Haupt- und Staatsaktionen, in der ſich Woge über Woge ſtürzt, können wir den rein menſchlichen Schickſalen der handelnden Perſonen nur eine flüchtige Teilnahme widmen. Dafür vernehmen wir freilich den Flügelſchlag eines königlichen Adlers, und eine große Zeit ſehen wir aus ihrem Sarge ſteigen.

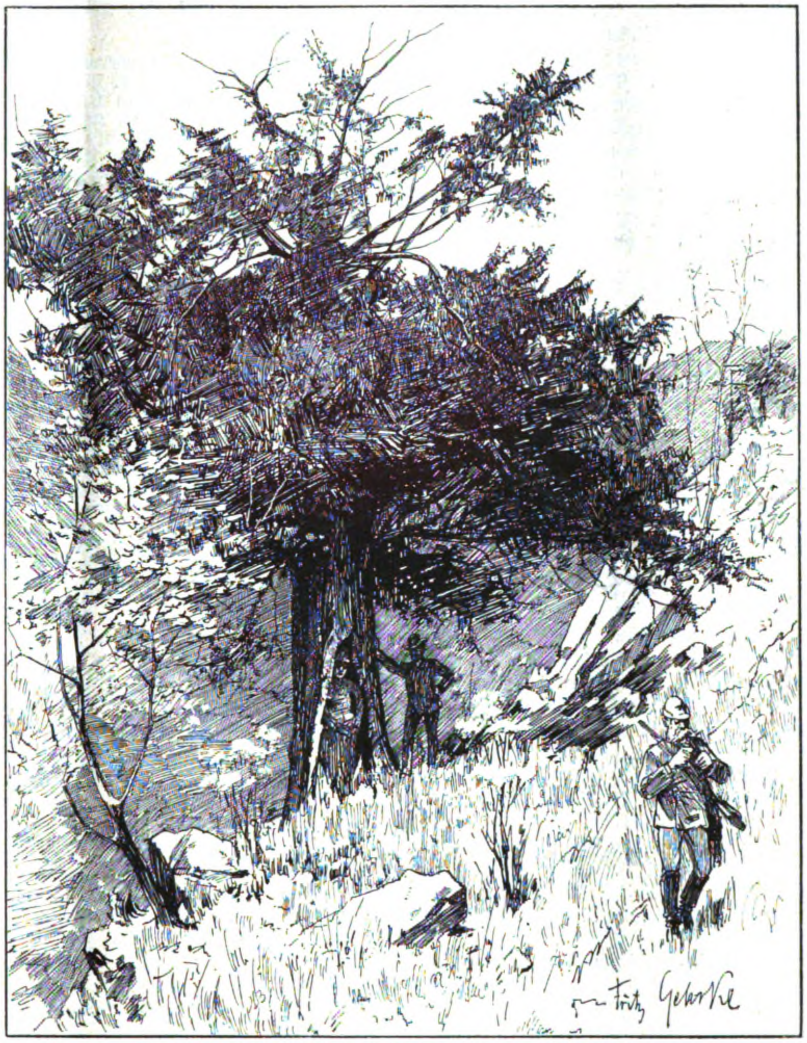
Deutſche Eibenbäume.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

„So zäh wie ein alter Eibenbaum,“ ſagt Dickens in einem ſeiner Romane von einem alten Mann. Das wird in England wohl verſtanden, weil alte Eibenbäume dort häufig ſind. Bei uns iſt ſchon das alte deutſche Wort „Eibe“ (das engliſche Wort Yew) den meiſten unbekannt; ſie kennen dies Gewächs, das häufig in Anlagen und Parks angepflanzt wird und an ſolchen Orten meiſt in Strauchform wächſt, nur unter dem lateiniſchen Namen Taxus. Von dem Taxus aber erzählen die Alten allerhand merkwürdige Dinge. Die Dauerhaftigkeit ſeines Holzes erwähnt ſchon Plinius der Jüngere. Daneben galt den alten Römern der Baum in allen ſeinen Teilen für überaus giftig. Mit Taxusgift gab ſich nach des Cäſar Erzählung Cativolcus, Heerführer der Eburonen, den Tod, um nicht in die Hände der Römer zu fallen. Selbſt Trinkgeſchirre von Taxusholz ſollten den Wein giftig machen, der in ſie hineingegoſſen ward; ja ſogar der Schlaf im Schatten eines Taxusbaumes wurde für todbringend gehalten. Daher iſt der Taxus in recht böſen Ruf gekommen. Hieronymus Bock, der biderbe deutſche Botaniker des XVI. Jahrhunderts, ſagt von ihm, nachdem er von ſeinen giftigen Eigenſchaften geſprochen hat: „Wir wöllen ſein gern emperen (entbehren) in unſerm Lande.“ Theophraſtus ſchreibt: „Man möge vom holtz allerhand ſchreinwerck, ſchemel und anders machen, ich hab kein Luſt darzu.“

So ſchlimm, wie die Alten den Taxus oder Eibenbaum gemacht haben, iſt er nicht, doch iſt neuerdings noch feſtgeſtellt worden, daß Haustiere, welche vom Laub des Baumes gefreſſen hatten, davon geſtorben ſind. Die roten Beeren da-



Der älteſte Eibenbaum im Bodethal. Gezeichnet von Fritz Gehrke.

gegen, die in alter Zeit auch für ſehr giftig gehalten wurden, ſind neuerdings von unſern Botanikern für unſchädlich erklärt worden. Auch wußte man in unſerm Vaterland früher das Eibenholz als Nutzholz ſehr wohl zu ſchätzen. Seine Vorzüge beſtehen in ſeiner großen Zähigkeit, und in ſeiner Dauerhaftigkeit erſcheint es faſt unverwüſtlich. Daher benutzten es ſchon alte Völker — von den Ituräern berichtet es Ovid — zur Anfertigung von Bogen, und zu demſelben Zweck diente es unſern Vorfahren. Das geſchah in dem Maße, daß „Eibe" in alter Zeit ſo viel hieß wie Bogen, und ſo erklärt ſich der noch vorkommende Familienname „Eibenſchütz." Eibenholz hieß auch geradezu „Bogenholz," und mit dieſem Bogenholz wurde im XV. Jahrhundert von Danzig, das es aus Ungarn und Polen bezog, ein großer Handel betrieben.

Ein Baum von ganz eigner Art iſt der Eibenbaum. Schon als Nadelholz, das ſcharlachrote Beeren trägt, fällt er ſehr auf. Weiter iſt auffallend die dunkle Farbe ſeines Nadelkleides. Es iſt dunkler noch als das der Edeltanne, das doch faſt ſchon ſchwarz erſcheint. Darum werden Totenkränze aus Eibenlaub geflochten. Wenn aber ſchon in uralter Zeit Eiben häufig auf Begräbnisſtätten gepflanzt wurden, ſo mag dazu weniger ihr düſteres Ausſehen Anlaß gegeben haben, als ihre ungeheuere Lebenskraft, die auf Unſterblichkeit hindeutete. Das Eibenholz iſt ſo zähe, ſo dicht und ſo ſchwer wie das keines anderen unſerer einheimiſchen Bäume, es wächſt aber auch ſo langſam wie kein anderes. Ein Eibenbaum, der ſchon ein Jahrtauſend hinter ſich hat, iſt noch nicht ſtärker als ein Tannenbaum in ſeinen beſten Jahren. Eine Eibe im Alter von 150 Jahren — eine ſolche, von Friedrich dem Großen gepflanzt, ſteht im Berliner Tiergarten am großen Stern — macht noch einen durchaus jugendlichen Eindruck.

Einſt war die Eibe bei uns ein gemeiner Waldbaum, im deutſchen Urwalde ein an ſich ſchon gewaltiges Unterholz bildend. Die große Nutzbarkeit des Holzes, das nicht nur zur Herſtellung von Armbruſtbügeln, ſondern auch für feine Schreinerarbeit in hohem Grade geeignet iſt, vor allem aber die moderne Forſtwirtſchaft, die ſo langſam wachſende Bäume nicht leidet, hat mit den Eiben in Deutſchland ſtark aufgeräumt. Beſtände von älteren Bäumen ſind nur hie und da noch vorhanden, in Thüringen, im Göttinger Walde, im Harz, in Pommern und in Weſtpreußen. Und hie und da verſtreut ſtehen auch einzeln ſehr alte Eiben, einige davon mitten in Städten. In der Leipziger Straße in Berlin, im Garten des Herrenhauſes, ſtehen zwei wundervoll gewachſene Eibenbäume, deren älterer auf 7—800 Jahre geſchätzt wird. Beide ſtammen aus der Zeit, als noch hoher Wald voll jagdbaren Wildes da war, wo ſie jetzt, von Häuſern eingebaut, ſtehen Mitten in Frankfurt a. M. ſteht im Garten des Senckenbergſchen Stiftes ein Taxus, der auch etwa 700 Jahre zählen mag. Einen alten Eibenbaum fand ich vor kurzem mitten in der Stadt Grünberg in Schleſien, und in meinem Beſitz iſt ein Stammabſchnitt eines ſehr alten Baumes dieſer Art, der vor zwei Jahren in Marburg gefällt wurde. In Mecklenburg gibt es zwei uralte Eibenbäume, die ich beide aufgeſucht habe. Der eine, von über zwei Metern Umfang und auf 1500 Lebensjahre geſchätzt, ſteht im Dorfe Mönchhagen unweit Roſtocks im Garten des Pächters Hallier; den anderen, der in der Einſamkeit der Roſtocker Heide ſtehen ſollte, ſuchte ich jahrelang umſonſt, fand ihn aber endlich doch. Er iſt nur noch eine Ruine, und ſein Alter läßt ſich auch annähernd nicht beſtimmen. Dann ſteht in Schleſien im Fürſtenſteiner Grunde vor dem Schweizerhauſe eine Eibe von 230 Centimeter Umfang. Ungefähr ſo ſtark iſt eine andere, von der ich vor wenigen Wochen erſt gehört habe. Sie ſteht in Groß-Miſchau, Kreis Fiſchhauſen in Oſtpreußen. Ihr Alter iſt von dem verſtorbenen Profeſſor Caspary in Königsberg auf 1200 Jahre berechnet worden.

Den größten Beſtand alter Eibenbäume in Deutſchland hat wohl das Bodethal im Harz. Dort ſtehen noch jetzt ihrer 5—600, was ſehr viel ſagen will, zumal wenn man erfährt, daß im Winter 1802 zu 1803 über 500 dergleichen Stämme gefällt worden ſind. Leider, muß man ſagen, ſind ſie gefällt worden. Ein großes Glück, daß doch noch ebenſoviele ſtehen geblieben ſind! Daß überhaupt ſo viele Eiben im Bodethal ſich erhalten haben, hat ſeinen Grund darin, daß das Thal bis vor nicht langer Zeit ſehr ſchwer zugänglich und den alten Eibenbäumen darin ſehr ſchwer beizukommen war. Diejenigen, die bei der großen Abholzung vor neunzig Jahren verſchont geblieben ſind, ſtehen faſt alle an ſchroffer Felswand, viele ſo, daß weder Menſch noch Tier zu ihnen gelangen kann. Jetzt droht ihnen die Axt nicht mehr; ſie ſtehen im Schutz der Krone und ſollen dieſen Schutz genießen, bis ſie von ſelber abſterben. Ehe aber das geſchieht, mag noch manch Jahrhundert hingehen.

Von dieſen 5—600 Bäumen wird einem großen Teil ſchon ein Alter von über tauſend Jahren zuerteilt. Wie viele durchwandern das Bodethal, ohne auf dieſe Baumgreiſe beſonders zu achten. Der Umfang der Stämme iſt nicht groß, ihre Höhe iſt nur gering; ſie werden von dem Unkundigen für gewöhnliches Nadelholz angeſehen. Iſt man aber auf ſie aufmerkſam gemacht, ſo merkt man doch, daß ſie etwas ſehr Eigenartiges an ſich haben. Von dieſen alten Bäumen nun iſt der älteſte derjenige, deſſen Abbildung dieſem Aufſatz beigegeben iſt. Auf 2—3000 Jahre wird ſein Alter geſchätzt. Wenige wußten bisher von ihm, und ich ſelbſt bin durch einen glücklichen Zufall zu ihm gelangt.

Vor einem Jahre erzählte mir der Berliner Maler Fritz Gehrke, von dem unſere Abbildung herrührt, von dem Baume. Er war zu demſelben im November 1889 gekommen mit einer kleinen Geſellſchaft, deren Führer der Blankenburger Apotheker Lüders war. Gehrke hatte aber ſeinen photographiſchen Apparat bei ſich und machte eine Aufnahme von dem merkwürdigen Baume. Das Bild bekam ich von ihm. Darauf machte ich mich im Spätherbſt des vergangenen Jahres auf, um den Baum zu ſuchen. In Thale verſicherte ich mich der Führerſchaft des dortigen Förſters Fügener, eines ſiebzigjährigen Mannes. Zu meiner großen Verwunderung wußte der nichts von dem Baum. Da war es ein großes Glück, daß wir ihn doch fanden. Wir ſtießen zufällig auf ihn, als wir zwiſchen Thale und Treſeburg an der ſteilen Felswand ins Thal hinunterſtiegen, und ſtanden beide da wie erſtarrt vor Staunen und Freude. Daß es der richtige Baum war, daran war kein Zweifel, denn ich hatte ſeine Photographie bei mir und konnte vergleichen. Jeder Aſt, jedes Zweiglein ſtimmte, und es ſtimmten vor allem auch die Verhältniſſe der Höhlung. Der Baum war nämlich hohl, in die Höhlung aber hatte ſich, als er photographiert wurde, eine Dame, die mit von der Partie war, hineingeſtellt und war ſo auf das Bild gekommen. An ihre Stelle war, als ich noch ſtaunend daſtand, der alte Förſter geſchlüpft; auch für ihn war Raum genug in dem Baumſtamm. Ich war ſehr froh darüber, den Baum gefunden zu haben, mein alter Führer aber, glaube ich, freute ſich ebenſo. Wir waren beide ſehr aufgeregt.

Der Baum wurde gemeſſen: ſein Umfang betrug 3,16 Meter. Welch ein ungeheurer Umfang für einen Eibenbaum, auf was für ein Alter mußte daraus geſchloſſen werden! Wo wir ihn fanden, auf der ſteilen Klippe, hatte er ſchon geſtanden, als noch Bär, Wolf und Luchs im Bodethale hauſten, als noch heidniſche Jäger dort heruntergeſtiegen kamen. Auf ſeinen Zweigen haben die Vögel geſungen lange ſchon, ehe unſer Heiland geboren war.

Indem ich dieſes ſchreibe, fällt mein Blick auf etwas Grünes, das vor mir in einem Waſſerglaſe ſteht. Es iſt ein noch ganz friſches Eibenzweiglein. Das habe ich abgebrochen von dem uralten Baum im Bodethal am 26. Oktober 1890, an Moltkes Geburtstag, heute aber ſchreiben wir den 4. Februar 1891, und hundert Tage hindurch iſt das Zweiglein friſch geblieben. Ja, was Eibenbaum heißt, hat ein zähes Leben.

D. Luthardts Erinnerungen aus vergangenen Tagen.*)

Von Otto Preuß.

(Abdruck verboten.)

Ein ſiebenundſechzigjähriger, hat der Senior der Leipziger theologiſchen Fakultät Profeſſor D. Chr. Ernſt Luthardt „Erinnerungen aus vergangenen Tagen“ veröffentlicht, Erinnerungen aus einem Leben, das nach außen hin nicht ungewöhnlich bewegt, aber nach innen ungewöhnlich reich geweſen iſt. Zwar meint der Verfaſſer, er habe darin weder eine Selbſtbiographie noch eine Geſchichte ſeiner inneren Entwickelung geben wollen, ſondern nur einzelne Bilder, aber ein Stück von beidem iſt das Buch doch geworden und eine ſehr ſchätzenswerte Bereicherung der Memoirenlitteratur unſers Jahrhunderts außerdem. Denn wer auch nur vorhat, einzelne Bilder aus ſeiner Erinnerung zu entwerfen, verweilt doch unwillkürlich am liebſten bei den Begegnungen und Geſchehniſſen, die für ihn ſelbſt von innerer oder äußerlicher Bedeutung geweſen ſind, und ein aufmerkſamer Leſer findet den Zuſammenhang, wenn der Verfaſſer auch ſcheinbar wenig Wert auf eine zuſammenhängende Darſtellung gelegt hat. Aber auch wer dieſen Faden nicht zu finden vermöchte, würde reichen Genuß aus der Lektüre dieſer Erinnerungen ſchöpfen, denn der gefeierte Theologe hat die Gabe, die Menſchen, die ihm ſelbſt während ſeines Lebens und Wirkens näher getreten ſind, auch anderen nahe treten zu laſſen, und unter dieſen Menſchen ſind viele bedeutende und eigenartige. In Schweinfurt und Nürnberg wurzeln die Jugenderinnerungen Luthardts, und die dieſen Erinnerungen gewidmeten erſten Kapitel entwerfen auf dem Hintergrunde der alten Reichsſtädte ein anmutendes Bild bürgerlichen Familienlebens aus der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts. Vor allem ſind es die Charakterköpfe der Großeltern mütterlicherſeits, denen der Enkel pietätvoll ein Denkmal von unmittelbarſter Wirkung geſetzt hat. Der Großvater Krackhardt war frühzeitig Waiſe geworden; ſein Wunſch war geweſen, Theologie zu ſtudieren, aber der Vormund hatte das nicht zugegeben, weil er ſein mäßiges Erbe erhalten ſehen wollte. So wurde er Kupferſchmied. „Er war in den Jahren der Wanderſchaft viel in der Welt umhergekommen, bis nach Paris, wo er — es war gerade in der Schreckenszeit der Revolution — bei einem Meiſter in Arbeit ſtand, welcher zum Königshauſe hielt, während deſſen Sohn zu den Jakobinern gehörte. Auf eine Warnung hin, die er von ſeinem Sohne heimlich erhalten, entzog ſich der Meiſter der Gefangenſchaft durch die Flucht, ſeinem Geſellen aus Deutſchland Haus und Geſchäft zur Hut überlaſſend. Bei der vergeblichen Nachforſchung im ganzen Hauſe, die man anſtellte, blieb dieſer ungefährdet.“ Als ein Mann, der etwas in der Welt geſehen hatte, kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt Schweinfurt zurück und ließ ſich dort als Bürger und Meiſter nieder. Daß der Meiſter bald eine Frau Meiſterin ſuchte und fand, iſt natürlich; aber er fand auch eine, die ihm der Stolz und der Segen ſeines Hauſes wurde und die ihm gleich bei dem Verlöbnis bewies, daß er ſich auf ſie verlaſſen konnte. „Wenn zwei junge Leute ſich verlobten, wurde damals ein ſogenannter Heiratstag gehalten. Im Hauſe der Braut kamen die beiderſeitigen Eltern oder Vormünder zuſammen, rückhaltlos wurden die Verhältniſſe beider Seiten verhandelt und ein Vertrag errichtet. So kam denn Großvater Krackhardt mit ſeinem Vormund zur Witwe Herz, die ebenfalls den Vormund ihrer Kinder zur Seite hatte, um die Tochter zu werben. Bei der Darlegung der Vermögensverhältniſſe zeigte ſich, daß auf ſeiten des Großvaters nur ein ſehr mäßiger Reſt vom väterlichen Erbe übrig geblieben war, geringer wohl, als man erwartet hatte. Urgroßmutter Herz nahm ihre Tochter beiſeite außer dem Zimmer: hör einmal, Anna Marie, der junge Mann hat nur wenig mehr; willſt du’s denn wagen? ich denke, wir laſſen die Sache gehn; der Heiratstag ſoll dich nichts koſten, ich nehme das auf meine Rechnung. Aber die Tochter, unſere Großmutter, obwohl erſt ſiebzehn Jahr alt, antwortete kurz entſchloſſen: warum nicht gar? was mangelt, kann er ſich alles wieder verdienen; mir gefällt er und es bleibt dabei. Und es iſt dabei geblieben und Gottes Segen war auch dabei.“ Meiſter Krackhardt war wirklich ein Meiſter in ſeinem Fach, ſeine Kupferſchmiedewerkſtatt nahm bald einen für jene Zeit bedeutenden Umfang an und die daraus hervorgegangenen großen Feuerſpritzen genoſſen weit und breit eines bedeutenden Rufes. Schnell kam er zu Wohlſtand und Anſehen in der Stadt, der er in der Zeit der franzöſiſchen Kriege gute Dienſte durch ſeine Kenntnis der franzöſiſchen Sprache und ſeine ruhige Umſicht leiſtete und in deren Rat er Jahrzehnte hindurch eine gewichtige Stimme hatte. Seine Frau leitete das große Hausweſen, in dem nach damaliger Sitte auch die Geſellen ihren Tiſch hatten und zu dem noch eine nicht unbedeutende Feldwirtſchaft gehörte, und gebar ihm ſechzehn Kinder, von denen ſie neun begraben mußte. „Natürlich fehlte es bei einem ſolchen Kinderſegen am Hauskreuz nicht, auch abgeſehen von den Kreuzen auf dem Gottesacker. Sie hat es alles mit bewunderungswürdigem Gottvertrauen getragen. Gottvertrauen und ruhige Gefaßtheit war die weſentliche Geſtalt ihres religiöſen Lebens. Es war Vertrauen und nicht etwa Unempfindlichkeit. Allerdings Weichlichkeit kannte ſie nicht. Von Nerven war nie die Rede, und das Wort „angegriffen“ habe ich meines Erachtens von ihr und in dieſem Kreiſe überhaupt nicht gehört. Vielleicht war der kräftige Verſtand ſtärker vertreten, als die anderen Seiten des Seelenlebens. Aber er machte ſich nie unangenehm geltend und verleugnete niemals die Gutmütigkeit. Für die Lebensverhältniſſe hatte ſie einen klaren Blick, ein gutes Urteil, ein treffendes, nicht ſelten derbes Wort und ein reges Intereſſe. Sie war in engen Verhältniſſen aufgewachſen. Aber ihr Geſichtskreis hatte ſich auf dem erweiterten Boden, auf dem ſie ſtand, raſch mit erweitert. Für die Familienverhältniſſe der regierenden Häuſer Europas hatte ſie ebenſogut ein lebhaftes Intereſſe, wie für die der Stadt, in der ſie lebte. Sie waren ihr alle gegenwärtig und geläufig. Und ſie mochte es nicht leiden, wenn wir ihr nicht Stand hielten, wenn ſie uns dieſelben auseinanderſetzte; ſie war gar nicht einverſtanden damit, daß wir weder dieſen noch jenen Familienverhältniſſen die gleiche Teilnahme entgegenbrachten. Ihr ſpiegelte ſich der Weltlauf in jenen größeren wie in dieſen kleineren Kreiſen und ihren Vorgängen. Bis ihr im Alter die Augen trüb wurden, las ſie täglich ihre Zeitung und ſprach gern über die Welthändel und nicht ungeſcheit. Gar mannigfache Lebensweisheit bildet und ſammelt ſich in ſo enge geſchloſſenen Lebenskreiſen und pflanzte ſich vordem in Geſtalt des Sprichworts oder eines ſchlagenden Bibelſpruchs oder der Lebensregel oder der Geſchichte u. dgl. von Geſchlecht zu Geſchlecht als mündliche Weisheit fort — noch nicht zerſtört durch das Gewirre der Stimmen unſerer Tage und ihre fragliche und ſich widerſtreitende Weisheit.“

---

*) Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Von D. Chr. Ernſt Luthardt. Zweite vielfach vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des Verfaſſers. Leipzig. Dörffling & Franke. 1891.

Es war ein feſt gegründetes Haus, aus dem nicht nur mehr als fünfzig Enkelkinder hervorgingen — wie warme Semmeln ſeien ihre fünf Töchter abgegangen, pflegte die „Frau Rätin“ zu ſcherzen — ſondern das auch dieſer zahlreichen Nachkommenſchaft das unveräußerliche Erbe eines feſten Familienbewußtſeins und gemeinſamer Familientradition gab. Luthardts Vater war Zollbeamter und hatte ſich aus kleineren Anfängen zu höherer Stellung emporarbeiten müſſen. Ein ſtrebſamer Mann, der in einer Tochter des Krackhardtſchen Hauſes die arbeitſamſte Lebensgefährtin gefunden hatte. In den erſten Jahren ihrer Ehe häufig von einer kleinen Stadt Bayerns in die andere verſetzt, wurde ihnen endlich Nürnberg zur zweiten Heimat und ein altes gotiſches Haus, das früher dem Bamberger Biſchof gehört hatte, von ihnen zu eigen erworben. Frühzeitig zeigte ſich des älteſten Sohnes Neigung für den geiſtlichen Beruf, zur beſonderen Freude der Mutter. Aber auch der Vater war ein kirchlich geſinnter Mann. „Der Tag fing frühe an, und auch der Sonntag machte keine Ausnahme davon. Zum Frühſtück mußte alles fix und fertig erſcheinen. Der Vormittag des Sonntags gehörte regelmäßig dem Gottesdienſt, der Nachmittag dem Gang ins Freie oder in einen öffentlichen Garten. Die religiöſe Richtung meines Vaters war, wie es die Zeit mit ſich brachte, früher mehr, was man eine aufgeklärte nennt. Aber die allgemeine Entwickelung hat auch ihn weiter geführt. An die Stelle von Witſchels allgebrauchtem Andachtsbuch trat Puchtas Poeſie, an der er beſonderes Gefallen zu finden ſchien, bis dies ſpäter mit anderem abwechſelte. In ſeinen letzten Jahren hat er beſonders fleißig Gerlachs Neues Teſtament geleſen. Aber auf die Auszeichnung des Sonntags hat er ſtets in ſeinem Hauſe gehalten. Am Sonnabend Nachmittag mußte für den Sonntag vorbereitet werden, was nur geſchehen konnte, damit für den Sonntag möglichſt wenig zu thun übrig bleibe; Einkäufe wurden keine am Sonntag gemacht; ſelbſt Bäcker und Fleiſcher durften keine kommen; das mußte alles am Tage vorher beſorgt werden. Auch in ſeiner Kleidung zeichnete er den Sonntag bis ins einzelne aus. Das Taſchentuch war von feinerer Leinwand, die Brille eine andere, goldene ꝛc. Als er von ſeinen Kindern zum 70. Geburtstag einen ſilbernen Becher erhalten hatte, trank er am Sonntag nur aus dieſem; ſelbſt zum Kaffee nach Tiſch wurde eine feinere Taſſe benutzt. Das war nicht bloß etwa Pedanterie, ſondern Pietät, die ſich auch darin zeigte, daß er ſtreng auf pünktliches Kommen zur Kirche hielt. Er konnte es nicht begreifen, daß viele ſo unpünktlich zur Kirche kamen; ihm erſchien das als Mangel an Ehrerbietung Gott gegenüber. Überhaupt hielt er in allen Dingen auf Pünktlichkeit und hatte das auch ſeinen Kindern zur Gewohnheit gemacht. In ſeiner ganzen Art und Haltung hatte er etwas Straffes, ohne etwa ungemütlich oder ſteif zu ſein! Für preußiſche Art hatte er eine ausgeſprochene Vorliebe. Und wiederholt hat er mir von dem Unterſchiede erzählt, der zwiſchen der bayriſchen und der preußiſchen Einquartierung ſtattfand, die meine Eltern im Jahre 1866 in Nürnberg hatten. Bei alledem fehlte ihm das Behagen nicht, das bei beiden Eltern in dem Maße wuchs, als das Ziel der Mühe und Arbeit allmählich erreicht war und ſie mit Dank gegen Gott auf ſeine Führung ihres Lebens zurückblicken konnten.“

Die außerordentliche Gabe D. Luthardts, mit wenigen Strichen ein feſſelndes Charakterbild von prägnanter Schärfe zu zeichnen, verliert nicht bei den ſpäteren Porträts, deren Originale mehr noch ſeinen Geiſt als ſein Gemüt beſchäftigt und bewegt haben. So läßt er eine Reihe bedeutender, ſonderbarer oder um irgend einer Eigenſchaft willen charakteriſtiſcher Menſchen an uns vorüberziehen, mit denen ihn Beruf oder zufällige Begegnung zuſammengeführt hat. Die eingehende Schilderung einer ganzen Reihe von hervorragenden Katholiken iſt dabei wohl nicht zufällig; in der Diaſpora aufgewachſen, iſt ihm der Katholizismus von Jugend auf äußerlich nahe getreten. Um ſo wohlthuender wird die perſönliche Milde ſeines Urteils dort berühren, wo er den grundſätzlichen Gegenſatz der Anſchauungen mit aller Schärfe betont und begründet. Aber es ſind keineswegs nur Männer der Kirche oder des akademiſchen Lehrſtuhls, von denen Luthardt erzählt. Künſtler, Schriftſteller, Philoſophen, auch manch feingezeichnetes Frauenporträt, feſſeln uns und veranlaſſen den Erzähler zu einem intereſſanten Rückblick auf ſeinen reichen und geſegneten Lebensweg. Die letzten drei Kapitel ſind der Erinnerung an die drei Stationen ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit gewidmet, Erlangen, Marburg, und zuletzt Leipzig, an deſſen Hochſchule D. Luthardt ſeit fünfunddreißig Jahren zu lehren berufen iſt. Ein warmer Nachruf gilt ſeinem unvergeßlichen Freunde Kahnis, mit dem ihn gleiche Anſchauungen und gleiche Ziele verbanden. Nicht nur den zahlloſen Schülern des verehrten Lehrers werden Luthardts Erinnerungen eine willkommene Gabe ſein; ſie werden in jedem evangeliſchen deutſchen Hauſe als eine gute und reiche Lektüre mit Freude begrüßt werden.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Ach ja,“ ſagte Arnold trübe, „und doch wieder,“ fuhr er heiterer fort, „brachte mir ſchon der nächſte Tag den Beweis, daß ich auch von den Menſchen nicht ganz verlaſſen war. Das geſchah, als der mich zu begrüßen kam, welcher der Geſpiele meiner Kindheit geweſen und den ich auch in der Folgezeit immer mehr als Freund und Kameraden, denn als Untergebenen zu betrachten gewohnt geweſen bin.“

„Sie meinen Ihren Forſtmeiſter, nicht?“

„Ja, ihn... Da freute ich mich zum zweitenmal!... Und ſpäter...“ er machte eine Pauſe.

„Später?...“

„Was ſoll ich Ihnen ſagen? Später wurde ich in meinem Mißtrauen tief beſchämt... In Leyden, bei Ihren lieben Eltern, bei Ihnen, da lehrte man mich wieder an den Wert des Lebens glauben; unverdiente Güte umgab mich und, was ich bei der großen Maſſe der Menſchen verloren, das fand ich in einigen wenigen edlen Herzen wieder, das entſchädigte mich über Gebühr für jeden Verluſt... Entſinnen Sie ſich wohl, Kouſine, was Sie mir einſt im Herbſte ſagten? Damals, als Sie mir rieten, mich nicht von der Sonne abzuwenden, mich von ihren Strahlen durchwärmen zu laſſen? Wiſſen Sie noch?“

Sie nickte.

„Ich habe Ihren Rat befolgt,“ fuhr Arnold fort, „und ſeine günſtige Wirkung an mir empfunden. Noch mehr: Nebel kamen und Wolken, ſchwere Gewitterwolken, die mir die Sonne verfinſterten, aber ob ich ſie nicht ſah, ich glaubte doch an ſie; ich wußte, daß ſie mir droben leuchtete trotz aller böſen Dünſte. Verſtehen Sie mich, Kouſine, wiſſen Sie, wer dieſe Sonne in mir war?“

Sie erwiderte nichts, doch wie ſie den Blick hocherglühend zu ihm aufſchlug, da begriff er, daß ſie ſeine Frage verſtanden.

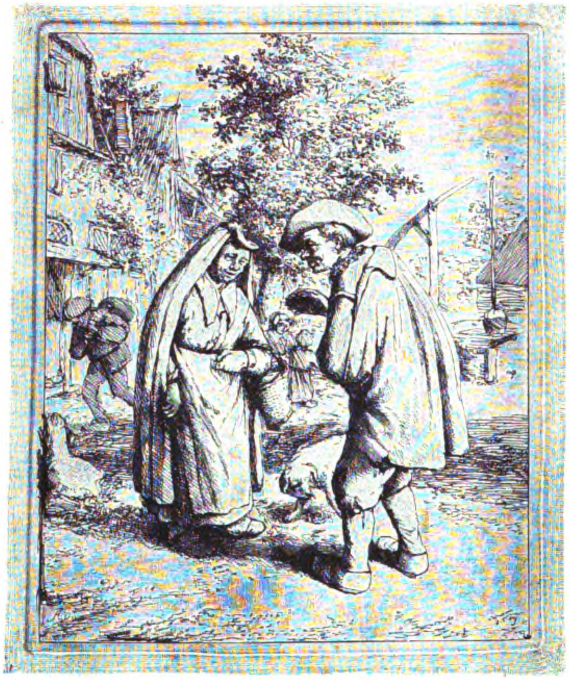
Die Pferde waren aus dem Trabe in Schritt verfallen. Arnold hatte ſich zu Margarete herübergebeugt, in ſeinen Augen lag eine leidenſchaftliche Glut, ſeine Stimme zitterte, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, und mit ſtarkem, heißem Drucke ergriff er die Hand des Fräuleins. Jetzt war der Augenblick da, der ſo lange erſehnte. Nichts hinderte ihn mehr, das letzte, ſo lange zurückgedrängte Wort zu ſprechen, und was er aus dem Auge der Geliebten ſchimmern ſah, war ſüße Gewährung. Und doch, er zögerte wiederum. Er hatte dieſelbe qualvoll würgende Empfindung wie vorhin.

„Holla!“ ertönte es da in ihrer Nähe, und aus dem Feldwege, der vom Leydenſchen Parke her zwiſchen Gebüſch auf die Straße führte, tauchten zwei Geſtalten auf, die ſich ſchnellen Ganges den Reitern näherten, Altenhauſen und Sanden. Zu ſpät!

Mit heftigem Zorn gegen ſich ſelbſt ſtarrte Arnold auf die Nahenden, während Margarete, wie aus einem Traume emporfahrend, ihre Hand ſchnell aus der ſeinen löſte; ein Zug der Enttäuſchung malte ſich auf ihrem Antlitze. Dann ſtand auch ſchon Altenhauſen vor ihnen. Ob ihnen der Regen nicht übel mitgeſpielt? Warum ſie ſo lange ausgeblieben? Seine Frau ſei bereits ganz beſorgt geworden... Schon legte ſich die Abenddämmerung auf Wieſe und Wald, als ſie nun vereint den Weg fortſetzten. Arnold war abgeſtiegen und führte ſein Pferd am Zügel hinter ſich her; ihm zur Seite ſchritt Altenhauſen und erzählte von den Ergebniſſen der nachmittäglichen Whiſtpartie und wie Sanden ſo unglaublich ſchlecht geſpielt habe. Arnold hörte es kaum, ſo ſehr beſchäftigten ihn die ſorgenden Gedanken. Ja, zu ſpät! Aber war das nicht ein Glück? Durfte er, der Brudermörder, die Hand ausſtrecken nach der Reinen? Und doch — der Trieb war unüberwindlich. Er konnte noch einen ganz kurzen Augenblick erhaſchen, um ſich ungeſtört der Geliebten zu nahen. Eiligſt trat er auf ſie zu und flüſterte mit fliegendem Atem: „Sie ſind mir noch eine Antwort ſchuldig, und auch ich habe nicht zu Ende geſprochen. Auch jetzt vermag ich es nicht. Doch morgen, du Teure, ehe die Gäſte kommen, bin ich bei dir und dann…“ Da wurden ſtörende Schritte laut, und Arnold hatte noch gerade Zeit gefunden, eine möglichſt ungezwungene Miene anzunehmen.

Am nächſten Tage ſollte der Geburtstag des Fräuleins feſtlich begangen werden, und ein großer Teil der Nachbarſchaft wurde erwartet.

Arnold verabſchiedete ſich und trabte langſam auf dem Wege nach Werden dahin. Noch ſtand ihm ein tüchtiger Ritt bevor, und Schamyl war heute ungewöhnlich angeſtrengt worden. Doch das Pferd bewährte auch jetzt die Vorzüge ſeiner Raſſe, deren Unermüdlichkeit ſelbſt weit größeren Strapazen trotzt. Bald ſetzte es ſich aus eignem Antriebe in ſchnellere Gangart. Arnold richtete ſich im Sattel empor und ſchaute rückwärts. Leyden war längſt in die Dämmerung hinabgetaucht. „Ob ſie wohl an mich denkt, die Süße?“ dachte er. Seine Gedanken ſpannen ſich weiter. „Ich will dich auf Händen tragen, Margarete, ich will dir jeden Wunſch erfüllen. Niemand ſoll ſo geliebt ſein wie du. In deiner Nähe, in deiner Liebe will ich mich beſſern, mich läutern, an deiner Seite durch ein nützliches, thätiges Leben die Sühne für mein Verbrechen ſuchen und finden. Und tritt ein ſtörender Schatten in unſere Mitte und will nicht weichen — deine Güte, dein erbarmendes Verzeihen wird ihn wegtilgen, wie das Sonnenlicht den grauen Märzſchnee ſchmilzt. Du wirſt mich erlöſen und erretten, mein Licht, meine Sonne!“


Der Mann im Geſpräch mit der Frau. Nach einer Radierung von Adriaan von Oſtade. 1610—1685.

Da ging ein Rauſchen und Raunen durch die Bäume am Wege. Es durchfröſtelte ihn, er ſchaute auf. Bleich und farblos lag die Gegend um ihn her; eine düſtere Wolkenwand ſtand am Himmel, dort, wo ſie ſich lichtete, ſchwebte, einer mattgelben Kugel gleich, die Leuchte des Vollmondes herauf. Weißer Nebeldunſt glitt von der Wieſe her auf die Straße, und im Winde begann es zu flüſtern wie mit leiſen drohenden Stimmen. Unwillkürlich gab Arnold dem Pferde die Sporen und ritt in ſchnellerem Trabe weiter. Wieder zogen ſeine Gedanken zu Margarete. Aber wie ſie ihr teures Bild zu umfangen ſtrebten, da legte es ſich wie ein Flor um die lieblichen Züge, ſo daß ſie verſchwammen und nur undeutlich zu erkennen waren.

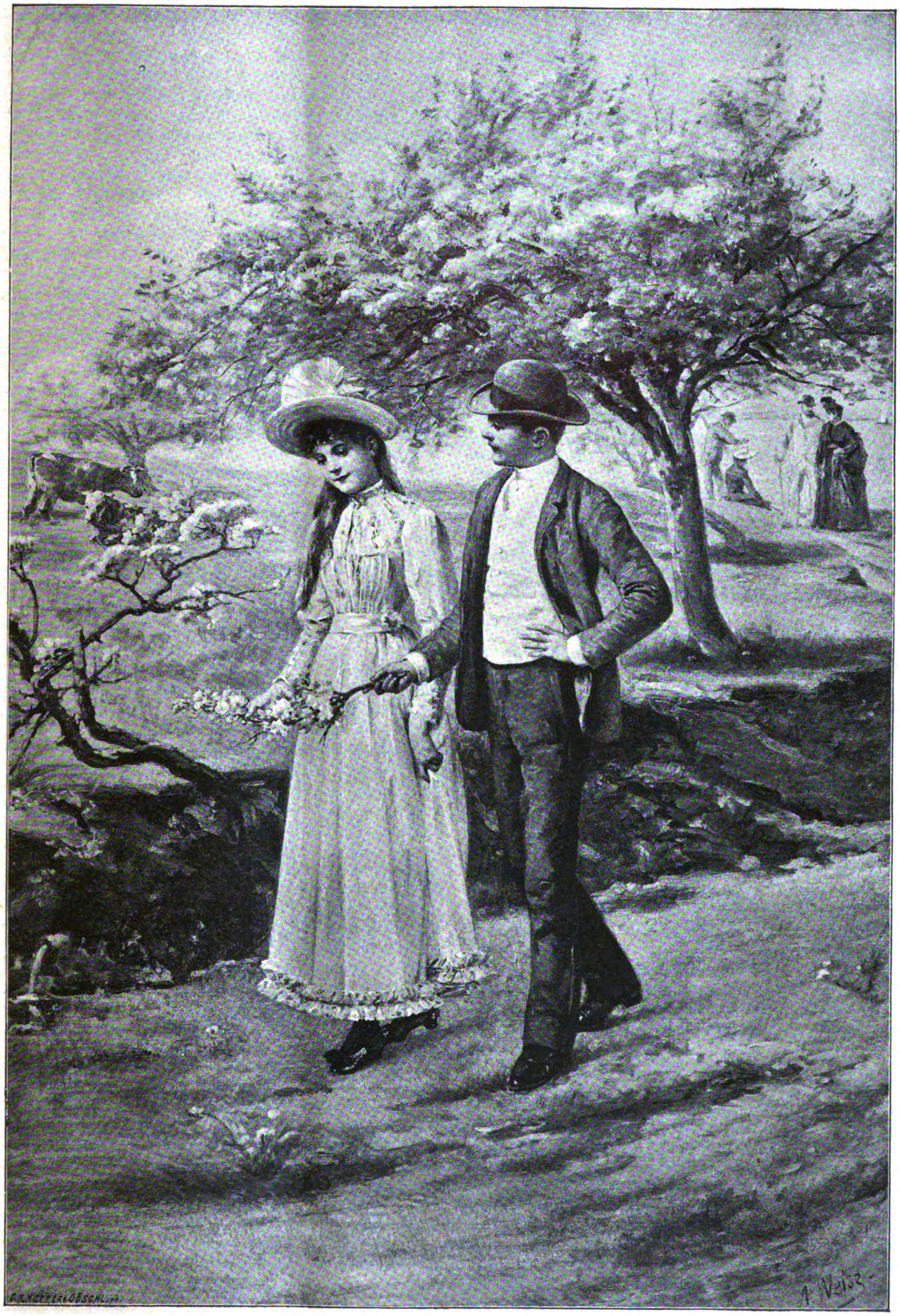
„Hältſt du ſo dein Gelöbnis?“ ſprach es plötzlich neben ihm. „Du haſt kein Recht auf Glück! Reue und Buße, das ſoll deine Zukunft ſein. Du kennſt mich wohl; ich bin die Schuld. Du trachteſt, mich zu vergeſſen, ich aber vergeſſe dich nicht. Zweimal ſchon haſt du es heute erfahren, als ich das Frevelwort deines Mundes erſtickte. Hüte dich!“

Arnold ſah auf den Weg, ein Schattenbild ſchien neben ihm herzugleiten. „Fort von mir,“ rief er erbleichend, „ich will von dir nichts wiſſen. Du haſt mich genug gequält die langen Jahre hindurch. Du biſt tot und begraben, und was von dir noch leben mag, wird die Macht der Liebe bannen. Unſinnig war ich, als ich die Wonnen des Lebens verſchwor um deinetwillen. Heute, da mein Herz eine edle und reine Neigung erfüllt, erhebe ich doppelten Anſpruch auf das Glück. Komm heran, ich trotze dir; dir iſt die Gewalt genommen über mich!“ Drohend erhob er den Arm.

Der Schatten neben ihm war verſchwunden, und er hörte nichts weiter, als das Klappern der Hufe Schamyls und das Klopfen ſeines eignen Herzens. Wie aber neues Rauſchen durch die Birken ging, da klang es ihm wie ein höhniſches Gelächter ans Ohr; ein eiſiger Schauer fiel ihm aufs Herz, und aufs neue brauchte er die Sporen.

Da ſchreckte er empor. Tannenzweige ſchlugen ihm an Bruſt und Schultern, Finſternis umgab ihn von allen Seiten. Erſt jetzt bemerkte er, daß er auf ſchmalem Wege unter alten Bäumen dahinritt. Hoch über ſich, durch eine Lücke in den Wipfeln, ſah er ein einſames Sternbild am blaſſen Himmel ſchweben, neben ſich her geheimnisvoll ſilberne Schatten längs den Stämmen der Kiefern gleiten. Wo war er? Kein Zweifel, ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte er die Richtung verfehlt und ſich verirrt. Durch ſo dichten Wald führte die Straße nach Werden nicht. Es fiel ihm ein, daß er etwa vor einer Viertelſtunde das Gebäude von Kreyſingen an der Chauſſee im Mondſchein hatte ſchimmern ſehen. Dann erinnerte er ſich, daß es noch einen kürzeren Weg durch den Forſt gab, auf dem man von Kreyſingen aus nach Werden gelangen konnte. Er hatte ihn nie benutzt, das Betreten Kreyſingenſchen Gebietes war ihm verleidet. Wohl aber mochte Schamyl ihn kennen von der Zeit, wo der Kutſcher ihn, um die Geſchmeidigkeit ſeiner Glieder zu bewahren, an Stelle des fernen Herrn geritten, und, die Unachtſamkeit ſeines Gebieters benutzend, hatte das Tier heute jenen Pfad eingeſchlagen. Auf dem einſamen nächtigen Ritt durchs Unbekannte wollte ein ſeltſames Unbehagen über Arnold Macht gewinnen; ſchon dachte er an Umkehr, da wurde es heller vor ihm, der Wald lichtete ſich…

Eine weite graue Fläche. Der Wolfsmoor. Still und tot lag er da in dem weißen Mondlicht. Es ſpiegelte ſich in ſeinen braunen Bächen, es tropfte in flüſſigen Wellen um Schilf und Heidekraut, jede Welle, jede Falte des Bodens in ſein mattes Silber verwebend, jeden Umriß, jede Linie ſonderbar verkürzend und verzeichnend, Hell und Dunkel unvermittelt nebeneinander ſtellend. Und jetzt ſchien der Wolfsmoor zu erwachen, ſeine Glieder zu recken, ſich aufzurichten. Im Wurzelgeflecht regte es ſich und kroch polypengleich mit



Frühlingserwachen. Nach dem Gemälde von A. Weisz.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

langen taſtenden Armen über den Grund; Nebel quoll und quirlte in weißen Fäden aus den Niederungen, löſte ſich, verwehte und ſchwamm wieder zuſammen in langen, wallenden phantaſtiſchen Gebilden; aus dem Schatten des Krüppelholzes wuchſen drohende Geſtalten: kauernde Kobolde, abenteuerliche Tierfiguren, zum Kampf anſpringende Gigantenkörper. Die Stimmen der Nacht wurden laut. Stöhnend fuhr der Wind durch Strauch und Geröhricht; die Maulwurfsgrille begann ihr ſeltſames helldröhnendes Zirpen, mit leiſem Klagelaute ſtrich die Nachtſchwalbe durch die Luft, und ganz in der Weite ertönte ein Gurren und Plätſchern: Wildenten, die ſich zur Ruhe ins Schilf geflüchtet und nun ſchlaftrunken emporſchraken. Arnold ſtutzte. Er hatte den Wolfsmoor bisher ängſtlich gemieden, und nun hatte ihn ein tückiſcher Zufall zu dieſer Stunde gerade an den verhaßten Ort geführt. Schon wollte er ſein Pferd wenden, als er ſich plötzlich in den Bügeln aufrichtete und in eine beſtimmte Richtung hinausblickte. Dann ließ er ſich ſo jäh in den Sattel zurückfallen, daß Schamyl ſcheute und wild zur Seite ſprang. Die Züge des Reiters verzerrten ſich. Was war das da vor ihm? Wann hatte er es zuletzt geſehen? Das Birkengehölz dort, die Krüppelfichten und am Rande des Moors die einſame Eiche, die ihren verdorrten Gipfel zum Himmel emporſtreckte, als habe ein Fluch ſie gezeichnet. Es lief ihm kalt über den Rücken, er wollte fliehen, das Pferd zur Umkehr lenken, doch ſeine Hand war ſtarr und leblos. Und nun war es ihm, als ob vom tiefen Moore her die Nebel in dichten Schwaden heranwogten, ſich auf das Gezweig der Eiche herabließen, an ihrem Stamme niederglitten und am Grunde unbeweglich haften blieben. Doch nein! Nun regte es ſich wieder da unten, es nahm Formen, Glieder, Züge an, es ſchwebte gleich einem Schemen empor, die bleichen Schattenarme ausgebreitet, gerade auf den einſamen Reiter zu.

„Herbert?!“ ſchrie da Arnold auf in fürchterlicher Verzweiflung. „Biſt du es? Willſt du mir nimmer Ruhe laſſen? Wohl weiß ich, warum du kommſt: ich ſoll ihr entſagen, die du einſt geliebt! Es ſei, ich willfahre dir! Ich entſage, hörſt du? Ich entſage, bei deinem blutigen Schatten ſchwöre ich's!“

Einen Augenblick noch beugte er ſich wie lauſchend vor, dann ſtieß er eine laute wahnſinnige Lache aus und, mit ſcharfem Zügel das ſchaudernde Pferd herumreißend, jagte er in den Wald zurück, daß bei dem wütenden Ritte die Zweige der Tannen rauſchend hinter ihm zuſammenſchlugen.

In der Frühe des nächſten Morgens war ein Bote nach Leyden unterwegs. Er brachte die Meldung, daß Arnold plötzlichen Unwohlſeins halber dem Feſte nicht beiwohnen könne, zugleich mit einem für Margarete beſtimmten Brief, der von dritten Perſonen füglich als unauffälliges Glückwunſchſchreiben gedeutet werden konnte. Es enthielt nur die in Haſt hingeworfenen Zeilen:

„Teure Margarete!

Verzeihen Sie mir, geben Sie mich auf, ſuchen Sie mich zu vergeſſen. Ich bin Ihrer nicht wert, ich darf Sie nicht wiederſehen. Leben Sie wohl — für immer!

Arnold.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf ein Wirken im Intereſſe ſeiner Bauern hatte Margarete Arnold verwieſen, und daran klammerte ſich jetzt ſeine Seele. Und ſiehe da, als er nun ans Werk ſchritt, da fand er Margaretens Wort beſtätigt: es war ein großes Gebiet der Arbeit, das ſich ihm in Werden öffnete. Obgleich der alte ſelige Baron ein verhältnismäßig mildes und gerechtes Regiment geführt und ſeine Bauern ſchon früh von vielfachen Laſten befreit hatte, unter denen ſie anderwärts ſeufzten, ſo machten ſich die Spuren der harten Frohnzeit noch überall bemerkbar. Hier galt es, manchen Druck zu lindern, manche Wunde zu heilen, vielen Mängeln und Übelſtänden abzuhelfen. Doch wo jemand voll Energie, dazu unterſtützt von materiellen Hilfsmitteln, an eine Sache geht, da wird ihm über kurz oder lang der Erfolg nicht fehlen. Das bewährte ſich auch hier. Was Arnold bisher faſt unbeachtet gelaſſen oder nur als Laune betrieben, im Eifer des Schaffens wurde es ihm zum Herzensbedürfnis. Es befriedigte ihn, wenn er die Verhältniſſe ſeiner Bauern ſich allmählich ſeinem Wunſche gemäß geſtalten ſah, wenn er auf das ſtattliche Schul- und Gerichtshaus blickte, welches er ihnen geſchenkt und mit dem nötigen Lande ausgeſteuert hatte, wenn er beobachtete, wie die Verwaltung im Armen- und Krankenweſen ſich, dank ſeiner Fürſorge, gedeihlich entwickelte und unter der Wirkung der von ihm ausgearbeiteten Pachtverträge ſeine Wirte in ökonomiſcher Hinſicht emporkamen. Nicht wenig trug zum Gelingen bei, daß er ſich nicht bloß auf ſeine Beamten verließ, ſondern perſönlich eingriff, anordnete und handelte; ſo wurde er in die Lage verſetzt, alles ſelbſt kennen und beurteilen zu lernen, und dem wahrhaft Bedürftigen gegenüber hielt er mit Rat und Beiſtand nicht zurück. Bald traten ihm die Segnungen ſeines Thuns leibhaftig vor Augen; ſein Beſitz begann emporzublühen, für Liebe erntete er Liebe, mit zärtlichem Stolze ſprachen ſeine Leute den Namen ihres Herrn aus, und weit im Lande galt es für einen beſonderen Vorzug des Schickſals, „ein Werdenſcher“ zu ſein. Dann freute ſich Arnold wohl, und es war ihm, als ob Margarete in ſeiner Nähe weilte und ihn liebreich und verſöhnlich aus ihren tiefen Augen anblickte. Dann glaubte er, ihre Stimme zu vernehmen: Fahre ſo fort, du biſt auf dem rechten Wege!

Eines Tages meldeten ſich einige Wirte bei dem Schloßherrn. Was die Leute begehrten, ſtellte etwas gänzlich Neues, im Lande bis dahin Unerhörtes dar, zu einer Zeit, wo noch kein Kleingrundbeſitz exiſtierte und die wohlhabenden Bauern ausſchließlich dem Pächterſtande angehörten: ſie ſuchten darum nach, ihr bisheriges Pachtland käuflich erwerben zu dürfen. Die einen, welche das Schickſal beſonders begünſtigt, hatten die nötige Summe erſpart, die anderen gedachten ſie von auswärts zu beſchaffen. Arnold hörte die Leute ruhig an, die Fremdartigkeit des Anliegens überraſchte ihn. Er faßte noch keinen feſten Entſchluß, ſondern entließ die Männer mit dem Beſcheide, ſich die Angelegenheit erſt überlegen zu wollen. Längere Verhandlungen zwiſchen dem Schloßherrn und ſeinem Verwalter, zu denen auch ich hinzugezogen wurde, knüpften ſich an jenes Begebnis. Aber aus allem fühlte man bald heraus, daß der Baron der Bitte ſeiner Bauern keineswegs abgeneigt erſchien und dieſelbe gegen meine und des Verwalters abratende Meinung verfocht. Ja, er ging ſogar noch weiter und arbeitete ein Projekt aus, laut welchem in beſtimmter Zeit alle Werdenſchen Bauernhöfe unter Bedingungen, die von einem ſtrebſamen Landwirte keineswegs ſchwer zu erfüllen waren, in das Eigentum der gegenwärtigen Pächter übergehen ſollten. Warum ſollte er, Arnold, der Beſitzer eines der größten Güter Livlands, nicht zuerſt bahnbrechend für eine Idee wirken, die ſich früher oder ſpäter doch erfüllen mußte? Würde ſein Beiſpiel nicht auch die widerſtrebenden Nachbarn belehren, daß ſie ihm folgten und ihren Bauern den Weg wieſen, auf dem ſie aus Unmündigen zu Mündigen werden und zum Wohlſtande gelangen ſollten? Die Gerechtigkeit verlangte das und, was er plante, war nur ein Werk der Menſchenliebe. —

Dieſe Dinge konnten auf die Dauer nicht lange verborgen bleiben, bald bemächtigte ſich ihrer das Gerücht und trug ſie, mannigfach entſtellt und übertrieben, weit in das Land hinaus.

Arnold erſtaunte, als eines Morgens der Leydenſche auf den Hof gefahren kam. Es waren zwei Jahre ſeit ihrer letzten Begegnung vergangen, ſie kannten ſich kaum mehr. Hatte doch Arnold ſeit jenem Tage jedem Verkehr entſagt. Was mochte nur das plötzliche Kommen des Onkels bedeuten?

„Entſchuldige die Störung,“ begann Altenhauſen nach ſehr förmlicher Begrüßung im Tone eines Fremden. „Mich führt eine Sache von äußerſter Wichtigkeit her. Haſt du Zeit, mich anzuhören?“

Arnold bejahte, er ſah ſehr bleich und erwartungsvoll aus.

„Man redet auf den Gütern der Umgegend allen Ernſtes davon,“ fuhr der Leydenſche fort, „daß du nächſtens deine Bauernhöfe zum Verkaufe bringen willſt. Aufrichtig geſagt, ich wollte daran nicht glauben und habe erſt kürzlich alle Mühe gehabt, Sanden und die übrigen zu beruhigen.“

„Und wenn dem doch ſo wäre?“ unterbrach Arnold ernſt.

Auch den Rothenhoffſchen hatte er ſeit jenem Abend nicht geſehen; ſie waren ſich gegenſeitig ganz aus den Augen gekommen. Doch eine Kunde, die jenen betraf, hatte vor mehreren Monaten Arnolds Blut in Wallung verſetzt, die nämlich, daß Sanden bei Margarete angeſprochen und eine ablehnende Antwort erhalten hatte. Die Niederlage des Nebenbuhlers hatte ihn mit einer Art ſchmerzlicher Genugthuung erfüllt, aber gleich darauf war es ihm ſchwer aufs Herz gefallen. War er es nicht vielleicht, der Margarete zu jener Abweiſung veranlaßt? Er hatte ſich zwiſchen ſie und Sanden gedrängt und das Band des guten Einvernehmens zwiſchen den beiden zerriſſen. Er hatte ſie ſo vielleicht um jenes Glück betrogen, das ſie ſonſt an der Seite des zwar unbedeutenden, aber in ſeiner Art doch tüchtigen und gutmütigen Rothenhoffſchen doch noch gefunden hätte. Alles das fuhr ihm jetzt durch den Sinn.

(Fortſetzung folgt.)

In den höchſten Regionen des Luftmeeres.

(Abdruck verboten.)

Der Menſch iſt infolge ſeiner Körperbeſchaffenheit zum Aufenthalt am Boden des Luftozeans beſtimmt. Zwar vermag er durch Bergbeſteigung oder mit Hilfe des Ballons ſich zu Regionen emporzuſchwingen, in welchen die Luft feiner und reiner iſt, als in der Tiefe, allein in der Richtung nach dem blauen Äther hin iſt dem körperlichen Vordringen doch eine baldige Grenze geſetzt. Kein lebendiges Weſen iſt jemals bis zu einer Höhe von 1½ deutſchen Meilen in das Luftmeer vorgedrungen, ja ſelbſt alle Witterungserſcheinungen ſpielen ſich unterhalb dieſer Höhe ab. Nichtsdeſtoweniger reicht die Atmoſphäre noch weit darüber hinaus, allein die Luft iſt dort oben ſo verdünnt, daß nicht nur kein Menſch darin zu atmen und kein Feuer darin zu brennen vermöchte, ſondern auch die Temperatur iſt daſelbſt zweifellos eine ſo grauſenvoll niedrige, daß die tiefſten ſibiriſchen Kältegrade ſich dagegen ſehr mild ausnehmen. Für die Wiſſenſchaft war der Luftozean in zehn Meilen Höhe über dem Erdboden bisher ſo gut wie ein leerer Raum, in welchem ſich unſern Blicken und Inſtrumenten nichts bemerkbar machte. Gegenwärtig beginnen ſich aber auch dieſe entlegenen Regionen der Forſchung zu entſchleiern, und bereits hat man Aufſchlüſſe über die dortigen Zuſtände erhalten, welche das größte Intereſſe beanſpruchen dürfen. Seit dem Jahre 1885 nämlich, und zwar nach dem ungeheuren vulkaniſchen Ausbruch in der Sundaſtraße, zeigen ſich zur Sommerszeit eigentümliche Wolken am Himmel, die nachts noch von den Strahlen der Sonne erleuchtet werden, wenn alle übrigen Wolken und ſelbſt die Gipfel der höchſten Berge längſt vom Erdſchatten eingehüllt ſind. Es iſt aber klar, daß ein Gegenſtand um ſo länger von den Strahlen der untergegangenen Sonne beſchienen wird, je höher er ſich über der Erdoberfläche befindet, und aus der Sichtbarkeitsdauer jener Wolken ſchloß man bald, daß letztere mehrere Meilen hoch ſchweben müßten, alſo in Regionen der Luft, in denen man früher niemals ſolche Wolken erblickt hatte. Der Aſtronom O. Jeſſe machte beſonders auf die Wichtigkeit der Beobachtung jener leuchtenden Nachtwolken aufmerkſam, und ſeinen Bemühungen verdankt die Wiſſenſchaft die wichtigen Reſultate, die hier mitgeteilt werden ſollen. Zunächſt fand ſich ſchon 1887 durch Meſſungen, daß dieſe Wolken mindeſtens 75 Kilometer hoch ſchweben müſſen. Im vergangenen Sommer wurden dieſe Meſſungen an drei Orten in der Nähe von Berlin wiederholt, wobei ſich für die betreffenden Wolken eine Höhe von 83 Kilometer herausſtellte. In dieſer Höhe iſt aber die Luft ſo verdünnt, daß wir ſie mit unſern Inſtrumenten nicht mehr wahrnehmen könnten, und ein Sonnenſtäubchen oder ein feines Haar würde daſelbſt mit der gleichen Geſchwindigkeit zu Boden fallen, wie eine Bleikugel. Die Partikelchen, aus welchen die leuchtenden Wolken beſtehen, haben ſich alſo ſeit 1885 in jenen ſo gut wie luftleeren Höhen ſchwebend erhalten, ohne herabzuſinken. Daraus kann man ſchließen, daß ſich daſelbſt irgend eine Kraft thätig erweiſen muß, welche der Schwere und dem dadurch verurſachten Fallen der Wolkenteilchen entgegen wirkt. Die leuchtenden Wolken ſchweben aber nicht ruhig in jenen lichten Regionen, ſondern bewegen ſich durch dieſelben mit großer Geſchwindigkeit und ſehr ſchnellen Geſtaltänderungen. Die Meſſungen haben nämlich das völlig unerwartete Reſultat ergeben, daß jene Wolken dort oben mit einer Schnelligkeit dahin jagen, welche diejenige unſerer wütendſten Orkane drei-, vier-, ja ſiebenmal übertrifft. Der ſchnellſte Kurierzug erreicht kaum jemals eine Geſchwindigkeit von 30 Meter in der Sekunde, der ſtärkſte Orkan höchſtens 45 Meter, jene Wolken aber raſen durch die faſt luftleeren Räume über uns mit 100, 200, ja 300 Meter Geſchwindigkeit in der Sekunde. Natürlich werden die Wolken von den Strömungen der höchſt verdünnten Luft getrieben, in welcher ſie ſchweben, und wir ſind deshalb gezwungen, anzunehmen, daß in zehn Meilen Höhe über uns die Luft mit der halben Schnelligkeit einer Kanonenkugel dahin eilt, während wir hier unten nichts davon verſpüren. Dieſes höchſt merkwürdige und befremdende Ergebnis findet ſeine volle Beſtätigung in den Wahrnehmungen, welche man bei einigen Feuerkugeln und Sternſchnuppen gemacht hat. Dieſe explodieren bisweilen in Höhen von fünf oder zehn Meilen in der Atmoſphäre, und es entſtehen dann hoch oben Rauchbildungen, ähnlich wie ſolche vor dem Rohre einer abgeſchoſſenen Kanone beobachtet werden. Die Rauchwolken der explodierenden Feuerkugeln bewegen ſich nach den Beobachtungen, die ſchon vor Jahren auf der Berliner Sternwarte und an einigen Punkten der Umgegend angeſtellt wurden, ebenfalls mit Geſchwindigkeiten von 150 und mehr Meter in der Sekunde, und zwar nur unter dem Einfluſſe von Luftſtrömungen. Es iſt daher gar nicht daran zu zweifeln, daß in Höhe von zehn Meilen über uns ununterbrochen Luftſtrömungen ſtattfinden, gegen welche die Geſchwindigkeit unſerer verheerendſten Orkane nur wie ein mäßiger Luftzug erſcheint. Und dabei hat die Luft, welche in jenen hohen Regionen dahin raſt, eine Temperatur von 100 oder 150 Grad unter dem Gefrierpunkte! Die dichten, dunſt- und dampferfüllten Schichten der Atmoſphäre, welche unmittelbar auf der Erdoberfläche lagern und ſich bis zu ſieben oder acht Kilometer Höhe ausdehnen, ſchützen als elaſtiſche und wärmende Hülle uns Menſchen und alles organiſche Leben vor der Gewalt jener rieſigen Stürme hoch über uns. Wären dieſe dichten Schichten der Atmoſphäre nicht vorhanden, d. h. beſäße unſere Erde nur eine Atmoſphäre, die ſo fein und wenig dicht wäre, wie dieſelbe heute in einigen Meilen Höhe iſt, ſo würde ſelbſt die Sonnenſtrahlung nicht im ſtande ſein, die völlige Vereiſung unſers Planeten zu verhindern. Alle Wärme müßte nämlich ſogleich in den Weltraum ausſtrahlen und die Erdoberfläche ſo weit erkalten, daß nicht nur alles Waſſer zur Eis erſtarrte, ſondern ſogar die feine Lufthülle ſelbſt in Form einer gefrorenen Schicht den Boden bedecken würde.

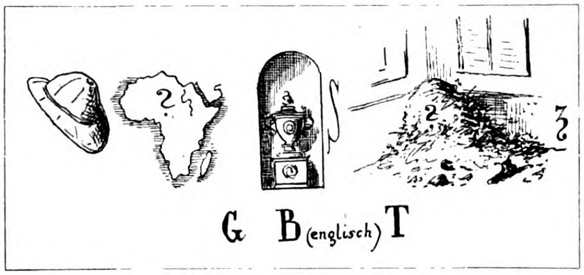
Dr. K.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Franks „Kloſtergärtchen“ iſt ein beſchauliches Stückchen Erde, ſtill und weltabgeſchloſſen, und es mag ſich gut darin auf- und niederwandeln, in Gedanken oder in ein Buch vertieft, wenn der Frühling die Bäume und Blüten zu neuem Leben erweckt hat und im Buſchwerk die Vögel jubeln. Wenn aber aus dem Holunderbuſch ſich einer der gefiederten Sänger erhebt und in ungefeſſeltem Freiheitsdrange über die Mauer entſchwebt, dann mag dem, der dieſe beſchauliche Einſamkeit für ſein ganzes Leben gewählt hat, das Herz doch ſchwer werden und er ſich hinausſehnen in die weite, freie Welt. — „Gute Kameraden“ ſind ſie ſeit lange, William, wie er ſich engliſch nennen läßt, der Menageriewärter, Cäſar, der große Neufundländer, Bob, der kluge Elefant, und General Bumbum, der dreſſierte Affe, und wenn William ihnen, die ihm unter ſeinen Pfleglingen die liebſten ſind, ihr Futter verabreicht hat und ſie ſich alle in jener behaglichen Stimmung befinden, die ſich nach der Befriedigung des Magens einſtellt, dann gruppieren ſie ſich, wie C. W. Allers ſie gezeichnet hat, und fühlen ſich einig im Gefühl vollkommener Wunſchloſigkeit. Nur General Bumbum ſcheint auch die Stunde der Verdauung zu benützen, um über irgend eine Dummheit oder Bosheit nachzudenken, mit der er einen von ſeinen Freunden William, Bob und Cäſar oder alle drei gleichzeitig aus ihrer Ruhe aufſchrecken könnte. — Adriaan von Oſtade, zu Haarlem 1610 geboren, war ein Schüler von Franz Hals. Er malte Darſtellungen aus dem Leben der Landleute, die bei allem Mangel an Anmut und Vertiefung durch ihre Technik, ihr Kolorit, ſowie ihres derben Humors und ihrer Naturwahrheit wegen ſich heute noch die Wertſchätzung der Kenner erhalten haben. Aus dem von uns wiedergegebenen Blatt, in dem der Maler ſich auch als Meiſter der Radiernadel zu erkennen gibt, ſieht man ſofort, daß Oſtade nicht zu denjenigen Künſtlern gehörte, welche es als Aufgabe der Kunſt betrachten, zu idealiſieren oder nur das Schöne zu malen. Die beiden alten Leute, die ein zufälliges Zuſammentreffen zu einem Geſpräch ausnützen, erſcheinen grotesk und beweiſen auf das ſchlagendſte, daß der Realismus keine Erfindung der Neuzeit iſt. Unſerm Geſchmack nach ſind Oſtades Bilder mehr von kulturhiſtoriſchem Intereſſe als von künſtleriſchem Wert, ſo hoch auch die moderne Kunſtrichtung dieſe Art der Malerei ſchätzen mag. — Nicht jede Frühlingsblüte zeitigt eine Frucht; die weitaus meiſten vielmehr verweht der Wind und ſie haben zu weiter nichts gedient, als den Baum zu ſchmücken. Nicht jede Gymnaſiaſtenliebe führt zu einer Heirat; die meiſten Backfiſchchen ſind längſt Frau und Mutter geworden, wenn der ſie anbetende Gymnaſiaſt alle Staatsexamina endlich hinter ſich hat und daran denken kann, ſich ein eignes Heim zu gründen. Aber eine ſchöne Erinnerung bleibt eine ſolche Gymnaſiaſtenliebe, wie A. Weisz ſie in ſeinem Bilde „Frühlingserwachen“ gemalt hat, dennoch für das ganze

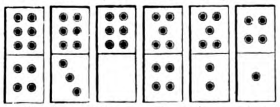
Bilderrätſel.



Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 41 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf ſeinen Steinen 22 und D auf ſeinen 28 Augen.

A hat:



A ſetzt Sechs-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird.

Er ſetzt zuletzt Zwei-Fünf an Zwei. B muß bei der dritten, C bei der erſten und dritten, und D bei der fünften Runde paſſen. B behält zwei Steine mit zuſammen fünf Augen und C drei Steine mit zuſammen zwölf Augen übrig. Die Summe der Augen auf den 17 Steinen der Partie beträgt 105.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten B und D übrig?

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Das Datum einer großen Schlacht läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben finden. — Die Jahreszahl iſt gleich der 96fachen Summe der Datumszahl und der Monatszahl, und die um 1 vermehrte Summe der Jahreszahl und der Datumszahl iſt gleich der 149fachen Monatszahl. — Welche Schlacht iſt gemeint?

2. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Palermo aus Arm und Pole.

Auf dieſelbe Weiſe bilde man aus:

1. Matt, Gabe einen franzöſiſchen Staatsmann,
2. Huſar, Trieſt einen deutſchen Dichter unſers Jahrhunderts,
3. Uli, Name eine Stadt in Mittel-Deutſchland,
4. Rade, Pol ein Raubtier,
5. Thule, Sand eine Stadt in Schleſien,
6. Kap, Lein einen Vogel,
7. Tinte, Para einen Feldherrn des Altertums,
8. Bern, Sorge eine Stadt in Weſtpreußen,
9. Bonn, Reiz eine Farbe,
10. Ute, Roſa einen Fluß in Griechenland,
11. Tunnel, Gier eine Stadt in Württemberg.

Sind die richtigen elf Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines hervorragenden deutſchen Dichters unſers Jahrhunderts.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

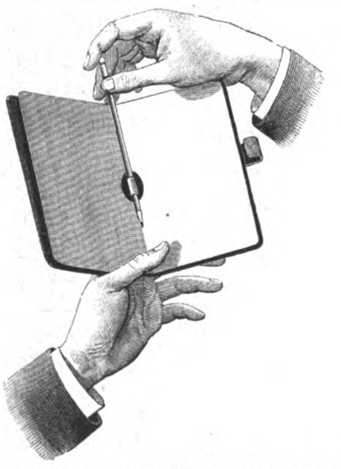
Leben, ſo ſehr die Beteiligten nach Jahren auch über ihre „Kinderei" die Köpfe zu ſchütteln pflegen.

Naturgas.

Man hat in Amerika, wie mit vielen anderen Dingen, ſo auch mit dem dem Boden entſtrömenden Naturgas Raubbau getrieben. Man hat es in Menge nutzlos ausſtrömen und verbrennen laſſen, als ſeien die Vorräte unerſchöpflich. Es iſt der kurzſichtige Egoismus, der den anderen Menſchen und den anderen Tag nicht kennt. Jetzt fängt der Druck, unter dem das Gas ausſtrömt, bereits an, nachzulaſſen. Damit nimmt die Menge des Gaſes ab und der Preis zu, und zwar derart, daß die Gewerbtreibenden, welche die viel bequemere Gasfeuerung eingeführt hatten, daran denken müſſen, zu der beiſeite geſetzten Kohle zurückzukehren. Dies iſt namentlich in Pittsburg der Fall, wo das Naturgas die weiteſte Verbreitung gefunden hatte. A.

Ein praktiſches Notizbuch.

Ein praktiſches Notizbuch iſt eine ſchöne Sache — die meiſten dieſer nützlichen Sächelchen aber ſind zwar ſchön, indeſſen hapert's mit dem Praktiſchſein. Ich habe ſeit einem Monat indeſſen ein Büchelchen im Gebrauch (von Zeiß, Berlin, Leipziger Straße, bezogen), welches wirklich allen Anforderungen entſpricht. Daß es hübſch und dauerhaft iſt, brauche ich nicht zu erwähnen; der Witz des Dinges aber liegt darin, daß der Bleiſtift zweckmäßig — in der Mitte des Buches — angebracht iſt, wo er nicht abbrechen und nicht verloren gehen kann. Und mehr als das: wem iſt nicht ſchon einmal die ärgerliche Geſchichte paſſiert, daß er nach einer ſoeben erſt aufgeſchriebenen Notiz krampfhaft in dem ganzen Taſchenbuch herumblätterte und ſuchte, ohne ſie zu finden. Dem iſt endgültig abgeholfen. Sobald man notiert hat, kommt der Bleiſtift ſtets zwiſchen die bezüglichen Seiten zu liegen und das Büchelchen öffnet ſich daher ſtets an der richtigen Stelle. Wie dies geſchieht, iſt überraſchend einfach und geht am beſten aus der obenſtehenden Abbildung hervor. H. H.



Die Kinder-Gartenlaube

(Verlag von Karl Mayers Kunſtanſtalt in Nürnberg), deren zehnter Band uns eben vollendet zur Beſprechung vorgelegt wird, iſt die einzige von den vielen deutſchen Jugendzeitſchriften, welche ſich eines wirklichen Erfolges und zwar eines ganz bedeutenden Erfolges rühmen darf. Die Jugend hat ſich im Sturm für das kleine Blatt mit dem volkstümlichen Zuſchnitt, dem mannigfaltigen Inhalt und den das Kinderauge augenblicklich feſſelnden, leuchtend bunten und anſchaulichen Farbendruckbildern entſchieden. Daß dieſe Vorliebe unſerer Kinder keine unwürdige iſt, beweiſt uns die Durchſicht des vorliegenden Bandes, der an Märchen, Erzählungen, Gedichten ungemein viel Hübſches, zum Teil ſogar ganz Vorzügliches bietet. Der Grundzug jedes einzelnen Beitrages iſt: Verſtändlichkeit, Schlichtheit, Volkstümlichkeit. Da iſt nichts Gekünſteltes, Geſchraubtes, wie es manche andere Jugendzeitſchrift ihren kleinen Leſern aufzunötigen verſucht — ein natürlicher geſunder Zug geht erfriſchend durch das Ganze. So mag das hübſche Jugendblatt, deſſen einzelne Nummern ſich in der ſtattlichen rotgoldenen Einbanddecke zu einem ſehr ſchmucken Bande vereinigen, ſich weiter und weiter verbreiten und auch unter unſerm Leſerkreiſe Eroberungen machen. Wir wünſchen ihm Glück dazu. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 80 Pfennige.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 27.

Bilderrätſel. Ein geiſtiger Urheber.

1. Ergänzungsaufgabe.

Die Glocken läuten das Oſtern ein
Zu allen Enden und Landen.
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz iſt wieder erſtanden.

Das ſchaffende Licht, es flammt und kreiſt
Und ſprengt die feſſelnde Hülle,
Und über den Waſſern ſchwebt der Geiſt
Unendlicher Liebesfülle.

2. Kugelpyramide.

a
Jo
Prio
Trio
Niort
Orient
Rotwein
Portwein.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — „Der neue Herr" von Ernſt von Wildenbruch. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. — Deutſche Eibenbäume. Von J. Trojan. Mit einer Illuſtration. — D. Luthardts Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Von Otto Preuß. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherr von Mengden. Fortſ. — In den höchſten Regionen des Luftmeeres. Von Dr. K. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Im Kloſtergärtchen von Philipp Frank, Gute Kameradſchaft von C. W. Allers, Der Mann im Geſpräch mit der Frau von Adriaan von Oſtade, und Frühlingserwachen von A. Weisz. — Naturgas. — Ein praktiſches Notizbuch. — Die Kinder-Gartenlaube.

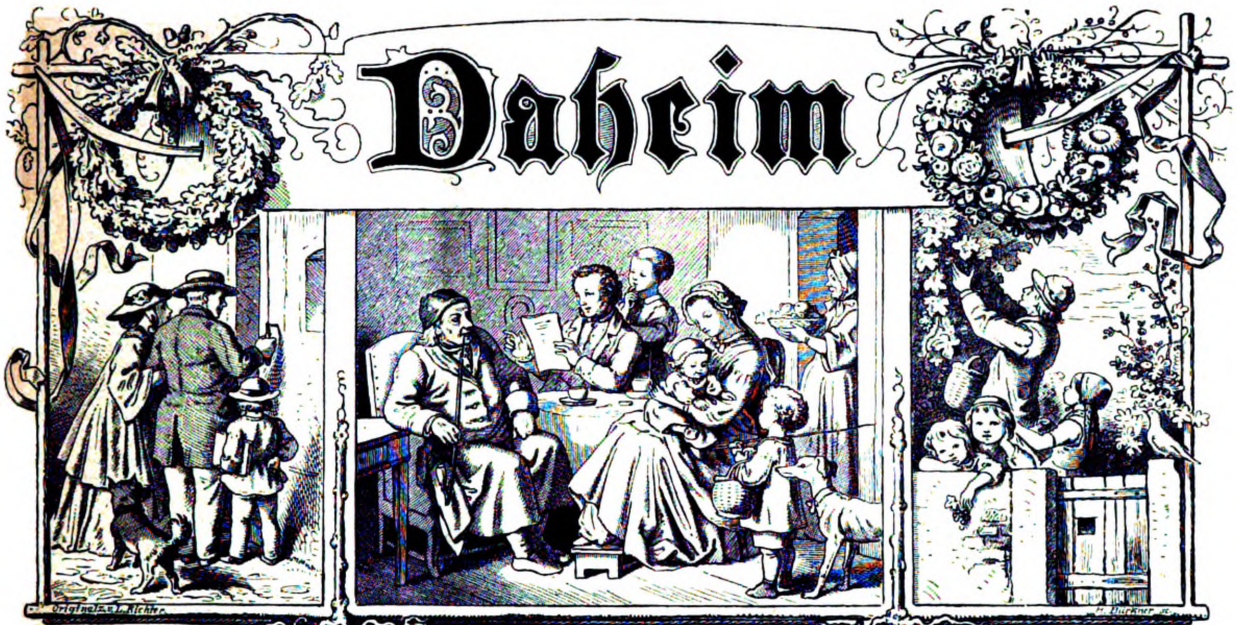
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. April 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 29.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Wendhofen! Wendhofen! Sie ſoll eine Tochter haben, und Ihre Augen funkeln verräteriſch! Ernſt meinen Sie's ja doch nicht; ich laſſe Sie nun doch lieber zu Haus!“ drohte die Gräfin ſcherzend.

„Ohne Sorge! Mein Vetter iſt ſtark angeſchoſſen!“

„Ah? Und da treten Sie zurück und ſparen Ihre herzbrecheriſchen Talente für einen Gegenſtand, den Ihr Vetter Ihnen nicht ſtreitig macht! Das iſt recht!“ ſagte ſie lobend.

Die Fahrt nach Lindorf wurde in der That ernſtlich geplant, der Tag dazu feſtgeſetzt, aber es kam unerwartet etwas dazwiſchen, man verſchob ſie und mußte ſie wieder verſchieben.

Berthold hatte die erſte Woche hindurch gedacht: „Es iſt gut ſo!“ Nicos wegen, meinte er. Nico wollte er nicht in den Weg treten. Daß dabei in ihm eine Stimme raunte: „Sie zieht dich vor! Laſſe ihn nur ſein Heil verſuchen!“ machte er ſich weiter nicht klar. Er war verwöhnt durch Erfolg, auch ein wenig eitel — und — er konnte noch jetzt glücklich darüber lachen, daß Ina an Nicos Seite doch nach ihm zurückgeſehen, daß ſie mit ihm ſich mehr beſchäftigt hatte!

Inzwiſchen gab es unaufhörlich Kavalierpflichten zu erfüllen. Das Schloß war ganz voll von Gäſten, darunter die beiden Komteſſen Krohna, ſehr von ihm gewöhnt, berückſichtigt zu werden; dann die junge Hofdame Ihrer Majeſtät, Komteſſe Alderſtröm, eigenartig, kalt, hochmütig, und nur wenn ſie wollte, bezaubernd liebenswürdig, die jeden Morgen ſeine Begleitung zum Spazierritt beanſpruchte; die Töchter der Generalin Rauſcher wünſchten mit ihm zu ſingen; die Herren verlangten ſein Urteil im Pferdeſtall, und die Schloßfrau ſah ihren Adjutanten in ihm, — er mußte allen dieſen Anſprüchen gerecht zu werden ſuchen, das hielt er für ſeine Pflicht.

„Jeder hat ſolche der Geſelligkeit gegenüber!“ ſagte der Graf öfter, und daß er dieſen Grundſatz energiſch betonte, das war das Geheimnis ſeines Erfolges in bezug auf die nirgend ſonſt ſo einheitliche angenehme Unterhaltung der Gäſte.

Nach acht Tagen kam über Berthold aber die Unruhe. Er mahnte; die Gräfin ſagte zuſtimmend: „Ja, morgen oder übermorgen!“ Sie wollte auch ernſtlich, doch es kam wieder nicht dazu.

„Ich muß Nico meinen Beſuch machen!“ fiel es Berthold ein; vielleicht ergab dann ein glücklicher Zufall die Möglichkeit, Ina zu ſehen, wenigſtens von ihr zu hören. So beurlaubte er ſich eines Nachmittags und eilte nach Neuhauſen.

Nico war entzückt; er gab ſich heute viel heiterer und unbefangener.

„Er iſt mir dankbar, daß ich ihm nicht ins Gehege komme!“ ſagte Berthold ſich, und es war ſo.

Nico ſprach unaufhörlich von Lindorf und „Majors;“ daß er Ina dabei nie nannte, war bezeichnend genug.

Berthold ſah ſich in der Mietwohnung ſeines Vetters um, während dieſer Erfriſchungen beſorgte. „Ländlich — ſchändlich!“ dachte er.

Eine indigoblaue Tapete; weiß geſcheuerter Fußboden mit einem Fleckchen ſchäbigen Teppichs vor dem Sofa; und dies letztere mit einem Wachstuchüberzug, zum Liegen zu kurz und zum Sitzen zu glatt. Man rutſchte herunter, wie man es auch anſtellte.

„Iſt es nicht ganz nett bei mir?“ fragte dabei dieſer gute Nico und zeigte ſtolz auf die indigoblaue Wand, auf welcher ein halbes Schock Rehkronen und ein ganzes Schock Studentenbilder hingen.

„Sehr nett!“ erwiderte Berthold gefällig und dachte: „Der arme Kerl! Kein Geld und keinen Geſchmack!“ Es

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

überkam ihn ein gewiſſer heimlicher Hochmut; er fühlte ſich erhaben über Nico.

Dieſer hatte zum Landrat und zum Amtsrichter geſchickt. Beide Herren kamen ſofort höchſt vergnügt an.

„In bezug auf unſere ſeltenen Gäſte leben wir in Gütergemeinſchaft!“ ſagte der Landrat, und beide Herren benahmen ſich ſo herzlich und achtungsvoll gegen Nico, daß dieſer trotz ſeiner „netten“ Stube in Bertholds Wertſchätzung doch wieder ſtieg.

Der Frau Amtsrichterin ging es viel beſſer, der Scharlach verlief normal. Die Kinder waren in Lindorf ganz überglücklich, Tante Ina wurde von ihnen abgöttiſch geliebt.

Wie Nicos Augen ſtrahlten!

Der Landrat und der Amtsrichter wußten offenbar um ſeinen Herzenszuſtand; ſie benahmen ſich ſehr zart; außer einer gelegentlichen Erwähnung Inas, die immer mit höchſten Lobe geſchah, kam nichts vor.

Bertholds Stimmung wurde von Viertelſtunde zu Viertelſtunde unruhiger. Kein Gedanke wegzukommen und wenigſtens einmal in der Römerſchanze nach ihr zu ſehen, oder durch das Dorf zu reiten — ob ein Zufall ihm vielleicht wohlwollte!

Die Herren tranken und plauderten und erzählten Studentengeſchichten; er nahm ſich ſcharf zuſammen — gab eine Kaſernenhofblüte nach der anderen zum beſten — er wurde immer luſtiger und lebhafter, und zuletzt kam es über ihn, daß er ſich ſagte: Laß das Mädchen; es paßt für deine Verhältniſſe doch nicht! Und dabei ſtellte er ſich vor, daß Ina vielleicht mit Nico zwiſchen indigoblauen Wänden ganz glücklich ſein könne.

Eine äußerſt heitere Sitzung war es geworden. Als Berthold abends durch die dunkle Nacht heimritt, dachte er leichten Herzens: „Ich habe den kleinen Anfall glücklich überwunden.“

„Gott ſei Dank, Herr von Wendhofen iſt heute einmal wieder guter Laune!“ rief am anderen Tage Komteſſe Erica Alderſtröm Philiberte Krohna ihrer Gegnerin beim Krocket zu.

„Das hab' ich auch mit Vergnügen gemerkt!“ gab dieſe zurück, und die anderen jungen Damen ſtimmten im Chor ein.

Mila Plenitz kam der Wahrheit am nächſten, als die jungen Damen den heute ſo heiteren Offizier um die Gründe ſeiner Verſtimmung befragten.

„Es wird einmal wieder ein Anfall von Herzerweiterung geweſen ſein!“

„Herzerweiterung?“ fragten alle und ſelbſt Berthold erſtaunt.

„Nun, natürlich, je mehr Flammen darin brennen, um ſo mehr dehnt es ſich aus!“

„Wahrhaftig! Na, man merkt, daß du eben aus der Phyſikſtunde entlaſſen biſt,“ jubelten die Freundinnen und die jungen Herren drängten ſich höchſt intereſſiert um die kleine Gelehrte, die da ſo „rieſig geſcheute“ Erklärungen gab.

Es war ein hübſches Bild! Alle dieſe geſchmackvoll und vor allem „chic“ gekleideten jungen Damen, die eleganten jungen Männer, die vornehme Umgebung! Berthold dachte an den Kreuzhof und ſeine Bewohner und ſtellte Vergleiche an.

„Das Leiden muß er mitgebracht haben; hier hat er es ſich keinenfalls zugezogen, denn das müßten wir doch bemerkt haben!“ rief es von allen Seiten.

Der „ſchneidige Berthold“ konnte ſich der Neckereien, die auf ihn niederhagelten, kaum erwehren. Aber er that es in froheſter Laune, er fühlte ſich wirklich ordentlich leicht.

Und das dauerte noch zwei oder drei Tage: da beſchloß Gräfin Pauer ihre Fahrt nach Lindorf; die ganze übrige Geſellſchaft wollte einen Ausflug nach einem dem Grafen gehörenden See machen, wo ein großer Fiſchzug ſtattfinden ſollte.

„Mögen Sie mich begleiten, oder gingen Sie lieber mit fiſchen?“ fragte die Dame Berthold.

„Selbſtverſtändlich das erſtere, Gräfin, wenn Sie die Gnade haben wollen, mich mitzunehmen!“ entſchied er, obgleich er ganz ehrlich ſich geſtand, daß es beſſer wäre, er vermiede es, Ina wiederzuſehen. Er wäre auch gar nicht ungern mit den anderen gegangen, denn Mila Plenitz war ein höchſt amüſanter, ſchlagfertiger kleiner Backfiſch, mit dem ſich's herrlich lachen und Unſinn plaudern ließ.

So zog die ganze Geſellſchaft alſo zu Roß und zu Wagen ab und Berthold bedauerte es ganz ernſthaft, nicht mit zu können.

Zu wirklichem Verdruß aber geſtaltete ſich ſeine Stimmung, als kurz vor der zur Abfahrt beſtimmten Zeit die Gräfin ihn rufen ließ und ihm erklärte: „Es ſoll nicht ſein, Wendhofen! Denken Sie ſich, nun hat die Angela über und über rote Flecken, und ich habe ſofort zum Arzt geſchickt! Die Kinderfrau ſagt, es ſeien Hitzbläschen, aber fort kann ich doch nicht; thun Sie mir den Gefallen und reiten Sie hin, erzählen Sie der Baronin, wie dies alles gekommen und laden Sie Mutter und Tochter und den Major zu uns auf Sonntag ein. Wollen Sie?“

„Natürlich! Frau Gräfin haben nur zu befehlen!“

„Ich ſehe es Ihnen wohl an, lieber Wendhofen, Sie ärgern ſich.“

„Pardon, meine Gnädigſte, ich finde mich allerdings vom Schickſal ſchlecht behandelt; ſeit zwei Wochen freue ich mich, mit Ihnen die Tour —“

„Ach, Unſinn, Wendhofen! Mit mir alten Frau! Aber ich glaub's Ihnen ſchon, Sie hätten heute lieber die Mila begleitet! Wiſſen Sie, die paßte zu Ihnen! Und ſie bekommt dereinſt auch Kleinmeißen und Rochwalde zur Mitgift!“

„O, Gräfin! Erbarmen! Nur nicht ſo realiſtiſch!“

„Nun — meinetwegen! Sie können ſich's ja erlauben, höchſt idealiſch zu wählen, Sie Glücklicher! Ich will alſo nichts geſagt haben; Mila iſt auch ohne Mitgift ein reizendes Mädchen!“

Eine halbe Stunde ſpäter war Berthold zu Pferde und auf dem Wege nach Lindorf. Es herrſchte eine faſt unerträgliche Hitze. Der ſchattenloſe Weg machte ihn zuletzt ganz wütend; „wie gebraten“ kam er in Lindorf an und kehrte erſt in der Dorfſchenke ein, um ſich und ſeine ärgerliche Laune abzukühlen. Hinrich mußte mit dem Pferde draußen unter den Bäumen halten.

„Na, das Gute hat es, daß ich homöopathiſch gründlich geheilt werde, dieſe tropiſche Hitze kühlt das Herz völlig ab. Nun alſo getroſt vorwärts!“ ſagte ſich Berthold.

Er wollte eben das Zimmer wieder verlaſſen, da hörte er draußen des Majors Stimme.

„Da drinnen? Was will er denn da?“ Er fragte Hinrich nach ſeinem Herrn Leutnant.

„Hier iſt er! Wollte ſich nur aus dem Zuſtand eines geſottenen Krebſes in eine menſchliche Kouleur hineinkühlen!“ rief Wendhofen dem alten Herrn entgegen.

„Grüß Gott! Das hätten Sie eitler Menſch bei meinem Moſelblümchen auch thun können!“ Der alte Herr gab ihm die Hand und ſah ebenſo rot und erhitzt aus.

„Erlauben Sie mir wenigſtens noch eine Minute, Herr Major,“ bat Berthold, „ich begleite Sie ſofort mit großem Vergnügen.“

Der alte Herr nickte und ſetzte ſich an das offene Fenſter, die Kühle und Friſche hier im Zimmer lobend, und mit der Wirtin, die einem anderen Gaſte Bier brachte, wie mit einer guten Bekannten plaudernd.

Berthold hatte unterdes das beſtellte Glas Bier getrunken und bezahlt, dazwiſchen nach dem Befinden der Damen gefragt, ſein Haar gebürſtet und ging nun mit dem Major nach dem Kreuzhofe.

Der Gaſt am Ofen hatte ſeine Augen nicht von dem jungen ſchmucken Herrn gewendet, der ihn nicht beachtete. Als er dann mit der Wirtin allein war, fragte er ſo müßig hin, wer die Herren geweſen ſeien und ſie nannte ihm die Namen.

„Wendhofen? Von Wendhofen?“ ſagte der ältliche Mann, der das Ausſehen eines Kleinbürgers hatte und mit einem Krämer im Dorfe verwandt war. „Wo mag der her ſein?“ fragte er dann lebhaft.

„Das weiß ich nicht, Herr Gebhardt, er iſt hier auch fremd, ſein Burſche erzählte, ſie kämen von Schloß Treſſau, wiſſen Sie, da lebt der Graf Pauer.“

„So? Ich habe einmal bei einem Herrn von Wendhofen im Dienſt geſtanden, der hatte einen kleinen Jungen bei ſich, er ſagte, es ſei ſein Neffe.“ Und dabei lachte Herr Gebhardt mit einem ſehr verſtändnisinnigen Blick die Wirtin an.

„Hm!“ machte dieſe nur, des Mannes Lachen mißfiel ihr.

„Das könnte dieſer junge Herr wohl ſein!“ fuhr Herr Gebhardt fort. „Es war eine geheimnisvolle Geſchichte mit dem Jungen — er hatte ihn eigentlich gekauft — habe den Bengel oft auf dem Arm gehabt.“

„So!“ Damit hatte er die Wirtin wieder günſtig und vor allem neugierig geſtimmt; ihm war nicht entgangen, daß ſeine Vertraulichkeit ihr nicht paßte. Er wollte ſich aber unterhalten, hatte noch gar keine Luſt, wieder fortzugehen.

Sie ſetzte ſich mit ihrem Strickzeuge neben ihn. „Kaufen brauchen ſolche Herren ſich doch ſolche Kinder nicht; das geht auch nicht ſo, das iſt verboten; war wohl ſein eigner Junge?“ ſagte ſie.

Der Gaſt ſchüttelte den Kopf. „Nee, ſein eigner war’s nicht! Aber wiſſen möchte ich’s doch, ob dieſer Herr Offizier jener ſelbige iſt? Ich war damals ein rechter grüner Eſel, ſonſt hätte ich hinter der Geſchichte hergefragt. Verboten iſt’s freilich! Aber wenn man weiß, daß ſo ein reicher Herr etwas Verbotenes gethan hat, das iſt ſo gut, als hätte man in der Lotterie gewonnen.“

„Ah, die reichen Herren ſind auch klug genug, die thun ſo was nicht! Und wenn ſie’s thun, laſſen ſie ſich nicht von anderen Leuten ertappen,“ widerſprach die Frau.

„Ich war nur zu dumm dazumal! Nur zu dumm!“ grübelte Herr Gebhardt vor ſich hin, ſichtlich ſehr verſtimmt ſeinem Gedankengange folgend. „Wenn ich’s nur wüßte, ob’s derſelbige iſt?!“

„’s kann ja wohl ſein! In Neuhauſen auf dem Landratsamt iſt aber auch ein Herr von Wendhofen! Vielleicht ſind die beiden Brüder? Ich hab ſie neulich Sonntags zuſammen kommen ſehen, ſie wollten auch zum Herrn Major und da ſagte mir dieſer, der heute hier war, die Frau Beate wäre bei Mehlmeiers, da draußen dem Tagelöhner — und die Frau wollte ſterben. Ich lief noch nach dem Doktor!“

„Brüder? Nein! Einen Bruder hatte der nicht, dann kann er’s nicht ſein!“ ſagte in ihre Worte hinein enttäuſcht der Gaſt und trank wieder ein Schlückchen, damit das Bier lange vorhielt. Nach einem grübleriſchen Schweigen ſtieß er ärgerlich ſeinen Stock auf den Fußboden.

„Zum Tollwerden iſt’s, daß man immer viel zu ſpät klug wird! Ich hätte damals nur wiſſen ſollen, was ich jetzt weiß! Dann braucht’ ich mich nicht mehr in den Ecken herumdrücken, dann hätte mein Herr mir eine Stelle verſchaffen müſſen, eine gute Brotſtelle, das wollte ich ihm wohl gewieſen haben. Ein Eſel ohnegleichen bin ich geweſen, all mein Lebelang!“

„Na, dann thun Sie’s das nächſte Mal nicht wieder!“ ſagte die Frau halb ärgerlich, weil er ihr mißfiel, halb lachend, denn ſie durfte ja den Gaſt nicht unhöflich verſcheuchen.

„Ja, das hat einer gut ſagen! Hier auf dem Dorfe wächſt Ihnen alles zu, da iſt’s ’ne Kleinigkeit, ſich durchs Leben zu ſchlagen. Bei uns in Berlin iſt das ganz anders! Das können Sie glauben! Und nun gar, wenn man mal Pech gehabt hat!“

„Wie ſo? Haben Sie Unglück gehabt?“ fragte die Frau.

Der Gaſt ſah ſie mißtrauiſch und verdrießlich an und ſtand auf.

„Es wird wohl Zeit, daß ich gehe.“

„Wo kommen Sie denn her, Herr Major?“ fragte Berthold, während ſie im Schatten der alten Bäume nach dem Kreuzhofe gingen.

„Habe Ihren Vetter ein wenig begleitet! War heute bei mir zu Tiſch! Und da hab ich ihn mir mal, unter uns geſagt, ein wenig ernſthaft ins Gebet genommen! Na, ich ſeh’s Ihnen ſchon an, Sie wiſſen, wie der Haſe läuft! Solch ein Unſinn! Er nichts, ſie nichts! Und das Mädel iſt wie die Weiber alleſamt, weiß nicht, was es will, und dafür muß man wahrhaftig noch Gott danken! Der arme Kerl! Der Narr! Der Himmelſakramenter! Meinſt du, daß er ſich ergab? Amor iſt ein Kind und das Weib ſeine Puppe, hab ich ihm geſagt; wenn aber ein ordentlicher Mann ſich zur Puppe Amors hergibt, ſo verdient er, daß es ihn den Kopf koſtet. Du biſt durchs Auge gefangen, mein Lieber, hab ich ihm geſagt, ſetze die Brille der Vernunft auf und mache dich frei! Glaube meiner Erfahrung, hab ich ihm gepredigt, die Ehe iſt ein Prozeß, den eine Partei immer verliert! Sie iſt nichts als eine Don Quichoterie, wo es verdiente Prügel gibt; eine Thorheit zu zweien; die Heirat iſt eine ſehr ernſte Sache, habe ich ihm vorgehalten, über die man ein Leben gebraucht, nachzudenken, darum denke lieber erſt nach, ehe du daran gehſt!“

Der Major puſtete und trocknete ſich die Stirn.

„Und alle dieſe Gründe haben ihn nicht überzeugt?“ fragte Berthold intereſſiert, mehr aber noch amüſiert durch des alten Mannes zornigen Eifer.

„Überzeugt? Überzeuge mal einen Menſchen, der nicht widerſpricht, der gar nicht kämpft! Den Kopf ließ er hängen! Und du wirſt mir doch zutrauen, daß ich nicht that, als merkte ich ſeine Verliebtheit! Nur ſo ganz im allgemeinen ſprach ich ihm meine Anſicht über die Weiber und die Strafanſtalt der Ehe aus! Weißt du, er dauert mich jämmerlich und wenn die Kleine ihn wollte, ſo — na — ich hätte ihn väterlich gewarnt, aber ich hätte mir geſagt, ſie iſt immer noch eine von den beſten. Aber wozu bin ich ihr Vormund? Hungerpfoten ſaugen in der Ehe darf ſie mir nicht, und das wäre das Ende vom Lied. Komm herein, meine Damen werden wohl im Gartenſaal ſitzen!“

So war es. Die Baronin und Ina lehnten, matt von der drückenden Schwüle, in ihren Korbſeſſeln zu beiden Seiten der offenen Glasthür, Frau Liſe ſaß, wollene Socken für ihren Herrn ſtrickend, daneben. Bei Wendhofens Eintritt lachten ſie alle drei.

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerannt,“ ſagte Frau Liſe, und huſchte mit einem ihrer Eidechſenblicke lautlos hinaus, den Moſelblümchen aus dem Keller zu holen, den der Major beorderte.

„Ich hoffe, die Damen nannten meinen Namen mit Wohlwollen!“ trat Berthold ihnen, plötzlich ganz friſch und heiter ſich fühlend, entgegen.

„Glauben Sie das verdient zu haben?“ fragte Ina, und die Mama ſagte lächelnd: „Wir ſprachen von all den Freuden und Amüſements in Treſſau und erklärten uns Ihr Fernbleiben damit.“

„In der That, wir leben da in einem wahren Strudel von geſellſchaftlichen Amüſements und Anſtrengungen,“ erklärte er, und berichtete, daß ihn heute der Auftrag der Gräfin herführte. Er wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß es ihn plötzlich gelüſtete, Ina fühlen zu laſſen, er kam nicht ihretwegen. Er ſprach von Mila mit einem affektierten Enthuſiasmus und von der Partie der anderen, nicht ohne über den Weg nach Lindorf ärgerliche Bemerkungen zu machen. Dann erſchrak er; hatte er unzart ſeine Worte ſchärfer betont, als er gewollt? Sie war plötzlich flammendrot. — Aber ſie richtete ſich aus ihrer läſſigen Haltung, die wiederum ihre Anmut bekundete, auf und ſagte mitleidig: „Wie müſſen Sie von der Hitze gelitten haben!“

Ihre Augen indes ſpotteten dabei und hatten einen ſcharfen und ruhigen Blick, aus dem es ihn kalt anwehte. Ohne daß ſie einander das Geringſte gethan, fühlten ſie ſich gereizt gegeneinander und doch beunruhigt, daß ſie gereizt waren.

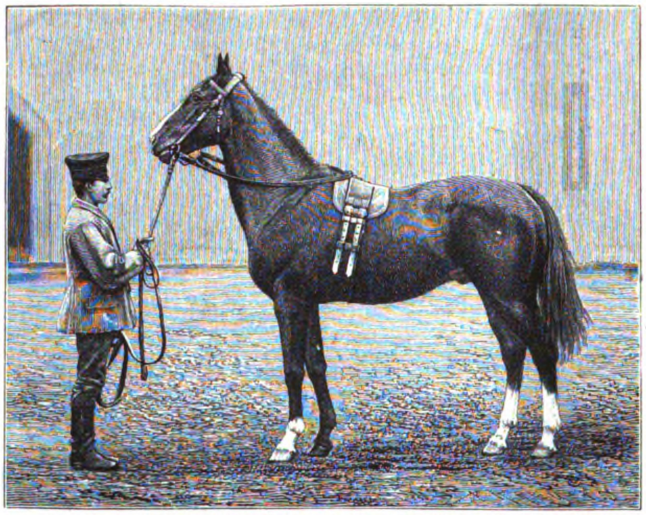
Der Wein wurde gebracht; er war kühl und mundete dem Durſtigen vortrefflich; die Herren rückten zu den Damen, ein Tiſchchen wurde zwiſchen die Gruppen geſchoben für Flaſchen und Gläſer.

Es war ganz natürlich, daß Berthold zunächſt von der

Gräfin und ihrem Wunſche, die Baronin wiederzuſehen, erzählte, was dieſe ſichtlich gern hörte. Dann berichtete er auch, daß ſie glaubte, das den Damen erblich zugefallene Haus zu kennen und den alten Herrn, der es ihnen vermacht hatte. — Mutter und Tochter horchten lebhaft und intereſſiert; ſie wußten noch nichts von dem allen, jetzt gab Bertholds Erzählung der zukünftigen Heimat Farbe; zum erſtenmal dachten ſie mit einer Neugier neben der Freude daran.

Der Major nahm die Einladung ſofort an, da die Damen zögerten, weil ſie ihm nicht vorgreifen mochten. „Iſt mir ſehr erwünſcht! Unſere Bauern ſehen mich noch einmal ſo reſpektvoll an, wenn ſie hören, daß ich beim Grafen in Treſſau verkehre, und es thut ihnen mehr gut, als mir ſelbſt, wenn meine Autorität im Dorfe ſich ſteigert; ſie wollen verkoppeln, ſonſt hören ſie immer, was ich ſage, jetzt werden ſie mir widerbelliſch; ſie denken wohl, ich ſitze da ſo hinter zu und niemand fragt groß nach mir, als ihr Landrat.“

„Sie werden hoffentlich für die weite Fahrt belohnt!“ ſagte Berthold zu Ina, da ſie wenig Freude bezeigte. Und da ſie gelaſſen antwortete, ſie hoffe es, erzählte er ihr von Mila Plenitz und ihren Kindereien, und ſie ſah, wie ihn noch die Erinnerung amüſierte.



St. Gatien, brauner Vollbluthengſt, für 240000 Mark angekauft vom Ober-Landſtallmeiſter Graf Lehndorf für das Hauptgeſtüt Graditz.

Obwohl ſie freundlich und lebhaft plauderte, ſo lag doch heute in ihren Augen etwas Fremdes, was ihm je länger je mehr zu denken gab, was ihm unbequem, ärgerlich, beunruhigend wurde und was er ſich mehr und mehr Mühe gab, zu verbannen. Eine förmliche Sehnſucht überkam ihn nach einem Blick, wie ſie ihn neulich immer gehabt hatte, wie er dieſen wundervollen Augen natürlich war. Kühl thuend blickte er heimlich hinein und ihm war, als läge in ihrer Tiefe eine Traurigkeit, die ſie verbarg. Warum trauerte ſie? — Um Nico! — Es ſchoß ihm heiß zu Kopfe! Das war es! Sie war betrübt um ihn; Nico hatte ſie gewonnen, und der Major verleugnete nur ihre Liebe, oder wußte nicht darum. Eine fieberhafte peinliche Aufregung ging ihm durch alle Adern.

Da krachte plötzlich ein furchtbarer Donnerſchlag über ihnen. Ein Gewitter! Alle ſprangen auf; ein heftiger Windſtoß ſchüttelte wie mit Rieſenfauſt die alten Bäume und bog die jungen faſt zur Erde. Wie das plötzlich gekommen war! Es wurde ſehr dunkel, ein ſtrömender Regen fiel, Blitz und Donner folgten ſich ohne Pauſe. Man ſchloß eilig Thüren und Fenſter. Da wurde draußen krachend die Hausthür aufgeriſſen und gegen die Wand geſchleudert und dann hörten ſie Liſes Stimme: „Bei dieſem Wetter! Nur ſchnell herein, herein! Sie ſind ja ganz naß, Frau Beate!“

Der Major eilte der Frau mit ähnlichen Worten entgegen; er war in die Stubenthür getreten.

„Woher?“ fragten alle und zogen ſie herein, nahmen ihr das naſſe Tuch und den Hut ab.

„Von Amtsrichters! Ich bin dort nicht mehr nötig und mußte nun zum alten Niemann!“ ſagte Frau Beate mit der ſanften, Bertholds Herz wieder wunderbar ſympathiſch berührenden Stimme.

„Der iſt heute Mittag geſtorben!“ rief der Major.

Frau Beate war überraſcht; der Major erzählte, den todkranken Alten habe der Schlag gerührt, ganz ſchmerzlos ſei er geſtorben.

„Dann habe ich ja jetzt nichts zu thun!“ murmelte ſie wie für ſich; es klang ganz beſtürzt.

„Um ſo beſſer! Sie müſſen auch einmal Ruhe haben!“ ſagten die Baronin und der Major zugleich und Ina zog ſie in einen Stuhl und ſchob ihr ein Bänkchen hin, der Major brachte ihr Wein.

Sie nahm alle Aufmerkſamkeiten ohne Ziererei ruhig und dankbar an. „Es ſteigen überall Gewitter auf!“ ſagte ſie, und die Herren fanden dies, als ſie hinausblickten, beſtätigt.

Das Blitzen und Donnern nahm kein Ende; bald regnete es in Strömen, bald fuhr ein neuer Sturm daher. Ein ungeheurer Streit der Elemente entſpann ſich, knatternd fuhr der Blitz in eine nicht ferne Pappel, daß ſie hell aufloderte.

„In dieſem Wetter können Sie nicht fort!“ rief Ina, als Berthold doch von Heimreiten ſprach.

Wie Schrecken klang es durch ihre Stimme; warm und wohlig ging ihm der erſte ſanftere Ton durchs Herz. Es war faſt nichts und doch freute er ſich und war ihr dankbar. Das gab nun auch ihm eine freiere Haltung wieder. Sie rückten alle zuſammen; in dem weiten Gemach war es ganz dämmerig, nur die Blitze erhellten es.

Ina fürchtete ſich nicht, ſondern plauderte jetzt wieder wie neulich allerlei Luſtiges durcheinander. „Mamas Schweſter iſt ſo furchtſam,“ erzählte ſie; „als ich vor zwei Jahren bei ihr war, hüllte ſie jedesmal bei einem Gewitter ſich ganz in ein großes Tuch, deſſen Zipfel ſie vor das Geſicht ſchlug, um die Blitze nicht zu ſehen. Dann kauerte ſie ſich in eine Sofaecke und ließ das Schreckliche über ſich ergehen. Eines Tages verzog ſich ein Gewitter indes ſchneller, als ſie erwartet hatte, und als ich zufällig ins Zimmer kam, da die Sonne ſchon wieder ſchien, ſaß ſie noch immer ſteif wie eine Mumie und ſagte mit Grabesſtimme aus ihrem Tuche heraus: ‚Ach, Kind, dies furchtbare Gewitter!‘“ Natürlich lachte man — Frau Beate ſaß ſtill und lächelte wohl auch — nahm aber an der Unterhaltung nur durch Zuhören teil.

„Dein Onkel, Berthy, war auch gewitterſcheu!“ ſagte der Major, „ich habe geſehen, daß er blaß wurde bei einem tüchtigen Gewitter.“

„Das liegt in den Nerven; man kann ſie jedoch meiſt bezwingen, wenn man will!“ ſagte leiſe Frau Beate, „ich bin auch furchtſam!“

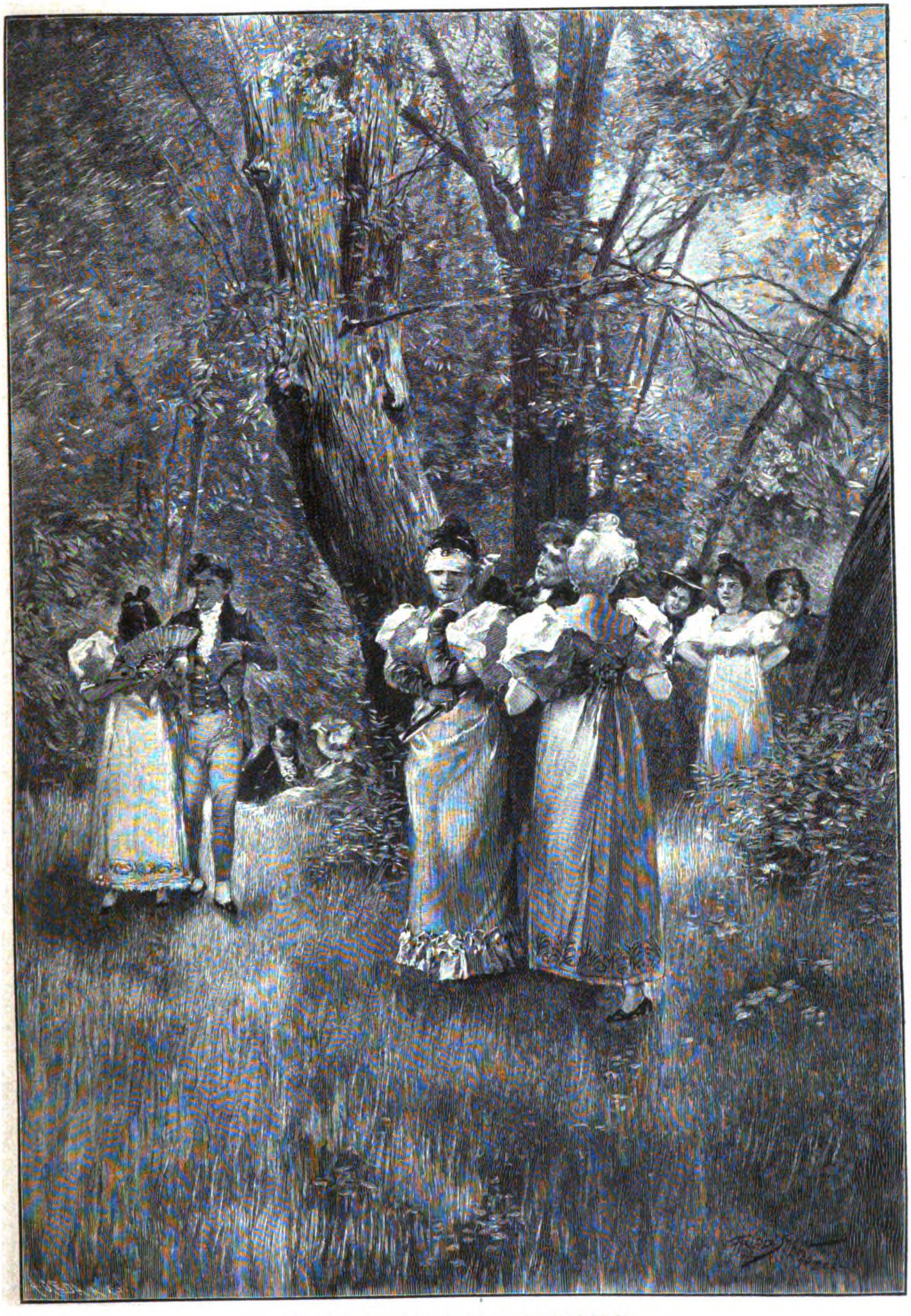
Darüber kamen ſie auf Bertholds Onkel zu ſprechen.

„Ich erinnere mich ſeiner nur von der geſtrengen Seite; das iſt undankbar, denn ich glaube, er hat mich ſehr lieb gehabt,“ meinte Wendhofen. (Fortſetzung folgt.)

Im Schlepptau.

Von Friedrich Meiſter. (Abdruck verboten.)

Als die Schiffsſchraube erfunden worden war, rühmte man derſelben nach, daß ſie dieſelbe Kraft entwickele, die von den Schaufelrädern zu erlangen war, daß ſie aber, im Gegen-



Im Grünen. Nach dem Gemälde von Friedrich Stahl.

teil zu dieſen, die Fahrzeuge nicht im mindeſten in ihrer Segelfähigkeit beeinträchtige.

Ein Raddampfer, mit den ungefügen Radkaſten auf jeder Seite, die den Wind wie Leeſegel auffangen, iſt als Segler kaum zu denken. Anders ein Schraubendampfer. Bei ihm fallen die Unbequemlichkeiten und Gefahren der Radkaſten fort, die Schönheit ſeiner Linien wird durch keinen häßlichen Auswuchs geſtört und wenn der Maſchine ein Unglück widerfährt, wenn die Welle bricht oder ein Keſſel platzt, dann hindert der Propeller das Schiff in keiner Weiſe daran, ſeine Fahrt mit Hilfe des Segelwerks fortzuſetzen.

So ſagte man ſich, und unter dieſer Vorausſetzung ging man daran, den Dampf als Aushilfe für den Wind einzuführen. Die Schraubenſchiffe entwickelten bald eine Durchſchnittsgeſchwindigkeit von acht Knoten; man wurde kühn und betrachtete fortan den Wind nur noch als Aushilfsmittel für den Dampf. Heute laufen unſere Schnelldampfer eine Fahrt von zwanzig Knoten und darüber; infolgedeſſen hat man den Wind völlig aus der Berechnung gelaſſen, ihn gleichſam über Bord geworfen, und man verläßt ſich ausſchließlich auf Niete und Kohlenbunker, auf Cylinder und Maſchinenſchmiere. Um dem Dampf die Alleinherrſchaft zu geben, hat man den alten Verbündeten der Seefahrer paralyſiert. Wir haben ſo lange die Maſten verkürzt, die Raaen verkleinert und die Takelung verringert, bis das Segelwerk eines Dampfers von zweitauſend Tonnen nunmehr kaum noch für eine Brigg von zweihundert Tonnen ausreichend wäre, und zwar aus dem Grunde, damit die Arbeit des Propellers möglichſt wenig Widerſtand in der Luft finden möge. Wenn nun aber der Propeller auf See verloren geht, oder wenn die Schraubenwelle bricht, dann rollt und wälzt ſich der Dampfer hilflos wie ein Wrack in der Briſe umher, die ihm nichts mehr helfen kann, und das ſtolze Paſſagierſchiff, welches ſoeben noch mit einer Fahrt von zwanzig Seemeilen in der Stunde daherbrauſte, wird jetzt mit Leichtigkeit von dem trägſten und butzköpfigſten Colljer (Kohlenſchiff) überholt, der jemals von Sunderland oder Shields nach Hamburg gekrochen iſt.

Niemand wird beſtreiten wollen, daß ein Bruch der Schraubenwelle nichts weniger als eine Seltenheit iſt, und daß die Fälle, wo der Propeller ſeine Flügel verliert oder aber gänzlich in Verluſt gerät, erſchreckend häufig wiederkehren. Wie oft ereignet es ſich, daß Dampfer mit der Notflagge auf hoher See angetroffen werden; dann fehlt's jedesmal an der Maſchine, entweder will ſich die Schraube nicht drehen, oder ſie iſt überhaupt nicht mehr vorhanden, und ſo liegt das Ungeheuer wie ein geſtrandeter Walfiſch in dem Getümmel der Wogen, und alle Leinwand, die es ſetzen kann, würde kaum zu zwei Marsſegeln und einem Oberbramſegel für ein halb ſo großes Fahrzeug hinreichen.

Man ſollte doch annehmen, daß, angeſichts der Unglücksfälle, denen die großen Dampfer fortwährend ausgeſetzt ſind, die betreffenden Kreiſe zu der Einſicht gelangen würden, daß es geratener iſt, zu den früheren Traditionen der Schraube zurückzukehren und dieſe ſtolze Erfindung aufs neue mit dem Winde in ein Joch zu ſpannen. Der Zweck, durch die verringerte Takelung der Briſe weniger Widerſtand zu bieten, kann auf andere Weiſe erreicht werden. Gibt man den Fahrzeugen die Takelung, die ihnen ihrer Größe nach zukommt, dann kann man dieſelbe nach Belieben dadurch verringern, daß man die Mars- und Bramſtengen, nach Kriegsſchiffsart, an Deck nimmt, wenn man ihrer nicht bedarf; man wird dann dem Winde noch weniger Widerſtand geben, als mit der modernen Scheintakelung. Und nun mag die Maſchine immerhin den Dienſt verſagen, denn der Dampfer, jetzt mit leichter Mühe in ein vollkommenes Segelſchiff verwandelt, wird als ſolches wohlbehalten ſeinen Beſtimmungsort erreichen, ohne die Dienſte anderer Schiffe zu brauchen, die von den Dampfergeſellſchaften ſtets ſehr teuer bezahlt werden müſſen.

Der Bremer Dampfer „Marcia“ hatte in Cardiff eine Ladung Kohlen eingenommen und befand ſich damit auf der Reiſe nach Havana. Nach einer Fahrt von einigen hundert Seemeilen wurde er von einem ſchweren Nordoſtſturm überfallen. Der Schiffer ließ das Fahrzeug beidrehen, und ſo lag es lange Stunden in der toſenden See, jetzt in weißem Giſcht begraben, daß nur noch der Schlot zu ſehen war, dann wieder auf einer mächtigen Woge, frei ſichtbar bis faſt zum Kiel, hoch emporgehoben, als wollte der alte Neptun den anderen Göttern droben eines jener winzigen Spielzeuge darbringen, die, voll von intereſſanten Pygmäen, ſo zahlreich auf ſeinem Gebiete hin- und herwimmeln. Von Zeit zu Zeit lähmte das tote Gewicht der Ladung die Beweglichkeit des eiſernen Bauwerkes und dann brach die See in erdrückenden, grünglaſigen Maſſen über das Deck her, das ſich nach jeder Sturzwelle immer leerer zeigte. Erſt wurde ein Boot fortgeriſſen, darauf ein zweites, dann das dritte; eine weitere See zertrümmerte das Skylight (Oberlichtfenſter) der Kajütte, ſchlug das Steuerrad auf dem Achterdeck in Stücke und nahm noch zwei Boote mit über Bord, die letzten. Bald darauf ging auch die Ladung über, ſo daß das Schiff eine ſchwere Schlagſeite erhielt, das Fockſtagſegel riß und wehte knatternd davon, die Luken leckten wie Siebe und die geſchwärzten Geſichter der Heizer ſchauten beſorgt aus dem Maſchinenraum herauf nach dem ſtürmiſchen Himmel. Da aber raumte plötzlich der Wind und das Wetter wurde erträglicher. Der Kapitän machte ſich die Gelegenheit zu nutze und hielt auf die engliſche Küſte ab, da das Fahrzeug in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung nicht mehr im ſtande war, die Reiſe nach Havana fortzuſetzen. Die Mannſchaft mußte in den Raum gehen, um die Ladung wieder zu trimmen, und während ſie bei dieſer Arbeit war, ſank der Abend hernieder.

Noch immer wehte eine ſteife Briſe und das Meer gewährte in der beginnenden Dunkelheit einen wüſten, ſtürmiſchen Anblick; die brechenden Wogen ließen ſchneeweiße Schaumfelder zurück, die ein gewiſſes Zwielicht verbreiteten; in das donnernde Brauſen der Flut tönte das wilde Klagen des Windes und durch die zerriſſenen ſchwarzen Wolken jagte der Mond, bald ſich verbergend und bald wie im Hohn herniederſchauend auf das mühſelig arbeitende Schiff.

Plötzlich ſah die Mannſchaft der „Marcia“ in ſüdöſtlicher Richtung und etwa fünf Seemeilen entfernt eine Rakete aufſteigen, welcher in kurzen Zwiſchenräumen noch zwei andere folgten; nach einer Weile entdeckte man in derſelben Gegend ein Licht, welches größer und größer wurde und endlich wie eine Feuerkugel auf der Kimmung zu liegen ſchien. Man richtete die Gläſer darauf, konnte aber nichts wahrnehmen als eine Flamme, die allem Anſchein nach an Bord eines Fahrzeuges brannte. Die Raketen und dieſes Feuer konnten nur Notſignale ſein, und obgleich die „Marcia,“ wie bereits geſchildert, ſelber von dem Sturme ſchwer mitgenommen worden war, ſo ſchwankte der Kapitän dennoch keinen Augenblick; er ließ auf das Licht abhalten, um zu ſehen, was es dort gäbe, und um im Notfalle nach Kräften Hilfe zu leiſten.

Beim Näherkommen wurden die dunklen Umriſſe eines mächtigen Ozeandampfers erkennbar; derſelbe lag wie eine ſchwarze Maſſe auf der See und ragte aus derſelben empor, wie das Vorland einer ſteilen Küſte. Bald konnte man die Maſten, vier an der Zahl, unterſcheiden, und jetzt gewahrte man auch, daß der Fremde trotz der ſtarken Briſe ſeine Marsſegel, ſowie einige Stag- und Gaffelſegel ſtehen hatte, die ihm jedoch lediglich ein wenig Steuerkraft zu erhalten ſchienen. Ein Seefahrer aus der guten, alten Zeit, dem unſere moderne Dampfertakelung unbekannt geblieben, wäre beim Anblick dieſes Schiffes auf die Vermutung gekommen, daß es im Sturm ſeine Maſten verloren und ſich nun die Takelung eines kleinen Wracks, das ihm der Zufall in den Weg geführt, entliehen habe, um damit, ſo gut es ging, nach Hauſe zu ſegeln. Es ſah aus, wie ein erwachſener Mann in dem Anzuge eines kleinen Jungen. Es ſchlingerte und ſtampfte hilflos auf einem Flecke in der hochgehenden See, die gegen ſeine mächtigen Seiten heranbrandete, während der rote Schein des Signalfeuers das blanke Meſſingwerk an Deck erblitzen ließ und die Nacht ringsum in doppelte Finſternis tauchte.

Die „Marcia" dampfte bis auf Rufweite heran und ihr Schiffer fragte nach dem Namen und dem Begehr des Fremden. Derſelbe war der „Lion Belge" von Antwerpen, auf der Reiſe von dort nach New York; er hatte 521 Paſſagiere und eine Mannſchaft von 97 Köpfen an Bord. Vor drei Tagen hatte er ſeinen Propeller verloren und ſogleich alle Segel beigeſetzt, um wieder nach Antwerpen zurückzulaufen; allein das gewaltige Schiff ließ ſich mit den Segeln nicht regieren, und ſo drohte es, wenn der Wind nicht herumging, in das Biscaiſche Meer hinauszutreiben.

Der Kapitän des „Lion Belge" ſchloß ſeinen Bericht mit der Frage, ob die „Marcia" ihn nicht ins Schlepptau nehmen wolle.

Das war nicht ſo ohne weiteres zu beantworten, denn auch die „Marcia" war in einem ſchlimmen Zuſtande. Sie hatte ihr Steuerrad verloren, war bis dicht unter die Luken mit Kohlen geladen und das Barometer verkündete noch immer mehr ſchlechtes Wetter. Anderſeits aber befand ſie ſich auf dem Wege, den auch der „Lion Belge" gern eingeſchlagen hätte; dazu war der letztere thatſächlich in ernſter Gefahr, die überdies durch die an Bord befindliche Menſchenmenge eine ſolche Bedeutung erhielt, daß kein echter deutſcher Seemann dieſelbe erkannt hätte, ohne auch zugleich zu beſchließen, hier alle Hilfe zu leiſten, die im Bereich der Möglichkeit läge.

Der Kapitän der „Marcia" rief dem „Lion Belge" zu, daß er den Verſuch machen werde, ihn zu ſchleppen; jedoch erſt nach Tagesanbruch.

Während der ganzen Nacht hielt ſich die „Marcia" in der Nähe des anderen. Es war zu finſter, als daß die Schiffe mehr als ihre gegenſeitigen Umriſſe hätten erkennen können. Den 521 Paſſagieren an Bord des „Lion Belge" mochte es Troſt und Hoffnung gewähren, die ſchattenhafte Geſtalt der „Marcia" ſo hilfbereit in ihrer Nachbarſchaft zu ſehen, die letztere aber hatte vor ſich das nicht ſehr erbauliche Schauſpiel eines ebenſo rieſigen, wie macht- und wehrloſen Fahrzeuges, welches, in ungebärdigem Trotz ſeiner Segel nicht achtend, ſich mit den Wogen hin- und herwarf und ſo ein ſprechendes Beiſpiel dafür lieferte, wie unweiſe es iſt, ſich im Kampfe mit ſo launenhaften und an gefährlichen Überraſchungen ſo reichen Elementen, wie Wind und Wogen dies ſind, einzig und allein auf den Dampf zu verlaſſen.

Die Hilfloſigkeit des „Lion Belge" wurde durch ſeine Größe noch eindrucksvoller. Ein kleines Fahrzeug unter unzulänglicher Takelung nach Lee abtreiben zu ſehen, wäre nichts ſonderlich Auffallendes geweſen. Gerade die Dimenſionen des gewaltigen Ozeandampfers machten die Armſeligkeit ſeines Maſt- und Segelwerks ſo in die Augen ſpringend. Sein Freibord war ebenſo hoch wie ſeine Takelung; das majeſtätiſche Unterſchiff war eine beißende Satire auf die Wiſſenſchaft, wenn man an die kunſtvollen Maſchinen dachte, die jetzt müßig im Raume ſtanden, und an den Aufwand von Geld, Geſchicklichkeit und Arbeit, der das Fahrzeug der See übergeben, die es nun mit einem Schlage ſo unbrauchbar gemacht hatte, daß es um nichts mehr beſſer war, als ein treibendes Floß.

Der Tag brach an. Über den Schanzkleidungen des Belgiers erſchienen die Köpfe der Auswanderer in dichten Reihen, ſo daß das große Schiff faſt ausſah wie eine ins Waſſer geratene Stadt. Es ließ ein Boot zu Waſſer, das den zweiten Offizier an Bord der „Marcia" brachte. Derſelbe überreichte dem Kapitän die ſchriftliche Bitte des Führers des „Lion Belge," ſein Fahrzeug nach Falmouth zu ſchleppen. Über den Unfall befragt, ſagte der Offizier aus, daß der Propeller auf ein verſunkenes Wrackſtück geſchlagen habe und dadurch verloren gegangen ſei. Sie hatten dann die Maſchine geſtoppt und die Segel geſetzt; das Wenden des Schiffes war auch noch gelungen, als ſie aber an den Wind braſſen und die Schooten anholen mußten, da trieb das Fahrzeug nur noch leewärts ab. Ein vorüberkommender Dampfer, dem ſie ſignaliſierten, nahm gar keine Notiz von ihnen. Die Paſſagiere befanden ſich in höchſter Aufregung, und deshalb wiederholte auch der Offizier die Bitte auf das dringendſte, den „Lion Belge" ohne weiteren Verzug ins Schlepptau zu nehmen. — Der Kapitän der „Marcia" erklärte ſich bereit; das Boot kehrte zurück und der Belgier warf eine Leine herüber, mit deren Hilfe die Bremer Seeleute die ſchwere Schlepptroſſe an Bord zogen. Die See ging hoch und da ſie direkt von Weſten kam, ſo ſtand ſie dem Kurs der Schiffe gerade entgegen. Die Fahrzeuge ſtampften, als wollte ſie ihre Maſten und Schlote über Bord ſchütteln. Das kleine vorauf, das große hinterher — wie ein Blinder, der von ſeinem Hündchen geleitet wird. Und doch konnte man ſich auch wieder kein ſchöneres Seebild denken, als dieſe beiden nur durch die Länge der Troſſe voneinander getrennten Schiffe, die ſo mühſam und mit äußerſter Anſtrengung über die lange, dunkelgrüne, entgegenrollende Dünung des Atlantiſchen Ozeans vorwärts ſtrebten. Es war, als ob die Inſel Jamaika die Inſel San Domingo im Schlepptau habe. Wenn das Heck der „Marcia" ſich aufwärts hob, dann ſchoß der Bug des „Lion Belge" in die Tiefe, und wenn der Wogenberg unter dem Stern des vorderen Dampfers in ziſchenden Schaumwirbeln verlief, in die ſein Achterteil bis faſt über die Regeling verſank, dann ſtieg der eiſerne Vorderſteven des Belgiers haushoch aus den Fluten empor und ſeine Ankerklüſen ſtierten auf die „Marcia" hernieder, wie die angſtvollen Augen eines Seeungeheuers, das ſich nicht zu helfen weiß, während der milchweiße Schaum zu beiden Seiten des Bugs fortkräuſelte bis weit hinaus nach hinten und der Ozean unter dem aufbäumenden Schiffe erdonnerte.

Oben aber lugten die Auswanderer über die Regeling und hinunter auf den vorderen Dampfer, wie man von dem Rande eines ſteilen Felshanges in die Tiefe ſchaut, bis nach wenigen Augenblicken der Steven wieder abwärts fuhr, langſam aber mit zermalmender Wucht; dann hoben ſich die Waſſer, wie eine ganze Welt von Schnee, bis an die Krahnbalken und bis an das Bugſpriet, das Achterteil ſtieg in die Lüfte, ſo daß die Leute an Bord der „Marcia" die ganze Länge des Decks überſchauen konnten, mit all den wimmelnden Menſchen und all dem blanken Meſſingwerk, das in dem kalten, windigen Schein der Morgenſonne allenthalben blinkte und glitzerte.

Es ſtellte ſich bald heraus, daß eine einzige Troſſe der ungeheuren Spannung nicht gewachſen war; die „Marcia" holte daher eine zweite an Bord. Das Wetter wurde immer rauher und die Bewegungen der Schiffe ſteigerten ſich zu einer ſolchen Gewaltſamkeit, daß man vom Kurſe abweichen mußte; aber auch dies half nur wenig; bei Anbruch der Nacht brachen beide Troſſen und der „Lion Belge" trieb leewärts mit dem Seegange davon, wie ein fliegender Ballon.

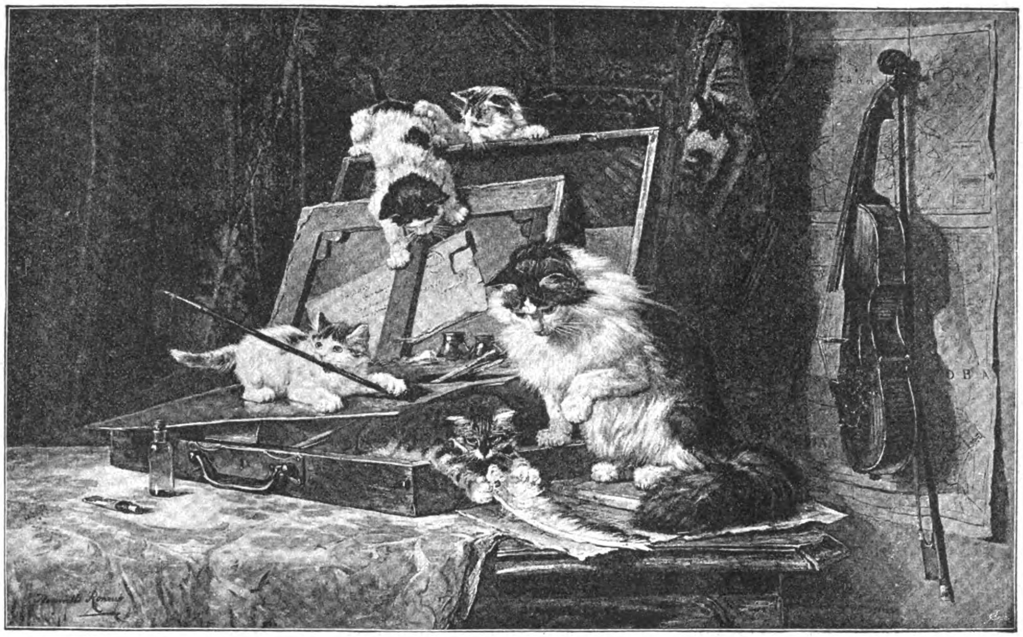
Es blieb nichts übrig, als wiederum den Morgen abzuwarten. Das ganze Biscayſche Meer lag im Lee des Ausreißers und ſo war zu hoffen, daß er den gefährlichen Küſten ſo lange fern bleiben würde, bis der neue Tag die „Marcia" in den Stand ſetze, ihn wieder ins Schlepptau zu nehmen.

Aus weiter Entfernung noch hörten die Bremer Seeleute das Jammergeſchrei der Auswanderer, die ſich durch das Brechen der Troſſen und das Hinaustreiben in das ſturmgepeitſchte, nächtliche Meer dem ſicheren Untergange anheimgefallen wähnten. Die Nacht verging den armen Leuten unter tauſend Schrecken, um ſo größer war daher ihre Freude, als ſie beim Morgengrauen die treue „Marcia" wieder dicht in ihrer Nähe erblickten.

Mit unendlicher Mühe wurde jetzt eine Troſſe aus Stahldraht an Bord des Bremer Dampfers geſchafft und die mühſelige Arbeit des Bugſierens begann von neuem.

Zum Glück für beide Fahrzeuge raumte nach Sonnenaufgang der Wind nach Südoſt herum. Den ganzen Tag lang zerrte und ſtampfte die „Marcia" mit ihrer ungefügen Laſt vorwärts, bis endlich um halb ſieben Uhr abends das hochwillkommene Leuchtfeuer von Biſhops Rock in Sicht kam.

Zwei Stunden ſpäter gingen beide Schiffe auf der Rhede von Falmouth zu Anker.



Katzenſtudien. Nach dem Gemälde von Henriette Ronner.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Es fällt natürlich niemandem ein, dich in deinen Entſchlüſſen behindern zu wollen,“ fuhr Altenhauſen fort, „und was mich betrifft, ſo bin ich nur gekommen, um dich auf die Gefahr, die in der Ausführung deiner Ideen liegt, aufmerkſam zu machen. Vielleicht beſitze ich ein beſſeres Recht darauf, als andere,“ ſetzte er zögernd, aber mit einem ſcharfen Blick auf ſein Gegenüber hinzu.

„Eine Gefahr?“ meinte Arnold, jenem Blicke ausweichend, und es war, als ob er ſich hüte, von dem geſchäftsmäßigen Charakter der behandelten Sache auf ein anderes, ihm peinliches Gebiet abzuſpringen, „ich ſehe keine! Mir aber ſchafft jene Idee Freude und Genugthuung, denn ich halte ſie für gut, und ich mag nicht von ihr laſſen!“

„Deine edle Abſicht in Ehren!“ verſetzte Altenhauſen, jetzt völlig ruhig und kalt, „aber du irrſt verhängnisvoll. Noch iſt die Zeit für die Verwirklichung ſolcher Pläne nicht gekommen, unſere Zuſtände ſind noch nicht darauf zugeſchnitten, mit kurzen Worten: dein Gedanke iſt noch nicht reif.“

Arnold ſchüttelte den Kopf. „Hier ſteht Meinung gegen Meinung,“ beharrte er.“

„Du mußt auf deinen Plan verzichten, weil du es dir, deinen Bauern und dem Lande ſchuldig biſt,“ ſprach Altenhauſen tief ernſt. „Du willſt ein Liebeswerk verrichten, — die Folgen aber werden deiner Abſicht widerſprechen.“ Er begann, ihm die Nachteile der Neuerung zu ſchildern und ihm vorzuführen, wie der Bauer erſt langſam dazu erzogen werden müſſe, ſein eigner Herr zu werden, wie die leichtgewonnene Selbſtändigkeit ihm ſonſt den Kopf benehmen und außerhalb des Werdenſchen Gebietes Neider und Unzufriedene ſchaffen müßte. „Überlege dir das wohl,“ ſchloß er, „gib die Sache nicht auf, — das verlange ich nicht, ſondern verſchiebe ſie auf eine gelegenere Zeit, die gewiß nicht ausbleiben wird.“

Arnold hörte dem ſchweigend zu. Als ſein Gaſt ihn mit kaltem Gruße verlaſſen hatte, ſprach er leiſe vor ſich hin: „Du urteilſt ſo, Onkel, aber Margarete wird anders urteilen, und Margarete hat recht.“

So alſo ſuchte man ſein Werk zu ſtören, mit dem er es ernſt gemeint und das er für gut erkannt hatte. Dem Liebesdrange in ſeinem Herzen trat die Selbſtſucht, dem warmen Gefühle der kalte Verſtand hemmend entgegen. Altenhauſen mochte ja recht haben, doch das war gleichgültig. Wußte jener, worum es ſich hierbei für Arnold handelte?... Doch nein, er wollte ſich nicht beirren laſſen, gerade jetzt nicht, wo man ihm Steine auf ſeinen Weg warf. Und doch waren die Worte des Leydenſchen nicht wirkungslos an ſein Ohr gedrungen. Er ſchwankte und zauderte.

In dieſe Begebniſſe fiel der Schatten einer neuen gewaltigen Zeit. Der politiſche Horizont verfinſterte ſich, dunkle Wolken zogen am Himmel der Völker herauf, ein Brauſen ging durch das Land. „Krieg, es gibt Krieg!“ erſcholl es überall. Schon war der Feind im Süden des Reiches gelandet. Auf den Straßen erdröhnte der Marſchſchritt der Heere, im waffenſtarrenden Gewimmel ergoſſen ſie ſich, Fußvolk, Reiter und Geſchütze, in die bedrohten Provinzen. Auf dem Meere wehten die Flaggen feindlicher Schlachtſchiffe; an den Küſten warf die Hand der Verteidiger Schanzen auf und errichtete Batterieen. Man hörte von Gefechten und großen Kämpfen, von Siegen und Niederlagen, von Heldenkraft und Todesmut. Dann ergingen neue Aufgebote; Urlauber ſtrömten zu den Fahnen; Freiwillige traten in die Reihen der Streiter. Eine geordnete Krankenpflege wurde geſchaffen, Ordensſchweſtern und barmherzige Brüder wurden ausgerüſtet; reichliche Spenden floſſen den verwundeten Kriegern zu. Alles war Leben, Bewegung, Opferwilligkeit. Der gepanzerte Fuß des Krieges ſchritt zermalmend über das kleine Leid des Menſchen, und vor dem Schickſale des Ganzen trat das Los des einzelnen in den Schatten zurück. Auch an das ſtille Werden brandeten die Sturmwellen dieſer bewegten Zeit. Unaufhörlich flutendes Kriegsvolk auf dem Wege zur Küſte; Schloß, Vorwerke und Bauernhöfe waren von Einquartierung beſetzt; ein Kommen und Gehen, Grüßen und Abſchiednehmen, ein Wogen, Drängen und Wechſeln von Bildern und Geſtalten.

Arnold ſtand inmitten der Bewegung. Ich ſah ihn viel ſchreiben, Briefe abſenden und empfangen; einige Mal fuhr er ſogar wieder in die Kreisſtadt. —

Es war kurz vor Weihnachten, und flimmernder Schnee bedeckte Flur und Wald, als ich mich in einer Amtsſache bei dem Baron melden ließ. Eben war der alte einäugige Bote mit der fälligen Poſt eingetroffen. Es mußten wichtige Briefſchaften darunter ſein, denn bei meinem Eintritte war Arnold ſo ſehr in das Leſen derſelben vertieft, daß er mein Kommen überhörte. Ich bemerkte, daß er ein Schreiben, welches nach Form und Siegelung ein amtliches ſchien, mit großem Intereſſe überflog und dasſelbe noch einmal langſamer zu leſen begann, daß ſeine Augen dabei aufglänzten, ſeine Bruſt ſich ſchwer und doch freudig hob und ſenkte und ſeine Lippen leiſe murmelten. — Dann gewahrte er mich und ſtreckte mir freundlich die Hand entgegen. — „Johannes," ſagte er lebhaft, „wiſſen Sie, was dieſer Brief hier mir bringt?" Es war geraume Zeit her, daß er mich nicht bei meinem Vornamen genannt hatte. Dieſer Beweis ſeiner Zuneigung hätte mich ſonſt geehrt und erfreut, heute aber erfüllte er mich mit ahnungsvollem Bangen. — „Meine Berufung auf den Kriegsſchauplatz!" fuhr Arnold, ohne meine Antwort abzuwarten, fort. „Morgen bereits breche ich zur Meldung in die Hauptſtadt auf, und nach wenig Tagen geht es von dort in den Süden." — Ich ſtarrte ihn ungläubig, faſt erſchreckt an. „Gedenken Sie wieder in das Heer einzutreten, Herr Baron?" forſchte ich.

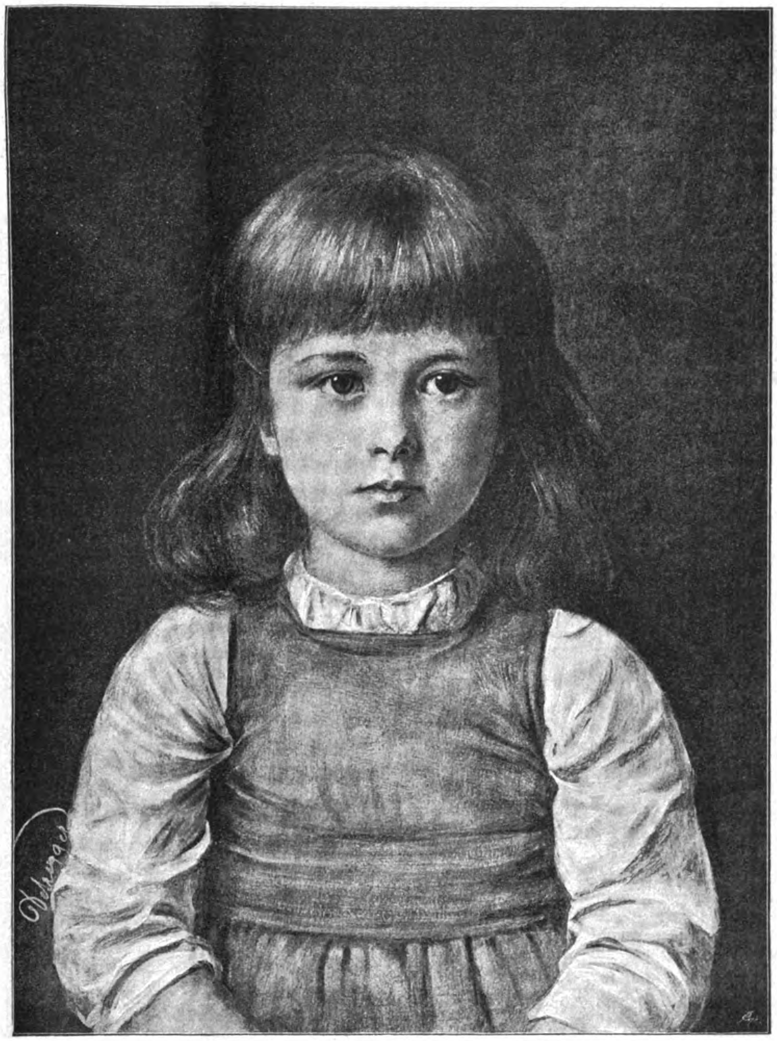
„Nein," erwiderte er leiſe, „anfangs habe ich wohl daran gedacht, ſpäter aber," fügte er traurig hinzu, „verzichtete ich. Es gibt genug Streiter dort, und vielleicht nütze ich mehr auf dem Poſten, den ich mir gewählt habe."

Er bat mich, Platz zu nehmen.

„Hören Sie mich an," begann er wieder und legte mir die Rechte ſanft auf die Schulter. „Es laſtet mir auf dem Herzen, und längſt habe ich mich mit Ihnen ausſprechen wollen. Nur der rechte Augenblick fehlte bisher, jetzt iſt er gekommen. Sie wiſſen, wie ich nach Frieden gerungen, immer vergeblich. Immer mehr erkannte ich, daß jene bequeme Art der Liebesthätigkeit, deren ich mich bisher befliſſen, nicht für den genügte, der aus ſchwerer Schuld durch die Buße zum Frieden eingehen will. Nicht in der Umhegung ſicherer Verhältniſſe, nicht im Beſitze mühelos ſtrömender Erwerbsquellen — nein, in Arbeit und Entſagung, in Opfermut und Selbſtloſigkeit, in Verleugnung der angeborenen Daſeinsluſt um der Liebe willen, in Hingabe von Wohlſtand, Geſundheit und Leben um der leidenden Mitmenſchen willen — ſo allein vielleicht tilgte ſich jener Fluch. Doch wo ein ähnliches Feld der Thätigkeit finden? — Ich grübelte umſonſt . . . Da kam der Krieg; er brachte mir, was ich ſuchte.. Seit heute zähle ich zu den freiwilligen Krankenpflegern der im Süden kämpfenden Armee," ſchloß Arnold tief und erleichtert aufatmend. — Erſchüttert blickte ich auf ihn; leiſe Todesſehnſucht ſchien aus ſeinen Worten zu klingen. Nach längerer Pauſe kam es faſt zaghaft über meine Lippen: „Und ich, wie komme ich auf gegen *meine* Schuld?"

„Sie?" erwiderte er lebhaft und überzeugend. „Wie mögen Sie Ihr Vergehen mit dem meinigen meſſen? Was ich noch thun will, das haben Sie gleichſam ſchon gethan, indem Sie ſich um der Liebe willen einem anderen geopfert. Solches Handeln aber trägt den Keim der Sühne ſchon in ſich ſelbſt. Getroſt! Gott wird Sie einſt milde richten."

Nun erhob er ſich und trat an den Schreibtiſch, deſſen eine Schublade er aufſchloß. „Es gibt noch einiges Geſchäftliche zwiſchen uns zu erledigen," ſprach er und entnahm der Tiefe des Behältniſſes mehrere Dokumente. „Hier," er wies auf ein Papier, „die auf Ihren Namen lautende Generalvollmacht, welche bis zu meiner Rückkehr die Oberverwaltung über die Schloß Werdenſchen Güter Ihnen übergibt. Sie ſchlagen mir dieſen Freundſchaftsdienſt nicht ab, nein! Und



Tiroler Knabe. Nach dem Gemälde von F. von Defregger.
(Verlag der Photographiſchen Union in München.)

dieſen Brief, in welchem die gerichtliche Quittung über die Hinterlegung meines Teſtaments enthalten iſt, übergeben Sie meinem Onkel, Herrn von Altenhauſen, wenn Ihnen von meinem Ableben gemeldet werden ſollte; er wird das übrige veranlaſſen. Wohl trage ich großes Unrecht gegen ihn, und wir haben uns nicht gerade freundlich getrennt, doch, wie ich ihn kenne, wird er es mich nicht entgelten laſſen!"

„Nun bleibt noch eins übrig," ſprach er leiſe und wog ein dünnes, verſchnürtes Papierbündel nachdenklich in der Hand. „Dies ſind Schriften, die eigens mich betreffen und zum größten Teile hier in Werden in der Zeit meiner tiefſten Einſamkeit entſtanden ſind." Er brach ab und begann feſter: „Ich wünſche nicht, daß irgend ein dritter von ihrem Vorhandenſein und Inhalt erfährt. Darum vertraue ich ſie Ihnen zur Aufbewahrung an, bis ich zurückkehre. Überleben Sie mich aber, ſo iſt Ihnen die Kenntnisnahme derſelben nicht verwehrt; ja, es wäre mir ſogar lieb, wenn Sie dann in die Blätter Einſicht nähmen und durch meine Aufzeichnungen ein vollkommen klares Bild über ſo manches gewönnen, was Ihnen an mir bisher unverſtändlich und dunkel geblieben iſt. Dann aber verbrennen Sie alles!" — —

Glänzend und klar brach der nächſte Morgen an. Schon in der Frühe desſelben wollte Arnold aufbrechen, und es war verabredet, daß ich ihm bis zur Kreisſtadt, wo noch mehrfache Geſchäfte im Gericht ihrer Erledigung harrten, das Geleit geben ſollte. Sämtliches Reiſegepäck war ſchon früher vorausgeſandt worden. Doch kurz vor der zur Abfahrt feſtgeſetzten Stunde ſchlug unverſehens das Wetter um, ein heftiger Oſtwind begann grauweißliches Gewölk vor ſich herzujagen, nicht lange und ein heftiges Schneetreiben ging über das Land. Es dauerte geraume Zeit, bis das Unwetter ſich ſo weit gelegt hatte, daß wir an die Abreiſe denken konnten. Wollten wir nun aber die Verſäumnis nachholen und die entfernte Stadt noch rechtzeitig erreichen, ſo mußten wir, ſtatt die große Straße zu benutzen, unſern Weg über den Wolfsmoor nehmen, über welchen der Froſt des Winters zum Teil eine feſte Brücke geſchlagen hatte. Mochte das Schneegeſtöber auch jenen Weg vielfach verweht haben, ſo konnte es doch mit einem leichten Gefährte nicht ſchwer fallen, hinüber zu gelangen. Ich merkte es Arnold an, daß ihm die notgedrungene Abänderung des Reiſeplans keineswegs behagte, doch bei der Eile, die ihm ſeine Geſchäfte geboten, blieb ihm keine andere Wahl.

Als wir uns in den leichten einſpännigen Schlitten ſetzten, der Arnold zur Stadt und mich wieder zurück nach Werden bringen ſollte, blies zwar der Wind noch in einzelnen Stößen, bald aber brach die Sonne durch das Gewölk und ſandte kalte, blendende Strahlen zur Erde, ſo daß die feinen Schneekriſtalle am Boden wie tauſende und aber tauſende von Diamanten erglänzten. Flüchtig und feurig, den weichen Schnee mit den Hufen emporſchleudernd, zog der ſtarke Traber uns dahin; ſchon lag der im Winterſchlafe träumende Wald hinter uns, nun noch einige hundert Schritte durch mit Gebüſch bewachſenes Vorland, und wir bogen in den über das Moor führenden Weg. Stumm und gewaltig dehnte ſich der Wolfsmoor in ſeinem leuchtenden Wintergewande vor uns aus, von ſeiner Weiße ſtachen das niedrige Unterholz, das ſeinen Rand beſäumte, und die aus dem Schnee emporſtarrenden, ſchwärzlichen Halme wie dunkle Borten eines hellen Mantels ab. Wo das Terrain ſich hob, hatten ſich die treibenden Flocken zu förmlichen, oft ſteil abfallenden Hügeln zuſammengeballt, die der Landſchaft das Anſehen eines durch irgend eine furchtbare Naturgewalt im Wogenſchlage plötzlich erſtarrten Meeres verliehen Trotz des vorangegangenen Unwetters ließ ſich die durch Tannenreiſer gekennzeichnete Wegbreite noch deutlich erkennen, und über die Unebenheiten der Bahn trabte unſer Pferd in faſt unverminderter Schnelligkeit fort. Schon hatten wir ſo faſt zwei Drittel der Moorſtraße zurückgelegt, als ſich plötzlich der Himmel abermals verfinſterte, der Sturm mit erneuter Heftigkeit einſetzte und den Schnee wirbelnd durcheinander trieb. Nun begannen auch aus der Höhe dicht und dichter in alles verhüllendem, raſendem Tanze die Flocken zu fallen; ſie umſchwirrten uns, flogen uns gegen die Augen und machten ſie faſt blind, ſo daß die Gegenſtände um uns her in weißem Einerlei verſchwammen, und uns nichts blieb, als das mühſame, ſchmerzende Blinzeln in einen brauſenden, heulenden, naſſen Wirbel. Nur langſam drangen wir weiter; der Sturm verſetzte uns bald den Atem. Dann ſchnaubte das Pferd und blieb ſtehen. Es war am beſten ſo, wir wären ſonſt unvermeidlich vom Wege abgekommen und in die Irre gefahren. Was das aber zu bedeuten hatte, konnte nur der ermeſſen, der wußte, daß auch eiſigſte Winterſtarre die Tücken des Wolfsmoors nimmer ganz zu bändigen vermochte. Es gab Stellen im Sumpfe, die niemals zufroren, Abgründe, die, unter leichter Schneedecke verborgen, plötzlich unter den Füßen des vom Wege Verſchlagenen aufgähnten und ihn ins Bodenloſe hinabzogen. So blieben wir auf der Straße halten und warteten. Der Schneeſturm war ſo plötzlich gekommen, er konnte ebenſo plötzlich verſchwinden. Da hob unſer Gaul den Kopf und witterte in eine beſtimmte Richtung hinaus, und jetzt wieder! Ich wurde aufmerkſam und lauſchte... Hilf Gott! war es nicht wie ein leiſes Wiehern, wie der ſchwache Ton eines Glöckchens, was mir von der linken Seite des Weges her, doch weit außerhalb desſelben, ans Ohr ſchlug? Auch Arnold hatte es vernommen, ich fühlte, daß er ſich neben mir unruhig bewegte. Was mochte das zu bedeuten haben? Und nichts, nichts zu ſehen in dem wirbelnden Flockentanz!

Eine reichliche Viertelſtunde mochte ſo vergangen ſein, da verminderte ſich die Kraft des Sturmes; der Schnee begann ruhiger, ſenkrechter zu fallen, die Wolken zerſtreuten ſich und in das Halbdunkel, welches uns bisher umlagert, fiel ein gelber Schein. Wir richteten uns auf und ſpähten, nachdem wir Augen, Bart und Kleidung vom Schnee befreit, angeſtrengt in die Wildnis hinaus. Wir erblickten es gleichzeitig und brachen in einen Ruf der Überraſchung aus. Dort, einige hundert Schritt von uns, halb verdeckt von einer Hügelwelle, hielt ein Gefährt. Deutlich unterſchieden wir den Schlitten, den müde mit herabhängendem Kopf daſtehenden Gaul und im Schlitten einen Gegenſtand, eine menſchliche Geſtalt. Wir ſprangen auf den Weg, winkten und riefen — zuerſt umſonſt. Dann reckte das Pferd den Hals empor und wieherte leiſe zu uns herüber, wobei das Glöckchen unter ſeinem Krummholze ſeltſam erklang. Und nun ſchien auch die Geſtalt im Schlitten zum Leben zu erwachen, ſie wandte ſich uns zu, ſtreckte den Arm aus, deutete auf ihr Pferd und winkte wieder.

„Wir müſſen hinüber!" hörte ich Arnold ſagen. „Dort befindet ſich jemand in Gefahr!... Bei Gott, es iſt eine Dame!" ſchrie er plötzlich auf, und ich bemerkte, daß er, wie von banger Ahnung ergriffen, erbleichte und mühſam atmete. „Warten Sie hier, ich will zu ihr." — Ohne Beſinnen warf er ſeinen Reiſepelz ab, ſetzte über den Schneewall, der ſich an der Seite der Straße emporgetürmt, und brach ſich mit größter Anſtrengung, ſpringend, klimmend und gleitend durch die Schneewüſte zu dem verirrten Gefährte Bahn. Ich ſah, wie er einmal ſtehen blieb, ſtutzte und dann um ſo ſchneller vorwärts drang. Jetzt hatte er den Schlitten erreicht und ſchien einige ſchnelle Worte mit der darinſitzenden Dame — denn daß es eine Dame war, hatte auch ich längſt erkannt — zu wechſeln, dann ergriff er das Pferd am Zügel und ſuchte es ſeitwärts in die Richtung zur Straße zu lenken, doch wollte ihm das nicht gelingen, das Tier rührte ſich nicht. Nun that er einige Schritte auf mich zu und winkte mir wiederholt und haſtig.

Ich verſtand ihn, wandte mein Pferd und folgte ihm ungeſäumt. Es war keine leichte Arbeit, über die Hinderniſſe der Wegloſigkeit, über Gräben und Anwehungen hinwegzukommen. Mehrmals verſank der Traber bis an den Leib in den Schnee, aber immer wieder arbeitete er ſich kräftig heraus. Und lange, ehe ich an Ort und Stelle war, hatte ich die ſchlanke, von einem eleganten Pelze umhüllte Dame erkannt.

Es war das Leydenſche Fräulein. Das Herz klopfte mir höher in mitleidigem Schreck. Wie kam die Arme in dieſe Öde, dem Unwetter preisgegeben, hilflos, ohne Schutz, allein?…

Arnold ſtürzte mir entgegen. „Schneller, um Gotteswillen!“ rief er verſtört und zerrte das Pferd heftig vorwärts. „Zu ihr! Das Wetter kann wiederkommen.“

Er hatte recht. Die zackigen Wolken, welche ſich aufs neue am Himmel ſammelten, bedeuteten nichts Gutes. Wir mußten darauf bedacht ſein, ſo ſchnell als möglich auf die Straße zurück zu gelangen. Da waren wir am Ziele.

„Ich bitte Sie, Kouſine,“ wandte ſich Arnold an das Fräulein, „ſich in meinen Schlitten zu begeben. Es iſt das einzige Auskunftsmittel, Sie von hier nach Leyden zu bringen. Ihr Gefährt müſſen wir leider im Stich laſſen, bis ſich anderweitige Hilfe findet. Der Fuchs kann keinen Schritt mehr thun, ſo ſehr hat er ſich den Fuß verletzt.“

Willig, von Arnold unterſtützt, war Margarete der Aufforderung gefolgt, doch ehe wir uns in Bewegung ſetzten, ſchaute ſie noch einmal traurig auf ihr treues, vielleicht dem Untergange geweihtes Tier zurück. Sie ſah totenbleich aus, ihre Augen ſchimmerten in einem beſonderen feuchten Glanze und ihre Lippen preßten ſich feſt zuſammen wie in tiefſter, gewaltſam niedergehaltener ſeeliſcher Erſchütterung. So kam ſie mir unendlich rührend vor. Auch in Arnold ſchien Ungewöhnliches vorzugehen: aus ſeinen Wangen war jede Farbe gewichen, ſein Blick hatte einen unſicheren, verlegenen, faſt hilfloſen Ausdruck. Beide vermieden es, ſich anzuſehen.

Wir ſchwiegen ſämtlich, es war keine Zeit zu Auseinanderſetzungen. Nur vorwärts!

(Fortſetzung folgt.)

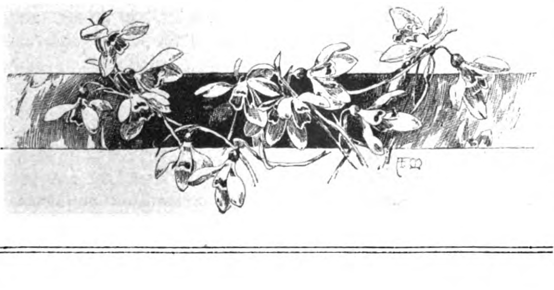
Frühlingsbotſchaft.

Von A. Trinius.

Schweigend ſteht der Wald und lauſcht,
Was aus ſtillem, grünem Grunde
Jetzt von Baum zu Baume rauſcht,
Wie geheime Freudekunde.

Was vom Himmel durch die Welt
Weht im holden Liederſtreite,
Lebenſpendend, ſonnerhellt,
Sehnſuchtsdrängend in die Weite.

Menſchenherz, nun zage nicht,
Laß das kurze Glück dir frommen,
Freue dich am goldnen Licht:
Frühling, Frühling iſt gekommen!



Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde.

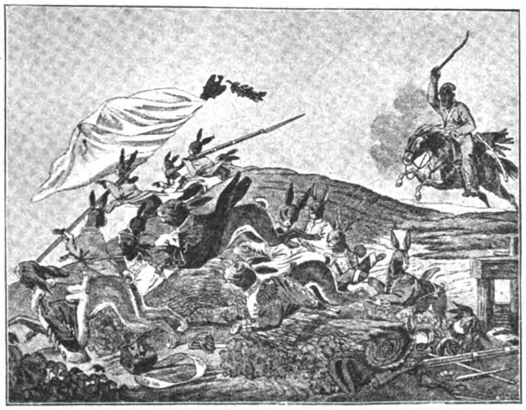
Von Ernſt Schubert. (Abdruck verboten.)

Mit Bildern nach zeitgenöſſiſchen Karikaturen aus der Sammlung des Kunſtantiquars Max Grüner in Leipzig.

Die heutige Zeit macht ſich kaum eine Vorſtellung davon, wie unſere Vorväter aufatmeten, nachdem der ungeheure Alp, der drückend auf ganz Europa gelaſtet hatte, endlich verſcheucht war. Schon das Strafgericht, das 1812 in Rußland über den Eroberer niederging, weckte in den Herzen der Patrioten die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft, aber noch blieb er furchtbar, bis die allgemeine Erhebung, der Bund der Fürſten und Völker ihn niederwarf. Zu den Freiheitsſängern, die mit ihren ſturmbewegten Liedern zum Kampf aufriefen, geſellten ſich die Geiſter des Spottes und Hohnes, und alles, was durch lange traurige Jahre ſich an Grimm, zorniger Empörung und Verachtung angeſammelt hatte, — in zahlloſen Flugblättern, meiſt in poetiſcher Form, gelangte es zum ätzenden Ausdruck. Von der ungeheuren Fülle dieſer Spottſchriften gegen den „europiſchen Kaiſer“, wie er nun höhnend genannt wurde, hat nur derjenige den rechten Begriff, welchem die bald nach Ende des Befreiungskrieges herausgegebene Sammlung zu Geſicht gekommen iſt. Sie füllt in einem breiten Bücherſchranke wohl ein ganzes Fach und enthält Tauſende von Spottliedern, die meiſten ohne poetiſchen Wert, aber doch charakteriſtiſch für die Volksſtimmung. Hand in Hand mit den Zerrgedichten gingen die Zerrbilder; auch ſie erſchienen, obwohl die Vervielfältigung vor achtzig Jahren viel ſchwieriger und koſtſpieliger war als jetzt, in unendlicher Menge, und beklagen müſſen wir es, daß in den Tagen unſerer Großväter die heute ſo ſorgfältig gepflegte und für die Kulturgeſchichte ungemein wichtige Kunſt des Sammelns faſt gar nicht geübt wurde. Indeſſen iſt uns doch manches erhalten geblieben, und von dieſen papiernen Zeugen einer denkwürdigen Zeit geben wir etliche Proben wieder, die nach Originalen aus der ungemein reichhaltigen Sammlung des **Kunſtantiquars Max Grüner** in Leipzig reproduziert ſind.

Aus dem Anfang des Jahres 1813 ſtammt augenſcheinlich „Die Haſenjagd.“ Zahlreiche Anekdoten berichten uns, welche gewaltige Furcht die aus Rußland zurückgekehrten, unabläſſig gehetzten Franzoſen vor den Koſaken empfanden, welche ſich die Bauern in Preußen und Pommern wohl zu nutze machten. Wenn ſo ein Schwarm Ausgehungerter das Dorf überfiel, da genügte oft der bloße Ruf „Koſak! Koſak!“ um die ungebetenen Gäſte Hals über Kopf von dannen zu ſcheuchen. So ſehen wir vor einem einzigen, drohend den Kantſchu ſchwingenden Koſaken eine ganze Schar Franzoſen — wenn wir genau nachzählen, ihrer ſechzehn — das Haſenpanier ergreifen. Mit den Uniformen der verſchiedenen napoleoniſchen Regimenter angethan, doch ohne Wehr und Waffen, die ſie als Hinderniſſe der Flucht beiſeite geworfen, ſtürmen ſie in wilder Haſt vorwärts. Helme, Säbel, Flinten, Patrontaſchen u. ſ. w. bedecken den Boden; nur einer der Haſen, oben auf dem Hügel, hat noch die Flinte behalten, und der Kamerad rechts neben ihm trägt die Fahne daher, doch ſchon ſinkt von dem Adler der Lorbeerzweig herab. Der große Haupthaſe in der Mitte, der über den Baumſtamm hinwegſetzt, trägt die grüne Uniform Napoleons mit den dicken goldenen Raupen, und in dem weitausgreifenden Lampe in der pelzverbrämten Huſarenjacke links im Vordergrunde haben wir wohl Murat zu vermuten. Die armen gehetzten Häslein haben recht, ſich zu beeilen, denn welches Schickſal ihnen droht, zeigen die vom Sattelgurt des wilden Koſaken herabhängenden Bälge ihrer erlegten Kameraden.

Noch deutlicher als dieſes Blatt ſpricht „Die europäiſche Barbierſtube.“ Der Barbierte wider Willen iſt Napoleon, den der Kaiſer von Öſterreich auf den Seſſel niederdrückt, während König Friedrich Wilhelm III von Preußen, mit der Linken den ſich Sträubenden an der Naſe packend, in der Rechten das Schermeſſer führt, und der Zar Alexander mit Teller und Schwamm bereit ſteht. Der Tellerrand trägt


Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Die Haſenjagd.

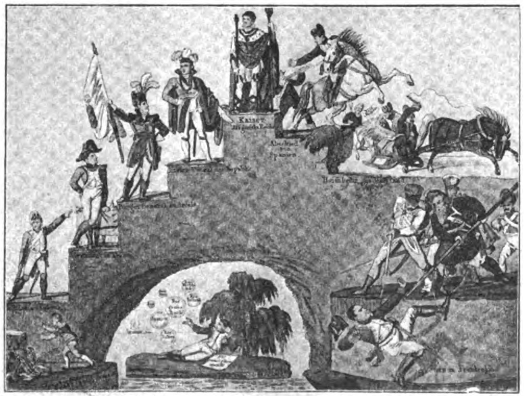
die Jahreszahl 1812, das Raſiermeſſer die Zahl 1813. Nehmen wir die Loupe zur Hilfe, ſo erkennen wir noch mancherlei andere Inſchriften. Auf dem Kinn Napoleons ſteht „Holland,“ das dem gierigen Eroberer gerade wieder abraſiert wird, und ſechs andere Namen auf der übergebundenen Serviette ſpielen auf Niederlagen des Korſen an: Mailand, Kulm, Brabant, Katzbach, Leipzig, Dennewitz. Bei Betrachtung des Bildchens hat ſeiner Zeit wohl mancher Patriot auch eins der Spottliedchen dazu geſummt, wie:

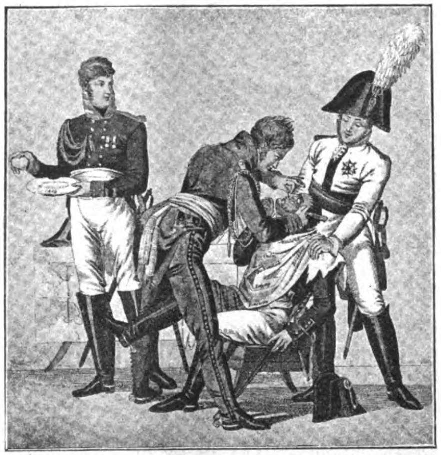
Ei das Spiel, das gehet ſchön, kommt ja Sieg auf Siege!
Bei Kulm fiele der Vandamm von der Glückesſtiege;

oder:

Bei Dennewitz da haben wir ihnen ’s Maul geſtopft
Und den Franzoſen die Hoſen recht tüchtig ausgeklopft.

Ein beſonders hübſches Blatt haben wir in „Napoleons Glück und Ende“ vor uns. Nach Art der bis in die Mitte unſers Jahrhunderts beliebten volkstümlichen Darſtellungen vom Schickſale berühmter Männer ſehen wir in elf Einzelfiguren und Gruppen den Lebenslauf des Eroberers veranſchaulicht. Links zu Füßen des ſtaffelförmigen Aufbaues ſpielt der Knabe auf Korſika mit Trommel und Gewehr; eine Stufe höher erſcheint er als Kriegsſchüler zu Brienne, weiter hinauf als Leutnant zu Toulon, ſodann als Bürgergeneral und Sieger von Arcola, die Fahne in der Hand ſchwingend, hierauf als erſter Konſul der Republik, endlich auf der höchſten Stufe, im Gewande der römiſchen Imperatoren, als Kaiſer des großen Weltreiches. Viel ſchneller als der mühſame Aufſtieg und in größeren Sprüngen erfolgt der Abſtieg. Der „Abſchied von Spanien“ zeigt Napoleon auf bäumendem Roſſe, bedroht von der Kugel des Guerilla, während die „Heimkehr aus Rußland“ in der faſt typiſchen Art der Zeit dargeſtellt iſt. Gewaltig treibt mit der Peitſche der Schlittenführer das weitausgreifende Pferd an, indeſſen der Kaiſer ängſtlich nach dem verfolgenden Koſaken ausſpäht. Zwiſchen beiden flattert ein Blättchen mit der Inſchrift: XXIX. Bulletin — ein Hohn auf die prahleriſchen und lügneriſchen Berichte von der großen Armee, die immer noch ſiegte, während ſie bereits in völliger Auflöſung begriffen war. Draſtiſch veranſchaulichen die beiden Bildchen am Ausgange des Staffelbaues die „Flucht aus Deutſchland“ und den „Sturz in Frankreich.“ Ein Koſak, ein öſterreichiſcher Infanteriſt und ein preußiſcher Landſtürmer mit der Pieke ſtürzen den beſiegten Kaiſer in den Abgrund. Er fällt jedoch verhältnismäßig günſtig, nämlich in einen Kahn, der ihn nach Elba trägt. Dort ſehen wir den entthronten Weltbeherrſcher unter einer Trauerweide liegen, zu ſeinen Füßen ein Blatt mit der Inſchrift: Sic transit gloria mundi. Auf hoher See halten engliſche Kriegsſchiffe die Wacht, während der „Einſiedler auf Elba,“ wie ihn die Unterſchrift auf dem Inſelrande nennt, ſich in trübſinnigen Träumen ergeht. Die luftigen Seifenblaſen, nach denen er die Hand ausſtreckt, tragen die Namen von Ländern, die er gegründet oder an ſich geriſſen hatte: Weſtfalen, Holland, Rom, Piombino (das ehemalige kleine Fürſtentum in Oberitalien), Spanien, Italien, als größte Luftblaſe das „große Reich.“


Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Napoleons Glück und Ende.


Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Die europäiſche Barbierſtube.

Die Kunde, daß der Titularkaiſer zum Zeitvertreib alle die Schlachten, in denen er gekämpft, im Geiſte noch einmal ſchlüge, gab wohl die Veranlaſſung zu unſerer „Heerſchau auf Elba.“ Ein Spottlied von 1814 höhnte:

Auf Elba drin ſchaut’s friedlich aus,
Da gibt’s kein Trommelrühren,
Soldaten ſein da nicht zu Haus,
Iſt nix zu kommandieren;

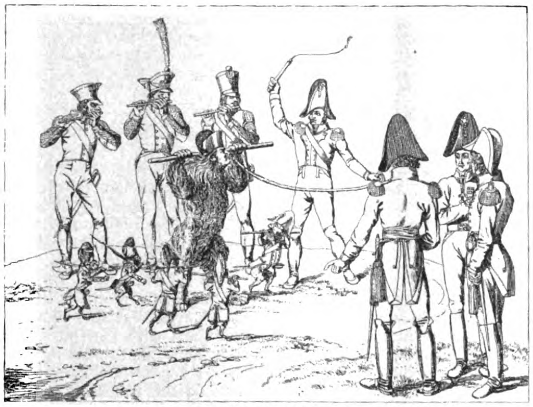
aber das Bildchen lehrt uns, wie der „Kaiſer ohne Heer“ ſich zu helfen wußte. Über gewaltige Kolonnen von Bleiſoldaten hält er Revue, und an der Spitze der berühmten alten Garde ſehen wir ihn in Miniatur ſogar ſelbſt daherreiten. In der geöffneten Thür drängt ſich ein Haufe Neugieriger, die mit ſpöttiſcher Miene auf das kindiſche Spiel des einſtigen Weltgebieters herabblicken.

Indeſſen ſann Napoleon auf Elba ernſtere Dinge, und zum Schrecken Europas erſchien er plötzlich wieder auf dem Plan. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange, und ſchlimmer denn vorher war ſein Fall. Unſer fünftes Bildchen zeigt, wie der Bär, völlig gezähmt und geknechtet, vor den drei verbündeten Monarchen tanzen muß, ſowie es der grimme Führer befiehlt. Als Affen umhüpfen den Tanzbären Soldaten der früheren großen Armee, während Krieger der Alliierten auf Querpfeifen zu dem ſchlimmen Tanz aufſpielen.

Das merkwürdigſte Stück unſerer kleinen Sammlung iſt indeſſen das „Finale der neuen großen Heldenoper ‚das befreite Europa‘.“ Das Orcheſter bilden die drei Monarchen, zu denen als vierter ſich der Kronprinz Karl Johann von Schweden (Bernadotte) geſellt. Als einzigen, und zwar ſehr widerwilligen Zuhörer gewahren wir Napoleon. Dem Blatte iſt auch ein Text beigegeben, der folgendermaßen anhebt:

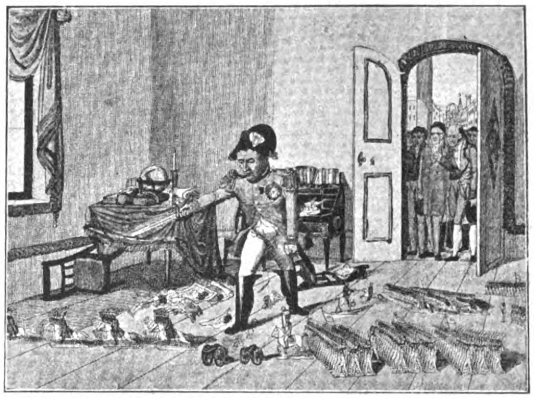
Der Kaiſer Alexander ſchlägt den Takt mit der Kanone,
Und Friedrich Wilhelm ſtreicht den Baß auf ſeinem ehrnen Throne,
Der Kaiſer Franz und Karl Johann die ſpielen Geig’ und Flöte;
Als das Quartett mit Kraft begann, da ſprang die grüne Kröte.
Seht, wie der Schalk die Löffel hält, das will ihm nicht gefallen;
Du weltberühmter großer Held, ſo geht’s den Dieben allen!
Er will entfliehn, doch ach, wohin? Der Teufel folgt ihm immer,
Denn all ſein Glück weicht jetzt von ihm und all ſein Heldenſchimmer.
Und ſeine Freunde ziehen ſich hübſch hinter die Kouliſſen
Und denken: Hol der Teufel dich, ſonſt werden wir gebiſſen.

Die ehemaligen Freunde nun, die ſich ſeitwärts in die Kouliſſen ſchlagen, ſind rechts der Fürſt von Anhalt, durch die Büchſe als ein großer Nimrod gekennzeichnet, und der König von Sachſen, hinter welchem ein Mann, eine Brille in der Hand ſchwingend, Kapriolen macht — wohl eine Anſpielung auf die politiſche Kurzſichtigkeit des Fürſten. Vorn an der Kouliſſe links lehnt bedenklich der Großherzog von Baden, während hinter ihm Dalberg, von Napoleons Gnaden Großherzog von Frankfurt, mit dem Mantelſack unter dem Arme entweicht. Die Figur links im Vordergrunde der Bühne, die ſchnöde Napoleon den Rücken kehrt, ſtellt den König von Württemberg dar, die andere rechts den König von Baiern. Der wunderliche Drachenreiter zu Häupten aller iſt der König „**Hei Nümmt Rietut** (H. N. R. = Hieronymus Napoleon Rex), und die wohlbeleibte Dame unten, die verzweifelt nach ihm die Hände ausſtreckt, ſeine Gattin, Königin Katharina von Weſtfalen. Im Hintergrunde aber kommt, den Marſchallsſtab in der Hand, Lord Wellington angeſprengt. Die ſchwer erkenntlichen Darſtellungen am Podium der Bühne gehen nach dem Texte unſeres Flugblattes auf die Schweiz und Holland, die noch überlegen, ob ſie ſich an dem allgemeinen Ausblaſen Bonapartes beteiligen ſollen. Von dem endgültigen Abſchluß der napoleoniſchen Herrlichkeit hat der Dichter noch keine Ahnung; er rät ihm, hinzugehen, wo er hergekommen, nach Korſika und da hübſch ruhig zu bleiben. Bald darauf aber war das Schickſal des Störenfriedes beſiegelt, und das Spottlied ſang:



Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Der Tanzbär.

Deine Marſchäll groß und klein,
Deine Räuberhorden,
Alle, alle wie ſie ſein,
Sind zu ſchanden worden.
Wie ihr’s g’macht, wird’s euch ergehn,
Euch darf nichts verdrießen:
Sankt Helena ſollt ihr ſehn,
Und da müßt ihr büßen.



Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Heerſchau auf Elba.

Unſer Haus und unſere Wohnung.

Plauderei eines Meergreiſes.

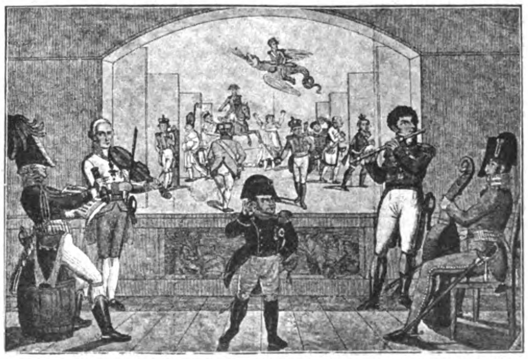
Von Hanns. v. Spielberg.

Schon ſeit geraumer Zeit gährt es in mir: ich habe die dunkle Empfindung, daß ich über eine gewiſſe Sache ordentlich ſchimpfen muß — entſchuldigen Sie die Deutlichkeit meines Ausdrucks. Aber ich traute mich nicht loszulegen, meine angeborene Schüchternheit ſagte mir, daß ich über Dinge, die ich nicht verſtehe, beſſer ganz ſchweigen ſolle. Es iſt das ja heute freilich auch ein überwundener Standpunkt, aber wir alten Leute im allgemeinen und wir Meergreiſe im beſonderen glauben nun einmal, daß man nur über Sachen urteilen darf, von denen man etwas weiß. Die hohe Politik iſt natürlich ausgenommen: in bezug auf ſie hat das jüngſte Studentenküchlein und der älteſte Eſel das gleiche Recht zu kannegießern. Es iſt dann meiſt auch danach.

Unſere Baumeiſter und unſere Dekorateure ärgerten mich. Eigentlich geht mich ihr Kram zwar nichts an, ſintemalen ich kein eigenes Haus mein nenne und in meiner Wohnung eine ſpartaniſche Einfachheit herrſcht — aber man hat doch gute Freunde und man hat doch ſeine zwei Augen. Und ſo hätte ich denn den Herren Architekten und geehrten Helfershelfern, und nebenbei auch meinen guten Freunden gern einmal meine thörichte Meinung geſagt, wenn ich mich nur getraut hätte. Weil ich mich aber nicht traute, ſchwieg ich fein ſtill und würde auch heute noch mit dem centralafrikaniſchen Ring durch beide Lippen, bezüglich mit an die Kette gelegtem Federhalter daſtehen, wenn ich nicht neulich zufällig ein Büchelchen in die Hände bekommen hätte, das mich vom Schweigen entbindet.

Das Buch nennt ſich „Betrachtungen über Baukunſt“ und der Verfaſſer heißt Schliepmann. Dies zur Steuer der Wahrheit. Ich kenne den werten Autor nicht und von der Baukunſt verſtehe ich nicht mehr als andere Laien auch, vielleicht noch etwas weniger — der Mann aber gefällt mir, und ſein Büchelchen, das außerdem den ſeltenen Vorzug hat, kurz zu ſein, erſt recht. Ich habe die Empfindung, daß er die Wahrheit ſagt, unbekümmert darum, ob er in ein Weſpenneſt ſticht: ich fühle, daß er recht hat. Er iſt nicht höflich, der Mann, aber er verſteht ſeine Sache nnd er hat das Herz auf dem rechten Fleck.

Wohl gab es eine volkstümliche Kunſt! ſagt er. In dem großen Graalsgefäße, das nun zerſprungen iſt, in der Kirche, floß alles Herzblut des Volkes zuſammen, daß es Wunder wirkte gleich



Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Die große Heldenoper: „Das befreite Europa.“

dem Erlöſerblut, Wunder aus Stein geſtaltet: die großen Dome des Mittelalters. Und wiederum, als die Letter den Stein ablöſte, da war's ein *Volk*, das vor Rafael in die Knie ſank, das Dürers Flugblätter verſchlang und der wittenbergiſchen Nachtigall eigne Lieder ſang! Und jetzt? An der Küchenthür fließt wohl ein Nickel für einen Kolportageroman, in der rieſigen, öden Berliner Stube hängen günſtigſtenfalls über dem Seegrasſopha mit ſchreiendem Anilinfarbenbezug zu den Seiten des ſtil- und leimvollen Regulators ein paar kreiſchende Ölfarbendrucke. Das iſt — im Durchſchnitt — das Kunſtbedürfnis des „Volkes.“ *Unſere* Kunſt, die Kunſt der „Gebildeten,“ iſt eine andere, dem Volke unverſtändlich gewordene. Langſam, kaum wahrnehmbar, hat die in Bildung maskierte Wohlſituiertheit das Tafeltuch aller künſtleriſchen Genüſſe an ſich geriſſen und dem kleinen Mann den leeren Tiſch gelaſſen. Und ach, auch jener ſind die Genüſſe fade geworden! Gericht auf Gericht — und der Magen iſt verdorben! —

Der gewaltige *äußerliche* Aufſchwung in allem Kunſtſchaffen, den wir miterleben durften, iſt, was Menge und Großartigkeit neuer Aufgaben, Umſchwung der Anſchauungen und Anteilnahme weiterer Volksſchichten anlangt, vielleicht nur mit der großen Zeit der Renaiſſance zu vergleichen; die goldene Sonne unſerer großen Zeit, die Errichtung des deutſchen Kaiſerreichs, erweckte einen Blütenflor, deſſen Fülle uns ſchier verwirren kann. Aber nicht ohne Abſicht ſpreche ich von der *goldenen* Sonne. Dem Golde iſt das Aufblühen unſerer Kunſt weit mehr zuzuſchreiben, als der Heldenzeit von 1870, und es ſind weſentlich *praktiſche* Antriebe, die unſere zeitgenöſſiſche Kunſt fordert. Es wäre verkehrt, wollte man über die Urſachen rechten, ſtatt ſich der Wirkungen zu freuen. Aber es iſt auch unvermeidlich, daß das Weſen des Urſprunges hervortritt, welches ſich mit dem einen häßlichen, aber deshalb um ſo paſſenderen Worte Gründertum bezeichnen läßt. . . . Es ſcheint eine unerhörte Behauptung, daß ein Publikum einer Kunſt fremd gegenüberſteht, die es doch augenſcheinlich im höchſten Maße begünſtigt. Und dennoch iſt es ſo: wie wenig von wirklichem Kunſturteil im Publikum meiſtens vorhanden iſt, beweiſt die fatale, immer wiederkehrende Laienfrage: „Was für ein Stil iſt denn das nun eigentlich?“ Dieſem Stande der Kunſtbildung entſpricht es aber, daß eine ſtilvolle Einrichtung, mit alten überlebten Schrullen des gerade wieder Mode gewordenen Zeitgeſchmacks, fertig von der „ſtets ſtilvoll nach den neueſten Deſſins arbeitenden Firma“ bezogen, die erſte Bedingung eines neuen Freierſtandes iſt. Ob ſich ſchwarzlockige Börſenritter auf den hochlehnigen Seſſeln dehnen und die Telephonglocke in dem lauſchigen Butzenſcheibenerker tönt, um den neueſten Kursſtand zu melden, thut der Stilechtheit keinen Abbruch. Die Kunſt iſt eben Mode!

Ich will dem Verfaſſer auf ſeinen Pfaden nicht weiter folgen, als mir für meinen Zweck notwendig erſcheint. Mag jeder, den es angeht, ſeine Betrachtungen über das Weſen baukünſtleriſchen Schaffens, über die modernen Aufgaben der Baukunſt und unſere jüngſte Stilrichtung ſelbſt durchleſen. Auch wer nicht immer einverſtanden iſt mit der Form, in welche er ſeine Ideen kleidet, wird zugeſtehen, daß aus den letzteren ein ſelbſtändiger Geiſt und ein klarer Kopf ſpricht. Mich intereſſierten in erſter Linie die Schlußabhandlungen des Bändchens: „Das kleine Haus“ und „unſer Zimmer.“

Das hochherrſchaftliche Haus, die ſtilvolle Wohnung beſorgen Architekt und Dekorateur, ſo etwa meint Herr Schliepmann und er ſpricht mir aus der Seele: für den reichen Bauherrn iſts keine Kunſt mehr, ſich geſchmackvoll einzurichten. Wie aber ſteht es mit dem Hauſe, der Wohnung des minderbegüterten Mittelſtandes? Man betrachte beiſpielsweiſe einmal das Haus, welches wie kaum ein anderes, das Ideal des deutſchen Familienhauſes verkörpert hat und verkörpern ſoll: das ländliche Pfarrhaus. Außer der friedlichen Poeſie des von der Pfeife durchdufteten Studierſtübchens, außer etwa noch einem Thorwaldſenſchen Chriſtus oder einer Nachbildung der parfümierten Heiligenköpfe von Guido Reni iſt das Pfarrhaus faſt überall, namentlich aber im Äußeren, nur ein wenig größer und — häßlicher als ein behäbiges Bauernhaus. Und das Herrſchaftshaus iſt um nichts beſſer: das beſcheidene Vorſtadthaus aber noch um vieles ſchlechter, und daſſelbe gilt vom modernen Kleinſtadthauſe. Woran aber liegt das?

Es liegt — und mit Recht nennt der Verfaſſer dies das Herbſte bei der Erſcheinung — im Mangel an Charakter bei den Bauherren und den Erbauern, im Mangel an einem geſunden, natürlichen Fühlen. Nicht einmal ein Wohnungstypus hat ſich bei uns ausgebildet, wie ihn das niederdeutſche Bauernhaus beſaß und beſitzt: in der Großſtadt iſt uns eine „vom Kapitalismus zuſammengewürgte Karikatur eines Wohnungstypus“ aufgezwungen, der Kleinſtädter aber läßt ſeine Maurermeiſter nach der größten Schundſchablone bauen und iſt befriedigt, wenn er ſeine gute Stube, den „Vergletſcherungsraum alles häuslichen Behagens,“ mit der Spiegelwand und den beiden Normalfenſtern findet. Daß die Anordnung der Räume deren Wohnlichkeit bedingt, ahnt er kaum.

Man ſehe einmal unſer kleines Haus an. Die Thür hübſch in der Mitte, jederſeits gleich viel große Fenſter, alle hübſch doppelt ſo hoch als breit, das iſt eine heilige Geheimlehre; darüber im Oberſtock, falls ein ſolcher vorhanden, dieſelben Fenſter noch einmal da capo, endlich darüber das gerade Hauptgeſims, womöglich mit verkümmerten Konſolen, von denen die Farbe abblättert, weil die überkünſtliche Dachrinne leckt. Es fehlt eben jedes Bezeichnende, jedes Nachwirkende. Ödeſte Schablonen überall. Hunderte von Dörfern gibt es, in denen die Bauerngehöfte maleriſcher wirken, als Pfarr- und Amtshaus. Maleriſch iſt alles, was eigenartig, bezeichnend, organiſch iſt. Maleriſch wirken unſere alten Städte, unſere Harzdörfer, unſere ober- und niederdeutſchen alten Bauernhäuſer. Da iſt nichts von vorgeklebten Kunſtformen in allen Graden des Verfalls, nichts von erzwungener Regelmäßigkeit; aber jedes Haus ſagt deutlich: ſo ſoll's, ſo muß es ſein! Das gibt Charakter und das Charakteriſtiſche iſt die einzige Schönheit, die man für kleinere Bauwerke erreichen kann.

Mit der Schönheit aber ſoll die Behaglichkeit Hand in Hand gehen. Auch hier weiſt uns der Verfaſſer den einzig richtigen Weg: es gilt, daß zunächſt die deutſche *Frau* ſich Gefühl und Meinung bilde, daß ſie für das kleine Haus die Lage von Wohn-, Schlaf-, Arbeitszimmer, Küche u. ſ. w. in beſtimmter Art fordere, daß ſie Gefühl für das Trauliche, Natürliche und Sinngemäße habe und vom Erbauer heiſche. Um dies zu können, muß aber auch ſie ſich frei machen von der Schablone, muß ſie alteingewurzelte Vorurteile abſtreifen. Ein hohes Beſuchszimmer — ſchön! Aber wer ſagt, daß auch alle übrigen Zimmer dieſe übermäßige Höhe haben müſſen: nur der Zopf und die Bequemlichkeit des Baumeiſters. Ein niedriges Zimmer iſt entſchieden leichter zu ſchmücken, beſſer zu heizen. Warum müſſen kleine Zimmer ſo große, ſo hohe Fenſter haben, als größere? Durch eine verſchiedene Fenſtergröße iſt ſogleich ein lebendiger Rythmus für die Außengeſtalt gewonnen. Wer etwa den Hof der Wartburg kennt, weiß, wie charakteriſtiſch Unregelmäßigkeiten wirken, die ſo ſchön vom Innern des Hauſes plaudern. Warum muß ferner ein großes Zimmer unbedingt zwei gleichgroße Fenſter erhalten? Von *einer* Lichtquelle aus durchfluthet das Tageslicht das Zimmer ja viel wohlthuender. Warum ordnet man überall, wo es geht, Flügelthüren an, die doch nur in Sälen gut wirken? Eine breite Schiebethür, wo die Zimmer häufig zum Gebrauch verbunden werden, kleinere, aber in gediegenem Schreinerwerk ausgeführte Thüren im übrigen ſind ungleich entſprechender. —

Ich möchte Ihnen gern noch einiges darüber vorplaudern, wie ſich der Verfaſſer die einfache, aber ſchöne und zweckentſprechende Ausgeſtaltung des Äußeren denkt, wie er dem alten überhängenden Dach, der freien Verwendung der Farbe das Wort redet, wie er das verpönte Fachwerk bei alleinſtehenden Häuſern wieder zu Ehren bringen möchte, die alten eigenartigen Klappläden und den hübſchen, gemütlichen Sitz vor der Thür. Aber ich muß darauf verzichten — denn ich habe noch anderes auf dem Gewiſſen. „Kleinſtädtiſch,“ fürchtet er, wird man ihn nennen. Sei es denn: gibt er doch ſelbſt die richtige Antwort. „In der Kleinſtadt, auf dem Lande wächſt unſere Eigenart, unſere nationale Kraft. Iſt die Kleinſtadt nicht mehr geſund, natürlich, innerlich gefeſtet und zufrieden: dem gährenden Boden der Großſtadt wird ſicherlich nichts Großes mehr erblühen, denn alle erneuernden Elemente der letzteren ſind nicht aus ihr hervorgegangen, ſondern von auswärts geliefert.“

Stimme ich im allgemeinen dem völlig bei, was Schliepmann über unſer Haus ſagt — ich hätte vielleicht nur das praktiſch Brauchbare ſchärfer betont gewünſcht —, ſo unterſchreibe ich rückhaltslos jedes Wort, welches er über unſere Wohnungseinrichtungen vorbringt. Das ſind alles Dinge, die ich inſtinktiv gefühlt habe; auch ich haſſe gleich ihm unſere modernen Tapeten mit ihren ſchreienden „Rieſenblumenmuſtern“ und ihrem eintönigen Wiederholen derſelben Zeichnung und liebe den ſchlichten, vornehmen Ölfarbeanſtrich; auch ich ſehe den Parkettfußboden als in den Tanzſaal gehörig an und ſchwärme für den behaglichen — nota bene ausklopfbaren — Teppich; auch ich finde die angekleiſterten Stuckgeſimſe und Roſetten abſcheulich und habe eine Todesangſt, daß ſie mir gelegentlich auf den Kopf fallen können, was vor kurzem ſogar in einer Berliner Miniſterwohnung geſchah.

Beſonders intereſſant aber war mir, was er über unſere Möbelinduſtrie ſagt: Luxushausrat iſt preiswert in der denkbar vorzüglichſten Ausführung zu haben, und der freilich etwas fragwürdige Modegeſchmack des Reichen findet nach jeder Richtung hin Befriedigung. Um einen zweckmäßigen, bequemen, einfach bürgerlichen Hausrat aber iſt es traurig beſtellt! Ich kanns beſtätigen; ich war erſt neulich bei einem jungen Offizier, der nicht über die Schätze beider Indien gebietet, dafür aber ſeine Einrichtung in acht Jahren dreimal den Strapazen einer Verſetzung ausſetzen mußte; wie ſahen die Möbel aus mit ihren aufgeblähten Fournieren, ihrem abgeſtoßenen, weil nur aufgekleiſterten Schnitzwerk, ihren geſprungenen, weil naß verarbeiteten Holz?!

Wir werden aber, meine ich, nur ſo bedient, wie wir es verdienen. Wer ſich heute verheiratet, der frägt nicht zuerſt: Iſt der Teppich, der Speiſeſchrank gut gearbeitet, ſondern er ſieht darauf, daß das Gerät der neuſten Modethorheit entſpricht, daß es „ſtilvoll“ iſt. Und da er muſtergültige Kunſtmöbel nicht kaufen kann, ſo erſteht er deren Karikaturen, freut ſich ein Jahr lang über den zurechtgeſtutzten Fabrikſchund und ärgert ſich ein Jahrzehnt hindurch über ſeine viel zu teuer bezahlten Ruinen. Ich bin weder Künſtler noch Möbeltiſchler; daß ſich aber nach den Vorſchlägen des Herrn Schliepmann ein brauchbarer, dauerhafter, preiswerter und dabei ſchöner Hausrat herſtellen läßt, davon bin ich überzeugt. Entſchließen wir uns nur erſt, zur Verwendung unſerer herrlichen, heimiſchen Hölzer ohne aufgeleimte Fourniere zurückzukehren, gewöhnen wir uns an einfache Formen, lernen wir wieder, der Bemalung ihr Recht zuzugeſtehen — und es wird gehen!

Modern werden dieſe Möbel zunächſt freilich nicht ſein, aber im beſten Sinne *ſtilgerecht*, wenn dies Unglückswort nun einmal gebraucht werden muß, denn bei ihnen iſt dem Material und dem Zwecke nicht Gewalt angethan. Heute verwechſeln wir leider immer Stilgerechtigkeit und Modeſache.

Zur ſtilvollen Einrichtung gehört einem anderen thörichten Vorurteil nach die ſogenannte Stileinheit. Und ſo quälen unſere Hausfrauen ſich denn herum, das Eßzimmer lediglich Renaiſſance, das Boudoir etwa Rokoko uſ ſ. w. zu geſtalten. Ich habe das ſtets auch für eine Modethorheit gehalten; wenn die Farben zuſammenpaſſen, wenn die Geſammtanordnung geſchmackvoll iſt, vertragen ſich im modernen Zimmer Geräte aus den verſchiedenſten hiſtoriſchen Perioden. Aber wie iſt es meiſt mit der Farbenzuſammenſtellung, wie mit der Geſamtanordnung beſtellt? Wo trifft man die unheimlich ſchreiendſten Anilinfarben nicht, wo fehlt das Sofa an der Mitte der Wand, mit dem ovalen Tiſch und den beiden Fauteuils in abgezirkelter Dreiviertelwendung davor? Wo wäre die geheimnisvolle, durch nichts zu begründende Vorliebe für Pendants nicht zu finden? Wie ſelten trifft man dagegen auf eine feinſinnige Verteilung von Licht und Schatten, auf eine geſchickte Gruppenbildung durch die Möbel, die ſich durch ſo einfache Mittel erzielen läßt. — Ich habe wohl meiſt nur Negatives gebracht. Aber es kann das auch nicht anders ſein; poſitive Vorſchläge zu machen, iſt nicht meine Aufgabe, da ich nur die Übereinſtimmung der in dem Schliepmannſchen Buche ausgeſprochenen Anſchauungen mit den Eindrücken ausſprechen wollte, die ich an vielen Orten empfing. Es iſt der offene Kampf gegen die Unnatur, gegen den Zwang, gegen die künſtlich erzwungene Eleganz, der mich in ihm ſo ſehr anſprach. Daß der mit Glücksgütern überreich Geſegnete in einem wirklich ſchönen Hauſe inmitten eines geſchmackvollen Hausrats wohnen kann, iſt kein Kunſtſtück — dem Minderbemittelten aber die Wege zu weiſen, die in richtiger Beſchränkung zu dem gleichen Ziele führen, das dünkt mich Aufgabe des echten Künſtlers.

Daß die Aufgabe zu löſen ſei, daran zweifle ich nicht. Aber ſie iſt es nicht durch das Sinnen und Schaffen des Künſtlers allein, ſie erfordert die thätige Mitarbeit aller, die ſie angeht. Genügſamkeit iſt eine ſchöne Sache. Sich aber mit Elbkaviar begnügen, weil man Aſtrachaner nicht bezahlen kann, iſt meiner unmaßgeblichen Meinung nach ein Zeichen miſerablen Geſchmacks. Da laſſe ich den Elbkaviar lieber ſtehen und eſſe ein Stück Kalbsbraten. Und ſo, meine ich, ſollte man es auch mit den Stuckornamenten, mit den fabrikmäßigen Fourniermöbeln und ihren Konſorten machen.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Der höchſte Preis, der von deutſcher Seite wohl jemals für ein Pferd gezahlt wurde, iſt unlängſt vom Ober-Landſtallmeiſter Graf Lehndorf für den in England gezogenen braunen Vollbluthengſt St. Gatien angelegt worden. Zweihundertundvierzigtauſend Mark — ein Vermögen! Noch vor wenigen Jahren würde das bei uns für ein ſchlecht angelegtes Kapital gegolten haben; aber glücklicherweiſe hat das Verſtändnis für den Wert einer rationellen Pferdezucht bei uns große Fortſchritte gemacht, und wir wiſſen, daß das Kapital ſeine Zinſen tragen und dem ganzen Land zu gut kommen wird, wenn dem im königlichen Hauptgeſtüt Graditz eingeſtellten jetzt zehnjährigen Hengſt nicht ein Unglück paſſiert. Unſer Bild iſt nach einer Aufnahme hergeſtellt, die dem im Verlage von Dr. E. Mertens & Cie. in Berlin erſchienenen „Album preisgekrönter und hervorragender Pferde der Erſten allgemeinen deutſchen Pferdeausſtellung in Berlin 1890“ entnommen iſt. — Eine Gartengeſellſchaft in dem kleidſamen Koſtüm unſerer Großeltern hat Friedrich Stahl mit feiner Empfindung für den Zeitcharakter gemalt. Dem Toilettenkenner mag es überlaſſen bleiben, die Frage zu entſcheiden, ob die Koſtüme zu Anfang oder zu Ende unſers Jahrhunderts geſchmackvoller geweſen ſind. Dagegen läßt ſich nach dem Bilde feſtſtellen, daß man beim „Blindekuh“ ſchon damals das Mogeln liebte. Wenn die junge Dame gefragt wird, ob ſie auch wirklich nichts ſieht, wird ſie jedenfalls mit „nein“ antworten, trotzdem ſie ſich vorſichtigerweiſe ihren Ausguck unter dem Tuch zu reſervieren verſtanden hat. — Friſch, anmutig und kindlich iſt Defreggers „Tiroler Knabe.“ — Henriette Ronner hat ſich als Katzenmalerin einen europäiſchen Ruf gemacht. Wie ſie neben aller Naturwahrheit doch ihren Bildern einen genrehaften Charakter zu geben weiß, ſieht man aus ihrem Bilde „Katzenſtudien.“

Für Italienreiſende.

Den vielen, die ſich jetzt zu einer Reiſe nach Italien rüſten, wird es willkommen ſein, zu hören, daß ſoeben der längſt als ausgezeichnet bekannte Gſell-Fels'ſche Führer *Italien in 60 Tagen* aus der Sammlung „Meyers Reiſebücher“ (Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut, Preis 9 Mark = 5,40 Fl.) in neuer, vierter Auflage erſchienen iſt. Sicher nach dem Wunſch der *meiſten* Touriſten, umfaßt er diesmal nur *einen*, zudem noch bequem in zwei Teile zerlegbaren Band und zwar ohne dabei zu einem bloßen Regiſter der Sehenswürdigkeiten zuſammengeſtrichen zu ſein. Zu den alten Vorzügen iſt damit der der größeren Handlichkeit gekommen. Die tüchtige Arbeit des auf dieſem Gebiet als Autorität bekannten Verfaſſers hat ihrerſeits die Verlagshandlung durch zahlreiche Neuſtiche der Karten (16) und Pläne (32) ergänzt, ſo daß das Buch auch nach dieſer Seite hin allen Anforderungen aufs beſte entſpricht. Nach wie vor wird ſomit der „kleine Gſell-Fels“ der trefflichſte Reiſebegleiter ſeiner Art ſein, die beſte Unterweiſung in der Kunſt, *in wenig Wochen möglichſt viel von Italien zu ſehen.*

Etwas vom Vogelfluge.

Man könnte allen Ernſtes von der Aufhebung der Schwerkraft reden, wenn man einen Raubvogel hoch oben in der Luft ſeine Kreiſe ziehen ſieht. Denn bei genauerer Beobachtung ſieht man, daß ſich der Vogel nicht bloß, indem er ſeine Flügel als Fallſchirm ausſpannt, langſam zur Erde niederſchraubt, dann wieder ſich durch Flügelſchlag erhebt und das Verfahren von neuem beginnt, was ja nichts Wunderbares an ſich haben würde, man nimmt deutlich wahr, daß ſich der Vogel auf derſelben Höhe erhält und daß er ſich, ohne die Flügel zu regen, in die Höhe ſchraubt. Ganz wunderbar ſieht es aus, wenn ſich im Herbſte z. B. in der Nähe des Harzes die Milane (Gabelweihen) zu Hunderten verſammeln und ihre Fliegekünſte ausüben, oder wenn man die Störche ſich verſammeln und ihre Rekruten zum Wegzuge einexerzieren ſieht.

Es iſt kein Grund aufzufinden, welcher dieſe Erſcheinung genügend erklären könnte, außer dem, daß die Vögel durch einen aufſteigenden Luftſtrom getragen werden, und das iſt in der That der Fall.

Zunächſt iſt zu bemerken, daß man den Schwebeflug der Vögel niemals wahrnimmt in der Nähe der Erdoberfläche oder bei Windſtille. Auch nicht bei jeder Art von Wind iſt dieſer Flug ausführbar, ſondern nur bei Wind einer gewiſſen Art und Stärke. Sonſt kann man ja auch große Vögel kreiſen ſehen, aber die Kreiſe ſchrauben ſich dem Boden zu und nach je ein oder zwei Wendungen muß der Vogel die verlorene Höhe durch Ruderbewegung wieder gewinnen.

Wir wollen hier von der Urſache der Entſtehung des Windes nur dies ſagen, daß es Ausgleichserſcheinungen ſind. Verſchieden erwärmte und daher verſchieden dichte Luft kommt aus dem Gleichgewichte und ſtellt durch Strömungen von der dichteren zur dünneren Stelle das Gleichgewicht wieder her. Dieſe Strömungen haben zumeiſt eine wagerechte Richtung. Wenn nun der Wind über die Erdoberfläche hinſtreicht, ſo findet er an Unebenheiten, Bäumen, Bergen, auf der Erdfläche ſelbſt Widerſtand. Die Folge iſt, daß die Luftſtrömung verzögert wird, während diejenige der höheren Regionen die volle Schnelligkeit behält. Man kann dies wahrnehmen, wenn man bei Wind einen Turm oder hohen und freien Berg beſteigt. Was geſchieht nun, wenn Luftſtröme gleicher Richtung aber verſchiedener Schnelligkeit übereinander hinziehen? Die höhere Strömung ſtellt der tieferen gegenüber einen luftverdünnten Raum dar und ſaugt die tiefere auf. Es findet alſo in der Nähe der Erdoberfläche ein ſchräg aufwärtsgehender Luftſtrom ſtatt. Durch ſeine Beobachtungen der Luftſtrömungen iſt feſtgeſtellt worden, daß dieſer aufwärts gerichtete Strom in der That ſtattfindet und daß er durchſchnittlich $3\frac{1}{2}$ Grad beträgt.

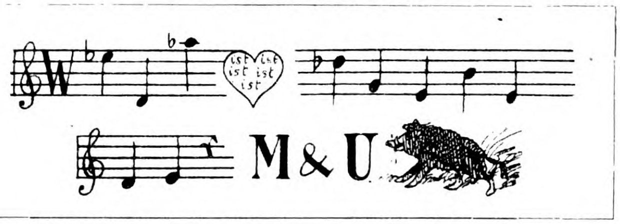
Hieraus ergibt ſich alſo, daß, da der Wind die ausgebreiteten Flügel des Vogels ſchräg von unten trifft, und da die Flügel dem Winde eine gewölbte Fläche darbieten, alſo ein Abgleiten der Luft hindern, ſchon eine mäßige Luftſtrömung genügt, um den ſchweren Vogel ſchwebend zu erhalten. Es iſt die Kunſt des Vogels, dem Winde ſtets die richtig geneigte Widerſtandsfläche entgegenzuhalten; er muß alſo ſeine Schwere gleichſam auf der Windrichtung balancieren. Hierbei iſt ein Umſtand noch von Wichtigkeit, nämlich die Schwere des Vogels. Kleine Vögel ſegeln nicht. Unter den beſten Seglern befinden ſich aber ſolche, die ein reſpektables Gewicht, aber keineswegs große Flügelfläche haben, wie z. B. der Albatros. Die Schwere, welche eine Zugkraft der Erde vorſtellt, iſt als Gegenkraft beim Segeln, alſo zum Heben eines ſchweren Körpers ſo nötig, wie der Bindfaden beim Drachen.

Nun könnte man die Hoffnung ausſprechen, der Menſch werde doch noch das Fliegen lernen, wenn auch nicht den Ruderflug, ſo doch das Segeln. Wenn uns nur das Schwimmen nicht das Gegenteil lehrte. Wer ſchwimmen kann, legt ſich ruhig aufs Waſſer und läßt ſich treiben. Aber ohne die Ruderbewegung zu beherrſchen, hat man nicht die Sicherheit dazu. Eine einzige falſche oder haſtige Bewegung würde den Schwimmer unter Waſſer bringen. Erſt recht ſo würde es dem Segler gehen, der nicht auch rudern könnte.

Witterungsnachrichten vom Mars.

Das Neueſte aus der Nachbarſchaft, das heißt von unſerm Planeten Mars iſt, daß es dort den 9. bis 10. April v. J. geſchneit hat. Die rötliche Farbe des Planeten iſt ſeit lange darauf gedeutet, daß der Mars eine Atmoſphäre habe, und daß in dieſer Atmoſpäre

Bilderrätſel.



1. Dreiſilbige Scharade.

Das Ganze, das wir alle kennen,
Nicht ſchwarz iſt's und nicht weiß zu nennen,
Ein Mittelding iſt's zwiſchen beiden.

Wir fühlen's nicht, obgleich wir's tragen,
Und ſchwierig iſt es auch zu ſagen,
Inwiefern wir darunter leiden.

Eins läßt ſich, zwei, drei nicht empfinden,
Die Letzten kommen und entſchwinden
Nicht Eins, wie ſie nicht Eins entſtehen.

Sind ſie aus tiefem Leid entſprungen,
Erfahren ſie zwar Wandelungen;
Doch können ſie nicht Eins vergehen.

Fr. St.

2. Rätſel.

Einſt, als ich noch in Aktion,
Hörte man's von weitem ſchon;
Nun bin ich ein ſtiller Mann,
Der nicht mehr ſich regen kann,
Eine Art von Notventil,
Int'reſſant als Reiſeziel,
Gleich dem Ätna und Veſuv
Für die Männer von Beruf,
Die neugierig auf der Spur
Sind den Rätſeln der Natur.
Wär' ich nicht ein armer Tropf,
Würf' ich von mir meinen Kopf,
Und ich wäre dann im Nu
Ganz dasſelbe — gleich wie du!

Pf. J.

3. Diagonalrätſel.

A	p	r	i	L
d	l		e	ö
r		s		w
i	m		e	e
A	l	p	e	n

Unſere Figur beſteht aus ſechs Wörtern von je fünf Buchſtaben. Jedes Wort liefert den Anfangs- oder den Endbuchſtaben für vier der übrigen fünf Wörter. Die beiden diagonalen Reihen haben auch einen gemeinſamen Mittelbuchſtaben. Mit Hilfe der folgenden Angaben iſt eine Wörtergruppe nach dem gegebenen Muſter zu bilden. Die beiden wagerechten Reihen bezeichnen einen berühmten Komponiſten und eine preußiſche Stadt, die beiden ſenkrechten eine deutſche Univerſitätsſtadt und eine aſiatiſche Inſel, die beiden diagonalen eine preußiſche Stadt und einen männlichen Vornamen.

Zu verwenden: 3 a, 1 d, 4 e, 1 g, 1 h, 1 i, 2 l, 2 n, 1 o, 1 p, 2 ſ, 1 u, 1 y.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Waſſerdampf enthalten ſei. Eine Beſtätigung hat dieſe Annahme auf zweifache Art erhalten, erſtens durch die Spektral-Analyſe, welche den Streifen des Waſſerdampfes im Spektrum aufweiſt und dann durch direkte Beobachtung. Schiaparelli in Mailand hat mit ſeinem achtzölligen Refraktor und begünſtigt durch die klare italieniſche Luft die Oberfläche des Mars ſtudiert und dieſelbe mit Meeren, Inſeln, Landzungen, Meerengen ꝛc. bedeckt gefunden. Häufig ſind Teile der Oberfläche verſchwommen und unklar, was offenbar auf Wolken und Nebel ſchließen läßt. Um den ſüdlichen Pol des Mars breitet ſich eine helle blendendweiße Zone, deren Breite periodiſch ab- und zunimmt. Am 23. Auguſt 1877 reichte ſie 76 Grad ſüdlicher Breite — wobei der Mars in derſelben Weiſe, wie die Erde, in Grade eingeteilt iſt — am 18. September bis 80 Grad, am 4. November bis 86 Grad. Die Zone ſchrumpfte alſo fortwährend zuſammen. Am 18. September 1877 begann aber für die ſüdliche Hälfte des Planeten Mars der Sommer. Es iſt keine andere Annahme möglich, als daß der Südpol mit einem Mantel von Schnee und Eis bedeckt iſt. Das Gleiche gilt auch vom Nordpol, derſelbe iſt jedoch weniger gut zu beobachten, da er uns abgekehrt iſt, wenn ſich der Mars in Erdnähe befindet. Umgekehrt nimmt der Schneefleck 2 ½ Monate nach dem höchſten Sonnenſtande wieder zu und breitet ſich, erſt langſamer, dann ſchneller bis zum 55. Grad ſüdlicher Breite aus. Es iſt merkwürdig, daß der Mittelpunkt der Eiszone gerade ſo wie bei der Erde nicht mit dem Pole zuſammenfällt, ſondern etwa 6 Grad davon entfernt liegt. Wir haben alſo auf dem Mars Sommer und Winter, Eis, Waſſer, Wolken, natürlich wird es auch auf dem Mars ſchneien müſſen und dies iſt, wie eingangs geſagt, beobachtet worden. Profeſſor Pickering, Obſervator auf dem M. Hamilton in Kalifornien, jener berühmten hochgelegenen und mit dem größten Refraktor der Welt ausgerüſteten Sternwarte, hat mit Hilfe des Teleſkops einige ausgezeichnete Photographieen der Marsoberfläche hergeſtellt. In zwei aufeinander folgenden Nächten, den 9. und 10. April, wurden vierzehn Aufnahmen gemacht. Und zwar waren die Zeitpunkte ſo gewählt, daß je zwei Aufnahmen um einen Marstag, alſo um 24 Stunden 37 Minuten 23 Sekunden getrennt zu einander gehörten. Sämtliche Aufnahmen zeigten die Schneekoloſſe am ſüdlichen Pole. Auffallenderweiſe war auf allen am 10. April genommenen Photographieen der Polfleck größer, als an denen des 9. April, an welchem Tage er wie durch Wolken verdeckt ſchien. Am 10. April erſchien er glänzend und hell. Was läßt ſich anderes hieraus ſchließen, als daß es am 9. bis 10. April vorigen Jahres auf dem Mars geſchneit hat.

Eine neue Nordpolexpedition.

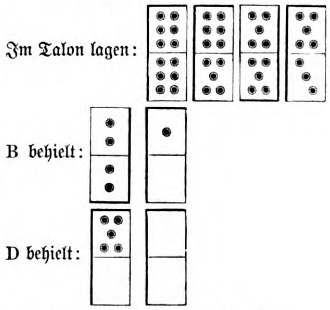
Der kühne Durchquerer Grönlands, Fridtjof Nanſen, plant eine Polarexpedition, welche an Kühnheit wohl alle bisherigen Projekte übertrifft. Er will ein möglichſt kleines Fahrzeug benutzen, deſſen Räume gerade für den Proviant auf fünf Jahre (für etwa 10 Mann) und die nötigen Kohlen ausreichen ſollen; außer völliger Segeltakelage wird das Schiff eine kleine Maſchine führen, welche ihm eine Geſchwindigkeit von ſechs Seemeilen in der Stunde verleiht. Bei dem ganzen Bau ſoll aber weniger die Rückſicht auf Seetüchtigkeit, als auf Eistüchtigkeit maßgebend ſein. Mit dieſem Fahrzeug will der unerſchrockene Forſcher durch das Beringsmeer ſegeln und im Anfang Juni die Neuſibiriſchen Inſeln erreichen, um von hier aus ſich bis zu der, neuerdings faſt allſeitig als ſicher vorhanden angeſehenen, nördlichen Strömung durchzuarbeiten. Dann beabſichtigt er, das Schiff zwiſchen Eisfeldern zu verankern und ſich einfach mit dieſen über den Nordpol hinweg nach der grönländiſchen Oſtküſte treiben zu laſſen. Sollte das Fahrzeug durch Eisdruck zum Sinken kommen, ſo gedenkt Nanſen an deſſen Stelle eine große Eisſcholle als Transportmittel zu benutzen. Wenn man bedenkt, daß in der That an der Oſtküſte Grönlands häufig Hölzer gefunden werden, welche nachweislich den ſibiriſchen Flüſſen entſtammen, ſo gewinnt der Plan eine tiefere, wiſſenſchaftliche Bedeutung, und Fridtjof Nanſen iſt ganz der Mann dazu, ihn auszuführen.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 28.

Bilderrätſel.

Südweſtafrikaniſches Schutzgebiet.

Dominoaufgabe.



1. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Schlacht bei Lützen: 6. 11. 1632.

2. Verwandlungsaufgabe.

Grillparzer.

Gambetta
Rittershaus
Ilmenau
Leopard
Landeshut
Pelikan
Antipater
Roſenberg
Zinnober
Eurotas
Reutlingen.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. — Im Schlepptau. Von Friedrich Meiſter. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Fortſ. — Frühlingsbotſchaft. Gedicht von A. Trinius. — Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde. Von Ernſt Schubert. Mit ſechs Illuſtrationen. — Unſer Haus und unſere Wohnung. Plauderei eines Meergreiſes. Von Hanns von Spielberg. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: St. Gatien, brauner Vollbluthengſt, Im Grünen von Friedrich Stahl, Katzenſtudien von Henriette Ronner, und Tiroler Knabe von F. von Defregger. — Für Italienreiſende. — Etwas vom Vogelfluge. — Witterungsnachrichten vom Mars. — Eine neue Nordpolexpedition.

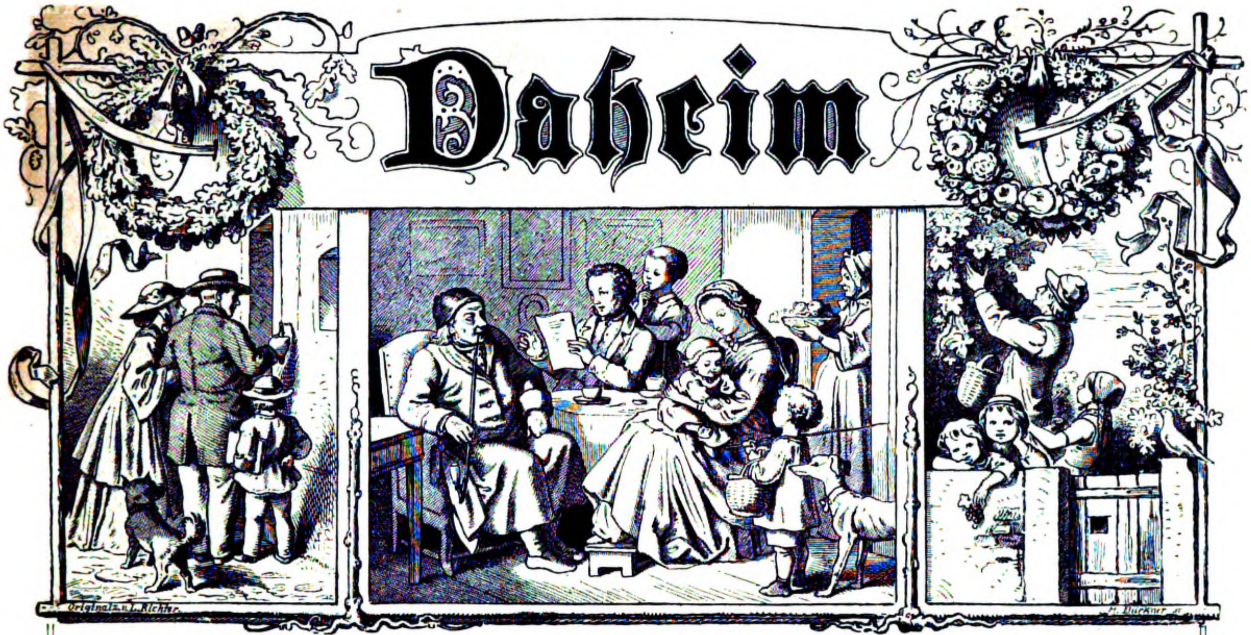
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. April 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 30.

Zur Beachtung!

Der Umſtand, daß Berlin mehr und mehr der Sammelpunkt nicht nur der Schriftſteller und Dichter, ſondern auch der bildenden Künſtler geworden iſt, hat uns veranlaßt, von Leipzig nach Berlin überzuſiedeln. Wir hoffen, daß dieſer Entſchluß, der uns nicht leicht geworden iſt, zur Folge haben wird, daß unſer Blatt den Bedürfniſſen unſerer Leſer künftig noch mehr als bisher entſprechen wird. Wir hoffen ferner, daß der Ortswechſel vermehrte perſönliche Beziehungen zur Folge haben wird, denn die meiſten unſerer Mitarbeiter und Leſer kommen ja ungleich öfter nach Berlin als nach Leipzig. Im übrigen wird im neuen Heim der alte Geiſt walten.

Alle für uns beſtimmten Sendungen, Manuſkripte, Briefe ꝛc. bitten wir in Zukunft an die

Daheim-Redaktion, Berlin W., Steglitzerſtraße 53

zu adreſſieren. Der **Verlag** und die **Expedition** des **Daheim** bleiben in Leipzig. Für ſie beſtimmte Briefe, insbeſondere die Inſerate, bitten wir nach wie vor nach **Leipzig, Poſtſtraße 9** zu ſenden.

Die Daheim-Redaktion.
Berlin W., Steglitzerſtraße 53.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Na, man muß es annehmen!“ erwiderte der Major. „Ehrlich geſtanden, ſo glaube ich, der hat eigentlich niemand geliebt, aber im Haß ſuchte er ſeinesgleichen. Er war förmlich verſchrieen darum, die Leute fürchteten ihn wie den Leibhaftigen ſelber. Nimm's nicht übel, Berthy, daß ich's ſage!“

„Gewiß nicht, Sie werden Grund dazu haben, Onkel Major! Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß ich hervorhebe, wie aufopfernd er für meine arme Mama alles that, was er konnte, als mein Vater im däniſchen Kriege war. Er begleitete ſie von einem Kurort zum anderen, dann, als er ſie um ſeiner eignen Geſchäfte willen hatte verlaſſen müſſen, ſcheute er die weite Reiſe nicht und eilte ſofort zurück zu ihr, als ſie kränker wurde. Er traf ſie nicht mehr am Leben, aber treulich brachte er die Leiche und mich von Italien nach Hauſe; mich behielt er dann bei ſich, und ich danke ihm ſehr viel!“

„Brav geſprochen, mein Junge, du haſt von deinem Standpunkte recht. Ich von dem meinigen auch, und ich kann's ihm nicht gut verzeihen, daß er Alexander Wendhofen, unſers Nico Vater, der es ſehr nötig hatte, im Teſtamente nicht einmal erwähnte. Und was du von Liebe zu dir redeſt, na, bleib' dabei! Ich fand, er war ein herzloſer Wüterich; er ſchlug dich grauſam — geradezu grauſam!“

„Das habe ich beinahe ganz vergeſſen, dagegen erinnere ich mich, daß Nico und ich zuſammen von Ihnen Haue bekamen, weil wir zu Ihrem Baby, gnädige Frau, in den Kinderwagen geklettert waren," erzählte Berthold heiter.

„Hahaha!" lachte der Major, und die Baronin lachte mit. Beide erinnerten ſich ſofort des Vorfalles.

„Mein armer Hugo! Sie hatten ihn faſt erwürgt!" rief ſie.

„Ich war es alſo nicht?" fragte Ina.

„Sonderbar, wie ſolche Erinnerungen haften. Sie hatten damals irgendwo eine Stube, Herr Major, wo an der Wand ein grauſamer Wüterich hing, der Kinder mit einem rieſigen Meſſer abſchlachtete. Nie iſt mir das Bild und meine Todesangſt vor dem roten Kerl aus dem Sinn geſchwunden," ſagte Berthold im Verlauf der Unterhaltung.

„Da irrſt du aber wohl, mein Junge, das Bild habe ich nicht!" erwiderte amüſiert der Baron.

„Ich fragte Nico ſchon neulich danach, er wußte auch nichts davon. Es muß aber hier ſein, meine ich."

„Nein, hier war es niemals; ſolch grimmen Haß ich auf ſchlechte Weiber habe, kleine Kinder freſſe ich nie, ich ſchlachtete ſie nicht einmal!" lachte der alte Herr.

„Welch merkwürdig große bange Augen die Frau hat! Wie ſie mich anſieht!" dachte Berthold, da er zufällig entdeckte, daß Frau Beates Blicke ihn ganz ſonderbar anſtarrten.

„Ganz aus der Luft greifen kann man doch ſolche Erinnerungen nicht," ſagte er dann, auf den roten Mann mit dem Meſſer zurückkommend.

„Warum nicht? Sie haben vielleicht einmal als Kind ſehr angſtvoll geträumt und das nachher für Wahrheit gehalten," ſagte die Baronin und erzählte dann von eignen früheſten und ganz klaren Erinnerungen. „Es klingt ſchon ſo ungewöhnlich; was Sie da meinen geſehen zu haben, iſt ſicher die Reminiscenz einer fieberhaften Nacht!" ſchloß ſie.

„Hm! Das könnte ja ſein!" gab er nachdenklich zu. Dann aber kam ihm ein neuer Gedanke.

„Das könnte ja freilich ſein! Aber von einer alten Hanne, die ich ebenſo malen könnte, wie den Kindermörder, und die mir drohte, ſie wolle mich zu ihm einſperren, kann ich doch nicht auch geträumt haben? Und von einem alten Mann, der eine weiße Nachtmütze aufhatte und einen gelben Schlafrock trug und der Schmidtmann hieß und noch einen anderen ſeltſamen Namen hatte, kann ich doch auch nicht bloß geträumt haben? Hier war der letzte Ort, wo ich ſie zu finden hoffte, ſie und das Bild."

„Warum nicht, allerdings ein ſehr lebhafter Traum!" widerſprach der Major und die Baronin.

„Ich habe den alten Mann dann im Sarge geſehen, gnädige Frau! Unmöglich träumt ein Kind das alles in innigſter Verbindung und feſtem Zuſammenhang. Die alte Hanne zeigte ihn mir, indem ſie mich auf den Arm nahm, und ein totes Mädchen ſah ich auch im Sarge, ſie hatte ein weißes Kleid an und einen Blumenkranz im Haar und hieß Lina Bückedorf!"

„Das iſt allerdings merkwürdig!"

„Gar nicht; vielleicht ſah er das alles irgendwo an einem der Kurorte, wohin er —"

Ein ſchweres, qualvolles Stöhnen ließ alle entſetzt auffahren. Frau Beate lag in Ohnmacht. — Doch nein, ſie rang ſich empor.

„Es iſt nichts — nichts!" wehrte ſie die Erſchreckten ab. „Bitte — gar nichts."

Sie konnte kaum lallen, ihre Augen ſtarrten geiſterhaft.

„Na, machen Sie nur keine ‚Fiſematenten,' Frau Beate," polterte gutmütig der Major. „Sie haben ſich übernommen, das iſt die ganze Geſchichte! Wochenlange Krankenpflege, die zieht nicht in 'nen hohlen Baum! Hier, legen Sie ſich mal ſofort aufs Sofa!"

„Nein, nein, nach Haus! Laſſen Sie mich — nach Haus!" ſtammelte ſie geängſtigt.

„Aber jetzt unmöglich, ganz unmöglich, liebe Frau Beate!" proteſtierte die Baronin.

„Doch, doch!" Und mit zitternden Knieen erhob ſie ſich. Niemand wagte ihr zu widerſprechen, ſie ſah entſetzlich elend aus.

„Ich werde mir geſtatten, Sie heimzubringen!" war Berthold zu ihr getreten.

Auf einmal, er hatte noch kaum ausgeſprochen, ſank Frau Beate vor ihm zuſammen; er konnte ſie nur eben noch auffangen, ſchwer hing ſie in ſeinen Armen und ſchluchzte plötzlich völlig faſſungslos, ſeine Hand krampfhaft in ihre beiden preſſend, ſo daß er ihr gar nicht helfen konnte und ſelbſt in peinlichſte Verlegenheit geriet.

Sekunden ſtanden ſie alle ratlos.

Der Major brach zuerſt das beklommene Schweigen.

„Dieſe iſt nun eine Perle unter den Weibern," ſagte er ärgerlich, aber jeder merkte, er ſtellte ſich nur ſo. „Sie, liebe Baronin, ſind auch eine, verſteht ſich! Aber dieſe war mir nun wirklich ans Herz gewachſen und nun iſt ſie doch nichts anderes, als ein Weib wie alle; ſie heult und ſchluchzt! Frau Beate, ſeien Sie doch geſcheut! Jahre hat es Sie gekoſtet, meine unbegrenzte Hochachtung zu erringen, jetzt brauchen Sie nur eine Viertelſtunde, ſie zu verſcherzen!" Er kratzte ſich verzweifelnd am Kopfe. „So, Gott ſei Dank, es wird beſſer! Kommen Sie her, mein Schäfchen, ſo! Und jetzt Order pariert! Jetzt marſchieren Sie ohne Mucken auf die Fremdenſtube und da bleiben Sie und ſchlafen die ganze Nacht wie ein Murmeltier! Überarbeitet ſind Sie, weiter nichts! Und jetzt pflege ich Sie — und bin Ihr Doktor — wenn's mit mir auf die Neige geht, können Sie ſich revanchieren! Ina, lauf! Liſe ſoll Kamillenthee machen. Weiber können ohne Kamillenthee nun einmal nicht leben, ſogar die beſte nicht! Nee, Frau Beate, das iſt zu heimtückiſch! An Ihnen habe ich nun jahrelang meine heimliche Freude gehabt!"

Die Ärmſte rang mit aller Kraft, die ihr geblieben war, gegen dies krampfhafte Weinen. Berthold fühlte, daß ihn eine nie gekannte Nervoſität überkam; dieſe ruhige, ſtille Frau hatte heimlich ſeine Hand mit Küſſen bedeckt, mit Küſſen und heißen Thränen! Natürlich war ſie krank, aber das war für ihn nicht zum Aushalten. Und trotz ſeiner Pein und Aufregung war ſie ihm weder widerwärtig, noch hielt er ſie für nervenüberreizt.

„Sie iſt krank, die Unglückliche, ſehr krank, und ihr Herz iſt voll Leid und Qual!" dachte er.

Endlich erhob ſich Frau Beate mit ſeiner und des Majors Hilfe und ſchwankte, ſo ſchnell ſie konnte, hinaus. Die Baronin folgte ihr; Liſe und Ina waren draußen und nahmen ſie in Empfang. Nach fünf Minuten waren aber beide Damen ſchon wieder da.

„Sie will allein ſein, durchaus allein! Gerade, als ſchämte ſie ſich, auch einmal krank und ſchwach zu werden, ſie, die immer anderen hilft! Und die auch die Jüngſte nicht mehr iſt!" erzählten ſie.

Inzwiſchen hatte das Wetter ſich beruhigt; der heftige Regen aber hielt an und verſprach ein recht dauerhafter zu werden. Berthold nahm des Majors nochmalige Einladung an und als dann die Lampe gebracht war und der Theetiſch ihnen allen bei dem unwirtlichen Wetter doppelt gemütlich erſchien, da wurde der Abend ſo heiter und behaglich, daß ſie ſich gar nicht trennen mochten und in ſchönſter Harmonie bis Mitternacht plauderten. Bertholds Gewohnheit war frühes Aufſtehen, nie hatte er ſich ſo glücklich und leicht gefühlt wie heute. Sein erſter Weg galt regelmäßig ſeinen Pferden; er hätte laut ſingen mögen, aber er ſchlich auf den Fußſpitzen hinaus. Als er dann aus dem Stall zurückkam, — der Himmel war bewölkt, aber es regnete nicht mehr — ſah er Frau Beate aus dem Hauſe huſchen; ſie wollte offenbar niemand ſtören und niemand ſehen. Das hatte er aber ſchon mit dem einen Blick bemerkt, die Frau war bleicher noch als ſonſt — entſetzlich blaß. Er trat rückſichtsvoll zurück. Sie hatte ihn jedoch bemerkt; nun mußte er ſie aus Höflichkeit nach ihrem Befinden fragen. Sie ſchlich ohnehin ſo matt.

So näherte er ſich ihr. „Wie befinden Sie ſich, Frau Beate?" Es war ihm immer, als müßte er ſie noch reſpektvoller anreden, ſie gnädige Frau nennen. Sein Ton gab ihr mehr noch als die Frage die Teilnahme kund, die ſie ihm einflößte. Er war ein guter, herzenswarmer Menſch, ſtets voll reger Hilfsbereitſchaft.

Sie wollte ihm eine Antwort geben, ihre Lippen bewegten ſich auch, aber es kam kein Ton hervor. Dabei ſah ſie ihn mit den melancholiſchen Augen an — ganz ſonderbar! als wolle ſie ſich ſein Bild tief einprägen. „Gott ſegne Sie! Gott ſei mit Ihnen!“ flüſterte ſie. Dann ſchlich ſie fort; ſeine Begleitung mit einer Handbewegung ablehnend.

Gegen Mittag war die Baronin zu ihr gegangen. — „Es iſt beſſer mit ihr, ſie liegt aber ganz niedergeſchlagen auf ihrem Bett!“ berichtete ſie. Dann, nach einigem Nachdenken, ſetzte ſie, zu dem Major gewendet, hinzu: „Sie iſt krank; aber die Frau hat ſicher irgend eine große Aufregung oder Sorge in ſich zu bekämpfen, ihr Gemüt leidet! Und ſie iſt auch für die wohlmeinendſte Teilnahme ganz unzugänglich; ich ſagte ihr, ſie müſſe uns in Wiesleben demnächſt beſuchen; ſie wußte anſcheinend noch kein Wort davon, daß wir dahin ziehen werden, denn ſie ſtarrte mich ganz verwirrt an und dann ſchrie ſie auf: ‚Nein! o nein!‘ — Es iſt in ihrem Zuſtande etwas ſo Übertriebenes! Ich bin beim Doktor vorgegangen und habe ihn zu ihr geſchickt.“

„Recht ſo, liebe Baronin! recht ſo! Aber iſt's nicht zum Verzweifeln, die war nun die eine weiße Krähe!“ ſtöhnte der Major.

Für Berthold und Ina war der Morgen vergangen, ſie wußten nicht wie, nur daß er ganz wundervoll geweſen. Mit ſtrahlenden Augen und glühenden Wangen plauderten ſie von allem und jedem — und eins war immer des anderen Meinung. Nach Tiſch ritt er fort, und das Haus kam Ina plötzlich wie ausgeſtorben vor.

Die Gräfin hatte ſich um ihre kleine Angela vergebliche Sorge gemacht; frohen Herzens empfing ſie durch Berthold die Zuſage der Herrſchaften von Lindorf.

Mila und Philiberta verzogen die friſchen Lippen bei der Nachricht, daß noch ein junger Gaſt kommen ſollte. Die Baroneſſe Prandtner? Altes, verarmtes Geſchlecht, waren nie einer Prandtner in der Geſellſchaft begegnet! Die anderen jungen Damen blieben völlig gleichgültig, jede war viel zu ſehr mit ſich und der Flirtation des Tages beſchäftigt, aber Mila und Philiberta hatten nicht die geringſte Luſt, Berthold von Wendhofen an ein Veilchen vom Lande abzugeben.

Er bangte ſich infolgedeſſen ein wenig für Ina, als ſie dann aber am Sonntag mit ihrer Mutter und dem Major in einer vorſündflutlichen Kaleſche kam, über welche Mila jubelte, da beruhigte ihn ihre beſcheidene und doch ſichere Unbefangenheit ſchnell.

Die Baronin ſah in der That ein wenig „antik“ aus, wie die jungen Damen gleich herausfanden, aber die Tochter „ganz paſſabel!“ Man fand, Ina ſei keine Schönheit! Wie hatte dieſer Wendhofen wieder groß gethan!

Ina hatte ein roſenrotes, ganz ſchlichtes Wollkleidchen von billigſtem Stoff an, auch war es nicht mehr nach der allerneueſten Mode, aber von der großen Einfachheit, welche immer vornehm iſt, und als ſie ſo in holdem Erröten zwiſchen den anderen jungen Damen ſtand, jubelte Bertholds Herz hoch auf: „Sie iſt reizender als alle!“

Er fand das nicht allein.

Die Gräfin ging an ihm vorüber und flüſterte neckend: „Und ſolch ein Dornröschen verrät uns der Prinz nicht? Das muß ich ganz durch Zufall entdecken?“

Er nickte ihr glücklich zu. Dann kam ihm ein „glorreicher“ Gedanke; Ina hatte gar keinen Schmuck angelegt, nicht einmal eine Blume; er ging in den Garten, holte zwei köſtliche, eben ſich erſchließende La France-Roſen und brachte ſie ihr, indem er keck, und doch nun wider Willen ein wenig verlegen werdend, in den Ina umgebenden Kreis trat.

„Darf ich?“ Lächerlich! Er fühlte, wie er rot wurde, wie ſeine Lippen zitterten.

Sie wurde flammendrot, lachte ihn dankbar an und nahm ſeine Roſen, indem ſie befangen dankte.

Mila riß ſich ungeſtüm von Philibertas Arme los. „Solch ein Weſen um dieſe unbedeutende kleine Perſon zu machen!“ flüſterte ſie ihr zu.

„Donnerwetter, Wendhofen, famoſe Acquiſition! Ihnen zu danken! Hoffentlich nicht eiferſüchtig? Augen der Waldeskönigin — hahaha!“ ſtrich Fritz von Barnim ſich den dünnen Schnurrbart.

„Das ſind die goldnen Augen
Der Waldeskönigin!“

ſang in furchtbar falſchen Tönen Klaus Falkenſtein und trat vor einen Spiegel, um ſeine Eroberungsbereitſchaft zu muſtern.

„Werde auch mobil machen, Wendhofen, wenn Sie geſtatten!“ ſchnarrte Burgdorf von den Gardeküraſſieren.

„Iſt doch mal was Neues! Ganz ‚Veilchen auf der Wieſe ſtand‘ — verſtehe mich darauf! Da iſt noch kein Geſellſchaftsfirnis und Geſellſchaftsſtaub!“

„Sagen Sie einmal, Berthold, Sie Heimtücker, warum affichieren Sie mit Ihren Roſen ſo offen Ihre reellen Abſichten? Meinen Sie damit, uns vom Rennen auszuſchließen? Kleine Einfalt!“

„Nee, ſo grün iſt er nicht, liebes Wölfchen von Bielitz; ich wette, er hat ſich gar nichts dabei gedacht, als daß ihre Toilette nicht fertig geworden war — die Blumen fehlten effektiv, voilà tout!“ So ging es durcheinander in der Herrengruppe, die ſich auf dem Altan vor dem Salon gebildet hatte.

Berthold nahm alles in beſter Laune auf. „Ich bin doch ſo quaſi verantwortlich!“ lachte er ſeelenvergnügt. „Der Major iſt ein alter Freund meiner Eltern, die Baroneſſe ſein Mündel und, meine Herren, die Bahn iſt frei!“

„Das dacht' ich ja! Das wußten wir wohl! So ein Narr, ſich ſchon ernſtlich zu binden, iſt er längſt nicht!“

„Und Geld hat ſie nicht, keinen Kreuzer!“

„O Jerum, Jerum, Jemine!“ ſang Bielitz mit einer Schächermiene. Jeder wußte, er ſaß bis über die Ohren in Schulden.

Und dann läutete die Tiſchglocke zum letztenmal; die breiten Flügelthüren thaten ſich auf, lachend und plaudernd führten die Herren ihre Damen zu Tiſch.

„Ich denke, lieber Wendhofen, Sie helfen dem Dornröschen ein wenig, ſich zu orientieren! Seien Sie einmal gut und ſelbſtverleugnend!“ neckte ihn wieder die Gräfin, und wieder antwortete ihr ſein freudeglänzender Blick.

„Welches Glück, daß Sie da ſind, ich würde mir troſtlos einſam hier vorkommen,“ ſagte Ina vergnügt, und er fühlte, ſie war in der That befangener, als es den Anſchein hatte.

Eine Wonne für ihn, zu denken, daß ſein Schutz ſie beruhige, ihr eine Wohlthat ſei. Sie vergaßen die übrigen ganz. Es gab ſo unendlich viel, was ſie ſich zu ſagen hatten. Inas Wangen glühten, ſie hatte nie ſo ſchön ausgeſehen!

Nach Tiſch entſpann ſich ein förmlicher Wettbewerb um die „ſchöne Hexe Loreley,“ wie Klaus Falkenſtein wieder ſingend ihr ſeine Bewunderung ausdrückte.

Die Gräfin hatte ihr Vergnügen an Inas ſtrahlenden Augen. „Das Kind nimmt ſeinen Erfolg ſo ſelig hin, wie es nie eine unſerer Stadtdamen empfände! Es rührt mich ordentlich!“ ſagte ſie zu Wendhofen.

„Sie geht wohl zum erſtenmal aus!“ meinte er, „und in Lindorf iſt es einſam wie in einer Wüſte!“

„Hören Sie, Wendhofen, verſprechen Sie mir auf Ihr Wort, daß Sie nicht mutwillig die Ruhe dieſes Mädchens ſtören wollen, ſo lade ich ſie ein, zu bleiben!“

„Gräfin! Welche Gnade! Welche Güte!“ flammte er auf.

Sie ſah ihn forſchend an.

„Das Kind iſt arm, aber von altem Hauſe, und Sie ſind in der Lage des Prinzen, der die Erwählte in ſein Königsſchloß führen kann!“

Wendhofen hielt ſich beide Ohren zu. „Nicht berechnen, Gräfin, o bitte!“

„Unſinn, lieber Freund! Dafür ſind wir Verſtändigen da. Soll ich ſie alſo einladen?"

Und ſie ſah ihm ernſt in die Augen.

„Ich danke es Ihnen mehr, als ich ſagen kann!" erwiderte er, ihre Hand küſſend.

So blieb Ina im Schloſſe, und Hinrich fuhr mit dem Major und der Baronin abends nach Lindorf, um noch in derſelben Nacht die notwendigſten Toilettenrequiſiten für Ina zurückzubringen, wofür ihm das gnädige Fräulein durch ſeinen Herrn einen Thaler ſchickte, wie dieſer ſagte.

Hinrich lachte vergnügt in ſich hinein. Die Baronin hatte ihn ſchon für ſeinen Weg belohnt — das war ein guter Tag geweſen!

„Das neue Geſtirn" wurde am Abend in Komteſſe Milas Zimmer ganz gründlich kritiſiert, die Schloßfrau nicht minder.

„Sie ſollte doch ihre Finger aus ſolchen Geſchichten laſſen! Wendhofen! Heiraten? Und ſo dumm zu heiraten? Fällt ihm im Traum nicht ein! Er kann ja aus den beſten Familien des Landes ſeine Frau nehmen. Er iſt wohl ein Schmetterling, aber keineswegs ein Gimpel!" redeten die jungen Damen durcheinander.

„Er iſt ein anmaßender, ſelbſtgewiſſer Patron!" fuhr Philiberta erbittert auf. „Er meint, uns mit dieſer kleinen Perſon einen Ärger anzuthun, aber da irrt er ſich doch gründlich!"

„Das ſcheint gerade nicht ſo! Was lärmſt du denn ſonſt? Man muß ihn einfach von jetzt an wie Luft behandeln!" ſagte eine der älteren Komteſſen.

„Ihn und ſeine Dorfſchöne! Er muß ſeine Strafe gründlich haben, denn Ihr ſollt es ſehen, die anderen Herren äffen ihm nach, ein Narr macht ja immer viele!" ſetzte ihre Buſenfreundin hinzu.

Ina ahnte nichts von dieſer Verſchwörung, und den Verſchwörerinnen hätte ſie alles eher zugetraut, als eine feindliche Abſicht, waren ſie doch ganz freundlich geweſen — höflich, ohne Tadel!

Das junge Mädchen fühlte ſich wie berauſcht vor Glück und Vergnügen.

Wendhofen hatte ſie den ganzen Tag in zarteſter Weiſe fühlen laſſen, daß er ſich immer mit ihr beſchäftigte, daß er ſich um ſie ſorgte, wenn Zugluft ſie traf, daß er ihr Tänzer zuführte, Erfriſchungen brachte, ihr gelegentlich ſogar Winke gab, wie ſie in dieſem oder jenem Falle eine kleine geſellſchaftliche Unterlaſſungsſünde zu vermeiden hatte. Er ſagte ihr, welche von den alten Damen gut und freundlich mit ihr ſein werde und welche andere ſie mit zuvorkommender Höflichkeit behandeln müßte, um deren Mißfallen zu vermeiden. Beſſer hätte niemand ſie in dem ganz fremden Kreiſe orientieren können.

„Und morgen iſt wieder ein Tag!" mit dem frohen Gedanken ſchlief ſie ein.

* * *

Es wurde, wie die Verſchwörerinnen geplant hatten; Wendhofen war in Acht und Bann gethan und Ina wurde mit kühler Verbindlichkeit „kalt geſtellt."

Aber es kam auch, was ſie befürchtet hatten. Ina wurde zum „Stern" erhoben — alle „Weiſen aus dem Morgenlande," wie Mila ſich ausdrückte, zogen hinter ihm her. Daß es einige dieſer Herren thaten, um ſie zu ärgern, wußten die jungen Damen ſehr wohl; andere verfolgten dieſelbe liebenswürdige Abſicht in bezug auf Wendhofen; Vergnügen machte es ausnahmslos jedem von ihnen, und wenn Gräfin Pauer nichts ahnte von dieſem heimlichen Kriege ihrer jungen Gäſte, ſo war es, weil jetzt dennoch zwei ihrer Kinder an Maſern erkrankten, und dazu unglücklicherweiſe auch die Kinderfrau ſich legen mußte. Der Doktor verſicherte zwar, es verlaufe alles durchaus normal, aber die Kinder fieberten und die Gräfin verließ ſie nicht. Da verbreitete ſich am dritten Tage plötzlich im Schloſſe die Nachricht, es ſei eine Pflegerin gekommen, eine Art Nonne.

Ina und Wendhofen blickten ſich an.

Es war in der That Frau Beate. Durch die Baronin hatte ſie zufällig die Erkrankung der Kinder erfahren, und da ſie nichts zu thun hatte, kam ſie auf einem ihr freiwillig geſtellten Bauernwagen.

„Wenn Frau Gräfin über meine Dienſte verfügen wollen? Es iſt mein Beruf, Kranke zu pflegen, ich habe Übung darin!" ſagte die blaſſe Frau mit der ſtillen Duldermiene.

„Es könnte mir nichts Lieberes geboten werden; ich habe ſchon viel von Ihnen gehört, Frau Beate, und unſere Gegend beneidet die Lindorfer und Neuhauſener um Sie!" hatte die Gräfin, auf das Angenehmſte überraſcht, geſagt.

So wurde Frau Beate etwas freier und quartierte ſich zu den Kindern, ohne viel für die übrige Schloßbewohnerſchaft ſichtbar zu werden, ſo neugierig auch beſonders die Damen auf die Frau waren, von der man nichts anderes vermuten konnte, als daß ſie irgend ein nie entdecktes Verbrechen zu ſühnen ſuche.

„Ich glaube faſt, daß es dann doch noch an den Tag kommt!" krächzte die alte Hofmarſchallin von Egeſterode, die behauptete, einer ihrer älteſten Vorfahren ſei der Schwiegervater Armins, des Cheruskers, geweſen.

Und eifrig ſtimmten mehrere der anderen alten Damen in dies Thema ein: „Ja, die Sonne bringt es an den Tag!"

Noch nie hatte Ina größere Geſelligkeit kennen gelernt. In ihrem Heimatſtädtchen war es damit mehr als dürftig beſtellt, und die pekuniären Verhältniſſe der Baronin geboten bis jetzt eine ſo ängſtliche Sparſamkeit, daß jeder weitere Verkehr von ſelbſt unterblieb. Wie ein Rauſch kam es über das junge Ding, deſſen Lebensluſt und weibliche Eitelkeit ſo unerwartete Anregung und Befriedigung fanden.

Umgeben und überſchüttet mit Liebenswürdigkeiten, von den alten Damen der Gräfin zu Gefallen gütig angelächelt und bemuttert, von den alten Herren verzogen, ein Gegenſtand oſtentativer Verehrung für die jungen, von denen einige froh waren, ihren bisherigen Angebeteten gegenüber Gelegenheit zu haben, um anſtändig „abzuſchwenken," hätte wohl ein weniger kluges Mädchen das ſo nötige Gleichgewicht verloren; Ina ging glatt und harmlos durch das alles hin, glücklich und in froher innerer Gehobenheit, aber ohne ihre beſcheidene Natürlichkeit zu verlieren.

Berthold war täglich mehr von ihr entzückt. „Ich bin ſo ſtolz auf Sie! Sie legen allen dieſen Dingen nicht mehr Wert bei, als ſie verdienen, das iſt ein großer Beweis von Klugheit!" ſagte er eines Tages mit warmem Glücksblick.

Sie lachte nur. „Sie irren ſich, es iſt nur ein Beweis, daß ſie mir alle gleichgültig ſind!" erwiderte ſie offen.

„Aber wenn Ihnen nun einer nicht gleichgültig wäre?" fragte er.

„Dann freute ich mich über alles, was er mir Liebes ſagte!" Sie blickte ihn hell mit den großen Augen an.

Aber da ſah ſie in den ſeinigen etwas — etwas, was ſie wie ein Blitz durchzuckte, ſüß und erſchreckend zugleich, und woran ſie noch nie gedacht! Sie wurde flammendrot.

(Fortſetzung folgt.)

Das Menſchenherz.

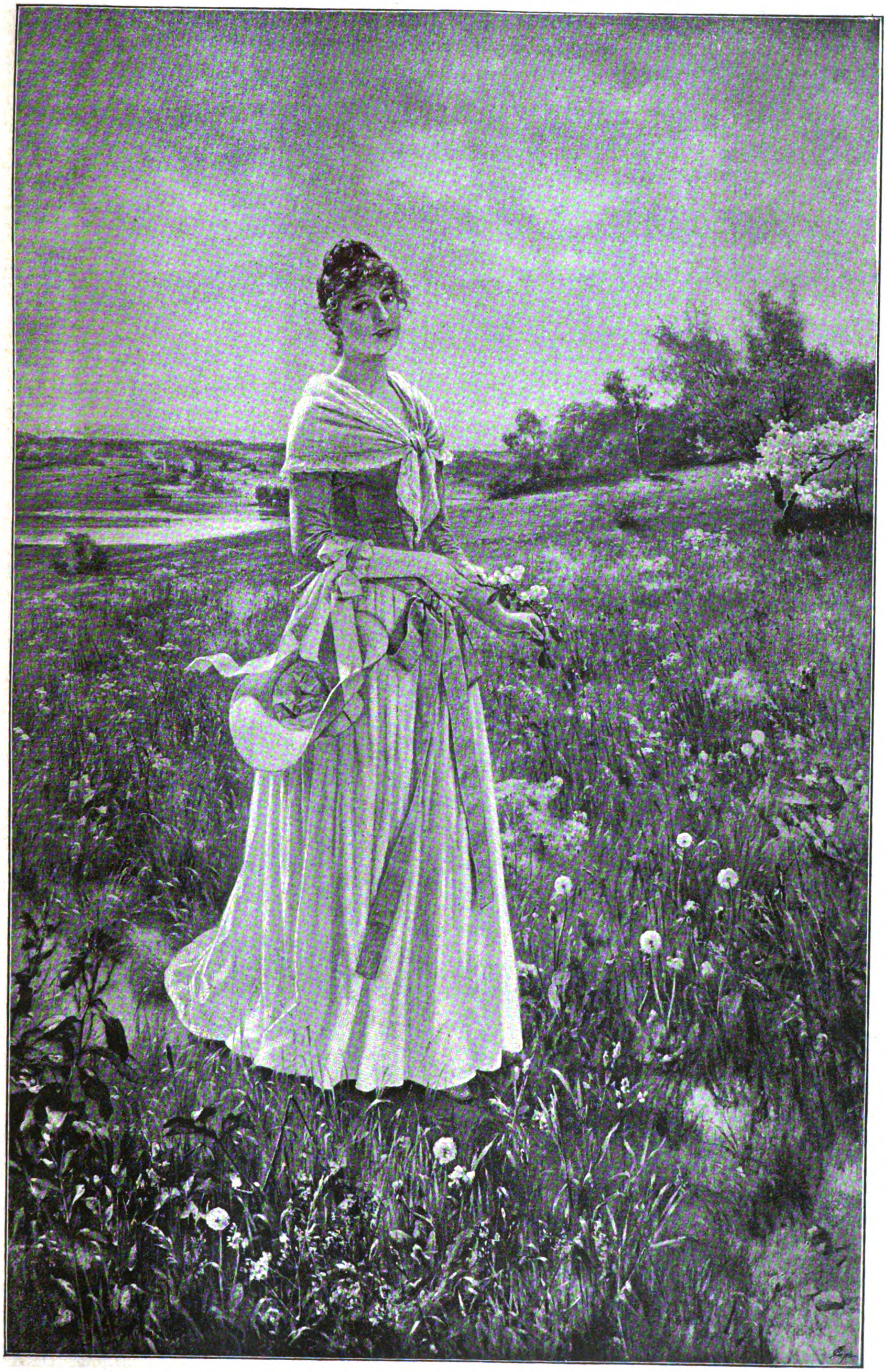
Spruch von Heinrich Seidel.

So mild iſt keine Frühlingsnacht,
So heiß kein Sommertag gemacht,
Kein Herbſt ſo reich, kein Winter ſo ſtreng,
Keine Welt ſo weit, kein Öhr ſo eng,
Kein Flaum ſo weich, ſo hart kein Erz
Wie du, vielfältig Menſchenherz.

Gicht und Reißen.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Seit alter Zeit pflegt man dieſe beiden Unholde gleichſam als Zwillingsbrüder zuſammen zu nennen oder wohl gar miteinander zu verwechſeln, obwohl in Wirklichkeit gar keine Verwandtſchaft oder höchſtens nur die Ähnlichkeit zwiſchen



Maienluſt. Nach dem Gemälde von E. Niczky.
(Verlag der Photographiſchen Union in München.)

ihnen ſtattfindet, daß bei beiden die Gelenke anſchwellen und ſchmerzen und beide ſich gern als Stammgäſte bei uns einniſten. Im übrigen unterſcheiden ſie ſich wie Tag und Nacht. Die Gicht beruht auf einer fehlerhaften Blutmiſchung, wobei ſich Harnſäure im Überſchuß bildet, befällt von äußeren Organen nur Knorpelgewebe, und vor allen anderen das der großen Zehe. Auch erſcheint ſie nur im reiferen Alter und zwar faſt ausſchließlich bei den oberen Zehntauſend, die von der Lebensmilch die Sahne abſchöpfen. Das Reißen dagegen — ja wenn es die Ärzte nur ſelber wüßten, worin ſein Weſen beſteht! Wir wiſſen wohl, daß es alle Altersklaſſen (nicht die der zarteſten Jugend) und alle Stände heimſucht, faſt keinen Muskel und kein Gelenk des Körpers verſchont und ſehr von Witterungseinflüſſen abhängt, aber ſeine eigentliche Natur iſt uns fremd und dunkel, trotzdem es zu den gemeinſten und alltäglichſten Plagen der Menſchheit gehört.

Faſt noch gäng und gäber als das deutſche Wort — ſelbſt beim Volke — iſt die griechiſche Bezeichnung: Rheumatismus. Der Name Rheuma (ſtatt deſſen viele „Gebildete“ ſich komiſcherweiſe des Ausdrucks: „Rhevma“ bedienen) bedeutet in jener Sprache „fließen“ (rheo), wie ja auch bei uns der gemeine Mann ſein „Reißen“ mit einem „Fluß“ zu taufen pflegt. An Hypotheſen über das Weſen des Leidens hat es im Laufe der Jahrhunderte nicht gefehlt. Zuerſt kam „die rheumatiſche Schärfe“ aufs Tapet; ihr folgte „die Stockung der Säfte in den ſeröſen Gefäßen,“ welche wiederum von der „zurückgehaltenen Tierſchlacke“ abgelöſt wurde. Durch Schönlein kam die Idee auf, daß beim Rheumatismus „die elektriſchen Verhältniſſe der Haut“ geſtört ſeien und ſein Schüler Eiſenmann hat auf Grund dieſer Theorie nicht weniger als 135 verſchiedene Species der Krankheitsfamilie Rheuma ausgeklügelt!

Auch heute iſt unſer Wiſſen über die Natur des rheumatiſchen Krankheitsvorganges noch wenig gefördert. Die einen ſuchen den Grund in einer durch die Abkühlung der Haut verurſachten krankhaften Veränderung ihrer Empfindungsnerven, die anderen beſchuldigen, beſonders beim Gelenkrheumatismus, eine vermehrte Säurebildung in der Säftemaſſe, welche ſich bei großen Anſtrengungen in den Muskeln anhäufe und dann das Blut überſchwemme.

Neuerdings hat man die Bakterien, dieſe Allerweltsſünder, auch als Urheber des Gelenkrheumatismus auf die Anklagebank geſchleppt und führt für dieſen Verdacht den Umſtand an, daß die Krankheit bisweilen in anſcheinend epidemiſcher Ausbreitung auftrete. Auch glaubt man in der vorzüglichen Heilkraft der Salicylſäure — eines anerkannt ſehr wirkſamen Gährungs- und Bakterienfeindes — einen weiteren Stützpunkt für dieſe Annahme zu haben.

Leider aber hat bisher noch niemand den wahren Rheumatismus-Attentäter unter dem Mikroſkop dingfeſt machen können. Iſt doch der ganze Begriff des Rheumatiſchen zur Zeit noch ein überaus ſchwankender, mit Worten ſchwer feſtzulegender! Wenn jemand an irgend einem Körperteil einen ziehenden, reißenden Schmerz empfindet, ſo kann das nach ſeiner Meinung nur von Erkältung herrühren und dann iſt auch die Diagnoſe gleich fertig: „rheumatiſch!“ Was aber bei der ſogenannten Erkältung vor ſich geht und wie der Rheumatismus entſteht, weiß kein Menſch. Und wenn der Muskel noch ſo weh thut, ſo gibt uns doch weder das anatomiſche Meſſer, noch das Mikroſkop, noch das chemiſche Reagensglas über die Urſache des Schmerzes Aufſchluß; auch ſieht der kranke Körperteil genau ſo aus, wie der geſunde. Faſt möchte man ſagen: „Was man nicht erklären kann, das ſieht man als rheumatiſch an!“ Solches Dunkel ſchwebt noch über einer der landläufigſten Krankheiten!

Beruf und Beſchäftigung üben einen beträchtlichen Einfluß auf den Ausbruch des Rheumatismus. Er entſteht oft nach übermäßigen Anſtrengungen, zumal bei jähem Witterungswechſel, daher unſere Landleute und Tagelöhner der Krankheit ſo häufig unterworfen ſind. Doch kann man derſelben durch Gewohnheit und Abhärtung oftmals entgehen. Von unſern Nordſeefiſchern, denen ſo oft der Sturm um die Ohren ſauſt und der Regen die Haut peitſcht, klagt keiner über Zugluft und Erkältung, bangt keiner vor zurückgetriebenem Schweiß, wogegen luftſcheue Stubenhocker und Weichlinge, die ſich beim Ausgehen bis über die Ohren einmummen, ſich öfter und ſchneller erkälten, als ſolche, die ſich beſtändig in Wind und Wetter umhertummeln.

Wohlgenährte Perſonen neigen mehr zu Rheumatismus, als magere. Rückfälle gehören zu den gewöhnlichſten Vorkommniſſen; je mehr Angriffe davon einer ſchon durchgemacht hat, deſto mehr hat er in Zukunft noch zu gewärtigen. Die Anfälle binden ſich nicht immer an Jahreszeit und Witterung; man kann mitten im Sommer, bei ruhigſtem Luftmeer vom ſchönſten, will ſagen gefährlichſten Gelenkrheumatismus heimgeſucht werden. Immerhin kommen bei naßkaltem, ſtürmiſchem und abwechſelndem Wetter und Null Grad des Thermometers Erkrankungen zahlreicher vor als bei andauernder, gleichmäßig ſtrenger Kälte.

Bei der gewöhnlichen Unterſcheidung zwiſchen Muskel- und Gelenkrheumatismus überſieht man, daß auch die Nerven, insbeſondere die der Kreuzbein-, Lenden- und Hüftgegend ſehr häufig von Schmerzen ergriffen werden, die unbedingt auf rheumatiſchem Boden wurzeln. Die Nervenſchmerzen zeichnen ſich vor allen anderen durch ihre Heftigkeit und lange Dauer aus. Namentlich nimmt ſeit einigen Jahren mehr als früher das nervöſe Hüftweh (Ischias) überhand. Faſt unerträglich, namentlich des Nachts, ſind die Schmerzen, die dieſe Krankheit mit ſich bringt; ſie rauben den Schlaf, ſie feſſeln den Bedauernswerten ans Lager und machen ihm jeden Schritt zur Qual. Neuerdings hat man in der Knetkur (Maſſage) gegen derartige Leiden ein oft überraſchend wirkſames Mittel gefunden.

Wir wollen uns jedoch an dieſer Stelle nur mit dem Muskel- und dem Gelenkrheumatismus befaſſen.

Der erſtere verläuft meiſt ohne Fieber und ohne Lebensgefahr und ſeine Dauer beträgt anfänglich nur wenige Tage. Allmählich aber pflegt er, namentlich bei feuchter Wohnung und auch ſonſt ungünſtiger Lebensweiſe, bei ſeinem Opfer ſich häuslich einzurichten und es nun im ganzen Leben nicht mehr loszulaſſen. Die Anfälle werden immer länger und ſchmerzhafter, die Pauſen immer kürzer und ſeltener. In ſeinen Armen oder Beinen beſitzt der Kranke ſichere Propheten bevorſtehenden Witterungswechſels.

Vom Rheumatismus können alle äußeren Muskelpartieen betroffen werden. Am boshafteſten von allen macht ſich der der Lendenmuskeln, für gewöhnlich Hexenſchuß genannt, geltend. Er erſcheint wie der Dieb in der Nacht; er erſchwert jede Bewegung des Rumpfes, das An- und Auskleiden, das Sichſetzen und Aufſtehen. In höheren Graden des Leidens muß der Kranke im Bett kerzengerade liegen und iſt nicht imſtande, ſich irgendwie zu wenden und zu rühren; beim Verſuch, ſich zu bücken, möchte er laut aufſchreien. Dieſem Schmerz wenig nach gibt das „ſteife Genick;“ hier ſind die Nackenmuskeln der leidende Teil. Der Kopf wird zu ganz ſteifer Haltung gezwungen; jede Abweichung von der lotrechten Linie beſtraft ſich durch den abſcheulichſten Schmerz. — Beim rheumatiſchen Kopfſchmerz ſind die Muskeln der Stirn, der Schläfe, des Hinterhauptes und des Schädelüberzugs ergriffen; ſchon die Berührung der Haare, das Kämmen derſelben bringt die empfindlichſten Schmerzen hervor.

Wenn für die Mehrzahl der rheumatiſchen Anfälle die Erkältung als Urheberin beſchuldigt werden muß — denn wie oft erſcheint das Reißen nach Einwirkung der Zugluft, zumal bei ſchwitzendem Körper, nach Durchnäſſung der Füße, Schlafen im Freien auf feuchter Erde oder bei offenem Fenſter! — ſo geſchieht es doch nicht ſelten, daß wir nach rein mechaniſchen Muskelthätigkeiten, die mit Witterungseinflüſſen ſchlechterdings nichts gemein haben, von echt rheumatiſchen Beſchwerden überfallen werden. Oft bedarf es nur einer plötzlichen, vielleicht etwas zu heftigen Drehung des Halſes — und ſofort iſt der ſteife Nacken da. Wir bücken uns, um etwas von der Erde aufzuheben, wir dehnen die Schulter oder den Rücken, um eine Laſt zu ergreifen oder zu heben, und im Nu haben wir jenen unter dem Namen Hexenſchuß ſo übel berufenen Lendenſchmerz. Es läßt ſich dabei öfters ein knackendes Geräuſch hören und ein Gefühl von Zerren in den Faſern der Kreuznerven wahrnehmen. Hätten wir jene Fehlbewegungen nicht gemacht, ſo wären wir ſicher vor ihren übeln Folgen bewahrt geblieben.

Oftmals aber läßt ſich für unſere reißenden Heimſuchungen nicht die entfernteſte äußere Veranlaſſung ergründen.

Der hitzige Muskelrheumatismus geht nicht ſelten in den *chroniſchen* über. Das Reißen verläßt uns nun gar nicht mehr. Entweder beſchränken ſich die Schmerzen auf eine beſtimmte Muskelpartie, z. B. die Arme, die Beine, das Kreuz — oder ſie wandern von einem Körperteil zum anderen. Geſtern im rechten oder linken Bein, ſteckt er heute im Kreuz oder Nacken und wird morgen gewiß in die Arme oder Schultern ziehen. Auch der Grad der Schmerzen zeigt ſich als ein ſehr verſchiedener, bald nur als ein Gefühl von dumpfer Schwere, bald als heftiges, Ruhe, Schlaf, Bewegung und Thätigkeit hemmendes Weh.

Wenn der Muskelrheumatismus durch Schmerz und häufige Wiederkehr läſtig fällt, aber doch das Leben nicht bedroht, ſo verhält es ſich anders mit derjenigen Art, welche die Gelenke befällt und in dem Leumund einer gefährlichen Krankheit ſteht, gefährlich durch einen oft böſen Verlauf oder durch nachteilige Folgen.

Wir unterſcheiden auch beim *Gelenkrheumatismus* zwei verſchiedene Formen, eine *hitzige* (akute) und eine *ſchleichende* (chroniſche).

Der *hitzige* Gelenkrheumatismus entſteht gewöhnlich nach ſtarker Abkühlung einer erhitzten oder in Transſpiration befindlichen Körperfläche, nicht ſelten auch im Gefolge von Scharlach oder Ruhr, zuweilen jedoch ohne jede erkennbare Urſache. Nach mehrtägigen ziehenden Schmerzen in den Gliedmaßen und beträchtlichem Fieber ſtellt ſich an einem, meiſt aber an mehreren Gelenken Geſchwulſt, Röte, Hitze und ein äußerſt heftiger, drückender, reißender, bohrender Schmerz ein; am häufigſten werden die Hand-, Knie- und Fußgelenke betroffen; oft verſchwindet die Geſchwulſt an einem Glied, um ſich den nächſten Tag an einem anderen einzufinden, und ſolche Wanderungen ſchleppen ſich oft wochenlang hin; die Gelenkhöhlen ſind meiſt von ergoſſener wäſſeriger Flüſſigkeit erfüllt, ſeltener zeigen ſich eiterige Ergüſſe. Während der Krankheit iſt der Körper beſtändig mit ſtarkem, ſauer riechendem Schweiße, zuweilen auch mit kleinen, weißen Bläschen (Schweißfrieſel) bedeckt.

Die Gefahren des Gelenkrheumatismus beruhen in dem ſehr häufigen Hinzutreten von Herz-, Herzbeutel-, Rippenfell- und Gehirnentzündung, an welchen der Kranke ſchnell zu Grunde geht. Oftmals erholt er ſich ſcheinbar, während doch am Herzen ein Klappenfehler zurückbleibt und ein langes, tödliches Siechtum hinterläßt.

Die *chroniſche* Form entwickelt ſich meiſt unter der dauernden Einwirkung naſſer Kälte, wie ſie das Arbeiten im Regen, auf feuchter Erde und der Aufenthalt in feuchten Räumen, namentlich in Kellerwohnungen, mit ſich bringt. Der chroniſche Gelenkrheumatismus iſt eine Krankheit der ländlichen Arbeiter, Dienſtmänner, Droſchkenkutſcher, Wäſcherinnen, Dienſtmädchen und aller der Perſonen, die ſich nicht ſchonen können, die trotz ihrer Krankheit, trotz üblem Wetter und kaltem Wohnraum arbeiten *müſſen*, um ſich ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Die eiſerne Not hält ſie unter ihrem Joch und zwingt ſie zur Arbeit, bis endlich Hände, Kniee und Füße verkrümmt, verkrüppelt und gelähmt ſind. Rechtzeitige Hilfeleiſtung, vor allem Schonung, würde die Ärmſten vor ihrem Endaufenthalt, dem Spital, bewahrt haben.

Über Jahrzehnte erſtreckt ſich oft der Verlauf dieſer Krankheit, und entſetzlich ſind die Verunſtaltungen, welche die Gliedmaßen durch ſie erleiden. Während die Muskeln allmählich dünner werden und verkümmern, ſchwellen die Gelenke an Fingern und Händen, Zehen und Füßen, Knieen und Ellenbogen zu unförmlichen Knoten an und geraten in eine Schräg- oder Querſtellung, welche jede Thätigkeit und Bewegung erſchwert oder unmöglich macht. Gicht nennen die Leute dies Elend — in Wahrheit iſt es der chroniſche Gelenkrheumatismus.

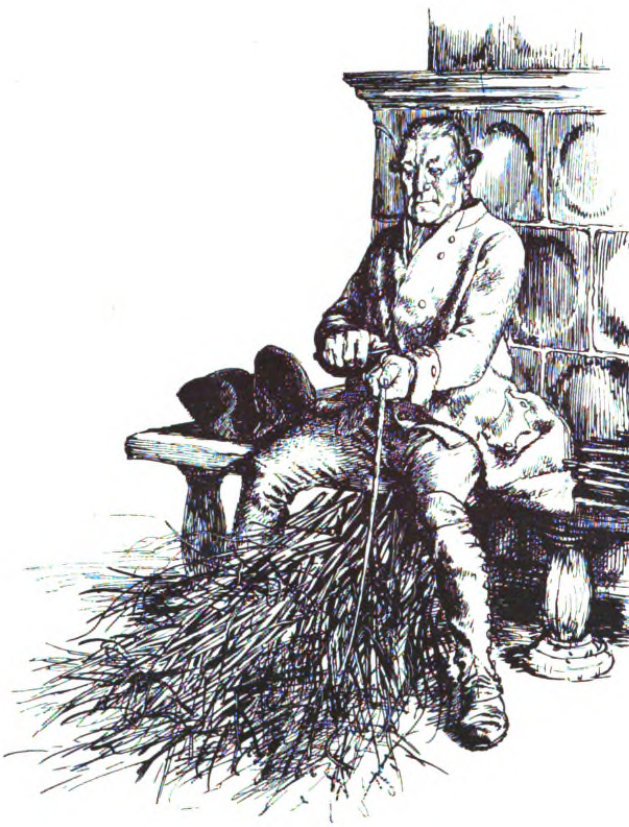
Das Reißen, wie überhaupt die Erkältungskrankheiten werden wir uns am ſicherſten vom Leibe halten, nicht dadurch, daß wir vor jedem Luftzug uns mit Pelz und Wolle panzern, ſondern durch planmäßige Kräftigung der Haut. Methodiſche Gewöhnung derſelben zum Ertragen von Hitze und Kälte, allmähliche und beharrliche Erziehung des Körpers durch kalte Abreibungen, Bäder und Leibesübungen vermindert und ſchwächt die Gefahr der Erkältung. Man fange damit frühzeitig bei Knaben und Mädchen an — nur verſchone man in Deutſchland das zarte Kindesalter mit ſpartaniſchen Abhärtungskuren und ſchottiſchen Kleidertrachten.

Bei ausgeſprochenem Muskelrheumatismus iſt der häusliche Aufenthalt geboten; ruhige, gleichmäßige Wärme im Zimmer oder Bett thut mehr als alle Arzenei und ſchützt am ſicherſten vor Rückfällen und dauerndem Siechtum. Einer feuchten Wohnung kehre man ſobald als möglich den Rücken. Durch Vernachläſſigung und naſſe Wände wird das Reißen chroniſch. — Gegen ſteifes Genick und Hexenſchuß erweiſen ſich naßkalte Einpackungen mit wollener Bedeckung oftmals von Nutzen. Hartnäckige Fälle werden nicht ſelten durch Maſſage und Elektrizität, wie auch durch ruſſiſche und römiſch-iriſche Dampfbäder geheilt. Im Sommer ſind kalte Fußbäder überaus heilſam! Von Bädern erfreuen ſich Wiesbaden, Teplitz (in Böhmen und Ungarn), Colberg und Pfäffers eines altbewährten Rufes.

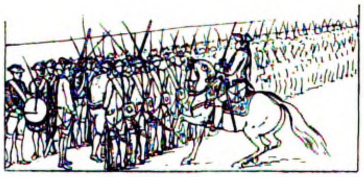
Wir haben uns jetzt noch etwas mit der wirklichen *Gicht* (Podagra) zu befaſſen. Dieſe Krankheit wird mehr genannt, als behandelt. Im vorigen Jahrhundert auch in Deutſchland noch ſehr häufig, gehört ſie jetzt faſt zu den Seltenheiten. Freilich lebte man damals ſehr gut, d. h. man aß und trank vortrefflich und viel — verſteht ſich in den wohlhabenden Klaſſen. Das Zipperlein, das in den Schauſpielen und Romanen jener Zeit eine ſo große Rolle ſpielte, ſcheint jetzt auf den Ausſterbeetat zu kommen. In anderen Ländern mag's ja anders ſein, namentlich ſoll in Alt-England die Gicht noch eine Heimſtätte haben.

Die Gicht iſt eine auf Ernährungsſtörung mit reichlicher Harnſäurebildung beruhende Krankheit, die ſich teils in einzelnen, heftigen Anfällen Luft macht, teils dauerndes Siechtum herbeiführt. Der Gichtanfall tritt plötzlich und meiſt in der Nacht mit einem überaus ſtarken Schmerzgefühl, welcher Ähnlichkeit mit dem Druck eines Schraubſtocks oder dem Einbohren eines Nagels ins Gelenk, gewöhnlich das zwiſchen der großen Zehe und dem Fuße (Podagra). Nur ſelten erfolgt die Ablagerung in ein anderes Gelenk (Hand, Knie, Schulter). Das Gelenk ſchwillt an, die Haut wird heiß und feuerrot, dabei iſt allgemeines Unwohlſein mit mäßigem Fieber aber ſehr großem Stirnkopfſchmerz, Durſt, Aufſtoßen, Übelkeit und ſaurem, galligem Erbrechen. Tagsüber Nachlaß, bei Nacht Steigerung des Schmerzes. Allmählich tobt ſich der Anfall aus, der Kranke erholt ſich, muß aber des Rückfalls gewärtig ſein. Die öftere Wiederkehr der Gichtanfälle bewirkt dauernde Anſchwellung und Entartung des Gelenks und Ablagerung von Gichtknoten. Bald geraten auch innere Organe, namentlich das Herz und die Nieren, in Mitleidenſchaft. Durch Anſammlung von Harnſand, Harngries in den Nieren kommt es zur Bildung von Nierenſteinen und Nierenkolik, einem äußerſt ſchmerzhaften und gefährlichen Übel. Bei den Podagraanfällen ereignen ſich auch ſehr leicht Entzündungen, Anſchwellungen und Verſtopfungen der Venen im Unterſchenkel. Nicht ſelten wirft ſich die Gicht auch auf die Augen und erzeugt grauen und grünen Staar (Entzündung der Aderhaut).

Die Gicht iſt ein Erzeugnis des Reichtums; ſie wird bewirkt durch eine überkräftige Ernährung mit Fleiſch und den Genuß ſchwerer Biere und Weine (Burgunder). Wo der



Spießrutenſchneidender Profoß. Nach einer Federzeichnung auf Stein von Adolf Menzel.



Durchzeichnung eines von Chodowiecki radirten Blättchens aus Basedow's
„Elementarbuch für die Jugend ihre Eltern und Freunde in geſitteten Ständen.“ (!) erſchienen 1770.

Branntwein Volksgetränk iſt, wie in Rußland, Schweden, Irland, da iſt die Gicht ein ſeltener Gaſt, ein häufiger dagegen, wo Porter und Ale, wie in England, oder Burgunder getrunken wird, wie in Frankreich.

Der Gichtkranke muß daher im Genuß von Fleiſch und ſchweren alkoholiſchen Getränken ſowie von ſauren Speiſen ſehr enthaltſam ſein; hingegen darf er Brühſuppe, Fiſche, etwas Fett und Butter und ab und zu auch Gemüſe zu ſich nehmen. Dabei empfehlen ſich körperliche Bewegungen, wie Gehen, Reiten und Fahren.

Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I.

(Abdruck verboten.)

Die authentiſche Darſtellung, welche die Abreiſe Kaiſer Wilhelms I als Prinz von Preußen nach England in den ſchweren Tagen des Jahres 1848 durch Herrn Paſtor Behrens in Guhrau in Nr. 14 und 15 des Daheim unter obigem Titel gefunden hat, erhält einen Nachtrag durch die folgende Einſendung, die uns Herr Amtsſekretär E. Luther in Hagenau i. M. ſendet, der den geſchilderten Vorgängen als Augenzeuge beigewohnt hat. Die Leſer erſehen daraus, daß der Prinz von Preußen thatſächlich erſt allen Gefahren entrückt war, als er die Planken des Schiffes unter ſich hatte, das ihn nach England brachte. Herr Luther ſchreibt uns:

Ende des Monats März in dem tollen Jahr 1848 pflegten wir alle zu der Zeit, wann ſpät nachmittags der Zug von Berlin nach Hamburg den Bahnhof Hagenau paſſierte, dorthin zu gehen, um Nachrichten aus Berlin zu hören. Am 24. März, nachdem die Zeitungen uns ſchon längſt die Kunde von der Abreiſe des Prinzen von Preußen aus Berlin gebracht hatten, ſahen wir vom fernen Walde einen Jagdwagen heraneilen. Gleichzeitig hörten wir, wie der Sekretär des Herzogs Guſtav von Mecklenburg in größter Aufregung ein leeres Koupee I. Klaſſe, aber ohne Beleuchtung, für zwei Herren forderte, welche dann aus dem Jagdwagen und in den haltenden Zug ſtiegen. Wir alle wurden natürlich ſehr aufmerkſam, und namentlich der Eiſenbahnbaumeiſter Fritze erkannte ſofort in dem einen derſelben den Prinzen von Preußen. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht unter den ausgeſtiegenen Paſſagieren des Zuges. Mein Freund Fritze, die Gefahr erkennend, entſchloß ſich ſofort, mit dem Zuge zu fahren und beſtieg das Direktionskoupee. Auf dem nächſten Bahnhofe, wo der Zug wieder hielt, ging derſelbe in die Nähe des Koupees I. Klaſſe, an dem das Fenſter heruntergelaſſen war, und ſagte leiſe: „Wenn der Prinz von Preußen glaubt, unbemerkt nach Hamburg zu kommen, ſo irrt derſelbe, denn das Zugperſonal und ſämtliche Paſſagiere des Zuges wiſſen von ſeiner Anweſenheit.“ Sehr ſtürmiſch wurde darauf das Fenſter erſt wieder heraufgezogen, bald aber wieder heruntergelaſſen, indem zugleich aus dem Fenſter die Frage tönte: „Wer ſind Sie und was wollen Sie damit ſagen?“ Fritze antwortete: „Ich bin der Abteilungsingenieur Baumeiſter Fritze und ein guter Preuße.“ Sofort wird die Thüre des Koupees aufgemacht, mit der Aufforderung einzuſteigen. Jetzt ſagte der Prinz von Preußen: „Ja, ich bin hier, was wollen Sie mit Ihrer Warnung ſagen?“ Fritze erwiderte, daß ſämtliche Bahnhöfe mit Neugierigen angefüllt ſeien, die von den Paſſagieren die Anweſenheit des Prinzen erführen, und daß er beſorge, in Hamburg, wo die Aufregung ſehr groß und der Bahnhof ſicher ſehr gefüllt ſei, könne Grund zu ernſten Befürchtungen ſein. „Was geben Sie dann für einen Rat?“ fragte der Prinz, worauf Fritze entgegnete: „Ich werde den Zug kurz vor dem Einfahren in den Bahnhof ſo langſam fahren laſſen, daß Königliche Hoheit auf der entgegengeſetzten Seite des Zuges denſelben unbemerkt verlaſſen können.“ — „Das thue ich nicht,“ erwiderte darauf der Prinz, „ich laufe nicht fort, wenn Sie keinen anderen Rat wiſſen, dann biete ich die Stirn; auch werde ich auf dem Bahnhof erwartet.“ — „Nun,“ ſagte Fritze, „dann verlaſſen Königliche Hoheit in Bergedorf den Zug und kommen mit zum einfachen Hotel, wo wir Ingenieure ſtets verkehren; ich werde das Zugperſonal auf ihren Dienſt verpflichten, zu ſchweigen, und nur diejenigen, die Eure Königliche Hoheit in Hamburg in Empfang nehmen wollen, hiervon zu benachrichtigen.“

Dieſen Vorſchlag nahm der Prinz an und bat nur, ſeinen im gleichen Zuge fahrenden Diener Krug hiervon zu benachrichtigen. Dies wurde Fritze in Bergedorf ſehr ſchwer, denn in jeden Wagen mußte er den Namen hineinrufen, bis er endlich den eingeſchlafenen ihm unbekannten Mann entdeckte. Unbemerkt verließen nun der Prinz, der Adjutant von Oelrichs und der Diener Krug mit dem Baumeiſter Fritze den Bahnhof und kehrten, ohne erkannt zu werden, im Hotel in Bergedorf ein, wo ſie zuſammen zu Abend ſpeiſten. Der Prinz äußerte ſich bei Tiſche wiederholt mit Entrüſtung und hart über die Ereigniſſe in Berlin und vorzugsweiſe über den Befehl, die Truppen zurückzuziehen.

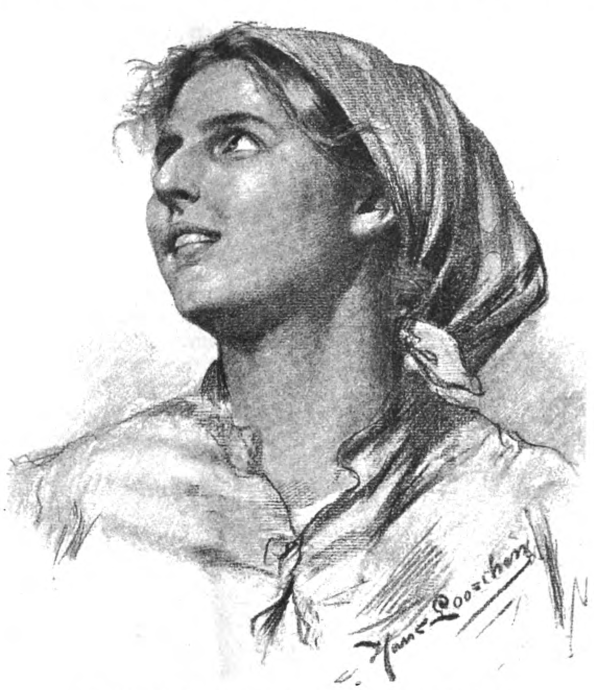
Gegen Mitternacht legte ſich der Prinz in einem Nebenzimmer kurze Zeit zur Ruhe und wurde gegen Morgen durch die Equipage des Preußiſchen Geſandten aus Hamburg abgeholt. Wie richtig der Baumeiſter Fritze geurteilt hatte, hat ſich ſpäter ergeben; denn kaum war der Zug in die Halle des Hamburger Bahnhofes eingefahren, als auch ſchon der Ruf erſcholl: „Der Prinz von Preußen iſt im Zuge.“ Das Toben und Drängen wurde ſo arg, daß das Zugperſonal unter Hilfe der Polizei nur mit der größten Mühe die Unrichtigkeit der Nachricht konſtatieren konnte. Drei Jahre ſpäter erhielt der Baumeiſter Fritze, der 1874 in Breslau verſtorben iſt, das folgende Dankſchreiben des Prinzen von Preußen:

> „Coblenz, den 23. März 1851.
>
> Wenngleich drei Jahre vergangen ſind, ſo kommt doch Dankbarkeit niemals zu ſpät. Als einen Beweis derſelben empfangen Sie anliegend ein Andenken an den 23. März 1848, an welchem Tage in der Nacht zum 24. Sie mir Beweiſe Ihrer Anhänglichkeit, Teilnahme und wahren Patriotismus gaben, die ich nie vergeſſen kann! Ihrer Fürſorge verdanke ich es, daß an jenem verhängnisvollen Tage nicht noch Schlimmeres mir begegnete. Dafür Ihnen ſtets meine Dankbarkeit zu vergegenwärtigen, bitte ich Sie, die beigehende Medaille freundlich anzunehmen, damit auch ſpätere Glieder Ihrer Familie erfahren, was eins derſelben für mich gethan!
>
> Ihr Prinz von Preußen."

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)



Stinning. Nach einer Kreidezeichnung von Hans Looſchen.

Ich will hier einſchieben, wie ſich das Rätſel der Anweſenheit des Fräuleins in der Folge löſte: Sie hatte den ſchönen Morgen zu einem Beſuche in der Nachbarſchaft benutzen wollen und den Weg über das Moor gewählt. Dort hatte ſie der Schneeſturm überraſcht und in die Irre geführt, bis endlich der Kutſcher, des langen planloſen Umherfahrens müde, vom Bocke geſprungen war, um nach dem verlorenen Wege zu ſuchen. Sie hatte ſeiner umſonſt geharrt; er war nicht wiedergekehrt. Das aufs neue hereinbrechende Schneegeſtöber mochte ihm die Möglichkeit genommen haben, ſich zu ihr zurückzufinden. Mittlerweile war das junge Pferd vor dem Schlitten unruhig geworden und in plötzlichem Schreck vorwärts geſtürmt, ohne daß ſie es zu halten vermocht. Sie hätte ſich verloren geben müſſen, wenn nicht das ſcheue Tier ſchon nach wenigen Sprüngen ſich an aus dem Boden ragendem Wurzelwerk den Fuß verſtaucht hätte und ſo zum Stillſtehen gezwungen worden wäre. Dann kam der Sturm mit voller Gewalt einhergebrauſt, ſie hatte ihn wehrlos über ſich ergehen laſſen müſſen. Das Gefühl der Bangigkeit und des Entſetzens, welches ſie anfangs befallen, hatte allmählich der dumpfen Empfindung todesmatter Gleichgültigkeit Platz gemacht. So war ſie inmitten des um ſie tobenden Unwetters in einen Zuſtand dämmernden Hinträumens verſunken, aus dem ſie erſt das Wiehern ihres Pferdes emporgeſchreckt und auf unſere Nähe aufmerkſam gemacht hatte.

Glücklich hatten wir, während Arnold das Pferd am Zügel führte und ich hinter dem Schlitten herging, um ihn im Gleichgewicht zu erhalten, mit dem Fräulein die Straße oder vielmehr die Stelle erreicht, wo die Spuren, welche unſer Schlitten vorhin im Schnee zurückgelaſſen, ihren Anfang nahmen. — Ja, wo war aber die Straße?

Ich ſah zuerſt nichts als eine weiße, ſchimmernde, hin und wieder von kleinen Anhöhen und Einſenkungen unterbrochene Fläche, in Entfernung einiger Werſt gerade vor uns durch den Leydenſchen Wald begrenzt. Der Schneeſturm hatte die Tiefen des Weges faſt überall ausgefüllt, ſo daß die Umgebung in gleicher Höhe mit demſelben lag, hatte jede Spur vernichtet, jeden Unterſchied ausgeglichen. Nur als ich ſchärfer ausſpähte, boten ſich mir einzelne unvollkommene Merkmale; unzuverläſſige Weiſer, an denen ich ungefähr erriet, wo bis vor kurzem die Winterbahn ſich hingezogen. Hier ein Stück von dem Schneewall, das noch nicht völlig abgetragen war, dort ein ſchüchtern aus dem Schnee hervorlugendes Reis von den Tannenzweigen, mit denen die Straße abgeſteckt geweſen. Vor allem aber der Durchhau drüben im Walde, er war mir der ſicherſte Anhaltspunkt, weil die Straße in faſt gerader Richtung auf ihn zuführte.

Ich bat Arnold, ſich in den Schlitten zu ſetzen und die Lenkung des Pferdes zu übernehmen, während ich vorauseilte, auf den Weg zu ſehen. Ein eigentümliches Bild, dieſer Zug durch die winterliche Wildnis! Als erſter ich, bald vor, bald neben dem Traber ſchreitend, taſtend, watend, kletternd, zuweilen im tiefen Schnee verſinkend und mich wieder emporraffend, immer in der Befürchtung, von der gewollten Richtung abzukommen; hinter mir die beiden Schlitten in tiefem Schweigen. Wo der Weg es erfordert, wo eine Entlaſtung des Schlittens notwendig wird oder ein Unfall von dem Fräulein fernzuhalten iſt, ſpringt auch Arnold heraus und eilt ſtützend und ſtemmend nebenher. Über uns der troſtloſe, blaſſe Himmel mit ſeinen treibenden Schneewolken, welche glücklicherweiſe noch immer zögern, ſich ihres Inhalts zu entladen; ſo weit das Auge reicht, ein mattſchimmerndes, weißgraues Einerlei, öde Erſtarrung, ſchaurige Stille, nur unterbrochen von dem Knirſchen der Schlittenſohlen, von dem Rauſchen auseinanderſtäubenden Schnees, von dem Schnauben des Pferdes und dem Läuten des Glöckchens unter dem Krummholz, wenn es einmal den Kopf ungeduldig ſchüttelnd emporhebt. Im übrigen geht es doch beſſer, als ich erwartet. Auf die ſchlimmen Strecken folgen beſſere; über die Hinderniſſe der Bahn gleitet der leicht gebaute Schlitten ohne größere Schwierigkeiten hinweg; bald gelangen wir an eine Stelle, wo der Sturm die Flocken fortgeweht und zu beiden Seiten zu anſehnlichen Hügeln emporgebaut hat; hier liegt der Eisgrund der Straße bloß und der Rappe verfällt in fördernden Schritt.

Und da beginnt es hinter mir zu flüſtern, zu ſprechen. Ich mag nichts hören, ich ſchreite geſchwinder aus und ſchaue angelegentlich in die Ferne, aus der mir die bläulich verſchwommenen Umriſſe des Leydenſchen Waldes immer näher entgegenwachſen. Aber der Rappe will mir nichts an Raſchheit nachgeben und bleibt getreulich an meiner Seite. Und der plötzlich erwachende Wind, welcher mir gerade in den

Rücken bläſt, ſpielt die Rolle des Verräters. Oft trägt er mir jedes Wort, das dort gewechſelt wird, jeden Flüſterlaut klar und deutlich ans Ohr; ich verſtehe alles, ob ich nun wollen mag oder nicht. Dann wieder, wenn das Wehen nachläßt, verſtehe ich nichts oder doch nur Unverſtändliches. Die beiden ſcheinen die Möglichkeit der Gefahr, von mir belauſcht zu werden, gar nicht in Betracht zu ziehen; unbeſorgt um meine Nähe ſetzen ſie die Unterhaltung fort, ob ich auch einmal ſtehen bleibe und bedeutungsvoll rückwärts ſchaue. Die Seltſamkeit der Lage und der Stoff des Geſpräches ſelbſt überheben ſie vielleicht der nötigen Vorſicht; jedenfalls ſcheinen ſie ſich um nichts anderes zu kümmern als um ſich ſelbſt.

„Wer hätte gedacht, daß wir uns unter ſolchen Umſtänden wiederſehen würden, Kouſine,“ höre ich Arnold in ſchmerzlichem Tone ſagen. „Mir iſt es, als ob eine beſondere Fügung mir dieſe Begegnung mit Ihnen gegönnt habe... Ich ſcheide von hier, und eine geheime Stimme ſagt mir, daß ich nicht wiederkehren werde... Noch eine Pflicht hatte ich zu erfüllen, ich zagte vor ihr, nun hat ſie ſich mir ſelbſt in den Weg geſtellt... O, Margarete, ich kann nicht ruhigen Herzens fort, ehe Sie mir verziehen haben... Wollen Sie?“

Was das Fräulein flüſternd erwidert, entgeht mir, doch die Antwort kann keine Ablehnung enthalten, denn gleich darauf fährt Arnold fort: „O, ich danke Ihnen... Es iſt mehr, als ich erwarten durfte... Und doch vermag ich Ihnen nicht zu ſagen, was mich zu ſolchem Handeln bewog, nein, zwang... Nur ſo viel: das Land des Glückes ſah ich roſig und leuchtend vor mir emporſteigen, doch als ich es betreten wollte, da rauſchte aus der Ferne eine dunkle ſchaurige Flut heran und riß mich hinweg. Sie ſtoßen mich nicht fort, Sie wenden Ihr Angeſicht nicht voll Abſcheues von mir ab? O, welche Güte, Margarete!“

Der Windhauch erſtirbt, ich vernehme geraume Zeit hindurch nichts weiter, als die Laute, in denen ſich leiſe Rede fortſpinnt, ohne ihren Sinn zu verſtehen.

„Es iſt ja alles aus, alles zerſtört und zu Ende!“ klingt wieder Arnolds tiefe Stimme, „aber eines will ich Ihnen ſagen vor der ewigen Trennung, Sie wiſſen es längſt. Sie wiſſen, daß zu den ſeligſten Stunden meines Lebens die gehören, welche mir in Ihrer Nähe zu verleben vergönnt waren, daß mein Herz...“ Die Worte verlieren ſich in weichem Flüſtern, das plötzliche Schellen des Schlittenglöckchens übertönt jeden Laut; dann iſt es, als ob ein ſeltſamer Ruf, wie aus Jubel und Schmerz gemiſcht, in die Öde hallt.

„Immer, du Teure?“

„Immer...“

„Und...?“ Ich verſtehe den Namen nicht, dem die Frage gilt.

„Er? O nein... Er iſt mir ein guter Verwandter, ein ritterlicher Freund geweſen, ſonſt...“ hier verhaucht die Stimme wieder.

Nun ſcheint Arnold abermals eine zögernde, lange Frage geſtellt zu haben.

„Sie irren ſich!“ Die Stimme gehört dem Fräulein an... „Damals im Parke vor ſechs Jahren... Ach, damals war es ja Herbert, der Worte beſchwichtigender Verteidigung für Sie fand, während ich...“

Da geſchah es plötzlich, blitzſchnell, überwältigend ſchnell... Ich weiß ſelbſt kaum mehr, wie es ſich zutrug, wie es ſich überhaupt ſo zutragen konnte. Wenn ich jetzt daran denke, ſo mutet es mich an wie eine Lüge, wie ein Phantaſiegebilde, wie ein ſchreckhafter Traum, den einer in der Fiebernacht träumt und von dem noch die Erinnerung im Hirne ſpukt.

Ich will kurz erzählen, ſo wie ſich mir die Eindrücke geſtalteten. Schon war das Waldufer nahe, als ſich in die bisher freiere Bahn ein Hügel vorſchob, am Gipfel und an ziemlich ſchroffen Abhängen von dichtem Schnee bedeckt. Über ihn weg verlief die Straße. Unſer Traber hatte faſt die Höhe der Erhebung erreicht, als er, von Arnold wohl zu loſe in den Zügeln gehalten, an einem am Wegrande verborgen liegenden Steine ausglitt, ſtrauchelte und in die Knie ſtürzte. Ich hatte noch Zeit, einen Warnungsſchrei auszuſtoßen und zurückſchauend gewahrte ich, wie Arnold, um den Schlitten zu entlaſten, aus demſelben heraus- und den Abhang herniederſprang, wo er auf dem glatten Boden nur mühſam Fuß faßte. Da, nach wenigen Schritten, ſtolperte das ſchon erſchöpfte Tier nochmals, doch jetzt ſo heftig, daß es zuſammenbrach und mich gleichfalls in ſeinen Fall hinabriß. Zugleich ertönte ein heftiger Krach: die eine Deichſel am Schlitten war zerſplittert. Im Sinken ſah ich, wie der Schlitten in jähem Bogen ſich der Tiefe zuneigte, umwarf und das Fräulein hinausſchleuderte. Ich raffte mich eilends auf und erblickte Arnold drunten, wie er die Gleitende mit ſtarken Armen umfaßt hielt, emporhob und mühſam mit ihr aufwärts klomm. Da war auch ich zur Stelle, nahm die vom Sturze Halbbetäubte von ihm entgegen und bettete ſie ſanft in den wieder aufgerichteten Schlitten. Wie aber nun Arnold vollends den Wegrand erklettern wollte, da mochte ſich ſein Fuß in den Falten ſeines langſchleppenden Reiſepelzes verwickelt, ein plötzlicher Schwindel ihn angewandelt oder er ſonſt wie Halt und Kraft verloren haben — kurz, er ſtrauchelte, ſank zu Boden und war, ehe ich noch rechtzeitig zum Beiſtand heran war, an meiner ausgeſtreckten Hand vorbei, in raſender Schnelle den Abhang hinuntergeſchoſſen. Da geſchah das Furchtbare. Unter der Laſt ſeines Körpers wich die Schneedecke, ein dunkler Abgrund gähnte herauf, ein Gurgeln und Plätſchern erſcholl, mißfarbige Wellen ſpritzten empor — dann alles ſtill, nur die Waſſer drunten im Grunde zogen allmählich erſtarrend ihre murmelnden Kreiſe. Von Arnold aber kein Laut, keine Spur — es war, als ob er niemals dageweſen wäre! Einige Sekunden ſtarrte ich wie geiſtesabweſend in die Tiefe, dann ſtürmte ich in mächtigen Sätzen hinab. Doch bald ſchutterte der Boden unter mir und durch den weichen Schnee hervor quoll ſchwarzer, zäher Schlamm, in den mein Fuß bei jedem Schritt tief und tiefer verſank. Ich ſtrengte jede Sehne, jeden Muskel an, ich ſuchte, mich auf den Boden werfend, kriechend vorwärts zu kommen, umſonſt! Der Grund wurde ſtets flüſſiger und unſicherer. Ich rief ſeinen Namen, ich ſchrie, nur der Widerhall der Öde antwortete mir; ich ſpähte angeſtrengt nach einer Spur, nach einem Zeichen des Verſchwundenen aus; ich ſah allein die zerriſſenen Streifen des Schnees, zwiſchen welchen hindurch eine mißfarbene Flut ſchimmerte. Meine Kräfte erlahmten, es war ja alles vergeblich, es war längſt zu ſpät, auch wenn es mir gelungen wäre, bis zu der verhängnisvollen Stelle vorzudringen. Längſt hatten, ſein Schickſal beſiegelnd, die trüben unheimlichen Waſſer dort den Geſuchten erfaßt und in ihre unergründlichen Tiefen gezogen. Eine jede Bewegung weiter war Selbſtmord, und doch hätte ich mich keinen Augenblick beſonnen, ſelbſt für den faſt ausſichtsloſen Verſuch ſeiner Rettung mein Leben zu laſſen, hier jedoch ſetzte das Moor meinem Todesmute unüberſteigbare Schranken entgegen. Die Hauptſache aber: das Fräulein bedurfte meiner, ich durfte ſie nicht verlaſſen in der unwirtlichen Wildnis; der Tote ſelbſt hätte es mir nie verziehen. Und doch: in ſtiller Verzweiflung, von brennender Scham über meine Ohnmacht erfüllt, trat ich den Rückzug an; nur mit ungeheuerſter Anſtrengung erreichte ich den feſteren Grund. Dort blieb ich keuchend ſtehen, ohne der eben überſtandenen Gefahr zu achten, und ſtarrte immerfort auf den Fleck, wo Arnold verſunken war; in meinem Hirn aber wirbelten die Gedanken wild durcheinander. Wie hatte das nur geſchehen können? Jedes Jahr war der Winterweg in der gewohnten Richtung befahren worden; er war harmlos, wenn man nicht abirrte, kaum jemals hatte man von einem Unfalle gehört und von einer offenen Stelle in ſeiner unmittelbaren Nähe wußte man vollends nichts. Es gab keine andere Löſung: tief drunten im Grunde des Sumpfes mußte erſt kürzlich eine Umwälzung ſtattgehabt, ein unterirdiſcher, ſtark ſprudelnder Quell, wie das im Wolfsmoor nicht allzu ſelten geſchah, ſich durch den Schlamm an die Oberfläche Bahn gebrochen und jenen tückiſchen, nur ganz leicht von Schnee verhüllten

Schlund gebildet haben, der ſich ſoeben Arnold zum Opfer auserkoren hatte.

Wie ich darüber ſann, berührte mich eine leichte Hand an der Schulter. Ich wandte mich um und ſchaute in die todblaſſen Züge des Fräuleins, mit großen geiſterhaften Augen ſchaute ſie mich an. Hatte ſie den Untergang Arnolds mitangeſehen oder war ſie durch meine Rufe und Schritte aus ihrer halben Ohnmacht emporgeſchreckt, mir unbemerkt den gefahrvollen Abhang hinuntergefolgt, um dem Geſchehenen nachzuſpüren? Ich verſtand die ſtumme Frage in ihren Augen und deutete kurz in die Richtung vor mir. „Tot?“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und ihre Stimme hatte einen rauhen, ſchrillen Klang. „Und Sie? Was thun Sie hier? Wollen Sie ihn in der Gefahr verlaſſen? Retten Sie ihn, fort!“ Die harten Worte ſchnitten mir ins Herz. Ich wies auf die ſchwarzen Spuren im Schnee, auf meine Kleidung und ſchüttelte den Kopf: „Zu ſpät, es iſt unmöglich! Unmöglich!“ Ihre Augen flammten. „Es kann nicht ſein! So will ich ſelbſt...“ Sie that einen Schritt vorwärts, ich trat ihr in den Weg und hielt ſie mit ſanfter Gewalt zurück: „Sie dürfen nicht, Fräulein, es iſt Ihr gewiſſer Tod!“ Sie hörte und antwortete nicht, ſondern rang mit mir und ſuchte ſich mir zu entreißen, marmorblaß, aufgeregt, außer ſich! Dann, das Erfolgloſe ihrer Anſtrengungen einſehend, ſtieß ſie einen herzerſchütternden Schrei aus und ſank leblos, unbeweglich in meine Arme zurück. In halber Sinnloſigkeit trug ich die nun völlig Ohnmächtige den Hügel hinauf.

Ich weiß auch nicht mehr genau, was ſich ſpäter ereignet, wie wir nach Leyden gelangten, welche Auftritte ſich dort abſpielten, nur eines Umſtandes erinnere ich mich noch deutlich: daß uns unterwegs der Kutſcher des Fräuleins in großem Schreck entgegengelaufen kam. Er hatte nach mannigfachen Irrwegen den Wald erreicht und ſich nun, um die verirrte Herrin aufzuſuchen, wieder auf das Moor begeben.

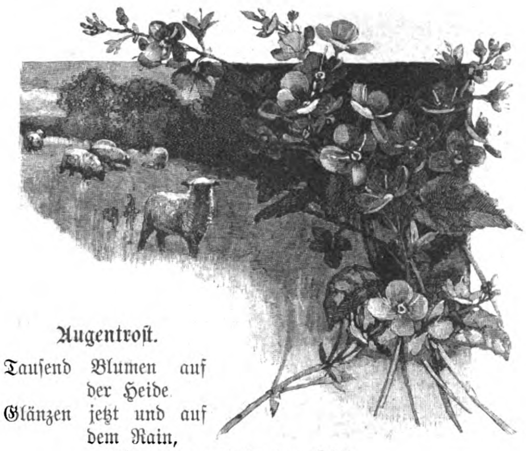
Alles Forſchen blieb vergeblich: die Leiche Arnolds wurde nie entdeckt, ebenſowenig wie man das Grab zu ermitteln vermochte, wo ſein heißes, ſchuldvolles und doch edles Herz die erſehnte Ruhe gefunden hatte. Eines aber, wonach er in der Stunde des Scheidens begehrt, hatte ſich ihm doch und gleichſam über Erwarten erfüllt: der Wunſch nämlich, für das Leben eines anderen und noch dazu für das Leben derjenigen, die ihm auf Erden das Teuerſte geweſen, ſein eignes dahinzugeben! Der Wolfsmoor hütet ſeine Geheimniſſe. —

— — — — — — — — — — — — — — —

In ſeinem Teſtament hatte Arnold mit Ausnahme des Gutes, welches nach den Landesgeſetzen von der freien Verfügung ausgeſchloſſen war, über ſein ſämtliches Vermögen, ſeine Barmittel und Wertſachen Verfügung getroffen. Keiner ſeiner Beamten, Hofes- und Dienſtleute ging leer aus. Mich hatte er mit einer reichen lebenslänglichen Rente, die mir alle Sorgen der Zukunft benahm, ausgeſtattet. Auch die Leydenſchen waren bedacht; dem Fräulein fiel ein koſtbares Schmuckſtück aus dem Nachlaß der ſeligen Baronin zu. Das Schloß aber trat der älteſte Sohn der nach Kurland verheirateten Schweſter des ſeligen alten Barons, als nächſter zur Nachfolge berechtigter Erbe, zum Eigentum an. Der ſtolze Familienbeſitz, welcher Jahrhunderte lang bei den Werdens geweſen, ging auf einen fremden Namen über.

Obwohl ich es kaum mehr nötig hatte, hing ich meinem Berufe auch unter der neuen Herrſchaft mit alter Treue an. Man behielt mich gern, ich war ja ein guter Beamter. Nach wie vor blieb ich im ſtillen Waldhauſe wohnen, einſam und zurückgezogen, ohne Verkehr mit den Menſchen, nur auf die Erfüllung meiner Pflichten bedacht. Innerlich aber war ich unfrei und zerfahren. Dräuender als je erhob die Schuld das Haupt und forderte ihr Recht. Beſaß ſie wirklich ein ſolches auf mich? Gar viele Stimmen ſtritten in mir und bald gab ich der einen und bald der anderen Gehör. Die eine umklang mich einſchmeichelnd und lockend. Du haſt keine Urſache, dich ſchuldig zu fühlen, denn was du gethan, war nichts Böſes.

(Schluß folgt.)



Augentroſt.

Tauſend Blumen auf der Heide
Glänzen jetzt und auf dem Rain,
Angethan mit buntem Kleide
Lachen ſie im Sonnenſchein,
Von der linden Luft umkoſt.
Meine Blum' heißt Augentroſt.

Niedrig iſt ſie und beſcheiden,
Eine kleine Blume bloß,
Doch ich mag ſie lieber leiden
Als ſo manche ſtolz und groß.
Ja, ſie wuchs nun einmal ſo
Mir ans Herz und macht mich froh.

Andern mögen andre taugen,
Mir gefällt ihr ſchlichtes Blühn,
Wenn ſie wie mit Kinderaugen
Zu mir aufblickt aus dem Grün.
Ins Geſichtchen ihr zu ſehn,
Bleib ich oft vergnüglich ſtehn.

Tau und Regen woll' erquicken
Meine Blume für und für,
Sonne freundlich auf ſie blicken —
Traute Vöglein, ſinget ihr!
Und wenn Wind und Wetter toſt,
Schütz' mir Gott den Augentroſt.

J. Trojan.

Der alte Harkort.

Von Hanns von Zobeltitz. (Abdruck verboten.)

Dem Manne und nicht dem Poliliker gelten dieſe Zeilen! Von dem letzteren ſcheiden uns mancherlei Gegenſätze, die gottlob freilich die letzten Jahrzehnte zum Teil ſchon überbrückt haben, die hoffentlich die Zukunft noch mehr verwiſchen wird. Der alte Harkort war lange Jahre ſeines Lebens ein überzeugter Liberaler, er war eine Stütze und Säule ſeiner Partei, allerdings nicht im Sinne grundſätzlicher Negation, ſondern im Geiſte tüchtiger Mitarbeit an allen Fragen des öffentlichen Lebens. Daß dieſe Mitarbeit ihn oft auf ganz andere Wege führte, als uns gut und geeignet erſcheinen kann, iſt eine Sache für ſich: jedenfalls haben aber politiſche Gegenſätze und Streitfragen ſeine unerſchütterliche Königstreue und ſeine innige Vaterlandsliebe niemals berührt.

Dem Manne Harkort gebührt aufrichtige Verehrung. Was er erſtrebte und erreichte, ſeine ganze kraftvolle Perſönlichkeit, ſein ſchlichtes, offenes Weſen, ſein deutſchgeſinntes Herz, ſeine ſelbſtloſe Arbeit zwingt uns zur Bewunderung. Man kann das umfangreiche Werk, welches L. Berger kürzlich dem Andenken Friedrich Harkorts widmete (Der alte Harkort. Ein weſtfäliſches Lebens- und Zeitbild. Leipzig. J. Bädecker), man kann dies eingehende, liebevolle Lebensbild nicht durchleſen, ohne auch den knorrigen, alten Weſtfalen lieb zu gewinnen, deſſen Wahlſpruch „Das Leben gilt nichts ohne die Treue!“ ſich in achtzig langen Jahren bethätigte. In achtzig

Gratulation. Nach dem Gemälde von F. Leſler.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

langen, ereignisreichen Jahren; als Jüngling griff Friedrich Harkort zu den Waffen, um in den ſtolzen Jahren 1813 bis 1815 ſein zu Boden getretenes Vaterland von der Fremdherrſchaft befreien zu helfen — als Greis erlebte er die Gründung des Deutſchen Reiches durch Kaiſer Wilhelm den Siegreichen und ſah das geliebte Vaterland im früher nie erhofften Glanze und Ruhm.

Am 22. Februar 1793 wurde Friedrich Harkort auf Harkorten, dem Stammſitz der Familie, geboren. Unter glücklichen äußeren Verhältniſſen wuchs er auf: der Vater hatte ſich durch Einſicht, Rechtſchaffenheit, Charakterfeſtigkeit und gemeinnützige Wirkſamkeit im weiten Umkreis allgemeine Achtung erworben; „man erzieht Kinder nicht durch Worte, ſondern durch das Beiſpiel,“ lautete ſeine oberſte Erziehungsregel, und dieſes Beiſpiel gab er ſein ganzes Leben hindurch. Auf der ſehr energiſchen, ernſten und klugen Mutter ruhte die Hauptlaſt der Erziehung, die bei ſechs kräftigen Knaben nicht leicht war, und daher auch, wie gemäß der damaligen Zeitrichtung, ſtreng ſein mußte. Die Eltern waren für die Kinder Gegenſtand höchſter Ehrfurcht, die ſich auch in äußeren Formen kund zu geben hatte. Vater und Mutter wurden ſtets mit „Sie“ angeſprochen, jede Vertraulichkeit ſtreng ferngehalten. Beide Eltern, ſo berichtet ein Zeitgenoſſe, der Pfarrer von Elſey, verbanden mit inniger Hochachtung gegen das Chriſtentum thätige Übung desſelben, beide ſuchten und fanden die edelſten Lebensgenüſſe in den Freuden der Religion, der Sittenreinheit, der ſtrengen Pflichterfüllung. Das Hausweſen und deſſen Haltung war einfach und auf die durch die geſellſchaftliche Stellung — der Vater beſaß außer dem Landgut mehrere Eiſenhämmer — bedingten Bedürfniſſe beſchränkt; ernſt, ſtrenge und gleichförmig ſpielte ſich das häusliche Leben ab; Erholung wurde nur im weiteren Familienkreiſe und im Verkehr mit befreundeten Nachbarn geſucht; ſchwärmende Luſtbarkeiten vermied man. Aber bei aller Einfachheit war die Jugend der Harkortſchen Kinder doch eine heitere und fröhliche. Im Sommer trieben ſich die kerngeſunden Knaben während der Freiſtunden — ſie beſuchten zuerſt die Volksſchule in Quambuſch — fleißig in Feld und Wald, während des Winters in des Vaters warmen, funkenſprühenden Hämmern umher und waren in allen körperlichen Übungen Meiſter. Als ſie dann der Volksſchule entwachſen waren, pilgerten ſie täglich zur „Handelsſchule“ nach dem $1^1/_4$ Stunden entfernten Hagen. Keiner von ihnen trug Hut oder Mütze, noch viel weniger Überzieher oder Regenſchirm; nur bei ſehr ſtarker Kälte oder gar zu ſchlimmem Regen wurde nach Landesſitte ein blauer Leinwandkittel über das Wams gezogen oder eine wollene Binde um Hals und Ohren geſchlungen. Solche von früheſter Jugend an durchgeführte Abhärtung machte die Jungen wetterfeſt und verſchaffte ihnen die eiſerne Geſundheit, derer ſie ſich bis an ihren Tod erfreuten.

Bis zum Jahre 1808 blieb Friedrich Harkort auf der Hagener Handelsſchule; hier erlebte er noch ſchmerzenden Herzens die Einverleibung der heimatlichen Grafſchaft Mark in das Großherzogtum Berg von Napoleons Gnaden. Alsdann brachte der Vater ihn zu dem Kaufmann Mokl nach Wichlingshauſen (jetzt die Stadt Barmen bildend) in die Lehre. Er war unterdeſſen zu einem herrlichen Jüngling herangewachſen. Faſt ſechs Fuß hoch, mit breiter Bruſt und Schultern, blondgelockten Haares, unter einer hochgewölbten Stirn ein kluges, ſtrahlendes Augenpaar — erregte der junge Mann allerorten Aufſehen als ein ſeltenes Bild von Schönheit und Kraft. Wie hätte ein ſolcher Jüngling fehlen mögen, als das Vaterland ſich erhob, als der Ruf: „wir ſind wieder Preußen!“ durch Weſtfalen ging. Im Herbſt 1814 trat er als Freiwilliger unter die Fahnen und wurde bald Landwehroffizier; 1815 trafen ihn gleich bei Beginn des Feldzuges, im Gefecht von Goſſelier, zwei Kugeln kurz hintereinander; er errang ſich mit ſeinem Blute das Eiſerne Kreuz! Er hat das ſchlichte Kreuz von Eiſen hochgehalten bis zu ſeinem Tode.

Zwei Jahre nach dem Friedensſchluß ſtarb der Vater. Der Stammſitz Harkorten fiel nach Landesbrauch an den älteſten Sohn, für die fünf jüngeren blieb wenig übrig; zwei von ihnen gründeten in Leipzig ein Handelshaus, das ſie bald zur hohen Blüte entwickelten — Friedrich errichtete zu-

Tanzunterricht. Nach dem Gemälde von F. Lefler.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

nächſt auf Harkorten eine Gerberei für feinere Lederſorten und übernahm ein Kupferhammerwerk, trat aber beide Unternehmungen bald an jüngere Verwandte ab, um ſich einem neuen Induſtriezweige zu widmen, der für die gewerbliche Entwickelung der ganzen Provinz von der größten Wichtigkeit werden ſollte.

Der ſtaunenswerte Aufſchwung des Maſchinenbaues in England, die feſte Überzeugung von der Zukunft der Dampfmaſchine zumal, die bisher nur in vereinzelten Exemplaren in Deutſchland gebaut worden war, bewog Friedrich Harkort ſchon 1818 eine Maſchinenfabrik oder, wie es damals hieß, eine „mechaniſche Werkſtätte“ anzulegen. Er verband ſich mit einem wohlhabenden Kaufmann, namens Kamp, kaufte die ſogenannte „Burg zu Wetter,“ ging ſelbſt nach England, um Sachverſtändige und Arbeiter anzuwerben und bald raſſelten in der neuen Fabrik die Werkzeugmaſchinen, brodelten und ziſchten die Dampfkeſſel wacker darauf los. Die großen Fabrikſtädte Elberfeld und Barmen erhielten ihre erſten Dampfmaſchinen aus der Wetterſchen Anſtalt, die auch den erſten mechaniſchen Webeſtuhl aus England kommen ließ, um nach ſeinem Muſter neue Stühle zu bauen, auf denen Tuch, Baumwolle und Seide gewebt werden konnte. Trotz mancher Schwierigkeit entwickelte das Unternehmen ſich günſtig, Friedrich Harkort aber war nicht der Mann, bei dem glücklich Begonnenen ſtille zu ſtehen, ſich des Geſchaffenen in Ruhe zu erfreuen; aus ſeinen Erfolgen ein Vermögen zu ziehen, hat er ſein Lebtag nicht verſtanden.

Seit einigen Jahrzehnten hatte die engliſche Eiſeninduſtrie durch Einführung des Puddelverfahrens einen ſtaunenswerten Aufſchwung genommen, in Deutſchland aber wollte ſich niemand zu dieſer neuen Methode der Eiſenaufbereitung verſtehen. Da war es wiederum Harkort, der 1826 das erſte Puddel- und Walzwerk im Vaterlande errichtete und damit einen gänzlichen Umſchwung der deutſchen Eiſeninduſtrie hervorrief. Von Wetter aus verbreitete ſich das Puddelverfahren in kurzer Zeit durch ganz Deutſchland und auch dieſe ſchnelle Verbreitung iſt zum großen Teil Harkorts Verdienſt. Des eignen Vorteils ſtets uneingedenk, verſchloß er ſeine Fabrik nicht geheimnisvoll, ſondern zeigte ſein Verfahren jedem Intereſſenten, gleichviel ob dieſer Konkurrent war oder nicht: „Mich hat die Natur zum Anregen geſchaffen, nicht zum Ausbeuten; das muß ich anderen überlaſſen,“ pflegte er zu ſagen, wenn wohlmeinende Freunde ihn ob ſeiner Selbſtloſigkeit tadelten. Auch der Ruhm, die erſten größeren Dampfkeſſel in Deutſchland hergeſtellt zu haben — ihre Fabrikation galt damals noch als ein bedeutendes techniſches Kunſtſtück — gebührt Harkort, und wiederum wurde ſeine Keſſelſchmiede zur Pflanzſtätte einer ganz neuen Induſtrie.

In jene erſte Zeit des Ringens und Kämpfens fällt noch eine andere That Harkorts, die vielleicht von manchem als unbedeutend erachtet wird, die uns aber für das ganze Weſen des ſeltenen Mannes bezeichnend erſcheint. Die herrliche Kloſterkirche zu Altenberg, „der bergiſche Dom,“ ſeit Jahrhunderten die Grabſtätte der Jülich-Bergiſchen Fürſten und vielleicht nächſt dem Kölner Dom das herrlichſte Gotteshaus am Niederrhein, war als halbe Ruine in privaten Beſitz übergegangen und vandaliſcher Zerſtörung anheimgefallen; der Rentmeiſter des Beſitzers ließ die Steinplatten des Fußbodens, herrliche bemalte Fenſter, kunſtvolle Grabdeckel und Inſchriftplatten aus Meſſing zum Zweck des Verkaufs herausbrechen, ja ſogar die Fürſtengrüfte durchwühlen. Auf einer Reiſe erſchaute Harkort dieſen Greuel und dank ſeinem ſofortigen energiſchen Auftreten mit Wort und Schrift ſchritt die Regierung ein, ſtellte die Kirche unter polizeilichen Schutz und rettete ſie vor gänzlichem Untergang; ſpäter wurde ſie dann auf Staatskoſten in der alten Würde wiederhergeſtellt.

Im Jahre 1830 in den damaligen weſtfäliſchen Landtag gewählt, trat Harkort ſofort für den Ausbau der Verkehrswege energiſch ein; ſein erſter Antrag richtete ſich auf „eine Verbindung der Weſer mit der Lippe vermittelſt einer Eiſenbahn“: der erſte Fall, in welchem einer deutſchen ſtändiſchen Vertretung Gelegenheit geboten wurde, ſich für das neue Verkehrsmittel auszuſprechen.

Friedrich Harkort ſteht überhaupt in vorderſter Reihe der Männer, welche dem welterobernden Eiſen ſeinen Siegeszug durch Deutſchland erſchloſſen. Schon am 30. März 1825 — die Darlington-Eiſenbahn Stephenſons wurde bekanntlich erſt in demſelben Jahre vollendet — hatte er in einem öffentlichen Aufruf auf die Bedeutung der Eiſenbahnen hingewieſen: „Möge auch im Vaterlande bald die Zeit kommen, wo der Triumphwagen des Gewerbefleißes mit rauchenden Koloſſen beſpannt iſt und dem Gemeinſinn den Weg bahnt!“ 1826 bereits ſtellte die Wetterſche Maſchinenfabrik in Elberfeld eine kleine Verſuchsbahn aus; 1827 überreichte er ſeinem Gönner Stein eine „Denkſchrift über die Vorteile der Eiſenbahnanlage,“ und 1828 bildete ſich auf ſeine Veranlaſſung die erſte Eiſenbahn-Aktiengeſellſchaft Deutſchlands, „um mittelſt einer Eiſenbahn den Abſatz der Ruhrkohlen nach dem Wupperthale und ins Bergiſche zu vermitteln!“ Und das alles, wohl zu bemerken, ein Jahrzehnt, ehe die erſte Bahnſtrecke in Preußen, die Linie zwiſchen Berlin und Potsdam, wirklich eröffnet wurde.

Wie weit war man damals davon entfernt, die Anſichten Harkorts für richtig zu halten. Ja, er wurde als „toller Phantaſt“ öffentlich verſpottet. Noch als er 1833 ſeine bekannte Schrift „Die Eiſenbahn von Minden nach Köln“ erſcheinen ließ und in einer Verſammlung verteidigte, zieh man ihn der maßloſen Übertreibung, weil er gemeint habe, die Zahl der Reiſenden könne ſich gegenüber der Frequenz der Poſt wohl um das Sechsfache vermehren. Sein Mühen, der geliebten weſtfäliſchen Heimat zuerſt auf dem Kontinent gute Eiſenbahnverbindungen zu ſchaffen, blieb vergebens — merkwürdig genug aber, daß auch ſein Bruder Guſtav der erfolgreichſte Förderer der erſten größeren Bahnſtrecke in einem anderen Teile Deutſchlands war: der 1839 eröffneten Linie Leipzig—Dresden nämlich.

Im Jahre 1832 trat Harkort aus der von ihm gegründeten Maſchinenfabrik aus; „als Fabrikant zähe bei einer Sache auszuharren,“ ſagt ſein Biograph treffend, „lag nicht in ſeiner Natur; ſie gründlich auszubeuten, zunächſt für ſich allein zu benutzen, Geld zu verdienen — hat er nie verſtanden. Das ihn ausſchließlich beherrſchende, unauslöſchliche Streben nach Neuem, nach rationellem Fortſchritt ließ ihn ſtets über ſeine finanziellen Kräfte hinfortſehen.“ Er ſchied aus ſeinem erſten Unternehmen mit kaum nennenswertem Vermögen.

In der Nähe von Dortmund gründete Harkort, um ſich und den Seinen eine neue Heimſtätte zu ſchaffen, eine Eiſengießerei und Keſſelſchmiede, die er bald zu einer Fabrik für Schiffsdampfmaſchinen umgeſtaltete; ſein erſtes Boot, den für die Weſer beſtimmten „König Wilhelm III,“ führte er ſelbſt den Rhein hinauf durch das frieſiſche Wattenmeer über Bremen bis nach Minden: es war der erſte Dampfer, welcher die Weſer befuhr. Kaum heimgekehrt, wandte er ſich ſchon wieder einer neuen Idee zu; er baute ſeetüchtige Rheinſchiffe, welche den unmittelbaren Verkehr zwiſchen den großen rheiniſchen Handelsſtädten und England bez. Amerika aufnehmen ſollten. Daß der Gedanke an ſich geſund war, bewies die Zukunft; auch bewährte ſein erſtes Fahrzeug ſich auf der Überfahrt vollkommen — trotzdem verlief dies Unternehmen in höchſt unglücklicher Weiſe, Harkort verlor faſt den ganzen Reſt ſeines Vermögens.

Wenn er trüben Tagen entgegenging, ſo hatte er doch die Genugthuung, daß ſein redliches Streben überall Anerkennung fand. Schon damals gehörte Harkorts Name zu den populärſten in den Rheinlanden und Weſtfalen, und als kurz nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV die Gefahr eines Krieges mit Frankreich in den Vordergrund des öffentlichen Intereſſes trat, erklang allerorten ſein feuriger Aufruf zu den Waffen:

„Land der Mark, wo deine Söhne?
Stehe auf, dein König ruft!
Feinde dräun, Trompetentöne
Schmettern mahnend durch die Luft.

Chor: König hoch! Markaner Wehren
Vorwärts in das Feld der Ehren!“

Inzwiſchen gingen die politiſchen Dinge in Deutſchland und Preußen ihren verhängnisvollen Lauf. Harkort ſelbſt beteiligte ſich — ich folge der Darſtellung ſeines Biographen — an der Bewegung nur in geringem Grade. Er hatte klar erkannt, daß, wenn man ein Volk zur Selbſtregierung erziehen wollte, man unten, am Fuße der Pyramide, beginnen, vor allem den Volksunterricht auf eine höhere Stufe heben und die wirtſchaftliche Lage der arbeitenden Klaſſen verbeſſern müſſe. Dem Schulweſen wandte er vor allem ſeine Wirkſamkeit in vollem Umfang zu und that durch ſeine unermüdlichen Weckrufe unſtreitig ſehr viel für deſſen Beſſerung, ganz beſonders für die Hebung der geiſtigen und materiellen Lage des Volkslehrerſtandes. Sein kleines Buch „Bemerkungen über die deutſche Volksſchule und deren Lehrer“ (1842) war in wenigen Monaten in Tauſenden von Exemplaren durch ganz Europa verbreitet; der von ihm ins Leben gerufene: „Verein für die deutſche Volksſchule“ entfaltete nach anfänglichem Widerſtreben der Regierung eine erfolgreiche Thätigkeit; nach kurzer Zeit ſchon zählte er 2500 Mitglieder.

Während des Winters 1843/44 verfaßte Harkort die vielleicht bemerkenswerteſte ſeiner Schriften: „Bemerkungen über die Hinderniſſe der Civiliſation und Emanzipation der unteren Klaſſen“ — eine Schrift, die in der That noch heute, in unſerer Zeit großer ſozialer Kämpfe, von dem höchſten Intereſſe iſt. Daß Harkort ein Feind und ſcharfer Verurteiler der modernen Sozialdemokratie war, werden wir ſpäter ſehen; wie er hier aber bereits die Notwendigkeit umfaſſender ſtaatlicher Fürſorge für den Arbeiter betont, iſt höchſt bemerkenswert, und die meiſten ſeiner Forderungen: Verbot der Beſchäftigung von Kindern in den Fabriken; Sorge für geſunde Wohnungen und möglichſt niedrige Eiſenbahnfahrpreiſe der Arbeiter, um dieſelben von dem Wohnen in den großen Städten fernzuhalten; Einführung des Syſtems wechſelſeitiger Unterſtützung bei Invalidität, allgemeine Verſicherung zur Unterſtützung in Krankheitsfällen, Abſchaffung der Mahl- und Schlachtſteuer, Einführung koſtenfreier Schiedsgerichte für Bagatellſachen ꝛc. kann man rückhaltslos unterſchreiben, ja ſie ſind heute meiſt ſchon allgemein anerkannt und der Verwirklichung entgegengebracht. Bemerkenswert iſt auch, daß Harkort damals ſchon für deutſche Kolonieen eintrat und die Hoffnung ausſprach, „daß binnen wenigen Jahren der preußiſche Kriegswimpel auf der Nord- und Oſtſee wehen werde.“

Den Berliner Märztagen des Jahres 1848 gegenüber nahm er ſehr entſchiedene Stellung: „Wir ſchlichten Provinzialen,“ ſchrieb er damals, „geſtehen der Hauptſtadt das Recht nicht zu, in Barrikaden die Nation zu vertreten... allerdings bin ich 1830 der erſte geweſen, welcher den Antrag auf Verfaſſung unterſtützte; allein meinen Degen würde ich nur für den König ziehen.“ Und in einer Adreſſe, welche er für die Bewohner des Kreiſes Hagen entwarf, ſprach er es aus, wie er „die Wünſche und Handlungen verurteile, die weit über ein geſetzliches und vernünftiges Ziel hinausgehen,“ zugleich hervorhebend: „Nur aus einem einigen ſtarken Preußen kann ein mächtiges Deutſchland hervorgehen.“ Wahrhaft köſtlich aber waren ſeine berühmten draſtiſchen Briefe „An die Meiſter und Arbeiter der Grafſchaft Mark“: niemals vielleicht wurde gleich derb und ſchlagend der Unſinn der Revolution klargelegt, und daß der Verfaſſer dieſer Briefe nicht etwa ein Konſervativer, ſondern ein Liberaler alten Schlages war, erhöhte ihre über das ganze Land verbreitete Wirkung noch beſonders. Er war es denn auch, der in der Nationalverſammlung zuerſt den Mut hatte, deren Verlegung nach einer anderen Stadt zu beantragen, um ſie der Einwirkung der maßloſen Berliner Bevölkerung zu entziehen. Harkort und ſeine Fraktion ſtanden völlig auf dem Boden des königlichen Willens, und erſt das nächſte Jahrzehnt drängte ihn nach links.

Es ſei mir geſtattet, über dieſe Zeit kurz hinwegzugehen, um zu erfreulicheren Bildern zu gelangen; gottlob, daß die

Tage von Königgrätz und Sedan die Erinnerung an die unſelige Verbitterung des politiſchen Lebens ausgelöſcht haben, die damals unſer preußiſches Volk im Innerſten zu vergiften drohte. Am wenigſten vermag ich mich mit der Darſtellung der Konfliktszeit in dem vorliegenden ſonſt ſo intereſſanten Buch zu befreunden. „Hätte Volk und Volksvertreter ahnen können, daß ‚der verwünſchte Junker‘ (Bismarck nämlich) die verſtärkte Armee gebrauchen werde, um Schleswig-Holſtein von Dänemark zu befreien, Preußen mit Öſterreich auseinanderzuſetzen und Deutſchland zu einigen — man würde bereitwillig alle Koſten der Reorganiſation auf ſich genommen haben.“ Man denke ſich Bismarck etwa 1863 urbi et orbi ſeine Pläne für 1864, 66 und 70/71 verkündend — wie man ihn wohl ausgelacht hätte!

Übrigens unterſchied ſich Harkort doch nicht unweſentlich von den übrigen parlamentariſchen Prinzipienreitern. Er nahm 1862 eine Mittelſtellung ein und ſuchte wenigſtens nach einer Verſtändigung mit der Regierung. „Die Löſung des Konflikts iſt mir noch nicht klar, allein es ſcheint unausbleiblich, daß die Macht der realen Verhältniſſe die Ausführung zum Heil des Staates herbeiführen muß.“ Das klingt faſt, wie — freilich wohl unbeabſichtigte — Ironie auf die negierende Haltung ſeiner eignen Partei. Ganz beſonders zeigte Harkort aber den Forderungen für die junge preußiſche Marine gegenüber ein allezeit bereitwilliges, wenn auch von ſcharfer Kritik durchſetztes Entgegenkommen. Unvergeſſen ſei ihm auch ſein ſchönes Wort: „Nach außen hin wird jeder Abgeordnete, auf welcher Seite des Hauſes er auch ſitzen mag, die Königliche Regierung unterſtützen, wenn es gilt, die Ehre und die Intereſſen Preußens würdig und männlich entſchieden zu vertreten!“

Es kam der kurze glückliche Feldzug 1864, es kam der Entſcheidungskampf von 1866, es kamen die frohen Tage von 1870. „Jetzt haben wir einfache Arbeit; ein Programm von drei Worten: „Haut die Franzoſen!“ rief Harkort ſeinen Parteifreunden zu und laut erhob er ſeine Stimme allen voran für die Forderung der Abtretung von Elſaß und Lothringen, von Metz und Straßburg. Als am 15. Juli 1870 der norddeutſche Reichstag einberufen wurde, war er genötigt, da ſein Bahnzug verſpätet in Berlin ankam, im Reiſeanzug zur Eröffnung des Parlaments zu gehen. „Ich bin ſo gekommen, wie ich ging und ſtand,“ meinte er. „Das wird Sr. Majeſtät ebenſo lieb ſein, als wenn ich in Frack und weißer Binde gekommen wäre.“ Damit band er ſich das Eiſerne Kreuz von 1813 ins Knopfloch. Er war der einzige unter den Reichsboten, der das ehrwürdige Zeichen aus den Befreiungskriegen trug.

Seit Jahren lebte Harkort in einem mehr als beſcheidenen Häuschen auf ſeiner kleinen Reſtbeſitzung zu Hombruck: einem alten Arbeiterhaus, ohne Keller, mit dünnen Mauern und ſchlecht ſchließenden Fenſtern. Selbſt als ſich durch den günſtigen Verkauf einiger ihm verbliebenen Bergwerksanteile ſeine Verhältniſſe etwas gebeſſert hatten, wollte er ſich nicht zu einem Ausbau verſtehen; ſeiner Anſpruchsloſigkeit genügte das Vorhandene vollkommen. Hier widmete er ſich — ſofern ihn nicht ſein Sitz im Parlament, dem er bis 1873 angehörte, an Berlin feſſelte — vorzugsweiſe litterariſcher Beſchäftigung. Seine eigenartig kraftvolle Schreibweiſe bewährte ſich, von ſeinen zahlreichen politiſchen Aufſätzen und Aufrufen ganz abgeſehen, auch auf dem Gebiete der Volkserzählung: die „Flachs-Marthe“ (zuletzt bei Velhagen & Klaſing, Bielefeld erſchienen), der ſich ſpäter noch einige andere ähnliche Erzählungen anreihten, verbreitete ſich in ungezählten Exemplaren über ganz Deutſchland. Daneben war er unermüdlich für die verſchiedenſten Zweige der Volkswirtſchaft thätig; die deutſchen Kanalbauten, der Ausbau des Eiſenbahnnetzes, das Bankweſen, die Zollgeſetzgebung, in der Harkort einen gemäßigten Schutzzoll vertrat, nahmen ſeine Aufmerkſamkeit und Mitwirkung fortgeſetzt in Anſpruch. Am bemerkenswerteſten von ſeinen ſpäteren Schriften aber erſcheint mir ſein „Arbeiterſpiegel,“ ein kleines Heftchen, in welchem er den Irrlehren der Sozialdemokratie in ſcharfer, packender Weiſe zu Leibe ging. Es iſt bezeichnend, daß Alfred Krupp dies denkwürdige Büchelchen ſofort an alle ſeine Arbeiter verteilen ließ. „Schon vor fünfzig Jahren,“ rief der Eſſener Großinduſtrielle in einem Vorwort jenen zu, „hat derſelbe Mann und jetzt hochbetagte Greis viele Arbeiter beſchäftigt; er war derjenige, der zuerſt den Puddelprozeß in Deutſchland einführte trotz Koſten, Mühen und Gefahren. Hunderttauſende von Menſchen haben jetzt in Deutſchland ihr Brot von dieſer ſo wichtig gewordenen Induſtrie. Damals, als ich noch wenige Arbeiter beſchäftigte, habe ich ſeinen Unternehmungsgeiſt bewundert und verdanke ihm und anderen großen Beiſpielen die Anregung zu eignem Streben. Wenn ein Mann, der ſeit ſeinem Rücktritt aus der gewerblichen Thätigkeit ſein Sinnen, Wort und Schrift ſo reichlich dem Wohle der arbeitenden Klaſſen und namentlich der Volksbildung gewidmet hat, eine Schrift wie dieſe veröffentlicht, ſo darf dieſelbe wohl als ein Gruß an ſeine Schützlinge, als ein am Lebensabend geſchriebenes Vermächtnis angeſehen und verehrt werden.“

Bis in das Greiſenalter hinein erfreute Harkort ſich einer ſeltenen geiſtigen und körperlichen Friſche. Als er einſt einen Eiſenbahnzug verſäumte, der ihn zu einer öffentlichen Verſammlung in Haſpe bringen ſollte, ergriff der Achtzigjährige kurz entſchloſſen ſeinen Stock und legte die vier Meilen zu Fuß zurück. Erſt im Jahre 1876 beugte eine heftige Erkältung ſeine Rieſenkraft; aber noch einmal erholte er ſich und beging ſeinen 84. Geburtstag in anſcheinend voller Rüſtigkeit. Damals wurde ihm die bekannte, in achtzig großen Heften geſammelte Rieſenadreſſe der deutſchen Lehrer überreicht als ein Zeichen dafür, daß dieſe nie vergeſſen würden, wie „ſich in Friedrich Harkort das höchſte Maß deſſen verkörperte, was je an Liebe und Hingebung für die Volksſchule und deren Lehrer gezeigt worden.“

Am 6. März 1880 ſchlug endlich auch ſeine Stunde. Auf dem Friedhof im Walde zu Schede, im Schatten majeſtätiſcher Buchen, fand Friedrich Harkort die letzte Ruheſtätte.

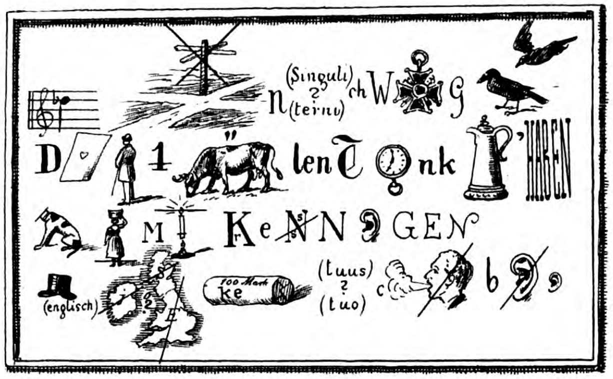
Der alte Harkort hinterließ keinen Feind. Was kann man beſſeres von einem Manne ſagen, der gleich ihm allezeit mitten im Leben ſtand. Selbſt ſeine ſchärfſten politiſchen Gegner waren einmütig in der Anerkennung ſeiner Verdienſte, ſeines Strebens, ſeiner Uneigennützigkeit; ſeine Freunde, und er zählte ihrer ſo viele wie ſelten ein Sterblicher, feierten ſeine Überzeugungstreue, ſeinen männlichen Mut: wir alle müſſen in ihm einen warmherzigen Patrioten, einen wahren Freund des Volkes verehren. Der Name Fritz Harkorts, zu deſſen Gedächtnis ſich auf dem „alten Stamm“ bei Wetter ein hochragender Erinnerungsturm erhebt, wird im deutſchen Volke unvergeſſen bleiben.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Von beſtrickender Anmut iſt die jugendliche Mädchengeſtalt, die, „Maienluft“ genießend, den Wieſenpfad dahinſchreitet. Rings um ſie her grünt es und blüht es, und in dem Buſchwerk am Waſſer ſchlägt ſicher eine Nachtigall. Da wird das junge Herz weit und der Frühling hält auch dort ſeinen Einzug — ein Liebesfrühling, wie er jedem Menſchen nur einmal blüht. — Der Spießruten ſchneidende Profoß iſt eine jener Charakterfiguren aus der Zeit Friedrichs des Großen, wie Adolf Menzels Künſtlerhand ſie ſo zahlreich geſchaffen hat. Darunter ſieht man die Prozedur des Spießrutenlaufens, von Menzel nach einer Radierung Chodowieckis durchgezeichnet. — Hans Looſchens Studienkopf „Stinning“ gibt eine kräftige niederdeutſche Landſchönheit in ihrer Arbeitstracht wieder. — Zwei reizvolle Pendants ſind die beiden Kindergruppen von F. Lefler: „Gratulation“ und „Tanzunterricht.“ Das Rokokoſtüm, in dem der Künſtler ſeine Figürchen, die an die bekannten Kindergruppen aus Meißener Porzellan erinnern, gemalt hat, läßt die Bewegungen, mit denen dieſe Perſönchen die Haltung und das Gebahren Erwachſener nachahmen, noch drolliger erſcheinen.

Bilderrätſel.



1. Wechſelrätſel.

Schallt laut mein Signal, wenn der Feind ſich naht,
So eilt mit Hurra in den Kampf der Soldat.
Doch tauſcht ihr den letzten der Laute mir um,
So durchflieg' ich die Luft mit Geſumm und Gebrumm. C. L.

2. Rätſel.

Es zieht zum Kampf, ſo oft Gefahr
Dem Vaterlande droht;
Steht mitten noch ein Zeichenpaar,
So hilft's in jeder Not. E. L.

3. Palindromaufgabe mit Buchſtabenveränderung.

Es ſoll eine Reihe von Wörtern (= a) geſucht und dadurch in neue (= b) verwandelt werden, daß man ſie umkehrt und dann den Anfangsbuchſtaben verändert; z. B. a) Talar = b) Salat, a) Redner = b) Tender. Dabei gilt ch als ein Buchſtabe.

Die betreffenden Wörter ſind:

1. a) eine beliebte Rätſelart, b) ein franzöſiſcher Opernkomponiſt;
2. a) ein Blutgefäß, b) ein Frauenname aus der griechiſchen Mythologie;
3. a) ein Reich in Hinterindien, b) ein aus der Geſchichte Griechenlands bekannter Frauenname;
4. a) ein Nebenfluß der Saale, b) ein aus dem alten Teſtament bekannter Prieſter;
5. a) ein Laſter, b) ein Nebenfluß des Rhein;
6. a) eine Nahrung für viele Vierfüßler, b) ein in unſern Wäldern lebender Vierfüßler;
7. a) eine Erquickung für den Müden, b) ein Nebenfluß der Donau;
8. a) eine Landſchaft im alten Griechenland, b) ein Land in Südamerika;
9. a) ein männlicher Name aus dem alten Teſtament, b) ein durch ſeinen Wein bekannter Ort in Ungarn;
10. a) eine Feldblume, b) eine zum Großherzogtum Oldenburg gehörige Stadt;
11. a) ein griechiſcher Gott, b) eine kleine deutſche Reſidenz.

Die Richtigkeit der Löſung wird durch die Anfangsbuchſtaben der unter b) gefundenen Wörter beſtätigt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Komprimiertes Gas.

Es iſt bekannt, daß man durch Druck und Temperaturerniedrigung eine große Anzahl von Gaſen in Flüſſigkeiten verwandeln kann. Am leichteſten iſt es mit der ſchweren Kohlenſäure gelungen, andere Gaſe haben dem bis jetzt zur Anwendung gebrachten Drucke noch widerſtanden. Jetzt ſoll der Eifelturm mithelfen. Profeſſor Caillatet beabſichtigt in der Höhe des Eifelturmes eine 300 Meter lange Röhre zu führen und dieſelbe mit Queckſilber zu füllen. Dieſe Queckſilberſäule würde einen Druck von 400 Atmoſphären ausüben, eine Gewalt, der bei genügender Abkühlung kein Gas widerſtehen dürfte. Es kommt nur eine Frage dazwiſchen, nämlich die, ob das Queckſilber bei ſo gewaltigem Drucke nicht ſeine flüſſige Form verliert, feſt wird und ſich in der Röhre feſtſetzt. Die Komprimierung von Gaſen hat nicht bloß eine wiſſenſchaftliche Bedeutung, ſondern findet auch praktiſche Verwendung. Komprimierte Kohlenſäure, welche in eiſernen Retorten verſandt wird, wird, wie bekannt, bereits vielſeitig zu Bierdruckapparaten verwendet. Neuerdings wird auch komprimierter Sauerſtoff in Handel gebracht. Man gebraucht denſelben zu Beleuchtungs- und Heizungszwecken. Wird nämlich dieſer Sauerſtoff in eine Gasflamme geleitet, ſo entſteht durch Verbindung des Sauerſtoffes mit dem Waſſerſtoffe der aus Kohlenwaſſerſtoff beſtehenden Gasflamme eine Knallgasflamme, die eine Hitze entwickelt, welche mit nichts anderem zu vergleichen iſt. Auf Kalk geleitet, verſetzt die Flamme den Kalk in Weißglühhitze von koloſſaler Lichtentwickelung. Dies iſt das ſogenannte Hydrooxygen-Gaslicht, das z. B. zu Nebelbildern u. dergl. verwandt wird. Ebenſo kann die Flamme zum Schmelzen ſchwerflüſſiger Metalle verwendet werden. Auch die Eiſenbahnwagen werden mit komprimiertem Gas erleuchtet, eine Einrichtung, die noch mehr aus Gründen der Sparſamkeit als der Eleganz getroffen worden iſt.

Ein Soldatenkirchhof.

Es hatte mich wieder nach Oberſchwaben hingezogen. Im ehemaligen Kloſter Obermarchthal hatte ich ein Sommerheim gefunden, das mir paßte. Da hatte ich den Buſſen in meiner Nähe, jenen alten, ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit, da konnte ich unſchwer hingelangen zu jenen merkwürdigen Hünengräbern und zu jenen gewaltigen Ringburgen an der Donau, wohin ganze Volksſtämme ſich zurückzogen, da konnte ich mich unbehindert dem Zauber hingeben, der ein empfängliches Gemüt an hiſtoriſchen Stellen beſtrickt. So hatte ich viele Tage lang Heide und Wald durchſtreift. Und wieder war ich an einem ſonnigen Morgen auf einer einſamen Straße im Walde. Leiſe zirpten und zwitſcherten die Vögel, leiſe wiegten ſich die Blätter der alten Buchen in ſanftem Windhauch, und auf dem Boden jagten ſich die goldenen Lichter, die ſich durch die Wipfel herabſtahlen. Da ſtand ich unerwartet am Waldrand, vor einem kleinen, ſtillen Friedhof. Rings im Viereck umgürtet von einer ſchönen, dichten Hecke lehnt er ſich mit zwei Seiten an den Wald, mit den anderen ſchaut er ins offene Land hinein. Auf drei Seiten ſteht je ein Schilderhaus, ein württembergiſches, ein öſterreichiſches, ein ruſſiſches. Ich war überraſcht. Leiſe und faſt ſchüchtern trat ich ein durch die Pforte, die von üppigem Goldregen gebildet wird. Leiſe trat ich auf; mir war es, als ſtörte ich die tiefe Ruhe, die hier herrſchte. Verwundert blickte ich auf die ſauberen Kieswege, auf die treu gepflegten Gräber, auf deren jedem ein ſchwarzes Kreuz ſteht, ſchlicht ohne Inſchrift, aber umrankt von ſchönen Blumen und Sträuchern. Da, ein Denkmal unter prächtigen Linden. Es trägt die Inſchrift:

> „Den im Spital zu Obermarchthal in den Jahren 1813 und 1815 erblaßten, hier ruhenden Kriegern aus chriſtlicher Liebe gewidmet. R.-Förſter Jäger."

Ehre dem Mann! Auch ihn hat man hier, an ſeinem Lieblingsorte, begraben. Und Ehre denen, die unvergolten nach ſeinem Vorbild dieſe Stätte warten und pflegen. Jetzt tönen die Glocken von Obermarchthal zu mir herüber, und mir wird es feierlich zu Mute. Ich ziehe den Hut und denke der Toten, und ich denke der deutſchen Soldaten, die in fremder Erde ruhen, und deren Gräber niemand mit ſolcher Liebe pflegt. O. v. A.

Aus der Redaktion.

Graf M. in K. Das in Nr. 27 beſprochene Werk „Admiral Prinz Adalbert von Preußen" von Vize-Admiral Batſch iſt im Verlage von Kurt Brachvogel in Berlin erſchienen.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 29.

Bilderrätſel.

Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über.

1. Dreiſilbige Scharade. Halbtrauer.

2. Rätſel. Krater — Rater.

3. Diagonalrätſel.

H	a	y	d	N
a	a		e	i
l		g		p
l	u		e	o
E	s	s	e	n

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Das Menſchenherz. Spruch von Heinrich Seidel. — Gicht und Reißen. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Ein ſchwerer Tag im Leben Kaiſer Wilhelms I. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherr von Mengden. Fortſ. — Augentroſt. Gedicht von J. Trojan. — Der alte Harkort. Von Hanns von Zobeltitz. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Maienluſt von E. Niczky, Spießrutenſchneidender Profoß von Adolf Menzel, Stinning von Hans Looſchen, und Gratulation und Tanzunterricht von F. Lefler. — Komprimiertes Gas. — Ein Soldatenkirchhof. — Aus der Redaktion.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

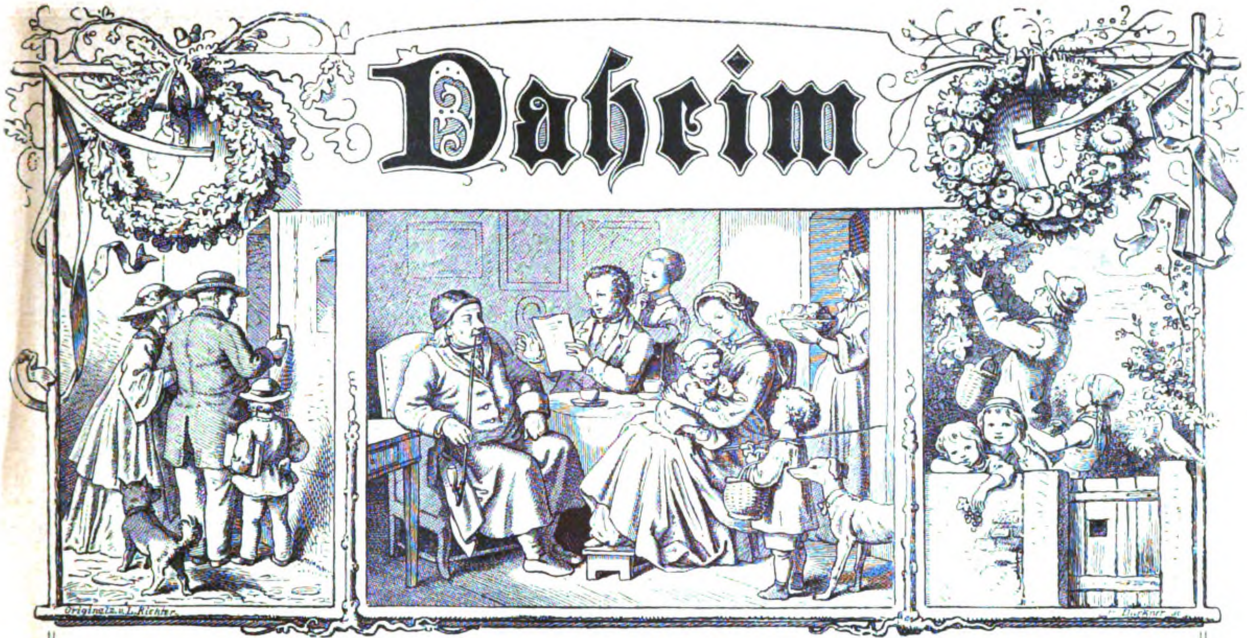
Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

]

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Mai 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 31.

Zur Beachtung!

Der Umſtand, daß Berlin mehr und mehr der Sammelpunkt nicht nur der Schriftſteller und Dichter, ſondern auch der bildenden Künſtler geworden iſt, hat uns veranlaßt, von Leipzig nach Berlin überzuſiedeln. Wir hoffen, daß dieſer Entſchluß, der uns nicht leicht geworden iſt, zur Folge haben wird, daß unſer Blatt den Bedürfniſſen unſerer Leſer künftig noch mehr als bisher entſprechen wird. Wir hoffen ferner, daß der Ortswechſel vermehrte perſönliche Beziehungen zur Folge haben wird, denn die meiſten unſerer Mitarbeiter und Leſer kommen ja ungleich öfter nach Berlin als nach Leipzig. Im übrigen wird im neuen Heim der alte Geiſt walten.

Alle für uns beſtimmten Sendungen, Manuſkripte, Briefe ꝛc. bitten wir in Zukunft an die

Daheim-Redaktion, Berlin W., Steglitzerſtraße 53

zu adreſſieren. Der **Verlag** und die **Expedition** des **Daheim** bleiben in Leipzig. Für ſie beſtimmte Briefe, insbeſondere die Inſerate, bitten wir nach wie vor nach **Leipzig, Poſtſtraße 9** zu ſenden.

Die Daheim-Redaktion.
Berlin W., Steglitzerſtraße 53.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Berthold von Wendhofen war erfahren genug auf dieſem Gebiete; er ſah mit Genugthuung, ſie merkte jetzt, daß er ſie lieb hatte.

Aber dann flog es zu ſeinem Erſtaunen wie ein Schatten über ihr Geſicht; was dachte ſie denn plötzlich? Er hatte ſo gut in ihren Augen und Zügen leſen gelernt, jeden ihrer Gedanken zu erraten gewußt, jetzt ſtand er vor einer Frage, die ihn tief erſchreckte. War ſeine Liebe ihr unwillkommen? Er konnte nicht ahnen, daß ihr plötzlich eine Lehre des Onkel Major einfiel: Kind, die Männer ſind den Frauen gegenüber ſtets in der Notwehr; darum machen ſich viele kein Gewiſſen daraus, auch ſolche an der Naſe herumzuführen, die ihnen nichts gethan haben! Weißt du, im Kriege ſchadet man einander wie und wo man kann, und zwiſchen Mann und Weib iſt ewiger Krieg. Alſo hüte dich! Thut einer ſchön mit dir, ſei gewiß, von zehn meint es nur einer ehrlich, darum mißtraue den jungen Burſchen!

„Zurückhaltung!“ hatte auch die Mutter gepredigt. Das war der Schatten, der die braunen Augen trübte. Dann ſagte ſie befangen und unruhig: „Wir wollen gehen, hören Sie, man ruft Sie!“

„Liebſte Gräfin, ich bin ganz aufgeregt! Die Perſon, die Sie da bei Ihren Kindern zur Pflege haben, dieſe geheimnisvolle Frau Beate —"

„Meine beſte Exzellenz, die Unglückliche iſt keineswegs eine geheimnisvolle Exiſtenz; man kennt ſie hier ſeit länger als zwanzig Jahren — und jeder achtet ſie!"

„Aber was vor den zwanzig Jahren paſſiert iſt, davon weiß kein Menſch, Liebſte, und —"

„Es wird ſchweres Unglück geweſen ſein, liebe Exzellenz; ich hoffe, Sie mißtrauen der Ärmſten nicht und laſſen es ſie nicht fühlen, daß man ſich mit ihr beſchäftigt."

„Ach was, ich werde nichts ſagen; dazu kennen Sie mich! Aber mißtrauen? Meine liebe Gräfin, ich mißtraue ihr ganz entſchieden! ganz entſchieden und mit gutem Grund!"

„Mit — gutem — Grund?" fragte peinlich berührt die Gräfin. Sie kannte ihre lieben Freundinnen und wußte, dieſelben würden das einmal aufgeſpürte Opfer nicht eher loslaſſen, als bis ſie Halali blaſen laſſen konnten.

„Jawohl, Liebe, mit allerbeſtem Grunde ſogar, denn, ſtellen Sie ſich vor, ich habe dieſe Frau Beate gekannt, ich weiß ſogar, daß es in Florenz oder Rom war, wo ich ihr begegnete, nur kann ich mich nicht mehr beſinnen, wie ſie hieß, denn Frau Beate iſt ja ſelbſtverſtändlich ein Pſeudonym."

„Unmöglich!" hatte die Gräfin in die Worte der alten Exzellenz hineingerufen. „Unmöglich!"

„Nichts iſt unmöglich, und daß dieſe Frau eine Vergangenheit hat, iſt klar wie der Tag!"

„Haben Sie ſie darauf angeredet, daß Sie ſie kennen, liebe Egeſterode?"

„Freilich! Aber da kennen Sie Ihre gute Frau Beate ſchlecht, wenn Sie meinen, daß die das zugäbe!"

„Was ſagte ſie denn?"

„Nun — ich kam alſo an das Bett Ihrer Hette. Die Frau ſang dem Kinde etwas vor, es war ganz vergnügt. Ich ſehe ſie mir, ich geſtehe es, heimlich ein wenig neugierig an, da ſchlägt mir gleich wie ein Blitz in die Augen: ‚Die haſt du ſchon früher geſehen, vor Jahren!‘ und da ſage ich: ‚Mein Gott, Sie muß ich kennen! Wir ſind uns ſchon begegnet?‘"

„Und ſie, Frau Beate?"

„Sie ſieht mich ganz fremd an, wird aber verlegen und dann ſagt ſie: ‚Sollten Exzellenz in einem der Häuſer geweſen ſein, in denen ich pflegte?‘"

„Nein,‘ ſage ich, ‚früher — ich muß Sie in Rom geſehen haben. Ja, es war in Rom!‘"

„Aber Exzellenz! Und was ſagte ſie?"

„Sie? Natürlich leugnete ſie! Wäre nie in Rom geweſen! Ganz beſcheiden — ganz leiſe — aber ihre Hände flogen nur ſo! Und wie verwirrt ſah ſie aus!"

„Großer Gott, liebſte Egeſterode! Wenn Sie die Ärmſte wirklich dort geſehen hätten, ſo war ſie vielleicht damals vornehm und reich, denn wie hätte ſie ſonſt nach Rom und in Ihre Kreiſe kommen ſollen? Und da mag ſie ja bettelarm geworden ſein!"

„Reich? möglich! Vornehm? na, möglich iſt's ja auch, macht ja eine förmlich diſtinguierte Erſcheinung, trotz des Nonnenkoſtüms — aber zu verbergen hat ſie etwas, ſonſt könnte ſie nicht ſo mutterſeelenallein durch die Welt laufen. Irgend einen Verwandten, irgend welche Freunde und Bekannte bleiben doch auch dem Unglücklichſten; nur von dem Schuldigen wenden ſie ſich ab. Iſt das Logik oder nicht, liebe Pauer?"

Die Eulenaugen der alten ſchlauen Dame blitzten förmlich triumphierend.

Ganz beſtürzt ſaß die Gräfin da. Endlich ſagte ſie: „Es mag ſein wie es will, Exzellenz, hier ſpricht mein Egoismus. Ich brauche die Frau, ich kann ſie nicht entbehren! Jedenfalls iſt ſie längſt entſühnt durch ihr vorwurfsfreies Leben im Dienſte der Leidenden! Alſo, bitte, teure Exzellenz, laſſen Sie uns dieſe höchſt intereſſante Entdeckung, die zweifelsohne nur Ihrem Scharfblick zu danken iſt, ganz für uns behalten."

„Aha," dachte die alte Dame, „mit Speck fängt man Mäuſe!" Laut ſagte ſie trocken: „Zu ſpät, Gräfin, die Trautmannshagen begegnete mir juſt in meiner Alteration, und da hab' ich's der erzählt!"

„Dann weiß es jetzt auch ſchon die gute Leudell und die geht zur Plenitz und dann kommt es herum wie ein Lauffeuer." Gräfin Pauer faltete ganz beſtürzt die Hände.

„Gott ſei Dank!" dachte die Egeſterode, „es wäre zu langweilig geweſen, Diskretion verſprechen zu müſſen." — —

„Exzellenz Egeſterode hat — denken Sie ſich — die Frau Beate früher in Glanz und Wohlleben gekannt! — In Rom! — Sie wird ſich auch noch auf den Namen beſinnen, den die Perſon damals führte — er fällt ihr nur nicht gleich ein — und wenn wir den Namen erſt wiſſen, dann iſt's ja Kleinigkeit, der Geſchichte auf den Grund zu kommen!" hieß es noch an demſelben Tage in dem ganzen Damenkreiſe und ſelbſtverſtändlich erfuhren auch bald die Herren davon.

Berthold ärgerte ſich — die würdige Frau that ihm leid. Aber er hatte ſelbſt Unruhe und Aufregung in ſich zu bewältigen; Ina war verändert! Das machte ihm bös zu ſchaffen.

Mehrere Tage gingen ſo hin. Das junge Volk kehrte im Schloß das Oberſte zu unterſt und verſicherte dabei, ſich nie ſo himmliſch amüſiert zu haben.

Jetzt wurde ein großes Sommerfeſt geplant; die Kinder befanden ſich ſo gut, daß nicht nur jede Sorge überflüſſig war, ſondern daß Frau Beate Grund hatte, ihre Anweſenheit für nutzlos zu halten, um ſo mehr, da man in Lindorf ihrer Hilfe bedurfte.

„Nur den einen Tag ſchenken Sie mir noch, Frau Beate," bat die Gräfin, „den einen Tag des Feſtes, damit ich ruhigen Herzens mich meinen Gäſten widmen kann! Es iſt ja bei den Leuten in Lindorf die erwachſene Tochter zum Beſuch, die hilft ſo lange aus."

Frau Beate war alſo geblieben; der morgende Tag war der des Feſtes, übermorgen in der Frühe verließ ſie das Schloß. Seit ſie die Neugier erkannt hatte, mit der man ſie auszuſpionieren ſuchte, verließ ſie die Zimmer der Kinder kaum noch; im übrigen aber war ſie ſtill und nachdenklich ihren Weg gegangen. — Die Kinder liebten ſie, Frau Beates ſanfte Stimme ſang ihnen Lieder und erzählte Geſchichten, ohne je zu ermüden, und das Einzige, was dieſelbe für eine Weile abziehen konnte, das war, wenn unten im Hofe die Pferdehufe klapperten und die Stimmen der Herren laut wurden. Dann brach ſie mitten im Liede oder im ſchönſten Märchen ab, trat an das Fenſter und blickte, hinter einer Gardine verſteckt, hinunter, um nachher mit einem tiefen Seufzer, aber geduldig den Faden des Märchens wieder aufzunehmen.

Weder Ina noch Berthold von Wendhofen hatten ſie in dieſer Zeit zu Geſicht bekommen; beide waren auch zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um an die alte Frau viel zu denken.

Ina hatte der Mutter von dem geplanten Feſte geſchrieben und dieſe die beſcheidene Toilette der Tochter durch eine der Feier des Tages angemeſſene vermehren zu wollen verſprochen. Jetzt war Ina in großer Angſt, ob die Kiſte mit dem Kleide auch ankommen werde. Ach, es war ihr nie ſo wichtig erſchienen, daß ſie ſich ſchön machen konnte, wie für dieſen Tag, denn mit Berthold ſtand ſie — ſie wußte ſelbſt nicht, wie das ſo nach und nach gekommen — gar nicht mehr ſo gut wie ſonſt, und es ſchien, als habe ſie ihn beleidigt. Das drückte ſie, ſie hatte ein böſes Gewiſſen! Aber ſagten Mama und der Major ihr nicht oft genug, daß nur dumme Mädchen Artigkeiten für Liebeserklärungen nähmen? Nun, ſie war ja gottlob verſtändig genug, ſeine liebenswürdige Aufmerkſamkeit eben für Artigkeit zu halten, aber ſie hatte ihn doch gewiß nicht verletzen wollen. Für alle ſeine Güte gegen ſie und ſeine Aufopferung — denn Mila behandelte ihn ja geradezu ſchlecht um ihretwillen! — wollte ſie ihn doch nicht beleidigen. Gewiß nicht! Sie begriff es ja ſelbſt nicht, wie es zugegangen, daß ſie ſich in den letzten Tagen alle Augenblicke böſe wurden! Er war auch ſo ſchrecklich gereizt und ungeduldig! Und ſie durfte ſich das doch nicht gefallen laſſen! Gleichwohl ſehnte Inas Herz ſich nach Verſöhnung, nach dem alten glückſelig vertraulichen Verkehr mit ihm, wo ſie beide plauderten, als ſei der Tag viel zu kurz für alles, was ſie ſich zu ſagen hatten. Jetzt traten oft ſo peinliche Pauſen ein! Und dann ſah er ſie verſtimmt und übellaunig an und ihr war, als würde ſie unter dieſen Blicken ſo dumm — o, ſo grenzenlos dumm! Gar nichts fiel ihr ein — und wenn ſie ihr Gehirn gepreßt hätte wie eine Citrone, kein vernünftiger Stoff zur „Unterhaltung“ mit Herrn von Wendhofen wäre herausgekommen.

Ja — verſtimmt war er — ſehr verſtimmt. Er wußte, daß er ſich in dies kleine Mädchen mit den unſchuldigen braunen Augen ganz unſinnig verliebt hatte. Verliebt? Albernes Wort. Er liebte Ina, liebte ſie, wie er noch nie ein Mädchen oder eine Frau geliebt, aber ſtatt daß ihm dieſe Liebe Luſt und Wonne brachte, quälte er ſich damit herum, wie mit einer Krankheit. Das war denn doch zum Tollwerden! Er — ein Menſch, der nur zu wollen brauchte, ſo nahm man in den beſten Häuſern mit Freuden ſeinen Antrag für die Tochter an. Er, der gelacht hatte und die Achſeln gezuckt, wenn man ihm von Heiraten ſprach und daß er als reicher Mann ja gar keinen Grund habe zu zögern! Und jetzt zappelte er wie ein Fiſch an der Angel, an dem Blick dieſes kleinen Landmädchens. Das war ja wie Hexerei! Losreißen? fiel ihm gar nicht ein! Er wollte ſie ja; ſein Herz, ſeine Seele ſehnten ſich nach ihrem Beſitz mit quälendem Verlangen. Aber ſie! Sie wurde um keinen Grad wärmer. Sie hielt ſich reſerviert, als wäre er ihr Feind und als hätte ſie ſich gegen ihn zu ſchützen. Und wenn ſie ihn nun etwa nicht liebte? Wenn ſie ihn abwies? Er wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn.

Bei den anderen Herren im Rauchzimmer zu ſitzen hielt er nicht aus. Ina war unſichtbar, ſie dachte auch heute an nichts, als an dieſe Kiſte mit ihrem neuen Kleide, — als ob darauf etwas ankäme! Wenn ſie ihn nur nehmen wollte, ſollte ſie ſeinetwegen alle Woche eine ſolche Kiſte haben mit zwei oder noch mehr Kleidern darin, wenn's ihr Vergnügen machte. Ach — mit welcher Wonne würde er alle Genüſſe des Reichtums über ſie ausſchütten! Wie der Märchenprinz würde er ſein, von dem damals die Gräfin geredet. Ein heißes ungeduldiges Sehnen ſchwellte ihm die Bruſt; er hatte noch nie gelernt, auf Wünſche zu verzichten.

„Wendhofen! Herr von Wendhofen!“ riefen ihn Philiberte und Mila von dem Altan aus an.

„Meine Gnädigen! Was ſteht zu Befehl? Brauchen Sie eine Stecknadel? Haben Sie Ihr Taſchentuch herunterfallen laſſen? Fordern Sie; wenn Sie's verlangen, gehe ich durch Waſſer und Feuer!“ ſcherzte er; dann ärgerte er ſich ſchon wieder, da er Ina, die er vorhin aufgefordert hatte, mit ihm ſpazieren zu gehen — und die behauptete, ſie müſſe ihre Kiſte erwarten, der Wagen komme gleich von der Station zurück — jetzt da oben bei den anderen ſah.

„Ja, das wiſſen wir! Durch Waſſer und Feuer! Ein frommer Knecht war Fridolin!“ lachten ſie zurück. „Kommen Sie, Wendhofen, wir haben einen himmliſchen Plan, Sie müſſen ihn begutachten; Vielitz hat ihn erdacht, er iſt auch hier. Macht ſchon Probe.“

Berthold war mit drei Sätzen die Treppe hinauf. Ein im Nu improviſiertes lebendes Bild empfing ihn, Vielitz zu den Füßen von Klelia Altenberg, die in ihrer Freude, ſich die erſte Rolle zugeteilt zu ſehen, — ſie war ſchon über die eigentliche Blütezeit hinweg, — geradezu imponierend fürſtlich erſchien. Rings um ſie her hatten die anderen jungen Mädchen ſich gruppiert; das Ganze bot, ſo wie es war, einen hübſchen Anblick.

„Vielitz hat eine himmliſche Idee gehabt für morgen, Wendhofen. Wir gründen einen provençaliſch-norddeutſchen Liebeshof; Klelia iſt die Fürſtin, Vielitz ihr Ritter, jede von uns wählt ſich den ihrigen,“ riefen ſie Berthold eifrig entgegen. Vielitz ſah unſäglich ſtolz aus und wirbelte ſeinen Schnurrbart, und Mila, welche Wendhofens Blick nach Ina hinüber bemerkt hatte, rief malitiös: „Wir richten uns natürlich beſtens danach, ausgeſprochene Attachements zu berückſichtigen, Sie können alſo außer Sorge ſein!“

Er that, als höre er ſie nicht, ſprach mit Komteſſe Klelia und ſah dennoch, wie ſich Ina abwandte. Eine wahre Wut auf Mila kochte in ihm auf; merken laſſen durfte er ſich nichts. Dagegen ſprach er ſeinen vollen Beifall für die Idee aus: „jeder Kavalier ſeine Dame, der er den ganzen Tag ausſchließlich ſeine Dienſte widmet, und jede Dame ihren Kavalier, dem allein ihre Gunſt gehört,“ ſo ſollte es ſein.

Nachher, als andere Herren dazu kamen, beſchloß man eine andere Verteilungsweiſe. Eine Art Kotillon wurde improviſiert, die Dame, auf einem Stuhl inmitten des Kreiſes ſitzend, hatte zu wählen zwiſchen zwei ihr präſentierten Herren.

Boshaft ſcherzend refüſierte jede der Damen Wendhofen; anfangs trug er ſein Schickſal mit großer Ruhe, Ina würde ihn ja ſicher wählen! Als aber jetzt das geliebte Mädchen unter den ſpöttiſchen oder nur verhängnisvoll lachenden Blicken aller die Wahl zwiſchen ihm und dem liebenswürdigen Fähndrich Birkner hatte und tödlich verlegen, wie mit Blut übergoſſen, dem letzteren ihre Hand reichte, da — es war ja nur Spiel! aber er trug's nicht; das fröhliche Gelächter ringsum machte ihn raſend, das „Abgeblitzt!“ ſeiner Freunde traf ihn wie ein Brandmal, er verlor die Gewalt über ſich und erbleichend, die Zähne aufeinander preſſend, ging er von Ina fort direkt aus dem Saale.

Daß auch ſie jetzt erblaßte und mit weißen Lippen ihm ratlos nachſah, daß ſie Mühe hatte, nicht laut zu weinen, das wußte er ja nicht.

Als habe ſie ihm einen tödlichen Streich verſetzt, ſo hatte ſie ihn getroffen. Er wußte, daß er ſich lächerlich benahm, daß er das Unverzeihlichſte that, was in einem heiteren, geſelligen Kreiſe gethan werden konnte, indem er die gute Laune ſtörte! Umſonſt, er war nicht mehr Herr über ſich. Er ſchalt ſich einen Narren — ſagte ſich, es iſt ja Spielerei; er entſchuldigte ſie bei ſich ſelbſt damit, daß ſie unter der lautloſen Beobachtung, der ſie ausgeſetzt geweſen, faſt gedrängt wurde, ſo zu handeln, wie ſie that, dennoch — dennoch! „Sie hat mich verleugnet! Das thut kein Mädchen, welches wahrhaft liebt,“ redete er ſich ein. Er war in den Park gelaufen; die Sonne ging eben unter; eine tiefe Stille, nur unterbrochen vom Vogelgezwitſcher und einer fernen Abendglocke, herrſchte rings um ihn her. In dem dichteſten, abgelegenſten Teil der Anlagen warf er ſich auf eine einſame Bank. Ihm war zum Verzweifeln zu Mute. „Nimm es doch nicht tragiſch, du Thor!“ rief er ſich zu. Aber — weiß Gott — er hätte weinen mögen! Er mußte ordentlich ringen, daß er ſich nicht gebärdete wie ein alberner Junge. Seine Augen brannten ihm wie Feuer, er legte die Hand darüber und ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, als er fühlte, ſie waren feucht. Leiſe Schritte ſtörten ihn; er ſah auf. Frau Beate! Ohne ihn zu bemerken, ging ſie langſam vorüber. Es fiel ihm ein, was man von ihrer früheren Vornehmheit flüſterte. „Ich hab' es gleich gedacht, als ich ſie ſah!“ ging es ihm, neben dem eignen Erlebten, durch den Sinn! War es die Verbindung der Geiſter, der Gedanken, die ſie aufblicken machte, als ſie ſchon faſt an ihm vorüber war?

Sie ſah ihn an und er ſprang verlegen auf. Ihre Augen hatten ſich auf ihn gerichtet. Die Begegnung war völlig unerwartet für beide, und ſie erriet ſofort ſeine Erregung. Das ſah er ihr an.

Einen Moment ſtanden ſie ſich ſtumm gegenüber. Auf ihrem Geſicht lag der Wunſch, ihn anzureden — eine heimliche Teilnahme in ihren großen, krankhaft klaren Augen.

„Sie ſind blaß, Sie ſehen angegriffen aus, Frau Beate, ſicher haben Sie ſich wieder zu viel zugemutet,“ ſagte er verwirrt.

„Ich fürchte, ich werde alt; es will wirklich nicht ſo recht mehr mit mir gehen,“ erwiderte ſie, und ihre Stimme klang ihm ans Herz.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Wollen Sie nicht einen Augenblick ausruhen?“ Er zeigte auf die Bank.

„Wenn ich Sie nicht verſcheuche, Herr von Wendhofen. Ich gehe gleich weiter.“ Wie eine Bitte klangen die Worte.

Er blieb und ſetzte ſich zu ihr.

„Ich gehe morgen nach Lindorf zurück. Fräulein von Prandtner hat mir einen Brief mitgegeben, haben Sie einen Auftrag für mich, Herr Leutnant?“ Sie ſprach, weil ſie fühlte, er mußte ſich erſt ſammeln.

„Nur viele Grüße. Fräulein Ina plätſchert wie ein Fiſchlein in allem Vergnügen hier; die Baronin wird es freuen.“ Er hörte ſelbſt, es klang herbe.

„Die Jugend iſt ſo kurz! Ein Sonntag — und dann iſt's vorbei,“ war ihre entſchuldigende Antwort. Dann ſchwiegen ſie wieder. Ihm war die Frau ſo merkwürdig ſympathiſch. Er hätte ihr ſagen mögen, daß ihm ſchlecht ums Herz ſei, er wußte es nur nicht anzufangen. Da blickte ſie auf und fragte leiſe und ſich ſichtlich zwingend: „Sie ſprachen neulich von einem alten Onkel, bei dem Sie erzogen wurden, Herr Leutnant?“

„Bis zu meinem elften Jahre. Dann ſtarb er, und ich kam zu einem Dorfpfarrer.“

„Haben Sie ein Bild Ihres Onkels, Herr von Wendhofen? Ich möchte es ſo gern ſehen,“ ſagte ſie befangen.

Er ſah ſie wohl ſehr überraſcht an.

„Kannten Sie ihn, Frau Beate?“

„Ich — weiß nicht; ich glaube!“

Sonderbar! Sollte der alte Mann eine Jugenderinnerung, eine Liebe etwa ſein? Doch — unmöglich.

„Eine Photographie habe ich nicht,“ ſagte er, ohne Neugier zu zeigen, trotz ſeiner großen Verwunderung — „aber zu Hauſe — bei mir — hängt ein Ölbild.“

Sie ſeufzte leiſe und ſah enttäuſcht aus.

„Daheim? Wo wohnen Sie, Herr Leutnant?“

Er nannte ihr ſeine Garniſon. „In Berlin habe ich ein großes eignes Haus, welches ſchon ſeit Jahren leer ſteht, und nur für mich ein Abſteigequartier bildet. Es iſt das Haus, welches dem Onkel Matthäus gehörte — er hat es mir vermacht.“

„War er unverheiratet?“

„Ja, Frau Beate, ein wunderlicher Heiliger.“

„Gegen Sie war er hart?“

„Nun, er war ein galliger, menſchenfeindlicher alter Mann! Er traute keiner Seele gutes zu — mich hatte er tauſendmal noch mehr im Verdacht, dumme Streiche zu machen, als ich wirklich verbrach.“

„Da haben Sie wohl Ihre liebe Mutter ſehr vermißt?“

„Als Kind? Ich glaube kaum, Frau Beate; erſt ſpäter, als ich meines Vetters Nicolas Mutter kennen lernte und ihre Zärtlichkeit für Nico ſah, da beneidete ich ihn und begriff erſt, daß mir die Mama fehlte.“

„Armes Kind, armer Knabe!“ kam es über ihre Lippen und ſie ſah ihn wieder mütterlich liebevoll an.

„Haben Sie einen Sohn, Frau Beate?“ fragte er.

„Ich hatte einen.“ Sie preßte die Lippen feſt aufeinander.

„Wenn Sie Wert darauf legen, meines Onkels Bild zu ſehen, will ich's Ihnen ſchicken laſſen, Frau Beate,“ ſagte Berthold ſanft; er fühlte den Wunſch der unglücklichen Frau, denn unglücklich war ſie ohne Zweifel, ſich freundlich zu erweiſen.

„Es macht Ihnen Mühe.“

„Durchaus nicht, ich gebe dem Hausmeiſter Ordre, es Ihnen zu ſchicken. Vielleicht erkennen Sie einen Jugendbekannten und es freut Sie.“

„Wie gut Sie ſind, Herr Leutnant! Ich bin Ihnen eine fremde alte Frau.“

Ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Aber Sie vergeſſen, daß ich ſelbſt die größere Freude habe, wenn ich erfreuen kann,“ wehrte er ab.

„Ja, ſo ſind die warmen, edlen Herzen! Ihnen muß es gut gehen!“

Er ſeufzte unwillkürlich, und ſein Geſicht verdüſterte ſich.

„Sind Sie traurig?“ fragte ſie mit den Augen, nicht mit den Lippen.

Er nickte. Es wurde ihm ganz deſperat zu Mute, da ihm ſeine eigne Lage wieder einfiel.

„Der Major hat recht!“ ſagte er zwiſchen den Zähnen durch.

Ein Lächeln leuchtete in ihren Augen auf. Sie verſtand ihn.

„Ich glaube, niemand iſt weniger von dem überzeugt, was er ſagt, als der gute Herr ſelbſt. Sein Herz ſtraft alle Tage ſein Urteil Lügen,“ gab ſie zurück.

„Meinen Sie, Frau Beate? Nun ja! Im Grunde hat er aber doch ſein Lehrgeld nicht umſonſt bezahlt.“

„Glauben Sie das nicht,“ erwiderte ſie ernſt, „er denkt ganz anders, wie er ſpricht. Und glauben Sie lieber zehnmal, Sie irren, als daß Sie eine Frau verurteilen.“

„Meinen Sie?“ fragte er faſt kindlich. Er fühlte ſich auf einmal erleichert, vielleicht irrte er ſich alſo!

Wieder Schritte — diesmal ſporenklingende.

„Da iſt er! Wie ſentimental! Nee, ſollte man es wirklich glauben?“

Es war Bielitz; mit dem fidelſten Lächeln begrüßte er die ſich raſch erhebende Pflegerin.

„Verzeihen Sie meinen übermütigen Scherz, gnädige Frau Ulrike — oder? — Bitte, Sie laſſen ſich doch hoffentlich nicht vertreiben? Alſo bei Ihnen ſucht dieſer gute Berthy Schutz vor den böſen Buben und jungen Klatſchtanten da drinnen? Na, es iſt mal 'ne mißratene Welt! Sagen Sie ihm nur, daß man Spaß verſtehen muß. Komm her, Berthy, geh' wieder mit, eine gewiſſe Übelthäterin ſieht ganz kreideweiß aus vor Entſetzen über dein mimoſenhaftes Zartgefühl. Komm! Sei kein Spielverderber! Wenn die Gräfin merkt, wir haben uns betragen wie unerzogene Grünſchnäbel, ſo fallen wir ſechs Klafter tief in Ungnade. Nicht wahr, Frau Ull, verzeihen Sie!“

„Beate,“ half ſie mit leiſer Stimme ein. Sie mußte lächeln über den gutmütigen, windigen Bielitz.

„Nicht wahr? Er darf ſich nicht ſo grauſam rächen?“ fragte dieſer, und ſie riet Berthold lächelnd: „Gehen Sie lieber, ich fürchte, Ihr Herr Kamerad iſt ſonſt ſehr hartnäckig.“

„Würde ich auch ſein. Auf Ehre!“ rief Bielitz.

Sie ſagte gute Nacht und ging. Dann ſah ſie ſich um, als wolle ſie ihn noch einmal ſehen, oder ihm etwas ſagen, aber ſie ſchwieg und verſchwand hinter den Büſchen.

„Du gibſt dir ja merkwürdig tugendhafte Rendezvous, mein Junge!“ ſagte Bielitz, ihr verwundert nachſehend.

„Ich ſaß hier, habe Kopfweh; ſie kam ermüdet und ich ſprach mit ihr,“ ſagte er, froh, Bielitz mit einem unverfänglichen Thema unterhalten zu können.

„Exzellenz Eggeſterode behauptet, die Frau ſei eine frühere Bekanntſchaft von ihr,“ meinte dieſer nun. „Deinen Onkel kennt ſie, wie ſie ſagt, und mir fiel eben auch auf, daß ſie etwas von einer großen Dame an ſich hat; mir ſchwant ſogar, als hätte ich ſie auch ſchon irgendwo geſehen.“

„Das wirſt du dir wohl einbilden, denn ſie iſt ſeit langen Jahren freiwillige Krankenpflegerin in Lindorf und geht dort aus einem Hauſe ins andere.“

„Möglich, dann iſt es eine Ähnlichkeit, eine frappierende Ähnlichkeit! Ich beſinne mich ſchon noch, mit wem.“

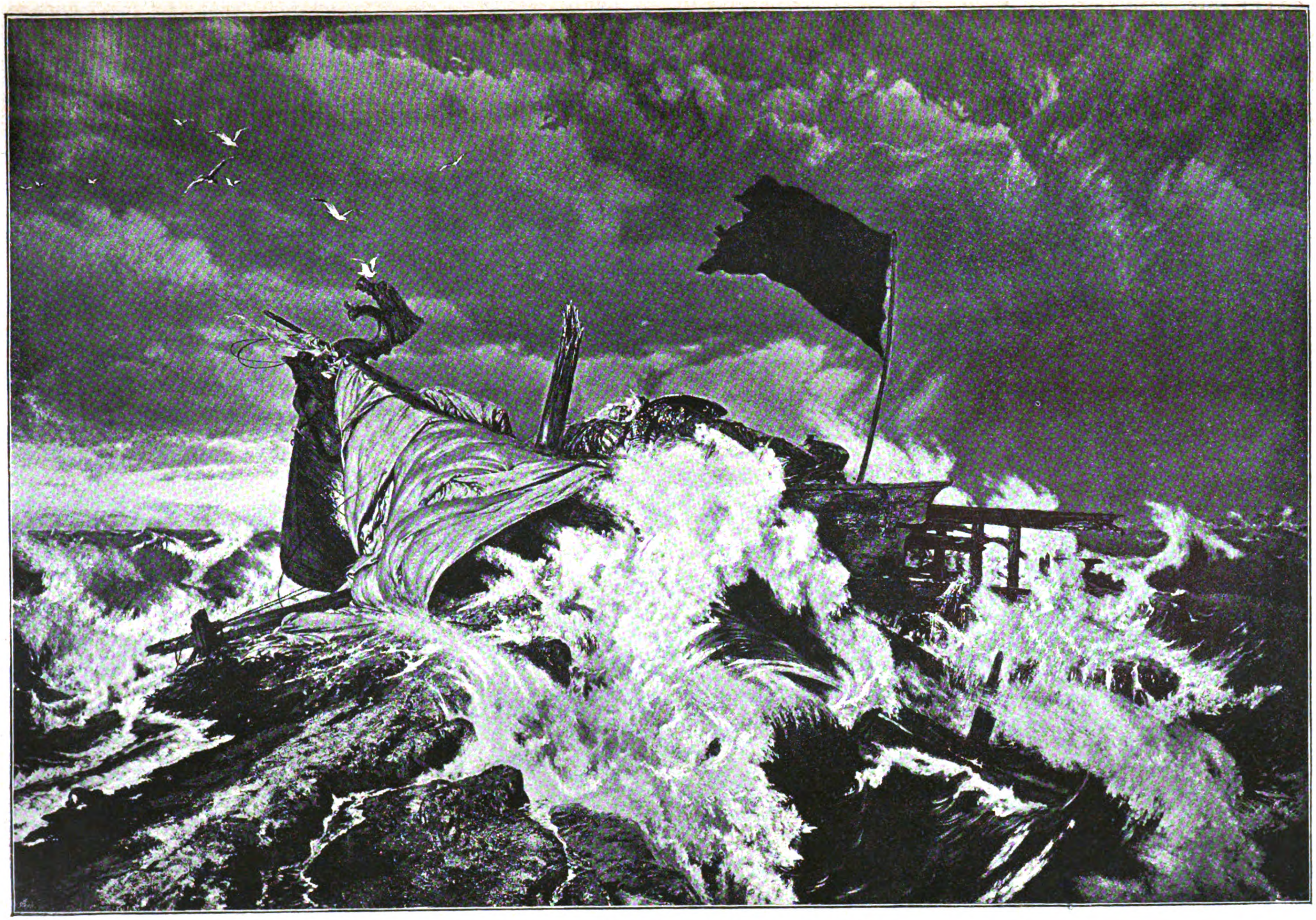
Im Triumph brachte Bielitz ihn zu dem jungen Kreiſe zurück. Sie hatten alle die Empfindung, daß ſie zu weit gegangen waren und jeder und jede ſuchte gut zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Memoiren des Fürſten Talleyrand.

(Abdruck verboten.)

Einer der charakteriſtiſchſten Vertreter der Generation, welche die erſte franzöſiſche Revolution hervorrief oder machte, war unzweifelhaft der Fürſt Talleyrand. Es iſt ja für



Eines Seekönigs Grab. Nach dem Gemälde von Graf von Harrach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

dieſe Bewegung bezeichnend, daß ihre Führer großenteils eben den Klaſſen angehörten, deren veraltete Privilegien die wichtigſte Urſache derſelben bildeten und den Anſtoß zu ihr gaben. Dieſe Klaſſen hatten durch den Gang der Ereigniſſe jede Berechtigung verloren, und die ihnen einſt um ihrer Verdienſte um den Staat willen verliehenen Privilegien wurden längſt von dem franzöſiſchen Volk als veraltet und unzeitgemäß empfunden. Liegen die Dinge aber ſo, ſo pflegen gerade hervorragende Geiſter aus dem Lager der Privilegierten, einem Naturgeſetz folgend, ſich an die Spitze der Unterdrückten zu ſtellen und ſie im Kampf gegen die zu Drohnen gewordenen Standesgenoſſen anzuführen. Man kann aus dieſer Erſcheinung mit Sicherheit darauf ſchließen, daß die fragliche Revolution eine innere Berechtigung hatte, ſo weit natürlich nur, als von einer ſolchen bei einer Revolution überhaupt die Rede ſein kann.

Hält man feſt, daß der politiſchen Revolution eine Revolution der Geiſter um viele Jahre vorausging, ſo währte die erſte franzöſiſche Revolution ſo lange und war ſo gründlich, daß, wer ſich ihren Folgen nicht durch die Flucht entzog, notwendig darauf verzichten mußte, ein Charakter zu ſein. Als man Sieyès fragte, was er während der Revolution gethan, antwortete er witzig: „ich habe gelebt.“ In der That, wer „leben“ wollte, mußte ſich den wechſelnden Strömungen der allgemeinen Meinung anpaſſen und ſie nach Kräften im eignen Intereſſe verwenden. Das wurde dem Geſchlecht, das unter dem Einfluß Voltaires herangewachſen war, nicht allzuſchwer. Die Männer, welche aus der Königszeit durch das Direktorium hinüberlebten in das Kaiſerreich, hatten weder ein Gewiſſen noch Grundſätze, aber ſie waren klug, liſtig, keck und geſchickt. Was ſich mit dieſen Eigenſchaften in einer Zeit, in welcher jeder ſeines Glückes Schmied war, leiſten ließ, haben ſie geleiſtet. Gewiß, ſie erregen keine Bewunderung, aber ſie imponieren immerhin.

Talleyrand fühlte am Abend ſeines langen, ereignisvollen Lebens das Bedürfnis, eine Mohrenwäſche an ſich ſelbſt vorzunehmen. Er ſagte ſich, ſehr mit Recht, daß er in der Geſchichte als das Urbild eines hochbegabten aber völlig grundſatz-, gewiſſen- und treuloſen Staatsmannes fortleben würde, und er beſchloß das Seinige zu thun, um die öffentliche Meinung zu ſeinen Gunſten zu beeinfluſſen. Zu dieſem Zwecke ſchrieb er ſeine Memoiren.

In ſeinem Teſtament verordnete er, daß dieſe Memoiren nicht eher als dreißig Jahre nach ſeinem Tode veröffentlicht werden dürften. Sein Teſtamentsvollſtrecker erweiterte den Termin noch um zwanzig Jahre, ſo daß die Erinnerungen erſt 1888 erſcheinen durften (ihr Verfaſſer ſtarb 1838). Seit einigen Wochen ſind die beiden erſten Bände veröffentlicht worden (in deutſcher Ausgabe bei Albert Ahn. Köln und Leipzig).

Man hat die Echtheit der Memoiren beſtritten aber gewiß mit Unrecht.

Es handelt ſich, wie wir feſthalten müſſen, in unſerm Falle um eine Mohrenwäſche. Dementſprechend geht Talleyrand über diejenigen Abſchnitte ſeines Lebens, die waſchecht ſchwarz ſind, einfach ſchweigend hinweg und verweilt liebevoll und ausführlich bei den großen Augenblicken ſeines Lebens.

Auch ſeine Jugend berührt er nur flüchtig aber immerhin genug, um dem kundigen Leſer den Schlüſſel zur Entwickelung ſeines Charakters in die Hand zu drücken.

Der Erſtgeborne eines großen Hauſes (geb. 1754) wird der Knabe von den Eltern in wahrhaft unerhörter Weiſe vernachläſſigt: „Ich verlebte,“ ſo erzählt Talleyrand, „die erſten Jahre meiner Kindheit in einer Vorſtadt von Paris, wo man mich bei einer Bürgersfrau in Penſion gegeben hatte. Als ich vier Jahre alt war, ließ mich dieſe Frau eines Tages von einer Kommode fallen, wodurch ich mir den Fuß verſtauchte. Die Frau ſagte nichts und die Meinigen bemerkten es erſt einige Monate ſpäter, als keine Heilung mehr möglich war.“ Infolge dieſes Unglücksfalles wurde der Knabe dazu beſtimmt, in den geiſtlichen Stand zu treten, obgleich er ſich mit Recht für denſelben in keiner Weiſe berufen fühlte. Man ſchickt ihn in ein Kollege. „Ich war damals ſchon acht Jahre alt und noch hatte kaum jemals das väterliche Auge auf mir geruht.“ Selbſt als der zwölfjährige Knabe an den Blattern erkrankte, widmete ihm die Familie nur „geringe Teilnahme.“

Unter ſchweren inneren Kämpfen macht der Heranwachſende dann die Studien, welche ihn zum Geiſtlichen vorbereiten ſollen. „Ich war damals ein armer, ſehr unglücklicher Mann mit tiefer Bitternis im Herzen.“ Am Vorabend der Prieſterweihe fand ihn ſein Freund, der Graf von Choiſeul, in Thränen der Verzweiflung. Der Neugeweihte ſchloß wohl damals ab mit allen Jugendeindrücken gemütlicher Art. Nur eine Leidenſchaft beherrſchte ihn künftig: ein brennender Ehrgeiz.

Endlich kamen die Tage der Freiheit und der junge vornehme Prieſter koſtete in vollen Zügen den Champagner des damaligen Pariſer Lebens. Man tanzte und trank auf einem Vulkan und man wußte das, aber man tanzte und trank.

Wir können hier bei dem wechſelvollen Lebenslauf unſers Helden nicht eingehender verweilen und erwähnen nur, daß auch ſeine politiſche Laufbahn innerhalb des Klerus begann. Als dann die Revolution bereits drohend das Haupt erhob, machte er dem König durch den Grafen von Artois den Vorſchlag zu einem Staatsſtreich. Zurückgewieſen, ging er mit offenem Viſir in das Lager der Revolutionäre über. Beim Bundesfeſt hielt er auf dem Marsfelde das Hochamt am Altar des Vaterlandes, leiſtete den Eid auf die Verfaſſung und weihte als Biſchof von Autun die konſtitutionellen Prieſter, ohne ſich über den Bannfluch des Papſtes irgend zu beunruhigen. Trotz alledem blieb der Vornehmgeborne den Machthabern verdächtig, ſo daß er nach England fliehen mußte. Von dort aus ging er mit allerlei kaufmänniſchen Plänen beſchäftigt in die Vereinigten Staaten und kehrte erſt nach dem Sturz der Schreckensherrſchaft nach Frankreich zurück. Noch unter dem Direktorium Miniſter, verließ er dasſelbe zur rechten Zeit, um ſich dem eben emporkommenden Napoleon anzuſchließen. Deſſen Miniſter des Auswärtigen iſt er dann bis zum Jahre 1806 geweſen.

Mit dem Auftreten Napoleons beginnt ein ſehr intereſſanter Abſchnitt der Memoiren.

Der Erbe der Talleyrand-Perigord war und blieb natürlich trotz aller Umwälzungen, die er erlebte und in deren Dienſte er ſich ſtellte, ein Ariſtokrat, und der große Eroberer war und blieb trotz Abſtammung, Genie und Kaiſermantel ein arger Plebejer. Talleyrand erkannte aber ſehr bald, daß dem jungen Napoleon die nächſte Zukunft gehörte und ſchloß ſich ihm an. Napoleon war ſeinerſeits viel daran gelegen, die Träger der großen Namen Frankreichs um ſich zu ſammeln. So gingen die beiden zuſammen: „und a biſſele Lieb und a biſſele Treu und ſehr viel Falſchheit war all'weil dabei.“

Das Verhältnis währte bis zum Jahre 1807. „Damals hatte,“ meint Talleyrand, „Napoleon ſich ſchon längſt von dem Wege der Mäßigung und Selbſtbeherrſchung entfernt, den ich ihm ſtets eindringlich empfohlen. Da ich ihn trotz meiner angeſtrengteſten Bemühungen von ſeinen Ausſchreitungen nicht zurückhalten konnte, trat ich zuletzt, nachdem ich geſehen, daß alles vergebens war, wenigſtens von meinem Miniſterpoſten zurück.“

Napoleon, der ſeinerſeits dem Genoſſen nicht über den Weg traute, war das ganz recht. Immerhin konnte er ihn bei der großen Komödie in Erfurt nicht entbehren und nahm ihn dahin mit. Dieſem Umſtande verdanken wir ein höchſt feſſelndes Kapitel über den Erfurter Kongreß.

Es kam Napoleon damals hauptſächlich auf folgende Dinge an: ſein unſinniges Verfahren gegen die ihm ſo blind ergebene ſpaniſche Königsfamilie hatte die Spanier zu einem Verzweiflungskampf entflammt, den die Engländer in jeder Weiſe unterſtützten.

Nun fürchtete der Kaiſer, daß das ſo ſchwer gedemütigte Öſterreich die Gelegenheit benutzen würde, um noch einmal das Schlachtenglück zu verſuchen, und er fühlte überdies inſtinktiv, daß Preußen, zertreten und verſtümmelt wie es war, immer noch ein höchſt gefährlicher Feind blieb. Aus Rückſicht auf den Czaren hatte Napoleon es nicht ganz vernichten dürfen und wenn er ſich auch zum Teil frech über die Bedingungen des Tilſiter Friedens hinwegſetzte, ſo blieben ſie doch rechtlich beſtehen.

In Erfurt ſollte nun der Czar bewogen werden, Öſterreich ſeinerſeits in Schach zu halten und Preußen fallen zu laſſen. Dazu ſollte ihn aber die Ausſicht auf die Erwerbung der Moldau und der Wallachei veranlaſſen. In ſeiner durch und durch hinterhaltigen und ſelbſtſüchtigen Weiſe war Napoleon entſchloſſen, dieſe Lockſpeiſe nicht etwa ſeinem Verbündeten wirklich zu überlaſſen, ſie ſollte nur als Köder dienen.

Die Deutſchen waren damals ein Volk der Dichter und Denker. Der große Komödiant auf dem franzöſiſchen Kaiſerthron ſagte ſich, daß es einem Manne in ſeiner Stellung nicht ſchwer werden könne, die hervorragendſten Dichter und Gelehrten durch perſönliche Liebenswürdigkeit zu bezaubern und er hoffte ſo zu erreichen, daß ein großer Teil der Deutſchen den Mahnungen der preußiſchen Patrioten das Ohr völlig verſchloß.

So wurde denn zunächſt beſchloſſen, den höchſten Glanz zu entwickeln. Mehrere der vornehmſten Männer, die zu Napoleons Hof gehörten, mußten ihn begleiten, um dem Czaren zu imponieren. Es wurde ferner dafür geſorgt, daß die ſämtlichen Vaſallen, alle die Könige und Fürſten von Napoleons Gnaden ſich in Erfurt einfanden. Es wurden endlich mit großer Sorgfalt alle Vorbereitungen getroffen, um durch die Entfaltung einer großſtädtiſchen Kultur den ja meiſt in kleinen Verhältniſſen lebenden Wortführern der deutſchen Dichtung und Gelehrſamkeit Sand in die Augen zu ſtreuen. Der Kaiſer ſtellte in perſönlichen Verhandlungen mit dem Intendanten feſt, welche Stücke ſeine Schauſpieler in Erfurt zur Aufführung bringen ſollten. „Man wählte immer Stücke, die entweder der alten heroiſchen Zeit oder den großen geſchichtlichen Ereigniſſen angehörten. Alle waren nach der Abſicht Napoleons darauf berechnet, dem deutſchen Publikum große Helden vorzuführen, die gewaltige, ruhmvolle Thaten verrichtet und ſich durch Tapferkeit und hohe Geiſtesgaben über die gewöhnlichen Menſchen erhoben hatten, Gründer berühmter und erlauchter Geſchlechter und von den ſtaunenden Zeitgenoſſen wie Weſen höherer Art verehrt und geprieſen. Dabei fanden ſich Anſpielungen in Menge auf den Imperator ſelbſt, der auf der Weltbühne als Sieger und Gewaltherrſcher mit ſeinen Legionen einherſchritt wie auf der Theaterbühne die Künſtler.

Napoleons Lieblingsſtück war Voltaires Mohammed, denn dort fand er das beſte Spiegelbild für ſeine Macht. Man denke ſich die Wirkung der folgenden Verſe:

> Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
> Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
> Doch Geiſter gibt's, begünſtiget vom Himmel,
> Die durch ſich ſelbſt ſind, alles ſind, und nichts
> Dem Ahnherrn ſchuldig, nichts der Welt. So iſt
> Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
> Er, in der Welt allein, verdient's zu ſein;
> Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen ſollen,
> Gab ich ein Beiſpiel, das mich ehren wird.

Die Blicke des ganzen Theaterſaales richteten ſich auf Napoleon, der vornan mit dem Kaiſer Alexander ſaß, beide noch dazu auf einem etwas erhöhten Sitze. Alle Welt hörte die Schauſpieler, aber alle Welt ſchaute auf ihn. Dann trat (der Schauſpieler) Lafont auf und ſprach mit düſterer Stimme in die lautloſe Verſammlung hinein:

> „… ſieh das Reich, dem Rom gebot,
> Nach allen Seiten auseinanderbrechen,
> Zerſtückt den großen Körper, ſeine Glieder
> Zerſtreut und ohne Hoffnung traurig zucken!
> Auf dieſen Trümmern einer Welt laß uns
> Arabien erheben! Neuen Gottesdienſt
> Bedürfen ſie, bedürfen neue Hilfe,
> Die Tiefgeſunk'nen einen neuen Gott!"

Man wagte kaum zu applaudieren, aber deſto lärmender brach gleich darauf der Beifall los im Dialog zwiſchen Omar und Sopir:

> „. . . Betrachte mich
> Als den Geſandten eines großen Mann's
> Und Königs!
> Wer hat ihn gekrönt?
> Der Sieg!"

und dieſer Beifall erreichte ſeinen Höhepunkt und wurde zum Jubel, der gar kein Ende nehmen wollte, als Omar dicht an die Rampe trat und, mit einer deutlich bemerkbaren Wendung nach Napoleon hin, ausrief:

> „Man nennt ihn Überwinder, Held, Erob'rer,
> Doch heute will er Friedensſtifter heißen."

Auf dieſe Weiſe brachte Napoleon den Deutſchen, um ſeine Ausdrucksweiſe zu gebrauchen „höhere Begriffe von Moral" bei.

Er beſchränkte ſich übrigens nicht darauf, durch das Theater eine pädagogiſche Wirkſamkeit zu entfalten, ſondern trat auch in unmittelbaren perſönlichen Verkehr mit denjenigen, welche man ihm als die Wortführer im Reiche der Geiſter bezeichnet hatte. Die Art, in der das geſchah, iſt ebenſo charakteriſtiſch für ihn wie ergötzlich.

„Für ſolche Unterhaltungen," berichtet Talleyrand, „machte Napoleon im ſtillen ſeine kleinen Vorbereitungen, ſo daß er die zu beſprechenden und von ihm ſelbſt gewählten Gegenſtände genau kannte, während natürlich die anderen vorher nichts von ihnen wußten. Auf dieſe Weiſe war er immer ſchlagfertig, wenn er irgend eine Frage ſtellte, und kam auch nie durch eine Gegenrede in Verlegenheit, denn er hatte ſtets neue Gründe in Bereitſchaft, mit denen er geſchickt unterbrach und dieſelben dann weiter entwickelte. Ich ſelbſt habe oft die Beobachtung gemacht, daß er, zumal wenn er im Auslande war, wiſſenſchaftliche und litterariſche Dinge ſehr eingehend beſprach, was man von einem Feldherrn und einem Schlachtenführer gar nicht erwartete. Dadurch imponierte er auch geſcheiten Leuten außerordentlich, denn ſelbſtverſtändlich eröffnete er immer das Geſpräch durch Fragen und Erkundigungen über dieſes und jenes. Seine hohe Stellung und das damit verbundene Selbſtgefühl gaben ihm ohnehin gleich von vornherein ein bedeutendes Übergewicht, und er redete mit einer Sicherheit, die durch nichts erſchüttert werden konnte."

Für Erfurt hatte er ſich auf Tacitus präpariert, den er — ſo lange vor Adolf Stahr! — für einen tendenziöſen Geſchichtſchreiber und ausnehmend ſchlechten Stiliſten erklärte.

Napoleon empfing in Erfurt Goethe, den er immer Monſieur Goeth anredete und Wieland — Monſieur Wielan — und behandelte beide mit ausgeſuchter Zuvorkommenheit. Beide wurden denn auch mit Tacitus beglückt, Goethe nebenbei, Wieland gründlich, ſintemal Napoleon letzteren als eine Art Ebers für griechiſche und römiſche Geſchichte äſtimiert zu haben ſcheint.

Hält man feſt, daß Napoleon damals auf der Höhe ſeiner Macht und ſeines Ruhmes ſtand und erwägt man, daß die Huldigungen, welche vier Könige und zahlreiche andere regierende Fürſten ihm in Erfurt darbrachten, nach Talleyrands Ausdruck „ins Ungeheuerliche" gingen, ſo wird man zugeben müſſen, daß die Haltung Goethes und Wielands eine durchaus würdige war.

Wenn die Erfurter Tage trotz aller angewandten Liebesmühe die Ziele Napoleons nicht nach Wunſch förderten, ſo dankte er das zum Teil Talleyrand, der ſeinem kaiſerlichen Gönner, wie er ſelbſt naiv genug erzählt, heimlich nach Kräften und mit Erfolg entgegenwirkte.

Der zweite Band unſerer Memoiren erzählt ausführlich von den Verhandlungen zwiſchen Napoleon und Rom und berichtet dann außerordentlich intereſſant über den Wiener Kongreß.

In bezug auf Talleyrands Verhalten auf letzterem muß man das Genie dieſes Mannes ebenſoſehr bewundern, wie man über ſeine Keckheit ſtaunt. Man vergegenwärtige ſich die Sachlage: ſeit zwei Jahrzehnten hat Frankreich als Republik, als Kaiſertum die Völker Europas angegriffen, zertreten, ausgeplündert. Nach ungeheuren Anſtrengungen iſt es endlich beſiegt worden, und die Staatsmänner aller Länder

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

treten in Wien zuſammen, um den Weltteil neu zu ordnen. Unter ſie tritt nun der Geſandte Frankreichs und erklärt von vornherein, daß er keinerlei Verhandlungen anerkenne, an denen er nicht als Gleichberechtigter teilgenommen. Seine Ausführungen lauten etwa ſo: Der König von Frankreich Ludwig XVIII habe an keinem jener franzöſiſchen Eroberungskriege teilgenommen. Er ſei ganz ebenſo ein Opfer der franzöſiſchen Umwälzungen und ihrer Folgen geweſen wie alle anderen europäiſchen Fürſten. Wolle man aus den Wirrſalen, in welche die franzöſiſchen Revolutionsmänner und Napoleon die Welt verſtrickten, wieder heraus, ſo gäbe es nur ein Mittel: es müſſe alles wieder auf den Standpunkt geſtellt werden, auf dem es ſich vor dem Sturz des franzöſiſchen Königtums befand. Talleyrand nannte dieſen Grundſatz das Prinzip der Legitimität.

Um die ganze Unverſchämtheit dieſes Verfahrens zu würdigen, muß man ſich vergegenwärtigen, daß Talleyrand ſelbſt langjähriger Miniſter der Republik und des Kaiſertums war, daß er mithin hier kalten Blutes verlangte, alle diejenigen Ereigniſſe aus der Weltgeſchichte geſtrichen zu ſehen, an deren Zuſtandekommen er den weſentlichſten Anteil hatte, und die er jetzt ſelbſt als höchſt verabſcheuungswürdig bezeichnete.

So nahe die Antwort auf ein ſo unerhörtes Anſinnen auch lag, von den zum Kongreß bevollmächtigten Staatsminiſtern wußte ſie niemand zu erteilen. Mehr als das: die zuerſt aus dieſem Munde verkündeten Grundſätze haben ein halbes Jahrhundert hindurch die Fürſten und Staatsmänner Europas beherrſcht und zu den beklagenswerteſten Handlungen verleitet.

Wie Talleyrand in Wien verfuhr, um ſeine Ziele zu erreichen, muß man in den Memoiren ſelbſt nachleſen. Er hat uns das in aller Ausführlichkeit geſchildert. Wir aber ſetzen zum Schluß die Worte hierher, mit denen Treitſchke lange vor dem Erſcheinen der Memoiren das Auftreten Talleyrands in Wien meiſterhaft charakteriſierte: „Unerſchütterliche Sicherheit des Auftretens iſt auf dem glatten Boden der Salons von jeher noch ſiegreicher geweſen als verbindliche Liebenswürdigkeit. Welch ein Eindruck, wenn Talleyrands unförmliche Geſtalt, angethan mit der altmodiſchen Tracht aus den Zeiten des Direktoriums ſich ſchwerfällig auf ihrem Klumpfuß in den glänzenden Kreis des Hofes hineinſchob! Dicht über der hohen Halsbinde ein ungeheurer Mund mit ſchwarzen Zähnen; kleine tiefliegende graue Augen ohne jeden Ausdruck; abſchreckend gemeine Züge; kalt und ruhig, unfähig, jemals zu erröten oder die innere Bewegung zu verraten. Eine durchaus mephiſtopheliſche Erſcheinung ... Unſaubere Gewohnheiten, die man bei jedem anderen plebejiſch genannt hätte, galten bei ihm als originell. Der vornehme Herr aus dem uralten Hauſe der Fürſten von Perigord, das Orakel aller Feinſchmecker des Weltteils, der gründlichſte Kenner der Höfe gab ſich ſelber die Geſetze des guten Tones ... Er war faſt allein von den Zeitgenoſſen des alten Regimes immer obenauf geblieben auf den Speichen des Glücksrades und rühmte ſich gern, die hinkende Schildkröte ſei doch ſchneller zum Ziele gekommen als der napoleoniſche Haſe. Geſchickt wußte er die Meinung zu verbreiten, als ob er zu jedem Erfolge Napoleons geholfen, jeden Mißgriff des Kaiſers widerraten habe. Er beſaß jene gemeſſene Haltung und ſichere Menſchenkenntnis, die den hochadligen Kirchenfürſten des XVIII. Jahrhunderts eigentümlich war und er galt zudem für eingeweiht in alle perſönlichen Geheimniſſe der vornehmen Welt. Jeder Partei war er dienſtbar geweſen; in dem berühmten „Wörterbuche der politiſchen Wetterfahnen“ behauptete ſein Name unbeſtritten den erſten Platz. Gleichmütig, wie er einſt als Biſchof für das Heil des freien Frankreich gebetet, ſtand er jetzt als Oberkammerherr hinter dem Stuhle des legitimen Königs und ſchwenkte die Oriflamme bei dem Krönungsfeſte der Bourbonen.

Th. H. Pantenius.

Im Wolfsmoor.

Roman von Alexander Freiherrn von Mengden.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

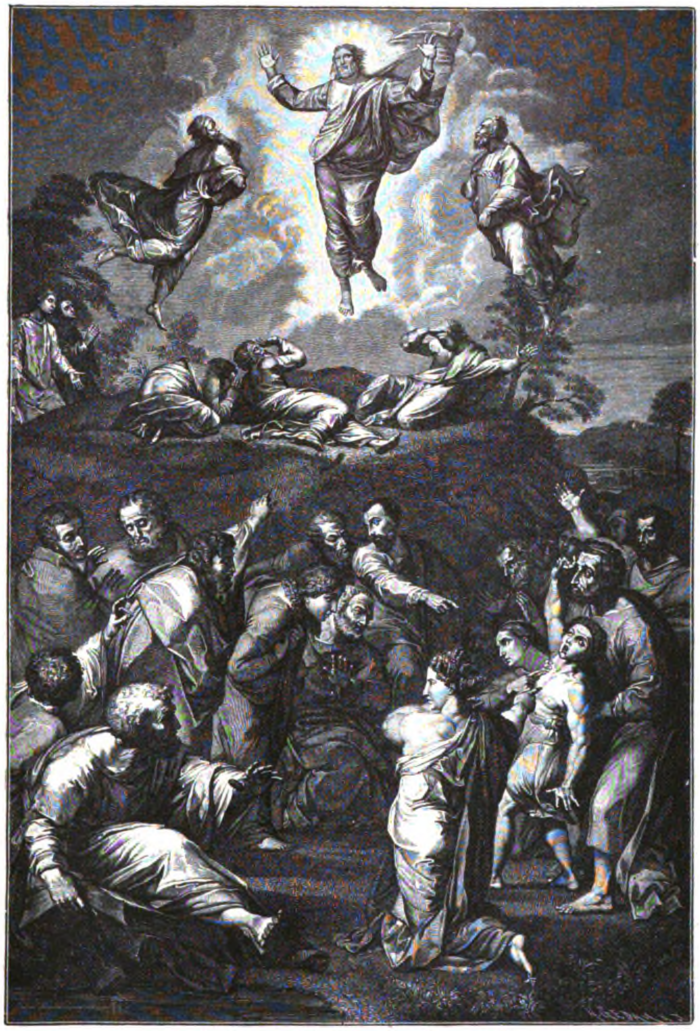
Das Weſen einer jeden That iſt nach den Gründen zu beurteilen, die ſie entſtehen ließen. Du aber haſt dich ihrer nicht zu ſchämen. Aus reinen Quellen kann nichts Unreines entſpringen, aus Gutem nichts Böſes, ſo ſei getroſt! Doch eine andere, ſtrenge, unerbittliche Stimme fuhr dazwiſchen: Das iſt Thorheit, betrüge dich nicht ſelbſt! Gott hat dir vorgeſchrieben, was du zu thun und zu laſſen haſt und ſeinen Willen den Menſchen durch die Geſetze kundgegeben. Willſt du leugnen, daß du gegen dieſe verſtoßen, als du einen Meineid leiſteteſt und ein todeswürdiges Verbrechen zu verheimlichen trachteteſt? Ein Schritt aber vom Wege des Geſetzes ab und du biſt der Schuld verfallen. Die Gründe deiner That beeinfluſſen nur die Form der Strafe, nicht aber die Schuld. Wie aber willſt du dich auf die Urſache deines Thuns berufen, der du dich ja gefliſſentlich jeder Strafe entzogen haſt?!

Ach, ich war ſehr unglücklich! Nur Gott konnte mir helfen. An ihn wandte ich mich in glühendem Gebete, mich aus dem Zweifel zu löſen und zur Wahrheit zu führen. Er aber blieb ſtumm vor dem, der ſeinen Namen geläſtert. Wenn ich in jener Zeit einen Freund beſeſſen, in deſſen Herz ich mein Geheimnis und meine Laſt auszuſchütten vermocht, es hätte mich erleichtert und befreit. So aber trat kein mitfühlendes Weſen in meine Einſamkeit und meine finſter abſtoßende Art hielt die Menſchen von mir entfernt. Zuletzt erfaßte mich ein Widerwillen vor den langen fruchtloſen Kämpfen, vor dem Grübeln über Rätſeln, die ich doch nicht ergründen konnte, und über mich kam wohlthätige Gleichgültigkeit. Nur ſelten noch, vielleicht mitten aus einem Traume heraus, ließ ſich in mir die mahnende, drohende Stimme vernehmen und der Stachel in meinem Herzen ſtumpfte ab. Wenn Gott mich verlaſſen, ſo kehrte ich mich nun auch von ihm ab und der Welt zu, um mich an dem ſchadlos zu halten, was ſie an Troſt und Freuden noch übrig hatte. Ich begann wieder mit den Menſchen zu leben und an ihren Schickſalen teil zu nehmen, nach der langen Entfremdung that mir die Geſellſchaft der Fröhlichen wohl. Noch mehr, auch an das Glück wagte ich wieder zu glauben, an einen Spätfrühling, der mir aus dem langen Winter des Leides erblühen ſollte. Ich gewann das Herz eines anmutigen Mädchens und nahm es zum Weibe. Nun folgte die ſchönſte Zeit meines Lebens. Von der Liebe meiner Frau umhegt, von zwei munteren Kindern umſpielt, brachte ich vier kurze unvergeßliche Jahre in meinem Waldhauſe hin. Doch die Kraft des Fluches, der ſich an meine Ferſen geheftet, war noch nicht erſchöpft; er raſtete nur, um zu neuen Schlägen auszuholen. An einer in der Gegend herrſchenden Epidemie verlor ich in wenig Tagen alles, woran mein Herz hing. Wieder ſtand ich allein wie zuvor. Meinen Schmerz zu beſchreiben vermag ich nicht.

Nur raſtloſe Arbeit hielt mich aufrecht. Wie eine treue, ſtarke Gefährtin ſchritt ſie auf meinen Wegen neben mir her, erhob mich, tröſtete mich, half mir über das Schwerſte hinweg. Dann aber kam der Tag, wo auch ſie von mir Abſchied nahm. Der Aſt eines fallenden Baumes ſtreifte mich und verletzte mich ſchwer am Knie; als ich von langwierigem Krankenlager erſtand, bemerkte ich, daß mein Bein ſteif und zum Gehen unrüſtig, daß ich zur weiteren Erfüllung meines Berufes untauglich geworden war. So blieb mir nichts übrig, als ſchweren Herzens bei dem Schloßherrn um meine Entlaſſung nachzuſuchen; ich erhielt ſie in allen Ehren. Noch ein anderes erbat ich: die Gnade, in das alte, verlaſſen ſtehende Forſthaus am Moor überzuſiedeln und den Abend meines Lebens dort verbringen zu dürfen. Man gewährte ſie mir bereitwilligſt. Mein Herz mag vom Walde nicht laſſen, in dem ich faſt mein ganzes Leben verbracht, und die Bäume, welche ich gepflegt, ſollen einſt auch über meinem Grabe rauſchen.

Schloß Werden, alte Forſtei, d. 8. Sept. 187 .

Der Tag will ſich neigen und gleich goldbeſäumten Wolken am Himmel, ehe die Nacht ſie verhüllt, ziehen die Erinnerungen in langer Reihe an meinem Geiſte vorüber. Die Gräber öffnen ſich und alle, die mir lieb waren, ſteigen daraus empor und nahen ſich mir wie lebendig. Sie zeigen mir erſt, wie einſam ich ſelbſt geworden bin. Wo ſoll ich beginnen, den Zug der Toten zu beſchreiben? Der Name Werden iſt ausgelöſcht, ſeit auch Tante Ida, das alte gute Fräulein, in hohem Alter ihren Lieben nachgefolgt iſt. Von den Beamten und Dienern des Schloſſes aus meiner Zeit leben nur noch wenige und dieſe fern und zerſtreut. Auch Leyden ſteht verödet. Wer hätte gedacht, daß die kränkliche Frau von Altenhauſen, die jetzt als Greiſin in der Fremde bei Verwandten lebt, ihren rüſtigen Gatten überleben würde! Es war ein trauriger Tag, als der Leydenſche auf der Jagd mit dem Pferde ſo unglücklich ſtürzte, daß er eine innere Verletzung davontrug, der er bald darauf erlag. — Und auch Margarete iſt tot; ſie iſt unvermählt geſtorben. Sie hatte nie zu den Geſundeſten gehört, trotz ihres friſchen Ausſehens. Ein Keim des Leidens lag in ihr; ich weiß es wohl, ſeit wann er ſich entwickelte und langſam, doch ſicher an ihrem Leben zehrte. Es mögen ſchon fünfzehn Jahre her ſein, daß ich die Nachricht ihres Todes erfuhr.



Die Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor.
Aus der Gemäldeſammlung des Vatikan. Raffaels letztes Bild.

Vor mir liegt eine Anzahl verſchrumpfter und vergilbter Blätter, von den wuchtigen und etwas ſteilen Schriftzügen einer Manneshand bedeckt. Von ihnen weg fällt mein Blick auf das Silhouettbild an der Wand, mir gerade gegenüber, das der Brautkranz meiner verſtorbenen Frau umhüllt. Es weiſt die Züge desjenigen, der jene Blätter beſchrieben. Ich weiß wohl, warum er mich ſo mahnend anblickt. Ich ſoll endlich ſeinem Befehle nachkommen und die Papiere vor mir vernichten. Getroſt, teurer Schatten, ſchon wartet die Flamme ihrer Opfer!... Warum ich ſo lange damit gezögert, ein Vierteljahrhundert hindurch? Ja, ich bekenne, es war Schwäche und Ungehorſam, aber du wirſt mir verzeihen, ich konnte nicht anders! Sind doch dieſe Blätter das Unmittelbarſte von dem, was mir von dir übrig geblieben, das Siegel deiner Seele, das Zeichen deines Geiſtes! Noch immer, wenn ich ſie betrachte, überkommt mich jene weiche und ehrfurchtsvolle Stimmung wie damals, als ich das Bündel, welches du meinen Händen überliefert, zum erſtenmal öffnete und dem Schoße desſelben neben deinem Bildniſſe die Reihe jener Aufzeichnungen von deiner Hand entfiel, welche dein Lieben und Leiden, dein Hoffen und Trauern ſo getreulich widerſpiegeln. Und in doppelter Hinſicht bin ich ungehorſam geweſen. Nicht allein, daß ich die Blätter vor der Vernichtung behütete und mich mit der einmaligen Leſung derſelben nicht begnügte, ſondern auch... Ich weiß noch genau, wie es kam. Als ich beklommenen Herzens in jenen Papieren ſtöberte und unter ihrer Führung den geheimſten Regungen deiner Seele nachſpürte, ſo daß ſie in Gut und Böſe, im Siegen und Fehlen offen vor mir lag, da klang aus ferner Zeit auch alles das, was ich ſelbſt mit dir zuſammen erlebt und was ich um deinetwillen gefühlt und gedacht, zu mir herauf und forderte Klärung und Geſtaltung. Ich ſollte deine Aufzeichnungen vernichten, aber ſie in eine neue Form bringen, war mir nicht verwehrt. Nun erſt, da ich dich ganz begriffen, war es mir unmöglich, die Hinterlaſſenſchaft deines Geiſtes zu miſſen. Da ſetzte ich mich nieder und fügte aus den Moſaikſplittern der eignen Erinnerungen und deiner Gedenkblätter das Bild dieſer Aufzeichnungen zuſammen. Jetzt iſt der letzte Pinſelſtrich gethan, mit Freude und Wehmut haften meine Blicke an dem Geſchaffenen; es gehört nur mir, kein anderer ſoll es je ſchauen... Ein Windhauch ſtreicht durch das offene Fenſter und raſchelt mahnend in den alten Papieren. Noch eine Sekunde und ſie werden ſein, was du jetzt biſt, Aſche und Staub!

15. September 187 .

Es wird dunkler und ſtiller. Die roten Trauben der Vogelbeeren umkränzen gelbe Blätter, ein Windſtoß und ſie fegen am Boden hin wie verwelkte und vom Fuße des Schickſals zerſtampfte Hoffnungen. Die Blüten des Heidekrautes am Waldrande welken, an dem kahler werdenden Haſelſtrauch hängen die dünnen Fäden des Spinnwebes, Regentropfen ſchillern darauf, wie Diamanten an dem grauen Kleide der Vergänglichkeit, und auf dem ſchmalen Wieſenſtreif, welcher das Forſthaus vom Walde trennt, färben ſich Gräſer und Halme öde, fahlbraun. Der Herbſt iſt da und wie der Tag ſinkt, ſehe ich durch das graue Zwielicht die breiten Schatten der Nacht fallen.

Ich habe viel geſonnen und bin unabläſſig mit mir zu Rate gegangen. Wie ſtehe ich zu meinem Gott, wie ſchwer wiegt meine Schuld vor ſeinem Angeſicht? Daß ich jemand vollen Einblick gewähren könnte in alle Zweifel und Kümmerniſſe meines Herzens, dem ich meine Geheimniſſe vertrauen könnte! Das aber iſt's, was mir ſo ſchwer fällt: zu geſtehen. Nicht um meinetwillen, ſondern weil ich dadurch das Andenken eines Toten entweihen würde. Trotzdem, ich werde es doch müſſen, und Arnold wird mir vergeben. Wie immer in ſolcher Stimmung, denke ich an unſern Paſtor, der mir ſchon einmal in ſchwerſter Stunde nahe geweſen, damals, als ich Frau und Kinder verloren. Ich kenne ihn nur wenig, doch ſein Äußeres und ſein Weſen flößen mir Achtung und Vertrauen ein. Mein Entſchluß iſt gefaßt.

12. Oktober 187 .

Was bedeutet alles menſchliche Planen, Klügeln und Erwägen, und wer vermag die Schwäche des eignen Herzens zu beſiegen? Ich habe meine Abſicht nicht ausgeführt, ich habe gezaudert und aufgeſchoben und die guten Stunden verpaßt. Und doch bleibt mir nicht viel Zeit, wenn ich das Fieber, welches mich ſeit zwei Wochen verzehrt, als ein ernſtes Mahnzeichen nehmen ſoll. Noch am Abend vorher war ich rüſtig, in der Nacht aber riß der Sturmwind das morſche Fenſter auf und in dem Strome eiſiger Luft, welcher mir Schultern und Bruſt überrieſelte, kam die Krankheit. Heute geht es beſſer, die Glut in den Adern hat ſich vermindert, und meine Hand iſt ſtark genug, die Feder zu regieren. Überſtehe ich's, ſo gelobe ich, daß mein erſter Gang dem Paſtor gelten ſoll.

19. Oktober 187 .

Nach acht Tagen... Mühſam im Bette aufgerichtet, ſchreibe ich dies, vielleicht das Letzte... Das Fieber iſt wiedergekehrt, auf ſeinen Glutwellen naht der Tod... Man hat gegen meinen Willen nach dem Arzte geſchickt, ach, ich bedarf anderer Hilfe!... Ich kann nicht weiter, Feuer im Blut und Hirn, Flammen vor den Augen, kaum ſehe ich mehr... O, mein Herr und Gott, verzeih mir!

Hier endeten die Aufzeichnungen des Forſtmeiſters. Man ſah es den ſchiefverlaufenden Linien, den krauſen und verworrenen Buchſtaben an, welche Anſtrengung es ihn gekoſtet, die letzten Zeilen niederzuſchreiben.

Der Paſtor ließ die Arme ſinken, ſeufzte leiſe und ſtarrte, in tiefe Gedanken verſunken, lange vor ſich hin. Die Kerze vor ihm war tief herabgebrannt; als er nach der Uhr ſah, verkündete ſie die dritte Morgenſtunde. Draußen tröpfelte es noch, aber es war heller geworden, die dichteſten Wolkenſchichten hatten ſich zerſtreut.

Auf der Schwelle erſchien die Wirtſchafterin und winkte dem alten Herrn lautlos. Er erhob ſich ſchnell und folgte. Wie er an das Bett des Kranken trat, fand er dieſen wach und bei vollem Bewußtſein. Er fühlte den Blick des Greiſes mit einem ganz beſonderen, halb demütig-bangen, halb hoffnungsvollen Ausdrucke auf ſich ruhen.

„Mein lieber Freund,“ begann der Paſtor, indem er ſich tief zu dem Greiſe herabbeugte und mit Wärme ſeine Hand erfaßte, „ich habe Zeit gefunden, die Geſchichte Ihres Lebens zu leſen. Beten wir zu Gott. In die Tiefen, wohin keine menſchliche Erkenntnis reicht, in das Dunkel der Schuld, wo der irdiſche Richter nur verdammen darf, fällt, uns oft unſichtbar und unfaßlich, der Strahl der freien Gnade Gottes. Hoffen auch Sie auf ihn. Laſſen Sie uns beten!“

Der erloſchene Blick des Sterbenden leuchtete auf, ſeine Hände falteten ſich, dann aber ſchreckte er auf und bewegte leiſe die Lippen.

Der Paſtor neigte das Ohr ganz nahe an ſeinen Mund. „Auch für ihn!“ glaubte er zu hören.

„Für Arnold? Ja, auch für ihn!“

Als die feierliche Handlung vorüber war, hatte ſich das Haupt des Forſtmeiſters auf die Seite geneigt, ſeine Augen ſchloſſen ſich, ſo lag er wie in friedlichem Schlummer. Auch den Paſtor übermannte die Müdigkeit. Aus dem kurzen Schlafe, in den er, auf dem Lehnſtuhle neben dem Sterbebette ruhend, gefallen, weckte ihn ein Flüſtern und Winſeln. Er fuhr empor und ſchaute ſich um. Die Lampe im Zimmer war verlöſcht und durch die Spalten des Ladens, mit dem die Fenſter verſchloſſen waren, fiel das graue Licht der erſten Morgendämmerung. Auf dem Lager aber erblickte er den Forſtmeiſter in ſitzender Stellung, den Oberkörper nach vorn gebeugt, die Hände ſehnſüchtig vorgeſtreckt, als umfingen ſie etwas Fernes, Liebes, lang Erwartetes, die Augen groß und ſtarr in die Tiefe des Raumes gerichtet, die Lippen wie in heimlicher Zwieſprache bewegend. Vom Boden aber hatte ſich Nero erhoben und am Bette emporſtrebend ſeinen braunen Kopf mit leiſem Klagelaute an die Kiſſen geſchmiegt. Eine Minute vielleicht dauerte dieſes ſeltſame Bild, dann ſank der Greis mit dem faſt lauten Rufe: „ich komme, ich komme,“ leblos zurück. Der Paſtor beugte ſich über ihn, er ſah — in ein Totengeſicht.

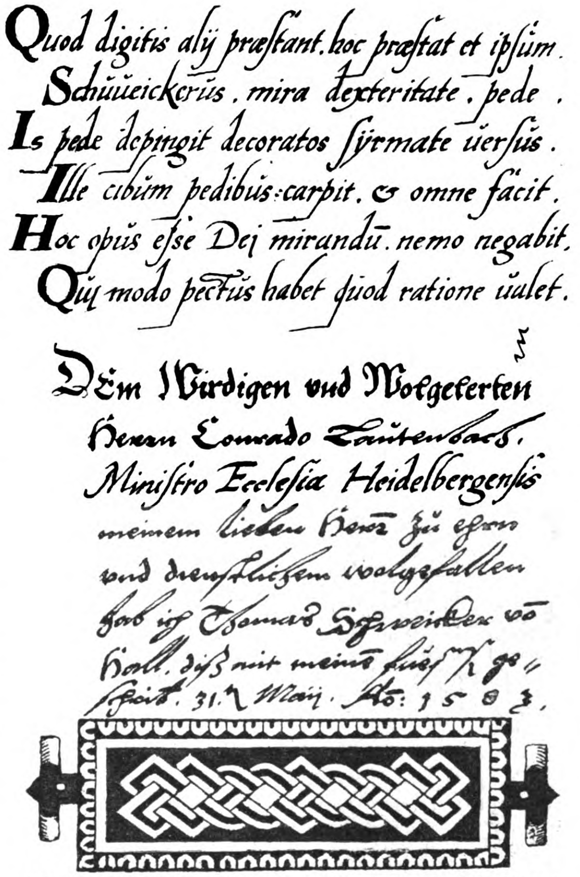
Der Geiſtliche fühlte ſich ſeltſam beklemmt. Leiſe verläßt er das Zimmer und tritt durch die Thür ins Freie. Eine friſche, kalte Luft, mit der feuchten Ausdünſtung des Regens, mit dem Dufte des naſſen welken Laubes untermiſcht, ſchlägt ihm draußen entgegen; mit vollen Zügen atmet er ſie ein. Noch iſt alles ſtill, nur in den Ebereſchen rauſcht es; dann ſchauern Blätter und Tropfen zugleich herab. In der Ferne jagen weiße dünne Nebel, und unter ihrem Schutze entweicht die Nacht. Die erſten Stimmen des Morgens werden laut. Ein Hahn kräht, ein zweiter antwortet ihm mit heller, hoher Stimme. Langſam, mit unterdrücktem Schnattern, der buntfarbige Erpel voran, watſchelt eine Schar grauer Enten zum nahe gelegenen Weiher, das gewohnte Morgenbad zu halten. Vom Stalle herüber ſchallt das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafe, die des Weideganges harren. Auch die Menſchen erwachen. Schlürfende Tritte laſſen ſich auf dem Flur hören, der zur Hinterthür führt. Zwei leere Eimer am Tragbande über die Schultern, nähert ſich ein Knecht bedächtig dem Brunnen; wie er den Schwengel in Bewegung ſetzt, hält er mitten in ſeiner Beſchäftigung inne und ſendet einen furchtſamen, blöden Blick dem Fenſter des Sterbezimmers zu. Wovor fürchtet er ſich? Doch nicht vor dem Toten, der ſo ſtill auf ſeinem Lager ruht und bei dem die Thränen der alten Haushälterin die letzte Wacht halten? — Nun hallt Hufklappern durch die Dämmerung. Aus dem Schuppen gegenüber zieht der alte Kutſcher Jakob mit verſchlafenem Geſichte die in den Morgen ſchnaubenden Pferde und rüſtet die Rückfahrt. Der Paſtor ſchaut zum Himmel empor. Graue, ſchwere Wolken jagen in der Höhe, doch im Oſten wird es hell. Die Dunſthüllen zerreißen und aus den zackigen Fetzen ſchimmert ein Stücklein Blau. Mitten darin aber, gerade über dem ſtillen Waldhauſe, über dem Haupte des einſamen Schläfers in der dunklen Kammer, ſchwimmt und leuchtet in goldig verheißendem Lichte der Morgenſtern.

Ein ohne Arme geborener Künſtler vor 300 Jahren.

Von Otto Felſing. (Abdruck verboten.)

Seit einigen Jahren zieht ein ohne Arme geborener Mann durch die Welt, Unthan heißt er, der ſein Geburtsunglück nicht nur zu verwinden wußte, ſondern ſogar zu einer Quelle reichlicher Einnahmen zu verkehren verſteht, indem er in den „Spezialitätenbühnen“ der Zuſchauerſchaft zeigt, wie er mit den Füßen alles das zu verrichten gelernt hat, wozu wir Anderen die Hände für unentbehrlich halten. Er ißt mit den Füßen, ſchneidet ſich das Fleiſch, indem er Gabel und Meſſer geſchickt und nicht unzierlich mit den Fußzehen hält, entkorkt Flaſchen, ſchreibt, ſpielt Schach, ja ſchießt auch ganz wacker mit einer Büchſe. Er iſt denn auch zu verdientem Rufe gekommen, wurde von Hunderttauſenden bewundert und als „einzig daſtehender, niemals dageweſener, ohne Arme geborener Künſtler“ von den illuſtrierten Journalen abgebildet, wohin immer ihn ſein Virtuoſen-Leben führte: in Deutſchland, Frankreich, England, in Amerika — kurz, überall. Und in der That, er ſcheint in der Gegenwart einzig dazuſtehen. Daß Seinesgleichen aber noch niemals dageweſen, iſt nicht richtig. Vor mir liegt ein aus der Sammlung des bekannten Heraldikers Geheimrat Friedrich Warnecke ſtammendes altes Stammbuch mit höchſt merkwürdigen Einſchreibungen und wertvollen Kunſtblättern, das ſich mindeſtens ſeit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in einer an der Donau angeſeſſenen Familie erhalten hat, und in dieſem findet ſich die 1583 entſtandene Handſchrift eines ſolchen armlos geborenen Künſtlers mit Namen Thomas Schweickerus (Schweiger)! Es gab alſo ſchon vor 300 Jahren einen „Unthan!“ Genau dasſelbe, was Herr Unthan mit ſeinen Füßen macht, verſtand jener Schweickerus auch mit den ſeinigen zu verrichten: er ſchoß ſogar wie Unthan, nur natürlich nicht mit einem Zimmergewehr wie der letztere, ſondern mit der Armbruſt; ja, die Ähnlichkeit geht noch weiter: Unthan ſpielt „auf Verlangen“ Schach mit ſeinen Beſuchern, und auch Schweicker ſpielte „auf freundlichs begeren“ eine Partie auf dem „Brett,“ allerdings nicht Schach, ſondern „Puff!“

Dieſes intereſſante Album enthält aber nicht allein die Handſchrift jenes merkwürdigen Mannes, ſondern auch einen zu ſeinen Lebzeiten angefertigten Holzſchnitt, der ihn uns zeigt, wie er, einer rieſigen Spinne vergleichbar, mit einem ſtatt der Beinkleider weite, faltige Ärmel zeigenden Gewande angethan auf ſeinem Tiſche ſitzt und ſchreibt; und zwar, charakteriſtiſch für jene Zeit: ein Lob Gottes ſchreibt, er, der Krüppel. Neben ihm liegt ein aufgeſchlagenes Buch, ferner Lineal, Zirkel, Feder, Nähzeug u. ſ. w., und vor dem Schreibpapier ſteht eine Blumenvaſe, aus deren Strauß er eine Nelke genommen und vor ſich auf den Tiſch gelegt zu haben ſcheint. Wir geben in unſeren Illuſtrationen zunächſt ein Facſimile der Handſchrift dieſes armloſen Künſtlers und ſodann eine getreue Reproduktion jenes Holzſchnittes. Wie der Leſer bemerken wird, findet ſich der obere Teil der Handſchrift auch auf dem Holzſchnitte wiedergegeben (mit unweſentlichen Abweichungen). Der betreffende Paſſus, auf dem Holzſchnitte mit einigen Kürzungen von Wortendungen wiedergegeben, lautet: „Quod digitis alii praestant, hoc praestat et ipsum Schuueickerus, mira dexteritate, pede. Is pede depingit decoratos syrmate versus. Ille cibum pedibus carpit. Et omne facit. Hoc opus esse Dei mirandum, nemo negabit, quimodo pectus habet, quod ratione ralet.“ Auf Deutſch ungefähr: Was Andere mit den Fingern leiſten, eben dieſes leiſtet Schweicker mit erſtaunlicher Gewandtheit mit dem Fuße. Er malt mit dem Fuße Verſe, die mit einer „Schleppe“ verziert ſind (Verſe mit „Schluß-Vignetten,“ wie wir ſagen würden). Er ſchneidet die Speiſe mit den Füßen und thut (damit) alles. Daß dies ein Wunderwerk Gottes ſei, wird niemand leugnen, der „Verſtand im Leibe hat.“



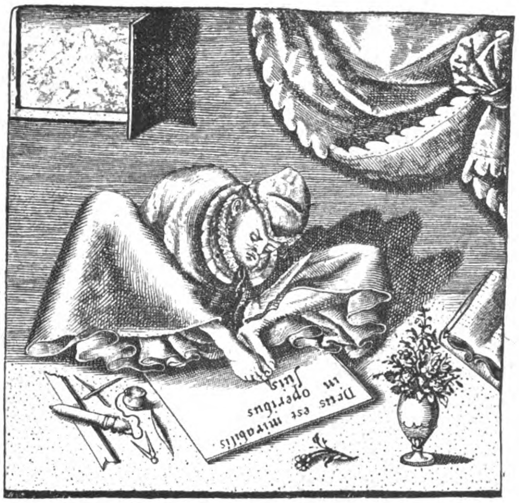
Quod digitis alij præſtant. hoc præſtat et ipſũm.
Schuueickerũs. mira dexteritate. pede.
Is pede depingit decoratos ſyrmate uerſũs.
Ille cibũm pedibũs carpit. & omne facit.
Hoc opũs eſse Dei mirandũ. nemo negabit.
Quĳ modo pectũs habet quod ratione ualet.

Dem Wirdigen vnd Wolgelerten
Herrn Conrado Lautenbach.
Miniſtro Eccleſiæ Heidelbergenſis
meinem lieben Herrn zu ehrn
vnd dienſtlichem wolgefallen
hab ich Thomas Schweicker võ
Hall. diß mit meinẽ füeßen ge-
ſchrib. 31. Maij. Ao: 1583.

Handſchrift des armlos geborenen Künſtlers Thomas Schweickerus aus dem Jahre 1583.

Während nun unter dieſen Worten in der Handſchrift Schweickers eine Widmung an den „würdigen und wohlgelehrten“ Heidelberger Prediger Lautenbach, Schweickers Namen und Datum (31. Mai 1583) ſteht und ſich darunter eine ſolche „Schleppe“ befindet, ſorgſam mit Tinte gezeichnet und mit rother Farbe ausgetuſcht, ſagt der Holzſchnitt in der Sprache jener Tage gereimt das Folgende: Dieweil ich, daß es Gott erbarm', Hab' weder Finger, Händ' noch Arm, und mich alſo behelfen muß, ſchreib' ich doch dies mit meinem Fuß. Drum, frommer Chriſt, dein Lebenlang ſag' Gott für dieſe Wohlthat Dank, daß du haſt einen geraden Leib (Schweicker ſcheint nach dem Bilde auch einen Buckel gehabt, oder vielleicht durch die Art ſeines Arbeitens bei vorgebeugtem Leibe erworben zu haben), wie meinſt, daß ich mein' Zeit vertreib'; das zeigt dir die Contrafactur. Weil mich nun Gott und die Natur alſo erſchuf, hat's mir doch 'geben, alles zu thun mit Füßen eben, eſſen und trinken über Tiſch (bei Tiſch), mit meinem Fuß ich Händ' erwiſch (die Hand reiche), ſchreib', mal', ſchnitz', binde Bücher ein, das Armbruſt kann ich brauchen fein, zähl' Geld und auf freundlichs Begehren im Brettſpiel meines Mann's mich thue wehren, ſchenk' ein, trink' aus, die Kleider mein' anleg ſelbſt, ſchneid' ein' Feder fein. Thomas Schweicker Hallenſis“ (wahrſcheinlich Schwäbiſch-Hall). Die Unterſchrift des Holzſchnittes ſchließt ſodann: Herr Gott, es ſteht übel auf Erden. Bleib' bei uns, es will Abend werden. Von allen Übeln uns erlöſ', es ſein die Zeit und Tag ſehr bös. Beſcher' uns auch ein ſelig End', nimm unſer' Seel' in deine Händ'!

Neben dieſem Holzſchnitte enthält das Album nun noch ein eingeklebtes Pergamentblatt mit einer höchſt kunſtreichen, ſchönen Malerei, die, ſorgſam, faſt en miniature ausgeführt, gleichfalls einen mit den Füßen ſchreibenden armloſen Künſtler auf einem mit grüner Decke verſehenen Tiſche vor einer zweiteiligen grünen Gardine zeigt. Dieſer Künſtler trägt ein ſchwarzes Samtgewand (über das ein außerordentlich fein ausgeführter weißer Spitzenkragen fällt) mit einer Art von Schleppärmeln, aus denen die bloßen Füße hervortreten; neben ihm befindet ſich ein Puffſpiel mit Steinen und Würfeln, ferner Nadel, Fäden und Fadenknäuel, Tintenfaß und Kanne nebſt Weinglas. — Ob dieſes Bild denſelben Schweicker darſtellt, vermag ich nicht zu ſagen und habe es trotz aller aufgewandten Mühe auch nicht erkunden können. Dafür ſpricht der Umſtand, daß ſich auf dem Blatt Papier, welches der armloſe Künſtler auf dem Pergamentbilde gerade zu beſchreiben im Begriffe ſteht, der Spruch findet: Deus est mirabilis in operibus suis (Gott iſt bewundernswert in ſeinen Werken), alſo genau derſelbe Spruch, den der gottergebene demütige Krüppel Schweicker auf das Blatt ſchreibt, das er auf dem Holzſchnittbilde vor ſich hat. Ferner ſpricht dafür der Umſtand, daß auf dem Pergamentbilde die Materialien zu all den Fußkünſten auf dem Tiſche liegen, deren Schweicker ſich in der Unterſchrift des Holzſchnittes rühmt: das Brettſpiel, Glas, Kanne u. ſ. w., und ſchließlich der weitere Umſtand, daß auf dem Papierbogen, den der armloſe Künſtler des Pergamentbildes gerade beſchreibt, die Jahreszahl 1604 ſteht, alſo eine Zeit angegeben iſt, zu der Schweicker, von dem mir die eingangs erwähnte Schriftprobe aus dem Jahre 1583 vorliegt, ja ſehr wohl noch gelebt haben kann. Freilich, gegen die Annahme, daß Holzſchnitt und Pergamentmalerei dieſelbe Perſon darſtellen, ſpricht wieder die Thatſache, daß uns das Pergamentblatt einen armloſen Künſtler zeigt, der mit dem linken Fuße ſchreibt, während Schweicker auf dem Holzſchnitte die Feder mit dem rechten führt. Das könnte übrigens ganz wohl lediglich ein Irrtum des Malers ſein, der den Schweicker vielleicht, nachdem er ihn während deſſen Thätigkeit geſehen, nachträglich aus dem Gedächtniſſe gemalt hat . . . wobei er ihn allerdings an Haltung und Geſicht ganz bedeutend „idealiſiert“ haben müßte. Denn auf dem Holzſchnitte iſt Schweicker als älterer, häßlicher, auch in den Geſichtszügen gnomenhafter Mann dargeſtellt, während ſich uns der armloſe Schreiber auf der Pergamentmalerei als ein blonder Jüngling mit regelmäßigem, ja ſchönem Geſichte präſentiert. Als Beweis dafür, daß es ſich hier um zwei verſchiedene Perſönlichkeiten handle, kann dieſer Unterſchied in der Darſtellung nicht angeſehen werden. Es iſt ja nicht feſtgeſtellt, wann der Holzſchnitt angefertigt wurde — er kann ſehr wohl lange Jahre nach 1604 entſtanden ſein und Schweicker in ſeiner Jugend weniger pygmäenhaft ausgeſehen haben als zur Zeit der Porträtierung


Deus est mirabilis in operibus suis

Thomas Schweickerus, ein ohne Arme geborner Künſtler vor dreihundert Jahren.

durch den Holzſchneider. Wie dem aber auch ſei: ich kann es dahin geſtellt ſein laſſen, ob wir hier zwei verſchiedene oder dieſelbe Perſon vor uns haben. Es kam mir ja nur darauf an, darzuthun, daß ſchon vor 300 Jahren ein armlos Geborener ganz dieſelbe Geſchicklichkeit im Gebrauch der Füße an Stelle der Hände erwarb wie Herr Unthan, ſeine Geſchicklichkeit ganz ebenſo wie dieſer zur Schau ſtellte und deswegen, wie die Herſtellung des Holzſchnittes beweiſt, zu einem ebenſo populären Gegenſtande der Betrachtung und Bewunderung wurde, wie es der jetzt lebende Fußvirtuoſe iſt. Schweicker wird auch wohl gerade ſo wie Unthan ſeine Fußgewandtheit zu einer Einnahmequelle verwertet, ſich für Geld haben ſehen laſſen und den Beſuchern Abzüge des Holzſchnittes verkauft haben, wie heutzutage Unthans Photographien verkauft werden. Dafür ſpricht die ganze Art ſeiner Darſtellung auf dem Holzſchnitte, wo Schweicker gewiſſermaßen während ſeines „Auftretens als armlos geborener Künſtler“ fixiert iſt. Ebenſo wird er auch wohl ſeine Schriftproben den Beſuchern ſeiner „Vorſtellungen“ verkauft haben; ihr Äußeres ſtimmt genau mit den Zetteln überein, welche noch heute auf den Jahrmärkten und Konzertgärten für ein Geringes von jenen handloſen Unglücklichen abgeſetzt werden, die mit den Füßen oder gar mit dem Munde ſchreiben reſp. malen.

Bilder aus Alaska.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

Mit rechtem Behagen und ſteigendem Intereſſe wandelte ich am Strande des Puget Sund in Tacoma auf und nieder. Eine mehrtägige, auf die Dauer denn doch ermüdende Eiſenbahnfahrt hatte mich von der Küſte des Atlantiſchen Ozeans hierher zu den Waſſern des Stillen Ozeans gebracht. 200 Meilen tief ins Land hinein erſtreckt ſich der Sund, geräumig genug, wie die Amerikaner ſtolz verſichern, die Handelsflotte der geſamten Welt in geſchützter Lage zu bergen, und mit einem ſo günſtigen Uferrand, daß auch die tiefſtgehenden Segler längsſeits unmittelbar am Lande anlegen können. Die Lage iſt eine köſtliche. Bis an das Waſſer ſteigen die Ausläufer der Hochgebirge herab, deren Spitzen und Firnen in Sehweite zwölf und vierzehntauſend Fuß hoch ragen, mit einem noch unberührten, ſchier unerſchöpflichen Waldbeſtande und zwar von welch vorzüglichen Hölzern! Da iſt eine Fichtenart, die eine Höhe von 250 Fuß erreicht, 150 Fuß hohe Schwarztannen ſtehen kerzengerade in reicher Menge; man ſtößt auf Cedern, 63 Fuß im Umfang und 120 Fuß hoch. Dazu in der Bucht mit ihren maleriſchen Linien und Umriſſen die prächtigſten Landſchaftsbilder in einer Lage, die auch im Hochſommer wegen der Nähe des erfriſchenden Meeres nicht drückend und im Winter behaglich iſt, weil der von Japan kommende milde Strom, Kuro-Sivo, in ſeiner Wirkung unſerem Golfſtrome ähnlich, die Küſte berührt. Allüberall merkt man, daß dieſes erſt vor ein paar Jahren erſchloſſene Waſhington-Gebiet, jetzt eben in den Staatenbund aufgenommen, in hervorragendem Grade ein Land der Zukunft iſt, das dem beherzten Anſiedler in kürzeſter Friſt reichen Segen der Arbeit verheißt und in noch höherem Grade gewährt.

Mehr noch wie dieſe in greifbare Nähe heranrückenden glänzenden Ausſichten, die an manchem Zeichen ſchon hier in Tacoma ins Reich der Wirklichkeit eingetreten ſind, feſſelte mich ein zur Abfahrt bereites Schiff am Quai, beſtimmt, die Ausflügler an das Ende des langgeſtreckten Sundes, nach Townsend am Eingang der Straße von San Juan de Fuca zu bringen, wo der mit allen neueſten Bequemlichkeiten ausgeſtattete Dampfer zur Fahrt nach Alaska die Reiſenden aufnimmt. Es iſt eine Seefahrt von zweitauſend Meilen und mehr, nordwärts nach dem Eismeere zu, heutzutage eine Vergnügungsfahrt, ebenſo in Mode gekommen, wie bei uns in Europa ein Abſtecher ans Nordkap, ins Land der Mitternachtſonne, und zwar für den angeſichts des Gebotenen beſcheidenen Preis von ſiebenhundert Mark ausführbar. „Kommen Sie mit, und ſehen Sie ſelbſt, was wir Amerikaner für ein glänzendes Geſchäft gemacht, als wir das Gebiet von Alaska von Ihrem Rußland für die Kleinigkeit von ſieben Millionen Dollar vor zwei Jahrzehnten (1867) gekauft haben“ — ſo rief die lockende Stimme des Reiſegefährten vom Bord des Schiffes.

Ach ja, ein glänzendes Geſchäft! Nur mit Wehmut kann ein Ruſſe an den Handel denken, vielleicht einen Troſt darin findend, daß die unermeßlichen Schätze des ſo billig abgetretenen Gebietes doch nur erſt unter dem thatkräftigen neuen Beſitzer erſchloſſen und damit dem Gemeinwohl zu gute gekommen ſind. Aber auch ſo bleibt der Schmerz, aus Läſſigkeit und Gleichgültigkeit, oder aus welchen Beweggründen immer, einen Beſitz verſcherzt, verſpielt zu haben, der mit ſo reichem Ertrag einen zielbewußten Anbau lohnt. Die geringe Kaufſumme hat Amerika bereits aus dem Erlös des Robbenfangs in der abgelaufenen Zeit gewonnen; von Jahr zu Jahr aber nimmt der Fiſchfang (Salmen, Kabeljau, Walfiſche, Häringe u. ſ. w.) und der Ertrag aus koſtbaren Fellen zu. Auch hier in dem umfangreichen Gebiet (es ſind nicht weniger als 22 000 deutſche Quadratmeilen die für den erwähnten Spottpreis von Amerika von Rußland erworben wurden); mit Behagen rechnen die klugen Kaufherren einem vor, daß der neue Beſitz eine Küſtenlinie bilde, doppelt ſo groß als die, welche ſie am Atlantiſchen und Stillen Ozean beſitzen; daß ihr Erwerb hier an Feſtland gleichkomme ihrem Geſamtbeſitzſtand öſtlich vom Miſſiſſippi und nördlich von den Staaten Georgia und Carolina) ſind unerſchöpfliche Urwälder und zwar der koſtbarſten Holzarten, die für lange Zeit vorhalten, wenn der beklagenswerte Raubbau in den anderen Gebieten der Vereinigten Staaten dieſe reichen Quellen des Wohlſtandes und auch der Fruchtbarkeit des Bodens zum Verſiechen gebracht haben wird. In den Wäldern von Alaska ſteht noch faſt unberührt das beſte Holz für den Schiffbau; der Hauptſtrom des Gebietes, der Yukon, iſt 2000 (engliſche) Meilen landeinwärts ſchiffbar und bildet ſo die bequemſte Straße zur Ausfuhr der Reichtümer des Landes. Immer neue, ungeahnte Schätze werden erſchloſſen. Die höchſten Berge Nordamerikas liegen hier, der St. Eliasberg, vom Meere aus ſichtbar, ragt 19 500 Fuß hoch; nicht viel niedriger ſind die Cook-, Crillon- und Fearwetlerberge. Nun hat man angefangen, in kunſtgerechten Bergwerken die Schätze zu heben. Eine Geſellſchaft beſitzt am Kanal der Douglas-Inſel eine Goldmine, für die ihr vor kurzem fünfzig Millionen Mark vergeblich geboten wurden. Dazu kommen Gruben, reich an Silber, Eiſen, Kupfer, Schwefel; faſt längs der ganzen Küſte hat man ergiebig auf Kohlen gegraben; Petroleumquellen ſind erbohrt.

Die das reiche Gebiet in Rußland kannten und die noch verborgenen Schätze ahnten, wehrten ſich wider den lange geplanten Verkauf dieſer amerikaniſchen Kolonien. Obenan ſtand der hochachtbare Admiral Baron Ferdinand v. Wrangel, in jenen Tagen wohl der kundigſte Kenner von Land und Leuten. Als die Verhandlungen im Reichsrat begannen, verkaufte er alle ſeine Aktien, die er in der ruſſiſch-amerikaniſchen Kompanie hatte, und verzichtete auf eine lebenslängliche Penſion

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

von 3600 Mark, die ihm von der Kompanie als Ausdruck der Anerkennung und Dankbarkeit für ſeine Verdienſte bei ſeinem Abgang als Direktor verliehen worden war, um ungehindert von perſönlichen Rückſichten wider den Plan der Abtretung im Reichsrat auftreten zu können. Leider umſonſt! Wie oft hat mir in jenen Jahren, 1860—1863, der edle, von ernſtem, chriſtlichem Sinne innig und tief beſeelte Freund von dem fernen Gebiete und der glücklichen Zeit erzählt, in welcher er als General-Gouverneur dieſer amerikaniſchen Kolonien von 1830—1835 in Sitka lebte. Der erſt ſechsunddreißigjährige Kapitän erſten Ranges hatte ſich bereits einen europäiſchen Namen durch die kühne und erfolgreiche Polarexpedition gemacht, die er 1820 bis 1824 von Niſhne Kolymſk aus zur Durchforſchung der öſtlichen ſibiriſchen Küſtenſtrecke längs des Eismeeres geleitet. Der jugendliche General-Gouverneur trat die Reiſe nicht allein an; er machte ſie wohl zur weiteſten und mühſamſten Hochzeitsreiſe, die in jenen Tagen unternommen ward. Unmittelbar vor dem Aufbruch hatte er ſich mit der neuzehnjährigen, ihm nach jeder Seite hin ebenbürtigen Baroneſſe Eliſabeth Roſſillon vermählt. Vom Traualtar in Reval ging er auf die Reiſe, zunächſt nach Irkutsk, und dann weiter über den Baikal durch die Urwälder, Sümpfe und Tundren, die von Jakutsk bis ans Ochotzkiſche Meer reichen. Erſt nach anderthalb Jahren traf der Schiffskapitän mit ſeiner beherzten „Liſinka" und auch einem Töchterchen, das unterwegs geboren war, am Beſtimmungsort ein; die eſtländiſche Baronin war die erſte gebildete Frau, die den damals noch ſo unwirtlichen Boden betrat, die aber mit ſo viel Ernſt und feinem Takt ihre nicht leichte Aufgabe zu löſen verſtand, daß ſie ſich die ungeteilte Bewunderung und Dankbarkeit von ganz Sitka raſch und auch dauernd erwarb. Noch nach Jahrzehnten ſprach man mit höchſter Anerkennung von dieſem Generalgouverneur und ſeiner Lebensgefährtin, und thut es heute noch. Wie im Eismeer der höchſtgelegene Inſelſtreif „Wrangelland" ſeinen Namen trägt, ſo erinnert das „Fort Wrangel," ſüdöſtlich von Sitka in reizendſter Gegend gelegen, an den ruſſiſchen unvergeſſenen Forſcher und General-Gouverneur. — Alle dieſe wehmütigen und auch lieben Erinnerungen wurden wach, als dort am Puget Sund die Aufforderung zur Teilnahme an dem Ausflug nach Alaska an mich erging. Es würde zu weit führen, einen ſolchen Abſtecher kreuz und quer zu ſchildern. Ein reizendes Bild zeigt uns im Atelier eines Malers einen „Sachkenner" in der aufmerkſamen Betrachtung der lebensgroßen Abbildung eines berühmten deutſchen Kriegshelden. Der „Sachkenner" iſt ein Schuſter, ganz verſenkt in die Betrachtung der Reiterſtiefel auf der Leinwand, und er teilt über ihre Wiedergabe dem Künſtler ſein gewiegtes Urteil mit. Für den Mann vom Pechdraht ſammelt ſich alles Intereſſe an dem Meiſterwerk auf dieſen einen Punkt; er bleibt eben bei ſeinem „Leiſten." Folgen wir dem Beiſpiel und heben wir aus dem feſſelnden, eigenartigen Reiſebild nur einen Zug hervor. Unſer „Leiſten" iſt das kirchliche Gebiet; darum hier ein flüchtiges Wort aus der Miſſionsarbeit in Alaska. — Im Verhältnis zu ſeiner weiten Ausdehnung erhielten die Amerikaner in Alaska nur ein dünn bevölkertes Land. In vier Hauptabteilungen haben Kenner die Einwohner geteilt, einmal die Koloſchen mit verſchiedenen Zweigen, insgeſamt etwa 12 bis 15 000 an Zahl. Stärker vertreten (20 bis 25 000) wird der Stamm der Kenaier angegeben. Dazu kommen gegen 10 000 Aleuten, zumeiſt auf dem dortigen, weit ausgereckten Inſelſtreif, und hoch im Norden die doppelte Zahl von Eskimos. So wenigſtens war die Schätzung der Ruſſen bei Abtretung des Gebietes; viel geringer, faſt um die Hälfte, glauben die heutigen Beſitzer die Ziffern angeben zu können. Auch den Amerikanern iſt es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge noch nicht möglich, zuverläſſige Zahlen zu bieten; teilweiſe läßt ſich der große Unterſchied in der Schätzung auf das überall bemerkte Dahinſchwinden der Naturvölker bei der Berührung mit der Kultur zurückführen. Die Unterſchiede in der äußeren Erſcheinung, in der Lebensweiſe, in Sitten und Bräuchen dieſer vorgefundenen Einwohner des Landes ſind nicht groß genug, um nicht eine Zuſammengehörigkeit zu einer Familie in Urzeiten

Waiſenmädchen. Nach dem Gemälde von M. Liebermann.

annehmen zu können. Ein Teil von alten Reiſenden will ſie zur amerikaniſchen, ein anderer zur mongoliſchen Raſſe zählen, richtiger mag die dritte Annahme ſein, die ſie für ein ſelbſtſtändiges Mittelglied zwiſchen Aſiaten und Amerikanern erklärt. Wie dem auch ſei, in religiöſer Beziehung haben wir es mit Heiden zu thun, einem dürftigen Polytheismus ergeben. Gute und böſe Geiſter üben ihren Einfluß aus auf die Menſchen. Da die erſteren nicht zu fürchten ſind, werden ſie auch kaum beachtet; dagegen erfreuen ſich die böſen Geiſter aufmerkſamſter Rückſichtnahme. Der Kultus artet aus in Dämonendienſt, im ſogenannten Schamanismus werden den böſen Geiſtern zur Beſänftigung Opfer dargebracht; es ſind in Wahrheit Teufelsopfer (1 Kor. 10, 20).

Wir erwähnen nicht, was die ruſſiſche Kirche gethan hat und in Fortſetzung der zur Zeit der ruſſiſchen Herrſchaft begonnenen Anfänge heute noch in dem alten Beſitz thut. Sie darf ungeſtört ihre Miſſionsthätigkeit fortſetzen und erfreut ſich darin einer evangeliſchen Freiheit, die ſie im eigenen Lande nicht gewährt, wo ſie ausſchließlich für ſich das Recht der Miſſion beanſprucht. Ihr Miſſionsbiſchof hat ſeinen Sitz in San Franzisco; in dem dortigen Seminar habe ich der Unterweiſung und Ausbildung auch von Aleuten zum Miſſionsdienſt beigewohnt. Wir erwähnen auch nicht, was von den verſchiedenen evangeliſchen Kirchen Amerikas zur Bekehrung dieſer heidniſchen Stämme im eigenen Lande geſchieht; es würde zu weit führen. Nur ein paar Züge aus der Arbeit der Presbyterianer, die mit gewohnter Rührigkeit die erſten am Platze in Alaska waren, zumal aus den feſſelnden Anfängen ihrer dortigen Miſſionsthätigkeit. Grundemann erwähnt in ſeiner ſo fleißigen Schrift über die Entwickelung der evangeliſchen Miſſion von 1878—1888 die Dürftigkeit der Nachrichten aus dieſem Arbeitsfeld, weil es unter die Home Miſſion gezählt werde; deren Quellen aber, wenn ſie ſich erſchließen, fließen nicht allzu dürftig, und ſo ſeien ſeinen allerdings dürftigen Notizen ein paar Ergänzungen geboten.

Die Miſſionsarbeit der Presbyterianer in Alaska unterſteht nach der ſo wohlgeordneten Einrichtung dieſer Kirche, die das Geſamtgebiet der Vereinigten Staaten umſpannt, der Synode von Columbia, die ſich aus fünf Presbyterien (Alaska, Oſt-Oregon, Idaho, Oregon und Puget Sund) zuſammenſetzt. Das Presbyterium von Alaska wird von acht Männern, an verſchiedenen Orten des Gebietes angeſtellt, gebildet, an ihrer Spitze als Superintendent mit dem Sitze in Sitka der um die Arbeit in Alaska vom Beginne an hochverdiente Dr. theol. Sheldon Jackſon, dem wir ein vorzügliches Werk über Alaska verdanken; ſchade nur, daß es bereits vor zwölf Jahren erſchienen und ſomit für die Fortarbeit der damals kaum begonnenen Miſſion uns ohne Nachricht läßt. Vier Miſſionskirchen haben die Presbyterianer im Laufe der Jahre im Lande errichtet (in Sitka, Fort Wrangel, Howkan und Juneau); die bei denſelben angeſtellten Geiſtlichen ſind eifrig und erfolgreich bei der Arbeit. So haben ſie im Jahre 1888 zuſammen 111 neue Glieder in die Gemeinde nach abgelegter Prüfung aufgenommen; 72 Erwachſene, 39 Kinder wurden getauft, 537 Kinder beſuchten die Sonntagsſchule. Ihre theologiſche Vorbildung erhalten die Sendboten für Alaska in dem theologiſchen Seminar der Presbyterianer in San Franzisko, deſſen Fakultät ſich aus vier Profeſſoren für die vier theologiſchen Hauptfächer zuſammenſetzt. Keiner dieſer Profeſſoren dürfte in Europa bekannt ſein. Mit großen Schwierigkeiten hat auch die presbyterianiſche Kirche in dieſen Gebieten längs des Stillen Ozeans zu kämpfen. Sie klagt über die dort herrſchende Macht des Unglaubens, der Irreligion, völlig verweltlichten Sinnes der Mehrzahl der Bevölkerung, und daß zum Teil aus Mangel an Mitteln die Kirche nicht imſtande iſt, ihr Seminar in San Franzisco in feſterer und breiterer Unterlage zu ſtützen und durch gründlichere Schulung der Studenten ſie tüchtig zu machen, den widrigen herrſchenden Einflüſſen erfolgreich zu begegnen.

Doch zurück nach Alaska und in die Anfänge der presbyterianiſchen Miſſionsthätigkeit daſelbſt! Sie fallen leider und unbegreiflicherweiſe nicht zuſammen mit der amerikaniſchen Beſitzergreifung des Gebietes. Ein ganzes Jahrzehnt verſtreicht, ohne daß ſich irgend eine Kirche in Amerika um das Seelenheil dieſer ihrer neugewonnenen heidniſchen Mitbürger kümmert! Es mußte erſt aus dem Lande ſelbſt immer dringender eine Stimme erſchallen, wie einſt die des Mannes aus Macedonien: „Komm hernieder und hilf uns!“ bis ſie Erhörung fand. Zuerſt bei den Presbyterianern. Es war im Auguſt 1877, als ein Schiff im Fort Wrangel landete, das unter ſeinen Reiſenden den Geiſtlichen Sheldon Jackſon und die Wittwe eines Miſſionars Mc Farland hatte. Jackſon dehnte eine Miſſionsreiſe, die er im Auftrage ſeiner Kirche nach den damals noch kaum betretenen Gebieten im Nordweſten der Felſengebirge unternommen, nach dem hoch im äußerſten Norden gelegenen neu erworbenen Beſitztum aus; unterwegs in Portland hatte ſich die Witwe, die vor kurzem ihren unter den Nez-Pokes-Indianern thätigen Gemahl verloren und ſich nach Arbeit im Weinberge des Herrn ſehnte, angeſchloſſen, mit dem Wunſche, ihre Kraft auf dem von der Kirche in Angriff zu nehmenden Gebiete zu verwenden. Zu ihrem Erſtaunen hören ſie bei der Landung eine Kirchglocke läuten. Sie gehen ihr nach und gelangen in eine Stube, wo etwa zwanzig junge Indianerinnen, auch drei Knaben und eine Mutter mit drei Kindern verſammelt ſind; ein ernſt ausſehender Indianer, Clah mit Namen, hebt den Geſang an, ein Moodyſches Lied in der Volksſprache: „Welch ein Freund iſt Jeſus Chriſt“; dann folgt ein Gebet, das Vaterunſer wird gemeinſam gnſprochen, darauf ein Schrifttext ausgelegt, wieder geſungen, gebetet und die kleine Schar Andächtiger entlaſſen. Eine verheißungsvolle Morgenröte! Der junge Indianer hatte drüben auf engliſchem Gebiete im Fort Simpſon das Chriſtentum kennen gelernt und war im verfloſſenen Jahre zur Arbeit nach dem Fort Wrangel herübergekommen; als ſeine Mitarbeiter im Herbſt heimkehrten, war er geblieben aus regem Eifer, den Stammesgenoſſen von Jeſus, dem Sünderheiland zu erzählen. Er war wie von Gott geſandt, eine kräftige Hülfe für den Beginn der Miſſionsarbeit, eine lautere, aufrichtige, demütige Seele, die der Herr nun freilich ſchon nach ein paar Monaten nach dem Eintreffen der Frau Mc. Farland heimrief. Er wußte, daß es mit ihm zum Sterben ging. Gefragt, wie es ihm auf dieſem Gang zu Mute ſei, erwiderte er: „Je mehr die Erde mir entſchwindet, um ſo leuchtender wird mir der Himmel!“ Seinem weinenden, vor dem Sterbelager kauernden jungen Weibe rief er ſterbend zu: „Annie, mußt nicht weinen! Jeſus weiß, was uns am beſten iſt!“

Jackſon reiſte nach kurzem Aufenthalt zurück; Frau Mc. Farland blieb allein unter dem heidniſchen Volke zurück. Mit unerſchütterlichem Glauben, mit herzlicher Liebe, mit thatkräftiger Hand trat ſie in die ſchwere Arbeit ein; es währte nicht lange, und ſie hatte das Herz des Volkes gewonnen, das zu ihr wie zu einer Mutter aufblickte. Zum Glück fand ſie bald eine weſentliche Stütze an einer getauften Indianerin aus dem Stamme der Tongas, Sarah Dickinſon, die ihr wertvolle Dienſte zumal als Dolmetſcherin leiſtete. Das erſte, was die mutige und wackere Miſſionarin unternahm, war, eine Schule für Indianermädchen ins Leben zu rufen. Eine Tagſchule konnte nicht ausreichen; ſie mußte zu einer ſtändigen Zufluchtsſtätte für junge Mädchen erweitert werden. Das Loos der heidniſchen Frauen war ein troſtloſes; für ein paar Groſchen verkauften Mütter ihre Töchter noch als kleine Mädchen an Indianer, bei denen Vielweiberei Sitte iſt und die in der Mehrheit der Frauen die erwünſchte Verſtärkung ihres Arbeitsmateriales und Laſtviehes ſehen. Mit aller Entſchiedenheit trat unſere Miſſionarin dem ſcheußlichen Brauche entgegen; von weither flüchteten die Mädchen, um ſolchem traurigem Los zu entgehen, zu der mütterlichen Freundin, die ſie mit offenen Armen aufnahm und ihnen mannhaften Schutz bot, nicht ſelten mit eigener großer Gefahr gegenüber den ob ſolchen Eingreifens in altgewohnte Sitten und Rechte feindſelig geſinnten heidniſchen Indianern.

Keine Gefahr ſchreckte die wackere Heldin ab; ihr tieffrommer Sinn, ihr unabläſſiges Bemühen für das Volk öffneten ihr weiten Eingang in das Herz der Heiden, die ihrem Einfluß auf die Dauer nicht widerſtehen konnten. Schon am Ende des erſten Winters machte ſich ein bedeutſamer Umſchlag bemerkbar. Spiel, Trunkſucht, Unzucht waren im Fort Wrangel im Schwange; der leichte Verdienſt förderte das arge Treiben in hohem Grade; dazu kein Militär am Ort, kein Gericht, keine Polizei. Eine kurze Zeit verſuchte eine von den Bewohnern ſelbſt gewählte Kommiſſion, Ordnung zu ſchaffen, aber vergeblich; der heidniſche Häuptling, Shus-taks, lehnte ſich dawider auf; alles ſchien auf dem Spiel zu ſtehen. Da trat eine konſtituierende Verſammlung zuſammen; man wählte die Miſſionarin zum Vorſitzenden. Sie entwarf eine Art von Verfaſſung. Der Häuptling mußte ſich zurückziehen; die von dem Volke blieben und unterzeichneten ſämtlich die aufgeſtellte Ordnung, welche drei erwählten chriſtlichen Indianern die Vollmacht erteilte, den Branntweinhandel unter den Indianern völlig zu unterdrücken, alle Streitigkeiten zwiſchen chriſtlichen Brüdern und auch in Eheangelegenheiten zu ſchlichten und für Übertretungen Strafen zu erlegen.

Die Kunde von dem erfolgreichen Vorgehen in Alaska drang weit hinein in die presbyterianiſche Kirche Amerikas, zumal durch die eifrigen Bemühungen Jackſons, der es ſich angelegen ſein ließ, die feſſelnden Berichte der Frau Mc Farland zu veröffentlichen. Eine opferwillige Teilnahme wandte ſich nun dem fernen Miſſionsunternehmen zu. Schon nach zwei Jahren floſſen die Mittel reichlich zu, Miſſionsgebäude im Fort Wrangel zu errichten, auch eine presbyterianiſche Kirche nebſt Schulen für Knaben und Mädchen zu gründen. Die Staatenregierung entſandte eine Kommiſſion zur Prüfung der Lage der eingeborenen Bevölkerung. Unſer Landsmann Karl Schurz, der damalige Staatsſekretär des Innern, beglückwünſchte die Kirche, was ſie für die Schule im Fort Wrangel in ſo kurzer Zeit geleiſtet, und befürwortete eine Staatsunterſtützung für das Schulweſen in Alaska. Auch weitere Hülfe entſandte die presbyterianiſche Kirche. Paſtor Hall Young ward angeſtellt; andere Kräfte, männliche und weibliche, folgten. Unter ihnen auch die Familie eines Arztes, der ſich unabhängig von irgend einer Geſellſchaft entſchloß, eine ärztliche Miſſion im Fort Wrangel zu eröffnen. Im Auguſt 1879 wurd edie erſte ſelbſtändige presbyterianiſche Gemeinde gebildet; ſie beſtand aus dreiundzwanzig Gliedern, darunter achtzehn Indianer, die an demſelben Tage die Taufe erhielten. Acht Tage ſpäter traten fünf weitere Glieder ein, darunter vier Indianer. Im folgenden Jahr ward das neugebaute „Mädchenheim“ eingeweiht mit zwanzig kleinen Inſaſſen, unter ihnen auch das Töchterchen eines Häuptlings, der zwei Jahre zuvor als heftigſter Gegner der mutigen Miſſionarin mit dem Tode gedroht. Auf die Dauer konnte er doch dem Einfluß nicht widerſtehen. Sein Töchterchen ſollte gut werden: mit den Worten übergab er es der Heimſtätte; er ſelbſt, der Heide, ward ein regelmäßiger Kirchgänger. Auch ein anderer Häuptling begehrte die Taufe. Er hatte ebenfalls dem unbeſchützten Weibe, das ſo furchtlos unter ſeinem Stamme wirkte, noch vor kurzem das Leben nehmen wollen; trotzig und allen Mahnungen lange Zeit unzugänglich, pochte er darauf, ins Höllenfeuer fahren zu wollen, weil er dort ſeine alten Stammesgenoſſen vorfände.

Das waren die geſegneten Anfänge der presbyterianiſchen Miſſion in Alaska, deren weitere günſtigen Erfolge die angegebenen Ziffern des heutigen Beſtandes beweiſen.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

Auf das ſturmdurchbrauſte Meer, in die nordiſche Vorzeit führt uns Graf Harrachs „Eines Seekönigs Grab.“ Umtoſt von der Flut, auf zerbrochenem Schiff, das die Möven umflattern, liegt der alte Recke: die Wellen waren ſeine Heimat, auf dem Meere fand er Ruhm und Ehre — die See wird auch ſein Grab ſein! Graf Ferd. Harrach weiß derartigen Motiven ſtets einen beſonderen Reiz abzugewinnen: die ſchäumenden Wogen, das kraftvoll gezeichnete, von der Totenflagge überragte Fahrzeug, der düſtere Hintergrund, das alles eint ſich zu einem ſtimmungsvollen Ganzen.

Zum ernſtfrohen Pfingſtfeſt ſtimmt Raffaels Gemälde: „Die Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor.“ Durch mächtige Gegenſätze ergreift es den Beſchauer: auf der Höhe des Berges ſchwebt die verklärte Geſtalt des Erlöſers zwiſchen Moſes und Elias, während ſich am Fuß des Hanges ein ergreifender Vorgang menſchlicher Ohnmacht und irdiſchen Elends abſpielt. Der Vater des mondſüchtigen Knaben iſt, von einer Volksſchar umgeben, vor die neun Jünger hingetreten. Von Mitleid ergriffen, aber unfähig zu helfen, ſtehen die Apoſtel — daß aber der Erlöſer helfen wird, darauf deutet der eine von ihnen, der mit erhobener Hand nach oben weiſt, voll Zuverſicht. „Beides iſt eins: unten der Leidende, Bedürftige, oben das Wirkſame, Hilfreiche, beides aufeinander ſich beziehend, ineinander einwirkend,“ ſagte Goethe von dem wunderbaren Gemälde. Der fein empfundene Gegenſatz ſpricht ſich auch in dem Äußeren der Darſtellung aus: oben wohlthuende, lichtumſtrahlte Harmonie, unten ſchroff durcheinandergehende Linien und finſtere Schatten. Die Verklärung war des großen Meiſters letztes Werk. Noch ehe er es völlig vollendet hatte, ereilte ihn der Tod.

Max Liebermanns Bild „Waiſenmädchen“ zeigt den Künſtler, der ſich nur zu oft in der Darſtellung des Häßlichen gefiel und den Naturalismus bisweilen faſt bis zur Trivialität trieb, von einer liebenswürdigeren Seite. Aus den Geſtalten der drei Waiſenmädchen ſpricht wirkliche Empfindung und Gemütstiefe — ein von Anmut verklärter Lebensernſt. Die armen, lieben Mädchen, was ihnen die Zukunft bringen wird? Aber ſie wiſſen die fleißigen Hände zu regen — Arbeit und Fleiß bringen Gottes Lohn.

Neues von Emil Frommel.

Auch diejenigen unſerer Leſer, welche von Emil Frommel nur die geiſtvollen Aufſätze kennen, die er im „Daheim“ aus den und über die Sommerfriſchen veröffentlichte, in denen er eben verweilte, werden nicht darüber in Zweifel ſein, daß er ein vorzüglicher Erzähler iſt. Es verſtehen in der That nur wenige Deutſche ſo anmutig zu plaudern wie er. Das iſt viel, er kann aber noch viel mehr, denn er behandelt in dieſer leichten, heiteren Form die tiefſten Fragen, welche Menſchenherzen bewegen, und er thut das in der Weiſe, daß er dabei auch dem ſchlichteſten Menſchenkinde verſtändlich wird. Da hat er ſoeben unter dem Namen „Unterwegs“ (Barmen. Hugo Klein) ein Büchlein veröffentlicht, das wir allen denen ganz beſonders ans Herz legen möchten, welche die gute Gewohnheit haben, gemeinſam, als Familie, zu leſen. Sie werden an dieſen kleinen Erzählungen ihre Freude haben.

Das Leitmotiv — um ſich modern auszudrücken — der einen Erzählung ſei hier wiedergegeben, weil ich meine, es ſei eine der Anekdoten, die ſich unauslöſchlich dem Gedächtnis einprägen: zu großem Segen des Gedächtnisbeſitzers.

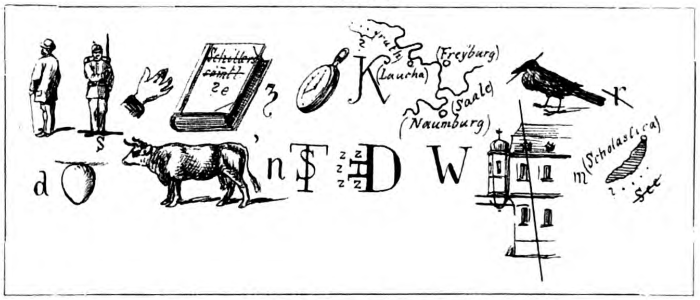
„Es war einmal ein frommer Nagelſchmied, der hatte einen ungeratenen Sohn, der ihm ein blutiges Herzeleid nach dem anderen machte. Jedesmal, wenn er eine neue Sünde von dem Sohne hörte, nahm er einen Nagel und ſchlug ihn in die Thüre. Da kam ein Nagel neben den anderen, und die Thüre war dicht beſäet. Davon hörte der Sohn in der Fremde, und er ſchlug in ſich und ſchrieb einen Brief voll Reue an den Vater. Da zog der Nagelſchmied den erſten Nagel heraus, und jedesmal, wenn er wieder etwas Gutes hörte von ſeinem Sohn, zog er einen Nagel heraus, und als der Sohn heimkehrte als ein braver Mann und ihm ein guter Sohn wurde, und die Freude ſeines Alters und ihm alles that, was er ihm an den Augen abſehen konnte, da war auch der letzte Nagel herausgezogen, und der Vater führte ihn voll Freude an die Thüre und zeigte ihm, wie nun auch der letzte geſchwunden wäre. „Ja,“ ſagte der Sohn, „lieber Vater, die Nägel ſind heraus, Gott Lob und Dank; aber, aber“ — und dabei weinte er bitterlich, — „die Löcher in der Thüre ſind geblieben.“

„Heimat“ für junge Mädchen und Frauen in Berlin.

Am 1. April dieſes Jahres iſt in Berlin, Königgrätzerſtraße 125/126, eine Heimſtätte eröffnet worden, welche ſich die Aufgabe ſtellt, ankommenden und durchreiſenden jungen Mädchen und Frauen beſſerer Stände mit Rat und That beizuſtehen, ſie, wo es gewünſcht wird, vom Bahnhof abzuholen, ihnen einen guten billigen Mittagstiſch zu bieten und in den Räumen des Vereins Gelegenheit zu geben, in chriſtlich fröhlicher Weiſe edlere Geſelligkeit zu pflegen; auch ſtehen dort gute Bücher, Schreib- und Nähmaterialien zur Verfügung. Neben der Hausmutter wird eine Schweſter aus dem Paul Gerhardtſtift ſich der Pflegebefohlenen annehmen.

Bei der überaus großen Zahl der alleinſtehenden Frauen und Mädchen, welche — trotz aller meiſt nur zu berechtigten Warnungen — alljährlich nach Berlin kommen, um als Lehrerinnen, Malerinnen, Bonnen, Buchhalterinnen oder Verkäuferinnen ihr Brot zu ſuchen, iſt dem Verein ein ſegensreiches Thätigkeitsfeld

Bilderrätſel.



1. Wechſelrätſel.

Was mit **n** uns ſtets gefällt,
Wo man's ſieht im Lande,
Galt mit **g** in aller Welt
Stets als große Schande. C. L.

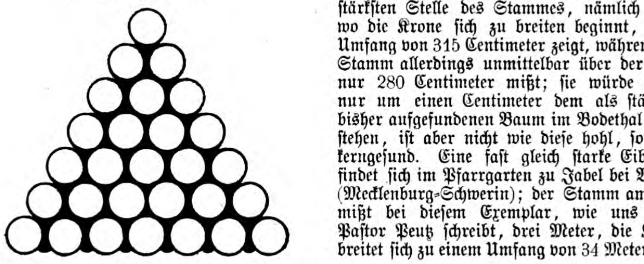
2. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den vier großen und den 23 kleinen Buchſtaben, aus denen die ſechs Wörter „Durſt,“ „Lid,“ „Wald,“ „Münſter,“ „es,“ „laſſen“ beſtehen, den Anfang eines bekannten Liedes erhalten?

3. Dreiſilbige Scharade.

Schnell kann die Dritte heilen,
Strahlt froh ſie aus dem erſten Paar,
Wär' auch ihr kurz Verweilen
Des Ganzen Dauer gleich fürwahr,
Doch wird dem Ganzen als Herrſchermacht
Nichts auf der Welt ſich gleichen,
Das hat uns ein Dichter kund gemacht,
Ein Seher aus himmliſchen Reichen.
R. F.

4. Kugelpyramide.



Jede Kugel der Figur iſt mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Die einzelnen Reihen bezeichnen:

1. Eine Bildungsanſtalt;
2. eine Stadt in Frankreich;
3. eine Stadt in Italien;
4. eine der Perſonen in Schillers „Wallenſtein;“
5. einen Nebenfluß der Donau;
6. eine Note;
7. einen Vokal.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

ſicher. Das Unternehmen bedarf indeſſen in doppelter Weiſe der Unterſtützung: einmal einer unmittelbaren durch Geld — Gaben nehmen u. a. Frau Gräfin Blumenthal, Potsdam, Jägerallee 17c, Herr Paſtor Geß, Berlin C. Kl. Präſidentenſtraße 3 und Herr Ober-Verw.-Gerichtsrat Dr. von Strauß und Torney, Berlin W., Kurfürſtenſtraße 81b an — dann aber dadurch, daß Eltern und Angehörige, welche junge Mädchen auf das ſo gefährliche Pflaſter der Reichshauptſtadt ſenden, dieſelbe unmittelbar an das Heim adreſſieren, ſowie, daß Prediger, Lehrer, Behörden, Amtsvorſteher ꝛc. in gleichem Sinne wirken. Nur dann, wenn beide Vorausſetzungen zutreffen, kann die ſchöne Aufgabe, welche die „Heimat“ ſich geſtellt hat, wirklich gelöſt werden.

Eibenbäume.

Der Aufſatz „Deutſche Eibenbäume“ in Nr. 28 hat unſern Leſerkreis, wie mehrfache Zuſchriften beweiſen, ſichtlich intereſſiert. Durch die Güte einiger Freunde unſers Blattes ſind wir auch noch auf einige weitere Eiben aufmerkſam gemacht worden: Freiherr von Seherr-Thoß auf Wieſenthal (Schleſien) teilt uns freundlichſt mit, daß in ſeinem Schloßgarten drei Eiben ſtehen, deren älteſte an der ſtärkſten Stelle des Stammes, nämlich dort, wo die Krone ſich zu breiten beginnt, einen Umfang von 315 Centimeter zeigt, während der Stamm allerdings unmittelbar über der Erde nur 280 Centimeter mißt; ſie würde daher nur um einen Centimeter dem als ſtärkſten bisher aufgefundenen Baum im Bodethal nachſtehen, iſt aber nicht wie dieſe hohl, ſondern kerngeſund. Eine faſt gleich ſtarke Eibe befindet ſich im Pfarrgarten zu Jabel bei Waren (Mecklenburg-Schwerin); der Stamm am Fuß mißt bei dieſem Exemplar, wie uns Herr Paſtor Peutz ſchreibt, drei Meter, die Krone breitet ſich zu einem Umfang von 34 Meter aus.

Springende Bohnen.

Eine botaniſch-zoologiſche Merkwürdigkeit ſind die ſpringenden Bohnen, welche neuerdings mehrfach in botaniſchen Geſellſchaften vorgezeigt worden ſind. In Berlin geſchah dieſes durch Herrn Profeſſor Paul Aſcherſon, welcher die Wunderbohnen von Herrn Fr. Buchenau in Bremen erhalten hatte. Es handelt ſich um die bohnenähnlichen Früchte einer mexikaniſchen Wolfsmilchart, der Sebastiana Pavoniana, deren anſcheinend willkürliche lebhafte Bewegungen Anlaß zu der obigen Bezeichnung gegeben haben. Dieſe Bewegungen, die einen ſehr überraſchenden Anblick gewähren, werden hervorgebracht durch die in den Samen eingeſchloſſenen Larven einer zu den Wicklern gehörenden Falterart, Carpocapsa saltitans genannt. In den Samen kommen die Larven noch lebend nach Europa, bleiben hier noch lange am Leben und kräftig genug, um die erwähnten Bewegungen bewirken zu können. J. Tr.

Rechtsrat.

Nur Anfragen von allgemeinerem Intereſſe können an dieſer Stelle beantwortet werden. Unſer juriſtiſcher Mitarbeiter bittet, in der Frage das bez. Reichsgebiet (Staat, Provinz) genau anzugeben, da die Beantwortung für die verſchiedenen Reichsgebiete bisweilen verſchiedenartig ausfallen muß.

Frage: Unter welchen Vorausſetzungen muß die Zuſammenlegung der in vermengter Lage befindlichen Feldgrundſtücke verſchiedener Eigentümer (Verkoppelung, Separation) ſtattfinden? Wem fallen die Koſten des Verfahrens zur Laſt? Wo lieſt man darüber Ausführliches? Pf. in K.

Antwort: Nach dem preußiſchen Geſetz vom 2. April 1872 iſt erforderlich: 1. Antrag der Eigentümer, welchen nach den Angaben des Kataſters mehr als die Hälfte der umzulegenden Grundſtücke gehört und zugleich mehr als die Hälfte ihres Reinertrages zukommt; 2. Beſchluß der Kreisverſammlung, durch welchen die Verkoppelung mit Rückſicht auf die davon zu erwartende erhebliche Verbeſſerung der Landeskultur für zuläſſig erklärt wird. — Die Koſten des Verfahrens tragen diejenigen, welche nach dem Ermeſſen der Auseinanderſetzungsbehörde Vorteil von der Zuſammenlegung haben. — Näheres darüber bei Glatzel und von Sterneberg „Das Auseinanderſetzungsverfahren“ oder bei Meitzen „Über den Grund und Boden in Preußen.“

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 30.

Bilderrätſel.

Deswegen bin ich worden graben,
Daß man ein' kühlen Trunk kann haben
Und mag mich trinken ohne Sorgen,
Hat man kein Geld, thu' ich auch borgen.

(Der in voriger Nummer befindliche Rebus ſteht auf einer, an einem Ziehbrunnen eingemauerten Steinplatte in dem naſſauiſchen Dorf Waſſerhauſen. — Ein alter Junggeſelle, der lange Jahre dort lebte und ſtarb, hat kurz vor ſeinem Tod auf eigne Koſten für die Gemeinde jenen Brunnen graben und dieſen Rebus, den er ſelbſt verfaßt, auf eine Steinplatte einmeiſeln laſſen.)

1. Wechſelrätſel. Horniſt — Horniß.

2. Rätſel. Heer — Helfer.

3. Palindrom-Aufgabe.

1. a) Rebus b) **Auber**
2. a) Ader b) **Leda**
3. a) Siam b) **Lais**
4. a) Ilm b) **Eli**
5. a) Geiz b) **Sieg**
6. a) Heu b) **Reh**
7. a) Raſt b) **Iſar**
8. a) Elis b) **Chile**
9. a) Jacob b) **Tokay**
10. a) Rade b) **Idar**
11. a) Ares b) **Gera.**

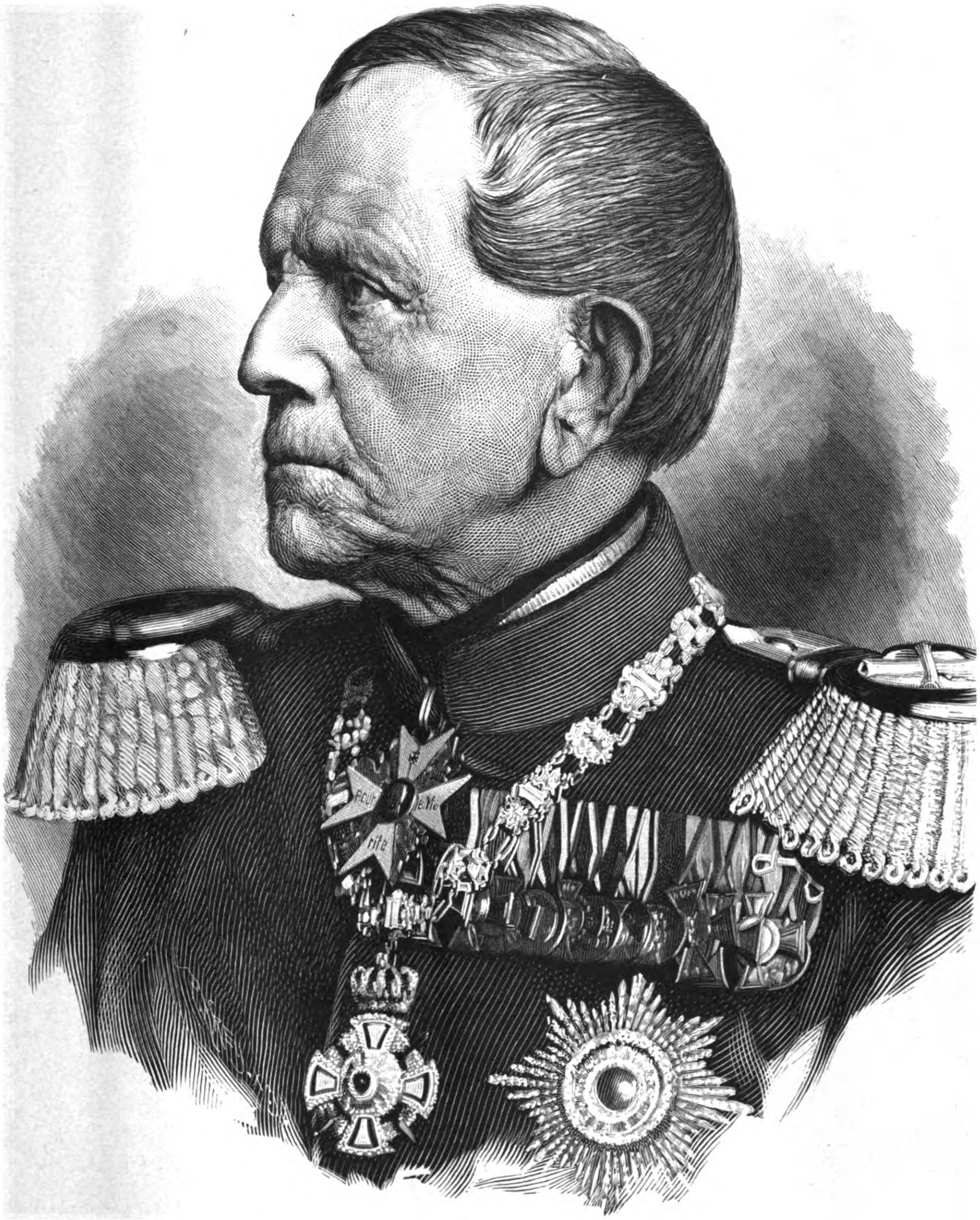
Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. — Die Memoiren des Fürſten Talleyrand. Von Th. H. Pantenius. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Schluß. — Ein ohne Arme geborner Künſtler vor 300 Jahren. Von Otto Felſing. Mit einem Fakſimile und einer Illuſtration. — Bilder aus Alaska. Von Hermann Dalton. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Eines Seekönigs Grab von Graf von Harrach, Die Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor von Raffael, und Waiſenmädchen von Max Liebermann. — Neues von Emil Frommel. — „Heimat“ für junge Mädchen und Frauen in Berlin. — Eibenbäume. — Springende Bohnen. — Rechtsrat.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Generalfeldmarſchall Graf Moltke.
(Geſtorben zu Berlin am 24. April 1891.)
Nach einer Aufnahme von Loeſcher & Petſch in Berlin.

Daheim

Originalsatz v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Mai 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 32.

Zu Moltkes Tod.

Wehe, daß dich die Worte trafen,
Trauernde Völkerſeele du:
Wieder ging dir ein Herrlicher ſchlafen!
Stolz und ſtill ging ein Held zur Ruh!
Die ihr ihm nachgeweint, was ſoll ich euch ſagen?
Ihr wißt, wie edel ſein Herz geſchlagen,
Ihr wißt, wie weiſe, wie tief, wie klar,
Wie beſcheiden und ſtolz er war!
Die Herzen gehörten ihm überall,
Dem alten prächtigen Feldmarſchall!

Gewichtig ſein Wort — heilig ſein Schweigen; —
Groß und einzig, was er vollbracht!
Adlerblicke waren ihm eigen,
Seherblicke voll ſtiller Macht. —
An der Ewigkeit Thor empfangen
Wird ihn der Freund, der vorangegangen,
Wird ihn ſein Kaiſer, ſein Waffengenoß,
Mit dem er kämpfte und Frieden ſchloß,
Mit dem er gebaut an des Reiches Wall,
Der alte tapfere Feldmarſchall.

Still und hoheitvoll ohnegleichen
Schied er hin in die beſſere Welt,
Wie die ſchönſte der alten Eichen
Fiel er nieder, vom Blitz gefällt.
Wie beim Gewitter, ſo läuten die Glocken,
Alle Herzen ſind bang erſchrocken;
Der Tod kam zu haſtig, zu ſchnell das Leid! —
Zu ſiegen ſchien er über die Zeit,
Geſchützt, gefeit gegen Sturm und Fall,
Der alte eherne Feldmarſchall.

In den Hallen der Weltgeſchichte,
Wo der Ewigkeit Banner wallt,
Wird ſie ſtrahlen in höherem Lichte,
Die erhabene Heldengeſtalt.
Spätere Geſchlechter werden ſich's ſagen,
Welchen Mann wir zu Grabe getragen.
Unſer bleibt er, wenn er auch ſchied,
Weiterlebend in Bild und Lied,
In ſeines Thatenruhms Widerhall,
Der alte einzige Feldmarſchall!

Selbſtbiographie unſres teuren Helden.

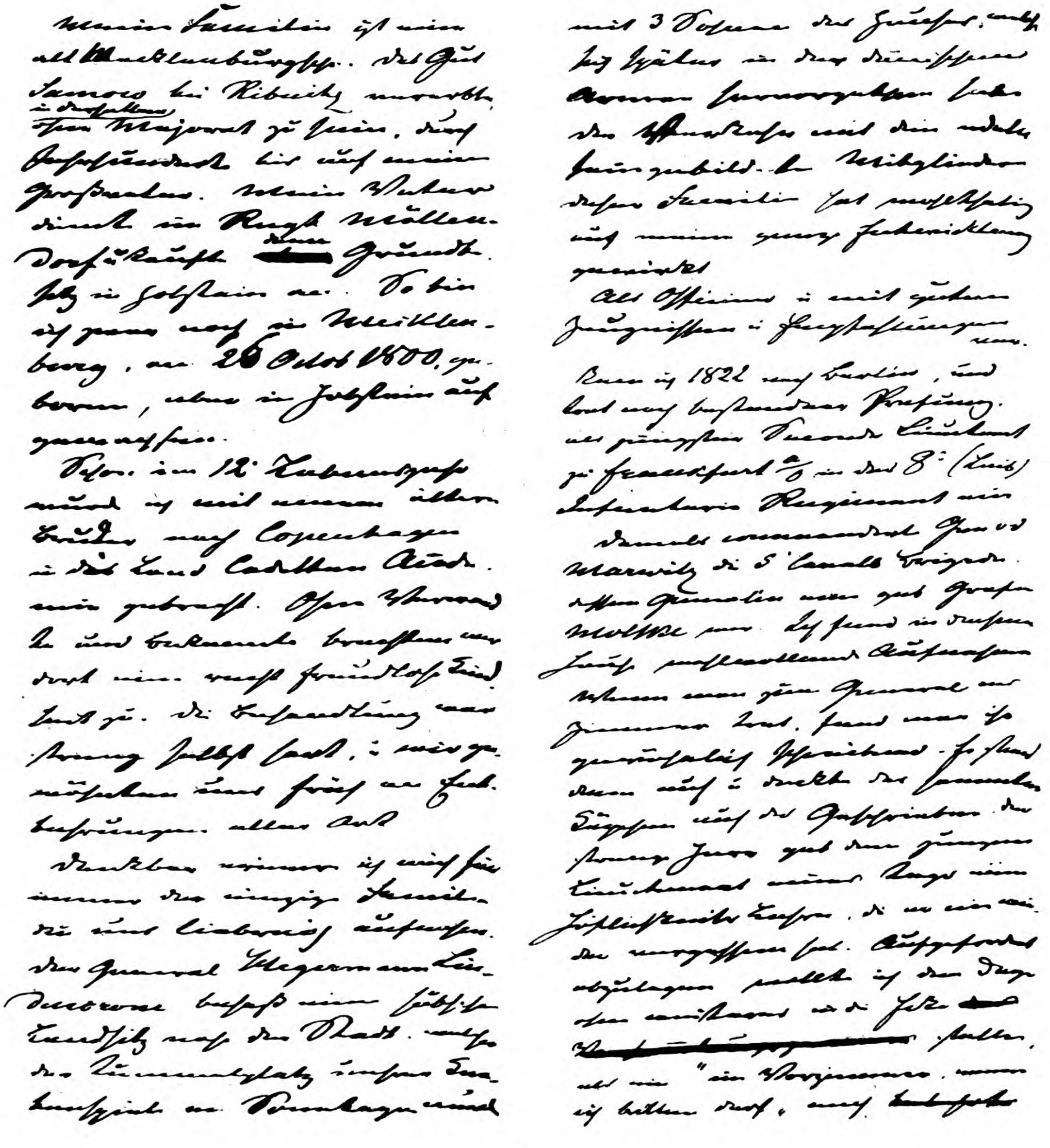
Ein koſtbares Vermächtnis für das ganze deutſche Volk enthalten die nachfolgenden Spalten.

Im Jahre 1866, kurz nach dem ruhmreichen Kriege, der des verſtorbenen Feldmarſchalls unſterblichen Ruhm begründete, ſchrieb der General von Moltke für das Daheim ſeinen Lebenslauf nieder: ſchlicht und einfach, voll ergreifender Beſcheidenheit und gerade darum doppelt in jeder Zeile die Erhabenheit ſeiner großen Seele kündend.

Von allen Schätzen, die uns je anvertraut wurden, erſchien dieſe Selbſtbiographie uns allezeit der höchſte; der unvergängliche Wert der denkwürdigen Schrift iſt um ſo bedeutender, als ihr Schlußſatz voll prophetiſchen Geiſtes die großen Ereigniſſe der Jahre 1870/71 im voraus verkündet.

Voll Ehrfurcht weihen wir dieſe Blätter dem Gedächtnis des erhabenen Toten.

* * *



Meine Familie ist eine alt Mecklenburgische. Das Gut Samow bei Ribnitz vererbte in derselben, ohne Majorat zu sein, durch Jahrhunderte bis auf meinen Großvater. Mein Vater diente im Regt Möllendorf u. kaufte dann ~~[illegible]~~ Grundbesitz in Holstein an. So bin ich zwar noch in Mecklenburg, am 26 Octob 1800, geboren, aber in Holstein aufgewachsen.

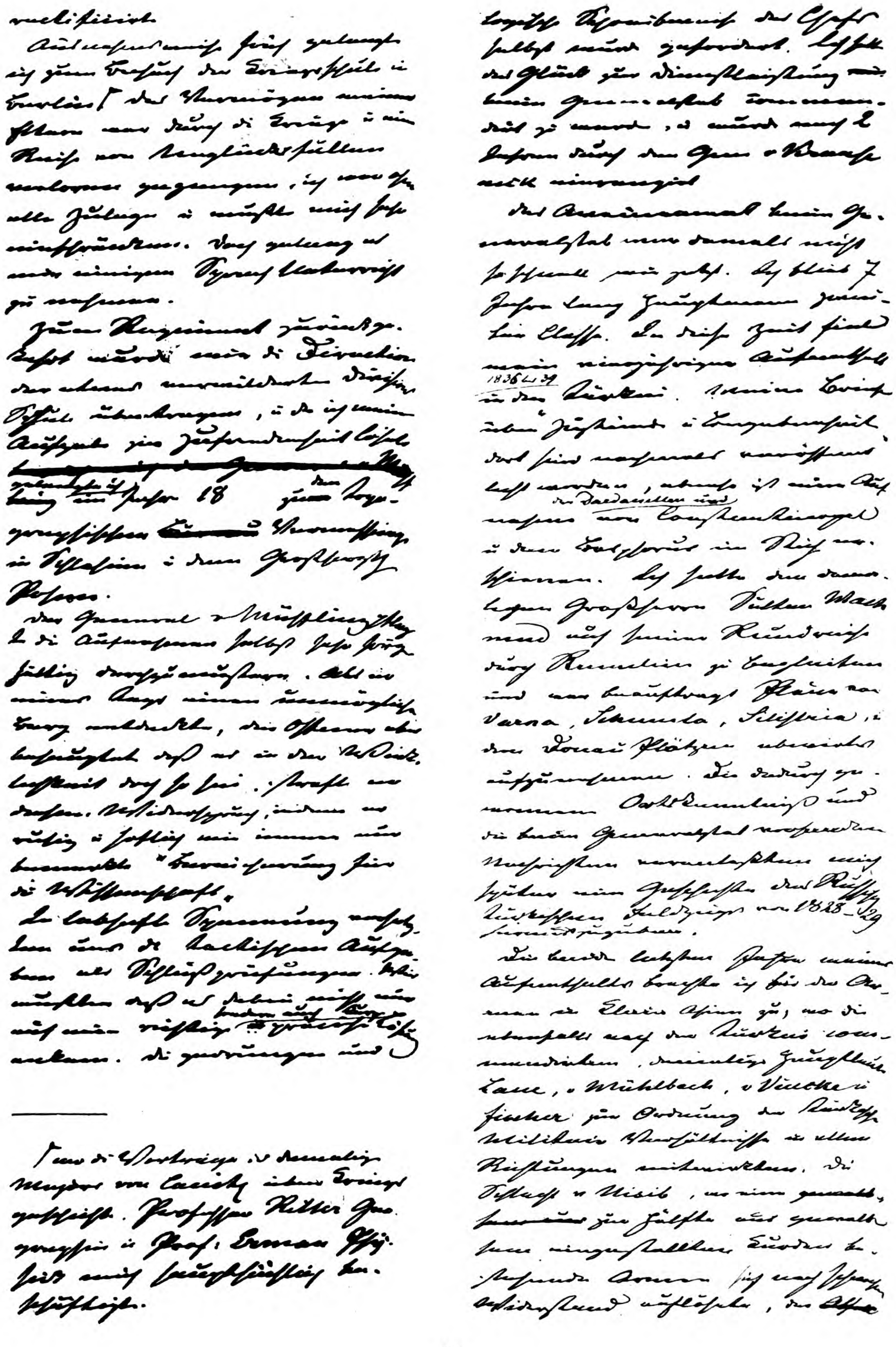
Schon im 12. Lebensjahre wurde ich mit meinem ältern Bruder nach Copenhagen in das Land Cadetten Acad. mie gebracht. Ohne Verwandte und Bekannte brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, u. wir gewöhnten uns früh an Entbehrungen aller Art.

Dankbar erinnere ich mich für immer der einzigen Familie, die uns liebreich aufnahm. Der General Hegermann Lindencrone besaß einen hübschen Landsitz nah der Stadt, welcher der Tummelplatz unserer Knabenzeit an Sonntagen und mit 3 Söhnen des Hauses, welche jetzt Stellen in der dänischen Armee hervorragende bekleiden. Die Mutter und die edle feingebildete Weiblichkeit dieser Familie hat wohlthätig auf meine ganze Entwicklung gewirkt.

Als Offizier u. mit guten Zeugnissen u. Empfehlungen [illegible]

kam ich 1822 nach Berlin, und trat nach bestandener Prüfung als jüngster Second Lieutenant zu Frankfurt a/O in das 8. (Leib) Infanterie Regiment ein.

Damals commandirte Gen. v. Marwitz die 5. Cavall. Brigade, dessen Gemahlin eine geb. Gräfin Moltke war. Ich fand in diesem Hause wohlwollende Aufnahme. Wenn man zum General in's Zimmer trat, fand man ihn gewöhnlich schreibend. Er stand dann auf u. drückte die [illegible] Tüpfchen auf die [illegible]. Der strenge [illegible] gab dem jüngern Lieutenant einen Begriff [illegible], die er nie vergessen hat. Aufgefordert abzulegen, stellte ich den Degen oder vielmehr die Feder ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ stellen, als ein „im Vorzimmer“, wenn ich bitten darf, nach ~~[illegible]~~



modificirt.

Ausnahmsweise früh gelangte ich zum Besuch der Kriegsschule in Berlin.[1] Das Vermögen meiner Eltern war durch die Kriege und eine Reihe von Unglücksfällen verloren gegangen, ich war ohne alle Zulage und mußte mich sehr einschränken. Doch gelang es mir einigen Sprachunterricht zu nehmen.

Zum Regiment zurückgekehrt wurde mir die Direction der eben errichteten Divisionsschule übertragen, und da ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit löste [illegible] [illegible] im Jahre 18 ~~zum~~ den topographischen ~~[illegible]~~ Vermessungen in Schlesien und dem Großherzogthum Posen.

Der General v. Müffling pflegte die Aufnahmen selbst sehr sorgfältig durchzumustern. Als er in einer Arbeit einen unmöglichen Berg entdeckte, die Offiziere aber behaupteten daß er in der Wirklichkeit doch so sei, strafte er deren Widerspruch, indem er ruhig und höflich wie immer bemerkte "Bereicherung für die Wissenschaft".

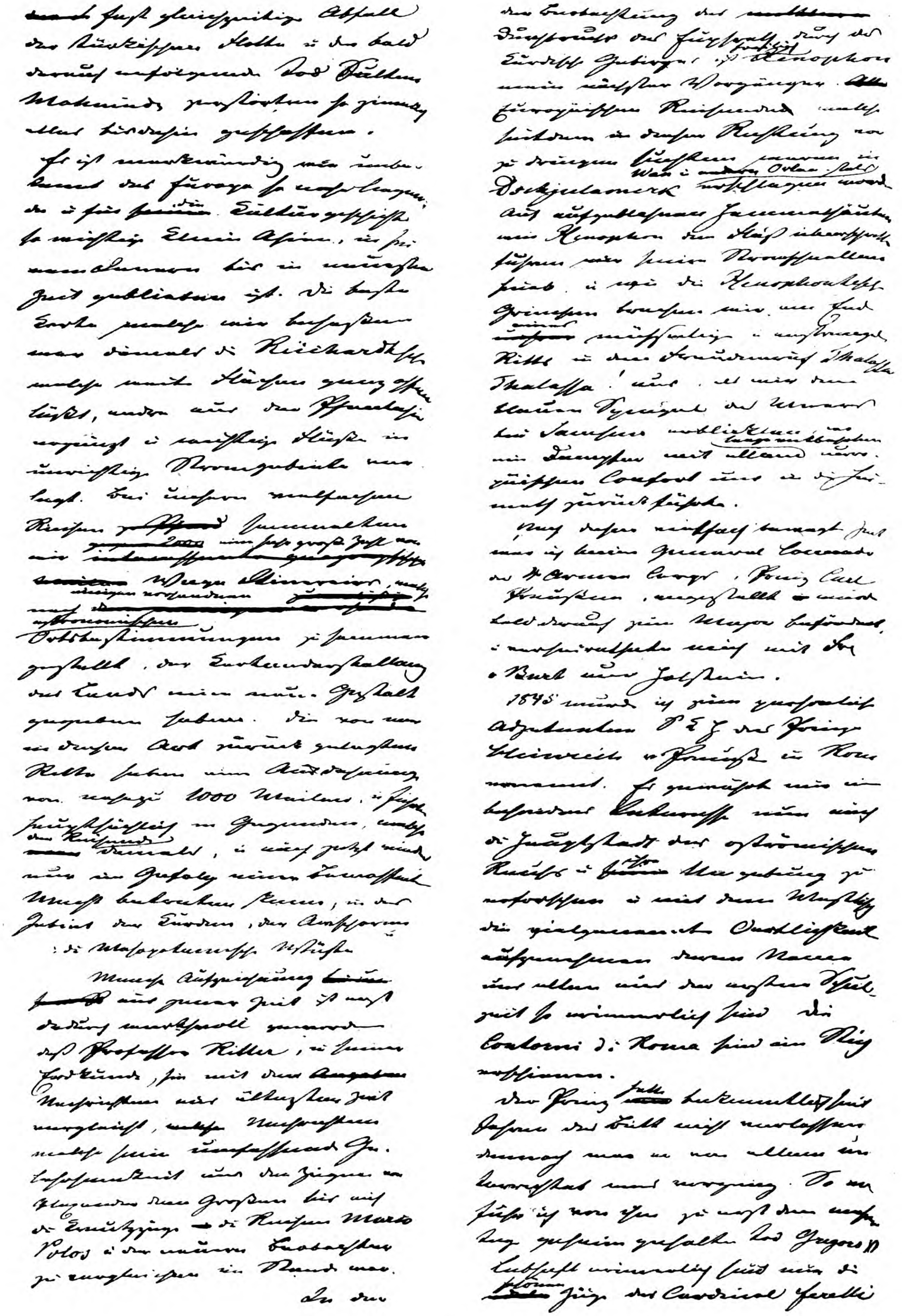
Die [illegible] Erinnerung [illegible] uns die taktischen Aufgaben als Schlußprüfungen. Wir wußten daß es dabei nicht ~~nur~~ [illegible] auf eine richtige ~~[illegible]~~ Lösung ankam. Die Erörterungen und lästige Schreibarbeit des Chefs selbst wurde gefordert. Ich hatte das Glück zur Dienstleistung ~~in den~~ beim Generalstab commandirt zu werden, und wurde nach 2 Jahren durch den Gen. v. Krauseneck einrangirt.

Das Avancement beim Generalstab war damals nicht so schnell wie jetzt. Ich blieb 7 Jahre lang Hauptmann zweiter Classe. In diese Zeit fiel mein vierjähriger Aufenthalt 1836 bis 39 in der Türkei. Meine Briefe über Zustände und Begebenheiten dort sind wiederholt veröffentlicht worden, ebenso ist eine Aufnahme der Dardanellen und ~~von~~ Constantinopel und dem Bosphorus im Stich erschienen. Ich hatte den damaligen Großherrn Sultan Mahmud auf seiner Rundreise durch Rumelien zu begleiten und war beauftragt Pläne von Varna, Schumla, Silistria und den Donau Plätzen [illegible] aufzunehmen. Die dadurch gewonnene Ortskenntniß und die beim Generalstab vorhandenen Nachrichten veranlaßten mich später eine Geschichte des Russisch-Türkischen Feldzugs von 1828–29 herauszugeben.

Die beiden letzten Jahre meines Aufenthalts brachte ich bei der Armee in Klein Asien zu, wo die ebenfalls nach der Türkei commandirten, damaligen Hauptleute Laue, v. Mühlbach, v. Vincke und Fischer zur Ordnung der türkischen Militairverhältnisse und allen Rüstungen mitwirkten. Die Schlacht v. Nisib, wo eine ~~gewaltige~~, ~~[illegible]~~ zur Hälfte aus gewaltsam eingestellten Kurden bestehende Armee sich nach schwachem Widerstand auflöste, das ~~Offiz~~

---

[1] wo die Vorträge des damaligen Majors von Canitz über Kriegsgeschichte, Professor Ritter Geographie und Prof. Erman Physik mich hauptsächlich beschäftigten.



~~nach~~ fast gleichzeitige Abfall der Kurdischen Stämme u. der bald darauf erfolgende Tod Sultan Mahmuds verhinderten so gänzlich alles Weitere zu schaffen.

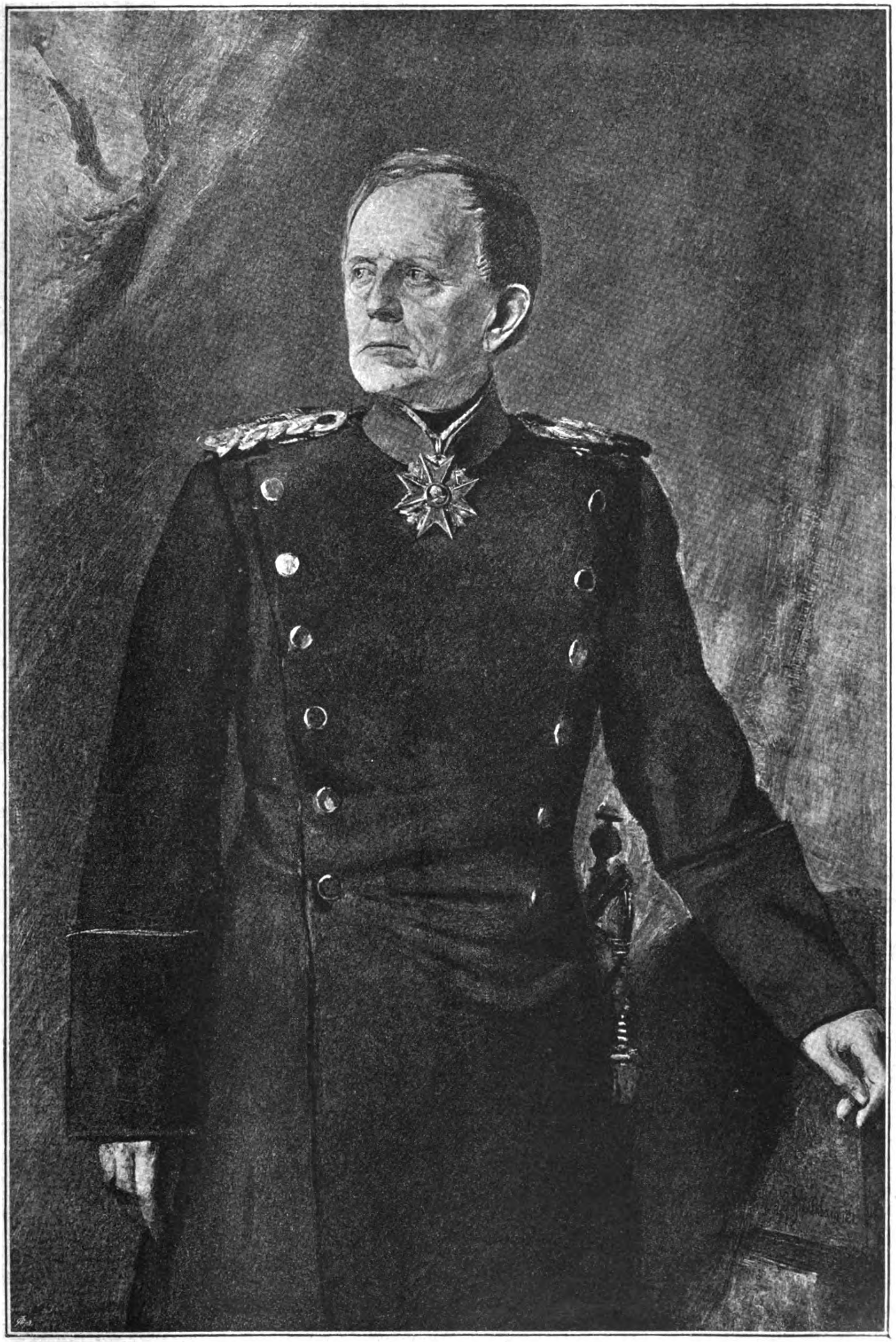
Es ist merkwürdig wie unbekannt das Innere von Europa so naheliegenden, die u. für ~~seine~~ die Culturgeschichte so wichtigen Kleinen Asiens, u. sei namentlich bis in neuester Zeit geblieben ist. Die beste Karte welche wir besaßen war damals die Rückhardtsche, welche meist Flächen ganz offen ließ, andere aus der Phantasie ergänzt u. mächtige Flüsse in imaginäre Berggebiete verlegt. Bei unseren mehrfachen Reisen ~~[illegible]~~ sammelten ~~[illegible]~~ eine sehr große Zahl von wir ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ Wegen Itinerarien, welche einigen vorhandenen ~~[illegible]~~ astronomischen Ortsbestimmungen zu Grunde gestellt, der Kartendarstellung des Landes eine neue Gestalt gegeben haben. Die von uns in dieser Art zurück gelegten Ritte haben eine Ausdehnung von nahezu 1000 Meilen, u. führten hauptsächlich in Gegenden, welche den Reisenden ~~[illegible]~~ damals, u. auch jetzt noch nur im Gefolge einer bewaffneten Macht betreten können, in das Gebiet der Kurden, der Araber u. die Mesopotamischen Wüsten.

Manche Aufzeichnung ~~[illegible]~~ aus jener Zeit ist erst dadurch werthvoll geworden, daß Professor Ritter, u. seiner Erdkunde, sie mit den ~~Angaben~~ Nachrichten aus ältester Zeit verglich, welche Nachrichten welche seine umfassende Gelehrsamkeit aus den Zeugen von Alexander dem Großen bis auf die Erwähnung ~~u.~~ die Reisen Marco Polos u. der neueren Beobachter zu vergleichen im Stande war. In der Beobachtung des ~~[illegible]~~ Durchbruchs des Euphrat durch die Kurdischen Gebirge ist fortgesetzt Xenophon mein nächster Vorgänger. ~~Alle~~ Europäischen Reisenden welche später diesen Rückzug zu verfolgen suchten, waren in Was u. ~~andern~~ Orlan-Halt Dschulamerk erschlagen worden. Auf aufgeblasenen Hammelhäuten wie Xenophon den Fluß überschreitend führen wir seine Rückzugslinie [illegible] u. wie die Xenophontischen Griechen brachen wir, als (?) ~~unsere~~ einmal [illegible] u. anstrengendem Ritte u. den Freudenruf Thalatta Thalatta! aus, als wir den blauen Spiegel des Meeres bei Samsun erblickten, wo uns ein lange entbehrten Dampfer mit allem europäischen Comfort uns u. die Heimath zurückführte.

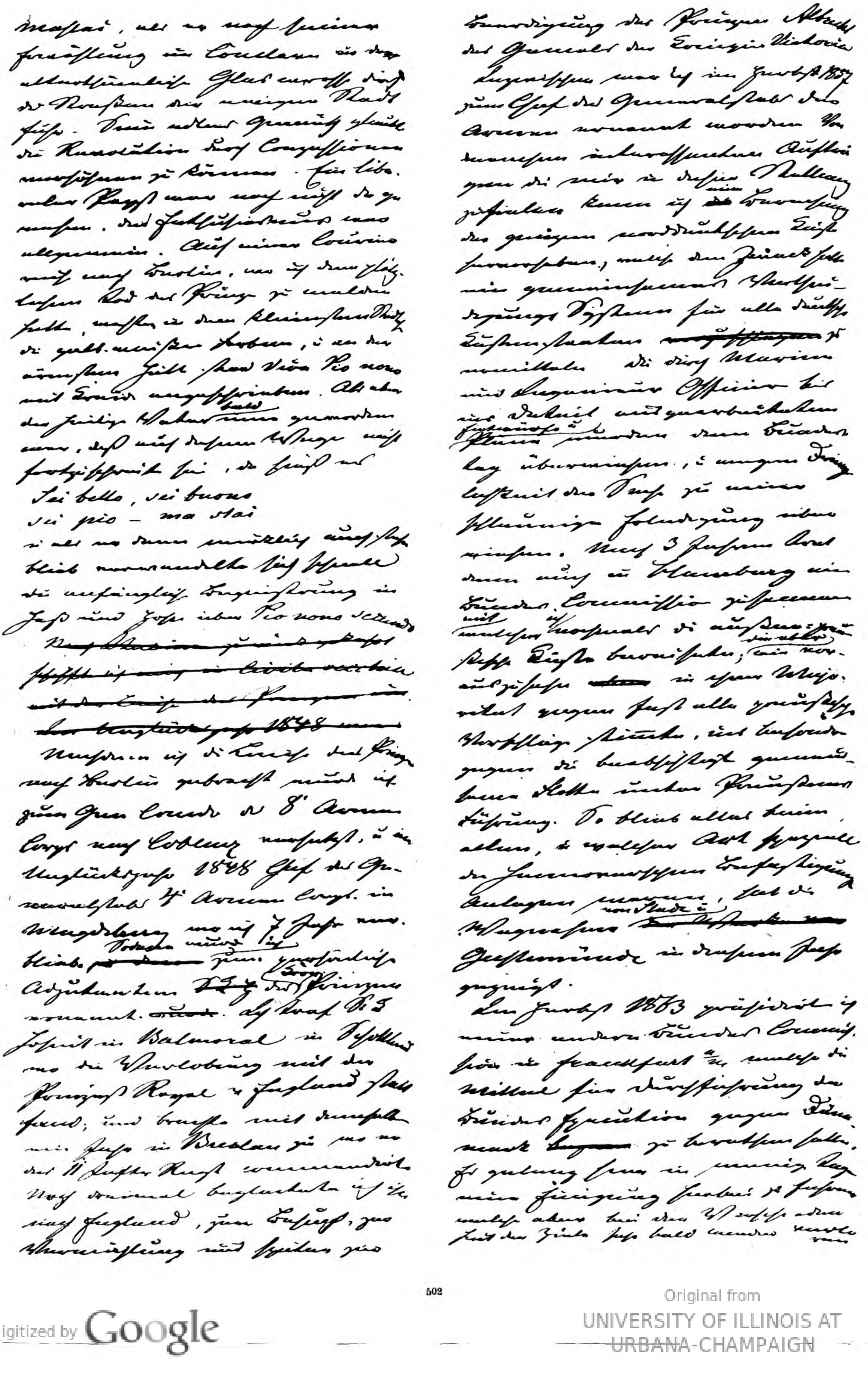
Nach dieser vielfach bewegten Zeit wurde ich beim Generalcommando des 4ten Armee Corps, Prinz Carl von Preußen, angestellt u. wurde bald darauf zum Major befördert, u. verheirathete mich mit Marie Burt aus Holstein.

1845 wurde ich zum persönlichen Adjutanten S. K. H. des Prinzen Heinrich v. Preußen in Rom ernannt. Es gewährte mir ein besonderes Interesse nun auch die Hauptstadt des altrömischen Reichs u. ~~seine~~ ihre Umgebung zu erforschen u. mit dem Meßtisch die zahlreichen Örtlichkeiten aufzunehmen deren Namen uns allen aus der ersten Schulzeit so erinnerlich sind. Die Contorni di Roma sind im Stich erschienen.

Der Prinz ~~[illegible]~~ hatte bekanntlich seit Jahren das Bett nicht verlassen, dennoch war er von allem unterrichtet was vorging. So erfuhr ich von ihm zu erst den unerwartet geheim gehaltenen Tod Gregors XVI. Lebhaft erinnerlich sind mir die ~~[illegible]~~ frommen Züge des Cardinal Ferretti



Graf Moltke. Nach dem Gemälde von F. von Lenbach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)



Mastai, als er nach seiner Erwählung im Conclave in der altväterlichen Glaskarosse durch die Straßen der ewigen Stadt fuhr. Sein edles Gemüth glaubte die Revolution durch Concessionen versöhnen zu können. Ein liberaler Papst war noch nicht da gewesen, der Enthusiasmus war allgemein. Auf einem Courierritt nach Berlin, wo ich den plötzlichen Tod des Prinzen zu melden hatte, wehten in den kleinsten Städtchen die gelb-weißen Fahnen, u. an der ärmsten Hütte stand Viva Pio nono mit Kreide angeschrieben. Als aber der heilige Vater bald inne geworden war, daß auf diesem Wege nicht fortzuschreiten sei, da hieß es

Sei bello, sei buono
sei pio — ma stai

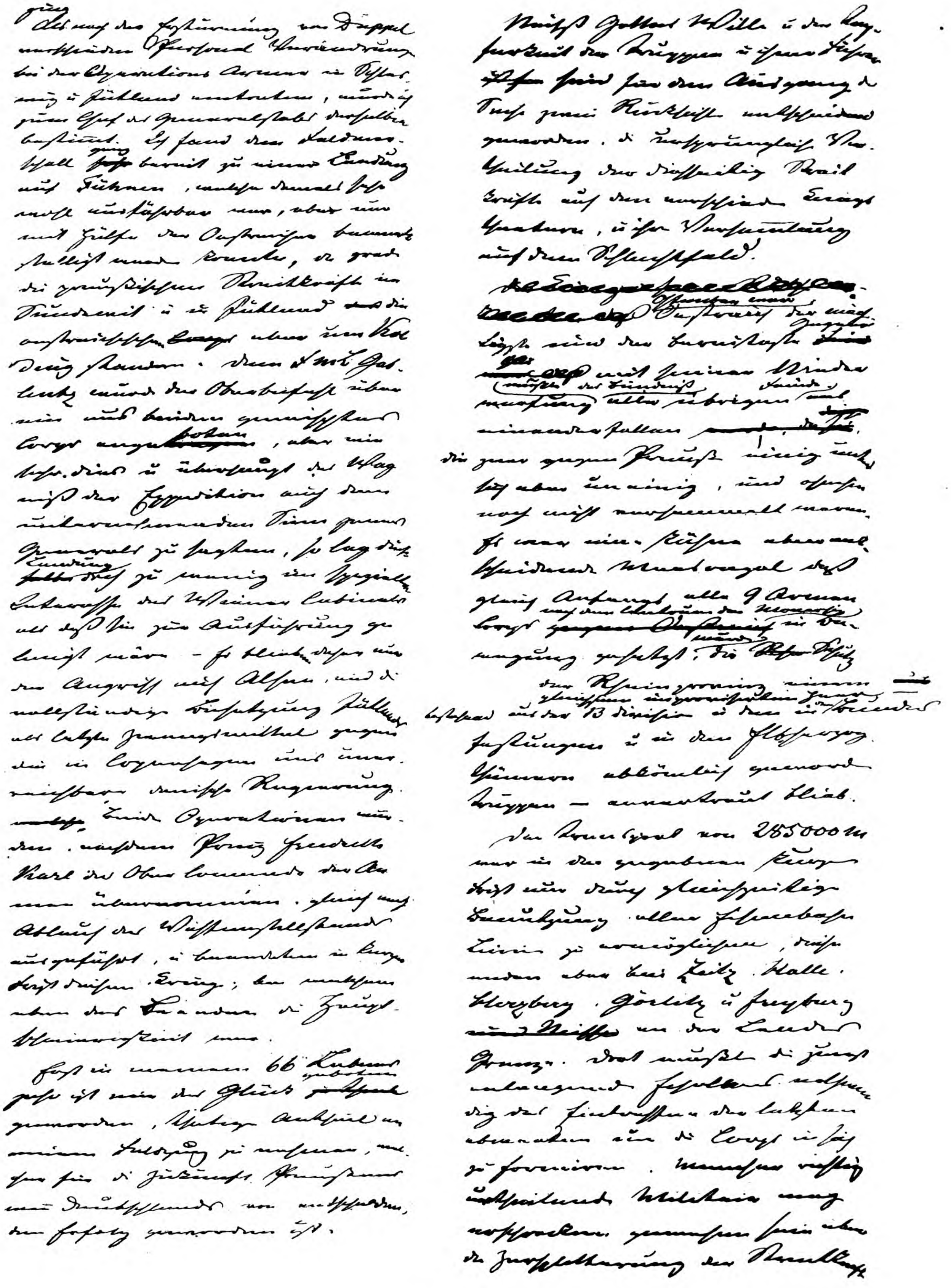
u. als er dann wirklich umschlug blieb verwandelte sich schnelle die anfängliche Begeisterung in Haß und Hohn über Pio nono secondo.

~~[illegible] 1848 [illegible]~~

Nachdem ich die Leiche des Prinzen nach Berlin gebracht wurde ich zum Gen. Comdo des 8. Armee Corps nach Coblenz versetzt, u. im Unglücksjahre 1848 Chef des Generalstabs 4. Armee Corps in Magdeburg wo ich 7 Jahre verblieb. ~~zu ihm~~ Potsdam wurde ich zum persönlichen Adjutanten ~~S. K. H.~~ des Kronprinzen ernannt. ~~wurde~~. Ich traf S. K. Hoheit in Balmoral in Schottland wo die Verlobung mit der Prinzess Royal v. England statt fand; und brachte mit demselben ein Jahr in Breslau zu wo er das 11. Infanterie Regt. commandirte. Noch dreimal begleitete ich Ihn nach England, zum Besuch, zur Vermählung und später zur Beerdigung des Prinzen Albert des Gemahls der Königin Victoria.

Dazwischen war ich im Herbst 1857 zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt worden. Von mehreren interessanten Aufträgen die mir in dieser Stellung zufielen, kann ich ~~die~~ die Bearbeitung des gesammten norddeutschen Küstenschutzes hervorheben, welche den Zweck hatte ein gemeinsames Vertheidigungs System für alle deutschen Küstenstaaten ~~[illegible]~~ zu vermitteln. Die durch Marine und Ingenieur Offiziere bis ins Detail ausgearbeiteten ~~Pläne~~ Entwürfe u. Pläne wurden dem Bundestag überwiesen, u. wegen Dringlichkeit der Sache zu einer schleunigen Erledigung überwiesen. Nach 3 Jahren trat denn auch in Hamburg eine Bundes Commission zusammen, mit welcher ich nochmals die ausgedehnte deutsche Küste bereiste; die aber wie vorauszusehen ~~[illegible]~~ in ihrer Majorität gegen fast alle preußischen Vorschläge stimmte, und besonders gegen die beabsichtigte gemeinsame Flotte unter Preußens Führung. So blieb alles beim Alten, u. welcher Art speziell die Hannoverschen Befestigungs Anlagen waren, hat die Wegnahme von Stade u. ~~[illegible]~~ Geestemünde in diesem Jahr gezeigt.

Im Herbst 1863 präsidirte ich einer anderen Bundes Commission in Frankfurt a/M, welche die Mittel für Durchführung der Bundes Execution gegen Dänemark ~~[illegible]~~ zu berathen hatte. Es gelang schon in wenig Tagen eine Einigung herbei zu führen, welche aber bei dem [illegible] der Zeit sehr bald wieder [illegible]



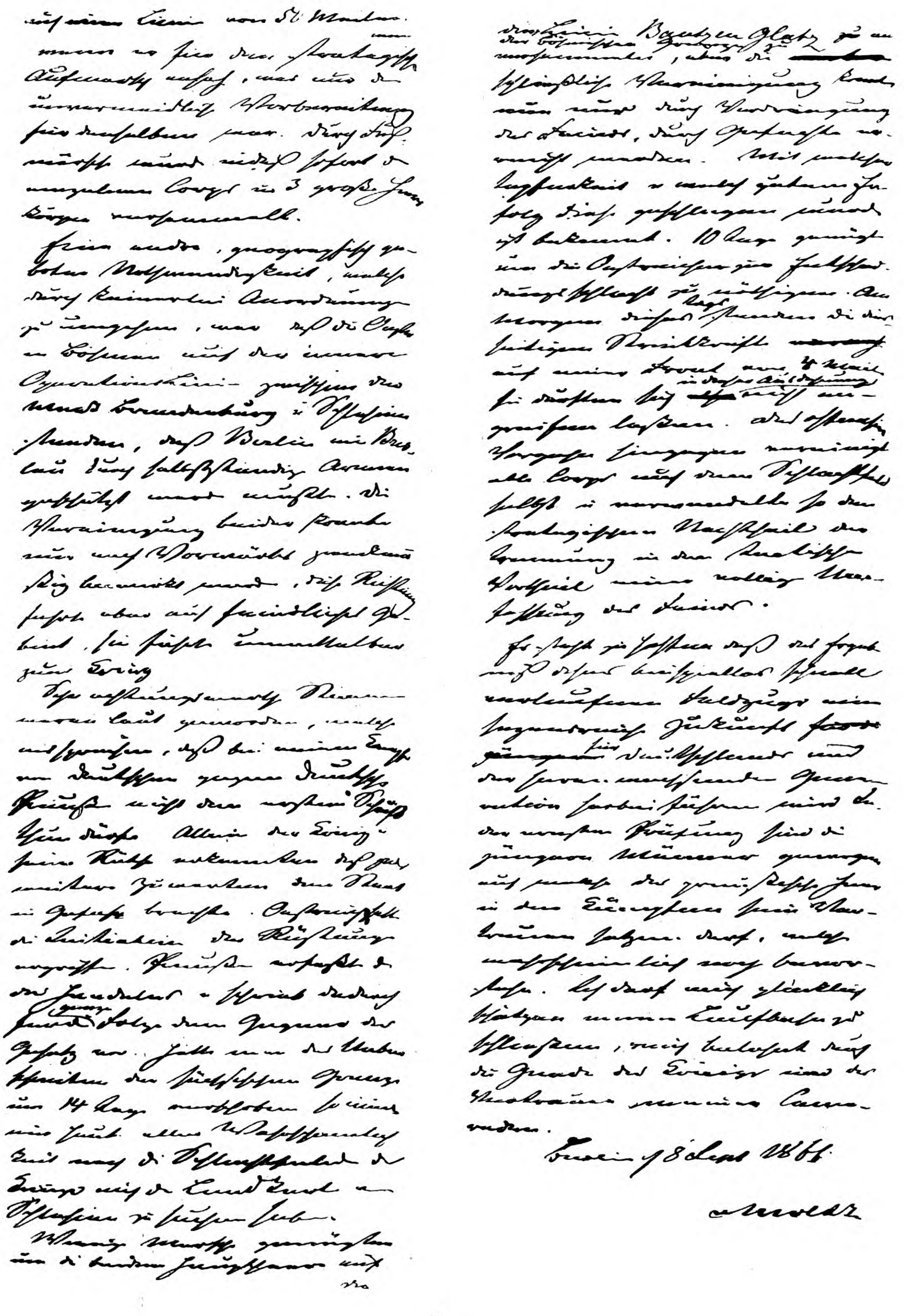
ganz
Als nach der Erstürmung von Düppel umfassende Personal-Veränderungen bei den Operations-Armeen in Schleswig und Jütland eintraten, wurde ich zum Chef des Generalstabs derselben bestimmt. Ich fand den Feldmarschall ~~sehr~~ ganz bereit zu einer Landung auf Fünen, welche damals sehr wohl ausführbar war, aber nur mit Hülfe der Oesterreicher bewerkstelligt werden konnte, da gerade die preußischen Streitkräfte im Sundewitt und in Jütland ~~an~~ die oesterreichischen ~~Corps~~ aber im Norden standen. Dem FML. Gablenz wurde der Oberbefehl über ein aus beiden gemischtes Corps ange~~tragen~~boten, aber ein Schr. durch u. überhaupt die Verantwortlichkeit der Expedition auf den unternehmenden Sinn seines Generals zu setzen, so lag diese ~~Sache~~ Landung zu wenig im speziellen Interesse des Wiener Cabinets als daß sie zur Ausführung gelangt wäre. – So blieb daher nur der Angriff auf Alsen, und die vollständige Besetzung Jütlands als letztes Zwangsmittel gegen die in Kopenhagen und unerreichbare dänische Regierung. ~~Beide~~ Beide Operationen wurden, nachdem Prinz Friedrich Karl das Ober-Commando der Armee übernommen, gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes ausgeführt, und beendeten in kurzer Zeit diesen Krieg, der weniger über das ~~[illegible]~~ [illegible] die Zaghaftigkeit [illegible] war.

Fast in meinem 66. ~~Lebens~~ geboten jahre ist mir das Glück ~~zu Theil~~ geworden, thätigen Antheil an einem Feldzug zu nehmen, welcher für die Zukunft Preußens von durchschlagender und entscheidender Folge geworden ist.

Nächst Gottes Wille und der Tapferkeit der Truppen und ihrer ~~Führer~~ Führer sind für den Ausgang des Krieges zwei Rücksichten entscheidend geworden, die ursprüngliche Vertheilung der diesseitigen Streitkräfte auf dem umfassenden Kriegstheater, und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde.

~~Der Einzige [illegible]~~ ~~[illegible]~~ Oesterreich, der mächtigste und der bereiteste ~~[illegible]~~ Gegner ~~[illegible]~~ mit seinen Verbündeten (außer der Bündniß feinde) Verfassung aller übrigen ~~und~~ einander fallen ~~werden, daß~~, die zwar gegen Preußen einig, unter sich aber uneinig, und obenein noch nicht vorbereitet waren. Es war eine kühne aber entscheidende Maßregel daß gleich Anfangs alle 9 Armee-Corps auf den Schultern der Monarchie ~~gegen Oesterreich~~ in Bewegung gesetzt wurden; die ~~[illegible]~~ Schutz der Rheinprovinz einem ~~und~~ gleichsam improvisirten Heere, bestehend aus der 13 Division und den in ~~[illegible]~~ Besatzungen und in den Elbherzogthümern ablöslich gewordenen Truppen – anvertraut blieb.

Der Truppenzahl von 285000 M war in der gegebenen Kriegslage nur durch gleichzeitige Benutzung aller Eisenbahn-Linien zu vereinigen, diese enden aber bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz und Freyburg ~~und Neisse~~ an der Landes-Grenze. Dort mußte die [illegible] [illegible] nothwendig das Eintreffen der letzten abwarten, um die Corps und sich zu formiren. Manchen richtig urtheilenden Militair mag erschrecken, gewiß sein aber die Zersplitterung der Aufstellung



auf einer Linie von 50 Meilen. [illegible] es für den strategischen Aufmarsch nachtheilig, was eine der unvermeidlichen Vorbereitungen für denselben war. Durch Seitenmärsche wurden indeß sofort die einzelnen Corps zu 3 großen Heereskörpern versammelt.

Eine andere, geographisch gebotene Nothwendigkeit, welche durch keinerlei Anordnung zu umgehen, war, daß die Oestr. in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen der Mark Brandenburg und Schlesien standen, daß Berlin wie Breslau durch selbstständige Armeen geschützt werden mußte. Die Vereinigung beider konnte nur nach Vorwärts [illegible] bewirkt werden, diese Richtung führte aber auf feindliches Gebiet, sie führte unmittelbar zum Krieg.

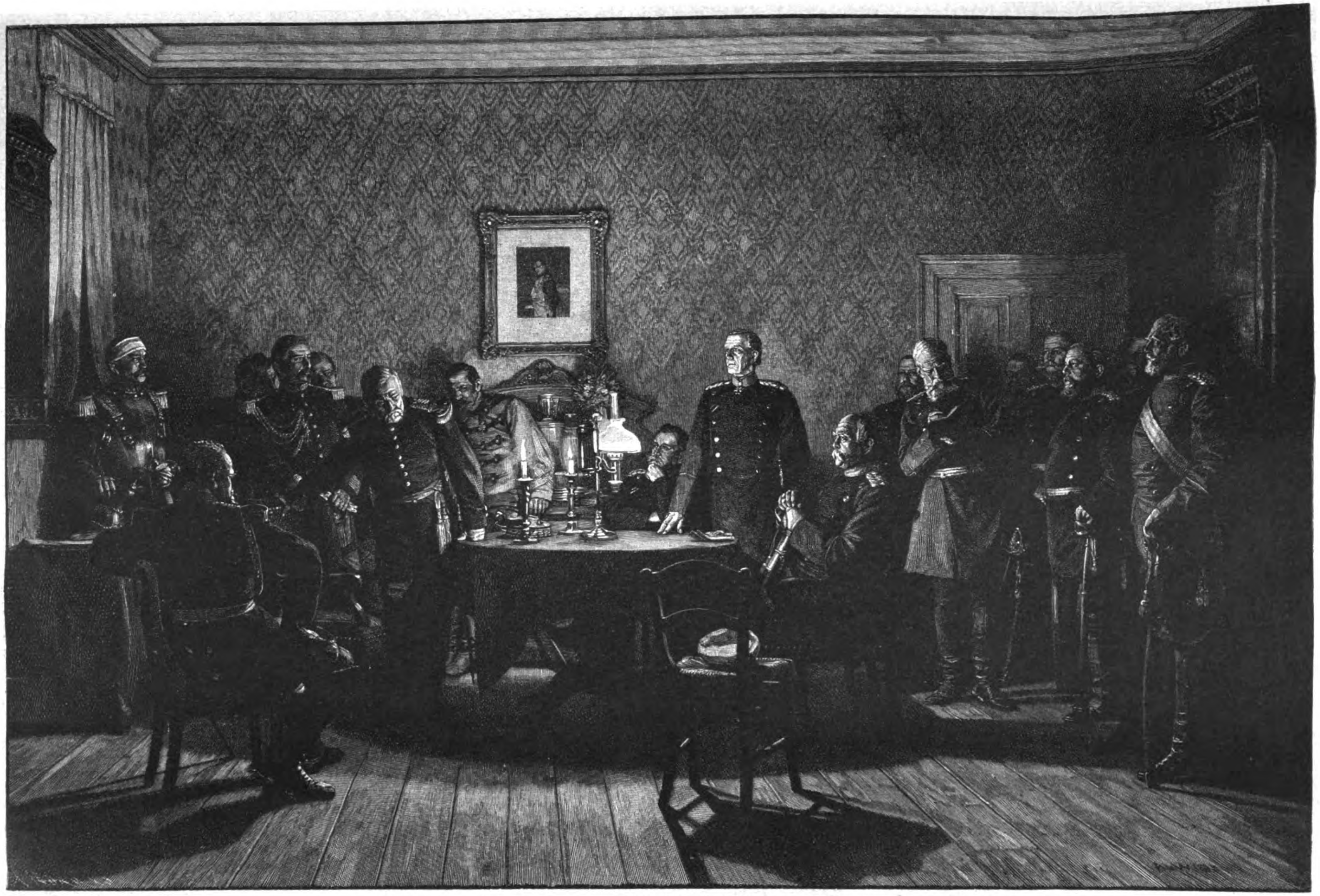
Viele achtungswerthe Stimmen waren laut geworden, welche aussprachen, daß bei einem Kampfe von Deutschen gegen Deutsche Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe. Allein der [illegible] [illegible] entwickelten, daß jedes weitere Zuwarten den Staat in Gefahr brachte. Oesterreich hatte die Initiative der Rüstung ergriffen. Preußen erfaßte die der Handlung und schrieb dadurch für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Hätte man das Ueberschreiten der sächsischen Grenze um 14 Tage verschoben, so würde man heut aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlachtfelder des Krieges in der Lausitz und in Schlesien zu suchen haben.

Wenige Märsche genügten um die beiden Heerestheile auf der Linie Bautzen Glatz an der böhmischen Grenze zu versammeln, aber die ~~[illegible]~~ schließliche Vereinigung konnte nur durch Verdrängung des Feindes, durch Gefechte erreicht werden. Mit welcher Tapferkeit und welch gutem Erfolg diese geschlagen wurden ist bekannt. 10 Tage genügten um die Oesterreicher zur Entscheidungsschlacht zu nöthigen. Am Morgen dieses Tages standen die diesseitigen Streitkräfte ~~[illegible]~~ auf einer Front von 4 Meilen in dieser Ausdehnung; sie durften sich ~~[illegible]~~ nicht angreifen lassen. Das offensive Vorgehen hingegen vereinigte alle Corps auf dem Schlachtfelde selbst und verwandelte so den strategischen Nachtheil der Trennung in den taktischen Vortheil einer völligen Umfassung des Feindes.

Es steht zu hoffen daß das Ergebniß dieses beispiellos schnell verlaufenen Feldzuges eine segensreiche Zukunft ~~für jüngere~~ für Deutschland und die heranwachsende Generation herbeiführen wird. Der ernsten Prüfung sind die jüngeren Männer gewachsen, auf welche die preußische [illegible] in den Kämpfen [illegible] Jahren. Doch, welche wahrscheinlich noch bevorstehen. Ich darf mich glücklich schätzen meine Laufbahn zu beschließen, mich belohnt durch die Gnade des Königs und das Vertrauen meiner Cameraden.

Berlin 18 Sept 1866.

Moltke



Wimpffen. Caſtelnau. v. Podbielsky. v. Moltke. Graf Bismarck. Bronſart v. Schellendorf. Verdy du Vernois.

General v. Moltke bei den Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870. Nach dem Gemälde von A. v. Werner.

(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

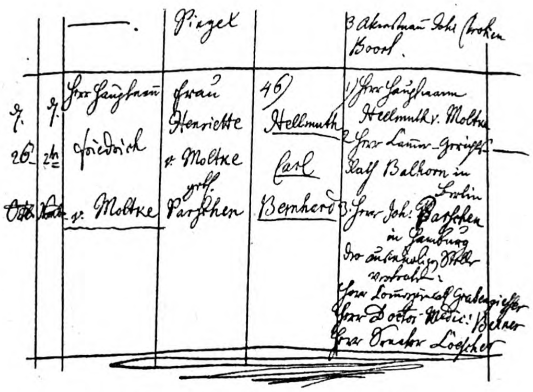
Generalfeldmarſchall Graf von Moltke †.

Er iſt von uns gegangen.

Zum letztenmal haben ſich die Fahnen des Heeres, welches er zu Siegen führte, wie die Welt ſie nimmer geſchaut, vor dem Generalfeldmarſchall Graf Moltke geſenkt.

Trauernd ſtand das ganze Vaterland an ſeinem Sarge. Vom Kaiſerſchloß bis zur ärmſten Hütte herab empfand jedes deutſche Herz, was uns der Tod genommen. In unſeren Schmerz und unſere Trauer aber miſchte ſich verklärend das Gefühl bewundernder Dankbarkeit. Er ſchied — ſein Geiſt lebt unter uns fort. Nicht in die ehernen Tafeln der Geſchichte allein grub er ſeine Thaten ein, in den Herzen unſeres Volkes ſchuf er ihnen eine unvergängliche Stätte.

Aus dem Kirchenbuche von St. Marien in Parchim.

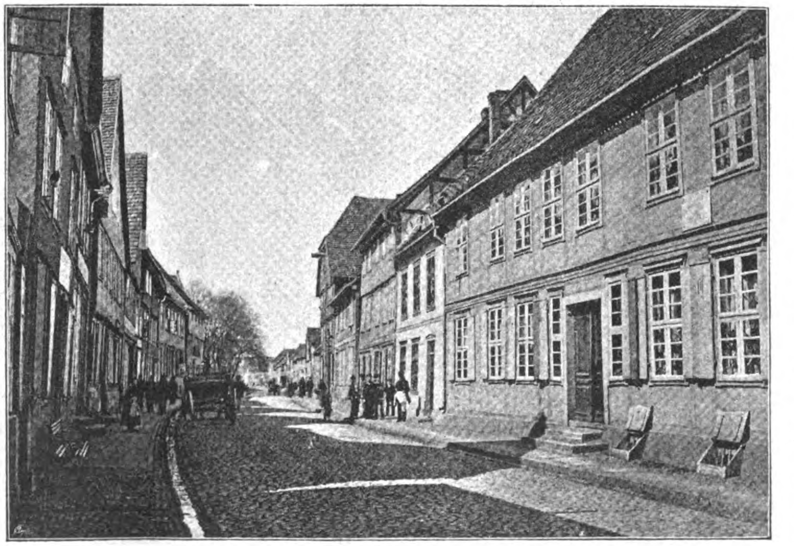


		—.	Piegel		3 Akersmann Joh: Stroken Boorl.
7. 26. Octb.	7. 2ten Nacht	Herr Hauptmann Friedrich v. Moltke	Frau Henriette v. Moltke geb. Paschen	46) Hellmuth Carl Bernhard	1) Herr Hauptmann Hellmuth v. Moltke 2 Herr Kammer-Gerichts-Rath Balhorn in Berlin 3. Herr Joh: Paschen in Hamburg Deren abwesenden Stelle vertraten: Herr Commerzienrath Grabengiesser Herr Doctor Medic: Berner Herr Senator Löscher

Geburtseintragung des Grafen Moltke.

Wohl gilt unſere Trauer zuerſt dem gewaltigen, nie beſiegten Feldherrn! Sie gilt aber nicht minder dem echt deutſchen Manne, der ſtarb, ohne einen Feind zu hinterlaſſen, deſſen Beſcheidenheit und deſſen ſchlichter Sinn nur von ſeinem Ruhm und ſeiner Größe übertroffen wurde. Vor unſern geiſtigen Augen ſtieg in dieſen Tagen lebendig die ehrwürdige Greiſengeſtalt Kaiſer Wilhelms des Siegreichen empor. Gemeinſam war beiden, dem Herrſcher und ſeinem Heerführer, die Pflichttreue, die uneigennützige, himmelhoch über allem Parteigetriebe ſtehende Hingabe an das Allgemeine, die unermüdliche Arbeit, die Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit ihres Weſens. Wohl waren ſie ihres Wertes und ihrer Stellung ſich bewußt, in dankbarer Demut aber gaben ſie Gott, dem Allmächtigen, die Ehre ihrer Thaten, ihrer beiſpielloſen Erfolge. Und darum bewunderten und verehrten wir ſie nicht nur, darum liebten wir ſie.

Wie einſt der nationalſte Feldherr der Zeit der Befreiungskriege, wie der tapfere Marſchall Blücher, ſo trat auch Feldmarſchall Moltke urſprünglich nicht in die Dienſte Preußens. Am 26. Oktober 1800 zu Parchim im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren, wurde Helmut von Moltke 1811 von ſeinem Vater, der nach einer kürzeren Laufbahn als preußiſcher Offizier im däniſchen Heeresdienſt bis zum Generalleutnant aufſtieg, in die Königliche Kadetten-Akademie zu Kopenhagen eingeſtellt, beſtand 1818 die Offiziersprüfung in dieſer Anſtalt als Erſter aller zugelaſſenen Aſpiranten und trat am 22. Januar des nächſten Jahres bei dem damals in Rendsburg garniſonierenden Oldenburgiſchen Infanterieregiment als Leutnant ein. „Ein ſchlanker, junger Menſch mit vollem, blondem Haar und gutmütigen, blauen Augen, von ſtillem, aber freundlich entgegenkommenden Weſen und treuherzigen, offenen Antlitzes, über deſſen ernſte Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug von verhaltener Wehmut flog.“ So ſchildert ihn ein Jugendgenoſſe. — Nach wenigen Jahren wurde dem jungen Offizier der Rahmen des kleinen däniſchen Heeres zu eng, er erbat 1822 ſeinen Abſchied, ging mit Empfehlungen ſeines bisherigen Regimentschefs, des Herzogs von Holſtein-Beck, verſehen nach Berlin und wurde nach einer glänzend beſtandenen Prüfung als Sekondeleutnant im Leib-Grenadierregiment Nr. 8 angeſtellt. Schon im nächſten Jahre verließ er indeſſen die Garniſon Frankfurt a. O., um die „Allgemeine Kriegsſchule“ in Berlin — die jetzige Kriegsakademie — während eines dreijährigen Kurſus zu beſuchen; hier hörte er u. a. bei dem geiſtvollen Kanitz Kriegsgeſchichte, bei Profeſſor Ermann Phyſik und bei dem unſterblichen Karl Ritter, gleich Roon einer der liebſten Schüler des großen Meiſters, Erdkunde. Nur ganz kurze Zeit blieb Helmut Freiherr von Moltke nach Ablauf ſeines Kommandos im Frontdienſt, denn bereits 1827 wurde er als Lehrer an die Diviſionsſchule zu Frankfurt a. O. berufen, wirkte hier ein Jahr und war dann während der Jahre 1828—1831 mit topographiſchen Aufnahmen und Arbeiten im Großen Generalſtab beſchäftigt. Aus jener Zeit ſtammen zwei kleinere litterariſche Arbeiten Moltkes, die Jahrzehnte hindurch verſchollen waren und erſt, als aus dem Leutnant der Feldmarſchall geworden war, von bibliographiſchen Fundgräbern gleichſam neu entdeckt wurden; beide Broſchüren ſind vielfach als „Jugendarbei-

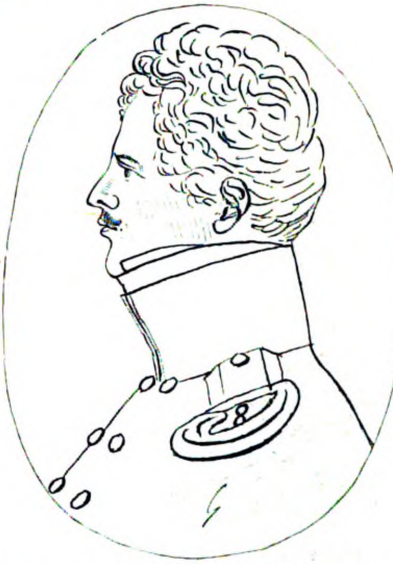


Moltkes Geburtshaus in Parchim.

ten“ eines großen Mannes beurteilt worden, eine Bezeichnung, die nur bedingt richtig iſt. Dem Begriff der Jugendarbeiten hängt ein Beigeſchmack an, der hier durchaus nicht zutrifft: einmal war Moltke damals bereits ein fertiger Mann, er zählte 31 Jahre, dann aber ſind die Eſſays dem Inhalt und der Form nach derart abgerundet, ſie zeugen von einem ſo gediegenen Quellenſtudium und ſolch ſcharfer Urteilskraft, daß man ſie — abgeſehen von einzelnen erſt inzwiſchen durch die vorgeſchrittene Forſchung aufgedeckten Unrichtigkeiten — dem beſten zur Seite ſtellen kann, was über die behandelten Gegenſtände überhaupt geſchrieben worden iſt. Die erſte der Broſchüren, welche 1831 erſchien, trägt den Titel: „Holland und Belgien in gegenſeitiger Beziehung ſeit ihrer Trennung unter Philipp II bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I“ und war gerade damals inſofern beſonders zeitgemäß, als ſich die Aufmerkſamkeit Europas durch die ſoeben erfolgte Lostrennung Belgiens von den Niederlanden beiden Ländern verſtärkt zugewendet hatte.

Die zweite der beiden Arbeiten „Über Polen,“ welche in geradezu meiſterhafter Weiſe die Gründe des Verfalls Polens aus der Geſchichte des merkwürdigen Staatsweſens heraus entwickelt, erſchien im Jahre 1832.

Wenn das ſchöne Wort Buffons: „Der Stil iſt der Menſch ſelber“ überhaupt Anſpruch auf Wahrheit machen darf, ſo trifft es hier zu. Die Ausdrucksweiſe Moltkes erſcheint einfach und kräftig, ſchön und, faſt möchte ich ſagen: graziös zu gleicher Zeit, Tiefe und Knappheit vereinen ſich in ihr, Gedanke und Wort decken ſich in jedem Satz mit ungeſuchter Leichtigkeit. Alles das ſind Eigentümlichkeiten, denen wir auch in allen ſpäteren Schriften des großen Mannes, in allen ſeinen Reden wiederbegegnen werden — nicht ganz unzutreffend hat einmal einer unſerer jüngeren Litterarhiſtoriker Moltkes Stil mit dem Leſſings verglichen. — Am 30. März 1832 war Freiherr von Moltke zum großen Generalſtab kommandiert worden, an demſelben Tage des nächſten Jahres wurde er unter Beförderung zum Premierleutnant in denſelben verſetzt und kehrte — eine ſeltene Ausnahme — niemals wieder in die Front zurück. Jetzt begann auch ein ſchnelleres Avancement; ſchon nach zwei Jahren, wiederum am 30. März, erfolgte die Beförderung zum Hauptmann.

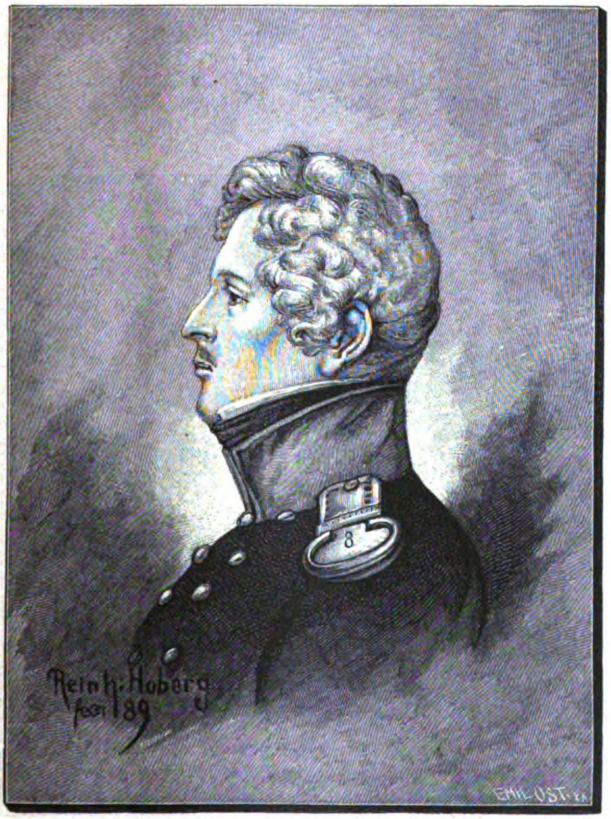


Moltke als Leutnant. Von ihm ſelbſt 1826 gezeichnet und 1886 mit folgendem Vermerk verſehen:

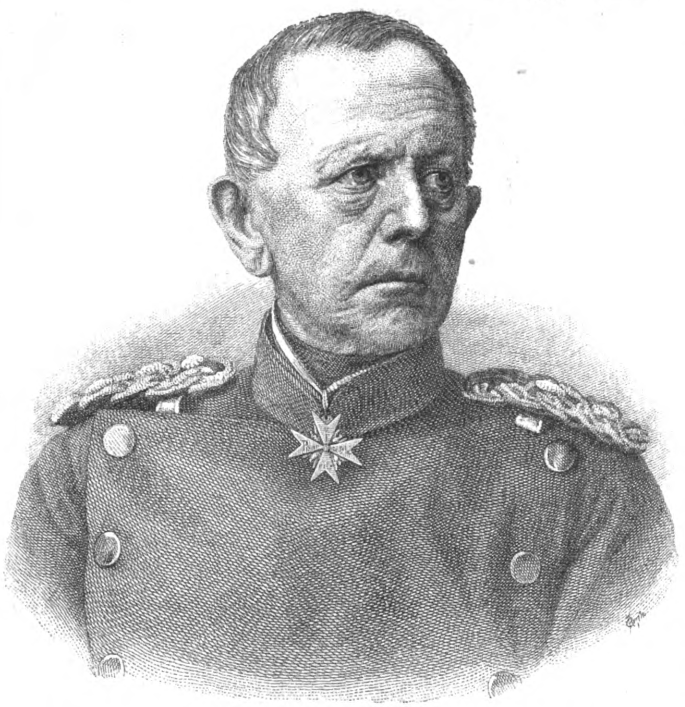
Gezeichnet vor 60 Jahren
Gr Moltke
Feldmarſchall
19. 1. 86.

Helmut von Moltke war als faſt mittelloſer Offizier in die preußiſche Armee übergetreten, er hat oft davon erzählt, wie er während des Beſuches der Allgemeinen Kriegsſchule nur mit Mühe die Ausgaben für den Unterricht in den lebenden Sprachen erſchwingen konnte. Jetzt, nachdem er in eine höhere Gehaltsſtufe aufgerückt war, regte ſich die Wanderluſt mächtig in ihm. Im Jahre 1834 durchſtreifte er Oberitalien, im nächſten Herbſt finden wir ihn in Konſtantinopel; urſprünglich ſollte der Aufenthalt in der Türkei nur ein kurzer ſein, der Kriegsminiſter, der greiſe Mehmed Chosref Paſcha, fand jedoch an dem jungen Generalſtabskapitän ein ſolches Wohlgefallen, daß er ſich ihn zu einer Art militäriſchen Vertrauensperſon erkor. Friedrich Wilhelm III bewilligte Moltke einen ausgedehnten Urlaub, aus welchem ſich eine Kommandierung „zur Organiſation und Inſtruktion der türkiſchen Truppen“ entwickelte.

Vier Jahre weilte Moltke in der Türkei — erſt im Herbſt 1839 kehrte er nach Berlin zurück. Wir beſitzen über dieſe Zeit ein hochintereſſantes Werk aus ſeiner Feder: „Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39“ — ein Werk, deſſen erſte Auflage Karl Ritter mit einem höchſt anerkennenden Vorwort einführte, und das wohl Anſpruch darauf erheben darf, dem Bücherſchatz unſerer klaſſiſchen Litteratur zugezählt zu werden. Durch ſeine umfaſſende dienſtliche Thätigkeit,



Graf von Moltke im 22. Lebensjahre, als Sekondeleutnant im 8. Infanterie-(Leib-) Regiment. Nach einer Zeichnung im Beſitze des Herrn von Moltke, Landrat zu Gleiwitz.
(Aus Müller-Bohn, Graf Moltke, eleg. gbdn. 9 Mk. Verlag von Paul Kittel in Berlin.)



Moltke. Bildnis aus dem Jahre 1870.
Nach dem im Verlage von E. H. Schröder in Berlin erſchienenen Stich von C. Teichel.

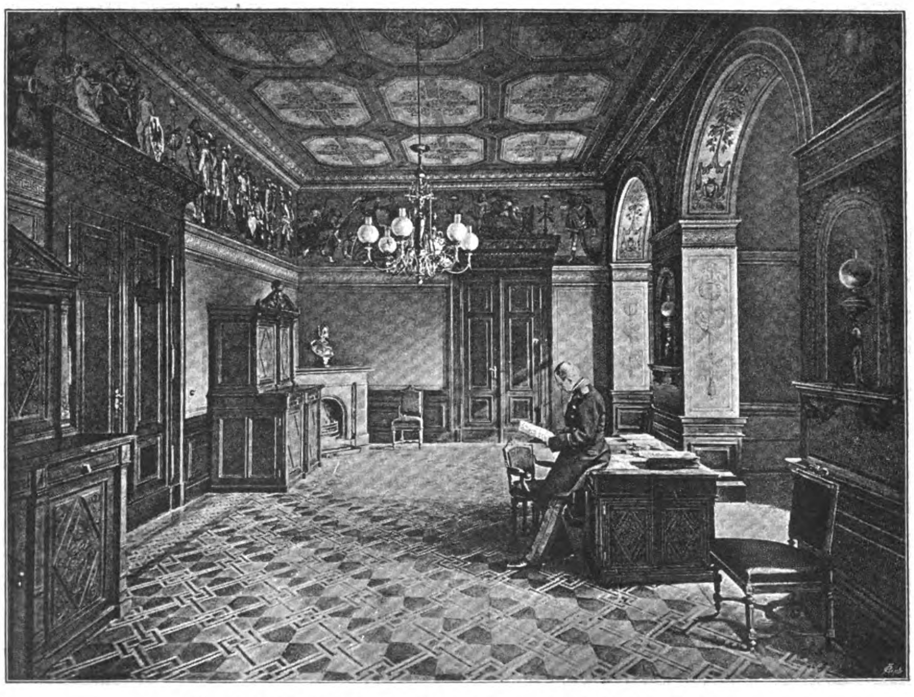
durch die zahlreichen im Auftrag des Sultans unternommenen Reiſen, vor allem aber durch ſeine Teilnahme an dem türkiſch-egyptiſchen Feldzug des Jahres 1839 fand Moltke Gelegenheit zu Studien, wie ſie damals im Gebiet der Pforte wenigen zu machen vergönnt waren. Aber wie wußte er auch zu beobachten, wie weiß er zu ſchildern. „In einer ſonnenhellen Nacht ſtand ich auf den Trümmern des alten Römerſchloſſes Zeugma,“ ſchrieb er von den Ufern des Euphrat. — „Der Strom glitzerte tief unten in einer felſigen Schlucht und ſein Rauſchen erfüllte die Stille des Abends. — Da ſchritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäſar und Julian im Mondſchein vorüber; von dieſem ſelben Punkte aus hatten ſie das Reich des Chosroes jenſeits des Stromes geſehen und gerade ſo geſehen, denn die Natur iſt hier von Stein und ändert ſich nicht. Da beſchloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die ſie zuerſt nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches weſtlicher Grenze bis zur öſtlichen getragen. Ich ſchleuderte die Flaſche von der Höhe herab; ſie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang, dem indiſchen Weltmeer zu. Sie, verehrter Freund, vermuten aber ſehr richtig, daß ich ſie vorher geleert hatte. Ich ſtand da wie der alte Zecher:

Trank letzte Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.
Ich ſah ihn ſtürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Flut,
Die Augen thäten mir ſinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr: die Flaſche hatte einen Fehler gehabt, ſie war die letzte geweſen!“

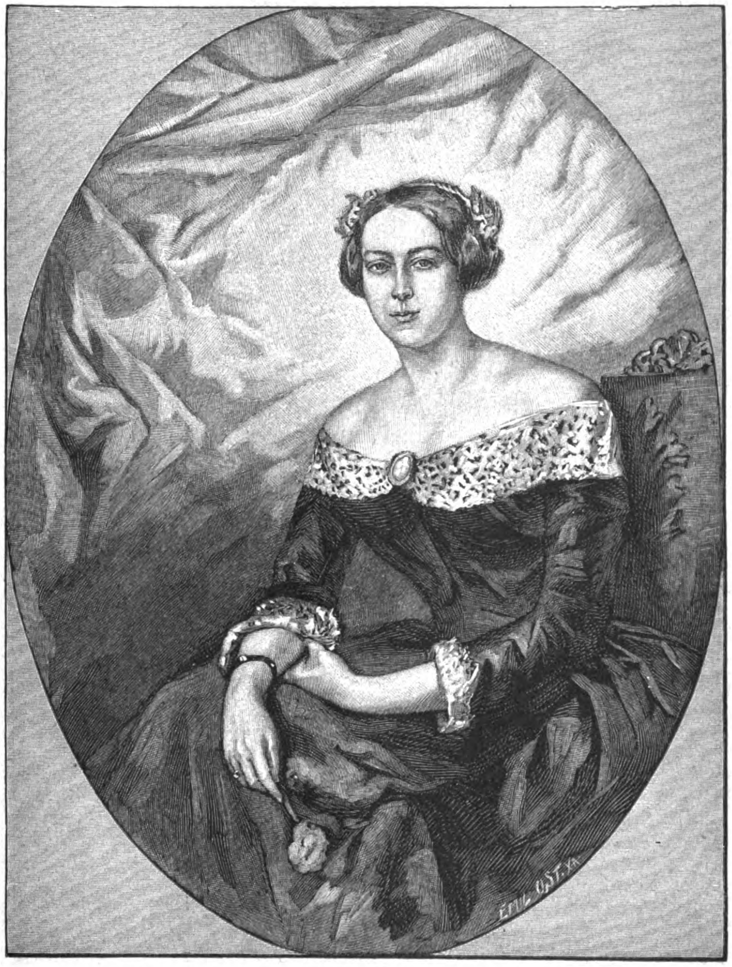
Trotz Moltkes Rat, den der Feldherr Haficz Paſcha gerade in der entſcheidenden Stunde unbeachtet ließ, ging mit der Schlacht am Niſib der ganze Feldzug verloren — mit Mühe „in zerlumpter türkiſcher Kleidung, mager und abgezehrt, mit langem Bart“ gewann Moltke bei Samſun die Küſte und ſchiffte ſich nach Konſtantinopel ein. Nachdem er in öffentlicher Audienz die Beſtätigung des Sultans erhalten, daß ihn keinerlei Schuld an der Kataſtrophe treffe, nahm er ſeine Entlaſſung aus türkiſchen Dienſten. Dem Niſchan-Iftechar in Brillanten, den er aus Stambul heimbrachte, fügte der König bald darauf den Orden pour le mérite hinzu.

Im Frühjahr 1840 wurde Moltke zum Generalſtab des IV. Armeekorps nach Magdeburg verſetzt, fand hier Muße, die Briefe aus dem Orient für die Veröffentlichung vorzu-



Moltke in ſeinem Arbeitszimmer im Generalſtabspalais in Berlin.

bereiten. Ehe jene Briefe aber erſchienen, hatten ſie bereits einen entſcheidenden Einfluß auf das fernere Leben ihres Verfaſſers ausgeübt, ſie hatten das Glück ſeiner Mannesjahre begründen helfen.



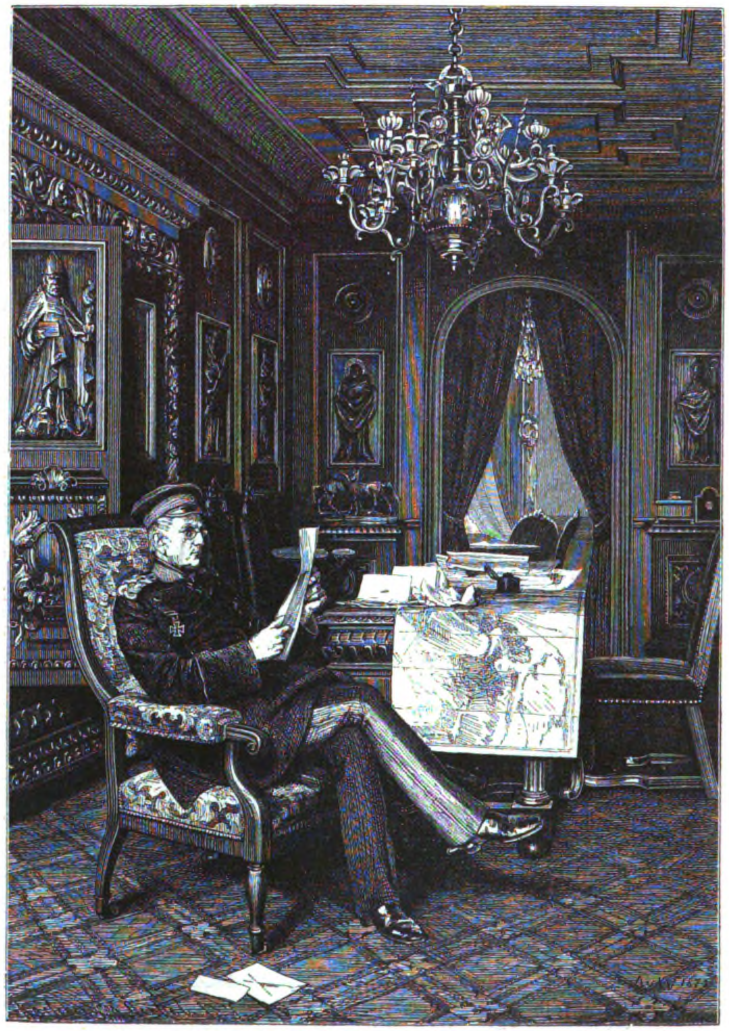
Mary von Moltke, geb. von Burt, Gemahlin des Grafen von Moltke.
(Aus Müller-Bohn, Graf Moltke, eleg. gebdn. 9 Mk. Verlag von Paul Kittel in Berlin.)

Bald nach der Rückkehr in die Heimat wandte Moltke ſeine Schritte nach Holſtein, er wollte ſeine Schweſter beſuchen, an welche ein großer Teil der Orientbriefe gerichtet geweſen war. Fräulein von Moltke war mit einem Engländer, John Heyliger Burt, vermählt; in ihrem Hauſe lebte eine Stieftocher, Miß Bertha Maria Burt. Die junge Dame, gleich ausgezeichnet durch wahre Herzensbildung wie durch Schönheit, hatte die Briefe des ihr bisher perſönlich unbekannten preußiſchen Offiziers mit Begeiſterung geleſen, ſie war von der Denkweiſe, die aus ihnen ſprach, völlig gefeſſelt, und eine ſchöne Fügung wollte, daß Helmut von Moltke die ihm entgegengebrachte Neigung bald voll erwiderte. Am 20. April 1842 führte er ſeine Nichte zum Altar. — In dem kurzen Lebensbild eines Mannes wie Moltke iſt leider wenig Raum für ein näheres Eingehen auf Familienverhältniſſe. Vor den gewaltigen Ereigniſſen, an denen er mitſchaffend Anteil hatte, treten die intimeren Beziehungen zurück. Leider! möchte ich wiederholen. Wer vermag zu ermeſſen, welchen Einfluß ein ſo reines Familienglück, wie es gerade Moltke an der Seite ſeiner Gemahlin fand, auf ſein Schaffen und Handeln gewann! Die Werkſtatt der Frau iſt das Haus, aber eine ſo bedeutende und eine ſo innig geliebte, ſo hochverehrte Gattin, eine geiſtig ſo begabte Frau wie Maria von Moltke, geht nicht anteilslos an der Seite ihres Mannes einher, ſie teilt mit ihm ſeine Hoffnungen und ſeine Entwürfe, ſeine Herzensfreuden und die Enttäuſchungen, die keinem Manne erſpart werden. Ein Vierteljahrhundert ungeſtörten Glückes war der edlen Frau beſchieden; ſie erlebte noch des Gatten kühnes Emporſteigen, ſie erlebte noch, daß ſein Name nach den glorreichen Siegen des Feldzuges 1866 die Welt erfüllte, aber allzu früh doch ſchied ſie von ihm: am Weihnachtsabend des Jahres 1868 ſtarb ſie nach kurzer Krankheit in Moltkes Armen. Dicht am Park von Kreiſau, auf dem Gipfel eines kleinen Hügels, lies der einſam zurückbleibende Gemahl — die Ehe war kinderlos geblieben — nach ſeinem eigenen Entwurf ein ſchlichtes Mauſoleum errichten, das ihre ſterblichen Reſte birgt, das nun auch die Seinen aufgenommen hat; über der Gruft ſteht, die Arme ſegenſpendend erhoben, die Geſtalt des Erlöſers, darüber das ſchöne Wort der heiligen Schrift: „Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung."

Im Jahre 1845 erſchien das erſte größere kriegswiſſenſchaftliche Werk Moltkes: „der ruſſiſch-türkiſche Feldzug in der europäiſchen Türkei 1828 und 1829", das ſich durch Durchſichtigkeit der Darſtellung und eine Fülle kritiſcher Betrachtungen beſonders auszeichnet und die Aufmerkſamkeit der höheren militäriſchen Kreiſe aufs neue auf den Major lenkte. Bald darauf wurde derſelbe als Adjutant zu dem ſeit faſt drei Jahrzehnten in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, dem Oheim des Königs, kommandiert. Der Dienſt bei dem feingebildeten, alten Herrn war kein beſchwerlicher, und bald führte Moltke ſein unermüdlicher Thätigkeitstrieb dazu, die reichlichen Mußeſtunden wie einſt am Boſporus, auch hier zu kartographiſchen Aufnahmen zu benutzen: ſo entſtand die „Carta topogrifica di Roma dal Barone di Moltke. Berlino presso Simone Schropp, und zugleich ein leider unvollendet gebliebenes Werk über die Umgegend Roms.

Prinz Heinrich ſtarb bereits 1846, und Freiherr von Moltke kehrte, nach kurzem Aufenthalt in Spanien, nach Berlin zurück, um zunächſt dem Generalkommando des VIII. Armeekorps in Koblenz zugeteilt zu werden, welche Stellung er bereits nach zwei Jahren mit der eines Chefs des Stabes in Magdeburg vertauſchte. Hier blieb er, von Stufe zu Stufe avancierend, faſt ſieben Jahre — 1855 aber erhielt er eine neue, wichtige Vertrauensſtellung: er wurde zum erſten Adjutanten des Kronprinzen, unſeres dereinſtigen Kaiſers Friedrich, ernannt. Die nächſten Jahre führten ihn in Begleitung des Prinzen mehrfach nach London, nach Petersburg und Paris, und auch über dieſe Reiſen liegen uns Aufzeichnungen

(Wanderbuch und Briefe aus Rußland. Berlin, Paetel) vor, die zum Teil aus tagebuchartigen, an eine verwandte Dame gerichteten Briefen beſtehen. Sind dieſelben auch von einer vorwiegend perſönlichen Natur, ſo legen ſie doch andererſeits von dem ſcharfen Blick des Verfaſſers, der überall den Kern der Dinge zu erkennen wußte, faſt auf jeder Seite Zeugnis ab. Nicht nur über die leitenden Perſönlichkeiten, denen er dank ſeiner Stellung näher treten konnte, auch über die ſozialen Verhältniſſe, über das geiſtige Leben in den bereiſten Ländern enthalten ſie hochintereſſante Urteile — doppelt intereſſant, weil dieſelben eben aus der Feder Moltkes ſtammen. Über Kaiſer Napoleon urteilt Moltke: „Eine gewiſſe Unbeweglichkeit ſeiner Züge, und der, ich möchte faſt ſagen, erloſchene Blick ſeiner Augen fiel mir auf. Im Salon trägt er eine imponierende Haltung nicht zur Schau, und im Geſpräch wohnt ihm ſogar eine gewiſſe Befangenheit bei: er iſt ein empereur, aber kein König.“ — Von der Rückreiſe durch den Elſaß ſchrieb er: „Es war traurig die Leute das Deutſch reden zu hören, und dabei ſind ſie gute Franzoſen. Wir haben ſie ja im Stiche gelaſſen!“ Nun, daß nachgeholt wurde, was nachzuholen war, dafür hat unter anderen ja gerade Moltke geſorgt! Im Jahre 1856 zum Generalmajor befördert, wurde Moltke ſechs Tage, nachdem der Prinz von Preußen die Stellvertretung des unheilbar erkrankten Königs übernommen hatte, am 29. Oktober 1857 nämlich, mit der proviſoriſchen Führung der Geſchäfte des Generalſtabs der Armee betraut. Das unmittelbare Verdienſt, den richtigen Mann an den richtigen Platz gebracht zu haben, gebührt zweifellos dem damaligen Chef des Militärkabinetts, dem General von Manteuffel.


Graf von Moltke in ſeiner Wohnung in der Rue neuve zu Verſailles.
Originalzeichnung nach dem Leben von A. von Werner.

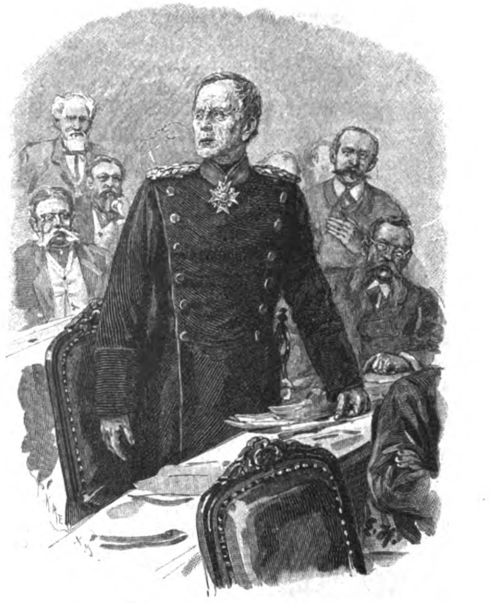
Der rechte Mann an der rechten Stelle! Die Zeit brach herein, in der ſich die dereinſtigen Paladine Kaiſer Wilhelms um ihren Allerhöchſten Herrn ſcharten: Freiherr von Moltke an der Spitze des Generalſtabes, dieſen reformierend und mit ſeinem Geiſte durchdringend, General von Roon als Kriegsminiſter mit zäher Energie die Armeeorganiſation gegen eine Flut von Unverſtand durchkämpfend — nicht lange, ſo auch Herr von Bismarck-Schönhauſen als Miniſterpräſident dem inneren Konflikt die Stirn bietend und zugleich Preußens deutſcher Politik die Wege ebnend!

Schon das erſte Jahr in der neuen Stellung brachte General von Moltke, welcher am 18. September 1858 definitiv zum Chef des Generalſtabes ernannt worden war, eine ernſte Aufgabe. Infolge des öſterreich-franzöſiſchen Krieges mußte er den Entwurf zum ſtrategiſchen Aufmarſch am Rhein bearbeiten. Wir wiſſen heute aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Coburg, wie Öſterreich in letzter Stunde, um des Hohenzollernſtaates Einfluß und Anſehen in Deutſchland nicht durch kriegeriſche Erfolge heranwachſen zu laſſen, lieber die Lombardei opferte und ſich zu dem übereilten Frieden von Villafranka entſchloß — wie damit, gerade als die Bahntransporte zum Rhein beginnen ſollten, Preußens Eingreifen unnötig erſchien. Wenn dadurch auch der Moltkeſche Entwurf hinfällig wurde, ſo hatte ſeine Arbeit doch den Beweis geliefert, daß er eben „der rechte Mann an der rechten Stelle“ war. Ebenſo fand die erſte große, kriegsgeſchichtliche Schrift, welche der Generalſtab unter ſeiner Leitung erſcheinen ließ: „der italieniſche Feldzug des Jahres 1829,“ allgemeine Anerkennung — der ſcharfe, kritiſche Geiſt, der aus der Darſtellung der kriegeriſchen Ereigniſſe ſprach und dieſelben erſt dem Studium erſchloß, war ſo recht eigentlich Moltkes Werk.

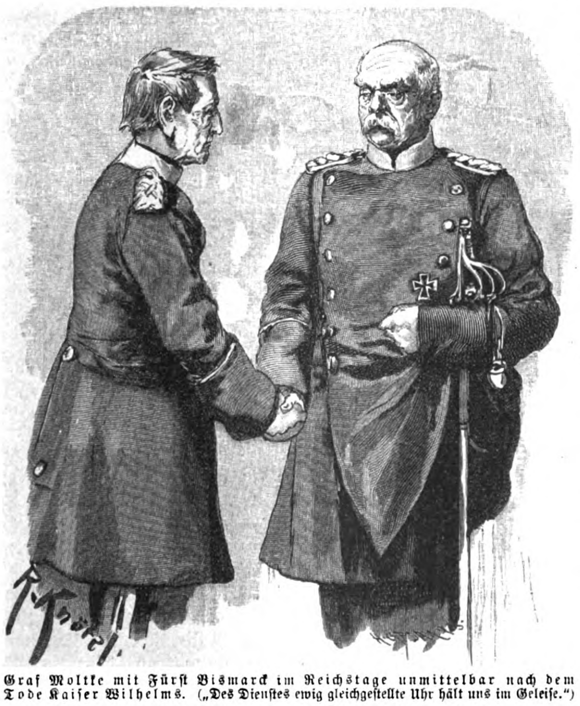
In der preußiſchen Armee faſt allein lag damals die Zukunft Deutſchlands, des Vaterlandes einziger Schutz und Schirm! War es nicht bezeichnend, daß der Chef des preußiſchen Generalſtabes in jener Zeit im Auftrage des deutſchen Bundesrats „ſchleunigſt“ die vaterländiſchen Küſten bereiſen und einen Entwurf zu deren Verteidigung vorlegen mußte, einen Entwurf, den die hohe Behörde dann ebenſo ſchleunigſt ihren „ſchätzenswerteſten“ Aktengerümpel einverleibte.

Langſam nur, ſehr langſam kamen beſſere Zeiten. Unter ſteten Kämpfen, welche man wahrlich als König Wilhelms erſte, große Herrſcherthaten bezeichnen kann, wurde die Reorganiſation der Armee durchgeführt, die dann im ſchleswig-holſteinſchen Kriege ihre erſten Lorbeeren pflücken ſollte. Generalleutnant von Moltke hatte die Direktiven auch für dieſen Feldzug entworfen und übernahm nach dem Düppelſturm, um die Operationen in ein ſchnelleres Tempo zu bringen, ſelbſt für Vogel von Falkenſtein die Stellung als Chef des Generalſtabes bei der mobilen Armee.

Nach dem Friedensſchluß widmete er ſeine Kräfte wieder ganz dem inneren Ausbau des Generalſtabes. Es gelang ihm, eine längſt als notwendig erkannte Erhöhung des Etats durchzuſetzen und in dem ſogenannten „Nebenetat“ eine Organiſation für die rein wiſſenſchaftlichen Zwecke der Armee zu ſchaffen. Daneben fand er Muße, mehrere Schriften über den letzten Krieg aus dem Däniſchen zu überſetzen und eine kleine, aber bedeutſame Broſchüre „Bemerkungen über den Einfluß der verbeſſerten Schußwaffen auf das Gefecht“ zu verfaſſen. Die Schrift erſcheint uns in doppelter Beziehung bedeutſam: einmal tritt der Stratege Moltke in ihr zum erſtenmal als Taktiker auf, der ſeine Anſchauungen über den Gebrauch der neuen, weittragenden Feuerwaffen dem größeren Kreiſe des ganzen Offizierkorps zugänglich machen will, dann aber iſt es überraſchend, wie weit jene Anſchauungen den damals herrſchenden Anſichten voraus waren. Die Vorausſage Moltkes, daß eine offenſive Feuertaktik an die Stelle des Draufgehens mit dem Bajonett treten müſſe, hat ſich vollauf bewährt, manche der von ihm 1865 entwickelten Grundſätze aber ſind erſt — nach dem Kriege von 1870 zur vollen Geltung dnrchgedrungen.



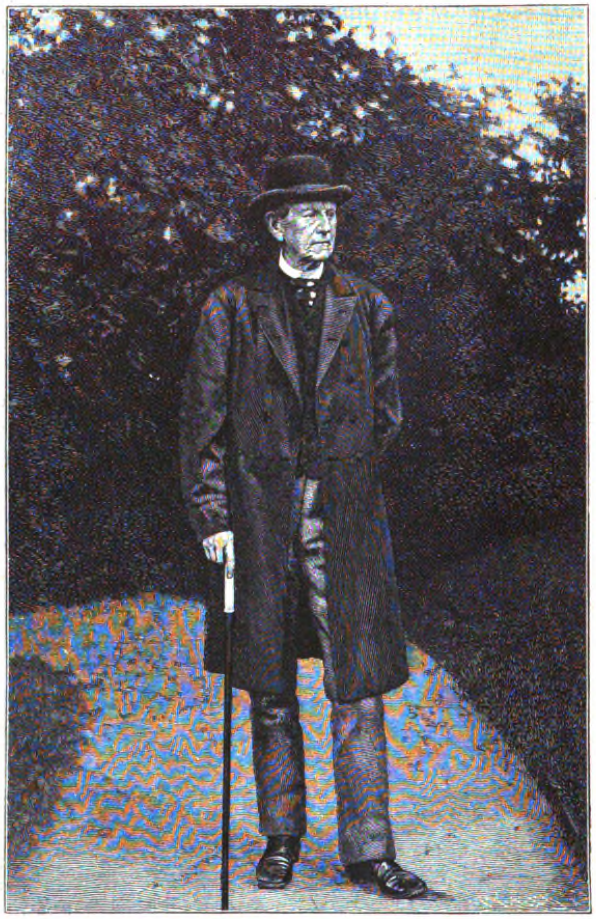
Moltke im Reichstag ſprechend.



Graf Moltke mit Fürſt Bismarck im Reichstage unmittelbar nach dem Tode Kaiſer Wilhelms. („Des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr hält uns im Geleiſe.“)

Wohlvorbereitet fand der Feldzug 1866 das preußiſche Heer. „Der Aufmarſch der Armeen,“ ſagt Oberſt von der Goltz, „gehört zu den beſten ſeinesgleichen.“ Nachdem er vollzogen und gelungen war, erſchien er vollkommen natürlich, als hätte er nicht anders ſein können. Aber man vergegenwärtige ſich die anfänglichen Umſtände und man wird das Außergewöhnliche erkennen müſſen. Drei feindliche Gruppen ſtanden Preußen im Weſten, im Südweſten und Süden gegenüber — dazwiſchen das zerſplitterte eigene Gebiet mit den denkbar ungünſtigſten Grenzen, ein Teil der Streitkräfte nach Schleswig entſendet. Öſterreich hatte für die Rüſtungen fünf Wochen voraus, aber dennoch gewann ihm Preußen bis zum 5. Juni ſeinerſeits mindeſtens vierzehn Tage Vorſprung ab. Das aber war nur durch den kühnen Entſchluß zu erreichen, die ganze Kraft ſogleich gegen den wichtigſten Feind, Öſterreich, zu wenden, ferner durch die geſchickte Ausnutzung aller fünf Bahnlinien, die auf den Kriegsſchauplatz hinausliefen, und endlich durch die Verſammlung in drei ſelbſtändigen Gruppen. Gerade dieſe letzte Maßregel brachte es zuwege, daß die nächſt bedrohten preußiſchen Provinzen, die Marken und Schleſien, gleichzeitig geſichert wurden, daß die Armeen ohne Schwierigkeit ernährt werden konnten, daß ſie für den Vormarſch ſofort über eine große Anzahl Straßen verfügten. Aber freilich, dieſer Vormarſch mußte auch folgen. Nur die Vereinigung nach vorwärts in Feindesland hinein vermochte das Gefährliche der Lage aufzuheben! Dieſe rechtzeitige Vereinigung der drei Armeen für den Hauptſchlag wurde nie aus dem Auge verloren: das feindliche Heer war der Zielpunkt, auf den unſer Korps „getrennt marſchierend“ losſtrebten, um „vereint ſchlagend“ in dem einen Kampfe von Königgrätz die Entſcheidung des ganzen Feldzuges zu erringen. Der rechtzeitige Entſchluß zu dieſem Entſcheidungskampf aber lag wiederum bei dem Chef des Generalſtabs. Es iſt bekannt, daß König Wilhelm am 3. Juni den Truppen einen Ruhetag zu gewähren gewillt war, und daß erſt die am Spätabend eingehenden Meldnngen von der Verſammlung des Gegners diesſeits der Elbe zu anderen Anordnungen nötigten. Generalleutnant von Voigts-Rhetz, der Chef des Stabes der Armee des Prinzen Friedrich Karl, überbrachte nicht lange vor Mitternacht dieſe Nachrichten dem König mit dem Hinzufügen, daß der Prinz bei der veränderten Sachlage zum Angriff entſchloſſen ſei, der Monarch aber befahl, zunächſt dem General von Moltke Bericht zu erſtatten. Eine Stunde ſpäter war dieſer bei dem oberſten Kriegsherrn. Er hatte die vorläufigen Maßnahmen des prinzlichen Heerführers als zweckentſprechend erkannt und hielt den Angriff auf das feindliche Heer für geboten. „Ein offenſives Vorgehen vereinigte alle unſere Korps auf dem Schlachtfelde ſelbſt und verwandelte ſo den ſtrategiſchen Nachteil der Trennung in den taktiſchen Vorteil einer völligen Umfaſſung des Gegners.“

„Ich habe meine Pflicht gethan — weiter Nichts!“ äußerte der General wenige Tage, nachdem die ſiegreichen Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in Berlin gehalten hatten, und ſchlicht und einfach wandte er ſich ſofort den Pflichten neuer Friedensarbeit zu. Die Organiſation der Armee des Norddeutſchen Bundes bedingte ſeine Mitthätigkeit, die kriegsgeſchichtliche Abtheilung des Generalſtabs ging ſofort an die Bearbeitung des Werkes über den letzten Feldzug — ein Werk, an deſſen Redaktion Moltke umfaſſenden Anteil hatte.



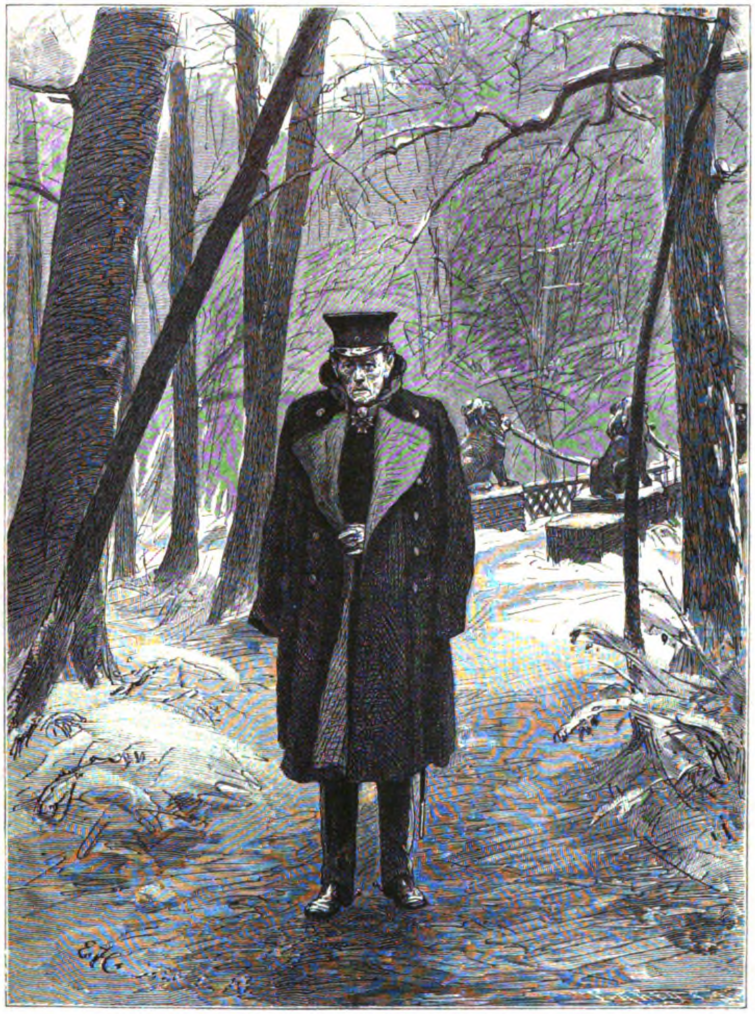
Moltke im Park zu Kreiſau.
Nach einer Aufnahme vom 19. Auguſt 1886 in Straßburg von A. Bockmann.

Am 8. März 1868 beging der General in ſtiller Zurückgezogenheit ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum, im Dezember desſelben Jahres, Angeſichts der ſchweren Leiden ſeiner geliebten Gemahlin, verfaßte er jenen ewig denkwürdigen Entwurf für den Aufmarſch der geſamten deutſchen Streitkräfte am Rhein, der mit nur geringfügigen Abänderungen zur Ausführung gekommen iſt. Es iſt bei dem beſchränkten Raum dieſer Skizze unmöglich auf dieſen Entwurf näher einzugehen; erfreulicher Weiſe hat ihn aber die Einleitung des Generalſtabswerk über den Krieg 1870/71 weiteren Kreiſen zugänglich gemacht. In der That iſt er ein Meiſterſtück großartiger — und dabei einfacher Kombination. Wieder wird es als wichtigſte Aufgabe bezeichnet, „die Hauptmacht des Gegners aufzuſuchen und, wo man ſie findet, anzugreifen“, zugleich aber als leitender Gedanke bereits das Beſtreben feſtgeſtellt, jene in nördlicher Richtung von ihrer Verbindung mit Paris abzudrängen. General von Moltke erkannte mit ſtaunenswertem Scharfſinn die Wahrſcheinlichkeit, daß die Franzoſen ihre erſte Verſammlung auf der Linie Metz-Straßburg bewirken würden, um unter Umgehung unſerer ſtarken Rheinfront gegen den Main vorzudringen, Nord- und Süddeutſchland zu trennen — er erkannte weiter aber auch „in einer Verſammlung aller unſerer verfügbaren Streitkräfte ſüdlich der Moſel, in der bayeriſchen Pfalz, das geeignetſte Mittel, ſolchen Plänen entgegenzutreten.“ — „Dieſe Verſammlung“, fährt die Denkſchrift fort, „ſchützt den unteren, wie den oberen Rhein, ſie geſtattet eine Offenſive in Feindesland, welche rechtzeitig ergriffen, wahrſcheinlich jedem Betreten deutſchen Bodens durch die Franzoſen zuvorkommen wird.“

Der Erfolg der deutſchen Heerführung im franzöſiſchen Feldzuge ſtellte Moltke in die Reihe der erſten Feldherren aller Zeiten: neben Hannibal und Caeſar, neben Friedrich dem Großen und Napoleon wird man ſtets auch ſeinen Namen nennen. Seine meiſterlichen Anordnungen für die Kämpfe um Metz, ſein Entſchluß zu jenem Rechtsabmarſch der Armeen der Kronprinzen von Preußen und Sachſen, welcher das franzöſiſche Heer in die Kataſtrophe von Sedan verwickelte, ſeine Maßnahmen zur Deckung der Cernierung von Paris, ſeine Dispoſitionen gegenüber dem abenteuerlichen Zuge des General Bourbacki, der das Finale des großen Völkerringens bildete, werden noch nach Jahrhunderten als muſtergültig anerkannt werden müſſen.

Aber — ich habe es ſchon früher einmal in dieſen Blättern betont — es wäre unrecht, gerade an dieſer Stelle jener Faktoren nicht zu gedenken, welche die Moltkeſche Heeresleitung doch eigentlich erſt möglich machten: über dem genialen Feldherrn ſtand ein König und oberſter Kriegsherr, der mit ruhigem und klarem Blick die herrliche Gabe des Vertrauens verband, deſſen erhabene Seele frei von Wanken und Zagen, deſſen Herz frei von Neid und Zweifel war — unter dem weitausſchauenden Strategen ſtand, als zuverläſſiges Werkzeug ſeiner Entſchlüſſe, ein unvergleichlich geſchultes, ein nie verzagendes, tapferes Heer! Liegt nicht etwas Rührendes in dem Ausruf, in den Moltke ausbrach, als ihm wieder einmal die Kunde von einem jener beiſpiellos ſchwierigen Siege über die franzöſiſche Loirearmee zukam: „Man mag unſere braven Jungens hinſtellen, wo man will — ſie wiſſen immer zu ſiegen!“ Aber zum Andern: liegt nicht auch ein wahrhaft großer Zug in der Art, wie die deutſche oberſte Heeresleitung ſich mit den Anordnungen der Führer da abfand, wo jene ihre Ideen nicht völlig richtig aufzufaſſen, nicht ganz zu verwirklichen wußten! Auch auf deutſcher Seite fehlte es nicht an Mißverſtändniſſen und Friktionen: wenn aber den Civilſtrategen von Tours jeder Mißerfolg ein willkommenes Signal zu Schmähungen und Strafen war, ſo maß ein Moltke mit anderem Maßſtab. Er wußte, daß ein Jeder ſein Beſtes gab, er hatte Herz für ſeine Unterführer! Nur auf Grund ſolchen feſten, allſeitigen Vertrauens läßt ſich wahrhaft Großes erringen.

Ruhmgekrönt kehrte Generalfeldmarſchall Graf Moltke — am 28. Oktober, am Tage nach der Kapitulation von Metz, hatte der König ihn in den Grafenſtand erhoben — heim, mit dem Großkreuz des Eiſernen Kreuzes und dem Orden pour le mérite mit Eichenlaub geſchmückt. Mit Zuſtimmung des Reichstags verlieh der Kaiſer ihm eine Dotation von 300 000 Thalern, die er zur Erweiterung ſeines bereits 1868 begründeten Familien-Fideikommiſſes Kreiſau, Nieder-

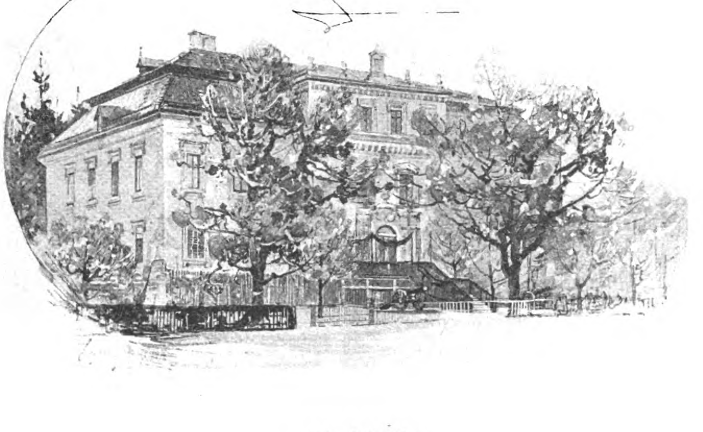


Generalfeldmarſchall Graf Moltke im Tiergarten.

Gräditz und Wieriſchau im Kreiſe Schweidnitz verwandte. Die Ehren häuften ſich auf ſein greiſes Haupt: Berlin, Leipzig, Hamburg, Magdeburg erkoren ihn zum Ehrenbürger, die Univerſität Halle zum Ehrendoktor der Philoſophie, die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften zum Ehrenmitglied, der Zar ernannte ihn zum Chef des Regiments Rjäſan, Kaiſer Wilhelm berief ihn auf Lebenszeit in das Herrenhaus, eins der deutſchen Schlachtſchiffe, ein Fort der Straßburger Befeſtigung wurden auf ſeinen Namen getauft, Denkmäler erhoben ſich ihm zu Ehren in ſeinem Geburtsort Parchim, zu Köln und zu Leipzig, und noch 1883 ernannte ihn ſein dankbarer Monarch zum Kanzler des höchſten aller preußiſchen Orden, des Ordens vom ſchwarzen Adler. Er ſelbſt aber blieb unter all den Auszeichnungen der einfache Mann, dem ſtetes Schaffen Lebensbedürfnis und höchſte Lebensfreude war. Mit Geiſt und Hand war er unermüdlich am Ausbau der deutſchen Wehrkraft und Wehrtüchtigkeit thätig. Mit weitem Blick, aber auch mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit leitete er die ſeit 1871 weſentlich vermehrten Arbeiten des Generalſtabs. Es iſt hier nicht der Ort, von jener ſtillen Thätigkeit zu ſprechen, die der Vorbereitung zum Kriege im engeren Sinn gewidmet iſt und im Rahmen jener Arbeiten den Hauptplatz einnimmt, wir können nur auf denjenigen Theil des unermüdlichen Wirkens des Feldmarſchalls hinweiſen, der offen vor uns liegt: unter ihm entſtand das herrliche, ganz von ſeinem klaren Geiſte und von ſeinem hohen Gerechtigkeitsgefühl erfüllte Werk der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung über den deutſch-franzöſiſchen Krieg, er leitete mit nie verſagender Friſche die Studien der ihm unterſtellten Offiziere, redigierte in letzter Inſtanz die Entwürfe für die großen „Kaiſermanöver“ und nahm fördernd an allen Fragen teil, welche die Landesverteidigung betrafen.

Nichts entging ſeiner Fürſorge: für die geringſten Einzelheiten des Dienſtbetriebes in dem ihm unterſtellten Eiſenbahnregiment hatte er ebenſo lebhaftes Intereſſe, wie für die Leiſtungen der Hörer der Kriegsakademie und inmitten einer beiſpielloſen Arbeitslaſt fand er immer noch Muße zu einem umfangreichen Briefwechſel. Er war, gleich Kaiſer Wilhelm, ein Zeitkünſtler in des Wortes ſchönſter Bedeutung, und es iſt auch in dieſer Beziehung intereſſant, einen Blick auf die Tageseinteilung zu werfen, die er in den Jahren ſeiner Berufsthätigkeit faſt peinlich innehielt. Schon früh am Morgen pflegte er, das Haupt mit einem Käppchen bedeckt, das ſehr einfach eingerichtete Arbeitszimmer zu betreten, in dem er den Kaffee nahm, eine Cigarre rauchte und zu arbeiten begann. Bis neun Uhr ſaß er am Schreibtiſch: er ſchrieb ſchnell und regelmäßig, änderte aber häufig nachträglich in den ſorgſam gefeilten und gekürzten Manuſkripten. Um neun Uhr gelangten die eigentlichen Dienſtſachen zur Vorlage, dann zog der Feldmarſchall Uniform an, empfing den Adjutanten zum Vortrag, nahm ein einfaches zweites Frühſtück und ſetzte ſich wieder an den Schreibtiſch. Mit dem Glockenſchlag zwei Uhr begannen die oft langwierigen Vorträge der Abteilungschefs des Großen Generalſtabes, nach deren Abſchluß der Graf meiſt, wenn die Zeit es erlaubte, einen kurzen Spaziergang unternahm und dann im Kreiſe ſeiner Familie ſpeiſte. Schon um fünf Uhr aber feſſelte ihn wieder das Arbeitszimmer und erſt gegen Sieben nahm er die inzwiſchen eingelaufenen Zeitungen zur Hand. Eine Partie Whiſt und faſt regelmäßig irgend ein muſikaliſcher Vortrag bildete den Beſchluß — erſt gegen elf Uhr begab der Greis ſich zur Ruhe, um ſich am nächſten Morgen ſchon um ſechseinhalb Uhr zur neuen Arbeit zu erheben. Auch noch in den letzten Jahren, auch auf ſeinem Landſitz Kreiſau, blieb Graf Moltke der Trieb zum Schaffen treu; wenn er ſich auch eine längere Mittagsruhe geſtattete, ſo brachte er doch immerhin täglich viele Stunden am Arbeitstiſch zu — man darf überzeugt ſein, daß der litterariſche Nachlaß des großen Mannes, wenn er der Öffentlichkeit erſchloſſen wird, das deutſche Volk noch mit reichen Gaben beſchenkt.

Einen breiten Raum in der Thätigkeit des Feldmarſchalls

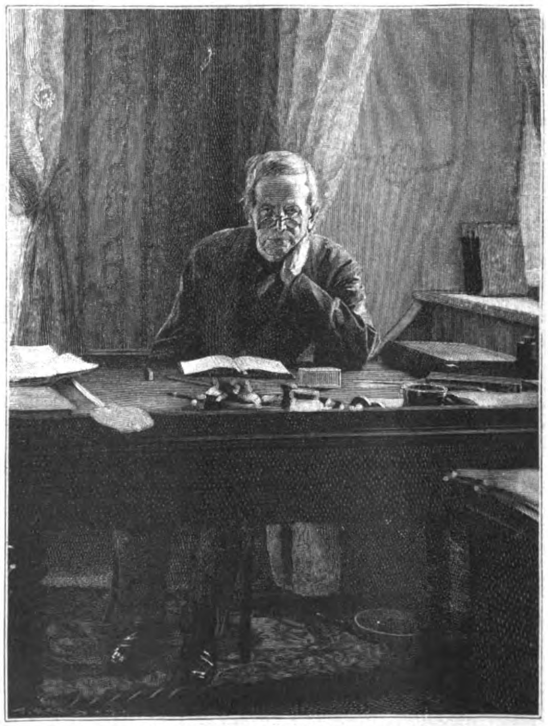


Schloß Kreiſau.

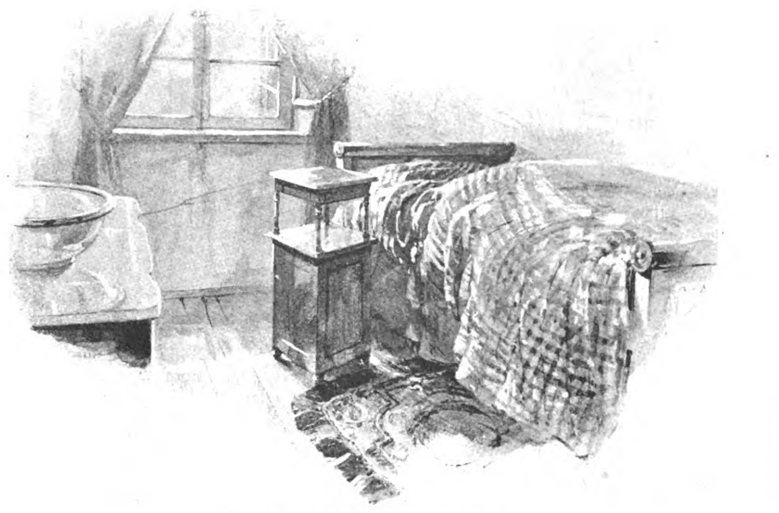
nahm in den letzten Jahrzehnten ſeine Betheiligung an den parlamentariſchen Arbeiten ein, ſelten fehlte er bei einer wichtigen Sitzung des Herrenhauſes oder des Reichstags, in welchem er den Wahlkreis Memel-Heydekrug vertrat. Wenn das Volkswort, das ihn den „Großen Schweiger“ taufte, auch im Allgemeinen nicht Recht hatte, obwohl es eine ſinnige Anerkennung ſeiner ſtillen geiſtigen Arbeit trefflich zum Ausdruck brachte, ſo traf es für das Verhalten des Grafen Moltke in den Sitzungsſälen der Volksvertretung doch zu: der Führer unſerer Heere in heißen Schlachten betheiligte ſich ſelten an den Redeſchlachten der Parlamentarier. Wenn er aber ſprach, dann lauſchte das ganze Haus in atemloſer Spannung, und ſeine Reden fanden lauten Widerhall weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Wem iſt jene Rede vom 16. Februar 1874 nicht in der Erinnerung, in welcher der Sieger von Königgrätz und Sedan es ausſprach: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen, das mögen wir wohl ein halbes Jahrhundert mit den Waffen ſchützen, damit es uns nicht wieder entriſſen werde!“ Wer kennt nicht ſeine herrlichen Worte vom 1. März 1880: „Wahren wir vor Allem die Ehre und Sicherheit des Reiches, wahren wir die lange erſehnte und endlich erreichte Einheit der Nation! Fahren wir fort, Frieden zu halten, ſolange man uns nicht angreift, den Frieden zu ſchützen, ſoweit unſere Kräfte reichen. Wir werden in dieſem Beſtreben nicht allein ſtehen, wir werden unſere Bundesgenoſſen haben. Darin liegt für Niemand eine Drohung, wohl aber eine Bürgſchaft für friedliche Zuſtände unſeres Welttheils vorausgeſetzt, daß wir ſtark und gerüſtet ſind. Nur in der eigenen Kraft liegt das Schickſal jeder Nation!“

Die Jahre ſchienen ehrfurchtsvoll an dem hehren Greiſe vorüberzugehen; in einem Alter, in dem die Mehrzahl der Sterblichen ſich willenlos der gebietenden Stimme der Zeit beugt, waltete er mit unermüdeter Friſche ſeines Amtes, auch darin dem Kaiſer Wilhelm gleich. In vollſter Rüſtigkeit feierte er 1879 ſein 60jähriges Dienſtjubiläum, faſt alljährlich nahm er an den Übungsreiſen des Generalſtabes teil oder durchwanderte zu ſeiner Erholung die ſchönen Thäler der Schweiz. Auch als ihm — auf ſeinen Wunſch — 1881 der General Graf von Walderſee als Generalquartiermeiſter zur Seite geſtellt wurde, ließ er kaum in ſeiner Thätigkeit nach und erſt nach dem Hingang Kaiſer Wilhelms, nach dem Tode Kaiſer Friedrichs, faßte er den endgültigen Entſchluß, aus dem Dienſt zu ſcheiden. Am 3. Auguſt 1888 reichte er ſein Abſchiedsgeſuch ein: „Eurer Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät,“ ſo ſchrieb er, „bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu beſteigen vermag. Eure Majeſtät brauchen jüngere Kräfte und iſt mit einem nicht felddienſtfähigen Chef des Generalſtabs nicht gedient. Ich werde es als eine Gnade anerkennen, wenn Eure Majeſtät mich dieſer Stelle entheben und mir huldreichſt geſtatten wollen, den kurzen Reſt meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben!“

Die Antwort des Kaiſers, welche vom 9. Auguſt datirt, iſt wahrhaft ergreifend — der Geiſt Kaiſer Wilhelms ſpricht aus den Worten ſeines erhabenen Enkels: „Mein lieber Feldmarſchall! Obgleich Ich Mich den in Ihrem Briefe an Mich angeführten Gründen nicht zu verſchließen vermag, ſo hat Mich doch derſelbe mit Schmerz bewegt. Es iſt ein Gedanke, an welchen Ich Mich ſo wenig als die Armee, deren Sein ſo unendlich viel Ihrer Perſon verdankt, habe gewöhnen können, Sie nicht mehr an dem Poſten ſehen zu ſollen, auf welchem Sie das Heer zu den wunderbarſten Siegen führten, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Doch will Ich unter keinen Umſtänden, daß Sie Ihre Uns teure Geſundheit überanſtrengen. Darum werde Ich, wenn auch ſchweren Herzens, Ihrem Wunſche willfahren. Dennoch weiß Ich Mich mit Meinem Heere eins in dem Wunſche, Sie um Wohl und Wehe des Vaterlandes und ſeiner Verteidigung beſchäftigt zu wiſſen. Seit dem Heimgang Meines teuren Vaters iſt das Amt des Präſes der Landesverteidigungskommiſſion unbeſetzt geblieben. Ich kann gewiſſenhaft daſſelbe in keine beſſeren und berufeneren Hände legen als in die Ihrigen. Darum bitte Ich Sie, daſſelbe Mir und dem Vaterlande, ſowie Meiner Armee zuliebe anzunehmen. Möge der Herr uns Ihre unſchätzbare Kraft und Ratſchläge noch lange zum Heil Unſerer Nation erhalten. In treuſter Dankbarkeit und Anhänglichkeit verbleibe Ich Ihr wohleffektionierter König Wilhelm.“



Moltke in ſeinem Arbeitszimmer.

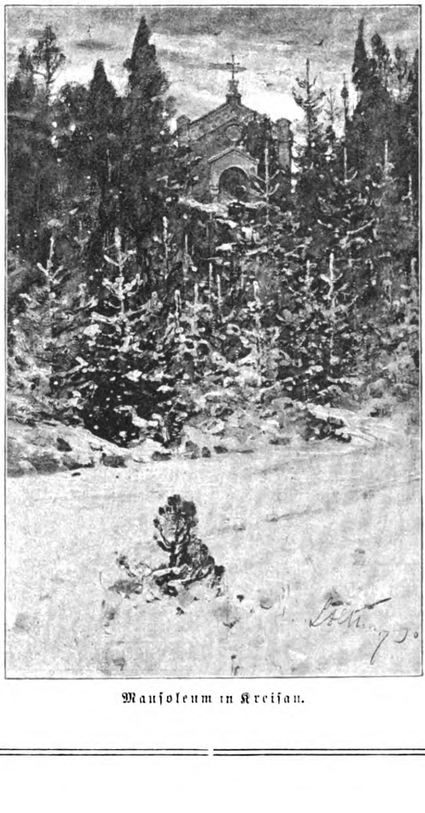


Moltkes Schlafzimmer in Kreiſau.

In der Kabinettsordre, welche dieſem Handſchreiben folgte, ſagte der Kaiſer unter anderem: „Beſtehen bleibt der tiefe Kummer, Sie von der Stelle ſcheiden zu ſehen, auf welcher Sie für immer Ihren Namen obenan auf die Ruhmestafeln der preußiſchen Armee geſchrieben und ihn zu einem hochgefeierten in der ganzen Welt gemacht haben. Aber die Macht der Zeit iſt ſtärker, als die der Menſchen, und ihr müſſen auch Sie ſich beugen, der Sie ſonſt überall den Sieg in Ihrer Hand gehabt haben. Einen beſonderen Dank für alles, was Sie als Chef des Generalſtabs der Armee gethan, in dieſer Stunde in Worten auszudrücken, davon trete Ich zurück. Ich kann nur auf die Geſchichtsbücher der letzten fünfundzwanzig Jahre weiſen und kann mit vollſter Überzeugung ausſprechen, daß Sie als Chef des Generalſtabs in hochgeehrteſtem Andenken ſtehen werden, ſo lange es einen deutſchen Soldaten, ein deutſches Herz und Soldatenempfindung auf der Welt gibt.“

Der Schmerz, dem Kaiſer Wilhelm ſo ſchön und tief empfunden Worte lieh, zitterte in der Armee, im ganzen deutſchen Volke nach — wir wußten, was wir an dem Führer unſerer Heere in zwei gewaltigen Kriegen verloren, die Bedeutung ſeines Rücktritts wurde allſeitig als ein Ereignis von großer Tragweite gewürdigt und empfunden. Aber es war uns ein Troſt und eine Beruhigung, daß ſeine Erfahrung und ſein Rat dem Vaterlande dennoch erhalten blieben. Und, ſo ſchien es, der greiſe Feldherr gewann in der Ruhe des Landlebens, unter den ſchattigen Ulmen des Kreiſauer Parkes, neue Friſche und Kraft: wiederholt grüßte ihn die Reichshauptſtadt, wenn er von ſeinem ſchleſiſchen Landſitz herüberkam, und als er am 8. März 1889 ſein ſiebzigjähriges Dienſtjubiläum beging, da konnte der Schreiber dieſer Zeilen im Daheim hoffnungsvoll ausrufen: „Gott erhalte unſrem Kaiſer, unſrem Heere, unſrem ganzen Vaterlande noch lange unſren Moltke!“

Am 26. Oktober 1890 feierte der Feldmarſchall ſeinen neunzigſten Geburtstag. Ehrenbezeugungen, wie ſie kaum je vorher einem preußiſchen Soldaten zu teil geworden, hatte das dankbare Herz des Enkels Kaiſer Wilhelms des Siegreichen für den greiſen Sieger von Königgrätz und Sedan erſonnen, mit den Wünſchen aller deutſcher Fürſten aber vereinigten ſich diejenigen des ganzen deutſchen Volkes.



Mauſoleum in Kreiſau.

Den letzten Winter hatte Moltke zum größeren Teil in Berlin verlebt. Pflichttreu und eifrig wie immer nahm er an den parlamentariſchen Verhandlungen teil, noch am 16. März ſprach er im Reichstage mit ſeltener Friſche über die Einheitszeit. Am 18. April wohnte er der Weihung neuer Fahnen im Königlichen Schloſſe, dann am Nachmittage desſelben Tages der Grundſteinlegung der Lutherkirche bei; am 24. war er in einer Sitzung des Herrenhauſes anweſend und ging in ſpäter Nachmittagsſtunde, wie faſt ſtets, zu Fuß von der Leipzigerſtraße nach ſeiner Wohnung im Generalſtabsgebäude zurück.

Heiter, in lebhafter Unterhaltung, verbrachte er den Abend im Kreiſe der Seinen. Nach dem Thee beteiligte er ſich noch an einer Partie Whiſt, begab ſich dann gegen $9\frac{1}{2}$ Uhr in das Muſikzimmer, wo er dem Vortrage eines Liedes lauſchte. Bald darauf ging er in ſein Zimmer. Der ihm nachfolgende Major von Moltke, ſein Adjutant, fand ihn hier auf dem Sofa zuſammengeſunken ſitzend und trug ihn aufs Bett, wo er ſich noch einmal ausſtreckte und dann verſchied.

Ein ſchneller ſanfter Tod endete ſein ruhmreiches Leben. Plötzlich, ohne Krankheit, im Vollbeſitz der körperlichen und geiſtigen Kräfte, wurde er abberufen: die Gnade Gottes, die ihm Zeit ſeines Lebens zur Seite geſtanden, auf die er allezeit ſo feſt gebaut, ward ihm auch in der letzten Stunde.

Was wir dem großen Manne, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, danken, liegt offen vor uns — es bedarf keiner Erörterung! Sein Genius führte, von unſres Heldenkaiſers Vertrauen getragen, unſere Heere von Sieg zu Sieg, und auf dieſen ſeinen Siegen baute ſich Preußens Größe und Deutſchlands Einheit auf: Kaiſer Wilhelm I, Fürſt Bismarck, Feldmarſchall Graf Moltke und Feldmarſchall Graf Roon werden, ſolange deutſche Herzen deutſch empfinden, zu den hehrſten Helden unſres Volkes zählen — ihr Andenken wird geſegnet ſein in alle Zeiten!

Erſt wägen, dann wagen.

Gr Moltke
Feldmarſchall

Feldmarſchall Graf Moltke war unſerer kriegeriſchen Zeiten größter Feldherr — er war einer der größten Feldherrn aller Zeiten. Er iſt der erſte Heerführer, der die Schwierigkeit der Leitung der rieſengroßen Heere der Gegenwart überwand, der es verſtand, die ſcheinbar ungefügen Maſſen bei voller Wahrung der Selbſtändigkeit der Unterführer nach einem Willen zu lenken. Friedrich der Einzige führte ſein kleines Heer ſelbſt als ein gleichſam geſchloſſenes Ganzes — die Entſcheidungen, welche auf den Nebenkriegstheatern fielen, waren nur von untergeordneter Bedeutung, den Ausſchlag mußten ſtets ſeine Siege geben. Napoleon war faſt immer nur da erfolgreich, wo er in eigener Perſon befehligte, die kaiſerlichen Marſchälle waren viel zu ſehr an das Gängelband ſeines eiſernen Willens und ſeines Genies gewöhnt, als daß ſie ſelbſtändig und erfolgreich hätten handeln können — Moltke aber wußte, auf ſeine Schule und auf die preußiſche Tüchtigkeit vertrauend, den weiteſten Spielraum für die Führer der einzelnen Heeresabteilungen mit dem eifrigſten Streben nach einem gemeinſamen Ziel zu vereinen; er gönnte der Initiative der Einzelnen freie Entfaltung, er forderte ſelbſtändiges Handeln, aber er leitete trotzdem die Operationen auch der räumlich entfernten Heere nach einheitlichen Geſichtspunkten.

Getragen vom Geiſt friſcher Offenſive, die ſo ganz dem Fühlen und den Kräften des preußiſchen Heeres entſprach, verband er ſcharfſinnige Berechnung mit kühnem Planen: wahrlich nicht mit Unrecht ziert ſein Grafenwappen der Wahlſpruch: „Erſt wägen — dann wagen.“ Aber ſein Wägen war kein zauderndes Abwarten und ſein Wagen war kein rückſichtsloſes Drauf — ſchnell im Entſchluß, prüfte er zu deſſen Ausführung ſorgſam alle Mittel und Wege, die er dann mit zäher Energie bis zum Ziele förderte. Es gab für ihn keinen Stillſtand nach dem Erfolge — mag die taktiſche Verfolgung in unſeren letzten Kriegen nicht immer die gewünſchten Reſultate gezeitigt haben, in der ſtrategiſchen Ausnutzung des Sieges war Moltke ſeinem großen Lehrmeiſter Bonaparte zum mindeſten ebenbürtig.

Reiterſtandbild des Grafen Moltke am Siegesdenkmal zu Leipzig.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Herm. Vogel in Leipzig.

Feldmarſchall Moltke erſcheint, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, recht eigentlich als ein moderner Feldherr: er machte zum erſtenmal die beiden neuſten Kriegsmittel, das rollende Eiſenrad und den elektriſchen Funken, im vollſten Maße der Heeresleitnng dienſtbar, nur durch ſie wurden ſeine genialen ſtrategiſchen Aufmärſche, wurde die Art ſeiner Leitung der getrennten Heereskörper möglich. Aber er benutzte ſie nicht nur im Kriege, er baute die Kunſt, ſie in den Rahmen der Kriegsvorbereitung hineinzuziehen, im Frieden zur Vollendung aus, und in dieſer gründlichen, eingehenden Kriegsvorbereitung auf allen Gebieten der Generalſtabsthätigkeit prägt ſich überhaupt eine Eigenart Moltkes aus, ſie iſt eine feſte Wurzel aller ſeiner Erfolge geweſen.

Ein Mann von ſchlichter, ſelbſtloſer Einfachheit, von tief innerlicher, allem Schein abholder Religioſität, von wahrer Herzensgüte war Graf Moltke ein Feind jeder Schmeichelei. Nichts widerte ihn mehr an, als ein Lobpreiſen, das er nicht verdient zu haben meinte — faſt gefliſſentlich ging er jeder öffentlichen Anerkennung ſeiner Verdienſte, wo dies irgend geſchehen konnte, aus dem Wege. Es gab kaum ein Gebiet menſchlicher Geiſtesthätigkeit, das er nicht umſpannte, für welches er nicht mindeſtens ein warmes Intereſſe hegte, aber er wußte dabei doch ſtets die Wahrheit des Dichterwortes ſich zu vergegenwärtigen: „In der Beſchränkung zeigt ſich recht der Meiſter!“ Die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens trat daher weniger an die Oberfläche, aber wer aufmerkſam ſeine Tagebuchblätter lieſt, erſtaunt immer aufs neue über den Reichtum an feſſelnden Gedanken, der ſich in ihnen kundgibt. Ein tiefer Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit lebte in ihm — daß man vor allem dem Feinde gerecht werden müſſe, betonte er den Offizieren der kriegsgeſchichtlichen Abteilung gegenüber immer aufs neue.

Seinen Hohenzollernfürſten ein treuer Diener, lebte und webte Feldmarſchall Graf Moltke nur für die Größe des Vaterlandes, für den Ruhm und die Ehre des Heeres, in dem er Deutſchlands feſteſten Schutz und Schirm und ſeine Zukunft ſah. Die Worte, die er einſt in das Gedenkbuch des Germaniſchen Muſeums eintrug, ſie ſind ſo recht der Ausdruck ſeines innerſten Strebens:

„Allezeit — treu bereit — für des Reiches Herrlichkeit!“

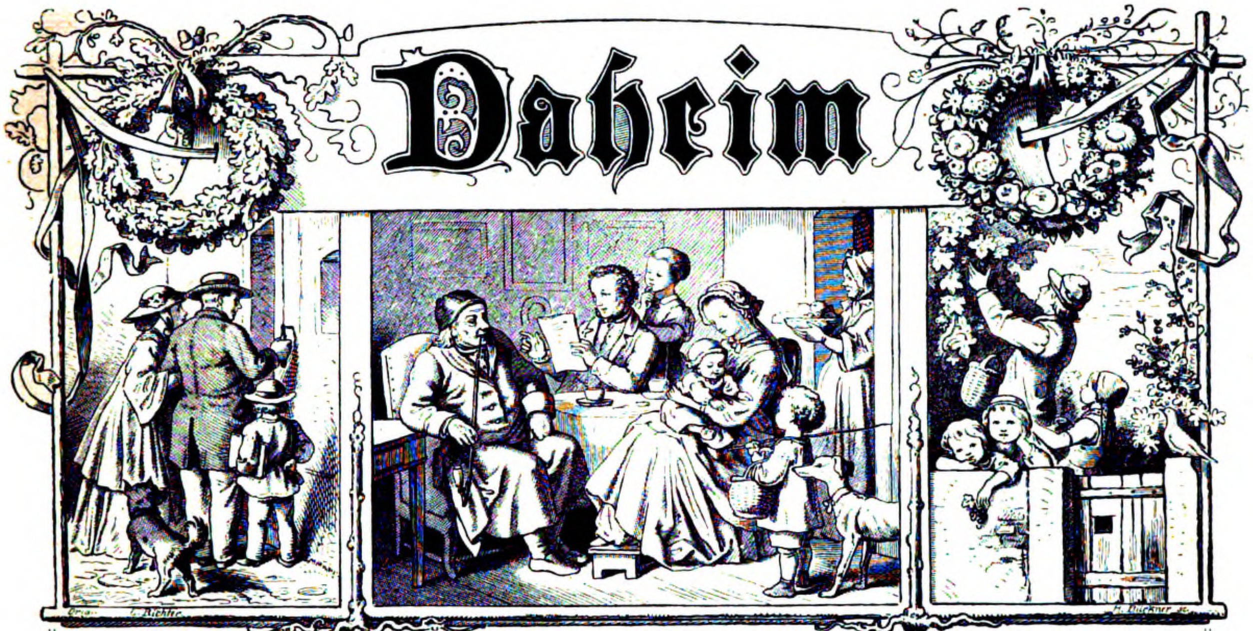
Hanns von Zobeltitz.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



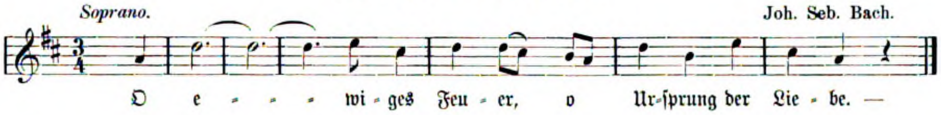
Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Mai 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 33.

Pfingſt-Ritornelle.

Soprano. Joh. Seb. Bach.



O ew'ges Feuer
Des heil'gen Pfingſttags, da in Sturmesbrauſen
Und Flammen niederfuhr ein Geiſt, ein neuer,

O ew'ges Feuer,
Du lebſt auch heute noch in deiner Kirche,
Du biſt den Herzen der Gemeinde teuer. —

O ew'ges Feuer,
Durchbrich mit deiner Wahrheit hellem Glanze
Der unheilvollen Lüge Nebelſchleier!

O ew'ges Feuer,
Verzehre alle finſtren Abgrundsmächte;
Noch ſitzt der alte Gott am Zeitenſteuer.

O ew'ges Feuer,
Uns aber gieb den kühnen Mut des Glaubens —
Und mach' uns immer liebender und treuer.

Carl Hunnius.

* * *

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Ina aber ließ ſich den ganzen Abend nicht wieder ſehen, und je länger Berthold vergeblich wartete, je öfter er umſonſt nach der ſich öffnenden Thür ſah, um ſo weicher und verſöhnlicher wurde ſein Herz geſtimmt. „Ich kann mich ja irren. Frau Beate ſagte: ‚lieber zehnmal glauben, man irrt ſich!‘ Gewiß, die arme, holde Kleine konnte ja nicht anders handeln! Sie durfte nicht anders, und ich war ein roher Burſche, daß ich mich von meiner Eitelkeit ſo hinreißen ließ. Ach, wenn ſie doch nur wiederkäme!“

Aber ſie kam nicht.

Mit Gewiſſensbiſſen und heißer Sehnſucht nach der Geliebten, mit dem trotzigen Entſchluß, Birkner bekommt ſie doch

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nicht, mußte er ſich zu Bett legen, ohne zu wiſſen, wie er morgen den Tag hinbringen werde, wenn es ihm nicht gelänge, ſie zu verſöhnen, zu erobern.

Sein erſter Gedanke am anderen Morgen lautete genau ebenſo.

Eine halbe Stunde ſpäter war er beim Gärtner, und als Jna trübſelig und unbehaglich ihre Morgentoilette machte, brachte ihr eines der Kammermädchen einen herrlichen Strauß.

„Seine“ Viſitenkarte lag dabei! Rot und blaß werdend, lächelnd und glückſelig ſtürzte Jna in ihre Kammer zurück und küßte die lieben Boten. Er verzieh ihr alſo! O, er war doch engelsgut!

Und ſo ſahen ſie ſich wieder. Ein fragender Blick zu ihr hinüber, ein ſcheuer, zaghaft glücklicher von ihr zu ihm, das war alles, aber es kam beiden vor, als ſei noch nie ein Morgen ſo wunderſchön und ſtrahlend geweſen, als dieſer.

Sprechen konnten ſie nicht miteinander, ſie ſaßen weit getrennt am Frühſtückstiſche; die Herren waren in großer Aufregung: der Gutsnachbar des Grafen Pauer hatte geſtern zwei ſehr teure Trakehner gekauft, die mußte man ſehen; ein Ritt dahin wurde ſofort beſchloſſen, und ſobald das Frühſtück eingenommen war, brachen die jüngeren Herren zu Pferde, die älteren zu Wagen auf.

„Jch bin ganz froh, daß die jungen Mädchen mit ihrem Staat zu thun haben, es ſollen in aller Eile Koſtüme für den Liebeshof hergerichtet werden — und ich kann mich meinen Vorbereitungen widmen!“ ſagte die Gräfin zu der Hofmarſchallin.

„Mir auch ſehr angenehm, ich habe Briefe zu ſchreiben,“ gab dieſe zurück, „und wiſſen Sie, liebe Gräfin, ich bin Jhrer Frau Beate ſchon auf der Fährte! Habe an meine gute Uſedom geſchrieben, damals war ihr Mann Geſandter in Rom, die bringt's mir heraus!“

„Gott ſei Dank, daß die Frau morgen fortgeht,“ dachte die Gräfin.

Jhre Exzellenz aber war der Anſicht, man müſſe das Eiſen ſchmieden, ſolange es heiß ſei, und beſuchte die geneſenden Kinder ihrer lieben Gaſtfreunde.

Jna hatte nichts vorzubereiten; die Kiſte war angekommen, Onkel Major und die Mama ſchenkten ihr den Anzug einer Prinzeſſin, wie es ihr vorkam. Ein Kleid ganz von weicher zarter Seide, wieder roſenfarbig — ach, das war ja die Farbe, die „er“ ſo ſehr an ihr liebte. Aber weit über die Freude an dem ſchönen Kleide ging in Jnas Herzen das ſelige Gefühl, daß er ihr verziehen habe, daß er ihr doch wohl etwas gut ſein müſſe, denn ſonſt hätte er ihr ja die Blumen nicht geſchickt. Freilich! Er war recht unartig geweſen, vielleicht ſollten die Blumen nur für ihn um Verzeihung bitten! Gewiß, das würde es wohl ſein. Wie ſollte er ſonſt auch wohl dazu kommen, mehr für ſie zu fühlen? Sie hatte ſich ihm wahrlich in letzter Zeit nicht von der vorteilhafteſten Seite gezeigt! Und er? Er war der reiche, vornehme Kavalier, den ſie alle gern haben wollten, Mila und Philiberte beſonders. Sie gaben ihm das ja auch unverfroren genug zu verſtehen! Nein, nur keine Einbildungen! So ein armes, unbedeutendes Landmädchen wie ſie! Es war ja ſchon rührend gut von ihm, daß er einlenkte, da ſie es doch geweſen, die ihn zuerſt beleidigt hatte. Sie freilich — ſie würde ihn wohl nie wieder vergeſſen können! Und länger bleiben durfte ſie hier auch nicht; es ſchickte ſich nicht, daß ſie die Gaſtfreundſchaft der engelsgütigen Gräfin ſo ungebührlich ausnutzte. Nein — ſie wollte weg, wollte es Mama ſchreiben — es war beſſer ſo! Und nun hatte ſie ſich durch ihre eigene Schuld um das Glück gebracht, ihn heute zum Kavalier zu haben! Sie ging in den Park hinab. Trotz ihrer Reue und ihrer philoſophiſchen Betrachtungen fühlte ſie in ſich eine Freude — ein glückliches Aufatmen, ſie wußte ſelbſt nicht worüber, denn die Blumen konnten es doch allein nicht ſein! Sie mußte ja doch heute den ganzen Tag den kleinen Birkner neben ſich haben. Der alberne Junge wollte auch ſchon ſchmachten: genau ſo alt war er wie ſie ſelber! Und abreiſen mußte ſie auch morgen — wie konnte ſie nur trotz alledem froh ſein und ſingen? So ging ſie zwiſchen den Büſchen dahin, leiſe allerlei Liedchen ſummend und mit unſäglichem Behagen den Sonnenſchein, den blauen Himmel, das Grünen und Blühen und die eigene Daſeinsluſt empfindend. Da — war es möglich? Nein — er konnte es ja nicht ſein — ſie hatte ihn ja mit allen Herren wegreiten ſehen! Aber er war es doch! Er kam unmittelbar mit raſchen Schritten auf ſie zu. Das alles ſah und dachte ſie blitzartig; ihr Fuß ſtockte, ihr Atem, ihr Herzſchlag ſtand ſtill. Wie eigen ſah er ſie an! Sie hätte am liebſten durch das dichte Gebüſch brechen und fortſtürzen mögen. Wirklich ſah ſie ſich ſchon nach einer Möglichkeit zur Flucht um.

Da war er neben ihr; er hatte ihre Abſicht erraten. Sein erſtes Wort war ein bittendes: „Nicht fortlaufen, Jna!“ Noch nie hatte er ſie ſo einfach bei Namen genannt.

„Aber ich ſah Sie doch mit den anderen wegreiten!“ ſtammelte ſie völlig faſſungslos.

„Beim erſten Kreuzweg trennte ich mich von ihnen. Jch log, ich hätte mein Geld offen liegen laſſen — und hier bin ich; ich wollte — ich muß Sie ſprechen, Jna.“

Da ſtockte auch er. Eine tödliche Pein, dieſe Stille! Endlich raffte er ſich zuſammen; ſie ſtand bleich wie ein Opferlamm und regte ſich nicht.

„Jna, warum haben Sie mir das angethan?“ fragte er.

Sie verſtand ganz gut, aber ihre Zunge war wie gelähmt.

„Wenn Sie mich nicht wollten, Jna, mußten Sie es denn ſo grauſam zeigen?“

„O, ſo war es ja gar nicht gemeint!“ proteſtierte ſie zitternd.

„Warum denn, Jna! Seien Sie offen — bitte!“

„Warum? Alle ſahen mich ſo an — lachend und — da dachte ich —“

„Was, Jna? Sie ſind mir die Wahrheit ſchuldig!“

„Jch kann nicht!“ Und ſie ſchlug die Hände vor das erglühende Geſicht.

„Jna! Liebſte Jna! Um Gotteswillen, ſage es mir! Was dachteſt du?“

„Daß es wie eine — Liebeserklärung —“

„Und die wollteſt du mir nicht machen?“

„Nein!“ Sie ſchüttelte den Kopf.

„Das war auch recht, Jna, und ganz gut!“

Ein erſchreckter Blick flog zu ihm auf.

„Es iſt richtiger, daß ich ſie dir mache, mein ſüßes Herz!“ flüſterte er, ſie an ſich ziehend. „Jch liebe dich, Jna, liebe dich wahnſinnig, und du haſt mich auch lieb, geſtehe es!“

„Ja, ja!“ nickte ſie, und dann lag ſie willenlos an ſeiner Bruſt, und er küßte ſie ungezählte Male und flüſterte ihr in leidenſchaftlicher Aufregung zu, wie lieb er ſie habe, — gleich vom erſten Tage an, und wie ſie ihn gequält habe und gepeinigt — „die grauſame, herzloſe Jna!“

Ein Glücksrauſch war es! Unvergeßliche Stunden! Niemand dachte an ſie, ganz allein waren ſie mit ihrer Liebe, dem goldenen Sonnenſchein, der durch die Baumwipfel zu ihnen herablächelte, und dem Vogelkonzert, deſſen Lieder alle von Liebe ſangen. Stunden vergingen, bis ſie ſich der Zeit erinnerten. Nur wenige Minuten ſchienen ihnen verfloſſen zu ſein, und ganz beſtürzt blickten ſie auf die Uhr. Was hatten ſie ſich zu ſagen gehabt und was mußten ſie einander durchaus noch ſagen und fragen!

„Jſt es denn wirklich wahr, Berthold? Jch wache doch? Es wird doch kein Traum ſein?“

„Jſt es dir nicht auch, als ob der Himmel viel blauer heute und alles viel ſchöner ſei? Wie hab' ich es ausgehalten, Jna, bis heute ohne dich?“

„Wie dunkel iſt das Leben geweſen! Und nun ſind wir ſo glücklich, du lieber, lieber Mann!“

„Sag' es mir noch einmal, Jna, bin ich dir auch wahrhaftig der liebſte Menſch auf dem ganzen Erdenrund?“

„Und du, Berthold, was findeſt du nur an mir? Du

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

— ſo verwöhnt — und könnteſt eine ſo viel ſchönere, vornehmere Braut haben!“

Und dann küßte er ihre reinen, friſchen Lippen; wie tiefe Seligkeit kam es über ihn, ſie war ihm die Offenbarung des Höchſten und Edelſten, was im Weibe lebt, eine Seligkeit für ſein Herz! „Ich habe dich geſucht wie ein Verſchmachtender, ich habe dich geliebt, ſeit ich mein Herz aufwachen fühlte, du biſt das Ideal — mein Ideal! O, Gott ſei Dank, daß ich dich gefunden habe.“

„Berthold! Lieber! Ich bin ja nur ein ſo ſchlichtes, unbedeutendes Mädchen!“ bat ſie zitternd.

Und dann küßte er ſie wieder und ſagte, das ſei ja eben ihr höchſter Reiz, daß ſie von ſich nichts wiſſe, gar nichts. Und immer wieder blickte er tief in ihre braunen Augen: „Meine Sonne, meine goldene Sonne!“

Als die Herren von ihrem Ritt heimkamen — der Graf hatte ſich vorgenommen, Wendhofen ein wenig abzukanzeln wegen ſeines leichtſinnigen Umherliegenlaſſens großer Geldſummen, denn man ſoll niemand in Verſuchung führen! — fand Fähndrich Birkner zu ſeiner grenzenloſen Überraſchung Berthold in ſeinem Zimmer.

„Ich habe Sie erwartet, lieber Birkner, um Ihnen eine Bitte auszuſprechen!“ ſagte derſelbe.

Was ſie zuſammen redeten, war keinesfalls betrübſamer Art; lachend und mit feſtem Händedruck ſchieden ſie, und dann verfügte ſich der glückſtrahlende Bräutigam zur Gräfin.

Auch hier eine ſehr belebte, heitere Unterredung, dann war alles in Ordnung.

Fähndrich Birkner hatte ſich heute beim Reiten abwerfen laſſen, es war dies zufällig ein günſtiger Umſtand, denn er mußte ſeinen Fuß kühlen; die Gräfin bemühte ſich ſehr um den armen Birkner, der übrigens ſeelenvergnügt auf einer Chaiſelongue lag und ſogar, zum allgemeinen Vergnügen, damit an die Speiſetafel gerollt wurde. — Selbſtverſtändlich durfte er nun auf ſeine Kavalierpflichten bei Ina verzichten; er war es, der in aller Gegenwart Wendhofen bat, dieſelben für ihn zu übernehmen.

„Dieſer Birkner! Empörend! Er fürchtet wohl, daß Berthy ihm eine Kugel in den Magen jagt?“ ziſchte Mile Planitz.

„Komödie! Nichts als Komödie!“ flüſterte es rund um den Tiſch. „Von der Gräfin arrangiert, um ihrem lieben Berthy zu ſeinem Willen zu verhelfen.“

„Fable convenue! Aber man muß in der Geſellſchaft dumm, taub, blind und ſtumm ſein den anderen zulieb! Mir iſt’s recht!“ ſagte ärgerlich die alte Exzellenz, die bei Frau Beate einen entſchiedenen Mißerfolg gehabt hatte.

Mit Argusaugen bewachte man die Liebenden, aber nie konnte ein junges Paar ſein Herzensgeheimnis geſchickter und zarter verbergen, wie ſie es heute thaten.

Unterdes war Hinrich mit Briefen an die Baronin und den Major unterwegs, und am anderen Tage wurden die beiden zum Diner erwartet. Nur den Eingeweihten war dies aber bekannt.

Gegen die Mittagsſtunde des nächſten Tages, im Schloſſe war es die Zeit des zweiten Frühſtücks, wurde Berthold von Wendhofen ein Beſuch gemeldet.

„Nico! Welche Überraſchung, mein Alter! Sei gegrüßt! Ich habe dir’s eigentlich ſchon etwas übel genommen, daß du mich zu vergeſſen ſchienſt,“ ſagte er in der vollen Bräutigamslaune zum Vetter, und doch beſchlich ſein Herz, ſobald er in deſſen Geſicht ſah, eine peinliche Ahnung, ein Gefühl, als habe er ihm ein Unrecht abzubitten.

Aber Unſinn! Der Weg zu Ina war ihnen beiden gleich frei geweſen, und er hatte den Preis gewonnen! Was war da zu erröten, bei dem Blick in die erregten, mühſam beherrſchten Züge Nicos?

„Du wirſt doch der Gräfin heute deinen Beſuch machen? Du bleibſt natürlich!“ fragte er in einer ihm ſelbſt ärgerlichen Verlegenheit um eine harmloſe Unterhaltung.

„Ich komme zunächſt nur zu dir, Berthy, aber es läßt ſich ja vielleicht darüber ſprechen; du weißt, ich bin in Trauer.“

„Nun, wie du willſt, mein Junge — hier ſind Cigarren — deine ſelige Kouſine wird’s dir übrigens wohl nicht übel nehmen, wenn du bleibſt. Was macht ihr denn in Neuhauſen? Wie iſt des Landrats Pferd ausgefallen? Iſt die kleine Frau ganz hergeſtellt, die Amtsrichterin?“

Nico gab einſilbig Antwort, rauchte und ſah nachdenkend hinter den Rauchwölkchen her.

Dann richtete er ſich auf.

„Berthold, ich komme in einer eigentümlichen Angelegenheit; du wirſt mich vielleicht lächerlich finden, es wird mir ſehr ſchwer, mich auszuſprechen.“

„Geld, Nico? Soviel du willſt, lieber Junge! Darüber machen wir keine Worte! Was ich habe, gehört dir; ich ſagte es dir neulich ſchon, und es macht mir wirklich Freude.“

„Du biſt ein lieber Kerl, Berthy, das iſt’s aber nicht. Es iſt eine ſehr –. Weißt du, Berthy, man ſagt, daß du — bitte, nimm es, wie ich’s meine! daß du Ina Prandtner ſtark den Hof machſt. Laß mich ausſprechen, Berthy.“

„Ja, aber mein beſter Junge —“

„Ich weiß, was du ſagen willſt. Warum ſollt’ ich nicht? Haſt ja auch ganz recht. Aber Berthy, ſie iſt ein armes Mädchen, ein unſchuldiges Ding; ſie glaubt am Ende dran — und —“

Berthold war bei dem Tone, dem erregten Mienenſpiel ſeines Vetters heiß und kalt geworden. Nico liebte Ina. Eine eiferſüchtige Regung miſchte ſich in ihm mit tiefſtem Mitleid.

„Nico, Ina iſt ſeit geſtern meine Braut,“ ſagte er mit einer Haſt, die den Vetter am Weiterſprechen hindern ſollte.

Der Aſſeſſor war emporgeſchnellt, als hätte ihn eine Kugel ins Herz getroffen.

Wortlos ſah er Berthold an, das Blut wich ihm plötzlich aus dem Geſicht.

„Deine Braut? Ja, dann iſt es etwas anderes, dann iſt es ja gut!“ ſagte er nach einer Minute.

„Du fürchteteſt, ich könnte ſie täuſchen, Nico? Du ſorgteſt dich um ihre Herzensruhe? Du guter Kerl!“ Wendhofen legte ihm die Hand auf die Schulter und that, als merke er nichts. Er wollte die Wunde nicht geſehen haben, die er Nico geſchlagen.

„Ja, dann iſt’s gut. So iſt es ſehr gut. Du wirſt ſie ſehr lieb haben, Berthy, ſie iſt der beſten Mannesliebe wert! Und wirſt ſie treulich lieb behalten, und ſie zieht an deiner Seite ein beſſeres Los, als —. Es freut mich ſehr, Berthold! Du biſt ein glücklicher Menſch! Alles lacht und lächelt dir im Leben.“

Der Aſſeſſor hatte ſich ſchon wieder völlig in der Gewalt. Er ſuchte ſogar heiter zu ſprechen. Wären nur die Augen nicht geweſen, die ihn verrieten. Es war Berthold, da er ihn ſo mannhaft den Schlag ertragen ſah, deſſen Wucht er ſelbſt nicht geahnt, als drücke ihm eine Fauſt das Herz zuſammen.

Der arme, bemitleidenswerte Nico!

Während Berthold alles lachte, die Sonne und das Glück, die Liebe und der Menſchen Gunſt, ſaß er im Schatten, immer im tiefen Schatten. Und doch war er ein ſo braver, prächtiger Mann.

Berthold von Wendhofen überlegte in der Regel nicht lange; ſein Herz floß über und er fühlte, er mußte ſich ausſprechen, er durfte Nico nichts erſparen, aber er mußte ihn auch begreifen laſſen, daß und wie er Inas Wert zu würdigen verſtand.

So erzählte er ihm, um ihm Zeit zu geben ſich zu faſſen, wie er Ina vom erſten Tage an entzückend gefunden, wie er ſie bald geliebt habe, und wie ſie ſich dann beinahe verloren hätten. „Sie iſt ein Juwel, und ich bin glücklich, ihr den Platz geben zu können, der ihr im Leben gebührt. Du ſollſt ſehen, Nico, ich weiß mein Kleinod zu ſchätzen!

Und ich ſchwöre dir, ich bin traurig darum, daß mein Leben nicht, wie ihres, ein weißes Blatt iſt! Wenn ich auch nicht ſchlimmer war, als die meiſten, ſo fühle ich mich neben ihr doch ſo großer Nachſicht bedürftig, daß ich Gott danke für ihre Liebe, die in mir einen beſſeren Menſchen ſieht, als ich bin.“

Nicos Augen leuchteten, trotz des ſtillen Wehs in ſeiner Bruſt, auf.

„Du haſt ſie ſo lieb, wie ſie es verdient. Ja, ſie verdient die vollſte, beſte Liebe! So ſei denn glücklich, Berthy! Ich wünſche es dir aus ehrlichem Herzen.“

Er ſprang auf und trat ans Fenſter. Nach einem kurzen abermaligen Schweigen kam er ruhig und gehalten wie immer an den Tiſch zurück.

„Was meinſt du, Berthy, ich möchte der Gräfin meinen Beſuch machen.“

„Du willſt alſo bleiben? Hör’, Nico, das freut mich! Das freut mich mehr, als ich ſagen kann!“ rief Berthold ganz beglückt; dann ſetzte er etwas beklommen hinzu: „Du kannſt dir wohl denken, daß es unthunlich iſt, die Sache geheim zu halten. Wozu auch? Die Baronin und der Major werden erwartet, bei Tiſch ſoll die Verlobung bekannt gegeben werden.“

„So? Hm! Nun, wenn für mich Platz iſt, kann ich ja mit den beiden zurückfahren!“ ſagte Nico mit Selbſtüberwindung.

„Er iſt ein ganzer Muſtermenſch! Ein großartig braver Kerl!“ dachte Berthold.

Sie gingen zur Gräfin und dann hinüber zum Grafen; es wurde als ſelbſtverſtändlich angeſehen, daß der Aſſeſſor von Wendhofen blieb.

Die Gräfin war ganz beſonders huldvoll gegen ihn. „Iſt es ein glückliches Zuſammentreffen oder eine Ahnung, die Sie heute zu uns führte, Herr Aſſeſſor?“ fragte ſie.

„Eine Ahnung, Frau Gräfin, ſie beruht aber auf dem Gerücht, welches ſich ſchon mit dem Paare beſchäftigte,“ gab er zurück.

Berthold ſchrieb an Ina ein Briefchen; es waren an dieſem Morgen ſeit dem Frühſtück ſchon mehrere zwiſchen ihnen gewechſelt worden.

„Nico iſt gekommen, liebes Herz, er iſt der bravſte Kerl unter der Sonne, ich habe ihn ſehr lieb! Und nach Dir ſehne ich mich, wie ein aus dem Paradieſe Vertriebener. Wenn doch Deine Mama erſt da wäre! Dann ſollen wir mit ihr und Onkel Major bei der Gräfin vor Tiſch ein Viertelſtündchen zuſammen ſein! Ich ſchicke Dir La France-Roſen. Weißt Du noch, mein ſüßes, holdes Lieb? Wenn ich doch nur eine Maus wäre oder ein Sonnenſtrahl! Denkſt Du auch immer an mich? Wie ich Dich küſſen werde, wenn ich Dich erſt in meine Arme ſchließen kann! In heißer Sehnſucht
Dein Berthold.“

Ähnliche Billets ſchrieb ſie zurück — und damit ging der Reſt des Tages hin, der den beiden Liebenden ein Jahr ſchien.

Nico ſpielte Billard mit den anderen Herren.

„Ich entlaſſe dich,“ ſagte er ſcherzend zu ſeinem Vetter, „ſolche Leute wie du werden auch dem Geduldigſten langweilig.“

Beide waren froh, ſich trennen zu können. Nico hätte es nicht ertragen, Berthold immer nur lächeln zu ſehen und tief ſeufzen, oder die Uhr ziehen, wenn er nicht gar von Ina redete! Ihm that das Plaudern mit den anderen Herren, die Anregung durch das Spiel not; er mußte ſich wappnen für die ſchweren nächſten Stunden.

„Sie hat es bei ihm beſſer! Er iſt ein guter, treuer Menſch, und leicht und ſorglos wird das Lebensſchiff der beiden dahingleiten,“ ſagte er ſich. Eine unſägliche Traurigkeit lag centnerſchwer auf ſeinem Herzen. Aber merken ließ er ſich nichts.

Mit Gläſerklingen und Jubel wurde die Verlobung gefeiert.

„Das wußten wir längſt!“ riefen Mila und Philiberte lächelnd und umarmten Ina. „Hat die ein Glück! Was er nur an ihr findet?“ ſagten ſie ſich dann leiſe.

„Man muß eben mit der Glückshaube geboren ſein! Die eine fällt hinein in den Glückstopf wie die Biene in den Roſenkelch, und die andere bleibt ewig ein armes Ameischen! Ja, wer ſolches Glück hat! Die kann ſich freuen! Aber er? Hätte auch etwas Klügeres thun können! Na, er iſt ein Leichtfuß! Sie wird ſchon ihre Laſt mit ihm kriegen! Meine Tochter würde ſich in ſo einen nicht verliebt haben!“ ſo flüſterten die alten Damen untereinander, nachdem ſie der Baronin mit herzlichen Mienen die Hand gedrückt.

Aus der Kinderſtube kam eine Botſchaft an die Gräfin. Die Kleinen baten ſo ſehr, das Brautpaar ſehen zu dürfen.

„Die Närrchen,“ lachte die Mutter und rief Ina die Bitte der Kinder zu.

Wer war ſeliger als das Brautpaar, entſchlüpfen zu können? Sie zeigten ſich ſofort bereit.

Jauchzend liefen die Kinder der ſchönen Ina entgegen, die ſelbſt einer Roſe gleich daſtand mit dem ſchnell gewundenen Kränzlein aus Roſenknoſpen auf dem Haupt, eine echte Braut.

(Fortſetzung folgt.)

Kennſt du ſie auch?

Kennſt du ſie auch, die ſchweren Tage,
Lichtlos und ſturmeswild,
Wo von geheimer tiefer Klage
Die Seele überſchwillt?

Wo dir die Schwere deiner Laſten
Erdrückend fühlbar wird,
Wo ſchon bei jedem leiſen Taſten
Die ganze Harfe klirrt?

Wo jedes Lied, wo jede Blüte
Seltſame Sprache führt,
Wo dich ein zartes Wort der Güte
Zu heißen Thränen rührt?

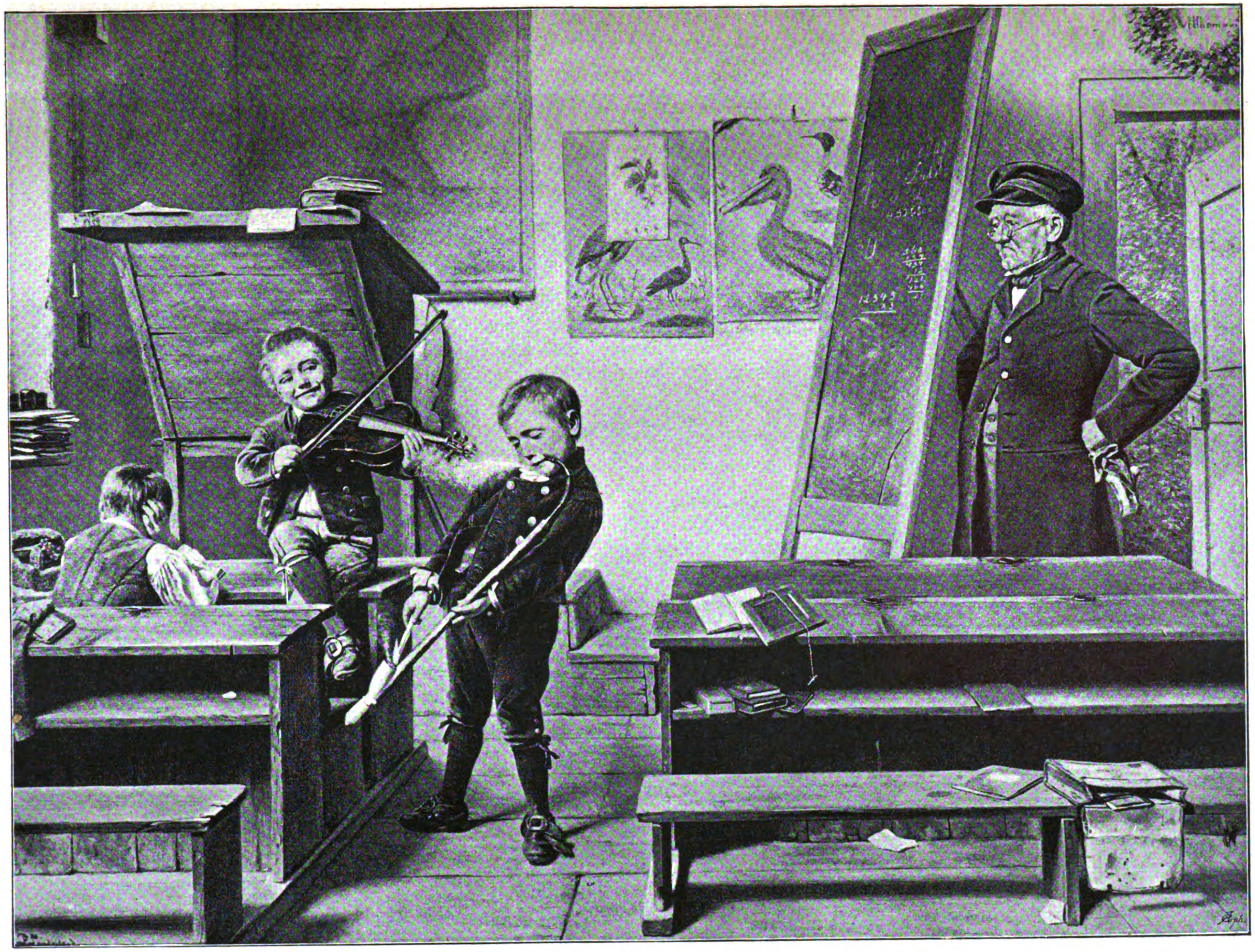
Frida Schanz.

Die Entſtehung des Bleiſtiftes.

Ein Beſuch bei F. W. Faber. (Abdruck verboten.)

Das alte Schlagwort vom „Nürnberger Tand“ hat mit der Zeit ein gut Teil ſeiner Berechtigung verloren, die vielgeſtaltige Induſtrie der altehrwürdigen Reichsſtadt lenkte ſchon ſeit langen Jahrzehnten in neue Bahnen ein. Wenn von den Ufern der Pegnitz aus auch heute immer noch alljährlich für einige Millionen Spielwaren in alle Lande gehen mögen, ſo iſt deſſen Fabrikationsſtätte doch weniger Nürnberg ſelbſt, ſie iſt längſt auf das Land hinaus verlegt worden: was wir als Nürnberger Spielwaren kennen, entſteht zum großen Teile in den Waldthälern Thüringens. Andere Induſtriezweige haben ſich dafür in der Stadt Nürnberg und deren unmittelbarer Umgebung kraftvoll entwickelt, und unter dieſen nimmt die Bleiſtiftfabrikation einen hervorragenden Platz ein. Das Nürnberger Adreßbuch zählt eine lange Reihe von Bleiſtiftfabrikanten auf, unter denen ſich Namen von außerordentlich gutem Klang befinden; die größte und älteſte Fabrik befindet ſich jedoch auch nicht in der Stadt ſelbſt, ſondern in dem kleinen, etwa eine halbe Meile vor den Thoren belegenen Ort Stein: die weltberühmte Fabrik F. W. Faber.

Langſam nur und allmählich ſind die heutigen, wahrhaft großartigen Anlagen der, man kann es wohl ohne Übertreibung ſagen, erſten Bleiſtiftfabrik der Erde, aus den denkbar kleinſten Anfängen herausgewachſen. Es hat etwas Rührendes, wenn man ein in der Familie aufbewahrtes gerichtliches Inventar vom Jahre 1786 — 26 Jahre nach der Gründung der Fabrik durch den Stammvater Kaſpar Faber niedergelegt — mit dem gegenwärtigen Stand der Fabrikation vergleicht; damals wurden einige Gros „engliſcher“ Blei-



Luſtige Arreſtanten. Nach dem Gemälde von Fr. Sonderland.
(Verlag der Photographiſchen Union in München.)

ſtifte ſorgfältig aufgeführt, und die Aufzählung des kleinen Beſitzſtandes der Familie ſchloß mit einem „Barvermögen von neunundfünfzig Gulden.“ Heute beſchäftigt die Firma A. W. Faber in Stein allein viele hundert Arbeiter, ſie beſitzt außerdem andere Fabriken in Geroldsgrün, eigene Etabliſſements in und bei Paris, in New-York, in London, in Berlin, und der Name A. W. Faber iſt auf der ganzen Welt überall bekannt und geſchätzt, wo der Bleiſtift Gebrauchsartikel iſt. Und wo wäre er dies nicht?

Es muß uns heute als recht merkwürdig erſcheinen, daß die Menſchheit ſo lange ohne den Bleiſtift ausgekommen iſt, daß die früheſten Verſuche, ein einfaches, praktiſch brauchbares Inſtrument zum Zeichnen und für die flüchtigere Schrift zu ſchaffen, in eine ſo ſpäte Periode der menſchlichen Kulturentwickelung fielen. Die erſten Bleiſtifte in unſerem Sinne wurden nämlich erſt gegen 1565 in England verfertigt: gleich vornweg geſagt, verloren ſie, ſtreng genommen, zur gleichen Zeit die Berechtigung, ſich Bleiſtifte zu nennen, denn der moderne Bleiſtift hat ſich in ſeinen mannigfachen Formen zwar alle möglichen Materialien dienſtbar gemacht . . . mit dem Blei aber hat er nichts zu thun.

Das Altertum kannte ein eigentliches Zeichenblei gar nicht, erſt im ſpäteren Mittelalter, faſt an der Grenze der neueren Zeit beginnen die erſten Spuren bleiſtiftartiger Zeichnungen; von Van Eyck und Memlink ſind Zeichnungen in Silberſtift erwähnt, Petrarkas Laura ward von einem Zeitgenoſſen in ähnlicher Manier porträtiert, und Michel Angelo zeichnete bisweilen mit Stiften, welche anſcheinend aus einer Kompoſition von Blei und Zinn beſtanden. Im großen und ganzen waren das jedoch Ausnahmen; die Feder, die ſchwarze Kreide, der Rötel ſtanden jedenfalls bei den Künſtern, wie im ſonſtigen Gebrauch im allgemeineren Anſehen, denn der Stift.

Da wurde in England, während der Regierungszeit der Königin Eliſabeth, die berühmte Graphitgrube zu Borrowdale in Cumberland aufgefunden und damit plötzlich das Material entdeckt, welches allein die weitergehende Entwickelung einer Bleiſtift-Induſtrie ermöglichen konnte: unſer *Bleiſtift* iſt nämlich eigentlich ein *Graphitſtift*.

Die damals in England gefertigten Stifte waren indeſſen von den Erzeugniſſen der heutigen Induſtrie weſentlich verſchieden. Man begnügte ſich damit, die gewonnenen Graphitblöcke in dünne Stäbchen zu zerſägen und dieſe in Holz zu faſſen: derartige „Cumberlandſtifte“ galten noch bis zum Anfang unſers Jahrhunderts als unübertrefflich, zeichneten ſich in der That auch durch eine außerordentliche Zartheit und Milde des Strichs aus und — waren äußerſt koſtſpielig. Bei der höchſt primitiven Art der Herſtellungsweiſe konnte nämlich nur der beſte Graphit, das reinſte Material benutzt werden und infolgedeſſen erſchöpfte ſich die Quelle in verhältnismäßig kurzer Zeit, ohne daß es gelungen wäre, eine neue zu entdecken. Man begann ſchließlich die Abfälle zu zerkleinern, ſie mit mancherlei fremden Stoffen zu miſchen, preßte die Maſſe dann unter ſtarkem Druck wieder zuſammen und ſchnitt ſie nach der alten Methode in Stäbchen — ohne einen Stift zu erzielen, der auch nur einigermaßen an die Vortrefflichkeit des alten Cumberlandſtiftes heranreichte.

Auf dem Kontinent, in Böhmen zumal, hatten ſich inzwiſchen zwar neue, recht ergiebige Graphitlager gefunden, deren Abbau jedoch auch einen gegen das Material der Borrowdalegrube weit zurückſtehenden Stoff lieferte. Erſt nach geraumer Zeit lernte man den böhmiſchen Graphit durch eine ſorgfältige chemiſche Behandlung von den ihm anhaftenden unreinen Beſtandteilen trennen, und gegen das Ausgang des vorigen Jahrhunderts kamen faſt gleichzeitig ein franzöſiſcher und ein deutſcher Fabrikant: Conté in Paris und Hartmuth in Wien, auf den glücklichen Gedanken, den gereinigten, feingemahlenen Graphit mit geſchlemmtem Thon zu miſchen. Nach drei Richtungen hin wurde dieſe Entdeckung folgenreich. Einmal erſparte die Beimiſchung des billigeren Thons einen großen Teil des immer koſtbarer werdenden Graphits, ohne die Güte der Stifte weſentlich zu beeinträchtigen; zum andren konnte der Fabrikant jetzt durch einen ſtärkeren oder geringeren Zuſatz von Thon ſeinen Stiften ganz verſchiedene Härtegrade geben; drittens ſchließlich vereinfachte das neue Bindemittel die ganze Fabrikation weſentlich, das umſtändliche Stäbchenſchneiden kam in Wegfall, die Graphit- und Thonmaſſe wurde nunmehr dickflüſſig, bindfadenartig gepreßt. Erſt jetzt war eine Maſſenerzeugung möglich, der Bleiſtift wurde billig und damit Gemeingut der ganzen Welt. Aus den Händen des Künſtlers, aus dem Alleinbeſitz des reichen Mannes ging er in die Ausſtattung des Handwerkers, des Kaufmanns über, in die Mappe des Schülers, in die Merkbücher der Frauen. Selbſt zu immer neuen Formen ausgeſtaltet, ſich immer neuen Bedürfniſſen anpaſſend, ſchuf er ſeinerſeits wiederum ganz neue ſelbſtändige Induſtriezweige: ich brauche wohl nur an die Herſtellung der Notizbücher, die heute viele Zehntauſende von Arbeitern beſchäftigt, oder an die Fabrikation des Wiſchgummis zu erinnern. —

Ein einzelner Bleiſtift — nehmen wir ſelbſt den feinſten A. W. Faber Polygrades Stift mit ſibiriſchem Graphit — ſcheint ein an ſich höchſt einfaches Ding: ein Stückchen Holz, etwas Graphit mit Thonzuſatz, ein wenig Politur, die Firma darauf in Goldbuchſtaben und der Stift iſt fertig! Erſt wenn man die Herſtellungsweiſe ſelbſt kennt, wenn man in der Fabrik beobachtet hat, wie die Materialien für den einzelnen Stift durch die Hände von etwa ſiebzig verſchiedenen Arbeitern gehen müſſen, eher das fertige Stück in den Packraum gelangen kann, begreift man, welche Summe von Mühe, Arbeit und Sorgſamkeit ſich in dem „einfachen Ding“ vereinigt. Es iſt vielleicht kein übermäßiges Kunſtſtück, tadelloſe Bleiſtifte herzuſtellen, aber es gehört dazu eine überaus große Gewiſſenhaftigkeit, es iſt die Verwendung der beſten Rohſtoffe und deren ſorgſamſte Bearbeitung erforderlich. Grade die *gleichmäßige* Güte iſt es wohl in erſter Linie, welche den Faberſtiften ihren Weltruf erworben und, nicht zuletzt ſei's hervorgehoben, dauernd erhalten hat.

An beiden Ufern der Rednitz breiten ſich die ausgedehnten Gebäude der Fabrik inmitten weiter Gartenanlagen aus. Faſt in der Mitte des Ganzen ſteht das neue, mächtige Bureaugebäude, an der Stelle, wo einſt jenes kleine Stammhaus Faber geſtanden, aus dem, wie die Geſchäftsaufzeichnungen nachweiſen, die in jeder Woche gefertigten Bleiſtifte am Samſtag *in einem Korbe* nach Nürnberg getragen wurden. Heute dürfte der mächtigſte Eiſenbahnfrachtwagen für denſelben Zweck nicht ausreichen. — Um das Bureaugebäude gruppieren ſich die zahlreichen, größeren und kleineren Bauten, in denen die einzelnen Zweige des Betriebs untergebracht ſind. Eine gewiſſenhafte Wanderung von Fabrikſaal zu Fabrikſaal, ſo wie die letzteren nach äußeren Zweckmäßigkeitsgründen hier aneinandergereiht ſind, würde uns indeſſen kein klares Bild von dem geben, was wir ſuchen: *von der Entſtehung eines Bleiſtiftes aus ſeinen Rohmaterialien* nämlich, weil die einzelnen Betriebsabteilungen räumlich häufig ineinander übergreifen. Wir thun am beſten, uns jenen Werdeprozeß in ſeine Hauptteile zerlegt zu denken, in die Herſtellung des Graphitſtengels, in die Fabrikation der hölzernen Umhüllung und endlich in die Verbindung beider zum Stift und deſſen äußerliche Vollendung.

Der Graphit wird im allgemeinen aus böhmiſchen Gruben bezogen, nur für die allerfeinſten Künſtlerſtifte kommt der vortreffliche, aber ſehr teure ſibiriſche Graphit zur Verwendung. Er gelangt bereits zerkleinert in die Fabrik, wird hier, ſoweit erforderlich, auf chemiſchem Wege von den anhaftenden Eiſen- und Erdteilen gereinigt, ſorgfältig mit Waſſer geſchlemmt und mit dem ebenfalls gereinigten und geſchlemmten Thon innig gemiſcht. Ausnahmsweiſe erhält die Maſſe wohl auch noch andere Zuſätze, z. B. Lampenruß, wenn es darauf ankommt, einen beſonders tiefſchwarzen Strich zu erhalten; im allgemeinen variiert indeſſen nur das Miſchungsverhältnis zwiſchen Thon und Graphit nach den gewünſchten Härtegraden: bekanntlich weiſen unter anderen die Polygradis-Bleiſtifte nicht weniger als zwölf verſchiedene „Bleihärten“ auf

Die Maſſe gelangt nach der Miſchung in die Mühle: auf dem ſorgfältigen, mit peinlicher Genauigkeit durchgeführten Mahlprozeß beruht nicht zuletzt die gleichmäßige Klarheit des Bleis. In gewaltigen Sälen ſehen wir hier etwa vierhundert einzelne kleine Mahlgänge im ununterbrochenem Betrieb — freilich dienen dieſelben nicht ausſchließlich der Bleiſtiftfabrikation im engeren Sinne, ſie mahlen vielmehr zum Teil auch die aus Thon und Farbe gemiſchte Maſſe für Farbſtifte und verraten dies dann ſchon äußerlich durch das bunte Gewand, das ſie im Lauf ihrer emſigen Thätigkeit anlegten. Stellt die Fabrik doch Farbſtifte in etwa fünfzig verſchiedenen Nüancen her.

Die gemahlene Maſſe wird getrocknet, dann wieder zu einem teigigen Brei angefeuchtet und wandert ſo in den Raum mit den ſogenannten Bleipreſſen. Es ſind dies im Grunde höchſt einfache und doch äußerſt ſinnreiche Maſchinen, in welche jener Brei oben hineingefüllt und ſtark zuſammengepreßt wird, um durch eine untere kleine Öffnung gleichſam bindfadenartig herauszutreten. Je nach der veränderlichen Form dieſer Öffnung gewinnt dabei der noch weiche, geſchmeidige Faden einen größeren oder geringeren Durchmeſſer, einen runden, platten, ſechs- oder achteckigen Querdurchſchnitt und rollt ſich unterhalb der Preſſe zunächſt zu einem Bunde zuſammen, der jenen kunſtvollen Figuren nicht ganz unähnlich iſt, in denen die Matroſen an Bord ihr Tauwerk aufzuſtauen lieben. Dem endloſen Faden gönnt man indeſſen keine lange Ruhe, eine weitere Reihe Arbeiter nimmt ihn unter der Preſſe hervor, ſtreckt ihn auf Brettern gerade und zerteilt ihn zugleich in Abſchnitte von beſtimmter Länge: damit haben die „Stengel“ ihre endgültige Form gewonnen, müſſen aber nun noch gründlich austrocknen und ſchließlich in beſonderen Öfen bis zur Weißglut ausglühen.

Bekanntlich bevorzugt man für das Faſſen der beſſeren Bleiſtifte ſeit langer Zeit das duftende, geſchmeidige Holz der Ceder. Es iſt jedoch keineswegs die eigentliche Ceder, welche Verwendung findet, ſondern das Holz des amerikaniſchen Wachholderbaumes, Juniperus Virginiana. Bisher muß dieſes ſogenannte Floridaholz mit großen Unkoſten von jenſeits des Ozeans bezogen werden, künftige Generationen werden es aber wahrſcheinlich beſſer haben, denn auf den Beſitzungen des Freiherrn von Faber (auch in unmittelbarer Nähe von Stein) ſind in den letzten Jahrzehnten große Cedernſchonungen entſtanden, deren Gedeihen zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Für die gewöhnlichen Stifte, die ſogenannten Weißholzſtifte, verwendet man ſelbſtverſtändlich einheimiſche Hölzer, beſonders Tannen-, Erlen- und Lindenholz.

Es iſt das Reich des Sägemehls, in das wir jetzt treten: der feine, gelbrote Staub des Floridaholzes lagert ſich überall ab. Unzählige Kreisſägen kreiſchen, und mehr als ein halbes Hundert der verſchiedenartigſten anderen Holzbearbeitungsmaſchinen ſurren und brummen und ſchnurren in allen denkbaren Tonarten. Dabei ſind es — wenn man etwa von den größeren Sägen abſieht, welche die Holzblöcke in Einzelſtücke von Bleiſtiftlänge teilen — faſt ausnahmslos Maſchinen en miniature: eine jede wird meiſtens nur von einem Manne bedient, und eine jede beſchäftigt ſich im einzelnen Augenblick eigentlich immer nur mit einem einzelnen kleinen Zukunftsbleiſtift. Aber dieſe einzelnen Augenblicke reihen ſich ſchnell aneinander, und jeder einzelne Bleiſtift wird von ſeinem Nachfolger mit Sturmeseile abgelöſt: einige tauſend Stifte laufen während der täglichen Arbeitszeit ſicher durch jede dieſer Maſchinen. Die Teilung der Arbeit iſt in großartigſter Weiſe durchgeführt. Jedes Maſchinchen und jeder Arbeiter trägt ſeinerſeits nur einen Bruchteil dazu bei, den großen Holzblock in einige Gros Stifte zu verwandeln.

Zunächſt werden die in Bleiſtiftlänge zerſägten Holzſtücke in ſchmale Brettchen, je etwa von halber Bleiſtiftdicke, getrennt; eine zweite Maſchine hobelt dieſe Bretter glatt; eine dritte teilt ſie in einzelne Stäbe von viereckigem Querſchnitt, und eine vierte ſtößt in jedes dieſer Stäbchen die zur Aufnahme des Graphitſtengels erforderliche Nute. Dann kommen dieſe Stäbchen in diejenige Betriebsabteilung, welche den Bleiſtift zuſammenſtellt. Hier iſt der Leimtopf in Permanenz. An langen Tiſchen reiht ſich in einer ganz beſtimmten, durch die Erfahrung als zweckmäßig erkannten Gruppierung zu je drei bis fünf Mann Arbeiter an Arbeiter: der erſte ſortiert die aus den Holzbearbeitungswerkſtätten kommenden Stäbchen und ſchichtet ſie etwa zu je zwanzig Stück, die Nute nach oben, aneinander; der zweite beſtreicht die Nuten mit Leim; der dritte legt die Graphitſtengel in die Nuten; der vierte paßt die oberen Deckelſtäbchen auf und der fünfte bringt die zuſammengeleimten Stifte in die Preſſen, in welchen ſie unter der Einwirkung erwärmter Luft völlig zuſammentrocknen. Es grenzt an das Unglaubliche, welche Gewandtheit die Arbeiter in ihrer beſonderen Thätigkeit erlangt haben, mit welchen einfachen Mitteln ſie die fabelhafte Geſchwindigkeit ihrer Handgriffe erzielen: wie z. B. der Mann, welcher die Stengel in die Nuten legt, mit ſeiner übervollen Hand dünner, zerbrechlicher Graphitſtengelchen hantiert, wie er mit unfehlbarer Sicherheit jeden Stengel ohne hinzuſehen in die Nute richtig einſetzt, iſt erſtaunlich.

Der einzelne Bleiſtift ſtellt ſich in dieſem Stadium als ein viereckiges, an den Außenflächen nur oberflächlich geglättetes Stäbchen dar, und erſt jetzt beginnt der umſtändliche Prozeß ſeiner Verſchönerung. Er geht zunächſt in die Holzbearbeitungswerkſtätten zurück und durchläuft wiederum eine ganze Reihe von Maſchinen, deren jede ihn um einen Schritt der Vollendung näher bringt: hier ſchneidet eine Kreisſäge mit einem Male einigen Hundert zuſammengebündelten Stiften die beiden bisher noch etwas ungleichen Stirnflächen glatt ab, dort verwandelt eine Hobelmaſchine das vierkantige Stäbchen in einen Stift von rundem, dreieckigem oder ſechseckigem Querſchnitt — hier glättet ein eigenartiger Apparat den ſo fertig geformten Blei durch ſtarken Druck zwiſchen zwei Stahlſcheiben, und dort ſpitzen geſchickte Arbeiter auf ſchnell rotierenden Steinrädern einzelne Probeſtifte bis zur Stecknadelſchärfe an.

Jeder beſſere Blei — und auch die billigſten Schulbleiſtifte gehören in dieſe Kategorie — will aber poliert ſein; das Polieren geſchieht zum Teil mit der Hand und zwar meiſt in der Hausinduſtrie, zum anderen Teil aber mittelſt höchſt ſinnreich konſtruierter Maſchinen, dank denen ein Arbeiter zu gleicher Zeit viele Tauſend Stück mit der glänzenden Hülle verſehen kann. Die Stifte erhalten nun noch den Stempel der Fabrik, entweder nur durch Einprägung der Firma oder in Aluminium bezüglich Golddruck; bei den feinſten Sorten gelangt hierbei echtes Gold zur Verwendung, da nur dieſes bei längerem Lagern unverändert bleibt. Dann kommen die Stifte in die Packräume, um ſortiert, dutzend- oder grosweiſe gebündelt und etikettiert zu werden, und ſind jetzt endlich zum Verſand in alle Welt bereit.

Gab unſere Wanderung durch die Fabrik uns einen Überblick über die Entſtehung des einzelnen Bleiſtifts, ſo zeigt uns ein kurzer Aufenthalt in den großen „Muſterzimmern“ den Umfang, die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Fabrikation. Hier iſt in Probeſtücken alles vereinigt, was F. W. Faber an Rohmaterialien gebraucht, was er erzeugt: neben großen Blöcken ſibiriſchen und böhmiſchen Graphits ſtehen mächtige Stücke der verſchiedenſten Holzarten, neben den Farben und Tinten, welche das Etabliſſement der Firma in Noiſy-le-Sec bei Paris liefert, ſehen wir die Schiefertafeln und Griffel der Fabrik von Geroldsgrün in allen möglichen Größen und Ausſtattungen, die Tinten- und Bleigummis in jeder denkbaren Form. Am überraſchendſten wirkt aber doch die Zuſammenſtellung der Blei- und Farbſtifte ſelbſt. Wie viele Hunderte oder Tauſende verſchiedener Sorten nach Güte, Größe, Härtegraden, Form und Ausſtattung in den gewaltigen Schränken vertreten ſind, weiß ich freilich nicht — ich weiß nur, daß es mir unmöglich erſcheint, eine Verwendungsart für Stifte zu entdecken, für welche hier nicht Vorſorge getroffen wäre. Da finden ſich, um nur einiges zu erwähnen, Stifte, deren Schrift ſich, gleich den Strichen der beſten Kopiertinte, kopieren läßt; Stifte, welche eine unverlöſchliche Schrift liefern;

Stifte, die beſonders für den ſchnellſchreibenden Stenographen geeignet ſind; Stifte für den Zeichner, der breite, ſtarke Schatten erzielen will, in eigenartiger flacher Form; Stifte, mit denen der Förſter auf naſſes Holz ſchreiben, und Stifte, mit welchen der Anatom auf Fleiſchteilen Notizen machen kann. Dem Textilarbeiter werden beſondere Fabrikate zum Schreiben auf allerlei Geweben geboten, andere Stifte dienen zum Zeichnen auf Glas und Porzellan, wieder andere ſind zum Gebrauch in mathematiſchen Inſtrumenten oder zur Benutzung ſeitens der Telegraphenbeamten beſtimmt — aber es würde ermüden, wollte ich die ſchier endloſe Reihe noch weiter fortſetzen.

Wenn die Firma F. W. Faber auf eine mehr als hundertjährige Dauer zurückblicken kann, ſo iſt der Schöpfer ihrer eigentlichen Größe doch der Mann, welcher heute noch an ihrer Spitze ſteht: Lothar Freiherr von Faber fand, als er 1839 das Geſchäft ſeines Vaters übernahm, nur einen ſehr beſcheidenen Betrieb mit kaum zwanzig Arbeitern vor, und erſt ſeinem unermüdlichen Streben, ſeiner Umſicht und Tüchtigkeit gelang es, aus dieſen kleinen Anfängen heraus das heutige Welthaus aufzubauen. Ein ehrwürdiger Greis, geliebt von ſeinen Arbeitern, denen er aus der Fülle ſeiner Mittel eine ſich immer erweiternde Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen ſchuf, lebt und ſchafft er bis zum heutigen Tage in ungebrochener Rüſtigkeit, immer die gleichen Ziele vor Augen, nach denen er in ſeinen Jugendjahren ſich ſelbſt die ſchöne Deviſe: „Wahrheit, Sittlichkeit, Fleiß“ erwählte. Ein reiches Leben hat ihm der äußeren Ehren viele gebracht — höher als alle Auszeichnungen mag ihm das Bewußtſein ſtehen, dem Vaterlande einen im Niedergang begriffenen Induſtriezweig nicht nur erhalten, ſondern denſelben zur ungeahnten beiſpielloſen Blüte entwickelt zu haben. In dieſer letzteren Hinſicht kommt aber nicht nur die eigene Bedeutung, kommen nicht nur die eigenen Leiſtungen der Firma F. W. Faber in Betracht, ſondern der Geſamtumfang der deutſchen Bleiſtiftinduſtrie: wie würde es heute um dieſe beſtellt ſein, wenn ihr die Fabrik in Stein nicht die rechten Wege gewieſen, wenn durch Lothar von Faber das deutſche Fabrikat nicht auf dem ganzen Erdenrund zum höchſten Anſehen gebracht worden wäre.

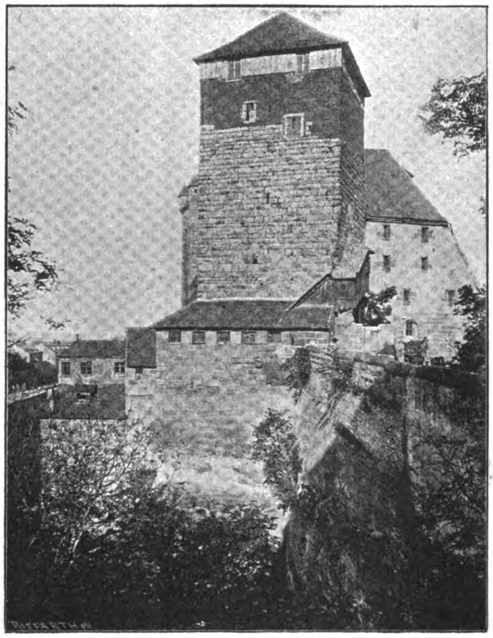
H. v. Zobeltitz (Hanns v. Spielberg).

Das Kaiſerſchloß zu Nürnberg.

(Abdruck verboten.)

In üppiges Grün gebettet ſchaut vom hochragenden Fels die Nürnberger Kaiſerveſte über die vielgiebelige Stadt, ein altehrwürdiges Wahrzeichen einſtiger Herrlichkeit. Geſchichte und Sage haben ihre blütenreichen Kränze um das maſſige Gemäuer geſponnen, das bis tief in das Mittelalter hinein ſo oft die Herren des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation gaſtlich aufnahm, von deſſen Burgfrieden aus der Ahnherr unſeres jungen deutſchen Kaiſerhauſes, Friedrich der Hohenzoller, nach Kurbrandenburg zog, die Grundſteine des neuen, feſtgefugten Staatsweſens zu legen, unter deſſen wehendem Panier Deutſchland wieder auferſtehen ſollte. Wohl ſaßen die Hohenzollern als Burggrafen nicht oben auf dem Schloß ſelbſt, am Hang des Burgberges breitete ſich das Anweſen, von dem aus ſie ihre Hoheitsrechte über das oft trotzige Nürnberg ausübten und von deſſen einſtigem Umfang heute nur dürftige Reſte erzählen — trotzdem erſcheinen die Burg und das Zollerngeſchlecht eng miteinander verwachſen, und es war ein vollberechtigter, feinempfundener Zug hiſtoriſchen Sinn's, daß Kaiſer Wilhelm der Siegreiche ſich und ſeinen Nachfolgern ihren Mitbeſitz für ewige Zeiten ſicherte.

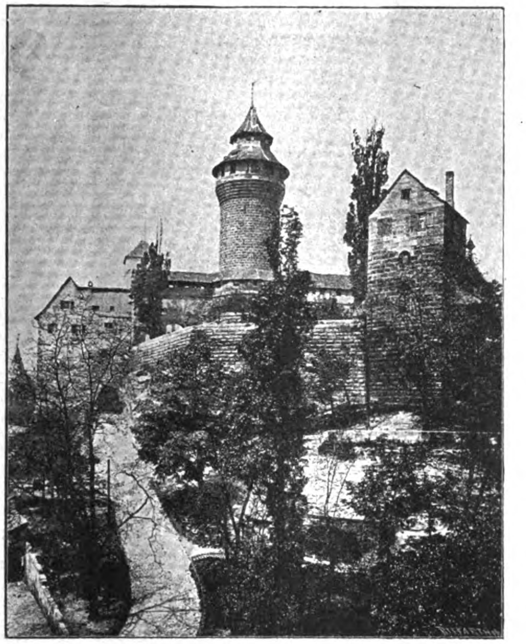
Ein Kreuz und Quer gewinkelter Gaſſen führt bis zum Fuß des Burgberges: auf der halben Höhe desſelben ſieht man alsbald einen mächtigen Bau zwiſchen zwei ſchwer und kraftvoll emporſtrebenden Türmen vor ſich. Den einen, den mit kecken Ecktürmchen verſehenen „Lug ins Land“, bauten die Nürnberger anno 1367 recht trotzig hart neben der gräflichen Veſte, der andere, kurzweg der „Fünfeckige“ genannt, gilt als das älteſte Bauwerk der Stadt und iſt vielleicht der letzte Überreſt der eigentlichen Hohenzollernveſte ſelbſt, die im Jahre 1420 der bayeriſche Pfleger in Lauf, Herr Chriſtoph Layminger, während des Krieges des Markgrafen von Brandenburg mit Ludwig dem Bärtigen von Bayern überfiel und verbrannte. Von dieſem Brande her wohl zeigt der fünfeckige Turm, der heute in ſeinem Innern die wenig erbauliche Sammlung von Marterwerkzeugen eines Nürnberger Antiquars birgt, zwiſchen mächtigen Quadern auch neueres Backſteinflickwerk. — Auf dem Platz der zerſtörten Burggrafenbehauſung aber erbaute Hans Behaim gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die maſſige, hochgiebelige ſogenannte „Kaiſerſtallung“, welche jetzt Garniſonzwecken dient. Oberhalb des Burggrafenhauſes erhob ſich, von altersgrauen Mauern umrahmt, das wirkliche Reichsſchloß auf der Veſte. Es iſt kein einheitlicher Bau, vielmehr aus mehreren einzelnen Gebäuden zuſammengefügt — man ſieht ihm an, wie lange Jahrhunderte an ihm gearbeitet und geſchaffen. Und dem iſt wirklich ſo: wenn es auch nur eine Mythe iſt, daß Kaiſer Tiberius' Bruder, Nero Claudius Druſus, bis hierher mit ſeinen Legionen vorgedrungen ſei und den Grundſtein zur Veſte (Mons Neronis—Nerosberg—Nürnberg) gelegt habe, ſo ſcheint es doch erwieſen, daß bereits um die Mitte des eilften Jahrhunderts hier eine kaiſerliche Burg ſtand, und die mächtige Tafel über einem der Schloßthore, auf welchem die endloſe Reihe der deutſchen Kaiſer aufgeführt iſt, welche die Burg beherbergte, nennt Heinrich III. obenan.



Das Kaiſerſchloß zu Nürnberg: Der fünfeckige Turm, der letzte Reſt der ehemaligen Hohenzollernburg (burggräfliches Schloß) mit Freiung gegen Norden.

Über die untere Freiung hinweg, das ſogenannte Himmelsthor durchſchreitend, gelangt man zu der Haſenburg, einer der ehemaligen Burghuten, einem weiten, freien, hofähnlichen Raum. Hier ragt der ſchlanke, runde Veſtnerturm auf Felſen gebaut als prächtig erhaltenes, höchſtes Baudenkmal von Burg und Stadt kühn empor, in ſeinem Schatten aber liegt, von einem eigenen kleinen Hauſe überdacht, der tiefſte Brunnen Nürnbergs: jener merkwürdige Brunnen, in deſſen Tiefe der Volksglaube Karl den Großen im träumeriſchen Schlafe ruhen läßt. Faſt ſechzig Klaftern tief wurde einſt der Brunnen in Jahrzehnte langer Arbeit in den Felſen gehauen; ſein Grund ſicherte nicht nur den Burgbewohnern allezeit friſches Waſſer,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Das Kaiſerſchloß zu Nürnberg: Veſtnerthorturm oder Sinwelturm mit Haſenburg, davor Freiung nach Süden (gegen die Stadt) und rechts die Walpurgiskapelle.

tief unten nahe an dem glitzernden Spiegel münden auch zum Theil heute noch wohl erhaltene unterirdiſche Gänge ein, die jenen bei einer etwaigen Belagerung die Möglichkeit eines Verkehrs mit der Außenwelt gewährten.

Wir ſtehen vor der eigentlichen Burg. Zur linken reckt ſich am Eingang des Burghofes der ſogenannte Heidenturm, der ſeinen Namen von einigen verwitterten Steinbildern an der Außenſeite trägt, die der Volksglaube für Götzenbilder hielt; in Wirklichkeit ſind es leidlich gut erhaltene romaniſche Bildwerke, welche gleich dem Turm aus dem 12. Jahrhundert ſtammen mögen. Der letztere ſelbſt enthält die Chorpartien einer höchſt merkwürdigen Doppelkapelle, welche vielleicht von Friedrich Barbaroſſa, der bekanntlich gern in dem alten Nürnberg weilte und auf dem 1187 hier abgehaltenen Reichstag den für ihn ſo verhängnisvoll endenden Kreuzzug beſchloß, erbaut iſt.

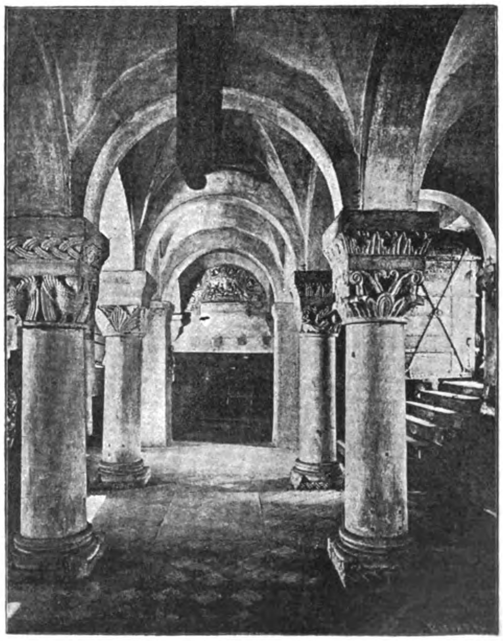
Auch um ſie hat die geſchäftige Sage ihren Mythenkranz geſchlungen. Der Teufel wettete — das Sujet iſt bekannt — mit dem frommen Pater Cyrill, daß er die vier Marmorſäulen für die obere der beiden Kapellen aus einem heidniſchen Tempel von Rom ſchneller herbeiſchaffen könne, als jener eine Meſſe leſen werde, und verlor ſelbſtverſtändlich mit Pauken und Trompeten; als er mit der letzten der vier Säulen angetrabt kam, hatte der Pater bereits das letzte Wort geſprochen, und voller Wuth warf der wie immer betrogene Höllenfürſt ſeine koſtbare Laſt mit ſolcher Wucht zu Boden, daß ſie in zwei Teile zerbarſt. Die Bruchſtelle kann man heute noch ſehen, alſo muß die Geſchichte wohl wahr ſein.

Die beiden übereinanderſtehenden Kapellen zeigen im Innern manches beachtenswerte Denkmal einer frühen Kunſtepoche — ob die Veit Stoß zugeſchriebenen Holzbildwerke wirklich von dieſem Meiſter herſtammen, laſſe ich dahingeſtellt.

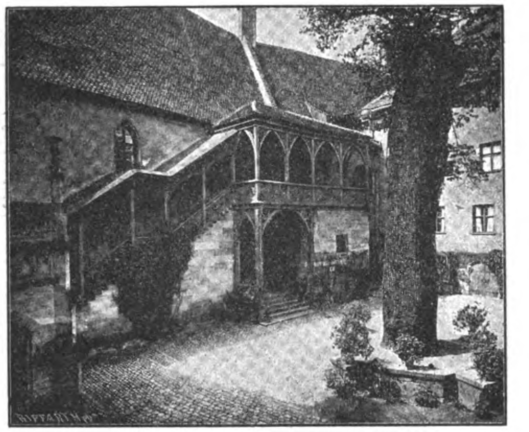
Unter den Zimmern der Burg ſeien die Ritterſtube, der Kurfürſtenſaal, das Betzimmer und die Kaiſerſtube erwähnt, über welche Friedrich III. einſt in einer ernſten Stunde die Worte ſetzte: Rerum irrecuperabilium summa felicitas est oblivio — Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.“ Die ſchönen, zum Teil prächtigen Räume enthalten noch manches ſehenswertes Stück: manch reichverzierte Decke, manchen zierlich gefugten Fußboden, ſchöne Möbel und vor allem äußerſt geſchmackvolle Öfen aus der beſten Periode mittelalterlichen Schaffens. Leider hat unſere Zeit arg mit den Schätzen der Altvordern gehauſt: das Herz thut einem weh, wenn man hier zwiſchen koſtbarem Hausgerät auch Schränke und Tiſche aus der troſtloſeſten Biedermeierepoche trifft, wenn der Fuß in einem köſtlichen echt mittelalterlichen Gemach auf eine moderne Linoleumdecke tritt, oder wenn die eine oder andere Wand mit höchſt mäßigen Papiertapeten bekleidet iſt. Die übrigens nie ganz vollendete Reſtauration der Burg fiel in die Mitte der fünfziger Jahre und das erklärt mancherlei — es wäre aber wohl zu wünſchen, daß unſere kunſtſinnigen Fürſten dem edlen Bau jetzt erneut ihre Aufmerkſamkeit und Fürſorge zuwendeten.

Die Perle der Burganlage iſt meines Erachtens der reizvolle Schloßhof mit der Linde der Kaiſerin Kunigunde. Gewiß iſt der lebensfriſche Baum, der heute in der Mitte des Burghofes ſein Geäſt breitet, nicht dieſelbe Linde, welche einſt Frau Kunigunde zum Gedenken einer wunderbaren Errettung des Kaiſerlichen Gemahls aus Todesgefahr gepflanzt haben ſoll — ſie iſt darum aber nicht minder ſchön und thut hoffentlich noch auf Jahrhunderte hinaus, dem uralten germaniſchen Volksglauben gerecht werdend, ihre Schuldigkeit als vielbewährter Schutz- und Segensbaum für die ehrwürdigen Burgmauern.

Habe ich recht gezählt, ſo weiſt die lange Liſte auf der Burg vierzig deutſche Kaiſer auf, welche in dem Reichsſchloß auf der Veſte gewohnt haben — als letzten nennt ſie Joſef I. im Jahre 1704. Auch Kaiſer Wilhelm der Siegreiche war noch als König, jedoch ohne eine Nacht in der Burg zu verweilen, auf dem Schloß; und Kaiſer Friedrich fuhr als Kronprinz niemals durch Nürnberg, ohne zu dem ragenden Felſen emporzuſteigen, von deſſen Hang der Hohenzollernaar zum kühnen Flug gen Brandenburg anſetzte — ohne ſich des herrlichen Blicks aus den Fenſtern der Burg über die Zinnen und Dächer der alten Reichsſtadt hinweg zu erfreuen. Einſt hatten die Bürger der guten Stadt oft argen und blutigen Hader mit ihren Burggrafen aus dem Zollerngeſchlecht —



Das Kaiſerſchloß zu Nürnberg: Burgkapelle zu Nürnberg.



Das Kaiſerſchloß zu Nürnberg: Hof mit der Kaiſerin Kunigunden-Linde.

heute zählen ſie zu den begeiſtertſten Verehrern des neuen Kaiſerreichs und ſind ſtolz darauf, daß die Hohenzollern-Herrſcher ſich jetzt noch nennen: Burggrafen von Nürnberg.

Haſſo Harden.

Japaniſches Familienleben.

(Abdruck verboten.)

Der Direktor der Leipziger Bank, A. H. Exner, hat in den Jahren 1885—1886 als Vertreter mehrerer deutſchen Finanzinſtitute eine Reiſe nach Japan unternommen. Als Niederſchlag der gewonnenen Reiſeeindrücke hat er ein ſehr intereſſantes, reich und prächtig illuſtriertes Werk veröffentlicht (Japan. Skizzen von Land und Leuten, von A. H. Exner. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger), das keineswegs nur für den Kaufmann oder Induſtriellen beſtimmt iſt. Es bietet vielmehr jedem Leſer ein ungemein feſſelndes, ſympathiſches Bild von einem überaus intereſſanten Volk, das ſeit ſeinem Wiedereintritt in die Kulturwelt in vielfache Beziehungen zu uns getreten iſt. Herr Exner iſt ein vorzüglicher Beobachter und ein durchaus vorurteilsloſer Kritiker.

Wir entnehmen dem Buche, das wir unſern Leſern warm empfehlen, die folgenden Auszüge aus den Schilderungen des japaniſchen Familienlebens:

„Da der Koſtenpunkt beim Eingehen einer Ehe in Japan keine große Rolle ſpielt, indem Ausſteuer und Hauseinrichtung in unſerm Sinne zur Begründung eines Hausſtandes nicht erforderlich ſind, ſo entſchließt man ſich überaus leicht zur Heirat, und das um ſo leichter, als nötigenfalls eine Scheidung ohne große Schwierigkeiten zu bewerkſtelligen iſt. Es ſteht nämlich dem Manne, welchem überhaupt eine große Gewalt über die Perſon und das Eigentum ſeiner Frau eingeräumt iſt, in ſieben Fällen das Recht zu, die Ehe wieder aufzulöſen. Dieſe ſieben, von Konfucius aufgeſtellten und von den Japanern als Grundlage ihres Ehegeſetzes gewählten Gründe ſind:

1) Ungehorſam gegen die Schwiegereltern.
2) Kinderloſigkeit.
3) Loſe Reden und Trunkſucht.
4) Eiferſucht und Neid.
5) Ekelhafte oder anſteckende Krankheit.
6) Diebſtahl.
7) Schwatzhaftigkeit.

Seit 1873 hat auch die Frau das Recht, auf Scheidung zu klagen und zwar im Fall ſie von ihrem Manne mißhandelt wird oder letzterer eine entehrende Gefängnisſtrafe zu erleiden hat.

In welch außergewöhnlichem Verhältnis die Zahl der Eheſcheidungen zu der der Heiraten noch heute in Japan ſteht, zeigen uns die folgenden offiziellen Ziffern: Im Jahre 1888 fanden in Japan 330 246 Heiraten und 109 175 Eheſcheidungen ſtatt. In Deutſchland iſt Bayern dasjenige Land, in welchem Eheſcheidungen am meiſten vorkommen, doch iſt deren Zahl verſchwindend klein gegen Japan. In Bayern kamen in den Jahren 1835—1852 auf 10 000 Trauungen durchſchnittlich 62 Eheſcheidungen, in Japan aber von 1883 bis 1886 auf 10 000 Trauungen 3927 Eheſcheidungen.

Der Eheſtand iſt die erklärte Beſtimmung der japaniſchen Mädchen, und ſie werden zu den Pflichten desſelben von früheſter Kindheit an erzogen. Die Hochzeit findet gewöhnlich ſtatt, nachdem der Bräutigam ſein zwanzigſtes, die Braut ihr ſechzehntes Jahr erreicht hat… Mit ihr ſcheidet die Japanerin aus dem Verbande ihrer eignen Familie aus und tritt zu den Eltern ihres Gatten in ein kindliches Verhältnis. Solange die Schwiegermutter lebt, bleibt dieſe Herrin des Hauſes, und die junge Frau hat ſich ihren Anordnungen in allen Dingen zu unterwerfen.

Iſt die Tochter einer japaniſchen Familie herangewachſen, ſo wird ſie verheiratet, gleichviel ob ſie dazu geneigt iſt oder nicht. Sie wird nicht weiter gefragt und findet dies auch nicht auffällig, denn ſie iſt ja ihren Eltern Gehorſam ſchuldig. Als Frau iſt ſie eigentlich nur die erſte Dienerin des Mannes, für deſſen Erheiterung ſie Sorge zu tragen hat. Als Witwe hat ſie die Pflicht, ihren Söhnen gehorſam zu ſein, denen allerdings die japaniſche Moral wiederum vorſchreibt, ihre alte Mutter in der liebevollſten, dankbarſten Weiſe zu pflegen. Dreierlei Gehorſam hat die Frau zu üben, heißt es im Onna Chuyo, einem moraliſchen Wegweiſer für japaniſche Frauen: als Mädchen gegen ihre Eltern, als Frau gegen ihren Mann und als Witwe gegen ihre Söhne.

Während die Freiheit des Mannes durch die Ehe kaum beeinträchtigt wird, muß die junge Frau ſich mancherlei Entſagungen auferlegen; ſo hat ſie zunächſt ihrem Manne das Opfer ihrer äußeren Erſcheinung zu bringen. Ihre perlenweißen Zähne muß ſie ſchwarz färben und ihre ſchön geſchwungenen Augenbrauen abraſieren.

Die Frauen der höheren Stände leben ſehr abgeſchloſſen und gehen ohne Begleitung niemals aus. Auch in den mittleren Ständen gilt es für unſchicklich, ſich in Abweſenheit des Gatten allein außerhalb des Hauſes zu zeigen. Die Ehefrau aus den ärmeren Klaſſen nimmt, nach unſern europäiſchen Begriffen weit mehr als die Frau aus den beſſeren Ständen, die Stellung ein, welche wir in unſern Familien der Ehefrau zuweiſen. Sie muß zwar ſchwerere Arbeit verrichten, erſcheint dafür aber weit mehr als Gefährtin des Mannes.

In neuerer Zeit iſt man eifrig bemüht, die Stellung der Frau zu heben. Neben der edlen Kaiſerin Haru-ko, welche alle Beſtrebungen zu fördern ſucht, die auf Erhebung ihres Geſchlechtes abzielen, hat eine deutſche Dame hervorragenden Anteil an der Bewegung genommen, die Frau Gräfin Aoki, eine aus altem pommerſchen Adel ſtammende Dame, die ihrem japaniſchen Gemahl, dem langjährigen Geſandten am Berliner Hof, in ſeine Heimat gefolgt iſt und daſelbſt nicht nur in ihrem Palais den höheren Kreiſen Japans das Beiſpiel eines echten deutſchen Hauſes gegeben, ſondern auch mit allen Kräften die Bewegung angeregt und gefördert hat.

Während in China die Kinder männlichen Geſchlechtes einen großen Vorzug vor denen des weiblichen haben, genießen in Japan beide gleiche Liebe und Sorgfalt. Mit Vergnügen habe ich ſtets den niedlichen japaniſchen Kindern bei ihren Spielen zugeſchaut. Niemals begegnet man in japaniſchen Straßen dem wilden Knabenſpiel mit Balgerei, Streit und Geſchrei, das man bei uns mit den Worten: „Kinder müſſen ſich austoben“ zu beſchönigen pflegt. Harmloſes, fröhliches Spiel einer lachenden, munteren Kinderſchar begrüßt uns vor den Thüren der Häuſer.

Kuß und Händedruck ſind in der japaniſchen Familie gleichwie in der chineſiſchen unbekannte Zärtlichkeitsäußerungen. Dennoch wird Japan mit Recht das Paradies der Kinder genannt. In reichem Maße ſorgen die Eltern für Spielzeug und Kinderfeſte; ſie verhalten ſich ihren Kindern gegenüber ganz wie Kinder und freuen ſich mit ihnen an ihren Spielen, ſehen aber anderſeits auch ſtreng auf regelmäßigen Schulbeſuch und häuslichen Fleiß. Die Mädchen lieben es wie bei uns mit Puppen zu ſpielen, während als Lieblingsſpiel der Knaben Kreiſel, deren es eine Unmenge der verſchiedenſten Arten gibt, Reifen und Papierdrachen gelten.“

So Herr Exner. Wenn man feſthält, daß das Evangelium der großen Maſſe des japaniſchen Volkes noch fremd geblieben iſt, ſo wird man hoffen dürfen, daß das Familienleben der Japaner ſich einſt in erfreulichſter Weiſe entwickeln wird.

Th. H. P.

Mein erſter Tag als Hauslehrer.

Von M. Allihn.

(Abdruck verboten.)

„Jungens“, pflegte unſer Herr Papa zu uns zu ſagen, „vor allen Dingen müßt ihr Hauslehrer werden. Nicht bei einem Stoppelhopſer oder ſo etwas — da lernt man nichts — ſondern in einem guten Hauſe. Und Franzöſiſch müßt ihr können. Franzöſiſch, feiner Ton, gute Manieren, Hauslehrer, ſonſt iſt mit eurer ganzen Geſchichte nichts los.“ Gut, ich kaufte mir Lackſtiefeln und vervollkommnete mich in Quadrille und anderen ſchönen Sachen, lernte die Hacken aneinander ſchlagen und „Gnädige Frau“ zweiſilbig ausſprechen, nahm bei Fräulein Roncier Unterricht in franzöſiſcher Konverſation und ließ mich von Tholuk an Frau Baronin von Roſſach empfehlen. Jetzt konnte zur Befriedigung meines Herrn Vaters die Sache losgehen und zwar gleich, ſobald ein neuer Koffer angeſchafft und mein ſchwarzer für einen Kandidaten etwas zu weltlicher Anzug fertig war. Monſieur Kislak nannten mich höhnender Weiſe meine Kommilitonen. Ich ließ mich's nicht anfechten und ging vergnügt auf die Reiſe, nachdem ich nochmals meine Ankunft telegraphiſch angemeldet hatte.

Endlich war die letzte Station erreicht. „Waldwinkel! Eine Minute“. Alſo raus mit Koffer und Regenſchirm. Ich war der einzige Paſſagier, der ausſtieg, und befand mich auf einer Halteſtelle, die den Namen Waldwinkel mit Recht trug.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Eine etwas größer als die anderen gebaute Wärterbude war das Stationsgebäude. Ein verdroſſen ausſehender Beamter war Stations-Vorſteher und Weichenſteller, kurz alles in einer Perſon. Der Boden ſandig, diesſeit und jenſeit Kiefern. Von einem Wagen, der mich abholen ſollte, keine Spur. Ich wandte mich an den Herrn Stationschef:

„Iſt vielleicht ein Wagen nach Schloß Tiefenſee da?“

„Nach — —?“

„Nach Tiefenſee ein Wagen?“

„Sie wollen nach —? Nach Tiefenſee?! Nee, ein Wagen iſt nicht da.“

„Und hier iſt auch ein Gaſthaus oder Dorf nicht in der Nähe?“

„Nee, in der Nähe nicht.“

Nun ſtand ich da „mit die Kenntniſſe.“ Wäre ich doch in meinem Koupee geblieben! Aber der Zug verſchwand eben in einem Bahneinſchnitte hinter den Kiefern, und die rote Scheibe am Schluſſe des Zuges winkte mir frech und ſchadenfroh zu. Es mußte etwas geſchehen. Ich beſchloß meinen Koffer in Waldwinkel zu laſſen und zu Fuß nach Tiefenſee zu laufen. Der Herr Stationsvorſteher war ſo gut, mir eine Wegebeſchreibung in der Weiſe Lanzelots zu geben: Erſt rechts und dann links und dann weder rechts noch links, ſondern gerade über den Berg hinüber. Dies letztere wenigſtens war nicht zu verfehlen. Ein Stündchen ſollte es ſein. Das hielten meine Beine ſehr gut und mein Magen einigermaßen aus.

Nach einer Stunde traf ich Waldarbeiter, die ſich eben anſchickten, nach Haus zu gehen. „Iſt das der Weg nach Schloß Tiefenſee?“

„Wohin?“

„Nach Schloß Tiefenſee. Wie weit iſts denn?“

„Sie wollen nach — Schloß Tiefenſee?“

„Ja, warum denn nicht? Oder haben Sie etwas dagegen?“

„J, Gott bewahre. Uns kann's recht ſein. Na, noch ein Stündchen.“

Als ich mich wieder in Bewegung ſetzte, ſah ich, daß mir ein kleiner ſchwarzer Hund nachlief. Ich rief den Holzhauern zu, ob es ihr Hund ſei. Die verneinten es und antworteten, was ich nicht mehr verſtehen konnte.

Nach einer Stunde kam ich über den Berg hinweg und auf eine gute Landſtraße. Ich konnte das ganze Thal überſchauen. Dort war am Bergabhange weiter aufwärts ein Dorf zu ſehen, dort gab es auch manche ſchöne Höhe, wo ein Schloß hätte ſtehen können, aber zu erblicken war nichts. Nun wurde die Sache langweilig und mein Magen bereits ernſtlich ungeduldig. Vor mir ging ein Mann mit einem Schiebkarren, neben ihm ein Knabe und ein kleiner ſchwarzer Hund. Ich hatte ihn bald eingeholt und fragte, wie weit es nach Schloß Tiefenſee ſei. Der Mann ſetzte ſeine Karre ganz entſetzt nieder und ſtaunte mich mit offenem Munde an. „Wo wollen Sie hin? Nach Tiefenſee? Und jetzt bei einbrechender Nacht?“

„Nehmen Sie mir's nicht übel,“ erwiderte ich, „ich frage den Inſpektor in Waldwinkel nach Tiefenſee, da reißt er die Augen auf; die Holzhauer, die ich frage, bekreuzigen und beſegnen ſich, und Sie ſetzen vor Schrecken Ihre Schiebkarre nieder. Iſt denn dieſes Neſt eine Räuberſpelunke?“

„Wenns nur das wäre —“ Der Mann blickte ſcheu auf ſeinen Knaben und verſtummte. Nach einer Weile fragte er: „Sie ſind wohl der neue Herr Informator?“ Ich bejahte es. „Und wollen — nach — Tiefenſee?“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Ja doch! Wie weit iſt es denn noch?“

„Da liegt's ja.“ Damit zeigte er ins Thal hinab, wo ich allerdings das Schloß nicht geſucht hätte. Unterhalb des Dorfes lag ein See, man hätte es auch einen großen Teich nennen können; hier ſtiegen weiße Nebel auf, die floſſen thalabwärts über feuchte Wieſen und zwiſchen Gruppen alter Bäume hindurch. Und mitten darinnen ſtand, mit dem Fuße im Nebel verſchwindend, ein alter unſchöner Steinkaſten mit ſpitzem Dach und vier Türmen an den Ecken. Es ſah merkwürdig aus. Man hätte hier von Erlkönigs Töchtern phantaſieren können; aber mir war es nicht phantaſiereich zu Mute, denn ich hatte Hunger.

Nach einer Viertelſtunde ſtand ich vor dem Parkthore. Es macht offenbar einen großen Unterſchied, mit welchen Augen man eine Sache anſieht. Unter anderen Umſtänden würde ich von dem Anblicke höchſt befriedigt geweſen ſein. Das Thor und das Pförtnerhäuschen daneben waren ſo alt, verfallen und bewachſen, daß man ſie hätte malen mögen. Dahinter eine Allee von uralten Linden, unter denen es ſchon dunkle Nacht war, in der Ferne Nebel und Abendrot. Wie geſagt, höchſt maleriſch, mir aber damals einigermaßen unbehaglich. Es fiel mir ein, daß ich mich doch recht wenig nach den Verhältniſſen der Baronin Roſſach erkundigt hatte. Der Name war mir genug geweſen. Wenn das ſo romantiſch weiter ging, als es angefangen hatte, ſo konnte die Sache ja recht nett werden. — Aber der Sandweg war friſch abgeharkt, und der Raſen gut gepflegt. Da zeigte ſich auch eine friſche Räderſpur. Alſo hatte man mir doch einen Wagen geſchickt; nun dann friſch vorwärts!

Das Schloß war ein merkwürdiges Gebäude, offenbar als Feſtung, wenn auch nicht gebaut, denn dazu war es nicht alt genug, ſo doch gedacht. Es lag tiefer als die Oberfläche des Sees; noch ſah man die Reſte der alten Waſſergräben, die das Schloß einſt umgeben hatten. Ein verſchnörkeltes Stein-Portal, ein ſteinernes Wappen darüber, ein uralter Roſenſtock, im Erdgeſchoß Lucken wie Schießſcharten und erſt im Obergeſchoſſe ordentliche Fenſter. Alles alt und ſichtlich verkommen. Aber da lag auf dem Platze vor dem Gebäude ein Croquet-Hammer und dort ſtanden auch die Drahtbogen. Kein Menſch war zu ſehen.

Ich trete ein in einen niedrigen dunklen Flur, eine dumpfige Luft weht mir entgegen. Ich tappe nach einer lichteren Stelle, wo ich die Treppe vermute. Richtig, da gehts empor. Kaum habe ich die erſte Stufe erſtiegen, ſauſt mir mit Ziſchen und Pruſten etwas zwiſchen den Beinen durch. Höher, nur höher! heißt es im Fauſt. Alſo höher hinan! Da kommt mir etwas weißes Menſchliches entgegen. Ich rede das Weſen an und erhalte einige grunzende Töne als Antwort. Rrrr! fährt es wieder die Treppe empor. Ich unverdroſſen hinterher.

Jede Wendeltreppe hat einmal ein Ende, und ſo lande ich ſchließlich in einem weiten dämmerigen Flur. Im Hintergrunde ſpringt das weiße Ding mit den Bewegungen einer Seekatze hin und her, und vor mir ſteht eine gebückte alte Frau mit ſpitzer Naſe und ſpitzem Kinn, die richtige Märchenfigur, nur ein bischen zu vornehm dazu. Mochte die alte Dame ſein, wer auch immer, angeredet mußte ſie werden, ich ſtellte mich in aller Form vor und erhielt im freundlichſten thüringer Tonfalle die Antwort: „Ei, mein guter Herr Kandidat, ich freue mich aufrichtig, daß Sie gekommen ſind.“ Na, ein Wort! Aber man hatte mich noch nicht erwartet. Mein Telegramm war nicht angekommen, und ihre Tochter, die Baronin Roſſach, zu Wagen mit meinem zukünftigem Zöglinge und zwei jungen Damen, die zu Beſuch da waren, durch den Seegrund nach irgend einem Ausſichtspunkte gefahren. Es war unbegreiflich, daß ſie noch nicht zurückgekehrt.

Die alte Dame führte mich in den Salon. Daß es der Salon war, konnte man trotz des ſchwachen Lichtes an dem bunten Durcheinander merken, das damals Mode war. Wir nahmen in der Fenſterniſche Platz. Zwiſchen uns ſtand ein kleiner Tiſch und darauf ein Teller, der bis an den Rand mit Mondſchein gefüllt war. Wenn es wenigſtens Mondſcheinbemmchen geweſen wären. Es war ſicher nicht Bosheit von der guten alten Dame geweſen, mir Mondſchein vorzuſetzen, ſie hatte nur keine Ahnung davon, welchen Hunger ich fühlte. Aber vom Monde, der über die nebeligen Wieſen und die dunklen Bäume herüberſchaute, war es entſchieden boshaft, mir allerlei Lichtgebilde auf den fraglichen Teller zu zaubern.

Zunächſt mußten die Perſonalien beſprochen werden. Die meinigen waren bald erledigt, aber die alte Dame war eine Gräfin Settewitz und ich kannte einige Familien dieſes Namens. Das gab Gelegenheit, den ganzen Schiffskatalog derer von Settewitz, ſowohl derer mit einem, als auch derer mit zwei t, als auch der polniſchen Linie, die ſich hinten mit cz ſchreibt, durchzunehmen und die Beziehungen der Barone von Settewitz zu den Grafen Settewitz klarzulegen. Die alte Dame wurde dabei ganz lebhaft; aber endlich lief der Faden ab. Nun was anderes. Aha, Schloß Tiefenſee. Ich erzählte meine Unterredungen mit dem Stationschef, den Holzhauern und dem Manne mit der Karre, indem ich die Sache ein wenig dramatiſch zuſtutzte. „Denken Sie ſich, gnädige Frau,“ ſchloß ich, „daß ich faſt glaubte, in ein verwunſchenes Schloß zu treten.“

„Sein Sie ſtille, ich bitte Sie um Gottes willen, ſein Sie ſtille,“ rief die alte Dame.

„In allem Ernſte. Denken Sie ſich die alten Bäume, den Nebel, das Schloß, die Wendeltreppe. Eben als ich den Fuß auf die erſte Stufe ſetzte, fuhr mir ſo etwas wie ein böſer Geiſt oder Zauberer zwiſchen den Füßen hindurch.“

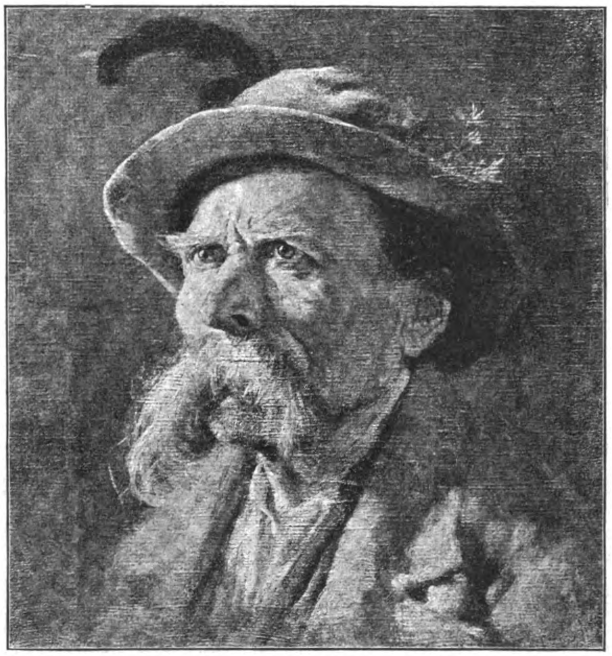
„Sein Sie ſtille, es iſt ja entſetzlich! Es iſt das Unglück meines Lebens, dieſes Tiefenſee.“

„Wenn ich furchtſamer Natur wäre —“

„Nicht wahr, Sie ſind nicht furchtſam?“

„Nicht ein bischen.“

„Gott ſei Dank. Wenn Sie wüßten, was wir in dieſem Schloſſe auszuſtehen haben! Wenn wir's doch nicht gekauft hätten, aber meine Tochter — ſie iſt etwas romantiſch angelegt — wollte es durchaus haben.“



Wilderer. Nach dem Gemälde von F. W. Straube.
(Aus der diesjährigen Münchener Jahresausſtellung.)

Aha! ſagte ich mir, auch die Einwohner des Schloſſes ſtehen unter dem Banne unheimlicher Mächte. Aber welches ſind dieſe Mächte? Es kam eine gruſelige Geſchichte zu Tage; die alte Dame erzählte ſie mir mit vielen Ach und O. Das Schloß hatte bis vor kurzem dem Baron Frazzac gehört. Der alte Baron und ſein erwachſener Sohn hatten in dem Schloſſe ein läſterliches Leben geführt. Jetzt war es gerade ein Jahr her, da hatten ſich beide wegen eines Frauenzimmers erzürnt, und der Sohn hatte ſeinen Vater und danach ſich ſelbſt totgeſchoſſen. Was mir durch die Füße gefahren, war eine halbwilde Katze geweſen, die ſich noch aus den Zeiten des Barons im Hauſe umhertrieb, allerlei Unfug anſtiftete und immer da zu finden war, wo man ſie am wenigſten vermutete. Ich erklärte mich bereit, das Vieh totzuſchießen, dann würde wohl der Spuk ein Ende haben.

„Wenns nur wahr wäre!“

„Sie wollen doch nicht ſagen, gnädige Frau, daß es im Schloſſe ſpukt!“

„Ja, ja, es ſpukt. Was werden Sie von mir denken? Aber ich kann mir nicht helfen. Es ſpukt wirklich. Ich ſterbe des Nachts faſt vor Furcht! Sagen Sie meiner Tochter nichts. Die will es nicht zugeben. Aber es ſpukt doch. Nicht wahr, Sie fürchten ſich nicht?“ — Ich verſicherte hoch und teuer, daß es mir das größte Vergnügen machen würde, mit den Herrn Spukgeiſtern nähere Bekanntſchaft zu machen.

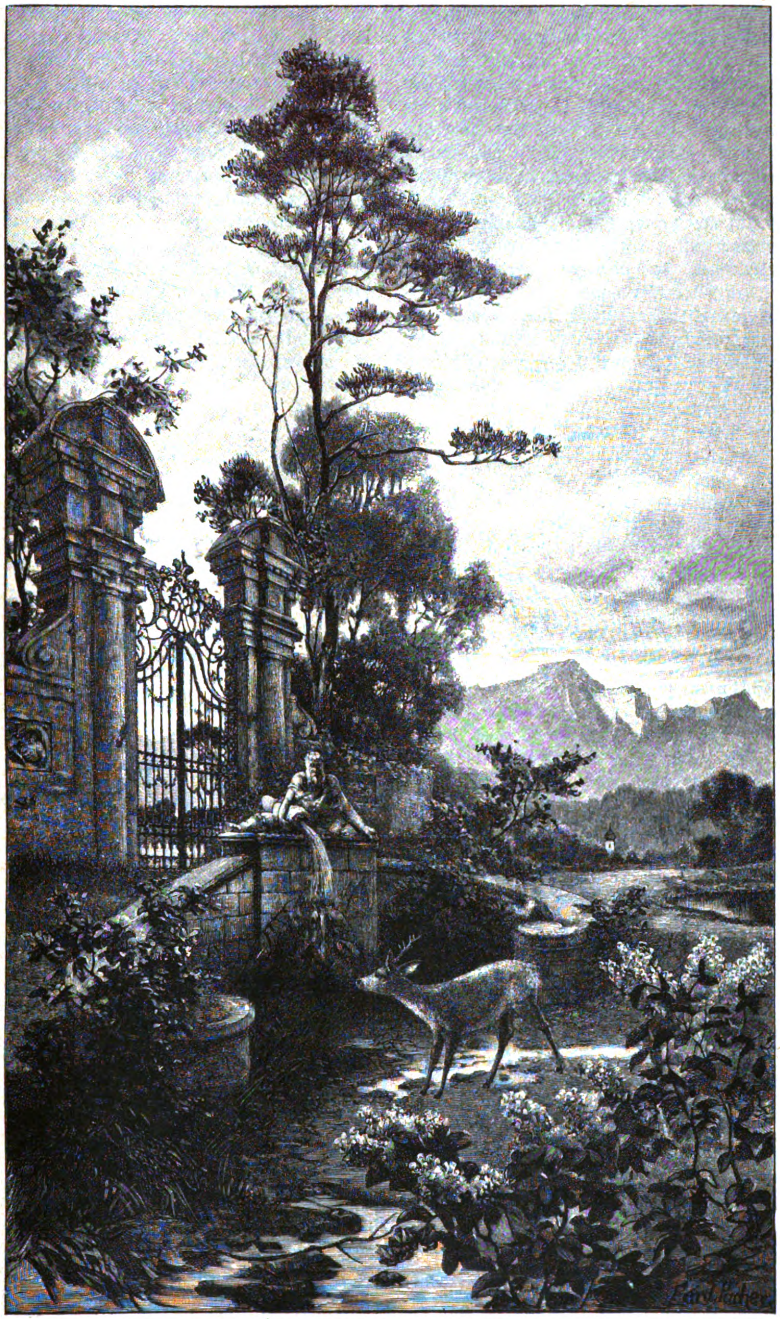
Da rollte der Wagen vors Schloß, die Herrſchaften langten an und brachten die ſchaurige Nachricht mit, daß ein toller Hund im Seegrunde geſehen worden ſei. Darum ſeien ſie über Rambach gefahren und erſt ſo ſpät zurückgekommen.

Auch dies ging vorüber. Nach einer Viertelſtunde ſaßen wir in dem hell erleuchteten Speiſeſaale (Gott ſei Dank) und führten ein gebildetes Geſpräch. Schiller, Goethe, Raffael, Beethoven, Mozart, alle mußten heran und Richard Wagner wurde allſeitig und unbedingt verurtheilt und verworfen. Man vergaß vollſtändig den unheimlichen Hintergrund und fühlte ſich als gebildeter Menſch beim Thee. Nur manchmal griff gleichſam eine dunkle Hand aus den Schatten in den lichten Kreis des Tiſches. „Schang“ — das war das weiße Weſen, ein halbwüchſiger Bedienter mit klaſſiſch-dummen Geſichtszügen — ſollte eine gewiſſe Sorte Äpfel vom Boden holen. Er war nicht zu bewegen. Man wollte ein Buch oder Bild aus dem Salon haben, aber niemand getraute ſich allein durch die dunklen Zimmer zu gehen. Als ſich zuletzt eine der beiden jungen Damen ein Herz faßte und ging, gab es einen klirrenden Schlag und einen herzerſchütternden Schrei. Was iſt denn? Die Katze! Der Leuchter lag am Boden und auf das Buch mußte verzichtet werden. Die alte Gnädige zitterte und bebte, und mein Zögling wollte zu heulen anfangen.

Als der Abend herum war und man ſich trennte, befahl die Frau Baronin Jean, mich in mein Zimmer zu geleiten, wünſchte mir alles mögliche Gute und fragte noch zum Schluſſe: „Sie fürchten ſich doch nicht?“ Ich fürchtete mich ganz und gar nicht. Freund Jean brachte mich alſo auf mein Zimmer, das in einem der Türme lag. Mitten im Zimmer war ein großer brauner Fleck, Jean machte an dieſem Flecke vorüber einen verdächtigen großen Bogen. Auf dem Tiſche lag offen und breit mein Telegramm. Ich fragte, wer das Telegramm abgenommen habe, wie es in mein Zimmer gekommen ſei, was es hier ſolle? — Man habe geglaubt, es ſei an mich gerichtet geweſen. — Es ſtehe aber doch darauf: An die gnädige Frau, und woher man wiſſe, daß das Telegramm mit mir zu thun habe? — Es war kein vernünftiges Wort aus dem Menſchen herauszubringen. Ich hatte den Eindruck, daß ſich Jean hinter ſeine Dummheit abſichtlich verſchanze und daß hier etwas nicht in Ordnung ſei.

Mein Zimmer war überraſchend hübſch. Alte Stuckaturen an den Decken, tiefe Fenſterniſchen, Epheu, ein ſchöner Kamin, ein Himmelbett. Eigentlich war es für ein Kandidatenzimmer zu hübſch. Aber vielleicht hatte es niemand bewohnen wollen. Wegen des braunen Fleckes? Hm! Sollte die Kataſtrophe hier ſtattgefunden haben? Sollte das ein Blutfleck ſein? Sollten der unwürdige Vater und der verbrecheriſche Sohn hier ihr ſchauerliches Ende gefunden haben? Dann mußte

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Am Parkthor. Nach dem Gemälde von Ferd. Pacher.

der Spuk unzweifelhaft ſeinen Ausgang auch von hier nehmen. — Unſinn! wer glaubt denn an Spuk. Aber merkwürdig, manchmal haben wir nicht die Gedanken; die Gedanken haben uns. Man hat das Leitſeil verloren, und der Denkgaul ſetzt ſeinen Kopf auf und geht durch — immer vorwärts oder im Kreiſe herum. So ging es mir diesmal. Alle möglichen Spukgeſchichten, alle möglichen Geſpenſter-Bilder von Breughel und anderen zogen an mir vorüber. Das war der großgedruckte Text und nur anmerkungsweiſe ſtand ganz unten: Alles iſt Unſinn und hat ſeine natürliche Erklärung in der Dummheit oder der Nervoſität der Menſchen.

Darüber ſchlief ich ein. Ich träumte ſchlecht und ſchreckte nach kurzer Zeit wieder auf. Es war eine abſcheuliche, ſtickige Luft im Zimmer. Noch war mirs nicht klar, woher dieſe Luft kam, da hörte ich einen tappenden, ſchleifenden, langſamen Schritt, ſcheinbar mitten im Zimmer. Aber es war hell genug, um zu erkennen, daß niemand im Zimmer war. Es raſchelte, pochte, rüttelte, kam näher und entfernte ſich. Da — ein dumpfer Schlag von ganz unerhörtem Klange gegen das Fenſter, ein dunkler Schatten wie eine Rieſenfledermaus, eine weiche, körperloſe Maſſe. Es will herein, es ſchlägt mit weichen, knochenloſen Händen gegen die Scheiben, es hüpft und geberdet ſich ganz verzweifelt.

Ich will auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, offen bekennen, daß mir ein ganz gewaltiger Schreck in die Glieder fuhr. Wir hatten in unſerem väterlichen Garten einen Teich, der im Volksmunde verrufen war. Es ſollte dort ſpuken. Und es ſpukte auch wirklich und zwar nach allen Regeln der Kunſt. Niemand weiß das beſſer, als ich und mein Herr Bruder. Wir waren es ſelbſt geweſen und kannten das Rüſtzeug der Geſpenſterei vom Betttuch und der Bohnenſtange bis zur Laterna magica ganz genau. Ich durfte mich alſo auch in vorliegendem Falle als Sachverſtändigen betrachten. Aber dieſe Art von Geſpenſt war mir neu. Raus aus dem Bette, mit zwei Sprüngen zum Fenſter, das Fenſter aufgeriſſen — es war nichts da, weder unten noch oben. Der Mond guckte gerade noch um die Ecke des Turmes herum, es war ganz hell, aber nicht das Geringſte von einem Geſpenſt zu ſehen. Das war denn doch außer dem Spaße. Es war kalt, ich kroch wieder in mein Bett. Kaum hatte ich mein Licht ausgelöſcht, geht die Geſchichte wieder los. Man hätte ſchwören mögen, es werde jemand durchs Zimmer geſchleppt. Aber nichts war zu ſehen. Da hüpfte auch wieder der Unhold vor dem Fenſter herum. Wieder heraus, wieder ans Fenſter — es war weg wie weggeblaſen. Die Sache fing an unbehaglich zu werden. Ich zerquälte meinen Kopf, um hinter die Sache zu kommen, ich fand's nicht. Da fing es an zu klirren. Es war eine Kette, die geſchleift wurde. Dort unter dem Schranke kam's her. Oder war's unter meinem Bette? Wieder heraus. Alles abgeleuchtet — es war nichts zu finden. Aha! im Kamin! Dies fand ich unvorſichtig und vor allen Dingen ungebildet. Jedes rechtſchaffene Geſpenſt muß wiſſen, daß in der Zeit nach Spieß und Cramer, in der Zeit der Geſchichtsforſchung und der humanen Gefängniſſe unmotiviert mit Ketten nicht mehr geklirrt wird. Ein wallender Nebel, ein weſenloſer, qualliger Körper, Schlafrock und Pantoffeln, eine grinſende Fratze ſind auch heute noch in der Ordnung, aber Kettenklirren iſt ganz verpönt; es verſtößt zu ſehr gegen die ſtatiſchen und mechaniſchen Geſetze, die auch in der Geiſterwelt herrſchen. Die Spukerei des toten Barons fing an plump zu werden und das war ihr Verderben. Bei näherem Zuſehen erblickte ich im Kamin einen ſich bewegenden Ring. Ein kräftiger Ruck, da lag die Kette — eine Kuhkette — in der Aſche. Und ſieh da, ein ganz neuer Bindfaden, an den ſie gebunden war. Aha, Freundchen!

In demſelben Augenblicke klopfte es an meine Thür. „Herr Kandidat, Herr Kandidat, ich bitte Sie um Gottes willen, ſtehen Sie auf.“ War's die alte gnädige Frau? Jetzt ſchnell in die Kleider und hinaus. Da ſtand wirklich die alte gnädige Frau und zitterte und bebte an allen Gliedern. „Es iſt entſetzlich, es iſt furchtbar!“

„O nein, gnädige Frau, es iſt nur Spaß. Wir werden den Spaßvogel gleich haben.“

„Spaß? Nein, blutiger Ernſt. Ach Gott, ich kann mich kaum auf den Füßen erhalten.“

„Fürchten Sie ſich nicht, Geſpenſter haben kein Blut.“

„Geſpenſter — ich rede nicht von Geſpenſtern. Der tolle Hund iſt im Schloſſe.“

A la bonheur. Das war freilich eine etwas ernſtere Sache. Ich war wirklich im erſten Augenblicke ratlos. Wo iſt Jean? Jean war nirgends zu finden. Wo iſt denn der tolle Hund? Oben auf dem Boden. Fräulein Emmy hatte ihn ganz nahe geſehen. Er war die Treppe hinauf geſprungen, ein ſchwarzer, großer Köter mit rollenden Augen, geiferndem Maule und hängender Zunge. Mein Rat war, den Boden einfach zu verbarrikadieren und morgen bei Tage das Weitere zu beſorgen. Aber das wollten die Damen, die ſich inzwiſchen verſammelt hatten, um die Welt nicht. Sie würden kein Auge zuthun können, der Hund müſſe hinaus. Na, dann half das nichts. Allein konnte ich's nicht, alſo mußte Hilfe aus dem Dorfe geholt werden. Dicht am Parke lag ein Wirtshaus, vielleicht war dort noch jemand zu finden. Glücklicherweiſe war im Wirtshauſe noch Licht, und es ſaßen dort noch ein paar angeduſelte Leute, die ſich für Geld und gute Worte bereit finden ließen, das Abenteuer zu beſtehen. Wir rückten alſo zu fünf Mann an. Nun Waffen! Aber es war kein Revolver, kein Säbel, kein Spieß — nichts war da. Es blieb nichts anderes übrig, als uns mit Croquethämmern zu bewaffnen. Nun hinauf. Ei, was wurde parlamentiert und wie ſchob ſich einer hinter dem anderen und wie langſam ging's vorwärts! Ein toller Hund iſt aber auch keine Kleinigkeit. Endlich waren wir oben. Der Kupfer-Auguſt — das Kupfer bezog ſich auf ſeine Naſe — war der mutigſte, das ſoll ihm zum Ruhme nachgeſagt werden. „Es iſt alles Wurſt“, ſagte er, „mehr als verrecken kann man nicht.“ Das war alſo das Feldgeſchrei, gleichſam die höhere Idee, unter welcher wir losgingen.

Der Boden war ein großer leerer Raum. An der einen Seite lag ein Haufen von Kiſten, und in den Ecken führten Schlüfter in die Hauben der Ecktürme. Das Revier wurde alſo mit Laternen und Hämmern abgeſucht. „Hier iſt er!“ rief einer, oder vielmehr es waren zwei, die es riefen, an den Kiſten einer und einer an einem der beſagten Schlüfter. Es werden doch nicht zwei tolle Hunde da ſein? Alſo zuerſt alle Mann und alle Laternen nach dem Turmwinkel. Da ſtak wirklich etwas Schwarzes zwiſchen Balken und Dachſparren. Es wurde gelärmt, geſtochert und gedrängelt, es kam nicht vor. „Hau doch dem Luder eins über die Schnauze“ rief der Kupfer-Auguſt. Es pirſchte einer heran und führte einen kräftigen, wohlgezielten Schlag aus. „Au, au, au!“ Ein Schmerzensſchrei. Was den Teufel, ſchreien denn tolle Hunde „au“? Inzwiſchen wurde näher herangeleuchtet und es kamen ein paar Stiefeln zum Vorſchein. Man griff zu und holte Jean heraus, Jean, ein Bild des Jammers. Offenbar war er der Meinung, er ſolle jetzt ſeine wohlverdiente Tracht Schläge bekommen; aber der Anblick war zu komiſch, auch ſtak ja noch der tolle Hund hinter den Kiſten. Alſo nochmals los. Die Kiſten mußten weggehoben werden. Wer die längſten Stiefeln anhatte, wurde ins Vordertreffen geſchoben. Nun wurde Luft. Richtig, da ſaß der Köter. Aber er wollte durchaus nicht vor. Als man es ihm zu heiß in ſeinem Winkel machte, that er einen Verzweiflungsſprung mitten unter ſeine Peiniger hinein. Alles ſtob auseinander. Da ſtand das Untier, ein kleiner ſchwarzer Hund mit rollenden Augen und triefender Schnauze, abermals ein Bild des Jammers, denn der Hund war offenbar nicht toll, ſondern nur außer ſich vor Angſt. „I, das Dunnerwetter,“ ſagte Kupfer-Auguſt, „das iſt ja dem Inſpektor in Waldwinkel ſeine Diana.“ Richtig! es war der kleine Hund, der mir nachgelaufen war. Er war alſo auch gar nicht aus dem Seegrunde und konnte folglich auch nicht der tolle Hund ſein. Ein weiſer Athener ſchlug vor, ihm zur Probe einen Napf Waſſer vorzuſetzen.

Das geſchah und der halbverſchmachtete Köter ſoff das Waſſer aus und leckte auch noch den Rand ab. Als er auch einen Wurſtzipfel dankbar wedelnd zu ſich genommen hatte, überzeugten ſich die alte gnädige Frau und die Damen, daß ſie ſich umſonſt geängſtigt hatten. Inſpektors Diana wurde mit einem freundſchaftlichen Fußtritte entlaſſen, und die Leute zogen ab, ſich noch einen zu genehmigen.

Wo war nun Jean, der Menſch mit dem Schafsgeſichte, der's fauſtdick hinter den Ohren hatte? Verſchwunden. Die Köchin hatte ihn in ſein Zimmer gehen ſehen, und Aunette hatte ihn unten im Hausflur geſehen mit einem Bündel unter dem Arme. Er war verſchwunden und blieb auch verſchwunden — am Ende die einfachſte und beſte Löſung der Sache.

Am anderen Tage und ſpäter fand ſich folgender Thatbeſtand. In der Turmhaube über meinem Zimmer lag ein großes Bündel, ein Federbett in ein ſchwarzes Tuch gebunden. Dieſes Bündel war an zwei Bindfäden befeſtigt, die offenbar aus den zwei Lucken des Turmes hinausgeführt hatten. An dem einen Faden wurde es bis zu meinem Fenſter herabgelaſſen und an dem anderen Faden ſeitlich um den Turm herumgezogen, wobei es verſchwand. Das war raffiniert! Die Sache mit der Kette war ganz einfach, da der Schornſtein oben einen Schieber hatte; dagegen zeigte ſich erſt ſpäter, daß der Schlingel eine Schieferplatte oben auf den Schornſtein gelegt hatte, wodurch ich Stickluft in die Stube bekam.

Wozu aber die Spukerei? Auch das wurde ſehr bald klar, als man die Obſtkammer und die Wurſtkammer unterſuchte. Solange die Herrſchaft ſich fürchtete, war Jean Herr im Hauſe. Offenbar hatten er und ſein oder ſeine Helfershelfer am letzten Abend vor meiner Ankunft noch einen Hauptcoup verabredet. Mein Telegramm und meine Ankunft kamen ihnen nun in die Quere. Das Telegramm ließ Jean verſchwinden, indem er nicht glaubte, daß ich zu Fuß kommen würde; und da ich doch kam, hatte man die Frechheit, mich mit der Spukerei einſchüchtern zu wollen. Sie konnten freilich nicht wiſſen, daß ich Sachverſtändiger ſei. Übrigens iſt es eine ganz merkwürdige Geſchichte, wie man ſich über den Urſprung von Geräuſchen täuſchen kann. Es klang genau ſo, als wenn etwas im Zimmer tappte und war doch draußen an der Außenwand. Der braune Fleck erwies ſich ſpäter als ein ganz gewöhnlicher Ölfleck. Die Kataſtrophe hatte gar nicht im Schloſſe, ſondern im Gartenhauſe ſtattgefunden.

Soviel ich weiß, hat es aber in Schloß Tiefenſee nie wieder geſpukt.

Familientiſch und Spielecke.

Zu unſern Bildern.

O, über dieſe nichtsnutzigen Buben! Selbſt die Geige des geſtrengen Magiſters, ja — es iſt kaum zu glauben: ſein Pfeifchen ſogar iſt den Rangen nicht heilig. Meiſter Bakel, noch einer von der guten alten Schule, hatte die drei Faulpelze zu einem Stündchen Nachſitzens verurteilt; kaum kehrte er aber ſelbſt den Rücken, um in der nahen Kirche die Orgel zu ſtimmen, ſo begannen Max und Moritz ſchon ihre loſen Streiche. Ernſt freilich ſcheint die Sache von der tragiſchen Seite zu nehmen, oder ſollte er durchs Fenſter das Nahen des Herrn Kantors juſt noch rechtzeitig bemerkt haben? Zuzutrauen wär's dem kleinen Heuchler ſchon, der ſich jetzt ſchlau die Ohren zuhält, als ſei er über das Treiben ſeiner Schulbankkollegen arg entrüſtet. Es ſind loſe Burſchen „die luſtigen Arreſtanten,“ mit denen uns Fr. Sonderland bekannt macht — ihrer Luſtigkeit, fürchte ich, wird der bös dreinſehende Schulmeiſter aber ein ſchnelles Ende bereiten. Oder ſollte er Gnade für Recht ergehen laſſen? Es iſt ſo ſchwer, böſe zu bleiben, wenn man lachen möchte!

Eine köſtliche Type aus dem bayriſchen Hochland führt uns F. W. Straube in ſeinem Studienkopf „Der Wilderer“ vor. Wetterharte, durchfurchte Züge, die von Gefahren und Kämpfen, von heißer Leidenſchaft erzählen; aus den Augen des Alten aber blitzt ein noch friſcher, feuriger Geiſt — die ungezähmte Luſt an ſeinem Treiben, die Freude am Wagen ſpricht aus ihnen. Immer wieder ruft der ungezügelte Weidmannstrieb ihn hinaus in die Berge. Er kann von dem Wildern nicht laſſen, er wird ſeinem unſeligen Gewerbe nachgehen, bis das Greiſenalter ihn gewaltſam an die Hütte feſſelt oder — bis die Strenge des Geſetzes ihm für immer das Handwerk legt.

„Am Parkthor“ von Ferd. Pacher iſt ein anmutiges Landſchaftsbild: an eines jener parkumgebenen Schlöſſer in den Vorbergen der Alpen denken wir dabei, wie das vorige Jahrhundert ſie liebte. Heute iſt die eiſengetriebene Pforte geſchloſſen, das ſcheue Reh äſt bis dicht an die ſchön geſchwungene, von Buſchwerk umwucherte Rampe und löſcht ſeinen Durſt von der friſch ſprudelnden Waſſerkunſt. Eine eigenartige Vornehmheit ſpricht aus dem Gemälde, das ſich beſonders durch die fein empfundene Verteilung von Licht und Schatten, durch den überraſchenden Gegenſatz zwiſchen dem bewegten Vordergrunde und der ruhigen Tönung, dem ſtillen Frieden des Hintergrundes auszeichnet.

Schönheitsmittel.

Willſt du, was ſchön macht, wiſſen?
Ich weiß es ganz genau:
Wer ſchön ſein will, der badet
Sein Angeſicht im Tau.

Im Tau der Morgenfrühe
Schweigend und ungeſeh'n.
Das weiß ich von den Roſen,
Die ſind davon ſo ſchön.

J. Trojan.

Die weiße Frau des Hauſes Hohenzollern.

Gehüllt in weiße Witwentracht,
In weiße Nonnenſchleier,
So ſchreitet ſie um Mitternacht
Durch Burg und Schloßgemäuer.

Die weiße Frau des Hauſes Hohenzollern nämlich. Urbild dieſer weißen Frau iſt eine ſehr fromme Gräfin Kunigunde von Orlamünde, welche im XIV. Jahrhundert als Äbtiſſin des von ihr gegründeten Kloſters zu Himmelthron zwiſchen Nürnberg und Erlangen ſtarb. Dieſer beklagenswerten Dame hat die Sage folgende Schandthaten angedichtet: ſie ſoll als Witwe in glühender Liebe zu dem Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg († 1361) entbrannt geweſen ſein. Als ſie einmal ihren Wünſchen und Hoffnungen deutlichen Ausdruck gab, äußerte der Burggraf, er ſei an ſich ihnen nicht abgeneigt,

Doch ich ſehe hier vier Augen,
Die mir nicht zur Liebe taugen.

Er meinte mit dieſer immerhin nicht leicht verſtändlichen Anſpielung die Augen der Gräfin und die ſeinigen. Die leidenſchaftliche Frau aber bezog ſie auf ihre Söhne und ermordete die Kinder durch Nadelſtiche ins Gehirn. Als der Burggraf ſich entrüſtet von der Kindermörderin abwendete, ſoll die Gräfin nach dieſen lebenslänglich eingekerkert, nach jenen erſt Nonne, dann Äbtiſſin geworden ſein.

An der grauſigen Geſchichte kann ſchon deshalb kein wahres Wort ſein, weil Gräfin Kunigunde nie ein Kind hatte. Aber dieſer Umſtand hat nicht verhindert, daß ſich nicht nur die Sage bildete, ſondern daß ſich auch die Vorſtellung feſtſetzte, die Gräfin gehe als „weiße Frau“ in den Schlöſſern der Hohenzollern um.

Während „die weiße Frau“ anfangs nur in Franken ſpukte, verlegte ſie den Schauplatz ihres Wirkens ſpäter auch nach Berlin. „Die weiße Frau“ tauchte zuerſt unter der Regierung des abergläubiſchen Markgrafen Friedrich (1486—1515) auf — wir folgen hier einem intereſſanten ſoeben erſchienenen Buche: „Erinnerungen an die Hohenzollernherrſchaft in Franken,“ von Dr. Julius Meyer. Mit 20 Abbildungen. Ansbach, C. Brügel und Sohn — und wurde von den Hofbeamten dazu benutzt, den Fürſten von Bayreuth nach der Plaſſenburg wegzugraulen. Nachdem dieſes Ziel erreicht war, benutzte eine junge Hofdame die neu erfundene Maske, um ſich eine erwünſchte Freiheit der Bewegung zu ſichern.

Bedenklicher war das Auftreten der weißen Frau im Jahre 1540. Sie erſchien damals mehrfach, was den Markgrafen Albrecht Alcibiades veranlaßte, ihr aufzulauern. Er verbarg ſich im Fürſtenſaal und ſtürzte das Geſpenſt, als es erſchien, eine ſteile Wendeltreppe herab. Auf dem Schloßhof entpuppte ſich dasſelbe als der Leichnam des Kanzlers Chriſtoph Straß. Man fand an ihm einen Dolch und Briefe, welche auf ein Einverſtändnis mit dem Biſchof von Bamberg und auf die Abſicht des letzteren, den Markgrafen heimlich aufzuheben, deuteten.

In Berlin erſchien „die weiße Frau“ zum erſtenmal 1598. Unter Friedrich Wilhelm entdeckte man in ihr einen Küchenjungen. „Die weiße Frau“ Friedrichs I war ſeine irrſinnige dritte Gemahlin u. ſ. w.

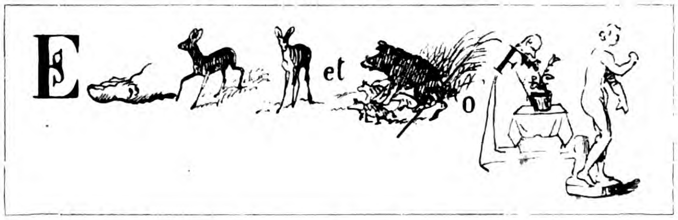
In Bayreuth trat „die weiße Frau“ während der franzöſiſchen Okkupation mit großer Energie auf. Sie ſpielte nicht nur dem General d'Espagne übel mit, indem ſie ſein Bett mitten in das Zimmer ſchob und umſtürzte, ſondern jagte ſelbſt Napoleon einen argen Schreck ein. Als dann 1822 der patriotiſch geſinnte Schloßkaſtellan Schlüter ſtarb, fand man in ſeinem Nachlaß verſchiedene an „die weiße Frau“ erinnernde Gewandſtücke.

Zum letztenmal ſoll die Sage von der Gräfin von Orlamünde im Jahre 1866 mißbraucht worden ſein. An 1888 wagten ſich auch die Keckheit und die Leichtfertigkeit nicht heran. Gott ſei Dank!

Erinnerungen an Karl Gerok.

Über die unter obigem Titel von dem Stuttgarter Hofprediger Dr. Friedr. Braun veröffentlichten perſönlichen Erinnerungen an Karl Gerok (Verlag von Fr. Richter, Leipzig) ſchreibt Hofprediger D. Emil Frommel in Berlin: „Dr. Brauns, des reichbegabten

Bilderrätſel.



1. Ergänzungsaufgabe.

B.m—ſ.ß..—S.h.af—w.ch—a
.f—m..n—K..d
D.e—B.r.e—r.uſ..t—i.—M.
r.e.w.n.
H.l.—j.b.l.—a.l.—B.g.le..
D..—G..ck.n—h..l.n—ſ.o.m
—d.r..n
S..—r.f.n—d..h—k.m.—t.i.
t—h.r..s
J.—g.ü.e.—S.h.u.k—p.a.gt
—j.d..—H.u.
U..—ſ..h—.m—g..dn.n—H.
m.e.s.i.ht
S.r.h.t—.e.es—M.n.ch..a.g
.ſ.ch.
D..—G.o.k.—ſ.h.ei..—i.r—
N.chh.ll—k.i.gt
J.—H..z..—d.s—ſ..h—a.ſw
.r.s—ſ.hw.n..
B..l—D..k—z.m—H.r.n—.er
—H..rl.ch.e.t
J.—d..ſ.r—w.n.e.ei..e.—Z..t

Werden die Punkte durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo erhält man drei Strophen eines Pfingſtgedichtes von R. Nicolai.

2. Dreiſilbige Scharade.

Der Eine liebt es, nach reichlicher Drei
Am Abend zu Hauſe zu bleiben,
Und dort ſich behaglich mit Eins und Zwei
Die müßige Zeit zu vertreiben.

Ein andrer dagegen durchwandert allein
Beim lieblichen Vollmondglanze,
In gehobener Stimmung das Feld und den Hain,
Und nennt's mit Entzücken das Ganze.

C. L.

3. Silbenrätſel.

bus de de e er for ga gar gen il le li ma ma mum na nar neu ni per re rin ſau ſe ſtadt ſtoff ta tu zis.

Aus den obigen 29 Silben ſind neun Wörter zu bilden, welche bezeichnen:

1. Eine Stadt in Kleinaſien;
2. eine Göttin der Römer;
3. einen hohen Berg in Südamerika;
4. eine Blume;
5. eine Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen;
6. ein chemiſches Element;
7. einen Baum;
8. die Unterwelt;
9. eine Stadt in der preußiſchen Provinz Schleſien.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben, ſowie ihre Endbuchſtaben den Namen eines Feſtes.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Hofpredigers in Stuttgart, Erinnerungen an ſeinen Prälaten und Amtsbruder an der Schloßkirche zu Stuttgart — Karl Gerok — können uns nur ‚alle Zwei' lieb machen. Wir ſehen hier ein ſelten zartes Verhältnis zwiſchen alt und jung, zwiſchen dem berühmten und erſt ‚berühmt werdenden' Kollegen. Daß wir gerade auch dieſe Seite Geroks kennen lernen, gereicht dem kleinen Büchlein zur beſonderen Ehre. Viele Menſchen verlieren, wenn man ſie näher, und namentlich auch ‚amtlich' kennen lernt — Gerok gewann. Neidloſe Anerkennung, faſt väterliche Freude, wenn einem Kollegen etwas gelang, ſcheinbare Ferne und doch ſo herzliche Nähe zu dem, der mit ihm die Kanzel teilte — das ſind Tugenden, die man nicht auf dem Straßenpflaſter findet. So danken wir's dem Jüngeren, daß er den Älteren uns geſchildert, und wünſchen dem hochelegant und dabei durchaus würdig ausgeſtatteten Büchlein weiteſte Verbreitung."

Der Croy-Teppich.

Im Berliner Kunſtgewerbemuſeum iſt ſeit kurzem vorübergehend jener merkwürdige große Wandteppich ausgeſtellt, der ſich im Beſitz der Univerſität Greifswald befindet und altem Brauch zufolge dort nur an dem alle zehn Jahre gefeierten ſogenannten Croy-Feſt gezeigt wird. Das letztere Feſt gilt bekanntlich dem Gedächtnis der letzten Sproſſin des alten pommerſchen Herzogshauſes, der 1680 zu Stolpe verſtorbenen Herzogin Anna von Croy, der Tochter Bogislaws XIV. Von ihrem Sohn wurde der in Gobelinwirkerei um das Jahr 1554 hergeſtellte Rieſenteppich der Univerſität Greifswald geſchenkt.

Das hochintereſſante Webegebilde, deſſen Entwurf von einem Maler der Cranachſchen Schule herrühren ſoll und das in Stettin angefertigt wurde, deckt eine Fläche von ſieben Metern in der Länge und vier Metern in der Breite; in Wolle und Seide, mit Fäden von Edelmetallen gewirkt, von breiten Blumengewinden eingeſchloſſen muß es einſt ein höchſt wirkungsvolles Prachtſtück geweſen ſein, leider hat die Zeit dem ſeltenen Werk aber übel mitgeſpielt und es bleibt dahin geſtellt, ob die jetzt geplante Reſtauration erfolgreich ſein wird.

Abgeſehen von der Technik ſeiner Ausführung iſt der Croy-Teppich aber vor allem als ein höchſt bemerkenswertes Denkmal unſerer vaterländiſchen Geſchichte intereſſant. Er bietet nämlich eine bildliche, ſymboliſche Darſtellung der Reformation unter Anlehung wohl an die von Luther ſelbſt 1535 zu Torgau vollzogene Trauung der Prinzeß Marie von Sachſen mit dem Herzog Philipp von Pommern. In der Mitte des Bildes ſehen wir den gewaltigen Reformator von der Kanzel herab das reine Wort Gottes kündigen; um ihn ſcharen ſich einige zwanzig Angehörige der pommerſchen und ſächſiſchen Herzogsgeſchlechter, zwiſchen denen die Geſtalten Melanchthons und Buggenhagens hervortreten. Wie eine Inſchrift über dem Haupte Luthers auf die Bedeutung der Reformation hinweiſt, ſo ſpricht ſich auch eine oberhalb Buggenhagens Figur befindliche Schrifttafel über deſſen Verdienſte aus: „Im Jahr 1535 iſt in Pommerland das Licht der Gnaden, das göttlich Wort, angezündet und durch D. Johann Bugnhagn gepredigt." Alle Geſtalten ſind durch eingewirkte, reich ornamentierte Wappen, ſowie durch Inſchriften auf der Borte kenntlich gemacht.

Der Teppich kann gewiß als einzig in ſeiner Art daſtehend bezeichnet werden.

Der Totaliſator.

Der Umfang, welchen das Spielen am Totaliſator auf den Berliner Rennplätzen angenommen hatte, war nachgerade unerträglich geworden. Es iſt eine traurige Thatſache, daß beſonders junge Leute durch das leidenſchaftliche, demoraliſierende Spiel wiederholt zu Unterſchlagungen verleitet wurden', ja daß ſogar Schüler in die Kaſſen der Eltern einbrachen, um an der Wettmaſchine dem Sport nach ihrer Art huldigen zu können. Leider betrachtet man den Totaliſator als ein notwendiges Übel: ohne die durch ſeinen Betrieb den Rennkaſſen zufließenden Beträge würden die Rennpreiſe eine ſehr erhebliche Schmälerung erfahren und damit allerdings die Intereſſen der Landespferdezucht mittelbar geſchädigt werden. So hat man in dem Miniſterium des Innern und der Landwirtſchaft ſich denn vorläufig mit einem Mittelweg begnügt und den Totaliſatorbetrieb auf den Berliner Rennplätzen beſchränkt: derſelbe bleibt in Zukunft nur für die Bahn von Hoppegarten an 19, Charlottenburg an 17 und für die Trabrennbahn Weſtend an 14 Tagen geſtattet. Der Trabrennbahn Weißenſee, auf welcher beſonders „ſcharf" geſpielt wurde, iſt der Betrieb gänzlich verboten. Die Verordnung iſt jedenfalls mit Freude zu begrüßen — wenn werden aber die Rennen an den Sonntagen aufhören?

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

Bilderrätel.

Man ſoll das Handwerk zur Kunſt, aber nicht die Kunſt zum Handwerk machen.

1. Wechſelrätſel. Feinheit, Feigheit.

2. Rätſelfrage.

Aus den ſechs Wörtern: „Durſt, Lid, Wald, Münſter, es, laſſen" erhält man durch Umſtellen der Buchſtaben:

„Das Wandern iſt des Müllers Luſt."

3. Dreiſilbige Scharade. Augenblick.

4. Kugelpyramide.

e
es
Ens
Seni
Siena
Amiens
Seminar.

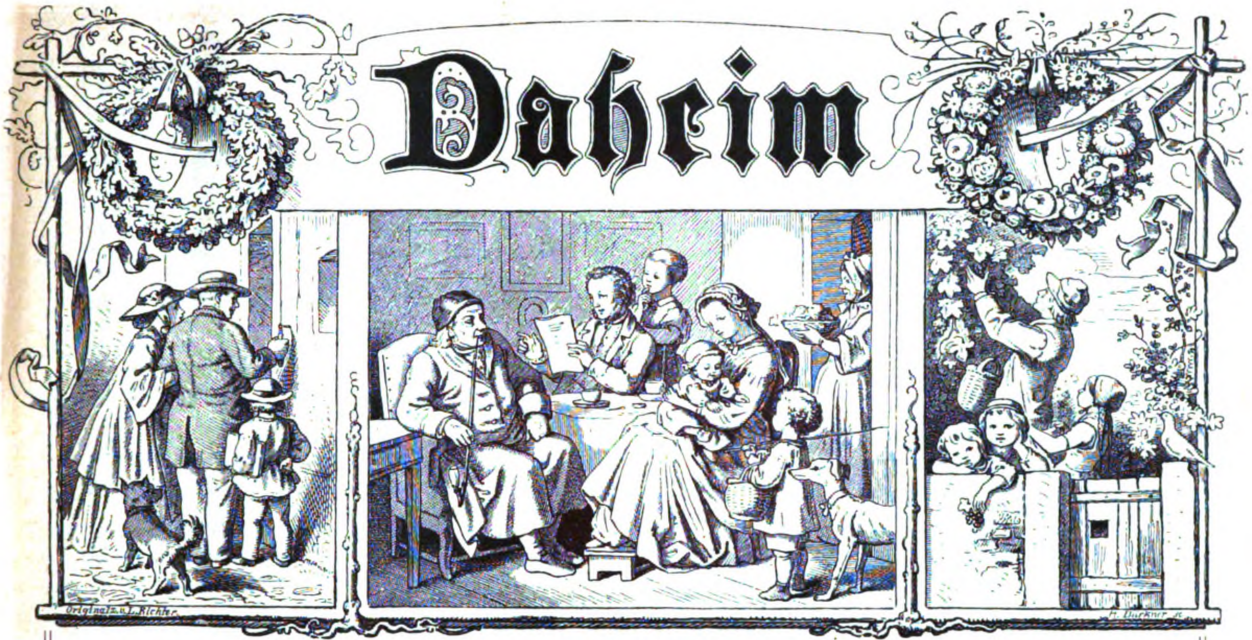
Inhalt: Pfingſt-Ritornelle. Gedicht von Carl Hunnius. — Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Kennſt du ſie auch? Gedicht von Frida Schanz. — Die Entſtehung des Bleiſtiftes. Ein Beſuch bei F. W. Faber. Von H. von Zobeltitz. — Das Kaiſerſchloß zu Nürnberg. Von Haſſo Harden. Mit vier Illuſtrationen. — Japaniſches Familienleben. Von Th. H. P. — Mein erſter Tag als Hauslehrer. Von M. Allihn. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Luſtige Arreſtanten von Fr. Sonderland, Wilderer von F. W. Straube, und Am Parkthor von Ferdinand Pacher. — Schönheitsmittel. Gedicht von J. Trojan. — Die weiße Frau des Hauſes Hohenzollern. — Erinnerungen an Karl Gerok. — Der Croy-Teppich. — Der Totaliſator.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Original z. u. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Mai 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 34.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Frau Beate ſtand mitten im Zimmer an einen Tiſch gelehnt; es ſah aus, als möchte ſie den beiden entgegentreten, als wolle ſie etwas ſagen — aber ſie blieb ſtumm und regungslos. Nur ihre großen klaren Augen ſchienen Leben und Sprache zu haben. „Gottes Segen! Gottes reichſten Segen!“ wünſchte ſie ihnen dann. Und nun kam ein Diener in die Kinderſtube und brachte Champagner und Kuchen; die Kinder ſollten auch ein Tröpfchen haben, und alle mußten anſtoßen mit dem Brautpaar. „Viel Glück, viel treues Glück!“ ſagte Frau Beate.

Nico hatte Ina ſchon vor Tiſch begrüßen dürfen, als die „Verwandten“ das Brautpaar bei der Gräfin trafen. Mit feſtem Händedruck ſprach er ihr ſeinen Glückwunſch aus, anſcheinend ganz unbefangen und ruhig; ſie hatte keine Ahnung, wie ſchwer er ſich die Ruhe errungen hatte.

Die Baronin war noch ganz betäubt von dem unerwarteten Ereignis. Auch ſie nannte Ina mit jubelndem Herzen im Stillen ein Glückskind; wie hätte ſie in ihren kühnſten Träumen auf eine ſolche Partie für ihre Tochter zu hoffen gewagt.

Nur der Major zeigte ſich mit einem mühſam und nur ſehr unvollkommen verſteckten Schmunzeln mißvergnügt und nahm Berthold am Knopfe: „Wie die Fliege um den Siruptopf. Ich ſah es kommen. Ich habe mir redliche Mühe gegeben, den Unglücklichen zu retten, aber was hilft die Weisheit der Alten Euch jungen Thoren! Nun liegt er drin! Ja, nicht wahr, er ſchmeckt ſüß, euer Sirup? Na, Gott helfe euch! Und du, Ina, mein Täubchen, laß dir's geſagt ſein, die Liebe iſt ein Handel, bei dem beide Teile betrogen werden. Komme mir aber nachher nicht mit Klagen. Und daß du mir dieſen guten Inngen, der nun mal ſein Herz an dich kleine Schlange gehängt hat, glücklich machſt, hörſt du! Und du, Berthy, der Teufel ſoll dich ſiebzigmal ſiebenmal bei lebendigem Leibe frikaſſieren, wenn du dem Kinde eine Thräne auspreſſeſt. Die Liebe iſt 'ne Krankheit, Gott gebe, daß ihr ſie nie überwindet!“

Später, nach Tiſch, hatte die Gräfin ihren Gäſten das große Altarbild zu zeigen verſprochen, welches der Graf ihr für die Schloßkapelle geſchenkt. Es war ein koſtbares Werk von der Hand eines neueren Meiſters, das alle zu ſehen begierig waren.

Die Gräfin hatte es einſtweilen in einem Saale aufſtellen laſſen, wo es unter ungünſtiger Beleuchtung litt; ſie vertröſtete alſo bis zum Abend, und der Erfolg gab ihr recht, denn im ſeitlichen ſcharfen Lampenlicht, welches konzentriert auf die beiden Figuren des Bildes fiel, rief es einen wirklich überwältigenden Eindruck hervor.

„Laß doch das Bild!“ hatte Berthold Ina zugeflüſtert und ſie auf den in abendlicher Dämmerung liegenden einſamen Altan gezogen.

Erſt als ſpäter einer und der andere zurückkam und nach und nach alle, und dann ausnahmslos nur ein begeiſtertes Lob laut wurde, erſt da gingen auch ſie hin, das Bild zu ſehen. War es ja doch jetzt wieder vorbei mit dem flüchtigen Alleinſein.

Als ſie hinkamen, ſtanden nur noch ein paar Nachzügler davor, auch Nico, doch beachteten ſie, von der ergreifenden Gewalt des Bildes ſofort gepackt, ihn kaum, wie auch er ſie nicht kommen ſah.

Dann aber überlief es Berthold wie ein Schauer.

„Der reiche Mann, der dem Armen ſein einziges Lamm nimmt,“ das war der Gegenſtand des Bildes, das man ohne jede Erklärung ſofort verſtand. Alle Kraft lag in dem Ausdruck der Züge und der Augen des Armen, eine unendlich hilfloſe, ſchmerzliche Reſignation.

„Komm, Ina, komm fort,“ ſagte Berthold und zupfte ſie am Kleide. Er wagte nicht ein Wort, er hätte viel drum gegeben, mit ihr verſchwinden zu können, ehe Nico ſich umſah.

Zu ſpät! Auf Inas: „O, Lieber, noch einen Augenblick!“ mit einem Klange geſprochen, der ihre Ergriffenheit und ihre Bewunderung verriet, war Nico zuſammengezuckt und indem er nun ſeitwärts ſah, begegneten ſeine ſcheu an Ina abgleitenden Augen denen Bertholds.

Derſelbe Ausdruck! Wie in einem Spiegel in Nicos Augen ſich malend.

„Wie rührend ſchön, Herr Aſſeſſor!“ ſagte ſie, „wie ergreifend!“

„Ja, ſehr!“ Und damit trat er zurück und ging fort. Sie merkte es nicht einmal.

„Der arme Junge!“ dachte Berthold mit aufrichtigem tiefem Mitleid. Dann ärgerte ihn der tückiſche Zufall, der dies Bild gerade heute Nico vor die Augen führte.

„Und es iſt ja doch nur thörichte Sentimentalität!“ beruhigte er ſich ſelbſt. „Worauf hin hätt' er ſie denn heiraten wollen? Und ſie in ſeine Miſere hineinzuziehen, das wäre ja geradezu eine Sünde, ein Verbrechen geweſen!“

Recht, wie um ſich jeden Gedanken an ein billiges Mitleid ſelbſt gründlich zu verleiden, malte er ſich aus, welch ein Glück es ſei, daß er früh genug gekommen war, Ina vor der Armut zu retten.

Als ſie ſich endlich ganz erſchüttert abwandte, da hatte er das Bild ſchon längſt nicht mehr angeſehen, ſondern, wie er offen bekannte, nur ſie.

Zwar ſchalt ſie ihn einen unempfindlichen Menſchen, aber das war juſt eine gute Gelegenheit, ihr den Beweis vom Gegenteil zu geben, und ſo vergaßen ſie Nico und nahmen es recht ruhig auf, als man ihnen ſagte, er habe ſie nicht ſtören wollen und ließe ſich ihnen empfehlen.

Er hatte es vorgezogen, den Heimweg nach Neuhauſen zu Fuß zu machen.

Bertholds Urlaub war faſt abgelaufen. Jede Stunde ohne die Geliebte zugebracht, wäre ihm ein bitterer Verluſt geweſen.

So war er täglich in Lindorf und ſiedelte für die letzten Tage ganz dahin über, denn Ina war, dem Wunſche der Mutter zufolge, gleich am Abend des Verlobungstages mit ihr nach Hauſe gefahren.

Es war für den Major und die Baronin rührend zu ſehen, wie der verwöhnte junge Offizier ſich mit ungeheucheltem Behagen in ihre einfache Häuslichkeit hineinfand und wie dankbar er ſich für jeden Beweis von Liebe und Wohlwollen zeigte.

„Ich habe, ſeit ich von meinem guten Paſtor fort kam, nie jemand gehabt, der mich mit ehrlichem Herzen lieb hatte; jetzt fühle ich mich zum erſtenmal wieder als ‚Sohn‘ und ihr glaubt nicht, wie gut das thut,“ erklärte er.

Über Ina ſchüttete er eine ſolche übertriebene Menge von Geſchenken aus, daß die Mutter ihn ernſtlich bat, damit aufzuhören.

Ihren Ausführungen ſetzte er betrübt das Argument entgegen: „Sie wiſſen gar nicht, Mama, welche Freude für einen ſo einſamen Menſchen darin liegt, ein Weſen zu haben, dem man Liebes erzeigen kann.“

So erfuhren ſie, daß er trotz aller Leichtlebigkeit, die er zur Schau getragen, doch ſchmerzlich nach teuren Angehörigen ſich geſehnt hatte. Sie entdeckten ein tiefes, warmes Gemüt in ihm, und ſeine leidenſchaftliche Vergötterung Inas erſchien ihnen nicht nur erklärt, ſondern ſie gönnten ihm ſelbſt die Übertreibung.

Über Ina kam es wie eine nie geahnte Seligkeit, und daß eine längere Trennung ihnen ſo nahe bevorſtand, ließ ſie, wie Berthold, ihr wonniges Glück nur um ſo tiefer empfinden.

Bertholds Garniſon lag eine volle Tagereiſe von Lindorf, dagegen ſehr günſtig für den Herbſtaufenthalt von Mutter und Tochter in Wiesleben, ſo daß ſeine inſtändigen Bitten, möglichſt bald dahin zu kommen, durchaus gerechtfertigt erſchienen und von der Baronin nicht abgewieſen wurden, wenn auch Onkel Major höhniſch verſicherte: „Du brauchſt gar nicht ſo zu eilen, mein Junge, der Katzenjammer folgt früh genug. Aber das bitt' ich mir aus, daß du den wie ein Mann, ohne Mucken und Klage trägſt! Denn den Triumph wirſt du deiner kleinen Schlange doch nicht gönnen, daß du ihr recht gibſt, wenn ſie behauptet, ſie habe dich glücklich aus dem Paradieſe herausgeſchmeichelt!“

Für Ina waren dieſe Ausbrüche des Onkel Major immer das Signal zu größter Heiterkeit.

Und wenn man den Alten ſeine galligen Philoſophieen vortragen hörte und ſein ſchmunzelndes, glückliches Lächeln dabei ſah, ſo konnte man nicht umhin, ihn lieb und immer lieber zu haben.

Inas Freundin Haidchen Bergmann kam von ihrer Sommerreiſe zurück und fühlte ſich, ſolange Berthold noch in Lindorf war, ſehr überflüſſig, was die kleine Dame ſchwer ertrug und wofür ſie ihn verantwortlich machte.

Die Baronin nahm ſich der Vernachläſſigten an, und Haidchen trug ihr dafür jetzt alle jene Dorfneuigkeiten zu, die ſie früher, mit beiderſeitigem Intereſſe, mit Ina beſprochen hatte.

So erfuhr die Mutter alſo zuerſt, Frau Beate pflege bei Müller Wohlbrück. Der Mann trank und war völlig verarmt, es mangelte an allem, und der Pfarrer ließ bitten, wenigſtens für Frau Beate tägliche Mittagskoſt hinzuſchicken.

„Sie ſieht ſchlecht aus,“ berichtete Haidchen. „Papa meint, ſie habe nicht mehr die alte Freudigkeit, und das könne nur von Körperſchwäche herrühren. Sie ſelbſt ſagt, ſie fühle, daß ſie älter werde. Die Gemeinde wird ſie recht vermiſſen, aber denken Sie ſich die Undankbaren! Papa hat im Gemeinde- und im Kirchenvorſtande zur Sprache gebracht, daß man Frau Beate für ihre alten Tage eine Penſion ſichern müſſe, die Bauern haben aber nicht gewollt.“

„Was iſt das?“ horchte der glückliche Bräutigam mitten aus einem Liebesgeflüſter mit Ina auf. „Was ſagen Sie da eben, Fräulein Bergmann?“

Haidchen Bergmann wiederholte das Geſagte.

„Wenn Ihre Bauern ſolche Schufte ſind,“ brauſte er auf, „ſo findet die brave Frau bei mir und Ina jederzeit ein Unterkommen!“

„Na, da wäre ich doch der nächſte dazu, denn die Frau iſt eine Perle unter den Weibern, und ich werde doch wohl nicht hier allein ſitzen und Trübſal blaſen, wenn ihr eure Köpfe in die Schlinge geſteckt habt? Die liebe Baronin wird es natürlich nicht laſſen können, Schwiegermama zu ſpielen und euch Geſellſchaft zu leiſten, die ihr nicht nötig habt, aber ich armer alter Mann hier! Na — wie geſagt, dann wird Frau Beate die Bauern nicht brauchen, ſondern bei mir in Ruhe und Behagen ihre alten Tage verleben! Das ſagen Sie Ihrem Papa nur, Haidchen, ich nehme es übel, wenn er von den Kerls auch nur einen Pfennig für dieſen Engel von einem Weibe annimmt.“

„Sie lernen ja von Herrn von Wendhofen, Herr Major!“ lachte Haidchen mit gewohnter Keckheit.

„Gelbſchnabel! Wenn man von einer alten Frau ſagt, ſie ſei ein Engel, dann iſt's wahr! In jedem anderen Falle iſt's erlogen!“

„Bum!“ machte Haidchen. „Ich werde zufrieden ſein, wenn's einer von mir lügt!“

Es war zwei Monate ſpäter. Der Arzt hatte eben Bertholds Arm beſichtigt, den ihm ein Pferd verletzt hatte und der jetzt ſteif in der Binde lag. Er war nach Berlin zu den Gardeküraſſieren verſetzt worden, und dieſer Anfang würde ihm für die Zeit ſeiner Invalidität die Laune gründlich verdorben haben, hätte nicht der fatale Armbruch das Glück mit ſich geführt, Ina in Wiesleben beſuchen zu können, wo ſie eben mit der Mutter eingezogen war. Sein Herz war zudem ganz voll von freundlichen Zukunftsplänen. Er hatte das alte Haus, das Onkel Matthäus ſchon von ſeinem Vater ererbt, und das zwar ein recht nüchtern ausſehendes, aber ſtattliches großes Gebäude war, von Sachverſtändigen beſichtigen laſſen und die Inſtandſetzung tüchtigen Meiſtern übergeben. Im Frühling ſollte alles fertig ſein. Dann wollte er Ina heimführen, und ſchon jetzt ſah er alles und jedes mit prüfenden Blicken darauf an, ob es in die neue Häuslichkeit paſſen könne, und ob es Ina Freude machen würde. Er, der, außer ſoweit es ſeine Stellung im Regiment mit ſich brachte, nie verſchwenderiſche Anlagen in ſich bemerkt hatte und der für ſich ſelbſt äußerſt bedürfnislos veranlagt war, fühlte jetzt eine wahre Leidenſchaft zu kaufen. Und alles nur für ſie — für das geliebte Mädchen, das er zu ſchmücken und zu putzen nie müde wurde, wie ſehr auch die Baronin proteſtierte.

„Ich bin ja doch nicht unvernünftig, liebe Mama, ich gebe meine Zinſen nie ganz aus!“ verſicherte er mehrfach mündlich und ſchriftlich. Nun hatte er eben ein reizendes Halsband bei Sye gekauft und lächelte glücklich vor ſich hin, indem er daran dachte, wie ſchön es ſie kleiden werde.

„Wendhofen! Wo kommen Sie denn her?“ rief eine bekannte Stimme.

„Bielitz! Immer derſelbe elegante kleine Bielitz. Ah bon jour monsieur le corbeau. Comme vous êtes joli, comme vous êtes beau!“ lachte Berthold angenehm überraſcht, einen guten Bekannten zu finden.

„Aha, Bräutigamslaune! Sie Glücklicher!“

Arm in Arm gingen ſie, von Ina ſprechend, weiter; Bielitz wollte in die Tannhorſt-Ausſtellung. „Famoſe Bilder — ganz famos! Noch nie geſehen? Aber das iſt ja völlig unglaublich! In Berlin und die Tannhorſt-Ausſtellung noch nicht geſehen?“

„Ich geſtehe, Wölfchen, ich habe noch nicht einmal eine Ahnung, wer Tannhorſt iſt — es mag beſchämend ſein — aber —“

„Na — kommen aus der Provinz! — Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit ꝛc. — Um ſo mehr werde mir angelegen ſein laſſen, Ihre ſchöngeiſtige Bildung zu kultivieren, Sie etwas zu civiliſieren — müſſen jedenfalls mitkommen.“

Da er für den Augenblick nichts Beſſeres zu thun hatte, ging Berthold mit, und unterwegs belehrte Bielitz ihn, daß Tannhorſt ein hochberühmter Porträtmaler ſei, eine Kapazität erſten Ranges. Er ſelbſt ſei zwar kürzlich geſtorben, aber ſeine Bilder lebten. „Mache da wahrhaftig ſo etwas wie ein bon mot!“ lachte Bielitz glücklich auf. „Müſſen's ſich merken, bitte mir aber das Recht der Autorſchaft aus!“

In zwei Salons mit ſchönem Licht waren die Bilder des toten Meiſters zu gunſten ſeiner in trauriger Vermögenslage zurückgebliebenen Familie ausgeſtellt, die früheſten wie die letzten, für Kenner ein höchſt intereſſantes Studium des Entwickelungsganges eines genialen Künſtlers, für die vornehme Welt eine angenehme Gelegenheit, ſich zu treffen. Es waren viele Leute da und hier und dort fanden ſich Bekannte. Tannhorſt und ſeine Bilder wurden ſehr bald zur Nebenſache.

Da rauſchte auf einmal die alte Excellenz Egeſterode auf Bielitz zu, erkannte Wendhofen, und nun mußten beide ſofort mit ihr kommen. „Es iſt zu intereſſant! Sie ſollen ſagen, wer es iſt — das Bild dort — jenes Bild — die Dame mit dem weißen Spitzenkleide!“

Ganz aufgeregt zog und ſchob ſie die Herren, bis ſie vor dem Bilde ſtanden. Dann lachte ſie triumphierend auf, als Wendhofen gleich im erſten Augenblick im höchſten Erſtaunen rief: „Das iſt ja — aber das kann doch unmöglich Frau Beate ſein? Unmöglich!“

„Sehen Sie! Sehen Sie! Hab' ich nicht immer geſagt, ich kannte ſie! Ich habe die Perſon in anderen Verhältniſſen geſehen!“ rief die Egeſterode.

Ganz beſtürzt — er wußte ſelbſt kaum, warum ihn dieſe Entdeckung aufregte — ſtand Wendhofen vor dem Bilde.

„Sie meinen, Excellenz, jene famoſe Nonne bei Pauers?“ fragte Bielitz.

„Natürlich! Sie erkennen ſie alſo auch ſofort?“

„Wie ſollt ich nicht! Intereſſante Dame, wie es ſcheint. Traf Wendhofen eines Tages in einer einſamen Laube im tête-a-tête mit ihr.“

„Na, Sie Spiegelberger, dazu iſt ſie nun doch zu reif.“ lachte die alte Excellenz.

Wendhofen hörte gar nicht auf ſie und Bielitz.

Das war Frau Beate! Jeder Zug dieſer wunderbaren Augen lebte! Darin lag ja gerade die unerreichte Kunſt Tannhorſts, daß man tief in die Augen der von ihm gemalten Perſonen hineinſah wie in lebende.

Sie war es, das konnte kein Menſch leugnen, der ſie kannte, und zwar reich geſchmückt, eine Dame in glänzendem Atlaskleide, über welches ein zartes Spitzengewebe in unnachahmlicher, greifbarer Natürlichkeit fiel. Teint, Haltung, alles war mit vollendeter Meiſterſchaft wiedergegeben.

„Wie iſt das möglich?“ dachte Berthold ganz ergriffen von der Schönheit des jungen Weibes auf dem Bilde und der Erinnerung an die bleiche nonnenhafte Frau, die ihr Leben in einer abgelegenen Gegend damit hinbrachte, arme Kranke zu pflegen, es als eine ſeltene Erholung betrachtend, wenn ihre Zeit ihr auch einmal den Eintritt in die Häuſer gebildeter Menſchen geſtattete.

„Wie iſt das möglich, Excellenz?“ fragte er verwirrt, ratlos. Sein Herz war voll von unendlichem Mitleid.

„Ich habe ſchon einen Faden gefunden,“ lachte ſie in ihrer harten Weiſe; es war ihr ein Triumph, daß ſie recht behielt — ob ſie die Unglückliche aus ihrem mühſam gefundenen Frieden aufſtören würde, daran einen Gedanken zu verſchwenden, fiel ihr nicht ein. „Ich bin dort zu jenem Herrn gegangen, dem Unternehmer dieſer Ausſtellung, einem Freund der Familie; ich habe ihn alſo gefragt, wen das Bild vorſtelle, und er hat mir nichts weiter ſagen können, als was im Katalog ſteht: Porträt einer Dame — 186. Rom. Nun ſehen Sie, da haben wir ſchon die Lüge! Mir hat ſie geantwortet: Ich war niemals in Rom! Und in jenem Jahre war ich dort! Alſo muß ich ſie geſehen haben! Mir iſt auch plötzlich,“ ſie fuhr mit der Hand über die Stirn, „als dämmerte mir ſo was auf — ihre Geſchichte. Ich kann es noch nicht faſſen, das Bild, das mir vorſchwebt, aber ich werde es finden, ich werde mich erinnern. Man könnte zu Frau Profeſſor Tannhorſt gehen. Sie weiß am Ende —“

Wendhofen hatte kaum die Hälfte gehört; er mußte immer das Bild anſehen, die ſchöne, ernſtfreundliche Frau. Das waren ihre grauen Augenſterne mit dunkler Umrandung. Die Augen Frau Beates blickten ſo noch heute, nur viel melancholiſcher.

Jetzt fiel ihm ein, wie ſie ihn nach ſeinem Onkel gefragt hatte und nach deſſen Bilde. Er war in ſeinem Hauſe geweſen und hatte ganz vergeſſen, Befehl zur Abſendung des Bildes zu geben.

„Sie können recht haben, Exzellenz; an jenem Tage, wo Bielitz mich mit ihr ſprechend traf, fragte ſie mich nach dem Bilde meines Onkels. Sie muß ihn gekannt haben, denn ſie wünſchte es zu ſehen.“

„Vielleicht hat ſie ihm nahe geſtanden!“ ſagte die alte Dame trocken.

„Ich dachte ſelbſt daran, aber ich kann den Gedanken doch nicht faſſen; er iſt, den beiden Individualitäten nach, der unlogiſchſte von der Welt.“

„Kleine Unſchuld, was iſt nach dieſer Richtung in der Welt unmöglich?“ ſagte ſie achſelzuckend.

Dann wandte ſie ſich ihm wieder lebhaft zu: „Verfolgen Sie doch die Spur!“

„Wenn ich der Unglücklichen damit einen Dienſt erweiſen könnte, ja! Nur um ihre Vergangenheit ans Licht zu bringen, iſt's mir nicht zu thun.“

„Ja, ich weiß; ſie hat ſich einen Heiligenſchein aufgeſetzt, der ſie recht gut kleidet und eine Menge Leute bethört, zu denen Sie und die Pauers z. B. auch gehören. Übrigens kann ich Ihnen ſagen, daß die gute, ſanfte, fromme Frau Beate Haare auf den Zähnen hat und wenig genug Reſpekt vor Damen von Rang und Stand, die ihr durch Scharfblick unbequem werden!“

Sie gingen weiter. Vielitz langweilte ſich, die Excellenz fand ein paar Freundinnen, Berthold kehrte zu dem Bilde zurück. Jetzt trieb auch ihn die Neugierde, den Namen zu erfahren.

„Könnte ich nicht das Bild kaufen!“ dachte er plötzlich. Ganz aufgeregt von dieſer Idee ging er zu dem Unternehmer der Ausſtellung. Ihm war, als dürfe er das Porträt keinenfalls aus der Hand laſſen.

„Gewiß. Frau Profeſſor Tannhorſt wird das Bild ſicher gern verkaufen.“ Das Porträt ſei ſeiner Zeit beſtellt und nicht abgenommen worden; jahrelang habe der Profeſſor gewartet, daß man es abholen werde, und nachher möge ſich wohl kein Käufer gefunden haben. Der Preis ſei deshalb auch ein ſehr mäßiger! Wir hoffen, irgend ein Parvenue würde es für ſeinen ‚Ahnenſaal‘ erwerben, ſetzte der Herr lachend hinzu. „Und für die Witwe des Malers thun Sie mit dem Ankauf ein gutes Werk.“

Eine Stunde ſpäter betrat Berthold die Salons von neuem; er war Eigentümer des Bildes. Man nahm es von der Wand, und ein Dienſtmann ſollte es ſofort nach ſeinem Hauſe tragen. Da entdeckte er auf der Rückſeite der Leinwand zwei Worte mit Bleiſtift geſchrieben: „von Palis.“ Der Name ſagte ihm nichts. Nichts klärte ihm auf, ob er der Name des Originals dieſes Porträts ſei. Wahrſcheinlich war es immerhin. Vielleicht hatte Frau Beate dieſen Namen einſt getragen.

Es war ſpät abends, als Berthold von Wendhofen in einem Mietwagen, den er einſtweilen am Eingang der Stadt zurück ließ, mit dem Befehl, ihm eine halbe Stunde ſpäter zu folgen, in Wiesleben ankam. Die Eiſenbahn glitt auf zwei Stunden Entfernung daran vorüber, und Inas Briefe hatten ihm das kleine, einſt nicht unbedeutende, jetzt aber verſtaubte und vergeſſene Städtchen in humoriſtiſcher Weiſe geſchildert. Schade, daß er „das Gras in den Straßen“ als erſtes Wahrzeichen und dann auch die Köpfe hinter allen Fenſtern nicht mehr ſehen konnte, die neugierig auf jeden Paſſanten blickten. Es war ihm gelungen, durch ſcharf ausgeklügelte Kombination der Züge zwei Stunden früher anzukommen, als er Ina geſchrieben hatte. So konnte er ſie überraſchen.

Es war eben dunkel geworden. Quer über die Straßen hingen noch hier und dort altmodiſche Laternen, und in ihrem Schein ſuchte er ſich ſeinen Weg. Nur ſelten begegnete ihm ein Menſch; einmal wies ein Dienſtmädchen ihn zurecht: „Gegenüber der katholiſchen Kirche.“ Und nun kam er auf einen verhältnismäßig großen Platz, an dem zwei Kirchen ihre Türme emporſtreckten. Ein großes Kruzifix über der Eingangsthür der erſten orientierte ihn; hier ſtanden auch in gewiſſen Entfernungen Pfähle mit Petroleumlampen, deren Flammen im ſich aufmachenden Winde flackerten. Ein friſcher, eigenartiger Geruch, wie von der See, wehte herüber. Dort drüben ſtand ein großes Haus mit hohem Giebel und vorſpringenden Erkern.

„Ein uraltes Patrizierhaus,“ hatte Ina geſchrieben, „mit einer ganz wunderlichen Bauart und völlig ausgetretenen Stiegen, die zu einem Balkon führen, welcher oben rings um den Flur läuft.“

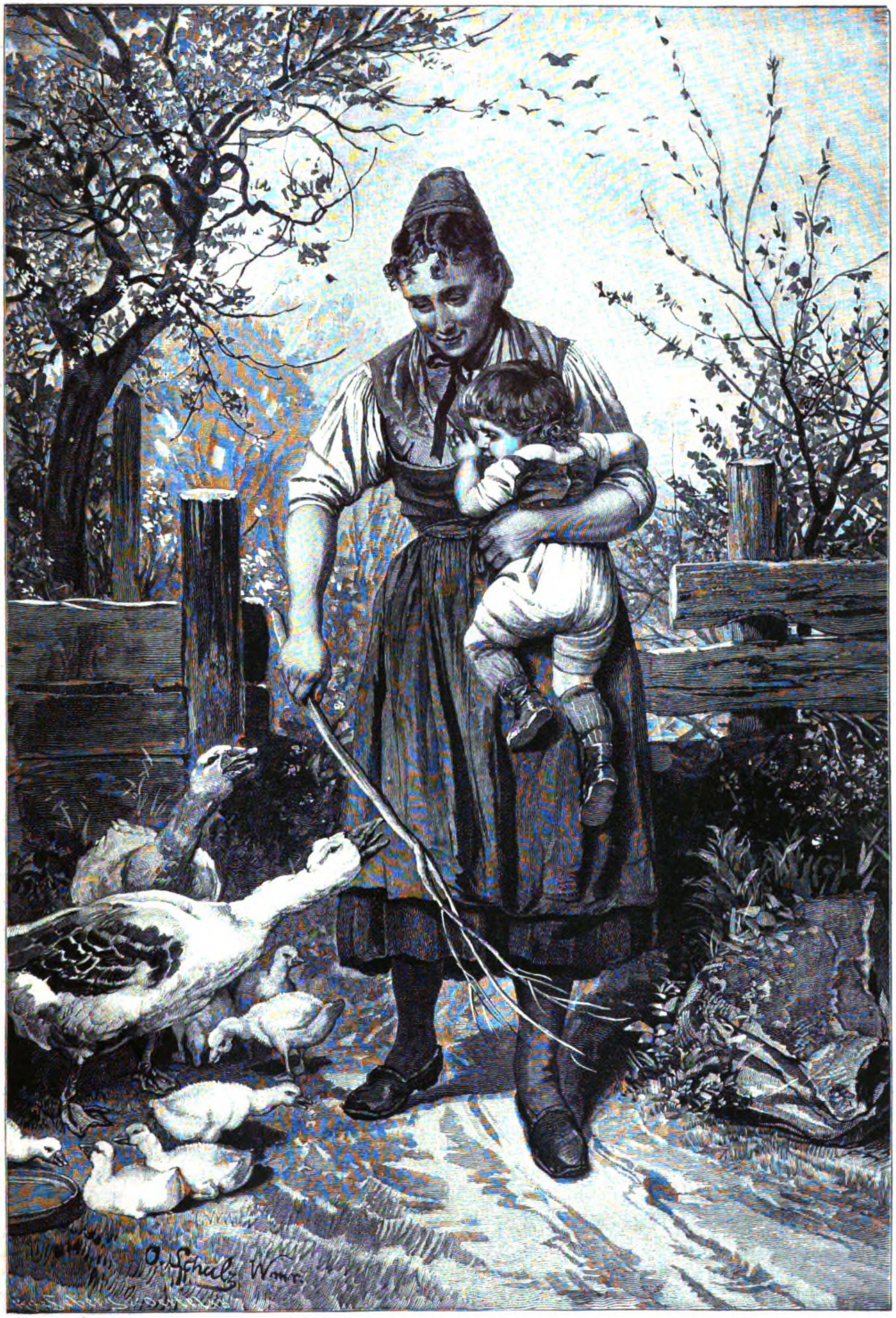
(Fortſetzung folgt.)

Der alte Schrank.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Vor einem alten Schrank von ſchöngefügtem Bau,
Den reiches Schnitzwerk ziert, ſitzt ſie, die alte Frau.
Im Lehnſtuhl ſitzt ſie da und ſinnt und denkt zurück
An alte Zeiten, dann ruht auf dem Schrank ihr Blick.
Wie ſchön er iſt, ſpricht ſie zu ſich, welch eine Pracht
Solch altes Stück! Auch das wird heut nicht mehr gemacht.
Ja, damals ging noch, wer ein Möbel haben wollte,
Zum Meiſter hin und ſagt' ihm, wie er's machen ſollte.
So macht es, Meiſter, mir und ſo — ſprach man — und laßt
Euch Zeit dabei, nichts wert iſt, was gemacht in Haſt.
Macht's gut, macht ſauber es, meßt alle Teile ab
Genau, daß nichts daran zu viel iſt, nichts zu knapp;
Daß, was zu ſchließen iſt, gut ſchließt, und was heraus
Zu ziehen, leicht ſich zieht. So, Meiſter, führt es aus!
Allein, was red' ich viel! Wir kennen uns ja lange.
Daß Ihr nicht gut es macht, davor iſt mir nicht bange.
Steht doch in unſrem Haus manch Stück von Eurer Hand,
Schon von den Eltern her ſeid Ihr uns ja bekannt,
Und manch Geſchlecht noch wird erfreun das, was Ihr ſchafft,
Denn Eure Arbeit iſt ſo fein wie dauerhaft.
Der Meiſter hört es an und nickt dazu und ſpricht:
Ich mach's nach meiner Art. Mißfallen ſoll's Euch nicht.
Darauf geht er ans Werk und geht daran mit Luſt,
Für wen beſtimmt es iſt, bleibt ihm dabei bewußt.
Er ſinnt darauf, daß den, für den er ſchafft, es freue,
So ſchafft mit Sorgfalt er, mit Liebe und mit Treue.
Doch heutzutage — wem wohl von den Leuten fällt
Es ein, daß er ein Stück beim Meiſter ſich beſtellt?
Nach einem Laden nur braucht heute man zu laufen,
Um fertig alles ſchon, was man bedarf, zu kaufen,
Nun denn, das thut man auch und kauft ohn' viel Bedacht,
Was auch gedankenlos und lieblos iſt gemacht.
Was wußte, der's gemacht, von dem, der es zuletzt
Durch Zufall ſich erwirbt und dementſprechend ſchätzt?
Gleichgültig iſt es dem, der es verfertigt, wie
Dem, der es kauft. Es wird im Hauſe heimiſch nie.
Du aber, wie ein Freund des Hauſes ſcheinſt du mir,
So lieb und ſo vertraut! Wie lang ſchon ſtehſt du hier,
Du alter Schrank, der du um meine Kinderzeit
Alt wareſt ſchon — wie viel ſahſt du an Freud und Leid!
So manche Thräne iſt vor dir geweint, und oft
Haſt du belauſcht, was wir gefürchtet und gehofft.
Du ſahſt das Kind, das noch nicht ſprechen konnte, du
Vernahmſt ſein Lallen und ſahſt ſeinen Spielen zu.
Dir klagt ich meinen Schmerz, dir hab' ich meine Luſt,
Mein Glück dir anvertraut, eh' andre drum gewußt.
Und eh ſie mich hinaus aus dieſem Hauſe tragen,
Wirſt du mich ſeh'n und wirſt ein Lebewohl mir ſagen.
Armſel'ge Möbel, die der neuen Zeit entſtammen!
Sie brechen hilflos ſchon, noch eh' ſie alt, zuſammen.
Hier wirft das Holz ſich, dort geht eine Leiſte los,
Klafft eine Spalte auf — ein unvorſicht'ger Stoß,
Und ſieh, da liegt ein Fuß! Verſtümmelt auf die Seite
Neigt ſich — ein Jammer iſt's — das Meiſterwerk von heute.
O dieſe Zeit, wie iſt erbärmlich ſie! Der Schein
Genügt bei allem ihr und gilt bei ihr allein.
Wohin entflohen iſt die Ehrlichkeit? Wohin
Die Treue? Alles ſtrebt nach flüchtigem Gewinn!
Die Alte ſpricht's, faſt hätt' die Hände ſie gerungen,
Da fühlt ſie plötzlich von zwei Ärmchen ſich umſchlungen.
Sie ſieht, umwendend ſich, ein liebliches Geſicht,
Das goldnes Haar umrahmt — die Hände ringt ſie nicht.
Sie ſtreichelt das Geſicht des Enkelkinds. Fürwahr,
Sagt ſie, ich dachte nicht an dieſes goldne Haar,
An dieſe Äuglein nicht. Ich war voll Bitterkeit,
Da kommſt du her, um zu verteid'gen unſre Zeit.
Zu ſagen brauchſt du nichts, mein Kind, ich geb' dir recht:
Trotz mancher Mängel — nein, die Zeit iſt doch nicht ſchlecht!



Die Retterin in der Not. Nach einer Zeichnung von O. Schulz.

Die leriniſchen Inſeln und ihre Gefangenen.

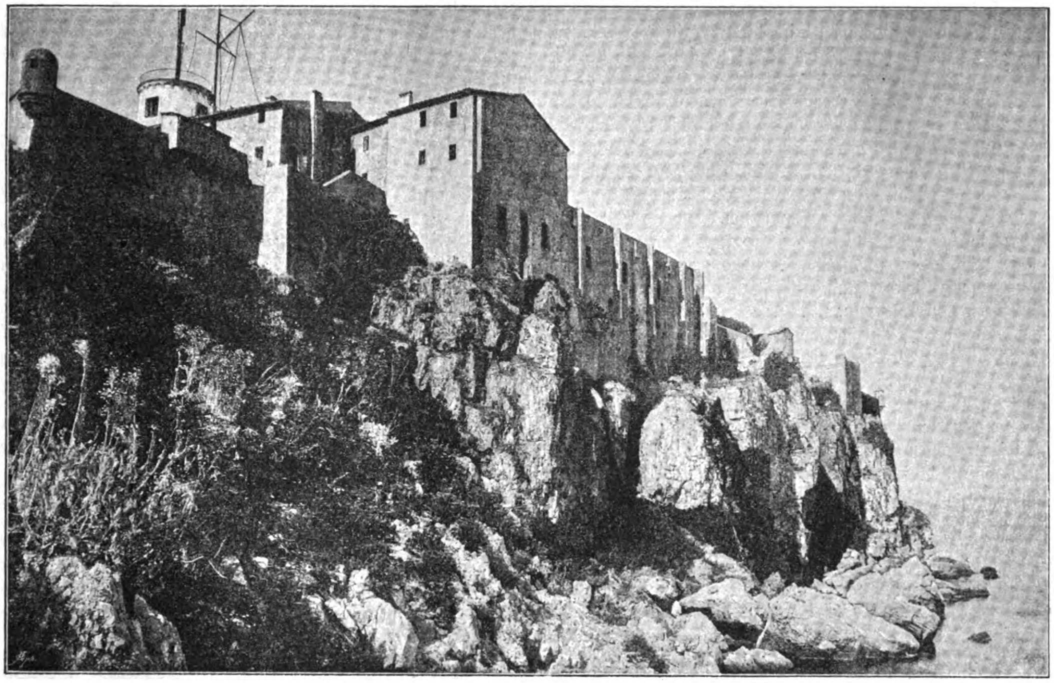
(Abdruck verboten.)

Unter den vielen paradieſiſchen Eilanden, die der Schöpfer hier und da über ſeine Erde ausgeſtreut hat, haben keine eine reichere Geſchichte als die leriniſchen Inſeln, jene beiden herrlichen Stücklein Erde, die, dem Winterkurort Cannes vorgelagert, in der Vorzeit einſt von den Seealpen in das Meer heruntergerollt zu ſein ſcheinen. Die ganze Küſte von Toulon bis Genua und von da bis Piſa, die berühmte Riviera, iſt ſchön wie ein Garten Gottes anzuſehen, und einen ihrer ſchönſten Punkte bilden jene Inſeln, die den Golf Juan von der Bai von Napoule ſcheiden. Wer zum erſtenmale auf Ste. Marguerite, der größeren und dem Lande näher liegenden der beiden Schweſterinſeln, anlangt, der meint ſich ſchier nicht wieder losreißen zu können von dem herrlichen Anblick, der ſich ihm darbietet. Unmittelbar gegenüber, nur durch einen $1^{1}/_{2}$ Kilometer breiten Meeresarm getrennt, liegt einer der größten Gärten von Cannes mit mehr als 10000 jener Bäume beſetzt, in deren dunklem Laub die Goldorange glüht, — er führt den ſchönen Namen des Gartens der Heſperiden — und darüber erhebt ſich, etwa 250 Meter hoch, die erſte, mit Seekiefern bedeckte Reihe von Bergen; über dieſe ſchaut die nächſt höhere Kette von etwa 1000 Meter herein, die zur Winterszeit, ſelbſt in dieſem mildeſten Winkel Europas, oft ſchon mit etwas Schnee wie mit ein wenig Zucker beſtreut iſt, aber über alle hinaus ragt zum Himmel empor der mit ewigem Schnee bedeckte, vielfach gezackte Kamm der Alpen ſelbſt, 2—3000 Meter hoch. Wenn aber der Blick wieder hinab zum Meere ſchweift, ſo wird er weſtwärts angezogen von den wild durcheinander geworfenen Porphyrmaſſen der Eſterelberge und zugleich oſtwärts von dem glänzenden Golf Juan, dem ſchönſten natürlichen Hafen der franzöſiſchen Mittelmeerküſte. Und auf der ganzen Linie hin zieht ſich faſt ununterbrochen eine Reihe von ſchimmernden Städten und in Olivenhainen verſteckten Dörfern, von Villen und Schlöſſern, von Gärten und Parkanlagen. C'est un véritable panorama d'opéra comique, ſchreibt ein franzöſiſcher Stabsoffizier, Th. Jung, in einem, übrigens verdienſtvollen, Buche über den berühmteſten Bewohner dieſer Inſel, von dem weiter unten noch ausführlich die Rede ſein ſoll. Und das iſt im Franzöſiſchen das höchſte Lob, das man einer Ausſicht ſpenden kann.

Daß dies herrliche Inſelpaar von alters her die Begehrlichkeit der Menſchen, ſowohl der friedlichen Schiffer und Händler, wie auch der feindlichen Eroberer, auf ſich gezogen hat, iſt natürlich. So haben ſchon vor der Römerzeit kleinaſiatiſche Seefahrer hier einem Halbgott Lero ein Heiligtum errichtet, dem unſere Eilande ihren gemeinſamen Namen verdanken. Den Römern ſelbſt iſt die die ganze Küſte ihrer provincia beherrſchende Lage der Inſeln gar bald zum Antrieb geworden, hier ſich anzuſiedeln und eine Flottenſtation anzulegen. Sie thaten, was die Engländer zu gleichem Zwecke in unſrem Jahrhundert auf Malta, Hongkong, Zanzibar gethan haben. Mit dem Zuſammenbruch des Römerreichs wurden die Eilande herrenlos, und wie in Rom ſelbſt, ſo trat auch hier nach einigen unruhigen Jahren des Übergangs die Kirche das verwaiſte Erbe an. Auf der kleineren der beiden Inſeln gründete St. Honorat im Jahre 410 n. Chr. ein Kloſter, das bald eine berühmte Pflanzſtätte chriſtlicher Sendboten und Biſchöfe werden ſollte. Doch, wie die Legende erzählt, gelang es ihm nicht ohne Kampf, die Inſel der Kirche zu gewinnen. Zahlloſe Schlangen waren in dieſes Eden eingebrochen. Vor ihnen mußte er bei ſeinem erſten Betreten des Eilandes auf eine Palme flüchten. Aber auf des Heiligen Gebet ſtarben die unholden Würmer dahin. Doch noch verpeſteten ihre verweſenden Leiber die Luft, und es bedurfte einer abermaligen brünſtigen Bitte zum Himmel, um dem abzuhelfen. Auf des Himmels Gebot kamen die Fluten des umgebenden Meeres herauf und ſchwemmten die faulenden Ungeheuer hinweg, den Fiſchen zum Fraße.

Mit der Gründung des Kloſters durch St. Honorat war auch die eine der Inſeln chriſtlich getauft worden und hatte den Namen ihres Paten erhalten. Aber wie ſollte die andere Inſel heißen, in deren Wäldern nur einige Mönche fortan als Einſiedler hauſten, die durch ein einſames Leben den Ehrennamen Mönch beſſer zu verdienen glaubten. Eine Kapelle war auf ihr errichtet und der heil. Magarete, der jungfräulichen Märtyrerin von Antiochien, gewidmet worden. Sie gab dem Eilande den Namen. Doch das genügte der ſchöpferiſchen Phantaſie der Provenzalen nicht. Sie hauchte den Schweſterinſeln gleichſam Leben ein und ließ eine Margarete als weltliche Schweſter nach dem heil. Bruder Honorat, der ſie durch einen Meeresarm von ſich getrennt hatte, die felſigen Arme ausſtrecken. Dazu entſtand hier die von zarter Geſchwiſterliebe zeugende Legende von dem Kirſchbaum, den Margarete gepflanzt, und der nach Honorats Willen durch ſein alljährliches Blühen die Zeit beſtimmen ſollte, da ihm, dem Bruder, geſtattet ſei, ſeine Schweſter zu beſuchen. Aber auf die Bitten der ſehnſüchtigen Schweſter, ſo erzählt ſich das Volk, geſchah das Wunder, daß der Kirſchbaum ſich jeden Monat einmal mit Blüten bedeckte, dem heil. Honorat zum Zeichen, daß der Himmel ihm geſtatte, allmonatlich einmal in die Welt und in die Arme der Schweſter zurückzukehren.

Ein Jahrtauſend blieben die Inſeln vereint unter dem klöſterlichen Zepter. Sie wurden gemeinſam im VIII. Jahrhundert von den Sarazenen verwüſtet, ſie zehrten gemeinſam von dem Ruhme und dem Reichtume der Äbte von Lérins, die auch über ein Stück der provenzaliſchen Küſte herrſchten. Bis 1788 erhielt ſich das Kloſter auf St. Honorat, ja nach einer Zwiſchenzeit von 71 Jahren iſt es 1859 als Ciſterzienſerkloſter wieder erſtanden, da der Biſchof von Fréjus die mittlerweile vom Staate in Beſitz genommene Inſel durch Kauf wieder der Kirche zuführte. Ste. Marguerite freilich war dem Kloſterfrieden weit eher ſchon entriſſen worden, und wir finden es abwechſelnd im Beſitz der Mönche, der Genueſen, der Könige von Sizilien, des Seigneur Bertrand de Graſſe, einer unweit auf dem Feſtlande liegenden Stadt, ja ſelbſt Andrea Dorias, des großen Genueſen und Admirals Karls V. Um 1600 wurde die Inſel von den Mönchen wegen Geldſchulden an die Stadt Cannes verpfändet, und ſchließlich niſteten ſich gar Seeräuber auf ihr ein, um von ihr aus Meer und Land zu brandſchatzen. Da wurde endlich das Eiland von dem Kloſter dem Hauſe Lothringen zum Geſchenk gemacht, der Herzog Karl von Guiſe waltete darauf als Herr und legte einige Befeſtigungen an. Nachdem er Frankreich verlaſſen hatte, ließ der König die Inſel für Staatseigentum erklären, und das iſt ſie geblieben bis heute. Aber gerade deshalb hat ſie eine um ſo reichere Geſchichte gehabt. Nicht nur, daß ſie ſchon 1635 von den Spaniern gewaltſam erobert und dieſen 1637 wieder abgenommen worden iſt, nicht nur, daß Brown, der General der Kaiſerin Maria Thereſia, mit ſeinen deutſch-öſtreichiſchen Truppen ſich vom 16. Dezember 1746 bis zum 25. Mai des darauffolgenden Jahres dort gehalten hat, — an dieſen kriegeriſchen Schickſalen hat das kleinere St. Honorat ja immer treulich mit teilgenommen und hat, weil beſſer bebaut, mehr Ölbäume unter den Streichen der Spanier und Öſtreicher verloren als jenes — aber das Fort, das Richelieu 1637 auf Ste. Marguerite erbauen ließ, hat die Inſel bekannt und berüchtigt gemacht als eines der vielen Staatsgefängniſſe Frankreichs. Der letzte und in Deutſchland bekannteſte der berühmten Gefangenen von Ste. Marguerite iſt der Marſchall Bazaine, der Oberkommandant der Rheinarmee und Verteidiger von Metz vom Jahre 1870. Wegen der Kapitulation dieſer Feſtung und ſeines Heeres wurde er 1873 kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt, dann von ſeinem ehemaligen Kriegskameraden, dem Marſchall Mac Mahon, als Präſidenten von Frankreich, zu zwanzigjähriger Feſtungshaft begnadigt und zu Weihnachten nach Ste. Marguerite, dem wärmſten Orte Frankreichs, geſandt. Man ließ es dem berühmten Marſchall dort an nichts fehlen; nur die Erlaubnis, die Inſel zu verlaſſen, erhielt er nicht. Doch die nahm er ſich ſelbſt in der Gewitternacht vom 9. zum 10. Auguſt


Zelle der eiſernen Maske.
Stelle, wo Bazaine über die niedrige Mauer des Walls und ſodann flüchtend am Felſen heruntergeklettert iſt.

Das Fort auf der Inſel Ste. Marguerite.

des folgenden Jahres; es gelang ihm unbemerkt an dem Felſen, auf dem das Fort ſteht, hinabzuklettern und mit Hilfe ſeiner Frau und ſeines Neffen, die mit einem Nachen ſeiner unten warteten, auf einem bereitſtehenden Dampfſchiffe nach Genua zu entkommen. Doch hatte er ſchließlich einen ziemlich trüben Lebensabend. Vergeſſen und einſam ſtarb er in Madrid am 23. September 1888.

Die Blütezeit der politiſchen Einkerkerung iſt aber mit nichten das XIX. Jahrhundert. Für Frankreich war es die Regierungszeit Ludwigs XIII und Ludwigs XIV, da Richelieu, Mazarin, Letellier, Louvois die Hauptvertreter der Staatsgewalt waren. Da füllten ſich die unzähligen Staatsgefängniſſe, die überall in Frankreich ſich erhoben, die Pariſer Baſtille voran, mit den Unglücklichen, die auf einen königlichen Verhaftsbefehl (lettre de cachet) hin, ohne Unterſuchung und Prozeß, zu Jahren lebendigen Begrabenſeins verurteilt und in ihren Kerkern nur zu oft lebenslänglich vergeſſen wurden. Der berüchtigtſte Kerkermeiſter jenes Jahrhunderts war Bénigne d'Auvergne de Saint-Mars. Trotz dieſes volltönenden Namens, unter dem er in der Geſchichte bekannt iſt, aus armer und niedriger Familie ſtammend, war er zuerſt nur mit der Bewachung eines Turmes in der damals franzöſiſchen Feſtung Pignerol betraut, aber nachdem der allmächtige Louvois auf einer Reiſe nach Turin ſeine Bekanntſchaft gemacht und ihn als einen ſicheren und mitleidsloſen Gefangenwärter erkannt hatte, wurde er raſch befördert und ſtarb nach 44jähriger Dienſtzeit als Gouverneur der Baſtille unter Hinterlaſſung eines Vermögens von über zehn Millionen Franken, die er teils als Belohnung für perſönliche Treue erhalten, teils von den Unterhaltungskoſten ſeiner Penſionäre erſpart hatte. Dieſer Mann war elf Jahre lang Gouverneur von Ste. Marguerite (30. April 1687 bis 8. April 1698). Er brachte dahin einen vornehmen Gefangenen mit, der mit niemand verkehren durfte, ja den möglichſt niemand von Angeſicht ſehen ſollte, der eben deshalb in geſchloſſener Sänfte transportiert wurde und eine ſchwarze mit Draht befeſtigte Maske tragen mußte, ſo oft und ſo lange er im Gefolge ſeines Kerkermeiſters bei jeder Beförderung des letzteren von Gefängnis zu Gefängnis geſchleppt wurde. Das war der geheimnisvolle Unbekannte, „der Mann mit der eiſernen Maske", über deſſen Vergehen und Herkunft die abenteuerlichſten Gerüchte geglaubt und verbreitet worden ſind. Voltaire, der wie alle Aufklärer vom Geheimnisvollen beſonders angezogen wurde, hat das zweifelhafte Verdienſt ſich erworben, auf dieſe Gerüchte hin 50 Jahre nach dem Tode dieſes Unglücklichen einen Glorienſchein ihm ums Haupt gewoben zu haben. Darnach wäre er ein Sohn der Anna von Öſterreich, der Gemahlin Ludwigs XIII, geweſen. Andere haben ihn ſogar zum Zwillingsbruder Ludwigs XIV gemacht, dem er zum Verwechſeln ähnlich geweſen ſei. Seine ſchwarze Maske wird zuerſt von Voltaire ſchlechweg eiſern genannt. So ſchwer aber auch dieſer Elende in ſeiner mehr als 30jährigen Gefangenſchaft gelitten haben mag, er iſt doch mit Unrecht als das Vorbild des von Herrſcherwillkür unſchuldig Gequälten hingeſtellt worden. Es iſt das Verdienſt des oben erwähnten Th. Jung, nach offiziellen Dokumenten des Kriegsminiſteriums den Schleier gelüftet zu haben, der die „Eiſerne Maske" verhüllte, und den Ludwig XVI und Napoleon I vergebens aufzuheben geſucht hatten, da ſie immer nur in den Akten der Baſtille nachforſchen ließen, wohin er mit ſeinem Kerkermeiſter 1698 gezogen und wo er 1703 geſtorben war.

Jung entrollt dem Leſer ſeines Buches: Le Masque de fer ein ſchauervolles Bild von dem dunkeln Wege, auf dem ein Teil des franzöſiſchen Adels, da er es öffentlich mit dem Schwerte in der Hand nicht mehr vermochte, auch unter Ludwig XIV noch die Herrſchaft des Königs zu untergraben ſuchte. Verſchwörung und Gift waren ſeine Mittel. Die Marquiſe von Brinvilliers und Mazarins Nichte Olympia Mancini, die Gemahlin des Grafen von Soiſſons, ſie lebten damals, und ſie zählen zu den berüchtigtſten Giftmiſcherinnen aller Zeiten. Der Giftmord war ſo häufig zu jener Zeit, daß la chambre ardente, ein beſonders dazu eingeſetzter Gerichtshof, von 1678—1680, alſo in zwei Jahren, 286 wegen dieſes Verbrechens Angeklagte zu richten hatte und

36 Todesurteile fällen mußte. An Gift ſtarben Karl Emanuel von Savoyen und mehrere Glieder des ſavoyiſchen Hauſes, an Gift ſtarb Henriette von Orleans, an einer vergifteten Aalpaſtete ihre Tochter Marie Luiſe, die Königin von Spanien. Zu ſpät entdeckte man in Paris das Komplott, dem letztere zum Opfer fiel, zu ſpät ſandte man ihr ein Gegengift. Von den Aufſtandsverſuchen in der Normandie, in Flandern, in der Provence, in Poitou, in Guienne abgeſehen, wurden 1664, 1668 und 1669 Verſchwörungen gegen das Leben des Königs entdeckt. Der Kanzler Letellier und ſein Sohn, der Marquis von Louvois, der die Nachfolge ſeines Vaters im Kriegsſekretariat als junger Mann von Ludwig XIV zum Hochzeitsgeſchenk erhalten hatte, waren es, die alle dieſe Anſchläge vereitelten und ſich eben dadurch gegen alle Anfeindungen ihrer Neider und ſelbſt der königlichen Geliebten, der Herzogin von Monteſpan, in der Gunſt König Ludwigs hielten. Wiederum war 1673 eine derartige Verſchwörung im Gange. Durch Louvois' geheime Agenten wurde ſie aufgeſpürt, die Papiere eines ihrer Häupter in Brüſſel erlangt, er ſelbſt in Péronne, wo einige Wochen lang alle Reiſenden feſtgehalten wurden, dingfeſt gemacht, in die Baſtille abgeführt und bald nach einem von Louvois abgehaltenen Verhör ſeinem Wächter Saint-Mars, damals noch in Pignerol, zu ewigem Verſchwinden übergeben. Aus den Anweiſungen über ihn mögen folgende herausgehoben werden: „Den Gefangenen müßt Ihr hart behandeln und ihm nur das zum Leben unbedingt nötige ohne jede Erleichterung gewähren. Auf jeder Reiſe behaltet ihn unmittelbar bei Euch und auch ſonſt ſtets in Eurer Nähe. Niemand darf wiſſen, daß er ſich in Euren Händen befindet, und er darf zu niemand, wer dies auch immer ſei, in Berührung treten." Wie alle derartigen Verſchwörer hat er verſchiedene Namen getragen, nur nicht ſeinen eigenen. Im Gefängnis verlor er, auch offiziell, jeden Namen und wird in der vielfachen Korreſpondenz zwiſchen Louvois und Saint-Mars nur durch allerlei Umſchreibungen bezeichnet. In der Totenliſte der Baſtille, wo er die letzten fünf Jahre ſeines Lebens wieder zubrachte, wird er unter dem Namen de Marchiel aufgeführt; dieſelbe iſt aber durchweg ſo unorthographiſch abgefaßt, daß die Eigennamen, die dort genannt werden, wohl ſchwerlich den Anſpruch auf Genauigkeit machen können. Wahrſcheinlich war er ein Graf von Marcheville aus Lothringen, der vor ſeiner Gefangennahme als chevalier de Kiffenbach in Paris, als chevalier des Harmoises in Brüſſel viel Aufwand gemacht, ohne etwas zu beſitzen, ein wildes Leben geführt, und um dies fortſetzen zu können, ſich ſchließlich dem Verbrechen in die Arme geworfen hatte. Bekannt iſt er erſt geworden als die „Eiſerne Maske" von der Inſel Ste. Marguerite. Da haben ſich die Legenden über ihn gebildet, da hat ſein Kerkermeiſter, wie dieſer ſelbſt ſchreibt, um die Neugierde der Leute zu befriedigen, allerlei Erzählungen über ihn in Umlauf geſetzt, da iſt auf ihn übertragen worden, was von anderen Gefangenen dort verſucht worden iſt. So zeigt man jetzt dem Beſucher ſeines Kerkers trotz der ſeitdem vorgenommenen Erhöhung des Fußbodens noch den Abort, durch den er einen von ihm mit dem Meſſer beſchriebenen ſilbernen Teller einem unten vorbeifahrenden Fiſcher zugeworfen haben ſoll, der aber, des Leſens nicht kundig, ihn in das Fort zurückgebracht habe. Aber einer ſeiner Leidensgefährten war es, der auf ſeine zinnernen Teller, ebenſo wie auf ſeine Wäſche, zu ſchreiben pflegte, daß er ungerechterweiſe um des reinen Glaubens willen gefangen gehalten werde, ein reformirter Prediger (ministre de la R.-P. R. — religion prétendue réformée), wie ſie nach der Aufhebung des Edikts von Nantes die Zellen faſt aller Staatsgefängniſſe Frankreichs bevölkerten. Aus dem ſchon oben erwähnten Briefwechſel von Louvois und Saint-Mars ergibt ſich nicht nur, daß ihm der Name „der Schreiber" fortan blieb, ſondern auch, daß auf Louvois' Wunſch der Knüttel ihn mürbe gemacht hat, ſo daß er dieſen Namen bald nicht mehr verdiente. Noch ſechs andere jener Märtyrer des Bekenntniſſes wurden in Ste. Marguerite eingekerkert, deren Eigentum damals überall konfisziert, deren Frauen und Kinder gewaltſam in die Klöſter geſteckt wurden. Unter ihnen iſt am bekannteſten Paul Cardel, der in Paris vom Krankenbett einer reformierten Dame weg, wo er Troſt zu ſpenden ſuchte, in die Baſtille abgeführt worden war, der im Gefängnis auch ſeinen Namen verlor und wegen ſeines Pſalmenſingens von Saint-Mars nur „der Sänger" genannt zu werden pflegte. Die vielfach gedrückten Hugenotten beteiligten ſich ſchon in den erſten beiden Jahrzehnten der Regierung Ludwigs XIV oft an Verſchwörungen gegen denſelben, ein Umſtand, der überall gegen ſie ausgebeutet wurde. So ſchreibt Louvois jenem Cardel die Abſicht, an der Perſon des Königs ſich zu vergreifen, ebenfalls zu und knüpft daran den Befehl, ihn im Kerker in keiner Weiſe zu ſchonen. Für einen Prediger wurden nur 75 Centimes täglich bewilligt, während für de Marchevilles Unterhalt 4 Franken täglich berechnet werden durften. Als ein anderer jener Prediger an den Blattern erkrankte, wurde erſt in Paris angefragt, ob man von Staatswegen für die Krankenbehandlung aufkommen wolle. Der Arme ſtarb natürlich, ehe die Antwort ankam.

Welch tiefer Schatten liegt auf dem Leben der Eingekerkerten jener Tage in Vergleich zu der menſchlichen Behandlung derſelben in unſerer Zeit. Daß die Revolution, wie die Baſtille ſelbſt, ſo alle dieſe Kerker geſprengt hat, das iſt ihr Verdienſt. Jetzt ſucht der Beſucher der Riviera, wenn er durch das dreifache Gitter der Zelle der „Eiſernen Maske" ſchaut, und ein leichtes Grauen bei der Erinnerung an jenen Namenloſen ihn durchzittert, nicht etwa einen ungeſunden Nervenreiz, ſondern dem Gefühl der Befriedigung darüber gibt er ſich hin, daß heutzutage niemand mehr von der herrlichen Sonne dieſes paradieſiſchen Erdenwinkels durch den Federſtrich eines Miniſters geſchieden werden darf.

So weiſen die etwa fünf Quadratkilometer enthaltenden leriniſchen Inſeln den Niederſchlag dreier Kulturepochen auf. Römiſche Ruinen und die Zwingburg der unumſchränkten Monarchie auf Ste. Marguerite, daneben das Kloſter auf St. Honorat zaubern dem rückwärtsſchauenden Geiſte in kleinſtem Kreiſe eine 2000 jährige Geſchichte herauf. Und heute? Ste. Marguerite, das dem Staate als Krankendepot für militäriſche Gefangene und als Schießplatz für das Lebelgewehr dient, liegt ruhig neben dem klöſterlichen St. Honorat, freilich ohne Sehnſucht und Liebe wie vordem, aber — äußerlich wenigſtens — auch ohne Feindſchaft und Haß.

Theodor Köhler.

Gepreßt und geworben.

Erzählung von Philipp Knieſt. (Abdruck verboten.)

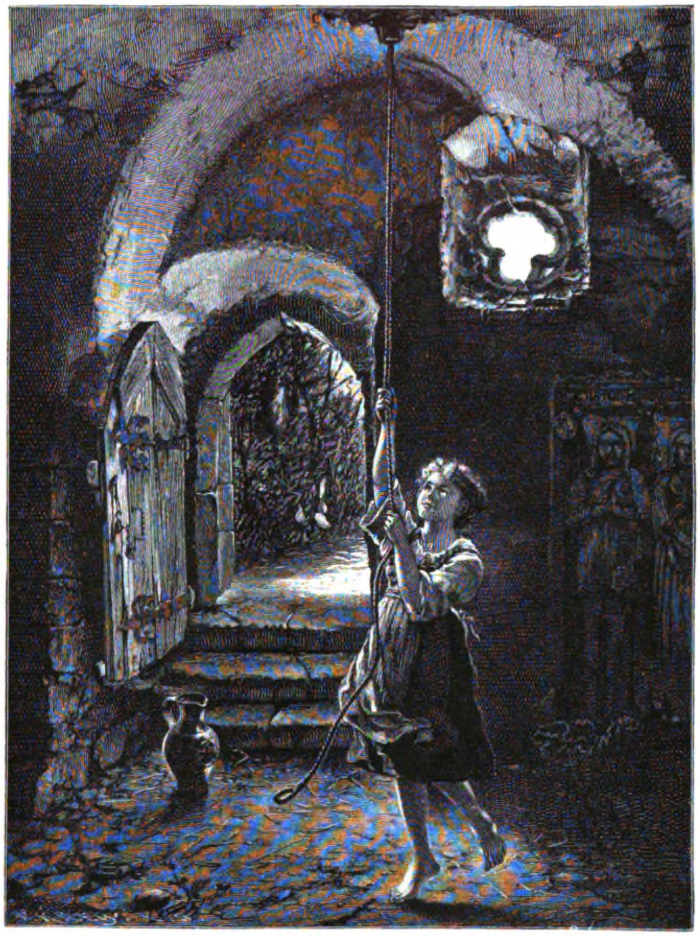
I.

Das, was ich erzählen will, iſt lange her. So um die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts mag's geweſen ſein.

Es iſt nur ein kleines Dorf, das im Thale zwiſchen hohen Bergen in einer Ecke des Waldecker Landes gelegene Rauſchebach. Das Wäſſerlein, welches ihm den Namen gab, kommt hoch herab aus dem Gebirge und rauſcht über zahlloſe große und kleine Steine im gewundenen Bette durch den Ort, an deſſen äußerſtem Ende es eine zwiſchen Buſch und Baum traulich verſteckte Mühle treibt. Die Höhen ringsherum ſind kaum bis zur Hälfte bebaut. Ihre Gipfel krönt überall der grüne, ſchöne Wald, in welchem der größte Teil der Dorfbewohner Arbeit und ein zwar kärgliches, aber doch genügendes Auskommen findet.

Für Waldeck gilt daſſelbe wie für das angrenzende Land Heſſen: In Heſſen gibt's ja bekanntlich hohe Berge und ſchlechten Wein, große Schüſſeln und wenig zu eſſen. Aber dennoch ſind die guten Leute im allgemeinen nicht unzufrieden, und die Bewohner von Rauſchebach waren es auch nicht. Ihre Hütten hielten im Winter gut warm, im Sommer ſaß ſich's nach Feierabend und Sonntags ganz hübſch kühl unter den Obſt- und Nußbäumen vor der Hausthür. Der Bach gab dann und wann ein Gericht Forellen, und in den Gärten hinter den Häuſern und auf dem hochgelegenen Kirchhofe, welcher das kleine Gotteshaus mitten im Dorfe umgab, fanden die Kinder genügende Spielplätze. Die Toten dort auf dem Gottesacker waren nur einfach beſtattet, — an den mit ſchlichten hölzernen und ſchmiedeeiſernen Kreuzen gezierten Grabhügeln war nicht viel zu verderben.

Der Herr Paſtor, welcher mit ſeiner alten guten Frau kinderlos in dem niedrigen Pfarrhauſe ſchaltete, achtete ſorgfältig darauf, daß die Kleinen ihm nicht in den Garten kamen, denn er war auf das bißchen Obſt, welches in demſelben wuchs, juſt ſo eiferſüchtig, wie auf die Privilegien, welche ihm von Gottes und Rechts wegen zuſtanden.



Gebetläuten. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

In betreff der Kirche, einem alten Bau mit rundbogigen Fenſtern und ſtumpfem Turm mit rotem Satteldach, auf welchem ein ſchiefer, verroſteter Wetterhahn ſich mühſam nach dem Winde drehte, war der Kantor und Schulmeiſter ſehr eigen. Sorgfältig hielt er die Gitterthüren, welche in der guten Jahreszeit die Lüftung der Kirche beſorgten, verſchloſſen, damit keine Kindertritte die Flieſen des Steinfußbodens und die Bänke verunreinigten. — Mit dem Schulmeiſter, Balthaſar Ruhl war ſein Name, haben wir's zunächſt zu thun. Er wohnte in einem Häuschen an der Kirchhofsmauer, deſſen Thür offen ſteht. Treten wir ein! — Da ſitzt er in dem Raume, welcher zu gleicher Zeit Wohnſtube und Schulzimmer iſt. Wenige Bänke ſtehen in der Reihe, denn die Gemeinde iſt klein und daher das Kontingent der ABC-ſchützen und der ſchon mehr geförderten Schüler wenig bedeutend. Balthaſar Ruhl ſitzt in der Nähe des Fenſters und iſt eifrig mit Pechfaden, Ahle und Hammer beſchäftigt — in den Mußeſtunden, deren ihm der Schuldienſt viele läßt, verrichtet er auch die Geſchäfte des Dorfſchuſters. Der Alte hat ſehr ſtrenge Züge und durchdringende Augen, die aus den großen runden Gläſern ſeiner Brille hervorblitzen. Als er ſich erhebt, um irgend etwas zu holen, bemerkt man ſogleich ſeine ſoldatiſche Haltung und den elaſtiſchen Schritt, mit welchem er ſich bewegt. Er iſt ja auch Soldat geweſen und hat lange in der Leibgarde Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht gedient, in welcher er es ſogar bis zum Sergeanten gebracht hat. Die unter Glas und Rahmen prangende Dienſtmedaille verkündet, daß er mit Auszeichnung das edle Waffenhandwerk betrieb; die an den geweißten Wänden hängenden Bilder von Grenadieren zu Fuß und Generalen zu Pferde bezeugen, daß er mit Stolz an ſeine militäriſche Laufbahn zurückdenkt. Und würden dieſe Gegenſtände es noch nicht genugſam beweiſen, dann thät's doch jedenfalls der verliebte Blick, welchen er auf den Dreiſpitz mit der Kokarde, auf Säbel und Patrontaſche wirft, die in einem Glasſchranke auf der Kommode ſtehen, an welche ſich in der Ecke eine Sammlung von Haſelſtöcken verſchiedenen Kalibers lehnt. Balthaſar Ruhl iſt nämlich der Anſicht, daß Leſen, Rechnen, Schreiben und der Katechismus am beſten den Schülern ſich einprägen, wenn man ſie ihnen — einbläut! Die Schuldeſpoten hegten dazumal faſt alle dieſelbe Meinung, betraf es doch eine Methode, der ſie ſich ſelber, wohl oder übel, auch hatten unterwerfen müſſen. — An der Wandtafel paradierten noch einige Buchſtaben und Ziffern, ſo ſteif daſtehend, wie eine Kompanie Grenadiere mit Bärenmützen und Zöpfen auf der Wachtparade. Von Lehrmitteln, außer einem Stück Kreide, einer großen Bibel und einem abgegriffenem Katechismus, war nichts zu entdecken.

Nachdem Balthaſar Ruhl noch ein Weilchen geſchuſtert hatte, ſetzte er die Brille ab, zog ſein großes altes Nürnberger Ei aus der Taſche und hielt es vor die Augen. Dann erhob er ſich, ſetzte ein ſchwarzes Käppchen auf und zog ſeinen Rock an. Er ſah jetzt zwar geiſtlich, aber wie ein reiſiger Diener der ſtreitenden Kirche aus. Langſam bereitete er ſich zum Gange auf den Turm, um das Mittagläuten zu beſorgen. Seine Taſchenuhr mußte als Zeitmeſſer dienen, ob als zuverläſſiger oder unzuverläſſiger, das war einerlei, denn die Kirche beſaß keine künſtliche Uhr, und die Sonnenuhr am Giebel hatte ſchon ſeit undenklichen Zeiten den Zeiger verloren und war alſo wie das berühmte Meſſer ohne Heft, dem noch dazu die Klinge fehlt.

Ehe er jedoch ſeinen Amtsweg antrat, guckte er in die Küche hinein, in welcher die Frau Schulmeiſterin eifrig beſchäftigt war, das einfache Mittagsmahl zu bereiten.

„Laß uns pünktlich antreten, Mutter,“ ſagte er. „Ich bin ſo hungrig, als ob ich einen Gewaltmarſch gemacht hätte. Wo ſteckt denn der Melchior? Wird wohl wieder in irgend einem Winkel an der Waldliſiere träumen! Potz Bomben und Granaten! Sollt's denn nicht endlich glücken, den Jungen an den richtigen und ſtrammen Tritt und Schritt zu bringen? Will's nicht biegen, dann muß es brechen!“

„Verſchüchtere den armen Jungen doch nicht noch mehr, Vater! Dein Korporalſtock paßt nicht für jeden. Melchior iſt konfirmiert und darf nun wohl eine etwas andere Behandlung beanſpruchen. Ein freundlich Wort findet immer eine gute Statt.“

„Weibergeträtſch!“ brummte der Alte, als er ging. „Immer forſch, ſtramm und gerade durch! Ordre parieren oder — hol der Henker die Widerſpenſtigen! Nur nicht gefackelt! Mit Samtpfoten faßt man keine Rekruten an!“

Er ſtieß noch mehr dergleichen Redensarten aus, während er die Turmtreppe hinanſtieg und dann den Klöppel der Glocke ſo mächtig bewegte, daß mancher alte Mann im Dorfe, der in der Welt etwas erlebt hatte, meinte, es beginne Sturm zu läuten, ſich aber beruhigte, als er die taktmäßigen und beſtimmten Schläge hörte:

„Der Soldat ſteckt in dem Alten einmal drin und fährt nicht wieder heraus. Das iſt ja ein Anſatz, als ob er mit dem Klöppel einen Marſch ſchlagen wolle!“

Mittlerweile hatte ſich Melchior, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, lang aufgeſchoſſen und anſcheinend etwas verſchüchtert, zu dem ſtets pünktlich ſtattfindenden Mittagseſſen eingeſtellt, welches von der ſorgſamen Hausmutter bereits angerichtet war und dampfend auf dem mit ſauberen weißen Leinen gedeckten Tiſche ſtand.

Vater Balthaſar kehrte mit gravitätiſchem, faſt parademäßigem Schritte zurück und ſtellte ſich an ſeinen am oberen Ende des Tiſches ſtehenden Großvaterſtuhl. Melchior hatte militäriſch Front gemacht und begrüßte in gleicher Weiſe den Vater, der ihm kommandomäßig zurief: „Achtung! Das Tiſchgebet geſprochen!“

Melchior betete, kurz und kräftig, friſch von der Leber weg, wie der Vater das gern hatte.

Dann ſetzten ſich die drei und verzehrten, ohne miteinander zu reden, das einfache Mahl.

Nach der wiederum ſtehend gehaltenen Dankſagung entfernte ſich Melchior, jedoch nicht ohne den Eltern in tiefſtem Reſpekt geſegnete Mahlzeit gewünſcht zu haben. Der Vater ſchob ſeinen Lehnſtuhl in die Ecke neben dem großen braunen Kachelofen, um ein Schläfchen zu machen, zu welchem Behufe ihm die ſorgende Frau die weiße Zipfelmütze aus der Kammer geholt hatte, die ſie ihm in aller ehelichen Ehrfurcht über die Ohren zog. Ehe er ſich jedoch bequem zurücklehnte, wie's ſo ſeine Gewohnheit war, öffnete ſie eine Schublade der Kommode und nahm ein Päckchen heraus, welches ſie ſorgfältig von der Hülle eines um dasſelbe gelegten ſeidenen Tuches befreite. Hervor kam ein großer mit feierlichem roten Siegel verſehener Brief, den ſie dem Eheherrn mit den Worten überreichte: „Der Bote aus der Stadt brachte ihn, während du oben auf dem Turme dein Amt verſahſt. Der Lohn war nicht gering; hoffentlich wird der Inhalt die Ausgabe wert ſein.“

„Gib,“ ſagte der Alte. „Aha, aus Kaſſel! kein amtliches Dokument, denn das Sigillum zeigt ein bürgerliches Wappenſchild.“

Er bediente ſich der Brille, beſah das Siegel von allen Seiten und verſetzte dann: „So, ſo, die Antwort von ihm! Wichtiger als mancher Regimentsbefehl einſt war! — Mutter, laß den Melchior in einer halben Stunde antreten; ich habe ihm wichtiges mitzuteilen. Störe mich nun nicht weiter. Ich muß noch etwas nachdenken.“

Die Frau Schulmeiſterin entfernte ſich gehorſam und ließ den Geſtrengen allein, welcher den Brief entfaltete und las, während ſein Geſicht einen immer freundlicher werdenden Ausdruck annahm.

„Ein Mann von altem Schrot und Korn, der Magiſter Rehbein!“ murmelte er.

Dann ergriff er ein beigelegtes Papier, deſſen Ausſehen durch die verſchiedenen ſich deutlich abzeichnenden Paragraphen wie ein Kontrakt erſchien. Er ſtudierte das Dokument aufmerkſam durch, indem er den Zeigefinger der rechten Hand Satz für Satz den Zeilen folgen ließ. Wohlgefällig und wie einverſtanden lächelte er. Plötzlich aber, als er an das Ende des Aktenſtückes gelangt war, ſchwoll ihm die Zornesader auf der Stirn, und ſeine ſonſt ſo bleiche Geſichtsfarbe ging in dunkles Rot über.

„Kreuzelement!“ rief er. „Das iſt unverſchämt! Der Herr meint wohl, daß ich die Gulden nur ſo aus dem Beine ſchneiden kann! Weiß Gott, ich muß meine paar Kröten mit der Schuſterei, der Schulmeiſterei mit ihrem verfl… Kopfzerbrechen beim Rechnen ſauer genug verdienen. Auf's Gewehr, ab's Gewehr, fertig zum Chargieren, Feuer! wäre mir, weiß der Kuckuck, viel lieber! — Mein Sohn ſoll's einſt beſſer haben und die Schulmeiſterei aus dem Fundament lernen, und derohalben ſoll er zu dem Magiſter in die Lehre. Weiß der Himmel, ich hab's gut mit ihm vor! Aber… Nein, das geht denn doch über Kreide und Rotſtein!“

Er brummte und wetterte noch eine Zeitlang vor ſich hin. Endlich rief er aus: „Komme ich über den Hund, komme ich auch über den Schwanz! Für was gehört auch etwas! Die blanken Gulden gehen mir zwar ſauer genug ab, aber es liegt doch auch noch ein Sparpfennig von meinen früheren Beutegeldern im Reſerveſtrumpf. Was thut man nicht für ſeine Kinder, zumal wenn man nur eins hat! — Es ſei! — Nun aber nicht mehr räſonniert, ſondern geſchlafen, Balthaſar Ruhl! Hinterher bringen wir's dem Melchior kurz und kräftig bei.“

Überlaſſen wir den bald ſchnarchenden Alten ſeinen ſich in Reihe und Glied bewegenden Träumen und ſehen uns nach Melchior um, der in ſein auf dem Boden gelegenes Stübchen gegangen war.

Dort ſaß der Knabe vor dem geöffneten Fenſterchen, auf deſſen ſchmaler Bank ein alter Homannſcher Atlas aufgeſchlagen lag. Offenbar hatte er in der Weltkarte ſtudiert, denn in der Buchfalte lag noch ein Bleiſtift, welchen er benutzt hatte.

Melchior ſtarrte träumeriſch nach den Bergen hinaus, die das lachende Thal ſchloſſen; ſeine Blicke ſchweiften noch weiter zu jenen Gebirgszügen, die in blauer Ferne den Horizont umſäumten. Er hegte den heißen Wunſch, hinauszukommen aus der Enge des Thals und der Bande ledig zu werden, die ihn hier im Elternhauſe umſchnürten. Von den großen Kaufherren in Hamburg und Bremen hatte er erzählen hören, die ihre ſtolzen Schiffe auf der See fahren ließen und wie Könige in ihrem Reiche ſchalteten und walteten. Dorthin wieſen alle ſeine Wünſche und Neigungen. Aber ſie waren eitel, denn der Vater, welcher nicht den geringſten Widerſpruch ertrug, wollte ihn ja durchaus zu einem Schulmeiſter machen, ein Beruf, zu welchem er nicht die geringſte Luſt verſpürte. Er hatte geſchwiegen in der Hoffnung, daß irgend eine Wendung eintreten werde, die ihn frei ließe, eine Hoffnung, in welcher ihn die Mutter, deren Einfluß auf den energiſchen und eigenwilligen Vater freilich ſehr gering war, auch beſtärkte. Die Wendung aber kam nicht. — Der Knabe, welcher ahnte, daß ſein Schickſal jetzt vor einer Entſcheidung ſtehe (warum, wußte er nicht), war tief bekümmert; im Gefühl des auf ihm laſtenden Druckes ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen. Er ſeufzte zu Gott, er betete um Kraft und Ergebung in der Erfüllung kindlichen Gehorſams, welcher ihm ſo furchtbar ſchwer wurde.

Da öffnete ſich die Thür und die Mutter trat ein. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter, küßte ihn und fragte: „Du haſt geweint, mein Sohn?“

Er fiel ihr um den Hals und vermochte vor Schluchzen nicht zu antworten.

„Vater hat gerufen, Melchior,“ ſagte ſie nach einer Weile. „Sei männlich und ſei ſtark, mein Kind! Widerſtand iſt nicht mehr möglich. Aber unſer Gott iſt noch immer ein Gott, welcher Wunder thut. Hoffe weiter, nur ſei jetzt gehorſam. Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum beſten dienen.“

Sie küßte ihm die Thränen von den Wangen und ſah ihn ſo ſanft, ſo lieb, ſo mütterlich an, daß ihm faſt däuchte, es ſtehe ein Engel vom Himmel vor ihm. Jetzt erfuhr er ganz und voll, was es heißt, getröſtet zu werden, wie einen ſeine Mutter tröſtet. Sich allgemach faſſend ſagte er: „Ich will folgen wie ein gehorſamer Sohn. Gott helfe mir. — Laß uns gehen!“

Der Alte, mit ſeinem beſten Rocke angethan, ſaß in feierlicher Haltung an dem Tiſche, auf welchem eine Kerze brannte, das Tintenfaß ſtand und eine Feder, ſowie eine Stange Siegellack lag. Er befahl ſeinen Sohn zu ſich heran, der mit verweinten Augen und bleichen Antlitzes, aber kerzengerade, vor ihn trat.

„Achtung! Immer tapfer! Friſch drauf und dran, mein Sohn!“ rief er. „Da nimm und lies! Der Herr Magiſter Rehbein verſpricht, einen tüchtigen Schulmeiſter aus dir zu bilden. Sei kein Hundsfott! Mache dir ſelbſt, deinen Eltern und dem Magiſter Ehre! Ich habe bereits unterſchrieben. Was ich that, kannſt du auch thun!“

Melchior hatte ſich vollkommen gefaßt und las den Kontrakt, welcher ihn auf Gnade und Ungnade für vier Jahre dem Magiſter Rehbein überlieferte. Er verſuchte, einige Einwendungen zu machen: „Vater,“ hob er an.

„Stillgeſtanden! Nicht räſonniert!“ ſchrie der Alte und ſchnitt dem Sohne das Wort ab, indem er ihm die eingetauchte Feder reichte und befahl, zu unterſchreiben.

Melchior that es mit zitternder Hand.

„Eine Handſchrift, wie die eines Menſchen, der noch viel lernen muß,“ murmelte der Alte. „Gott gebe ſeinen Segen zu dem Werke!“ ſagte er laut, nahm das Siegellack und verſah den roten Klecks neben ſeiner und ſeines Sohnes Unterſchrift mit dem Abdrucke eines Guldens.

„So, nun gehe mit Mutter auf die Montierungskammer und mache dich marſchfertig. Hinterher kannſt du beim Herrn Paſtor Abſchied nehmen. Morgen früh rücken wir mitſammen nach Kaſſel aus. Vergiß nicht, dem Herrn Paſtor für alle ſeine Gutthaten gehorſamſt zu danken. Achtung! Kehrt Euch! Marſch!“

Gegen Abend ging Melchior in das Pfarrhaus, nach dem Herrn Paſtor fragend, der ihn in ſein kleines Studierzimmer entbot. Der Knabe ſchüttete dem alten Herrn ſein volles Herz aus, worauf derſelbe ihm zärtlich die Wange ſtreichelte, indem er ſprach: „Ich verſtehe dich, mein Sohn! Du hätteſt gern einen anderen Weg eingeſchlagen. Traue auf Gott und laß ihn walten. Er wird alles wohl machen. Es heißt in den heiligen zehn Geboten: Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt. — Sei dem Vater gehorſam, Melchior, ſo ſchwer dir’s wird. Gottes Verheißungen ſind Ja und Amen. Der Herr, dein Gott, ſegne und behüte dich! Ziehe hin in Frieden!“

Melchior drückte dem würdigen Manne die Hand und fragte nach der Frau Paſtorin.

„Ich will ihr deinen Gruß ausrichten, mein Sohn. Sie hat große Wäſche, und du weißt wohl, bei ſolchen Haupt- und Staatsaktionen darf man keine Frau, ſelbſt die Frau Paſtorin nicht, ſtören. Leb wohl! Ich muß wieder an meine Predigt. Melchior, Predigten machen iſt bald ſo ſchwer als Predigten hören. Vergiß trotzdem nicht, fleißig in die Kirche zu gehen. Gottes Wort iſt ſüßer als ſüße Milch, ſagte der alte Jan Timann in Bremen.“

Als Melchior den Pfarrhof verlaſſen hatte, ging er nochmals durch das ganze Dorf, um von allen Stätten, wo er einſt als frohes Kind geſpielt hatte, Abſchied zu nehmen. Überall war’s menſchenleer. Nur an der Mühle beim rauſchenden Bach ſpielte ein blondlockiges, zehnjähriges Mägdlein im kurzen, roten, wollenen Rocke und mit bloßen Füßen, lieblich und ſchön anzuſehen, einem Nixchen gleich. Er herzte das hübſche Kind und erzählte ihm, daß er nun das Dorf verlaſſen und in die Fremde ziehen müſſe.

„Alſo du gehſt fort, ganz weit weg?“ fragte ſie. „Das iſt aber gar nicht ſchön, Melchior! — Du ſollſt die Heimat, uns alle hier, nicht vergeſſen. Ich will dir ein Zauberblümlein holen, damit du’s nicht thuſt.“

Und ſie patſchte in das Waſſer und pflückte ein ſchönes Vergißmeinnicht.

„Da!“ ſagte ſie lächelnd. „Das bewahre. Dies iſt das Zauberblümlein. Wer’s hübſch aufhebt, der kommt wieder heim!“

Am nächſten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, trommelte der Alte zur Reveille und zum Abmarſch. Melchior, das Ränzlein auf dem Rücken, verließ das elterliche Haus. Die Mutter ſtand weinend in der Thür.

„Nur keine Weichheit,“ brummte der Alte. „Soldatenweiber ſollen nicht flennen.“

Sie aber hörte nicht. Noch einmal fiel ſie dem Sohne um den Hals und ſchluchzte: „Wandle vor Gott und ſei fromm! Vergiß deine Mutter nicht — auch nicht, wenn die Verſuchung an dich herantritt, daß deine Mutter einſt auch ein — Mädchen war.“

„Vorwärts marſch! Rechtsumkehrt!“ kommandierte der Alte und ſchritt voran.

Bald verſchwand im Aufwärtsſteigen durch den Wald das heimatliche Dorf mit ſeinen Hütten, der alten Kirche, der Mühle und dem rauſchenden Bach.

Melchior ging ſtill an der Seite des Vaters hin, der einen Marſch pfiff und zu Zeiten dem Sohne einſchärfte, ordentlich Schritt zu halten, da ſich’s ſo beſſer marſchiere.

Im Herzen des Knaben nagte ein tiefes Weh.

(Fortſetzung folgt.)

Vom Spiegel.

(Abdruck verboten.)

Es iſt leichter auf den Spiegel zu ſchelten, denn ihn zu entbehren! Die Wahrheit, die er predigt, mag oft bitter ſein — aber den bitteren Medizinen ſagten ja unſere Altvorderen, die noch nichts von Gelatinekapſeln und Oblaten und anderen Erzeugniſſen der heutigen Apothekerkunſt wußten und doch ganz kluge Leute waren, nach, ſie ſeien am wirkſamſten. Daß der Spiegel die Eitelkeit befördert, iſt oft wahr, weit öfter ſicher aber lehrt er uns unſere Nichtigkeit. Seinem ganzen Weſen nach ſelbſt eine Täuſchung, wird er doch zum treuen Berater . . . für jeden, der Augen hat zum Sehen. Dem einen freilich gehen dieſe dabei über, der andere drückt ſie krampfhaft zu — es gibt der Menſchen eben mancherlei.

Unter allen unſeren Kulturgeräten iſt der Spiegel gewiß eines der älteſten, ſeine Geſchichte reicht bis zu den Kinderjahren der Menſchheit zurück. In einer ſpiegelnden Waſſerfläche vielleicht ſuchte unſer frühſter Urahn ſich ſelbſt zuerſt zu erkennen, und als er das Bild des lieben Ich einmal eingefangen hatte, war’s nur ein Schritt bis zur Herſtellung des bleibenden Apparats. Ich bin kein Freund jener Schilderungen moderner Indruſtriezweige, die mit echt deutſcher Gründlichkeit bis zu den Pyramiden oder mindeſtens auf die alten Römer und Griechen zurückzublicken glauben müſſen, um irgend ein Erzeugnis unſerer neuſten Technik recht zu würdigen — ich will es mir daher auch verſagen, auf die intereſſanten Spiegel aus uralter Zeit näher einzugehen, die uns hauptſächlich aus Gräberfunden in reicher Anzahl und übergroßer Mannigfaltigkeit erhalten ſind. Weitaus die Mehrzahl aller antiken Spiegel waren Metallſpiegel; wir wiſſen zwar, daß man in Rom auch Glasſpiegel kaufen konnte, es ſind vorausſichtlich aber meiſt ganz kleine Spiegel geweſen, denn die Kunſt größere Glasflächen zu gießen, ſtammt erſt aus einer ziemlich ſpäten Zeit: man ſchreibt ſie dem Franzoſen Abraham Thewaſt zu, der um das Jahr 1680 lebte.

Der Unterſchied zwiſchen einem Metall- und einem Glasſpiegel iſt indeſſen an ſich durchaus kein weſentlicher. Ein feinpolierter Stahlſpiegel gibt ebenſo tadelloſe Bilder, wie einer unſerer gebräuchlichen Wandſpiegel, denn auch bei dieſem iſt es ja eigentlich nur die Metallhinterlage, welche das Spiegelbild erzeugt. Die techniſche Herſtellung größerer, ebenmäßig polierter Metallflächen und deren roſtfreie Erhaltung ſtößt aber auf ſehr bedeutende Schwierigkeiten und wenn eine römiſche Schöne, wie Quintilius erzählt, eine Specula totis paria corporibus ihr eigen nannte — ein Trumeaux, würde man heute ſagen — ſo hatte der Herr Gemahl jedenfalls ein ſchweres Stück Geld anlegen müſſen, und die Kammerſklavin vom Dienſt wird in ſteter Sorge um die fleckenloſe Reinheit des koſtbaren Stücks geweſen ſein. Heute werden Metallſpiegel nur noch zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, bei phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Inſtrumenten, angewendet. Doch halt! Ich vergeſſe die japaniſchen „Zauberſpiegel," die auch aus Metall hergeſtellt und doppelt intereſſant ſind, weil ſie unſeren Gelehrten ein bis in die neueſte Zeit hinein nicht erklärbares Rätſel aufgaben. Von ihnen ſpäter.

Die europäiſche Spiegelfabrikation ſcheint von Venedig, dem alten Sitz einer hochentwickelten Glasinduſtrie, ausgegangen zu ſein. Schon im XVI. Jahrhundert kamen von hier mit einer Zinnfolie belegte Glasſpiegel in den Handel. Wenig ſpäter gewann der Induſtriezweig in Böhmen und in Baiern, beſonders in der Umgegend von Nürnberg, feſten Boden, es waren aber immer noch lediglich geblaſene Spiegel, die man damals erzeugte. Der Glasbläſer ſtellte mit Hilfe ſeines allbekannten Inſtrumentes, der Pfeife, zunächſt ein etwa birnenförmiges großes Hohlglas her und gab demſelben allmählich durch Schwenken und Rollen eine walzenförmige Geſtalt. Der ſo entſtandene Cylinder wurde dann der Länge nach aufgeſchnitten, auf dem ſogenannten Streckſtein auseinandergebogen und geglättet. Es iſt dieſelbe Herſtellungsmethode, die heute noch für gewöhnliches Fenſterglas und für kleine, ordinäre Spiegel Verwendung findet, durch das Gußverfahren aber immer mehr verdrängt wird. Bei der hohen Bedeutung, welche gerade in den letzten Jahrzehnten die Fabrikation von gegoſſenem Spiegelglas gefunden hat und bei der Ausdehnung, welche ſein Verbrauch nicht nur für die Herſtellung von Spiegeln an ſich, ſondern in weit größerem Maße für Verglaſungszwecke erfuhr, ſcheint es mir geboten, auf dieſen hochintereſſanten Induſtriezweig etwas näher einzugehen. Das Spiegelglas hat bereits jetzt ja nicht allein für Schaufenſter, ſondern auch für alle beſſer ausgeſtatteten Wohnungen das alte geblaſene Tafelglas faſt ganz erſetzt und es erobert ſich in der Geſtalt von außerordentlich ſtarken Rohglasplatten neue Abſatzgebiete: ich brauche hier z. B. nur an die Flur- und Trottoirbelege zur Erleuchtung unterirdiſcher Räume zu erinnern.

Die Zuſammenſetzung des „Glasſatzes" iſt bekanntlich eine ſehr verſchiedene. Das böhmiſche Kryſtallglas bedingt eine ganz andere Miſchung der Rohmaterialien, als etwa das ſogenannte Bouteillenglas, und das Tafelglas ſetzt ſich aus anderen Grundſtoffen zuſammen, als das Spiegelglas; je nachdem man Wert darauf legt, ein beſonders klares, ein beſonders hartes, ein beſonders leicht ſchmelzbares Glas zu erhalten, nimmt man mehr oder weniger Bleioxyd, mehr oder weniger Kieſelerde, mehr oder weniger kali- oder natronhaltige Stoffe zu dem Glasſatz, ſetzt man ihm zur Entfärbung Braunſtein oder arſenige Säure zu.

Das Spiegelglas erfordert einen leicht ſchmelzbaren Glasſatz, der ein Erzeugnis von großer Farbloſigkeit und ſchönem Glanz geben ſoll. Möglichſt reine Materialien — Quarz und Kalkſtein — werden daher mit Soda oder Glauberſalz, welche durch ihren Natrongehalt die Schmelzbarkeit weſentlich erhöhen, gemiſcht, ein Zuſatz von arſeniger Säure entfärbt den Satz und verſtärkt ſeinen Glanz.

Der aufs feinſte gepulverte und gemengte, mit Glasſcherben vermiſchte Satz wird in den Schmelzhäfen — großen geſchloſſenen Tiegeln aus feuerbeſtändigem Thon — geſchmolzen; wenn nach etwa fünfzehn Stunden die gewonnenen Proben zeigen, daß die Maſſe völlig flüſſig iſt, ſchöpft man ſie mit mächtigen, langſtieligen Kupferlöffeln, die meiſt von drei Arbeitern gehandhabt werden, in die Läuterungswannen, in denen ſie etwa einen halben Tag bei ſtarker Hitze gänzlicher Ruhe überlaſſen wird. Iſt der richtige Flüſſigkeitsgrad erreicht, ſo hebt man mittelſt eines Krahnes die ganze Wanne aus dem Ofen und befördert ſie ſchwebend bis zum Gießtiſch.

Der Gießtiſch iſt ein wagenförmiges Geſtell und derart auf Schienen geſetzt, daß er bis unmittelbar vor die Mündung der Öfen gefahren werden kann. Auf ihm ruht, mit einer Vorrichtung zum ziemlich genauen Wagerechtſtellen verſehen, die eigentliche Gußplatte aus Bronze, Kupfer oder Gußeiſen. Mit der Zeit haben dieſe Platten wahrhaft rieſige Größen angenommen, in einzelnen bedeutenden Fabriken bis zu ſechs Meter Länge und drei Meter Breite, und mit ihrer Größe iſt ſelbſtverſtändlich auch die Schwierigkeit gewachſen, ſie ganz eben und mit jener feinen Politur herzuſtellen, welche der Betrieb erfordert. Unterhalb der Platte ſind kleine Feuer angezündet oder ſie wird durch aufgelegte glühende Kohlen erwärmt, die indeſſen ſelbſtverſtändlich vor dem Guß entfernt werden müſſen. Vier rechtwinklich auf die Platte gelegte Schienen oder Leiſten begrenzen den demnächſt zu gießenden Spiegel und beſtimmen zugleich die Stärke desſelben.

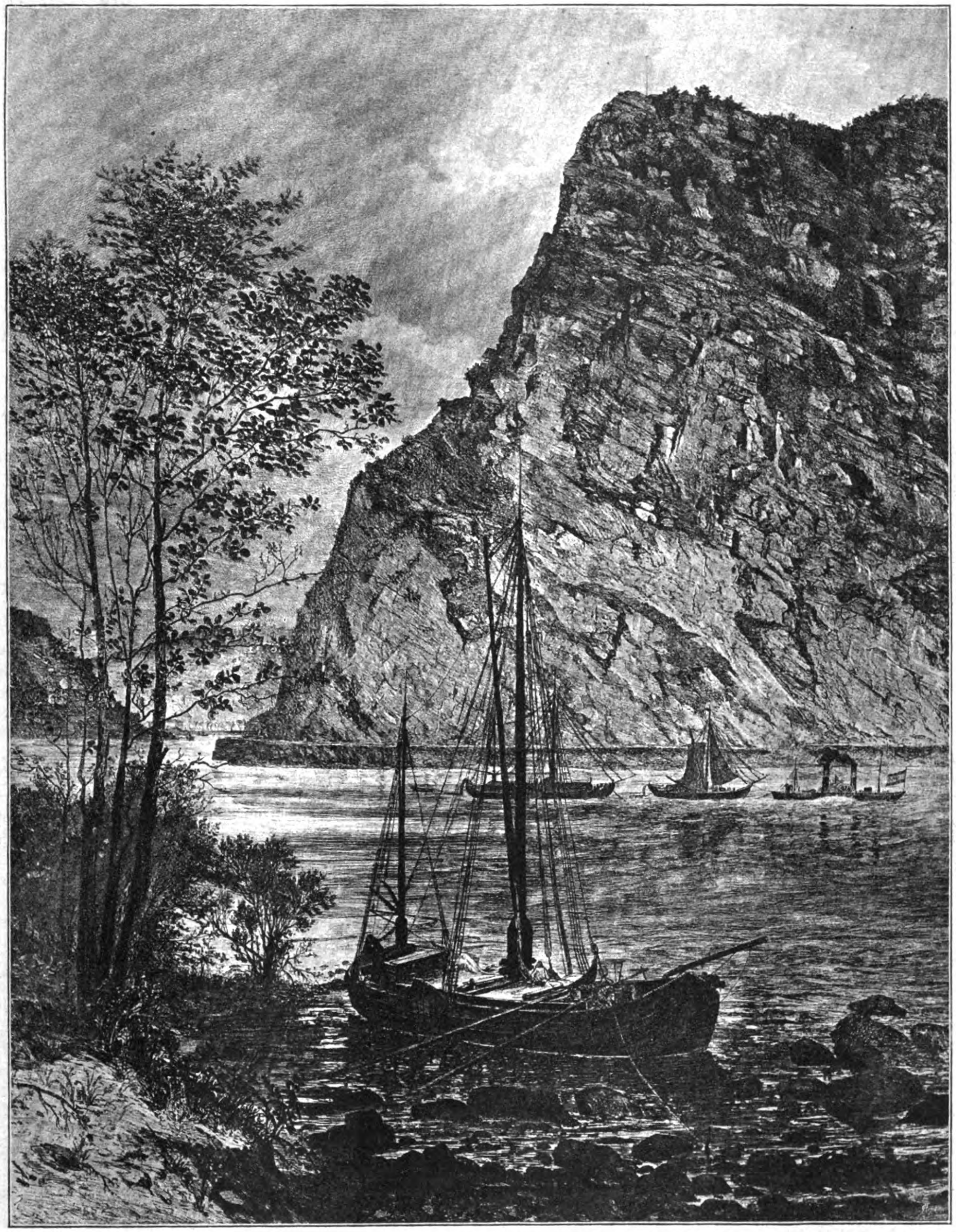
Eine ganze Sektion Arbeiter legt jetzt zugleich Hand an — der Guß muß ſchnell und exakt von ſtatten gehen. Die Glasmaſſe wird an der Oberfläche ſorgſam von allen Unreinigkeiten abgerahmt, die weißglühende Wanne über den Gießtiſch gezogen und umgeſtürzt. Gleichzeitig ſetzt ſich eine bronzene Walze in Bewegung, rollt quer über die Tafel hinweg und breitet die flüſſige Maſſe auf ihr gleichmäßig aus, ſo daß der Raum zwiſchen den Leiſten völlig ausgefüllt wird. Einige Arbeiter beobachten dabei die rotglühende Fläche und entfernen mit ſpitzen Haken in aller Eile noch etwaige kleine Klümpchen von ihr, während andere die eine Kante des Glaſes mit einem eiſernen Lineal leicht umbiegen. Die ſo entſtandene Randleiſte dient als Stützpunkt, um die bereits erſtarrte, aber immer noch glühende Platte mittelſt eines Eiſens unmittelbar von dem Gießtiſch aus in den Kühlofen zu ſchieben. Hier lagert ſie einige Tage, bis ſie völlig abgekühlt iſt, und wandert ſodann in das ſogenannte Beſchneidezimmer auf einen mit Tuch beſchlagenen Tiſch, auf welchem mit Lineal und Diamant die unregelmäßigen Ränder abgeſchnitten werden.

Wenn es ſich um die Herſtellung gröberer Ware, etwa um Platten zum Bedecken von Glashallen, handelt, ſo iſt die Arbeit damit vollendet, meiſt erſcheint die untere Seite der Tafel ja auch faſt völlig glatt und ganz eben. Die obere, mit der Walze behandelte Fläche zeigt dagegen faſt ſtets Wellen, das Glas iſt ſomit an einzelnen Stellen ungleich ſtark und der ſpätere Spiegel würde uns ein ſchiefes Geſicht zurückwerfen. Bei jeder beſſeren Waare müſſen daher beide Seiten geſchliffen und poliert werden — eine ziemlich umſtändliche und langwierige Arbeit.

Die zu polierende Tafel wird auf einem großen Tiſch befeſtigt, eine zweite kleinere Glasplatte an einem ſchweren Kaſten angekittet, auf jene gelegt und mit Maſchinenkraft auf ihr hin- und herbewegt; indeſſen ſchleifen die beiden Flächen nicht unmittelbar aufeinander, zwiſchen ihnen befindet ſich vielmehr erſt das eigentliche Schleifmittel: angefeuchteter Sand nämlich, den man bei Beginn der Arbeit grobkörnig, ſpäter allmählich immer feiner nimmt. — Sind beide Seiten der Platten nacheinander im weſentlichen eben geſchliffen, ſo folgt das ſogenannte Klarſchleifen, wobei an Stelle des Sandes Schmirgel tritt, und ſchließlich das Polieren vermittelſt eines mit Filz bekleideten Läufers und einem Brei von Zinnaſche und Waſſer.

Durchſchnittlich büßen die Glastafeln, was unſere Leſer ſicher überraſchen dürfte, durch das Schleifen faſt die Hälfte ihrer urſprünglichen Stärke, wie ihres Gewichts ein, und dieſe Hälfte koſtbarer Maſſe geht in Form von Schleifſchlamm völlig verloren. Nicht zuletzt hierdurch iſt der Preis tadelloſer Spiegelſcheiben bisher immer noch ein recht hoher geblieben.

Das Spiegelglas hätten wir alſo; bis es ſich zum fertigen Spiegel umgewandelt hat, iſt aber noch ein recht weiter Weg, die Glasplatte bedarf ja noch des Metallbelags,

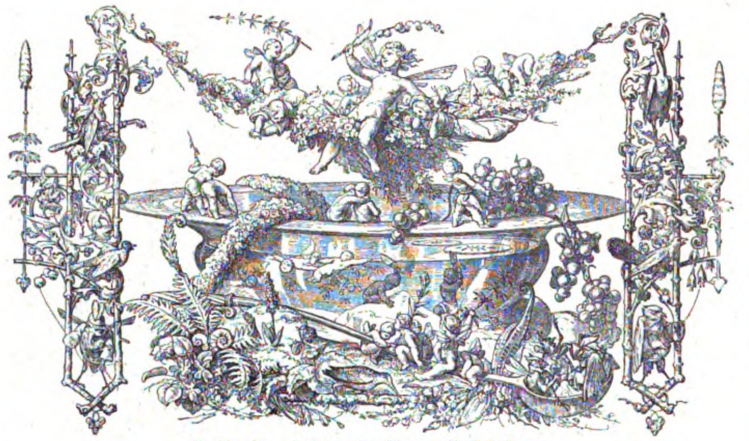


Loreley. Nach einer im Verlage von Raimund Mitſcher in Berlin erſchienenen Radierung von B. Mannfeld.

damit die Lichtſtrahlen, welche zwar bereits von der glatten Oberfläche des Glaſes zum Teil zurückgeworfen werden, wie uns jeder Blick auf ein Schaufenſter lehrt, eine möglichſt vollſtändige Reflektion erleiden.

Bekanntlich iſt die Mehrzahl unſerer Spiegel auf der Rückſeite mit einem Amalgam belegt, das als eine dünne Schicht nicht ſonderlich feſt an ihr haftet. Dieſes Amalgam beſteht aus Zinn und Queckſilber, die indeſſen nicht bereits gemiſcht, ſondern getrennt aufgetragen werden, wie wir ſogleich ſehen werden.

Das Zinn kommt nämlich in der Geſtalt von Zinnfolie — Staniol — zur Verwendung. Der Arbeiter entrollt auf dem ganz ebenen, mit einer Marmorplatte bekleideten und mit einer Vorrichtung zum Schrägſtellen verſehenen Belegtiſch eine dünne Zinnfolie und glättet ſie ſorgſamſt aus. Darauf träufelt er etwas Queckſilber auf, verreibt dasſelbe mittelſt eines Tuchbällchens (er „tränkt die Folie an,“ wie der techniſche Ausdruck lautet) und gießt nun ſoviel Queckſilber über dieſelbe, als möglich iſt, ohne daß dasſelbe über den Rand überläuft. Schließlich ſteht eine Schicht von einigen Millimeter Stärke auf der Folie und nun wird die ſorgfältig gereinigte Glasplatte langſam auf dieſe Schicht gelegt, auf der ſie gleichſam ſchwimmt und aus der ſie, durch Gewichte belaſtet, das überſchüſſige Queckſilber herausdrückt. Gleichzeitig geht aber auch der Prozeß des Amalgamierens vor ſich. Wir wiſſen, daß das Queckſilber manche Metalle, die mit ihm in Berührung gebracht werden, gewiſſermaßen verſchluckt, es ſaugt ſie förmlich auf und geht mit ihnen diejenige Verbindung ein, die wir eben als Amalgam bezeichnen. Zu jenen Metallen gehört in erſter Reihe das Zinn, und ſo verbindet ſich denn jetzt die Zinnfolie von ſelbſt mit dem Queckſilber, wobei die neu entſtandene Maſſe allmählich breiartig wird und ſchließlich mehr und mehr erhärtet. Indeſſen iſt es immerhin nur ein Teil des Queckſilbers, welcher wirklich zu dem Amalgam hinzutritt, und das überſchießende Metall muß entfernt werden. Dazu reicht der Druck der belaſteten Glasplatte nicht aus; es wird vielmehr der Belegtiſch allmählich ſchräg und immer ſchräger geſtellt, bis die Platte nach Verlauf von etwa einer Woche faſt ſenkrecht ſteht. Dabei zieht ſich das überflüſſige Queckſilber mehr und mehr nach unten und ſickert allmählich ab. Oft muß man große Spiegel vierzehn Tage, ja drei Wochen ſtehen laſſen, ehe der Spiegel bis auf den ſchmückenden Rahmen und die ſchützende Rückwand vollendet iſt.



Maibowle. Nach dem Gemälde von A. Schrödter.

Leider zählen die mit Amalgam arbeitenden Spiegelfabriken zu den gefährlichſten Stätten unſerer geſamten Induſtrie: das Queckſilber wirkt trotz aller Schutzmaßregeln höchſt ungünſtig auf den Geſundheitszuſtand der Arbeiter ein — leider freilich auch, wie man hinzufügen muß, weil die Arbeiter alle dieſe Maßregeln auf die Dauer nicht mit genügender Gewiſſenhaftigkeit beobachten. Seit Jahrzehnten ſucht man daher nach Surrogaten für das Amalgam, und es iſt zu hoffen, daß die Queckſilberbelegung in abſehbarer Zeit ganz in Fortfall kommt. Dem Anſchein nach tritt nämlich das Silber langſam zwar, aber in immer wachſendem Umfang an die Stelle des Amalgams. Die Glasplatte wird bei dieſer Art der Fabrikation meiſt auf der Rückſeite mit einer Miſchung von ſalpeterſaurem Silber und in Weingeiſt gelöſtem Nelkenöl etwa ein Centimeter hoch begoſſen — das Silber ſcheidet dabei aus und legt ſich als eine dünne metalliſche, gut ſpiegelnde Schicht auf die Glasfläche, welche dann entweder gefirnißt oder noch beſſer mit einem ſchützenden galvaniſchen Kupferniederſchlag überzogen wird. Die neueren Silberſpiegel zeigen eine tadelloſe Reflektion, ſie ſcheinen von guter Haltbarkeit und ſollen ſogar auch wohlfeiler als die Amalgamſpiegel ſein, da ihre Herſtellung eine unvergleichlich einfachere und weniger Zeit raubende iſt. Unſer großer Landsmann von Liebig war es, der von edelſtem Menſchlichkeitsgefühl, von innigem Mitleid für die ſchwergeprüften Arbeiter der Spiegelfabriken geleitet, jahrelang ſeine ganze Kraft dem Studium zweckmäßiger Methoden der Silberbelegung zuwandte, der zuerſt wirklich greifbare Reſultate zu erreichen wußte.

Und nun zum Schluß einige Worte über die merkwürdigſten aller Spiegel, die bereits erwähnten ſogenannten japaniſchen „Zauberſpiegel.“

Dieſelben ſind äußerlich den metallenen, runden Handſpiegeln, wie ſie die japaniſche Induſtrie liefert, völlig gleich. Aus Kupfer, Zinn und antimonhaltigem Bleiglanz gegoſſen, auf der ſpiegelnden Fläche ein wenig konvex bearbeitet, zeigen dieſelben auf der Rückſeite zierliche Zeichnungen: meiſt Pflanzenornamente in erhabener Arbeit. — Denken wir uns nun einmal irgend einen Glas-, oder auch einen gewöhnlichen japaniſchen Metallſpiegel von ſtarkem Licht beſtrahlt und einer weißen Fläche gegenüber aufgehängt, ſo zeigt ſich bekanntlich auf letzterer ein helles Bild des Spiegels, welches auch deſſen Form hat, wenn die reflektierten Strahlen ſenkrecht auf jene Fläche fallen. Das kleine Experiment iſt ja leicht anzuſtellen.

Ganz anders aber verhält ſich der Zauberſpiegel in gleicher Lage: ſein Reflex auf der weißen Fläche iſt nur mäßig hell, auf dem halbhellen Grunde aber — es iſt in der That, um an Hexerei zu glauben — erſcheinen die auf der Rückſeite des Spiegels befindlichen, hellerhabenen Zierfiguren in glänzendem Lichte. Kratzt man auf der Rückſeite eines ſolchen Spiegels einen Riß ein, ſo tritt auch dieſer im Reflexbild als ein heller Strich hervor. Dieſe Eigenſchaften ſind um ſo merkwürdiger, als die Zauberſpiegel, wie Dr. N. Witt jüngſt nachwies, keineswegs abſichtlich hergeſtellt werden, ihre Eigenart ſich vielmehr rein zufällig bei einzelnen Spiegeln zeigt.

Jahrhunderte lang hat man ſich über dieſe „das Licht durchlaſſenden“ Spiegel im Orient und Occident den Kopf zerbrochen und erſt vor kurzem iſt es einem japaniſchen Gelehrten, Hanicki Muraska, gelungen, das Rätſel endgültig zu löſen. Ich ſagte oben bereits, daß die japaniſchen Spiegel ſämtlich ſchwach konvex ſind — bei den Zauberſpiegeln nun iſt dieſe Konvexität durch Zufälligkeiten bei der Bearbeitung, dem Schleifen, unregelmäßig geworden. Die Rundung derjenigen Stellen, welche der erhabenen Zeichnung auf der Rückſeite entſprechen, iſt nämlich geringer, als diejenige der Stellen, welche über dem Grunde jener Zeichnung liegen.

Die letzteren ſpringen alſo etwas ſtärker vor, aber freilich immer noch in ſo geringem Maße, daß das menſchliche Auge dies nicht zu erkennen vermag. Da nun die Reflexwirkung eines Spiegels um ſo geringer iſt, je unregelmäßiger, je weniger eben ſeine Oberfläche iſt, je mehr die einfallenden Lichtſtrahlen zerſtreut werden — ſo iſt es ganz natürlich, daß die Zauberſpiegel auf der ihnen gegenübergeſtellten weißen Fläche einen im allgemeinen ſchwächeren, dunkleren Reflex hervorrufen, als die der rückſeitigen Zeichnung entſprechenden flacheren Stellen, welche das Licht gleichſam ſammeln. Dieſe erzeugen einen hellen Reflex in dem dunklen Geſamtbild, der uns deutlich die Umriſſe jener Zeichnung ſelbſt zeigt.

M. Arenberg.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

O du kleiner Haſenfuß! Fürchteſt du dich wirklich ſo ſehr vor den Schnatterern? Oder haſt du gar den Küchlein ernſtlich weh thun wollen, daß die Mama Gans nur ihr gutes Recht verteidigte, als ſie deine kleinen Beine bedrohte? Nun — „die Retterin in der Not,“ deine Mutter, iſt ja ſchon herbeigeeilt und wird mit der Familie Gänſerich wohl fertig werden. — Der treffliche Zeichner, O. Schulz, hat die entſetzliche Begebenheit mit friſchem Humor dargeſtellt: köſtlich zumal iſt die Angſt des Buben vor den ſchnatternden Ungeheuern zum Ausdruck gebracht.

„Gebetläuten“ nennt O. Piltz ſein reizvolles, kleines Genrebild. Mit welchem Eifer die zierliche Kleine ihrem Auftrag nachkommt: die Freude leuchtet ordentlich aus ihren Augen und die flinken Füßchen ſchwingen ſich mit dem Klöppel hoch oben in der Turmhaube um die Wette.

Mit der Pfingſtzeit beginnt die Luſt am Wandern. Frühlingsduft und Maiſonne locken ins Freie, in unſere Berge, an die rebenbekränzten Ufer unſers Rheins. Da kommt B. Mannfelds „Loreley“ juſt zur rechten Stunde. Wir reproduzieren dieſelbe nach einer meiſterhaften, im Verlag von Raimund Mitſcher in Berlin erſchienenen Radierung, auf welche wir alle Freunde guter Stiche beſonders aufmerkſam zu machen nicht unterlaſſen wollen. Der Preis des Originalblattes iſt auf 40 Mark im erſten Druck, auf 30 Mark vor der Schrift und auf 20 Mark mit der Schrift bemeſſen.

Maibowle.

(Zu dem Bilde auf S. 593.)

Wie er duftet, der liebliche Trank! Von Frühlingsblumen umkränzt ſah ich das mächtige Bowlengefäß verlockend vor mir. Auf dem goldglänzenden Inhalt ſchwimmen noch einige zarte Blättchen des würzigen Waldmeiſters, die der Schöpfkelle geſchickt zu entſchlüpfen wußten, und dann und wann ſteigt eine Perle zur Oberfläche: Freund Heinz hat alſo auch der angenehmen Zuthat eines leichten Schaumweins nicht vergeſſen! Die erſte Maibowle im Jahr will ja mit doppelter Sorgfalt gebraut und mit doppelter Andacht getrunken ſein. Nun, an letzterer ſoll's nicht fehlen: Proſit, Freund Heinz, der Frühling, das holde Kind, lebe — er und alle ſeine Gaben, unſer duftender Waldmeiſter voran!

Ja, ja: ſolch' Frühlingsbowle ſenkt die Augenlider bald! Die Geiſter des Weines aber treiben ihr phantaſtiſches Spiel auch im Traum weiter. Da tauchen luſtige Amoretten neckiſch aus dem ſüßen Naß hervor, ſchaukeln ſich in den Blütenkränzen, toben und ſpielen auf dem breiten Rande des Glashafens. Und was für eine Geſellſchaft hat ſich dort gar in der Schöpfkelle eingeniſtet, mit feierlichem Magiſtergewand bekleidet! Sitzt das Volk da und ſchwatzt klug und trinkt aus mächtigen Pokalen edelſten Rebenſaft. O ſpottet ihr nur — euch wird der Kopfſchmerz morgen früh nicht erſpart bleiben, ihr Loſen!

Wahrhaftig, da meldet er ſich auch bei mir, der ſtechende, garſtige Geſelle. Heinz, Heinz, warum haſt du mir das gethan? Gewiß, du ließeſt den Waldmeiſter zu lange im Wein! Geh' doch, ich hätte wohl zuviel des Guten gethan? Nun mich reut's nicht, wenn's wirklich ſo geweſen: es war ja die erſte Maibowle im Jahr.

Luther-Stiftung.

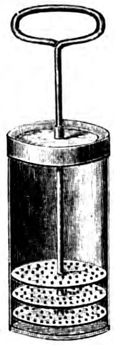
Vor uns liegt der Bericht des Centralvereins der Deutſchen Luther-Stiftung auf das Jahr 1890. Die ſegensreiche, im Jahre 1883 zur Förderung der Erziehung von Kindern evangeliſcher Pfarrer und Lehrer gegründete Stiftung, über welche bekanntlich Se. Majeſtät der Kaiſer das Protektorat übernommen hat, konnte im Berichtsjahr im ganzen 23 793 Mark für ihre Zwecke verwenden. Wie viele Sorgen mag dieſer, auf 476 Raten ſich verteilende Betrag gelindert haben?! Wie klein aber erſcheint er gegenüber dem Bedürfnis, wie gering gegenüber den großen Summen, welche in Deutſchland ſonſt ſo leicht für Aufgaben zuſammengebracht werden, deren ſittliche Bedeutung weit, weit unter den Zielen der Luther-Stiftung ſteht. Die frohen Hoffnungen, welche bei dem Inslebentreten der Stiftung erweckt wurden, haben ſich denn doch nicht im vollen Umfange erfüllt: ſind doch bisher trotz aller Bemühungen ſogar die Hauptvereine für Württemberg, Hannover, Schleswig-Holſtein und die Reichslande nicht zu ſtande gekommen. Aber darum nicht verzagen: „Wachſen und Warten, das ſei unſere Loſung!“

Die Wärmeſteigerung im Erdinnern.

Das tiefſte Bohrloch der Erde befindet ſich bekanntlich auf preußiſchem Gebiet: es iſt das durch die preußiſche Bergverwaltung niedergetriebene Bohrloch zu Schladebach, welches gegenwärtig (es wird an ihm noch weiter gearbeitet) eine Tiefe von etwa 1750 Meter erreicht hat. Dieſem Bohrloch ſchließen ſich, was die Tiefe anbetrifft, das von Lieth bei Altona mit 1338 Meter, zu Ueſeberg bei Staßfurth mit 1293 Meter, zu Sperenberg bei Zoſſen mit 1273 Meter an. Zur Veranſchaulichung dieſer Zahlen ſei angeführt, daß die Türme des Kölner Doms 160 Meter hoch ſind.

Die Temperaturmeſſungen in dieſen und einigen anderen Bohrlöchern nun haben höchſt bemerkenswerte Reſultate ergeben, die dazu zwingen, von manchen bisher als gültig betrachteten Annahmen abzuweichen. Vor allem wurde feſtgeſtellt, daß von einem völlig gleichmäßigen Zuwachs der Wärme mit der fortſchreitenden Tiefe nicht die Rede ſein kann; in faſt allen Fällen war die Steigung vielmehr infolge des verſchiedenen Wärmeleitungsvermögens der Geſteinsarten, der erbohrten warmen oder kalten Quellen ꝛc. eine ungleichmäßige. Damit fiel an ſich ſchon der in die meiſten Lehrbücher aufgenommene Grundſatz, daß die Wärme auf je 32 Meter Tiefe um 1 Grad Celſius ſteigen ſolle: im Schladebacher Bohrloch z. B. wurde eine durchſchnittliche Wärmeſteigung von einem Grad erſt auf 40 Meter ermeſſen. Auch die auf Grund der ſeiner Zeit an der Sperenberger Bohrung angeſtellten Beobachtungen hervorgetretene Behauptung, daß die Temperatur nur bis zu einer gewiſſen Tiefe zunehme, dann aber konſtant bleibe oder ſogar wieder ſinke, erwies ſich als hinfällig. In dem Schladebacher Bohrloch ſtellte man übrigens die größte bisher im Erdinnern gemeſſene Temperatur feſt: nämlich 56,6 Grad Celſius in etwa 1700 Meter Tiefe.

Hauswirtſchaftliches.



Zum Schneeſchlagen gehört Geduld, und Geduld iſt eine ſchöne Sache, wenn man ſie nämlich hat. Einem freilich nur unverbürgten Gerücht zufolge ſoll es aber auch Köchinnen, ja ſogar Hausfrauen ohne Geduld geben, und für dieſe dürfte die neueſte Konſtruktion der Arndtſchen Schaumſchlagmaſchinchen eine nicht wertloſe Errungenſchaft bedeuten. In einem Weißblech- oder Glascylinder ſchlägt man vermittelſt eines auf- und abgehenden Stempels, an deſſen unterem Ende einige Drahtgewebeböden (nicht durchlochtes Blech) angelötet ſind, Ei ſelbſt in größeren Mengen binnen kaum einer Minute zu ſteifem Schaum. Die kleinen Apparate ſind (u. a. von J. Ravené Söhne, Berlin O., Strahlauerſtraße) in Mittelgröße, d. h. etwa für ſechs Eier, zu Mk. 1,50 zu beziehen.

Der Prozeß contra Spatz und Genoſſen in Nordamerika.

Unſeren biederen deutſchen Sperlingen droht jenſeits des Ozeans ſchwere Gefahr. Vor vierzig Jahren erſt nahm man den in Nordamerika bisher fremden Spatz gaſtlich auf, ja man importierte ihn gewaltſam, heute iſt man im Begriff, ihm das Bürgerrecht zu kündigen. Zuerſt wurden die Sperlinge förmlich verhätſchelt und vermehrten ſich daher ins Ungemeſſene; dann kam der Rückſchlag, man fragte ſich, ob Herr Spatz und Frau Spatzin die ihnen zugewandte Liebe auch verdiene und beide erfuhren die ganze Unbeſtändigkeit menſchlicher Freundſchaft. Eine vor kurzem veröffentlichte Schrift der ornithologiſchen Sektion des Ackerbauminiſteriums zu Waſhington erſcheint als ein förmlicher Anklageakt gegen Spatz und Genoſſen und bringt in der That ein erdrückendes Belaſtungsmaterial vor. Der intereſſante Bericht konſtatiert zunächſt auf Grund vieler hundert Unterſuchungen von Sperlingsmagen, daß es mit der Behauptung, Monſieur Spatz ſei der fleißigſte Vertilger ſchädlicher Inſekten, nicht allzu weit her iſt, daß der werte Herr Getreidekörner, wo er ſie findet, ſtets vorzieht. Es wird weiter feſtgeſtellt, daß der Sperling geradezu ungeheuren Schaden durch ſeine Vorliebe für junge Pflanzenknoſpen und zarte Früchte anrichtet: auch in dieſem Punkt iſt er Gourmand, denn der bevorzugt Pfirſiche, Birnen und Trauben in erſter Linie. Der Verfaſſer der Schrift hat ferner über tauſend eingehende Zeugenausſagen ſachverſtändiger Leute geſammelt, die faſt übereinſtimmend bekunden, daß der Sperling, dieſer anſcheinend ſo harmloſe Geſelle, ein ganz unleidlicher Kamerad in der gefiederten Welt iſt, und gegen einzelne, der Landwirtſchaft beſonders nützliche Vogelarten, z. B. gegen die Schwalben, deren Eier und Brut häufig aggreſſiv vorgeht. — Kurz und gut, dem Sperling wird der Krieg erklärt, man erwartet die Ausgabe der Parole auf möglichſt vollſtändige Ausrottung der ganzen Spezies: ganz leicht wird Herr Spatz ſeinen Feinden den Vernichtungskampf wohl nicht machen. Er iſt ein hartnäckiger Geſelle.

Fürſtliche Worte.

In Weimar, ja in ganz Thüringen iſt das Sophienhaus wohlbekannt, die treffliche Krankenpflegerinnenanſtalt, welche durch die regierende Frau Großherzogin begründet wurde. Nur im engſten Kreiſe bekannt aber dürften die Regeln ſein, welche, von der hohen Frau ſelbſt verfaßt, den Schweſtern in ihrem Zimmer vor Augen geſtellt ſind, und die wahrlich die tiefſte und ſchönſte Auffaſſung der chriſtlichen Diakonie widerſpiegeln: „Gottes Wege ſind wunderbar,“ heißt es in ihnen. „Der Gedanke, daß das Leben die ernſteſte, verantwortlichſte Gabe Gottes iſt, muß zu den täglichen Betrachtungen gehören. Dereinſt wird vor Gott Rechenſchaft abzulegen ſein, wie dieſe anvertraute Gabe verwendet worden iſt. Über ſeine Gefühle, ſowie über die Beweggründe ſeiner Handlungen ſoll man ſtets wachen. Mühevolle Arbeit iſt die Aufgabe des Menſchen; jedes Gelingen aber, im kleinen wie im großen, iſt eine Gabe Gottes. Die Herrſchaft über ſich ſelbſt iſt Vorbedingung für jegliche Tüchtigkeit und für ernſte, gewiſſenhafte Ausübung übernommener Pflichten. Die wahre, aufopfernde, ſelbſtloſe Nächſtenliebe iſt eine der höchſten chriſtlichen Pflichten. Im Dienſte dieſer erhabenen Pflicht ſteht die Schweſter, die ſich der Pflege der Leidenden widmet. Das Herz der Schweſter muß in Gott ruhen, voll des tiefſten Glaubens, Gottvertrauens und voll Ergebung in Gottes Willen ſein. Ein Leidender iſt ſtets als ein auch moraliſch Geprüfter anzuſehen. Seine Kirche muß man im Herzen tragen; ſtets und überall ſoll man beten und ſich ſammeln können.“

Landwirtſchaft. Sport. Jagd.

Se. Majeſtät der Kaiſer hat die bekannte *Segeljacht Thiſtle* (jetzt Meteor umgetauft) in England ankaufen laſſen. Dieſelbe iſt als Kutter getakelt, zeigt 29 Meter Länge über Deck, eine größte Breite von 6,17 Meter, eine Segelfläche von 888 Quadratmeter und trägt als Ballaſt 10 000 Kilo Blei im Raum, 55 000 Kilo im Kiel. Prinz Heinrich läßt bei Inglis an der Clyde ebenfalls eine Rennjacht bauen, deren Länge auf 21 Meter, deren Breite auf 4 Meter angegeben wird und deren Bleikiel 35 600 Kilo wiegt. Während die kaiſerliche Jacht ganz aus Stahl beſteht, iſt die Jacht des Prinzen nach dem gemiſchten Syſtem: Spanten und Kiel aus Stahl, mit Holzbekleidung ausgeführt.

Se. *Majeſtät der Kaiſer erlegte von* 1872—1889: 3 Stück Elchwild, 457 St. Rotwild, 207 St. Rehwild, 90 Gemſen, 808 St. Schwarzwild, 5080 Haſen, 562 Kaninchen, 21 St. Auerwild, 764 Reiher, 216 Rebhühner, 2 Schnepfen, 56 Enten; 3 Bären, 13 Füchſe, 420 St. Verſchiedenes. **1890:** 73 St. Rotwild, 60 St. Damwild, 61 St. Rehwild, 31 Gemſen, 191 St. Schwarzwild, 1122 Haſen, 42 Kaninchen, 2 Auerhähne, 1607 Faſanen, 65 Rebhühner, 23 St. Verſchiedenes. **1891:** 2 St. Rotwild, 24 St. Damwild, 62 St. Schwarzwild, 590 Haſen, 1 St. Verſchiedenes: *im ganzen 16 986 Stück*.

Gegen die *Nonnenraupe*, welche im letzten Jahre in verſchiedenen deutſchen Forſten vernichtend hauſte, erwieſen ſich alle verſuchten Vertilgungsmaßregeln vergeblich. Die Natur ſelbſt ſcheint aber zu helfen. Dr. Hoffmann in Regensburg hat eine große Anzahl toter Nonnenraupen unterſucht und feſtgeſtellt, daß die meiſten an einer Pilzkrankheit zu Grunde gegangen ſind. Die Krankheit muß ſehr heftig und weit verbreitet geweſen ſein, da die Spitzen der Fichtenzweige oft ganz mit einer dicken, braun-ſchwarzen Kruſte überzogen waren, welche faſt nur aus zuſammengeklebten Raupenleichen beſtand. Es ſteht zu hoffen, daß die in den zahlloſen Raupenleichen maſſenhaft aufgeſpeicherten Pilzſporen ihre Schuldigkeit thun und die wiedererſcheinenden Nonnenraupen vollſtändig vernichten werden.

Geſundheitsrat.

Anfrage: Können Sie mir wiſſenſchaftlich gebildete Ärzte in Deutſchland namhaft machen, welche ſich mit der Heilung von Krankheiten durch Hypnoſe beſchäftigen?

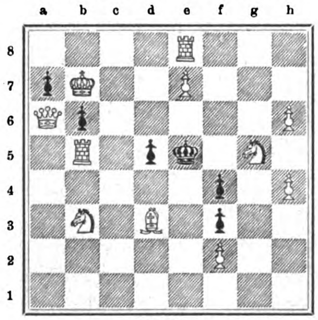
Abonnent in D.

Antwort: Im allgmeinen werden in Deutſchland die durch Hypnoſe herbeigeführten Erſcheinungen als *krankhafte* erachtet, deren Hervorrufung zum Zwecke von Heilwirkungen etwa dem Verſuch gleich käme, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Dennoch gibt es gewiſſe Erregungszuſtände des Centralnervenſyſtems, in welchen auch deutſche Nervenärzte die Anwendung der Hypnoſe für angezeigt und erfolgreich halten. Als mit der Technik und Wirkungsweiſe des Verfahrens durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen und praktiſche Erfahrungen hervorragend vertraut ſind zu nennen die Herren Dr. A. Sperling und Dr. Moll in Berlin, Profeſſor Dr. Hirt in Breslau, Dr. Nonne in Hamburg und Profeſſor Dr. Binswanger in Jena.

Dr. S.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von H. Cudmore.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Dreiſilbige Scharade.

Mit leiſem Fittig kommt die Nacht.
Die Letzten ſinkt ihr ſchwarzer Schleier,
Und was dir auch der Tag gebracht,
Auch dir winkt jetzt des Abends Feier.

Die Erſte ruht, kein Laut erſchallt,
Kein Lied ertönt mehr in den Zweigen.
Das Ganze herrſcht und über Wald
Und Flur ſinkt nieder heil'ges Schweigen.
Fr. St.

2. Rätſel.

Staatshaupt bin ich zur Zeit in Europa; doch wer mir den Kopf nimmt
Und mich des Fußes beraubt, macht mich zum Fluſſe dadurch.
Wenn ihr die Zeichen verſchiebt, die den Namen des Fluſſes verkünden,
Lieg' ich als Feſtung und Stadt nördlich an Afrikas Rand.
Stellt ihr ſie abermals um', ſo daß nicht *einer* am Platz bleibt,
Nenn' ich ein Schauſpiel euch, welches ein Neuerer ſchuf.
Schiebt ihr ein Zeichen noch ein, ſo bin ich voll lieblichen Wohllauts,
Welcher wie früher noch jetzt Ohren und Herzen entzückt.
C. L.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Welcher Tag dieſes Jahres läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen?

Dividiert man die Summe der Jahreszahl und der neunfachen Monatszahl durch die Summe der Datumszahl und der Monatszahl, ſo beträgt der Quotient 88.

4. Rätſel.

Oftmals führt' ich die Meinen durch blutige Kämpfe zum Siege;
Habt ihr den Kopf mir geraubt, lieg' ich in Preußen als Stadt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 33.

Bilderrätſel.

Sine Cerere et Baccho friget Venus.
(Ohne Ceres und Bachus bleibt Venus kalt.)
Horaz.

1. *Ergänzungsaufgabe.*

Vom ſüßen Schlaf wach' auf, mein Kind!
Die Birke rauſcht im Morgenwind.
Hell jubeln alle Vögelein —
Die Glocken hallen fromm darein.

Sie rufen dich! Komm, tritt heraus;
Im grünen Schmuck prangt jedes Haus.
Und froh im gold'nen Himmelslicht
Strahlt jedes Menſchenangeſicht.

Die Glocke ſchweigt — ihr Nachhall klingt
Im Herzen, das ſich aufwärts ſchwingt
Voll Dank zum Herrn der Herrlichkeit
In dieſer wonnereichen Zeit.

2. *Dreiſilbige Scharade.* Romantiſch.

3. *Silbenrätſel.*

Pfingſten — Maienfeſt.

Pergamu**M**
Fortun**A**
Illiman**I**
Narziſſ**E**
Gardelege**N**
Sauerſtof**F**
Tamarind**E**
Erebu**S**
Neuſtad**T**

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Der alte Schrank. Gedicht von J. Trojan. — Die leriniſchen Inſeln und ihre Gefangenen. Von Theodor Köhler. Mit einer Illuſtration. — Gepreßt und geworben. Erzählung von Philipp Knieſt. I. — Vom Spiegel. Von M. Arenberg. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Reiterin in der Not von O. Schulz, Gebetläuten von O. Piltz, und Loreley von B. Mannfeld. — Maibowle. Mit einer Illuſtration. — Die Luther-Stiftung. — Die Wärmeſteigerung im Erdinnern. — Hauswirtſchaftliches. — Der Prozeß contra Spatz und Genoſſen in Nordamerika. — Fürſtliche Worte. — Landwirtſchaft. Sport. Jagd. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** —
Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Mai 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 35.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Das mußte es ſein, dort ſchimmerte hinter weißen Gardinen hervor ein rötliches Licht. Freilich, neben dieſem Hauſe ſtand ein ähnliches, aber dort war alles dunkel und die Nachbargebäude waren alle weit niedriger, ſahen auch, ſoweit es bei dem ungewiſſen Licht zu unterſcheiden war, nüchtern und kleinbürgerlich genug aus. Er ſchritt auf das erhellte Haus zu. Zwei Stufen, eine ſchwere, kunſtvolle Hausthür, halb offen ſtehend, dann ein ſehr großer, faſt dunkler Raum, der nur von einer, an einem drehbaren Eiſenarm hängenden altmodiſchen Lampe, die in einer Art Glasballon ſtand, erhellt wurde. Aber da, rechts, eine ebenfalls offene Thür: die Küche! Blinkend von Kupfer und hell erleuchtet! Eine alte Frau hantierte am Herde. Der Waſſerkeſſel darauf ſummte und ſiedete, und ſie backte etwas angenehm Duftendes in einer Pfanne. Die Alte ſah ſehr gewöhnlich, aber gutmütig aus und trat ihm überraſcht und mit großen, neugierigen Augen entgegen.

Ja, die Frau Baronin Prandtner wohnte hier. — Der Herr ſei wohl der Bräutigam vom gnädigen Fräulein? Gott, das werde eine Freude ſein! Das gnädige Fräulein ſei ſchon faſt tot vor Ungeduld. Sie nahm ihre Petroleumlampe und ſchlich leiſe, verſtändnisvoll lächelnd und offenbar ſelbſt ſich an der Situation freuend, ihm voran die Treppe hinauf, die ſchmal und ſteil in den erſten Stock führte und allerdings von einem jahrhundertelangen Gebrauch Kunde gab. Dann gingen ſie an vielen Ölgemälden vorüber, welche die Wände ganz bedeckten, zu dem Balkon hin, auf den verſchiedene Thüren mündeten; Bertholds ſah nur mit halbem gleichgültigem Blick viele Holzſchnitzereien, allerlei Dinge in Farben und erblindeter Vergoldung, denn ſeine Seele flog ungeduldig der Begleiterin voraus.

Da öffnete ſich eine Thür. — Ina!

„Berthold! Ich ahnte es!“ jubelte ſie und hing an ſeinem Halſe.

Sie ſahen und hörten nicht, daß auch die Mutter kam; die Baronin und die alte Köchin ſtanden ſtill da und freuten ſich an dem Glück und lächelten ſich an: „Ach — Jugend und Liebe iſt doch das Schönſte im Leben!“

Endlich zog Ina den Geliebten ins Zimmer. Dort begrüßte er die Mama und blickte ſich erſtaunt und angenehm berührt in der niedrigen Stube um.

Sie hatte vier Fenſter, eigentlich ſechs, denn faſt die ganze Vorderwand des Erkers beſtand aus kleinen, viereckigen Scheiben. Davor hingen weiße duftige Gardinen, anſcheinend das einzige Neue im ganzen Zimmer, deſſen Wände allerlei Borde mit Vaſen und Schüſſeln trugen. Dazwiſchen hingen bunt durcheinander, ohne jede Einheitlichkeit der Anordnung, Bilder, geſchnitzte und gemalte Figuren; ein großer Schrank mit Glasthüren ſtand an der Wand, darin eine Bücherſammlung; auf einem großen Tiſche daneben befanden ſich allerlei wunderliche Trinkgefäße von Metall. Zuerſt fiel Berthold eine Frauengeſtalt von getriebenem Silber in die Augen, deren Kopf zurückgeſchlagen werden konnte, um die Figur als Weinflaſche, etwa auf Jagd- oder Kriegszügen, zu benutzen. Das alles ſah er nur flüchtig, aber es machte einen fremdartigen und dennoch traulichen Eindruck auf ihn.

Inzwiſchen war eine andere ältliche Perſon aufgetaucht, und in einer Stube nebenan wurde das Abendbrot gerüſtet, das für den geliebten Ankömmling etwas reicher ausgeſtattet war. Die Baronin ging ab und zu, und Ina und Berthold lachten heimlich über die freudige, teilnehmende Neugier der beiden alten Mädchen, die verſtohlen durch die Thürſpalte ſchauten.

Was hatten ſie ſich alles zu ſagen! Wie durſtete er nach ihren Küſſen, und wie glückſelig ruhte ſie, von ſeinen Armen umfangen, an ſeiner Bruſt. Sie ſeufzten vor Glück zuweilen tief auf und lachten dann.

„Ach, wenn es doch immer ſo bliebe!“ wünſchte er. „Wenn ich dich gleich ſo behalten dürfte! Es iſt ſchrecklich, den ganzen langen Winter hindurch warten zu ſollen! Ich verſichere dich, zuweilen mein' ich, ich würde vorher ſterben.“

„Berthold!“ rief ſie tief erſchreckt. Dann lachte ſie aber, da ſie in ſeine munteren Augen blickte, und meinte verſtändig: „Andere Brautpaare müſſen auch warten, und halten's auch aus!“

„Aber iſt dir denn nicht ebenſo? Haſt du nicht dieſelbe Sehnſucht?“ fragte er, und als ſie nickte und ihr Köpfchen wieder an ſeine Bruſt lehnte, küßte er ſie ſtürmiſch.

„Wenn ſich Herz und Aug' thun laben, will der Magen auch was haben!“ ſagte die Köchin Rieke mit ſchmunzelndem Lächeln, den Kopf in die Thür ſteckend.

Und dann kicherte ſie über ihren „Witz“ und die Lene kicherte auch und beide jubelten den ganzen Abend über die jungen Herrſchaften, die ſo luſtig aufgelacht hatten über Lenes Reim, den Lene und Rieke für äußerſt geiſtreich hielten.

Ein ganz altes Haus! Ein wunderlicher Kaſten mit unendlich vielen Käſtchen darin, denn anders konnte man die zellenartigen Stuben nicht nennen, die es in langen Reihen im Oberſtock enthielt, wo es außer den beiden Erkerzimmern und der in der Mitte liegenden „Galerie“ — einem ſchmalen Zimmer in der Front des Hauſes, deſſen eine Wand auch wieder aus lauter Fenſtern beſtand — kein einziges nur leidlich großes Gemach gab.

Die Baronin und Ina führten Berthold noch am Abend flüchtig durch dieſe oberen Räume. Überall unendliche Mengen von alten Kunſtwerken, darunter, wie die Baronin meinte, auch wertloſer Plunder. Die Zellen enthielten jede einen beſonderen Teil dieſer Sammlung.

Bertholds Schlafzimmer lag im Erdgeſchoß — nach dem Garten hinaus — dort, wo die ſogenannten Beſuchſtuben bei des alten Herrn Zeit geweſen waren; er ſelbſt hatte der Küche gegenüber, nach der Straße zu, gewohnt. Sehr ſpät erſt konnte Berthold ſich von Ina trennen. Er war nun ſelbſt abgeſpannt und müde und ſank ſofort in tiefen Schlaf. Als er am anderen Morgen erwachte, war es ſpät; über dem Garten lag dichter Nebel und abgefallene Blätter bedeckten die Wege; eine Art Veranda ſchien von der Gartenthür in den Garten hinein gebaut. Sie war mit wildem Wein bezogen, deſſen tiefrote und buntgefärbte Blätter nur noch zum geringſten Teil an den Ranken ſaßen.

Sicher erwartete Ina ihn ſchon lange! Wie hatte er nur ſo in den Tag hinein ſchlafen können.

Eine alte — gewiß ſehr alte Gobelintapete bedeckte die Wände des Schlafzimmers, und ihre verblichenen Farben ließen kaum den dargeſtellten Gegenſtand erkennen. Es waren menſchliche Figuren, aber er nahm ſich nicht Zeit, ſie anzuſehen, ſondern eilte, ſich fertig zu machen. Seinen geſtern Abend noch im Mietwagen gekommenen Koffer fand er im Nebenzimmer, das ihm als Wohnraum dienen ſollte, ſchon ausgepackt. Lautlos mußten die freundlichen Hände hier gewaltet haben. Ihm wurde dadurch angenehmerweiſe Zeit und Mühe geſpart — er huſchte ſchnell in eine bequeme Joppe, und nun mochte alles ſtehen und liegen bleiben — er mußte zu Ina.

Es war ein reizender Morgen, den ſie verlebten. Müde im Zimmer zu ſitzen, gingen ſie hinaus, das Städtchen zu beſehen, welches Ina in ſeiner ganzen Kleinbürgerlichkeit noch kaum kennen gelernt hatte. Nur auf der ſogenannten großen Straße gab es einige alte Häuſer, größer als das, welches die Baronin bewohnte, und um die katholiſche Kirche herum ein paar ſogenannte „Höfe,“ einſt adligen Herren gehörend, als Wiesleben noch Bedeutung für die Provinz gehabt hatte. Aus allen Häuſern ſchaute man dem Paare nach.

„Morgen gehen wir zum Deiche hinaus!“ tröſtete Ina, da Berthold über dies „ewige Spionieren“ der Leute ärgerlich wurde.

Am Nachmittag wiederholten ſie ihren Spaziergang — ein paar Beſuche kamen für die Baronin — der Tag verging wie im Fluge, und kein Menſch war glücklicher, als das Brautpaar, denn was könnte es Schöneres geben als das Bauen an wonnigen Zukunftsplänen! Und Berthold war groß darin!

Es hatte alles Hand und Fuß, was er ſagte, mußte die Baronin zugeſtehen. Sie erfuhr erſt jetzt aus ſeinen gelegentlichen Andeutungen, daß er viel reicher war, als ſie, an beſcheidene Verhältniſſe gewöhnt, angenommen hatte. Den Plan ſeines Hauſes hatte er mitgebracht. Es gehörte ſeiner Familie ſeit mehr als hundert Jahren und war vor achtzig Jahren etwa, nach einem Brande, der das Innere teilweiſe zerſtört hatte, erneuert worden.

„Dennoch würden ſie es vielleicht manchmal unbequem finden, aber er wünſche ſo ſehr, daß ſie es bewohnten,“ ſagte er, und Ina hatte Verſtändnis für das Gefühl, in einem altangeerbten eignen Hauſe zu walten. Sie vertieften ſich mit großem Vergnügen in die Pläne für die von Berthold befohlene Renovierung, und die Baronin hörte mit ſtummer, aber freudevoller Verwunderung, daß ihre Ina in einer Art Schloß wohnen werde.

Dabei kamen Berthold neue Ideen. Ina ſollte die Stoffe ſelbſt ausſuchen, und er telegraphierte darum. Als es geſchehen war, fiel ihm ein, daß es viel klüger ſei, ſie führen alle drei nach Berlin, um die nötigen Sachen dort an Ort und Stelle zu kaufen.

Es war der Baronin in ihrer Mittelloſigkeit ein großes Behagen, ſich auszudenken, daß ſie ihrem Schwiegerſohne einen Teil der Sammlung, z. B. die Becher und was ihm ſonſt gefallen möchte, anſtatt einer Mitgift überweiſen könne. In ſein Haus würde das alles paſſen, und er hatte dann ſicher Freude daran, wenn er jetzt auch nur Augen für Ina zu haben behauptete.

Als am nächſten Morgen bei herrlichem Sonnenſchein der Bräutigam früher bei den Damen erſchien, ſah er ſo belebt aus, daß Ina ihn nach dem Grunde fragte. Er erzählte ſehr amüſiert, daß auf der Wand ſeiner Schlafſtube heute im Bereich eines Sonnenſtrahls eine lebensgroße Figur hervorgetaucht ſei, die ihm ganz komiſch bekannt vorgekommen.

„Als ich länger hinſah, ich war zuerſt noch ein wenig ſchlaftrunken,“ erzählte er weiter, indem er ſich ein Ei nahm und es zu öffnen begann, „fiel mir ein, daß es Ähnlichkeit haben könnte mit dem böſen roten Mann meiner Kindheit, nur ſteht der viel entſetzlicher in meiner Erinnerung. Und das Komiſche iſt — es ſcheint mir Herodes mit ſeinem bethlehemitiſchen Kindermord.“

„Hat er denn auch das lange Meſſer?“ lächelte Ina, die ſich ſofort an jene Eindrücke erinnerte, von denen er damals mit dem Major geſprochen.

„Allerdings, ein Schwert, und um ihn herum ſtehen ſeine Schergen und ſchlagen den Kindern die Hälſe ab.“

„Das haben wir noch nicht einmal entdeckt!“ ſagten Mutter und Tochter.

„Ich nahm mir die Freiheit, das Schränkchen von der Wand zu rücken; es amüſierte mich, daß ich als Kind ſozuſagen ahnend ein Bild in der Seele trug, welches ich im Hauſe meines geliebten Mädchens wiederfinde!“ verſetzte er heiter.

Schon tags vorher hatten ſie viel des alten Mannes gedacht, der ihnen dieſe ſorgloſe Exiſtenz eröffnete! Sie hatten ihm nie näher geſtanden; nur weil ſie entfernte Blutsverwandte waren, ließ er ſie das Haus bewohnen und vermachte ihnen, neben einer mäßigen Rente, deſſen geſamten Inhalt.

„Der mehr Wert hat, als ihr denkt!“ meinte Berthold. Vieles in den Sammlungen ſei ſehr koſtbar, vermutete er; er hielt ſich aber ſelbſt nicht für einen genügenden Kenner.

Zwei Wochen ſollte er bei Ina bleiben! Einen Teil davon dachten ſie in Berlin zu verbringen — die Baronin widerſetzte ſich nicht länger.

Als kluge Frau wußte ſie, daß es nicht gut gethan ſein würde, den demnächſtigen Schwiegerſohn in einem täglichen und ſtündlichen Koſen hindämmern zu laſſen. Der junge Arzt, den ſie einer ſtarken Heiſerkeit wegen für ſich ſchon in den erſten Tagen hatte kommen laſſen müſſen, entſprach ihrer Bitte und veranlaßte Berthold zu gelegentlichen Ausfahrten mit ihm und zum Beſuche des ſtädtiſchen Herrenklubs. Auch ſonſt machte Berthold noch einige Bekanntſchaften — die Zeit ging ihm viel zu ſchnell hin, und nun wollte auch noch das Schickſal, daß Ina eines Nachmittags den Beſuch zweier Schulfreundinnen aus ihrer alten Heimat erhielt, die in wohlmeinendſter Abſicht ſie mit ihrem Geplauder über heimiſchen Stadtklatſch derartig überſchütteten, daß er verzweifelnd davonlief. Dann aber wußte er nichts Rechtes mit ſich anzufangen. Mißlaunig ſchlenderte er über die Straße, wo es einige Stufen hinauf nach dem Kirchplatze ging, der einſt der die katholiſche Kirche umgebende Begräbnisplatz der Gemeinde geweſen war. Jetzt hatte man denſelben mit Bäumen und Gebüſch ſchön bepflanzt, zwiſchen welchen freilich noch die Grabſteine und Kreuze längſt Verſtorbener hervorragten und breite Wege liefen. Seitwärts an der tiefer liegenden Straße gab es eine Reihe vornehmerer Erbbegräbniſſe, von Gittern umgeben und von Trauerweiden oder Eſchen beſchattet. Über dem allen ruhte ein weiches halbes Sonnenlicht, welches ſich zwiſchen dem den Himmel bedeckenden Grau nur mühſam hindurchſtahl. Die fallenden Blätter, der eigentümlich herbſtliche Duft, die tiefe Stille und Einſamkeit machten einen poeſievollen beruhigenden Eindruck auf den ärgerlichen geſtörten Liebhaber.

Dies Bild ganz in ſich aufzunehmen, lehnte er ſich an eines der eiſernen Gitter, welche die Erbbegräbniſſe umgaben und blickte vor ſich hin auf das etwas prahleriſche Denkmal, ohne es eigentlich zu ſehen, da ſeine Phantaſie ihm eben wieder ſeine Ina zeigte, wie ſie ſehnſüchtig aus dem Fenſter nach ihm ſchaute, und ihre ſchwatzenden Jugendgeſpielinnen, die er ins Pfefferland wünſchte. Dabei las er die Inſchrift des Denkmals:

„Hofmedicus Schmidtmann“

Hofmedicus! Hofmedicus! Das war das Wort, das er in ſeinem Gedächtnis nicht hatte wiederfinden können. Hofmedicus! „Hier ruht in Gott der Herr Hofmedicus Schmidtmann,“ las er laut, „geboren den 1. Oktober 1783, geſtorben den 4. Juni 186 .“

Dann ſtand er wie erſtarrt und ſah in dumpfem Erſtaunen auf das Grabmal. Da war er ja, der alte Hofmedicus Schmidtmann, den er als kleines Kind gekannt in ſeinem gelblichen Schlafrock, die weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe und eine Pfeife in der Hand, und den er dann im Sarge liegen geſehen hatte! Ganz klar und deutlich in jedem Zuge ſtand das Bild vor ihm. Merkwürdig! So war er alſo einmal ſchon als ein kleines Kind hier geweſen! Der rote böſe Mann! Mein Gott, in derſelben Kammer vor der er ſich damals ſo unbeſchreiblich gegraut, ſchlief er jetzt! Aber er hatte doch den Namen des alten Prandtner nie gehört! Sollte Schmidtmann damals etwa der Beſitzer geweſen ſein? Und wie war er ſelbſt hierher gekommen? Gewiß mit ſeinen Eltern, aber welche Beziehungen mochten die zu jenem Manne gehabt haben? Jedenfalls ließ ſich's erforſchen. Es wäre doch zu intereſſant, wenn ſich am Ende Beziehungen feſtſtellen ließen, von denen er nie gehört, die vielleicht auch auf Ina irgendwie Bezug hatten; er ſelbſt hatte zwar ſeinen Onkel nie davon reden gehört, aber — freilich — er war auch bei deſſen Tode noch ſo jung! Wie wenig wußte er überhaupt von ſeinen Eltern und dem Onkel, und wie oft wünſchte er ſchon Genaueres über ſie zu erfahren. Sein Vater war der Vetter von Nicos Vater geweſen, aber in jahrelangem Streit, deſſen Urſache jetzt niemand mehr kannte, mit dieſem verfeindet; ſeine Mutter, eine geborene Leuthold aus Hamburg, die Tochter eines reichen alten Hauſes. Ihr einziger Bruder fallierte nach der Eltern Tode und wanderte mit allen Seinen aus, als ſie eben verheiratet war. So blieb ſie bei ihrem Gatten allein und ohne nahe Verwandte zurück. — Hier — in dieſem alten Hofmedicus Schmidtmann fand er vielleicht einen ihrer Verwandten! Den dürftigen Faden mußte er feſthalten und verfolgen. Er wollte eben mit raſchen Schritten nach Hauſe gehen, um die Mägde zu fragen, als die Köchin Rieke mit einem Korbe am Arm die Treppe nach dem Kirchplatze heraufkam.

Sie war ihm ſehr wohlgeſinnt, und als er ſie zu ſich heranrief, lachte ſie verſtändnisinnig und meinte: „Vor ſechs Uhr geht der Zug nicht, Herr Leutnant, ſo lange bleiben die Fräulein!“

Er ſeufzte. Dann zeigte er ihr das Grab und den Namen. „Haben Sie den alten Mann noch gekannt, Rieke?“

„O, gewiß, Herr Leutnant, ich war dazumalen ſo eine halbwüchſige Deern; gekannt hab' ich ihn auch wohl ſo eigentlich nicht, aber ich weiß noch ganz genau, wie er ausſah!“

„Gelber Schlafrock? Zipfelmütze? Lange Pfeife? Nicht wahr, Rieke?“

Sie blickte ihn verdutzt an.

„Nein, Herr Leutnant,“ meinte ſie und ſchüttelte den Kopf, „pikfein ging er immer, einen ſchwarzen Hut hatte er auf, ſpiegelblank, und immer ſchwarzes vornehmes Zeug und einen Stock mit einem goldenen Knopf. Die kranken Leute meinten, wenn er nur käme, würden ſie ſchon geſund.“

„Gehörte ihm das Haus früher, worin wir jetzt wohnen, Rieke?“

„Nein, Herr Leutnant, unſres nicht, aber das neben unſrem, das war ſeins. Als er ſtarb, hat es Senator Kohlhaſe gekauft, und dem ſein Sohn wohnt nun darin.“

Wie Schattenbilder zogen an Bertholds Geiſte die Erinnerung an den alten Mann — an die alte Hanne und jenes Mädchen im Sarge vorüber.

Hanne!

„Sagen Sie einmal, Rieke, ſollte wohl noch jemand hier leben, der den alten Herrn gekannt hat?“

„O, gewiß, Herr Leutnant, die alten Leute ſprechen noch oft von ihm; es hieß mal, er ginge um in ſeinem Hauſe!“ erwiderte ſie, die letzte Mitteilung mit ſich weit öffnenden Augen und geheimnisvoller Stimme machend.

„Haben Sie jemals von einer Hanne gehört, die bei ihm diente?“

„Rothmalers Hanne? O, gewiß, die kennt hier jedes Kind! Die hat es gut! Der hat er ein Haus vermacht und einen Garten und auch Feld genug — ja, die brauchte die Hände nachher nicht mehr zu regen! Unſer Herr hat es nicht ſo gut mit uns gemeint, obwohl wir auch nicht unzufrieden ſind, Herr Leutnant.“

„Wo mag die Perſon wohnen?“

Rieke blickte dem jungen Herrn verſtändnislos ins Geſicht. Er konnte doch nicht die Hanne meinen?

Ja, doch, die meinte er, gerade die!

Sie gab ihm Auskunft — ganz verwirrt über die Idee eines ſo „wunderſchönen“ Herrn Leutnants, nach der alten Rothmaler zu wollen. Dann blickte ſie ihm eine ganze Weile wohlgefällig nach. „So ein ſchmucker Menſch und ſo nobel!“ In der Hand hielt ſie einen blanken Thaler, den er ihr eben gegeben. Kopfſchüttelnd ſetzte ſie ihren Weg fort. Erſt jetzt dachte ſie darüber nach, was er wohl mit ſeinen Fragen über den alten Hofmedicus gewollt habe und was die Hanne Rothmaler ihn angehe.

Unterdes war Berthold in ein kleines Nebengäßchen eingebogen, und ein Junge zeigte ihm dort ſofort das geſuchte Haus. Es war eins wie alle in dieſer Straße, wo nur Ackerbürger zu hauſen ſchienen, die jeder ſtolz einen möglichſt großen Düngerhaufen unmittelbar vor die Giebelfront des Hauſes gehäuft hatten. Nur bei dem der alten Hanne fehlte ein ſolcher.

Mit dem Bilde aus der Erinnerung in ſeiner Phantaſie ſtand Berthold in einem kleinen reinlichen Stübchen, in welches ein junges Mädchen ihn hineinführte, einer weißhaarigen hochbetagten Greiſin gegenüber, die in Kiſſen in einem Stuhl am Fenſter lehnte und aus klugen Augen über die Hornbrille weg den jungen Herrn neugierig muſterte. Die alte Frau entſprach in nichts ſeinen Erinnerungen. Das heißt doch: an jeder Schläfe trug ſie eine dicke Locke wie einſt Hanne — nur, daß damals ihr Haar dunkel war.

Bertholds Phantaſiebild hatte große, grobe Züge, und die alte Frau mit dem blaſſen, verſchrumpften Geſicht ſah demſelben recht unähnlich. Beinahe verlegen trat er zu ihr und ſagte: „Ich heiße Berthold von Wendhofen und wollte die alte Hanne beſuchen, die beim Hofmedicus Schmidtmann war und mich als kleinen Buben auf dem Arm hatte.“

„Lottchen, ſetze dem Herrn einen Stuhl hin!“ rief die alte Frau in ſeine Worte hinein dem jungen Mädchen zu, ohne ihn dabei aus den Augen zu laſſen, und ſichtlich jedes ſeiner Worte hörend und verſtehend. Sie hielt ihre alten klugen Augen feſt auf ihn gerichtet, dann führte ſie die welke Hand an das Ohr, von dem ſie die ſaubere weiße Nachtmütze zurückſchob. „Ich kenne den Herrn nicht, habe den Namen nicht verſtanden. Beim Hofmedicus war ich, der war mein guter Herr — dreißig Jahre lang.“

Er beugte ſich zu ihr nieder und wiederholte laut und langſam ſeinen Namen.

„O, hören kann ich ganz gut,“ ſagte ſie etwas verdroſſen; „ich bin auch gar nicht alterſchwach! Neunundſiebzig Jahre ſind noch kein ſo hohes Alter; es gibt Neunzigjährige und ältere!“

Er wartete geduldig, bis ſie ihren kleinen Ärger ausgeſprochen. Sie beſänftigte ſich denn auch und bat noch einmal um den Namen — „nicht weil ich nicht hören kann — ich kenne nur ſo einen Herrn gar nicht.“

„Berthold von Wendhofen,“ nannte er ſich zum drittenmal, während ſie ihn forſchend und nachdenklich anſah.

„Nein, ich kenne Sie nicht!“ ſagte ſie entſchieden und ſchüttelte wieder mit dem Kopfe.

„Sie haben mich nur vergeſſen, Frau Hanne.“

„Bitte, Fräulein!“ verbeſſerte ſie ihn.

„Sie werden ſich gewiß an den kleinen Jungen erinnern, Fräulein, der ich damals war. Ich habe Sie niemals vergeſſen und weiß auch noch,“ fügte er lächelnd hinzu, „daß Sie mich bedrohten, wenn ich über den böſen Mann an der Wand ſchreien wollte. Ich ſah das Bild wieder in der Frauenſtube bei Prandtners.“

„Ich weiß gar nicht, was Sie meinen,“ ſagte ſie wieder, und ſah verwirrt in ſein Geſicht. „Wie kommen Sie denn jetzt zu Prandtners? Aus Wiesleben ſind Sie nicht!“

Er wurde ganz unruhig; es war ja völlig unmöglich, daß ein Kind ſich Träumereien als Wahrheit einbildet, die es ſpäter als Mann dann in Wirklichkeit entdeckt.

„War denn jemals ein kleiner Junge unter Ihrer Pflege, Fräulein Hanne? Ein kleiner Junge, vielleicht mit ſeiner Mama? Meine Mutter war eine geborene Leuthold aus Hamburg und mein Vater preußiſcher Offizier.“

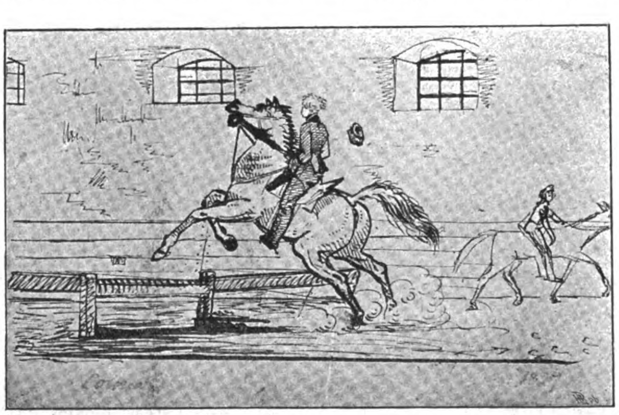
„Gott, davon weiß ich nichts — weiß gar nichts,“ murmelte ſie noch verwirrter als vorhin. „Nein,“ ſetzte ſie nach einigem Beſinnen feſter hinzu, „ſolche Leute habe ich nie gekannt.“

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Moltke-Erinnerungen.

(Abdruck verboten.)

Von zwei Freunden des Daheim, denen wir hiermit nicht nur in unſerem Namen, ſondern vor allem im Namen unſeres Leſerkreiſes herzlich danken, wurden uns unmittelbar nach dem Tode des teuren Helden zwei höchſt eigenartige Moltke-Erinnerungen übergeben. Unſere ganz dem Gedächtnis des unvergeßlichen Feldherrn geweihte Nummer befand ſich bereits im Druck, eine Einfügung in dieſelbe verbot ſich daher; wir glauben aber, daß die beiden „Erinnerungen“ auch an und für ſich das vollſte Intereſſe unſerer Leſer gewinnen werden. Beide, voneinander durch ein Menſchenalter getrennt und gänzlich verſchiedenartig ihrem Inhalt nach, zeigen uns den allverehrten Toten von wahrhaft herzgewinnender Seite.



mit freundlichem Gruß 60 Jahre ſpäter
Gr Moltke
F. M

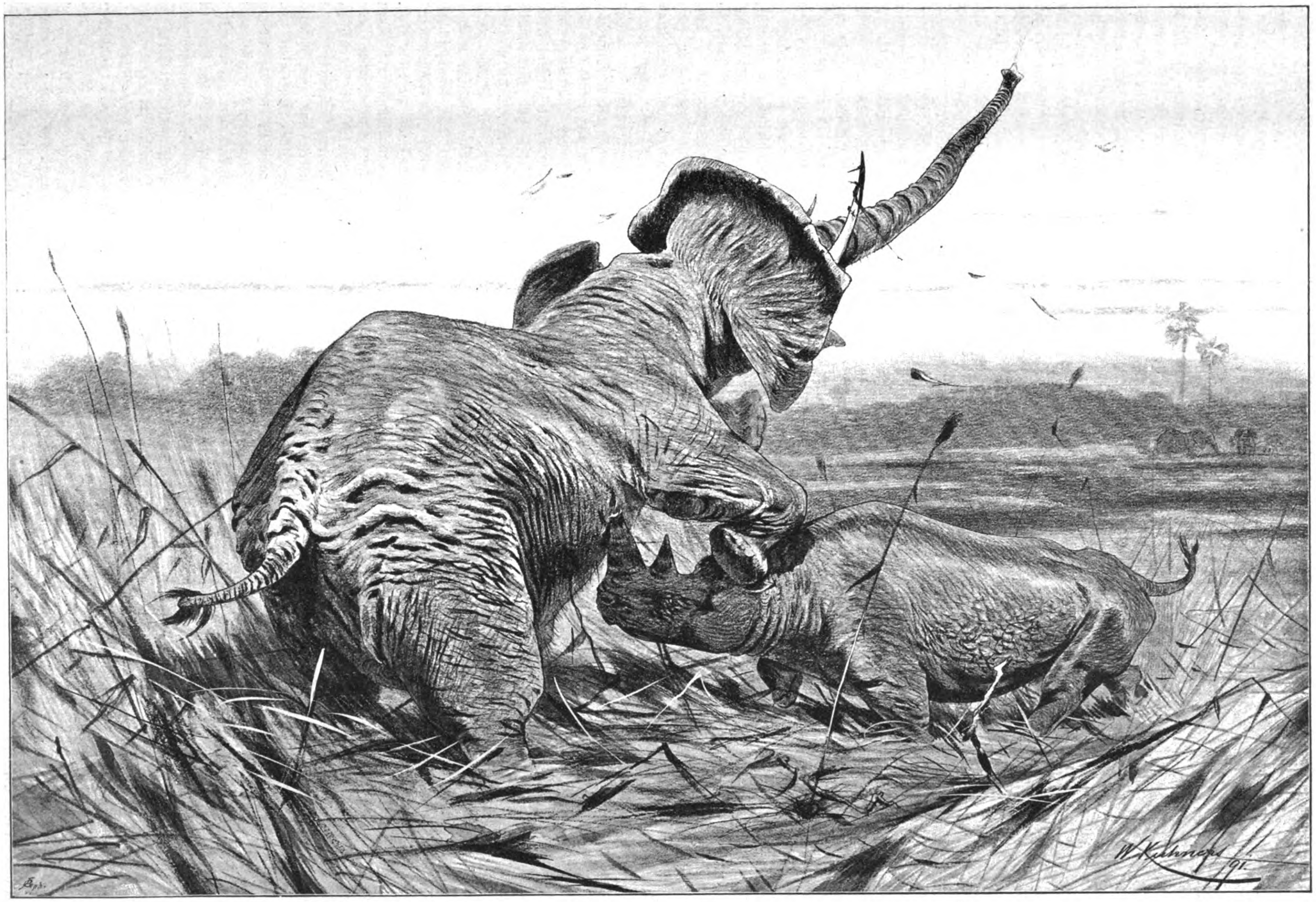
Herr Major a. D. von Colmar auf Zützen bei Schwedt a/Oder ſchreibt uns: „Oſtern 1826, ſechzehn Jahre alt, verließ ich das Gymnaſium zu Stralſund, hatte nicht zu viel gelernt, einen Überzieher oder Mantel nie beſeſſen. Als ſchwarzer Dragoner durfte ich am 1. Mai mich einkleiden laſſen. — Von dem Berliner Herbſtmanöver (Zeltlager bei Charlottenburg) 1826 in die Garniſon zurückgekehrt, zogen fünf Junker der Kouleur (2. Dragonerregiment) auf ſtolzen Roſſen wohlgemut durch das Oderland in die Thore der alten Univerſitätsſtadt Frankfurt a/O ein, um auf der dortigen Diviſionsſchule in zweijährigem Kurſus die Kenntniſſe für das Fähnrich-, reſp. Offiziersexamen zu erlangen. Doch nicht allen war dies in ſo kurzer Zeit geglückt. Eine Anzahl bärtiger Männer hatte bereits länger als neun Jahre dort vergeblich ſtudiert und ſtatt der Epaulettes nur die Dienſtauszeichnung dritter Klaſſe errungen. In Verzweiflung über ſolche Ausſichten wären wir Neulinge ſicher auf abſchüſſige Bahnen geraten, hätte nicht eine Perſönlichkeit mit ebenſo warmem Herzen, als treuem Wollen und ſeltenem Geſchick in unſerer Mitte geſtanden. Der Leutnant von Moltke vom 8. Infanterie- (Leib-) regiment war als Inſpektionsoffizier neuerdings zur Diviſionsſchule kommandiert. Mit ſeinem feinen, liebenswürdigen, immer freundlichen und doch ernſten Weſen wurde dieſer vorzügliche Mann ſehr bald unſer Berater, Führer, reſp. Vorbild. Mit großem Eifer nahm er teil am Reitunterricht, ſchwamm, lief Schlittſchuh, ſprach franzöſiſch mit uns. Sogar zu ſeinen Löwenbällen, die er als Liebling der Frankfurter Geſellſchaft zu arrangieren pflegte, wurden wir aufgefordert. Wochenlang ließ ſich Moltke mit ſeinen Fähnrichen in der Umgegend Frankfurts einquartieren, um Manöverkarten für die Diviſion aufzunehmen, wobei ſeine Schüler von früh bis ſpät voller Begeiſterung mit dem hochverehrten Lehrer arbeiteten. Eines Tages ließ mich Leutnant von Moltke zu ſich kommen, um mir eine Mitteilung zu machen. Bei dieſer Gelegenheit gab er mir ſein von ihm ſelber gezeichnetes kleines Bild, welches auf dem Tiſche lag und von mir ſprechend ähnlich gefunden wurde.*) — Als dem Kaiſer Wilhelm I, welcher ſeinen großen Paladin ſchon als Leutnant perſönlich gekannt hatte, im Spätherbſt 1885 das Porträt durch ſeinen treuen Leibarzt Excellenz von Lauer vorgelegt wurde, äußerte Se. Majeſtät: ‚Ja, ſehr ähnlich, ſo ſah er gerade aus,‘ dann auf die Vatermörder zeigend, ſetzte der Kaiſer ſcherzend hinzu: ‚Aber undienſtmäßig! Sagen Sie ihm das.‘ Dieſe Bemerkung ſeines oberſten Kriegsherrn wurde dem Feldmarſchall am 19. Januar 1886 durch ſeinen Nachbarn im Reichstage (meinen Sohn) mitgeteilt. Einen Moment ſchwieg Graf Moltke und ſagte dann:

‚Allen Mördern ſei verziehen,
Nur den Vatermördern nicht!‘

Im nächſten Jahre äußerte der Feldmarſchall im Reichstage zu meinem Sohne, daß er beim Kramen unter ſeinen alten Papieren in Kreiſau eine kleine Zeichnung gefunden, wie ich, über eine Barriere ſpringend die Mütze verliere, das Bild würde er für mich mitbringen. Und ich erhielt dasſelbe bald mit Gruß und Unterſchrift. Es war wohl im Herbſt 1836, als ich bei einem Manöver der

---

*) In unſerer Moltke-Nummer bereits wiedergegeben.


W. Kuhnert 91

Ein gefährlicher Gegner. Nach einer Originalzeichnung von W. Kuhnert.

5. Diviſion mit dem damaligen Chef des Generalſtabs des III. Armeekorps, von Reyher (Vorgänger Moltke's), auf dem Gute Loſſow bei Frankfurt a/O. einquartiert war. Begierig, über meinen früheren Lehrer und Gönner Näheres zu erfahren, hörte ich von dem General, daß man höheren Orts auf dieſen talentvollen Offizier durch eine beſondere Veranlaſſung aufmerkſam geworden ſei. König Friedrich Wilhelm III hatte dem Sultan ein Kriegsſpiel geſchenkt, doch niemand in deſſen Umgebung wußte damit Beſcheid. Endlich wurde ein preußiſcher Offizier, von Moltke, in Konſtantinopel anweſend, als gründlicher Kenner des Spieles ermittelt, zum Sultan beſchieden und bei demſelben bald ſo beliebt, daß er den Auftrag erhielt, die Feſtungen des Landes zu bereiſen und über deren Zuſtand zu berichten. Alle Entſchuldigungen, davon nichts zu verſtehen, da in Preußen beſondere Offiziere für dieſes Fach ſeien, wären vergeblich geweſen.“ —

Herrn Diviſionspfarrer Büttel in Schleswig verdanken wir den nachſtehenden ergreifenden Brief. Der Herr Pfarrer hatte den greiſen Feldmarſchall am 18. Mai 1887, dem fünfzigjährigen Todestag ſeiner auf dem alten Schleswiger Domfriedhof ruhenden Mutter, einige Epheureiſer von deren Grabe geſandt und erhielt darauf folgendes Dankesſchreiben:

Kreiſau, den 24. Mai 1887.

„Geehrter Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen verbindlichſt für Ihre freundliche Sendung, und werde den Epheuzweig vom Grabe meiner frommen Mutter da aufbewahren, wo ich nun auch bald meine Ruheſtätte finde. In dem halben Jahrhundert, welches ſeit ihrem Tode verfloſſen, habe ich vieles erlebt, aber das Andenken an ihre mütterliche Liebe und Aufopferung, und ich darf glauben, ihr Segen hat mich überall begleitet.

Nochmals mit herzlichem Dank
ergebenſt
Gr. Moltke.
F. M.“

Das Heer des Großen Kurfürſten.

Von R. Wille. (Abdruck verboten.)

„Lieber ein Bettler in ehrlichen Lumpen, als ein Fürſt ohne Heer!“ läßt Ernſt von Wildenbruch im „Neuen Herrn“ den Kurprinzen ſagen — und wahrlich nicht ohne guten Grund! Als Friedrich Wilhelm, erſt zwanzig Jahre alt, den Thron ſeiner Väter beſtieg, waren die brandenburgiſchen Lande ſchon anderthalb Jahrzehnte hindurch von dem verheerendſten und greuelvollſten aller Kriege heimgeſucht, durch Seuchen und Hunger entvölkert, die Kaſſen leer, die Äcker brach, die Dörfer verödet, die Städte von Freund wie Feind bis aufs Mark der Knochen ausgeſogen. Und um das Maß voll zu machen: zur Abwehr der ringsum lauernden Gegner kein Heer, dem der Landesherr allein gebieten durfte. Nach dem Prager Abkommen (12. Juni 1637) hatten die brandenburgiſchen Truppen ſchwören müſſen, „dem Kaiſer, und an ſeiner Statt dem Kurfürſten gehorſam zu ſein.“ Dieſer Eidſchwur ward obenein von dem zuchtloſen Kriegsvolk in Wirklichkeit meiſt ſo gehalten, daß ſie weder dem einen, noch dem anderen über ihr eigenes Gutdünken und Belieben hinaus gehorchten.

In der That, nächſt nimmer wankendem Gottvertrauen waren ein adlerſcharfer Blick, unbeugſamer Wille und eine ſtahlharte Hand vor allem not, um dies unſelige Chaos zu bewältigen und das unglückliche Land dem ſicheren Verderben noch einmal zu entreißen.

Als Friedrich Wilhelm von den halb kaiſerlichen, halb kurfürſtlichen Söldnerſcharen den Eid der Treue für ſich forderte, ließ nur der Kommandant in Küſtrin, Oberſt Konrad von Burgsdorf, der ruhmvolle Verteidiger von Schweidnitz gegen Waldſteins Übermacht, mit der geſamten Beſatzung ſich ſofort bereit finden. Die Kommandanten von Berlin, Spandau und Peitz, Dietrich von Kracht, Auguſt Moritz von Rochow und Hartmann von Goldacker verweigerten dagegen den Schwur rundweg, weil, wie ſie ſagten, in ihrem dem Kaiſer geleiſteten Eide des Kurfürſten ja ſchon gedacht ſei. Kracht und Rochow wieſen ſogar unverblümt darauf hin, daß ſie ihre Regimenter vom Gelde des Kaiſers, nicht des Kurfürſten errichtet hätten. Es gelang zwar, ſich der drei Widerſpenſtigen mit Gewalt zu bemächtigen; doch entwiſchten ſie bald wieder und traten nun ganz in den kaiſerlichen Dienſt über; eben dorthin entließ der Kurfürſt auch die geſamte Reiterei bis auf die Leibgarde zu Pferde unter Oberſt Ehrenreich von Burgsdorf. Bei dem Fußvolk wurden die Regimentsverbände vorläufig aufgehoben und die Kompanieen (darunter die Leibgarde zu Fuß) auf die Feſtungen Berlin, Spandau, Küſtrin, Peitz, Memel, Pillau und auf das Cleveſche Gebiet verteilt.

Der baldige Abſchluß eines Waffenſtillſtandes mit Schweden (Juli 1641) bot Friedrich Wilhelm die erſehnte Möglichkeit, ſich der Heilung der furchtbaren Wunden, welche die endloſen Kriegsſtürme dem armen Lande geſchlagen hatten, ſowie der Neuordnung des ſo von Grund auf im Argen liegenden Heerweſens mit voller Kraft zu widmen. Unter Wahrung der ſtrengſten Sparſamkeit galt es zunächſt, die bisherige Art, wie die Truppen aufgebracht wurden, durchgreifend umzugeſtalten. Sie beruhte noch auf der verrotteten Lehnsverfaſſung, deren Mißſtände nur dadurch gemildert wurden, daß Brandenburg, unähnlich den meiſten anderen deutſchen Staaten, weder reichsunmittelbaren Adel, noch freie Reichsſtädte, ſondern ausſchließlich dem Fürſten lehnspflichtige Vaſallen kannte. Alle Grundherren, Städte, Klöſter hatten im Bedarfsfalle eine beſtimmte, dem Umfang und Wert ihres Beſitzes entſprechende Zahl Mannſchaften, Pferde und Wagen zur Bildung des Heeres zu ſtellen. Dies Aufgebot trat in friedlichen Zeiten (wie in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts) zuweilen fünfzig Jahre hintereinander nur zu gelegentlichen — ſehr ſeltenen — Muſterungen zuſammen. Das kriegeriſche Gefühl und Bewußtſein wurde daher bei allen Beteiligten nach und nach in Schlaf gelullt. Zahlloſe Verſuche, ſich mit der läſtigen Leiſtung ſo leicht und billig wie irgend möglich abzufinden, Beſchwerden und ungenügendes Aufgebot der vermeintlich zu hoch angeſetzten Lehnsträger, Widerſetzlichkeiten, ja förmliche Meutereien der Aufgebotenen (die z. B. 1610 nur mit Waffengewalt gedämpft werden konnten), abſichtliche und unabſichtliche Irrtümer in der Abgrenzung der Dienſtbezirke — kurz, Unordnung, Verwirrung, Widerwillen und Drückerei in jeder Form bildeten die natürlichen Folgen jenes verkehrten Syſtems. Zahl und Beſchaffenheit des Aufgebots, in deſſen Reihen breſthafte Schwächlinge und dem Galgen entlaufene Taugenichtſe keine Seltenheit waren, ſtand damit natürlich im Einklang; alles in allem unterſchied es ſich nur wenig von Falſtaffs berüchtigter Rekrutenhorde. Bei der Muſterung von 1622 in Preußen fanden die Kommiſſare mit großem Mißvergnügen, daß „die vom Herren-, Adel- und Ritterſtande, ſtatt ſelbſten zu erſcheinen, Schuſter, Schneider, Schulmeiſter und andere Handwerker (sic!) „auf die Pferde geſetzt hatten.“ Die meiſten trugen buntſcheckige ſchlechte Kleider und „Zipfelpelze;“ die Dragoner hatten keine Ahnung vom Reiten; die Wybranzen (Fußknechte, auch „Amtsmusketiere“ genannt) wußten Gewehr und Piſtolen nicht zu gebrauchen. Auf das Geheiß der geſtrengen Muſterungskommiſſare ließen die Hauptleute „Küraſſierröcke“ in der erforderlichen Zahl anfertigen, und den Dienſtpflichtigen, welche ſie bezahlen mußten, wurde eingeſchärft, dieſe koſtbaren Gewänder „nicht bei Hochzeiten und Kindelbieren, ſondern nur zum Kriegsdienſt“ anzulegen. Kam es zu kriegeriſcher Thätigkeit von längerer Dauer, ſo ließen ſich jene Lücken in der Ausbildung und Ausrüſtung mit der Zeit wohl ergänzen; wurde aber dann nach geſchloſſenem Frieden das Aufgebot „abgedankt,“ ſo war der Mehrzahl die Fertigkeit und auch die Luſt zu ihrem einſtigen Gewerbe gänzlich abhanden gekommen, und ebenſo die Möglichkeit, einen anderen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, für immer abgeſchnitten. Niemand im Land mochte ſich mit dieſen verwilderten und verrohten, dem Müßiggang, Trunk, Spiel und anderen Laſtern im Übermaß frönenden Kriegsknechten befaſſen, geſchweige denn ſie zu Geſellen und Arbeitern haben. So wurden denn nach jeder „Abdankung“ die ohnedies ſchon ſattſam ausgebeutelten Gauen von einem gefräßigen Heuſchreckenſchwarm der wüſten frechen Geſellen überſchwemmt, welche Diebſtahl, Raub und Erpreſſung als ihr natürliches Vorrecht anſahen, und deren allezeit lockere Klingen beim geringſten Anlaß aus der Scheide fuhren. Daß es anderſeits an jeder geregelten Fürſorge für die im Kriege zu Krüppeln Geſchoſſenen gebrach, bedarf kaum der Erwähnung.

Mit der Löhnung des Heeres war es gleichfalls gar karg beſtellt. Das ging zuweilen ſo weit, daß den Soldaten, welchen man aus den erſchöpften Kaſſen Sold nicht reichen konnte, durch kurfürſtlichen Erlaß vom 5. Mai 1620 förmliche Bettelbriefe ausgeſtellt wurden. „Sie ſollen erſättiget ſein,“ iſt darin trocken geſagt, „wenn ihnen auf einen Trupp von zehn ſtark in einem jedem Dorfe drei Reichsgroſchen oder ſechsunddreißig Pfennige gegen Vorzeigen ihrer Kundſchaften gegeben werden. Laufen ſie aber einzeln herum, und es verreicht ihnen abermals ein jeder Bauer oder Hüfner zwei, und der Koſſäte oder Gärtner einen Pfennig, ſo ſollen ſie auch daran begnügig ſein und niemanden darüber beleidigen, weniger aber an Hühnern oder ſonſten etwas entfernen“ (welch zarte Umſchreibung!); „oder geht's einem oder mehreren ungleich darüber, alſo, daß er oder ſie mit Schlägen abgewieſen würden, oder auch ſonſten ein Meheres darüber ausſtehen müßten, ſollen ſie es niemandem als Ihnen (den Prälaten, Rittern, Amtsleuten, Bürgermeiſtern ꝛc.) ſelbſten klagen.“

Scharf aber gerecht iſt Friedrichs des Großen Kritik in ſeiner Abhandlung über die preußiſche Kriegsverfaſſung: „Was hatte dieſe lächerliche Anſtalt für Folgen? Der Kurfürſt erhielt ſtatt der Soldaten ein Heer von Bettlern!“

Ebenſo urteilt Wildenbruch, der die Zuſtände beim Regierungsantritt des Großen Kurfürſten im „Neuen Herrn“ überhaupt vortrefflich charakteriſiert hat, ſicher nicht zu hart, wenn er dem Oberſt Volkmann die Worte in den Mund legt:

> „Und die Soldaten, die ich hatte,
> Waren's Soldaten? Waren keine!
> Stinkteufel, Schweine,
> Das ärgſte Kroppzeug, das im Land
> Irgendwo ſich zuſammenfand!
> Hörten ſie eine Muskete knallen,
> Thät ihnen 's Herz in die Hoſen fallen!“

Der Schritt von dieſen zuchtloſen, verachteten Banden bettelnd umherſchweifender (oder wie der Kunſtausdruck lautete „gardender“) Strolche, die ſich dem eigenen Lande weit verhaßter und furchtbarer machten, als dem Feinde — der Schritt zu einem geordneten, kraftvollen, ehrliebenden und geehrten Heeres-Organismus war, wie man ſieht, ein ungeheurer. Nur dem Titanengeiſte des Großen Kurfürſten, unterſtützt durch Männer wie Derfflinger, Sparre, Görtzke, Dohna, Goltz, Spaen, Schöning, Schwerin, Kleiſt, Canſtein, konnte er gelingen. Ein ſtehendes Heer! Friedrich Wilhelm war einer der erſten Fürſten, deren weitſchauender Blick in dieſer Einrichtung das einzige wirkſame Mittel erkannte, mit den alten jammervollen Zuſtänden gründlich aufzuräumen und der Wehrkraft des Volkes einen feſt gefügten, zuverläſſigen und jederzeit bereiten Rahmen zu geben, der im äußerſten Notfalle auch das Aufgebot aller waffenfähigen Männer keineswegs ausſchloß. Die Verwirklichung dieſes ſchöpferiſchen Gedankens erheiſchte natürlich Zeit und vor allem — Geld, das ſo überaus rar war. Doch auch dies unentbehrlichſte Erfordernis wurde ſchließlich geſchafft, freilich erſt nach manchem Ach und Krach. Die geregelte, von tüchtigen Beamten geleitete Verwaltung, die ſtrenge Beſchränkung aller irgend entbehrlichen Ausgaben, die Ablöſung der Ritterdienſte, die Einführung einer allgemeinen indirekten Steuer („Konſumtionsacciſe“) an Stelle der herkömmlichen „Kontributionsverfaſſung,“ welche auf ſtändiſch-feudalen Satzungen fußend an einer höchſt ungerechten Verteilung der Geldleiſtungen krankte, endlich die regelmäßigen Bewilligungen der Stände für den Unterhalt des Heeres — das waren die Quellen, aus denen anfangs ſpärlich, bald aber ergiebiger die Mittel für Friedrich Wilhelms großartige organiſatoriſche Pläne floſſen.

Die opferwilligen Stände der Mark ſtellten ihm ſchon durch Landtagsbeſchluß vom 18. April 1643 die Summe von jährlich 110 000 Thalern für die Beſoldung der Truppen dauernd zur Verfügung, und im Juni desſelben Jahres warfen ſie weitere 5000 Thaler aus, denen Beeskow und Storkow noch 3000 hinzufügten. Dieſe Beträge, die ſich zunächſt allerdings nur auf die wenigen, aus Georg Wilhelms Regimentern gebildeten Kompanieen bezogen, wurden ſpäter im Einklang mit der wechſelnden Truppenzahl wiederholt erhöht.

Widerhaariger zeigten ſich die preußiſchen Stände, welche nach dem Frieden von Oliva (1660) gar die Auflöſung des kurfürſtlichen Heeres verlangten; gegen Friedrich Wilhelms eiſerne Feſtigkeit blieb ihr thörichter Einſpruch jedoch fruchtlos, und ſchließlich — nicht ohne einigen Zwang — fügten auch ſie ſich den heilſamen Abſichten des Herrſchers. Seinen und ſeiner treuen Mitarbeiter unabläſſigen Bemühungen gelang es bereits 1651 in der Cleveſchen Fehde gegen den Pfalzgrafen von Neuburg 16 000 Mann auf die Beine zu bringen, ein Heer, wie es Brandenburg bisher noch nie beſeſſen hatte; und nach weiteren ſieben Jahren erreichte es faſt die doppelte Stärke. Im Februar 1658 ſtellten die fünf Marken (Alt-, Mittel-, Ucker-, Neumark und Priegnitz) 53 Kompanieen zu Roß, 10 Komp. Dragoner, 54 Komp. zu Fuß, Preußen: 17 Komp. zu Roß, 9 Komp. Dragoner, 29 Komp. zu Fuß (und 18 Komp. Wybranzen); Pommern: 21 Komp. zu Roß, 5 Komp. Dragoner, 8 Komp. zu Fuß; Halberſtadt; 5 Komp. zu Roß, 2 Komp. zu Fuß; Cleve (rund): 25 Komp. zu Roß und Dragoner, 30 Komp. zu Fuß, alſo im ganzen 286 Kompanieen oder gegen 30 000 Mann.

Doch die Zahl allein genügte dem Kurfürſten nicht; den Wert einer gediegenen Ausbildung würdigte er ſeiner vollen Bedeutung nach; ſie ſtetig zu heben, war ſein eifriges und erfolgreiches Streben, dem der Befehl entſprach, nur „wohlbewährte, tüchtige und zum Kriege geſchickte Männer zu ſtellen, auch womöglich geworbene Soldaten,“ d. h. bereits gediente, im Waffenhandwerk verſuchte Leute.

Den landläufigen Vorurteilen ſeiner Zeit weit voraneilend, erblickte Friedrich Wilhelm ſein Ideal bereits in einem nationalen, durchweg aus Landeskindern beſtehenden Heer. Dies hohe Ziel ließ ſich indes bei der herrſchenden hochgradigen Entvölkerung ſowohl der Städte, wie namentlich des flachen Landes nur langſam und ſtufenweiſe erreichen. Viel trug dazu die Verordnung bei, daß kein Unterthan fremden Kriegsdienſt nehmen dürfe; ebenſo die allmählich durchgeführte Entlaſſung oder Naturaliſierung aller übernommenen Offiziere, die nicht geborene Landeskinder waren, ſowie die Rückberufung der in ausländiſchen Dienſten ſtehenden Brandenburger. Zwanzig Jahre brauchte das große Werk zu ſeiner Erfüllung; aber endlich — nach dem Olivaer Friedensſchluß — durfte die kurfürſtliche Kriegsmacht in der That als eine weſentlich nationale gelten; dies beweiſen unter anderm nicht nur die noch vorhandenen Muſterrollen zahlreicher Truppenteile, ſondern auch die unter den Offizieren überaus ſtark vertretenen Namen der echt märkiſchen, pommerſchen und preußiſchen Familien Bredow, Zaſtrow, Rochow, Pfuel, Görtzke, Quaſt, Wallendorf, Hohendorf u. a. m.

Sein Hauptaugenmerk richtete der Große Kurfürſt auf die Heranbildung und Erziehung eines erfahrenen, von wahrem Ehr- und Pflichtgefühl beſeelten, aus einem Guß geformten Offizierkorps als des feſteſten Grundpfeilers jedes tüchtigen Heeres. Hierfür war eine vollſtändige Umgeſtaltung des noch aus den Landsknechtszeiten ſtammenden ſonderbaren Mißverhältniſſes zwiſchen dem Kriegsherrn, den Oberſten (Befehlshabern der Regimenter) und den übrigen Offizieren unerläßlich. Bisher ſchloß der Fürſt in der Kapitulation mit ſeinen Oberſten einen förmlichen Vertrag, welcher ihnen in vielen Dingen und ſo auch in der Beſetzung der Offizierſtellen ihres Regiments völlig freie Hand ließ; nach Gutdünken konnten ſie jeden Offizier anſtellen und entlaſſen. Die dadurch bedingte auffallende Ungleichheit des Offiziererſatzes, die willkürlichen Härten, unter denen einzelne häufig zu leiden hatten, die vielfachen erbitterten Rangſtreitigkeiten zwiſchen den Angehörigen der verſchiedenen Regimenter, beſonders aber das durchaus mangelnde Band gemeinſamer Kameradſchaft und die unklaren, ſchemenhaften Beziehungen der großen Mehrzahl der Offiziere zu ihrem Kriegsherren — alle dieſe ernſten Mißſtände kennzeichneten jenes nur durch ſein Alter ehrwürdige Herkommen als roh und überlebt. Um hierin Wandel zu ſchaffen, behielt der Große Kurfürſt in den Beſtellungen die entſcheidende Stimme über Beſetzung der Offizierſtellen fortan ſich ſelbſt vor und verbot alle eigenmächtigen Entlaſſungen „ohne Urtel und Juſtiz;“ er regelte die Befehlsverhältniſſe nach Rang und Dienſtalter; er ſorgte durch muſtergültige, von echt ſoldatiſchem Geiſt getragene Kriegsgeſetze (die namentlich alles „Raufen und Balgen,“ ſowie den Zweikampf mit den ſtrengſten Strafen bedrohten) für ſtraffe Ordnung und Manneszucht; er ſpornte durch raſche Beförderung beſonders fähiger und verdienter Offiziere den Ehrgeiz an und trieb durch häufige ſcharfe Muſterungen die Läſſigen zur Pflicht; endlich ſorgte er für brauchbaren Nachwuchs durch Errichtung der Kadettenſchulen in Kolberg und Magdeburg.

Gleichmäßige und zweckentſprechende Bewaffnung, Bekleidung und Taktik (der Kurfürſt führte zuerſt das unter Friedrich Wilhelm I trefflich ausgebildete und in Friedrichs des Großen Schlachten zu ſo hoher Bedeutung gelangte „Pelotonfeuer“ ein); die „Interims-Verpflegungs-Ordinantzen“ von 1655 und 1665, welche die Gebührniſſe der Truppen an Sold, Brot, Fleiſch, Bier, Futter und Quartier feſtſetzten; die auskömmliche Verſorgung der durch Wunden, Krankheit oder Alter dienſtunfähig gewordenen Offiziere, ſowie die Errichtung der erſten Invalidenkompanie („Kompanie Bleſſierter“) zu Spandau — dies waren die letzten bedeutſamen Werkſteine, welche den ſtolzen, feſten Bau des kurfürſtlichen Heeres vollenden halfen.

Der gewaltige Geiſt des großen Herrſchers hatte ein Werkzeug geſchaffen, das nicht nur durch unzählige Ruhmesthaten unverwelklichen Lorbeer erwarb, ſondern auch — was ebenſo ſchwer in die Wagſchale fällt — auf die friedlichen Kulturfortſchritte des Landes einen mächtig wirkenden, fördernden Einfluß ausübte. Sicherheit und Vertrauen, ſeit Jahrzehnten unbekannte Gäſte, waren wiedergekehrt. Bürger und Landmann rührten die fleißigen Hände nicht mehr, um Baners oder Gallas' nimmerſatten Kriegsgurgeln Bauch und Beutel zu füllen; für ſich ſelbſt, für Weib und Kind, für Thron und Vaterland durften ſie wieder den Lohn ihrer mühevollen Arbeit einheimſen. Handel und Gewerbe blühten empor; der Wohlſtand wuchs — nicht plötzlich, aber ſtetig, und der Liebe, welche den Brandenburger von jeher ſo feſt an die karge und ihm doch ſo teure heimiſche Scholle kettete, geſellte ſich das Selbſtbewußtſein hinzu — der berechtigte Stolz auf einen hochgemuten, thatkräftigen Fürſten, den wahren Vater ſeiner Unterthanen, der Stolz auf ein in Sturm und Wettern bewährtes, durch Kampf und Tod geſtähltes Heer — ein Heer, das in nichts, in gar nichts mehr an die einſtigen zerlumpten „Bettlerbanden in Waffen“ des armen Georg Wilhelm erinnerte. Hatte das Volk dieſe gleich dem reißenden Getier des Waldes gehaßt, gefürchtet, gehetzt und geſchlagen, ſo begrüßte es jetzt die ſtattliche vaterländiſche Kriegsmacht als die beſte Pflanzſchule der Zucht und Ordnung für ſeine Söhne, die als flaumbärtige Jünglinge frohen Mutes dem Rufe ihres Fürſten folgten, um nach errungenem Frieden als gereifte, in Gehorſam und Treue erzogene Männer das prangende Waffenkleid abzulegen und genügſam wieder zur Pflugſchar zu greifen. Wahrheit geworden war der ideale Gedanke, dem Wildenbruchs „neuer Herr“ als ſeiner tiefinnerſten Überzeugung Worte leiht:

„Des Soldaten Hand
Dient nicht der eignen Perſon,
Nicht ſchnödem Gewinn und Lohn,
Sondern einer heiligen Sache:
Dem Vaterland.“

— — — — — — — — — —

Der Soldat ſei des Bürgers Schutz, denn der Menſch ward nicht für die Waffen, die Waffe ward für den Menſchen geſchaffen.“

Dies Heer deckte vor Warſchau mit ſeinen Leibern Karl Guſtavs gewagten Flankenmarſch gegen die vielfache Übermacht der Tatarengeſchwader und gab durch Erſtürmung des Pragawäldchens die Entſcheidung; dies Heer ſetzte ebenſo kühn und heldenmüthig, wie zwei Jahrhunderte ſpäter die Urenkel, über den Alſenſund und entriß den Schweden das hart umſtrittene Eiland. Wenn es im elſäſſiſchen Feldzug von 1674/75 nicht den gleichen Ruhm und Erfolg erntete, ſo war das wahrlich nicht ſein oder ſeines fürſtlichen Feldherrn Verſchulden, ſondern nur den immer zögernden, unentſchloſſenen und treuloſen Bundesgenoſſen, den kaiſerlichen General Herzog von Bournonville traf der Vorwurf des erlittenen Schimpfes. Daher der maßloſe Zornausbruch des Kurfürſten, als er nach den Unglückstagen von Marlenheim mit der gehobenen Rechten auf Turennes unangreifbare Stellung im Gebirge wies und rief: „Da ſteht der Hund in ſeinem ausgeſuchten Vorteil, desgleichen er in hundert Jahren kaum finden konnt'; und wir ſeind hier und müſſen krepieren, können ihm auch nichts thun, da wir ihn doch in unſerer Gewalt gehabt und vertilgt hätten, *wo nicht der Bournonville, der Schurke, es verhindert hätte!*“

Doch dieſen Mißerfolgen am Rhein folgte raſch der ſchneidige Schlag von Rathenow und der ſtrahlende Siegesglanz von Fehrbellin; dann die Eroberung Stettins, Greifswalds und des „mit Ketten an den Himmel geſchloſſenen“ Stralſunds; endlich die reiſige Schlittenfahrt über das Friſche und das Kuriſche Haff, die Vernichtung der ſchwediſchen Nachhut bei Sglitter durch Henniges von Treffenfeld und die atemloſe Hatz der letzten Trümmer bis Riga.

So ruhmvolle Schlachten ſind indes auch von andern Heeren geſchlagen, ſo große Thaten auch von anderen Feldherren geplant und vollbracht worden. Ein kleiner halbvergeſſener Zug aber, welcher den in des Großen Kurfürſten reiſigen Scharen bis zum letzten Reiter hinab herrſchenden Geiſt ſchlagender kennzeichnet als irgend ein andrer, wird in der Geſchichte aller Völker und Zeiten kaum ſeinesgleichen finden:

Generalleutnant von Görtzke rückt nach Fehrbellin mit den Derfflingerdragonern und zwei Kompanien Fußvolk vor das feſte, von den Schweden ſtark beſetzte Demmin. Da ein regelmäßiger Angriff unmöglich iſt, wird nächtlicher Überfall beſchloſſen. Fünfundzwanzig Freiwillige von den Dragonern unter Wachtmeiſter Tobſt überſchreiten bei dunkler, ſtürmiſcher Nacht den ſchmalen Hauptgraben auf ſchwacher Holzplanke. Allen iſt Totenſtille aufs Schärfſte anbefohlen. Zwanzig ſind hinüber — der einundzwanzigſte gerät mitten auf der ſchwankenden Bohle ins Straucheln — er tritt fehl und ſtürzt hinab in das ſchwärzliche Gewäſſer, deſſen zäher Moorgrund ihm ein furchtbares qualvolles Ende bereitet, während ſeine glücklicheren Kameraden, die ihm keine Rettung zu bringen vermögen, die nächſte Thorwache überwältigen, die Zugbrücke niederlaſſen und ſo der draußen harrenden Sturmſäule den Siegespfad bahnen. Aber bis zuletzt treu dem Befehl, *wort- und lautlos*, geht der brave einundzwanzigſte (ſein Name iſt leider verſchollen) hinunter in das tückiſche grauſige Sumpfgrab. Hut ab vor dieſem *unverbrüchlichen, ſtummen, ruhmloſen Gehorſam bis in den Tod!* So konnte nur eiſerne kurbrandenburgiſche Manneszucht die Seelen der Krieger ſtählen. Solche Großthat lebt darum auf ewig fort im kernigen deutſchen Soldatenlied:

„So ſtarb ein brandenburg'ſcher Mann.
Wer nennt den, der ein Gleiches kann?
Den Tod ohn' Ruhm und ohn' Gewinn
Nimmt ſchlichter brandenburg'ſcher Sinn
Als Pflicht für ſeinen Fürſten hin!“

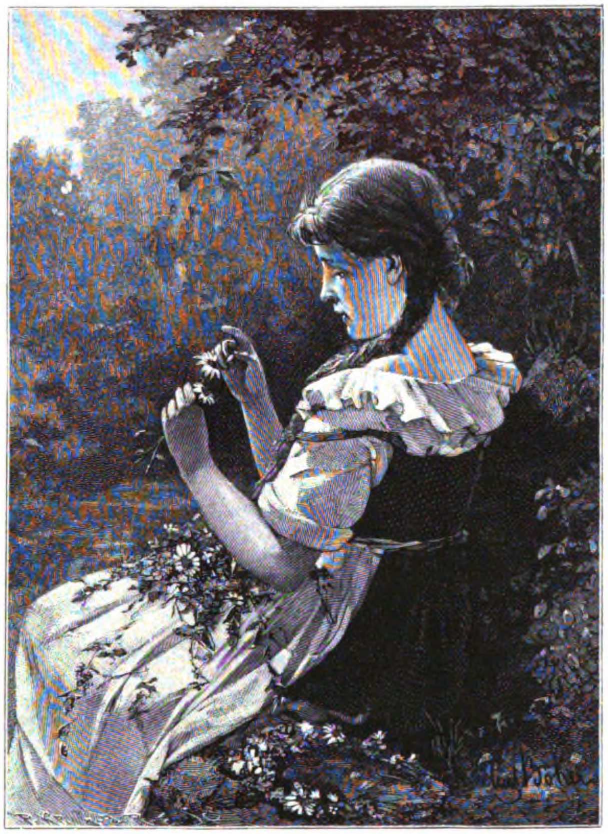
Gepreßt und geworben.

Erzählung von Philipp Knieſt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

II.

Vater Balthaſar wollte ſich, nachdem er ſeinen Sohn dem Magiſter Rehbein überbracht hatte, nicht länger als irgend notwendig in der Reſidenzſtadt aufhalten. Das aber konnte er nicht unterlaſſen, der Wachtparade beizuwohnen und hinter den langen Kerlen der landgräflichen Garde beim Raſſeln der Trommeln in Schritt und Tritt, wie's bei den alten und jungen Neugierigen üblich war, herzutrotten. Zufrieden bezeigte er ſich juſt nicht. „Bei meinem Bataillon,“ brummte er, „war ein anderer Drill in den Kerls. Kopf in die Höhe! Haltet euch doch ſtramm! Das kommt davon, wenn die Kravatte nicht ordentlich feſt um den Hals ſchließt. Die Augen müſſen aus ihren Höhlen hervorleuchten! Ei, du himmliſche Geduld! Iſt das denn ein Umgehen mit Wehr und Waffen! Das klingt und klappt ja nicht! Die Schrauben in den Musketen ſind zu ſcharf angezogen — müſſen loſe ſein. Drei Schock Donnerwetter! Das iſt ja eine lahme Parade! Dem Himmel ſei Dank, daß ich Schulmeiſter bin und mich über ſolche Kerle nicht zu ärgern brauche!“



Blumenorakel. Nach dem Gemälde von Karl Böker.

Er kaufte ſich ein großes Brot bei einem Bäcker, ein Endchen Wurſt beim Metzger, ließ die Feldflaſche in einer Deſtillation mit echtem Nordhäuſer füllen und ſchritt dann behende zum Thore hinaus, der Straße nach dem Dörflein Rauſchebach wieder zu. — Melchior blies indeſſen Trübſal nach Noten in dem finſtern engen Hauſe des Schuldeſpoten, welches in einer der ſchmalſten und unfreundlichſten Gaſſen der Stadt lag. Hoch oben im Giebel hatte man ihm ein Kämmerchen angewieſen, aus deſſen blinden Fenſterſcheiben kaum mehr zu erblicken war, als ein unabſehbares Sammelſurium von geraden, ſchiefen, krummen, hohen und niedrigen Dächern mit allen möglichen Sorten von Schornſteinen. Zum Glück jedoch ragte in nicht zu weiter Ferne mit vergoldetem Hahn auf dem Kreuz eine Turmſpitze empor, um welche die Dohlen mit heiſerem Geſchrei kreiſten. Das ſah denn doch noch einigermaßen erträglich aus.

Melchior war infolge ſeiner ſtreng ſoldatiſchen Erziehung in keiner Weiſe verwöhnt worden, weder was Kleidung, noch was Wohn- und Schlafſtätte betraf. Die letztere ähnelte mehr einer hölzernen Pritſche als einem Bette. Nie aber hatte er die peinlichſte Ordnung und Reinlichkeit vermißt. Hier jedoch in dieſem abſcheulichen Loch, welches ihm der Magiſter noch dazu als „Studierzimmer“ bezeichnet hatte, lag der Staub fingerdick, Spinnweben hingen von der Decke und verzierten alle Ecken, tote Fliegen bedeckten das Fenſterbrett, und in der wurmſtichigen Bettſtelle lag ein ſchmutziger Strohſack und eine zerriſſene Wolldecke; ein keineswegs lieblicher Modergeruch drang daraus hervor. Dem armen verlaſſenen Knaben ſtand das Weinen näher als das Lachen. Glücklicherweiſe vermochte er nicht, lange Betrachtungen anzuſtellen, da der unmelodiſche Ton eines aufgehängten Brettes, an welches mit einem hölzernen Hammer geſchlagen wurde, erklang, das Zeichen, welches ihm als das zum Mittageſſen rufende bedeutet worden war. Er band ſich die große blaue leinene Schürze vor, die ihm die Frau Magiſterin als ſeine Lehrlingsuniform überliefert hatte und eilte die morſche knarrende Treppe hinab.

Der Magiſter, ein langer, hagerer Mann, ſo vertrocknet ausſehend wie ein alter Pergamentband, ſtand an dem oberen Ende des Tiſches, an welchen ſich zu beiden Seiten die Frau Magiſterin und einige blaſſe Kinder anſchloſſen, denen dann der „Geſelle“ folgte, während das untere Ende von dem „Lehrburſchen“ — Melchior — eingenommen wurde. Rehbein faltete die Hände und ſprach mit näſelnder Stimme, ſo trocken und langweilig, als ob er ein Rechenexempel aufgäbe, ein langes Tiſchgebet, nach deſſen Beendigung ſich alle ſetzten und, ohne ein Wort zu ſprechen, das frugale, für junge Leute, wie Geſell und Lehrburſch, kaum genügende Mahl herunterwürgten, ein Geſchäft, welches ſich bald genug erledigte. Dann erfolgte wieder ein langatmiges Dankgebet, und alle erhoben ſich, einander geſegnete Mahlzeit wünſchend. Der Magiſter verfügte ſich in ſein Zimmer, vermutlich, um wieder einer höchſt verwickelten Rechenaufgabe nachzuſinnen, wie das ſo ſeine Liebhaberei war. Geſell und Lehrburſch dagegen gingen in die Schulſtuben, wo Melchior bedeutet ward, die durchaus nicht ſauberen Bänke und Fußböden unter der Aufſicht des Geſellen, welcher ihn ſeine Überlegenheit und höhere Stellung oft recht unangenehm und handgreiflich fühlen ließ, zu reinigen.

Später rückten die Schüler nach und nach heran und ſetzten ſich unter Lärm, Kichern und Lachen über den neuen Lehrburſchen auf ihre Bänke. Vermöge des Machtwortes des Geſellen, eines kleinen ſchmächtigen Menſchen mit ſchwarzem Haar und ſtechenden Augen, trat zwar einige Ruhe ein, das Gekicher und Lachen ließ ſich aber nicht ganz erſticken.

Als es zwei Uhr vom Kirchturm ſchlug, befahl der Magiſter Rehbein durch eines ſeiner Kinder den Lehrburſchen zu ſich her. Letzterer fand den geſtrengen Herrn im bunten Schlafrocke an ſeinem Arbeitstiſche ſitzend, eine lange Pfeife rauchend.

„Melchior,“ begann er, indem er ihm zwei Bücher überreichte, ein Leſe- und ein Rechenbuch, „hiernach iſt zu unterrichten; die Pagina, welche zu erledigen iſt, wird durch ein inliegendes Zeichen angegeben. Friſch hinein! Die Sache iſt nicht ſchwierig. Zucht bleibt die Hauptſache im Schulleben! Ordnung halten, in Furcht ſetzen! Vieles Wiſſen bläht nur auf. Setze dich in Reſpekt. Gelingt dir das nicht gleich,

5. Diviſion mit dem damaligen Chef des Generalſtabs des III. Armeekorps, von Reyher (Vorgänger Moltke's), auf dem Gute Loſſow bei Frankfurt a/O. einquartiert war. Begierig, über meinen früheren Lehrer und Gönner Näheres zu erfahren, hörte ich von dem General, daß man höheren Orts auf dieſen talentvollen Offizier durch eine beſondere Veranlaſſung aufmerkſam geworden ſei. König Friedrich Wilhelm III hatte dem Sultan ein Kriegsſpiel geſchenkt, doch niemand in deſſen Umgebung wußte damit Beſcheid. Endlich wurde ein preußiſcher Offizier, von Moltke, in Konſtantinopel anweſend, als gründlicher Kenner des Spieles ermittelt, zum Sultan beſchieden und bei demſelben bald ſo beliebt, daß er den Auftrag erhielt, die Feſtungen des Landes zu bereiſen und über deren Zuſtand zu berichten. Alle Entſchuldigungen, davon nichts zu verſtehen, da in Preußen beſondere Offiziere für dieſes Fach ſeien, wären vergeblich geweſen." —

Herrn Diviſionspfarrer Büttel in Schleswig verdanken wir den nachſtehenden ergreifenden Brief. Der Herr Pfarrer hatte den greiſen Feldmarſchall am 18. Mai 1887, dem fünfzigjährigen Todestag ſeiner auf dem alten Schleswiger Domfriedhof ruhenden Mutter, einige Epheureiſer von deren Grabe geſandt und erhielt darauf folgendes Dankesſchreiben:

Kreiſau, den 24. Mai 1887.

„Geehrter Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen verbindlichſt für Ihre freundliche Sendung, und werde den Epheuzweig vom Grabe meiner frommen Mutter da aufbewahren, wo ich nun auch bald meine Ruheſtätte finde. In dem halben Jahrhundert, welches ſeit ihrem Tode verfloſſen, habe ich vieles erlebt, aber das Andenken an ihre mütterliche Liebe und Aufopferung, und ich darf glauben, ihr Segen hat mich überall begleitet.

Nochmals mit herzlichem Dank
ergebenſt
Gr. Moltke.
F. M."

Das Heer des Großen Kurfürſten.

Von R. Wille. (Abdruck verboten.)

„Lieber ein Bettler in ehrlichen Lumpen, als ein Fürſt ohne Heer!" läßt Ernſt von Wildenbruch im „Neuen Herrn" den Kurprinzen ſagen — und wahrlich nicht ohne guten Grund! Als Friedrich Wilhelm, erſt zwanzig Jahre alt, den Thron ſeiner Väter beſtieg, waren die brandenburgiſchen Lande ſchon anderthalb Jahrzehnte hindurch von dem verheerendſten und greuelvollſten aller Kriege heimgeſucht, durch Seuchen und Hunger entvölkert, die Kaſſen leer, die Äcker brach, die Dörfer verödet, die Städte von Freund wie Feind bis aufs Mark der Knochen ausgeſogen. Und um das Maß voll zu machen: zur Abwehr der ringsum lauernden Gegner kein Heer, dem der Landesherr allein gebieten durfte. Nach dem Prager Abkommen (12. Juni 1637) hatten die brandenburgiſchen Truppen ſchwören müſſen, „dem Kaiſer, und an ſeiner Statt dem Kurfürſten gehorſam zu ſein." Dieſer Eidſchwur ward obenein von dem zuchtloſen Kriegsvolk in Wirklichkeit meiſt ſo gehalten, daß ſie weder dem einen, noch dem anderen über ihr eigenes Gutdünken und Belieben hinaus gehorchten.

In der That, nächſt nimmer wankendem Gottvertrauen waren ein adlerſcharfer Blick, unbeugſamer Wille und eine ſtahlharte Hand vor allem not, um dies unſelige Chaos zu bewältigen und das unglückliche Land dem ſicheren Verderben noch einmal zu entreißen.

Als Friedrich Wilhelm von den halb kaiſerlichen, halb kurfürſtlichen Söldnerſcharen den Eid der Treue für ſich forderte, ließ nur der Kommandant in Küſtrin, Oberſt Konrad von Burgsdorf, der ruhmvolle Verteidiger von Schweidnitz gegen Waldſteins Übermacht, mit der geſamten Beſatzung ſich ſofort bereit finden. Die Kommandanten von Berlin, Spandau und Peitz, Dietrich von Kracht, Auguſt Moritz von Rochow und Hartmann von Goldacker verweigerten dagegen den Schwur rundweg, weil, wie ſie ſagten, in ihrem dem Kaiſer geleiſteten Eide des Kurfürſten ja ſchon gedacht ſei. Kracht und Rochow wieſen ſogar unverblümt darauf hin, daß ſie ihre Regimenter vom Gelde des Kaiſers, nicht des Kurfürſten errichtet hätten. Es gelang zwar, ſich der drei Widerſpenſtigen mit Gewalt zu bemächtigen; doch entwiſchten ſie bald wieder und traten nun ganz in den kaiſerlichen Dienſt über; eben dorthin entließ der Kurfürſt auch die geſamte Reiterei bis auf die Leibgarde zu Pferde unter Oberſt Ehrenreich von Burgsdorf. Bei dem Fußvolk wurden die Regimentsverbände vorläufig aufgehoben und die Kompanieen (darunter die Leibgarde zu Fuß) auf die Feſtungen Berlin, Spandau, Küſtrin, Peitz, Memel, Pillau und auf das Cleveſche Gebiet verteilt.

Der baldige Abſchluß eines Waffenſtillſtandes mit Schweden (Juli 1641) bot Friedrich Wilhelm die erſehnte Möglichkeit, ſich der Heilung der furchtbaren Wunden, welche die endloſen Kriegsſtürme dem armen Lande geſchlagen hatten, ſowie der Neuordnung des ſo von Grund auf im Argen liegenden Heerweſens mit voller Kraft zu widmen. Unter Wahrung der ſtrengſten Sparſamkeit galt es zunächſt, die bisherige Art, wie die Truppen aufgebracht wurden, durchgreifend umzugeſtalten. Sie beruhte noch auf der verrotteten Lehnsverfaſſung, deren Mißſtände nur dadurch gemildert wurden, daß Brandenburg, unähnlich den meiſten anderen deutſchen Staaten, weder reichsunmittelbaren Adel, noch freie Reichsſtädte, ſondern ausſchließlich dem Fürſten lehnspflichtige Vaſallen kannte. Alle Grundherren, Städte, Klöſter hatten im Bedarfsfalle eine beſtimmte, dem Umfang und Wert ihres Beſitzes entſprechende Zahl Mannſchaften, Pferde und Wagen zur Bildung des Heeres zu ſtellen. Dies Aufgebot trat in friedlichen Zeiten (wie in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts) zuweilen fünfzig Jahre hintereinander nur zu gelegentlichen — ſehr ſeltenen — Muſterungen zuſammen. Das kriegeriſche Gefühl und Bewußtſein wurde daher bei allen Beteiligten nach und nach in Schlaf gelullt. Zahlloſe Verſuche, ſich mit der läſtigen Leiſtung ſo leicht und billig wie irgend möglich abzufinden, Beſchwerden und ungenügendes Aufgebot der vermeintlich zu hoch angeſetzten Lehnsträger, Widerſetzlichkeiten, ja förmliche Meutereien der Aufgebotenen (die z. B. 1610 nur mit Waffengewalt gedämpft werden konnten), abſichtliche und unabſichtliche Irrtümer in der Abgrenzung der Dienſtbezirke — kurz, Unordnung, Verwirrung, Widerwillen und Drückerei in jeder Form bildeten die natürlichen Folgen jenes verkehrten Syſtems. Zahl und Beſchaffenheit des Aufgebots, in deſſen Reihen breſthafte Schwächlinge und dem Galgen entlaufene Taugenichtſe keine Seltenheit waren, ſtand damit natürlich im Einklang; alles in allem unterſchied es ſich nur wenig von Falſtaffs berüchtigter Rekrutenhorde. Bei der Muſterung von 1622 in Preußen fanden die Kommiſſare mit großem Mißvergnügen, daß „die vom Herren-, Adel- und Ritterſtande, ſtatt ſelbſten zu erſcheinen, Schuſter, Schneider, Schulmeiſter und andere Handwerker (sic!) „auf die Pferde geſetzt hatten." Die meiſten trugen buntſcheckige ſchlechte Kleider und „Zipfelpelze;" die Dragoner hatten keine Ahnung vom Reiten; die Wybranzen (Fußknechte, auch „Amtsmusketiere" genannt) wußten Gewehr und Piſtolen nicht zu gebrauchen. Auf das Geheiß der geſtrengen Muſterungskommiſſare ließen die Hauptleute „Küraſſierröcke" in der erforderlichen Zahl anfertigen, und den Dienſtpflichtigen, welche ſie bezahlen mußten, wurde eingeſchärft, dieſe koſtbaren Gewänder „nicht bei Hochzeiten und Kindelbieren, ſondern nur zum Kriegsdienſt" anzulegen. Kam es zu kriegeriſcher Thätigkeit von längerer Dauer, ſo ließen ſich jene Lücken in der Ausbildung und Ausrüſtung mit der Zeit wohl ergänzen; wurde aber dann nach geſchloſſenem Frieden das Aufgebot „abgedankt," ſo war der Mehrzahl die Fertigkeit und auch die Luſt zu ihrem einſtigen Gewerbe gänzlich abhanden gekommen, und ebenſo die Möglichkeit, einen anderen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, für immer abgeſchnitten. Niemand im Land mochte ſich mit dieſen verwilderten und verrohten, dem Müßiggang, Trunk, Spiel und anderen Laſtern im Übermaß frönenden Kriegsknechten befaſſen, geſchweige denn ſie zu Geſellen und Arbeitern haben. So wurden denn nach jeder „Abdankung" die ohnedies ſchon ſattſam ausgebeutelten Gauen von einem gefräßigen Heuſchreckenſchwarm der wüſten frechen Geſellen überſchwemmt, welche Diebſtahl, Raub und Erpreſſung als ihr natürliches Vorrecht anſahen, und deren allezeit lockere Klingen beim geringſten Anlaß aus der Scheide fuhren. Daß es anderſeits an jeder geregelten Fürſorge für die im Kriege zu Krüppeln Geſchoſſenen gebrach, bedarf kaum der Erwähnung.

Mit der Löhnung des Heeres war es gleichfalls gar karg beſtellt. Das ging zuweilen ſo weit, daß den Soldaten, welchen man aus den erſchöpften Kaſſen Sold nicht reichen konnte, durch kurfürſtlichen Erlaß vom 5. Mai 1620 förmliche Bettelbriefe ausgeſtellt wurden. „Sie ſollen erſättiget ſein,“ iſt darin trocken geſagt, „wenn ihnen auf einen Trupp von zehn ſtark in einem jedem Dorfe drei Reichsgroſchen oder ſechsunddreißig Pfennige gegen Vorzeigen ihrer Kundſchaften gegeben werden. Laufen ſie aber einzeln herum, und es verreicht ihnen abermals ein jeder Bauer oder Hüfner zwei, und der Koſſäte oder Gärtner einen Pfennig, ſo ſollen ſie auch daran begnügig ſein und niemanden darüber beleidigen, weniger aber an Hühnern oder ſonſten etwas entfernen“ (welch zarte Umſchreibung!); „oder geht's einem oder mehreren ungleich darüber, alſo, daß er oder ſie mit Schlägen abgewieſen würden, oder auch ſonſten ein Meheres darüber ausſtehen müßten, ſollen ſie es niemandem als Ihnen (den Prälaten, Rittern, Amtsleuten, Bürgermeiſtern ꝛc.) ſelbſten klagen.“

Scharf aber gerecht iſt Friedrichs des Großen Kritik in ſeiner Abhandlung über die preußiſche Kriegsverfaſſung: „Was hatte dieſe lächerliche Anſtalt für Folgen? Der Kurfürſt erhielt ſtatt der Soldaten ein Heer von Bettlern!“

Ebenſo urteilt Wildenbruch, der die Zuſtände beim Regierungsantritt des Großen Kurfürſten im „Neuen Herrn“ überhaupt vortrefflich charakteriſiert hat, ſicher nicht zu hart, wenn er dem Oberſt Volkmann die Worte in den Mund legt:

„Und die Soldaten, die ich hatte,
Waren's Soldaten? Waren keine!
Stinkteufel, Schweine,
Das ärgſte Kroppzeug, das im Land
Irgendwo ſich zuſammenfand!
Hörten ſie eine Muskete knallen,
Thät ihnen 's Herz in die Hoſen fallen!“

Der Schritt von dieſen zuchtloſen, verachteten Banden bettelnd umherſchweifender (oder wie der Kunſtausdruck lautete „gardender“) Strolche, die ſich dem eigenen Lande weit verhaßter und furchtbarer machten, als dem Feinde — der Schritt zu einem geordneten, kraftvollen, ehrliebenden und geehrten Heeres-Organismus war, wie man ſieht, ein ungeheurer. Nur dem Titanengeiſte des Großen Kurfürſten, unterſtützt durch Männer wie Derfflinger, Sparre, Görtzke, Dohna, Goltz, Spaen, Schöning, Schwerin, Kleiſt, Canſtein, konnte er gelingen. Ein ſtehendes Heer! Friedrich Wilhelm war einer der erſten Fürſten, deren weitſchauender Blick in dieſer Einrichtung das einzige wirkſame Mittel erkannte, mit den alten jammervollen Zuſtänden gründlich aufzuräumen und der Wehrkraft des Volkes einen feſt gefügten, zuverläſſigen und jederzeit bereiten Rahmen zu geben, der im äußerſten Notfalle auch das Aufgebot aller waffenfähigen Männer keineswegs ausſchloß. Die Verwirklichung dieſes ſchöpferiſchen Gedankens erheiſchte natürlich Zeit und vor allem — Geld, das ſo überaus rar war. Doch auch dies unentbehrlichſte Erfordernis wurde ſchließlich geſchafft, freilich erſt nach manchem Ach und Krach. Die geregelte, von tüchtigen Beamten geleitete Verwaltung, die ſtrenge Beſchränkung aller irgend entbehrlichen Ausgaben, die Ablöſung der Ritterdienſte, die Einführung einer allgemeinen indirekten Steuer („Konſumtionsacciſe“) an Stelle der herkömmlichen „Kontributionsverfaſſung,“ welche auf ſtändiſch-feudalen Satzungen fußend an einer höchſt ungerechten Verteilung der Geldleiſtungen krankte, endlich die regelmäßigen Bewilligungen der Stände für den Unterhalt des Heeres — das waren die Quellen, aus denen anfangs ſpärlich, bald aber ergiebiger die Mittel für Friedrich Wilhelms großartige organiſatoriſche Pläne floſſen.

Die opferwilligen Stände der Mark ſtellten ihm ſchon durch Landtagsbeſchluß vom 18. April 1643 die Summe von jährlich 110 000 Thalern für die Beſoldung der Truppen dauernd zur Verfügung, und im Juni desſelben Jahres warfen ſie weitere 5000 Thaler aus, denen Beeskow und Storkow noch 3000 hinzufügten. Dieſe Beträge, die ſich zunächſt allerdings nur auf die wenigen, aus Georg Wilhelms Regimentern gebildeten Kompanieen bezogen, wurden ſpäter im Einklang mit der wechſelnden Truppenzahl wiederholt erhöht.

Widerhaariger zeigten ſich die preußiſchen Stände, welche nach dem Frieden von Oliva (1660) gar die Auflöſung des kurfürſtlichen Heeres verlangten; gegen Friedrich Wilhelms eiſerne Feſtigkeit blieb ihr thörichter Einſpruch jedoch fruchtlos, und ſchließlich — nicht ohne einigen Zwang — fügten auch ſie ſich den heilſamen Abſichten des Herrſchers. Seinen und ſeiner treuen Mitarbeiter unabläſſigen Bemühungen gelang es bereits 1651 in der Cleveſchen Fehde gegen den Pfalzgrafen von Neuburg 16 000 Mann auf die Beine zu bringen, ein Heer, wie es Brandenburg bisher noch nie beſeſſen hatte; und nach weiteren ſieben Jahren erreichte es faſt die doppelte Stärke. Im Februar 1658 ſtellten die fünf Marken (Alt-, Mittel-, Ucker-, Neumark und Priegnitz) 53 Kompanieen zu Roß, 10 Komp. Dragoner, 54 Komp. zu Fuß, Preußen: 17 Komp. zu Roß, 9 Komp. Dragoner, 29 Komp. zu Fuß (und 18 Komp. Wybranzen); Pommern: 21 Komp. zu Roß, 5 Komp. Dragoner, 8 Komp. zu Fuß; Halberſtadt; 5 Komp. zu Roß, 2 Komp. zu Fuß; Cleve (rund): 25 Komp. zu Roß und Dragoner, 30 Komp. zu Fuß, alſo im ganzen 286 Kompanieen oder gegen 30 000 Mann.

Doch die Zahl allein genügte dem Kurfürſten nicht; den Wert einer gediegenen Ausbildung würdigte er ſeiner vollen Bedeutung nach; ſie ſtetig zu heben, war ſein eifriges und erfolgreiches Streben, dem der Befehl entſprach, nur „wohlbewährte, tüchtige und zum Kriege geſchickte Männer zu ſtellen, auch womöglich geworbene Soldaten,“ d. h. bereits gediente, im Waffenhandwerk verſuchte Leute.

Den landläufigen Vorurteilen ſeiner Zeit weit voraneilend, erblickte Friedrich Wilhelm ſein Ideal bereits in einem nationalen, durchweg aus Landeskindern beſtehenden Heer. Dies hohe Ziel ließ ſich indes bei der herrſchenden hochgradigen Entvölkerung ſowohl der Städte, wie namentlich des flachen Landes nur langſam und ſtufenweiſe erreichen. Viel trug dazu die Verordnung bei, daß kein Unterthan fremden Kriegsdienſt nehmen dürfe; ebenſo die allmählich durchgeführte Entlaſſung oder Naturaliſierung aller übernommenen Offiziere, die nicht geborene Landeskinder waren, ſowie die Rückberufung der in ausländiſchen Dienſten ſtehenden Brandenburger. Zwanzig Jahre brauchte das große Werk zu ſeiner Erfüllung; aber endlich — nach dem Olivaer Friedensſchluß — durfte die kurfürſtliche Kriegsmacht in der That als eine weſentlich nationale gelten; dies beweiſen unter anderm nicht nur die noch vorhandenen Muſterrollen zahlreicher Truppenteile, ſondern auch die unter den Offizieren überaus ſtark vertretenen Namen der echt märkiſchen, pommerſchen und preußiſchen Familien Bredow, Zaſtrow, Rochow, Pfuel, Görtzke, Quaſt, Wallendorf, Hohendorf u. a. m.

Sein Hauptaugenmerk richtete der Große Kurfürſt auf die Heranbildung und Erziehung eines erfahrenen, von wahrem Ehr- und Pflichtgefühl beſeelten, aus einem Guß geformten Offizierkorps als des feſteſten Grundpfeilers jedes tüchtigen Heeres. Hierfür war eine vollſtändige Umgeſtaltung des noch aus den Landsknechtszeiten ſtammenden ſonderbaren Mißverhältniſſes zwiſchen dem Kriegsherrn, den Oberſten (Befehlshabern der Regimenter) und den übrigen Offizieren unerläßlich. Bisher ſchloß der Fürſt in der Kapitulation mit ſeinen Oberſten einen förmlichen Vertrag, welcher ihnen in vielen Dingen und ſo auch in der Beſetzung der Offizierſtellen ihres Regiments völlig freie Hand ließ; nach Gutdünken konnten ſie jeden Offizier anſtellen und entlaſſen. Die dadurch bedingte auffallende Ungleichheit des Offiziererſatzes, die willkürlichen Härten, unter denen einzelne häufig zu leiden hatten, die vielfachen erbitterten Rangſtreitigkeiten zwiſchen den Angehörigen der verſchiedenen Regimenter, beſonders aber das durchaus mangelnde Band gemeinſamer Kameradſchaft und

Allgemeinwörter zur Bezeichnung von Einzeldingen.

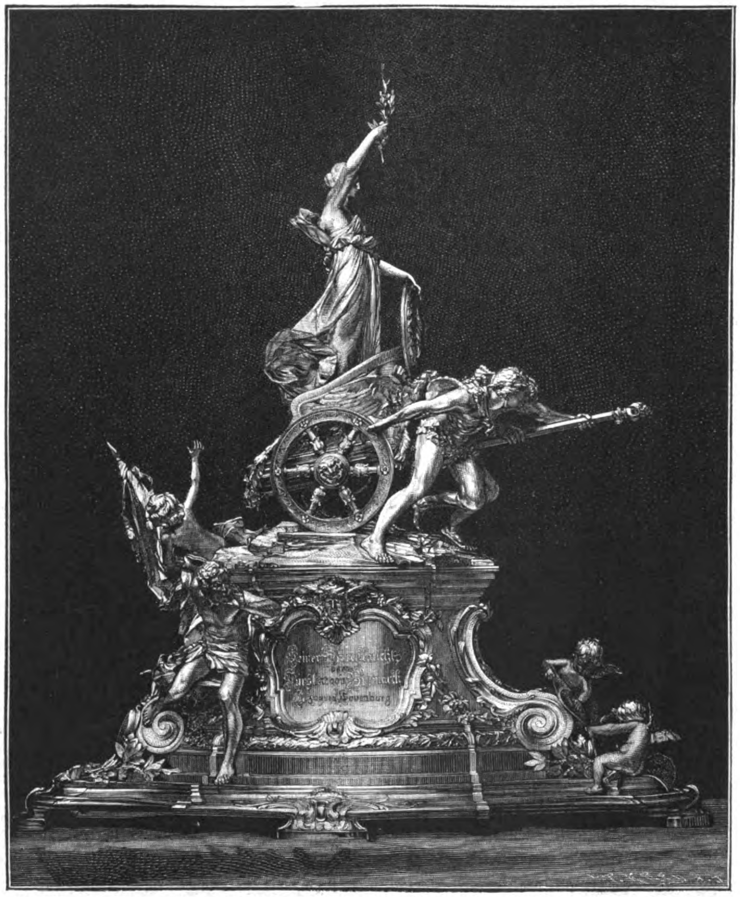
Sprachwiſſenſchaftliche Plauderei.

Von Ernſt Eckſtein. (Abdruck verboten.)

Unſere Überſchrift klingt dem modernen Leſer, der an geiſtvolle Knappheit gewöhnt iſt, wohl etwas ſchwerfällig. Dafür hat ſie den Vorzug, daß ſie mit klarer Vollſtändigkeit eine Thatſache ausſpricht, deren Vorherrſchen hier erörtert und durch einige überraſchende Beiſpiele dargethan werden ſoll.

Der Menſch, der ſeine Sprache rein mechaniſch erlernt, indem er den Eltern, Geſchwiſtern und Pflegern nachlallt, bildet ſich ein, jedes erlernte Wort bezeichne nun den betreffenden Gegenſtand ganz ebenſo individuell, wie dieſer Gegenſtand ſelber ſich von den übrigen — anders genannten — Dingen abhebt. Das Haus iſt von dem Garten, dem Himmel, dem Eiſen, der Sonne, dem Ohr gänzlich verſchieden; dementſprechend wohnt auch dem Worte „Haus“ etwas ganz Spezifiſches, nur auf den Begriff „Haus“ Zugeſtutztes, allem übrigen Fernliegendes inne. So folgert der naive Alltagsverſtand.

Wie vollkommen ſelbſtverſtändlich, erſchöpfend und deckend uns die Bezeichnungen im Verhältniſſe zu den Dingen erſcheinen, das geht aus einer charakteriſtiſchen Anekdote hervor, die Lazarus in ſeinem „Leben der Seele“ berichtet. Ein Deutſcher, der in Paris war, kommt nach Hauſe und teilt ſeine Erfahrungen mit. „Kurioſe Leute, dieſe Franzoſen,“ — ſpricht er zu einem Freund; — „ſtatt Brot ſagen ſie du pain.“ — Der Freund verſetzt: „Jedes Land hat ſeine Art. Die ſagen du pain, wir ſagen Brot.“ — „Ja,“ ereifert ſich nun der erſte, „und es iſt doch auch Brot!“ — Dieſem Manne war alſo das Wort und das Ding ſo unlöslich zuſammengewachſen, daß er die fremdſprachliche Bezeichnung für eine Art von Verrücktheit hielt. Er meinte: „Es iſt Brot und heißt Brot.“ Daß ein Franzoſe ihm hätte erwidern können: „Es iſt du pain und es heißt du pain“ — dieſer Gedanke hing ihm zu hoch. — Er hielt, wie Lazarus ſagt, das Wort für die Eigenſchaft, für die wirkliche und wahrhaftige Anſchauung des Dinges.



Mittelaufſatz des Sr. Durchlaucht dem Fürſten von Bismarck vom Centralverband deutſcher Induſtrieller gewidmeten Tafelſilbers, entworfen vom Baurat A. Heyden, ausgeführt von D. Vollgold & Sohn in Berlin.

Der Leſer mag über die hochgradige Einfalt dieſes Naturburſchen lächeln; aber wir alle ſtehen ein wenig unter dem Banne ähnlicher Mißverſtändniſſe. Auch wir glauben, in dem Worte „Brot“ ſtecke alles, was für den Gegenſtand charakteriſtiſch ſei; das Wort „Brot“ habe von Anfang an gar nichts anderes bezeichnen können, als das ſo und ſo aus Korn, Weizen ꝛc. geknetete und gebackene Nahrungsmittel.

Sehen wir näher zu, d. h. wandeln wir auf dem ungeheuren Wege der Sprachentwickelung an der Hand der Forſchung zurück, ſo ergibt ſich die Thatſache, daß den Einzelbezeichnungen urſprünglich ganz und gar nicht das anhaftet, was der Gebrauch ihnen nach und nach zugelegt hat, ſondern daß ſie zumeiſt einen viel allgemeineren, weit farbloſeren, ja mitunter den allgemeinſten Begriff enthalten, der ſich vorſtellen läßt: den des bloßen Thuns oder Machens.

Das Wort „Brot“ enthält z. B. von Haus aus nur den Begriff der Hitze. Es iſt von dem gleichen Stamme wie „braun“ und „Braten,“ und weiſt auf das gotiſche Zeitwort brinnan (neuhochdeutſch brennen) zurück, wovon auch das gotiſche Wort brinno (Fieber) ſtammt.

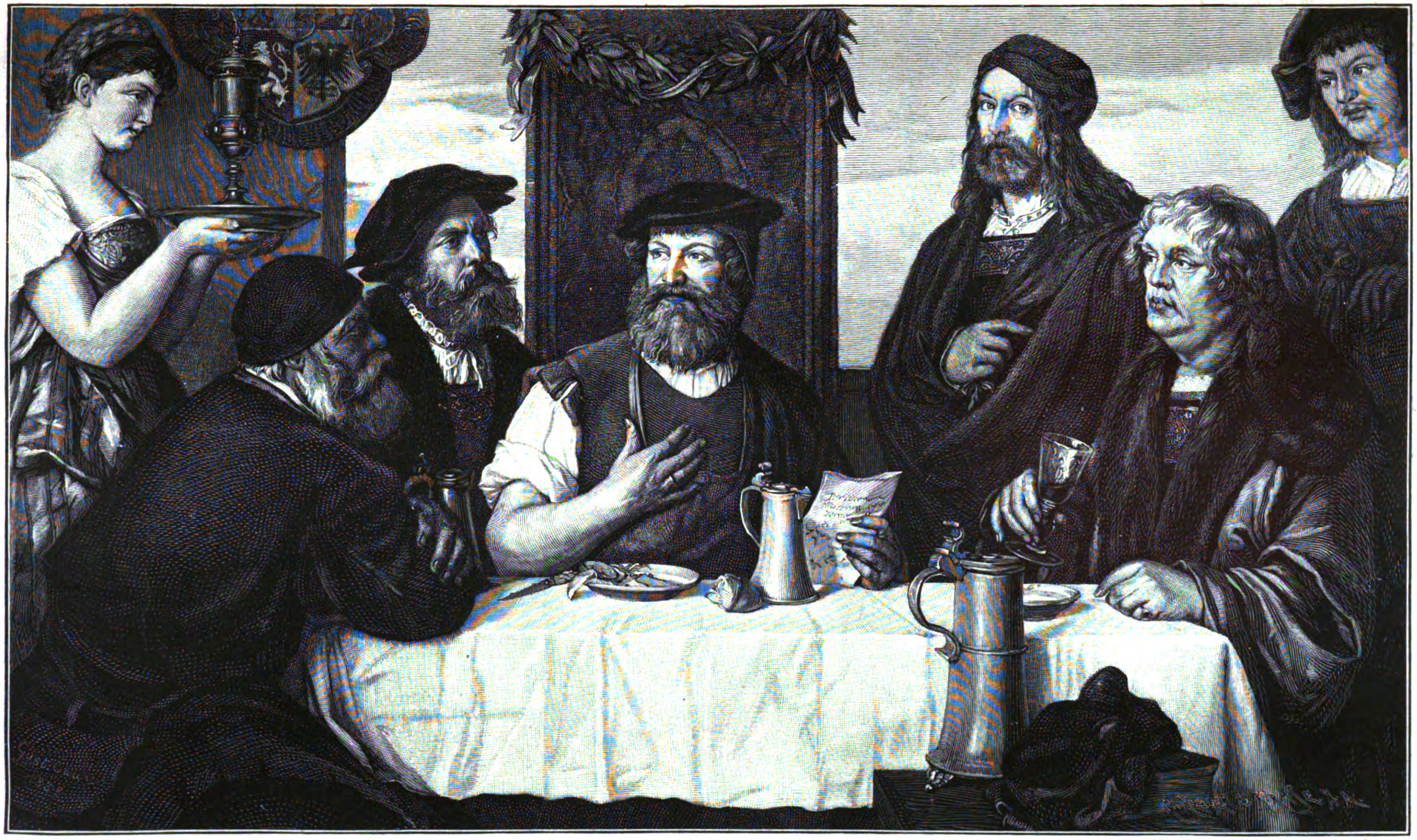
„Brot“ und „Braten“ ſind alſo beide ihrem Begriffe nach weiter nichts, als die durch Hitze zubereitete Speiſe. Das Schickſal hat es gewollt, daß „Brot“ nach ſeiner Wanderung durch die Jahrhunderte zufälligerweiſe das Korngebackene, „Braten“ das geröſtete Fleiſch bedeutet.

Jenes gotiſche brinnan aber, von welchem wir „Brot,“ „Braten“ und „braun“ ableiten, hat die Bedeutung „heiß ſein“, „brennen“ ſchwerlich von Urbeginn an beſeſſen; vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß die Wurzel brinn- ſich lediglich, wie ſo zahlreiche Zeitwortſtämme, auf eine beſondere Art der Bewegung, nämlich auf eine wellenartige bezog, und gleichermaßen von der Wellenbewegung des Waſſers, wie von der hin und her züngelnden Flamme gebraucht wurde. Denn zu der gotiſchen Wurzel brinn- gehört auch brunna = der Quell. Die Ähnlichkeit zwiſchen der rieſelnden Bewegung des Waſſers und der züngelnden des Feuers ſpringt in die Augen.

Wir ſind hier alſo von einem ſo höchſt konkreten Begriffe wie „Brot“ zu dem ganz allgemeinen der Wellenbewegung gelangt, — zwei Pole, zwiſchen denen uns kaum noch eine Beziehung zu walten ſcheint.

Es ſei uns verſtattet, den gleichen Weg noch mit einigen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Peter Viſcher. Eoban Heſſe. Hans Sachs. Albrecht Dürer. Willibald Pirkheimer. Hans Schäuffelin.

Nürnberger Meiſter. Nach dem Gemälde von Guſtav Gaul.

nach ihren Küſſen, und wie glückſelig ruhte ſie, von ſeinen Armen umfangen, an ſeiner Bruſt. Sie ſeufzten vor Glück zuweilen tief auf und lachten dann.

„Ach, wenn es doch immer ſo bliebe!“ wünſchte er. „Wenn ich dich gleich ſo behalten dürfte! Es iſt ſchrecklich, den ganzen langen Winter hindurch warten zu ſollen! Ich verſichere dich, zuweilen mein' ich, ich würde vorher ſterben.“

„Bertholdǃ“ rief ſie tief erſchreckt. Dann lachte ſie aber, da ſie in ſeine munteren Augen blickte, und meinte verſtändig: „Andere Brautpaare müſſen auch warten, und halten's auch aus!“

„Aber iſt dir denn nicht ebenſo? Haſt du nicht dieſelbe Sehnſucht?“ fragte er, und als ſie nickte und ihr Köpfchen wieder an ſeine Bruſt lehnte, küßte er ſie ſtürmiſch.

„Wenn ſich Herz und Aug' thun laben, will der Magen auch was haben!“ ſagte die Köchin Rieke mit ſchmunzelndem Lächeln, den Kopf in die Thür ſteckend.

Und dann kicherte ſie über ihren „Witz“ und die Lene kicherte auch und beide jubelten den ganzen Abend über die jungen Herrſchaften, die ſo luſtig aufgelacht hatten über Lenes Reim, den Lene und Rieke für äußerſt geiſtreich hielten.

Ein ganz altes Haus! Ein wunderlicher Kaſten mit unendlich vielen Käſtchen darin, denn anders konnte man die zellenartigen Stuben nicht nennen, die es in langen Reihen im Oberſtock enthielt, wo es außer den beiden Erkerzimmern und der in der Mitte liegenden „Galerie“ — einem ſchmalen Zimmer in der Front des Hauſes, deſſen eine Wand auch wieder aus lauter Fenſtern beſtand — kein einziges nur leidlich großes Gemach gab.

Die Baronin und Ina führten Berthold noch am Abend flüchtig durch dieſe oberen Räume. Überall unendliche Mengen von alten Kunſtwerken, darunter, wie die Baronin meinte, auch wertloſer Plunder. Die Zellen enthielten jede einen beſonderen Teil dieſer Sammlung.

Bertholds Schlafzimmer lag im Erdgeſchoß — nach dem Garten hinaus — dort, wo die ſogenannten Beſuchſtuben bei des alten Herrn Zeit geweſen waren; er ſelbſt hatte der Küche gegenüber, nach der Straße zu, gewohnt. Sehr ſpät erſt konnte Berthold ſich von Ina trennen. Er war nun ſelbſt abgeſpannt und müde und ſank ſofort in tiefen Schlaf. Als er am anderen Morgen erwachte, war es ſpät; über dem Garten lag dichter Nebel und abgefallene Blätter bedeckten die Wege; eine Art Veranda ſchien von der Gartenthür in den Garten hinein gebaut. Sie war mit wildem Wein bezogen, deſſen tiefrote und buntgefärbte Blätter nur noch zum geringſten Teil an den Ranken ſaßen.

Sicher erwartete Ina ihn ſchon lange! Wie hatte er nur ſo in den Tag hinein ſchlafen können.

Eine alte — gewiß ſehr alte Gobelintapete bedeckte die Wände des Schlafzimmers, und ihre verblichenen Farben ließen kaum den dargeſtellten Gegenſtand erkennen. Es waren menſchliche Figuren, aber er nahm ſich nicht Zeit, ſie anzuſehen, ſondern eilte, ſich fertig zu machen. Seinen geſtern Abend noch im Mietwagen gekommenen Koffer fand er im Nebenzimmer, das ihm als Wohnraum dienen ſollte, ſchon ausgepackt. Lautlos mußten die freundlichen Hände hier gewaltet haben. Ihm wurde dadurch angenehmerweiſe Zeit und Mühe geſpart — er huſchte ſchnell in eine bequeme Joppe, und nun mochte alles ſtehen und liegen bleiben — er mußte zu Ina.

Es war ein reizender Morgen, den ſie verlebten. Müde im Zimmer zu ſitzen, gingen ſie hinaus, das Städtchen zu beſehen, welches Ina in ſeiner ganzen Kleinbürgerlichkeit noch kaum kennen gelernt hatte. Nur auf der ſogenannten großen Straße gab es einige alte Häuſer, größer als das, welches die Baronin bewohnte, und um die katholiſche Kirche herum ein paar ſogenannte „Höfe,“ einſt adligen Herren gehörend, als Wiesleben noch Bedeutung für die Provinz gehabt hatte. Aus allen Häuſern ſchaute man dem Paare nach.

„Morgen gehen wir zum Deiche hinaus!“ tröſtete Ina, da Berthold über dies „ewige Spionieren“ der Leute ärgerlich wurde.

Am Nachmittag wiederholten ſie ihren Spaziergang — ein paar Beſuche kamen für die Baronin — der Tag verging wie im Fluge, und kein Menſch war glücklicher, als das Brautpaar, denn was könnte es Schöneres geben als das Bauen an wonnigen Zukunftsplänen! Und Berthold war groß darin!

Es hatte alles Hand und Fuß, was er ſagte, mußte die Baronin zugeſtehen. Sie erfuhr erſt jetzt aus ſeinen gelegentlichen Andeutungen, daß er viel reicher war, als ſie, an beſcheidene Verhältniſſe gewöhnt, angenommen hatte. Den Plan ſeines Hauſes hatte er mitgebracht. Es gehörte ſeiner Familie ſeit mehr als hundert Jahren und war vor achtzig Jahren etwa, nach einem Brande, der das Innere teilweiſe zerſtört hatte, erneuert worden.

„Dennoch würden ſie es vielleicht manchmal unbequem finden, aber er wünſche ſo ſehr, daß ſie es bewohnten,“ ſagte er, und Ina hatte Verſtändnis für das Gefühl, in einem altangeerbten eignen Hauſe zu walten. Sie vertieften ſich mit großem Vergnügen in die Pläne für die von Berthold befohlene Renovierung, und die Baronin hörte mit ſtummer, aber freudevoller Verwunderung, daß ihre Ina in einer Art Schloß wohnen werde.

Dabei kamen Berthold neue Ideen. Ina ſollte die Stoffe ſelbſt ausſuchen, und er telegraphierte darum. Als es geſchehen war, fiel ihm ein, daß es viel klüger ſei, ſie führen alle drei nach Berlin, um die nötigen Sachen dort an Ort und Stelle zu kaufen.

Es war der Baronin in ihrer Mittelloſigkeit ein großes Behagen, ſich auszudenken, daß ſie ihrem Schwiegerſohne einen Teil der Sammlung, z. B. die Becher und was ihm ſonſt gefallen möchte, anſtatt einer Mitgift überweiſen könne. In ſein Haus würde das alles paſſen, und er hatte dann ſicher Freude daran, wenn er jetzt auch nur Augen für Ina zu haben behauptete.

Als am nächſten Morgen bei herrlichem Sonnenſchein der Bräutigam früher bei den Damen erſchien, ſah er ſo belebt aus, daß Ina ihn nach dem Grunde fragte. Er erzählte ſehr amüſiert, daß auf der Wand ſeiner Schlafſtube heute im Bereich eines Sonnenſtrahls eine lebensgroße Figur hervorgetaucht ſei, die ihm ganz komiſch bekannt vorgekommen.

„Als ich länger hinſah, ich war zuerſt noch ein wenig ſchlaftrunken,“ erzählte er weiter, indem er ſich ein Ei nahm und es zu öffnen begann, „fiel mir ein, daß es Ähnlichkeit haben könnte mit dem böſen roten Mann meiner Kindheit, nur ſteht der viel entſetzlicher in meiner Erinnerung. Und das Komiſche iſt — es ſcheint mir Herodes mit ſeinem bethlehemitiſchen Kindermord.“

„Hat er denn auch das lange Meſſer?“ lächelte Ina, die ſich ſofort an jene Eindrücke erinnerte, von denen er damals mit dem Major geſprochen.

„Allerdings, ein Schwert, und um ihn herum ſtehen ſeine Schergen und ſchlagen den Kindern die Hälſe ab.“

„Das haben wir noch nicht einmal entdeckt!“ ſagten Mutter und Tochter.

„Ich nahm mir die Freiheit, das Schränkchen von der Wand zu rücken; es amüſierte mich, daß ich als Kind ſozuſagen ahnend ein Bild in der Seele trug, welches ich im Hauſe meines geliebten Mädchens wiederfinde!“ verſetzte er heiter.

Schon tags vorher hatten ſie viel des alten Mannes gedacht, der ihnen dieſe ſorgloſe Exiſtenz eröffnete! Sie hatten ihm nie näher geſtanden; nur weil ſie entfernte Blutsverwandte waren, ließ er ſie das Haus bewohnen und vermachte ihnen, neben einer mäßigen Rente, deſſen geſamten Inhalt.

„Der mehr Wert hat, als ihr denkt!“ meinte Berthold. Vieles in den Sammlungen ſei ſehr koſtbar, vermutete er; er hielt ſich aber ſelbſt nicht für einen genügenden Kenner.

Zwei Wochen ſollte er bei Ina bleiben! Einen Teil davon dachten ſie in Berlin zu verbringen — die Baronin widerſetzte ſich nicht länger.

Als kluge Frau wußte ſie, daß es nicht gut gethan ſein würde, den demnächſtigen Schwiegerſohn in einem täglichen und ſtündlichen Koſen hindämmern zu laſſen. Der junge Arzt, den ſie einer ſtarken Heiſerkeit wegen für ſich ſchon in den erſten Tagen hatte kommen laſſen müſſen, entſprach ihrer Bitte und veranlaßte Berthold zu gelegentlichen Ausfahrten mit ihm und zum Beſuche des ſtädtiſchen Herrenklubs. Auch ſonſt machte Berthold noch einige Bekanntſchaften — die Zeit ging ihm viel zu ſchnell hin, und nun wollte auch noch das Schickſal, daß Ina eines Nachmittags den Beſuch zweier Schulfreundinnen aus ihrer alten Heimat erhielt, die in wohlmeinendſter Abſicht ſie mit ihrem Geplauder über heimiſchen Stadtklatſch derartig überſchütteten, daß er verzweifelnd davonlief. Dann aber wußte er nichts Rechtes mit ſich anzufangen. Mißlaunig ſchlenderte er über die Straße, wo es einige Stufen hinauf nach dem Kirchplatze ging, der einſt der die katholiſche Kirche umgebende Begräbnisplatz der Gemeinde geweſen war. Jetzt hatte man denſelben mit Bäumen und Gebüſch ſchön bepflanzt, zwiſchen welchen freilich noch die Grabſteine und Kreuze längſt Verſtorbener hervorragten und breite Wege lieſen. Seitwärts an der tiefer liegenden Straße gab es eine Reihe vornehmerer Erbbegräbniſſe, von Gittern umgeben und von Trauerweiden oder Eſchen beſchattet. Über dem allen ruhte ein weiches halbes Sonnenlicht, welches ſich zwiſchen dem den Himmel bedeckenden Grau nur mühſam hindurchſtahl. Die fallenden Blätter, der eigentümlich herbſtliche Duft, die tiefe Stille und Einſamkeit machten einen poeſievollen beruhigenden Eindruck auf den ärgerlichen geſtörten Liebhaber.

Dies Bild ganz in ſich aufzunehmen, lehnte er ſich an eines der eiſernen Gitter, welche die Erbbegräbniſſe umgaben und blickte vor ſich hin auf das etwas prahleriſche Denkmal, ohne es eigentlich zu ſehen, da ſeine Phantaſie ihm eben wieder ſeine Ina zeigte, wie ſie ſehnſüchtig aus dem Fenſter nach ihm ſchaute, und ihre ſchwatzenden Jugendgeſpielinnen, die er ins Pfefferland wünſchte. Dabei las er die Inſchrift des Denkmals:

„Hofmedicus Schmidtmann“

Hofmedicus! Hofmedicus! Das war das Wort, das er in ſeinem Gedächtnis nicht hatte wiederfinden können. Hofmedicus! „Hier ruht in Gott der Herr Hofmedicus Schmidtmann,“ las er laut, „geboren den 1. Oktober 1783, geſtorben den 4. Juni 186 .“

Dann ſtand er wie erſtarrt und ſah in dumpfem Erſtaunen auf das Grabmal. Da war er ja, der alte Hofmedicus Schmidtmann, den er als kleines Kind gekannt in ſeinem gelblichen Schlafrock, die weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe und eine Pfeife in der Hand, und den er dann im Sarge liegen geſehen hatte! Ganz klar und deutlich in jedem Zuge ſtand das Bild vor ihm. Merkwürdig! So war er alſo einmal ſchon als ein kleines Kind hier geweſen! Der rote böſe Mann! Mein Gott, in derſelben Kammer vor der er ſich damals ſo unbeſchreiblich gegraut, ſchlief er jetzt! Aber er hatte doch den Namen des alten Prandtner nie gehört! Sollte Schmidtmann damals etwa der Beſitzer geweſen ſein? Und wie war er ſelbſt hierher gekommen? Gewiß mit ſeinen Eltern, aber welche Beziehungen mochten die zu jenem Manne gehabt haben? Jedenfalls ließ ſich's erforſchen. Es wäre doch zu intereſſant, wenn ſich am Ende Beziehungen feſtſtellen ließen, von denen er nie gehört, die vielleicht auch auf Ina irgendwie Bezug hatten; er ſelbſt hatte zwar ſeinen Onkel nie davon reden gehört, aber — freilich — er war auch bei deſſen Tode noch ſo jung! Wie wenig wußte er überhaupt von ſeinen Eltern und dem Onkel, und wie oft wünſchte er ſchon Genaueres über ſie zu erfahren. Sein Vater war der Vetter von Nicos Vater geweſen, aber in jahrelangem Streit, deſſen Urſache jetzt niemand mehr kannte, mit dieſem verfeindet; ſeine Mutter, eine geborene Leuthold aus Hamburg, die Tochter eines reichen alten Hauſes. Ihr einziger Bruder fallierte nach der Eltern Tode und wanderte mit allen Seinen aus, als ſie eben verheiratet war. So blieb ſie bei ihrem Gatten allein und ohne nahe Verwandte zurück. — Hier — in dieſem alten Hofmedicus Schmidtmann fand er vielleicht einen ihrer Verwandten! Den dürftigen Faden mußte er feſthalten und verfolgen. Er wollte eben mit raſchen Schritten nach Hauſe gehen, um die Mägde zu fragen, als die Köchin Ricke mit einem Korbe am Arm die Treppe nach dem Kirchplatze heraufkam.

Sie war ihm ſehr wohlgeſinnt, und als er ſie zu ſich heranrief, lachte ſie verſtändnisinnig und meinte: „Vor ſechs Uhr geht der Zug nicht, Herr Leutnant, ſo lange bleiben die Fräulein!“

Er ſeufzte. Dann zeigte er ihr das Grab und den Namen. „Haben Sie den alten Mann noch gekannt, Ricke?“

„O, gewiß, Herr Leutnant, ich war dazumalen ſo eine halbwüchſige Deern; gekannt hab' ich ihn auch wohl ſo eigentlich nicht, aber ich weiß noch ganz genau, wie er ausſah!“

„Gelber Schlafrock? Zipfelmütze? Lange Pfeife? Nicht wahr, Ricke?“

Sie blickte ihn verdutzt an.

„Nein, Herr Leutnant,“ meinte ſie und ſchüttelte den Kopf, „pikfein ging er immer, einen ſchwarzen Hut hatte er auf, ſpiegelblank, und immer ſchwarzes vornehmes Zeug und einen Stock mit einem goldenen Knopf. Die kranken Leute meinten, wenn er nur käme, würden ſie ſchon geſund.“

„Gehörte ihm das Haus früher, worin wir jetzt wohnen, Ricke?“

„Nein, Herr Leutnant, unſres nicht, aber das neben unſrem, das war ſeins. Als er ſtarb, hat es Senator Kohlhaſe gekauft, und dem ſein Sohn wohnt nun darin.“

Wie Schattenbilder zogen an Bertholds Geiſte die Erinnerung an den alten Mann — an die alte Hanne und jenes Mädchen im Sarge vorüber.

Hanne!

„Sagen Sie einmal, Ricke, ſollte wohl noch jemand hier leben, der den alten Herrn gekannt hat?“

„O, gewiß, Herr Leutnant, die alten Leute ſprechen noch oft von ihm; es hieß mal, er ginge um in ſeinem Hauſe!“ erwiderte ſie, die letzte Mitteilung mit ſich weit öffnenden Augen und geheimnisvoller Stimme machend.

„Haben Sie jemals von einer Hanne gehört, die bei ihm diente?“

„Rothmalers Hanne? O, gewiß, die kennt hier jedes Kind! Die hat es gut! Der hat er ein Haus vermacht und einen Garten und auch Feld genug — ja, die brauchte die Hände nachher nicht mehr zu regen! Unſer Herr hat es nicht ſo gut mit uns gemeint, obwohl wir auch nicht unzufrieden ſind, Herr Leutnant.“

„Wo mag die Perſon wohnen?“

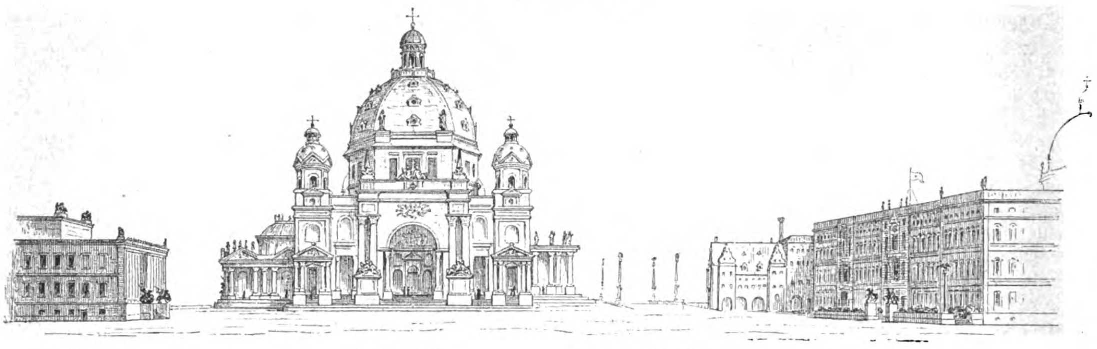
Ricke blickte dem jungen Herrn verſtändnislos ins Geſicht. Er konnte doch nicht die Hanne meinen?

Ja, doch, die meinte er, gerade die!

Sie gab ihm Auskunft — ganz verwirrt über die Idee eines ſo „wunderſchönen“ Herrn Leutnants, nach der alten Rothmaler zu wollen. Dann blickte ſie ihm eine ganze Weile wohlgefällig nach. „So ein ſchmucker Menſch und ſo nobel!“ In der Hand hielt ſie einen blanken Thaler, den er ihr eben gegeben. Kopfſchüttelnd ſetzte ſie ihren Weg fort. Erſt jetzt dachte ſie darüber nach, was er wohl mit ſeinen Fragen über den alten Hofmedicus gewollt habe und was die Hanne Rothmaler ihn angehe.

Unterdes war Berthold in ein kleines Nebengäßchen eingebogen, und ein Junge zeigte ihm dort ſofort das geſuchte Haus. Es war eins wie alle in dieſer Straße, wo nur Ackerbürger zu hauſen ſchienen, die jeder ſtolz einen möglichſt großen Düngerhaufen unmittelbar vor die Giebelfront des Hauſes gehäuft hatten. Nur bei dem der alten Hanne fehlte ein ſolcher.

Mit dem Bilde aus der Erinnerung in ſeiner Phantaſie ſtand Berthold in einem kleinen reinlichen Stübchen, in welches ein junges Mädchen ihn hineinführte, einer weißhaarigen hochbetagten Greiſin gegenüber, die in Kiſſen in einem Stuhl am Fenſter lehnte und aus klugen Augen über die Hornbrille weg den jungen Herrn neugierig muſterte. Die alte Frau


Das Muſeum.
Der neue Dom.
Kaiſer Wilhelmbrücke.
Schloß.

Der neue Dom im Luſtgarten zu Berlin. Situationszeichnung.

Der Dom zu Berlin.

Im Jahrgang 1889 brachten wir einen umfangreicheren Artikel über den bekannten Raſchdorffſchen Entwurf für den Berliner Dombau. Bekanntlich hat derſelbe, nach einigen Änderungen, inzwiſchen die Allerhöchſte Genehmigung gefunden und iſt augenblicklich in einem größeren Modell im Kunſtgewerbemuſeum ausgeſtellt. Unſere heutige Zeichnung veranſchaulicht nach dieſem Modell die Größenverhältniſſe zwiſchen Dom, Schloß und altem Muſeum in äußerſt klarer Weiſe. Das unſtreitig Imponierende des mächtigen Baues tritt unverkennbar hervor.

Einige Angaben über die Baugeſchichte des alten, nun dem Abbruch verfallenen, geſchichtlich immerhin höchſt denkwürdigen Doms dürften von Intereſſe ſein. Schon König Friedrich I hatte den Bau eines großen Doms, der zugleich die Oberpfarrkirche des Schloſſes ſein ſollte, geplant, und auf ſeine Anregung zeichnete Andreas Schlüter einen von hoher ſchöpferiſcher Phantaſie zeugenden Entwurf, in welchem ein kugelförmiger Dombau den Abſchluß des Schloßplatzes bildete; die Münzturmkataſtrophe begrub auch dieſes herrliche Projekt. Im Jahre 1847 ließ Friedrich der Große die beſtehende alte Domkirche abtragen und in den drei folgenden Jahren an der Nordoſtſeite des Luſtgartens eine neue Domkirche durch den älteren Boumann erbauen: eine große Saalkirche mit Emporen und an der Vorderſeite errichteter Kuppel. Schinkel fügte bei der 1817 vollendeten Reſtauration des Gebäudes dem Äußeren die von zwei ioniſchen Säulen und zwei Nebenkuppeltürmen getragene Vorhalle hinzu und bekleidete das Ganze mit ernſteren, helleniſchen Kunſtformen. Ihm war auch der geſchmackvollere Ausbau des Inneren mit großen korinthiſchen Säulen zu danken. Immerhin vermochte auch ſein Genie den dürftigen, zopfigen Bau mit den vorhandenen Mitteln nicht in wahrhaft künſtleriſchem Sinne umzugeſtalten.

Rechtsrat.

Nur Anfragen von allgemeinerem Intereſſe können an dieſer Stelle beantwortet werden. Unſer juriſtiſcher Mitarbeiter bittet, in der Frage das bez. Reichsgebiet (Staat, Provinz) genau anzugeben, da die Beantwortung für die verſchiedenen Reichsgebiete bisweilen verſchiedenartig ausfallen muß.

Frage: Muß in Preußen der urſprüngliche Mietsvertrag von neuem abgeſtempelt werden, wenn das Mietsverhältnis nach Ablauf der im Vertrage feſtgeſetzten Zeit infolge unterbliebener Kündigung ſtillſchweigend für ein weiteres Jahr fortdauert?

Antwort: Gewiß; und zwar muß die Kaſſierung des Stempels ſpäteſtens 14 Tage nach Eintritt der ſtillſchweigenden Vertragsverlängerung bei Vermeidung der Strafe des einfachen Stempelbetrages erfolgen. Dies wiederholt ſich bei jeder weiteren ſtillſchweigenden Verlängerung. Der Stempel beträgt übrigens neuerdings (Geſetz vom 19. Mai 1889) nicht mehr $^1/_3$, ſondern nur $^1/_{10}$ Prozent der Miete.

In unſerer Spielecke.

1. Magiſche Silbenquadrate.

ca	ca	li	a	a	be
li	se	no	les	les	te
no	vor	va	te	chil	kop
an	an	li	ga	o	o
li	ki	nor	ba	ba	bil
te	te	set	ne	ne	na

Die neun Silben in jedem der obigen vier Quadrate ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter ergeben.

2. Dreiſilbige Scharade.

Iſt Eins die Kraft auch, welche dir gegeben,
Sei nur die Letzten ſtets mit feſtem Mut.
Dann wachſen Schwingen dir zum kühnen Streben,
Du fühlſt die Macht in dir, die Wunder thut.
Doch mag dir in Gefahr auch nahe Rettung winken.
Biſt du das Ganze, wirſt du dennoch unterſinken!

Fr. St.

3. Rätſel.

Als Kind des Geiſtes darfſt du mich begrüßen,
Das hier in Raum und Zeit geſtaltet iſt;
Leicht iſt aus mir, wenn *dein* ich bin, zu ſchließen,
Wes Geiſtes Kind, ob gut, ob bös du biſt.
Dein bin ich! Doch — *darfſt du dich* glücklich preiſen?!
Was *iſt* der Mann, der, was er *ſcheint*, nicht *kann*!
Drum mußt du *mich* erſt als *ſolid* erweiſen;
Sonſt wirſt du nimmer ein *gemachter* Mann.

Pf. J.

4. Zweiſilbige Scharade.

Mein erſtes Wort beſtimmt die Zeit;
Doch iſt im Norden wie im Süden
Es ein Begriff von Dehnbarkeit
Und ſeine Deutung ſehr verſchieden.

Dagegen wird mein zweites Wort,
Wo es auch ſei in deutſchen Landen,
Als Maß der Zeit an jedem Ort
Auf gleiche Weiſe ſtets verſtanden.

Und wer denkt nicht an Blütenduft
Und ſieht die Welt im Sonnenglanze
Bei Vogelſang und lauer Luft,
Wenn man ihm nennt das ſchöne Ganze?

Fr. St.

5. Rätſel.

Dem Menſchen und dem Edelſtein bin ich die ſich're Stütze,
Zu ihrer Hebung bin ich auch den Beiden wahrlich nütze.
Den Menſchen und den Edelſtein weiß ich durch Halt zu zieren,
Verloren gehen beide leicht, ſobald ſie mich verlieren.

R. F.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 34.

Schachaufgabe.

1. S b 3 — c 5 1. K e 5 — d 6 (f 6)
2. S g 5 — f 7 oder S c 5 — d 7 ♯

A.

1. . . . 1. K e 5 — d 4 oder d 5 — d 4
2. D a 6 — a 1 oder S c 5 — e 4 ♯

1. Dreiſilbige Scharade. Windſtille.

2. Rätſel.

Carnot, Arno, Oran, Nora, Norma.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

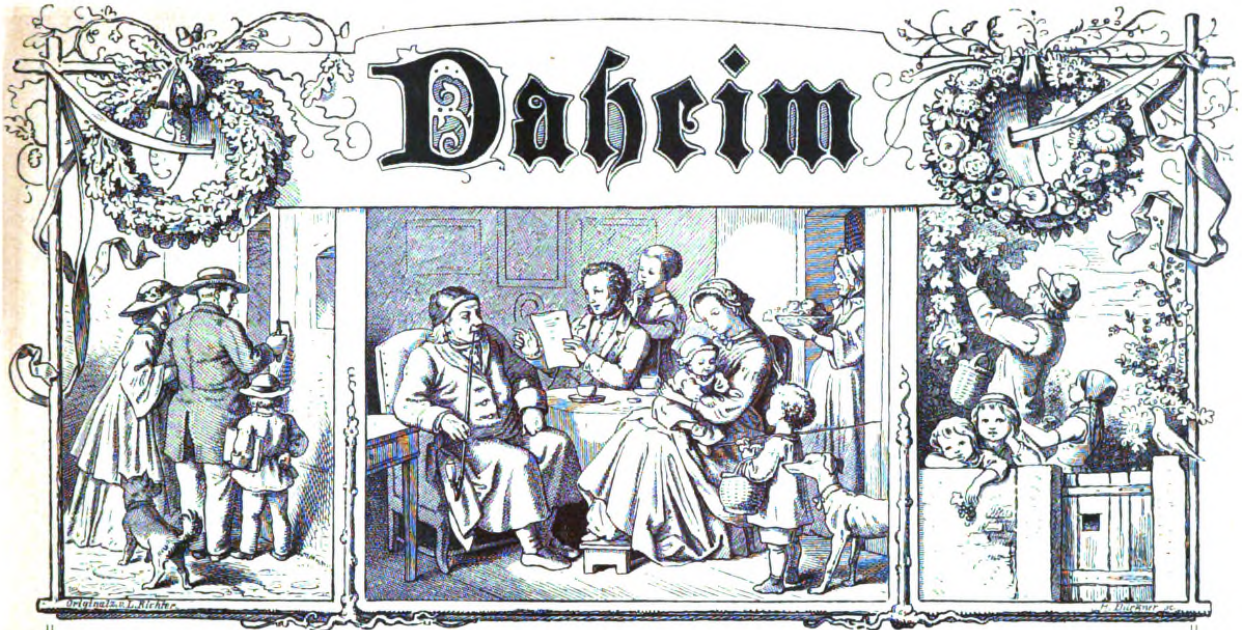
Der erſte Pfingſtfeiertag dieſes Jahres 17./5. 1891.

4. Rätſel. Wallenſtein, Allenſtein.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Zwei Moltke-Erinnerungen. Mit einer Illuſtration. — Das Heer des Großen Kurfürſten. Von R. Wille. — Gepreßt und geworben. Erzählung von Philipp Knieſt. Fortſ. — Allgemeinwörter zur Bezeichnung von Einzeldingen. Sprachwiſſenſchaftliche Plauderei. Von Ernſt Eckſtein. — Nürnberger Meiſter. Mit einer Illuſtration. Von Dr. Oskar Doering. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Ein gefährlicher Gegner von W. Kuhnert, und Blumenorakel von K. Böller. — Die liebe Not. Gedicht von J. Trojan. — Tafelaufſatz für den Fürſten Bismarck. Mit einer Illuſtration. — Ausſtellungsweſen. — Erdkunde. — Kleine Zeitung. — Der Dom zu Berlin. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Juni 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 36.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Ich muß Sie aber gekannt haben, Fräulein!“ ſagte Berthold. „Es kann nicht anders ſein! Sie hatten mich auf dem Arm und zeigten mir den alten Hofmedicus im Sarge!“

„Ich? Ihnen? Mein Gott!“ Auf einmal blickte die Alte auf und ſagte: „Sie machen wohl Spaß mit mir alten Perſon! Sie ſind doch nicht der kleine Harald?“ Und dabei erhob ſie ſich, brachte ihr Geſicht dem ſeinigen ganz nahe und blickte ihn aufgeregt an.

„Wer war denn dieſer Harald?“ fragte er.

„Ja, wenn Sie das nicht wiſſen, ſind Sie's auch nicht!“

„Ich bin's nicht, aber Sie könnten mir ſagen, wer er war!“

„Warum wollen Sie das durchaus wiſſen?“ fragte ſie mißtrauiſch. „Wohl wegen der Erbſchaft vom alten Prandtner? Neunzig Jahre und drüber iſt er geworden, und ſein ganzes Geld hat die Stadt gekriegt und eine Dame, die auch ſo heißt; aber die Viktoria iſt's nicht — der Paſtor war bei mir und hat mir geſagt, von der ſei nie wieder was laut geworden. Sie ſei ja auch enterbt.“

Viktoria? Harald? Was gingen ihn alle dieſe fremden Namen an! Ein anderer fiel ihm ein.

„Es thut mir ſo leid, daß Sie ſich gar nicht darauf beſinnen, Fräulein Hanne, obwohl Sie ſo nett gegen mich geweſen ſind. Ich habe immer an Sie gedacht. Nun will ich Ihnen noch einen Namen nennen, ob Sie ſich auf dieſen beſinnen werden! Haben Sie mal Lina Bückendorf gekannt?“

„O, gewiß! Sie war die Tochter von unſerem Nachbar. Sie ſtarb aber, keine zwanzig Jahre alt; Lungenentzündung, ſagte mein Hofmedicus, der ſo klug war, ich aber wußte es beſſer: an Liebeskummer ſtarb ſie. Ein ſchönes Mädchen und ſo brav!“

„Und an den Sarg dieſes jungen Mädchens haben Sie mich auch geführt, Fräulein Hanne; ſie lag da im weißen Kleide, einen Blumenkranz im Haar.“

„Ja, ſo war es,“ nickte ſie. „Und den Tag darauf ſtarb mein Herr am Schlage. Lag tot im Bett, als ich ihn wecken wollte. Den Tag vorher hatte er die große Aufregung wegen der Viktoria gehabt mit dem alten Prandtner.“

Berthold atmete auf, regte ſich aber nicht. Jetzt kam die Alte in Zug.

„Welche Aufregung?“ fragte er nur.

„Ach, das ſind alte begrabene Geſchichten! Die Frau war mit dem Kinde zurückgekommen — wollte gern Verſöhnung mit dem Großvater — hatte keinen Groſchen mehr von dem vielen Gelde, welches der Großpapa ihr hatte auszahlen müſſen.“

„Wie hieß das Kind?“

„Ich ſagte es ſchon, Harald! Aber wie der Alte nur den verhaßten Namen hörte! Und ſie wurde dann auch ganz wild und rief, ihr Mann ſei der beſte, edelſte Menſch geweſen und ſie ließe ihn in ſeinem Grabe nicht beſchimpfen! Da hat er ſie mit dem Kinde hinausgejagt, und der Herr Hofmedicus ging hinüber, als eine Stunde oder ſo um war, und wollte ihn zurecht ſprechen. Und als er zurückkam — ich ſah es gleich! — ich dachte gleich, das geht nimmer und nimmer gut! — und richtig, den anderen Morgen — ich hatte noch gerade das Kind auf dem Arm, daß die kranke junge Frau Ruhe haben ſollte. Gott, welch' ſchöner Engel die Viktoria war! — Ja — was wollt' ich denn eigentlich ſagen?“

„Sie hatten das Kind auf dem Arm und traten an des alten Herrn Bett.“

„Ja — richtig — und da war er tot! Ruhig eingeſchlafen — nicht wieder aufgewacht! Mich hat er im Teſtament gut bedacht und ſeinen Kutſcher und das Mädchen auch; das andere Geld fiel an die Armen — und die junge Frau hatte keinen Groſchen und keinen Beſchützer mehr, nun unſer guter Herr ſo auf einmal tot war. Die anderen Leute in der Stadt hatte ſie nie leiden mögen.“

Sie ſchwieg und wiegte traurig den Kopf.

Ihn intereſſierte die ganze Geſchichte nur von einem Punkte aus.

„Mit dem kleinen Harald habe ich vielleicht geſpielt?“

„Geſpielt? Ach, Gott, an ſpielen dachten wir dazumal nicht! Das Kind ſaß in den Ecken herum, und keiner fragte danach. Ich hatte alle Hände voll zu thun. Wiſſen Sie, mit dem Begräbnis! Das iſt das ſchönſte geweſen ſeit Menſchengedenken.“

„Bin ich denn etwa bei dem alten Prandtner je zum Beſuch geweſen?“ dachte Berthold. Es war doch möglich; ihn reizte dieſer ſeltſame Beweis von frühem Erinnern, und die Schwierigkeit, eine richtige Erklärung zu finden, machte ihn erſt recht hartnäckig. Es gab ſicher auch noch andere ältere Leute, die er fragen konnte. Einſtweilen wollte er dieſe alte Frau, die ſich jetzt offenbar für ihre eigenen Erinnerungen erwärmte, nicht loslaſſen; möglich, daß ſie doch noch auf die richtige Spur kam. Dazu intereſſierte ihn nun auch der verſtorbene Prandtner, der keine nahen Erben beſaß und daher die Baronin und Ina bedachte, während doch eine Viktoria dageweſen war, die ihm nahe ſtand und die einen Sohn hatte. Von dieſen Gedanken ganz erfüllt, ſtörte er die Alte nicht in ihrem Schweigen.

„Sonderbar,“ ſagte dieſe jetzt, „daß Sie die Lina Bückendorf gekannt haben! Die Viktoria ſahen Sie wohl nicht?“

Er verneinte.

„Ach, Gott, die war auch nur eine Woche bei uns und lag ja, als ob ſie ſterben wollte, das arme Weib! So in Trauer um den Mann! Und was war das für 'ne Liebe geweſen! Na, damals ſagten die Leute, es wäre Gottes Strafe, weil ſie um ihn vom Großvater weggelaufen war und das noch obendrein mit ſeinem ärgſten Feinde, von wegen der Schriften, wiſſen Sie!“

Himmel — er wußte nichts. Was konnte er von ihrem Gerede begreifen?

„Schriften?“ fragte er.

„Ja, ich weiß nicht mehr, was es war; der junge Herr hatte eine Schrift gemacht, dann der alte Prandtner — und dann wieder der junge Herr und darüber war ſo ſchrecklicher Streit gekommen. Und als da noch die Viktoria ſagte, ſie liebe ihn und wolle nicht von ihm laſſen, da hat der alte Herr, der immer gleich ſo wütig wurde, ſie auf Tod und Leben bedroht, und ſo iſt ſie heimlich nachts mit ihrem Mann auf und davon. Und das Schreckliche war, daß ſie nicht getraut waren. Das Geſchrei in der Stadt hätten ſie hören ſollen! Die ſtolze ſchöne Viktoria von Prandtner weggelaufen bei Nacht und Nebel! Sie war gar nicht weggelaufen; ſo gemein machte ſie ſich natürlich nicht. In einem Wagen hatte er ſie heimlich abgeholt, ganz wie es ſich für ein adliges Fräulein ſchickte. Aber davon wollte das Klatſchvolk nichts hören!“

„Hatte denn der alte Herr von Prandtner damals vielleicht Beſuch, Fräulein Hanne? Denn Sie überzeugen ſich doch, ich habe den toten Hofmedicus und das tote junge Mädchen geſehen! Hörten Sie nicht, ob vielleicht meine Mutter damals bei dem alten Herrn zu Beſuch war? Denn ſehen Sie, ich habe die Figur auf der Wand in ſeinem Hauſe nie vergeſſen!“

„Beſuch? Ja, wiſſen Sie, ich hatte die Tage her ja ſo viel zu thun. Viel Beſuch bekam er nicht, denn er war von jung auf ein ſchlimmer, unfreundlicher Mann, der nichts für andere übrig hatte, nur immer für ſeine alten Scharteken! Das Fräulein Viktoria war übel daran bei ihm!“

„Wo iſt denn die Viktoria hernach geblieben?“ fragte Berthold, um Hanne vielleicht noch weiter anzuregen.

„Du lieber Gott, Herr, wo mag die geblieben ſein? Weg war ſie mit dem Kinde! Sie hat ſich denſelben Tag noch einmal vor dem Großvater auf die Kniee geworfen, er ſollte es ihr vergeben und ſie und das Kind doch da behalten, er hat's aber nicht gewollt; aus dem Hauſe hat er ſie gejagt — und da iſt ſie fort. Ich hatte ſo viel mit dem Begräbnis zu thun — als ich's aber erfuhr und daß ſie den ſüßen Jungen mit hätte, da hab' ich mir ſchier die Augen ausgeweint!“

„Und hat man ſpäter nie von ihr gehört?“ fragte Berthold ſehr intereſſiert, denn dieſer Frau wäre das Erbe des alten Prandtner zugekommen von Gottes- und Rechtswegen.

„Nie — niemals! Der alte Herr hat auch nie wieder von ihr wiſſen wollen! Ach, der hatte einen harten Sinn, wie kein zweiter auf der Welt. Hat ja auch im Teſtament geſtanden, ſeine Enkelin Viktoria von Palis enterbe er.“

„Von Palis?“ rief Berthold von Wendhofen und ſprang empor.

„Ja, ſo hieß der ſchwediſche Herr, von dem ſie ſich entführen ließ.“

Palis — Frau Beate — das Porträt, welches er neulich entdeckt hatte — alles ging ihm im wilden Durcheinander im Kopfe herum. War da ein Zuſammenhang? „Von Palis“ ſtand hinter dem Bilde der Frau, die nur Frau Beate ſein konnte — Frau Beate als junge, ſtrahlend ſchöne, glückliche Frau. Entdeckte er, während er ſeinen kindiſchen Erinnerungen nachjagte, hier in dieſem weltvergeſſenen Städtchen ihre Herkunft, einen Teil ihrer Lebensſchickſale?

Die alte Frau hatte ſich ermüdet in ihre Kiſſen zurückſinken laſſen.

„Ich danke Ihnen ſehr, Fräulein Hanne!“ ſagte er „und hoffe, Sie ſind nicht böſe, daß ich ſo lange blieb.“

„Ach nein! Es iſt mir ja lieb,“ ſagte ſie matt und höflich, „nur daß ich gar nicht begreifen kann, daß ich Sie in dem Arm getragen haben ſoll. Sagen Sie mal,“ fragte ſie, ſich plötzlich mit kräftigerem Blick aufrichtend: „Sagen Sie mal aufrichtig, Sie ſind wohl der kleine Harald und verſtellen ſich nur ſo vor mir und kommen wegen der Erbſchaft?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Nein, Fräulein Hanne, aber ich danke Ihnen vielmals! Ich kenne Ihren Harald nicht und hatte bis heute nie von ihm gehört.“

Als er bei Ina wieder ankam — ganz gedankenvoll und aufgeregt um Frau Beate — empfahlen ſich eben die jungen Damen, und Ina ſchlug ihm glücklich lachend vor, dieſelben zur Bahn zu bringen, worauf er mit Vergnügen einging.

Auf dem Heimwege — es dämmerte bereits ſtark — erzählte er ihr, was er erlebt und freute ſich, daß ſie ebenſo lebhaften Anteil daran nahm wie er. Sie weihten dann auch die Baronin ein und ſprachen den ganzen Abend von allen dieſen Geſchichten, gingen auch zuſammen in des alten Herrn Stube, um dort etwa nach einem Bilde oder irgend einem Hinweis auf die verſchollene Enkelin Viktoria zu ſuchen — fanden aber nichts. Die Baronin erzählte, indem ſie des alten Herrn Schreibpult öffnete, ſie habe in all dieſen Papieren umhergewühlt — aus Neugier, wolle ſie geſtehen, denn ſie hätte ſich doch gern von des unbekannten Wohlthäters Leben ein Bild machen wollen — aber ſie glaube nicht, daß darin auch nur das Geringſte zu finden ſei. Faſt nichts als alte Rechnungen und Quittungen wären es geweſen, es habe ſie damals ſchon befremdet, daß er von Familienpapieren ſo gar nichts hinterlaſſen. Rieke habe erzählt, der Alte hätte jeden Brief und was ſonſt an ihn gekommen wäre, gleich verbrannt. Nun waren ſie aber doch alle drei ſehr neugierig und aufgeregt geworden und riefen die Köchin ins Zimmer, ſie nach ihrem alten Herrn zu befragen. Was Rieke ſagte, ſtimmte im weſentlichen mit den Äußerungen der alten Hanne überein. Ein ganz eigener, ſonderbarer Herr mußte der Alte geweſen ſein, Rieke berichtete von allerlei gar ſeltſamen Eigenheiten.

„Ich habe auch wohl gehört, daß er in früheren Jahren viele Prozeſſe gehabt hat, und die Leute ſprachen, er ſei ein ſchlechter Menſch, aber als ich zu ihm kam, war er ein alter

Mann, und an ſein grämliches, ärgerliches Weſen gewöhnte ich mich bald. Wir konnten ja ſonſt thun, was wir wollten," fügte ſie hinzu. Von jener Enkelin hatte ſie als junges Ding viel reden hören, ſie auch wohl hier und da geſehen — „ein ſchönes, ſchrecklich ſtolzes Fräulein, aber die war nachher geſtorben und verdorben, ſagten die Leute."

So blieb alles Fragen reſultatlos.

„Sie müßte an unſerer Statt hier ſitzen!" ſagte beklommen die Baronin.

„Enterbt, hat ſie dazu keinerlei Recht, Mama, und wenn unſere Frau Beate und dieſe Viktoria ein und dieſelbe Perſon wäre, ſo müßte ſie doch wohl durch ein Wort etwas haben merken laſſen, als ſie hörte, daß Ihr dies Haus für Eure Lebenszeit geerbt. Davon war doch ſicher öfter die Rede?" meinte Berthold. Ihm kamen wieder alle ſeine Vermutungen ſo haltlos wie möglich vor, denn Ina, wie die Mutter verſicherten, ſie hätten gerade in letzter Zeit unaufhörlich von Wiesleben geſprochen.

So blieb die Sache, nachdem Berthold abends beim Zubettgehen noch einmal wieder jenen Herodes der Tapete nachdenklich beleuchtet, auf ſich beruhen. Um Frau Beates willen durften ſie nicht daran rühren.

Die Tage gingen dann in ruhigem Gleichmaß hin. Ina und Berthold machten weite Spaziergänge auf dem Deiche, von dem herab ſie das Meer in jeder Beleuchtung ſahen und ſich daran freuten; ſie liefen durch das ganze Haus, unterſuchten die Altertumsſchätze des alten Prandtner und kramten in alten Schränken und Truhen. So fanden ſie auch eines Tages eine wurmſtichige Kommode ganz voll von allerlei altmodiſchen Sachen, die einer jungen Dame gehört haben mußten. Das aber war und blieb das einzige Zeichen von der Exiſtenz dieſer Viktoria.

Es kamen mehrfach Unterhändler, welche die Sammlungen des alten Prandtner kaufen wollten und verſtimmt abzogen, als Berthold ihnen eröffnete, die Baronin könne ſich einſtweilen noch nicht für einen ſolchen Verkauf entſcheiden.

„Wenn ich nur bloß den Ofen ſehe," ſagte der eine dieſer Händler — „'s ſind alte Delfter Kacheln — ich bin ein reeller Menſch und biete der gnädigen Frau mehr dafür, als irgend ein anderer!" Der Zweite verliebte ſich in alte vergilbte Handſtickereien von Seide und Wolle und bot einen die Damen überraſchenden hohen Preis dafür — nur um den Anfang zu machen. Ein Dritter ſah ein Schränkchen — ſicherlich einem fürſtlichen Hauſe entſtammend — mit Schildpatt völlig überzogen und in dieſem Einlagen von Perlmutter und Silber, und flehte förmlich, es ihm zu verkaufen.

So merkten ſie wohl, daß alle dieſe vernachläſſigten und verſtaubten Dinge, die wie Plunder ausſahen, einen viel höheren Wert repräſentierten, als ſie je gedacht hatten.

Es war eine außerordentlich glückliche Zeit, die ihnen viel zu raſch hinging. Nie hatte die Baronin ein ſorgloſes Leben geführt — jetzt genoß ſie es in ihrer beſcheidenen Weiſe mit dem Blick auf den Reichtum, der Ina bevorſtand, und ein Gefühl höchſter mütterlicher Freude und Genugthuung ſchwellte ihr Herz.

„Wer hätte das von meiner Ina gedacht?" ſagte ſie ſich ſtolz.

Dann reiſten ſie nach Berlin.

Berthold hatte in einem ſeinem Hauſe nahen kleinen, aber nur von der beſten Geſellſchaft beſuchten Hotel Quartier für die Damen beſtellt. Er ſelbſt wollte zum erſtenmal ſeit ſeines Onkels Tode wieder in den alten, ſchon von den Handwerkern in Beſitz genommenen Räumen wohnen, in welchen er ſich als Knabe getummelt hatte.

Auch hier gab es allerlei Erinnerungen, aber ſie waren keine freundlichen! Der alte Matthäus von Wendhofen hatte das Leben eines vornehmen Herrn geführt, ſich ſelbſt nichts abgehen laſſen und jeder Kavalierpflicht gegen ſeine Freunde und Bekannten genügt, im übrigen aber alle Sticheleien auf ſeinen Geiz ſpöttiſch lächelnd überhört und mit ſeinem Vermögen ſo gut gewirtſchaftet, daß es ſich faſt verdoppelt hatte, wie er ſeinem Univerſalerben und Neffen Berthold von Wendhofen in ſeinem Teſtamente auf Heller und Pfennig klar legte, „damit dieſer, wenn er dereinſt ein Mann ſei, ſich ein Beiſpiel daran nehme."

Daß er das elternloſe Kind mit dem liebebedürftigen Herzen in einer Exiſtenz zwiſchen Mietlingen jammervoll darben ließ, das mochte er wohl nie bedacht haben. Er gab demſelben bei ſeinen Lebzeiten alles, was es nur irgend brauchte. Was er ſelbſt nicht hatte — Liebe — die konnte er nicht geben.

„Ich bin für ihn der geſetzliche Erbe ſeines Geldes geweſen und das ahnungsloſe Werkzeug ſeiner Rache an den anderen Verwandten," dachte Berthold, „dennoch muß ich ihm dankbar ſein, denn wenn ich aus meiner Eltern Nachlaß auch immerhin einen beſcheidenen Wohlſtand mein nannte, ſo machte er mir doch erſt die beneidenswerte Stellung, die ich einnehme!"

Das Haus lag an einer einſt vornehmen, jetzt aber zu ſtiller Unbedeutendheit herabgeſunkenen Straße. Es hatte einen mäßig großen Garten und darin ein paar alte Bäume — das war ein Vorzug, den Berthold nicht hoch genug ſchätzen zu können behauptete.

Zwei alte Leute, eine einſtige Köchin und ihr Mann, hatten ſeit Jahren ſtill und unbehelligt darin gelebt und auf Ordnung geſehen. Es ſchien Berthold, als ob Frau Glaſer von ſeinem Vorhaben keineswegs ſehr angenehm berührt ſei; die Frau hatte ihn ein paarmal ganz eigentümlich angeſehen, aber die Augen ſchnell abgewendet, als er ſie dabei ertappte. Im übrigen war ſie ſo höflich und freundlich, bemühte ſich ſo wohlthuend um das Behagen der beiden Damen und hatte ſo fröhliche Glückwünſche für Ina gehabt, daß er nichts weiter an ihr auszuſetzen fand und bei ſich überlegte, es werde wohl das beſte ſein, das Ehepaar Glaſer aus dem Hauſe zu entfernen und ihm dafür eine angemeſſene freiwillige Entſchädigung zu geben. Inzwiſchen aber waren dies alles Gedanken, die nur ſchattenhaft durch ſein von Glück, Liebe und Hoffnung ganz erfülltes Herz zogen. Die Wonne, der Geliebten tauſend Freuden und Genüſſe bieten zu können, die auf ſie den tiefſten Eindruck machten, überwog jedes andere Gefühl.

Vier Tage hatten ſie ſo geſchwelgt — von einem Vergnügen zum anderen eilend und dann mit Jubel jede Stunde des ruhigen Zuſammenſeins und der bräutlichen Zärtlichkeit begrüßend.

Die Baronin wollte dieſen letzten Tag zu einigen Einkäufen für ſich und Ina benutzen, denn der Winter machte allerlei warme Hüllen und Kleider nötig.

Berthold ſollte dieſe Stunden dazu verwenden, ſich für morgen wieder zum Dienſt zu melden; es würde mit dem Arm wohl ſchon gehen. Die Damen wollten dann mit dem Nachmittagszuge abfahren.

Die „vorbereitende" kurze Trennung erſchien dem Liebespärchen als eine ſchrecklich herzloſe Grauſamkeit der Mama; dieſe lachte aber nur und las eifrig in einem ihr nachgeſandten Briefe des Majors, der nach vielen Vorwürfen, daß man ihn allein gelaſſen habe und vielen Seufzern über Frau Liſa insbeſondere und die Frauen im allgemeinen, berichtete, Nico tröſte ihn in ſeiner Einſamkeit. Dann ſchrieb der alte Herr weiter: „Frau Beate traf ich neulich. Der Müller hatte ſchon wieder einen Anfall von Delirium gehabt, und ſie war eben bei ihm geweſen, um zu einem ſchwerkranken Kinde zu gehen. Ich verſichere Sie, liebe Baronin, die Frau ſchleicht am Stocke und iſt nach meinem Dafürhalten in letzter Zeit mit ihrer Geſundheit ſo heruntergekommen, daß ich ſie derb abkanzelte, denn ich danke dafür, daß ſie mich allein läßt, wenn es auf die Letzt' geht, wozu ich ſie mir ſchon immer ausgeſucht hatte. Jetzt habe ich den Doktor geholt. Ich predige Ruhe — Blutarmut, ſagt er und ſpricht von mangelhafter Ernährung und erſchöpften Kräften. Nun liegt ſie oben im Hauſe in Ihrer Stube, liebe Freundin, und ich gebe ihr ſelbſt ihre Arznei und von meinem alten Portwein, was ich ihr nur aufzwingen kann. Eine Laſt iſt's aber mit den Weibern! Und meine ‚Perle' iſt, weiß Gott! auch liſtig und falſch und heuchleriſch wie alle anderen; da traue der Teufel noch einer einzigen! Aber ein alter Major läßt ſich keine Wippchen vormachen, der kennt die Sorte! Und ſo hilft ihr alles Proteſtieren und Reden nicht, ſie iſt krank, wird gepflegt — Kranke zu verſorgen gibt's nicht, und damit punktum!"

„Immer derſelbe gute, warme Freund! Und immer dasſelbe Urteil über die Frauen! Und doch gibt's keinen, der zartere und treuere Ritterlichkeit gegen ſie beweiſt," ſagte die Baronin mit ihrem warmen, herzlichen Lächeln.

Frau Beate iſt krank! Sie waren alle drei in Sorge um ſie und hatten die Empfindung, als dürfe die Frau noch nicht ſterben, als müſſe das Dunkel, das ſie umgab, zuvor gelichtet werden. Und doch hatten ſie noch immer keinen Weg dazu gefunden, denn wer hätte wagen ſollen, ſie aufzuſcheuchen aus ihrer ſo mühſelig getragenen Reſignation?

Am Nachmittage reiſten die Damen ab. Der erſte Schnee fiel in die Blumenſträuße, welche Berthold ihnen mitbrachte.

Er ſtürzte ſich in den Dienſt, und die Tage gingen ihm hin in einem Trennungsſchmerz, der ihn gegen alles andere ganz unempfindlich machte.

„Ich erſchrecke vor der Gewalt meiner Liebe zu Dir, Ina! In Deinem Herzen, in Deinen kleinen Händen hältſt Du mein Glück, und ich frage mich, ob es nicht faſt unmännlich iſt, ſo von einer geliebten Frau abzuhängen, ſo nur zu leben in ihr und durch ſie!"

So ſchrieb er.

Es war Abend, zwei Lampen erhellten das Zimmer, im Ofen brannte ein gutes Feuer, und der Novemberwind ſauſte und heulte um das Haus, das jetzt totenſtill dalag, während es den ganzen Tag von Hammerſchlägen und dem Lärm der Arbeiter widerhallte.

Berthold hatte ſich des Onkel Matthäus große Stube und ein daranſtoßendes kleines Zimmer zum Wohnen und Schlafen für den Winter einrichten laſſen. Man riet ihm, ſelbſt in dem Hauſe zu bleiben, damit die Arbeit raſch von ſtatten gehe — ſo ertrug er das Unbehagen in der Hoffnung, ſeine Heirat dadurch beſchleunigen zu können.

Er erwartete das Ehepaar Glaſer, dem er die Kündigung auf Oſtern gegeben hatte und mit dem er heute über die Entſchädigung ſprechen wollte, die er ſich für dasſelbe ausgeſonnen. Da pochte es, und die beiden ältlichen Leute kamen. Er ließ ſie ſich niederſetzen und fand beide ſehr verſtändig und für ſeine Vorſchläge dankbarer, als er erwartet. So war alles ſchnell zu beiderſeitiger Zufriedenheit abgemacht.

Dennoch gingen die alten Leute nicht, ſondern fragten noch mancherlei, ſprachen von ſeiner Braut, und er wunderte ſich bereits über ihre Art, die Unterhaltung zu verlängern, als der Mann aufſtand und mit einem verlegenen Blick auf die Frau von Gehen ſprach. Sie räuſperte ſich, indem ſie ſich nun auch langſam erhob; wieder blickten Mann und Frau ſich gleichſam ermutigend an, dann ſagte ſie, ſich zu ihrer gewohnten Reſolutheit aufraffend: „Da iſt auch noch der Gebhardt, gnädiger Herr, der früher mal beim ſeligen Herrn diente. Es geht ihm ſchlecht, und er liegt uns ſeit länger ſchon an, daß wir's dem gnädigen Herrn ſagen ſollen."

„Gebhardt?" fragte Berthold, „wer iſt das?"

Er war keineswegs abgeneigt, einem alten Diener eine Unterſtützung zukommen zu laſſen, wußte aber durchaus nicht, wer es ſei.

„Verdient hat er's ja eigentlich nicht," ſagte Glaſer zögernd, „und er iſt ja ſchon lange vor des ſeligen Herrn Tode weggekommen; freilich nötig genug hat er's ja wohl, und wenn ſo ein alter Thunichtgut erſt jahrelang Wolle geſponnen hat —"

„Alſo ein ſchlechtes Subjekt? Na, Glaſer, geben Sie ihm einen Thaler — hier — und ſagen Sie ihm, er möge machen, daß er fortkommt. Solche Kerle unterſtütze ich nicht."

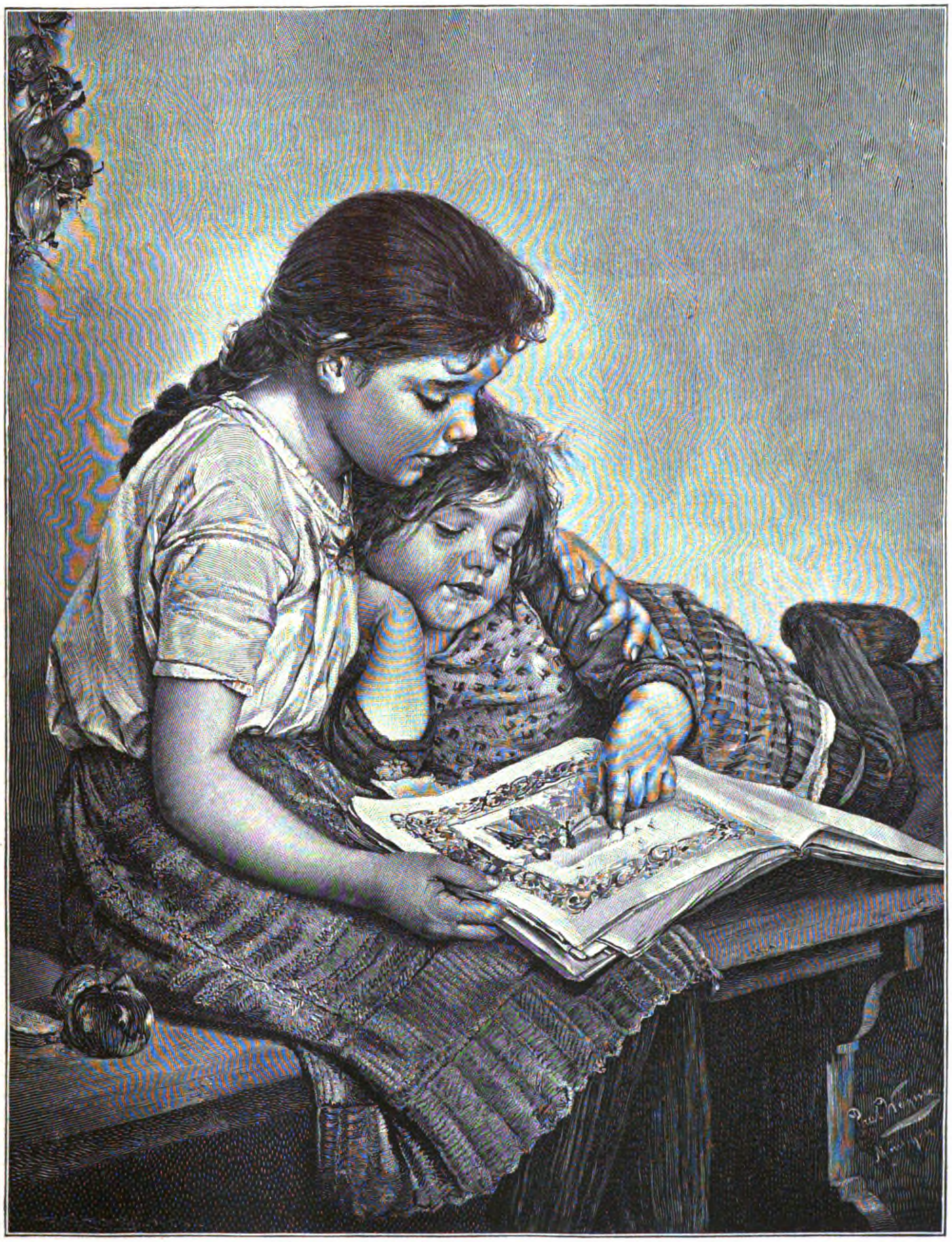
„Gott, gnädiger Herr," miſchte die Frau ſich wieder ein, „das wäre uns ganz recht, wir würden ja für ſo einen Lump nicht ſprechen. Es iſt nur, weil er ein ſo gefährliches Maul hat und weil er ſo infame Drohungen ausſtößt!"

(Fortſetzung folgt.)

Im Mai.

Vom Garten der jubelnde Droſſelſchlag
Lockt fort mich ins Freie am frühen Tag.
Lichte Wölkchen umſchweben das Himmelsblau,
Taufeuchte Blumen durchblicken die Au.
Aus dem weitherſchimmernden Birkenwald
Der prophetiſche Ruf des Kuckucks ſchallt;
Aus dem Saatfeld ſteigt jubelnd die Lerche empor;
Stolz ſchreitet der Storch zum Bach durchs Moor;
Der Adler fliegt ſpähend nach Raub vom Horſt;
Den Specht hör' ich hämmern im nahen Forſt;
Friſche Blüten flattern von Buſch und Baum:
Die Welt träumt wieder den Frühlingstraum,
Und ich träume ihn mit und vergeſſe dabei,
Wie lang ſchon verblühte mein Lebensmai!

Fr. Bodenſtedt.



Das Bilderbuch. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.
(Von der Internationalen Kunſtausſtellung zu Berlin.)

Ikaria, ein Stück praktiſcher Sozialdemokratie.

Von K. Schirmer-Eſchwege. (Abdruck verboten.)

Daß die Verwirklichung des ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaates eine Unmöglichkeit iſt, lehrt zwar jeden Einſichtigen ein Blick in die Weltgeſchichte, auf die große Maſſe aber, die natürlich glaubt, was ſie wünſcht, macht dieſer Erfahrungsbeweis keinen Eindruck, wenn ihr von den neuen Propheten verſichert wird, daß von den richtiger gefaßten Grundſätzen des gegenwärtigen Sozialismus beſſere Erfolge zu erwarten ſeien als von den verfehlten Ideen früherer ſozialiſtiſcher Syſteme. Wer hätte da nicht ſchon gewünſcht, die Beweiskraft der Thatſachen aufrufen zu können! Leider würde das Experiment, den neuen Propheten den Staat auszuliefern, um ſie ſo praktiſch ad absurdum zu führen, zu teuer zu ſtehen kommen, würde es doch nicht mehr und nicht weniger als die gegenwärtige Kultur koſten. Wir müſſen alſo ſchon auf den Verſuch im großen verzichten. Verſuche im kleinen aber wären wohl möglich — und ſie ſind auch thatſächlich ausgeführt. Einer der lehrreichſten iſt derjenige der ſog. Ikariſchen Gemeinde. Von ihren Schickſalen zu Nutz und Frommen unſerer heutigen Weltverbeſſerer zu erzählen, ſoll im folgenden die Aufgabe ſein.*)

Etienne Cabet, ein franzöſiſcher Advokat und Abgeordneter aus Dijon, iſt der Urheber der merkwürdigen Erſcheinung. Aus einem Bekämpfer der politiſchen Bedrückung des ancien régime war er nach deſſen Sturze ſeit 1830 ein Bekämpfer der ſozialen Bedrückung des Proletariats durch die Bourgeoiſie geworden. „Indem er die Geſchichte aller Zeiten und Völker erwog,“ ſo berichtet einer ſeiner Anhänger, „kam er zu dem Schluſſe, daß bloße politiſche Reformen nicht im ſtande ſeien, der Geſellſchaft die Sicherheit und den Wohlſtand zu verbürgen, nach welchem ſie doch beſtändig trachtet; daß die Sklaverei des Altertums, die Leibeigenſchaft des Mittelalters, das Proletariat der Neuzeit zwar der Benennung nach verſchieden, der Sache nach aber vollſtändig gleichbedeutend ſeien, kurz daß die Krankheit wohl den Namen, nicht aber die Natur verändert habe. Er traf immer wieder dieſelben Erſcheinungen: die Geſellſchaft in zwei Teile geſchieden, eine hartherzige, anmaßende Minderheit, die für ſich den ausſchließlichen Genuß deſſen beanſpruchte, was eine leidende, geplagte, unwiſſende und hilfloſe Mehrheit hervorbrachte: grenzenloſer Reichtum und grenzenloſe Armut, das war der Anblick, der ſich ihm auf jedem Blatt der Geſchichte bot.“ Aber ſtatt aus dieſer Geſchichtsbetrachtung die Erkenntnis zu gewinnen, daß man es hier mit einem unabänderlichen Naturgeſetze zu thun habe — denn ſonſt hätte doch der ewige und unaufhörliche Kampf der bedrängten Mehrheit eine Änderung herbeiführen, die immer neue Wiederholung desſelben Schauſpiels verhindern müſſen — glaubte Cabet einen Umſchwung bewirken, ein Mittel gewinnen zu können, das den einen Teil der Menſchen hinderte, den andern noch länger nach Gefallen auszubeuten. Dies Mittel glaubte er in der Gleichheit des Beſitzes gefunden zu haben: er war Kommuniſt geworden. Er entwickelte ſein Syſtem ſehr praktiſch in der volkstümlichen Form einer Erzählung. Unter dem Titel „Reiſe nach Ikarien“ erſchien ſie 1840. Ein junger Edelmann, ſo wird hier erzählt, hat durch Zufall von dem Freiſtaat Ikarien gehört, welcher, ganz abgeſondert in fernem Weltteil gelegen, ſich in Beziehung auf Regierungsform, Künſte und Wiſſenſchaften, Volkswohl und alle anderen Lebensverhältniſſe in einem ſo glücklichen Zuſtande befindet, wie man ihn ſonſt nirgends trifft. Er ſucht ihn auf und berichtet von ſeinen Beobachtungen folgendes. Das Land hatte lange unter Monarchen geſchmachtet. Da rief ein kühner Mann, Ikar, der durch eigene Erkenntnis zum Demokraten und Kommuniſten geworden war, eine vollkommene Umgeſtaltung des Staates hervor, der ſich in allmählichem Übergang zu einem ſozialiſtiſchen Staatsweſen entwickeln ſollte. Zuerſt richtete man einen demokratiſchen Freiſtaat ein. An der Spitze der Verwaltung ſtand ein gewählter, mit Exekutivgewalt ausgeſtatteter Volksrat. Während der Übergangszeit blieben beſtehende Eigentums- und Beſitzrechte gewahrt. Arbeiterwohnungen wurden ſofort errichtet, und Nationalwerkſtätten ꝛc. traten in Kraft. Alle notwendigen Lebensbedürfniſſe wurden von der Steuer befreit, zur Herſtellung der Gleichheit rechnete man hauptſächlich auf die progreſſive Einkommenſteuer. Die Beſitzloſen erhielten Staatsländereien, um ſie ſo ſchnell als möglich zu Dörfern umzuſchaffen, die ausſchließlich nach kommuniſtiſchen Grundſätzen eingerichtet wurden. Durch Beſchränkung des Privaterbrechts zu gunſten der Geſamtheit, durch die Art der Beſteuerung, durch geſetzliche Regelung der Löhne und Förderung einer ausgebreiteten nationalen Induſtrie ſollte der Staat nach und nach nicht nur alles Privateigentum an ſich ziehen, ſondern auch jede gewerbliche und ſoziale Wirkſamkeit übernehmen. Auf dieſe Weiſe würde nach fünfzig Jahren der Freiſtaat in eine allgemeine Genoſſenſchaft umgewandelt ſein, in welcher wie in einem Bienenſtock jeder ſeinen Fähigkeiten entſprechend arbeite und ſeinen Bedürfniſſen entſprechend verbrauche. Mit der Armut würde das Verbrechen ſchwinden, mit dem Überfluß die Trägheit, bis überall Friede und Wohlſtand, Freiheit und Gleichheit, Tugend und Bildung walteten. So ſollte die urſprünglich politiſche Vereinigung ſich allmählich zu einer einheitlichen ſozialen und induſtriellen Körperſchaft umbilden, an Stelle der aufreibenden und unwirtſchaftlichen Konkurrenz ſollte eine wirtſchaftliche Staatsorganiſation treten. — Der reiſende Edelmann fand die Übergangszeit bereits abgeſchloſſen vor. Ikaria war ein volkswirtſchaftliches Paradies.

Selten hat ein Werk größeren Erfolg gehabt als Cabets Voyage en Icarie. Im Jahre 1847 zählte die ſog. Ikariſche Schule in Frankreich 400 000 Anhänger, beſonders unter den beſſeren Handwerkern der Städte. Die Bewegung erregte Aufſehen, Beſorgniſſe und Hoffnungen, Beifall und Hohn. Freunde und Feinde drängten Cabet, wozu er wohl von Haus aus die Abſicht nicht gehabt, zu einer praktiſchen Ausführung ſeiner Pläne, um die Ehre Ikarias zu retten. „Auf nach Ikaria!“ heißt es nun, und am 3. Februar 1848 gingen die erſten Pioniere des Zukunftsſtaates, 69 Männer, von Havre aus in See, um in Texas die Vorarbeiten zu einem Werke zu beginnen, mit dem nach Cabets Verſicherung ein neuer Abſchnitt der Weltgeſchichte beginnen ſollte.

Freilich kamen ſtatt des in Ausſicht genommenen Nachſchubs von 1500 Mann im Laufe des Jahres nur noch 19 weitere Genoſſen an, aber unverdroſſen und mit einer Begeiſterung und Hingebung, die der Bewunderung vollkommen wert iſt, gingen die wenigen ans Werk. Wir übergehen die Enttäuſchungen, die bitterharten Erfahrungen, die ſie zu machen hatten infolge von Mängeln, die nicht in ihrem ſozialiſtiſchen Programm lagen, dieſem alſo auch nicht zur Laſt gelegt werden ſollen. In Nauvoo (Illinois) finden ſie im Frühjahr 1849 endlich, jetzt 200 Mann an der Zahl, unter beſonders günſtigen Umſtänden, da ſie die von den verdrängten Mormonen verlaſſenen Beſitzungen für ein Billiges erwerben konnten, ein ruhiges Heim und unter dem wohlwollenden Schutze der Regierung volle Gelegenheit und Freiheit, die Ikariſche Gemeinde planmäßig auszugeſtalten. Im Jahre 1854/55 ſteht das kleine Gemeinweſen ungefähr fertig da. Ein großes Hauptgebäude enthält die gemeinſame Speiſehalle, die zugleich als Verſammlungsſaal und Theater benutzt wird, rings umher bergen freundliche Häuſer die Wohnungen der Bürger, jetzt mehr als 500 an der Zahl. Die gemeinſame Bewirtſchaftung von mehr als 1000 Akres Landes (gegen 400 Ar), der Betrieb einer Sägemühle, einer Branntweinbrennerei (deren Erzeugnis übrigens den Ikariern ſelbſt unterſagt iſt) und anderer, kleinerer Werkſtätten gewähren ausreichenden Unterhalt; gute Schulen, eine äußerſt betriebſame Buchdruckerei, deren Erzeugniſſe den kommuniſtiſchen Gedanken verbreiten ſollen, eine ſchöne Bibliothek von 5—6000 Bänden, eine gut geſchulte Kapelle, Theater, Vorleſungen, gemeinſame Vergnügungen bringen ein angeregtes Daſein zuwege — genug, der kommuniſtiſche Verſuch ſchien gelungen. Doch es ſchien auch nur ſo. Cabet, der natürlich die Präſidentſchaft führte, hatte im Regieren nach ſeiner eigenen Verfaſſung Erfahrungen geſammelt, und dieſe veranlaßten ihn Ende 1855, die Abſchaffung des ihm zugeordneten „geſchäftsführenden Ausſchuſſes“ zu beantragen, an deſſen Stelle dann ein jedesmal auf vier Jahre zu wählender Präſident treten ſollte mit der Befugnis, die Beamten der Gemeinde ein- und abzuſetzen. Dieſer Plan war aber denn doch ein zu offener Bruch mit den kommuniſtiſchen, ja demokratiſchen Grundſätzen, ſo daß die Mehrheit ihn aufs äußerſte zu bekämpfen ſich für verpflichtet hielt — und das Ende war die Ausſchließung Cabets ſelbſt und ſeiner Genoſſen, die nun in der Nähe von New-Orleans eine neue Niederlaſſung gründeten, aber nur um einer allmählichen Selbſtzerſetzung zu verfallen, welche im Jahr 1864 vollendet war.

---

*) Vergl. Ikaria. Ein Beitrag zur Geſchichte des Kommunismus. Von Alb. Shaw. Deutſch von M. Jacobi. Stuttgart, Lutz, 139 S. 8.

Die Spaltung hatte aber auch die Exiſtenz der Mehrheit gefährdet und ſie genötigt, ihr Beſitztum zu veräußern, um ſich eine neue Heimat in den Prärien von Iowa zu gründen. Der Ausdauer und der Hingebung an das Allgemeine, welche die Ikarier ſchon ſo oft bewährt, fehlte auch hier auf die Dauer der Erfolg nicht. In den Niederungen des Nodaway-River erblühte ein neues Ikaria, das allerdings nur noch 60 Bürger zählte, aber doch zuſehends gedieh. Die anerkennendſten Lobſprüche werden in Berichten aus den ſechziger und ſiebziger Jahren der Gemeinde geſpendet. Und doch — der Wurm ſaß in dem noch freundlich grünenden Stamme, als Hader und Prinzipienſtreit zwiſchen den „konſervativen“ Alten und den fortſchrittlichen Jungen kam er zur Erſcheinung. Die Pariſer Ereigniſſe von 1871, der neue Kommunismus in Frankreich, der Sozialismus in Deutſchland, der Nihilismus in Rußland machten ſich bei dieſen geltend, ihnen ſchienen die Alten, welche erhalten und aufbauen, nicht niederreißen wollten, als abgeſtorbene Rückſchrittspartei, als die Partei der Reaktion, für die in dem kommuniſtiſchen Staate kein Platz ſei. Die Gährung kam durch eine ganz wunderliche und kleinliche, aber äußerſt kennzeichnende Sache im Jahre 1877 zum Ausbruch. „Alle für einen — einer für alle,“ dieſer kommuniſtiſche Grundſatz hatte natürlich von Anfang an die ikariſche Gemeinde beherrſcht. Aber doch — die kleinen Hausgärtchen, mit denen jeder Bürger ſein Häuschen und ſein Daſein verziert hatte, ſie galten dem einzelnen als ſein Eigentum: und wunderbar, die Blumen, die hier blühten, hatten ſie nicht würzigeren Geruch, als die im Gemeindegarten, die Trauben und Birnen nicht ſüßeren Geſchmack? Aber die rauhe Theorie zerſtörte dieſen ſchönen Traum beim Anlegen neuer Wohnhäuſer, nur bei drei alten noch nicht verlaſſenen Hütten wurde er geduldet. Doch das Prinzip mußte auch hier zur Anerkennung gebracht werden. Im Herbſt 1877 ſollen Trauben verkauft werden, und ein Mitglied der Fortſchrittspartei macht den Vorſchlag, die Leſe nicht im Gemeindeweinberg zu halten, ſondern die Trauben in den drei Familiengärten zu ſchneiden. Ein ſolches Verfahren entſprach zwar den Ikariſchen Grundſätzen, — aber die Alten ſtimmten entſchieden dagegen, und das Zerwürfnis der beiden Parteien kam damit zum feindſeligſten Ausbruch. Nichts konnte den Schaden heilen, am 17. Auguſt 1878 wird die Trennung vollzogen. Ein „Neu-Ikaria“ entſteht unter den Händen der abziehenden „Alten“ in einiger Entfernung von der urſprünglichen Niederlaſſung, die nun als „Ikariſche Gemeinde“ im Sinne der Jungen die letzten Konſequenzen der kommuniſtiſchen Lehre zieht.

Aber die nochmalige Teilung hatte nun auch faſt den letzten Reſt von Lebensfähigkeit für beide Gemeinſchaften zerſtört. Zwar führt „Neu-Ikaria“ noch bis auf dieſen Tag ein beſcheidenes Daſein, aber von lebendigem Gemeindeleben, wie es das kommuniſtiſche Syſtem vorausſetzt und ohne welches es ſelber hinfällig iſt, von dem geträumten Glück iſt nichts mehr zu verſpüren. — Die „Jung-Ikarier“ aber, welche in ihrer neuen Verfaſſung das Wahlrecht auch den Frauen zuerkannten, das Amt des Präſidenten abſchafften, „die Halbgötter mit ihrer jakobiniſchen Anſchauung von politiſcher Unfehlbarkeit“ vom Throne ſtürzten, die Gemeinde zu allen Beſtrebungen auswärtiger Sozialiſten in Beziehung brachten und den „auf Beobachtung der wirklichen Welt begründeten ikariſchen Vernunftglauben allen der Wiſſenſchaft feindlichen Offenbarungen entgegenſetzten,“ ſie haben ſich ebenfalls nach und nach verkrümelt, es fehlte ihnen, wie ſie klagten, an eigentlicher „Solidarität.“ Die kümmerlichen Reſte haben ſich vor dem Untergang durch Vereinigung mit einer anderen franzöſiſchen Kommuniſtenkolonie in Kalifornien zu retten geſucht, welche nun als „Ikaria-Speranza“ allerdings beſſeren Tagen entgegenzugehen ſcheint, wenn nicht auch hier wieder der Geiſt der Prinzipienreiterei zerſtörend wirkt, was allerdings bei ſolchen Prinzipienreitern von Fach, wie dieſe Leute nun einmal ihrer Natur nach ſind und ſein müſſen, mehr als wahrſcheinlich iſt. Doch halten wir ſolche trüben Weiſſagungen, zu denen uns das Recht abgeſprochen werden könnte, zurück und ſehen, was vor Augen iſt, ſo haben wir ja wohl in Ikaria-Speranza eine gelungene Löſung des ſozialiſtiſchen Problems, wenn auch in kleinem Rahmen, anzuerkennen? Die Verfaſſung des neuen Gemeinweſens verwirft jede leitende Spitze, indem ſie die Verwaltung in die Hände eines jährlich neu zu wählenden Verwaltungsrates legt, und einer ihrer Führer begründet dieſe Neuerung folgendermaßen: „Nachdem wir mehr und mehr den Glauben an die Vorzüge einer Herrſchaft der Majorität verloren haben, gewinnen wir täglich größeres Vertrauen zu dem höheren Grundſatz der Einſtimmigkeit bei allgemeinen Angelegenheiten. Daher verwerfen wir alle früheren Anſichten über die Leitung . . . wir bedürfen keiner Präſidenten . . ., ſondern verlaſſen uns zunächſt auf das Gefühl der Pflicht und Verantwortlichkeit eines jeden, um das moraliſche und materielle Triebwerk unſrer Maſchine in Gang zu erhalten. Es iſt dies unſer erſter Schritt auf der glänzenden Bahn, die uns zur ſozialen Anarchie führt oder zu jener anziehenden Lehre: Thut, was euch gefällt . . . Beſchränkte Köpfe und gemeine Krämerſeelen werden dieſen Schritt unſinnig finden, aber wir leben in einer höheren Sphäre . . .“ Die Verfaſſung beſtimmt ferner, daß Kleider, Mobiliar und Hausgerät ausſchließlich und unbedingt Eigentum einer jeden Familie ſein, daß es geſtattet ſein ſoll, Geſchenke (wenn auch nicht mehr als 50 Dollars im Jahr) als perſönliches Beſitztum zu behalten, daß von dem Reingewinn die Hälfte den einzelnen Mitgliedern gutgeſchrieben werde, die ihm bei etwaigem Austritt ausgezahlt wird, daß jedes Mitglied über ſechzehn Jahr eine monatliche Arbeitsprämie, die bei Verſäumnis ganz oder teilweiſe verfällt, zur freien Verfügung erhalte. Iſt aber das noch der alte Kommunismus?

Wir ſehen alſo: auf der einen Seite Rückkehr zum Individualismus, zur Anerkennung des perſönlichen Eigentums, auf der anderen Seite direkte Anerkennung der Anarchie als letztes Ziel — das ſind die Ergebniſſe dieſer neueſten Phaſe des ſozialiſtiſchen Verfaſſungsſtaates. Das eine — der Zug zur Anarchie — zeigt die letzte Entwickelung, zu welcher die Träume der Sozialiſten, folgerichtig durchgeſetzt, führen, das andre — die Zulaſſung des perſönlichen Eigentums — das unfreiwillige Eingeſtändnis, daß dieſe Träume, wie ja auch ſchon bei der zweiten Spaltung (1878) zu ſehen war, eine praktiſch unausführbare Phantaſterei ſind. Nehmen wir dazu, was den erſten Bruch in der Gemeinde herbeiführte (1855), das Hinſtreben zum perſönlichen Regiment, und wir haben in der Ikariſchen Gemeinde dieſelbe Entwickelung vor Augen, mit welcher bisher noch jede Übertragung der öffentlichen Gewalt auf das Volk ſchließlich geendet hat, den Cäſarismus.

Es iſt ein Bild des ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaates in engem Rahmen, das wir entrollt, aber ein ungemein lehrreiches, ein vorbildliches und der Beachtung um ſo mehr wert, als den Ikariſten von allen Seiten die hohe Reinheit ihrer perſönlichen Thätigkeit nachgerühmt wird, die es ausſchließt, ihr völliges Fiasko von den Prinzipien auf die Unlauterkeit ihrer Vertreter abzuwälzen. Wollen unſere Weltverbeſſerer von ihnen lernen? Oder können ſie es nicht mehr? Oder haben ſie ihre Gründe, eine Belehrung abzulehnen? Vielleicht aber iſt doch noch mancher Bethörte und Verführte, aber nach der Wahrheit aufrichtig Suchende ihr zugänglich. Gott gebe es!

Gepreßt und geworben.

Erzählung von Philipp Knieſt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ja, wir wollen uns ſetzen. Das iſt ein ſchönes Plätzchen, Bruder! Stütze deinen Kopf in die Hände und denke ein biſſel nach, das wird dir gut thun.“

Melchior ſank faſt unwillkürlich nieder. Er beugte ſich und ſchloß die Augen. Ein paar tiefe Atemzüge, und er war in Schlaf geſunken.

„Der träumt vom Baum im Odenwald!“ höhnte Riem leiſe. „Bald wird er von noch ganz anderen Dingen träumen. Warte du nur!“

Dann ſchlich er leiſe fort, ſich noch einmal umſehend, ehe er im Walde verſchwand, mit der Befriedigung eines Menſchen, welchem ein gut vorbereiteter Anſchlag gelungen iſt.

Nach einiger Zeit erſchien er mit einem ſchnurrbärtigen Manne in der Nähe des Wegweiſers wieder und zeigte auf den Schlafenden hin. Der Mann lächelte zuſtimmend.

Melchior ſtöhnte im Schlaf und fuhr einigemale erſchreckt auf. Er ſah das erregte Geſicht ſeines Vaters vor ſich, ſeine Mutter hörte er ſchluchzen. Dann aber ſchwanden ihm die Sinne wieder. Nur zeitweiſe hatte er ein Gefühl, als ob er, hin- und hergewiegt, getragen werde.

Erwachend fand er ſich in der niedrigen Gaſtſtube eines größeren Dorfwirtshauſes, welche, von dichtem Tabacksqualm erfüllt, kaum die Gruppen von Menſchen, die ſie erfüllten, erkennen ließ. Mitten in dem Raum ſtand ein mit Papieren bedeckter Tiſch, um welchen einige martialiſch ausſehende Offiziere in heſſiſcher Uniform ſaßen, die von Zeit zu Zeit aus großen Gläſern Wein tranken, lachten und dann wieder mit Kreuzelement und Donnerwetter um ſich warfen, ſobald einer von den an den Wänden ſtehenden oder ſitzenden jungen Menſchen zu ihnen geführt wurde, der auf ihre barſchen Fragen keine genügende oder eine zaghafte Antwort gab.

Melchior, ſich plötzlich ganz ernüchtert fühlend, ſah mit Schrecken, wo er ſich befand. Auf und davon! dachte er und raffte ſich auf, um durch die nicht entfernte Thür zu fliehen. Da aber packten ihn ſofort einige derbe Fäuſte und hielten ihn nieder. Ein grauhaariger Korporal, deſſen Narbe über der Stirn und deſſen eines lahmes Bein von Affairen, die er durchgemacht, ſprachen, verſetzte ihm einen ſo ſtarken Schlag in die Magengegend, daß er vor Schmerz laut aufſchrie.

„Kerl, halte er das Maul, ſonſt wird er noch mehr beſehen,“ ſchnauzte der Korporal ihn an.

Wohl oder übel mußte der arme Burſche ſtillſchweigen.

„Man bringe den Kerl an's Brett!“ donnerte jetzt der älteſte der Offiziere.

Zwei Soldaten ſchleppten den noch vor Schmerz gekrümmten Melchior an den Tiſch, welchen ein brennendes Talglicht ſpärlich erleuchtete.

„Er heißt — Melchior Ruhl?“

Nur durch Kopfnicken vermochte der unglückliche Jüngling zu antworten.

„Gebe er ſeine Perſonalien zu Protokoll,“ hieß es.

Als Melchior ſchwieg und auf nochmalige Aufforderung ſich entſchieden weigerte, herrſchte der Offizier ihn an:

„Will er wohl ſeine Widerſpenſtigkeit laſſen! Er weiß doch, daß er Handgeld genommen und die Kapitulation unterſchrieben hat!? Mit renitenten Kerls, wie er, wird kein Federleſens gemacht. Fort, auf die Latten heißt's! Verſtanden?“

„Ich habe weder Handgeld genommen, noch irgend etwas unterſchrieben,“ preßte Melchior hervor.

Der Korporal klopfte ihm auf die Hoſentaſche, in welcher Geld klimperte und führte ihm die Hand hinein. Da fühlte er alle die blanken Gulden, welche ſie enthielt.

Zugleich drückte ein anderer Unteroffizier ihm den Kopf auf eine Akte, wo er allerdings ſeinen Namen geſchrieben fand, unſicher und zitternd, wie jemand ſchreibt, dem die Hand geführt wird. Die Züge waren ihm bekannt. War der — ſolch ein Teufel? Hatte er um vielleicht einiger armſeliger Gulden willen ein junges Blut verraten und verkauft?

„Ich bin das Opfer eines abſcheulichen Schurkenſtreiches,“ rief er ganz entſetzt. „Um Gotteswillen, hören Sie mich an, meine Herren!“

„Kennen das ſchon! Geben nichts auf die Lamentationen von dummen Jungens, die nicht wiſſen, was ſie ſagen und wollen. Will Er gleich ſchweigen! .... Korporal, man binde den renitenten Burſchen und ſende ihn mit den übrigen in das Depot. He, Er! Der Stock wird ihm ſchon Mores beibringen! Ab! Kehrt Euch! Vorwärts marſch!“

Im Handumdrehen waren Melchior die Hände auf den Rücken gebunden; einige handfeſte Kriegsknechte ſtießen ihn mit den Gewehrkolben vor ſich her zur Thür hinaus und expedierten ihn auf einen Leiterwagen, wo ſchon ein Dutzend Leidensgefährten ihn erwarteten, alle augenſcheinlich angetrunken. Sie empfingen ihn mit wieherndem Gelächter und wildem Geſchrei. Glücklicherweiſe ſahen ſie aber bei dem unſicheren Mondlichte nicht, daß er gebunden war. Sonſt hätte er zum Schaden auch noch den Spott gehabt. Das Herz war ihm zum Springen voll. Er machte ſich bald die größten Vorwürfe, dem Riem gefolgt zu ſein, bald wieder war er ganz entſetzt über die Verworfenheit ſchlechter Menſchen. So entſetzlich war ihm das Böſe in der Welt noch nicht entgegengetreten. Vollſtändig geknickt ſaß er da, während rund um ihn her mehr gebrüllt als geſungen wurde:

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Hab' ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch niemand 'raus,
Boden biſt du mein Bett!
Mein iſt die Welt.

Steh' ich im Feld
Mein iſt die Welt!
Kommen mir zwei oder drei,
Haut mich mein Säbel frei,
Schießt mich der vierte tot,
Tröſt' mich der liebe Gott.
Juchhe ins Feld!

Wenn eine Pauſe entſtand, dann ſchrie der eine oder der andere:

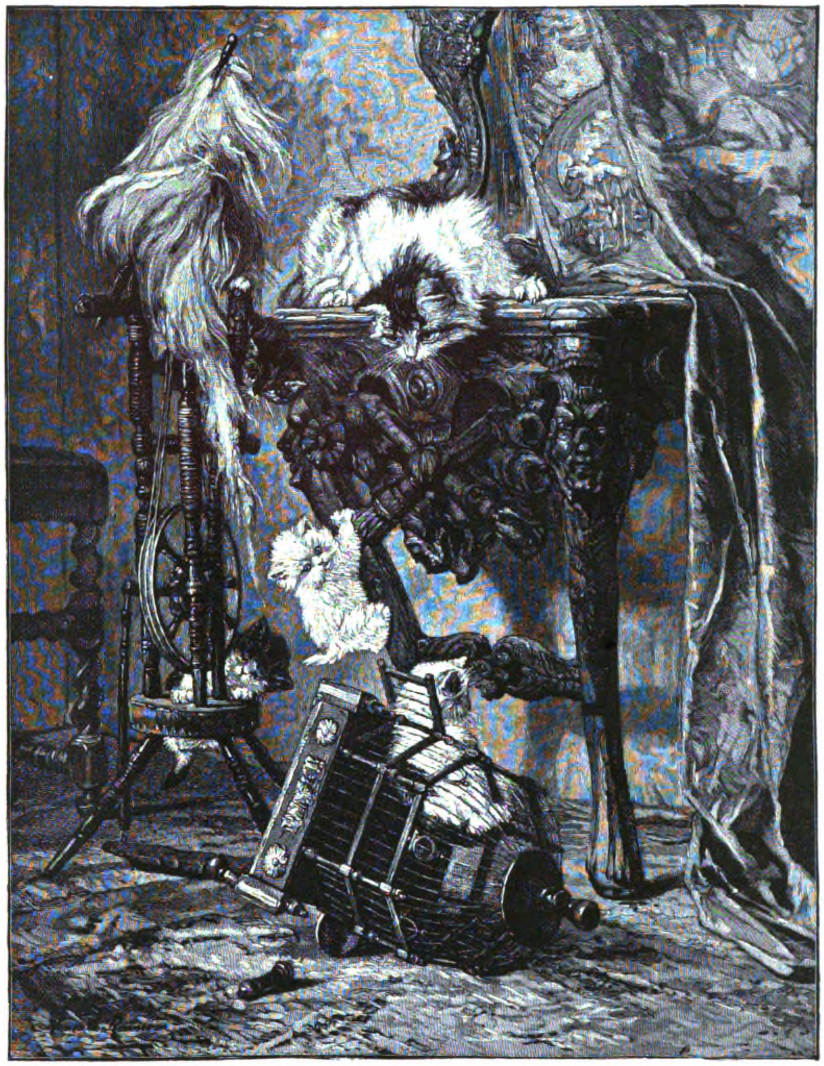
„Vivat hoch, unſer Landgraf! Holla und hurra, ihr verkauften Jungens! Hurra hoch, hurra, vivat Amerika! Vivat hoch, die tapfern Heſſen! Vivat der Landgraf!“

Melchior wußte, was das zu bedeuten hatte: Der Landgraf von Heſſen-Caſſel hatte wieder neue Truppen in engliſchen Sold gegeben. Auch er mußte mit über das Meer nach Amerika! Thränen rannen ihm aus den Augen; er konnte die Worte nicht aus den Gedanken loswerden:

Der Baum, der ſteht im Odenwald,
Und ich ſoll übers Meer,
Da weht der Wind ſo kalt, ſo kalt,
Das Herz iſt mir zu ſchwer.

Endlich ſchwiegen die Unglücksgefährten; die Wirkung der genoſſenen geiſtigen Getränke machte ſich geltend. Einer nach dem anderen ſank in tiefen Schlaf, und als der Transport mitten in der Nacht im Depôt anlangte, da mußten die müden Menſchen, die man wie Tiere eingefangen hatte, mit Kolbenſtößen geweckt und in die nichts weniger wie menſchenwürdigen Räume zu den harten Pritſchen hingetrieben werden.

Welch' ein Wechſel im Leben des armen Melchior!



Unermüdlich. Nach dem Gemälde von Henriette Ronner.
(Von der Internationalen Kunſtausſtellung zu Berlin.)

Der alte Balthaſar Ruhl ſaß, müde in den Armen und müden Geiſtes, im Lehnſtuhl, denn er hatte heute die beiden Seiten ſeines ſchulmeiſterlichen Amtes, die einbläuende und die erklärende, die Hand- und die Geiſtesarbeit, nur mit großen Anſtrengungen vollziehen können, weil die Buben dumm wie Stroh geweſen waren und nicht hörten, gleich als ob ſie Bohnen in den Ohren gehabt hätten. Der Tabak wollte ihm nicht ſchmecken, alle Augenblicke ließ er die eben angezündete Pfeife wieder ausgehen; ihn ärgerte ſozuſagen die Fliege an der Wand. Zudem duftete es aus der Küche für ſeine Naſe nicht lieblich und fein, ein Umſtand, der eben nicht zur Beſſerung ſeiner Stimmung beitrug, das heutige „Abkochen“ verſprach ihm nichts Gutes. Er ſchnauzte daher die Botenfrau auch ziemlich derb an, welche ihm einen Brief brachte, deſſen Porto er unverſchämt hoch fand und nur unter Schelten bezahlte.

„Das iſt des Magiſters Rehbein Handſchrift,“ brummte er, als er, ſich wieder allein im Stübchen befindend, das große Siegel erbrach. „Der Melchior wird doch nicht krank ſein; der Himmel verhüte das.“

Er las langſam den Inhalt des langen Schriftſtücks durch, bei welchem Geſchäfte er abwechſelnd bleich und hochrot im Geſicht wurde, während ihm die Zornesader auf der Stirn immer mehr anſchwoll. Die Pfeife ließ er an die Erde fallen, als er, ſich erhebend, im höchſten Grimm den Brief auf den Tiſch warf.

„Bomben und Granaten, hundert Millionen Schock Donnerwetter!“ fuhr er los. „Dieſer vertrackte Bengel und ſolch' ein unverſchämter Jugendbelehrer! Auf die Latten gehörte der eine, Spießruten laufen müßte der andere! Hundertundfünfzig Gulden verfallene Kaution fordert der Kerl ... Über die Klinge ſpringen ſollt ihr doch alle beide“ ...

„Was haſt du denn, Mann?“ fragte ganz erſchreckt die Frau, welche mit dem Leinentuche über dem Arme erſchien, um den Tiſch zu decken. „Du machſt ja einen Skandal, als ob du drei Dutzend ausgeſucht böſer Buben vor dir hätteſt!“

„Einer iſt juſt genug, um einem den Kopf warm zu machen ... Dieſer Menſchenſchinder von einem Patron!“

„Was iſt denn los, Vater?“

„Hundertundfünfzig Gulden Rheiniſch verlangt dieſer Generalerzjude! Hundertundfünfzig Gulden! Nun, ich laſſe mich nicht lumpen! Er ſoll ſie haben, wenn auch der ganze Reſt der Beutegelder meiner Kriegskaſſe zum Teufel geht!“

„Ich verſtehe dich nicht, Mann!“

„Du verſtehſt mich nicht? Weiber ſind ſtets ſchwer von Begriff. Heilige Einfalt! Schock ſchwere Not! Nun, ich will dir's ſagen!“ ...

„So ſchwöre doch nicht ſo läſterlich, Ruhl!“

„Sackerlot! Bei ſo etwas ſoll man ruhig bleiben?! Der Melchior hat ſich ranzioniert! Begreifſt du das? Ja, ausgeriſſen, ausgekratzt, ausgekniffen iſt er, und der Unmenſch von Magiſter verlangt die verfallene Kaution, die ich für ihn gutgeſagt habe. Hundertundfünfzig Gulden, ganze hundertundfünfzig Gulden Rheiniſch!“

„Das iſt ja kaum zu glauben. Wohin denn? Kommt Melchior wieder heim zu uns, zu Vater und Mutter?“

„Den Kukuk thut er! Dem raſſelnden Kalbsfelle iſt er gefolgt, Handgeld bei den Soldaten hat er genommen“ ...

„Unter die Soldaten gegangen?“ ſchluchzte die arme Frau. „Unter die Soldaten! O du mein armer, mein verlorener Sohn!“

„Verlorener Sohn?! Wie kannſt du ſo etwas ſagen? Ein Menſch, der die Muskete auf die Schultern nimmt und auf die Kriegsartikel ſchwört, iſt noch längſt nicht verloren! Ja, und — ein lockerer Zeiſig, ein verlodderter Thunichtgut iſt unſer Melchior nie geweſen und auch jetzt nicht … Die hundertundfünfzig Gulden, das gute Geld, die thun mir nur leid …“

„Was frag' ich nach dem Gelde, wenn mein Sohn dahin iſt! Wie kannſt du nur immer von dem elenden Gelde ſprechen?“

„Dem lumpigen Schulmeiſter, dem Rehbein, gönne ich das ſchöne Geld nicht. Dem Melchior hätte ich's gern gegeben, denn der Sold des Soldaten iſt knapp, und die Rationen ſind gering und mager … Verloren? Hör' mal, Mutter! Ein ordentlicher Menſch geht bei den Soldaten niemals verloren. Unſer Melchior wird ſich ſchon durchbeißen. Iſt's nun einmal ſo gekommen, dann bin ich ſo böſe nicht drum.“

„Der gute Junge, wie wird man ihn ſchuhriegeln!“

„Schadet ihm gar nicht, Mutter! Ich ſage dir: der rechte Menſch und der Charakter kommt bei dem Soldaten heraus, mit oder ohne Hilfe des Korporalſtocks. Na, der Junge wird denſelben nicht nötig haben, weil er ſchon das ganze Exerzierreglement durch meine Hilfe und Erziehung kennen gelernt hat. Soldat? Bin ich nicht ſelbſt einer geweſen; bin ich's nicht noch mit Leib und Seele? Warum haſt du denn einen Soldaten genommen?“

„Das war ja ganz etwas anderes, Vater!“

„Ja, und ganz etwas anderes wird's mit dem Melchior ſein! Höre zu, Frau, ich will dir etwas ſagen: Mich freut's, daß er die elende Schulmeiſterei quittiert hat! Reuete mich ſchon lang', daß ich ihn dazu gezwungen hatte. Der Melchior wird's als Soldat zu etwas bringen. Krieg giebt's alleweil. Einem tüchtigen Menſchen geht das Avancement nicht aus der Naſe — ſollt's nicht dem Melchior mal gehen können, wie dem Feldmarſchall Derfflinger weiland, der ja nur ein Schneider war …“

Die Mutter ſtand noch immer da, die Schürze vor den Augen haltend, weinend und ſchluchzend.

„Laß das Flennen endlich ſein, Mutter,“ ſagte der Alte. „Geh' lieber in dein Kämmerlein und bete, daß der Generaliſſimus dort oben den Jungen an Leib und Seele ſchützt. Das iſt das beſte, was du für deinen Sohn thun kannſt.“

Die weinende Frau ſchickte ſich an, der Weiſung zu folgen. Da aber rief der Alte:

„Stillgeſtanden! Krieg wird's geben, das iſt ſo gewiß wie zweimal zwei vier! Der Kärrner, welcher mir geſtern den Tabak brachte, kam tief aus dem Heſſenlande her, aus dem Odenwalde. Der Rodenſteiner — weißt du, der Ritter Lindenſchmidt — iſt vom Schnellert nach dem Rodenſtein geritten mit dem wilden Heer, hat der Mann erzählt. Das Zeichen trügt nie. Krieg giebt's, Krieg! Die Ausſichten für einen ſtrebſamen und tapferen Soldaten, wie unſer Melchior ſein wird, ſind ſo günſtig wie möglich. Laß uns das beſte aus der Sache machen und Gott um ſeinen Segen bitten.“

Der Alte trommelte mit kräftigen Fingern einen Marſch auf der Tiſchplatte, während die Mutter, mit verweinten Augen hinausgehend, ſagte:

„Ich will das Eſſen noch ein Weilchen warm ſtellen. Jetzt würde es weder dir noch mir ſchmecken.“

„Thue das, Mutter! Ich kann während der Zeit das ſchöne Geld für den Magiſter einpacken. Die hundertundfünfzig Gulden gehen mir ſchwer ab …“

Als er aus dem Geheimfach der Kommode ein verſchloſſenes Kiſtchen, in welchem ein alter gefüllter Strumpf lag, nahm und die Summe abzählte, brummte er:

„Dem Kerl werde ich die Kriegsartikel ganz gehörig leſen! Warte, du Pergamentgeſicht! Ich will dich lehren, meinen Sohn zu beſchimpfen! Pfui über dich! Du wirſt ihn wohl kujoniert und ihm kaum ſatt zu eſſen gegeben haben. Und dafür nun noch das ſchöne Geld! Die Welt iſt ſchlecht, ſo grundſchlecht, daß ein braver Soldat ſie unterminieren und mit Pulver in die Luft ſprengen möchte. — Mein Sohn, hätteſt du doch das ſchöne blanke Silber! Aber du wirſt mehr kriegen als dieſes, das weiß dein alter Vater, dem du in deinem neuen Stande nur Ehre machen wirſt!“

III.

Das waren böſe Tage für Melchior!

Da er von vornherein, weil mit gefeſſelten Armen im Depot angekommen, für einen höchſt widerſpenſtigen Kerl galt, ſo wurde er von den Offizieren und Unteroffizieren mit ausgeſuchteſter Grobheit behandelt. Der Korporalſtock tanzte ihm bei der geringſten Äußerung einer gewiſſen Selbſtändigkeit auf dem Rücken, und die Fauſt eines menſchenſchinderiſchen Drillmeiſters fuhr ihm mehr als einmal derart unter das Kinn, daß ihm die Zähne krachten und der Schädel brummte. Dann hieß es:

„Will er Kerl wohl ſchweigen und blindlings thun, was ihm befohlen wird! Sperre er ſein Maul nicht auf, er Himmelſakramenter! Gelüſtets ihn etwa, Bekanntſchaft mit der Lattenkammer zu machen, die für ſolche renitente Hunde wie er einer iſt, extra neu gedielt worden iſt?!“

Melchior mußte dem gegenüber allerdings wohl oder übel ſchweigen. Dennoch aber glückte es ihm, allmählich ſeinen Vorgeſetzten klar zu machen, daß er keineswegs widerſpenſtig, daß er im Gegenteil willig und ſogar im ſtande ſei, alle Exerzitien ohne weiteres auszuführen, da ſie ihm, dem Sohne eines alten Soldaten, der ihn von klein auf gedrillt habe, gar nichts Neues ſeien.

„Das iſt dann eine andere Sache,“ meinte der Kompanieführer. „Es kommt auf eine Probe an. Mache er mir die Griffe vor und zeige er ſich in allen Wendungen, Tritten und Schritten auf Kommando! Stillgeſtanden! Achtung! Aufs Gewehr!“

Und nun gings los, eine ganze halbe Stunde lang, bis zum Chargieren und Feuergeben, bis zum Laufſchritt und Niederknieen, daß dem braven Burſchen der Schweiß von dem wie ein Feuerball glühenden Antlitz floß.

Endlich kommandierte der Hauptmann:

„Rührt Euch! Er hat ſeine Sache gut gemacht und die Prüfung beſtanden. Sein Vater muß ein Allerweltskerl ſein. Schade, daß der nicht Rekruten drillt, anſtatt den Kindsköpfen das ABC einzubläuen! Der Mann hätte im Dienſte bleiben müſſen …. Gefreiter Ruhl! Laſſe er ſich den Knopf an den Kragen nähen! Fortan iſt er zum Einexerzieren der Dümmſten in der Kompanie kommandiert. Leihe er ſich einen Korporalſtock und ſei er nicht geizig in der Anwendung desſelben. Wer nicht hören will, muß fühlen! Achtung! Stillgeſtanden! Aufs Gewehr! Rechtsum kehrt! Marſch! Er kann ſich heute Nachmittag ein Stündchen Ruhe gönnen!“

Fortan hatte Melchior ein zwar leichteres, aber doch noch genugſam anſtrengendes Leben, — Drillmeiſter der Dümmſten der Dummen zu ſein, iſt ein ſchlimmes Amt, welches nicht allein Geduld, ſondern auch — Genie erfordert. Gabs doch Leute, denen rechts und links ganz unbekannte Begriffe waren. Stroh und Heu mußte er manchen an die Hände binden und „Heuum!“ und „Strohum!“ kommandieren, um ſie allgemach an den Unterſchied in den Wendungen zu gewöhnen. Indes erwarb er ſich durch ſeine Intelligenz die Zufriedenheit der Vorgeſetzten und die Liebe der Dümmſten, die jegliche Widerſetzlichkeit aufgaben und ihr kleines Hirn, ihre groben Arme und Beine zu der größtmöglichen Kraftanſtrengung zwangen.

Melchiors Geiſteszuſtand blieb gedrückt; oft, in einſamen Stunden, drohten die trüben Gedanken ihn zu überwältigen. Nur mit der äußerſten Anſtrengung vermochte er ſie niederzukämpfen und einem Schritte aus dem Wege zu gehen, welcher ihm hätte verhängnisvoll werden können. Bitter war es, verraten, ja verkauft worden zu ſein. Denn deſſen war er ſicher, daß Riem ihn um Judaslohn in die Hände der Werber geliefert hatte, er, der ſelbſt kaum mehr als ein Krüppel war. Neidete der Menſch vielleicht jedem geſunden Burſchen das Daſein?

(Fortſetzung folgt.)

Fabrikant Carl Reichard in Erſtein (Elſaß) †.

(Abdruck verboten.)

Das Elſaß hat vor kurzem an dem in Erſtein nach kurzer Krankheit verſtorbenen Fabrikanten Carl Reichard einen ſeiner beſten Söhne verloren, deſſen Tod in weiten Kreiſen ſchmerzlich empfunden werden wird.

Im Jahre 1822 wurde der Entſchlafene in Straßburg geboren. Er widmete ſich, nachdem er das proteſtantiſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beſucht, dem Kaufmannsſtande, blieb aber nicht im väterlichen Geſchäft, ſondern übernahm, nachdem er verſchiedene Stellungen bekleidet hatte, Anfang der ſechziger Jahre die Leitung einer damals noch ganz unbedeutenden Aktien-Wollſpinnerei in Erſtein, einem an der Straßburg-Baſeler Bahn belegenen Landſtädtchen.

Was er durch ſeinen unermüdlichen Fleiß und ſeine Umſicht in ſeinem Beruf erreicht hat, davon legt die gewaltige Ausdehnung, welche die Erſteiner Spinnerei mit ihren 1500 Arbeitern, ihren großartigen Gebäuden, ihren vortrefflichen gemeinnützigen Einrichtungen in den dreißig Jahren gewonnen hat, ein beredtes Zeugnis ab.

Ganz beſonders muß aber hervorgehoben werden, was der Entſchlafene für die evangeliſche Kirche in Erſtein und in der ganzen umliegenden Gegend gethan hat. Als Reichard mit ſeiner Familie nach Erſtein zog, gab es daſelbſt kaum ein paar Evangeliſche. Das Landſtädtchen war ſeit der Zeit der Gegenreformation im Elſaß ſtets eine feſte Burg des Katholizismus geblieben, und der Gedanke, daſelbſt eine evangeliſche Gemeinde zu gründen, erſchien als ein thörichter Wahn. In beſcheidenſter Weiſe wurden die erſten Gottesdienſte, eigentlich nur für den häuslichen Bedarf, in einem Fabrikraum eingerichtet; ein Geiſtlicher kam jeden Monat einmal aus der Nachbarſchaft oder aus Straßburg: — und nun, nach kaum einem Menſchenalter, ſteht eine ſchöne evangeliſche Kirche inmitten der Stadt, umgeben von Pfarr- und Schulhaus; ein eigener Geiſtlicher verſieht den Dienſt an der Gemeinde, zu welcher die in der umliegenden Diaſpora wohnenden Glieder ſich treulichſt halten. Freunde von nah und fern, vor allem die Evangeliſations- und Guſtav-Adolfvereine aus dem Elſaß und aus ganz Deutſchland, die kirchlichen und ſtaatlichen Behörden haben bauen und pflegen helfen an der jungen Gemeinde: die Seele aber und die treibende Kraft der ganzen Arbeit iſt der Mann geweſen, deſſen Herz im lebendigen Glauben zu ſeinem Heiland, in warmer Liebe für ſeine Brüder ſchlug bis zu ſeinem letzten Atemzug.

Daß die Wiedergewinnung des Elſaß für Deutſchland auf dieſe Entwickelung der evangeliſchen Sache in Erſtein einen großen Einfluß ausgeübt, verſteht ſich von ſelbſt. Die zum Teil bis dahin teilweiſe eingeſchüchterten, vereinſamt lebenden Evangeliſchen wußten ſich nunmehr unter dem kräftigen Schutz der Behörde zu ſammeln und zu finden; Beamte evangeliſcher Konfeſſion ſchloſſen ſich der Gemeinde an; für die Errichtung einer ſelbſtändigen Gemeinde und zum Bau der kirchlichen Gebäude gewährte die Staatsregierung Mittel, welche ein franzöſiſcher Präfekt ſchwerlich bewilligt hätte. Reichard war aber auch einer der Männer geweſen, welche mit richtigem Blick im Jahre 1870 und 71 die politiſche Lage im Elſaß erkannten und den Mut hatten, ſich ganz für die deutſche Sache zu erklären. Er hat in dem Wiederanſchluß des Elſaß an Deutſchland die Erſtattung einer weltgeſchichtlichen Schuld und zugleich die Eröffnung einer neuen Zukunft für ſein engeres Vaterland erblickt und unentwegt ſeit zwanzig Jahren dieſer ſeiner Überzeugung Ausdruck gegeben. Reichard iſt mit Graf Dürckheim, Präſident Sengenwald u. a. Mitglied jener erſten Abordnung geweſen, welche Anfang 1872 nach Berlin entſandt wurde, um mit Fürſt Bismarck über die Lage im Elſaß zu beraten, und der es gelang, eine Reihe der wichtigſten Zugeſtändniſſe für ihr Vaterland zu erwirken. Die Männer, welche, den Vorurteilen vieler zum Trotz, dieſen Schritt in Liebe zu ihrem Stammland und in klarer Erkenntnis der Verhältniſſe zu thun wagten, haben mancherlei Unbill ſeitens der kurzſichtigen Leute leiden müſſen, welche den Blick über das kleine nächſtliegende Intereſſe nicht zu erheben verſtanden. Eine ſpätere Zeit hat ihren Schritt ſelbſt in den Augen vieler Gegner gerechtfertigt.

Welches Anſehens ſich Reichard in ſeiner Umgebung erfreute, geht ſchon aus der Thatſache hervor, daß ihn die ganz katholiſche Bürgerſchaft Erſteins bereits im Laufe der ſiebziger Jahre zum Bürgermeiſter erwählte und ihm damit ein Ehrenamt anvertraute, das er mit großem Geſchick und zum Wohle der Stadt Jahre hindurch verwaltet. Bis zu ſeinem Tode war er Mitglied der Straßburger Handelskammer, und als ſolches hat er auch weſentlich dazu beigetragen, ſeinen Mitbürgern den ſchwierigen Übergang in die neuen Verhältniſſe zu erleichtern, die infolge der Einverleibung ins Deutſche Reich entſtanden waren.

Durch ein eigenes Zuſammentreffen ſind in den letztverfloſſenen Wochen drei Elſäſſer entſchlafen, welche ihrem Lande in den ſchweren Zeiten nach dem Kriege mit ihrem Wort und ihrer uneigennützigen Hingebung den Weg gebahnt zu einer, will's Gott, glücklicheren Zukunft. Der eine iſt der Theolog Dr. Reuß, der 1870 treu auf ſeinem Poſten als Profeſſor der theologiſchen Fakultät verblieb und bis zuletzt noch als 87jähriger Greis für deutſche Wiſſenſchaft und Geiſtesarbeit wirkte. Der andere iſt der Mann, deſſen Leben wir in kurzen Zügen geſchildert und deſſen Namen als der eines der warmherzigſten Chriſten, der edelſten Fabrikherrn und treueſten Elſäſſer im Lande fortleben wird. Und an demſelben Tage, da Carl Reichard begraben worden, iſt ein dritter elſäſſiſcher Mann zur letzten Ruhe geleitet worden, der langjährige Präſident der Straßburger Handelskammer, Herr Julius Sengenwald, ebenfalls einer von den Fünfen, die vor bald zwanzig Jahren nach Berlin gefahren waren, um des Elſaß Intereſſen vor Kaiſer und Kanzler zu vertreten.

So gehen die Träger und Zeugen der großen damaligen Zeit einer nach dem andern hin; möge das nachwachſende Geſchlecht durch die Bethätigung einer ebenſo edlen und mannhaften Geſinnung, wie ihr Herz beſeelte, dem Lande dienen, deſſen Wohl jene ihre Kraft widmeten.

Der Königsſtuhl zu Rhenſe.

Ein Nationaldenkmal des Mittelalters von Ferd. Hey'l-Wiesbaden.

(Abdruck verboten.)

Unfern der prächtigen Hohenzollernburg „Stolzenfels," etwa tauſend Schritte vom Rheinufer entfernt, ſteht — dem Gedenken der Zeitgenoſſen faſt ganz entrückt — unſer älteſtes Nationaldenkmal, der Königsſtuhl zu Rhenſe!

Mitten in einem Obſthain, der im Frühling ſeine Blütenpracht nicht nur entfaltet, ſondern auch ſeine weißen und roten Blütenblätter über das intereſſante Gemäuer ſelbſt in reichſtem Maße ausſchüttet, erhebt ſich dies Merkmal früherer deutſcher Kaiſerherrlichkeit.

Aber eine andere Kaiſerzeit iſt uns aufgegangen, und ſchwer nur iſt es, heute zu glauben, daß ſich hier, auf einem mehr als einfachen Steingemäuer, einſt die Wahl deutſcher Kaiſer entſchied.

Eine Erinnerung an jene Zeit unſerer deutſchen Vorgeſchichte dürfte jetzt gerade nicht ohne Intereſſe für unſere Leſer, für unſer Volk ſein, als ſich hierdurch ein Beweis führen läßt, was aus den damals recht trüb beſtellten Verhältniſſen des Deutſchen Reiches ſich ſo herrlich entwickelt hat.

Als Goethe den Rhein im Jahre 1814 beſuchte, da lag der alte Königsſtuhl bei Rhenſe (früher Rhens, auch Rees genannt) in Trümmern. Nichts erinnerte mehr an ſeine ehemalige Bedeutung. Im Jahre 1808 war der Stuhl, weil er einer Verbindungsſtraße hinderlich war, einfach abgetragen worden. Nur ein Merkſtein blieb ſtehen, die Stelle bezeichnend, wo ehedem des Deutſchen Reiches Kurfürſten tagten.

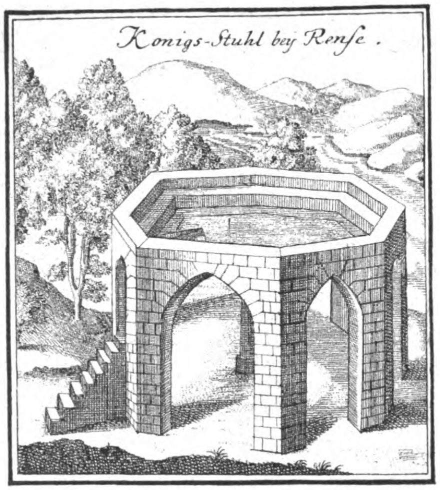
Von der früheren Beſchaffenheit des Königsſtuhls gibt eine heſſiſche Chronik eingehende Schilderung. Sie ſagt, daß der in der Runde gebaute Stuhl von Quaderſteinen (mutmaßlich Tuffſteine der Gegend) mit ſieben Schwibbögen errichtet und ſonſt ganz offen und darüber gewölbt (!) geweſen ſei. Ein Bild desſelben, wie er ungefähr von 1624—1776 ſich darſtellte, geben wir unſren Leſern.

Keine Gegend am Rheinſtrom aber ſtand von alters her und ſteht zum Teil noch in der Meinung der meiſt ſehr frommen Anwohner ſo ſehr im Verrufe des Geiſterſpuckes, als eben dieſe. Lange Zeit hindurch wurde der Ort nächtlich gemieden. Seinen böſen Ruf dankte er wohl hauptſächlich der Einſamkeit der Gegend.

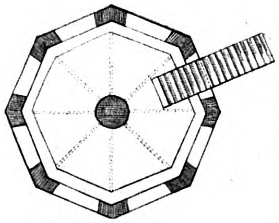
Wie überall in der deutſchen Geſchichte, ſpielte auch in der Kaiſerwahl-Frage der Rhein ſtets eine gewichtige Rolle. Und wenn auch nicht alle Kaiſer jener Zeitperiode hier öffentlich gewählt, d. h. vorgeſtellt wurden, ſo wurden ſie doch lange Zeit hindurch von den Kurfürſten durch Vorberatungen hier „gemacht." Die Kurfürſten aber wahrten ſich gerade durch dieſe Wahl, unter dem Vorwande des Reichswohles, ihre Sonderrechte und Vorteile. In älterer Zeit hieß der Stuhl wohl auch Kaiſerſtuhl; indeſſen iſt durch nichts erwieſen, daß derſelbe bereits früher als 1308 errichtet wurde.

An und für ſich ſchon war er ein wunderbarer Bau. Acht Pfeiler in der Runde, ein neunter als Hauptträger in der Mitte, erhob ſich der Stuhl etwa 18 rhein. Fuß hoch, 24 Fuß im Durchmeſſer meſſend. Er hatte im Achteck etwa achtzig Fuß im Umfang und acht Sitze unter freiem Himmel, geſchützt durch eine einfache ſteinerne Bruſtwehr. Sieben Sitze waren für die Kurfürſten und einer für den Kaiſer beſtimmt. Den letzteren zierte das Reichswappen, die anderen die Wappen der Kurfürſten nach ihrer Rangfolge.

Drunten umgab den feierlichen Ort das Heer des Ge-


Konigs-Stuhl bey Renſe.

Der Königsſtuhl bei Rhenſe in den Jahren 1624—1776.



Grundriß dazu.

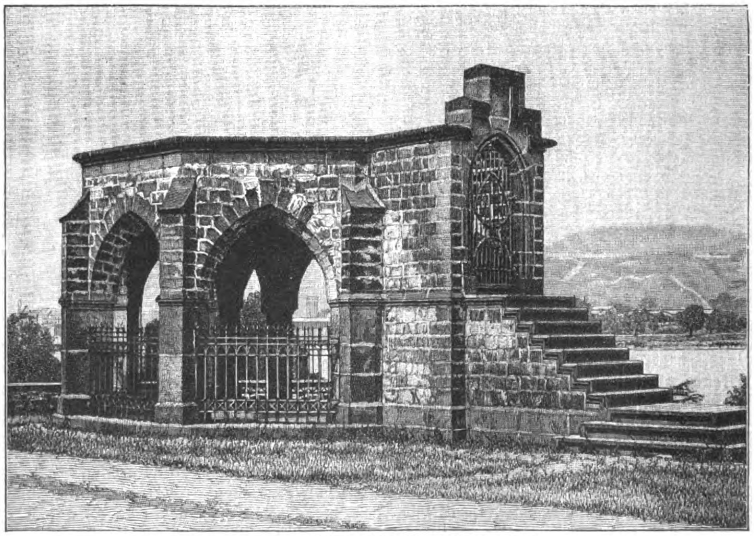
folges, in weiterer Entfernung bildete das Volk bei feierlichen Handlungen einen Kreis. Achtzehn Stufen führten aus der unteren Halle hinauf, und zwei eiſerne Thüren ſchloſſen den Wahlraum ab. Der alte Königsſtuhl hatte zunächſt nur den Beruf und die Beſtimmung, den Kurfürſten zur Beratung zu dienen; ſeine Erbauung iſt unzweifelhaft an dieſer Stelle erfolgt, weil die geiſtlichen Herren von Trier, Mainz, Köln und der Pfalz hier mit ihrem Beſitz ſo dicht grenzten, daß ein Trompetenruf ſie zuſammenführen konnte. Denn Trier ſaß in Koblenz und Kapellen, Mainz in Lahnſtein auf Burg Lahneck, Köln in Rhenſe ſelbſt und Kurpfalz auf der Marxburg, am anderen Ufer des Rheins. Hier war der Ort, den die Fürſten zur „Kür des Kaiſers“ beſtimmt hatten, von hier, auf dem durch den Bau erhöhten Standpunkte ſollte ſich der neuerwählte Kaiſer auch ſeinem Volke zuerſt zeigen. Unweit Mainz, in Delkenheim, in Erbenheim und Lörzweiler hatten auch Königsſtühle geſtanden, deren Spuren indeſſen jetzt verwiſcht ſind. Ein Zuſammenhang des Ortes Rhens mit dem franzöſiſchen Rheims, wo ſeit Ludwig VII alle weſtfränkiſchen Könige gekrönt wurden, iſt kaum nachweisbar, obwohl von einigen Geſchichtsforſchern verſucht. Auch iſt es zweifelhaft, ob die Wahl Heinrichs VII von Luxemburg, beſſer von Lützelburg, den ſein Bruder Balduin von Trier 1308, „durchdrückte,“ bereits hier ſtattgefunden.

Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß 1338 hier „zu Rhens auf dem Velde“ der Kurverein gegründet wurde, der die Kurfürſten des heiligen römiſchen Reiches verband, „daß wir das Reich und unſere fürſtliche Ehre handhaben und beſchirmen wollen, nach aller unſer Macht und Kraft ohne Gefährde wieder allmänniglich, niemand ausgenommen, wenn es unſere Ehre und unſern Eid angeht.“ — Gleichzeitig faßte der Kurverein den Beſchluß: „daß die kaiſerliche Würde und Gewalt von Gott komme und der Gewählte vermöge ſeiner Wahl wahrer König und Kaiſer ſei, ohne die Beſtätigung des Papſtes.“ Von den Kurfürſten fehlte bei dieſen Beſchlüſſen von 1338 nur König Johann von Böhmen. Einig blieben, nach alter deutſcher Gewohnheit, auch die Gründer des Kurvereins nicht, wie die Erwählung Karls IV ſchon acht Jahre ſpäter bewies. Schon 1343 beunruhigte den Kaiſer Ludwig, den Bayer, die ſelbſtändige Verſammlung der Kurfürſten in Rhenſe, und als ſich am 11. Juli 1346 die geiſtlichen Herren daſelbſt zuſammenfanden, erklärten ſie den Markgrafen von Mähren, den böhmiſchen Prinzen, als Karl IV für gewählt, und alles Volk begrüßte denſelben zu Rhenſe mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ Der Jubel ſoll aber damals ſo ſtark geweſen ſein, daß die am Rheinufer angebrachte Stange mit dem Reichspanier ins Waſſer fiel und — ein böſes Zeichen für jedermann — trotz aller Bemühungen nicht gerettet werden konnte.

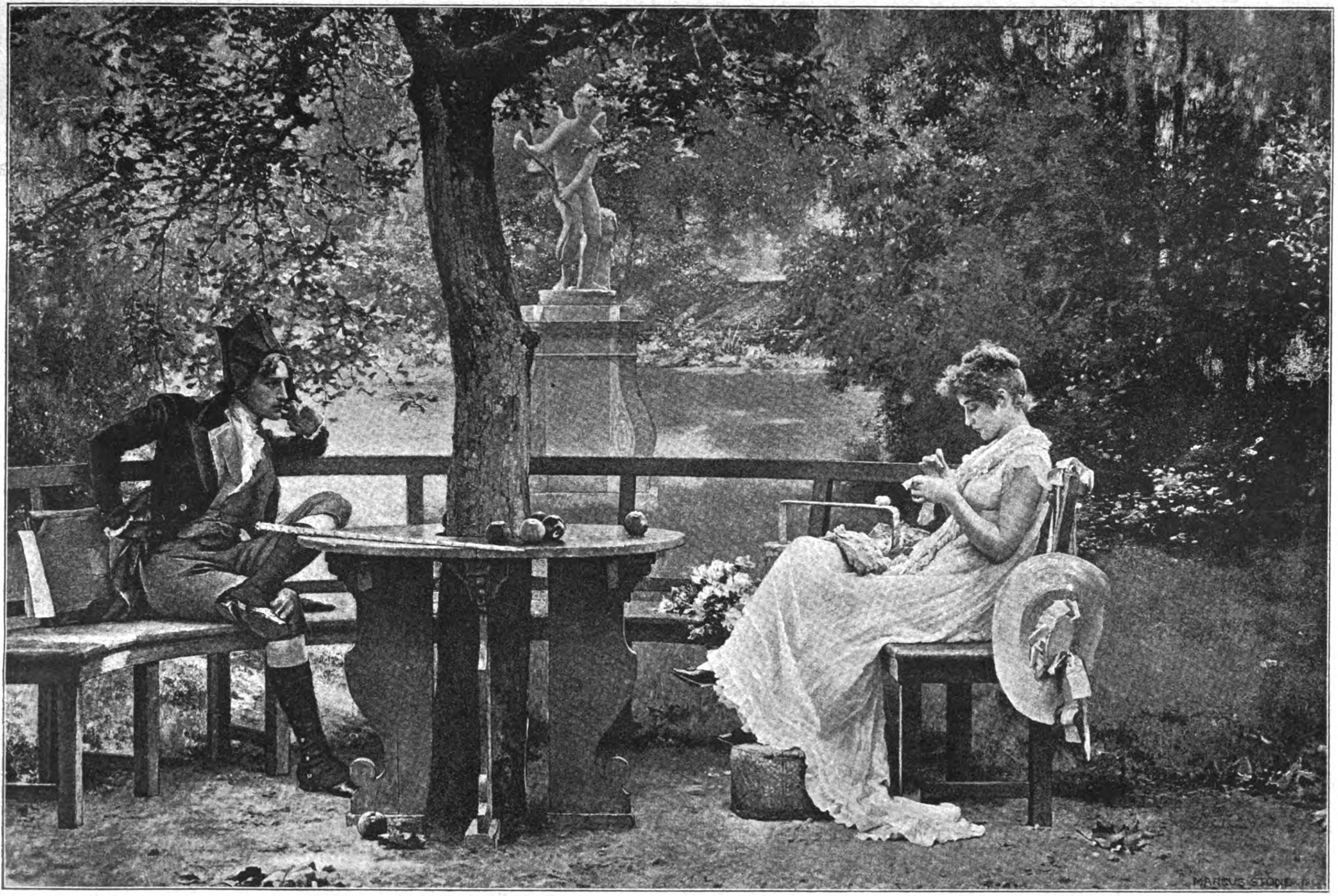
Nach chroniſtiſcher Mitteilung, die allerdings nicht verbürgt iſt, ſei bei der Wahl Karls ein Königsſtuhl noch nicht vorhanden geweſen, ſondern derſelbe erſt nach 1376 erbaut worden. Karl IV ſoll ſelbſt den Anlaß dazu gegeben haben, dort ein „ſteinern Geſtühl“ zu errichten. Die Errichtung des Stuhles als thronartiges Achteck (Thronus imperialis) war mit einer Zollbefreiung für die Bewohner von Rhenſe verbunden, die König Wenzel in Frankfurt 1398 beſtätigte. Die Bewohner des Orts übernahmen dafür die Verpflichtung, den Königsſtuhl „fürbaß ewiglich baulich zu haben und zu bewahren.“

Aber Karl IV ſtarb, und Eduard von England lehnte die Wahl der Kurfürſten ab. Günther von Schwarzburg wurde nach Vorbeſprechungen zu Rhenſe in Frankfurt gewählt, ſtarb aber auch ſchon 1349, wie man — wenn auch beſtritten — annimmt, durch Vergiftung, in dem alten noch beſtehenden Stadtturme zu Eltville am Rhein.

Wieder tagten die Kurfürſten in Rhenſe und beſtimmten dort den König Wenzel von Böhmen zum Kaiſer, der am 1. Juni 1376 in Frankfurt gewählt wurde und auf ſeiner Reiſe rheinab nach Aachen zur Krönung den Königsſtuhl beſtieg, um ſich dem Volke zu zeigen. Aber die Wahl Wenzels war eine unglückliche. Die Kurfürſten ſetzten ihn am 20. Auguſt 1400 bei Rhenſe durch Richterſpruch einfach wieder ab. Dies geſchah indeſſen nicht auf dem Stuhle ſelbſt, ſondern bei Lahnſtein an der noch heute ſtehenden Marien-Kapelle. Ein rheiniſcher Dichter läßt den gern trinkenden Wenzel höchſt bezeichnend ſagen:



Der Königsſtuhl bei Rhenſe. Jetziger Zuſtand.



Von der Internationalen Kunſtausſtellung zu Berlin.

Verliebt. Nach dem Gemälde von Marcus Stone.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Was ſchiert mich Reich und Kaiſerprunk
Mit all den böſen Plagen,
Will mir viel beſſer doch der Trunk
In Ruhe hier behagen.
So ſprach der Kaiſer Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
Beim Königsſtuhl zu Rhenſe."

Und als Ruprecht von der Pfalz ihm 1400 als Reichsherr folgen ſollte, da bot er dem abgeſetzten Wenzel, nach dem F. G. Drimbornſchen Gedichte, vier Fuder Bacharacher Weines für die Krone, und Wenzeslaus erklärt ſich des Handels einig:

„Nimm' Scepter, Hermelin und Kron',
Nimm alles, was ich trage;
Doch quält dich Zwietracht einſt und Hohn,
So denk an mich und ſage:
Der Wein iſt mehr als Kronen wert!
Das hat ein Kaiſer mich gelehrt
Beim Königsſtuhl zu Rhenſe!"

Aber auch Ruprecht der Pfälzer, der in Rhenſe ſofort nach Wenzels Abſetzung als Kaiſer proklamiert, in Frankfurt aber ausgerufen wurde, ſtarb ſchon 1410. Maximilian I war der letzte der Kaiſer, der 1486 auf ſeiner Krönungsfahrt nach Aachen den Stuhl beſtieg und den Reichseid hier leiſtete, mit dem Zuſatze: „dem deutſchen Reich ein Schützer und Mehrer zu ſein."

Spätere Zeiten benutzten dieſe im Volksgedächtniß geweihte Stelle zum Austrag kirchlicher und ſtaatlicher Zwiſtigkeiten. 1414 ſchlichtete z. B. der Erzbiſchof von Mainz hier einen Streit zwiſchen Theodor von Mörs und Wilhelm von Ravensberg. Im Jahre 1568 endlich beſtätigte Kaiſer Maximilian II dann noch einmal „die verliehenen Freiheiten des Ortes Rhenſe," und 1624 dürfte die letzte Reparatur des Stuhles in jener Zeit ſtattgefunden haben.

Mit dem Reiche verfiel auch der Königsſtuhl. Gänzlich zerſtört wurde er 1688 durch die Franzoſen; einen Teil des Geſteins benutzten die Rhenſer zu Bauten in ihrem Orte. Reſte des urſprünglichen Stuhles wurden von einzelnen Bewohnern bewahrt und ſpäter gern bei der Wiederherſtellung des Baues zur Verfügung geſtellt.

Eine Sitte aber hielt ſich an die Stelle gebannt. Da es keinen Kaiſer hier mehr zu „küren" gab, ſo trat an deſſen Stelle — der Bürgermeiſter von Koblenz. Nach „altem Brauch", ſo ſagt die ſpätere Chronik, entließ hier am Königsſtuhl die Stadt Koblenz alljährlich unter beſonderen Zeremonien ihren Bürgermeiſter. Es wurde demſelben dort u. a. ein „Bündchen" mit Erdbeeren überreicht, dem Volke wurde Geld und Weißbrot zugeworfen, und die Beſtätigung des neuen Bürgermeiſters beſchloß mit einem Gaſtgelage die Feier der Bürgermeiſterwahl.

Im Jahre 1794 ward hier der letzte Bürgermeiſter von Koblenz „inthroniſiert". Am 9. Juni des genannten Jahres fuhren der damalige Miniſter von Duminique, der Obermarſchall von Boos mit Sohn und Enkel, Graf von Reneſſe, zuſammen etwa 30 Perſonen, nach Rhenſe und nahmen hier die letzte Bürgermeiſter-Zeremonie der Art vor, die noch mit aller Feierlichkeit in Szene geſetzt wurde. Von da ab verſchwand nicht nur die Sitte, ſondern auch — der Königsſtuhl in der Erinnerung, ſo daß Pierers Univerſal-Lexicon den Stuhl nach Rees am Niederrhein verſetzte.

Die Dichter aber dachten ſein. Levin Schücking beſang das 1346 in den Rhein geſtürzte Banner, deſſen Neuentfaltung als Reichspanier er im Jahre 1848 prophezeite, Guſtav Pfarrius, F. J. Reiff und Aloys Schreiber widmeten dem Stuhl poetiſche Gaben, und Freiligrath ſang von ihm:

„Als ein Zeichen uns zum Frommen, aufgebaut am Rheinesſtrand,
Daß du wirſt zu Stuhle kommen ſonſten auch, o deutſches Land."

Früher ſchon hatte das hiſtoriſche Intereſſe einzelner den verfallenen Königsſtuhl wieder neu erſtehen laſſen. Wie erwähnt, fiel der Reſt des Baues dem Neubau einer Landſtraße 1808 zum Opfer, und es gemahnte eben dieſe Zerſtörung eine Anzahl deutſch denkender Männer an die Vorgeſchichte des merkwürdigen Stuhles. 1840—43 bildete eine Anzahl Koblenzer, an deren Spitze allerdings ein Mann echt italieniſchen Namens: Vincenz von Zuccalmaglio ſtand, einen Verein, welcher die Abſicht kundgab, das alte Bauwerk wieder herzuſtellen.

Im ganzen Vaterlande wurden durch Rundſchreiben patriotiſch denkende Männer aufgefordert, ſich zu beteiligen. Der Aufruf blieb aber ohne weſentliche Beachtung. Sogar beſonders für dieſen Zweck veranſtaltete Feſte „der Erinnerung an Deutſchlands Einheit, Kraft und Größe" geweiht, blieben meiſt unbeachtet. Alle patriotiſchen Geſänge, alle Begeiſterung, die hierbei ins Treffen gerufen wurde, konnten nicht verfangen. Mit wenigen Thalern nur gingen die Beiträge, ſelbſt aus größeren Städten, ein.

Ausgezeichnet hat ſich bei den Sammlungen das 28. Infanterieregiment in Koblenz unter ſeinem Oberſten, dem ſpäteren General von Barfuß, welches 115 Thaler und 15 Silbergroſchen — faſt den zehnten Teil aller freiwilligen Beiträge — aufbrachte, aber die Bedingung an die Gabe knüpfte, daß der neue Sitz des Kurfürſten von Brandenburg den preußiſchen Adler und die Regimentsnummer 28 tragen müſſe. Wohl nur die Unmöglichkeit gegenüber dem geſchichtlichen Denkmal, hat das Komitee den Wunſch nicht zur Ausführung bringen laſſen.

Etwa — 1000 Thaler waren der geſamte Erlös aus Alldeutſchland. König Friedrich Wilhelm IV mußte helfen, den Reſt aufzubringen, der ſich für den ganzen Bau auf nur 2978 Thaler 25 Silbergroſchen überhaupt belief.

Um 1848 war der Bau des renovierten Königsſtuhles beendet, und das Komitee hatte nichts Eiligeres zu thun, als denſelben — Seiner Majeſtät dem König Friedrich Wilhelm IV als Geſchenk anzubieten, ein Geſchenk, zu dem der König etwa zwei Drittel der Koſten ſelbſt beigeſteuert hatte.

Noch einmal diente der neue Königsſtuhl zu einer vaterländiſchen Haupt- und Staatsaktion, und das war am 18. Mai 1848, jenes Revolutionsjahres, welches ſich bekanntlich mit der Erreichung deutſcher Reichseinheit, wenn auch vielleicht auf falſchem Wege, beſchäftigte.

Iſt es auch kein ernſtes und würdiges Schlußbild, ſo ſind die Ereigniſſe doch ſo charakteriſtiſch und bezeichnend für die Anſchauungen und Stimmungen jener Tage, daß wir nach näher verbürgten Aufzeichnungen dieſe hiſtoriſche Begebenheit unſren geneigten Leſern nicht vorenthalten wollen.

Koblenz beabſichtigte die an dem genannten Tage in Frankfurt zu eröffnende Reichs- oder Parlamentsverſammlung beſonders zu feiern. Was lag näher, als den Königsſtuhl zum Sammelorte für die Umgebung zu „küren." In der Liebfrauenkirche in Koblenz fand morgens ein feierliches, ſehr beſuchtes Hochamt ſtatt. Am Nachmittage war — wie für das Rütli von Schwyz, Uri und Unterwalden — für den Königsſtuhl das Wort gegeben, und zwar für alle deutſchen Mannen in Koblenz, Lahnſtein, Braubach, Rhenſe und weiter rheinauf und rheinab.

Zu Fuß, zu Schiff rückten Muſik und Geſangvereine, zur größeren Herrlichkeit auch Bürgergardiſten mit Fahnen und Abzeichen heran und trafen gegen drei Uhr an dem feſtlich bekränzten Königsſtuhl ein. Eine Rede über die deutſche Einheit eröffnete die Feier. Alle folgenden Redner feierten die deutſche Einheit, die deutſche That, die deutſche Zukunft, und Schönfärber für dieſes Feſt haben in der Preſſe nicht gefehlt.

In Wahrheit herrſchte die größte Unordnung, zumal es beſtändig regnete; einer der großen Feſtreden, die unter anderem den Satz enthielt: „Bis jetzt iſt alles in der Welt für die Könige geweſen, fortan ſoll alles für das Volk ſein, darum heiße der „Königsſtuhl" für immer nunmehr „Volksſtuhl!" — folgte ſchließlich die That; die ganze Volksmaſſe ſtürmte auf den Königsſtuhl zu, ſtieg in Haufen hinauf, die Redner, Sänger, Komitee, Standarten- und Fahnenträger vertreibend, welche auf der anderen Seite der Landſtraße Unterkunft ſuchten und nicht fanden. Der Regen war unerbittlich, der Wein infolge davon gewäſſert, das feilgehaltene Brot ſeiner Auflöſung nahe. „Hunger und Durſt“ ſtellten ſich ein. Die Reden, in der Überſchwänglichkeit jener Zeit gehalten, wiederholten die damals landläufigen Phraſen bis zur Unendlichkeit, und die Verſammlung löſte ſich frühzeitig auf. Die Koblenzer zogen wieder rheinab, die Rhenſer ſpielten Guelfen und Ghibellinen; die einen waren für die Bezeichnung: „Königsſtuhl,“ die anderen für „Volksſtuhl,“ und ſo lieferten ſich die beiden Parteien, um die Sache zum Austrag zu bringen, gleich an Ort und Stelle eine förmliche Schlacht! Eine Schlacht, die erſt endete, als jedermann ſeine wohlabgemeſſene Tracht Prügel in Empfang genommen. Dies alles zu Füßen des nationalen Denkmals! Und als die Koblenzer hungernd und dürſtend an dem unterhalb liegenden Örtchen Kapellen anlangten, trieb ſie der Regen zum Teil den Dampfſchiffen zu. Die bereit ſtehenden Kutſcher und Nachenführer wollten das nicht leiden, weil ſie ſich durch die damals noch unliebſamen Dampfboote in ihrem Gewerbebetrieb gehemmt ſahen, und heute zumal auf einen „guten Tag“ gerechnet hatten. — Es gab ſchließlich auch hier Auseinanderſetzungen, echt deutſche Püffe und Hiebe, und die meiſten Feſtgenoſſen trabten zu Fuß, trotz ſtrömenden Regens, um keiner der „menſchenbefördernden Parteien“ Unrecht zu thun, die zwei Stunden Weges geruhig nach Koblenz zurück.

So endete die Feier am 18. Mai 1848 am Königsſtuhl zu Rhenſe, ein leider echt deutſches Bild früherer Zeit, bei welchem die Freiheit jedes einzelnen und leider auch die Würde des Tages zu ſonderbarer Geltung kamen.

Heute aber thront, nicht allzufern von dieſer althiſtoriſchen Stätte unſeres Volkes, droben auf dem Niederwalde ein anderes Wahrzeichen deutſcher Kaiſerherrlichkeit, im Gegenſatz zu dem „Geſtühl zu Rhenſe“ laut predigend, daß wir uns endlich zu dem hohen Ziele wahrhafter Einheit zwiſchen Fürſt und Volk, wahrhafter Reichsherrlichkeit, welche frühere Zeiten erſtrebten, durchgerungen haben. Der Königsſtuhl bleibt indeſſen für immer ein Merkſtein von hoher Bedeutung für die Geſchichte unſres Volkes.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die Internationale Kunſtausſtellung zu Berlin, unter dem Protektorat Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Friedrich vom Verein Berliner Künſtler anläßlich ſeines fünfzigjährigen Beſtehens veranſtaltet, hat ihre Pforten eröffnet. Trotzdem die Pariſer Hetzer uns die Freude verdorben haben, die franzöſiſche Malerei als Gaſt bei uns zu ſehen, darf man die Ausſtellung doch mit Recht eine internationale nennen, denn ſie vereinigt in der That Meiſterwerke von Künſtlern aller gebildeten Nationen. Der Geſamteindruck iſt, obwohl manche Bilder unſerem Geſchmacke nach zu ſehr der modernen Richtung huldigen, ein außerordentlich befriedigender. Neben der vortrefflich vertretenen deutſchen Kunſt, in welcher die Münchener Schule einen beſonders breiten Raum einnimmt, zeichnen ſich vor allem Engländer, Spanier und Italiener aus.

Wir freuen uns, unſeren Leſern ſchon in der vorliegenden Nummer ausſchließlich Bilder aus der Berliner Kunſtausſtellung vorführen zu können. Ein reizendes Kinderbild zunächſt, „Das Bilderbuch,“ von Paul Wagner als Werk eines deutſchen Künſtlers; die anmutige Idylle „Verliebt“ iſt das Bild eines unter dem Einfluß der neueren franzöſiſchen Schule groß gewordenen engliſchen Meiſters, Mr. Marcus Stone, und unſer dritter Holzſchnitt bringt das liebenswürdige Katzenbild „Unermüdlich“ der als Tiermalerin hochgeſchätzten Belgierin Henriette Ronner.

Auch die nächſte Nummer des Daheim wird die Berliner Kunſtausſtellung beſonders berückſichtigen.

Hainbuche mit Eichenblättern.

Über eine *Hainbuche mit Eichenblättern* wird in Nr. 7 der „Botaniſchen Zeitung“ berichtet. Der Baum wurde gepflanzt im Winter 1876/77 auf dem Schulhof der Realſchule beim Doventhor in Bremen und hatte ganz normale Blätter. In den erſten Jahren nach der Pflanzung aber kränkelte er und bildete während dieſer Zeit nur kleine gelappte Blätter, die Eichenblättern ſehr ähnlich waren. Im Jahre 1880 änderte ſich das. Er fing an, Zweige mit Blättern von der gewöhnlichen Form zu treiben, und dieſe nahmen mit jedem Jahr mehr zu, ſo daß er 1890 nur noch wenige Eichenblätter zeigte. Der Baum ſtand auf Bauſchutt und Sand, unter dem in einem Meter Tiefe guter Boden lag. Offenbar kehrte der Baum zur regelmäßigen Blattform zurück, als ſeine Wurzeln den beſſeren Boden erreichten, und ſomit ſcheint mangelhafte Ernährung die abnorme Blattbildung veranlaßt zu haben.

Es ſei dabei daran erinnert, daß es eine beſtändige Spielart der Hainbuche mit Eichenblättern (Carpinus Betulus quercifolia) gibt, bei der die ganze Belaubung die ungewöhnliche Blattform zeigt. Und daneben gibt es eine noch viel merkwürdigere, an den Baum in Bremen erinnernde Spielart, die wechſel- oder gemiſchtblätterige (C. B. heterophylla). Bei dieſer tragen einige Zweige Eichenblätter, andere Blätter der gewöhnlichen Form. Im Schloßpark zu Putbus auf Rügen ſteht ein großer Baum der Art, der $^1/_3$ Eichenzweige und $^2/_3$ normale Zweige hat. Ich habe ihn vor Jahren geſehen, und mir wurde erzählt, es ſei eine Hainbuche, auf die Eichenzweige gepfropft wären; doch das iſt ein Märchen. Vielleicht trägt der Bremer Fall etwas dazu bei, das Rätſel zu löſen, wie dergleichen Spielarten entſtehen. J. Tr.

Naturkunde.

Die Darſtellung *chemiſch reinen Chloroforms* iſt kürzlich dem von Genf nach Berlin übergeſiedelten Profeſſor R. Pictet, dem bekannten Entdecker der Verflüſſigung der Gaſe durch ſehr niedrige Temperaturen, gelungen, indem er dasſelbe bei 100 Grad unter Null kriſtalliſieren ließ. Der Vorgang iſt beſonders deshalb bedeutungsvoll, als die bei Chloroformnarkoſen immer noch vorgekommenen Unglücksfälle zum Teil ſicher auf die unreine Beſchaffenheit des Mittels zurückzuführen ſind.

Phosphoreszierendes Fleiſch iſt neuerdings in Berliner Haushaltungen mehrfach beobachtet worden. Die Redaktion der Tierärztlichen Wochenſchrift weiſt, um Befürchtungen vorzubeugen, darauf hin, daß dieſe durch Bakterien hervorgerufene Erſcheinung nur bei friſchem Fleiſch auftritt, deſſen Beſchaffenheit nicht verändert, und daß dem Genuß ſolchen Fleiſches, wenn es mit einer ſchwachen Borſäurelöſung abgewaſchen worden iſt, um den nur oberflächlichen Bakterienüberzug zu entfernen, keinerlei Bedenken entgegenſtehen.

Sport.

An *Gráditzer Geſtütspreiſen* iſt für 1891 die ſtattliche Summe von 179 539,58 Mark ausgeſetzt, während in voriger Saiſon nur die Hälfte dieſes Betrages zur Auszahlung an die verſchiedenen Vereine gelangte. Neu aus den betreffenden Mitteln bedacht wurden: Aachen (1500 Mk.), Düſſeldorf (1500 Mk.), Groß-Borſtel (3000 Mk.), Inſterburg (2000 Mk.) und Travemünde (1000 Mk.). Der Union-Klub erhält für Hoppegarten diesmal 89 039,58 Mk., Charlottenburg 15 000 Mk., Hamburg und Leipzig je 10 000 Mk. Der Union-Klub ſetzt 1891 aus ſeiner eigenen Kaſſe 475 500 Mk. an Rennpreiſen aus, über 130 000 Mk. mehr als im Vorjahr.. Etwa die Hälfte der Mehraufwendung kommt den Provinzplätzen zu gute. Zum erſtenmal in den Kreis mit einbezogen ſind Groß-Borſtel (3000 Mk.), ſowie Brandenburg, Düſſeldorf, Inſterburg und München, welch’ letztere Bahnen je 1000 Mk. vom Unions-Klub erhalten werden.

Erdkunde.

Am 9. April dieſes Jahres entſtanden die *„Vereinigten Staaten von Auſtralien“* (The Commonwealth of Australia) durch Beſchluß der zu Sydney tagenden Verſammlung von Vertretern aller auſtraliſchen Kolonieen. Die Bundesverfaſſung unterliegt jedoch noch der Beſtätigung ſeitens der einzelnen Kolonieen und ſeitens des britiſchen Parlaments.

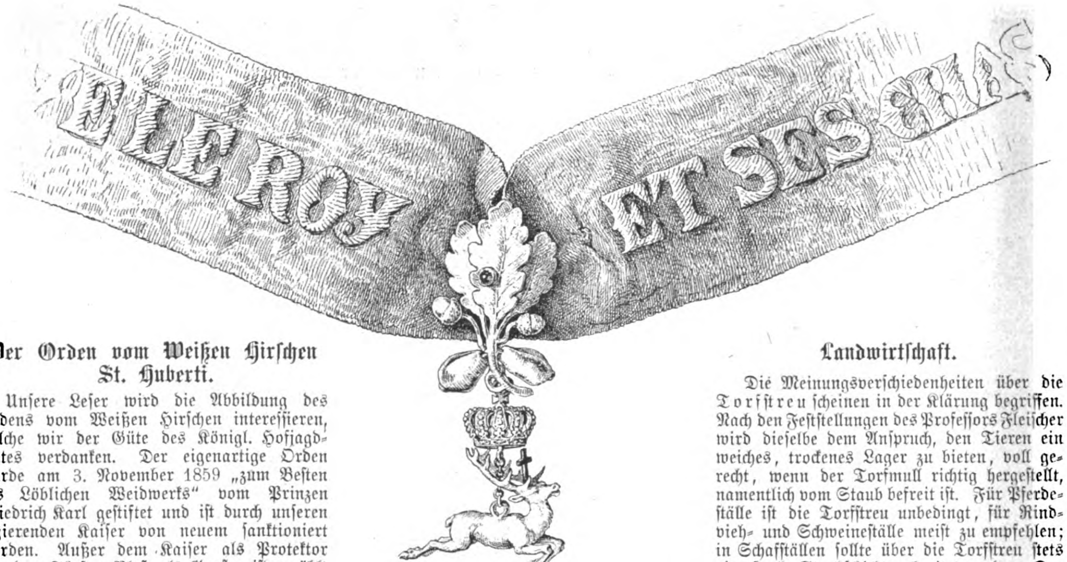
Eine Centralſtelle für die deutſchen Kolonieen im botaniſchen Inſtitut der Univerſität Berlin ſoll eingerichtet werden, um denſelben die erforderlichen Sämereien und Pflanzen zur Anzucht zu liefern, den Nutzwert der in ihnen gezogenen Pflanzen und Früchte zu beſtimmen, kurz um für die botaniſche Entwickelung der Kolonieen zu ſorgen.

Hauswirtſchaftliches.

Ein Handgriff beim Meſſerſchärfen, der von ausgezeichneter Wirkung iſt, beſteht darin, die ſtählernen Meſſerſchärfer, ſowie auch die aus Schmirgelmaſſe verfertigten, mit einigen Tropfen Petroleum anzumiſchen und dann zum Abziehen der Meſſer zu verwenden. Die Schärfflächen greifen trefflich an, und ſelbſt alte, ſcheinbar abgenutzte Schärfer thun dieſelben Dienſte wie neue. Durch Nachreiben mit weichen, reinen Lappen iſt das Petroleum von den Meſſern, namentlich Tiſchmeſſern, zu entfernen.

Gemeinnütziges.

Die *Nordlinie* kann man, ſobald die Sonne ſcheint, ohne Kompaß in einfacher Art auffinden, indem man ſeine Taſchenuhr wagerecht hält, ſo daß der Stundenzeiger in der Richtung des Schattens des Beobachters fällt. Norden iſt alsdann in der Richtung der Halbierungslinie des Winkels, welchen dieſer Zeiger mit der Zahl XII bildet. Der Beweis läßt ſich mit wenigen Worten geben. Um Mittag iſt der Schatten des Beobachters gegen Norden gerichtet und in 24 Stunden macht dieſer Schatten eine ganze Umdrehung. Er bewegt ſich alſo nur halb ſo ſchnell, als der Zeiger einer Uhr, welcher zwei ganze Umdrehungen in derſelben Zeit macht. Es ergibt die Beobachtung freilich nur eine annähernde, aber doch meiſt genügende Richtigkeit.



Der Orden vom Weißen Hirſchen St. Huberti.

Der Orden vom Weißen Hirſchen St. Huberti.

Unſere Leſer wird die Abbildung des Ordens vom Weißen Hirſchen intereſſieren, welche wir der Güte des Königl. Hofjagdamtes verdanken. Der eigenartige Orden wurde am 3. November 1859 „zum Beſten des Löblichen Weidwerks“ vom Prinzen Friedrich Karl geſtiftet und iſt durch unſeren regierenden Kaiſer von neuem ſanktioniert worden. Außer dem Kaiſer als Protektor und dem Fürſten Pleß als Großmeiſter zählt derſelbe noch ſieben ſogenannte Gebietiger: einen Jägermeiſter, einen Kanzler, einen Hauptmann, einen Hegemeiſter, einen Rüdemeiſter, einen Drappierer oder Rüſtmeiſter und einen Humpenmeiſter oder Humpierer. Als Schmuck tragen der hohe Protektor und der Großmeiſter ein zwei Zoll breites dunkelgrünes gewäſſertes Band mit darauf geſtickter Goldſchrift: „Vive le Roy et ses chasseurs!“, der Deviſe des alten Feldjägerregiments unter Friedrich dem Großen. In der Mitte des Wahlſpruchs, an der unteren Kante des Bandes ſieht man einen Bruch von drei goldenen Eichenblättern, auf dem mittleren einen Tropfen Schweiß durch einen Rubin dargeſtellt, darunter zwei Hirſchhaken mit darauf liegenden ſilbernen Eicheln. Hieran angeſchloſſen hängt die königliche Krone über einem ſilbernen Edelhirſch mit einem Geweih von zwölf Enden, der zwiſchen dem Geweih das aufrechtſtehende Kreuz und auf dem Rücken einen Hirſchhaken trägt. Unter der Deviſe auf dem Bande befinden ſich bei dem Großgebietiger 12, bei den Gebietigern 6 Haken; bei der II. und III. Klaſſe des Ordens fehlen dieſe ganz, die III. Klaſſe hat über der Krone nur 1 Hirſchhaken.

Landwirtſchaft.

Die Meinungsverſchiedenheiten über die Torfſtreu ſcheinen in der Klärung begriffen. Nach den Feſtſtellungen des Profeſſors Fleiſcher wird dieſelbe dem Anſpruch, den Tieren ein weiches, trockenes Lager zu bieten, voll gerecht, wenn der Torfmull richtig hergeſtellt, namentlich vom Staub befreit iſt. Für Pferdeſtälle iſt die Torfſtreu unbedingt, für Rindvieh- und Schweineſtälle meiſt zu empfehlen; in Schafſtällen ſollte über die Torfſtreu ſtets eine ſtarke Strohſchicht gebreitet werden. Der Torfſtreudünger iſt für leichteren Boden beſonders empfehlenswert.

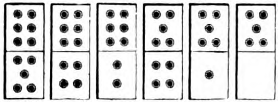
Das Reiſigfutter, beſonders von Buche oder Birke, ſcheint nach neueren Verſuchen des Herrn von Jena-Cöthen durchaus nutzbringend. Es iſt jedoch erforderlich, das Reiſig zunächſt zu quetſchen, dann mit 1 % Salz verſetzt mit heißer Schlempe, Kleientrunk, zu übergießen und der Selbſterhitzung zu überlaſſen, bis nach 1—3 Tagen die Temperatur auf etwa 60 Grad geſtiegen iſt, eine Grenze, die nicht überſchritten werden darf. Der Nährwert des Reiſigs ſoll dem mittelguten Heus nahekommen, den Nährwert des Strohes übertreffen.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine, darunter zwei Doppelſteine, bleiben verdeckt im Talon. D hat auf ſeinen Steinen 12 Augen weniger als C, 14 Augen weniger als B und 31 Augen weniger als A.

A hat:



A ſetzt Fünf-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. Er ſetzt zuletzt Vier-Sechs an Vier. B und C müſſen bei der vierten, D muß bei der zweiten, vierten und fünften Runde paſſen. Die übrigbleibenden Steine haben bei C 9 und bei D 8 Augen. B behält Doppel-Drei und einen anderen Stein übrig.

Die Summe der Augen auf den 16 Steinen der Partie beträgt 103.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten B und C übrig?

1. Rätſel.

Sehr oft gemacht mit großer Liſt,
Rühmt man's von Künſtlerhand,
Und wo es lang verborgen iſt,
Wird's plötzlich oft bekannt.
Fr.

2. Rätſel.

Wär' ich von Anfang nicht gegeben, dann in Ruh
Beharrte alle Welt, und mit der Welt auch du!
So bin ich denn in Wahrheit Kraft und Leben, —
Doch wehe dem, der mich der Welt gegeben!
Pf. J.

3. Dreiſilbige Scharade.

Frohlockende Luſt
Empfindet die Bruſt,
Wenn der Lenz nach langem Erwarten
Mit belebendem Hauch
Am entblätterten Strauch
Die Knoſpen erſchließt in dem Garten.

Bald ſehn wir entzückt,
Mit der Erſten geſchmückt
Die lang verödete Halde;
Und fröhlicher Sang
Von erfriſchendem Klang
Tönt laut aus den Letzten im Walde.

Doch die Luſt iſt vorbei,
Wenn ſämtliche Drei
Als Ganzes die Ohren beſchweren;
Naht dieſer Geſell,
So rat' ich, ſo ſchnell
Als ihr könnt, den Rücken zu kehren.
C. L.

4. Rätſel.

Je weiter ich bin, um ſo kühner der Sinn, der mich überwindet;
Je größer ich war, um ſo mehr iſt Gefahr, daß Friede entſchwindet;
Je größer ich werde, bezeugt's die Geberde, daß Beifall man findet!
Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 35.

1. Magiſche Silbenquadrate.

Se	Li	Ca	Be	A	Te
Li	vor	no	A	chil	les
Ca	no	va	Te	les	kop
Ki	li	An	Bil	Ba	O
Li	set	te	Ba	na	ne
An	te	nor	O	ne	ga

2. Dreiſilbige Scharade. Kleingläubig.

3. Rätſel. Handlung.

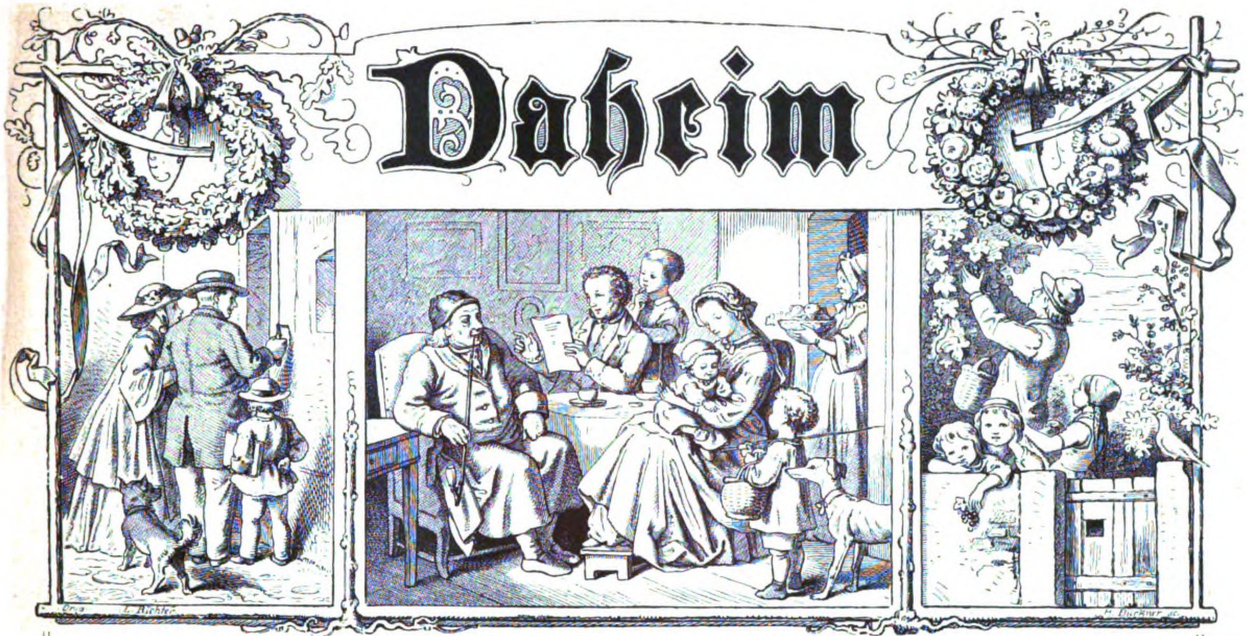
4. Zweiſilbige Scharade. Frühjahr.

5. Rätſel. Faſſung.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Im Mai. Gedicht von F. Bodenſtedt. — Ikaria, ein Stück praktiſcher Sozialdemokratie. Von K. Schirmer-Eſchwege. — Gepreßt und geworben. Erzählung von Philipp Knieſt. Fortſ. — Fabrikant Carl Reichard in Erſtein (Elſaß). † — Der Königsſtuhl zu Rhenſe. Ein Nationaldenkmal des Mittelalters von Ferd. Hey'l-Wiesbaden. Mit zwei Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Das Bilderbuch von Paul Wagner, Verliebt von Marcus Stone, und Unermüdlich von Henriette Ronner. — Hainbuche mit Eichenblättern. — Naturkunde. — Sport. — Erdkunde. — Hauswirtſchaftliches. — Gemeinnütziges. — Der Orden vom Weißen Hirſchen St. Huberti. Mit einer Illuſtration. — Landwirtſchaft. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Juni 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 37.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Um ſo weniger bekommt der Gebhardt etwas!“ ſagte Berthold.

„Ach Gott, gnädiger Herr,“ ſagten beide Eheleute in ſichtbarer Unruhe.

„Fürchten Sie den Menſchen? Dann melden Sie es doch der Polizei!“

„Es iſt nicht um uns — nein! Wir ſind nicht bange vor ihm, ſo iſt er nicht! Aber halb und halb dauert er einen, und wenn es geht, daß man ſo ein Läſtermaul mit etwas Güte zum Schweigen bringt, iſt's wegen der Leute ſchon beſſer. Die Welt glaubt alles Schlimme und alle Schande gern genug.“

Mann und Frau hatten, ſich gegenſeitig anblickend, eins ums andere geſprochen, verlegen nach dem Ausdruck ſuchend!

„Ja, was meinen Sie denn? Schlimm? Schande? Weshalb ſoll ich den Mann zum Schweigen bringen?“ rief Berthold ungeduldig werdend.

„Ich glaube,“ ſagte Glaſer vortretend und ſeine Frau immer anſehend, ob er auch nach ihrem Willen thue, „wir ſagen's kurz und gut dem gnädigen Herrn, Frau! Es iſt ja nicht wahr; aber wenn's der Gebhardt an die große Glocke hängt — er ſagt ja, er kann's beweiſen.“

„Nun, zum Kuckuck, ſo ſchießen Sie doch los! Betrifft's meinen Onkel?“

„Den auch, gnädiger Herr, und Sie ſelbſt vielleicht! Der Menſch will nämlich beſchwören können, daß Sie gar nicht der rechte Neffe vom ſeligen gnädigen Herrn wären.“

„Unſinn! Laſſen Sie mich doch mit ſolchem Geſchwätz in Ruhe, Glaſer! Wie können Sie mir überhaupt damit kommen!“

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Pflicht und Schuldigkeit!“ riefen beide Eheleute ängſtlich, und Frau Glaſer fuhr fort: „Eh' der Gebhardt ins Zuchthaus kam — wir kannten ihn ja gar nicht, da hat er einmal meinen Mann im Bierlokal angeredet und hat allerlei gefragt und erzählt, er wäre Kammerdiener beim ſeligen gnädigen Herrn geweſen.“

„Nun, und was ſoll das jetzt?“ fragte Berthold. „Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten, Glaſer, und auch Sie, Frau Glaſer!“

„Ach, wenn's der Herr Leutnant geſehen hätten, wie er that! Und wenn ich's nur bloß erzählen dürfte, und der gnädige Herr wollten es geduldig anhören! Wir ſprechen ja nur aus Dankbarkeit, denn der gnädige Herr konnten uns ja einfach kündigen, und wir mußten abziehen, und nun iſt der gnädige Herr noch ſo gut mit der Abfindung.“

„Hätte ich gewußt, welche Drangſal ich dafür von Ihrer Schwatzhaftigkeit erleiden muß, Frau, ſo würde ich mich gehütet haben!“ dachte Berthold.

Da er ſich jetzt aber geduldig in ſeinen Schreibſeſſel zurücklehnte und den Dampfwolken ſeiner Cigarre nachſah, ſo nahm ſie das für ein Zeichen, daß ſie weiter ſprechen dürfe.

„Sie hatten das neue Bild gekauft, gnädiger Herr, und zwei Dienſtleute brachten es und beſtellten, wir ſollten es gleich im kleinen Saal aufhängen. Die beiden Männer halfen Glaſer, aber der eine guckte ſich immer ſo ſonderbar allerwärts um, ſchon als wir die Treppe hinaufſtiegen. So wurde mein Mann aufmerkſam und ſah ihn an: ‚Ich muß Sie ja wohl kennen?‘ Denn er dachte, der Menſch könne auch ein Einbrecher ſein, der ſich hier die Gelegenheit ausſpioniere. Das war nun aber doch nicht ſo, denn der Mann ſagte gleich: ‚Ja, wir haben uns ſchon mal bei Dräſike geſprochen, ich bin Gebhardt. Es hat ſich hier doch in all den Jahren gar nichts verändert.‘ — ‚Er iſt Kammerdiener beim ſeligen gnädigen Herrn geweſen,‘ ſagte mein Mann zu mir, ‚Gebhardt heißt er.‘ Nun kamen wir natürlich auf den ſeligen gnädigen Herrn und auf den jungen gnädigen Herrn zu ſprechen, und daß Sie ſo reich wären und hätten ſich verlobt und ſo allerlei. Da ſagt der Gebhardt denn wieder: ‚Wenn der wüßte, was ich weiß! Er könnte mir wohl eine kleine Penſion geben, daß ich ſo brav geſchwiegen habe. Denn wenn ich noch heute rede, dann iſt all ſein Geld „futſch“ und er hat nichts mehr. Denn es kommt ihm nicht mehr zu, wie mir.‘ Mein Mann ärgerte ſich, nicht über das Gerede, ſondern über das Gethue von dem Gebhardt und ſagte: ‚Laſſen Sie doch den Unſinn! Und wir ſind ja nun fertig. Sind Sie bezahlt?‘ Nein, bezahlt waren ſie nicht, ſo mußte ich hin und Geld wechſeln, und unterdes fängt der Gebhardt wieder an: ‚Glaſer, ich gebe ein Freibier, wenn Sie dem jungen Herrn ſagen, der Gebhardt lebe noch, der bei ſeinem Onkel geweſen wäre, als die gnädige Frau in Italien geſtorben war. Er könne alle Tage beſchwören, daß der richtige kleine Sohn von der gnädigen Frau auch geſtorben wäre. Der ſelige Herr Onkel hätte Sie gekauft, ſagt der Gebhardt, und Sie hätten blaue Augen, der rechte Neffe aber hätte ſchwarze gehabt.‘“

„Solcher Unſinn! Der Kerl war betrunken!“ rief Berthold ärgerlich.

Die Frau ſchüttelte den Kopf, ebenſo der Mann, und der letztere meinte bedenklich: „Der andere Dienſtmann ſtand dabei und hat alles gehört.“

„Der wird wohl vernünftiger ſein als Sie, Glaſer. Der Menſch hat Sie zum Narren gehabt.“

„Ach Gott, nein, gnädiger Herr, dann wäre er doch nicht wiedergekommen, um mit Ihnen ſelbſt zu ſprechen.“

„Wie? Nun, das ſoll er verſuchen! Aber warnen Sie ihn lieber, Glaſer; ich laſſe ihn ſofort wegen Beleidigung einſtecken, und wenn er's danach macht, auch wegen Erpreſſungsverſuch.“

„Siehſt du,“ ſagte Glaſer zu ſeiner Ehehälfte, „davor iſt er auch bange! Und darum ſollten wir's doch erſt mal dem gnädigen Herrn vorſtellen.“

„Na, mein lieber Glaſer, das haben Sie ja auch recht ausführlich beſorgt. Darüber kann ich Ihnen ein Atteſt ausſtellen. Und nun wollen wir den Herrn Gebhardt ruhig erwarten!“ meinte Berthold und ſtand ungeduldig auf.

Die ganze Geſchichte machte auf ihn nicht den mindeſten Eindruck. Seine Gleichmütigkeit wirkte auf das Ehepaar ſo ernüchternd, daß es ganz beſchämt und um Entſchuldigung bittend, abzog, mit dem beſtimmten Bewußtſein, ſich dem jungen gnädigen Herrn zum Dank für ſeine Güte recht wenig angenehm gemacht zu haben.

Der Wind ſauſte und heulte um das ſtille Haus, der Regen klatſchte an die Fenſter, und im Ofen flackerte das Feuer und warf einen hellen roten Schein auf die Umgebung.

„Das könnte traulich ſein, wenn man nur ſein Lieb neben ſich hätte,“ dachte Berthold, als die Glaſers gegangen waren. Und indem er ſich des abſcheulichen Zuſtandes erinnerte, in welchem ſich jetzt das ganze Haus befand, und an das Getöſe der Arbeiter tagsüber dachte, fand er es lächerlich, daß er ſich all dieſes Unbehagen auflud. Aber dafür ging freilich die Arbeit flott von ſtatten, und er ſah ſich jeden Tag herbeigerufen von den Meiſtern, hier um über einen Farbenton zu entſcheiden, dort um über irgend eine andere Sache ſein Gutachten abzugeben.

„Für ſie!“ dachte er, und eine heiße Sehnſucht überkam ihn. Dazwiſchen hallte aber doch das Gerede der Glaſers in ihm nach. Wie, wenn das nun wirklich möglich geweſen wäre? Es war ja unmöglich, aber wenn es möglich wäre? Dann war er ja gar nicht der Sohn ſeiner Eltern, nicht der Neffe ſeines Onkels! Wer war er denn aber? Ein abſcheuliches Gefühl überkam ihn. Wie gräßlich ſchon der Gedanke! Weg damit! Solche Geſchichten paſſieren in Romanen, in der Wirklichkeit aber nicht.

Er nahm Mütze und Mantel und ging aus, um noch Kameraden zu treffen. Es gelang ihm auch — erſt ſpät nach Mitternacht kam er nach Hauſe. Er hatte jeden einzelnen von ihnen darauf angeſehen, ob der wohl eines ſolchen Betruges fähig wäre, und juſt ſo kavaliermäßig war ſein Onkel, wenn auch ſonſt ein gemütloſer, finſterer Geſell geweſen. Dann dachte er: was die wohl fühlen würden, wenn man ihnen plötzlich ſagte: du biſt nicht du! nicht Graf St., nicht Baron M. Du biſt ein Nichts — ein namenloſes Nichts. Unſinn! Unſinn! Unſinn!

Am anderen Morgen mußte er ſchon vor Tagesanbruch zum Dienſt. Hinrich weckte ihn rechtzeitig, die gewohnte kalte Douche machte ihn friſch und ſeine Auffaſſung des geſtern Gehörten erſchien ihm heute thöricht. Er vergaß die Geſchichte in der ſehr anſtrengenden Tagespflicht völlig; müde nach Hauſe kommend, fand er von Ina die beglückendſten Herzensergießungen vor, und ſo glitten die nächſten Tage hin, ohne daß ihn die öfter auftauchende Erinnerung irgendwie bedrückt hätte. Er merkte es anfangs kaum, daß dieſe trotzdem nach und nach ſich ſeiner Seele bemächtigte, denn in dem neuen, angenehmen Verhältniſſe zu ſeinen Kameraden fand er, mehr als ihm lieb war, Anlaß zu Zerſtreuungen.

An Ina hatte er kein Wort „von der albernen Geſchichte“ geſchrieben; er hätte ſelbſt kaum zu ſagen gewußt warum, da er ihr doch ſonſt jeden Gedanken mitteilte. Ebenſowenig machte er ſich klar, daß er „die alberne Geſchichte“ immer öfter mit Gewalt in ſeiner Seele zurückdrängen mußte — daß er ſich gefliſſentlich über ſie wegzubringen ſuchte.

Die Kameraden eines anderen Regiments hatten ihn zum Liebesmahl geladen. Es ging ſehr opulent und heiter zu, und Berthold nahm ſo vergnügt wie nur je Teil an allen dieſen Geſprächen, die ſich, wie gewöhnlich, hauptſächlich um Pferde, Frauen, Spiel und Wein drehten.

Man neckte den glücklichen Bräutigam, man fragte liebenswürdig nach ſeiner ſchönen Braut Ergehen und trank feierlich auf ihr Wohl; es war ein ſo feiner, wohlthuender Ton in dem Verkehr der Kameraden untereinander, daß nichts in der Welt ihm heute ferner lag, als peinliches Grübeln.

Plötzlich blitzte ihm, inmitten dieſer frohſinnigen Geſellſchaft, der Gedanke durch den Kopf: „Wenn du wirklich nicht Berthold von Wendhofen wäreſt?“ Es kam ihm vor, als wäre er das Geſpenſt eines Toten — jenes rechten Wendhofen — und eine unſägliche Angſt überkam ihn. Wenn es wahr wäre? Und du ſchmückſt dich hier mit dem Namen und der Stellung eines Toten? Das wäre ja Betrug!“

„Wohin, Wendhofen?“ rief der ihm gegenüberſitzende Rittmeiſter von Löwen.

„Verzeihung, Herr Rittmeiſter — der Wein — oder — ich bin gleich zurück,“ hatte er ſtammelnd geantwortet, und nun war er draußen. Seine Tiſchnachbarn ſahen ihm überraſcht nach. „Er hat ja faſt nichts getrunken! Kann doch ſonſt einen ordentlichen Männertrunk vertragen!“ ſagten ſie.

Berthold hatte in der naßkalten Luft draußen tief aufgeatmet. Nach einigen Minuten befahl er ſeinen Mantel, ſeine Mütze, ſchrieb auf eine Karte: „Bin in einer Stunde zurück! Fühle mich unwohl!“ und ſchritt dann durch den dunklen Abend dahin. Erſt ſpät kehrte er zu ſeinen Kameraden zurück und auch nur, um ſich noch einmal ſehen zu laſſen.

Sie lachten ihn aus, daß er abgefallen ſei, fragten, ob er Liebeskummer oder Sehnſucht habe, ob er Verſe mache, Er nahm alle Neckereien lächelnd hin, wenn aber einer ſeiner Freunde ſich die Mühe gegeben hätte, ihm aufmerkſam in die aufgeregten, düſterblickenden Augen zu ſehen, ſo würde er leicht erraten haben, daß es nicht der Wein war, der es Berthold von Wendhofen angethan hatte.

Von dieſem Tage an wurde er eine qualvolle Unruhe nicht mehr los, die ihn bis in den Schlaf verfolgte.

„Wenn der Menſch die Wahrheit geſagt hätte? Dann wäre ich der unrechtmäßige Erbe, und alles, was ich vom Onkel habe, käme Nico zu.“

Das war ein Gedanke, der einen rechtſchaffenen Mann wohl bis in den Grund ſeines Weſens aufregen konnte.

Nico, mit den Augen des armen Mannes, dem der

Reiche ſein einziges Lamm nahm, ſtand plötzlich Tag und Nacht vor Bertholds Seele. Er hatte eine Zeitlang im Egoismus ſeiner Liebe kaum an den Vetter gedacht. Zuweilen ſagte er ſich: „Du biſt ein Narr! Du leideſt an einer fixen Idee! Die ganze Geſchichte iſt Unſinn!“ Dann wieder grübelte er über den Charakter ſeines Onkels nach. Er war noch zu jung, viel zu jung geweſen, um ſich denſelben anders als aus gelegentlichen Äußerungen anderer zu konſtruieren; von der bitteren, unheilbaren Feindſchaft gegen alle ſeine anderen Verwandten, von denen Nicos Vater der nächſte war, hatte er hundertmal gehört, am meiſten von Nicos Eltern, die er ſehr verehrt hatte, die aber jetzt ſchon ſeit mehreren Jahren tot waren. Sie hatten nie bitter von der Thatſache der Enterbung geſprochen und waren ſehr gütig gegen ihn geweſen, aber er erinnerte ſich doch, daß er damals den Wunſch gehabt, ihnen von ſeinem Erbe abzugeben, wie ein Knabe ſein Butterbrot teilt.

Der Paſtor, dem er dieſen Gedanken ausgeſprochen, hatte ihn dafür an ſich gezogen und ihm väterlich mit der Hand auf den Kopf geklopft. Weiter ging dieſe Erinnerung nicht, er hatte den Gedanken ſicher bald vergeſſen.

Ob die Eltern Nicos wohl je eine Ahnung gehabt, er könne ein fremdes Kind ſein, nicht jener kleine Berthold, des Rittmeiſters von Wendhofen Sohn?

Wirr tauchten jene Szenen aus ſeiner Kindheit dazwiſchen auf: die alte Hanne — der Hofmedicus. War da ein Zuſammenhang? Er grübelte Tag und Nacht darüber nach. Es war ihm ſchon öfter der naheliegende Gedanke gekommen, jenen Gebhardt aufzuſpüren, was nicht ſchwer ſein konnte. Aber ſollte er ſeine ganze Exiſtenz abhängig machen von den Ausſagen eines ſchlechten Subjekts? Vielleicht wies der Kerl freilich eine deutliche Spur nach? Gewiß, der Menſch mußte herangeſchafft werden, das war das beſte! Und doch konnte ſich Berthold nicht dazu entſchließen.

Ina fragte unterdes unruhig: „Was iſt dir, Lieber, deine Briefe ſind ſo traurig, ſo anders wie ſonſt? Wie kommſt du immer darauf, über die ungewiſſe Zukunft zu ſchreiben? Vertraue doch nur dem lieben Gott, er wird uns unſer Glück nicht nehmen.“

Es wurde nachgerade eine Qual! Berthold verlor den Appetit; er fühlte eine tiefe Niedergeſchlagenheit, eine ſchwere Mattigkeit, und doch ſchlief er nicht, vor dem Mühlrad in ſeinem Kopfe, das immer rauſchte: „Es muß zu Tage! Es iſt deine Pflicht!“

„Wird Ina mich lieben wie jetzt, wenn ich ein namenloſer Bettlerjunge bin? Wie wird ſie es ertragen, wenn es ſo iſt und ſie alles erfährt? Wenn ſie verzichten muß auf alles, was ich ihr für unſer Leben verſprochen habe? Und — zu Tage muß es — ich ginge daran zu Grunde! Ich kann Nico nicht wie ein Dieb beſtehlen. Nur — wie Gewißheit erlangen?“

Dazwiſchen kam immer der Dienſt — die Notwendigkeit, ſich den Menſchen und beſonders den Kameraden gegenüber unbefangen zu zeigen.

„Dem Wendhofen ſteckt 'ne Krankheit im Körper, er ſieht ſchlecht aus!“ ſagte ſein Rittmeiſter eines Tages und fragte ihn, ob er ſich unwohl fühle.

Seitdem durfte er bekennen, daß ihm nicht gut zu Mute ſei — „Erkältung“ nannte er es — „Magenkatarrh!“ Den Doktor fragen? Unſinn! In einigen Tagen ſei alles wieder gut!

Und nun hielt er's nicht mehr aus und telegraphierte an Nico: „Komme ſofort zu mir, mir liegt Schweres auf der Seele, das auch dich angeht!“

Wie konnte der Aſſeſſor anders denken, als daß es Ina beträfe! Herr Gott im Himmel, was konnte es ſein? Die ausſchweifendſten Phantaſieen blitzten ihm durch den Kopf. Wenn Ina ihn etwa doch liebte? Und Berthold hätte das entdeckt? Immerhin dauerte es noch mehrere Tage, bis er ſich frei gemacht hatte und vor Berthold ſtand.

„Wie ſiehſt du aus! Biſt du krank, Berthy?“ rief er erſchrocken.

„Ich bin nicht krank, Nico, aber ich habe einen unheimlichen Verdacht, daß ich nicht der Neffe meines Onkels bin, daß meiner Eltern Sohn, ich wollte ſagen, der Sohn des Rittmeiſter von Wendhofen und ſeiner Frau Luiſe geb. Leuthold tot iſt, und daß ich —“

„Aber mein Gott, Berthy?“ rief der Aſſeſſor in grenzenloſem Erſtaunen.

Berthold nickte ſeinem Vetter zu und ſagte: „Ja, ich glaube es noch nicht, aber die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen. Ein Mann, der früher bei meinem Onkel gedient hat, will eidlich erhärten, daß ich — daß Berthold von Wendhofen tot ſei, und dann biſt du meines Onkels Erbe.“

„Wie heißt der Mann?“ fragte Nico.

„Gebhardt! Er will Kammerdiener bei dem Onkel geweſen ſein, als meine Mutter ſtarb.“

„Iſt er ein glaubwürdiger Menſch?“

„Er ſoll im Zuchthauſe geſeſſen haben!“

„Aber wie biſt du denn zu dem Kerl gekommen?“

Berthold erklärte, er kenne den Mann nicht perſönlich, wiſſe alles nur von Glaſers. Er erzählte dann, was dieſe berichtet hatten.

Nico hörte aufmerkſam zu. Dann fragte er: „Wie kannſt du ſolchem Schnickſchnack Gewicht beilegen?“

„Ich that es nicht, Nico, ich dachte nicht daran, ihm zu glauben. Nach und nach iſt's aber über mich gekommen.“

„Aber du mußt doch irgend einen leiſen Anhalt haben.“

„Den habe ich. Erinnerſt du dich, Nico, daß ich einmal in Lindorf von einem roten Mann erzählte und einer alten Hanne, die in meinen Kindheitserinnerungen eine unerklärliche Rolle ſpielten?“

„Gewiß, ſchon als Junge ſuchteſt du nach dem roten Mann in meinem Elternhauſe.“

„Nun, die alte Hanne lebt! Der Schmidtmann mit dem ſeltſamen anderen Namen war ein alter Hofmedikus, ich fand ſein Grab und —“

„Der rote Mann?“

„Iſt eine Gobelintapete im Hauſe des alten Prandtner.“

„Aber ich verſtehe den Zuſammenhang nicht.“

Berthold erklärte, wie er das alles gefunden.

„Aber der Zuſammenhang mit dem Onkel?“

„Den finde ich auch nicht; dagegen finde ich Namen und Geſtalten, die wieder ebenſo rätſelhaft mit jenen verbunden ſind,“ ſagte Berthold.

„Wir müſſen den Gebhardt herbeiſchaffen!“ begann nach längerem Auf- und Abgehen der Aſſeſſor wieder.

„Ich möchte die Glaſers nicht aufmerkſam machen; der Menſch wollte wiederkommen; ich habe ihn bis jetzt vergeblich erwartet. Sie wiſſen auch wohl kaum, wo er wohnt.“

„Hat auch nichts zu ſagen. Wollen erſt das Adreßbuch anſehen, und wenn das nichts nützt, gehen wir zur Polizei. Ein geweſener Zuchthäusler wird ihr hoffentlich intereſſant genug ſein, um ihn im Auge zu behalten.“

„Mir iſt ordentlich leicht ums Herz, nun ich die Sache mit dir beſprochen habe und ſie in deinen Händen weiß,“ ſagte Berthold, als ſie die Treppe hinab gingen.

„Und du ſollſt ſehen, es läuft auf eine Albernheit, die Großmäuligkeit eines betrunkenen Kerls hinaus!“ ſagte Nico.

„Du mußt eigentlich wünſchen, es wäre was dran!“ gab Berthold zurück.

Der Aſſeſſor ſchwieg. Er glaubte nicht, daß das alles einen ernſthaften Hintergrund hatte.

Mehrere Tage ſuchten ſie nun nach jenem Gebhardt und nahmen auch die Polizei zu Hilfe, ohne des Mannes habhaft werden zu können.

Auch Berthold war ruhiger geworden, die Abenteuerlichkeit der ganzen Idee kam ihm wieder voll zum Bewußtſein. Die wenigen weiteren Urlaubstage wollten ſie vergnügt miteinander ſein, und heute waren ſie lachend und plaudernd aus dem Wallnertheater gekommen. Berthold hatte nur ungern eingewilligt, ſogleich nach Hauſe zu gehen, Nico erklärte aber ſeine ländlich unſchuldigen Gewohnheiten ſeien zu ſehr eingeriſſen, er ſpüre infolge der Extravaganzen der letzten Tage eine unüberwindliche Müdigkeit.

Nun, Berthold konnte es recht ſein, er ſchrieb dann an Ina; Gott ſei Dank mit leichterem Herzen und in glücklicher Erwartung des nahen Wiederſehens zu Weihnachten. Gegen Nico erwähnte er Inas Namen nur ſelten, und dieſer regte ſeinerſeits auch nie dazu an. Das war das einzige Merkzeichen, welches Berthold ſchließen ließ, ſein Vetter habe dieſe unglückliche Liebe noch nicht ganz überwunden.

Sie kamen vergnügt plaudernd zu Hauſe an und öffneten ſelbſt die Thür, obwohl ſie an Glaſers hellen Fenſtern ſahen, daß dieſelben noch nicht zu Bett waren.

In der That trat der alte Mann auch ſofort aus ſeiner Stube und auf Berthold zu.

„Gnädiger Herr, der Gebhardt iſt drinnen!“

„Was? So ſpät? Laſſen Sie ihn morgen wiederkommen!“ rief Nico.

Berthold wollte widerſprechen, Glaſer ſagte aber in ſeiner etwas weitläufigen Art, mit vielem Räuſpern und Stocken in gedämpfter Stimme, der Gebhardt habe erfahren, daß die Polizei ihn ſuche, darum ſei er bei Abend gekommen.

„Nun, ſo laſſen Sie ihn eintreten!“ befahlen die beiden Herren.

In Glaſers Augen funkelte die brennendſte Neugier. Berthold bemerkte es und war überzeugt, er habe die Hauptſache ſchon aus dem Kerl herausgefragt. Sie zogen alſo mit dem Gebhardt die Treppe hinauf. Dann ſtand ein alter, verſchmitzt ausſehender Menſch vor ihnen, in Kleidung und Körperpflege leidlich anſtändig ausſehend.

Als er ſah, der Aſſeſſor ſetze ſich an den Schreibtiſch, um ſeine Ausſagen niederzuſchreiben, wurde er ſichtlich ſehr unruhig; aber weder der eine Herr, der am Ofen lehnte, noch der am Tiſche nahmen davon Notiz. Und er wußte nicht einmal gleich, welches denn nun der Leutnant von Wendhofen ſei, da beide Civil trugen. Berthold ließ dem Vetter ganz allein das Wort.

Ganz ordnungsmäßig hatte der alte Mann anzugeben, wie er heiße u. ſ. w. Dann fragte er, ob man ihm auch nichts thun werde, und ob die Herren ihm das auf ihr Wort verſprechen könnten. Nachdem dieſe Fragen bejahend beantwortet waren, fing er an, erſt verworren, dann klarer zu berichten.

Sein Herr habe ihn mit nach Italien genommen, wo die Frau Rittmeiſter von Wendhofen auf dem Totenbette lag, während ihr Mann im Kriege war.

„Der Name des Ortes?“

Den habe er vergeſſen, es ſei aber am Meere geweſen. Der Herr reiſte viel mit ihm hin und her in jenen Jahren. Rom war es nicht, auch nicht Genua oder Neapel, Nizza war es auch nicht, nein! Er wußte, obwohl der Aſſeſſor noch mehrere Namen nannte, den Ort nicht; es ſei keine große Stadt geweſen. Nico und Berthold glaubten indes ganz genau zu wiſſen, daß des letztern Mutter in Genua geſtorben war.

Als ſie endlich ankamen, war das Elend groß; die junge Frau war ſchon geſtern geſtorben, und ihr kleiner Sohn lag an demſelben Fieber krank. Die Leiche der Dame wurde nach Deutſchland geſchickt, ſein Herr aber blieb bei dem kranken kleinen Jungen, deſſen Zuſtand ſchlecht war.

„Der Herr ging umher wie verſtört; er war faſt den ganzen Tag bei dem Kinde, das in der Wohnung lag, wo die gnädige Frau gewohnt hatte,“ fuhr Gebhardt freier fort. „Abends fuhr er zuweilen aufs Meer hinaus. — Ich hatte den lieben langen Tag nichts zu thun und verſtand keinen Menſchen, aber die Jungen am Hafen und die Leute im Hotel lehrten mich aus Scherz einige Worte, und ich lernte aus Not. Einmal ſollte ich meinem Herrn gegen Abend ſeinen Mantel bringen, denn es war kalt auf dem Waſſer. Als ich nach dem Hauſe kam — es lag in einem Garten nahe am Meere — da lief er rein wie vor den Kopf geſchlagen in der Stube, wo das Kind lag, hin und her, und die Frau, der das Haus gehörte, und eine andere ſtanden draußen nicht weit von den offenen Fenſtern und thaten ganz gefährlich.

(Fortſetzung folgt.)

Daheim in Weſtafrika.

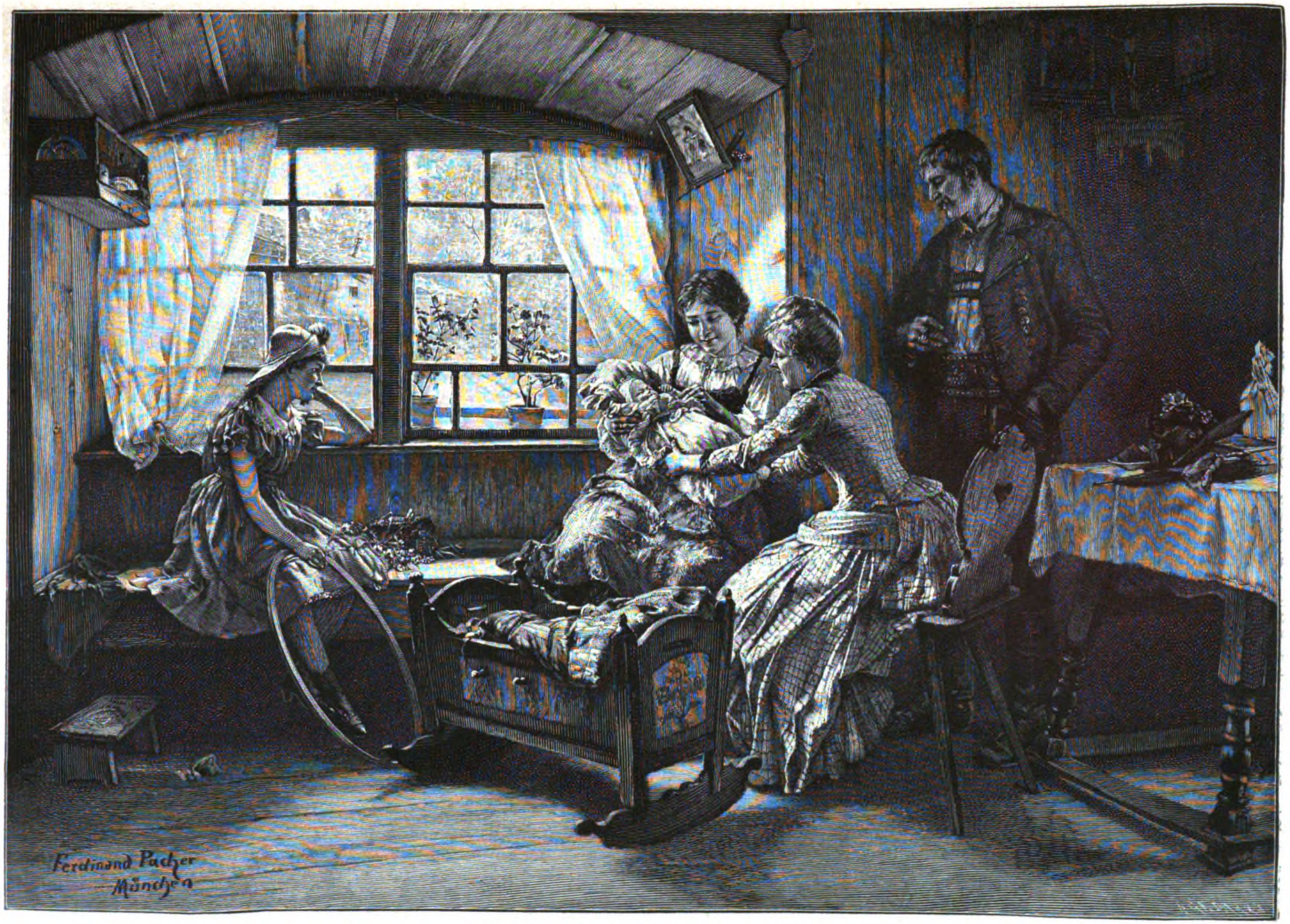
(Abdruck verboten.)

Von einer deutſchen Hausfrau daſelbſt.

Welch ein Augenblick der freudigſten Erregung und Spannung iſt es doch, wenn Amo, unſer ſchwarzer Poſtbote, reichbeladen ins Zimmer tritt! Er war der erſte unter all den mir anfangs ſo gleich ſcheinenden ſchwarzen Geſellen, den ich genau kannte, obwohl kein äußeres Abzeichen ſeine Würde verrät. Einen dankbareren Träger der Stephanſchen Uniform als ihn würde man kaum finden, und wäre es auch nur die Mütze, er würde ſie mit Stolz tragen und ſich im übrigem mit ſeinem ,,mamma“ (ein Stück Baumwollenzeug als Kleid drapiert) und dem dunklen Trikot der eigenen Haut begnügen. Auch ſo ſchon kommt er ſich als Träger europäiſcher Geiſteserzeugniſſe ganz wichtig vor, wenn er auch nicht begreift, was die langweilig ausſehenden Briefe und den nicht beſſer ausſtaffierten „Reichsboten“ ſo begehrenswert macht. Nur wenn die lange Rolle mit dabei iſt, aus der das „Daheim“ in ſeiner hübſchen Heftausgabe ſich entfaltet, verklärt ſich auch ſein finſteres Geſicht; weiß er doch, daß es darin etwas für ihn gibt, daß man ihm gern erlaubt, die Bilder mit anzuſehen.

Die Erklärung derſelben iſt zwar oft etwas ſchwierig, und der verehrte Verfaſſer von: „Zu unſeren Bildern“ hilft nicht immer aus der Verlegenheit, einem circa 16jährigen Negerburſchen die Situation klar zu machen, beſonders wenn dieſelbe in Schnee und Eis ſteckt. Sind die Bilder durchſtudiert, und hat man den ſchwarzen Boten etwa noch mit einer der Gratisbeilagen zum geſchätzten Schmuck der kahlen Lehmwände ſeines Negerheims beglückt, ſo zieht er befriedigt von dannen, und man hat Zeit zu ſtudieren, wie die Liebes-, Kultur- und Rätſelfragen ſich löſen. Beſonders gern läßt man ſich dann auch durch das „Frauendaheim“ mit ſeinen guten Ratſchlägen, ſeinen Fragen und Klagen ins deutſche Heim zurückverſetzen. Selbſt ſo oft als „Ratloſe“ oder „unerfahrene junge Hausfrau“ daſtehend, fehlt es einem bisweilen recht ſchmerzlich, daß keine der deutſchen Schweſtern ſich umgekehrt in ein weſtafrikaniſches Heim verſetzen kann, um auch einmal dafür guten Rat zu ſpenden; dann kommt die Luſt, ein wenig davon zu erzählen.

In einer größeren Küſtenſtadt lebend, ſind wir nicht ſo von allen Kulturprodukten entfernt, wie man vielleicht denkt. Deutſche Faktoreien liefern vieles: Sonnenhelm und Segeltuchſtiefel, norwegiſche Butter und kondenſierte Schweizermilch. Dennoch muß man einen afrikaniſchen Haushalt als recht umſtändlich und ſchwierig bezeichnen. Wollte man ſich auch mit dem einfachen Menü der Gefangenen: Waſſer und Brot, begnügen, ſo iſt ſelbſt das nicht immer leicht zu beſchaffen. An unſerer dürren Küſte haben wir nur Regenwaſſer, das in Ciſternen geſammelt und dort ſorgſam verſchloſſen gehalten wird. Morgens früh wird unter Aufſicht des ſchwarzen ,,nubutschä,“ d. h. Waſſerlochvaters, die Ciſterne für eine halbe Stunde aufgemacht und alle Berechtigten (für 1 Ciſterne etwa 5 Familien) kommen eiligſt herbei, Vorrat für den ganzen Tag zu ſchöpfen. Wenn dann unſere Mädchen, die ſpiegelblanken Meſſingwaſſerbecken auf dem Wollkopf tragend, daherkommen, ſieht das Waſſer noch recht ſchmutzig aus, und iſt ein nur zu gut beſuchter Badeort für die verſchiedenartigſten kleinen Lebeweſen. Der Kohlenfilter, durch den es dann tropft, nimmt ihm etwas ſeine Lebendigkeit, aber immerhin wird es nun erſt noch abgekocht. Iſt es dann abgekühlt und hat nachher etwa eine Stunde lang in dem poröſen, thönernen „Cooter“ geſtanden, ſo iſt man endlich ſo weit, einen Trunk verhältnismäßig kühlen Waſſers zu haben. Oft genug gibt es vorher aber noch irgend einen Zwiſchenfall. Schreiend kommen die Mädchen zurück: ein Huhn, eine Schlange, eine Ratte ſei in die Ciſterne gefallen; einmal war es ſogar der Koch ſelbſt; da heißt es dann erſt herauszufiſchen und zu retten, und es bleibt jedem überlaſſen, ſich die nächſten Tage beim Waſſer-, Thee- und Kaffeegenuß keinen Beigeſchmack einzubilden.


Ferdinand Pacher
München

Lieber Beſuch. Nach dem Gemälde von Ferdinand Pacher.
(Von der Internationalen Kunſtausſtellung zu Berlin.)

Was das Brot betrifft, ſo muß man es natürlich ſtets ſelbſt backen. Weizenmehl liefert die Faktorei, Eier tauſcht man gegen Waſchblau und Streichhölzer ein, die treibende Kraft liefert die Ölpalme mit ihrem gährenden Saft, dem ſogenannten Palmwein. Leider duldet bei uns der ſcharfe Seewind nur die Kokospalme; die Ölpalme hat er ins Innere verbannt. Da muß der Palmwein für die Küſtenbewohner täglich von den Negerweibern 4—6 Stunden weit bis an die Küſte gebracht werden. Das iſt natürlich eine unſichere Sache. Eine Zeit lang kommt etwa ein Weib täglich ziemlich zur gleichen Stunde in der Nähe des Hauſes vorbei, ſo daß man anfängt, ſie als Lieferantin zu betrachten und ſich auf ſie zu verlaſſen. Da gibt mit einemmale ihre Palme keinen Saft mehr, oder der Weg iſt ihr zu weit, und fort bleibt ſie, natürlich ohne vorherige Ankündigung der Aufgabe des Geſchäfts. Nun wird in der Stadt umhergeſchickt, oder der Küchenjunge bindet die Kaurimuſcheln, die als Kleingeld gelten, feſter in den Zipfel ſeines mamma und läuft nach dem eine halbe Stunde entfernten größeren Markt. Recht froh iſt dann die harrende Hausfrau, wenn er ſchließlich mit dem weißlichen, gährenden Stoff zurückkehrt, wenn derſelbe auch zuweilen herzlich ſchlecht iſt. Die Güte des Palmweins hängt ganz von der Menge der durſtigen Wanderer ab, die den Negerweibern begegnen. Unterwegs errichten ſie nämlich mit ihrem durſtſtillenden Getränk fliegende Schankwirtſchaften. Gleichviel nun, wie wenig oder viel ihrem Topfe ſchon auf dem Wege zugeſprochen wurde; wenn ſie an die Küſte kommen, iſt er ſtets voll zum Überlaufen. Um zu beſtimmen, wie viel Palmwein man zum Aufgehen des Teiges braucht, hilft deshalb weder Maß noch Gewicht, ſondern nur das Gehör. Der Koch lauſcht der ſummenden Gährung und entſcheidet darnach: „Heute ſpricht er laut, da brauchen wir wenig Wein,“ oder „heute ſpricht er leiſe, er iſt ſatt vom Waſſer, man darf keines mehr dazuthun.“ Das Backen in dem europäiſchen eiſernen Herd hat keine weiteren beſonderen Schwierigkeiten. Wenn aber ſchließlich ein wohlgeratenes, wohlſchmeckendes Brot rechtzeitig auf dem Tiſche ſteht, ſo erſcheint es der Hausfrau oft ſelbſt wie ein Wunder; nur ſchlimm, daß ſich dieſes Wunder alle zwei bis drei Tage wiederholen muß. Brot in höherem Alter wird ohne Umſtände von den Schimmelpilzen als Nahrung betrachtet. Das ‚abolo‘ (Maisbrot) der Eingeborenen kann man fertig kaufen, es muß aber dampfend heiß gegeſſen werden, ſonſt ſchmeckt es nicht; deshalb iſt es als tägliches Brot für den Europäer zu ſchwer. Will man nun den Küchenzettel durch ein Fleiſchgericht erweitern und nimmt das Kochbuch zur Hand, ſo ſchlägt man ſchon ganz von ſelbſt auf: III. „Hammel- oder Schöpſenfleiſch“; denn weiter gibt es, außer dem ganz ähnlichen Ziegenfleiſch und Hühnern, eigentlich nichts.

Man iſt den guten Schafen recht dankbar, daß ſie das ungeſunde Klima nicht ſcheuen und auch nicht die Tſetſefliege, die alles Rindvieh hier unmöglich macht. Sie entledigen ſich hier im heißen Lande übrigens ihres dicken Wollpelzes und laufen in glatter, kurzhaariger Bedeckung einher, ſich nur durch den echten, rechten Schafskopf von den Ziegen unterſcheidend, mit denen ſie ſich gemeinſam auf den Straßen herumtreiben. Weder von Stallfütterung noch von ſaftiger Weide iſt bei ihrer Ernährung die Rede, daher liefern ſie ein zähes, ſaftloſes Fleiſch. Unter dieſen Umſtänden iſt man froh, wenn die europäiſchen Tiſchgenoſſen bald Liebhaber der Landesſpeiſen werden; da iſt noch am erſten Abwechslung zu ſchaffen. Man hat den Fufu, eine Huhn- oder Hammelbrühe mit afrikaniſchen Suppenkräutern gekocht, und dazu Klöße von Yams, einer dem Geſchmack nach der Kartoffel ähnlichen Knollenfrucht, oder Flauflau, ein Fiſchgericht, oder Palmſuppe, das Leibgericht der Neger, oder Erdnußſuppe, alles das, da man ſich ja befindet, wo der Pfeffer wächſt, ſcharf gepfeffert. Dieſe Speiſen kann auch der Koch am beſten machen. Nachſehen und antreiben muß man zwar beſtändig, ſonſt wird nichts fertig. Er vertändelt nur zu leicht die Zeit damit, ſich mit den buntgeſtreiften Küchentüchern verſchiedenartig zu koſtümieren, oder er vertieft ſich gar zu eifrig in ſeine Fibel. — Sein Eifer beim Leſenlernen iſt bei dem ſchwachen Erfolg geradezu rührend. Die erſte Fibelſeite iſt von der eifrigen Kopf- und Fingerarbeit ſchon ſo ſchwarz wie er ſelber, und noch immer ſind ihre Schwierigkeiten nicht überwunden. Zu ſeiner Entſchuldigung ſei übrigens geſagt, daß er ſeine Studien bei einer Temperatur betreibt, die in Deutſchland ohne weiteres Hitzferien zur Folge haben würde.

Den Nachtiſch bringen einem die handelsluſtigen Negerfrauen ins Haus. Das jüngſte, oft ſehr niedliche Kind auf dem Rücken, die ſchwere Laſt, bis zu 60 Pfund ſchwer, auf dem Kopfe, hauſieren ſie mit Orangen und Ananas, Mangos und Tomaten, Piſang und Bananen, Yams und ſüßen Kartoffeln. Auch die ſcharfe Landesſeiſe, das Holz für den Herd und die Kohlen für das Bügeleiſen kauft man ſo friſch vom Kopfe mit engliſcher Münze und Kaurimuſcheln. Es dauert ziemlich lange, bis man ſich in die Kaurirechnerei hineinfindet, und gewiß wird man zuerſt auch oft dabei betrogen. Der Schade kann aber nie ſehr arg ſein, da tauſend Muſcheln erſt den Wert einer Mark repräſentieren. Das Einhandeln dauert ziemlich lange, da die Preiſe für die meiſten Waren beſtändig wechſeln und zunächſt ein zu hoher Preis genannt wird. Da heißt es dann beim Käufer: „Dein Preis iſt hart, ich kann nicht ſoviel zahlen,“ wogegen die Verkäuferin verſichert: „Im Gegenteil, komme du mir ein wenig entgegen, lege du noch ein wenig darauf!“ So geht es hin und her bis zur ſchließlichen Einigung. Gern benutzt man auch dieſe Gelegenheit, ſich mit den Leuten etwas bekannt zu machen. Man ſpricht vom Wetter, von den Kindern und bald vom Wichtigſten: ob ſie Chriſten ſind, und falls ſie es nicht ſind, warum ſie es noch nicht wurden. Leider bin ich noch immer in der Lage, in der ſchweren Negerſprache mehr das zu ſagen, was ich kann, als das, was ich möchte. Paſſiert es mir doch oft genug, daß, wenn ich, meiner Meinung nach, die ſchönſten Negerlaute hervorgebracht habe, ſo ein Negerweiblein verſchämt lächelnd ſagt: „O Meiſterin, ich bitte dich, ich verſtehe nicht Engliſch.“ Iſt es ſo ziemlich mühſam und zeitraubend fürs Eſſen und Trinken alles immer rechtzeitig und genügend beiſammen zu haben, ſo bleibt einem dagegen in der Hausarbeit manches erſpart. Die Heizung, durchweg Central- und Luftheizung, wird das ganze Jahr hindurch regelmäßig und gratis von der Tropenſonne beſorgt. Dieſe geht das ganze Jahr hindurch ungefähr um ſechs Uhr auf und um ſechs Uhr unter und unterhält in den Zimmern eine Temperatur von 22—26 ° R.

Die Zimmereinrichtung braucht nicht ängſtlich nach der Tapete abgetönt zu ſein, denn man kennt die letztere nicht, die Wände ſind einfach weiß getüncht. Aus demſelben Grunde hat man weder mit Gardinenwäſche noch Teppichklopfen, weder mit Polſtermöbeln noch mit dem Heer des modernen Zimmerſchmucks zu thun. Selbſt das Fenſterputzen wird in einigen Räumen aus Mangel an Objekten unmöglich gemacht. Man braucht deswegen aber nicht zu denken: „in den öden Fenſterhöhlen wohnt das Grauen“; die freundlichen, grünen Jalouſieläden verhindern dieſen klaſſiſchen Gedanken.

Speziell afrikaniſche Hausarbeit gibt es aber auch genug. Das Heer der Ameiſen, Cockroaches (große, flinke Käfer, die ſich überall im Hauſe gern einniſten, und nahezu alles freſſen), Motten, Schimmel, Roſt, alles in afrikaniſcher Großartigkeit auftretend, nötigt dazu. Die Füße der Speiſeſchränke ſtehen in Ölnäpfchen, um wenigſtens dem kriechenden Getier den Weg ins Innere zu verſperren; Wäſche, Kleider, Stiefel, ja ſelbſt Bücher werden geſonnt und nachher von dem trockenen Schimmel gereinigt. Meſſer, Gabeln und Nadeln jeder Art müſſen, um dem gänzlichen Verroſten zu entgehen, ſtets bis zum Gebrauch in eingefettetem Zuſtande ſein. Selbſt die Nähmaſchine hat nicht genug am eigenen Fett, ſondern verlangt noch einen Überzug von Vaſeline. Bedenkt man dazu, daß die afrikaniſche Hautpflege den Hausmädchen gebietet, ſich ſelbſt auch einzuſalben, ſo kann man ermeſſen, daß man oft mehr als wünſchenswert im Fette ſitzt.

Alle dieſe Arbeiten werden des Vormittags beſorgt, der

Nachmittag wird mehr zur Fortbildung der Hausmädchen benutzt, die 12—16jährig, alſo meiſt noch recht kindlich ſind. Diejenigen unter ihnen, welche nie Schulkinder waren, lernen noch leſen, zum Glück mit mehr Erfolg wie der Koch, nach einjährigem Unterricht können ſie es ganz fließend. Der Katechismus und Lieder werden gelernt, es wird geſungen und etwas gerechnet. Aber das liebſte von allem iſt ihnen die Handarbeit. Der Hausfrau ſelbſt zwingen die gefräßigen Motten meiſt die Stopfnadel in die Hand, während die Mädchen erfreulichere Sachen treiben, Kleider und Wäſche nähen, oder häkeln und ſticken. So geht es regelmäßig Tag für Tag bis auf den Sonnabend Nachmittag, der ihnen für die Toilette freigegeben wird. Die Sonntagskleider werden gewaſchen, tüchtig geblaut und von der gefälligen Sonne ſchnell getrocknet. Sich ſelbſt waſchen ſie auch ſehr gründlich und umſtändlich. Ich hörte einmal, wie eine die andere zur Eile ermahnte mit den Worten: „Mache doch ſchnell, waſche dich heute einmal nur wie ein Europäer.“ Auch die Haarfriſur nimmt Stunden in Anſpruch, hält dafür aber auch die ganze Woche. Das etwa ſpannlange Haar wird in regelmäßige Vierecke abgeteilt; die einzelnen Büſchel, feſt mit ſchwarzem Garn umwickelt, ſtehen dann hörnerartig in die Höhe, 1, 2, 5 oder 7 Hörner ſind die beliebteſten Friſuren. Einige flechten ſich dann wieder unzählige kleine Zöpfe und laſſen einen Teil derſelben ponnylockenartig in die Stirn hängen, andere wieder ſtellen vermittelſt Unterlagen eine Rollen- und Chignonfriſur her. Meiſtenteils verdeckt aber nachher das „Duku“ (Kopftuch), die ganze mühſame Herrlichkeit. Nun ſei es genug des Erzählens vom Daheim in Weſtafrika! Manche geſtrenge Hausfrau denkt gewiß beim Leſen dieſer Zeilen: „Ich würde mir aber manches anders, beſſer einrichten.“ Gewiß, auch wir hoffen, daß unſer Heim im fernen Land immer mehr dem lieben, gemütlichen, deutſchen Heim ähnlich werde.

In dieſer Hoffnung tröſte ich mich mitſamt dem Koch und den ſchwarzen Mädchen des Negerſprüchwortes: „Blo momo hi fe blo he,“ zu deutſch: „Alte Beſen kehren gut.“

Gepreßt und geworben.

Erzählung von Philipp Knieſt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Es war kein Geheimnis, wohin die Truppen, welche mit ſo großer Eile einexerziert und ausgerüſtet wurden, beſtimmt waren, — nach Amerika! Dort ſollten ſie, die größtenteils aus Landeskindern beſtanden, im Solde Englands der fröhlich aufkeimenden jungen Freiheit ein Ende bereiten helfen. Um ſchnöden Gewinns willen hatte der Landesfürſt ſeine Unterthanen — verſchachert! Da mit dem Ausmarſch die harte Behandlung in der Garniſon und die Unmenſchlichkeit, mit welcher das Drillen betrieben wurde, aufhören mußte, ſo ſahen die Soldaten dem Abmarſch nicht ungern entgegen. Nur wenige erkannten das Unwürdige, die entſetzliche Rohheit und Willkür, mit welcher der Landesvater über Blut und Leben ſeiner Unterthanen verfügte und fluchten innerlich dem Manne, der ſolch’ unſühnbare Sünde beging. Zorn und Haß glühten im Herzen dieſer Leute. Und gar manche, die wie Melchior gezwungen der Fahne folgen mußten, faßten verzweifelte Entſchlüſſe.

Der Morgen kam, an welchem die Truppen zum Abrücken bereit ſtanden. Es waren ſtattliche Regimenter, gut equipiert und aus hübſchen Leuten beſtehend. Die inſpizierenden Generäle mit ihren Adjutanten ritten die Fronten auf und ab und erklärten ſich befriedigt. Dann wurden die Gewehre präſentiert, die Trommeln und Muſikchöre wirbelten und intonierten den Fahnenmarſch, die Feldzeichen ſenkten ſich, und als die Muſik verhallt war, hielt der Kommandeur eine Anrede, die mit einem Hoch ſchloß. Aus den grollenden, aus den gleichgültigen Herzen entwand ſich in den Reihen ein ſchwaches: „Vivat hoch der Landgraf!“

„In Sektionen links um! Marſch!“

Und durch die abgeſperrten Straßen zogen die Krieger im dumpfen Schweigen dahin. Nur hier und da öffnete ſich ein Fenſter: ein Tuch flatterte hervor, ein Strauß flog in die Reihen, den keiner aufzunehmen wagte, denn die Offiziere drohten, mit flacher Klinge, die Korporale mit den Stöcken dreinzuſchlagen.

So gings durch die ſchönen Wälder und Felder des Heſſenlandes, durch die Thäler und über die Berge nach dem kleinen, zwiſchen hohen Felſen gelegenen Hafen am Ufer der Weſer. Dort lagen ſchon die flachen Schiffe bereit, mit welchen der Transport über Bremen nach Elsfleth, wo engliſche Schiffe ihn erwarteten, gebracht werden ſollte.

Der vom Herbſtregen hoch angeſchwollene Strom trug die Flachböte raſch auf ſeinen gelben Waſſern thalwärts. Aufenthalt gab’s unterwegs wenig. Gelandet durfte nicht werden, auch in der Nacht nicht, während welcher man in einſamer Gegend die Schiffe verankerte und ſo ſcharf bewachte, daß niemand von Bord kommen konnte. Die letzte Bergkette lag bald nachdem die Porta Weſtfalika, jenes Gebirgsthor, durch welches die Weſer in die weite norddeutſche Ebene eintritt, paſſiert war, hinter den Fahrzeugen, von welchen manch wehmütiges Abſchiedslied leiſe erklang. Voraus erſchien die hochgetürmte und rotbedachte Stadt Minden, innerhalb welcher eine lange ſteinerne Brücke ihre Bogen über den Fluß ſpannte. Hier ſtellte ſich dem Truppentransport ein unerwartetes Hindernis entgegen. Die preußiſche Beſatzung ließ die Schiffe nicht vorüber und drohte mit Gewalt, wenn nicht zuvor der Zoll für durchgehendes — Vieh bezahlt werde! „Behandelt und verkauft der Landgraf ſeine Unterthanen wie Vieh, dann ſoll er auch dafür blechen! Und das geſchieht dem Mammonsknechte zu Recht!“ hatte der alte Fritz verfügt. Da half kein Weigern und Proteſtieren, der Zoll mußte erlegt werden!

Melchior, der das Erniedrigende und Entwürdigende des Vorgangs tief fühlte, beharrte nur um ſo feſter auf ſeinem Entſchluſſe, deſſen Ausführung zur Zeit aber zu gefährlich, ja, wohl ganz unausführbar war. Da man ihn mit Gewalt unter die Soldaten geſteckt hatte, ſo ſah er kein Unrecht darin, die Bande, welche ihn feſſelten, zu zerreißen, ſobald ſich eine Gelegenheit bot. War ja auch der Landgraf von Heſſen-Kaſſel nicht ſein Landesvater, dem er Treue und Gehorſam ſchuldete.

In der Reichsſtadt Bremen war, trotzdem die vorausgeſandten Offiziere und die engliſchen Agenten ſehr thätig geweſen waren, ein längeres Verweilen nicht zu umgehen. Die Flachböte konnten den jetzt in ſein Mündungsgebiet tretenden Strom nicht weiter befahren, Überladung in Leichterſchiffe, welche die Truppen auf Seite der Seeſchiffe brachten, ward nötig.

Auch innerhalb der großen Handelsſtadt, die mit ihren zahlreichen Türmen, hohen Giebelhäuſern und Speichern ſtolz auf den von vielen Schiffen belebten Fluß hinabblickte, ſuchte man die verkauften Heſſen von jeder Berührung mit der Bevölkerung abzuſchließen. Man konnte jedoch nicht verhindern, daß von den Schiffen und Ufern und aus den Luken der Speicher an der Weſer manches teilnehmende Wort an die armen Soldaten gerichtet ward, daß ihnen heimlich auf ſchnellen Böten Getränke und Lebensmittel zugeſteckt wurden. Auch manch derber Fluch auf den Raben-Landesvater ſchallte herüber. Und ein ehrwürdiger Greis, welcher das ungewöhnliche Schauſpiel betrachtete, ſchüttelte das weiße Haupt und ſagte:

„Dat ruckt na Blood! Dar kamt de wenigſten von wedder na Dütſchland torugge. Gott, wo is dat mägelk, dat uſe Kaiſer in Wien ſo ’ne Wertſchaft liden deit!“

„Der hat nichts nicht zu ſagen, lieber Alter,“ antwortete ihm ein Bürger. „Kaiſerliche Majeſtät freuen ſich, wenn man ſie mit Reichsangelegenheiten verſchonen thut, damit Majeſtät in Öſterreich deſto ungeſtrafter ſchalten und walten können.“

„Je, ja, ji, ja! Wenn eher ward dat mal ens beter? Ick weer dor woll noch äwer hinſtarwen,“ entgegnete kopfſchüttelnd der Greis und ging weiter.

Die ſchöne alte, ſich weit an beiden Stromufern hinſtreckende Stadt heimelte Melchior an. Noch nie hatte er einen lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehr geſehen, noch keinen Begriff von der raſtloſen Thätigkeit einer von Willkür nicht gefeſſelten, von keinem Beamtenheer bevormundeten freien Bevölkerung geſehen. Hier ging alles einfach zu und ſchien kräftig und geſund zu ſein. Kein Prunk drängte ſich auf, aber auch keine bettelhafte Armut beleidigte das Auge. In ſolcher Umgebung, unter ſolchen Leuten, denen man Arbeitsluſt und Solidität auf den erſten Blick anſah, zu wirken und zu ſchaffen, das mußte eine Freude ſein! Könnte er hier bleiben, hier ſein täglich Brot gewinnen, Genüge für ſeinen ſtrebenden Geiſt ſuchen! Aber er ſah keine Möglichkeit, die ihn haltenden Feſſeln zu zerreißen; er kannte ja in der wildfremden Stadt keine Menſchenſeele, die ſich ſeiner erbarmen und annehmen konnte!

Die Mannſchaften wurden auf eine Flotille kleiner Segelkähne verteilt, deren jeder neben dem Schiffer einen militäriſchen Kommandanten erhielt. Melchior, als Gefreiten, betraute man auch mit einem ſolchen Poſten. Der Schiffer, Jan Arend, welcher das Schiff führte, auf welchem etwa fünfzig Soldaten mit Sack und Pack ſich befanden, war ein vierſchrötiger Mann in den beſten Jahren, welchem Gutmütigkeit und Energie aus den blauen Augen ſchauten. Einzig jene Kommandanten waren mit Säbel und geladenem Gewehr bewaffnet. Die Waffen der Mannſchaft gingen als Frachtgut, in Kiſten verpackt, mit.

Das Gerücht beſagte, daß gegen ſechs Uhr früh die Flotille die Stadt verlaſſen ſolle. Statt deſſen ſetzte ſie ſchon in der Nacht bei hellem Mondſchein Segel. Als die Neugierigen gegen fünf Uhr morgens an den Ufern erſchienen, um der Abfahrt der Heſſen beizuwohnen, fanden ſie ſich geprellt und mußten unverrichteter Sache und ſchimpfend auf die mit den Offizieren im Einverſtändniſſe handelnden Herren eines hochedlen, hochweiſen Rats abziehen, um auf der Straße und in den Wirtshäuſern weiter zu räſonnieren. Doch währte das Geſchimpfe nicht allzulange. Bremer Schnack dauert bekanntlich nur drei Tage.

Mit widrigem Winde kreuzten die zahlreichen Segler die Buchten der Weſer hinunter, bis die aufkommende Flut ſie zwang, die Anker fallen zu laſſen.

Hei, war das ein Leben auf dem Strome, als mit dem von der See herwehendem Winde die vielen größeren und kleineren Schiffe unter vollen Segeln der Handelsſtadt zueilten!

Wie fremd kam den Landratten alles hier vor. Keine Ahnung hatten die meiſten gehabt von der Großartigkeit des Waſſerverkehrs auf einem Strome, der, nahe ſeiner Mündung, dem Weltmeere zueilt, ja ſelbſt faſt ſchon ein Stück Meer iſt. Von der Exiſtenz der verſchiedenen Seeſchiffe, von der Brig, dem Schuner, der Galliot an bis zur Helgoländer und oſtfrieſiſchen Fiſcherſchaluppe und dem ſpitzbugigen Ewer der Elbe, mit ſeinem einzigen großen, rotbraunen Segel, hatten die tief im Inlande Gebörenen wohl nicht die leiſeſte Idee gehegt. Wie riſſen ſie die Augen auf bei den wechſelnden Bildern, die ihre Aufmerkſamkeit gefeſſelt hielten! Glücklicherweiſe war's nach neun Uhr vormittags, und die vorher blinden heſſiſchen Augen ſahen ſchon recht ſcharf.

Jan Arend, welchem aufgegeben war, die Soldaten unterwegs mit etwas Warmem zu verſehen, hielt es für zweckdienlich, an Bord auch mit einem ſeemäßigen Getränk aufzuwarten. Er hatte deswegen einen guten Grog gebraut und geſpendet, welcher die immerhin von den Anſtrengungen der Reiſe ermüdeten Leute wieder ſchläfrig machte, ſo daß einer nach dem anderen ſich im Raume hinſtreckte und in Schlummer fiel. So herrſchte denn an Bord bald die größte Ruhe. Melchior, den er als Kommandanten ehrte, ſtellte er eine Koje in ſeiner kleinen Kajütte zur Verfügung und lud ihn ein, die Mahlzeit in derſelben mit ihm zu teilen, ein Anerbieten, welches Melchior nur zu gern annahm.

Da ſaßen denn bald die beiden in dem engen und niedrigen Raume auf den vor den Kojen ſich hinziehenden Bänken. Der Thrankäſel ſchwankte an der Kette neben der Kombüſe, auf welcher das Waſſer im Keſſel ſiedete, um jenes Getränk bereiten zu können, deſſen Grundſtoff, Rum, Jan Arend ſtark und von beſter Beſchaffenheit liebte. Nach der Mahlzeit zündeten beide die weißen Thonpfeifen an und ſetzten den kleinen Raum bald in ſolch dichten, blauen Dunſt, daß ſie ſich kaum erkennen konnten. Deſto beſſer aber ließ ſich plaudern, und obgleich Jan Arend nur Platt- und Melchior Hochdeutſch ſprach und manche lächerliche Mißverſtändniſſe ſtattfanden, ſo redeten ſie doch von Herz zu Herzen, vertraulich wie Freunde, die ſich ſchon lange gekannt hatten. Melchior erzählte ſeine Schickſale, und Jan Arend rief erregt:

„O, du ſöte Gott! Wat paſſeert doch allens in'r Welt! Ik harr min Lewen nich dacht, dat de Düwel ſo free ſin Spälwark freeg! Wer den Düwel doch en Klotz mang de Beene ſmieten konn, dat he to Falle keem und nich wedder upſtund! Dat ſchall ja mal ens komen in't duſendjährige Riek. Aberſt dat wahrt woll noch en bäten, und dar mutt en goden Chriſt und en dägten Mann ſin un woll ſülbens helpen möten."

Als Melchior von dem Geſchicke der von ihrem Fürſten verkauften Truppen anfing, da brauſte der gute Schiffersmann auf:

„So'n Schubbejack! Und dat will en Landesvader weſen! En Sch . . . . . is he, — ik harr bald wat ſeggt. So'ne Geſchichten ſind hier bi us nich mägelk. Gott Lof! Denn wi regeern us ſülbens, gäwt uſen Kaiſer, wat det Kaiſers is und fragt darſunſt garnicks nich na und — ſtaht'r us god bi! Nä, ſo'n Keerl! De is ja nich bäter as en afrikanſchen Deſpot, de ſine ſwarten Landeskinner as Sklaven verköfft. Herr Gott, wo kann ſo wat paſſeern in't dütſche Riek! Dar ward aberſt mal en Starken komen, de reine Bahn maken deit. Of ik dat belewe, of Se, min gode Fründ, dat ſteit dorhen. Kamen aberſt deit he, dat ſeggt Jan Arend! Uſe Herrgott ſlöppt nich. Mein iſt die Rache, ich will vergelten, ſpricht der Herr, ſo ſeggt de Heilige Schrift."

„Gibt es eine Möglichkeit, Schiffer, ſich der Einſchiffung in Elsfleth zu entziehen?" fragte Melchior.

„Uttokniepen?" entgegnete Jan Arend und nahm eine überlegſame und verſchmitzte Miene an. Dann ſagte er flüſternd:

„Darmit wir uns recht verſtehen thun, will ich mir bemühen, hochdeutſch zu ſprechen. Laſſen Sie mir die Sache mal überdenken. Ganz leichtfertig iſt ſo was juſt nicht. Aberſt, wie geſagt, als Chriſt und Mann müſſen wir verſuchen, ob wir dem Herrn Satan nicht ein Schnippchen ſchlagen können. So was iſt jümmer ein Gott wohlgefälliges Werk. — Sie hätten nichts nicht mit dem Landgrafen zu thun, ſagten Sie? Nun iſt er ja man Ihr erzwungener Kriegsherr. Wat fragt Se na den Keerl? Neien Se ut! Gott verlett en goden Dütſchen nich, und wenn't ook man en blinden Heſſen oder en povern Waldecker is! Nun laſſen Sie mir aber noch ein bischen zufrieden. Ich will mir mal ein Beſtick machen, was for einen Kurs wir wohl ſeigeln können."

Jan Arend nippte bei kleinem ſein großes Glas Grog aus und ſchmauchte ſo entſetzlich, daß der dicke Qualm Mühe hatte, aus der engen und des eingetretenen Regens wegen faſt ganz geſchloſſenen Luke zu entweichen. Ja, der Qualm war gar ſo frech, auf ſeinem Wege Melchior noch auf die Bruſt zu fallen und ihm argen Huſten zu erregen.

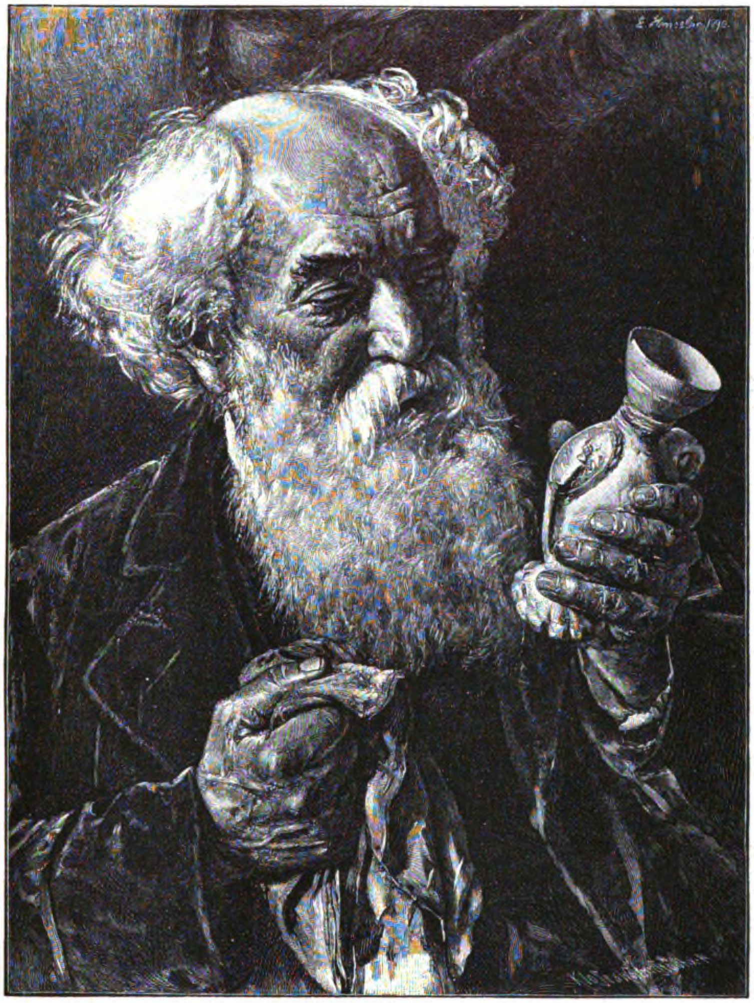
„Stören Sie mir doch nicht!" flüſterte Jan Arend wiederholt und ſtopfte und zündete eine neue Pfeife an. Endlich rückte er nahe an Melchior heran und ſagte ihm etwas ins Ohr.

Der antwortete: „Ja, allerdings kann ich ſchwimmen! Ich habe es beim Baden im Waldſee gelernt."

„Denn geit nicks nich miß," flüſterte Jan Arend. „Vor Elsfleth kenne ich ein Flach, wo ein Graben nach ein großes Schilffeld ſchießt. Ich will nahe daran halten thun. Man friſch hinein! Nachkommen kann Sie nums nich. Dar warten Sie denn, bis ich Ihnen abhole. Ich richte das auch wohl ſo ein, daß Ihnen nums, niemand wollte ich ſagen, nachſetzt. Das ſoll auch wohl einer nachlaſſen, denn in dem Slicke an der anderen Seite des Flaches bliebe er über die Ohren bis zum jüngſten Tage ſtechen."

Melchior drückte dem biederen Schiffer dankbar die Hand.

Der aber fuhr fort, indem er eine kleine flache Pulle aus dem Kajüttsſchranke nahm, ſie mit Rum füllte und an Melchior übergab: „Stäken Se den Buddel bi. De mutt ens helpen, dat Se ſick nich Liew und Seele verkälten doht. Sagen Sie mal, können Sie mit einem Kieker, ich meine ein Sperpektiv, umgehen?"



Der Sammler. Nach einer Aquarelle von E. Henſeler.
(Von der Internationalen Kunſtausſtellung zu Berlin.)

„Jawohl, wie meinen Sie das?" erwiderte Melchior.

„Nu, wenn wi vor dat Flach kamt, denn klettern Sie in der Want — Strickleitern ſagen ja wohl die Landleute — und kieken ſich die Gelegenheit ein biſchen an. Ich werde Ihnen advertiren, das heißt, ein Zeichen geben. Dreimal nieſen! Verſtehen Sie mir?" Melchior nickte.

„Gut! Dann alſo nächſtens mit Gott! Für das Weitere laſſen Sie mir man ſorgen. Dar findet ſich wohl noch en Stäe (Stelle) für ſo'n braven Menſchen wie Sie, de ook wat lehrt hett bawenin. De Herren Friedel Gebrüder in Bremen — na, ich will nichts nicht weiter ſagen."

Das Ankertau begann zu knarren, das Schilf ſchien ſich zu bewegen.

„Hochwater," rief Jan Arend. „Wir können wieder unter Seigels gehen. — An meinem Hauſe in Bremen ſteht der Spruch:

Wat frag ick na de Lü' (Leute),
Gott helpet mi.

Dar richten Sie ſich nach und — beten Sie zu Gott." Er reichte Melchior ein Buch und fuhr fort: „In dieſes Geſangbuch hier ſtehen ſehr ſchöne Gebeten auf Hochdeutſch. In der Kirche ſind unſere Art Leute auch von die gebildete Art."

Mit der Ebbe friſchte der Wind etwas auf. Da er gegen den Strom ging, wühlte er das Waſſer auf und brachte das abwärts kreuzende Schiff in ſchaukelnde Bewegung, die einen Teil der Soldaten, welche dergleichen, wie auch die ſcharfe, ſchon nach der See ſchmeckende Luft, nicht gewohnt waren, Unbehagen verurſachte. Dieſe Leute ſaßen ſtill im Raum, während andere ſich mit dem Reinigen ihrer von der Reiſe etwas derangierten Kleidung und dem Putzen der Knöpfe, dieſer ſo kriegeriſchen Beſchäftigung, die Zeit vertrieben. Auf Deck konnte man ſie, da die Segel bei dem engen Fahrwaſſer zu oft umgelegt werden mußten, nicht gebrauchen. Nur Melchior ſtand am Ruder neben Jan Arend, der ihm die in der Ferne bei Elsfleth emporragenden Maſten der engliſchen Transportſchiffe zeigte.

„Jetzt ward't bald Tid," flüſterte er ihm zu. „Chriſchan," rief er ſeinen Matroſen an, „kumm mal en Ogenblick an't Rohr! Wi könt jetzt en halwe Stunne hart an de Wind holen. Ik will mal den Kieker holen. De annern Fahrtüge ſind all vörut. Bi dat verdohmt ſlechte Fahrwater in dat ole Elsflether Lock is de Kors gar to licht to mißtolopen."

Er kroch in ſeine Kajütte, kam aber ſogleich, mit einem großen Fernrohr bewaffnet, wieder hervor. In der weiten Seitentaſche ſeiner blauen Friesjacke ſteckte eine gefüllte Düte von grauem Papier.

„Da! Begucken Sie ſich mal die Welt und die umliegenden Dörfer!" ſagte er, indem er Melchior das Glas überreichte. „Thut's noch nicht paſſen? Ein bißchen weiter ſchrauben! So iſt's recht! Thun Sie alles deutlich gewahren?"

Als Melchior bejahte, nickte er zufrieden und verſetzte: „Wir ſchrammen bald dicht an das Schilfufer vorbei. Da können Sie die Reihers bataillonsweiſe ſitzen ſehen. Wenn Sie das Plaiſir macht, beobachten Sie ihnen genau. Sehen Sie dar! In die Richtung! Chriſchan, hol ſcharp up de Huck to! En Strich mehr!"

Dann kletterte Jan Arend in den Raum hinab und rief: „Guten Tag, ihr Jungens!"

„Morgen, Excellenz!" wurde ihm lachend erwidert.

„Wohl en biſchen verklamt, durchgefroren?" fragte er freundlich grüßend. „Der Kaffee iſt noch nicht klar. Wir wollen uns aberſt unterdes ein kleines Vergnügen machen, das uns wärmen und dabei amüſieren thut. Ich habe hier ein biſchen Snupftoback! Jeder von euch ſoll eine Naſe voll haben. Aberſt nicht eher ſnupfen, als bis ich kommandiere! Wer wohl am beſten nieſen kann?"

Jan Arend verteilte die Prieſen und ſtellte ſich dann ſo, daß Melchior ihn genau zu beobachten vermochte. Dann kommandierte er: „Achtung! Nu los!"

Die Soldaten ſteckten den Tabak in ihre Naſen, Jan Arend desgleichen, und das Nieſen begann wie ein Pelotonfeuer unter allgemeiner Heiterkeit.

„Ji ſünd alle Stumpers," ſchrie Jan Arend und nieſte dann dreimal ſo herzhaft und laut, daß helles Gelächter entſtand.

Wie ein Eichhörnchen war Melchior in die Want geklettert und ſchaute mit dem Glaſe aus.

„Dar ſitzen die Reihers!" rief Jan Arend, die Ruderpinne wieder ergreifend und Chriſtian nach vorn befehlend.

Nur einen Augenblick ſpähte Melchior aus, dann war er wieder an Deck. Er übergab das Fernrohr dem Matroſen. Das Fahrzeug ſchoß faſt unmittelbar am Schilf vorüber. Da — ſprang Melchior über Bord!

„Iſt der Kerl unwiſſend geworden?" ſchrie Jan Arend. „Helfen kann ich ihm nicht. Der Kahn iſt nicht rum zu kriegen. Ick mutt em drieben laaten, wor he hen will. Gott ſtah em bi!"

Das Fahrzeug ſtreifte faſt die vorſpringende Ecke. Die Soldaten ſtanden ſtarr vor Schrecken, und keiner vermochte, eine Hand zu regen. An Bord der anderen Schiffe hatte man den Vorfall bemerkt. Man ſandte einige Musketenkugeln nach dem Punkte, wo der Mann, über deſſen Perſonalien man der Entfernung wegen keine Kenntnis haben konnte, verſchwunden war.

„Chriſchan!" rief Jan Arend.

Der Matroſe kam und ſah den Schiffer fragend an.

„Du heſt nix nich ſehn, Chriſchan!" flüſterte letzterer.

„Allens in Ordnung," antwortete Chriſtian laut. „De Anker is klar tum Fallen."

„Na, denn gah na vorn und kieke na, of de Schoten und Fallen klar ſind."

Die kleine Seglerflotille ging in der Nähe der jetzt erreichten engliſchen Transportſchiffe vor Anker. Das Aus- und Einſchiffen der Truppen ſollte der Reihenfolge nach geſchehen. Jan Arend war zuletzt angekommen.

„Schall mi doch wundern, of nix nich paſſeert," brummte er.

Und richtig! Bald legte ein Boot, in welchem ſich einige höhere heſſiſche Offiziere befanden, auf Seite des Kahnes.

„Was iſt bei Euch vorgefallen, Schiffer?" fragte man. „Ein Mann über Bord deſertiert?"

„Ja wohl, und zu Befehl, und mit dero gütigſte Genehmigung, Herr General!" antwortete Jan Arend.

„Wer und wie?" inquirierte man weiter.

„Der Herr Korporal, zu Befehl! Der arme Menſch ſchien plötzlich ſeinen Klug zu verlieren. Da gung er hin und — tauchte unter wie ein Mühlſtein. Obendrein hat ihn der Slag gerührt; er wird die Neunaugen im Frühjahr fett machen. Schade um das junge Blut! Aberſt die Augen! Haben die Herren Excellenz die Augen beobachtet? Die Augen! Da that das ganze Elend in ſitzen!"

„Konntet ihr denn nichts thun, um den Kerl wieder zu erlangen? So ein Leben iſt doch etwas wert."

„Ich? Mein Fahrzeug that ſechs Meilen Fahrt laufen und klemmte ſich in Lee, daß ihm die Rippen krachten. Hätte er ſelbſt das Maul über Waſſer gehalten, wie vernünftige Menſchen es machen, meine Herren Excellenz, eher ich hätte lenzen können, wenn das überhaupt angänglich geweſen wäre, wäre er doch verſoffen geweſen wie eine Katze!"

„Ihr habt Euch mit Eurem Schiffsmanne nachher an Bord zu Protokoll zu melden! Hört Ihr! Verſtanden?"

Jan Arend nickte, während das Boot mit den kopfſchüttelnden und eifrig ſprechenden Offizieren ſich entfernte und an eines der Transportſchiffe legte.

Da der Wind umſprang und günſtig zum Auslaufen der engliſchen Schiffe wehte, ſo beeilte man die Einſchiffung auf das äußerſte. Mit Hochwaſſer ſegelten die hochbordigen Brigs ab. Jan Arend war ruhig an Bord ſeines Kahnes geblieben. Offenbar hatte man ſeine Angelegenheit in der Eile vergeſſen; er ſah den in der Ferne verſchwindenden Schiffen befriedigt und lächelnd nach.

„Seilt mit minen Segen," murmelte er. „Du arm dütſchet Blood! Gott mit di! Den Landgrafen aberſt ſchall de D.... holen... Wat mag de gode Jung in'n Slick woll maken? Ick will mi gaue an Land bi den Speditör melden und denn ens tokicken, wat fudder for den jungen Minſchen to dohn is."

Als er bei der Anlegetreppe des Hafenortes aus ſeinem Boote an Land ſtieg — ſein Fahrzeug, mit deſſen Reinigung Chriſtian eifrig beſchäftigt war, blieb auf dem Strom liegen — ſah er auf der Koje einen ältlichen, kleinen, aber wohlbeleibten Herrn ſtehen, dem Zufriedenheit und Wohlwollen aus den kleinen eingekniffenen Augen leuchtete.

„Na, Jan Arend," fragte letzterer, „hefft Ji de labennige Fracht god aflewert? — Et is doch ne Schande, dat in dütſchen Lanne ſo wat geſchehen kann! Wenn ik wat to ſeggen harr, denn ſcholl in de ganze heſſiſche und häßliche Weertſchaft derbawen achter de Barge dat glännige Donnerwä'r inſlagen!"

„Ik heff'r en bäten bi verdeent, Herr Friedel! Konnt' ook juſt god bruken. Indeſſen hefft Se ganz recht. Und wenn dat Donnerwär nich hüte und nich morgen, wenn't villicht ook erſt na hunnert Jahre inſlagen deit — dat will ik Se ſeggen, diſſe Sünde an de eegen Lanneskinner ward uſe Herrgott bit in't drüdde und veerde Glied heimſöken, as de Schrift ſeggen deit. Gott ward all kamen, dat is ganz ſäker. — Wat nu aberſt wat anners anbedrapen deit, ſo heff ik Se wat to vertellen. Kann ik Se up en Woord alleenig ſpräken?"

Herr Friedel aus Bremen, welcher eines der ſeiner Firma gehörigen hier liegenden Schiffe, das in den nächſten Tagen nach See gehen ſollte, beſichtigt hatte, erſuchte den ehrlichen Jan Arend, ihn in den Garten des unweit gelegenen Wirtshauſes zu begleiten. Dort in der Laube ſaßen die Beiden längere Zeit bei einander. Jan Arend erzählte, was er von Melchior wußte und auf welche Weiſe und wohin derſelbe entwichen war.

„Wat Ji ſeggen doht!" rief Herr Friedel ein um das andere Mal. „Na, wenn dat man god afloopen is und de junge Minſch kinen Schaden läen hett!"

„So'n bäten Water von buten mutt man verdrägen könen, wenn man in'n gode Huut ſtickt, Herr Friedel: Indeſſen, en lüttje Vorſorge heff ik doch ook dahn. Natt helpt gegen Natt, — ik heff en lüttjen Buddel ächten Jamaica em in de Taſche ſtäken."

Herr Friedel lachte und meinte: „Mit ſo wat ſind Ji jümmer bi'r Hand!"

„Worum ook nich? Jeder na ſine Kräfte und Inſichten. Wer da weiß etwas Gutes und thut es nicht.... dat heff ik bi den Paſtor lehrt."

„Na, na, ik weet all, Jan Arend!"

„Herr Friedel, nu kummt aberſt de Riege an — Ihnen! Wer da weiß ꝛc.! Nu möt't Se helpen! Ik heff mi up Ihnen, de junge Minſch hett ſick up mi verlaaten — und Se dröft us nich ſtäken laaten. De leewe Gott ward Se darfor ook nich verlaaten und Se fudder ſegnen, as he't all jümmer dahn hett. Se möt't for den jungen Minſchen ſorgen! Süh, de hett wat lehrt, dat kann ik Ihnen verſäkern. En Stäe in't Kantoor oder in't Packhuus hefft Se ja wull free."

„Ihr ſeid raſch bei der Hand, mir etwas zuzuſchanzen! Ik mutt doch erſt mit minen Broder ſpräken. Wenn de nich will, denn is nix nich to maken. Dat geit man nich all ſo lichtfarig, as Ji dat in Joen Brägen torechte denkt, Jan Arend!"

„Ähr Herr Broder, Herr Friedel?! Se hefft beide an godet Harte. Wer dat beſte hett, dat weet ik nich und ward ook woll ganz egal weſen. De Herr Broder ſeggt gewiß nich Nä, darvon bin ik äwertügt. De Sake is alſo klipp und klar?!“

„Nä, Jan Arend, dörut nich! Ji hefft ja en ſtarken Globen! Wenn de man nich toſchande ward!“

„Mine Hapnung ſteit up de — Leefde von twee brave Minſchen, de — Friedel Gebrüder heeten doht! So’n Globen und ſo ne Hapnung lett mi nich toſchande weern.“

„Ihr ſeid ein leichtſinniger und leichtgläubiger Vogel, Schiffer! — Vor allen Dingen wollen wir aber ſehen, was Ihr Froſch macht, denn froſchmäßig muß der arme Menſch ſich doch in den naſſen Kleidern fühlen. Sorgt for dröget Tüg, dat he nich krank ward! Nu laat’t us gaue to gahn!“

Nach wenigen Minuten ſaß Herr Friedel in dem Boote, an deſſen Hinterteil Jan Arend ſtand, mächtig wriggend. Er ſteuerte an ſeinen Kahn hinan, ſtieg an Bord und verſchwand in der Kajütte, aus welcher er nach einigen Augenblicken mit einem Bündel Zeug und Stiefeln unter dem Arm wieder hervorkam, die Sachen in das Boot werfend.

„Chriſchan,“ rief er dann, „lang dat Nett mal dal! Wi willt en bäten up’n Fiſchfang fahren.“

Der Matroſe langte dem inzwiſchen wieder an ſeinem Poſten im Boote ſtehenden Schiffer ein an zwei, gleichwie Scheren übereinander faſſenden Stangen befeſtigtes Netz zu und warf dann das Haltetau los.

„Ji ſind ja en ganz diplomatiſchen Slauberger, Jan Arend,“ lachte Herr Friedel.

„Vorſicht is bäter als Naſicht,“ erwiderte der Schiffer. „Nums kann wäten, wor he belurt ward. Fiſchen is en ganz unſchuldige und indrägliche Arbeit und lett unverfänglich, wat et ja aberſt doch nich is.“

Jan Arend ſteuerte bald am rechten, bald am linken Ufer der Hunte hin und bediente ſich wiederholt des Netzes, deſſen Beute er in Gemeinſchaft mit Herrn Friedel in das Boot warf. Den ihm zuſchauenden Leuten am Ufer klagte er, daß der Fang entſetzlich gering ausfalle, daß er aber noch nach der Weſer hinausrudern wolle, wo hoffentlich ein beſſerer Erfolg erzielt werde. Herr Friedel ſei geradezu verſeſſen auf einige große Hechte, die er für ſeine Frau mit nach Bremen nehmen wolle.

So gelangte das Boot nach dem vorbedachten, um jegliche Aufmerkſamkeit abzulenken, vielleicht notwendigen und doch nicht allzugroßen Aufenthalt an den Graben, in welchen hinein Melchior der erhaltenen Weiſung gemäß geſchwommen war. Die Tiefe des Waſſers geſtattete dem Boot noch, aufwärts zu fahren. Jan Arend, welcher ſich jetzt eines Stakens bediente, ſuchte ſo wenig Geräuſch wie möglich zu machen. Ein ſcharfes Auge vermochte jetzt ſchon, eine Lücke in dem Schilffeld am Ufer zu entdecken.

„Pſt, pſt!“ flüſterte Jan Arend. „Süh dar!“ Er wies auf die Stelle hin. „Nu will ik doch mal ens hören, wat der junge Minſch noch labennig is und wat he ook Dütſch verſteit.“

Er nieſte dreimal hintereinander ſo laut wie möglich. Herr Friedel blickte ihn ganz erſtaunt an.

„Pſt, pſt!“ Jan Arend legte die Hand an das Ohr, um zu horchen.

Da tönte es plötzlich leiſe, aber doch deutlich: „Zur Geſundheit!“

„Allens in beſter Order, Herr Friedel! Ik heff em richtig taxeert. Wi willt nu ſehen, wat he maken deit. — Herr Friedel: Wer da weiß etwas Gutes . . . .“

„Is all god, Schipper. Nu man to!“

Das Boot legte an jener Lücke an. Eines der Ruder wurde in den weichen Grund geſtoßen, um das Haltetau daran zu befeſtigen. Dann bog Jan Arend das Schilf auseinander. Da zeigte ſich ein ſchmaler Pfad, der durch aufgelegte Backſteine trotz des weichen, naſſen Grundes gangbar erſchien. Der Schiffer ſchritt voraus, Herr Friedel folgte vorſichtig nach. Bald erreichten ſie eine offene, höher gelegene Stelle, auf welcher, auch bei höchſter Flut waſſerfrei, eine Binſenhütte, offenbar eine Art Jägerverſteck, ſtand. Rundumher rauſchte dichtes, hohes Schilf, welches die Hütte den Blicken Uneingeweihter vollkommen verbergen mußte.

Melchior, welcher Geräuſch hörte, ſteckte ſeinen Kopf durch eine kleine Öffnung heraus. Jan Arend, ihn gewahrend, hatte juſt einen Scherz auf der Zunge, den er ihm zurufen wollte. Er ſtutzte aber und rief erſchrocken:

„Wat hett dat to bedüden? De ſüht ja ut as de Dod von Ypern. Dar is wat paſſeert!“

Und es war wirklich etwas paſſiert.

Melchior ſaß, mit ſeinen durch das Bad etwas mitgenommenen und an der Sonne ziemlich wieder getrockneten Uniformſtücken angethan, in dem engen Verließ. Aber nur mit Mühe konnte er ſich erheben. Jan Arend entdeckte gleich die Urſache: Er hatte ſeinen rechten Fuß mit dem Taſchentuch verbunden. Aufregung, Angſt und vielleicht auch Blutverluſt ſchienen ihn geſchwächt zu haben.

„Gott ſei Dank, daß Sie endlich kommen,“ rief er mit ſchwacher Stimme dem Schiffer entgegen.

„Na, lüttje Ole,“ ſagte dieſer, indem er ihn mitleidsvoll anſah, „that Ihnen denn ein Malheur begegnen? Sie hakten doch wohl nicht mit dem Fuß an einen Pfahl im Waſſer?“

„Nein! Aber eine der Kugeln, welche man dem Fliehenden nachſandte, hat ihr Ziel nicht verfehlt und mir eine Bleſſur in Geſtalt eines Streifſchuſſes, der übrigens nicht gefährlich iſt und keinen Knochen verletzt hat, hinterlaſſen. Das Blut wollte ſich anfangs, nachdem ich den Schuh mühſam entfernt hatte, kaum ſtillen laſſen. Das hat mich etwas geſchwächt. Das Fläſchchen, welches Sie mir mitgegeben, enthielt wirklich Lebenselixir für mich.“

„Heff ik’t nich ſeggt? — An de Waterkant und up’n Water is en Druppen Rum gar nich to entbehren,“ wandte er ſich an den Bremer Kaufmann, der auch hinzugetreten war und Melchior warm die Hand ſchüttelte. „Korporal Ruhl, — hetet Sie nich ſo? — etet en Stück Brod mit Speck. Dat ward Sie wedder up de Beene bringen.“

(Fortſetzung folgt.)

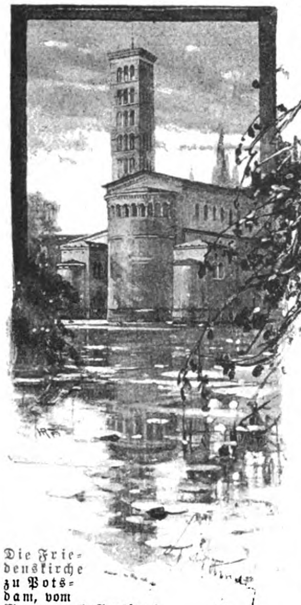
Die Friedenskirche bei Sansſouci und das Mauſoleum Kaiſer Friedrichs.

Zur Erinnerung an den 15. Juni 1888.

Von Bernhard Rogge. (Abdruck verboten.)

Drei Jahre ſind ſchon verfloſſen, ſeitdem in den Morgenſtunden eines ſonnenhellen Junitages die lichten, ſo mild und freundlich ſtrahlenden Augen des unvergeßlichen Kaiſers Friedrich ſich für immer geſchloſſen haben. Aber auch in unſerer ſchnelllebigen und ſo ſchnell vergeſſenden Zeit erneut doch die Wiederkehr dieſes Tages immer wieder den wehmutsvollen Schmerz, mit welchem das ſo frühe und ſo tragiſche Ende dieſes edlen Fürſten, auf den die Blicke dereinſt ſo hoffnungsvoll gerichtet waren, alle Herzen erfüllte und bewegte. So ſind wir gewiß, auch dem Bedürfnis vieler Leſer des Daheim zu entſprechen, wenn wir, bisher Verſäumtes nachholend, ſie gerade in dieſen Tagen an die Stätte führen, an welcher der heimgegangene Kaiſer am 18. Oktober v. J. zur letzten Ruhe gebettet worden iſt.

Es gibt in der freundlichen, gartenreichen Sommerreſidenz Potsdam kaum eine Stätte, die mit ſo vielen wehmutsvollen Erinnerungen des preußiſchen Königshauſes verknüpft iſt, wie die am öſtlichen Eingang von Sansſouci belegene Friedenskirche. In keinem der vielen Bauten, mit welchen König Friedrich Wilhelm IV Potsdam und ſeine Umgebungen geſchmückt hat, iſt die Eigenart ſeines Weſens ſo voll und ganz ausgeprägt, als gerade in ihr. Derſelbe hatte kaum nach ſeinem Regierungsantritt das mit dem Namen ſeines großen Ahnherrn zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpfte Schloß Sansſouci zu ſeinem Lieblingsſitze ſich erſehen, als ihn auch ſchon der Gedanke beſchäftigte, die berühmte Schöpfung Friedrichs des Großen durch den Bau eines würdigen Gotteshauſes, an welchem es in unmitttelbarer Nähe desſelben fehlte,



Die Friedenskirche zu Potsdam, vom Eingang nach Sansſouci aus geſehen.

zu ergänzen. Die nächſte und dringendſte Veranlaſſung für die Ausführung dieſes Gedankens gab ihm das längſt empfundene Bedürfnis einer Teilung der übergroßen Parochie der St. Nikolaikirche zu Potsdam, welche außer dem größten Teile der Stadt ſelbſt auch die im Norden und Weſten derſelben belegenen Vorſtädte umfaßte. Hier war eine Abhilfe dringend nötig. Schon am 29. März 1842 ſprach daher der König in einem Schreiben an den Miniſter Eichhorn ſeine Abſicht aus, für dieſe Vorſtädte, ſowie für die in den Königlichen Gärten und in den außerhalb Potsdams belegenen Schlöſſern angeſtellten Perſonen eine neue Kirche nebſt Pfarrhaus zu erbauen, die der Mittelpunkt eines ſelbſtändigen von der St. Nikolai-Parochie abzuzweigenden Kirchſpiels werden ſollte. Zum Platz für das neue Gotteshaus wurde der öſtliche Teil des am Eingang von Sansſouci belegenen Marlygartens beſtimmt. Der letztere war urſprünglich ein einfacher Küchen- und Obſtgarten, den ſich König Friedrich Wilhelm I angelegt und den er im Gegenſatz zu dem mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteten gleichnamigen Schloß und Garten Ludwigs XIV bei Verſailles „ſein Marly“ genannt hatte. Eine noch heute an den Turm der Friedenskirche ſich anlehnende Mauer erinnert an den Schießſtand, den König Friedrich Wilhelm I in dieſem Garten angelegt hatte und welcher an freien Nachmittagen von ihm ſelbſt und ſeiner Familie zum Schießen nach der Scheibe benutzt wurde. Mit der Ausarbeitung des Bauplanes wurde der Königliche Oberbaurat Perſius beauftragt, der am beſten mit den Wünſchen des Königs vertraut war. Das neue Gotteshaus ſollte nach dieſen Wünſchen im Baſilikenſtil erbaut werden, für den bekanntlich König Friedrich Wilhelm IV eine ganz beſondere Vorliebe hatte. Das muſtergültige Vorbild dieſes Bauſtiles war für ihn die Kirche von St. Clemente zu Rom, und an dieſes der älteſten chriſtlichen Zeit angehörige Bauwerk ſollte ſich auch das neu entſtehende Gotteshaus möglichſt eng anſchließen. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs mußten die Vorarbeiten für den Bau ſo beſchleunigt werden, daß die Grundſteinlegung am 14. April 1845 ſtattfinden konnte, an welchem Tage vor 100 Jahren der Bau von Sansſouci begonnen worden war. Bei dieſer Gelegenheit ſprach König Friedrich Wilhelm IV zum erſtenmale die Abſicht aus, dem neuen Gotteshauſe den Namen der Friedenskirche beizulegen. „Nach vielem Nachdenken,“ ſo ſchrieb er an den Biſchof D. Eylert, der berufen war, bei der Grundſteinlegung die Weiherede zu halten, „will ich die neue Vorſtadtskirche „Chriſt-Kirche“ oder „Friedens-Kirche“ nennen, nach ihrer Vollendung aber als Weih-Inſchrift ſetzen: „Chriſto dem Friede-Fürſten unſerm Herrn“ und das ihren eigentlichen, officiellen Namen ſeyn laſſen. Es ſcheint mir paſſend, eine Kirche, welche zu einem Pallaſt-Bezirk gehört, der den Namen Sans Souci, „ohne Sorge“ trägt, dem ewigen Friedensfürſten zu weihen und ſo das weltlich negative: „Ohne Sorge,“ dem geiſtlich Poſitiven: „Frieden“ entgegen oder vielmehr gegenüber zu ſtellen. Billigen Sie meinen Gedanken, ſo überlaſſe ich Ihnen ganz in Ihrer Rede darauf anzuſpielen. Haben Sie Bedenken, ſo ſagen Sie mir es ja recht offen.“ In einer Nachſchrift fügt dann der König noch hinzu: „Der Name „Friedens-Kirche“ als die vulgäre Bezeichnung der neuen Kirche lächelt mich ſo an, daß ich mich für denſelben entſcheide — falls Sie nichts unpaſſendes darin finden. Der feyerliche Name, den ich an die Façade und auf das Kirch-Siegel ſchreiben laſſe, wird dann ſeyn wie ich ihn oben bezeichnet habe.“

Nach dem inzwiſchen erfolgten Tode des Oberbaurates Perſius wurde der Geh. Oberbaurat Stüler mit der Oberleitung des Baues betraut. In dem ſtürmiſch bewegten Jahre 1848 war derſelbe ſoweit vollendet, daß am 24. September die feierliche Einweihung der Kirche und ihre Übergabe an die Gemeinde des neugebildeten Kirchſprengels erfolgen konnte. Sowohl in der Ausſtattung des Inneren, als in der Anordnung der dem Namen der Kirche entſprechenden weihevollen Umgebung, bekundet ſich überall das fromme Gemüt und das ſinnige Kunſtverſtändnis des königlichen Bauherrn, der bis ins kleinſte alles perſönlich anordnete. Leider müſſen wir in Rückſicht auf den beſchränkten Raum von einer eingehenden Beſchreibung ſowohl des Gotteshauſes ſelbſt, wie ſeiner Umgebung abſehen und uns damit begnügen, nur einige Einzelheiten hervorzuheben. Vor allem iſt ein altes Moſaikbild hervorzuheben, das König Friedrich Wilhelm IV aus einer auf San Murano bei Venedig zum Abbruch gekommenen Kirche erworben hat, und das in der Wölbung der halbkreisförmigen Altarniſche ſeine Stelle gefunden hat. Das Bild zeigt in der Mitte den Heiland in ſitzender Stellung. Auf der Seite rechts ſitzt Maria und daneben der Apoſtel Petrus, links Johannes der Täufer und der Kirchenvater St. Cyprianus, der Schutzpatron der Kirche auf San Murano. Der Altartiſch aus weißem penteliſchen Marmor iſt von einem reich vergoldeten Baldachin überbaut, den vier cannelierte Säulen von grünem, weißgeſtreiftem orientaliſchem Jaspis ſeltenſter Art tragen, ein wertvolles Geſchenk, das Kaiſer Nikolaus von Rußland dem König für die Kirche gemacht hat.

Den ergreifendſten und ſinnigſten Schmuck des Inneren der Kirche bildet der unmittelbar vor der Brüſtung, welche den Altarraum von dem Schiffe der Kirche trennt, aufgeſtellte Auferſtehungsengel, von dem italieniſchen Bildhauer Pietro Tenerani, einem Schüler Canovas und Thorwaldſens, gearbeitet. Mit dem Buche des Lebens auf ſeinem Schoße und der Poſaune des Weltgerichts in der rechten Hand, hält er über der Gruft des Königs gewiſſermaßen Wache. Für die letztere hatte der König ſelbſt in eigenhändiger Aufzeichnung die Stätte beſtimmt. Sie ſollte unmittelbar vor den zum Altar hinaufführenden Stufen angebracht werden. Auch die Inſchrift der die Ruheſtätte des Königs bezeichnenden Marmortafel iſt bis auf den Schluß von ihm ſelbſt angeordnet worden und lautet:

A ☧ *Ω*

Hier ruhet in Gott, seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichtes, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi, unsers allerheiligsten Erlösers und einigen Lebens

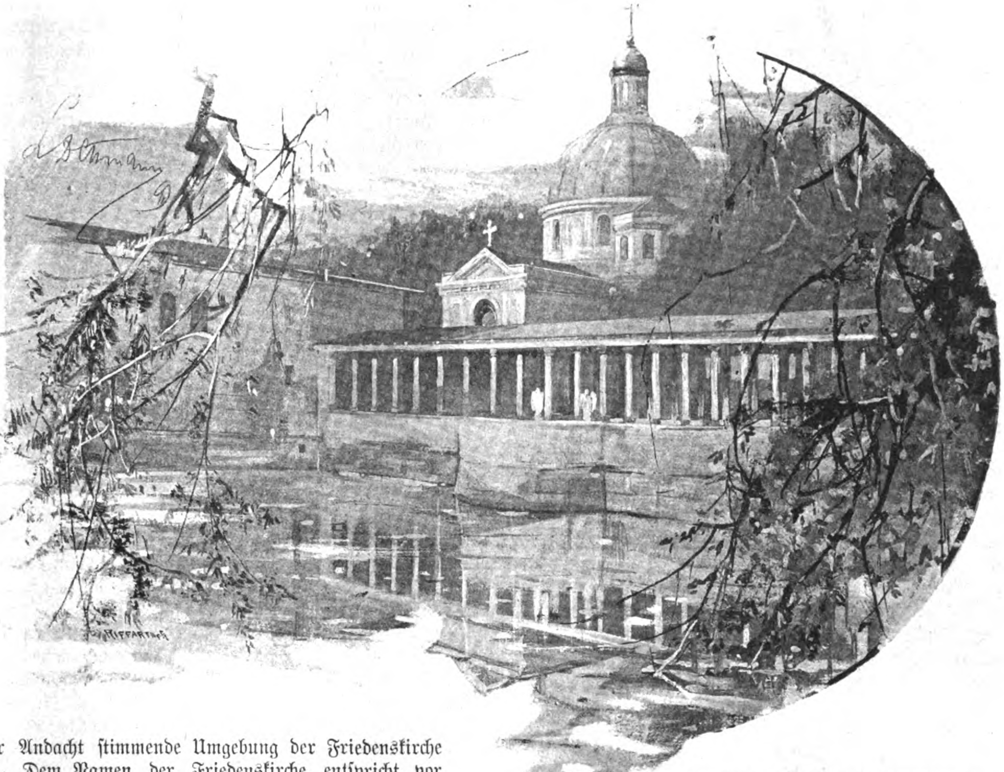
weiland seine Majestät

König Friedrich Wilhelm IV,

geboren am 15. Oktober 1795,
gestorben am 2. Januar 1861,

im 21sten Jahre seiner glorreichen Regierung.

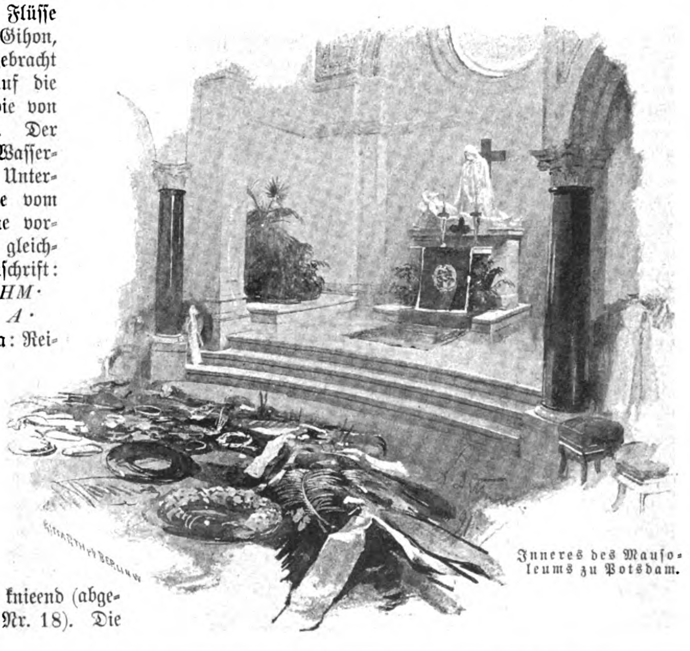
Neben dem König iſt dann ſpäter auch die Königin Eliſabeth hier beſtattet worden, und ihre Ruheſtätte deckt eine gleiche Marmorplatte wie die des Königs. Die Gruft König Friedrich Wilhelms IV und ſeiner Gemahlin iſt erſt nach dem Tode des erſteren gebaut worden. Bis zu ihrer Vollendung blieb der Sarg in einer, urſprünglich für die Taufhandlungen beſtimmten Seitenkapelle der Kirche aufgebahrt. Nur einen ganz flüchtigen Blick können wir in die unmittel-



Das Mauſoleum Kaiſer Friedrichs III zu Potsdam.

bar zur Andacht ſtimmende Umgebung der Friedenskirche werfen. Dem Namen der Friedenskirche entſpricht vor allem der dem weſtlichen Haupteingang vorgebaute von Säulenhallen umſchloſſene Vorhof, in deſſen Mitte ſich eine Nachbildung der bekannten Statue des Friedefürſten erhebt, mit welcher der große däniſche Meiſter Thorwaldſen die Frauenkirche ſeiner Vaterſtadt geſchmückt hat. Segnend breitet Chriſtus die Arme aus, indem er mit dem Gruße: „Friede ſei mit Euch“ in die Mitte der Seinen tritt. Das Standbild im Vorhofe der Friedenskirche erhebt ſich auf einem marmornen Unterbau, deſſen vier Seiten mit Engelsköpfen geſchmückt ſind, über denen die Namen der Flüſſe des Paradieſes: Piſon, Gihon, Hidekel und Phrath angebracht ſind, zur Hinweiſung auf die Ströme des Lebens, die von dem Heiland ausgehen. Der marmorne Rand eines Waſſerbeckens, aus dem dieſer Unterbau aufſteigt, trägt die vom König ſelbſt auserſehene vor- und rückwärts geleſen gleichlautende griechiſche Inſchrift: „*NIΨON. A·NOMHMATA . MHMON . ANOΨIN*“ zu deutſch etwa: Reinige dich von deinen Sünden und nicht bloß dein Angeſicht.

Den ſchönſten Schmuck des Vorhofes bildete bis in die neueſte Zeit Ernſt Rietſchels berühmte „Pietà,“ Maria, die Mutter Chriſti beim Leichnam ihres Sohnes knieend (abgebildet im XX. Jahrg. Nr. 18). Die eigenartige, echt evangeliſche Auffaſſung dieſer Rietſchelſchen „Pietà,“ im Unterſchiede von dem gleichnamigen Werke Michel Angelos und anderer ihm folgenden italieniſcher Bildhauer beſteht bekanntlich darin, daß der heilige Leichnam von der Mutter getrennt ſelbſtändig zur Darſtellung gebracht iſt, und Maria trauernd neben ihm niederkniet, während jene früheren Pietàgruppen, um die Mutter Gottes zu verherrlichen und in den Vordergrund zu ſtellen, den Leichnam des Sohnes in ihrem Schoße ruhen laſſen. Das Rietſchelſche Kunſtwerk wurde in einer an der Nordſeite des Vorhofes angebrachten kuppelförmig überwölbten Kapelle aufgeſtellt. Wir werden gleich ſehen, wie dasſelbe neuerdings im Mauſoleum Kaiſer Friedrichs ſeine Stelle gefunden hat. Die gegenüberliegende ſüdliche Seite des Vorhofes erhielt einige Jahre ſpäter in der von Rauch entworfenen und von ſeinem Schüler, dem Bildhauer Wolf,



Inneres des Mauſoleums zu Potsdam.

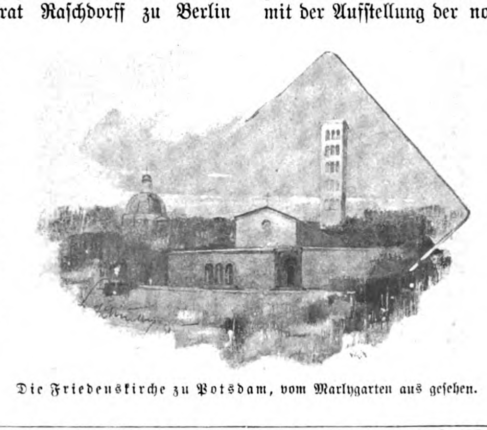
vollendeten Moſesgruppe einen nicht minder wertvollen Schmuck.

Die irdiſche Hülle König Friedrich Wilhelms IV war aus der Seitenkapelle der Friedenskirche, in welcher ſie nach dem Tode des Königs zunächſt beigeſetzt worden war, noch nicht lange in die inzwiſchen nach den letztwilligen Verfügungen des Königs hergeſtellte Gruft zu ihrer letzten Ruheſtätte überführt worden, als jene nun wieder leer gewordene Seitenkapelle abermals einem Mitgliede des Königshauſes zur Ruhekammer werde ſollte. Unmittelbar vor dem Beginn des Feldzuges gegen Öſterreich im Jahre 1866, während der Kronprinz die ſeinem Befehle unterſtellte II. Armee an der ſchleſiſch-böhmiſchen Grenze ſammelte, um mit ihr die Päſſe des Rieſengebirges zu überſchreiten, ſtarb im Neuen Palais der damals jüngſte Sohn des kronprinzlichen Paares, Prinz Sigismund, nach kurzer Krankheit im zarten Alter von anderthalb Jahren. Um die irdiſche Hülle des früh vollendeten Lieblings möglichſt in ihrer Nähe zu haben, ließ die tieftrauernde Mutter dieſelbe nicht in die Königsgruft des Domes zu Berlin überführen, ſondern in der erwähnten Seitenkapelle der Friedenskirche beiſetzen, die mehrere Jahre hindurch den Sarg König Friedrich Wilhelms IV geborgen hatte. Dieſelbe wurde dann ſpäter zu einer Grabkapelle umgeſtaltet. Als am 27. März 1879 dem kronprinzlichen Paare auch der ihnen zum Erſatz geſchenkte hoffnungsvolle Prinz Waldemar im Alter von neun Jahren durch einen jähen Tod entriſſen wurde, ward auch deſſen Leiche neben der des Bruders hier beigeſetzt, und wenn die tiefgebeugten Eltern im Neuen Palais weilten, verging kaum ein Tag, an welchem ſie nicht die Ruheſtätte der geliebten Kinder aufſuchten und mit friſchen Kränzen ſchmückten. Um ſo näher lag für Kaiſer Friedrich, als die ſchwere Krankheit, die unmittelbar vor ſeinem Regierungsantritt über ihn gekommen war, ſeine Seele mit Todesahnungen erfüllte, der Gedanke, auch für ſich ſelbſt in der Nähe der ihm vorangegangenen Söhne ſeine dereinſtige Ruheſtätte zu beſtimmen. Für eines Kaiſers Gruft war aber die Grabkapelle, in welcher die Söhne ruhten, viel zu klein, und ſo faßte die Kaiſerin Friedrich unmittelbar nach dem Heimgang des hohen Gemahls den Entſchluß, in unmittelbarem Anſchluß an die Friedenskirche ein beſonderes, des Kaiſers würdiges Mauſoleum zu erbauen, in welchem neben dem Gemahl und den früh vollendeten Söhnen auch ihr ſelbſt dereinſt die Ruheſtätte bereitet werden könnte. Während ſeines Aufenthaltes in den Tiroler Bergen, in denen der Kronprinz im letzten Herbſt vor ſeinem Heimgang vergebens Stärkung und Heilung geſucht hatte, war derſelbe auf die in der Nähe von Toblach belegene, der Grabkirche zu Jeruſalem nachgebildete Kirche zu Innichen aufmerkſam geworden und hatte gelegentlich geäußert, daß ihm ein in ähnlichem Stil erbautes Mauſoleum erwünſcht ſein würde. Dieſen Gedanken erfaſſend und feſthaltend, legte Kaiſerin Friedrich die Grundrißformen jenes Innicher Gotteshauſes der von ihr eigenhändig entworfenen Skizze für das in Ausſicht genommene Mauſoleum zu Grunde, und dem ihr naheſtehenden Architekten Geheimrat Raſchdorff zu Berlin wurde der ſchwere, aber ehrenvolle Auftrag, das Mauſoleum in der Weiſe mit der Friedenskirche in unmittelbare Verbindung zu bringen, daß trotz der Verſchiedenheit des Bauſtiles der Einklang keine Störung erlitte. Nach dem übereinſtimmenden Urteil aller Sachverſtändigen iſt dieſe Aufgabe aufs glücklichſte gelöſt worden. Das Mauſoleum gliedert ſich in harmoniſcher Weiſe an die nördliche Säulenhalle des nach dem Marlygarten zu geöffneten Vorhofes der Friedenskirche an. Man betritt dasſelbe durch die Niſche, in welcher bisher die ſchon erwähnte „Pietà“ von Rietſchel geſtanden hatte, die nun hinter dem Altar der Grabeskirche ihren Platz gefunden hat. Die Grundrißform des Baues iſt die eines Kreiſes, welchem an der Oſtſeite die rechtwinklige Altarniſche angebaut iſt. Neun Säulen von tiefdunklem Labradorgeſtein mit reizvollen weißen Kapitälen tragen eine aus naſſauiſchem Marmor hergeſtellte Balluſtrade, auf welcher ein zweiter Säulengang von ebenſovielen, etwas kleineren Säulen zu dem Geſims des Kuppelgewölbes emporſtrebt. Das Innere der Kuppel iſt auf goldigem Grunde mit zehn Engelgeſtalten geſchmückt, welche Palmen und Lorbeerzweige in den Händen tragen. Auf dem die Kuppel nach unten abſchließenden Rande zieht ſich ein blaues Spruchband hin mit der Inſchrift: „Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben, ſie ruhen von ihrer Arbeit aus und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Nach oben geht die Kuppel in eine Laterne von maſſivem Kupfer über, deren blanke Politur eine glänzende Lichtwirkung erzielt. Der Grundton des Inneren iſt weißer Sandſtein, der in der ungemein ſauberen Bearbeitung faſt den Eindruck von Marmor macht.

In der Mitte des kreisförmigen, von den erwähnten Säulen umſchloſſenen, marmornen Fußbodens, genau unter der Kuppel, befinden ſich zwei große, rechteckige, geſchliffene Platten aus ſchleſiſchem Granit, welche als Deckplatten für die Gruft dienen. Der Raum der letzteren iſt für zwei große Särge berechnet. Unter der dem Eingange zunächſt liegenden Platte ruht Kaiſer Friedrich, neben ihm zunächſt noch ſeine beiden Söhne Sigismund und Waldemar. Die Särge der letzteren werden in kunſtvollen Sarkophagen, die noch nicht fertig ſind, rechts und links in der Altarniſche Platz finden. Die Kaiſergruft ſelbſt iſt mit Marmor völlig ausgewandet und nur nach Aufhebung der Deckplatten zugänglich. Die letzteren werden aber mit Sarkophagen, ähnlich denen des Mauſoleums zu Charlottenburg, geſchmückt werden. Mit der Ausführung des Sarkophages Kaiſer Friedrichs iſt Profeſſor Reinhold Begas in Berlin beauftragt.

Zur Altarniſche, deren Kreuzgewölbe ebenfalls mit Moſaik auf Goldgrund geſchmückt iſt, führen drei Stufen hinauf. Den Hintergrund derſelben bildet die früher in der Vorhalle der Friedenskirche befindliche „Pietà“ von Rietſchel. Vor ihr ſteht der ganz ſchlichte, ſteinerne Altar. Die in den beiden Seitenfenſtern der Altarniſche angebrachten Namenszüge S und W bezeichnen die Ruheſtätte der beiden früh vollendeten Söhne Kaiſer Friedrichs, während die Wand der Rotunde in ihrem unteren Raume durch zwei gemalte Glasfenſter unterbrochen iſt, deren eins das Monogramm Kaiſer Friedrichs zeigt mit dem Wahlſpruch: „Furchtlos und beharrlich,“ das andere das ſeiner hohen Gemahlin mit Wappenſpruch: „Dieu et mon droit.“

Der Geſamteindruck des Bauwerks, der ſchon jetzt bei aller Einfachheit ein überaus wohlthuender und Ehrfurcht gebietender iſt, wird noch weſentlich erhöht werden, wenn erſt mit der Aufſtellung der noch fehlenden Sarkophage die innere Einrichtung ihren Abſchluß gefunden haben wird. Von außen geſehen, namentlich von dem öſtlichen Eingang nach Sansſouci her, iſt die Wirkung des an die Friedenskirche ſich anlehnenden Mauſoleums bei dem harmoniſchen Größenverhältnis, in welchem beide Bauwerke zu einander ſtehen, und durch die waldesgrüne Umrahmung, von welcher die Grabeskirche umgeben iſt, ein geradezu überwältigender.



Die Friedenskirche zu Potsdam, vom Marlygarten aus geſehen.

Am Familientiſch.

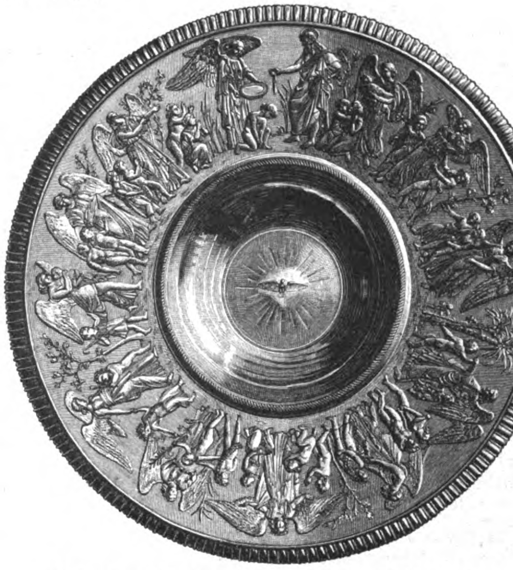
Zu unſeren Bildern.

Die Gnädige vom Schloß! Gretel wollt's zuerſt kaum glauben, als der Aloys freudeſtrahlend über den Hof gelaufen kam. Und nun ſitzt die junge Schloßherrin wirklich neben ihr am Fenſter und freut ſich mit ihr über die kleine Roſe, die auch ein gar zu liebes, ſüßes Ding iſt. Der Aloys hat wohl Grund zu dem Vaterſtolz, der aus ſeinem friſchen Mannesgeſicht ſpricht, und daß die zierliche Komteſſe Schweſter, der Backfiſch, für die Kleine im Steckkiſſen ſchwärmt, iſt ganz in der Ordnung. Gelt? Ja, es iſt ja ein „Lieber Beſuch," den uns Ferd. Pacher vorführt.

Der „Sammler" von E. Henſeler iſt ein vortrefflicher Charakterkopf. Der Alte verſteht ſein Fach, das ſieht man ſofort. Ob die kleine Thonvaſe wohl echt ſein wird? Aus einem etruriſchen Grabe ſoll ſie ſtammen, ſchrieb der römiſche Händler, aber man kennt das ja! Die Fälſcher verderben einem die ganze Freude am Sammeln, und ich fürchte — ich fürchte...

Kirche.

Die deutſche evangeliſche Kolonie in Paris iſt ſchon ſeit Jahren eifrig bemüht, ſich eine eigene Kirche zu erbauen, doch kämpft ſie mit den größten Schwierigkeiten, und vor allem fehlen ihr die Geldmittel zur Gründung eines Gotteshauſes. Vor kurzem hat der Ausſchuß der Pariſer Kolonie einen Aufruf erlaſſen, dem wir folgendes entnehmen: „Bei den hohen Häuſer- und Bodenpreiſen bedürfen wir zur Errichtung eines einfachen Gotteshauſes einer Summe von etwa 300000 Franken. Leider beſitzt unſere Gemeinde als Diasporagemeinde keinerlei Vermögen. Die Gemeinden, ſelbſt die des Centrums, zählen auch nur wenige wohlhabende, wohl aber viele unbemittelte Glieder in ihrer Mitte. Um ſo mehr iſt ſie deshalb auf die Opferfreudigkeit dieſer wenigen beſſer Geſtellten, wie auf die thatkräftige Beihilfe der Heimat angewieſen." Beiträge nimmt Generaldirektor Pfaehler in Berlin, Pariſer Platz 6 und Margrafenſtraße 51 a I entgegen.

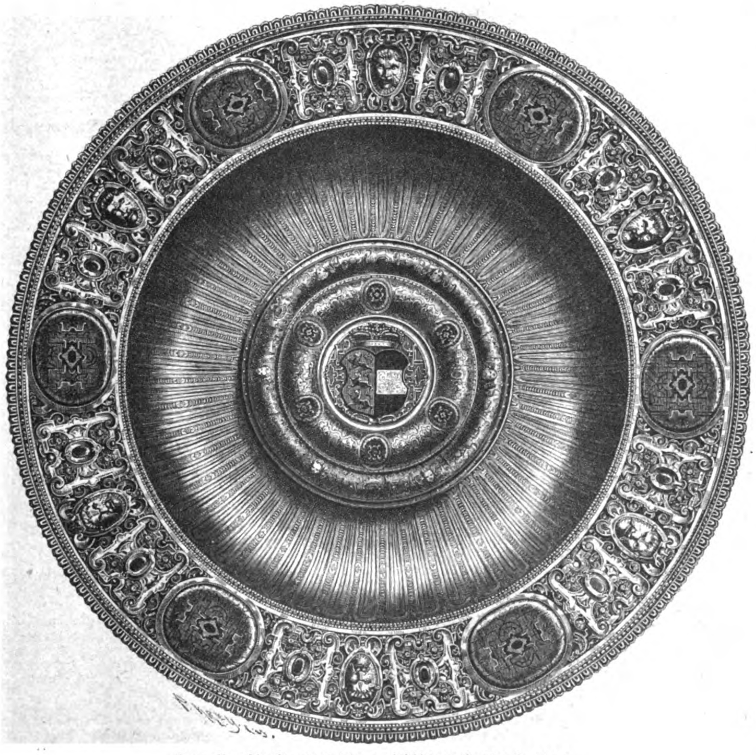


Das goldene Taufbecken des preußiſchen Königshauſes.

Sehr intereſſante Reſte des alten japaniſchen Chriſtentums ſind neuerdings vom Pfarrer Spinner auf den zwiſchen China und Japan gelegenen Goto-Inſeln aufgefunden worden. Die Eingeborenen, wahrſcheinlich nach der Unterdrückung des Chriſtentums (1638) auf die Inſeln geflüchtete Japaner, tragen noch heute ein Kreuz auf der Bruſt, halten den Sonntag ſtreng heilig und heiraten nur unter ſich.

Ausſtellungsweſen.

Eine Fächerausſtellung wird in dieſen Tagen in Karlsruhe eröffnet. Neben zahlreichen älteren Fächern von hiſtoriſchem und künſtleriſchem Wert, die zum Teil aus öffentlichen Sammlungen, zum Teil aus fürſtlichem Privatbeſitz für die Zwecke der Ausſtellung hergegeben worden ſind, haben unſere erſten Maler dieſelbe mit reizenden Erzeugniſſen ihrer Kunſt beſchickt.



Das Taufbecken des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes.

Zwei Taufbecken.

Zwei durch ihre geſchichtliche Bedeutung, wie durch künſtleriſche Schönheit gleich ausgezeichnete Meiſterwerke deutſcher Goldſchmiedekunſt führen wir heute in trefflichen Abbildungen unſeren Leſern vor: Die Taufbecken des öſterreichiſchen Kaiſer- und des preußiſchen Königshauſes. Das erſtere — in getriebenem Gold mit Schmelzverzierungen ausgeführt — ſtammt aus dem XVI. Jahrhundert und iſt ein Geſchenk der Landſchaft Kärnten an Maria von Bayern zu ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Karl II. Das zweite — eine mächtige goldene Schale mit einer figurenreichen Darſtellung der Kindertaufe — wurde 1830 nach einem Entwurf des Altmeiſters Schinkel angefertigt und kam zuerſt bei der Taufe des Prinzen Friedrich Wilhelm, unſeres ſpäteren Kaiſers Friedrich, zur Verwendung.

Herzliche Bitte.

Der Gärtner Bernh. Leuſchner, geb. 4./2. 1869 in Suckau, Kr. Glogau, ging Pfingſten 1887 in die Fremde auf Wanderſchaft. Seitdem fehlt jede Nachricht über ihn. Die troſtloſe Mutter ſagt im voraus für jede Auskunft, zu deren Vermittelung das Daheim gern bereit iſt, beſten Dank.

Sport.

Der Kaiſer hat ſich laut Kabinettsordre zum Kommodore des aus dem bisherigen Marine-Regatta-Verein hervorgegangenen Kaiſerlichen Yachtklubs erklärt.

Heimatgedanken.

Es klingt wie ferner Wachtelſchlag
Im Abendtau durchs Korn;
Leis tönt in den entſchlafnen Tag
Der Sehnſucht Silberhorn.

Der Abendatem fächelt lau
Durch Buſch und Blüten dicht;
Hell ſpiegelt ſich im Gräſertau
Das blanke Sternenlicht.

Und Wachtelſchlag und Sternenſchein,
Und Tau und Duft und Baum —
Es zittert in mein Herz hinein
Der Heimat Sommertraum.

Maurice von Stern.

Kunſt.

Am 19. Mai wurde zu Königsberg das Denkmal des Herzogs Albrecht von Brandenburg, „letzten Hochmeiſters und erſten Herzogs von Preußen“ (von Profeſſor Fr. Reuſch), in Gegenwart des Kaiſers enthüllt. Das Denkmal ſtellt den Herzog in der reichen Hoftracht ſeiner Zeit dar, die linke Hand am Schwert, in der rechten die Kirchenordnung von 1525 und die Stiftungsurkunde der Univerſität von 1544, ſo gleichſam auf die wichtigſten Errungenſchaften ſeines Lebens, die kirchliche und weltliche Reformation, hinweiſend.

Kürzlich iſt der Kuppelraum der Berliner Ruhmeshalle freigegeben worden. Der herrliche Bau mit ſeinem nun vollendeten maleriſchen und plaſtiſchen Schmuck macht einen überwältigenden Eindruck.

Technik.

Farbige Photographieen unmittelbar herzuſtellen, galt bisher als ein unlösbares Problem. Nach den neueſten Verſuchen des Profeſſor Lippmann-Paris ſcheint der Weg zu dieſem Ziele eröffnet. Dem Genannten iſt es wenigſtens bereits gelungen, das Sonnenſpektrum farbig zu photographieren.

Feuchte Wandflächen, auf denen dauernd kein Putz haftet, behandelt man am beſten in folgender Weiſe: der alte Putz iſt zu entfernen, die Mauerfugen etwa 2 Centimeter tief auszukratzen, die Wandfläche durch Koksöfen möglichſt zu trocknen; dann ſtreicht man die Wand mit einer heißen Miſchung aus 1 Teil waſſerfreien Steinkohlenteer, 2 T. Steinkohlenpech, 1 T. Goudron minerales an und bewirft ſie, ſolange ſie noch heiß, mit ganz grobem Kiesſand. Darauf erſt wird ſpäter der Putz angebracht. Eine derartig behandelte Wand iſt abſolut trocken und dicht.

Über die Ausnutzung der Kräfte des Niagarafalles berichteten wir wiederholt. Die amerikaniſche Geſellſchaft, welche dem Fall 125000 Pferdekräfte „abzapfen“ will, erließ ſeiner Zeit ein Ausſchreiben zur Erlangung bezüglicher Entwürfe. Es gingen deren 28 ein, von denen 27 die Kräfteübertragung durch Elektrizität und nur einer durch Druckluft bewirken wollen. Unſere Leſer erinnern ſich des Artikels über Druckluft, welchen das Daheim vor nicht langer Zeit brachte, und es wird ſie intereſſieren, daß der letzte Entwurf ſiegreich geweſen iſt. Er ſtammt von zwei Deutſchen: Viktor Popp und Profeſſor Riedler her.

Kleine Zeitung.

In den Krankenhäuſern Bosniens und der Herzegowina wurden jüngſt durch die öſterreichiſche Regierung weibliche Ärzte angeſtellt. Es hat ſich nämlich ergeben, daß die Heranziehung weiblicher Ärzte ein unabwendbares Bedürfnis iſt, da der weibliche Teil der mohammedaniſchen Bevölkerung ſich unter keiner Bedingung von männlichen Ärzten behandeln laſſen will.

Rechtsrat.

Nur Anfragen von allgemeinerem Intereſſe können an dieſer Stelle beantwortet werden. Unſer juriſtiſcher Mitarbeiter bittet, in der Frage das bez. Reichsgebiet (Staat, Provinz) genau anzugeben, da die Beantwortung für die verſchiedenen Reichsgebiete bisweilen verſchiedenartig ausfallen muß.

Frage: Darf der Beſitzer eines Gartengrundſtückes in unmittelbarer Nähe des Grenzzaunes Waldbäume pflanzen ohne Rückſicht auf den Schaden, welcher dem benachbarten Garten durch den Schatten dieſer Bäume entſteht? Auch wenn dem pflanzenden Eigentümer ſelbſt die Bäume zunächſt keinen Nutzen bringen? E. F. in A.

Antwort: Das Allg. Landrecht (Teil I, Titel 8, §§. 26—28) verbietet lediglich einen ſolchen Gebrauch des Eigentums, „welcher vermöge ſeiner Natur nur die Kränkung eines anderen zur Abſicht haben kann.“ Im übrigen iſt der Eigentümer nicht beſchränkt, kann alſo auch Bäume jeder Art bis dicht an die Grenze des Nachbargrundſtückes pflanzen. Der Nachbar ſeinerſeits darf die unter ſeinem Grund und Boden fortlaufenden Wurzeln und die über ſeine Grenze herüberhängenden Zweige weghauen, muß aber das weggeſchlagene Holz dem Eigentümer der Bäume ausliefern (Allg. Landr. I, 9, §§. 287, 288). Nach Anſicht hervorragender Rechtslehrer (Dernburg, Förſter-Eccius) kann der Nachbar auch von dem Eigentümer Wegnahme der überhängenden Zweige verlangen.

In unſerer Spielecke.

1. Rätſel.

Raſtlos erſtreb' ich der Hörer Gunſt.
Rauſchender Beifall belohnt meine Kunſt.
Hätte ich nicht ein d zu wenig,
Wäre ich, rückwärts geleſen, ein König.

2. Dreiſilbige Scharade.

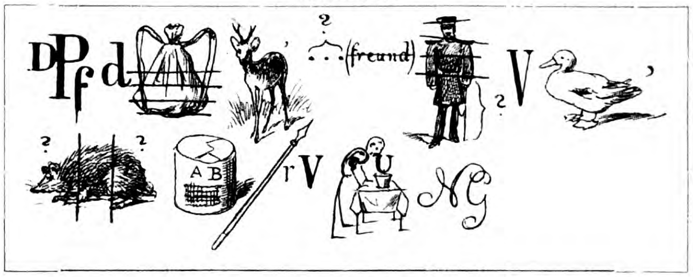
In alten Zeiten machten Eins und Zwei
Nach unſrem Lande häufig ihre Drei,
Und gleich dem Sturme, der verwüſtend brauſt,
Hat dieſes Paar erbarmungslos gehauſt.
In ſpäteren Jahrhunderten darauf
Hat unſer Volk in ſtolzem Siegeslauf
Zu immer höh'rer Kampfeswut entfacht,
Von Zeit zu Zeit das ganze Wort gemacht.

Vorbei iſt längſt die Zeit voll Zorn und Blut;
Der lange Kampf, der uns entzweite, ruht,
Und friedlich reichten wir die ſtarke Hand
Zu treuem Bund von dauerndem Beſtand.
Des freu'n wir uns; drum holt die erſten Zwei,
Die lieben Freudenſpender, euch herbei
Und auf den Bund, des höchſten Preiſes wert,
Macht eine Dritte, die den Deutſchen ehrt!
C. L.

3. Rätſel.

Luthers Kraft hat ohne mich gegen mich geſtritten,
Ohne Kopf kennzeichne ich den, der viel gelitten,
Dem Gefahr und Neid und Not tief ins Herz geſchnitten.
Köpft ihr wieder mich, ſo ſollt ihr ein Mahnen hören,
Gütig, ſtrenge, wenn es ſoll hemmen oder ſtören.
Wenn ich endlich wiederum muß den Kopf verlieren,
Zwinge Könige ich ſelbſt. ohne groß Paktieren.
R. F.

Bilderrätſel.



4. Anagramm-Kleeblatt.

1.
Ein Deutſcher iſt's, der es verſtand,
In einem weitentlegnen Land
Sich Ehre zu erringen.
Verſchoben ruht's im Erdengrund,
Und öffnet ſich ſein Rieſenmund,
So kann er dich verſchlingen.

2.
Es eilt durchs Land in raſchem Schuß,
Bis mit dem gelben Tiberfluß
Die Wogen ſich vereinen.
Verſchiebſt du es und fügſt ſodann
Noch einen Laut als Fuß daran,
Wird ein Prophet erſcheinen.

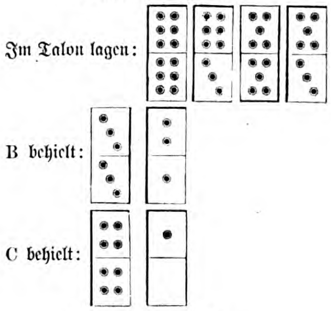
3.
Ein Künſtler iſt es; alles faſt,
Was du im Leben nötig haſt,
Bringt's mit Geſchick zu ſtande.
Wenn man die Zeichen recht verſetzt,
So iſt's als Dichter hoch geſchätzt
Im ganzen deutſchen Lande.

Werden die Anfangsbuchſtaben der bei der Auflöſung gefundenen Wörter richtig geordnet, ſo nennen ſie einen guten Bekannten.
C. L.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 36.

Dominoaufgabe.



1. Rätſel. Anſchlag.

2. Rätſel. Anſtoß.

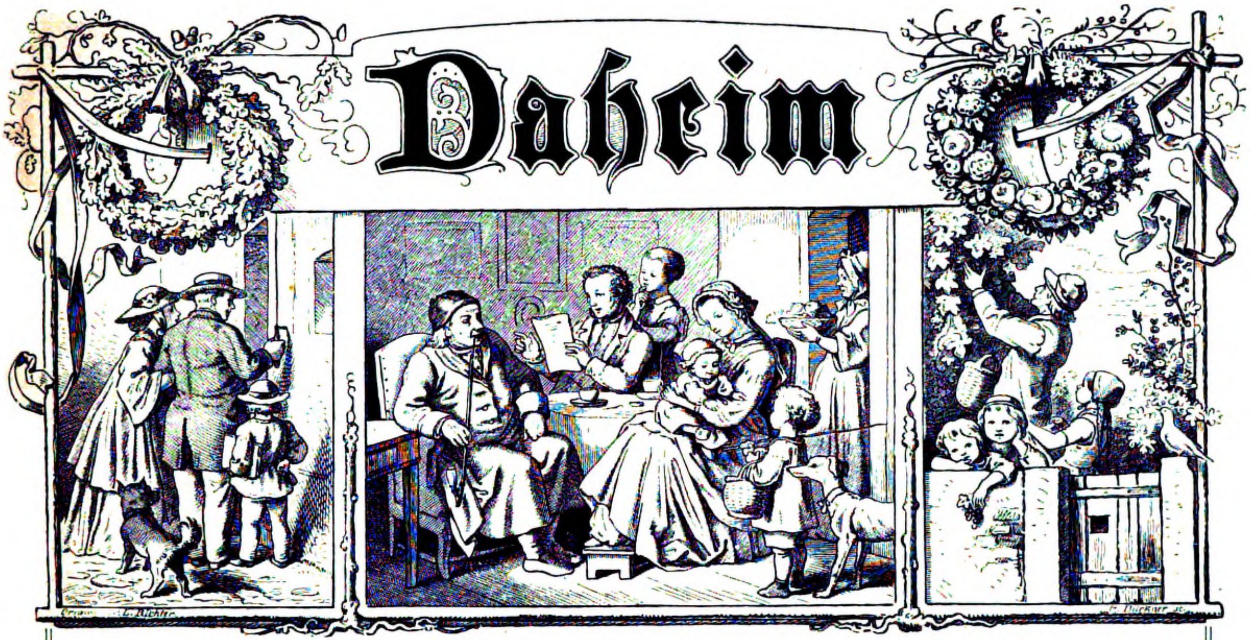
3. Dreiſilbige Scharade. Grünſchnabel.

4. Rätſel. Spannung.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Daheim in Weſtafrika. Von einer deutſchen Hausfrau daſelbſt. — Gepreßt und geworben. Erzählung von Philipp Knieſt. Fortſ. — Die Friedenskirche bei Sansſouci und das Mauſoleum Kaiſers Friedrichs. Von Bernhard Rogge. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Lieber Beſuch von Ferdinand Pacher, und Der Sammler von E. Henſeler. — Kirche. — Ausſtellungsweſen. — Zwei Taufbecken. Mit zwei Illuſtrationen. — Herzliche Bitte. — Sport. — Heimatgedanken. Gedicht von Maurice von Stern. — Kunſt. — Technik. — Kleine Zeitung. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Juni 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 38.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ich merkte,“ erzählte Gebhardt weiter, „ſie befürchteten, das Kind werde ſterben, aber die fremde Frau, die bei der Wirtin war, wollte trotzdem durchaus mit meinem Herrn reden. Als dieſer mich erblickte, kam er heraus, die fremde Frau aber ſchoß auf ihn zu, faßte ſeine Hände und redete auf ihn ein, ſchier wie um Gnade. Er machte ſich los und ſagte zu mir: ‚Die Signora will mich durchaus zu einer ſehr armen deutſchen Dame holen, die auch im Sterben liegt und ihre Miete nicht bezahlen kann. Gehe mit ihr, ſieh nach, wie es mit der Sterbenden ſteht, und bringe ihr dies Geld.‘ Er wollte es der Italienerin nicht anvertrauen. Die aber hatte Augen wie ein Luchs und merkte, ich ſollte mit; da warf ſie ſich beinahe dem Herrn zu Füßen und redete, es wäre eine Excellenza, und er ſolle mit der Sterbenden doch barmherzig ſein, oder ſo was, genug, der Herr wurde ärgerlich und ſagte zu mir, ich ſolle ſeinen Hut holen.

So mußte ich ins Haus, und da ſtand die Thür nach dem Kinderzimmer weit offen. Ein Jammerbild mit großen ſchwarzen Augen ſtierte der Kleine vor ſich hin. ‚Das lebt nicht lange mehr,‘ dachte ich; dann ging ich hinter meinem Herrn her, mit dem Mantel, obgleich er mir den Hut aus der Hand nahm und nichts ſagte. — Ich wunderte mich nicht mehr, daß ihm das Geſicht ganz verändert war von all der Aufregung, nur darüber wunderte ich mich, daß er mit der ſchwatzenden Frau ging. Aber er konnte, ſo hart er war, den Weibern nie: Nein! ſagen.

Es war ein ganz armſeliges Haus, wo wir hinkamen, nicht weit von dem anderen. Der Herr blieb da eine Weile; ich ſtand unterdeſſen auf der Straße, und alle die Weiber und Männer, die da wohnten, ſtellten ſich um mich her und ſprachen mit mir. Ich verſtand das Wenigſte.

Als der gnädige Herr herauskam, meinte er ſo ganz verloren, ich könne gehen. Er ſah mich kaum an. Ganz ſpät in der Nacht war er auf einmal im Hotel; der Hausknecht mußte mich wecken, und der gnädige Herr ſagte mir, ich müſſe ſofort nach Hauſe reiſen, nach Berlin. Er bliebe noch hier.

Ich war ganz beſtürzt, denn was wollte er ohne mich anfangen? Er ſagte aber nur: ‚Du mußt reiſen, es muß alles fertig ſein, wenn ich komme,‘ und gab mir Reiſegeld. Ich ſollte ſchon in zwei Stunden fort mit der Poſt. Er ſelbſt legte ſich nicht ins Bett, ſondern ging wieder weg. Es war ſchrecklich, wie er ſich um das Kind aufregte. Ich wußte wohl, es war unſer Erbe, und der Papa lag im Lazaret. Das war ja auch alles ſo traurig.

So reiſte ich denn ab, und es dauerte nicht lange, da kam der gnädige Herr nach Berlin, und unſer kleiner Prinz war ſo rund und geſund, daß es eine Freude war. Ich hätt’ es mein Lebtag nicht gedacht! Eine Wärterin hatte der gnädige Herr mitgebracht, eine Italienerin, die kein Wort deutſch konnte, ſie kriegte das Heimweh und wollte fort, der Herr wollte ſie aber noch behalten. Na, — ich gab mich dran, daß ſie auch etwas Deutſch lernen ſollte, ſie aber war froh, daß ich ein paar Worte von ihrer Sprache konnte. Da erzählte ſie mir denn einmal, als ſie wieder ganz wild war, weil ſie nicht weg ſollte, der kleine Berthold ſei gar nicht das rechte Kind von der toten Dame. Deren Söhnchen ſei geſtorben, das habe ihr die Frau erzählt, die ſie für den gnädigen Herrn gemietet.

Da fiel es mir auf einmal ein, daß der kleine ſterbende Neffe, den ich geſehen, mit ſo großen dunklen Augen vor ſich hinſtierte, — das Bild konnt’ ich nachher lange nicht vergeſſen. Und nun fiel mir alles wieder ein, denn unſer kleiner Erbe hatte ja blaue Augen!“

Der Mann hielt im Erzählen inne.

„Und das iſt alles?“ fragte der Aſſeſſor.

„Ja, wie ſo?“ war Gebhardts unruhige Gegenfrage.

„Darauf hin ſollen wir Ihnen glauben, Mann?“

Gebhardt trat von einem Bein auf das andere.

„Es iſt aber ſo! Ich konnt’ es mir auch nicht reimen, und da dacht’ ich, ich wolle meinen gnädigen Herrn mal etwas auf die Probe ſtellen. So erzählte ich ihm beim Friſieren am anderen Morgen, die Tereſina hätte das und das geſagt, und ich könnte ſie jetzt ganz gut verſtehen. Wie ich aber im Spiegel meinen Herrn darauf anſehe, was er wohl für eine Miene dazu macht, iſt er ganz blaß, guckt wie verſtört vor ſich hin und ſagt kein Wort. Danach, wie ich fertig war, ſchickt er mich mit allerlei Aufträgen weg, und als ich wieder komme, laufen ſie mir in der Küche alle entgegen und erzählen mir, die Italienerin ſei fort. Der Herr habe ſie rufen laſſen, und als ſie dann aus ſeiner Stube gekommen, hatte ſie ganz froh ausgeſehen, und er hatte ihr einen vollen Jahreslohn bezahlt. Und weg war ſie, er ſelbſt hatte ſie nach der Eiſenbahn gebracht. Da dachte ich mir mein Teil!“

„Und dann? Jagte Ihr Herr Sie fort?“ fragte der Aſſeſſor.

„Mich? Warum? Erſt viel ſpäter erzürnten wir uns.“

„Um dieſe Geſchichte?“

„O, bewahre! — Davon war gar keine Rede mehr. Ich hätte damals nur ſo klug ſein ſollen, wie jetzt.“

„Nun? Und wenn Sie damals ſchon ſo klug waren?“

„O, dann hätte der gnädige Herr mir Geld genug gegeben; ich wäre dann gewiß ein anderer Kerl, nicht ſo ein armer Hund wie heute.“

„Haben Sie denn für Ihre Angaben Beweiſe?“

„Nein, wenn ich die hätte —!“

„Und was wollen Sie denn? Sollen wir Ihren Unſinn auf Ihr — hm! auf Ihr ehrlich Geſicht hin glauben?“

„Aber Sie werden mir doch für meine Aufrichtigkeit eine kleine Penſion geben?“

„Keinen Pfennig bekommen Sie!“

Der Aſſeſſor ging an den altmodiſchen Klingelzug und zog daran. Der alte Thunichtgut fing an, zu jammern, und zu ſeufzen.

Schlaftrunken polterte Hinrich herein.

„Um des Himmelswillen, meine gnädigen Herren!“ bettelte Gebhardt.

Bertholb gab ihm ein Zwanzigmarkſtück.

„Alle Monat, gnädiger Herr? Ach, nicht wahr, alle Monat?“

„Wenn Sie ſich gut verhalten, kommen Sie nach Monatsfriſt wieder. Vielleicht gibt der Herr Ihnen ein Almoſen, weil Sie ſeinem Onkel einſt gedient haben,“ ſagte der Aſſeſſor.

Gebhardt und Hinrich entfernten ſich.

„Nun, Nico?“ fragte Berthold aufgeregt.

„Es iſt an der ganzen Geſchichte nichts, gar nichts daran!“ erwiderte dieſer.

„Wirklich nicht?. Du glaubſt dem Menſchen nicht?“

„Nein!“

„Aufrichtig geſagt, das, was er ſagte, machte mir den Eindruck der Wahrheit.“

„Er hat keinen einzigen Beweis beizubringen! Und wollteſt du ſelbſt danach ſuchen, Berthold, wo könnteſt du hoffen, einen ſolchen zu finden?“

„Möglich könnte es alſo doch ſein, Nico?“

Die ganze Herzensangſt des ehrlichen Mannes klang aus Bertholds Frage, blickte aus ſeinen Augen.

Der Aſſeſſor legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Wir Juriſten fordern Beweiſe irgend einer Art; du würdeſt von allen Gerichten der Welt um Beweiſe gefragt werden. Du haſt keine, du biſt und ſtehſt im Recht,“ ſagte er überzeugend.

„Und er bleibt der arme Mann, dem ich ſein einziges Lamm nahm,“ dachte mitleidig und doch glückſelig Berthold.

Während er zum erſtenmal ſeit Wochen traumlos und feſt ſchlief, lag der Aſſeſſor noch ſtundenlang ſchlaflos und grübelte über das Gehörte.

Er müßte mehr wie ein Menſch geweſen ſein, wenn ihn nicht auch um ſeiner ſelbſt willen der Verdacht aufgeregt hätte, den der alte trunkſüchtige Strolch wachgerufen hatte und der in dem giftigen Haß Matthäus von Wendhofens immerhin einen guten Anhaltpunkt fand, wenn man überhaupt dem vornehmen Manne einen Betrug zutrauen wollte.

„Es iſt alſo da eine mäßig große Stadt am Meere, und darin ein Haus, worin die junge Frau ſtarb und angeblich auch ihr Kind,“ grübelte er. „Man müßte die Stadt finden, die Wirtin des Hauſes, den Nachweis erbringen, daß ein Knabe, der von Wendhofen hieß, bei ihr ſtarb!“

Welch ausſichtsloſes Suchen! Und wenn man das alles fand? Wo war der Beweis, daß Matthäus von Wendhofen ein anderes Kind an ſich brachte, es mitnahm und erzog?

Und wenn ſchließlich das alles beſchafft wäre, was ſo ausſichtslos ſchien, dann nahm er dem unglücklichen betrogenen Berthold den Boden unter den Füßen weg und ſtürzte ihn in das Nichts.

In ſeinem Glücksgefühl hätte Berthold dem guten treuen Nico, dem braven ſelbſtloſen Menſchen ſo gern irgendwie eine große Freude gemacht! Er wäre froh geweſen, ihm einen ſtattlichen Zuſchuß anbieten zu dürfen, aber er wagte den Wunſch nicht einmal anzudeuten.

So gingen ſie den Reſt dieſer Tage in herzlicher Eintracht neben einander den Zerſtreuungen der Großſtadt nach, Berthold, das Herz überwallend von brüderlicher Liebe und unendlicher Dankbarkeit, daß Nico nicht neidiſch um Ina ihm grollte, Nico mit — nein, er konnte es vor ſich ſelbſt unmöglich leugnen, mit dem wehen Gefühl des armen Mannes, der neben dem Reichen hergeht, zu ſtolz und zu edel, um ihn zu beneiden, aber zu ehrlich auch gegen ſich ſelbſt, um ſich nicht einzugeſtehen, daß er litt, ſchmerzlich litt in dieſer mühſelig erzwungenen Reſignation trotz ſeiner aufrichtigen Zuneigung zu dem herzwarmen, liebenswürdigen Berthold.

Von dieſem allen, was ſie dachten, empfanden und inſtinktiv einer beim anderen erkannten, wurde nie ein Wort zwiſchen ihnen geſprochen. Arm in Arm gingen ſie plaudernd und lachend durch die Straßen, und wer ſie gehen ſah, beneidete die friſchen, lebensfrohen jungen Männer.

Eines Tages führte Berthold den Vetter durch einen Saal, wo der Stuckateur ihn zu ſprechen wünſchte; Nico blieb in dem Vorzimmer, das bis jetzt ganz unberührt von allen Änderungen war, vor dem Bilde ſtehen, welches Berthold neulich gekauft hatte.

„Welch merkwürdige Ähnlichkeit!“ rief er. „Iſt es deine Mutter?“

Berthold lachte. „Nein! Mamas Bild kennſt du ja!“

„Freilich! Ich dachte, es ſei eben ein anderes von ihr. Aber die Ähnlichkeit mit dir iſt doch merkwürdig!“

„Mit mir?“

„Nun gewiß! Stirn, Augen, Geſichtsform. Aber wer iſt es denn? Das Bild ſtellt eine mir wohlbekannte Dame dar!“

„Frau Beate?“

„Wahrhaftig! Die Augen beſonders! Wunderbar ähnlich! Dem Blick nach könnte ſie es ſelbſt ſein!“

Berthold erzählte, wie er dazu gekommen — dann von dem Namen „von Palis,“ der auf der Rückſeite ſtand, und wie ſeltſam es ſei, daß jene Viktoria von Prandtner einen von Palis geheiratet habe.

„Die von Palis ſind eine ſchwediſche, weitverbreitete Adelsfamilie!“ ſagte Nico und ging nicht weiter auf die Sache ein.

Das Weihnachtsfeſt kam heran.

Die Baronin hatte gehofft, demſelben eine beſondere Weihe geben zu können, indem ſie den Major einlud, mit oder ohne Frau Liſe und Frau Beate zu dem Feſte zu ihr zu kommen.

Er hatte das in früheren Jahren wohl öfter gethan, diesmal ſandte er ihr aber einen Abſagebrief: „Ich werde ‚ſtümperig,‘ wie man hier ſagt, liebe Baronin,“ ſchrieb er — und in der That war ſeine Handſchrift nicht mehr ſo feſt als ſonſt — „mag nicht aus meinem Bau heraus und bin auch ein zu pflichttreuer Wirt, meinen kranken Gaſt allein zu laſſen. Es geht beſſer mit Frau Beate, ſie überſteht es noch einmal, aber ich glaube, es war hohe Zeit, daß ich ſie unter meine Aufſicht ſtellte. Die Weiber können ja bekanntlich nie Maß halten, ſelbſt in der Engelhaftigkeit nicht, wie z. B. Frau Beate und eine andere Ihnen und mir wohlbekannte Dame, nur daß dieſe letztere — mir zu Gefallen gewiß! — ſich ein kleines eiſernes Inventar von Weiberſchwächen partout nicht abkomplimentieren laſſen will, vielleicht nur, damit ich nicht gar zu beſchämt mit meiner Erfahrungsweisheit vor ihr daſtehe.“

„So feiern wir alſo das Feſt allein und um ſo glücklicher,“ flüſterten die Liebenden ſich zu.

Berthold hatte, „wie ein ganz unvernünftiger Verſchwender!“ um mit der Baronin zu ſprechen, eingekauft und überſchüttete ſeine Braut abermals mit allem, was die Liebe nur ausklügeln konnte.

Die Baronin lud zwei alte unverheiratete Fräulein, die ſie mit anderen Damen hier kennen gelernt hatte, ein, den heiligen Abend bei ihr zu verleben. Es fanden ſich ein alter Hageſtolz und ein junger Referendar dazu, deſſen Eltern die Baronin kannte. Ina beſcherte zwei armen Kindern, ſo gab es einen fröhlichen Chriſtabend. Dann aber blieben ſie die Feſttage über ungeſtört, und Berthold erzählte der Mama und Ina am Abend des erſten die aufregenden Sorgen und Erlebniſſe der letzten Zeit.

Es war begreiflich, daß Ina kühnlich behauptete, auf ſie würde eine ſolche Wandlung ſeiner Verhältniſſe keinen ſchmerzlichen Eindruck gemacht haben! Sie ſprach dieſe Behauptung mit vollſter Berechtigung aus, denn ſie hätte eben nicht ſo jung, ſo liebend ſein müſſen, um anders zu empfinden.

Die Baronin aber erkannte deutlicher die Tragweite dieſer jetzt, Gott ſei Dank, als gegenſtandslos erkannten Sorgen. Sie brauchte nicht zu betonen, daß Bertholds perſönlicher Wert ihr genüge.

„Sie würden immerhin mit Ihrem elterlichen Erbe und Inas geringer Mitgift haben leben können,“ ſagte ſie beklommen, „aber welch ein Wechſel! Wie würden Sie Ärmſter denſelben empfunden haben!“

„Sie irren, Mama! Wenn jener Gebhardt ſeine Angaben zu beweiſen vermochte, ſo hatte ich kein elterliches Erbe, ſo hieß ich nicht Wendhofen!“ rief er, von neuem fühlend, wie furchtbar der Schlag geweſen wäre.

In der That! Es war das ein Fall, deſſen Schreckniſſe und furchtbar ſchwere Folgen man erſt allmählich nach allen Seiten hin überſchaute.

Sie ſprachen auch von Nico voll Hochachtung und Anerkennung, Berthold beſonders mit brüderlich warmem Herzen. Von der tiefen Liebe des armen Nico ahnte Ina immer noch ſehr wenig, ſie dachte ja überhaupt kaum je an ihn. „Berthold“ war der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken.

Die ganze Nacht über lag die Baronin ſchlaflos in ihrem Bette. Dieſe Geſchichte, von einem unglaubhaften Menſchen ohne Beweiſe erzählt, war vielleicht kaum eines flüchtigen Gedankens wert, ſie ſagte ſich das immer wieder, dennoch regte dieſelbe ihre Nerven im höchſten Grade auf. That Nikolaus von Wendhofen wohl recht daran, ſo gar kein Gewicht auf ſie zu legen? Wenn ſie nun doch wahr wäre? Wenn ſie wirklich ſich zugetragen hätte? Es wäre furchtbar für Berthold, ein kaum faßbares Unglück!

Und er konnte keine Ruhe haben, bis er Gewißheit hat, der arme Junge. Dieſer Verdacht würde das Geſpenſt ſeines Lebens werden. Man müßte der Sache nachforſchen. Es iſt nicht denkbar, daß der vornehme Matthäus betrog, wohl aber liegt bei dem Strolch, dem Gebhardt, eine gewinnſüchtige, betrügeriſche Abſicht ſo nahe.

„Sie ſehen überwacht aus, Mama,“ ſagte Berthold am anderen Morgen.

„Sie auch, Berthold,“ war die Antwort. Ina lachte fröhlich. „Ich begreife gar nicht, wie man nicht ſchlafen kann.“ Sie ſah ſo blühend aus wie eine Roſe.

„Mir ging dieſe alberne Geſchichte im Kopfe herum. Es iſt ein Unſinn! Ich ſagte mir das hundertmal. Und mein Herz war ſo leicht, als Nico mit ſeiner Entſchiedenheit und Klarheit ſein Urteil abgab. Seit ich ſie aber geſtern Abend erzählte, ſpukt ſie wieder wie ein Geſpenſt mir durch den Sinn. Ich ſagte mir, wenn ich nun an Nicos Platze ſtände. An nichts werde ich mich freuen können, bis ich mit ihm geſprochen habe. Wir müſſen die Geſchichte von neuem anfaſſen, man muß ſie gründlicher unterſuchen!“

„Und wenn man das Schlimmſte findet?“ kam es leiſe von den Lippen der Baronin.

Berthold ſprang auf, es wurde ihm heiß und kalt; eine abſcheuliche Angſt, wie er ſie nie empfunden, beklemmte ihm das Herz.

„Wie Ihr thöricht ſeid!“ ſagte Ina und ſchüttelte das Köpfchen über Mutter und Bräutigam. „Nico wird es doch wiſſen! Und in ſeinem Intereſſe lag es jedenfalls, daß es anders war.“

„Ich laſſe die Sache nicht ruhen! Ich will als ehrlicher Mann dem Ärgſten ins Auge ſehen,“ kam Berthold vom Fenſter zurück. —

Es war am Sylveſtertage. Frau Beate lag in der im Sommer als Gartenſaal dienenden, für jetzt außer Gebrauch geſetzten Eßſtube im Hauſe des Majors auf einem breiten, alten Sofa.

Er hatte ſie geſtern hinunter ſchaffen laſſen.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, liebe Freundin, ich bin das Treppenſteigen nicht mehr gewöhnt, und da ich doch das Klettern nach Ihnen nicht laſſen werde, ſo können Sie mir wohl ein bißchen entgegen kommen. Da iſt die Eßſtube unten im Hauſe und die ſchöne Südkammer daran, thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie zu mir herunter!“

Er hatte eine ſo liebe und ſanfte Art, der alte Brummbär, mit „ſeiner“ Kranken zu ſcherzen.

Die Folge war dieſe Überſiedelung in das Erdgeſchoß geweſen.

Die Thür nach dem Garten wurde feſt verrammelt, mit Strohdecken und alten Teppichen von außen verhängt und von innen jede Ritze mit Mooskränzen bedeckt, wie bei den beiden anderen Fenſtern. Blumen in Töpfen ſtanden grün und blühend vor den hellen Scheiben, man konnte ſich kein freundlicheres Zimmer denken, und wenn jetzt der alte Herr mit ſeiner langen Pfeife durch das Haus ſtapfte, ſo brauchte er nur die Thür der ſeinigen gegenüber zu öffnen und konnte mit der Kranken, die nur über unendliche Mattigkeit klagte, plaudern. Er war ganz zufrieden, wenn er ſie mit ihren ſeltſamen Augen ſeinen Worten und Gedanken lebhaft folgen ſah.

Auch heute kam er ſo auf ſeinem Rundgange, bei dem er jedesmal auch Liſe in der Küche ſeinen Beſuch abſtattete und, auf dem Küchentiſche mit baumelndem Beine ſitzend, die täglichen Dorfneuigkeiten mit ihr beſprach, zu ihr herein.

Er unterhielt ſich freilich lieber mit Frau Beate, aber er hütete ſich wohl, ſeine treue Haushälterin zu vernachläſſigen. „Jede Katze will geſtreichelt ſein!“ ſagte er in bezug auf ſie zu Nico, der ihn in dieſen Tagen beſucht hatte, ohne mehr von ſeinem Reſidenzaufenthalt zu erzählen, als daß er ſich mit Berthold vortrefflich amüſiert habe. „Jede Katze will geſtreichelt ſein, und die Weiber ſind alle überein, wenige ausgenommen, die kein Menſch finden kann.“

So nahm er alſo mit ſeiner Pfeife vergnügt lächelnd neben ihr Platz — er hatte es ja immer geſagt, ſie war eine Perle unter den Weibern! Daß er bei ihr rauchen durfte, nur ganz beſcheiden, ab und zu einen kleinen Zug, das entzückte ihn geradezu.

„Warum ſollten Sie nicht, Herr Major?“ hatte ſie geſagt. „Ich huſte nicht, meine Lunge iſt kerngeſund — mir fehlt nichts als ein bißchen Kraft — rauchen Sie immerhin." Ja, ſie war eine ſeltene Frau!

„Ich habe Ihnen die Zeitungen mitgebracht, Frau Beate. Wie fühlen Sie ſich hier unten? Iſt es nicht viel beſſer hier?" plauderte er und dachte dabei erſchreckt, ſie ſei ſehr gealtert in dieſer Krankheit, die eigentlich gar keine war, denn die Frau behauptete ja entſchieden, es thue ihr nichts weh.

„Der Wirt aus dem Ochſen ſagte mir, es ſtände bei ihm ſchon ſeit einiger Zeit eine Kiſte für Sie," erzählte der Major weiter. „Er habe gedacht, wenn Sie beſſer wären, ſei es Zeit genug, Sie zu benachrichtigen, nun dauere es ihm aber doch zu lange. Soll ich ſie herſchaffen laſſen?"

Sie dankte. Es ſei wahrſcheinlich Zeug für ihre Armen darin, Gräfin Pauer habe es ihr verſprochen. An das Bild, welches Berthold zu ſchicken in Ausſicht geſtellt hatte, dachte ſie längſt nicht mehr.

„Heute iſt Weihnachtsabend," ſagte Frau Beate und fragte, ob wohl Briefe von der Baronin oder Ina da ſeien.

„Jawohl, Sie Neugierige, und ſogar ein Geſchenk für Sie!"

Dann erzählte er auf ihren Wunſch, was der Aſſeſſor von Berthold und Berlin berichtet hatte; es war nur wenig, aber auf dem Lande wendet man auch den kleinſten Unterhaltungsſtoff hin und her und wieder her und hin.

Sie ſprach davon, daß der Aſſeſſor in letzter Zeit ſtiller zu ſein ſcheine.

„Ihn drückt ſeine Lage, liebe Frau Beate. Er hat kein Geld, keinen Gehalt, muß dabei aber immer ein Gentleman in der äußeren Erſcheinung wie im Innern ſein. Und ſchließlich will doch ein Mann auch einmal eine Familie gründen, d. h. wenn er nun einmal kein Talent hat, ein vernünftiger Menſch zu werden."

„Mir ſcheint der Herr Aſſeſſor aber dazu hervorragendes Talent zu haben!" lächelte ſie.

„Ganz richtig! Haben Scharfblick, Frau Beate! Aber er gehört zu den Leuten, die faul ſind, ihr Talent nicht ausbilden und ſchließlich reinfallen!"

Lieſe rief ihren Herrn heraus — der Poſtbote ſei da — Pakete!

Als er nach einer Viertelſtunde noch vergnügter wie vorhin wiederkam, blieb er betroffen an der Thüre ſtehen. Frau Beate hatte ihn nicht kommen hören; ſie weinte, ſchluchzte förmlich. Die offene Zeitung bewies, daß ſie in ihr geleſen hatte.

„Frau Beate! Liebes Kind, was iſt denn los?" fragte er ganz erſchrocken.

Sie trocknete die Augen und verſuchte ruhig auszuſehen.

„Na — ſo ſprechen Sie doch, liebe Frau, was iſt's denn? Ein Todesfall? Bekannte? Ja, was haben Sie denn aber? Weinen? Und ſo! Ihre Augen ſtehen ſchon wieder unter Waſſer. Ja, die Weiber! Ich dachte, bei Ihnen hätte es ſich längſt ausgeweint, Frau Beate!"

Es war ein unendlich weicher, gütiger Ton in den letzten Worten, nichts von ſeinem gewohnten Poltern.

Sie lehnte ſich ſehr erſchöpft zurück und ſagte leiſe: „Da haben Sie recht, das glaubte ich auch!"

Nach einem kurzen Schweigen nahm ſie ſeine Hand.

„Herr Major, bei Ihrer großen Freundſchaft möchte ich Ihnen einiges über mich ſagen," begann ſie.

„Ich ſtehe Ihnen jederzeit zu Dienſten, Frau Beate!" ſagte der Major unwillkürlich in einem anderen Tone.

Sie blickte auf, ſah ihm voll und ernſt ins Geſicht und fuhr dann fort: „Sie wiſſen, wie arm ich bin, Herr Major."

„Aber, beſte Frau, Sie — Sie brauchen ja nichts!"

Sie verſtand, lächelte ihn trübe, aber dankbar an und fuhr dann fort: „Ich hatte mir eingebildet, daß ich wohl noch zehn Jahre und länger Kranke pflegen könnte, und obwohl ich ſo oft Menſchen ſterben ſah, dachte ich mein Ziel noch fern. Solch eine Krankheit belehrt uns aber — und zum erſtenmal fiel es mir unſagbar ſchwer aufs Herz — daß ich ſo nichts, ſo gar nichts habe — nicht einmal genug zu einem Grabſtein."

(Fortſetzung folgt.)

Die „Buben-Brigade."

Von Profeſſor Henry Drummond.

Deutſche autoriſierte Überſetzung. (Abdruck verboten.)

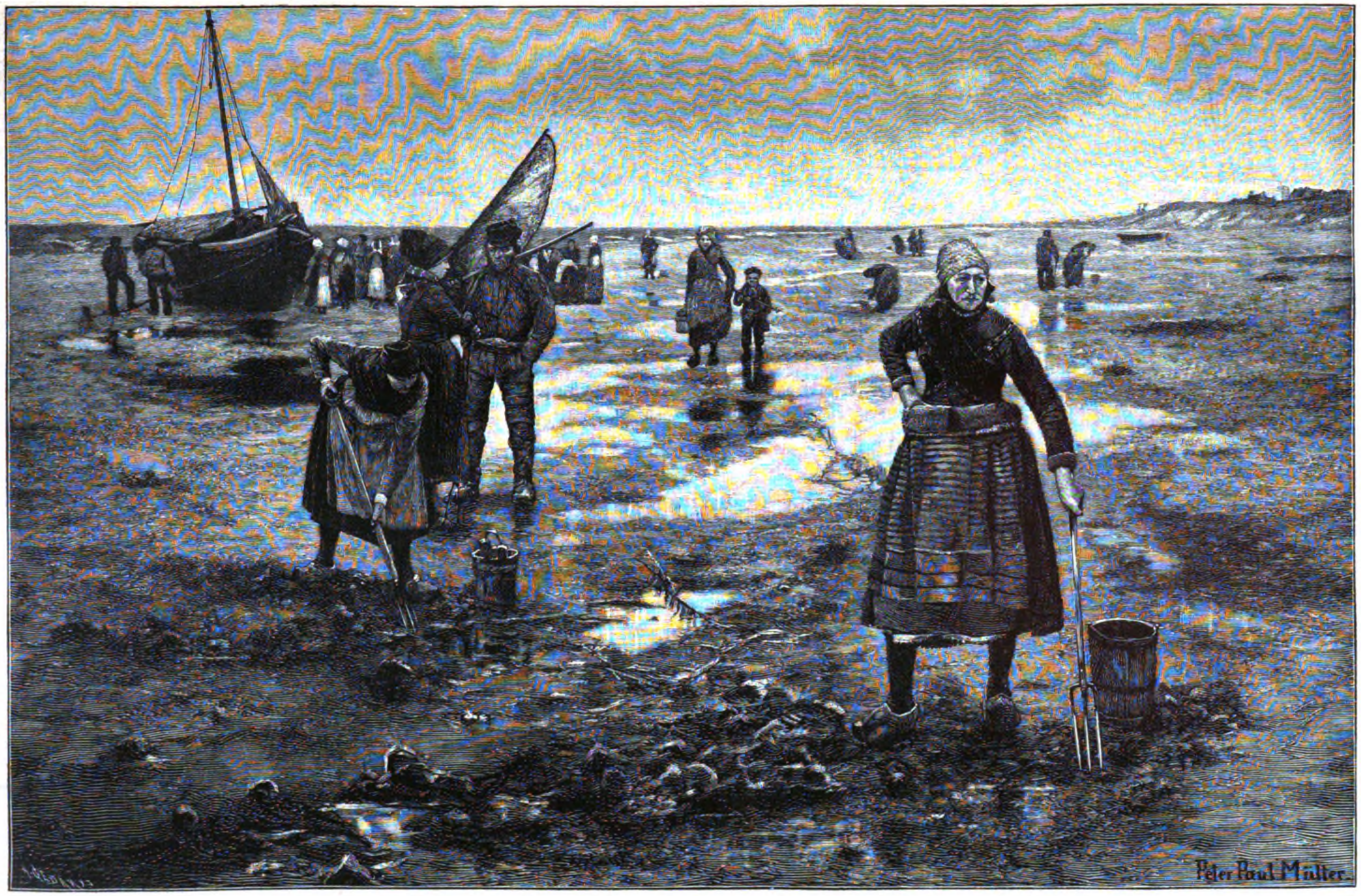
Vorwort.

Als der Profeſſor Henry Drummond mir das Heft des illuſtrierten, engliſchen Journals „The good word's," in welchem ſich ſein Artikel über „The Boys Brigade," welche ſeit dem Jahre 1883 in Großbritanien und Irland beſteht, befindet, mit der Erlaubnis überſandte, denſelben in die deutſche Sprache überſetzen zu dürfen, ſprach er zugleich den Wunſch und die Hoffnung aus, die Sache möchte auch in Deutſchland Anklang finden und eine „Boy's-Brigade" in unſerem lieben Vaterlande ins Leben gerufen werden. Daß dieſe Aufgabe keine leichte iſt, wird jeder, der unſere Zuſtände kennt, verſtehen, daß die Hoffnung des auch in Deutſchland ſo ſchnell beliebt und berühmt gewordenen Autors ſich aber dennoch erfüllen möge, iſt auch mein Wunſch, denn was könnte wohl nützlicher für Deutſchland ſein, als das Heranbilden einer guten, braven, chriſtlichen Jugend. Ich hätte deshalb gewünſcht, einen unſerer Fleiſcher- oder Bäckerburſchen, wie einen Zeitungs- und Milchausträger, ſo wie ich ſie täglich vor Augen habe, gut ſkizziert, als Vollblutexemplar dieſen Blättern voranſtellen zu können, da würde man ſogleich geſehen haben, wie ſehr auch wir einer „Boy's-Brigade" in Deutſchland bedürfen. Sind auch bei uns die Kinder der arbeitenden Klaſſe länger ſchulpflichtig als in Großbritannien, es fehlt ihnen dennoch der innere Halt, der den Verſuchungen des Lebens zu widerſtehen vermag, ſehr häufig. Und da hoffe ich, der Blick in die folgenden Blätter wird manchen zum Nachdenken bewegen, und mit der Zeit wird das Intereſſe für die Sache kommen und daraus das für Deutſchland Segensreiche entſpringen. Wir haben Jünglingsvereine, Theeabende ꝛc. uns von England geholt — weshalb wollten wir es nicht mit einer „Boy's-Brigade" verſuchen? Den Titel „The Boy's-Brigade" habe ich durch „Buben-Brigade" überſetzt, denn ich hoffe, dieſe Blätter ſollen auch in Süddeutſchland geleſen werden, und das „B. B." paßt ſo gut als Bezeichnung; man könnte ja aber auch: „Brigade der Lauf- und Lehrburſchen" ſagen — allein, hierüber mögen die geehrten Leſer entſcheiden, wenn ſie mir nur verſprechen wollen, ſich überhaupt ein klein wenig für die Sache ſelbſt zu intereſſieren.

Alexandrine von Dewitz geb. Gräfin Moltke.

* *
*

Was ſind denn das für Geſchöpfe, welche dort über den Platz ſchlenkern? Das ſind zwei Laufburſchen. Und jener Troglodyt, der ſich an das Treppengeländer wie ein Huhn anklammert? Das iſt Darkes Burſche, Peels Burſchen erwartend, und Smellies Burſche. Weshalb wartet Darkes Burſche? Weil er nie ohne Begleitung umherzieht, zweitens, weil er unendlich viel Zeit hat. Schütteln ſie ſich die Hände, wenn ſie einander begegnen? Nein, Darkes Burſche ſtreckt den Fuß aus und verſetzt Peels Burſchen einen Tritt. Und was thut Peels Burſche? Er erhebt ſich eiligſt und wirft eine Hammelkeule nach dem anderen. Sind ſie nun Feinde? Nein: Das ſind Zeichen ihrer gegenſeitigen Zuneigung. Nachdem ſie dann die Keule wieder ſchön gereinigt haben, ſetzen ſie ſich nieder und ſprechen über die Welt, in der ſie leben, das will ſagen, die Straße, die Poſſenreißer, und zuletzt über einen Seeräuber namens Kitt. Weshalb läuft denn aber Smellies Burſche heulend allein davon? Weil er berſten würde, thäte er es nicht. Er ahnt nicht einmal, daß er heult. Aber weshalb ſetzt er jetzt ſeinen Korb nieder und tanzt? Still, ſtill! Verrate ihn nicht. Dies thun alle dieſe Burſchen, ſobald ſie ſich unbeobachtet glauben. Und ſieht er verlegen aus, wenn er bemerkt, daß man ihm mit den Augen folgt? Nein; ſolchen Burſchen ſieht man nie etwas an. Wird er wieder anfangen, wenn man ihn nicht weiter beobachtet, ſich


Peter Paul Müller

Nordſeeſtrand. Nach dem Gemälde von Peter Paul Müller.
(Von der diesjährigen Internationalen Kunſtausſtellung zu Berlin.)

gar nicht um ihn kümmert? Jawohl; zunächſt wird er anfangen zu pfeifen, und dann wird er ſich beruhigen. Was erhält er denn für ſeine Gänge? Ungefähr 4$^1/_2$ Mark die Woche.

Dieſer Burſche iſt zu ſchätzen nach der Theorie vom Ziehen aus der Wurzel. Sein Vater war ein urwüchſiger Mann. Lebte der Burſche nicht in einer Stadt und gelänge es nicht, ihn an ſeiner ſchlechten Ausſprache zu erkennen, man würde ihn für einen Wilden halten. Er beſitzt Fähigkeiten jeder Art. Er iſt Thon, Teig, Kitt, aus welchem ſich eine ſchöne Form bilden läßt. Er verſteht nicht, geradeaus zu gehen, noch ſich zu kleiden oder ſein Haar zu bürſten. Er iſt weder gut, noch iſt er ſchlecht. Er hat keine Seele — er hat nicht einmal Seife, um ſich zu waſchen. Er iſt, einfach ausgedrückt, ein ungewaſchener, ungehobelter Straßenjunge, dem das Bad der Wiedergeburt fehlt. Könnte man denn nicht irgend etwas für ihn thun? Sicherlich: man hat eine großartige Erfindung gemacht, welche unter der Bezeichnung die „Buben-Brigade“ bekannt iſt. Ehe dieſe „B. B.“ erfunden wurde, wußte kaum einer, aus einem Laufburſchen einen Mann, einen Gentleman, einen Chriſten zu machen. Die Sache entſtammt vielleicht dem Zufall oder dem Sport, es fehlte jedoch lange eine feſte Einrichtung. Man hätte wohl zwanzig oder mehr Probeexemplare im Laufe eines Jahres ausbilden können, nach dem neuen Verfahren aber haben wir Bataillone. Am Schluſſe des XIX. Jahrhunderts wird der Laufburſche zu den Traditionen gehören, von dem nichts übriggeblieben ſein wird, als ſein Korb und ſein wollener Seelenwärmer (eine Art Halstuch, das auch über die Bruſt hinwegreicht).

Gleich allen großen Erfindungen iſt das neue Verfahren ein ſehr einfaches. Es entſtand ganz naturgemäß aus einem alten, ſchon im Gebrauch ſtehenden Verfahren, oder weil ſich das alte als unbrauchbar und unzureichend erwieſen hatte.

Nehmen wir nun an, Sie hätten die aus Buben beſtehende Klaſſe einer Sonntagsſchule um ſich verſammelt und behandelten dieſe zunächſt nach dem alten, längſt in Mißkredit geratenen Verfahren. Zunächſt ſchon bedurfte es der unſäglichſten Mühen, ja ſelbſt der Beſtechungen, um dieſe Geſchöpfe überhaupt zuſammenzubringen. Da dieſelben aber einzig und allein in der Hoffnung auf Vergnügen Ihrem Rufe folgten, ſo würden Sie die ganze Zeit hindurch Ihre Kräfte nur dazu anwenden müſſen, um die Ordnung aufrecht zu halten, den Lärm zu unterdrücken, nicht wiederzugebende Ausdrücke zu unterſagen, Angriffe auf die Perſon abzuwehren und Ihre eigene ſonntägliche Kopfbedeckung zu ſchützen. Denn keiner dieſer Buben, und deſſen ſind Sie ſich ſelbſt wohl bewußt, vermochte es über ſich, Ihnen auch nur auf zwei Minuten einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Sie haben gar nichts gelernt! Der Reſpekt iſt dieſen Burſchen unbekannt, der Gehorſam eine Farce. Selbſt von den geringeren Tugenden, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Höflichkeit, iſt kein Lichtſtrahl in ihre Gemüter eingedrungen.

Es iſt ebenſo zu beklagen, daß ſie keinen Trieb, keine Intereſſen kennen, wie daß Sie es nicht verſuchten, ihnen ſolche zu verſchaffen. Es ſind Straßenjungen, die Sie behandelten, als beſäßen ſie die Triebe und die Intereſſen der Kinder, die in geordneten Häuslichkeiten aufwachſen. Die echte Bubennatur in ihnen wurde nie genügend berückſichtigt. Sie z. B. mögen an ſich ein ſehr bewundernswürdiger Menſch ſein, aber Sie haben nicht das, was den Buben Bewunderung einflößt, und deshalb werden Sie in den Augen derſelben niemals für eine Autorität gelten. Und wären Sie die leibhaftige bibliſche Geſchichte in eigner Perſon, Sie würden kein Intereſſe bei den Buben erwecken, ebenſowenig, wie dies der gebräuchliche Lehrgang der bibliſchen Geſchichte zu thun vermag. Sie nehmen an, daß Sie auf Ihre Weiſe ein durchaus guter, braver Kerl ſind, zwiſchen Ihrer Weiſe und derjenigen der Burſchen iſt jedoch ein himmelweiter Unterſchied. Sie geben Ihnen aber arglos in jeder Stunde, die Sie mit ihnen verleben, Gelegenheit, ihre Art und Weiſe kennen zu lernen.

Eines Abends, nachdem Sie den Ort Ihrer Qual, wo die übliche Emeute wieder ſtattgefunden hatte, verlaſſen haben, faſſen Sie den feſten Vorſatz, zu verſuchen, Wandel zu ſchaffen. Am nächſten Morgen begeben Sie ſich in das Hauptquartier für das neue Verfahren mit der Abſicht, ſelbſt bis in die verborgenſten Winkel der Sache einzudringen. Und nun enthüllt ſich Ihnen die Kunſt und das große Geheimnis, wodurch dieſe Burſchen umzuſchaffen, zu regenerieren ſein werden. Der ganze Hergang der Reinigung, Wiederherſtellung und Erneuerung derſelben, die Weiſe, wie man ſie kleiden ſoll, die Art, wie man ihren Gedanken die rechte Richtung gibt und wie man ihnen einen geſunden Körper und eine geſunde Seele verſchafft, wird Ihnen klar. Und in Ihrer Vorbereitungsſtunde am nächſten Sonnabend-Abend, anſtatt ſich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die Israeliten bei Suez durch das „Rote Meer“ ſchritten oder ob ſie, wie dies einige jetzt behaupten, bei Wady Tawernick herumgingen, ſtudieren Sie die Litteratur der „B. B.“ durch, und erfahren daraus, wie Sie die Kinder der eignen Hauptſtadt, auf weit ſchwierigerem Wege, durch die vielbewegte See der irdiſchen Verſuchungen hindurchführen ſollen.

Als Sie dann den Sonntag-Abend, erfüllt von Ihrem Vorhaben, in die Klaſſe unter die Buben treten, bemerken dieſelben auf den erſten Blick, daß etwas im Werke iſt! Sie hatten beabſichtigt, eine ſorgſam geplante Meuterei ins Werk zu ſetzen, aber Ihr Blick hält ſie gefeſſelt, und für den Augenblick begeben ſie ſich der Feindſeligkeiten und verſchaffen Ihnen die Möglichkeit, auf ſie einzuwirken. Jetzt vertrauen Sie ihnen an, daß Sie die Abſicht haben, zum nächſten Donnerstag-Abend für eine Halle zu ſorgen, und wenn ſie ſich dort um acht Uhr einfinden wollten, würden ſie den ſchönſten Abend ihres Lebens verbringen; Sie und ein junger Offizier vom Korps der Freiwilligen würden ihnen alles über das Drillen erzählen und ſie lehren, was dabei zu thun ſei. Sie gehen dann weiter mit Ihren Verſprechungen und ſagen, daß Sie für Mützen und Gürtel ſorgen wollen, welche die Buben für einige Groſchen käuflich erwerben könnten; deuten an, daß mit der Zeit auch ein Ränzel zu füllen ſein würde, und daß es eine Binde, Streifen und Preiſe, ja auch ein Gewehr geben ſollte, welches, wenn auch verſchloſſen, eine Waffe von nicht zu unterſchätzendem Werte ſein werde. Dann nach noch einigen weiteren ebenſo verlockenden Bemerkungen, die Sie fallen laſſen, iſt die Mine geſprengt. Und nachdem Sie nun noch in einem kurzen Nachwort der Israeliten erwähnten, ſchließen Sie nach Ihren bisher gemachten Erfahrungen das erſte wirkſame Klaſſenmeeting ſiegreich ab.

Der nächſte Donnerstag bildet ſchon einen außerordentlichen Gegenſatz zu allen vorangegangenen Sonntagen. Jeder Bube iſt pünktlich zur Stelle, ſtatt der umherſchweifenden, gelangweilten Blicke haftet jedes Auge wie gebannt auf ein in braunem Papier gehülltes Paket, auf welchem ſie, mit erſt kürzlich erlernter Verſtellungskunſt, einen Zettel mit der Aufſchrift „Accoutrements“ aufgeklebt haben. Die Buben kennen die Bedeutung dieſes Wortes nicht, aber ſie hegen die feſte Überzeugung, das Wort müſſe etwas Militäriſches ausdrücken. Nachdem Sie dieſelben mit Mützen und Gürtel verſehen haben, wenn dies auch keine geſetzliche Vorſchrift während dieſes erſten Stadiums iſt, ſtellen Sie jene in Reihe und Glied auf, und gehen zum Geſchäft über, jedoch nicht auffahrend, nicht mit der alten verdrießlichen ſonntäglichen Miene: „Nun, ihr Buben, betragt euch ordentlich.“ Aber da ſind plötzlich keine Buben mehr im Zimmer zu finden. Nur Soldaten — echte Soldaten; Sie beugen ſich nicht vor dieſen und bitten und flehen nicht um Aufmerkſamkeit, ſondern Sie raffen ſich zuſammen und ſchleudern ihnen, ſo laut Sie dies zu thun vermögen, das Kommandowort: „Achtung“ entgegen; der auf die letzte Silbe gelegte Accent verwandelt die ganzen Reihen in Statuen. Ihren plötzlichen Vorteil wahrnehmend, laſſen Sie die Burſchen jetzt ſich bewegen, ſtillſtehen, den Takt markieren und die Schnelligkeit dabei verdoppeln, bis ſie vor Mattigkeit faſt umſinken. Was dürfen Sie ſich nicht alles an dieſem geſegneten Abend erlauben; kein Löwenbändiger, der ſeine wilden Beſtien durch Reifen ſpringen läßt, hat ein ſtolzeres Selbſtgefühl. Gleich einem Kaiſer erteilen Sie ihnen hier und dorthin Befehle, Sie kritiſieren ihre Hände, ihre Geſichter, ihre Füße, ſogar ihre Stiefel, ohne von den Buben einen Laut der Mißbilligung zu vernehmen. Die Unſauberkeit des Haars von Nr. 5 wird vor der ganzen Kompanie getadelt, und der Bube ſieht nur eine Artigkeit darin. Nr. 11's Rock hat einen Riß über der Bruſt: das iſt unmilitäriſch, und er erhält die Weiſung, denſelben ausbeſſern zu laſſen, will er nicht als Arreſtant auf die Wachtſtube kommen. Wenn Nr. 3 der zweiten Reihe Nr. 2 der Vorderreihe noch einmal ſtößt, bekommt er Gefängnis. Wer von den Soldaten am nächſten Donnerstag fehlt, wird als Deſerteur behandelt, während ungewaſchene Hände einen Fall bilden, der vor das Kriegsgericht gehört.

Welche Widerſinnigkeit! — Nennen Sie dieſe Buben „Buben," die ſie ſind, und erſuchen dieſelben in der Sonntagsklaſſe gerade zu ſitzen, ſo werden Sie dies durch keine Macht der Welt erreichen. Setzen Sie aber denſelben eine Mütze zum Preiſe von 50 Pfg. auf und nennen ſie „Soldaten," die ſie nicht ſind, ſo werden dieſelben bis nach Mitternacht Ihren Befehlen folgen. Das Genie, welches dies ungewöhnliche, nicht zu erklärende pſychologiſche Faktum enthüllte, müßte man auf gleiche Höhe mit Dr. Iſaak Newton ſtellen. Sie ſprechen davon, was ſich aus Teerkohlen gewinnen läßt und wozu man altes, verbranntes Papier benutzen kann. Nun, behandeln Sie doch einmal Ihren Burſchen, Ihren Troglodyten, Ihren Araber, Ihren Gamin nach dieſem Prinzip, und der Gewinn deſſen, was Sie aus ihm herausziehen, wird ein unbegrenzter ſein, Sie können aus ihm machen und mit ihm anſtellen, was Sie irgend wollen. Betrachten Sie einmal dieſe einſtmalige Klaſſe, aus welcher jetzt eine Kompanie entſtanden iſt. Als Klaſſe war ſie lauter Verwirrung, Demütigung, Sittenloſigkeit, Gottesläſterung — ein wahres Chaos. Als Kompanie ſtellt ſie Reſpekt, Selbſtachtung, Enthuſiasmus, Glück und Frieden dar. Das Schöne der Veränderung iſt, daß dies ſpontan, ohne Herzweh erreichte jetzt ohne Zwang fortbeſteht. Des Knaben eigene Natur hat mit einem Sprunge dahin geführt. Je lebhafter der Knabe, deſto feſter der Halt.

Von ſo idealer Wirkung iſt das neue Verfahren.

Die eigentliche Geſchichte der Brigade ſelbſt iſt bald erzählt. Es iſt bekannt, daß viele Buben aus der niederen Volksklaſſe ſich auflehnend gegen die elterliche Autorität verhalten. Sie verlaſſen die Schule, ehe ſie irgendwelche Selbſtbeherrſchung erlangt haben, und dadurch, daß ſie ſich ihren Unterhalt ſelbſt verdienen müſſen, werden ſie ſelbſtändig und wachſen ungezähmt, grundſatz- und geſetzlos auf. Was ihnen zunächſt notwendig iſt, heißt „Disziplin." Nun trifft es ſich ſo, daß es eine Art von Disziplin gibt, welche nicht allein die denkbar durchgreifendſte iſt, ſondern welche in Wahrheit auch der Bubennatur entſpricht; denn allen militäriſchen Organiſationen weiß ſich der Bube, in welcher Geſtalt und Form ſie auch an ihn herantreten mögen, zu fügen.

So geſchah es, daß es einem jungen Offizier der Freiwilligen, welcher ſich an der Arbeit einer großen Sonntagsſchule beteiligt hatte, einfiel, einen nützlichen Gebrauch hiervon zu machen, in der Hoffnung, bei ſeinen älteren Buben eine ſchärfere und willigere Disziplin herzuſtellen.

Indem er ſie an Wochentagen zu einer Militärkompanie verband und drillte, vermeinte er, ihnen damit eine wertvolle Lektion zu geben — Gehorſam, Reſpekt, Geduld, Männlichkeit, Sauberkeit und Pünktlichkeit — ohne daß ſie ſelbſt zunächſt ſich deſſen bewußt würden und immer in der Art und Weiſe eines Vergnügens. Drill — kein Soldatſpielen mehr, ſondern regelrechter Drill in ſeiner vollſten Bedeutung — wurde eingeführt und während eines ganzen Winters ausgeübt. Am Schluſſe erwies ſich das Reſultat dieſes Unternehmens als ein über alle Erwartungen erfreuliches. Die Schule war umgewandelt, die Disziplin war vollkommen, gute Sitten waren erworben, der moraliſche Charakter war geſtärkt, und das Fundament religiöſer Grundſätze gelegt. Schnell wurden weitere Kompanieen in der Nachbarſchaft nach dem Vorbilde der erſteren formiert. Die Idee wurde allmählich in einem Diſtrikt nach dem anderen aufgenommen, und die Bewegung teilte ſich der ganzen Gegend mit. Und doch, als das Unternehmen zuerſt 1883 in den Händen des Mr. William A. Smith vom 1. Lanark, Glasgow, Geſtalt gewann, hätte nicht einmal der dafür gewonnene feurigſte Anhänger der Methode den außerordentlichen Erfolg vorausſehen können. Aber die Einfachheit, das Geſunde der Sache, wie das rein Praktiſche derſelben, war der Empfehlungsbrief an alle, welche ſich für Buben intereſſieren, und die Organiſation der Brigade hat ſich nun über ganz Großbritannien verbreitet. Ende 1890 betrug die Stärke 433 Kompanieen, mit 1370 Offizieren und 18052 Buben. Nach Nationen verteilte ſie ſich zu jener Zeit:

In Schottland 266 Kompanieen mit 11309 Buben
„ England 146 „ „ 9838 „
„ Irland 22 „ „ 920 „

Die überwiegende Anzahl der ſchottiſchen Kompanieen entſtammt dem Umſtande, daß die Entſtehung der Brigade aus Glasgow herrührt, und daß es doch einiger Zeit bedurfte, ehe dieſelbe in den Nachbarländern Aufnahme finden konnte; wie die Verbreitung gegenwärtig ſtattfindet, ergibt die intereſſante Thatſache, daß ſeit Anfang der Saiſon ſchon 39 neue Kompanieen hinzugekommen ſind. England lieferte hierzu nicht weniger als 23, Irland 10, ſo daß nur ein Reſt von 6 dem Geburtslande zufällt. Zu dieſem müſſen wir 7 hinzuzählen, welche in Amerika formiert wurden, 3 in Canada, eine in Südafrika, und ſoeben wird auch der Verſuch gemacht, in den Kolonieen von Auſtralien eine Kompanie zu bilden. Die folgende Tabelle zeigt auf den erſten Blick den Fortſchritt der Bewegung ſeit der Bildung der erſten Kompanie im Oktober 1883 bis zum Ende des Jahres 1890. In den Zahlen ſind die Kompanieen der fremden Länder nicht mit aufgenommen, welche zwar mit der Brigade verſchwiſtert ſind, aber nicht unter ihrer Aufſicht ſtehen.

Jahr	Zahl der Kompanieen	Zahl der Offiziere	Zahl der Buben
1884.	1	3	30
1885.	5	20	268
1886.	44	136	1999
1887.	124	385	6116
1888.	220	706	10388
1889.	318	1023	14372
1890.	433	1370	18052

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Mitgliedſchaft der Brigade ſich nicht auf Laufburſchen beſchränkt, ſicherlich nicht auf ſolche von ſo ſchmählichem Typus wie derjenige iſt, den wir zu Anfang beſchrieben haben; ebenſowenig hat die Brigade irgend etwas mit Stiefelputzern, Zeitungsbuben oder Straßenverkäufern, als ſolchen, wie dies bisweilen vermutet wird, zu thun. Ihre Klientel iſt „die Bubenwelt" im allgemeinen, aber ſie rekrutiert ſich hauptſächlich aus dem Handwerkerſtande, den Lehrlingen und den Laufburſchen der Gemeinde.

(Schluß folgt.)

Zwei- oder dreijährige Dienſtzeit.

(Abdruck verboten.)

Die ſeit dem Verfaſſungskonflikt zu Anfang der ſechziger Jahre in Preußen häufig beſprochene Frage, ob eine zweijährige Militärdienſtzeit zur Ausbildung des Soldaten genüge, iſt neuerdings wieder in den Vordergrund gerückt, da ein bekannter Militärſchriftſteller dieſelbe zum Gegenſtand einer viel geleſenen Broſchüre gewählt hat. Unter dem Titel: „Die Notwendigkeit der zweijährigen Dienſtzeit" hat Generalleutnant z. D. von Boguslawski die wichtige Frage eingehend beſprochen. Er verwahrt ſich von vornherein gegen die Unterſtellung, daß er im Dienſte der freiſinnigen Partei ſtehe und will allein vom ſachlich militäriſchen Standpunkte die Notwendigkeit der von ihm geplanten Neuerung beweiſen. Seine Darlegung iſt höchſt geſchickt, die Beweisführung elegant und ſicher und gewiß für viele überzeugend. Seine Gründe gegen das bislang herrſchende Syſtem der geſetzmäßigen dreijährigen Dienſtzeit neben ſtarker Entlaſſung von Dispoſitionsurlaubern gipfeln darin, daß das heutige Verfahren, einen Teil der Soldaten nach zwei Jahren zu beurlauben, als ungerecht und willkürlich empfunden werde, daß es die Einſtellung nicht aller Wehrpflichtigen geſtatte und Deutſchland deshalb in der Zahl der ausgebildeten Soldaten hinter Frankreich ſtelle.

Der erſte Grund läßt ſich nicht ganz von der Hand weiſen, inſofern als die Auswahl der zur Dispoſition zu beurlaubenden Mannſchaften allein in die Hand des direkten Vorgeſetzten gelegt iſt, und über das Verfahren nur dienſtliche Vorſchriften, aber keine ſtaatlich anerkannten Geſetze beſtehen. Wer, wie der größere Teil unſerer freiſinnigen Volksvertreter, überall Mißtrauen hegt, wer von der Annahme ausgeht, daß der Vorgeſetzte nicht nach Pflicht und Gewiſſen die Auswahl trifft, oder wer nur ein im Parlament kunſtgerecht geſchmiedetes Geſetz als bindend anerkennt, der mag mit der heutigen Praxis unzufrieden ſein. Diejenigen indeſſen, die das deutſche Heerweſen mit ſeiner Peinlichkeit und Gründlichkeit kennen und das Entgegenkommen würdigen, das militäriſcherſeits ſtets den bürgerlichen und Erwerbsverhältniſſen der eingeſtellten Mannſchaften erwieſen wird, haben keinen Grund, das heutige Verfahren zu verdammen und die ſchleunige Beſeitigung desſelben zu fordern. Da es die Staatsfinanzen nicht erlauben, alle Mannſchaften drei Jahre bei der Fahne zu behalten, ſo wählt man als Aushilfe das kleinere Übel, einen Teil derſelben, und zwar die Beſtausgebildeten einerſeits, die Familienernährer anderſeits, vorzeitig in die Heimat zu beurlauben. Es iſt unſtreitig ein Billigkeitsverfahren, das hier geübt wird.

Der zweite Grund, den General von Boguslawski ins Treffen führt, iſt die Darlegung der Thatſache, daß Frankreich bereits jetzt mehr ausgebildete Soldaten beſitze als das Deutſche Reich, und daß dies Verhältnis bis zur vollen Durchführung des neuen franzöſiſchen Wehrgeſetzes von 1889 beſtändig zu unſerem Ungunſten ſich ſteigere. Die Beweisführung iſt leicht. Der franzöſiſche Kriegsminiſter ſtellt jahraus jahrein 220000 Rekruten ein; die Kriegsſtärke ſetzt ſich aus 25 Jahrgängen dieſer Zahl zuſammen. In Deutſchland werden jährlich 170000 Mann eingeſtellt, dazu 9000 Einjährig-Freiwillige und 18000 Mann von der Erſatzreſerve; die Zahl der Jahrgänge, welche im Kriegsfalle zur Verfügung ſtehen, beträgt 24. Geſetzlich feſtgeſetzt iſt die Stärke des ſtehenden Heeres

in Deutſchland	in Frankreich
auf 495983 Mann	auf 520548 Mann.

Die Kriegsſtärke aber beläuft ſich nach Abzug des im Laufe der Jahre eintretenden Abgangs (nach v. Boguslawskis Rechnung)

1891	auf 2900000 Mann	auf 3240000 Mann
1914	„ 3458000 „	„ 4125000 „

Unter Hinzuziehung anderweitiger Daten wird ſodann für Deutſchland gegenwärtig ein Minderbetrag von 420000, im Jahre 1914 von 747000 Mann innerhalb der Kriegsſtärken berechnet. Dieſe Ziffer klingt erſchreckend und muß überzeugend auf jeden wirken, der ſich von bloßen Zahlen imponieren läßt. Der Eindruck iſt um ſo ſtärker, als jedes Kind weiß, daß Frankreich nur 38 Millionen, Deutſchland aber 50 Millionen Einwohner beſitzt, die ſich Jahr für Jahr um ½ Million vermehren, alſo 1914 ſchon auf 62 Millionen angewachſen ſein werden.

Auf der anderen Seite iſt aber auch geltend zu machen, daß die Maſſe der in Reihe und Glied ſtehenden Soldaten noch nie allein ausſchlaggebend für den Sieg geweſen iſt. Im deutſchen Heere hat bisher die Anſchauung vorgeherrſcht, daß nicht die Zahl, ſondern die Tüchtigkeit, d. h. die gute Ausbildung und die Mannszucht der Truppe die Grundbedingung für den Sieg ſei. Bis wir eines anderen belehrt werden, müſſen wir bei dieſem bewährten Grundſatze ſtehen bleiben, vor allem aber nicht durch Frankreichs ſtets dem ſchnellen Wandel unterworfene Heereseinrichtungen unſer erprobtes Syſtem über den Haufen werfen laſſen. Die franzöſiſche Republik legt ihren Bürgern die ſchwerſten Opfer an Steuern und an Dienſtverpflichtungen auf. Es kann über Nacht die Idee auftauchen, daß dem Moloch der Revanche nun genug geopfert ſei, und daß die allzu drückenden Pflichten des neuen Wehrgeſetzes zu lockern oder möglichſt zu beſeitigen ſeien. Dort kann man ſich den Luxus immer neuer Ideen und neuer Einrichtungen geſtatten. Das deutſche Reich aber, durch ſeine Lage beſtändig von zwei mächtigen Gegnern bedroht, muß gleichmäßig ſeine Kräfte anſpannen und kann nicht auf Verſuche mit Neuerungen ſich einlaſſen.

Auch General von Boguslawski iſt der Anſicht, daß die zweijährige Dienſtzeit für alle Waffen — mit Ausnahme der Reiterei — nur durchführbar ſei, wenn beſtimmte Ausgleichmittel zugeſtanden werden. Als ſolche nennt er: Verſtärkte Offizier- und Unteroffiziercadres, eine vierwöchentliche Übung im dritten Dienſtjahre, Kapitulantenſtellen mit hohem Antrittsgelde, Verſtärkung der Landwehrbezirksſtämme, beſſere Ausbildung der Reſerve- und Landwehroffiziere. Leider hat ſchon jetzt die Erfahrung gelehrt, daß die freiſinnige Preſſe ihre Freude über das Auftreten eines bekannten Generals für das von ihrer Partei ſo lange Erſtrebte lauten Ausdruck gegeben hat, daß ſie dagegen von den nötigen „Kompenſationen“ nichts wiſſen will. Ohne dieſe letzteren iſt es aber für die Heeresverwaltung und die Reichsregierung unmöglich, auf die Forderung einzugehen und auch nur einen Schritt entgegenzukommen. Auf der Reichsregierung laſtet die ſchwere Verantwortung, die deutſche Wehrkraft auch nicht für einen Augenblick erſchüttert daſtehen zu laſſen, ſie hat durch ihre Kommiſſare im Reichstage bereits vorigen Sommer auseinanderſetzen laſſen, welche bedeutende Geldopfer ſie fordern müſſe, wenn ſie die Dienſtzeit herabzuſetzen genötigt würde. Da vorläufig von Seiten der die Verkürzung der Dienſtzeit fordernden Partei durchaus keine Bereitwilligkeit zu Geldbewilligungen für Militärzwecke gezeigt worden iſt, ſo zerrinnt die Ausſicht auf Verwirklichung dieſer Idee, und auch die ſachliche Erörterung des hier beſprochenen Werkes kann darin nichts ändern.

—t—

Gepreßt und geworben.

Erzählung von Philipp Knieſt. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Jan Arend ſchob ihm tüchtige Biſſen von dieſen beiden guten Dingen in den Mund.

„Und nun will ik Ji in anner Tüg helpen! Herr Friedel lett uns woll en Ogenblick alleenig. Wi willt ut den heſſiſchen Korporal en anſtändigen borgerlichen Minſchen maken. Ik nehme Se denn up'n Puckel und dräge Se in't Boot. Das Weitere wird ſich all finden thun. Nich wahr, Herr Friedel?“

Letzterer, dem der junge Menſch gefiel, nickte freundlich. Er wartete geduldig vor der Binſenhütte, in welcher Jan Arend dem Verwundeten ſeine Hilfe beim Umkleiden und Einpacken der Uniform angedeihen ließ. Als er fertig war, kam er nach draußen und ſagte:

„Allens klar, Herr Friedel! Willt Se nu mit den jungen Minſchen en Woort ſnacken?“

„Allerdings, Schipper!“

„Wenn jemand . . . .“

„Laat't doch den Snack unnerwegs! Ik weet genau, wat ik to dohn hebbe.“

„Um ſo bäter, denn ſtimmt et ja as verruckt!“

Herr Friedel bot Melchior wieder die Hand und ſah ihn mit ſeinen treuen Augen ſo gütig, ja faſt väterlich an, daß er ſogleich das vollſte Vertrauen zu dem Manne faßte.

„Der Schiffer hat mir von Ihren Schickſalen ſchon einiges erzählt. Wenn ſich alles ſo verhält, und Sie ſich nur durch Zwang in Verhältniſſe verſetzt ſahen, die Sie vor einen Feind bringen ſollten, der Ihnen ſo wenig, wie den heſſiſchen Soldaten, die ſo ſchnöde zur Schlachtbank geführt werden, ein Feind iſt, dann kann ich's verſtehen, daß Sie die Feſſeln ſprengten, ſobald Sie Gelegenheit dazu fanden. Ich ſetze voraus, daß Sie ehrlicher Leute Kind ſind. Woher ſind Sie gebürtig?“

„Mein Vater war Soldat und iſt jetzt Schulmeiſter in dem kleinen Walddorfe Rauſchebach, — ich bin das einzige Kind meiner Eltern.“

„Rauſchebach?“ fiel Herr Friedel ihm ins Wort. „Rauſchebach? Das war der Heimatsort meines Vaters. Ein eigentümliches Zuſammentreffen! Aus der Mühle in Rauſchebach ſtammt unſere Familie. Die Mühle muß noch im Beſitze eines Friedel ſein. Kennen Sie den jetzigen Müller?“

„Perſönlich nicht näher. Aber ſein Töchterchen Katherlieschen rief mir den letzten Abſchiedsgruß zu, als ich das Dörfchen verließ?“

„Katherlieschen? Ja, mein Vater ſprach auch immer von einem Katherlieschen in Rauſchebach. Die Katherlieschens dort müſſen wohl etwas ganz Apartes und Hübſches ſein. Ihr Katherlieschen iſt wohl gar — Ihr Liebchen?“

„Nein, es iſt ein unſchuldig Kind von eilf Jahren; aber lieb habe ich's, weil's ſo herzig und ſchön iſt.“

„Na, na!“ drohete Herr Friedel. „Was nicht iſt, kann ja noch werden! Aber, warum ich Sie fragen wollte: Können Sie gut rechnen und ſchreiben? Hätten Sie Luſt, ſich in Bremen — anwerben zu laſſen?“

„Bei den Stadtſoldaten? Nein! Unter die alten Kerle taugt ein junges Blut nicht. Und obendrein, das Soldatſein unter dem Korporalſtocke habe ich herzlich ſatt.“

„Mißverſtehen Sie mich nicht! Ich ſelbſt, ich wollte Sie anwerben, für unſer — Geſchäft, vorausgeſetzt, daß mein Bruder, mit welchem ich aſſociiert bin, das billigt. Haben Sie Luſt, uns zu dienen? Wir ſind große Kaufleute und

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Nichts für dich!" Nach einer Zeichnung von C. Fröſchl.
(Von der Internationalen Ausſtellung zu Berlin.)

laſſen Schiffe zur See fahren. Treue Diener ſind uns viel wert. Wir zahlen gut und können durch unſere Verbindungen auch für ihre Zukunft ſorgen. Jetzt ſind wir darüber aus, für den Handel uns die nordamerikaniſchen Kolonieen zu erobern. Ich glaube, das wird eher und beſſer gelingen, als das Beginnen der Engländer, mit den Heſſen und anderen Hilfstruppen die aufkeimende Freiheit zu ertöten. Viele Worte will ich nicht machen: Wenn Sie Luſt haben, ſo ſchlagen Sie ein und — Gott verleihe ſeinen Segen!"

„Wie ſoll ich Ihnen danken, Herr Friedel, daß Sie ſich eines Unbekannten ſo freundlich annehmen?"

„Durch treue Pflichterfüllung! Ich habe Vertrauen zu Ihnen gewonnen, und mein Vertrauen hat mich in meinem Leben noch nicht betrogen. Habe darin ein richtiges Gefühl! — Nun müſſen wir aber ſehen, daß wir Sie nach Bremen und wieder heil kriegen! Auf dem Landwege, welchen ich einſchlage, iſt's nicht thunlich. Gehen Sie mit dem ehrlichen Schiffer Jan Arend an Bord, der doch in den nächſten Tagen wieder in Bremen anlangen wird. Dann kommen Sie in mein Haus. Wer mit mir arbeitet, der ſoll auch mit mir eſſen und bei mir wohnen. Alles Übrige Gott befohlen!"

„Jan Arend!" rief Herr Friedel. „Ji nehmt den jungen Ruhl mit an Bord und na Bremen und ſorgt for em na Kräften. He hört mit to uſe Firma. Und Ji wät't, wat dat to bedüden hett!"

„Dat ſtimmt, Herr Friedel! Und et ſtimmt ook, dat ik Ihnen richtig taxeert heff und dat de Herren Friedel Gebrüder, wenn ook nich dat gröttſte, doch dat — beſte Hus in Bremen ſind."

„Dat könt Ji nich wäten, Jan Arend! Dor hett de Börſe alleenig dat Urdeel äwer. — Aberſt nu, hottjü! Ik hefft drock, und Herr Ruhl mutt wat Warmet in't Lief kriegen."

Nach Verlauf von wenigen Augenblicken ſaß Melchior rittlings auf dem breiten Rücken des Schiffers, der mit ihm dem Boote zuſchritt, welches bald auf Seite des Kahns lag, wo Melchior unbemerkt abgeſetzt und in die Kajütte gebracht wurde, während der Matroſe Chriſtian den Kaufherrn an Land ſetzte.

Jan Arend ſorgte väterlich für „Herrn" Ruhl, wie er Melchior fortan nannte.

Und am nächſten Morgen meldete Herr Kaſpar Friedel ſeinem Bruder Kornelius das Engagement des jungen Mannes, indem er ihn fragend anblickte.

„Ganz und von Herzen einverſtanden, lieber Bruder," ſagte der. „Was du thuſt und beſtimmſt, iſt mir ſtets lieb und angenehm."

IV.

Es war eines der ſchönſten und größten Patrizierhäuſer, das Geſchäftshaus der Herren Gebrüder Friedel. Breit baute es ſich hinter den mit Hängeketten verſehenen ſteinernen Pfeilern auf, die es von dem Fahrdamm der Straße abſperrten. Zwiſchen mächtigen Wangen, Beiſchlägen genannt, auf welchen ſteinerne Löwen als Wappenhalter ſtanden, führten einige Treppenſtufen zu der ſäulengeſchmückten hohen und mächtigen Hausthür, über welcher unter allerlei ſteinernem Laub- und ſonſtigem Zierwerk, wie es die Blütezeit der Renaiſſanceperiode hervorbrachte, ein alter guter Spruch ſtand. Reichverzierte Erker ſprangen zu beiden Seiten hervor, und über ihnen erhoben ſich die zahlreichen Stockwerke, von Säulen und Karyatiden getragen, zum hohen, mit Pilaſtern reich ausgeſtatteten Giebel, von deſſen Spitze eine vergoldete Bildſäule herabſchaute. Drinnen war die durch zwei Stockwerke reichende Diele, deren mit blauweißen Arabesken gezierte Deckbalken frei lagen, voll von Fäſſern, Körben, Kiſten und Kaſten; nur die Aufgänge zu den Treppen, dem Winderaum und dem Platz, wo der mächtige eiſerne Wagebalken hing, hatte man frei gelaſſen. Die Galerie, welche von einer Seite des Hauſes in der Höhe des erſten Stockwerkes zu der anderen führte, war ein Meiſterſtück der Holzbildhauerei: unter Guirlanden, feinen Säulchen und Pilaſtern ſpielten zartgegliederte Genien. Das Wappen des Erbauers des Hauſes leuchtete in bunten Farben und reicher Vergoldung den durch die Hausthür Eintretenden entgegen. Eine enge, faſt dunkle Stiege führte links zu dem Kontor, eine breite Treppe rechts in die oberen Wohnräume. „Wie lieblich iſt's, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen," war über der letzteren geſchrieben, über der Kontortreppe: „Einigkeit macht ſtark," beides mit großen goldenen Lettern.

Die Brüder Friedel betrieben in dieſem Hauſe nicht nur gemeinſchaftlich ihr großartiges Geſchäft, ſie wohnten auch mit ihren Familien in demſelben. Kaſpar, der ältere, beſaß keine Kinder, Kornelius dagegen eine einzige Tochter, welche 18 Jahre zählen mochte, zu der Zeit, von welcher wir erzählen. Der letztere, ein großer Naturfreund, pflegte jedoch vom Frühjahr bis in den Herbſt ſein Gartenhaus in der Neuſtadt am andern Ufer der Weſer zu bewohnen. Die erwähnten beiden Inſchriften in dem Geſchäftshauſe hatten ihre Berechtigung. Es gab wohl ſelten zwei Familien, die einträchtiger miteinander verkehrten. In Geſchäftsangelegenheiten waren die Brüder faſt immer gleicher Meinung, und wenn einmal nicht, dann gab ohne weiteres der jüngere dem älteren nach, eine Praxis, bei welcher die Firma florierte. Zwillinge waren die Brüder zwar nicht (der Unterſchied ihrer Jahre war nicht groß), dennoch aber ſahen ſie ſich zum Verwechſeln ähnlich, ja, ſie ähnelten ſich auch im Charakter und in der Sprechweiſe im höchſten Grade. Wenn der eine nicht rötliches, der andere ſchwarzes Haar gehabt hätte — die Perücken verdeckten dasſelbe wohl, aber in den glattraſierten Geſichtern drückte ſich der Unterſchied der Haarfarbe deutlich genug aus — dann hätte man ſie in der That kaum unterſcheiden können. In Bremen nannte man ſie allgemein den roten und den ſchwarzen Friedel und hielt ſie mit dieſen Bezeichnungen auseinander.

Beide Herren Friedel waren edle Menſchen im vollſten Sinne, allgemein geachtet und beliebt und an der Börſe hochgeſchätzt. Ihr Geſchäft dehnte ſich von Tag zu Tag mehr aus; ihre Schiffe bildeten eine ſtattliche Flotte. Die beiden Frauen Friedel waren Schweſtern und ihrer Männer würdig; die Tochter blühte gleich einer Roſe, aber im Verborgenen. Sie galt nicht nur für ſchön und anmutig, ſie war es auch. Sie wurde ſehr einfach und den Vergnügungen der großen Welt fern gehalten. Da die Eltern viel Geſelligkeit nicht liebten, ſo erſtreckte ſich der Tochter Bekanntſchaft kaum weiter als in den Kreis ihrer Freundinnen aus Schule und Konfirmationsſtunde her.

Der Vater der Herren Friedel war einſt als junger Burſche nach Bremen gekommen, wo er in einem größeren Handlungshauſe eine anfangs untergeordnete Stellung bekleidete. Durch Fleiß, Treue, große Gewandtheit und Umſicht ſchwang er ſich allmählich auf. In dem eigenen Geſchäfte, welches er nach Verlauf einiger Zeit etablierte, bewies er ſich als ein kaufmänniſches Genie erſten Ranges; alle ſeine Unternehmungen ſchlugen ſo günſtig ein, daß er bei ſeinem frühzeitigen Tode ſeinen Söhnen eine feſtbegründete Firma und ein anſehnliches Vermögen hinterließ. Da die Söhne im Sinne und Geiſte des Vaters weiterarbeiteten, ſo brachten ſie das Geſchäft, dem ſie eine neue Firma gaben, auf eine immer höhere Stufe; ihr Reichtum und ihr Anſehen wuchſen von Jahr zu Jahr. Mit den erſten, den alten Patrizierfamilien der Stadt beſtanden keine oder ſehr wenige und loſe Beziehungen. Sie galten noch für Parvenües; man hatte die geringe Herkunft des Vaters noch nicht vergeſſen. Auch ihre Heiraten hatten ſie nicht in höhere Verbindungen gebracht, denn die beiden Frauen waren Töchter eines allerdings in Bremen ſehr angeſehenen Predigers aus Heſſen, der jedoch auch unmittelbar aus dem Volke ſich erhoben hatte. Die Brüder empfanden dieſe Umſtände nicht als Mangel. Wenn man ſie gebrauchen konnte, kam man doch zu ihnen, und an Ehrenſtellen in Stadt und Gemeinde fehlte es ihnen keineswegs.

„Unſer Geld hat in den vornehmen Kreiſen den allerbeſten Kurs,“ ſagte Kaſpar, der die Kaſſe führte, eines Tages, als er einen recht ſtarken Beitrag zu irgend einem guten Zwecke hatte leiſten müſſen.

„Thut gar nichts zur Sache, lieber Bruder,“ antwortete Kornelius, „wenn's nur etwas Gutes ſtiftet. Wozu hat der liebe Gott uns denn die Mittel gegeben?“

„Du weißt ſtets das rechte Wort zu finden, Bruder!“ erwiderte Kaſpar und ſteckte dem bleichen Mütterchen, welches vor der Zahlbank ſtand, bittend, ihren kranken Mann nicht zu vergeſſen, einen Dukaten zu, ſo daß ſie mit feuerrotem Geſicht und mit den Worten wegging:

„Mag de lewe Gott et vergellen! De Herren geewt bi Dalers, wat annere Lüde mit Grotens god to maken meent.“

In dem Kontor, einem Zimmer von nur mäßiger Größe und dazu recht niedrig, ſaßen an einem Pulte, welches demjenigen, an dem die Prinzipale arbeiteten, gegenüberſtand, zwei Herren, ein jüngerer und ein alter. In dem erſteren iſt unſchwer Melchior Ruhl zu erkennen, obgleich die vier Jahre, welche ſeit ſeiner Flucht von dem heſſiſchen Regimente vergangen ſind, ihn ſehr verändert haben. Er iſt ein äußerſt kräftiger und ſtattlicher junger Mann geworden, deſſen zufriedener Geſichtsausdruck, deſſen feine, wenn auch einfache Kleidung zeigt, daß er ſich innerlich und äußerlich recht wohl befindet. Er ſitzt vor einem Haufen zu beantwortender Briefe. Die Feder ſtreicht raſch über das Papier hin — die Arbeit wird ihm ſichtlich leicht. Sein Nachbar, der alte Buchhalter Thiele, deſſen Augen mit einer Hornbrille bewaffnet ſind, überträgt die Zahlen aus einem Rieſenbuche in das andere mit größter Ruhe und Gemächlichkeit; — das Haupterfordernis eines Buchhalters, eine gehörige Portion Pedanterie, geht ihm nicht ab. Der Lehrling, deſſen Platz durch ein überaus dickleibiges Ungetüm, das Kopierbuch, ſowie durch eine zur Seite des Pultes hängende Uhle (Staubbürſte) und ein von Dinte beflecktes Wiſchtuch bezeichnet iſt — er hat für das tägliche Abſtäuben der Möbel zu ſorgen — iſt augenblicklich abweſend in ſeinen „laufenden“ Geſchäften in der Stadt.

Die Herren Friedel ſcheinen Eile zu haben. Denn obgleich die noch ziemlich hoch am Himmel ſtehende Nachmittagsſonne an die Wände des verräucherten Kontors goldene Streifen zeichnete ſo bereiten ſie auf ihren Pulten doch alles vor, um dieſelben in größter Ordnung demnächſt verlaſſen zu können. Der „rote“ Friedel hat ſogar ſchon Geld und Portefeuille in die ſchwere eiſerne Kiſte gelegt, deren Deckel zugeklappt und verſchloſſen und den mächtigen Schlüſſel in die eigens zu dem Behufe mit Leder gefütterte Hoſentaſche geſteckt. Er, Herr Kaſpar, welcher, da er ja bei Melchiors Affaire in Elsfleth zugegen war, eine Art väterlicher Zuneigung dieſem gegenüber fühlte, begab ſich an das Pult des Genannten und ſagte: „Machen Sie kurzen Prozeß mit den letzten Briefen, Ruhl, damit Sie uns dieſelben bald möglichſt zur Unterzeichnung vorlegen können. Mein Bruder und ich möchten über einen wichtigen Gegenſtand beraten, über welchen wir eine Akte aufzuſetzen haben, deren Abſchrift in zwei Exemplaren Sie heute abend noch beſorgen wollen. Je eher Sie mit Ihren Briefen fertig ſind, deſto eher kommen Sie auch zu der angedeuteten Arbeit.“

„In zehn Minuten iſt's beſchafft, Herr Friedel! Wollen Sie die Güte haben, dieſe Briefe zum Unterſchreiben ſchon mitzunehmen? Für die gewünſchte Ausfertigung halte ich mich zu Ihrer Verfügung,“ entgegnete Melchior und legte dann auch bald die noch rückſtändigen Briefe auf das Pult der Prinzipale, die nach Erledigung der Unterſchrift und Hinzufügung einiger Poſtſkripte, wie das ſo ihre Gewohnheit war, das Kontor gemeinſam verließen.

Melchior nahm in mehreren Büchern noch Eintragungen vor und räumte dann ſein Pult ab, um einen Brief an die Eltern zu ſchreiben. Vor ihm lag eine in ſteifer und unbeholfener Schrift geſchriebene Epiſtel ſeines Vaters, die ihm aus dem väterlichen Hauſe und aus dem Heimatsdorfe berichtete. Sein Mütterlein war des Briefſchreibens nicht mächtig. Er mußte doch lächeln, als er den Inhalt des Briefes wieder überlas! Neben vielem Väterlichen und Freundlichen, neben manchem lieben Worte, das ihm die Mutter ſagen ließ, doch immer wieder der alte und ſehr ernſt gemeinte Vorwurf, der ſich nun ſeit vier Jahren ſtets wiederholte, der Vorwurf der — Fahnenflüchtigkeit, die auszureden er dem alten Soldaten gegenüber vergeblich verſuchte. Zuerſt hatte der Vater in gar grimmigem Zorn über den Sohn geſcholten, der ſich dem ehrenvollen Kriegsdienſte gewaltſam entzogen hätte, und ſpäter und auch jetzt noch, erſparte er ihm in keinem Schreiben den Titel „Deſerteur.“

Während der alte Buchhalter neben ihm Journal und Hauptbuch kollationierte, Seiten nach Seiten auf- und umſchlug, die einzelnen Poſten verglich und mittelſt der Bleifeder durch feine, uneingeweiheten Augen kaum erkennbare Häkchen auszeichnete, ſtützte Melchior den Kopf in die Hände, die Zeit überdenkend, während welcher er in Bremen geweſen, im Hauſe der Prinzipale gewohnt, im Geſchäfte derſelben gearbeitet und gewirkt hatte. Wie gut hatte er's hier, wie wohl war's ihm geworden! Mit Herzlichkeit und Vertrauen war er von beiden Herren und deren Frauen aufgenommen worden. Die Arbeit im Geſchäft gereichte ihm zur Freude; ſein anfangs ſchwaches Können war von Tag zu Tag gewachſen; ſeine Leiſtungen hatten Anerkennung gefunden. Und ſo ſtieg er von Stufe zu Stufe, immer mehr in die Intereſſen der Firma hineinwachſend. Aus der ihm entgegengetragenen Herzlichkeit, aus dem Vertrauen wurde, er fühlte das ſtets von neuem, väterliche und mütterliche Zuneigung, die er durch Beweiſe der Liebe ſeinerſeits, ſoweit ihm das in ſeiner Stellung möglich war, erwiderte. Er dachte an Fräulein Margarete — ſeine Augen leuchteten, ſeine Wangen glühten! Als er in dieſes Haus kam, da war ſie kaum mehr wie ein harmloſes Kind; ſie, die nie einen Bruder gehabt hatte, ließ ſich die ritterlichen Annäherungen ihres Gefährten in Scherz und Ernſt wohl gefallen. Jetzt war eine ſchöne Jungfrau aus dem Mädchen geworden, welche in weiblicher Scheu ſich mehr als früher zurückhielt, deren Augen aber dennoch ihn oft ſo eigen anblickten. Er fühlte die lebhafteſte Neigung für ſie; wie ſie dachte, das ahnte, ja er wußte es... Aber durfte er, der Sohn des armen Soldaten, Schulmeiſters und Schuſters, an die Tochter des reichen Bremer Kaufherrn Kornelius Friedel denken, die, wenn ſie wollte, ein Heer von Freiern, aus denen ſie wählen konnte, zu ihren Füßen ſah; durfte er wagen, ſeine Gedanken, ſeine Wünſche ſo hoch zu erheben?

„Nein,“ ſagte er, „Unſinn!“ ſo laut, daß der alte Thiele huſtete, ein unfehlbares Zeichen, daß er nicht geſtört zu ſein wünſchte.

Melchior erinnerte ſich der Abſicht, in welcher er den Bogen Poſtpapier auf ſeine gelbe Ledermappe gelegt hatte. Er ergriff die Feder und ſchrieb nach dem fernen Rauſchebach, dem trauten Dörfchen dort drinnen in den Bergen, im ſtillen Waldthal.

Die beiden Herren Friedel ſaßen unterdeſſen in dem rebenumrankten Pavillon des von hohen Mauern umgrenzten Gartens hinter dem Hauſe. Beide rauchten aus langen weißen Thonpfeifen und ſchauten dann und wann nach den Marmorbüſten der griechiſchen Weiſen, welche von den Konſolen auf ſie herniederblickten, oder zu den Kupferſtichen nach Claude Lorrain empor, die in ſchwarzen polierten Rahmen die einfach getünchten Wände zierten. Die Brüder pflogen eine eifrige, ſich an ein ihnen vorliegendes Schriftſtück anknüpfende Beratung. Sie gingen die einzelnen Paragraphen durch und nahmen hier und da Änderungen und Vervollſtändigungen vor. Nachdem beide das Schriftſtück dann nochmals durchgeleſen hatten, ſagte der rote Friedel:

„Darüber wären wir ja alſo einverſtanden, lieber Kornelius! Ein Socius, der kein Vermögen hat, muß auf Tantieme geſtellt und für alle Fälle geſichert werden. Ich halte das von uns Feſtgeſetzte für vollkommen ausreichend. Und wenn das andere eintreten ſollte, dann...“

„Ja dann,“ fiel der ſchwarze Friedel in die Rede, „ja dann — haben weder ich noch meine Frau etwas dawider — im Gegenteil, wir würden Gott danken! Das Glück unſeres Kindes geht uns über alles...“

„Und ich glaube, daß es verbürgt wäre! Ich hege das vollſte Vertrauen, und du weißt, daß mein Vertrauen mich nie täuſcht. Hier iſt Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit, reine Mannhaftigkeit, eine ſeltene, aber deſto mehr anzuerkennende Tugend in der heutigen Welt. Reichtum und Familie verbürgen an ſich noch kein Glück. Reichtum? Nun etwas davon haben wir. Familie? Wir ſind allerdings nicht von Familie. Aber unſere Nachkommen werden von Familie ſein. Das Aufſteigen beginnt von unten her.“

„Ich ſtimme dir vollkommen bei, lieber Kaſpar; ich hege ſogar die Hoffnung, daß... meine Frau und ich müßten doch keine Augen haben, kein Verſtändnis, wenn wir das nicht gemerkt hätten. Alſo, wenn — was ich wünſche, dann in Gottes Namen — ja!“

Die Brüder reichten ſich die Hände und ſtellten ihre faſt zu Ende gerauchten Pfeifen fort.

„Beſorge du das Weitere, lieber Bruder,“ ſagte der ſchwarze Friedel. „Ich denke, daß mein Wagen ſchon vorgefahren iſt. Es wird Zeit, daß ich heim zu Weib und Kind nach der Neuſtadt komme. Grüße du heut abend die Bekannten im Ratskeller und ſtelle dich morgen Nachmittag mit deiner Frau bei uns ein.“

Während Herr Kornelius Friedel in ſeinem Wagen davoneilte, verfügte ſich Herr Kaſpar wieder in das Kontor, das erwähnte Schriftſtück in der Hand haltend. Er trat an Melchiors Pult: „Hier, Ruhl, iſt der Entwurf eines Kontraktes, welchen wir für einen Freund aufgeſetzt haben. Wir ſind der Meinung, daß er nach jeder Seite hin dem Zwecke entſpricht und keiner Änderungen mehr bedarf. Seien Sie nun ſo gütig, auf ſtarkem Propatria zwei ſaubere Abſchriften anzufertigen. Die Lücken für die Namen der Kontrahenten, welche letzteren ich Ihnen nicht nennen darf, laſſen Sie möglichſt weit. Ich hoffe, daß die Arbeit Sie nicht zu ſehr aufhält. Aus Liebe zu uns laſſen Sie ſich die Mühe nicht verdrießen, Ruhl! — Mein Bruder läßt Sie noch an morgen Nachmittag freundlich erinnern. Guten Abend!“

Melchior erklärte ſich einverſtanden und dankte für die wiederholte Einladung des Herrn Kornelius Friedel. Er beauftragte den Jüngſten, der ſich mit dem Ordnen der fertigen Briefe für die verſchiedenen Poſtanſtalten — keine leichte Arbeit — beſchäftigte, ihm einige Bogen des beſten Propatrias zu holen.

Der rote Friedel ſah dem Buchhalter noch über die Schulter, ihm wegen der ſchönen Schrift im Hauptbuche, die ja wie geſtochen ausſehe, einige ſchmeichelhafte Worte ſpendend, auf welche der Alte erwiderte: „Sie ſind gar zu gütig, hochverehrter Herr Prinzipal! Ich ſelbſt bin mit mir nicht mehr ſo ganz zufrieden. Die Handſchrift wird weniger feſt, die Striche zeigen ſchon ein leiſes Zittern. Man wird alt. Hätte ich nur erſt mein Schäfchen aufs Trockene gebracht, dann könnte ich ja auf meinem beſcheidenen Stübchen die Ruhe des Alters genießen. Aber da hapert's!“

„Machen Sie ſich keine Sorgen, lieber Thiele! Wir ſind ja auch noch da! Wenn die Zeit heranrückt, geſtatten Sie der Firma vielleicht, Ihnen behilflich zu ſein, Ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen.“

Der alte Herr hatte eine Thräne im Auge. Er entgegnete nichts, drückte aber dem Kaufherrn die Hand, der mit den Worten das Kontor verließ: „Ich wünſche Ihnen allerſeits einen geſegneten Sonntag! Die Briefe, Müller, kann Er mir morgen nach dem Gottesdienſte auf das Zimmer bringen!“

Mit Müller meinte er den Lehrling, den Jüngſten. Die Lehrlinge wurden damals mit Er angeredet. Müller, welcher wußte, daß der große König auf Preußens Throne mit der gleichen Anrede ſogar ſeine Generale beehrte, fühlte ſich durch das Er gar nicht beleidigt. Stand er doch, der Sohn eines großen Hamburger Kaufmannes, auf der erſten Staffel zur Macht als ein künftiger König der Börſe.

* * *

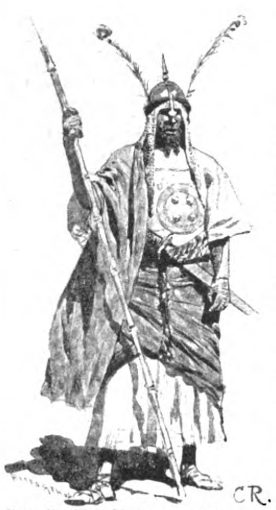
Ein Sonntag in der kaiſerlich freien Reichs- und Hanſeſtadt Bremen war weniger ergötzlich als feierlich, höchſt feierlich!

Die an Wochentagen ſchon ſtille Stadt war dann totenſtill. Kein Wagen fuhr durch die Straßen, über welche nur ſchwarz gekleidete Menſchen ſchritten, um ſich nach den verſchiedenen Kirchen zu begeben, in denen zu dreien Malen Gottesdienſt ſtattfand. Das ſchöne Geläute auf den Türmen rührte man kaum; Orgelſpiel und Geſang beſchränkten ſich auf das notwendigſte Maß — um die Predigt bewegte ſich alles. Und dieſe Predigten waren, weil der Rationalismus auch in die ſo einfache reformierte Kirche eingebrochen war, durchgehends fürchterlich langweilig und noch dazu langſtielig. Selbſt der lutheriſche Dom, die Kirche der Eingewanderten, konnte ſich dieſer bremiſchen Einfachheit, oder beſſer Kahlheit, im Kultus nicht entziehen. Störung von außen that der Sabbatſtille keinen Eintrag, denn während des Gottesdienſtes ſchloſſen ſich die Stadtthore, ja überflüſſigerweiſe ſperrte man in der Umgebung der Kirchen die Straßenausgänge noch vermittelſt Ketten ab. Ein Feſtesklang aber hallte am Sonntag Vormittag doch über der Stadt hin: Choralmelodieen tönten von den Türmen herab; die hellen Klänge der Klarintrompeten ſchallten weit über Wall und Graben hinaus.

(Schluß folgt.)

Das Maifeſt der Berliner Künſtler.

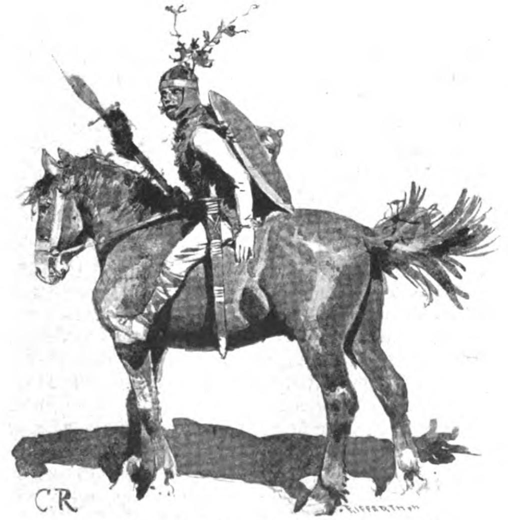
(Abdruck verboten.)



Vom Berliner Künſtlerfeſt: Aus der Geſandtſchaft Harun al Raſchids.

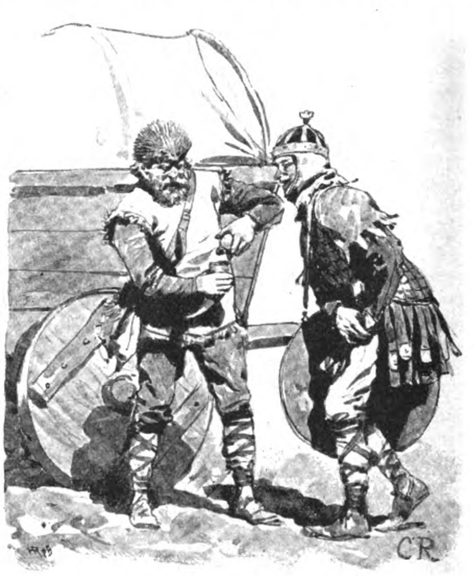
Eine fröhliche Krönung fand die ſo erfolgreiche Internationale Kunſtausſtellung des Vereins Berliner Künſtler durch das farbenprächtige Koſtümfeſt, welches die Mitglieder des Vereins am 22. Mai zur Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr des Gründungstages in dem Landes-Ausſtellungspark veranſtaltet hatten. Vor einem halben Jahrhundert war's ein kleines Häuflein junger Künſtler geweſen, das in dem beſcheidenen Atelier des Hiſtorienmalers Roſenfelder zu dem Verein zuſammenſchloß — heute beherrſcht derſelbe Verein das geſamte Kunſtleben der Reichshauptſtadt: es iſt wahrlich ein ſchönes Stück Wegs, auf welchen er zurückblicken darf, ein Weg, auf dem ernſte Arbeit und frohe Feſte, ſo recht nach Künſtlerart, in ſteter Abwechſelung ſich aneinanderreihten.

Die Berliner Künſtlerfeſte früherer Jahrzehnte unterſchieden ſich weſentlich von den gleichartigen Unternehmungen etwa der Düſſeldorfer oder Münchener Kunſtjünger. Es waren in ihrer Art echte Berliner Kinder, in denen Humor und Witz, dann und wann auch beißende Ironie vorherrſchte, ohne ſonderlichen Prunk und ohne gewiſſenhafte Stilechtheit in Szene geſetzt. Allmählich hat ſich das geändert. Der köſtliche Künſtlerhumor iſt zwar nicht entſchwunden, aber die Feſte haben einen großartigen, prunkvollen Charakter angenommen, der breiten Raum für die Entfaltung von Maſſen gewährt. Die prächtigen Anlagen des Ausſtellungsparkes am Lehrter Bahnhof ſind einer derartigen Ausgeſtaltung ſehr zu Hilfe gekommen. Der eine oder andere unſerer Leſer erinnert ſich gewiß noch des wunderbaren Pergamonfeſtes, welches die Berliner Künſtlerſchaft im Jahre 1886 feierte, und dem auch das Daheim (Jahrgang XXII., Nr. 43) mit Wort und Bild gerecht wurde. Diesmal war dem Koſtümfeſt ein echt deutſches Motiv zu Grunde gelegt, es galt den „Einzug Karls des Großen in Aachen" darzuſtellen.



Vom Berliner Künſtlerfeſt: Bewaffneter Freibauer.

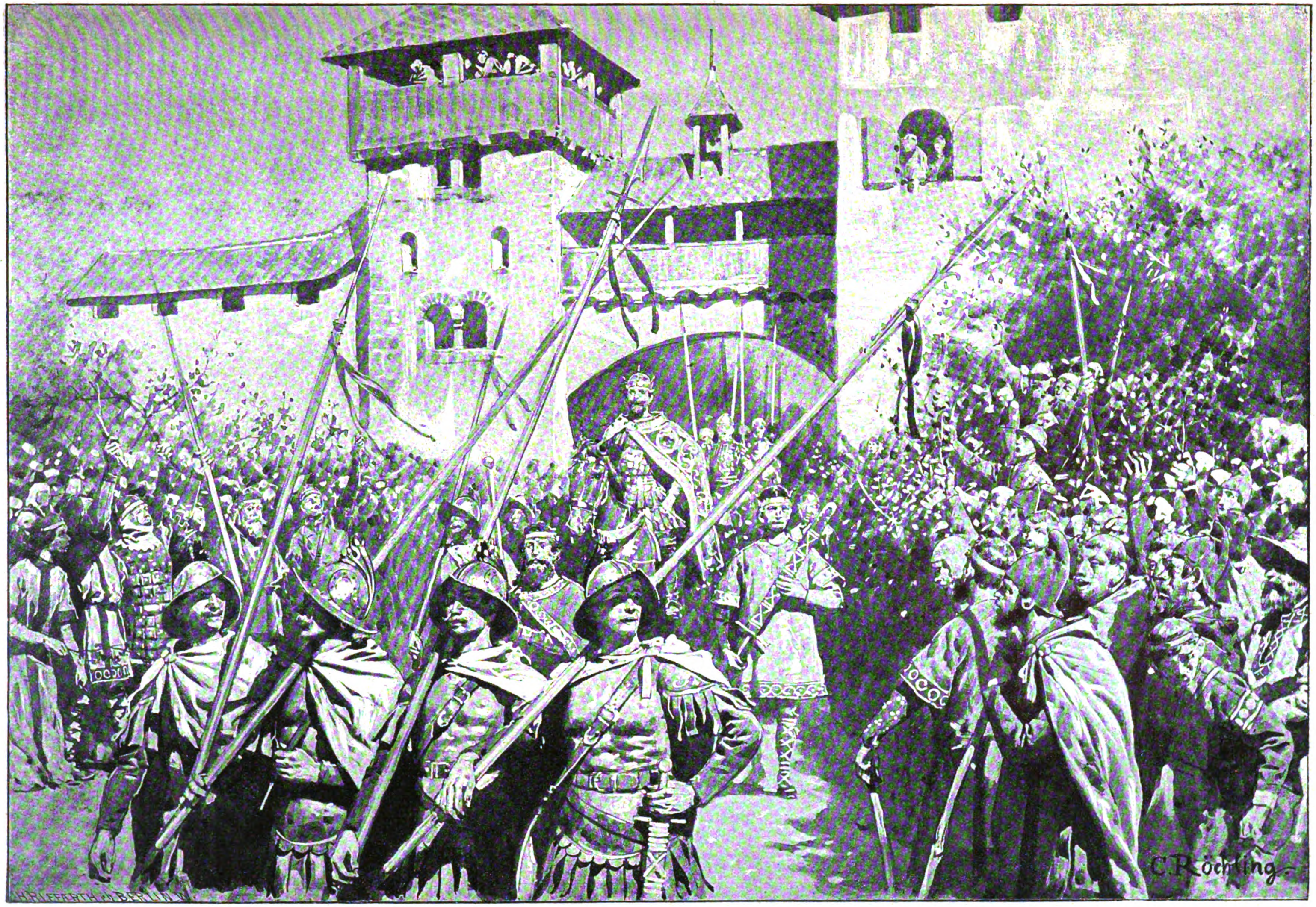
Die mächtige Arena vor den Stufen des Olympiſchen Tempels war zu einem ſonnenüberſtrömten Platz umgeſtaltet, der Zugang zu ihr wurde gegen den öſtlichen Teil des Parkes durch einen köſtlich aus Holz und bemalter Leinwand improviſierten mittelalterlichen Thorbau abgeſchloſſen, zur Seite erhob ſich hochragend des Kaiſers Carolus prächtiger Thronſitz. Auf dem Maifelde ſammelten ſich von der Mittagsſtunde an Scharen jungen Volkes, maiengeſchmückte Söhne und Töchter Aachens, und ergötzten ſich an Spiel und Tanz; Schwergewappnete und Bogenſchützen zogen auf und ab, Landſtreicher, fahrende Leute trieben dazwiſchen ihr übermütiges Kurzweil — zum großen Gaudium der rings auf den Tribünen verteilten Tauſende von Zuſchauern. Inzwiſchen ordneten ſich auf allen Wegen des anſtoßenden Parkes die einzelnen Teile des eigentlichen Feſtzuges. Da kamen zuerſt große Knabenſcharen, in Weiß und Lichtblau gekleidet, in die Arena gezogen, ihnen ſchloſſen ſich lange Reihen ernſtblickender Kloſterbrüder an und nahmen vereint mit jenen Aufſtellung, um die altertümlichen Geſänge zu erproben, durch welche ſpäter der ſiegreiche Kaiſer begrüßt werden ſollte. Ein Trupp von Reitern und Reiterinnen in phantaſtiſchen, frühmittelalterlichen Gewändern galoppierte durch den Thorbau, Chöre von Flöten- und Oboënbläſern in hellblauen Tuniken, phrygiſche Mützen auf den Häuptern, folgten, der Erzbiſchof von Köln mit ſeinen Begleitern ſchritt muſternd durch die erwartungsvolle Menge.



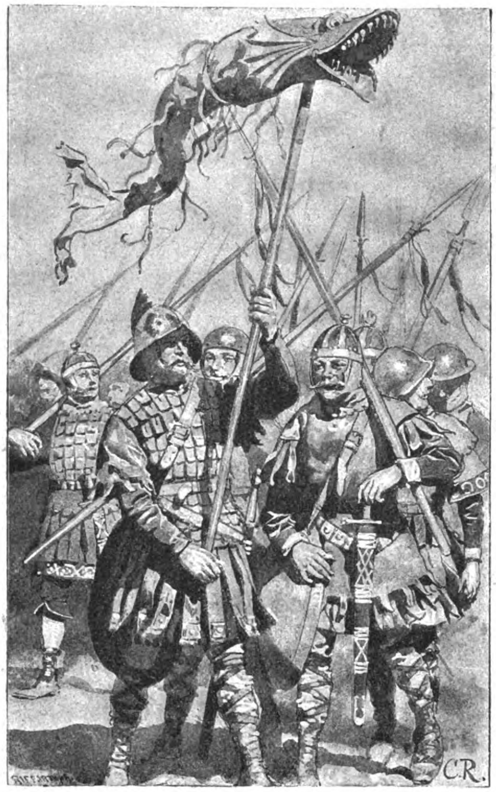
Vom Berliner Künſtlerfeſt: Beim Marketender.

Das alles war gleichſam das Vorſpiel, der Auftakt. Gegen vier Uhr aber drängten ſich die dichtgeſcharten Maſſen plötzlich dem Thorbau zu, dem nahenden Kaiſer entgegenzuziehen. In die hellen Trompetenfanfaren, die des Herrſchers Ankunft kündeten, miſchte ſich dumpfer Glockenton, und mit lauten Jubelrufen grüßte die maienſchwingende, buntbewegte Volksmenge den kaiſerlichen Zug.

Weitausſchreitend geht der Marſchall im gelbſchimmernden Mantel, mit goldenem Stirnband geſchmückt, den Ehrenſtab in der Rechten, voran. Schwarzgeharniſchte Reiter, reich bekränzte Trompetenbläſer folgen ihm auf dem Fuße, wohlgeordnete Scharen von Bogenſchützen und Speerträgern, prächtige, kraftvolle Kriegergeſtalten ſchließen ſich an — lange Züge von Kuttenträgern, Knabenchöre, dann wieder Reitertrupps, reichgeſchmückte Jünglinge mit Roſenkränzen und vergoldeten Palmen in den Händen folgen — dann kommt endlich hoch zu Roß, den mit goldenem Diadem umkränzten


C. Röchling
H. RIFFARTH in BERLIN

Vom Berliner Künſtlerfeſt: Einzug Kaiſer Karls des Großen in Aachen. Originalzeichnung von C. Röchling.



Vom Berliner Künſtlerfeſt: Fränkiſche Krieger und Feldzeichenträger.

Stahlhelm auf dem blondbärtigen Haupte, Carolus Magnus ſelbſt, eine echte, rechte, markige Heldengeſtalt. Ihm ſchritt vom Palatium die in ſtolzer, reifer Schönheit prangende Gemahlin mit ihrem reichen Gefolge ſchöner Jungfrauen entgegen, dem kaiſerlichen Gemahl die Hand zum Gruß reichend. Als jetzt das Volk mit hellem Jubelton, die grünen Reiſer ſchwingend, ſein „Heil, Heil dir!“ jauchzte, die Muſikchöre einſtimmten, die Frauen und Männer ſich neigten, die Hunderte von prächtigen Kriegergeſtalten ihre Feldzeichen, Schwerter und Speere ſchwangen und jauchzend mit den blinkenden Schildern aneinanderſchlugen, da war der Höhepunkt des Feſtes erreicht, und bewundernd ruhte jedes Auge auf dem reichbewegten, farbenprächtigen Bilde.

Wohl feſſelte auch im weiteren Verlauf noch manch köſtliche Szene die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer: wie die fröhlichen Landleute kamen mit den kräftigen Ochſengeſpannen und den maienbekränzten Wagen, um dem Kaiſer ihre Gaben darzubringen, wie die phantaſtiſch geſchmückten Geſandten aus Byzanz, aus dem Reiche Harun al Raſchids, vom Volke der Avaren ſich vor ihm neigten, das waren zwar einzelne Bilder von märchenhafter Schönheit, ſie traten an Einheitlichkeit der Wirkung aber doch weit hinter jenem Eindruck des eigentlichen Einzuges zurück.

So brach der Abend heran. Die Gruppen löſten ſich auf und fluteten bunt durcheinander zu fröhlichem Spiel und übermütigem Scherz, der echte Künſtlerhumor kam zum Durchbruch. Wie Kaiſer Karl, die Havanna zwiſchen den Lippen, gnädig den jokoſen fahrenden Leuten zuſchaute, wie die Geharniſchten, den langentbehrten Kneifer auf der Naſe, ſich über die ſcherzhaften Aufführungen der fränkiſchen freien Volksbühne beluſtigten oder ſich mit Edeldamen und bunten Zigeunerdirnen im Kreiſe ſchwangen, wie die Reiſigen ſich abwechſelnd am Meth und am Bier erlabten, das muß man ſelbſt geſehen haben. Beſchreiben läßt ſichs nicht.

Ein herrliches, ein wohlgelungenes Feſt war das Ganze in der That, ein Feſt, auf welches die Berliner Künſtler mit Stolz zurückblicken können. Vom wunderbarſten Wetter begünſtigt, hat dasſelbe dem Verein vorausſichtlich trotz der großen Unkoſten einen bedeutenden finanziellen Ertrag geliefert, der — und das iſt das Schöne — zum großen Teil deſſen Unterſtützungskaſſen zu gute kommt.

Hanns von Spielberg.

Aus der Kinderſtube des Krokodils.

(Abdruck verboten.)

Man möchte gern manches aus dem Familienleben uneingeſperrter Tiere wiſſen, allein es iſt keine leichte Aufgabe für den Naturforſcher, ſich mit den Ungezähmten ins Einvernehmen zu verſetzen, zumal zur Zeit der Jungenpflege. Verleiht die Mutterliebe ſelbſt dem ſchüchternen Vöglein Mut, um wie viel wilder macht ſie jene Geſchöpfe, denen kühne Angriffsluſt angeboren iſt. Auch findet ſich nicht gar oft günſtige Gelegenheit, Einblicke in das Unterſich der Bewohner ferner Gegenden zu thun, die der Forſcher eigens für ſeine Zwecke aufſuchen muß. Trotzdem iſt es Herrn A. Voeltzkow gelungen, dem Madagaskar-Krokodil abzulauſchen, wie es für ſeine Brut ſorgt.

Der Monat September — genau genommen von Ende Auguſt bis Ende September — iſt für das genannte Krokodil der Eierlegemonat. Vorher gräbt es Gruben in den Erdboden, die fünfzig bis ſechzig Centimeter tief ſind und teilweiſe ſenkrechte Wände haben. An ihrem Grunde ſind die Wände unterhöhlt, der Boden in der Mitte dagegen iſt hügelartig erhöht. Dies thut das Krokodil aus guten Gründen. Wenn es nämlich die Eier auf die hügelartige Erhöhung legt, ſo rollen ſie von ſelbſt in die Unterhöhlungen, leicht und ſanft, ohne verletzt zu werden. Sind die Eier in genügender Anzahl wohl geordnet an Ort und Stelle, ſo ſcharrt die Krokodilenmutter die Grube zu und macht die Decke der Umgebung ſo ähnlich, daß außer ihr ſelbſt niemand die Stelle zu erkennen vermag, wo unter der Erde die Eier verborgen liegen. Um jedoch ganz ſicher zu gehen, daß kein Einbruch geſchieht, ſchläft das Krokodil auf dem Neſte, und dadurch verrät es dem Menſchen, wo es ſein Teuerſtes verborgen hat. Der Menſch geht dann hin, wenn das Tier abweſend iſt, und gräbt die Eier aus.

Nun aber kommt eine ſehr merkwürdige Sache. Zur Zeit nämlich, wenn die Eier zum Ausſchlüpfen gediehen ſind, ſcharrt das alte Tier die Grube wieder auf, den Jungen den Weg an das belebende Licht des Tages zu ebnen, und durchaus rätſelhaft erſchien es bisher, wie es möglich wäre, daß das Muttertier wiſſe, die Jungen ſeien hinreichend entwickelt und die Stunde des Ausſchlüpfens gekommen. In der That erſchien das wunderbar und unerklärlich.

Herr Voeltzkow hat dies Rätſel nun in einfacher und doch überraſchender Weiſe durch Beobachtung gelöſt. In ſeinem Arbeitszimmer hatte er nämlich mehrere mit Sand gefüllte Kiſten, darin Krokodileier lagen, an denen das Ausſchlüpfen der Jungen unterſucht werden ſollte. Eines Tages hörte er in einer dieſer Kiſten Töne laut werden und glaubte, es ſei ein Krokodilchen ausgekrochen, das im Sande erſtickend nach Hilfe jammere. Beim Nachgraben ergab ſich jedoch, daß die Töne aus den unverſehrten Eiern kamen. Man konnte die Laute auf kleine Entfernungen gut vernehmen und ſie auch wiederholt hervorrufen, wenn man mit ſtarken Schritten vorbei ging, an die Kiſte klovfte oder die Eier ſonſt in irgend einer Weiſe erſchütterte. Da nun das Muttertier auf dem Neſte ſchläft, geht und kommt, ſo ſpüren die Jungen im Ei die Bewegungen und rufen die Mutter. Dieſe ſcharrt dann den Sand aus der Grube, und nach einiger Zeit ſprengen die lebensfähigen Jungen die Lederhaut des Eies.

Zu bemerken iſt, daß die Jungen aus dem Ei rufen, wenn ſie Erſchütterung verſpüren, alſo vermeinen, die Mutter ſei jetzt eben gekommen oder rege ſich auf dem Neſte. Sie, die noch im Werden begriffen ſind, ohne Erfahrung, ohne etwas von dem Draußen zu wiſſen, fühlen, daß außerhalb ihrer eihautumſchloſſenen Welt ein anderes lebt, das ihnen wert iſt, das ihnen helfen wird. Und dies iſt die Mutter.

Wieviel des Leſenswerten, des Nachdenken Erweckenden enthält doch das unerſchöpfliche Buch der Natur!

St.

Am Familientiſch.

Über ſchwankenden Grund.

Aus den feuchten, ſumpfigen Wieſengebreiten
Blüht jetzt der Frühling, leuchtend und bunt. —
Wir wollen recht leicht und leiſe ſchreiten
Über den ſchwankenden Grund.

Es geht ſich gar gut mit ſo flüchtigen Tritten!
Erinnrung iſt auch nur ein blühender See,
Da ſinken wir auch bei zu heftigen Schritten
Tief in vergeſſenes Weh.

An der Fläche nur ſchimmern die Seligkeiten,
Nur oben leuchtet es, lachend und bunt. —
Wir wollen recht leicht und leiſe ſchreiten
Über den ſchwankenden Grund!

Frida Schanz.

Zu unſeren Bildern.

„Am Nordſeeſtrand“ iſt ein neues Gemälde des bekannten Münchener Landſchaftsmalers Peter Paul Müller, der mit dieſem, durch Stimmung und charakteriſtiſche Auffaſſung gleich ausgezeichneten Bilde ein ſeinem Schaffen bisher fremdes Gebiet betrat. Der Künſtler, welcher ſeine Ausbildung in Weimar begann und in München vollendete, lenkte zuerſt durch farbenprächtige, auf ſorgfältigen Lokalſtudien beruhende Orientbilder die Aufmerkſamkeit auf ſich, wandte ſich aber bald ganz der Landſchaftsmalerei im engeren Sinne zu und errang ſich vor zwei Jahren in München die goldene Medaille für einen köſtlichen „Buchenwald im Herbſt.“ In dem Bilde „Am Nordſeeſtrand“ zeigt er ſich zum erſtenmal als ein Maler, der nicht nur die Schönheit der lieben Gottesnatur wiederzugeben verſteht, ſondern der auch markige, lebenswahre Geſtalten zu ſchaffen vermag. Das Gemälde hat auf der augenblicklichen Berliner Kunſtausſtellung allgemein gefallen.

Als ein höchſt anmutiges Einſchaltbild geben wir Fröſchls „Nichts für dich.“ Papa Storch iſt augenſcheinlich auf Irrpfade geraten und wird ſich hoffentlich ſchleunigſt an die eigentliche Stätte ſeiner erfolgreichen Thätigkeit, den großen Teich, zurückbegeben. Wie nur der kluge Herr Gevatter auch ein Püppchen mit einem lebendigen Menſchenkinde verwechſeln kann?! Mit dem amüſanten Bildchen bewährt ſich Karl Fröſchl wieder einmal als einer der ſinnigſten und originellſten derjenigen unſerer Künſtler, welche ihre Sujets aus dem ſo überaus dankbaren Kinderleben zu ſchöpfen pflegen.

„Jeſus meine Zuverſicht!“

Früher galt die Gemahlin des Großen Kurfürſten, Luiſe Henriette, allgemein als die Dichterin unſeres ergreifenden Kirchenliedes „Jeſus meine Zuverſicht!“ Dieſe Annahme ſtützte ſich lediglich auf ein paar Stellen in der Vorrede zum Berliner Geſangbuch vom Jahre 1653, in welchen mehrere Lieder, unter ihnen das erwähnte, der Kurfürſtin „eigene Lieder“ genannt werden, Lieder, in denen ſie ihr „chriſtliches Gemüt der ganzen Welt kundgemacht“ habe. Später hat man gegen dieſe Autorſchaft geltend gemacht, daß die Kurfürſtin als geborene Niederländerin zwar das Deutſche verſtanden, auch wohl zur Not geſchrieben, unmöglich aber eine ſolche Kenntnis desſelben beſeſſen haben könne, wie ſie die Dichtung jener in der fließenden Sprache ihrer Zeit abgefaßten Lieder vorausſetzt. Der Briefſtil der Kurfürſtin zeigt eine ziemlich mangelhafte Beherrſchung der deutſchen Sprache, und noch im Jahre 1666 ſcherzt ihr Sohn, der elfjährige Kurprinz, in einem Briefe an ſeine Mutter, indem er ſich als Lehrer für die hochdeutſche Sprache und Schrift anbietet. Weiterhin ſpricht gegen die Autorſchaft der Kurfürſtin als Dichterin des ihr zugeſchriebenen Liedes der Umſtand, daß in keiner der vielen bald nach ihrem Tode zu ihrem Gedächtnis verfaßten Schriften auch nur mit einer Silbe der Abfaſſung jenes Liedes durch die Verſtorbene gedacht wird. Neuerdings nun weiſt Karl Biltz in ſeinen „Neuen Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur“ (Berlin, J. A. Stargardt) nach, daß es eine allgemeine Sitte im XVI. und XVII. Jahrhundert war, Kirchenlieder, die als Lieblingslieder eines Fürſten bekannt waren, in den Geſangbüchern als Lieder des Fürſten X. X. zu bezeichnen. Die ſpätere Zeit verſtand dieſen Ausdruck anders, als er gemeint war, und ſo wurde u. a. der wilde Margraf Albrecht Achilles zum Verfaſſer des Liedes „Was mein Gott will, geſcheh' allzeit,“ und ſo auch die Kurfürſtin Luiſe Henriette zur Dichterin gemacht.

Volkszunahme in Preußen.

Das preußiſche ſtatiſtiſche Büreau hat in einem kürzlich erſchienenen Hefte die vorläufigen Ergebniſſe der Volkszählung vom 1./12. 1890 veröffentlicht. Danach hat die Bevölkerung in Preußen ſeit 1867, alſo ſeitdem das Staatsgebiet ſeine jetzige Ausdehnung erreicht hatte, um nahezu 25 Prozent zugenommen, und zwar in den letzten fünf Jahren am ſtärkſten. In dieſen fünf Jahren hat Berlin einen Zuwachs von 20 Proz. gehabt (jetzt 1 579 244 Einwohner); von den Provinzen den ſtärkſten Weſtfalen mit mehr als 10, Brandenburg mit 8 1/2 und Rheinland mit faſt 8 1/2 Proz. Schwächer war die Zunahme in den öſtlichen Provinzen, Oſtpreußen hat ſogar eine geringe Abnahme erlitten. Der Grund hierfür liegt einmal in der verhältnismäßig ſtarken Auswanderung aus den öſtlichen Landesteilen, hauptſächlich aber in den von jeder geſetzlichen Beſchränkung befreiten inneren Wanderungen der Bevölkerung, welche beharrlich von Oſten nach Weſten und vom platten Lande nach den größeren Städten, insbeſondere nach Berlin und deſſen nächſter Umgebung zieht. So iſt Charlottenburg ſeit 1885 von 42 371 auf 76 873 Einwohner, d. h. über 81 Proz. angewachſen. Zu den zwölf Städten mit über 100 000 Bewohnern, welche die Zählung von 1885 in Preußen ergab, ſind vier dazu gekommen: Stettin, Krefeld, Aachen und Halle, von denen namentlich die letztgenannte einen ganz erheblichen Zuwachs (von 81 982 auf 101 401) aufzuweiſen hat.

Kirche und Schule.

Zur Schulreform. Die Königliche Regierung zu Hannover iſt unſeres Wiſſens die erſte, welche ſich veranlaßt geſehen hat, für den Bereich der ihr unterſtellten Volksſchulen die Reformen des religiöſen und geſchichtlichen Unterrichts anzuordnen, welche der Kaiſer angeregt hat. Was den Geſchichtsunterricht anlangt, ſo beſtimmt der Erlaß der hannoverſchen Regierung u. a., daß derſelbe jedenfalls bis zum Regierungsantritt Kaiſer Wilhelms II fortzuſetzen, und daß auf der Oberſtufe beſonders die Verdienſte der preußiſchen Herrſcher um das Volkswohl hervorzuheben ſind.

Landwirtſchaftliches Reiſeſtipendium. Der preußiſche Miniſter für Landwirtſchaft hat für die landwirtſchaftliche Hochſchule in Berlin ein Reiſeſtipendium von 1500 Mark geſtiftet, welches einem Studierenden dieſer Hochſchule verliehen werden ſoll. Dem Stipendiaten wird jedesmal ein beſonderes Reiſeziel vorgeſchrieben, ſowie das Studium beſtimmter landwirtſchaftlicher Verhältniſſe zur Aufgabe geſtellt werden.

Schiffsbau.

Der japaniſche Lack, deſſen wunderbare Eigenſchaften genugſam bekannt ſind, hat eine neue Anwendung gefunden. Die japaniſche Regierung ließ vor einigen Jahren ihre Kriegsſchiffe mit dieſem Lack ſtreichen, und dieſer Anſtrich hat ſich glänzend bewährt. Es ſtellte ſich heraus, daß derſelbe auf Eiſen ſo feſt haftet, daß eine Entfernung nur durch ſehr mühſames Abſchaben gelingt. Sollten fernere Verſuche die Richtigkeit dieſer Angabe darthun, ſo wäre der langgeſuchte Schutz eiſerner Schiffe vor den Wirkungen des Seewaſſers gefunden.

Himmelskunde.

Eine Vereinigung von Freunden der Aſtronomie und kosmiſchen Phyſik hat ſich auf Anregung des Direktors der Berliner Sternwarte, Profeſſor Foerſter, in Berlin gebildet. Als Mitglieder ſind beſonders die Beſitzer größerer und kleinerer Fernrohre erwünſcht, nicht nur Fachmänner, ſondern auch gebildete Laien.

Hauswirtſchaftliches.

Um durch Alter vergilbte Elfenbeinkunſtwerke zu bleichen, feuchtet man ſie mit Waſſer an und ſetzt ſie unter Glasglocken der längere Einwirkung des Sonnenlichts aus.

Die Güte eines Spiegels kann man mittelſt eines einfachen Verfahrens beurteilen, indem man an denſelben loſe ein weißes Taſchentuch hält. Erſcheint dieſes im Bilde rein weiß, ſo iſt das Glas waſſerhell; man wird aber häufig finden, daß das Taſchentuch grünlich, rötlich, gelblich u. ſ. w. erſcheint. Derartige Gläſer ſind nicht gut.

Naturkunde.

Oſtender Auſtern ſtehen allenthalben in beſonders gutem Ruf. Thatſächlich gibt es aber in und bei Oſtende gar keine Auſternbänke, wohl aber große Aufbewahrungsbecken, in welchen die meiſt aus Frankreich und England bezogenen Schaltiere einige Zeit vor der weiteren Verſendung gepflegt werden.

Rosa centifolia und alba.

Wo iſt unſere alte Centifolie hin? Man ſieht ſie nur hier und da noch in Bauergärten, ſonſt iſt ſie verdrängt worden durch die hochſtämmigen Veredelungen und die unzähligen neuen Arten, zu denen jedes Jahr noch mehr hinzukommen. Unter dieſen neuen Arten befinden ſich viele mit wunderſchönen Blumen, und doch — und doch ſchöner als die alte Centifolie iſt keine. An Farbe, an Geſtalt, an Duft, an anmutiger Haltung iſt und bleibt ſie unübertroffen. In der Vornehmheit ihres Reizes ſteht ſie unerreicht da. Es kommt hinzu ihr ſchön geſtaltetes Laub, das auch einen eigentümlichen Wohlgeruch hat.

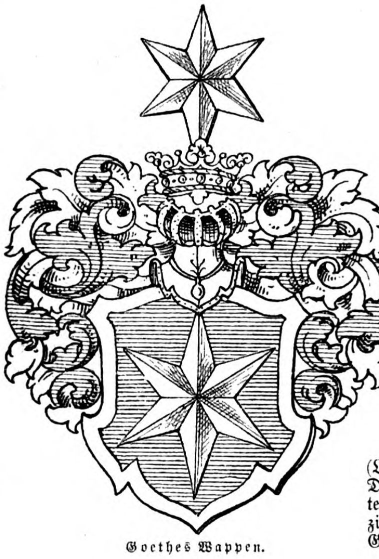
Wenn ich an die Centifolie und die anderen neueren Roſen denke, fallen mir die Verſe ein aus dem Märchen:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier,
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den ſieben Zwergen
Iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr.“

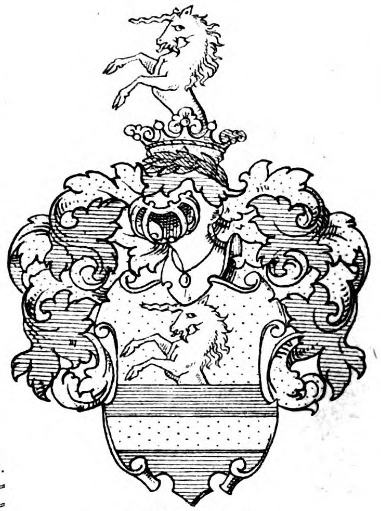
Im übrigen paßt der Name Schneewittchen mehr auf eine weiße Roſe, die gewöhnliche Rosa alba, die auch ſelten in unſeren Gärten geworden iſt. Wenn ſie nicht ganz aufgeblüht iſt, pflegt ſie nicht vollſtändig gefüllt zu erſcheinen, ſondern man ſieht gewöhnlich in der Mitte der Blume eine Anzahl von Staubgefäßen. Als Knoſpe aber und halberblüht iſt ſie eine unſerer reizendſten Roſen. J. Tr.

Zwei Wappen.

Einer Anfrage aus unſerem Leſerkreiſe folgend, bringen wir heute die Wappen Schillers und Goethes in heraldiſch richtiger Wiedergabe. Goethe wurde 1782 auf die Anregung des Herzogs Karl Auguſt von Weimar vom Kaiſer Joſeph II geadelt und erhielt im Wappen einen ſilbernen Stern in blauem Felde; über den gekrönten Helm ragt ein zweiter Stern empor. Die Erhebung Schillers in den Adelſtand erfolgte, ebenfalls auf des Herzogs Wunſch, im Jahre 1802. Das Wappen zeigt im oberen goldenen Teil des Schildes ein wachſendes ſilbernes Einhorn, im unteren blauen einen goldenen Querbalken; der Helm iſt mit einem natürlichen Lorbeerkranz umwunden, aus welchem ein zweites Einhorn hervorwächſt.



Goethes Wappen.



Schillers Wappen.

Buchhandel.

Das Komitee für die Errichtung eines Denkmals J. V. von Scheffels errichtet in Heidelberg ein Scheffel-Archiv und bittet um Einſendung eigenhändiger Schriftſtücke von Scheffel und anderer geeigneter Schriften.

Das Bibliographiſche Inſtitut in Leipzig gab ſein Erſtes Jahres-Supplement zu Meyers Konverſationslexikon heraus (Preis in Halbfranz gebunden 10 Mark). Der Band bietet eine Jahresrevue von eigenartigem Werte.

Das Buch von den preußiſchen Königen von D. B. Rogge, Hofprediger in Potsdam und teurem Mitarbeiter unſeres Blattes, wurde kürzlich vom Königl. preußiſchen Kultusminiſterium den höheren Lehranſtalten der Monarchie empfohlen.

Das Leben des verſtorbenen Miſſionars Alex. M. Mackay, geſchildert von ſeiner Schweſter, erſchien kürzlich in deutſcher Überſetzung (Leipzig, Hinrichsſche Buchhandlung, 5 Mk.). Das vortreffliche Buch gewinnt beſonderes Intereſſe durch ein ſich auf perſönlichen Beziehungen aufbauendes Vorwort des Herrn Generalſuperintendenten Dr. W. Baur.

Wiſſenſchaft.

Die Philoſophiſche Geſellſchaft zu Berlin eröffnet ein Preisausſchreiben über das Thema: „Das Verhältnis der Philoſophie zu der empiriſchen Wiſſenſchaft von der Natur.“ Die Bewerbungsſchriften (Preis 1000 Mark) ſind bis 1./4. 93 einzureichen.

Totenſchau.

Ferdinand Gregorovius erlag am 1. Mai zu München einem ſchweren, langdauernden Leiden. Am 19. Januar 1821 zu Neidenburg in Oſtpreußen geboren, ſtudierte Gregorovius zuerſt Theologie, ſpäter trieb ihn ſeine Neigung zu poetiſchen und hiſtoriſchen Studien. Die bedeutendſte ſeiner Jugendarbeiten iſt die Schrift „Goethes Wilhelm Meiſter in ſeinen ſozialiſtiſchen Elementen.“ In dieſelbe Zeit fällt auch die Tragödie „Der Tod des Tiberius“ und die „Geſchichte des römiſchen Kaiſers Hadrian.“ Im Jahre 1852 begab er ſich nach Italien, wo er mit wenigen Unterbrechungen bis 1880 verweilte. Hier entſtanden ſeine Hauptwerke: „Die Wanderjahre in Italien,“ das Epos „Euphorion“ und ſeine berühmte „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter.“ Im Jahre 1889 erſchien die „Geſchichte der Stadt Athen im Mittelalter.“ Mit Gregorovius ſchied einer der würdigſten Vertreter deutſcher Geſchichtsforſchung.

Kleine Zeitung.

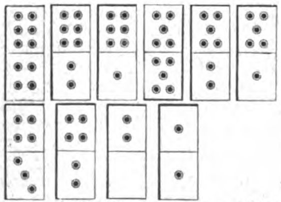
Das erſte Grabmal Andreas Hofers zu Mantua (die ſterblichen Reſte des Helden ſind bekanntlich 1832 nach Innsbruck gebracht) befand ſich bisher im Zuſtand bedauernswürdiger Vernachläſſigung, ſelbſt der ſchlichte Grabſtein war verſtümmelt worden. Auf die Anregung des Kronprinz Rudolf-Veteranenvereins hat die italieniſche Regierung das Denkmal nunmehr in würdigſter Weiſe reſtaurieren laſſen.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine mit zuſammen 54 Augen bleiben verdeckt im Talon.

A hat:



A ſetzt Zwei-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der achten Runde mit Blank-Zwei an Blank ſperrt. B muß bei der dritten, vierten und fünften Runde paſſen und behält ſechs Steine mit 21 Augen übrig.

Die zwölf Steine der Partie haben 84 Augen. Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt A übrig? Welche Steine ſetzte B?

1. Rätſel.

Weißt du, wie es ſich läßt erreichen,
Daß ein bekannter deutſcher Fluß,
Verändert man das fünfte Zeichen,
Zum fränkſchen Staatsmann werden muß?

Fr. St.

2. Verwandlungsaufgabe.

1. Schwur
2. Windung
3. Heller
4. Lid
5. Paris
6. Tücke
7. Boden
8. Grau
9. Gera
10. Schiefer
11. Band
12. Becken
13. Altai
14. Hinrichtung
15. Sonne
16. Weite
17. Braun
18. Sold
19. Faſchine
20. Reiter
21. Henne
22. Ziemer
23. Pan
24. Leſer
25. Arier
26. Colon
27. Hegel
28. Verwendung
29. Zaun

Jedes dieſer Wörter ſoll dadurch in ein neues Wort verwandelt werden, daß man an irgend einer Stelle einen Buchſtaben ſtreicht und durch einen der Buchſtaben a a a c d d e e f g g h i m m m n n n n o ſ ſ t t t t u u erſetzt. Lieſt man die geſtrichenen und dann die dafür eingeſetzten Buchſtaben (letztere in umgekehrter Reihenfolge) in richtiger Weiſe, ſo ergeben ſie einen Sinnſpruch.

3. Rätſel.

Ich reize zum Lachen als luſtiger Scherz,
Doch wer mich bekommt, der beklagt es mit Schmerz,
Und ſtellt man das mittelſte Zeichen mir um,
So tritt man auf mir mit den Füßen herum.

C. L.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 37.

Bilderrätſel.

Dampfdruckreduzierventilabſperrvorrichtung.

1. Rätſel. Diva — David.

2. Dreiſilbige Scharade. Römerzug.

3. Rätſel. Ablaß, Blaß, Laß, Aß.

4. Anagramm-Kleeblatt.

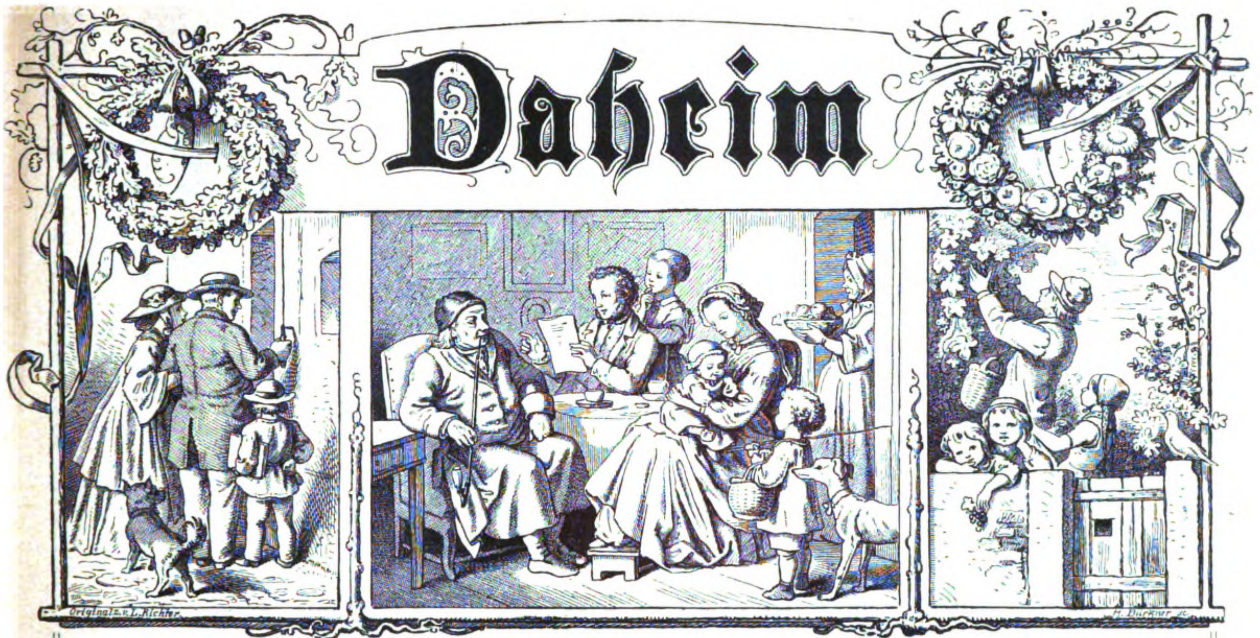
Daheim.

1. Emin, Mine
2. Anio, Jonas
3. Hand, Dahn.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Die „Buben-Brigade.“ Von Prof. Henry Drummond. — Zwei- oder dreijährige Dienſtzeit. — Gepreßt und geworben. Erzählung von Philipp Knieſt. Fortſ. — Das Maifeſt der Berliner Künſtler. Von Hanns von Spielberg. Mit fünf Illuſtrationen von C. Röchling. — Aus der Kinderſtube des Krokodils. — Am Familientiſch. Über ſchwankenden Grund. Gedicht von Frida Schanz. — Zu unſeren Bildern: Am Nordſeeſtrand von Peter Paul Müller, und „Nichts für dich!“ von C. Fröſchl. — „Jeſus meine Zuverſicht!“ — Volkszunahme in Preußen. — Kirche und Schule. — Schiffsbau. — Himmelskunde. — Hauswirtſchaftliches. — Naturkunde. — Rosa centifolia und alba. — Buchhandel. — Zwei Wappen. Mit zwei Illuſtrationen. — Wiſſenſchaft. — Totenſchau. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Juni 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 39.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Liebes Kind, wohin wollen Sie mit Ihren Gedanken?“ fragte der alte Herr ganz erſtaunt.

„Und nun ſehen Sie, Herr Major, da unter den Aufrufen, da ſteht, daß ich mich melden ſoll.“

Sie zeigte mit dem Finger auf eine gerichtliche Vorladung. In Stralſund war ein Otto von Palis geſtorben. Seine Erben waren aufgezählt, und ein letzter, Harald von Palis oder deſſen geſetzliche Erben wurden aufgefordert, ſich zu melden, um den ihm oder ihnen zufallenden Erbanteil in Empfang zu nehmen.

Der Major las anfangs verſtändnislos — als ſie aber dazwiſchen hinein leiſe ſagte: „Mein Mann iſt tot, er war dieſer Harald von Palis!“ da ließ er keinerlei Erſtaunen merken.

Daß dieſe Frau eine andere war als ſie ſchien, hatte er ja immer gewußt.

„Lebten Sie mit Ihrem Gemahl in Gütergemeinſchaft?“ fragte er ganz ſachlich. Er wagte nicht einmal, ſie recht anzuſehen, daß ſie nicht meinen möchte, eine rohe Neugier leite ihn.

„Ja, Herr Major!“

„Ich ſetze voraus, Sie haben die nötigen Papiere?“

„Sie liegen bei dem Notar Forſtenraut in Karlsruhe. Ich habe einen Empfangsſchein darüber.“

„Können Sie mir denſelben geben, ſo will ich ſofort an den Notar ſchreiben. Kennen Sie ihn perſönlich?“

„Ja, Herr Major, er war ein Freund meines Mannes.“

„Dann ſchlage ich vor, daß Sie ihn beauftragen, die Erbſchaft für Sie zu erheben!“

„Ach ja! Das wird wohl das Rechte ſein.“

Der Major ſchwieg; er war doch völlig verblüfft. Tauſend Fragen ſtiegen in ihm auf, Zweifel, der alte Gedanke: „Sie hat Schweres zu büßen gehabt!“ — und weil er nichts davon in ſich zur Geltung kommen laſſen wollte, denn: „Ich kenne ſie, ſie iſt ein braves Weib!“ ſo fühlte er ſich in einer hilfloſen Verwirrung und ſah ganz danach aus.

„Mein armer Mann ſtarb am Fieber in Rom; er war bei dem archäologiſchen Inſtitut dort angeſtellt; unſere Ehe hat kaum vier Jahre gedauert,“ erzählte ſie leiſe, als habe ſie ſelbſt das Bedürfnis, ſich auszuſprechen.

„Hatten Sie ihn aus Liebe geheiratet, Frau Beate?“

„Ja, ach ja, und gegen den Willen meines Großvaters, gegen ſein ſtrenges Verbot! Ich ging mit meinem Verlobten, dem Großvater heimlich davon, Herr Major, das iſt die eine Sünde meines Lebens, aus der all mein Unglück entſtand.“

„Und dieſer Mann verließ — betrog Sie?“ fragte er wieder, immer noch ganz verwirrt, daß ſie, die ſo lange geſchwiegen, auf einmal ſo offen von ſich ſprach.

„Mein Mann — mich verlaſſen? O, Herr Major, nie hat ein Mann ſein Weib grenzenloſer, treuer geliebt!“

„Sie Unglückliche! Und ſo bald wurden Sie Witwe?“

„Nach vier kurzen, glücklichen Jahren! Und als ich dann mit meinem Kinde —“

Er ſah auf, ſie ſprach wie erſtickt; aber ſie nahm ſich zuſammen.

„Der Knabe, Harald, wie ſein Vater hieß er, war unſer Stolz, unſere Seligkeit!“

„Fahren Sie fort, Frau Beate. Der Großvater? Sie gingen zu ihm?“

„Ja, denn ich hatte keine Subſiſtenzmittel! Mein Vermögen, welches er mir auszahlen ließ, hatten wir verbraucht, wie junge, gedankenloſe Thoren. Wer hätte auch an Sterben gedacht?“

„Und der alte Mann?“

„Ich habe auf den Knieen vor ihm gebettelt, zweimal, er ſolle mich und das Kind doch bei ſich behalten. Er aber war von jeher ein harter, verbitterter Mann, dem ich von Anfang an eine Laſt war. Meine Eltern ſtarben früh, und ich war trotzig und unerzogen und von ganz anderer Art, als er; wie Feuer und Waſſer paßten wir zu einander.“

„Und er weigerte ſich?“

„Er warf mich buchſtäblich aus der Thür, wie ſehr mein kleiner Harald auch ſchrie vor Entſetzen und Angſt um ſeine Mama.“

„Aber Ihre Freunde? Ihre Verwandten?“

„Verwandten? Ich war ein ſtolzes, eigenwilliges Geſchöpf; ſie hatten mich niemals leiden können, und ich ſie auch nicht; als ich damals mit meinem Mann entfloh, da war ihr Stolz für ewig beleidigt. Was half es uns, daß wir ihnen unſere Vermählung anzeigten, ich blieb in ihren Augen das, wofür ſie mich hielten, ein leichtſinniges Mädchen.“

„Aber —“

„Ich hätte mich demütigen ſollen! Gewiß! Mein Kind war mehr wert, als mein hochmütiger Stolz! Ich that es nicht, ich hatte ſo wenig richtige Einſicht damals. Und dann wohnte neben uns ein alter Arzt, ein guter, kluger und wohlwollender Herr. Er liebte mich väterlich, aus des Großvaters Hauſe war ich mit meinem verkümmerten Herzen oft zu ihm geflüchtet. Meine heimliche Abreiſe hatte auch ihn tief gekränkt, dennoch ging ich zuerſt zu ihm, und er nahm die Heimkehrende wie ein liebender Vater auf. Er ſuchte mich mit dem Großvater zu verſöhnen, hatte eine heftige Szene mit ihm, die ihn ſehr erregte, und am anderen Morgen lag er tot im Bette. Seine Verwandten eilten herbei. Sie ſahen mich mißtrauiſch an, als fürchteten ſie für ihr Erbe, und ich in meinem Dünkel ſagte mir: „Ich werde mein Kind ſchon durchbringen, ich werde arbeiten!“ Aber fort, wieder fort aus dem grauen Norden! Wir hatten ja ſo viele Freunde in Rom. Sie würden mir helfen, dacht' ich und floh zum zweitenmal aus der Stadt.

„Ein Freund meines Mannes, jener Notar in Karlsruhe, traf mich zufällig auf meiner Rückreiſe nach Italien; er warnte mich, er ſchlug mir vor, in Karlsruhe zu bleiben, er that alles, was er konnte, mich von dem Schritte zurück zu halten, den ich für ſo natürlich anſah. Vergebens! Ich war meiner ſelbſt eben zu gewiß und ach, ich kannte mich ſo wenig!

„Laſſen Sie mich nicht erzählen, wie ich innerhalb einiger Monate enttäuſcht wurde, welche furchtbaren Blicke ich in die Herzen jener Menſchen that, auf die ich ſo feſt gebaut hatte. Ich war ſo jung — das iſt —“

„Sie waren zu jung,“ ſagte ernſt der Major, „und zu ſchön, ich kann mir alles denken. Und der rohe Egoismus trat unverhüllt vor ſie hin!“

Sie nickte.

„Empört, angewidert floh ich von Rom; in dem kleinen Nervi ließ ich mich nieder, das Fieber in allen Adern. Ich genas, meine Mittel waren aber ſchon ſo zuſammengeſchmolzen, daß ich arbeiten mußte, wenn ich mit dem Kinde leben wollte. Aber was thun? Ich wollte alles, aber was konnte ich? Nichts — nichts!

„Mit dieſer Einſicht kam die Mutloſigkeit. Ich ſchrieb meinem Großvater, demütig, ganz demütig; ich bat ihn um Geld. Mein Brief kam uneröffnet zurück. Inzwiſchen verkaufte ich längſt, was ich an Koſtbarkeiten beſaß; ich verſtand auch nicht, mich einzurichten, jeden Menſchen meines Standes floh ich beſchämt. Ich wohnte bei einer ganz armen Frau, mein Kind ſelbſt konnte ich nicht ſo pflegen, wie ich wünſchte. Energielos, wie gelähmt, brütete ich über meinem Unglück, ohne Kraft, mich zu irgend einem Entſchluß aufzuraffen. Da erfaßte mich der Typhus.“

„Und dann?“ fragte erregt der alte Major.

„Ich lag ſehr krank, aber zuweilen hatte ich noch ſoviel Beſinnung, mir zu ſagen, was ſoll aus dem Kinde werden, wenn du ſtirbſt? Dann kam eine lange Zeit der Bewußtloſigkeit, und als ich endlich genas und die Frau wieder erkannte, bei der ich wohnte und die mich treulich pflegte, als ich ſie dann nach meinem Kinde, nach meinem Harald fragte, da — Sie werden es nicht begreifen, Herr Major! — aber ich allein bin die Schuldige, ich erinnerte mich ſpäter nur zu wohl an die Einzelheiten.“

„Was war es denn? Sprechen Sie weiter.“

„Es iſt ein Herr an mein Bett geholt worden, ein Deutſcher, deſſen Verwandte dort auch am Typhus geſtorben waren, Mutter und Sohn, und ich habe ihn gebeten, ſich Haralds anzunehmen. Dann hat er mich überredet, er könne nicht bleiben, ich ſolle ihm das Kind mitgeben und in Frieden ſterben, er werde es wie ein eigenes Kind halten! Totkrank, ſterbend habe ich beruhigt die Augen geſchloſſen, als er das Kind mit ſich nahm.“

„Und ſein Name?“

„Niemand kannte ihn!“

„Aber der Name jener Dame, die geſtorben war?“

„Sie müßten die gleichgültigen, ſchlichten Leute dort kennen. Sie wußten nichts. Aber als mein Jammern und Flehen ſie alle aufregte, da kam eine Nonne und führte mich nach dem kleinen Kirchhof, dort ſollte ich den Namen finden. Und als ich, todesmatt noch, an den Stein, eine große, weiße Marmortafel, heranſchwanke, ſteht groß und golden darauf meines Kindes Name: Harald von Palis.“

„Herr Gott! Tot?“ rief der Major.

„Nein, nein, nicht tot! Alle dieſe armen Leute beſchworen, mein Kind lebe, jenes andere Kind, das Kind der toten Dame ſei geſtorben und begraben, nicht mein Harald.“

Der alte Herr ſprang auf und rannte in der Stube auf und ab.

„Liebe Frau Beate, das iſt ja Unſinn! Verzeihung! Das iſt ja eine Fieberphantaſie!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „So, genau ſo ſagte mein Karlsruher Freund, ſo ſeine gute Frau, genau dasſelbe!“

„So gingen Sie alſo dahin?“

„O, noch lange nicht! Meine Krankheit kehrte zurück, das Geld, das jener Fremde, der mir mein Kind ſtahl, zu meiner Pflege dagelaſſen, war verbraucht, ſo ſagte meine Wirtin wenigſtens, und ich wurde in das Kloſter, eine Art Hoſpital, gebracht. Als ich dann nach langer Zeit genas, kannte ich mich ſelbſt nicht mehr. Die Nonnen waren barmherzig. Sie gaben mir Reiſegeld bis Karlsruhe.“

„Gott ſei Dank! Aber dann, Frau Beate? Wie kamen Sie zu uns?

„Ich war völlig gebrochen. Meine beſtändige Idee, das Kind zu ſuchen, wurde zu einer Art Wahnſinn. Die guten Menſchen ſorgten wie Geſchwiſter für mich, aber ich hatte nicht Ruhe, nicht Raſt! Ein nochmaliger Verſuch meiner Freunde, den Großvater zu verſöhnen, geſchah ohne mein Wiſſen und hatte keinen beſſeren Erfolg als die anderen. So beſtimmten ſie mich denn in unendlicher Güte und Geduld, den Verſuch zu machen, mir einen Wirkungskreis zu ſchaffen; ſie halfen mir treulich, aber ich brachte es zu nichts, ich war völlig beherrſcht von dem, was ſie eine ‚Folge des Typhus‘ nannten. Mehrere Jahre quälten ſie ſich in unſäglicher Geduld mit mir, da waren meine Kräfte völlig aufgebraucht, und ich mußte abermals in das Krankenhaus auf lange, lange Zeit. Dort lernte ich endlich bei den Schweſtern Ergebung; ich war ihnen dankbar, daß ſie mich Hilfe leiſten ließen bei der Pflege, ſo lernte ich auch dieſe, und als ich dann nicht Nonne werden konnte und ſie mich endlich entlaſſen mußten, weil ich nicht konvertieren mochte, da habe ich mir geſagt: ‚Jetzt gehe heim, und wo ein Kranker liegt ohne Pflege, da bleib, da ſoll es ſein, als ob Gott dich zu ihm geführt.‘ So bin ich hier geblieben.“

„Welch furchtbares Schickſal! Welche Buße für Ihre Schuld!“ grollte der Major.

Frau Beate lag lange ſtill; es war dämmerig in dem ſtillen Zimmer, und nur das Feuer im Ofen warf einen Schimmer auf die nächſte Umgebung. Sie fühlte ſich im höchſten Grade erſchöpft.

Der Major ſtapfte murrend und ſcheltend in der Stube hin und her. Endlich ſagte er zornig: „Ich wünſchte, Sie hätten mir nichts geſagt.“

„Doch! Sie mußten es wiſſen, damit Sie mir nichts Übleres zutrauten. Harald von Palis Weib ſoll als eine Ehrenfrau ſeinen Namen wieder tragen. Die ‚Frau Beate‘ hatte keines Menſchen Ehre zu berückſichtigen.“

„Ja, das iſt nun auch wieder ſo ein Stückchen Weiberphiloſophie und Weiberlogik!“ polterte der Major. „Glauben Sie denn, liebes Kind, daß Ihr Gatte es gebilligt hätte, wie Sie Ihr Leben zerſtört haben?“ Dabei zündete er die Lampe an, deren milder Schein auf ſein gutes Geſicht fiel und verriet, daß ſeine Wangen und ſein Bart feucht waren von zwei Thränen, deren er ſich trotzig ſchämte.

„Wenn er heute dort an Ihrer Stelle ſtände, lieber Major, ſo würde er hoffentlich ſagen: ‚Viktoria, du haſt gebüßt und geſühnt.‘“

„Bravo, meine liebe Frau! Zum erſtenmal, daß es mir gefällt, mir widerſprechen zu hören! Sie heißen alſo Viktoria?“ Er wollte einen leichteren Ton anſchlagen.

„Viktoria von Prandtner!“ hauchte ſie.

„Wie? Das iſt ja um den Schlag zu kriegen! Sie wären? Nein, da hört ja die Weltgeſchichte auf! Eine Verwandte? Und woher ſtammen Sie denn?“

„Ich kann — nicht mehr! Ich — bitte!“

Er ſtürzte nach der Portweinflaſche und gab ihr zu trinken. Dann ſchlich er auf den Fußſpitzen hinaus, denn er ſah, daß ihre Lippen das Wort „Erholung!“ tonlos bildeten.

Ruhe! Schlaf! Stille! Das war es, was ſie brauchte.

Über den Vorplatz ſchlich er in die Küche.

„Liſe, Lene, keinen Laut! keinen Ton! Frau Beate iſt ſehr angegriffen!“ wiſperte er.

„Ich wollte, ich würde auch krank! Dann machten Sie mit mir aber wohl nicht ſo viel Umſtände, Herr Major?“ wiſperte Frau Liſe pikiert zurück.

„So? Vergeſſen wohl ganz, wie Sie die Grippe hatten?“ brummte er beleidigt.

Sie bereute, denn er hatte ſie wirklich damals ebenſo freundlich gepflegt, obwohl ſie nicht einmal bettlägerig war.

Möglichſt lautlos huſchte ſie, um ihm ſein Abendbrot zu bringen, durch den Vorplatz nach ſeiner Stube, und Frau Liſe war ſehr froh, daß ſie einmal einen ganzen Abend auf ihren Herrn Major einſchwätzen konnte, ohne daß er ſie „eine alte Klappermühle“ nannte; er war heute merkwürdig ſanft und tief in Gedanken.

— — —

„Proſit Neujahr, Nico!“ rief am anderen Morgen der Major; der Aſſeſſor ritt eben wie ein Schneemann ganz mit Flocken bedeckt auf den Hof!

„Proſit, Herr Major! Gratuliere beſtens!“

„Komm herein, mein Junge! Schönes Neujahrswetter! Habe wieder Zipperlein! Kannſt du nicht zu Tiſch bleiben? Wäre mir lieb!“

Unterdes trat ſchon der Knecht aus dem Stalle und nahm das Pferd in Empfang.

„Sei im Hauſe ein bißchen ſacht, Nico, Frau Beate braucht's!“ flüſterte jetzt der Major, dem es zu ſpät einfiel, daß Frau Liſe ſeine Stimme ſchon oft „die Trompete von Jericho“ genannt hatte.

Gleich darauf trat der Aſſeſſor bei ihm ein. Sie gaben ſich die Hand und gratulierten ſich gegenſeitig zum neuen Jahre.

„Pah!“ ſagte der Major, „es iſt 'ne Lumpenwelt! Meinſt du, daß es ein Spaß iſt für einen alten Kerl, Neujahr zu feiern? Immer eins mehr, und die Fidelität geht dabei zuletzt gänzlich in die Brüche. Ja, ſo ein junger, flotter Kerl wie du! Aber — na — du haſt wohl was auf dem Herzen? Um Gotteswillen, Junge, du biſt in den Reiſejahren.“

„Ohne Sorge, Herr Major! Ich denke nicht daran!“ unterbrach ihn der Aſſeſſor ſchnell; jede noch ſo leiſe Berührung, jeder harmloſe Scherz that ihm weh, wie ſehr er auch ‚vernünftig‘ zu ſein ſuchte.

„Na, ſetz' dich. Liſe wird wohl Frühſtück bringen! Hier, 'ne neue Cigarre! Sehr gut, leicht! So, und was gibt's denn? Was für ein Papier haſt du da? Wird wohl nichts Schönes ſein!“

„Es wird Sie ſehr intereſſieren, Herr Major! Geſtern Abend brachte es mir der Amtsrichter. Wir ſind ganz erſtaunt über den Inhalt!“

„Ja? So ſchieß doch los.“

„Wiſſen Sie, wer Frau Beate iſt? Unſere ſtille, gedrückte Frau Beate?“

„Jawohl, das weiß ich!“ ſagte der Major würdevoll. „Weißt du's denn?“

„Bitte, leſen Sie, oder ich will's Ihnen lieber erzählen. Es iſt alſo von einem Notar Forſtenraut aus Karlsruhe ein Schreiben ans Amtsgericht eingegangen, worin er dieſes um ſchleunige Auskunft über den Verbleib einer Frau Beate bittet, welche, wie er genau wiſſe, im Dorfe Lindorf hieſigen Amtsbezirks domiciliert ſei. Dieſelbe heiße eigentlich Victoria von Palis geb. von Prandtner. Als Erbin ihres Gatten und Kindes falle ihr der Anteil an dem Nachlaß eines Otto von Palis in Stralſund zu.“

„Weiß ſchon,“ ſagte der Major wieder mit großem Selbſtgefühl und blies große Rauchwolken vor ſich hin.

„So wiſſen Sie vielleicht auch, warum Frau Beate nicht auf den Brief des Notar Forſtenraut geantwortet hat, der ihr vor Wochen von dieſer Sache Mitteilung machte und anfragte, ob er für ſie dieſelbe erledigen ſolle? Der Brief an ſie iſt zurückgekommen mit dem Vermerk, ſie ſei von hier verzogen.“

„Nein, das weiß ich nicht und verſtehe es nicht.“

„Es iſt eine ſeltſame Geſchichte. Wir dachten ja alle, daß ſo etwas wie ein Roman in dem Vorleben der Frau ſteckte.“

„Ich möchte aber doch bemerken, daß dieſer Roman keineswegs zu den jetzt üblichen gehört. Die Frau iſt ſehr unglücklich, aber —“

„An ihrem moraliſchen Werte habe ich nie gezweifelt, Herr Major.“

„Nun, das wollt ich doch auch meinen!“ rief der zornmütige alte Herr beruhigt.

Dann ſahen ſie ſich beide nachdenklich an.

Der Major bekannte, daß Frau Beate ihm geſtern, da ſie zufällig in der Zeitung die Ladung las, geſagt, ſie wünſche ihre Anſprüche geltend zu machen. Es bedrücke ſie, angeſichts ihres Alters, daß ſie ſo ſehr arm ſei. Wie denn das wohl zugehen könne, daß der Brief an ſie nicht abgeliefert ſei? Sie habe jedenfalls keine Ahnung. Der Notar ſei ein alter Freund ihres Gatten.

„Sie braucht demſelben alſo nur ihre Papiere und vor allem den Totenſchein ihres Kindes einzuſenden,“ ſagte der Aſſeſſor.

„Ihres Kindes?“ Der Major ſtutzte. „Hm! Ja! Ihres Kindes!“ wiederholte er dann. „Der Nico könnte mir als Juriſt nun die ganze Geſchichte erklären mit allen Wenn und Aber!“ ſagte er ſich. Aber wo war ſein Recht, darüber zu reden?

Inzwiſchen kam Liſe mit der Magd und brachte das Frühſtück. Dann berichtete ſie, Frau Beate ſei bereit, den Herrn Major zu empfangen. Sie fühle ſich auch anſcheinend wohler als geſtern Abend.

„Hm! Hm! Ich ließe fragen, ob ich ſie ſehen könnte. Da iſt für ſie eine Photographie des Brautpaares gekommen, geben Sie es doch mal her, Liſe. Nun, wie findeſt du es, Nico?“

Der Aſſeſſor mußte das Bild beſehen, eine ſchöne Photographie in Glas und Rahmen; Jna ſchickte es ihrer guten Freundin. Still legte er es dann aus der Hand. Nicht einmal ein leiſer Seufzer verriet, was er empfand.

„Sehr gut! Sehr gut!“ nickte er nur.

Liſe fragte, ob er zu Tiſch bleibe.

Er bejahte — wenn ſie nicht zu viel Umſtände davon habe?

„O, ſicher nicht, es wird dem Herrn Major eine große Freude ſein!“ Sie lächelte über das ganze kleine Geſicht; er war immer ſo höflich!

„Hör’, Nico, ich will mal hinüber zu unſerer Patientin. Laß dir die Zeit nicht lang werden,“ ſagte der Major, nahm das Bild und ging, die Kranke zu beſuchen.

Nico las unterdes die Zeitungen, er fühlte ſich hier völlig zu Haus.

Inzwiſchen hielt Frau Beate das Bild Bertholds und ſeiner Braut in den Händen und konnte ſich nicht ſatt ſehen.

„Wiſſen Sie, Herr Major, wer dies iſt?“ fragte ſie dann. „Dies iſt mein Harald! Ich bin deſſen gewiß.“ Und dabei ſah ſie ihn ſo überzeugt an, daß ihre Worte ihm beinahe ohne weiteres als klare Wahrheit erſchienen wären, hätte er nur nicht „die Weiber“ ſo genau gekannt. Frau Beate wegen einer ſolchen Äußerung für irrſinnig zu halten, fiel ihm zwar keinen Augenblick ein, aber er meinte doch: „Das iſt wieder ſo eine frauenzimmerliche Überſpanntheit, liebe Frau Beate, die mich bei Ihnen überraſchen würde, wären Sie nicht eben krank!“

Sie ſchwieg. Was ſollte ſie auch kämpfen, wo ſie nie hoffen durfte, zu überzeugen! Es ſollte ihr genug ſein, daß er glücklich, hochgeſtellt und reich war, wie er nie als ihr Sohn geworden wäre.

„Nico iſt drüben in meiner Stube, Frau Beate,“ begann der Major in ſeiner ſanfteſten, vorſichtigſten Weiſe. „Er möchte Ihnen ſeinen Neujahrsglückwunſch ſagen.“

Die Kranke machte eine leiſe, abwehrende Handbewegung.

„Und dann hat er auch eine Neuigkeit für Sie, liebes Kind,“ fuhr der alte Herr fort. „Es iſt merkwürdig, wie das in der Welt manchmal ſonderbar geht! Es gibt Dinge, die liegen, wie tote Samenkörner Jahr und Tag, und kein Menſch ahnt, was darin ſteckt; und dann auf einmal bricht der Keim hervor, und die Wahrheit dringt ans Licht.“

Sie hatte ihn zuerſt ruhig und geduldig angehört, bei den letzten Worten richtete ſie ihre großen Augen erſchreckt auf ihn.

„Betrifft es —?“

„Dieſelbe Geſchichte, liebes Kind, die Sie mir geſtern erzählten,“ ſagte er und berichtete, was Nico ihm mitgeteilt.

Es erregte ſie offenbar, was ſie hörte. Dann ſagte ſie ſcheinbar ruhig: „Wie Gott will! Wenn Sie recht hätten und die Wahrheit ans Licht will, ſo erfahre ich, wonach mein Herz ſo lange, lange ſchmachtet. Vielleicht daß der Brief Forſtenrauts in mein Häuschen getragen wurde, als ich bei der Gräfin Pauer war? Ich bekam ſo wenig Briefe, nur von ihm zuweilen — daher dachte ich gar nicht daran, daß ich meine Adreſſe hier laſſen müſſe.“

„Was meinen Sie, Frau Beate, wenn wir dem Nico einmal ganz haarklein alles auseinanderſetzten? Er iſt ein treuer Mann und ein haarſcharfer Juriſt.“

„Ich kann nicht, ich bin zu matt!“ ſeufzte ſie. Dann aber mit all der ungeduldigen Sehnſucht in den Augen, die in ihrem Herzen wohnen mochte, rief ſie: „Geben Sie mir noch einige Stunden, ich will mich ſammeln, ich muß es können; nur ſo werde ich Ruhe finden.“

„Gut! Alſo heute Nachmittag, Frau Beate! Sie thun mir den Gefallen, einmal ordentlich zu eſſen, Sie trinken Ihr Glas Wein, Sie ſchlafen dann ein gutes Weilchen, und hernach, wenn Liſe Ihnen mit einem Tröpfchen Kaffee Mut gemacht, dann kommen wir!“

„Ja — und dann ſoll die Schmerzenslaſt ſo vieler Jahre herunter von dieſem kranken Herzen! Endlich — endlich!“

(Fortſetzung folgt.)

Die „Buben-Brigade.“

Von Profeſſor Henry Drummond.

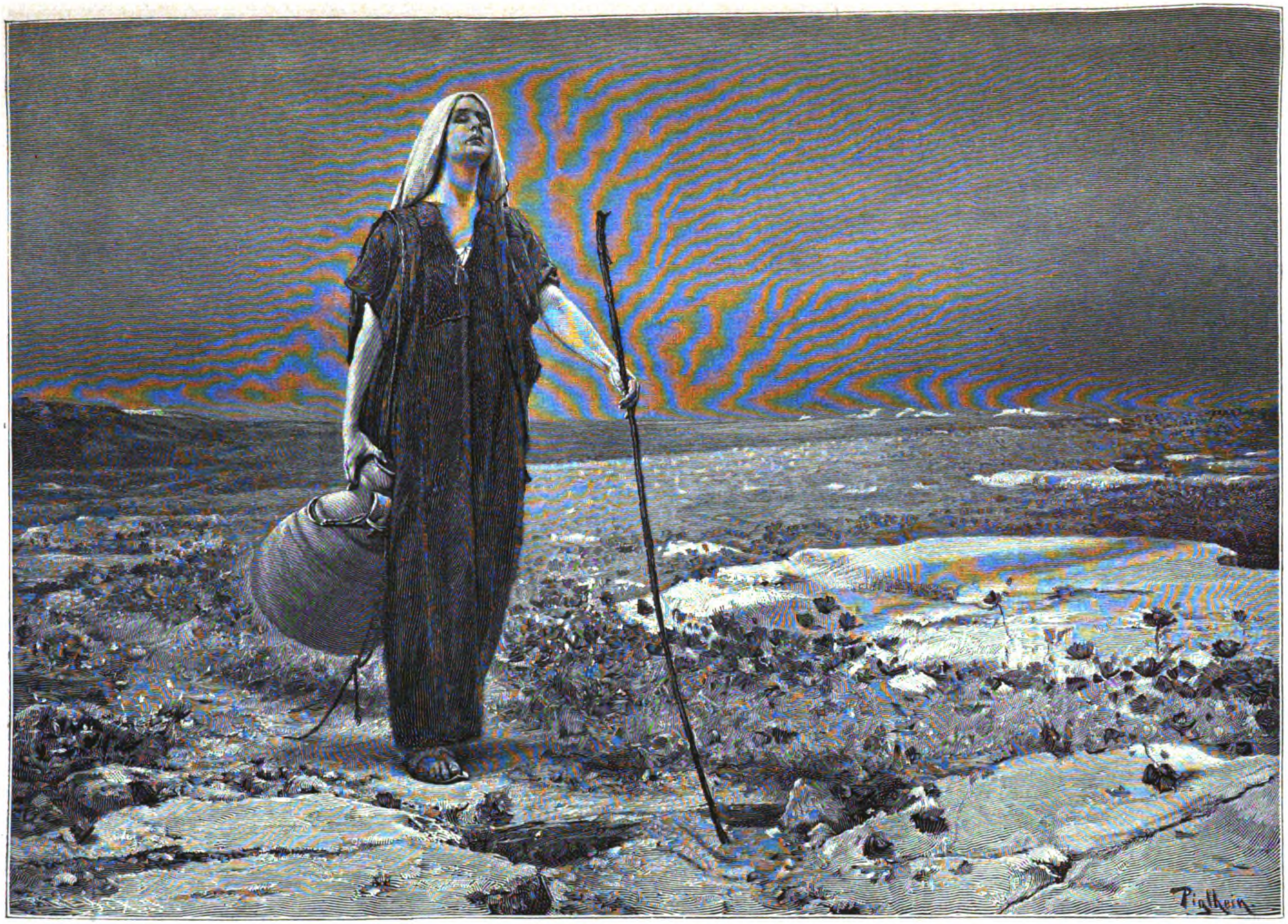
Deutſche autoriſierte Überſetzung. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Iſt die Organiſation hauptſächlich wertvoll in ihrer Einwirkung auf die roheren Klaſſen der Buben, ſo bietet ſie doch auch den Söhnen der ehrſamen Arbeiterklaſſe eine Thätigkeit, und dieſe wahrſcheinlich — beſonders in den ländlichen Kreiſen — durch das Einreihen in die Brigade. Kein Bube unter zwölf Jahren wird aufgenommen, noch iſt es erlaubt, daß er nach dem ſiebzehnten Lebensjahre dabei bleibt. Die letzte Beſtimmung hat bei ihrer Ausführung ſchon einiges Herzweh verurſacht, denn die Buben lieben ihre Kompanie ſo ſehr, daß man ſie am Ende der Zeit faſt hinaustrommeln muß. Allein die Beſtimmung iſt eine Notwendigkeit, denn die Brigade iſt nur dazu auserſehen, um während einer beſtimmten Entwickelungszeit auf den Buben Einfluß auszuüben, und man erwartet, daß derſelbe nach Ablauf dieſer Zeit der chriſtlichen Vereinigung junger Männer, dem Kirchenverbande oder einer verwandten Einrichtung dieſer Art übergeben werde. Die Brigade ſoll thatſächlich nur dazu dienen, den fehlenden Ring in der Kette zwiſchen der Sonntagsſchule und dieſen Inſtitutionen zu erſetzen. Sobald der Bube Gehalt erhält und die freie Luft der Straße oder der Werkſtatt einatmet, hört der Halt der Sonntagsſchule für ihn auf, und ohne etwas zu beſitzen, das eine Brücke bildet zwiſchen der abgelaufenen Schulzeit und der erziehenden Macht der religiöſen Vereinigung junger Männer, würde er entweder verloren gehen, oder verdorben werden, noch ehe dieſe ihre Netze über ihn ausbreiten konnte. In dieſer Beziehung, vielleicht mehr als in irgend einer anderen, iſt der Buben-Brigade eine Stelle unter den wichtigſten Einrichtungen des Landes einzuräumen. Sollten die höheren Inſtitutionen ſich nicht als weit oder elaſtiſch oder anziehend genug erweiſen, um die Veteranen, die aus den Reihen der Buben-Brigade ausſcheiden, aufzunehmen und feſtzuhalten, ſo müßten ſie entweder verbeſſert werden, oder es müßte etwas anderes an ihre Stelle treten, das dem Zwecke entſprechend wirkte. Bis jetzt iſt der Ertrag der Ernte kaum ſo groß, um danach ſchon die Tüchtigkeit der älteren Inſtitutionen beurteilen zu können; aber es würde unverzeihlich ſein, wollte man dieſelben nicht in einer Weiſe vervollkommnen, daß ſie den jungen Weſen, welche bald in großer Anzahl aus dem Schutze der Brigade ausſcheiden müſſen, ein ſicheres Aſyl gewähren. Ein Umſtand bei der Organiſation der Brigade wird ſich als eine große Erleichterung für die Löſung der wichtigen ſpäteren Aufgabe herausſtellen. Es iſt nämlich jede Kompanie, direkt oder indirekt, mit einer örtlich beſtehenden chriſtlichen Anſtalt verbunden, Kapelle, Miſſionshalle oder Bibelklaſſe. Dieſe ſehr weiſe Einrichtung wurde gleich bei der Einführung dem Unternehmen zu Grunde gelegt und hat demſelben nicht allein eine ganz beſondere Dauerhaftigkeit verliehen, ſondern ihm auch dadurch Fühlung mit dem kirchlichen Leben des Landes und mit der Kirche ſelbſt verſchafft. In England ſind die Kompanieen hauptſächlich mit der engliſchen Kirche verbunden, in Schottland mit derjenigen der Presbyterianer und in Irland mit der Kirche Irlands; ebenſo ſind aber alle anderen leitenden kirchlichen Organiſationen, welche einen Namen haben, vertreten.

Es kann gar nicht genugſam hervorgehoben werden, daß die Bubenbrigade eine religiöſe Bewegung iſt. *Alles* iſt dieſer Idee dienſtbar. Es mag dies nicht immer unter den Augen der Buben durch ſchwungvolle Worte zur Kenntnis derſelben gebracht werden; es würde auch nicht richtig ſein, und gegen die Art verſtoßen, wie man Buben auf die Religion hinführen muß, wollte man dieſelben fortwährend damit füttern; die Bubenbrigade iſt aber dafür beſtimmt, und man ſchämt ſich nicht, dies öffentlich zu bekennen.

Obenan, auf ihrem erſten Dokument finden ſich die Worte verzeichnet: „Die Aufgabe der Bubenbrigade iſt die Fortentwickelung des Königreichs Chriſti unter den Buben und



Blind. Nach dem Gemälde von B. Piglhein.
(Von der Internationalen Kunſt-Ausſtellung zu Berlin.)

die Förderung guter Sitten, der Ehrfurcht, Zucht, Selbſtachtung und alles desjenigen, deſſen Ziel die wahre chriſtliche Männlichkeit iſt.“ Dieſe Flagge iſt niemals wieder eingezogen worden. „Eine echte chriſtliche Männlichkeit“ — das iſt das Motto; und die Betonung der Männlichkeit, im Gegenſatz zu einer weichlichen (weibiſchen) Darſtellung des Chriſtentums hat ſich von Anfang an als der feſteſte Halt der Sache erwieſen. Entgegen dem erſten wohl natürlichen Eindruck lehrt die Bubenbrigade nicht „die Kunſt der Kriegführung,“ noch nährt oder ermuntert ſie den kriegeriſchen Geiſt. Sie benutzt ganz einfach militäriſche Einrichtungen, Drill und Zucht, als die wirkſamſten Mittel, um ſich die Aufmerkſamkeit einer flüchtigen Klaſſe zu ſichern, und zur Beförderung der Selbſtachtung, Ritterlichkeit, Höflichkeit, des „esprit de corps“ und einem Heer anderer, ähnlicher Tugenden zu dienen. Für dieſe mehr perſönlichen Reſultate iſt die Militärorganiſation nur eine Hilfe, und dies Faktum muß fortwährend den Offizieren gegenüber gegenwärtig gehalten werden im Journal, welches ſie periodiſch aus dem Hauptquartier erhalten, ſowie durch die offiziellen Beſtimmungen der Organiſation ſelbſt. Für die Offiziere, welche von der tieferen Bedeutung ihres Berufes durchdrungen und ſich der Größe ihrer Verantwortung hierbei vollkommen bewußt ſind, iſt es unnötig, zu fürchten, daß einer derſelben das in ihn geſetzte Vertrauen inſoweit mißbrauchen könnte, um den Zweck durch die Mittel zu verhüllen. Dem Ausſpruch gegenüber, daß der Zweck niemals die Anwendung ſolcher Mittel rechtfertigen könnte, bemerken wir ganz einfach, daß die Mittel nicht das ſind, wofür ſie gehalten werden. Der Unterricht im Drillen iſt kein Unterricht in der Kriegsführung, noch iſt der Drillgeiſt ein kriegeriſcher Geiſt zu nennen. Feuerwehrmänner werden gedrillt, Polizeibeamte werden gedrillt, und wenn es auch wahr iſt, daß die Mütze und der Gurt der Buben die Attribute einer anderen Ordnung ſind, ſo möchte es doch anzuzweifeln ſein, daß der Drill eine höhere Bedeutung für ſie hat, als für die anderen Söhne des Friedens. Sollten die Offiziere hören, daß ein kriegeriſcher Geiſt in irgend einer Kompanie der Bubenbrigade exiſtiert, ſo würde dies eine Neuigkeit für ſie ſein, und ſollte ſich derſelbe irgendwie entwickeln, ſo würden ſie ihn ſicherlich auszutreiben ſuchen. Es hat ja ſelbſt unter den Freiwilligen Leute gegeben, deren Seele ſich nicht in Feindſchaft, Haß und Rache verzehrte, und man ſagt ſich ſogar im Vertrauen, daß ſich ſelbſt im Augenblick einige Soldaten im Dienſte Ihrer Majeſtät befinden, welche nicht Blut und Feuer atmen. Und was ſteht übrigens im „Roth-Buch der Armee“ verzeichnet? „Da körperlicher Drill mehr und mehr einen wichtigen Teil bei der Ausbildung einer Brigade einnimmt, ſo wird erwartet, daß das Oberkommando die rein militäriſche Dreſſur auf das Mögliche beſchränkt.“

Dasjenige, was in Wahrheit durch den Unterricht in der Brigade erſtrebt wird, läßt ſich nicht beſſer zuſammenfaſſen und ausdrücken, als dies in der offiziellen Litteratur über die Brigade geſchehen iſt.

„Unſere Buben ſind von dem ernſten Wunſche beſeelt, brave, treue Männer zu ſein, und wenn wir den Wunſch hegen, aus ihnen brave, treue chriſtliche Männer zu machen, ſo müſſen wir dieſen Wunſch in das richtige Fahrwaſſer leiten und ihnen zeigen, daß ſie im Dienſte Chriſti das beſte, wahrſte Leben finden werden, welches einem Manne zu leben möglich iſt. Dieſen Grundſatz legten wir der Entſtehung der Brigade zu Grunde, entſchloſſen, den Verſuch zu machen, die Buben für Chriſtus zu gewinnen, indem wir ihnen diejenige Anſchauung des Chriſtentums gaben, von der wir wußten, daß ſie ihrer Natur am meiſten entſprechen würde, vollkommen davon durchdrungen, daß uns noch viel zu thun übrig bleiben werde, nachdem wir ſie gewonnen.“

An zwei Stellen mindeſtens findet der Religionsunterricht ſofort Anwendung. Zunächſt bei der Kompanie-Bibelklaſſe. Bei jeder Kompanie, welche mit irgend einer beſtehenden chriſtlichen Anſtalt verbunden iſt, werden die Buben dazu angehalten, wenn eine Bibelklaſſe exiſtiert, dieſelbe zu beſuchen, und ſie thun dies auch in den meiſten Fällen. Aber auch dort, wo keine Intereſſe für die Exiſtenz dieſer Klaſſe vorhanden iſt, ſorgen die Hauptleute ſelbſt für die Bildung einer ſolchen. Dieſe beſonderen Klaſſen haben jetzt die Höhe von zweihundert mit einer Durchſchnittszahl von über viertauſend Buben als Zuhörer erreicht, und daß dieſe Seite der Arbeit von ganz beſonders gutem Erfolge begleitet iſt, kann man daraus erkennen, daß im verfloſſenen Jahre über fünfzig neue Klaſſen hinzugekommen ſind. Zu dieſen Sonntagsklaſſen tritt hinzu, daß mehr oder weniger regelmäßig in faſt jeder Kompanie bei dem Rapport, oder bei dem Drill am Abend in der Woche eine Anſprache gehalten wird, und auch beim Anfang und Ende jeder Parade ein Gebet geſprochen oder ein kurzer Gottesdienſt abgehalten wird. Einmal im Jahre, und dies fängt an, eine Gewohnheit zu werden, die immer mehr bei den Kompanieen in volkreichen Centren zunimmt, findet eine gemeinſchaftliche Kirchenparade ſtatt, bei welcher die Buben dem Gottesdienſt in „Uniform“ beiwohnen und eine beſondere Predigt von einem hervorragenden Geiſtlichen hören.

Aber wenn dies auch das Fundament der Brigade iſt, ſo ſind damit doch keineswegs ſchon alle Mittel zum Ausbau des Ganzen erſchöpft. Die Brigade hat beinahe ebenſoviel Abteilungen der Thätigkeit als ein Bube Bedürfniſſe hat. Es iſt klar, daß bei der Beſchäftigung mit Buben ein großes Gewicht auf die richtige Handhabung der athletiſchen Übungen gelegt werden muß; hier hat die Brigade den Stier bei den Hörnern zu faſſen verſtanden, indem ſie eine beſondere Abteilung ſchuf, um Vergnügungen zu veranſtalten, eine Abteilung, deren beſondere Aufgabe iſt, den Sport zu leiten und zu heben, und zwar in einer ſo ungezwungenen Art und Weiſe, daß auch die Erheiterung ihren Tribut zur Bildung des Charakters zahlt.

Es ſind ein oder auch mehrere Klubs für Fußballſpiel, Kricket, Gymnaſtik oder Schwimmen gegründet worden, welche faſt mit jeder Kompanie in Verbindung ſtehen, und die Ehre der Brigade wird ſowohl phyſiſch als moraliſch durch die Buben bei all ihren Unternehmungen mit Begeiſterung hochgehalten. Die Hauptleute ſind nicht ſo viel älter als die Buben, um ſchon die Liebe und Kenntnis des Sports verloren zu haben. Und ſo kann man jetzt häufig an einem Sonnabendnachmittag rivaliſierende Kompanieen beim Fußballſpiel zu Geſicht bekommen, während der Leutnant oder der Hauptmann das Schiedsrichteramt verſieht. Bei den Übungen an Wochentagen aber iſt er das führende Element, und der Eindruck, den dies hervorbringt, hinſichtlich des Sports ſelbſt, ſowie auch in betreff des perſönlichen Einfluſſes des Offiziers auf die Buben, iſt ein ſichtbarer. Der weiſe, humane und einſichtsvolle Offizier bedient ſich der Spiele zu höheren Zwecken, ebenſoviel oder vielleicht mehr als der Paraden. Das Lebenselement, der Schlüſſel zum Bubenleben der jetzigen Generation, liegt im Ringſpiele. Der Sport verfügt über ſeine Mußeſtunden und beherrſcht ſeine Gedanken und ſeinen Ehrgeiz ſelbſt während der Arbeitsſtunden. Und ſo auffallend hat ſich dies in den letzten Jahren, namentlich bei den jungen Männern in großen Städten herausgeſtellt, daß es an der Zeit iſt, die Frage zu entſcheiden, ob dies Wettkämpfen ein Fluch oder ein Segen für das Land genannt werden ſoll. Da die Sache jetzt in einer faſt akuten Form unmittelbar an die Geſellſchaft herantritt, wird die Entſcheidung, inſoweit ſich dies von einigen von uns beurteilen läßt, hauptſächlich von der Art der Arbeit, welche die Bubenbrigade in ihrer Abteilung für körperliche Übungen verrichten läßt, abhängig ſein. Wäre bei der Erziehung die athletiſche Ausbildung der einzige Geſichtspunkt und moraliſche Beweggrund, ſo würde die Sache bald in den Augen derer, die davon erführen, zu einem unmoraliſchen, degradierten Inſtitute werden.

Das Beſtehen der Buben-Brigade iſt aber hundertfältig gerechtfertigt. Die Brigade begnügt ſich nicht, ihre Mitglieder auf dem Felde athletiſcher Kämpfe am Sonnabend zu überwachen, in vielen Fällen dehnt ſie ihr Wirken noch aus, indem ſie während der längeren Dauer der Handelsferienzeit in der Mitte des Sommers die Oberaufſicht führt. Die Sommerlager haben zur Zeit die Dauer einer Woche, und beginnen in weiteren Kreiſen volkstümlich zu werden; auch ganze Kompanieen treffen jetzt Vorkehrungen, um gemeinſchaftlich ihre Ferien an irgend einer beliebten Seeküſte oder auf dem Lande zu verleben. Das Londoner Bataillon iſt ſogar ſo weit gegangen, den Verſuch eines Bataillonslagers zu machen und hat dieſen erſten Verſuch auf Hayling Island in der Nachbarſchaft von Portsmouth mit Erfolg ausgeführt. Jeder, der es zu beurteilen verſteht, wie ſchwer es für einen Arbeiterbuben iſt, nur für ſeine Perſon einen Feiertag wirklich befriedigt zu durchleben, wird den Wert dieſer Idee zu würdigen wiſſen. Eine andere ſehr intereſſante Abteilung iſt die des Ambulantendienſtes. Lehrkurſe werden durch erfahrene Mediziner den Buben erteilt, durch welche ſie in ſchlichter Weiſe eine Kenntnis der „Geſundheitsgeſetze,“ über „Die erſte Hilfe,“ welche bei Verwundungen zu leiſten und das „Strecken beim Drillen“ erlangen. Dieſe Lehrſtunden wurden überall, wo ſie ſtattfanden, mit Eifer benutzt und, in der Mehrheit der Fälle haben die Schüler ein befriedigendes Examen am Schluſſe derſelben abgelegt. Im verfloſſenen Jahre beſtanden allein vom Glasgower Bataillon über 200 Buben das St. Andrewsſche Ambulance-Examen. Es geſchah mehr als einmal, daß auf dem Fußballfelde die Ambulantenbuben im ſtande waren, ſofort wertvolle Hilfe zu leiſten. In einem Falle war es ein gebrochenes Bein, das ſie mit ſolcher Geſchicklichkeit wieder in die rechte Lage brachten, daß ſie dadurch nicht allein vom Stabe der Mediziner des Hoſpitals großes Lob einernteten, ſondern auch dem Patienten ſelbſt eine ſchnelle Heilung geſichert hatten. Bei einem anderen Unglücksfalle auf der Straße, wo ein Arbeiter durch das Herabſtürzen eines Spiegelglasfenſters eine tiefe Wunde erhielt, trat ein Brigadebube aus der Menge der Neugierigen hervor, zog ſein Taſchenſuch, verband die Wunde, indem er das Tuch mit einem Stein beſchwerte, und ſtillte ſo das Blut rechtzeitig, um das Leben des Beſchädigten zu retten. Drei Fälle ſind jetzt feſtgeſtellt, bei welchen es Brigadebuben gelang, durch eine richtige Behandlung der Arterie die Menſchen vom Verbluten zu retten.

Einige Kompanieen errichteten Leſe- und Klubzimmer; es hat auch dieſe Einrichtung einen wertvollen erziehenden Einfluß ausgeübt. Und zweifelsohne werden noch zu dieſen Einrichtungen, je mehr das Wachstum der Brigade zunimmt, viele hinzukommen, denn es iſt die Abſicht der Leiter derſelben, keine Bedürfniſſe des Bubenlebens unbefriedigt zu laſſen, und in manchen ſtädtiſchen Bezirken ſind ſolche Zufluchtsorte von der Straße, oder auch von einem unglücklichen Heim, eine Notwendigkeit. Eines der beſten Mittel der Beſchäftigung in Mußeſtunden iſt die Bildung von Muſikbanden. Wenige der neuen Mittel, welche bei der Brigade zur Ausbildung der Buben in Anwendung kamen, haben einen beſſeren Erfolg gehabt, und der Geſchmack an der Muſik fand unter den Buben große Ausbreitung. Die Anzahl der Muſikbanden, welche auf der Liſte ſtehen, beträgt jetzt ungefähr etwas über hundert, und die Steigerung des verfloſſenen Jahres betrug einundvierzig. Über die Hälfte der Geſamtzahl beſteht aus Flötenbläſern, ungefähr ein Dutzend aus Pfeifern, ſieben oder acht aus Horniſten, während neun die Ehre haben, im vollſtändigen Beſitz aller Blechinſtrumente zu ſein. Dies neue Intereſſe erweiſt ſich als ein materieller Vorteil für das Leben jedes Einzelnen, während es die Kompanie, ſo wie einen weiten Kreis hoch erfreut. Daß die Muſik dieſer Muſikbanden kein bloßer Lärm iſt, geht aus der Thatſache hervor, daß die Civilbehörde wenigſtens an einem großen Orte in dem Sommerprogramm der Muſik in den öffentlichen Parks der Muſikbande der Bubenbrigade einen Platz eingeräumt hat. Dies ſind jedoch nur einige Angaben über die mehr äußerlichen und öffentlichen Leiſtungen der Bubenbrigade. Hinter dieſem allen liegt die hohe, befruchtende Kraft des perſönlichen Einfluſſes, Vorbildes und Belehrens der Offiziere, die ſich in unzähligen verſchiedenen Richtungen und Wegen offenbart und in Erfolgen, welche hier unmöglich alle aufgezählt werden können. Es gibt keine Grenze für dasjenige, was ein guter Offizier für ſeine Buben zu thun vermag. Er iſt nicht allein ihr Führer, Unterweiſer und Freund, er iſt mehr, er iſt ihr Bruder. In Not wie in Krankheit können ſie auf ihn zählen. Wenn ſie ohne Arbeit ſind oder ihre Lage zu verbeſſern wünſchen, ſo kennen ſie wenigſtens einen Mann in der Welt, der für ihre zukünftige Laufbahn ein lebendiges Intereſſe hat. In Kürze geſagt, ſie haben für die Lebensdauer jemand, auf den ſie ſich verlaſſen können, dem ſie verantwortlich ſind, zu dem ſie emporblicken, von dem ſie lernen, wie ſie leben ſollen. Er dagegen hat etwas, für das er lebt. Er iſt der Seelenhirt der Buben, und wenn er der rechte Mann iſt, auch der ihres Heim. Groß und erhaben iſt der Gedanke, daß jeder Bube einen Bruder hat, und jedes Heimweſen einen Freund, keinen Miſſionar, keinen Diener am Wort, auch keine dienende Schweſter, aber einen Mann — einen jungen Mann, der, ſelber mitten im Kampfe ſtehend, anderen hilft, nicht, weil er über ihnen ſteht, ſondern weil derſelbe Pulverdampf beide umhüllt.

Viele der vorzüglichſten Förderer der Sache haben in früheren Zeiten dieſer Art der Arbeit ganz fern geſtanden. Aber ſie ſahen hier etwas durchaus Praktiſches und Humanes, etwas, woran ſie ſich beteiligen konnten, ohne ſich dadurch in eine Stellung zu bringen, deren Tragweite ſie nicht voraus geſehen, etwas, das die ihnen innewohnende männliche Anlage förderte, und ihnen ein nutzbringendes Lebensintereſſe nach außen hin verſchaffte. So ſind nicht nur durch die Einrichtung der Brigade eine Menge Buben in Stadt und Land unter ein Regime phyſiſcher und moraliſcher Erziehung gebracht worden, ſondern auch eine Anzahl einflußreicher junger Männer, einſchließlich einer großen Zahl von Offizieren vom Korps der Freiwilligen, hat ſich zum erſtenmal der Sache ſozialen und religiöſen Fortſchrittes gewidmet. Denn von echten Arbeitsfeldern, die ehrbar ſind und Nutzen bringen, Feldern, bei welchen die erforderlichen Werkzeuge einfach aus den ſtärkeren und beſſeren Elementen der chriſtlichen Männerwelt beſtehen, werden für den Laien im Augenblick wahrſcheinlich keine offen ſein, die ebenſo inhaltvoll und vielverſprechend wären als dieſes.

Das Hauptquartier dieſer wichtigen, einzig in ihrer Art daſtehenden Einrichtung iſt in Glasgow. Die Geſchäfte führt ein Vollſtreckungskomitee, welches aus dem Brigadepräſidenten, dem Sekretär, dem Schatzmeiſter und fünf Vertretern der Bataillone aus anderen Teilen des Königreiches beſteht. Die Behörde wird alljährlich durch den Brigaderat gewählt, welcher aus allen Offizieren, die Befehlshaber von Kompanieen ſind, zuſammengeſetzt iſt, ſodaß die ganze Geſchäftsführung eine ſich ſelbſt beaufſichtigende, feſte und einheitliche iſt. Der Sekretär der Brigade iſt ſtets bereit, allen, welche ihn ſchriftlich darum erſuchen, erſchöpfende Auskunft zu erteilen. Eine umfangreiche Litteratur ſteht auf den Bücherbrettern im Hauptquartier aufgereiht, ſo daß es keine Schwierigkeiten macht, geſtellte Fragen zu beantworten. Die Adreſſe iſt:

The Brigade Secretary
86. Bath Street, Glasgow.

Schadet das Nachmittagsſchläfchen?

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Täglich naht uns ein Wohlthäter, dem Einen leicht und ungerufen, dem Andern ſchwerhörig und ſchwerfällig: wir danken ihm regungsloſe Ruhe, Vergeſſenheit des Daſeins. Wie unwillig ſind wir, wenn der Freund mit ſeiner Ankunft einmal zögert oder mit ſeinen Gaben gar zu ſehr gekargt hat! Wir fühlen uns den ganzen Tag matt und zerſchlagen, verdroſſen, unluſtig zu jeder Arbeit. Wird die Schlafloſigkeit zur dauernden Qual, ſo untergräbt ſie allmählich die Geſundheit, die Stimmung wird düſter, reizbar und entwickelt ſich zu Hypochondrie, der Kopf wird eingenommen und ſchmerzt, die Muskeln zittern, der Körper magert ab und verzehrt ſich.

Wie anders jedesmal nach einer Nacht tiefen und geſunden Schlafs! Wir fühlen uns geſtärkt und neu belebt. Wir ſehen die Welt, die Welt ſieht uns mit heiterm Auge an, wir gehen munter, mit voller friſcher Kraft ans Tagewerk.

Und doch — welch' ſeltſames Geſchöpf iſt der Menſch! Nicht zufrieden mit dem köſtlichen Geſchenk, das ihm die Natur bereits in der Nacht dargeboten, verlangt er oft auch noch bei Tage danach, iſt ganz erſchlafft, wenn er um ſein Nachmittagsnickerchen kommt, höchſt ärgerlich, wenn er darin geſtört wird. Hat er auch in der Nacht ſein reichliches Teil an Schlaf genoſſen, es fehlt ihm doch etwas an ſeinem Behagen, ſollte er bei Tage der zweiten Auflage entbehren! Mancher iſt allerdings zufrieden, wenn er auch nur auf zehn, fünfzehn Minuten im Halbſchlummer ſich hinſtrecken kann, andere meinen krank zu werden, gönnte man ihnen zu dem ernſten Geſchäft des Nachmittagſchlafes nicht volle zwei Stunden. Zuweilen, beſonders bei großer Sommerhitze, nach erhöhter Anſtrengung oder einer ſtarken Mahlzeit übermannt uns wider Willen der Schlaf. Wer an ſolche Sieſta nicht gewöhnt iſt, erwacht dann meiſt mit dickem, wüſtem Kopf und hat Mühe, wieder ins rechte Geleiſe zu kommen. Aber der hinkende Bote bleibt nicht aus — wir haben die bei Tage verſchlafenen Viertelſtunden gar oft mit eben ſo vielen Vollſtunden ruheloſen Umherwälzens während der Nacht zu büßen! —

Hier hätten wir nun gleich eine Antwort auf die Frage, ob das Mittagsſchläfchen gut thue. Die Natur hüllt ſich auf dem größten Teil der Erde alltäglich während einer Reihe von Stunden in ihr dunkles Gewand, ſie gebietet ihren Geſchöpfen Ruhe und Schweigen, ſie entfernt von uns alle ſtörenden, aufregenden Reize, ſie fordert uns gleichſam auf, nun auch der Raſt zu pflegen. Der Tag zur Arbeit, die Nacht zur Ruhe! Nicht ungeſtraft läßt ſie dies Gebot übertreten. Wir ſehen dies ſchon an den bleichen Wangen und ſchlechten Nerven unſerer modernen Genußmenſchen, welche, beſonders in den Großſtädten, mit ihrem Treiben die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht machen. —

Um über die Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit des Nachmittagſchlafes ein Urteil zu gewinnen, müſſen wir uns daran erinnern, daß derſelbe mit dem Beginn der Verarbeitung des während der Mahlzeit Genoſſenen zuſammenfällt. Die meiſten Menſchen wiſſen aus eigener Erfahrung, daß nach ſpäten und kompakten Abendmahlzeiten der Schlaf ein recht unruhiger iſt, und oft ein drückendes Gefühl in der Magengegend, das bis zum Alpdruck ſteigen kann, Angſt und ſchwere, ſchreckhafte Träume ſich einſtellen. Der Schlaf mit vollem Magen wird alſo auch bei Tage kein ſehr erquickender ſein, ja, er kann bei vollblütigen Perſonen und namentlich nach dem Genuß ſchwerer Weine leicht zum Schlagfluß führen. Den römiſchen Schlemmern, einem Lucullus und Apicius, welche ſich halbe Tage an der üppig beſetzten Tafel mäſteten, wird die Geſundheitsregel: „Post coenam stabis, vel passus mille meabis,“ (Nach der Mahlzeit ſollſt du ſtehen oder tauſend Schritte gehen!) mit Recht gepredigt worden ſein; durch einen Spaziergang in freier Luft wird allerdings eine gleichmäßige Verteilnng des Blutes bewirkt und ein zu lebhafter Andrang deſſelben nach dem Gehirn verhütet.

Für gewöhnlich aber möchte dieſem Rat des antiken Hygienikers doch nicht beizupflichten ſein. Alsbald nach dem Eſſen konzentriert ſich die Lebensthätigkeit auf die Verdauungswerkzeuge, es beginnt eine rege Bewegung der verſchiedenen Teile des Darmkanals, eine ſtärkere Abſonderung des Magenſaftes und der Galle, eine kräftige Blutſtrömung nach den Organen des Unterleibs; durch angeſtrengtes Gehen aber müſſen die Säfte von dieſen abgeleitet und das Verdauungsgeſchäft entſchieden geſchädigt werden. Daher empfiehlt es ſich, nach beendigter Mahlzeit eher, noch eine gute Weile an der Tafel zu ſitzen und eines heiteren, anregenden Geſprächs zu pflegen oder in leichter Lektüre Unterhaltung zu ſuchen. Nicht zu leugnen iſt es, daß nach einem reichlichen Mahl jederlei Arbeit, ſei ſie geiſtiger, ſei ſie körperlicher Art, uns unwillkommen und ſelbſt ſchädlich iſt, daß ſich ein gewiſſes Ruhebedürfnis faſt unwiderſtehlich danach einfindet. Dieſem möge man, in die Sofaecke oder den Großvaterſtuhl gelehnt, nachgeben, ſich aber vor ſtundenlangem feſtem Schlaf in acht nehmen; ein leichter, kurzer Schlummer dürfte in ſolchen Fälleu nicht nur nicht ſchaden, ſondern zur Sammlung der geiſtigen und leiblichen Kräfte eher ſogar beitragen. Hatte aber bei Tiſch der Magen allzu große Aufgaben zu bewältigen, ſo raffe man ſich bald auf, entſage dem Schlaf und ergehe ſich ein Weilchen im Freien, beſonders wenn man die Gaben des Bacchus etwas reichlicher gewürdigt hatte. —

Aber ach, der Arzt hat gut predigen! Stärker als alle Ratſchläge und Warnungen iſt die Macht der Gewohnheit:

„Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme!“

Gerade die eingefleiſchteſten Mittagsſchläfer, die gar nicht daran denken, ihrer Gepflogenheit zu entſagen, beſtürmen den Arzt am meiſten mit der Anfrage, ob ſie damit etwa ihr liebes Leben in Gefahr ſetzen? Sie rechnen freilich auf ein beruhigendes: „Nein!“

Der Leſer wird aus dem bisherigen Gang unſerer Betrachtung bereits entnommen haben, daß vom ärztlichen Standpunkt das Mittagsſchläfchen im allgemeinen zu verwerfen oder doch nur unter der Bedingung zu genehmigen ſei, daß es nicht in einen Mittagsſchlaf von mehrſtündiger Dauer ausarte. Ganz und gar ſollten ſich geſunde, kräftige Perſonen im jugendlichen und mittleren Lebensalter ſeiner entſchlagen, es ſei denn, daß vorangegangene übermäßige Anſtrengung oder ermattende Sonnenglut ein dringendes Ruhebedürfnis erzwängen. Dieſer Verſtoß gegen die Naturordnung iſt aber nach eingetretener Erholung durch eine ergiebige Bewegung im Freien zu ſühnen. Derartige Fälle ſollen jedoch bei Geſunden nur Ausnahmen bilden. Wer nicht ſchwach oder krank iſt, braucht in der Regel Nachmittags nicht zu ſchlafen. Denn der Schlaf nach Tiſche beruht faſt immer nicht auf einem wirklichen, ſondern einem eingebildeten, erſt durch Gewohnheit und Bequemlichkeit dazu erwachſenen Bedürfnis, deſſen Befriedigung ſich meiſtens durch mangelhaften Nachtſchlaf rächt, und deſſen Abgewöhnung keineswegs ſo ſchwer iſt. Man verſuche es nur ein paarmal mit Ernſt, die Mahnung zu unterdrücken — was durch einen kleinen Spaziergang oder eine leichte Arbeit bald gelingt — und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Anders verhält es ſich mit ſchwachen, nervöſen und bejahrten Perſonen. Wenn in Voß's „ſiebzigſtem Geburtstag“

„Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens“

der alte Küſter Thamm ſein Nickerchen hält, ſo wird jedermann dies natürlich finden. Greiſe leiden ja gewöhnlich an ſpärlichem Nachtſchlaf und mögen immerhin bei Tage nachholen, was ihnen die Nacht verſagt. Ebenſo müſſen wir zarten, nervenſchwachen, und dennoch durch Amt oder Häuslichkeit ſtark in Anſpruch genommenen Menſchen das Recht auf ein nicht zu langes Mittagsſchläfchen zugeſtehen — ohne daſſelbe ſind ſie für den Reſt des Tages matt und hinfällig, nach ihm dagegen geſtärkt und den Anforderungen des Berufs vollkommen gewachſen.

Hiermit ſchließe ich meine Betrachtung, durch welche ich — ſoll ich ſagen: leider? — befürchten muß, das Mittagsſchläfchen des geneigten Leſers mehr als zuträglich befördert zu haben!

Gepreßt und geworben.

Erzählung von Philipp Knieſt. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

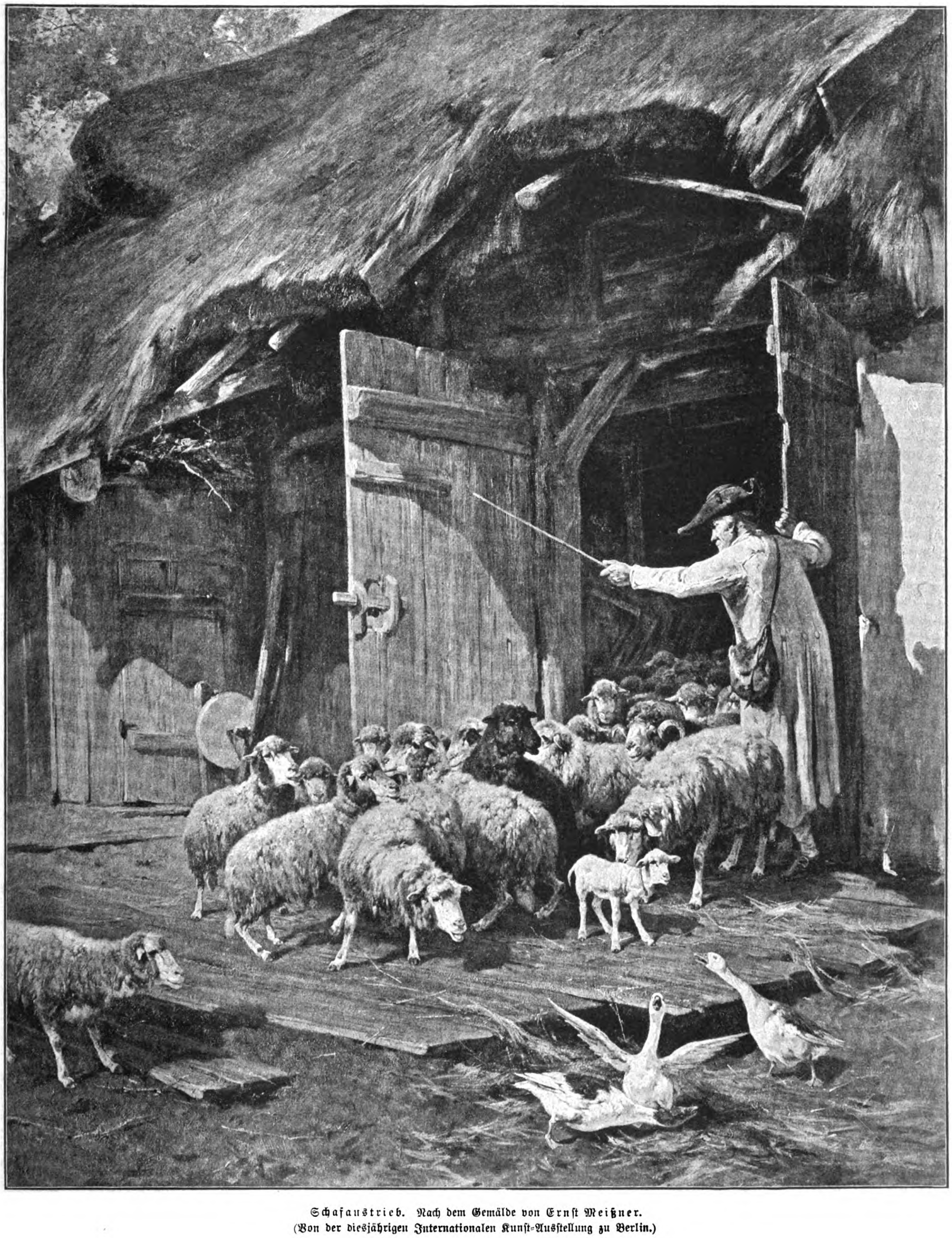
Wie faſt alle der Börſe angehörigen Kaufleute, ſoweit ſie alteingeſeſſenen Bremer Familien entſtammten, hielten ſich die Brüder Friedel auch zu einer reformierten Gemeinde. Die reformierte Konfeſſion galt als Staatsreligion; wer in Gemeindeweſen und Kirche etwas gelten wollte, mußte reformiert ſein. Die Friedels zählten zu der Herde ihres Schwiegervaters, des wohlehrwürdigen Herrn Paſtor prim. Wagner zu St. Marien. Selbſtverſtändlich huldigten auch ſie der ſtrengen frommen Bremer Sitte und beſuchten mit ihren Familiengliedern und Hausgenoſſen, zu welchen ja auch Melchior gehörte, ſonntäglich wenigſtens, zwei Gottesdienſte.

So geſchah's auch an dem Sonntage, der jenem Sonnabend folgte, an welchem Melchior noch ſpät die Kontraktsdokumente vollendet hatte. Nach dem, der Sonntagsfeier halber, die den Dienſtboten nicht mehr als unumgänglich nötig verkürzt werden ſollte, beſonders einfachen Mittagsmahl wanderte er mit Herrn Kaſpar Friedel und Frau dem Garten in der Neuſtadt zu.

Die Straßen waren faſt unbelebt. Nur wenige Bürger mit ihren Frauen und Kindern ſtrebten den Wällen zu, um von deren Höhe aus einen Blick in die weite, freie Ebene zu werfen und etwas friſche Luft zu ſchnappen. — Auf der Weſerbrücke dagegen drängte ſich die Menge. Viele Leute ſtanden ſtill, um die zahlreichen Schiffe auf dem Strom und die ſich an demſelben ſtolz mit ihren hohen Türmen erhebende Stadt oder das Arbeiten des berühmten großen Rades, welches den bevorrechteten Häuſern das friſche Weſerwaſſer zuführt, zu betrachten.

Auch der ſeine Frau am Arme führende Herr Friedel hemmte die Schritte. Er ſtützte ſich auf das aus ſtarken Balken gezimmerte Brückengeländer und ſagte, ſich an Melchior wendend: „Iſt's nicht ein ſtolzer Anblick?! Man ſieht kaum das Fahrwaſſer zwiſchen den Schiffen, ſo viele liegen an der Kaje und unter den Packhäuſern! Der Handel unſerer guten Stadt blüht auf. Eines nur thut mir leid, und ich beneide unſere Schweſterſtädte Hamburg und Lübeck um den Vorzug: daß wir keine großen Seeſchiffe in Bremen ſehen können. Alle unſere Anſtrengungen, den gänzlich vernachläſſigten und verſandeten Strom zu regulieren und zu reinigen, ſind vergeblich geblieben, da unſere kleine Kraft nicht ausreicht und unſere Nachbarn gleichgültig oder gar aus Kirchtumspolitik unſeren Beſtrebungen feindlich gegenüberſtehen. Doch, ſo bleiben kann und wird's nicht. Vielleicht geht noch ein Jahrhundert darüber hin — aber kommen wird die Zeit, wo auch unſere Stadt ein Seehafen ſein wird. Flut und Ebbe reichen bis nahe vor Bremen, das nicht ferner von der See liegt als Ham-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Schafaustrieb. Nach dem Gemälde von Ernſt Meißner.
(Von der diesjährigen Internationalen Kunſt-Ausſtellung zu Berlin.)

burg. Freilich müſſen politiſche Umwälzungen vorausgehen — es iſt ſchon ſo etwas in der Luft! Das faule, ſogenannte heilige Römiſche Reich iſt keinen Pfifferling mehr wert und reif zum Auseinanderſchlagen!“

Frau Friedel drängte ihren Mann zum Weitergehen. Sie kannte ihn hinlänglich; zu tief durfte er ſich nicht in ſein Lieblingsthema verſenken, ſonſt wäre er nicht loszureißen geweſen. Im Gehen ſetzte er ſeine Auseinanderſetzungen fort, Melchior fragend anblickend, der entgegnete:

„Ganz Ihrer Meinung, Herr Friedel! Wir wollen das Beſte hoffen.“

„Nicht nur hoffen, Ruhl! Wir müſſen uns auch rühren! Ich bin ein alter Mann und kann nicht viel mehr thun. Sie erleben ohne Zweifel günſtigere Umſtände, die Sie Ihrerſeits auszunutzen ſuchen müſſen.“

„Wenn ich in Bremen bleibe, dann mit ganzer Kraft, Herr Friedel!“

„Nun, hoffen wir das, lieber Ruhl! Sie bleiben doch gewiß in unſerer guten Stadt.“

Jetzt waren die Laubgänge der hohen Linden erreicht, welche den die Neuſtadt vom Strome abgrenzenden Deich beſchatteten. Auf der Straße rollten einzelne, von ſchönen Roſſen gezogene Equipagen, in welchen feine Herren und Damen ſaßen, die auch wohl nach irgend einem der vielen Gartenhäuſer fuhren. „Parvenües Butenminſchen,“ hörte man die ehrenfeſten Bürger flüſtern, welche an den Gittern der Gärten ſtanden, um einen Blick auf die Herrlichkeiten da drinnen zu werfen.

Vor dem Gitterthore des Gartens, welcher dem ſchwarzen Friedel gehörte, unſtreitig des ſchönſten, wenn auch nicht des größten, drängten ſich die Leute. Ehrerbietig grüßten ſie den roten Friedel mit Frau und den in der ganzen Stadt bekannten und beliebten Melchior Ruhl, für deſſen Popularität der Schiffer Jan Arend gehörig geſorgt hatte. Die kleine Geſellſchaft ſchritt nun durch die Pforte und über den breiten, geraden, mit Buchsbaumhecken, beſchnittenen Taxusſträuchern und weißen Bildſäulen beſetzten Kiesweg dem Gartenhauſe zu, einem einſtöckigen breiten Bau im Rokokoſtil.

In der Thür ſtand Kornelius Friedel, ſeine Gäſte herzlich bewillkommnend. Er geleitete ſie in den Gartenſaal, wo ſie von Frau Friedel mit Tochter, dem Herrn Paſtor prim Wagner, einer Freundin von Margarete und noch einem jungen Herrn empfangen wurden. Mademoiſelle ſchenkte und präſentierte den Kaffee. Vor der Terraſſe, wo die Geſellſchaft Platz nahm, zeigten ſich verſchnörkelte Beete mit bunten Blumen, ein Springbrunnen und Poſtamente mit Sonnenuhr und vergoldeter Weltkugel. Der Garten ſchloß im Hintergrunde mit einem Boskett ab, vor welchem ſich ein großer kurzgeſchorener Raſenplatz befand, der dem Anſchein nach mehr zum Spielplatz als zur Bleiche diente. Gewächs- und Weinhäuſer, mit Orangenbäumen in weißgeſtrichenen Kübeln umgeben, begrenzten den Garten rechts und links.

Herr Kornelius Friedel forderte ſeine Gäſte auf, das Innere dieſer Glasgebäude zu beſichtigen, in welchen ſeltene Blumen in voller Blüte ſtänden und gar die Weintrauben ſchon in der Reife begriffen ſeien.

„Mutter hat mit der Köchin noch ein Privatgeſpräch zu halten,“ wandte er ſich an Margarete. „Diene du den Herrſchaften als Führerin! Onkel und ich haben mit Ruhl noch eine dringende Angelegenheit zu erledigen.“

„Gern, liebſter Vater,“ antwortete das muntere Mädchen, indem es ſich anmutig vor der Geſellſchaft verneigte. Dann warf ſie einen raſchen und vollen Blick auf Melchior und ſagte dann: „Herrn Ruhl erteile ich allerdings Urlaub, aber nur einen ganz kurzen — entbehren kann ich ihn durchaus nicht. Nicht wahr, Herr Ruhl, Sie bleiben uns doch treu? Ich habe feſt auf Sie gerechnet — beim Spiel! Nun, meine Herren und Damen, iſt's Ihnen gefällig?“

Die Geſellſchaft erhob ſich und ging unter Führung der jungen Dame in den Garten. Die Brüder Friedel und Melchior blieben.

„Ruhl, ſetzen Sie ſich,“ ſagte Herr Kaſpar, und nötigte ihn an einen runden, großen, grün überdeckten Tiſch, auf welchem ſich Schreibutenſilien befanden.

„Haben Sie die Kontrakte bei der Hand, Ruhl?“ fragte der ſchwarze Friedel.

Melchior überreichte ſelbige den Herren, welche, ſie betrachtend, wohlgefällig lächelten.

„Sie haben die Dokumente hübſch ausgefertigt; unſere Freunde werden zufrieden ſein,“ meinte der Rote.

„Wie iſt Ihre Anſicht über den Inhalt?“ fragte Herr Kornelius.

„Die Beſtimmungen haben Hand und Fuß,“ entgegnete Melchior. „Derjenige, zu deſſen Gunſten ſie getroffen werden, hat alle Urſache, zufrieden, ja glücklich zu ſein.“

„Das iſt auch unſere Meinung,“ verſetzte Herr Kaſpar, welcher einen Bleiſtift ergriff, um mit demſelben in den beiden Exemplaren verſchiedene Eintragungen zu machen. Als er damit fertig war, legte er den Stift weg und wandte ſich an Melchior mit den Worten: „Lieber Ruhl, ich habe ſoeben, da wir alles Sonſtige in Ordnung fanden, die Namen an den betreffenden Stellen eingefügt. Wir erſuchen Sie nun, dieſelben hübſch mit Tinte auszufüllen. Hier iſt eine Feder!“

Damit legte er die Papiere Melchior hin, der ſich anſchickte, das Gewünſchte vorzunehmen.

Melchior traute ſeinen Augen nicht, als er die Firma Friedel Gebrüder und — ſeinen eigenen Namen las. Er legte die Feder nieder, erhob ſich und ſtand eine Weile ſprachlos. Dann reichte er die Hände den beiden Herren und ſagte mit zitternder Stimme: „Das iſt zuviel! Das kann ich nicht annehmen! Wie und womit habe ich dieſen Beweis Ihrer Güte verdient — ich armer und unvollkommener junger Mann, der gar nichts anderes hat, als nur ſeinen guten Willen?“

„Und Befähigung und — vor allen Dingen Treue, lieber Ruhl,“ unterbrach ihn Herr Kaſpar. „Faſſen Sie ſich, Ruhl, und nehmen Sie, was wir Ihnen bieten, als von Gottes Hand gegeben. Greifen Sie getroſt zu; thun Sie's — uns zuliebe! Wir werden beide alt und bedürfen der Hilfe; wir werden bequemer und möchten gern unſeren Liebhabereien mehr als bisher leben können. Wir haben keinen Sohn; ſeien Sie uns Sohn, nicht nur Partner. Sie wiſſen, daß wir Vertrauen zu Ihnen haben! Mein Vertrauen hat mich noch nie betrogen. Ich vertraue, daß Sie uns nicht im Stiche laſſen werden. Habe ich recht?“

„Trinken Sie ein Glas Waſſer und dann ſchreiben Sie,“ ſetzte der ſchwarze Friedel hinzu. „Machen Sie keine Weitläufigkeiten. Sie wiſſen, daß wir dergleichen nicht lieben.“

„Gott lohne Ihnen, was Sie thun!“ rief Melchior mit Thränen in den Augen. Dann nahm er die Feder und füllte die Namen aus mit einer Handſchrift, welcher man die Bewegung, die er im Herzen fühlte, deutlich genug anſah.

„Das thut nichts,“ lachte der rote Friedel, während er die Dokumente betrachtete. „Darauf kommt beim Notar nichts an, ſondern nur auf die Unterſchrift. Gott ſegne Sie und uns, lieber Ruhl!“

In dieſem Augenblicke ſtürzte Margarete durch die offene Verandathür herein und rief: „Jetzt kann ich aber Herrn Ruhl durchaus nicht mehr miſſen! Er muß mein Partner ſein...“

Sie ſtutzte, als ſie die drei Herren ſo feierlich am Tiſche ſitzen, als ſie Melchior ſo erregt ſah.

„Was iſt hier vorgegangen?“ fragte ſie tief errötend.

„Wir haben Herrn Ruhl zu unſerem — Partner gemacht, mein Kind,“ antwortete ihr Vater.

„Und wir haben auch durchaus nichts dagegen, Margarete, wenn du ihn jetzt als deinen — Partner engagierſt,“ verſetzte Herr Kaſpar.

„Beim Ballſpiel?“ fragte verſchmitzt lächelnd der ſchwarze Friedel den Bruder, erhob ſich, ging zur Thüre hinaus, und der rote Kaſpar folgte ihm.

Nach wenigen Minuten ſah man Melchior und Margarete Arm in Arm durch den Garten gehen.

„Wenn — dann!“ ſagte lächelnd der Rote zum Schwarzen.

„Es iſt alles gut,“ erwiderte letzterer. „Gott ſei Dank, daß es ſich ſo einfach gemacht hat. Ich bin ein abgeſagter Feind von langausgeſponnenen Liebesgeſchichten …“

Aus dem Ballſpiel iſt unter ſothanen Umſtänden an dem Nachmittage nichts mehr geworden. Man hatte anderes zu thun.

Der Herr Paſtor prim. Wagner ſpazierte auf einſamen Wegen im Garten. Er ſuchte zu ſeinen zwei ſtehenden Kopulationstexten (einen für die Armen, den anderen für die Wohlhabenden) noch einen dritten, für verwandtſchaftliche Verhältniſſe paſſenden. Es ſchien ihm geeignet zu ſein, ſich bei Zeiten auf eine Amtshandlung in der Familie vorzubereiten.

Jan Arend ließ an einem der nächſten Tage vom Morgen bis zum Abend ſeine beſte Flagge auf dem Kahne wehen. Es galt eine Verlobung zu ehren, die ſo ganz nach ſeinem Sinne war, die jedoch in allen Kreiſen der Stadt Aufſehen erregte und einige Tage lang ergiebigen Stoff zu Geſprächen gab.

* * *

Wenige Tage ſpäter ſchritt durch eines der Bremer Stadtthore ein alter rüſtiger, mit einem grauen Staubkittel angethaner Mann, dem man den früheren Soldaten ſogleich anſah. Er brummte in den Bart: „Dieſe malpropern Kerls von Stadtſoldaten haben ja weder Haltung noch Geiſt! Stillgeſtanden! Feſt! Kopf in die Höhe, Bruſt heraus! O ihr Schlapphänſe!“

Er fragte ſich nach dem Kontor der Herren Friedel Gebrüder hin, wo er auch glücklich anlangte. An der Zahlbank ſtehend, begehrte er einen gewiſſen — Handlungsdiener Melchior Ruhl zu ſprechen. Der drehte ſich auf ſeinem Bocke um und rief erſtaunt, indem er aufſprang: „Vater, Ihr hier?“

„Ja, Burſche! Achtung! Stillgeſtanden! Ich habe mich ſelbſt aufgemacht, um dir ins Gewiſſen zu reden. Briefſchreiben hin, Briefſchreiben her! Das hilft zu gar nichts. Es iſt von wegen dem verfl..... — Deſertieren! So ſoll dich denn doch zehn Millionen Schock ſchwere Not, wenn …“

„Was iſt denn hier los?“ riefen beide Herren Friedel wie aus einem Munde. „Was hat denn der Heidenſkandal zu bedeuten?“

„Ich bin der Vater; dieſes Subjekt hier iſt mein Sohn, Ihr verehrten Herren! Ich will ihm die Kriegsartikel zu Gemüte führen. Trauen Sie dem Menſchen nicht! Er iſt ein heilloſer Deſerteur und wird ſich von Ihnen auch bei Gelegenheit ranzionieren!“

„Herr Balthaſar Ruhl aus Rauſchebach? Freut uns ſehr! Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Zu Befehl! — Ja, Balthaſar Joſias Ruhl, Hochfürſtlich Waldeckſcher Sergeant a. D., zur Zeit Kantor und Schuhmacher! Bringe ergebenſte Grüße von meiner Frau, die während meiner Abweſenheit Schule und Kirchenamt verſieht. — Dem verteufelten Jungen …“

„Mein lieber Herr Ruhl,“ unterbrach ihn Herr Kaſpar Friedel, „Sie werden wohl die Güte haben, hier im Geſchäftslokal ſich zu mäßigen! In unſerer Wohnung iſt Ihnen das Wort weiter vergönnt. Was den ſogenannten Deſerteur anbetrifft, ſo glaube ich, Sie über denſelben beruhigen zu können!“

„Vollſtändig beruhigen!“ ſagte Herr Kornelius Friedel. „Ruhl, führen Sie Ihren Vater nach oben. Wir folgen Ihnen.“

In dem Wohnzimmer ließ Balthaſar Ruhl ſeinen keineswegs glimpflichen Worten noch eine Weile freien Lauf. Die Brüder Friedel hörten ihn geduldig an, dann und wann unter Lachen ihm etwas entgegnend. Doch das verſchlug wenig; der eigenſinnige Alte wollte ſich die Wahrſcheinlichkeit, daß ſein Sohn auch hier deſertieren werde, durchaus nicht abſtreiten laſſen. Da flüſterte Herr Kaſpar dem jungen Ruhl etwas ins Ohr, worauf der letztere das Zimmer verließ.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, die hold errötende Margarete am Arm führend.

„Sehen Sie hier, Herr Ruhl,“ ſagte lachend Herr Kornelius, „Ihr Sohn iſt — gebunden! Dieſe meine Tochter hält ihn gefeſſelt. Der entläuft er nicht! Vor dem Deſertieren ſind wir bei ihm ganz ſicher. Eine ſolche Braut und ſein eigenes Geſchäft — er iſt unſer Kompagnon, müſſen Sie wiſſen — verläßt man nicht. Sie bleiben doch zur Hochzeit?“

Ruhl richtete ſich gerade in die Höhe und legte die Hand ſalutierend an die Stirn.

„Achtung! Präſentiert das Gewehr! Das iſt denn etwas Anderes. Der Schürzenfahne wird ein Mann ſo leicht nicht untreu! Gott ſegne Sie, meine Tochter, Gott ſegne dich, mein Sohn! — Meine Herren, zur Hochzeit bleibe ich nicht! Habe keine Zeit und auch keine Neigung dazu. Nur gleich und gleich geſellt ſich gern. Der Subalterne geht nicht mit den Offizieren.“

„Aber, lieber Vater,“ ſagte etwas verlegen Melchior, dem des Alten Art in dieſer Umgebung peinlich war. Letzterer jedoch beachtete ihn nicht, ſondern wandte ſich nochmals an Margarete mit den Worten:

„Mein Töchterchen, halten Sie in gewiſſen Dingen ſeiner Zeit Ihren Zukünftigen kurz im Zügel und ſcharf im Kommando. Muß alleweil Ordre parieren!“

„Na, Sie bringen aber meiner Tochter ſchöne Grundſätze bei, Herr Ruhl!“ unterbrach Herr Kornelius ihn.

„Habe ein Recht dazu! Wozu bekleide ich denn die Charge als Schwiegervater? Fräulein Tochter wird ſchon nicht vergeſſen, daß es heißt: Er ſoll dein Herr ſein! He, Melchior, hierher! Angetreten!“

Er ſtellte den Sohn in Poſitur und ſprach, ſich an ihn wendend: „Achtung! Feſt! Was dich, deiner verehrten und lieben zukünftigen Frau Gemahlin gegenüber, anbetrifft, ſo kannſt du dich genau danach richten, wie du mich deine Mutter behandeln ſaheſt. Wir leben in glücklicher und exemplariſcher Ehe. Verſtanden? He? Rührt euch!“

Der Alte lachte unbändig. Er wurde immer heiterer und gemütlicher beim Glaſe Wein und der Pfeife guten Knaſters, die ihm gereicht wurden.

„Apropos, Melchior,“ brummte er. „Das Untier, den Riem, habe ich unterwegs getroffen. Er iſt auf dem Wege nach England, wohin er ſich vermutlich als Zuckerbäckerknecht verdungen hat — zum Schulmeiſter war er verhunzt. Er läßt dich grüßen und dir ſagen: er habe es böſe mit dir gemeint, aber er freue ſich, daß Gott alles zum Guten gewendet habe.“

„Ja, das hat Gott gethan,“ verſetzte Herr Kaſpar. „Aber zur Hochzeit müſſen Sie bleiben, Herr Ruhl; das geht mal nicht anders.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf und erwiderte: „Was ich geſagt habe, das habe ich geſagt. Es bleibt dabei: nein!“

Nach einigen Tagen wanderte er wohlgemut wieder heim nach Rauſchebach, mit einem reichen Geldgeſchenke der Herren Friedel für Müllers Katherlieschen zum Brautſchatz — „aus verwandtſchaftlicher Liebe,“ hatten ſie dabei geſagt. Er hatte von deren bevorſtehender Verlobung erzählt.

Die Hochzeit von Melchior und Margarete fand demnächſt im engſten Familienkreiſe ſtatt. Der Paſtor prim. Wagner ſprach dabei über einen neuen Text, der für die Gelegenheit außerordentlich paſſend war.

* * *

Wer jetzt, nach reichlich hundert Jahren, in dem Firmenregiſter der Stadt Bremen ſtudiert, der wird die Firma Friedel Gebrüder nicht finden. Es gibt auch keine Friedels mehr in Bremen. Das Geſchäft exiſtiert nichtsdeſtoweniger doch noch; die Nachfolger in demſelben ſind die Ruhls.

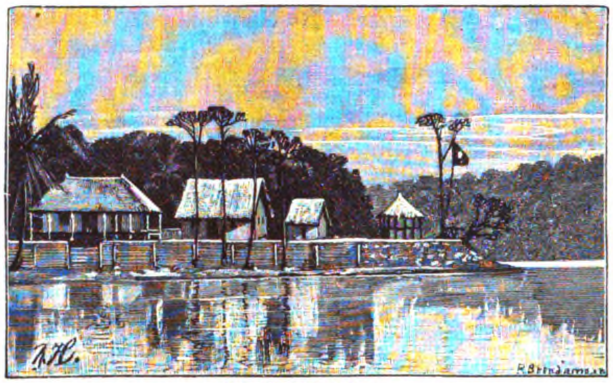
Jan Arend, wenn er noch lebte, würde ſagen: „Allens ſtimmt ganz genau! Man bloß mit de Namens is ’t nicht in Richtigkeit! Wat deit dat aberſt ook? Sonſten hett ſick de Geſchichte doch ſo verholen.“

Mag ſein, daß er recht hat. Laſſen wir das Andere auf ſich beruhen!

Major von Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas.

Von E. Liebert. (Abdruck verboten.)

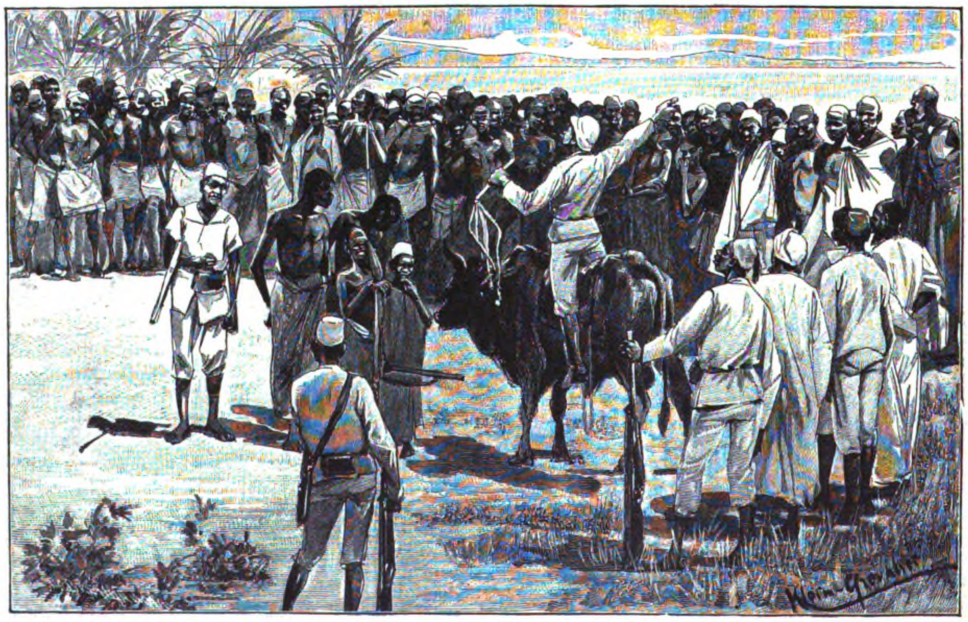
Unter den zahlreichen Büchern, welche uns in letzter Zeit Reiſebeſchreibungen aus Centralafrika zur Darſtellung gebracht haben, nimmt das jüngſt erſchienene des Majors von Wißmann einen beſonderen Platz ein. Der Verfaſſer hat erſt während ſeiner Urlaubszeit im vergangenen Sommer die Zeit gefunden, ſeine Tagebücher zu ordnen und die Erinnerungen ſeiner Reiſe von der Kongo- bis zur Zambeſimündung quer durch das äquatoriale Afrika in den Jahren 1886 und 1887 zu veröffentlichen. Zum erſtenmal war Wißmann mit Paul Pogge zuſammen in das Innere des Kongoſtaates vorgedrungen und hatte dort zwiſchen Kaſſai und Sankurru, den beiden mächtigen Waſſeradern des ſüdlichen Kongobeckens, das weitverzweigte Volk der Baluba oder Baſchilange entdeckt. Von denſelben als Freunde aufgenommen und als Häuptlinge verehrt, hatten die beiden Reiſenden in Begleitung einer großen Balubakarawane den weiten Marſch bis Nyangwe am oberen Kongo ausgeführt. Hier trennten ſie ſich, Wißmann durchquerte Oſtafrika und gelangte nach Sanſibar, Pogge kehrte mit den treuen Baluba in deren Heimat Lubuku, das Land der Freundſchaft, zurück.



Die Luebo-Station.

Darauf trat Wißmann in den Dienſt des Königs der Belgier, rüſtete in deſſen Auftrage eine Expedition aus und ging 1885 mit Stabsarzt Dr. Wolf, den Leutnants von François, Müller I und II wiederum zu den Balubas zurück. Von den deutſchen Offizieren wurden größere Erforſchungszüge entlang der Flußläufe unternommen, von Wißmann die Station Luluaburg am Fluſſe gleichen Namens angelegt. Krankheit zwang jedoch den kühnen Forſcher, zur Küſte zurückzukehren und auf Madeira Kräftigung zu ſuchen. Zum drittenmal brach er im Januar 1886 nach Weſtafrika auf, um, mit neuen Aufträgen von Brüſſel aus verſehen, ſeine Miſſion wieder aufzunehmen. Die ihm geſtellte Aufgabe lautete, im Balubalande eine feſte Stütze für alle weiteren Unternehmungen zu ſchaffen, von dort aus nach Oſten und Südoſten vorzudringen und die dort wohnenden Stämme mit den neuen politiſchen Verhältniſſen, d. h. der Gründung des Kongoſtaates, bekannt zu machen. Weiterhin ſollte er dem Gange der Sklavenjagden und des Sklavenhandels nachforſchen und über den kulturellen Wert der ſüdöſtlichen Gebiete des Kongoſtaates, die noch immer wenig bekannt waren, berichten. Zur Erfüllung ſeines Auftrages wurden ihm zwei belgiſche Offiziere zur Verfügung geſtellt und für ihn eine neue Expedition ausgerüſtet.

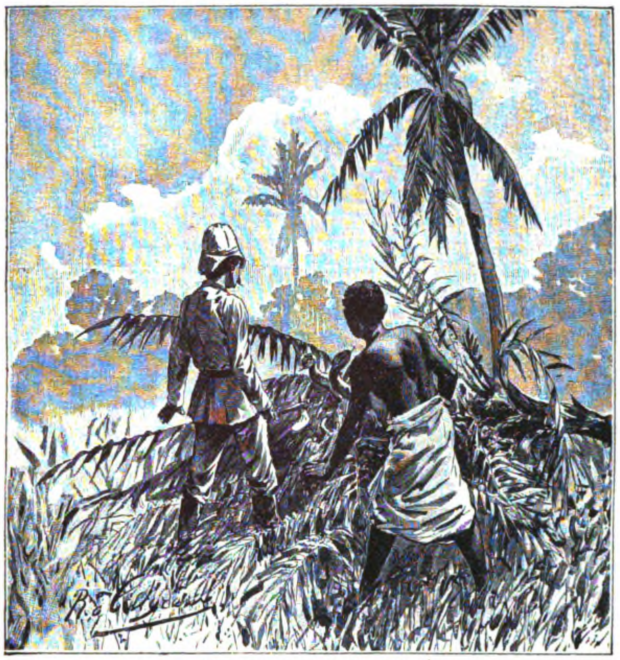
Per Dampfer ging Wißmann den Kongo und den Kaſſai hinauf und erreichte am 12. April die am Einfluß des Luebo in den Lulua von Dr. Wolf errichtete Luebo-Station. Unſer Bild zeigt uns die volle Anſicht derſelben vom Lulua aus. „Überraſchend wirkte zunächſt von weitem ein von Urwald nicht bedeckter freier Platz am Ufer; denn ſeit fünf Tagen hatte ſich dem Auge nichts geboten als dichter finſterer Urwald, der jetzt in der Regenzeit bis in die Waſſer des Kaſſai reichend überall den Fluß begrenzte. An der äußerſten Spitze der Lichtung auf einer Landzunge, die von der Einmündung des Luebo in den Lulua gebildet wird,



Ein Moio bei Kalamba.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

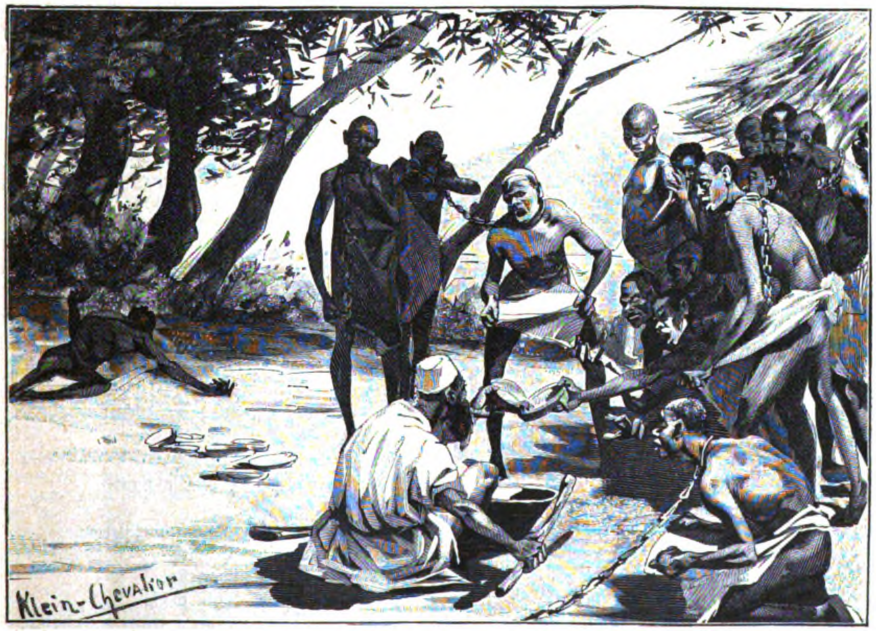
drohte auf einem baſtionartigen Aufwurfe mein kleines Geſchütz, ein Geſchenk des Herrn Friedrich Krupp, jeder feindlichen Annäherung zu Waſſer. Vier Gebäude, von Palliſaden aufgebaut, ſauber mit Lehm ausgeſtrichen und mit weit überſchattenden Grasdächern gedeckt, füllten die Spitze des freien Platzes und wurden nach Land zu durch eine Palliſadenwand, die vom Luebo zum Lulua führte, auch gegen Annäherung vom Lande aus geſchützt. Noch hundert Meter Vorterrain war frei, dann erhob ſich wieder die finſtere Wand des Urwaldes. Lebhafte Bewegung entſtand in der Station beim Erſcheinen unſeres Dampfers. In reines Weiß gekleidete Soldaten liefen mit ihren Waffen herbei, um zur Parade anzutreten, und als wir uns dem bei der finſteren Umgebung durch ſeine angenehme Abwechſelung überraſchend wirkenden Platze näherten, kam ein Europäer, der Leutnant Bateman, der zu meiner Expedition vom Kongoſtaate kommandiert war, der Kommandant des Platzes, zur Begrüßung an das Ufer, wo wir anlegten und nach der Meldung vom guten Stande der Dinge uns in einem pilzartigen Pavillon auf der Baſtion zum friſchen Trunke von Palmwein verſammelten."



Unangenehme Überraſchung.

Um ſeinen Auftrag zu erfüllen, lag es Wißmann beſonders am Herzen, die Station Luluaburg nach Möglichkeit auszubauen und zu befeſtigen, um ſie zum Mittelpunkt und Hauptort im Gebiet der Baluba zu machen. Bei den Arbeiten, zu denen auch Brücken- und Wegebau gehörte, erlebte er eine ſehr „unangenehme Überraſchung" die er folgendermaßen ſchildert: „Ich kam eines Tages dazu, als man von einer gefällten Palme die Blätterkrone wegzuſchlagen im Begriff war. Einen der Arbeiter, der ſich im Handhaben der großen Axt ungeſchickt erwies, wollte ich im Gebrauch unterweiſen dadurch, daß ich die Axt ſelbſt zur Hand nahm und einige Hiebe führte. Beim dritten Schlage ſtießen die mich Umſtehenden einen Warnungsruf aus, und im ſelben Augenblick ſchoſſen zwei große dunkle Schlangen mit weit aufgeblähtem Halſe aus der Blattkrone hervor, zum Glück an mir vorbei ins Dickicht. Ich hatte mit einem Axthiebe einer derſelben das äußerſte Ende des Schwanzes, der anderen ein faſt zwei Spannen großes Stück des Hinterleibes abgeſchlagen, und war es wohl dieſem Umſtande zuzuſchreiben, daß die Reptilien mich nicht biſſen. So viel ich unterſcheiden konnte, waren es Uräusſchlangen (Haja-Haja), mit der Puffotter zweifellos die giftigſte und gefährlichſte der afrikaniſchen Schlangen."

Seine Bemühungen waren zunächſt darauf gerichtet, die Streitigkeit zwiſchen den Baluba- (Baſchilange-) Stämmen zu ſchlichten, ſie alle ſeinem Freunde, dem bei Luluaburg wohnenden Häuptling Kalamba unterzuordnen und ſie unter dem Schutze des Sternenbanners des Kongoſtaates politiſch zu organiſieren. Bei dem friedlichen Sinn dieſer Stämme, dem politiſchen Geſchick und der negerfreundlichen Art, vor allem aber der Geduld und Energie Wißmanns gelang dies ſchwierige Werk völlig. Unſer Bild zeigt uns ein „Moio bei Kalamba," wie Wißmann auf ſeinem Reitſtier in die Hauptſtadt Kalambas einreitet, auf der „Kiota," dem Marktplatze, das Volk verſammelt findet und von dieſem mit lautem „Moio Kabaſſu-Babu!" (ſein Häuptlingsname) begrüßt wird.



Sklavenfütterung.

Nachdem dieſe wichtigen organiſatoriſchen Geſchäfte erledigt waren, brach Wißmann mit zwei Europäern (Leutnant Le Marinel und Zimmermann Bugslag) und gegen neunhundert Baſchilange-Negern nach Oſten auf, um die ferneren Stämme kennen zu lernen und für den Anſchluß an den Kongoſtaat zu gewinnen. Dieſer Marſch führte ihn durch den ſüdlichen Teil des Kongobeckens, jenſeit des Sankurru durch den ewig dunklen Urwald Centralafrikas, wo er gleichwie Stanley mit Hunger und Entbehrungen und mit tückiſchen, feindlich geſinnten Negerſtämmen zu ringen hatte. Seine durch Krankheiten und Entkräftung gelichtete Karawane ſtieß ſodann mit einer Bande von Sklavenjägern zuſammen, die unter dem Befehl Saids, eines jungen Lieblingsſklaven Tippu Tips, ſtanden. Die Schilderung der Greuel, die er im Lager und auf der Marſchſtraße dieſer Bluthunde, der „Gottesgeißel Afrikas,“ erlebte, wird jedem Leſer das Blut erſtarren machen. Reiche Gefilde, früher von glücklichen Menſchen, dem zahlreichen Stamme der Benecki bewohnt, welche Wißmann bei ſeiner erſten Reiſe mit Pogge freundlich aufgenommen hatten, waren völlig verwüſtet und entvölkert und boten der Karawane keine Lebensmittel mehr. Zu ſchwach, um gegen die gut bewaffneten Araberſcharen aufzutreten, mußte Wißmann ſich damit begnügen, ihr wüſtes Treiben zu beobachten und ihr Verfahren zu ſtudieren. Ein langes Kapitel iſt voll der entſetzlichen Szenen, die ihm in den Sklaventransporten und in den friſchen Spuren der Menſchenjagden entgegentraten. Die dem Buche beigegebenen Abbildungen zeigen mehr als Worte alle Scheußlichkeiten dieſes Menſchenhandels. Unſer Bild ſtellt den Moment der Raſt einer Sklavenkarawane dar, wo die an der Kette geführten, abgemagerten, verhungerten Gefangenen herandrängen und herbeikriechen, um ihre karge Ration Mtama (Negerhirſe) zugeteilt zu erhalten.

Mit Wut und Ingrimm im Herzen über das Erlebte ſah Wißmann ſich ſehr bald ſelbſt in die Hand der Araber gegeben, die ihn von ihrem Centrum im Innern, von Nyangwe, nicht zurückkehren laſſen wollten, da ſie Rache für den von ihnen kürzlich ausgeführten Überfall der Fallsſtation erwarteten. Nach langen Verhandlungen mußte ſich unſer Afrikaner entſchließen, Le Marinel mit den Baſchilange in deren Heimat zurückzuſenden, perſönlich aber mit Bugslag den einzigen ihm offen gelaſſenen Weg nach Südoſten über den Tanganjika- und Nyaſſaſee zum Zambeſi zu wählen. Am 8. Auguſt 1887 erreichte er den Hafen Quilimane an deſſen Mündung.

Einen vortrefflichen Eindruck bekommt der Leſer von der Art und Weiſe, wie Wißmann mit den Negern umzugehen gewohnt iſt und wie vertraut er mit ihnen verkehrt, aus der Schilderung des Abſchieds von ſeinen treuen Baſchilange, die er bei Nrzangwe entlaſſen und nach Weſten zurückſchicken mußte. „Mit ſchwerem Herzen,“ ſagt er, „ſah ich die guten Menſchen, die ſo vieles um mich gelitten hatten, ſcheiden. Ich konnte ihnen nicht vergelten, was ſie für mich gethan hatten und konnte nur Le Marinel ans Herz legen, ſie nach ihrer Rückkunft ſo gut zu behandeln, wie es nur irgend in ſeiner Macht lag. Für die Sicherheit der zurückkehrenden Karawane war nichts zu befürchten, außer eben Krankheit und Hunger; doch war es ſchon vorteilhafter, die wüſte Gegend wieder zu paſſieren, jetzt, wo man wußte, was man vor ſich hatte und ſich auf die ſchlimmen Hungerländer vorbereiten konnte. Die Baſchilange fühlten, daß ich in einer ſchwierigen Lage in Nrzangwe zurückblieb, das ſagte mir ihr Auge beim Abſchiede und ihr warmer Händedruck, ihr herzliches ‚Moio Kabaſſu-Babu.‘“

Ein als Anhang beigefügter Brief des Leutnants Le Marinel aus Luluaburg, den 10. Mai 1887 datiert, belehrt uns darüber, daß der wackere Offizier ſeinen Auftrag mit Geſchick und Glück ausführte und die große Baſchilangekarawane wieder in das Heimatland brachte. Von beſonderem Intereſſe iſt eine eingehende Schilderung dieſes merkwürdigen Volksſtammes, den unſer Autor auf 1 400 000 Seelen ſchätzt, und den keiner ſo genau kennt wie er. Die Baſchilange waren ein kriegeriſches Volk, in Stämme geſondert, die ſich gegenſeitig befehdeten. Die zahlreichen Kämpfe zwiſchen Dorf und Dorf werden durch die Narben der älteren Männer noch heute dargethan. Jeder Fremde wurde als Feind betrachtet; ein Verkehr untereinander und nach außen beſtand nicht. Da begann ſich vor etwa fünfundzwanzig Jahren, von einem Häuptling ausgehend, eine neue Kultusform, das Rauchen von Hanf, einzuführen und auszubilden. Unter dem narkotiſierenden Einfluß dieſes Krautes fand eine Milderung der Sitten ſtatt. Die Bena-Riamba, die Söhne des Hanfes, bildeten bald eine Art Kulturvolk, das ſich von den Anhängern des alten Weſens, den Tſchipulumba, ſtreng abſonderte. Inzwiſchen waren von Weſten Gewehre eingeführt, und einer der Häuptlinge, Kalamba, wuchs allmählich zum Oberhaupt des ganzen Stammes empor. In dieſem Stadium der Entwickelung hatten Pogge und Wißmann das Volk der Baſchilange angetroffen, und letzterer rühmt die Kulturfähigkeit derſelben und ihre Fortſchritte in dem Zeitraume der letzten zehn Jahre: „Im Gegenſatz zu allen ſie umwohnenden Völker reiſen ſie als Begleitung mit Weißen und als Träger leichter Laſten. Sie haben die Reiskultur angenommen, ihren Haustierſtand ſehr erhöht, viele Mißbräuche, wie das Gerichtstrinken, abgeſtellt, die Todesſtrafe abgeſchafft. Sie verfertigen gute Zeuge mit hübſchen Muſtern, ſind im ſtande, ihre Gewehre zu beſſern, ja, außer dem Lauf alles ſelbſt herzuſtellen. Sie beginnen Lehmhäuſer, ſelbſt zweiſtöckige, zu bauen, ſie verſuchen auf jede Weiſe ſich europäiſch zu kleiden, Tiſch und Lehnſtuhl anzufertigen, mit Meſſer und Gabel zu eſſen; ſie reiten Stiere nnd benutzen die Tipoia (eine Hängematte zum Tragen).“

Alle dieſe Züge beweiſen, daß der Neger — ſelbſt im tiefen Innern — ſehr wohl zur Kultur ſich anleiten läßt, ſobald nur friedliche Zuſtände geſchaffen ſind und ein ſtetiger, allmählich wirkender Einfluß ausgeübt wird. Wißmann hat durch den jahrelangen Verkehr mit ſeinen Baſchilange dieſelben lieb gewonnen und oft den Wunſch ausgeſprochen, daß es ihm vergönnt ſein möge, nochmals nach Lubuku zurückzukehren und die Weiterentwickelung ſeiner Freunde mit eigenen Augen zu ſehen. Freilich wird dieſer Wunſch nicht ſo bald in Erfüllung gehen, da höhere Aufgaben ihn an Oſtafrika feſſeln, wo er im Dienſte des Vaterlandes noch lange wirkſam bleiben und ſeine Erfahrungen verwerten möge.

Das neue Buch des Majors von Wißmann zeichnet ſich durch den ſchlichten Ton ſeiner Schilderungen, durch eine naturwahre Urſprünglichkeit aus. Es iſt vorauszuſehen, daß es ebenſo ein deutſches Volksbuch werden wird, wie ſein erſtes Reiſewerk, „Unter deutſcher Flagge quer durch Afrika,“ das bereits in ſiebenter Auflage erſchienen iſt.

Erſte Klänge.

O du Himmelsdom, du reiner,
Blau und unbegrenzbar weit!
O du junger Lenz, in deiner
Holden Unbegreiflichkeit!

Eh’ dich über ihren Sorgen
Grübelnd noch die Seele ſah,
Biſt du, wie der junge Morgen
Plötzlich himmliſch tröſtend da.

Eh’ das Herz ſich von der Schwelle
Seines Grames abgewandt,
Brachte eine goldne Welle
Klang und Licht ins dunkle Land.

Das iſt nun ein Blüh’n und Weben,
Düfte ſtrömen ins Gemach
Und ein neues Wunderleben
Wird in ſtummer Seele wach.

Karl Hunnius.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das Gemälde „Blind“ von Bruno Piglhein iſt eine der Perlen der Berliner Kunſtausſtellung. Ein junges, blindes Mädchen ſchreitet, mit einem Stab ſich vorwärts taſtend, durch ein blühendes, rotes Mohnfeld — das iſt der einfache Vorwurf. Aber, wie iſt er ausgeführt! Wie ſtrahlend leuchtet der Mohn, wie ſtill anmutig erſcheint die holde, rührende Mädchengeſtalt, wie wunderbar greift der Gegenſatz zwiſchen der üppigen Pracht der Natur und dem blinden Menſchenkinde, dem alle dieſe Schönheit verſchloſſen iſt, ins Herz! — Profeſſor Bruno Piglhein, ein geborener Hamburger, wandte ſich zuerſt der Plaſtik zu, ging aber dann zur Malerei über und ſtudierte unter Pauwels in Weimar und W. Diez in München. Sein erſtes großes Werk war das herrliche Kreuzigungsbild „Moritur in deo,“ mit welchem er auf den Ausſtellungen der Jahre 1879/80 einen außerordentlichen Erfolg errang; am bekannteſten iſt der Meiſter durch ſein Panorama „Jeruſalem“ geworden.

Der „Schafaustrieb“ von Ernſt Meißner zeichnet ſich durch überraſchende Naturwahrheit aus. Es iſt ein Bild, das jeden Tierfreund entzücken muß, ſo charakteriſtiſch ſind die Typen der verſchiedenen Wolllieferanten wiedergegeben.

Gedichte von Rudolf Kögel.

(Bremen. Müllers Verlag.)

Unter dieſem anſpruchsloſen Titel hat der Oberhofprediger des deutſchen Kaiſers der großen Schar ſeiner Verehrer aus der unfreiwilligen Mußezeit einen Gruß geſandt. Den Leſern des „Daheim“ iſt er als Dichter ein alter Freund. Wer einzelne von den jetzt geſammelten Gedichten ſchon vorher gelegentlich kennen gelernt hat, wird ſich jetzt freuen, ſie bereichert und vermehrt beiſammen haben zu können. — Was den Predigten Kögels nachgerühmt wird, ihre ſchlagende, ſentenzenreiche Kürze, gilt noch in höherem Maße von den Gedichten.

„Nicht bitter macht das Kreuz, es macht gelinder,
Nur wer zum Lieben arm iſt, der verarmt.“
(S. 72.)

Ein großer Gedanke in klaſſiſcher Form! Auch ſonſt iſt der Dichter derſelbe Mann, wie der Prediger: dasſelbe Ruhen im Ewigen über dem irdiſchen Getriebe, eine hoffnungsfreudige Teilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, ein offenes Auge für Gottes Herrlichkeit in der Natur, und ein heiliger Ernſt, der auf ein Ziel ſchaut:

„In den blauen Morgen hinein,
In des Mittags blendenden Schein,
In die traumvoll ſinkende Nacht
Streck' ich die Hand, bis alles vollbracht:
Mache mich ſelig, o Jeſu!“ (S. 153)

Vielleicht am tiefſten ſind einzelne, kleine, rein perſönliche Lieder. Eine Perle reinſter Lyrik iſt der Gruß an den heimiſchen Buchfink, den der Erkrankte in Ouchy im November 1890 zwar mit dem heimiſchen Gefieder, doch ohne Geſang wiedertrifft:

„Beide kehren wir zum Norden,
Iſt erſt unſer Winter um.
Und iſt alles neu geworden,
Sind wir beide nicht mehr ſtumm.“
(S. 187)

Möchte die Sammlung viele Leſer finden. Stumm kann man den freilich nicht nennen, dem ſolche Töne zu Gebote ſtehen. Doch wolle Gott dem Dichter geben, daß er bald die Meiſterſchaft auch über das geſprochene Wort zurück gewinnt.

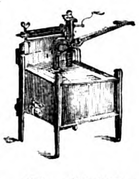
W. Thiele.

Naturkunde.

Den gänzlichen Untergang des großen, für Nordamerika typiſchen Wiederkäuers, des Büffels (Biſons), erörtert ein ausführlicher Bericht der Smithſonian-Inſtitution. Es iſt eine traurige Thatſache, daß die ungeheuren Biſonherden, welche die Prairien vom großen Sklavenſee bis tief nach Mexiko bevölkerten und die noch vor zwei Jahrzehnten nach Millionen zählten, nicht, wie andere Raſſen durch ihr geringes Anpaſſungsvermögen, ſondern lediglich durch die rückſichtsloſen, ſinnloſen, lediglich aus Mordluſt betriebenen Vernichtungsjagden der Yankees gänzlich vom Erdboden verſchwunden ſind. In der Union iſt nur noch im Yellovſtonepark eine kleine Herde von 200 Stück, in den Tiergärten der ganzen Welt ſind höchſtens 300 Stück vorhanden. Die Ausrottung der Büffel iſt um ſo bedauerlicher, als ihr Fleiſch, ihre Häute ꝛc. die weſentlichſten Exiſtenzbedingungen für zahlreiche Indianerſtämme bildeten; von mancher Seite und kaum mit Unrecht werden die neueſten Unruhen der ſchwer geſchädigten indianiſchen Bevölkerung auf ſie zurückgeführt.

Hauswirtſchaftliches.

Die Waſchmaſchine ſpielt ſeit langer Zeit eine wichtige Rolle im Haushalt und vermindert die Koſten und vor allem die leidigen Sorgen der Hauswäſche in erfreulicher Weiſe. Die meiſten Syſteme gehen jedoch im Betrieb etwas ſchwer und ermüden leicht. Dieſe Mängel ſind bei der neuen Luſatia-Waſchmaſchine, welche J. Ravené Söhne, Berlin, Stralauerſtraße, zum Preiſe von 60 Mark eingeführt haben, durch das Fortfallen jedes Zahngetriebes und die Einführung einer Spindelbewegung behoben werden. Die Maſchine arbeitet außerordentlich leicht, faſt ſpielend, iſt ſehr ſolid gebaut und ſchließt Betriebsſtörungen gänzlich aus. Ein vortreffliches Geſchenk eines aufmerkſamen Ehemannes.



Forſchungsreiſen.

Zur Erforſchung der bisher unbekannten grönländiſchen Küſten und der Reliefbildung des Innern bricht demnächſt der Ingenieur R. Peary von der nordamerikaniſchen Bundesmarine mit zwei Gefährten auf. Er geht zunächſt an die Weſtküſte, will hier etwa zwiſchen 77 und 78° landen, den Reſt des Jahres zu kurzen Verſuchsexpeditionen mit Schlitten verwenden und dann nordwärts in der allgemeinen Richtung der Küſte, bis möglichſt zum Pol, vordringen.

Verkehrsweſen.

Der jüngſt in Wien verſammelte Weltpoſtkongreß, bei welchem ſämtliche Kulturſtaaten (mit Ausnahme von China) mit Deutſch-Oſtafrika als jüngſtem Mitglied vertreten waren, erinnert an die Entwickelung des Poſtweſens in den letzten Jahrzehnten. Seit dem Jahre 1874 iſt der Briefverkehr auf der Erde von 3300 Millionen auf rund 15000 Millionen Stück jährlich geſtiegen. Der Welt-Poſtverein, deſſen Entſtehung unſerem deutſchen Reichspoſtmeiſter Dr. Stephan zu danken iſt, umfaßt gegenwärtig 87 Millionen Quadratkilometer mit 915 Millionen Einwohnern; einen geſchäftlichen Mittelpunkt hat er bekanntlich in ſeinem internationalen Büreau zu Bern.

Technik.

Die Bedenken, welche gegen den elektriſchen Bahnbetrieb im Winter erhoben worden, ſind nach einer Mitteilung des „Prometheus“ durch die im vergangenen, durch ſchwere Schneetreiben ausgezeichneten Winter in Amerika gemachten Erfahrungen völlig entkräftet worden. Der entſprechend ausgeſtattete elektriſche Motorwagen kam beſſer durch den Schnee als ſelbſt die Lokomotive und drang, wo Pferdebahnen den Betrieb einſtellen mußten, ſtets durch.

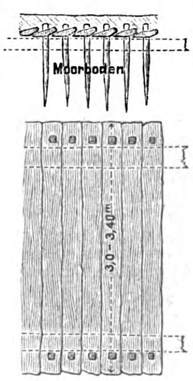
Ausſtellungsweſen.

Nachdem die Beteiligung Deutſchlands an der für 1893 geplanten Weltausſtellung zu Chicago beſchloſſen wurde, iſt Geheimrat Wermuth ſeitens der Reichsregierung zum Kommiſſär ernannt worden. Geſchäftsraum: Berlin, W. Wilhelmſtraße 74.

Eine Ausſtellung für Länder- und Völkerkunde wurde Mitte Mai in Köln eröffnet.

Altertumskunde.

Zu den vielen bereits bekannten römiſchen Bohlenwegen durch die Moore der nordweſtdeutſchen Tiefebene iſt nach dem Centralblatt der Bauverwaltung vor zwei Jahren ein neuer derartiger Weg quer durch das Dieven-Moor im ſüdlichen Oldenburg entdeckt worden. Dieſe oft meilenlangen, ſtrategiſchen Zwecken dienenden Wege ſind, wie aus der nebenſtehenden Abbildung erſichtlich, aus ſtarken, geſpaltenen, durch Pfähle auf dem Moorboden befeſtigten Bohlen hergeſtellt, wurden mit Raſen und Kies bedeckt, bisweilen auch durch Faſchinenlagen geſtützt, und liegen heute meiſt ziemlich dicht unter der Oberfläche. Erſtaunlicherweiſe haben ſich die wohl 1900 Jahre alten Bohlen faſt überall vortrefflich erhalten, ſie ſind zwar an den Rändern angefault, im Kern erſcheint das Gefüge des Eichenholzes aber noch deutlich erkennbar.



Kleine Zeitung.

Einen märchenhaften Schatz ſoll man bei der Schleifung des alten Forts San Antonio, eines früheren Jeſuitenkloſters, in Rio de Janeiro gefunden haben: 70 Millionen Franken in alten portugieſiſchen Goldkruzados, viele Säcke mit Goldkörnern und Pakete mit Goldplatten. Der ungeheuere Schatz, den die braſilianiſche Republik ſicher ſehr gut gebrauchen könnte, ſtammt, ſo wird vermutet, aus Zahlungen her, welche die Jeſuiten im vorigen Jahrhundert für die Regierung in Empfang genommen hatten, deren Betrag aber Portugals berühmteſter Staatsmann, der Marquis de Pombal, vergebens von dem Orden reklamierte.

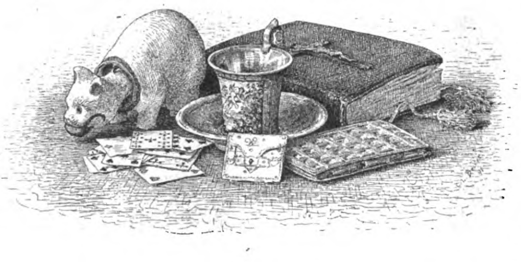
Rechtsrat.

Nur Anfragen von allgemeinerem Intereſſe können an dieſer Stelle beantwortet werden. Unſer juriſtiſcher Mitarbeiter bittet, in der Frage das bez. Reichsgebiet (Staat, Provinz) genau anzugeben, da die Beantwortung für die verſchiedenen Reichsgebiete bisweilen verſchiedenartig ausfallen muß.

Frage: Kann ein Fabrikherr, in deſſen Fabrik ohne ſein Wiſſen gegen die für die jugendlichen Fabrikarbeiter erlaſſenen Schutzbeſtimmungen der Gewerbeordnung verſtoßen iſt, ſich gegen eine ſtrafrechtliche Verfolgung durch den Einwand ſchützen, daß er ſeinen Werkmeiſter unter Androhung von Strafen angewieſen hat, den geſetzlichen Vorſchriften nachzukommen?

Antwort: Es wird darauf ankommen, ob der Fabrikherr ſeinen Werkmeiſter hinreichend auf die gewiſſenhafte Erfüllung der gewerbepolizeilichen Vorſchriften kontrolliert hat. Denn, wie das Reichsgericht wiederholt entſchieden hat, genügt ein Fabrikherr ſeiner Pflicht nicht ſchon dadurch, daß er Anordnungen im Sinne jener Schutzbeſtimmungen erläßt, er muß auch ihre Befolgung überwachen.

Erinnerungen an Kaiſer Wilhelm I.



Aus der Zahl der Kaiſer Wilhelm-Reliquien, welche das Hohenzollernmuſeum aufbewahrt, geben wir hier in genaueſter Nachbildung einige der intereſſanteſten wieder. Da ſind zunächſt aus der früheſten Jugendzeit unſeres teuren Heldenkaiſers eine Katze aus Gips, das denkbar einfachſte Kinderſpielzeug, und einige Miniatur-Spielkarten; ihnen ſchließt ſich — im Vordergrund der Zeichnung — ein kleines Geldtäſchchen aus Papier an, welches der Kaiſer ſelbſt angefertigt hatte. An eine ernſte, trübe Zeit mahnt uns das rechts neben dem Geldtäſchchen liegende Notizbuch, auf deſſen erſter Seite ſich eine kurze kindlich-rührende Bemerkung befindet: „Den 26. Februar geſchenkt bekommen von Papan geſchenkt bekommen Königsberg den 27. Februar 1808. Wilhelm.“ Die die Mitte der Zeichnung einnehmende Taſſe hat der Kaiſer 44 Jahre — bis 1873 — benutzt. Das Geſangbuch endlich, welches am 22. März 1864 der Kultusminiſter A. v. Mühler dem Kaiſer überreichte, wie aus einer Notiz am Schluſſe des Buches hervorgeht, trägt vorn die eigenhändige Inſchrift des Herrſchers: Wilhelm R. 22./3. 64.

Buchhandel. Kunſt.

Wer iſt Rembrandt? nennt ſich ein Aufſehen erregendes Buch von K. Lautner, in dem dieſer junge Kunſtgelehrte mit der Frage ſich beſchäftigt, ob der berühmte Künſtler, deſſen ſittliche Lebensführung er lebhaft angreift, wirklich der Schöpfer der großen, ihm zugeſchriebenen Werke ſei oder ob dieſelben nicht vielmehr deſſen Schüler F. Bol zum Urheber haben. Das Buch bringt manches neue Material, die Schlußfolgerungen des Verfaſſers dürften aber ſtark angegriffen werden.

Der Architekt Hans Auer, Erbauer des neuen Bundesrathauſes in Bern, vordem Profeſſor an der Kunſtgewerbeſchule in Wien, vollendetete ſoeben ein **Kunſtblatt in Radierung: Das Forum Romanum**, ein Wiederaufbau der Tempel und Päläſte, deren Ruinen das heutige Campo vaccino bedecken. Verlag von Schmid, Francke & Co., Bern.

Deutſchlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz will unſer geſchätzter Mitarbeiter Tanera in einer Reihe volkstümlich gehaltener Bändchen (München. C. H. Beck) behandeln, von denen bisher der 9. und 10. Band vorliegen. Dieſelben beſchäftigen ſich mit den Befreiungskriegen 1813—1815 und zeichnen ſich ebenſowohl durch Klarheit, wie durch Wärme der überall ein militäriſch richtiges Urteil verratenden Darſtellung aus; der Herr Verfaſſer hat es verſtanden, die Rückſicht auf Belehrung und Unterhaltung vortrefflich zu vereinen. Die kleinen Bändchen, welche ſich die Aufgabe ſtellen, das Intereſſe an unſerer vaterländiſchen Geſchichte im Sinne der denkwürdigen Kaiſerrede vom 4. Dezember 1890 zu beleben, werden ſich ſicher zahlreiche Freunde erwerben.

Totenſchau.

Karl Wilhelm v. Nägeli, der größte Botaniker und Pflanzenphyſiologe der Gegenwart, ſtarb am 11. Mai zu München. Geboren am 30./3. 1817 zu Kilchsberg bei Zürich, wirkte er ſeit 1841 an der Univerſität in letzterer Stadt, von 1857 an der Münchener Univerſität. Seine Arbeiten über die Pflanzenzelle, über die niederen Pilzformen und die Gärung, ſein Werk „Das Mikroſkop“ ſichern ihm dauernde Berühmtheit.

In unſerer Spielecke.

1. Arithmogriph.

8	7	15	8	**7**	1	18	19	11
1	11	16	**9**	7	**2**	2	13	15
6	11	**16**	4	10	11	**2**	8	4
17	**11**	13	15	11	19	4	**11**	15
1	4	2	14	4	11	8	7	**15**
14	**5**	12	16	4	19	6	**7**	19
3	7	**9**	15	3	7	**1**	7	14
16	5	7	**4**	19	**10**	13	19	8
16	7	1	10	**16**	11	19	8	14

Erſetzt man die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die betreffenden Buchſtaben, ſo bezeichnen die wagerechten Reihen:

1. Eine der Shakeſpeareſchen Frauengeſtalten,
2. einen Feldherrn der Römer,
3. einen berühmten Italiener,
4. einen Feldherrn der Spartaner,
5. einen Feldherrn der Athener,
6. ein deutſches Land,
7. eine Stadt in Ungarn,
8. einen Fürſtenbund,
9. einen berühmten Maler.

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo ergeben die Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze ſtehendes Quadrat bilden, den Namen einer gefeierten Sängerin.

2. Wechſelrätſel.

Weithin dehnt ſich mein Reich, es gehorchen mir viele Millionen;
Auch mit verändertem Haupt werd’ ich ein König genannt.

3. Rätſel.

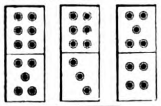
Die Trennung, ach! — iſt Menſchenlos.
Still birgt ſich in der Erde Schoß,
Was von der Erd’ gekommen.
Ruft Gott: „Komm wieder, Menſchenkind“;
So wird mein Wort zur That geſchwind.
Kein Zögern wird dann frommen.
So ſchlimm jedoch iſt’s nicht gemeint.
Es trennt ſich nur, was war vereint,
Zu frohem Wiederſehen. —
Und nehmt, ihr Herrn, mein Wort nicht ſchief,
Wenn plötzlich kommt der blaue Brief.
Ihr müßt’s nur recht verſtehen. Pf. J.

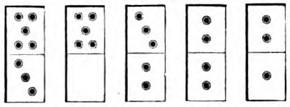
(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 38.

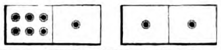
Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:

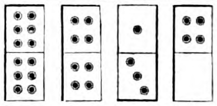




A behielt:



B ſetzte:



1. Rätſel. Neckar — Necker.

2. Verwandlungsaufgabe.

1. Sch**w**ur
2. W**i**ndung
3. Heller
4. **L**id
5. Pari**s**
6. **T**ücke
7. Bo**d**en
8. Gra**u**
9. **G**era
10. Schi**e**fer
11. Ban**d**
12. Becken
13. Alta**i**
14. **H**inrichtung
15. Son**n**e
16. Weite
17. Brau**n**
18. Sol**d**
19. Faſchin**e**
20. Reiter
21. Hen**n**e
22. Zi**e**mer
23. Pa**n**
24. Leſer
25. **A**rier
26. **C**olon
27. **H**egel
28. Verw**e**ndung
29. Zau**n**.

„Willſt du gedeih’n in deinen Sachen,

1. Sch**n**ur
2. W**e**ndung
3. He**h**ler
4. **C**id
5. Pari**a**
6. **M**ücke
7. Bo**g**en
8. Gra**n**
9. **A**era
10. Schi**f**fer
11. Ban**n**
12. B**a**cken
13. Alta**n**
14. **E**inrichtung
15. Son**d**e
16. We**t**te
17. Brau**t**
18. Sol**o**
19. Faſchin**g**
20. Re**t**ter
21. He**i**ne
22. Zi**m**mer
23. Pa**u**
24. Le**d**er
25. **T**rier
26. **S**olon
27. **S**egel
28. Verw**u**ndung
29. Zau**m**.

Mußt du mit Gott den Anfang machen.“

3. Rätſel. Streich — Eſtrich.

Zur gefälligen Beachtung.

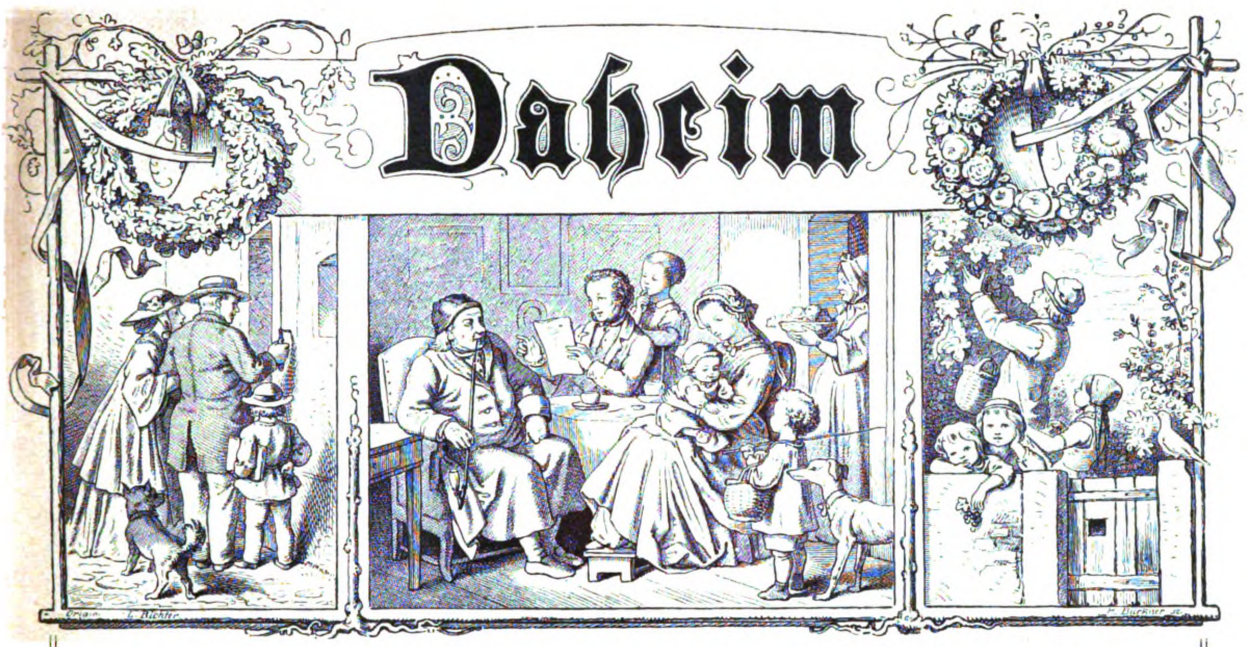
Mit dieſer Nummer ſchließt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, **beſonders die Poſtabonnenten**, die Beſtellungen auf das vierte Quartal (Juli bis September 1891) **ſofort** aufzugeben, um Unterbrechung in der Zuſendung zu vermeiden.

Die Redaktion und Expedition des Daheim.

Inhalt: Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Die „Buben-Brigade“. Von Profeſſor Henry Drummond. Schluß. — Schadet das Nachmittagsſchläfchen? Von Dr. M. Dyrenfurth. — Gepreßt und geworben. Erzählung von Philipp Knieſt. Schluß. — Major von Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas. Von E. Liebert. Mit vier Illuſtrationen. — Erſte Klänge. Gedicht von Karl Hunnius. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Blind von Bruno Piglhein, und Schafaustrieb von Ernſt Meißner. — Gedichte von Rudolf Kögel. — Naturkunde. — Hauswirtſchaftliches. — Forſchungsreiſen. — Verkehrsweſen. — Technik. — Ausſtellungsweſen. — Altertumskunde. — Kleine Zeitung. — Rechtsrat. — Erinnerungen an Kaiſer Wilhelm I. Mit einer Illuſtration. — Buchhandel. Kunſt. — Totenſchau. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** —
Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Juli 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 40.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

I.

Wanda trat in das Zimmer ihrer Mutter, in dem eine rieſige, von einem bunten chineſiſchen Schirm halb verhüllte Lampe brannte. In demſelben Augenblick erloſch das elektriſche Licht, welches die lange Zimmerreihe, die Wanda ſoeben durchſchritten hatte, erleuchtete. In dem ſo plötzlich verdunkelten Thürrahmen ſtand die ſchlanke, weiße Geſtalt des jungen Mädchens einen Moment wie unſchlüſſig. Da wurde die gegenüberliegende Thür geräuſchvoll geöffnet, eine kleine, rundliche Frau in einem Seidenkleide, deſſen ſchwere Falten ſie förmlich umſtarrten, rauſchte herein. Ihre etwas rötlichen Arme hoben ſich, um die Riviere von großen, prächtig funkelnden Diamanten abzuneſteln, die ſich in feſtem Reifen um den Hals der Dame legte.

„So hilf mir doch, Wanda, ich erſticke faſt. Es muß noch ein Stein eingeſetzt werden, das Ding iſt mir zu eng, und wenn ich mich ärgere —“

„Haſt du dich denn geärgert, Mama?“

„Natürlich! Ich dachte mir gleich, daß von dem vielen übriggebliebenen Konfekt ein gut Teil geſtohlen werden würde, und da du dich doch um nichts kümmerſt, ſah ich, ſobald der letzte Gaſt fort war, gleich nach. Es iſt unerhört, die ganzen Schalen haben ſie abgeräumt.“

„Mein Gott, ein paar Bonbons!“ Wanda zuckte mit einer unendlich geringſchätzigen Miene die Achſeln und legte die abgeneſtelten Brillanten auf den Tiſch.

Mit einer haſtigen Bewegung, als fürchte ſie, dieſelben könnten dort zu Schaden kommen, nahm die Kommerzienrätin Draller die Steine an ſich. „Konfekt wie Konfekt und Brillanten wie Brillanten,“ eiferte ſie, „wenn man auch die Ausgabe nicht anſieht, verloren braucht es drum nicht zu gehen! Aber ich hab' mir's gleich gedacht, daß man von dem eigenen Hauſe mehr Scherereien als Annehmlichkeiten haben würde. So'n Ball im Hotel, das iſt gar nichts! Man bezahlt ſeine Rechnung und fertig iſt man. Aber hier! Na, das Reinemachen morgen, und die beſchmutzten Teppiche — eine Rotweinflaſche haben ſie drauf ausgegoſſen, und ſie waren ganz neu, eben von Gerſon gekommen! Aber ich ſage, man —“

„Aber laß doch, Mama, dieſe Lappalien!“

„Ja, das ſagſt du ſo, weil du in dem vornehmen Inſtitut mit den Komteſſen und Prinzeſſinnen erzogen und gewohnt biſt, daß es bei Vatern alles aus'm Vollen geht. Aber ich bin noch aus der alten Zeit, ich weiß noch, daß der Thaler dreißig Silbergroſchen hat — na, jetzt hat er drei Mark, aber das iſt dasſelbe. Und dein Bruder, der ſo viel älter iſt als du, der weiß auch noch was davon, aber du, du biſt das Neſtküken, und dich hat Vater in Gold gewickelt von Anfang an, und nun du all das Zeug gelernt haſt, was ſie jetzt von den höheren Töchtern verlangen, nun ſtehſt du da und läßt die Flügel hängen. Aber das weiß ich, ich bin in kein vornehmes Penſionat geweſen, aber wenn mein Vater mir einen Hausball gegeben hätte, wie heute der — ich hätt' anders ausgeſehen wie du. Was nutzt dir denn deine ganze ſogenannte regelmäßige Schönheit, wenn du einen Flunſch dazu ziehſt, als hätt' dir die Katze die Butter vom Brot geſtohlen?“

Wandas blaſſe Stirn hatte ſich gerötet. Mit geſenktem Kopf ſtand ſie da, wie ein geſcholtenes Kind. Dann ſagte ſie leiſe: „Ich will ſchlafen gehen, Mama, ich habe Kopfſchmerzen!“

„Na, dann geh' man, aber die Kopfſchmerzen, die haſt du auch von's Lernen!“

Wanda verließ das Zimmer. In der Thür begegnete

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſie ihrem Vater. So bot ihm die Stirn zum Gutenachtkuß und ging.

„Gott bewahre, nicht mal ‚danke‘ ſagt ſie dir,“ ſeufzte Frau Draller. „Sie hat mir heute den ganzen Abend gar nicht gefallen — ich weiß nicht, was ſie hat.“

„Na, löſch’ nur die Lampe aus, Frau, wir wollen auf unſeren Lorbeeren ruhen, und die Kleine wird ihren Kummer auch verſchlafen!“

„Ihren Kummer? Wo ſoll ſie denn den her haben?“

„I nun — erſtens die Abſage der Komteſſe, ihrer Freundin —“

„Wer kann dafür, daß die krank wurde!“

„Hm — iſt heute früh noch ganz vergnügt im Tiergarten ſpazieren gefahren.“

„Das finde ich großartig! Aber die Eltern haben unſeren Beſuch doch gleich erwidert.“

„Das heißt, ſie haben ein paar Karten bei uns abgeworfen, weil die Wanda nun einmal die Intime ihrer Tochter in der Penſion war, und wir infolgedeſſen uns gedrungen fühlten, ſie aufzuſuchen, als ſie ihr Winterquartier hier bezogen. Das iſt alles ganz klar und ganz korrekt. Von jetzt ab heißt es aber: unſer Umgangskreis iſt nicht der eure — baſta! Und das hätte ich mir gleich denken können!“

„Aber was wollen denn die Leute? Sie haben ihr Schloß auf dem Lande, und wir haben unſer Palais in der Stadt, unſere Töchter ſind in ein und derſelben Penſion erzogen.“

„Und ſie gehören zur Ariſtokratie und werden hier an den Hof gehen, und ich bin ein self-made-man, deſſen Balleinladungen die Herren Leutnants zwar zum Teil nicht abſchlagen, aber na — das ſind ſo kleine geſellſchaftliche Eigentümlichkeiten, die ich kenne und über die ich wegſehe. Wenn’s mir Spaß macht, werde ich mit der Zeit auch noch mehr Uniformen in meinen Salons ſehen, denn Zeit und Geld ſind allmächtig. Aber die Kleine ſtößt ſich vorläufig noch an den Ecken, die ich mit der Zeit überpolſtern werde“ — er ſah nach der Uhr.

„Gleich zwei Uhr und ich muß morgen früh um acht wieder im Büreau ſein; gehen wir ſchlafen.“

Die Frau Kommerzienrätin hatte die Auseinanderſetzungen ihres Mannes mit großen runden Augen angehört, in denen ſich Staunen, Schreck und Mitleid ſpiegelten.

Jetzt griff ſie mit einem tiefen Seufzer nach einem bereitſtehenden Leuchter, deſſen Kerze ſie entzündete. Dann ſchraubte ſie die Lampe herab. „Mir war die vornehme Penſion gleich nicht recht,“ ſagte ſie, „aber man gibt doch ſeinen Kindern gern das beſte, und heutzutage ſind die Menſchen alle ſo fürchterlich gebildet!“

II.

Es war am nächſten Tage. Wanda ſaß in dem Rococoboudoir, welches an das Wohnzimmer ihrer Mutter ſtieß und das der Kommerzienrat Draller ſeinen Beſuchen mit einem gewiſſen Stolz als „das Zimmer meiner Tochter“ zeigte, während es in Wahrheit von der ganzen Familie als Durchgangsraum und von dem Bruder ſogar als Rauchzimmer benutzt wurde. Sie hatte verſchiedene Erinnerungen aus der Penſionszeit in dem zierlichen Schreibtiſch geordnet und hielt das Bild ihrer Lieblingsfreundin in der Hand, unſchlüſſig, ob ſie daſſelbe aufſtellen oder wegſchließen ſollte.

Ihre liebſten Penſionserinnerungen knüpften ſich an Herta Egdoff, und der Aufenthalt auf dem Landſitz des Grafen Egdoff, wo ſie die letzten Sommerferien zugebracht hatte, umſchloß für ſie alles, was ſie als ſchön und beglückend kannte. Und nun —

„Daß Herta mir das anthun konnte,“ murmelte Wanda, „und daß ſie auch nicht ein Wort der Entſchuldigung findet, mir nicht ſagt, daß es ihr leid that, nicht kommen zu dürfen!“

Sie blickte auf das Bild in ihrer Hand, und ihre Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen, während ein tiefer Schmerzenszug ſich um ihren jungen Mund lagerte. Plötzlich ſprang ſie auf und warf das Bild in ein Schubfach, das ſie verſchloß.

Die Arme über die Bruſt gekreuzt durchſchritt ſie das Zimmer.

Die Stimme ihres Bruders erklang draußen, im nächſten Augenblicke öffnete er die Thür.

„Nette Temperatur heute,“ rief er, „zehn Grad unter Null — puh — hier iſt’s behaglich! Na, Wanda mia, wieder mit einer Denkerfalte auf der Stirn?“

Er war an den Kamin getreten und warf den davorſtehenden Schirm zur Seite.

„Wenn ich nur wüßte, warum wir Kamine haben, wenn nie ein Feuer darin brennt. Beſtelle mal, daß geheizt wird, Wandachen.“

„Dort iſt der Klingelknopf,“ antwortete ſie, „du brauchſt nur die Hand auszuſtrecken.“

„Donnerwetter, biſt du vornehm geworden. Na, aber die Sache ſtimmt, ſo iſt’s ebenſo bequem!“

Er ließ ſich in Erwartung des Kaminfeuers, das er bei dem eintretenden Diener beſtellte, in einen der niedrigen Seſſel vor dem Ofen nieder und zündete eine Cigarre an.

„Wo iſt denn Muttern?“

„Ich weiß nicht!“

„Iſt denn nicht bald Eſſenszeit? Wie ſpät haben wir es denn eigentlich?“

„Ich weiß nicht!“

Er hatte während ſeiner Fragen die Cigarre in Brand geſetzt und fühlte ſich in dem Behagen, mit dem er die erſten Züge rauchte, durch Wandas Antworten geſtört.

„In der Höflichkeitslehre habt ihr wohl in der Penſion keinen Kurſus durchgemacht, Wanda, wie?“

„Doch,“ entgegnete ſie trocken, „ein Paſſus darin hieß: wenn ein Herr in Gegenwart einer Dame eine Cigarre rauchen will, bittet er um Erlaubnis.“

„Hör mal, für ein Backfiſchel biſt du eigentlich ziemlich unverſchämt.“

„Mit ſiebzehn Jahren iſt man kein Backfiſch mehr!“

„Kind, ich ſehe nicht ein, warum wir uns gegenſeitig ärgern. Sieh mal, das Leben iſt eigentlich nicht übermäßig lang — warum ſoll man alſo noch Zeit mit Unannehmlichkeiten verlieren? Mir iſt eine gute Cigarre Lebensbedürfnis, du mußt dich alſo ſchon daran gewöhnen, daß ich ſie ohne weitere Formalitäten rauche. Vielleicht findet ſich Gelegenheit, daß ich dir dafür meinerſeits irgend eine Konzeſſion mache, die dir angenehm und für mich nicht unbequem iſt.“

„O, du brauchſt nicht zu fürchten, daß ich deiner koſtbaren Bequemlichkeit zu nahe treten werde.“

„Kind, wenn du von der Bequemlichkeit in wegwerfendem Tone ſprichſt, ſo dokumentierſt du dadurch nur Unkenntnis der Sache. Bequemlichkeit gleich Komfort, Komfort gleich Lebensgenuß, Lebensgenuß gleich einzig wahrer und richtiger Philoſophie.“ Er lehnte ſich in den Seſſel zurück und ließ die blauen Dampfringe ſeiner Cigarre in regelmäßigen Zwiſchenräumen emporſteigen, während der Diener das Kaminfeuer entzündete.

Als der letztere das Zimmer verlaſſen hatte, nahm er die Cigarre zwiſchen die Finger und ſah ſich nach Wanda um, die am Fenſter ſtand und ihm den Rücken zukehrte.

„Komm, kleine Schweſter, es iſt wirklich vernünftiger, wenn wir gute Freunde ſind, als wenn wir uns zanken.“

Sie wandte ſich mit einer ſchnellen Bewegung um.

„Gute Freunde? Wenn du in einem Tone mit mir ſprichſt, als ſei ich ein Kind?“

„Fällt mir gar nicht ein! Ich will dich ganz als vernünftigen Menſchen behandeln, aber du mußt dich dann auch dementſprechend benehmen. Jetzt z. B. wäre es vernünftig und nett von dir, wenn du dich mir gegenüber ſetzteſt, es iſt ſehr behaglich hier am Feuer.“

Zögernd kam ſie näher und blieb ihm gegenüber, an die Lehne eines Seſſels geſtützt, ſtehen.

Er blickte ſie zwiſchen ſeinen Rauchringeln hindurch an.

„Wirklich hübſch biſt du geworden, Kleine! Es iſt kein Grund darüber rot zu werden, denn ich ſpreche damit einfach eine Thatſache aus, die ich zu beurteilen verſtehe. Und Schönheit iſt für eine Frau ungefähr dasſelbe, wie Reichtum für einen Mann: man kann alles damit erreichen!“

„Dann iſt Schönheit ſehr wertlos, denn mit dem Reichtum erreicht man nichts!“

„Oho, das wäre neu!“

„Nun, ich ſpreche damit auch nur eine Thatſache aus, die ich beurteilen kann. Haben wir es erreicht, daß die Egdoffs zu unſerem Ball kamen? Welche irgendwie hervorragende Perſönlichkeit der Reſidenz verkehrt bei uns? Niemand, niemand, nur Leute, die Geld erwerben oder erwerben wollen. Dieſes dumme Geld, von dem ihr alle ſo viel redet und für das man ſo wenig haben kann!“

Er ſah ſie erſtaunt und beluſtigt an.

„Sieh mal an — alſo ehrgeizig ſind wir! Na, nun will ich dir mal ſagen, wie ich die Sache anſehe. Uniformen, Wappen mit Kronen drüber und Sternchen und Kreuzchen im Knopfloch, das ſind ganz niedliche Spielereien — aber das hat alles nicht den geringſten, reellen Wert. Frierſt du, ſo kannſt du keinen Ofen damit heizen, hungerſt du, ſo kannſt du kein Diner bei Hiller damit bezahlen. Keinem wirklichen Bedürfnis genügen dieſe Sachen, ſie haben nur einen imaginären Wert, und die Zeit iſt vielleicht gar nicht mehr fern, wo ſie auch den verlieren. Etwas anderes iſt es mit dem Gelde —“

Er hielt plötzlich inne. Die Thür des nebenanliegenden Salons war geöffnet worden, und lebhaftes Stimmengewirr klang von dort her. Mit reſigniertem Ausdruck hob Ewald Draller die Augen zur Zimmerdecke empor.

„Beſuch — wenn man zu Tiſche gehen will. Die Portieren ſind eine ſehr ſchöne Einrichtung, aber eine verſchloſſene Thür wäre mir jetzt lieber!“

Aus dem Salon klang die Stimme der Kommerzienrätin.

„Es riecht hier doch nach Cigarren. Da wird der Ewald nicht weit weg ſein, ich muß doch mal ſehen, denn die Freude darf er ſich nicht entgehen laſſen —“

Ewald erhob ſich ſeufzend von ſeinem Platz. Frau Draller erſchien in Hut und Mantel an der Thür.

„Richtig, da iſt er“ — die übrige Geſellſchaft hatte ſich ihr nach in das Boudoir gedrängt, alles begrüßte ſich und ſprach lebhaft durcheinander.

„Kinder, er weiß ja noch nichts,“ rief die Kommerzienrätin, „alſo hier: als Verlobte empfehlen ſich Herr Konſul Silberberger und Fräulein Anna.“

„Nein, wirklich?“

„Wirklich und wahrhaftig!“ lachte ‚Fräulein Anna,‘ die in einer grünen, pelzbeſetzten Samttoilette ſehr hübſch und jugendfriſch ausſah, während man von dem Konſul, trotz ſeiner nach der Stirn heraufgekämmten Hinterhaare und ſeines ſehr wohlgepflegten Vollbartes, nicht ein Gleiches behaupten konnte.

„Und in den Weihnachtsfeiertagen iſt ſchon die Hochzeit, da wir ja nicht mehr ſo jung ſind, daß wir auf Wartezeit geſetzt werden müßten,“ fügte ſie hinzu, worauf allgemeines Lachen folgte, in das der Bräutigam mit etwas breitem, gequetſchten Ton einfiel. Frau Draller hatte ſich inzwiſchen des Hutes und Mantels entledigt und ſprach nochmals ihre Freude darüber aus, daß ſie von ihrem Kommiſſionswege gerade zur rechten Zeit zurückgekehrt ſei, um den Beſuch noch vor ihrer Thür zu empfangen.

„Du gratulierſt mir ja gar nicht,“ ſagte inzwiſchen leiſe die Braut, ihren Arm in den Wandas legend.

„Ich bin ſo überraſcht.“

„Nein, wirklich? Haſt du denn nichts gemerkt auf eurem Ball, wo er,“ ſie wies mit den Augen auf ihren Bräutigam, „wo er ſich plötzlich zu einem Rundtanz mit mir aufſchwang und die ſchönſte Whiſtpartie deswegen im Stich ließ? Ich ſage dir, Wanda, ich beſtelle mir ein paar Balltoiletten für den Winter — geradezu entzückend. Als Frau darf man ja viel extravaganter ſein wie als Mädchen — o, ich freue mich furchtbar auf den Winter!“

Wanda blickte mit einem unbehaglichen Gefühl von einem zum anderen. Es war ihr, als erwarte man, daß ſie ſich an der lebhaft ſchwirrenden Unterhaltung beteilige, und dabei wollte ihr gar nichts einfallen, was ſie hätte ſagen können. Sie atmete erleichtert auf, als die Brautviſite zu Ende war.

„Nein, macht dieſe Anna ein Glück!“ rief die Kommerzienrätin und teilte ihrem ſoeben aus dem Büreau heimkehrenden Mann die Neuigkeit von der Verlobung mit.

„Eine feine Partie,“ meinte der Kommerzienrat. „Viel kann Silberberger an der Thalermillion nicht fehlen, vielleicht hat er ſie auch ſchon längſt überſchritten.“

„Und die ſchöne Villa, gleich neben dem Hauſe von Annas Eltern — aber ich ſage immer, dieſe Menſchen haben Glück.“

„Mein Gott, Mama, ich finde das Glück doch nicht heraus. Ein Menſch, der ſo ausſieht wie dieſer Silberberger!“

Die Kommerzienrätin ſah ihre Tochter vorwurfsvoll an.

„Wie ſoll er denn ausſehen? Nicht einmal ſehr jüdiſch ſieht er aus! Seine Eltern haben ſich ſchon taufen laſſen. Und ſo ein ſolider, guter Menſch — na, und die Anna hatte doch ſchon die dumme Leutnantsliebe im Kopf, und wenn ſie viel mitbekommt, ſo ſind es dreißigtauſend.“

„Neunzigtauſend Mark, Frau!“

„Na, ja, das klingt mehr, iſt doch aber partout dieſelbe Geſchichte wie dreißigtauſend Thaler, und das für eine vornehme Heirat — das war doch zu wenig, das muß jedes Kind einſehen. Jetzt iſt die Anna ſchön heraus!“

Es wurde zu Tiſch gerufen. Während des Eſſens drehte die Unterhaltung ſich meiſt um die pekuniären Vorteile der neuen Verlobung, das heißt, die Kommerzienrätin führte dieſe Unterhaltung allein, denn ihr Mann war in der Familie meiſt einſilbig. Ewald hatte mit einem überlegenen Lächeln und einem Achſelzucken die Sache angeſehen, und Wanda ſaß mit träumeriſchen Augen da und hörte das Geſprochene nur halb. Während ſie im Sommer bei Herta Egdoff weilte, war deren ältere Schweſter, die ſich mit einem jungen Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft verheiratet, gerade von ihrer Hochzeitsreiſe zurückgekehrt. Es war ein herrlicher Sommertag geweſen.

Das ſchöne junge Paar, umgeben von grünem Gezweig, duftigen Roſen und zwitſchernden Vogelſtimmen, wie ſie es im Park von Sagewitz geſehen hatte, ſchwebte wie eine Viſion von Glück und Liebe an ihrer Erinnernng vorüber, und das alles war ſo ganz anders als das, was man hier ein glückliches Paar nannte.

„Warum hat Anna den Offizier, den ſie liebte, nicht geheiratet?“ fragte ſie plötzlich aus ihrer Träumerei heraus.

Ewald lachte luſtig auf.

„Du haſt ja gehört, daß ſie als junge Frau extravagieren will — das hätte ſie mit der Leutnantsgage nicht gekonnt.“

„O, das will ſie jetzt nur, weil ſie ihren Bräutigam nicht liebt.“

„Sieh, ſieh, wie klug du biſt! Aber damit du dir die Geſchichte nicht zu romantiſch vorſtellſt, will ich dir nur ſagen, daß der ſchöne Leutnant, nachdem er ihr ſo ziemlich den Kopf verdreht hatte, es doch vorzog, eine reiche Komteſſe zu heiraten — manchmal gibt es ja noch ſo was, häufig freilich nicht!“

„Dann war er nicht vornehm, wenn er das thun konnte!“ rief Wanda entrüſtet.

„Unſere Kleine iſt ein ſchnurriges Ding mit ihrer Penſionsmoral, mitten in unſerer wirklichen Welt, was meinſt du, Papa?“

Der Kommerzienrat, der begonnen hatte, die ſoeben eingetroffenen Zeitungen zu ſtudieren, blickte auf und blinzelte über ſeine Brille hinweg ſeiner Tochter zu. „Laß ſie in Ruhe, Ewald, ſie wird ſich ſchon machen,“ ſagte er und hob, da ſeine Lektüre doch einmal unterbrochen war, die Tafel auf.

Im Vorübergehen las Wanda im Inſeratenteil, den der Kommerzienrat auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, eine fett gedruckte Annonce:

„Vornehme Heirat!“

Sie errötete, denn da ſtand es ja gedruckt, das Wort, das ſie, halb bewußt, halb unbewußt den ganzen Tag hindurch beſchäftigt hatte.

„Vornehm ſein,“ das war das „Seſam,“ das die verſchloſſenen Pforten öffnete. „Vornehm ſein,“ das führte in jene Welt ein, in die ſie bei ihrem Sommerbeſuch einen Blick gethan, die ſeitdem ihre Phantaſie völlig beherrſchte und von der ſie ſich nun ausgeſchloſſen fand. Sobald ſie ſich unbeobachtet glaubte, ſtahl ſie ſich in das Eßzimmer zurück und barg das liegengebliebene Inſeratenblatt eilig in ihrer Taſche. Sie lief damit in ihr Schlafzimmer, den einzigen Raum, den ſie wirklich für ſich hatte, und hier, beim Schein einer einſamen Kerze las ſie geſpannt und aufmerkſam, was da unter dem „Vornehme Heirat“ ſtand. Viel war es freilich nicht, und romantiſch klang es auch nicht, denn das Inſerat lautete:

„Ein Kavalier, der jung, vornehm und arm iſt, wünſcht eine reiche Frau zu heiraten. Bedingungen: tadelloſer Ruf und chriſtliches Bekenntnis. Adreſſe: Graf W. 62, Annoncenbüreau von Rudolf Moſſe. Berlin.“

„Vornehm und arm — wie traurig muß das ſein!“ murmelte Wanda, und dieſe beiden Worte verwandelten die trockene Annonce für Wanda in den Anfang eines Romans, bei dem ſie ſich ſelbſt die Rolle der rettenden Fee zuteilte. „Wie ſchön wäre es“ — damit fing ihr Traum an, und endete dann damit, daß ſie ſich ſagte: „Das iſt Unſinn, ich kenne ihn ja nicht!“

Sie ſteckte die Annonce wieder in die Taſche und kehrte in das Wohnzimmer zurück. Aber ſie brachte ihre Gedanken nicht mehr von dem Zeitungsblatte los. Der Kommerzienrat und ſein Sohn waren in ihren Klub gegangen, Frau Draller ging ab und zu; ſie hatte immer etwas zu „beſtellen,“ oder „nachzuſehen,“ und wenn ſie damit fertig war, hatte ſie „etwas vergeſſen.“ So blieb ſie in fortwährender Bewegung zwiſchen den Wohn- und den Leuteräumen, während Wanda ein Buch vor ſich liegen hatte, ohne darin zu leſen, und ihrer Träumerei freien Spielraum behielt. Endlich ließ ſich die Frau Kommerzienrat mit einem Seufzer, der zugleich Bedauern und Erleichterung auszudrücken ſchien, auf dem Sofa nieder und begann, ihr Strickzeug in Ordnung zu bringen. „Du könnteſt doch eigentlich auch ſtricken, Wanda, Vater trägt nichts anderes als ſelbſtgeſtrickte Socken.“

„Wenn du es wünſcheſt, Mama —“

„Ach was, ich wünſche gar nichts, wenn du ſo'n armes Sündergeſicht dazu machſt. Ich meine man, immer leſen und Flügelſpielen kann der Menſch doch nicht, und dann — wenn du einen Mann heirateſt, der ſo peinlich auf das Fußzeug iſt wie Vater —“

„Ich heirate überhaupt nicht!“

„I laß man gut ſein! Ein Mädchen wie du, das ſpäter mal ein halbes Milliönchen oder auch mehr zu erwarten hat, das bleibt nicht ſitzen.“

„Ich will aber nicht des Geldes wegen geheiratet ſein!“

„Ja, das ſagt man ſo! Na, und du ſiehſt ganz nett aus, es könnte ja auch ſein, daß ſich einer wirklich in dich verliebte — aber mit Vatern rechnet ſelbſt ſo einer noch. Und dann ſind die jungen Leute hier auch nicht mehr recht zum Verlieben geeignet. Ich bin man eine einfache Frau trotz Vatern's Reichtum, aber meine Augen habe ich doch nicht umſonſt im Kopfe. Und wenn ich auch nicht gern ſchlecht von den Menſchen denke — von deinen Grafens habe ich nicht geglaubt, daß ſie die Tochter ſcheinkrank gemacht haben wegen den Ball. Na, was ich aber ſagen wollte, was ſo unſere jungen Herren ſind, die habe ich mir ſchon darauf angeſehen, daß ich 'ne Tochter habe! Schon wie du in der Penſion warſt. Und dann habe ich mir gedacht, ich ſchenk' dir reinen Wein ein, wenn du anfängſt auszugehen — was die jungen Herren nämlich betrifft.“ (Fortſetzung folgt.)

Belladonna und Atropin.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

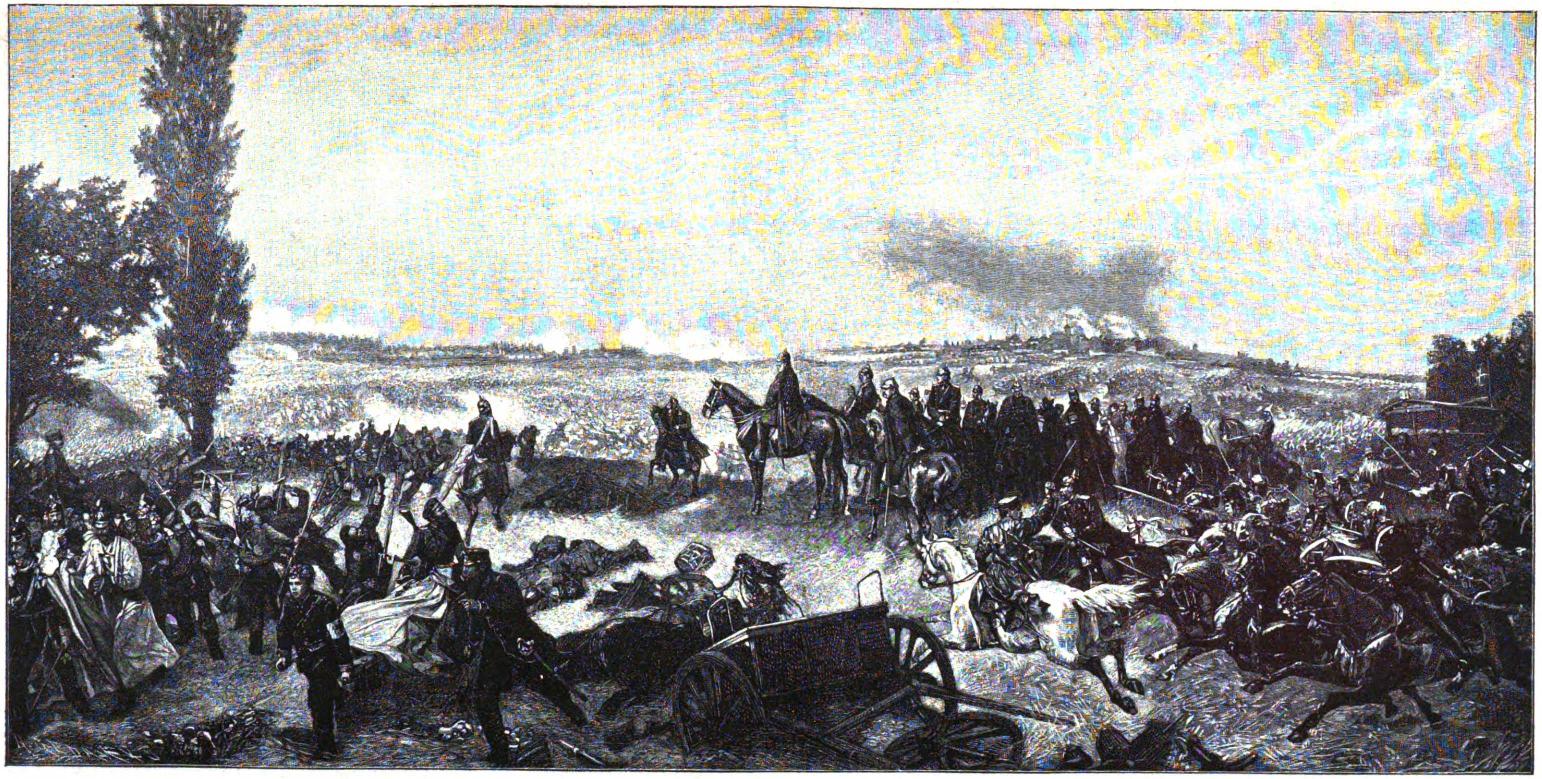
Nicht immer bedarf es einer Wanderſchaft in weite Fernen und fremde Weltteile, um Naturkörper mit wunderbaren Eigenſchaften anzutreffen. In unſrem deutſchen Walde wächſt ſo manches Kraut, das ſich an merkwürdigen Kräften mit jeder fremden Pflanze meſſen kann und von jedermann gekannt zu werden verdiente. Schon darum wäre dies notwendig, weil viele unſerer heimiſchen Kräuter Stoffe in ſich bergen, die teils als gefährliche Gifte, teils als unſchätzbare Heilmittel erprobt ſind.

So iſt die Tollkirſche oder Belladonna in der Hand der Unkenntnis oder Bosheit ein Gift von furchtbaren Folgen, in der des Arztes ein Segen für unzählige Leidende.

Ein wunderliches Spiel hat der Sprachgebrauch mit dieſer Blume getrieben; Bella Donna, die „ſchöne Frau“ nannten ſie die ſpäteren Lateiner und die Italiener, und ebenſo heißt ſie dem Franzoſen „la belle dame,“ aber der Holländer kennt ſie nur als „Todkraut,“ der Engländer als „tödlichen Nachtſchatten,“ und gar aus dem Munde des Deutſchen trifft ſie ein ganzer Hagel ſchmähender Namen, wie Wolfskirſche, Wolfsbeere, Tollkirſche, Schwindel-, und Teufelsbeere, und noch an zwanzig anderer Ehrentitel! Mit dem Tabak, Bilſenkraut, Stechapfel und ſchwarzen Nachtſchatten gehört ſie in die Familie der Solaneen — eine arge Geſellſchaft, unter die ſich aber auch unſere Wohlthäterin, die Kartoffelpflanze, rechnen laſſen muß, weil ſie in den Beeren und in den unreifen Knollen der Frühkartoffeln ein Gift, das Solanin, bereitet, welches dem von jenen erzeugten verwandt iſt.

Im Juni und Juli entwickeln ſich in ſonnigen Wäldern und ſchattigen Schlägen auf je einem beſondern Stengelchen der großen, buſchigen Pflanze die glockenförmigen, fünffach gelappten, ſchmutzig violettblauen, innen rötlichen Blumen, die den ganzen Sommer hindurch blühen. Die Früchte, kugelige, anfangs grüne, allmählich blauſchwarz ſich färbende Beeren, dauern von Ende Auguſt bis in den Herbſt hinein. Dieſelben haben wirklich Ähnlichkeit mit den kleinen Sauerkirſchen und laden durch ihr ſchönes, verlockendes Ausſehen ſowohl, wie durch ihren ſüßſäuerlichen Geſchmack zum Genuß ein, der nicht blos unerfahrenen Kindern, ſondern auch Erwachſenen ſchon oft von verhängnisvollen Folgen geweſen iſt. Im Kriegsjahr 1813 ſtieß eine Abteilung franzöſiſcher Soldaten in der Nähe von Pirna auf ein Gebüſch, wo die Tollkirſche in üppiger Fülle wucherte; hungrig und durſtig, von Strapazen ermattet, ſtürzten ſich die Leute über die hübſchen Beeren und büßten nach kurzem ihre thörichte Unvorſichtigkeit teils durch ſchwere Erkrankung, teils durch den Tod; ſie wurden wie wahnſinnig, lachten und ſprangen, ſprachen das verkehrteſte Zeug und ſanken dann zu Boden; indes wurde die Mehrzahl gerettet. Buchanan in ſeiner Geſchichte von Schottland erzählt einen Fall abſichtlicher Maſſenvergiftung. Die Schotten hätten, von dem Dänenkönig Sveno mit Krieg überzogen, dem feindlichen Heere Bier und Wein, mit dem Safte der Tollbeere vermiſcht, in die Hände geſpielt und dann die durch den Trank Berauſchten niedergemetzelt.

Die Belladonna ſpielt in den Gebräuen der griechiſchen Zauberer eine bedeutende Rolle. Sie verſetzten Getränke mit dem Safte der Wurzeln und Beeren und riefen dadurch bei den Vergifteten allerlei Viſionen hervor, ſo daß dieſe in die wunderbarſten Geſichtstäuſchungen verfielen und ſich in reißende Tiere verwandelt wähnten. Im Mittelalter ſollen Gaſtgeber ſich häufig der Wurzeln bedient haben, um Schmarotzern, denen ſie die Speiſen damit beſtreuten, das Eſſen zu verleiden. Die Belladonna beſitzt nämlich außer ihrer hirnberückenden auch noch eine das Schlingen in hohem Grade erſchwerende Wirkung, und ſo mußten die Ärmſten, trotzdem ſie die köſtlichſten Gerüchte vor ſich ſahen, förmliche Hungersnot erdulden. Der Anblick ſolcher Tantalusqualen machte dem vornehmen Gaſtgeber außerordentlichen Spaß. In ſeinem Werk über natürliche Magie erteilte der Italiener



König Wilhelm in der Schlacht bei Königgrätz. Nach dem Gemälde von G. Bleibtreu.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Tórta in derartigen Künſten ernſthafte Unterweiſung. Höchſt wahrſcheinlich iſt auch Belladonna der Hauptbeſtandteil der ſogenannten Hexenſalbe geweſen, nach deren Einreibung die bethörten Weiber in die tollſte Aufregung gerieten und allerlei Wahnvorſtellungen, wie z. B. den Tanz durch die Lüfte, Verkehr mit dem Böſen für wahre Erlebniſſe hielten.

Schon der Geruch, den die Belladonna von ſich haucht, iſt ein widriger, betäubender. Giftig iſt ſie in allen ihren Teilen, in den Blättern und Blüten, wie in den Beeren und der Wurzel, welche letztere am heftigſten wirkt, da ſie auf 100 Gramm drei Dezigramm Atropin enthält. Doch zeigt ſich die Wirkung der Belladonna weder bei den Menſchen, noch bei den Tieren als eine überall gleichmäßig ſchädliche. Ein Kind ſtarb nach dem Genuß von vier Beeren, während ein Knabe von 14 Jahren nach 30 Beeren mit dem Leben davon kam, und ein Geiſteskranker, der ebenſo viele verſchluckt hatte, dadurch kaum merklich berührt wurde. Hierbei mag viel davon abhängen, ob das Gift in einen leeren oder vollen Magen gelangt, denn im letzteren Falle wird es, mit dem Speiſebrei vermiſcht, teilweis unverdaut mit abgehen und darum ſeine volle Wirkung nicht ausüben können. Die pflanzenfreſſenden Tiere, wie Pferde und Eſel, vertragen erſtaunliche Mengen ohne ſonderliche Beſchwerden; Kaninchen und Schnecken freſſen die friſchen Blätter wochenlang ohne den geringſten Nachteil. Dagegen verhalten ſich die Fleiſchfreſſer, Hunde, Katzen und Vögel, ſehr empfindlich gegen die Belladonna, und durch einen Aufguß ihrer Blüten werden Krätzmilben getödtet.

Was die Belladonna leiſtet, beruht einzig und allein auf ihrem Gehalt an Atropin — ſo nennt man nach dem wiſſenſchaftlichen Namen der Pflanze: Atropa (die unabwendbar Tötliche), ihren Giftſtoff. In dieſem tritt die ganze Eigentümlichkeit des Giftes — ſeine Wirkung auf das Gehirn, die Schlundnerven und die Pupille des Auges ſo ſchlagend hervor, daß ein Centigramm davon dasſelbe und in viel kürzerer Zeit zuwege bringt, was drei Dezigramm der kräftigſten Wurzel.

Das Atropin, von mehreren Forſchern (einerſeits von Mein, anderſeits von Heſſe und Geiger) um das Jahr 1833 faſt gleichzeitig entdeckt, kryſtalliſiert in zarten, zu lockeren Bündeln zuſammengehäuften, weißen, ſeidenartig glänzenden Nadeln, ſchmilzt bei 90°, verflüchtigt ſich bei 140°, hat einen ſcharfen, unangenehm bittern, hinterher kratzenden Geſchmack, iſt geruchlos und zeigt, darin mit dem Digitalin übereinſtimmend, chemiſch keine ſcharf ausgeprägten Merkmale. Von jedem einigermaßen kräftigen Reagens wird es zerſtört.

Während es aber dem Chemiker flüchtig, faſt unter den Händen enteilt, bewahrt das Atropin dem Phyſiologen eine feſte und unwandelbare Treue. Es beſitzt nämlich die merkwürdige Gabe, die Nerven der Schließmuskeln vor Höhlen oder Öffnungen, insbeſondere aber die der Regenbogenhaut (Iris) zu lähmen, und dadurch bei letzterer eine Erweiterung der Pupille herbeizuführen. Im Augenblick, wo es ins Auge geträufelt wird, beginnt das Atropin ſeine Wirkung durch die Schichten der Hornhaut, eilt mit der hinter derſelben befindlichen „wäſſerigen Flüſſigkeit" an die Regenbogenhaut und überwältigt alsbald den Schließer derſelben, ſo daß ihre Pforte für mehrere Stunden weit geöffnet und zu einem ſchmalen Ring erweitert daſteht. Aber nicht bloß auf dieſem geraden Wege, nein, auch unter die Haut geſpritzt, durch den Mund, von einer Geſchwürsfläche, von irgend einer anderen Stelle in den Körper gebracht, unter allen Umſtänden wird es die Pupille des lebenden Tieres ausdehnen und nur die der Vögel, welche ſich nach vollſter Willkür erweitern und verengern können, mit dieſer Wirkung verſchonen. Ja, wenn wir ein Kaninchen mit dem Kraut der Tollkirſche füttern und von dem Inhalt ſeiner Harnblaſe, hätte er auch ſchon einige Tage an der freien Luft geſtanden, ein paar Tropfen in ein Katzenauge bringen, ſo werden wir dadurch den langen, ſchmalen Schlitz, unter dem deſſen Pupille ſich darſtellt, ſehr bald zur Erweiterung nötigen. Wird Atropin innerlich angewandt, ſo wirkt es auf beide Augen; wenden wir es einſeitig an, ſo tritt die Wirkung nur an dem mit dem Mittel behandelten Auge ein, und es genügt ſchon eine unwägbar winzige Quantität, $^1/_{60000}$, nach Dr. Ruyter $^1/_{180000}$ Centigramm, um die wunderbare Erſcheinung zu erzeugen.

Durch dieſe Eigenſchaft der Pupillenausdehnung iſt das Atropin dem Augenarzt als Mittel für die mannigfachen Krankheitszuſtände des Sehorgans wert geworden, wie kein anderes. Atropin iſt ſein Faktotum, mit ihm verhütet oder beſeitigt er Durchbrüche, Verwachſungen und Entzündungen der Regenbogenhaut, mit ihm heilt er Geſchwüre der Hornhaut, mit ihm, wenn er es vor der Operation einträufelt, ſchützt er beim Ausziehen des Staares den Augenſtern vor möglichen Verletzungen. Atropin bahnt ihm die Straße, wenn er durch den Augenſpiegel die Zuſtände tiefer liegender Gebilde, der Linſe, der Linſenkapſel, des Glaskörpers, der Netzhaut, erforſchen will. Und ſperrt ein nicht ganz gereifter grauer Staar den Zutritt der Lichtſtrahlen zur Netzhaut, ſo erleichtert er ihnen denſelben, wenn auch nur vorübergehend, durch Atropin-Einträufelung. Brachte ſich doch ein herumziehender Augenkünſtler durch dieſes Mittelchen bei Staarkranken in den Ruf eines Wunderthäters! Dieſer neue Doktor Eiſenbart konnte wirklich machen, daß die Blinden — nicht nur gingen, ſondern auch ſahen, für eine oder zwei Stunden freilich nur!

Freilich, ſolche Heldenthaten, wie auf dem Auge vermag die Belladonna auf keinem andren Gebiet des menſchlichen Körpers zu verrichten. Wohl gehört ſie bei Schmerzen oder Krämpfen verſchiedener Art zu den wertvollſten Heilmitteln; als Antagoniſt zu dem die Pupille verengenden Opium wirkt ſie nicht ſelten bei Vergiftungen mit dieſem Stoff ſehr günſtig, allein ebenſo oft läßt ſie uns auch im Stich und iſt weit entfernt von dem faſt mathematiſch ſicheren Erfolg, auf welchen wir in der Augenheilkunde bei ihr zählen können. Sehr zweifelhaft erſcheint ihr Nutzen beim Keuchhuſten und in der Epilepſie; gänzlich in Abrede zu ſtellen iſt er beim Krebs und in der Waſſerſcheu, gegen welche letztere Krankheit ſie im vorigen Jahrhundert über die Maßen geprieſen wurde. Und wenn Hahnemann, der Vater der Homöopathie, daraus, daß die Vergiftung mit Belladonna einen ſcharlachartigen Ausſchlag und Trockenheit im Halſe erzeugt, Symptome, wie ſie gerade dieſe Krankheit mit ſich bringt, den Schluß zog, daß man Belladonna anwenden müſſe, um dem Scharlach vorzubeugen, ſo hat ihn die Erfahrung hierin tauſendfach widerlegt; kein Pülverchen und keine Tinktur der Welt ſchützt unſere Kinder vor dem Überfall durch die Scharlachpilze. Dagegen wirkt Atropin ſehr günſtig gegen den abmattenden Schweiß der Schwindſüchtigen.

Doch wir ſind in Gefahr, über der Belladonna als Heilmittel ihre bösartigen Eigenſchaften völlig zu vergeſſen. Wir haben ſie bisher hauptſächlich nur in ihrer einen Beziehung zum Augenſtern kennen gelernt; betrachten wir ſie auch nach ihren anderweitigen Wirkungsweiſen.

Belladonna iſt als ein Gift zu bezeichnen, welches im weſentlichen ſich gegen das Gehirn richtet und demnächſt eine beſondere Beziehung zu den Nerven des Schlundes und der Regenbogenhaut unterhält. Das erſte Symptom einer Vergiftung mit Belladonna oder ihren Präparaten beſteht in einer lähmungsartigen Behaftung des Vagus, d. h. desjenigen Nerven, welcher u. a. den Schlund, die Speiſeröhre und den Magen verſorgt. Es entſteht ein Gefühl von Trockenheit im Mund und Hals, die Speichelabſonderung iſt aufgehoben, die Sprache erſchwert, das Schlingen ſo behindert, daß oft nicht ein Tropfen Flüſſiges hinuntergebracht werden kann; bei Kindern hat man hier und da krampfhafte Kieferzuſammenziehungen und Beißluſt beobachtet — alles Zufälle, die einigermaßen an die der Waſſerſcheu erinnern.

Im weiteren Verlauf beginnen die Störungen des Geſichtsſinnes. Der Vergiftete fängt an, doppelt oder undeutlich zu ſehen, erblickt Funken, Farben und Erſcheinungen, die Augäpfel quellen ordentlich hervor und röten ſich, die Pupille wird unbeweglich und dehnt ſich aus, zuweilen ſo ſtark, daß der farbige Augenſtern nahezu verſchwindet. Das Geſicht, manchmal auch der ganze Körper des Kranken, bedeckt ſich mit ſcharlachartiger Röte; dem Kranken wird der Kopf ſchwer und eingenommen; Schwindel, eine Art von Trunkenheit mit Gliederzittern, und andere Zufälle bemächtigen ſich ſeiner, die manches mit dem Säuferwahnſinn gemein haben; er lebt in wechſelnden Geſichtstäuſchungen meiſt heiterer Natur, ſieht allerlei kleine Tiere und macht Bewegungen, wie zum Tanzen, Fliegen, Springen, ohne daß dem Antrieb die Macht, ſie auszuführen, entſpräche. Er knirſcht mit den Zähnen, iſt redſelig, lacht und tobt. Sein Blick ſchaut ſtarr, verſtört, das Geſicht zeigt ein mattes, nichtsſagendes Lächeln, die Haut fühlt ſich heiß an (während das eingelegte Thermometer eine herabgeſetzte Wärme bekundet). In ungünſtigen Fällen treten allgemeine Krämpfe hinzu; zuletzt geht der aufgeregte Zuſtand in Schwäche, Lähmung und Schlafſucht über und endet mit dem Tode. Indeſſen ereignet ſich der tödliche Ausgang bei Vergiftung mit Belladonna und Atropin bei weitem nicht ſo häufig, wie bei der durch Blauſäure und Strychnin; die Mehrzahl der Fälle ſchließt ſogar mit einer langſamen, ab und zu wieder durch Eintritt von Delirien unterbrochenen Geneſung, während welcher Schwachſichtigkeit und Pupillenlähmung noch tage-, ja wochenlang andauern.

Das hier entworfene Bild einer Belladonnavergiftung erſcheint eigentümlich genug, um in dem Gedächtnis des Laien zu haften und vorkommenden Falles neu aufzuleben. Hieran anknüpfend, wird er auch die erſte Hilfe zu leiſten im ſtande ſein, um ſo mehr, als Atropin nicht augenblicklich tötet, ſeine Wirkungen im Gegenteil ſich mehr in die Länge ziehen. Fortſchaffen des Giftes aus den Eingeweiden durch Brech- und Abführmittel bleibt die erſte Aufgabe; ihr kann von ſeiten des Laien durch Eingeben von warmem Butterwaſſer, Ricinusöl, Bitterſalz, Kitzeln des Schlundes mit einem eingeölten Federbart, durch Klyſtiere genügt werden. Die Gehirnzufälle ſind durch Senfteige an den Nacken, kalte Umſchläge und Übergießungen auf den Kopf, die Betäubung durch Einflößen von ſtarkem Kaffee zu bekämpfen. Über Aderlaß oder Blutegel muß der Arzt entſcheiden. Der Wert der übrigen noch empfohlenen Gegenmittel: Tierkohle, Tannin, Jod, Calabarbohne und Morphium iſt noch nicht hinreichend feſtgeſtellt.

Seitdem das Atropin ſich ſeinen Ruf als wahrer Augentroſt erworben, hat es, ſei es infolge von Mord oder Selbſtmord, Anlaß zu zahlreichen Unglücksfällen gegeben.

Zu den eigentümlichſten Kriminalfällen der Neuzeit gehört der Prozeß Jeanneret, der im Jahre 1868 vor den Geſchworenen zu Genf abgeurteilt wurde. Gleichwohl ſind es nicht dramatiſche Entwickelung, ſpannende Handlung oder verſchlungene Epiſoden, die ihn auszeichnen; keine mächtige Leidenſchaft bewegt zündend das Herz der Heldin des Stückes, dieſer wenigſtens ſechs- bis achtfachen Mörderin; nicht Haß oder Liebe, nicht Rache, nicht einmal niedrige Habſucht ſind die Triebfedern ihrer Handlungen; die Opfer ihrer Verbrechen ſind ihr an ſich völlig gleichgültig; nur am Krankmachen und Töten ſelbſt findet ſie ihre unmenſchliche Freude, mit dem ſchrecklichen Gift zu ſpielen, ſeine Wirkungen kaltblütig zu beobachten — darin beſteht ihr teufliſcher Hochgenuß. Ob ſolch Gräßliches ein Menſch in voller Willensfreiheit vollbringen könne, ob er, um ſo tief zu ſinken, nicht von Wahnſinnsfeſſeln umfangen ſein müſſe — das ſind die Kenntnis der Menſchenſeele tief berührende Fragen, die ſelbſt von den Sachverſtändigen verſchieden beantwortet wurden.

Marie Jeanneret, geboren 1836 zu Lede im ſchweizer Kanton Neufchatel, das Kind würdiger, wohlhabender Eltern, verlor dieſelben in früher Jugend. Ihr Onkel, der ihre Erziehung übernahm, beſaß nicht die Kraft, um die bald bei dem Mädchen wahrnehmbaren böſen Neigungen, Lüge, Eigenſinn, Hang zu Anzettelungen, zu unterdrücken. In den Entwickelungsjahren begann ſie an Nervenzufällen hyſteriſcher Art zu leiden, und das führte ſie zur Medizinalpfuſcherei. Wenn ſie recht viele Ärzte befragen, recht viele Kuren, waren es auch die ſchmerzhafteſten, gebrauchen konnte, ſo war ſie vergnügt und glücklich. Dabei ſpiegelte ſie den Ärzten nicht ſelten erdichtete Leiden vor; dem berühmten Augenarzt, Dr. Dor, damals in Vevey, wollte ſie weismachen, daß ſie auf einem Auge blind ſei und auch auf dem anderen zu erblinden befürchte. Der Arzt aber konnte, nachdem er die Augen mit dem Prisma geprüft hatte, ihr auf den Kopf zuſagen, daß ſie ebenſo gut ſehe, wie er. — Während ſie in Vevey lebte, gab ſie einer Hausgenoſſin, Fräulein Berthet, ſtatt Waſſer eine Miſchung von Wein und Zuckerwaſſer, und als ſich darauf ein ſchwerer Druck auf dem Magen und eine Lähmung der Augen und Augenlider einſtellte, noch ein Brauſepulver, wonach heftige Delirien auftraten. Glücklicherweiſe wurde die Kranke dem Bereiche der Jeanneret entzogen; ſie genas am vierten Tage, bemerkte aber noch längere Zeit eine ungemeine Erweiterung ihrer Pupille.

Mit nach ihrer Meinung ſo glänzenden Kenntniſſen in der Medizin ausgerüſtet, dürſtete Marie nach einer Gelegenheit, um jene zu verwerten. Das Amt einer Krankenpflegerin ſchien ihr hierzu am geeignetſten. Sie erlernte die Obliegenheiten einer ſolchen zu Lauſanne in der von Dr. Reybold zur Ausbildung von Krankenwärterinnen gegründeten Anſtalt, ſchied jedoch bald aus dieſer, und Dr. Reybold, froh, ſie los zu werden, denn er fürchtete an ihr „ein gewiſſes unheimliches unbeſchreibliches Etwas,“ gab ihr ein vortreffliches Zeugnis. Eines weniger guten Leumundes genoß ſie bei anderen Perſonen zu Lauſanne. Einer Kranken, Namens Chabloz, reichte ſie nachts wiederholt zu trinken — nach kurzem richtete die Frau ſich im Bett empor, lachte und ſchwatzte durcheinander und blickte „mit ſchrecklich großen Augen.“ Verſchiedenen gab ſie „Princesses,“ ſchöne Bonbons, und alle mußten ſich danach heftig erbrechen.

Wir finden Marie Jeanneret im Oktober 1867 in Genf als Pflegerin in der von Madame Juvet errichteten Penſion für alte, gebrechliche Kranke. Sie dient ohne Lohn, widmet ſich den Kranken mit Hingebung und wirbt durch Schmeichelei um die Gunſt aller. In der Ausübung ihres Berufes wird ſie jedoch entſchieden vom Unglück verfolgt. Kaum, daß ſie einen Fuß ins Haus geſetzt, ſtarben zwei bejahrte Penſionärinnen, merkwürdigerweiſe beide an derſelben, von Gehirnzufällen begleiteten Krankheit. Am 17. Januar 1868 verſchied Frau Juvet, die Prinzipalin der Anſtalt, und kurze Zeit darauf ihre Tochter Julie, ein elfjähriges Mädchen, beide unter Delirien, beide bis zu ihrer Erkrankung noch niemals von einem Körperleiden heimgeſucht. Auch die anderen Kinder erkrankten vorübergehend, nachdem ſie aus Mariens Hand Bonbons und Kakao genoſſen hatten.

Nach dem Tode ſeiner Angehörigen ſchloß Herr Juvet ſein Inſtitut. Marie folgte einem Ruf des Malers Bourcard, um deſſen kranke Schwiegermutter zu pflegen. Schon nach wenigen Tagen wurde die Dame von ganz ſeltſamen Zufällen, höchſter Unruhe, Erbrechen und Irrereden, ergriffen und zeigte einen ſo heftigen Widerwillen gegen ihre Wärterin, daß dieſe aus ihrer Stellung entlaſſen werden mußte.

Marie begab ſich darauf, als Koſtgängerin in das Haus des Herrn Gros, eines würdigen, alten Bürgers, dem ſeine Tochter, eine kinderloſe Witwe, die Wirtſchaft führte. Als Marie die Schwelle dieſes Hauſes betreten hatte, ſollte das Glück, das bisher darin gewohnt, ſein Ende erreichen. Die Tochter erkrankte zuerſt, und zwar nach einer ihr von der neuen Koſtgängerin eingeſchenkten Taſſe Thee. Alle Symptome deuteten auf ein tiefes Ergriffenſein des Gehirns und ſchienen dem behandelnden Arzt, Dr. Lombard, ſo ſeltſam, daß er den Beiſtand eines Kollegen beanſpruchte, aber auch dieſer hatte in ſeiner vierzigjährigen Praxis einen ſolchen Fall noch nicht erlebt: bald ſchreckliche Aufregung und Angſt, ſonderbare Wahngebilde, ſtarrer, glänzender Blick, halbſeitige Lähmung, bald wieder Nachlaß aller Symptome. Und während dieſer Zuſtand mit ſeinem Wechſel zwiſchen Furcht und Hoffnung wochenlang dauerte, erkrankte auch Herr Gros, zwar plötzlich, aber nicht unerwartet. Die Jeanneret hatte es vorausgeſagt: „Paſſen Sie auf, Herr Gros iſt unwohl und wird dieſelbe Krankheit bekommen wie ſeine Tochter!“ Marie beſaß in der That eine merkwürdige Vorausſicht für Krankheit und Tod derjenigen, mit denen ſie verkehrte, ihre Prophezeiungen trafen faſt immer ein, alſo auch in der Familie Gros. Der alte Herr wurde plötzlich wie kindiſch, ſtammelte, ſprang umher, tanzte, trank Wein. Dann ſtürzte er zu Boden — Arzeneien, Blutegel, alles — alles war vergeblich. Der Greis ſtarb nach ſechsunddreißigſtündigen Qualen, und ſeine Tochter folgte ihm bald nach. Um ein Haar wäre noch eine zu deren Pflege herbeigeeilte Freundin, nachdem ſie Thee und Schokoladencrème zu ſich genommen, dem Tod erlegen; ſie wurde dunkelrot, machte die Augen weit auf, griff und ſuchte um ſich herum und verlor ihr Bewußtſein. Aus der Grosſchen Behauſung gebracht, genas ſie nach einiger Zeit.

Marie Jeanneret trat nunmehr als Koſtgängerin in das Haus der Frau Jeſarzens. Alsbald wurde dort alles krank; aus ihrem reichen Arzeneiſchatze — ſie war immer mit einer ganzen Apotheke von großen und kleinen Medizinflaſchen und Pillenſchachteln verſehen — ſuchte Marie allen mitzuteilen, da ſie jedermann eine Krankheit einzureden liebte; für Kinder hatte ſie immer Bonbons vorrätig. Nicht alle nahmen ihre Pandoragabe, die Hausfrau und eine Polin wieſen ſie ab. Mit einer Deutſchen, Fräulein Fritzges, lebte ſie auf freundſchaftlichem Fuß. Da erkrankte dieſe nach einer Taſſe Thee. Marie rief das Dienſtmädchen: „Führen Sie das Fräulein in ihr Zimmer, machen Sie ihr ein Fußbad und holen dann von mir eine Arzenei, die ich indeſſen bereiten werde.“ Mit gedämpfter Stimme fügte ſie hinzu: „Fräulein Fritzges wird verrückt werden.“ — Und ſo war es: es traten die offenbarſten Zeichen einer Verſtandeszerrüttung ein, ſo daß die Kranke nach dem Hoſpital gebracht werden mußte. Dort erkannten die Ärzte die Krankheit als eine Belladonnavergiftung.

Die Kunde von dieſem Ereignis drang zum Maler Bourcard, demſelben, deſſen Schwiegermutter Marie gepflegt hatte. Sie hatte es immer befremdet, daß das Fläſchchen mit den Baldriantropfen, trotz des fortwährenden Gebrauchs, den die Kranke davon gemacht, gar nicht hatte abnehmen wollen. Weſſen Hände waren dabei im Spiel? — Eines Tages traf er die Jeanneret auf der Straße. Ein Verdacht durchzuckte ihn. Er zog mehrere Ärzte ins Vertrauen; Fräulein Fritzges wurde unterſucht, die Symptome, denen ſo viele Kranke in übereinſtimmender Weiſe erlegen waren, beſprochen, das Bourcardſche Baldrianfläſchchen geprüft und atropinhaltig befunden. Kein Zweifel — die Giftmiſcherin war ertappt. Am 21. Mai 1868 wird ſie verhaftet. Bei der Hausſuchung fand man ſiebzehn verſchiedene Fläſchchen mit Atropin, Chloroform, Opiumtinktur, außerdem Pulverſchachteln mit Brechweinſtein und Morphium. Alle dieſe Gifte hatte die Jeanneret ſich aus neun Apotheken in einem Zeitraum von acht Monaten in ſolcher Menge verſchafft, daß allein ihr Atropinvorrat genügt hätte, um vierzig Menſchen zu töten! Die ſechs Leichen wurden ausgegraben und in fünf derſelben Atropin klar nachgewieſen.

Am 23. November begannen die Verhandlungen vor dem Schwurgericht zu Genf. Die Angeklagte mit ihrer dürren, kleinen Geſtalt, ihrer Adlernaſe, den vorſpringenden Augen machte den Eindruck eines Raubvogels. Da der Thatbeſtand an ſich, trotz der Gewandtheit und Lügenhaftigkeit der Angeklagten, ernſtlich kaum angefochten werden konnte, ſo legte der Verteidiger ſich darauf, ihre Unzurechnungsfähigkeit zu beweiſen, geſtützt auf das Gutachten des Dr. Dor. Hiernach ſollte Marie bei Begehung ihrer Handlungen durch eine fixe Idee, eine Monomanie des Mordes, geleitet worden ſein; ihre Verſtandeskräfte ſeien infolge ihrer hyſteriſchen Nervenreizbarkeit geſchwächt geweſen; noch mehr hätte ſie durch den jahrelangen Gebrauch der Belladonna gelitten; wie Opium und Haſchiſch allmählich den Verſtand zerrütten, ſo geſchehe es auch beim Atropin; unter dem Geſichtspunkt eines „permanenten Atropinrauſches“ und einer dadurch verminderten Zurechnungsfähigkeit müßte ihre Handlungsweiſe aufgefaßt werden. Wie mit dieſem „permanenten Atropinrauſch“ ſich eine in allen übrigen Lebensverhältniſſen ungetrübte Geiſtesklarheit und eine ungebrochene Geſundheit des Körpers vertragen mochten, wurde nicht weiter erörtert.

Daß gerade dieſe nur von einem Sachverſtändigen gegenüber der entgegengeſetzten Meinung dreier anderer aufgeſtellte Anſicht bei den Geſchworenen Beifall fand, iſt nur erklärlich, wenn man vorausſetzt, daß ſich dieſelben eine ſo unmenſchliche Bosheit ohne Beeinfluſſung durch irgend einen krankhaften Zuſtand nicht denken konnten. Sie erkannten daher auf „Schuldig“ — unter mildernden Umſtänden, und die Jeanneret wurde zu zwanzig Jahren Zuchthaus und zur Zahlung von 10 000 Franken an Herrn Juvet verurteilt.

Ihr Benehmen im Zuchthauſe bewies jedoch keineswegs, daß die Geſchworenen in ihrer milderen Auffaſſung das Rechte getroffen — auch dort fand ſie ihre größte Freude am Unheilſtiften, ſo daß ſie wiederholt körperlich gezüchtet werden mußte.

Wir haben nicht erfahren können, ob das Ungeheuer in Menſchengeſtalt in den zweiundzwanzig Jahren, die ſeit ihrer Verurteilung verfloſſen ſind, noch lebt, oder ob Marie Jeanneret bereits verſtorben iſt.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

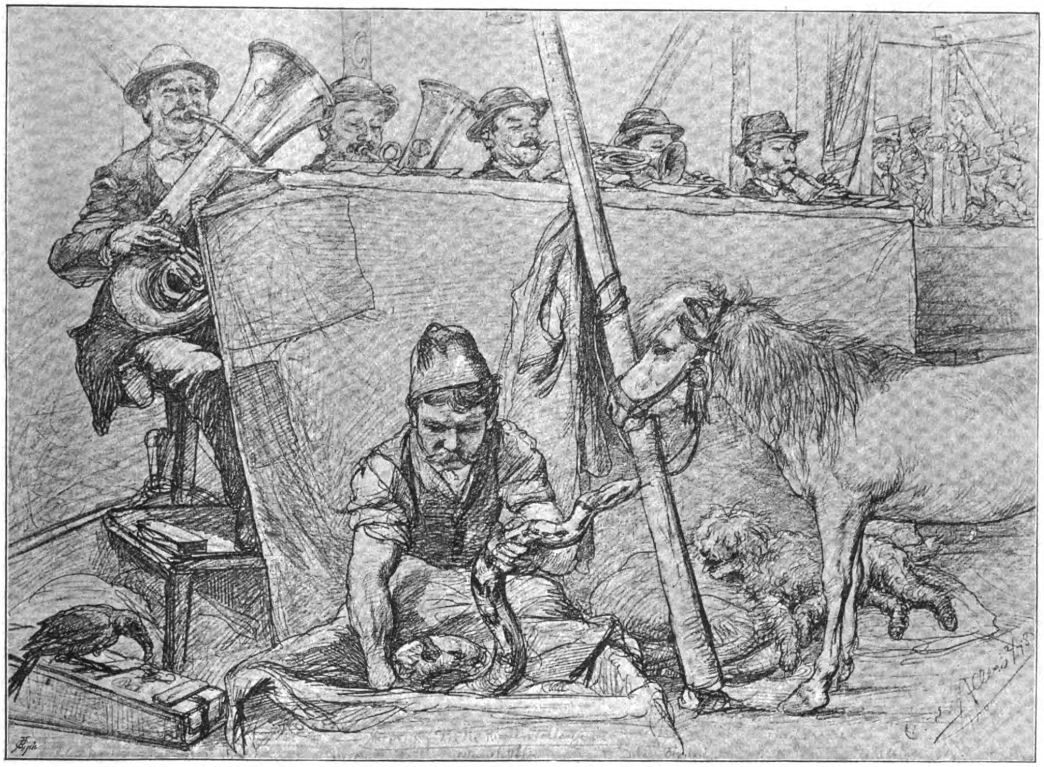
„Sie will!“ ſagte der Major, als er zu Nico zurückkam. „Aber erſt dieſen Nachmittag — und dann wundere dich nicht, ſie iſt eben ein Weib! Selbſt bei ihr muß ich die Erfahrung machen, daß ſie die ‚Schwachheit‘ nicht verleugnen kann! Erſtaune alſo nicht, wenn ſie phantaſtiſch behauptet, ihr toter Sohn ſei nicht tot, obwohl ſie, nebenbei geſagt, ſeinen Grabſtein auf dem Kirchhofe zu Nervi nicht ableugnen kann. Und wen meinſt du wohl, hält ſie jetzt für ihren Jungen? Berthold! Denke aber nur nicht an Wahnwitz, ſie iſt ſonſt ganz vernünftig. Sie kann eben nicht dafür, daß ſie auch nur ein Weib iſt!“

Der Aſſeſſor wunderte ſich aber doch, wenigſtens ſaß er wie erſtarrt und ſah den Major mit großen Augen an. Wie dies alles zuſammenhängen konnte, war ihm noch völlig unklar, aber wie eine Viſion tauchte in ihm das Bild auf, welches er der Ähnlichkeit wegen bei Berthold für deſſen Mutter gehalten. Dann der rote Mann, der alte Hofmedicus, alle dieſe Erinnerungen, die Berthold ſeit ſeiner Knabenzeit ſo hartnäckig feſtgehalten und die er dann in Wiesleben als wirklich vorhanden und begründet entdeckte — was bedeuteten ſie? Und wenn Berthold der Sohn der Frau Beate oder vielmehr der Viktoria von Palis geb. von Prandtner wäre? Eine ganz unbezwingliche Aufregung überkam Nico.

„Verzeihen Sie, Herr Major, ich möchte ein Viertelſtündchen hinaus laufen!“ rief er aus. Ihm ſtieg alles Blut zum Kopfe, ſein Herz ſchlug wie ein Hammer.

Auch in ihm hatten ſich erſt durch vieles Nachdenken die Folgen einer ſolchen Entdeckung in ihrem ganzen Umfang und in ihrem Einfluß auf ſeine eigene Lebensſtellung zu voller Klarheit entwickelt. Was er neulich als Thorheit, als eine verſuchte Prellerei anſah, was er ohne allzu großen inneren Kampf an ſich abgleiten ließ, das traf ihn heute in ganz anderer Weiſe. Er fragte ſich ſelbſt erſchrocken, als er, von des Majors etwas erſtaunten Blicken gefolgt, draußen in dem wirbelnden Flockengeſtöber herum lief, ob er plötzlich weniger vornehm und männlich einer ſolchen Möglichkeit gegenüberſtehe, konnte aber trotzdem ſeine Aufregung erſt nach und nach mit großer Mühe bändigen. —

Die Lampe brannte in Frau Beates Zimmer; vor ihrem



Vorführung der Rieſenſchlange. Zeichnung von C. W. Allers.

Bette ſaßen der Major und Nico, letzterer auffallend blaß. Sie hatte ihre ganze Geſchichte erzählt, noch ausführlicher als geſtern von ihrer freudloſen Mädchenjugend geſprochen und wie ihr Harald von Palis als ein Retter erſchienen ſei, der ſie aus des überſtrengen Großvaters Gewalt befreite. Auch warum dieſer Palis ſo unerbittlich haßte, erzählte ſie. Der alte Mann hatte ſich gemüßigt geſehen, eine Broſchüre über irgend welchen archäologiſchen Fund zu ſchreiben, welche Palis, als junger Anfänger unter einem Pſeudonym ſchreibend, Wort für Wort in unanfechtbarer Weiſe und mit beißendem Witz widerlegte. Bald darauf wünſchte das Münchener Muſeum verſchiedene Gegenſtände aus den Sammlungen des alten Prandtner an ſich zu bringen, beſonders zwei Gemälde der niederländiſchen Schule, die Prandtner berühmten Meiſtern zuſchrieb und für die er einen verhältnismäßig hohen Preis forderte.

Palis war beauftragt, den Handel abzuſchließen, das Unglück wollte aber, daß er ſich überzeugte, das eine Gemälde ſei nicht echt, ſondern eine Kopie. Als er und der alte Mann darüber ſtritten, beging Palis die Unvorſichtigkeit, durch verſchiedene Redewendungen und Ausdrücke ſich dem ſchlauen Prandtner als den boshaften Verfaſſer jener Kontroversſchrift zu verraten.

Ein unbeſchreiblicher Haß war die Folge, und dieſen Haß nahm der alte Mann mit ins Grab — ſich dabei um ſo mehr im Recht fühlend, als nunmehr ſeiner Enkelin Flucht dazu kam.

So hatte Frau Beate ihre traurige Geſchichte von Anfang bis zu Ende erzählt und lag nun wieder matt und ſchweigend in ihren Kiſſen, mit brennenden Augen den Ausſpruch des Juriſten erwartend.

„Sie ſagen, Dr. Forſtenraut habe ſchon vor Jahren vergebens verſucht, einen Totenſchein Ihres Sohnes in Nervi zu erlangen?“

„Ja!“

„Es wäre klug geweſen, in den betreffenden Regiſtern nachſehen zu laſſen, ob etwa darin ein Berthold von Wendhofen als geſtorben aufgeführt iſt!“

„Das iſt geſchehen. Auch das. Erſt nahm ich Einſicht, dann ſpäter er, beide vergebens!“ hauchte ſie.

„Und jene Marmortafel trägt Ihres Sohnes Namen, Frau Beate? Sahen Sie etwa auch ſein Geburtsjahr angegeben und den Sterbetag?“ fuhr er fort.

Die letztere Frage verneinte ſie.

„Ich habe dieſe Marmortafel tauſend, tauſendmal im Geiſte wieder geſehen, und weiß genau, es ſteht nichts darauf, als meines Kindes Name.“

Nico ſtand auf und ging an das Fenſter, ſtarrte, ſeine Stirn an die Scheiben lehnend, in das nur vom Schnee erhellte Dunkel und blieb lange ſtill.

Schweigend lag die alte Frau in ihren Kiſſen, ſchweigend ſaß der Major da; nur das Ticken der Uhr machte ſich hörbar und im Ofen das Flackern des Feuers.

Nach einer Weile kam der Aſſeſſor zurück. Er ſah ruhig und ganz merkwürdig klar aus; das fiel dem Major auf, im Gegenſatz zu dem Ausdruck, den ſein Geſicht tagsüber gehabt.

Die Kranke hielt den Atem an vor leidenſchaftlicher Spannung; dem Major ging es kaum anders.

„Sie glauben, teure Frau, in meinem Vetter Berthold Ihren eigenen Sohn vor ſich zu haben, und es iſt ja allerdings ſeltſam, wie manche Umſtände für dieſe Annahme zu ſprechen ſcheinen,“ ſagte er. „Es iſt ganz zweifellos, daß Sie daraufhin eine Unterſuchung anſtrengen können, einen Prozeß, der unendliches Aufſehen machen muß, den Sie aber ebenſo zweifellos verlieren werden, falls nicht etwa noch Zeugen oder andere Beweismittel gefunden werden, die beſſer ſind, als alle dieſe Angaben, die Sie machen.“

Frau Beate preßte die wachsbleichen Hände zuſammen, ſeufzte tief, ſprach aber kein Wort. Erſt nach einer Weile ſagte ſie klar und feſt: „Wie Gott will! Ich ergebe mich.“

„Sie thun wohl daran, Frau Bea— Frau von Palis!“ erwiderte der junge Mann weich. Was er im eigenen Herzen empfand und was ſie fühlte, das brachte ſie ihm näher wie je.

„Ich möchte Ihnen auch noch ein anderes zu bedenken geben,“ fuhr er, gegen ſie gewendet, fort: „Stellen Sie ſich die Folgen vor, welche es für meinen Vetter haben würde, wenn Sie wirklich in der Lage wären, ihn als Ihren Sohn zu reklamieren. Sie ſind nicht in dieſer Lage. Wären Sie es, hätten Sie die notwendigen Beweiſe, ſo würden Sie allerdings verpflichtet ſein, der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen; aber nach allem, was Sie mir ſagen, ſind Sie es nicht, und es iſt nicht möglich, ohne dieſe Beweiſe Ihren Überzeugungen und Gefühlen Anerkennung zu verſchaffen. Aber wären Sie im ſtande, Berthold von Wendhofen zu beweiſen, daß er Ihr und Ihres verſtorbenen Gatten Sohn und in ſchmählicher Weiſe um ſeinen Vaternamen betrogen ſei, ſo würde das zur Folge haben, und darauf möchte ich Sie hinweiſen, teure Frau, daß Berthold von Wendhofen nicht nur den Namen verliert, den er bis heute getragen, ſondern, daß er damit das Erbe ſeiner Eltern, oder derer, die er als ſolche angeſehen hat, einbüßen würde. Er iſt außerdem im Teſtamente ſeines Onkels Matthäus als deſſen ‚lieber Neffe und Pflegeſohn‘ zum Univerſalerben eines großen Vermögens gemacht. Auch dieſes würde ihm verloren gehen und alles und jedes Recht, welches ſich an den Namen knüpft, den er jetzt trägt. Ich wiederhole, wären Sie in der Lage, Beweiſe liefern zu können für Ihre Meinung, ſo würde es Ihre Pflicht ſein, ſie vorzubringen, möchte daraus kommen was wollte. Sie habe dieſe Beweiſe aber nicht — nicht einen rechtsgültigen Beweis!“ — —

Frau Beate war allein geblieben.

Der Major und Nico ſaßen zuſammen.

„Armer Nico, das ſind ſchlimme Prüfungen für deine Seelengröße!“ ſagte der Major.

„Ja!“ bekannte dieſer. „Ja, es hat mich heute einen Kampf gekoſtet, Berthold ſein Glück zu gönnen, aber ich hoffe, der Ehrenmann in mir iſt ſtärker als die Verſuchung.“

„Sage nicht ‚ſein Glück,‘ ſage ‚ſein Recht,‘ mein Junge; denn, weißt du, der Frau Beate ihre Beweisgründe klappen ja zuweilen in geradezu verblüffender Weiſe, aber das Ganze iſt doch Frauenzimmerlogik, und ich kann dir ſagen, mir bebte das Herz um den Jungen.“

„Ja, ja! Er iſt ein glücklicher Menſch!“ wiederholte Nico unbewußt laut.

„Es iſt ein merkwürdig verdrehtes Garn, dieſe ganze Geſchichte! Ich habe den Matthäus kaum dreimal im Leben geſehen, aber ſeine Stellung, ſein ganzes Weſen — ſein Charakter, ſo gehäſſig er gegen deinen lieben Alten und dich, armer Kerl, auch gehandelt hat, ſchließen doch ſchon jeden Verdacht aus.“

„Und doch iſt dieſer Verdacht durch mancherlei Umſtände verſtärkt worden, nur ſoll die arme Frau das nicht wiſſen, denn im Grunde wird nichts dadurch verändert,“ ſagte Nico ſehr ernſt.

Der alte Herr horchte auf, und der Aſſeſſor erzählte ihm, was er und Berthold in Berlin mit Gebhardt erlebt. Dann ſchloß er: „Der Menſch will ſeine Angaben beſchwören, er iſt aber ein Trunkenbold, ein Zuchthäusler; er hat niemals gewagt, ſeinem einſtigen Herrn mit einer Erwähnung dieſer Geſchichte zu kommen, ſondern benutzt ſie jetzt nach ſo vielen Jahren, in der ausgeſprochenen Abſicht, ſich durch ſein ferneres Schweigen einen Jahrgehalt zu verdienen; er hat ferner, wie er angibt, ſeinen Verdacht nur geſchöpft aus den Angaben einer Perſon, die nur ſehr wenig deutſch konnte, wie er nur ſehr wenig von ihrer Sprache verſtand, und dieſe Italienerin wollte, was ſie ihm ſagte, ihrerſeits auch nur gehört haben von einer unbekannten dritten Perſon, der Hauswirtin, bei welcher Bertholds Mutter geſtorben. Sie ſehen, Herr Major, die Geſchichte klappt, wie Sie ſagen, wunderbar, aber anzufangen iſt nichts damit, gar nichts!“

„Das iſt ja ein wahres Teufelsgeſpinſt — eine ganz höllenmäßige Geſchichte!“ rief der alte Herr in höchſter Verwirrung.

„Ja! Und wenn ich es vermöchte, Berthold dieſe Geſchichte zu erſparen, ſo thät ich es!“

„Haſt recht, mein braver Nico! Sie würde ſeine Verwirrung und Aufregung ganz nutzlos vergrößern.“

Als die beiden Männer ſich ſpät getrennt hatten, ging der Major in ſeiner Stube noch ſtundenlang auf und ab. Er hatte die beiden Vettern lieb wie eigene Söhne. Ihr Schickſal beſchäftigte ihn jetzt in Sorge und Betrübnis. Einmal ſagte er ſich mit einem erleichterten Aufatmen: „Gott ſei Dank, daß die Geſchichte ohne Beweiſe im Sande verlaufen wird.“ Dann wieder hatte er das tiefſte Mitleid mit Nico. Und er konnte ſo gar nichts thun, weder für den einen, noch für den anderen!

Für den anderen? Für Nico? Allerdings konnte er für dieſen etwas thun! Es war nicht gar viel — aber ein Schelm gibt mehr als er hat!

Noch eine Weile überlegte ſich der Major ſeine „ſublime Idee“ — dann ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb. „Es iſt ohnehin nicht mehr zu früh, ſich bereit zu machen!“ murmelte er dabei. Und als er dann den Entwurf zu ſeinem Teſtament im Schreibtiſch verſchloſſen hatte und zu Bett ging, ſchlief er ſo tief und erquickend bis in den hellen Morgen hinein, daß es ihn nicht wundern durfte, als Liſe ihm berichtete, der Herr Aſſeſſor habe einen Termin, ſei deshalb ſchon zeitig aufgebrochen und laſſe ſich empfehlen. — —

Der Sylveſtertag war der letzte, den Berthold ſeiner Ina widmen durfte, morgen mußte er ſchon in Berlin ſein. Die Nacht war zur Reiſe beſtimmt. Über dem innigen Verkehr mit der geliebten Braut hatte er den quälenden Gedanken, der ihm wie ein Wurm im Hirn bohrte, immer wieder für Stunden vergeſſen, ohne doch jemals völlig frei aufatmen zu können.

„Es muß zu Tage, gehe es, wie es wolle!“ ſagte er ſich mitunter.

Weder Ina noch die Baronin wagte er, in ſeine Stimmung hineinziehen. An einem dieſer Tage hatte die letztere ihm indes, als er einmal grübleriſch vor ſich hinſtarrte, geſagt: „Ich kann Ihnen nachfühlen, lieber Berthold, daß die Geſchichte, ſo albern ſie erſcheint, Ihnen keine Ruhe läßt.“

Dann war Ina wieder ins Zimmer getreten; wie vor der Sonne verflogen vor ihrem zärtlichen Blick auch jetzt wieder die unbeſtimmten Schatten, die ihn quälten.

Am Sylveſtertage kam eine jener alten Damen, die am Weihnachtsabend von der Baronin eingeladen waren. „Denken Sie nur,“ erzählte dieſelbe, „beim Gericht forſcht man von auswärts nach dem Verbleib der unglücklichen Frau von Palis. Ihr ſoll eine Erbſchaft zugefallen ſein, und ſtellen Sie ſich vor, ſie iſt verſchwunden, nachdem ſie lange als freiwillige Krankenpflegerin irgendwo gelebt hat.“

„Sollte das unſere Frau Beate ſein können? Aber ſie iſt doch nicht verſchwunden!“ riefen Ina und die Mutter.

Sie ſprachen mit der Dame hin und her, erzählten ihr von der Frau und deren Armut, von ihrer nonnenhaften Entſagung und von ihrer immer noch vornehmen Erſcheinung, und da ſie das Gehörte intereſſierte, ſo weckten ſie mit ihrem Geplauder die hohe Teilnahme des alten Fräuleins.

Spät am Nachmittage noch ſprach die Dame noch einmal vor: „Nur auf zwei Minuten, es iſt zu intereſſant, ich muß es ihnen erzählen! Ich war nämlich bei der Frau Gerichtsrat und ihr Mann ſaß bei uns, und ſo brachte ich das Geſpräch auf die unglückliche Viktoria. Der ganze Ort intereſſiert ſich natürlich jetzt für ſie, und wahrhaftig ſie iſt es, Ihre Frau Beate iſt die geſuchte Frau von Palis! Das ſteht ausdrücklich in dem Schreiben! Der Herr Gerichtsrat nimmt die Sache mit großer Lebhaftigkeit auf, er wird Ihnen morgen einen Beſuch machen, gnädige Frau!“

Wortlos, ganz verſteinert war Berthold Zeuge des Berichts des alten Fräuleins geweſen.

„Bin ich der Sohn dieſer Frau?“ fragte er ſich. Dann war ja der alte Hofmedicus — der rote Mann — Hanne und das tote Mädchen — alles war erklärt!

Aber wie war es mit jenem angeblichen Kindertauſch? Wie verhielt ſich Gebhardts Angabe zu dieſer Entdeckung? Und wie unmöglich war doch dieſe Deutung? Wie hätten ſeine Eltern — ſein Onkel —? Aber jene Fragen Frau Beates nach dem letzteren —? Von neuem fieberhafte Aufregung! Er ſagte nichts davon, wich dem Blicke der Baronin aus und trennte ſich in trübſter Stimmung von Ina, als die Zeit ſeiner Abreiſe da war. Heimreiſend grübelte er die ſtundenlange Fahrt hindurch; endlich war er zu einem Entſchluß gekommen. Der zweitnächſte Tag war ein Sonnabend, dann konnte er, mit dem Nachtzuge hin und her reiſend, den Sonntag bei Nico zubringen. Er mußte Frau Beate ſelbſt ſprechen, um jeden Preis!

Der Major ſaß in der Frühe des Sonntags friedlich mit der Morgenzeitung am Kaffeetiſche, als ein Wagen vor das Haus rollte.

„Der Doktor? In einem fremden Wagen?“ dachte der alte Herr und blickte durch das Fenſter. „Alle Donner! Das iſt ja der Berthold! Was will der Menſch denn hier? Soll denn die Unglücksgeſchichte gar nicht zu Ende kommen!“

Berthold ſtand ſchon vor ihm.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie überfalle, Herr Major,“ ſagte er ſofort mit einem Ausdruck von Entſchloſſenheit, gegen den es keinen Widerſtand gab. „Ich möchte Ihre Kranke ſprechen, Herr Major! Es hängt für mich viel, alles davon ab. Iſt ſie im ſtande, mich anzunehmen? Ich bitte dringend, erwirken Sie mir die Erlaubnis!“

Der alte Herr war ganz erſtarrt.

„Was willſt du denn? Ihr macht mir die arme Frau ganz zu nichte!“ ſchalt er endlich los.

„Sie iſt nicht, die ſie ſchien, Herr Major.“

„Wiſſen wir längſt, alles in Ordnung! Nico ſchon hier! Erbſchaft gemacht, heißt Palis!“ murmelte er in einer beklemmenden Unruhe; was er ſagen, was er verſchweigen ſolle, fuhr ihm in wilder Konfuſion durch den alten Kopf.

Berthold ſagte nichts mehr; ſeine flammenden Augen baten, forderten mit zwingender Gewalt und nicht ohne ein gewiſſes Mißtrauen.

„Na, dann vogue la galère!“ ſagte der Major ärgerlich — er konnte das Schickſal nicht mehr aufhalten. „Liſe, fragen Sie mal bei Frau Beate an, ob ſie einen jungen Herrn ſprechen will. Können ihr den Namen nennen!“ befahl er derſelben, die, erſtaunt über dieſe Beſuche junger Herren bei Frau Beate, Berthold anblickte.

„Ich habe eben die Kiſte aufgemacht, die der Ochſenwirt gebracht hat; es war ein Bild darin, ſie hat es in ihrer Stube,“ ſagte ſie, ehe ſie zu ihrem Herrn ging.

„Gut, gut, gehen Sie nur!“

Eine Minute ſpäter trat Berthold mit dem Major bei der Kranken ein. Der Alte ging mit, ohne auch nur zu fragen; in ſeinem Weſen war zu erkennen, daß er es für ſeine Pflicht hielt, ſie zu ſchützen gegen die von neuem drohenden Aufregungen.

Berthold erſchrak.

Frau Beate war immer bleich geweſen, heute aber war ſie weiß wie das Leinen ihres Bettes, wie ihr Nachtkleid, und die noch jetzt kräftigen Haarflechten, die wie ſonſt von dem weißen Tülltuche bedeckt waren, ſchienen ihm ebenfalls viel weißer geworden. Nichts in dieſem durchſichtig bleichen Antlitz regte ſich, als die großen ſprechenden Augen, in welchen alles Leben konzentriert ſchien und die ihm entgegenblickten mit einem Ausdruck, den er ſich nicht zu deuten wußte. Vor ihrem Bette ſtand auf einem Stuhl, an die Rückwand desſelben gelehnt, ſeines Onkels Matthäus Bruſtbild. Wie? Draußen hatte er die Kiſte geſehen, aus der es entnommen war, wie Liſe eben geſagt. Jetzt erſt kam das Bild in ihre Hände? Aber auch den Gedanken verfolgte er nicht weiter.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte ſie, da er ſie begrüßte und ihr Schrecken war augenfällig.

Er wußte kaum, wie beginnen. Alle ſeine weltmänniſche Gewandtheit verließ ihn; ſie half ihm auch mit keiner Silbe. Ihre durchſichtigen weißen Hände zitterten, das ſah er.

(Schluß folgt.)

Mein Ideal eines ländlichen Pfarrhauſes.

Von Hans Schliepmann. (Abdruck verboten.)

Am lauten Markte des Lebens ſpielen ſich die Kämpfe unſerer gärenden Zeit ab; die großen Städte reißen wie mit gierigen Polypenarmen immer neue Daſeinskräfte in ihre Strudel, und die Poeſie der Stille und des Kleinen ſchwindet vor dem Toben der Ruhm- und Beutegierigen. Unſere Herren Naturaliſten ſorgen vollends dafür, uns den letzten Glauben an alle Paradieſe beſchaulicher und genügſamer Empfindung zu rauben. Und doch wird alles Große nicht am Markte, unter den Wechslern und Zöllnern, ſondern an verſchwiegener Stätte geboren, wo die Keime alles jenes Tiefinnerlichen ungeſtört ausreifen können, das von je der gewaltigſte Zug germaniſchen Weſens war.

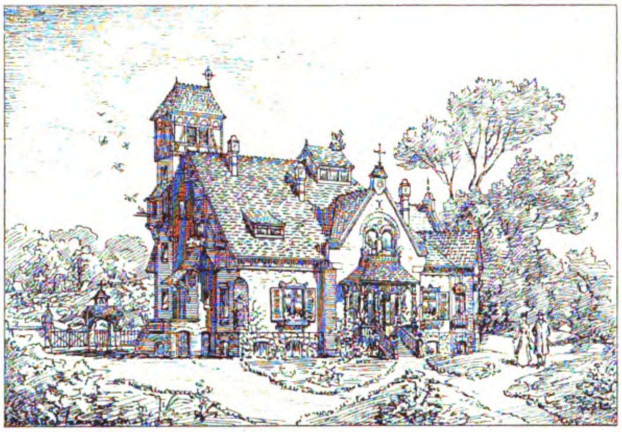
Solche Stätten zu *haben*, iſt daher von je ein Stolz der Deutſchen geweſen, und bei den Namen Eisleben, Marbach, Mohrungen, Wunſiedel, Seſenheim und vielen anderen taucht ſofort vor unſerer Phantaſie noch jetzt aller Zauber der Kleinſtadt- und Dorfpoeſie auf. Solche Stätten zu *erhalten* und zu *mehren* aber, muß um des Wachstums künftiger Größen wegen geradezu für eine nationale Aufgabe gehalten werden. Nicht mit Unrecht wird die Klage laut, daß Kleinſtadt und Dorf ihren Charakter verlieren und in eine entartete und verkrüppelte Großſtadtſchablone hineingezwängt werden. Der gräßliche Aberwitz, durchaus „fein“ werden zu wollen, drängt Volkstracht, Dialekt und landſchaftlichen Brauch mehr und mehr zurück. Was die armſeligen Thoren aber für Goldſtaub halten, der ihrem altväteriſchen Sein „modernen“ Schimmer und „Bildung“ geben ſoll, iſt Triebſand der Alltäglichkeit, unter dem die kernige Poeſie der Individualität erſt verſtaubt, ſchließlich ganz begraben wird.

Hier ein Halt zu gebieten, iſt nicht nur Sache des Schönheitsſtrebens. Es iſt — nicht zum wenigſten — Sache einer geſunden Politik, die das feſte Inſichſelbſtruhen der Perſönlichkeit ſtützen muß, um dem kindlichen Trachten nach Fremdem zu wehren.

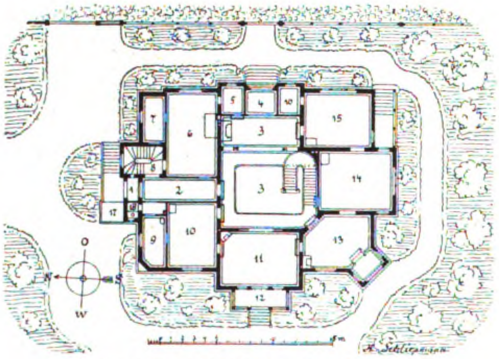
Von keiner Stelle aber kann mit mehr Nachdruck und Würde ſolch Mahnruf kommen als aus dem ländlichen Pfarrhauſe — wenn der Landgeiſtliche im echten Sinne ſeines großen Amtes wahrhaft der Patriarch und das Vorbild ſeiner Gemeinde iſt. Iſt doch hier recht eigentlich die Stätte, von der alle jene ſtetige und lauſchige Poeſie ausſtrahlen ſollte, von der ich geſprochen. Kein anderer Ort iſt ſo geradezu vorausbeſtimmt dazu, die Wiege künftiger Größe zu werden als das echte, rechte Landpfarrhaus, und unſere Geſchichte zeigt eine Reihe der leuchtendſten Namen, die hier ihren Urſprung hatten.

Aber auch das ländliche Pfarrhaus beginnt mehr und mehr von ſeiner Eigenart zu verlieren. Mindeſtens im Äußeren. Günſtigenfalls wird vom grünen Tiſche her ein Pfarr- und Schulhaus nach dem berühmten, aber nachgerade ob ſeiner Schulzopfigkeit berüchtigt werdenden Vorlagenwerke aus den fünfziger Jahren — vielleicht auch gar ein ſchöner roter Ziegelkaſten mit Rund- oder Spitzbogenfenſtern erbaut; meiſtenteils aber muß irgend ein Maurermeiſter einfach einen viereckigen Mauerkaſten mit den nötigen Kemenaten ausſtatten; und der brave Meiſter weiß dann ſeine unglückſelige architektoniſche Halbbildung durch langſtielige Fenſterumrahmungen, traurige, krüppelhafte Konſolgeſimſe und zuſammengeleſene Stuckfüllungen gar herrlich zu offenbaren.

Und doch prägt die Wohnung ihren Stempel den Bewohnern ſo bald auf! In einem Hauſe ohne äußere und innere Eigenart kann der Blick für Eigenartiges, Schönes nie geweckt werden. Wo aber Nüchternheit herrſcht, wird auch religiöſe Erhebung nur durch eine künſtliche, zu Paroxysmen führende Steigerung der Empfindung zu gewinnen ſein. Die Ausartungen des Quäkerweſens in England bezeugen dies am beſten. Mitten im Leben — auch mit ſeinen Freuden und Schönheiten — muß der heutige Geiſtliche ſtehen, um auf das moderne Leben Einfluß zu gewinnen; und ſein Haus bereits ſollte dieſe Stellung erkennen laſſen. Deutſchländlich, prunklos, friedlich, einladend, freundlich und beſchaulich, ſo muß das Pfarrhaus, eine friedfertige Burg inmitten des Dorfes, ſchon von fern als ſolches erkennbar ſein. Nicht nur ein Landpfarrer dürfte Veranlaſſung haben, über die danach erforderliche Ausgeſtaltung ſeines Heims nachzudenken. Auch weiteren Kreiſen kann es vielleicht inneren Gewinn bringen, mit mir ein Häuschen zu erträumen, das, möglichſt fern vom Schablonenweſen und unmittelbar aus den gegebenen Verhältniſſen abgeleitet, dem eigentlichen Weſen des ländlichen Pfarrhauſes entſpricht.


Entwurf eines ländlichen Pfarrhauſes.

Was ich verſucht habe, als mein Ideal darzuſtellen, ſoll nichts anderes als ein Ideal ſein; die Ausführungsmöglichkeit iſt freilich durchaus gegeben. Aber die materiellen Verhältniſſe werden nur in Ausnahmefällen zureichen, alles zu erreichen. Auch für engere Verhältniſſe aber läßt ſich aus dem Angedeuteten vielleicht dieſer und jener Wink entnehmen; und nach dem Ideal wenigſtens zu ſtreben, darf uns doch von keiner Seite verkümmert werden. —

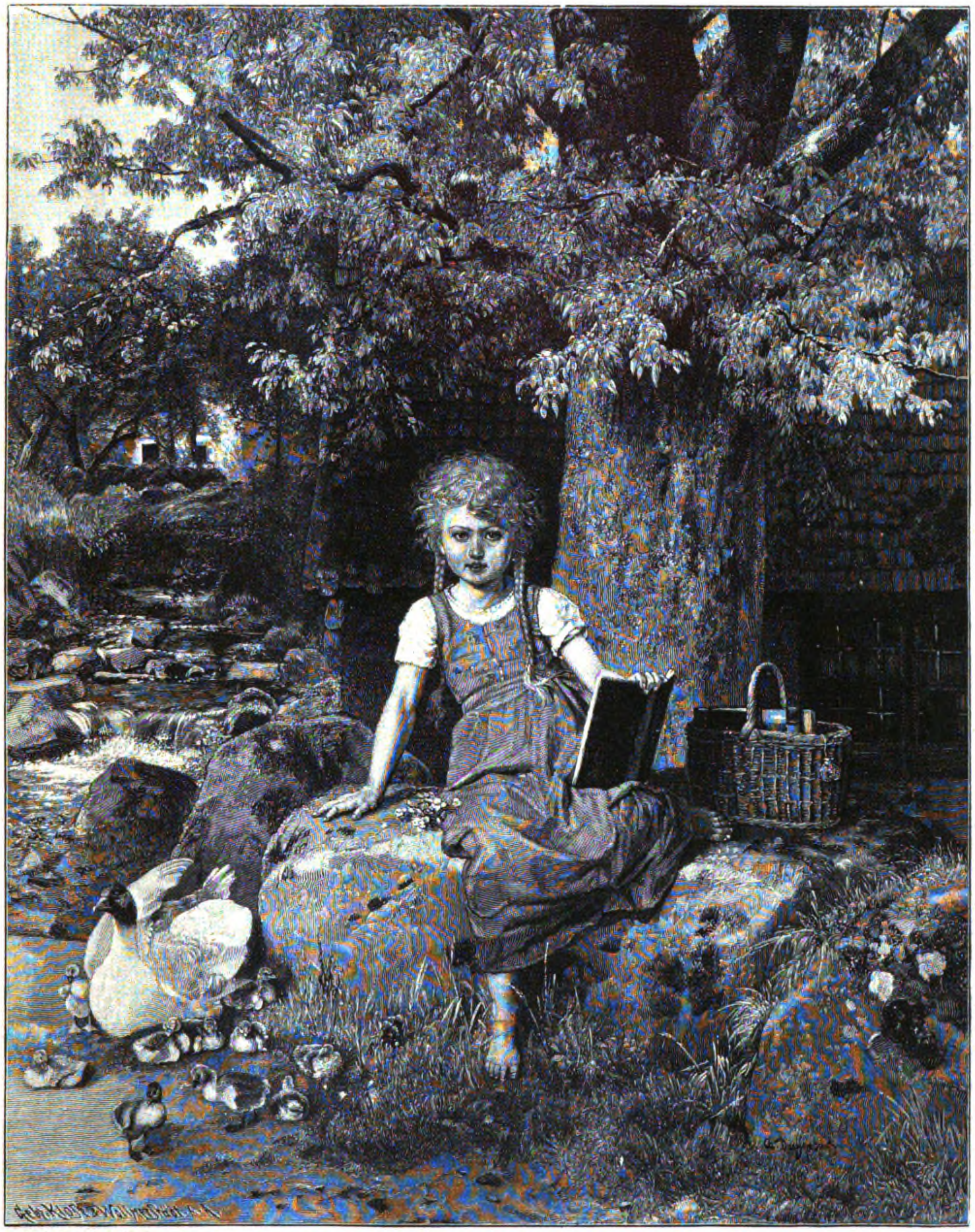


Grundriß des ländlichen Pfarrhauſes.

Gegenüber dem Kirchhofe und dem nach Weſten gekehrten Turme des Kirchleins iſt die natürliche Lage des ländlichen Pfarrhauſes. Das Dörfliche bezeichnet zunächſt die abgelöſte Lage auf dem Grundſtück. Nicht ſoll die ſtädtiſche Straßenzeile auch im Dorfe die Eigenart der Gehöfte verwiſchen. Auf eigener Scholle ein runder Beſitz, das iſt rechte Art. Solch freiſtehendes Haus iſt der Witterung mehr als das Reihenhaus ausgeſetzt. In unſerem Himmelsſtrich brauchen die Räume daher reichlich Sonne. Die Nordſeite iſt deshalb für Wohnzimmer zu vermeiden; ihr gegenüber und bis zur Dorfſtraße dehnt ſich daher am beſten der Wirtſchaftshof aus mit ſeinen Ställen und Scheuern. Auf der Grundrißzeichnung habe ich der Bildwirkung halber und um nicht unnütz ins Breite zu gehen, von dieſem Hofe nichts angedeutet. Erkennbar iſt nur die Einfahrt in der Umwährung; neben ihr der gewöhnliche Eingang für Fußgänger mit einem Schutzdache für die bei Unwetter Harrenden und einem Glockendächlein. Über die Freitreppe an der Nordſeite gelangt man in den geſchützten Vorraum (1), der von der Treppe (8) aus durch ein Guckfenſter zu überblicken iſt, um etwaige Zudringliche abweiſen zu können. Auf der flachen Abdeckung des Kellerhalſes (17), der den Zugang von außen zum Keller ſchützt, kann das Geſinde nach vollbrachtem Tagewerk plaudernd ſitzen und ſich den Rücken von der Abendſonne beſcheinen laſſen, ohne Zwang vor den übrigen Bewohnern des Hauſes.

Über den Gang (2), durch ein Oberlicht in der Thür und vom Treppenhauſe aus beleuchtet, gelangt man in den Hauptraum (3) des Hauſes, dem die Geſtaltung der alten deutſchen Diele (Deel, Öhrn) gegeben iſt. Im weſentlichen ein großer Flur, ſoll er doch zugleich vollſtändig Wohnraum ſein, auf dem ſich intimes wie gaſtliches Leben ſommers und winters abſpielen kann. Nirgend paßt dies urdeutſche Motiv beſſer, als im ländlichen Pfarrhauſe. — Im vorderen einſtöckigen Teile, der über eine eingebaute Veranda (4) mit dem Vorgarten und weiter durch ein Portal mit der Dorfſtraße in Beziehung ſteht, iſt ein mächtiger Kaminofen vorgeſehen. Der hintere Teil reicht bis in den Oberſtock und iſt vom Dache aus (ſiehe Anſicht) mittels Oberlicht erleuchtet. Um dieſen Teil zieht ſich, auf der vorgeſtreckten Balkenlage ruhend, eine Galerie, die durch eine frei eingebaute, hübſch ausgearbeitete Holztreppe zugänglich iſt, ſo daß ſämtliche Räume mit dieſem Herzen des Hauſes in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Durch die abwechſelungsvolle Gliederung dieſes Raumes mit ſeiner Treppe, ſeiner Gallerie, ſeiner in Holz gedachten Decke, durch ſeinen Kamin, die beiden abtrennenden Holzſäulen zwiſchen hohem und niederem Teil, durch den Ausblick nach vorn durch eine breite Glasthür, nach hinten durch die geöffnete Schiebethür und die Glasthür des Empfangszimmers (11) erhält dieſer Raum ohne großen weiteren Aufwand ein ſtimmungsvolles, wechſelreiches, maleriſches und anheimelndes Leben. Hier ſteht der Flügel oder das Harmonium für die Hausandachten; hier wird die lange Tafel für die Amtsbrüder aus Nah und Fern bei Miſſions- und anderen Feſten oder die ebenfalls nicht kleine Familientafel aufgeſtellt — denn auf reichen Kinderſegen iſt natürlich zu denken. Die Bedienung geſchieht aus der geräumigen Küche (6), die auch mit dem Treppenhaus und dem Gange zur Thür (1) Verbindung hat, durch den Anrichteraum (5), der teils zur Abhaltung der Küchendünſte vorgelegt, teils auch für reiche Geſchirrvorräte beſtimmt iſt, während die Speiſekammer (7) die täglich gebrauchten Vorräte enthält. Weitere Vorräte birgt der ſchnell erreichbare Keller mit Backraum und Räucherkammer unter der Küche. Die Schlafräume für das Geſinde befinden ſich in den Giebelſtuben an der Nordſeite. Der Knecht oder Kutſcher ſchläft natürlich im Stallgebäude. Für fremde Kutſcher, die bei Feſtlichkeiten in ziemlicher Anzahl mitbewirtet werden müſſen, iſt ein, durch den Kellerhals (17) erreichbarer Warte- und Eßraum im Keller unter 9 und 10 vorgeſehen.

Möglichſt getrennt von all dieſem Wirtſchaftsleben und



Fleiß. Nach dem Gemälde von A. Dieffenbach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

doch für geſchäftliche Beſucher ſogleich erreichbar mußte die Studierſtube (10) des Pfarrers angeordnet werden. Für den häuslichen Verkehr iſt ſie mit der Diele und dem Empfangszimmer verbunden; ein Vorzimmer (9), zugleich die Bibliothek enthaltend und bei größerem Beſuch als Kleiderablage dienend, nimmt die in Geſchäften Wartenden auf. Die Lage der Wohnräume nach dem Garten zu ergab ſich aus der Erwägung, daß die Dorfſtraße mit ihrem Staub und Schmutz doch keine Reize beſitzt, während der Blick auf den ruhigen wohlgepflegten Garten zu heiterer Sammlung führt. Deshalb iſt in der Abbildung auch die Gartenanſicht gegeben worden, während aus Raummangel auf Wiedergabe der entgegengeſetzten Fronten verzichtet werden mußte.

An die Studierſtube ſchließt ſich das Wohn- und Empfangszimmer (11) mit vorgebautem, bedachtem, hölzernem Söller (12), an dieſes wieder das hauptſächlich für die Hausfrau beſtimmte Gemach (13) mit einem erhöhten Erker, dem lauſchigen Arbeitsplätzchen. An dieſes wieder reiht ſich das Zimmer für unerwachſene Kinder (14), groß, luftig und hell gen Mittag gelegen, aber im Sommer durch die vorliegenden, dann belaubten Baumkronen vor brennender Sonne geſchützt. Ebenſo reichlich mit Morgenſonne verſehen, ſchließt ſich das Schlafzimmer des Ehepaares (15) an, das wie das Kinderzimmer mit einem kleinen offenen Weinlaubgang nebſt Treppe zum Vorgarten in Verbindung ſteht, um an warmen Frühlingstagen den Morgenkaffee im Freien nehmen zu können. Der kleine Raum neben dem Schlafzimmer dient zum Aufbewahren von Kleidern, wenn möglich auch als Bad.

Überall ſind Thüren, Fenſter und Öfen ſo angeordnet, daß Sofa-, Bett-, Schreibtiſchplatz von jeder Hausfrau ganz wie ſelbſtverſtändlich gewählt werden können und daß eine wohnliche Aufſtellung der Möbel gewährleiſtet iſt. Die Höhe der Zimmer iſt aus Rückſichten größerer Traulichkeit und leichterer Heizbarkeit nicht übermäßig bemeſſen (3,7 Meter); nur die Diele und das Empfangszimmer nebſt den Veranden (4, 3, 11 und 12) haben einen um zwei Stufen geſenkten Fußboden, um einen etwas reicheren Eindruck zu erzielen. Dieſer Wechſel in der Fußbodenhöhe hat zwar vielleicht zunächſt etwas Befremdliches und Umſtändliches; wer aber jemals den Reiz beobachtet hat, den es gewährt, aus einem höher gelegenen in einen größeren, ſchöner ausgeſtatteten Raum zu blicken, wird die geringe Mühe des Steigens gern in den Kauf nehmen, zumal die eine, der Thür vorliegende Stufe willkommenen Platz bietet, die Thür ſeitlich mit Blumentöpfen oder Vaſen zu ſchmücken. Auf Blumenſchmuck iſt überhaupt durchweg Rückſicht genommen. Vor allen Wohnzimmerfenſtern ſind hölzerne Blumenbretter gedacht, aber ſo tief, daß das Fenſter ſelbſt dadurch nicht beſchränkt wird. Im übrigen erhalten die Fenſter außen keinen weiteren Schmuck, als den Rahmen nebſt Holzverdachung für die Klappläden oder, wo dieſe nicht anzubringen, Rollläden mit vor die Mauer gelegten Käſten. Der lebhafte Anſtrich dieſer ebenſo praktiſchen als maleriſch vorzüglich wirkſamen Läden iſt Schmuckes genug. Zur Vervollſtändigung der Allgemeinvorſtellung möge nur noch folgendes dienen: Unter dem Bedürfnisraum (18) iſt ein Tonnenſtand angenommen, der von außen zugänglich iſt; die abgeſchloſſene Lage des Raumes und ein beſonderer Vorraum werden Geruchbeläſtigungen unmöglich machen. Im ausgebauten Dachgeſchoſſe befinden ſich außer den Geſindeſtuben, die lediglich durch die Turmtreppe 8 erreichbar ſind, noch vier weitere geräumige Giebelzimmer, die von der Diele aus durch die Treppe und Galerie zugänglich ſind. Die Zimmer über 11 und 13 ſind als Schlafräume für erwachſenere Kinder, die über 14 und 3, 4, 5 und 16 als Fremdenzimmer gedacht.

Das Äußere ſpricht die Gliederung des Inneren klar und ohne großen Schmuck aus. Die Wandflächen ſind in Putz, die Dachſtöcke bis auf die kleineren Giebel in Fachwerk, die Dächer in Ziegeln gedacht. Den Hauptreiz der Anlage muß außer der Gruppierung die Farbe geben, die ſich aus dem hellen Tone des Putzes, dem Rot der Dächer, dem Dunkelbraun des Fachwerkes, dem Blaugrün der Läden und Blumenbretter und dem Laub der Kletter- und Topfpflanzen wie von ſelbſt ergibt.

Als eigentlicher Luxus erſcheint nur der Aufputz der Giebel, der Aufſatz der Schornſteine, die Aufſtellung einer Figur in der Eckniſche — ſei es ein ſegnender Chriſtus oder ein Lutherſtandbild — die aber auch fortbleiben könnte, der Taubenſchlag am Treppenhauſe und deſſen Ausbildung als Türmchen. Für kaltpraktiſche Menſchen mag beſonders das Turmſtübchen ein Stein des Anſtoßes ſein. Ganz abgeſehen davon aber, daß es ſich hier um die Darſtellung eines Ideals handelt, möchte ich den Wert eines ſolchen Raumes doch ſehr hoch anſchlagen. Wer ſich zuweilen auch äußerlich über die platte Wirklichkeit zu erheben vermag, mag die höhere, geläutertere und idealere Lebensanſchauung leichter bewahren, die ihn zum Führer ſeiner Gemeinde berufen erſcheinen läßt. So iſt denn auch der Turm nicht leerer Aufputz, ſondern im Inneren als Erquickungs- und Sammlungsraum, im Äußeren als ein Symbol gedacht, der das gaſtliche, den Gottesfrieden bergende Pfarrhaus ſchon von weitem kenntlich macht.

Ob es als ſolches erſcheint, möge der Leſer ſelbſt entſcheiden.

Zur Kritik Dr. Frimmels über das neue Beethovenbildnis.

In Nr. 25 unſeres Blattes veröffentlichten wir einen Artikel von Herrn Dr. Theodor Frimmel-Wien, in dem auf Grund des von uns gelieferten Materials der Nachweis geführt wurde, daß das neuentdeckte Beethovenporträt ein Bildnis Schenkendorfs ſei. In dieſem Aufſatz heißt es nun unter anderem, daß der Verein „Beethovenhaus“ in Bonn das neuentdeckte Beethovenbildnis „in weitgehender Weiſe ausgenützt“ habe. Herr Dr. Frimmel ſchrieb ferner: „Auf erfolgte Aufforderung ſchrieb ich das Ergebnis meiner Vergleichung nach Bonn, wo man damals das Beethovenmuſikfeſt und die Beethovenausſtellung vorbereitete. Ich riet alſo zur Vorſicht. Dagegen fand ſich eine „berufenſte Perſönlichkeit“ bewogen, die Naſe auf der Miniatur für die beſtgetroffene Naſe Beethovens zu erklären, die bekannt ſei. Mein unbequemes Votum wurde beiſeite geſchoben, um mit dem bequemeren Ausſpruch jener „berufenſten Perſönlichkeit“ Lärm zu machen.“

So Herr Dr. Frimmel. Der Vorſtand des Vereins Beethovenhaus erläßt nun ſeinerſeits gegen dieſe Ausführungen eine Erklärung und hat ſie uns gegenüber durch Einſendung der in Frage kommenden Briefe des Herrn Dr. Frimmel unterſtützt. Letzterer ſchrieb am 18. März 1890: „Was der Augenſchein ergibt, läßt einen begründeten Zweifel an der dargeſtellten Perſon kaum aufkommen, und am 31. März: „Die Mitteilungen, die Sie mir gütigſt bezüglich des Kügelgenſchen Bildniſſes vermittelt haben, geben, ſoweit ich die Sache durchſchaue, in keiner Weiſe zu Mißtrauen Anlaß.“

Das iſt alles, was Herr Dr. Frimmel in dieſer Angelegenheit an den Verein geſchrieben hat. Wie er hierin einen „Rat zur Vorſicht“ und in ſeinem Votum ein für den Verein „unbequemes Votum“ ſehen konnte, erſcheint ganz unbegreiflich. Nicht minder unbegreiflich iſt es, daß Herr Dr. Frimmel dem Verein vorwirft, derſelbe habe das Bildnis „ausgenutzt“ und „Lärm damit gemacht.“ Der Verein hatte, nachdem ein Kenner vom Range Dr. Frimmels ein ſolches Votum abgegeben und auch Dr. von Breuning in Wien geurteilt, es könne über die Echtheit des Bildes „durchaus kein Zweifel obwalten,“ allen Grund, das Bild für ein echtes Bildnis des großen Meiſters zu halten und er that nur, was ſeines Amtes war, wenn er dasſelbe durch einen Farbenlichtdruck den Verehrern desſelben zugänglich machte.

Herr Dr. Frimmel ſtützt ſich in ſeiner Erwiderung auf die ihm von uns überſandte Erklärung darauf, daß er geſagt habe, der Augenſchein laſſe einen Zweifel „kaum“ aufkommen und meint, der Vorſtand hätte ſein Votum auch in den Katalog aufnehmen müſſen. Unſere Leſer werden aber mit uns der Meinung ſein, daß der Vorſtand dieſem „kaum“ damals unmöglich eine ſolche Bedeutung beimeſſen konnte. Herr Dr. Frimmel verweiſt ferner auf eine Mahnung zur Vorſicht in einer Notiz in Lützows Kunſtchronik (N. F. II. B. Sp. 28), die er im Mai geſchrieben, allein da dieſe erſt im Oktober erſchien, konnte ſie dem Verein, deſſen Ausſtellung am 11. Mai eröffnet und am 25. Juni geſchloſſen wurde, nicht von Nutzen ſein. Ganz das Gleiche gilt von einer anderen Mahnung, die am 20. Auguſt 1890 in den Hamburger Signalen erſchien.

Aus allem dieſem ergibt ſich für uns, daß die Vorwürfe, welche Herr Dr. Frimmel dem Verein Beethovenhaus machte, in jeder Beziehung völlig unbegründete waren. Wir bedauern lebhaft, daß dieſelben in unſerem Blatte veröffentlicht wurden und bitten dieſes Vorkommnis mit dem Anſehen, welches Herr Dr. Frimmel als Fachmann mit Recht genießt, freundlich zu entſchuldigen.

Die Redaktion des „Daheim.“

Am Familientiſch.

Zum 3. Juli 1891.

Ein Vierteljahrhundert liegt hinter uns, ſeit am 3. Juli 1866 auf dem blutigen Schlachtfeld von Königgrätz ſich Deutſchlands Einigung vorbereitete. Als in den Nachmittagſtunden des Sommertages das Eingreifen der Kolonnen der Armee des Kronprinzen den Sieg entſchied, war auch der Würfel über Deutſchlands Zukunft gefallen — ohne Königgrätz kein Sedan, kein Verſailles!

Verſöhnend hat die Zeit die Gegenſätze gehoben, welche den Bruderkrieg des Jahres 1866 hervorgerufen hatten! In der Waffenbrüderſchaft und dem frohen Siegesjubel von 1870/71 erſtarb der Groll Süddeutſchlands, und längſt hat Stammesverwandtſchaft und Intereſſengemeinſchaft zwiſchen dem jungen Deutſchland hüben, Öſterreich-Ungarn drüben einen neuen, feſten Bund von Fürſten und Völkern geſchaffen — einen Bund, auf dem der Frieden Europas ruht.

Die führenden Männer preußiſcher Politik, der preußiſchen Heere von 1866 ſind faſt ſämtlich zu Raſte gegangen. Unſer Kaiſerkönig Wilhelm der Siegreiche, unſere Heldenprinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl, unſer großer Schlachtenmeiſter Moltke — ſie ſind nicht mehr, und in einſamer Zurückgezogenheit weilt Fürſt Bismarck in Friedrichsruh. Was mag ſein Herz am Tage der viertelhundertjährigen Wiederkehr des Sieges von Königgrätz bewegt haben? Der eiſerne Kanzler und der greiſe Generalfeldmarſchall Graf von Blumenthal, des Kronprinzen Generalſtabschef, ſind faſt die einzigen Überlebenden aus der Zahl der Paladine König Wilhelms.

Ein friſches Lorbeerreis weihen wir heute allen dieſen Helden des Geiſtes und der That — ihnen und allen Tapferen von Königgrätz.

H. v. Z.

Zu unſeren Bildern.

„Bum! Bum! Bum! Vorführung der großen Rieſenſchlange! Wenn ſie ausgewachſen iſt, wächſt ſie immer noch! Nur herein, meine Herrſchaften — zehn Pfennig die Pehrſohn!" — C. W. Allers iſt der rechte Mann dazu, uns ſolch eine Szene von dem Jahrmarkt zu Plundersweiler vorzuführen.

Ja, wer es ſo gut hat, wie die kleine Grethel, die A. Dieffenbach am kühlen, murmelnden Bach, unter ſchattigem Grün zum Lob ihres beſonderen Fleißes porträtierte! Auch ich würde dem lieben Mädel gern noch ein beſonderes Loblied ſingen, bei 24 Grad Réaumur ſpricht man aber ſelbſt auf der fleißigſten Redaktion nicht gern vom — „Fleiß."

Moderne Dichter.

Cretins, Verrückte, und kranke Leute,
Das ſind die Helden der Dichter von heute!
Ihre Muſe riecht nach Schnaps und Karbol
Und fühlt ſich nur in der Goſſe wohl.

Es laſſen noch immer die Nachtigallen
Aus blühenden Roſen die Lieder ſchallen,
Doch längſt veraltet iſt dieſe Methode
Und bei den Poeten nicht mehr Mode!
Sie ſteh'n und ſeh'n mit verwandten Gefühlen,
Wie die Skarabäen im Miſte wühlen!

Haſt du, mein Sohn, einen guten Magen,
Da läßt ſich ſchon die Welt ertragen.
Doch wenn wir die neuſten Poeten beſchau'n —
Die ſcheinen mir alle nicht recht zu verdau'n!

Heinrich Seidel.

Altertumskunde.

Im Moor des Kirchſpiels Aars (Jütland) wurde kürzlich eine altnordiſche ſilberne Opferſchale nebſt dreizehn ſilbernen Platten gefunden. Auf dem Grunde der 62 Centimeter im Durchmeſſer, 19 Centimeter in der Höhe meſſenden Opferſchale iſt ein Stier in erhabener Arbeit dargeſtellt; die Platten ſind in gleicher Weiſe mit Darſtellungen galliſcher Götter verſehen, und zwar anſcheinend aus der Zeit, da die Römer und Gallier zuerſt miteinander in Berührung kamen. Acht Platten zeigen Köpfe von Männern und Frauen, die der erſteren ſind deutlich durch ſtarken Bartwuchs kenntlich; fünf viereckige Platten ſind dagegen mit Darſtellungen von Tieren und Aufzügen verſehen. Man erblickt auf einer Platte einen Greif, zwei Elefanten und einen großen Zug von Kriegern. Auf einer anderen Platte ſieht man einen gehörnten Gott, der einen Ring um den Hals trägt und von verſchiedenen mehr oder weniger grotesken Tiergeſtalten umgeben iſt. Alles iſt in ſchöner getriebener Arbeit ausgeführt, die Platten ſind durch Eiſenbänder verbunden und mit der Opferſchale vernietet geweſen.

Ausſtellungsweſen.

Für das Jahr 1892 plant der Gärtnerverein in Leipzig zur Feier ſeines halbhundertjährigen Beſtehens eine große internationale Gartenbau-Ausſtellung.

Am 28. Mai wurde zu Frankfurt a. M. eine internationale Hundeausſtellung eröffnet. Von faſt 700 Ausſtellern beſchickt, legte dieſelbe von dem ſtetigen Zuwachs des kynologiſchen Intereſſes erneuten Beweis ab.

Die am 4. Juni eröffnete Landwirtſchaftliche Ausſtellung zu Bremen, veranſtaltet von der deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft, erſchien als die reichſte aller bisherigen Ausſtellungen ähnlichen Genres. 2500 Vierfüßler, 400 Stamm Hühner, 300 Stamm Tauben, viele Hunderte von Dampfmaſchinen für den landwirtſchaftlichen Betrieb waren ausgeſtellt. Der Gartenbau, Bienenwirtſchaft, Dauerwaren für Ausfuhr und Schiffsverſorgung, Fiſcherei und Fiſchzucht waren derart vertreten, daß ſie jede eine beſondere ſehenswerte Ausſtellung bildeten.

Vereinsweſen.

Der Verein für Kinderheilſtätten an den deutſchen Küſten hat Ende Mai ſeine elfte Generalverſammlung in Berlin unter Vorſitz des Vizeadmirals Freiherr v. Reibnitz abgehalten. Es konnte die erfreuliche Thatſache konſtatiert werden, daß 1890 nicht weniger als 1068 Kindern ein Aufenthalt an der See ermöglicht wurde. Die Beſtrebungen des Vereins verdienen allſeitige Würdigung und Unterſtützung.

In Berlin tagte kürzlich die Generalverſammlung des Vereins für Schulreform. In den Verhandlungen kam zunächſt die Zuſtimmung zu den Reformgedanken des Kaiſers, dann aber eine ziemlich ſcharfe Stellungnahme gegenüber den Beſchlüſſen der Schulkonferenz zum Ausdruck. Die Reſolutionen gipfelten in dem Feſthalten an geſonderten ſechsklaſſigen Mittelſchulen als gemeinſchaftlichen Unterbau für alle jetzt beſtehenden höheren Schulen; durch deren Gleichberechtigung ſolle die Probe auf ihre Leiſtungsfähigkeit gemacht werden.

Die von dem Vorſtande des deutſchen Kriegerbundes aufgeſtellten Normalſtatuten für Kriegervereine haben die Zuſtimmung der Miniſterien des Innern und des Krieges gefunden. Bezugsquelle: Büreau des deutſchen Kriegerbundes, Berlin W. Pr. 13 Pf. das Stück.

Technik.

Die Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft, welche bekanntlich auch Beſitzerin des großen Aluminiumwerkes zu Nennhauſen am Rhein iſt, hat in Berlin ein Muſterlager für Gegenſtände aus Aluminium und Aluminiumbronze eingerichtet und den Preis des bisher noch ſehr teuren Metalls bei Abnahme größerer Mengen auf 7,50 Mark für das Kilogramm ermäßigt. Die in dem Lager ausgeſtellten mannigfachen Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes laſſen erkennen, wie vorzüglich das Aluminium zur Verwendung nach dieſer Richtung ſich eignet. Beſonders günſtige Wirkungen ſind an manchen Stücken durch Belebung des etwas kalten Tones des reinen Aluminiums mit Hilfe von Gold, ſowie von grünen oder roten Farbentönen erzielt, welche die Figuren wie ein leichter Hauch überziehen oder in die rauh gehaltenen Flächen zwiſchen den vortretenden, polierten Verzierungen eingerieben ſind. Das geringe Gewicht des Aluminiums — faſt genau ein Drittel von dem des Eiſens — macht ſich am auffallendſten bemerkbar bei den Gebrauchsgegenſtänden, deren Schwere wir durch die fortwährende Übung genau im Gefühl haben. Beiſpielsweiſe erſcheinen die wie Silber ausſehenden Schlüſſel, Löffel, Gabeln ꝛc. ſo überraſchend leicht, daß man ſie im erſten Augenblick unwillkürlich für hohl hält.

Reiſen.

Den Quellen des Kongo ſtreben augenblicklich drei große Expeditionen der engliſch-belgiſchen Katangogeſellſchaft nach; die erſte unter dem bekannten Afrikaforſcher Delcommune folgt, von Norden kommend, der Straße längſt des Somaniſtromes, die zweite unter dem Engländer Stairs, der von Stanleys Zug nach Wadelai her bekannt iſt, dringt über den Tanganyikaſee vor, die dritte unter dem Belgier Bia ſchlägt den Weg längſt des Kongo und Sankuru ein.

Preisausſchreiben.

Der Allgemeine deutſche Verein (Dr. H. Thießen. Berlin W.) erläßt eine Aufforderung zum Wettbewerb über das Thema: „Inwiefern iſt eine volkstümliche Faſſung unſerer Geſetze erforderlich und ausführbar?" Der Umfang der bis 1. Dezember 1891 einzureichenden Arbeit ſoll vier bis fünf Druckbogen betragen, der Preis für die beſte Arbeit beträgt 300 Mark. Aus der Zahl der Preisrichter nennen wir Geh. Juſtizrat Dr. von Wilmowski, Geh. Juſtizrat Profeſſor Dr. Gierke, Privatdozent Dr. Jaſtrow.

Heilkunde.

Daß Kälte ſchmerzſtillend wirkt, iſt eine bekannte Thatſache. Ein Verfahren, durch die Kälteentwickelung der Kohlenſäure Empfindungsloſigkeit herbeizuführen, iſt jüngſt Dr. Robert Wieſendanger in Hamburg patentiert worden und ſoll ſich nach den bisher vorliegenden Berichten, zumal bei kleineren Operationen, vorzüglich bewähren.

Naturkunde.

Über eine ſeltſame chemiſche Zuſammenſetzung des Waſſers im Schwarzen Meere berichtet der „Prometheus." Das Waſſer enthält nämlich in Tiefen über 360 Meter ſtets beträchtliche Mengen gelöſten Schwefelwaſſerſtoffs, welches Gas, bei Herausnahme der unter dem gewaltigen Druck von 36 bis 225 Atmoſphären ſtehenden Waſſerproben, unter gewöhnlichem Druck frei entweicht. Dieſe Beimiſchung iſt bisher in den Gewäſſern anderer Meere noch nie beobachtet worden und wird auf die Zerſetzung organiſcher Körper zurückgeführt, welche in weit entfernten Zeitperioden die Flora und Fauna des Schwarzen Meeres bildeten und deren Reſte ſich auf dem Meeresgrunde ablagerten.

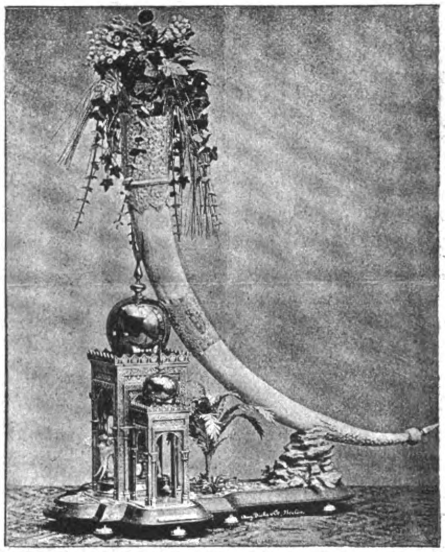
Buchhandel.

Aus den La Plataſtaaten (Wien, Hartleben) nennen ſich überaus friſch geſchriebene Reiſeſkizzen eines öſterreichiſchen Offiziers, Oberleutnant W. Kreuth, in denen derſelbe ſeine Erlebniſſe und Eindrücke während eines Aufenthaltes in Südamerika ſchildert. Beſonders intereſſant, wenn auch leider nicht genug durch Nachweiſe über die wirtſchaftliche Entwickelung belegt, ſind die Mitteilungen über die Kolonie H. Bernardino.

Die treffliche Dislokationskarte der franzöſiſchen Kriegsmacht, entworfen von Major a. D. von Tröltſch, erſchien in neu bearbeiteter Auflage bei E. J. Mittler & Sohn in Berlin (Preis 5 Mark).

Ein Meiſterſtück unſeres Kunſtgewerbes.

Als eine koſtbare Erinnerung an die Kämpfe unſerer Marine in Oſtafrika hat das Offizierkorps S. M. Sch. Schwalbe dem Marine-Offizierskaſino zu Kiel einen prächtigen Tafelaufſatz verehrt, den wir nebenſtehend in der Abbildung wiedergeben. Ein mächtiger Elefantenzahn iſt mit arabiſchen Motiven zu einem Dekorationsſtück von außerordentlicher Anmut, das an die beſten Zeiten unſerer mittelalterlichen Goldſchmiedekunſt gemahnt, verſchmolzen worden. Der Tafelaufſatz wurde von dem bekannten Geſchäft von Aug. Dierks & Co. in Berlin entworfen und ausgeführt.



Tafelaufſatz des Marinekaſinos zu Kiel.

Kleine Zeitung.

Eine höchſt merkwürdige Urkunde über frühe Verſuche zur mechaniſchen Fortbewegung von Schiffskörpern befindet ſich im Staatsarchiv zu Koblenz. In dem vom 27. Juni 1562 datierten Dokument, welches alſo faſt 150 Jahre älter iſt, als der bekannte Papinſche Verſuch, die Weſer mit einem Dampfſchiff zu befahren, wird dem Mathematikus Joh. Thaismer von dem Erzbiſchof von Trier ein Patent für zwölf Jahre auf eine „newe und biss daher ungeprauchte“ Schiffsform erteilt, „damit man in Windters und Sommers Zeiten gegen ſtarke Stürme und Winde, one Menſchen Hilff oder Pferdt auf dem Lande mit großer Geſchwindigkeit durch Anregung innerlicher Inſtrumenten auff dem Waſſer fahren kan.“ Leider enthält die Urkunde über die „innerlichen Inſtrumente“ keinerlei weitere Andeutung. —

Bekanntlich war Paretz bei Potsdam der Lieblingsaufenthalt der Königin Luiſe. Die kleinen Prinzen hatten die Dorfjugend zu einer Kompanie organiſiert, welche in der Uniform des 24. Infanterieregiments einherſtolzierten; eines Tages kamen die Jungens aber auf den Gedanken, daß ſie nicht nur Soldaten ſpielen, ſondern auch Soldatenſold erhalten wollten. Sie zogen daher am Geburtstag eines der Prinzen mit einer noch heute vorhandenen Fahne vor das Schloß, welche, wie der „Bär“ zu berichten weiß, die ſpaßhafte Inſchrift trägt:

„Wir thun das Heer repräſentieren
Und kommen Dir zu gratulieren,
Hurra! Hurra! Hurra!
Doch willſt Du ferner uns kommandieren,
So mußt Du uns erſt ſalarieren.“

Welches die Folgen dieſer komiſchen Streik-Androhung geweſen ſind, verſchweigt der Chroniſt leider. —

Seit kurzem hat der Kongoſtaat ſeine Preſſe. Der „Kongo-Spiegel“ erſcheint vorläufig nur lithographiert, iſt aber von draſtiſcher Urſprünglichkeit. Der Redakteur, zugleich Eigentümer, Lithograph und einziger Mitarbeiter, iſt ein Engländer. —

Belgien reklamiert die Familie Beethoven für ſich. In Bonn ſind neuerdings intereſſante Urkunden bezüglich des Lebens einiger Vorfahren Beethovens entdeckt worden, aus denen in der That hervorzugehen ſcheint, daß ſeine Familie flamländiſchen Urſprungs iſt; erſt 1760 wanderte der Großvater unſeres darum doch echt deutſchen großen Meiſters aus Antwerpen aus, um als Tenor in die kurfürſtliche Kapelle zu Bonn einzutreten.

In unſerer Spielecke.

1. Kombinationsaufgabe.

Aus den acht Buchſtaben, welche den Namen eines berühmten Kardinals des vorigen Jahrhunderts bilden, kann man durch Umſtellung zwölf Wortpaare erhalten, welche bezeichnen:

1. a) eine franzöſiſche Feſtung, b) ein Getränk,
2. a) einen altteſtamentlichen Namen, b) einen Titel,
3. a) eine Schlingpflanze, b) ein chemiſches Element,
4. a) eine Pflanze, b) einen Wind,
5. a) einen weiblichen Vornamen, b) einen großen Fluß im ſüdweſtlichen Europa,
6. a) ein Handwerkergerät, b) einen Fluß in Italien,
7. a) eine Stadt in Italien, b) eine Speiſe,
8. a) ein Metall, b) eine Provinz in Algerien,
9. a) eine Stadt in der Schweiz, b) einen weiblichen Namen,
10. a) eine Stadt in dem preußiſchen Regierungsbezirk Kaſſel, b) einen weiblichen Namen,
11. a) einen griechiſchen Sänger, b) einen orientaliſchen Gott,
12. a) einen Golf des Mittelländiſchen Meeres, b) einen Vogel.

Welches iſt der Name des Kardinals?
Welche zwölf Wortpaare ſind gemeint?

2. Rätſel.

Zwei Schneiderinnen
Sind's, die ich meine
Die eine drinnen,
Die andre draußen
Bei emſ'ger Arbeit,
Mit M die eine,
Mit N die andre.
Die eine ſchneidet,
Die andre kleidet.
Nachdem durch Schneiden
Für ſie geſorgt iſt —
Wer ſind die beiden? J. Tr.

3. Vierſilbige Scharade.

Auf alten moosbewachſ'nen Steinen melden
Mein Zwei und Vier in innigem Verband
Von frühſter Zeit und ihren wackren Helden
Als Zeugen einer Welt, die längſt verſchwand.

Als Zeuge alter, langentſchwundner Zeiten
Begrüßt euch ſtill am grünen Strand des Rheins,
Wenn nachts die Kähne durch die Fluten gleiten,
Bald hier, bald dort mein mondbeſtrahltes Eins.

Erſcheint es auch nicht mehr im alten Glanze,
Ihr lenkt doch immer gern zu ihm den Schritt,
Und jeden freut's, ſo oft es als das Ganze
Voll Märchenreiz ihm vor die Augen tritt.
C. L.

4. Zweiſilbige Scharade.

Das Erſte iſt des Zweiten Ziel
Und doch ſo ſchwer zu erjagen.
Doch wenn es reif in den Schoß dir fiel,
Dann will ich das Ganze dir ſagen. R. F.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 39.

1. Arithmogriph.
Marcella Sembrich.

D	e	s	d	**e**	m	o	n	a
M	a	r	**c**	e	**l**	l	u	s
G	a	**r**	i	b	a	**l**	d	i
P	**a**	u	s	a	n	i	**a**	s
M	i	l	t	i	a	d	e	**S**
T	**h**	ü	r	i	n	g	**e**	n
K	e	**c**	s	k	e	**m**	e	t
R	h	e	**i**	n	**b**	u	n	d
R	e	m	b	**r**	a	n	d	t

2. Wechſelrätſel. Zar — Ar.

3. Rätſel. Abſchied.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das vierte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVII. Jahrgang Nr. 40) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. — Belladonna und Atropin. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Fortſ. — Mein Ideal eines ländlichen Pfarrhauſes. Von Hans Schliepmann. Mit zwei Illuſtrationen. — Zur Kritik Dr. Frimmels über das neue Beethovenbildnis. — Am Familientiſch. Zum 3. Juli 1891. Zu dem Bilde von G. Bleibtreu. — Zu unſeren Bildern: Vorführung der Rieſenſchlange von C. W. Allers, und Fleiß von A. Dieffenbach. — Moderne Dichter. Gedicht von Heinrich Seidel. — Altertumskunde. — Ausſtellungsweſen. — Vereinsweſen. — Technik. — Reiſen. — Preisausſchreiben. — Heilkunde. — Naturkunde. — Buchhandel. — Ein Meiſterſtück unſeres Kunſtgewerbes. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Juli 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 41.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Von ſo einer richtigen Liebe, wie's in die Bücher ſteht, von ſo was iſt heutzutage hier in Berlin nicht die Rede," ſagte die Frau Kommerzienrätin. „Wenn die jungen Herren ans Heiraten denken, da heißt's zuerſt: was kriegt das Mädel mit, denn, wenn wir unſere Freiheit hingeben, ſo wollen wir dafür Bequemlichkeit und Luxus haben. Und wenn ſo ein armes reiches Mädel dann dumm iſt und nur an Gefühl und ſo etwas denkt, da iſt ſie von Anfang an hereingefallen. Und deshalb finde ich, daß die Anna ein großes Glück macht, denn ſo ein älterer Mann, der ſelber ſein Schäfchen längſt ins Trockene brachte, das iſt ganz was anderes! Der braucht dann ein Mädel bloß zu heiraten, wenn er's auch wirklich lieb hat. Und ſiehſt du, Wandachen, den erſten Ball haſt du ja nun mitgemacht, und da haben ſie dir als Haustochter alle die Kur geſchnitten. Beim zweiten wird aber ſchon der eine oder der andere beſonders anfangen, und zuerſt ſind's immer die jüngſten und die leichtſinnigſten. Na, dann kannſt du ja an das denken, was ich dir geſagt habe, und kannſt ſie immer ablaufen laſſen, daß ſie ſehen, du biſt nicht für jeden Springinsfeld zu haben. Von ‚gar nicht heiraten' iſt drum noch lange keine Rede! Wenn einmal ſo'n richtiger, ſolider kommt — ich werde ſchon aufpaſſen. Herrje, da fällt mir ein, was ich noch der Lene ſagen wollte — hoffentlich iſt ſie noch nicht fort." Und eilig ſchob ſie ſich aus ihrer Sofaecke hervor. „Bleib' nur hier, Kind, das kannſt du doch nicht beſtellen!"

Damit war ſie zur Thür hinaus. Wandas Wangen glühten.

„O, ich — ich heirate niemals!" rief ſie laut. Während ſie aber mit einer heftigen Bewegung ihren Seſſel zurückſchob, kniſterte das Zeitungsblatt in ihrer Taſche. Unwillkürlich legte ſie die Hand darauf. „Oder ich heirate nur einen vornehmen Mann! Mama kennt nur die Art von Leuten, wie ſie hier im Hauſe verkehren — und, freilich wenn ſie ſo ſind, dann hat die Gräfin Egdoff ganz recht, wenn ſie ihre Tochter nicht zu uns bringt. Sie hat überhaupt recht, denn ſie paßt nicht hierher! · O, Gott, wie war mir zu Mute, während die Gräfin mit Mama ſprach. Dieſer Unterſchied zwiſchen beiden! Aber die Gräfin hat doch recht!"

Sie war wieder auf ihren Seſſel geſunken, ſtützte das Kinn auf ihre gefalteten Hände und ſtarrte in das Licht der Lampe, bis ihre Augen ſich plötzlich mit Thränen füllten.

„Ach Gott, warum muß gerade ich in einem Hauſe leben, wo immer nur von Geld und wieder Geld die Rede iſt! Und das ſoll nun für mich die Welt ſein, auf die ich mich ſo gefreut hatte! Aber einen alten Mann, wie Anna, heirate ich ſicherlich nicht, und in dieſe Kreiſe heirate ich überhaupt nicht!" Sie hielt plötzlich inne. Wie? Wenn ſie verſuchte, ihr Los ganz ſelbſtändig zu geſtalten, zu handeln, anſtatt abzuwarten, was ihr das Schickſal bringen würde? Wenn ſie z. B. auf dieſe Anzeige von der vornehmen Heirat antwortete! Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Welch ein Gedanke! Unſinn, Thorheit!"

Aber der Gedanke ließ ſie nicht mehr los. Freilich, der vornehme junge Mann da ſuchte auch eine reiche Frau — aber er ſagte es wenigſtens ganz offen. Und doch hätte er nicht jede genommen — einen tadelloſen Ruf verlangte er. Das gefiel Wanda. In dem rückſichtsloſen Eingeſtehen ſeiner Armut lag, wie es Wanda ſchien, eine Entſchuldigung, ja geradezu eine Motivierung dafür, daß er eine reiche Frau ſuchte.

Wanda fand hundert Entſchuldigungen für ihn und hundert Anklagen gegen die Menſchen, die im Hauſe ihrer Eltern verkehrten. Der Reiz des Ungewöhnlichen, Abenteuerlichen kam hinzu und nahm ihre Einbildungskraft mehr und mehr gefangen. Sie ſchlief in dieſer Nacht nicht ſo ruhig als ſonſt, und als ſie am anderen Morgen erwachte, ſtand ihr Entſchluß feſt. Sie hatte mit ihrer Mutter einen Gang in die Stadt zu machen und fand während desſelben Gelegenheit, ein Billet, das ſie ſorgfältig unter ihrem Mantel verborgen gehalten hatte, in einen Briefkaſten zu werfen. Das Billet trug die in der Annonce angegebene Adreſſe und enthielt die Worte: „Ein Mädchen, das jung, bürgerlich und reich iſt, wünſcht einen vornehmen Mann zu heiraten. Die geſtellten Bedingungen gefallen der Dame gut und ſie beantwortet dieſelben mit ‚ja.‘ Ihrerſeits iſt ſie aber auch nur unter der Bedingung bereit, in weitere Korreſpendenz zu treten, daß Graf W. ſich entſchließt, übermorgen Vormittag um zwölf Uhr mit einer Marſchall-Niel-Roſe im Knopfloch die Ausſtellung des Architektenhauſes zu beſuchen. Kann er ſich dazu nicht entſchließen, ſo erfährt er auch keine weitere Adreſſe.“

III.

Das wonnige und doch ſo ängſtlich bedrückende Gefühl etwas vorzuhaben, das wichtig und geheimnisvoll war, ließ Wanda die Stunden des nächſten Tages ſehr lang erſcheinen. Endlich war der entſcheidende Augenblick gekommen. Um halb elf Uhr hatte Wanda eine Muſikſtunde auf der Wilhelmſtraße, und um halb zwölf Uhr wollte die Kommerzienrätin ſie dort mit dem Wagen abholen, um auf Wandas dringenden Wunſch das neue Koloſſalgemälde von Marr zu beſehen.

Wanda ſagte ſich, daß um dieſe Zeit wahrſcheinlich viele Zuſchauer dort ſein würden und daß der Graf, wenn er wirklich kam, mehr die einzelnen Damen als die, welche in Begleitung erſchienen, ins Auge faſſen würde, während ſie ihn an der Roſe erkennen mußte. Sie fühlte ſich daher ſehr ſicher und, wenn er ihr nicht gefiel, konnte ſie ja immer noch thun, was ſie wollte, d. h. ſie brauchte dann kein weiteres Lebenszeichen von ſich zu geben, und die Sache war abgethan. Aber wenn er ihr gefiel? Wandas Herz klopfte, und das Blut ſchoß ihr bei dieſer Vorſtellung, die ſie doch eilig wieder von ſich wies, in die Wangen. Nein, je näher der Augenblick der Entſcheidung rückte, deſto feſter war ſie davon überüberzeugt, daß er ihr nicht gefallen würde. Das ganze war doch nur ein Scherz, ein Spiel; ganz ſicher, er würde ihr nicht gefallen!

Pünktlich halb zwölf Uhr ſtand der Wagen der Kommerzienrätin vor der Thür und machte der Muſikſtunde, in der Wanda nur eine mittelmäßige Aufmerkſamkeit entwickelt hatte, ein Ende. Eine Viertelſtunde ſpäter ſtieg ſie mit ihrer Mutter die Treppe des Architektenhauſes empor.

„Wenigſtens iſt das mal ein recht anſtändiges Bild!“ lautete die Kritik der Kommerzienrätin, während ſie ſich auf den Plüſchdiwan, den ‚Flagellanten‘ gegenüber niederließ. „Das elektriſche Licht zu dem vielen Weiß iſt abſcheulich — nun lies aber mal, was in der Beſchreibung ſteht, daß man doch weiß, was man eigentlich ſieht!“

Wanda, die ſich mit einem ſchnellen Blick überzeugt hatte, daß nirgends eine Marſchall-Niel-Roſe blühte, begann in beſchleunigtem Tempo und mit halblauter Stimme die Lektüre.

„Aha,“ meinte die Kommerzienrätin, „alſo es iſt man bloß eine Illuſtration zu dem alten Sprichwort ‚Angſt lehrt beten.‘ Wenn der Marr das Bild ſo genannt hätte, wüßte man doch gleich, was man ſich vorzuſtellen hat. Na, weißt du, Wandachen, ich hab’ nun mein Teil weg von dem Kunſtgenuß und dem elektriſchen Licht, ich werde mich ein bißchen in den anderen Räumen umſehen, hier kriege ich Kopfſchmerzen.“

Wanda warf einen ſchnellen Blick auf ihr Uhrenarmband. Drei Minuten fehlten noch an der zwölften Stunde. Sie begleitete ihre Mutter zu einem der Nebenräume, von welchem aus man die Eingangsthür gerade vor ſich hatte.

„Sieh dir nur noch das Bild an, wenn du willſt, Wandachen, ich — ach, da iſt ja meine gute Brelldorfen! Guten Morgen, guten Morgen, na, haben Sie auch genug von den Angſtgebeten da drin?“

Die Angeredete, eine nahe Bekannte des Drallerſchen Hauſes, verſicherte, daß es ihr wegen der elektriſchen Beleuchtung am hellen Tage gerade ſo ginge wie der Kommerzienrätin, und meinte, „drin“ im Nebenſaale wäre ein „Knaus,“ den müßte man ſehen.

Im Nebenſaal verlor man aber die Eingangsthür aus den Augen, und ſo zog Wanda es vor, noch einmal zu den ‚Flagellanten‘ zurückzukehren. Nun war es gerade zwölf Uhr — gewiß, er kam nicht! Wer weiß auch, in welchem Winkel des Reiches er ſaß — es war zu thöricht und kindiſch geweſen, ihn hierher zu beſtellen. Sie wandte ſich von dem Bilde ab — da ſtand ein junger Herr mit einer Marſchall-Niel-Roſe im Knopfloch gerade vor ihr.

Wanda wurde blutrot, in faſſungsloſer Verlegenheit ſtand ſie. wie gelähmt vor dem Fremden, der ſie mit einem erſtaunten Lächeln muſterte. In dieſem Augenblick verließen auch noch die anderen Zuſchauer den Raum, und das Paar ſtand allein unter dem blendenden Licht der elektriſchen Kugel, dem großen, weißen Bilde gegenüber. Wanda wäre ebenſo gern in die Erde verſunken, wie im Sturmſchritt zu ihrer Mutter zurückgekehrt. Aber die Füße verſagten ihr den Dienſt und die Erde that ſich nicht auf.

Dafür öffneten ſich die lächelnden, blondbeſchnurrbarten Lippen des jungen Herrn, und er ſagte, die Roſe abneſtelnd und dieſelbe Wanda hinreichend: „Ich irre wohl nicht, meine Gnädigſte, wenn ich annehme, daß ich Ihnen dieſe Roſe anbieten darf.“

Wanda warf einen hilfeſuchenden Blick um ſich her, aber ſie ſtand noch immer allein zwiſchen den fanatiſchen Flagellanten und dem jungen Fremden.

„Darf ich nicht bitten, daß Sie die Roſe annehmen?“ fragte er wieder.

„Nein — wirklich — ich weiß von nichts, von gar nichts,“ kam es nun in tödlicher Verlegenheit von Wandas Lippen.

Nun verſchwand das Lächeln vom Geſicht des Fremden.

„Ich denke doch — für ein Spiel iſt die Sache zu ernſt,“ ſagte er. „Sie ſind freilich viel, viel jünger als ich dachte, und ich glaube nun, daß Sie mit einem unüberlegten Scherz auf etwas antworteten, das ſehr ernſt gemeint war.“

Wandas Gewiſſen regte ſich. Ja, viel zu leicht hatte ſie freilich die Sache genommen, aber ein wenig Ernſt war doch auch dabei geweſen. Sie fühlte, daß ihr Leugnen nichts half, ihr Erröten und gerade dieſes Leugnen hatten ſie verraten, und nun erfüllte ſie der ſtürmiſche Wunſch, ſich zu verteidigen, die Anklage, die in dieſen, ſie plötzlich ſo ernſt und forſchend anſehenden Augen lag, zu mildern.

„O Gott, nein, ſo ganz Scherz war es doch nicht, nur — nur — ach — was müſſen Sie von mir denken!“ Die Thränen traten ihr in die Augen, ihre Lippen bebten vor Erregung.

Er ſchien wirklich nicht zu wiſſen, was er von ihr denken ſollte, denn ein Ausdruck von Verlegenheit legte ſich auf ſeine hübſchen, männlichen Züge. Einen Augenblick ſchwieg er. Dann, ſich ein wenig verneigend und ihr feſt in die Augen ſehend, fragte er leiſe: „Soll ich wieder gehen?“

Da geſchah es ſeltſamerweiſe, daß das, was Wanda noch einen Augenblick vorher wie eine Erlöſung erſchienen wäre, ihr plötzlich wie ein großes Unglück vorkam. Und etwas von dieſem Gefühl, etwas wie die ſtumme Bitte: „nein, nein, bleibe,“ lag wohl in dem Blick, dem der Fremde bei ſeiner Frage begegnete, wenn ihre Lippen auch kein Wort hervorbrachten.

„Alſo nein? Ich ſoll nicht gehen?“ fragte er wieder. Sie hob bittend die Hände empor.

„Ach, verzeihen Sie mir nur, verzeihen Sie mir — dann — dann gehen Sie!“

„Verzeihen? So war alſo das, was Sie ſchrieben, als Sie mich hierher beſtellten, nicht wahr?“

„Doch, doch, es iſt alles wahr, ich lüge nicht — nein, wirklich, ich glaube, ich habe noch nie gelogen!“

„Ja, aber weshalb ſoll ich dann verzeihen und gehen? Finden Sie mich ſo ſchrecklich?“

„Nein, nein, gar nicht.“

„Ich ſchäme mich tot,“ hätte ſie wahrſcheinlich geſagt, wenn in dieſem Augenblick nicht die Kommerzienrätin hinter ihnen geſtanden und den Fremden, den ſie im Geſpräch mit ihrer Tochter ſah, ganz ruhig und artig gegrüßt hätte.

„Ach, Mama,“ kam es unwillkürlich von Wandas Lippen, und die verlegene Szene, die nun unausbleiblich hätte folgen müſſen, wurde dadurch abgeſchnitten, daß der Fremde ſich vor der in ihrem Samtpelz recht würdig ausſehenden älteren Dame verbeugte und dabei ſeinen Namen nannte.

„Graf Wellcamp — ich hatte das Vergnügen, Ihrer Fräulein Tochter früher einmal zu begegnen und erlaubte mir ſoeben, ſie daran zu erinnern.“

„Ach, gewiß in der Penſion, Sie hatten wohl auch ein Schweſterchen dort?“

„Allerdings, gnädige Frau!“

„Ja, ja, es waren lauter Komteſſen dort — ich wollte die Wanda eigentlich deshalb auch gar nicht hingeben, denn — ſehen Sie, ſpäter iſt der Umgangskreis doch ein anderer, da macht man ſo ſeine Erfahrungen.“

„O, gnädige Frau, in heutiger Zeit.“

„Ja, ja, in den Büchern und Zeitungen da ſteht immer von Aufklärung und überwundenen Standesvorurteilen und ſo was alles. Aber im Leben iſt die Sache ganz anders. Ich ſage man, jeder für ſich und Gott für alle. Na, empfehle mich, Herr Graf, hat mich ſehr gefreut. Es iſt nun Zeit für uns, Wandachen!“

Der Graf verneigte ſich tief. Wanda blickte noch einmal ſchüchtern und etwas hilflos zu ihm hinüber, dann folgte ſie ihrer Mutter.

Einen Augenblick ſtand Graf Wellcamp unſchlüſſig vor dem Bilde. Dann ſchritt auch er dem Ausgang zu.

„Kannten Sie die beiden Damen, die ſoeben hinausgingen?“ fragte er die Billetverkäuferin.

„Ja, ich kenne ſie ſchon, denn ſie kommen öfter her, aber wie ſie heißen, weiß ich nicht.“

Er ſtieg die Treppe hinab und ſah gerade noch, wie ein Wagen, der vor dem Portal gehalten hatte, davonrollte. Auf ſeine Frage an den Portier erhielt er aber auch nur die Antwort: „Ja, die alte Dame kenn' ick woll, des is ne Kommerzienrätin — aber wie ſie heißt — nee, det weeß ick nich, dazu jibt's zu ville Kommerzienrats in Berlin!“

„Verrückte Geſchichte,“ murmelte der Graf, „ein Rockzipfel Fortunas vielleicht — aber wie ſoll ich ihn wieder erwiſchen. Schade, denn hier hätte ſich neben der leidigen Vernunft vielleicht auch etwas fühlen laſſen — Mutterchen freilich ungebildet, aber bieder... und die Kleine offenbar gut erzogen — etwas übermütig, noch recht kindiſch, aber hübſch, ſehr, ſehr hübſch! Und nun — natürlich läßt ſie in ihrer backfiſchigen Unentſchloſſenheit nichts mehr von ſich hören. Aber dieſe Unentſchloſſenheit und der Schreck, den ſie offenbar vor ihrem eigenen Wagſtück bekam, gefällt mir eigentlich gerade. Nun, alles in allem, wer a geſagt hat, iſt moraliſch zum b verpflichtet — was kann da ſein, ich wag's, ich inſeriere nochmals. Als Ertrinkender habe ich ja das Recht, nach einem Strohhalm zu greifen — wie viel mehr nach einer niedlichen Mädchenhand!“

Am nächſten Tage fand Wanda in der Beilage derſelben Zeitung, in welcher die „Vornehme Heirat“ angekündigt geweſen war, ein neues Inſerat:

„Marſchall-Niel-Roſe. Ich würde glücklich ſein, Ihre Adreſſe zu erfahren und bitte Sie um dieſen Vertrauensbeweis — wenn anders ich nicht glauben ſoll, daß Sie ſich einen Scherz machten, wo es mir bitterer Ernſt war. Mein Name ſollte Ihnen doch dafür bürgen, daß ein Kavalier Ihnen gegenüber ſteht und es mithin ſelbſtverſtändlich iſt, daß Sie nicht kompromitiert werden können. Adreſſe Graf W. Expedition dieſer Zeitung.“

Wanda wurde ſehr rot, als ſie dieſe Zeilen las. Liebenswürdig waren ſie nicht abgefaßt. Er ſagte es geradezu, die Annäherung ſei ihm „bitterer“ Ernſt. Und im übrigen machte er ihr Vorwürfe, und ein Zug von Selbſtbewußtſein ging durch dieſe Zeilen, über den ſich Wanda eigentlich gern geärgert hätte, und den ſie doch, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, anziehend fand.

„Er hat recht in dem, was er ſagt und — er hat ſo gute Augen — Augen, die ich gar nicht vergeſſen kann!“

Das war das Ende von Wandas Überlegungen und — was ein liebenswürdigeres oder gar ſentimentales Inſerat nicht bewirkt hätte, das führten die ſachlich proſaiſchen Zeilen, die da unter der poetiſchen Roſenflagge in Wandas Hände kamen, ſchließlich herbei.

„Ich werde morgen zwiſchen zwölf und drei Uhr bei der Rouſſeauinſel auf der Eisbahn ſein. Wanda Draller.“

Das war der Inhalt von Wandas Antwort.

Und Graf Wellcamp fand ſich pünktlich ein.

Wanda hatte ihn ſofort zwiſchen den Schlittſchuhläufern entdeckt, indeſſen vergebens verſucht, ſich von einer begleitenden Freundin loszumachen. Da kam er in einem großen, elegant ausgeführten Bogen über die ſpiegelglatte Fläche direkt auf ſie zugeſchoſſen, begrüßte ſie mit ruhiger Sicherheit, als ſeien ſie alte Bekannte, ſtellte ſich der Freundin vor und glitt neben den beiden Schlittſchuhläuferinnen dahin, als gehörte er zu ihnen. Wanda war verwirrt, doch ſeine Ruhe imponierte ihr. Er machte allerlei luſtige Bemerkungen, erwiderte verſchiedene Grüße in verbindlichſter Weiſe, ohne im übrigen von den Grüßenden Notiz zu nehmen, und fand ab und zu Gelegenheit zu einem halblauten Wort, das nur für Wanda berechnet war.

„Es bleibt dabei, ich kenne Sie von der Penſion her. Nennen Sie mir nyr meine Kouſine von damals, die ich beſuchte.“

Wanda ſah ihn erſchrocken an. Aber er ſcherzte ſchon wieder mit ihrer Freundin, und ſie fand keine Gelegenheit, ihm ihrerſeits ein unbemerktes Wort zu ſagen. Doch nach und nach überwand ſie ihre Verwirrung, die ganze Situation war ſo eigentümlich aufregend für ſie; es ſchien ihr, als ſpiele ſie Komödie am hellen Tage, und der Ehrgeiz, ihre Rolle gut zu ſpielen, begann ſich in ihr zu regen.

„Wiſſen Sie auch, daß ich eigentlich mit Ihrer Kouſine Herta Egdoff, die Sie damals in der Penſion beſuchten, böſe bin?“ begann ſie plötzlich mit einem faſt herausfordernden Lächeln. Nun war er es, der ſie erſtaunt, faſt erſchreckt anſah.

„Mit der Komteſſe Egdoff?“ platzte er heraus. Und jetzt fühlte Wanda ſich als die ſicherere, überlegenere.

„Ja,“ fuhr ſie lebhaft fort, „Sie erinnern ſich vielleicht, damals waren wir die intimſten Freundinnen, Herta und ich, aber nun hat ſie ſich ſo ſeltſam benommen.“

„Aber dann wiſſen Sie wohl gar nicht, daß der Graf, ihr Vater, eine Lungenentzündung hat und daß man für ſein Leben fürchtet?“

„Für ſein Leben? Mein Gott, nein, davon hatte ich keine Ahnung, das iſt ja ſchrecklich!“

„Er erkrankte unmittelbar nach einem Ball vor etwa drei Tagen.“

„O, dann iſt Herta tauſendmal entſchuldigt, dann konnte ſie mir auch nicht ſchreiben.“

„Ah, Sie ſtehen alſo doch noch in Verkehr mit der Familie?“

„Ich glaubte, das ſei vorbei, aber dieſer Krankheitsfall erklärt alles!“

„Es trifft die Familie doppelt ſchwer, da das Gut Majorat iſt, der Beſitz mithin an einen älteren Vetter fällt und die armen Töchter ſo gut wie leer ausgehen, wenn der Graf ſtirbt.“

„Auch das noch! Nein, nun habe ich alle Freude am Schlittſchuhlaufen verloren. Wir wollen ans Land, ich muß das Mama erzählen.“

„Wollen Sie mir geſtatten, Sie zu begleiten?“

„Du läufſt wohl noch weiter, Eliſe?“ fragte Wanda, welche hoffte, auf dieſe Weiſe ſich von der Freundin zu befreien. Indeſſen, auch Eliſe wollte die Kommerzienrätin begrüßen, und ſo fand ſie nur noch beim Abſchnallen der Schlittſchuhe Gelegenheit, ſich mit dem Grafen dahin zu verſtändigen, daß derſelbe allerdings Herta kenne, aber nicht wirklich verwandt mit ihr ſei. Die Kommerzienrätin war ſehr erſtaunt, den „Grafen“ aus dem Architektenhauſe wieder in Begleitung ihrer Tochter zu ſehen. Doch ſein Bericht über Hertas Vater lenkte ihre Aufmerkſamkeit von ihm ab.

„J, da müſſen wir ſofort hinſchicken und uns erkundigen laſſen — ſo was entſchuldigt alles!“ rief ſie.

Graf Wellcamp meinte aber, in dem faſſungsloſen Zuſtand, in dem ſich die Familie befände, werde man ſchwerlich eine zuverläſſige Antwort bekommen, außerdem würde ſie derart mit Anfragen beſtürmt, daß ſie ſich kaum zu retten wüßte. Am Ende ſchlug er vor, daß man ihm die Anfrage überlaſſe. Er müſſe ja doch hingehen, ſagte er, und er werde ſich erlauben, der Frau Kommerzienrätin, die er übrigens immer nur „gnädige Frau“ nannte, Bericht zu erſtatten. Dagegen ließ ſich nun nichts einwenden, es kam alles ſo ganz natürlich, und als die Kommerzienrätin mit ihrer Tochter den Wagen beſtieg, um nach Hauſe zu fahren und der Graf ſich am Wagenſchlag verabſchiedete, war es wirklich, als gehöre er zu den alten Bekannten der Familie. Eliſe, welche die Kommerzienrätin aufgefordert hatte, mitzufahren, wartete kaum den Augenblick ab, wo der Graf aus ihrem Geſichtskreis verſchwunden war, um ihrem Entzücken über ihn Luft zu machen.

„Nein, was iſt das für ein reizender Menſch. Wie fein, wie amüſant, und wie himmliſch läuft er Schlittſchuhe! Er iſt gewiß Offizier, nicht wahr, Wanda?“

„Ja, ich glaube — ich weiß nicht.“

„Aber wie iſt es nur möglich, das nicht zu wiſſen! Wie heißt er eigentlich?“

„Ich glaube Wellcamp.“

„Mein Gott, das weißt du auch nicht genau? Aber ſo hören Sie doch nur, Frau Kommerzienrat, Wanda träumt wieder! Warum haſt du mir überhaupt niemals etwas von dieſem entzückenden Menſchen erzählt?“

„Aber ich kenne ihn ja ſo gut wie gar nicht! Er war nur einmal in der Penſion, du hörteſt es ja!“

„Na, und dann hat er uns neulich bei den Marrſchen Betbrüdern im Architektenhauſe getroffen. Regen Sie ſich nicht auf, Elischen. Die Wanda hat allerhand ſolche vornehme Bekanntſchaften von der Penſion. Wenn man die Leute zuerſt ſieht, denkt man, da iſt von Hochmut keine Spur, und man iſt beinah auf du und du. Aber nachher iſt's auf einmal alle — na, ich will man nichts ſagen, denn wenn der Menſch eine Lungenentzündung kriegt, da muß man ihm viel nachſehen. Aber, was ich ſagen wollte, ſo weit iſt der Graf Wellcamp ja ein recht artiger Mann.“

Wanda ſchwieg. Ihr war ſo ſeltſam zu Mute, als träume ſie und all das, was um ſie her vorging, ſei gar nicht wirklich.

IV.

Die Gräfin Wellcamp ſtand ſchon ſeit zwei Minuten ſchweigend vor dem großen Tiſch im Zimmer ihres Mannes. Endlich ſagte ſie doch, was ſie eigentlich nicht hatte ſagen wollen.

„Aber, lieber Edmund, das ſind ja wieder dieſe furchtbar teuren Cigarren, die da für dich gekommen ſind!“

„Ach laß doch, Mariechen, auf ſo ein paar Kiſten Cigarren kommt's doch nicht an!“

(Fortſetzung folgt.)

Meine erſten Tage in England.

Von Georg Horn. (Abdruck verboten.)

Der erſte Morgen in London. Ort der Handlung: Ein kleines Haus in der Nähe des Buckinghampalaſtes. Drei Fenſter Front, ein Souterrain, neben der Hausthür zwei große Fenſter, im zweiten Stock darüber drei kleinere. Ich klingele, ein Groom erſcheint, etwa vierzehn Jahre alt, mit einem Geſicht, das vielleicht ſo aus Magdeburg oder Halberſtadt hätte ſein können.

Ich (engliſch): „Iſt Maſter und Miſtreß ſo und ſo zu Hauſe?“

Groom (engliſch): „Bedauere, mein Herr, Maſter und Miſtreß ſind dieſen Morgen nach Brighton gefahren.“

Ich (engliſch): „Wann kommen ſie wieder?“

Groom (engliſch): „Dieſen Abend zum Diner.“

Ich (engliſch): „Wann ſind ſie für Beſucher zu Hauſe?“

Groom (deutſch): „Immer ſo um Uhre zwei, nach dem Frühſtück, wenn ſie ihr Nickerchen gemacht haben.“

Ich (in den überraſchteſten deutſchen Naturlauten). „Ach ſo, Sie ſprechen deutſch?“

Groom (deutſch, Dialekt Weimar, mit einem Strich nach Magdeburg hin): „Ja, mein Herr, ich bin ein Deutſcher.“

Ich (deutſch): „Ach ſo! Da haben Sie wohl an meinem Accent gemerkt, daß ich ein Deutſcher bin?“

Groom (deutſch): „Das weniger, aber an Ihren Stiefeln habe ich's geſehen.“

Sprach's und ſchlug mir die Thüre vor der Naſe zu. Erſter Eindruck von London.

Solch ein Bengel! Nun ſtudierte ich am nächſten Schuhmacherladen mit demſelben Eifer, mit dem ich einſt Sternes „Sentimental journey“ durchgearbeitet hatte, den Unterſchied zwiſchen einem Potsdamer und einem Londoner Stiefel, ſah all den Vorübergehenden auf ihre Beine und merkte nun allerdings, daß alle den gleichen Stiefel trugen, ſpitz, vorn mit Kappen, geknöpft und faſt gar keine Abſätze. Nur die Füße, was bei den Engländern allerdings was zu bedeuten hat, waren ſich in der Größe nicht völlig gleich.

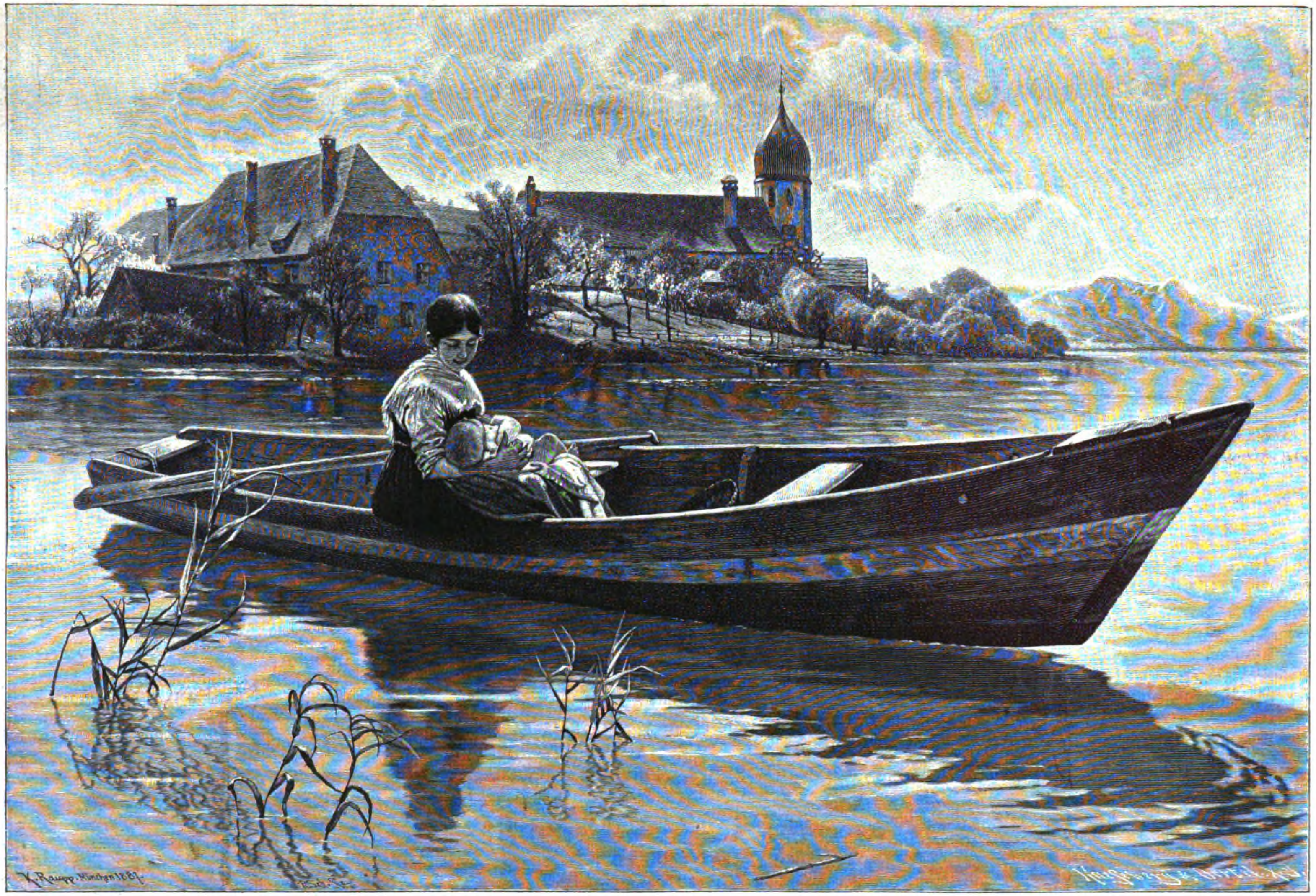
Natürlich ging ich in den Laden und kaufte ein Paar engliſche Stiefel, wofür ich allerdings das Doppelte zu bezahlen hatte, als bei Meiſter Förſter in Potsdam. Damit aber war ich als Gentleman äußerlich noch nicht ganz fertig. Dieſer muß ſich auch im Hute zeigen.

„Wenn Sie des Tages über im runden Hut ausgehen, werden Sie für einen Kammerdiener gehalten,“ ſagte mir in London ein des Landes kundiger Thebaner. So ſuchte ich mir den erſten Hutladen in Piccadilly auf, um mir die neueſte Hutform zu erſtehen. Aber das war leichter gedacht wie gethan. Der Inhaber des Ladens ſetzte mir das Marterinſtrument, die Hutmaſchine, auf, um nach dem Bilde meines Kopfes die entſprechende Form zu wählen, ſah ſich die abgedrückte Form an, ſchüttelte mit dem Kopfe, blickte wieder auf mein Haupt und begann zu lachen. Das empörte mich. Ohne unbeſcheiden zu ſein, hatte ich bisher geglaubt, daß mein Kopf ſich überall ſehen laſſen könne, der üppige Haarwuchs der Jugend war wohl etwas dahingeſchwunden aber — und er lachte immer wieder, das Blättchen mit der Kopfform betrachtend. What a funny head! (Was für ein komiſcher Kopf!) Es fehlte nur noch, daß er geſagt hätte: Sie haben ja einen viereckigen Kopf. „Ich habe keinen Hut für Sie,“ ſagte er, „ich muß erſt einen anfertigen.“

„Aber ich muß in einer Stunde nach Windſor-Caſtle, um Beſuch zu machen.“

„Der Hut iſt erſt am Donnerstag fertig,“ beſtimmte er mit einer unerſchütterlichen Ruhe. Und wir hatten Montag!

Aber was für ein Hut war das auch — dieſer vom Montag zum Donnerstag! Wenn ich den auf dem Kopfe trug, konnte ich eine Ahnung von der Leichtigkeit eines Küraſſierhelms haben. Er hätte drei Neujahrsnächte unter den Linden ausgehalten. Ähnlich ging es mir mit meinem Regenſchirm. Hatte ich mir da ein Jahr zuvor am Korſo in Rom ein gar prächtiges Exemplar erſtanden, von ſchwerer mailändiſcher


K. Raupp. München 1887

Friede. Nach dem Gemälde von K. Raupp.

Seide mit einem gewundenen Griff in Hufeiſenform, und wenn ich den italieniſchen Kaufmann recht verſtanden hatte, ſo ſagte er, es ſei ein gepreßter Krokodillenſchweif. Möglich auch, daß ich ihn darin mißverſtanden hatte, aber echtes Silber war an dem Griff. Und mit dieſem Schirme gab ich mir mit zwei deutſchen Herren am erſten Tage ein Rendezvous mittags im Hydepark beim Zuſammenſtrömen der vornehmen Welt. Hatte ich auf dem Wege dahin ſchon bemerkt, daß die Spaziergänger immer nach meinen Füßen ſchauten, ſo erriet ich die Urſache in meinen deutſchen Stiefeln. Ich zog ſie von da ab in London auch gar nicht mehr an, aber nun ſchauten ſie mir alle wieder auf die Hände. Ich teilte meine Beobachtungen meinen Bekannten mit. „Ihr Regenſchirm iſt's," flüſterten mir meine Bekannten zu — „die Krücke — eben „der gepreßte Krokodillenſchweif." Nun erklärten ſie mir auch, daß ſie nicht mehr mit mir promenieren könnten, wenn ich mir nicht einen anderen Regenſchirm kaufte. Wohl oder übel mußte ich ihnen nach dem Army and navy Store (was zu deutſch der Offiziersverein iſt) folgen — in das Departement der Regenſchirme. Allerdings ähnelte hier keiner dem meinigen. Dort wurde ein Exemplar herausgeholt und mit $1\frac{1}{2}$ Pfund (30 Mark) bezahlt.

Was ein engliſcher Sonntag bedeutet, ſollte ich auch gleich in den erſten Tagen meines erſten Aufenthaltes erfahren — für einen Deutſchen faſt unerträglich, bis er ſich drüben daran gewöhnt — und das Rationelle der Einrichtung eingeſehen hat. Eine Bevölkerung, die ſechs Tage lang eine ſo fieberhafte Thätigkeit entwickelt — ſo viel Muskelkraft ausgibt, ſo viel treibende Bewegung entfaltet wie die engliſche — die braucht einen Tag vollſtändiger Geſchäftsloſigkeit und Ruhe zur inneren Sammlung. Der engliſche Sonntag mit ſeiner Zurückbeziehung auf das ſtrenge Gebot des alten Bundes iſt für England im Grunde eine ebenſo ſanitäre Einrichtung, als es die Gebote des Koran in bezug auf die Waſchungen ſeiner Bekenner ſind. — Ohne ihren Sonntag hätten die Engländer nicht ſo ſtarke Nerven — nicht ſo ſtarke Sehkraft — nicht ſo impertinente Geſundheit und nicht — ſo viel Geld. Von dieſem wird vom Sonnabend Mittag an bis in die Nacht ein Erkleckliches verbraucht; denn in dieſen Stunden feiern ſie ihren Sonntag in den Theatern — in den Reſtaurants — in den Kneipen und Tanzlokalen. Die Sabbatruhe, die bei uns mit Sonnabend Abend, wenn die Kinder abgeſeift und mit friſchen Hemden ins Bett gelegt ſind, eintritt, kennen ſie nicht, während wir in Deutſchland hinwiederum uns den Sonntag zum Feſttag machen. In manchen, von der Pulsader der Stadt entfernten Straßen könnte man ſich die Vorſtellung einer Totenſtadt machen. Die Aufſchriften, die Anzeigen an den Häuſern zeugen von der Thätigkeit der Lebendigen, die hier gelebt und geſchafft haben, aber nun zum Orkus hinabgeſtiegen ſind, bis ſie um zwölf Uhr zum Luncheon aus der Kirche wiederkehren. Ein Engländer, den ich frug, womit denn die Engländer am Sonntag ſonſt ſich beſchäftigen, antwortete: „Wir ſchlafen — wir eſſen und trinken und lieben unſere Frauen, wozu wir in der Woche keine Zeit haben." Neuerdings fängt man jedoch in gewiſſen Familien an, den Sonntagsbann zu brechen. Wie in orthodoxen Judenfamilien am Sabbat nicht gekocht wird, ſo wurde in England die Thätigkeit der Küche am Sonntage auf das Notwendigſte eingeſchränkt — aber ſelbſt England mit ſeinen inſulariſchen Gewohnheiten kann ſich auf die Dauer dem allgemeinen geſellſchaftlichen Zuge Europas nicht verſchließen. Man gibt jetzt ſogar ſchon Sonntagsmittagsmahlzeiten. Allerdings für den Konſervatismus engliſchen Lebens eine ſehr ärgerliche Neuerung.

Aber ich wollte doch erzählen, wie es in London einem gehen kann, der nicht gelernt hat, ſich ſelbſt zu raſieren. Ich bekam für den erſten Sonntag, den ich in London verlebte, eine Einladung nach Cumberlandlodge. Dieſe Cottage liegt im Windſorpark, etwa zwei engliſche Meilen von der Eiſenbahnſtation entfernt — in der Nähe des großen Sees — des Virginiawater. Von London — von Paddingtonſtation aus fährt man ſo lange nach Windſor, als von Berlin nach Potsdam, etwa dreiviertel Stunden, wer das vielleicht noch nicht wiſſen ſollte. Wenn einem hohe Herrſchaften die Ehre einer Einladung zum Frühſtück erweiſen, ſo können ſie doch wohl verlangen, daß man in dem verfaſſungsmäßigſten Zuſtande erſcheint, den man von einem Menſchen und gar am Sonntage erwarten muß und gar in England. Von Stiefel, Hut und Regenſchirm habe ich bereits geſprochen — aber nicht raſiert ſein — iſt ein weit ärgerer Verſtoß, als wenn einer beim Eſſen das Meſſer durch die Lippen zieht. Was von beiden Dingen das ärgere iſt, darüber ſind die Gelehrten bei uns noch nicht ganz einig, auch nicht kompetent, weil ſie es gewöhnlich ſelbſt thun. Fröhlich über den herrlichen Frühlingstag, über den Ausflug, über die zu erwartende Mahlzeit ging ich aus dem Hotel, um vor Abgang des Zuges in irgend einem Friſeur- oder Barbierladen das leidige Geſchäft an meinem Kinn verrichten zu laſſen. Aber alles geſchloſſen, kein einziger Shop offen, ſo viele Straßen ich auch durcheilte und mit jeder Viertelſtunde eiliger, verzweifelt faſt, die Zeit drängte, ich hatte noch einen weiten Weg zum Bahnhofe, überall Friſeure, Barbiere, aber nur prahleriſche Schilder und verſchloſſene Thüren! Nun denn in Windſor! Aber da noch mehr Totenſtadt, als es London war. Es war ein köſtlicher Märzmorgen voll Sonne und wonnigem Ahnen des kommenden Frühlings. Dazu ſtimmte wunderbar die Stille des Sonntags, in den Straßen geputzte Menſchen, die Eton-boys, d. i. die Zöglinge der berühmten unter den Zinnen des Windſorſchloſſes gelegenen Schulanſtalt, das Roßleben oder ritterakademiſche Brandenburg Englands, dieſe in ihren kurzen ſchwarzen Jacken und ſchwarzen Cylindern, dazwiſchen Mannſchaften der Scotsguards, der Lifeguards, der ſogenannten blues, aus den aufgeſchobenen Fenſtern reizende Mädchenköpfe — alles ſehr ſchön, aber kein Shampooingshop. Und es war gegen Mittag und die Frühſtücksſtunde kam heran. Da ein Blick auf ein Schild — White Heart! Die uralte Herberge von Windſor, die ſchon Shakeſpeare gekannt hat! Auch Hernés Oak aus dem Sommernachtstraum iſt in der Nähe von Windſor, wie die alten luſtigen Volksſchwänke überhaupt immer Windſor ſich zum Schauplatz gewählt haben zum Beweis, ein wie luſtiges Völklein ſchon vor Zeiten dort gewohnt haben mag. Wie? Wenn das Hotel einen eigenen Leibbarbier hätte! — Nein, mein Herr, die Gentlemen, die bei uns wohnen, die barbieren ſich ſelbſt! Wieder eine Lehre, wie bei meinen Stiefeln! Ratlos blickte ich umher — neben dem Gaſthofe befand ſich allerdings das Aushängeſchild eines Barbiers, aber — da bewegte ſich der Thürladen; unter demſelben hervor erſchien die ſtämmige Figur eines Mannes in ſonntäglichem ſchwarzem Rocke und obligatem Cylinder. Ich ſtürzte auf ihn zu, preßte mein Anliegen atemlos zwiſchen den Lippen hervor. Er maß mich mit kaltem Blick vom Kopfe bis zum Fuß und ſagte: Three shillings. Ich hätte ihm eine Guinee gegeben. Aber als ich durch Nicken ihm meine Einwilligung kund gab, ſagte er: Well! Go in!

Wo in der Welt begegnete man deutſchen Landsleuten nicht! Mag man an den Katarakten des Nil, mag man bei den Feuerländern mit dem Gebrauch der geliebten Mutterſprache, meinetwegen auch des Engliſchen oder Franzöſiſchen in Verlegenheit kommen, flugs wird ſich eine Stimme, wie die des plötzlich aufgetauchten Erdgeiſtes vernehmen laſſen: Was ſchaffen's der Herr? oder: Männeken, man nich bange. Ein Berliner iſt immer da! Allerdings möchte es in jenen Gegenden einem ſeltener paſſieren, als in London.

Um einen Stock zu kaufen, ging ich in einen Laden in einer kleinen Seitenſtraße vom Strand, nicht weit von dem neuen großartigen Quai, der ſich die Themſe entlang zieht, dem Embankment. Ich blieb vor einem kleinen Schaufenſter ſtehen, in dem ſehr hübſche Exemplare ausgeſtellt waren, ging hinein, ſuchte einen mir paſſenden Stock aus und fand den Preis etwas hoch, was die mich bedienende Frau beſtritt — es ſei am Knopfe das feinſte Sterlingſilber. — Und nun brach ſie aus ihrem Engliſch plötzlich aus und ließ ſich alſo vernehmen:

„Ne, hären Se, das is Sie ſehr unrecht von eim daitſchen Landsmann, daß er gar ſo ſehre handeln thut.“

„Ah, Sie ſind eine Deutſche?“

„Ja, und ſogar eine Sächſin, was man mer freilich nich mehr anhären kann.“

„Nein, wahrhaftig nicht, Sie ſind die fermſte Engländerin geworden.“

„Ja, wir ſein um Großenhayn rum zu Hauſe und ſchon ſeit fünfzehn Jahren hier in London. Alle die Stöcke, die Se in dė großen Shops in Regentſtreet ſähen, die thun mir machen.“

„So, das iſt ja ſehr erfreulich. Aber warum haben Sie mich denn ſo lange engliſch ſprechen laſſen, ohne mit der teuren Mutterſprache loszufeuern?“

Nun wurde die Frau verſchämt und geſtand mir dann endlich.

„Hären Se, das iſt Se ſo ä kleiner Geſchäftskniff. Gar nicht ſelten kommen Daitſche in unſern Laden, weil wir äben ſo ſcheene Stöcke machen, und alle Daitſche handeln, das weiß mer gar nicht anderſch. Eine Weile härt merſch an, dann aber enthülle ich mich als daitſche Landsmännin, und dann ſchämen ſe ſich und bezahlen, was man von ihnen verlangt.“

Gerade ſo that ich. Aber ich ſollte denſelben Nachmittag noch eine andere dahin ſchlagende Erfahrung machen. Einer meiner Bekannten hatte mich gebeten, ihm ein ſchönes engliſches Jagdmeſſer aus London mitzubringen. In Coventryſtreet trat ich in einen großen Meſſerladen — trug mein Anliegen in beſtem, mir zu Gebote ſtehendem Engliſch vor und bekam dann eine Sammlung der herrlichſten Exemplare vorgelegt — mehrere derſelben in einem Preiſe von einer Guinee, was ich etwas teuer fand.

„So redens doch daitſch,“ ließ ſich der Kaufmann mit einem Male vernehmen.

„Ah, ein lieber Landsmann?“

„Net ſo ganz. Verzeihen's, ich bin aus Iglau in Mähren, bin als Meſſerſchmied g'wandert und nach London kommen, vor vierunddreißig Jahren — habe mich hier niederg'laſſen, hob g'heirat und mit meiner Frau dös G'ſchäft kriegt, eine Niederlage von Sheffielder Waren. Machen thu i ſelber nix.“

In der Nähe der Straße, wenn ich nicht irre, an Stelle der früheren berühmten Argyll-Rooms befand ſich ein Vergnügungslokal mit weiblicher Muſikkapelle, Balletaufführungen, Trapezkünſtlerinnen, mit ſchlechten Getränken und Lebemännern. Um mir als Deutſchem eine gründliche Kenntnis von allen wiſſens- und ſehenswerten Dingen in London zu verſchaffen, ging ich natürlich eines weniger ſchönen als häßlichen Abends auch hin und wurde beim Eintritt in den großen Saal höflichſt begrüßt. Wenn mir das in Berlin oder Potsdam begegnete, ſo wäre es weiter nicht auffallend, aber hier in London, der Stadt von vier Millionen! Wer war's? Der Mann, „der ſelber nix machen thut,“ der Beſitzer des Meſſerladens in der Coventriſtreet.

„Lieber öſterreichiſcher Herr Landsmann, wie, in einem ſolchen Lokale muß man ſich wiederfinden?“

„No, worum denn net? Ich bin halt ein Wittmann. Der Manager von dem Geſchäft iſt ein Landsmann, auch aus Iglau in Mähren. Der Eintritt koſt mi nix. Da trink i halt mein Glas Bier und hob meine Freud' an dem luſtigen Leben. Der Herr hier iſt auch ein öſterreichiſcher Landsmann, aus Stockerau bei Wien. Sie werden's vielleicht kennen.“

„Wien ſchon, aber Stockerau, nein, ſo weit bin ich noch nicht gekommen.“

Bei dem Manne, den er mir vorſtellte, hätte ich auf den deutſchen Kapellmeiſter einer Cirkustruppe geſchworen, ſo ſchön gelockt war ſein ſchwarzes ſtark ergrauendes Haar, ſo funkelnd ſeine Rubinnaſe und ſo ſchmierig ſein breiter, ſchwarzer Filzhut. Am Abend, ſagte er, ſei er immer hier zu finden, aber am Tage ſei ſein Geſchäft, in vornehmen Häuſern die Schoßhündchen der Ladies und Ducheſſes zu ſcheren und zu friſieren, wobei er, wie ſein Freund, der Meſſerſchmied, verſicherte, ein gar gutes Auskommen hätte. Als beſondere Eigenſchaft war an ihm zu bemerken, daß er entſetzlich über die Engländer ſchimpfte, was mich veranlaßte, mich etwas fern von ihm zu halten. Mir gefiel es in England, ich hatte dort viele Freundlichkeiten empfangen, und dieſes Losziehen auf Land und Leute ſtörte mich in meinem dankbaren Gemüte.

Mein biederer Meſſerſchmied aus Iglau war mir ſympathiſcher, den ſah ich öfter. Er muß ein ſehr reicher Mann geweſen ſein, da ſeine Tochter einen großen Juwelier in New-Bondſtreet, in der Juwelenſtraße, geheiratet hatte. Wenn er Zeit hatte, machte er ſich ein Vergnügen, mich durch die Straßen Londons zu führen, mir einen Blick in das Geſchäftsleben zu eröffnen, in die Läden, wo die vornehme Welt, Damen und Herren kaufen, und in diejenigen, wo eine Straße weiter dieſelben Waren zu haben ſind, nur um die Hälfte billiger. Dann korrigierte er mich, als ich namentlich vor Gold- und Silberläden meine Verwunderung äußerte, daß die Schaufenſter ſo leer ſeien. Ein paar Gefäße vor einem blauen Vorhang, das war alles.

„Der Engländer,“ ſagte er, „hat's innen,“ er wollte ſagen drinnen im Laden. „Er zeigt ſeine Muſter nicht, weil er ſie für ſich allein haben will und ſeine Kundſchaft das verlangt.

So waren wir auf einer der Wanderungen vor einem kleinen Schaufenſter in einer der Nebenſtraßen der New-Bondſtreet ſtehen geblieben.

„Schauen's, da ſehen's faſt gar nix, und doch hat der Mann da drinnen mehr Brillanten und andere Staner in ſeinen Käſten, als das ganze Palais Royal in Paris zuſammen.“

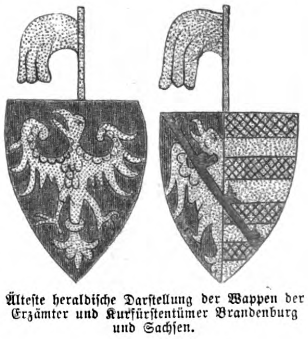
Vor einem Jahre hörte ich in London, daß er geſtorben ſei. Es war eine treue, deutſche, joviale Haut, und nicht zum geringſten Teile verdanke ich es ihm, daß meine erſten Eindrücke in England ſo vorteilhafte waren, und nachher auch ſolche geblieben ſind.

Ein Lieblingsbuch unſres Volkes.

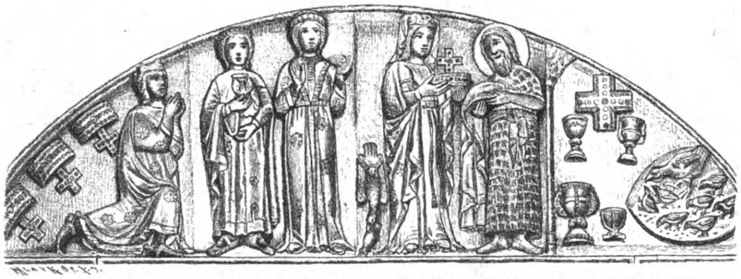
(Abdruck verboten.)

Das oft gebrauchte Wort, daß man in Deutſchland keine Bücher kauft, hat doch nur eine ſehr bedingte Berechtigung. Die Klage trifft eigentlich nur auf die Unterhaltungslitteratur zu, ernſtere Bücher aber erobern ſich oft überraſchend ſchnell ein weites Abſatzgebiet, wenn ſie ihrem Stoffgebiet, ihrer Darſtellungsart und ihrer Ausſtattung nach wirklich allen berechtigten Anſprüchen entſprechen.

Ein Beiſpiel dafür, daß dem ſo iſt, liefert die bekannte „Deutſche Geſchichte“ von Ludwig Stacke. Im Jahre 1880 zeigte das Daheim, von dem Erfolg des Werkes im voraus überzeugt, die erſte Auflage an, ſeitdem aber iſt es bereits in vielen Zehntauſenden von Exemplaren über ganz Deutſchland verbreitet: es iſt, darf man wohl ſagen, überhaupt das verbreitetſte neuere deutſche Geſchichtswerk geworden. Wenn wir heute auf das allbeliebte Buch noch einmal zurückkommen, ſo geſchieht dies, weil ſoeben eine neue Auflage desſelben in die Welt hinausgeht, welche durch beſonders wohlfeilen Preis ausgezeichnet (das Buch wird in 30 Lieferungen zu 50 Pfg.



Älteſte heraldiſche Darſtellung der Wappen der Erzämter und Kurfürſtentümer Brandenburg und Sachſen.



Die Longobardenkönigin Theodelinde dem h. Johannes Weihegeſchenke darbringend.
Relief an der Hauptthüre des Domes zu Monza.

erſcheinen) das verdienſtliche Ziel im Auge hat, die Stackeſche Geſchichte zu einem leicht zu erwerbenden Hausſchatz des ganzen Volkes zu machen.

Ein verdienſtliches Ziel iſt dies in der That. Unſere vaterländiſche Geſchichte, die Geſchichte der Leiden und des ſtolzen Ruhms unſeres Volkes, die Geſchichte ſeiner großen Männer, der Jugend zu lehren, iſt freilich die Schule zunächſt berufen. Sie kann aber nur einen Teil dieſer Aufgabe erfüllen, ſie kann oft nur den allgemeinen Weg weiſen. Das in der Schule Gelehrte auszubauen, zu feſtigen, zu vertiefen, wird ſtets Sache des Einzelnen bleiben. Wenigen aber nur iſt es nach ihrer Vorbildung und auch nach der zu Gebote ſtehenden Zeit vergönnt, hierzu aus den Quellenwerken unſerer großen Hiſtoriker ſelbſt zu ſchöpfen, die ungeheure Mehrzahl iſt auf das Studium eines handlichen, wohlfeilen Buches angewieſen, das in volkstümlicher Weiſe die Hauptmomente des geſchichtlichen Werdens zu plaſtiſchen Bildern zuſammenfaßt. Dies Zuſammenfaſſen iſt freilich nicht leicht; die Gefahr der Oberflächlichkeit liegt allen derartigen Büchern ebenſo nahe, wie jene häßliche Liebedienerei, die abſichtlich nur die Lichtpunkte, nicht aber die Schatten in der Vergangenheit eines Volkes enthüllt. Nur wenn ſolch ein Buch wahr und klar, warmherzig und dabei doch mit kritiſchem Blick die Spreu von dem Weizen ſondernd geſchrieben iſt, hat es Anſpruch auf Erfolg. Das Stackeſche Werk würde nimmermehr ein Lieblingsbuch unſeres Volkes geworden ſein, wenn es jenen Anforderungen nicht gerecht geworden wäre.

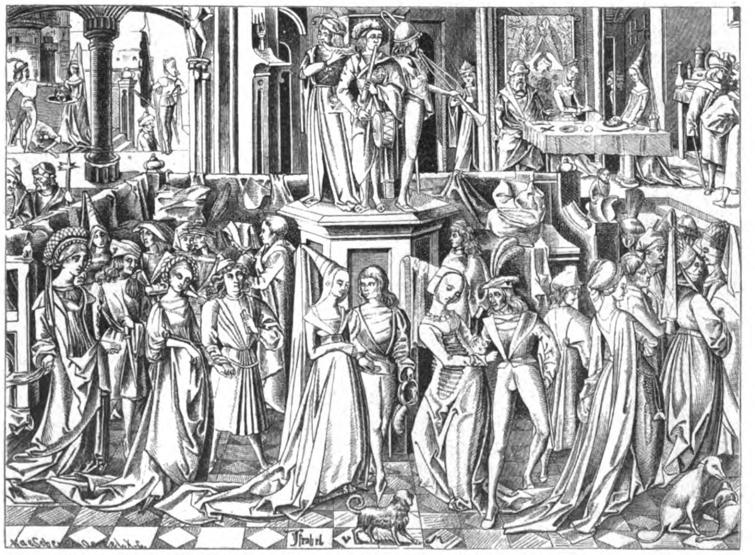
Ohne dem Herrn Verfaſſer zu nahe zu treten, muß ich indeſſen hinzufügen, daß an dem faſt beiſpielloſen Erfolg des Werkes deſſen künſtleriſche Ausgeſtaltung ſicher einen ganz bedeutenden Anteil gehabt hat. Die Darſtellung iſt von einem Bilderſchmuck begleitet, wie ihn kaum noch ein zweites deutſches Werk in gleich ſorgfältiger Sichtung und gleich tadelloſer, wahrhaft künſtleriſcher Ausführung bietet.

Die Illuſtration geſchichtlicher Werke hat, wie man ſie früher betrieb und leider auch heute noch zum Teil beliebt, ihre ſehr bedenklichen Seiten. Sie beſteht meiſt aus im beſten Fall brav ausgeführten Phantaſiezeichnungen, die vielfach ohne jedes hiſtoriſche Verſtändnis entworfen, das Geſchichtswerk zu einem mit mehr oder minder Geſchmack ausgeſtatteten Bilderbuch herabwürdigten. Dieſer ausgetretene Pfad iſt hier verlaſſen worden. Die außerordentliche Fülle von Bildern, Zeichnungen, Farbendrucken, welche die Stackeſche Deutſche Geſchichte bringt, iſt faſt durchweg aus Originalen derjenigen Zeit geſchöpft, die jeder einzelne Abſchnitt behandelt.

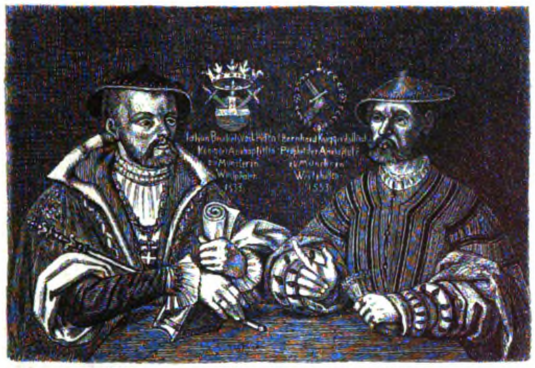
Der bildliche Schmuck ſoll daher nicht das Auge beſtechen, er ſoll Hand in Hand mit dem Wort belehrend wirken.

Wollte man dies wirklich erreichen, ſo bedurfte es dazu der eingehendſten und umfaſſendſten Studien in den Bibliotheken, Archiven und Kunſtſammlungen. Die erſten deutſchen Zeichner wurden nach vorher ſorgſam bedachtem Plan in das In- und Ausland entſendet, um die oft nur ſchwer zugänglichen Originale zu kopieren, und ſie haben ſich dieſer Aufgabe auf das gewiſſenhafteſte entledigt. Viele intereſſante Darſtellungen, die bisher nur den Gelehrten bekannt waren, ſind in dem Werk zum erſtenmal veröffentlicht worden, ganz beſonders zahlreiche römiſche, gotiſche und langobardiſche Kunſtdenkmäler, welche auf die älteſte deutſche Geſchichte Bezug haben. Aus der Zeit der Karolinger, für welche die Quellen bereits reichlicher zu fließen beginnen, werden uns zum Teil in farbenprächtiger Wiedergabe wahre Wunderwerke köſtlicher, frühmittelalterlicher Kunſt vorgeführt: Zeichnungen aus den Meßbüchern deutſcher Könige, herrliche Miniaturen, genaue Nachbildungen von Urkunden, Münzen und Siegeln. Ihnen ſchließen ſich dann, mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt beginnend, in Färbung und Ton vollendete Nachahmungen von Druckſchriften, intereſſanten Flugblättern, ſeltenen Holzſchnitten und Radierungen an. Die ſchönſten Schöpfungen der großen Meiſter deutſcher mittelalterlicher Kunſt: Holbein, Dürer, Beham u. ſ. w. tauchen vor uns auf; ihre Zeichnungen, Porträts, geſchichtlichen und Architekturbilder, daneben die Wiedergabe hervorragender Werke der Plaſtik und der Kleinkunſt, ſpiegeln uns das Bild der Zeit mit unverkennbarer Wahrheit wieder.

In ähnlicher Weiſe iſt der bildliche Schmuck auch für die ſpäteren Epochen unſerer Geſchichte gewonnen worden. Für die Zeit des dreißigjährigen Krieges lieferten, um nur einiges zu erwähnen, die Gemälde Wouvermanns und Bourdons, die Radierungen Callots und Merians, packende Sittenſchilderungen, für die ältere brandenburgiſche und preußiſche Geſchichte erwieſen ſich die Sammlungen in den Schlöſſern zu Berlin, Potsdam und Charlottenburg als noch wenig erſchloſſene Fundgruben: Gemälde, Gobelins, Stiche und Holzſchnitte treten uns in gleich trefflicher Reproduktion entgegen.

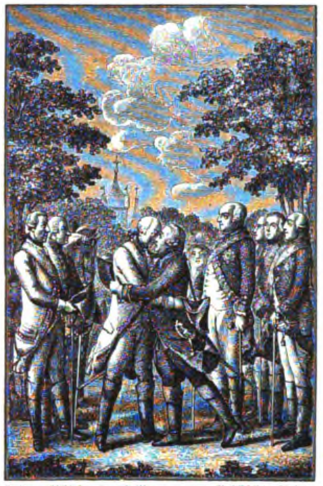


Städteleben im XV. Jahrhundert: Patriziſches Tanzfeſt. Kupferſtich von Iſrael von Meckenen.

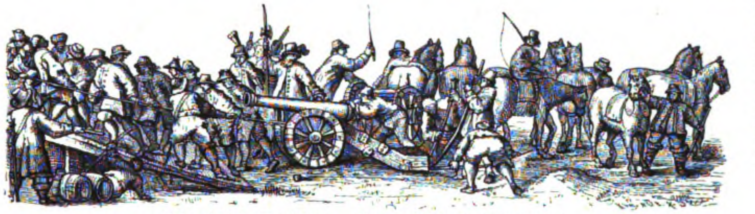


Johann von Leiden und Knipperdolling.
Gleichzeitiges Ölbild in der Bibliothek der Akademie zu Münſter.

Die ſchweren Jahre der Franzoſenherrſchaft, die ſtolze Periode des nationalen Aufſchwungs in den Befreiungskriegen werden nach gleichzeitigen Originalen vorgeführt. Wir finden einen Originalbrief von Blücher, wir finden ſpäter den bekannten Okenſchen Bericht über das Wartburgfeſt in der Nachbildung der betreffenden Nummer der „Encyklopädiſchen Zeitſchrift,“ wir finden das Fakſimile der von Bismarck geſchriebenen Siegesdepeſche von Gravelotte. Wozu aber in Einzelheiten gehen — man muß die Fülle der Abbildungen ſelbſt geprüft haben, um über ſie urteilen zu können.



Zeitgenöſſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs des Großen: „Der Kaiſer Joſeph und Friedrich der Einzige kommen 1770 zu Mähriſch-Neuſtadt zuſammen.
Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.



Schwediſche Artillerie. Aus dem Theatrum Europaeum.

Daß ein derartig ausgewählter künſtleriſcher Schmuck überaus belehrend wirkt, kann gar keiner Frage unterliegen. Nach einer andern Richtung hin aber iſt er wertvoll: indem er den Leſer mit den beſten künſtleriſchen Schöpfungen der verſchiedenen Epochen bekannt macht, bildet er den Schönheitsſinn, weckt er — und das thut not — die Freude, den Genuß an der Kunſt. Wem das Herz nicht aufgeht, wenn er die hier zuſammengetragenen muſtergültigen Werke deutſcher Kunſtthätigkeit von der Zeit der Karolinger bis zu unſeren Tagen verfolgt, dem mangelt überhaupt jedes Empfinden für das Schöne.

Durch den Reichtum und vor allem durch die Eigenart der Illuſtration geſtaltet das Stackeſche Werk ſich über ſeinen engern Rahmen hinaus zu einer deutſchen Kultur- und Kunſtgeſchichte aus. Wort und Bild in ihrem unlösbaren, innigen Zuſammenhang laſſen das vielſeitige Buch, das recht eigentlich zu einem Volksbuch im edelſten Sinn geeignet erſcheint, als eine nie verſiegende Quelle der Belehrung, der Anregung und Unterhaltung für jede deutſche Familie erſcheinen.

Haſſo Harden.

Das Laufen.

Ein Mahnwort an Eltern und Erzieher.

Von Prof. Dr. K. Koch.

(Abdruck verboten.)

Unter den Übelſtänden, die bei dem engen Zuſammenwohnen in großen Städten eintreten, leidet hauptſächlich die heranwachſende Jugend. Die vielen Plätze, Gärten und Höfe zwiſchen den Häuſern, die einſt ihre beliebten Tummelplätze waren, ſind beim Anwachſen der Stadt verſchwunden, mit Bauten bedeckt oder durch Parkanlagen dem freien Spiel entzogen. So iſt es, nach dem Ergebniſſe der vorjährigen Volkszählung in Deutſchland zu ſchließen, an vielen Orten geſchehen und viele Stimmen haben in letzter Zeit Abhilfe dieſes Ubelſtandes gefordert. Eine Jugend, der die kräftige Bewegung im Freien verkümmert oder ganz entzogen wird, leidet leicht, gerade in den wichtigen Jahren der Entwickelung, ſchlimmen Schaden für das ganze Leben. Jedenfalls verliert ſie, was an ſich ſchon traurig iſt, bald ihre körperliche und geiſtige Friſche. Beſonders beachtenswert iſt die Maßregel, die im April vorigen Jahres der damalige preußiſche Kultusminiſter von Goßler getroffen hat, indem er den ſeiner Aufſicht unterſtellten Lehrern, ſoweit ſie Turnunterricht erteilten, eine genaue Anweiſung zur Ausführung von Laufübungen gab. Allerdings leiſten das Laufen und die Laufſpiele in den wenigen Turnſtunden an ſich nicht viel, aber ſie machen doch Luſt zu kräftiger Bewegung im Freien, befähigen die Jungen, wenn Wald oder Spielplatz in weiterer Entfernung liegen, auch eine größere Wegſtrecke ſchnell zu durchmeſſen und geben ihnen die nötige Anleitung dazu, ſich draußen im Spiele mit ihresgleichen gehörig auszutoben. Und wenn dieſer Erlaß auch nur den Gewinn brächte, daß das alte Vorurteil gegen das Laufen bei Eltern und Erziehern endlich ſchwände! Auch Schlittſchuhlaufen und Schwimmen waren früher, namentlich wegen der damit verbundenen Gefahr des Ertrinkens, ſtreng verboten; jetzt werden ſogar die kleinen Mädchen dazu angehalten. Das Laufen iſt eine nicht minder heilſame Übung, die ſich faſt zu allen Zeiten und überall treiben läßt, aber es ſteht noch unter dem Banne der Baſenweisheit, die jedem ſchnellen Läufer entgegenſchreit: „Junge, lauf dir nicht die Schwindſucht an den Hals!“ Ein Erwachſener, der gar keine Übung im Laufen hat, fühlt freilich ſchon nach kurzem Schnelllaufe ängſtigende Beklemmungen, und wenn dann einer einmal in aufgeregter Stimmung eine tolle Wette eingeht und bei einer vermeſſenen Laufleiſtung Schaden nimmt, ſo wird ein ſolcher Unglücksfall mit Vorliebe weiter erzählt und zu gunſten des veralteten Vorurteils verwertet, während der Einſichtige die Schuld dabei der Unbeſonnenheit des Wettenden und in den meiſten Fällen dem vorausgehenden Genuß von Speiſen und Getränken zumeſſen wird. Wenn wir durch Laufen zu Schaden kommen, ſo liegt die Schuld, wie ſchon Gutsmuths ſagt, nicht am Laufen, ſondern an uns ſelbſt, wenn wir laufen müſſen, ohne es gelernt zu haben.

Im Turnunterricht ſind die Laufübungen bisher im allgemeinen weniger gepflegt, obgleich ſchon Gutsmuths, der Vorgänger Jahns, ſie auf ſeinem Turnplatz in Schnepfenthal ſehr eifrig betrieben und mit ſeinen Zöglingen ſeitdem noch kaum wieder erreichte Erfolge erzielt hat. Deshalb iſt es von beſonderer Wichtigkeit, daß bald nach dem erwähnten Erlaſſe Goßlers auch von ärztlicher Seite eine größere Berückſichtigung derſelben für das Knabenalter gefordert iſt. Dr. F. A. Schmidt in Bonn, ein eifriger Förderer des Turnweſens, hat auf der vorjährigen Turnlehrer-Verſammlung in Kaſſel auf Grund ſorgfältiger wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen nachgewieſen, daß für die Knaben bis zum dreizehnten Lebensjahre die Schnelligkeitsübungen von dem größten Werte ſind, und das Geräteturnen daneben zurücktreten muß. Seine Forderung lautet: „Der Knabe bewege ſich, der Jüngling übe ſich, der Mann kräftige ſich!“ Es iſt Aufgabe der Erziehung, den Folgen des vielen Stillſitzens und der Unzulänglichkeit der Körperbewegung bei der großſtädtiſchen Jugend entgegenzuwirken. Die dadurch beeinträchtigte Blutbildung läßt ſich durch nichts beſſer fördern als durch regelmäßige, ausreichende Schnelligkeitsübungen. Es gilt, die Atemthätigkeit der Kinder zu erziehen, und das leiſtet keine Übung beſſer als der Lauf. Die großen Organthätigkeiten des Körpers, Atmung und Kreislauf, werden mächtig dadurch angeregt, und die damit erzielte Anregung

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zum Stoffanſatz iſt gerade für das Knabenalter höchſt wertvoll. — Ein jeder Vater, der mit ſeinen Knaben ins Freie geht, macht immer wieder die Beobachtung, daß dieſe draußen kein größeres Vergnügen kennen, als hin und her zu rennen, ſo den Weg ſtatt einmal oft zwei- bis dreimal zurücklegen im Spiel und dabei doch nicht ermüden. Kein Wunder! Für dieſes Alter iſt das Laufen nicht bloß die heilſamſte Übung, ſondern auch ganz und gar naturgemäß. Man hält ſchwächliche Kinder gern davon zurück, damit ſie ſich nur ja nicht erkälten, und will durch Zimmergymnaſtik Erſatz bieten, aber ſie bedürfen erſt recht der Neubelebung aller Gewebe zum beſſeren Stoffanſatz. Grundverkehrt iſt es alſo, den Kindern ihre Freude zu wehren. Im Gegenteil müſſen Schule und Haus um die Wette ſich bemühen, ihnen reichliche Gelegenheit zum Austummeln im Freien zu bieten. Und wenn das in großen Städten oft nicht geringe Schwierigkeiten und bedeutende Koſten macht, ſo winkt dafür auch ein köſtlicher Lohn, die helle Freude der Jugend für den Augenblick und für ſpäter ihr kräftiges Gedeihen.

Die beſte Schule für das Laufen bietet das Laufſpiel. Die einfacheren Spiele, wie Haſchen, Jäger u. dergl. ſind ſelbſt den großſtädtiſchen Knaben wohlbekannt; ſchwieriger ſind der Barlauf und für die kältere Jahreszeit der von England her eingeführte Fußball. Daß dabei die Spielenden durch übermäßiges Laufen Schaden nehmen, iſt nicht zu befürchten. Die Kinder tragen beim Spiel in ſich den beſten Maßſtab deſſen, was ihnen zuträglich iſt. Wer außer Atem kommt, bleibt ganz von ſelbſt ſtehen und läßt ſich haſchen. Daneben ſind beſondere Laufübungen erforderlich und bei einſichtiger Leitung im höchſten Grade erfolgreich. Gutsmuths Zöglinge vermochten eine deutſche Meile bequem in vierzig bis fünfzig Minuten zu durchlaufen. Und das waren zehn- und elfjährige Knaben. Nach dem Laufe waren ſie keineswegs beſonders erhitzt, im Gegenteil; der beſte Dauerläufer war geradezu kühl im Geſicht. Ähnliche Leiſtungen ſind auch unſerer heutigen Jugend erreichbar, wie die Nachrichten vom Koburger Spielplatz beweiſen. Einem Knaben von zehn, elf Jahren iſt auf weitere Strecken das Laufen entſchieden leichter als das Gehen, allerdings nur, wenn er wirklich laufen gelernt hat. Der Landjunge lernt laufen ohne Anleitung, der Städter hat ſolche nötig. Zunächſt iſt dabei auf die richtige Haltung zu achten. Der Körper wird dabei mäßig nach vorn gelegt, der Kopf jedoch etwas zurückgenommen, ebenſo die Schultern, ſo daß die Bruſt frei heraustreten kann, Die Arme liegen, zu ſpitzem Winkel eingebogen, möglichſt ruhig an der Bruſt, die Hände werden leicht geſchloſſen. Bruſt und Hals dürfen durch die Kleidung nicht eingeengt ſein, Mütze oder Hut, am beſten auch Rock und Jacke, werden vor dem Laufe abgelegt. Selbſtverſtändlich ſind Schuhe mit hohen Hacken verboten. Die günſtigſte Zeit zur Übung bieten windſtille Tage im Frühling oder Herbſt am Morgen oder Abend, jedoch nie gleich nach Tiſche! Am beſten läuft's ſich auf feſtem, ſtaubfreiem Kiesboden oder kurzgeſchorenem Raſen. Die allerwichtigſte Vorſchrift für den Anfänger aber iſt die, daß er zunächſt ganz langſam läuft, nie mehr als zwei bis drei Minuten hintereinander und etwa hundert Meter in der Minute. Nur wenn er anfangs ſtreng alle Überſtürzung vermeidet, kann er laufen lernen. Und auch ſpäter, wenn er ſich ſeine Aufgabe ſteigert, ſoll er ſtets bei keuchendem Atem, heftigem Herzklopfen und ſtärkerer Erhitzung unbedingt ſofort aufhören. Wer laufen lernen will, wie die Schnepfenthaler und Koburger Knaben, ſo daß er die größten Strecken durchläuft und doch dabei kühl bleibt, muß nur die Geduld haben, recht oft zu üben, dann wird er es ohne jede beſondere Anſtrengung lernen. Knaben allerdings, die an einem Herzfehler leiden, dürfen den Dauerlauf gar nicht üben, Schwachbrüſtige, Bleichſüchtige und die, die an Naſenbluten, Kopfſchmerzen, Seitenſtichen u. dergl. leiden, müſſen beſonders vorſichtig ſein, auch halten ſich diejenigen, die zeitweiſe mit Katarrhen der Atmungsorgane behaftet ſind, beſſer davon fern.

Einen beſonderen Anſporn zum fleißigen Üben gibt es den Knaben, wenn bei geeigneten Gelegenheiten, z. B. am Sedanfeſt, Wettläufe veranſtaltet werden. Die Laufſchule aber, die ſpäter jeder zum Kriegsdienſt Taugliche während ſeiner Dienſtzeit im Heere durchmachen muß, bietet ihnen gegenüber den großen Vorteil, daß nicht bloß die beſten Läufer dabei ſich zeigen, ſondern daß alle gleichmäßig ausgebildet ſein müſſen. Sache der Eltern und der Schule iſt es, das Ihrige dafür zu thun, daß die heranwachſende Jugend zu ſolchen Anſtrengungen die nötige Kraft und Ausdauer vorher erwerbe. Die Schule kann am beſten durch das Veranſtalten von kräftigen Laufſpielen dafür ſorgen, aber auch auf Märſchen einzelner Klaſſen mit Vorſicht den Dauerlauf in ganzen Abteilungen üben. Das Meiſte aber müſſen die Eltern ſelbſt thun, indem ſie ihren Söhnen reichlich Gelegenheit ſchaffen zu kräftiger Bewegung im Freien.

Frau Beate.

Roman von L. Haidheim. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Frau Beate wartete darauf, was Berthold zu ihr ſprechen würde.

Er mußte ſich ermannen.

„Vergeben Sie mir, daß ich rückſichtslos an Ihr Krankenlager dringe,“ begann er, „aber ich bin in einer Stimmung und Lage, die Ihnen Mitleid einflößen würde — Sie haben ſo viel Mitleid mit allen Unglücklichen!“

„Ich hoffe nicht, daß Sie ſich ſo nennen?“ unterbrach ſie ihn mit bedeckter Stimme.

„Das hängt von Ihnen ab,“ ſagte er raſch, „von Ihrer Entſcheidung.“ Und dann erſt fiel ihm ein, daß es vielleicht ſehr bittere Worte für ſie ſein würden.

Sie fühlte dieſelben auch unausgeſprochen — aber ſie zuckte nicht mit den Wimpern.

„Sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann!“ antwortete ſie, und ein Ausdruck von großer Willenskraft trat in ihr zartes Geſicht.

So ſprach er denn. Er erzählte, wie er die Nacht durch gefahren ſei, um ſie zu ſehen; wie er in Wiesleben erfahren, welches ihr rechter Name ſei und wie er vor einiger Zeit ein Bild gefunden, ein Bild — ihr ſo täuſchend ähnlich, daß es ein ſolches aus ihrer Jugend ſein müſſe. Er habe dann den Namen von Palis dahinter geſchrieben gefunden und ſei ſomit ſchon in gewiſſer Weiſe vorbereitet geweſen.

Sie gab zu, daß es ſich um ihr Porträt handelte. Der berühmte Tannhorſt habe es in den Tagen ihres Glückes für ihren Gatten gemalt; derſelbe ſei aber geſtorben, ehe es noch ganz fertig war, und dann habe ſie lange nicht wieder daran gedacht, auch kein Geld gehabt, es zu bezahlen.

Er erzählte, daß dies Bild jetzt in ſeinem Beſitz ſei, und ein langer, ſeltſamer Blick von ihr traf ihn, der ihn erbleichen machte.

War ſie es? War ſie ſeine Mutter? Und warum bebte ſein Herz, dies Wort von dieſer guten edlen Frau zu hören?

„Ich war nicht erſtaunt, daß Sie einen edlen, vornehmen Namen getragen, verehrte Frau,“ fuhr er, ſich bezwingend fort, „aber wer beſchreibt meine Gefühle, als wir erfuhren, daß Sie Viktoria von Prandtner hießen, ehe Sie den Namen ‚von Palis‘ trugen.“

„Warum?“ hauchte ſie.

Er mußte weit ausholen. Er erzählte ihr alles; ſeine Kinderjahre bei dem Onkel, der ihn als ſeinen Erben und den ſeiner Eltern groß gezogen und ſo weiter alles, was ihm in dieſen Monaten die Seele immer tiefer erſchüttert hatte.

„Und nun ſagen Sie mir, Frau Beate, bin ich Ihr Sohn? Kann das möglich ſein? Heiße ich Harald von Palis?“ bat er in leidenſchaftlicher Aufregung und ſich doch zu einer äußerlichen Ruhe zwingend, der ſeine Stimme entſprach.

Atemlos ſaß der Major, jedes Haar ſträubte ſich ihm auf dem Kopfe vor Entſetzen bei dem Gedanken, welche unheilbare Verwirrung jetzt ein Wort dieſer Frau in Bertholds Seele würde anrichten können.

Auch Berthold ſchwieg; ſchwer rang ſich der Atem aus ſeiner Bruſt.

Und die bleiche Frau hatte die Hände ineinander gekrampft und ſchwieg auch.

„Frau Beate, aus Barmherzigkeit! — trage ich meinen Namen mit Recht, oder heiße ich Harald von Palis?“ wiederholte er, ganz erſtickt von Gemütsbewegung.

„Harald von Palis liegt auf dem Kirchhof von Nervi begraben, dort ſteht ſein Leichenſtein!“ ſagte nach einem mißlungenen Verſuch zu ſprechen, Frau Beate laut und deutlich.

„Iſt das wahr?“ fragte er tonlos, bebend vom Kopf bis zu den Füßen.

„Auf dem Grabſtein ſteht meines Kindes Namen — Harald von Palis — gehen Sie, überzeugen Sie ſich!“

„Und alle dieſe Erinnerungen? Wie kamen ſie mir? Traum kann es nicht ſein, das iſt unmöglich!“

„Zu meinem alten Freunde kamen viele Kranke!“

„Das ſagte mir die alte Hanne auch!“

„So lebt ſie noch?“ fragte Frau Beate und fuhr mit dem Tuch in ihren zitternden Händen über ihre mit kaltem Schweiß ſich bedeckende Stirn.

„O, Sie ſind matt, Vergebung, Vergebung! Nur noch eine Frage! Haben Sie meinen Onkel gekannt? Dies Bild iſt ſehr ähnlich. Sahen Sie ihn jemals?“

„Ich ſchwöre Ihnen, daß dieſe Züge mir völlig fremd ſind!“ war ihre Antwort.

Er beugte ſich zu ihr nieder.

„O, Frau Beate, teure Frau, wenn Sie wüßten, wie ich Ihnen für dieſe Wahrheit danke! So ſteh’ ich alſo im Recht? So darf ich liebend meiner Eltern gedenken, meines Onkel Matthäus? Ach, wenn Sie wüßten, was ſolche Zweifel bedeuten!“

Er bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und ſie ließ ſich dieſelben in vollſtändiger Willenloſigkeit gefallen.

Ein ſchneller Männerſchritt kam über den Hof. Der Major rief: „Das iſt ja der Nico? Haſt du ihn herbeſtellt, Berthy?“ und ging ihm entgegen.

„Ich depeſchierte ihm,“ rief Berthold.

„Was gibt es? Was führt Berthold hierher?“ fragte Nico draußen.

Der Major ſprach mit ihm. Berthold hatte ſich erhoben und ſeine Bewegung machte Frau Beate aufblicken, beider Augen begegneten ſich, und da ſah er in den Augen der Kranken eine ſolche Fülle zärtlicher, unbewachter Liebe ſich entgegen leuchten, daß er, wie von einem blendenden Strahl getroffen, gleichſam erſtarrt einen Moment daſtand und plötzlich, ohne jede weitere Frage, vor ihrem Bette auf die Kniee ſank und ſie umſchlingend ausrief: „Heiliger Gott! Du biſt alſo doch meine Mutter! O, Mutter! Mutter!“

Und ſie lag in ſeinen Armen ohne Widerſpruch, ohne jede Widerſtandsfähigkeit und flüſterte, daß nur er es hörte: „Harald! Mein Harald!“

So fanden der Major und Nico das Paar.

Berthold ſprang empor. Regungslos ſtanden die beiden Eintretenden.

„Die Natur hat ihr entſcheidendes Wort geſprochen,“ ſagte Berthold, und eine wahrhaft verklärte Ruhe lag plötzlich auf ſeinem jungen, männlichen Geſicht. „Wir wiſſen es jetzt beide, was wir einander ſind, und mir iſt nun kein Rätſel mehr, was mich in tiefer Sympathie zu dieſer guten, edlen Frau zog. Sei ſtill, Nico! Widerſprechen Sie mir nicht, Herr Major, es würde jede Einrede vergeblich ſein, wo jetzt meine Überzeugung die Entſcheidung gibt!“

„Aber Berthold — zum Donner! — ich werde doch reden dürfen! Iſt denn der Menſch verrückt geworden? Was haben Sie ihm geſagt, Frau Beate?“ rief der Major.

„Berthold, du biſt wahnſinnig! Was bedeutet deine Überzeugung?“ ſagte Nico.

„Meine Überzeugung iſt für mich alles! alles! Und nach meiner Überzeugung bin ich —“

„Berthold von Wendhofen heißt du, deines Vaters Sohn biſt du! Herr Gott, Frau Beate — was ſoll dies heißen?“

„Der Herr Major hat recht, mein lieber —“

„Jetzt verleugne mich nicht! Thu’ mir das nicht an, Mutter!“ rief Berthold zu ihr zurückſtürzend, die matt und erſchöpft bis zum Äußerſten und ſichtlich erſchreckt von dem Gedanken an die Folgen, Berthold dies zurief.

„Mir ſcheint, ihr beide ſeid in eine Gefühlsſtrömung geraten, lieber Berthy, welche dein klares Urteil verwirrt und die Thatſachen völlig ignoriert,“ klang jetzt kühl und ſachlich Nicos Stimme dazwiſchen.

Berthold richtete ſich hoch auf; er war ſehr bleich, aber ſehr ruhig, und ſo ſagte er, mit einer unbewußten Handbewegung den anderen Schweigen gebietend: „Spart eure Worte, Nico und Sie, lieber Herr Major und auch du, Mutter! Keine Macht der Erde könnte ungeſchehen machen, was in meiner Seele vorgegangen iſt. Ich weiß, daß ich der Sohn dieſer Frau bin, weiß es jetzt mit poſitiver Gewißheit und —“

„Aber das iſt Wahnſinn! Die Beweiſe —“

„Herr Major, es handelt ſich hier nicht um weitere Beweiſe! Laſſen Sie dieſe Frau ſchwören, ich ſei nicht ihr Sohn! Und thäte ſie das Unmögliche, ſo würde ſie mich nicht überzeugen, wie es der Strahl von heißer Mutterliebe that, der, ihr unbewußt, aus ihren Augen brach.“

„Da haben wir’s ja! Weiberaugen! Was die ſchon für Unheil angerichtet haben!“ ſchrie der Major und fuhr ſich wütend mit der Hand zum Kopfe, als wolle er ſich ſeine grauen Haare ausraufen.

„Berthold!“ rief Nico und trat zu Berthold, der ihn aber mit ernſtem, liebevollem Lächeln abwehrte.

„Du biſt eben ein braver Junge, mein Nico, und wehrſt dich, nicht aus Überzeugung, ſondern aus demſelben Gefühl, welches mich leitet: du willſt kein ‚unrecht Gut.‘ Das ſollſt du auch nicht! In deiner tiefſten Seele ſagſt du dir: er heißt Harald von Palis, der arme Burſche! Aber er iſt nun einmal als ein Wendhofen aufgewachſen, ich bin nicht der, ihm Namen und Vermögen zu beſtreiten. So — nein, widerſprich mir nicht, Nico, laßt uns ehrliche Männer bleiben! — ſo ſteht die Sache zwiſchen uns. Ich kann aber mit meiner Überzeugung kein Wendhofenſches Geld länger beſitzen.“

Ein erſtickter Schrei vom Bette her ließ ſie dahin blicken; dann ſtürzte ſich der Major an den Nebentiſch, wo die Portweinflaſche ſtand und ſchalt: „Der Teufel hole euch deſperaten Jungen! Da habt ihr ſie mir richtig bis zur Ohnmacht geängſtet! Hinaus mit Euch! Lene! Liſe! Himmelelement, wo iſt denn das Eau de Cologne? Fort mit euch! Ihr ſteht hier im Wege! Geht in meine Stube!“

Und während Liſe ins Zimmer ſtürzte und Frau Viktoria von Palis ohnmächtig dalag, trieb er ſie wirklich in ſeine Stube. Einige Minuten ſpäter erſchien er dort aber ſchon ſelbſt, lief wie ein angeſchoſſener Eber, beide Hände in den ganz wüſt zu Berge ſtehenden Haaren, hin und her und ſchalt auf die Weiber und auf das ‚Gefühlsräſonnement,‘ womit ſie ſonſt leidlich vernünftige Kerle anſteckten.

Damit war ein Übergang zu Berthold gewonnen, der nun die ganze Aufregung ausbaden mußte.

„Glaubſt du denn wirklich, du Blitzjunge, daß du mit deiner Überzeugung einen Hund vom Ofen locken kannſt? Laß dir von dem Nico mal ſagen, daß du damit keinem vernünftigen Menſchen zu kommen brauchſt! Beweiſe fordern die Juriſten, Beweiſe!“

„Lieber Onkel Major, ſind denn meine Kindheitserinnerungen keine? Woher kannte ich denn in Wiesleben alle dieſe Menſchen, ihre Namen, ihre Zuſtände? Woher Thatſachen, die ganz unbeſtreitbar ſind?“ fragte Berthold weich und kummervoll und nahm den alten Herrn bei den Schultern, ihm feſt und klar in die Augen blickend.

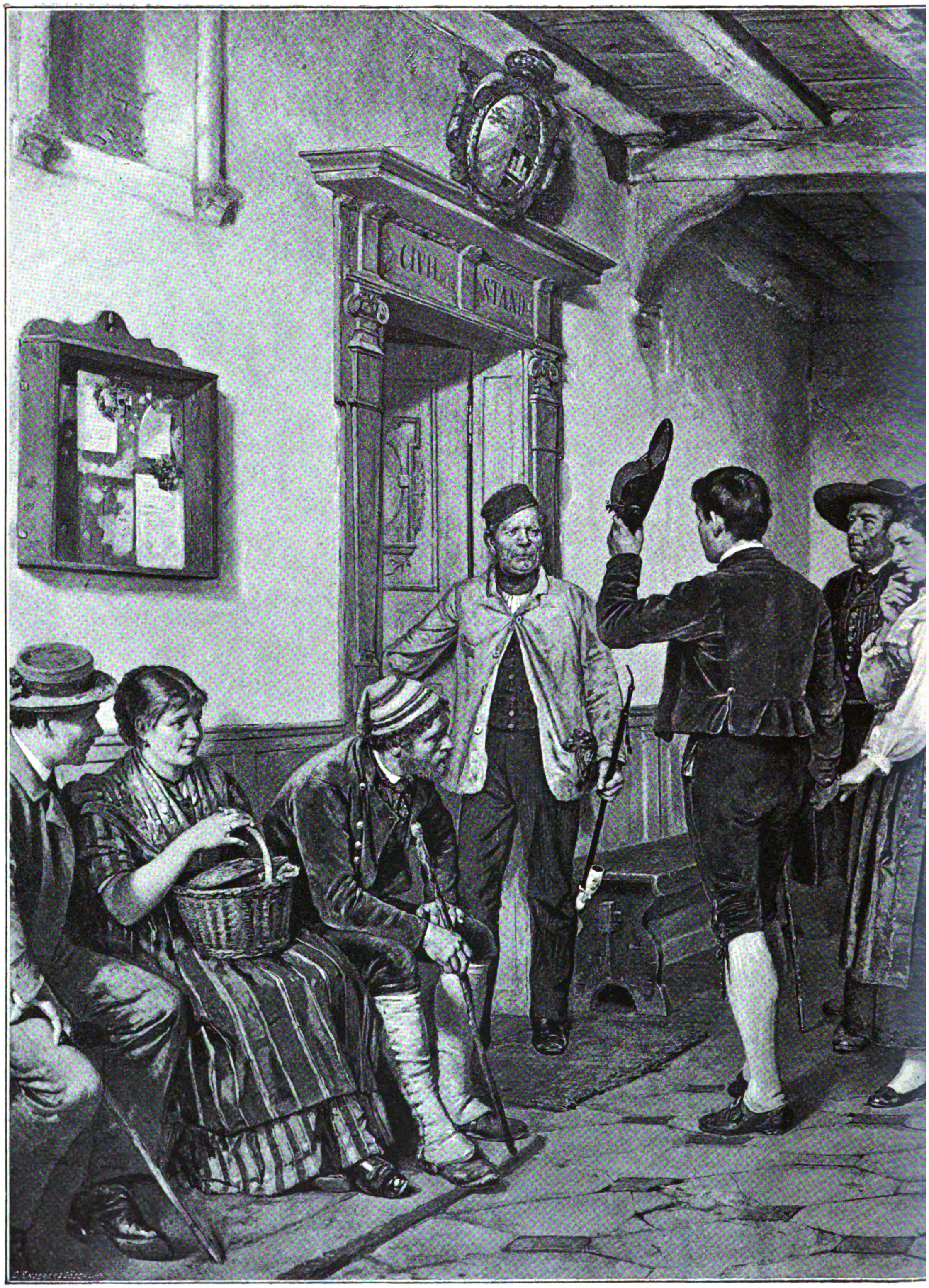
Der alte Herr konnte ihn nicht gerade anſehen, dieſe Fragen warfen ihn völlig aus dem Gleichgewicht.

„Nico kommt alles zu, was ich habe!“ ſagte Berthold.

„Und Nico beſtreitet dieſe Anſicht, für die nicht ein rechtsgültiger Beweis vorliegt!“ erwiderte dieſer mit größter Feſtigkeit.

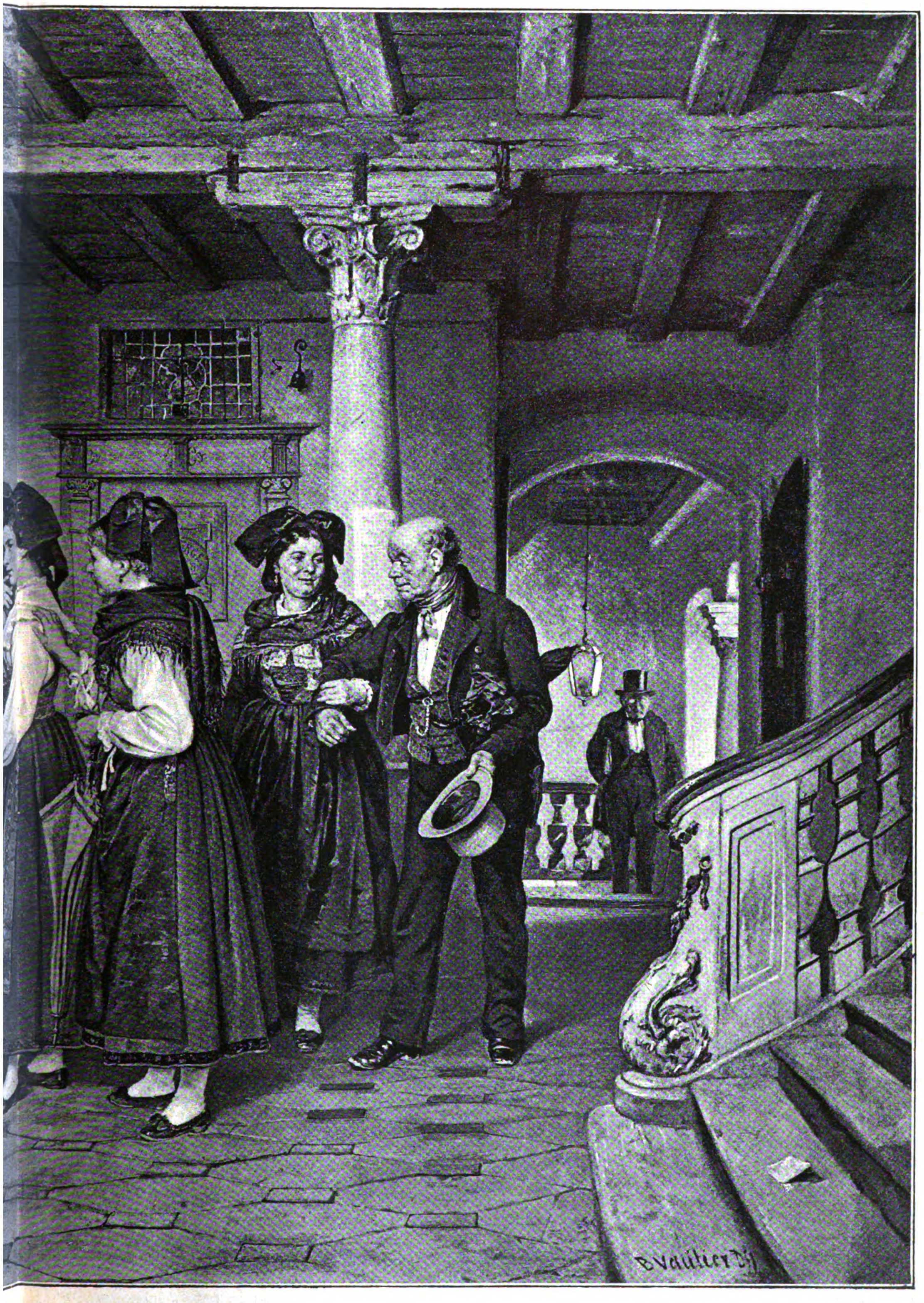
Stundenlang redeten ſie hin und her. Inzwiſchen kam Liſe und meldete, es gehe Frau Beate beſſer, ſie wünſche ſehr, den Herrn Major zu ſprechen.

Er ging auch zu ihr, kam aber bald ohne ſonderliche Erheiterung wieder — zum erſtenmal grollte er Frau Beate. Sie warf heute ſeine Anſicht, daß ſie eine ſeltene Ausnahme ihres Geſchlechtes ſei, „in einer einzigen Minute!“ über den Haufen; das bedrückte ihn ſchmerzlich, mehr aber noch der Konflikt, in dem jetzt beide Vettern ſich befanden. Endlich, da Berthold durchaus nicht zu überreden war, ſchlug er einen Vergleich vor. Nicht das ganze Vermögen ſollte Berthold hergeben, das war Unſinn, und Nico nahm es nicht. Auch nicht die volle Hälfte, denn die Sache lag ſo, daß Matthäus von Wendhofen nie und nimmer Nico oder deſſen Vater einen Groſchen vermacht hätte — das war eine unbeſtrittene Thatſache, der ſich auch Berthold beugen mußte. Wenn nun aber dieſer mit aller „Überzeugung,“ die für keinen Pfifferling Beweiskraft hatte, darauf beſtand, ſich für den Sohn Haralds von Palis und ſeiner Gattin Viktoria geb. von Prandtner zu halten, ſo konnte er auf das Vermögen ſeiner vor der Welt gültigen Eltern nicht Anſpruch machen, und dieſes Geld würde von rechtswegen an Nicos Vater gefallen ſein. Da nun aber mit Bertholds „Überzeugung“ gerichtlich nichts anzufangen


CIVIL
STAND

Gang zur Civiltrauung. Nach dem

(Mit Genehmigung der Photograp



dem Gemälde von Benjamin Vautier.
tographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſei, ſo ſolle er dieſen Teil ſeines Vermögens in Form einer Schenkung auf Nico übertragen. Es war nicht viel und jedenfalls nichts Begründetes gegen dieſen Vorſchlag zu ſagen, dennoch weigerte Nico ſich, und der Major wurde von neuem ganz wütend, während Berthold faſt noch aufgeregter rief:

„Siehſt du denn nicht ein, Menſch, daß du mir mit der Annahme dieſer „Ablöſung“ einen nie zu vergeſſenden Freundſchaftsdienſt erweiſeſt, daß ich nur ſo meine Ruhe und das Bewußtſein der Ehrenhaftigkeit wieder erlangen kann?“

Da endlich erklärte er ſich bereit: „Mit der Bedingung, daß nach meinem Tode das Geld an dich oder deine Erben zurückfällt.“

„Unſinn!“ ſchrie der Major. „Sei kein Phantaſt, — heirate, und dann deine Kinder, die können immer Geld brauchen!“

„Das denke ich auch!“ ſagte Berthold und umarmte Nico in unausſprechlicher Dankbarkeit und Herzenserleichterung, ja, in einer ſo echten Freude, Nico jetzt der quälenden Sorge ledig zu wiſſen, daß dieſer niemals mehr als heute die wahrhaft brüderliche Liebe Bertholds empfand.

Dann gingen ſie zu Frau Beate und berichteten ihr, was ſie ausgemacht hatten. Als Nico dann fort mußte, blieben ſie und Berthold ſtundenlang in ernſter, liebevoller Unterredung. Klarheit war nicht zu erlangen! Das blieb das Endreſultat.

Im Frühling hielten Berthold und Ina Hochzeit, ohne jedes Gepränge und ohne rauſchende Feſtlichkeit. Nur zwei Gäſte waren zu der ſtillen Trauung gekommen, der Major und eine unendlich zarte, bleiche ältliche Dame, welche kein Menſch in Wiesleben wiedererkannte, bis ſich herum ſprach, daß ſie jene Frau von Palis ſei, welche der alte Herr von Prandtner enterbt hatte.

Die guten Wieslebener konnten ſich von ihrer Aufregung über dieſe Entdeckung lange nicht erholen, um ſo mehr, als es geradezu unfaßbar blieb, daß Viktoria von Palis trotzdem ſo eng befreundet mit der Baronin und Ina ſchien. —

Während ſich die Wellen dieſer Begebenheiten im Städtchen nach und nach ebneten, und man mit großer Befriedigung erfuhr, daß Frau von Palis die alte Hanne beſucht und mit Thränen umarmt hatte, führte Berthold ſein geliebtes junges Weib nach kurzer Hochzeitsreiſe in das ihr im Hauſe des Onkel Matthäus bereitete Heim.

Alles hatte er ihr längſt geſagt, vor Frau Beate waren ſie niedergekniet wie vor Inas Mutter, da ſie, abreiſend, den Segen derſelben empfingen, und als ſie nun in dem ſchönen großen Hauſe freudig umhergingen und die Zimmer und die harmoniſche Einrichtung bewunderten, da ſagten beide wie aus einem Munde: „Hier müſſen die Mütter wohnen, wenn ſie uns beſuchen!“ Und in den lachenden ſonnigen Räumen umarmten ſie ſich und jubelten, daß ſie wieder einmal denſelben Gedanken gehabt.

Es wurde ein glückliches, geſegnetes Haus, nun die herzinnige Liebe darin waltete und ihren Zauber übte. Nur einmal kamen Frau Beate und der Major, das Glück der Kinder zu ſehen — es waren kurze, wehmütig ſchöne Tage, denn ſowohl Berthold wie Ina ſagten ſich, daß die beiden alten Leute nicht wiederkommen würden. Dagegen lebten ſie in Lindorf noch eine Reihe von Jahren ſtill und einförmig dahin — der Major, wie immer auf die Frauen ſcheltend, und alle ſeine Gedanken doch auf die Pflege und Fürſorge der beiden richtend, die ihm unentbehrlich geworden waren. Liſe verzehrte ſich zwar im Anfang vor Ärger und Eiferſucht auf die ſanfte ſtille Frau Beate, beruhigte ſich aber, als dieſe Tag für Tag ruhig im Seſſel am Fenſter ihres Gartenzimmers ſaß und ſich niemals in häusliche Angelegenheiten miſchte, ſondern nur für die Unterhaltung des Majors ſorgte. Es war ſo ſtill und friedlich in Lindorf. Winter und Sommer wechſelten wieder und wieder, und die alten Leute merkten nicht, daß ſie älter wurden. Zur Sommerzeit kam dann eine ſchöne junge Frau, erſt mit einem, ſpäter mit zwei Kindern, und ein kraftvoller ſchöner Mann mit ſtrahlenden Mienen holte ſie wieder ab. Auch Nico kam alljährlich. Er war in eine Stadt der Rheinprovinz verſetzt — ſie entbehrten ihn im Anfang recht und betrübten ſich allemal, daß er allein kam.

„Warum heirateſt du nur nicht? Du biſt einer von denen, die ohne das Weiberregiment nicht glücklich werden können!“ ſagte der Major.

Nico lächelte dazu, aber er kam dennoch das nächſte Mal wieder allein. Niemals hatte er Berthold und Ina wieder geſehen. Sie wußten beide jetzt, warum er ſie mied, und rührten nicht an die tiefe Wunde.

So gingen Jahre dahin. Da kam der Krieg und der Tag von Vionville! Unter den Helden, die ihr Leben zum Opfer gebracht, war der Rittmeiſter Berthold von Wendhofen. In dem Siegesjubel gedachte man weinenden Auges der Gefallenen, aber dieſe Augen trockneten, und der Jubel wuchs über den tiefen Schmerz hin.

Nur die Gattinnen, die Mütter, die Verwandten weinten heiß und lange — auch Ina.

Sie hatte niemand in der großen Kriegszeit, der ihr helfen konnte, die Leiche des geliebten Mannes heimzuholen; — da ſtand Nico vor ihr, — bleich und ernſt, in tiefer Trauer und wie ein treuer Bruder ſorgte er für das bleiche, ſchmerzerſtarrte junge Weib und ruhte nicht, bis es an dem Grabe des angebeteten Gatten knien konnte, — an dem Grabe auf deutſcher Heimaterde.

Und wieder gingen drei Jahre hin. Aus dem reizenden Mädchen war eine ernſte ſtille Frau geworden, deren braune Augen nur aufglänzten und lächelten bei dem Anblick ihrer beiden Kinder, oder wenn Onkel Nico, der Treue, kam und mit ſeiner Freundlichkeit ſich zu ihnen geſellte, ſtets bereit, ſeines Paten Pferd zu ſein oder mit ihm im Garten zu ſpielen, ſtets aufgelegt, der kleinen Beate Märchen zu erzählen.

Onkel Nico wohnte jetzt in Berlin. Er war ein hagerer, ernſter Mann, der trotzdem viel in der Geſellſchaft lebte und der einſamen Witwe von Zeit zu Zeit Kunde brachte aus den Kreiſen, deren Zierde ſie an des Gatten Seite geweſen.

Drei Jahre ſind eine lange Zeit im Geſellſchaftsleben der Großſtadt. Man kannte Ina kaum noch, ſie lebte in ſo tiefer Zurückgezogenheit, ſo daß man ſie kaum auf der Straße ſah.

Sie ſelbſt fühlte ſich mehr und mehr vereinſamt; ihr unbewußt erwachte das Herz zu neuem Leben, und ſie erkannte plötzlich, wie allein ſie war.

Da kam eines Tages Onkel Nico nach längerer Zwiſchenzeit wieder einmal.

„Warum biſt du ſo lange nicht gekommen?“ fragte der kleine Nico.

„Ich darf nicht, mein lieber Junge!“ ſagte der Onkel Nico mit ſeltſam bedeckter Stimme. Sein kleiner Pate merkte nichts davon und ſah auch nichts, aber das Schweſterchen rief: „O, ſeht mal, wie hübſch rot ſieht Mama heute aus!“

Drüben fand eine Hochzeit ſtatt; — Kutſchen hielten vor dem Hauſe und viele Menſchen blieben ſtehen und blickten neugierig auf die Thür und die Lohndiener und den roten Teppich, über den die Braut bis zum Wagen gehen ſollte.

Inas Kinder ſtanden am Fenſter und erwarteten voll Spannung das Ereignis. Jetzt fuhr der Wagen des Bräutigams vor, und er ſtieg aus und ging, die Braut zu begrüßen.

„Mama, warum will er ſie heiraten?“ fragte Beate, nach der Mutter ſich umwendend, die mit Onkel Nico ſprach.

„Weil er ſie lieb hat!“ lautete die Antwort.

„Heirateſt du Mama auch, Onkel Nico?“

„Sehen Sie, Ina, ſogar die Kinder fühlen, wie es ſteht,“ ſagte dieſer mit jähem Zuſammenzucken.

„Da iſt er! Da ſind ſie!“ ſchrieen die Kleinen.

Die ſchöne junge Frau ſaß wieder mit dem tiefen Rot auf den Wangen. Diesmal bemerkten die Kinder nichts davon.

„Ina, mußte Ihr Kind Ihnen erſt ſagen, was Sie mir ſind, ſeit ich Sie zuerſt geſehen?“ fragte er leiſe noch einmal.

Da gab ſie ihm zitternd und tief bewegt beide Hände.

Endlich war das Glück auch zu ihm gekommen.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Altmeiſter Vautier iſt unübertrefflich in ſeinen Schilderungen des Bauernlebens. In meiſterhafter Zeichnung weiß er ſeine Motive und namentlich die Seelenſtimmung, den Geſichtsausdruck ſeiner Geſtalten mit höchſter Naturwahrheit wiederzugeben. Ob er kartenſpielende Bauern im Wirtshaus, eine Tanzpauſe auf einer Bauernhochzeit, eine Gemeinderatsſitzung oder den „Gang zur Civiltrauung“ malt, er trifft ſtets den Kern der Sache, indem er zugleich Gemütstiefe und harmloſen Humor zu vereinen weiß. Braut und Bräutigam, die liebevolle Brautjungfer, die Eltern, nicht zuletzt der alte Amtsdiener, der wohl ſchon einigen Tauſend Paaren die Thür zum Herrn Standesbeamten öffnete, und die wartenden Zuſchauer — ſie alle ſind köſtliche, der Natur abgelauſchte Typen.

„Friede“ nennt K. Raupp ſein ſtimmungsvolles Bild. Friede, ſtiller, ſeliger Friede liegt in der That auf dem Gemälde. Friede atmet aus der ruhigen, heiteren Landſchaft, Friede ſpricht aus dem lieblichen Geſicht der jungen Mutter, die ſich, den kleinen Sprößling im Arm, am ſchönen Sommermorgen auf den See hinaustreiben ließ — Friede aber iſt Glück!

Erdkunde.

In der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin erſtattete jüngſt Profeſſor Baſtian, Direktor des Muſeums für Völkerkunde, den erſten ausführlicheren Bericht über die achtzehn Monate umfaſſenden Reiſen, welche er zur Vervollſtändigung der Muſeumsſammlungen nach alten Kulturſtätten, namentlich Centralaſiens, unternahm. Beſonders intereſſant war ſeine Tour mit der transkaſpiſchen Bahn, welch letzterer er große Bedeutung beilegt, da ſie ſeit dem Alexanderzuge von weſtlicher Kultur kaum berührte Gebiete zum erſtenmal mit Europa wieder in unmittelbare Verbindung ſetzt. Bei Samarkand fördern übrigens neue Ausgrabungen häufig Funde aus der Zeit Alexanders zu Tage. Profeſſor Baſtian beſuchte außer Centralaſien Sanſibar, Oſtindien und Ozeanien, überall, wie er hervorhob, eine vollſtändige Umwälzung infolge europäiſchen Einfluſſes erkennend.

Die Leiter der ruſſiſchen Tibet-Expedition haben unmittelbar ſüdlich vom Tian-ſchan in 89½ Grad ö. L. v. Gr. und 42½ Grad n. Br. Beobachtungen mit dem Hypſothermometer angeſtellt, aus denen ſich ergibt, daß jener Landſtrich etwa 50 Meter tiefer liegt, als der Meeresſpiegel. Bis jetzt waren auf der Erdoberfläche nur ſechs oder ſieben Landgebiete — unter ihnen Holland — bekannt, die tiefer als der benachbarte Meeresſpiegel liegen.

Koloniales.

Mit den Baumwollenkulturen in den deutſchen Kolonieen iſt ein erfreulicher Anfang gemacht. Vor zwei Jahren fand bereits in Kaiſer Wilhelmsland gezogene Baumwolle in Bremen willige Abnehmer, die Proben, welche aus Kamerun durch Dr. Zintgraff eingeſandt wurden, entſprechen ebenſo wie diejenigen aus Togo allen Anſprüchen des Weltmarktes, und in Oſtafrika iſt man mit Anbauverſuchen im größeren Maßſtabe beſchäftigt. Dem Anſchein nach ſind von Togo und Kamerun die beſten Reſultate zu erwarten, zumal hier einheimiſche Stauden und Baumwollbäume in guter Beſchaffenheit von altersher gepflegt wurden. Vor einiger Zeit iſt ſeitens der Reichsregierung der auf Samoa in der Baumwollenkultur ausgebildete Gärtner Goldberg nach Weſtafrika entſendet worden, um hier den Baumwollenbau zu heben. Die Zukunft des letzteren erſcheint um ſo bedeutungsvoller, als der Bedarf Deutſchlands an Baumwolle (faſt eine Million Ballen) ein ungeheuerer und es daher ſehr wünſchenswert iſt, ihn wenigſtens teilweiſe aus den eigenen Kolonieen zu decken.

Vereinsweſen.

In Berlin tagte am 27. Mai der Ausſchuß des Geſamtverbandes der evangeliſchen Arbeitervereine, deren es jetzt 250 mit 7000 Mitgliedern in Deutſchland gibt. Es wurde ein erfreulicher Fortſchritt in der Bewegung feſtgeſtellt. Von weſentlichem Intereſſe war der Vortrag des Paſtor Rahlenbeck-Berlin: „Die Heranbildung tüchtiger, redegewandter Arbeiter innerhalb der Vereine zum Kampf gegen die Sozialdemokratie.“

Der evangeliſch-kirchliche Hilfsverein in Preußen hielt am 28. Mai ſeine Generalverſammlung in Gegenwart der Kaiſerin im Königlichen Schloſſe zu Berlin ab. Von den vorjährigen Einnahmen des Vereins (250 000 Mk.) wurden 124 000 Mk. den Provinzialvereinen, 52 000 Mk. der Berliner Stadtmiſſion überwieſen.

Am 25. und 26. Aug. d. J. findet in München die ſechſte Generalverſammlung des Internationalen Entomologiſchen Vereins und ein allgemeiner Entomologentag ſtatt, zu welchem alle Freunde der Inſektenkunde geladen ſind. Der Verein zählt gegenwärtig 1300 Mitglieder in allen Teilen der Welt.

Altertumskunde.

Hochintereſſante Erfolge haben die letzten Expeditionen des Orient-Komitees gehabt, über welche deren Führer, Dr. v. Luſchan, jüngſt in einem Vortrag im Berliner Muſeum für Völkerkunde berichtete. Dieſelben gelten den alten Kulturſtätten der Hethiter, eines in der heiligen Schrift wiederholt genannten Volkes, deſſen Spuren ſich von der Weſtgrenze Kleinaſiens bis zum Euphrat, von Armenien bis Paläſtina verfolgen laſſen. Die Hethiter erſcheinen in mancher Beziehung als die Vermittler zwiſchen babyloniſcher und griechiſcher Kultur und waren vielleicht die Erfinder der erſten von der Bilderſprache unabhängigen Schrift. Die Ausgrabungen des Vortragenden fanden beſonders in der uralten, im nördlichen Syrien gelegenen Hethiterſtadt Sinſchirli ſtatt; parkartige Befeſtigungswerke, Palaſtbauten, an 3000 kleinere Funde: Siegel, Idole, Fibeln ꝛc. wurden aufgedeckt. Die gefundenen, in altaramäiſcher Sprache abgefaßten Inſchriften ſollen ein die Gelehrtenwelt völlig überraſchendes Material bieten, deſſen Erſchließung freilich kaum begonnen iſt.

Landwirtſchaft.

Der Nutzen der Regenwürmer für die Ackerbauer iſt neuerdings durch umfaſſende Verſuche des Profeſſor Wollny-München, indem er das Verhalten verſchiedener Kulturpflanzen in wurmfreier und wurmhaltiger Erde beobachtete, feſtgeſtellt worden. Der Grund für die erhöhte Fruchtbarkeit des wurmhaltigen Bodens beruht ſowohl in phyſikaliſchen wie chemiſchen Urſachen: ſie lockern den Erdboden, erleichtern damit den Zutritt von Luft und Waſſer und führen überraſchend günſtige Zerſetzungsprozeſſe herbei.

Das Ergebnis der vorjährigen Ernte im Deutſchen Reiche ſtellt ſich nach einer Berechnung des vorliegenden Materials: beim Weizen auf etwa 2 839 000 Tonnen (zu 1000 kg), beim Roggen auf etwa 5 877 000, bei Kartoffeln auf etwa 23 320 000. Nach dem Durchſchnitt der zehn Vorjahre 1880—89 bezifferte ſich der Ertrag beim Weizen auf etwa 2 479 000 Tonnen (zu 1000 kg), beim Roggen auf etwa 5 702 000, bei Kartoffeln auf etwa 23 884 000.

Naturkunde.

Über ſprechende Kanarienvögel berichtet die „Gefiederte Welt“ und ſtellt bisher acht Fälle feſt, in denen das Sprechen unſerer kleinen goldigen Lieblinge konſtatiert wurde. Der glückliche Beſitzer eines außergewöhnlich begabten Vögelchens in Göttingen erzählt z. B., daß ſein zweijähriger Piepmatz infolge täglichen Anredens: „Wo iſt unſer Herzchen? „Wo iſt unſer Lieblingsſchätzchen?“ dieſe Worte deutlich wiederholen gelernt hat; er bringt ſie im Zuſammenhang vor und ſchlägt und ſchmettert darauf, daß es eine Freude iſt, ihm zuzuhören. Sind unſeren Leſern gleiche Fälle bekannt?

Ein neuer Feind des Rebſtocks iſt in franzöſiſchen Weinbergen bei Perpignan entdeckt worden: die Larve des Cebrio Fabricii. Sie zerſtört die jungen Geſchoſſe der Rebſtöcke, ebenſo auch die jungen Kartoffelpflanzen. Dies Ungeziefer wurde ſchon vor Jahren bemerkt, tritt aber jetzt erſt in größeren Maſſen auf. Es wäre betrübend, wenn dieſe neue Plage ſich weiter verbreitet, nachdem die Weinbergbeſitzer ſchon ſeit fünfzehn Jahren einen ſchweren Kampf gegen die Reblaus geführt haben.

Über die Tiefe, bis zu welcher ein Sonnenſtrahl in das Waſſer eindringt, herrſcht bisher faſt gänzliche Unklarheit. Während die einen ſchon in der Tiefe von 30—40 Metern völlige Dunkelheit vermuteten, meinten andere, daß dies Sonnenlicht, freilich ſehr gedämpft, ſelbſt die größten Tiefen durchdringt. Neuerdings iſt die Löſung der Frage durch die Hilfe der Photographie, indem man lichtempfindliche Platten verſenkte, der Löſung nahe gebracht, und man hat unter anderem im Mittelmeer auf 500 Meter noch Lichteinwirkungen gefunden. Es hat ſich dabei weiter herausgeſtellt, daß die Durchläſſigkeit des Waſſers für die verſchiedenfarbigen Lichtſtrahlen eine verſchiedene iſt: rote Strahlen haben in einer Tiefe von nur 34 Metern, grüne dagegen noch auf 483 Meter die Stärke des Vollmondlichtes. Die Farbentöne, die hiernach das Waſſer in verſchiedenen Schichten zeigt, wirken auch auf die Pflanzenwelt jener Tiefen, ein und die Farben der Meeresalgen entſprechen in gewiſſem Sinne den verſchiedenen Meerestiefen; hört die Energie des durchdringenden Sonnenlichtes ganz auf, ſo erliſcht (von Schmarotzern abgeſehen) auch das pflanzliche Leben.

Totenſchau.

Mit dem am 31. Mai verſtorbenen Prof. Anton Springer iſt der Begründer der neueren Kunſtgeſchichte dahingegangen, die erſt er von der Stufe einer ſchönen Liebhaberei zur ernſten Wiſſenſchaft erhob. Geboren 13. Juli 1825 zu Prag, ſtudierte er in ſeiner Vaterſtadt, in München und Berlin, um dann nacheinander in Prag, Bonn, Straßburg und Leipzig zu wirken. Sein Buch über Rafael und Michelangelo gehört zu unſeren klaſſiſchen Werken, ſeine „Bilder zu der neueren Kunſtgeſchichte,“ ſein Text zu den „Kulturhiſtoriſchen Bilderbogen“ zu den reifſten, kunſtwiſſenſchaftlichen Schöpfungen neuerer Zeit.

Am 11. Juni verſtarb auf ſeinem Ruheſitz Schloß Zinneberg der berühmte Würzburger Gynäkologe Profeſſor Scanzoni von Lichtenfels, der Begründer der Frauenheilkunde, welche er beſonders durch ſein „Lehrbuch“ zum Sonderfach der mediziniſchen Wiſſenſchaft erhob. Nicht minder hervorragend wie als Forſcher war Scanzoni als akademiſcher Lehrer; unter ſeiner Leitung wurde die Frauenklinik in Würzburg eine der erſten Pflanzſtätten der Frauenheilkunde Deutſchlands. Im Jahre 1821 in Prag geboren, promovierte er 1844 ebendaſelbſt und ging im Jahre 1850 an die Würzburger Hochſchule, an der er bis 1887 als einer ihrer berühmteſten Lehrer wirkte.

Kirche.

Das evangeliſch-proteſtantiſche Miſſionswerk in Japan ſcheint erfreuliche Fortſchritte zu machen. Der Bau der theologiſchen Schule nebſt Miſſionarwohnungen iſt faſt vollendet, der Bau der deutſch-evangeliſchen Kirche in Tokio begonnen. Kürzlich trat auch der erſte ordinierte japaniſche Theolog ſeinen Beruf an.

Geſundheitspflege.

Abhärtung für das Grab nennt der berühmte engliſche Arzt Dr. Milne die Art der Kleidung, welche manche Eltern ihren Kindern anthun, damit die zarten Kleinen die Mode mitmachen. „Wie viele Leben würden erhalten bleiben," ſagt der Arzt in ſeinem Bericht über den Geſundheitszuſtand verſchiedener großbritanniſcher Bezirke, „wenn Mütter bei der Bekleidung ihrer Kinder mehr Vernunft walten ließen! Ausgeſchnittene Kleidchen, kurze Ärmel und kurze Baumwollſtrümpfchen ſollten durchaus nur im heißeſten Sommer geſtattet werden, nie aber zur Frühjahrs- und Herbſtzeit. Sind die bloßen Beinchen und Ärmchen auch noch ſo „ſüß," und gilt die Entblößung auch für ſtärkend, werden durch ſie doch jährlich Tauſende von Kindern für das Grab abgehärtet." — So iſt die Meinung des engliſchen Arztes, dieſe dürfte auch Geltung für andere Länder mit ſogenannt gemäßigtem Klima haben. Dr. St.

Verkehrsweſen.

Seit kurzem wird die Londoner Poſt nach Oſtaſien über Kanada geleitet und ein Brief kann jetzt in 22 Tagen von Yokohama nach London gelangen; da entfallen auf die Dampferfahrt über den Stillen Ozean 10½ Tage, über den Canadian Pacific Railway, die nördlichſte Bahndurchquerung Amerikas, nur 91 Stunden.

Das ſchreckliche Eiſenbahnunglück von Mönchenſtein (Schweiz), welches durch den Einſturz der Brücke über die Birs veranlaßt wurde, lenkt von neuem die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Frage, ob unſere modernen Eiſenbahnbrücken wirklich eine genügende Garantie dauernder Sicherheit bieten. Bekanntlich fehlt es nicht an Stimmen, welche vor ihnen warnen, weil das Eiſen durch die Erſchütterungen mit der Zeit ſeine Struktur verändere. Wir glauben, daß zu Beunruhigungen keine Urſache vorliegt. Unglücksfälle können bei Brücken aller Arten nie ganz vermieden werden, ſie werden aber auch bei eiſernen Brücken durch ſorgſamſte Kontrolle auf ein Minimum zu beſchränken ſein.

Buchhandel.

Scherzgedichte nennt unſer verehrter Mitarbeiter J. Trojan eine ſchon in zweiter Auflage vorliegende Sammlung reizender, luſtiger Verslein (Leipzig, Liebeskind). Wer Sinn für echten Humor hat und gern einmal recht von Herzen lacht, wird die Scherzgedichte mit inniger Freude leſen — wer dieſe Freude nicht empfindet, dem iſt nicht zu helfen.

Kunſt.

Mit dem Bau der Proteſtationskirche zu Speyer wird demnächſt begonnen. Dies Gotteshaus ſoll nach Entwürfen von Flügge und Nordmann im gotiſchen Styl mit einem mächtigen Faſſadenturm errichtet werden.

Kleine Zeitung.

In dem dem Andenken Kaiſer Wilhelms I gewidmeten Zimmer des Hohenzollern-Muſeums iſt jetzt der aus Nußbaumholz angefertigte Schreibtiſch des Grafen Moltke aufgeſtellt, an dem der große Stratege als Chef des Generalſtabes im Generalſtabsgebäude faſt ausſchließlich gearbeitet hat; der Tiſch war ſeit der Verheiratung Moltkes im Jahre 1841 bis zu deſſen Tode im Gebrauch des Feldmarſchalls. Von der vielfachen Benutzung des Tiſches zeugt namentlich die mit ſchwarzem Leder überzogene Platte, die an einzelnen Stellen, beſonders da, wo die Arme beim Schreiben aufliegen, ganz durchgerieben iſt. Zum Schutz des Leders hat die Muſeumsverwaltung jetzt eine Glasplatte darüber legen laſſen.

Rechtsrat.

Nur Anfragen von allgemeinerem Intereſſe können an dieſer Stelle beantwortet werden. Unſer juriſtiſcher Mitarbeiter bittet, in der Frage das bez. Reichsgebiet (Staat, Provinz) genau anzugeben, da die Beantwortung für die verſchiedenen Reichsgebiete bisweilen verſchiedenartig ausfallen muß.

Frage: Welches iſt in Preußen der Inſtanzenweg, um Beſchwerden über die Verteilung der Einquartierungslaſt zur endgültigen Entſcheidung zu bringen? Iſt ein Pfarrer in Friedenszeiten verpflichtet, Einquartierung zu nehmen? Die Praxis der Landratsämter iſt in dieſer Beziehung verſchieden. Ich halte die Aufnahme von Einquartierung im Pfarrhauſe für eine Ehrenpflicht, nicht aber für eine geſetzliche Pflicht.

Pfarrer T. in D.

Antwort: Drei Landräte, die wir um ihre Anſicht befragt, haben ſich für die Verpflichtung der Pfarrer zur Aufnahme der Einquartierung ausgeſprochen. — Die Grundſätze, nach welchen die Verteilung der Quartierleiſtungen in jedem Gemeindebezirk erfolgen ſoll, werden durch Gemeindebeſchluß oder durch ein Ortsſtatut, welche der Beſtätigung des Kreisausſchuſſes bedürfen, beſtimmt. Über Einwendungen, welche gegen das für die Verteilung der Quartierleiſtungen aufgeſtellte Kataſter innerhalb 21 Tagen nach ſeiner Auslegung erhoben werden, befindet der Kreisausſchuß; gegen deſſen Beſchluß findet innerhalb zweier Wochen die Beſchwerde an den Bezirksausſchuß ſtatt. Der Beſchluß des letzteren iſt endgültig.

Frage. Ein Teſtator läßt brieflich ſein beim Gerichte in einem anderen Orte niedergelegtes Teſtament behufs Änderung zurückfordern. Der Brief geht ab, aber der Teſtator ſtirbt inzwiſchen plötzlich. Hat nun das vorhandene Teſtament noch Gültigkeit, oder kommt jetzt das natürliche Erbrecht zur Geltung?

D. in H.

Antwort. Gemeinrechtlich kann der Erblaſſer das von ihm errichtete Teſtament ungültig machen: 1. durch ausdrücklichen Widerruf, 2. durch abſichtliche Vernichtung, 3. durch Errichtung eines neuen Teſtamentes. Dagegen hat die Zurücknahme eines gerichtlich niedergelegten Teſtamentes an ſich gemeinrechtlich, nach der richtigeren Anſicht, überhaupt keinen Einfluß auf ſeine Gültigkeit. Einzelne Partikularrechte erkennen die Zurücknahme des Teſtamentes aus der gerichtlichen Verwahrung als einen Aufhebungsgrund an, ſo namentlich das Preußiſche Allgemeine Landrecht (Teil I, Tit. 12, §§. 565—571). Doch auch dieſes erklärt ausdrücklich, daß durch die bloße Zurückforderung das nicht wirklich zurückgenommene Teſtament nicht entkräftet wird.

In unſerer Spielecke.

Röſſelſprung.

		tes	ſen	den	mich's	mer	Ge		
	ſchwellt	freu	chen	Jam	Bu	gen	Gott	thal	
der	Got	ches	welt	tra	rei	duld	den	mit	laß
rei	doch	er	lau	Schmerz	Nak	mei	was	nie	Luſt
klingt	ſe	ein	hat	auf	zu	auf	ſals	gen	je
kaum	nen	tem	Wort	ken	ge	trifft	nen	die	Schick
Prei	ihr	ſie	ſchla			le	des	mich	We
thrä	gen	gen	der	die	heit	du	ſe	gen	lang
kla	Schuld	drückt	eig	kaum	mich	Le	fei	Qual	Wei
be	als	iſt	Welt	Schwach	ſie	Art	hörſt	ſo	laß
Das	ver	ne	ſie	die	des	ge	bens	und	dann

1. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen a) von Iſchl über höchſtens drei Zwiſchenſtationen nach Halle? b) Von Falke über höchſtens acht Zwiſchenſtationen zu Taube? c) Von Schlaf über höchſtens acht Zwiſchenſtationen zu Traum. d) Von Morgen über höchſtens ſieben Zwiſchenſtationen zu Nacht? e) Von Hieb über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen zu Stich?

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Drei gerade Zahlen (poſitive ganze Zahlen) ergeben als Summe 100. Multipliziert man die erſte Zahl mit 12, die zweite mit 30, die dritte mit 52, ſo beträgt die Summe der drei Produkte 2000.

Welche drei Zahlen ſind gemeint?

3. Dreiſilbige Scharade.

Die Dritte kannſt du nicht erheben,
Schlägſt du die beiden Erſten nieder.
Und, ach, das Ganze kehrt im Leben,
Wenn es vergangen, niemals wieder!

Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

1. Kombinationsaufgabe.

Alberoni.

1. a) Laon b) Bier
2. a) Eli b) Baron
3. a) Liane b) Bor
4. a) Lein b) Bora
5. a) Lina b) Ebro
6. a) Beil b) Arno
7. a) Nola b) Brei
8. a) Blei b) Oran
9. a) Biel b) Nora
10. a) Orb b) Aline
11. a) Arion b) Bel
12. a) Lion b) Rabe.

2. Rätſel. Mähmaſchine — Nähmaſchine.

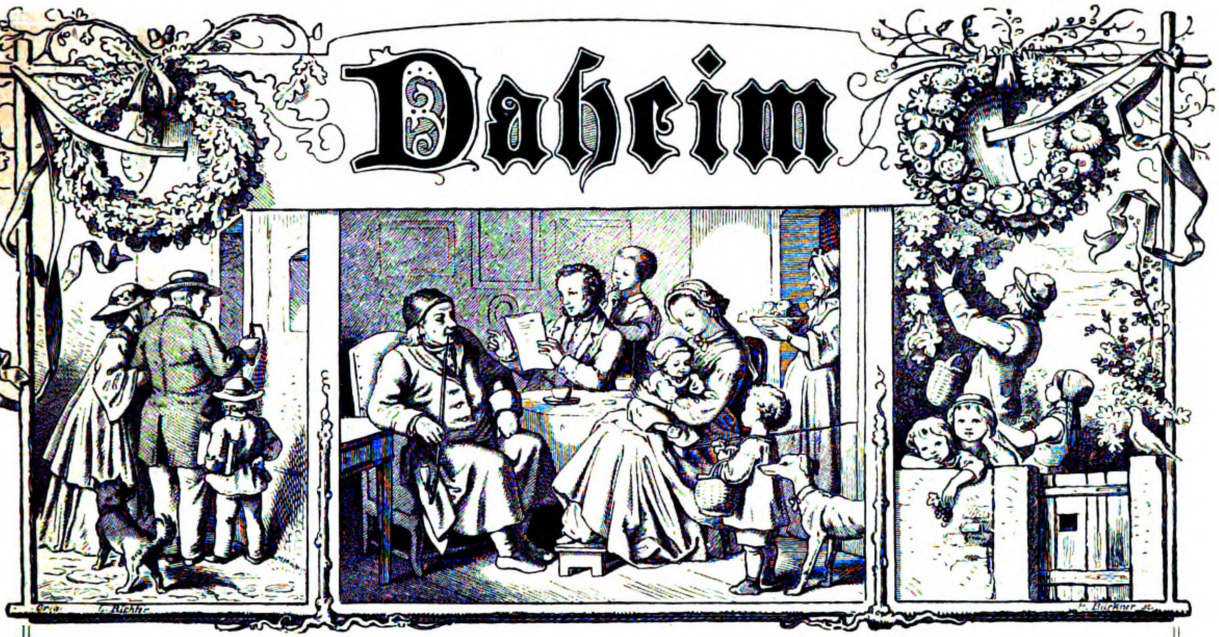
3. Vierſilbige Scharade. Burgruine.

4. Zweiſilbige Scharade. Glückwunſch.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Meine erſten Tage in England. Von Georg Horn. — Ein Lieblingsbuch unſeres Volkes. Von Haſſo Harden. Mit ſieben Illuſtrationen. — Das Laufen. Ein Mahnwort an Eltern und Erzieher. Von Prof. Dr. K. Koch. — Frau Beate. Roman von L. Haidheim. Schluß. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Friede von K. Raupp, und Gang zur Civiltrauung von Benjamin Vautier. — Erdkunde. — Koloniales. — Vereinsweſen. — Altertumskunde. — Landwirtſchaft. — Naturkunde. — Totenſchau. — Kirche. — Geſundheitspflege. — Verkehrsweſen. — Buchhandel. — Kunſt. — Kleine Zeitung. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Juli 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 42.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Doch, Edmund, die Kleinigkeiten machen es, eine kommt zur anderen und am Schluß ſteht dann eine Rieſenſumme, von der man gar nicht begreift, wie man ſie ausgeben konnte!“

„Wenn ich nicht einmal mehr eine vernünftige Cigarre rauchen ſoll, ſo hol' der Geier die ganze Wirtſchaft!“

Die Gräfin ſchwieg. Einen Augenblick blieb ſie noch vor dem Tiſch ſtehen, auf welchem das geöffnete Paket mit den Cigarren lag und blickte zu ihrem Mann hinüber, der, in einem Schaukelſtuhl ſitzend, die Zeitung vor ſich ausgebreitet hielt. Sie ſah die hohe Stirn, die ſich bei den heftigen Worten leicht gerötet hatte, das dünne weiße Haar, das dieſelbe in feinen Löckchen umkräuſelte und das nun durch die Bewegung des Zeitungsblattes leicht zu zittern ſchien — und ein weicher, mitleidiger Zug flog über ihr Geſicht. Sie verließ das Zimmer.

Draußen ſeufzte ſie tief auf; aber mit einer reſoluten Bewegung faßte ſie das Schlüſſelbund, das an ihrer Wirtſchaftsſchürze hing und ſtieg die breite Treppe hinab, deren kunſtvoll geſchnitztes Geländer und deren wappengekrönte Pfeiler ſeltſam abſtachen gegen die einfache Toilette der Schloßfrau.

„Lenhard,“ rief ſie, auf der unterſten Treppenſtufe angekommen, ihre Schürze abnehmend. „Lenhard, meine Gummiſchuhe und den alten Pelz!“

Ein Diener in einem Kittel, der wenig mit einer Livree gemein hatte, kam herbei. Er hielt die gewünſchten Gummiſchuhe in der Hand.

„Wird wohl wieder ein ſchöner Schmutz ſein nach all dem Regen,“ meinte die Gräfin.

„Ja, Frau Gräfin, und Glatteis gibt's, denn heute früh hat's wieder gefroren. Ich werde Frau Gräfin gleich den Krückſtock mitgeben.“

„Schön, Lenhard, und rufen Sie mir die Tinn.“

„Sie wartet ſchon, Frau Gräfin.“

„Schön.“

Ein Windſtoß machte die Fenſter des Korridors klirren, einzelne Schneeflocken begannen herabzuſtöbern. Unverdroſſen aber ſtapfte die Gräfin Wellcamp in ihren großen Boots, gefolgt von einem Mädchen, das einen Marktkorb trug, über das Glatteis und den ſchmutzigen Schnee, den der Regen übrig gelaſſen hatte und der in der abgelegenen Straße noch nicht entfernt worden war.

Lenhard blickte ihr nach. Er zog die buſchigen, weißen Augenbrauen in die Höhe.

„Ja, unſere Gräfin,“ murmelte er — „unſere Gräfin!“ Plötzlich wandte er den Kopf. „Da kommt ja wohl gar ein Wagen zu uns, jetzt in aller Gottesfrühe Beſuch — na, das iſt doch aber —!“

Der Nachſatz blieb ihm im Halſe ſtecken, und die Runzeln des alten Geſichts wurden um noch einige vermehrt, die ein Lächeln bedeuten ſollten.

„Wahrhaftig — der junge Herr.“

Er riß die Thür auf und öffnete den Schlag des Mietswagens, der ſoeben angefahren war.

„Unterthänigſten guten Morgen, Herr Graf! Nein, wird das eine Freude ſein bei den alten Herrſchaften!“

„Morgen, Lenhard, guten Morgen! Habt mich nicht erwartet, wie? Wo iſt die Mama?“

Lenhard nahm eine wehleidige Miene an.

„Wo wird ſie ſein, Herr Graf? Zum Einkaufen ausgegangen wie alle Markttage, und bei dem Wetter, ich ſage immer: unſere Frau Gräfin wird ſich noch zu ſchanden machen, aber — —“

„Und Papa?“ unterbrach ihn Fred Wellcamp.

„In ſeinem Zimmer — werde gleich melden."

„Bewahre, Lenhard, das beſorge ich allein." Er ſprang die Treppe hinauf und trat im nächſten Augenblick in das Zimmer, in dem der Graf, den Rücken gegen das Fenſter gekehrt, in die Lektüre der Zeitung vertieft, die Morgenſtunden verbrachte. Durch das ſchnelle Öffnen der Thür aufgeſchreckt, ſah er empor.

„Was, Fred, du? Hol' dich der Teufel!" Und dabei ſprang er mit jugendlicher Elaſtizität auf, ſchloß den Sohn in die Arme, küßte ihn auf beide Wangen und wiederholte, indem er ihm freudeſtrahlend ins Geſicht ſah: „Hol' dich der Teufel!"

Fred war es gewohnt, dieſe ſeltſame Bewillkommnung als ein Liebeszeichen aufzunehmen, und da er ſeinen Vater lächeln ſah, lächelte er auch und ſagte: „Ja, da bin ich, Papa, und ich hoffe, es wird noch alles beſſer, als wir fürchteten."

„Beſſer, beſſer?" wiederholte der alte Graf, als rede Fred von etwas ihm Unverſtändlichen. „Lieber Junge, dein Kommen iſt immer gut, und da das Beſſere bekanntlich der Feind des Guten iſt, ſoll das Beſſere uns vom Halſe bleiben, denn wir halten es mit dem Guten."

„Ja, aber aus Mamas Briefen —"

„Ach, die gute Mama mit ihren Briefen! Es iſt eine verdammte Faulheit und Ungezogenheit von mir, daß ich nicht Briefe ſchreibe — in meiner Jugend war ich berühmt durch meine Briefe, ja, ich habe einmal zehn Korreſpondenzen zugleich geführt — fünf mit den geiſtvollſten Frauen unſerer damaligen Geſellſchaft, fünf mit Kapazitäten erſten Ranges, Wiſſenſchaftlern und Schöngeiſtern — aber was ſo'n richtiger Familienbrief iſt, brrr! die Mama läßt es ſich ja auch nicht nehmen, aber ich fürchte, ſie hat dir den Kopf ein bißchen warm gemacht. Die Frauen neigen immer ein wenig zu kleinlichen Auffaſſungen, weißt du, auch die beſten, und daß deine Mutter die beſte der beſten iſt, brauche ich dir nicht zu ſagen."

„Es war aber doch dein Wunſch wie der ihre, daß ich mich zur Infanterie verſetzen laſſen ſollte."

„Daraus folgert doch noch nicht das ſchlimmſte. Man muß nicht alles gleich auf die Spitze ſtellen! Deine gute Mutter iſt ein bißchen ſchwarzſeheriſch. Lieber Himmel, die Lage des Geldmarktes iſt eben heutzutage nicht mehr dieſelbe, wie ſie es vor dreißig Jahren war. Vor dreißig Jahren war ich ein reicher Mann, heutzutage — na, das ſind Dinge, die man nicht ändern kann. Aber haſt du denn gefrühſtückt? Nein natürlich, und biſt die ganze Nacht hindurch gefahren!"

Er hatte während des Sprechens geſchellt und beſtellte bei Lenhard, der ſoeben eintrat: „Etwas Vernünftiges für den Grafen Fred, Frikandeau oder Rebhuhn oder dergleichen und eine Flaſche Bordeaux. Willſt du lieber Scherry oder Ungar?"

„Es iſt mir ganz gleich, Papa, irgend eine Kleinigkeit. Zunächſt möchte ich den Reiſeſtaub etwas abſchütteln."

„Natürlich, Lenhard wird dich in mein Zimmer führen, bis das deine hergerichtet iſt."

„Ich werde mich ſchon zurecht finden, danke, auf Wiederſehen!"

Er ſchloß die Thür hinter ſich, es war ihm beklommen zu Mute. Das Herz war ihm voll und drängte ihn, von ſeinen eigenen Angelegenheiten zu ſprechen; aber der Empfang ſeines Vaters war ſo ganz anders geweſen, als er erwartete, daß er den ernſten Ton zu ſeinen Mitteilungen nicht hatte finden können. Er trat in das Toilettenzimmer des alten Grafen und tauchte Hände und Geſicht in friſches Waſſer. Sein Blick überflog das rieſige Repoſitorium mit den vierzig bis fünfzig Paar Stiefeln, die dort ſtanden. Es war eine Eigentümlichkeit ſeines Vaters, nie ein paſſendes Paar zu finden und es ſtets mit neuen Stiefeln und neuen Schuhmachern zu verſuchen. „Immer noch der Alte, ganz der Alte," murmelte Fred, und unwillkürlich huſchte ein Lächeln über ſeine ernſten Züge. Dann dachte er wieder an die letzten Briefe ſeiner Mutter.

„Ich fürchte, es wird uns nicht möglich ſein, die Zulagen, welche deine Schweſtern erhielten, in gleicher Höhe fortzuzahlen," hatte ſie geſchrieben. „Ja, hätten wir Kronau nicht verkauft, ſolch ein Gut bietet doch immer allerlei Reſſourcen. Jetzt haben wir durch das Fallen der Papiere zu viel verloren. Ich ſpare wo und wie ich kann, aber es hilft nichts." „Arme Mama!" ſtahl es ſich über Freds Lippen, während er die Stiefelſammlung und die vielen eleganten Requiſiten des Toilettentiſches überflog. Nie hatte ein Wort perſönlicher Klage oder gar des Vorwurfes gegen ſeinen Vater in ihren Briefen geſtanden. Aber: „Du biſt unverheiratet, mit dir leidet keine Familie, du kannſt alſo eine Entbehrung leichter ertragen als deine Schweſtern," hatte ſie geſchrieben. „Ich mache dich darauf aufmerkſam, daß du bei einem Infanterieregiment die Hälfte der Zulage brauchen würdeſt, die wir dir jetzt bei den Küraſſieren geben müſſen."

Und dieſer Brief hatte über Freds Schickſal entſchieden, indem er ihn veranlaßte, jenes Inſerat in die Zeitung zu ſetzen. Sein Regiment ſtand wenige Stunden Eiſenbahn von Berlin entfernt. So war es ihm möglich geweſen, Wandas Aufforderung zu folgen und in Civil das Abenteuer zu beginnen, das ihm die Möglichkeit verſchaffen ſollte, die Uniform, an der ſein Herz hing, weiter zu tragen.

„Wir müſſen aus dieſer Miſere herauskommen, Geld — Geld — Geld" das war der Grundton ſeiner Stimmung in den letzten Wochen geweſen. Und nun ging ſein Vater mit einem Lächeln über die brennende Tagesfrage hinweg. Hatte er denn wirklich zu ſchwarz geſehen? Aber nein — ſeine Mutter ging bei Wind und Wetter ſelbſt auf den Markt, um ſparſam einzukaufen — das alte Stadthaus, das einſt zum Landſitz der Familie gehört hatte und nun allein davon übrig geblieben war, ſtand zwar noch immer ſtattlich und herrſchaftlich in der „Parkſtraße" der Provinzſtadt — aber der ſchadhafte Stuck, die abgebröckelten Malereien und der geflickte und doch wieder zerriſſene Läufer, der die Treppe bedeckte, waren Zeugen des mühſam aufgehaltenen und doch fortſchreitenden Verfalls. Nachdenklich und etwas gedrückt trat Fred in das Frühſtückszimmer, wo ſein Vater ihn an der gedeckten Tafel erwartete.

„Halte dich an den Wein und die Cigarren, für beides kann ich einſtehen," rief dieſer ihm entgegen, „im übrigen ſcheint es mir nicht viel Vernünftiges zu geben, aber Lenhard meint, die Mama wäre ausgegangen und da —"

„O, da ſind ja die Schlackwurſt, meine Jungenſchwärmerei, und Bratkartoffeln! Wirklich ich brauche nichts weiter, Papa."

„Na, ich könnte das Zeug da alles nicht eſſen, aber — chacun son goût! Wie findeſt du den Rotwein?"

„Ausgezeichnet!"

„Nicht wahr? Das iſt noch eine Überraſchung für die Mama! Und nun ſage, wie kam es, daß du ſo plötzlich Urlaub nahmſt? Es iſt doch nichts Unangenehmes?"

„Ich hoffe nicht, lieber Papa. Du weißt, es war euer Wunſch, daß ich mich verſetzen laſſen ſollte."

„Hol mich der Teufel, wenn ich das gewünſcht habe. Es war nur eine in Erwägung zu ziehende Möglichkeit. Du haſt doch nicht ſchon Schritte gethan?"

„Verzeih, Papa, aber wenn es für mich notwendig wäre, die Küraſſieruniform an den Nagel zu hängen, ſo wäre es doch auch am beſten, dieſen Schritt bald zu thun —"

„Ganz wie deine Mutter. Es iſt doch etwas Wunderbares um die Vererbung. Sie liebt es auch immer, die Dinge ‚bald' zu erledigen, die ich mir ſtets gern erſt aus der Entfernung betrachte!"

Er ſagte das mit einem ſo feinen, liebenswürdigen Lächeln, daß auch der böſeſte Wille keine Spur von Schärfe in der Bemerkung entdeckt haben würde. Es war, als handele es ſich für ihn nicht um eine perſönliche Frage, ſondern als ſei ein allgemeines Problem aufgeworfen worden, und er ſchicke ſich an über dasſelbe zu diskutieren.

„Sieh mal,“ fuhr er fort, „wenn man beim Spazierenreiten ſich darauf kapriziert, das Pferd auf jeden im Wege liegenden Stein treten zu laſſen, ſo wird der Gaul lahm; umgeht man die Steine, merkt man nichts davon. So iſt es mit den kleinen Kalamitäten. Man muß ſie umgehen! Freilich, wenn ein ganzer Steinhaufen den Weg verſperrt, dann heißt es: ‚Sporen in die Flanken, und hinüber geht es, coûte qui coûte.‘ Als ich ſeinerzeit ſah, daß mein Oberſt mir durchaus Knüppel zwiſchen die Beine werfen wollte, hütete ich mich wohl, mich über jeden einzelnen Wurf zu ärgern. Ich packte meinen Kram zuſammen und übernahm das Gut. Und als ich merkte, daß ich das Zeug zum Landwirt nicht hatte, und daß Kronau ein wegverſperrender Steinhaufen für mich war: Sporen in die Flanken — hinüber war ich, Kronau wurde verkauft. Wäre ich im Beſitz des Familienmajorats geweſen, den Kopf hätte ich lieber auf den Block gelegt, als daß ich einen Baum davon hergegeben hätte, denn in ſolchen Fällen heißt es ‚noblesse oblige.‘ Aber die Pflicht, die Familie durch den Beſitz zu repräſentieren, ruht auf Vetter Bertrams Schultern, Wellcampsdorf wird der Familie immer den rechten Hintergrund geben. Ich war frei — uns jüngeren Wellcamps liegt es nicht ob, die Familie durch Geld und Gut zu vertreten, an uns iſt es, ihr durch die Kraft und die Macht der Individualität Ehre zu machen. Du haſt nun, glaube ich, beſſere militäriſche Anlagen wie ich. Es wird dir nicht ſo ſchwer wie mir, dich fremdem Willen unterzuordnen, und, was ich ſagen wollte, man kann als Infanteriſt ebenſogut Karriere machen, wie als Kavalleriſt.“

„Gewiß, Papa, aber —“

„Nein, glaube mir, es iſt ganz gleichgültig, was man iſt, es kommt nur darauf an, wie man es iſt.“

„Sicherlich, aber —“

„Ich will dir übrigens eine Überraſchung mitteilen — die Frage über das ‚was‘ und ‚wie‘ hat mich ſeit einiger Zeit lebhaft beſchäftigt, und weißt du, was das Reſultat war?“

Die großen blauen Augen des alten Grafen blitzten. Faſt ſchelmiſch ſah er ſeinen Sohn an.

„Ich will dir's zeigen, denn erraten wirſt du es doch nicht!“ Er ging mit ſchnellen Schritten in das Nebenzimmer, in dem ſein Schreibtiſch ſtand, und kam gleich darauf mit einem Stoß beſchriebener Bogen zurück. „Siehſt du, müßig gehen kann ich nicht, und da habe ich mir denn in dieſer verwünſchten Einſamkeit und Verſchneitheit angewöhnt, meine Gedanken zu Papier zu bringen. Nenne es Eſſays — Skizzen — wie du willſt.“

„Wirklich, Papa, ich bewundere, daß du bei all den ernſten Sorgen —“

„Lieber Fred, was nützen die ernſten Sorgen? Kann ich ſie dadurch aus der Welt ſchaffen, daß ich ſie beſeufze? Wer hat nicht Sorgen? Darauf kommt es nicht an, nur auf die Art, wie man damit fertig wird. Da ſieh: hier habe ich einige philoſophiſche, hier eine ſoziale Frage behandelt. Hier iſt eine Plauderei über das ‚was‘ und ‚wie‘ — wir ſprachen eben davon.“

Die Thür wurde geöffnet.

„Fred, mein Fred, biſt du da, biſt du wirklich da?“

Die Gräfin hielt ihren Sohn umſchlungen.

„Ich habe mir gedacht, daß du, wenn irgend möglich, jetzt einmal herkommen würdeſt, man hat doch ſo viel zu beſprechen.“

Ihr Blick flog zu ihrem Mann hinüber. Sie wußte, was es bedeutete, wenn er ſo mit glänzenden Augen und einem gezwungen liebenswürdigen Lächeln auf dem etwas erhitzten Geſicht ihr entgegenblickte.

„Ich habe dich in irgend einer intereſſanten Diskuſſion unterbrochen? Das thut mir leid, Edmund!“

„O, du ſtörſt niemals, Mariechen.“ Er neigte den Kopf mit vollendeter Ritterlichkeik gegen ſie; aber ſie ſah ihm die Ungeduld und Reſignation wider Willen doch an und zugleich bemerkte ſie die Manuſkripte auf dem Tiſch.

„Ah, ich ſehe ſchon, du haſt Fred deine neueſten Lieblinge vorgeſtellt. Nun, erzähle ihm nur weiter davon, wir werden ſchon noch Zeit haben, uns zu beſprechen. Sage mir nur eins, Fred, biſt du nur ganz flüchtig hier, oder —“

„Ich habe bis übermorgen Zeit, Mama.“

„Nun, dann iſt alles gut. Berichte nur weiter, Edmund — dein Vater hat hier ſo wenig Gelegenheit, ſich auszuſprechen,“ fuhr ſie, gegen Fred gewendet, fort.

Der Graf zuckte die Achſeln.

„Man darf nicht roſten, wenn man auch als ‚altes Eiſen‘ im Winkel liegt,“ meinte er, „übrigens, was ich noch ſagen wollte, Fred —“

Und ſeiner Frau freundlich zunickend, fuhr er fort, von ſeiner neuen Thätigkeit zu ſprechen. Er hatte einen ſofortigen Austauſch von Familiennachrichten zwiſchen Frau und Sohn erwartet und war glücklich, anſtatt deſſen noch einmal zu Worte zu kommen. Fred legte den Arm ſeiner Mutter in den ſeinen und hielt ihre Hand umfaßt. Es gab ihm einen Stich ins Herz, daß dieſe Hand nicht mehr weiß und ſamtweich wie einſtmals war, ſondern rauh und gerötet, wie von ungewohnter Arbeit.

„Du fröſtelſt ja, Mama,“ ſagte er plötzlich leiſe.

Sie machte ein abwehrendes Zeichen; aber wie er ihr fragend und beſorgt in die Augen ſah, bemerkte er, wie eingeſunken dieſelben erſchienen, und die Erkenntnis, ſie leidet, ſie macht ſich krank mit all den Sorgen, die ſie allein trägt, und den Anſtrengungen, die ſie auf ſich nimmt, trieb ihm das Blut heiß in die Wangen. Der ſtürmiſche Wunſch, zu helfen, ihr zu ſagen, daß dieſe Hilfe nahe ſei, erfaßte ihn.

„So, nun weißt du Beſcheid über meine neueſte Thätigkeit,“ ſagte der Graf, ſeine Papiere zuſammenſchiebend.

Fred faßte die Hand ſeiner Mutter feſter.

„Du haſt mit überraſchenden Eröffnungen angefangen, Papa,“ ſagte er, „und eigentlich war ich es, der herkam, um euch welche zu machen.“

„Du?“

„Fred!?“ Er ſtrich beruhigend über die Hand ſeiner Mutter. „Ja, liebe Eltern, ich — ich.“ Er ſtockte und platzte dann heraus: „Ich habe mehr Glück als Verſtand gehabt, wahrhaftig, viel mehr Glück, und ich bitte nur noch um euren Segen, um meine Verlobung bekannt zu machen.“

„Deine Verlobung! Mit wem, um Gotteswillen, mit wem?“

„Mit einem hübſchen, liebenswürdigen und — ſehr reichen Mädchen.“

„Hol' dich der Teufel! Ich hoffe, die Reihenfolge kommt ſo, wie du ſie nennſt, und du haſt dich nicht etwa ſozuſagen verſchachert, denn das würde ich nicht zugeben, nimmermehr.“

„Wer iſt es, Fred, wer iſt es?“

Er hörte die Seelenangſt, die aus der Frage ſeiner Mutter herausklang.

„Sei ruhig, Mama, ſie iſt hübſch und gut, und du wirſt ſie lieb gewinnen. Sie wurde im ſelben Penſionat mit Herta Egdoff erzogen.“

„Nun komme endlich mit der Sprache heraus — daß ſie keine Prinzeſſin iſt, weiß ich ſchon nach all den Vorreden.“

„Nein, eine Prinzeſſin freilich nicht — ihr Vater iſt der Kommerzienrat Draller in Berlin.“

„Hm, hm, hm, hm — hör' mal, mein Sohn, liebſt du ſie ſo, daß du ins Waſſer gehſt, wenn du ſie nicht bekommſt?“

„Aber lieber Papa!“

„Ja, lieber Sohn, die Tochter des Kommerzienrats Draller — das iſt doch derſelbe, der den famoſen Cementputſch bei uns hier in Szene ſetzte, wodurch er für eine ganze Bauſaiſon den Cement monopoliſierte.“

„Allerdings, aber wenn das Manöver auch geſchickt war — unehrenhaft war es doch nicht.“

„Will ich auch nicht geradezu behaupten, aber dieſe Geldleute haben einen anderen Ehrenpunkt als wir. Und, was ich ſagen wollte: die Tochter Drallers heiratet man eben nur, wenn man kopflos verliebt iſt.“

„Ich verſichere dich, Papa, Wanda Draller kann den Vergleich mit jeder jungen Dame aus unſerer Geſellſchaft aushalten. Sie war Gaſt der Egdoffs im vorigen Sommer.“

„Alles ganz ſchön, aber der alte Draller wäre von meinem armen, lieben Egdoff gewiß nicht eingeladen worden, und wenn Herta nicht ein ſo verwöhntes Kind wäre, dem ſtets aller Wille geſchah, was ſie übrigens nicht verhindert, ein reizender Käfer zu ſein, na, dann wäre eben auch das kommerzienrätliche Fräulein niemals —“

„Wenn du Wanda kennteſt, Papa, würdeſt du anders urteilen.“

„Alſo verliebt, wirklich verliebt — hm, hm — ſiehſt du, in der Theorie finde ich ja allerdings und habe es immer gefunden, daß nur Vetter Bertram verpflichtet iſt, ſtandesgemäß zu heiraten, aber in der Praxis ſind mir die Drallers fatal.“

„Papa!“

„Ja, ja, Fred, wer konnte denn an ſo etwas denken! Woher kennſt du ſie denn eigentlich?“

„Du weißt ja, ich bin oft in Berlin.“

„Aber doch nicht bei Leuten wie die Drallers.“

„Aber dieſe ‚Leute‘ kommen eben überall hin. Man ſieht ſich in Ausſtellungen, trifft ſich wieder im Theater, auf der Schlittſchuhbahn, und — Wanda iſt wirklich reizend.“

„Was ſagſt du dazu, Mariechen?“

„Mein Gott, Edmund, wenn das Mädchen gut erzogen iſt und Fred ſie lieb hat —“

„Du wirſt ſie ganz gewiß lieb haben, Mamachen, Papa aber wird ſie im Handumdrehen erobern. Zudem, Papa ich heirate ja nicht die alten Drallers — und Wanda wird unbedingt die hübſcheſte, wahrſcheinlich auch die eleganteſte Frau unſeres Regiments werden, denn mit dreißigtauſend Mark Jahreszulage kann ich mir ſchon den Luxus geſtatten, eine elegante Frau zu haben.“

„Dreißigtauſend Mark Zulage — das iſt allerdings viel!“

„Und damit bin ich euch ein- für allemal aus der Taſche und kann auch beiden Schweſtern helfen, wenn’s not thut.“

„Narr du, maskiert er ſeine Verliebtheit hinter Zahlen —“

„Haſt du ſie denn wirklich lieb?“ fragte die Gräfin leiſe.

„Gewiß, Mama,“ gab er fröhlich zurück, und er log nicht, er hatte ſie ſogar in dieſem Augenblick, wo ſein Vater an ihr krittelte, lieber als je vorher. Wäre ſie nicht reich geweſen, er hätte freilich nicht daran gedacht, ſie zu heiraten. Aber ſie war eben reich, und während er an ſie dachte, durchdrang ihn ein warmes, wohliges Gefühl, wie wenn er in den Sonnenſchein hinausträte, wo die Veilchen blühten und die Vögel ſangen. Warum ſollte er ſie nicht lieb haben?

„Und warum ſollte er nicht glücklich mit ihr ſein, Edmund,“ ſagte die Gräfin ſanft, und ein Strahl aufdämmernder Freude erhellte ihr vergrämtes Geſicht.

„Ja, warum, warum — was iſt das Glück überhaupt? In unſerer Bruſt ruhen unſeres Glückes Sterne — auch wenn man nicht Wallenſtein iſt!“

„Ich darf alſo Wanda ſchreiben, daß ihr ſie als Tochter willkommen heißen werdet, nicht wahr, Papa?“

„Hol’ dich der Teufel!“ Der alte Herr hatte ihn bei den Schultern gefaßt und drückte Freds Kopf an ſein Geſicht. „Mein Herzensjunge,“ ... helle Thränen ſchimmerten unter den grauen Wimpern, dann ſtieß er die ſchlanke Geſtalt des Sohnes faſt gewaltſam von ſich. „Hol’ dich der Teufel!“

(Fortſetzung folgt.)

Spruch.

Leicht ſtets ward mir das Rätſelraten,
Aber der Menſchen Rätſelthaten,
Nicht im Guten und nicht im Böſen
Sind ſie doch manchmal aufzulöſen!

Frida Schanz.

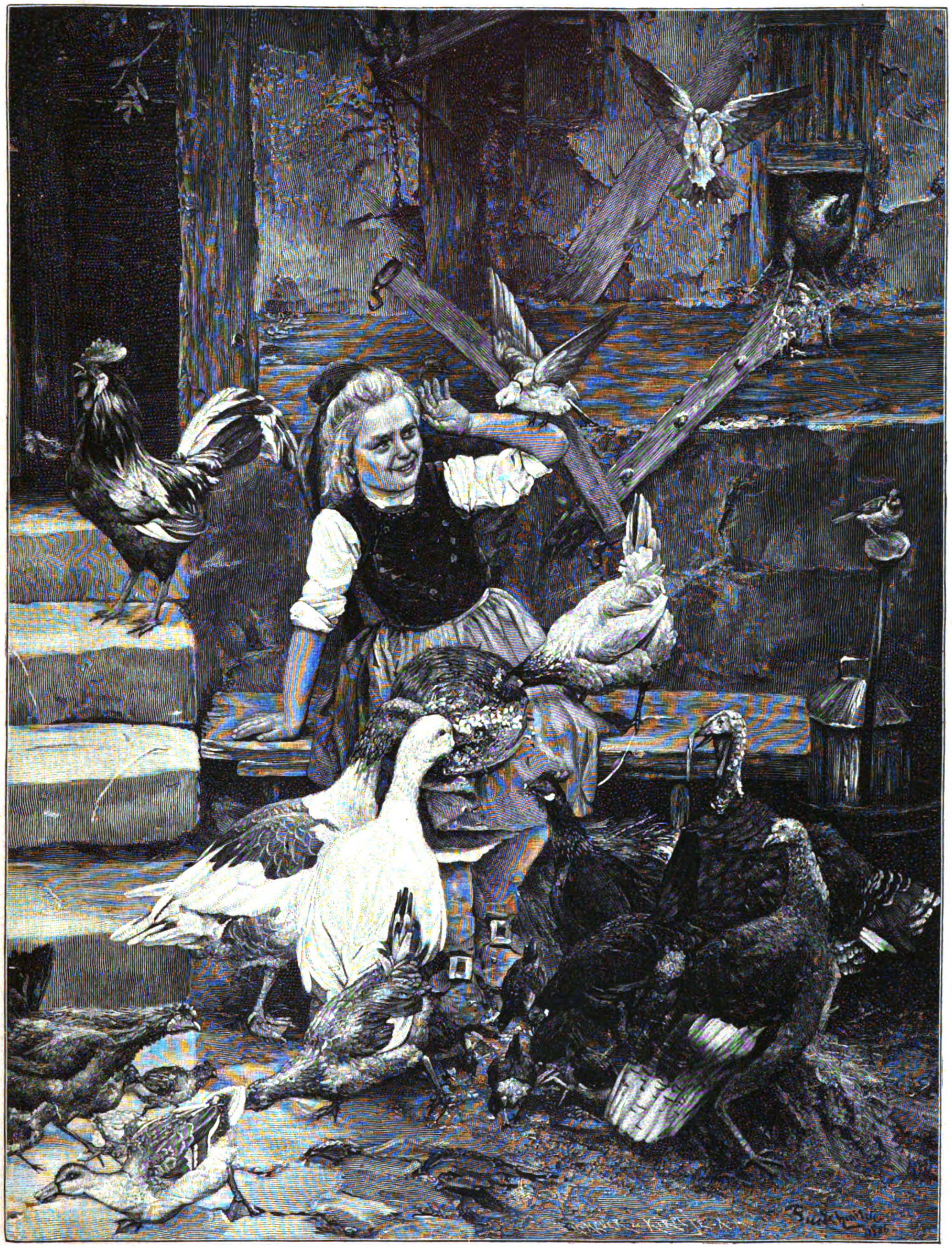
Die Kränzchenstaſſen. (Abdruck verboten.)

Eine Backfiſchgeſchichte von H. Denarius.

Eine Geſchichte mit volltönendem allgemeinem Ausſpruch zu beginnen, mag wohl bequem ſein für einen Erzähler, der ſich ſeine Sache grundſätzlich leicht macht. Wer aber nennt ein paſſendes Citat einem Manne, der von einem zarten Geheimnis, von ſchwarzem Verrat und von maſſenweiſe vergoſſenen Mädchenthränen berichten will? Ein rechtes Unglück, daß ich mich gerade auf ſolche Sachen gelegt habe. Und ein Unglück wäre es auch, wenn meine Geſchichte keine teilnehmenden Herzen anträfe. Doch was ſage ich da — ſo etwas iſt ganz unmöglich. Man höre nur und weine mit.

Die Idee zu den Kränzchenstaſſen war von Amtsrichters Elſe ausgegangen, worüber Eingeweihte von vorn herein nicht im mindeſten im Zweifel geweſen ſein würden. War doch Elſe trotz ihrer langen, hellblonden Zöpfe und ihrer blauen Taubenaugen ein richtiger Wildfang und unerſchöpflich in neuen, noch nie dageweſenen Ideen, weshalb ihr auch nach einem im Leben der Kulturvölker allgemein gültigen Geſetz die Führerſchaft im Kränzchen zugefallen war. Nur die dicke Anna von Inſpektors machte ihr zuweilen Oppoſition, aber nicht aus Grundſatz, ſondern weil ſie etwas phlegmatiſch war und nur ſchwer in Bewegung geſetzt werden konnte. Man war im Kränzchen, dank Elſes Erfindungsgeiſt, zwar an Abwechſelung gewöhnt, es gab aber doch ein Extra-Aufſehen, als ſie eines Tages triumphierend eine kleine, blaugeränderte Porzellantaſſe zum Vorſchein brachte, auf der in großer, blauer Schrift der Name „Karl“ prangte. Es verdient bemerkt zu werden, daß beſagter Karl, einer der hoffnungsvollſten Oberſekundaner des Gymnaſiums, in dreifacher Hinſicht ein durchaus merkwürdiger junger Mann genannt werden muß. Einmal ſchwärmte Elſe bereits ſeit drei Wochen für ihn — wahrlich keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß ſo lange Schwärmzeiten bei Elſe ſonſt nicht vorkamen, das heißt, ſoweit ſie einen und denſelben Gegenſtand betrafen. Zweitens beſaß er wirklich reizende, dunkelblonde Locken, worüber das ganze Kränzchen einig war — natürlich mit Ausnahme von Inſpektors Anna. Drittens aber hatte er von der Verehrung, deren Gegenſtand er war, keine blaſſe Ahnung, ein Umſtand, der auf alle Fälle nur dazu beitragen kann, ein derartiges Verhältnis mit dem Reiz des Geheimnisvollen zu umkleiden. Als nun gar die ſanfte Betty, Elſes Buſenfreundin und Hausgenoſſin, zwar etwas verſchämt, aber nicht minder ſtolz, ein ähnliches Täßchen mit dem Namen „Arthur“ aus ihrem Arbeitstäſchchen zog, da ſtand bei allen der Entſchluß feſt: das machen wir auch mit! Die meiſten hatten ſchon einen „Schwarm,“ die paar Unverſorgten beſannen ſich ſchnell auf etwas Paſſendes, und es wurde zum Beſchluß erhoben, den Kränzchensthee fortan nur aus ſolchen Taſſen zu trinken. Nur Inſpektors Anna war natürlich abweichender Meinung. Sie erklärte, ſie habe noch für niemanden geſchwärmt, ſchwärme für niemanden, werde dies auch in ihrem Leben nicht thun und mache die Sache nicht mit. Das ging aber Elſe gegen den Strich. „Höre mal,“ ſagte ſie, „das iſt Unſinn. Beſinne dich, haſt du denn gar niemanden, für den du ſchwärmſt?“ Anna beſann ſich lange, lange. „Höchſtens meinen Kanarienvogel,“ antwortete ſie endlich. „Gut,“ ſagte Elſe, „wie heißt das Vieh?“ — „Jakob,“ antwortete Anna kleinlaut. „Mein Bruder hat ihn mir geſchenkt und hatte ihn ſchon getauft, als ich ihn bekam. Ich hätte ſonſt einen ſchöneren Namen ausgewählt.“ — „Schadet nichts,“ entſchied Elſe, „morgen kaufſt du dir ein Täßchen mit Jakob!“ Und ſo geſchah es auch.

Der alte Porzellanhändler in der Krautgaſſe machte in den nächſten Tagen gute Geſchäfte und ſich im Stillen bereits Vorwürfe darüber, daß er den Preis für dieſe Ausſchußware nicht höher als zwanzig Pfennig auf das Stück normiert hatte. Nur bei dem Jakobstäßchen fand er einen willkommenen Vorwand, mehr zu nehmen. Der Name war überhaupt nicht gangbar und mußte erſt beim Maler beſtellt



Gefährliche Lieblinge. Nach dem Gemälde von Guſtav Schnitzler.

werden. Der Kränzchensthee wurde nunmehr nur aus dieſen für offiziell erklärten Täßchen getrunken, das heißt wenn die du jour habende Kränzchensmutter nicht im Zimmer war. Sobald dieſer Fall eintrat, verſchwanden ſie unter dem Tiſche, und das legitime Familienporzellan trat wieder in ſeine angeſtammten Rechte. — Ich hoffe, daß niemand ein ſolcher Philiſter ſein wird, um dies für Unſinn und Kinderei zu erklären; er würde durch eine ſolche nüchterne Bemerkung nur zeigen, daß er noch nie in ſeinem Leben ein zartes Geheimnis mit Wonne zu hüten hatte, und dann könnte er mir in die Seele des Kränzchens hinein leid thun. Vielleicht ſagt aber ſeinem kalten Verſtand die Erwägung beſſer zu, daß die Einrichtung mit den Kränzchenstaſſen eine ausgezeichnete Vorſchule für die im ſpäteren Leben ſo ſehr notwendige Beſtändigkeit war; denn wer ſich einmal für ſein gutes Geld ein Täßchen mit dem Namen ſeines „Schwarms“ angeſchafft hat, wird ſich hüten, alle vierzehn Tage für einen anderen zu erglühen. Und doch! — würde jemand ſchreiben, der nach ſenſationellen Effekten haſcht. Hier aber gilt es ganz ſchlicht zu berichten, daß die Sache mit den Täßchen verraten worden war. Aus der Trockenheit dieſer Thatſache mag man auf den heißen Schmerz ſchließen, welcher den Beteiligten daraus erwuchs.

Daß ſämtliche Kränzchensſchweſtern ſich mit den feierlichſten Eiden zur Geheimhaltung verpflichtet hatten, verſteht ſich von ſelbſt, nicht minder auch, daß allerſeits ungeheurer Scharfſinn darauf verwendet wurde, die Täßchen unberufenen Blicken zu entziehen. So hatten z. B. Elſe und Betty die ihrigen in einem alten, unbenutzten Brunnen untergebracht, der im Hintergrunde des Gartens unter dem Schutz eines defekten Brunnenhäuschens ſein thatenloſes Daſein verträumte, eine Idee, deren Originalität unſchwer den Urſprung aus Elſes erfinderiſchem Köpfchen erkennen läßt. Dort hingen ſie, nämlich die Täßchen, an langen Bindfäden in tiefer Finſternis und ſchlummerten ihrem wöchentlichen Auferſtehungstage entgegen. Aber, aber!

„Es ſteckt nichts ſo tief im Brunnen,
Es kommt doch ans Licht der Sunnen!“

möchte man beinahe reimen.

Drei Tage war es her, da begegnete Elſe, die mit ihrer älteren Schweſter Martha durch den Park ging, dem Doktor Walter — was nebenbei bemerkt ſchon öfter paſſiert war. Doktor Walter begrüßte die Damen und ſchloß ſich ihnen auf ein Stückchen Weges an. Auch das war ſchon öfter vorgekommen. Elſe hatte überhaupt ihre eigenen Gedanken über die Sache und hätte wohl ein Wort dazwiſchen reden können, aber ſie protegierte das Verhältnis erſtens, weil der Doktor ein netter junger Mann war — war er doch der Bruder des beſagten ſehr netten Karl — zweitens, weil ſie ſich dabei ſehr wichtig vorkam und drittens, weil ſie ihre Schweſter lieb hatte. Darum aber hätte der Doktor das auch nicht ſagen dürfen, was er jetzt ſagte. Er begann nämlich mitten im harmloſeſten Geſpräch: „Wiſſen Sie ſchon, Fräulein Elſe, daß der Brunnen in ihrem Garten zugeſchüttet werden ſoll? Das Waſſer hat immer nicht viel getaugt, nun hat man neuerdings auch noch einen ſolchen Haufen ſüßer Geheimniſſe hineingeſenkt, daß das Waſſer ganz unbrauchbar geworden iſt. Höchſtens ſüßen Punſch kann man noch davon kochen. Ich ſage Ihnen, kein Bindfaden iſt lang genug, um den Schmerz des Gartenbeſitzers über dieſe Waſſerkalamität auszumeſſen!“ Elſe erſchrak heftig und errötete tief. „Wenn nur Karl Walter nichts von der Sache erfahren hat!“ war ihr erſter Gedanke. Und dann ſchoß es ihr durch den Kopf: „Nun iſt die ganze Sache aus, und es war doch ſo ſchön!“ Sie ließ ſich jedoch nicht verblüffen, ſandte einen Blick nach dem Doktor hinüber, den dieſer auf keinen Fall hinter den Spiegel geſteckt haben würde, ſelbſt wenn ſo etwas überhaupt möglich wäre, und ſagte: „Ich kümmere mich nicht um alte Brunnen und um fremde Geheimniſſe!“ Doktor Walter drehte die Augen gen Himmel und legte den Finger auf den Mund, und da ihm Martha einen bittenden Blick zuwarf, lenkte er das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand.

Elſe war ſich ſofort klar darüber, daß der Verrat nur von Martha ausgegangen ſein konnte, denn dieſe war, als das Kränzchen einmal bei Amtsrichters ſtattfand, ins Geheimnis gezogen worden. Ein ſolcher Vertrauensbruch aber überſtieg Elſes Faſſungskraft. Es war nichts Süßes, was ſie auf dem langen Wege — Doktor Walter machte keine Anſtalten, ſich ſchnell zu empfehlen — in ihrem Innern zuſammenbraute. Im Zimmer angekommen, brach ſie in Thränen aus. „Das iſt abſcheulich von dir!“ ſchluchzte ſie. „Wenn Walters die Sache erfahren — ich — ich ſchäme mich zu tot! Ich gehe nach Amerika!“ Sie warf ſich auf einen Stuhl und ſchlug die Hände vor das Geſicht. „Sei doch kein ſolcher Kindskopf!“ entgegnete Martha halb ärgerlich, halb lachend. „Wer ſoll denn etwas davon erfahren? Doktor Walter ſagt es ganz gewiß nicht weiter. Und ich habe ihm ja gar nicht geſagt, was für ein Name auf dem Täßchen ſteht.“ — „Und er wird's doch weiter ſagen!“ rief Elſe, ſprang auf und ſtampfte mit dem Fuße. „Er wird's, denn er iſt ein ſchrecklicher Menſch! Wie abſcheulich, auf der Straße davon anzufangen! Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, ihn und und ſeine ganze Sippſchaft nicht!“ ſetzte ſie entſchloſſen hinzu. „Es iſt alles aus, ganz aus! Und zwiſchen dir und dem Doktor muß auch alles aus ſein! Wenn du nicht ſofort mit ihm brichſt, erzähle ich Mama die ganze Geſchichte! Ich erzähle ihr auch, daß du mit ihm ein Rendezvous in Bergers Garten gehabt haſt. Du denkſt wohl, das weiß ich nicht? Ich weiß alles!“ — „Um Gotteswillen, Kind,“ ſagte Martha erſchrocken, „rede doch nicht ſolche Sachen! Was weißt du denn von Rendezvous? Ich bitte dich himmelhoch, mache keine Dummheiten und ſage ſo etwas nicht wieder! Wenn Papa das hört, bin ich unglücklich!“ — „Das bin ich ſchon lange!“ ſchluchzte Elſe und warf ſich wieder auf den Stuhl.

„Oho!“ tönte plötzlich eine tiefe Baßſtimme. „Wer iſt denn hier unglücklich? Was iſt denn hier los? Was iſt denn das mit euch? Ich rufe ſchon ſeit einer Viertelſtunde, und niemand läßt ſich ſehen. Und da ſitzen die Mädels auf ihrer Bude und ſind unglücklich. Na warte, ich will euch ſchon glücklich machen! Was hat's gegeben? Na, wird's bald?“

Der Herr Amtsrichter machte, wie er ſo daſtand im Schmuck ſeines grauen Vollbartes und ſeiner langen Pfeife, durchaus den Eindruck eines verſtändigen Mannes. Darum aber hätte er auch nicht ſo fragen ſollen. Denn er mußte doch wiſſen, daß man eher von einer Backſteinwand Auskunft über eine dunkle Stelle im corpus juris, als von zwei Mädchen in dieſer Situation eine Antwort erwarten kann. Allmählich kam er denn auch zu der Einſicht, daß mit zwei entgeiſterten Statuen auch der erfahrenſte Amtsrichter kein Verhör anſtellen kann. „Komm mal mit in mein Zimmer!“ ſagte er und tippte Elſe mit der Pfeifenſpitze an die Schulter. Jetzt kam wenigſtens in die eine Statue etwas Leben. Sie folgte ihm in das rauchwolkendurchſchwebte Heiligtum in einer Haltung, für welche in Kränzchenskreiſen das ſchöne Wort „getitſcht“ üblich geworden war. Verzweifelt blickte Martha nach der Thür, die ſich hinter beiden geſchloſſen hatte.

Jener Tag iſt bis heute in der Geſchichte des Amtsrichterlichen Hauſes ein denkwürdiger geblieben. Man könnte nur zweifelhaft ſein, ob man ihn den Tag der Thränen oder den Tag der Verhandlungen nennen ſoll. Als die erſte Verhandlung nach einer halben Stunde zu Ende war, und Elſe wieder erſchien in einer Haltung, für deren Gedrücktheit das oben erwähnte Wort längſt nicht mehr ausreicht, hatte ſie nur den einen dumpfen und doch ſo ſchrecklich klaren Gedanken: „Jetzt weiß Papa alles!“ Ja, er wußte alles. Er wußte die Sache mit den Kränzchenstaſſen, er wußte um das Verhältnis mit Karl und um das Geheimnis mit dem alten Brunnen, er kannte die Begegnungen im Stadtpark, er wußte ſogar, daß bei dem Rendezvous in Bergers Garten Doktor Walter, Martha und Profeſſor Krauſes Lieschen zugegen geweſen, und daß bei dieſer Gelegenheit drei Taſſen Kaffee getrunken worden waren. Er war über alles klar. Elſe aber war ſich durchaus nicht klar darüber, ob ſie ſofort das Lehrerinnenexamen machen und eine Stelle als Gouvernante in England annehmen oder lieber gleich ins Kloſter gehen ſollte. Die zweite Verhandlung, welche zwiſchen Herrn und Frau Amtsrichter ſtattfand, verlief im Gegenſatz zu dem anderen ohne Thränen, aber nicht minder ernſt. Es war davon die Rede, daß ein gewiſſer Doktor noch nicht definitiv am Gymnaſium angeſtellt wäre. Dann kam die Rede auf eine ziemlich entfernt wohnende Tante und einen von derſelben früher einmal geäußerten Wunſch, Martha auf längere Zeit bei ſich zu ſehen. Verhandlung Nummer drei fand ſtatt zwiſchen Martha und Frau Amtsrichter. Sie hatte neben vielen Thränen das Ergebnis, daß eine gewiſſe definitive Anſtellung und im Anſchluß daran ein gewiſſer wichtiger Schritt für Michaelis bereits in ſichere Ausſicht genommen ſeien. Verhandlung Nummer vier: Frau Amtsrichter und Elſe. Die erſtere liebte es mitunter, über ihre Anſichten bei ihrer Umgebung nicht den mindeſten Zweifel aufkommen zu laſſen. Diesmal ging ihre mit wünſchenswerter Deutlichkeit ausgedrückte Anſchauung dahin, ſolche Dummheiten wie die mit den Kränzchenstaſſen ſchickten ſich nicht für junge Mädchen aus guter Familie, das ganze Kränzchen ſei überhaupt viel zu jung und zu dumm, um ſchon an ſolche Sachen denken zu dürfen, es ſolle ſeine Naſen vielmehr in die Bücher ſtecken und ordentlich nähen und kochen lernen, und wenn das Verhalten der ſämtlichen Mitglieder von heute ab nicht ein ganz geſetztes und muſterhaftes ſei, werde das Kränzchen unfehlbar für ewige Zeiten aufgelöſt werden. Hausarreſt bis auf weiteres verſtehe ſich von ſelbſt. Endlich fand noch eine Schlußverhandlung ſtatt zwiſchen Herren und Frau Amtsrichter, nach deren Beendigung der erſtere das Haus verließ. Vier trübe Augen blickten ihm angſtvoll nach. Sie hellten ſich erſt ein wenig auf, als ſie ihn die Richtung nach der gewohnten Gegenabendkneipe einſchlagen ſahen.

Als die Dämmerung herabſank, ſchlich ſich Elſe die Treppe hinunter zu ihrer Herzensfreundin Betty, um ihr von der ſchrecklichen Enthüllung Mitteilung zu machen. Nachdem ſich beide zuſammen ausgeweint, nahmen ſie eine Schere und begaben ſich in den Garten. Der Abendwind ſäuſelte in den Zweigen der großen Linde, von der Laube her dufteten Geisblatt und Jasmin, weiße Lilien und purpurne Verbenen leuchteten aus dem grünen Raſen hervor. Sie aber hatten für dieſe Pracht weder Auge noch Naſe, ſondern ſchlichen, ſich ſcheu umblickend, nach dem alten Brunnen, ſelbſt zwei geknickten Lilien vergleichbar, nur daß geknickte Lilien nicht ſchleichen können. Elſe nahm die Schere und ſchnitt die Schnur, an welcher ihr Täßchen hing, durch. „So, jetzt iſt das Verhältnis zu Ende!“ ſagte ſie und wiſchte ſich die Augen. „Haſt du den Platſch gehört?“ Betty vergoß auch eine Thräne, nahm die Schere und ſchnitt ihre Schnur ebenfalls durch. Wehmütig lauſchten beide, wie auch Arthur klatſchend in der kalten Flut verſchwand. Dann huſchten ſie ins Haus zurück.

Der nächſte Tag verlief in trüber Stimmung. Martha war ſtill und gedrückt, was aber Elſe anbetrifft, ſo ſeien hier nur drei fertig geſtickte Monogramme, einige Seiten Litteraturgeſchichte und eine Schüſſel tadellos geputzten Spargels als Beweiſe für den nachhaltigen Eindruck der jüngſten Ereigniſſe angeführt. Am nächſten Tage aber hatte Elſe die alte gute Laune bereits wieder, was Papa Amtsrichter, deſſen Liebling ſie war, nicht ohne Wohlgefallen zu bemerken ſchien. Martha dagegen befand ſich in rätſelhafter Aufregung. Die Löſung des Rätſels ergab ſich gegen elf Uhr. Elſe ſah gerade zum Fenſter hinaus, da bemerkte ſie Doktor Walter, der im feierlichſten ſchwarzen Anzug und mit ernſtem Geſicht auf das Haus zukam. Sie ſtieß einen kleinen Schrei aus und wandte ſich um, um dies Martha mitzuteilen, bemerkte aber gerade noch, wie dieſe aus dem Zimmer flüchtete.

Die nächſte Viertelſtunde wird weder Martha noch Elſe jemals vergeſſen. Die letztere ſtellte ſpäterhin im Kränzchen die Sache ſo dar, als ob ſie damals vor Aufregung und Angſt beinahe geſtorben wäre, es war aber hauptſächlich die blanke Neugierde geweſen. Immerhin machte die Schilderung jener Epoche ſtets einen packenden Eindruck, wenn Elſe ſie zum beſten gab. Wie es an der Korridorthür klingelte, wie Doktor Walter vom Mädchen ins Beſuchszimmer geführt wurde, wie nach einer ſchrecklich langen Pauſe Papas Stimme drüben hörbar wurde — leider konnte Elſe kein Wort verſtehen. Dann ſprach Doktor Walter lange, lange — o, dieſe dicken Wände! Wiederum Papas Baßſtimme, Rede und Gegenrede. Dann gingen Thüren — auch Mama wurde hörbar. Und immer noch kein Wort deutlich zu verſtehen! Wiederum klappten Thüren, man fragte draußen nach Martha. Schrecklich lange dauerte es, bis ſie gefunden war. Und als dann Elſe ſich um keinen Preis länger halten konnte und hinausrannte, lief ſie gerade der Mama in die Hände, welche ſie zu ſuchen kam. Und nun war kein Zweifel mehr — Martha war glückliche Braut! Und, was das Schönſte daran war: die Kränzchenstaſſen waren ſchuld an dieſer Entwickelung der Dinge. Es wurde ſpäter durch die Ausſage der Hauptbeteiligten erwieſen, daß Doktor Walter auf eine kurze Nachricht von dem Sturm, der das amtsrichterliche Haus durchtobt hatte, einen mannhaften Entſchluß gefaßt und die Sache in Ordnung gebracht hatte. Dieſe Thatſache ſtellte Elſes Autorität im Kränzchen, die beinahe etwas wankend geworden wäre, mit einem Schlage wieder her.

Kaum hatte ſich der erſte Jubel etwas beſänftigt, da ſauſte Elſe mit fliegenden Zöpfen die Treppe hinab, um ihrer Betty das Unerhörte mitzuteilen. „Höre du,“ fügte ſie nachdenklich hinzu, „Doktor Walter iſt doch eigentlich ein ſchrecklich netter Menſch. Und jetzt ärgere ich mich, daß ich die Schnur durchſchnitten habe.“ Betty war ihrerſeits derſelben Anſicht, es ließ ſich aber nichts mehr ändern. Die einzige im Kränzchen, die von allen dieſen Aufregungen unberührt blieb, war Inſpektors Anna. Sie erklärte ganz ruhig, daß ſie nicht daran denke, ihr Täßchen abzuſchaffen; ſie habe ſich nun einmal an daſſelbe gewöhnt, und die Schwärmerei für ihren Jakob könne ihr ja auch niemand übelnehmen. Sie hat das Täßchen auch heute noch. Und Heil dem Jüngling, dem es gelingt, dieſes ruhig und ſtetig ſchlagende Herz in höhere Wallung zu bringen! Er iſt verſorgt und verſehen für ewige Zeiten, das heißt, wenn er ſelbſt damit einverſtanden iſt.

Laß dich vom Glück nicht übermannen.

Laß dich vom Glück nicht übermannen,
Es zehrt am Leben wie kein Leid;
Will dich die gold'ne Plage bannen,
Verwehr' es ihr zur rechten Zeit.

Trifft dich des Schickſals harter Hammer,
Getroſt — es ſchlägt dich ſchlackenrein;
Füllt es mit Blumen deine Kammer,
So ſchwärzt es tötlich Gift mit ein.

Beſcheide dich! Vor allem kehre
Der Seele du das Siechtum ab —
Drum ſorge, daß des Glückes Schwere
Dir nicht zerbrech' den Pilgerſtab.

Ernſt Behrend.

Witlandsort.

— 1275 —

Von Max Hobrecht. (Abdruck verboten.)

> „Denn wie Menſchen denken und leben, ſo bauen und wohnen ſie. Auch auswärts geſehene Muſter können ſie nur nach ihrer Art anwenden, da jeder Vogel nach Geſtalt und Lebensweiſe ſein Neſt bauet."
> Herder, z. Philoſ. d. Geſch. VII. 298.

Wo hat das Paradies gelegen? Jeder, der eine glückliche Kindheit durchlebte, weiß es, ohne lange darüber nachzudenken aber doch nur für ſich allein; die Wiſſenſchaft und die Sage, die es auch für andere wiſſen, geben uns darüber die verſchiedenſten Antworten. Auffallend erſcheint dabei, daß ſie den Wohnſitz eines im Stande der Unſchuld glücklich dahinlebenden Volkes mit Vorliebe in den hohen und höchſten Norden, über den Boreas hinaus, verlegen; die Hyperboräer waren es, bei denen das goldene Zeitalter immer noch fortdauerte, als es der übrigen Welt längſt verloren war.

So darf es als nichts Unerhörtes angeſehen werden, daß auch der nördlichſte Winkel Deutſchlands einmal den Ruhm für ſich in Anſpruch genommen hat, den Garten Gottes in ſich gehegt zu haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unternahm es ein Königsberger Geiſtlicher, ſolche Behauptung mit aller Gründlichkeit wiſſenſchaftlich zu verfechten, und ſchon drei Jahrzehnte früher ſchildert in einer Königsberger Zeitſchrift der Profeſſor naturalium Karl Heinrich Rappolt die fragliche Gegend als das „preußiſche Paradies" mit dem Bemerken, daß dieſe Bezeichnung derſelben ſich ſchon aus weit älterer Zeit herſchreibt. Der Profeſſor naturalium, der übrigens die ganze Sache frei von gelehrtem Zopf mit einer faſt modernen Leichtigkeit behandelt, liefert ein ſo anſchauliches Reiſebildchen, ſchildert die Landſchaft mit einer zu ſeiner Zeit ſo ſeltenen Deutlichkeit, daß man annehmen muß, er ſei mit ganzem Herzen bei ſeinem Gegenſtande geweſen.

„Iſt irgendwo," ſo hebt er an, „eine angenehme und mit unzähligen Veränderungen ausgeſchmückte Gegend in Preußen anzutreffen, ſo iſt es die in einem Haken von zwei Meilen begriffene Halbinſel, welche den Weg von Pillau nach Fiſchhauſen ausmacht. Nicht nur die unvergleichliche Lage dieſer Gegend, ſondern auch der Überfluß aller Sinn und Gemüt ergötzenden Dinge rechtfertigen ihre Benennung, da man ſie abſonderlich das preußiſche Paradies heißet ꝛc."

Die Gegenwart iſt dieſem Urteil beigetreten; auf jener Halbinſel, ziemlich genau in der Mitte zwiſchen Pillau und Fiſchhauſen, haben Königsberger mit vielem Glück und Geſchick einen Badeort entſtehen laſſen, der ſeinen älteren ſamländiſchen Vettern ſchon eine gefährliche Konkurrenz macht. Wandert man von dem kleinen Bahnhofe Neuhäuſer, die Halbinſel quer durchſchneidend, dem Meeresufer zu, an welchem, in Gärten und Pflanzungen verſteckt, allerlei zierliche Landhäuſer zur Aufnahme der Badegäſte bereit ſtehen, ſo laſſe man ſich die Mühe nicht verdrießen, den kleinen am Wege liegenden Erdkegel zu beſteigen, von deſſen Spitze aus man in einem Rundblick genießen kann, was der alte Rappolt ſo beredt ſchildert; der ſchmale Schienenweg hat an dieſer Landſchaft ſehr wenig geändert. Gegen Oſten das friſche Haff, zunächſt deſſen nordöſtlichſte Einbuchtung bei Fiſchhauſen, einſt „die ſchöne Wiek" genannt, darüber hinaus auf der Samländiſchen Seite die dunkle Maſſe der Caporniſchen Heide, auf der Natangiſchen ein mit Dörfern und Landgütern buntbeſetztes Ufer, auf dem die Ordensſchlöſſer Brandenburg und Balga ſich bemerklich machen, die Waſſerfläche ſelbſt mit allerlei Segelfahrzeugen und Dampfſchiffen belebt; gegen Weſten das unendliche Meer mit ewig wechſelndem Antlitz; gegen Süden am Ende der Halbinſel das Hafenſtädtchen Pillau mit ſeinem Maſtenwalde und rauchenden Schiffsſchloten; im Vordergrunde rundum mit Weizen und Klee wohlbeſtandene Ackerbreiten, Zeugen des kräftigen Bodens; gegen Norden, wie eine Schutzwehr vorliegend, jenes liebliche Wäldchen, Laubholz aller Art aufweiſend, von dem ſchon unſer alter Profeſſor mit Begeiſterung berichtet, das eigentliche „preußiſche Paradies." Hat man dies auf vielfach gewundenem Pfade durchſchritten, ſo gelangt man wohl an ſeinem nördlichen Rande zu einem hergerichteten Ruheplatz im Schatten zweier mächtiger Eichen und hat dort die kräftige Maſſe des Ordensſchloſſes Lochſtedt am hohen Haffufer, etwa zweitauſend Schritt entfernt, vor ſich liegen.

Man fragt ſich unwillkürlich, wie der kriegskundige Ritterorden einſt dazu kam, dort gewiſſermaßen im freien Felde und fern von jeder großen Straße eine ſo ſtarke Wehrburg zu errichten, begreift es aber gleich, ſobald man erfährt, daß die Bodenſenkung, die zwiſchen uns und dem Schloſſe die Halbinſel quer durchzieht, noch vor 600 Jahren den eigentlichen Zugang vom Meere zum Haff, das älteſte Tief, bildete. So mußte alle von ſeewärts kommende Schiffahrt hier vorüber und wurde von den Lochſtedter Mauern beherrſcht; und eine lebhafte Straße des Seehandels iſt hier ſchon frühe geweſen. Darum war auch die älteſte uns bekannte Benennung dieſer Stelle plattdeutſch; denn Plattdeutſch iſt gewiſſermaßen die Urſprache für Seehandel und Schiffahrt im nördlichen Europa.

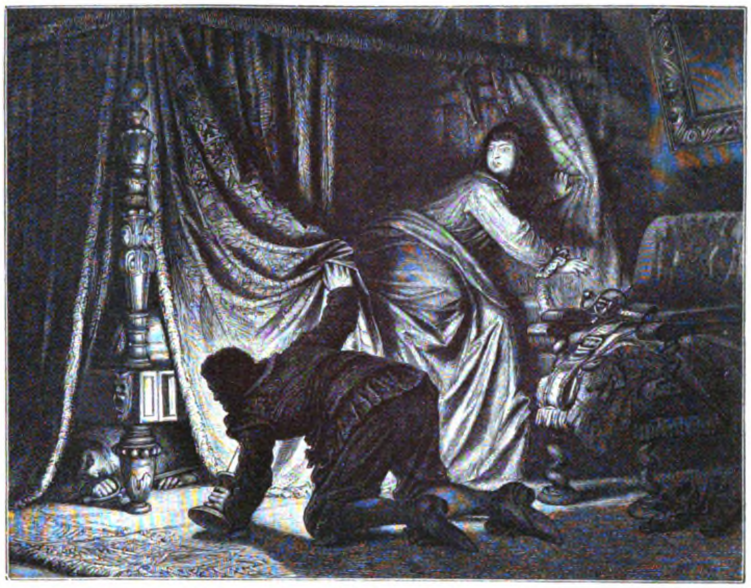
Was ſpäter zum Andenken an einen altpreußiſchen Edeln Lauckſtite, Lochſtedt genannt wurde, hieß, als der Deutſchorden zuerſt in dieſer Gegend erſchien, mit einer, jedem Seefahrer verſtändlichen Bezeichnung Witlandsort. Und „Witlandsort!" rief auch weit vorausdeutend der Schiffer auf dem hohen Hinterdeck einer Galeere, die noch ein paar Meilen draußen in See mit weſtlichem Winde der Einfahrt in das Haff zuſegelte. Das Fahrzeug, in Lübeck verfrachtet, hatte wegen böſen Wetters die Weichſelmündung als Nothafen aufgeſucht und dort ein paar Tage gelegen, heute in der Frühe aber die Reiſe fortgeſetzt, zunächſt nur mit den Rudern gegen den ſchweren Seegang und abnehmenden Oſtwind ankämpfend. Als der Wind gegen Mittag erſt ganz einſchlief, dann leiſe aus Weſten ſich erhob und immer ſtetiger blies, war es möglich geworden, die breiten Segel zu gebrauchen und das Rudern einzuſtellen. Die Wellen, jetzt noch dem Winde entgegenlaufend, verloren mehr und mehr an Gewalt; nur wenn der Steuermann unaufmerkſam war oder gar einen Schabernack üben wollte, traf wohl noch ein Waſſerberg mit dumpfem Schlag oder hellem Klatſchen das Verdeck. Darum trugen auch der Schiffer, wie der Steuerer und ein dritter Mann, die beieinander auf dem Hinterſchiff ſtanden, Mäntel von grobem Fries mit Kapuzen; doch hatten ſie dieſe ſchon weit zurückgeſchoben, um beſſer ausſchauen zu können. Über den Bug hinweg und auch ein wenig zur Rechten zeigten ſich ja, von der Nachmittagsſonne lebhaft beſchienen, die Linien einer nicht ſonderlich hohen Küſte; hielt der Wind an, wie jetzt, ſo konnte man die Einfahrt in das Haff in wenig Stunden erreicht haben.

Jetzt wurde die bisher verſchloſſene Kappe der Luke vor dem großen Maſt vorſichtig von unten gehoben und auf die Seite gerückt; der Kopf eines Mannes wurde ſichtbar, der ſich mit ſchrägen Blicken über den Stand von Wind und Wetter zu unterrichten ſuchte. Die Hand hielt er ſchützend über den geſchorenen Scheitel, und überhaupt zeigte er ſo viel Sorge für ſeine Perſon, daß der Steuerer der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, ihm einen kleinen Spritzer angedeihen zu laſſen. Wie das Kaninchen in den Bau, rutſchte der Begoſſene wieder unter das Verdeck.

„Schämſt du dich nicht, den heiligen Mann zu ärgern, Jakob?" fragte der Schiffer, aber der Ausdruck ſeines Auges verriet, daß es mit dem Tadel nicht ernſt gemeint war; auch wartete er keine Antwort ab, ſondern ging nach dem Vorſchiff, um anzuordnen, daß die Anker klar und ſonſtige zum Landen nötige Anſtalten gemacht würden.

Jakob brauchte einige Zeit, ehe er ſein Mundwerk in Gang brachte; ohne den Blick von der Bewegung des Schiffes zu verwenden, oder eine Miene zu verziehen, ſagte er dann: „Hat er uns beim ſchlechten Wetter allein gelaſſen, kann er auch beim Sonnenſchein unten bleiben."

Sein Nebenmann, von dem zwar wegen des großen



Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Gefahr. Nach dem Gemälde von C. von Piloty.

Schiffermantels nur das Geſicht zu ſehen, aber gerade daran und an dem ſorgfältigeren Haar- und Bartſchnitt zu erkennen war, daß er einer höheren Klaſſe der Geſellſchaft angehöre, nahm jetzt das Geſpräch auf: „Seit wann haben wir einen Mönch an Bord?“ fragte er, „in Lübeck habe ich ihn nicht geſehen.“

„Er kam zu uns, wie wir in der Weichſel lagen — von dem Kloſter her, von der Oliva,“ antwortete Jakob langſam und wie mit innerem Widerſtreben.

Aber der andere ließ nicht los; er wollte ſich unterhalten: „Alſo die helle Höhe dort iſt Witlandsort — und der Punkt weiter links — iſt's ein Gebäude? Sieht aus, als wäre ein Türmchen daran?“

„Sankt Adalberts Kapelle,“ gab Jakob zum Beſcheid, „ein gutes Zeichen für die Schiffahrt. Dort ſollen ja die Heiden den heiligen Mann totgeſchlagen haben.“

„Sind die preußiſchen Heiden ein ſo ſchlimmes Volk?“

„Das kann ich nicht ſagen, Herr! Bei uns Seeleuten heißt es, daß ſchiffbrüchige Menſchen an keiner Küſte ſo gut behandelt werden, als hier. Aber ich denke mir, der heilige Adalbert hat die Heidenſprache nicht verſtanden und die Heiden nicht ſeine; er hat gepredigt, und ſie haben geglaubt, daß er ſchilt — da iſt es denn wohl ſo gekommen.“

„Du kannſt recht haben, Meiſter Jakob,“ ſagte der andere, „der Bruder von Oliva wird es uns aber anders erzählen — nein, nein! Laß ihn nur heraus an die friſche Luft; es mag nicht lieblich ſein dort unten.“

In dieſem Augenblick zeigte ſich nämlich wieder an der Luke der Kopf des Mönches, diesmal mit einem ſtrohgeflochtenen Hut bedeckt, und Jakob machte Anſtalt, als wollte er ſeine Traufe wiederholen. Langſam und vorſichtig ſtieg nun der Mann aus dem Raum, reckte und ſtreckte die ſteifgewordenen Glieder und richtete dann auch die Augen auf die immer deutlicher hervortretende Küſte, während er ſich an einem herabhängenden Tauende feſthielt, weil ſeine Füße bei jedem ſtärkeren Schwanken des Schiffes den Boden verloren. Es war ein Menſch von kräftigem Wuchs, breit in den Schultern, mit etwas kurzem Halſe; ſein rundes Geſicht hatte infolge der Seekrankheit eine elende graugrüne Farbe, und die ſonſt vollgeſpannten Backen hingen ſchlaff herab.

Nun räuſperte er ſich und ſah ſich in der Nähe um: ihn verlangte nach einer Herzſtärkung, deshalb ſuchte er die Geſellſchaft anderer Menſchen, ſchob ſich langſam gegen das Hinterſchiff und kletterte ſchwerfällig die ſteile Treppe hinan, die zu dem erhöhten Platz des Steuermanns führte. Dabei kämpfte in ihm, wie ſo oft in ſeinen Amtsbrüdern aus den unterſten Graden, der pfäffiſche Hochmut mit der gemeinen Natur recht ſichtbar, und verſchiedene Anſätze, ein Geſpräch anzuknüpfen, verloren ſich, wenn ihm das Gefühl ſeiner Würde in die Quere kam, in ein unartikuliertes Grunzen und Stöhnen. Der Steuermann ließ ihn mit echt ſeemänniſcher Gelaſſenheit kommen, und der andere Reiſende hatte ein heimliches Behagen daran, das unbeholfene Gebahren zu beobachten; je mehr er aber den Ausdruck wechſelnder Empfindungen in den groben Zügen betrachtete, deſto bekannter wollten ihm dieſe erſcheinen; zuletzt, als er ſeiner Sache gewiß zu ſein glaubte, rief er, doch ohne ſich von ſeinem Platz an der Schanzkleidung zu rühren: „Kunz Spielmann! wie kommſt du in dies Kleid und auf die preußiſche See?“

Der Angeredete erſchrak und kam auf der oberſten Treppenſtufe zu einem plötzlichen Halt. Nach einem vergeblichen Verſuch, das Geſicht des anderen zu erkennen, ſagte er zögernd:

„Dies Kleid zu tragen, hat man mich ſchon vor zwanzig Jahren gewürdigt; mit ihm zugleich gab man mir einen neuen Namen und hieß mich Bruder Honeſtus. Daß ich auf dieſem ſchrecklichen Waſſer herumſchwimme, iſt nicht nach meinem Wunſch — der Vater Abt von Oliva hat es ſo für gut befunden. Wer und woher biſt du, daß du mich zu kennen meinſt?“

„Kein Wunder, daß du mich vergeſſen haſt, Bruder Honeſtus! Ich war noch ein unfertiger Burſche, als du zu Gernrode allerlei Verdruß mit der Obrigkeit hatteſt. Du trugſt einen ſtattlichen Haarſchopf dazumal und eine Feder an der Kappe, verſtandeſt dich auf das Malen und Anſtreichen und warſt ein Meiſter auf allen Tanzböden —“

„Darauf kann ich mich nicht beſinnen,“ ſagte Bruder Honeſtus, „und wenn es ſo geweſen iſt, ſo liegt es mit Hilfe der Heiligen hinter mir und dient zu nichts, mit mir davon zu reden. Nenne dich lieber, ſonſt muß ich dich für einen Leichtfertigen halten.“

Der Mann an der Schanzkleidung lachte: „Es kann ſein, daß ich mich irre, Bruder Honeſtus; aber der Kunz Spielmann, den ich in Gernrode kannte, war ein ſolcher kecker Geſelle, und ich hatte gute Gelegenheit, ihn zu betrachten und mit ihm zu ſprechen, als er wegen allerlei kleiner Übertretung im Stiftsturm ſaß. Ich brauche ja meinen Namen nicht zu verhehlen; mein Vater war der Stiftsamtmann von Gernrode.“

„Wolfram von Gernrode!“ rief der Mönch überraſcht; dann fuhr er wieder vorſichtiger fort: „Man begegnet jetzt in dieſem Winkel der Welt Reiſenden aus allen Landſchaften Deutſchlands, und nicht alle, die unter dem Zeichen des Kreuzes fahren, werden von frommem Eifer getrieben; alſo iſt es doppelt geboten, daß man ſeine Zunge hüte und nicht einen jeden zu ſeinem Vertrauten mache. Willſt du mir Beſcheid über dich ſelbſt geben, ſo kann es ſein, daß ich nicht zurückſtehe.“

Mit einer faſt vornehm ablehnenden Bewegung antwortete Wolfram: „Eine ſo übergroße Begierde habe ich nicht, die weiteren Fahrten des Kunz Spielmann kennen zu lernen; und zumal wenn du der nicht biſt, kann mir's einerlei ſein, was den Bruder Honeſtus hierhergeführt hat.“

Nun war es dem Bruder Honeſtus doch unbehaglich, genau von jemand gekannt zu ſein, über deſſen Gewerb und Lebensſtellung er ſelbſt nichts wußte. Er beſchloß alſo, ſeinerſeits mitteilſamer zu werden — wahrſcheinlich zeigte ſich dann auch der andere mit der Zeit zutraulicher.

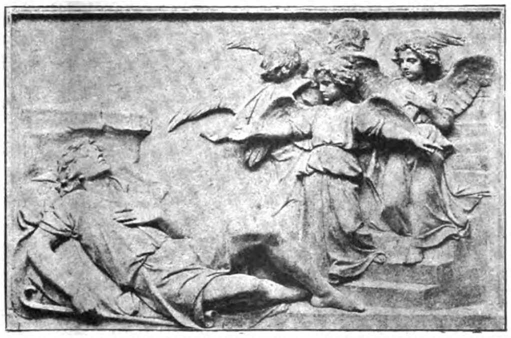
„Iſt es dir erwünſcht, hier in der Fremde etwas von bekannten Menſchen und Dingen zu hören,“ ſagte er, „ſo iſt's meine Art nicht, ſpröde zu ſein. Aber es ſteht ſich ſchlecht auf dieſer ſteilen Treppe, und des Schaukelns und Schwankens bin ich nicht gewöhnt. Wenn dir's recht iſt, mach ich es mir dort auf der Rolle von Tauwerk bequem — es iſt ja auch nicht notwendig, daß der Schiffsknecht unſer Geſpräch mit anhört.“

Als er auf dieſe Art einen beſſeren Ruheplatz gefunden und Wolfram ſich mehr in ſeine Nähe geſtellt hatte, fuhr der Mönch fort: „Nicht mit Unrecht haſt du geſagt, daß ich von der Natur mit allerlei Fertigkeiten ausgeſtattet war: mein Vater war ein Spielmann, und meiner Mutter Bruder hatte großen Ruf für ſeine Malereien bei Weltlich und Geiſtlich in Mansfeldſchen Ländern — jeder Schenkwirt wollte ein Zeichen von ſeiner Hand, und kein Heiligenbild hatte rechte Kraft, wenn's nicht von ihm angeſtrichen war; meine Mutter iſt aber eine ſolche Tänzerin geweſen, daß ſie zwei Spielleute hintereinander außer Atem brachte, und das gewann ihr meines Vaters Herz. Von allen Dreien habe ich etwas abbekommen und das Überkommene noch weiter in mir ausgebildet; aber ſolche Gaben ſind gefährlich. Feindſchaft des rohen Volkes, das von freien Künſten nichts verſteht, Neid und Eiferſucht der Kunſtgenoſſen, ſelbſt der Beifall, der uns von anderen, den Weibern beſonders, zu teil wird — alles vereinigt ſich, um uns Drangſal zu bereiten und Fallſtricke zu legen. Auch mich hat es manchesmal in die Enge getrieben und zu Falle gebracht. Du biſt ja der Meinung, mich in ſolchen Nöten zu Gernrode gefunden zu haben, und ich bin nicht ſo ſelbſtgerecht, daß ich das für unmöglich halten ſollte. Als ich einſtmals ein Vierteljahr lang, und das mitten in der ſchönſten Sommerzeit, durch die überſtrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens eingetürmt geweſen und darnach in recht elender Verfaſſung und unter hartem Verwarnen zum Thore hinausgeſtoßen war, ſuchte ich, weil ſich ſonſt alle Thüren vor mir ſchloſſen, Unterſchlupf in dem Krankenhauſe eines Kloſters und da ich zum Dank etlichen verwitterten Heiligenbildern zu neuem Glanz und Anſehen verholfen hatte, behielt man mich dort gern länger und mir gefiel das ruhige Leben, bei mäßiger Arbeit einen Tag wie den anderen der Tiſch gedeckt und das Lager unbeſtritten, dazu in der Feierſtunde ein ruhiger Diskurs — nun das alles gefiel mir und that meinem Leibe wohl. So kam mir der Gedanke, ganz in das Kloſter zu treten, und weil ſie bei den Ciſterzienſern gern Leute mit allerlei Kunſtfertigkeit unter die Laienbrüder nehmen, ſo ließ man auch mich zu dem Probejahr zu. Nach deſſen Ablauf habe ich in Sittichenbach bei Eisleben, das ſie Sichem nennen, das kleine Gelübde abgelegt.“

„Und das ruhige Leben hat dich nun doch von den Harzbergen her bis auf dieſes Waſſer geführt?“ fragte Wolfram, als Bruder Honeſtus nachdenklich ſchwieg.

„Nach einiger Zeit,“ ſo fuhr der fort, „wurde mir das Stilleſitzen an einem Platze ſelbſt läſtig. Ich denke, man muß dieſes heilige Leben früher oder viel ſpäter beginnen — wenn man weltliche Freude noch gar nicht, oder zum Überdruß kennen gelernt hat. Was mir vor allem fehlte, war die Freiheit des Wandersmannes. Aber ich muß ſagen, da ich ſchon als geſchickter Arbeiter in das Kloſter getreten war, dort noch beſonders mit Meßrute, Setzwage und Richtſcheit zu hantieren lernte, und man in den Benediktinerklöſtern derlei Gaben an den Laienbrüdern zu ſchätzen weiß, ſo iſt man wohlwollend mit mir verfahren und hat mich, ſobald Gelegenheit ſich bot, für kürzere oder längere Friſten auch nach anderen Klöſtern verſchickt. So bin ich in Pforta geweſen und in Walkenried und Amelungsborn — das Unglück brachte mich auch nach Volkerode. Du findeſt nämlich unter den Klöſtern viele, die ſich der Regel nur mit einem vernünftigen Einſehen bedienen, andere, welche die Regel am liebſten noch ſchärfen möchten und wirklich vermeinen, ſie könnten den Himmel zur Erde herunterzwingen. Zu dieſen gehört Volkerode, wo von jeher eine ganz abſonderliche Heiligkeit geherrſcht hat. Der Prior von Volkerode hatte mich und meine Arbeit in Walkenried geſehen, Gefallen daran gefunden und meine Sendung nach ſeinem Kloſter erwirkt, wo allerlei zu tünchen und zu ſtaffieren war. Als ich mich auf die Reiſe dorthin machte, warnte mich der Konverſenmeiſter: ‚gib acht, Bruder Honeſtus, zu Volkerode weht eine ſchärfere Luft!‘ Aber ſo hatte ich mir's doch nicht vorgeſtellt! Näher noch als das spernere mundum ſteht das spernere sperni der Heiligkeit, ſo heißt es — die Brüder in Volkerode aber hatten es ſo weit gebracht, daß ſie das Verachtetwerden ſich gar für einen beſonderen Ruhm rechneten. Man hatte mir aufgetragen, gewiſſe Reliquienſchreine in der Kloſterkirche auszubeſſern; dabei fand ich auch einen, der mit Kränzen, Bändern und kleinem Schmuckwerk außen aufs reichſte geziert, aber in ſeinem Innern, wie man durch das Drahtgitter gut erkennen konnte, ganz leer war. Auf meine Anfrage wurde mir der Beſcheid, dieſer leere Schrein ſei das Prachtſtück des Kloſters, er liefere den Beweis, daß die Brüderſchaft von Volkerode einmal einer Wundererſcheinung gewürdigt worden ſei. Einer ihrer Äbte hatte im Traume die Stelle geſehen, an welcher in einem Kirchhofswinkel in Köln drei von den elftauſend Jungfrauen begraben waren; er hatte die Reliquien dort auch wirklich gefunden und nach ſeinem Kloſter entführt, daſelbſt aber im ſchönſten Schrein ausſtellen laſſen und in der Gegend die eifrigſte Verehrung derſelben ins Leben gerufen. Doch in dem Maße, wie die Vergoldung des Schreins dunkel, und die Geſchichte von der Auffindung ſeines Inhalts altbacken wurde, nahm die allgemeine Teilnahme für ihn ab, und im Kloſter ſelbſt fing man an, die Heiligtümer, die keine rechte Zugkraft mehr hatten, gleichgültig zu behandeln. Die Bewohner des Schreins wären aber keine Frauenzimmer geweſen, wenn ſie ſich das hätten gefallen laſſen. Zu verſchiedenen Malen erhoben ſie in ihrer Behauſung gerade während des Gottesdienſtes ein Gepolter, auch erſchienen ſie dem Bruder Sakriſtan im Traume und beſchwerten ſich, daß ſie um einiger recht zweifelhafter Knochen willen vernachläſſigt würden, die ein Kreuzfahrer aus Griechenland mitgebracht habe. Aber dieſe Erinnerungen hatten keinen Erfolg.“

(Fortſetzung folgt.)



Jakobs Traum als Symbol der göttlichen Offenbarung.
Am Mittelbau der Südfront des Königlichen Muſeums zu Dresden.
Aus dem im Verlage der Gilbersſchen Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (J. Bleyl) in Dresden erſchienenen Hähnelwerk.

Ernſt Julius Hähnel.

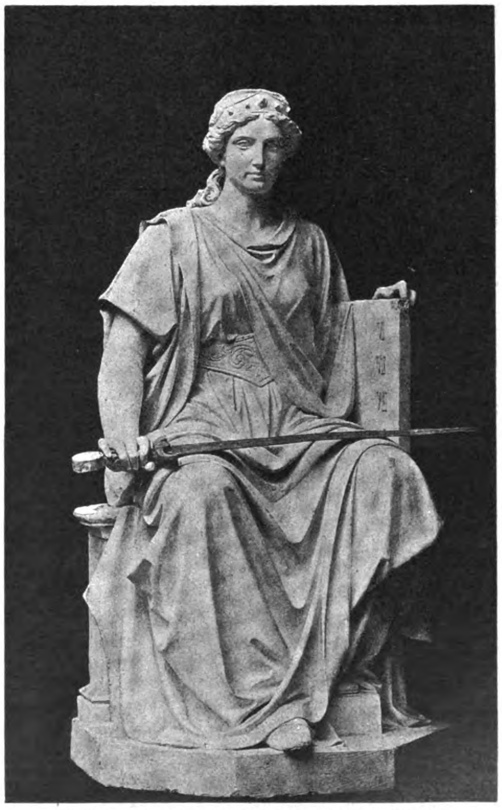
Von Dr. O. Doering. (Abdruck verboten.)

Mit dem jüngſt verſtorbenen Ernſt Julius Hähnel verlor die deutſche Kunſt einen ihrer ausgezeichnetſten Meiſter, die Dresdener Bildhauerſchule denjenigen, welcher ſeit Rietſchels Dahinſcheiden ihr Lehrer und Führer geweſen war. Mit und nach jenem, von dem er ſelbſt gelernt und mit dem er um die Palme des Künſtlerruhmes geſtritten hat, war es Hähnel vergönnt, die deutſche Plaſtik auf der reinen Höhe zu erhalten, auf welche der Altmeiſter Rauch ſie erhoben hatte.

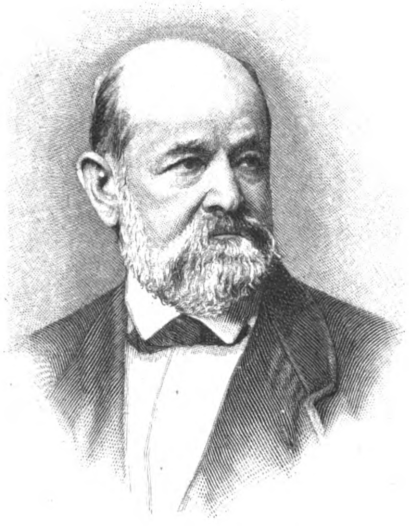
Ernſt Julius Hähnel wurde am 9. März 1811 zu Dresden geboren, wo ſein Vater Inhaber eines ſtädtiſchen Gutes war. Dieſer Mann war nach der Schilderung von Friedrich Pecht ein vortrefflicher Ökonom, der es verſtanden hatte, durch Sparſamkeit zu einem erfreulichen Wohlſtande zu gelangen. Mit Verſtändnis und Wohlwollen beobachtete er die geiſtige Entwickelung ſeines Sohnes, der ſchon ſehr früh allerlei Zeichen von der in ihm ruhenden künſtleriſchen Begabung an den Tag legte. Die Lieblingsbeſchäftigung des Knaben war das Zeichnen, und als der griechiſche Freiheitskampf die Gemüter in Begeiſterung verſetzte, faßte der damals zwölfjährige Ernſt den Gedanken, die großen Ereigniſſe maleriſch zu verewigen. Er ſchmückte die Wände eines ſeinem Vater gehörigen achteckigen Gartenhäuschens mit Türkengefechten und hatte die Freude, für dieſe Leiſtung die väterliche Anerkennung und das glänzende Honorar von acht guten Groſchen einzuernten. Trotz der Anzeichen einer Begabung für die Malerei bewilligte der Vater nicht, daß ſein Sohn ſich dieſem wenig einträglichen Kunſtzweige ganz zuwendete. Er beſtimmte ihn vielmehr für die Baukunſt, und der Sohn begann, ſich 1825 unter des Klaſſiciſten Thörmers Leitung zum Architekten auszubilden. Nach fünfjähriger Lehrzeit verließ Hähnel Dresden und wanderte zu Fuß nach München, um ſeine Studien dort fortzuſetzen. Doch feſſelte ihn die Art des dort vorgefundenen Lehrers nicht und zwar, wie Pecht meint, aus deſſen Hähnel-Biographie ich dieſe Einzelheiten zum Teil entnehme, weil ſchon damals der Jüngling ſich dem Studium und der ſelbſtändigen Übung der Bildhauerkunſt zuzuwenden begann. Daß er vor Ergreifung dieſes ſeines eigentlichen Lebensberufes Architekt geweſen, war ein glückliches Zuſammentreffen, da auf ſolche Art dem Künſtler jenes volle Verſtändnis für den Zuſammenhang von Baukunſt und Plaſtik aufging, welches ihn in den Stand ſetzte, den herrlichen Bauten in Dresden und anderen Orten einen wahrhaft harmoniſchen und organiſch wirkenden Skulpturenſchmuck zu verleihen. 1831 verließ Hähnel nach einem in München ſehr flott verlebten Jahre dieſe Stadt, um wiederum zu Fuß Italien aufzuſuchen, das ſonnige Vaterland der modernen Kunſt, die Stätte, wo einſt Rafaels Schönheit und Michelangelos Kraft unſterbliche Werke erſchufen. Er iſt ein rechter Jünger beider geweſen. Aus ſeinen Werken ſprechen Anmut und Stärke, Eigenſchaften, die ihm angeboren waren, die in Rom aber erſt voll zur Entfaltung kamen. Mehr aufnehmend, als ſelbſt ſchaffend verblieb er einige Jahre in Florenz und Rom, woſelbſt der Umgang mit Thorwaldſen und anderen Kunſtmeiſtern beſtimmend auf ihn wirkte. Auch Koch lernte er damals kennen und zwar durch den drolligen Zufall, daß jener gewohnt geweſen war, bei dem bisherigen Inhaber der von Hähnel gewählten Behauſung ſein Nachmittagsſchläfchen zu halten, das ihm ſeine Gattin daheim nicht erlaubte. Da Koch deren hygieiniſche Bedenken nicht anerkennen aber auch keinen häuslichen Zwiſt haben wollte, ſo einigte er ſich mit Hähnel, deſſen Sofa auch fernerhin zu benutzen.

Seit 1835, wo unſer Künſtler wieder nach München überſiedelte, fanden die in Italien gewonnenen Anſchauungen und Fähigkeiten weitere Nahrung durch Genellis Formenſchönheit und die heroiſche, tiefſinnige Kunſt des gewaltigen Peter Cornelius. 1838 kehrte Hähnel nach Dresden zurück, und ſo ſchnell wuchs ſein Anſehen, daß der erſt 31 Jahre alte Künſtler ſchon nach vier Jahren zum Ehrenmitgliede der Dresdener Akademie erhoben wurde, die ihn 1848 zum Profeſſor und Mitgliede ihres Rates ernannte.

Solche Auszeichnungen waren durch jahrelange Arbeit erworben, worin des Arbeitenden geiſtige und techniſche Fähigkeiten ſich in vorzüglichſter Art bewieſen hatten. Wenn auch Hähnel nicht dazu gelangt iſt, als bahnbrechendes Genie zu wirken, wenn auch ſeine Kunſt ſich nicht dem Einfluſſe zu entziehen vermochte, welchen die großen Vorbilder auf ihn übten, ſo iſt doch die Art, wie er ſich ihnen anſchloß, ſein Eigentum. Sein Talent, ohne Aufopferung ſeiner Selbſtändigkeit den Spuren Größerer zu folgen, *ihre* Anregungen mit *eigenem* Geiſte zu verarbeiten, zeigt ſich ſchon bei ſeinem erſten, von Michelangelo beeinflußten Werke: „Pene-

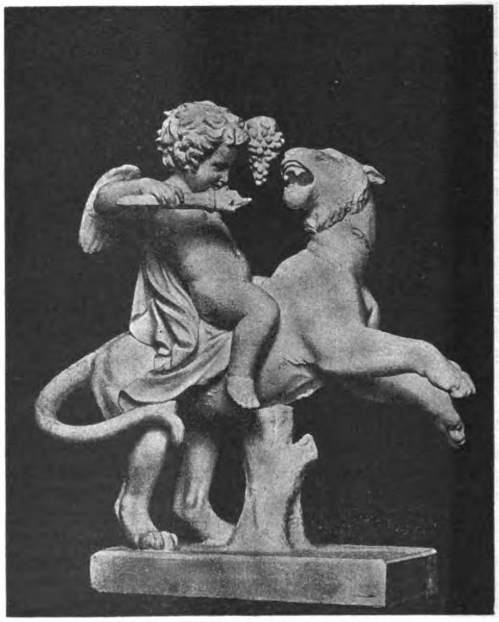


Juſtitia. Im Innern des Gerichtsgebäudes zu Zwickau.
Aus dem im Verlage der Gilbersſchen Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (J. Bleyl) in Dresden erſchienenen Hähnelwerk.



Bildhauer Ernſt Julius Hähnel †.

lope und Telemach bei den Freiern.“ Die Richtung auf die Antike und ihre Sagenkreiſe, welcher Hähnel mit beſonderer Vorliebe folgte, erwies ſich bereits bei dieſem frühen Erzeugniſſe als ſtark und folgenfähig. Doch waren es weniger die menſchlich intereſſierenden Stoffe jener Art, als vielmehr die eigentlich mythologiſchen, die Göttergeſchichten, deren Geſtaltung er mit Glück unternommen hat. Er hatte das Talent ihnen neue Geſichtspunkte abzugewinnen und allerlei Szenen zu bilden, von denen die Alten zwar nichts wußten, welche jedoch durchaus in ihrem Sinne gedacht waren, ohne deshalb gegen das moderne Empfinden zu verſtoßen. Er fabelte mit Luſt und freiem Mutwillen gleich Ovid, und was er erſonnen, geſtaltete ſich in Formen, die aus dem Marmor hervorwuchſen, erhaben, groß und ruhig, wie die Antike, und doch voll Saft und Kraft, ſtets lebendig, niemals ins akademiſch-langweilige geratend. Eins dieſer Werke: „Amor auf einem Panther reitend“ möge als Beiſpiel für dieſe Behauptung dienen. Das Tier, welches trotz ſeiner ſtarken Bewegung mit großer Mäßigung in ſchönem Fluſſe der Linien gebildet iſt, wendet voll bacchiſcher Begierde den geöffneten Rachen nach der Traube, welche der auf ſeinem Rücken ſitzende geflügelte mutwillige Götterknabe ihm entgegenhält. Unſere Abbildung iſt gleich den übrigen hier beigefügten der vortrefflichen Ausgabe der Hähnelſchen Werke entnommen, die im Verlage der Gilbersſchen Königlichen Hof-Verlagsbuchhandlung in Dresden erſchienen iſt, und auf die ich nicht verfehlen will, diejenigen meiner Leſer aufmerkſam zu machen, welche etwa den Wunſch haben ſollten, ſich über das Wirken des Meiſters des näheren zu unterrichten. — Ein anderes Werk dieſer antikiſierenden Richtung iſt eine Gruppe, beſtehend aus den drei luſtigen Göttern Amor, Bacchus und Ganymed, welche ſich darüber freuen, wie der Panther ſich mit dem Adler des Zeus um einen Nektartrunk ſtreitet. Das wichtigſte und ſchönſte Erzeugnis aber, welches der bacchiſchen Sage entſtammt, iſt der berühmte Zug des alles überwindenden und beſeligenden Weingottes, von Hähnel zum Schmucke des herrlichen Semperſchen Theaterbaues in Dresden angefertigt, und zwar von ihm allein, während er ſich in die übrige Skulpturenausſchmückung mit ſeinem Lehrer Rietſchel teilte. Das herrliche Kunſtwerk war eingegeben und erfüllt von wahrer Begeiſterung, wie ſie nur derjenige zu empfinden vermag, der mit offenem Herzen und rechter Fröhlichkeit ſelbſt dem Bacchus zu opfern verſteht. Auch hier walteten neben heiterer Bewegung die Ruhe der Antike, und die wunderbarſte Anmut bei kräftigſter Formengebung. Bekannt iſt, daß das koſtbare Werk bei dem Brande des Theaters am 21. September 1869 zu Grunde gegangen iſt. Seitdem iſt es in Gipsabgüſſen erhalten, deren tote Kälte von der Friſche und Lebenswärme des untergegangenen Originals nur einen ſchwachen Begriff zu geben vermag. Die Zerſtörung dieſes koſtbaren Werkes war der zweite ſchmerzliche Unfall, welcher den Künſtler in jener Zeit traf. Schon 1868 hatte er einen nie ganz verſchmerzten Verluſt erlitten durch den Tod ſeines Sohnes, der bei der hohen Begabung, die er beſaß, ſicherlich ein würdiger Nachfolger ſeines großen Vaters geworden wäre. Nach einer Kindheit, in welcher er keinerlei Zeichen irgend welcher geiſtigen Bedeutung gegeben hatte, und die gar mit ſeiner Ausweiſung aus der Schule endigte, hatte der junge Mann plötzlich den Entſchluß gefaßt, des Vaters Beruf zu ergreifen. Von da an hatte er aufs fleißigſte ſtudiert, auch allerlei Bildwerke ſelbſtändig komponiert, und Ernſt Hähnel ſah mit Stolz auf ſeinen Sohn, deſſen Talent ſo plötzlich zu Tage getreten war. Da befiel den Jüngling eine tückiſche Bruſtkrankheit, der er bald genug erliegen mußte. Der Vater ſuchte Troſt in neuer raſtloſer Arbeit. Er ſchmückte wie das Dresdener Theater, ſo auch das Wiener Opernhaus mit Skulpturen antiken Inhalts, wovon namentlich die Gruppen der klaſſiſchen und romantiſchen Dichtung zu erwähnen ſind. Sein vorzügliches Talent für phantaſtiſche und beſonders für bacchiſche Gegenſtände war ſchon von Rietſchel bemerkt worden, der in dem mit Rauch geführten Briefwechſel ſich über den Bacchuszug äußerſt lobend ausſpricht. Die allegoriſchen Figuren, welche unſer Hähnel ſo oft gebildet hat, gehören in ihrer Formenſchönheit zu den koſtbarſten Erſcheinungen der deutſchen Plaſtik. Schon 1853 erregte eine Saxonia, welche er aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Albert von Sachſen in Gips hergeſtellt hatte, den größten Beifall. Die von uns abgebildete Figur der Juſtitia, welche ſich im Innern des Gerichtsgebäudes zu Zwickau befindet, iſt im edelſten klaſſiſchen Stile ausgeführt. Nicht anders ſteht es mit den zahlreichen Begriffsfiguren an den Porträtſtatuen Hähnels. Die in ſtiller Demut mit Bibel und Kreuz daſitzende Frauengeſtalt am



Amor auf einem Panther reitend.
Aus dem im Verlage der Gilbersſchen Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (J. Bleyl) in Dresden erſchienenen Hähnelwerk.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Leibnitzdenkmal zu Leipzig ſtellt die Theologie dar; das Relief iſt würdig, jedem Werke der italieniſchen Frührenaiſſance an die Seite geſtellt zu werden.

Von der Darſtellung ſolcher Dinge zu eigentlich hiſtoriſchen Gegenſtänden überzugehen, war für einen Künſtler von ſolchem Geiſte von ſelbſt geboten. Die Arbeiten, welche er und Rietſchel als Gehilfen Sempers an deſſen Theater- und Muſeumsbauten in Dresden hergeſtellt haben, bieten dafür manch glänzendes Zeugnis. Die Gegenſtände waren der antiken wie chriſtlichen Religion, Geſchichte und Sage entnommen. Jakobs Traum, ein Relief vom Mittelbau der Südfront des Dresdener Muſeums ſei als Beiſpiel herausgegriffen. In ſchöner Stellung liegt der ſchlafbefangene Wanderer da, während neben ihm Engel vom Himmel niederſteigen, um ihm die göttliche Gnadenweisſagung zu überbringen. Von anderen Werken religiöſen Inhaltes erwähne ich eine im Jahre 1850 entſtandene ſchöne Madonna, die großartige Evagruppe, die 1886 eine Hauptzierde der Berliner Jubiläumsausſtellung war, ſowie endlich den drachentötenden heil. Georg, welcher öſtlich von der Sophienkirche in Dresden 1887 als Brunnenfigur aufgerichtet wurde, an dem aber manchem die etwas ſentimentale Auffaſſung nicht gefallen mag. Darſtellungen von hiſtoriſchen Perſonen fertigte Hähnel in großer Zahl, wobei zwiſchen idealen und realen Porträts zu unterſcheiden iſt. An den Auffahrten des ehemaligen Dresdener Hoftheaters zeugten die Figuren des Sophokles und Ariſtophanes, Shakeſpeares und Molières von Hähnels Kunſt. Das Muſeum zieren u. a. die Sandſteinbilder von Dürer und Holbein, Dante und Cornelius, Michelangelo und Rafael. Der letztere hat Hähnel wiederholt zur Darſtellung begeiſtert. An verſchiedenen Orten, in Dresden, Leipzig, Berlin und ſonſt, finden ſich Wiederholungen der herrlichen Rafaelſtatue, welche, was Inhalt und Form betrifft, zum Schönſten gehört, was eines Bildhauers Meißel erſchaffen. Rietſchels Briefe laſſen wiederholt die hohe Bewunderung erkennen, welche er ſamt Rauch für das Werk empfand. Zu ſeinem und Rauchs großem Verdruß verſtand man indes das ſchöne Werk auf der Berliner Ausſtellung 1856 nicht genügend zu würdigen. Weniger erheblich war Hähnels Leiſtung an dem Beethoven, welchen er für Bonn modellierte, und der von Burgſchmiet in Erz gegoſſen wurde. Das Werk, welches am 12. Auguſt 1845 enthüllt worden iſt, fand Beifall nur ſoweit die das Poſtament zierenden Idealgeſtalten in Betracht kamen, welche die geiſtliche und weltliche Muſik und die Symphonie zu ſchildern verſuchten. An dem Beethoven ſelber befriedigte weder Auffaſſung noch Ausführung, ſo daß Rauch in einem Briefe an Rietſchel (29. März 1842) lebhaft bedauerte, daß in der Denkmalskonkurrenz nicht lieber Bläſer den Sieg davon getragen hatte. „Seine Skizze,“ ſchreibt

Raphael Sanzio

Statue Raphael Sanzio’s. Am Mittelbau der Südfront des Königl. Muſeums zu Dresden.

Statue von Leibniz in Leipzig.

Aus dem im Verlage der Gilbersſchen Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (J. Bleyl) in Dresden erſchienenen Hähnelwerk.

Rauch, „war lebendiger und guten Geſchmacks,“ während ihm diejenige Hähnels „nicht beſonders“ vorgekommen war. Die Mängel des Werkes waren deſſen Urheber ſelbſt wohlbekannt, und nach ſeiner Art hat er ſich oft wieder an demſelben Gegenſtande verſucht, um der eigenen Schwäche Herr zu werden. Im März 1844 erhielt Hähnel den Auftrag, eine für die Univerſität Prag beſtimmte Statue ihres Stifters Karls IV anzufertigen. Das Modell, welches er herſtellte, wurde in Lauchhammer gegoſſen, und ſo ſteht denn noch heute das Werk unſeres Künſtlers an der dafür erwählten Stätte und zeigt den Kaiſer, wie er der neuen Univerſität die Stiftungsurkunde überreicht. Das Poſtament iſt mit den allegoriſchen Figuren der vier Fakultäten geſchmückt. Noch mancherlei Porträtbildſäulen vollendete Hähnel. Ich erwähne das Reiterdenkmal des Fürſten Schwarzenberg in Wien; das eherne Bild des gleichfalls zu Pferde dargeſtellten Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, der in der Schlacht bei Quatrebras den Heldentod ſtarb, 1874 in ſeiner Hauptſtadt aufgeſtellt; das Standbild Friedrich Auguſts II in Dresden, unten umgeben von den Figuren der Frömmigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit und Stärke. Ruhm verdient ferner die Bronceſtatue Theodor Körners, des Sängers des Freiheitskampfes, welche 1871 vor der Kreuzſchule zu Dresden Aufſtellung fand; endlich der 1883 für Leipzig vollendete Leibniz, deſſen ſchon oben gedacht wurde, ein Meiſterſtück feinſter Charakteriſtik.

Anfangs des Jahres 1845 trat der Künſtler in eine Konkurrenz mit ſeinem Lehrer Rietſchel. Es handelte ſich um ein Denkmal des Komponiſten Weber. Die Verhandlungen waren für beide Teile gleich peinlich, und namentlich Rietſchel fühlte ſich gekränkt und zurückgeſetzt. Die bittere Stimmung, in der er ſich damals befand, führte ihn zu einer ſtarken Abneigung gegen Hähnel, die ſich oft in den an Rauch gerichteten Briefen Luft machte. Das Beethovendenkmal in Bonn erfüllte ihn mit Mißtrauen, welches er zwar nicht offen ausſprach, mit dem er aber bei Rauch auf Zuſtimmung rechnen durfte. Etwas Künſtlerneid war wohl auch im Spiel. Zum Glück legte ſich die Verſtimmung wieder, nachdem Rietſchel den Auftrag zu der Weberſtatue erhalten hatte, und auch mit Rauch trat Hähnel im Laufe der Jahre in lebhaften ſchriftlichen und mündlichen Verkehr. Rietſchel aber ſchrieb anfangs 1853: „Hähnel wirkt durch ſeine Perſönlichkeit und Richtung vielfach anregend“ — ein Urteil, welches nach beiden Seiten durchaus gerechtfertigt war. Hähnels außerordentlicher Schönheitsſinn, verbunden mit großem Talente zur Kompoſition, der Trieb ſeiner lebendigen Geſtaltungskraft, gehalten von ſeinem an der Antike geläuterten Geſchmacke machte ihn zu einem würdigen Nachfolger der großen Meiſter der Renaiſſance, zu einem der vorzüglichſten Vertreter der jener Kunſt verwandten neueren Richtung. Seine Energie bewahrte ihn davor, ſüßliche Werke zu erſchaffen, ſein Zartſinn, roh oder lasciv zu werden. Die ihm eigene Selbſtändigkeit hinderte, daß er ein Nachtreter der Antike wurde oder ſonſt irgendwelcher Manieriertheit anheimfiel. Rechnet man endlich dazu, daß er ſich als Porträtkünſtler ſtets im feinſten Sinne als Realiſten erwieſen hat, ſo iſt Rietſchels obenerwähnter Ausſpruch nach der künſtleriſchen Seite hin als zutreffend erwieſen. Und wie ſehr auch nach der Seite des Perſönlichen! Die unverſiegliche Friſche, welche ſich Hähnel bis ins ſpäte Alter bewahrte, ſeinen ſprühenden Witz, ſeine glänzenden Unterhaltungsgaben wird keiner vergeſſen, dem das Glück eines näheren Verkehrs mit ihm zu teil wurde.

Hähnel iſt ſeiner Vaterſtadt Dresden ſeit 1838 nicht mehr untreu geworden. Als man ihn 1855 nach Wien berufen wollte, lehnte er ab. So lebte er, geliebt und verehrt, umgeben von ſeinen Schülern, denen er, wie man rühmt, ein Freund, niemals aber ein Schulmeiſter geweſen. Noch einmal im Jahre 1887 hatte er die Freude, ſeine Werke in Dresden in großer Zahl ausgeſtellt zu ſehen, das koſtbare, vielgeſtaltige Denkmal, das er ſeinem eigenen Andenken aufgerichtet hat. Es wird in Ehren bleiben, ſolange jugendfriſche, keuſche Schönheit als das Köſtlichſte in der Kunſt Verehrung findet.

Die Theologie am Leibnizdenkmal zu Leipzig. Aus dem im Verlage der Gilbersſchen Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (J. Bleyl) in Dresden erſchienenen Hähnelwerk.

Kurprinz Friedrich Wilhelm in Gefahr.

(Zu dem Bilde auf S. 669.)

Ein ernſtes Bild aus ſchwerer Zeit!

Kurbrandenburg war ein Spielball in den Händen von Freund und Feind, und ob die erſteren, die Kaiſerlichen, weniger ſchlimm, denn die letzteren, die Schweden, iſt kaum zu entſcheiden. Der Kurfürſt Georg Wilhelm weilte im fernen Königsberg — in Berlin hatte ein unheimlicher Gaſt, die Peſt, ſeinen Einzug gehalten.

Aus Sorge vor der Seuche, mehr vielleicht noch aus Angſt, daß es Freund oder Feind eines guten Tages belieben könne, ſie aufzuheben, hatte man die kurfürſtlichen Kinder aus der Hauptſtadt entfernt. Das ſtille Jagdſchloß Letzlingen bot dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm zuerſt einen Zufluchtsort, aber bald ſchien auch jene Waldeinſamkeit nicht mehr ſicher genug, und dem jugendlichen Prinzen wurde die Feſtung Küſtrin zum Aufenthalt angewieſen. Hier war der Oberſt von Burgsdorf Kommandant, ein echter Brandenburger von gutem, derbem Schrot und Korn, ein alter Haudegen, dem man unbedingt vertrauen konnte: derſelbe Burgsdorf, der etwa ein Jahrzehnt ſpäter ſein Schwert allen voran für ſeinen „neuen Herrn“ entſcheidend in die Wagſchale warf, als alle Treue und aller Gehorſam im kurbrandenburgiſchen Heere wankte.

Still und ruhig lebte der Kurprinz in der kleinen Feſtung ganz ſeinen Studien. Dann und wann wohl ſprachen die kaiſerlichen Offiziere, die in der Umgegend mit ihren Truppen lagerten, vor, dem Hohenzollernſproß ihre Aufwartung zu machen; dann und wann wohl erwies auch einer der Generale dem Fürſtenkind eine beſondere Aufmerkſamkeit: ſo befreite der allmächtige Wallenſtein auf des Kurprinzen Bitte die Stadt Landsberg von übermäßiger Einquartierung.

In der That ſchien der Prinz unter Burgdorfs Obhut und unter ſeines bewährten Erziehers Kalkhun Leitung in Küſtrin gut aufgehoben. Da ſollte ein unheimlicher, nie völlig aufgeklärter Vorfall beweiſen, daß man ſich dennoch getäuſcht hatte.

Der Kurprinz hatte ſich eines Abends ſchon frühzeitig zur Ruhe begeben; ſein Kammerdiener Daniel räumte noch im Schlafzimmer auf. Dabei kam er dem Lager des Prinzen nahe und bemerkte plötzlich zu ſeinem maßloſen Schrecken, daß unter der Bettlade ein Mann verborgen ſei. Er rief ſeinem jungen Herrn ſofort ein warnendes „Hab Acht!“ zu, ſchlug Lärm und ſtürzte ſich ſelbſt auf den Fremden. Widerſtandslos ließ ſich derſelbe unter dem Bett hervorziehen: es war ein etwa zwanzigjähriger Mann, der in der Hand einen entblößten Degen hielt!

Der Eindringling wurde in das Gefängnis abgeführt — über die Unterſuchung gegen ihn läßt ſich aber nichts ermitteln. Ob es ſich nur um einen gewöhnlichen Raubverſuch handelte, ob ein politiſcher Mord geplant war und von wem? iſt nie feſtgeſtellt worden, und faſt ſcheint es, als habe der kurfürſtliche Hof Gründe gehabt, die ganze Angelegenheit zu vertuſchen. — Nicht lange darauf ſiedelte der Kurprinz nach Stettin, an den Hof des letzten Pommernherzogs, über.

Man wagt kaum die Folgen auszudenken, welche unvermeidlich waren, falls das Attentat glückte! Was wäre aus Kurbrandenburg, was wäre aus dem Hohenzollerngeſchlecht geworden, wenn der Große Kurfürſt Staat und Volk nicht mit feſter, ſicherer Hand durch alle Wirrungen der Zeit hindurch geleitet, wenn ſeine unvergleichliche politiſche Klugheit, ſeine ſoldatiſche Tüchtigkeit, ſein treuer Herrſcherwille nicht alle Hinderniſſe zu überwinden gewußt hätten. Er allein beſaß die Fähigkeit und Kraft zu alledem. Auf zwei Augen ruhte Brandenburgs Zukunft, auf einem Jüngling Preußens Geſchick: und dieſer Jüngling war der Kurprinz Friedrich Wilhelm.

v. Sp.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Im Geflügelhof, auf den uns G. Schnitzler mit ſeinem allerliebſten Bilde „Gefährliche Lieblinge“ führt, geht's hoch her. Der ſtolze Puter blickt zwar etwas verachtungsvoll auf die genäſchigen Vettern und Baſen, dafür treiben's dieſe aber deſto toller. Lotte vermag ſich der ſtürmiſchen Attacke, welche ihre buntgemiſchte Schar auf den Frühſtückskorb ausführt, kaum zu erwehren, ſo krabbelt und kribbelt, flattert und ſchnattert es um ſie her. Der Peter auf der Treppenſtufe kräht nun gar noch ſeine Lieben aus der Ferne herbei, ich fürchte aber, ſie werden für die Feſttafel zu ſpät kommen, wenn's die Anweſenden im gleichen Tempo fortmachen.

Chromotaxia.

Was iſt Chromotaxia? Zunächſt ein neues Wort aus alter Sprache zuſammengeſetzt, dann die Bezeichnung für ein höchſt zweckmäßiges Hilfsmittel, das der gelehrte Italiener P. A. Saccardo allen denen an die Hand gibt, welche mit Beſchreibungen von Pflanzen- und Tierarten zu thun haben Bei allen ſchriftlichen Darſtellungen ſolcher Gegenſtände läßt die Benennung ſowie die genaue Bezeichnung der Farbe häufig ſehr zu wünſchen übrig, denn es fehlt der Sprache an Ausdrücken für eine ganze Reihe von Farbenabſtufungen, wie ſie in der Natur vorkommen. Gelb iſt allerdings gelb, aber wie viele Töne liegen zwiſchen Bronze und Strohgelb bis hinauf zum Crême oder Roſenfarben. Dann gibt es noch graugelb, gräulichgelb, graugelblich, grünlichgelb, gelbgrünlich, weißgelb ꝛc., eine Menge von Worten, bei denen man ſich allerdings eine Farbe vorſtellen kann, jedoch ſchwerlich ganz genau dieſelbe Schattierung, welche gemeint iſt, denn die Übergänge von einer Farbentönung in die andere ſind faſt unmerklich, d. h. unbehältlich.

Um dieſem Übelſtande abzuhelfen und der Farbenerlernung feſte Grundlage zu geben, hat Saccardo die Chromotaxie ausgearbeitet, das iſt eine Farbentabelle von fünfzig Farben und deren Namen in lateiniſcher, italieniſcher, deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache. Die Anordnung des Schriftwerkes iſt ſo getroffen, daß jede Bezeichnung in einer alphabetiſchen Liſte, ſowie auf den Farbentafeln leicht gefunden werden kann. Erſchienen iſt dieſe verdienſtliche Arbeit in Padua; ihr gebührt Verbreitung in Schulen und Lehranſtalten, ſei es als weſentliches Hilfsmittel beim naturwiſſenſchaftlichen Unterricht oder zur Übung und Ausbildung des Farbenſinns.

Ein denſelben Grundſätzen entſprechendes Farbenbuch für das Gebiet der Mode würde von großer Bedeutung werden, da es die genaueſte Bezeichnung der Farben von Stoffen u. dgl. mit Worten ermöglichte und geſtattete, ohne Buntdruck zuverläſſige Vorſchriften für farbige Arbeiten zu geben.

Univerſitäten.

Fortbildungskurſe für Lehrer Deutſchlands, Öſterreichs und der Schweiz finden vom 28./9. bis 10./10. d. J. in Jena über naturwiſſenſchaftliche Themen ſtatt. Das Honorar für jeden Kurſus (10—12 Stunden) beträgt 15 Mk. Nähere Auskunft erteilen die Profeſſoren Detmer und Rein.

Altertumskunde.

Aus Rußland laufen intereſſante Mitteilungen über archäologiſche Funde ein. In Buchara unweit der Stadt Kerki iſt eine eigenartige, vollſtändig unterirdiſche Höhlenſtadt entdeckt worden, deren Alter nach Maßgabe der bereits aufgefundenen Münzen in die Zeit des Saſſanidenreiches hinaufreicht. Im Gouvernement Jekaterinoſlaw wurde das Grabmal einer Frau aufgedeckt, in dem ſich neben einem vorzüglich erhaltenen Skelett zahlreicher Stein- und Bernſteinſchmuck, aber auch ſchön gearbeitete Schmuckgegenſtände aus der Bronzezeit vorfanden.

Naturkunde.

Um der allgemeinen Rattenplage zu ſteuern, hat man in Braſilien Schlangen als Haustiere zu zähmen geſucht. Eine kleine Boaart, die Giboia, welche mindeſtens eine Länge von vier Meter hat, aber kaum armesdick iſt, wird als Rattenvertilgerin auf den Märkten zu Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco zum Preiſe von 5 bis 6 Francs vielfach verkauft. Vollkommen ungefährlich liegt das Tierchen tagsüber an der Haustreppe, um mit Beginn der Nacht ſeine Jagd zu beginnen. Die Schlange ſoll ſich ſo vortrefflich an das Haus gewöhnen, daß ſie, wenn ſie verkauft wird, meiſt ihre neue Heimat verläßt, um ſchleunigſt zur alten zurückzukehren.

Auf Helgoland wird in Verbindung mit der daſelbſt zu gründenden biologiſchen Station ein Laboratorium für die praktiſch-wiſſenſchaftliche Erforſchung der Nordſee im Dienſte der Seefiſcherei eingerichtet werden. Gleichzeitig wird man daſelbſt auch einen Fiſchereidampfer ſtationieren. Es ſoll dadurch ſowohl der deutſchen Wiſſenſchaft, wie der deutſchen Seefiſcherei genützt werden.

Gartenkunſt.

Aus dem Schloßgarten zu Münſter iſt dem Daheim ein kleiner Zweig eines Lebensbaumes zugeſendet, bei dem das gewöhnliche ſchuppenförmige Laub abwechſelt mit nadelförmigem, welches ähnlich demjenigen des Wachholders iſt. Dieſe Erſcheinung iſt leicht zu erklären. Alle Lebensbäume tragen in ihrer erſten Jugendzeit nicht Schuppenblättchen, ſondern Nadeln. Es werden aber in unſeren Gärten Spielarten des Lebensbaumes kultiviert, bei denen die Jugendform des Baumes ganz oder auch teilweiſe erhalten geblieben iſt. Man hat dieſe früher, ehe man über den Urſprung ſolcher Formen genügend aufgeklärt war, für eine eigene Baumgattung gehalten und ſie unter dem Namen Retinospora beſchrieben.

Das eingeſendete Zweiglein alſo gehört einer Spielart des Lebensbaumes mit teilweiſe erhaltener Nadelbelaubung an. Vom Wachholder iſt auch diejenige Spielart, die gar keine Schuppenblättchen hat, leicht durch die abweichende Nadelſtellung zu unterſcheiden.

J. Tr.

Kunſt.

Auf der Internationalen Gemäldeausſtellung zu Stuttgart wurden 52 Kunſtwerke, d. h. mehr als der achte Teil der ganzen Ausſtellung, für den Geſamtertrag von über 118000 Mark verkauft.

Ein kürzlich erlaſſenes Preisausſchreiben fordert die deutſchen Bildhauer auf zur Einſendung von Modellen zu einem acht Meter hohen Reiterſtandbilde Kaiſer Wilhelms I und zwei fünf Meter hohen ſitzenden Figuren des Krieges und der Geſchichte für das Kaiſer-Wilhelmdenkmal auf dem Kyffhäuſer.

Baurat Prof. H. Ende, Mitglied der bekannten Firma Ende & Böckmann, welche u. a. die großartigen Bauten für die japaniſche Regierung zu Tokio ausführt, iſt zum ſtimmfähigen Ritter des Ordens pour le mérite für Wiſſenſchaften und Künſte ernannt worden.

Buchhandel.

Die Fahrt der „Auguſta Victoria“ ins Mittelmeer ſchildert in ſehr unterhaltender Weiſe H. Benrath (Hamburg, Verlag der A. G. Neue Börſenh.). Das Buch bietet allen Teilnehmern der bekanntlich von der Hamburger Paketfahrt-A.-G. ausgerüſteten Exkurſion eine angenehme Erinnerung.

Gerade zur Wanderzeit erſcheint in Meyers Reiſebüchern des Bibliographiſchen Inſtituts zu Leipzig die 3. Auflage von „Deutſche Alpen.“ II. Teil. Der Band führt uns in das Alpenland von der Brennerbahn bis zur Linie Linz-Villach und verbindet, durchweg auf das Laufende gebracht, mit der gewohnten Ausführlichkeit und Friſche der Darſtellung die größte Genauigkeit aller Angaben ꝛc. ohne die ominöſen Sternchen (*)!

Den im Verlage von J. J. Weber, Leipzig erſcheinenden „Illuſtrierten Katechismen“ reiht ſich die ſoeben ausgegebene Nr. 133: Katechismus der Malerei von K. Raupp mit 48 Text- und 4 Vollbildern an. Das Büchlein gibt Anleitung zum Zeichnen, Malen in Öl, Paſtell (nach Mitteilungen von Profeſſor Bruno Piglhein) und Aquarell (von Hans von Bartels), zur Fächermalerei, Linienperſpektive ꝛc. Zweck des Katechismus iſt natürlich nicht das Malen zu lehren, ſondern „dem fleißigen und ſtrebſamen Lernenden, ein Erklärer und Berater zu werden.“

Geſundheitsrat.

Frage: Wie entſteht ein ſogenanntes „Überbein“ im Handgelenk, und auf welche Weiſe iſt dasſelbe zu beſeitigen. E. G.

Antwort: Füllt man einen Gummiballon mit Flüſſigkeit, ſo fühlt er ſich prall bis zur Knochenhärte und zugleich elaſtiſch an. Die dies charakteriſtiſche Gefühl darbietenden ſogenannten „Überbeine“ ſind kugelige erbſen- bis kirſchgroße Gebilde, welche innerhalb einer elaſtiſchen Hülle eine dem Inhalt der Sehnenſcheiden und der Gelenke mehr oder weniger gleichende zähe glaſige Flüſſigkeit enthalten. Sie liegen auch ſtets in der Nähe von Sehnenſcheiden oder Gelenken, mit denen ſie häufig in Verbindung ſtehen, was an einer gewiſſen Nachgiebigkeit auf Druck zu erkennen iſt. In dieſem Falle handelt es ſich zweifellos um vorgebildete Ausbuchtungen der genannten Hohlräume, welche ſich unter dem Einfluß eines einmaligen heftigen (Stoß, Schlag) oder eines wiederholten geringfügigen Reizes (Zerrung, Überanſtrengung) — zuweilen allerdings auch ohne jeden erkennbaren Grund — mit reichlicher abgeſonderter Flüſſigkeit füllen.

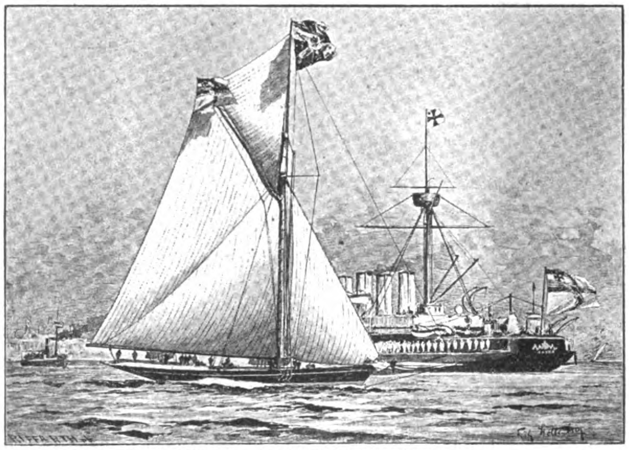
Iſt nun die Verbindung mit dem benachbarten Hohlraum verhältnismäßig weit und die Flüſſigkeit nicht zu zähe, ſo kann ein ſtetiger mäßiger Druck (z. B. durch Bindeneinwickelung) zur Heilung genügen; iſt dies nicht der Fall oder die Geſchwulſt völlig in ſich geſchloſſen, dann wird die Sprengung der Hülle (durch kräftigen Druck mit dem Daumen, Schlag mit einem Hammer ꝛc.) erforderlich; damit der Inhalt ſich in die Umgebung verteilt und dort zur Auffaugung gelangt. Freilich gebietet dann die Nähe der Gelenke und Sehnen eine gewiſſe Vorſicht; dieſe gefährliche Nachbarſchaft hat früher auch von operativen Eingriffen abgehalten. Unter der jetzigen antiſeptiſchen Behandlung iſt bei genügender Sorgfalt weder ein unter Hautverſchiebung vorgenommener Einſchnitt in die kleine Geſchwulſt noch deren völlige Herausnahme — welche letztere natürlich allein jeden Rückfall ausſchließt — irgendwie gefährlich.

Totenſchau.

Am 23. Juni verſchied zu Königsberg i. Pr. der kommandierende General des I. Armeekorps, General der Inf. Bronſart von Schellendorf, im Alter von nur 59 Jahren. Das Daheim brachte im Jahre 1883, als der General zum Kriegsminiſter ernannt wurde, ein Lebensbild und das Porträt des Verewigten; als Kriegsminiſter fiel ihm die ſchwere Aufgabe zu, das letzte Septenat und die nach Auflöſung des Reichstages im Jahre 1887 von der neuen Volksvertretung angenommene bedeutende Vermehrung der Armee durchzuführen; im Jahre 1888, nachdem er unter drei Kaiſern an der Spitze des Miniſteriums geſtanden, machte er dem General von Verdy du Vernois Platz. Die Armee wird dem Dahingeſchiedenen ein treues Andenken bewahren.

Die Segeljacht Meteor.

Nebenſtehend finden unſere Leſer die Abbildung der von Kaiſer Wilhelm in England angekauften, jüngſt nach Kiel übergeführten Jacht Meteor. Einige nähere Angaben über die Abmeſſungen des ſchlank gebauten Fahrzeugs brachte bereits der Familientiſch von Nr. 34.


Meteor. Segeljacht Kaiſer Wilhelms.

Kleine Zeitung.

Der Schatz à la Monte Chriſto, über welchen wir als in Braſilien aufgefunden neulich berichteten, wird weit übertrumpft von den ungeheuren Reichtümern, welche Prof. Logan Lobly, ein durchaus zuverläſſiger engliſcher Geologe, entdeckt hat: einen märchenhaften Schatz von, genau berechnet, 100 Millionen Pfund, der noch dazu im Boden der Stadt London und in den Kreidefelſen der britiſchen Geſtade begraben liegt. Schade nur, daß er nicht zu heben iſt — er beſteht nämlich aus winzig kleinen Goldkriſtallen, welche in dem Thonboden Londons und die Kreide der Küſtenfelſen eingeſprengt ſind. Der „Prometheus,“ dem wir dieſe Mitteilung entnehmen, weiſt darauf hin, daß nach Unterſuchungen des berühmten ſchwediſchen Metallurgen Sonſtadt auch das Meerwaſſer Gold enthält, leider aber nur ein Gramm in etwa 20 000 Liter, alſo zu wenig, um es herauszudeſtillieren. Jedenfalls gehört das Gold zu den häufigſten und verbreitetſten Elementen, macht ſich aber trotzdem ſo rar. Wer hätte das nicht ſchon einmal empfunden? —

Einer der bekannteſten Bäume Deutſchlands iſt die ſogenannte „krauſe Buche“ am Südhang des Radaunethales, in einer der maleriſchſten Gegenden der kaſſubiſchen Schweiz. Der Rieſenbaum hat die Wendenzeit, die Herrſchaft des Ritterordens und die Polenwirtſchaft miterlebt und überdauert. Aus einem etwa 4 Meter hohen, $5^{1}/_{2}$ Meter im Umfange meſſenden Hauptſtamm ragen vier bis ſechs ſeltſam verſchlungene Rieſenäſte, jeder für ſich einen gewaltigen Baum repräſentierend, empor, welche eine Krone bilden, unter deren Schatten 400 Menſchen Raum haben. Eine an 600 Perſonen zählende Menſchenmenge hatte ſich an einem der letzten Sonntage unter dieſer Buche verſammelt, um das von Pfarrer Plath zu Karthaus veranſtaltete evangeliſche Miſſionsfeſt zu feiern. Seltſam ergreifend wirkte dieſe Waldandacht, der vom Echo verſtärkte und weiter getragene Choral der Gemeinde und die durch die Rieſenhalle des Forſtes klingende Predigt und der Geſang eines gut geſchulten Kinderchors. Wo finden in Deutſchland ähnliche Waldandachten ſtatt?

Die Bevölkerungsziffer Irlands weiſt ſchon ſeit Jahren eine ganz bedeutende Abnahme auf. Nach den jetzt veröffentlichten Ergebniſſen der Volkszählung ſank die Ziffer von 5 174 836 auf 4 706 162, was nahezu zehn Prozent ergibt. Irland iſt damit auf beinahe die Hälfte der Bevölkerungsziffer angelangt, die es im Jahre 1840 aufwies. Es iſt um 4 000 000 Menſchen ärmer geworden.

In unſerer Spielecke.

1. Kreuzrätſel.

I.

		a	a	e		
		e	e	e		
e	e	f	f	g	i	i
i	l	l	l	m	n	n
n	n	o	p	r	r	r
		s	s	s		
		s	s	s		

II.

		a	a	a		
		a	a	a		
a	b	b	c	e	e	e
e	g	g	h	i	i	m
n	n	n	p	r	t	t
		t	t	u		
		u	z	z		

Beide Buchſtabengruppen ſollen derartig umgeſtellt werden, daß in jeder derſelben ſechs ſiebenſtellige Wörter entſtehen, von denen die eine Hälfte von links nach rechts, die andere von oben nach unten geleſen wird. Die einzelnen Wörter ſind:

I. a) wagerecht: 1. ein italieniſcher Komponiſt, 2. ein berühmter Ingenieur unſerer Zeit, 3. eine Krankheit; b) ſenkrecht: 1. ein deutſcher Dichter, 2. ein Feldherr unter Napoleon I, 3. ein deutſcher Volksſtamm.

II. a) wagerecht: 1. ein Kanton der Schweiz, 2. ein Feldherr unter Ludwig XIV, 3. ein Feldherr unter Napoleon III; b) ſenkrecht: 1. eine deutſche Stadt, 2. ein Kartenſpiel, 3. ein Fluß in Bayern.

2. Rätſel-Diſtichon.

Faſſen am Anfang und Schluß Vokale ein
Habsburger Land ein,
Wird es vom ruſſiſchen Aar alſo verwandelt
beſchützt.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den beiden großen und den 18 kleinen Buchſtaben, aus denen die ſechs Wörter: „Zelt,“ „Ei,“ „ſatt,“ „es,“ „nein,“ „dann“ beſtehen, fünf andere Wörter erhalten, welche den Anfang eines ſehr bekannten Gedichts bilden?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 41.

1. Metamorphoſen-Aufgabe.

a) Iſchl — Ill — Ille — Alle — Halle.

b) Falke — Falle — Halle — Hall — Halt — Haut — Laut — Laub — Laube — Taube.

c) Schlaf — Schaf — Schar — Ar — Arm — Alm — Salm — Saum — Raum — Traum.

d) Morgen — Borgen — Bogen — Wogen — Wagen — Wachen — Wache — Wacht — Nacht.

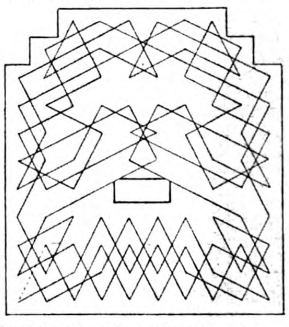
e) Hieb — Sieb — Sieg — Stieg — Stiel — Stil — Stich.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die drei Zahlen: 58, 40, 2.

3. Dreiſilbige Scharade. Augenblick.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.



Auflöſung des Röſſelſprungs.

Das iſt der Schwachheit Art und Weiſe:
So lang die Luſt den Buſen ſchwellt,
Erklingt ihr Wort zu lautem Preiſe
Der freudenreichen Gotteswelt;

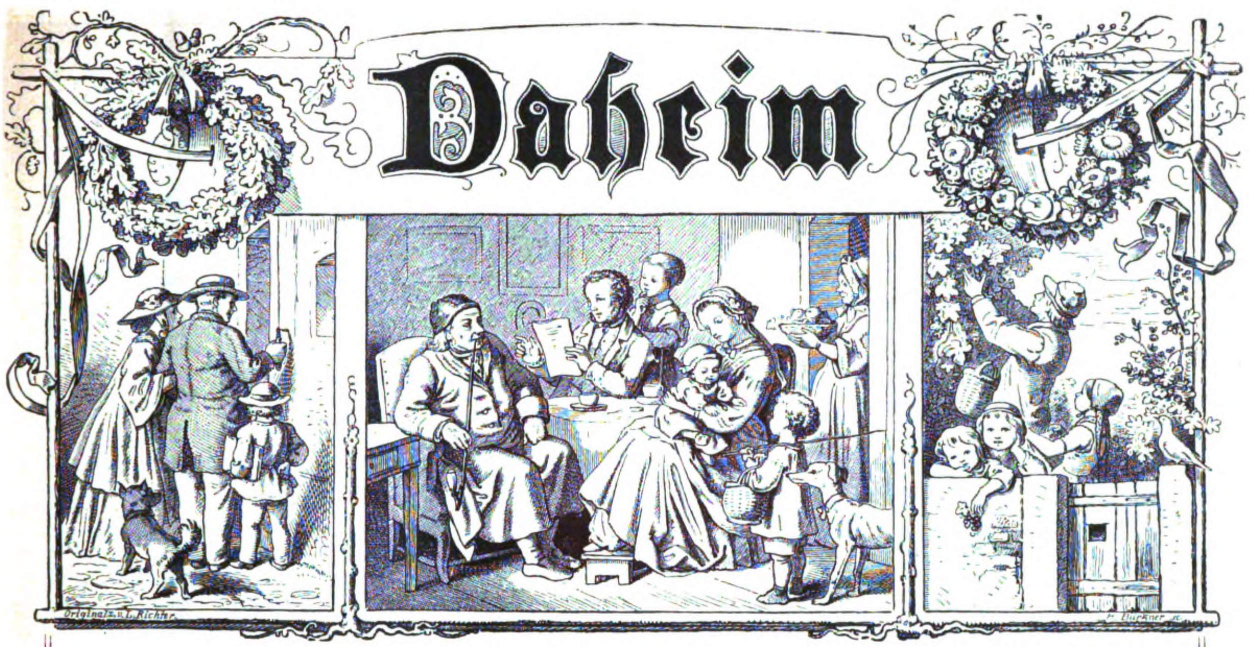
Doch hat ſie kaum ein Schmerz geſchlagen,
Bedrückt ſie kaum des Lebens Qual,
Dann hörſt du ſie die Welt verklagen
Als thränenreiches Jammerthal.

Was je mich trifft auf meinen Wegen,
Laß, Gott, mich's tragen mit Geduld,
Nie auf des Schickſals Nacken legen
Laß feige mich die eigne Schuld!

E. Rittershaus.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Spruch. Von Frida Schanz. — Die Kränzchenstaſſen. Eine Backfiſchgeſchichte von H. Denarius. — Laß dich vom Glück nicht übermannen. Gedicht von Ernſt Behrend. — Witlandsort. 1275. Von Max Hobrecht. — Ernſt Julius Hähnel. Von Dr. O. Doering. Mit ſechs Illuſtrationen und einem Porträt. — Kurprinz Friedrich Wilhelm in Gefahr. Mit einer Illuſtration. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Gefährliche Lieblinge von G. Schnitzler. — Chromotaxia. — Univerſitäten. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Gartenkunſt. — Kunſt. — Buchhandel. — Geſundheitsrat. — Totenſchau. — Die Segeljacht Meteor. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Juli 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 43.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

V.

Fred hatte „in Familienangelegenheiten“ einen vierzehntägigen Urlaub erbeten und denſelben dazu benutzt, das Berliner Abenteuer einzufädeln und zum glücklichen Abſchluß zu bringen; er hatte den Beſuch bei ſeinen Eltern gemacht, um deren Einwilligung einzuholen, und wollte nun die letzten Tage ſeines Urlaubs noch in Berlin zubringen.

Der alte Graf erklärte, daß er ihn dorthin begleiten wolle, um die zukünftige Schwiegertochter kennen zu lernen.

„Mein Gott, Edmund, das iſt doch aber jetzt noch zu früh,“ meinte die Gräfin, „die Verlobung wird ja erſt veröffentlicht, nachdem Fred ſie ſeinem Kommandeur anzeigte, und da er das lieber mündlich thun will, ſo vergehen noch wenigſtens acht Tage bis dahin. Ein Zuſammenſein mit den Drallers iſt aber vorher geniert und — und — die Reiſe würde ſoviel koſten!“

„Da haben wir's! Willſt du mich denn ganz und gar zur Rechenmaſchine machen? Eine Fahrt nach Berlin — eine ſolche Lappalie —“

„Ja, lieber Edmund, aber das Hotel, Wagen, Geſchenke, das kommt alles dazu, und du weißt, wir müſſen im Frühjahr notwendig die Reparaturen am Hauſe vornehmen laſſen.“

„Im Frühjahr, im Frühjahr! Wer weiß, ob wir im Frühjahr noch leben! Was du thun willſt, das thue bald, ſo ſteht es ſchon in der Bibel. Alſo, mein Junge — ſei nicht böſe, Mariechen,“ wandte er ſich plötzlich mit weicher, bittender Stimme zu ſeiner Frau, deren Hand er an ſeine Lippen führte, „ſei nicht böſe, aber es iſt wirklich in dieſem Falle entſchieden notwendig, daß ich nach Berlin fahre, um Menſchen und Verhältniſſe ſelbſt kennen zu lernen.“ Sie ſeufzte, und er nickte Fred zu mit einem Ausdruck in den Augen, der deutlich ſagte: „Wir reiſen doch!“

Und ſie reiſten in der That. Eine Viertelſtunde vor der Abfahrt nahm die Gräfin Fred bei Seite und händigte ihm 100 Mark in Fünfmarkſcheinen aus.

„Ich hatte das geſpart für die Reparaturen im Frühjahr,“ flüſterte ſie ihm zu, „aber da der Papa durchaus reiſen will — ich fürchte, er kommt mit dem, was er mit hat, nicht aus, Fred, und ſo iſt es beſſer, wenn er nicht von Anfang an weiß, daß noch ein Rückhalt da iſt. Darum gebe ich dir das Geld, vielleicht reicht es für die Hotelrechnung!“

Fred ſchloß die alte Frau in die Arme. „Liebes, gutes Mamachen du! Nun, ich hoffe, die Reparaturen im Frühjahr werden trotzdem gemacht!“

Der alte Graf ſah um zehn Jahre verjüngt aus, als er ſeinem Sohne gegenüber in der Koupeecke ſaß und mit ſichtbarem Behagen ſeine Cigarre in Brand ſetzte. „Gott ſei Dank, daß man doch einmal aus dem Neſte herauskommt,“ ſagte er, „wie ein Schuljunge freue ich mich auf Berlin! Weißt du, mein Junge, ich bin übrigens dafür, daß du direkt nach deiner Garniſon fährſt und dich mit deinem Oberſt ins Einverſtändnis ſetzeſt, damit wir die Verlobung in Berlin feiern können. Du fährſt an einem Tage hin und zurück, dir bleiben dann immer noch drei Urlaubstage.“

Fred hatte anfangs auch dieſen Gedanken gehabt. Seiner Mutter gegenüber hatte er ihn aber als leichtſinnig verworfen, des doppelten Reiſegeldes wegen. Unſchlüſſig blickte er ſeinen Vater an. Freilich, nun dieſer mit nach Berlin kam, änderte ſich die ganze Sache. Es ging füglich nicht gut an, die Veröffentlichung der Verlobung noch hinauszuſchieben. Am Ende — warum ſollte er auch kleinlich knauſern, jetzt, wo ſich ihm ſo glänzende Vermögensausſichten eröffnet hatten.

„Ich glaube auch, es iſt am beſten ſo, Papa,“ ſagte er. „Ich könnte füglich gleich mit dem Nachtzuge weiter fahren, dann bin ich morgen Nachmittag wieder in Berlin, und wir gehen zuſammen zu Drallers.“

„Hm, morgen Nachmittag — ich hatte gedacht, heute Abend — ich wollte nur noch ein Blumenarrangement und ſo etwas für die Kleine beſorgen, um mich gleich als aufmerkſamer Schwiegervater einzuführen.“

„Mein guter Papa! Ich bin glücklich, daß du Wanda ſo freundlich entgegenkommſt.“

„Ja, ſieh mal, das iſt nun wieder die Geſchichte mit den Sporen in die Flanken. Zuerſt, na, ich muß es zugeben, zuerſt ging mir die Sache gegen den Strich. Aber, als ich ſah, daß es dir doch hölliſch ernſt damit war, ſagte ich mir: Donnerwetter, alter Kerl, du verſperrſt mit deinen Vorurteilen am Ende dem Jungen den Weg zu ſeinem Glück. Und dann — Sporen in die Flanken — da war ich drüber weg. Was will ich denn auch? Etwas Vernünftiges habe ich doch nicht dagegen vorzubringen, denn, wenn der alte Draller auch nur ein Geſchäftsmann iſt, ſo iſt das doch noch nichts Ehrenrühriges. Und die Kleine muß reizend ſein nach dem Bilde — nein, ich denke doch, wir gehen heute Abend zuſammen hin, und morgen früh fährſt du nach Xburg und beſorgſt die Sache mit dem Oberſten.“

„Dann will ich aber auf der nächſten Station an den Kommerzienrat telegraphieren.“

Der Zug fuhr ſoeben in den Bahnhof ein, und Fred beugte ſich hinaus, um das Koupee zu öffnen.

„Da iſt Bertram,“ rief er, und im ſelben Augenblick trat ein noch junger Mann, deſſen ſchlanke Figur in einem Jagdpelze ſteckte, an die Koupeethür.

„’n Tag, Onkel, ’n Tag, Fred — ihr fahrt ‚zweiter Güte‘ — Hallmich, nehmen Sie mal die Sachen dort aus der erſten Klaſſe heraus und geben Sie ſie hier herein!“

„Aber ich und Fred können ja ebenſogut umſteigen.“

„Iſt ja ganz egal, Onkelchen!“

Ein Jäger in Livree hatte inzwiſchen den Befehl des Grafen Bertram ausgeführt, einen Gewehrkaſten und eine Reiſedecke in das Koupee gelegt und ſich ſelbſt in ſtrammer Haltung neben die offene Thür geſtellt, während ſein Herr einſtieg.

„Iſt gut, Hallmich!“

Bertram ſaß ſeinem Onkel gegenüber. Aus ſeinem vornehmen, etwas ſchmalen Geſicht blickten die blauen Augen gleichgültig über den Bahnſteig hin.

„Wo iſt Fred?“

„Er gibt eine Depeſche auf.“

„So — ich komme von der Alefelder Jagd — 600 Haſen und 400 Faſanen auf der Strecke — koloſſales Reſultat. Karding natürlich wieder Jagdkönig — wo fahrt ihr übrigens hin?“

„Ich begleite Fred nach Berlin zurück.“

In dieſem Augenblick kam Fred.

„Waidmanns ‚Geheul‘,“ rief Bertram ihm entgegen, ohne daß ſeine melancholiſchen Augen bei dem luſtigen Gruß heiterer blickten. „Hübſcher Zufall, daß wir hier aufeinanderſtoßen. Haſt du lange Urlaub?“

„Leider nur noch ein paar Tage.“

„Komm mit nach Wellcampsdorf, du natürlich auch, Onkelchen. Übermorgen iſt Jagd bei mir.“

„Beſten Dank — meine Zeit iſt leider zu knapp!“

„Schade! Haſt du viele Jagden bei Xburg?“

„Nicht ſo viel, als bei uns hier im lieben Schleſien, und beſonders nicht ſo ergiebige.“

„Kann ich mir denken! Ein märkiſcher Haſe iſt ein anderes Bieſt wie ein ſchleſiſcher — du ſteckſt wohl auch viel in Berlin?“

„Na, ich denke, Fred, wir machen Bertram gegenüber keine Mördergruben aus unſeren Herzen.“ …

„Habt ihr einen um die Ecke gebracht?“

„Nein, aber der Fred will ſich unter die Haube bringen.“

„Oho, davon muß ich doch als Familienoberhaupt ausgiebigſte Notiz nehmen — verzeihe Onkelchen, aber unbeſchadet deines Anciennitätsvorranges —“

„Biſt du der Senior der Familie — und es gehört ſich daher auch, daß du die Sache erfährſt, ehe ſie veröffentlicht wird.“

„Verſteht ſich, alſo ſchießt los. Gegen wen?“

Er blickte Fred fragend an, und dieſer begann mit einigen Umſchreibungen von den Drallers zu ſprechen.

Bertram hörte ſchweigend zu, knipſte die Aſche ſeiner Cigarre ab, that ein paar Züge, die ihn in Dampf hüllten, und nahm die Cigarre dann zwiſchen die Finger.

„Na, wenn du nur glücklich wirſt,“ ſagte er dann, „das andere iſt ja doch Humbug.“

Er reichte Fred die Hand, und der alte Graf ſagte: „Sieh ihn dir doch an, ob er nicht glücklich ausſieht. Ich denke, Wanda Draller macht eine Ausnahme von der Regel, denn was du da von ‚Humbug‘ ſagſt, das möchte ich doch nicht in Bauſch und Bogen unterſchreiben.“

„Iſt doch ſo, Onkelchen, wir ſind noch die Foſſilien aus der vorigen Erdperiode, was um uns wächſt und gedeiht, iſt anderes Kraut als wir.“

„Na, erlaube mal, Bertram.“

„Ja, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt, Onkelchen, und — nimm mir’s nicht übel, Fred, ich für meine Perſon hätte nicht die Kourage, ein Fräulein Draller zu heiraten — aber wenn’s ein anderer thut, ſo iſt, finde ich, nichts dagegen zu ſagen. Wie lange wird denn die ganze Herrlichkeit mit uns Landedelleuten — du gehörſt dazu, Onkel, wenn du auch dein Gut verkauft haſt — wie lange wird das noch dauern? Solange die konſervative Majorität des Abgeordnetenhauſes uns durch die Schutzzölle hält. Nachher gehen wir alle vor die Hunde. Die Majorate natürlich zuletzt, aber kommen thut es doch! Wißt ihr, wie Wellcampsdorf ſich „das Kapital gedacht, verzinſt? Mit $1^{1}/_{2}$ Prozent — ein Skandal, was?“

„Und doch iſt der Grundbeſitz die ſolideſte Kapitalsanlage, die es gibt,“ meinte Fred. „Was ihr Landwirte produziert, braucht jeder, es kommt alſo nur darauf an, daß das Produzieren nicht teurer wird als das Produkt. Vielleicht müßte man mehr Induſtrie mit der Landwirtſchaft verbinden —“

„Das iſt nicht unſere Sache!“

„Ja, ſoll es denn aber Sache des Landedelmannes ſein, mit gekreuzten Händen zu Grunde zu gehen?“ rief Fred. „Ich ſtehe im Begriff, ein bürgerliches Mädchen zu heiraten, aber ich habe doch das volle Wertgefühl meines Standes. Ich ſehe dieſen Wert natürlich nicht in lächerlichen Standesvorurteilen, aber ich ſehe ihn in der durch Generationen vererbten Tradition verfeinerten Ehrgefühls, das rückwirkend ein verfeinertes Herzens- und Gemütsleben erzeugte. Es würde eine große Summe von Idealismus, von edelſtem Streben und mannhafter Ehrenhaftigkeit verloren gehen, wenn deine Prophezeihungen einträfen, Bertram.“

Bertram blickte mit melancholiſchem Lächeln zu ſeinem Vetter hinüber. „Kammerredner in der Weſtentaſche,“ ſagte er, ohne daß von dem Sarkasmus ſeiner Worte auch nur eine Spur auf ſeinem Geſichte zu leſen geweſen wäre. Und nun legte der alte Graf ſich ins Mittel, griff einzelne Worte aus dem Geſagten hervor und knüpfte eine glänzende Polemik daran, die ebenſo voll von Widerſprüchen wie von geiſtreichen Funken war, aber weder den Ausdruck melancholiſcher Reſignation auf Bertrams Geſicht verſcheuchte, noch Fred zu einer neuen Entgegnung veranlaßte. Fred fühlte, daß ſein Thun mit dem von ihm angedeuteten Gedankengange nicht ganz im Einklang ſtand, und je mehr ſein Vater ſprach, um ſo mehr bemächtigte ſich ſeiner ein Gefühl des Unbehagens.

„Weißt du,“ unterbrach Bertram den alten Herrn, „ändern werden wir doch nichts im Laufe der Welt, Onkelchen, du nicht und ich nicht. Am beſten, man denkt gar nicht daran! Leben kann ich ja noch mit meinen $1^{1}/_{2}$ Prozent. Hör mal, Fred, ich habe den ‚Potrimpos‘ aus der Zuleika vom Primas gekauft; einen ſüperben Gaul. Ich habe auch einen Bengel im Stall — der geborene Bereiter — vielleicht mache ich beim Frühjahrsrennen etwas damit. Jedenfalls komme ich dann nach Berlin. Apropos, wann ſoll denn deine Hochzeit ſein?"

„Meine Verlobung iſt ſo friſchbacken, daß davon noch gar nicht die Rede war," meinte Fred lächelnd.

„So — na, ich bekomme doch rechtzeitig die Anzeige! Da iſt meine Station. Alſo, Glück auf den Weg. Fred, adieu, Onkelchen, beſuche mich doch auf dem Rückwege!"

VI.

Die Kommerzienrätin Draller fuhr mit der Hand über die neue Plüſchdecke, welche den Sofatiſch im Salon bedeckte.

„Hübſch iſt ſie wohl, aber ſchrecklich teuer," meinte ſie, dann ſah ſie ſich nach ihrer Tochter um, die am Fenſter ſtand.

„Nun könnten ſie eigentlich kommen, Wandachen. Es iſt alles parat!"

Der Kommerzienrat trat ins Zimmer.

„So, nun iſt Vater auch ſchon in Wichs. Eigentlich iſt es doch nett vom alten Grafen, daß er gleich ſelber kommt, um Wanda kennen zu lernen," fuhr ſie fort, indem ſie prüfend mit dem Finger über die Politur der Möbel ſtrich.

„Nun," meinte der Kommerzienrat, „eine Braut mit Wandas Vermögen wird ihm freilich willkommen ſein. Es iſt zwar ein bedeutender Grundbeſitz in der Wellcampſchen Familie, aber die Linie, zu der unſer Leutnant gehört, iſt arm wie die Kirchenmäuſe."

„Ach, red't doch nicht erſt viel davon, ſie geben den Titel, und du gibſt die Mittel. Die Grafens laufen nicht auf jeder Straße 'rum, und denke nur an Wandas Freundin — der waren wir nicht gut genug! Ich bin doch neugierig, was ſie jetzt ſagen wird!"

„Das iſt mir ſehr gleichgültig, und alles in allem wäre mir ein ſolider Geſchäftsmann lieber geweſen."

„Papa!" klang es vorwurfsvoll vom Fenſter her.

„Na, ich meine bloß — aber du biſt ja unſer einziges Töchterchen, da kann der Kommerzienrat Draller ſich ſchon den Luxus geſtatten, daß er einen gräflichen Kavallerieoffizier zum Schwiegerſohne bekommt."

„Da ſind ſie!" rief Wanda und eilte zur Thür. Die Kommerzienrätin trat hinter das Sofa und drückte auf den Knopf, der das elektriſche Licht aufflammen machte, der Kommerzienrat ſtellte ſich in würdevoller Haltung vor die Thür. Draußen wurden die Stimmen der Ankommenden laut. Der Kommerzienrat hielt den Moment für gekommen, um nun ſeinerſeits den Korridor zu betreten. Gleich darauf kam Wanda mit einem von Roſen und Veilchen überblühten Füllhorn im Arme durch die Thür.

„Sieh nur, Mama, wie entzückend — ach, und der alte Herr iſt ſo reizend." Sie verbarg ihre glühenden Wangen in den duftenden Roſen.

„Eigentlich, glaube ich, paßte es ſich nicht, daß du ihnen entgegen gegangen biſt," ſagte die Kommerzienrätin, tröſtete ſich aber damit, daß ſie eben „auf Verlobung nicht eingeübt ſei," und ſtand gleich darauf knixend dem alten Grafen gegenüber, der galant ihre Hand an ſeine Lippen drückte.

„Sie dürfen es einem Vater nicht verdenken, gnädige Frau, daß er ungeduldig war, die Perle zu ſehen, von der ſein Sohn ihm ſo viel vorgeſchwärmt hatte."

„Ach, bitte ſehr, Herr Graf."

„Und nun ſehe ich alle meine Erwartungen noch übertroffen," fuhr der Graf fort, während ſein Blick zu Wanda hinüberflog — „und wäre ich nicht der Vater dieſes glücklichen Sohnes, würde ich ſein Neider ſein!"

Die Kommerzienrätin knixte unwillkürlich wieder.

„Ach, bitte ſehr —" Ihr Mann kam ihr zu Hilfe.

„Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich Ihnen meinen Sohn vorſtelle."

Der Graf reichte Ewald die Hand.

„Sehr erfreut," ſagte er mit einer höflichen Neigung des grauen Kopfes, während Ewalds Augen kühl prüfend die immer noch ſchlanke und elegante Erſcheinung des alten Herrn überflogen.

„Sie lernen damit die ganze Familie kennen, Herr Graf," fuhr der Kommerzienrat fort, „ich habe nur dieſe beiden Kinder."

„Nun, ich habe gerade die doppelte Zahl aufzuweiſen, Herr Kommerzienrat — doch von Kindern und Pferden gilt dasſelbe; es kommt mehr auf die Qualität, als auf die Quantität an."

Die Kommerzienrätin ſah ihren Mann mit runden, erſtaunten Augen an, dieſer lächelte verbindlich und erinnerte ſie durch eine Bemerkung über den Thee an ihre Hausfrauenpflichten. Während man ſich um den Theetiſch gruppierte, ſah die Kommerzienrätin aus, als wolle ſie die Frage verkörpern: „was fangen wir nun mit dieſen wildfremden Menſchen an?" Aber wenn dieſe Frage in ihrer Seele ſich regte, ſo beantwortete der Graf ſie in der befriedigendſten Weiſe, indem er ſo unbefangen plauderte, Geſchichtchen aus der Vergangenheit ſo geſchickt mit Artigkeiten für die Gegenwärtigen verband, daß alle ſich angeregt und gut unterhalten fanden, ohne recht zum Bewußtſein zu kommen, daß der Graf faſt allein ſprach. Nur Ewald behielt den kritiſchen Blick bei, den er ſich einmal angewöhnt hatte, und in dem ein ſtummer Proteſt gegen jede Form von Enthuſiasmus enthalten war. Die Kommerzienrätin war entzückt von der Intimität mit den höchſten Kreiſen, die ab und zu durch die Jugendgeſchichte des Grafen hindurchleuchtete. Der Kommerzienrat kalkulierte, daß von alledem wohl noch ein paar Konnexionen übrig geblieben ſein dürften. Wanda berauſchte ſich an der „Vornehmheit" der Erſcheinung und der Art und Weiſe ihres künftigen Schwiegervaters, und Fred war froh, daß nirgends eine Ecke ſichtbar wurde, an der eines der verſchiedenen Mitglieder dieſes kleinen Kreiſes ſich hätte ſtoßen können.

„Morgen hole ich mir die Einwilligung meines Kommandeurs," flüſterte er Wanda zu, „abends komme ich zurück, und dann ſchicken wir die Karten herum."

Sie nickte ihm mit einem ſtrahlenden Lächeln zu.

„Das iſt doch ſonderbar mit ſo einem Kommandeur," meinte die Kommerzienrätin, die Freds Worte gehört hatte. „‚Nein‘ ſagen kann er doch nicht, wenn die beiderſeitigen Eltern einverſtanden ſind, alſo warum fragt man ihn?"

Der Kommerzienrat hob etwas geräuſchvoll die Tafel auf, und ſeine Frau, deren Gedankengang nun einmal die militäriſche Richtung eingeſchlagen hatte, ſagte zu Fred: „Dann kommen Sie aber in Uniform zu uns — es macht ſich ſo nett, beſonders bei den Viſiten!"

Als Vater und Sohn die Straße betraten, legte der alte Graf vertraulich den Arm in den Freds.

„Reizend iſt deine kleine Braut," ſagte er, „und die Eltern repräſentieren eine gewiſſe ſolide Ehrenhaftigkeit, die mir durchaus ſympathiſch iſt. Alles in allem, ich bin einverſtanden mit deiner Wahl und hätte ich nicht hier ſo viele Menſchen, die ich aufſuchen müßte, ich wäre morgen auch ohne dich zu den Drallers gegangen. Aber die armen Egdoffs muß ich durchaus ſehen und manche anderen auch noch. Ah — du glaubſt nicht, wie das elektriſche Licht und das Straßengetriebe auf mich wirkt," rief er, ſich unterbrechend, und ſo tief aufatmend, als ſei die Leipziger Straße mit ihrem ſich drängenden Menſchengewoge und ihren ſtrahlenden Schaufenſtern etwa ein Hochgebirgspunkt und Luftkurort. „Jetzt bummeln wir noch bis Unter die Linden und beſchließen den Abend im Café Bauer. Gott ſei Dank, daß ich wieder einmal in Berlin bin!"

Fred lächelte, doch war ihm nicht ſo leicht und froh zu Mute, wie ſeinem Vater. Zwar hatte auch er Wanda heute ganz beſonders anmutig gefunden, aber er war doch nicht hingenommen genug geweſen, um den Kontraſt, der zwiſchen ſeinem Vater und den alten Drallers beſtand, nicht peinlich zu empfinden. Die liebenswürdige Beredſamkeit des alten Grafen hatte ja nicht den Schatten eines Mißtones aufkommen laſſen, unwillkürlich dachte Fred ſich aber andere ſeiner Standesgenoſſen zu der heutigen Tafelrunde hinzu, er hörte im Geiſt, wie etwa der Kommerzienrat einem ſeiner Kameraden zu verſtehen gab, daß Standesvorurteile „Gerümpel“ ſeien, während Frau Draller gleichzeitig ihre Befriedigung darüber ausſprach, daß ihre Tochter „man mit lauter Komteſſen und Prinzeſſen“ erzogen worden ſei. Fred war, als ſähe er ein gewiſſes fatales Lächeln um verſchiedene wohlbekannte Schnurrbärte ſpielen, und der Gedanke daran trieb ihm das Blut in die Stirn, ſtachelte aber zugleich den Trotz in ihm an.

„Ich hab's gewagt, ich nehme die Konſequenzen auf mich, aber ich habe nicht das Temperament, mich über dieſe Konſequenzen hinwegzutäuſchen,“ dachte er, während er neben dem glücklichen alten Herrn, dem die ganze Welt heute im roſigſten Schimmer erſchien, dahinſchritt.

VII.

Vater und Sohn hatten ſich mit der Verabredung getrennt, daß der alte Herr ſeinen Sohn vom Bahnhofe abholen und dann direkt mit ihm zu Drallers fahren ſollte. Der Zug, der Fred aus ſeiner Garniſon zurückbrachte, traf vorſchriftsmäßig ein. Doch vergeblich ſah Fred ſich nach dem alten Herrn um, vergeblich wartete er einige Minuten in der Eingangshalle des Bahnhofes — der Graf blieb aus.

„Wie unangenehm, gerade jetzt, gerade unter dieſen Verhältniſſen,“ murmelte Fred, ungeduldig in der Halle auf und nieder gehend. Endlich blieb er unter einer Gasflamme ſtehen, ſchrieb einige Worte, welche ſein verſpätetes Eintreffen entſchuldigen ſollten, adreſſierte an Wanda Draller und ſchritt dann dem Ausgange zu. Er fuhr nach dem Hotel, in welchem ſein Vater abgeſtiegen war. Der Herr Graf ſei am Vormittag ausgegangen und ſeitdem nicht zurückgekehrt, hieß es dort. Mit finſter zuſammengezogenen Brauen ſtand Fred einen Augenblick unſchlüſſig vor der Portierloge, ohne den kleinen ,,botton-boy“ zu beachten, der dem „ganz zur Dispoſition des Herrn Leutnants“ ſtehenden Portier vergebens einen Brief entgegenhielt. Endlich hatte der Portier einen Blick für den Kleinen übrig.

„Ah, da iſt ja ein Brief an den Herrn Leutnant Grafen von Wellcamp,“ ſagte er — Fred griff nach dem Billet. Sein Vater ſchrieb:

„Lieber Junge, mein armer, lieber Egdoff iſt heute Mittag ſanft entſchlafen, ich bin bei der Familie geblieben, der ich nützlich zu ſein glaube, und werde dich heute ſchwerlich noch ſehen.“

Fred wandte ſich an den botton-boy. „Sie können mich begleiten,“ ſagte er kurz, nahm eine Droſchke und fuhr zu Egdoffs.

„Ich werde im Vorzimmer warten,“ ſagte er, dort angelangt zu dem kleinen Diener, „ſagen Sie meinem Vater, ich ließe ihn um eine kurze Unterredung bitten.“

Im nächſten Augenblick trat der alte Graf in das Vorzimmer. „Du hier, Fred? Ich habe gar keine Zeit, die armen Frauen ſind kopflos, vollſtändig kopflos, ſage ich dir, und wenn ein Mann wie Egdoff ſtirbt, kann man ihn doch nicht begraben wie einen Schneider! Einige zwanzig Depeſchen habe ich aufgegeben, mindeſtens ebenſoviele Briefe geſchrieben, und all die notwendigen Vorbereitungen, wer ſoll denn das alles machen? Einen Sohn hat er ja leider Gottes nicht hinterlaſſen, und Walter Egdoff, der jetzige Majoratsherr, ſteht ſich nicht mit der Familie — Unannehmlichkeiten mit der Frau, weißt du! Sie ſind ja geradezu auf mich angewieſen, und der arme Egdoff und ich, wir waren zuſammen im Regiment!“

Helle Thränen ſtanden in den Augen des alten Herrn.

„Willſt du ihn ſehen, meinen armen, alten Freund?“ fragte er Fred. Dieſer ſchüttelte den Kopf.

„Morgen, Papa, ich mußte dich heut noch in einigen Angelegenheiten ſprechen, deshalb kam ich. Es thut mir ſehr, ſehr leid, daß ich dir eine unangenehme Mitteilung machen muß, gerade jetzt, wo du durch den Tod deines Freundes —“

„Unangenehme Mitteilung? Was willſt du damit ſagen, was iſt vorgefallen?“

(Fortſetzung folgt.)

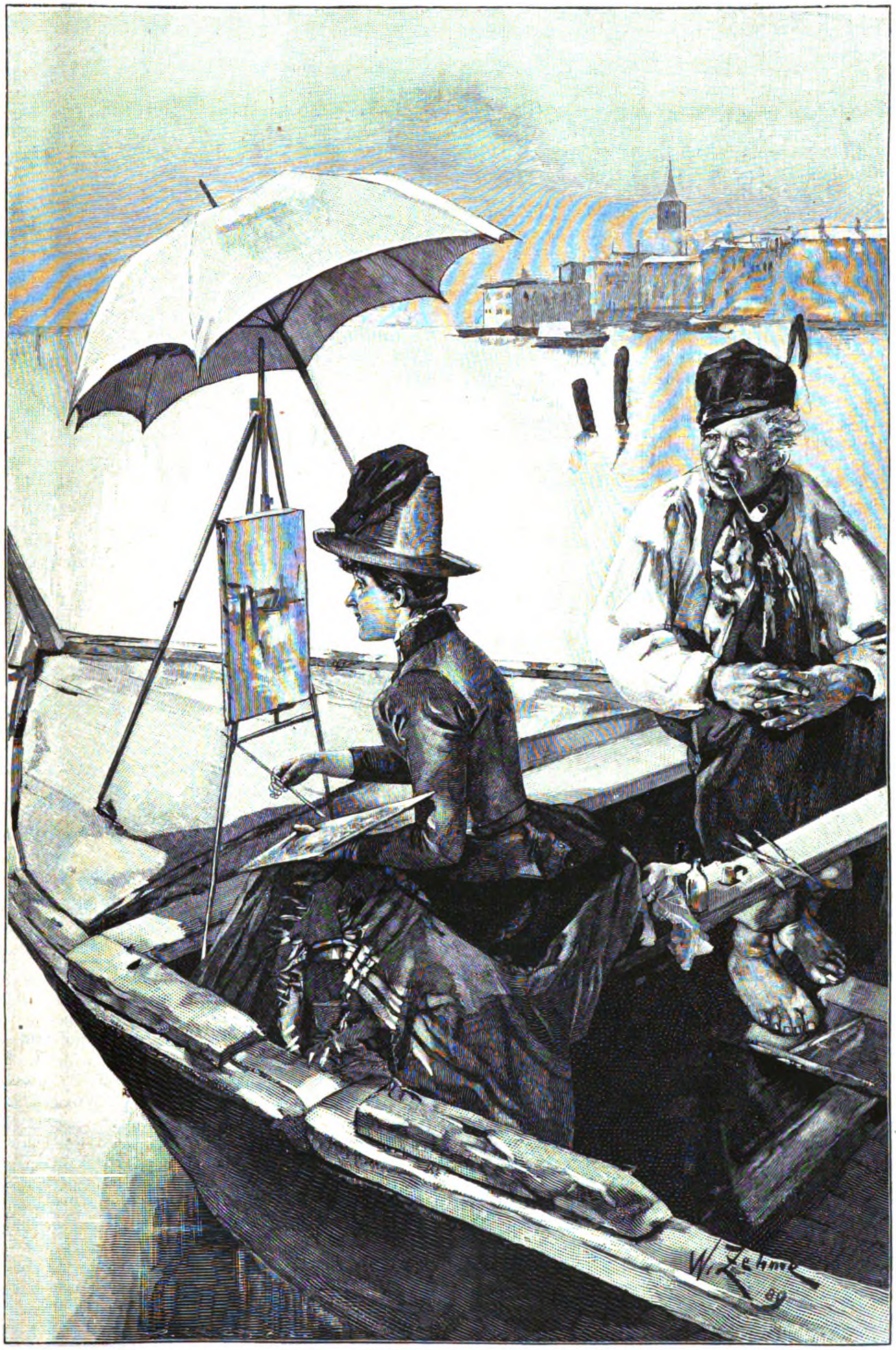
Menſchen und Pferde — Eſſen und Trinken in England.

Von Georg Horn.

(Abdruck verboten.)

Das billigſte Vergnügen in London iſt, ſich mittags von 12 bis $1^1/_2$ Uhr und abends von 5 bis 7 im Hydepark hinzuſetzen und einen Stuhl für einige Pence zu mieten. Für mich war es ein unerſchöpfliches Vergnügen, gar nicht im entfernteſten mit dem in den Champs Elyſées zu vergleichen. Dieſe ſind eine Straße, an der man ſitzt, Hydepark aber bleibt immer der weiche, grüne, vom Mai bis zum Anfang des Juli jungfräuliche Park mit ſeinem ſmaragdgrünen Raſen, ſeinen Rhododendronbüſchen, ſeinem gewundenen (Serpentine) Teiche, ſeinen Pleaſuregrounds. Bei uns ſind die Raſenpartien der öffentlichen Anlagen lediglich dazu vorhanden, um polizeilich vor dem Betreten durch Menſchen gehütet zu werden, in England ſind ſie ein Teppich der Natur, der vor jedem ausgebreitet iſt, um darauf zu wandeln, darauf zu ruhen. So im Hyde-, im Regentpark, in Hamptoncourt, in allen öffentlichen Gärten.

Was in Hydepark denn los iſt? Je nun, in der Zeit, wo das Parlament in ſeinem prächtigen Hauſe an der Themſe tagt, „in der Saiſon,“ wenn dieſe bei uns längſt vorüber, iſt um die eben angegebenen Stunden die ganze elegante, vornehme Welt Londons zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß zu ſchauen. Nirgends ſieht man ſo viele ſchöne Pferde und — Menſchen, als in England. Es kann ja hier und dort Erſcheinungen von Frauen geben, welche an Schönheit die Engländerinnen überragen, aber nur im einzelnen mag das ſein — in der Geſamtheit nicht: da ſind die Engländerinnen im Durchſchnitt die ſchönſten, und jede von ihnen wird ſchön, wenn ſie zu Pferde ſitzt. Dann kommt zu ihrer vornehmen Geſtalt, zu ihrer Natürlichkeit auch die Grazie. Eine junge Engländerin zu Pferde, über eine Barriere herab zu einem Herrn ſprechend, ſich neigen ſehen — das iſt ſtets der Eindruck eines lieblichen Genrebildes. Welch ein Genuß, an ſchönen Sommertagen hier 2 bis 300 Ladies auf den prächtigſten Pferden promenieren zu ſehen — in allen Gangarten, bald an der Seite älterer, bald jüngerer Herren, zuſammen oft eine Kavalkade von 6 bis 800 Reitern und Reiterinnen, darunter Mädchen, die ſich bei uns kaum erſt auf die Schaukel trauen und hier ihren Ponny ganz munter handhaben — und daneben freilich auch die Herzogin von Cleveland in dunkel grünem Reitkleide, ihren Braunen in guter Kondition dem Publikum vorführend, ſie, die ſchon Brautjungfer bei der Hochzeit der Königin war. Eine Eigentümlichkeit kann man in England hier wie in der Geſellſchaft, im Salon wie im Klub wahrnehmen, daß ſich das Alter von der Jugend nicht abſchließt, daß es die Vergnügungen dieſer noch munter mitgenießt. In keinem Lande habe ich zwiſchen jungen und alten Leuten, Damen wie Herren, einen gleich regen und heitern Verkehr geſehen, wie in England. Das Alter erhält ſich dadurch friſcher, und die Jugend wird weltläufiger. Dabei kommt aber auch die körperliche Rüſtigkeit der Engländer und Engländerinnen in Betracht, hervorgerufen durch die ausgezeichnete Pflege des Körpers, die geſunde kräftige Nahrung, ſtete Bewegung zu Fuß und zu Roß im Freien, auf der Jagd, auf dem Meere. Als ich einſt direkt aus England nach Bayern kam, wo jeder zehnte Menſch eine Brille trägt, merkte ich erſt, daß man in England ſehr ſelten Menſchen mit Augengläſern ſieht. Das iſt eine Folge des Geſundheitsſports, den jene mit ihrem Körper treiben, wie man denn auch nirgends ſo viel alte, kräftige, blühend ausſehende und ſo wenig dicke Männer ſehen kann, als drüben, namentlich in London und ſpeziell hier wieder im Hydepark, Reiter — four in hand — Dogcar Fahrer — Equipagen aller Form und Größe von dem Landauer der Herzogin an mit den maſſigen Carroſſiers bis zum Halbwagen, auf dem ein junger Ehemann die jugendſtrahlende Gattin dahin fährt. In Deutſchland iſt man nur zu ſehr geneigt, die Engländerinnen nach den Muſtern zu beurteilen, die man auf Rheindampfern, auf den



Strenge Kritik. Nach der Zeichnung von Werner Zehme.

Touriſtenwegen in der Schweiz, in Italien und in Muſeen aller Länder trifft. Dieſe ſind allerdings nicht dazu angethan, große Sehnſucht zu erwecken, die Engländerin an der Quelle, in England zu ſtudieren. Aber man thue es doch, und wäre es nur auf die äußere Eleganz hin; man ſehe ſie im Salon, zum Diner, zum Rout, ſelbſt hier im Hydepark, und man wird zu dem ganz anderem Urteile kommen, daß wenigſtens ſie darin von unſern deutſchen Damen — immer höhere Kreiſe vorausgeſetzt — nicht zu ſehr abſticht. Was die Schönheit betrifft, iſt es freilich ein ander Ding; bei zweifachem Schönen ſoll man aber nicht vergleichen, ſondern ſich an beidem erfreuen.

In dem Maße, als man in London gut angezogene Herren ſieht, wird einem bei der Rückkehr aus England eine Vernachläſſigung des Anzuges bemerkbar, als ob dieſelben Leute, die man vor der Reiſe als vornehm oder reich oder in angeſehenen Stellungen gekannt hat, plötzlich in äußerer Würdigung ihrer Perſönlichkeit nachgelaſſen hätten. Hier tritt wieder der Unterſchied zwiſchen dem Deutſchen und dem Engländer zu Tage. Jener begnügt ſich mit dem Bewußtſein ſeines inneren Wertes, dieſer will auch im Äußern „respectable“ erſcheinen — in ſeinem Anzuge. Ich will hier gar nicht von den Leuten reden, die ihr Jahreseinkommen nach Tauſenden von Pfunden ſchätzen, die nichts zu thun haben und die Sorge für ihren Anzug als höchſte Lebensaufgabe betrachten, von Leuten, die nie eine Hoſe anziehen, ohne daß dieſe vorher vom Kammerdiener gebügelt wäre, mit ſittlichem Abſchen erfüllt ſind vor dem Mitmenſchen, der ein Hemd mit angeknöpften Kragen und Manſchetten trägt und die Leuten, die nicht jeden Tag dreimal die Wäſche wechſeln oder nicht im Frack und weißer Binde ſpeiſen, das Prädikat von „Menſchen“ zu verſagen im ſtande wären. Von dieſen ſpreche ich gar nicht, aber vom Kommis in der City, vom beſſeren Arbeiter, der ſich eher ſeine Stiefel ſelbſt wichſt, als daß er mit ſchlechtem Fußwerk auf die Straße gehen würde und dem ein Cylinder und ein guter Anzug zum Glaubensartikel wird.

Die reichen Engländer machen aus dieſem Kultus des Äußeren eine Lebensaufgabe, ſo daß die Form des Lebens für ſie oft zum Inhalte wird. Das geht ſo weit, daß ſelbſt in Gaſthöfen zum Diner die Herren im Frack und weißer Binde erſcheinen, ja ſelbſt für Jungen in Erziehungsanſtalten dieſer „eveningdress“ maßgebend iſt. Viele werden in dieſen Äußerlichkeiten zu „Fatzmännern“ — um mit einem alten deutſchen Worte zu reden. Aber das zuviel drüben, kann hüben zu wenig werden: nämlich die Beobachtung äußerer Form, wozu namentlich Sauberkeit und Sorgfalt des Anzuges gehört. Der Deutſche arbeitet allerdings auch mehr, als der Engländer, hat auch nicht die Zeit, noch das Geld, täglich dreimal den Anzug oder die Wäſche zu wechſeln. Dafür aber iſt der Deutſche in ſeinem ausgeſprochenen Individualismus viel eher in der Lage, im entſcheidenden Momente das Schickliche und Paſſende zu treffen, namentlich in Takt und Lebensart, als der Engländer. Dieſer iſt ein Kollektivmenſch, der dieſe Entſcheidung für ſich nicht ſo zu treffen vermag — für ſeine Perſon unſicher wird und ſich darum um ſo krampfhafter an den Kanon anklammert, den die Geſellſchaft für die Geſamtheit aufgeſtellt hat. So hat jede Nation ihre eigene Regel des Schicklichen; drüben würde man für jemanden, der den Fiſch mit dem Meſſer ißt oder überhaupt beim Eſſen das Meſſer an den Mund führt, raſch einen andern Gaſt holen laſſen, während man in Deutſchland für einen Herrn, der vor einer Dame mit den Händen in der Taſche daſtände, wie man das an jungen Engländern häufig ſehen kann, ein ſehr ſtarkes Wort hätte.

Eine der ſchönſten nationalen Blüten, die der engliſche Reichtum treibt, iſt die Gaſtfreundſchaft. Darin wird der Engländer von keiner andern Nation übertroffen, ſelbſt von den Ruſſen und dem Norddeutſchen nicht. In Deutſchland iſt vielfach die Meinung verbreitet, der Engländer ſei geizig. Nichts iſt falſcher, als dieſe Annahme. Die Franzoſen, die Italiener ſind geizige Nationen, üben darum auch nur geringe Gaſtfreundſchaft. Ihre nationale Eitelkeit tritt auch darin zu Tage, daß ſie meinen, dem Fremden, dem Ausländer müſſe ſchon das Intereſſe an ihrer Perſon genügen, daher ſie auch gar nicht nötig hätten, ſich ihm gegenüber im Hauſe freundlich zu erweiſen. Der Engländer dagegen freut ſich aufrichtig, einen Gaſt im Hauſe zu haben, wenn dieſer ihm vollgültige Empfehlungen präſentiert hat. Das Diner ſpielt in der engliſchen Geſellſchaft eine große Rolle, viel mehr als bei uns im Norden Deutſchlands, wo der Ball oder auch nur das Tanzkränzchen das gemeinſame Nationalvergnügen des Hauſes iſt. Anders in England: hier iſt das Diner — das Mittag- oder vielmehr Abendeſſen, um acht Uhr — die Hauptmahlzeit des Tages! Die Dame des Hauſes hat ihre Nachmittagsviſiten, ihren Fünfuhrthee abſolviert, war eine halbe Stunde im Hydepark, der Herr hat ſeine Sitzung im Parlament, im Gerichtshofe, in ſeiner Offizin der City beendet und ſucht nun, von des Tages Geſchäft und Laſt entbunden, ſeine Zuflucht bei den Penaten, ſteigt in das Bad, nimmt friſche Wäſche, zieht den Frack und die Lackſchuhe mit ſeidenen Strümpfen an, ebenſo hat die Dame des Hauſes Toilette gemacht — große würde man bei uns ſagen — und ſo empfangen ſie ihre Gäſte, umgeben von Söhnen und Töchtern, wenn dieſe überhaupt ſchon geſellſchaftsfähig ſind. Vorerſt möchte als eine Annehmlichkeit in dem Geſellſchaftsbrauche zu erwähnen ſein, daß der ankommende Gaſt nicht zur Schau im Kreiſe bereits anweſender Gäſte umhergeführt wird — Herr ſo und ſo — Knix — Landtagsabgeordneter — oder Regierungsrat oder Künſtler, da es wie im modernen Roman, ſo auch in der Geſellſchaft ohne Maler nicht mehr abgeht — Knix — Frau Staatsrätin oder Präſidentin ſo und ſo — tieferen Knix. Die Sache machte ſich bei uns viel praktiſcher und kürzer, wenn dem neuen Gaſte ſeine Tiſchkarte ſogleich an die Frackklappe geheftet würde. In London fällt dieſe ſteife, langweilige Formalität weg, und was in London der Brauch iſt, das iſt er in ganz England. Es ruft auch kein Kammerdiener, wie in Paris, den Namen des Gaſtes in den Salon. Der Herr und die Dame des Hauſes empfangen dieſen, er macht nach der Geſellſchaft hin ſeine Reverenz — fertig. Das dabei beobachtete Prinzip iſt, daß jeder, der hier unter der Flagge des Hauſes erſcheint, ein anſtändiger Gaſt iſt, für den der Herr des Hauſes Garantie leiſtet, und wenn einzelne Perſonen aneinander Geſchmack finden, ſo können ſie ja wohl die gegenſeitige Vorſtellung ſelbſt beſorgen.

Ich habe in verſchiedenen Häuſern in London und auch in der Provinz gegeſſen, aber überall dasſelbe freundliche Entgegenkommen gefunden, die Äußerung aufrichtiger Freude, daß man „dem Hauſe die Ehre erwieſen,“ dasſelbe Bemühen, dem Gaſte das Beſte zu bieten, ihm den Aufenthalt im Hauſe ſo angenehm wie immer möglich zu machen. Die Sorge, die in England auf den äußern Ausputz des Tiſches verwendet wird, auf das Service, iſt ganz außerordentlich, in vielen Fällen geradezu raffiniert. Viele Engländer ſtudieren förmlich auf neue Genüſſe und Subtilitäten der Tafel. Das Ausſchmücken der letzteren mit Blumen in Gefäßen von Kriſtall, der kleine Kriſtallkelch mit einer Blume, das Salz- und Pfefferbehältnis vor jedem Kouvert, dieſe Neuerungen, die auch bei uns allmählich ſpäter Eingang gefunden haben, ſie kamen von jenſeit des Kanals nach Paris und von da zu uns. Und dann dieſer Silber-, oft auch Goldreichtum auf der Tafel! In neueſter Zeit breitet man auf der Mitte des Damaſttafeltuches eine goldgeſtickte orientaliſche Decke aus und auf dieſer ſtehen die ſchönſten Silbergefäße des Hauſes, ſo daß eine Tafel in einem reichen Privathauſe Londons oft viel prächtiger ausgerichtet iſt, als ſelbſt die Tafel der Königin, die darin noch die alte Einfachheit aufrecht erhält, gerade wie dies am Hofe Kaiſer Wilhelms I geſchah. Bei Tiſche wird weniger getrunken, als bei uns, es werden wohl auch ebenſoviel Weinſorten präſentiert, als in Berlin bei ähnlichen Gelegenheiten, aber in ſo verwünſcht kleinen Gläſern, daß man „den

Durſt des Siſyphus dabei leidet,“ wie der Chef eines großen Bremer Bankhauſes bei einem ſolchen Diner geiſtreich äußerte. Siſyphus — Suff — die Gedankenverbindung lag dem Manne bei der Wortähnlichkeit ja ſehr nahe. — Das Trinken kommt erſt, wenn die Damen ſich von der Tafel erhoben haben und nach dem Salon gegangen ſind, dann ſetzt der Diener vor den Herrn des Hauſes drei gewaltige Karaffen Sekt, aber nur dry, d. h. ſtarken, wenig ſüßen, Claret (Bordeaux) und Sherry „as you like.“ Mit dem Wein erſcheint die Cigarre, und mit beiden löſt ſich der Zunge und des Herzens Zwang. Der Engländer wird dann luſtig und ſo harmlos, ſo naiv vergnügt und geiſtig aufgeknöpft, namentlich, wenn man ihm ſagt, daß England einem außerordentlich gefallen, daß man ſich in der Geſellſchaft nur wohl fühlen kann. Dem Trinken thut der Hausherr endlich Einhalt, indem er ſich mit der Bemerkung erhebt: „Join the ladies!“ d. h. hinüber zu den Damen! Keine „Mahlzeit,“ kein obligates Händedrücken als Dankesquittung für Eſſen und Unterhaltung — und was das Reizendſte iſt, keine Muſik nach dem Eſſen, weder Klavier- noch Singemuſik, die einem die Verdauung verdirbt. Mit den Damen bleibt man bis gegen zwölf Uhr zuſammen, wenn man nicht noch eine Geſellſchaft oder einen Klub beſuchen will. Es wird Thee gereicht, Punſch oder Sherry und Sandwiches. Schlußanwendung — engliſche Mittagsgeſellſchaften ſind viel weniger ſteif und förmlich, als manche Abfütterung, die wir in Deutſchland guten Freunden, getreuen Nachbarn oder hohen Vorgeſetzten zu teil werden laſſen.

Zur engliſchen Gaſtfreundſchaft gehört viel Geld, ein wohl eingerichtetes Haus, Geſchmack, Geſellſchaft und ein Wichtiges nicht zu vergeſſen — die entſprechende Dienerſchaft. Engliſche Dienſtboten ſind ein Ding für ſich, in ihren Dienſtverrichtungen, ihren Rangunterſchieden noch ſtrenger und abgeſchloſſener als die Herrſchaft ſelbſt. Mehr Maſchinen als Menſchen, aber wundervoll funktionierende Maſchinen, namentlich beim Servieren. Hier umſchweben ſie wie ſelige Geiſter die Herrſchaft und deren Gäſte, ſo lautlos, ſo nichts von ihrer Gegenwart verratend als den Dienſt ſelbſt, Sklaven nach Vertrag und mit Filzſohlen unter den Schuhen. Was jedoch bei uns ein Mädchen oder ein Diener verrichtet, dafür kommen drüben auf eine Perſon drei. Die Köchin wird in der Küche nicht abſpülen, die Kammerjungfer wird kein Zimmer zurecht machen, der Servant keine Stiefel wichſen, der Kutſcher keine Gänge machen, die geſamte Dienerſchaft ſich aber niemals mit einer Koſt begnügen, wie ſie bei uns oft an die Dienſtboten verabreicht wird. Zum Frühſtück Thee mit Butter und kaltem Fleiſch, auch Marmelade; zum Luncheon hängt eine Hammelkeule am Spieß und zum Diner gibt es Suppe, zwei Fleiſchſpeiſen, auch noch Pudding, Getränk, ſoviel ſie deſſen habhaft werden können. Dieſen Anforderungen entſprechend ſind auch die Leute bezahlt, aber Trinkgelder ſind in keinem Hauſe gebräuchlich, außer man iſt längere Zeit auf Logierbeſuch. Wie in jedem Engländer, iſt auch in jedem dienenden Weſen, ſei es Weib oder Mann, das Bewußtſein der Perſönlichkeit ausgeprägt. Ein Individuum dieſer Klaſſe wird keine unwürdige Behandlung vertragen, aber ebenſowenig vergeſſen, daß es eben dient. Auf dieſe Lebensſtellung iſt es erzogen, auf dieſe geſchult, dieſe beherrſcht es im vollen Umfange, wie jedermann drüben. eben nur das ſein will, was er vorſtellt, dieſem alle Kräfte des Lebens widmet. Das gilt für das Einzel- wie für das Staats- und Volksleben, und darum die Erfolge des engliſchen Volkes.

Spruch.

Wahre Beſcheidenheit und Stolz,
Die wachſen beide auf einem Holz.
Ihr könnt es mir glauben auf alle Fälle:
Wer wirklich was leiſtet, der kennt ſeine Stelle!

Heinrich Seidel.

Witlandsort.

Von Max Hobrecht. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Da ſtanden eines Morgens beim Frühgottesdienſt unverſehens drei Frauengeſtalten in wunderlichen Gewändern vor dem Altar — niemand hatte ſie kommen ſehen; ſie verneigten ſich gegen den amtierenden Prieſterbruder, ſetzten dem Vater Abt eine etwas ſchnippiſche Reverenz hin und wandelten dann an einem ſchrägen Sonnenſtrahl aufwärts zu einem geſchloſſenen Fenſter, durch welches ſie verſchwanden, ohne es zu öffnen oder das Glas zu brechen. Als der Sakriſtan, der gleich ſeine Vermutungen hatte, den Schrein der drei Jungfrauen aufſuchte, fand er ihn leer — die Bewohnerinnen waren ausgewandert. Die Bruderſchaft aber fühlte ſich durch dieſe Erſcheinung außerordentlich geehrt, und der leere Schrein wurde alsbald wieder das geſuchteſte Stück in der Kirche von Volkerode. Mir hatte man dies alles mit vieler Salbung erzählt, und ich hatte mich auch nicht wenig daran erbaut; aber als ich nun ſelbſt einer ſolchen Erſcheinung gewürdigt wurde, da mir eine der elftauſend Jungfrauen im Garten begegnete — ſie kam wohl, um ihr altes Quartier zu beſuchen — wollte der Kuſtos, der dazu kam, das nicht gelten laſſen; er meinte ſogar, die Erſcheinung wäre die Kuhmagd aus dem nächſten Bauerhofe geweſen. Es gab ein ſcharfes Verhör und man verordnete mir, weil meine Ausſagen keinen Glauben fanden, eine ſtrenge Kirchenbuße; zuletzt ſchickte man mich, um das Kloſter vor übler Nachrede zu bewahren, weit fort nach Dobberan; aber das Lob, das man mir mitgab, war nicht fein, und es war meines Bleibens nirgend mehr lange. So kam ich über Colbatz nach Oliva, dem äußerſten Kloſter unſeres Ordens in dieſer Richtung, und ich meinte, nun würde man mir einige Ruhe laſſen; doch, hatte mich böſer Leumund bis hierher getrieben, nunmehr gereichte mir wieder meine Kunſtfertigkeit zur Unruhe: der deutſche Ritterorden forſcht weit und breit nach ſolchen, die der Baukunſt einigermaßen verſtändig ſind, da er ſich hier im Lande ſicher einzurichten denkt; auch bei den Ciſterzienſern in Oliva haben ſie angefragt, der Vater Abt hat mich ungern ziehen heißen, aber ſich's nicht erlaubt, mich zurückzuhalten, und ſo bin ich denn auf der Fahrt nach Witlandsort, wo ein feſtes Haus gebaut werden ſoll — wollte Gott, ich wäre erſt am Lande und hätte feſten Boden unter mir!“

Bruder Honeſtus hatte während dieſer Erzählung mehrmals durch leichtfertige Mienen, zweideutiges Augenzwinkern und bedeutendes Räuſpern verſucht, ſeinen Zuhörer vertraulich zu ſtimmen, ſchloß aber zuletzt in einem recht verdrießlichen Tone, da er des gewünſchten Eindruckes durchaus verfehlte.

Herr Wolfram von Gernrode änderte den ernſten Ausdruck ſeines Geſichts nicht, zog vielmehr ein paarmal ſeine Stirn in ſtrengere Falten und bezeugte durch ein gewiſſes vornehmes Aufwerfen der Oberlippe, daß des Laienbruders etwas unſauberes Weſen nicht nach ſeinem Geſchmack war. Zugleich war ihm aber der Gedanke unbehaglich, Bruder Honeſtus, mit dem er einige Zeit an demſelben Ort zuzubringen genötigt war, könne ſich aus aufgefangenen Brocken ein unrichtiges Bild über ihn ſelbſt zurechtmachen; darum ſagte er nach kurzem Überlegen: „Du möchteſt dir einbilden, ich hätte etwas vor der Welt zu verbergen, und das wäre nicht gut, da du unter mir zu arbeiten haben wirſt, alſo teile ich dir wahrhaft mit, was, verkehrt erzählt, mir zur Schande gereichen könnte. Ein Baukundiger, der vor Jahren an unſerer Stiftskirche in Gernrode arbeitete, hat mich, da ich ihm fleißig zuſchaute, ſeine Kunſt lieben gelehrt. Um ſie zu lernen, bin ich ſpäter nach Köln gegangen, in deſſen berühmter Bauhütte ich bis zur Meiſterſchaft gelangte. Du haſt vielleicht von den Streitigkeiten der Kölner Bürger mit dem Erzbiſchof Engelbert gehört — es handelte ſich nicht um Geiſtliches, ſondern um recht weltliche Dinge, Geld und Macht. Ich bin auf der Seite geſtanden, auf der ich das Recht ſah, auf der Seite der Bürgerſchaft, auch als der Erzbiſchof von den Bürgern gefangen geſetzt wurde. Dafür bin ich mit der

Bürgerſchaft zugleich dem Kirchenbann verfallen und gehörte, als ſpäter die Stadt wieder gelöſt wurde, zu denen, welchen man noch beſondere Kirchenbuße auflegte. Das Kreuz wider die Sarazenen zu nehmen, gab es keine Gelegenheit; ſo ſoll mir's als Buße gerechnet werden, wenn ich eine Zeit dem deutſchen Ritterorden im Preußenlande diene mit meiner Kunſt. Die Burg auf Witlandsort ſoll ich bauen, und ſo haben wir beide an demſelben Werk zu arbeiten — jeder in ſeiner Weiſe!"

Der Baumeiſter ſtieg nach dieſen Worten über die ſteile Treppe vom Hinterdeck herab und begab ſich zum Schiffer, um eins und das andere über die nun ſchon recht naheliegende Küſte zu fragen; in der Hauptſache war's ihm wohl darum zu thun, die Unterhaltung mit dem Laienbruder abzubrechen. Dem Bruder Honeſtus blieb das nicht verborgen; er ſchickte ſeinem künftigen Vorgeſetzten einen ſcheelen Blick nach und brummte: „Jeder in ſeiner Weiſe — das klingt ja recht erbaulich! Wenn das Heidenvolk hier wirklich ſo ungemütlich iſt, wie's dargeſtellt wird, ſo habe ich mich in eine richtige Sackgaſſe verlaufen — brr!" Damit zog er die Kappe ſeines Habits über den Kopf, ſchlug die Arme ineinander und verſuchte, ſich weiteren unerquicklichen Gedanken durch den Schlaf zu entziehen, was ihm auch bald zu gelingen ſchien. Unterdeſſen war, da der zunehmende Wind die entgegenſtehende See beruhigt hatte, die Fahrt ſchnell genug vorwärts gegangen, und deutlich war die Geſtaltung des Ufers zu unterſcheiden; aus einem flachen ſandigen Vorland hob ſich der Dünenwall nur zu mäßiger Höhe, dahinter zeigte ſich ein zum Teil mit Wald bedecktes, zum Teil dem Ackerbau dienendes Land. Ein paar größere Baumgruppen, die ſich aus freiem Felde erhoben und aus denen leichte Rauchſäulen in die Höhe ſtiegen, konnten Dorfſtellen oder einzelne Höfe bezeichnen; ob verſchiedene ſich bewegende Punkte auf dem Dünenkamm Menſchen oder Tiere wären, ließ ſich noch nicht erkennen. Die Landſchaft entbehrte eines großartigen Zuges, ſah aber, zumal im Glanze der warmen Septemberſonne, lieblich und freundlich aus.

Nun zeigte ſich, den Dünenwall durchbrechend, die Öffnung des Tiefs, des verbindenden Waſſerweges zwiſchen der See und dem Friſchen Haff; die vorliegende gefährliche Sandbank war zur Warnung für anfahrende Schiffe durch ein paar verankerte Kiefernbäume bezeichnet, deren noch grüne Kronen von dem wallenden Waſſer auf und nieder gehoben wurden. Die Schiffahrtskunſt jener Tage geſtattete es nicht, in engem Fahrwaſſer beim Winde zu ſegeln; der Lübecker Schiffer ließ daher die Segel wegnehmen und die ſchweren Ruder wieder auslegen, zugleich außer ſeiner Heimatsflagge, die am Heck wehte, am großen Maſt ein Fähnchen mit dem Ordenskreuz aufziehen. Dann nahm er ſelbſt ſeinen Poſten am Bug ein, von wo er, das Lot in der Hand, den Steuermann über die Fahrt verſtändigte. So kam man über die unſichere Barre fort und befand ſich bald in dem ſtillen Waſſer des Tiefs, an deſſen rechter Seite ein dunkler Laubwald ſich hinzog, vielhundertjährige Eichen, Eſchen und Linden, mit Haſeln und allerlei anderem Unterholz durchſetzt, während auf der linken Ackerbreiten, ſchon abgeerntet, mit Weideland und kleinen Gehölzen wechſelten.

Kurz vor der Mündung des Tiefs in das Haff hatte man die Fahrt durch einzelne ſtarke Pfähle ſo weit geſperrt, daß alle Schiffe genötigt waren, den einzigen Durchlaß hart am linken Rande zu paſſieren; dieſer aber war in ein Pfahlwerk und Verwallung einbezogen, welche das hier ziemlich hohe Ufer einſchloſſen und innerhalb deſſen einige rohe Blockhausbauten lagen. Auch die ſehr urſprünglichen Vorrichtungen zum Anlegen der Schiffe befanden ſich innerhalb der Befeſtigung; von dem Flaggenmaſt neben dem größten Blockhauſe wehte die Ordensfahne mit dem ſchwarzen Kreuz.

Dies war die erſte Geſtalt der Wehrburg, welcher der deutſche Orden den Namen Lochſtedt gegeben hatte, während der Platz im Munde der Schiffer immer noch Witlandsort hieß. Jetzt wollte man alſo daran gehen, an Stelle der erſten rohen Anlage ein dauerhaftes feſtes Haus zu bauen und ſchon ſeit ein paar Wochen wurde hier das lübiſche Schiff erwartet, welches allerlei Gerät und Material, auch die dem Leſer ſchon bekannt gewordenen bauverſtändigen Perſonen heranbringen ſollte.

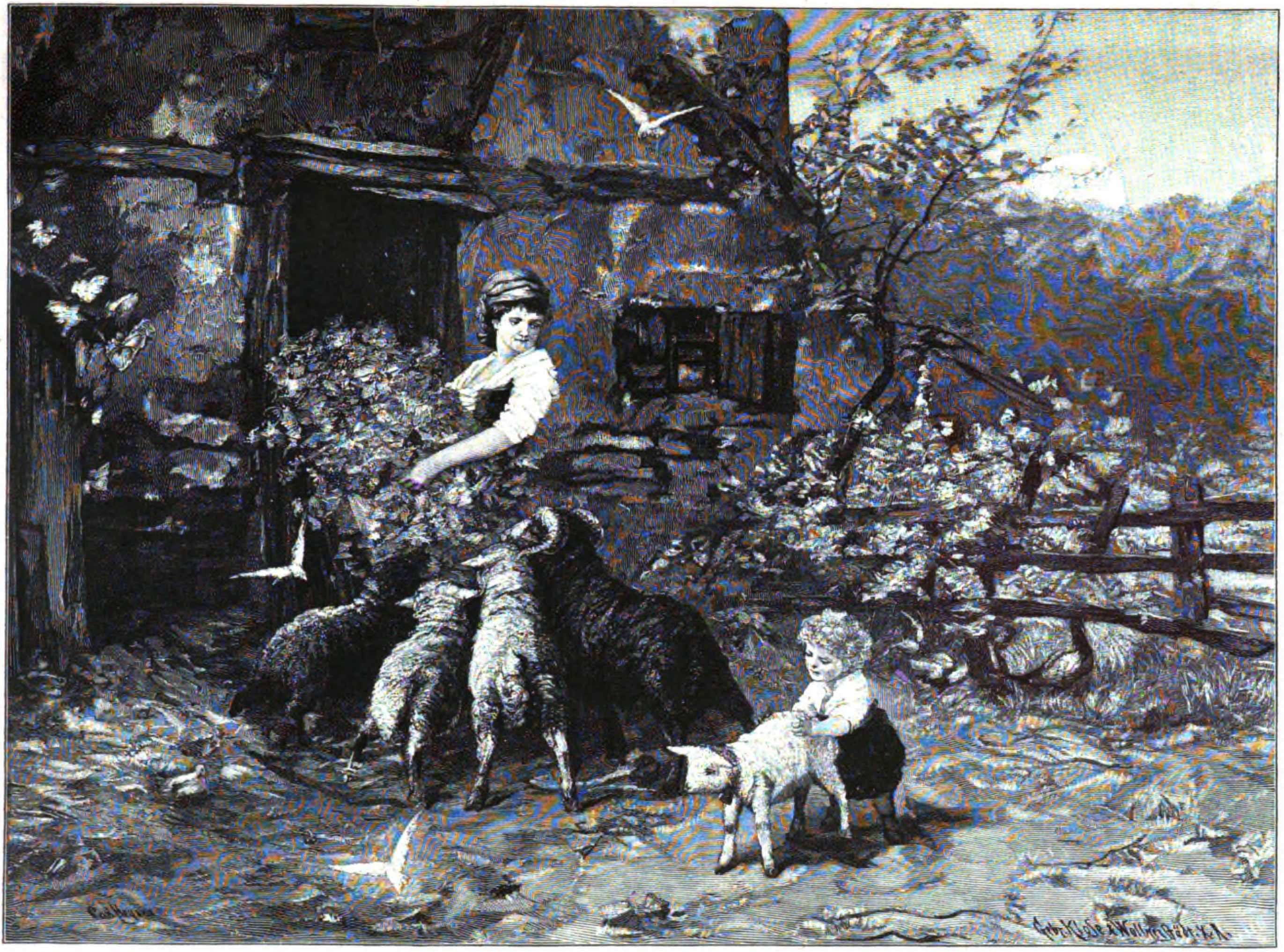
Den Befehl über das Ordenshaus zu Lochſtedt führte Herr Friedrich von Henneberg, als „Pfleger," nicht als Komtur; denn der Platz war nicht groß genug, um einen vollen Konvent aufzunehmen; nur etwa ein halbes Dutzend Ritter mit ihren Knechten und einigen Söldnern bildeten die Beſatzung. Doch hatte ſich gerade während des letzten Heidenaufſtandes die geſicherte Verbindung mit dem Meere als ſo wichtig erwieſen, daß der vollkommene Ausbau der Burg vor anderen vom Landmeiſter gewünſcht wurde, und der Bruder von Henneberg war ganz dazu geeignet, die Förderung eines ſolchen Werkes zu betreiben.

Als ein wenig begüterter Seitenſproß des mächtigen fränkiſchen Grafenhauſes hatte er in der kaiſerloſen Zeit ein ſehr unrühmliches Leben geführt und wie ein rechter Landſchaden von ſeinem in der Röhn gelegenen Neſte aus die Nachbarſchaft in möglichſt weitem Umkreiſe geplagt. Im Bunde mit vielen ſeinesgleichen und geſchützt durch das Anſehen ſeiner Verwandtſchaft hatte er das jahrelang ungeſtraft thun dürfen. Wie aber in manchen Gegenden des Reiches die größeren Städte, in Bündniſſe geeint oder auch einzeln, mit ſtarker Hand dieſem Unweſen zu ſteuern anfingen, ſo hatten damals auch die Würzburger das Recht ſelbſt in die Hand genommen, die vereinigten Buſchklepper ſamt ihren vornehmeren Patronen in offener Feldſchlacht überwunden und dann die feſten Häuſer der gefährlichſten Räuber einzeln gebrochen oder ausgebrannt.

Auch Friedrich von Henneberg hatte aus dem Dach und den Fenſtern ſeines Schloſſes die Flammen ſchlagen ſehen, zu ſeinem Glück aus einer gehörigen Entfernung; noch zu rechter Zeit war es ihm gelungen, zu entwiſchen, wie der Fuchs aus dem Bau. Aber es war, als hätten jene Flammen ihm einmal ſein eigenes Innere in ſcharfer Beleuchtung gezeigt und ihn zu der Erkenntnis gebracht, wie wenig ſein bisheriges Leben und Treiben Gott und Menſchen gefällig geweſen ſei. Die vornehme Verwandtſchaft fand es zur Zeit nicht bequem, ſich ſeiner zu erinnern, zu einem Feld- oder Stadthauptmann mochte niemand gleich den ausgebrannten Landſchaden nehmen, und ein gemeiner Reiterdienſt ſtand dem heruntergekommenen Ritter doch auch nicht an.

Da kam es ebenſo ſeiner inneren Verfaſſung wie ſeiner äußeren Not entgegen, daß der deutſche Orden in Preußen, durch den letzten großen Heidenaufſtand ſchwer bedrängt, neuen Brüdern gerne Aufnahme gewährte und deren Vergangenheit nicht zu genau nachfragte. Friedrich von Henneberg war etwas beſchränkten Geiſtes, ſeit ihm die Burg gebrochen und er in ſich gegangen war, von einem wenig freundlichen aber ganz unbedenklichen Glaubenseifer beſeelt und tapfer bis zur Verwegenheit. So war er für den kleinen Dienſt und ſelbſt als ein unterer Befehlshaber in der Brüderſchaft ſehr verwendbar; mit weitſchauenden ſtaatsmänniſchen Gedanken, dergleichen die Köpfe der höheren Ordensgebietiger nicht ſelten beſchäftigten, quälte er ſich nicht.

Hier nun war er angewieſen, dafür zu ſorgen, daß es den zu erwartenden Bauverſtändigen an Arbeitern und Zugtieren nicht fehle, auch Material herbeizuſchaffen, ſoweit es die Umgegend hergab. Schon ſeit Beginn des Frühlings wurde an den Tiſchen der Ziegelſtreicher fleißig gearbeitet und rauchten die Öfen, in denen die Backſteine oder der Kalk, deſſen das Land genug bot, gebrannt wurden. Auch große Feldſteine, Findlinge grobkörnigen Granits, wurden auf ſchwerfälligen Wagen durch Pferde- oder Ochſengeſpann zur künftigen Bauſtelle geſchleppt. Doch ſtockten die Arbeiten während der letzten Wochen: die Verpflichtung, bei dem Bau der Ordensburgen mit Hand- oder Spanndienſten Hilfe zu leiſten, auch wohl über Sicherheit und Ordnung der Bauleute zu wachen, erſtreckte ſich über alle Stände des neuen Ordensſtaates und wurde in Fällen der Not rückſichtslos in An-



Vor dem Schafſtall. Nach dem Gemälde von C. Heyden.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſpruch genommen; wo es aber die Umſtände geſtatteten, übte man gern eine weiſe Nachſicht, auch war man weit davon entfernt, die Treugehorſamen mit den Widerſpenſtigen über einen Kamm zu ſcheren — daher die unendliche Mannigfaltigkeit in den Rechtsverhältniſſen des deutſchen und preußiſchen Grundbeſitzes.

Während des letzten großen Heidenaufſtandes war es in der Landſchaft um Witlandsort ziemlich ruhig geblieben, obwohl es in der nächſten Nachbarſchaft wild genug zuging, und ſelbſt Königsberg längere Zeit hindurch nur mit äußerſter Anſtrengung von den Rittern behauptet werden konnte. Der Handelsgeiſt iſt ein friedlicher Geiſt, und die Leute, die an den Hauptthoren der Seeſchiffahrt ſaßen, wußten Ruhe und geſicherten Gewerbebetrieb beſſer zu ſchätzen, als die roheren Bewohner der heidniſchen Wildnis im Binnenlande. Mithin war es nicht weniger Anerkennung dieſes früheren Wohlverhaltens, als haushälteriſches Bedenken der Zukunft, daß der Komtur von Samland während der ohnehin kurz bemeſſenen Erntezeit die Bauarbeiten einſtellen hieß, damit ſich alle Kräfte ungehindert dem Schneiden und Einbringen der Feldfrucht widmen konnten.

Nun aber waren die Felder leer und die Vorratsräume gefüllt, und der Pfleger von Lochſtedt, deſſen enges Begriffsvermögen an ſchonender Rückſicht überdies wenig Gefallen fand, dachte eben daran, die unterbrochene Arbeit kräftig wieder aufzunehmen, als das Eintreffen des Baumeiſters und verſchiedener Werkleute ſeinem Eifer noch einen neuen Sporn gab. Bis zum Einbruch des Winters war kaum noch auf ein Vierteljahr zu rechnen; ſollten in dieſer Friſt die Grundbauten bis über die Erde geführt werden, ſo durfte man nicht feiern.

So war auch Herr Friedrich von Henneberg darauf bedacht, wenigſtens die zunächſtgelegenen Dorfſchaften und Einzelhöfe noch heute zu beſchicken, damit deren dienſtfähige Mannſchaft ſchon mit der nächſten Morgenfrühe ſich zur Arbeit einſtellen konnte. Ein paar Ritterbrüder ſtiegen zu Pferde, größeren Nachdrucks wegen die Befehle ſelbſt zu überbringen; Wolfram von Gernrode, der Baumeiſter, ſchloß ſich gern dem einen an, da er, der langen Seefahrt müde, ſich herzlich nach einem Ritt durch Feld und Buſch ſehnte, auch begierig war, möglichſt bald ein Stück des Landes zu ſehen, welches nun für ein Jahr oder mehr ſein Aufenthalt werden ſollte.

Mit unheimlichen Vorſtellungen, als zöge er in ein Land des ewigen Winters, hatte er aus ſeinem Wohnort, von den ſonnigen Ufern des Rheinſtroms, ſich auf den Weg gemacht; nun fand er freilich einen weniger hellen Himmel, eine kühlere Luft, doch erſchien die Gegend anmutig durch den Wechſel von ebenem Feld und Hügeln, von Wäldern und Wieſengründen, die von munteren Bächen durchzogen waren; dazu grüßte, wo irgend eine weitere Ausſicht geſtattet war, das Meer herüber in lichtem Blau, mit den weißen Wellenkämmen bedeckt. Jawohl, eine freundliche Anmut zierte das Land, nur — war es die Wirkung des gebrochenen Lichts, des nordiſchen Wolkenhimmels, war es der Eindruck der leeren Felder, in deren Stoppeln der Sommerfaden hing? — ein Hauch von Wehmut, von ſanfter Trauer lag über dem Ganzen, und dazu ſtimmte die Haltung der Menſchen, die hier und da ſichtbar waren, der leiſe Ton ihrer Rede, die klagende Weiſe, in welcher hier der einſame Hirt am Waldrande, dort die junge Frau, die am Bache ein Stück Leinwand bleichte, ihre Lieder erſchallen ließen. Daß ſich in dem allen das bedrückende Gefühl der Unfreiheit, der Vergewaltigung ausſprach, das auf dem Lande und ſeinen alten Bewohnern laſtete, verſtand Meiſter Wolfram erſt ſpäter und mit der Zeit; jetzt äußerte er ſich darüber etwas verwundert gegen ſeinen Begleiter.

Dieſer, Bruder Werner von Staden, war aus anderem Holze geſchnitten als der Pfleger von Lochſtedt: ein Mann, dem man die behagliche Gutmütigkeit und den ſtillen Humor vom Geſicht las. Ein Kreuzträger war er geweſen, ſchon ehe er in den Orden trat; ſeiner Gemahlin hatte der Ruhm der heiligen Eliſabeth keine Ruhe gelaſſen; an Kirchen und Klöſter, an arme Kranke und fahrende Strolche hatte ſie ihres Eheherrn Habe fleißig verzettelt, ſo daß der am Ende froh war, bei den deutſchen Herren einen Unterſchlupf zu finden, während es ſeiner Dame geſtattet wurde, in der Büßerinnenzelle einer Abtei, deren Bau ſie zum größten Teil bezahlt hatte, ihren Leib zu kaſteien. Ob ſie dabei ihre Befriedigung fand, iſt nicht gewiß; Herr Werner fühlte ſich aber ſo wohlverſorgt, wie nie in ſeinem Leben, ſeit er der mütterlichen Pflege entwachſen, und war unter den Brüder wohl gelitten, denn ihm wurde, nach der guten Schule, die er durchgemacht hatte, das Gehorchen leicht.

Auf die Bemerkung des Meiſters Wolfram kniff er die Augen ſchlau zuſammen. „Die Leute ſind nicht ganz ſo, wie ſie ſcheinen,“ ſagte er, „der Bruder Pfleger ſagt, ſie wären tückiſch — das weiß ich nicht; aber daß ſie auf ihre Weiſe luſtig ſein können, wenn man ſie nicht ſtört, habe ich oft genug erfahren. Höre nur — da haſt du's gleich — klingt das wie Trauer und Klage?“

In der That ſchallte es eben aus einiger Entfernung herüber, halb Geſang, halb Jauchzen und Geſchrei aus vielen Kehlen. Dort auf dem ſchmalen Wege, der ſich zwiſchen Feldern und Gehölz hinzog, bewegte ſich, jetzt ſichtbar, jetzt von Bäumen und Gebüſch verdeckt, ein Zug von Männern und Weibern; ihre weißen oder lichtgrauen Gewänder leuchteten in der ſpäten Sonne, und ihre Stimmen tönten in der reinen Herbſtluft — faſt war's, als höre man das muſikaliſche Geſchrei eines Zuges wilder Gänſe oder Kraniche.

„Ich denke mir, ſie haben da irgend eine Feſtlichkeit,“ fuhr Herr Werner fort, „und ſie ziehen auf dem Wege, der auch der unſrige iſt; da werden wir ja noch ſehen, was ſie vorhaben.“

Nun wurde ein Stück voraus, aber ſeitab von dem Wege, ein einzelnes Gehöft ſichtbar, das Wohnhaus, das aus rohen Balken gefügt, mit kleinen Fenſteröffnungen und plumpem Strohdach, von den Stallgebäuden kaum zu unterſcheiden war; in Schobern ſtand das eben gewonnene Getreide und der Heuvorrat daneben; über das ganze höchſt urſprüngliche Weſen breiteten aber alte Eſchen und Eichen ihre mächtigen Kronen und gaben ihm ein Anſehen von friedlichem Behagen. Dorthin bewegte ſich, einem ſich abzweigenden Pfade folgend, der Zug.

Bruder Werner hielt die Hand über die Augen. „Das iſt der Hof des Gerwien,“ ſagte er, „ein kleines preußiſches Freigut. Willkommen werden wir dort nicht ſein, da wir den Befehl zum Burgdienſt bringen. Zum Scharwerk darf der Mann nicht gerufen werden, und er will ſich darin auch nicht das Geringſte gefallen laſſen, ſo daß der Bruder Pfleger deshalb allerlei Ärger mit ihm hat.“

Bruder Werner ſprach noch weiter, aber Meiſter Wolfram hörte nicht mehr zu, da er von den Dingen in Anſpruch genommen wurde, die ſich immer deutlicher vor ſeinen Augen entwickelten. Vor dem Hauſe des Gerwien angekommen, hatte ſich die ſingende Schar in einem weiten Halbkreis geordnet; zugleich waren unter der niederen Thüre der Hausherr und ſeine Frau erſchienen, beide noch junge Leute, der Mann von feſtem, gedrungenem Körperbau, aber verdroſſener Miene und mit dem geſenkten Blick die Erde ſuchend, die Frau mit dem ſchlichten Blondhaar, den blauen Augen und der friſchen Geſichtsfarbe ein rechtes Kind ihres Volkes, nicht ohne Anmut und jetzt mit lebhafter Teilnahme dem Schauſpiel zugewendet. Nun war aus der Mitte der Singenden ein älterer Mann vorgetreten und hatte, begleitet von dem bis zu einem wahren Bienengeſumme gedämpften Geſange und unter mancherlei zierlichen Gebärden, eine Anrede an die Hausherrſchaft gehalten; dann war die Frau ins Haus zurückgegangen, aber bald kam ſie wieder hervor — faſt ſchien es, als wäre ſie ſchon auf alles vorbereitet geweſen. Sie trug jetzt in jeder Hand eine irdene Schale, und ein paar alte Frauenzimmer eilten ihr entgegen, um dieſelben in Empfang zu nehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Kreuzotterjahr 1891.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands wird das zahlreiche Auftreten der Kreuzottern gemeldet. Die Zeitungen berichten aus Nah und Fern über Schlangenbiſſe mit tödlichem Ausgange, an einigen Orten ſahen ſich ſogar die Behörden genötigt, Fangpreiſe auszuſetzen, um dem Schaden zu wehren, den das giftige Schleichtier an Menſchen und Vieh verurſacht. Obgleich ein milder Winter keineswegs die Erhaltung der Alten und Jungen begünſtigte, krochen beim Nahen der warmen Witterung große und kleine Kreuzottern aus ihren in der Erde gelegenen Schlupfneſtern ſelbſt dort, wo ſie früher nur ſelten oder gar nicht beobachtet wurden. Es kann auch ſein, daß die Ausrottung ihrer natürlichen Feinde zur Vermehrung der Kreuzotter bedeutend beiträgt. Der Iltis, der Schlangenbuſſard ſtellt ihr nach. Je gründlicher der Menſch die Genannten ausrottet, um ſo ungehinderter kann die Kreuzotter ſich vermehren. Auch iſt ein froſtfreier Herbſt ihrer Entwickelung günſtig, da dieſer dem Heranwachſen der noch im Beginn des Novembers ausgeſchlüpften Brut Vorſchub leiſtet. Wie dem nun ſei, Thatſache iſt die Kreuzotterplage und ein Wort über dieſe einzige Giftſchlange Deutſchlands am Platze.

Leute, welche die Kreuzotter nur nach dem Hörenſagen oder aus ſchlechten Abbildungen kennen, ſind der Meinung, die Kreuzotter verdanke ihren Namen zwei am Kopfende ſtehenden halbbogenförmigen dunklen Flecken, welche Ähnlichkeit mit einem Kreuze hätten und daß ſie an dieſen Flecken leicht und ſicher erkannt werden könnte. Dies iſt jedoch ein Irrtum. Ihre Benennung rührt von einem auf der Mitte des Rückens (des ſogenannten Kreuzes) verlaufenden zackenbandartigen dunklen Streifen her, der das ſichtbarſte und auffallendſte Kennzeichen dieſer Schlange iſt.

Die Zeichnung dieſes Bandes iſt zwar eine unregelmäßige, da die äußeren Spitzen der Zacken nicht immer gleichmäßig ſcharf und eckig ſind, ſondern ſich mitunter rund abſtumpfen oder zu verſchobenen Vierecken zuſammenſchließen, allein dem Geſamteindrucke, der dieſen dunklen Streifen als ein im Zickzack verlaufendes Band erſcheinen läßt, das ſich vom Halſe bis zur Schwanzſpitze erſtreckt, vermögen jene erſt bei genauerer Prüfung erkennbaren Abweichungen keineswegs Abbruch zu thun.

Ehe jemand auf Spaziergängen und Fußtouren ſich die zweckloſe Mühe macht, eine liegende oder vorbeieilende Schlange zu fangen, werfe er einen Blick auf den Rücken des Tieres. Bemerkt er eine dunkle Zickzacklinie — dieſelbe iſt ſtets dunkler als die übrige Farbe der Schlange — ſo hüte er ſich, mit der bloßen Hand Fangverſuche zu machen, denn in dieſem Falle iſt ſein Jagdtier die giftige Kreuzotter. Ein ferneres Merkmal zur Erkennung der Kreuzotter ſind die den Mund umſäumenden gelblichen Lippenſchilder, welche, von ſchmalen ſchwärzlichen Strichen durchbrochen, dem Tiere bei geſchloſſenem Munde das Ausſehen verleihen, als fletſche es die Zähne.

Die Färbung der Kreuzotter iſt nicht beſtimmt anzugeben, da dieſelbe bei ein und demſelben Individuum wechſelt und nach der Häutung meiſtens heller erſcheint, als vor derſelben. Das Männchen ſchattiert in Silbergrau, Lichtaſchgrau, Meergrün, Lichtgelb, Lichtbraun, das Weibchen in Braungrau, Rotbraun, Ölgrün, Schwarzbraun und ähnlichen tiefen Tönen, welche die Wahrnehmung des Zackenbandes oft ſehr erſchweren.

Da jedoch weder eine genaue Beſchreibung, noch gute Abbildungen im ſtande ſind, irgend eine Schlange Ungeübten zur geiſtigen Vorſtellung zu bringen — das Tier wird lebend immer „anders“ ausſehen — ſo wäre es wünſchenswert, die Kreuzotter Schülern entweder in Weingeiſtpräparaten oder, noch beſſer, in Modellen zur Anſchauung zu bringen.

Das getötete Tier wird einwandslos an den berüchtigten Giftzähnen erkannt, die ihr Gift von einer ſchon hinter dem Auge beginnenden langgeſtreckten Drüſe erhalten, auf deren Mündung die durchbohrte Zahnwurzel aufſitzt und der Durchfluß des Giftes in den Zahn vermittelt. Die Giftzähne ſind nach hinten hakenförmig gebogen und an ihren Spitzen zweiteilig. Ihre Länge beträgt bei ausgewachſenen Exemplaren etwa vier Millimeter; im normalen Zuſtande ruhen ſie in einer wulſtigen Zahnfleiſchmaſſe wie in einer ſchützenden Scheide. Beim beabſichtigten Gebrauche derſelben ſtreckt das Tier den beweglichen Oberkiefer nach vorn und bewirkt, vermöge beſonderer Muskeln, das Aufrichten der Todeswaffen. An jeder Seite des Oberkiefers, ziemlich am Rande desſelben, ſteht ein Giftzahn; nicht ſelten jedoch findet ſich auch an der einen oder anderen Seite ein zweiter gleicher Zahn, der bei dem Verluſte des Hauptzahnes als Erſatz eintritt. Ein derartiger Erſatz der Giftzähne iſt jedoch nicht der Kreuzotter allein, ſondern allen Giftſchlangen eigen, bei denen eine fortwährende Neubildung der Giftzähne ſtattfindet, da ſie dem Tiere zu ſeiner Exiſtenz unumgänglich notwendig ſind. Oft wird die nie raſtende Zunge der Schlange für ihren „Giftſtachel“ gehalten und auch wohl „Giftangel“ genannt. Die Zunge iſt jedoch nicht giftig und dient zum Taſten.

Der Biß wird ſchlagartig ausgeführt; die hierzu erforderliche Bewegung des Vorderkörpers geſchieht in ähnlich ſchneller Weiſe, wie die Katze die Pfoten zum Angriff verwendet.

Am ſicherſten trifft der Schlag, wenn das Tier tellerartig zuſammengerollt iſt, in welcher Lage es ſogar eine ziemliche Entfernung um ſich herum zu beherrſchen vermag. Von mehreren Seiten zugleich mit langen Stöcken geneckt, ſchlägt die Kreuzotter mit ihrem Gebiß mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit nach den verſchiedenſten Richtungen, zieht ſich aber nach jedem Schlage ſchnell wieder in ihre gedeckte Lage zurück, die ihr gleichſam zu einer beweglichen kleinen Feſtung wird. Zwingt man die Schlange zur Aufgabe der Tellerſtellung oder befindet ſie ſich überhaupt in einer geſtreckten Lage, ſo ſind die Schläge unſicher und ſchwerfällig und werden oft auch aufs Geratewohl ausgeführt, ſo daß das Tier in blinder Wut nicht ſelten ſich ſelbſt oder nach ſeinem eigenen Schatten beißt. Eine Schlange, welche ſich ſelbſt oder eine andere ihresgleichen beißt, tötet weder ſich noch jene; nur die Klapperſchlange ſoll ſich durch ihren Biß töten können, wenn die hierauf bezüglichen Beobachtungen richtig ſind.

Keine unſerer einheimiſchen Schlangen, mithin auch nicht die Kreuzotter, iſt im ſtande, zu ſpringen oder ſich weit fortzuſchleudern, wie vielfach geglaubt wird. Sie können ſich höchſtens, während der übrige Teil des Körpers nicht nur ruhig liegen bleibt, ſondern zur Vermehrung der Gewalt feſt an den Boden gedrückt wird, bis auf ihre halbe Leibeslänge vorſchleudern, nie jedoch vermögen ſie ſich mit ihrem ganzen Körper durch die Luft von einem Orte zum anderen zu ſchnellen, wie man ſich erzählt.

Die Bißwunde erſcheint im nackten Fleiſche als zwei nadelſtichähnliche, je nach der Größe der Schlange ſechs bis zehn Millimeter voneinander entfernte, meiſt unblutige Ritzen. Die Zähne dringen höchſtens zwei bis drei Millimeter tief ein, aber ſie wirken je nach der Gewalt des Schlages durch ſtoßartiges Aufdrücken auf die ſie ſpeiſenden Giftdrüſen und ſchleudern das Gift in die Wunde.

Über die Natur des Schlangengiftes herrſcht, trotz vieler eingehender Arbeiten, immer noch ein der Klärung harrendes Dunkel, und merkwürdigerweiſe ſind weniger Verſuche mit dem Gifte unſerer einheimiſchen Kreuzotter angeſtellt, als mit dem berüchtigter Giftſchlangen des Auslandes.

Das Schlangengift gefährdet das Leben nur dann ernſtlich, wenn es in die Blutbahn gelangt. Es wirkt durch Zerſetzung des Blutes, durch Störungen in dem Blutumlaufe und der Nerventhätigkeit. Merkwürdig iſt der blitzſchnell den ganzen Körper durchdringende, ſchwer zu beſchreibende Schmerz, der den Gebiſſenen meiſt einen lauten Angſtſchrei auspreßt. Verſuchshunde, die mit Nadeln geſtochen wurden, blieben ruhig; als jedoch die Nadeln in Schlangengift getaucht waren, ſchrieen ſie ſelbſt bei leichtem Stiche heulend auf.

Nach dem Biſſe tritt eine ſchnell zunehmende Ermattung ein, an der die Schreckwirkung jedoch auch ihren Anteil hat. Schwache werden von Ohnmachten befallen. Heftiger, brennender Durſt, Erbrechen und zuweilen Durchfälle ſind Zeichen, daß die Vergiftung vorſchreitet. Im ſpäteren Verlaufe nehmen die Geiſteskräfte raſch ab, der Kopf iſt benommen, Krämpfe und zeitweilige Bewußtloſigkeit deuten auf tiefe Störungen im Bereiche des Nervenſyſtems.

Die der Wunde naheliegenden Körperteile ſchwellen an und werden dunkel und mißfarben, oft entſteht, wenn die Lebensgefahr glücklich abgewendet, Brand in den Gliedern. Die Schmerzen in der Nähe der Bißwunde werden als „wütend" geſchildert und weithin ziehend. Sie laſſen erſt kurz vor dem Tode nach, deſſen Nahen allgemeine Gefühlloſigkeit und Gleichgültigkeit ankünden oder verlieren ſich nach und nach während der Heilung.

Je nach der Art der Verletzung, Gereiztheit des Tieres, Menge des eingeſpritzten Giftes, der Kräftigkeit des Gebiſſenen und der Behandlung der Wunde ſind die Krankheitserſcheinungen ſehr verſchieden, leichter oder ſchwerer. Gelangt das Gift unmittelbar in eine Hohlvene, ſo iſt der Tod unvermeidlich und erfolgt möglicherweiſe in der erſten Viertelſtunde. Kinder und alte Leute ſind weniger widerſtandsfähig als Erwachſene in ſtrotzender Geſundheit.

Von all den zahlloſen gegen Schlangengift empfohlenen Mitteln iſt bei ernſthafter Prüfung kein einziges als durchaus zuverläſſig erkannt worden, ſelbſt die berühmten Geheimmittel der in Schlangengegenden wohnenden Völker nützten nicht immer, wenn ſie auch zuweilen überraſchende Geneſungen zu fördern ſchienen. Vielleicht ſind unter den noch nicht geprüften Kräutern und Tränken die geſuchten unfehlbaren Gegengifte, die jede Probe beſtehen. Hier gilt es zu ſuchen.

Die Hauptſache nach geſchehenem Biſſe iſt die zweckmäßige Behandlung der Wunde. Man hat zunächſt zu verhüten, daß das durch die zwei kleinen, oft kaum ſichtbaren Wunden eingeſpritzte Gift nicht mit dem nach dem Herzen zurückfließenden Blute weiter in den Körper vordringt. Dies wird möglichſt durch Unterbinden der Wunde mit einem Bande oder Bindfaden erreicht, und zwar, wenn nötig, unter Anwendung eines Knebels. Eine zweite und dritte Unterbindungsſtelle wird thunlichſt nahe an der erſteren weiter oberhalb angebracht. Hierauf führt man mit einem Meſſer einen kräftigen Schnitt quer durch die vergiftete Stelle und läßt die Wunde tüchtig ausbluten, damit das Gift mit dem Blute ſoviel wie möglich entfernt werde. In Ermangelung eines Meſſers binde man bis zu deſſen Erlangung einen harten Gegenſtand, ein Steinchen oder ein Geldſtück feſt auf die Bißwunde, um die Blutzirkulation an dieſer Stelle möglichſt zu beſchränken. Das Ausſaugen der Wunde mit dem Munde — vorausgeſetzt, daß weder die Lippen aufgeſprungen noch Wunden in dem Munde vorhanden ſind — iſt mindeſtens ebenſo nützlich als das Aufſchneiden, allein es wird ſich nicht immer ausführen laſſen. Auswaſchen der Wunde mit Chlorkalklöſung (25 Gramm Chlorkalk in 100 Gramm Waſſer zerrieben und durch Baumwolle filtriert, im Notfalle Bleichwaſſer) iſt nach Dr. Karlinski von großem Nutzen; die Einſpritzung von einem halben Kubikcentimeter einprozentiger Chromſäurelöſung unter die Haut in unmittelbarer Nähe der Bißwunde mildert die Heftigkeit der Giftwirkung und ſoll ſie aufheben, falls nicht zu lange Zeit verſtrich.

Früher wurde zu gleichem Zwecke Salmiakgeiſt, ſowie eine Löſung von übermanganſaurem Kali gerühmt. Beide leiſten nichts. Dr. Lacerda ließ eine Henne von einer Klapperſchlange beißen und flößte ihr drei Kubikcentimeter Alkohol ein. Die Henne erholte ſich. Am nächſten Tage ward dieſelbe Henne wieder gebiſſen, nachdem Dr. Lacerda ihr Waſſer mit Ammoniak eingeflößt hatte. Das Tier ſtarb nach 26 Minuten unter heftigen Zuckungen. Einem gebiſſenen Hahne wurden 30 Gramm Waſſer mit 20 Tropfen Ammoniak eingeflößt. Er verendete nach 30 Minuten. Von dem Blute dieſes Hahnes wurde eine kleine Menge in die Oberſchenkelvene geimpft. Es entſtand Geſchwulſt, die ſich über die benachbarten Muskeln erſtreckte und gemach wieder verlor. Einem gebiſſenen Hahne wurde vor dem Tode Blut abgezogen und dieſes einem anderen eingeimpft. Letzterer ſtarb nach einigen Stunden. Das Fleiſch beider Hähne ward einem Hunde gegeben. Er verzehrte es ohne jegliche Folgen.

Das Blut, welches durch Klapperſchlangengift verändert worden iſt, behält ſeine ſchädlichen Eigenſchaften, wenn es getrocknet und lange Zeit aufbewahrt wird. Ob das Gift der Kreuzotter ſich ähnlich verhält, iſt noch nicht ermittelt.

Nach Dr. A. Schulzes Verſuchen mit Meerſchweinen hebt direkt mit einer Morphiumſpritze in die Bißlöcher geſpritzter Salmiakgeiſt die Wirkung des Kreuzotterbiſſes auf. Weitere Experimente wären wünſchenswert, da dies Mittel leicht zur Hand iſt und auch, innerlich gereicht, mit Waſſer oder Branntwein verdünnt, ſich in den Tropen gegen den Biß ſtärkſter Giftſchlangen bewähren ſoll. Man gibt ihn bis zu 20 Tropfen ein, ſolange der Puls nicht in Ordnung iſt oder der Kranke Beengung in der Bruſt fühlt. Die Geſchwulſt wird mit naſſen Tüchern gekühlt, auch iſt Karbolwaſſer förderſam. Das Hauptmittel iſt und bleibt jedoch der Alkohol.

Es iſt ziemlich gleichgültig, in welcher Form der Alkohol genoſſen wird, man kann ihn als Wein, Rum, Kognak, Branntwein geben, die Hauptſache iſt, daß der Gebiſſene ſo viel als ihm möglich, in oft wiederholten und nicht zu großen Mengen auf einmal, zu ſich nimmt. Es ſchadet nicht, wenn dies Verfahren zu einem derben Rauſche führen ſollte, der übrigens bei den Gebiſſenen nur ſchwer eintritt.

Der Meinung jedoch, daß der Alkohol das Schlangengift zerſetze oder als ein Gegengift wirke, muß hier ſogleich entgegengetreten werden. Der Alkohol wirkt nämlich bloß dadurch, daß er die durch das Gift erzeugte Lähmung der Nerven- und Muskelthätigkeit wieder aufhebt, die organiſche Thätigkeit erhöht und dem Patienten Lebensmut einflößt. Außerdem empfiehlt ſich dies Mittel durch ſeine ſchnelle Wirkung und ſeine leichte Beſchaffung.

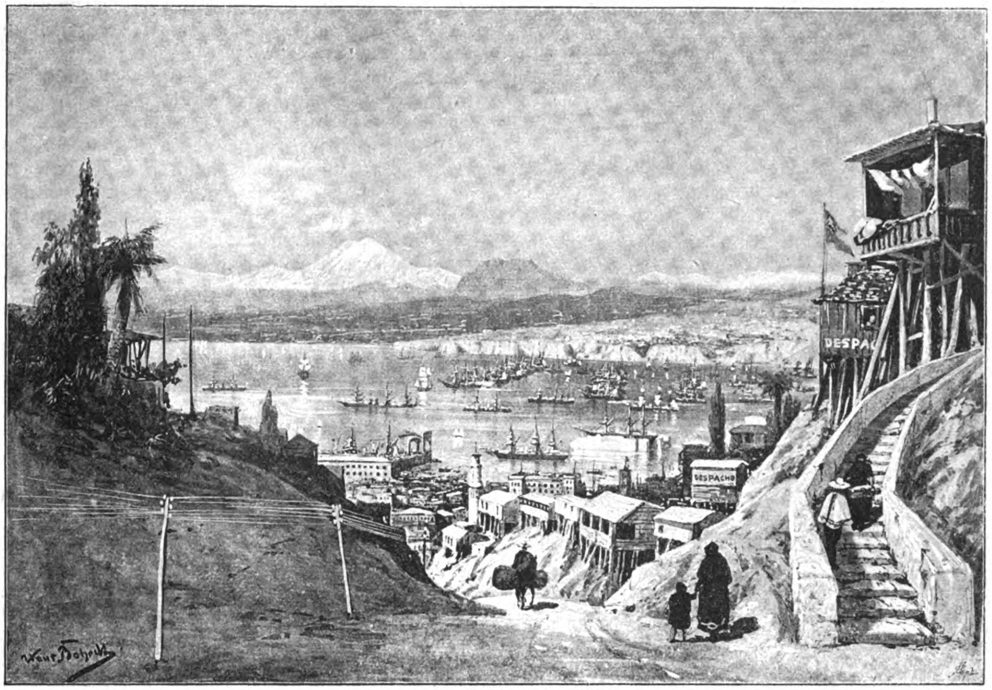
Die Geneſung geht in der Regel nur langſam vor ſich. Wenn die Todesgefahr längſt vorüber iſt, ſchleppt ſich der Rekonvaleszent noch wochen- und monatelang mit einem kranken Körper. Selbſt nach Jahren treten, beſonders bei Witterungswechſel, Schmerzen in den beteiligt geweſenen Gliedmaßen ein, und zeitweilige Lähmungen gehören durchaus nicht zu den Ausnahmefällen.

Leichter als die Heilung iſt der Schutz gegen eine Verwundung. Schon die leichteſten Schaftſtiefeln, ohne welche man im Walde die geebneten Wege nie verlaſſen ſollte, bieten genügende Sicherheit gegen das Durchſchlagen der Kreuzotterzähne.

Außerdem iſt allen, die ſich im Walde oder deſſen Nähe aufhalten, die größte Vorſicht anzuempfehlen. Man unterſuche, ehe man ſich niederläßt, den Waldboden und die nächſte Umgebung, pflücke oder hebe nichts vom Boden, ohne ihn vorher mit dem Fuße oder Stocke unterſucht zu haben. Einer aufgefundenen Kreuzotter gegenüber unterlaſſe man jede leichtfertige Bravour, vorzüglich laſſe man ſich durch die Kleinheit des Tieres nicht zu geringerer Vorſicht verleiten. Ein mäßig geführter Hieb mit einem leichten Stöckchen oder einer Gerte genügt, ihr das Rückgrat zu zerſchmettern und ſie vorläufig am Entſchlüpfen zu hindern. Unſchädlich iſt das Tier jedoch erſt mit der vollſtändigen Vernichtung des Kopfes und ſeiner Gifthaken.

Dieſe Warnungen gab einer unſerer beſten Kenner der deutſchen Reptilien, der leider zu früh geſtorbene Leipziger A. Franke. Nach ſeinen Beobachtungen ſucht ſelbſt der abgeſchnittene Kopf der Kreuzotter zu beißen. Die unheimlich drohenden Augen hatten ihre Klarheit behalten, denn der Kopf ſuchte nach der Seite zu beißen, von welcher man ihm Gegenſtände nahe brachte, und ſchnappte nach den Fingern, ſtatt nach dem nahegehaltenen Stöckchen oder Meſſer.

Nutzen ſtiftet die Kreuzotter nicht. Sie fängt zwar Mäuſe, aber auch Vögel, ihre Ausrottung iſt daher in Anbetracht ihrer Schädlichkeit geboten. Es vergeht faſt kein Jahr, in dem ihr nicht beerenſuchende Kinder zum Opfer fallen; vermehrte ſie ſich übermäßig wie heuer, geſchieht ihr recht, wenn ihr eifrig nachgeſtellt wird.



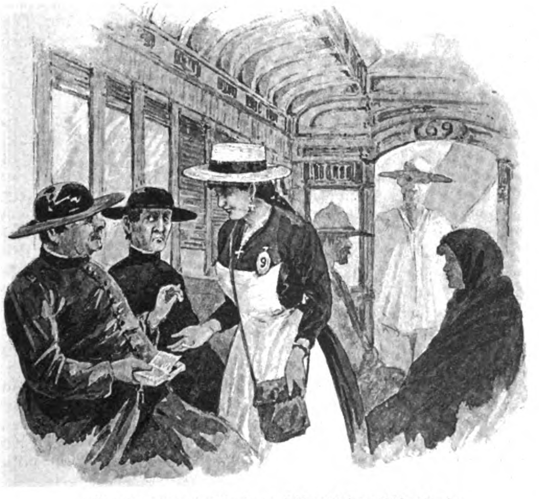
Blick auf die Bai von Valparaiſo.

Aus Chile.

(Abdruck verboten.)

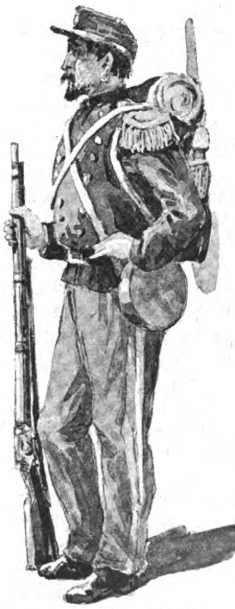
Die Unruhen, welche in den letzten Monaten das bisher von allen ſüdamerikaniſchen Republiken ſich des beſten Rufes erfreuende Chile heimſuchten, haben die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das von der Natur mit verſchwenderiſchem Reichtum ausgeſtattete Land um ſo mehr hingelenkt, als in Chile bedeutende deutſche Intereſſen zu vertreten ſind. Bekanntlich iſt dem neuerdings auch durch die Entſendung eines Geſchwaders ſeitens der Reichsregierung Rechnung getragen worden.

Chile iſt einhalbmal größer als Deutſchland, zählt aber nur 2 527 000 Einwohner, von denen wiederum nur etwa der dritte Teil des Leſens und Schreibens kundig ſind. Die Staatsfinanzen erſchienen noch nach den jüngſten Ausweiſen als äußerſt günſtig, die Verwaltung war verhältnismäßig gut geregelt — es iſt um ſo bedauerlicher, daß der unſelige Bürgerkrieg jetzt die Grundlagen geſunder Fortentwickelung gänzlich zu untergraben droht.

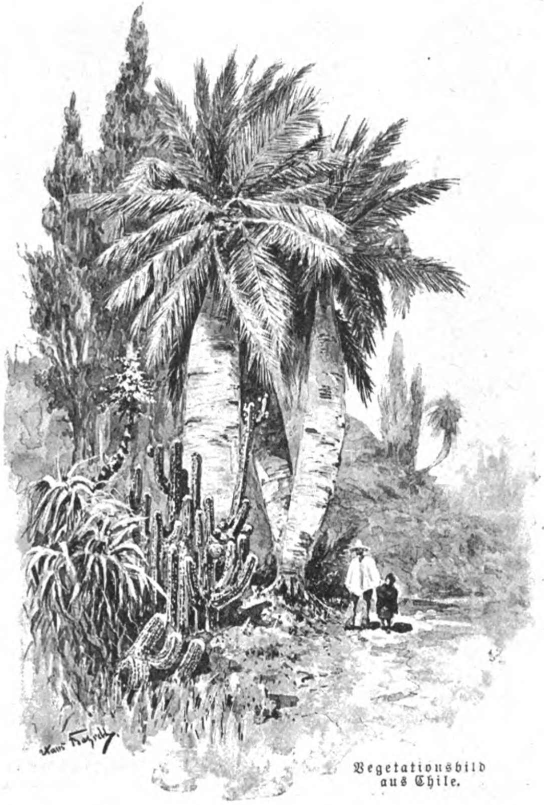


„Conductura“ auf einer chileniſchen Eiſenbahn.

Die eingehende Schilderung, welche das jüngſt erſchienene Werk von Hugo Kunz über Chile (J. Klinkhardt-Leipzig) auch über die Bevölkerung der Republik gibt, zählt vier verſchiedene Elemente derſelben auf: Indianer, Kaukaſier und Äthiopier nebſt deren Miſchlingen, ſowie als ſpäter hinzugetreten mongoliſche Kulis. Die Indianer ſind von hellbrauner Farbe und ſcheiden ſich in die dunkleren der Nordhälfte und die helleren der Südhälfte; jene ſtellen den verhältnismäßig geſitteten, chriſtlichen Teil der Ureinwohnerſchaft dar, dieſe (die Araukaner) ſind heute noch wenig civiliſiert und zum Teil faſt unabhängig. Die Kaukaſier ſind der Mehrzahl nach ſpaniſchen Urſprungs; die Neger ſind wenig zahlreich. Zu der „Fremdenbevölkerung“ ſtellt, abgeſehen von Angehörigen der benachbarten ſüdamerikaniſchen Staaten, Deutſchland das ſtärkſte Kontingent; es leben gegen 7000 Deutſche in Chile, deren Einfluß beſonders auf den Warenhandel äußerſt bedeutſam iſt. In Valparaiſo, in Santiago, ganz beſonders aber in Valdivia befinden ſich eine große Anzahl deutſcher Firmen, die meiſt mit bedeutenden Kapitalien arbeiten. Was den Abſatz der deutſchen Induſtrieerzeugniſſe weſentlich erleichtert und bisher fortgeſetzt zu deſſen Steigerung



Chileniſcher Soldat.



Vegetationsbild aus Chile.

beigetragen hat, iſt das Übergewicht der deutſchen landwirtſchaftlichen Koloniſten im Süden, die ihre Bedürfniſſe gern den heimatlichen Gewohnheiten entſprechend decken.

In den ſtädtiſchen deutſchen Kolonieen findet das Deutſchtum eine rege Pflege. Es herrſcht überall eine warme patriotiſche Empfindung für das Mutterland: zahlreiche Vereine für kirchliche, wiſſenſchaftliche und geſellige Zwecke ſind lebendige Zeugniſſe für den Geiſt, der dort gehegt wird. Von Valdivia im beſonderen ſagt H. Kunz: „Mag man durch die Straßen der Stadt ſchreiten und ein Haus nach dem anderen mit den meiſt deutſchen Aushängeſchildern betrachten, mag man Gelegenheit haben, ins Innere des chileniſchen Bürgerlebens hineinzutreten und dort unmittelbar Zeuge der Sitte, Staats- und Weltanſchauung ſein, überall wird man die unverkennbaren Spuren deutſchen Urſprungs und deutſchen Daſeins tief und gründlich eingeprägt finden.“

Seit Jahren hat die Regierung dem deutſchen Element beſondere Rechnung getragen. Die Normalſchulen, das Pädagogium, die Lyceen ſind zum Teil der Leitung deutſcher Profeſſoren unterſtellt, an der Landesuniverſität wirken deutſche Gelehrte, preußiſche Baubeamte waren und ſind an der Küſte und im Innern thätig. Die Kenntnis der deutſchen Sprache, das Verſtändnis für deutſche Politik und deutſche Zuſtände, das Intereſſe für deutſche Kunſt ſind in ſtetiger Steigerung geblieben.

Die ſoziale und rechtliche Stellung der Deutſchen war bisher, ebenſo wie die handelspolitiſche, eine durchaus günſtige. Im beſonderen hatte ſich die Rechtspflege zu einer weit geregelteren Lage heraufgearbeitet, als in den übrigen ſüdamerikaniſchen Republiken. Auch die verhältnismäßig ſchnelle Entwickelung der Verkehrswege kam dem deutſchen Handel und den Koloniſten zu gute: Chile erfreut ſich z. B. eines Eiſenbahnnetzes von faſt 4000 Kilometer Ausdehnung, und der Zeitpunkt iſt nahe, wo das gewaltige Unternehmen der Andenbahn vollendet ſein wird. Schienen und Maſchinen wurden zum großen Teil aus deutſchen Werken bezogen.

Die natürlichen Hilfsmittel des Landes beruhen einmal auf der Landwirtſchaft, dann auf der bergmänniſchen Produktion. Chile, das bei der ungeheuren Ausdehnung des ſchmalen Küſtengebietes von Norden nach Süden faſt alle klimatiſchen Zonen in ſich einſchließt, iſt in ſeinen mittleren und ſüdlichen Gebieten recht eigentlich ein Agrikulturland: die chileniſche Weizenausfuhr iſt trotz des ſchweren Druckes der nordamerikaniſchen und auſtraliſchen Konkurrenz immer noch bedeutend, der Weinbau hat ſich ſehr vorteilhaft entwickelt, die Bienenzucht liefert erfreuliche Reſultate. Noch bedeutſamer erſcheint die bergmänniſche Produktion. In dem Gebiet der Republik finden ſich faſt alle Produkte des Mineralreiches vom Gold bis zum Eiſen, vom ſalpeterſauren Natron, das die ausgeſogenen Felder unſeres Erdteils neu befruchtet, bis zum Schwefel und zum Salz. Die erſte Stelle nimmt der Kupferbergbau ein, auf welchem die Zukunft des ſonſt armen Nordens (von dem Salpeterreichtum der Provinz Tarapaca abgeſehen) faſt ausſchließlich beruht; Chile ſtellt etwa zehn Prozent der Kupferproduktion der ganzen Erde; der Salpeterexport iſt von 741 470 Kilogramm im Jahre 1878, auf 784 249 831 Kilogramm im Jahre 1888 geſtiegen und nimmt ſeit dem Kriege gegen Chile und Bolivia, welcher zur Beſitzergreifung der „Salpeterprovinz“ Tarapaca führte, in der Statiſtik des Warenexports weitaus die erſte Stelle ein.

Es iſt wahrlich ein trübes Verhängnis, welches über das ſo entwickelungsfähige Land durch die Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Präſidenten Balmaceda und dem Kongreß hereingebrochen iſt — ein Verhängnis, welches wieder einmal ſo recht die Unzulänglichkeit aller republikaniſchen Regierungsformen zeigt. Die traurigſte Rolle ſpielt dabei die Kriegsmacht des Landes, von welcher ſich bekanntlich ein Teil, vor allem die verhältnismäßig ſtarke Marine, auf Seite der Volksvertretung ſchlug, während der größere Teil der Landarmee dem Präſidenten ergeben blieb. Kein Heer der Welt aber kann ſeine Manneszucht feſthalten, ſobald es in das politiſche Parteigetriebe hineingetrieben wird: dieſe uralte Erfahrung hat auch hier wieder eine neue Beſtätigung gefunden. Über die Kämpfe in Chile werden wir übrigens in der übernächſten Nummer einen fachmänniſchen Artikel aus der Feder des Kontreadmiral a. D. R. Werner bringen.

H. v. Z.

Das Rätſel der Madonna di Foligno.

Das von Raffael für den Privatſekretär des Papſtes Julius II Sigismondo dei Corti da Foligno gemalte, jetzt im Vatikan befindliche Madonnenbild hat den Erklärern viel Beſchwer gemacht. Es ſtellt die Jungfrau auf Wolken thronend dar und unter den Wolken eine Landſchaft mit Gebäuden. Auf dem Himmel und über der Landſchaft iſt ein Regenbogen derart gemalt, daß die Wolken auf ihm zu ruhen ſcheinen. Unter dem Regenbogen aber erblickt man eine Kugel von hellroter Farbe. Die Kugel iſt nicht vollkommen rund, ſondern verjüngt ſich etwas nach hinten zu. Von ihr etwas getrennt zieht ſich eine rötliche Wolke in gekrümmter Bahn über den Himmel, als deute ſie den Weg an, den die Kugel genommen. Faſt allgemein ward die letztere für ein brennendes Geſchoß und eine Anſpielung auf den Krieg gehalten, den die Franzoſen 1511—12 mit dem Papſte führten.

Anfangs war das Kriegsglück den Päpſtlichen nicht hold, ein Wunder aber gab ihnen Mut und verhalf ihnen zum endlichen Wiedergewinn des Verlorenen. Dieſes Wunder war ein Meteorfall, der ſich in der Nacht des 4. Septembers 1511 an den Ufern der Adda bei Cremona ereignete und von dem, wenn auch keine Steinproben, ſo doch vier Beſchreibungen vorhanden ſind, in denen von einer leuchtenden Feuerkugel, dem Knall und dem Niederfallen großer und kleiner Steine berichtet wird.

Herr H. A. Newton iſt nun der Meinung, daß die rätſelhafte rote Kugel auf dem genannten Bilde jenes Meteor darſtelle, das als ein ſichtbares Zeichen göttlicher Hilfe in der Kriegsnot gedeutet und von dem Maler auf dem Altargemälde verewigt ward. Außerdem iſt die Feuerkugel ebenſowenig einem brennenden Geſchoſſe ähnlich, wie ihre Bahn mit der Flugbahn einer Bombe oder Granate Übereinſtimmendes zeigt, daß man nach Herrn Newton ſich ſträuben muß, dem großen Meiſter eine ſo unwahre Darſtellung des von ihm Beabſichtigten zuzumuten. — Der Auslegung des findigen Amerikaners haben ſich bereits mehrere Kunſtgelehrte angeſchloſſen, und ſomit ſcheint das Rätſel der Madonna di Foligno endgültig gelöſt.

Am Familientiſch.

Die Uhr der Königin Luiſe.

(Zu umſtehender Zeichnung.)

Verſtummt iſt längſt der leiſen Stimme Spur,
Und doch, wie viel noch hätte ſie zu ſagen,
Die kleine, alte, rührend ſchlichte Uhr,
Die eine Hohe, Heilige getragen!

Luiſens Uhr! An welch ein Herz voll Leid,
Iſt ihr behendes Ticktack angeklungen!
In welcher kummervollen Thränenzeit
Hat ſie ihr zartes Räderwerk geſchwungen!

Sie zeigte wenig Freudenſtunden an,
Doch ſo viel Schmach-, doch ſo viel Jammerſtunden,
Wie auch ein Engel ſie nicht tragen kann,
Der ſeinen Weg ins Erdenthal gefunden.

Sie ſtarb, vor Leid, im Leid! — O hätte doch
Des holden Uhrwerks ſeelenvolles Pochen
Noch fortgetönt! Nur wenig Jahre noch!
Zu früh, Luiſe, war dein Herz gebrochen!

Mit hellem Scheine kam das Morgenrot.
Zu ſchweigen hatte längſt die Uhr begonnen
Und hat bis heut den Rätſeln „Zeit“ und „Tod“
In ſchwermutvoller Muße nachgeſonnen.

Ließ ſie nach langer, inhaltreicher Zeit
Noch einmal heut ihr leiſes Ticken ſchallen,
Ergreifend müßt' in Deutſchlands Herrlichkeit
Die Geiſterklage ferner Zeiten hallen.

Wie ſeltſam tönte ihres Stimmchens Spur,
Wie viel, wie Ernſtes hätte ſie zu ſagen,
Die kleine, alte, rührend ſchlichte Uhr,
Die eine Hohe, Heilige getragen!

Frida Schanz.

Zu unſeren Bildern.

Jochen Päſel iſt ein feiner Kunſtkenner und ein „ſtrenger Kritiker“: he verſteit wat von de Ölmalerei — übt er ſie doch in jedem Frühjahr ſelbſt aus, wenn er ſein Boot in friſches Grün mit gelbem Streifen taucht. Mit der niedlichen Landſchafterin, welche die Sommerferien zu einer flotten Marineſtudie im Kieler Hafen benutzt, wäre Jochen an ſich als tägliche Kundin ſchon ganz zufrieden; ſie iſt bildhübſch, zahlt gut und verlangt von dem Bootsführer wahrhaftig keine übermäßige Anſtrengung. Mit ihrer Kunſt iſt er's aber ganz und gar nicht: ſie iſt nämlich Impreſſioniſtin und ſieht alles anders wie andere Menſchen — er aber ſieht das Meer und die Luft und die Häuſer am Strande juſt ſo, wie wir übrigen auch: nicht grau in grau, ſondern grün, blau und ziegelrot, nicht verſchwommen und unklar, ſondern in hübſch ſcharfen Konturen. Und er macht kein Hehl aus ſeiner Meinung, er ſpricht friſch von der Leber weg, der alte Seebär. Ob's was nutzen wird? Ich wette tauſend Flundern gegen einen Stint, er beſſert ſie doch nicht mit ſeinem urwüchſigen Urteil. Was verſteht denn das Publikum im allgemeinen von der Malerei — und nun gar ſolch Seebär im beſonderen?!

„Vor dem Schafſtall“ von C. Heyden iſt ein anmutiges Bild aus dem Landleben, welches unſeren Leſern gewiß gefallen wird; ſein künſtleriſcher Wert liegt — ich weiß freilich nicht, wie Jochen Päſel darüber urteilen würde? — in der zum Futter drängenden Schafgruppe.

Verkehrsweſen.

Der Ausbau der Kongobahn macht ſchnellere Fortſchritte, als man erwartete. Seit dem März iſt bereits eine Teilſtrecke von dem Ausgangsbahnhof Matadi bis zur ſog. Leopoldsſchlucht im Betriebe; bis zum Jahresſchluß ſoll die Bahn bis Mpozo vollendet ſein, alſo bis oberhalb der unteren Fälle des Stromes.

Endlich iſt am 24. Mai als erſte Teilſtrecke der Bahn Jaffa-Jeruſalem eine kleine Strecke bis Ramleh eröffnet worden.

Erdkunde.

Das Erdbeben, welches in der Nacht vom 7. auf den 8. Juni die apenniniſche Halbinſel erſchütterte, iſt eines der ausgedehnteſten geweſen, welche ſeit vielen Jahren in Italien vorgekommen ſind. Es zog den ganzen Norden von Italien in Mitleidenſchaft, verbreitete ſich von der Provinz Billuno über das venetianiſche Gebiet, die Lombardei, Piemont, die Emilia bis Bologna und die Marken, das öſtliche Ligurien, Toscana bis Florenz und Piſtoja, zog ſich durch die Ebenen und drang in die Thäler der Alpen und nördlichen Apenninen. Mehr ſüdwärts wurde die Erſchütterung nur an den ſeismographiſchen Inſtrumenten wahrgenommen.

Buchhandel.

In der Hinſtorffſchen Hofbuchhandlung in Wismar erſchien: Die Lügen unſerer Sozialdemokratie. Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt von Hans Blum. Das Buch will jeden Deutſchen in den Stand ſetzen, die Irrlehren und Lügen der Sozialdemokratie zu widerlegen.

Die Königl. Hofbuchhandlung von E. J. Mittler & Sohn, Berlin, wird „Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen Helmuth von Moltke“ veröffentlichen, welche von der Familie des Verewigten geſammelte Aufzeichnungen zur Lebensgeſchichte, teilweiſe von Moltkes eigener Hand, vermiſchte Schriften, eine kurze Geſchichte des Krieges von 1870/71, Briefe, Reden, Anſprachen und Erinnerungen an Moltke enthalten werden.

Unſer geſchätzter Mitarbeiter Dr. E. von Sallwürk, Oberſchulrat in Karlsruhe, veröffentlicht als 22. Heft der „Pädagogiſchen Zeit- und Streitfragen“ (Verlag von Emil Behrend in Gotha) ſeine neueſte Arbeit: Volksbildung und Lehrerbildung.

Im Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig erſchien ein „Übungsbuch der freiwilligen Sanitätskolonnen der Kriegervereine, Samaritervereine ꝛc. von O. Knechtel. Das Büchlein iſt für die Leiter und Führer der Kolonnen, ſowie zum Selbſtgebrauch zuſammengeſtellt.

Technik.

Ein eigenartiger Petroleumdampfer befährt ſeit einiger Zeit den Rhein. Das Schiff weicht von den für die Seefahrt beſtimmten Petroleumſchiffen gänzlich ab. Es beſteht aus drei eiſernen Cylindern, die ſich hinten zu einem Hinterſteven und vorn zu einem Schiffsbug vereinigen. Die Maſchine ſteht auf dem von den Cylindern getragenen Deck; jene werden mit Petroleum gefüllt, welches, weil leichter als das Waſſer, die Schwimmfähigkeit des Ganzen ſichert. Der eine Cylinder enthält außerdem einen Vorrat von Druckluft, die dazu dient, auf den Zwiſchenſtationen Petroleum aus den Cylindern in die am Ufer aufgeſtellten Fäſſer zu drücken.

Die elektriſchen Straßenbahnen in Halle, deren Eröffnung durch einen Einſpruch der Telegraphenverwaltung, welche ihre Fernſprechverbindungen gefährdet glaubte, hinausgeſchoben werden mußte, ſind Ende Juni, da ſich die Bedenken als unbegründet herausſtellen, im vollen Umfange eröffnet worden. Bremen und Halle erfreuen ſich alſo jetzt des elektriſchen Betriebes, und andere Städte werden ſicher bald nachfolgen. Für Berlin wird augenblicklich eine elektriſche Untergrundbahn, dem allgemeinen Lauf der durch den Verkehr ſtark belaſteten Friedrichsſtraße folgend, geplant.

Schule.

Die Beſtrebungen, die Steilſchrift an Stelle der Schrägſchrift in den Schulen einzuführen, mehren ſich. In Nürnberg, Breslau, Wien ſind vergleichende Prüfungen angeſtellt worden, deren Ergebnis entſchieden zu gunſten der Steilſchrift ſpricht. Die Haltung des Kopfes beim Schreiben übt einen wichtigen Einfluß auf die geſamte Körperhaltung aus, und mit geringen Mängeln der erſteren geht bald ein viel ſchlimmerer Fehler in der Haltung des ganzen Körpers hervor. Durch die ſchiefe Heftlage und die Schrägrichtung der Zeilen werden die Augen wie die Wirbelſäule in abnorme Stellungen gebracht, welche ſchließlich zu Funktionsſtörungen dieſer Organe führen. Es hat ſich herausgeſtellt, daß die Steilſchrift eine Geradehaltung des Körpers notwendig macht, weil ſenkrechte Schrift in einer anderen als der geraden Mittellage und mit verdrehtem Körper gar nicht geſchrieben werden kann. Ferner iſt auch die Steilſchrift, wie Dr. Schubert in Nürnberg nachgewieſen hat, die hiſtoriſch ältere. Im Mittelalter war die Steilſchrift die allein gebrauchte, und erſt im XVII. Jahrhundert begann ſich die Schrägſchrift neben ihr einzubürgern, bis ſie die erſtere ſchließlich faſt ganz verdrängt hat.

Die Hauptverſammlung des deutſchen Schulvereins fand Mitte Juni in Klagenfurt ſtatt. Der deutſche Schulverein iſt unzweifelhaft das ſtärkſte Bollwerk des Deutſchtums in den öſterreichiſchen Staaten mit gemiſchter Bevölkerung; er erhält an den Sprachgrenzen und den gemiſchtſprachigen Gegenden 36 deutſche Schulen und 58 Kindergärten ganz und unterſtützt außerdem eine große Anzahl anderer deutſcher Schulen.

Jagd. Fiſcherei.

Dem grauſamen Sport des Taubenſchießens ſcheint endlich durch die allgemeinere Einführung des Schießens nach Thontauben ein Ziel geſetzt zu werden. Bekanntlich hat der Kaiſer kürzlich in Spandau an einem derartigen Schießen teil genommen und die Thontaube als ein ganz vorzügliches Objekt für Flugſchießübungen bezeichnet. Der „Deutſche Schießverein“ (Vorſitzender: Herr Armin Tenner, Berlin, Großbeerenſtraße 13a) veranſtaltet vom 10.—15. Auguſt d. J. ein großes Preiswettſchießen auf künſtliches Flugwild und laufende Hochwildſcheiben.

Erfolgreiche Fortſchritte konnten auf der Jahresverſammlung des deutſchen Fiſchervereins, welche Anfang Juni unter Vorſitz des Kammerherrn von Behr-Schmoldow in Berlin tagte, feſtgeſtellt werden. Wichtig erſchien u. a., daß vor kurzem bei einer Konferenz von Vertretern der holländiſchen und preußiſchen Regierung zur Regelung der Rheinlachsfrage beſchloſſen wurde, die Brut ausſchließlich im Quellgebiet des Rheins auszuſetzen. Günſtige Reſultate hatte die weitere Einführung des Zanders ergeben, in der Elbe war der Lachs gut eingebürgert worden. Beſonderes Intereſſe erregte ein vorgezeigter mächtiger, an der Donaumündung gefangener Aal: die Donau iſt nämlich erſt durch den Verein mit Aalen bevölkert worden.

Landwirtſchaft.

In einer Statiſtik über den Ernteertrag des Jahres 1890 in den einzelnen Provinzen des preußiſchen Staates ſtehen die Provinzen Schleſien und Sachſen als Hauptverſorger mit den notwendigſten Nahrungsmitteln obenan. Die Maſſe des von ihnen gewonnenen Getreides betrug je 13,3 v. H. der Geſamternte des Staates. In den Erträgen der Kartoffeln wird dagegen Sachſen von Schleſien übertroffen. Auch Hafer wurde am meiſten in Schleſien geerntet.

Naturkunde.

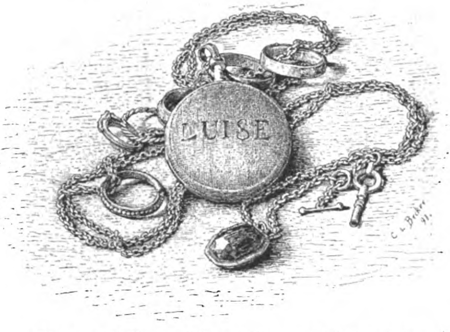
Das Platina hat durch ſeine vielfache Verwendung in der chemiſchen Technologie (zu Schmelztiegeln zumal), dann aber durch ſeine Verarbeitung zu den Polen in elektriſchen Batterieen innerhalb der letzten Jahre eine unerhörte Preisſteigerung erfahren. Das Kilo koſtete vor drei Jahren noch rund 700 Mark, jetzt aber faſt 1500 Mark. Die Preisſteigerung iſt allerdings erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Jahresausbeute an Platina auf allen bekannten Fundſtätten (am Ural, in Neukanada, Kalifornien und Borneo) kaum 3000 Kilogramm beträgt.

Gartenkunſt.

Eine wohlriechende Begonie mit roſenroten Blüten iſt, wie Profeſſor Wittmack in einer der letzten Verſammlungen des Gartenbauvereins mitteilte, vor kurzem in Amerika aufgefunden worden. Die „Gartenflora“ wird nächſtens eine Abbildung der Pflanze bringen.

Gefüllter Flieder wird ſeit Jahren von Viktor Lemoine in Nancy gezogen und hat auch ſchon in den deutſchen Gärtnereien Eingang gefunden. Die Sträucher ſollen ſehr kräftig wachſen und außerordentlich ſtarke und volle Blütentrauben entwickeln. Die Blüten ſind regelmäßig gebildet und haben das Anſehen einer um die Hälfte verkleinerten Blume einer gefüllten Hyacinthe. Es wird ſchon eine Reihe Spielarten von verſchiedener Blütenfärbung gezogen. Die ſchönſte ſoll „Mme Lemoine“ ſein, die 1889 in Paris ausgeſtellt war und einen erſten Preis errang. Die Blumen ſind nach der Schilderung von ſchönſtem Schneeweiß, während die Knoſpen rahmweiß erſcheinen. Der ganze Blütenſtand ſoll den Eindruck einer in Pyramidenform geordneten Maſſe kleiner gefüllter Tuberoſen machen. Dieſe Sorte iſt im vorigen Herbſt in den Handel gegeben.

Faſt die ſämtlichen bis jetzt bekannten Spielarten des gefüllten Flieders werden in den Baumſchulen von Rathke & Sohn in Prauſt bei Danzig (Obergärtner Müller) gezogen. J. Tr.



Ring von Schildpatt mit Goldreif. Eiſerner Ring, innen eingekratzt: Memel 1807. Goldring mit zwei verſchlungenen Händen, innen graviert: Janvier 1809.

Uhr und Ringe der Königin Luiſe.

Im Hohenzollernmuſeum zu Berlin.

Die Frage: „Ob die Amerikaner Blumen lieben?“ wird von The Illustr. American behandelt und mit Ja beantwortet, ſoweit es ſich um Schmuck der Zimmer, Tafeln ꝛc. handelt. Dagegen betont das Blatt als höchſt merkwürdig, daß die Nordamerikaner trotz mehrhundertjährigem Beſitz des Landes keiner der einheimiſchen Pflanzen einen neuen Namen gegeben haben. Sie benennen dieſelben vielmehr faſt lediglich mit ihren wiſſenſchaftlich-botaniſchen Benennungen, und ſinnige Namen, wie unſer Männertreu, Stiefmütterchen, Maßliebchen, Vergißmeinnicht fehlen ganz.

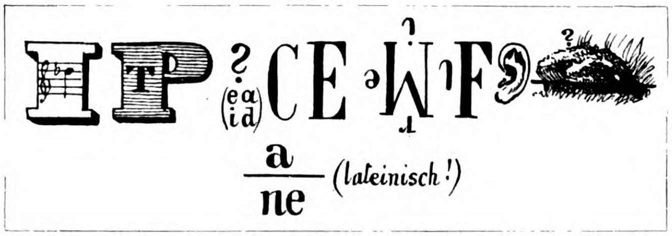
Kleine Zeitung.

Bekanntlich wurden 1806 die berühmten Sammlungen von Schloß Ambras bei Innsbruck nach Wien überführt. Zu den Prunkſtücken derſelben gehörte auch die ſeiner Zeit von Cortez nach Europa geſandten Beuteteile aus den Schatzkammern Montezumas — es verſchwanden aber bei der Überführung gerade einige der wertvollſten Sachen, u. a. ein höchſt eigenartiger Schild aus Rohrſtäben mit reichem Federſchmuck. Jetzt ſind nicht nur dieſer Schild, ſondern auch noch andere Teile der Corteziſchen Sammlungen: ein Federfächer und ein Federmoſaikbild in Schloß Ambras ſelbſt durch die mexikaniſche Forſcherin, Frau Nuttall, aufgefunden worden.

Die Elektrizität iſt neuerdings bei einem großen Orgelwerke — in der St. Johann-Kirche zu Birkenhead (England) — zur Anwendung gekommen. Der Organiſt daſelbſt ſitzt nicht vor der Orgel, ſondern am entgegengeſetzten Ende der Kirche, wo er die Wirkung des Spiels beſſer zu beurteilen vermag. Einen Fortſchritt bei dieſer Orgel bezeichnet auch der Fortfall der Regiſterknöpfe. Sie ſind durch Stifte erſetzt, die zwiſchen den Taſten ſitzen und die der Organiſt nur zu berühren braucht, um die Regiſterveränderungen herbeizuführen. Das thut er mit dem einen freien Finger, während die übrigen weiter ſpielen. Der Regiſterwechſel vollzieht ſich gleichfalls auf elektriſchem Wege.

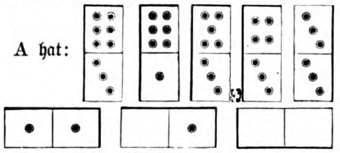
In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



Dominoaufgabe.

A, B, und C nehmen je acht Steine auf. Drei Doppelſteine und ein anderer Stein bleiben verdeckt im Talon. B hat auf ſeinen Steinen 32 und C auf ſeinen 60 Augen.



A ſetzt Doppel-Drei aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit Vier-Drei an Vier ſperrt. A und B können ſtets anſetzen. C muß bei der erſten Runde paſſen. A behält drei Steine mit 10 und B vier Steine mit 18 Augen übrig.

Die Augenſumme auf den 12 Steinen der Partie beträgt 64.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten B und C übrig?

1. Silbenrätſel.

an ar bach bach bald car chen cu dal di en eu gu ha is la li ma me mil nas ne ne rei ry ſau ſtel ter the ti un va wil ze.

Aus den obigen 34 Silben ſind 11 Wörter zu bilden, welche bezeichnen:

1. Einen männlichen Vornamen,
2. eine Tochter des Oedipus,
3. einen berühmten Schweizer des vorigen Jahrhunderts,
4. ein öſterreichiſches Kronland,
5. eine Oper,
6. eine Stadt in Deutſchland,
7. einen Vogel,
8. eine Stadt in Schleſien,
9. eine Oper,
10. ein Raubtier,
11. einen Feldherrn des Altertums.

Sind die richtigen 11 Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen Dichter unſerer Zeit und ihre Endbuchſtaben eins ſeiner dramatiſchen Werke.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 42.

1. Kreuzrätſel.

I.

		L	M	F		
		e	a	r		
R	o	s	s	i	n	i
L	e	s	s	e	p	s
F	r	i	e	s	e	l
		n	n	e		
		g	a	n		

II.

		B	M	P		
		a	a	e		
T	h	u	r	g	a	u
C	a	t	i	n	a	t
B	a	z	a	i	n	e
		e	g	t		
		n	e	z		

2. Rätſel-Diſtichon. Krain — Ukraine.

3. Rätſelfrage.

Aus den ſechs Wörtern: „Zelt, Ei, ſatt, es, nein, dann“ erhält man durch richtige Zuſammenſtellung der Buchſtaben:

„Es ſtand in alten Zeiten.“

(Uhlands Gedicht „Des Sängers Fluch.“)

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. — Menſchen und Pferde — Eſſen und Trinken in London. Von Georg Horn. — Spruch. Von Heinrich Seidel. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Fortſ. — Das Kreuzotterjahr 1891. Von Julius Stinde. — Aus Chile. Mit vier Illuſtrationen. — Das Rätſel der Madonna di Foligno. — Am Familientiſch. Die Uhr der Königin Luiſe. Gedicht von Frida Schanz. Mit einer Illuſtration. — Zu unſeren Bildern: Strenge Kritik von Werner Zehme, und Vor dem Schafſtall von C. Heyden. — Verkehrsweſen. — Erdkunde. — Buchhandel. — Schule. — Technik. — Jagd. Fiſcherei. — Landwirtſchaft. — Naturkunde. — Gartenkunſt. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Auguſt 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 44.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Der Oberſt hat früher Differenzen mit dem Kommerzienrat Draller gehabt,“ entgegnete Fred. „Ich führe es darauf zurück, daß er ſich meinen Wünſchen ſchroff entgegenſtellt.“

„Entgegenſtellt? Er will die Drallers nicht?“

„Der Kommerzienrat, behauptet der Oberſt, ſei ſchuld, daß des Oberſten Bruder ſein Gut habe verkaufen müſſen, er, der Oberſt, würde es nicht über ſich gewinnen können, in einem Hauſe zu verkehren, in dem Drallers Tochter als Hausfrau empfängt. Er machte mich darauf aufmerkſam, wie es die Kameradſchaft beeinträchtigen und zu hundert unangenehmen Zwiſchenfällen Veranlaſſung geben würde, wenn ich eine Frau in das Regiment brächte, die aus ganz anderen Kreiſen ſtamme als die, in denen die Kameraden gewohnt ſeien, zu verkehren. Das alles würde noch durch die Nähe von Berlin, den unausbleiblichen Kontakt mit der Verwandtſchaft verſchärft, kurz und gut, der langen Rede kurzer Sinn war, ich ſolle mich verſetzen laſſen, meine Braut paſſe nicht zu den anderen Damen unſeres Regiments. Unſinn übrigens, denn perſönlich kann Wanda getroſt den Vergleich vertragen. Immerhin, ich bin vor die Alternative geſtellt, zwiſchen meiner Braut und meinen Kameraden zu wählen.“

„Na da ſchlag der Teufel drein! Was wirſt du thun?“

„Unter allen Umſtänden mein Wanda gegebenes Wort einlöſen.“

„Hm, hm — ein Wellcamp hat noch immer ſein Wort gehalten. Haſt recht, aber ſchade, ewig ſchade bleibt es doch! Und er gab doch ſelbſt zu, daß Draller nichts Unehrenhaftes nachzuſagen ſei, er gab das ſelbſt zu, der Oberſt?“

„Allerdings, er gab das zu, freilich mit der Einſchiebung: nichts entſchieden Unehrenhaftes, und mit dem Zuſatz: aber ein Halsabſchneider in allen Ehren iſt er doch!“

„Hm — und du liebſt das Mädchen, kann dir's auch nicht verdenken — kann dir's wirklich nicht verdenken. Aber was nun?“

„Verſetzung oder Abſchied — je nachdem, nach dieſer Erfahrung jedoch lieber das letztere. Ich will ſofort zum Kommerzienrat, um mit ihm Rückſprache zu nehmen.“

„Da möchte ich doch mitkommen, um die Kleine zu tröſten.“

Der Diener des verſtorbenen Grafen trat leiſe ein.

„Herr Graf, die Leute ſind gekommen.“

„Ach, wegen des Sarges — nein, ich kann nicht fort, Fred, ich habe hier noch viel zu beſtellen. Mein alter Egdoff, einer der erſten in Schleſien, und ſtirbt hier — da muß doch alles ſeinen chic haben, und die armen Frauen denken an nichts!“

„Bleibe nur, Papa, ich werde meine Sache ſchon zu Ende führen!“

„Na, ſo geh, mein Junge, fatale Geſchichte — aber, wenn einer verliebt iſt — na — hol' dich —“ Er verſchluckte den Nachſatz, ſchüttelte den grauen Kopf und wandte ſich ab.

Fred ſtieg die Treppe hinab.

„Am Ende iſt es nur die Nemeſis, die mich beim Schopfe hat,“ murmelte er. „Der Uniform zuliebe warb ich um ein reiches Mädchen — dem Mädchen zuliebe ſoll ich die Uniform ausziehen. Ihr zuliebe?“ Er zuckte die Achſeln, warf ſich in eine Droſchke und fuhr nach der Tiergartenſtraße. Als er ausſtieg, ſah er, wie eine zierliche Mädchenſilhouette ſich von einem der hellerleuchteten Fenſter abhob. Ein Lächeln huſchte über ſein Geſicht. „Arme Kleine, wie ſie gewartet haben mag! Ja, dennoch, dir zuliebe, meine kleine Wanda!“ Er ſprang die Treppe hinauf. „Die Herrſchaften ſind doch

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

allein?“ fragte er den Diener, während er den Paletot ablegte. Das Durcheinanderſprechen verſchiedener Stimmen hinter der Thür des Salons und die Reihe fremder Mäntel und Hüte im Entree gab ſchon die verneinende Antwort, noch ehe der Diener dieſelbe ausſprach. Unwillkürlich ſeufzte Fred, da wurde eine Thür geöffnet, Wanda huſchte in das Entree.

„Endlich, endlich!“ rief ſie, ihm beide Hände entgegenſtreckend, „was iſt geſchehen, doch nichts Schlimmes?“ Ihre Augen blickten mit ängſtlicher Spannung in die ſeinen.

„Graf Egdoff, der Freund meines Vaters, iſt geſtorben, Papa muß bei der Familie bleiben, die augenblicklich keinen anderen Freund zur Seite hat.“

„Die armen Egdoffs! Die arme Herta! Und gerade heute, wo ich ſo glücklich bin!“

Ein feuchter Glanz ſchimmerte in ihren Augen. Fred brachte es nicht über das Herz, ihr noch mehr zu ſagen.

„Ich wünſchte ſo ſehr, wir möchten allein bleiben,“ fuhr Wanda haſtig ſprechend fort. „Mama beſtand aber darauf, es ein paar anderen Menſchen ſagen zu laſſen, nur Verwandten und nächſten Bekannten, aber —“ Sie ſtockte und ſenkte den Kopf, „ich fürchte, ſie werden dir nicht gefallen.“

„Ich werde nur dich anſehen,“ ſagte er mit ein wenig erzwungener Heiterkeit; ſie nickte ihm mit einem ſtrahlenden Lächeln zu und huſchte wieder zurück in den Salon, wohin er ihr gleich darauf folgte.

Der Kommerzienrat empfing Fred in etwas feierlicher Haltung, Frau Draller ſah erregt aus und warf ihrem Mann einen fragenden Blick zu, als Fred ſeinen Vater entſchuldigte. Ewald ſtand mit ganz unverhohlen ſpöttiſchem Lächeln daneben, und die übrigen Gäſte machten neugierige oder gleichgültige Geſichter.

„Sehr bedauerlich, wirklich ſehr bedauerlich,“ murmelte der Kommerzienrat, Freds Hand ſchüttelnd. Dann wandte er ſich an die Geſellſchaft: „Die Herrſchaften erlauben, daß ich Ihnen Herrn Grafen Wellcamp vorſtelle!“

Darauf folgte die Nennung einer Menge für Fred fremder Namen und eine Viertelſtunde ſchleppender, für keinen Teil erfreulicher Unterhaltung, die gerade ausreichte, um Freds nervöſe Stimmung bis zu einem faſt unerträglichen Grade zu reizen. Selbſt Wandas liebliches Geſicht, das ihn mit ängſtlichen Augen verfolgte, vermochte nicht, den Wunſch in Fred zu unterdrücken: „wäre ich doch aus alle dem heraus!“

Ein großes Präſentierbrett mit Champagnerkelchen machte inzwiſchen die Runde in der Geſellſchaft.

„Sehen Sie, Herr Graf, in unſeren bürgerlichen Kreiſen,“... begann eben ein Herr mit breiter heller Weſte und dicker Uhrkette eine wohlmeinende Belehrung an Freds Adreſſe loszulaſſen, als des Hausherrn laut erhobene Stimme die allgemeine Aufmerkſamkeit für ſich forderte und den Herrn mit der Uhrkette veranlaßte, ſeine Belehrung zu verſchieben. Der Kommerzienrat ſtand mitten im Salon, das gefüllte Champagnerglas in der Hand.

„Liebe Freunde und verehrte Gäſte,“ wiederholte er den Alarmruf, der zur Sammlung der Gemüter rief, „ich habe heute um die Ehre und Freude Ihrer Anweſenheit gebeten, um Ihnen ein Ereignis mitzuteilen, das zunächſt mein Haus und meine Familie betrifft, welches aber ſozuſagen, von einem höheren Geſichtspunkt betrachtet, als ein beſonders glückliches, weil beſonders zeitgemäßes und — ich möchte ſagen — ſtilgerechtes zu bezeichnen iſt. Wollten wir früher ſtilgerecht ſein, ſo mußten wir uns für Renaiſſance oder Gotik, Rokoko oder japaniſch entſcheiden. Heut gibt die Miſchung all dieſer Stilarten das wahrhaft ſtilgerechte, nämlich: den Stil des XIX. Jahrhunderts.“

„Fin de siècle,“ rief eine Stimme. „Zur Sache,“ tönte eine andere.

„Ich bin ſchon bei der Sache, denn mit ſtilgemäßen Einrichtungsſtücken aller Art werden wir uns in nächſter Zeit zu beſchäftigen haben. Was ich aber noch ſagen wollte, iſt das: wie wir in unſeren Einrichtungen mit den einengenden Vorurteilen der Vorzeit gebrochen und dem individuellen Geſchmack freie Entfaltung angebahnt haben, ſo beſiegen auch in unſeren geſellſchaftlichen Verhältniſſen das freie Gefühl und der geſunde Menſchenverſtand immer mehr das Vorurteil der alten Zeit, das eben den neuen Zuſtänden und den neuen Menſchen gegenüber unhaltbar geworden iſt. Nicht der Stand iſt es heutzutage mehr, der die Mitglieder der Geſellſchaft trennt oder verbindet — es iſt vielmehr die Bildung, auf die es allein noch ankommt. Gleiche Bildung — gleiches Recht!“

„Bravo!“ — „Aber nun zur Sache!“

„Ja, meine verehrten Anweſenden, gleiche Bildung, gleiches Recht! Und ſo begrüße ich denn mit Freude in meiner einfach bürgerlichen Familie den Sproſſen eines unſerer älteſten Adelsgeſchlechter als Mitglied — ich erlaube mir hiermit, die Verlobung meiner Tochter Wanda mit dem Herrn Leutnant Graf Fred von Wellcamp anzuzeigen. Das Brautpaar ſoll leben — hoch — hoch — hoch!“ Die Gläſer klangen zuſammen, die Kommerzienrätin trocknete ſich die Augen, Fred und Wanda wurden von Glückwünſchenden umringt.

„Nein, daß der alte Graf nicht bei ſo'n Moment dabei ſein konnte,“ ſeufzte die Kommerzienrätin, und wandte ſich dabei an die Beſitzerin der größten Brillantenbroſche und böſeſten Zunge unter den Anweſenden. „Den ſollten Sie kennen, Liebe, ſo vornehm — ſo liebenswürdig — ein zu reizender Herr.“

„Aber warum iſt er denn nicht da?“

„Es iſt ihm heute ſein liebſter Freund geſtorben — der Graf Egdoff — wo Wanda mit der Tochter zuſammen in der Penſion war, wiſſen Sie!“

„Ach ſo —“ Und die Broſchen- und Zungenbeſitzerin wandte ſich an die nächſte Nachbarin.

„Wiſſen Sie ſchon, Liebe, der Vater des Bräutigams hat ſich von der heutigen Feier gedrückt, einen Trauerfall oder ſo etwas vorgeſchoben — na, man kennt das. Wandachen Draller wird ihm wohl als Schwiegertochter nicht recht ſein, trotz der feinen Erziehung. Zu komiſch, wie die Drallers ſich haben — zu komiſch! Bei dem gräflichen Wappenſchild wird wohl die Vergoldung abgenutzt ſein — an ſo was glaube ich nun mehr als an ſchöne Redensarten!“

„Und dann: ein Bräutigam, der an ſeinem Verlobungstage die ganze Geſellſchaft auf ſich warten läßt! Na, man wußte ja doch, was im Werke war, und ich habe dem hochnaſigen Dinge, der Wanda, zu verſtehen gegeben, wie ich das fand!“

Wanda blickte indes mit ſtrahlenden Augen Fred an. Sie hatte die Nadelſtiche der „befreundeten“ Damen und das peinvolle Warten vergeſſen, ſie wußte nur noch, daß ſie ihm jetzt angehörte vor aller Welt und daß ſie glücklich, ſehr, ſehr glücklich war.

Als die Gäſte fort waren, trat Fred an den Kommerzienrat heran.

„Darf ich Sie heute noch um eine Unterredung bitten?“ fragte er und ſetzte auf den fragenden Blick Herrn Drallers mit einem leichten Achſelzucken hinzu: „Die Sache kann füglich morgen zwiſchen uns erörtert werden, aber ich komme gern immer möglichſt ſchnell zur Klarſtellung unklarer Situationen.“

Durch das Hirn des Kommerzienrates zuckten zwei Gedanken: „Wie viel Schulden hat er? Wie viel werde ich gutwillig bezahlen?“ Er öffnete die Thür des Nebenzimmers. „Bitte einzutreten.“ Er ſprach in demſelben geſchäftsmäßig kurzen Ton, deſſen Fred ſich ſoeben bedient hatte, aber ein Ausdruck wichtiger Überlegenheit lag auf ſeinem Geſicht.

„Alſo?“ fragte er mit der einen Hand halb ſeinen Mund bedeckend — eine Bewegung, die er immer machte wenn er ſich zu einem Rechenexempel anſchickte.

„Es iſt mir lieb, daß wir heute noch davon ſprechen können und ſomit die Möglichkeit haben, uns über die Zukunft zu einigen, ehe wir gegen andere Menſchen ein Wort darüber verlieren,“ begann Fred, während die Hand des Kommerzienrats herabſank und er einigermaßen erſtaunt über dieſe Art, eine Bitte einzuleiten, dareinblickte.

„Die Sache iſt kurz die,“ fuhr Fred fort, „daß mein Regimentskommandeur mir rund heraus erklärt hat, er wünſche unter den Regimentsdamen nicht die Tochter eines Finanzmannes zu ſehen, da das den Traditionen widerſpräche, die er um jeden Preis von ſeinen Offizieren vertreten zu ſehen wünſche. Meine Einwendungen hatten keinen Erfolg, ich muß mich verſetzen laſſen oder den Abſchied nehmen, denn, wenn der Oberſt auch ſelbſtredend meiner Verlobung kein ernſtes Hindernis in den Weg legen kann, ſo würde ich ſpäter — —“

„Natürlich, das geht nicht,“ unterbrach ihn der Kommerzienrat, deſſen „Gönnermiene“ ſich plötzlich in die eines „ergebenen Freundes“ verwandelt hatte. „Später würde ihre Verſetzung unvermeidlich ſein, und es iſt daher beſſer, das Prävenire zu ſpielen. Ich kann Ihnen nur Recht geben. Natürlich werde ich bereit ſein, Ihren Wünſchen in jeder Weiſe nachzukommen, ich bitte auf mich zu rechnen.“

„Es handelt ſich hier in erſter Linie darum, einen Entſchluß darüber zu faſſen, ob ich weiter diene oder lieber den Abſchied nehme, um mich nicht noch einmal einem ähnlichen Refus auszuſetzen.“

„Sie würden zu letzterem bereit ſein?“

„Ich bin gewiß mit Paſſion Soldat, aber in irgend einem kleinen Provinzneſt ohne Verbindung mit der Reſidenz kann ich mir weder für meine junge Frau noch für mich das Leben ſehr roſig vorſtellen, und in einem der hieſigen Kavallerieregimenter würde ich vielleicht auf dieſelben Schwierigkeiten ſtoßen. Entſchuldigen Sie meine Offenheit, Herr Kommerzienrat, aber man kann das Vorhandenſein gewiſſer Anſichten nicht negieren, ſelbſt wenn man ſie nicht teilt.“

„Und man hält es in gewiſſen Kreiſen für kavaliermäßiger, am Spieltiſch als an der Börſe Geld zu gewinnen oder zu verlieren, das weiß ich natürlich, aber wir beide, Sie und ich, wollen uns darüber nicht echauffieren, und wenn nach meiner Anſicht altersgraue und morſche Mauern auch mit Hilfe der Zeit von ſelbſt zerfallen und verſchwinden, ſo macht es mir doch kein Vergnügen, gerade mit meinem Kopf dagegen anzurennen, um zu prüfen, ob ich der Zeit nicht helfen kann. Kurz und gut und ohne Redensarten: wollen Sie ein Gut übernehmen? Die Verhältniſſe würden inſofern günſtig liegen, als ich im Begriff ſtehe, ein ſolches im Frühjahr zu kaufen. Es wurde mir kürzlich unter annehmbaren Bedingungen angeboten, iſt übrigens ſogar früher in ihrer Familie geweſen — Kronau heißt es.“

„Kronau!“ Freds Stirn rötete ſich. „Kronau hat meinem Vater gehört!“

„Nun, dann kann dieſer mir ja gut Beſcheid ſagen, und alles arrangiert ſich aufs beſte. Ich und mein Sohn ſind Kaufleute, und wir verſtehen nichts von der Landwirtſchaft; mit einem Beamten wirtſchaften, iſt eine mißliche Sache, wenn man ihn nicht kontrollieren kann. Wenn Sie das Gut übernehmen, arrangieren wir das mit Wandas Vermögen, indem Sie das Kapital in Geſtalt des Gutes anſtatt der Zinſen bekommen. Nun, das wird ſich alles machen laſſen. Alſo, wir ſind einig?“

„Wenn es ſich um Kronau handelt: ich habe es nie recht verſchmerzen können, daß mein Vater es verkaufte.“

„Topp denn, abgemacht, und, was die Anſicht Ihres Regimentskommandeurs betrifft, ſo wäre es vielleicht beſſer, wenn das unter uns bliebe.“

„Das bleibt ſelbſtredend unter uns. Wenn es ſich darum handelt, ein Familiengut zu übernehmen, findet jeder es ſelbſtverſtändlich, daß man den bunten Rock auszieht!“

„Und den Damen ſagt man es nach und nach, wie?“

Freds Herz klopfte ſchneller. Er ſollte Kronau wieder haben, das Stück Erde, auf dem er ſeinen erſten Pony beſtiegen, ſeinen erſten Sperling mit der Vogelflinte geſchoſſen hatte. Haus und Garten, Feld und Wald, an die ſeine erſten Kindererinnerungen ſich knüpften, ſollten wieder ſein werden. Vor dieſem Gedanken verſchwand alles andere. Er vergaß, daß er ſich wenige Augenblicke zuvor durch die Ausſprüche des Kommerzienrats verletzt und durch die Geſellſchaft, die ſeine Verlobung gefeiert hatte, abgeſtoßen gefühlt hatte. Er dachte nur an Wandas liebliche Geſtalt inmitten der Blumen und Bäume von Kronau, und mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen kehrte er zu ihr zurück, um ſchnell Abſchied zu nehmen, denn ſein Herz drängte ihn, noch ſeinen Vater aufzuſuchen.

VII.

In dem ſchwarz ausgeſchlagenen Saal des Egdoffſchen Winterquartiers ſtand unter Palmen und Koniferen der Sarg, in dem die Hülle des verſtorbenen Grafen nach der Familiengruft von Sagewitz überführt werden ſollte. Der Deckel war ſoeben geſchloſſen werden und eine Fülle von Kränzen darüber hingeſtreut. Immer neue kamen hinzu. Die Formen des Sarges verſchwanden unter ihnen, nur die ſilbernen Löwenklauen, auf denen derſelbe ſtand, wurden noch auf dem ſchwarzen Teppich ſichtbar. Der Duft der Hyazinthen und Roſen, vermiſcht mit dem Geruch welkenden Laubes und brennender Wachskerzen erfüllte den Raum. In einer halben Stunde ſollte die Trauerfeier beginnen. Die Gräfin Egdoff hatte, von ihren Töchtern und ihrem Schwiegerſohne geleitet, den letzten ſchweren Abſchied von dem Entſchlafenen genommen. Dann hatte die Familie ſich zurückgezogen, um Faſſung und Haltung für die Trauerfeier zu gewinnen. Einen Augenblick ſtand der Sarg verlaſſen zwiſchen den brennenden Kerzen, als eine flüſternde Stimme auf dem Vorplatz hörbar wurde. Der Kammerdiener trat leiſen Schrittes ein und legte einen neuen Kranz zu den übrigen. Dann ging er wieder, und in der offenen Thür, dem Sarge gegenüber, ſtand ein junger Offizier und blickte mit dunklen, eigentümlich verſchleierten Augen auf das Gewirr von Palmen und Blumen, zwiſchen denen die weißen Atlasbänder im Licht der Kerzen ſchimmerten und unter denen einer ſchlief, dem der Blick jener dunklen Augen doch wohl ſchwerlich galt, obgleich ſie offenbar ſuchend, erwartend um ſich ſchauten.

Leiſe öffnete ſich eine Thür hinter den Palmen. Eine ſchlanke, ſchwarzgekleidete Geſtalt ſtand dort einen Augenblick zögernd, dann trat ſie hinter dem Sarkophage hervor. Sie verbarg die Thränen nicht, die über ihre Wangen herabrollten, aber durch den Thränenſchleier hindurch blickte ſie doch zu dem jungen Offizier hinüber. Er trat an ihre Seite.

„Komteſſe!“ Er ſtockte. „Herta, meine arme Herta!“

Sie reichte ihm die Hand, die er in der ſeinen behielt.

„Es hat nicht ſollen ſein, daß er unſere Hände ineinander legte — und doch, ich weiß, er hätte es gethan, wäre er am Leben geblieben. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte vor den anderen kommen. Mein Gefühl ſagte mir, daß wir uns ſehen würden, ſehen müßten, ohne Zeugen.“

Er hatte ihre Hand feſter an ſich gezogen, während er haſtig und leiſe ſprach, und Herta Egdoff ſchmiegte ſich feſt an ſeine Schulter.

„Ich dachte auch, daß wir uns hier ſehen würden,“ flüſterte ſie, „deshalb kam ich — o Gott, wie glücklich könnten wir ſein, wenn der arme, liebe Papa ....“ ſie brach in Thränen aus.

„O, daß ich dich noch nicht vor aller Welt an meine Bruſt ziehen, daß ich nicht ſagen kann: hier iſt jetzt dein Platz!“ rief er, ihre Hand an ſeine Lippen ziehend, „warum zögerte ich auch — trotz allem und allem hätte ich ſprechen ſollen.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Es war unmöglich in dieſen furchtbaren Tagen. Ich habe nicht einmal Zeit und Mut gefunden, Mama ein Wort zu ſagen.“

„Aber ich komme nach Sagewitz, ſobald es nur irgend möglich iſt, du wirſt Mama auf meinen Beſuch vorbereiten und —“

Sie fuhren auseinander. Ein Diener mit einem prachtvollen Palmenwedel näherte ſich dem Sarge.

„Vom Herrn Grafen Wellcamp-Wellcampsdorf,“ meldete er flüſternd, und ſetzte dann, zu Herta gewendet, hinzu: „Die Sänger ſind ſoeben gekommen, gnädigſte Komteſſe — auch mehrere Herrſchaften ſah ich ſchon auf der Treppe.“

Gedämpftes Stimmengewirr und ſcharrende Fußtritte wurden auf dem Vorplatz hörbar.

„Lebwohl!“ flüſterte Herta.

„Auf Wiederſehen,“ gab er mit innigem Tone zurück.

Herta verſchwand hinter den Palmen. Der alte Graf Wellcamp mit ſeinem Sohne und Bertram traten in den Saal.

Der Leutnant von Ölten wechſelte Händedrücke mit allen dreien.

„Sie ſchon hier? Ich glaubte, wir würden die erſten ſein,“ ſagte der alte Graf. „Ja, ja, mein lieber Ölten, wer hätte das gedacht?“

„Herr Graf haben den Verſtorbenen noch kurz vor ſeinem Tode geſehen?“

„Er iſt in meinen Armen geſtorben.“ Der Graf warf einen prüfenden Blick umher. „Wie finden Sie das Arrangement? Würdig, nicht wahr?“

„Ich hörte ſchon, Sie haben alles beſorgt, Herr Graf.“

„Der Schwiegerſohn war gerade verreiſt, man konnte ſeiner nicht gleich habhaft werden, und eine andere Stütze haben die armen Frauen ja nicht.“

Andere traten heran. Ganz leiſe gratulierte einer derſelben Fred zu ſeiner Verlobung. Ein zweiter fand ſich dazu. Das anfängliche Flüſtern wurde lauter, die Intereſſen der Lebenden traten mehr in den Vordergrund. Die leidtragende Familie war nicht anweſend, ſie wollte zugleich mit dem Geiſtlichen den Saal betreten, und dieſer ließ auf ſich warten. Immer mehr Menſchen drängten ſich in dem dunklen Saale zuſammen, einer der näheren Freunde des Hauſes öffnete die Thür zu dem anſtoßenden Salon, in dem heller Sonnenſchein auf den bunten Portieren und den blitzenden Bronzen lag.

„Man bekommt hier Kopfſchmerzen, die Blumen duften zu ſtark.“

„Dieſe ganze Begräbnisatmoſphäre macht nervös.“

„Von rechtswegen müßte die Sache nun angehen.“

„Ah, Plockheim, ſieht man Sie einmal wieder — traurige Veranlaſſung — hier, apropos, ehe Sie mir wieder aus den Augen verſchwinden. Wer hat eigentlich den Fuchs-Wallach gekauft, den Sie von mir hatten?“

So wogte die Konverſation um die Diwane und Puffs in dem hellen Salon und flutete in einzelnen kurzen Wellen bis zu dem ſchwarzen Teppich, auf dem die weißen Hyazinthen und Roſen anfingen gelb zu werden in der ſteigenden Wärme, mit welcher die vielen Menſchen den Raum erfüllten.

Bertram Wellcamp ſtand ſchweigend zwiſchen den flüſternden Gruppen. Ab und zu blickte er erwartungsvoll nach der Thür, die hinter den Palmen lag, dann flog ſein ſchwermütiger Blick wieder über die Kränze hin und blieb auf den ſilbernen Löwenklauen des Sarges haften.

Er ſtand faſt allein am Rande des ſchwarzen Teppichs. Nur einer war noch dort, dicht neben ihm, einer, der, wie er, mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt war und den die Fragen nach dem Ergehen, den Familien oder den Pferden der anderen nicht intereſſierten. Der Leutnant von Ölten ſah Bertram Wellcamp von der Seite an. Er wußte, das war kein Verwandter der Egdoffs, und um ein perſönlich naher Freund des Verſtorbenen geweſen zu ſein, dazu war er noch zu jung. Wen erwartete er durch jene Thür, die er immer wieder betrachtete, eintreten zu ſehen? Warum ſtand er hier, abſeits von den anderen? Bertram Wellcamp fühlte wohl inſtinktiv den fremden Blick, der ſo feſt und fragend auf ihm ruhte. Er blickte auf und ſah in die dunklen Augen des Leutnants von Ölten, in denen es kurz aufblitzte wie von einem plötzlichen Verſtändnis, und die ſich dann von ihm abwandten, um unter finſter zuſammengezogenen Brauen, die welkenden Hyazinthen zu ſeinen Füßen zu betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

Der geſchichtliche Urſprung der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft.

Zum 1. Auguſt 1891.

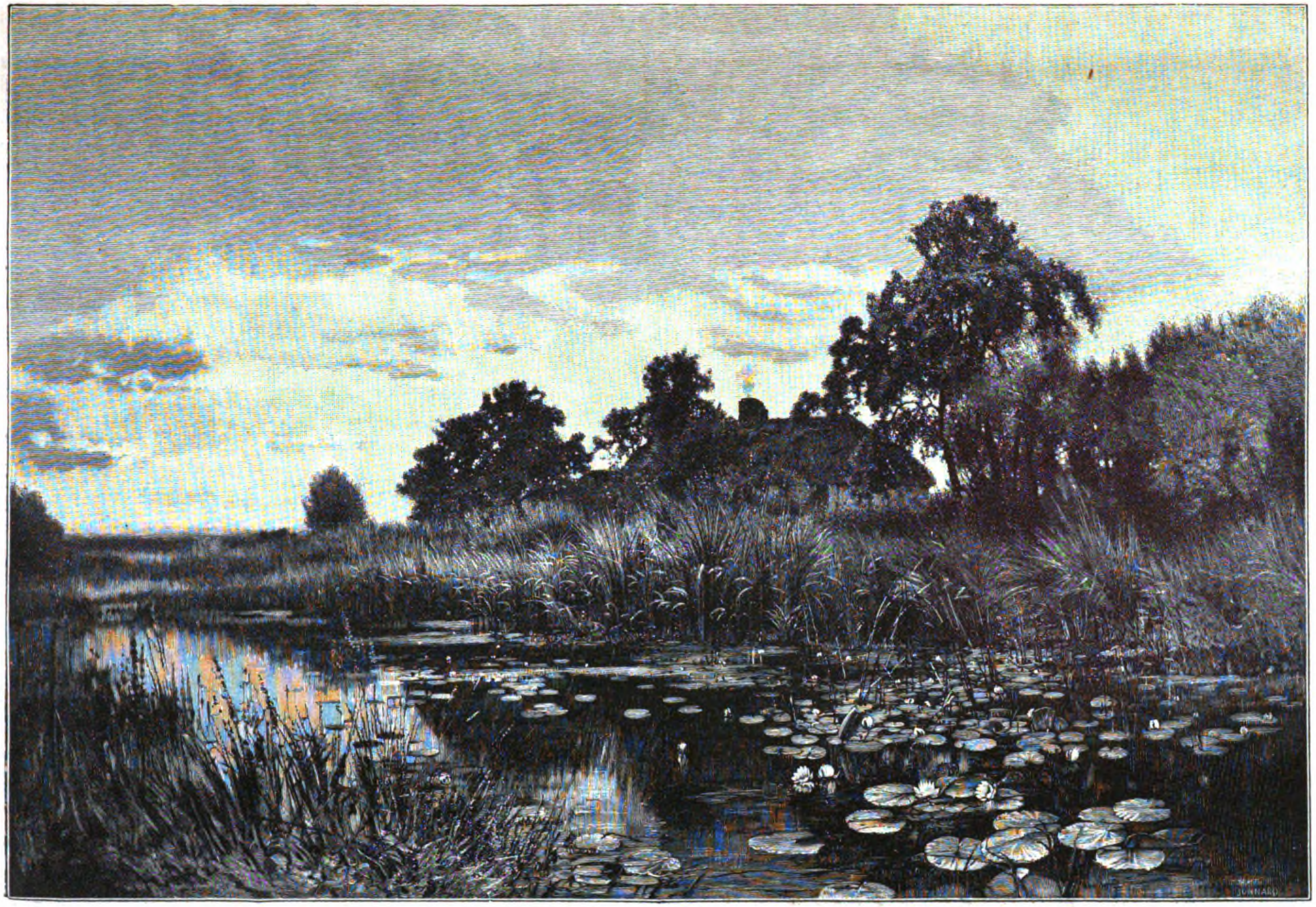
Von A. Baldamus. (Abdruck verboten.)

Jeder Deutſche, dem es vergönnt iſt, Erholung heiſchend von den Mühen des Berufs hinauszuziehen aus der Enge der Städte in die Thäler, auf die Berge und an die Seen der Schweiz, beſucht wohl auch in ſtiller Andacht jene Stätten, an welche die herrlichen Erzählungen vom guten Schützen Tell, vom Rütliſchwur, von der Abſchüttelung unmenſchlicher Knechtſchaft anknüpfen. Er vergißt dabei ganz, daß durch dieſe vielgeprieſenen Thaten nicht nur die Freiheit der Schweiz von drückendem Joch errungen, ſondern auch die Lostrennung des herrlichen Landes von Deutſchland eingeleitet iſt; es iſt eben deutſche Eigenart, gewiß ebenſoſehr eine Schwäche als eine Stärke, auch fremde Größe, ja Feindesgröße, rückhaltslos zu bewundern. Hier aber ſind uns jene Erzählungen und jene Stätten durch unſeres Schillers letzte Gabe noch beſonders geheiligt. Die Geſchichten vom Tell haben von ihrem Wert und ihrem Zauber nichts eingebüßt, nachdem ihr Inhalt als Sage erwieſen iſt; jetzt haben auch die ſchweizer Patrioten das Sagenhafte der Erzählungen eingeſehen und ſträuben ſich nicht mehr gegen die Ergebniſſe der nüchternen Geſchichtsforſchung, wie z. B. auch die jüngſt erſchienene Geſchichte der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft von Dierauer beweiſt.

Auf den geſchichtlichen Urſprung der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft aber richten ſich in dieſem Jahre mehr als ſonſt die Blicke; ſind doch nun 600 Jahre verfloſſen, ſeitdem Uri, Schwyz und Unterwalden in ihrem am 1. Auguſt 1291 geſtifteten Bunde den Grund zur Eidgenoſſenſchaft legten. So mag eine kurze Darſtellung dieſes geſchichtlichen Anfangs der Schweiz, beſonders der rechtlichen Grundlagen ihrer Entſtehung, auch in dieſem Blatte am Platze ſein.

Nach der Sage iſt die Freiheit der Schweiz gegen ein despotiſches, Menſchenrecht und Menſchenwürde mißachtendes Regiment der Habsburger erkämpft worden, das Recht iſt dabei einzig auf Seite der Schweizer, die Habsburger haben durch die Art ihrer Regierung alle etwa vorhandenen Anſprüche verwirkt, und die Erhebung erſcheint als ſittliche Notwendigkeit. Die Geſchichte weiß von einer ſolchen Tyrannei nichts, ſie vermag auch nicht den Schweizern allein Recht zu geben und Licht und Schatten nur zu gunſten der Freiheitskämpfer zu verteilen. Nach ihrem gerecht wägenden Urteil ſind beide Teile in ihren Strebungen über das ihnen zuſtehende Recht hinausgegangen, und wenn ſie dieſe Beſtrebungen in den großen geſchichtlichen Zuſammenhang hineinſtellt, ſo erſcheinen ſie nicht als eine vereinzelte Thatſache, ſondern ergeben ſich aus den allgemeinen Reichsverhältniſſen und finden ſich gleichzeitig und gleichartig auch an anderen Stellen des Deutſchen Reichs. Je mehr nämlich die ſtaufiſchen Kaiſer den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit nach Italien verlegten und ihre Kraft im Kampfe für die Weltherrſchaft gegen das Papſttum verbrauchten, um ſo mehr blieb Deutſchland ſich ſelbſt überlaſſen. In zwei Richtungen bewegte ſich dieſe ſelbſtändige Entwickelung, es bildete ſich die monarchiſche Landeshoheit und die demokratiſche Gemeindefreiheit. Das recht zu würdigen, dazu bedarf es eines Rückblickes auf die Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte des Reiches.

Der großartige Staatsbau Karls des Großen ruhte auf dem ſogenannten Unterthanenverband, d. h. darauf, daß die Angehörigen des Staates als freie Männer zum Staatsoberhaupt in einem unmittelbaren, überall gleichen Abhängigkeitsverhältnis ſtanden; die Verwaltung geſchah durch vom König eingeſetzte Beamte, die Grafen, die in ihren Verwaltungsbezirken, den Gauen, als Stellvertreter des Königs und im Namen des Königs die Militär-, Gerichts- und Finanzhoheit übten. Schon von Karl dem Großen war aber dieſe Ordnung durchlöchert, indem Teile eines Gaues, beſonders die geiſtlichen Gebiete, durch Verleihung der Immunität der gräflichen Gewalt entzogen und beſonderen Beamten, den ſogenannten Vögten, unterſtellt wurden. Zunächſt wollte der König damit von ſeinen Rechten in den Immunitätsbezirken



Waſſerroſen. Nach dem Gemälde von Ernſt Parton.

nichts aufgeben; auch die Vögte wurden unter Mitwirkung des Königs ernannt, allmählich aber gingen die königlichen Rechte auf die Immunitätsherren über. Die Biſchöfe und Äbte, in denen, weil ſie ſelbſtverſtändlich nicht erblich werden konnten, die Könige ein Gegengewicht zu gewinnen ſuchten gegen die erblich werdenden weltlichen Beamtenſtellungen, erhielten in ihren Gebieten die Regierungsgewalt und ernannten nun die Vögte ſelbſt. Wenn dadurch den Grafen weite Bezirke ihres Gaues entzogen wurden und ſie mithin eine Beſchränkung ihrer Macht erfuhren, ſo gewannen ſie doch auch gleichzeitig eine Erhöhung ihrer Stellung nach zwei Richtungen hin. Wie ſchon geſagt, wurden die weltlichen Reichsbeamtenſtellungen allmählich erblich; es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Beamteneigenſchaft damit immer mehr verloren ging, denn dieſe iſt doch weſentlich dadurch bedingt, daß das Staatsoberhaupt das freie Ein- und Abſetzungsrecht nicht bloß theoretiſch hat, ſondern auch praktiſch ausüben kann. Dieſe Entwickelung erfuhr eine weitere Förderung durch wirtſchaftliche Urſachen. Das Lehnsweſen griff um ſich, auch mit dem Grafenamt wurden ausgedehnte Lehnsgüter verbunden. Die Grafen wurden die größten Grundbeſitzer ihres Gaues und erlangten ſchon damit eine wirtſchaftliche Überlegenheit über die darin anſäſſigen freien Bauern. Ein Anſchluß an ſie gewährte dieſen bedeutende wirtſchaftliche Vorteile, verſchaffte ihnen auch ſonſt die Gunſt der Herren, die, wie ſchon ſehr frühe Klagen beweiſen, den freien Gaugenoſſen die vom Staate geforderten Laſten verſtärkten, den Hinterſaſſen ihrer Güter aber minderten. So übergaben viele freie Bauern freiwillig ihr Gut den Grafen, um es als Lehn von ihnen zurückzuerhalten. Die Zahl der freien Bauern, d. h. die Zahl der Gauinſaſſen, gegen die dem Grafen nur Beamtenrechte zuſtanden, ſchmolz mithin immer mehr zuſammen; es wuchs dagegen die Zahl derer, die auch perſönlich oder dinglich vom Grafen abhängig waren.

Im Gegenſatz zu dieſer Entwickelung findet ſich nun gleichzeitig eine demokratiſche Strömung. Ihre bedeutendſte Erſcheinung iſt das Freiheitsſtreben der Städte. Weit ſeltener als die Städter haben die freien Bauern ſich der fürſtlichen Landeshoheit zu erwehren geſucht. Wo es geſchah, ſind ſie — ebenſo wie die Städte — in entgegengeſetzter Richtung über das ſtrenge Recht hinausgegangen, wie die Grafen bei ihrem Streben nach Landeshoheit. Da es ſich, wie oben erörtert, hier für die Grafen um eine Erweiterung ihrer Beamtenrechte handelte, ſo iſt es verſtändlich, daß ein Kampf gegen dieſe Erweiterung der gräflichen Rechte ſchließlich zu einem Kampf gegen die gräflichen Rechte überhaupt wurde. In ſolcher Lage befanden ſich z. B. die Frieſen, die Stedinger, die Dithmarſchen, in dieſer Lage befanden ſich auch die Schweizer den Habsburgern gegenüber: die Habsburger verlaſſen den Rechtsboden in ihrem Streben nach Landeshoheit, die Schweizer verlaſſen ihn, indem ſie im Gegenſtreben auch die Beamtenrechte der Habsburger in Frage ſtellen.

Die rechtliche Lage der drei Kantone war bei ſeinem Abſchluß durchaus nicht gleichartig. Ein beträchtlicher Teil von Uri gehörte ſeit 853 dem Fraumünſterkloſter in Zürich, außerdem waren dort die Klöſter Einſiedeln und Wettingen, ſowie eine Reihe Herrengeſchlechter begütert, unter denen durch Reichtum und Anſehen die Edlen, ſpäter Grafen von Rapperſchwyl und die Edlen von Attinghauſen hervorragten; neben den von dieſen abhängigen Leuten aber gab es beſonders im Schächenthal noch vollfreie Bauern. Die Rechtſtellung der Bewohner des Landes war alſo eine ſehr verſchiedene, doch bildeten ſie als Markgenoſſenſchaft eine wirtſchaftliche Gemeinde, die auch Verſammlungen halten mußte, wie zur Beratung über die Nutzung der „gemeinen Mark,“ d. h. von Wald und Weide. Dieſe wirtſchaftliche Zuſammengehörigkeit wurde für die freien Leute und die „Gotteshausleute“ faktiſch auch zu einer politiſchen, ſeitdem die Grafen des Zürichgaus, zu welchem Uri gehörte, auch die Vogtei über die Angehörigen der Abtei erhielten. Der Rechtstitel war beiden Gruppen gegenüber verſchieden, dort übten ſie Grafen-, hier Vogteirechte, die Rechte waren aber im weſentlichen dieſelben, und ſo erſchien das Land bald auch rechtlich als eine Einheit: damit war die Grundlage für eine Landeshoheit geſchaffen. Schon die Zäringer hatten das Grafen- mit dem Vogteiamt vereinigt, nach ihrem Ausſterben 1218 ging beides auf die Habsburger über, und dieſe folgten nur einem Zuge der Zeit, wenn ſie danach ſtrebten, aus ihren amtlichen Gewalten eine landesherrliche zu machen.

In Schwyz gehörte der weitaus größte Teil des Bodens freien Bauern; daneben hatten die Grafen von Habsburg als Erben derer von Lenzburg Beſitzungen und einige Klöſter, beſonders das Kloſter Einſiedeln. Mit letzterem lagen die freien Leute in fortwährendem Hader über die Nutzung einiger Wälder und Wieſen, eine Markgenoſſenſchaft beſtand aber auch hier. Amtlich gehörte Schwyz zum Bezirk der Grafen des Zürichgaus; im Anfang des XIII. Jahrhunderts übten die Habsburger alſo auch hier die Grafenrechte und haben z. B. die freien Leute von Schwyz im Streite mit dem Kloſter Einſiedeln amtlich vertreten.

Auch in Unterwalden gab es eine Anzahl Freier, es überwog aber der Beſitz der Klöſter Engelberg, Murbach, Muri und der Grafen von Habsburg. Dieſe verbanden hier mit ihren grundherrlichen Rechten die Amtsbefugniſſe als Grafen und erlangten auch die Vogtei über die Klöſter, mit Ausnahme von Engelberg.

Auf dieſen Grundlagen ſchien für die Habsburger ſehr begründete Ausſicht, ſich in den drei Thälern eine Landeshoheit zu gründen. Da erfuhren die hierauf gerichteten Wünſche eine erſte Enttäuſchung durch die Leute von Uri. Sie erlangten von König Heinrich, dem Sohn und Stellvertreter Kaiſer Friedrichs II, eine vom 26. Mai 1231 datierte Urkunde, in welcher der König „alle Männer des Thales Uri“ dem Grafen von Habsburg entzog und unveräußerlich in den unmittelbaren Beſitz des Reiches nahm. Uri war damit eine reichsunmittelbare Gemeinde und wurde verwaltet von wechſelnden Beamten des Königs (Reichsvögten), bald von aus den Landleuten genommenen „Ammännern.“ Wie überall, wurde auch hier dieſe unmittelbare Beziehung zum König bei deſſen beſtändiger Abweſenheit eine ſehr lockere; die früher wirtſchaftliche Gemeinde wurde ganz zu einer politiſchen und betrachtete ſich unter ihrem „Ammann“ als unabhängig mit dem Recht der Selbſtverwaltung. Sie erhob Steuern und führte ſchon 1243 ein eigenes Siegel, das als Wappen den bekannten Stierkopf mit dem Naſenringe zeigt. Dieſe Reichsunmittelbarkeit wurde in der Folgezeit ſtets anerkannt; auch Rudolf von Habsburg that es, nachdem er 1273 König geworden war, obgleich doch dieſe Reichsunmittelbarkeit den Intereſſen der Habsburger zuwider lief. Aber als König blieb er der Herr Uris, und die von ihm als König beſtellten Beamten waren alſo von einem Habsburger beſtellt, das machte die Lage doch wieder unſicher.

Anders geſtaltete ſich die rechtliche Stellung von Schwyz. Hier mochte man mit Neid auf die Freiheit der Nachbarn in Uri ſehen; als nun die Habsburger dem gebannten Kaiſer Friedrich II gegenüber nicht unbedingte Treue zeigten, ſandten die Schwyzer 1240 zu ihm, der in Italien weilte, eine Botſchaft, worin ſie erklärten, daß ſie freiwillig als freie Männer, die ſonſt niemand Gehorſam ſchuldig ſeien, ſeine und des Reiches Herrſchaft erwählen wollten. Der Kaiſer nahm darauf „alle Männer des Thales in Schwyz“ in ſeinen beſonderen Schutz und verſprach ihnen, ſie nie zu veräußern oder dem Reiche zu entziehen. Die Schwyzer erblickten darin eine Befreiung von der habsburgiſchen Grafengewalt, aber es iſt zu bemerken, daß der Kaiſer eine ſolche formell nicht ausgeſprochen hatte. Eine Erhebung der Schwyzer gegen Habsburg blieb erfolglos, der Streit verquickte ſich mit dem welthiſtoriſchen Kampf zwiſchen Friedrich II und Papſt Innocenz IV, die Habsburger traten auf Seite des Papſtes, und die Schwyzer wurden als Anhänger des Kaiſers ſogar mit Bann und Interdikt bedroht. Mit dem Tode Friedrichs

(1250) wurde der Kampf ausſichtslos: die Habsburger behaupteten ihre gräflichen Rechte. König Rudolf von Habsburg behielt bei ſeiner Thronbeſteigung die Grafſchaft in ſeinem Beſitz. Durch ſolche Perſonalunion zwiſchen königlicher und gräflicher Macht konnten die Schwyzer — ähnlich wie umgekehrt die reichsunmittelbaren Urner als gräflich — faktiſch als reichsunmittelbar erſcheinen: der Graf von Habsburg ernannte die Ammänner, aber dieſer Graf von Habsburg war doch König, und jene Ammänner konnten deshalb auch als königliche Beamte angeſehen werden. In der gleichen Doppelſtellung erſchien auch der als Stellvertreter des Königs und Grafen für das Land Schwyz eingeſetzte „Landammann.“ Wie in Uri, wurde das Gefühl der Zuſammengehörigkeit auch hier immer lebhafter, und 1281 führte die „Genoſſenſchaft“ der Schwyzer ein eigenes Siegel.

Wenn ſo Uri ſicher die Reichsunmittelbarkeit beſaß, Schwyz einen wenn auch zweifelhaften Anſpruch darauf erheben konnte, ſo war Unterwalden zweifellos nicht reichsunmittelbar, es unterſtand vielmehr der gräflichen Gewalt der Habsburger, die, wie geſagt, zugleich die Vogtei über die Klöſter mit Ausnahme von Engelberg beſaßen. Unter König Rudolf von Habsburg ergab ſich hier natürlich ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei Schwyz: Die gräflichen Beamten waren eben thatſächlich vom König ernannt.

So war die Lage, als König Rudolf von Habsburg am 15. Juli 1291 ſtarb. Siebzehn Tage darauf, am 1. Auguſt 1291, ſchloſſen „die Männer des Thales Uri, die Genoſſenſchaft (universitas) des Thales von Schwyz und die Gemeinde der Waldleute des unteren Thales (communitas hominum intramontanorum vallis inferioris) in Rückſicht auf die Unſicherheit der Zeit (maliciam temporis attendentes) einen ewigen durch Eidſchwur gefeſtigten Bund, um ſich und das Ihre kräftiger verteidigen und in angemeſſenem Stande beſſer erhalten zu können. Sie verſprachen, ſich einander beizuſtehen mit Hilfe, jeglichem Rat und Gunſt, mit Perſonen und Gut, innerhalb der Thäler und außerhalb, mit aller Kraft gegen all und jeden, der ihnen oder einem von ihnen etwelche Gewalt, Beſchwerde oder Unrecht anthue durch ein böſes Vorgehen gegen Perſon oder Beſitz; jede Gemeinde verſprach eintretenden Falls der anderen beizuſpringen, wenn Hilfe nötig ſei, und auf eigene Koſten gegen Angriffe Bösgeſinnter Widerſtand zu leiſten und Unrecht abzuwehren; jedoch unter dem Vorbehalt, daß jeder nach ſeiner rechtlichen Stellung ſeinem Herrn geziemend zu dienen und zu gehorchen gehalten ſei. Weiter beſchloſſen ſie, „keinen Richter anzunehmen, der ſein Amt erkauft hätte oder nicht ihr Landsmann wäre; Streitigkeiten unter den Genoſſen ſollten durch Schiedsſpruch der Einſichtigeren geſchlichtet werden, würde ſich die eine Partei einem ſolchen Schiedsſpruch nicht fügen, ſo wollten die Eidgenoſſen der anderen helfen.“ Endlich wurden einige Strafbeſtimmungen für Mörder, Brandſtifter ꝛc. erlaſſen.

Das Bündnis, deſſen wichtigſte Stellen im Vorſtehenden nach dem lateiniſchen Text überſetzt ſind, ſtellt ſich mithin zunächſt dar als ein Landfriedensbündnis zu gemeinſamer Abwehr feindlicher Angriffe und wird bezeichnet als Erneuerung eines älteren Bundes, den Schwyz im Jahre 1245 bei der oben erwähnten erfolgloſen Erhebung gegen ſeinen habsburgiſchen Grafen mit Luzern und Unterwalden vereinbart hatte. Solche Landfriedensbündniſſe ſind bei der Schwäche der Reichsgewalt in Deutſchland vielfach als eine Art Notbehelf geſchloſſen worden, um durch Selbſthilfe die Sicherheit des Daſeins zu ſchaffen, welche die Staatsgewalt nicht bot. Am bekannteſten ſind die Städtebündniſſe; für die Eidgenoſſen lag, wie ſie ſelbſt ſagen, ein beſonderer Anlaß in der Unſicherheit vor, die der Tod des Königs Rudolf gerade für ſie mit ſich brachte, da z. B. die Doppelſtellung der in Schwyz und Unterwalden beſtellten Beamten aufhören mußte. Der Form nach wollten ſie nur ihre Rechte wahren, wollte jeder an ſeiner Stelle die Pflichten der Herrſchaft gegenüber erfüllen, thatſächlich aber bekunden ſie in einigen Abmachungen das Streben nach einer Freiheit, die den habsburgiſchen Rechten, wenigſtens in Schwyz und Unterwalden, widerſprach. Bei der unbedingten Hilfe gegen jedermann mochten ſie wohl in erſter Linie an die Habsburger denken, und wenn ſie auch nicht die freie Wahl der Ammänner für ſich in Anſpruch nahmen, ſo verlangten ſie doch für ſich das Recht, die ihnen geſetzten Richter abzulehnen, wenn ſie nicht beſtimmte Eigenſchaften erfüllten, vor allem ihre Landsleute wären, und behielten ſich einen ſchiedsrichterlichen Austrag ihrer Streitigkeiten vor. Von hier bis zur Selbſtverwaltung, zur eigenen Gerichtshoheit, zur eigenen Wahl der Beamten, d. h. zur vollen Beſeitigung der gräflichen Rechte war nur ein Schritt. Nach dem früher Erörterten muß es klar ſein, daß die Eidgenoſſen in dieſem Bundesbrief den Boden des ſtrengen Rechts ebenſo verließen, wie die Habsburger bei dem Streben, ihre amtliche Stellung in eine landesherrliche umzuwandeln. Sollte der Gedanke des Bundes durchgeführt werden, ſo war alſo der Kampf mit den Habsburgern unvermeidlich.

Dieſer Kampf hängt nun aufs engſte zuſammen mit der gleichzeitigen Reichsgeſchichte. Mit Rudolf von Habsburg beginnt hier die Reihe der Könige aus verſchiedenen Häuſern. Die deutſchen Kurfürſten, die zuerſt an ſich und erſt ganz zuletzt ans Reich dachten, wollten im Intereſſe der eigenen Machtſtellung keine königliche Dynaſtie aufkommen laſſen, ſie vermieden es deshalb, den nächſten König aus dem Hauſe des Vorgängers zu wählen. Das traf beſonders empfindlich die Habsburger, die geſtützt auf die unter Rudolf in Öſterreich neu gewonnene Hausmacht die Kaiſerkrone ihrem Hauſe dauernd erringen wollten. Es gelang ihnen nicht, vielmehr ergaben die nächſten Wahlen abwechſelnd mit einem Könige aus dem habsburgiſchen zwei aus einem anderen Hauſe; es folgten Adolf von Naſſau 1292—1298, Albrecht von Öſterreich 1298—1308, Heinrich VII von Luxemburg 1308 bis 1313. Da die nicht habsburgiſchen Könige im Gegenſatz zu den habsburgiſchen Wünſchen gewählt waren, ſo waren ſie auch die natürlichen Feinde der habsburgiſchen Machtanſprüche. Für die Schwyzer Eidgenoſſen folgte daraus von ſelbſt, daß ſie bei den durch das Bündnis vom 1. Auguſt 1291 bezeichneten Beſtrebungen ſeitens der Reichsgewalt auf Duldung oder Unterſtützung zu rechnen hatten, wenn ein Nichthabsburger König war, auf Befehdung aber, ſobald ein Habsburger die Krone trug. Der Raum erlaubt nicht, hier auf die Einzelheiten des Kampfes einzugehen, wie ſie ſich nach dieſer natürlichen Parteigruppierung ergaben, wir begnügen uns mit den Hauptdaten. Am 30. November 1297 ſtellte König Adolf für Schwyz und Uri gleichlautende Freiheitsbriefe aus, in denen ihnen die Reichsunmittelbarkeit gewährleiſtet wurde; der im nächſten Jahre auf dem deutſchen Throne folgende Habsburger Albrecht erkannte dieſe Freibriefe natürlich nicht an, ſuchte vielmehr die Herrſchaftsrechte ſeines Hauſes zu wahren, doch nicht mit den harten Mitteln, die ihn die Sage anwenden läßt: das Verhältnis war dem unter Rudolf beſtandenen ähnlich; nach Albrechts Ermordung wurde Heinrich von Luxemburg gewählt, er beſtätigte als Gegner der Habsburger am 3. Juni 1309 den Schwyzern und Urnern ihren von Adolf erhaltenen Freiheitsbrief und gab für Unterwalden ähnliche Zuſicherungen, beſtellte auch einen Reichsvogt für die Waldſtädte und verfügte, daß ſie vor kein auswärtiges weltliches Gericht mit Ausnahme des kaiſerlichen Hofgerichts gezogen werden dürften. Damit waren die drei Waldſtädte der gräflichen Gerichtsbarkeit in aller Form entzogen und für reichsunmittelbar erklärt. Die Habsburger ſuchten durch Vorſtellungen bei Heinrich VII dieſe Verfügungen rückgängig zu machen, aber ehe ſie etwas erreichen konnten, ſtarb 1313 der Kaiſer. Nun erfolgte eine zwieſpältige Königswahl: von der habsburgiſchen Partei wurde Friedrich der Schöne von Öſterreich zum König erhoben, von den Gegnern Ludwig von Bayern. Das unglückliche Deutſchland war einmal wieder vom Bürgerkriege heimgeſucht, deſſen Ausgang auch für die Waldſtädte bedeutungsvoll werden mußte. Ihre Stellung war ſelbſtverſtändlich auf Seite Ludwigs, dem auch daran lag, ſie als Bundesgenoſſen im Thronſtreite zu gewinnen. Es iſt bezeichnend, daß, als König Friedrich die Waldſtädte wegen Überfalls des Kloſters Einſiedeln mit der Reichsacht belegte, Ludwig ſie wieder losſprach. Eine weitere Unterſtützung erhielten ſie von ihm freilich nicht und waren alſo auf eigene Kraft angewieſen, als Leopold, der thatkräftige Bruder König Friedrichs, zur Ausführung der Reichsacht mit Heeresmacht gegen ſie heranzog. Sie benutzten die Verteidigungsmittel, die ihnen ihr Land bot, bei Morgarten verwirrten ſie das habsburgiſche Ritterheer durch von den Höhen herabgerollte Steine, brachen dann hervor und gewannen einen vollſtändigen Sieg (15. November 1315): das herzogliche Ritterheer wurde von den bäuerlichen Waffen der Schweizer faſt vollſtändig aufgerieben.

Der Sieg bei Morgarten war der erſte große Waffenerfolg der Eidgenoſſen. Für das Reich bedeutete er eine Stärkung König Ludwigs, der dann in der Schlacht bei Mühldorf 1322 völlig über ſeinen habsburgiſchen Rivalen triumphierte, — für die Schweizer die Sicherung deſſen, was ſie im Bundesbrief von 1291 erſtrebt hatten. König Ludwig beſtätigte den treuen Helfern die Freiheitsbriefe am 29. März 1316, nachdem er drei Tage vorher den Habsburgern alle Rechte in den drei Thälern aberkannt hatte, die Schweizer ſelbſt aber betrachteten den Sieg gewiſſermaßen als das mit dem Blut befeſtigte Siegel, daß ſie unter ihr Bündnis vom 1. Auguſt 1291 gedrückt hatten. Sie bekundeten dies dadurch, daß ſie 24 Tage nach der Schlacht, am 9. Dezember 1315, zu Brunnen ihren ewigen Bund von 1291 erneuerten: der neue, nicht mehr lateiniſch, ſondern für das Verſtändnis aller Genoſſen deutſch abgefaßte Bundesbrief wiederholt im weſentlichen die Beſtimmungen des alten.

So ſtellt ſich geſchichtlich der Urſprung der Eidgenoſſenſchaft dar. Beide Teile haben den ſtrengen Rechtsboden verlaſſen; unter der Gunſt der Lage im Reich haben die Schweizer durch einmütiges, entſchloſſenes und doch auch vorſichtiges Handeln, geſtützt auf Tapferkeit und Mannesmut, geſiegt und dann durch gleiche Tüchtigkeit in der Folgezeit das einmal Errungene gegen alle Angriffe behauptet und erweitert. So unterlag hier das Streben nach monarchiſcher Landeshoheit dem Drange nach demokratiſcher Gemeindefreiheit. Damals wurde der Kampf von den Waldſtädten geführt unter Betonung der Zugehörigkeit zum Deutſchen Reich, unter der Fahne der Treue gegen den Kaiſer, und die Kaiſer haben die freiheitliche Entwickelung ſogar gefördert, wir aber dürfen nicht vergeſſen, daß die Befreiung von der habsburgiſchen Herrſchaft ſchließlich ausmündete in der Lostrennung auch von Deutſchland. Wie das gekommen, ſoll hier nicht unterſucht werden. Die Erinnerung an den 1. Auguſt 1291 aber mag ſich verbinden mit dem Geburtstagsgruß und Glückwunſch, den wir der Eidgenoſſenſchaft zu ihrem Jubiläum zurufen.

Im Gartenhaus.

Ein Lindenbaum und ein Gartenhaus,
Von wucherndem Epheu umſchlungen,
Maiblumen dabei zum Frühlingsſtrauß:
Ich liebte das Plätzchen jahrein, jahraus —
Doch niemals, wahrhaftig, noch hab' ich's beſungen.

Und heut' nun auf einmal wie regt ſich ein Klingen,
Wie möcht' ich es preiſen, wie möcht' ich es ſingen!
Die Sonne ſo herrlich im Mittag ſteht,
Und ein Hauch des Glückes vom Himmel weht — —
Da ſitzt mir leider zur Seite
Ein unruhvolles Geleite:
Das nimmt mir die innere Sammlung fort,
Das ſtöret Gedanken mir und Wort
Und der Reime reinliches Klingen
Mit allerlei thörichten Dingen:
Zwei Hände ſo weich und zwei Augen ſo blau,
Und zwei Wangen ſo rund und zwei Grübchen ſo ſchlau,
Und ach, die Lippen, die loſen!
Oder ſind's zwei blühende Roſen?

Hans Hoffmann.

Witlandsort.

Von Max Hobrecht.

(Fortſetzung.)

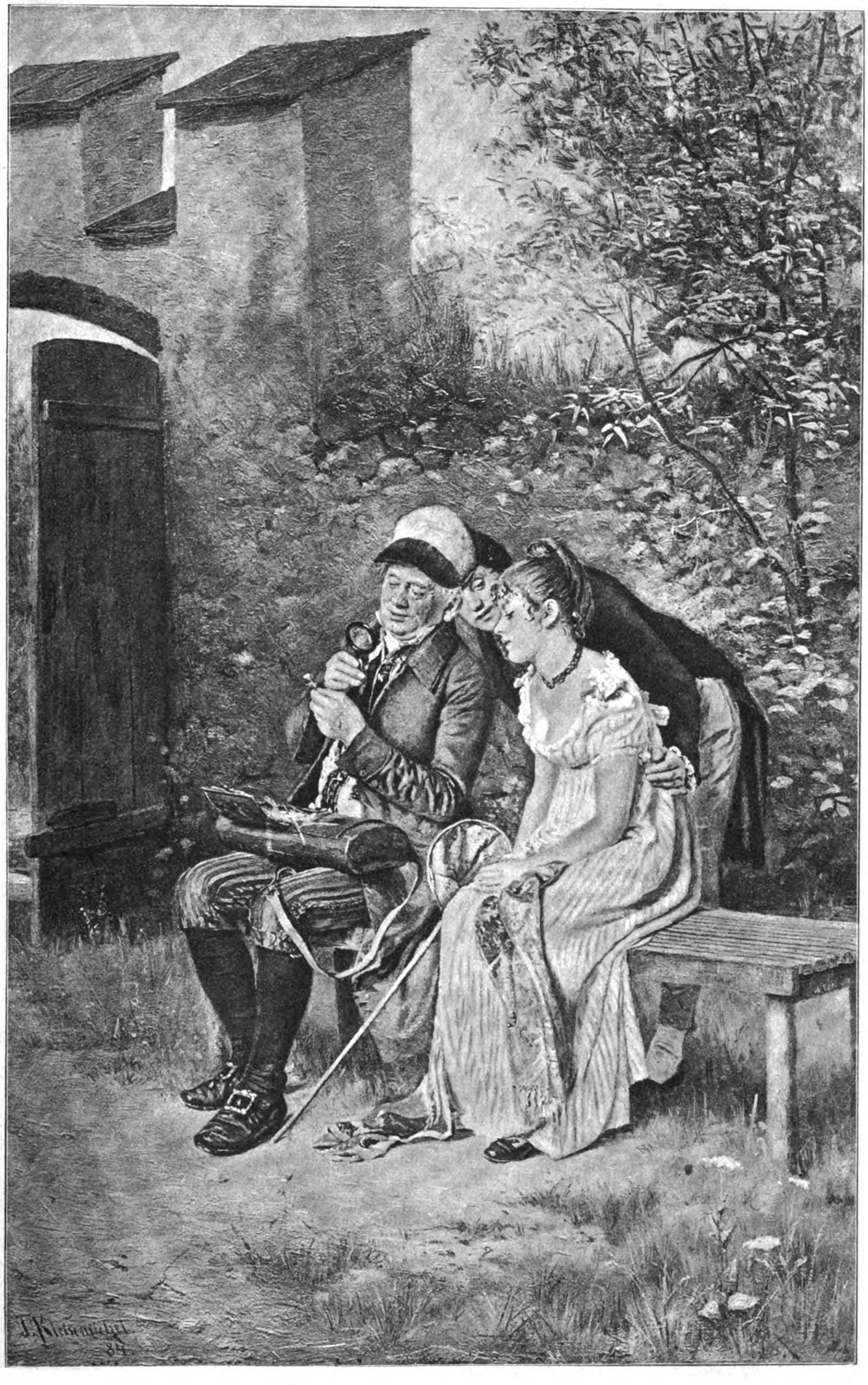
(Abdruck verboten.)

Plötzlich ſtockte die ganze Handlung: die beiden Reiter, die nahe herangekommen waren, wurden bemerkt, ſofort ſchwiegen die Sänger, und einen Augenblick verharrte jedermann ſichtlich überraſcht und verlegen, in der Stellung, die er eben eingenommen hatte, ſo daß es ein rechtes Bild gab. Die Männer ſahen ſcheu zur Erde, die jüngeren Frauenzimmer ſuchten ſchon hier und dort einen verſtohlenen Blick auf die Fremden zu richten; die beiden alten Weiber gerieten zuerſt wieder in Bewegung: ſie wandten ſich mit demütigen Verneigungen zu den Reitern und hielten ihnen eine ſehr wortreiche Anſprache, wobei ſie ſich natürlich beſonders an den Bruder Werner richteten, den ſie als einen der Ritter von Lochſtedt kennen mochten.

Bruder Werner verſtand von allen den ſchönen Dingen, die ihm in der altpreußiſchen Sprache vorgetragen wurden, kein Wort und ſah ſchon wie hilfeſuchend umher, als die junge Frau des Gerwien auf ihn zutrat. In den Händen trug ſie noch die beiden Schalen, von denen die eine grobes Mehl, wie es die Handmühle liefern kann, die andere goldklaren Honig enthielt; ſie ließ dieſelben zur Stütze leicht auf den Hüften ruhen, was ihrer ganzen Haltung eine gefällige Sicherheit gab, und furchtlos und beſcheiden zugleich ſahen ihre hellen Augen zu dem Ritter hinauf. Ihr Mann, der mit ſichtbarem Widerſtreben ein paar Schritte näher herzugetreten war, vermied es, dem Blick der Fremden zu begegnen.

„Ja, wenn du nur in deiner Sprache zu ſprechen verſtehſt," ſagte Bruder Werner mit einem Seufzer — aber zu ſeiner freudigen Überraſchung fing die junge Frau in ganz verſtändlichem Deutſch zu reden an, das zwar fremdartig genug klang, aber nicht ohne einen eigentümlichen Wohllaut war.

„Sie fragen, Herr, ob ſie einen Kurche machen dürfen?"


J. Kleinmichel
84

Eifrige Studien. Nach dem Gemälde von J. Kleinmichel.
(Verlag der Photographiſchen Union in München.)

Sehr gefördert war der Ritter dadurch auch noch nicht: „Einen Kurche?“ fragte er mit unſicherem Ton.

„Weil doch jetzt die Ernte vorbei und die Frucht eingebracht iſt,“ ſagte die kleine Frau, und nun fielen unter Anführung jener beiden Alten mehr und immer mehr Leute wie zu einem Chor ein, von deſſen Worten Bruder Werner zwar kaum ein einziges verſtand, der ihm aber nach Tonfall und Gebärde als eine dringende Unterſtützung der eben gehörten Bitte erſcheinen mußte.

Bruder Werner war ein bequemer Menſch; Bittenden nein zu ſagen, war ihm ſehr ſchwer, ſich lange und ſtürmiſch bitten laſſen, war ihm läſtig; auch war ſeine Neugier rege geworden, er hätte gern gewußt, was das mit dem Kurche auf ſich habe; er war noch nicht lange genug im Lande, um dieſe Dinge zu kennen, und ſo war auch ein leiſes Bedenken, ob hier wohl etwas Unrechtes von ihm gut geheißen werden ſolle, nicht ſtark genug, um ihn widerſtandsfähig zu machen. Er half ſich zunächſt mit der unſicheren Gegenfrage: „Ja, warum ſollt ihr den Kurche nicht machen?“ Aber das feſtfrohe Völkchen fand darin ſchon vollſte Gewährung, ein jubelnder Dankruf erſcholl durch die Luft, der unterbrochene Geſang wurde wieder aufgenommen, und die beiden alten Weiber ſchickten ſich an, die Handlung zu beginnen; der Hausherr war wieder unter die Thür ſeiner Wohnung getreten, die Fremden ſchauten ſchweigend zu.

Naruſſa — dies war der Name der jungen Hausfrau, wie aus manchem Zuruf zu verſtehen war — Naruſſa trat mit ihren Schalen an einen großen flachen Stein, der unter einer der Eſchen vor dem Hauſe lag. Die beiden Alten, von ziemlich hexenhaftem Ausſehen, aber ohne Zweifel ſehr vergnügt geſtimmt, nahmen hier die Schalen in Empfang, ſchütteten das Mehl auf den Stein, den Honig darüber und wirkten nun aus dieſem Stoff mit den Händen einen derben Teig, während der Geſang mit vielen regelmäßigen Wiederholungen weiter ging und zugleich auf der anderen Seite des Schauplatzes von ein paar raſchen Burſchen im Umſehen ein Feuer angezündet und durch ſtetes Herzutragen dürrer Reiſer in lebhafter Flamme erhalten wurde.

Als der Teig eine gewiſſe bildſame Feſtigkeit erhalten hatte, begannen die beiden Weiber, ihm eine Form zu geben; ſie beugten ſich dabei ſo über den Stein, daß ſie das Werk ihrer Hände den Zuſchauern verdeckten. Sie ſicherten ſich dadurch den Vorteil der Überraſchung; denn als ſie nun zur Seite traten und ſich auf dem Steine ein braunes alraunenartiges Weſen von Schuhlänge, mit dickem Kopf und dickem Leibe, den Blicken aller plötzlich darſtellte, erſcholl ein allgemeiner Beifallsruf und „Kurche! Kurche!“ jauchzte alt und jung unter Händeklatſchen und fröhlichem Gelächter. Jetzt zeigte ſich auch, wozu das Feuer dienen ſollte: zu beiden Seiten desſelben ordnete ſich die Menge, und wie einen Ball warf man ſich das braune Bild durch die lodernde Flamme hindurch gegenſeitig zu, vorſichtig, damit es nicht zur Erde oder ins Feuer fiele. Dazu dauerte der Geſang gleichmäßig fort, wenn auch aus etwas gedrückten Kehlen; denn alle hatten die Geſichter nach oben gerichtet, um den wechſelnden Flug der Figur zu beobachten.

„Das alſo iſt ein Kurche!“ ſagte Bruder Werner zu ſeinem Begleiter, „eine Schönheit iſt er nicht — ein dicker Bauch und dünne krumme Beine — aber er fängt an, wohlriechend zu werden, meiner Treu!“ Hierbei ſchnüffelte der Ritter wohlgefällig in die Luft, und in der That führte ein leichter Windhauch den würzigen Duft friſchen Brotes oder Pfefferkuchens zu ihm herüber.

„Wenn man den Geſang der Leute verſtehen könnte,“ fing Meiſter Wolfram an; aber er ſollte ſeine Betrachtung nicht zu Ende führen, weil in dieſem Augenblick die ganze Feierlichkeit gewaltſam unterbrochen wurde.

Dem Pfleger von Lochſtedt hatte der Gedanke, ob das Aufgebot der Mannſchaften zum Burgenbau mit gehörigem Eifer beſorgt würde, keine Ruhe im Hauſe gelaſſen; von einem Knechte gefolgt, hatte er ſich auf den Weg gemacht; unbeobachtet und unbemerkt war er der verſammelten Menge, die ſich ihm durch ihren Geſang von weitem ankündigte, ganz nahe gekommen. Jetzt hielt er plötzlich mitten unter den Feſtgenoſſen, die ſchreiend auseinander fuhren, während der arme Kurche ins Feuer fiel, wo er ein ruhmloſes Ende fand.

Mit blitzenden Augen überſchaute Herr Friedrich von Henneberg den Platz, auf dem es eben noch ſo luſtig hergegangen war und nun ein tiefes Schweigen herrſchte. „Was treibt ihr da?“ rief er wiederholt mit drohender Stimme, da die Leute ganz verdutzt waren und niemand zu antworten wagte.

Gutmütig ritt Bruder Werner an den Pfleger heran: „Sie haben einen Kurche gemacht,“ ſagte er wie erklärend und entſchuldigend.

„Einen Kurche?“ ſchrie der, zornrot im Geſicht, „einen Kurche? Wißt ihr nicht, was ihr gelobt und geſchworen habt?“

Die Frage forderte keine Antwort, aber man konnte ſehen, welchen Eindruck ſie machte; die Weiber ſchlugen jammernd die Hände zuſammen, von den Männern waren einige in die Knie geſunken; wenige Beſonnene verſtanden es, ſich klüglich zwiſchen den Gebäuden und Bäumen unſichtbar zu machen.

Dem Pfleger, der etwas davon bemerkte, ſchien es nützlich, jemand zu ſuchen, der ihm für die ganze Menge haften konnte. Sein raſcher Blick hatte auch ſchon einen alten Mann herausgefunden, der mit verſtörtem Geſicht, wirrem Haar und dem Ausdruck völliger Zerknirſchung nicht weit von ihm ſtand.

„Du auch hier, Schulze!“ rief er, „alſo wohl das ganze Dorf Sanglienen? Und einen Gott habt ihr euch wieder gemacht — und angebetet?“

Der arme Gemeindevorſteher von Sanglienen hatte ſeinen Stab fallen gelaſſen und mit halber Kniebeugung nach dem Mantel des Pflegers gegriffen; nun zwang er ſich mühſam zu einer Antwort: „Nur ein ganz kleines Gottchen, Herr!“ ſagte er demütig, „ſo ein kleines, das nachher aufgegeſſen wird.“

Die Entſchuldigung ſollte ihm nicht helfen: „Ein Kurche iſt es geweſen, damit genug!“ ſchalt der Ritter, „ihr werdet ſehen, was euch allen daraus erblüht. Für jetzt ſchert euch nach Hauſe — morgen mit der Sonne iſt eure ganze Mannſchaft vor der Burg mit Schaufeln und Hacken. Gott gnade dem, der fehlt!“

Die letzten Worte hatten nur wenige noch abgewartet; der Befehl, ſich raſch nach Hauſe zu ſcheren, war ihnen zu willkommen geweſen; jetzt entfernte ſich auch langſam der alte Schulze unter demütigem Grüßen; ſeinen Stab hatte er wieder aufgenommen, aber er hätte das Zeichen ſeiner Würde gewiß gern jedem anderen übergeben. Im nächſten Augenblick herrſchte Schweigen auf dem leeren Platze, nur in dem mehr und mehr zuſammenſinkenden Feuer knallten und knackten ein paar grüne Äſte, die ſich noch wehrten, wie alles Lebendige.

Gerwien war während dieſes Vorganges unter der Thür ſeines Hauſes unbeweglich ſtehen geblieben; Frau Naruſſa hatte ihn wohl ein paarmal leiſe angeſtoßen und durch Geberden ermuntert, den Pfleger anzureden, aber erſt als keiner ſeiner Volksgenoſſen mehr in der Nähe war, kam er in Bewegung, ging mit zögerndem Schritt und wie widerwillig dem Ritter entgegen und ſagte mit einer ungeſchickten Verneigung: „Ich grüße dich, Herr, und frage nach deinen Befehlen.“

„Die wirſt du hören,“ ſagte der Pfleger hart, „zuerſt aber denke daran, daß du dein Taufgelübde gebrochen, ſchweren Frevel auf deinem Grund und Boden geduldet oder gar angeſtiftet haſt — den Kurche habt ihr wieder verehrt und ihm geopfert —“

Jetzt erhob Gerwien doch mit einer beſchwichtigenden Geberde die Hand: „Nicht verehrt, nicht geopfert, Herr,“ ſagte er, „nur ein unſchuldiges Spiel, das wir zur Erntezeit…“

Der Pfleger wußte das beſſer; die Greuel des Heidentums waren ihm von ſeinen geiſtlichen Brüdern genugſam geſchildert worden: „Wir wiſſen, wer der Kurche iſt,“ ſo unterbrach er die Rede des Preußen, „und du wirſt dich vor dem Komtur verantworten, der dich richten wird. Morgen mit der Sonne biſt du mit deinem Ochſengeſpann und einem ſchweren Wagen vor der Burg —“

„Herr,“ rief Gerwien in lebhaftem Schreck, „ich bin ein freier Mann! Wenn du mich zum Wachtdienſt mit Waffen rufen willſt — mein Gut —“

„Über dein Gut wird der Komtur beſtimmen, was recht iſt,“ herrſchte der Pfleger, „und auch über dich; für jetzt biſt du ein rückfälliger Heide, den ich damit ſtrafe, daß er ſeinen Burgdienſt nicht mit den Waffen thut, ſondern wie ein Höriger mit Hand und Geſpann. Du haſt mein Wort gehört! Hüte dich vor neuem Ungehorſam!“

Friedrich von Henneberg warf ſeinen ſchweren Gaul herum; dem Bruder Werner, der ſich ihm anſchließen wollte, rief er, über die Schulter gewendet, etwas ſcharf zu: „Du wirſt die Sporen brauchen müſſen, Bruder, wenn du die Befehle noch ausrichten willſt, die du übernahmſt.“ Damit trabte er ſeewärts nach der St. Adalbertskapelle hinüber; kleinlaut und ohne ſich umzuſehen ritt Bruder Werner wieder auf den Weg zurück, den er um des Kurchezuges willen verlaſſen hatte. Meiſter Wolfram, dem die Luſt, heute noch weiter zu reiten, verleidet war, lenkte ſein Pferd langſam nach Haus Lochſtedt zurück. Neben dem verloſchenen Feuer ſtand Gerwien noch lange wie ein gebrochener Menſch, bis Naruſſa ihn ins Haus holte und ihm unter Thränen allerlei Tröſtliches ſagte. Daß der neue Morgen vieles beſſer macht, wußten auch die Heiden ſchon.

Zu Lochſtedt beſchien die nächſte neue Sonne die entbotenen Menſchenſcharen und Wagenzüge; ſie kamen von verſchiedenen Seiten herbei den Ameiſenvölkern gleich, und gleich dieſen gewährten ſie dem beſchauenden Auge zuerſt ein Bild arger Verwirrung, aber es war dafür geſorgt, daß jeder ſchnell ſeine Arbeitsſtelle fand, und ſo kam bald Ordnung und Regel in die Maſſen. Die Bauſtelle war abgeſteckt und verlangte zahlreiche Mannſchaft mit Grabſcheit und Hacke, damit die Grube für die Grundbauten ausgehoben würde; die Feldſteine dazu wurden auf plumpen Wagen herangeſchleppt und in handlicher Nähe aufgeſchichtet, aus mächtigen Gruben ſtieg der weiße Dampf des friſch gelöſchten Kalks, in langer Reihe ſtanden von da bis zum Rande des Haffs Männer und Weiber, um die Waſſereimer ab und zu zu reichen — an mancher Stelle hätte man wohl ſparſamer mit der Menſchenkraft umgehen können, aber die Menſchen waren ja da; und dafür, daß nicht einer dem anderen im Wege ſtand, ſorgten eifrige Aufſeher.

Unter dieſen war auch Honeſtus, der Laienbruder von Oliva, der heute auf feſtem Bodem, nach einer guten Nachtruhe und reichlichem Frühmahl einen ganz anderen Eindruck machte, als geſtern auf der ſchwankenden Schiffsplanke. Er hatte Genoſſen gefunden, die ihm fürs Geſpräch mehr genehm waren, als der ernſte Meiſter Wolfram, und oft genug ließ ſich ſeine dröhnende Stimme, die jedem Marktſchreier Ehre gemacht hätte, anordnend oder ſcheltend, doch gewöhnlich in der Weiſe eines derben Spaßes vernehmen, der in der Menge ſeiner Zuhörer ſtets ein bereitwilliges Echo fand. Je weiter aber der Tag vorſchritt, deſto häufiger befragte Bruder Honeſtus den Sonnenzeiger, und als der Schatten desſelben nur eben die Mittagsſtunde berührte, erſtieg er eilig die Bühne, über welcher an einem galgenartigen Geſtell eine ſtarke Holzbohle frei ſchwebend hing. Mit ſchweren Holzhämmern ſchlug er dieſe taktmäßig, daß es weithin ſchallte, nach dem letzten Schlage aber kletterte er aufs behendeſte wieder herab, damit er noch unter den Erſten zur Krippe käme.

Auf das gegebene Zeichen hatte augenblicklich jede Arbeit ſtille geſtanden: die Hacke, die zum Schlage gehoben war, fiel nicht mehr im Schwunge nieder, ſondern wurde bedächtig beiſeite gelegt, die zum Wurf bereite, mit Erde gefüllte Schaufel blieb liegen, um erſt nach einer Stunde wieder in Bewegung zu kommen, die Zugtiere wurden, wo auch gerade das Fuhrwerk ſtand, von den Jochen gelöſt und die mitgebrachten Heubündel ihnen vorgelegt — die Ruheſtunde durfte nicht um das Geringſte gekürzt werden: das iſt das Weſen der Fronarbeit.

Wo ein Baum oder Gebüſch oder der hohe Rand eines Hohlwegs Schatten gab, hatten ſich bald die Feiernden in Gruppen gelagert; weſſen Wohnung in der Nähe lag, dem hatte wohl die Frau oder ein Kind den Imbiß gebracht; wer weither gekommen war, führte ſeine Mahlzeit im weidengeflochtenen Kober mit ſich. Jene erfreuten ſich, freilich zumeiſt unbewußt, einer beſonderen Würze; denn während ſie bedächtig aßen, ruhten auf ihnen die Augen ihrer ſtumm zuſchauenden Angehörigen; ein Wort aber war nur ſelten, ein Geſpräch kaum je zu hören. Wer ſein Mahl beendet hatte, vertauſchte die ſitzende Stellung mit der liegenden, um vor Wiederaufnahme der Arbeit noch eines kurzen Schlafes zu genießen.

Anders war's mit denen, die auf dieſem Platze die Herren vorſtellten: Friedrich von Henneberg, der Pfleger und Wolfram von Gernrode, der Baumeiſter, waren eben bei der Erörterung eines noch fraglichen Punktes im Grundplan, als die Hämmer des Bruder Honeſtus die Mittagsſtunde verkündeten; es hob kaum einer von ihnen den Kopf nach jener Seite hin, und auch nur, um ihn dann gleich wieder den abgeſteckten Linien zuzuwenden. Sie kamen unter Rede und Gegenrede erſt zu einem Schluß, als die große Mehrzahl der Arbeitsleute ſchon ſchlief, und die Zugtiere, neben den Futterſtellen gelagert, mit dem Ausdruck weltweiſer Betrachtung wiederkäuten.

Als der Pfleger ſich anſchickte, die Bauſtelle zu verlaſſen, wurde er es erſt gewahr, daß ſein Begleiter und er hier zur Zeit noch die einzigen thätigen Weſen ſeien; er deutete mit der Hand auf die Gruppen der Schlummernden und Ruhenden: „Sie ſind ſehr beſorgt, daß ſie nicht zuviel thun,“ ſagte er in einem grollenden Tone.

„Glaubſt du nicht, daß mancher die Eßglocke überhören würde, wenn er das Dach ſeines eigenen Hauſes beſſerte oder ſeinen eigenen Garten beſtellte?“ fragte Meiſter Wolfram.

„Ja, ja, klug genug, um den eigenen Vorteil zu kennen, ſind ſie ſchon,“ entgegnete der Pfleger, dem die Frage unbequem war; er benutzte darum gern die Gelegenheit, dem Geſpräch eine andere Richtung zu geben. „Da iſt ja der Gerwien!“ ſagte er, „er iſt auch ſo klug geweſen, ſich vor dem offenbaren Ungehorſam zu hüten und ſich zur Arbeit einzuſtellen; aber für ſein Weib iſt er doch der Herr geblieben — thut er nicht ſo, als wäre er der Sultan von Indien?“

Der Mann, von dem der Pfleger ſprach, hatte auf einem kleinen, mit Birken beſtandenen Hügel, etwas abſeits von den anderen Arbeitern, ſeine Raſt gefunden; nicht weit von ihm lagen ſeine vier gelben Ochſen neben dem noch mit Kalkſteinen beladenen Wagen. Gerwien ſchlief und, wenn auch nicht an den Sultan von Indien, an einen Patriarchen des alten Teſtaments gemahnte es, wie er ſich gelagert hatte. Naruſſa, ſein Weib, ſaß bei ihm; er hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt, ſie wehrte ihm mit einem grünen Zweige die Fliegen, wie man einem Kinde thut; auch ſang ſie dazu leiſe vor ſich hin, ſo leiſe, daß der Ritter und ſein Begleiter die Worte nicht vernehmen konnte. Und hätten ſie dieſelben vernommen, ſo würden ſie ſie doch nicht verſtanden haben; denn Naruſſa ſang in der preußiſchen Mundart. Dem Leſer aber iſt das ja keine Schranke, für ihn lautet das Lied, das, wie die meiſten und die beſten Wiegenlieder im Augenblicke frei erfunden war:

Durch die weißen Birkenſtämme
Glänzt des Meeres blauer Spiegel;
In den ſanftbewegten Blättern
Spielt der gelbe Sonnenſtrahl.
Schmecke, Liebſter, mir am Herzen
Süße Ruh und Schattenkühle —
Nur zu bald verrinnt die Stunde,
Ruft der Vogt zu Laſt und Müh!

(Fortſetzung folgt.)

Eiſenbahnunfälle.

(Abdruck verboten.)

Die Aufeinanderfolge einiger tief betrübenden Ereigniſſe droht — juſt zur Hauptreiſezeit — unſeren Glauben an die Sicherheit des Eiſenbahnbetriebes ſchwer zu gefährden: zuerſt traf uns die erſchütternde Nachricht von dem Zuſammenſtoß des Sonderzuges, welcher den Cirkus Carré von Brüſſel nach Hannover beförderte, mit einem Güterzug; dann kamen die, wie wir aufrichtig hoffen und mit Beſtimmtheit erwarten, unbegründeten Verdächtigungen eines großen rheiniſchen Werkes, welches beſchuldigt wurde, die Stempel, mit welchen die Beamten der Bahnverwaltungen die für gut befundenen Schienen und Radteile zeichnen, gefälſcht und geflickte Schienen in die Lieferungen eingeſchmuggelt zu haben; die Schreckenskunde von dem Zuſammenſturz der Brücke über die Birs bei Mönchenſtein in der Schweiz lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Frage der Tragfähigkeit unſerer heutigen Eiſenbahnbrücken, und während ich dieſe Zeilen ſchreibe, trägt mir der Telegraph die Nachricht zu, daß einer der ſogenannten Berliner Ferienzüge unweit Bamberg entgleiſt ſei — ein Unfall, der leider wiederum nicht ohne einen Todesfall und nicht ohne zahlreiche Verletzungen abgegangen iſt.

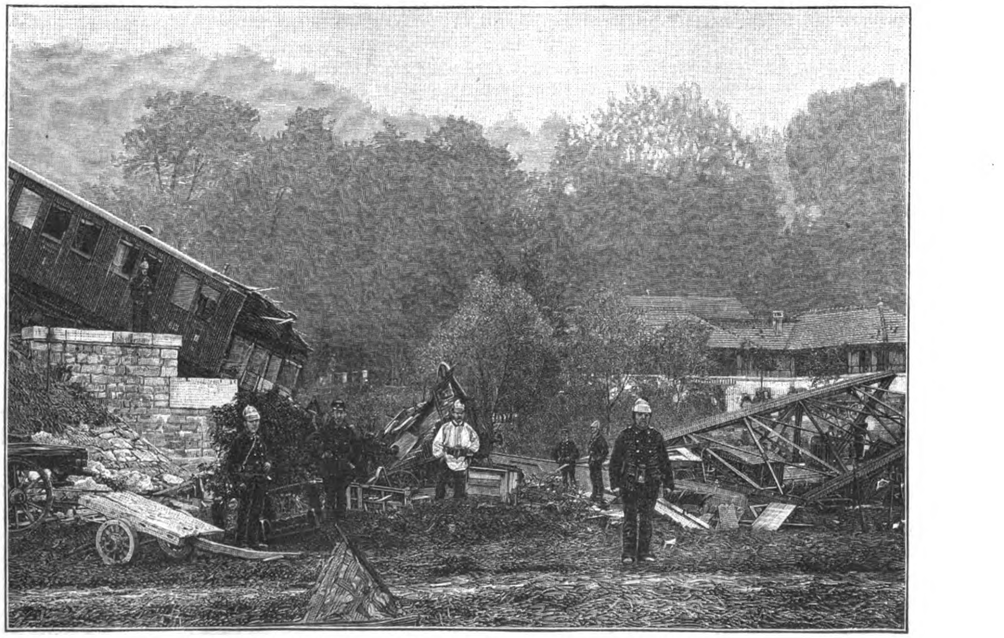
Das alte Sprichwort, „ein Unglück kommt ſelten allein!“ hat ſomit durch die Unfälle der letzten Zeit eine neue Beſtätigung erhalten, und unſere ſenſationslüſternen Tagesblätter beeilten ſich, die traurigen Vorgänge möglichſt grau in grau zu malen. Selbſtverſtändlich liefen dabei viele Übertreibungen mit unter, ja ſo viele, daß ſie, wie ich nicht bezweifele, auf die Reiſeluſt im allgemeinen recht lähmend eingewirkt haben. So manches ängſtliche Gemüt, welches ſich monatelang auf die gewohnte Ferienausſpannung gefreut hat und ſich ſchmerzlich nach den blauen Bergen, dem duftigen Tannengrün oder der erfriſchenden See ſehnte, mag ſeufzend reſigniert haben; der eine, indem er ſeine Angſt vor der böſen Eiſenbahn offen eingeſtand — unzählige, indem ſie ſich und den Ihrigen andere Gründe vorſchützen.

Ohne weiteres muß zunächſt betont werden, daß jede Verallgemeinerung einer ſolchen Beſorgnis unnötig iſt. An der längſt ſtatiſtiſch nachgewieſenen Thatſache, daß die Eiſenbahn, ſoweit das Verhältnis der Zahl der Unglücksfälle zur Geſamtzahl der Reiſenden und zu den von ihnen zurückgelegten Kilometern in Betracht kommt, die ſicherſte und ungefährlichſte aller Beförderungsarten iſt, ändern auch die Unfälle der letzten Monate nichts. Sie wirken darum allein ſo überwältigend, weil durch ſie eine größere Anzahl Reiſender mit einem Male getötet, verletzt oder doch bedroht wurden.

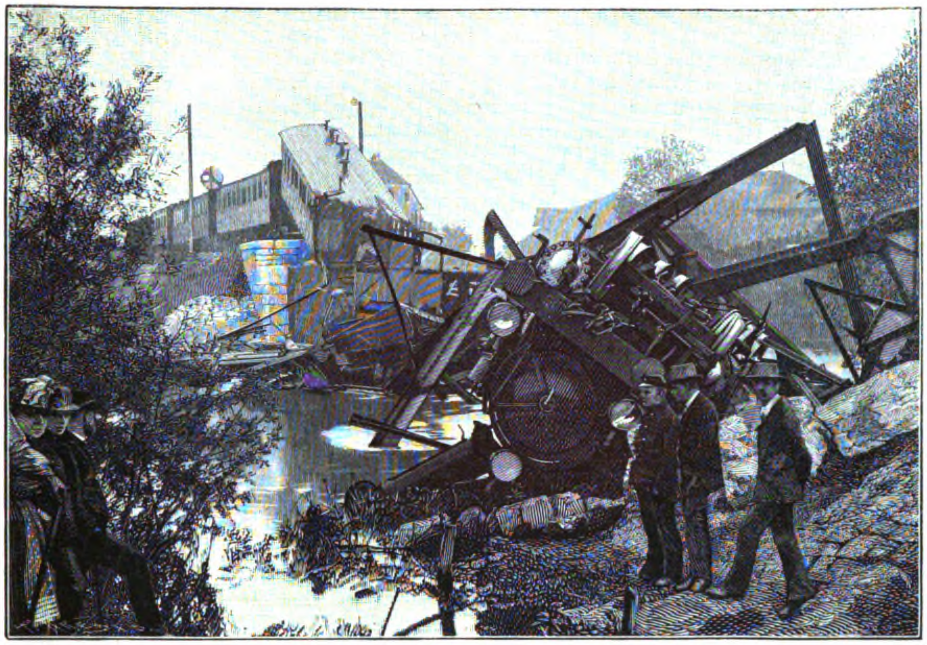
Auf der anderen Seite aber müſſen dieſe Unfälle uns allen und in erſter Linie den Bahnverwaltungen eine ernſte Mahnung ſein. Ich zweifele zwar nicht einen Augenblick an dem Eifer und an der Sorgſamkeit, mit welchen der bauliche Zuſtand und die Betriebseinrichtungen zumal der deutſchen Strecken dauernd überwacht werden. Unſere Bahnen ſtanden bisher, was die Sicherheit des Betriebes anbetrifft, ſtets an der Spitze aller Eiſenbahnen, und dies erfreuliche Verhältnis hat ſich ſicher auch jetzt nicht verſchoben. Auf dieſer mangelhaften Welt iſt indeſſen nichts vollkommen; auch die modernen Verkehrsmittel, welche ſich unbedingt in einem ſtetigen Fluß, im Zuſtand unaufhörlichen Umgeſtaltens befinden müſſen, um ihren wachſenden Aufgaben zu genügen, ſind daher, ebenſo wie die Art ihrer Überwachung verbeſſerungsfähig. Unglücksfälle, wie die letzte Zeit ſie uns brachte, ſchärfen die Augen — ſo tiefbetrübend ſie an ſich ſind, kommen ſie doch in ihren Folgewirkungen der Allgemeinheit zu gute.

Die Urſachen, aus denen Eiſenbahnunfälle entſtehen können, können ungemein verſchiedenartiger Natur ſein; im allgemeinen ſind ſie indeſſen entweder auf Mängel im baulichen Zuſtand der Bahn oder auf Fehler des rollenden Materials oder auf Nachläſſigkeiten des Perſonals zurückzuführen. Natürlich können aber auch elementare Ereigniſſe mitwirken, deren Gewalt ſo groß, deren Auftreten ſo plötzlich iſt, daß alle vorbeugende Sorgfalt und alles Geſchick der Betriebsleitung einen Unfall nicht zu verhüten vermag: die auf derartige Urſachen zurückzuführenden Unglücksfälle müſſen wir ſchließlich aus unſerer Betrachtung ausſcheiden.

Ein Eiſenbahnzug befindet ſich im Zuſtand der relativ größten Sicherheit, ſolange er auf offener, nicht durch Kunſtbauten (Brücken, Tunnels ꝛc.) unterbrochener Strecke fährt. Er gleicht darin dem Steamer, der im allgemeinen am wenigſten



Das Eiſenbahnunglück bei Mönchenſtein in der Schweiz am 14. Juni.



Das Eiſenbahnunglück bei Mönchenſtein in der Schweiz am 14. Juni.

gefährdet iſt, wenn er die hohe See durchkreuzt, deſſen Leitung doppelte Aufmerkſamkeit erheiſcht, wenn er ſich den Küſten nähert. Daß eine zweigleiſige Bahn, auf welcher jeder Zugrichtung ein beſtimmtes und zwar ſtets dasſelbe Geleiſe zugewieſen iſt, eine größere Sicherheit des Betriebes gewährleiſtet, als eine eingleiſige, bedarf keiner beſonderen Erörterung.

Auf offener Strecke ſind daher Unglücksfälle ſelten, ja wenn die bauliche Unterhaltung der Bahn ſorgſam überwacht wird und das Betriebsmaterial in gutem Zuſtande iſt, faſt ausgeſchloſſen. Im beſonderen ſind die Beſorgniſſe, welche vielfach an die peinlichen Erörterungen, über die Schienenabnahme geknüpft wurden, unbegründet. Die Statiſtik der preußiſchen Staatseiſenbahnen ergibt z. B. die gewiß erfreuliche Thatſache, daß im Jahre 1890/91 gegenüber einer Geſamtzahl von zwölf Millionen verlegter Schienen nur ein Unfall durch einen Schienenbruch herbeigeführt wurde, ja ſelbſt in dieſem Falle konnte nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt werden, ob der Schienenbruch die eigentliche Urſache oder nur eine Folge des Unfalles war. Sogenannte geflickte Schienen — bei denen es ſich übrigens ſtets nur um die Beſeitigung von Schönheitsfehlern handeln kann — werden, wenn ſie als geflickt erkannt werden, von den meiſten Bahnverwaltungen gar nicht, von wenigen nur in Nebengeleiſen, toten Strängen 2c. verwendet. Flickarbeiten an Achſen und Radreifen können nicht unbemerkt bleiben, da die letzteren nach der Abnahme in den Fabriken ſtets noch einer beſonderen Zurichtung und Bearbeitung in den Werkſtätten der Verwaltungen ſelbſt unterliegen.

Nicht unerwähnt indeſſen kann an dieſer Stelle die Thatſache bleiben, daß die Einführung ſtark erhöhter Fahrgeſchwindigkeiten, wie ſie vom Publikum ſo dringend verlangt wird, nicht ohne weſentliche Umgeſtaltung des Oberbaues unſerer Bahnen möglich ſein wird. Nicht allein die Brückenkonſtruktionen, ſondern auch die Schienen und deren Unterlagen, die Schwellen, müſſen ſtärker werden, wenn ſie dem Gewicht der ſchweren Lokomotiven, ohne welche die ſchnellere Fahrt unmöglich iſt, und deren heftigeren Erſchütterungen gewachſen ſein ſollen. So iſt beſonders die Wahl einer Schiene von ſtärkerem Querſchnitt, der ſogenannten Goliathſchiene, nur eine Frage der Zeit — und des Geldes.

Gegen unſere eiſernen Bahnbrücken ſind in den letzten Monaten zahlreiche Bedenken laut geworden. Man hat aber doch überſehen, daß, ſoweit ſich das heute beurteilen läßt, nur ganz außerordentliche Umſtände den Zuſammenbruch einer eiſernen Brücke herbeiführen können. Ich möchte hier die in den meiſten ſtatiſtiſchen Nachweiſungen mit aufgeführten Zuſammenbrüche amerikaniſcher Brücken gänzlich ausſcheiden, weil es eine jedem Techniker bekannte Thatſache iſt, daß man jenſeits des Ozeans bis zu den letzten Jahrzehnten — heute iſt man auch vorſichtiger geworden — mit einer Kühnheit baute, die oft ſtark an Leichtfertigkeit grenzte. In ganz Europa ſind, wenn ich nicht ſehr irre, im Laufe der beiden letzten Dezennien nur vier Zuſammenſtürze eiſerner Brücken mit dem Verluſt von Menſchenleben verbunden geweſen: die Kataſtrophe der ſchottiſchen Taybrücke (20. Dez. 1880), welche 200 Reiſenden das Leben koſtete; der Zuſammenſturz der Brücke bei Bromley (England; 24. November 1882; 7 Tote) und der Brücke in Aberdeenſhere (Schottland; 27. November 1882; 5 Tote); endlich, nach neunjähriger Friſt, das Unglück zu Mönchenſtein (Schweiz; 14. Juni 1891; 73 Tote). Der ſchrecklichſte dieſer vier Unglücksfälle, der Bruch der Taybrücke unter der Laſt eines vollbeſetzten Perſonenzuges, iſt, wie nachträgliche Feſtſtellungen ergaben, durch mangelhafte, ohne genügende Rückſicht auf den Winddruck ausgeführte Berechnung der Stärkeverhältniſſe, durch leichtfertige Bauausführung und ſchlechte Unterhaltung verſchuldet worden; der einſt hochberühmte Erbauer der Brücke mußte ſich geradezu vernichtende Urteile gefallen laſſen, und der nach ſeinem Projekt ſchon in Angriff genommene Bau der gewaltigen Fortbrücke wurde unterbrochen, um ſpäter nach ganz anderen Plänen ausgeführt zu werden. Über die Urſachen des Mönchenſteiner Unglücks ſchweben die Unterſuchungen noch. Die anfänglichen Vermutungen über eine geradezu fehlerhafte Konſtruktion haben ſich nicht beſtätigt, dagegen ſcheint die Unterhaltung und Beaufſichtigung der Brücke nicht ſonderlich gewiſſenhaft geweſen zu ſein; ob, wie wahrſcheinlich, eine Entgleiſung den Zuſammenſturz herbeiführte, war bisher nicht mit Beſtimmtheit zu ermitteln.

Von vornherein muß gewiß zugegeben werden, daß eine maſſive Steinbrücke einer eiſernen Brücke an Zuverläſſigkeit überlegen iſt. Wir wiſſen aus der Erfahrung, daß jene,

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wenn rationell erbaut, Jahrhunderte in gutem Zuſtande erhalten werden kann — über die Dauer unſerer modernen Eiſenbrücken wiſſen wir nichts mit poſitiver Beſtimmtheit. Wir wiſſen nicht genau, ob und in welchem Maße das Eiſen unter dem Einfluß der Erſchütterungen des Betriebes, vielleicht auch noch aus anderen Urſachen ſich in ſeiner inneren Struktur ändert, wir können nicht unberückſichtigt laſſen, daß eine Eiſenbrücke gegen Seitenſchwankungen, Stöße und ſonſtige außergewöhnliche Belaſtungen weniger ſtabil iſt, als eine maſſive, und die Schutzmaßregeln des Eiſens gegen den zerſtörenden Roſt leiſten bisher keineswegs unbedingte Garantie.

Alle dieſe Bedenken ſind jedem Fachmann wohlbekannt. In unendlich vielen Fällen wäre die Ausführung von maſſiven Brücken aber nur mit ungeheuren Mehrkoſten möglich, häufig kann man die gewaltigen in Frage kommenden Spannweiten überhaupt nur durch Eiſenkonſtruktionen überwinden. Und vor allem: alle jene Bedenken erſcheinen in milderer Beleuchtung, wenn man weiß, daß eine ſorgſame bauliche Inſtandhaltung und ſtete Überwachung ſie völlig auszugleichen vermag. In allen europäiſchen Kulturländern, zumal aber in Deutſchland, wird einmal von vornherein jeder Brückenteil auf eine weit, weit höhere Belaſtung berechnet, als er je erfahren kann, und es unterliegen ſodann alle Brücken der ſorgſamſten, fortgeſetzten Beobachtung auf die Größe der Durchbiegung, der Seitenſchwankungen, der gewiſſenhaften Unterhaltung des ſchützenden Anſtrichs 2c. hin. Zu einer wirklichen Beunruhigung des reiſenden Publikums liegt alſo kein Grund vor. Immerhin wird der Mönchſteiner Unfall gewiß Veranlaſſung geben, alle unſere Brücken nachzuprüfen, vielleicht ſelbſtregiſtrierende Inſtrumente zur Meſſung der Durchbiegungen auf ihnen anzubringen, die Gefahr einer Entgleiſung auf der Brückenbahn durch beſondere Vorrichtungen und vorſichtiges Fahren möglichſt einzuſchränken — es wird dies um ſo gebotener ſein, als, wie ich nochmals betone, das Gewicht der Lokomotiven bisher unausgeſetzt ſtieg, und in Zukunft ſicher noch weiter ſteigen wird. Auch erfordert jede ſtärkere Erhöhung der Fahrtgeſchwindigkeit vorausſichtlich bedeutende Umbauten.

Das weitaus größte Maß von Gefahr droht jedem Zuge auf den Bahnhöfen. Erfahrungsmäßig ſpielen ſich auf den Stationen, auf denen die Züge kreuzen oder ſich überholen, die meiſten Unfälle ab; wer das ſcheinbare Gewirr der Geleiſe, Weichen 2c. auf größeren Bahnhöfen kennt, wer die Überhaſtung des Verkehrs auf denſelben, die ungeheuren Anſprüche, welche hier an alle Beamte geſtellt werden, berückſichtigt, wird dies nicht wunderbar finden. Ein unrichtig geſtelltes Signal, eine ſchlecht verſtandene Meldung, eine falſche Weichenſtellung kann das entſetzlichſte Unglück anrichten. Die Fürſorge der Technik iſt daher auf die zweckentſprechende Ausgeſtaltung der Bahnhofseinrichtungen von jeher beſonders gerichtet geweſen, und man darf wohl mit Befriedigung konſtatieren, daß die Sicherungsmaßregeln auf den Stationen gerade in Deutſchland in den beiden letzten Jahrzehnten eine überaus ſorgſame Ausbildung erfahren haben. Die zweckmäßigere Einrichtung des An- und Abmeldens der Züge, die immer weitere Einführung ſelbſtthätiger Signal- und Weichenvorrichtungen; die Centraliſierung derſelben an einer Stelle des Bahnhofs, von der aus ein Beamter den ganzen Mechanismus dirigiert und, dank wahrhaft genial erdachter Konſtruktionen, ſtets nur die richtigen Weichen freigeben kann, habe ich im Daheim (Jahrgang 1887, Nr. 14) bereits eingehend behandelt. Ohne Rückſicht auf den Koſtenpunkt müſſen derartige Einrichtungen auf allen, auch auf den kleineren Stationen, eingeführt werden.

Die beſte bauliche Beſchaffenheit einer Bahn ſchützt jedoch nicht vor einem Unfall, wenn ſich die Betriebsmittel nicht in gleich trefflichem Zuſtande befinden und in ſolchem dauernd erhalten werden. Bei dem ſteten Streben nach geſteigerter Fahrtgeſchwindigkeit erfordert das rollende Material nun gar eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit und die ſorgſamſte ununterbrochene Kontrolle. Ihrer gewiſſenhaften Durchführung verdanken wir nicht zuletzt die Sicherheit unſeres Eiſenbahnbetriebes. Mit Recht erfreuen ſich unſere Maſchinentechniker in der ganzen Welt der größten Anerkennung. Auf techniſche Einzelheiten einzugehen, iſt hier nicht der Platz — erwähnt ſei nur, daß die weſentlichſte Errungenſchaft, welche die Eiſenbahntechnik im Laufe der letzten Jahrzehnte nach dieſer Richtung hin zu verzeichnen gehabt hat, die Erfindung ſchnellwirkender Bremſen geweſen iſt, welche von der Lokomotive aus bedient werden, aber auch jedem Paſſagier zugänglich ſind und endlich im Notfall z. B. bei einem Zerreißen des Zuges, ſelbſtthätig wirken. Daß das Unglück bei Mönchenſtein nicht noch größere Dimenſionen annahm, iſt lediglich dem Umſtande zuzuſchreiben, daß durch die ſelbſtthätige Bremſe ein Teil des Zuges diesſeits der Brücke feſtgehalten wurde. Die Einführung dieſer ſegensreichen Konſtruktionen bei allen Zügen und ihre weitere Vervollkommnung iſt eine der wichtigſten Aufgaben der nächſten Zukunft.

Unfälle laſſen ſich bei keinem Betrieb ganz vermeiden, und auch unſere Bahnen werden niemals völlig von betrübenden Ereigniſſen verſchont bleiben. Man muß ſich damit begnügen, ſie möglichſt zu beſchränken, indem man mehr und mehr alle Urſachen beſeitigt, welche zu ihnen Veranlaſſung geben könnten. Zum nicht geringen Teil iſt das eine Geldfrage, und Geld darf, darüber kann wohl kein Zweifel ſein, überall dort, wo Menſchenleben auf dem Spiele ſtehen, keine Rolle ſpielen. Es handelt ſich bei dem Koſtenpunkt aber nicht nur lediglich um den rechtzeitigen Erſatz ſchadhaft gewordener Bauten, Schienen, Schwellen und rollenden Materials, um die ſchnelle Erprobung und allgemeinere Anwendung aller techniſchen Fortſchritte — es handelt ſich auch um die Anſtellung und Ausbildung eines ausreichenden Fahrt- und Streckenperſonals, das gut beſoldet und nicht übermäßig belaſtet werden darf. Der Dienſt der Bahnbeamten — vom unterſten Bahnwärter oder Weichenſteller bis zum Betriebsdirektor hinauf — iſt ein überaus anſtrengender und vor allem verantwortlicher; es iſt nicht mehr als recht und billig, daß derſelbe entſprechend gelohnt wird. Erſparniſſe in bezug auf das Perſonal machen wollen, erſcheint als faſt noch gefährlicher, denn die Anwendung mäßiger Sparſamkeitsprinzipien auf die baulichen Einrichtungen. Es muß aber an dieſer Stelle anerkannt werden, daß gerade unſere deutſchen Bahnen, wie die Thatſachen beweiſen, ein außerordentlich gut geſchultes und zuverläſſiges Perſonal beſitzen; von den Leiſtungen unſerer Maſchinenführer im beſonderen, die ſich in entſcheidenden Augenblicken oft als wirkliche Helden voller Entſchloſſenheit, Pflichttreue und Opfermut bewährten, dringt leider nur zu wenig an die Öffentlichkeit.

Am Schluß meiner kleinen Skizze kann ich nur noch einmal wiederholen: zu Beunruhigungen irgend welcher Art iſt kein Grund vorhanden. Es liegt im Weſen aller menſchlichen Einrichtungen, daß ſie fehlerhaft ſind, unſere modernen Verkehrsmittel können davon keine Ausnahme machen. Wir dürfen aber überzeugt ſein, daß alles, was zur Sicherung des Bahnbetriebes geſchehen kann, geſchieht, und es weder an der ſachverſtändigen Leitung von oben, noch an der gewiſſenhaften Kontrolle und der pflichttreuen Ausführung ſeitens der unteren Beamten mangelt. Durch die ſpontane Häufung einzelner beklagenswerter Unfälle wird ſich auch das bisher ſo überaus günſtige Geſamtreſultat der Sicherheitsſtatiſtik unſeres Bahnverkehrs nicht verändern Ich für mein Teil bin der feſten Überzeugung, um mit einem vielleicht etwas trivial klingenden, aber bezeichnenden Vergleich zu ſchließen, daß, falls die gewaltige Zahl der Reiſenden, welche alljährlich von Berlin nach der Schweiz wallfahrtet, anſtatt durch die Bahn vermittelſt Wagen auf der Landſtraße befördert werden ſollte, die Geſamtſumme der Unglücksfälle mindeſtens eine dreifach größere ſein würde.

H. Harden.

Zu unſeren Bildern.

„Männertreu!“ ſagte der ſchwerhörige Onkel Jakob, der „eifrige“ Botaniker, mit welchem uns Kleinmichel bekannt macht. „Sieh nur, Tilda, wie zart und fein gebaut: ja, ja, die Natur iſt eine wunderbare Künſtlerin.“ — „Männertreu!“ flüſtert Wolfgang von rückwärts und folgt mit dem Auge den zierlichen Linien ihres Profils. „Männertreu — glaubſt du an mich, Tilda?“ — „Männertreu?“ gibt ſie ſchelmiſch lächelnd zurück. „Sieh, Onkel Jakob, ſchon der Windſtoß genügt, die Blüte zu zerſtören: wer darf euch Männern trauen? Ich — niemals — niemals!“ ſetzt ſie eifrig hinzu ... und duldet doch, daß Vetter Wolfgang die Linke um ihre Taille legt und die ſchlanke Geſtalt ſanft an ſich zieht. Wo wäre denn die Liebe, wenn ſie nicht immer aufs neue zu vertrauen wüßte!

„Waſſerroſen“ von Ernſt Parton iſt ein feingeſtimmtes Landſchaftsbild von hohem Reiz. Wir glauben, unſere Leſer ganz beſonders auf die meiſterhafte Technik der Holzſchnittreproduktion aufmerkſam machen zu müſſen.

Eine Fahrt auf der Gotthardbahn mittels Sinnestäuſchung.

Die Direktion des Paſſage-Panoptikums in Berlin veranſtaltet ſeit einigen Wochen auf einer eigens dazu erbauten elektriſchen Eiſenbahn täglich intereſſante Geſellſchaftsreiſen durch den Gotthardtunnel, welche vor den im Kursbuche verzeichneten Gotthardfahrten den nicht zu unterſchätzenden Vorzug haben, daß ſie ohne nennenswerten Aufwand von Zeit und Geld unternommen werden können. Auf dem am Lindeneingange des Panoptikums belegenen Bahnhofe beſteigt man nach Löſung einer Fahrkarte im Preiſe von 20 Pfennigen einen der alle fünf Minuten verkehrenden Züge, die aus nur einem nach Art der Pferdebahnwagen eingerichteten, elegant ausgeſtatteten Wagen beſtehen. Die Direktion gibt jedem Zuge eine Reiſebegleiterin mit, welche — ein lebender Bädeker — den Mitreiſenden die landſchaftlichen Schönheiten der von der elektriſchen Bahn durcheilten Strecke bezeichnet. Ein kurzer Pfiff, und der Zug ſetzt ſich in Bewegung, erſt langſam aus einem Tunnel hinausfahrend, dann immer ſchneller und ſchneller über die Schienen rollend. Da ſehen wir Luzern in hellem Sonnenſchein vor uns liegen; vorbei geht es mit raſender Geſchwindigkeit an dem Vierwaldſtätter See dem St. Gotthard entgegen. Da iſt auch ſchon die Teufelsbrücke und unter ihr die wild zu Thale ſtürzende Reuß. Und mit Windeseile fährt der Zug weiter, hinüber nach der italieniſchen Schweiz, nach Airolo, dem Endpunkte der Fahrt. Wieder geht es durch einen Tunnel, und der Zug hält. Wir verlaſſen ihn und ein Ah! der Überraſchung entſchlüpft unſeren Lippen, wenn wir wahrnehmen, welche Strecke die elektriſche Bahn zurückgelegt hat.

Die Täuſchung iſt eine vollkommene. Nicht nur, daß wir in ſtetigem Wechſel der Szenerie durch die romantiſch ſchöne Landſchaft dahinzufliegen ſcheinen, wir empfinden auch deutlich das Rollen der Räder, das Stoßen des Wagens, wie er ſich über die Schienen fortbewegt. Durch welche geniale Kombination techniſcher Hilfsmittel die Sinnestäuſchung hervorgerufen wird, iſt ſorglich gehütetes Geheimnis der Panoptikum-Direktion, welche ihre Erfindung bereits bei dem Kaiſerlichen Patentamte zum Schutz angemeldet hat. Wir vermeiden es abſichtlich, unſere Vermutungen über die verſchiedenen zur Anwendung gelangten Kunſtgriffe kundzugeben, um denjenigen unſerer Leſer, welche Gelegenheit finden, die eigenartige Reiſe zu unternehmen, nicht den Reiz ſelbſtändigen Nachſinnens über das Problem zu verkümmern.

Am Familientiſch.

Ausſtellungsweſen.

Ein neues Gebiet ſoll dem Ausſtellungsweſen im Jahre 1892 erſchloſſen werden. Für Wien iſt nämlich für dieſes Jahr eine internationale Muſik- und Theaterausſtellung geplant.

In den letzten Tagen des Juni wurde in London eine Ausſtellung für Buchbinderei, welche aus verſchiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen Englands wahrhafte Schätze aufweiſt, eröffnet. Sie beginnt mit dem VIII. Jahrhundert, reicht bis in unſere Zeit und enthält Handſchriften und Incunabeln in den alten und neuen Sprachen in höchſt wertvollen und intereſſanten Einbänden. Die Ausſtellung, höchſt einfach als „exhibition of bookbinding“ bezeichnet, könnte mit viel mehr Recht „Ausſtellung von Werken der Kleinkünſte“ genannt werden, denn die Gold- und Silberſchmiedekunſt, die Emaillerie, die Elfenbeinſchnitzerei, die Lederpunzerei und -Preſſerei ſind hier mit den wundervollſten und vollendetſten Arbeiten alter und neuer Zeit vertreten.

In Trier wurde am 27. Juni die erſte deutſche Roſenausſtellung eröffnet. In derſelben ſind über 1200 Roſenarten vertreten.

Eine Ausſtellung von Motoren und Werkzeugen für das Kleingewerbe wurde am 14. Juni zu Straßburg i. Elſ. eröffnet. Auf derſelben waren über hundert Ausſteller mit rund 1000 Einzelobjekten vertreten. Bei der Wichtigkeit, welche die Einführung billig wirkender Kleinmotoren für unſere Gewerbtreibenden hat, verdiente die Ausſtellung beſondere Beachtung.

In der Berliner Nationalgallerie feſſelt augenblicklich eine Sonderausſtellung von Gemälden, Skizzen und Stichen Daniel Chodowieckis das Intereſſe aller Kunſtfreunde.

Kunſt.

Der Senat der Akademie der Kunſt in Berlin hat kürzlich in drei Wettbewerbungen die Entſcheidung gefällt. Den ſog. Schultze-Preis (3000 Mark) erhielt der Berliner Bildhauer Götze, den erſten Preis der Michael Beer-Stiftung der Münchener Maler Heupel, und den zweiten Michael Beer-Preis der Bildhauer Emil Fuchs aus Berlin. Die Preiſe ſind für Studienreiſen nach Italien beſtimmt.

In London wurden kürzlich bei einer Kunſtauktion zwei Gemälde von Watteau für 137000 bezw. 92000 Frank an reiche Kunſtliebhaber verkauft.

Koloniales.

Die kaiſerliche Schutztruppe beſteht zur Zeit aus 1 Kommandeur, 1 Oberführer, 10 Kompanieführern, 17 Leutnants, 5 Ärzten, 8 Zahlmeiſteraſpiranten, 10 Feldwebeln, 13 Sergeanten, 18 Unteroffizieren, 8 Lazarettgehilfen, 2 Schreibern und 1553 farbigen Soldaten. Garniſonorte: Stab: Dar-es-Salaam, 1. Kompanie: Tanga, 2. Bagamoyo, 3. Kilma, 4. Lindi, 5. (vorläufig) Bagamoyo, 6. Dar-es-Salaam, 7. (vorläufig) Kilwa, 8. Dar-es-Salaam, 9. Moſchi (Kilima-Ndſcharo), die 10. Kompanie iſt auf Bagamoyo, Mpuapua, und die Expeditionen von Emin Paſcha und Stokes verteilt.

Eine afrikaniſche Ausſtellung iſt im Warenhauſe für Beamte (Berlin, Dorotheenſtraße) zum Beſten der Krankenpflege in Oſtafrika eröffnet worden, in welcher mehrere Beuteſtücke des Major von Wißmann, u. a. die Schwerter von Buſchiri und Banaheri, beſonderes Intereſſe erregen.

Naturkunde.

Die zoologiſche Sammlung des Muſeums für Naturkunde in Berlin hat eine ſehr bedeutende Bereicherung durch den Ankauf der großen Kuttersſchen Sammlug von Vogeleiern erfahren. Die Bedeutung der letzteren liegt nicht nur in der großen Anzahl der Objekte, obwohl ſie auch nach dieſer Richtung kaum übertroffen iſt, vor allem vielmehr in ihrer Anordnung nach ſyſtematiſchen Prinzipien, welche hier faſt zum erſtenmal auf die Oologie, die Kunde von den Vogeleiern, angewendet ſind.

Bekannt iſt der eigentümliche, nicht unangenehme Geruch friſch angefeuchteter oder gegrabener Pflanzenerde; wodurch er jedoch veranlaßt werde, das wußte man nicht. Zwei franzöſiſche Chemiker, Berthelot und G. André haben Verſuche zur Ermittelung dieſes Riechſtoffes angeſtellt und gefunden, daß er ſich mit heißem Waſſerdampf verflüchtigt und auf dem Wege der Deſtillation gewinnen läßt. Der Geruch der reinen Subſtanz iſt durchdringend, faſt ſtechend und dem Kampfer ähnlich, aber von dem aller bekannter Stoffe deutlich unterſchieden. Sie beträgt nur etwa einige Millionſtel der Geſamtmaſſe und ſtammt wahrſcheinlich von in der Erde lebenden Bazillen her.

Erdkunde.

Nyaſſaland wurde offiziell das neu abgegrenzte Gebiet im Innern Oſtafrikas getauft, das im Süden von Beſchuanaland und Transvaal, im Oſten von den (vorläufig noch?) portugieſiſchen Beſitzungen, im Norden vom Kongoſtaat und Deutſch-Oſtafrika, im Weſten von Deutſch-Weſtafrika und portugieſiſchen Kolonieen begrenzt wird.

Buchhandel.

Aus dem Nachlaſſe Viktor Hugos iſt ein neuer Band, „Dieu“ betitelt, ein apokalyptiſch-myſtiſch-ſymboliſches Gedicht, erſchienen. Nach der Angabe der Herausgeber iſt das Werk in den fünfziger Jahren entſtanden. Sie kündigen gleichzeitig das bevorſtehende Erſcheinen eines weiteren Bandes Gedichte Viktor Hugos, „Ocean“ betitelt, an.

Der weltberühmten Tauchnitzedition engliſcher Autoren ſtellt ſich eine neue Sammlung: „The English library“ zur Seite (Verlag von Heinemann und Baleſtier in Leipzig, Paris und London), welche eine noch größere Auswahl unter der modernen engliſchen Litteratur ermöglichen will.

Von dem Lutherforſcher Lic. theol. Dr. Zuchwald ſind abermals einige auf die Vorgeſchichte der Reformation bezügliche Funde gemacht worden. Derſelbe entdeckte auf der Ratsſchulbibliothek zu Zwickau, eingeklebt in die Innenſeite von Buchdeckeln, drei Ablaßzettel aus den Jahren 1482, 1490 und 1492.

Geſundheitsrat.

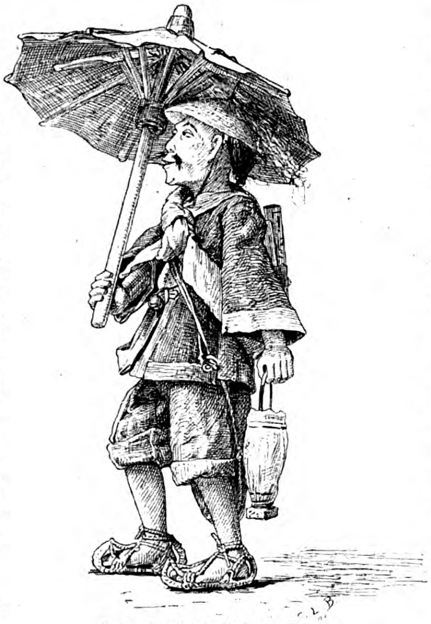
Frage: Iſt der läſtige Fußſchweiß ohne Nachteil für den Körper zu heilen und auf welche Weiſe?

Antwort: Eine „einfache Hautkrankheit“ ſind die Fußſchweiße allerdings nicht, da jede Schweißabſonderung unter der Herrſchaft des Nervenſyſtems ſteht. Ob Unterbrechungen derſelben von ſo nachteiligen Folgen ſind, wie es die bekannten Verſuche an gefirnißten Thüren und der Volksglaube von der verhängnisvollen Bedeutung „verfallener“ oder „zurückgetretener“ Schweiße zu beweiſen ſcheinen, darüber iſt wiſſenſchaftlich noch nichts bekannt; wahrſcheinlich wird hier Urſache und Wirkung verwechſelt.

Die läſtige übermäßige Schweißabſonderung an den Füßen kann jedenfalls bei jugendlichen Individuen ohne Gefahr eingeſchränkt werden, wie die tauſendfachen günſtigen Erfahrungen in der Armee mit dem Salicylſtreupulver und neuerdings mit der fünfprozentigen Chromſäurelöſung beweiſen. Letztere wird in Zwiſchenräumen von mehreren Tagen — wenn nicht, wie häufig, ſchon die einmalige Anwendung genügt — auf den gut abgetrockneten Fuß aufgepinſelt. Jedoch ſind alle Schrunden und Einriſſe, überhaupt alle offenen Stellen ängſtlich zu vermeiden, da die Chromſäure, wenn ins Blut aufgenommen, ein gefährliches Gift iſt!

Aus dem Reichspoſtmuſeum.

Die Poſteinrichtungen der Chineſen beſchränken ſich im weſentlichen heute noch auf die eigentliche Staatspoſt, die faſt ausſchließlich der Regierung und den hohen Würdenträgern zur Verfügung ſteht. Abgeſehen von dem ſeinen Dienſt wirklich hoch zu Roß verſehenden Kaiſerlichen Eilboten, ſpielt der Ch'ien li ma, zu deutſch „das Tauſend-Meilen-Pferd,“ unter den Poſtbedienſteten eine hervorragende Rolle. Dieſer Herr Poſtbote aus dem Reich der Mitte legt nun freilich ſeine tauſend Meilen nur im Laufe eines längeren Zeitraumes zurück, immerhin müſſen wir den Hut vor ſeiner höchſt achtungswerten Leiſtungsfähigkeit abziehen, denn in 24 Stunden ſoll er — und zwar viele Tage hintereinander — ſeine zwölf deutſche Meilen (150 chineſiſche Li) zu Fuß durchmeſſen. Das Reichspoſtmuſeum birgt eine Puppe, welche dem Original des wackeren „Tauſend-Meilen-Pferdes“ genau nachgebildet iſt und die unſere nebenſtehende Zeichnung wiedergibt: Schirm und Laterne kennzeichnen den Sohn des himmliſchen Reiches, der Hut mit wehendem Schweif deutet ſeine amtliche Qualität an, und auf dem Rücken trägt er, an einem über der Bruſt zuſammengeknoteten Tuch, das koſtbare Poſtfelleiſen.



Das „Tauſend-Meilen-Pferd.“

Kleine Zeitung.

Ein hübſcher, ſeit Jahren gepflegter Gebrauch vereinigte auch heuer am 27. Juni die deutſchen und öſterreichiſchen Offiziere der Bodenſeegarniſonen in Lindau. Die Bayern und Öſterreicher waren auf dem Dampfer „Rupprecht“ den mit dem reich geſchmückten Dampfer „Kaiſer Wilhelm“ kommenden Württembergern und Badenſern entgegengefahren. Nach erfolgter Begrüßung durch Kanonen- und Flaggenſalut erfolgte die Landung im Lindauer Hafen. Die Schiffe in Flaggengala gaben Schiffsſalut, alle Häuſer am Hafen hatten feſtlich geflaggt. Vier Regimentsmuſiken voran, ging es dann durch die Hauptſtraßen der Stadt zum „Schützengarten,“ dem Sammelpunkte des Feſtes. Ein ſchöner Zufall hat es gefügt, daß die kameradſchaftliche Vereinigung diesmal faſt genau mit der Erneuerung des Dreibundes zuſammenfiel. —

Die Civiliſation macht Fortſchritte. In der letzten Verſammlung des Kolonialvereins berichtete Leutnant Morgen u. a. die Thatſache, daß „King Bell“ in Kamerun bisher an $1\frac{1}{2}$ Millionen (?) in ſchwarzen Sklavinnen angelegt habe, jetzt aber, da er Steuern zahlen müſſe, klüger geworden ſei — und mit der Norddeutſchen Bank wegen Unterbringung ſeines Vermögens unterhandele.

Vor 400 Jahren, im Sommer 1491, erſchien die erſte gedruckte Karte von Deutſchland. Dieſelbe, auf Anordnung des großen Gelehrten und Kirchenfürſten Nikolaus Cuſa geſtochen, iſt nur in einem Exemplar im britiſchen Muſeum erhalten.

Die leidige Sucht, lieber eine minderwertige Ware zu kaufen, wenn ſie ſcheinbar wenig koſtet, als für eine durch ihre Dauerhaftigkeit nutzende Sache den rechten Preis zu zahlen, iſt ganzen Induſtrieen ſchädlich geworden, da ſich manche zur Maſſenanfertigung von Schund herbeiließen und dadurch allgemach auch die letzte Kundſchaft verloren. Während, um ein ſchlagendes Beiſpiel anzuführen, früher die Thüringer Thermometer ſich mehr durch Billigkeit als Genauigkeit auszeichneten, lag dieſe Induſtrie dort ſehr darnieder. Jetzt aber, nachdem in Ilmenau, dem Mittelpunkt der Thüringer Glasinduſtrie, eine Prüfungsanſtalt für ärztliche Thermometer eingerichtet ward, welche nur beſte, genau anzeigende Thermometer beglaubigt, hat ſich der Abſatz mehr als verdreifacht. In dem erſten Jahre ihres Beſtehens prüfte und beglaubigte die Anſtalt mehr als 20000 Thermometer. Hingewieſen muß noch darauf werden, daß die Prüfungen in derſelben Weiſe geſchehen, wie in der phyſikaliſch-techniſchen Reichsanſtalt zu Charlottenburg, ein Inſtitut, welches in gleicher Vollkommenheit noch nirgends beſteht. Ihr Zweck iſt, mit dem Aufwande aller nur zugänglichen wiſſenſchaftlichen Mittel techniſche Aufgaben zu löſen. Welchen Einfluß ſie ausübt, das erſieht man ſchon an dem einen eben mitgeteilten Beiſpiele.

—t—

In unſerer Spielecke.

Röſſelſprung.

de	dem	Stein	ſchär	woll'	le	weiß	in
auf	ſen	mil	vor	den	die	le	al
Herrn	ſtets	le	dre	wan	ei	dir	los
es	an	des	**Sei**	See	ſchuld	deln	Feh
und	Hof	wer	ſich	Wegs	wir	nen	heiß
fen	mö	fern	fahrt	ne	woll'	und	le
von	hal	wer	Fon	ne	in	Ge	Spruch
ge	Th	bei	te	ein	ta	See	Schuld

1. Rätſel.

Es fließt mit A,
Und es fliegt mit E,
Und es liegt mit U
An der nord'ſchen See.
Mit E ein Vogel,
Mit U ein Land,
Mit A ein Waſſer,
Dir wohlbekannt.

J. Tr.

2. Dreiſilbige Scharade.

Wohl ſelten Fleiß und Müh belohnet
Erfolg von ſolcher Süßigkeit,
Wie ſie den Erſten innewohnet,
Ein Werk, dem vieler Kraft ſich weiht.

Die Schöpfer ſind ganz ohne Sorgen
Und ſchützen ſich nicht durch Patent;
Denn ihre Kunſt bleibt wohlverborgen.
Es ſchädigt ſie kein Konkurrent.

Die Dritte ſtets dem Wechſel huldigt.
Das Alter macht ſie nicht ſtabil;
Doch niemand ſie deshalb beſchuldigt
Des Wankelmuts in Zweck und Ziel.

Magnetiſch zieht ſie an die Blicke
Der Sterblichen ſeit Ewigkeit,
Obwohl kein Lächeln ſie dem Glücke,
Dem Kummer keine Thräne weiht.

Das Ganze Lieb' und Hoffen krönet,
In Seligkeit die Herzen ſchwellt,
Und als Erinn'rung noch verſöhnet
Mit mancher Täuſchung dieſer Welt.

(M. Sch. Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

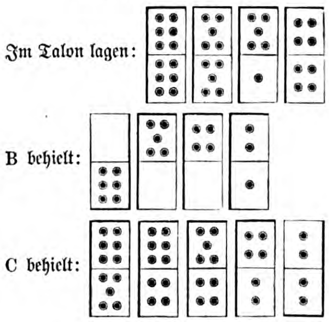
Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

Bilderrätſel.

Desinit in piscem, mulier formosa superne.

(Horaz.)

Dominoaufgabe.



1. Silbenrätſel.

Wildenbruch — Der neue Herr.

WillibalD
IsmenE
LavateR
DalmatieN
EuryanthE
NaſſaU
BachſtelzE
ReichenbacH
UndinE
CuguaR
HamilcaR.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Der geſchichtliche Urſprung der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft. Von A. Baldamus. — Im Gartenhaus. Gedicht von Hans Hoffmann. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Fortſ. — Eiſenbahnunfälle. Von H. Harden. Mit zwei Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Waſſerroſen von Ernſt Parton, und Eifrige Studien von J. Kleinmichel. — Eine Fahrt auf der Gotthardbahn mittels Sinnestäuſchung. — Ausſtellungsweſen. — Kunſt. — Koloniales. — Naturkunde. — Erdkunde. — Buchhandel. — Geſundheitsrat. — Aus dem Reichspoſtmuſeum. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Auguſt 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 45.

Der Daheim-Kalender für 1892 iſt da

und tritt auch dieſes Jahr, wieder bereichert und geſchmückt mit mancherlei Gaben in Bild und Wort und im ſtarken, ſtattlichen Band, zum alten Preiſe von 1½ **Mark** vor ſeine Leſer. Er bittet um freundliche Aufnahme, die er durch ſeinen reichen Inhalt und ſeine ſorgfältige Ausſtattung zu verdienen glaubt, und hofft, zu ſeinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblick trat der Geiſtliche ein. Der Sängerchor intonierte das „Wie ſie ſo ſanft ruhn,“ die Thür hinter den Palmen öffnete ſich, die Familie Egdoff nahm auf den zur Seite des Sarges aufgeſtellten Seſſeln Platz. Die Damen hielten die Köpfe tief herabgeneigt, und die langen ſchwarzen Kreppſchleier, welche ſie umwallten, ſchienen gleichſam eine Schranke zwiſchen ihnen und den übrigen Anweſenden zu ziehen. Der helle Salon blieb geöffnet, da der Saal die Menge der Teilnehmenden nicht faſſen konnte. Unter den Klängen des Liedes erſtarben die verſchiedenen Unterhaltungen, mit denen das Leben ſein Recht dem Tode gegenüber behauptet hatte, aber über die ſchwarzen Draperieen, die Kreppſchleier und die geneigten Köpfe hin fielen die bunten Lichter, welche die Prismen des Kronleuchters im Salon ausſtrahlten, während das volle Sonnenlicht ſie traf. Es war, als ſpotteten die bunten, unruhig zuckenden Lichter über dieſe Trauerverſammlung, als wüßten ſie, daß der eine der leidtragenden Freunde während des Liedes an eine unbezahlte Rechnung, der andere an ein Diner dachte, zu dem er möglicherweiſe zu ſpät kommen würde, wenn „das hier“ ſehr lange dauern ſollte.

Bertram Wellcamp ſtand hinter Herta Egdoffs Seſſel. „Was will er? Warum ſteht er gerade dort?“ dachte der Leutnant von Ölten.

VII.

Freds Urlaub war abgelaufen. Frau Draller und Wanda hatten ihm das Geleit bis zum Bahnhof gegeben, und Wandas weißes Tuch wehte dem davoneilenden Zuge nach, ſolange derſelbe zu ſehen war.

Der Leutnant von Ölten, der zu einem „Liebesmahle“ ebenfalls nach X-burg fuhr, ſaß im ſelben Koupee wie Fred.

„Sie ſind nun ſchon in den Hafen, mit Sicht auf glückliche Ehe, eingelaufen,“ ſagte Ölten ſeufzend. „Unſereiner kreuzt noch davor hin und her und muß auf einen günſtigen Augenblick zur Einfahrt warten.“

„Nun, dann wünſche ich Ihnen ſo günſtigen Wind, wie ich ihn hatte,“ meinte Fred. „Wenn Sie mich vor vier Wochen auf dieſes Thema gebracht hätten, würde ich Ihnen einen Abhandlung darüber gehalten haben, daß jede Ehe ein Lotterieriſiko, ein Treffer eine Seltenheit, die Freiheit daher das begehrenswerteſte Gut ſei. Jetzt bin ich glücklich über meine Feſſeln. Sie haben ja meine Braut geſehen.“

„Und ich finde es daher vollkommen begreiflich, daß Sie die Feſſeln mit der Freiheit vertauſchen.“

„Nicht wahr?“ meinte Fred mit ſicherem Lächeln.

„Und dabei hat Ihr Glück auch den ſoliden Hintergrund, ohne den man heutzutage doch beſſer keine Luft- und Glücksſchlöſſer baut.“

Fred ſah einen Augenblick ſchweigend vor ſich hin. Die Bemerkung Öltens hatte ihn unangenehm berührt. Dann ſagte er: „Wiſſen Sie, ich finde es unbegreiflich, wenn einer ſich um des Mammons willen verkauft, ohne daß ſein Herz mitſpricht. Aber ebenſo unbegreiflich iſt es mir auch, wenn man heiratet ohne einige Garantieen für eine ſorgenfreie Zukunft. Man thut doch am Ende nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch der Frau, die man liebt, den denkbar ſchlechteſten Gefallen damit. Ich kenne Familien, die, ihren Herzens- und Geiſteseigenſchaften nach, wie die Engel im Himmel zuſammen leben würden, — aber der Mangel am nötigen Kleingeld läßt ſie nicht dazu kommen. Es iſt nun einmal heutzutage ſo. Man darf das nötige Kleingeld nicht aus den Augen laſſen.“

„Ach — die nötigen Exiſtenzmittel! Das thut's noch nicht. Zum bloßen Leben braucht man nicht ſo viel, aber man will doch nicht nur vegetieren. Nehmen Sie uns Offiziere zum Beiſpiel. Durch das Leben mit den Kameraden, durch unſere Kaſinos, kurz durch den ganzen Train, den wir führen, ſind wir leider verwöhnt. Sollen wir all unſere — ich möchte ſagen — verfeinerten Gewohnheiten aufgeben, wenn wir heiraten? Das muß ja von vornherein eine Diſſonanz in die Ehe bringen. Und dann — man will ſeine Frau doch nicht als Aſchenputtel zwiſchen den anderen ſehen, man will auch Gäſte bei ſich empfangen. Das ſind alles berechtigte und harmloſe Wünſche.“

„Ich bin ganz Ihrer Anſicht. Unſereiner iſt eben einfach gar nicht in der Lage, ein armes Mädchen heiraten zu können. Übrigens quittiere ich den Dienſt und übernehme ein Gut, da meine und meines Schwiegervaters Wünſche ſich hierin begegnen.“

„Dann kann man Ihnen ja nur zu dieſem Wechſel gratulieren.“

„Danke!“

„Ich denke es mir idylliſch, mit einer jungen Frau einen hübſchen Landſitz zu bewohnen, ganz ſein eigner Herr zu ſein — ich liebe das Landleben überhaupt ſehr.“

„Es knüpfen ſich wohl Kindheitserinnerungen für Sie daran?“

„Zum Teil auch das — aber ich lernte das Landleben beſonders kennen und lieben während eines Jagdurlaubes im letzten Herbſt im gaſtfreien Hauſe des nun leider verſtorbenen Grafen Egdoff.“

„So? Sie waren dort? Ja, die armen Egdoffs! Für die wird das Leben ſich nun auch völlig ändern.“

„Die verwitwete Gräfin bezieht ja wohl das kleine Schlößchen im Park. Es iſt freilich nicht ſo großartig wie das eigentliche Schloß, aber ich denke mir das Leben dort doch ganz angenehm. Wahrſcheinlich wird ſie auch viel auf Reiſen ſein.“

„Ich fürchte, das werden die Mittel ihr nur in beſchränktem Maße erlauben.“

„Ihre Mittel? Aber es iſt doch ein recht bedeutendes Allodialvermögen vorhanden!“

„Schwerlich! Graf Egdoff ſprach zwar immer vom ‚Sparen,‘ verſchob es aber auf ‚ſpäter.‘ Er glaubte, daß er, wie alle Egdoffs, ein hohes Alter erreichen würde, und wenn man ihn ſah, konnte man ihm in dieſer Annahme auch nur recht geben. Nun iſt er — kaum fünfzigjährig — geſtorben, und mein Vater fürchtet, daß für die Töchter recht wenig da ſein wird; die Witwenrevenue mag vor hundert Jahren, als das Majorat geſtiftet wurde, recht anſtändig geweſen ſein, heute iſt ſie kaum ausreichend. Die ältere Tochter hat ſich ja gut verheiratet, deſto ſchwerer aber wird die arme Herta betroffen, die mit allen Anſprüchen einer grande dame aufwuchs und nun plötzlich in Verhältniſſe verſetzt wird, die ihr geradezu drückend erſcheinen müſſen.“

Der Leutnant von Ölten blickte ſo aufmerkſam zum Fenſter hinaus, als habe er dort etwas beſonders Intereſſantes zu beobachten. Jetzt wandte er ſich Fred zu, und während ein häßliches Lächeln um ſeinen Mund und ein ſeltſamer, faſt lauernder Blick aus ſeinen Augen zuckte, ſagte er: „Da wäre die Bewerbung Ihres Vetters von Wellcampsdorf ja als ein rechtes Glück für die Komteſſe zu betrachten. Fred ſah ihn mit ſo ungekünſteltem Erſtaunen an, daß der in Ölten aufgeſtiegene Verdacht, dieſes Geſpräch ſei von Fred nicht unabſichtlich geführt worden, ſofort verſchwand.

„Bertram?“ rief Fred. „Wie kommen Sie darauf? Davon habe ich nie das Leiſeſte gehört. Für Bertram iſt ein guter Bock intereſſanter als die ſchönſte Frau. Der wird einmal aus Pflichtgefühl des Majorats wegen heiraten, aber fürs erſte denkt er nicht daran.“

„Dann habe ich mich getäuſcht. Ich hörte einmal ſo etwas, aber Sie ſind gewiß beſſer unterrichtet.“

„Ich wünſchte, es wäre wahr, denn dann wäre die arme Herta Egdoff verſorgt, und ein anderer als ein reicher Mann kann ſie gar nicht heiraten.“ Der Leutnant von Ölten war nach dieſem Geſpräch einſilbig geworden und hatte ſich in eine mitgebrachte Zeitung vertieft. Fred lag in ſeiner Ecke und ſchloß die Augen, aber er konnte nicht ſchlafen. Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Warum betonte Ölten den „ſoliden Hintergrund,“ den der kommerzienrätliche Schwiegervater Freds Wahl gab? Dieſer Hintergrund hatte ja unzweifelhaft die ausſchlaggebende Rolle bei ſeiner Verlobung geſpielt, aber gerade weil Fred ſich deſſen bewußt war, berührte es ihn peinlich, wenn andere darauf hinwieſen. Konnte man es ihm denn mit Fug und Recht verdenken, wenn er eine reiche Frau haben wollte? Fand er ſich nicht ſelbſt vollberechtigt, nach einer ſolchen zu ſuchen, nicht nur um ſeiner ſelbſt, ſondern auch um der Seinen willen.

„Ich will gegen mich ſelbſt wenigſtens ehrlich ſein: Reichtum habe ich geſucht, Schönheit und Liebenswürdigkeit habe ich nebenbei gefunden. Ich will aber der Wahrheit die Ehre geben; die Schönheit und Liebenswürdigkeit möchte ich nicht vermiſſen, ohne Reichtum würden ſie mich jedoch nicht gefeſſelt haben.“

Kaum war er zu dieſem Schluß gekommen, ſo regte ſich aber die andere Frage in ihm: „Würde ich mich jetzt dadurch gefeſſelt fühlen, wenn der Reichtum plötzlich verſchwände?“

Er beſchwor Wandas Bild vor ſich herauf, er ſah ihre ſchönen, ein wenig ſehnſüchtig blickenden Augen auf ſich gerichtet. Dennoch — dennoch mußte er ſich antworten: „Nein, auch jetzt nicht! Reichtum will ich — ich will ihn nicht ohne wärmere Herzensempfindung, aber dieſe allein könnte mir den Reichtum nicht erſetzen. Doch, das iſt meine eigenſte Angelegenheit, das braucht keiner zu wiſſen außer mir.“

Ölten blickte Fred an, dieſer ſchien zu ſchlafen. Kurze Zeit darauf blinzelte Fred nach Ölten hinüber — er ſchien vertieft in ſeine Zeitung. Und doch las der eine ſo wenig wie der andere ſchlief, aber jeder war zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, um eine Unterhaltung zu ſuchen. Und in ihre Gedanken hinein klang das gleichmäßige Rollen der Räder, die ihren Weg fortſetzten und alle, welche ſich ihnen anvertraut hatten, mit ſich fortriſſen, dem Glück entgegen oder dem Leid.

IX.

Eine breite Kaſtanienallee führte von dem Schloſſe in Sagwitz nach dem ſogenannten Kavalierhaus hinüber, welches den Witwen der Majoratsherren als Wohnung angewieſen war. Seit Jahrzehnten hat es dieſem Zweck nicht mehr gedient, da die Mutter des Grafen Egdoff lange vor ihrem Mann geſtorben war. Man hatte zur Jagdzeit oder anläßlich größerer Feſte dort Gäſte untergebracht, im übrigen aber ſich nicht ſonderlich um das Haus gekümmert. Nun war es eilig für die Gräfin Egdoff hergerichtet werden, denn in den erſten Frühlingstagen wollte der neue Majoratsherr das Schloß beziehen.

„Majoratsbeſitz“ — „Privateigentum,“ die Worte ſchwirrten förmlich vor Hertas Ohren, ſo oft hatte ſie dieſelben in den letzten Wochen gehört, denn das Mobiliar, Silber und Porzellan, welches der Witwe perſönlich gehörte, war von dem Majoratsinventar getrennt und nach dem Kavalierhauſe geſchafft worden.

„Komteſſe möchten vielleicht die Aufſtellung drüben nach Ihrem Geſchmack anordnen,“ hatte der alte Haushofmeiſter gegen Herta bemerkt, als die „Teilung“ bis zu ihren Zimmern vorgeſchritten war. Sie ſah nur, daß der Rokokoſchreibtiſch, das ſchönſte und liebſte Möbel ihres Zimmers, als Majoratsinventar bezeichnet wurde, daß das Himmelbett mit den blauſeidenen Vorhängen, die Zeugen ihrer erſten ſüßen Träume nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus, dasſelbe Schickſal hatte. Sie biß die Zähne aufeinander und zuckte die Achſeln. „Macht, was euch beliebt,“ ſagte ſie in wegwerfendem Tone.

Und nun war der Tag gekommen, an dem ſie und ihre Mutter das Schloß verlaſſen ſollten. Die Freunde des Verſtorbenen hatten der Gräfin geraten, zu verreiſen, um ſich den Übergang zu erleichtern. Aber ſie war noch zu hingenommen von ihrem Schmerz und von allen auf ſie einſtürmenden Veränderungen, um einen Entſchluß faſſen zu können, und Herta ſprach gegen die Reiſe. Es waren nun faſt drei Monate nach dem Tode ihres Vaters verfloſſen. Sie erwartete täglich ein Lebenszeichen von Ölten und wollte nicht den Ort verlaſſen, wo ein ſolches ſie zunächſt ſuchen mußte.

So verging die Zeit, und als das letzte Stück, das „Privateigentum“ der Gräfin war, hinübergeſchafft wurde, legte die Gräfin ſanft die Hand auf Hertas Schulter, warf einen letzten Blick über die Flucht der hellen, hohen Zimmer, in denen ſie ihre Jugend verlebt hatte, und ſagte flüſternd: „Nun komm, mein Liebling, wir ſind hier jetzt nicht mehr zu Hauſe, und ich möchte gehen, ohne daß die Leute aufmerkſam werden und ſich verſammeln, um uns lebewohl zu ſagen.“

Herta war blaß geworden und ſah ihre Mutter verwirrt an. „Gehen — gehen für immer? O Gott, Mama, Mama, das ertrage ich nicht!“

Die ſcheinbare Gleichgültigkeit, die ſie während all der Zeit bewahrt hatte, war plötzlich verſchwunden, ſie brach in leidenſchaftliche Thränen aus.

Auch die Augen der Gräfin wurden feucht.

„Meine Herta, meine arme, arme Herta, es muß ſein — du machſt es uns beiden nur noch ſchwerer. Sei mein leichtherziger Liebling, wie ſonſt, denke, wir machen einen Spaziergang, und du kehrſt bald zurück. Du wirſt ja auch gewiß recht oft hier ſein, Walters Frau iſt noch jung, ihr ſchließt euch vielleicht aneinander an.“

„Niemals,“ rief Herta leidenſchaftlich, „dieſe ‚ſpießige‘ Kouſine mit ihrer unſoignierten Friſur und ihren unordentlichen Schuhbändern, über die wir ſo viel gelacht haben, daß ſie es ſchließlich merkte und übel nahm, die ſoll ich hier als Herrin begrüßen, neben der ſoll ich als Gaſt in dieſem Hauſe erſcheinen, in das ſie gar nicht hineinpaßt! Niemals, o niemals! Mama, Mama, ach, warum ſind wir ſo unglücklich, ſo furchtbar unglücklich!“

Nun wurde auch die Gräfin weich und begann leiſe in ihr Taſchentuch hineinzuſchluchzen.

Jetzt ſprang Herta auf.

„Nein, nein, ich will dich nicht weinen ſehen. Mama, ich will gut ſein und vernünftig, ganz vernünftig, du ſollſt es ſehen. Wenn wir nur erſt drüben wären! Alle dieſe Sachen, die uns gehörten und die nun plötzlich nicht mehr unſer ſind, ſehen uns ja förmlich höhniſch an! Komm, wir laufen ſchnell die Treppe hinab und ſind drüben, ehe es jemand merkt. Nachmittag aber fahren wir zu den Geſchwiſtern nach Pontowa und bleiben bis übermorgen — Pferde und Wagen haben wir ja noch. Nun bitte, bitte, weine aber nicht mehr!“

Die Gräfin trocknete ihre Thränen.

„Komm, wir wollen tapfer ſein,“ ſagte ſie.

Sie ſtiegen die breite Treppe hinab, ohne daß die Leute aufmerkſam wurden und betraten die Kaſtanienallee.

Es war ein Märztag mit ſcharfer Sonne und ſcharfem Winde. In den kahlen Zweigen der Kaſtanien, an denen die erſten braunen, glänzenden Knoſpen ſaßen, ſchrieen die Sperlinge ihr weniger melodiſches als lautes Frühlingslied. Ab und zu flog eine trockene Staubwolke, vom Winde gefegt, über den Weg, ab und zu blühte freilich auch ſchon ein Schneeglöckchen im Schutze des Buſchwerkes, aber die beiden Frauen achteten nicht darauf, ſie blickten gerade vor ſich hin, dem weißen Mauerwerk entgegen, das zwiſchen den grauen Stämmen herüberleuchtete.

Vor dem Haus lag Stroh und Heu, das von den Möbelwagen herſtammte, unordentlich umher, die Thürflügel waren weit geöffnet, und der Geruch von friſcher Ölfarbe und Firnis ſtrömte den beiden Frauen daraus entgegen. Die Thür, welche dem Eingang gegenüber lag, wurde geöffnet. Ein Stubenmädchen, mit Kehrbeſen und Schaufel in der Hand, trat über die Schwelle.

„Ach, die gnädigſte Gräfin!“ rief ſie, „ich bin gerade fertig geworden.“ Sie ließ die Thür offen, ſtellte ihr Handwerkszeug fort und folgte den eintretenden Damen.

„Wir haben alles aufgeſtellt, ſo gut es ging, wenn Frau Gräfin vielleicht etwas anderes wünſchen —“

„Nein, nein, Auguſte, es iſt ſchon gut. Sind alle Zimmer fertig?“

„Zu Befehl, Frau Gräfin.“

„Aber waren denn die Fenſter hier nicht geöffnet?“

„Freilich, Frau Gräfin, ſeit heute früh ſchon. Aber man bekommt den Modergeruch gar nicht heraus, weil das Haus den ganzen Winter nicht bewohnt war. Und im Speiſeſaal riecht es ſo ſtark nach den neuen Tapeten, daß Frau Gräfin gar nicht werden bleiben mögen.“

„Es iſt ſchon gut, Auguſte, das verliert ſich alles mit der Zeit,“ ſagte die Gräfin mit mühſam bewahrter Faſſung, während Herta, die ſich bisher trotzig geweigert hatte, das Kavalierhaus zu betreten, nun doch mit einer gewiſſen Neugierde um ſich blickte. Freilich war das Reſultat dieſer Umſchau kein befriedigendes, und ſobald Auguſte das Zimmer verlaſſen hatte, hielt ſie auch mit ihrem Urteil nicht zurück.

„Abſcheulich iſt es hier: die Zimmer niedrig, die Decken ohne Stuck und recht gewöhnlich bemalt, Ölanſtrich an den Fußboden“ — ſie dehnte das Wort „Öl“ zu ungewöhnlicher Länge aus — „es ſieht ungefähr ſo aus wie bei Paſtors!“

Aber während dieſer unbefriedigenden Kritik regte ſich in ihr ſchon der Gedanke: „Es iſt ja nicht für lange! Bin ich erſt verheiratet, geht mich das alles nichts mehr an, und Mama wohnt dann abwechſelnd bei mir und Schweſter Magda.“

Am Nachmittag in Pontowa betrachtete ſie die ganze Überſiedelung ſchon faſt humoriſtiſch. Gegen Abend kamen einige Offiziere aus der benachbarten Garniſon dorthin, und Herta plauderte und lachte mit ihnen, ſo daß die alte Gräfin faſt glücklich zu ihrer Tochter hinüberſah und Frau Magda den Kopf ſchüttelte.

„Sie iſt doch gar zu leichtlebig, unſere Kleine,“ ſagte ſie leiſe zu ihrer Mutter gewandt, „manchmal ſcheint es mir, als ſpiegele ſich alles nur in ihrem Gemüt und nichts bleibe haften.“

„Laß ſie doch,“ meinte die Gräfin, „ihr fröhlicher Sinn iſt ja das größte Glück für ſie. Was ſollte aus uns beiden werden, wenn ſie die Dinge zu ernſt nähme!“

In dieſem Augenblick rief Herta zu den Damen hinüber: „Was für eine Sorte von Wild kann man jetzt ſchießen?“

„Jetzt — nun Auerhähne! Aber wie kommſt du darauf?“

„O, Leutnant Herzberg behauptet ſoeben, Graf Bertram Wellcamp ſei in der Gegend geſpürt worden, und da muß es doch notwendig etwas zu ſchießen geben!“

„Ja, Bertram Wellcamp kommt in kurzem auch hierher zur Auerhahnbalz.“

„Wie ſchade, daß es gerade Graf Bertram iſt, der dazu herkommt! Jeden anderen hätte ich gebeten, mich einmal mitzunehmen. Solch ein Morgen im Walde, das muß himmliſch ſein!“

„Ich ſtehe zu Dienſten, gnädigſte Komteſſe.“

„Ich auch.“

„Aber wodurch hat Graf Wellcamp Ihr allerhöchſtes Mißfallen erregt?“

„Das hat er gar nicht, ich habe ihn ſogar ganz gern — aber auf die Jagd begleite ich ihn nie wieder. — Er nimmt mir die Sache zu ernſt und, denken Sie, ich hatte das Unglück, ihm einen Rehbock zu verſcheuchen.“

„Das iſt allerdings ein ernſter Fall!“

„Er machte auch ernſte Augen, kann ich Sie verſichern. Damals wußte ich noch nicht, was ſo 'ne richtige Jagdpaſſion iſt.“

„Wie kam es denn?“

„O, es war natürlich auch hier! Mein Schwager und Graf Bertram ſind ja ſo befreundet, d. h. mein Schwager liebt die Wellcampsdorfer Hirſche ebenſo wie Graf Bertram die Pontowaer Rehböcke und Auerhähne.“

„Aber Herta!“ rief Magda dazwiſchen.

Herta lachte. „Unbeſchadet aller übrigen vorzüglichen Eigenſchaften deines Bruno! Wenn kommt denn übrigens der große Jäger vor dem Herrn?“

„Da kommt Bruno ſelbſt, der kann dir's genau ſagen!“

„Ach, im Grunde genommen intereſſiert es mich wenig. Sagen Sie mir lieber, wie Sie mit der Diana zufrieden ſind, Leutnant Herzberg.“

„Ein gutes Pferd, Komteſſe, gängig, fromm, hat nur einen kleinen Fehler, auf den ſie mich allerdings gleich beim Kauf aufmerkſam machten.“

„Gute Diana, ich nähme ſie trotz des Fehlers doch ſofort wieder, wenn unſere Verhältniſſe mir augenblicklich ein Reitpferd geſtatteten.“

Zwei Stunden ſpäter, als die Gäſte fort und Herta allein in ihrem Zimmer war, ſetzte ſie ſich auf das Fenſterbrett und blickte in den Mondenſchein, der über dem ſtillen Garten geheimnisvoll lag. Es war aber nicht eine jener aus Glück und Trauer zuſammengewobenen Mädchenphantaſieen, die, formlos und unbeſtimmt wie Mondnebel zerflatternd, ihr Herz dabei erfüllten. Ihre Gedanken hatten ein beſtimmtes Ziel: Hans Ölten.

„Ich habe es mir gleich gedacht, daß er drei Monate lang warten würde,“ ſagte ſie ſich, „ſo lange Zeit mußte er doch anſtandshalber vergehen laſſen, obgleich er mir zwiſchendurch wohl einmal hätte ſchreiben können. Aber der Brief hätte Nachfragen veranlaßt, — das wollte er vermeiden. Nun muß er aber ſchreiben. Ob an Mama, ob an mich? Gott, ich habe ihn doch furchtbar lieb!“ rief ſie plötzlich, vom Fenſterbrett herabſpringend, um eilig und beſchämt, als habe ſie jemand gehört, ihr Lager aufzuſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Widmung.

Wär' ich verirrt an der Welten End',
O, Mutter mein,
Ich weiß, weß' Liebe mich dennoch fänd'.

Und wäre die tiefſte See mein Grab,
O, Mutter mein,
Ich weiß, weß' Thränen kämen herab.

Und wär' ich verdammt mit Fug und Recht,
Ich weiß, weß' Beten mir Gnade brächt!
O, Mutter mein!

(Nach dem Engliſchen Rudyard Kipling's.)

J. St.

Die Kämpfe in Chile.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

Der in Chile ausgebrochene Bürgerkrieg, über deſſen Fortgang dürftige und meiſtens ſich widerſprechende Nachrichten in der Preſſe erſchienen, hat, mit Ausnahme der etwas bedrückten Beſitzer von chileniſchen Staatspapieren, das deutſche Publikum ziemlich kalt gelaſſen, bis Schädigung und Vergewaltigung deutſcher Handelsſchiffe unſere Regierung zur Entſendung eines Geſchwaders bewog, das den Schutz unſerer Landsleute wirkſam übernehmen wird.

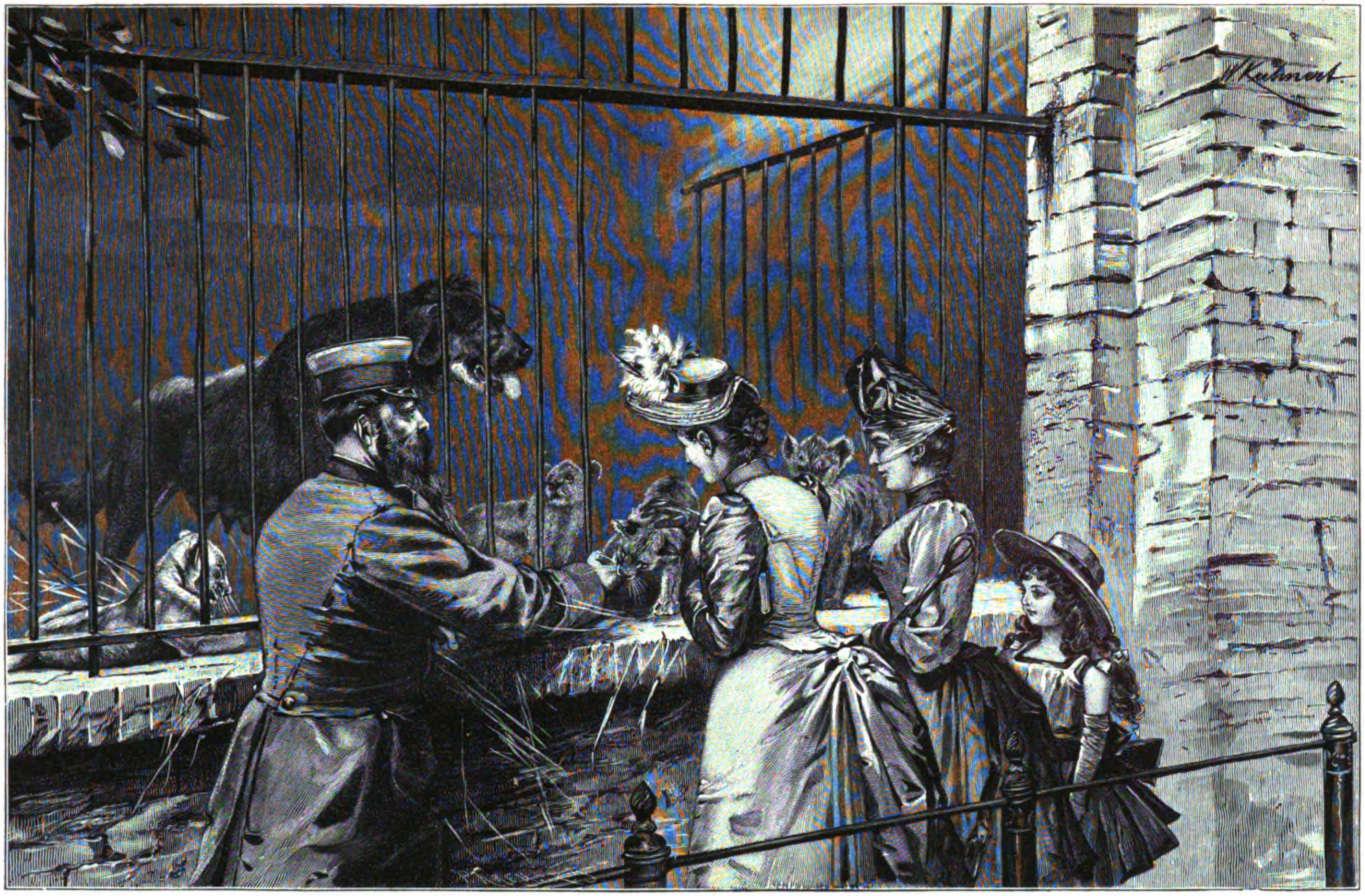
Die Kämpfe am Lande erregen weniger allgemeines Intereſſe; beide Parteien ſchreiben ſich regelmäßig den Sieg zu, und man kann ſich kein klares Bild davon machen; deſto mehr lenkte ſich aber die Aufmerkſamkeit, namentlich der Seemächte, auf die Gefechte zu Waſſer, weil die Torpedos bei ihnen eine Rolle ſpielten. Auf ſie wird in den Marinen ſo viel Wert gelegt, daß man hunderte von Millionen nicht ſcheut, um nicht allein große Torpedoboot-Flottillen zu ſchaffen, ſondern auch die Schlachtſchiffe mit Vorrichtungen verſieht, um das modernſte aller Mordinſtrumente damit gegen den Feind zu ſchleudern. Letzteres hat ſeine Freunde und ſeine Gegner. Die einen verſprechen ſich alles Mögliche von ſeiner vernichtenden Wirkung in der Seeſchlacht, die Gegner nur eine geringere.

Chile gibt nun gewiſſermaßen eine Probe auf das Exempel, und wenn ſie auch nicht entſcheidend iſt, ſo darf man doch gewiſſe Schlußfolgerungen aus ihnen um ſo mehr ziehen, als unparteiiſche und fachmänniſche Augenzeugen den Hergang der Gefechte übereinſtimmend ſchildern und er deshalb als im weſentlichen richtig angenommen werden kann.

Bei Ausbruch der Revolution ſchlug ſich faſt die geſamte chileniſche Marine, darunter drei Panzer, auf die Seite der Aufſtändiſchen. Der Regierung blieben nur ein paar Torpedoboote und zwei neue größere und ſchnelle Torpedo-Kreuzer, welche in England gebaut waren und bald darauf in Valparaiſo eintrafen. Es waren der Almirante Lynch und Almirante Condell, jedes mit zwei vierzehnpfündigen und zwei dreipfündigen Schnellfeuerkanonen, ſowie mit einigen Maſchinengeſchützen bewaffnet, mit 130 Mann Beſatzung und je vier Röhren zum Ausſtoßen der Torpedos.

Anfang April hatten die Aufſtändiſchen Caldera genommen und ihren Panzer Blanco Encalada mit ſechs ſchweren und einigen Maſchinengeſchützen in der Bucht ſtationiert. Gegen dieſen liefen die obengenannten Kreuzer, ſowie die beiden Torpedoboote Sargeante Aldea und Guacolda aus und trafen am 23. April im früheſten Morgengrauen vor Caldera ein. Die beiden letzteren, ſowie noch ein armierter ſchneller Handelsdampfer, der Imperial, erhielten Befehl, vor der Bucht zu bleiben, während die beiden Kreuzer langſam hineindampften. In geradezu unbegreiflicher Weiſe hatte der Encalada auch nicht die gewöhnlichſten Vorſichtsmaßregeln getroffen. Weder waren Wachtboote ausgelegt, noch Torpedonetze um die Schiffe gehängt, ja nicht einmal die ſchweren Geſchütze gefechtsklar gemacht. So konnte es geſchehen, daß die Einfahrt des Feindes viel zu ſpät bemerkt wurde, und der Encalada den erſten Schuß der Abwehr aus einem Maſchinengeſchütz that, als der führende Condell bereits auf 200 Schritt nahe war. Auf etwa 100 Schritt Entfernung ließ der Condell einen Torpedo ab und gleich darauf einen zweiten, beide gingen jedoch fehl.

Dann lief der Lynch zwiſchen Encalada und Condell und feuerte auf etwa 15 Meter Entfernung ebenfalls zwei Torpedos gegen erſteren, aber auch ſie verfehlten trotz der großen Nähe ihr ſtillliegendes Ziel; dagegen tödtete eine vom Top des Encalada geworfene Handgranate ſechs Mann auf dem Deck des Lynch, und außerdem verlor er durch das feindliche Feuer einen ſeiner Schornſteine. Nun drehte der Lynch um, ſtrich an der anderen Seite des Encalada ſo nahe an dieſem hin, daß beide Schiffe ſich faſt berührten, um gleichzeitig ſeinen dritten Torpedo zu entſenden. Dieſer traf, riß in dem Boden



Die Lieblinge der Damen. Szene aus dem Zoologiſchen Garten zu Berlin beim Käfig der jungen Löwen. Originalzeichnung von Wilh. Kuhnert.

des Gegners ein Loch von 14 Fuß Länge und 4 Fuß Breite, und nach zehn Minuten war das Schiff auf dem Grund des Meeres; mit ihm 150 Mann ſeiner Beſatzung.

Der Condell war wenig beſchädigt, der Lynch hatte 9 Schüſſe in ſeinem Rumpfe und leckte ſtark.

Es war inzwiſchen hell geworden, und in dieſem Augenblicke erſchien der aufſtändiſche Transportdampfer Aconcagua in der Bucht. Merkwürdigerweiſe hatten die drei übrigen Schiffe des Geſchwaders die ihnen gewordenen Befehle gänzlich mißverſtanden. Anſtatt vor der Bucht zu warten, waren ſie nordwärts gedampft, und ſo konnte der Aconcagua unbehelligt einlaufen.

Die beiden Kreuzer griffen ihn ſofort an, aber trotz ſeiner Schwäche nahm er den ungleichen Kampf an, und erſt nach anderthalbſtündigem heißem Ringen, bei dem der Lynch kampfunfähig gemacht wurde, wendete er ſich, ſelbſt ſchwer beſchädigt, zur Flucht, verfolgt vom Condell. Doch eine am Horizonte erſcheinende Rauchſäule machte dieſen ſtutzig. Er fürchtete die Ankunft eines anderen Rebellenſchiffes und dampfte mit ſeinem Kameraden nordwärts ab. Als er zu ſpät entdeckte, daß es eine engliſche Korvette war, hatte der Aconcagua Kehrt gemacht und ſich nach Caldera hineingerettet.

Welche Schlüſſe ſind nun aus dieſer Darſtellung mit Bezug auf den Wert von Angriffstorpedos zu ziehen? Thatſache iſt, daß vier derſelben, auf 15—100 Meter gefeuert, fehl gingen, obwohl das Ziel feſtlag, und erſt der fünfte traf, weil er nicht anders konnte.

Das iſt ein ſehr ſchlechtes Reſultat und Waſſer auf die Mühle der Torpedogegner. Indeſſen darf man nicht voreilig urteilen und muß dabei noch andere Momente in das Auge faſſen.

Es iſt ein gewaltiger Unterſchied, ob man beim Exerzieren in aller Ruhe einen Torpedo abläßt, oder im Nahgefecht, bei dem einem hunderte von Geſchoſſen aus Maſchinen- und Schnellfeuerkanonen um den Kopf ſauſen. Sodann fragt es ſich auch, ob die Mannſchaften genügend mit ihrer Waffe umzugehen verſtanden. Auf dem Condell, der die erſten beiden Torpedos entſandte, ſollen in dieſem Augenblicke eine Reihe Keſſelröhren nachgegeben und der ausſtrömende Dampf die Beſatzung verwirrt gemacht haben. Das iſt merkwürdig, aber möglich; indeſſen wird wohl das Feuer aus den feindlichen Maſchinengeſchützen auch das ſeinige zu der Verwirrung beigetragen haben. Jedenfalls gaben auf dem Lynch auf nur 15 Meter Entfernung die Keſſelröhren nicht nach, und doch trafen ſeine Torpedos nicht, aber er empfing aus ſolcher Nähe das Feuer ſeines Gegners, und das erklärt die Sache beſſer.

Der Torpedo iſt und bleibt deshalb doch eine furchtbare Waffe bis auf eine Entfernung von 150—200 Meter, aber allerdings ſind ſtarke Nerven erforderlich, um ihn zweckmäßig zu handhaben. Wer die ſtärkſten Nerven und das kälteſte Blut beſitzt, der wird ſeinen Gegner damit vernichten.

Ähnlich wird ſich der Kampf am Lande mit dem rauchloſen Pulver geſtalten. Nerven, moraliſcher Mut und Feuerdisziplin werden den Sieg enſcheiden. Sorgen wir dafür, daß ſie uns in Deutſchland zur geeigneten Zeit nicht fehlen.

Am Tage darauf fand übrigens noch ein zweites Gefecht ſtatt, bei dem die Aufſtändiſchen die empfangene Schlappe auswetzten und den Beweis lieferten, daß die Chilenen ſich zur See bewunderungswert zu ſchlagen verſtehen. In dem etwas weiter nördlich gelegenen Hafen Chañaral lag die kleine aufſtändiſche Holzkorvette Magellanes mit zwei ſchweren und einigen Maſchinengeſchützen und 105 Mann Beſatzung. Lynch, Condell und das Torpedoboot Sargeante Aldea, welches erſtere beide unterwegs getroffen, machten am 24. April einen kombinierten Angriff auf jene, der Lynch von vorn, die beiden anderen von den Seiten. Die kleine Magellanes wehrte ſich aber ſo unvergleichlich tapfer und manöverierte ſo geſchickt, daß jene nicht zum Ziel kamen. Jeder Schuß der Korvette ſaß, Lynch verlor auch ſeinen zweiten Schornſtein, und der Aldea wurde wie ein Sieb durchlöchert. Ein vom Lynch abgelaſſener Torpedo ging fehl, weil, wie es heißt, eine Kugel des Magellanes ihn von ſeinem Wege ablenkte, was indeſſen nur Zufall geweſen ſein kann. Infolgedeſſen bohrte der Torpedo ein Handelsſchiff in den Grund. Die Flagge der Korvette wurde abgeſchoſſen, aber ein kühner Matroſe ſprang ihr nach ins Waſſer und holte ſie wieder an Bord. Nach einſtündigem blutigen Kampfe, der dem Magellanes 22 Tote und 60 Verwundete, ein Fünftel ſeiner Mannſchaft koſtete und das Schiff ſchwer beſchädigte, hatten die drei Angreifer genug und zogen ab. Von ſeiner Verfolgung mußte die Korvette Abſtand nehmen, indeſſen nur, um ihre Schäden notdürftig auszubeſſern, dann nach kurzer Zeit ſüdwärts zu gehen und die Feinde in ihrem eigenen Hafen Valparaiſo aufzuſuchen.

In der Nacht zum 28. April langte ſie dort an, ſchlich ſich in den Hafen, wo ebenfalls keine Vorſichtsmaßregeln getroffen waren, wie in Caldera, und gab, als erſtes Zeichen ihrer Anweſenheit, aus nächſter Nähe dem unglücklichen Aldea eine Breitſeite, die dieſen ſo ziemlich vernichtete. Dann machte ſie ſich an den Lynch, wurde dabei von einem Torpedoboote angegriffen, ſchoß es aber in Grund. Nun legte ſich der Condell auf ihre andere Seite, und ſo kam die tapfere Korvette zwiſchen zwei Feuer. Unter dem Schutze der Dunkelheit und des Pulverdampfes wußte ſie ſich jedoch aus dieſer unangenehmen Lage zu befreien. Sie dampfte rückwärts, ohne daß ihre Gegner dies anfänglich gewahr wurden, und dieſe beſchoſſen einander jetzt ſo gründlich, daß der Lynch auf den Strand geſetzt werden mußte, dem der Magellanes ſich zum Abſchiedsgruß jedoch noch quer vor den Bug legte, durch eine enfilierende Breitſeite ſeine ſämtlichen Geſchütze demontierte, ihm damit noch einen Verluſt von 14 Toten und 22 Verwundeten beibrachte und ſich dann triumphierend zurückzog. Sie ſelbſt verlor 30 Mann, blieb aber gefechtsfähig. Draußen vor dem Hafen traf ſie das Torpedoboot Guacolda, das vergeblich einen Torpedo gegen ſie abſandte und dann durch ein paar gut gezielte Granatſchüſſe auf den Grund des Meeres verſenkt wurde.

Auch hier ſpricht das Fehlgehen des Torpedos nicht gegen dieſelben. Beide Parteien waren in ſchneller Bewegung, und dabei iſt ein Treffen auf größere Entfernungen, da der Torpedo ſelbſt nur eine Geſchwindigkeit von 12—15 Meter in der Sekunde beſitzt, naturgemäß ſehr ſchwierig. Für ſeine Wirkung iſt Nahkampf unter 200 Meter Bedingung. Aber dies ungefähr eine Stunde währende Gefecht im Hafen von Valparaiſo war eine der kühnſten Unternehmungen, welche die Seekriegsgeſchichte aufzuweiſen hat. Sie zeigt, was Mut, Tapferkeit, Geſchick und kaltes Blut ſelbſt einem weit überlegenen Gegner und den furchtbarſten Waffen der Neuzeit gegenüber vermögen, und der tapfere Kommandant der Magellanes muß den größten Seehelden an die Seite geſtellt werden.

Der Stapellauf S. M. Panzerſchiff „Kurfürſt Friedrich Wilhelm.“

(Abdruck verboten.)

Das war ein Tag! Ein herrlicher Hohenzollerntag! Vor drei Tagen nahmen wir auf den Moolen Abſchied von dem Dampfer „Kriemhild,“ der die ablöſenden Offiziere und Mannſchaften dem in chileniſchen Gewäſſern kreuzenden deutſchen Geſchwader zuführt. Da lag der Himmel, da lag die Erde und das Meer grau in grau vor uns, und regnen that's auch, „zum Abſchiednehmen juſt das rechte Wetter.“ Aber heute, da lächelte die Sonne ſo freundlich auf uns herab, daß die Damen auf hoher Tribüne ſich ihrer kaum erwehren konnten, und wahrſcheinlich mancher bisher ſorgſam gehütete Teint auf lange Zeit hinaus Schaden genommen hat. Aber was thut man nicht für — doch es ſoll alles hübſch der Reihe nach erzählt werden.

Im großen und ganzen halte ich es mit meinem Freunde Paul Gerhard Heims, der (in ſeinen „Kreuzerfahrten in Oſt und Weſt“) erklärt, daß er ſich nicht ſonderlich für Stapelläufe intereſſiere. Er wiſſe ja vorher, das Schiff liefe und käme richtig zu Waſſer. Wie ſich ſolches vollzöge, habe er einmal geſehen, das genüge. Daher rechtfertigt er ſich über ſein Fernbleiben von einem Stapellauf mit keinem geringeren Sterblichen, als dem Schah von Perſien, der, in England zu einem Pferderennen geladen, mit den Worten dankend ablehnte: „Daß ein Pferd ſchneller läuft als das andere, iſt mir bekannt; welches iſt mir einerlei!“

Ich geſtehe, in dieſem Sinne auch bereits einige Stapelläufe verſäumt zu haben. Die Rede kann man ja am Abend im Blättchen leſen. Und was das Schauſpiel ſelbſt angeht, ſo iſt es eben mehr oder weniger dasſelbe, ſchon ſo oft in den Zeitungen beſchriebene. Nicht als ob ich das einmal anders wünſchte! Es iſt ja ſchön und gut, daß alles immer ſo glatt abgeht, daß das Schiff ſeinem Erbauer ſtets den Gefallen thut, mit ſeinem Hinterteil willig dem ihm beſtimmten Elemente zuzugleiten. Ich wünſche auch als guter Deutſcher der deutſchen Schiffbauinduſtrie, daß ſie recht viel Schiffe möge zu bauen haben, und daß dieſelben alle glücklich von Stapel laufen — wenn ich nur nicht mit bei all den Reden, Zweckeſſen und Toaſten zu ſein brauche.

Warum ich aber diesmal dabei war? Ja, diesmal war es ein ganz beſonderer Fall. Einmal galt es, einem der gewaltigſten Schlachtſchiffe aller Meere die erſte Ehre zu erweiſen, einem Panzerſchiffe von außerordentlichen Dimenſionen. Da liegt es auf ſeiner Helling, bräutlich geſchmückt, wenn auch nicht mit der Myrte, ſo doch mit friſchem Tannengrün und bunten Flaggen, bereit, die Gleitbahn hinabzurutſchen, ſobald das Zeichen zur Entfernung der letzten Hinderniſſe wird gegeben ſein. Hoch ragt der ſtolze Bau in die Lüfte, ich darf ohne Übertreibung ſagen: haushoch erhebt ſich des Schiffes Rumpf über ſeine Umgebung. Und dabei denke ich nicht etwa an eins der alten oſtfrieſiſchen Häuſer, von denen die alten freien Frieſen nicht litten, daß ſie höher gebaut wurden, als daß ein Mann mit der ausgeſtreckten Hand das Dach erreichen könnte, damit er es nicht zu einer Zwingburg für ſeine Nachbarn machte; nein, an ein regelrechtes, dreiſtöckiges modernes Mietshaus denke ich, denn die Höhe des Fahrzeuges iſt ſo bedeutend, daß die Männer kaum zu erkennen ſind, die ſich an Bord des Schiffes befinden, um es, wenn es abgelaufen iſt, am Kai feſtzumachen. Für den Fall, daß einer der geehrten Leſer ſich aus den üblichen Zahlen ein Bild machen kann, will ich ihm dieſelben nicht vorenthalten*), die anderen mögen ruhig weiter leſen, denn dieſe obligaten Schiffszahlen gehören auch zu dem immer und immer wieder ebenſo gedankenlos Gedruckten als Geleſenen. Glaube mir nur der geneigte Leſer, daß da ein wirklich großes Schiff vor uns aufragt.

Wie oft habe ich, während es im Bau war, liebe Freunde aus dem Reich auf der Werft herumgeführt und ihnen mit beſonderem Stolz dieſes entſtehende Ungetüm gezeigt. Die Werft gründlich beſuchen, iſt allerdings recht mühſam und nimmt viele Stunden in Anſpruch. Und doch habe ich's immer gerne gethan. Dabei iſt nämlich ein doppelter Zweck im Spiele. Einmal macht man ſich liebenswürdig gegen liebenswürdige Leute, die hernach, wieder heimgekehrt, ein doppelt großes Intereſſe an der vaterländiſchen Kriegsmacht zur See haben. Sodann aber bekommt mein geliebter „Vaterländiſcher Frauenverein“ aus dem Erlös der Werftbeſichtigungskarten alljährlich ein hübſches Stück Geld für ſeine Armen. — Nun war das Führeramt eine Zeitlang ein ziemlich einförmiges geworden. Immer derſelbe Gang, dieſelbe Reihenfolge, dieſelbe Beſchreibung, ja — daß ich's nur ganz ehrlich geſtehe — ich machte auch ziemlich regelmäßig an derſelben Stelle denſelben Witz, ich meine natürlich: denſelben ſchwachen Verſuch eines Witzes; juſt faſt wie jener Profeſſor am Rande ſeines Kollegienheftes ſtehen hatte: „Hier pflege ich einen Witz zu machen.“ — Meine pièce de resistance war bis dahin immer der „König Wilhelm“ mit ſeiner formidablen Batterie geweſen. Die zog auch immer und wird noch manches liebe Mal ziehen müſſen, wenn, woran ich mit Wehmut denke, dieſer Koloß, dem gegenüber wir uns inzwiſchen aufgebaut haben, und der noch S. M. Panzerſchiff „D“ heißt, längſt aufs hohe Meer hinausgedampft ſein wird. — Aber ſo lange dieſes werdende Schiff noch auf ſeinen Stapelklötzen lag, da war's mir eine reizvolle Abwechſelung und eine ſonderliche Freude, meinen Freunden aus dem Reich einmal an dem Werden zu zeigen, was eigentlich ein Schiff ſei. Den wahren Begriff von den Dimenſionen eines ſolchen bekamen ſie aber immer erſt, wenn ich ſie ganz unter das Schiff führte, am Kiel entlang. Welch eine Länge! Sie überwältigte, in einer ununterbrochenen Linie ſich dem Auge darbietend, jeden. Und dazu der ſich in weitem Bogen über dem darunter ſtehenden kleinen Menſchen wölbende eiſerne Bauch dieſes Rieſenbaues — auf Zahlen konnte ich meiſt verzichten, ſelten frug jemand danach.

Es war eine Zeitlang ſchier alle Kraft des Reiches auf den Bau jener flinken, unheimlichen, ſchwarzen, kleinen Dinger verwandt worden, bei deren Namen manchem Binnenländer eine gelinde Gänſehaut über den Leib fährt. Nachdem nun aber die genügende Anzahl von Torpedobooten zur Verteidigung der Küſte vorhanden war, ward an maßgebender Stelle wieder an Angriffsfahrzeuge, Hochſeeſchlachtſchiffe, gedacht: und hier haben wir nun einen ſolchen Gedanken, in Stahl und Eiſen ausgeführt, vor uns. Ihrer vier ſind geplant. Dieſes iſt das erſte, welches auf das Waſſer kommt. Die Werft in Wilhelmshaven hat alſo die Ehre, die anderen um etliche Naſenlängen geſchlagen zu haben. Das iſt uns Wilhelmshavenern eigentlich auch zu gönnen. Wir haben ſonſt ſo wenig. Wenn wir das Meer nicht hätten und die Wolkenbildung — dann hätten die böſen Zungen im Reiche recht, die uns jegliche „Gegend“ abſprechen. Da wir nun mit hübſchen Bergen und Thälern nicht aufwarten können, ſo iſt es gut, daß wir eine ſo ſchneidige Werft haben, die ſo gewaltige Schiffe zuerſt fertig bringt. Das iſt doch etwas.

Ein gewaltiges Schiff! Etwa in halber Höhe des Buges iſt die Taufkanzel angebracht. Es führen in drei Abſätzen etwa dreißig Stufen zu ihr empor. Und hoch über ihr in den Lüften, von der Stelle herab, wo das Bugſpriet wird angebracht werden, ſchwebt über der Kanzel eine rieſige aus Tannengrün gewundene Kaiſerkrone.

Doch wir haben erſt den einen Grund unſerer Teilnahme an dieſem Stapellauf gehört. Nun der andere, der ohne Zweifel jedem Leſer des Daheim ſofort einleuchten wird: Der Kaiſer und die Kaiſerin kommen! Gleich wird da drüben unter den im feinſten Staat aufgebauten höheren Töchtern, wird unter jener Gruppe von Gymnaſiaſten, wird auf der Tribüne der Damen jene Bewegung entſtehen, die der vorausgeworfene Schatten großer Ereigniſſe iſt. Richtig! Tücherſchwenken, Hürrarufen, tiefe Knickſe! Vom Waſſer her nahen ſich die Majeſtäten. Der Kaiſer friſch, munter, freudig bewegt, wettergebräunt, frei und elaſtiſch einherſchreitend. Lieblich und bezaubernd, wie immer, das Bild einer edlen deutſchen Frau, die Kaiſerin. Fürwahr, man braucht kein Backfiſch zu ſein, um für dieſe Kaiſerin zu ſchwärmen. Aber wie es ſcheint, verſtehen es deutſche Backfiſche am beſten. Kommt vorigen Herbſt Ihre Majeſtät in eine Stadt der engeren Heimat und hat, was auch Kaiſerinnen haben können, einen Schnupfen. Aber ſie hat auch eine Jugendfreundin in jener Stadt. Da Allerhöchſtdieſelbe nun ihre Freundin umarmen, bekommt die Freundin auch den Schnupfen. Nun hat dieſe mehrerwähnte Freundin eine Nichte im hoffnungsvollen Alter von 12—14 Jahren. Und die hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als zu flehen: „Bitte, liebſte Tante, gib mir doch einen recht tüchtigen Kuß, damit ich auch etwas von der Kaiſerin ihrem Schnupfen mit abkriege!“ Die mir das erzählte, iſt eine Freundin jener Freundin und nicht 14, ſondern 40 Jahre, eine Dame in Rang und Würden. Aber wenn ſie die Kaiſerin ſehen kann, läßt ſie Haus und Hof und Mann und Mittageſſen im Stich. Kein Wunder! Wer wird an Eſſen und Trinken denken, wenn er die Kaiſerin, dieſe Kaiſerin ſehen kann, die unſerem Kaiſer ſo herrlich das Sprichwort wahr gemacht hat: „Eine gute Heirat ſpürt man für ſein Leben.“ Wie liebenswürdig empfängt ſie den Strauß von gelben Roſen aus den Händen der Frau Admiralin von Pawelsz! Wie majeſtätiſch, echt kaiſerlich ſchaut ſie drein! Und doch auch wieder ſo, daß man ſich wohl ein Herz zu ihr faſſen kann.

---

*) Deplacement: 10000 Tons zu 20 Centner. Länge: 116 Meter. Breite 19,5 Meter. Tiefgang 7,4 Meter. Höhe 13 Meter. 18000 Pferdekräfte!

Die Majeſtäten waren begleitet vom Prinzen und der Frau Prinzeſſin Heinrich, ſowie von dem Erbgroßherzog von Oldenburg, und gefolgt von einer glänzenden Suite, Damen und Herren. Nachdem der Kaiſer ſeine hohe Gemahlin nebſt Begleitung zu dem dem Panzer „D“ gegenüber erbauten Pavillon geführt hatte, ſchritt er, gefolgt von dem kommandierenden Admiral Freiherr v. d. Goltz, dem Chef der Marineſtation der Nordſee, Viceadmiral Schroeder, dem Oberwerftdirektor, Kontreadmiral von Pawelsz, und anderen hohen Offizieren, die Ehrenkompanie des 2. Seebataillons ab und begab ſich dann auf die erwähnte Taufkanzel.

Mit weithin tönender, ſehr klarer und deutlicher Stimme ſprach er herrliche Worte von Fleiß, Treue, Hingabe, Opferfreudigkeit; von der Geſchichte Brandenburgs und der Hohenzollern; vom Großen Kurfürſten und ſeinen Bemühungen für ein ſchlagfertiges Heer und eine ſeegehende Flotte; von dem Schiff, das einſt deſſen Namen trug, und bei deſſen Untergang ſich deutſche Mannszucht ſo ſchön bewährte. Nun ſolle das neue Schiff nach demſelben großen Brandenburger genannt werden, „Kurfürſt Friedrich Wilhelm.“ „Möge der große Gott im Himmel droben ſtets mit dieſem Schiffe und mit allen denen ſein, die auf ihm treu ihre Pflicht thun.“ Noch wenige Minuten der Spannung und Aufregung — ringsum lautloſe Stille. Endlich zeigt ſich an dem Rieſenleibe des Schiffes Bewegung. Es fängt an zu gleiten. Ich hatte ein Gefühl am Herzen, wie wenn ich ſelbſt eine Rutſchbahn hinabzuſauſen hätte, oder wie damals, als ich von ſchwindelnder Höhe herabſah auf die brauſenden Waſſer der Niagarafälle. Immer raſcher wird die abwärtsgleitende Bewegung des Schiffes. Das Waſſer bäumt ſich hoch auf, ſeinen Geſpielen zu empfangen. Dann giſcht und brandet und wogt es um den eiſernen Bug her, und endlich hat das Element die ihm beſtimmte Laſt auf den breiten Rücken genommen und trägt ſie mit einer Eleganz und Leichtigkeit, der man die viele Tauſend Centner Stahl und Eiſen, die getragen werden, nicht anſieht.

Ohne die geringſte Störung oder Stockung ging alles in des Wortes wörtlichſter Bedeutung „vom Stapel.“ Man merkte, hier hatte jeder ſeine Schuldigkeit gethan. Alles klappte, alles griff glatt ineinander ein, alle Einzelheiten ſtimmten: daher dieſer ganz gewaltige Geſamteindruck, dem ſich gewiß niemand entziehen konnte, vom Kaiſer bis zum unterſten Werftarbeiter. — Was aber die Herren Offiziere, Baumeiſter, Bauräte und Ober- reſp. geheimen Bauräte anbelangt, ſo hatten S. Majeſtät in der Feſtrede nicht umſonſt von dem roten brandenburgiſchen Adler geſprochen. Als das Brauſen der Wogen vorüber war, hörte man deutlich das Rauſchen ſeines Fluges vierter, dritter, ſogar zweiter Klaſſe.

Nur kurz währte diesmal der Beſuch des Kaiſers in unſeren Mauern; wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl beſchien uns die holde Gegenwart der Kaiſerin — aber unvergeßlich wird allen, die dabei waren, dieſe Stunde ſein. Und derer waren viele. Halb Oldenburg muß ja hier geweſen ſein, denn unzählige Male hörte ich Damen begeiſtert flüſtern: „Das iſt unſer Erbgroßherzog!“ — Freilich, es waren ja auch beide Offizierkorps aus Oldenburg in corpore herübergekommen. Und was in unſerer Stadt und ihrer Umgebung Beine und eine Zutrittskarte hatte, fehlte ohnehin nicht. Wenn die alten Deutſchen einen Vertrag ſchloſſen, dann zogen ſie einen Knaben hinzu, der im entſcheidenden Momente eine derbe Ohrfeige empfing, damit er ſich noch in ſeinen Greiſentagen des Vertrages erinnere. Solch ein Mittel zur Stärkung des Gedächtniſſes war hier gänzlich überflüſſig. Dieſen Stapellauf vergißt ſowieſo keiner.

Gott ſegne Kaiſer und Reich und ſeine Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande! K. M. P.

Witlandsort.

Von Max Hobrecht. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Gerwien gehört zu den glücklichen Menſchen, die am feſteſten ſchlafen, wenn ſie Kummer haben,“ ſagte Meiſter Wolfram; der Pfleger wußte auch mit dieſer Bemerkung nichts anzufangen, er beſann ſich jetzt, daß die Brüder mit der Mahlzeit warteten, und ſchritt, von dem Baumeiſter gefolgt, dem Blockhauſe zu, welches das Refektorium enthielt.

Dort waren allerdings die einfachen Speiſen längſt aufgetragen, und Herr Werner von Staden beſonders hatte ſchon mehrfach, wo er es für angebracht hielt, ſein Bedauern geäußert, daß der ſchöne Peterſilienfiſch kalt werden müſſe. Daran jedoch, daß die Mahlzeit unluſtig verlief, war nicht der kalte Fiſch ſchuld, auch nicht die äußerlich ſtrenge Form der Ordensregel; damit wäre ein anderer wohl fertig geworden, der Pfleger von Lochſtedt aber merkte es ſehr wohl, daß er unter den Brüdern nur eine untergeordnete Rolle ſpielte, ſobald eine allgemeine anſtändige Freiheit geſtattet war; darum hütete er ſich, den Zwang der Satzung zu lockern, und ſo war eigentlich jeder von den Tiſchgenoſſen froh, wenn die Schemel wieder gerückt wurden.

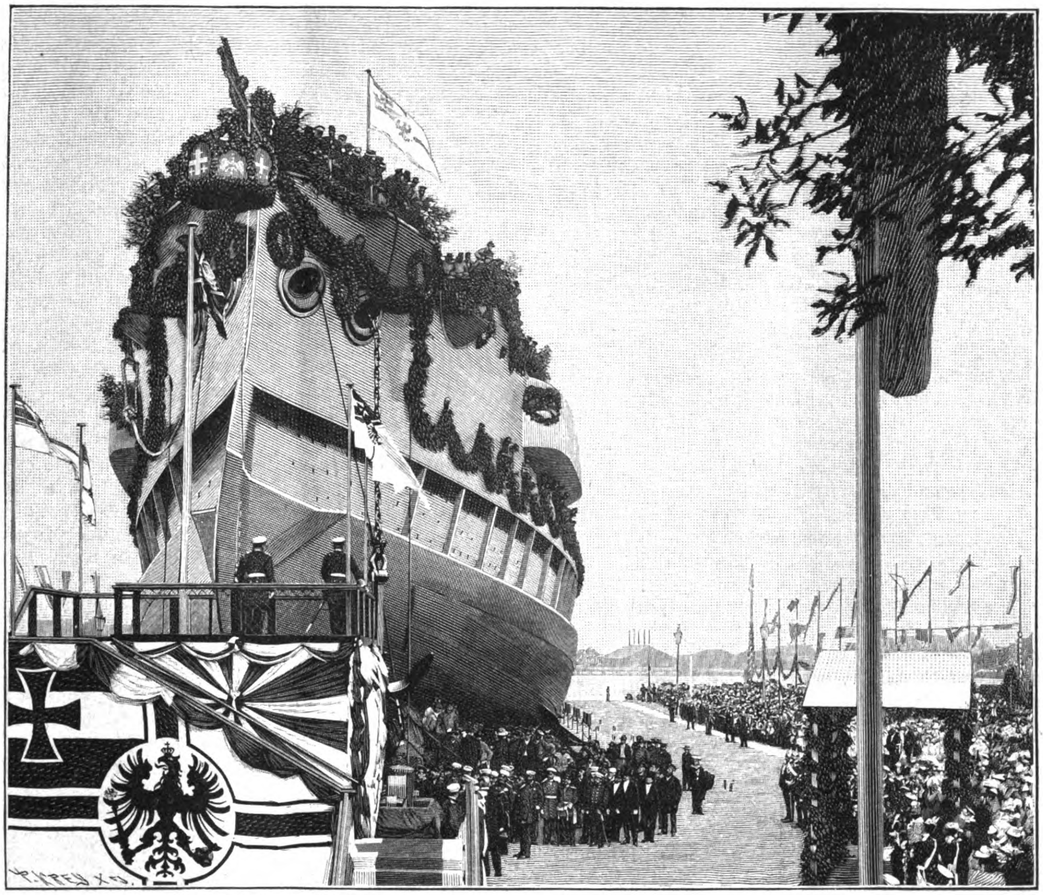
Eben nur hatten dröhnende Hammerſchläge die ruhende Menge zur Wiederaufnahme der Arbeit gerufen, als auch Meiſter Wolfram wieder ins Freie trat; Bruder Honeſtus verließ gleichzeitig eines der Nebengebäude, in welchem er mit anderen Aufſehern und Werksgeſellen ſich erfriſcht hatte. „Ein ſtarkes Regiment führen Sie hier,“ ſagte er, ſich die Lippen wiſchend, „bei dieſem Heidenvolk wird es wohl nötig ſein; aber der Gerechte muß mit darunter leiden.“ Er ſah den Baumeiſter mit einem dreiſten Blick an, ob er ihn wohl in ein Geſpräch verflechten könnte; doch der wußte ſich dagegen zu wehren:

„Ja, ich ſehe, daß du's eilig haſt, Bruder Honeſtus,“ erwiderte er zur Seite tretend, „ich will dich nicht aufhalten.“

Der Mönch konnte nicht anders, als ſchnell fürbaß ſchreiten; als geeigneten Ausdruck ſeiner Empfindungen unterließ er's nicht, verſtohlen die ausgeſpreizten Finger der rechten Hand an die Naſe zu legen. Bald war er unter der bewegten Menſchenmenge verſchwunden. Meiſter Wolfram ſchritt der Stelle wieder zu, an welcher er zuletzt mit dem Pfleger wegen der Bauanlage verhandelt hatte; er hatte während der Mahlzeit der Sache weiter nachgedacht und wollte gleich noch einmal zuſehen. Dabei fiel ſein Blick auch wieder auf jenen Birkenhügel, auf welchem Gerwien ſeine Mittagsruhe gehalten. Die Frau ſaß noch dort und legte das Eßgeſchirr in den Kober, wohl um es heimzutragen; der Mann kam eben mit den Ochſen von der Tränke zurück. Jetzt ging er daran, ihnen die Joche aufzulegen, und Naruſſa legte, ohne daß deshalb ein Wort geſprochen wäre, mit Hand an. Flink, geſchickt und mit natürlicher Anmut bewegte ſie ſich, und die Tiere ſchienen ihr beinahe noch williger zu folgen, als dem Manne.

Nun war der Wagen beſpannt, auf den Zuruf Gerwiens ſetzte ſich das Fuhrwerk ſchwerfällig in Bewegung; er und die junge Frau, die ihren Kober aufgenommen hatte, ſchritten langſam nebenher.

Meiſter Wolfram gab ſich keine Rechenſchaft darüber, was bei dieſem einfachen Hergange ſeine Teilnahme erregte; es war wohl die Erinnerung an das fröhliche Feſt, das er geſtern mit angeſehen, und an das jähe Ende desſelben. Er folgte den Davonſchreitenden lange mit den Augen. Auch als jetzt Naruſſa mit leichtem Kopfnicken einen ſchmalen, umbuſchten Seitenpfad eingeſchlagen hatte, der ſie ſchnell dem Blick entzog, ſah er noch dem Manne nach, der ſeinen Wagen den qualmenden Kalkgruben zulenkte. Nun hob Gerwien den eiſenbeſchlagenen Treibſtecken, nicht zum Schlagen, aber um den Tieren ein Zeichen zu geben, denn auf der letzten Strecke führte der Weg bergan — dann blieb er mitten in der Bewegung ſtehen, wandte den Kopf einen Augenblick wie lauſchend zur Seite und ſprang plötzlich ſeitwärts ins Gebüſch in der



Oberwerftdirektor. Kaiſer Wilhelm. Pavillon des Kaiſers.

Stapellauf S. M. S. Kurfürſt Friedrich Wilhelm in Wilhelmshaven am 30. Juni in Gegenwart des Kaiſers.
Nach einer Photographie von Fr. Kloppmann in Wilhelmshaven.

Richtung, in welcher Naruſſa verſchwunden war. Der Wagen ſtand ſtill; die Tiere hatten die Entfernung ihres Führers gleich gemerkt und ſich zu Nutz gemacht.

Bald darauf ließ ſich auch aus jenem Buſchwerk her Geſchrei und Rufen vernehmen; von den in der Nähe beſchäftigten Arbeitern liefen nicht wenige hin, nachzuſehen, was es gäbe, ein paar Aufſeher folgten, jetzt auch ein Teil der Mannſchaft, die aufgeboten war, für Ordnung und Sicherheit bei der großen Menſchenanſammlung zu ſorgen. Meiſter Wolfram ſcheute ſich, gewöhnliche Neugier zu zeigen, doch trieb ihn der Gedanke, den Gerwiens könne ein neues Unheil zugeſtoßen ſein, wider Willen vorwärts. Als er ſich dem Orte der Handlung näherte, kam ihm ſchon die von dort zurückſtrömende Menge entgegen. Zwiſchen laut ſprechendem und ſich lebhaft gebärdendem Volk wurde ein Toter oder Schwerverletzter daher getragen. An dem dunklen Gewande desſelben konnte der Baumeiſter gleich bemerken, daß es Gerwien nicht ſei, nahe herzutretend erkannte er mit Erſtaunen den Bruder Honeſtus, der, aus einer klaffenden Kopfwunde blutend, ſich ohne jede Spur von Bewußtſein befand. Und dort erſchien auch ſchon, von der Wachtmannſchaft geführt, der, dem die Schuld an dem Unheil zufiel — das war Gerwien: in ſtummem Trotz, die Augen am Boden, die Arme rückwärts gebunden, ging er zwiſchen zwei Wächtern, welche Mühe hatten, die leidenſchaftlich herandrängende Naruſſa zurückzuhalten.

Ohne lange zu überlegen, ging Meiſter Wolfram auf den Gefangenen zu: „Um Gottes willen, Mann,“ ſagte er, vor ihm ſtehen bleibend, „was haſt du gethan?“

„Da fragſt du umſonſt, Herr!“ ſchalt einer der Wächter, „das iſt ein verſtockter Menſch. Noch hat er ſich mit keinem Wort über ſeine ſchwere That ausgelaſſen.“

Aber der ſo Geſcholtene mußte aus des Baumeiſters Frage den Ton wahrer menſchlicher Teilnahme herausgehört haben; er hob den Kopf und rief, nicht wie ein Angeklagter, ſondern als Klage er ſelbſt: „Mein Weib rief mich zur Hilfe gegen den ſchwarzen Kerl — den Ochſenſtecken hatte ich in der Hand — an das Eiſen dran habe ich nicht gedacht.“

Die Umſtehenden riefen allerlei durcheinander, aber nur wenig dem Gefangenen Günſtiges, obgleich ſie zumeiſt ſeine Volksgenoſſen waren; viele fürchteten ſich, Partei für ihn zu nehmen, manche hofften, durch das Gegenteil Gunſt zu erwerben: Knechtſchaft erzeugt knechtiſche Gedanken. Mit wirrem Haar, zerriſſenem Gewand und überſtrömenden Augen warf ſich Naruſſa vor die Füße des Meiſter Wolfram: „Hilf ihm, Herr!“ ſchrie ſie ſchluchzend, „hilf ihm! Er hat nichts Unrechtes gethan!“

Dem Baumeiſter wurde es erſpart, nichtsſagenden Troſt geben zu müſſen, da in dem Augenblick der Pfleger auf dem Platze erſchien, um Ordnung zu ſchaffen. Mit wenigen ſcharfen Worten wies er zuerſt die Aufſeher zurecht, die alsbald die müßige Menge wieder nach ihren Arbeitsplätzen ſcheuchten; den immer noch beſinnungsloſen Honeſtus, der nur manchmal durch ſchweres Stöhnen ein Lebenszeichen gab, hieß er nach der Krankenzelle tragen. Ohne den Gefangenen eines Wortes zu würdigen, befahl er den Wächtern, ihn wegzuführen und in den Block zu ſchließen — ihn zu verhören, ſei jetzt keine Zeit; „das Weib bleibt zurück!“ mit dieſen Worten und in einem Tone, der jeden Widerſpruch aufſchob, ſchloß er ſeine Anordnungen. In kurzer Friſt war denn auch der Platz, auf dem eben ſo heftige Bewegung geherrſcht hatte, von allen verlaſſen bis auf den Pfleger und Meiſter Wolfram. Auch Naruſſa, das arme Weib, hatte es nach einem ſcheuen Aufblick zu dem ſtrengen Gebietenden für beſſer gehalten, ſich für jetzt zu entfernen. Mit zögerndem Schritt und oft an den Augen wiſchend, ging ſie zu dem verlaſſenen Fuhrwerk, ſpannte die Ochſen ab und führte ſie — wohl fürchtend, man könne ihr Vieh zurückbehalten — in der Richtung ihrer Heimat davon.

„Dieſer Gerwien ſieht aus, wie eine rechte Zielſcheibe für das Unglück,“ ſagte der Baumeiſter, halb zu ſich ſelbſt redend.

Der Pfleger hörte den Ton des Mitleids in den Worten; der war ihm durchaus nicht zuſagend. „Unglück?“ rief er grollend, „geſtern verriet er ſeinen Glauben, heute erſchlägt er einen armen Diener der Kirche — iſt das Unglück?“

„Er ſagt, dieſer Bruder habe ſich an ſeinem Weibe vergriffen,“ entgegnete Meiſter Wolfram.

Der Pfleger lachte ärgerlich. „Sagt er? Wer hat's geſehen? Sein Weib iſt ihm ja nicht mehr als ein Haustier, aber dem Erſten, der vielleicht achtlos daran rührt, ſchlägt er den Schädel ein. So ſind die Menſchen hier — ganz und gar des Teufels — lerne ſie erſt kennen!“

Dem Baumeiſter ſchien es nicht klug, ſeine Kenntnis von der Art des Bruder Honeſtus vor der Zeit preiszugeben, aber er wollte ſich's nicht verſagen, zu gunſten der geſcholtenen Samländer im allgemeinen anzuführen, was er wußte: „Der Schiffer, mit dem ich geſtern ankam, erzählte mir, daß an der preußiſchen Küſte das grauſame Strandrecht niemals geübt wurde und auch einem Schiffbrüchigen gegenüber immer die Heiligkeit des Gaſtrechts gegolten hat. Deſſen können wir uns in chriſtlichen Landen nicht überall rühmen.“

Empfand der Pfleger die Worte wie eine Erinnerung an ſein früheres geſetzloſes Gewerbe? Was auch die Urſache war, es lief ihm dunkelrot über die Stirne, als er ſagte: „Selbſt der Satan verſteht es, ein ſchönes Geſicht zu zeigen, wenn er die Kinder des Lichts täuſchen will. Übrigens — was haben wir mit Schiffermärchen zu thun? Den Totſchläger zu richten, iſt aber nicht meine Sache; das ſteht dem Komtur zu, den wir in ein paar Wochen erwarten dürfen. Es wird gut ſein, wenn du ihm den Bau, der ihm wichtig iſt, fleißig gefördert, zeigen kannſt.“

Da er ſo nach Art kleiner Geiſter ſich wieder in Vorteil geſetzt zu haben glaubte, brach der Pfleger das Geſpräch ab und ging ſeines Weges. Auch Meiſter Wolfram begab ſich zurück an ſein Geſchäft, doch währte es lange, bis ihn dieſes ſo ganz in Anſpruch nahm, daß er darüber das eben Erlebte vergeſſen konnte.

Unterdeſſen ſaß Gerwien im Block, und der Block war eine ſehr geſchickte Anſtalt, um jemand zum Stillſitzen zu nötigen: vier ſchwere Eichenklötze übereinandergelegt, je zwei und zwei auf dem einen Ende durch eiſerne Bänder, auf dem anderen durch einen Überwurf mit Vorhängeſchloß verbunden, jedes Paar in geſchloſſenem Zuſtande zwei runde Öffnungen zeigend, die unteren für die Beine, die oberen für die Arme des Gefangenen, der ſeine Gliedmaßen erſt wieder bewegen konnte, wenn die Klötze geöffnet wurden — das Ganze ſehr einfach und ſehr zweckmäßig: es bedurfte keiner gemauerten Zelle, keiner eiſenbeſchlagenen Thür und keines vergitterten Fenſters, einen Gefangenen zu halten; man konnte ihm den Genuß des unbeſchränkten Sonnenlichts und der freien Luft geſtatten, allerdings auf Koſten ſeiner Bequemlichkeit; denn der Block war nur nach dem Maß des Durchſchnittsmenſchen, nicht für den einzelnen gearbeitet, und Eichenholz iſt ein ſehr unnachgiebiges Material. Davon konnte auch Gerwien ein Lied ſingen, und das hatte er in der erſten Stunde ſeiner Gefangenſchaft reichlich gethan mit Stöhnen und Seufzen; aber dann war er ſtill geworden; es hörte ihn niemand oder es ſchien wenigſtens ſo. Der Block ſtand in einem offenen Schuppen, der ſich an die innere Seite des Pfahlwerks lehnte, womit die Wehrburg Lochſtedt umſchloſſen wurde, unweit des Waſſers und des Bohlwerks, daran die Lübecker Galere vertaut war; und es war einſam an dieſer Stelle. Die Schiffsleute ſollten erſt am folgenden Tage mit dem Entlöſchen ihrer Ladung beginnen, ſie nützten den willkommenen Ruhetag in der einfachſten Art, indem ſie teils unter dem Deck, teils in allen möglichen Lagen und Stellungen auf demſelben ſchliefen. Die Mannſchaft der Burg aber befand ſich draußen bei der Arbeit auf der Bauſtelle. Nur gedämpft klang das Pochen und Hämmern, das Rufen und Peitſchenknallen von dort herüber; nichts bewegte ſich auf dem Platz, den das Auge des Gefangenen beherrſchte, als der Schatten, der länger und länger wurde, je mehr die Sonne ſich gegen den Horizont ſenkte.

Es konnte noch eine Stunde vor Sonnenuntergang ſein, und Gerwien dachte, daß er jetzt, unter anderen Umſtänden, zu Hauſe ſeine Ochſen an den kleinen Teich zur Tränke führen würde. Das erinnerte ihn daran, daß er ſelbſt durſtig war und ließ ihn voll Verlangen den Waſſerkrug betrachten, den der Schließer unter dem Schuppen ſtehen gelaſſen hatte, um ihn am Abend bei der Speiſung des Gefangenen zur Hand zu haben. Auch Tantalus hat in ähnlicher Lage geſeufzt; wer will es dem armen Samländer verargen, daß er ſeufzte, und diesmal hörte ihn jemand.

In dem Blockhauſe, welches dem Schuppen zunächſt lag, befand ſich die kleine Zelle, welche dem Baumeiſter als Arbeitsraum angewieſen war; ſie enthielt zur Zeit wenig mehr, als ein paar Schemel und einen plumpen Tiſch, doch hatte Meiſter Wolfram auf dieſem einiges Schriftenwerk, Zeichnungen und ſein Arbeitsgerät niedergelegt. Nun war er von der Bauſtelle gekommen, um ſeine Papiere über etwas zu Rate zu ziehen, und je ſtiller es auf dem leeren Hofe war, deſto vernehmlicher war ihm der tiefe Seufzer Gerwiens. Sich umwendend wurde er des Gefangenen und der unglücklichen Lage desſelben gewahr, und, von Mitleid bewegt, trat er raſch auf ihn zu.

„Kann ich dir mit etwas helfen — haſt du mir etwas zu ſagen?“ fragte der Baumeiſter, aber ſchon hatte er auch den begehrlichen Blick bemerkt, den Gerwien auf den Waſſerkrug richtete. Ohne ſich zu beſinnen, nahm er das thönerne Geſchirr und hielt es an die Lippen des Durſtenden, der nun in gierigen Zügen trank. Den Krug wieder zur Erde ſetzend, fragte Meiſter Wolfram dann aufs neue: „Haſt du ſonſt noch einen Wunſch, den ich erfüllen kann?“

Gerwien, durch die unerwartete Gutthat überraſcht und verwirrt, verſuchte vergebens, zu überlegen, wie er wohl den günſtigen Augenblick ausnutzen ſollte — was ſollte er erbitten? wonach fragen?

„Was iſt aus meinen Ochſen geworden?“ waren die erſten Worte, die er endlich herausbrachte.

„Dein Weib hat ſie nach Hauſe genommen; ſie ſorgt wohl dafür,“ lautete die Antwort.

„Ja, ja, das thut ſie — ſie und der alte Mann, ihr Vater,“ ſagte der Gefangene leiſe; dabei war es doch, als würden ſeine trüben Augen heller.

„Du fragſt nicht nach dem Mönch, den du geſchlagen haſt,“ fuhr der Baumeiſter fort. „Wie ich höre, kann es ſein, daß er am Leben bleibt.“

Auf Gerwien ſchien dieſe Nachricht geringen Eindruck zu machen. „Das wird mir nichts helfen,“ ſagte er, „der Pfleger thut mir doch das Schlimmſte, was er kann.“

„Womit haſt du den Pfleger erzürnt?“ fragte Meiſter Wolfram.

Gerwien überlegte einen Augenblick. „Ich denke,“ antwortete er, „daß der Pfleger mir böſe iſt, weil ich auf meine Rechte und meine Freiheit halte und dabei doch nur ein kleines Gut habe. Die Freiheit eines kleinen Mannes wird alle Tage wieder vergeſſen, und alle Tage muß wieder darum geſtritten werden. Soll ich mein Recht verloren geben, weil der Pfleger es vergißt? Aber dafür ſchelten ſie mich widerſpenſtig und ungehorſam.“ Die Worte kamen langſam und ſtockend heraus, wie ſich die Gedanken des Redenden langſam entwickelten und ordneten.

Meiſter Wolfram hielt es für bedenklich, dieſe Dinge weiter zu erörtern. „Der Pfleger wird dich nicht richten, ſondern der Komtur von Samland, wenn er von Königsberg herkommt.“ Das ſollte tröſtlich ſein, verfehlte aber die beabſichtigte Wirkung.

„Der Komtur wird ſo richten, wie der Pfleger es ihm ſagt,“ erwiderte Gerwien mit einem tiefen Seufzer.

Für einen gutgearteten Menſchen iſt es ſchwer, einen Troſtbedürftigen allein zu laſſen, auch wenn er ihm nur kalten Troſt geben kann; aber Wolfram von Gernrode ſah ein, daß ſein längerer Verkehr mit dem Gefangenen, wenn bemerkt, übel gedeutet werden könnte. „Habe Geduld,“ ſagte er, „verliere nicht den Mut!“ Dabei wandte er ſich um, zu gehen.

Der arme Gerwien ſuchte in aller Haſt ſich zu beſinnen, um was er den anderen, der ihn nun wieder allein laſſen wollte, noch bitten könnte. „Wenn du Naruſſa, mein Weib, ſiehſt, ſag' ihr, ſie ſoll das junge Pferd nicht vergeſſen!“ waren ſeine letzten Worte, die der Baumeiſter nur noch mit einem Kopfnicken beantwortete, ehe er in ſeine Zelle trat, aus der er dann bald wieder hervorkam, um ſich auf die Bauſtelle zu begeben.

Gerwien hatte ihm nachgeblickt, bis er hinter der nächſten Ecke verſchwunden war; nun ließ er den Kopf ſinken, ſchloß die Augen, damit ſie nicht immer das dunkle Eichenholz dicht vor ſich ſehen müßten, und zählte ſich in Gedanken vor, was er alles zu bitten oder zu fragen vergeſſen hatte. Er war ganz in dieſes ſelbſtquäleriſche Geſchäft vertieft, als er wie durch einen magnetiſchen Einfluß merkte, daß wieder ein Menſch in ſeiner Nähe ſich befinde. Er ſchlug die Augen auf — ja, da war er, gerade vor ihm, ein älterer Mann mit verwittertem Seemannsgeſicht, der die Einrichtung des Blocks mit mehr Neugierde als Teilnahme muſterte. Es war Jakob, der Lübecker Steuermann, der, während ſeine Leute ſchliefen, ſich die Zeit durch allerlei Betrachtungen zu vertreiben ſuchte.

Der im Block ſaß und der, welcher davor ſtand, ſahen ſich eine Weile mit großen Augen ſtarr an; dann begann Jakob bedächtig: „Das iſt ein verſchmitztes Ding! Wie ſitzt ſich's denn da drin?“

„Schlecht!“ ſagte Gerwien, „wenn ich mich wenigſtens mit dem Rücken anlehnen könnte!“

Jakob ſah ſich in dem Schuppen um; ſein geübtes Auge hatte bald gefunden, was er brauchen konnte: in einem Winkel ſtand ein großes leeres Faß. Das rollte er heran und ſtellte es ſo hinter dem Gefangenen auf, daß dieſer ſeinen Rücken daran ſtützen konnte.

„Das thut gut!“ ſagte Gerwien mit einem Seufzer der Befriedigung.

„Das glaube ich,“ meinte Jakob; dann, nach einigem Überlegen, fragte er: „Warum haben ſie dich da hinein geſteckt?“

„Weil ich dem Mönch ein Loch in den Kopf ſchlug,“ war Gerwiens Antwort.

Jakob hatte ſchon etwas von der Sache gehört. „Dem ſchwarzen Bruder von der Oliva,“ ſagte er, mit dem Kopfe nickend, „war's denn ein großes Loch?“

Gerwien wollte, ſeine Lage vergeſſend, mit den Händen ein Maß bezeichnen; als er ſchmerzlich daran erinnert wurde, daß ihm ſolche Bewegung verſagt war, zuckte er mit den Schultern und ſagte: „Er fiel um und rührte ſich nicht; aber ich denke, er kann ſich wieder erholen.“

„Und was hatte er dir gethan?“ fragte der Steuermann.

„Er vergriff ſich an meinem Weibe — ſie rief mich zu Hilfe,“ antwortete der Gefangene in einem Tone, dem die innere Erregung anzuhören war.

„Das Mönchsvolk hat den Teufel im Leibe,“ ſagte Jakob zuſtimmend. „Dieſen kenne ich; er war ja auf unſerem Schiff — ein kodderiger Kerl, der faſt die ganze Fahrt über in der Koje gelegen hat. Wenn man dem auf den Kopf ſchlägt, kann's doch ſo viel nicht koſten?“ (Fortſetzung folgt.)

Auf der Seehundsjagd.

(Abdruck verboten.)

Lange hatte der weiche Südweſt angehalten. Mit Baden, Segeln und Ausflügen nach den freundlichen Dörfern der Inſel war die Hälfte meines Urlaubs ſchnell verſtrichen, als nach einem ſchönen windſtillen Abende, an welchem ich mit Freunden beim Klange der Kurkapelle auf der Strandpromenade auf und ab gewandert war, ſich endlich der Oſtwind aufthat und mir die langerſehnte Ausſicht auf eine erfolgreiche Seehundsjagd bot.

Früh am nächſten Morgen friſcher Nordoſt, klarer Sonnenſchein! Wenn auch bis auf vier Strich hart am Winde ſegelnd, machte unſer ſtattliches Boot, leicht auf und nieder tauchend, als nickte es dem entſchwindenden Ufer noch mutwillig ſeinen Abſchied zu, doch ſo viel Fahrt, daß die nachgeſchleppte Jolle den Vorderſteven hoch aus dem Waſſer hob.

In kurzer Zeit war „Robbenſand“ erreicht, die Kette raſſelte nieder, und weil die Ebbe noch nicht genug vorgerückt, ward der gut verpackte Frühſtückskorb zur Hand genommen. Der Bootführer hatte inzwiſchen ſeinen grauleinenen Anzug angelegt, ſich die geſtrickte enge Mütze über die Ohren gezogen, und in der Jolle landeten wir an der flachen Seite der Sandbank, wateten durch das warme Waſſer, und auf dem feinen, feſten Sande ging es langſam die flach geneigte Sandbank hinan.

Der Führer hatte den ſpitzen Haken in den Gürtel ſeines Anzuges geſteckt und ließ den 16 Fuß langen Schaft auf dem Sande nachſchleppen. Daß dieſes einfache Gerät auf einer Seehundsjagd wichtiger ſelbſt als die Flinte, ſollte ich, ein Neuling in dieſem intereſſanten Sport, erſt ſpäter erfahren.

Faſt war der höchſte Punkt der langgeſtreckten Sandbank erreicht, als ein ziſchendes Geräuſch und hoch aufſpritzende Wellen uns die Stelle bezeichneten, die von den aufgeſcheuchten, ſich ins Waſſer ſtürzenden Robben, ſechs an der Zahl, ſoeben verlaſſen wurde.

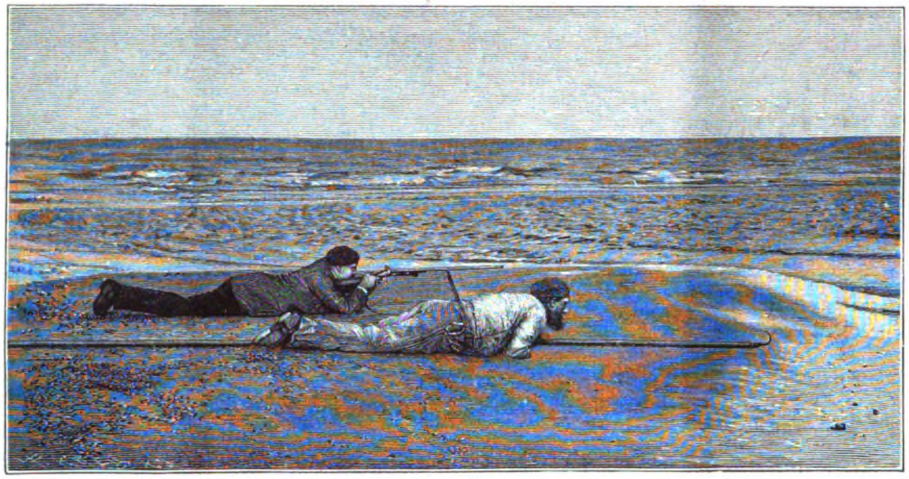
Im Laufſchritt ging es jetzt vorwärts, und gleich darauf lag der Führer lang ausgeſtreckt vor mir, in ſeinen eng anſchließenden Kleidern einem Seehunde täuſchend ähnlich, während ich, den auf der Fahrt mir in knappen klaren Worten eingeprägten Inſtruktionen folgend, meinen Kopf kaum zu erheben wagte, die Flinte im Anſchlage bereit. Gleich darauf tauchte in hundert Schritt Entfernung ein großer ſchwarzer Kopf aus der See empor, glitt langſam in großem Bogen an uns vorüber, die borſtige Schnauze hoch hebend, bis wir ihn aus den Augen verloren und mir ſchon der Mut zu ſinken begann bei dem Anblicke einer verfehlten Jagd.

Die den Seehunden genau nachgeahmten Bewegungen meines Gefährten ließen meinen Blick eine andere Richtung einſchlagen, in welcher in raſchem Schwimmen ein anderer Kopf direkt auf uns zukam. Schon wollte ich losdrücken, als ein warnender Blick des Führers mich daran hinderte. Gleich darauf das erſehnte Zeichen. Der leichte Wind trieb mir den Pulverdampf in die Augen, und als ich, hiervon geblendet, wieder aufblicken konnte, war mein Gefährte ſchon bis unter die Arme ins Waſſer geſprungen und hatte ſeinen langen Haken in den toten Seehund geſchlagen, der ſonſt unfehlbar auf der ſteilen Böſchung von dem reißenden Ebbeſtrom entführt wäre.

Kaum lagen wir nun in unſerer früheren Stellung, meine Flinte ruhte auf dem vor mir hingeſtreckten Seehunde, als auch ſchon zwei andere Köpfe zugleich ſichtbar wurden und mein Schuß, ohne das Zeichen abzuwarten, krachte. An der Stelle, wo ſoeben der Kopf emporgetaucht, ſpritzte das Waſſer mit klatſchendem Geräuſch hoch auf, mir ein ſicheres Zeichen, daß auch diesmal mein Schuß getroffen. „Sie haben zu kurz geſchoſſen, Herr, wie es ſo vielen gewandten Jägern paſſiert, die ſtets die Entfernungen auf der See zu gering taxieren,“ ſagte der Führer. Das Aufſpritzen des Waſſers, durch plötzliches, blitzſchnelles Untertauchen des erſchreckten Tieres verurſacht, gilt dem erfahrenen Jäger als ſicherer Beweis, daß ſein Schuß fehl ging. Ein getroffener Seehund ſinkt lautlos, ohne merkliche Bewegung unter, und nur das durch Blut gerötete Waſſer läßt die Stelle erkennen, an der das Tier verſank.

Der Wind war noch mehr aufgefriſcht, durch meinen verfehlten Schuß war die Jagd auf „Robbenſand“ für lange Zeit unmöglich gemacht. Mit niedergelaſſenem Großſegel, nur mit dem Fock vorm Winde ſegelnd, ſahen wir bald das dichte grüne Laub der Promenade. Nach einigen Tagen ging mein Urlaub zu Ende, gar zu bald mußte ich das mir ſo lieb gewordene Wyk verlaſſen, nachdem bei anhaltendem Oſtwinde noch verſchiedene Herren auf die Jagd geſegelt waren und andere Sandbänke aufgeſucht hatten. Jakob Broders, unſer Seehundsjäger, hatte mir das ſchön gegerbte Fell im Kurhauſe auf mein Zimmer gebracht, und beim Abſchiede mußte ich noch meinen Namen mit Tag und Datum der erlegten Beute in ſein Schießregiſter eintragen, welches, genau geführt, von der großen Beute vieler Herren berichtet, des Herzogs Ferdinand von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, des Fürſten Lobkowitz, Generals von Schachtmeyer u. a. m. Doch weit hervorragend unter all dieſen ſtand der Name eines jetzt leider verſtorbenen treuen Kurgaſtes, des Barons von Biele, der wohl über hundertfünfzig Seehunde erlegte.

Auf der Rückreiſe in Huſum traf ich unerwartet mit einem alten Freunde zuſammen, der mit ſeiner großen Familie nach Wyk reiſte, um ſich in der ſalzigen Flut und ſchönen Luft zu kräftigen. Vieles erzählte er mir noch von ſeinem vorjährigen Aufenthalte in Wyk, rühmte als einzig wahres Vergnügen das Segeln bei hohem Seegang und den Robbenfang bei den gegenüberliegenden Halligen und



Seehundsjagd an der Nordſee.

ſchilderte in langer Rede, wie dort an windſtillen Tagen Himmel und Meer violett gefärbt, ohne abgegrenzten Horizont ins Unendliche ineinander verſchwimmen, und die feuchte, flimmernde Luft phantaſtiſche Luftſpiegelungen hervorruft. So ſuchen viele und jeder findet an der ewig wechſelnden See ſtets einen gerade ihn intereſſierenden Sport und Vergnügen.

„Ich kenne die Nordſee in jeder Geſtalt, gewaltig, wild und brandend an Schottlands zackiger Küſte,“ ſo ſchloß er, „doch nirgends ſo freundlich lächelnd an warmen Sommertagen und abends beim Mondſchein wie vor Wyk, und ich meine, daß erſt hier Walter Scotts Worte die rechte Anwendung finden:“

„Am Himmel iſt das ſchönſte die Sonne und auf der Erde die Nordſee.“

Ein Kurgaſt im Nordſeebade Wyk auf der Inſel Föhr.

Zum Gedächtnis Profeſſor Wilhelm Webers.

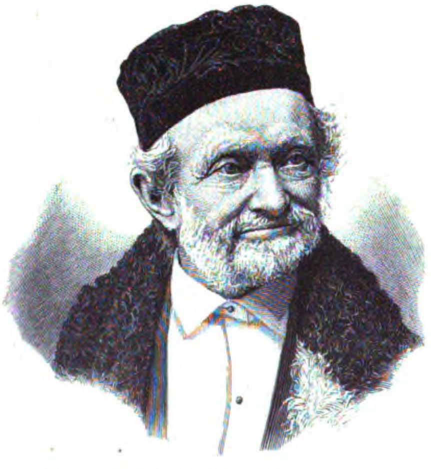
(Abdruck verboten.)

Am 24. Juni dieſes Jahres trug der elektriſche Funke aus der Gelehrtenſtadt Göttingen die kurze Nachricht in alle Welt: „Geheimrat Profeſſor Dr. Weber, der Erfinder des Telegraphen, iſt geſtorben.“

Es bedurfte dieſer Todesnachricht, um der Mehrzahl von uns in das Gedächtnis zurückzurufen, welches gewaltige, die Welt umſpannende Geſchenk wir dem großen Forſcher verdanken. Mehr denn ein halbes Jahrhundert iſt vergangen, ſeit er von ſeiner ſtillen Denkerwerkſtätte aus den erſten brauchbaren elektriſchen Telegraphen in Betrieb ſetzte, um dann, der echte deutſche Gelehrte alten Schlages, den praktiſchen Ausbau und die Ausbeute ſeiner Erfindung ohne Bedenken, ohne jede perſönliche Rückſicht anderen zu überlaſſen. Ihm genügte der wiſſenſchaftliche Erfolg — mochten, wie ſein Mitarbeiter Gauß wohl ſagte: „die Geiſter zweiter Ordnung“ mit dem elektriſchen Funken, den er zum Dienſte der Menſchheit gezwungen, nach ihrem Gutdünken ſchalten nnd walten. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun.

Es war im Jahre 1833. In ſeinem beſcheidenen phyſikaliſchen Laboratorium zu Göttingen ſann und arbeitete der jugendliche Profeſſor der Phyſik Wilhelm Weber — räumlich weit von ihm getrennt folgte ſein Freund und Kollege Johann Carl Friedrich Gauß, der gewaltigſte Mathematiker und einer der berühmteſten Aſtronomen ſeiner Zeit, von der Höhe der Sternwarte aus dem Lauf der Himmelskörper. Vielfach berührten ſich ihre Arbeiten, ein ſteter Gedankenaustauſch war beiden Bedürfnis: ſo ſtellte denn Weber — welchen Anteil Gauß an dem Gedanken zufällt, wurde niemals ermittelt — eine Drahtverbindung zwiſchen beider Arbeitsſtätten her, leitete den elektriſchen Strom hindurch und erſann für Freund Gauß und ſich je einen Zeichengeber, der die Buchſtaben des Alphabets, die hüben zu Worten aneinandergefügt wurden, drüben durch den Ausſchlag eines Magnetſtabes getreulich wieder anzeigte. Es war ſo einfach, es war eine Bequemlichkeit zum Privatgebrauch — und es war doch ſo unendlich viel!

In einer Nummer des Jahrgangs 1834 der „Göttingiſchen gelehrten Anzeigen“ findet ſich die erſte Notiz über jene Telegraphenleitung: „Wir können,“ heißt es dort, „eine mit den beſchriebenen Einrichtungen (des phyſikaliſchen Obſervatoriums) in genauer Verbindung ſtehende großartige und in ihrer Art einzige Anlage nicht unerwähnt laſſen, die wir unſerem Profeſſor Weber verdanken. Dieſer hat bereits im vorigen Jahre von dem phyſikaliſchen Kabinett aus über die Häuſer der Stadt hin bis zur Sternwarte eine doppelte Drahtverbindung geführt; dadurch bildet ſich eine große galvaniſche Kette, worin der Strom eine Drahtlänge von faſt 9000 Fuß zu durchlaufen hat. Der Draht der Kette iſt größtenteils Kupferdraht von der im Handel mit 3 bezeichneten Nummer... Die Wichtigkeit und Sicherheit, womit man durch den Kommutator die Richtung des Stromes und die davon abhängige Bewegung der Nadel beherrſcht, hatte ſchon im vorigen Jahre eine Anwendung zu telegraphiſchen Signaliſierungen veranlaßt, die auch mit ganzen Worten und kleinen Phraſen auf das vollkommenſte gelang. Es leidet keinen Zweifel, daß es möglich ſein würde, auf ähnliche Weiſe



Wilhelm Weber, der Erfinder des Telegraphen. †

eine unmittelbare telegraphiſche Verbindung zwiſchen zwei eine beträchtliche Anzahl von Meilen voneinander entfernten Orten einzurichten.“

Die Gerechtigkeit erfordert, zu erwähnen, daß Weber auf gründlichen Vorarbeiten fußte, als er die Leitung zwiſchen der Gaußſchen Sternwarte und ſeinem Laboratorium betriebsfähig herſtellte. Schon im Jahre 1809 hatte der Münchener Gelehrte Samuel Thomas von Sömmerring ziemlich umfaſſende und recht glückliche Verſuche, mittelſt des galvaniſchen Stroms zu telegraphieren, gemacht; 1820 hatte Ampère und 1829 Fechner bereits vorgeſchlagen, die Ablenkung der Magnetnadel zur Zeichengebung zu benutzen. Aber alle dieſe Verſuche und Anregungen waren doch nicht aus dem Stadium des Experimentierens herausgekommen und haben einen nur hiſtoriſchen Wert. Sie beweiſen den allgemein gültigen Grundſatz, daß eine große Erfindung faſt niemals der Denkkraft eines einzelnen entſpringt — aber ſie verkleinern nicht den Ruhm eben dieſes einzelnen Mannes, der alle vorhergegangenen Anläufe mit ſicherer Hand zuſammenfaßt und das Unfertige zum Fertigen, Vollendeten wandelt. So können auch die Verdienſte eines Sömmerring, eines Ampère ꝛc. den Ruhm Wilhelm Webers nicht mindern, die erſte wirklich dauernd betriebsfähige, größere Telegraphenleitung hergeſtellt und damit die praktiſche Brauchbarkeit der elektriſchen Telegraphie endgültig erwieſen zu haben. —

Wilhelm Eduard Weber entſtammt einer echten Gelehrtenfamilie. Am 24. Oktober 1804 wurde er zu Wittenberg, als zweiter Sohn des weitbekannten Theologen Michael Weber geboren. Er beſuchte das Pädagogium des Frankeſchen Waiſenhauſes in Halle und ſpäter die Hallenſer Univerſität. Schon als Schüler nahm er an den experimentalen Unterſuchungen ſeines älteren Bruders Ernſt Heinrich, der in Leipzig ſtudierte, erfolgreichen Anteil und gab 1825 mit dieſem gemeinſam die epochemachende „Wellenlehre“ heraus, der erſte Verſuch, über die Wellenbewegung von Flüſſigkeiten auf Grund ſorgfältiger Unterſuchungen Klarheit zu erzielen.

Fred Morgan

Müde vom Ährenleſen. Nach dem Gemälde von Fred Morgan.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Im Jahre 1827 habilitierte er ſich an der Univerſität Halle, erhielt aber ſchon drei Jahre ſpäter, kaum ſiebenunddreißigjährig, einen Ruf als Profeſſor der Phyſik nach Göttingen. Hier knüpfte ſich ſein enges Freundſchaftsverhältnis zu Gauß, deren zunächſt für ſehr unbedeutend erachtetes, aber überaus folgenſchweres Ergebnis die Telegraphenverbindung zwiſchen beider Schaffensſtätten war. Indeſſen iſt dieſe Verwendung des elektriſchen Funkens doch nur eine Epiſode in Webers elektriſchen und magnetiſchen Forſchungen. Seine mit Gauß gemeinſam ausgeführten Unterſuchungen über den Erdmagnetismus, ſeine Abhandlungen über elektrodynamiſche Meßbeſtimmungen bilden einen guten Teil der Grundlagen, auf denen unſere heutige Kenntnis vom Weſen der Elektrizität ſich aufbaut.

Nicht nur jedoch auf den Reſultaten ſeiner Unterſuchungen, ſondern in ebenſo hohem Grade auf deren Methode beruht das Verdienſt des großen Mannes. Als er auftrat, war die naturwiſſenſchaftliche Forſchung in einem Wuſt naturphiloſophiſcher Phantaſieen befangen; er und ſeine Brüder ſtellten die exakte, ſcharfe Beobachtung an den ihr gebührenden Platz, ſie gaben dem Experiment, der Erfahrung das Recht, welches dieſen gebührt. Webers Beiträge zur Akuſtik, die Unterſuchung über die Wellentheorie, vor allem dann das mit ſeinem jüngeren Bruder Eduard Friedrich gemeinſam bearbeitete Werk über die „Mechanik der menſchlichen Gehwerkzeuge“ waren nach dieſer Richtung hin geradezu bahnbrechend. Wie ſeine Verſuche über die Wellenlehre unſere geſamten heutigen Anſchauungen von der Blutbewegung im tieriſchen Körper begründeten, ſo erklärte er zuerſt die geſamte Mechanik der Bewegungen des menſchlichen Körpers nach beſtimmt formulierten Geſetzen der Phyſik: klingt es uns heute nicht wunderbar, daß er den Beweis lieferte, wie das Hüftgelenk durch die Einwirkung des Luftdruckes in der Gelenkſpanne feſtgehalten werde? Gediegen dem Inhalt nach, von vornehmer Einfachheit und Verſtändlichkeit in der Form werden Webers Schriften ſtets zu den klaſſiſchen Werken deutſcher Naturforſchung gezählt werden müſſen.

Aus ſeiner ſtillen Gelehrtenthätigkeit trat Wilhelm Weber nur einmal an die Öffentlichkeit: er gehörte zu jenen wackeren ſieben Profeſſoren der Georgia Auguſta, welche im Jahre 1837 gegen den Staatsſtreich Karl Auguſts von Hannover proteſtierten, indem ſie erklärten, ſich nach wie vor an ihren auf die Verfaſſung abgelegten Eid gebunden zu halten, den neuen Dienſteid aber verweigern zu müſſen: „Das ganze Gelingen unſerer Wirkſamkeit beruht nicht ſicherer auf dem wiſſenſchaftlichen Wert unſerer Lehren, als auf unſerer perſönlichen Unbeſcholtenheit. Sobald wir vor der ſtudierenden Jugend als Männer erſcheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenſobald iſt der Segen unſerer Wirkſamkeit dahin. Und was würde Seiner Majeſtät dem Könige der Eid unſerer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Männern ausginge, die eben erſt ihre eidliche Verſicherung freventlich verletzt haben!“

Ein Menſchenalter faſt iſt ſeit jenem Proteſt der „Göttinger Sieben“ dahingegangen, und gottlob! unſerer Generation iſt trotz aller Verbitterung der Parteien, unter der auch wir kranken, das Verſtändnis für die zu jener Zeit in dem Königreich Hannover herrſchenden Zuſtände kaum noch ohne weiteres möglich! Daß ſich aber Weber damals den beiden Grimms, Dahlmann, Gervinus, Ewald und Albrecht — Männern, deren Loyalität ebenſo unzweifelhaft war, wie ihre Überzeugungstreue — anſchloß, legt für ſeinen ehrlichen Charakter, für ſeine mannhafte Geſinnung das ſchönſte Zeugnis ab.

Auch Weber mußte die „Wut des alten Welfen,“ wie Treitſchke ſagt, empfinden. Auch er verlor ſeine Stellung — „Profeſſoren und Ballettänzerinnen könne man ja für Geld überall haben.“ Indeſſen wurde er wenigſtens nicht gleich Dahlmann und den beiden Grimms des Landes verwieſen, ſondern durfte als Privatgelehrter in Göttingen bleiben, um erſt 1843 an die Univerſität Leipzig überzuſiedeln.

In der Pleißeſtadt fühlte er ſich, ſo ſcheint es, nicht recht wohl. Jedenfalls folgte er 1849 mit Freuden einem erneuten Ruf an die Georgia Auguſta und hat ſeitdem Göttingen nicht wieder verlaſſen. Voll ſeltener Friſche lebte er hier, ſeiner ſtillen Gelehrtenarbeit, nie nach äußeren Erfolgen haſchend, ſondern in der eigenen Freude am wiſſenſchaftlichen Schaffen volles Genüge findend — auch darin ein leuchtendes Vorbild gegenüber dem Strebertum unſerer Zeit.

Der große Gelehrte trat daher — von dem engeren Kreiſe der Fachgelehrten abgeſehen — in den letzten Jahrzehnten wenig hervor. Er war nicht vergeſſen, aber ſein Ruhm ſchlummerte gleichſam. Als vor einigen Jahren die Verſammlung deutſcher Naturforſcher in der Hauptſtadt tagte, erinnerte man ſich auch der erſten Berliner derartigen Verſammlung im Jahre 1828. Und als man die Liſten der Teilnehmer an jener durchblätterte, da las man mit Staunen den Namen Wilhelm Weber: faſt wie ein Märchen erſchien es, daß derſelbe Mann als Achtziger noch unter den Mitlebenden und Mitſchaffenden weilte, der damals neben einem Berzelius, einem Oken, einem Heim geſeſſen hatte.

Und wie ein Märchen auch erſcheint es uns heute, wenn wir hören, „der Erfinder des elektriſchen Telegraphen iſt geſtorben“ — er iſt dahingegangen, als ſechsundachtzigjähriger Greis, ſchlicht und ſtill, wie er gelebt, ohne die Anerkennung und den Lohn der Welt für eine That einzufordern, welche uns das vielleicht wunderbarſte und wichtigſte Glied in der Kette aller modernen Verkehrsmittel gab.

Freilich! Wie viele der Namen von Männern, welche uns heute als Leuchten der Wiſſenſchaft gelten, werden längſt erloſchen und vergeſſen ſein, wenn man den Namen Wilhelm Weber noch mit Bewunderung nennt.

Hanns von Zobeltitz.

Gegen den Sklavenhandel!

(Abdruck verboten.)

Die Berichte aller Afrikareiſenden, aller Miſſionare, ſtimmen überein in der Schilderung der Schreckniſſe der Sklavenjagden, der Sklaventransporte, welche Centralafrika zu entvölkern drohen. Wiederholt hat es auch das Daheim für eine ernſte Pflicht gehalten, ſeinen Leſern, anknüpfend, an die neuen Erſcheinungen der Afrika-Litteratur, die grauenvollen Bilder vorzuführen, welche dieſe uns von dem erbarmungsloſen Treiben der arabiſchen Händler geben.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden: die bloße Unterdrückung der Sklaverei außerhalb Afrikas und vor den dem europäiſchen Einfluß unmittelbar zugänglichen Küſten genügt nicht, ja man darf vielleicht ſogar die Frage aufwerfen, ob deren Überführung in eine mildere Form, in eine Art Hörigkeit, nicht der völligen Aufhebung vorzuziehen ſei. Notwendig, ein Gebot der Menſchenliebe, iſt es, den arabiſchen Räubern energiſch zu Leibe zu gehen. Wir dürfen nicht verkennen, daß das Vorgehen des Deutſchen Reiches in Oſtafrika, ſo ſegensreich es für ſein Teil gewirkt hat, doch nur ein Anfang iſt, und daß wir nimmermehr auf halbem Wege ſtehen bleiben dürfen. Es würde überhaupt falſch ſein, die Löſung der ganzen Frage lediglich der Initiative der Regierungen zu überlaſſen; Hand in Hand mit ihnen muß vielmehr die werkthätige allgemeine Menſchenliebe eingreifen und ſich opferwillig geltend machen. Wir ſind uns wohl bewußt, daß unſerem Volk in allen ſeinen Kreiſen innerhalb des eigenen Vaterlandes zahlreiche Aufgaben der Nächſtenliebe zufallen, welche unſere Kräfte zunächſt in Anſpruch nehmen. Aber es hieße mit kleinem Maßſtab meſſen, wollten wir unſerem Können und unſerem Wollen nicht die Fähigkeit zuſchreiben, über jene hinaus auch den Pflichten gegen jene Unglücklichen gerecht zu werden, die unter der erbarmungsloſen Geißel der centralafrikaniſchen Menſchenräuber verbluten!

Unſer Kaiſer hat 1888 in der Eröffnungsrede des Reichstages betont, daß wir vor der Aufgabe ſtehen, Afrika für die chriſtliche Geſittung zu gewinnen, daß die Erfüllung dieſer Aufgabe mit der Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden zu beginnen habe. Das Ziel iſt uns geſteckt — wie es erreichen?

Die Sperrung der Straßen, auf welchen ſich die Sklaventransporte bewegen, iſt der erſte Schritt. Hier wird unſer wackerer Major von Wißmann, ſobald er erſt mit ſeinem Dampfer den Tanganjikaſee beherrſcht und die Hauptwege durch Stationen beſetzt hat, entſcheidend eingreifen. Mit Waffengewalt allein läßt ſich indeſſen zwar manches, jedoch keineswegs alles erreichen: dem Wort des Erlöſers und dem Pflug des Ackerbauers fällt die wichtigere Aufgabe zu! Der Miſſionar iſt der wahre Pionier der Civiliſation: er ſoll nicht nur bekehren, er iſt der Lehrer der Unwiſſenden nicht allein im geiſtlichen Sinne, ſondern auch in der rein praktiſchen Schule irdiſchen Erziehens. Nichts beſſeres können wir thun, als recht viele Miſſionare in den ſchwarzen Weltteil hinausſenden, als unſeren Miſſionsgeſellſchaften, der Berliner, der Basler, der rheiniſchen und anderen energiſch unter die Arme greifen.

Es iſt ein unbilliges und unfruchtbares Beginnen, die Erfolge der Miſſionare nach dem Maßſtab der Zahl der Bekehrten zu meſſen — ſonſt kann man freilich zu dem frivolen engliſchen Witz gelangen, demzufolge die Bekehrung eines Kaffernknaben ſoviel an Gold koſtet, als der braune Burſche wiegt! Auf die ſegensreichen tiefer liegenden Reſultate muß man ſchauen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß die Scherflein, die chriſtliche Barmherzigkeit hier ſpendet, drüben in Afrika im Dienſte der Miſſionsthätigkeit gut angewendet ſind: jede Siedelung eines thatkräftigen Miſſionars iſt eine Pflanzſtätte der Civiliſation, in der und um die herum mit dem Chriſtentum Ackerbau und Gewerbe aufblühen. Solche Pflanzſtätten zu gründen und ſo zu erhalten, daß ſie nicht in kleinen Anfängen verkümmern, dazu gehören reichere Geldmittel, denn bisher verfügbar waren.

Die deutſche Kolonialgeſellſchaft (Präſident: Fürſt zu Hohenlohe-Langenburg) hat jüngſt ein ausführliches Schriftchen „Gegen den Sklavenhandel“ erſcheinen laſſen, deſſen Ausführungen ſich im weſentlichen mit unſeren oben entwickelten Anſchauungen decken. In warmen Worten ruft die Broſchüre, welche allen, die ſich für die Angelegenheit intereſſieren, auf einen an die Geſellſchaft gerichteten Wunſch gern (auch in mehreren Exemplaren) zugeſtellt wird, die Menſchenliebe auf zur Sammlung eines „Fonds zur Bekämpfung des Sklavenhandels in Afrika.“ Auch die kleinſte Gabe iſt willkommen: viele wenig machen ja ein Viel! Geldſendungen ſind vermittelſt Poſtanweiſung an die Geſchäftsſtelle der deutſchen Kolonialgeſellſchaft, Berlin W., Linkſtr. 25, mit der Bezeichnung „Zum Fond zur Bekämpfung des Sklavenhandels“ zu richten. — Wer möchte — gleichviel wie er im übrigen den Kolonialfragen gegenüberſteht — dieſem Unternehmen nicht den ſchönſten Erfolg wünſchen! H. H.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Zwei reizende Kindergeſtalten, die beiden „Ährenleſerinnen“ von Fred Morgan. Groß iſt ihre Ausbeute nicht geweſen, aber die Beinchen des kleineren Mädchens ſind doch todmüde, und traurig blicken ihre ſüßen, träumeriſchen Augen, indes die ältere Schweſter ſie zärtlich tröſtend an ſich zieht. Nur Mut, Kleine, es iſt nicht mehr weit nach dem Dorf und nach der Arbeit iſt gut ruhen!

Junge Löwen ſind keine Seltenheit mehr in den Zoologiſchen Gärten Europas. Beſonders berühmt wegen ſeiner Löwenzucht iſt der Leipziger, aber auch der Berliner Zoologiſche Garten hat faſt in jedem Jahr einen oder mehrere Würfe junger Löwen aufzuweiſen. Selten iſt es rätlich, die jungen Tiere bei ihrer Mutter zu laſſen; man thut beſſer, ſie, wie auf unſerem Bilde geſchehen, einer zuverläſſigen Hundeamme anzuvertrauen. Aber auch die Aufzucht mit der Flaſche läßt ſich leicht ermöglichen. Daß die jungen Löwen, ſolange ſie noch kindlich-harmlos wie junge Katzen, nichts von der Wildheit ihrer Natur verraten, den Hauptanziehungspunkt des Raubtierhauſes bilden, daß ſie vor allem die erklärten „Lieblinge der Damen“ ſind, iſt ſelbſtverſtändlich.

Handel und Verkehr.

An dem Handelsverkehr Chinas mit Europa hat Deutſchland einen hervorragenden Anteil. Die Anſiedelung deutſcher Häuſer in China hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen, von beſonderer Bedeutung iſt der Anteil, den die deutſche Schiffahrt nach China beanſprucht. Zahl und Tonnengehalt der Schiffe, die den deutſch-chineſiſchen Verkehr vermitteln oder die Waren fremder Nationen nach China bringen, iſt ſeit einigen Jahren in erheblichem Wachstum begriffen, und unter allen vom Reiche unterſtützten Dampferlinien iſt diejenige des Norddeutſchen Lloyd nach China die einträglichſte. Der Paſſagierverkehr auf der deutſchen Linie iſt demjenigen der engliſchen und franzöſiſchen überlegen. Dazu kommt, daß deutſche Reedereien ſich in hervorragendem Maße der chineſiſchen Küſtenſchiffahrt bemächtigt haben. Schon 1886 wurde dieſe Küſtenſchiffahrt durch 35 deutſche Dampfer betrieben.

Altertumskunde.

Auf der Cykladeninſel Milo, der wir bereits den wundervollen Venustorſo, dieſes edelſte Meiſterwerk der helleniſchen Bildhauerkunſt, verdanken, iſt vor kurzem wieder ein herrlicher Fund gemacht worden. Man hat daſelbſt die überlebensgroße Marmorſtatue eines Fauſtkämpfers entdeckt, und zwar ſo wohl erhalten, wie bisher nur ganz wenige Bildwerke der letzten klaſſiſchen Hellenenzeit. Die Überführung des herrlichen Kunſtwerkes nach Athen geſtaltete ſich zu einem förmlichen Volksfeſte.

Landwirtſchaft.

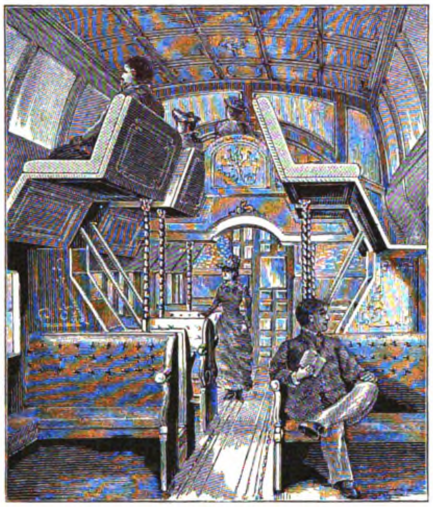
Ein neues, nach den bisherigen Erfahrungen höchſt erfolgreiches Mittel gegen die Maul- und Klauenſeuche ſcheint Natrium dithiosalicylicum I zu ſein. Die erkrankten Stellen werden dreiſtündlich mit einer 2,5 bis 5 prozentigen wäſſerigen Löſung dieſes Salzes gepinſelt, gewaſchen und die Umſchläge damit getränkt; in zwei bis drei Tagen ſollen die Tiere völlig geſund ſein. Geſundes Rindvieh wurde verſuchsweiſe künſtlich mit dem Anſteckungsgift verſehen, auch mit kranken Tieren in einen Stall geſtellt, erhielt aber täglich je nach Körpergröße pro Kopf 25 bis 50 Gramm Natr. dithiosalicyl. I und blieb von der Seuche verſchont. Dieſe Gabe wird am beſten in Hälften, jede in ein Liter Waſſer gelöſt, auf zweimal täglich verteilt, dem Tiere eingeſchüttet.

Hygieiniſches.

Ein Heilmittel gegen Influenza hat Prof. v. Moſengeil in Bonn entdeckt. Während das bisher angewandte Antipyrin oft geradezu als Herzgift wirkte und den Körper erſchlaffte, ſoll Salipyrin ein ſpezifiſches Heilmittel gegen Influenza ſein. Auch bei Erkältung und Schnupfen ſoll es gute Dienſte leiſten.

Eiſenbahnweſen.

Auf einzelnen amerikaniſchen Bahnen kommt jetzt eine neue Art Ausſichtswagen zur Anwendung. Die, wie die untenſtehende Zeichnung verdeutlicht, hoch und ſeitlich gelegenen Sitze werden zur Nacht in Betten verwandelt.



Ausſichtswagen.

Wichtiger als dieſe Neuerung erſcheinen die Pläne der Amerikaner Weems und Boynton, welche unſere heutigen Dampfbahnen völlig umgeſtalten wollen, indem ſie den Dampf durch Elektrizität erſetzen und ihre Zukunftsbahnen mit einer oberirdiſchen Führungsſchiene verſehen, die jedem Entgleiſen vorbeugen ſoll. Weems will eigene Bahnen mit zwei Laufſchienen und einer Leitſchiene bauen, auf welcher vorne ſpitz zulaufende, dem Winde möglichſt wenig Widerſtand bietende Züge mit einer Geſchwindigkeit von mindeſtens 200 Kilometern in der Stunde verkehren ſollen. Boyntons Ideal bilden dagegen einſchienige Bahnen, bei welchen die Leitungsſchiene natürlich eine noch wichtigere Rolle ſpielt, da ſie das Umfallen des Zuges verhütet. Es laſſen ſich durch ſein Syſtem eingeleiſige Bahnen in zweigeleiſige und letztere in viergeleiſige verwandeln, da die Wagen nur halb ſo breit ſind als die jetzigen und, wie geſagt, nur eine Laufſchiene beanſpruchen. — Was das Syſtem von Weems anbelangt, ſo hat letzterer bereits in einem ausführlichen Vortrage dargelegt, wie er ſich z. B. die Zukunftsbahn New York-Chicago denkt. Auf einem Geleiſe von der jetzigen Breite laufen mit einer Geſchwindigkeit von etwa 240 Kilometern auf freier Strecke aus drei Stahlwagen und einem Elektromotor von 600 bis 700 Pferdeſtärken beſtehende Züge. Dieſelben folgen ſich auf der 1600 Kilometer langen Strecke in Abſtänden von etwa 40 Kilometern und machen die Reiſe einſchließlich des Stationsaufenthalts in höchſtens acht Stunden. Für die Sicherheit ſorgen außer der Führungsſchiene, welche dem Entgleiſen bei den Krümmungen vorbeugt, elektriſche Bremſen, welche den Zug faſt ſofort zum Stillſtand bringen.

Aus der Reichsjuſtizſtatiſtik.

Einer vom deutſchen Reichsjuſtizamt herausgegebenen Reichsjuſtizſtatiſtik entnehmen wir über die Zahl der Gerichte und Richter folgende Angaben: Die Zahl der deutſchen Gerichte betrug am 1. Januar insgeſamt 2114, abgeſehen vom Reichsgericht und vom bayriſchen oberſten Landesgericht. Darunter ſind 28 Oberlandesgerichte, 171 Landgerichte und 1915 Amtsgerichte. Die Zahl der Richter beträgt beim Reichsgericht 79, beim bayriſchen oberſten Landesgericht 18, bei den Oberlandesgerichten 542, bei den Landgerichten 2288 und bei den Amtsgerichten 4329.

Forſchungsreiſen.

Im weſtlichen Centralauſtralien zieht ſich noch ein bedeutender, völlig unerforſchter Landgürtel hin, den zu erſchließen, Sir Thomas Elder, ein bekannter Großkaufmann und Squatter zu Adelaide, eine große Expedition auszurüſten im Begriff iſt. Die Royal Geographical Society of Auſtralia zu London hat den Plan zu der Unternehmung entworfen, die auch dadurch von beſonderem Intereſſe iſt, daß ſie unter Benutzung von Kameelen ausgeführt werden wird, welche Sir Elder auf ſeinen Gütern gezogen hat. Die Leitung der Expedition, deren Dauer auf zwölf Monate berechnet iſt, übernimmt Mr. David Lindſay.

Aus Paris kommt die Nachricht, daß die Expedition des Leutnant Crampel, die vom franzöſiſchen Kongogebiet her im Rücken unſeres Schutzgebietes Kamerun ſich nach Norden bewegte, im April an der Südgrenze von Baghirmi angelangt iſt und ſeither, falls kein beſonderes Hindernis eintrat, jedenfalls den Tſchadſee erreicht hat. Die franzöſiſchen Blätter heben die große Bedeutung dieſer Expedition hervor, welche uns Deutſchen den Zugang zum Tſchadſee endgültig entreißt und damit eine der wichtigſten Verkehrsadern Kameruns für uns unterbindet. In deutſchen Kolonialkreiſen wird dieſe Nachricht zweifelsohne ſehr trübe Empfindungen wachgerufen haben.

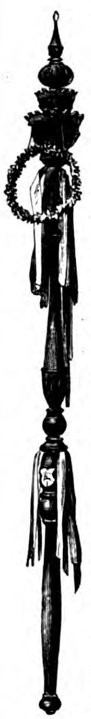
Rechtsrat.

Frage: Können Forenſen, d. h. diejenigen Perſonen, welche Grundſtücke in dem Gemeindebezirke beſitzen, ohne in demſelben zu wohnen, im Geltungsgebiete des Preußiſchen Allgemeinen Landrechts zur Unterhaltung der Lehrer, ſowie der Schulgebäude und Lehrerwohnungen herangezogen werden?

H. S. in B.

Antwort: Die §§. 29 und 34 des Preuß. Allg. Landrechts, Teil II, Titel 12, legen allerdings die Verpflichtung zur Beſtreitung der Schulbedürfniſſe ſämtlichen Hausvätern jedes Ortes auf. Unter „Hausvätern“ ſind nur die ſelbſtändigen Einwohner des Ortes zu verſtehen, die Forenſen rechnen nicht dazu; erſtere bilden die ſogenannte Schulſozietät der Gemeinde. Nach konſtanter Praxis der oberſten Gerichtshöfe (vgl. Entſcheidung des ehemaligen Obertribunals vom 7. Januar 1869 betreffs der Gemeinde Wehringhauſen in Weſtfalen, abgedruckt in Striethorſts Archiv Bd. 73, S. 213; ferner Urteil des Oberverwaltungsgerichts vom 28. November 1877, abgedruckt in den Entſcheidungen dieſes Gerichts Bd. 3, S. 124) iſt jedoch die Gemeindevertretung vermöge ihrer Autonomie befugt, mittels beſonderen durch die Regierung genehmigten Beſchluſſes der Schulſozietät der Gemeinde ganz oder teilweiſe die Schullaſten abzunehmen und dieſe in Kommunallaſten zu verwandeln. In ſolchem Falle müſſen auch die Forenſen zur Deckung dieſer Kommunallaſt in gleichem Maße, wie zu den übrigen Gemeindeabgaben, beitragen.

Der Stab der Nürnberger Spruchſprecher.



Das Germaniſche Muſeum in Nürnberg bewahrt das Original des nebenſtehend abgebildeten Spruchſprecher-Stabes als ein koſtbares Stück ſeiner Sammlungen. Wer waren die Nürnberger „Spruchſprecher?“ Selbſt das beſte Konverſationslexikon verſagt die Auskunft, welche doch ziemlich nahe liegt. Die mittelalterlichen Nürnberger Spruchſprecher waren wohlbeſtellte Zunftbeamte, welche die angenehme Aufgabe hatten, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Geſchworenenwahlen ꝛc. ihre gereimten Glückwünſche darzubringen. Ihr Amt hat ſich übrigens bis gegen Ende des zweiten Jahrzehnts unſeres Jahrhunderts erhalten; irren wir nicht, ſo ſtarb 1818 der letzte Spruchſprecher von Nürnberg, deſſen Poſten nicht wieder beſetzt wurde.

Kunſt.

Die Gruppe „Kurfürſtin Eliſabeth unterweiſt ihren Sohn Joachim in der Bibel“ von Profeſſor Encke, welche kürzlich in Guß vollendet wurde, iſt ſeitens des Staates der Nationalgallerie überwieſen worden.

Am 1. Juli wurde die Jahresausſtellung der Münchener Künſtler eröffnet. Die Ausſtellung zeichnet ſich u. a. durch vortreffliche Vertretung des Auslandes, beſonders ſeitens franzöſiſcher und engliſcher Maler, aus.

Für den Bau einer Lutherkirche in Breslau wird unter den deutſchen Baumeiſtern ein Wettbewerb eröffnet. Es ſind Preiſe in Höhe von 2500, 2000 und 1500 Mark ausgeſetzt.

Kleine Zeitung.

Ein ſchnurriges Preisausſchreiben wird demnächſt die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften in die Lage kommen, zu erlaſſen. Eine Dame in Pau hat derſelben nämlich 100 000 Fr. vermacht, als Preis für denjenigen, welcher innerhalb zehn Jahren das Mittel findet, mit den Bewohnern eines anderen Geſtirns Nachrichten auszutauſchen. Der Entdecker braucht kein Franzoſe zu ſein. Am liebſten wünſcht die Dame eine Verbindung mit dem Mars hergeſtellt zu ſehen. Lehnt die Pariſer Akademie das Vermächtnis ab, ſo ſoll es der Mailänder, nimmt auch dieſe es nicht an, ſo ſoll es der New Yorker Akademie angeboten werden. Sollte die von franzöſiſchen ſonſt ganz ernſthaften Blättern gebrachte Mitteilung nicht ein Produkt der Hundstagshitze ſein?

In Scheveningen iſt eine Puppenausſtellung eröffnet worden. Dem Eingange zum Ausſtellungsſaale gegenüber erblickt man das Porträt der kleinen Königin Wilhelmine der Niederlande, welches rechts und links von zwei reichgekleideten Puppen umgeben iſt. Die übrigen Puppen befinden ſich auf einer langen Tafel aufgeſtellt.

Für den kaiſerlichen Kronprinzen iſt das bisher im Beſitze eines Herrn von Wedell geweſene Rittergut Ober- und Nieder-Ludwigsdorf im Kreiſe Öls (Schleſien) zum Preiſe von 590 000 Mark angekauft worden.

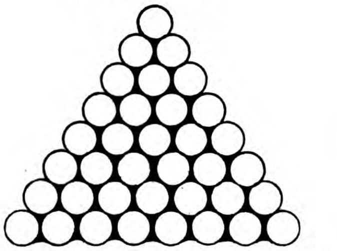
Bekanntlich trug die kühne Attacke von drei Schwadronen des Regiments Garde du Korps unter dem Rittmeiſter von Wakenitz weſentlich zur Entſcheidung der Schlacht von Zorndorf bei. „Bevor das Regiment Garde du Korps nicht attackiert, iſt keine Bataille verloren!“ ſoll der wackere Reitersmann ausgerufen haben, als er zur Attacke anritt. Herr von Wakenitz trat ſpäter in kurheſſiſche Dienſte und ſtarb am 9. Januar 1805 zu Kaſſel. Der Friedhof, auf welcher er begraben, wurde jüngſt von einer Baugeſellſchaft erworben, und es dadurch nötig, den Gebeinen des Tapferen eine andere Ruheſtätte zuzuweiſen. Auf Befehl des Kaiſers ſoll die neue Beiſetzung nun nicht auf dem Kaſſeler Militärfriedhof, ſondern zu Potsdam als dem Garniſonort des Regiments, an deſſen Spitze der Held ſich unſterblichen Ruhm errang, ſtattfinden und zwar dem Vernehmen nach am 25. Auguſt, als am Jahrestage der Schlacht von Zorndorf.

Totenſchau.

Am 17. Juli ſtarb nach kurzer Krankheit Prof. Friedrich Fabri im 68. Lebensjahre. Von Hauſe aus Theologe, lange Jahre Vorſtand der Miſſionsanſtalt in Barmen, war er ſeit 1888 als Profeſſor an die theologiſche Fakultät der Univerſität Bonn berufen. Abgeſehen von ſeinen kirchenpolitiſchen Schriften und ſeinem in zahlreichen Veröffentlichungen mit Geiſt geführten Kampf gegen den modernen Materialismus, wurde Fabri beſonders durch ſeine kolonialen Beſtrebungen bekannt. Seine Schrift „Bedarf Deutſchland der Kolonieen?“ (1879) rief das Intereſſe an kolonialen Erwerbungen zuerſt in weiteren Kreiſen wach; er wirkte auch als Mitglied des Vorſtandes der deutſchen Kolonialgeſellſchaft mit unermüdlichem Eifer, aber doch nicht ohne ernſte Kritik im Sinne der kolonialen Beſtrebungen. Das Andenken des ausgezeichneten Mannes wird in Ehren bleiben.

In unſerer Spielecke.

1. Kugelpyramide.



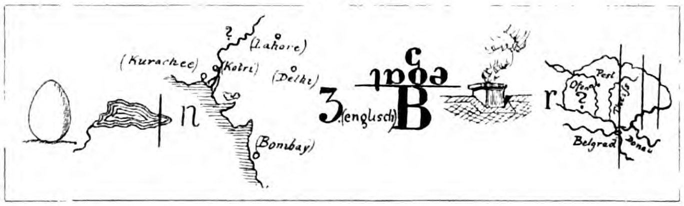
Die Kugeln ſind durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende durch Weglaſſen eines Buchſtaben aus der vorhergehenden. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Die einzelnen Reihen bezeichnen:

1. Einen berühmten Kardinal und Staatsmann,
2. einen ſehr bekannten Theologen und Menſchenfreund, der Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts lebte,
3. eine große Stadt,
4. eine Frucht,
5. eine Speiſe,
6. einen fürſtlichen Titel,
7. einen Keim neuen Lebens,
8. eine Note.

Die Reihen 3, 4, 5, 6 haben denſelben Anfangsbuchſtaben.

Bilderrätſel.



2. Zweiſilbige Scharade.

Zur Erſten zieht's mich mächtig fort,
So oft ſie ihren Schmuck erneut,
Und weiß und gelb die Zweite dort
Mit holdem Gruß das Aug' erfreut.

Die umgeſtellte Zweite weicht
Bei dieſer Wand'rung aus der Bruſt;
Ich atme wieder froh und leicht
In langentbehrter Frühlingsluſt.

Und komm' ich abends dann nach Haus,
So mundet mir mein ſchlichtes Mahl
So trefflich, wie der reichſte Schmaus
Mit Eins und Zwei und Wein nach Wahl.

C. L.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

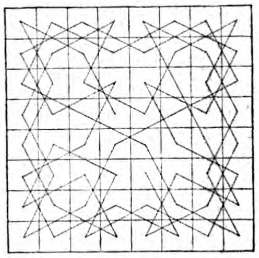
Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 44.

Auflöſung des Röſſelſprungs.

Sei milde ſtets und halte fern
Von Hoffahrt deine Seele;
Wir wandeln alle vor dem Herrn
Des Wegs in Schuld und Fehle.
Woll' einen Spruch, woll' ein Geheiß
Dir in die Seele ſchärfen:
Es möge, wer ſich ſchuldlos weiß,
Den Stein auf andre werfen.

Th. Fontane.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

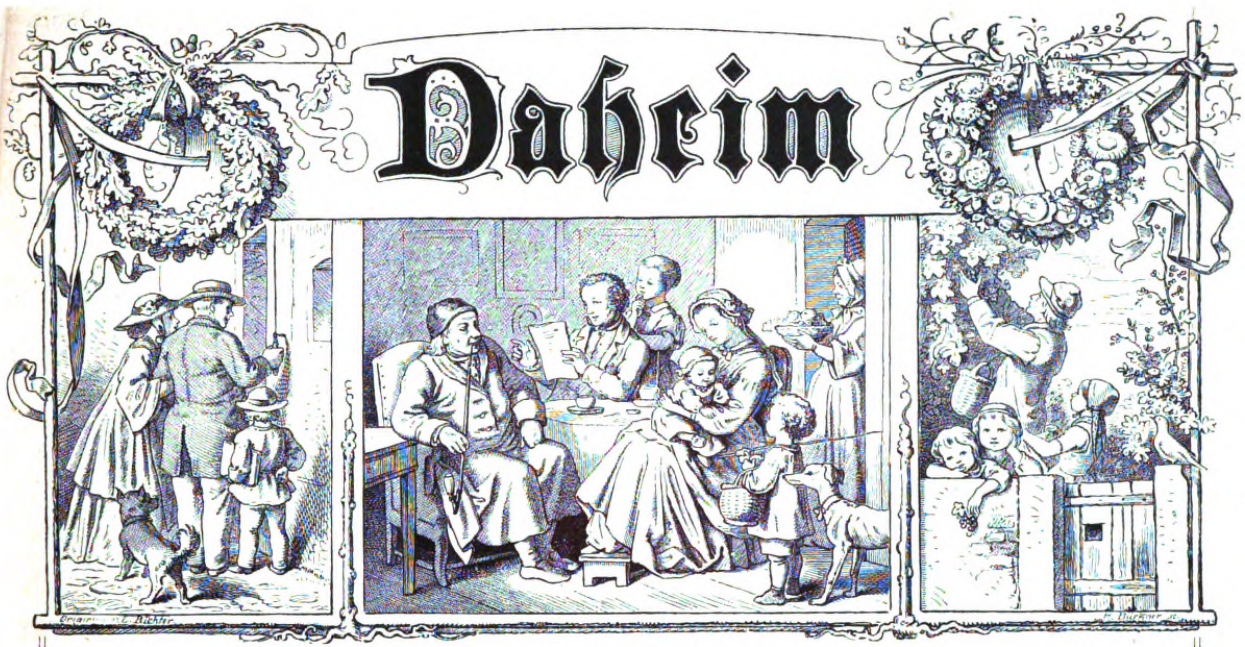


1. Rätſel. Alſter — Elſter — Ulſter.

2. Dreiſilbige Scharade. Honigmond.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Die Kämpfe in Chile. Von Reinhold Werner. — Der Stapellauf S. M. Panzerſchiff „Kurfürſt Friedrich Wilhelm.“ Von K. M. P. Mit einer Illuſtration. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Fortſ. — Auf der Seehundsjagd. Mit einer Illuſtration. — Zum Gedächtnis Profeſſor Wilhelm Webers. Von H. v. Zobeltitz. Mit Porträt. — Gegen den Sklavenhandel! Von H. H. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Lieblinge der Damen von Wilh. Kuhnert, und Müde vom Ährenleſen von Fred Morgan. — Handel und Verkehr. — Altertumskunde. — Landwirtſchaft. — Hygieiniſches. — Eiſenbahnweſen. Mit einer Illuſtration. — Aus der Reichsjuſtizſtatiſtik. — Forſchungsreiſen. — Rechtsrat. — Der Stab der Nürnberger Spruchſprecher. Mit einer Illuſtration. — Kunſt. — Kleine Zeitung. — Totenſchau. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Auguſt 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. №. 46.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

X.

Acht Tage ſpäter traf Graf Walter Egdoff mit ſeiner Frau in Sagewitz ein. Er hatte bisher als Leutnant in einem Infanterieregiment in einer kleinen Garniſonſtadt geſtanden, hatte die Tochter ſeines Bataillonskommandeurs geheiratet, mit ſchmaler Zulage ſo gut oder ſo ſchlecht es eben gehen wollte, gelebt und war von den Sagewitzer Verwandten eigentlich gänzlich ignoriert worden. Dann war der einzige Sohn und Majoratserbe in Sagewitz geſtorben. Man erinnerte ſich des armen Leutnants und lud ihn und ſeine Frau ein. Doch bei dieſem Beſuch hatte man gefunden, daß man nicht ſonderlich zu einander paßte und ſo glaubte man, da die Anſprüche des Leutnants vorausſichtlich noch in weite Ferne gerückt ſchienen, ſich nicht weiter um ihn kümmern zu ſollen.

„Ich ſterbe vor meinem Mann, denn die Egdoffs werden alle ſehr alt,“ pflegte die Gräfin zu ſagen.

„Ich bin ja längſt verheiratet, wenn der Leutnant Walter in Sagewitz einzieht,“ hatte Herta gedacht.

Nun war alles anders gekommen, und um die Verwandten nicht empfangen zu müſſen, war die alte Gräfin mit Herta wiederum nach Pontowa gefahren, von wo ſie erſt nach acht Tagen zurückkehren wollten.

Der Brief, den Herta erwartete, war noch immer nicht gekommen; ſie begann nervös zu werden und ſah blaß und angegriffen aus, als ſie in Pontowa eintraf.

Mit ihrem Schwager zugleich trat Bertram Wellcamp ihr entgegen.

„O, da ſind Sie ja!“ rief ſie, ihm die Hand reichend.

Er ſah ſie freudig überraſcht an, wußte er doch nicht, daß ihr Ausruf ſich auf die Jagdgeſpräche mit den Leutnants bezog.

„Es ſchneidet mir ins Herz, die fröhliche, kleine Herta ſo blaß und gedrückt zu ſehen,“ ſagte er ſpäter zu Bruno.

Am anderen Morgen fehlte er einen Auerhahn, ohne es ſich ſonderlich zu Herzen zu nehmen, und am Abend erzählte er Herta von den Schönheiten des Waldes und einſamer Pirſchgänge und war entzückt, daß ſie ihm, entgegen ihrer ſonſtigen Art, mit einem ſtillen Lächeln zuhörte.

Bei Tiſch war die Rede davon, daß der Kommerzienrat Draller das alte Wellcampſche Gut Kronau gekauft habe, und ſomit Fred Wellcamp und Wanda vorausſichtlich bald zur Nachbarſchaft gehören würden.

„Die Braut meines Vetters iſt ja übrigens eine gute Bekannte von Ihnen,“ ſagte Bertram zu Herta.

„Haben Sie ſie geſehen?“ fragte ſie.

„Ich war in Berlin bei Hiller mit ihr zuſammen, wo Onkel Edmund ein Diner zu Ehren des Brautpaares gab.“

„Und da ſprach ſie von mir?“

„Gewiß, ſie war ja einmal in Sagewitz.“

„Und ſie iſt mir nicht böſe?“

„Warum ſollte ſie das?“

„Ach, wiſſen Sie, es war ſo eine Geſchichte. Die Drallers gehören doch eigentlich nicht in die Geſellſchaft, und meine Eltern erlaubten mir in Berlin den Verkehr nicht. Wir ſchlugen ohne rechten Grund eine Einladung zu Drallers ab, gleich darauf wurde aber Papa krank, und da haben ſie es wohl gar nicht recht gemerkt.“

„Aber waren Sie denn bereit, ſo ohne weiteres eine Jugendfreundin aufzugeben?“

Sie ſah ihn fragend an, ſeine Augen blickten ſehr ernſt, und dieſen ernſten Augen gegenüber flüchtete Herta ſich hinter eine Schutzwehr, die ſie bisher noch nie vergeblich zwiſchen ſich und irgend einen Vorwurf geſchoben hatte.

„Ach, ich bin manchmal ſo gedankenlos, hinterher ſchäme ich mich dann furchtbar, aber in der Zerſtreutheit mache ich die dummſten Streiche!“ ſagte ſie ſeufzend, und dabei ſah ſie ihn ſo hilfeſuchend erſchrocken und doch ſo vertrauensvoll an, daß ihm warm um das Herz wurde. Es war ja bekannt, daß ſie ein verzogenes Kind war, rührender konnte man die eigene Unzulänglichkeit wirklich nicht eingeſtehen. Er nickte ihr mit ſeinem guten Lächeln und ſeinen melancholiſchen Augen zu. „Ja, die meiſten jungen Damen ſind nicht ganz zuverläſſig, aber die wenigſten, glaube ich, geben es zu,“ meinte er.

„Ach, ich geſtehe alle meine Fehler ein,“ erklärte ſie, „und wenn ich erſt zum Nachdenken komme, bin ich auch gewiß nicht unzuverläſſig. Aber ſehen Sie, man denkt eben nicht immer nach!“

Er nickte wieder, und in ſeinem Herzen befeſtigte dieſes Geſpräch nur die Überzeugung, die er ſchon mit ſich herumtrug, ſeit Herta ihm damals den Rehbock verſcheuchte.

„Sie iſt doch ein ſüßes, reizendes Mädchen, und fehlerlos ſind wir eben alle nicht!“

XI.

Am nächſten Tage kehrte Magda ſoeben von einem Gange durch den Park zurück, als Herta ihr entgegenflog, mit Ungeſtüm ihren Hals umfaßte und rief: „Denke dir, um Gotteswillen, Magda, Bertram Wellcamp wirbt um mich!“

„Das habe ich ſchon lange kommen ſehen,“ ſagte Magda mit ihrem ruhigen Lächeln, „nun, und du?“

„Aber denke doch, Magda, zu Mama iſt er zuerſt gegangen, ehe er mir noch ein Wort geſagt hat, und Mama kam mit einem ganz gerührten Geſicht zu mir und brachte ihn gleich mit.“

„Und du, Herta, und du?“

„Ich — ich bin mehr tot als lebendig! Da lies doch nur, lies dieſen Brief — den habe ich vor einer halben Stunde bekommen, nachdem ich ſchon Wochen und wochenlang darauf wartete!“

Sie drückte Magda ein beſchriebenes Blatt in die Hände.

„Sage mir doch nur zunächſt, ob du Bertram dein Jawort gegeben haſt.“

„Ich glaube nicht, nein, nein, ganz beſtimmt nicht! Ich ſagte nur: „Ich habe Sie ja ſehr gern, aber ich kann Ihnen jetzt nicht antworten“ — und dann bin ich davongelaufen. Das iſt doch kein Jawort, nicht wahr?“

„Kindskopf, du!“

„Bitte, lies den Brief. Mit Mama kann ich doch nicht über ihn ſprechen, und ſprechen muß ich jetzt mit einem Menſchen darüber!“

Magda las mit halblanter Stimme.

„Teuerſte Komteſſe! Seit Wochen treibt es mich täglich — ſtündlich an den Schreibtiſch, um Ihnen zu ſagen, was geſagt ſein muß und was mir doch ſo grenzenlos ſchwer fällt. Es wäre vielleicht richtiger, wenn ich ſchwiege, Sie würden dann mit einem Achſelzucken über mich zur Tagesordnung übergehen. Aber eben den Gedanken an dieſes Achſelzucken ertrage ich nicht. Sie ſollen meine Beweggründe kennen. Wir ſind beide verwöhnt, Komteſſe, Sie ſind es beſonders — ich darf Sie daher nicht einem Leben voller Entbehrungen entgegenführen. Sehen Sie, ich habe nichts als eine gute Zulage, die ich von einem Onkel beziehe, welchem es Vergnügen macht, einen nahen Verwandten in einem unſerer vornehmſten Kavallerieregimenter zu ſehen, der aber durchaus nicht verpflichtet iſt, mir dieſe Zulage für immer zu geben. Als wir beide goldene Zukunftsfäden ſpannen, gingen wir von falſchen Vorausſetzungen aus, oder auch von gar keinen — jetzt halte ich es für meine Pflicht, Sie über meine Lage aufzuklären. Und nun bitte ich Sie, halten Sie es nicht für Vermeſſenheit, wenn ich trotzdem nicht alle Hoffnung aufgebe. Sie ſelbſt ſollen frei ſein, Herta, ich wiederhole es, ganz frei. Ich aber will das einzige verſuchen, was mir zu verſuchen übrig bleibt: ich will einer Aufforderung, mich der Afrikaniſchen Expedition anzuſchließen, Folge leiſten. Ich kenne Wißmann perſönlich, die Chancen ſtehen vielleicht nicht ungünſtig für mich. Das Leben unter den gewohnten Verhältniſſen, in denen ich keine Möglichkeit ſehe, ſelbſtändig zu werden und vorwärts zu kommen, iſt mir verleidet, ich will es mit neuen Lebensbedingungen verſuchen. In acht Tagen gehe ich nach Hamburg, um mich einzuſchiffen. Laſſen Sie mich wiſſen, ob ich Ihnen ab und zu eine Nachricht ſenden darf? Ich bin ewig Ihr treu ergebener

Hans von Ölten.“

Magda ließ den Brief ſinken und blickte ihre Schweſter erſtaunt und erſchreckt an.

„Mein Gott, davon hat ja niemand etwas geahnt, wie iſt nur dieſes Einverſtändnis zwiſchen dir und Herrn von Ölten möglich geweſen?“

„Als ich noch in Sagewitz war, wußte ich es ja auch noch nicht, Magda, aber ſpäter in Berlin ſah er mich immer ſo an, daß ich davon träumen mußte. Und endlich ſagte er es mir im Kotillon auf unſerem Ball. In derſelben Nacht wurde Papa krank, und da mußte er natürlich ſchweigen!“

„Armes Kind, du liebſt ihn?“ Herta ſchoſſen die Thränen in die Augen.

„Aber natürlich liebe ich ihn, du ſiehſt ja auch aus dem Briefe, wie reizend er iſt!“

„Wie konnteſt du aber dann Bertram Wellcamp ermutigen, wie konnteſt du mit all den anderen hier ſo — ſo ſcherzen und ſchwatzen, ja, laß mich's nur rund herausſagen, ſo kokettieren!“

„Magda, das habe ich doch nicht gethan? Wahrhaftig, ich habe mir nie auch nur eine Spur von etwas Böſem dabei gedacht. Und Bertram Wellcamp mag ich wirklich gern leiden, ich kann doch nicht unfreundlich gegen ihn ſein, und jetzt thut er mir ſo leid, ſo furchtbar leid! Er, mit ſeinen guten, traurigen Augen, mit denen er mich immer ſo treu anſieht, ſo — gerade ſo wie ſein Jagdhund! Wer konnte denn daran denken, daß er mich heiraten wollte!“

Magda ſchüttelte den Kopf.

„Er meint es ſehr gut und treu, Herta, du biſt ihm jedenfalls die volle Wahrheit ſchuldig.“

„Was, ich ſoll ihm ſagen, daß Hans Ölten meinetwegen nach Afrika geht? Nein, das iſt Hanſens und mein Geheimnis, das kann niemand von mir verlangen.“

„Ich meine, du mußt ihm ſagen, daß du einen anderen liebſt und deshalb nicht die Seine werden kannſt!“

„Er thut mir aber ſo leid, er hat ſo gute Augen!“

„Aber du kannſt doch nur einen von beiden lieben!“

Herta ſenkte den Kopf wie ein geſcholtenes Kind.

„Magda! Magda!“ ſcholl in dieſem Augenblick Brunos Stimme durch den Park.

„Nun kommt der auch noch,“ rief Herta in einem Tone, als füge man ihr ein perſönliches Unrecht zu. „Du darfſt ihm aber nichts ſagen, Magda, verſprich mir das.“

„Er wird das, was Bertram betrifft, ſchon wiſſen!“

„Dann laufe ich fort!“

„Nein, bleibe!“ Magda hielt die Hand der Schweſter feſt, und ſchon bog Bruno in die Allee ein und hatte die beiden geſehen.

„Wo ſteckſt du nur, Magda — große Neuigkeiten! Ah, und da iſt ja unſere kleine Braut auch gleich. Wart, du Durchgänger, iſt das eine Art, in ſolch einem Augenblick davonzulaufen? Sie hat dir natürlich ſchon alles erzählt, Magda!“

„Ja, das heißt, daß ſie Braut ſei doch nicht!“

„Bin ich auch nicht!“

„Was? Biſt du nicht? Du haſt doch Bertram geſagt, du hätteſt ihn immer gern gehabt.“

„O, es iſt abſcheulich, abſcheulich!“ Herta fing an zu weinen, und Magda ſagte:

„Laß mich die Sache mit Bruno beſprechen, es iſt wirklich beſſer! Wir müſſen doch zu einer Klarheit kommen.“

„Meinetwegen,“ ſchluchzte Herta, „wenn er ſchon ſo viel weiß, mag er auch alles wiſſen.“ Sie lehnte den Kopf an

Magdas Schulter und weinte herzbrechend, während Bruno Öltens Brief las.

„Die Liebe iſt doch die größte Verrücktheit, die es gibt,“ reſümierte Bruno, mit einem halb mitleidigen, halb ſpöttiſchen Blick auf ſeine weinende Schwägerin.

„Wegen ſolch einem Kindskopf machen ſich zwei tüchtige Kerls wie Bertram und Hans Ölten Herzweh. Wenn ich nur wüßte,“ er brach plötzlich ab, legte die Hand auf Hertas Schulter und ſagte: „Hör’ auf zu weinen, Kleine, Thränen thun’s hier nicht, ſondern ein Entſchluß.“

„Ich meine, ſie muß Bertram die volle Wahrheit geſtehen,“ begann Magda. Bruno zuckte die Achſeln.

„Bertram iſt ein guter, prächtiger Kerl, auf den man ſich blindlings verlaſſen kann,“ ſagte er. „Wellcampsdorf iſt wunderſchön, und Bertrams Frau wird dort wie eine Prinzeſſin leben, denn Bertram iſt ebenſo reich wie gut, und er wird ſeine Frau in Gold faſſen, das iſt die eine Seite der Medaille. Nun die andere: Hans Ölten iſt ein amüſanter, liebenswürdiger Schwerenöter, ſchneidig und gewandt, aber ſein Herz fängt nur zu leicht Feuer!“

„Das iſt nicht wahr!“

„Das iſt doch wahr, Prinzeßchen! Ich ſage nichts, wofür ich mich nicht verbürgen kann; übrigens hindert das einen tüchtigen Kerl auch nicht, ein tüchtiger Kerl zu bleiben, wofür ich Hans Ölten entſchieden halte. Wenn er ſagt, daß er kein armes Mädchen heiraten kann, und das iſt ja doch des langen Briefes kurzer Sinn, ſo hat er vollkommen recht. Wenn er behauptet, deshalb nach Afrika zu gehen, ſo glaubt er das vielleicht — du glaubſt es jedenfalls — ich aber denke, die Abhängigkeit von ſeinem Onkel iſt ihm ſchließlich drückend und er ſchlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Doch das bleibe dahingeſtellt, er geht nach Afrika — das ſteht feſt. Von dort kehren viele überhaupt nicht zurück, weil ſie am Klimafieber ſterben, das iſt nicht poetiſch und romantiſch, aber es iſt Thatſache. Andere kommen krank zurück und ſiechen dann hier langſam hin; im günſtigſten Falle bekommen ſie drüben eine Anſtellung mit einem großen Titel, den ſie dann mit einer Frau teilen können, wenn dieſe Luſt hat, zu den Schwarzen überzuſiedeln und in einer Hütte mit einem Schilfdach zu wohnen. So, Prinzeßchen, das ſind ungefähr die Chancen der einen und der anderen Partie. Ich habe ſie dir einfach klargelegt, denn junge Prinzeßchen wie du, wiſſen manchmal nicht, wie es in der Welt ausſieht, und wenn man wählen ſoll, ſo muß man die Dinge kennen. Nun weißt du Beſcheid, und ich denke gar nicht daran, dir den einen oder den anderen der beiden Kandidaten zu empfehlen, denn, wie geſagt, ich habe ſie beide gern! Und was ich noch ſagen wollte, Magda, Fred Wellcamp kommt heute abend zum Thee. Er iſt mit längerem Urlaub, der natürlich den Abſchied einleitet, in Kronau eingetroffen und ſchreibt, daß er ſich uns als Nachbar vorſtellen will.“

Er hatte dabei den Arm ſeiner Frau genommen und ſchlug langſam die Richtung nach dem Schloſſe ein.

„Ach, Bruno, ich bin ſo durch Hertas Angelegenheit beſchäftigt, daß ich für nichts anderes Sinn habe.“

„Ja, das iſt ſo eine richtige Frauenangelegenheit — endloſe Beſprechungen, bei denen nichts herauskommt wie Unklarheiten und Gefühlsſchwärmereien! Aber laß die Kleine nur, ſie wird ſchon nach dem, was ich ihr geſagt habe, zur Vernunft kommen, wenn überhaupt von Vernunft auch nur eine Spur unter ihren braunen Zöpfen zu finden iſt.“

Er wandte ſich um.

„Sie folgt uns nicht — na, laſſen wir ſie. Ich werde Bertram raten, heute nach der Stadt zu fahren, wo er ohnehin zu thun hat, und morgen früh wiederzukommen. Wollen mal ſehen, ob Prinzeßchen bis dahin nicht zur Überzeugung gekommen iſt, daß Schloß Wellcampsdorf der afrikaniſchen Schilfhütte vorzuziehen ſei!“

„Wenn ſie Hans Ölten aber liebt, kann und darf ſie doch nicht Bertram ihr Wort geben.“

„Ich bitte dich, Maggie, die Welt dreht ſich doch nicht um bloße Liebesgeſchichten!“

Frau Magda ſchwieg. Um ihren feinen Mund zuckte es ſchmerzlich, während Bruno vor ſich hin pfiff und in ſchnellerem Tempo dem Schloſſe zuſchritt. Dort hatte er ſofort ein vertrauliches Geſpräch mit Bertram, und als Herta mit hochrotem Geſicht und niedergeſchlagenen Augen bei Tiſch erſchien, war gar nicht mehr von dieſem die Rede, und ſein Platz blieb leer, ſo oft Hertas Blick auch fragend darüber ſtreifte.

„Er iſt fortgefahren,“ ſagte Magda nach Tiſch ganz beiläufig, worauf Herta ſehr ſtill wurde und träumeriſch in ſich verſunken blieb, bis Fred Wellcamp eintraf. Dann bemächtigte ſich ihrer plötzlich eine faſt fieberhafte Lebendigkeit. Sie fragte nach Wanda, nach der Hochzeit, die in wenigen Wochen ſtattfinden ſollte, und nach den Einrichtungen, die das junge Paar in Kronau treffen würde. Dabei kam ſie zu dem Schluß: es müſſe entzückend ſein, ſich ſo neu einzurichten, gerade jetzt, wo es ſo „reizende“ Möbel und ſo „himmliſche“ Portierenſtoffe gäbe und ſo wunderbar elegante Einrichtungsgegenſtände jeder Art. Nebenbei fand ſie, daß Fred friſcher und hübſcher in dem an ihm ungewohnten Civil ausſehe, als in Uniform, und ſie entdeckte auch, daß er eine gewiſſe Familienähnlichkeit mit Graf Bertram habe. Und der war nun Wanda Drallers Bräutigam, Wanda konnte mit Recht ſtolz auf ihn ſein und — Wanda würde ihr in kurzem als „Frau Gräfin“ gegenübertreten, während ſie als „arme“ Komteſſe natürlich allenthalben zurücktreten mußte. Ebenſo plötzlich wie dieſe fieberhafte Lebendigkeit über Herta gekommen war, verſchwand ſie auch wieder, um einer faſt apathiſchen Teilnahmsloſigkeit Platz zu machen. Freilich war nun auch nicht mehr von Einrichtungsgegenſtänden die Rede, ſondern Bruno hielt dem „Novizen,“ wie er Fred nannte, ein Privatiſſimum über Landwirtſchaft, was dieſer ſehr liebenswürdig, aber ein wenig unaufmerkſam anhörte.

„Das wird die furchtbarſte Nacht meines Lebens, ich werde auch nicht einen Augenblick ſchlafen,“ dachte Herta, als ſie ſich endlich zurückziehen konnte. Ihre Mutter, welche die ausdrückliche Weiſung Brunos, nicht mehr über die ſchwebende Frage zu ſprechen, allzu grauſam fand und das arme Kind den vorauszuſehenden Herzenskampf nicht allein durchkämpfen laſſen wollte, blickte eine halbe Stunde ſpäter in das Zimmer. Sie hatte die Thür ſehr vorſichtig geöffnet, es war ja überflüſſig, daß der unter ihrem Zimmer wohnende Bruno ſie hörte, leiſe trat ſie an Hertas Bett, neigte ſich zärtlich beſorgt darüber und — fand die Tochter feſt eingeſchlafen.

Am anderen Morgen trat Bertram Herta unerwartet gegenüber, und eine halbe Stunde ſpäter ſtanden beide als Brautpaar vor der Gräfin Egdoff, die ſie gerührt in ihre Arme ſchloß.

XII.

Fred und ſein Vater hatten es durchgeſetzt, daß die Hochzeit in kleinem Kreiſe in Berlin gefeiert wurde. Die Kommerzienrätin konnte noch nach Wochen nicht recht darüber hinwegkommen.

„Wiſſen Sie,“ ſagte ſie, als die jungen Silberbergs, die eine Rieſenhochzeit gehabt hatten, ihre erſte Viſite bei ihr machten, „wiſſen Sie, liebe Anna, das iſt ſo eine Sache, in die man ſich mit den vornehmen Verwandten hineinfinden muß. Wir freuen uns gern ſo, daß die anderen es auch merken, — das iſt ja keine Eitelkeit, i Gott bewahre, es iſt einem ja nur um die Teilnahme zu thun. Die aber, die freuen ſich lieber für ſich alleine. Na, und ich ſage: wenn man die Freude da iſt, auf die Art kommt es ja nicht ſo an. Und glücklich iſt die Wanda! Unſer Schwiegerſohn, der Graf, iſt auch wirklich ein reizender Menſch.“

Das junge Paar hatte ſeine Flitterwochen inzwiſchen an den italieniſchen Seen verlebt und an einem Maiabend ſeinen Einzug in Kronau gehalten. Der Duft der blühenden Fliederbüſche und der weißen Narziſſen erfüllte den Garten. Vor dem feſtlich erleuchteten Schloſſe mit ſeinen bunten Lampions und ſeinem noch bunteren „Willkommen“ ſtanden die Hof- und Hausleute in ihren Sonntagskleidern, und die Schulkinder waren unter Führung eines weißhaarigen Lehrers aufmarſchiert, der in einer langen und etwas unklaren Rede dem einen Gefühl doch klaren Ausdruck gab: wie er ſich freue, den Sohn der „alten Herrſchaft“ nun wieder als Herrn in Kronau zu begrüßen.

Umgeben von all dieſen Leuten, die ſich nach Landesſitte um ſie drängten, um ihre Hand zu küſſen und die „junge Frau Gräfin“ willkommen zu heißen, fühlte Wanda ſich zum erſtenmal ganz in ihrer neuen Würde, und mit einem unbeſchreiblichen Glücksgefühl betrat ſie das Haus, in dem ſie fortan als Herrin walten ſollte.

Wie ein ſchöner Traum vergingen ihr die erſten Tage, in denen ſie mit Fred Park, Wald und Feld durchſtreifte, während er ihr von ſeiner Kindheit erzählte und ſie ſonnige Zukunftsträume ſpannen.

Dann klang der erſte Ton aus einer für Wanda noch fremden Welt in ihre Idylle hinein, aber dieſer Ton klang friſch und fröhlich und gefiel ihr, obgleich er Fred zum erſtenmal für einen halben Tag von ihr trennte.

Man hatte ihn aufgefordert, einen Platz unter den Preisrichtern bei dem bevorſtehenden Rennen in der Kreis- und Garniſonſtadt anzunehmen, und Fred mußte hinüberfahren, um den Rennplatz zu beſichtigen und verſchiedene Rückſprachen zu nehmen.

Zum erſtenmal wanderte Wanda allein durch den Park, und die Zeit wurde ihr lang dabei. Sie kehrte in das Haus zurück und begann mit ihrer Kammerzofe verſchiedene Toiletten auszupacken, welche die Kommerzienrätin ihr „für die Viſiten“ geſchickt hatte, und die bisher unbeachtet in der Garderobe ſtehen geblieben waren.

Das Mädchen brach in Rufe des Entzückens aus beim Auspacken der Berliner Herrlichkeiten, und auch Wanda begann ſich dafür zu erwärmen.

„Es iſt auch Zeit, daß wir an die Beſuche denken,“ meinte ſie.

Als Fred am Abend zurückkehrte, rief er ihr entgegen: „Morgen kommt die ganze Garniſon zu uns, der Kommandeur, der Rittmeiſter und drei Leutnants. Ich habe ſie alle zu Tiſch eingeladen!“

„Aber Fred, was geben wir ihnen denn zu eſſen?“

„Ja, das weiß ich nicht, das iſt dein Departement.“

„Aber wir ſind hier nicht in Berlin — ich weiß gar nicht, ob wir irgend etwas haben!“

„Kind, du willſt doch nicht etwa eine krickliche Hausfrau werden? In einem guten Hauſe auf dem Lande muß man jederzeit in der Lage ſein, Gäſte empfangen zu können! Rufe die alte Beate! Die Wirtſchafterin, die meine Mutter beſorgt hat, weiß jedenfalls immer Rat. Und in Zukunft bitte ich dich herzlich: antworte mir, wenn ich dir Gäſte ankündige, nie mit einer Nahrungsſorge, das geht mich wirklich gar nichts an!“

Es war das erſte Mal, daß Fred nicht ganz freundlich war. Wanda ſah ihn förmlich erſchrocken an und befolgte ſeinen Rat.

Beate wußte ſich und ihrer jungen Herrin auch wirklich zu helfen, und mit gehobenem Bewußtſein kehrte Wanda zu ihrem Gatten zurück.

„Beate ſagt“ — begann ſie; aber da traf ſie ein ſo ernſter Blick Freds, daß ſie verſtummte.

„Da ich über das Eſſen nicht mit dir reden darf,“ begann ſie dann mit einem leichten Anflug von Trotz, „ſo ſind Toilettenangelegenheiten wohl auch verboten, und ich zeige dir daher nicht erſt die reizenden Toiletten, die Mama mir geſchickt hat. Aber ich möchte wiſſen, ob ich ſie in nächſter Zeit einmal anziehen werde. Werden wir Beſuche machen?“

„Welche Frage! Natürlich werden wir das und zwar recht bald. Ich muß ebenfalls in Angelegenheiten des Tierſchaufeſtes nach Sagewitz, da können wir gleich dort anfangen.“

(Fortſetzung folgt.)

Der ſchwere Hans.

Von G. von Rohrſcheidt. (Abdruck verboten.)

In der Reſerve hielten abgeſeſſen die vor kurzer Friſt im Eilmarſch angelangten Geſchwader. Jene eigentümliche Stimmung vor dem erſten Gefecht, welche der ungewohnten Unſicherheit des phyſiſchen Daſeins und der geſpannten Erwartung neuer, aufregender Eindrücke entſpringt und die man gemeinhin „Kanonenfieber“ zu nennen pflegt, hielt die Sinne und auch die Zungen der meiſten jungen Reiter gefeſſelt, denn dort vorn im dunſtigen Gelände raſſelte ſchon recht vernehmlich das eiſerne Würfelſpiel um Tod und Leben.

Ihre Rößlein am Zügel, ſtanden die Führer des dritten und vierten Zuges der vorderſten Schwadron, die Vettern Hans und Fritz von Nagell in vertraulichem Gedankenaustauſch beieinander.

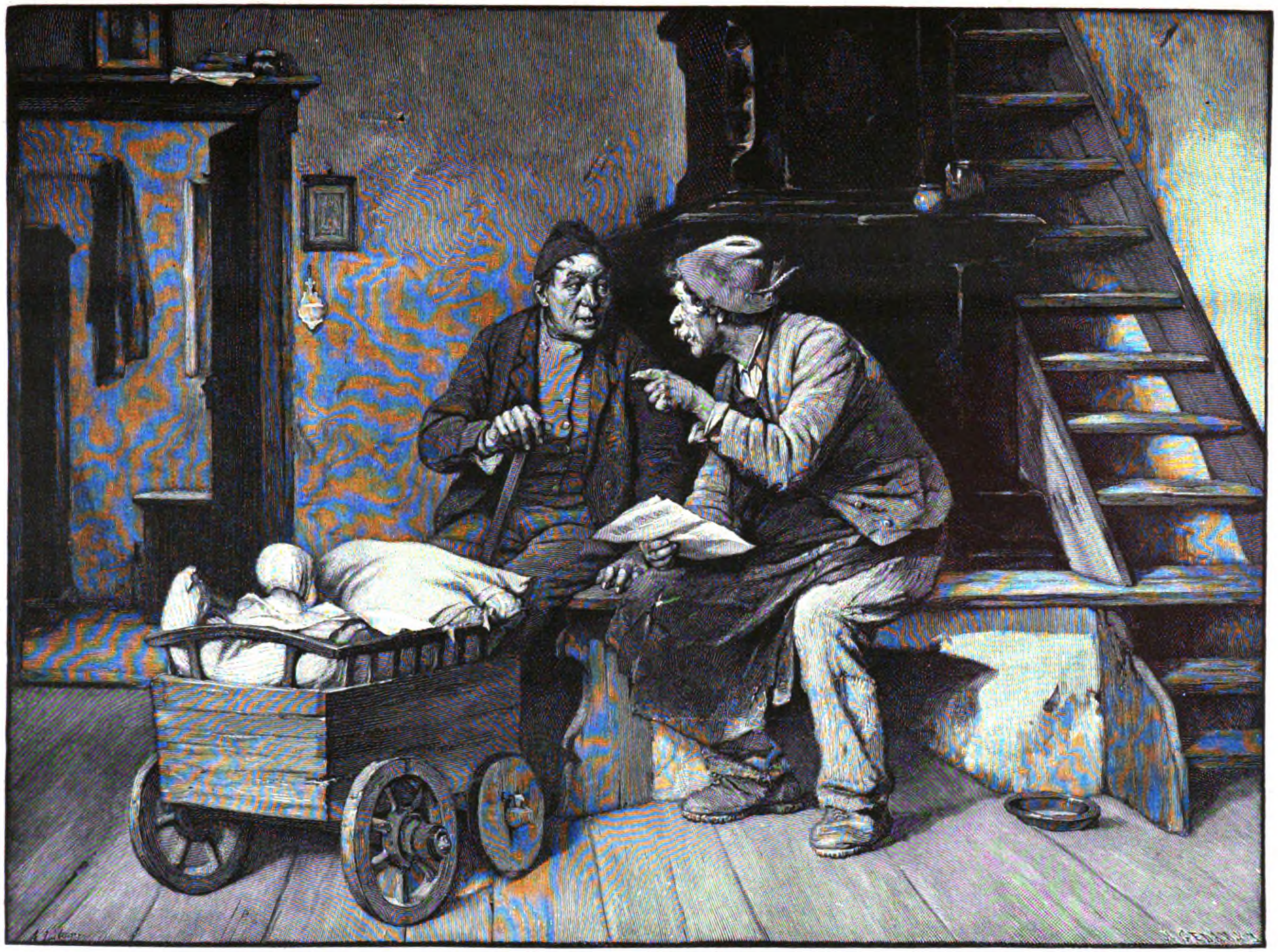
An dieſe Söhne desſelben Geſchlechts hatten Natur und Schickung ihre Gaben ſehr verſchieden verteilt. Fritz mit ſeiner mittelgroßen, ſchlanken Geſtalt, den freundlichen braunen Augen und dem kecken Schnurrbärtchen war im hellblauen Dragonerrock entſchieden eine zierliche Erſcheinung; ſein edles Vollblutpferd mit dem feinen Kopf und den winzigen Hufen paßte vortrefflich zu dem leichten Reiter. Nebenbei war der junge Offizier der älteſte Sohn eines großen Majoratsherrn, als ſolcher noch ſtets vor des Lebens blaſſer Not bewahrt geblieben und mit mehr wie genügendem nervus rerum ausgeſtattet; das prägte ſich deutlich in ſeinem ſorgloſen Geſicht, in ſeinem heiteren liebenswürdigen Weſen aus. Kummer und Sorge kann der Menſch juſt recht gut entbehren, ohne an innerer oder äußerer Behaglichkeit einzubüßen, ſo oft auch das Gegenteil behauptet wird.

Wie zart nahm er ſich aus neben des anderen gigantiſchem Gliederbau. Volle ſechs Fuß rheiniſch ragte dieſer blauäugige und flachsbärtige Geſell in die Höhe und zwar keineswegs als ſogenannte Hopfenſtange; denn obgleich er grundſätzlich ſein Gewicht niemals öffentlich der Wage anvertraute, wettete man im Kreiſe der Kameraden auf zwei und einen halben Zentner und darüber und nannte ihn allgemein mit dem Spitznamen „der ſchwere Hans.“

Weniger impoſant war aber ſeine übrige Lage als Kulturmenſch. Mit ſeinem Ererbten war er nämlich längſt fertig geworden, es hatte ſich ſogar ein nicht unerheblicher Minusüberſchuß herangebildet, der dem unglücklichen Beſitzer ſchon oft recht trübe Stunden bereitete. Hätten ſeine Manichäer nur geahnt, wie gern er ſie bezahlte, ſie wären häufig weniger dringlich geworden. Das Daſein als Reitersmann wurde ihm in dieſem langweiligen Zeitalter aber auch gar zu ſauer gemacht. Abgeſehen von dem im Verhältnis zu ſeiner gewaltigen Körperlichkeit ſtehenden Stärkungsbedürfnis — er mußte, nebenbei bemerkt, überall an der Wirtstafel den doppelten Abonnementspreis entrichten — hatte er mit ſeinen Pferden ewiges unverſchuldetes Pech. Schonte er mit ängſtlichem Bemühen die Vorderhand, ſo ruinierte er deſto ſicherer und gründlicher Kreuz und Hinterbeine. Für ſolchen niederſächſiſchen Recken ſchwerſten Kalibers taugten eben nur Percherons und Elefanten, die aber leider in unſerem leichten Reiterdienſt noch keinen Anklang finden. Die kleinen Jammerkatzen, wie Hans in ärgerlicher Verachtung die Roſſe aus hochedlen Geſtüten benannte, brachen rettungslos unter ihm zuſammen.

Da, mitten aus des Friedens Hoffnungsarmut riß ihn zum zweitenmal erlöſender Trompetenruf: Mobil!

Heute nun, am ſechzehnten Auguſt des Jahres 1870, klopfte er in leidlich guter Laune den Hals ſeines koloſſalen, geſchorenen Schweißfuchſes, deſſen, gelinde geſagt, etwas ſtark koniſche Hufe dem echten Sportsman einiges Bedenken erregt haben würden. Jetzt blühte ihm doch für die Dauer des Krieges etwas Ruhe vor den niederträchtigen Blutſaugern, ſeinetwegen konnte es bis ins nächſte Jahrhundert ſo weiter gehen. Leiſe ſummte er den Vers des Wallenſteinſchen Reiterliedes vor ſich hin:



Politiker. Nach dem Gemälde von A. Lüben.

„Des Lebens Ängſte, er wirft ſie weg,
Braucht nicht viel zu mühen, zu ſorgen,
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es morgen.“

Schärfer grollte und praſſelte es ſchon ſeit einiger Zeit, immer wilder ſchwoll der Schlachtenlärm. Wenn das Glück gut war, eröffnete ſich heute nach vierjähriger Pauſe wieder einmal die Ausſicht zum fröhlichen Einhauen als willkommene Abwechſelung mit Remonte- und Rekrutenarbeit und der jetzigen pferdeſchindenden Patrouillenreiterei. Der Rieſe zog den rechten Handſchuh aus, nahm den Helm ab und wiſchte ſich mit dem Taſchentuch Staub und Schweiß vom gebräunten Geſicht und aus dem ſtarken Blondbart. Auf der Stirn zeigten ſich einige ſcharfe Falten und im Schläfenhaar, trotz ſeiner jungen achtundzwanzig Jahre, ſilberne Streifchen, die zu denken geben konnten. Dann lüftete Hans ſein anſehnliches Schlachtſchwert; mit liebkoſendem Streicheln prüfte er die graue, ſchneidige Klinge, warf ſie in die Scheide zurück und brannte ſich gemütlich eine Zigarre an.

„Alſo, Fritz, nicht hauen! wendete er ſich an ſeinen Vetter. „Stechen iſt immer das Beſte, der flachſte Stich wirft einen Reiter aus dem Sattel, aber wie viel Hiebe braucht oft ein geſunder Kerl, um bügellocker zu werden. Das haben wir anno Sechsundſechzig gemerkt. Alle Wetter, jetzt wird's aber vorn lebendig, horch nur, dieſes heilloſe Geknatter und Knarren!“

„Ob wir wohl diesmal drankommen? Die glückliche ſouveräne Infanterie ſchnappt uns immer die beſten Biſſen vor der Naſe weg!“

„Na du, Fritzchen, ich tauſche aber trotzdem nicht mit den Fußvölkern! Den ganzen Kleiderſchrank nebſt Kugelſpritze, Seitengewehr, Schanzzeug, Brotbeutel und einem unſinnigen Haufen Patronen auf den eignen Beinen fortzuſchleppen — und wie müſſen die armen Kerle rennen.“

„Dafür haben ſie aber alle Augenblicke ein luſtiges Gefecht und keine Pferde zu pflegen.“

„Über die größeren Strapazen läßt ſich trotz alldem ſtreiten und mit der „Luſtigkeit“ hat's doch noch ſeine verſchiedenen Seiten. Unſereiner klemmt ſich ſeinen Gaul zwiſchen die Schenkel, läßt ſich im Fluge ins Treffen tragen, haut ſich friſch herum und iſt, wenn's ihn nicht trifft, ebenſo flink wieder verſchwunden. Bleiben bei der Attacke ſo und ſoviel Männer und Pferde auf dem Platze, iſt's großes Halloh allerorten, und das Heldentum regnet auf uns kühne Reiter herab. Ein Infanteriſt dagegen quält ſich mit ſeinem ganzen Gefechtsapparat höchſtſelbſt an den Feind heran. Mit müden Beinen von langem Marſche kommend, durchmißt er weite Strecken im Laufſchritt, kochend heiß mit fliegender Bruſt ſoll er ein ruhiges, wohlgezieltes Feuer abgeben; geht die Sache ſchief, ſo kann er gefälligſt zuſehen, wie er ſich mit ſeinem letzten bischen Atem von dem nachdrängenden Gegner abwickelt. Läßt er einen anſtändigen Prozentſatz im unendlich langen aufreibenden Kampfe liegen, ſo iſt das einfach ſeine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, der zwar König und Vorgeſetzte, aber keineswegs das liebe Publikum in der Heimat gerecht werden. Denn von einem ſchönen Reiterangriff wird jahrlang geſchwärmt, von dem furchtbarſten, erfolg- und verluſtreichſten Ringen der Fußtruppen macht man nicht viel Aufhebens. Und was iſt die Urſache: der äußere Glanz fehlt, und den liebt nun einmal der große Haufe, der ſich noch häufig den braven Kerls gegenüber in allerhand liebenswürdigen Koſenamen ergeht, wie „Sandhaſe,“ „Fußlaatſcher“ ꝛc. Wir Reitersleute wollen aber niemals in den Ton mit einſtimmen, denn wir haben unſere dunkelblauen Jungen im letzten Feldzuge recht genau kennen gelernt und wiſſen, was ſie wert ſind. Hm, hm, — auf den Staub von vorhin habe ich übrigens viel zu viel geſprochen, haſt du vielleicht noch ein Schlückchen für deinen dich liebenden Vetter?“

Der andere holte lächelnd die Feldflaſche aus der Satteltaſche und reichte ſie Hans nach kurzem Kredenzſchluck.

„Trink nur aus, durſtige Seele, der Rotſpon iſt nicht ſchlecht.“

Hans leerte, ohne abzuſetzen, mit regelmäßigem Gluckſen die Flaſche, bei dieſem feuchten Geſchäft die Übung verratend, die er ſich beim Ausderflaſchetrinken als Säugling, Jäger und Soldat erworben. Zum Zeichen, daß er pflichtſchuldigſt der freundlichen Aufforderung entſprochen, machte er bedächtig die Nagelprobe. Dann zog er den Handſchuh wieder an, blies eine dicke Rauchwolke von ſich und brummte weltſchmerzlich behaglich: „So, nun kann's meinetwegen losgehen! Und wenn mich der Teufel heute holt, ſo braucht er's nicht ſpäter im elenden Frieden! Verwünſchter Mammon!“

„Sprich nicht ſo läſterlich,“ zürnte Fritz, „und verſündige dich nicht am Herrgott, es wird ſchon —“

„Halloh,“ rief der blonde Goliath dazwiſchen, „da kommt wieder ſo eine eilige Querſchärpe angeſauſt! Hierher, geehrter Staubmacher, wenn's beliebt!“

„Wahrhaftig, da hält er bei unſerem Alten!“

„Fertig zum Aufſitzen!“ klang hell und durchdringend das Kommando.

„Aufgeſeſſen! Gewehr auf!“

Vorwärts trabten die Schwadronen in Zugkolonne, ſchon pfiffen einige Chaſſepotgeſchoſſe über die Helme fort, bald in ſchnellerer Folge, das Feld fing an, ſich mit zurückkehrenden Verwundeten, mit Leichen und Waffentrümmern zu bedecken, das zweite Treffen wurde durchritten, dort ſtürzte ein Tier, und Mann und Roß verſchwanden unter den Hufen. Die Luft füllte ſich mit Blei- und Eiſenhagel, aber vorwärts, — wer fällt, der fällt, und Gott ſchenke ihm fröhliche Auferſtehung!

Die Schützenlinien des erſten Treffens ſchoben ſich bereits eilig rechts und links auseinander, um dem Geſchwader den Durchgang frei zu geben, dann wieder ſprühten die Flammen ohne Unterbrechung aus den glühenden Läufen. Das Chaſſepotfeuer ſtockte, und eine links im freien, deckungsloſen Felde weit vorgeſchobene preußiſche Schützenkette ballte ſich zu ſtahlſtarrendem Knäuel zuſammen, alſo war feindliche Kavallerie in der Nähe, dort die rollende ſchimmernde Rieſenwolke — das iſt ſie!

„Hurra!“ jauchzten die Musketiere den Waffengenoſſen zu, mauerfeſt ſtanden die müden Männer, aus den heißen, dunkelbeſtäubten Geſichtern blitzte grell das Weiß der Augen, und aus der Front des ſtachligen Haufens quoll krachend Feuer und Dampf.

„Hurra!“ antworteten die Dragoner, im Galopp aufmarſchierend. Noch einige hundert Sprünge, dann: „Marſch, marſch, trara!“ lockten ſchmetternd die Trompeten, ein Klirren und Dröhnen, Schnauben und Stampfen, die Reitermaſſen prallten zuſammen und fuhren ineinander. Im Wogen des nun beginnenden Handgemenges ſuchte Hans Nagell ſeine Leute nach Möglichkeit zuſammenzuhalten; wie eine große, blaue Gluckhenne drängte er bald hierhin, bald dorthin, ſeinen Küchlein helfend und zurufend.

„Stechen, Jungens!“ brüllte er mit Löwenſtimme, „ſtechen, nicht hauen!“ und ſchaffte, ſelbſt mit gutem Beiſpiel vorangehend, mit ſcharfen Stößen kräftig Luft, denn trotz ſeiner Leibesfülle war er ein ſehr gewandter und ſchnelläugiger Fleuretfechter und nicht zum erſtenmal am Feinde.

Da ſah er zur Seite mitten in einem Haufen von Roßſchweifhelmen eine zerhauene preußiſche Pickelhaube, die Spitze neigte ſchief zur Seite, einen Augenblick erblickte er auch die goldene Offizierskartouche. Sofort ſteuerte er ſein gewichtiges Ritterroß dorthin und kam nach großer Mühe und Anſtrengung, rückſichtslos Freund und Feind beiſeite drängend und ſtoßend, noch gerade zu rechter Zeit dem bedrängten Kameraden zu Hilfe. Auf gänzlich führungsloſem Pferde — denn die Zügel waren dem von einem Piſtolenſchuß durchbohrten linken Arme entfallen und von Schenkelleitung konnte bei der Ermattung des Reiters, der nur noch mechaniſch um ſich herum hieb, kaum die Rede ſein — hielt ſich mühſam ein ſchlanker Offizier im Sitz, unter deſſen klaffendem Helm das Blut in Strömen herunterſchoß.

Von allen Seiten regnete es blind und wütend Stiche und Hiebe, und nur durch das unbändige Steigen und Ausſchlagen des edlen Tieres verfehlten faſt alle ihr Ziel.

„Hans!“ ſchrie es abgebrochen aus dem blutübergoſſenen Geſicht, und jetzt erſt erkannte der Helfer ſeinen Vetter an der Stimme, „Hans — hau' mich 'raus — ich bezahle — deine Schulden!“

Schon beim erſten Ruf ſeines Namens packte den Rauſchebart der furor Teutonicus, grimmig-ſcharf drückte er die Sporen ein, und im Augenblick vergingen alle ſeine ſchönen Fechtertheorien wie Butter vor der Sonne. Mit gänzlich unpolierten, echt deutſchen Hieben fuhr er unter die gallo-fränkiſchen Reiter, daß ihre Stahlhelme wie dünnes Blech zerknickten. Wer für die Klinge zu nahe war, dem pochte der Säbelknauf an den Schädel, daß ihm Hören und Sehen verging. Die beſte Parade war bei Hanſens an und für ſich ſchon gewaltiger, nun durch die Berſerkerwut verdreifachter Kraft ein durchaus nutzloſes Unterfangen. Zum Glück hielt ſein allerdings nicht beim Schneider und Militäreffekten-Lieferanten, ſondern direkt beim Solinger Schwertfeger Werth beſtelltes Hünenſchwert dieſe „Hauptprobe“ aus. Kaum hatte ſich Hans einige Male, wie ein toll gewordener Brummkreiſel zwiſchen Zinnſoldaten, herumgewirbelt, ſo war genügend Raum geſchafft. Verdutzt riſſen die nächſten franzöſiſchen Reiter, welche verſchont geblieben, ihre Gäule vor dem ungemütlichen Pruſſien zurück, dieſer zog noch in aller Eile einem Küraſſier die Klinge quer durchs Geſicht, haſchte des Vetters bockenden Engländer am Zügel, und mit einem: „Halt dich am Sattel, Fritz!“ riß er den Schwankenden rückwärts durchs Getümmel. Draußen übergab er ihn einem berittenen Lazarettgehilfen mit dem Befehl zum ſofortigen Zurückbringen und jagte dann ſchleunigſt wieder zu ſeiner Schwadron zurück.

— — — — — — — — — — — —

„Schwerer Hans, etwas leichter ſcheint dich die Campagne doch gemacht zu haben! Trinke aus, ſtärke deinen ſchwächlichen Leib!“ rief der alte Herr von Nagell und ſchwenkte die Flaſche. „Später, wenn Mutter Lottchen mit Beatrix uns Zechern das Feld räumt, kommt die Generalbeichte.“

Die alte Dame des Hauſes ſtreichelte liebevoll die große, muskulöſe Hand ihres Neffen und lächelte ihm ſchelmiſch zu: „Da würde ich wohl ſchöne Dinge zu hören bekommen, es iſt doch gut, daß wir Frauen nicht alles erfahren.“

Auf dem Nagellſchen Familiengute feierte heute nämlich Hans nach der Rückkehr aus dem Felde fröhliches Wiederſehen mit ſeinem herausgehauenen Vetter Fritz. Zwar trug dieſer noch den Arm in der Schlinge, auch die ſteile Quart auf dem Kopfe juckte noch manchmal bedenklich beim Wetterumſchlag, doch waren alle luſtig und guter Dinge, am meiſten der alte Majoratsherr, der die beiden eiſernen Kreuze gut getauft wiſſen wollte.

Der große Dragoner errötete leicht bei der Anrede. „Es iſt nicht ſo gefährlich mehr, beſtes Tantchen, während des Waffenſtillſtands habe ich ſchon einen ganzen Poſten abgeſchoben. Das waren gute Zeiten.“

„Das iſt brav, Junge,“ lobte ironiſch ſchmunzelnd Nagell senior, „deſto billiger kommt mich Fritzens Notſchrei zu ſtehen.

„Aber Papa,“ rief Fritz vorwurfsvoll, „mach' doch den armen Kerl nicht ſo verlegen. Wie ich dir ja erzählte, hatte er gleich nach dem erſten Anruf ſchon zwei Küraßreiter heruntergehauen, ſicherlich ehe er eine Silbe vom Schuldenbezahlen vernommen.“

„Schadet nichts, Strafe muß ſein! Damit aber die doppelte Buchführung nicht wieder von vorn anfängt, ſo ſorgt von heute an, mein tapferer Reitersmann, dein alter Onkel, außer für das Glattmachen der Reſtchen, auch künftig für deine Pferde und eine anſtändige Zulage. So denke ich den Nagell auf den Kopf getroffen zu haben.“

„Lieber Onkel,“ entgegnete Hans ſehr vergnügt und doch etwas verlegen, „den Fritz hätte ich ſo wie ſo herausgehauen, denn ein Kamerad läßt den anderen nicht in der Patſche ſitzen, wenn ihm zu helfen iſt.“

„Das weiß ich, Junge!“ lachte der Alte. „Aber auch deine Schulden hätte ich ſo wie ſo bezahlt, denn ein Nagell läßt den anderen nicht unter den Hammer kommen, wenn ihm zu helfen iſt.“

Chriſtian Karl Joſias Frhr. v. Bunſen.

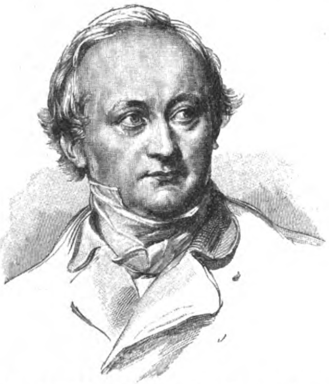
(Abdruck verboten.)

Am 25. Auguſt werden es hundert Jahre, daß der bekannte preußiſche Staatsmann und Gelehrte Chriſtian Karl Joſias von Bunſen zu Korbach im Waldeckſchen geboren wurde. Auf dem Gymnaſium der Vaterſtadt erhielt er die Grundlage ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und ſtudierte dann in Marburg und Göttingen Theologie und Philologie. Nach einer mehrjährigen Wanderzeit, die ihn, teilweiſe in Begleitung des jungen amerikaniſchen Millionärs Aſtor, nach Holland, Dänemark, Frankreich führte, gewann er ſich endlich im Jahre 1816 in Rom eine zweite Heimat. Bunſen trat in engere Beziehung zu Niebuhr, der kurz vorher als preußiſcher Geſandter nach Rom gekommen war, und wurde ſchon 1818 deſſen Sekretär, nachdem er ſich im Jahre vorher mit der durch Gaben des Geiſtes wie des Herzens gleich ausgezeichneten Engländerin Fanny Waddington vermählt hatte. Bei Gelegenheit der Anweſenheit des Königs Friedrich Wilhelm III während des Kongreſſes zu Verona empfahl er ſich dem Monarchen durch ſeine außerordentliche Gewandtheit und wurde bereits 1824, als Niebuhr abging, zur Leitung der Geſandtſchaft am päpſtlichen Stuhl berufen. Die Thätigkeit, die er im Laufe des nächſten Jahrzehnts am Vatikan entwickelte, war beſonders durch die Ratſchläge, welche er über die Behandlung der Frage der gemiſchten Ehen nach Berlin gelangen ließ, nichts weniger als glücklich. Als Bunſen ſich in den Erwartungen, welche er auf die Nachgiebigkeit des preußiſchen Klerus und das Entgegenkommen der römiſchen Kurie geſetzt hatte, gründlich getäuſcht ſah, bat er 1837 um ſeine Abberufung und wurde nach kurzer Zeit erſt zum Geſandten in Bern, dann aber — nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV, der ihn bereits ſeit Jahren intimerer Beziehungen würdigte — zum preußiſchen Geſandten in London ernannt.

Ein unbefangener Beurteiler kann ſich nicht verhehlen, daß die Leiſtungen Bunſens in dieſer gerade damals hochbedeutſamen Stellung ſeiner Zeit oft überſchätzt wurden, wozu ſeine engere, man darf wohl ſagen, Freundſchaft zum Prinzengemahl Albert und zur Königin Viktoria viel beigetragen haben mögen. Sein Idealismus, der alle Dinge nicht ſah, wie ſie wirklich ſind, ſondern ſo, wie er ſie ſich wünſchte und vorſtellte, führte ihn wiederholt zu recht bedenklichen Trugſchlüſſen. Seine Stellungnahme zur Bewegung von 1848, ſeine Bemühungen während des Krimkrieges Preußen zur offenen Feindſchaft gegen Rußland zu bewegen, zeigen ihn als einen Politiker, der mehr von Eingebungen der Phantaſie, als von einem ernſten Abwägen realer Verhältniſſe geleitet wird. Unvergeſſen ſei ihm indeſſen der aufrichtige, von echt deutſchem Empfinden getragene Eifer für die ſchleswig-holſteinſche Sache.

Die ſchroffe und das preußiſche Kabinett kompromittierende Gegnerſchaft Bunſens zu Rußland führte endlich im Jahre 1854 zu ſeinem Sturz. Er wurde abberufen und verließ am 17. Mai London, das ihm eine dritte Heimat geworden war. Die nächſten Jahrzehnte verlebte Bunſen in Heidelberg, der amtlichen Thätigkeit enthoben, ganz ſeinen umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Indeſſen hatte ſeine Geſundheit ſchwer gelitten, wiederholte Reiſen nach dem Süden brachten nur vorübergehende Linderung — am 28. November 1860 ſchied Bunſen aus dieſer Welt.

Charakteriſiert ſich Bunſen als ein gewandter, geiſtvoller, fleißiger, aber ſchließlich doch des klaren Blickes und zielbewußten Handelns entbehrender Staatsmann, ſo muß man auch in bezug auf ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen zu dem Schluß kommen, daß ſie bei allem Reichtum an Wiſſen, bei aller Fülle der Gedanken mehr in die Breite als in die Tiefe gingen. Urſprünglich hatte er ſich der Sprachwiſſenſchaft zugewendet, ſpäter warf er ſich auf das theologiſche Studium — zugleich die Geſchichte des Altertums in den Kreis ſeiner Arbeiten hineinziehend. Auf letzterem Gebiet liegt vielleicht ſeine Hauptbedeutung. Seine Arbeiten über die Stadt Rom, ſein Werk „Ägyptens Stelle in der Weltgeſchichte,“ die von ihm wenigſtens vermittelte Begründung des archäologiſchen Inſtituts zu Rom, die außerordentlich wohlwollende Unterſtützung, welche er jüngeren Gelehrten angedeihen ließ, ſichern ihm dauernde Anerkennung. Der theologiſchen Wiſſenſchaft, wie wir ſie auffaſſen, entfremdete er ſich in ſeinen ſpäteren Schriften mehr und mehr, bewahrte ſich jedoch perſönlich einen unvergänglichen Fond tiefer und wahrer Frömmigkeit. Man mag aber über die Geſamtthätigkeit des vielſeitigen Mannes urteilen, wie man will, immerhin muß man zugeben, daß Bunſen zu den intereſſanteſten Perſönlichkeiten unſeres Jahrhunderts gehört. Selten vielleicht hat ein Mann unſerer Zeit in gleich reichem Maße, wie er, Freundſchaft erworben und erwidert, nicht viele haben, ſo wie er, fördernd und anregend in die verſchiedenſten Gebiete der Wiſſenſchaft eingegriffen. Die Reinheit ſeiner Empfindungen iſt ebenſo anerkannt, wie die untadelhafte Ehrenhaftigkeit ſeines von außerordentlicher Herzensliebenswürdigkeit durchdrungenen Weſens. Waren ihm auch menſchliche Schwächen und Irrtümer nicht fremd, ſo bleibt immer noch genug, um uns die Tüchtigkeit ſeiner Geſamtperſönlichkeit in hellem Lichte erſcheinen zu laſſen. H. v. Z.



Chriſtian Karl Joſias Frhr. v. Bunſen.
Nach dem Bilde von Richmond, lithographiert von M. Robinſon.

Witlandsort.

Von Max Hobrecht.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Gerwien ſeufzte: „Wenn er ſtirbt, geht mir's ans Leben. Und wenn er geſund wird, habe ich auch nichts Gutes zu erwarten.“

„Wetter noch einmal!“ knurrte Jakob, „alles das um den elenden Schwarzrock! Und aus dieſer Mauſefalle herauszukommen, iſt wohl ganz unmöglich?“

„Alles feſt verſchloſſen!“ ſagte Gerwien. Jakob ſah aber doch noch einmal näher zu, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe war.

„Mit den Schlöſſern iſt nichts zu machen,“ meinte er kopfſchüttelnd, „aber an dieſem Ende ſieht's nicht ſo gewaltig aus — weiß Gott, die Bänder ſind nur von dickem Leder und nicht von Eiſen; dagegen iſt ein ſcharfes Meſſer genug. Menſchenkind, ich verſuch's wenn alle bei der Abendmahlzeit ſitzen — der Mond kommt in einer Stunde hinter dir in die Höhe; dann iſt's hier dunkler Schatten — halte dich bereit — am Bohlwerk liegt ein Einbaum, ich lege ein Ruder hinein und nun muß ich fort —“ die letzten Worte hatte Jakob ſchon im Davongehen geſprochen; pfeifend ſchlenderte er dann dem Bohlwerk und ſeiner Galeere zu.

Als Meiſter Wolfram von Gernrode ſpäter als alle anderen von dem Bauplatz zurückkehrte und über den mondbeſchienenen Burghof ſchritt, ſah er noch einmal nach dem Gefangenen hinüber, deſſen Schickſal ihn ſo beſchäftigte; doch der Schuppen, in welchem Gerwien ſaß, befand ſich in tiefem Schatten und damit in undurchdringlichem Dunkel. Am anderen Morgen aber wurde der Baumeiſter, als er aus ſeiner Kammer trat, durch die Nachricht überraſcht, Gerwien ſei entflohen; der geöffnete Block, das zerſchnittene Leder deute auf einen Helfer, doch habe man ſich vergebens bemüht, einen ſolchen zu entdecken. Der Pfleger zürnte gewaltig, daß dergleichen möglich geweſen ſei, und ſeine Untergebenen hatten ein paar recht böſe Stunden; er hatte auch ſofort Herrn Werner von Staden und einige Knechte nach dem Gerwienſchen Gute geſchickt, um nachzuforſchen, ob der entflohene Gefangene ſich etwa dort verborgen halte, aber auch das hatte keinen Erfolg. Frau Naruſſa war augenſcheinlich durch die Nachricht von der Flucht ihres Mannes ſelbſt überraſcht worden. Gegen Mittag erſt wurde der Einbaum vermißt, der ſonſt zur Bequemlichkeit der Burginſaſſen am Bohlwerk zu liegen pflegte; es war alſo nicht unwahrſcheinlich, daß Gerwien übers Waſſer entkommen ſei. Daran war nun nichts zu ändern, aber, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, ließ Herr Friedrich von Henneberg jetzt noch ein paar ähnliche Fahrzeuge, die außerhalb der Burg am Ufer des Tiefs lagen, zuſammenſchleppen und im Schutze des Pfahlwerkes unter Verſchluß legen. Und damit mußte man ſich einſtweilen beruhigen.

Die Stimmung des Pflegers aber hatte ſich noch nicht ſonderlich gebeſſert, als der Abend herankam, und der Aufenthalt in dem Raume, in welchem die Herren in müßigen Stunden ſich zuſammenzufinden pflegten, wurde dadurch recht unbehaglich. Als daher Meiſter Wolfram gleich nach dem Abendeſſen die Burg verließ, um ſich noch durch einen Gang im Mondlicht zu erfriſchen, ſchloß ſich ihm, wie er eben die Zugbrücke überſchritt, Bruder Werner von Staden an, der eine angeborene Vorliebe für freundliche Geſichter hatte und gar nicht geſchickt war, ſich mit der ſchlechten Laune anderer Leute abzufinden. Die beiden Luſtwandelnden verhielten ſich ziemlich ſchweigſam; es war, als wenn die ſie umgebende Landſchaft mit ihren ungewiſſen Linien, die tiefe Ruhe rundum auch die Menſchen ſtille machte. Auf der Uferhöhe des Tiefs in der Richtung auf die See zugehend, ſogen ſie mit Behagen die friſche Luft ein, die vom Waſſer her ſtand — einen Wind konnte man ſie nicht mehr nennen — und auf der faſt unbewegten Fläche des Tiefs ruhte der Widerſchein des Mondes in einer breiten, leuchtenden Bahn. Drüben auf dem anderen Ufer lag der dichte, auch am Tage faſt undurchdringlich ſcheinende Laubwald in dunkler Maſſe da, die nur gegen den helleren Himmel eine deutliche Kontur zeigte.

Jetzt ſtanden beide Männer unwillkürlich zugleich ſtill; aus dem Waldesdunkel her erklang laut vernehmlich der klagende Ruf eines Tieres mehrmals hintereinander. Meiſter Wolfram hatte ſo lange in der großen Stadt Köln gelebt, daß er mit den Stimmen der Tiere in Feld und Wald nicht ſonderlich vertraut war. „Was iſt das?“ fragte er ſeinen Gefährten.

Bruder Werner lachte leiſe. „Wenn man's nicht weiß, kann's einem einen Schrecken einjagen, ſo ängſtlich klingt es. Es iſt der Ruf der großen Kronſchnepfe, die ſich hier häufig findet. Du wirſt dich an den traurigen Geſang noch gewöhnen, wenn du lange hier bleibſt. Da iſt's wieder.“

„Und nun auch auf dieſer Seite, nicht gar weit von uns; ſie geben ſich Antwort,“ ſagte der Baumeiſter und verſuchte, den Vogel am Himmel zu entdecken.

Bruder Werner ſchüttelte den Kopf. „Hm, hm!“ brummte er, „dies hier iſt keine Kronſchnepfe, dies iſt ein Menſch, der ſich auf Nachahmen des Rufes nicht ſonderlich verſteht.

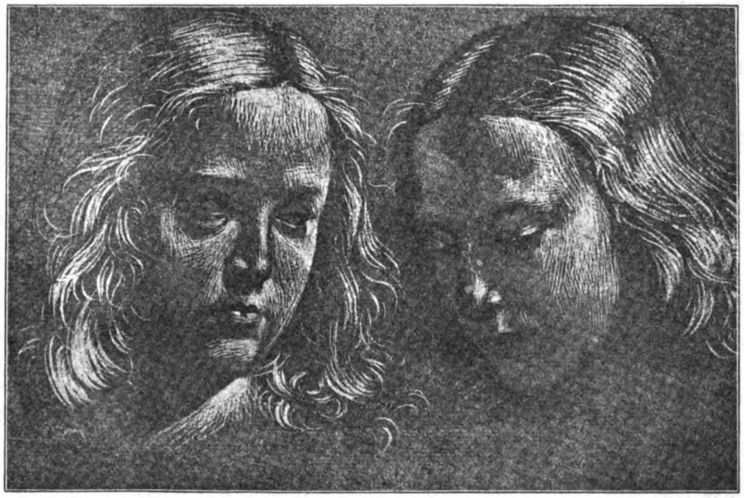
Und die Schnepfe an jenem Ufer hat wohl auch keine Federn, ſonſt würde ſie ſich ſo leicht nicht täuſchen laſſen. Alſo zwei Menſchen, die ſich übers Waſſer hinweg Zeichen machen; Gott weiß, was ſie ſich zu ſagen haben. Und dort vor uns bewegt ſich etwas. Tritt hierher, hinter den Weidenbuſch, dann können wir uns unſern Vogel näher betrachten.“

In der That zeigte ſich auf dem hohen Ufer vor den beiden Wanderern, die ſich jetzt im Schatten eines Gebüſches verborgen hielten, eine menſchliche Figur, im Näherkommen an Gewand und Bewegung als ein Weib zu erkennen. Sie ging an den Lauſchenden vorüber, dann nach wenigen weiteren Schritten ſtieg ſie an der ziemlich ſteilen Uferwand hinab bis zur Waſſerkante, die hier mit Rohr und Buſchwerk beſetzt war.

„Haſt du ſie erkannt?“ flüſterte der Ordensritter ſeinem Gefährten zu.

„Das Weib des Gerwien!“ antwortete dieſer zögernd.

„Ja, die Naruſſa,“ ſagte Bruder Werner; „ſie hat aber ihren Weg umſonſt gemacht, wie ich fürchte. Hier unten liegt ſchon lange ein Floß von Bauhölzern im Waſſer, aber der kleine Seelenverkäufer, der dazu gehörte, iſt heute auf des Pflegers Befehl eingeholt worden. All dein Suchen hilft dir nichts, armes Ding! Wie ſie an dem Röhricht hin und wieder läuft, beinahe wie der Vogel, dem ſie nachahmen wollte. Was hat ſie nun vor?“ — Naruſſa war in das Rohr hineingetreten; was ſie trieb, war nicht zu erkennen; daß ſie lebhaft mit irgend etwas beſchäftigt war, zeigte die unregelmäßige Bewegung des Waſſers an jener Stelle an. Bruder Werner und der Baumeiſter warteten voll Spannung auf den Ausgang des Abenteuers.



Zwei Studienköpfe. Rötelzeichnung von Domenico Ghirlandajo in der Gal. d. Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co., vormals Ad. Braun & Co., Dornach i. E. und Paris.

Nach einer Weile wurde Naruſſa wieder ſichtbar; mit Anſtrengung ſchob ſie einen Gegenſtand in das tiefere Waſſer.

„Sieh einmal, die tapfere Kleine!“ rief Bruder Werner, ſo laut in ſeiner Bewunderung, daß die Preußin ihn gehört hätte, wäre ſie nicht ganz von ihrer Arbeit in Anſpruch genommen worden. „Sie hat von dem Floß einen Balken losgemacht und will mit dem die Fahrt verſuchen, meiner Treu! Und jetzt, dacht’ ich’s doch! — legt ſie das lange Gewand ab! Nun kann die Reiſe losgehen!“

Wie es die Worte des Ritters andeuteten, hatte Naruſſa in der That die hindernde Kleidung abgelegt, jetzt ſaß ſie auf dem Balken, der durch ſeine Schwere faſt ganz unter Waſſer gehalten wurde. Das Kleid hatte ſie in ein Bündel gerollt und vor ſich gelegt, mit den Händen regierte ſie eine Stange, die ſie wohl bei dem Floß gefunden hatte; jetzt ſtieß ſie ab, und das ſchwerfällige Fahrzeug bewegte ſich langſam in das freie Waſſer hinaus.

„Iſt es möglich, daß ſie hinüberkommt?“ fragte der Baumeiſter beſorgt.

„Das Waſſer iſt ganz ohne Bewegung und auch nur wenig Strömung darin,“ meinte Bruder Werner, „alſo könnte ſie wohl — aber da haben wir’s! Der Balken hat ſich gedreht und die Nixe liegt im Waſſer!“

Meiſter Wolfram war ſchon im Begriff, die Uferhöhe hinunterzuſteigen: „Wir müſſen verſuchen, ob wir ihr zu Hilfe kommen können,“ rief er.

Bruder Werner faßte ihn am Arm. „Die braucht unſere Hilfe nicht,“ ſagte er, „ſie iſt an das Waſſer gewöhnt. Da iſt ſie wieder oben wie eine Ente, und nun wird ſie beſſer Achtung geben. Hörſt du, wie ſie ruft? Sie iſt ganz guter Dinge. Und da kommt wieder die Antwort von drüben. Es iſt, weiß Gott, ein Schauſpiel!“

Langſam ſchwamm der Balken dem gegenüberliegenden Ufer zu. Es konnte eine halbe Stunde dauern, bis er ſein Ziel erreichte; aber ſchon nach den erſten fünf Minuten war bei dem ungewiſſen Licht das wunderliche Fahrzeug vom Ufer aus nicht mehr zu unterſcheiden. Eine Weile machte ſich noch das Leuchten des Körpers bemerklich, wenn ein Mondſtrahl darauf fiel, dann hörte auch das auf.

Die beiden Männer hatten noch eine Weile dageſtanden. „Es iſt Zeit, daß wir heimgehen,“ ſagte endlich Bruder Werner.

„Wir können wenigſtens dem armen Weibe nun nicht mehr helfen,“ antwortete der Baumeiſter.

Der andere lachte: „Glaube mir, ſie weiß ganz genau, was ſie wagen darf.“ Und wie eine Bekräftigung deſſen klang wieder vom Waſſer herauf der Ruf des Waſſervogels.

„So helf ihr Gott!“ ſagte Meiſter Wolfram, indem er dem voranſchreitenden Gefährten folgte. Kurz bevor ſie an die Zugbrücke kamen, faßte er die Hand des Ritters. „Iſt es deine Pflicht, anzuzeigen, was wir eben geſehen haben?“ fragte er mit etwas gepreßter Stimme.

Bruder Werner zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete: „Ich hoffe, es wird mich niemand danach fragen. Wenn das doch geſchieht, dann, ja dann, würde ich freilich, ſo leid mir’s thut, lügen müſſen. Wer kann auch genau ſagen, was er im Mondſchein geſehen hat?“

Damit ſchritten die beiden in den Burghof hinein.

Bruder Honeſtus, der die letzten Prüfungen der Gerwienſchen Eheleute eigentlich veranlaßte, hatte einen feſtgezimmerten Schädel, aber ſein Herz war ein übelverwahrtes, jämmerliches Ding: der Schädel, während der früheren weltlichen Laufbahn des Mönches oft genug auf Fall, Stoß und Schlag geprüft, hatte ſich auch diesmal bewährt; er zeigte am nächſten Morgen noch eine mächtige Beule, die in allen Regenbogenfarben ſpielte, doch war jede wirkliche Gefahr vorüber, und ein grimmiger Hunger die vorherrſchende körperliche Empfindung des Geneſenden. Sein Herz, geängſtigt durch die Mahnungen des ſchlechten Gewiſſens, ließ ihm aber die Verborgenheit in der Krankenzelle auch ferner wünſchenswert erſcheinen, und ſo blieb er noch während der nächſten Tage auf ſeinem Strohſack unter gefährlichem Stöhnen und Seufzen liegen, das doch hauptſächlich der dünnen Krankenſuppe und dem faden Brotwaſſer galt. In dieſer nicht ſehr widerſtandsfähigen Verfaſſung fand ihn ein Prieſterbruder des Ordens, der aus dem nahegelegenen Hauſe des Biſchofs von Samland herübergekommen war, um mit dem Pfleger zu verhandeln, und es für ſeine Pflicht hielt, auch die Lochſtedter Kranken mit geiſtlichem Zuſpruch zu verſehen. Mißtrauiſch gemacht durch eine Andeutung, die ihm vom Bruder Werner von Staden wurde, ging er mit einer ſcharfen Bußpredigt gegen den guten Honeſtus vor und heizte dieſem ſo kräftig ein, daß er, ſoweit ihm das überhaupt möglich war, ein aufrichtiges Bekenntnis darüber ablegte, was ihm den gefährlichen Angriff des Gerwien zugezogen hatte. Der Teufel habe ſich des jungen heidniſchen Weibes als eines beſonders geſchickten Werkzeuges bedient, um ihn, der von des Tages ſchwerer Arbeit ſchwach geweſen, zu Falle zu bringen und dem götzendieneriſchen Raufbold Gelegenheit zu geben, ſich an einem armen Diener des Herrn zu vergreifen.

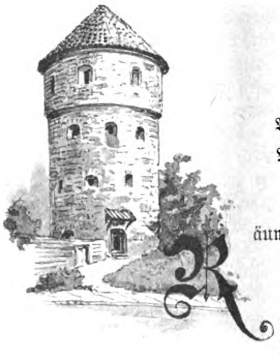
In einem Geſpräche des Pflegers und des Prieſterbruders wurde es nun allerdings als ſehr wahrſcheinlich feſtgeſtellt, daß der rückfällige Heide Gerwien und ſein Weib unter dem Einfluß des Teufels gehandelt hätten, der wohl auch der Haupthelfer bei ihrer Flucht geweſen wäre, doch war der gute Ruf des Bruders Honeſtus bei dieſer Gelegenheit ſo anrüchig geworden, daß es, um ferneres Ärgernis zu vermeiden, als das beſte erſchien, ihn mit der leergewordenen Lübecker Galeere, die in der Weichſelmündung Bauholz laden ſollte, nach ſeinem Kloſter zurückzuſenden. So verließ denn der Laienbruder die Krankenzelle nur, um ſie, widerwillig genug, mit der dumpfen Schiffskoje zu vertauſchen, und der kurze Brief, den man ihm für ſeine Oberen in Oliva mitgab, ließ ihn dort noch für einige Zeit in einer Büßerzelle verſchwinden, ehe er, wie der ſchlimme Schilling, weiter auf die Wanderſchaft geſandt wurde.

Ein paar Wochen waren ſeit der Ankunft Meiſter Wolframs in Lochſtedt vergangen und die Gerwienſche Angelegenheit fing an, als Unterhaltungsſtoff auf den Bauplätzen anderen Gegenſtänden zu weichen, als von Königsberg her mit wenigen Begleitern der Komtur eintraf, dem Geſetze des Ordens gemäß ſich über den Stand der Pflegſchaft Rechenſchaft legen zu laſſen, dabei die Rechtsfälle zu entſcheiden, die für ſeinen Spruch aufgehoben waren und zugleich von dem Fortgang der Bauarbeit ſich zu überzeugen. Bruder Albrecht von Meißen, ein Sproß des edeln Hauſes von Wettin, gehörte zu den Gliedern des Ordens, welche mit dem Eifer und der Hingebung des Chriſtusſtreiters den weiten Blick und die kühle Berechnung des wirklichen Staatsmannes verbanden und denen man durch beinahe zwei Jahrhunderte faſt in allen höheren Ämtern der Bruderſchaft begegnet; zu den Männern, denen in den Geſchäften ihres Berufs nichts zu hoch und nichts zu gering war, ſie mochten die Eindeichung der Weichſelwerder planen oder den Beſtand einer Zinsſcheune nachzählen, mit den Beherrſchern großer Staaten verhandeln oder die Abgaben und Pflichten eines kleinen Kölmers feſtſtellen, oder an der Spitze einer Reiterſchar in die Haufen der Heiden einbrechen.

Der Pfleger von Lochſtedt hatte die volle Empfindung dafür, daß ſeiner Verwaltung auf den Zahn gefühlt wurde, aber der Komtur zeigte ſich am Ende wohl zufrieden. Als dieſer zuletzt auch die neuen Bauten in Augenſchein nahm und dort mit Meiſter Wolfram zuſammentraf, fanden die beiden, daß ſie ſich im Leben ſchon einmal begegnet waren.

Zu Meißen, in der ſchönen Elbſtadt, war es geweſen, wo der Ordensritter ſich zu kurzem Beſuch bei ſeinen Verwandten aufhielt, während Wolfram von Gernrode, damals noch ein junger Gehilfe, dort an dem Bau des herrliches Domes mit thätig war. Beide hatten, gleichviel durch welche beſondere Gelegenheit ſie einander näher gebracht wurden, Gefallen aneinander gefunden; der Komtur erinnerte ſich deſſen jetzt und beſchloß, nicht, wie er zuerſt gewollt, über Nacht bei dem Biſchof in Fiſchhauſen zu herbergen, ſondern in der Burg Lochſtedt zu bleiben, wo er nicht mehr auf die grämliche Geſellſchaft des Pflegers allein angewieſen war.

(Fortſetzung folgt.)



Reval.

Von Wilhelm Neumann.

Mit Originalzeichnungen von demſelben.

(Abdruck verboten.)

Räumlich weit getrennt vom einſtigen deutſchen Mutterlande, doch in ſeinem äußeren Charakter noch voll und ganz auf dasſelbe zurückweiſend, liegt hoch im Norden ein Ort, auf den das Dichterwort Viktors von Scheffel, das er der Wartburg ſingt:

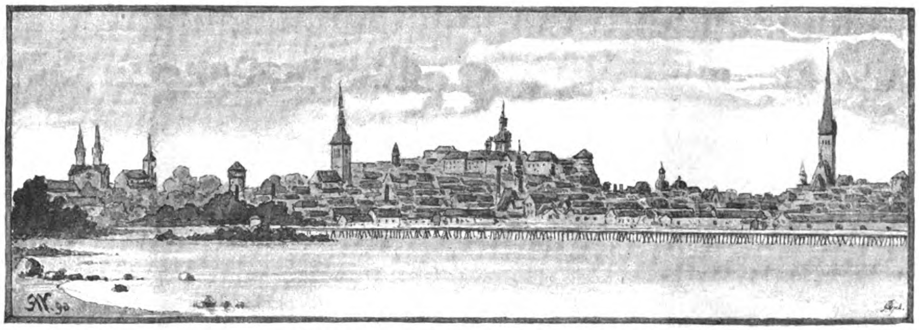
„Wetteifernd mit dem Beſten fremder Gaue
Prangt hier ein Kleinod, kunſtdurchglänzt und hehr“ —

nicht minder berechtigte Anwendung finden könnte: das alte Reval. — Umgürtet von einem ſturmerprobten Mauerring, über den die gewaltigen Türme der Kirchen und die hochgiebeligen Häuſer hinausſtreben, überragt von dem mächtigen Domberge, der das alte Deutſchordensſchloß und den Dom auf ſeinem Rücken trägt, bietet es, von welcher Seite auch geſehen, ein gleich prächtiges Städtebild. Das Kalkſteinplateau Eſtlands ſenkt ſich im Norden ſteil zum Meere hinab, tritt aber an der maleriſchen Bucht von Reval weiter von dieſem zurück, hier eine größere Ebene freigebend, die in weitem Bogen von einem Höhenzuge, dem ſogenannten Laaksberge, umwallt wird. Inmitten dieſer Tiefebene erhebt ſich ein einzelner Felskegel zu anſehnlicher Höhe; das iſt der Domberg, das ſagenumwobene Grab des eſtniſchen Rieſen Kalew.

In den Sagen der Skandinavier wird Reval ſchon erwähnt. In der Njalsſaga, die von einer Fahrt nach Eſtland um das Jahr 1000 berichtet, wird der Ort Rafali genannt. Normanniſchen Urſprungs iſt der Name Reval jedenfalls, revle (däniſch), räfvel (ſchwediſch) bedeutet Riff.

Die erſten Anfänge der Stadt Reval datieren ſeit der Eroberung des Landes durch den König Waldemar II von Dänemark. In dem benachbarten Livland hatte der energiſche Biſchof Albert von Apoldern ſeit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts ein feſtes Staatsweſen zu gründen unternommen, und der durch ihn zur Bekämpfung der Heiden ins Leben gerufene geiſtliche Ritterorden der Schwertbrüder ſeine Eroberungszüge ſchon bis in die nördlichen Diſtrikte des Eſtenlandes ausgedehnt. Nun drohte den Eſten auch noch von anderer Seite Gefahr. Im Sommer 1219 landete König Waldemar mit einer gewaltigen Flotte in der Revaler Bucht; er eroberte und zerſtörte die Burg Lindaniſſa und traf Anordnungen zur Erbauung eines feſten Schloſſes an deren Stelle. Den Eſten entſank der Mut; ſie entſandten ihre Älteſten zum König und baten um Frieden. Reich beſchenkt und, nachdem ſie von den, den König begleitenden Biſchöfen die Taufe empfangen hatten, zogen ſie heim zu den Ihrigen, doch ſchon nach drei Tagen war das in der Not gegebene Gelöbnis vergeſſen. Sie überfielen an fünf Stellen zugleich das ahnungsloſe Dänenlager. Ein mörderiſcher Kampf entbrannte; die Dänen begannen zu weichen. Da gelang es im Augenblicke der höchſten Gefahr dem Fürſten Witzlaw von Rügen mit ſeinen Kriegern der Gegner Herr zu werden. Die Schlacht endete mit der völligen Niederlage der Eſten.

Die ſpätere Sage ſchrieb allerdings den Sieg einem Wunder zu. Als während des wütendſten Ringens der Kämpfenden der im Lager anweſende Erzbiſchof Andreas von Lund in heißem Gebet den Sieg für die däniſchen Waffen erflehte, da fiel ein rotes Banner mit weißem Kreuze vom Himmel herab, die Danebrogfahne, unter welcher das däniſche Heer dann den herrlichen Sieg errang.

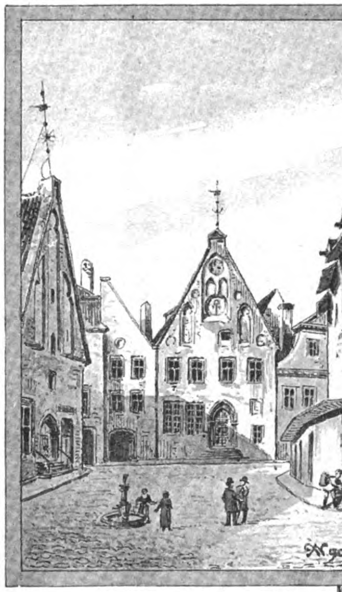


Reval, vom Katharinenthal aus geſehen.

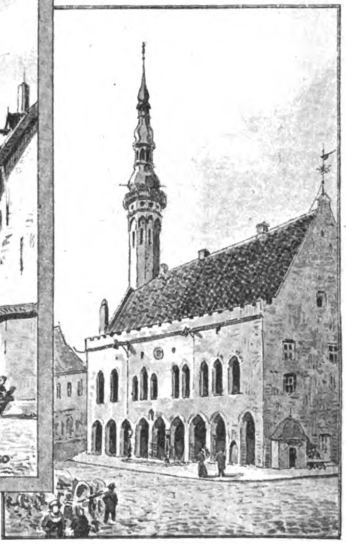
Das Dänenregiment war vorläufig nur von kurzer Dauer. Der Groll der Eſten gegen die Fremdherrſchaft machte ſich in wiederholten Aufſtänden Luft, die zwar ſtets mit ihrer Niederlage endeten, doch die politiſchen Händel Waldemars in Norddeutſchland verhinderten ein energiſches Einſchreiten und gaben dem, ſchon lange nach dem Beſitze Eſtlands lüſternen Schwertbrüderorden Gelegenheit, ſich allmählich der Lande zu bemächtigen. Nachdem Waldemar in der denkwürdigen Schlacht bei Bornhöved (Juli 1227) total geſchlagen war, erhoben auch die Eſten wieder ihr Haupt. Zwar unterſtützte der Orden die Dänen bei der Niederwerfung des Eſtenaufſtandes, doch verdrängte er ſie ſelbſt aus einem Teil des Landes, der ſeiner Angabe nach ſchon früher unter der Fahne der Jungfrau Maria erobert worden war. Der zur ſelben Zeit Livland und Eſtland zur Schlichtung und Ordnung von Streitigkeiten in geiſtlichen wie weltlichen Angelegenheiten bereiſende päpſtliche Legat, Biſchof Wilhelm von Modena, verlangte ſowohl vom Orden als von den Dänen die Auslieferung der eſtniſchen Lande, als Gebiete, welche dem heiligen Stuhle unmittelbar unterſtellt ſeien, übertrug dem Orden die Verwaltung derſelben und beſchränkte die Dänen auf den Beſitz Revals. Der Legat hatte aber noch nicht das Land verlaſſen, als der Ordensmeiſter Volquin vor Reval rückte und, von den Eſten unterſtützt, die däniſche Beſatzung zur Übergabe des Schloſſes zwang.

Volquin verſtärkte die Befeſtigung des Domberges durch die Aufführung eines ſteinernen Ordensſchloſſes, das kleine Schloß (castrum minus) im Gegenſatze zu dem ganzen Domberge, der als das große Schloß (castrum magnum) oder kurzweg als das Schloß bezeichnet wird. Die Benennung „Domberg“ iſt jüngeren Datums und bezieht ſich auf den ſchon von König Waldemar II um 1240 hier gegründeten Dom.

Seit dem Einzuge des Ordens in die Burg zu Reval beginnt auch am Abhange des Schloßberges durch die zunehmende Anſiedelung von Gewerbtreibenden ſich regeres Leben zu entfalten. Wie nach dem in überraſchend kurzer Zeit durch den lebhaften Zuzug deutſcher Einwanderer, beſonders aus dem wanderluſtigen niederſächſiſch-weſtfäliſchen Stamme, emporgewachſenen Riga, begann auch in Reval ein reges Zuſtrömen derſelben deutſchen Elemente vornehmlich von Lübeck aus, wogegen aus dem ſkandinaviſchen Norden nur ganz vereinzelte Zuzügler eintrafen. Gleichzeitig bildete ſich neben dem Stadtweſen durch die Lehnungen des Ordens ein anſehnlicher deutſcher Landſtand.



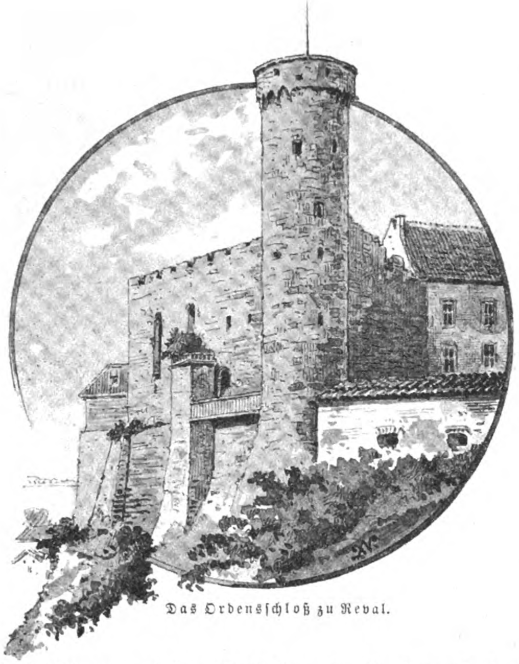
Der alte Markt zu Reval.



Das Rathaus zu Reval.

Die Ordensherrſchaft ſollte vorläufig aber nur eine vorübergehende ſein. Waldemar konnte den Verluſt ſeiner eſtniſchen Lande nicht verſchmerzen und ließ kein Mittel unverſucht, ſich wieder in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Im Jahre 1232 hatte er vom Papſte eine Bulle zu erwirken gewußt, welche die Rückgabe der vom Orden beſchlagnahmten Landſtriche als Eigentum des päpſtlichen Stuhles verlangte. Der Orden leiſtete jedoch dieſer Aufforderung keine Folge, ſuchte dagegen eine Vereinigung mit dem mächtigen Deutſchorden anzuſtreben, was von Waldemar wiederum mit allen Mitteln hintertrieben wurde. Erſt als der Orden in der furchtbaren Schlacht gegen die Littauer bei Rahden faſt vollſtändig vernichtet worden und der Ordensmeiſter Volquin nebſt achtundvierzig Ordensbrüdern gefallen war, erteilte Papſt Gregor IX ſeine Zuſtimmung zur Vereinigung beider Orden mit der Bedingung der Wiederauslieferung Revals und der ehemaligen däniſchen Beſitzungen an Dänemark. Die eſtniſche Landſchaft Jerwen ſollte dem Orden verbleiben. Am 7. Juni 1238 wurde zu Stenby auf Seeland zwiſchen König Waldemar und dem Landmeiſter von Preußen und Livland Hermann Balk der Vertrag ratifiziert, der Dänemark wieder in den Beſitz ſeiner eſtniſchen Lande brachte.

Auch unter der nun folgenden hundertjährigen Herrſchaft Dänemarks änderte ſich in der Ausbreitung des Deutſchtums in Eſtland kaum weſentliches. Die verwickelten däniſchen Zuſtände veranlaßten den König Waldemar III Atterdag, die von dem Deutſchorden ſchon früher begonnenen Verhandlungen über eine Abtretung Eſtlands an den Orden wieder aufzunehmen, doch erſt ein allgemeiner Eſtenaufſtand, der in der Georgsnacht des Jahres 1343 ausbrach und vielen Deutſchen und Dänen Leben und Gut koſtete, brachte ſie dem Ziele näher. Am 29. Aug. 1346 endeten dieſe

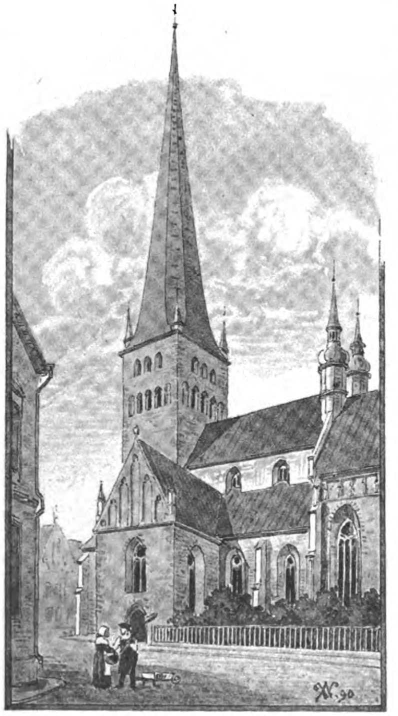


Das Ordensſchloß zu Reval.

Verhandlungen auf der Marienburg in Preußen mit dem Verkauf der däniſchen Beſitzungen in Eſtland an den Hochmeiſter des Deutſchordens Heinrich Duſener für 19 000 Mark kölniſch.

Wenn auch, wie ſchon bemerkt, das Deutſchtum unter der Herrſchaft Dänemarks in keiner Weiſe Beeinträchtigung erfuhr, ſo entfaltete es ſich doch unter der neuen Regierung und, vereint mit den gleichen Intereſſen nachlebenden Schweſterſtädten in Livland, erſt zu voller Blüte. Der lebhafte Handel Revals ſetzte zu Lande große Züge nach Nowgorod und Pleskau in Bewegung, während der Seehandel ſich vorzugsweiſe nach Danzig, Lübeck, Brügge und Antwerpen hinzog. Dieſen Lebensnerv Revals zu durchſchneiden, plante der Zar Iwan III wiederholte Anſchläge auf die Oſtſeeprovinzen. Doch ſeine, ſpeziell gegen Reval gerichtete Zerſtörung des deutſchen Kaufhofes zu Nowgorod, am 10. Auguſt 1494, und die Hinwegführung von neunundvierzig deutſchen Kaufleuten in die Gefangenſchaft nach Moskau, wurde für die Stadt nur zu einer Quelle des Glückes, denn der Hanſabund erhob nunmehr Reval zum Hauptſtapelplatz des Verkehrs mit Nowgorod. Der Krieg, welcher darauf zwiſchen Rußland und Livland entbrannte, wurde im Jahre 1502 in der Schlacht bei Pleskau durch den ruhmreichſten der livländiſchen Ordensmeiſter, Walter von Plettenberg, ſo glänzend beendet, daß ihm ein fünfzig Jahre dauernder Friede folgte.

In dieſe Zeit fällt Revals größte Blüte, von der manch prächtiges Denkmal der Baukunſt ſowohl, wie der Malerei und Skulptur noch heute Zeugnis ablegt.



Die Olaikirche zu Reval.

Von der Burg Waldemars II iſt nichts mehr erhalten, dagegen ſchaut der Hauptteil des alten Ordensſchloſſes mit ſeinen dicken Mauern und einem noch völlig erhaltenen Turme, „der lange Hermann,“ noch trotzig von der hohen Felswarte herab. Den öſtlichen Teil des Ordensſchloſſes ließ Katharina II niederlegen und durch einen recht langweiligen Anbau erſetzen. Heute dient die alte Komturei des einſt ſo mächtigen Ordens dem Gouverneur von Eſtland zur Reſidenz. Wenig Schritte vom Schloſſe entfernt erhebt ſich der alte Dom. Sein Äußeres iſt ſehr ſchlicht, das Innere dagegen intereſſant durch eine Reihe von Grabmälern bedeutender Perſonen. Zu den künſtleriſch wertvollſten Grabmälern aus dem XVI. Jahrhundert zählt der teilweiſe vergoldete Marmorſarkophag des ſchwediſchen Feldherrn Pontus de la Gardie und ſeiner Gemahlin Sophie Guldehelm, einer Tochter Johanns III von Schweden, von dem Revaler Bildhauer Arnold Paſſer. Ferner hat im Dom der Graf Matthias von Turn, bekannt durch ſeinen Anteil an dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Auch Guſtav Waſas Schweſter, die Gräfin Margaretha von der Hoya, iſt hier begraben, ebenſo ruhen hier die beiden Seeleute Samuel Greigh und Johann Kruſenſtern, der erſte ruſſiſche Weltumſegler. Das Marmordenkmal Greighs ließ Katharina II errichten. Eine hervorragende Zierde der Kirche iſt die von Profeſſor Eduard von Gebhardt in Düſſeldorf gemalte Altartafel, die Kreuzigung. Gebhardt iſt bekanntlich Eſtländer von Geburt.

Steigt man auf dem älteſten vom Schloſſe zur Stadt führenden Treppenwege, dem ſogenannten kurzen Domberge, zur Stadt hinab, ſo findet man ſich, kurz nach dem Durchſchreiten des alten Doppelthores, der aus dem XIV. Jahrhundert ſtammenden Nikolaikirche gegenüber.

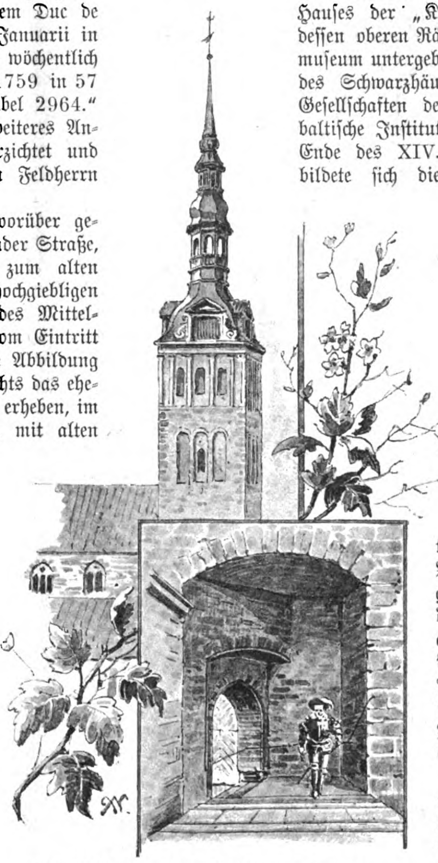
Ihr Äußeres iſt ebenfalls ſchmucklos, wie das der übrigen alten Kirchen der Stadt, was ſeinen Grund in dem Baumaterial, dem etwas weichen und für feineren architektoniſchen Zierrat nicht genügend wetterbeſtändigen eſtniſchen Kalkſtein hat. Um ſo anſprechender iſt dagegen das Innere und beſonders hervorragend durch die Fülle von Kunſtſchätzen, die durch die energiſchen Maßnahmen eines alten Kirchenvorſtehers im Jahre 1524 vor den Bilderſtürmern gerettet wurden. Neben einer Reihe von prächtigen Grabplatten und vorzüglich geſchnitzten Epithaphien ſind es vor allem zwei Altäre, die einen hohen künſtleriſchen und kunſthiſtoriſchen Wert beſitzen. Der größere von ihnen iſt ein Holzſchnitzaltar Lübecker Arbeit aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, beſonders merkwürdig noch dadurch, daß ſich auf einem der Flügelbilder, die Legende des heiligen Viktor enthaltend, eine Anſicht der Stadt Lübeck befindet, vielleicht die älteſte der bisher bekannt gewordenen Anſichten dieſer Stadt. Der kleinere, ein gemalter Flügelaltar, iſt eine Arbeit der Schule von Brügge. Als drittes bedeutſames Kunſtwerk iſt das Fragment eines Totentanzes zu betrachten, in Ölfarben auf Leinwand gemalt, ebenfalls eine auf Lübeck hinweiſende Arbeit und ſcheinbar eine freie Wiederholung des bekannten Totentanzes in der Marienkirche daſelbſt. Von großem Reiz iſt das aus der Renaiſſancezeit ſtammende Geſtühl und ferner die Kanzel, ein Werk der Spätrenaiſſance. Unter den Epithaphien tritt vornehmlich das des ſchwediſchen Statthalters Bogislaus Roſen durch die ſtaunenswerte Pracht ſeiner Ausführung hervor; durch ſeinen materiellen Wert glänzt das der Familie Tieſenhauſen, welches aus maſſivem Silber gearbeitet iſt. Zu den Merkwürdigkeiten der Kirche gehörte die, erſt vor kurzer Zeit zur Gruft geſenkte, zur Mumie eingedörrte Leiche des Duc de Croy, jenes unglücklichen ruſſiſchen Oberfeldherrn, der im Jahre 1700 die Schlacht bei Narwa verlor und nach Reval in die Gefangenſchaft geſchickt wurde. Die Leiche ſtand in einer beſonderen Kapelle an der Nordſeite der Kirche. Infolge der maßloſen Schulden des Verſtorbenen konnten ſelbſt die Mittel zu einer ſtandesgemäßen Beerdigung nicht aufgebracht werden, und die Leiche blieb daher unbeſtattet in der Kapelle ſtehen. In einem alten Denkelbuch der Kirche findet ſich darüber folgende Notiz: „Der St. Nikolay-Kirche gebühret von dem Duc de Croy, welcher Anno 1702 den 23. Januarii in der Kirche beigeſetzt, an Standtgeld wöchentlich 1 Rbl., thut von Anno 1702 bis 1759 in 57 Jahren oder 2964 Wochen ... Rubel 2964.“ Die Kirche hat großmütig auf ein weiteres Anwachſen der imaginären Schuld verzichtet und vorgezogen, den alten verſchuldeten Feldherrn der Erde zu übergeben.

An der Nordſeite der Kirche vorüber gelangt man auf enger, ſcharf abfallender Straße, die Schmiedeſtraße überſchreitend, zum alten Markt, der, umgeben von alten hochgiebligen Häuſern, noch ganz das Gepräge des Mittelalters trägt. Betrachtet man ihn vom Eintritt in die Lehmſtraße aus, wie unſere Abbildung (S. 735) ihn zeigt, ſo ſieht man rechts das ehemalige Rathaus, jetzt ein Speicher, ſich erheben, im Hintergrunde das Böcklerſche Haus, mit alten Fresken an dem geniſchten Giebel, neben dieſen ein ſogenanntes halbes Haus. Zur Linken endlich das Florellſche Haus mit altem Portal vom Jahre 1408 und ſchön geſchnitzter Hausthür aus der Spätrenaiſſance.

Nach wenigen Schritten gelangt man von hier auf den großen Markt mit dem jetzigen Rathauſe, ebenfalls einem Bau aus gotiſcher Zeit, mit einem gleichzeitigen ſchlanken Turme, den im Jahre 1665 der Ratsherr Johann Müller, ein naher Verwandter des berühmten Reiſenden Olearius, erbaute. Das Erdgeſchoß des Rathauſes öffnet ſich zum Marktplatze hin mit einem Laubengange. Im zweiten Geſchoß befindet ſich der hübſche gewölbte Ratsſaal mit prächtigem alten Geſtühl, daran die Laune und der Humor des Schnitzers ſich mannigfach Genüge gethan hat. Ein elegant geſchnitzter Fries, den König Karl XI von Schweden der Stadt ſchenkte, und acht auf Leinwand gemalte Lünettenbilder aus den ſechziger Jahren des XVII. Jahrhunderts von dem Maler Johann Aken vollenden die künſtleriſche Ausſchmückung. Im Rathauſe befindet ſich auch das für die Landesgeſchichte überaus wertvolle Stadtarchiv.

Überſchreitet man den Marktplatz in nördlicher Richtung, ſo gelangt man in die Langſtraße, wo zunächſt die eigenartige Kirche zum heiligen Geiſt mit ihrem, dem Rathausturme ähnlichen minaretartigen Turme ins Auge fällt. Sie iſt zweiſchiffig angelegt und diente in den älteſten Zeiten als Ratskapelle. Im Chor dieſer Kirche befindet ſich ein herrlicher Schnitzaltar, die Ausgießung des heiligen Geiſtes darſtellend, ein Werk des Lübecker Bildſchnitzers Barent Notke vom Jahre 1483.

Die Straße weiter verfolgend, ſieht man zur Linken den mächtigen Bau der großen Gilde, jetzt auch Börſenhalle, ſich erheben, aus dem XIV. Jahrhundert ſtammend. Sehenswert iſt der große Gildenſaal mit ſeinen auf ſtämmigen Pfeilern ruhenden Gewölben. Die zur Straße gekehrte Giebelſeite des Hauſes iſt durch eine ſchwere Niſchendekoration ausgezeichnet und in Medaillons mit dem Danebrogkreuz geziert. Künſtleriſch ſchön ausgeführt ſind an der alten Eingangsthür zwei bronzene, Ringe haltende Löwenköpfe vom Jahre 1430. Nicht zu überſehen iſt der lauſchige Weinkeller unter dem Hauſe, das „ſüße Loch“ genannt, in dem ein braver Wirt einen unverfälſchten Wein ſchenkt.

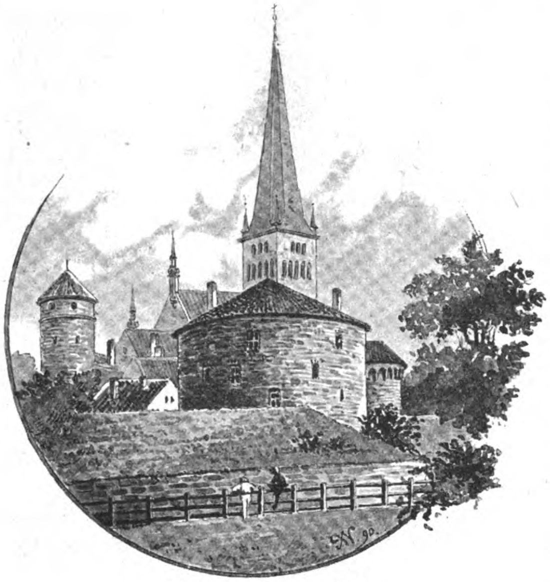


Nikolaikirche und Doppelthor am kurzen Domberge zu Reval.

Vorüber an dem, an die Stelle des ehemaligen Hauſes der „Kanutigilde“ getretenen Neubaues, in deſſen oberen Räumen das ſehr ſehenswerte Provinzialmuſeum untergebracht iſt, zieht der alte Renaiſſancebau des Schwarzhäupterhauſes die Blicke auf ſich. Die Geſellſchaften der Schwarzhäupter ſind eine ſpezifiſch baltiſche Inſtitution. Ihr Urſprung reicht bis in das Ende des XIV. Jahrhunderts hinauf, und in Reval bildete ſich die älteſte dieſer Vereinigungen. Ihr Schragen (Statut) datiert vom Jahre 1407, derjenige der Schwarzhäupter zu Riga vom Jahre 1416. Die Geſellſchaft ſetzte ſich aus jungen, unverheirateten Kaufleuten und „Kaufgeſellen“ zuſammen, die ſich im Gegenſatze zu den in der „großen Gilde“ vereinigten Kaufleuten, die zuweilen als graue oder weiße Häupter bezeichnet werden, Schwarzhäupter nannten. Als ſie in ſpäterer Zeit an den Kämpfen der Stadt gegen äußere Feinde teilnahmen, ſetzten ſie den Mohrenkopf des heiligen Mauritius, jenes alten römiſchen Legionärs, in ihr Banner und behielten denſelben auch als Wappen bei. Im alten Livland exiſtierten gegen zwanzig ſolcher Geſellſchaften, während ſie in Deutſchland nicht nachgewieſen worden ſind. Nur in Wismar wird um die Mitte des XVII. Jahrhunderts eine Geſellſchaft der „Schwarzhöfder“ genannt.

Am Äußeren des Hauſes prangen neben zwei hübſchen Reliefs, Schwarzhäupter in der Turnierrüſtung darſtellend, die vier großen Wappen der auswärtigen Hanſakontore: Nowgorod, Brügge, London und Bergen. Im Veſtibule hängen ſchöne alte Modelle revalſcher Kriegs- und Handelsſchiffe von der Decke herab. Den höchſten Schatz aber birgt der obere Saal: einen prachtvollen Flügelaltar aus Hans Memlings Werkſtatt, ein würdiges Gegenſtück zu dem rühmlichſt bekannten Altar desſelben Meiſters im Dom zu Lübeck und in manchen Teilen dieſem eng verwandt. Er kam, wie eine alte Nachricht meldet, im Jahre 1494 über Lübeck nach Reval. Außer dieſem ſchmücken die Saalwände eine Anzahl lebensgroßer Porträts ruſſiſcher, ſchwediſcher, däniſcher und deutſcher Herrſcher und die alte Darſtellung eines Kampfes zwiſchen Schwarzhäuptern und ruſſiſchen Kriegern an der Pernauſchen Straße im Jahre 1560. Von großem Wert iſt der Silberſchatz der Schwarzhäupter, darunter Schenkungen ruſſiſcher Kaiſer und anderer hochſtehender Perſönlichkeiten. Intereſſant iſt es, das ſogenannte goldene Bruderbuch der Geſellſchaft mit Eintragungen bedeutender und hiſtoriſcher Perſönlichkeiten zu durchblättern. Der älteſte Eintrag iſt derjenige Peters des Großen; zu den jüngſten gehört unter anderen auch derjenige des Grafen Herbert Bismarck.

Im Weiterwandern auf der Langſtraße führt uns der



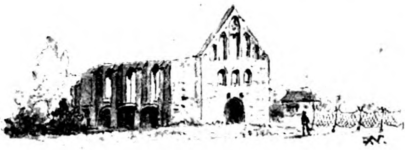
Die Strandpforte zu Reval.

Weg zur alten Olaikirche mit ihrem mächtigen Turme, dem höchſten im ruſſiſchen Reiche: 138,3 Meter. Die Kirche wird ſchon 1267 erwähnt, wurde aber erſt 1330 in den Gewölben fertig. Nach mehreren Uuglücksfällen, die ſie erlebte, brannte ſie im Jahre 1820 total nieder, wurde aber unter der Beihilfe des Kaiſers Nikolaus in den alten Formen wieder hergeſtellt. Von äußerſt anſprechender Arbeit iſt im Äußeren der Bremerkapelle ein in Sandſtein ausgeführtes Kenotaph, das der Bürgermeiſter Hans Pauls 1513 hier errichten ließ.

Am Ende der Straße, die noch mehrere alte intereſſante Giebelhäuſer mit ſchönen Portalen aufweiſt, lagert ſich die „Strandpforte“ vor, ein maleriſches altes Thor der Befeſtigung, das von zwei Türmen, einem kleineren mit einem wirkungsvollen Bogenfrieſe gezierten, und einem größeren, die dicke Margarethe genannt, flankiert wird. Links vor dem Thore ſteigt man zu der in eine prächtige, mit ſchönen Bäumen beſtandene Anlage umgeſchaffene Strandbaſtion hinauf, mit entzückender Ausſicht auf das Meer und die im Hafen ankernden Schiffe. In eine ähnliche Anlage iſt am entgegengeſetzten Ende der Stadt die neben dem Domberge gelegene ehemalige Ingermannlandbaſtion umgewandelt, die wiederum einen weiten Blick über die Stadt hinaus auf die Meeresbucht, den gegenüberliegenden Domberg und den alten Befeſtigungsturm „Kiek in die Käk“ (Guck in die Küche), von dem wir eine Anſicht an die Spitze unſerer Mitteilung ſetzten, gewährt. An die Stelle der ehemaligen Umwallung ſind ſchöne Promenaden getreten.

Von den alten Klöſtern der Stadt ſind nur Ruinen übrig geblieben. Das Kloſter der Dominikaner in der Ruſtſtraße iſt bis auf einige Reſte des Kreuzganges, des Refektoriums und der Kirche verſchwunden. Es wurde im Jahre 1562 von den Mönchen ſelbſt durch Feuer vernichtet. Auf einem Teile der Kloſterruinen erhebt ſich die jetzige katholiſche Kirche. Das Kloſter der Ciſterzienſer-Nonnen, gewöhnlich das Süſtern (Schweſtern)-Kloſter genannt, befand ſich in der Nähe der Olaikirche. Von ihm ſind noch das Refektorium und die Kirche erhalten. Erich Plogpenning ſtiftete es 1249. — Wandern wir durch die alte, in jüngſter Zeit wegen Durchlegung eines Pferdebahngleiſes leider etwas verſtümmelte Lehmpforte in die reizende Umgebung hinaus. Die Narwaſche Straße verfolgend, gelangt man nach dem herrlichen, am Meeresufer und am Abhange des Laaksberges ſich hinziehenden Katharinenthal, einer Schöpfung Peters des Großen, und die Perle in der Umgebung Revals. Peter der Große hatte unter den Kronen der Eichen und Linden ein kleines, noch ſtehendes Holzhaus errichten laſſen, das ihm und den Auserwählteſten ſeiner Umgebung während ſeines mehrfachen Aufenthaltes in Reval zur Wohnung diente. Im Sommer 1718 ließ er durch ſeinen italieniſchen Baumeiſter Michetti ein kleines Palais aufführen, an dem Peter eigenhändig drei Ziegel eingemauert haben ſoll, die, nicht übertüncht, heute noch jedem Beſucher Katharinenthals gewiſſenhaft gezeigt werden. Seiner Gemahlin zu Ehren nannte Peter die Anlage Katharinenthal und erweiterte ſie durch den Ankauf mehrerer Güter zu einer Apanage der Kaiſerin. Die prächtigen Waſſerkünſte in der Nähe des Schlößchens ließ die Kaiſerin Anna, die Reval nie beſucht hat, nach Peterhof überführen.

Etwa eine Stunde Wegs von Katharinenthal liegt das romantiſche Koſch, die Beſitzung des deutſchen Konſuls Koch. Koſch gegenüber, am rechten Ufer des die Beſitzung durchſchneidenden Brigittenbaches, erheben ſich die Ruinen des alten Brigittenkloſters. Es wurde 1407 von drei reichen Revaler Kaufherren, Schwalberg, Kruſe und Huxer, als Doppelkloſter erbaut, und, wie der Chroniſt Johann Renner (Handſchrift in Bremen) berichtet, ſie „buweten darower 28 jar.“ Am 1. Februar 1577 zerſtörten es die Ruſſen, erſchlugen die Mönche und Nonnen zum größten Teil und verwüſteten die Anlage gründlichſt. Heute ſtehen nur die Umfaſſungsmauern der großartigen Kloſterkirche. — Zu anderen, durch ihre maleriſchen Reize hervorragenden Gegenden um Reval gehört das ſchöne Rocca al mare, eine Beſitzung des alten Kaufhauſes Gerard de Souscanton, ferner das anmutig am Meere an die ſchroff abfallenden Kalkſteinfelſen ſich hinlagernde Tiſcherl, dann Nömme, mit der Ausſicht auf Reval von den „blauen Bargen“ aus, und ſchließlich das altberühmte Fall, einſt der Sommerſitz des ſeiner Zeit einflußreichſten Mannes am ruſſiſchen Hofe, des Grafen Alexander Benkendorf. Ein lauſchiger Sitz am ſteil abfallenden Ufer unter ſchattigen Kiefern erinnert an die Sängerin Sonntag-Roſſi, die ihrem Lieblingsplatze ihren Namen verlieh.



Ruine des Brigittenkloſters zu Reval.

Mit einem Hammerſchlag.

(Abdruck verboten.)

Wie neid ich Tag für Tag
Den rauhen Handwerksmann!
Mit einem Hammerſchlag
Fängt er ſein Tagwerk an.

◆

Mit einem Hammerſchlag
Darf er ſein Werk beginnen,
Und ich muß mühſam, zag,
Haltloſe Fäden ſpinnen!

Hätt' ich der Kräfte Stahl,
O hätt' ich Mut und Stärke!
Ich ſchaffte ſo gern einmal
An einem ehernen Werke!

◆

Mit lachenden Augen dann
Grüßt' ich den jungen Tag
Und finge die Arbeit an
Mit einem Hammerſchlag!

◆

Frida Schanz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Der Dreibund! Natürlich iſt's der Dreibund, der die beiden Alten beſchäftigt, dieſe „Politiker“ erſten Ranges! Und nun gar die jüngſte Kaiſerreiſe nach England. Natürlich, unſer junger Kaiſer verſteht's! Aber dem Chriſtian, der ein Peſſimiſt iſt, ſieht's doch trübe am politiſchen Horizont aus: „Da unten, weißt du, Fritz, beim Sultan, da is irgend was nich richtig, und das kriegen ſe nimmer zurecht.“ Und Fritz ſchaut ganz ängſtlich drein — ja, ja, wer weiß, was die kommende Generation, die jetzt noch im Kinderwagen nur die Politik der Milchflaſche kennt, erleben wird?!

Die „beiden Kinderköpfe“ ſind die Reproduktion einer wundervollen Röthelzeichnung aus den Florentiner Uffizien. Als Zeichner wird Domenico Ghirlandajo, eigentlich di Tommaſo Bigordi (geb. 1449 zu Florenz, geſt. 1498 daſelbſt) bezeichnet, derjenige Meiſter, in deſſen Werken der geſunde Naturalismus der Florentiner ſeine höchſte Ausbildung erreichte. „Er wußte,“ heißt es von ihm, „die Schönheit des Lebens in die Kunſt zu übertragen und dadurch die Kunſt ſelbſt zu adeln.“

Schule. Univerſität.

In Berlin hat ſich eine Geſellſchaft für deutſche Erziehungs- und Schulgeſchichte gebildet; dieſelbe wird periodiſch erſcheinende Mitteilungen herausgeben, größere Arbeiten aber in den bekannten Monumenta Germaniae Pädagogica (Herausgeber: Dr. Kehrbach, Berlin. W. Ansbacherſtraße 56) veröffentlichen.

Auf den deutſchen Univerſitäten waren im laufenden Sommerſemeſter 28625 Studenten eingeſchrieben gegen 28711 im letzten Winter und gegen 29317 im vorigen Sommerſemeſter. Nur die Juriſten, Mediziner und katholiſchen Theologen weiſen eine übrigens ſehr kleine Zunahme, alle übrigen Fakultäten eine ziemlich bedeutende Abnahme auf.

Vom Weltpoſtkongreß.

Die Verhandlungen des Wiener Weltpoſtkongreſſes, welcher nach faſt ſechswöchentlicher Arbeit am 4. Juli geſchloſſen worden iſt, waren von reichem Erfolge gekrönt. Einige hervorragende Beſchlüſſe und Neuerungen wollen wir hier in aller Kürze mitteilen. In den Weltpoſtverein wurde Auſtralien mit Neuſeeland, Queensland und Tasmanien aufgenommen. Als fachlicher Beſchluß ſei die Herabſetzung der Tarife der Poſtanweiſungen, der Nachnahmeſendungen und Wertbriefe erwähnt. Auch im Druckſachen- und Warenprobenverſandt ſind weſentliche Erleichterungen beſchloſſen worden. Viſitkarten u. dgl. mit aufgedruckten Abkürzungen (wie beiſpielsweiſe die leidigen p. f., p. c, p. p. c. ꝛc.) ſollen in Zukunft als Druckſachen und nicht mehr als Brieſſendungen angeſehen werden. In Zukunft werden auch unfrankierte Poſtkarten, welche bisher überhaupt nicht befördert wurden, im Poſtverkehr zugelaſſen. Auch im internationalen Poſtanweiſungsverkehr hat der Kongreß beachtenswerte Reformen beſchloſſen. Hervorzuheben iſt ferner, daß es in Zukunft geſtattet ſein wird, die Abſchnitte der Paketadreſſen bei nach dem Auslande beſtimmten Sendungen zu ſchriftlichen Mitteilungen zu benutzen, was bisher merkwürdigerweiſe nicht erlaubt war; von Wichtigkeit iſt auch die Einführung der Beſtellung durch Eilboten im Wertbrief-, Poſtanweiſungs- und Paketverkehr.

Schiffsbau.

Am 6. Juli hat in Venedig der Stapellauf des italieniſchen Panzerſchiffes „Sicilia“ ſtattgefunden. Das gewaltige Kriegsſchiff iſt ganz aus Stahl gebaut; es hat eine Länge zwiſchen den Perpendikeln von 122 Meter; ſeine größte Breite beträgt 23,44 Meter, ſein Tiefgang am Vorderteil 8,63 Meter, am Hinterteil 8,83 Meter. Die Schnelligkeit des Schiffes wird 18 Knoten die Stunde betragen. Die „Sicilia“ iſt mit 35 Centimeter dicken Platten gepanzert. Ihre Bemannung wird ſich auf 673 Mann beziffern. Armiert wird das Schiff mit achtundvierzig Geſchützen. Der Bau der „Sicilia“ begann vor ſechs Jahren, und ſie wird im Jahre 1894 vollſtändig ausgerüſtet ſein. Die Koſten des neuen Panzerſchiffes beziffern ſich ungefähr auf 25332052 Lire. Die Italiener haben auf dem Gebiete des Schiffsbaues eine ſtaunenerregende Thätigkeit entwickelt und innerhalb weniger Jahre Schiffe gebaut wie „Duilio,“ „Dandolo,“ „Italia,“ „Lepanto,“ „Lauria,“ „Doria,“ „Moroſini,“ „Re Umberto,“ „Sardegna,“ ſo daß Italien nunmehr über eine der ſchönſten und ſtärkſten Flotten der Welt verfügt.

Forſchungsreiſen.

Die Paläſtina-Geſellſchaft in St. Petersburg beſtimmte für eine wiſſenſchaftliche Expedition zur Erforſchung und Beſchreibung altchriſtlicher und byzantiniſcher Denkmäler in Paläſtina und Syrien 20000 Rubel. Die Expedition wird ihre beſondere Aufmerkſamkeit der wenig erforſchten altchriſtlichen Periode vom III. bis VII. Jahrhundert zuwenden, nebenbei aber auch jüdiſche, phöniziſche, griechiſche und ſyriſche Denkmäler berückſichtigen. Die Expedition iſt auf fünf Monate berechnet und wird im Auguſt ihre Thätigkeit beginnen.

Buchhandel.

Zur Feier des 300. Geburtstages des Amos Comenius (28. März 1892) werden die Schriften des großen Pädagogen in neuer Ausgabe in der Folge der „Klaſſiker der Pädagogik“ erſcheinen. Der erſte Band iſt bereits im Druck; er enthält, außer einem nach den eigenen Mitteilungen des Comenius geſchriebenen Lebensabriß, ſein Hauptwerk, die „Große Lehrkunſt“ in vollſtändiger Überſetzung aus dem Lateiniſchen.

Als Seitenſtück zu „Sachs-Villette“ erſcheint in der Langenſcheidtſchen Verlagshandlung (Prof. G. Langenſcheidt) zu Berlin in Lieferungen ein encyklopädiſches Wörterbuch der engliſchen und deutſchen Sprache von Muret. Der „Muret“ ſoll das vollſtändigſte und erſchöpfendſte Wörterbuch der beiden Sprachen werden, welches je zuſammengeſtellt worden iſt.

Kunſt.

In Eisleben wurde kürzlich ein Denkmal für Friedrich König, den Erfinder der Schnellpreſſe, enthüllt. Dasſelbe hat ſeinen Standpunkt in der Königſtraße am Stadtgrabenpark und beſteht aus einem Sockel von ſchwediſchem Granit, auf welchem ſich die von dem Berliner Bildhauer Schaper geſchaffene Bronzebüſte Königs erhebt.

Technik.

Unſere Dampfmaſchinen arbeiten bekanntlich trotz ihrer raffinierten Konſtruktion noch immer mit großem Kraftverluſt. Ein günſtigeres Leiſtungsverhältnis würde erreicht werden, wenn man die Dampfſpannung im Keſſel erhöhen könnte; die Keſſel müßten dazu aber weit ſtärker gebaut werden, als es die heutigen ſind, und dies iſt aus anderen Gründen, wegen der ſchnell wachſenden Stärke des Keſſelblechs, unthunlich. Da erſcheint denn der Vorſchlag des engliſchen Ingenieurs Carebourne, den eigentlichen Keſſel mit einem zweiten äußeren zu umgeben und zwiſchen beiden einen unter gewiſſem Druck ſtehenden „Dampfmantel“ einzuſchieben, höchſt bemerkenswert. Der Dampf zwiſchen dem äußeren und inneren Keſſel ſoll nämlich die Spannung im letzteren gleichſam ausbalancieren, ſo daß das innere Keſſelblech bedeutend weniger angeſtrengt wurde. Ob der Gedanke ſich praktiſch ausführen läßt, bleibt abzuwarten.

Über die Betriebsreſultate der hydrauliſchen Anlagen bei Genf, welche einem Arm der Rhone mittels 20 Turbinen vorläufig rund 2000 Pferdeſtärken zum Betrieb von Motoren wie zur elektriſchen Beleuchtung der Stadt Genf entnehmen, wird bekannt, daß dieſelben im letzten Jahre über 2 Millionen Franken ergeben, während die Geſamtkoſten der Anlagen nur 5½ Millionen Franken betrugen. Wir erwähnen dieſe Thatſache lediglich, um zu zeigen, welche Vorteile eine rationelle Ausnutzung vorhandener Waſſerkräfte zu erzielen vermag.

Landwirtſchaft.

Dem deutſchen Tabaksbau ſteht eine kaum erwartete Unterſtützung höchſt eigenartiger Natur bevor. Im kryptogamiſchen Laboratorium der Univerſität Breslau hat man gefunden, daß die Arten der Spaltpilze, welche die Fermentation des Tabaks erzeugen, die Güte desſelben weſentlich beeinfluſſen. Man glaubt nun die Spaltpilze der edleren ausländiſchen Tabaksarten künſtlich züchten und durch ihre Übertragung auf die heimatlichen Blätter deren Güte und Wert bedeutend erhöhen zu können.

Verkehrsweſen. Handel.

Welchen Einfluß die Durchführung der Korrektion der Unterweſer auf den Handelsverkehr Bremens hat, beweiſt die Thatſache, daß ſich im Mai und Juni d. J. die Tonnenzahl der nach der alten Hanſaſtadt gekommenen Seeſchiffe verdoppelt hat. Man kann jetzt mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß der Verkehr die Zinſen der auf die Korrektion verwandten Koſten (veranſchlagt auf 30 Millionen, bisher verwendet rund 18,5 Mill. Mark) decken wird. Die Stromtiefe bei gewöhnlichem Hochwaſſer iſt bisher von 2⅔ Meter auf 4,30 Meter gebracht worden und wird im Laufe dieſes Baujahres vorausſichtlich auf 4,6 Meter kommen.

China ſcheint ſich nach langem Sträuben wirklich zum Bau der erſten über den Rahmen bloßen Verſuchs hinausgehenden Eiſenbahn entſchloſſen haben. Im vorigen Jahre hat eine Berliner Firma bereits mehrere Tauſend Schiebkarren, welche beim Bau der Bahn gebraucht werden, geliefert, und jetzt hat außer einer deutſchen Lokomotivfabrik, welche Lokomotiven in Auftrag hat, die Wagenfabrik Köln-Deutz eine größere Auzahl Wagen in Auftrag erhalten. Weitere Aufträge bei deutſchen Firmen ſollen folgen. Hoffentlich beſtätigen ſich dieſe Nachrichten, die wir unſerer heimiſchen Induſtrie von Herzen wünſchen.

Rechtsrat.

Nur Anfragen von allgemeinerem Intereſſe können an dieſer Stelle beantwortet werden. Unſer juriſtiſcher Mitarbeiter bittet, in der Frage das bez. Reichsgebiet (Staat, Provinz) genau anzugeben, da die Beantwortung für die verſchiedenen Reichsgebiete bisweilen verſchiedenartig ausfallen muß.

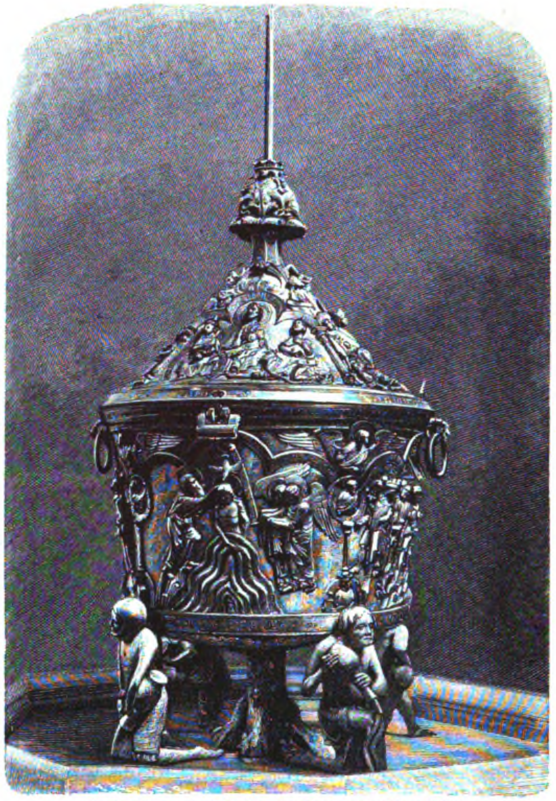
Frage: Welche Verſicherungsmarken finden Verwendung, wenn man zeitweiſe mit der Familie unter Mitnahme des Dienſtboten während des Sommers ſeinen Aufenthalt vom Orte des regelmäßigen Wohnſitzes verlegt? Die Marken des Wohnſitzes oder die des zeitweiligen Aufenthaltortes?

M. W. in B.

Antwort: Das Reichsgeſetz vom 22. Juni 1889, betreffend die Invaliditäts- und Altersverſicherung, gibt über dieſe, wie über manche andere praktiſche Frage keinen Aufſchluß. Nach dem Weſen des Geſetzes kann es aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß ausſchließlich der gewöhnliche Dienſtort des Dienſtboten als derjenige „Beſchäftigungsort“ anzuſehen iſt, deſſen Marken Verwendung finden müſſen, gleichviel ob vorübergehend Herrſchaft und Dienſtbote ſich anderwärts aufhalten.

Das Taufbecken im Dom zu Hildesheim.

Aus der Zeit der erſten Blüte deutſchen Kunſtſchaffens beſitzt Hildesheim ein großes Meiſterwerk des Erzguſſes, das Taufbecken im Dom. Das Becken ruht auf den knieenden Geſtalten der vier Paradieſesſtröme. Die nahezu cylindriſche Fläche des eigentlichen Beckens ſelbſt iſt durch weite Kleeblattbogen in vier Bildfelder geteilt; unter den Füßen der Trennungsſäulchen erblicken wir kleine Rundfelder mit den Halbfiguren der Gerechtigkeit, Mäßigung, Weisheit und Stärke, über den Kapitälen Rundfeldchen mit den vier großen Propheten und in den Bogenzwinkeln die Evangeliſtenzeichen, dargeſtellt durch Halbfiguren von Engeln. Von den vier Hauptbildflächen enthält die erſte die Taufe im Jordan, die anſchließenden die vorbildlichen Ereigniſſe des Durchgangs der Israeliten durch das Rote Meer und den Jordan, die letzte, als Feld des Stifters, den Domherrn Wülbern zu Füßen der Gottesmutter. Das ganze Werk iſt gleich ausgezeichnet durch die geſchickte ornamentale Verteilung der Figurenmaſſen, wie durch die vollendete Darſtellung der Einzelgeſtalten.


Das eherne Taufbecken im Dom zu Hildesheim.

Kleine Zeitung.

Eine amerikaniſche Petroleum-Geſellſchaft beſitzt einen **Brunnenſchacht** von über 1 Kilometer Tiefe bei 18 Centimeter Durchmeſſer. Sobald derſelbe eine Tiefe von 1500 Metern erreicht hat, ſoll er auf Staatskoſten für wiſſenſchaftliche Zwecke ſo lange fortgeführt werden, bis unüberwindliche Hinderniſſe eintreten. Das Ergebnis dieſer Arbeiten, eine Aufeinanderſtellung im kleinen von Erd-, Stein-, Metall- ꝛc. Schichten, wie ſie ſeit der Oberfläche durchbrochen wurden, wird in Chicago zur Ausſtellung kommen.

Am 13. Juli fand zu Braunſchweig die feierliche Enthüllung des von der deutſchen und deutſch-amerikaniſchen Sängerſchaft errichteten **Denkmals für den Liederkomponiſten Franz Abt** ſtatt.

Daß es in Piſa einen ſchiefen Turm gibt, weiß jedermann; daß aber die **Berliner Siegesſäule ſchief** ſteht und zwar gar nicht unbedeutend, hat man wunderbarer Weiſe erſt kürzlich bemerkt. Wer es weiß, ſieht es aber auf den erſten Blick. Eine Gefahr für die Stabilität des Bauwerks iſt übrigens nicht vorhanden.

Nach **Rußland** wandern im Durchſchnitt jährlich 800 000 Menſchen ein. Der ſtärkſte Zuſtrom von Ausländern fand von 1872 bis 1882 ſtatt und betrug 9 458 132 Perſonen: ins Ausland zurückgegangen ſind während dieſer Zeit 8 025 198 Perſonen. Der Staatsangehörigkeit nach waren die Einwandernden deutſche Unterthanen 4 871 571, öſterreichiſche 1 305 133, perſiſche 255 207, franzöſiſche 122 771, türkiſche 70 387, rumäniſche, bulgariſche und ſerbiſche 41 878, engliſche 20 691, italieniſche 17 359, griechiſche 14 885′, Angehörige ſonſtiger Staaten 12 638 Perſonen.

In Baltimore iſt Ende Juni des **Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn** einziger Sohn **Arnold Siegfried** geſtorben.

In unſerer Spielecke.

1. Dreiſilbige Scharade.

Ich ſaß und las
In einer Dritten
Von frühern Sitten,
Begebenheiten
Aus alten Zeiten.

Die erſten Zwei
Entſandten Düfte
Rings in die Lüfte
Und rauſchten leiſe
Nach ihrer Weiſe.

Und ſtille ſank
Auf meine Dritte
Aus ihrer Mitte
Im Sonnenglanze
Lautlos das Ganze.

Fr. St.

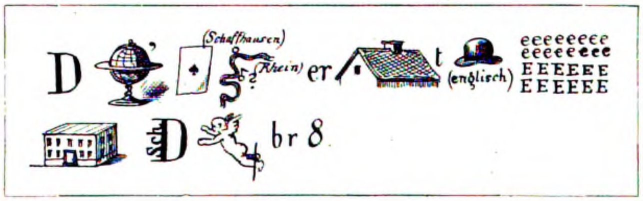
2. Rätſel.

Sicher und dabei bedächtig,
Weich und doch dabei auch kräftig:
So der ſchwerſte Schuß gelang
Und es gab den beſten Klang.

Doch wie ſchlau auch ausgedacht,
Und wie finſter auch die Nacht,
Stets und ſtändig es mißlingt,
Wenn man's an die Sonne bringt.

Pf. J.

Bilderrätſel.



3. Dreiſilbige Scharade.

Iſt einer, was die **erſte** Silbe kündet,
So wird er kaum die beiden **Letzten** ſein;
Denn dieſe liebe Eigenſchaft verbündet
Sich meiſt mit **dem**, was zierlich iſt und klein.
Als **Eins, Zwei, Drei** kann jeder ſich erweiſen,
So oft ein Menſch mit einer Bitte naht;
Am meiſten aber iſt ein Fürſt zu preiſen,
Der ſtets es iſt im Rat und in der That;
Ihn liebt das Volk in allen ſeinen Ländern,
Und dieſe Liebe iſt ſein ſchönſter Lohn.
Doch wenn wir einen Laut am Ganzen ändern,
So ſitzt es ſelbſt auf ſtolzem Fürſtenthron.

C. L.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 45.

Bilderrätſel.

Eiſeninduſtrielageaufbeſſerung.

1. Kugelpyramide.

Alberoni
Oberlin
Berlin
Birne
Brei
Bei
Ei
e

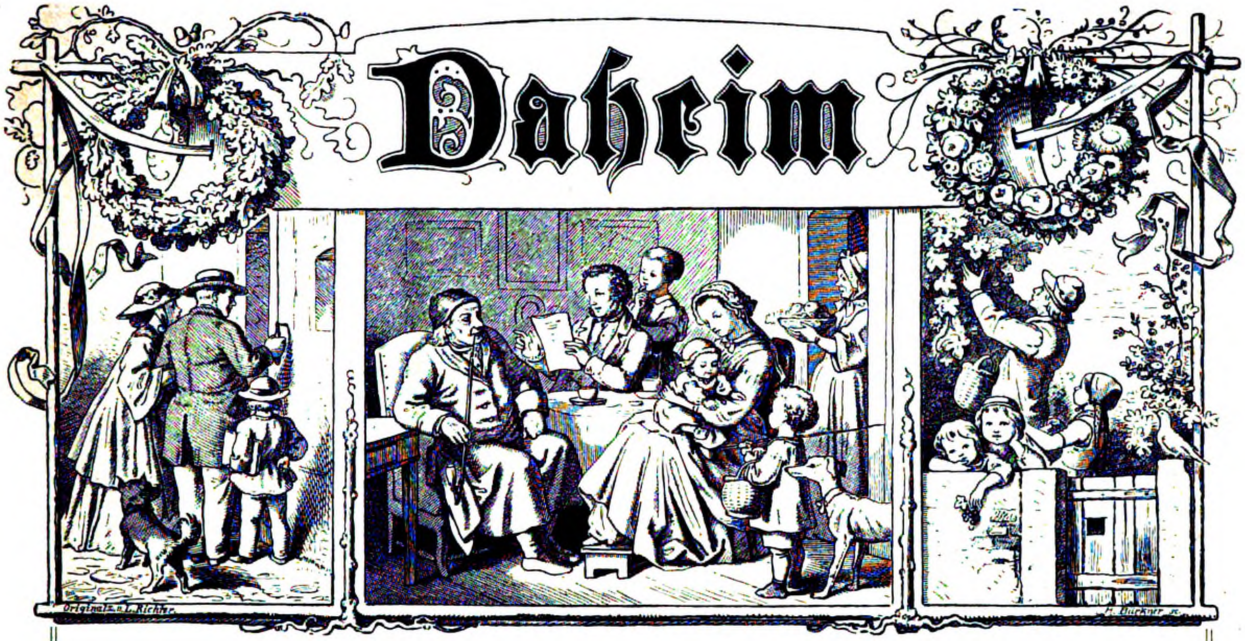
2. Zweiſilbige Scharade.

Auſtern — ernſt.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. — Der ſchwere Hans. Von G. v. Rohrſcheidt. — Chriſtian Karl Joſias Frhr. v. Bunſen. Mit einem Porträt. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Fortſ. — Reval. Von Wilhelm Neumann. Mit acht Illuſtrationen. — Mit einem Hammerſchlag. Gedicht von Frida Schanz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Politiker von A. Lüben, und Zwei Studienkinderköpfe von Domenico Ghirlandajo. — Schule. Univerſität. — Vom Weltpoſtkongreß. — Schiffsbau. — Forſchungsreiſen. — Buchhandel. — Kunſt. — Technik. — Landwirtſchaft. — Verkehrsweſen. Handel. — Rechtsrat. — Das Taufbecken im Dom zu Hildesheim. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Original z. u. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Auguſt 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. № 47.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Nach Sagewitz! Ach ja, dorthin wollen wir! Herta wird ja nun meine Kouſine und —“ Wanda hielt plötzlich inne. Nein, ſo ohne weiteres wollte ſie doch nicht gleich wieder herzlich und freundlich mit ihm plaudern, dazu war er vorhin zu unliebenswürdig geweſen.

Wenn dieſer Abend mit einer leiſen Verſtimmung endete, ſo wurde der nächſte um ſo heiterer.

Fred hatte die Eſſenszeit für Kronau auf eine ſpätere Nachmittagsſtunde feſtgeſetzt und damit ſeine Gewohnheiten vom Offizierskaſino, wo ebenfalls ſpät diniert wurde, beibehalten. Nach Tiſch war eine Maibowle aufgeſetzt worden, und dabei blieben die Herren in heiterem Geplauder bis zu ziemlich vorgerückter Stunde ſitzen. Wanda war zuerſt etwas ſtill und durch allerlei Hausfrauenſorgen beeinflußt geweſen. Allmählich taute ſie auf. Leutnant Herzberg, als „alter Berliner“ wie er ſich nannte, unterhielt ſie mit Berliner Geſchichten, bis ſie ihre neue und darum etwas übertriebene Hausfrauen-Ernſthaftigkeit hinweggelacht hatte. Schließlich plauderte ſie heiter und unbefangen und gab ſich ganz der Freude hin, Gäſte „bei ſich“ zu empfangen, Gäſte obenein, die ſich in Liebenswürdigkeiten gegen ſie überboten.

„Ein Glück, daß meine Frau verreiſt iſt,“ ſagte der Oberſt, „denn wäre ſie da, ſo hätte ich auf das Glück, Sie kennen zu lernen, warten müſſen, bis Sie zu uns gekommen ſein würden. So konnte ich kommen, und ich bin nun ſtolz, Sie bei der Tierſchau ſchon als alte Bekannte begrüßen zu dürfen. Als ſolche werde ich mir auch das Recht nehmen, mich manchmal zwiſchen Sie und den Leutnant Herzberg zu ſchieben. Das iſt ein zu arger Kourmacher — ich warne vor ihm!“

„Zu viel Ehre, Herr Oberſt!“ rief der Leutnant, ſich militäriſch ſtramm aufrichtend und einen ſo übertrieben dummunſchuldigen Ausdruck annehmend, daß die anderen in ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Wanda lachte mit, und Fred war es zufrieden, denn er ſah es gern, daß ſeine Frau den Mittelpunkt von Huldigungen bildete, ſelbſt wenn dieſe etwas burlesk ausfielen. Es lag doch immerhin eine Anerkennung darin.

„Eigentlich haben ſie dir alle gründlich den Hof gemacht,“ ſagte Fred lachend, als ſie fort waren, „aber ich habe kein Talent zur Eiferſucht.“

Wanda wurde rot.

„Warum ſagt er das?“ fragte ſie ſich. „Ich weiß ganz genau, daß keiner von dieſen Herren ſich auch nur entfernt mit Fred vergleichen kann. Aber warum ſagt er, daß er kein Talent zur Eiferſucht hat? Keinen Grund, das iſt etwas anderes. Aber kein Talent? Wäre es ihm denn gleichgültig, wenn ein anderer mir beſſer gefiele?“

XIII.

Mit einem Gefühl beſonders freudiger Erwartung beſtieg Wanda den Wagen, der ſie nach Sagewitz bringen ſollte. Schwebte ihr kurzer Sommerbeſuch dort ihr doch mit allem Zauber der Erinnerung geſchmückt vor. Und nun kehrte ſie unter ſo ganz veränderten Verhältniſſen dahin zurück; ihr war, als würde ſie ſich dort kaum noch als Gaſt, ſondern ſo recht als zur Familie gehörig fühlen. Herta hatte ihr ſo nett nach ihrer Verlobung mit Bertram geſchrieben, und durch dieſe Verlobung trat ja Wanda als Freds Frau auch in verwandtſchaftliche Beziehungen mit den Egdoffs.

„Wir fahren zuerſt beim Schloß vor!“ befahl Fred dem Kutſcher.

Dabei fiel es wie ein Schatten über Wandas Freude. Sie würde ja Herta nicht mehr im Schloß finden!

„Aber ſie wohnt doch im Park, und das ſchöne liebe Sagewitz iſt ja unverändert,“ tröſtete ſie ſich.

Von fernher ſchon begrüßten ſie die Wipfel des Parkes wie alte Bekannte, und dort leuchteten ihr auch ſchon die weißen Pfeiler des Parkthores, mit den großen Rokokovaſen darauf, zwiſchen dem lichten Grün der Buchen entgegen. Jetzt hielt der Wagen.

„Das Thor iſt geſchloſſen,“ meldete der Kutſcher, während der Diener herabſprang und vergebens verſuchte, die Flügel zu öffnen.

„Rufen Sie doch den Wärter, der in dem kleinen Häuschen daneben wohnt,“ riet Wanda. „Er heißt Graumann — und er führt ſeinen Namen mit Recht,“ wandte ſie ſich an Fred, „denn er ſieht ſo grau und verwittert aus wie ein alter Baumſtamm, und wir nannten ihn immer den Parkgeiſt.“

„Das Thor iſt verſchloſſen, und das Haus ſcheint nicht mehr bewohnt zu ſein,“ meldete der Diener.

„So fahren Sie weiter bis zum Hofthor,“ entſchied Fred, und der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung.

„Wie ſchade,“ ſagte Wanda, „die Einfahrt durch das Hofthor iſt ſo viel weniger hübſch.“

Jetzt hielt der Wagen auf der Rampe und — wiederum vor einer verſchloſſenen Hausthür.

„Wie ſonderbar iſt das hier geworden,“ ſagte Wanda, während ihr Blick über den großen Raſenplatz vor der Einfahrt hinſchweifte, in deſſen Mitte zwar ein Beet mit Frühlingsblumen blühte, deſſen hohes Gras und ebenfalls blühendes Unkraut die Wirkung des Blumenbeetes aber ſehr beeinträchtigte.

„Ich glaube, es iſt niemand zu Hauſe.“ Der Diener hatte wiederholt die neben der Hausthür befindliche Glocke gezogen. Auch Fred begann ungeduldig zu werden. Da wurde endlich die Thür geöffnet, und der heraustretende Diener meldete, daß die Herrſchaften zu Hauſe, und ſoeben beim Kaffee auf der Glasveranda ſeien.

Wanda warf einen erſtaunten Blick auf den jungen Burſchen mit den roten, dicken Händen und dem halb verlegenen, halb vertraulichen Lächeln und verglich ihn unwillkürlich mit dem alten Kammerdiener, der ſonſt hier die Gäſte empfing und der ihr damals ſo ſehr imponiert hatte, daß er ihr ſeither als das Muſter eines Dieners vorſchwebte.

Fred hatte ſich anmelden laſſen. Gleich darauf erſchien Graf Walter Egdoff, entſchuldigte ſein Wirtſchaftskoſtüm und ſeine Frau, die ſogleich erſcheinen würde, und führte ſeine Gäſte zur Treppe.

„Aber laſſen Sie uns doch nach der Veranda gehen, wir hörten ſchon, daß Sie dort ſäßen und möchten nicht ſtören,“ ſagte Fred und ſetzte lächelnd hinzu: „ich bitte Sie, uns als nahe Nachbarn und alte Freunde Ihrer Familie sans façons aufzunehmen!“

„Sehr gütig! Aber ich bitte doch, daß wir hinaufgehen; geſtatten Sie, Frau Gräfin.“

Er bot mit einem Gemiſch von Verlegenheit und übertriebener Höflichkeit Wanda den Arm. Sie blickte um ſich. Ja, da waren noch die Hirſchköpfe und Waffentrophäen an den Wänden, und dort, durch die wappengeſchmückte Thür, ging es in den Salon. Hier wenigſtens war nichts verändert.

„Ich freue mich ſo, Ihre Kouſine Herta wiederzuſehen,“ ſagte Wanda während des Hinaufſteigens, worauf der Graf den Kopf neigte, als bedanke er ſich für ein perſönliches Kompliment, und etwas murmelte, was ſo klang wie: Herta würde vielleicht ſpazieren gegangen ſein, er wüßte nicht recht Beſcheid.

Dabei waren ſie vor der wappengeſchmückten Thür angekommen, die der Graf öffnete, ſogleich aber wieder ſchloß, da ihm die grauen Überhänge der Möbel in Verbindung mit dem Strom eiskalter Luft, der ihnen aus dem, wahrſcheinlich nie gelüfteten Salon entgegenkam, doch wohl zu unbehaglich erſchienen.

„Darf ich Sie bitten, einſtweilen in mein Zimmer einzutreten.“ Er öffnete eine andere Thür, und Wanda trat in einen Raum, den ſie nicht kannte, da er dem verſtorbenen Grafen als Arbeitszimmer gedient hatte und von der übrigen Familie wenig betreten worden war. Es roch darin nach kaltem Cigarrenrauch, der Teppich war etwas abgetreten, von dem Sofa ſprang ein Affenpinſcher, der es ſich dort bequem gemacht hatte, herab und kläffte die Fremden mit zudringlich heiſerer Stimme an.

„Ach, Pick, biſt du wieder hier geblieben,“ rief der Graf. „Ich habe ihn mit hergenommen, er war mein treuer Begleiter während meiner Leutnantszeit,“ ſetzte er entſchuldigend hinzu, und zum erſtenmal klang ſeine Stimme dabei natürlich, um aber gleich darauf wieder den gezwungenen verlegenen Ton anzunehmen.

„Meine Frau wird ſogleich kommen, wollen Sie nicht Platz nehmen oder wollen Sie lieber in die Bibliothek eintreten,“ er öffnete die Thür des Nebenzimmers, von dem aus die geſchnitzten Schränke und Repoſitorien und der kleine altertümliche Kronleuchter Wanda ſo vertraut entgegenblickten, daß ſie unwillkürlich der Aufforderung folgte.

„Hier haben wir immer nach Tiſch geſeſſen,“ rief ſie, „der Graf las die Zeitung, und wir naſchten auch ſo ein bißchen daran herum, während wir den Kaffee tranken. Hier habe ich auch Cigaretten zu rauchen gelernt!“

„Entſchuldigen Sie nur, da liegen noch die Schulhefte meiner Jungen auf dem Tiſch. Die Kinder arbeiten immer hier.“

„Sie haben mehrere Söhne?“ fragte Fred, um nur irgend etwas zu ſagen.

„Ja, vier Jungen haben wir, und zwei Mädel. Aber ich begreife gar nicht, wo meine Frau bleibt.“

Fred, der in der Nähe des Fenſters ſtand, bemerkte etwas über die ſchöne Ausſicht auf den „berühmten“ Park.

Der Graf rieb ſich die Hände.

„Ja, wiſſen Sie, das iſt alles wohl recht hübſch, aber die Unterhaltungskoſten ſind auch enorme! Und man hat ſo manchen Ärger mit dem vielen Perſonal!“

„Haben Sie denn nicht lauter gut eingerichtete, alte Leute vorgefunden?“

„Ja, die alten Leute, das iſt es eben. Nichts wie Gauner und Nichtsthuer!“

„Freilich, man muß wohl überall den Leuten, die man von Vorgängern übernimmt, erſt klar machen, daß einem die Redensart: ‚früher machten wir es ſo oder ſo‘ nicht imponiert. Wir befinden uns darin wohl in ähnlicher Lage, denn ich bin ja auch für meine Kronauer ‚der neue Herr,‘ wenn die dortigen Verhältniſſe auch natürlich kleinere in jeder Beziehung ſind als die hieſigen,“ meinte Fred.

Über Graf Walters gutmütige, etwas lebhaft gerötete Züge flog ein geſchmeicheltes Lächeln.

„Ja, ein großes Ding iſt dieſes Sagewitz,“ beſtätigte er, „und hat dafür eigentlich bisher merkwürdig wenig eingebracht.“

„Die Majoratsherren waren wohl niemals große Rechenkünſtler!“

„Ja, ſehen Sie, darin liegt eben der Fehler. Und wenn man als Majoratsherr ſechs Kinder hat und vielleicht —“ er brach plötzlich ab, denn die Thür des Nebenzimmers wurde geräuſchvoll geöffnet, und auf der Schwelle erſchien eine noch jugendliche Frau mit recht hübſchem Kopf, ſchlecht friſiertem Haar und unglaublich in die Breite gegangener Figur, deren kurzer, dicker Hals von einem nicht ganz ſauberen Kragen nebſt ſchief daran ſteckender Broſche umſchloſſen wurde. Die langſamen Bewegungen, mit denen ſie ſich näherte, entſprachen nicht der Haſt, mit der ſie die Thür geöffnet hatte. Sie begrüßte ihre Gäſte nur mit einer formellen Verbeugung, nicht mit dem unter Nachbarn auf dem Lande üblichen Händedruck, murmelte etwas von „ſehr erfreut,“ und ſah dann ihren Mann vorwurfsvoll an.

„Aber warum haſt du die Herrſchaften denn hierher geführt? Ich darf wohl bitten, daß wir hinüber in den Salon gehen, der Kaffee kommt ſogleich…“

„Es ſchien mir nicht alles in Ordnung.“

„Es iſt alles in Ordnung,“ unterbrach ſie die Einwendung ihres Mannes, „hier, zwiſchen den Schulbüchern der Kinder, können wir doch unmöglich Kaffee trinken! Darf ich bitten?“

Und wiederum ging es hinüber in den Salon, von deſſen Polſtern jetzt die grauen Überzüge zwar verſchwunden waren, in dem aber immer noch die kalte, unangenehme Luft eines unbewohnten Raumes ſich fühlbar machte, ſo daß Wanda in ihrer leichten, eleganten Toilette unwillkürlich fröſtelte.

„Ach, Sie frieren wohl?“ bemerkte die Gräfin Egdoff, „das kommt aber nur daher, weil es drüben ſehr warm iſt. Es iſt hier nicht kalt. Ich leide überhaupt von der Wärme viel mehr als von der Kälte.“

Darauf ſchwieg ſie und blickte erwartungsvoll nach der Thür, durch welche ſoeben der Diener eintrat, der jetzt eine andere Livree als beim Empfang trug und ein Kaffeebrett hereinbrachte.

Fred hatte inzwiſchen angefangen, von der Tierſchau zu ſprechen, und ſuchte den Grafen zu einer Beſchickung derſelben zu veranlaſſen. Wanda, welche dieſes Geſpräch nicht intereſſierte, ſuchte nach einem anderen Thema, um den verſiegten Redefluß der Gräfin neu zu beleben.

„Ihr Herr Gemahl hat uns ſchon erzählt, daß ſie eine zahlreiche Familie haben,“ begann ſie. „Ich kann mir denken, welche Wonne es für Stadtkinder ſein mag, plötzlich einen großen Park zur Verfügung zu haben.“

„Ach ja, Sie ſind ja auch aus der Stadt, aber meine Kinder haben Luft und Freiheit nie vermißt. Wir hatten die großen Promenaden ganz in unſerer Nähe.“

Wiederum Pauſe.

„Nein, ich ſehe nicht ein,“ ſagte Graf Walter etwas lauter wie nötig, „ich ſehe nicht ein, warum ich die Ausſtellung beſchicken, ganz unnützer Weiſe Geld und Zeit dabei opfern ſoll, daß ich eine halbe Arche Noah nach Halbſtadt ſchicke, und noch dabei das Riſiko habe, daß einem der Viehcher unterwegs etwas zuſtößt.“

„Aber ein Grundbeſitz wie Sagewitz legt doch auch die Pflicht auf, denſelben zu repräſentieren.“

„Ein Grundbeſitz, der zugleich Majorat iſt, legt vor allem die Pflicht auf, Erſparniſſe zu machen, damit die Kinder, die nach dem Majoratsherrn kommen, einmal auch ein Vermögen haben. Sehen Sie, das iſt mein Glaubensbekenntnis, und danach handele ich!“

„Das iſt auch ſehr richtig, es gibt ja doch auch Standesausgaben, denen man ſich nicht entziehen kann!“

„Darüber läßt ſich ſtreiten. Ich habe das Bewußtſein meines Standes wie jeder andere, vielleicht noch mehr wie mancher andere,“ bei dieſer Stelle nickte ſeine Frau ihm zuſtimmend zu, „aber durch unnützes Geldausgeben verleihe ich ihm keinen Ausdruck.“

„Sehen Sie,“ miſchte ſich die Gräfin Egdoff hier in das Geſpräch, „was ich bin, das bin ich, und das kann mir keiner nehmen. Und wenn einer das nicht iſt, ſo kann er ſich von oben bis unten vergolden, das thut's nicht — ja, das iſt meine Anſicht.“

Sie hatte nur zu Fred gewendet geſprochen, und dieſer blickte etwas beunruhigt auf ſeine Frau, doch Wanda ſaß mit ein wenig gelangweiltem, aber ganz unbefangenem Geſicht neben der Hausfrau.

„Wahre Vornehmheit hängt allerdings nicht von äußeren Dingen ab, aber ſie pflegt dieſe äußeren Dinge ihrem innerſten Weſen nach zu geſtalten,“ erwiderte er. Da ſtürmten die Kinder, die man ſchon auf dem Hausflur hatte lärmen hören, herein, drängten ſich erſt verlegen um Vater und Mutter, überwanden dieſe Scheu jedoch ſehr bald und beklagten ſich mit begehrlichen Blicken nach der Kuchenſchüſſel, daß ſie „davon“ nichts bekommen hätten, wofür jedes von ihnen mit einem Stück Kuchen belohnt wurde, „um ſie los zu werden,“ wie ihre Mutter lachend zu Fred ſagte.

„Muntere, friſche Kinder,“ bemerkte er verbindlich, und nun wandte die Gräfin ſich auch endlich wieder an Wanda.

„Die ſehen doch nicht aus wie Stadtkinder, nicht wahr?“ fragte ſie. „Man muß es eben nur verſtehen, Kinder richtig zu erziehen, und mir ſind ſolche gedrechſelte, geputzte Puppen, wie man ſie unter den Kindern der reichen Juden oder auch ſonſt der Kaufleute findet, immer ein Greuel geweſen.“ Wieder blickte Fred zu Wanda hinüber, und wieder mußte er konſtatieren, daß ſie ganz unbefangen ausſah.

Aber plötzlich fragte ſie: „Haben die Kaufleute eine beſondere Art von Kindern? Das iſt mir gar nicht aufgefallen!“

„Der Vergleich hat Ihnen eben gefehlt,“ antwortete die Gräfin, „aber ſehen Sie ſich nur einmal die Kinder der Offiziere dagegen an, beſonders derer von guten Familien!“

Fred unterbrach das Geſpräch, das ihm immer bedenklicher wurde, indem er erklärte, noch drüben im Kavalierhaus einen Beſuch machen zu wollen.

Man erhob ſich.

„Ich habe meine Miſſion in Betracht des Tierſchaufeſtes alſo als geſcheitert anzuſehen,“ ſagte Fred noch beim Abſchied.

„Ja, ich bedauere ſehr, aber ich muß bei meiner Anſicht bleiben,“ erwiderte der Graf.

Ohne ein wärmeres Wort gewechſelt zu haben, trennte man ſich, und Wanda atmete förmlich auf, als ſie im Wagen ſaß.

„Ach Fred, wie iſt das alles hier ſo anders geworden, ich erkenne mein ſchönes liebes Sagewitz nicht mehr!“ ſeufzte ſie.

„Sonderbare Menſchen das,“ brummte er.

Der Wagen hielt vor dem Kavalierhaus. Der alte Diener, den Wanda im Schloſſe vermißt hatte, empfing ſie hier mit gewohnter Grandezza, und gleich darauf eilte Herta ihnen entgegen.

„Endlich!“ rief ſie, Wanda umarmend, „wir warten ſchon auf euch, denn wir wußten, daß ihr drüben waret; und daß ihr es da nicht lange aushalten würdet, wußten wir ungefähr auch.“

Sie führte beide in den kleinen Salon, wo ihre Mutter ſie erwartete.

„Sie finden uns in recht veränderter Umgebung, liebe Gräfin,“ ſagte dieſe, Wandas Handkuß ebenfalls mit einer Umarmung erwidernd, „aber wir ſelbſt ſind die Alten geblieben.“

„Ich finde dieſe Villa mit ihrer ſchönen Lage mitten im Park wirklich wunderhübſch,“ erklärte Fred, und die Gräfin nickte ihm freundlich zu.

„Alle unſere Freunde erzählten uns, wie hübſch das Kavalierhaus ſei, aber wir können uns nicht zurechtfinden. Doch wir wollen nicht klagen, Hertas Verlobung hat uns ja neuen Sonnenſchein gebracht. Freilich, ohne dieſe wüßte ich auch nicht, wie wir das Leben hier ertragen ſollten, denn der Verkehr mit drüben“ — ſie zuckte die Achſeln.

„Wie ſind Sie übrigens hereingekommen, Vetter Fred?“ fragte Herta dazwiſchen, „die Parkthore ſind ja geſchloſſen, der Wärter iſt verabſchiedet — denken Sie nur, er ſoll Salat und junges Gemüſe für den Gärtner verkauft haben; daran wäre doch das Majorat zu Grunde gegangen! Und dann ſoll es vorgekommen ſein, daß arme Leute trockenes Holz aus dem Park ſchleppten, wozu der Wärter ebenfalls die Augen zudrückte. Natürlich mußte er da weggejagt werden, obgleich er ſeit dreißig Jahren der Familie gedient hat!“

„Ja, wir wunderten uns, als wir das Thor verſchloſſen fanden.“

„O, Vetter Fred, Sie werden ſich noch über vieles wundern! ‚Wir‘ ſparen, denn wir haben ‚vorläufig‘ ſechs Kinder, und was wiſſen wir von den Traditionen des Majorates und von all den alten Leuten, die von Jugend an gewöhnt ſind, den Majoratsherrn als ihre Vorſehung zu betrachten. Mama wird jetzt förmlich von ihnen überlaufen, es kommen die unglaublichſten Dinge vor. Die neue Frau Gräfin klappert den ganzen Tag mit den Schlüſſeln herum, alle jüngeren Leute, die tüchtig ſind, haben ſchon gekündigt, die alten werden ohnehin fortgeſchickt …“

In dieſem Tone ging es fort. Der alte frohe Geiſt, der einſt im Sagewitzer Schloß geherrſcht und Wanda entzückt hatte, er war auch nicht mehr im Kavalierhauſe anzutreffen. Wie ein ſchöner, unwiderbringlich verlorener Jugendtraum ſtand das alte Sagewitz vor Wandas Seele, was ſie aber heute dort geſehen, hatte nichts mehr damit zu thun.

Traurig, mit dem Gefühl einen perſönlichen Verluſt erlitten zu haben, lehnte ſie am Abend bei der Heimfahrt in der Wagenecke. Fred ſaß, ſeine Cigarre rauchend, neben ihr.

Plötzlich ſagte er: „Mit den Egdoffs wird kein rechter Verkehr zuſtandekommen, er iſt ein ‚Rauhbein,‘ und ſie eine ‚Pute!‘ Ihr Benehmen gegen dich, mithin auch gegen mich, war unglaublich.“

„Ich hoffte, du hätteſt die Spitzen gegen mich nicht gemerkt, Fred!“

„Du haſt ſie alſo gefühlt?“

„Ich mußte wohl, aber ich dachte, es wäre am beſten, zu thun, als merkte ich nichts. Iſt die junge Gräfin Egdoff denn von ſehr vornehmer Familie?“

„Bewahre! Kleiner Beamtenadel! Aber du haſt ganz recht, man muß thun, als bemerke man dergleichen gar nicht.“

Dann verſtummten beide wieder.

Der Wagen fuhr dahin zwiſchen den leiſe wogenden noch grünen Kornfeldern, vorüber an Erlenbüſchen, deren junges Laub wie Silber im Mondlicht glänzte und zu deren Füßen weiße Sternblumen blühten, der Duft, welcher Wald und Feld umwob, umflutete ſie. Wanda erinnerte ſich plötzlich eines Sommerabends, an dem ſie mit Herta durch den Park geſtreift war; am Rande eines Kleefeldes waren ſie ſtehen geblieben, hatten mit vollen Zügen den Duft, der ſie umwehte, eingeſogen, und Herta hatte geſagt: „Wie himmliſch muß es ſein, an ſolch ſchönen Abenden Hand in Hand mit einem Mann, den man furchtbar lieb hat, durch Garten und Feld zu gehen. Es muß einem vorkommen, als wäre man dann nur allein zu zweien auf der ganzen Welt!“ Wanda dachte daran, und es wurde ihr ſo eigen ſehnſüchtig zu Mute. Da ſaß er ja neben ihr, der Mann, den ſie „furchtbar lieb“ hatte, und die Welt prangte um ſie her in voller Maienſchönheit. Warum ſaßen ſie denn nicht Hand in Hand und glaubten ſich allein inmitten all der Frühlingsherrlichkeit, ſondern fragten nach allerlei fremden Menſchen, die ſie eigentlich gar nichts angingen, und ärgerten ſich darüber, wenn jene nicht freundlich waren? Und zum erſtenmal fiel es ihr ſchwer auf das Herz, daß Fred nicht aus Liebe um ſie geworben, ſondern daß ein Zufall, ein freilich von ihnen beiden gewolltes „Ungefähr“ ſie zuſammengeführt. Sie freilich, ſie hatte dann Fred geliebt, faſt von dem Augenblicke an, als er ihr zuerſt gegenüberſtand, wenn ſie damals auch ihr eigenes Herz noch nicht recht verſtand. Aber er? Wann hatte er ihr je von Liebe geſprochen? Sie erſchrak vor dieſer Frage, aber immer wieder trat ſie vor ihre Seele. Warum hatte ſie bisher nie darüber nachgedacht, warum hatte ſie alles als ſelbſtverſtändlich angenommen?

Mit einem ſcheuen, fragenden Blick ſah ſie zu Fred hinüber. Der ſaß ruhig, ſeine Cigarre rauchend, neben ihr. Leiſe und zaghaft legte ſie ihre Hand auf die ſeine. Seine Gedanken waren bei den Egdoffs, und daran anknüpfend ſagte er bei ihrer leiſen Berührung: „Mache dir nichts daraus, Kleine, mit einer Frau wie die Egdoff kannſt du es zehnmal aufnehmen, und du ſollſt einmal ſehen, was für eine Rolle du neben ihr bei dem Rennen ſpielen wirſt — denn hinkommen wird ſie. Zuſehen wollen dieſe Menſchen natürlich, wenn ſie auch nichts für die Sache thun wollen: Geizkragen und Kleinigkeitskrämer, die ſie ſind!“

Wanda neigte ſchweigend den Kopf. Ach, was fragte ſie im Grunde nach den Egdoffs und all den anderen! Wenn ſie nur gewußt hätte, was Fred von ihr dachte, er, der ihr Mann war, und dem gegenüber es ihr in dieſem Augenblick doch ſchien, als wiſſe ſie ſo wenig, ſo gar wenig von ihm!

XIV.

Fred wollte die Nachbarſchaftsbeſuche vor dem Tierſchaufeſt abmachen, damit Wanda den dort verſammelten Gutsnachbarn nicht als völlig Fremde entgegenträte. So unternahm das junge Paar täglich eine neue Fahrt, und Wanda wurde durch die wechſelnden Eindrücke zerſtreut und von dem auf der Heimfahrt von Sagewitz eingeſchlagenen Gedankengange abgezogen. Ab und zu aber tauchten die Zweifel jenes Abends immer wieder auf. Es war überhaupt ſeit jenem Abend eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit beobachtete ſie Fred und trat den neuen Bekannten ein wenig mißtrauiſch entgegen. Sie hatte das Gefühl, daß ſie ſich die rechte Stellung als Fred Wellcamps Frau erſt erobern müſſe. Freilich, die Herren begegneten ihr überall mit zuvorkommendſter Liebenswürdigkeit, aber bei den Damen machte ſich eine gewiſſe Reſerve fühlbar, die Wanda vielleicht kaum bemerkt hätte, wenn ſie nicht durch die Ungeſchicklichkeiten der Gräfin Egdoff über den Grund derſelben aufgeklärt worden wäre. So kam der Tag, an welchem das Rennen ſtattfinden ſollte, heran. Fred, der mehrere Pferde und Kühe zur Ausſtellung ſchickte und für die Führer derſelben neue Anzüge hatte machen laſſen, nahm ſoeben die letzte Revüe über Menſchen und Tiere ab, als ein Mietswagen, der dem Schloſſe zufuhr, ſeine Aufmerkſamkeit erregte.

„Sieh nur,“ ſagte Wanda, „ein großer Koffer ſteht neben dem Kutſcher, was mag denn das bedeuten?“

In dieſem Augenblicke bog ſich ein weiblicher Kopf aus dem Wagenfenſter, ein weißes Tuch wehte grüßend zu dem jungen Paare hinüber und gleich darauf hielt der Wagen.

Mit wenigen Schritten hatten Fred und Wanda den Wagen erreicht und — die Kommerzienrätin Draller ſchloß ihre Tochter in die Arme, während der Kommerzienrat langſam dem Gefährt entſtieg.

„Die Überraſchung haſt du dir wohl nicht träumen laſſen, Wandachen,“ rief die Kommerzienrätin, „ja, Vatern wollte auch nicht recht 'ran, der hatte es durchaus mit ‚Wagen beſtellen,‘ ‚Telegraphieren‘ und ſo was alles. Aber ich ſagte: laß uns man fahren, das Wetter iſt ſchön, die Kinder ſind zu Hauſe, und unverhofft kommt oft!“

„Ja, die Frauen haben manchmal romantiſche Anwandlungen, auch wenn ſie alt ſind. Entſchuldigen Sie daher den Überfall, lieber Schwiegerſohn.“

„Das iſt wirklich eine ganz unerwartete Freude,“ begann Fred, und Wanda, die ſich im erſten Augenblick wirklich gefreut hatte, dachte bei dem etwas gezwungenen Ton ſeiner Stimme plötzlich an das morgige Feſt, das ſie nun in Begleitung der Eltern beſuchen mußten, und ſie fühlte, daß das für Fred nicht angenehm ſein, daß es ihre Stellungnahme der Geſellſchaft gegenüber erſchweren würde. In demſelben Augenblick hatte ſie aber auch ſchon den Ausweg gefunden: „Wir bleiben hier, die Eltern und ich, Fred fährt allein,“ dachte ſie. Und, durch dieſe Vorſtellung beruhigt, legte ſie ihre Arme in die der Eltern, und ſchritt mit ihnen dem Hauſe zu.

„J, das ſieht aber ſehr nett hier aus, wirklich ganz gräflich,“ bemerkte die Kommerzienrätin von der Rampe aus die Umgebung muſternd. „Das da über der Hausthür iſt wohl gar euer Wappen?“ ſetzte ſie mit einem gewiſſen Selbſtgefühl hinzu.

„Kronau iſt früher ſchon Wellcampſches Familiengut geweſen,“ bemerkte der Kommerzienrat in geſchäftsmäßigem Tone. „Es intereſſiert mich übrigens, jetzt bei vorgeſchrittener Jahreszeit das Gut zu ſehen.“

„Leider werde ich morgen nicht viel Zeit haben, Sie herumzuführen, da ich den ganzen Tag in Halbſtadt beſchäftigt bin, aber übermorgen.“

„Wandachen, du trägſt ja das Kleid, das ich dir man bloß ſo für morgens in den Garten zu gehen geſchickt hatte, das iſt doch jetzt nicht gut genug für'n ganzen Tag!“ meinte die Kommerzienrätin, an ihrer Tochter herumzupfend.

„Laß nur, Mamachen, es iſt ein hübſches Land- und Hauskleid, und Fred mag es gern. Doch nun kommt in das Haus, ich freue mich ſo, euch alles zu zeigen, und in unſerer Parade-Gaſtſtube müßt ihr wohnen, ich laſſe ſie gleich zurecht machen.“

Sie rief das Hausmädchen herbei, erteilte ihre Befehle und nahm der Mutter Hut und Mantel ab.

„Und, Johann, die Lampen, in allen Zimmern!“ rief ſie dem durch das Rollen des Wagens herbeigelockten Diener zu.

„Gotte doch, Wandachen, wie du mir vorkommſt, ſo als Hausfrau — ganz eine richtige Frau Gräfin iſt ſie geworden, nicht wahr?“

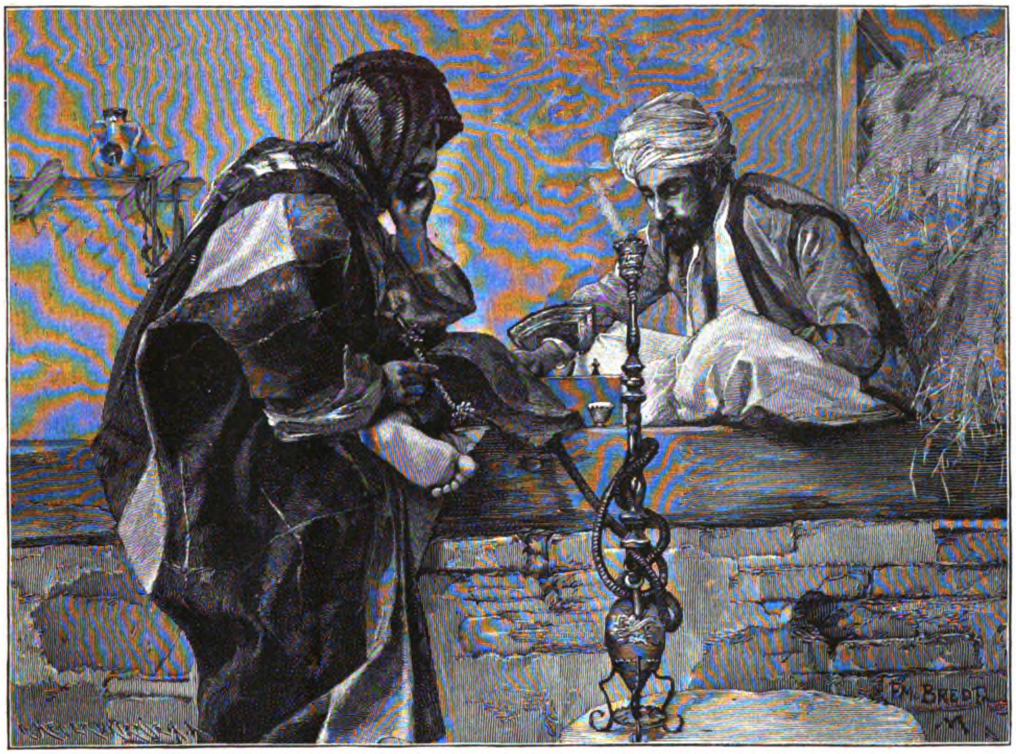
„Bitte, wollen Sie nicht ablegen, lieber Papa,“ wandte Fred ſich an den Kommerzienrat, der eine eingehende Umſchau im Hausflur hielt und dabei immer noch den Cylinder auf dem Kopfe und die Handſchuhe an den Händen hatte.

Sobald Fred und Wanda allein waren, ſagte letztere: „Ich habe die Unentſchloſſenheit Mamas in betreff des morgigen Feſtes gern unterſtützt, Fred, denn, ſiehſt du, ich denke, es iſt beſſer, ich bleibe mit den Eltern ruhig hier.“

Er ſchwieg einen Augenblick. Eine Falte ſtand zwiſchen ſeinen Brauen. „Nein,“ ſagte er endlich in entſchiedenem Ton, „nein, ich will nicht, daß man ſagt, ich hätte meine Schwiegereltern zu Hauſe gelaſſen, weil ich ſie nicht zeigen wollte. Ich will das, was ich that und thue, in allen Konſequenzen vertreten.

„Aber —“

„Kein ‚Aber,‘ Wanda, dein Vater hat ohnehin Luſt, die Partie mitzumachen. Alſo, wir fahren zuſammen nach Halbſtadt.“



Arabiſche Eſeltreiber im Kaffeehaus Schach ſpielend. Nach dem Gemälde von F. Max Bredt.

„Dieſe Waffentrophäen und Tierköpfe waren doch nicht hier, als ich Kronau kaufte,“ bemerkte er.

„Allerdings, die habe ich erſt angeſchafft, der Hausflur wirkte gar zu kahl.“

„Hm! Eine ganze Waffenſammlung!“

„Bitte, wollen Sie nicht ablegen!“

„Und morgen iſt Rennen und Tierſchau in Halbſtadt, und Sie müſſen hin? Sie wollen doch nicht rennen?“

„Nein, man hat mich zum Preisrichter ernannt.“

„So, ſo, im allgemeinen koſten Ehrenämter nur Zeit und Geld — aber ich begreife, als früherer Kavallerieoffizier.“

„Ja, man begegnet mir durchaus kameradſchaftlich von ſeiten des Dragonerregiments in Halbſtadt. Ich hoffe übrigens, die Sache wird für Sie auch nicht unintereſſant ſein.“

„Ich weiß nicht, wie meine Frau darüber denkt. Nun wir beſprechen das noch morgen.“

Er hatte ſich inzwiſchen von Cylinder und Handſchuhen getrennt und folgte den Damen in den Salon, wo er auch ſofort herausfand, was etwa nicht zur Ausſtattung Wandas gehörte und von dem jungen Paare nachträglich angeſchafft worden war.

XV.

Es war bei Freds Entſcheidung geblieben. Er ſelbſt war ſchon am Vormittag nach Halbſtadt gefahren. Wanda folgte mit den Eltern am frühen Nachmittag, ſo daß ſie kurz vor Beginn des Rennens eintraf. Fred kam dem Wagen entgegen geritten und übergab dem Kommerzienrat die Tribünenbillets. Der Oberſt kam ebenfalls an den Wagen heran.

„Das iſt ja ſehr erfreulich, daß wir auch großſtädtiſches Publikum bekommen,“ wandte er ſich mit verbindlichem Lächeln an die Kommerzienrätin, die in ſehr gerader Haltung neben Wanda ſaß, und mit ihrem Schirm eine förmlich ſalutierende Bewegung gegen den Oberſt hin machte. „Beurteilen Sie uns gnädig,“ fügte er lächelnd hinzu, worauf ſie in ermunterndem Tone erwiderte:

„Überall kann nicht ‚Charlottenburg‘ ſein, Herr Oberſt, und hier iſt es ja auch ſehr nett.“

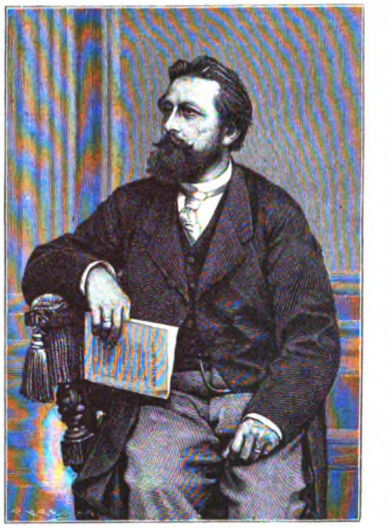
Der Oberſt verneigte ſich, wie dankend, aber Wanda bemerkte wohl, wie ſich ein feines Lächeln in ſeinem großen blonden Bart verlor, und daß der Schelm ihm noch aus den Augen ſah, während er an ihre Seite hinüberritt. (Fortſetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Oskar von Redwitz.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Die Nachricht vom Tode des Amaranthſängers wird in den Daheimkreiſen allerhand alte Erinnerungen wachgerufen haben. Mehr als vier Jahrzehnte ſind es her, daß Oskar von Redwitz, der damals ſechsundzwanzigjährige Rechtspraktikant, um ſeines in die Univerſitätszeit zurückreichenden Erſtlingswerkes willen von der katholiſchen Preſſe als ein „Meſſias“ der „Poeſie“ gefeiert wurde. Ja noch mehr, die Univerſität Würzburg machte ihn „wegen des chriſtlichen Geiſtes ſeiner Dichtung“ zum Ehrendoktor der Philoſophie, während die freiſinnige Preſſe den „ultramontanen Kreuzritter“ mit Spott und Hohn überhäufte. Nachdem er einige Semeſter bei Simrock in Bonn mittelhochdeutſche Studien getrieben hatte, berief ihn Graf Leo Thun 1851 als Profeſſor der Äſthetik und Litteraturgeſchichte an die Univerſität Wien, in welcher Stellung er jedoch nur ein Jahr blieb. Auch in evangeliſchen Kreiſen wurde der junge Dichter mit ungemeſſener Begeiſterung begrüßt. Nächſt der „Amaranth“ machte die „Sieglinde,“ welche er eine „chriſtliche Tragödie“ nannte, großen Eindruck, und es gab Enthuſiaſten, welche unbegreiflicherweiſe eine „neue Ära des deutſchen Theaters“ von dieſem gänzlich verfehlten Drama erwarteten. Beſonders ſchwärmten die jungen Mädchen für den ſüßen, zarten Liebesgeſang, bei dem ſich's ſo ſchön träumen ließ! Ihr Liebling hatte ja auch für ſie beſonders ſein romantiſches Epos gedichtet. Sieben Jahre ſpäter ſagte er ſelbſt in dem Vorgedichte zu dem hiſtoriſchen Drama: „Thomas Morus:“



Oskar v. Redwitz.

„Den Jugendſang ſang ich nach Frauenart,
Jetzt ſingt der Mann ein Lied nach Mannesſinne.“

Wie Redwitz in reiferen Jahren über ſeine Erſtlingswerke gedacht, hat er gegen mich offen ausgeſprochen, als ich ihn in den ſechziger Jahren in München kennen lernte. Was ich aus ſeinem Munde zu wiederholten Malen gehört, habe ich 1871 im Daheim (VII. Jahrgang Seite 716 ff.) ausführlich erzählt, als aus dem empfindſamen Spätromantiker der Sänger des neuen Deutſchen Reiches geworden war. Kurz zuvor war der in meinem damaligen Artikel oft erwähnte Roman: „Hermann Stark,“ der ſeinen inneren Lebensgang vielfach widerſpiegelt, im Druck erſchienen. Fünf volle Jahre hatte er an dieſem Werke unter faſt beſtändigen neuralgiſchen und aſthmatiſchen Schmerzen gearbeitet. Das fürchterliche Nervenleiden, deſſen früheſte Spuren ſich ſchon in dem ſehr empfindlichen, zwiſchen dunkler Schwermut und toller Ausgelaſſenheit hin und her ſchwankenden Knaben gezeigt haben ſollen, entwickelte ſich unter dem verhängnisvollen Einfluſſe des Morphiums im Laufe der Jahre zu der „hochgradigen Neuraſthenie,“ welcher der Dichter bald nach ſeinem achtundſechzigſten Geburtstage am 6. Juli d. J. in St. Gilgenberg bei Bayreuth erlegen iſt.

Wenn man dieſe langjährige Krankheitsgeſchichte, deren Einzelheiten aus Briefen des Dichters an Ernſt Wechsler hervorgehen, verfolgt, ſcheint es faſt unbegreiflich, daß trotzdem ſo viele dichteriſche Erzeugniſſe in ſchmerzensfreien Pauſen aus ſeiner Feder hervorgehen konnten. Es iſt erſchütternd zu leſen, mit welcher verzweifelten Energie der Kranke gegen die Morphiumſucht ankämpfte, und wie er ihr ſchließlich doch erlag. „Ich trage,“ ſchreibt er am 7. Januar 1886, „etwa 63 000 Stichnarben an meinem Leibe, und vor nun gerade zehn Jahren war ich bis auf 24 Gran (etwa $1^1/_2$ Gramm) geſtiegen und lag volle fünf Monate lang an der Morphiumvergiftung darnieder. Welche Qualen ich in jener Zeit durchduldet, das ſpottet jeder Beſchreibung. Mit koloſſaler Energie und Ausdauer gelang es mir aber, trotz der furchtbarſten Krämpfe und Schmerzen, in jenen Monaten von 24 Gran auf $^3/_4$ herunterzugehen, eine Willensleiſtung, die ſelbſt dem Profeſſor Billrot das höchſte Staunen abgerungen hatte. — Kaum, daß ich wieder am Schreibtiſch ſitzen konnte, begann ich mit neuerlöſtem Körper und Geiſte meinen „Odilo.“ Seit jener Zeit ſtieg ich mit meiner Morphiumdoſis nie mehr höher als $1^1/_2$ Gran, aber durch die Länge der Zeit wirkte doch auch dieſes kleine Quantum immer verderblicher und verſtärkte die Schmerzen faſt intenſiver, als es dieſelben milderte. Und doch, wie Sie ja wiſſen, war ich immer noch produktiv dabei. Da endlich, nachdem ich am 6. Dezember 1885 von einer hochgradigen Bronchitis befallen worden und nach zwei Wochen wieder davon geneſen war, faßte ich den heroiſchen Entſchluß, ſogleich im Bette liegen zu bleiben, meinen neuen Roman (den 1886 erſchienenen ‚Hymen‘) in Gottes Namen auf unbeſtimmte Zeit liegen zu laſſen und einen neuen Kampf mit dem Dämon Morphium zu beginnen. Nur ſehr ſelten gelingt die völlige Entziehung des Morphium ohne ſtrenge ärztliche Aufſicht. Ich ſelber habe — ich ſage dies mit gerechtem Mannesſtolz — dies Willenskunſtſtück ganz allein an mir fertig gebracht, und ſchon nach drei und einer halben Woche, freilich voll der qualvollſten Tage und Nächte, war ich vollſtändiger Sieger über dieſen verderblichen Morphiumſatan.“

Aber bereits wenige Monate danach erwieſen ſich die verzweifelten Anſtrengungen des Dichters als vergeblich; er litt ſo namenlos, daß er im Herbſt 1886 ſogar auf den Rat der Ärzte ſich zur Wiederaufnahme ſeiner Morphium-Einſpritzungen entſchließen mußte, die er nach furchtbar ſchwerem und ſiegreichem Kampfe „für Lebenszeit überwunden zu haben“ glaubte. „Sie können ſich denken, mit welch unſeligen Gefühlen ich wieder zu dieſem Gifte griff!“ ruft er klagend aus.

Seitdem wurde Redwitz nicht wieder frei von dem „Dämon Morphium.“ Von Jahr zu Jahr wurde es ſchlimmer mit ſeinem Leiden, ſo daß er anfangs Juni dieſes Jahres in die Nervenheilanſtalt des Dr. Falko zu St. Gilgenberg gebracht werden mußte, die er, wie vorhin erwähnt, nur als ein ſtiller Mann verlaſſen ſollte.

Auch in dieſen letzten Leidensjahren ruhte die Feder des Dichters nicht. Zu Weihnachten 1889, anderthalb Jahre vor ſeinem Tode, erſchien ſein Roman: „Glück.“ Was die Kritik an dieſem letzten Werke Redwitzs, wie an ſeinen beiden vorausgegangenen Romanen: „Haus Wartenberg“ und „Hymen“ auszuſetzen fand, dürfte ſich zum Teil aus dem folternden Leiden erklären, unter deſſen Druck er arbeitete. In ſteigendem Maße breitet ſich ein Ton von Mattigkeit über ſeine Darſtellung, und er zeigt ſich den großen Vorwürfen, die er gewählt, immer weniger gewachſen, ſei es, daß er eine unglückliche Ehe in den Kreiſen des High-Life („Hymen“), ſei es, daß er die ſoziale Frage („Glück“) behandelt. Von vornehmer Geſinnung und echt deutſchem Empfinden, von edler Gemütstiefe und idealem Streben, wie ſie Redwitzs Dichtung von Anfang an auszeichnet, geben auch die Romane Zeugnis, aber es fehlt, wie mehr oder minder in allen ſeinen

Werken, die ſchöpferiſche Phantaſie, die Erfindungsgabe, die ſelbſtändige, ureigene Geſtaltungskraft. Dennoch iſt es durchaus übertrieben, wenn ein freiſinniger Kritiker, der ſich im übrigen freut, daß aus dem „ultramontanen Paulus“ ein „liberaler Saulus“ geworden, die Werke ſeiner letzten Schaffensperiode (1878—1890), ſogar den „Odilo“ und das „Deutſche Hausbuch“ eingeſchloſſen, „nervenſchwache Produkte einer nervös abgematteten Phantaſie“ nennt. Im Gegenteil, wenn man ſich vergegenwärtigt, was ich oben aus des Dichters Leidenszeit erzählt, ſo muß man ſtaunen, daß er es vermocht, dabei noch ſo manches Treffliche zu leiſten.

Eine andere Frage iſt die nach Redwitzs angeblicher Bekehrung vom Ultramontanismus zum Rationalismus. Ich glaube nicht an eine ſolche. Allerdings urteile ich über „Amaranth“ jetzt anders, als da ich — ein etwas ſchwärmeriſcher Jüngling — ſie zum erſtenmal las, aber eine ultramontane Tendenz vermag ich darin doch nicht zu entdecken. Unter den zahlreichen, oft geradezu fanatiſchen Gegnern des Dichters kommt vielleicht Johannes Scherr der Wahrheit am nächſten, wenn er in ſeiner draſtiſchen Weiſe Redwitz einen „Hyperromantiker“ nennt, der in ſeiner „Amaranth“ den „abgeſtandenen Fouqué-Kohl wieder aufwärmte.“ In der That tritt in der „Amaranth“ nichts anderes zu Tage, als die den Romantikern eigene Schwärmerei für die verführeriſche Sinnenreizung des Katholizismus und eine große Unklarheit über den tiefſten Kern des Chriſtentums. Man leſe doch nur die vierzehn Seiten lange Entgegnung Jung Walthers auf die atheiſtiſchen Tiraden Ghismondens, und man wird mir recht geben. Selbſt ſpezifiſch Katholiſches vermag ich in der „Amaranth“ nur wenig zu entdecken. Der Marienkultus wird darin nur gelegentlich geſtreift, und die Heilige, zu welcher der junge deutſche Ritter betet, vor der er kniet, iſt keine andere, als die im Dunkel des Schwarzwaldes entdeckte Tochter des alten Sängers. Anderſeits iſt die, jedes wahre Gefühl beleidigende inquiſitoriſche Szene am Traualtar, durch die Walter ſein Verlöbnis mit Ghismonden löſt, auch von katholiſcher Seite, wie z. B. neuerdings von Keiter, entſchieden getadelt worden. Alles erwogen, iſt dieſes Erſtlingswerk des Dichters der ungeſchickte, aber jedenfalls mutige Proteſt eines chriſtlichen Dichters gegen die gottentfremdeten Strömungen der Zeit, aber es iſt nicht ein ultramontanes Tendenzwerk, oder gar, wie man es noch heute in Litteraturgeſchichten leſen kann, ein „jeſuitiſch-pfäffiſches Werk eines blindwütigen Ultramontanismus.“ Nicht der Ultramontanismus der „Amaranth,“ ſondern ihre ſüßliche Frömmigkeit und ihre rührſame Empfindſamkeit hat ihr vor allem den noch heute fortdauernden Erfolg verſchafft. Dabei darf übrigens nicht vergeſſen werden, daß das Gedicht manche lyriſche Schönheit, manche ſtimmungsvolle Naturſchilderung enthält, ja daß es ein echt poetiſches, melodiöſes Talent offenbart, welches auch ſeine Gegner ihm haben zugeſtehen müſſen.

Erſt der erbitterte Widerſtand der Gegner reizte Redwitz auf, in ſeinen jetzt längſt verſchollenen Dichtungen: „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum,“ „Sieglinde“ ꝛc. den Katholiken ſtärker hervorzukehren, aber ſelbſt in dieſen ſchlimmſten Verirrungen finde ich nicht das, was man im eigentlichen Wortſinne ultramontan nennt. Sogar das Buchdrama: „Thomas Morus,“ in welchem er von der „Frauenart“ zur Mannesdichtung übergehen zu wollen erklärte, möchte ich kein ultramontanes Tendenzſtück nennen; denn obgleich es am entſchiedenſten auf dem Boden der ſtreng katholiſchen Überzeugung ſteht, iſt die Charakteriſtik des Helden doch hiſtoriſch richtig, und die ganze Haltung des Stückes mannhaft und objektiv.

Auch darum darf Redwitz auf keiner Stufe ſeiner Dichtung ein ultramontaner Dichter genannt werden, weil er von jeher ein begeiſterter Deutſcher geweſen. Selbſt aus der romantiſchen Verſchwommenheit der Amaranth ſchlägt uns ein warmes deutſches Herz entgegen, und, wenn auch in verzerrter Weiſe, ſiegt doch darin das deutſche Gemütsleben über die welſche Art. Noch mehr tritt das in dem Roman „Hermann Stark“ hervor, der außerdem zeigt, daß Redwitz ſchon frühzeitig mit dem Proteſtantismus lebendige Fühlung gehabt, und daß er ſtets duldſam gegen ſeine Bekenner, ja mit einzelnen nahe befreundet geweſen. Und wie meiſterhaft ſchildert er das deutſche Bürgertum in ſeinen zwei vollendetſten Dramen: „Philippine Welſer“ (1859), und „Der Zunftmeiſter von Nürnberg“ (1860), die beide bis zu den ſiebziger Jahren auf vielen Bühnen gern geſehen, ſeitdem leider mit Unrecht zurückgeſetzt ſind! Und wie er als Politiker im bayriſchen Landtage niemals mit dem Ultramontanismus gegangen war, ſo begrüßte er aus vollem Herzen das ſchon von ihm als Knabe in den unterirdiſchen Gewölben des zerſtörten Barbaroſſa-Schloſſes in Kaiſerslautern erträumte und erſehnte neue Deutſche Reich in mächtigen ſtolzen Akkorden, die noch ganz anders gewirkt haben würden, wenn ſie nicht in der ermüdenden Form des Sonettes erklungen wären. Und endlich — wie verſteht er es, das deutſche Familienleben von ſeiner idealſten Seite innig und hingebend darzuſtellen!

Als er mir im Jahre 1882 ſein „Deutſches Hausbuch“ zuſchickte, ſchrieb er dazu: „Ich habe dabei das freudige Bewußtſein, daß, wenn je noch ein deutſches Gedicht im deutſchen Geiſte des Daheim geſungen worden, es eben dieſes iſt.“ Was ich über dieſes Buch im Daheim (XIX. Jahrg. S. 143) geſagt, war ein aufrichtig warm empfundenes Echo auf ſein Geleitwort. Allerdings konnte ich dabei nicht verhehlen, daß es mir ſchiene, als ob er darin, wie früher zu viel, ſo jetzt zu wenig von Dem, der allein des Hauſes rechter Bauherr iſt, geſprochen habe, und daß die „Kantſche Weisheit“:

„Der Menſch wird nicht zum Glück geboren,
Nur daß er ſeine Pflicht erfüllt —“

doch eine ſehr gebrechliche Stütze für das Haus ſei. Aber es wehte doch ein geſunder, frommer Sinn durch das ganze Buch; wie auch im „Odilo“ der alte Glaube nie verleugnet, ſondern nur männlich ausgereift und im Sinne des apoſtoliſchen Hohenliedes der Liebe ausgeſtaltet war, ſo daß er im Rückblick auf die „Amaranth“ ſagen konnte:

„. . . . . trotz der beiden Lieder Unterſchied
Sind innerlich ſie dennoch tief verwandt,
Und auch ich ſelbſt mir darin treu verblieb,
Der ich in beiden, wie mein Herz mich trieb,
Mein inn'res Leben gleich getreu bekannt.“

Wer aber auch in dieſen Dichtungen ſeines Mannesalters einen deutlicheren Bekenntnisklang gewünſcht hätte, wird doch zugeben müſſen, daß darin von dem landläufigen Rationalismus ebenſowenig zu finden iſt, wie von Ultramontanismus in ſeinen Jugenddichtungen. Das Urteil eines katholiſchen Litterarhiſtorikers, daß Redwitz mit dem „Odilo“ „aus der Schar der poſitiv chriſtlichen Dichter ausgeſchieden ſei“, kann ich vom katholiſchen Standpunkte aus wohl verſtehen, aber ich kann ihm nicht beiſtimmen.

Erſt in ſeinem letzten, unter dem Einfluß der weit vorgeſchrittenen Krankheit entſtandenen Romane „Glück“ tritt eine ſpießbürgerliche Moral an die Stelle einer einheitlich klaren höheren Lebensauffaſſung. Das „unberechenbare Schickſal,“ „das Naturgeſetz“ tritt an die Stelle des lebendigen Gottes, und die Schlußmoral: „Viel Glück iſt nützlich, aber zu viel Glück iſt vom Übel,“ iſt doch der troſtloſeſte aller Gemeinplätze. Dennoch dürfte auch ſelbſt von dieſem Werke gelten, was der vorerwähnte, freiſinnige Kritiker von den letzten Werken Redwitzs insgeſamt urteilt. Nachdem er die Behauptung aufgeſtellt, daß Redwitz „ſich in die rationaliſtiſche Philoſophie“ hineingearbeitet habe, ſagt er: „Nicht einmal im Denken rang er ſich zum modernen Menſchen durch; er blieb auf halbem Wege ſtecken. Im Empfinden aber blieb er das, was er war: die ſich höheren gebietenden Gefühlsmächten willig, ja brünſtig unterordnende zagende Seele. So war er bis zuletzt der mittelalterlich fühlende Romantiker und in der Litteratur der letzte Vertreter dieſes Geſchlechtes.“

* * *

Der Schillerhof bei Meran, O. v. Redwitz' Dichterheim.

In Meran, wo Redwitz ſeit dem Herbſt 1872 in ſeinem wunderſchön gelegenen „Schillerhof“ lebte, und wo ſeine vornehme, im Umgange treuherzig anheimelnde Perſönlichkeit die einkehrenden Gäſte immer aufs neue anzog und anregte, wird ſein Name unvergeſſen bleiben. Aber nicht minder in Deutſchland. In einem Beileidſchreiben, welches der Prinzregent Luitpold von Bayern an die Witwe richtete, heißt es: „Ich habe mich ſeiner ſchönen, von idealem Sinne getragenen Dichtungen ſehr erfreut. Wie ich dem Lebenden aufrichtig zugethan war, werde ich dem Dahingeſchiedenen jederzeit ein ehrendes Andenken bewahren.“ Das wird mit dem edlen deutſchen Fürſten auch das deutſche Volk thun.

Witlandsort.

Von Max Hobrecht.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Als man nach dem Nachteſſen noch in leichtem Geſpräch beiſammen ſaß, brachte einer der Knechte die Meldung, um Sonnenuntergang habe man einen Trupp Elche beobachtet, der von der Caporner Heide über das Haff geſchwommen ſei dem Walde zu, der auf der anderen Seite des Tiefs gelegen. Dieſer Wald, auf drei Seiten vom Waſſer begrenzt, überhaupt von geringer Ausdehnung, bot die günſtigſte Gelegenheit, das Wild auszumachen und durch Treiber vorzubringen. Der Komtur war ein leidenſchaftlicher Jäger, und ſo verabredete man, am frühen Morgen die Jagd zu machen, und der Pfleger, wenn auch ſelbſt kein Freund dieſer Luſtbarkeit, ging mit Eifer daran, vorzubereiten, was dazu nötig war.

Als dann in der Frühe der Komtur ein Boot beſtieg, um über das Tief zu ſetzen, lag über dem Waſſer noch dichter Nebel, ſo daß von dem Walde am anderen Ufer nichts zu ſehen war. Bruder Werner von Staden hatte ſich ſchon vorher mit einem Paar zuverläſſiger Knechte und einer Menge von Treibern auf den Weg gemacht; er wollte das Wild beſtätigen und, wenn möglich, einkreiſen. Der Pfleger blieb zurück; er war überzeugt, daß man auf dem Bau in ganz unverantwortlicher Weiſe feiern würde, wenn der ſtrenge Aufſeher nicht zur Stelle wäre.

Dagegen hatte ſich Meiſter Wolfram dem Komtur angeſchloſſen; er ſollte auch einmal preußiſchen Wald und preußiſches Wild kennen lernen. Wie das Boot, von vier ſchweren Rudern getrieben, in das Tief hinausſchoß, mußte er jener Mondnacht gedenken, in der er Frau Naruſſa bei ihrer wunderlichen Waſſerfahrt beobachtet hatte. Noch hatte er mit dem Freunde über die Sache des Gerwien nicht geſprochen; er überlegte noch, ob er jetzt Gelegenheit dazu nehmen ſolle, als ſchon der Kiel des Bootes knirſchend den Uferrand berührte.

Aus dem brauenden Nebel trat den Ausſteigenden Bruder Werner mit einigen Begleitern entgegen. Er bringe, ſo ſagte er, ſchlechten Bericht: die Fährte des Wildes habe er gefunden und fünf Stück gezählt, darunter zwei Kälber. Als er dann den Wald habe umſchlagen wollen, zu ſehen, ob das Wild ſich etwa wieder herausſpüre, habe er bald gefunden, daß dasſelbe bereits nach dem Haff zurückgewechſelt wäre. Hier konnte er aber nur vier Stück zählen — ein Kalb habe gefehlt. Der eifrige Weidmann entwickelte eine Reihe von Vermutungen, wodurch das Elchkalb zurückgehalten ſein könne. Vielleicht war es ſchon krank aus der Caporner Heide herübergekommen — vielleicht hier im Walde durch einen unbekannten Jäger erlegt oder durch ein Raubtier. Jedenfalls war's der Mühe wert und auch nicht allzu ſchwierig, der Sache nachzuforſchen. Der Komtur ging mit großer Lebhaftigkeit darauf ein, und ſchnell war zwiſchen Bruder Werner und ihm ein Plan verabredet.

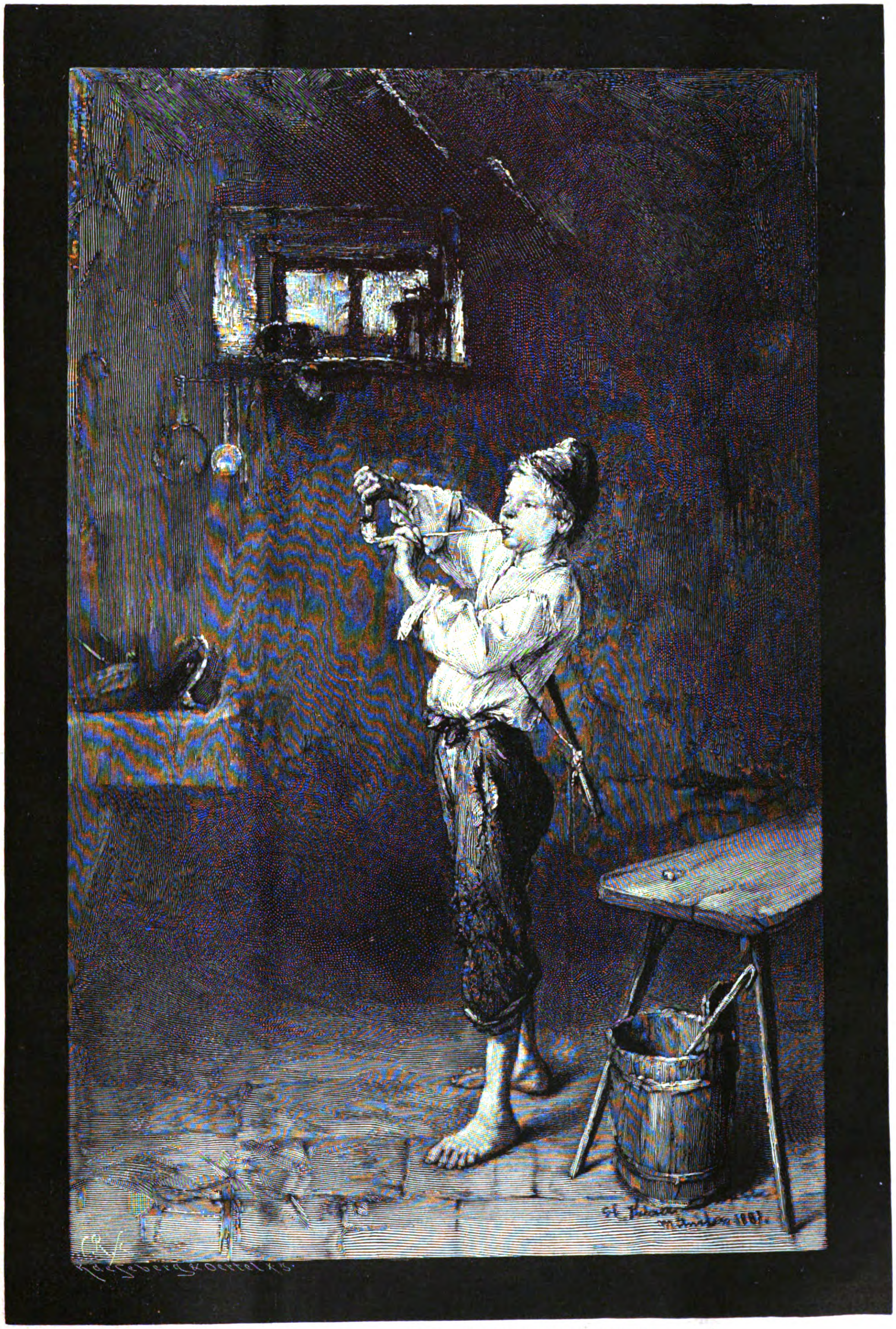
Die Treiber mußten ſich an der Kante des Waldes, welche das Haff berührte, verteilen, um zu beobachten, ob etwa das fehlende Stück Wild doch noch, den vorangegangenen Gefährten nach, zu Waſſer gehen wolle. In dem Falle konnte man es leicht mit den bereitliegenden Booten einholen. Der Komtur wollte mit dem Leithund der Wildfährte folgen, die in den Wald hinein führte, während Bruder Werner ebenfalls mit einem Hunde jene Fährte rückwärts verfolgte, die aus dem Walde zum Waſſer ging. Während dieſer Plan entworfen und vorbereitet wurde, war der Nebel gefallen, nur wenige zerflatternde Wölkchen erinnerten noch an ihn, aber in den Zweigen der Bäume hatte er reichliche Tropfen zurückgelaſſen, und wer unvorſichtig daran ſtieß oder ſchüttelte, brachte einen dichten Guß auf ſich herab.

Schon nach einer Viertelſtunde kam man zu einer Stelle, wo das Wild die bisher verfolgte Richtung in ſcharfem Winkel nach links verlaſſen hatte, augenſcheinlich nicht mehr gemächlich trollend, ſondern in voller Flucht, wie umgebrochene Stämmchen und zerriſſenes Geſtrüpp bewieſen. Der Hund aber nahm die Fährte auf und brachte die Jäger nach kaum hundert Schritten dahin, wo, auch für den Unerfahrenen kenntlich, ein größeres Tier zuſammengebrochen war; es hatte den Boden, den reichlicher Schweiß färbte, mit den Läufen ſchlagend zerwühlt, war dann eine kurze Strecke geſchleift worden, und da fand ſich denn auch das verendete Elchkalb, waidgerecht aufgebrochen, aber ohne die eine Keule, die der glückliche Jäger ausgelöſt und mit ſich genommen hatte.

„Das ſpricht alles für ſich ſelbſt, und wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen,“ ſagte der Komtur mit ärgerlichem Lachen; dann ſetzte er das Horn an die Lippen und ließ einen kurzen Ruf erſchallen. „Ich denke,“ fuhr er fort, „wir werden die fehlende Keule auf der Burg finden, wenn wir zurückkehren.“

Während das Elchkalb noch beſehen wurde, welches, nach der Wunde hinterm Blatt zu urteilen, mit einem Wurfſpieß erlegt war, fand ſich auch Bruder Werner von Staden nebſt ſeinen Begleitern auf dem Platze ein. Sein Unmut über die geſtörte Jagd wurde faſt aufgehoben durch die Genugthuung, welche ihm die Beſtätigung ſeiner ſachverſtändigen Anſicht gewährte, zugleich tröſtete ihn der Gedanke, nun ſeinerſeits dem Unbekannten auch einen Streich ſpielen zu können; er war dafür, die ganze Jagdbeute mitzunehmen, zumal es ihm recht zweifelhaft erſchien, ob die fehlende Keule wirklich für die Landesherrſchaft beſtimmt geweſen ſei.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Sie will nicht brennen. Nach dem Gemälde von Philipp Hellmer.

So wurde das tote Tier mit zuſammengebundenen Läufen an eine abgeſchnittene Buche gehängt, welche zwei der Männer auf die Schultern nahmen. Dann begab ſich Bruder Werner mit dem ganzen Zuge zurück zum Haffufer, um die dort verweilenden Treiber zuſammenzurufen, während der Komtur und Meiſter Wolfram auf einem kürzeren Wege vorausgingen.

Einer der Lichtungen folgend, gelangten die Wanderer jetzt zu einer Stelle, an welcher eine beſonders alte Eiche mit weitverbreiteten Äſten alle Nachbarn zurückgedrängt und durch ihren Schatten das Unterholz niedergehalten hatte, ſo daß hier ein kleiner freier Platz entſtanden war. Zwiſchen den Wurzeln der Eiche ſickerte eine Quelle hervor, deren Waſſer ſich in der anſchließenden Dickung verlor; an den erfriſchten Borden des Rinnſals wuchſen ein paar kräftige Lattiche und andere Waldpflanzen, die ſogar noch mit einigen ſpäten Blüten prunkten.

Der Komtur und ſein Begleiter, die ſchweigend ihres Weges gezogen waren, ſtanden im gleichen Augenblick überraſcht ſtill.

„Siehe das Paradies!“ ſagte Meiſter Wolfram leiſe.

„Und auch Adam und Eva!“ fügte der Komtur hinzu, mit der Hand vorwärts deutend.

Da fuhr auch ſchon der Leithund mit ſcharfem Gebell an den beiden vorbei, ſo daß er den Knecht am Riemen einige Schritte hinter ſich her riß. Dort, zur Seite der Eiche, ſtand ein Mann in preußiſcher Tracht, deren an ſich einfache Beſtandteile durch längeren Aufenthalt im freien Walde ſtark gelitten hatten; die verwilderten Haupt- und Barthaare trugen welke Blätter und Moosflocken; in den Händen führte er einen kurzen Spieß, den er nun wie zur Abwehr gegen den anſtürmenden Hund vorſtreckte: hinter ihm, mit Moos und rohen Fellen zugedeckt, lag regungslos ein Menſch.

Ehe die Überraſchten zu einem Entſchluß kamen, rief der Waldbewohner, das Gebell des Rüden übertönend: „Haltet Euren Hund zurück, ſonſt muß ich ihn totſtechen!“

Schon war aber auch, während der Komtur mit raſchem Griff das Tier am Halsband zurückgeriſſen hatte, Meiſter Wolfram auf den Mann zugetreten; indem er den gefällten Spieß zur Seite ſchlug, ſagte er in ruhigem Tone: „Gib dich, Gerwien, dir ſoll nichts geſchehen, als was recht iſt.“

Die Stimme deſſen, der ihm einmal freundlich erſchienen, wirkte wie ein Zauber auf den Flüchtling; ſeine Waffe darreichend, brach er in die Knie zuſammen und ſtöhnte: „Thu' mit mir, was du willſt, aber hilf meinem Weibe, die will ſterben.“

Der Komtur war ebenfalls zu Gerwien herangetreten, ein paar Worte Meiſter Wolframs hatten ihn über deſſen Perſon unterrichtet; jetzt ließen ſich die Herren von dem immer noch vor ihnen Knieenden berichten, wie er in ſolche elende Lage gekommen ſei. Danach hatte ſich Gerwien am Tage nach ſeiner Flucht noch am waldigen Ufer des Tiefs aufgehalten, in der Hoffnung, Naruſſa werde ihm Botſchaft ſenden oder ſelbſt zu ihm kommen. Mit ihr zuſammen wollte er weit hinwegfliehen zu Stammesgenoſſen, die ſich irgendwo in der Wildnis verborgen halten ſollten. Naruſſa habe ihn auch erreicht, ſogar ſein Speereiſen mitgebracht und ein Meſſer; dann hätten ſie am nächſten Tage ihre Wanderung antreten wollen, aber das Weib wäre von einer großen Schwäche befallen worden. Er habe zu warten beſchloſſen, doch hatte ihre Krankheit mit jedem Tage zugenommen. Mit kümmerlichſter Nahrung hätten ſie ſich beholfen; er habe nicht gewagt, ſich weit zu entfernen, um Hilfe zu ſuchen. Geſtern wäre es ihm geglückt, ein Elchkalb zu erlegen, aber Naruſſa befände ſich ſo ſchwach, daß ſie nicht mehr davon zu eſſen vermöge; ſie ſei auch ohne Beſinnung und rede nur noch verworren. So erzählte Gerwien, und ein kleines Feuer, das mit Raſenſtücken bedeckt neben ihm ſchwelte, die angeſchnittene Wildkeule, die dabei lag, vor allem Naruſſa ſelbſt, die mit großen irren Augen in der Welt umherſah, beſtätigten ſeine Erzählung zur Genüge.

Der Baumeiſter ſah noch nach dem Komtur hinüber, wie fragend, was hier geſchehen ſolle, als dieſer ſchon nach ſeiner Gewohnheit, raſch zu befehlen, dabei war, das Nötige anzuordnen. Gerwien und der Knecht mußten Stangen und Zweige herunterhauen und daraus eine Trage herſtellen, auf welche Naruſſa gelegt wurde. Mit dieſer nicht zu ſchweren Bürde, ſchritten die Männer dann voraus gegen das Tief zu, während die Herren, der Komtur den Hund am Riemen führend, nachfolgten.

Sie fanden den Bruder Werner ſchon mit einem Boot am Ufer wartend, aber nun war, wenn man bei der Überfahrt der Kranken ein gutes Lager bereiten wollte, der Raum für alle zugleich nicht ausreichend. So blieben fürs erſte der Komtur und Meiſter Wolfram zurück, und das kam den beiden Freunden, denen es bisher noch an einer Gelegenheit zu vertraulicher Ausſprache gefehlt hatte, ganz erwünſcht.

Bevor Gerwien ins Boot ſtieg, trat er mit zuſammengelegten Armen vor den Bruder Werner, in dem er den Führer des Bootes ſah. „Willſt du mich binden laſſen?“ fragte er leiſe. Bruder Werner ſah unentſchloſſen den Komtur an; der ſchüttelte haſtig den Kopf: „Laßt den Mann ungebunden,“ ſagte er, „ſo kann er auch die Kranke beſſer unterſtützen. Hätte er von ſeinem Weibe davonlaufen wollen, dann wäre er längſt über alle Berge.“

Als bald darauf das Fahrzeug unter gleichmäßigem Ruderſchlag das ſtille Waſſer zu durchſchneiden begann, ſaßen die beiden Zurückgebliebenen auf einem mächtigen Steine am Ufer. Der Komtur ſtrich mit der Fußſpitze über das Fell des Leithundes, der vor ihm lag; der Baumeiſter trieb ein gedankenloſes Spiel mit dem Spieß, den er dem Gerwien abgenommen hatte. Jetzt legte der Ritter, der ſchon ein paarmal ſeinen Nachbar von der Seite angeſehen hatte, dieſem die Hand auf die Schulter: „Es iſt fünfzehn Jahre her, Freund Wolfram, ſeit wir uns zuletzt geſehen,“ ſagte er, „aber ich kenne dich doch genug, um dir's vom Geſicht ableſen zu können, daß dir etwas auf der Seele liegt, daß du nicht zufrieden biſt. Kann ich etwas thun, um dich zufrieden zu machen?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der Baumeiſter, „du kannſt mir's ſpäter ſelbſt ſagen; richtig iſt's, daß ich bekümmert bin. Von dem Tage meiner Ankunft hier bin ich, als Zuſchauer wenigſtens, mit dem Trauerſpiel verbunden, deſſen neueſte Handlung du eben erlebt haſt. Ich ſah auf dem Hofe des Gerwien die ländliche Feier mit an, von welcher der Pfleger von Lochſtedt ſagt, ſie ſei Götzendienſt geweſen, ich war dabei, wie der Mann Frohndienſt zu leiſten gezwungen wurde, ich ſah ihn dann im Block ſitzen, weil er ſeinem Weibe zu Hilfe gekommen war. Der Zufall ließ mich's mit anſehen, das ſag' ich dir im Vertauen, wie das arme Weib ihrem entflohenen Manne nachfuhr übers Waſſer, ein Baumſtamm ihr Nachen und ein Aſt ihr Ruder; nun haben wir ſie hier gefunden, das Ende vom Liede kenne ich nicht; es ſcheint ſo, als ginge hier ein blindes Schickſal ſeinen Weg.“

Der Komtur lächelte: „Ich bin ſchon zufrieden,“ ſagte er, „daß es wieder fremdes Unglück iſt, an dem du zu tragen haſt. Das war ja ſtets deine Art. Aber du ſiehſt die Dinge doch zu ſchwarz, und nicht ein blindes Schickſal gibt hier den Ausſchlag: Recht wird auch bei uns geſprochen, ich ſelbſt bin jetzt dazu berufen, und was mich leitet, iſt das Geſetz.“

„Euer Geſetz, das ihr ins Land gebracht habt. Was wiſſen die Preußen davon?“

„Haben wir ihnen nicht den Schlüſſel unſeres Geſetzes gegeben? Brachten wir ihnen nicht den Chriſtenglauben?“

„Thatet ihr das? Ihre Heiligtümer habt ihr zerſtört und ihre Altäre gebrochen, mit dem Tod iſt jeder bedroht, der dem alten Irrwahn ferner dient, einen Namen habt ihr ſie dafür gelehrt und ein Zeichen, die ſie mit heimlicher Angſt gebrauchen; denn ſie wiſſen von beiden nur, daß ſie ſtärker waren, als ihre alten Götter. Und wenn nun ihre Augen ſcheu den Boden ſuchen und ſie leiſe vor euch ſprechen, ſo nennt ihr ſie tückiſch —“

Der Komtur war aufgeſtanden: „Du redeſt weltklug von Dingen, die über weltlicher Klugheit ſtehen,“ ſagte er faſt ſtrenge, „weißt du nicht, daß bei uns der Zweifel ſo geſtraft wird wie die Fahnenflucht? Die Geiſtlichen warnen vor der geheimen Lehre, die in euren Bauhütten verbreitet wird; es ſcheint mir, daß ſie nicht ganz unrecht haben, aber“ — hier nahm der Ritter wieder einen herzlichen Ton an — „das ſoll unſerer alten Freundſchaft keinen Abbruch thun!“

Meiſters Wolfram faßte des Komturs Hand: „Das wird’s auch nicht,“ ſagte er; „hat doch auch die ſchlimme Nachrede keinen Grund. Unſere Kunſtgenoſſen, die alle Länder durchwandern müſſen, bedienen ſich gewiſſer geheimen Loſungs- und Paßworte, damit ſie ſich untereinander beglaubigen können, und wo ein Geheimnis iſt, wittert man gern ein Unrecht. Was bei uns gelehrt wird, gilt allein unſerer Kunſt. Der Spruch freilich, der über der Thür unſerer Hütte in Köln ſteht, enthält eine Lehre für alle Welt.“

„Alſo auch für mich, Freund Wolfram? Und wie lautet dein Spruch?“

„Maß iſt zu allen Dingen gut.“

Der Komtur lachte. „Nun freilich — den Spruch hat uns ſchon unſere Kindermuhme gepredigt.“

„Und die Griechen ſchrieben ihn einem ihrer ſieben weiſen Meiſter zu,“ ſagte Wolfram gelaſſen; „ſein einfältiger Sinn liegt auf der flachen Hand, und wenn du ihn genau betrachteſt, kannſt du ihm ſoviel Deutungen abgewinnen, als ein geſchliffener Edelſtein, vors Licht gehalten, Strahlen wirft. Er dient mir auch, wenn ich den Fall des armen Gerwien bedenke.“

„So laß mich teil daran haben! Wir ſitzen ja wieder einmal zuſammen, wie vor Zeiten im Meißner Schloßgarten, ſo wollen wir’s auch halten, wie in jenen Tagen. Das heißt, du ſollſt mir ſagen, was du dir in ſtillen Stunden bedacht und ergründet haſt; manches Korn fällt wohl auch bei mir auf einen guten Boden.“

„Höre alſo: wenn du den Riß zu einem Bauwerk anſiehſt, oder den Plan von einem Garten, einem Walde oder Landgut, ſo hat der Baumeiſter oder Meßkundige einen Maßſtab daneben gezeichnet, auch wohl die Geſtalt eines Menſchen, damit du vergleichen kannſt, was mit dem Bilde hat geſagt werden ſollen. Und wenn du ein Haus zeichneſt, oder eine Burg, ſo mußt du daran denken, daß die entfernten Linien dem Auge kürzer erſcheinen als die vornanliegenden, wenn ſie auch in der Wirklichkeit einander völlig gleich ſind. Verſäumſt du dieſe Regel, ſo ſchaffſt du ein Zerrbild. Darum ſollſt du jeden Menſchen mit ſeinem eigenen Maß meſſen. Es hat jeder ſein eigenes, ſonſt brauchten wir das künſtliche Gewerbe der Schneider nicht. Auch wo du in göttlicher Sendung auftrittſt, vergiß nicht, daß die, zu denen du kommſt, Gottes Geſchöpfe waren, ehe du zu ihnen kamſt; bedenkſt du das nicht, ſo kann aus dem, was Wohlthat ſein ſollte, ein Ding werden wie der Block, in dem der arme Gerwien geſeſſen hat. Wenn du aber die Handlungen eines Menſchen richteſt, ſo erinnere dich, daß, was dem Auge zunächſt liegt, nicht immer das Größte und Wichtigſte iſt, wenn’s auch ſo erſcheint. Götzendienſt und Bruch des Taufgelübdes nannte der Pfleger das Erntefeſt, bei dem er den Gerwien überraſchte — wenn du unſern Landsleuten allen alten Brauch nehmen willſt, der aus dem Heidentum ſtammt, nimmſt du ihnen mehr als die Hälfte ihrer Freuden. Der Gerwien hat ſein Weib gekauft, wie alle Preußen, ſagt der Pfleger; darum habe er auch kein Recht, es für eine Ehrenkränkung zu achten, wenn jemand ſein Weib angreift. Heute haſt du aber geſehen, wie die armen Menſchen ſich die Treue halten — ſoll ihnen nicht für gut gerechnet werden, was wir ſelbſt als Ruhm achten würden?“

Der Komtur hatte dem Freunde mit Teilnahme zugehört; jetzt hob er warnend den Finger: „Mich dünkt, du verirrſt dich, Lieber: du wollteſt einen jeden nach ſeinem Maße meſſen und nun verlangſt du dasſelbe Recht für alle?“

(Fortſetzung folgt.)

Das Kadettenſchulſchiff Niobe.

Text und Zeichnungen von Ferdinand Lindner.

(Abdruck verboten.)

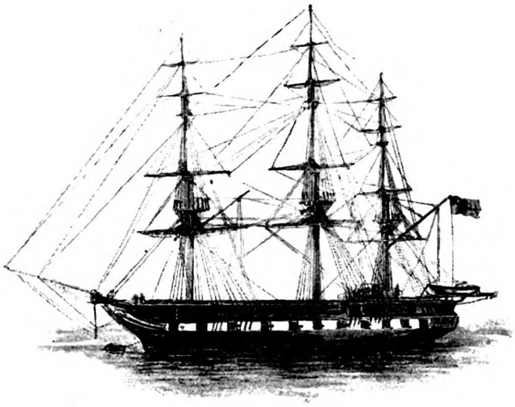
Wenn wir im Nachſtehenden von einem Schiffe unſerer Kriegsmarine berichten wollen, ſo ſei gleich im voraus bemerkt, daß es ſich in dieſem Falle nicht um einen „neuen Typ,“ nicht darum handelt, zur Bewunderung ſcharfſinnig erfundener Zerſtörungsmaſchinen anzuregen, ſondern daß wir uns vielmehr an Herz und Gemüt unſerer Leſer wenden, indem wir von einem Schiffe handeln, das, wie kaum irgend ein anderes, Anſpruch auf ein liebevolles Intereſſe unſeres Volkes erheben darf. Iſt es doch das Schiff, welches den ganzen Entwickelungsgang unſerer jungen Marine miterlebt, das Schiff, auf welchem zu allererſt der Keim gelegt wurde für den Geiſt, der die bewegende Kraft aller und jeder Leiſtungsfähigkeit unſerer Marine bleibt, den Geiſt des Offizierkorps: wir meinen das Kadettenſchulſchiff Niobe.

Am 25. Juni 1863 wurde die Niobe als Kadettenſchulſchiff in Dienſt geſtellt, und ſeit jener Zeit iſt das geſamte Offizierkorps der Marine durch dieſes Schiff gegangen. In dem vergangenen Jahre hätte die Niobe ein Jubiläum feiern können, denn da kam der tauſendſte Kadett an Bord — es wäre aber wohl ein recht wehmütiges geweſen, denn im ſelben Jahre, am 17. September 1890, ſchied ſie für immer aus. Und damit gewinnt ſie ein weiteres beſonderes Intereſſe, denn mit ihr verſchwindet eines jener letzten ſtattlichen Segelſchiffe, die mit dem ſtolzen Bau ihrer Takelage die Freude des Seemannes, wie des Binnenländers bildeten. Wir haben mit dem eiſernen Zeitalter ſo manches liebe, von Poeſie umwobene Gebilde entſchwinden ſehen — von keinem nehmen wir ſo ſchmerzlich Abſchied, wie von dem Schulſchiff. Sein Schickſal iſt entſchieden; an die Stelle des vollgetakelten Maſtes tritt der kahle Pfahlmaſt, an die Stelle des Mars drängt ſich wieder der einſt verſpottete „Maſtkorb“ der Landratte, an die Stelle der ſtattlichen Batterie treten „Schwalbenneſter,“ Wülſte und Ausbuchtungen: das ganze ein eiſerner Unhold, bald „elegant,“ bald „dämoniſch“ anzuſchauen, aber nie und nimmer von der Hoheit des Bildes, wie es die Niobe und ihr ausſterbendes Geſchlecht darboten.

Die Niobe iſt im Jahre 1849 auf einer engliſchen Werft vom Stapel gelaufen und wurde im Oktober 1862 von Preußen angekauft. Sie war als Vollſchiff getakelt und ein vorzüglicher Segler. In den ſechziger Jahren ging ſie wiederholt ins Ausland, in den ſpäteren aber waren es hauptſächlich die Oſt- und Nordſee, die Küſten von England, Norwegen und Schweden, zwiſchen denen ſie ihre Kreuzerfahrten zur Übung der Kadetten ausführte. Im übrigen bietet die Biographie des Schiffes ſelbſt keine Daten von hervorragendem Intereſſe, da es ſeinem Charakter als Schulſchiff entſprechend an weiteren Expeditionen ſelbſtverſtändlich nicht teilgenommen hat — iſt doch alles, was ſich im Leben Schule nennt, ein im ſtillen wirkender Faktor.

Von um ſo lebendigerem Intereſſe aber wird für den Leſer, und wohl ganz beſonders für „Muttern,“ welche ihr Söhnchen der rauhen Marine überantwortete, eine ins einzelne gehende Schilderung des Lebens und Treibens der Kadetten an Bord der Niobe ſein, und wollen wir im folgenden eine Skizze desſelben zu geben verſuchen — freilich nur in den breiten Konturen, welche uns der Raum geſtattet.

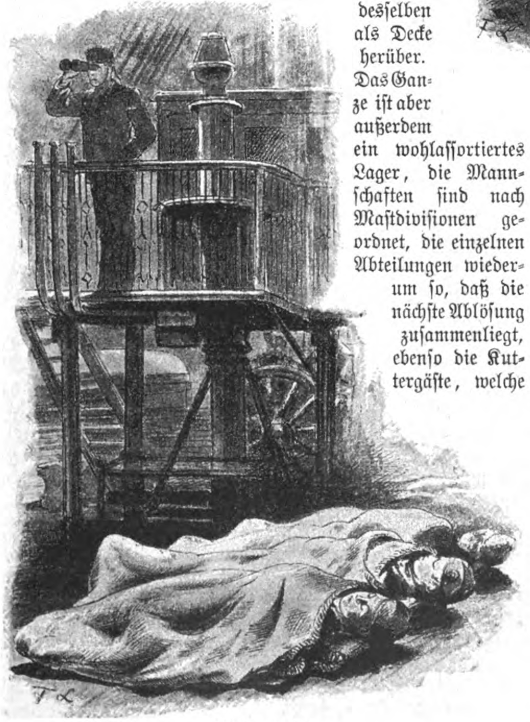
Die Nacht iſt vorgeſchritten, der Mond ſteht tief und die Morgenſtunden ſind im Anzuge — „fünf Glas!“ Die größere Hälfte der Hundewache iſt vorüber. Der „Hundewache“ — ein recht verdächtiger Ausdruck, welcher die fragliche Wache aber draſtiſch charakteriſiert. Die Hundewache iſt nämlich die vierſtündige Nachtwache, die um zwölf Uhr beginnt und um vier Uhr endet, alſo jene Zeit, welche der Staatsbürger am liebſten im Bette verbringt. Die Bemannung eines Schiffes und ebenſo die Kadetten ſind in zwei Hälften, die „Wachen,“ geteilt, und zwar ſo, daß die ungeraden Num-



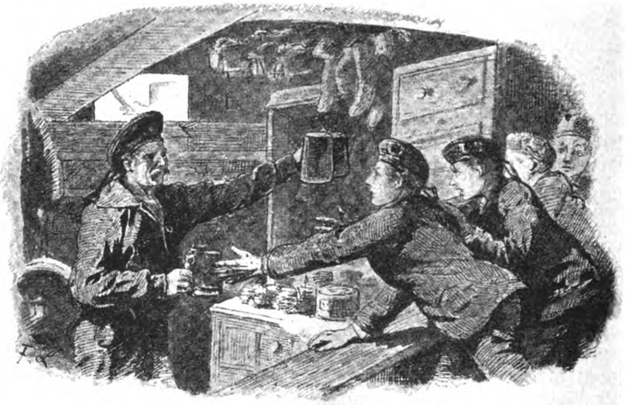
S. M. Schiff Niobe.

mern die Steuerbordwache, die geraden die Backbordwache bilden und ſich abwechſelnd ablöſen. Die dienſtthuende Wache muß an Deck ſein, darf ſich jedoch hier, mit Ausnahme derjenigen, welche Poſten ſtehen, ſchlafen legen, ſo gut es eben geht. Der Leſer wird wohl ſchon kopfſchüttelnd die Reihe großer Wickelkinder auf der erſten, mit Hundewache bezeichneten Skizze betrachtet haben. Ja, Mutting, unter dieſen ausgewachſenen Wickelkindern iſt auch dein Sohn, er liegt freilich etwas luftiger als daheim, wo du dafür ſorgteſt, daß es nicht „zog," auch etwas härter, als auf einer Sprungfedermatratze, aber — er ſchläft prachtvoll! Die Technik dieſes improviſierten Lagers iſt folgende. Die Wache breitet ein Segel längs der Bordwand aus, das äußere Lick wird aufgerollt, ſo daß eine Wulſt entſteht, welche dem Kopfe als Unterlage dient, dann legen ſich die Kadetten reſp. Mannſchaft auf das Segel und ſchlagen die andere Hälfte desſelben als Decke herüber. Das Ganze iſt aber außerdem ein wohlaſſortiertes Lager, die Mannſchaften ſind nach Maſtdiviſionen geordnet, die einzelnen Abteilungen wiederum ſo, daß die nächſte Ablöſung zuſammenliegt, ebenſo die Kuttergäſte, welche die Rettungsbootsmannſchaft bilden und denen zugleich die Aufgabe zufällt, zu loggen. Richtig, da ſind ſie ſchon an der Reihe. „Sechs Glas" — drei Uhr! Die Pfeife des Bootsmannsmaaten ertönt: Loggen! und der Kadett der Wache erſucht die nächſten Nummern, gütigſt recht plötzlich aufzuſtehen und gibt der Aufforderung eventuell durch Wegziehen der Segeldecke Nachdruck.

Im Oſten beginnt ein matter Schein die anbrechende Dämmerung zu verkünden, aber es kommt jetzt auch die ſchwerſte halbe Stunde der ganzen Hundewache. Der Schlaf ſenkt ſich ſchwer auf die Lider, und man hat mit ihm zu kämpfen wie mit einem gewappneten Mann — um dreieinhalb Uhr aber richten ſich die Lebensgeiſter wieder an dem Gedanken auf, daß es bis zur Ablöſung nicht mehr weit iſt. — Fünfzehn Minuten vor vier Uhr meldet der Kadett der Wache dem wachthabenden Offizier, daß es Zeit zum Aufgurren ſei, und begibt ſich dann mit der Aufforderung zum Bootsmannsmaaten, aufgurren zu laſſen. Der fängt nun an zu pfeifen und zu pfeifen — ein langes Lied mit verſchiedenen Variationen, je nach dem Grade ſeiner Müdigkeit, und dann folgt mit krächzender Stimme das Kommando: „Steuerbordwache und Freiwächter — gurr auf — gurrt Hängematten!" Während hierauf für die Mannſchaften ein Feuerwerks- oder Wachtmeiſtersmaat die Säumigen zur Eile treibt, wird bei den Kadetten einer derſelben abgeteilt, um dies Geſchäft zu beſorgen.



Hundewache.

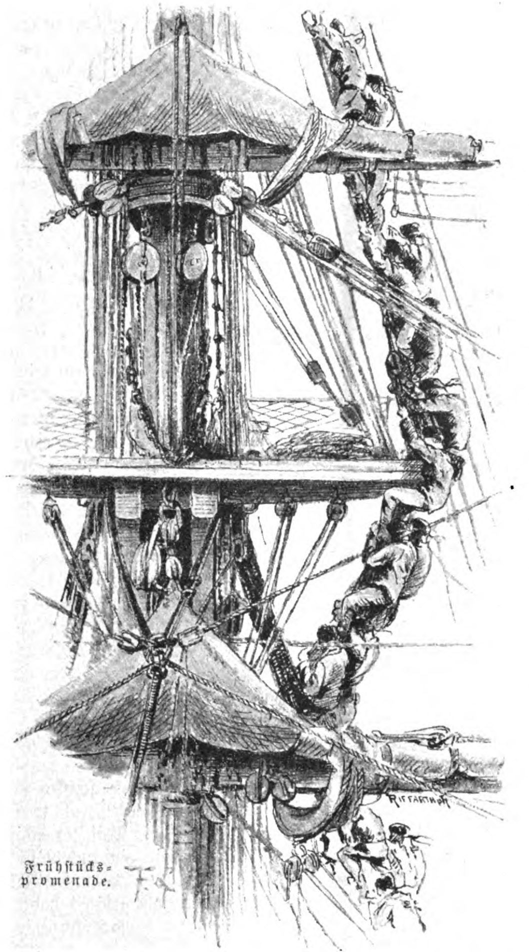


Beim Botellier.

Um vier Uhr muß die neue Wache der Kadetten zur Stelle ſein, und es wird mit Argusaugen darüber gewacht, daß dies mit der allergrößten Pünktlichkeit geſchieht. Wer vier Nachtſtunden Wache gegangen iſt, hat nicht Luſt, auch nur eine Minute länger zu bleiben.

Die abgelöſte Wache geht nun in die Meſſe hinunter in der Hoffnung, ſich bis ſieben Uhr eines ungeſtörten Schlafes zu erfreuen — eine voreilige Auffaſſung, denn kaum eingeſchlafen beginnt ein Rumoren und Pantſchen, das die Wiederaufgeweckten zu lauten, wenn auch fruchtloſen Proteſten veranlaßt: es ſind die Kadetten der Wache, welche ſich in zwei Abteilungen unter ihren Hängematten waſchen.

Sechs Uhr zwanzig Minuten — die Schläfer werden aufgegurrt und nehmen nun die übliche Morgenpromenade vor. Eine Morgenpromenade iſt ja immer etwas Hübſches, ſie iſt auch ſehr geſund und ſteigert den Appetit fürs Frühſtück — in Rückſicht hierauf vielleicht und wohl auch noch aus anderen Gründen wie z. B. um die Gelenkigkeit der Glieder bei Zeiten zu fördern, ſpazieren die Kadetten über die Toppen, wie es Nr. 4 unſerer Illuſtrationen verdeutlicht — Mutting würde die Sache freilich ein bißchen „ſchwindlig" vorkommen, ſie kommen alle heil wieder nach unten. „Der letzte entert noch einmal!" — Das bedeutet, daß der oder die drei zu-



Frühſtückspromenade.

letzt angekommenen in Anerkennung ihres Eifers die Promenade noch einmal wiederholen dürfen.

Nun folgt Appell und dann geht's um ſieben Uhr mit großartigem Appetit zum Frühſtück in die Meſſe. Die Kadettenmeſſe der Niobe iſt ein „Mädchen vor alles": des Nachts Schlafraum, frühmorgens Waſchraum, und an denſelben Tiſchen, welche in aufgeklapptem Zuſtande Waſchtiſche ſind, werden die Mahlzeiten eingenommen, wird der Unterricht erteilt und wird zum Teil die Freizeit verbracht.

Das Frühſtück beſteht aus Kaffee, Brot (meiſt friſchem), Butter und präſervierter Milch. Anderweite Zuthaten liefern Bordkantine und der Botellier, der eine höchſt wichtige Rolle im Haushalte der Kadetten ſpielt, da er alle üblichen feſten und flüſſigen Gegenſtände der Ernährung führt und oft, wie unſere Skizze Nr. 3 zeigt, nach anſtrengender Arbeit und großem Dienſt ſtürmiſch in Anſpruch genommen wird.

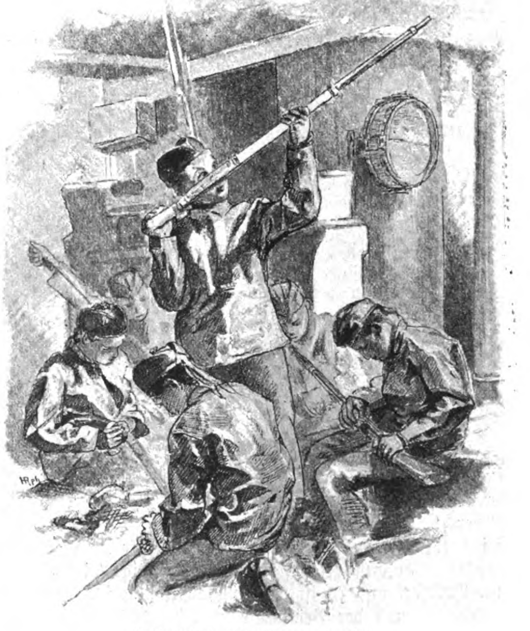
Um ſieben Uhr vierzig Minuten iſt die Freizeit, während welcher auch geraucht werden darf, vorüber, und es wird zum Putzen der Handwaffen übergegangen, das auf dem Raume vor der Batterie neben der Großluke ſtattfindet und bis acht Uhr zehn Minuten dauert. Es folgt eine halbe Stunde Inſtruktion und um neun Uhr Muſterung der ganzen Mannſchaft in Diviſionen, der Dienſt wird bekannt gegeben, Rapport findet ſtatt, und nach Ablauf der Muſterung beginnt das Exerzieren, Segelexerzieren, Geſchützexerzieren bis Mittag, wobei zu bemerken iſt, daß der Kreuzmaſt (der hinterſte Maſt) den Kadetten zur Bedienung überwieſen iſt.

Um zwölf Uhr Mittagstiſch, beſtehend aus Suppe, Braten, Gemüſe und Kompott; einer Verſicherung bedarf es wohl nicht erſt, daß die Kadetten nach der Arbeit des Vormittags über Mangel an Appetit nicht zu klagen brauchen.

Bis um zwei Uhr iſt dann Freizeit, von da an bis vier Uhr Detaildienſt, um halb fünf Uhr Muſterung am Geſchütz. Hierauf findet in der Regel ein kurzes aber energiſches Segelexerzieren für die geſamte Mannſchaft und für die Kadetten ſtatt. Geht dies beſonders gut, ſo ſoll es ſchon vorgekommen ſein, daß die Inſtruktion, welche dieſer Übung bis halb ſechs Uhr zu folgen pflegt, ausgefallen iſt.

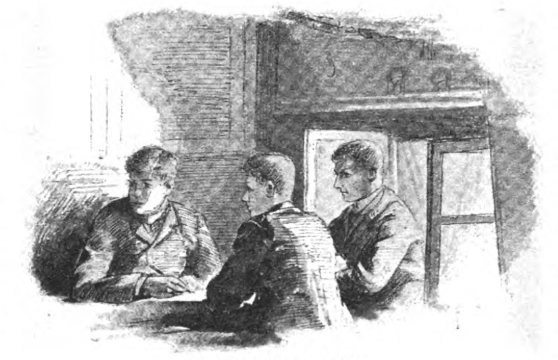
Um ſechs Uhr Abendbrot und dann wird ausgeſchieden. Die übrige Zeit iſt der Erholung gewidmet. Iſt das Wetter ungünſtig, ſo findet allerlei Unterhaltung in der Meſſe ſtatt, in erſter Linie die muſikaliſche. Es ſteht daſelbſt ein Harmonium, der eine und der andere der Kadetten ſpielt die Geige, ein dritter die Flöte, ein vierter endlich eine Harmonika, und ſo kommt ein hübſches Inſtrumental- und unter Aſſiſtenz einzelner und des ganzen Chores ebenſo Vokalkonzert zuſammen, das allerdings ab und zu bei ſtarkem Seegang von unfreiwilligen Kunſtpauſen unterbrochen wird. Aus jenen muſikaliſchen Kräften rekrutiert ſich dann ſpäter die Kapelle des Offizier-Muſikvereins, der alljährlich ein Konzert zum beſten eines wohlthätigen Zweckes gibt und deſſen Leiſtungen ganz geeignet ſind, auch dem Fachmann Reſpekt einzuflößen. Prinz Heinrich ſelbſt nimmt als Geiger an dieſen Übungen teil.

Iſt das Wetter günſtig, ſo finden in der Freizeit Spiele an Deck ſtatt, vor allem der beliebte „Bleilaatſch," welcher dem Kegelſpiele am Lande ſowohl in dem Kampfe zweier Parteien gegeneinander, wie auch in der Berechnung entſpricht, in der Ausführung ſelbſt aber natürlich den Bordverhältniſſen angepaßt iſt. Es wird mit Bleiplatten nach einen in Felder eingeteilten und oben mit einem Kopf verſehenen Viereck geworfen, wobei die Gewinne durch die Nummern beſtimmt werden, während ein Wurf in den Kopf alle Gewinne und Vorteile wieder aufhebt. Neben dem Bleilaatſch wird auch, wenngleich ſeltener, das Tauziehen geübt, welches aber eine bedeutend athletiſche



Beim Putzen der Feuerwaffen.

Anſtrengung vorausſetzt, die man noch ein paar Tage nachher in den Muskeln ſpürt. Ein Tau wird durch je einen Block an Steuerbord und Backbord geſchoren, ein Knoten oder dergleichen zeigt die Mitte zwiſchen beiden an, und nun faßt auf der einen Seite die Steuerbordwache der Kadetten, auf der anderen die Backbordwache an und ſucht durch Ziehen den Gegenpart zu überwinden. — Somit iſt es acht Uhr geworden und die Hängematten werden verteilt. Um neun Uhr ſchrillt das Signal: Pfeifen und Lunten aus — Ruhe im Schiff! Die Lichter in der Kadettenmeſſe werden gelöſcht, die freie Wache liegt in ihren Hängematten, und zehn Minuten ſpäter ertönt der melodiöſe Geſang: „Rrrrrondeeee!“ Die Ronde, aus dem erſten Offizier und ſämtlichen Detail-Deckoffizieren beſtehend, unternimmt unter dem Vortritt von Läufern mit Laternen den Rundgang durchs Schiff und damit ſchließt der Tag.

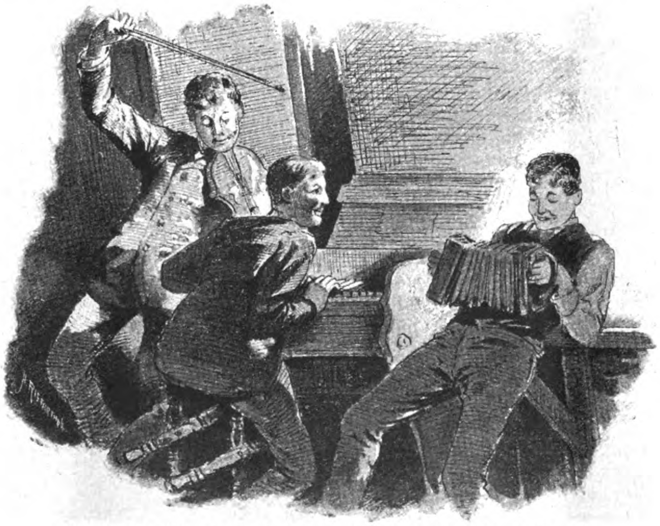


Unterricht in der Meſſe.

Wir haben im Vorſtehenden die Routine, d. h. die Einteilung gegeben, und der Leſer wird daraus erſehen, daß von Müßiggang oder viel freier Zeit wahrlich nicht die Rede iſt, deſto mehr von Arbeit und anſtrengendem Dienſt.

Aber es iſt nicht mehr die einförmige Arbeit der Schulbank, es iſt nicht mehr die alltägliche Gleichförmigkeit des häuslichen Lebens, nicht einmal die der gewohnten Umgebung; der Kadett erfährt einen Wechſel von der Schulbank zum Berufe, wie keinem ſeiner Altersgenoſſen in irgend einem anderen Berufe zu teil wird. Denn ſelbſt der Student empfindet nur das Gefühl der Selbſtbeſtimmung, im übrigen bewegt ſich ſeine Lebensweiſe in den gewohnten Geleiſen.

Den Kadetten aber umfängt nun ein Leben, das nicht nur neu iſt, nein, das dem bisherigen gegenüber auf dem Kopfe zu ſtehen ſcheint, und mit dem Gefühl der Freiheit vom Schulzwang verbindet ſich der köſtliche Reiz nicht endender Neuheit, verbindet ſich der Blick übers Meer hinweg in die weite Welt hinein, die erreichbar vor ihm liegt, und weiter das Gefühl ſchneidiger Anſprüche an ſeine Leiſtungsfähigkeit, endlich, als ethiſcher Hintergrund, das für den Jüngling ganz beſonders ſtolze Gefühl der ernſten, großen Verantwortlichkeit, das mit der erſten Wache an ihn herantritt und ihn als Genoſſe durch ſein Berufsleben geleitet.



Muſikaliſche Abendunterhaltung unter einem Winkel von 35 Grad.

So kann man wohl ſagen, daß es niemanden gibt, der ein glücklicherer Menſch wäre, als der Kadett der Marine im erſten Halbjahre ſeines Eintrittes. Auch am phyſiſchen Menſchen zeigt ſich der wohlthätige Einfluß des neuen Berufes, und es iſt ganz unglaublich, welche Zunahme des Gewichts und der Bruſtweite nach der Rückkehr von der ſommerlichen Übungsfahrt feſtgeſtellt wird. Noch in anderer Richtung aber zeigt ſich die Energie des Einfluſſes, welchen dieſer Beruf auf den einzelnen ausübt — in der crew. Man verſteht hierunter die Gemeinſchaft eines Jahrganges der neu eingetretenen Kadetten; während aber in anderen Berufsklaſſen ein dauernder Zuſammenhang nur durch freiwillige Vereinigungen begründet wird, iſt es hier der Beruf allein, welcher die crew zu einem feſten Bande fürs ganze Leben geſtaltet, ſo daß die Genoſſen ſich als Angehörige eines intimeren Kreiſes im großen Rahmen des Offizierkorps anſehen. Im zweiten halben Jahre, wenn der Winter kommt, da iſt es ſchon ein anderes Ding, da erſcheint die Schulbank auf der Bildfläche, und hinten am Horizont lagern ſchon die Sorgen des Frühjahrsexamens.

Iſt dann das Winterſemeſter in der Akademie vorüber und das Examen überſtanden, ſo wird aus dem Kadett der Seekadett; er wird einem der Schiffe des Geſchwaders zugeteilt und beginnt von nun an die Staffeln ſeines Berufes zu erklimmen, welcher wie wenig andere die höchſten Anſprüche an die Perſon ſtellt — eines Berufes zugleich, welcher vielleicht beſtimmt iſt, in kommenden Zeiten für die Nation das zu ſein, was heute die Armee iſt. Vielleicht ja werden die großen Entſcheidungsſchlachten der Zukunft auf den Wogen der Ozeane geſchlagen.

Wir aber können die Schilderung eines Schulſchiffes aus der Werdezeit unſerer Marine nicht beſſer ſchließen, als wenn wir darauf hinweiſen, wie das Bild von „Seiner Majeſtät Schiff mit der nationalen Flagge am Top“ uns in eindrucksvollſter Symbolik jene Faktoren vor Augen führt, welche unſer Volk durch alle Fährniſſe ſeiner Geſchichte zur Höhe geführt haben: der monarchiſche Sinn und der nationale Sinn. In all dem Ringen, das unſerem Volke beſchieden war, in allem Wechſel der politiſchen Anſchauungen, rang ſich immer und immer ſiegreich das nationale Bewußtſein durch. Die Hohenzollern waren es, welche es verſtanden, den goldenen Schatz monarchiſchen Sinnes aus der Tiefe unſeres Volkslebens zu heben und aus ihm die Münze des Gehorſams und der Pflichttreue zu ſchlagen, welche in allen Gebieten unſeres Staatslebens kreiſt. Und wenn dereinſt ein Geſchichtsſchreiber der Zukunft darauf hinweiſt, daß auch unſere Flotte durch jene beiden Faktoren groß geworden ſei, ſo wird er vielleicht auch des Schiffes gedenken, auf welchem ihre erſten Keime gelegt wurden — unſerer braven alten Niobe.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Wenige unſerer Künſtler wiſſen das orientaliſche Leben ſo ſcharf zu beobachten, wie F. Max Bredt, nach deſſen Gemälde „Arabiſche Eſeltreiber im Kaffeehaus Schach ſpielend“ wir heute eine ausgezeichnete Holzſchnittreproduktion bringen. Der junge Münchener Maler, deſſen Schöpfungen durch ebenſo ſcharfe Charakteriſtik, wie durch treffliche Zeichnung und Farbengebung ausgezeichnet ſind, macht augenblicklich in Tunis neue Studien.

„Sie will nicht brennen,“ taufte Philipp Hellmer ſein allerliebſtes Genrebild. Ich fürchte, der mutige Piccolo wird ſeinen Willen doch durchſetzen: ſie wird brennen! Ob ſie ihm aber bekommen wird, ſteht auf einem anderen Blatt. Wer den italieniſchen Regietabak kennt, weiß, was ſolch ein Pfeifchen bedeutet. Armer Piccolo!

Spruch.

Hochmut iſt meiſt nur ein bauſchiges Kleid
Für die, die viel zu verbergen haben:
Entweder ſehr kleine Geiſtesgaben
Oder ſehr großes heimliches Leid.

Fr. Raimund.

Naturkunde.

Noch ein uralter Eibenbaum.

Vor drei Jahren erzählte mir Heinrich Seidel, der im Rieſengebirge geweſen war, daß er bei Petersdorf einen ſtarken Eibenbaum geſehen habe. Maße von ihm zu nehmen, hatte er verſäumt. Ich vermerkte in meinem Notizbuch: „Alte Eibe von Seidel bei Petersdorf geſehen.“ Ich dachte ſelbſt in nicht langer Zeit dorthin zu kommen, den Baum zu meſſen und dann über ihn zu berichten.

Unterdeſſen habe ich genaueres über dieſen Baum durch den Herrn D. W. Kleefeld in Görlitz erfahren. Dieſer ſchrieb vor einigen Tagen an mich: „Wenn man von Hermsdorf unterm Kynaſt nach Petersdorf geht, ſo bemerkt man, daß die Kunſtſtraße beim Eintritt in das Dorf einen Winkel nach links macht. Der Baum ſteht nun vor einem der erſten Häuſer hinter dem Scheitelpunkt des Winkels, links von der Straße im Hofgarten etwa 20 Schritt von der Hausthür. Umfang unter der Teilung ca. 1 m, über dem Boden 3,25 m. Er ſcheint kerngeſund zu ſein.“

Der Stamm teilt ſich in zwei mächtige Hauptäſte. Nach der Teilungsſtelle zu aber ſchwillt der Stamm an; um alſo den mittleren Stammumfang zu erhalten, welcher als der legitime angeſehen wird, muß man etwas von den 3,25 m in Abzug bringen. Immerhin wird der Petersdorfer Eibenbaum neben dem Eibengreiſe im Bodethal der ſtärkſte Baum dieſer Art in Deutſchland ſein. J. Tr.

Einen Fall von Übervölkerung im Tierreich beſchreibt Fhr. v. Kalbermatten in ſeinem ſehr leſenswerten Buch „Sumpfleben und Jagden.“ (Wien, Hartleben). Es zeigen ſich ihm zufolge nämlich, ſeit in den oberen Donaugegenden die Rohrbrände häufiger geworden ſind, die großen Sümpfe an der untern Donau von Vögeln übervölkert, ganz beſonders, wenn, wie im Jahre 1890, durch eine geringe Regen-Ergiebigkeit auch noch die Sumpf-Gewäſſer zum Teile verſiegen. Es finden denn thatſächlich viele Tauſende keinen Platz mehr, um Neſter zu bauen, oder ſie müſſen den zuerſt Angekommenen weichen. Daher kommt es in jenen Gegenden, daß die waldartigen Rohr-Dickichte buchſtäblich von den brütenden Vögeln und ihren Neſtern tief niedergebeugt ſind, wie man etwa auf den nordiſchen Vogelbergen jeden Zoll Landes von einem Neſte eingenommen findet und nur zwiſchen brütenden Vögeln und ihren Eiern wandert.

Altertumskunde.

In Bosnien ſind kürzlich wiederholt römiſche Bergwerke aufgefunden worden; die Eingänge ſind ſo groß, daß Wagen einfahren können, der Bau zeigt ſchöne Regelmäßigkeit und viel Sorgfalt. Im Mittelalter wurden dieſelben Erzadern übrigens anſcheinend im Auftrag der venetianiſchen Regierung von ſächſiſchen Bergleuten ausgebeutet, deren Arbeitsart ſich deutlich erkennen und verfolgen läßt.

Forſchungsreiſen.

Im Juni iſt eine kleine wiſſenſchaftliche Expedition von Brunswick (Staat Maine) nach Labrador abgeſegelt. Der Hauptzweck der Expedition iſt die Sammlung ethnographiſcher Gegenſtände und genaue Meſſung der Eskimos. Zur Fixierung der Sprache und der Geſänge der Eskimos ſoll ein Ediſonſcher Phonograph dienen.

Die arktiſche Expedition Robert Pearys, welche nicht die Erreichung des Nordpols, ſondern nur des nördlichſten Punktes von Grönland bezweckt, ſtützt ſich auf die Erfahrungen Nordenſkiölds und Nanſens über das Binneneis von Grönland. Peary will ſein Ziel mit Schlitten und Schneeſchuhen erreichen und zwar auf dem Überlandwege im Innern der grönländiſchen Nordweſtküſte.

Hygieiniſches.

Auf dem letzten Chirurgenkongreß zu Berlin war durch eine Statiſtik feſtgeſtellt worden, daß auf etwa 4000 Chloroformnarkoſen ein Todesfall kommt. Man ſchrieb das den Unreinlichkeiten des Chloroforms zu, die man bei dem gewöhnlichen Reinigungsverfahren nicht zu entfernen vermochte. Ein franzöſiſcher Fabrikant hat nun gefunden, daß, während das Chloroform gefriert, jene ſchädlichen Subſtanzen flüſſig bleiben und mit Leichtigkeit entfernt werden können. Das ſo hergeſtellte Eischloroform wurde kürzlich zum erſtenmal in der chirurgiſchen Abteilung des Geheimrats v. Bardeleben in Berlin bei Operationen angewandt und bewährte ſich bei den Narkotiſierten ſo vorzüglich, daß, wenn ſich durch weitere Verſuche die Vorzüge desſelben beſtätigen ſollten, das neue Mittel bald in die chirurgiſchen Kliniken ſeinen Einzug halten dürfte.

Die Doktoren R. Heinz und Liebrecht in Breslau haben einen Stoff fabriziert, der das für viele Menſchen höchſt unangenehm riechende Jodoform als Desinfektionsmittel erſetzen ſoll. Der neue Stoff nennt ſich Dermatol und iſt baſiſch gallusſaures Wismut, dem die genannten Forſcher die geeignete Form gegeben haben. Nach den Erfahrungen, die man bis jetzt mit dem Mittel gemacht hat, iſt dasſelbe als ein ausgezeichnetes völlig ungiftiges, antiſeptiſches Wundmittel zu betrachten. Da es austrocknend wirkt, ſo hat es ſich auch bei Ausſchlägen der Haut und bei Verbrennungen bewährt.

Vereinsweſen.

Ein mitteldeutſcher Verband evangeliſcher Arbeitervereine iſt im Juli in Erfurt begründet worden. In der Verſammlung waren nahezu 4000 Mitglieder vertreten.

Schule.

Einen Reiſekurſus über antike Kunſt für deutſche Gymnaſiallehrer eröffnet Anfang Oktober das archäologiſche Inſtitut in Rom. Der Kurſus ſoll die Städte Verona, Florenz, Rom, Neapel, Pompeji, Päſtum berühren; jeder Teilnehmer hat die Reiſekoſten ſelbſt zu tragen. Nähere Auskunft erteilt Herr Prof. Conze, Berlin, W. Corneliusſtr. 2.

Technik.

Vor einiger Zeit fanden in Belgien ſehr intereſſante Verſuche über die Abnutzung der Bahnſchienen ſtatt, durch welche feſtgeſtellt wurde, daß eine geographiſche Meile Geleiſe unter den Einwirkungen jedes mit mittlerer Schnelligkeit über erſteres hinwegrollenden Zuges täglich etwa 1 Kilogramm an Gewicht verliert. Da das Eiſenbahnnetz der ganzen Erde zur Zeit rund 60 000 Meilen Schienengeleiſe umfaßt, und man etwa 10 Züge als täglichen Durchſchnittsverkehr annehmen kann, ſo ergibt ſich daraus, daß die tägliche Abnutzung des Eiſenbahnſchienenmaterials auf der ganzen Erde gegen 600 000 Kilogramm betragen muß. Als feiner Staub miſcht ſich die gewaltige Eiſenmaſſe mit der Bettung des Bahnkörpers und verliert ſich allmählich in den Boden.

Kunſt.

Profeſſor Hermann Wislicenus, Hiſtorienmaler in Düſſeldorf, welcher aus dem 1876er Preisausſchreiben für die Wandgemälde des Goslarer Kaiſerhauſes als Sieger hervorging, malt gegenwärtig an zwei größeren Bildern für dasſelbe: „Karl der Große zerſtört die Irmenſäule“ und „Karl V. und Luther auf dem Reichstage zu Worms.“

Profeſſor Reinhold Begas in Berlin vollendete eine Büſte der Kaiſerin Auguſte Viktoria, zum welcher dem Bildhauer mehrere Sitzungen gewährt wurden.

Buchhandel.

Im amtlichen Auftrage neu bearbeitet erſchien bei Th. Chr. Fr. Enslin-Berlin: Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes. Anweiſung für Nichtärzte zur erſten Hilfsleiſtung von Dr. Piſtor. Das Büchlein iſt vom Polizeipräſidenten Berlins amtlich empfohlen.

Im Verlage von Strumper & Co. in Hamburg-Uhlenhorſt erſchienen 100 photographiſche Momentaufnahmen (Genua, Alexandria, Kairo, Jeruſalem, Beirut, Konſtantinopel, Athen, Malta, Palermo, Neapel 2c.) von der Mittelmeerfahrt der „Auguſte Viktoria.“

Schiffsbau.

In Bremen iſt am 22. Juli wieder ein neues deutſches Panzerſchiff vom Stapel gelaufen und auf den Namen „Frithjof“ getauft worden. Eine Eigentümlichkeit des neuen Schiffes ſind die ſtark einfallenden Bordwände. Das Panzerfahrzeug ſoll keine beſondere Takelage, ſondern nur einen ſogenannten Gefechts- und Signalmaſt erhalten. Die Beſatzung wird aus 256 Mann beſtehen.

Verkehrsweſen.

Eine franzöſiſche Marinezeitſchrift veröffentlicht ſoeben ſtatiſtiſche Mitteilungen über die deutſche und die franzöſiſche Kauffahrteiflotte, aus denen hervorgeht, daß Frankreich den zweiten Rang, welchen es noch im Jahre 1888 unter den Handelsdampferflotten der Welt einnahm, verloren und an Deutſchland abgetreten hat. Im Juni vorigen Jahres wehte die deutſche Flagge auf 689 Dampfern mit einem Geſamttonnengehalt von 930 754 Tons, während die franzöſiſche Handelsdampferflotte zu derſelben Zeit 471 Dampfer mit einem Geſamttonnengehalt von 805 983 Tons zählte.

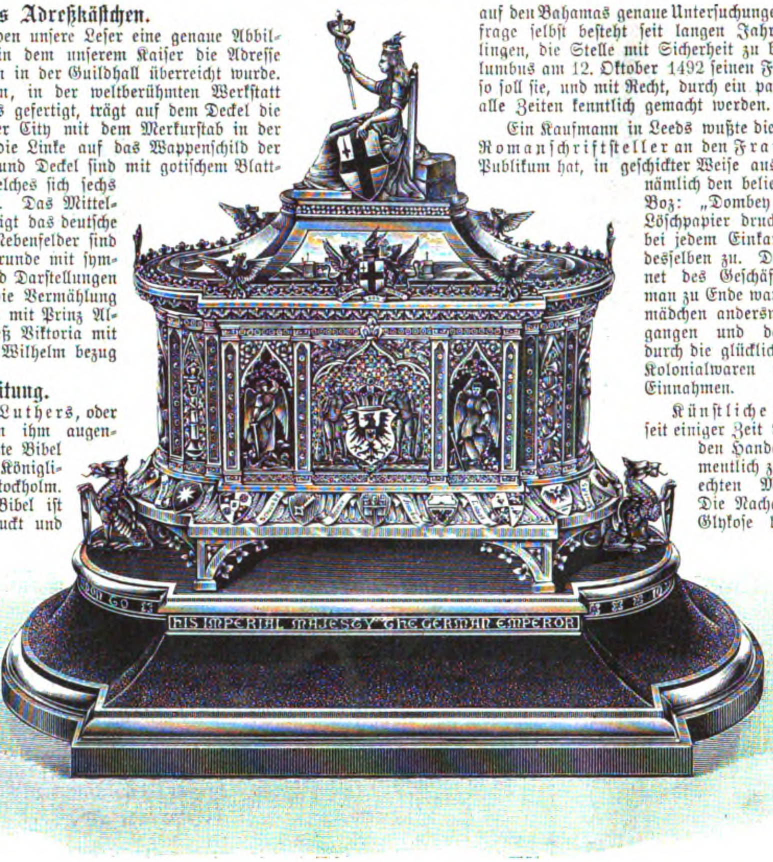
Militäriſches.

Einen bemerkenswerten Gedenktag beging am 22. Juli das Zietenſche Huſarenregiment in Rathenow. Gerade 150 Jahre ſind es her, ſeitdem dieſes berühmte Regiment durch König Friedrich d. Gr. gebildet wurde und gleichzeitig den zum Oberſt beförderten (ſpäteren General) Hans Joachim von Zieten als ſeinen erſten Chef erhielt, nach dem das Regiment auch benannt ward.

Beim preußiſchen 2. Garde-Ulanenregiment ſind neue Säbel zur Probe eingeführt. Dieſelben haben etwa die Länge wie die Faſchinenmeſſer bei der Fußartillerie, ſind jedoch nicht ſo ſchwer und mit einer Scheide von Hartgummi verſehen. Nach vorn in gerader Spitze auslaufend, dienen dieſe Säbel als Stoßwaffe und werden am Sattel angeſchnallt getragen.

Das Adreßkäſtchen.

Nebenſtehend finden unſere Leſer eine genaue Abbildung **des Kaſtens**, in dem unſerem Kaiſer die Adreſſe **der City von London** in der Guildhall überreicht wurde. **Das goldene Käſtchen**, in der weltberühmten Werkſtatt **von Mappin Brothers** gefertigt, trägt auf dem Deckel die **allegoriſche Figur** der City mit dem Merkurſtab in der **erhobenen Rechten**, die Linke auf das Wappenſchild der **City geſtützt; Rand** und Deckel ſind mit gotiſchem Blattwerk verziert, in welches ſich ſechs **Reichsadler einfügen**. Das **Mittelfeld des Gehäuſes** trägt das deutſche **Reichswappen, die** Nebenfelder ſind **auf blauem Emaillegrunde** mit ſymboliſchen **Figuren** und Darſtellungen **geſchmückt, die auf** die Vermählung **der Königin Viktoria** mit Prinz Albert **und der Prinzeß** Viktoria mit **Kronprinz Friedrich** Wilhelm bezug **haben.**


HIS IMPERIAL MAJESTY THE GERMAN EMPEROR

Kleine Zeitung.

Die **Hausbibel Luthers**, oder **wenigſtens eine** von ihm augenſcheinlich **ſtark benutzte** Bibel **befindet ſich in der** Königlichen **Bibliothek zu** Stockholm. **Dieſe lateiniſche** Bibel iſt **1521 zu Lyon** gedruckt und **enthält an zahlreichen Stellen Randbemerkungen von des Reformators Hand.**

Über die Stelle, an welcher der Entdecker der weſtlichen Erdhalbkugel, Chriſtoph Columbus, vor vierhundert Jahren zuerſt dieſes Land betrat, finden augenblicklich auf den Bahamas genaue Unterſuchungen **ſtatt. Die Streitfrage** ſelbſt beſteht ſeit langen Jahren. **Sollte es gelingen**, die Stelle mit Sicherheit zu beſtimmen, wo Columbus am 12. Oktober 1492 ſeinen Fuß **ans Land ſetzte**, ſo ſoll ſie, und mit Recht, durch ein paſſendes **Denkmal für** alle Zeiten kenntlich gemacht werden.

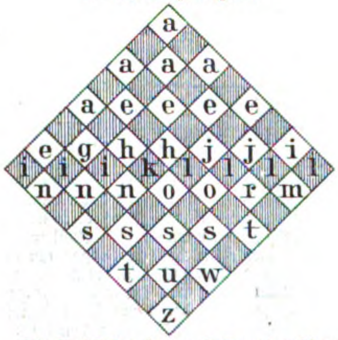
Ein Kaufmann in Leeds wußte die **Thatſache, daß ein Romanſchriftſteller** an den **Frauen das dankbarſte** Publikum hat, in geſchickter Weiſe ausʒunutzen. **Er hatte** nämlich den beliebteſten **Roman von** Boz: „Dombey **und Sohn“ auf** Löſchpapier drucken **laſſen und gab** bei jedem Einkaufe **je einen Bogen** desſelben zu. Das **ward der Magnet** des Geſchäftes; **ehe der Roman** zu Ende war, **wäre kein Dienſtmädchen anderswohin einkaufen gegangen** und das **Geſchäft hatte** durch die glückliche **Verquickung von** Kolonialwaren und **Poeſie große** Einnahmen.

Künſtliche **Mandeln werden** ſeit einiger Zeit **von Holland aus in** den Handel **gebracht und namentlich** zur **Vermiſchung mit** echten **Mandeln verwendet.** Die Nachahmungen **ſind aus** Glykoſe **hergeſtellt und mit Nitrobenzol, das einen mandelähnlichen Geruch erzeugt, parfümiert.**

Jüngſt hat auch eine Dame den Kilimandſcharo erſtiegen und zwar die Amerikanerin French Slewdon. Beim Abſtieg ſtürzte ſie jedoch und erlitt ſchwere Verletzungen.

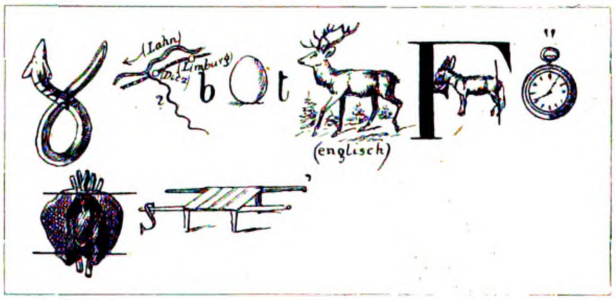
In unſerer Spielecke.

1. Umſtellungsaufgabe.



Die Buchſtaben in den Feldern der Figur ſind ſo zu ordnen, daß die ſenkrechte Mittelreihe einen neuteſtamentlichen und die wagerechte Mittelreihe einen altteſtamentlichen Namen ergibt. Die übrigen wagerechten Reihen ſollen bezeichnen: 1. Einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 2. einen Propheten des Alten Teſtaments, 3. einen anderen Propheten des Alten Teſtaments, 4. einen Reformator des XVI. Jahrhunderts, 5. eine Amtstracht, 6. einen altteſtamentlichen weiblichen Namen.

Bilderrätſel.



2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag eines der bedeutendſten Männer der Weltgeſchichte läßt ſich durch folgende Angaben finden: Subtrahiert man von der Jahreszahl 13 und dividiert den Reſt durch die Summe der Datums- und der Monatszahl, ſo erhält man 70. Die Summe der Jahreszahl und der Monatszahl vermehrt um 6 und dividiert durch die Datumszahl ergibt 150. — Weſſen Geburtstag iſt gemeint?

P.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 46.

Bilderrätſel.

Der das Laufen erdacht,
Hat viele aus Schanden gebracht.

1. Dreiſilbige Scharade. Lindenblatt.

2. Rätſel. Anſchlag.

3. Dreiſilbige Scharade.
Großherzig — Großherzog.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Zur Erinnerung an Oskar von Redwitz. Von Robert Koenig. Mit einer Illuſtration und einem Porträt. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Fortſ. — Das Kadettenſchulſchiff Niobe. Nebſt ſieben Illuſtrationen von Ferdinand Lindner. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Arabiſche Eſeltreiber im Kaffeehaus von F. Max Bredt, und Sie will nicht brennen von Philipp Hellmer. — Spruch. Von Fr. Raimund. — Naturkunde. — Altertumskunde. — Forſchungsreiſen. — Hygieiniſches. — Vereinsweſen. — Schule. — Technik. — Kunſt. — Buchhandel. — Schiffsbau. — Verkehrsweſen. — Militäriſches. — Das Adreßkäſtchen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Orig. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Auguſt 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 48.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Die Dame mit den roten Bindebändern, dort rechts auf der Tribüne, das iſt meine Frau, Gräfin,“ ſagte der Oberſt. „Ich habe ihr ſchon viel von Ihnen erzählt, und, ſehen Sie, ſie ‚äugt‘ uns ſchon an, o, ſie hat Argusaugen.“

„Ich freue mich, Ihre Gemahlin kennen zu lernen.“

„Dazu wird nachher ausgiebigſte Gelegenheit ſein — Sie kommen doch auch in den ‚Kronprinzen?‘ Wir haben den Saal dort beſtellt, wollen gemeinſchaftlich ſoupieren, vielleicht ein wenig tanzen. Ah, da iſt Herzberg auch ſchon, natürlich, und dort kommen die anderen! Meine Offiziere reiten nämlich erſt im letzten Rennen.“

Die Herren traten heran, der Schirm der Kommerzienrätin ſalutierte, man plauderte hin und her. Endlich ſtieg Wanda mit ihren Eltern aus, und die Offiziere begleiteten ſie bis zur Tribüne. Die von dem Oberſt gerühmten „Argusaugen“ folgten der Szene aufmerkſam, und die Beſitzerin derſelben neigte ſich zu ihrer Nachbarin, der Gräfin Egdoff, indem ſie flüſterte:

„Sehen Sie nur, Frau Gräfin, wie finden Sie dieſes cortège für eine junge Frau, die zum erſtenmal in einer ihr faſt fremden Geſellſchaft auftritt?“

„Ach, das ſind die Wellcamps! Aber ich bitte Sie, liebe Frau von Hockwitz, was kann man von einer Parvenüe anders erwarten, als daß ſie ſich auffallend benimmt. Der arme Graf Wellcamp, er iſt ſo ein netter Menſch, aber er iſt doch recht hereingefallen! Denken Sie, ich habe es jetzt auf meiner Reiſe erfahren, er hat dieſer thörichten Partie wegen den Abſchied nehmen müſſen!“

„Was Sie ſagen! dann muß doch an der Familie und ſchließlich auch an der jungen Frau rein gar nichts ſein!“

„Nicht wahr? Das meine ich auch. Ich habe es gleich meinem Mann geſagt, als der einen Lobgeſang auf die neue Gräfin Wellcamp anſtimmte. So ſind aber nun einmal die Männer! Ein hübſches Lärvchen deckt für ſie der Sünden Menge!“

„Ach, ſo hübſch iſt ſie gar nicht. Wenn man das bißchen großſtädtiſche Toilette, die für das Land nicht einmal paſſend iſt, abrechnet, bleibt wirklich nicht viel. Überhaupt — mir hat ſie gar nicht gefallen. Ich liebe eine andere Art von Frauen!“

Nun miſchte ſich auch die andere Nachbarin der Gräfin Egdoff, die Frau eines Gutsbeſitzers, die das Schickſal mit wenig Vermögen und vier heiratsfähigen Töchtern bedacht hatte, in das Geſpräch.

„Ja, unſere jungen Herren gehen heutzutage nur nach Geld, alles übrige iſt Nebenſache! Wenn aber ſo ein Goldfiſch einmal einen Mann bekommen hat, könnt’ er ſich doch daran genug ſein laſſen und brauchte ſich nicht auch noch von den anderen jungen Herren die Kour machen zu laſſen. Das muß die neue Gräfin in Kronau aber thun, ſonſt wären die jungen Herren nicht ſo entzückt von ihr. Wohlerzogenheit und wirklich feines, taktvolles Benehmen ſtehen bei denen nicht ſo hoch im Kours.“

„Natürlich läßt ſie ſich den Hof machen, liebe Baronin. Haben Sie nicht geſehen, wie ſie ſoeben inmitten der Offiziere über den Platz ging?“

„Ach, das war die Dame in grau und roſa?“

„Wir waren nicht zu Hauſe, als ſie bei uns Beſuch machten. Hedwig, Ida,“ wandte ſie ſich an ihre neben ihr ſitzenden Töchter, „habt ihr die Dame geſehen, die mit all den Offizieren ankam? Das war die neue Nachbarin.“

„Ah — und wer war die alte Dame mit den vielen Spitzen am Kleide und am Sonnenſchirm? Wir haben ſie das Spitzen-Zebra getauft, weil ſie ganz geſtreift ausſah.“

Ja, wer war die Dame? Das wußte niemand, nur ſo viel ſtand feſt, aus der Nachbarſchaft ſtammte ſie nicht. In dieſem Augenblick trat der Oberſt hinter ſeine Frau und flüſterte ihr etwas zu, worauf ſie mit offenbarer Entrüſtung erwiderte:

„Das heißt, ich werde abwarten, daß ſie ſich mir vorſtellen läßt! Du ſcheinſt nicht begreifen zu wollen, daß —“

„Ach bitte, Herr Oberſt von Hockwitz,“ unterbrach die Gräfin Egdoff die eheliche Auseinanderſetzung, „Sie ſcheinen ja orientiert zu ſein, wer iſt wohl die ältere Dame mit der unglaublichen Spitzenüberladung, die in Ihrer Geſellſchaft vorhin über den Rennplatz kam?“

„Das? Das iſt die Kommerzienrätin Draller, die Mutter der Gräfin Wellcamp — trägt ſie zu viel Spitzen an ſich? Nun, ſie hat's ja dazu. Übrigens eine höchſt amüſierliche Frau, echte Berlinerin, genau ſo beweglich, wie ihr Gatte kommerzienrätlich ſteif iſt.“

„Der arme Wellcamp, alſo einen ganzen Anhang hat er auch gleich mitbekommen!“

„Nur beſuchsweiſe, gnädigſte Gräfin!“

„Und wird ‚das alles‘ dann mit uns ſoupieren?“

„Hoffentlich!“

„Ach, gehen Sie, Oberſt von Hockwitz, Sie machen immer Ihre Witze!“

Der Oberſt zog ein Geſicht, als ſei er von der Thatſache an ſich zwar überzeugt, ſich in dieſem ſpeziellen Falle aber keines Witzes bewußt geweſen. Im übrigen ging er wirklich, denn das Rennen begann, und er hatte ſeinen Platz unter den Schiedsrichtern.

Wanda ſaß zwiſchen ihrer Mutter und Hertas verheirateter Schweſter. Sie freute ſich über dieſen Platz, denn Magda war ihr mit ungezwungener Herzlichkeit entgegengekommen und begrüßte ſie auch jetzt durchaus freundſchaftlich.

„Herta blieb zu Hauſe,“ ſagte Frau Magda auf Wandas Frage nach ihrer Schweſter, „obgleich wir ihr anboten, mit uns zu fahren. Die Verlobung mit Bertram hat einen ſehr guten Einfluß auf Herta ausgeübt. Sie iſt ruhiger und rückſichtsvoller gegen andere geworden, ſie iſt ja ſo leicht zu beeinfluſſen, und Bertram imponiert ihr entſchieden. Er iſt ein vorzüglicher Menſch.“

„Warum hat er nur ſo traurige Augen?“

„Ich glaube, das fällt Fremderen mehr auf, als denen, die ihm nahe ſtehen. Er hat ſich gewöhnt, einen gewiſſen Peſſimismus zum Ausdruck zu bringen, den er im Grunde gar nicht beſitzt. Wenigſtens liegt er nicht in ſeiner Natur, ſondern iſt ihm höchſtens durch die Verhältniſſe aufgedrungen worden.“

„Aber die Verhältniſſe, in denen er lebt, ſcheinen mir doch die glücklichſten.“

„Seine Eltern ließen ſich ſcheiden, als er noch ſehr jung war, und ſtarben dann beide bald nacheinander. Das alles breitete einen dunklen Schatten über ſeine Kindheit, und Gemütsmenſch, wie er iſt, hat er es nie recht verwinden können.“

„Wandachen, wem gehört denn die Equipage mit den vier Füchſen,“ unterbrach die Kommerzienrätin das Geſpräch, „das iſt wohl was ganz Beſonderes!“

Wanda kam nicht mehr dazu, das Geſpräch mit Magda fortzuſetzen, und ſie bedauerte es um ſo mehr, als jene, der Trauer wegen, gleich nach dem Rennen fortfuhr. Sie hätte am liebſten dasſelbe gethan, aber die Kommerzienrätin hatte es ſich in den Kopf geſetzt, die „anderen Herrſchaften, mit denen ihre Tochter verkehrte,“ kennen zu lernen, und auch Fred drängte, von dem Oberſten angeſtachelt, zum Bleiben.

„Erſt führen wir die Damen einmal durch den Ausſtellungspark, dann gehen wir in den Kronprinzen.“ Dieſes vom Oberſten entworfene Programm wurde ausgeführt. Da Frau von Hockwitz erklärte, nicht mit von der Partie ſein zu wollen, blieb man „unter ſich,“ wie der Oberſt ſagte. Er bot in beſter Laune, gehoben durch das Bewußtſein, daß ſeine Frau ebenſo neugierig als eiferſüchtig zurückblieb, erſt Wanda, dann, angeſichts der Ställe, der Kommerzienrätin den Arm. Die lebhaften, naiven und dabei unverfälſcht Berliner Beifalls- oder Mißfallensausbrüche der Kommerzienrätin machten ihm Spaß und verſorgten ihn für lange Zeit mit amüſanten Geſchichtchen, als deren Erzähler er berühmt war. Der Kommerzienrat hatte an einem gewiegten Oberamtmann, der ſeine Wirtſchaft „rationell, wiſſen Sie, durchaus rationell“ betrieb, einen Partner gefunden, mit dem er über Landwirtſchaft, vom Geſichtspunkt der Induſtrie aus betrachtet, ſprechen konnte, und an Fred und Wanda hatten ſich wiederum mehrere von den Offizieren angeſchloſſen.

Man unterhielt ſich gut, und Wanda, die ihre Eltern zufrieden und vergnügt ſah, hatte bald lachend und plaudernd ihre anfänglichen Beſorgniſſe vergeſſen. Es war ſchon ſpät, als man im Kronprinzen eintraf.

„Ich weiß nicht, wir riechen ſo ſonderbar!“ ſagte die Kommerzienrätin vor dem Saal ſtehen bleibend. „Beſonders du, Draller, und der Herr Oberamtmann und ich. Der Herr Oberſt iſt gleich vor der Thür ſtehen geblieben bei „die“ Zuchtſäue, aber wir haben ſie uns ein bißchen zu genau beſehen.“ Die Thatſache und das Parfüm waren nicht zu leugnen, aber der rationelle Oberamtmann wußte Rat, indem er eilig nach der, neben dem Hotel gelegenen Apotheke lief und mit einer großen Flaſche Eau de Cologne zurückkehrte, deren Inhalt er gleichmäßig über ſich und das kommerzienrätliche Ehepaar ergoß. Wanda wartete, bis ihre Eltern in den Saal gehen würden, und ein Teil der Offiziere, darunter auch der Oberſt, wartete wieder um Wandas willen. Fred, der mit einem Vorübergehenden etwas zu beſprechen hatte, bat zu verzeihen, bis er zurückkehrte, und ſo hatte das Gerücht: „das Spitzenzebra würde vor dem Saale mit Eau de Cologne getränkt,“ Zeit, ſich in dem Saale zu verbreiten. Ab und zu kam ein Neugieriger heraus, um die Thatſache zu konſtatieren; dabei blieb denn auch nicht unbemerkt, daß Wanda ſich inzwiſchen mit verſchiedenen Herren unterhielt, was ſich im Saale wiederum im Munde der Damen in die geflüſterten Worte umſetzte: „Sie läßt ſich hinter der Thür in geradezu ſkandalöſer Weiſe den Hof machen.“ Nach all dieſen Vorſpielen erregte der endliche Eintritt der kleinen heiteren Geſellſchaft natürlich allgemeines Aufſehen, die Herren lächelten, die Damen ſahen meiſt indigniert aus, und obgleich Wanda ſich ſofort allen Frauen, die ſie noch nicht kannte, vorſtellen ließ und verſuchte mit verſchiedenen, die ſie ſchon kannte, einige Worte zu wechſeln, ſo blieb ihr Kreis doch ziemlich iſoliert. Der Oberſt war empört über das unfreundliche Geſicht, mit dem ſeine Frau Wanda empfangen hatte, und machte es ſich zur beſonderen Aufgabe, dafür um ſo liebenswürdiger zu ſein und dafür zu ſorgen, daß „die reizende kleine Gräfin“ ſich dem Widerſtande ſeiner Frau und deren clique zum Trotz amüſierte. Und da er die Damen nicht kommandieren konnte, ſo brachte er alles, was von jungen Offizieren im Saale war, zu Wanda, die dadurch beſtändig von einem Kreis von Herren umgeben war, die es ihr weniger ſchwer machten, ſich zu unterhalten, als die Damen. Zu jung und zu unerfahren, um die Situation zu durchſchauen, gab ſie ſich bald zwanglos dem Vergnügen dieſer Unterhaltung hin, und Fred, der ſie beſtändig umringt ſah, war auch zufrieden. Die Kommerzienrätin ſchloß ſich, nachdem ſie die Bekanntſchaft aller Anweſenden gemacht und die Damen „man nicht ſehr beſonders“ gefunden hatte, an die Frau des „rationellen Oberamtmanns“ an, die in der Geſellſchaft ziemlich iſoliert daſtand, obgleich ihr Mann ſeiner Tüchtigkeit und ſeines Reichtums wegen ſich eines gewiſſen Anſehens erfreute, das aber nicht über die Kreiſe der Herren, wenn ſie unter ſich waren, hinausreichte.

„Gleich und gleich,“ ziſchelte eine der Damen, auf die Kommerzienrätin und die „Oberamtmännin“ hindeutend, „da ſieht man, in welche Kreiſe die neue Gräfin Wellcamp gehört.“

„Aber eigentlich ſieht ſie doch recht chic, und dabei gut und klug aus.“ Eine der Damen, die weder heiratsfähige Töchter beſaß, noch Vergleiche zwiſchen Wandas reizender Toilette und der ihren machte, hatte gewagt, dieſe Bemerkung zu machen, wurde aber ſofort überſtimmt, indem man auf das „ganz unpaſſende Benehmen“ dieſer kommerzienrätlichen Tochter hinwies.

Den Strömungen entſprechend, welche die Geſellſchaft durchwogten, ordnete man ſich auch bei Tiſch, und als nachher der Tanz begann, war Wanda eine der geſuchteſten Damen. Die Kommerzienrätin ſaß vergnügt neben der Oberamtmännin, und der Kommerzienrat hatte einen Platz am Whiſttiſch eingenommen, wo er als trefflicher Spieler bald Anerkennung fand. Fred aber war zufrieden, daß alles ſo gut ging und gab ſich zwanglos dem Vergnügen hin, das er im Verkehr mit den „Kameraden“ fand, die ſehr zahlreich auch von anderen Garniſonen herübergekommen waren. So kam es, daß gerade die Zunächſtbeteiligten keine Ahnung von der Thatſache hatten, die doch bei der Damenmajorität fortan als feſtſtehend betrachtet wurde und die ſich in der Phraſe formulierte: die „Drallerei“ gehört nicht zu uns und paßt nicht zu uns, des armen Fred Wellcamp wegen kann man ſie nicht vor den Kopf ſtoßen, aber man wird die „neue“ Gräfin eben nur dulden, nicht wirklich aufnehmen. Erſt gegen das Ende des Feſtes hin hörte Fred ein paar Redensarten, die ihn ſtutzig machten. Doch er war in heiter animierter Stimmung, zuckte die Achſeln und dachte: „Neid und Dummheit ſollen mich nicht anfechten.“

XVI.

Am nächſten Tage klangen ihm dennoch die mißliebigen Worte, die er am Abend kaum beachtet hatte, in den Ohren. „Ich will mich's nicht anfechten laſſen,“ ſagte er ſich auch jetzt noch, aber er kam doch nicht ganz darüber hinweg. Und nun hatte der Kommerzienrat gar den Einfall, das Gut einer genauen Inſpektion zu unterziehen, die Freds Geduld auf eine ſtarke Probe ſtellte.

„Ich verſtehe von der Landwirtſchaft als ſolcher nichts,“ ſagte Herr Draller, „aber ich habe einen ſicheren und praktiſchen Blick für das Ganze.“

Kraft dieſes Blickes tadelte er nun hier und dort das Einzelne, um das Fred ſich nicht ſonderlich gekümmert hatte, da er ſo wenig von der Landwirtſchaft verſtand wie der Kommerzienrat; er konnte ſich auf ſeinen „Blick“ wohl verlaſſen, wenn es ſich um „Pferde“ und „Truppe“ handelte, glaubte im übrigen aber, daß ſein Inſpektor mehr und beſſer in der Wirtſchaft ſehen würde als er. Er ließ auch etwas Ähnliches dem Kommerzienrat gegenüber verlauten, worauf dieſer die Augen zuſammenkniff, den Mund in die Höhe zog, die gewiſſe kalkulierende Handbewegung machte und ſagte:

„Ich glaube hier den Punkt zu ſehen, der ſozuſagen der ſchwarze Punkt in der Landwirtſchaft iſt. Die Beſitzer leben zu ſehr als große Herren, laſſen andere arbeiten und verlieren die rechte Fühlung mit dem Gang der Geſchäfte.“

Fred biß die Lippen zuſammen. Er war nicht in der Stimmung, ſeinem Schwiegervater recht zu geben, aber er konnte ſich dem vernünftigen Sinn, der ſeinen Auslaſſungen zu Grunde lag, doch nicht verſchließen, und das ärgerte ihn in dieſem Augenblick ganz beſonders.

„Die Landwirtſchaft bringt ſehr wenig,“ fuhr der Kommerzienrat fort, „ſie iſt ſchon faſt als ‚noble Paſſion‘ vom Standpunkte des Geldmannes aus zu betrachten, per saldo. Die Herren Landwirte ſollten nebenbei noch irgend etwas anderes, Lohnenderes treiben. Sie haben z. B. hier ein Thonlager, das ſich wahrſcheinlich zur Fabrikation von Chamotten vorzüglich ausnützen ließe.“

„Das iſt eine Sache, die mir vollkommen fern liegt, ich habe mich ohnehin in ſo neue Verhältniſſe als Landwirt einzurichten, daß ich nicht daran denken kann, mir dieſelben noch komplizierter zu machen,“ erwiderte Fred. Er hätte am liebſten hinzugeſetzt, „ich habe es geſtern unter den Kameraden wieder ſo recht gefühlt, daß mein Platz eigentlich in der Armee iſt, daß ich mehr für die Kameradſchaft als für die Landeinſamkeit geſchaffen bin,“ aber er unterdrückte die in ihm fiebernde Nervoſität mit einem an ſich ſelbſt gerichteten: tu l'as voulu, George Dandin! Der Kommerzienrat dagegen dachte: „ein dummer Streich war es doch, daß ich meine einzige Tochter an einen Grafen verheiratete, aber geſchehen iſt es einmal — per saldo: ich muß die Konſequenzen tragen.“ Schweigend ſchritten ſie nebeneinander her und näherten ſich dem Schloſſe.

„Sie haben Beſuch,“ ſagte plötzlich der Kommerzienrat. Fred, der mit zuſammengezogenen Brauen vor ſich nieder geblickt hatte, ſah auf.

„Bertram!“ rief er, und ſchon war auch er geſehen worden, und der Vetter mit Herta, beide im Reitkoſtüm, kamen ihm entgegen.

„Ich bin für zwei Tage in Sagewitz, und wir ſind nur auf eine Stunde herübergekommen, um euch zu interviewen,“ ſagte Bertram, und während Herta mit dem kommerzienrätlichen Ehepaar und Wanda lebhaft plauderte und die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich konzentrierte, legte Bertram ſeinen Arm in den Freds und blieb mit ihm ein wenig zurück.

„Na, alter Junge, wie geht's alles in allem? Aber ehrliche Antwort zwiſchen uns.“

„Nun, ohne Umſchweife dann! Sei froh, daß du keinen Kommerzienrat zum Schwiegervater haſt.“

„Alſo doch! Hm, thut mir leid, hielt den Alten eigentlich für verſtändig und koulant.“

„Iſt er ja im Grunde auch! Wenn er mich nur nicht zum Induſtrieritter ſtempeln wollte!“

„Will er das?“

„Ja, ich ſoll eine Chamottefabrik hier anlegen, Kacheln machen, ich weiß nicht was!“

„Das würde ja zu dem paſſen, was du mir einmal unterwegs geſagt und womit du allerlei Ideengänge in mir angeregt haſt.“

„Ich? Was habe ich denn geſagt?“

„Wir Landwirte dürften nicht mit gekreuzten Armen unſeren Untergang abwarten, wir müßten unſere Landwirtſchaft mit der Induſtrie verbinden.“

„Ja, Bertram, das iſt alles recht ſchön, aber hier iſt doch keine Notlage vorhanden. Meine Neigungen treiben mich nicht zum Schacher, und da meine Verhältniſſe ſich jetzt ſo geſtaltet haben, daß ich meinen Neigungen auch ein wenig Rechnung tragen darf, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht auf meine Façon leben ſoll. Im übrigen paßte es mir auch nicht, wenn die Leute ſagten, die kommerzienrätlichen Lebens- und Weltanſchauungen hätten bei mir abgefärbt. Gerade weil ich in ‚dieſe‘ Kreiſe hineingeheiratet habe, will ich die Hände weghalten und meine ariſtokratiſchen Fingerſpitzen nicht im Lehm verderben.“

Bertram nickte.

„Siehſt du, zu dem Schluß bin ich auch gekommen. Damals imponierte es mir ein wenig, als du ſo von der Landwirtſchaft und Induſtrie ſprachſt, aber dann überlegte ich mir die Sache und dachte: das iſt Humbug. Man wächſt nicht aus ſeiner Haut heraus, und ein engliſcher Vollblutgaul taugt ſo wenig für die Tretmühle wie für den Pflug. Jedem das ſeine! Mit Anſtand leben und, wenn's ſein muß, mit Anſtand untergehen! Möglich, daß die künftige Zeit andere Kerls braucht, als wir, wir aber ſind nun einmal ſo wie wir ſind!“

Fred ſchwieg. In Bertrams Worten lag etwas, das ihn zum Widerſpruch reizte, aber auf Seite des Kommerzienrats wollte er ſich erſt recht nicht ſtellen.

„Die hübſcheſten Frauen weit und breit werden wir beide übrigens aufzuweiſen haben,“ fügte Bertram mit ſeinem guten Lächeln hinzu, in einem Ton, als habe er etwas gut zu machen, und wolle Fred verhindern daran zu denken, daß ſeine Frau eigentlich nicht „Vollblut“ ſei. „Ich bin wirklich ſtolz auf meine Kouſine, die ſich als Schloßfrau von Kronau womöglich noch verſchönt hat und findeſt du nicht, daß Herta das Reitkoſtüm beſonders gut ſteht?“

Damit hatten ſie die übrigen wieder erreicht, und die Unterhaltung wurde allgemeiner, bis das Brautpaar nach einer fröhlich verplauderten Stunde die Pferde wieder beſtieg und die Kommerzienrätin ihm den Epilog hielt:

„Charmante Leute, Wandachen, es war doch recht gut, daß der alte Graf damals die Lungenentzündung bekam und wir es ihm nicht übel zu nehmen brauchten, daß er unſere Balleinladung ausſchlug. Das würde dich doch nun recht ſtören, da du mit ihnen verwandt wirſt. Aber ich ſage immer: jedes ſchlimme Ding hat auch ſeine gute Seite.“

XVII.

Drallers waren längſt nach Berlin zurückgekehrt, aber ſeit dem Feſt in der Kreisſtadt war Wanda noch kaum einen Tag mit Fred allein geweſen. Dieſer hatte darauf gedrungen, daß einige rückſtändige Beſuche ſchleunigſt gemacht wurden, dann lud man das junge Paar ein, und dieſes hatte ſeinerſeits Einladungen ausgehen laſſen. Und „dem armen Fred zu Liebe“ war man allſeitig dieſen Einladungen gefolgt und hatte ſich dadurch mit einem für Wochen ausreichenden Unterhaltungsthema verſorgt, denn man fand die glänzende Toilette der Hausfrau ebenſo übertrieben, wie das glänzende Diner, das ſie ihren Gäſten vorſetzte. Daß beides durch Freds beſonderen Wunſch hervorgerufen worden war, wußten die klugen Damen freilich nicht, vielmehr wurden Wanda und die „kommerzienrätliche Erziehung“ für alles verantwortlich gemacht. Der Verkehr mit der Garniſon geſtaltete ſich dabei immer lebhafter, Fred glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, ſich die verlorene „Kameradſchaft“ auf dieſe Weiſe zum Teil zu erſetzen. Daneben ſtrebte er, durch Übernahme aller möglichen Ehrenämter ſich eine beſondere Stellung unter den Gutsbeſitzern zu machen, und je mehr ſich ihm das Bewußtſein aufdrängte, daß man Wanda anders begegnete als zum Beiſpiel Herta Egdoff, um ſo leidenſchaftlicher wurde der Wunſch in ihm, ihr und ſich trotz allem Anerkennung zu verſchaffen, ja, geradezu zum Mittelpunkt des heimiſchen Kreiſes zu werden. Das nächſtliegendſte Mittel hierzu erſchien ihm eine bis ins weiteſte ausgedehnte Gaſtfreundſchaft. Und wieder waren es zunächſt die Offiziere der nahen, dann auch die der ferner gelegenen Garniſonen, die ſeinen Einladungen folgten. Der junge Schloßherr von Kronau hatte ja einen vorzüglich montierten Weinkeller, eine ſchöne Frau und Intereſſe für jede Art von Sport, und ehe noch der Sommer vergangen war, ſtand es feſt, daß es nirgends ſo luſtig zuging als in Kronau. Man amüſierte ſich dort immer, ſkandalierte hinterher und — folgte willig jeder neuen Einladung. Die einzigen, die ſich andauernd ablehnend verhielten, waren die Gräfin Egdoff und die Frau des Oberſten. Sie hatten keine heiratsfähigen Töchter und tanzten auch ſelbſt nicht mehr. Sie hatten ſomit Zeit und Muße über die „tolle Wirtſchaft“ in Kronau zu Gericht zu ſitzen. Dieſe erreichte indeſſen ihren Kulminationspunkt während des Manövers, das in der Gegend ſtattfand und während deſſen das Kronauer Haus thatſächlich den Mittelpunkt der Geſelligkeit bildete. Herta Egdoff war während dieſer Zeit Wandas Gaſt.

An einem Regenmorgen, an dem die beiden Damen nicht, wie gewöhnlich, nach dem Manöverfelde hinausfuhren, ſaß Herta in dem kleinen Salon Wanda gegenüber. Sie hatte die Arme unter dem Kopf verſchränkt, blickte zur Decke empor und lächelte vor ſich hin.

„Woran denkſt du?“ fragte Wanda.

„Ich?“ Hertas Augen blinzelten unter den langen Wimpern hervor die Freundin an. „Ich denke, daß ich es mir einmal ebenſo einrichten werde wie du, wenn ich erſt verheiratet bin.“

„Wie meinſt du das?“

„Nun, immer Beſuch haben, immer Menſchen ſehen, nette Toiletten tragen und famoſe Diners geben — das iſt's gerade, was ich mir wünſche.“

Wanda blickte nachdenklich vor ſich hin. „Ja, das iſt alles ganz ſchön, Herta, aber weißt du, was doch die ſchönſte Zeit für mich war?“

„Nun?“

„Das waren die erſten Tage nach unſerer Ankunft.“

„Was gab es denn damals ſo Beſonderes?“

„Beſonderes wohl nichts, aber es war ſo entzückend, mit Fred durch Feld und Wald zu ſchweifen, wir ſprachen ſo viel zuſammen, er erzählte mir von ſeiner Kindheit, ach, und war ſo lieb, ſo gut! Es war doch am allerſchönſten damals!“

Herta lachte.

„Biſt du denn immer noch ſo verliebt in deinen Fred?“

Wanda hob den Kopf und ſah ſie erſtaunt an.

„Und du? Liebſt du denn deinen Bertram nicht?“

„O, natürlich, ich liebe ihn auch, aber man heiratet ſich doch nicht, um immer miteinander allein zu ſein.“

„Nicht? Nun, warum dann?“

„Man heiratet, um ein Haus zu machen, eine Stellung zu haben, mein Gott, es iſt doch eine ganz andere Sache, wenn man erſt Frau iſt. Natürlich muß man ſeinen Mann auch lieb haben, aber das macht ſich wohl ganz von ſelbſt.“

Der Diener traf mit der Poſttaſche ein, zu welcher der Schlüſſel auf Wandas Schreibtiſch lag.

„Schließen Sie nur auf, Joſef,“ ſagte Wanda und blickte dann gleichgültig über die Zeitungen und Briefe hin, die der Diener ihr reichte.

„Was ſind denn das für ſonderbare Marken?“ ſagte ſie plötzlich, ein Kouvert in die Höhe haltend. „Der Brief iſt an dich, Herta,“ fügte ſie hinzu, „was haſt du denn für eine afrikaniſche Korreſpondenz?“

Herta griff mit einer haſtigen Bewegung nach dem Briefe. Ihr Geſicht glühte, ſie betrachtete den Brief, wie etwa ein Kind eine verbotene ſüße Näſcherei, verlangend und furchtſam. Dann fing ſie an zu lachen.

„Ach, das iſt ein Unſinn, Wanda, aber es hat ja nun gar nichts auf ſich, denn ich bin verlobt. Er wird das wohl gar nicht wiſſen.“

„Wer denn, Herta?“

„Nun, Hans Ölten! Weißt du, er hat einmal um mich angehalten.“

„Aber wenn du ihm einen Korb gegeben haſt, iſt es doch ſonderbar, daß er dir ſchreibt.“

„Einen Korb! Ach, du biſt köſtlich, Wanda! Einen Korb habe ich ihm überhaupt nie gegeben.“

„Aber wie iſt denn das möglich, da du dich doch mit Bertram verlobteſt?“

„Ja, das machte ſich alles ganz von ſelbſt. Er ging ja auch nach Afrika.“

Sie hatte den Brief geöffnet. Einige Augenblicke beugte ſie ſich mit ernhaftem Geſicht darüber. Dann fing ſie wieder an zu lachen und plötzlich ſprang ſie auf, umfaßte Wandas Hals, drückte ihr Geſicht auf Wandas Schulter und brach in Thränen aus.

„Herta, liebe Herta, was iſt dir?“

„Ach, ich bin ſo unglücklich!“

„Aber um Gottes willen, was iſt denn geſchehen?“

Herta weinte einige Augenblicke ſtill vor ſich hin. Dann bat ſie leiſe: „Sage niemand etwas davon, Wanda, verſprich es mir, ſage es niemand!“

„Ich weiß ja gar nichts, Herta.“

„Doch, doch, es ſoll niemand erfahren, daß er mir geſchrieben hat.“

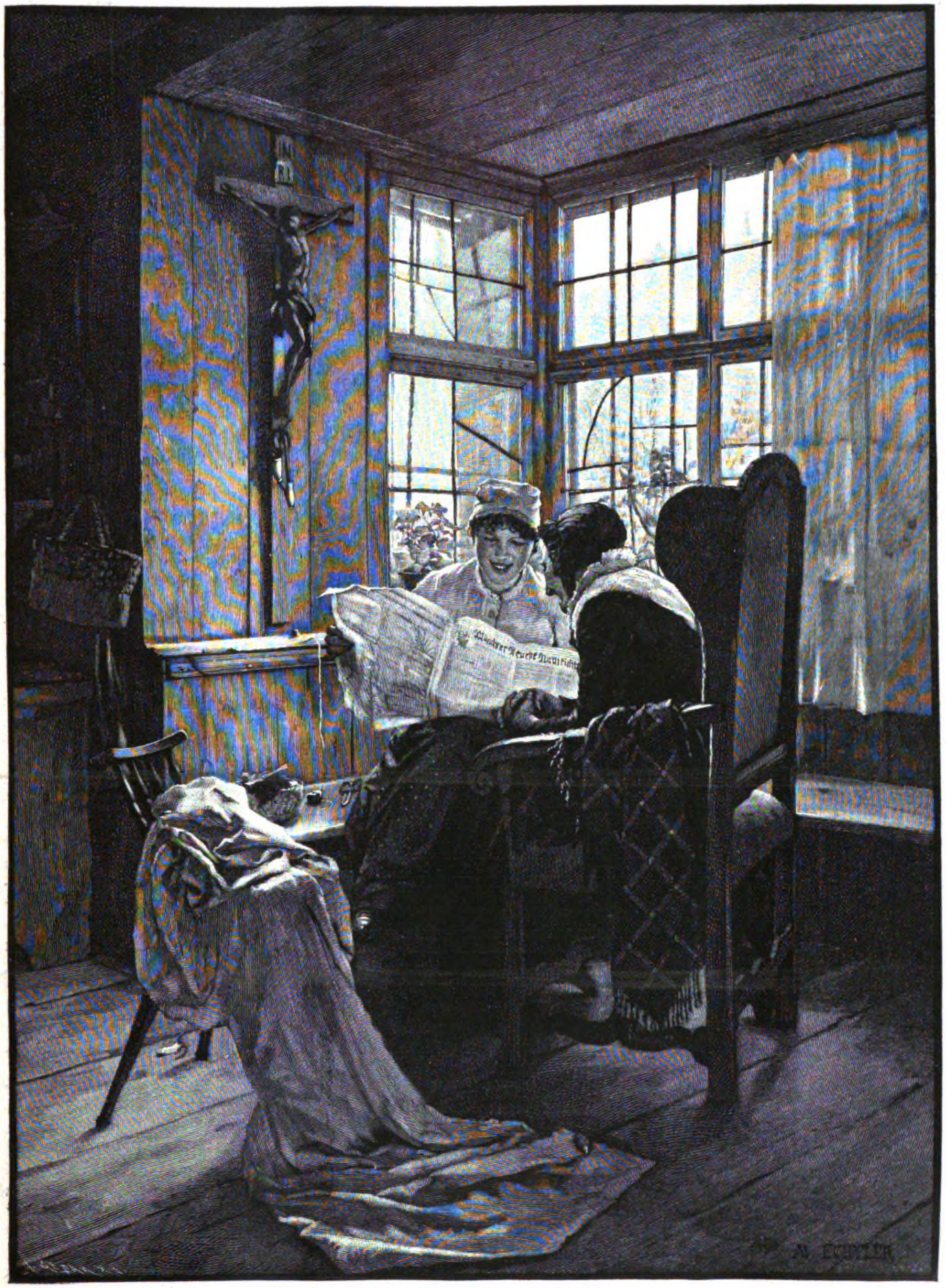
„Aber Bertram —“

„Bertram erſt recht nicht! Der arme Hans Ölten, er weiß ja noch gar nicht, daß ich verlobt bin, er iſt gerade abgereiſt, ehe die Anzeigen verſchickt wurden. Er hat mich ſo lieb — ach, und nun muß ich ihm ſchreiben, daß ich einen anderen heirate. Der arme, arme Hans!“ Sie ſchluchzte herzbrechend.

Wanda betrachtete Herta erſchreckt und erſtaunt. Endlich fragte ſie: „Liebſt du denn dieſen Hans Ölten, Herta?“

Da verſiegten Hertas Thränen. „Unſinn, Wanda, purer Unſinn, ich bin ja verlobt.“

(Fortſetzung folgt.)

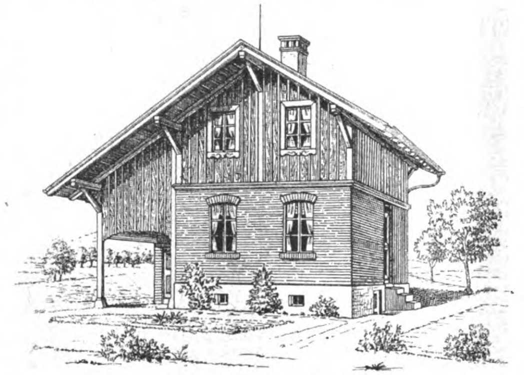

Münchner Neueste Nachrichten
A. ECHTLER

Im gemütlichen Eckchen. Nach dem Gemälde von Ad. Echtler.

Arbeiterheime.

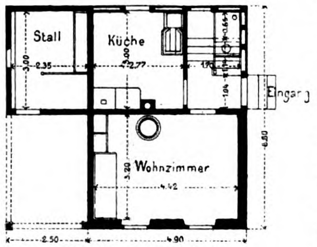
(Abdruck verboten.)

Daß wir zur Zeit eine ſchwere ſoziale Krankheit durchkämpfen, iſt unleugbar. Wenn nichts anderes, ſo beweiſt ihr Vorhandenſein ſchon die Maſſe der Heilmittel, die gegen ſie verordnet werden. Bahnbrechend, allen Staaten weit voraus iſt Deutſchland mit ſeiner ſozialpolitiſchen Geſetzgebung vorgegangen; Gott gebe, daß dieſelbe allmählich den tiefen Zwieſpalt zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer überbrückt, die unſelige Unzufriedenheit breiter Schichten unſerer Bevölkerung aufhebt und den wüſten Hetzereien der ſozialdemokratiſchen Agitatoren die Spitze abbricht. Wer aber die Heilung des krankhaften Zuſtandes, der unſer Volksleben zu vergiften droht, von heute auf morgen erwartet, täuſcht ſich ſicher ebenſoſehr, wie derjenige, welcher von der Geſetzgebung allein alles Heil erwartet. Es ſind nicht nur materielle Übelſtände, welche die ſoziale Bewegung der Zeit hervorriefen: ſie wurzelt ebenſoſehr in der Entchriſtlichung unſeres Volkes und, was eng damit zuſammenhängt, in der Störung des Familienlebens, welche nicht zuletzt durch die von der modernen Großinduſtrie hervorgerufenen Verſchiebungen erzeugt wurde.



Familienhäuschen in Altſtetten.
Aus der bei Meyer & Zeller in Zürich erſchienenen Schrift: Klein, aber Mein.
Von C. Schindler-Eſcher.

Das Familienleben wurzelt am häuslichen Herd. Nur ein Bruchteil unſerer Arbeiterbevölkerung aber kennt noch die Behaglichkeit des Wohnens, welche den häuslichen Herd erſt lieb gewinnen läßt. Das gilt zwar in erſter Linie von den Großſtädten, von Berlin zumal, es gilt leider aber auch von der Mehrzahl der mittleren Induſtrieorte. Die „Wohnung“ iſt für den Arbeiter keine Freude mehr, ſie iſt die Quelle ſeiner ſchwerſten Sorgen. Er bezahlt in unſeren Induſtriecentren thatſächlich bis zu einem Drittel ſeines Geſamteinkommens für ein — oft nur ſchwer zu findendes Heim, das meiſt den berechtigtſten Anſprüchen an Wohnlichkeit nicht entſpricht, ja nur zu häufig in geſundheitlicher Beziehung zu den ernſteſten Bedenken Anlaß gibt. Von dem traurigen ſanitären Zuſtand der Wohnungen zahlreicher „kleiner Leute“ wiſſen die Ärzte zu erzählen — über die moraliſchen Schäden, welche das enge Wohnen in Mietskaſernen mit ſich bringt, hat jeder großſtädtiſche Seelſorger die trübſten Erfahrungen eingeſammelt. Die Wohnungsfrage iſt meines Erachtens eine der brennendſten auf dem ganzen ſozialen Gebiet. Sehr richtig ſchrieb ſchon 1887 Herr Paſtor von Bodelſchwing-Bielefeld, über das von ihm gegründete Arbeiterheim: „Ich brauche nicht zu ſagen, daß unſere Ziele ja viel höher hinaufgehen, als nur zur Abwendung materieller Gefahren. Wir haben vor allem den Wunſch, auf dieſem Wege die Grundlage aller Geſittung, einen beſonderen Schatz unſeres deutſchen Volkes: das Familienleben wiederum zu ſtärken und zu beleben, den alternden Eltern eine friedliche Stätte bei ihren Kindern zu bereiten und auf dieſem geſunden Boden am eigenen Herd, auf der eigenen Scholle ein frommes, freies und glückliches Geſchlecht zu erziehen, das anſtatt an den Wurzeln unſerer Kraft zu nagen und den Aſt abzuſägen, auf dem geſunde Früchte wachſen, vielmehr zur Stärkung unſeres Vaterlandes, zur Stütze von Thron und Altar dienen kann.“



Grundriß zu obigem.

So brennend die Wohnungsfrage erſcheint, ſo wenig iſt — beſchämend iſt's, es zu ſagen — im großen und ganzen gerade für ſie geſchehen. Am meiſten geſchah von ſeiten einzelner Großinduſtrieller in kleineren und mittleren Städten. Wir finden hier einige muſtergültige Anlagen, die zum Teil, und ich nehme gern an: zum größeren Teil! aus wirklichem humanem Intereſſe hervorgingen, zum anderen aber ſelbſtverſtändlich auch dem natürlichen Beſtreben des Arbeitgebers entſprechen, den Arbeiter feſter an ſeine Unternehmungen zu feſſeln. Häufig glaubte erſterer daher davon abſehen zu müſſen, dem letzteren den Erwerb des Hauſes und Grundſtückes zu ermöglichen — ein Ausweg, welcher im Prinzip jedenfalls nicht zu billigen iſt, denn gerade in dem Seßhaftmachen des Arbeiters auf eigener Scholle liegt das gewaltigſte Heilmittel gegen die Ausſchreitungen unſerer Zeit. Der Arbeiter, welcher ein Grundſtück und ein Häuschen (und ſei beides noch ſo klein) ſein eigen nennt, iſt im allgemeinen gefeit gegen die Irrlehren der modernen Volksbeglücker.

In den großen Induſtriecentren ſind derartige von den Arbeitgebern geſchaffene Anlagen weit ſeltener, weil ſich erfahrungsmäßig die Arbeiter leider ſchwer dauernd an ein beſtimmtes Etabliſſement binden, und der Induſtrielle anderſeits bei dem reichlicheren Angebot geeigneter Kräfte nicht leicht durch den Wechſel jener in Verlegenheit gerät.

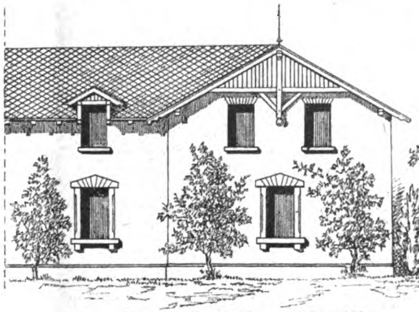
So iſt in den Großſtädten denn bisher ſehr wenig, verſchwindend wenig zur Löſung der Wohnungsfrage geſchehen. An Anläufen und guten Worten hat es freilich nicht gefehlt, der Erfolg blieb aber überall ein recht beſchämender. In Berlin z. B. mit ſeinen mehr als 300 000 Arbeiterfamilien verfügten, wenn ich richtig unterrichtet bin, die fünf in Frage kommenden gemeinnützigen Unternehmungen, von denen die älteſte auf ein vierzigjähriges Beſtehen zurückblicken kann, im Jahre 1890 nur über 87 Häuſer mit 971 Wohnungen. Was will das beſagen?!

Man werfe uns nicht vor, die Schuld liege an den Arbeitern, ſie wollten ſich nicht ſeßhaft machen, ſie ſcheuten vor allem den weiteren Weg nach einem nur an der Peripherie der Stadt, in den Vororten für ſie zu ſchaffenden Heim. Das mag bei einzelnen zutreffen, bei der Allgemeinheit gewiß nicht. Der Herrenkreis der Gemeinſchaft St. Michael in Berlin hat nach dieſer Richtung hin eingehende Ermittelungen angeſtellt und gefunden, daß ganz im Gegenteil der Wunſch, auf das Land hinauszuziehen, in den verſchiedenſten Arbeiterkreiſen ein ſehr weit verbreiteter iſt. Und zudem wirkt gerade hier ſicher das Beiſpiel: ſehen die Arbeiter erſt bei ihren Genoſſen die ſegensreiche Wirkung der Anſiedelung auf eigener Scholle, dann werden ſie die Zaubermacht des Wortes: Klein — aber mein! ſchnell begreifen lernen. Mit 87 Häuſern und 971 Wohnungen iſt allerdings kein Beiſpiel in dieſem Sinne gegeben. Ja dieſes Beiſpiel könnte man weit eher — ohne der oft aufopferungsvollen Thätigkeit der Leiter jener fünf Berliner Unternehmungen irgendwie zu nahe treten zu wollen — als ein Beiſpiel für den Mißerfolg der ganzen Beſtrebungen auslegen.

Man hat ſich Jahrzehnte hindurch mit dem bequemen Ausweg beholfen, zu ſagen: verbiete man nur geſetzlich die geſundheitsſchädlichen Wohnungen, ſorge man polizeilich dafür, daß die Hauswirte ihre feuchten Keller nicht mehr vermieten können, daß das Aftervermieten eingeſchränkt wird, dann werden die engen, ungeſunden Wohnungen leer, und die Spekulation wird von ſelbſt darauf verfallen, geſunde Häuſer für die Arbeiterquartiere herzuſtellen. Die Bauunternehmer hüteten ſich aber wohlweislich, dem Wunſche nachzukommen: die Verwaltung größerer Arbeiterhäuſer iſt nämlich erfahrungsmäßig eine ſehr ſchwierige, mühevolle und auch koſtſpielige. Und ſelbſt wenn es möglich wäre, etwa mit ſtaatlicher Beihilfe, allen Anforderungen entſprechende Quartiere zu erbauen, deren Vorteile für einzelne Arbeiterkategorieen gar nicht in Abrede geſtellt werden ſollen, ſo wären es doch wiederum nur verbeſſerte Mietskaſernen. Mit dieſen aber iſt wenig geholfen.

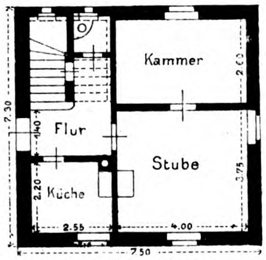
Läßt ſich nun aber in erreichbarer Nähe einer Großſtadt dem Arbeiter ein Heim ſchaffen, ein Haus, welches er im Laufe der Zeit ohne erdrückende Laſten ſelbſt erwerben kann? Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Frage.

Ich will vorläufig die Kapitalsbeſchaffung und die Organiſation der Geſellſchaft, welche die Angelegenheit in die Hand nimmt, unberührt laſſen. Es führen viele Wege nach Rom, und es würde meines Erachtens ganz verfehlt ſein, gerade in dieſer Angelegenheit zu ſchematiſieren: die verſchiedenen örtlichen Verhältniſſe bedingen gewiß an ſich ſchon ſehr verſchiedene Maßnahmen.



Arbeiterhaus für zwei Familien.
Aus der bei Karl Bauch in Gera erſchienenen Schrift: Entwurf zum Bau billiger Häuſer für Arbeiter und kleine Familien von Georg Aſter (Preis 3 M.).

Sehen wir uns dafür lieber zunächſt einmal ein Haus an, welches eine der jüngſten, aber wohl die rührigſte der betreffenden Berliner Unternehmungen, die Berliner Baugenoſſenſchaft, in der Kolonie Adlershof geſchaffen hat. Es iſt vorweg bemerkt nicht ganz das mir vorſchwebende Ideal. Das ideale Arbeiterhaus iſt meines Erachtens ein Einfamilienhaus, denn jedes Vermieten führt gerade in den Arbeiterkreiſen früher oder ſpäter leicht zu Mißhelligkeiten. Man darf aber nicht immer mit Idealen rechnen, und es iſt nicht zu verkennen, daß der Bau eines Hauſes zu zwei Wohnungen, von denen eine vermietet werden kann, den Erwerb verbilligt; es hat auch etwas für ſich, daß in einem ſolchen Hauſe mit *etwas* größerer Einwohnerzahl ſich eher ein einzelner befindet, welcher die Wohnungen überwachen, für die Kinder, vielleicht auch für die Küche ſorgen kann, wenn die übrigen auf Arbeit gegangen ſind.



Grundriß zu obigem.

Die neueren Häuſer der Genoſſenſchaft ſind ferner als Doppelhäuſer gebaut, d. h. es ſtoßen zur Erſparung einer Giebelwand je zwei Häuſer aneinander, die aber im übrigen jedes für ſich vollſtändig ein abgeſchloſſenes Ganzes bilden. Wir brauchen daher nur eines dieſer Häuſer zu betrachten.

Grundſtück, Hof und Garten umfaſſen rund $36\frac{1}{2}$ Quadratruten. Das Haus beſteht aus zwei Stockwerken, deren jedes eine große zweifenſtrige, eine kleinere einfenſtrige Stube und eine Küche enthält; unter dem ſchrägen Dach iſt reichlicher Bodenraum vorhanden, von dem bei einzelnen Häuſern noch ein hübſches Giebelzimmer abgezweigt wurde. Ein Anbau enthält Stall und Waſchküche, der Hof einen Brunnen.

Die Häuſer ſind jedoch keineswegs ganz ſchematiſch nach dieſem Normaltyp ausgeführt. Es iſt vielmehr beſonderer Wert auch darauf gelegt worden, jene Einförmigkeit im Äußeren zu vermeiden, welche Arbeiterquartieren leicht einen etwas troſtloſen Anſtrich gibt: Form, Lage und Gliederung der Bauten ſind möglichſt abwechſelnd gehalten, und ſelbſt dem Farbenſinn wurde durch gefällige Anordnung verſchieden gefärbter Ziegel Rechnung getragen. Durchweg verwandte man nur tadelloſes Material. Was koſtet nun ſolch eigenes Heim und wie hoch ſtellt ſich der Wohnungspreis?

Der Erwerb des eigenen Hauſes kommt auf 6000 bis 8900 Mark zu ſtehen. Nehmen wir einen Mittelpreis von 7410 Mark an, ſo hat der Mieter, in deſſen *Beſitz* Haus und Grundſtück durch allmähliche Abzahlung übergehen ſoll, jährlich zu entrichten: vier Prozent Mietzins und zwei Prozent Abzahlung = 444,60 Mark. Hiervon iſt nach den bisherigen Erfahrungen in Abrechnung zu ſtellen: der Ertrag für eine vermietete Wohnung mit 195 Mark, ſo daß nur 249,60 Mark an die Genoſſenſchaft *einſchließlich der Abſchlagszahlungen für den Erwerb* oder nur 101,40 Mark *ohne dieſe* zu zahlen ſind.

Thatſächlich ſtellt ſich die Miete alſo, ſelbſt wenn die Abzahlungen nicht berückſichtigt werden, nicht teurer, als für eine entſprechende Wohnung in Adlershof ſonſt gezahlt wird, während die Ausgaben für Gebäudeſteuer, Feuerverſicherung und Jahresabonnement für die Fahrt nach Berlin durch die Erträgniſſe des kleinen Gartens in der Mehrzahl der Fälle gedeckt werden.

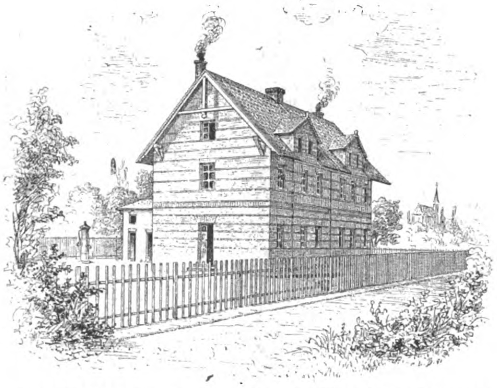
In ſeiner dankenswerten „Denkſchrift zur Begründung eines thatkräftigen Vorgehens auf dem Gebiete der Berliner Arbeiter-Wohnungsfrage“ berechnet Herr Dr. Benſch die Herſtellungskoſten eines *Einfamilien*-Arbeiterhauſes von zwei Stuben, Küche ꝛc. nebſt Grunderwerb auf 2500 Mark und die Jahresmiete einſchließlich Amortiſation und Eiſenbahnfahrkarte auf rund 230 Mark — das Reſultat iſt alſo annähernd das gleiche.

Um unſeren Leſern die Wandlungsfähigkeit der Bautypen derartiger Arbeiterhäuſer vorzuführen, geben wir auch noch zwei weitere Projekte, von denen das erſtere von dem Architekten Aſter in Gera, das zweite von C. Schindler-Eſcher in Zürich herrührt. Jenes ſtellt ein Haus für zwei Familien zum Baupreiſe von 2750 Mark, das letztere ein Häuschen von vier Zimmern und reichlicher Zubehör zum Baupreiſe von etwa 3520 Mark (beide ohne Grunderwerb) dar. — Ich will alle dieſe Entwürfe keineswegs als muſtergültig, als nicht noch verbeſſerungsfähig bezeichnen, ich laſſe im beſonderen z. B. unberührt, ob die Raumanordnung nicht noch geſchickter getroffen werden kann, ob etwa die Umformung der Küche zu einer Art Wohnzimmer ſich nicht häufig als zweckmäßig erweiſen kann, — das aber beweiſen ſie meines Erachtens unzweifelhaft, daß für einen mäßigen Preis ſelbſt in erreichbarer Nähe unſerer großen Städte allen berechtigten Anforderungen entſprechende Arbeiterhäuſer geſchaffen werden können.

Völlig aus eigenem Antrieb werden unſere Arbeiter jedoch nur in verſchwindend ſeltenen Fällen zum Erwerb und Bau eines eigenen Grundſtückes, eines eigenen Hauſes gelangen. In der einen oder anderen Weiſe muß ihnen beides nahegebracht und, ſoweit als möglich, erleichtert werden.

Der ausſchließlichen, unmittelbaren Staatshilfe will und kann ich nicht das Wort reden: wir haben wenig Beiſpiele, daß der Arbeiter jene richtig zu würdigen verſteht. Ebenſowenig kommt meines Erachtens die Wohlthätigkeit in Frage: der Wert des Beſitzes liegt darin, daß er ſelbſt, aus eigener Kraft erworben iſt. Das erſtrebte Ziel, das eigene Haus auf eigener Scholle, muß den Arbeiter zugleich zum energiſchen Sparen anhalten.

Staat und Geſellſchaft dürfen aber trotzdem nicht unthätig bleiben. Ihre Aufgabe iſt es einmal, die Errichtung der Kolonieen in die Hand zu nehmen, die Verwaltung zu



Familienhaus für zwei Familien in Adlershof bei Berlin.

organiſieren, dann aber die erſten Geldmittel für Grunderwerb und Bau im Wege der Kreditgewährung bereit zu ſtellen. Liegt die Verwaltung in den Händen angeſehener geeigneter Perſönlichkeiten, dann werden die hypothekariſch einzutragenden Darlehne eine mäßige Verzinſung mit Sicherheit gewähren. Erfreulicherweiſe hat die Reichsregierung bei Gelegenheit der Beratung der Unfall- und Invaliditätsverſicherung bereits zugeſichert, daß die dem Reiche durch das betreffende Geſetz zufließenden großen Kapitalien u. a. auch für die Zwecke der Arbeiterwohnungen verfügbar gemacht werden ſollen, aber auch Stiftungen, Sparkaſſen, Lebensverſicherungen könnten und müßten ihre flüſſigen Mittel für den gleichen Zweck anlegen.

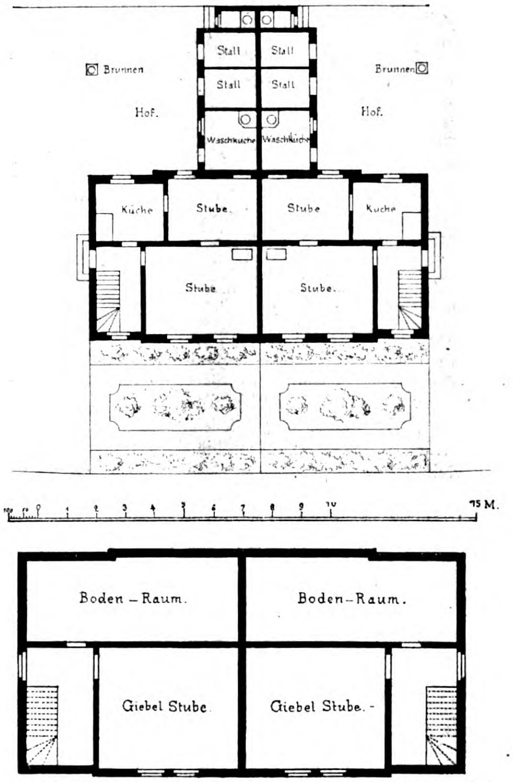
Die Form der Organiſation der Geſellſchaften für den Bau und die Verwaltung der Kolonieen wird eine ſehr verſchiedene ſein können. Nur des Beiſpiels halber ſeien hier ganz kurz die Grundzüge der Organiſation der mehrfach erwähnten Berliner Baugenoſſenſchaft angegeben: ſie verlangt von ihren Mitgliedern ein Eintrittsgeld von zwei Mark und einen Wochenbeitrag von mindeſtens 40 Pfg.; dieſe Beiträge werden gewiſſermaßen als Sparkonto jedes Mitgliedes aufgeſammelt und treten, ſobald dasſelbe 200 Mark erreicht, in den Genuß der Dividende. Mehr als zehn Geſchäftsanteile darf kein Mitglied beſitzen, um jede Spekulation auszuſchließen. Die Überlaſſung eines Hauſes an ein Mitglied erfolgt entweder gegen ſofortige Zahlung von einem Drittel des Kaufpreiſes, während der Reſt als erſte Hypothek ſtehen bleibt, oder das Mitglied bezieht das Haus zunächſt als Mieter und zahlt außer den 4 Prozent Miete noch mindeſtens 2 Prozent als Abzahlung; iſt durch dieſe zweiprozentige Amortiſation ein Drittel des Kaufpreiſes gedeckt, ſo geht das Haus als Eigentum in den Beſitz des betreffenden Mitgliedes über. Es ſei hier übrigens eingeſchaltet, daß die Baugenoſſenſchaft trotz dieſer billigen Bedingungen ihren Mitgliedern bisher regelmäßig 5 Prozent Dividende zahlen konnte.

Wenn wir bisher ſtets von „Arbeiterhäuſern“ geſprochen haben, ſo ſoll damit keineswegs geſagt ſein, daß die Schöpfung derartiger Kolonieen lediglich der Arbeiterklaſſe im engeren Sinne zu gute kommen darf. Der kleine Beamte, mancher ſelbſtändige Gewerbtreibende iſt ihrer ebenſo bedürftig, und ihre Beteiligung um ſo erwünſchter, als den Kolonieen dadurch eine gewiſſe Mannigfaltigkeit der Einwohnerſchaft verliehen wird, die dringend wünſchenswert iſt. Durch eine richtige Miſchung der Hausbeſitzer allein wird von den Heimſtätten jener Kaſtengeiſt ferngehalten werden können, der augenblicklich in keiner Bevölkerungsklaſſe ausgeprägter und gefährlicher auftritt, als unter unſeren Arbeitern.

Sollen die Kolonieen aber gedeihen, ſo iſt die Mithilfe des Staates noch nach einer Richtung hin notwendig, die ſcheinbar zwar außerhalb des Rahmens dieſer kleinen Skizze fällt, die aber unbedingt berührt werden muß: die Eiſenbahnverwaltungen müſſen nämlich die Fahrpreiſe im Lokalverkehr auf ein Minimum herabſetzen. Die Einſchaltung von Arbeiterzügen, die Gewährung von billigen Abonnements und Schülerkarten allein genügen nicht, denn der Arbeiter, welcher auf 5, 10, 15 Kilometer Entfernung von der Großſtadt wohnt, bedarf nicht nur für ſeine Perſon der umfaſſendſten Verkehrserleichterungen, dieſelben müſſen ſeiner ganzen Familie zugänglich gemacht werden. —

Auch die erfolgreiche Schöpfung großer Arbeiterkolonieen wird die ſoziale Frage nicht aus der Welt ſchaffen, wohl aber kann ſie weſentlich dazu beitragen, mehr vielleicht denn jedes andere Mittel, mit der Freude am eigenen Herd auch den köſtlichen Samen Zufriedenheit wieder in unſeren Arbeiterſcharen zum Keimen zu bringen.

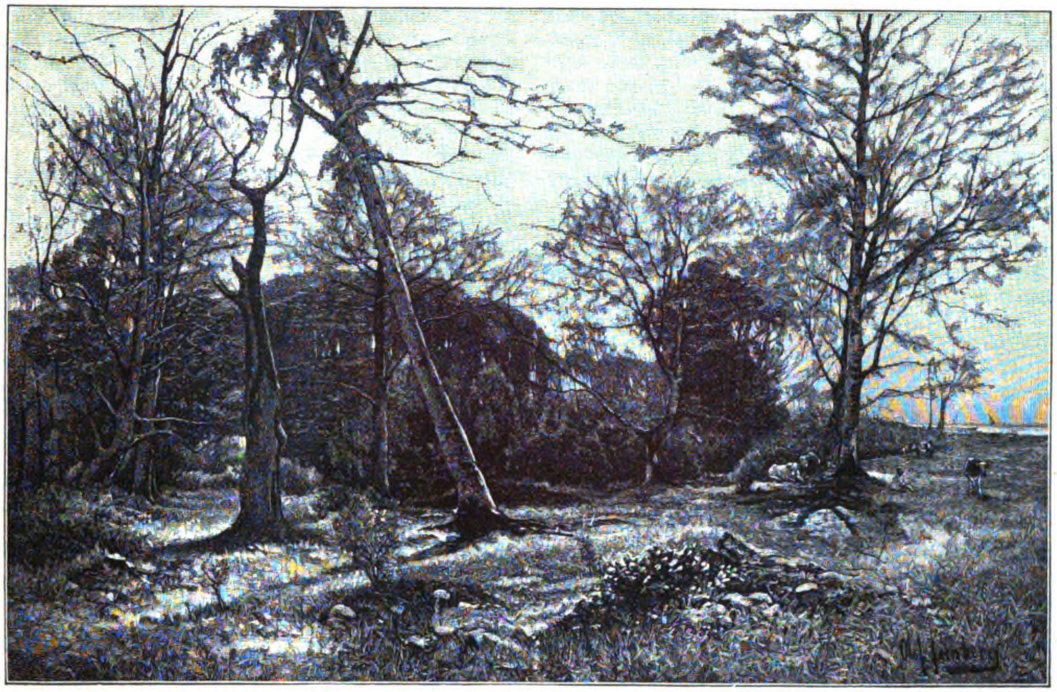
Und darum muß mit der Förderung aller auf die Schaffung von Arbeiterheimen gerichteten Beſtrebungen energiſcher, denn bisher, vorgegangen werden. „Wir ſollen,“ ſagte Octavia Hill, die große engliſche Menſchenfreundin, treffend, „die Denkkraft, das Mitleid, die Umſicht und die Freundlichkeit in der Armen Dienſt ſtellen.“ Arm aber iſt nicht nur, wer materiellen Mangel leidet. Weit ärmer iſt der, deſſen Familienleben durch den Zwang äußerer Umſtände bedroht erſcheint. Schaffen wir unſerem Arbeiter die Möglichkeit zu einer frohen Entwickelung häuslichen Glückes zurückzukehren, dann wird er auch zufriedener mit ſeinem Loſe ſein.



Grundriſſe der Etagen und des Bodens des Familienhauſes in Adlershof.

Das iſt eine Aufgabe, an welcher ſich jedermann, der ein Herz für unſer Volk hat, ohne Unterſchied der politiſchen Parteiſtellung beteiligen kann und beteiligen muß.

Haſſo Harden.



Waldpartie in der Nähe des Meeres. Nach dem Gemälde von O. Jernberg.

Witlandsort.

(Abdruck verboten.)

Von Max Hobrecht.

(Fortſetzung.)

Einen Augenblick ſtutzte der Baumeiſter, dann fuhr er fort: „Ich könnte dir antworten: ‚es iſt das gleiche Recht für alle, daß wir jeden nach ſeinem eigenen Maße meſſen.‘ Ich will's noch anders ausdrücken und ſo, wie's für den täglichen Gebrauch paßt: ‚Überall, wo du zu geben haſt, gib einem jeden gleich und ohne Anſehen der Perſon — haſt du aber zu fordern, ſo richte dich nach Maß und Kräften des andern. Ich meine, das iſt auch chriſtlich gedacht.“

„Dem wird niemand widerſprechen,“ ſagte der Komtur.

„Biſt du deſſen ſo gewiß? Als ich jüngſt die Kapelle drüben aufſuchte, in deren Nähe der heilige Adalbert den Märtyrertod erlitten hat, erzählte mir der Pfleger zu ſeiner Erbauung, wie der Herzog Boleslav von Polen die Heiden um die Gebeine des Erſchlagenen gebeten und verſprochen habe, ſolche mit Gold aufzuwiegen. Als es zur Ausführung des Handels gekommen, habe der Heilige ein Wunder gewirkt: ſeine Gebeine wären plötzlich ohne Gewicht geweſen, ſo daß die Heiden auch nicht einen Heller bekommen hätten. So berichtete der Pfleger, aber ich glaube nicht, daß der heilige Adalbert ſich zu dieſer Geſchichte bekennen würde.“

Der Komtur ſtrich mit der Hand über das Geſicht; er wollte wohl verbergen, daß ſich ſein Mund zum Lachen verzog. „Ich danke Gott,“ ſagte er, „daß es unſeres Amts nicht iſt, ſolchen Dingen nachzuforſchen und daß es den Oberen gegenüber für uns nichts gibt, als Gehorſam. Vergiß du auch nicht, daß wir hier vorerſt noch kämpfen müſſen, wie die Juden ums gelobte Land. Da gilt es, nicht weichmütig ſein. Nun aber, ſolange wir noch allein ſind: was haſt du mir wegen des Gerwien zu ſagen?“

„Du wirſt ihn richten; was wird ſein Schickſal ſein?“

„Die Freiheit ſeines Gutes hat er verwirkt, da er bei der Kurchefeier geholfen, das beſtimmt das Geſetz. Daß er Hand an den lüderlichen Kloſterbruder legte, darf ich als gebüßt anſehen. Das Winterkorn, das er jetzt geſäet hat, ſoll er im nächſten Jahr noch ernten. Dann werden wir entſcheiden, ob er das Gut behält und mit welchen Laſten. Solange der Bau hier währt, hat er ſich an jedem Werktag zum Dienſt zu ſtellen. Freie Zeit, um die Frühjahrsſaat einzubringen, laſſen wir ihm.“

Der Baumeiſter faßte die Hand des Komturs: „Du kannſt dem Pfleger befehlen, daß er mir den Mann beſtändig zur Arbeit gibt?“

„Wozu willſt du ihn gebrauchen?“

„Der Schaft ſeines Jagdſpießes hier hat mich darauf gebracht. Sieh einmal, was der arme Karl während ſeiner bekümmerten Krankenwacht für ein Blumengewinde in die glatte Rinde ſchnitt, noch ungeſchickt genug, aber man ſieht's, daß er Augen hat und eine ruhige Hand. Er ſoll den Steinmetzen helfen.“

Der Komtur nickte mit dem Kopfe: „Und wird vor Schaden bewahrt und zum Guten erzogen, nicht wahr, du Mann der Barmherzigkeit?“

„Ich ſchütze ihn auch gern vor dem Pfleger, der ihm nicht wohl will,“ ſagte der Baumeiſter; „jetzt iſt ſeine Seele friedlos und böſen Gedanken offen.“

„Und meinſt du, daß er bei den Steinmetzen Frieden finden wird?“

„Er wird ſich üben, Maß zu gebrauchen und Maß zu halten — Maß iſt zu allen Dingen gut!“

„So ſollſt du deinen Willen haben, Freund Wolfram; jetzt aber komm zum Boot, wir müſſen fort.“

Damit gingen ſie dem Fahrzeug entgegen, das eben den Strand berührte, und ſchwammen nach wenig Augenblicken dem Lochſtedter Hafen zu.

So kam es, daß Gerwien einige Tage ſpäter zum erſtenmale als Arbeiter in den Bretterſchuppen trat, der neben der Bauſtelle errichtet war, um den Steinmetzen als Werkplatz zu dienen. Die beiden alten Geſellen, die dort hantierten, waren für den erſchütterten Mann eben paſſende Genoſſen; der Baumeiſter hatte ihn wohl auch ihrem guten

Willen empfohlen. Ohne mit einem Wort ſeiner Schickſale zu gedenken, ſtellten ſie ihn bei einer Arbeit an, in welche ein gewiſſenhafter Anfänger ſich wohl verbeißen konnte, und überließen ihn dann ſtundenlang ſich ſelbſt — ſcheinbar wenigſtens; denn von Gerwien unbemerkt, ſtand doch bald der eine, bald der andere beobachtend hinter ihm, und gewiſſe unartikulierte Laute, die ſie nach ſolcher Prüfung gelegentlich austauſchten, trugen entſchieden den Ausdruck einer vorſichtigen Anerkennung.

Gerwien vermied es auch in den Ruheſtunden, ſich unter die andern Arbeiter zu miſchen; er hielt ſich lieber im Schatten der Bauhütte verborgen und dem zunftmäßigen Selbſtbewußtſein der beiden Geſellen konnte dies Betragen ihres Lehrlings nur wohlgefallen. Sie hatten nichts dagegen, daß er zuhörte, wenn ſie ſich über ihre Wanderjahre unterhielten, und richteten unwillkürlich bald ihr Geſpräch ſo ein, daß es nicht ganz über den engen Geſichtskreis des Preußen hinausging.

Selten und nur auf kurze Zeit erſchien der Baumeiſter bei den Steinmetzen; er meinte, die Zeit und gleichmäßige Arbeit würden jetzt mehr zur Beruhigung ſeines Schützlings thun, als jede perſönliche Einwirkung.

Aber noch ehe die Spätherbſtſtürme über das Land zwiſchen See und Haff brauſten, fand ſich auch Naruſſa in der Bauhütte ein, zwar etwas bläßlichen Geſichts, aber noch anmutiger durch den Ausdruck des wiedererwachenden Lebensmutes. Sie kam zuerſt nur, dem Manne das Mittagseſſen zu bringen, war aber ſo lebhaft überraſcht von deſſen erſter Kunſtleiſtung — wenn's auch nichts weiter war als ein paar rauhe Flächen einem Granitblock angearbeitet — daß ſie länger und länger blieb und am Ende erſt mit Gerwien den Heimweg antrat, wenn die hereinbrechende Dämmerung der Arbeit ein Ziel ſetzte.

Dann kam der Winter; trüben Tagen mit kalten Schloſſen- und Schneeſtürmen folgten Wochen klaren Froſtwetters; alles Land war in Schnee begraben, das Haff durch eine Eisdecke gefeſſelt, das Meer weit hinaus mit einem Gürtel von Schollen eingefaßt. Die Arbeit im Freien hatte ein Ende; ſoweit die Mauern der neuen Burg ſchon über die Erde hinausragten, hatte man ſie abgedeckt und gegen den Wechſel der Witterung verwahrt. Die Maſſe der Frohnarbeiter, die Aufſeher und Handwerksgeſellen waren vom Bauplatze verſchwunden.

Nur in der Bauhütte ging die Arbeit weiter. Es galt, gewiſſe verzierte Stücke, Kragſteine, Knäufe, Teile von Gewölberippen, des Maßwerks vorzubereiten, damit ſie bei wiederbeginnendem Bau in reichlicher Menge vorhanden wären; und zwar blühte gerade in jener Zeit ein, ſeither leider faſt ganz verlorener Kunſtbetrieb, der es auch dem Anfänger möglich machte, bald Brauchbares zu ſchaffen, wenn ihn nur Mutter Natur mit den unentbehrlichſten Gaben ausgerüſtet hatte.

Blöcke des lufttrocken gewordenen Backſteins bearbeitete man, ehe ſie in den Brennofen kamen, mit den feinſten Werkzeugen faſt wie den Thon des Bildhauers, und es iſt natürlich, daß ein Material, dem man auch bei dem vorſichtigſten Angreifen, mit leiſem Schaben und Auswirken, etwas abgewinnen konnte, beſonders geeignet war, ſich daran zu üben. Zugleich geſtattete es dem Arbeiter, der ſehr leicht die einzelnen Teile des Muſters bald leiſer, bald kräftiger behandeln konnte, eben dieſem Muſter gegenüber eine große Freiheit, ſelbſt Humor und Laune durften ſich geltend machen; und wie es heute eine Luſt iſt, uns hinter den übriggebliebenen Reſten jener Kunſt die Menſchen zu denken, die ſie ſchufen, ſo muß es zu jener Zeit für ſinnige Leute eine beſondere Freude geweſen ſein, mit guten Geſellen an ſolchen Werken zu arbeiten.

So war die tiefverſchneite Bauhütte am Haffufer ein Platz, wo Gerwien ſeines Kummers Herr werden, wo er ihn für Stunden und ſelbſt ganze Tage vergeſſen konnte. Wenn das Wetter den Weg nicht durchaus ungangbar machte, war er mit der Sonne zur Stelle und hatte ſchon auf der Herdplatte inmitten des Schuppens ein tüchtiges Feuer entzündet, ehe die Geſellen ſich einfanden. Kamen dann noch gegen den Mittag Naruſſa, zwiſchenein auch der Baumeiſter und Bruder Werner von Staden, ſo war, wie in den Werkſtätten der großen Meiſter, neben den arbeitenden Künſtlern ein Kreis aufmerkſamer Zuſchauer verſammelt, und das leicht hin und wieder gehende Geſpräch enthielt manches Saatkorn, das in dem rauhen Herzen des Preußen, wie in einem kräftigen Urwaldsboden, Keime ſchlug. Auf dem Heimwege, der bei glitzerndem Mondſchein oder dicker Schneeluft zurückgelegt wurde, hatten dann Gerwien und ſein Weib noch Zeit, die angeregten Gedanken ein jedes für ſich weiter zu ſpinnen.

Als der Frühling nach langer Winterſtarre plötzlich und entſchieden einſetzte, blieb Gerwien für ein paar Wochen aus, um die Beſtellung der Sommerfrucht zu beſorgen; als er dann wieder nach der Bauhütte kam, ließ ſich eine Zeitlang Naruſſa nicht ſehen. Auf die Fragen der Geſellen, wie das käme, gab Gerwien mit wunderlich verlegenem Geſicht unklaren Beſcheid. Das Rätſel löſte ſich erſt, als etwa mit dem Kuckuck zugleich die junge Frau wieder erſchien, außer dem Eßkober noch ein Bündelchen im Arm mit ſich führend, in dem bei näherem Nachſehen ein kleines roſiges Menſchenkind zu entdecken war. Blieb nun auch, da der Baumeiſter und Bruder Werner jetzt mehr von anderem Dienſt in Anſpruch genommen wurden, die Geſellſchaft bei den Steinmetzen gewöhnlich kleiner als im Winter, und ſetzte das Geſpräch oft für ganze Stunden aus, ſo war dafür des Geſanges kein Ende; denn Naruſſa hatte ihrem Jungen immer etwas zu ſagen und that das meiſtens in der Form des Liedes; nicht ſelten verſuchte es auch einer der Geſellen, mit mehr oder weniger Glück die liebliche Stimme der jungen Mutter in allerlei Brummtönen zu begleiten.

Draußen aber ging die Arbeit unter Meiſter Wolframs Leitung und bei kräftigem Antreiben des Pflegers rüſtig vorwärts; zwiſchen den Gerüſten wuchſen die Mauern zuſehends, und um Johannis herum war man ſo weit, daß das Dachgebälk aufgebracht werden konnte.

Während hier alles das freundliche Gepräge tiefen Friedens trug, brannte im Lande immer noch das Feuer des Eroberungskrieges, jetzt in helle Flammen ausbrechend, jetzt wie unter der Aſche weiter glimmend. Es galt die Unterwerfung Sudauens, des einzigen Gaues, der ſich der Herrſchaft des Ordens noch nicht gebeugt hatte. Mehrere Jahre hindurch währte ſchon der Kampf; die Bewohner jener Gegend wurden bei ihrem Widerſtande durch die Unwegſamkeit ihrer Waldwildnis unterſtützt. Mit der Länge des Widerſtandes wuchs ihr Haß gegen den Eroberer, und am Ende konnte nur ein Teil zur Unterwerfung gebracht werden, nicht wenige zogen es vor, nach Litauen auszuwandern.

Der Leſer hat mit dieſen Dingen nicht näher zu thun, und auch um Lochſtedt oder Witlandsort hörte man davon nur ſelten. Es lag nicht im Intereſſe der Landesherrſchaft, daß es bekannt wurde, wie ſie an anderen Orten um ihr Daſein kämpfen mußte, und wenn auch wohl die Glieder des Ordens ſelbſt genügende Kenntnis davon hatten, die preußiſchen Eingeborenen ließ man gerne ſoviel wie möglich im Dunkel — waren doch noch nicht zwanzig Jahre vergangen, ſeit der letzte verzweifelte Aufſtand der Samländer erſtickt wurde. Aber das Gerücht fand trotzdem ſeine Wege und zuweilen war's nicht bloß das Gerücht. Ein paarmal ſchon waren verſprengte Sudauerſcharen, die Wachſamkeit der Ordenskrieger täuſchend, weit in die benachbarten Landſchaften und darüber hinaus raubend und brennend vorgedrungen. In dieſem Sommer gelangte ein ſolcher Haufe, dem man den Rückweg abgeſchnitten hatte, an dem feſten Königsberg vorbei tief hinein ins Samland. Die großen Waldungen am Nordrande des Friſchen Haffs gaben ihm Gelegenheit, ſich eine Weile verborgen zu halten.

Dem Unweſen zu ſteuern, brach eine Ordensſchar von Königsberg auf, und der Pfleger von Lochſtedt erhielt zugleich Befehl, von ſeiner Seite her den Feinden, wenn man ſie aufgeſtört hätte, den Weg zu verlegen.

Auf dem Bau ſah es derzeit faſt leer aus; die Erntearbeit hatte begonnen; bis ſie beendet ſein würde, war den Bauern und Hörigen Urlaub gegeben. Um ſo pünktlicher folgte Herr Friedrich von Henneberg dem an ihn ergangenen Befehl, und da an eine Gefährdung Lochſtedts kaum zu denken war, trug er kein Bedenken, faſt die ganze Mannſchaft des Platzes mit ſich zu nehmen.

In beſter Stimmung, denn er freute ſich über die Kriegsreiſe nach der langen Ruhe, zog er an der Spitze ſeines Haufens an einem ſchönen Auguſtmorgen dem Orte zu, welchen ihm der Komtur als nächſtes Ziel beſtimmt hatte.

Nach etwa halbſtündigem Reiten näherte ſich der Zug einem Kornfelde, auf welchem die Erntearbeit in vollem Gange war; eben kam ein Mann in gebückter Haltung durch die wogenden Halme heran, jeden Schritt mit einem rauſchenden Schnitt ſeiner Senſe begleitend, während die hinterdrein folgende Frau Garbe auf Garbe band. Jetzt war der Schnitter bis an den Weg gelangt, er richtete ſich in die Höhe, zog den Wetzſtein aus dem Gurt und begann gewohnheitsmäßig die Senſe neu zu ſchärfen, ohne ſich um die kriegeriſche Schar zu kümmern. In dieſem Augenblick ritt der Pfleger vorüber; ihn ärgerte die gleichgültige Haltung des Mannes, und er beſann ſich, daß er es ja ganz in der Hand hatte, ſich dafür Genugthuung zu verſchaffen. Die Zügel ſeines Gauls ſcharf anziehend, rief er: „Du haſt's ſehr eilig, Gerwien, das iſt recht! Vergiß auch nicht, dich ſo einzurichten, daß zu St. Michaelistag dein Nachfolger hier einziehen kann. Bis dahin werden wir ja wiſſen, wem wir das Gut geben.“ Damit ſetzte er die Sporen wieder ein und ſprengte davon.

Gerwien hatte, während der Pfleger ſprach, einen ungeſchickten Verſuch gemacht, demſelben ſeine Ehrerbietung zu bezeigen; er war damit nicht zu ſtande gekommen, weil er mit beiden Händen ſein Arbeitsgerät hielt. Nun ſteckte er den Wetzſtein an ſeinen Ort, legte die Senſe über die Schulter und wanderte ſchwerfällig nach dem anderen Ende des Feldes, um dort ſeine Mäherarbeit wieder zu beginnen. Er kam an Naruſſa vorüber, die noch die zuletzt gebundenen Garben in Hocken zuſammenſetzte; auf ihre neugierige Frage, was der Pfleger ihm geſagt habe, gab er keine Antwort.

Mit der traurigen Kunſt des Verurteilten hatte er es bisher verſtanden, ſich das immer näher rückende Schickſal durch Nichtdarandenken fern zu halten; ſo trat ihm dasſelbe heute wirklich faſt wie etwas Unerhörtes entgegen. Als er die Senſe wieder zur Hand genommen, ſeinen Schnittergang wieder begonnen hatte, wurde ſein Schritt immer langſamer, immer kürzer und kraftloſer der Schwung ſeiner Arme. Schwere Gedanken thun nicht gut bei ſolcher Arbeit. Endlich ließ er die Senſe zur Erde fallen und ging in gebrochener Haltung ſeinem Hauſe zu: wozu und für wen ſollte er noch ernten? Naruſſa, durch ein paar abgeriſſene Worte des Mannes verſtändigt, um was es ſich handele, ging klagend hinterdrein.

Als am Nachmittag desſelben Tages Meiſter Wolfram von Gernrode aus dem Burghof des alten Lochſtedt heraustrat, um ſich nach dem Neubau zu begeben, blieb er an einem Ebereſchenbaum ſtehen, deſſen Beeren ſich ſchon zu röten begannen. Er hatte ſich's, wohl ohne es ſelbſt zu wiſſen, angewöhnt, bei ſeinen täglichen Hin- und Hergängen von hier aus eine kurze Umſchau zu halten, die im Laufe der Zeit nun ſchon etwas Heimatliches für ihn erhalten hatte. Beinahe war's ja ein Jahr her, ſeit er ſeinen Fuß zum erſtenmal auf dieſen Boden ſetzte; in ähnlichem freundlichem Lichte wie damals lagen heute Waſſer und Land, Wald und Feld um ihn her, dort im Oſten, getrennt durch eine meilenbreite Einbuchtung des Haffs, zeigte ſich im vollſten Sonnenſchein ein Teil jener Waldwildnis, welche der Sudauerſchar zum Verſteck diente, zu deren Verfolgung der Pfleger aufgebrochen war. Eine dichte Wand gemiſchten Laub- und Nadelholzes trat bis hart ans Waſſer, keine Menſchenwohnung war zu ſehen, Schweigen und Geheimnis herrſchte dort. Auch die Waſſerfläche lag faſt unbewegt da. Doch kam ein kleines Fahrzeug, deſſen Segel wie ein Mövenflügel inmitten des Waſſers aufblitzte, mit ſichtbarer Schnelligkeit heran. Und dort um die letzte Waldecke herum lenkte eben ein ganzes Geſchwader etwas größerer Boote, die auch in der Richtung auf Lochſtedt lagen; je nachdem die Sonne ihre Segel traf, leuchteten ſie in ſchneeiger Weiße, oder verſchwanden gegen den graublauen Hintergrund. Ein luſtiges Bild!

„Kein Vierteljahr mehr, und das Segel wird geſpannt, das auch mich wieder heimatwärts führt,“ ſagte der Baumeiſter leiſe vor ſich hin.

Und als gelte es, durch augenblickliche Thätigkeit den erſehnten Zeitpunkt ſchneller herbeizuführen, ſchritt Meiſter Wolfram eilig ſeinem Bauwerk zu. Hier waren allerdings nur ein paar Schloſſer mit dem Anſchlagen von Thürbändern und Klinken beſchäftigt, und in der Kapelle legten zwei neu zugewanderte Geſellen einen künſtlichen Fußboden von gebrannten Thonflieſen, während in der Bauhütte die Steinmetzen an ihrer beſchaulichen Arbeit ſaßen. Aber mit Zuſchauen, hier und da, Fragen oder Ermahnen verging doch die Zeit, und der Baumeiſter war überraſcht, als er wieder ins Freie hinaustretend bemerkte, wie das kleine Boot, welches er eben erſt inmitten des Haffs geſehen zu haben meinte, in dieſem Augenblick unter vollem Segeldruck auf das Ufer ſchoß.

Der Mann, der es regiert hatte, nahm ſich nicht die Zeit, das Segel aufzurollen oder ſein Boot für alle Fälle feſtzubinden; ohne ſich umzuſehen, ſtürmte er die Uferbank hinan und kam erſt vor Meiſter Wolfram zum Stillſtand. Dieſer beſaß zum Glück von Natur und durch Gewöhnung ein ruhiges Blut, ſonſt hätte er ſich mit Grund über die Erſcheinung entſetzen mögen, die etwa ſo wild ausſah, wie der Täufer Johannes auf alten Bildern. Aber der Mund, der unter einem Gewirre von Bart nicht zu ſehen war, ſprach deutſch.

„Macht euch fertig — ſie kommen hinter mir!“ ſchrie er mit fliegendem Atem; „keine halbe Stunde, ſo habt ihr ſie hier.“

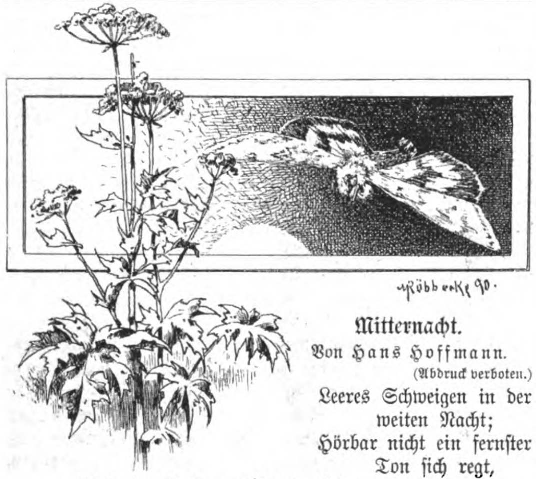
„Von wem ſprichſt du, Mann? Wer iſt hinter dir und wer biſt du ſelbſt?“ fragte der Baumeiſter faſt unwillig.

Der Fremde machte dieſer Gemütsruhe gegenüber ein ſehr erſtauntes Geſicht. „Wer? Die Sudauer ſind es! Und wenn ihr nicht Menſchen genug habt, euch im freien Felde zu wehren, oder euch nicht getraut, das Pfahlwerk gegen die Kerle zu halten, ſo macht euch zeitig auf die Sohlen! Schonung iſt von der Bande nicht zu hoffen!“

Es galt, keine Zeit verlieren. Meiſter Wolfram faßte den wilden Geſellen am Arm und ſchritt mit ihm eilig der alten Burg zu, um Kriegsrat mit dem Ordensbruder zu halten, der, wegen Krankheit zurückgeblieben, mit noch ſechs Knechten im Augenblick die ganze Beſatzung des Platzes ausmachte. Unterwegs erzählte der Fremde, immer noch in heftiger Erregung, er wäre von der Zimmerbude drüben hinter der Waldſpitze, einer Anſiedelung von Fiſchern und Ackersleuten; er ſelbſt ſei ein Zimmermann, die meiſten Hölzer für den Lochſtedter Burgbau habe er mit ſeinen Leuten zugerichtet. Heute früh hätten die Sudauer das kleine Dorf überfallen, die meiſten Einwohner wären entwiſcht, da es die Heiden hauptſächlich auf die Boote abgeſehen hatten; ſie müßten Nachricht dann haben, daß die Lochſtedter Beſatzung auf der Kriegsreiſe wäre und wollten das Haus ausrauben und zerſtören. Ihn hätten ſie erwiſcht, da er nicht ſchnell genug zu Fuß geweſen. Als ſie dann aber, ſich zur Waſſerfahrt zu ſtärken, ein Fäßchen Meth aufgeſchlagen und ſich darin vertieft hätten, ſei es ihm gelungen, ſich in einem kleinen Boot davonzumachen und, ehe er bemerkt worden, einen großen Vorſprung zu gewinnen. „Denn ordentlich waſſerrechte Leute ſind das auch nicht,“ ſo ſchloß er ſeine Erzählung, „kriegen ſie mich aber hier zu faſſen, ſo iſt mein letztes Brot gebacken, das iſt gewiß!“

Wäre dem Heidenvolk die Überraſchung geglückt, ſo ſtand es jetzt ſchlimm um Haus Lochſtedt; die Gefahr war auch ſo noch groß genug und zu langem Beſinnen keine Zeit. Der Bruder von Sangershauſen, auf den mit aller Verantwortung auch der Befehl übergegangen war, wußte keinen beſſern Rat, als daß man verſuchte, ſich hinter Wall und Pfahlwerk der alten Burg zu halten, bis Hilfe von außerhalb herbeikäme; der unfertige, noch überall offene Neubau mußte preisgegeben werden. So wurden die Handwerker, die dort arbeiteten, herbeigerufen, für den Nothfall mit Spießen und Streitäxten bewehrt und an den Punkten der Befeſtigung, die am erſten einen Angriff zu beſorgen hatten, aufgeſtellt. Den Fremden aus der Zimmerbude aber ſetzte man auf das Streitroß des Ritters, wo er ſich freilich ſehr unſicher fühlte, und hieß ihn, ſo ſchnell er könnte, zum Hauſe des Biſchofs, nach Fiſchhauſen reiten und melden, wie die Dinge auf Lochſtedt ſtünden; dort würde man dann ſchon wiſſen, was zu thun ſei. Als der Bote zwiſchen den Büſchen verſchwand, waren die Fahrzeuge der Sudauer nur noch einige hundert Schritte vom Ufer entfernt.

Inzwiſchen hatte der arme Gerwien während des ganzen Vormittags, ſeinem Unglück nachdenkend, unter ſeiner Hausthür geſeſſen und alle Verſuche Naruſſas, ihm tröſtend zuzuſprechen, abgewieſen. Auch ſein Mittagsmahl ließ er unberührt ſtehen; endlich entſchloß er ſich, da ihm jede Thätigkeit in der Wirtſchaft zuwider war, wieder einmal nach der Bauhütte zu gehen, wo er ſo oft ſchon über ſeinem ſtillen Schaffen Kummer und Sorgen vergeſſen hatte. Ohne rechts oder links auszuſchauen, ging er ſeines Wegs; ſo achtete er nicht darauf, daß kurz, ehe er ſein Ziel erreichte, eine abenteuerliche Reitergeſtalt an ihm vorbeijagte — was der Mann ihm noch aus der Entfernung zurief, verſtand er nicht, ebenſowenig wurde er die heranſegelnden Boote der Sudauer gewahr. Stille, Einſamkeit, Vergeſſenheit war es, wonach er unwillkürlich, aber mit allen Kräften ſtrebte. (Schluß folgt.)


Röbbecke 90.

Mitternacht.

Von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Leeres Schweigen in der weiten Nacht;
Hörbar nicht ein fernſter Ton ſich regt,
Nicht ein Pochen, nicht ein Klingen wacht,
Nicht ein Lufthauch ſchwingend ſich bewegt.

Leiſe nur verlangend denk' ich dein:
Ruhig atmend ſchlummerſt du ſo nah',
Ferne doch dem Ohr, dem Auge mein,
Nur das Herz, es ſchlägt, als wärſt du da.

Aus der großen Leere ſeltſam dringt's,
Heimlich Tönen, geiſterſchön hervor,
Fernher ſchwellend, fern verſchwebend klingt's,
Ein Geſang des Schweigens, in mein Ohr.

Fernen Glocken gleichend, ſchwingt es weich,
Gleich als ob ich hört' im Traumesflug
Fern und ſelig nahe mir zugleich
Sanft des Glückes ruh'gen Atemzug.

Eine Stunde bei Prof. v. Helmholtz.

Am 31. Auguſt dieſes Jahres vollendet der größte aller lebenden deutſchen Phyſiologen und zugleich einer der bedeutendſten und erfolgreichſten Gelehrten aller Zeiten, Profeſſor H. L. von Helmholtz, ſein ſiebzigſtes Lebensjahr.

Das Daheim iſt bereits vor geraumer Zeit, im XII. Jahrgang, dem wiſſenſchaftlichen Wirken des berühmten Mannes durch einen größeren Artikel gerecht geworden, um ſo freudiger begrüßten wir es, als uns auf eine Anfrage die Zuſage zu teil wurde, der Herr Geheimrat würde den Unterzeichneten, als Redakteur des Daheim, perſönlich empfangen — die Schilderung eines Beſuchs bei dem großen Gelehrten hatte ja gewiß Ausſicht, unſeren Leſern manches Intereſſante zu bieten.

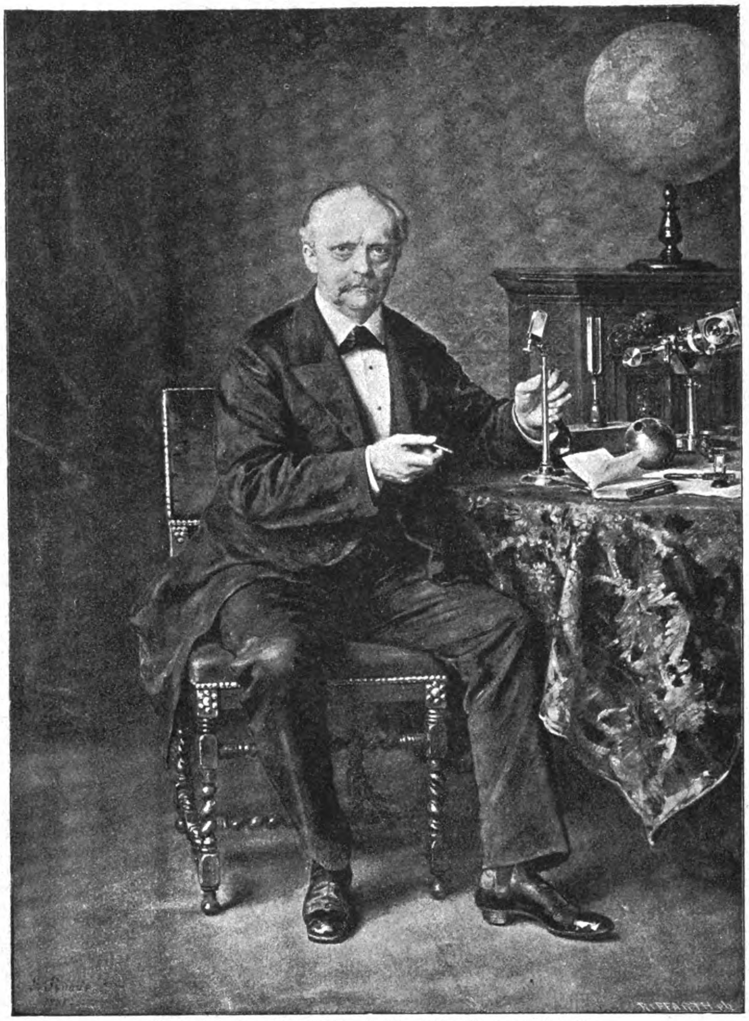
Herr von Helmholtz bewohnt in der Marchſtraße der Nachbarreſidenz Charlottenburg eine kleine, reizende, von weiten Gartenanlagen umgebene Villa unmittelbar neben der von ihm geleiteten phyſikaliſch-techniſchen Reichsanſtalt. Wenige Schritte genügen, um ihn aus ſeinem Heim an die Stätte ſeiner Wirkſamkeit zu führen.

Man hatte mir mitgeteilt, daß der Herr Geheimrat am beſten in den Morgenſtunden zu ſprechen ſei, ſeine umfaſſende Thätigkeit laſſe ihm während des Tages ſelten eine Stunde frei. Es war daher noch recht früh am Vormittag — wenigſtens nach Berliner Begriffen — als ich die Thürſchelle an der Villa zog, und ich hatte einiges Bedenken, ob ich nicht allzu früh komme. Der öffnende Diener ſagte mir aber, als ich meine Karte abgab, daß ich bereits erwartet werde.

Frau von Helmholtz empfing mich zunächſt in ihren Salons. Die liebenswürdige Dame kannte den Zweck meines Beſuches und gab mir, während wir plauderten, einige Einzelheiten über das tägliche Leben ihres Gatten. Wie die meiſten Geiſtesarbeiter weiß Profeſſor von Helmholtz die Wahrheit des alten Sprichwortes: „Morgenſtunde hat Gold im Munde" zu würdigen. Er iſt ein Frühaufſteher, und die Vormittagsſtunden ſind ſeine beſte Arbeitszeit. Erſt gegen ein Uhr gönnt er ſich eine Ruhepauſe, die ſich bis etwa vier Uhr ausdehnt; dann folgen wieder einige Stunden angeſtrengter Thätigkeit, der Abend aber gehört der Erholung, der Familie. Es wird das Theater fleißig beſucht, viel muſiziert, nicht ſelten greift Helmholtz wohl auch zu einem unſerer Klaſſiker und lieſt vor. Ich hatte bereits früher gelegentlich gehört, daß der Gelehrte ein hervorragendes Vortragstalent beſitze, und Frau von Helmholtz beſtätigte es mir ausdrücklich: Shakeſpeare und Goethe ſeien diejenigen Meiſter, die er bevorzuge, aber er ſtehe auch unſerer modernen Litteratur keineswegs fremd gegenüber — „es müſſe nur nicht gerade Ibſen ſein," fügte Frau von Helmholtz mit feinem Lächeln hinzu.

„Daß mein Mann die Muſik beſonders liebt," fuhr ſie etwa fort, „bedarf bei dem Intereſſe, welches er der Welt der Töne auch in ſeiner Wiſſenſchaft zugewendet hat, keiner beſonderen Begründung, und wie er Richard Wagner verehrt, iſt bekannt. Es vergeht kein Jahr, ohne daß wir in Bayreuth ſind. Wir ſtanden auch dem Dichterkomponiſten perſönlich nahe, und ich erinnere mich noch heute mit innigem Vergnügen der anregenden Geſpräche, in denen er und mein Gatte ihre Anſichten über die Aufgaben und die Grenzen der Muſik austauſchten."

An den Wänden des Zimmers hingen zwei Porträts Helmholtz', prächtige Schöpfungen Meiſter Lenbachs. „Mein Mann iſt mit Lenbach perſönlich bekannt, und ich darf vielleicht ſagen, daß dieſer eine beſondere Vorliebe für den Kopf meines Gatten hat." Sehr begreiflich, daß das feingeſchnittene, energiſche und durchgeiſtigte Geſicht des großen Gelehrten den großen Künſtler mächtig zum Schaffen anregt, es liegt wohl etwas Kongeniales in beider Naturen. Die Porträts zeigen in der That die Vorzüge der Lenbachſchen Kunſt im vollſten Maße, eine ſcharfe Charakteriſtik und ſeltene Tiefe der Auffaſſung. Unter dem einen der Bildniſſe hing eine reizvolle Paſtellſkizze, die ich ſofort als auch von dem Münchener Meiſter ſtammend erkannte, einen lieblichen Mädchenkopf und einen ernſt blickenden Mann in der Blüte der Jahre darſtellend. Es waren die Porträts der Tochter des Hauſes und ihres Gatten, des Herrn von Siemens.


Profeſſor von Helmholtz. Nach dem Gemälde von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Aber ich will Sie zu meinem Manne hinüberführen. Er hat ſonſt eine ausgeſprochene Abneigung gegen jede Art von Interview; bei Ihnen liegt die Sache jedoch anders, und er erwartet Sie.“

Wenige Minuten ſpäter ſtand ich im ſchlichten Arbeitszimmer des Gelehrten, einem mäßig großen Raum mit wohlgeordneten Bücherregalen an zwei Wänden, in der Mitte einem doppelſeitigen, eichenen mächtigen Stehpult. — Faſt ein Jahrzehnt war verfloſſen, ſeit ich den Herrn Profeſſor zum letztenmal in der überfüllten Aula geſehen hatte. Ich war erſtaunt, wie ſpurlos die Jahre an ihm vorübergerauſcht ſchienen. Das war dieſelbe ungebeugte Haltung, das gleich friſche, von vollem weißen Haar umrahmte Geſicht, dasſelbe ſcharfblickende, durchdringende Augenpaar, wie ehedem, dasſelbe wohlwollende Lächeln auf den Lippen, die nie etwas lieber ſprechen, als ein Wort warmer Anerkennung.

Ich hatte mir ein langes Regiſter von Fragen vorbereitet, aber es bedurfte glücklicherweiſe deſſen nicht — glücklicherweiſe; denn bei ſolch einem Beſuch iſt nichts peinlicher, als mit Fragen läſtig zu fallen. Als wir Platz genommen hatten, entwickelte ſich das Geſpräch ganz von ſelbſt.

Herr von Helmholtz ſprach zunächſt von ſeinen Jugendjahren. Er erzählte mir, wie er unter ſehr beſcheidenen Verhältniſſen aufgewachſen ſei. Ein gewiſſes techniſches Talent habe wohl in ſeiner Familie gelegen, und ſchon auf dem Gymnaſium — er beſuchte das Gymnaſium zu Potsdam — ſei er von dem lebhaften Wunſch erfüllt geweſen, ſich ganz den Naturwiſſenſchaften widmen zu dürfen. Aber das reine Studium der Naturwiſſenſchaften war damals noch weniger zum Broterwerb geeignet, als heute, und ſo wurde ein Ausweg mit Freuden ergriffen: der Jüngling ſtudierte, nach früh beſtandener Abiturientenprüfung, auf dem Königlichen Friedrich Wilhelms-Inſtitut Medizin und kam dann, 1843, als Aſſiſtenzarzt bei den Gardehuſaren nach der Vaterſtadt zurück. Hier entſtand in den nächſten Jahren jene weltberühmte Abhandlung „Über die Erhaltung der Kraft,“ welche den jungen Militärarzt faſt mit einem Schlage zu einem berühmten Mann machte. Freilich doch nicht ſofort. — „Ich ſandte meine Arbeit,“ meinte der Geheimrat lächelnd, „an Poggendorfs Annalen ein. Aber es ging mir, wie anderen jungen Autoren auch: ſie wurde einfach abgelehnt. Erſt durch Vermittelung meines Freundes Du Bois-Reymond gelang es mir nach manchen Schwierigkeiten, in dem Buchhändler Reimer einen Verleger für meine Abhandlung zu gewinnen.“

Die Veröffentlichung der Arbeit (1847) hatte zunächſt den Erfolg, daß der Aſſiſtenzarzt Dr. Helmholtz nach Berlin berufen wurde. Eine Profeſſur war aber nicht ſofort frei, und er mußte ſich vorerſt mit einer Stellung als Lehrer der Anatomie an der Kunſtakademie begnügen. Schon im nächſten Jahre erfolgte indeſſen ſeine Berufung als Profeſſor der Phyſiologie nach Königsberg. Mir war bekannt, daß Helmholtz während ſeiner Königsberger Thätigkeit den Augenſpiegel erfunden hatte, jenes wunderbare Inſtrument, welches plötzlich den Schleier von dem dunklen Hintergrunde des menſchlichen Auges hob und eine neue Ära der Augenheilkunde inaugurierte. Ich erlaubte mir, den Herrn Profeſſor mit einer bezüglichen Frage zu unterbrechen.

„Ich kam bei Gelegenheit meiner Unterſuchungen über den anatomiſchen Bau unſerer Sehwerkzeuge auf das Inſtrument,“ entgegnete er lebhaft. „Als ich dasſelbe aber an Jüngken, unſeren damals bekannteſten Augenarzt, nach Berlin ſandte, konnte derſelbe mit dem Ding abſolut nicht fertig werden und ſchickte es mir ziemlich mißmutig zurück. Es bedurfte erſt des genialen Blickes und der geſchickten Hand des jungen Gräfe, um das Inſtrument zur richtigen Würdigung und Anwendung gelangen zu laſſen.“

Bekanntlich bezeichnete Gräfe ſelbſt ſpäter die Erfindung des Augenſpiegels als eine That, welche allein genügen würde, um die Stirn Helmholtz’ mit immer friſchem Lorbeer zu ſchmücken — eine wiſſenſchaftliche That, welche man wohl in eine Reihe mit der Entdeckung der Auskultation und Perkuſſion ſtellen darf.

„Ein andauerndes Leiden meiner erſten Frau, welche die rauhe Luft Königsbergs nicht vertragen konnte, veranlaßte mich, 1856 eine Profeſſur in Bonn anzunehmen. Hier begannen meine Unterſuchungen über die phyſiologiſche Akuſtik.“

Ich warf die Frage nach dem Zuſammenhang dieſer Forſchungen mit des Gelehrten perſönlicher Liebe zur Muſik ein.

„Dieſer Zuſammenhang iſt zweifellos,“ beſtätigte der Herr Geheimrat. „Zwar der Klavierunterricht, den ich als Knabe erhielt, hat kaum dazu beigetragen, meine Liebe zur Muſik zu kräftigen. Ich war im übrigen ein ſehr fügſamer Knabe, aber mein Klavierlehrer verſtand ſich mir ſo unleidlich zu machen, daß ich ihm eines Tages das Notenheft vor die Füße warf, womit die Stunden einen vorzeitigen Abſchluß fanden. Als Student lernte ich dann aber Glucks Werke kennen, und zumal ſeine Armide begeiſterte mich derart, daß ſie mich wieder an das Klavier zwang. Ich lernte die Partitur bald, ſchlecht und recht, wie es geweſen ſein mag, ohne Beihilfe eines Lehrers bewältigen. Nun — bei dem Klavier blieb es nicht; ich verſuchte mich bald an dieſem, bald mit jenem Inſtrument, und meine Studien entſprangen ſo halb dem muſikaliſchen, halb dem phyſikaliſchen Intereſſe. Meine Verehrung für Gluck blieb übrigens beſtehen, ich ſehe in ihm den echten Vorläufer Richard Wagners. Ein Konzert, eine gute Oper iſt für mich immer der größte Genuß geblieben, wie ich denn freilich auch ſonſt gern im Theater meine Erholung ſuche,“ fuhr Herr von Helmholtz fort. „Es iſt das Theater für mich die ſicherſte und angenehmſte Art, mich nach angeſtrengter Arbeit aus meinen Gedankenreihen loszulöſen, was mir ſonſt oft ſehr ſchwer fällt.“

Nur kurze Zeit blieb Helmholtz in Bonn, ſchon 1858 folgte er einem Ruf nach Heidelberg. „Was mich beſonders nach Heidelberg zog, waren die dortigen, vortrefflich eingerichteten wiſſenſchaftlichen Inſtitute. An den meiſten preußiſchen Univerſitäten lag es damals in Bezug hierauf noch recht im Argen — jetzt iſt es ja freilich beſſer geworden.“ — Nicht zuletzt durch Helmholtz’ Verdienſt, möchte man einſchalten. — „Aber es gefiel mir auch ſonſt vortrefflich in der ſchönen Neckarſtadt, und ich zähle die Jahre, die ich dort verlebte, zu den glücklichſten meines Lebens. In Heidelberg lernte ich — Sie wiſſen, daß ich meine erſte Gattin früh verloren — meine liebe Frau kennen, in Heidelberg lebte mir damals ein Kreis anregender Freunde: ich nenne Ihnen nur den Hiſtoriker Häußer, Gagern, Gervinus, die nun auch ſchon dahingeſchieden ſind.“

Es ſchien mir nicht erforderlich, auf Helmholtz’ Wirkſamkeit in Berlin, wohin der Gelehrte im Jahre 1871 überſiedelte, näher einzugehen; ſeine befruchtende Thätigkeit als Univerſitätslehrer, ſein epochemachendes Schaffen an der Spitze der phyſikaliſch-techniſchen Reichsanſtalt liegen ja vor unſer aller Augen. Dagegen verſuchte ich, das Geſpräch auf die populären wiſſenſchaftlichen Vorträge zu lenken, in denen Helmholtz die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen vor dem weiteren Kreis gebildeter Laien klargelegt hat. Mir waren dieſelben ſtets als ein beſonders verdienſtliches Werk erſchienen — hat es doch der große Gelehrte, wie wenig, ſehr wenig andere, verſtanden, ſeine Unterſuchungen auf den verſchiedenſten Gebieten der Naturwiſſenſchaften durch jene meiſterhaft klaren Vorträge zum bleibenden Beſitz der Gebildeten unſers Volkes zu machen und, was vielleicht noch höher zu ſtellen iſt, die Liebe zu den Naturwiſſenſchaften, das Verſtändnis für ihr Studium in weiteren Kreiſen zu erwecken.

„Sie haben recht,“ meinte Herr von Helmholtz, „meine Vorträge haben mir viel Freude gemacht. Ich begann ſchon frühzeitig, ſchon in Königsberg, mit ihnen und habe dann, zahlreichen Aufforderungen ſeitens verſchiedener Vereine folgend, in Bonn, Heidelberg und Berlin fortgefahren. Die Schwierigkeit, im guten Sinn populär zu ſein, liegt weſentlich in der ſo ſehr mannigfachen Zuſammenſetzung des Auditoriums, man weiß nie genau, welche Grundlagen man als bekannt vorausſetzen darf. Daher bedingen ſie auch eine höchſt ſorgfältige, zeitraubende Vorarbeit, und dies iſt wohl einer der Gründe, weshalb ſich ſo wenig Forſcher dazu gern verſtehen, vor einem Laienauditorium zu ſprechen. Unſere Zeit iſt eben ein koſtbares Ding. Und anderſeits iſt der Erfolg des geſprochenen Wortes bei ſolch einem Vortrag doch fraglich — anders und beſſer, nachhaltiger wirkt derſelbe ſchon, wenn er gedruckt vorliegt.“

Wer von uns aber hätte aus den muſtergültigen Helmholtzſchen Vorträgen — ich nenne nur „Über die Wechſelwirkung der Naturkräfte,“ „Über die Natur der menſchlichen Sinnesempfindungen,“ „Über die phyſiologiſchen Urſachen der muſikaliſchen Harmonie,“ „Über die Fortſchritte der Theorie des Sehens“ — nicht eine Fülle der edelſten Anregungen, wenn nicht mehr, hinweggenommen? Ich glaubte nur, der Allgemeinheit Ausdruck zu geben, wenn ich mir erlaubte, dem liebenswürdigen Gelehrten dies beim Abſchied zugleich mit meinem Dank auszuſprechen.

In ihrem Zimmer erwartete mich Frau von Helmholtz. Meine Frage, ob der Herr Geheimrat ſeinen ſiebzigſten Geburtstag in Berlin verleben werde, verneinte ſie. „Wir flüchten uns nach irgend einem abgeſchiedenen Weltwinkel im ſchönen Engadin, das mein Mann ſo ſehr liebt. Im Oktober oder November freilich plant man, glaube ich, doch irgend eine Art von Ovation, der mein Mann wohl nicht wird entgehen können, fällt doch auch ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum wenigſtens annährend mit dem jetzigen Abſchnitt ſeines Lebens zuſammen. Übrigens hat man, wie Sie vielleicht hörten, durch Beiträge aus allen Weltteilen eine beſondere Stiftung zu ſtande gebracht.“

Frau von Helmholtz ſagte das mit rührender Beſcheidenheit und doch zugleich mit der ſichtbaren Freude einer Frau, die auf ihren Gatten ſtolz iſt. „Hier ſehen Sie“ — ſie führte mich an ein kleines Käſtchen — „die Medaillen, welche mein Mann erhielt. Obenan die große Gräfemedaille, welche ihm als dem Erſten zu teil wurde — eine ähnliche Medaille ſoll ſpäter, wie ich vernommen habe, aus jener Stiftung als Helmholtzmedaille für hervorragende wiſſenſchaftliche Leiſtungen verliehen werden.“

Als ich das Heim des Gelehrten verlaſſen hatte und mir noch einmal ſeine Perſönlichkeit, ſeine Eigenart zu vergegenwärtigen ſuchte, kamen mir die Worte in den Sinn, mit welchen er ſelbſt einen ſeiner Vorträge ſchloß.

„So auch betrachte ſich jeder Einzelne als ein Arbeiter an einem gemeinſamen großen Werk, welches die edelſten Intereſſen der ganzen Menſchheit berührt, nicht als einen, der zur Befriedigung ſeiner eigenen Wißbegier oder ſeines eigenen Vorteils oder um mit ſeinen eigenen Fähigkeiten zu glänzen ſich bemüht — dann wird ihm auch das eigene lohnende Bewußtſein und die Anerkennung ſeiner Mitbürger nicht fehlen.“ Hanns v. Zobeltitz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Im gemütlichen Eckchen“ lieſt die Enkelin die neueſte Zeitung vor. Es muß etwas ganz abſonderlich Luſtiges ſein, was das Blatt bringt — oder ſollt’ es die frohe Nachricht ſein, daß ſich diesmal die lieben Münchener in beſonders großer Anzahl rüſten, um den Nachſommer noch auf dem Lande und in den Bergen zu verbringen. Und wenn nun der luſtige Kunſtmaler ſelbſt drunter wäre, der um die Reſi ſchon im Frühjahr herumhoſierte und ſie ſo gar artig und dringlich bat, ihr immer frohes Geſicht einmal abkonterfeien zu dürfen. Damals hat ſie’s rundweg abgeſchlagen, aber, wer weiß, wenn er wiederkäme . . .? Großmütterchen würde freilich ihre Bedenken haben, aber — gelt — man iſt doch nur einmal jung!

Die „Waldpartie in der Nähe des Meeres“ von O. Jernberg iſt ein feinempfundenes Bild voll jener etwas düſteren Stimmung, welche im Charakter der nördlichen Landſchaft liegt.

Jagd. Landwirtſchaft.

In Schottland war in den letzten Jahren die auf dem Kontinent faſt ganz unbekannte Verwendung dreſſierter Fiſchottern zum Fiſchfang ſo allgemein geworden und wurde ſo viel von Unbefugten ausgeübt, daß eine ſtarke Verminderung des Fiſchreichtums der ſchottiſchen Gewäſſer bemerkbar zu werden begann. Kürzlich iſt die Ausübung dieſes „Sport“ daher geſetzlich verboten worden.

Ein nachahmungswertes Beiſpiel gibt der Kreis Teltow, welcher für die Neuanlage von Obſtbaumalleen unter leicht innezuhaltenden Bedingungen Prämien bis zur Höhe der halben Anlagekoſten gewährt. Die bez. Bekanntmachung weiſt darauf hin, daß eine richtig angelegte und unterhaltene Obſtbaumallee einen jährlichen Reinertrag von 1,50 bis 3 Mark auf den Stamm liefert. — Übrigens ſollen zur Hebung des Obſtbaus in dieſem Herbſt drei große Obſtmärkte in Berlin, Frankfurt a/M. und Hamburg ſtattfinden, für welche das Miniſterium für Landwirtſchaft 2000 Mark bewilligte.

Erdkunde.

Neuere Unterſuchungen über die nordatlantiſche Sargoſſoſee veröffentlichte Profeſſor Krümmel in Petermanns Mitteilungen. Zwiſchen den beiden bisherigen Anſchauungen, von denen die ältere eine feſtgewurzelte Tangbank einnahm, die jüngere dagegen dieſe beſtändige Bank ganz leugnet und das Sargoſſo nur als treibendes Kraut betrachtet wiſſen will, nimmt Profeſſor Krümmel eine vermittelnde Stellung ein. Ihm zufolge — und ſeine Erörterungen baſieren auf ſehr gründlicher Unterſuchung — gibt es thatſächlich im nordatlantiſchen Ozean ein Gebiet, das ſich zu allen Jahreszeiten durch reichliches Vorkommen von treibendem Tang auszeichnet, derſelbe iſt zum größten Teil an den Küſten der weſtindiſchen Inſeln gewachſen, im Sommer losgeriſſen und abgetrieben worden. Er wurzelt zwar nicht wieder feſt, kann ſich aber jahrelang im Meere treibend erhalten.

Technik.

Einen der ſog. Thermoſäule ähnlichen Apparat hat neuerdings Dr. Giraud in Paris hergeſtellt, einen Füllofen, der ein Zimmer zugleich heizt und beleuchtet. Die Verbrennungsgaſe des Ofens kommen nämlich, ehe ſie in den Schornſtein geleitet werden, mit einer Anzahl galvaniſcher Elemente in Berührung, welche den elektriſchen Strom zur Lichterzeugung hervorbringen. Der Ofen verbraucht täglich etwa 28 Kilogr. Koks und ſpeiſt eine Lampe von 16 Kerzenſtärke. Das Licht ſoll im Winter nicht beſonders teuer ſein — im Sommer, wenn man den Ofen als Zimmerofen nicht verwenden kann, müßte man den Apparat freilich mit dem Küchenherd verbinden. Über die wirkliche Brauchbarkeit des Syſtems müſſen erſt weitere Verſuche das Nähere lehren.

Vereinsweſen.

In der erſten Auguſtwoche tagte in Danzig der Anthropologen-Kongreß, an welchem faſt alle hervorragenden deutſchen Anthropologen teilnahmen. Die Verſammlung wurde durch eine warme Begrüßungsrede des Oberpräſidenten der Provinz Dr. von Goßler perſönlich eröffnet.

Die diesjährige Verſammlung der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Ärzte findet vom 21.—25. September in Halle ſtatt. Unter den angeſagten Vorträgen erwähnen wir: Prof. Nothnagel-Wien, Grenzen der Heilkunſt; Prof. Ackermann-Halle, Eduard Jenner und die Frage der Immunität.

Schule.

In weiterer Durchführung der Schulreform ſollen künftig die Abiturienten der Oberrealſchulen in Preußen zum Bau- und Maſchinenbaufach, Bergfach und Forſtfach, ſowie zum Studium der Mathematik und Naturwiſſenſchaften mit der Ausſicht auf Anſtellung als Lehrer, zum Poſt- und Telegraphenweſen, zum Marineſchiffbau und Marineſchiffsmaſchinenbau Zugang haben. Die Oberrealſchulen werden alſo den Realgymnaſien bezüglich der Berechtigungen im weſentlichen gleichgeſtellt. Das Reifezeugnis der höheren Bürgerſchulen ſoll künftig zu dem geſamten Subalterndienſt berechtigen.

Buchhandel.

Bei E. Doberiners Nachf. in Jena erſcheint demnächſt: „Die Studentenorden des XVIII. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannſchaften.“ Ein kulturhiſtoriſcher Verſuch von W. Fabricius, welcher die teilweiſe noch wenig bekannten ſtudentiſchen Verbindungsverhältniſſe des vorigen Jahrhunderts auf Grund eingehender Studien und zum Teil ſchwer zugänglicher Quellen ſchildern ſoll.

Im Beſitze eines Berliner Autographenhändlers befinden ſich ſämtliche Originalbriefe Goethes an Charlotte von Stein, im ganzen 1748 Stück, welchen vom Inhaber ein Wert von 200 000 Mark beigemeſſen wird.

Kunſt.

Die Sammlung chriſtlicher Bildwerke der Berliner königlichen Muſeen hat durch den Ankauf einer lebensgroßen Thonbüſte des jugendlichen Johannes des Täufers von Donatello eine weſentliche Bereicherung erfahren. Das Werk zeichnet ſich durch jene naturaliſtiſche Wiedergabe der Formen, welche den ſpäteren Ruhm des Künſtlers begründete, aus. Das Kunſtgewerbemuſeum hat die alten herrlichen Glasfenſter gekauft, welche einſt die Kapelle des Landauerkloſters in Nürnberg ſchmückten und die dem Anſchein nach auf Dürer ſelbſt oder doch einen von deſſen Schüler zurückzuführen ſind.

Nachdem der durch Max Lautners Buch „Wer iſt Rembrandt?“ erregte Streit um die Autorſchaft des Malers Rembrandt gegen Ferd. Bol endgültig zu gunſten des angezweifelten Rembrandt entſchieden ſcheint, erheben ſich jetzt ernſter zu nehmende Bedenken gegen die ſchon vielumſtrittene Thätigkeit Rembrandts als Radierer. Der erſte, welcher den Verſuch machte, die Rembrandt zugeſchriebenen Radierungen auf ihre Echtheit zu prüfen, Bartſch, erkannte 375 Stück als echt. Der franzöſiſche Kenner L. Gonſe wollte nur 160 als durchaus unzweifelhaft gelten laſſen. W. v. Seidlitz dagegen beſtimmte in einem kürzlich in der kunſtgeſchichtlichen Geſellſchaft zu Berlin gehaltenen Vortrage deren Zahl auf 260. Bei den Preisſchwankungen auf dem Kunſtmarkt, die ſolche Unterſuchungen zur Folge haben, dürfte die glücklichen Beſitzer „echter“ Blätter ein Gruſeln überlaufen.

Die berühmte Cavendiſh-Bentinck-Gemäldegalerie alter Meiſter zu London gelangte kürzlich unter den Hammer und ergab einen Geſamterlös von 19 280 Pfund Sterling.

Auch Amerika hat jetzt ſein Goethedenkmal; dasſelbe, gefertigt vom Bildhauer Manger, wurde kürzlich im Fairmountpark zu Philadelphia enthüllt. Auf einem Poſtament erhebt ſich ein Sockel aus geſchliffenem Granit und auf dieſem ein ſechs Fuß hoher bronzener Würfel, welcher die Inſchrift: „Gewidmet von den Deutſchen Philadelphias, 1891“ trägt. Die Geſtalt iſt neun Fuß hoch.

Koloniales.

England ſcheint ernſtliche Abſichten auf den öſtlichen Sudan zu haben. Vor der Londoner Handelskamer hielt Herr H. Ruſſell einen Vortrag über die Lage des Handels im Sudan, in deſſen Verlauf er für die Bildung einer britiſchen Geſellſchaft eintrat, welche die Verwaltung des Landes übernehmen und die Stämme bei dem Bau der Eiſenbahn von Suakim nach Berber beſchäftigen ſollte. Seiner Meinung nach ließen ſich auf dieſe Weiſe die reichen Naturſchätze des Sudans, namentlich ſeine ergiebigen Baumwollernten, dem Weltmarkt erſchließen und die jetzigen engliſchen Handelsbeziehungen zu Ägypten in ungeahnter Weiſe erweitern. Sir S. Baker, der bekannte Afrikareiſende, welcher ebenfalls eifrig für die geplante Eiſenbahn plaidirt, ſagte daß Khartum, während er dort Gouverneur geweſen, in ſieben Monaten ſo viel Baumwolle erzeugt habe, daß die Kameele nicht den zwanzigſten Teil derſelben zu befördern vermochten und der Reſt verfaulen mußte. Die Handelskammer faßte den Beſchluß, die Regierung zu erſuchen, der Anarchie im Sudan ein Ende zu bereiten und daſelbſt zur Förderung und Erleichterung des Handels Geſetz und Ordnung herzuſtellen.

Hauswirtſchaftliches.

Butter und Margarine haben keinen gleichen Käſewert. Nach den Verſuchen, die Holtgren und Landergren an ſich ſelbſt und geſunden jungen Leuten anſtellten, ward Butter bis auf 2,7 Procent, die Kunſtbutter aber nur bis auf 4,6 Procent ausgenutzt. Margarine ſteht alſo auch in der Stoffwechſel-Verwertung der Kuhbutter nach.

Geſundheitsrat.

. F. A. Schleswig. Soweit ihre Beſchreibung ein Urteil geſtattet, ſcheint neben dem Bindehautkatarrh eine Lidrandentzündung zu beſtehen, welche erfahrungsgemäß ſtets mit dem Abſterben zahlreicher Wimpern einhergeht. Dieſe abgeſtorbenen Wimperhaare, welche von ſelbſt nur äußerſt langſam ausfallen, verurſachen durch ihr Steckenbleiben einen ſtändigen Reiz und unterhalten dadurch Schwellung und Rötung der Lidränder, ſowie den Bindehautkatarrh ſelbſt.

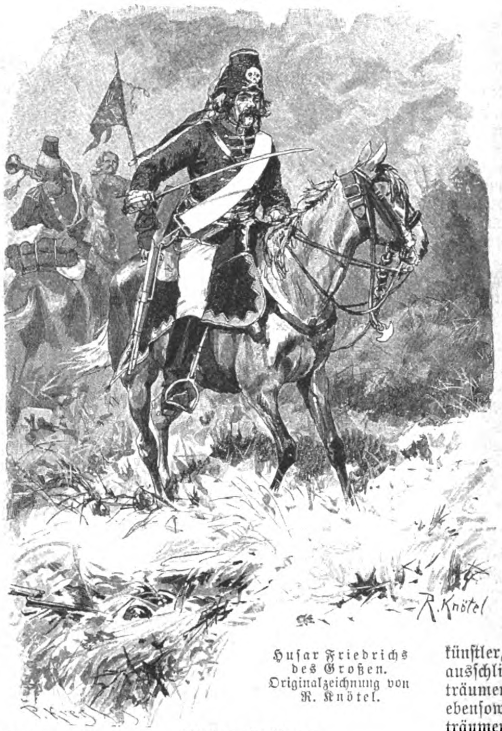
Allmorgendliches ſorgfältiges Auszupfen dieſer Wimpern — nur die kranken folgen dem Zuge — vor dem Spiegel mit Daumen und Zeigefinger wird Sie daher vorausſichtlich ſehr erleichtern, zumal wenn regelmäßig am Abend vorher eine hanfkorngroße Portion Hebraſcher Salbe längs jedes Lidrandes aufgeſtrichen wird, um die dort haftenden Kruſten über Nacht zu erweichen. Verdünnte Bleiwaſſerumſchläge (3 Eßlöffel Bleiwaſſer auf eine Taſſe Waſſer dreimal täglich eine Viertelſtunde lang) werden dieſes Verfahren wirkſam unterſtützen.

Die auffallende Hartnäckigkeit Ihres Krankheitszuſtandes läßt jedoch darauf ſchließen, daß vielleicht irgend ein Fehler der Blutmiſchung (Skrophuloſe, Blutarmut) oder ein verſtecktes örtliches Leiden (z. B. Thränenſackleiden) der Sache zu Grunde liegt und eine entſprechende Behandlung erfordert. Das kann nur die perſönliche Unterſuchung eines erfahrenen Augenarztes entſcheiden. Sie haben ja Kiel ſo nahe!

Die ſchwarzen Huſaren.

Der Auguſt brachte den Garniſonen von Danzig und Poſen eine Jubelfeier, an welcher zunächſt die Bewohner dieſer Städte und Provinzen, deren Söhne dort bei den Leibhuſaren ihrer Dienſtpflicht genügten, lebhaften Anteil nahmen, welcher aber auch darüber hinaus Heer und Volk ein freudiges Intereſſe widmeten: die am 9. Auguſt 1741 im Lager von Göttin bei Brandenburg a. d. H. errichteten ſchwarzen Huſaren, die Reiter mit dem Todtenkopf am Kolpak, feierten — das 1. Leibhuſarenregiment in Danzig, das 2. in Poſen — ihr 150 jähriges Stiftungsfeſt.

Volkstümlich durch ihre recht kriegeriſche Uniform, ſowie durch das bedeutungsvolle Zeichen, welches ſie an der Kopfbedeckung tragen, haben beide Regimenter während ihres 150 jährigen Beſtehens in 12 Feldzügen mit 200 Schlachten und Gefechten ihre Tüchtigkeit durch Thaten hoher Tapferkeit und friſchen, nie ermüdenden Reitermuts beſiegelt. Einſt ein Regiment zu 10 Schwadronen bildend, gehörten ſie ſchon zu des Großen Friedrichs Lieblingsreitern. Sie bewährten ihren während des ſiebenjährigen Krieges erworbenen, während des unglücklichen Kampfes 1806/7, wie in dem Befreiungskriege beſtätigten Ruhm in den Feldzügen unſeres Kaiſerkönigs Wilhelm des Siegreichen aufs neue — ſie werden auch in Zukunft, wenn der Ruf des oberſten Kriegsherrn erſchallt, ihren alten Ehren neue Lorbeerreiſer hinzuzufügen wiſſen.



Huſar Friedrichs des Großen. Originalzeichnung von R. Knötel.

Kleine Zeitung.

Behufs Anſtellung von Verſuchen über die künſtliche Hervorbringung von Regen hat die Regierung der Vereinigten Staaten den Betrag von 9000 Dollars ausgeworfen. Die Angelegenheit beſitzt namentlich für die weſtlichen Staaten, die oft ſehr unter langer Trockenheit leiden, ein ernſteres Intereſſe. Man will die Verſuche zunächſt in der Weiſe anſtellen, daß man Ballons, die mit Sauerſtoff und Waſſerſtoff gefüllt ſind, ſteigen und in geeigneter Höhe einen ſtarken elektriſchen Funken durch ſie ſchlagen läßt, der dann die Ballonhülle zerreißen, aber auch die Verbindung beider Elemente zu Waſſer herbeiführen ſoll. Daß in einzelnen Fällen durch das Inbrandſetzen größerer Präriete ile Regen „künſtlich“ (?) erzeugt, richtiger wohl veranlaßt worden ſei, wird vielfach und zwar auch von glaubwürdigen Männern behauptet.

Zu eigenartigen, mit den bisherigen Annahmen in Widerſpruch ſtehenden Schlüſſen kommen neuere Unterſuchungen über die Theorie der Träume. Der Franzoſe J. Delage beſonders hat aus zahlreichen Beobachtungen den Schluß gezogen, daß wir nur ſehr ſelten von den Dingen träumen, die unſeren Geiſt im wachen Zuſtande beſchäftigen, ſondern meiſt von ganz andern Dingen. Ein Gelehrter, ein Dichter, ein Tonkünſtler, welche von einem Werk den Tag über ausſchließlich in Anſpruch genommen ſind, träumen z. B. faſt niemals von demſelben; ebenſowenig ſollen Brautleute von einander träumen. Träumt ein Mann von ſeiner Frau oder umgekehrt, ſo ſei dies das ſicherſte Zeichen, daß die Flitterwochen vorüber ſind. Die Sache ſcheint uns doch noch recht anfechtbar.

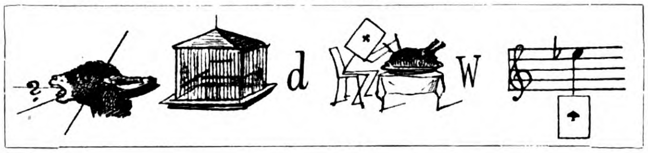
In unſerer Spielecke.

1. Rätſel.

Wer will die zwei Geſchöpfe nennen,
Die gegenſeitig ſich nicht kennen,
Obgleich ſie aus beſondern Gründen
Sich häufig doch zuſammenfinden.
Anſehnlich groß, oft boshaft iſt das eine,
Wehrlos und ſchmächtig, unſchuldig das kleine,
Und kann es hier und da auch Schärfe zeigen,
So iſt ſie ihm urſprünglich nicht zu eigen.
Im Leben und im Sterben bleibt
Es ſtumm, das andre aber treibt
Muſik mit Eifer und Paſſion,
Doch wird es nie zum Muſenſohn
Und wer die Nerven möchte ſchonen,
Hält fern ſich ſeinen Produktionen.
Ein Turner iſt's, im Schwimmen ungeübt,
Wogegen nur das Reich Poſeidons liebt
Das ſchwache Weſen, welches ungeniert
Um Riff und Sandbank luſtig manövriert.
Trotz ſeiner gutart'gen Natur
Iſt fremd ihm jegliche Kultur,
Indes das andere mit ſeiner Gier
Vereint zuweilen leidliche Manier.
Doch weh dir, haſt du es verlacht
Und fällſt anheim nun ſeiner Macht!
Dann büßt du bitter ſüßes Fehlen
Und mußt dich hangend, bangend quälen
Mit Leiden, die im Übermut du ſchufſt;
Bis du verzweiflungsvoll zu Hilfe rufſt
Das kleine Weſen, welches gern erſcheint,
Den Kampf zu wagen mit dem grimmen Feind,
Und um ihn ruhmvoll zu beſiegen,
Nicht ſcheut das eigne Unterliegen.

M. Sch. (Kaſſel).

Bilderrätſel.



2. Rätſel.

Was ſich regt und frei bewegt,
Lenkſt du, ſicher eingehegt.
In dir münden alle Fäden,
Aus dir quellen tiefſte Schäden.

Wenig giltſt du ausgeprägt,
Viel, wo man das Silber wägt;
Doch am höchſten wirſt du ſtehen
Dort, wo Preußens Fahnen wehen!

Pf. J.

3. Dreiſilbige Scharade.

Nur ſelten verläßt die Erſte ihr Bette
Und läuft doch raſch mit dir um die Wette.
Die letzten Zwei ſind immer zwei,
Erheben dich über die Erde frei.
Das Ganze iſt ein muntrer Sänger,
Wenn's kalt wird, raſtet er nicht länger
Und zieht, wie aller Welt bekannt
Mit ſeiner Schar in wärm'res Land.

R. F.

4. Wechſelrätſel.

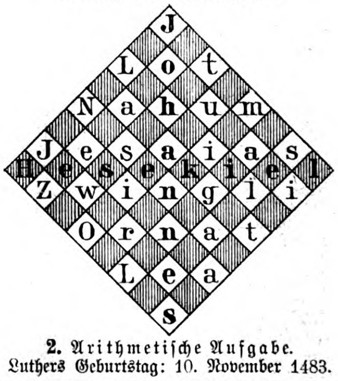
Zahlreiche Sagen von mir und meinen Rittern erzählen;
Wenn ihr den Kopf mir vertauſcht, bin ich Gebirge und Fluß.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 47.

Bilderrätſel.
Maximalarbeitstageseinführungsantrag.

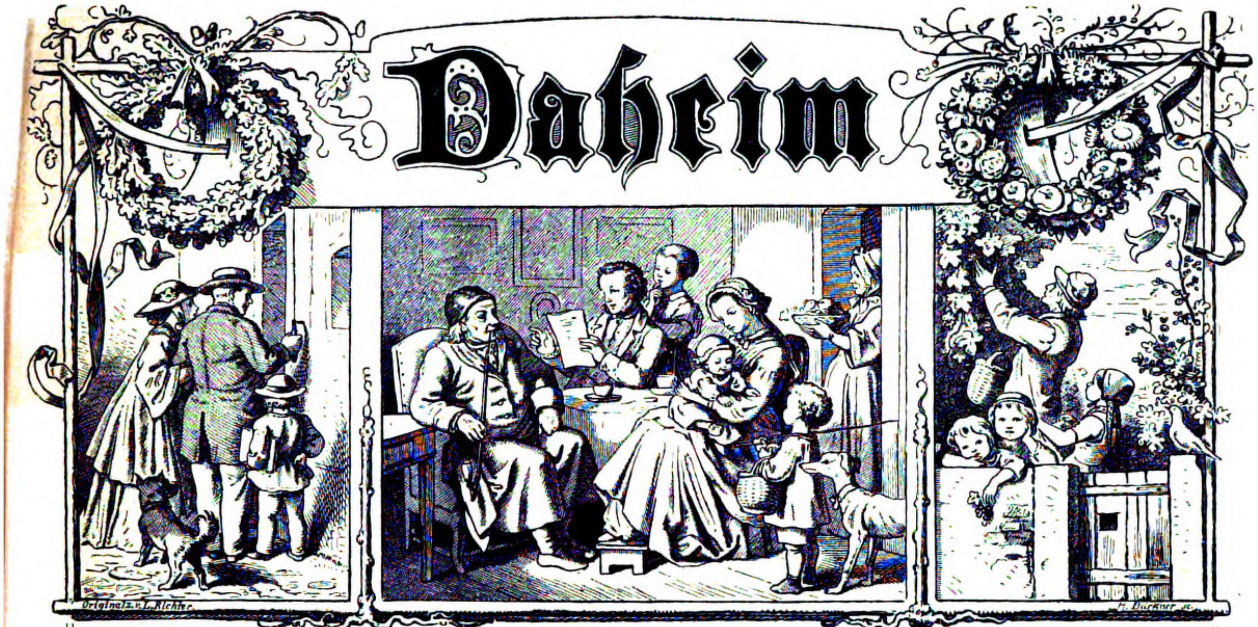
1. Umſtellungsaufgabe.



2. Arithmetiſche Aufgabe.
Luthers Geburtstag: 10. November 1483.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Arbeiterheime. Von Haſſo Harden. Mit ſieben Illuſtrationen. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Fortſ. — Mitternacht. Gedicht von Hans Hoffmann. — Eine Stunde bei Profeſſor von Helmholtz. Von H. v. Zobeltitz. Mit einer Illuſtration. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Im gemütlichen Eckchen von Ad. Echtler, und Waldpartie in der Nähe des Meeres von O. Fernberg. — Jagd. Landwirtſchaft. — Erdkunde. Technik. — Vereinsweſen. — Schule. — Buchhandel. — Kunſt. — Koloniales. — Hauswirtſchaftliches. — Geſundheitsrat. — Die ſchwarzen Huſaren. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. September 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 49.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Und wieder warf ſich Herta in Wandas Arme und beſchwor ſie, zu ſchweigen, bis dieſe erregt und verwirrt ihr das Verſprechen gab. Dann ging ſie in ihr Zimmer und am Abend unterhielt ſie ſich mit den Offizieren heiter und zu jedem Scherz aufgelegt, wie immer. Wanda betrachtete ſie erſtaunt. Sie konnte Herta nicht verſtehen und dieſe gab ihr keine Erklärung, denn ſie vermied es, wieder von Hans Ölten zu ſprechen, ja wenn Wanda dieſen Punkt berührte, wich ſie gefliſſentlich aus. Mit Fred aber durfte Wanda nicht ſprechen, denn ſie hatte Schweigen gelobt und ſie hielt ihr Wort. Fred machte ihr das auch leicht, denn am Tage war er beſtändig in Geſellſchaft der Herren und am Abend müde und nicht zum Sprechen aufgelegt.

So vergingen Sommer und Herbſt für Wanda bunt und wechſelvoll. Sie fand dabei nicht Zeit und innere Ruhe genug, um ſich die Frage, die ihr damals auf der Rückfahrt von Sagewitz ſo ſchwer auf das Herz gefallen war, noch einmal ernſthaft vorzulegen. Als aber die erſten welken Blätter leiſe flüſternd im Park von Kronau von den Bäumen ſanken, da war es noch etwas anderes, das Wanda verhinderte zu fragen. Wie durfte ſie an der Liebe des Mannes zweifeln, deſſen Namen ſie trug und — welcher der Vater ihres Kindes ſein würde?

Wanda wurde ſtiller, aber zweifeln und fragen durfte ſie jetzt nicht.

XVIII.

Wieder lag voller Maienſonnenſchein über dem Parke von Kronau, und wieder hielt der Kommerzienrat Draller mit Cylinderhut und ſchwarzen Handſchuhen dort ſeinen Einzug. Doch diesmal kam er nicht unerwartet. Schon auf der Landſtraße vor dem Hofe begrüßte ihn ein wohlbekannter Sonnenſchirm und unter demſelben flatterte ein weißes Tuch ihm einen Willkommgruß zu. Jetzt hielt der Wagen, und zwiſchen Schirm und Taſchentuch lachte ihm das runde Antlitz der Frau Kommerzienrat entgegen.

„Na, biſt du da, Großpapachen,“ rief ſie vergnügt, „ich wollte dir doch zuerſt Guten Tag ſagen und ging dir ’n Endchen entgegen, und ich ſage dir, ein Staatsjunge iſt es, mit ſo ’ne Augen, gerade wie ſein anderer Großpapa, ein richtiger kleiner Graf, unſer Enkelſohn! Und die Wandachen — wie ’ne Roſe. Ich will man mit zu dir in’n Wagen ſteigen und dir erzählen. Nee, ſo’n Junge, und ſo klug für ſeine ſechs Wochen. Du haſt doch von den guten Batiſthemden mit, Draller,“ unterbrach ſie plötzlich den großmütterlichen Bericht, „als Großvater von ’nem kleinen Grafen mußt du ‚fein‘ zur Taufe ſein.“

„Ich bitte dich —“ Er machte eine beſchwichtigende, abwehrende Handbewegung.

„Nein, Draller, das muß ich beſſer wiſſen. Um die Hemden haſt du dich nie gekümmert, und drum habe ich es dir doch geſchrieben.“

„So laß mich doch nur in Ruhe, ich habe ſie ja mit.“

„Dann iſt’s ja gut, und die Korallenſchnüre für die polniſche Amme?“

„Hab ich nicht gekauft. Du biſt ja rein toll.“

Der Wagen hielt. Vor der Hausthür ſtand Fred mit ſeinem Vater.

„Willkommen, Kollege,“ rief der alte Graf dem Kommerzienrat zu, „wir können uns gegenſeitig gratulieren zu dem Prachtexemplar von Enkel, das da drinnen ſchreit. Pardon, Großmama, er ſingt ja wohl, der jüngſte Graf Wellcamp.“

„Jawohl, Herr Graf, ’ne Stimme hat er, die ſich hören laſſen kann. Nun komm aber, Draller, nun ſollſt du ihn auch gleich zu ſehen kriegen.“

„So,“ meinte der alte Graf, als der Kommerzienrat im Hauſe verſchwunden war, „jetzt haben wir gerade noch Zeit, einmal hinüber in den Pferdeſtall zu gehen, davon verſteht der gute Draller doch nichts.“

„Ich denke auch, wir überlaſſen ihn vorläufig den Frauen. Hoffentlich kommt er mir diesmal überhaupt nicht in die Wirtſchaft.“

„Von Sport, Pferdezucht und dergleichen hat er natürlich keine Ahnung.“

„Keinen Schimmer! Chamotten ſoll ich machen, Kacheln und ähnliches.“

Der alte Graf lachte luſtig auf. „Auch 'ne hübſche Beſchäftigung! Sollte mich doch übrigens wundern, wenn er die Pferdekoppeln nicht gleich bei der Einfahrt bemerkt hätte.“

„Mag er! Mein Schwiegervater iſt nicht mein Vormund! Und meine Sache iſt es nicht, ihm den Wert eines Vollblutpferdes und die Freude, ein ſolches aufzuziehen, begreiflich zu machen. Habe ich erſt auf irgend einem Rennplatz einen Erfolg erzielt, wird das Verſtändnis ihm von ſelbſt kommen. Übrigens ſteht der Löbel Kohn vor dem Stall. Er hat etwas für mich mitgebracht, das ich wahrſcheinlich kaufen werde.“

Während Vater und Sohn die Pferde beſichtigten, war der Kommerzienrat von ſeiner Frau in das Kinderzimmer geführt worden, wo die alte Gräfin ihren Enkel auf den Knieen hielt und Wanda dem Eintretenden entgegenflog.

„Papa, lieber Papa!“ Sie umſchlang ſeinen Hals und drückte ihr errötendes, glückſtrahlendes Geſicht an ſeine Bruſt, während er mit einem ſonderbar verlegenen Ausdruck den Arm um ſeine Tochter legte, die ſich heute zum erſtenmal ihm gegenüber zu einer lebhaften Gefühlsäußerung hinreißen ließ.

„Nun ja, Wandachen, hm, ja, ein netter kleiner Kerl!“

„Bloß nett? Draller, blamiere dich nicht als Großvater, unſer kleiner Graf iſt das ſchönſte Kind, das ich je geſehen habe. Geben Sie ihn mir nur wieder, liebe Frau Gräfin, unſer Enkel iſt doch ſchon tüchtig ſchwer.“

„Iſt Ewald nicht mitgekommen, Papa?“

„Ewald? Nein, der mußte im Geſchäft zum Rechten ſehen. Männer taugen ja im allgemeinen auch nicht zu ſolchen Familienfeſten mit allen dazu gehörigen Gefühlsäußerungen, denn unſereiner ſpricht ſich über dergleichen nicht viel aus, und ihr Frauen wollt doch immer etwas hören; verzeihen Sie, Frau Gräfin, aber ein einfacher Mann wie ich —“

„O nein, lieber Herr Rat,“ die Gräfin hielt ſich immer nur an die letzte Silbe ſeines Titels, „mein lieber Herr Rat, ich nehme es Ihnen gewiß nicht übel, wenn Sie nicht viel Worte machen, denn ich bin überzeugt, daß Sie im Grunde des Herzens ebenſo glücklich ſind, wie wir anderen alle. Und Sie können's auch ſein, denn Sie haben ein ſo liebes, liebes Töchterchen.“

Wanda beugte ſich über ihre Schwiegermutter, die ſie herzlich küßte.

„Unſer Sonnenſchein,“ fuhr die Gräfin, mit der Hand über Wandas Stirn ſtreichend, fort, „ſie macht unſeren Fred ſo glücklich und dadurch auch uns. Ja, ich habe nicht geglaubt, noch einmal ſo frohe Tage zu erleben, wie dieſe jetzt, im alten, lieben Kronau! Daß die Wiege unſeres erſten Enkels, der den Namen Wellcamp trägt, gerade hier ſtehen muß, das empfinde ich ſo recht als Glück und Segen!“

„I, Frau Gräfin, unſer kleiner Prinz wäre überall Glück und Segen, aber daß wir nun alle gerade hier in Kronau ſind, wo Ihr Wappen über die Thür hängt, das iſt ja wirklich ſehr nett. Jetzt muß Vater aber Frühſtück haben, Wandachen, denn mit's Diner wird es heute doch ſpät werden, da wir zuvor taufen wollen. Du brauchſt dich um nichts zu kümmern, Kind, denn ich weiß auch Beſcheid hier, und mit der Beate komme ich gut aus. Alſo geh' man, Draller, von kleinen Kindern verſtehſt du doch nichts!“ Sie gab den Kleinen der Wärterin zurück und entführte den Kommerzienrat, während die alte Gräfin lächelnd zu Wanda ſagte:

„Prächtig iſt deine Mama, immer hat ſie die Hand und das Herz auf dem rechten Fleck!“

Wanda kniete auf einem Seſſel vor ihrer Schwiegermutter. „Gute, Liebe, du!“ flüſterte ſie, die Hand der alten Dame küſſend. „Ich bin dir ſo dankbar!“

„Du mir? Aber Kind, ich kann ja nichts thun für dich, gar nichts, als dich lieb haben. Und das habe ich freilich rechtſchaffen.“

„Ja, das iſt es eben, und dafür danke ich dir, und — ach, Mama,“ unterbrach ſie ſich plötzlich mit einem faſt leidenſchaftlichen Ton, „ach, Mama, wenn du ſo wäreſt wie eine von den anderen ſogenannten vornehmen Damen, ich wüßte nicht, wie ich es ertragen ſollte!“

„Kind, Wanda, was iſt dir denn geſchehen, was meinſt du?“

Wandas Augen füllten ſich mit Thränen, zweifelnd ſah ſie zu der alten Dame empor. Aber ſie begegnete einem ſo warmen innigen Blick, daß ihr das Herz aufging und ſie mit leiſer Stimme beichtete: „Siehſt du, Mama, Fred glaubt, ich merke es nicht, und er achtet wohl auch ſelbſt nicht mehr darauf, aber ich fühle es doch ganz deutlich: ſie verdenken es ihm alle, daß er ein armes reiches Mädchen heiratete, ein Mädchen, welches nicht aus ſeinen Geſellſchaftskreiſen ſtammte, und ſie laſſen es mich entgelten.“

„Haſt du das Fred einmal geſagt?“

„Nein, denn er kann es doch nicht ändern! Es geſchieht auch nie in einer Form, über die ich mich ernſtlich beklagen könnte und auf die ich reagieren müßte, aber ich fühle es eben doch! Ich weiß wohl, bei vielen iſt es nur Neid; ſie kommen auch alle zu uns, ſo oft wir ſie haben wollen, ja ſogar öfter, weil es immer viel junge Herren hier gibt, und ſie ſich da amüſieren. Aber ich bin und bleibe für ſie ein Eindringling, und wenn ſie unter ſich ſind, bin ich überzeugt, daß ſie mich verſpotten.“

„Aber Kind, Kind, wie kannſt du ſo mißtrauiſch ſein!“

„Die Gräfin Egdoff hat es mich gelehrt und —“

„Die Gräfin Egdoff? Dieſe liebenswürdige, echt vornehme Frau?“

„O, nicht die alte Gräfin, die war immer gut zu mir, ebenſo wie Herta und deren Schweſter. Sie ſind aber Ausnahmen. Siehſt du, Mama, wenn wir ſo luſtig hinleben, immer das Haus voller Menſchen haben, und die Herren ſich in Höflichkeiten überbieten, da kommt man nicht viel zum Nachdenken und nimmt alles leicht; aber jetzt in dieſer ſtillen Zeit, da fiel mir das alles doch manchmal recht ſchwer aufs Herz, und, ich will's nur geſtehen, ich fürchtete mich auch ein bißchen vor dir und deinem Zuſammenſein mit meiner Mama; denn ich kannte dich ja ſo wenig!“

„Du fürchteteſt dich? Ja, hat Fred mich denn als böſe Schwiegermutter geſchildert?“

„O, Fred ſpricht von dir nur wie von einer Heiligen, aber ſehr viel ſpricht er ja überhaupt nicht, das heißt, über ſolche Sachen, meine ich.“

Die alte Gräfin nickte.

„Ja, die Männer, für die ſind meiſt andere Dinge wichtig, als für uns Frauen. Aber ich meine doch, du ſollteſt mit Fred über alles ſprechen, was dich bedrückt, und wenn du dich vor mir fürchteſt, hätteſt du dir gerade eine recht genaue Beſchreibung der böſen Schwiegermama machen laſſen ſollen.“

„Die brauche ich nun nicht mehr.“

„Nein, Herzchen, aber du darfſt dich auch ſonſt nicht allein quälen, auch nicht mit ſchweren Gedanken.“

„O, für all meine Gedanken hat Fred nicht Zeit!“

„Doch, er wird ſie haben, denn er hat dich lieb.“

Wanda näherte ihr Geſicht dem ihrer Schwiegermutter. Ihre Wangen röteten ſich. „Mama,“ fragte ſie, ihre Stimme zum Flüſtern herabdämpfend, „hat er dir das geſagt?“

Die Gräfin ſtreichelte mit einer mitleidigen Bewegung ihre Stirn. „Kind, was ficht dich an? Du hätteſt ihn ſehen ſollen, als er uns von der Station holte und mit ſtrahlendem Geſicht ſagte: ‚Meine Wanda iſt eine kleine Prachtfrau!‘ Und wie hat er ſchon damals, vor eurer Verlobung, von dir geſchwärmt!“

Wanda barg einen Augenblick ihr Geſicht in den Händen der alten Dame. Dann ſchaute ſie innig zu ihr auf und ſagte: „Verzeih, Mama, ich meinte es nicht ſo ſchwer.“

Die Thür wurde geöffnet, Fred blickte in das Zimmer.

„Ihr ſeid allein? Wo iſt dein Vater, Wanda?“

Und während Wanda ihm antwortete, trat er an ſeine Mutter heran und ergriff ihre Hand, die er liebevoll ſtreichelte. „Biſt du zufrieden, Mamachen?“

„Ich, Fred! Ich bin glücklich, wenn ich ſehe, daß ihr es ſeid, daß ihr euch lieb habt.“

„Nun, das ſiehſt du ja, Mamachen!“

Er umſchlang Wanda und drückte ihren Kopf an ſeine Schulter.

„So iſt's recht, halte ſie recht feſt im Arm. Wanda iſt ein liebes, liebes Kind und du darfſt nimmer dulden, daß ein Leid ſie berührt, oder daß jemand ihr weh thut.“

„Ihr weh thut? Was iſt geſchehen, Wanda?“

„Nichts, gar nichts, Fred.“

Sie lächelte ihn an, und die alte Gräfin nickte Wanda zu. Als Fred gegangen war, um den Kommerzienrat aufzuſuchen, ſagte ſie: „Komm, Kind, ſetze dich wieder dorthin, wo du vorhin ſaßeſt. Da habe ich dein liebes Geſichtchen dicht vor mir. So, nun will ich dir ſagen, was mich in allen Kämpfen meines Lebens, und deren waren nicht wenige und nicht leichte, aufrecht erhalten, mir immer neuen Lebensmut und auch neue Lebensfreude gegeben hat, ſelbſt in den dunkelſten Tagen.“

Sie neigte ihren grauen Scheitel dicht auf den blonden der jungen Frau herab und flüſterte: „Ich habe meinen Mann unausſprechlich geliebt, vom erſten Tage ab, da ich mein Herz verſtehen lernte. Er iſt ein Menſch mit menſchlichen Schwächen, vielleicht ſogar Fehlern, aber ich liebe ihn noch heute wie vor dreißig Jahren mit allen Schwächen und Fehlern — ja vielleicht erſt recht, weil ich dieſe kenne. Siehſt du, Kind, die Liebe macht nicht blind, aber ſie macht nachſichtig, verſtändnisvoll und vor allem: ſie macht glücklich. Ja, ſie war mein Talisman, und der innigſte Wunſch meines Herzens iſt, daß ſie auch der deine ſein möge.“

„Mein Talisman!“ Wanda blickte mit glänzenden Augen zur Mutter des Mannes auf, den ſie liebte.

„Ja, du haſt recht, du haſt tauſendmal recht!“

XIX.

Der Kommerzienrat war ſeiner Frau inzwiſchen in den Speiſeſaal gefolgt, wo ein Frühſtück ſchon bereit ſtand.

„Mein Herr Schwiegerſohn macht ſich ſeine Wirtspflichten leicht,“ bemerkte Herr Draller, nachdem er die Serviette in den Weſtenausſchnitt geſteckt hatte. Die Kommerzienrätin achtete mehr auf dieſe Serviette als auf die Worte ihres Gatten.

„Du, Draller,“ begann ſie, „hier im Hauſe iſt das nicht Mode, daß man ſich ſo eine weiße Fahne bei Tiſche vorſteckt.“

„Iſt mir ſehr gleichgültig!“

„Aber mir nicht, denn ich paſſe gut auf hier, und Beſuch haben wir immer gehabt, natürlich meiſt Herren, die zu Fred kommen. Da habe ich hier Hausfrau geſpielt, denn Wandachen konnte doch nicht, und habe auf alles geachtet, und lauter feine Leute waren hier, Grafen, Barone und Offieziere, das ging man immer ſo. Aber die Serviette hat ſich keiner vorn in den Hals geſteckt, und deshalb brauchſt du das hier auch nicht zu thun.“

Er ſah ſie grenzenlos erſtaunt an, denn es war das erſte Mal in ihrer langen Ehe, daß ſie ſich erlaubte, an ſeinem Benehmen eine Ausſetzung zu machen. Zuletzt gewann der Ärger das Übergewicht über das Erſtaunen.

„Laß mich in Ruhe mit deinen Albernheiten ſamt allen Grafen und Baronen, die dir in den paar Wochen in den Kopf geſtiegen zu ſein ſcheinen.“

Allein mit ſeiner Frau ſchien er die gewohnte Suprematie ſchnell wiederzugewinnen, denn die Kommerzienrätin ſagte beſchwichtigend: „Na, ärgere dich man nicht! Ich meine nur, man will doch nicht auffallen.“

„Unſinn, ich denke, hier hat man ſich mehr nach mir zu richten, als ich mich nach ihnen zu richten brauche. Ich habe noch ein Wort mit Herrn Fred zu reden!“ Er trank ärgerlich ſein Glas in einem Zuge aus. Seine Frau ſah ihn erſchreckt an.

„Er hat gewiß Geſchäfte, Draller, und gerade als du kamſt, brachte ein Pferdehändler ihm ein Pferd, um das er, glaube ich, ſchon lange handelt — Vollblut, weißt du, Luftſchiffer nannten ſie es.“

„Wozu braucht der Fred ein Vollblutpferd? Er hat Pferde genug im Stall!“

„Ja, weißt du, das iſt nun hier einmal ſo. Alle vornehmen Herren haben Vollblutpferde oder ſie reden doch davon, und dann iſt es doch für Fred unangenehm, wenn er nicht mitſprechen kann.“

„Er kann von vernünftigeren Dingen reden!“

„Nee, Draller, ſieh mal, Vollblut gehört dazu, ſo viel habe ich aus allem herausgehört. Haben wir einmal einen vornehmen Schwiegerſohn, ſo muß er auch alles haben, was dazu gehört, zum Vornehmſein, meine ich!“

„Unſinn! Vornehmſein iſt eine Sache für ſich, und Vollblutpferde ſind auch eine Sache für ſich.“

„Draller, der Bruder von deinem Miniſter, von dem, mit dem du immer ſo gern ſprechen möchteſt, der hält auch Vollblutpferde und kommt heute auch her und iſt ein beſonderer Freund vom Fred. Und, ſieh mal, wenn der dann zu ſeinem Bruder ſagt: der Kommerzienrat Draller, der Schwiegervater von meinem Freunde Wellcamp, iſt ein höchſt achtbarer und kulanter Mann — na, das klingt doch beſſer, als wenn es heißt: der olle Draller iſt ein Knauſerpeter. Trotz ſeines Reichtums einer, der nicht weiß, was ſich ſchickt und der um ein lumpiges Pferd ein großes Geſchrei macht, wo er doch mit Leichtigkeit einen ganzen Stall voll kaufen könnte!“

Der Kommerzienrat zuckte die Achſeln und zog die Augenbrauen zuſammen, aber er erwiderte nichts. Erſt nach einer Weile fragte er: „Kennt Fred den Miniſter auch?“

„Freilich,“ verſicherte Frau Draller, „das iſt eben bei den vornehmen Leuten ſo: alle kennen ſich, und wenn man eine Tochter mitten mang hat, dann kennen ſie einen doch auch, und dann iſt es einem nicht egal, was ſie von einem reden. Mit unſerem Namen können wir keinen Staat machen, unter ihnen, wollen's auch nicht, aber mit der Geſinnung, Draller, da ſoll uns keiner was vorwerfen!“

In dem Augenblick traten Fred und der alte Graf ein. Anſtatt von den Pferden, war jetzt von der Familie des Miniſters die Rede, und der alte Graf erklärte es für eine Kleinigkeit, dem Kommerzienrat eine Beſprechung mit dem Miniſter ſelbſt zu verſchaffen, eine Ausſicht, die Herrn Draller in eine weſentlich freundlichere Stimmung verſetzte.

XX.

Im großen Saal des Kronauer Schloſſe ſtand der Altar, an welchem der Taufakt ſoeben vollzogen worden war. Wanda und Fred empfingen die Glückwünſche der Verwandten und Freunde, die ſich zur Feier eingefunden hatten, und goldener Frühlingsſonnenſchein flutete durch die hohen Fenſter über die lichtblauen Vergißmeinnichtkränze, welche den Tauftiſch ſchmückten, und blitzte auf den Juwelen, die Herta Wellcamp an Hals und Armen trug.

„Graf Bertram ſieht faſt zu einfach aus neben ſeiner ſchönen Frau,“ bemerkte der Oberſt von Hockwitz, der ebenfalls Taufzeuge geweſen war und erleichtert aufatmete, als er das ernſte Geſicht aufgeben und ſeine Aufmerkſamkeit anderen Dingen als dem Paſtor und dem Täufling zuwenden konnte. Die hübſche Frau des Rittmeiſters, an welche der Oberſt ſeine Bemerkung gerichtet hatte, nickte lächelnd: „Ja, die Gräfin iſt aber auch als Frau ſchöner geworden, viel ſchöner ſogar!“

„Und dabei haben ihre Augen einen Ausdruck, der förmlich dazu auffordert, ihr zu ſagen, daß man ſie ſchön findet.

Nehmen Sie ſich in acht, Graf Bertram verſteht keinen Spaß."

„Ach, ein alter Mann wie ich — einen Vorteil muß man doch vom Älterwerden haben. Im übrigen ſagt man, daß Graf Bertram faſt beleidigend wenig eiferſüchtig iſt." Er ſchritt auf Herta zu, und ihre Augen blitzten ihm, um die Wette mit ihren Juwelen, entgegen.

In einem Fauteuil in der Nähe der einen Fenſterniſche ſaß Wanda. Sie trug ein in weichen Falten herabfließendes weißes Kaſchmirkleid mit goldenen Säumen, und ihr blonder Kopf war über den Täufling geneigt.

„Sieh nur, er hat deines Vaters Augen," ſagte ſie zu Fred, der ſich über die Lehne ihres Seſſels beugte.

Er lächelte zerſtreut.

„Ich muß die Tafelordnung ändern, Wanda, da die Gräfin Halden abgeſagt hat," flüſterte er.

Sie nickte, und ein leiſer Seufzer entſchlüpfte ihren Lippen, während ſie das Kind der Wärterin zurückgab.

„Wären wir doch heute allein!" dachte ſie unwillkürlich, aber im nächſten Augenblick verbeſſerte ſie ſich ſelbſt: „Ein Tauffeſt im engſten Familienkreiſe, das würde ſich nicht ſchicken für den Erben und Stammhalter der Grafen Wellcamp!"

Die alte Gräfin trat an ſie heran. „In dieſem Saale wurde einſt Fred getauft, und nun iſt es ſein Sohn, an deſſen erſtem Ehrentage wir uns hier verſammeln," ſagte ſie, „es iſt mir wie ein Traum!"

Und über die Falten, die Sorge und Kummer in ihrem lieben Antlitz gezeichnet hatten, huſchte ein glückliches Lächeln, und in den alten Augen leuchtete es auf, als wollten ſie die Thränen verleugnen, die ſie einſt vergoſſen hatten.

„Gott ſegne dich, mein Kind!" ſie küßte Wandas Stirn. Die anderen Gäſte drängten ſich heran, und in der immer lauter werdenden Konverſation verflog der letzte Reſt von feierlicher Stimmung — auch für Wanda.

XXI.

Bertram und Herta waren noch in Kronau geblieben, als die anderen Gäſte abreiſten.

Während die Herren die neuangelegten Fohlenkoppeln beſichtigten, ſaßen Wanda und Herta auf der Veranda und betrachteten einige illuſtrierte Journale.

Herta hatte ſoeben einen Artikel über die afrikaniſchen Kolonieen geleſen und legte ihn ſeufzend beiſeite.

„Haſt du dort noch etwas über Oſt-Afrika?" fragte ſie.

Wanda ſah auf.

„Nein," ſie beſann ſich einen Augenblick, dann ſetzte ſie leiſer hinzu: „Hatteſt du Nachricht von dort?"

Herta ſchüttelte den Kopf.

„Nein, nichts, gar nichts habe ich gehört. Nur durch die Zeitung erfuhr ich, daß Ölten nach Oſtafrika gegangen und durch Soden, den er von früher kannte, angeſtellt worden iſt. Er wußte damals, als ich hier ſeinen Brief bekam, noch gar nicht, daß ich Bertram heiraten wollte, aber ich habe es ihm ſchließlich doch mitteilen müſſen. Und ſeitdem hat er nichts von ſich hören laſſen."

„Das iſt doch wohl eigentlich auch das beſte, da du Bertrams Frau biſt."

„Das kann ich nicht finden! Ich begreife überhaupt nicht, wie man ſo engherzig zu ſein vermag. In der großen Welt denkt man wirklich freier, Engherzigkeit iſt ſpießbürgerlich. Natürlich heiraten kann man nur einen Mann; aber man kann doch auch noch andere einfach freundſchaftlich gern haben und ſich für ſie intereſſieren. Warum ſoll man nicht einen Freund haben können, ſo gut man eine Freundin hat? Und warum ſollte Hans Ölten nicht mein Freund bleiben, mir Nachricht von ſich geben, mir einmal ein Fell von einem ſelbſterlegten Löwen ſchicken als Zeichen, daß er mich nicht vergeſſen hat, und dagegen von mir Bücher und dergleichen Sachen bekommen, die es gewiß in Afrika nicht gibt und die ihm eine liebe Zerſtreuung ſein würden? Mein Gott, ich habe ſo viel freie und überflüſſige Zeit, ich könnte ihm ſo nette Briefe ſchreiben, und was wäre bei dem allen denn ſchlimmes?"

„Bedenke, daß er dich doch eigentlich hat heiraten wollen —" begann Wanda, aber Herta ließ ſie nicht weiter reden.

„Ich kann nicht einſehen, warum das einen freundſchaftlichen Verkehr ausſchließen ſoll. Er hatte kein Geld und ich hatte keins, und ohne Geld kann man nicht leben — wir mußten uns alſo trennen, er ging nach Afrika und ich that, was jedes andere vernünftige Mädchen an meiner Stelle gethan hätte, ich heiratete einen guten Mann, den ich auch herzlich gern habe. Muß man ſich nun aber deshalb ganz vergeſſen? Das iſt doch wirklich nicht nötig, und ich ſehe nicht ein, warum er mir nicht ſchreibt! Wenn er plötzlich zurückkehrte und wir begegneten einander, wäre es nicht unnatürlich und albern, wenn wir thäten, als kennten wir uns nicht?"

„Das ſchon, Herta, aber wenn er zurückkehrte und ihr euch als alte Freunde begrüßtet und dann fändet, daß ihr euch doch noch lieb habt, das wäre ein großes Unglück!"

Herta lachte laut auf.

„Unſinn, Unſinn, ich bin ja eine verheiratete Frau. Was du für Gedanken haſt, Wanda!"

Sie beugte ſich weit über die Lehne der Veranda, um ihr glühendes Geſicht abzuwenden. An den Kletterroſen, welche um die Säulen rankten, begannen die Knoſpen ſich zu färben; Herta brach eine halberblühte Roſe, hielt ſie an ihre Lippen, um die Blätter ganz zu öffnen, blies darüber hin und ſagte: „Wahrſcheinlich kommt er nie zurück — und im übrigen wird es Zeit Toilette zu machen, glaube ich."

Sie warf die Roſe achtlos zur Erde, die lange weiße Schleppe ihres Morgenkleides fegte darüber hin, und ſie verließ die Veranda.

Auch Wanda hatte ſich erhoben, ſah die halb aufgeblätterte Roſe zu ihren Füßen und hob ſie auf, um ſie zu den anderen Frühlingsblumen zu ſtecken, die in einer Schale vor ihr ſtanden. „Armes Ding," flüſterte ſie.

Herta hatte ſich indeſſen in ihrem Zimmer auf die Chaiſelongue geworfen und blickte, die Arme unter dem Kopfe verſchränkt, zur Decke empor.

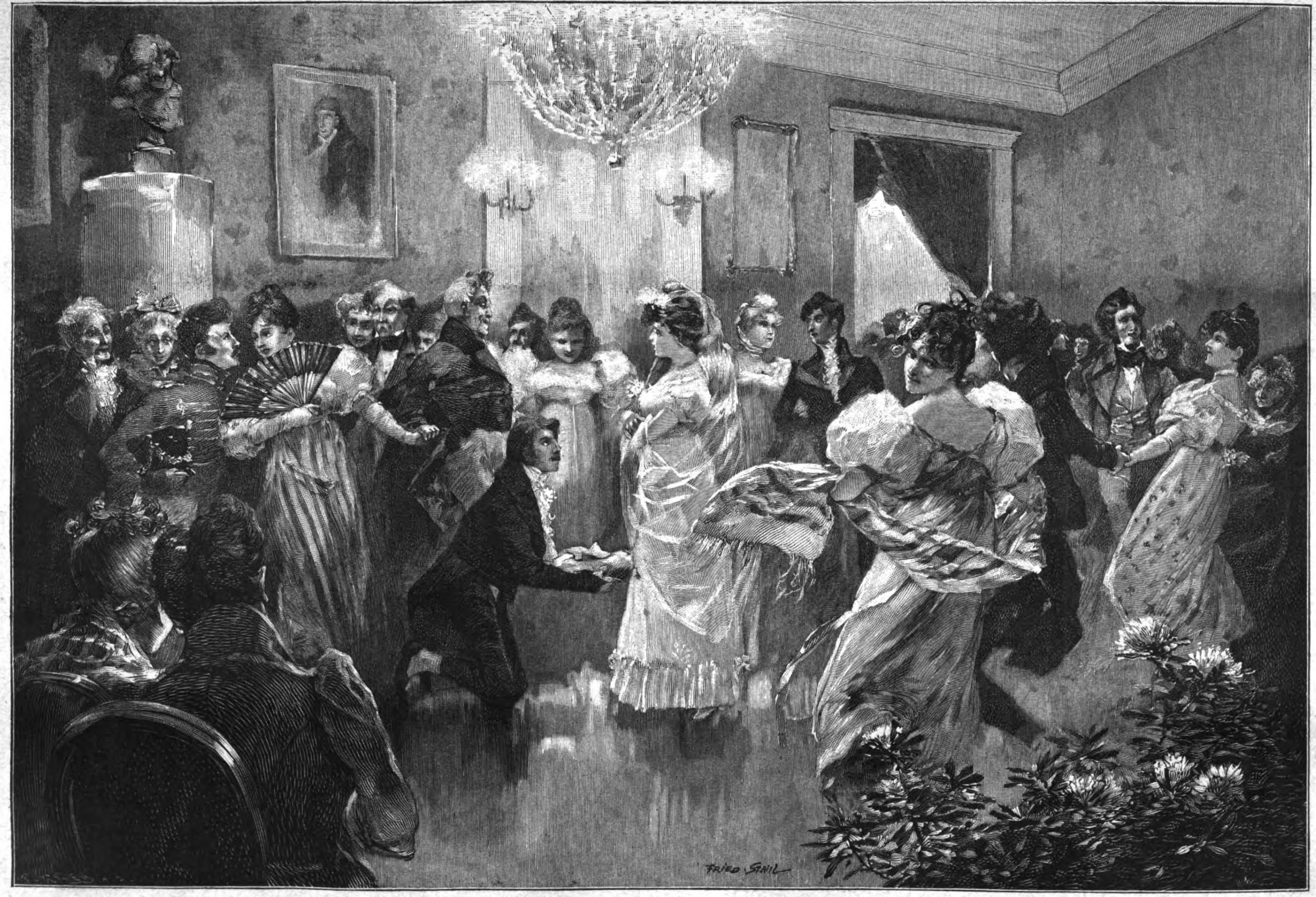
„Wenn ich ihm nun ſchriebe, ich hätte ſo viel Afrikaniſches in den Zeitungen geleſen und möchte lieber einmal wieder direktes von ihm hören? Und dann nebenbei, daß ich recht zufrieden in Wellcampsdorf lebe, mich nur ab und zu ein bißchen langweile, obgleich Bertram ein muſterhafter Ehemann iſt: ja, dabei wäre doch gar nichts Schlimmes, aber auch gar nichts. Und er ſähe doch, daß ich ihn nicht vergeſſen habe und daß ich ſeine Freundin bleiben möchte. Der Arme! Er langweilt ſich unter ſeinen Wilden gewiß manchmal noch viel mehr als ich unter unſeren guten Freunden."

XXII.

Wanda ſtattete einen Beſuch in Pontowa ab, wo ſie Frau Magda allein antraf, da Bruno ſowohl wie Fred dem Kreistage in Halbſtadt beiwohnten. Die beiden Damen hatten einen Spaziergang nach einem entfernter liegenden Geſindehauſe gemacht, in welchem Magda eine Art von Kleinkinderbewahranſtalt begründet hatte.

„Es hat mir einige Mühe gekoſtet," ſagte Magda, „ehe ich Bruno zur Hergabe der beiden Zimmer, die ich brauchte, bewog, aber ſchließlich gab er ſie mir, und ich inſtallierte eine frühere Haushälterin dort, die für freie Wohnung und freies Leben die jüngeren Kinder der Tagelöhner, welche ihr früh gebracht werden, beaufſichtigt, ſolange die Mütter auf Arbeit ſind."

Das Haus, das am Waldrande lag, und in dem ſonſt nur noch eine Förſterfamilie wohnte, ſah freundlich und ſauber aus. Ein großer Sandhaufen war davor aufgeſchüttet, und auf demſelben wirtſchaftete eine Schar kleiner Buben und Mädchen mit Holzſpaten und Schiebkarren herum, während ſich von einer vor der Hausthür ſtehenden Bank eine ältere


FRIED STAHL

Hochzeitsball zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Nach einer Aquarelle von Fried. Stahl.

Frau erhob und den Damen entgegenging. Magda begrüßte ſie freundlich, beſprach einige Anordnungen in betreff der Kleinen, rief dieſe dann bei Namen heran und ſchien genau über alle guten und ſchlechten Eigenſchaften der Kinder unterrichtet.

„Wo nehmen Sie nur die Zeit her, ſich ſo um dieſe Kinder zu kümmern?“ fragte Wanda auf dem Rückwege.

„Ich habe ſtets viel übrige Zeit,“ meinte Magda.

„Aber ich, ich habe nie Zeit!“

„Ja, wenn ich ein eigenes Kind hätte wie Sie — und dann leben wir auch nicht ſo geſellig.“

„Freilich, die vielen Gäſte machen es wohl, daß man nie Zeit findet, zum Nachdenken zu kommen. Aber ich beneide Sie um ihr ruhigeres Leben. Gewiß ſind Sie viel mit Ihrem Mann zuſammen.“ (Fortſetzung folgt.)

Devrients „Guſtav-Adolf.“

Von Bernhard Rogge. (Abdruck verboten.)

„Ein hiſtoriſches Charakterbild in fünf Aufzügen“, ſo hat Dr. Otto Devrient das neueſte von ihm verfaßte Volksſchauſpiel betitelt, das am 26. Juli d. J. gleich ſeinem inzwiſchen in den weiteſten Kreiſen des deutſch-evangeliſchen Volkes bekannt gewordenen Lutherfeſtſpiel in Jena zum erſtenmale aufgeführt worden iſt. Noch unter dem friſchen Eindruck dieſer in jeder Beziehung gelungenen und tiefergreifenden Aufführung ſtehend, glaube ich den Leſern des Daheims einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich denſelben in flüchtigen Strichen den Inhalt und den Verlauf dieſer Dichtung ſchildere, in welcher der Verfaſſer ſeine hervorragende Begabung für eine volkstümliche Behandlung geſchichtlicher Stoffe von neuem in glänzender Weiſe bewährt hat. Es iſt dem Dichter gelungen, in ſeinem „Guſtav-Adolf“ uns ein Zeitbild aus den verhängnisvollen Tagen des Dreißigjährigen Krieges vor Augen zu ſtellen, das durch ſeine anſchauliche Lebendigkeit wie durch ſeine innere Wahrheit und geſchichtliche Treue von ergreifender Wirkung iſt, und das an dramatiſcher Kunſt wie an dramatiſcher Kraft ſeinen Luther noch bei weitem übertrifft. Auch hier ſind, ähnlich wie in Devrients „Luther“, in fünf Aufzügen, von denen der letzte in zwei Abteilungen zerfällt, eine Anzahl von Einzelbildern loſe aneinader gereiht und nur durch die machtvolle Perſönlichkeit Guſtav Adolfs zuſammengehalten, in welchem die aufeinander folgenden Einzelbilder ihren gemeinſamen Mittelpunkt haben.

Gleich der Beginn des erſten Aufzugs, der vor Stettin am 14. Juli 1630 ſpielt, verſetzt uns mitten in das Elend des unſeligen, durch jeſuitiſche Liſt und Ränke herbeigeführten Krieges, der die deutſchen Lande mit ihren lachenden Gefilden verwüſtete und blühende Städte in rauchende Trümmerhaufen verwandelte. Vor den Thoren Stettins liegen flüchtige, halb verhungerte pommerſche Landleute, Männer und Frauen, die vor den Schrecken der Verwüſtung, welche die kaiſerlichen Truppen überall angerichtet hatten, hinter den Wällen Stettins Zuflucht und Unterhalt ſuchen wollen und händeringend Einlaß begehren. Da kommt plötzlich die Kunde, daß Guſtav Adolf ſchon vor drei Wochen an der pommerſchen Küſte gelandet und im Anmarſch auf Stettin begriffen iſt. Mit Freuden begrüßen ihn die bedrängten Pommern als Retter, wenn es auch an einzelnen nicht fehlt, die von ihm nur neues Unheil befürchten und den unberufenen Eindringling mit Mißtrauen kommen ſehen.

„Was hat der Schwede bei uns zu holen?
Er hätt' ſich um Schweden ſollen ſcheren und Polen“ —

ſo fragt der Rektor Leuſchnerus von Stettin, und in anderen Stimmen aus dem Volke heißt es:

„Nun faßt euch der Schwed' vor'n am Kopf
Und hinten ſchüttelt euch Conti beim Schopf.“

Aber bei der Mehrzahl überwiegt doch die freudige Hoffnung, daß nun die namenloſen Leiden und Kriegsdrangſale ein Ende haben werden, zumal den Schweden der Ruf ſtrenger Manneszucht voraufgeht. Ergreifend iſt der Bericht, den der greiſe Bürgermeiſter Friedenau von Stettin über die Landung Guſtav Adolfs erſtattet, die am Johannestage, gerade am hundertjährigen Gedächtnistage der Augsburger Konfeſſion, erfolgte und deren Zeuge er geweſen iſt, denn der Pommern Herzog Bogislav hat ihn dem König entgegengeſandt, um gegen die Landung des ſchwediſchen Heeres feierliche Verwahrung einzulegen. Nun erſcheint Guſtav Adolf ſelbſt, begleitet von ſeinen Heerführern Horn, Torſtenſon, Kniephauſen, Nils Brahe u. a., um die Übergabe Stettins von dem völlig ratloſen und ſchwachen Pommernherzog zu begehren. Es bedarf erſt der nachdrucksvollen Erklärung Guſtav Adolfs: „Nichts von dem ſinnloſen Wort Neutralität, bitte ich. Wer nicht iſt mit mir, der iſt wider mich,“ um denſelben zu einem Entſchluß zu bringen.

Faſt ein volles Jahr liegt zwiſchen dem erſten Aufzug und dem zweiten, der den Zuſchauer in das kurfürſtliche Schloß zu Köpenick bei Berlin verſetzt, wohin Guſtav Adolf gekommen iſt, um ſeinen Schwager, den ſchwachen Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, endlich zum offenen Anſchluß an die evangeliſche Sache zu beſtimmen. Sehr glücklich vermied Devrient eine perſönliche Begegnung Guſtav Adolfs mit dieſem ſchwächſten Herrſcher des Hohenzollernhauſes. Die Unterhandlungen werden lediglich zwiſchen Guſtav Adolf und Schwarzenberg geführt, und mit treffenden Strichen hat Devrient die Unentſchloſſenheit und Unſelbſtändigkeit der brandenburgiſchen Politik unter dieſem verhängnisvollen Ratgeber des Kurfürſten Georg Wilhelm gezeichnet. Durch Brandenburgs und Sachſens ſchwankendes Zaudern iſt inzwiſchen Magdeburgs herbes Geſchick beſiegelt worden. Um ſo wirkungsvoller iſt im Gegenſatz dazu das Zuſammentreffen Guſtav Adolfs mit dem elfjährigen Kurprinz Friedrich Wilhelm, aus deſſen kindlichen Worten ſchon der Heldenſinn des nachmaligen „Großen Kurfürſten“ hervorleuchtet. Als Guſtav Adolf zu dem jungen Prinzen ſagt:

„Wärſt du, mein Junge, ſchon erwachſen,
So brauchten wir nicht zu warten auf Sachſen,
Wir retteten Magdeburg, ich und du“

erwidert der Kurprinz mit ſchelmiſchem Selbſtbewußtſein: „Da braucht ich dich doch nicht dazu.“ In Vorahnung der künftigen Größe des jungen Hohenzollernſproſſes legt ihm Guſtav Adolf die Hand aufs Haupt mit den Worten: „Ille faciet, der wird's machen.“ Dieſe Begegnung Guſtav Adolfs mit dem zukünftigen Begründer der Größe Brandenburgs, der es zuerſt wieder lernen wird „unter Deutſchen ein Deutſcher ſein,“ gehört zu den ergreifendſten Szenen des ganzen Stückes und wirkte bei der Aufführung in Jena doppelt bezaubernd durch die kindliche, anſpruchsloſe Unbefangenheit und Sicherheit, mit welcher ein elfjähriger Quartaner, der Sohn eines Pedellen, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm ſpielte.

Tief ergriffen durch die von Schwarzenberg mit unverhohlener Schadenfreude überbrachte Kunde von dem Falle Magdeburgs, durch den Tod ſeines treuen Dietrichs von Falkenberg, den er der bedrängten Stadt zu „Rat und Hilfe“ geſandt hat, in gerechtem Zorn über die deutſchen Fürſten, die durch ihr Zaudern und Hinhalten es ihm unmöglich gemacht haben Magdeburg zu retten, will Guſtav Adolf Deutſchland den Rücken kehren und die Evangeliſchen ſich ſelbſt überlaſſen, zumal nach Schwarzenbergs lügenhafter Darſtellung die Bevölkerung in Magdeburg ſelbſt die Stadt an Tilly ausgeliefert haben ſoll:

„Nicht Magdeburgs, auch mein Spiel iſt zu Ende!
Nach Schweden! Das verſäumte Amt verwalten,
Mein eigenes Reich und Haus in Ordnung halten!
Hier ſtoßen ſie den frechen Eindringling,
Der ſich für ſie zu opfern unterfing,
Den Fremdling aus! Verſuchet ihr es dann,
Was unter Deutſchen ſelbſt ein Deutſcher kann!“

Nur dem Dazwiſchentreten Bernhards von Weimar und ſeiner ergreifenden Schilderung von dem Heldenmute Magdeburgs gelingt es, den König umzuſtimmen und ſeine Macht der Sache der Proteſtanten zu erhalten. So ſchließt der zweite Aufzug mit dem Befehle Guſtav Adolfs, auf der Höhe vor Berlin Kanonen auffahren zu laſſen, um den zaudernden Kurfürſten zu nötigen, trotz Schwarzenberg ſeine Wahl zu treffen, und mit dem Entſchluſſe Guſtav Adolfs, das begonnene Werk hinauszuführen:

„Auf Magdeburgs Friedhof pflanz' ich mich!
Wo Falkenberg fiel, da erhebe ich mich!
Aus Magdeburgs Aſche erwächſt mir die Pflicht:
Die deutſche Sache verlaſſ' ich nicht!"

Der dritte Aufzug zeigt Guſtav Adolf in Frankfurt am Main auf der Höhe ſeiner Erfolge. Bei Breitenfeld hat er Tillys Heer geſchlagen und in unaufhaltſamem Siegeszug iſt er durch Mitteldeutſchland und längs der Pfaffengaſſe des heiligen römiſchen Reiches bis an den Rhein vorgedrungen. In der Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer hat er im „Braunfels," in welchem dieſe ſonſt abzuſteigen pflegten, ſein Quartier genommen, um mit ſeiner Gemahlin Marie Eleonore, die aus Schweden herbeigeeilt iſt, glänzenden Hof zu halten. Die Geſandten der deutſchen Fürſten und die Vertreter der freien Reichsſtädte drängen ſich in ſeinen Vorzimmern, und wenn auch die erſteren ihm mißtrauiſch und feindſelig geſinnt ſind, ſo geht unter den letzteren um ſo lauter die Rede von Mund zu Mund, daß Guſtav Adolf ein rechter deutſcher Kaiſer ſein würde. Nach ſo beiſpielloſen Erfolgen, wie Guſtav Adolf ſie gehabt hat, iſt es nicht zu verwundern, wenn der Glanz der Kaiſerkrone ihn einen Augenblick blendet; aber ſeine Gemahlin Marie Eleonore, die Devrient als eine Fürſtin von echt deutſcher Geſinnung gezeichnet hat, und die in ihm nichts anderes ſehen möchte als den ſelbſtloſen Vorkämpfer für den bedrohten evangeliſchen Glauben und für den Frieden Deutſchlands, mahnt ihn ſich ſelbſt treu zu bleiben und die Verſuchung zu ehrgeizigen Plänen nicht Herr über ſich werden zu laſſen. Hatte der Dichter dem Schwedenkönig unmittelbar nach ſeiner Landung in Pommern die feierlichen Worte in den Mund gelegt:

„Ich will vom Reiche nichts beſitzen,
Mein eignes Land aber will ich ſchützen.
Die Oſtſee ſchirmen — unſren Glauben,
Den heiligen, uns nicht laſſen rauben.
Für Recht und Freiheit, nicht für mich
Zieh' ich das Schwert: das ſchwöre ich,"

ſo iſt es ihm nun offenbar darum zu thun, durch die im dritten Aufzug eingeſchaltete Szene zwiſchen Guſtav Adolf und ſeiner Gemahlin Marie Eleonore der neueren Geſchichtsforſchung gerecht zu werden, nach welcher Guſtav Adolf bei ſeinem Eingreifen in die Geſchicke des Dreißigjährigen Krieges neben dem Schutze der evangeliſchen Sache auch politiſche Ziele im Auge gehabt hat. Aber Devrient läßt den Charakter Guſtav Adolfs aus dem Kampfe wider die an ihn herantretende Verſuchung in ungetrübter Reinheit und Lauterkeit hervorgehen. Als die reichsſtädtiſchen Vertreter ihm in überſchwenglicher Begeiſterung als Kaiſer zujauchzen, weiſt er ſie ſtreng mit den Worten zurück:

„— nicht euer Kaiſer, nein,
Doch euer Schirmherr will ich ſein,
Bis euch die letzte Entſcheidungsſchlacht
Den Frieden in Reich und Kirche gebracht."

Der vierte Aufzug führt in Guſtav Adolfs Feldlager vor Nürnberg, wo er im Sommer 1632 Monate hindurch dem Wallenſteinſchen Heere gegenüber unthätig liegen mußte. Nur mißmutig und widerwillig ertragen die Führer das wochenlange Müßigliegen, während im Heere die Bande der von Guſtav Adolf bis dahin ſtreng aufrechterhaltenen Manneszucht ſich zu lockern beginnen. Der Wortführer der Unzufriedenen, deren Zahl von Tag zu Tag ſich mehrt, iſt Oberſt Truchſeß, dem namentlich die Strenge verhaßt iſt, mit der Guſtav Adolf jedes gewaltthätige Beutemachen ahndet. Guſtav Adolf wird zufällig Zeuge, wie Truchſeß vor anderen Führern ſich allerhand luſtiger Streiche rühmt, die er mit anderen Genoſſen trotz des Verbotes ausgeübt hat. Unnachſichtlich verhängt Guſtav Adolf über das „Mörderpack" die Todesſtrafe. In offener Auflehnung macht Truchſeß, deſſen Regiment wegen Freibeuterei aufgehoben werden ſoll, ſeinem lange verhaltenen Ärger Luft, indem er den König als den Obermeiſter der Freibeuter bezeichnet und es dieſem offen ins Geſicht ſagt, daß ihm nur ſein Vorteil, aber nicht die Rettung des Glaubens im Auge liege. Habe er ſich doch ſchon als Frankenherzog huldigen laſſen und nun wolle er ſich Nürnberg als Reſidenz erobern. — Abermals ſteht Guſtav Adolf infolge dieſer Verdächtigung ſeiner reinen Abſichten im Begriffe, der deutſchen Sache den Rücken zu kehren. Haben doch die deutſchen Fürſten und Heerführer die Schmähungen des Truchſeß ſchweigend mit angehört, ohne auch nur mit einer Silbe für die gekränkte Ehre des Königs einzutreten. Guſtav Adolf ſchließt daraus, daß ſich auch in ihrem Kreiſe eine Umſtimmung zu ſeinem Ungunſten vollzogen hat, und daß auch ſeine Anhänger in Deutſchland ihm nur noch widerwillig Gefolgſchaft leiſten. In gerechtem Zorn wirft er den in ſeinem Lager befindlichen deutſchen Fürſten, Bernhard von Weimar, dem Landgrafen von Heſſen, Ernſt dem Frommen die von ihm bereits ausgeſtellten Schenkungsurkunden der von ihm eroberten Länder vor die Füße und erklärt, fortan mit ſeinen Schweden allein bleiben zu wollen, während die deutſchen Führer mit ihren Truppen entlaſſen ſeien. In ſchweren Kämpfen verbringt Guſtav Adolf nach dieſen aufregenden Vorgängen die Nacht — es war gerade die vor Bartholomäus mit ihren grauſigen Erinnerungen an das Pariſer Blutbad — ſchlaflos in ſeinem Zelte. Nur ſein treuer Page Auguſt von Leubelfing iſt bei ihm. Da bringt ihm Bernhard von Weimar die Kunde, daß Truchſeß als Verräter in Wallenſteins Lager übergegangen iſt, und beſchwört ihn, einem Angriff des Feindes, dem Truchſeß ſich zum Führer erboten habe, zuvorzukommen. Der aus Nürnberg gebürtige Page des Königs weiß einen heimlichen Weg, auf dem Guſtav Adolf ſeine Scharen zum Sturm auf das Lager des Friedländers führen kann, und mit dem Befehl zu dieſem Sturm ſchließt der vierte Aufzug.

Der fünfte Aufzug beginnt mit dem Aufbruch Guſtav Adolfs von Erfurt zur Lützener Schlacht. In einem ernſten Geſpräch mit Oxenſtjerna weiht er den treuen Kanzler für den Fall ſeines Todes in ſeine Pläne ein. Er will die Evangeliſchen zu einem Bunde vereinigen, deſſen Haupt dereinſt der hoffnungsvolle Kurprinz von Brandenburg werden ſoll, dem er die Hand ſeiner Tochter zugedacht hat, um durch ihn ein Oſtſeereich zu begründen, in welchem Schweden und Kurbrandenburg vereinigt ſind.

„Das Deutſche Reich muß in ſich untergehen;
Aus dieſem Sproß ſeh' ich es neu erſtehen,"

ſo ſchließt Guſtav Adolf ſein letztes Vermächtnis. Es folgt der ergreifende Abſchied von Marie Eleonore und unter dem Geſange ſeiner Krieger: „Verzage nicht, du Häuflein klein," bricht Guſtav Adolf in der Richtung nach Naumburg auf. Die Szene verwandelt ſich; im Schloß von Weißenfels wartet Marie Eleonore ſehnſuchtsvoll auf Kunde über den Ausgang der Lützener Schlacht, deren Kanonendonner ſchon ſeit Stunden verſtummt iſt. Es kommt die Siegesbotſchaft; aber noch immer vom König keine Nachricht, nur der Schwede Johns Manſon weiß zu berichten, daß des Königs Schlachtroß ledig, ohne ſeinen Reiter davongejagt iſt. Endlich wird die Leiche des gefallenen Königs von ſchwediſchen Kriegern gebracht und im Hintergrund der Szene niedergeſetzt. In ergreifenden Worten gibt der ſchwediſche General Kniephauſen, ein Deutſcher von Geburt, dem Gedanken Ausdruck, daß auch in dem nach menſchlichem Dafürhalten zu frühen Tode des Königs Gottes Ratſchluß walte:

„Wenn eine Zeit ihren Meiſter begräbt,
So hat er für ſie genug gelebt.
Wir müſſen erkennen und daran glauben,
Was ſich uns auch für Hoffnungen rauben,
Was ſich uns auch für Wünſche begraben:
Genug gelebt muß er haben.
Denn unſer Obermeiſter Gott
Treibt nie mit ſeinem Werkzeug Spott."

Zum Schluß tritt der Kurprinz Friedrich Wilhelm an die Bahre, um mit einem hoffnungsvollen Hinweis in die

Zukunft Deutſchland auszuklingen und in eine verheißungsvolle Antwort auf die wehmütige Frage Kniephauſens:

„Wo glüht das deutſche Morgenrot,
Wo Glaubensduldung, Bürgerkraft
In eingeborner Lieb erſchafft,
Wie's nur der fremdgeborne Held
In heil'gem Beiſpiel vorgeſtellt?
Wann wird der Deutſchen Fürſt erwachen?“

Denn an dem jungen Kurprinzen und ſeinen Nachfolgern wird Guſtav Adolfs weisſagendes Wort ſich erfüllen: „Ille faciet, der wird's machen.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß an dem Bilde Guſtav Adolfs, wie es Devrient uns gezeichnet hat, ſeine fromme Gottesfurcht und der ſittliche Ernſt, mit dem er in ſeinem Heere auf gute Zucht hielt, als beſondere Charakterzüge hervortreten. Wie ergreifend iſt es, wenn der Bürgermeiſter Friedenau von Stettin ſeinen Landsleuten ſchildert, wie der König, als er das Land, dem ſeine Sendung gilt, betritt „ganz von Gott beſchwert ins Knie ſinkt, die Hände überm Schwert im brünſtigſten Gebet gefaltet und um ihn Todesſtille waltet,“ wie „feuchten Auges ſteht Mann für Mann und jeder hält den Odem an,“ oder wenn Guſtav Adolf von Stettin zur Befreiung Mecklenburgs und, wie er's damals hoffte, zum Entſatze Magdeburgs aufbrechend, mit entblößtem Haupte und zum Gebet erhobenen Händen feierlich ſpricht:

„Was ſonſt mag ausgerichtet werden,
Weiß Gott allein, kein Menſch auf Erden
Nur Gott, zu dem wir uns brünſtig wenden;
Der Seinen Willen zum Beginnen,
Kraft zum Verfolg und Glück zum Vollenden
In ſeiner Gnade uns laſſe gewinnen,
Wenn's zu Seines heiligen Namens Ehr'
Und unſerer Seligkeit dienlich wär'.“

Bei keiner Unternehmung, zu der er ſich anſchickt, von der Landung in Pommern an bis zum Todesritt von Lützen fehlt der gläubige Aufblick zu Gott. Das Pſalmwort: „Mit Gott nun wollen wir Thaten thun, er wird unſere Feinde unter uns treten“ iſt ſein Lieblingsſpruch, und ſeine Loſung heißt:

„Hie Schwert des Herrn und Gideon
Für Deutſchland und die Religion.“

Unter dem Geſange: „Verzage nicht, du Häuflein klein“ und mit dem Bekenntnis: „Wir trauen auf den Herrn über alle Dinge“ ſieht man ihn zur Lützener Schlacht ziehn.

Auch die den König umgebenden Nebenperſonen des Stückes ſind in der großen Mehrzahl gut und ſcharf gezeichnet, und die damaligen Zeitverhältniſſe, von deren Hintergrund die Geſtalt Guſtav Adolfs ſich abhebt, in ihnen mit geſchichtlicher Treue zur Darſtellung gebracht. Es gilt dies zumal von den kraftvollen Erſcheinungen der ſchwediſchen Heerführer im Gefolge Guſtav Adolfs, den ſchwediſchen Generalen Horn, Torſtenſon und Kniephauſen, dem ſchwediſchen Oberſt Nils Brahe und dem Kanzler Oxenſtjerna, von dem in deutſcher und evangeliſcher Treue zu Guſtav Adolf haltenden Herzog Bernhard von Weimar, von dem ränkeſüchtigen, in jeſuitiſchem Dienſt und Solde ſtehenden brandenburgiſchen Miniſter Schwarzenberg, von dem ängſtlichen ſächſiſchen Geſandten von Einſiedel, von dem Bürgermeiſter von Stettin Friedenau, deſſen Rolle von einem ſiebenundſiebzigjährigen Oberlandesgerichtsrat mit ebenſoviel Würde wie Feuer dargeſtellt wurde.

Die Stadt Jena darf mit Recht ſtolz darauf ſein, daß wie Devrients „Luther,“ ſo auch ſein „Guſtav Adolf“ in ihrer Mitte unter der hingebenden und begeiſterten Mitwirkung von freiwilligen Darſtellern, die ſich aus allen Ständen der Bevölkerung zur Verfügung geſtellt hatten, die erſte Aufführung erleben durfte. Mit Ausnahme der Titelrolle, die in den Händen des Dichters ſelbſt lag, und der Königin Marie Eleonore, die von Fräulein Wilhelmine Kuhlmann dargeſtellt wurde, waren alle anderen Perſonen des Stückes, in einzelnen Auftritten weit über ſiebzig, durch nicht berufsmäßige Darſteller vertreten, und ihnen allen merkte man es an, daß ſie ſich in den Geiſt des Feſtſpiels der gewaltigen Zeit brauſenden Sturmes eingelebt hatten und ihre Rollen mit Eifer durchführten. Dr. Devrient verſtand es meiſterhaft, den heldenmütigen König mit ſeinem ſtrengen Auftreten dem Heere gegenüber, mit ſeinem weichen Herzen für die Not der Bedrängten, mit ſeinem idealen Geiſtesfluge dem Zuſchauer leibhaftig vor Augen zu führen, während Fräulein Wilhelmine Kuhlmann die kindliche Anmut der Schwedenkönigin, die wie Sonnenſchein den braven Städtern bei der Frankfurter Kur das Herz erwärmt, aufs getreueſte wiederzugeben wußte.

Das neue Feſtſpiel, das in jedem einzelnen ſeiner Aufzüge mit rauſchendem Beifall aufgenommen wurde, hat die Berechtigung der Volksbühnenſtücke von neuem aufs glänzendſte dargethan, und es iſt nur zu hoffen, daß dasſelbe gleich Devrients Luther zur Belebung und Erweckung des proteſtantiſchen Bewußtſeins und echt deutſcher Geſinnung recht bald durch die evangeliſchen Kreiſe Deutſchlands die Runde machen möge. Auf den inneren Zuſammenhang, der zwiſchen Devrients „Luther“ und ſeinem „Guſtav Adolf“ beſteht, hat der Dichter ſelbſt hingedeutet, indem er am Schluſſe des Stückes unter Hinweis auf den Umſtand, daß Guſtav Adolfs Leiche auf dem Wege von Weißenfels zum Oſtſeeſtrande zu Wittenberg Raſt machen und dort in der Schloßkirche, wo Luther liegt, niedergeſetzt werden ſoll, dem ſchwediſchen Hofprediger Fabricius die Worte in den Mund legt:

„Zu Wittenberg, auf Luthers Grab,
Stellt man des Königs Bahre ab.
Die Leichen ruhn in einem Haus
Von gleichem Kampf ums Höchſte aus.
Was drunten der in der Gruft gelehrt,
Das ſchützte der droben mit ſeinem Schwert.
Die Nachwelt kann ſie nimmer trennen;
Der Glaube muß ſie vereint bekennen!“

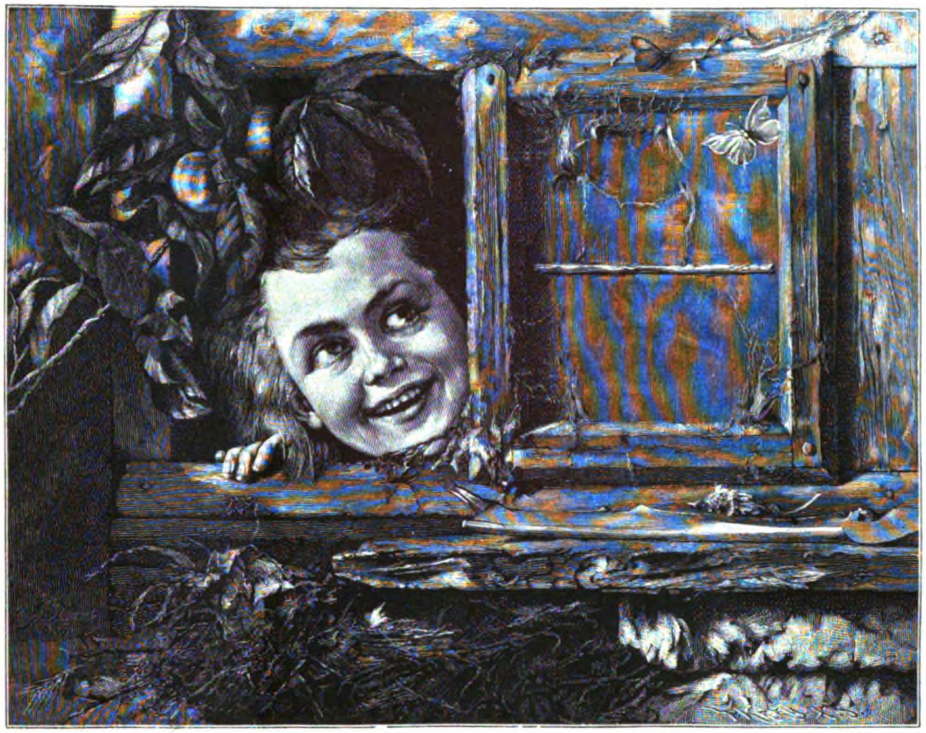
Witlandsort.

Von Max Hobrecht. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Jetzt betrat er den dämmrigen Raum der Werkſtatt; er fand ſeine Freunde nicht darin, doch hatte es den Anſchein, als hätten die beiden alten Geſellen ihren Arbeitsplatz nur verlaſſen, um alsbald wiederzukommen: das Werkzeug lag, nur eben aus der Hand gelegt, ungeordnet umher, die Schurzfelle, haſtig beiſeite geworfen, lagen an der Erde, ebenſo die Werke letzter Hand, die ſonſt beim Schluß der Arbeit ſorgfältig beiſeite geſetzt wurden. Es waren dies flache Verblendſteine, an welchen einzelne kraus verzogene Buchſtaben ausgemeißelt wurden; richtig geordnet und zuſammengeſetzt, ſollten ſie über den äußeren Bögen der Kapellenfenſter verzierende Spruchbänder bilden. Gerwien hatte die Sprüche ſo oft gehört, daß er ſie auswendig wußte: „Benedigit si der Name Jesu Christi“ und: „Maria gute, hab uns in diner Hute.“ Gedankenlos murmelte er ſie auch jetzt vor ſich hin, die Hand machte ſogar unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes dazu — aber die Worte ſagten ihm doch nichts. Er ging hinüber nach der Seite, wo er ſelbſt zu arbeiten gewöhnt war. Wie er ihn verlaſſen, ſtand dort auf dem kleinen Werktiſch ein halbfertiger Kragſtein, unter der Platte als Träger zwiſchen Blattwerk ein Engelsköpfchen. Gerwien hatte während der Arbeit oft nach ſeinem kleinen Jungen hinübergeſehn, wenn dieſer neben ihm auf dem Schoße Naruſſas lag; an ihn mußte er jetzt denken, und als eben durch eine Fuge der Wand ſchräg einfallend ein Sonnenſtrahl über das Bildwerk glitt, zog auch über das bekümmerte Geſicht des Künſtlers ein Lächeln; es reizte ihn, gleich wieder eines der feinen Schabeiſen zur Hand zu nehmen und in der Arbeit da fortzufahren, wo er vor Wochen aufgehört hatte.

Erſt wenige Minuten war er ſo beſchäftigt, und ſeine Gedanken fingen an ſich mehr und mehr ſeinem ſinnigen Schaffen zuzuwenden, als ihn ein langgezogenes Knarren der Thür, als würde ſie mit beſonderer Vorſicht geöffnet, aufſchauen ließ. Was dort in dem offenen Rahmen gegen das helle Tageslicht ſichtbar wurde, waren nicht ſeine Arbeitsgenoſſen, es waren ein paar gefährlich ausſehende Kerle, durch



Auf der Lauer. Nach dem Gemälde von O. Goldmann.

Geſicht und Tracht als preußiſchen Stammes erkennbar, mit unruhigen Augen einer über die Schulter des anderen hereinſpähend. Das Gefühl tiefen Unglücks ſchafft eine gewiſſe Furchtloſigkeit, und gegen äußere Leibesgefahr war Gerwien überhaupt nicht zaghaft. So trat er auch jetzt den Fremden ruhig einen Schritt entgegen und glaubte dabei in dem kleineren einen Menſchen zu erkennen, der erſt vor kurzem wegen eines Vergehens aus einem der Nachbardörfer entflohen war.

„Biſt du's, Banduhn?“ fragte er noch zweifelnd und mit leiſer Stimme. Der Angeredete antwortete aber nicht ſelbſt; ſtatt ſeiner nahm der Fremde das Wort, der in ſeinem ganzen Gebaren etwas Befehlendes hatte.

„Du biſt Gerwien, der“ — hier wies er auf ſeinen Begleiter — „hat mir's geſagt. Mit meinen Leuten bin ich übers Haff gekommen, da hier alle fort ſind, um uns drüben im Walde zu ſuchen. Mich freut es, daß wir uns gefunden haben. Sie haben auch dir übel mitgeſpielt, und ich denke, du wirſt ihnen gerne heimzahlen, ehe du mit uns davongehſt. Denn was willſt du hier noch machen?“ Zu dieſer Frage kam der Sudauer, weil Gerwien durch gar kein Zeichen zu erkennen gab, daß ihm das Begegnen lieb ſei. „Ich bin,“ ſo fuhr er mit großem Selbſtgefühl fort, „Sellment, der Führer dieſer Leute. Gehſt du mit mir, ſo ſoll es dir an Acker und Weide, Jagd und Fiſcherei in meiner Heimat nicht fehlen. Vorher aber reißen und brennen wir dies Neſt nieder und nehmen mit uns, was wir brauchen können, Eiſen und Gerät. Du kannſt uns viel helfen, denn du biſt hier mit allem bekannt. Dein Weib wird uns nachkommen, der Weg iſt nicht ſchwer zu finden.

Wer das dem Gerwien noch vor drei Vierteljahren geſagt hätte, würde eines ſchnellen Eindrucks nicht verfehlt haben; nun war er ein Anderer geworden. Land und Jagd und Fiſcherei wollte ihm dieſer Sellment geben, vielleicht mehr, als er hier verlieren mußte, aber wer machte die Arbeit hier fertig, und — gab es drüben im Sudauerlande auch ſo etwas, wie dieſe Bauhütte mit ihren ſtillen Freuden? Das alles ging dem armen Menſchen verwirrt genug im Kopfe herum: „Kann ich dies hier“ — er zeigte auf ſeinen Werktiſch mit der angefangenen Arbeit und den Werkzeugen — „kann ich dies hier alles mitnehmen?“ fragte er unſchlüſſig.

Sellment ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße auf: „Das haſt du dort nicht nötig,“ rief er laut, „du biſt bei uns wieder ein freier Mann. Solche Arbeit ſchickt ſich für Knechte!“

In dieſem Augenblick kam ein anderer Sudauer herein, zu melden, daß das neue Gebäude ganz menſchenleer ſei und die Genoſſen ſchon anfingen zuſammenzutragen, was Mitnehmens wert ſcheine. Mit einem raſchen Befehl ſchickte der Führer ſeine beiden Leute hinaus; allein mit Gerwien zurückgeblieben, ſagte er: „Du trauſt mir nicht, daß ich dir Wort halte; hier haſt du meine Hand. Ich weiß, daß du ein tüchtiger Kerl biſt. Komm denn! wir haben Eile.“

Gerwien ſtreckte die Hände wieder nach dem kleinen Bildwerk aus: „Dies nehme ich aber mit,“ ſagte er jetzt in ganz entſchiedenem Tone, „und es muß gut und vorſichtig eingepackt werden, damit es keinen Schaden nimmt.“

Der Sudauer zog ein böſes Geſicht: „Iſt dies eines von den Bildern, welche die Fremden ins Land bringen und mit denen ſie uns bezaubern?“ ſchrie er, „auch dich haben ſie ſchon damit aus einem tüchtigen Kerl zu einem alten Weibe gemacht! Weg mit dem Bettel! ich denke, wir haben mehr zu thun!“ Damit hatte Sellment den überraſchten Gerwien zur Seite geſchoben und mit einem wuchtigen Hiebe ſeines Streithammers das Werk vieler glücklicher Stunden in einen Haufen formloſer Scherben verwandelt.

Einen Augenblick ſtand Gerwien erſtarrt, es war ihm, als wäre der Hammerſchlag auf ſein Haupt gefallen; dann warf er ſich mit einem wilden Schrei auf den Sudauerführer.

„Biſt du dazu hergekommen, um alles entzwei zu ſchlagen? Hinaus mit dir, Hund! oder ich zerbreche dir die Knochen im Leibe!“ Im Nu hatte er dem unvorbereiteten Gegner den Spieß aus der Hand gewunden und trieb ihn, indem er die umgewandte Waffe nur wie einen Knüttel gebrauchte, mit Stößen und Schlägen vor ſich her und aus der Hütte. Sellment hatte, die Arme über den Kopf haltend, genug zu thun, ſich vor Schaden zu bewahren. Und nun mußte er's zwiefach und zum eigenen Nachteil inne werden, wieviel ihm die Hilfe des anderen hätte nützen können.

Draußen waren nur wenige von der Schar der Sudauer zu ſehen, die meiſten hatten ſich in dem weitläufigen Bauwerk zerſtreut, um Beute zu machen. Dagegen waren von den nächſten Feldern einige preußiſche Arbeiter herzugelaufen; neugierig, was hier geſchehen ſollte, ſtanden ſie in einem Haufen beiſammen, ihre Senſen auf den Schultern. Sie ſahen, wie ihr Landsmann Gerwien einen fremden, langen Geſellen aus der Bauhütte jagte und gaben ihren Beifall in lauten Zurufen zu erkennen; als dann mehrere Sudauer ihrem Führer zu Hilfe kamen, zeigten auch ſie Luſt, ſich ihres Stammesgenoſſen anzunehmen. Gerwien aber, der von der Menge der im Gebäude ſteckenden Fremden nichts wußte und einen Kampf darum für ziemlich unbedenklich hielt, rief ſeine Nachbarn laut und eindringlich zur That auf. Bei denen ſtand er aus früherer Zeit noch in ſo gutem Anſehen, daß ſie ihm gern folgten, und während einiger Minuten ſtand die Schlacht, die zuerſt mehr einer derben Prügelei gleich ſah, für die Samländer nicht ungünſtig. Als aber bald darauf die Überzahl der Sudauer immer ſtärker wurde, da die Zerſtreuten auf Sellments Geſchrei von allen Seiten herbeiſtrömten, auch ſchon Blut zu fließen begann, deſſen Anblick die Streitenden wild machte, wurde die Lage des Gerwien und ſeiner Genoſſen, die nun unvorbereitet in einem Kampf auf Tod und Leben ſtanden, eine bedrängte. Da kam ihnen auf einmal Hilfe von der alten Burg her.

Von Wall und Pfahlwerk gedeckt, hatten der Bruder von Sangershauſen und ſeine Leute geſehen, wie die wilden Gäſte landeten und ſich über den Neubau verteilten; ſie erwarteten in jedem Augenblick, daß dort die heilloſe Zerſtörung ihren Anfang nehmen würde. Statt deſſen gewahrten ſie das Getümmel bei der Bauhütte, ſahen, wie Gerwien gewiſſermaßen an ihrer Statt dort das Hausrecht verwaltete, hörten, wie er ſeine Nachbarn zur Hilfe rief, und erkannten auch bald, daß er nicht umſonſt gerufen hatte — da gab es für ſie ſelbſt keine Wahl mehr.

Auf einen fragenden Blick des Baumeiſters ſagte der Ritter, indem er ſeinen Schild aufnahm: „Ich fürchte, daß wir den Weg nicht wieder zurück finden, aber wir dürfen die Ehre des Kampfes nicht den Unfreien überlaſſen!“ So war nach wenigen ermunternden Worten des Führers die kleine, dem Werte nach ſehr ungleichartige Beſatzung über die niederfallende Brücke hinausgeſtürmt und mit lautem Schlachtruf den Sudauern in die Seite gefallen. Der Erfolg ſchien über Erwarten günſtig: die überraſchten Feinde fingen an, ſich zur Flucht zu wenden, und Gerwiens Leute faßten aufs neue feſten Fuß; da brach der Bruder von Sangershauſen, der ſeinem kranken Leibe zu viel zugetraut hatte, unter der ſchweren Rüſtung zuſammen, unverwundet, nur aus Schwäche. So geriet der Angriff ins Stocken, die Gegner konnten Atem gewinnen, wurden inne, daß ſie immer an Zahl noch die ums doppelte Stärkeren waren, und drangen wieder mit Geſchrei vor.

Wolfram von Gernrode fühlte, daß es nun an ihm ſei, die Führung zu übernehmen, durch Zuruf und Beiſpiel hielt er die kleine Schar zuſammen, aber die Feinde vermochten auch aus der Entfernung mit Wurfkeulen und Schleudern eine gefährliche Wirkung zu üben. Von einem ſolchen Geſchoß an der Stirn hart geſtreift, fiel der Baumeiſter betäubt zu Boden, Gerwien, der ſich nahe zu ihm herangedrängt hatte, ſtellte ſich über ihn und fuhr mit ſeinem Speereiſen nach allen Seiten aus, wie ein Verzweifelter, aber einzelne ſeiner Landsleute wandten ſich ſchon zur Flucht; die Deutſchen, in ihrer Ordnung durchbrochen, hielten noch Stand, doch mußte das Getümmel in kurzem mit der Vernichtung der Burgmannſchaft endigen. Da dröhnte der Boden unter dem Hufſchlag einer heranſprengenden Reiterſchar, zwiſchen den gehobenen Klingen wurden die behelmten Köpfe des Pflegers, des Bruders Werner und ihrer Genoſſen ſichtbar. — Flucht! Flucht! war die Loſung bei den Sudauern, die nur noch an ihre Boote zu kommen hofften; aber dieſe waren ſo raſch vom flachen Ufer nicht abzubringen, und da keiner daran dachte, ſich gefangen zu geben, niemand Gefangene machen wollte, ſo endete das Wüten und Kämpfen erſt, als der letzte aus der Räuberſchar am Boden lag. Unter der Mannſchaft, welche der Bruder von Sangershauſen über die Lochſtedter Zugbrücke herausgeführt hatte, gab es nur zwei Tote, Wunden aber hatten alle anderen aufzuweiſen, und der Führer ſelbſt, über deſſen Körper der Kampf mehrmals hin und her geſchwankt hatte, war übel zugerichtet. Gerwien hatte, obgleich ſelbſt mehrfach getroffen, kämpfend ausgehalten, bis die Sudauer ſich zur Flucht wandten, dann war er, ſcheinbar leblos, zuſammengebrochen; der Baumeiſter wurde unter ihm, noch betäubt, aber ſonſt faſt unverletzt hervorgezogen.

Und ſo iſt es gekommen, daß die Sage unter den Namen derjenigen Preußen, die dem Orden die gelobte Treue mit eigener Aufopferung gehalten haben, auch den des Gerwien nennt. Wir wiſſen, daß der brave Samländer keineswegs einem ſo erhabenen Triebe folgend in den Kampf ging, daß er ſogar vorher nahe genug daran war, als ein abſchreckendes Beiſpiel von Treuloſigkeit der Nachwelt aufgehoben zu werden. Aber er verteidigte mit Todesmut, was er lieben gelernt hatte: das Werk, das ſeine Hände in ſtillen Stunden ſchufen, und ſeinen freundlichen Beſchützer und Lehrer.

Als er am nächſten Morgen wieder zum Bewußtſein kam, fand er ſich in dem zur Krankenpflege beſtimmten Raum der alten Burg zwiſchen einer ganzen Zahl von Leidensgefährten; zu ſeinen Füßen ſaß Naruſſa, von Weinen und Nachtwachen erſchöpft, feſt eingeſchlafen, auf dem Schoß den Kleinen haltend, der ebenfalls ſchlief. Gerade war der Pfleger eingetreten, um zu hören, wie es den Verwundeten gehe; mit ihm kam der Baumeiſter, der noch einen leichten Verband um die Stirne trug, aber ſonſt wohlauf war. Bei dem Lager des Samländers blieben ſie ſtehen.

„Gerwien,“ ſagte der Pfleger, „du haſt gehandelt, wie ein braver Kerl, und der Orden lohnt denen gern, die treu ſind. Den Komtur werde ich ſelbſt bitten, daß er dich in deinem Gute läßt und dir einen neuen Brief mit allen Freiheiten ausſtellt. Ich weiß, daß er mir's nicht abſchlägt.“

Das Geſicht Gerwiens hatte wohl nie ſo glückſelig ausgeſehen wie in dieſem Augenblick, aber als er ſprechen wollte, verzog ſich ſein Mund ſchmerzhaft und ſeine Worte waren nur ein leiſes Geflüſter: „Ich erlebe das nicht mehr,“ ſagte er; „aber gebt das Gut meinem Sohne. Die Naruſſa wird es in Ordnung halten, bis er heranwächſt.“

In der Stimme des Pflegers machte ſich wirklich eine gewiſſe Bewegung bemerkbar, als er antwortete: „Ich habe viele Wunden und Beulen geſehen, Mann; glaube mir, man ſtirbt nicht ſo raſch daran, auch du wirſt wieder geſund werden. Wenn es dich aber tröſtet, ſo will ich verſprechen, daß das Gut deinem Sohne bleiben ſoll — die Sorge für die Unmündigen trägt der Orden gern.“

Gerwien legte die Hand in die Rechte des Pflegers; er wollte etwas ſagen, aber die Kräfte verließen ihn wieder. Der Baumeiſter ſtrich ihm, wie beruhigend, mit der Hand über die Stirne, und in wenig Augenblicken hatten ſich die Augen des Ermatteten wieder geſchloſſen. Naruſſa und der junge Erbherr des Gerwienſchen Gutes hatten währenddeſſen ruhig weiter geſchlafen.

Die Prophezeiung des Pflegers wurde nicht zur Wahrheit. Schon nach wenigen Tagen ſtarb Gerwien, doch hatte er in dieſer kurzen Zeit noch oft genug Gelegenheit, zu bemerken, daß es jetzt alle Welt gut mit ihm meine, und mit einem Lächeln auf den Lippen iſt er hinübergegangen.

Als an einem der letzten ſchönen Spätherbſttage desſelben Jahres Bruder Konrad von Thierberg der Jüngere, Landmeiſter des Ordens, mit Bruder Albrecht von Meißen, dem Komtur, von Königsberg herüberkam, um das im Äußeren nun fertig hergeſtellte neue Haus Lochſtedt zu beſehen, fanden ſie dort Herrn Wolfram von Gernrode, den Baumeiſter, nicht mehr vor. Der war nur wenige Tage vorher mit guter Gelegenheit, demſelben Lübiſchen Schiffer, der ihn hergebracht hatte, nach der Heimat abgegangen, wohlzufrieden, daß er gehen durfte, und doch dem Lande, das für ihn nicht mehr ein leerer Name war, einen freundlichen Gruß zuwinkend, als es ihm in der dunklen See zu verſinken ſchien.

Eine der erſten Handlungen, welche die hohen Gäſte zu Lochſtedt vornahmen, war, daß ſie unter den neuen Schenkbrief für den Sohn des Gerwien, wie ihn ein Prieſterbruder ſorgfältig niedergeſchrieben hatte, ihre Namen und Würden ſetzten und ihre Siegel daran hingen. Das geſchah noch in dem Remter des alten Blockhauſes. Dann ſchritten ſie hinüber nach dem neuen Bau, um ihn näher zu betrachten.

Im Hofe ſtehend bemerkten ſie mit Wohlgefallen die reichgezierten Fenſter der Kapelle und die Spruchbänder, welche über dieſen Fenſtern angebracht waren. Bruder Friedrich von Henneberg, der Pfleger, machte den Führer und je weniger er des Leſens und Schreibens kundig war, deſto lieber ergriff er die Gelegenheit, ſich als einen Schriftgelehrten zu zeigen. Mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit darauf hindeutend, als mache es ihm gar keine Mühe, las er die Sprüche vor: ,,Benedigit si der Name Jesu Christi‟ und ,,Maria gute, hab uns in diner Hute.‟ Der Landmeiſter und der Komtur ſahen ſich mit einem feinen Lächeln an, als ſie weiter ſchritten: über dem zweiten Fenſter ſtand nicht, was der Pfleger geleſen hatte, ſondern in deutlichen Zügen: ,,Mase ist zu allen Dingin gut;‟ jene Anrufung der heiligen Jungfrau aber war im Innern der Kapelle über einem Fenſter angebracht, wie ſich nachher zeigte.

Alles wurde genau angeſehen, geprüft und zweckmäßig und ſchön in der Ausführung befunden, ſo daß der abweſende Baumeiſter wohl ein günſtiges Klingen in den Ohren verſpüren mochte. Bewohnt aber wurden die neuen Räume noch nicht, erſt im Sommer ſollten ſie bezogen werden, da die ſtarken Mauern noch nicht ausgetrocknet waren. Darum ging man nach beendeter Beſichtigung wieder zurück nach der alten Burg, und der Pfleger eilte dienſteifrig voran, um zu ſehen, ob die Mahlzeit für die Gäſte gerüſtet wäre. Langſamer folgten der Landmeiſter und der Komtur, weiter zurück das übrige Gefolge.

„Unſer Bruder von Henneberg hat ſeinen Spruch wohl gelernt,“ ſagte der Landmeiſter leiſe, „aber der Baumeiſter hat ihm einen Streich geſpielt, wenn's nicht eine zufällige Verwechſelung iſt. Sicherlich war die Bitte an die Mutter Gottes beſtimmt, hier außen angebracht zu werden.“

„Willſt du, daß die Sprüche wieder ausgetauſcht werden?“ fragte der Komtur.

Der Landmeiſter bedachte ſich einen Augenblick, ehe er entgegnete: „Warum? Wer, wie der Bruder Pfleger, nicht zu leſen verſteht, wird die Verſchiebung nicht gewahr. Und, wer leſen kann, iſt hoffentlich weiſe genug, ſich an dieſem Spruche nicht zu ärgern, wenn er auch etwas weltklug lautet. Doch wüßte ich gern, wie die Sache zuſammenhängt!“

Bruder Albrecht von Meißen lächelte: „Ich denke, ich kenne den Zuſammenhang‘“ ſagte er, „die Sache iſt aber nicht im Augenblick erzählt. Ich will dir die Zeit damit verkürzen, wenn wir nach Burg Balga hinüberſegeln.“

„Wohl!“ ſagte der Landmeiſter, „ſo will ich in Geduld die Löſung des Rätſels abwarten.“

Jene Sprüche ſind noch heute — nach 600 Jahren — an den Mauern des Hauſes Lochſtedt zu leſen. In ihrer Nebeneinanderordnung ſchien auch dem Erzähler dieſer Geſchichte ein Rätſel zu liegen; die Auflöſung, die ihm Windesrauſchen, Wellengemurmel und Waldesgeflüſter mitteilten, als er jüngſt das alte Witlandsort wieder beſuchte, wolle der geneigte Leſer freundlich aufnehmen.

Unter Deck.

Von Friedrich Meiſter. (Abdruck verboten.)

Von Jahr zu Jahr vermehrt ſich die Flotte der Dampfer, welche zwiſchen Europa und Auſtralien fahren, aber auch die Zahl der Segelſchiffe iſt noch eine ſehr anſehnliche, und eine Fahrt von drei, zuweilen auch von vier Monaten zwiſchen Hamburg und Melbourne iſt eine Erfahrung, die auch heutzutage noch gar manchem Reiſenden vorbehalten iſt.

Die Zwiſchendeckspaſſagiere ſolcher Schiffe dürfen mit Recht lächeln über die Klagen der nach Amerika Auswandernden, die in wenigen Tagen über den Ocean geſchafft werden. Sieben oder acht Tage lang unbequem untergebracht und beſcheiden beköſtigt zu ſein, kann wohl als ein ernſtliches Ungemach betrachtet werden, aber man vergleiche damit doch einmal eine hundert oder gar hundertzwanzigtägige, teilweis ſtürmiſche Seefahrt unter noch ganz anderen Wohn- und Beköſtigungsverhältniſſen. Die atlantiſchen Dampfer führen friſchen Proviant, auf dieſen auſtraliſchen Seglern aber gibt's Hochſeekoſt: Pökelfleiſch, Hülſenfrüchte und Mehl, deren Beſchaffenheit ſich während der langen Fahrt nicht verbeſſert.

„Na,“ ſagt wohl einer der Auswanderer zum andern, in einem Ton, mit deſſen erkünſtelter Munterkeit er ſich ſelber am meiſten Mut machen will, „noch elf Wochen, dann können wir die Scilly-Inſeln am Eingang des Kanals in Sicht haben.“ Oder „von heute ab noch drei Monate, dann ſehen wir, ſo Gott will, die auſtraliſche Küſte vor uns.“

Und ſo ſtehen ſie an der Regeling und tröſten und wärmen ſich aneinander und blicken hinaus in die Weite, wo ein windiges Wetter ſich zuſammenzieht, oder hinab in die wogende Salzflut, bis ihr Magen zu revoltieren beginnt.

So oft ich von den Nöten der atlantiſchen Auswanderer höre, muß ich an ſolch' Segelſchiff denken, deſſen Zwiſchendeck mit Männern, Weibern und Kindern dicht gefüllt iſt, die nach der andern Seite der Erdkugel wollen und denen während des größten Teils der nächſten drei oder vier Monate eine Exiſtenz bevorſteht, wie ich ſie in nachfolgendem kurz zu ſchildern verſuchen werde.

Das Vollſchiff „Albis“ befand ſich auf dem zweiundſechzigſten Grad ſüdlicher Breite. Seit drei Tagen hatte ein ſchwerer Sturm aus Weſten geweht, dem nun ein pazifiſcher Seegang gefolgt war, ein Seegang, deſſen Gewalt und Schnelligkeit ſeinesgleichen nicht findet; faßte eine ſolche Woge das Schiff unterm Heck, dann gewahrte der Ausguck vorn im Buge den Mann am Ruder dreißig Fuß über ſich, gleichſam hoch in der Luft. Mit Untermarsſegeln und dicht gereffter Fock verfolgte das Fahrzeug ſtetig ſeinen Kurs über die Waſſerberge; von Stunde zu Stunde nahm die Kälte des Windes zu, der Himmel zeigte ein bleiches Blau, loſe Dunſtwolken jagten ſchnell unter ihm dahin, und in den Höhlungen zwiſchen den Wogenkämmen ſchimmerte die See wie blanker Stahl. Als das Schiff gerade unterhalb des Kap Horn war, kamen mächtige, ſchwarze Wolkenmaſſen aus ſüdweſtlicher Richtung heran, und innerhalb zwanzig Minuten nach ihrem Erſcheinen war die Luft eine einzige, wirbelnde dunkle Schneemaſſe. Es ſchien, als ſei man unter einem Gebirge von Federn begraben. Die beiden tüchtigſten Matroſen der an Deck befindlichen Wache wurden auf den Ausguck geſchickt, und auf dem Achterdeck lugten auch der Schiffer und der Steuermann unabläſſig nach vorn in das Schneetreiben hinaus, denn obgleich man bis jetzt noch kein Treibeis geſehen hatte, ſo war's dennoch ein Wageſtück, ſüdlich von dem Breitengrade, der als Eisgrenze gilt, und in einem Schneegewirbel, das ſo dicht war, daß man vom Ruder aus den Fockmaſt nicht mehr ſehen konnte, mit einer Fahrt von zehn Knoten entlang zu laufen.

Ein rechter Seemann aber ſieht nicht nur mit den Augen, ſondern auch mit der Naſe. Zwei Stunden nach dem Einſetzen des Schneeſturmes wendete ſich der Steuermann zu dem Schiffer herum, der eifrig den Kompaß beobachtete.

„Ich rieche Eis, Kapitän!“ rief er.

Der Schiffer trabte nach vorn, und da auch er nun den unverkennbaren Eisgeſchmack wahrnahm, ſchrie er den Matroſen auf der Back zu, die Augen offen zu halten. Das Wort war kaum aus ſeinem Munde, da kam auch ſchon der Ruf: „Eis gerade voraus!“

Die beiden Matroſen am Ruder warfen mit aller Macht das Rad herum; das Schiff ſchwenkte auf die Seite, und die wenigen an Deck befindlichen Männer ſahen in Lee aus dem Schneewirbel einen ragenden Eisberg auftauchen, gegen deſſen Fuß die Wogen mit Getöſe anbrandeten. Der Anblick währte nur einen Moment; der Eisberg verſchwand wie ein Phantom, das Ruder wurde wieder mittſchiffs gelegt, und weiter ſtürmte das Schiff blind hinein in das Flockengewirbel.

Aber nicht mehr lange. Eine Erfahrung der Art war hinreichend; der Schiffer ließ alle Mann an Deck rufen und drehte dann das Fahrzeug bei, um das Aufklären abzuwarten.

Ehe es zu ſchneien angefangen, hatten ſich noch einige der Paſſagiere an Deck aufgehalten, wo ſie ſtampfend hin und her liefen, um in der bitteren Kälte nicht zu erklammen; die erſten Flocken aber hatten ſie nach unten getrieben. Die Kajütspaſſagiere ſaßen traulich, hell und warm, das Zwiſchendeck aber war eine düſtere, unheimliche Region. Während das Schiff auf ſeinem Kurſe lag, hatte es keinen Tropfen Waſſer übergenommen; die Großluk war zwar mit den Grätings verſchloſſen geweſen, aber da die Perſennings noch nicht darüber gebreitet waren, hatte immer noch ein wenig Tageslicht ſeinen Weg in das Innere gefunden. Allein nachdem das Schiff beigedreht worden war, ſtürzte die See mit jeder Woge über den Bug herein und ſpülte das Deck entlang, ſo daß bald das Waſſer knietief über den Speigaten in Lee ſtand. Der Steuermann gab daher den Befehl, die Luken zu ſchließen. Die Folge davon war eine dichte Finſterniß im Zwiſchendeck, in der eine mittſchiffs hängende, blakende Öllampe kaum ſichtbar wurde.

Auf jeder Seite des nur wenig über mannshohen, dumpfigen, von unbeſchreiblichen Gerüchen erfüllten Raumes zog ſich eine kurze Reihe Kammern entlang, deren jede zwei oder drei übereinander gelegene Kojen enthielt. Dieſe Kammern dienten nur als Schlafſtätten; die Mahlzeiten wurden auf dem Deck eingenommen, wo die Paſſagiere ihre Kiſten, Kaſten und Koffer als Tiſche und Stühle verwendeten. In der Mitte dieſes Raumes, unmittelbar hinter der Großluk, ſtieg der gewaltige Großmaſt aus dem unteren Deck durch das obere empor. Nach vorn wurde das Zwiſchendeck durch eine Lage von Wollenballen abgeſchloſſen, die, zu einem feſten Ganzen zuſammengepreßt, eine undurchdringliche Mauer bildeten. Auf dem von den Kammern begrenzten engen Deckraum trieben ſich allenthalben Kiſten und Bündel, blecherne Teller, Töpfe und ſonſtiges Gerät umher; dazwiſchen ſtanden, ſaßen oder hantierten die Paſſagiere in dem ungewiſſen Scheine der heftig ſchwingenden Lampe — das Ganze ein ſeltſames Bild, welches ſelbſt der geübteſte Pinſel nur unvollkommen hätte wiedergeben können. Denn ihre charakteriſtiſchſte Eigentümlichkeit erhielt dieſe Szene durch die konvulſiviſchen Bewegungen des Schiffes, durch das Gurgeln und Donnern der See auf dem oberen Deck und rings an den Wänden und durch das heulende Brauſen des antarktiſchen Sturmes.

An eine der Decksſtützen gelehnt, dicht unter der Lampe, beugte ein Mann ſein beſchattetes Geſicht über ein Buch; er trug hohe Waſſerſtiefel, ein ſchwerer Reiſemantel hing ihm von der Schulter, und ſein Hals war dicht mit einem wollenen Shawl umwunden. Unweit ſaß auf einem Koffer eine Frau in Umſchlagetuch und Pelzkapotte, die einen Säugling an der Bruſt hielt und gleichzeitig kleine Stücke harten Schwarzbrotes unter vier andere, an Deck kauernde Kinder verteilte. Drüben in der Ecke lagerte eine Geſellſchaft von Männern und Frauen teils auf Kiſten, teils auf den Deckplanken; man plauderte und lachte, und ab und zu verwies eine der Frauen mit ſcheltenden Worten die Kinder, die zwiſchen dem Wirrwarr von Gegenſtänden herumkrochen und purzelten.

Unter ſolchen Schiffsgenoſſen pflegt ſich in der Regel ein Mann zu finden, der die Reiſe bereits einmal gemacht hat und daher von allen anderen als Autorität angeſehen wird. Er verſteht ſich genau auf das Wetter, weiß die Abſichten des Kapitäns im voraus, kritiſiert alle Anordnungen und unterhält ſich mit den Matroſen in eminent nautiſchen Ausdrücken.

Auch die Zwiſchendeckspaſſagiere des „Albis“ hatten einen ſolchen Sindbad in ihrer Mitte. Derſelbe ſaß auf ſeiner Seekiſte und richtete tröſtliche Worte an ein Häuflein Ängſtlicher, zumeiſt Frauen, die ſich an ihn gewendet hatten, um zu erfahren, warum man die Luken geſchloſſen habe und warum das Schiff ſich ſo auf die Seite werfe.

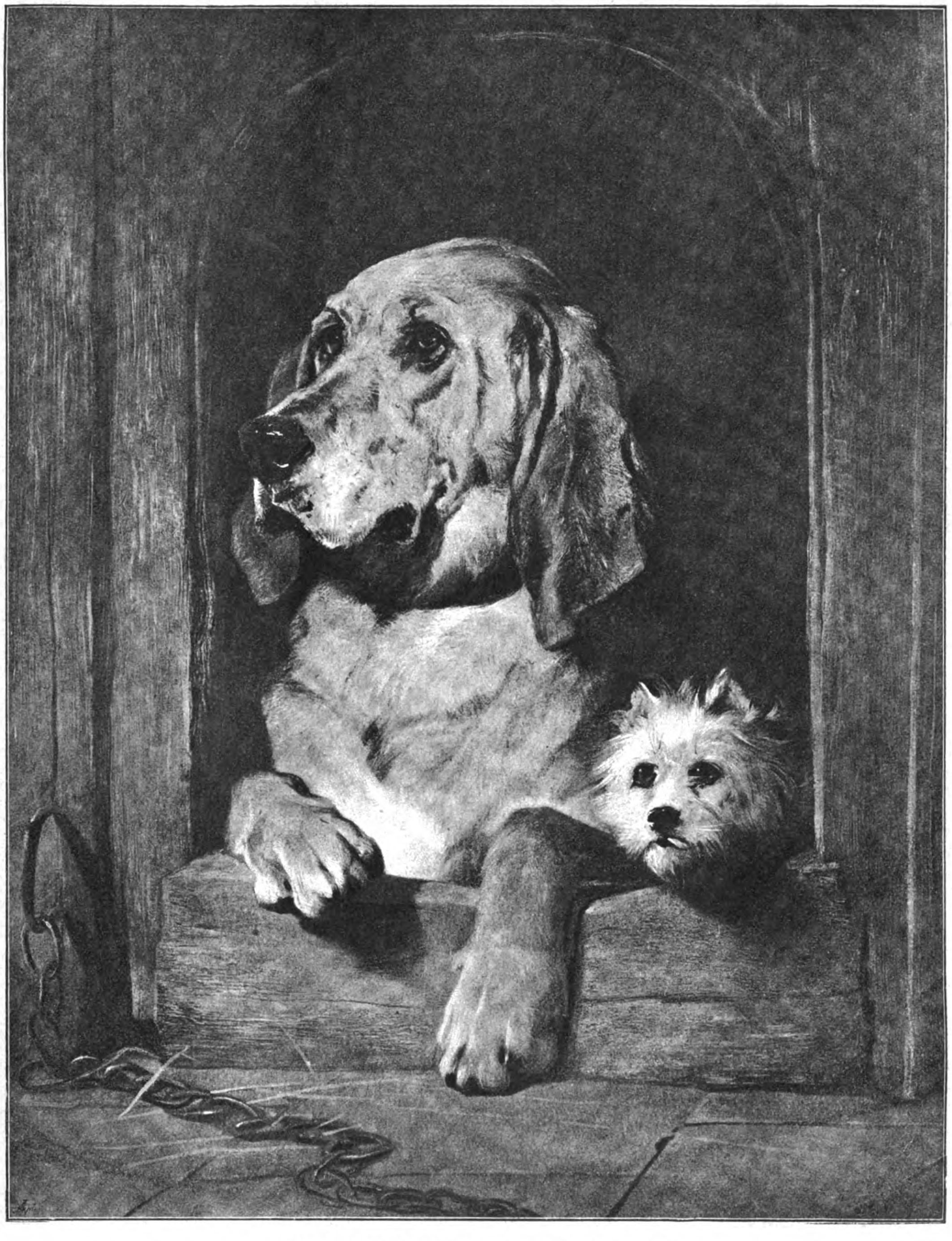
„Wir haben backgebraßt und liegen beigedreht“, erklärte der Erfahrungsreiche, „und die Luken ſind zugemacht worden, damit wir nicht vom Waſſer aus unſerm Zwiſchendeck hinausgeſpült werden. Hören Sie nicht, wie's rauſcht? Das iſt das übergekommene Waſſer, und wenn der Koch nun nicht das Feuer in der Kombüſe ausgehen läßt, und wir nicht wieder 'ne Zeitlang nichts als kalte Koſt zu ſehen kriegen, dann verſtehe ich mich nicht mehr darauf. Der Alte aber hatte recht, daß er beidrehen ließ. Die Dünung, die uns immer von hinten faßte, hatte mir ſchon lange nicht gefallen. Ich danke für einen Dämpfer von achtern! Wiſſen Sie, was ein Dämpfer von achtern iſt, meine Damen? Nicht? Na, wenn ein Schiff von hinten, von dem ſogenannten Heck aus, eine See überkriegt, ſo daß das ganze Deck bis nach vorn reingefegt wird und Steuerrad, Kompaßhäuschen, Boote, Schweinekoben und alles, was ſonſt noch da iſt, über Bord geht — dann nennt man das einen Dämpfer von achtern.“

„Haben Sie ſchon 'mal einen Dämpfer von achtern gekriegt?“ fragte ein vierſchrötiger Mann, deſſen Bart ſich wie ein Pfauenſchweif über ſeine Bruſt breitete.

„Nicht ganz, aber beinahe,“ antwortete der Sindbad und damit begann er eine Geſchichte, in deren Verlauf er ſeine Stimme zeitweiſe bis zur Stärke einer Tuba anſchwellen laſſen mußte, um ſich verſtändlich zu machen, denn das Toſen der Fluten, das Knarren der Spanten und Planken, das ſonore Dröhnen des durch die Takelung ſchnaubenden Sturmwindes, das Geſchrei der Kinder und die laute Unterhaltung der übrigen Leute verurſachten einen Aufruhr, in welchem nur ein Mann mit einer Lunge von Gußeiſen an Erzählen denken konnte.

Das Auge mußte erſt eine Weile auf jeder der geſchilderten Gruppen ruhen, ehe es die einzelnen Geſtalten derſelben zu erkennen vermochte. Die Frauen, die den vielgereiſten Mann umgaben, hielten ſich aneinander feſt, wodurch ſie jedoch nicht hindern konnten, daß gelegentlich eine oder die andere ſeitwärts taumelte, wenn das Deck ſich mehr als gewöhnlich neigte. In dem matten Lampenſchein hoben ſich die Geſichter undeutlich von der Finſterniß ab, und in manchem Auge zeigte ſich ein Strahl banger Furcht, wenn das Fahrzeug unter den Schlägen der Wogen ſtärker erbebte. Ab und zu riß ſich eine Kiſte los und fuhr krachend gegen ein Schott an, während die Mütter den Kindern zuſchrien, ſich in acht zu nehmen. Durch eine offene Kammertür konnte man das feſtverſchraubte Fenſterchen von dickem Glaſe und außerhalb desſelben den grünlichen Schimmer des Waſſers wahrnehmen. An Deck zu gelangen, war unmöglich. Beide Luken waren geſchloſſen, und die auf der Treppe der Achterluk ſitzenden Paſſagiere lauſchten erſchauernd dem Rauſchen des Waſſers, welches in ſtarken Strudeln die Lukenkappe umſchäumte.

An Deck jagt der Schnee in dichten, horizontalen Wolken über das Schiff, deſſen nackte Maſten, nur mit dem ſchmalen Streifen des Untermarsſegels verſehen, in den weißen Maſſen wild hin und wider ſchwanken. Zuerſt mag man erſchreckt den Atem anhalten bei dem Anblick der mächtigen Seen, die winterlich grün, in ſchäumenden Bergen aus dem blendenden Drift heraus und über das Schiff herfahren, in zweifelnder Furcht, ob das Fahrzeug, deſſen Unterraaen ins Waſſer zu tauchen ſcheinen, Schwimmkraft genug haben werde, den heranbrauſenden Abhang zu erklimmen. Der „Albis“ aber iſt ein wackeres Seeſchiff; er ſtürmt trotzig hinan, wie ein Fechter, den unſichtbaren Feind mit den ſtarken, ſchlanken Stengen und



Mylord und Flock. Nach dem Gemälde von Edwin Landſeer.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement & Co., vormals Ad. Braun & Co. Dornach im Elſaß und Paris.)

Spieren durchmähend. Bald aber gewöhnt man ſich an den tobenden Kampf und ohne Bangen beobachtet man jetzt das großartige Schauſpiel der vor dem Buge wie gigantiſche Schlangen hochaufbäumenden Waſſerſäulen, die entweder in dichten Schauern glitzernden Dampfes zerſtäubend verwehen, oder aber ihre kompakte Maſſe bewahren und ſchwer an Deck hereinſtürzen, dasſelbe mit kochendem Schaum erfüllend, der in ſtarken Bogenſtrahlen aus den Speigaten entweicht oder ſich in gelblicher Springflut über die Leeregeling ergießt.

Unter Deck jedoch ſieht man nichts; man weiß nicht, was ſich oben zuträgt, man befindet ſich in einem düſteren Gefängnis, in dem jede Bewegung des Schiffes, jeder Ton eine beängſtigende Bedeutung erhält. Ich habe eine volle Woche hindurch auf der Höhe von Kap Horn beigedreht gelegen und weiß, welchen Charakter die See daſelbſt bei einem Sturm aus Südoſt anzunehmen pflegt. An Deck iſt das Schauſpiel über alle Beſchreibung erhaben, den im Zwiſchendeck eingeſchloſſenen Paſſagieren aber muß ein ſolches Erlebnis fürchterlich ſein.

Der Mann mit den nautiſchen Erfahrungen hatte übrigens mit ſeiner Prophezeiung, daß der Koch in ſolchem Wetter die Kombüſe nicht werde in Betrieb erhalten können, Recht bekommen. Der Mangel warmer Nahrungsmittel aber wurde von den Leuten kaum geſpürt. Die Zwiſchendeckspaſſagiere haben ſich ihre Koſt — Erbsſuppe mit Speck oder Pökelfleiſch — perſönlich aus der Kombüſe zu holen; allein wenn es auch Wildpret und Lampreten gegeben hätte, unter den obwaltenden Umſtänden würde ſich niemand deswegen gerührt haben. Sich an das überflutete Deck zu wagen, und die Reiſe zur Kombüſe zu unternehmen, wäre für ſie gleichbedeutend mit über Bord ſpringen geweſen. Somit blieb ihnen nichts übrig, als ſich mit Waſſer, Hartbrot und den etwa noch vorhandenen Fleiſchreſten der letzten Mahlzeit zu begnügen.

Während des Nachmittags wurde von dem ſeebefahrenen Manne der Verſuch gemacht, den beklemmenden Druck der langſam dahinſchleichenden Stunden wenigſtens etwas zu unterbrechen. Er ſicherte ſich einen Sitz auf einer unter der Lampe ſtehenden Kiſte, zog einen abgegriffenen Band von Schillers Dramen aus der Taſche, ſuchte durch lautes Rufen die Aufmerkſamkeit ſeiner Leidensgenoſſen zu erregen und begann mit der Stimme und den Geſtikulationen eines Mimen, der von ſeiner Kunſt, die Gemüter zu ergreifen, feſt überzeugt iſt, den „Don Karlos“ vorzuleſen. Die Abſicht war gut, aber nicht durchzuführen. Das Ächzen und Knirſchen des Schiffes, ſein Schlingern und Stampfen, die atemloſen Pauſen, welche jedem heftigeren Wogenanprall folgten, brachten den Deklamator bald aus der Faſſung; er ſchleuderte das Buch in ſeine Kammer, trocknete ſich die Stirn mit dem baumwollenen Taſchentuch, ließ ſeinen Sitz im Stich und verſchwand in der vor dem Großmaſt herrſchenden Finſternis.

Gegen ſechs Uhr, als die frühe antarktiſche Nacht ſich über die See auszubreiten begann, hörte der Schneeſturm plötzlich auf, die Wolken verwehten und enthüllten einen kohlſchwarzen Himmel, beſäet mit klaren, grünlich flimmernden Sternen, in deren Mitte das Kreuz des Südens in ſeiner ganzen Herrlichkeit erſtrahlte. Der Wind ging vier Striche nach Weſten herum und flaute ab; man ſetzte die gereffte Fock, das untere Vormarsſegel und das Großmarsſegel; der Koch ſchwabberte das Waſſer aus der Kombüſe und zündete auf den Befehl des Kapitäns das Feuer wieder an; die Kappe der Achterluk wurde geöffnet und die männlichen Zwiſchendeckspaſſagiere kamen, einer nach dem andern, an Deck geklettert.

Noch immer rollte und ſtampfte das Schiff ſchwer und mühſelig in der gewaltigen Kap Horn'ſchen Dünung, noch immer war der Wind ſo kalt, daß er die Thräne, die er dem Auge entlockte, auf der Wange zu Eis erſtarren ließ, aber die Sterne nickten doch wieder troſtvoll hernieder, und was von allem das Beſte war, ſchon hatte der Koch wieder ſoviel kochendes Waſſer in ſeinen Keſſeltöpfen, daß ein Trunk heißen, würzigen Kaffees für alle Mann in nächſter Ausſicht ſtand.

Hochzeitsball.

Zu dem Bilde von Friedrich Stahl (S. 777).

(Abdruck verboten.)

„Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam“ — wem fiele bei Betrachtung unſers Bildes nicht die ſchlichte, von unſern Vorvorderen ungezählte Male geſungene und auch heute nicht verſchollene Weiſe ein? Selbſt ein flüchtiger Blick verſetzt den Beſchauer ſofort in die Zeit des dargeſtellten Vorganges, in den Anfang unſres Jahrhunderts. Die Gewandung der anmutigen Schönen zeigt jenen Schnitt, welcher ſpäter nach der berühmteſten Frau der Zeit, dem Muſter aller edlen Frauentugend den Namen erhielt, den Königin Luiſen-Schnitt, und dem entſpricht die Tracht der Männer: der breit ausgelegte, rückwärts bis an den Hinterkopf aufſtrebende Rockkragen, das fein gefältete Jabot oder die hohe Halsbinde mit den ragenden „Vatermördern,“ das eng anliegende, die Knöchel feſt umſchließende Beinkleid. Dem in viele krauſen Löckchen geordneten oder hochgeſteckten Haar der jungen Damen ſteht bei ihren Verehrern die kühn geſchwungene „Tolle“ gegenüber, an der ſelbſt die älteren Herren, ſoweit ſie es noch dazu haben, feſthalten.

Der Künſtler gewährt uns einen überaus reizvollen Ausblick in die gute alte Zeit, die fürwahr ihren Namen mit Recht trug, aber nur von kurzer Dauer ſein ſollte. Die wüſten Stürme jenſeits des Rheines hatten ausgetobt, Frieden und Freude atmete die Welt, und von dem düſteren Verhängnis, welches das deutſche Vaterland bedrohte, hatte niemand eine Ahnung. Ein junges Paar, das in den erſten Jahren des jetzt zu Ende gehenden Jahrhunderts den Bund fürs Leben ſchloß, durfte hoffen, ſonnigen, ungetrübten Tagen entgegenzugehen. Eine Hochzeit hatte damals einen poetiſcheren Charakter als heute, wo das nüchterne Standesamt ſich in die Feier eingedrängt hat, und wo die Hochzeitsreiſe, die ſelbſt im Mittelſtande immer mehr zur Mode wird, die Neuvermählten früh den Feſtgenoſſen entführt. Den Luxus einer ſolchen Reiſe konnten in der eiſenbahnloſen Zeit nur die Allerreichſten ſich gönnen, dafür aber war man beſtrebt, die Hochzeit ſelbſt möglichſt glänzend auszurichten. Der Künſtler führt uns in ein gar vornehmes Haus, wohl das eines begüterten Patriziers oder hohen Beamten, denn nicht in gemieteten Sälen, ſondern im eignen Heim begingen unſere Vorvorderen ihre Familienfeſte. Das Mahl iſt vorüber und der Tanz bei der Jugend längſt in ſein Recht getreten, indeſſen die Alten von den an die Wand gerückten Seſſeln dem fröhlichen Treiben zuſchauen oder im Nebenzimmer ein Spielchen machen.

Nun aber kommt der Moment, wo auch die Alten, ſoweit ſie noch feſt auf den Beinen ſind, mitthun. Es geht ein bißchen wild her bei dem Abtanzen des Brautkranzes, denn der übermütigen Jugend macht es Spaß, den Reigen um die bräutliche junge Frau immer ſchneller zu drehen, ſo daß das würdige Alter kaum mitzukommen vermag. Aber der ſtattliche Weißkopf dort zur Linken, dem das Haar noch in üppiger Fülle den Scheitel deckt, hat wacker ausgehalten, wenn er jetzt auch hochaufatmet, als die Kette ſich löſt. Nun kniet er, der Glückliche des Tages, vor der ſchämigen Braut nieder, um ihr auf weißem Atlaskiſſen das Symbol der Unterwerfung zu überreichen, das zierliche ſeidene Pantöffelchen. In der Schrift ſteht zwar: „Er ſoll dein Herr ſein,“ und auch unſrem jungen Paare werden die Tage nicht ausbleiben, wo ſich ein kleiner Kampf um die Herrſchaft entſpinnt, bis der Ausgleich gefunden wird: ſo weit dein und ſo weit mein Reich. Aber thatſächlich liegen doch die Verhältniſſe ſo, daß eine kluge Frau mit ſanfter Hand ſich einen guten Teil der Regentſchaft zu ſichern weiß, und auch die Männerwelt hat längſt anerkannt, daß ihr ein mit Weisheit geſchwungener Pantoffel nur bekömmlich iſt.

Noch eine kurze Weile, dann ſchlingt ſich von neuem der Reigen um die Braut, und die Verteilung des Myrtenkranzes beginnt. Eine heitere, von keiner Wolke umhüllte Zukunft ſieht das junge Paar vor ſich — ob es ihm beſchieden ſein wird, die furchtbaren Stürme, die von fern heraufziehen, zu überdauern und im ſtillen Glücke des Alters ſich zu ſonnen, wie dies jener Dichter, dem der Anblick des traurig verwüſteten Vaterlandes erſpart blieb, Johann Gottfried von Herder, in ſeiner „Goldenen Hochzeit“ ſo herzlich ausgedrückt hat:

Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerſt dich ſah,
War deine Locke rabenſchwarz,
Braun deine Wange da.
Jetzt iſt die Wange bläſſer,
Wie Silber glänzt dein Haar,
Und dennoch biſt du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Wohlauf, ihr Söhn' und Töchter,
Singt unſren Hochgeſang,
Und ſtreuet Myrten vor uns her
Den kurzen Weg entlang.
Und preiſet jede Stunde,
Die uns der Himmel gab;
Jelänger und Jelieber,
Jelieber
Umſchatt' einſt unſer Grab.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Sie hat ſich ſo gut verſteckt in dem kleinen Kämmerchen am Obſtgarten, daß ſie der Peter ſicher nicht finden wird — unſere kleine Lotti. Aber mit der Zeit kommt das Warten ihr endlos vor. Erſt lugt ſie nur mit einem Aug' über das Fenſterbrett zu den unten tollenden Brüdern hinab, „auf der Lauer," daß ſie den rechten Moment zu irgend einer Neckerei nicht verfehlt — jetzt aber taucht ſie gar mit dem ganzen lachenden Kopf empor . . . Hüte dich, Lotti, daß dich Peter nicht ſieht! —

Groß und klein geſellt ſich gern, warum ſollten es „Mylord und Flock" nicht auch thun. Der würdige Mylord iſt der Liebling des Hausherrn, der übermütige Flock iſt das Schoßhündchen der Gnädigſten, da iſt es ganz in der Ordnung, daß ſie gute Freundſchaft miteinander halten! Wie trefflich Meiſter Landſeer derartige „Hundecharaktere" aufzufaſſen und wiederzugeben wußte, iſt bekannt — keiner unſerer jüngeren Künſtler hat den großen Tiermaler übertroffen.

Gartenkunſt.

Im botaniſchen Garten zu Berlin wurden in dieſem Sommer verſuchsweiſe Kolonialpflanzen halb im Freien mit Ausſchluß künſtlicher Wärme kultiviert. Verſchiedene Gewächſe dieſer Art ſetzte man als junge Samenpflanzen um das Frühjahr frei in den Erdboden in einem dazu eingerichteten niedrigen Hauſe, wo ſie beliebig der friſchen Luft ausgeſetzt, aber auch leicht vor Kälte geſchützt werden konnten.

Auf ſolche Art wurden u. a. gezogen: die Baumwollenſtaude und die Jute-Pflanze, die Sojabohne und die Reisbohne oder Bablab, die Erdmandel (Arachis hypogaea), der Melonenbaum, in deſſen Milchſaft Fleiſch ſich ſehr raſch auflöſt, die Colocaſia oder Tarro, die Jatropha Manihol, die Maranta arundinacea, von der das Arrowroot kommt, die berühmte Coca-Pflanze, der Seſam, endlich ſpaniſcher Pfeffer und Reis.

Alle dieſe Pflanzen ſind kräftig gediehen und die meiſten von ihnen ſtanden Anfang Auguſt in Blüte. J. Tr.

Eine große Anlage zum Weltbürgertum hat die Pflanze Galinsoga parviflora, welche bei uns Knopfblume genannt wird. Sie ſtammt aus Peru und trat in Berlin zuerſt ungefähr 1820 als Unkraut auf, nachdem ſie vermutlich dem botaniſchen Garten entſprungen war. Auch an anderen Orten Deutſchlands hat ſie ſeitdem ſich eingefunden. In Berlin und Umgegend iſt ſie überall. Sie iſt ein ſehr läſtiges Unkraut in den Gärten und verſchmäht auch die kleinſten Vorgärtchen nicht. Sie geht in den Erdkäſten und in den Blumentöpfen auf, die auf den Balkons ſtehen. In der Umgebung Berlins aber bildet ſie auf unbebautem Lande, unter Verdrängung der heimiſchen Unkräuter, förmliche Wieſen.

Schade, daß ſie unanſehnlich iſt. Das Vornehmſte an ihr iſt ihr botaniſcher Name. Sie heißt nämlich nach einem Spanier Galinſoga, der einmal Hofarzt und zugleich Gartenintendant in Madrid war. J. Tr.

Schule.

Die Herſtellung eines großen lateiniſchen Wörterbuchs auf Koſten des preußiſchen Staates iſt geplant. An der Spitze des Unternehmens ſteht der Ordinarius der Breslauer Univerſität, Profeſſor Martin Herz. Das Lexikon ſoll 10 Bände zu je 1200 Seiten umfaſſen, in etwa 18 Jahren unter Mitarbeit von 50 Gelehrten vollendet ſein und jedes lateiniſche Wort in allen ſeinen Wandelungen vom erſten Auftreten an verfolgen. Die Geſamtkoſten des Lexikons ſind auf mindeſtens 500 000 Mk. veranſchlagt.

Kunſt.

Die weltberühmte Gallerie Borgheſe zu Rom wird demnächſt verkauft werden, da der Beſitzer durch unglückliche Spekulationen in finanzielle Verlegenheit geraten iſt. Bei dem Verkauf werden Meiſterwerke von unvergleichlicher Bedeutung auf den Kunſtmarkt gelangen, denn die Gallerie Borgheſe nahm unter allen römiſchen Privatſammlungen ſchon durch ihre Rafaels, Correggios, Tizians weitaus den erſten Rang ein. Tiefbetrübend bleibt die Auflöſung der herrlichen Sammlung, die nach den beſtehenden Geſetzen allerdings in Italien bleiben muß, unbedingt.

Ausſtellungsweſen.

Am 26. September wird zu Lübeck eine größere bienenwirtſchaftliche Ausſtellung im Anſchluß an die diesjährige Wanderverſammlung deutſch-öſterreichiſch-ungariſcher Bienenwirte eröffnet werden. Die Ausſtellung, für welche äußerſt zahlreiche Zuſagen eingingen, wird vorausſichtlich ein treffliches Geſamtbild des gegenwärtigen Standes der Bienenzucht bieten.

Eine große internationale Sportausſtellung, verbunden mit Pferdeſchau, Fiſcherei- und Hundeausſtellung, findet in dem zum Haag, der zweiten Hauptſtadt Hollands, gehörenden Seebad Scheveningen vom Juni bis September 1892 ſtatt. Nähere Auskunft erteilt das Generalſekretariat für Deutſchland: Berlin SW., Neuenburgerſtr. 34.

Ihre Beteiligung an der Weltausſtellung in Chicago haben bisher zugeſagt: Deutſchland, Frankreich, England, Spanien, die Türkei, Japan, Ägypten, Marokko und faſt alle amerikaniſchen Republiken.

Vereinsweſen.

Am 10. Auguſt wurde in London der internationale Kongreß für Hygiene und Demographie eröffnet, zu welchem 2300 Delegierte erſchienen waren. Unter ihnen befanden ſich die hervorragendſten Gelehrten Europas. Bei der Eröffnung ſprach Generalſtabsarzt Dr. Coler im Namen Deutſchlands.

Naturkunde.

Eine merkwürdige Erſcheinung wird augenblicklich von den Fiſchern im Adriatiſchen Meer beobachtet und bereitet dem Fiſchfang große Schwierigkeiten. Sobald die Netze nämlich ausgeworfen werden, bemerkt man, daß dieſelben etwa zwei Meter unter der Oberfläche durch eine zähe, ſülzartige Maſſe aufgehalten werden, die im Ausſehen einer gelblichen Crême gleicht und deren Feſtigkeit ſogar kleineren Ankern widerſteht. Dieſe Maſſe legt ſich dicht an die Netze an und füllt dieſelben mitunter derart, daß ſie beim Herausgezogenwerden reißen. Im Jahre 1872 war ähnlich wie jetzt die ganze Adria davon erfüllt und veranlaßte das Instituto Veneto in Venedig zur eingehenden Unterſuchung der beunruhigenden Erſcheinung. Man kam ſchließlich zu dem Reſultat, daß es ſich um ein Agglomerat von Algen unterſter Kategorie handele. Die Maſſe ſei keineswegs, wie vielfach angenommen wurde, den Fiſchen ſchädlich; es ſei vielmehr beobachtet worden, daß ſich viele Fiſche von derſelben gierig nährten. Wie 1872, ſo wird die Erſcheinung wahrſcheinlich auch diesmal nach einigen Wochen verſchwinden.

Technik.

Die feinſten Fäden ſind geſponnener Bergkriſtall. In den Fernrohren werden, um bei Meſſungen genauen Anhalt zu haben, zwei ſich kreuzende Fäden angebracht, das ſogenannte Fadenkreuz. Selbſtverſtändlich müſſen die Fäden von größter Feinheit ſein, damit ſie ſo wenig wie möglich von dem zu beobachtenden optiſchen Bilde decken. Man nahm deshalb Coconfaſern und Spinnenfäden, bis es neuerdings gelang, Glas und namentlich Bergkriſtall noch feiner auszuſpinnen als jene Tiere es vermögen. Zu dieſem Zwecke befeſtigte der Erfinder, Herr Boys, eine Armbruſt an einem Gebläſetiſche derart, daß eine große Schußlinie zu Gebote ſtand. Die Bolzen beſtanden aus etwa drei Zoll langen Strohhalmen mit einer Nadel an der Spitze und einem dürren Glas- oder Kriſtallſtäbchen am Ende. Wurde nun die Mitte des Stäbchens mittelſt der Stichflamme des Gebläſes erhitzt und der Pfeil abgeſchoſſen, ſobald Glas oder Kriſtall weich geworden, flog das Stückchen Halm davon und zog einen Faden von etwa 20 Fuß Länge aus. Der Bergkriſtallfaden hatte eine gleichförmige Dicke von $^1/_{100\,000}$ Zoll.

Hygieiniſches.

Die krankhafte Erregbarkeit und die häufigen geiſtigen Störungen, welche in den letzten Dezennien des Jahrhunderts unſere Mitmenſchen ſo häufig heimſuchen, beruhen nach Dr. Cold zum großen Teil auf ungenügendem Schlaf. Während man Neugeborene und Babies gern nach ihrem Bedürfnis ſchlafen läßt, tritt ſchon mit Beginn des ſechsten oder ſiebenten Jahres ein Wechſel ein. Zehn- und zwölfjährige Kinder läßt man acht bis neun Stunden ſchlafen, während ihnen mindeſtens zehn bis elf gebührten. Dr. Cold tritt dafür ein, den Zwanzigjährigen noch neun, älteren mindeſtens acht Stunden Schlaf zu gönnen. Bei ungenügender Länge des Schlafes fände das Nervenſyſtem, beſonders das Gehirn, nicht die nötige Erholung und könne nicht normal funktionieren.

Verkehrsweſen.

Die Eiſenbahnen der Erde hatten nach einer ſoeben erſchienenen Veröffentlichung im „Archiv für Eiſenbahnweſen" im Jahre 1890 eine Ausdehnung von 595,767 Kilometer erreicht, ſeit 1880 alſo um 245 731 Kilometer zugenommen. Das auf ſie verwandte Anlegekapital bezifferte ſich auf die ungeheuere Summe von 128½ Milliarden Mark.

Der Generalpoſtmeiſter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Wannamaker, geht mit dem Plane um, für den transatlantiſchen Verkehr mehrere Poſtdampferlinien einzurichten, deren Fahrzeuge nur von Amerikanern gebaut und bedient werden ſollen. Die Koſten für dieſe Flotte werden ſich nach vorläufigen Anſchlägen auf 24—30 Millionen Dollar belaufen.

Der teuerſte Bahnhof der Welt iſt der kürzlich dem Verkehr übergebene Bahnhof zu Bombay. Der Bau hat zehn Jahre gedauert und über 80 Millionen Mark gekoſtet. Die hohen Koſten des Prachtbaues erklären ſich dadurch, daß derſelbe eine reiche künſtleriſche Ausſchmückung erhalten hat.

Rechtsrat.

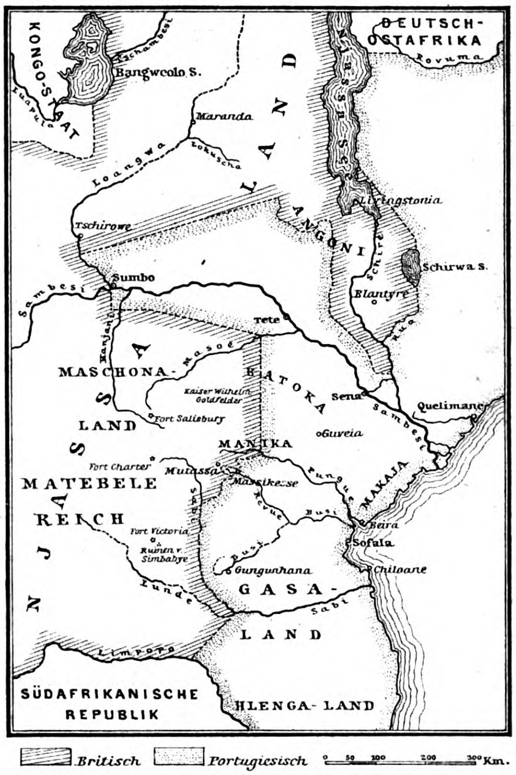
Frage: Können in einem Kodizill letztwillige Beſtimmungen nachfolgenden Inhalts getroffen werden, oder bedarf es dazu eines Teſtaments? — Der überlebende Ehegatte ſoll Univerſalerbe werden und freie Verfügung über das geſamte Vermögen haben; doch darf derſelbe nicht durch Schenkungen oder ſonſtige Verfügungen zu gunſten dritter Perſonen verringert werden, ſoll vielmehr ſpäter unverkürzt den Kindern zu gleichen Teilen zufallen. — Wie hoch belaufen ſich die Gerichtskoſten?

Langjährige Abonnentin.

Antwort: In Kodizillen können rechtsgültig nur einſeitige Willenserklärungen niedergelegt werden, „durch welche jemand nur über einzelne und beſtimmte Stücke, Summen, Rechte oder Pflichten auf den Todesfall verordnet" (§ 4. Teil I, Titel 12 des Preuß. Allgem. Landrechts). Für die beabſichtigte letztwillige Verfügung bedarf es der Form eines gerichtlichen wechſelſeitigen Teſtaments zwiſchen Ehegatten. — Die Höhe der Gerichtskoſten richtet ſich nach dem Werte des Nachlaſſes.

England und Portugal in Süd-Oſtafrika.

Bei dem augenſcheinlichen Beſtreben Englands, ſeine Machtſphäre in Südafrika fortgeſetzt zu erweitern, wird unſeren Leſern das nebenſtehende, außerordentlich klare Überſichtskärtchen willkommen ſein. Daß bei jenem Beſtreben des mächtigen Nachbars zunächſt Portugal die Koſten bezahlen muß, iſt ohne weiteres verſtändlich — auch wir haben an der Ausdehnung der engliſchen Macht aber ein lebhaftes Intereſſe, denn die raſtloſen Intriguen, mit welchem die britiſch-ſüdafrikaniſche Geſellſchaft jetzt Portugal läſtig fällt, werden ſich ſpäter gewiß auch im ſüdlichen Teil unſerer Kolonie fühlbar machen. Als Thatſache iſt vorläufig jedenfalls zu konſtatieren, daß Portugal jetzt bereits alle Anſprüche auf das Hinterland ſeiner oſtafrikaniſchen Beſitzungen, durch deren Realiſierung dieſe unmittelbar an ſeinen weſtafrikaniſchen Kolonieen Anſchluß gefunden hätten, aufgeben mußte.


KONGO-STAAT
Bangweolo S.
Tschambesi
Luapula
DEUTSCH-OSTAFRIKA
Rovuma
NJASSA-SEE
NJASSA-LAND
Maranda
Lukuscha
Loangwa
Tschirowe
Livingstonia
ANGONI
Schirwa S.
Schire
Blantyre
Sumbo
Sambesi
Tete
Ruo
Hanjani
Masoe
MASCHONA-LAND
Kaiser Wilhelm Goldfelder
Fort Salisbury
KATOKA
Sena
Quelimane
oGuveia
MANIKA
Fort Charter
Mutassa
Massikesse
Pungue
MAKAJA
MATEBELE REICH
Revue
Busi
Beira
Sofala
Fort Victoria
Ruinen v. Simbabye
Gungunhana
Chiloane
GASA-LAND
Sabi
Lunde
Limpopo
SÜDAFRIKANISCHE REPUBLIK
HLENGA-LAND
Britisch
Portugieſisch
0 50 100 200 300 Km.

England und Portugal in Süd-Oſtafrika.

Kleine Zeitung.

In unſerer Kolonie Kamerun iſt kürzlich das zum Andenken an die daſelbſt verſtorbenen deutſchen Kolonialbeamten, Offiziere und Gelehrten auf dem Gouvernementsplatze errichtete Denkmal feierlich enthüllt worden.

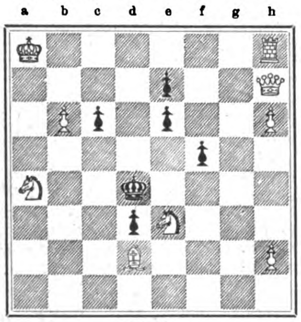
Auf dem internationalen Kongreß für geographiſche Wiſſenſchaften, welcher Anfang Auguſt in Bern tagte, wurde u. a. die Anfertigung einer Rieſenerdkarte im Maßſtab 1:1 000 000 beſchloſſen.

Violotta nennt Dr. Alf. Stelzner-Wiesbaden ein neues zwiſchen Viola und Violoncello ſtehendes Muſikinſtrument, durch welches ſowohl dem Orcheſter ein neuer Faktor zugefügt, als auch eine anderweitige Beſetzung jedes Streichquartetts möglich wird. Dafür, daß das Inſtrument wirkliche Bedeutung zu haben ſcheint, ſpricht das Intereſſe, welches Profeſſor Joachim an der neuen Erfindung nimmt; der große Künſtler hat ſich, nachdem er die Violotta erprobte, ſofort ein Exemplar derſelben beſtellt.

Auch große Leute können irren! Die Pariſer Sarbonne hat ſich wenigſtens kürzlich ein reizendes Stückchen geleiſtet. Bei Gelegenheit des Baccalaureats-Examens, bei welchem übrigens jeder Kandidat, der ſich eine ähnliche Blöße gegeben, erbarmungslos durchgefallen wäre, ſtellte ſie als Thema für den franzöſiſchen Aufſatz die Aufgabe: „Louis Racine ſchreibt ſeinem Vater, daß er Boileau in deſſen Hauſe zu Auteuil beſucht, dort La Bruyere getroffen und beiden Schriftſtellern ſeine Abſicht, ſich der Poeſie zu widmen, mitgeteilt habe.“ Sehr ſchön — nur will es das Unglück, daß Racine 1692 geboren, La Bruyere aber 1696 geſtorben iſt: der erſtere könnte alſo bei der Begegnung grade vier Jahre alt geweſen ſein.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von D. W. Clark.


a
b
c
d
e
f
g
h
8
7
6
5
4
3
2
1

WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

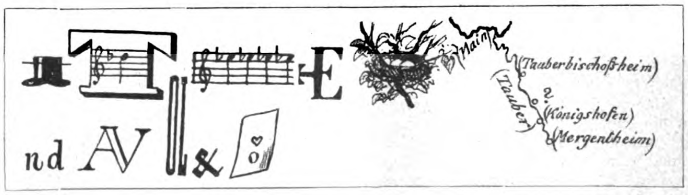
1. Rätſel.

Wo kam es her und wie iſt es entſtanden?
Es wächſt ſein Einfluß unberechenbar.
Noch geſtern war es nirgendwo vorhanden,
Und heute nimmt man überall es wahr.

Wie bald wird jene Stätte es erreichen,
Vor der ſo gerne das Verbrechen flieht,
Die, willſt du ändern nur das vierte Zeichen,
Im Augenblick dein geiſtig Auge ſieht.

Fr. St.

Bilderrätſel.


Main
(Tauberbischofsheim)
(Tauber)
2.
(Königshofen)
(Mergentheim)
nd

2. Wortkette.

Zu ſuchen ſind 14 dreiſilbige Wörter, welche eine Wortkette bilden, d. h. die Endſilbe jedes Wortes ſoll gleich der Anfangsſilbe des folgenden ſein und die Endſilbe des letzten gleich der Anfangsſilbe des erſten. Die 14 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen:

1. Ein Drama von Grillparzer,
2. eine der Perſonen in einer Oper von Mozart,
3. einen bibliſchen Namen,
4. einen andern bibliſchen Namen,
5. einen andern bibliſchen Namen,
6. einen andern bibliſchen Namen,
7. eine Krankheit,
8. eine Pflanze,
9. ein Geſchoß,
10. eine Stadt in Syrien,
11. einen der Helden des Argonautenzuges,
12. eine Stadt in Dalmatien,
13. eine Stadt in Spanien,
14. eine Stadt in Italien.

Zu verwenden ſind die 14 Mittelſilben:
da de dri gu la lep li lo lo mu na su ti vi.

3. Dreiſilbige Scharade.

Ein Ganzes nennt der Schmerz oft dieſe Welt,
Ein Drittes, dem der Sonne Strahl nicht ſcheint,
In deſſen erſte Zwei kein Licht von oben fällt,
In dem in Finſternis das Unglück troſtlos weint.
Dieſelbe Welt, zu der auf Engelſchwingen
Zum Glücklichen die Freude niederſchwebt,
Der Jugend, Frohſinn reiche Kränze bringen
Und die der Liebe Sphärenklang durchbebt!

Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 48.

Bilderrätſel.

„Ja, Bauer, das iſt ganz was anders!“

1. Rätſel. Kater und Häring.

2. Dreiſilbige Scharade. Bachſtelze.

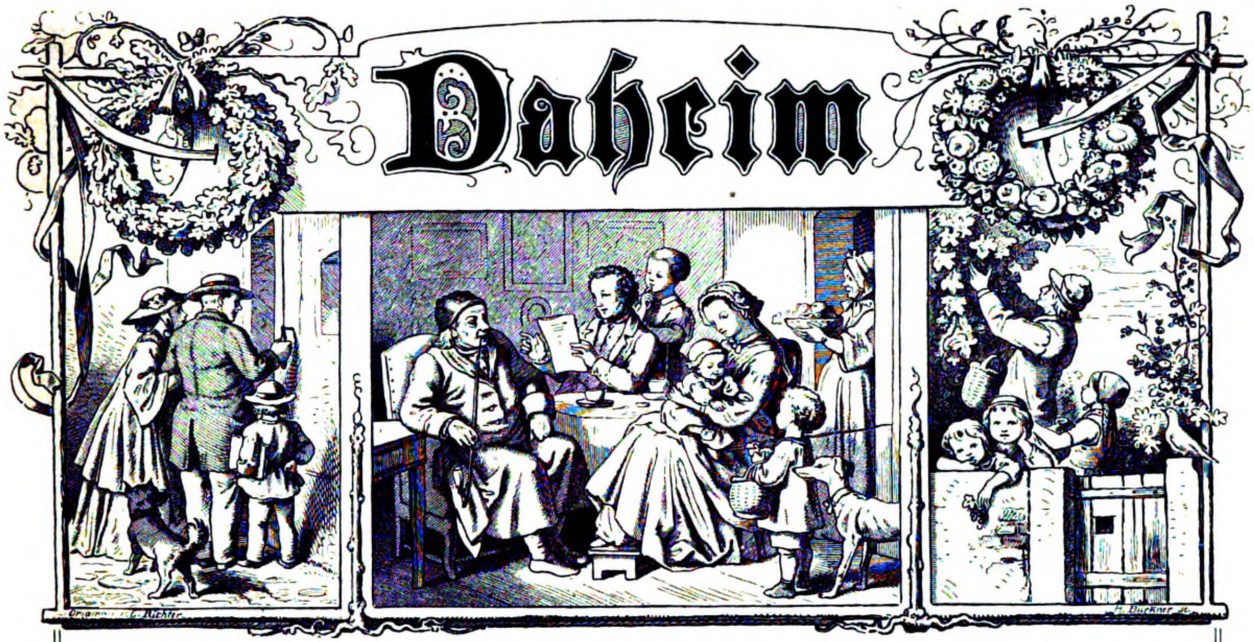
3. Rätſel. Mark.

4. Wechſelrätſel. Gral — Ural.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. — Devrients „Guſtav Adolf.“ Von Bernhard Rogge. — Witlandsort. Von Max Hobrecht. Schluß. — Unter Deck. Von Friedrich Meiſter. — Hochzeitsball. Zu dem Bilde von Friedrich Stahl. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Auf der Lauer von O. Goldmann, und Mylord und Flock von Edwin Landſeer. — Gartenkunſt. — Schule. — Kunſt. — Ausſtellungsweſen. — Vereinsweſen. — Naturkunde. — Technik. — Hygieiniſches. — Verkehrsweſen. — Rechtsrat. — England und Portugal in Südafrika. Mit einer Karte. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. September 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 50.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Nun, was das betrifft,“ fuhr Magda fort, „mein Mann iſt ein ſehr eifriger und praktiſcher Landwirt, und ich habe als Mädchen, obgleich ich auf dem Lande aufwuchs, nie von wirtſchaftlichen Angelegenheiten ſprechen hören. Wir führten une vie de chateau in Sagewitz, das war ſehr hübſch, aber man blieb dabei allen, ich möchte ſagen ‚wirklichen‘ Verhältniſſen völlig fremd. Als ich mich dann verheiratete, reiſten wir die erſten Wochen, und ich hatte den Eindruck, verheiratet ſein heiße: Hand in Hand mit einem geliebten Menſchen ſich an allem Schönen freuen, das die Erde bietet. Als wir dann zurückkehrten, begann mein Mann ſeine durch Verlobung und Hochzeitsreiſe lange unterbrochene Thätigkeit wieder aufzunehmen, und dieſer Thätigkeit ſtand ich ganz fremd und verſtändnislos gegenüber. Meine Fragen, die gewiß meiſt ſehr dumm waren, machten ihn ungeduldig, und er fand es auch überflüſſig, dieſelben ausführlich zu beantworten, da ich ja, wie er ſagte, nicht Inſpektor werden wollte. Manchmal begleitete ich ihn auch auf ſeinen Ritten und Fahrten; aber dann hatte er immer ſo viel mit allerlei Leuten zu reden, oder wir hielten ſtundenlang in der Mittagsſonne, weil er irgend etwas beſichtigte, wovon ich nichts verſtand und das mir zu erklären, ihn offenbar ermüdete und langweilte. So bekam ich allmählich immer mehr Zeit, mich allein zu beſchäftigen und nachzudenken, und da verfiel ich eines Tages auf die Kleinkinderbewahranſtalt.“

„Und nun erkennt Ihr Mann doch Ihre nach dieſer Seite ſo praktiſche Thätigkeit an und begleitet Sie gewiß oft in Ihr Kinderheim?“

„Ach nein, er ſagt, von allen kleinen Kindern der Welt würde er nur gegen ein eigenes ſich zu einiger Duldſamkeit aufſchwingen, und da uns das verſagt bleibt, ſo wolle er mit Kindern überhaupt nichts zu thun haben; aber für mich ſei es ja eine harmloſe Liebhaberei, deren Koſten zu decken unſere Verhältniſſe uns erlaubten.“ Magda ſagte das ohne jede Bitterkeit, einfach als Konſtatierung der Wahrheit.

Wanda ſchwieg einige Augenblicke, dann bemerkte ſie: „Das Zuſammenleben in der Ehe iſt in Wirklichkeit doch ganz anders, als man es ſich als Braut vorſtellt.“

„Ja, wiſſen Sie, man ſtellt als Braut wohl die Liebe zu ſehr in den Mittelpunkt und Vordergrund des ganzen Lebens. Bruno ſagt aber mit Recht, das ewige ‚himmelhoch Jauchzen — zum Tode betrübt,‘ würde kein Menſch auf die Länge aushalten. Vertrauensvolle Freundſchaft, das iſt ſpäter die Hauptſache, und im übrigen muß jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.“

„Unter Freundſchaft verſtehe ich aber doch ein inniges Mitempfinden der gegenſeitigen Intereſſen, ein wirkliches Zuſammen- und nicht Nebeneinanderleben, und auch ohne alles ‚himmelhoch Jauchzen, zum Tode betrübt‘ könnte doch etwas von dem ‚ein Herz und eine Seele‘ in der Ehe wahr werden.“

„Sie ſind eine liebe kleine Schwärmerin, Wanda, und gerade weil Sie ſo luſtig ſein können und die Leute immer glauben, Sie wollten ſich nur amüſieren, darum mag ich das gern an Ihnen.“

Wanda wurde ſehr rot, dann ſagte ſie leiſe: „Alſo glaubt man das von mir?“

„Nun, Sie werden ſich das doch nicht zu Herzen nehmen? Welcher vernünftige Menſch könnte es Ihnen denn auch verdenken, Sie ſind ja ſo jung, daß Sie als Mädchen wahrſcheinlich kaum einmal getanzt haben.“

„O doch, auf einem großen Balle, den meine Eltern gaben.“

„Nun, ein Ball, das zählt nicht.“

„Ja, es iſt wahr, ich habe mich immer amüſiert, wenn ich unter Menſchen war, und wenn ich wußte, es ſind ein paar Damen dabei, die mich bekritteln und die es mir nicht gönnen, ich glaube — dann habe ich mich erſt recht amüſiert!"

Magda lachte. „Und Sie haben recht daran gethan, denn unſer Orden der heiligen Klatſchſchweſtern, wie Bruno die Clique meiner Sagewitzer Kouſine nennt, iſt unausſtehlich."

„Aber nachher ſchien es mir oft, als verlohnte ſich das alles gar nicht!" fuhr Wanda fort ohne von ihrem Ideengange abzuſchweifen.

„Sehen Sie, Bruno iſt doch ein ſcharfer Beobachter, er ſagte neulich, Sie ſähen manchmal aus, als träumten Sie von ‚der kleinſten Hütte' für das bekannte Paar."

„Das hat er geſagt? Darüber habe ich doch nie mit ihm geſprochen!"

„Natürlich nicht, er ſagte es ja auch nur beiläufig im Scherz, aber ich mußte daran denken, als Sie vorhin Ihren Freundſchaftsbegriff mit ‚ein Herz und eine Seele' erklärten."

„Meinen Sie denn nicht, daß das in der Ehe ſo ſein kann?"

„Es trifft vielleicht zu bei Leuten, die gar nichts zu thun haben und die ihr Leben mit einer gemeinſchaftlichen Kunſtliebhaberei ausfüllen, oder auch bei denen, die ſchwer arbeiten müſſen, um gemeinſchaftlich ihren Lebensunterhalt zu verdienen — aber in unſerem Stande und bei unſeren Lebensgewohnheiten, wenn der Mann den Kopf voll praktiſcher Thätigkeit hat, und die Frau ihr Herz an irgend eine Liebhaberei hängt, mit der ſie ihre vielen Mußeſtunden hinbringt, da müſſen ſie eben zwei Herzen und zwei Seelen haben, um auszukommen."

Wanda fuhr in ſehr nachdenklicher Stimmung nach Hauſe. Es lag ſo viel Wahres in allem, was Magda geſagt hatte, und doch ſträubte ſich ihr Herz dagegen, es als richtig anzuerkennen. Die Verſchiedenheit der Intereſſen trennte ſie und Fred ja nicht. Was war es denn, was zwiſchen ihnen ſtand? Wanda ſeufzte.

„Ach, er hat eben nicht mich, er hat den Reichtum geſucht, als er ſich mir näherte, und ich wollte vornehm werden; aber ich hätte ihn ja doch geliebt, auch wenn er nicht vornehm geweſen wäre. Und nun will ich ihn einmal fragen, ob auch er mich lieben würde ohne Reichtum. Ja, einmal möchte ich mit ihm ſprechen ſo recht von Herzen zu Herzen, und gerade heute habe ich den Mut dazu. Wenn er nur ſchon zurück wäre aus Halbſtadt!"

Sie neigte ſich vor, um ſchon von weitem zu erkennen, ob Freds Fenſter erleuchtet wären. Jetzt tauchte das Schloß zwiſchen den Bäumen auf.

„Beſuch!" rief Wanda enttäuſcht, denn nicht nur Freds Fenſter, ſondern die ganze Reihe der Wohnräume war hell erleuchtet.

Der Wagen fuhr vor.

„Der Herr Graf iſt ſeit einer halben Stunde mit ‚den Herren' aus Halbſtadt zurückgekehrt," meldete der Diener. Während Wanda die Treppe hinauf ſtieg, trat Fred, aus dem Rauchzimmer kommend, ihr entgegen. Er ſah erhitzt aus und duftete nach Wein und Cigarrendampf.

„Die Kameraden aus Feldburg waren gerade bei den Halbſtädtern," ſagte er, „ſie ſind alle mitgekommen, und es wird wohl ziemlich ſpät heute werden. Sie ſind etwas animiert, und ich glaube, du kommſt beſſer nicht erſt herein, ſondern überläßt uns unſerem Schickſal. Bitte, beſtelle nur, daß Beate aufbleibt und uns genügend mit allem Trinkbaren, was wir brauchen, verſorgt."

Er küßte ſie flüchtig auf die Stirn und ging in das Rauchzimmer zurück. Wanda betrat ihr Boudoir. Die Rokokouhr auf dem Kamin ſchlug eben die zehnte Stunde. Wanda blickte um ſich. Wie ſchön und behaglich war der kleine Raum ausgeſtattet, wie einladend ſtanden die Fauteuils vor dem Kamin, wie ſchien alles nur die glücklichen Bewohner zu erwarten, die ſich dort niederlaſſen ſollten, um in traulichem Zwiegeſpräch den Tag zu beenden.

Eine Thür wurde im Korridor geöffnet, lautes Lachen und Gläſerklirren klang an Wandas Ohr. Seufzend wandte ſie ſich ab und ging in ihr Schlafzimmer.

XXIII.

Im großen Saale des Breslauer Reſtaurants von Hanſen ſaß eine vergnügte Geſellſchaft von Offizieren und Gutsbeſitzern mit ihren Damen.

„Hoch der ‚heutige Sieger' und hoch der Beſitzer desſelben!" rief ein alter Herr mit rotem Geſicht und luſtigen hellblauen Augen, ſein Glas erhebend. „Möge der Sieger von Kronau auch bald auf anderen Rennplätzen Lorbeeren ernten und den Ruf des ſchleſiſchen Sports in die weite Welt hinaustragen. Meinen herzlichen Glückwunſch, Graf Wellcamp! Hipp, hipp, hurra!"

„Aber, lieber Trentau, mit einem ſo formloſen Toaſt, der eigentlich nur eine freundſchaftliche Anſprache iſt, bringen Sie mich nun um die ſchöne Rede, die ich in den Tiefen meines ſportfreundlichen Gemütes ſoeben erwogen hatte —"

„Können ſie ja auch noch los werden, die Rede, das aufgehende Geſtirn des Kronauer Geſtütes wird es Ihnen nicht übel nehmen."

„Ich ſpare ſie mir bis zum nächſten Siege! Proſt Fred!"

Fred, der in der Mitte der Tafel ſaß, gab Beſcheid.

„Famoſer Kerl, der Fred! In ſo kurzer Zeit einen ſo phänomenalen Erfolg — unglaublich!"

„Er hat eben unverſchämtes Glück gehabt; ein reiner Zufallskauf ‚der Luftſchiffer', und ſchlägt ſo ein!"

„Aber auch ſchneidig von ihm, daß er es mit dem Gaul, der doch noch keine Garantie bot, verſuchte."

„Ja, Glück muß der Menſch haben!"

„Und Geld!"

„Das hat er ja und eine reizende Frau obendrein."

„Na, na, geborene Schulze oder Müller oder dergleichen."

„Sehen Sie ſie doch an, ſie ſieht doch wahrlich nicht danach aus. Ich wäre zufrieden, wenn mir ſo eine begegnete."

„Ach, ſo was iſt wie'n Pferd ohne Pedigree und hat doch 'nen Haken. Da ſehen Sie mal die Wellcampsdorfer Gräfin dagegen, das iſt Raſſe, Donnerwetter."

„Ah, die — ja, ſchöne Frau, hat aber unzuverläſſige Augen. Ich als Hundezüchter verſtehe mich darauf!"

„Iſt denn der Fred wirklich durch dieſe Heirat in ſo brillante Verhältniſſe gekommen?"

„Trentau muß es ja wiſſen, der hat ihm oder ſeinem Schwiegervater Kronau verkauft."

„Was gibt es mit Trentau?" miſchte dieſer ſich in das Geſpräch.

„Wir ſprachen davon, ob Fred in der Lage wäre, ſich dem Sport widmen zu können?"

„Natürlich iſt er das mit den ſchwiegerväterlichen Millionen im Hintergrund. Außerdem hat er das Gut ſchuldenfrei und, Kinder, wer von euch kann das ſagen?"

„Ja, weiß der Teufel, an die Hypotheken, die heutzutage jeder von uns auf ſeiner Scholle hat, iſt man ſchon ſo gewöhnt, daß man denkt, ſie gehören dazu, wie die Flöhe zum Pudel."

„Er ſoll auch ganz als Grand-Seigneur leben, der Fred."

„Warum ſoll er nicht, wenn's ihm Spaß macht?"

„Meinetwegen, ich brauch's ja nicht zu bezahlen."

„Den heutigen Reingewinn hat er gleich zu einem neuen Kauf verwendet, natürlich mußte er aber noch zuzahlen."

„Dafür hat er nun neben dem heutigen Sieger die Miß Palmer im Stalle; er hat recht gethan, ſie ſich nicht entgehen zu laſſen."

„Mag ſein, aber eine gewagte Spekulation iſt's doch!"

„Im Gegenteil, die beſte, die heutzutage ein Landwirt noch machen kann. Wiſſen Sie, was ‚Scabreeze vom Iſonomy' allein 1889 gewann? Nicht mehr und nicht weniger als 400 000 Mark!"

„Ja, in England!"

„Warum ſollen wir denn hier nicht dasſelbe leiſten können? Ich ſage euch, der Fred hat das Zeug dazu, er hat einen guten Blick, eine glückliche Hand und eine reiche Frau. Und nach Tiſch werde ich es ihm noch beſonders ſagen, daß er ſich nicht irre machen laſſen und feſt bei der Stange bleiben ſoll. Ich denke, er wird etwas auf das Urteil des ‚alten Trentau,‘ wie ihr Jungen mich nennt, geben! Bin übrigens noch gar nicht ſo alt, habe nur ſeit meinem fünfunddreißigſten Jahre weiße Haare gekriegt, aber nicht vor Kummer, das könnt ihr mir glauben.“ Man lachte und ſtieß mit dem alten vergnügten Herrn an, der als Sportliebhaber und Lebemann eine gewiſſe Berühmtheit hatte.

Die Tafel wurde aufgehoben.

„Ich werde den Abend mit den anderen im Kaſino bei den Küraſſieren verbringen,“ ſagte Fred, an Wanda herantretend, „die Damen verſammeln ſich bei der Exzellenz Bachen, die darum gebeten hat.“

„Ich kenne die Exzellenz kaum.“

„Du wirſt aber mit den anderen erwartet, und ich habe für dich zugeſagt.“

„Iſt Herta auch da?“

„Natürlich.“

Es war ein großer Damenkreis, der ſich bei der Exzellenz verſammelte, und Wanda entſann ſich kaum, je eine langweiligere Geſellſchaft mitgemacht zu haben. Dabei war ſie ermüdet und hatte das unbehagliche Gefühl, beobachtet und gelegentlich wohl auch bekrittelt zu werden.

„Gott ſei Dank, daß das vorbei iſt,“ ſagte ſie, als ſie endlich neben Herta im Wagen ſaß, um nach dem Hotel zurückzufahren.

„Du warſt aber auch verzweifelt ſtill,“ meinte dieſe.

„Ja, was ſoll ich mit all dieſen fremden Frauen ſprechen? Wie machſt du es nur, dich in ſolchem Kreiſe zu amüſieren?“

„Amüſieren? Aber ich habe mich abſcheulich gelangweilt!“

„Das ſah man dir nicht an.“

„Hoffentlich nicht, aber unter uns kann ich es ſchon zugeben.“

„Wie fängſt du es nur an, trotzdem ſo viel zu ſprechen und zu lachen?“

„Ja, das gehört nun einmal dazu. Es kommt ja auch gar nicht darauf an, *was* man ſagt. Wenn man nur ſpricht und ein freundliches Geſicht dazu macht, das genügt ſchon, damit die Weiber hinterher ſagen: ſie iſt doch wirklich liebenswürdig. Der dicken Frau von Hellwald, die bekanntlich die böſeſte Zunge von uns allen hat, habe ich z. B. geſagt, ich hätte nie reizendere, liebenswürdigere Kinder geſehen, als ihre unartigen kleinen Ungetüme, und der guten Käte Jenbach verſicherte ich, ſie hätte die entzückendſte Toilette, die ich je geſehen. Sie war doch geradezu unglaublich ſchauderhaft angezogen! Mit ſolchem Unſinn montiert man ſich dann ſelbſt und am Ende findet man ſogar einen gewiſſen Spaß daran.“

„Ich bringe ſo etwas nicht fertig.“

„Ach, Herzchen, auf Unwahrheit baſiert ja doch unſer ganzes ſogenanntes geſelliges Amüſement. Sand in die Augen, heißt es überall. Nimm mir's nicht übel, Schatz, aber ſiehſt du, wenn man es ſo macht wie du, fordert man nur die böſen Zungen heraus.“

„Aber wie mache ich es denn?“

„Nun, du warteſt darauf, daß man dich amüſiert, und das thun nur die Herren. In Herrengeſellſchaft ſieht man dich heiter, in Damengeſellſchaft ſtill. Folge davon: man ſchreit dich für kokett aus.“

„Aber —“

„Ich weiß ſchon, du biſt es nicht, aber die Geſellſchaft will nun einmal nicht, daß man ehrlich iſt. Spiele ihnen etwas Komödie vor, dann kannſt du thun, was du willſt, man verzeiht alles. Sei ehrlich, und du wirſt, auch wenn du ein Engel vom Himmel biſt, verläſtert!“

Der Wagen hielt vor dem Hotel.

„Unſere Herren kommen natürlich erſt morgen früh,“ ſagte Herta lachend, „aber wir beide ſind müde, nicht wahr? Alſo gute Nacht, Herzchen!“

Während die beiden Frauen ſich trennten, ſah Fred im Kaſino dem alten Trentau zu, der, wie er ſagte, zur allgemeinen Erbauung ein „kleines Tempelchen“ aufgelegt hatte. Fred gehörte nicht zu den Spielenden und hatte ein Kreuzfeuer von Witzworten dafür auszuhalten. Am Ende fing er an, ſich zu langweilen, und die Neckereien ärgerten ihn auch. Als einer der Offiziere leiſe hinter ihm das Wort „Sturmwhiſt“ flüſterte, drehte er ſich um. „Meinetwegen, ich bin dabei,“ ſagte er.

Der alte Trentau blinzelte ihn an. „Na, Fred, mein Bau hier iſt Ihnen wohl zu ſolide, was?“

„Im Gegenteil,“ rief der Leutnant, der von dem Sturmwhiſt geſprochen hatte, mit Pathos.

„Tempeln — never mind! Aber ‚Whiſt‘ iſt die Blume des Soliden —“

„Kommt bei euch gleich hinterm Pferdeſtehlen, kenne das!“ rief Trentau. „Na, Kinder, laßt euch nicht ſtören!“

„Es iſt mir ſehr unangenehm, ſo viel gewonnen zu haben,“ ſagte Fred eine Stunde ſpäter zu Bertram, „ich weiß nicht einmal, ob der kleine Herzberg in der Lage iſt, ſolche Summen ohne weiteres verſpielen zu können.“

„Das ‚Weitere‘ wird er eben mit ſeinem Alten abzumachen haben, aber den Hals wird es ihm wohl nicht koſten.“

„Es iſt mir ſehr fatal, aber ſchenken kann ich es ihm doch nicht.“

„Biete ihm Revanche an, das iſt das Einfachſte.“

„Werde ich auch! Heut will er aber nicht mehr ſpielen.“

„Na, denn ein andermal!“

„Im Grunde genommen, iſt gewinnen ſo unangenehm wie verlieren, und Freude macht das Spiel mir überhaupt nicht. Aber der Herzberg iſt nun einmal eine ganze Spielratte.“

„Was will man machen, es gehört eben dazu, und man muß mitthun!“

XXIV.

Fred und Wanda ſtanden vor der Fohlenkoppel, als der Inſpektor vorüberritt.

„Na, Trautmann, Sie ſehen ja ſo ärgerlich aus, was gibt es denn?“ rief ihm Fred zu.

„Ach, Herr Graf, es iſt ein Elend mit den Leuten,“ ſagte der Inſpektor, ſein Pferd anhaltend. „Jetzt bilden ſie ſich wieder ein, die neuen Heuwender taugten nichts, und anſtatt, daß wir ſchneller damit vorwärts kommen ſollten, rückt die Arbeit nicht vom Fleck.“

„Liegt es denn an den Leuten oder an den Maſchinen?“

„An den Leuten, Herr Graf! Der Voigt hat ſie aufgeredet, der iſt immer gegen jede neue Maſchine!“

„Ich will mir's einmal ſelbſt anſehen, Trautmann; wenn Sie durch den Hof reiten, beſtellen Sie den break. Willſt du mitkommen, Wanda? Die Wieſen liegen ja am Walde, es iſt ein hübſcher Weg.“

Eine halbe Stunde ſpäter waren ſie draußen. Fred ging an die Maſchinen heran, ſprach mit den Leuten und am Ende ſaß er ſelbſt auf einem der Heuwender und ließ die Rechen arbeiten. Es ging nicht beſonders, aber immerhin, es ging, und die Leute ſchienen plötzlich Intereſſe an der Sache zu faſſen.

Wanda hatte ſich am Rande des Waldes auf einen Baumſtumpf geſetzt. Sie ſah über die arbeitenden Leute hin auf Freds ſchlanke Geſtalt, die gebietend und ordnend unter den anderen ſtand, der Duft des Heues und die Friſche des Waldes umwehte ſie, in langen Atemzügen ſog ſie die kräftige Waldluft ein, und ein Gefühl von Zufriedenheit und Glück, wie ſie es lange nicht empfunden hatte, überkam ſie. Sie wußte nicht, wie lange ſie dort geſeſſen und abwechſelnd Freds Stimme und dem Summen der Käfer und Bienen zugehört hatte, aber ſie ſah plötzlich mit Schrecken, daß der Schatten, in dem ſie ſaß, kürzer wurde, und der Gedanke, daß ſie heut noch einer Dinereinladung zu folgen hatten, überfiel ſie mit unbeſchreiblichem Unbehagen. Da kamen Fred und der Inſpektor über die Wieſe herüber auf ihren Platz zu.

„Jetzt wird die Sache gehen,“ ſagte Fred, ſich den Schweiß von der Stirn trocknend, „nun können Sie ruhig Mittag machen, lieber Trautmann.“

„Ja, Herr Graf haben aber auch eine Art mit den

Leuten umzugehen, da kann unſereiner etwas dabei lernen. Freilich, wenn der ‚Herr‘ mit ihnen ſpricht, das macht auch anderen Eindruck, als wenn es nur der ‚Inſpektor‘ thut.“

Fred lachte vergnügt und nickte Wanda zu. „Haſt du dich ſehr gelangweilt?“ fragte er.

„O nein, es war ja ſo ſchön hier, und es freute mich ſo, dir zuzuſehen. Ich wünſchte nur, wir brauchten heute nicht nach Sagewitz zu fahren.“

„Das können wir nun nicht ändern, es iſt ſogar höchſte Zeit, daß du Toilette machſt. Adieu, lieber Trautmann, jetzt wird alles ganz gut gehen, denke ich.“

Als er neben Wanda im Wagen ſaß, ſagte dieſe: „Eigentlich iſt es doch ſchade, daß wir ſo wenig Zeit für uns haben, Fred, und auch für die Leute. Es war ſo hübſch, dich mit ihnen arbeiten zu ſehen.“

Er lachte. „Ja, Kind, im Notfall muß man eben alles können! Aber wozu halte ich mir einen Beamten, der die Einkünfte eines kleinen Gutsbeſitzers bezieht? Doch nicht, um die Arbeit ſelbſt zu machen, nicht wahr?“

„Wenn du nun aber Freude fändeſt an dieſer Arbeit?“

„Erſtens weiß ich nicht, ob das der Fall ſein würde, zweitens weiß ich, daß man augenblicklich etwas ganz anderes von mir erwartet und verlangt.“

„Aber wer hat denn etwas von dir zu verlangen?“

„Wer? Nun, das iſt doch einfach und klar! Die Geſellſchaft, meine Standesgenoſſen, die Welt, in die wir hineingehören und mit der wir zu leben haben. Wer für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen hat, der erfüllt ſeine erſte Pflicht, indem er arbeitet. Wer mehr beſitzt als er braucht, von dem verlangt die Geſellſchaft tadelloſe Handſchuhe, aber nicht ſchwielige Hände.“

Wie ſeltſam das war! Wanda hatte nie eine Ähnlichkeit zwiſchen Fred und ſeinem Vater gefunden: in dieſem Augenblick erinnerte er aber an den alten Grafen. Sie ſchwieg. Die Welt, mit der ſie zu leben hatten und in die ſie hineingehörten — ja, was verlangte denn dieſe Welt von ihnen? Sie dachte an Hertas Wort: in der Geſellſchaft verlangt man Komödienſpiel. Ihr Herz ſträubte ſich dagegen. Sie ſuchte nach einem anderen Wort. Plötzlich fragte ſie: „Glaubſt du nicht, daß die erſte Anforderung der ſogenannten guten Geſellſchaft Selbſtbeherrſchung iſt?“

Er lachte.

„Wie kommſt du darauf, Kind? Schwielige Hände gehören nicht zu meinen Paſſionen, und ich brauche mich nicht zu beherrſchen, um zu verhindern, welche zu bekommen.“

Sie ſchüttelte den Kopf und ſchwieg; Fred, der gerade entdeckt hatte, daß das Handpferd nicht ganz regelmäßig ging, und mit dem Kutſcher Bemerkungen darüber austauſchte, hatte im nächſten Augenblick ihre Frage vergeſſen. Wanda aber dachte noch, während ſie vor ihrem Toilettenſpiegel ſaß, darüber nach.

„Es iſt doch ſo,“ ſagte ſie ſich, „Selbſtbeherrſchung, Selbſtüberwindung iſt das erſte Gebot der Geſellſchaft, in die wir hineingehören. Das war es auch, was Herta ſagen wollte, ſie drückte es nur anders aus. Nun, ich werde heute einen Anfang damit machen, man ſoll mir nicht anmerken, ob ich mich langweile oder amüſiere!“

Als das junge Paar ſpät nach Mitternacht nach Hauſe fuhr, ſagte Fred: „Die Gräfin Egdoff hat mir heute Komplimente über dich gemacht, Wanda.“

Wanda fühlte, wie das Blut ihr heiß in die Wangen ſtieg. „Wie kam ſie dazu?“ fragte ſie.

„Das weiß ich nicht recht. Haben will ſie nichts von uns, alſo mag ſie es wohl ehrlich gemeint haben mit ihrem Urteil, daß du viel liebenswürdiger geworden ſeiſt und ganz ladylike. Ich ſagte ihr natürlich, ich hätte beides als ſelbſtverſtändlich bei meiner Frau betrachtet, ſie ſchien den Stich aber weiter nicht zu merken, ſondern wiederholte mit einem faſt zärtlichen Ausdruck in ihren Fiſchaugen ‚wirklich ladylike!‘ Als ob ſie — frierſt du auch nicht, Kleine? Komm, ich will dir das Tuch feſter umgeben.“

„Danke, Fred, es iſt ganz gut ſo.“

„Im übrigen bin ich todmüde, du wohl auch, wir wollen verſuchen, zu ſchlafen.“ Er lehnte ſich in ſeine Ecke zurück. Wanda blickte vor ſich hin in die Dunkelheit, und die verſchiedenen Menſchen und Szenen der heutigen Geſellſchaft zogen an ihr vorüber. Zum erſtenmal hatte ſie in größerem Kreiſe nie dem Impulſe des Augenblickes nachgegeben, ſondern beſtändig das vor Augen gehabt, was ſie „Selbſtbeherrſchung“ und was Fred „tadelloſe Handſchuhe“ nannte. Sie hatte ſich von der Gräfin Egdoff allerlei über deren Kinder und Leute erzählen laſſen, während ſie viel lieber mit einem der Leutnants, die gelangweilt daneben ſaßen, geplaudert hätte, ſie hatte ſich von der Hausfrau ein Rezept erbeten, obgleich ſie wußte, daß Beate die betreffende Speiſe viel beſſer machte; ſie hatte gefliſſentlich den Kreis der älteren Damen aufgeſucht und jedes laute Lachen, jede unmittelbare Gefühlsäußerung vermieden. Und ſie fühlte und Fred hatte es ihr ja ſoeben beſtätigt, daß man ſie heute tadellos gefunden hatte. Das alſo war das große Geheimnis des geſellſchaftlichen Erfolges einer „vornehmen Frau:“ ſie durfte nicht in Geſellſchaft gehen, um ſich zu vergnügen, ſondern ſie hatte ihren Namen und ihre Stellung zu repräſentieren. Das waren in ihrem Fall die tadelloſen Handſchuhe, die man von ihr verlangte, und, obgleich Fred es ihr ſcherzend erzählt hatte, ſeinem Ton war es doch anzumerken geweſen, daß die Anerkennung ſeiner Frau als „vornehme Frau“ ihn freute. Zum erſtenmal zuckte ein Lächeln um ihre Mundwinkel, das nicht fröhlich, ſondern müde und ein wenig verächtlich war.

XXV.

„Sieh mal, Draller, recht haſt du wohl, auskommen könnten ſie ja mit dem, was du Wandachen gibſt; aber alle Tage kommt doch auch nicht ein Prinz zu einem, und noch dazu ſo einer, der Königliche Hoheit genannt wird. Na und ſo einen muß man doch beſſer einlogieren wie einen anderen Menſchen, und wenn die Gaſtzimmer in Kronau auch hübſch ſind, auf Königliche Hoheiten ſind ſie nicht eingerichtet. An ſo etwas denkt einer doch nicht gleich, wenn er auch ſeine Tochter an einen Grafen verheiratet.“

„Wenn der Fred vernünftiger lebte, ſo hätte er genug für Extraausgaben, aber bei dem Trara im Hauſe fliegt natürlich alles zum Schornſtein hinaus. Wenn es dann einmal einen beſonderen Braten geben ſoll, ſo reicht es nicht! Mag er ſehen, wie er fertig wird.“

„Was den Fred betrifft, da ſag ich auch nichts, aber, ſieh mal, nun kommt Wandachen her, um die nötigen Einkäufe zu machen, und da meine ich man, du ſollſt dich nicht auf den harten Vater aufſpielen.“

„Fällt mir auch gar nicht ein, aber ein vernünftiger Vater will ich ſein!“

„Sollſt du ja auch nur, du haſt's doch dazu. Wenn nun aber im Hauſe unſerer einzigen Tochter was fehlt, was ſie haben muß, um eine Königliche Hoheit zu empfangen, na, wozu ſind wir die Eltern?“

Während die Unterredung im Wohnzimmer der Kommerzienrätin ſtattfand, holte Ewald ſeine Schweſter von der Bahn ab.

„Ich freue mich ſo, dich endlich wiederzuſehen,“ ſagte Wanda herzlich, während er ſie die Treppe vom Perron des Friedrichſtraßen-Bahnhofes herabführte. „Du haſt dich ja noch nicht bei uns blicken laſſen, ſeit ich verheiratet bin, und biſt doch mein einziger Bruder.“

Er betrachtete ſie mit kritiſchen Blicken. „'N bißchen ſchmal und blaß ſcheinſt du mir geworden zu ſein,“ ſagte er dann mit ſeiner ruhigen Stimme, den Eindruck, den er empfing, wiedergebend, ohne auf ihre ſchweſterliche Anrede weiter einzugehen.

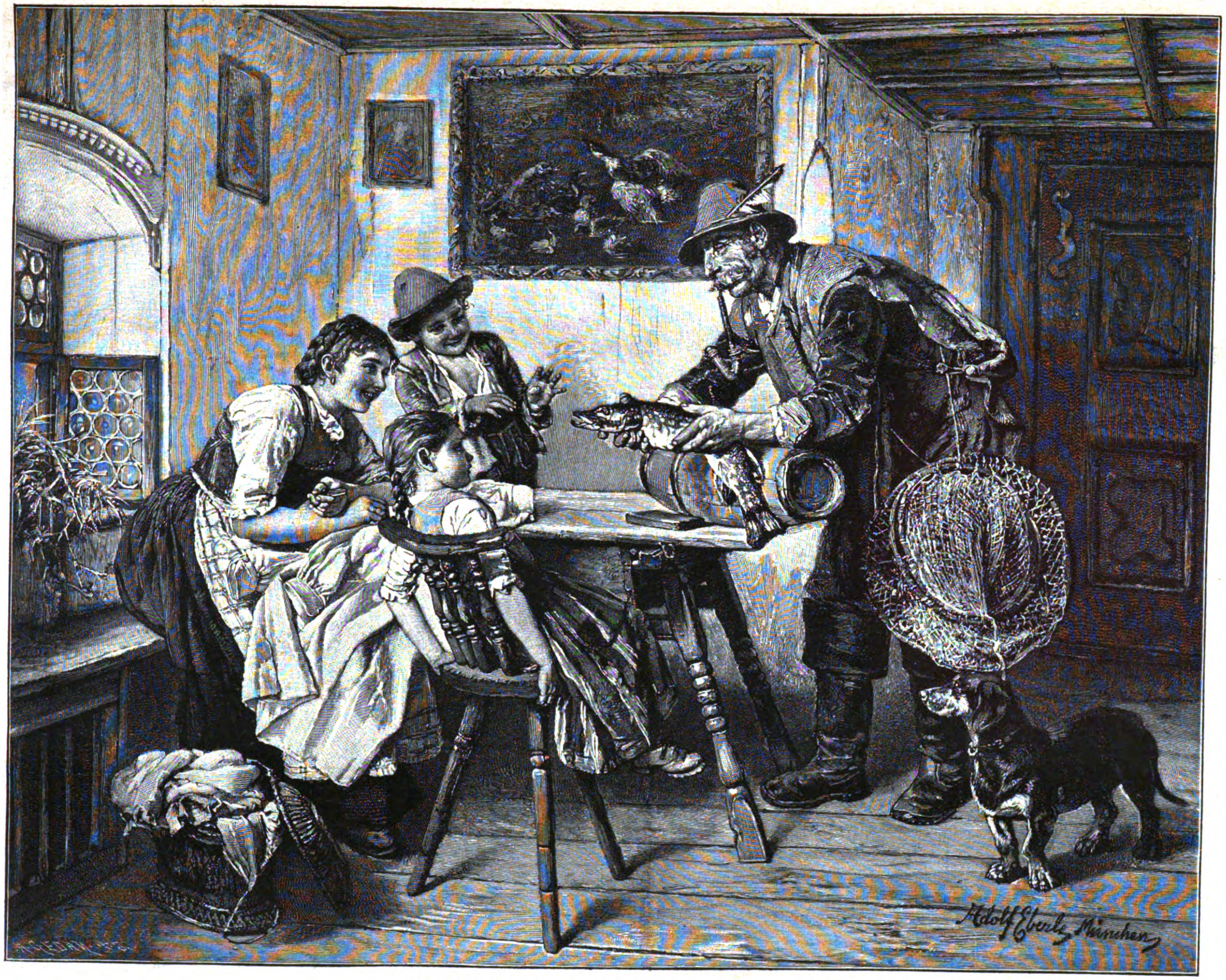
„O, es geht mir aber ſehr gut,“ erwiderte ſie eifrig, „und was machen die Eltern?“

„Mama perfektioniert ſich in der Eigenſchaft, zwiſchen Papa und deinem Mann Watte zu ſpielen.“

„Watte? Was willſt du damit ſagen?“

„Na, ſie hindert, daß beide ſich reiben, das iſt doch klar.“

„Aber weshalb ſollen ſie ſich denn reiben?“


Adolf Eberle München

Ein glücklicher Fang. Nach dem Gemälde von Adolf Eberle.

„Weshalb? 65—68!“ unterbrach er ſich, die Droſchkennummer rufend. „Steige nur ein, Schweſterchen, ich ſehe inzwiſchen, daß das Gepäck möglichſt ſchnell kommt.“

Wanda lehnte ſich auf dem Sitz des Wagens zurück. Vor ihr flammten Gas und elektriſches Licht in buntem Durcheinander, und das Brauſen des weltſtädtiſchen Verkehrs ſchlug wieder an ihr Ohr. Früher, als ſie aus der Penſion zurückkehrte, hatte das alles ſie wie Heimatsatmoſphäre umflutet. Jetzt war etwas Fremdes darin, und fremd war auch der Ton geweſen, der ihr aus Ewalds Worten entgegenklang. Inzwiſchen kam das Gepäck, der Wagen ſetzte ſich in Bewegung.

„Es hat ſich vielerlei in Berlin verändert,“ begann Ewald, „du wirſt viel Neues ſehen, die Großſtadt wächſt in zwei Jahren auch großartig.“ Und er ſprach von Bauten und Veränderungen, die Wanda nicht intereſſierten.

„Erzähle mir doch lieber von euch, von unſeren alten Bekannten,“ bat ſie endlich.

Er ſah ſie prüfend an.

„So? Intereſſieren dich die Silbergs und Konſorten noch? Du haſt doch allen Briefwechſel aufgegeben, ſoviel ich weiß.“

„Ja, Ewald, dazu habe ich zu wenig Zeit, und wir leben auch in zu verſchiedenen Kreiſen; aber nun ich hier bin, möchte ich doch hören, wie es ihnen geht, mit wem die Eltern am meiſten zuſammen kommen, kurz, ich möchte etwas orientiert ſein.“

„Ah, um gleich die paſſenden Redewendungen bei der Hand zu haben, nun verſtehe ich!“

„Aber Ewald!“

„Warum ſollen wir beide denn nicht ehrlich gegeneinander ſein. Wir ſind doch Geſchwiſter — wenn du dir auch einen wohlklingenderen Namen beigelegt haſt.“

„Ich fragte aber doch nicht der Redensarten wegen, ich fragte, ehrlich und gerade heraus geſagt, weil Mama mir allerlei Andeutungen gemacht hatte. Auch in betreff deiner, Ewald.“

„Ach ſo! Nun, da kann ich dir auch ganz ehrlich ſagen: Mama irrt ſich. Ich denke nicht daran, zu heiraten! Später, ſo zwiſchen vierzig und fünfzig — das will ich nicht verreden, aber jetzt? Daß ich ein Narr wäre, das Leben iſt ſo angenehm für einen Junggeſellen, und vollends in Berlin. Es würde ja zu dumm ſein, wenn ich mich freiwillig in Feſſeln legte. Übrigens hat Mama dieſe Lieblingsidee auch ſchon halb und halb zu gunſten einer anderen überwunden.“

„Was iſt das für eine Idee?“

„Nun, ſie iſt nicht ganz ſo wichtig als das, Gott ſei Dank überwundene, Heiratsthema, aber ſie geht dich dafür an.“

„Mich?“

„Ja, Mama wünſcht ſich zum Geburtstag dein Bild von Ferenzi gemalt; o, wir werden auch ariſtokratiſch in unſeren Liebhabereien!“

„Mein Bild von Ferenzi? Aber was ſagt Papa dazu?“

„Dem iſt die Idee ſchon in kleinen Doſen nach und nach beigebracht worden. Ferenzi iſt das aufgehende Geſtirn unter den Malern. Nächſtens koſten ſeine Bilder das Doppelte von dem, womit er ſich heute noch begnügt, das iſt der eine Geſichtspunkt; der zweite iſt das Porträt der Gräfin Wanda Wellcamp auf der nächſtjährigen Ausſtellung; ein Porträt, das natürlich Furore machen, und vor welchem das liebe Publikum flüſtern wird: ſie iſt die Tochter des reichen Kommerzienrat Draller — tableau!“

„Schäme dich, Ewald, du mokierſt dich über alles!“

„Bewahre, ich mokiere mich überhaupt nie, ſondern bemühe mich nur, die Dinge richtig zu ſehen. Warum ſollte ich dir alſo einige meiner wichtigen Aperçus nicht mitteilen.“

„Ferenzi hat auch Herta gemalt.“

„Ja, er kommt eben in die Mode.“

„Und woher kennt ihn Mama?“

„Wie ſich das ſo macht. Sie hat ihn ſich ſeit einiger Zeit angewöhnt, er wittert wohl eine Beſtellung, und da er noch nicht blaſiert iſt, kommt er ab und zu — da ſind wir übrigens. Willkommen, Gräfin Schweſter!“ Der Wagen hielt vor dem Drallerſchen Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Die Luft im Kinderſchlafzimmer.

Von S.-R. Dr. Fürſt, Dozent an der Univerſität Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Der Menſch, der ſo recht „in ſeinem Elemente“ iſt, wird gewöhnlich als beſonders glücklich angeſehen. Er befindet ſich unter den günſtigſten Bedingungen, und dies hat auf ſein Wohlbehagen den beſten Einfluß.

Uns ſind die Elemente nicht nur die Bedingung für ein gedeihliches, angenehmes Leben, ſondern überhaupt die Grundbedingungen des Lebens. Unſere Lunge und Körperoberfläche lechzen nach reiner Luft, unſer Auge dürſtet nach dem freundlichen Lichte der Sonne und in ihren Strahlen wird uns, wenn ſie es nicht gar zu gut meinen, wohl. Und das Waſſer, jenes ewig-unerſchöpfliche Element, das aus hoher Wolke als Regen oder Schnee herniederfällt, um aus der Erde Tiefen als Quell wieder emporzuſprudeln, was wäre unſere Ernährung und Erquickung, unſeres Körpers Reinigung, unſer tägliches Leben vom erſten Aufſchlag unſerer Augen bis zum letzten Zufallen derſelben ohne dies ſegensreiche Element, das uns in tauſend Geſtalten hilfreich entgegentritt?

Aber unter allen Elementen iſt es doch beſonders eines, deſſen wir keinen Augenblick entraten können und deſſen wir ſtets bedürfen, wenn wir uns wohl fühlen ſollen: die Luft. Eine ſauerſtoffreiche, möglichſt wenig Kohlenſäure und organiſche Beimiſchungen enthaltende Luft von mittlerer Temperatur iſt geradezu unſer Lebenselement. Viel zu wenig wird ſchon im gewöhnlichen Leben auf die Reinheit der Luft in geſchloſſenen Räumen Gewicht gelegt, obgleich man weiß, daß, je mehr Menſchen längere Zeit in demſelben Raume verweilen, die Luft um ſo weniger für die Atmung taugt. Luft und Licht begrüßen das Kind bei ſeinem erſten Atemzuge; nach dem Lichte ſchaut das brechende Auge des Sterbenden, und „Luft“ iſt ſein letzter Seufzer.

Man hat längſt erkannt, daß Tag und Nacht dem Kinde meiſt in ſehr ungleicher Weiſe das notwendigſte Lebenselement bieten. Am Tage ſind bei leidlichem Wetter ſelbſt kleine Kinder viel im Freien, die Ärmſten wenigſtens in Höfen und auf der Straße, Fenſter und Thüren ſind nicht ängſtlich abgeſchloſſen. Das Kind geht hin und wieder, oder, wenn es noch nicht gehen kann, wird es hinausgetragen. Die größeren tummeln ſich im Spiel, oder zum mindeſten bietet der Schulweg und die Schulpauſe genügend friſche Luft und den Kindern — zumal denen Armer — meiſt günſtigere hygieiniſche Bedingungen, als die Häuslichkeit. In der Schule wird angeſichts der unvermeidlichen Thatſache, daß die Luft einer ſtark beſetzten Klaſſe ſich trotz aller Ventilationsmaßregeln während der Unterrichtsſtunden merklich verſchlechtert, ganz beſonders darauf gehalten, daß die Zwiſchenpauſen zu körperlicher Erholung, womöglich in freier Luft, benutzt werden.

Ja, die „freie Luft,“ ſie iſt die Sehnſucht, die Freude des Kindes. Jeder Spaziergang, jede Fußwanderung, jede Leibesübung wird ihm, da Luftgenuß damit verbunden iſt, zur Wohlthat. Die friſchen roten Backen, das muntere Weſen, Errungenſchaften, welche das Kind aus den Ferien, zumal aus den Seehoſpizen mitbringt, preiſen lauter als viele Worte die heilſamen Folgen des Luftgenuſſes. Blaß, hohläugig, reizbar kam das Kind aus der Stadt hinaus in den herrlichen Hochwald mit ſeinem Tannenduft, hinaus an die Dünen der Oſtſee oder an die von bewegter Seeluft umfluteten Nordſeegeſtade; von Geſundheit erfüllt, kommt es wieder heim, körperlich und ſeeliſch erquickt. Nicht nur einmal hat es ſeine Lunge mit friſcher, reiner Luft erfüllt, nein, auch genügend oft und lange, und erſt hierdurch iſt eine dauernd wirkſame Verſorgung des Blutes mit Sauerſtoff erfolgt.

Der Tag geht zu Ende. Mehr oder weniger hat das Kind die freie Luft genoſſen. Jetzt beginnt der Abend. Die Witterung iſt herbſtlich oder winterlich. Fenſter und Thüren werden, damit die Wärme hübſch beiſammen bleibt, geſchloſſen. Und was geſchieht nun? Etwa zehn Stunden lang bleibt das Kind in demſelben Raume, deſſen Luft ſich allmählich durch den Sauerſtoffverbrauch, die ausgeatmete Kohlenſäure, durch üble Gerüche und Ausdünſtungen verſchlechtert und leider nur zu oft durch das Stehenlaſſen von Auswurfsſtoffen, durch ungenügende Sauberkeit und zu ſeltenen Wechſel der Bettwäſche, durch unzulängliches Reinigen des Fußbodens ꝛc. noch mehr verdorben wird. Wenn man als Arzt bei einem plötzlichen Krankheitsfalle in früheſter Morgenſtunde das noch ungelüftete Zimmer betritt, in welchem manchmal mehrere Erwachſene und eine Kinderſchar zuſammen ſchlafen, ſo möchte man infolge des Gegenſatzes zu der verhältnismäßig guten Straßenluft zurückprallen. In dieſer Luft hat eine ganze Familie geſchlafen! Aus ihr ſollte das Blut die nötige Menge von Sauerſtoff entnehmen! — Nun begreift man, warum die Kinder unerquickt aufwachen, warum ihr Gehirn, das am Morgen von der Ruhe neu geſtärkt ſein ſollte, ſo wenig leiſtungsfähig, ſo abgeſpannt iſt. Man denke nicht, daß die Farben zu dieſem Bilde nur dem Proletariat großer Städte entnommen ſind. Finden ſich auch ſolche Mißſtände vorwiegend bei den ärmſten, im engſten Raume zuſammengepfropften Familien, ſo trifft man ſie doch ſelbſt in Bürgerkreiſen an, die ſich auf billige Wohnungen beſchränken und ſehr mit dem Raume ſparen müſſen. Ja ſogar in den Kinderſchlafzimmern der Reichen kommen, weil die beſſeren Räume der Wohnung in der Regel zu Repräſentationszwecken gebraucht werden, ähnliche Zuſtände vor.

Hier muß Wandel geſchafft werden. Einmal darf ein ſolcher Raum nicht zu dicht mit Menſchen belegt und ſodann darf er nicht ängſtlich gegen die Außenluft abgeſchloſſen werden. Man vergeſſe nicht, daß das kleine Kind etwa 15 Kubikmeter Luft während des Aufenthalts im Schlafzimmer braucht. Man wird alſo ſich ſelbſt ſagen können, wieviel Perſonen im höchſten Falle daſelbſt ſchlafen dürfen, wenn nicht in der Morgenſtunde der zuläſſige Kohlenſäuregehalt überſchritten ſein ſoll.

Es iſt viel Richtiges gegen die „Luftſcheu“ geſchrieben worden, leider auch viel Maßloſes, Übertriebenes. Aber vernünftig iſt es, einen Luftwechſel, eine Lufterneuerung im Sommer und Winter gerade im Schlafzimmer, worin die Kinder nahezu die Hälfte ihres Lebens verbringen, mit Vorſicht, aber auch mit Konſequenz durchzuführen und lieber etwas mehr, als weniger zu thun.

Komplizierte Ventilationseinrichtungen haben ſich für das Haus und die Familie, überhaupt für private Verhältniſſe nicht bewährt. Hier iſt das Einfachſte das Beſte, das praktiſch am leichteſten Durchführbare, ich meine die Ventilation durch die Jalouſie und durch den Ofen.

Durch ein bekanntes Experiment iſt feſtgeſtellt, daß der durch eine Ziegelſteinmauer getriebene Luftſtrom ein Licht auslöſchen kann. Wenn man durch ein von Ziegelſteinen und Mörtel hergeſtellte Mauer mit dem Munde blaſen kann, dann vermag dies um ſo leichter der Wind. Fenſter und Thüren laſſen genug Spalten, um ein, wenn auch für uns faſt unmerkliches Eindringen der Außenluft und Entweichen der Innenluft zu geſtatten. Ein Glück iſt es, daß unſere Wohnräume nicht hermetiſch abgeſchloſſen ſind. Dieſem Umſtande iſt es zu danken, daß viele Luftſcheue wenigſtens dieſe Ventilation ahnungslos ſich vollziehen laſſen. Aber ſie iſt doch ungenügend; ſie geht zu ſpärlich vor ſich. — Was eine zweckmäßige Jalouſie leiſten kann, iſt noch lange nicht genug gewürdigt. Sie iſt zwar nicht im ſtande, direkt eine Luftbewegung zu veranlaſſen. Aber richtig angewandt, kann ſie in zahlreichen Variationen dieſen Luftaustauſch ſehr erleichtern.

Sie ermöglicht es, daß man für das Kinderſchlafzimmer zu jeder Jahreszeit eine recht gute, brauchbare Atmungsluft erzielt, die ſelbſt früh noch unverdorben iſt. Im Sommer hat die Jalouſie zum Teil ganz andere Zwecke, als im Winter. Die verſtellbare Holzjalouſie ermöglicht es, tagsüber, während die Fenſter offen bleiben, ſelbſt bei großer Hitze, fürs Zimmer Schatten, angenehme Kühle und Luftwechſel zu erreichen, den Wärmeſtrahlen das Eindringen in das Schlafzimmer zu wehren und es doch luftig zu erhalten. Während ein nicht in dieſer Weiſe geſchütztes Schlafzimmer die Glutatmoſphäre eines Backofens bietet, hat man, wenn abends nach dem Sinken der Sonne, die Jalouſie eine Zeitlang ganz hinaufgezogen wird, einen angenehmen Aufenthalt hergeſtellt. Des Nachts aber iſt, bis zum Spätſommer, das Schließen der Fenſter ganz unnötig. Die herabgelaſſene Jalouſie läßt, richtig geſtellt, einen reichlichen Luftſtrom zu und ſchützt doch vor Zug, jenem mit einiger Berechtigung gefürchteten Feinde unſerer Geſundheit.

Wer ſich einmal damit befreundet hat, auch des Nachts unter den angedeuteten Vorſichtsmaßregeln der Luft unausgeſetzt Zutritt ins Schlafzimmer zu ermöglichen, wird gar bald entzückt davon ſein, daß er auch noch beim Erwachen in guter, reiner Luft liegt, anſtatt in der irreſpirabeln Luft eines geſchloſſenen Schlafraumes. Beruhen doch die Erfolge der Freiluftkuren und der Waldſchlafſtätten zum nicht geringen Teile auf dieſen der Natur viel entſprechenderen Verhältniſſen.

Im Winter freilich wird die aus Holzſtreifen beſtehende Jalouſie ihre Herrſchaft an die verſtellbare Glasjalouſie abtreten, die zwar nicht ſo ergiebige Lüftung bewirken kann, aber doch für die kalte Jahreszeit Genügendes leiſtet. An Stelle der oberen Fenſterſcheibe treten Glasſtreifen, welche in einem mit Falzen verſehenen Metallrahmen ſitzen. Durch einen Zug an einer Kette laſſen ſich ſämtliche von den Falzen feſtgehaltene Glasſtreifen beliebig ſtellen, ſo daß ſie entweder dachziegelartig ſich bedecken und die ganze Scheibe für die Luft abgeſchloſſen iſt, oder offen ſind, ſo daß die Luft zwiſchen den Glasſtreifen hindurchziehen kann. Dabei hindert aber die nach außen abfallende Schrägſtellung der Glasſtreifen das Eindringen von Regen und den direkten Zug. So wird es auch im Winter möglich, die nach oben ſteigende wärmere aber verdorbene Luft während der Nacht langſam entweichen und ebenſoviel reine Luft von außen nachdringen zu laſſen.

Das „Anſaugen“ der Außenluft vermittelt in ſehr energiſcher Weiſe der Ofen, der die beſte Ventilation nach dem Schornſtein zu ermöglicht. Iſt er ohne Unterbrechung, ſelbſt während der Nacht (wenn auch abgeſchwächt) in Thätigkeit, ſo führt er nicht wenig untaugliche Luft mit ſeinen Verbrennungsprodukten fort und nötigt dadurch die Außenluft zum Eindringen in den Schlafraum. Dies Prinzip des ununterbrochenen Brennens (Dauerbrandes) iſt bekanntlich in den Öfen nach amerikaniſchem Syſtem in hoher Vollendung hergeſtellt worden und auf wohldurchdachte Weiſe ausgebildet. Es ſind dies eine Art Füllöfen mit leicht zu beherrſchender Regulierung. Dieſe beſteht im weſentlichen darin, daß ſie, je nach Bedarf, Glimmen oder helle Flammen erzeugt. Für gewöhnlich läßt man nur Glut beſtehen, und zwar dadurch, daß die vor dem Rauchrohranſatz befindliche Klappe gehoben, ein Schieber geöffnet iſt, ſo daß die warme Luft einen weiteren Weg durch den Sockel zurücklegen muß und nur indirekt, langſam entweichen kann. Es findet jetzt eine langſame, ſparſame Verbrennung ſtatt. Die warme Luft cirkuliert länger und durchwärmt auch die dem Fußboden nähere Schicht der Zimmerluft. Umgekehrt vermehrt man den Zug, beſchleunigt man das Entweichen der Feuergaſe und bewirkt eine regere Verbrennung in lebhaften Flämmchen, indem man die Klappe ſenkt und den Schieber ſchließt. Jetzt können die Feuergaſe, ohne im Ofenſockel zu cirkulieren, direkt, auf dem kürzeſten Wege in den Schornſtein entweichen. Raſch reißen ſie die verdorbene Zimmerluft mit ſich fort. Je nach der Stellung von Klappe und Schieber geſchieht die Ventilation ſchnell oder langſam, aber ſie geht unaufhörlich vor ſich.

Derartige Dauerbrandöfen werden nur einmal im Herbſt angeheizt, nachdem der Cylinder von oben her mit Anthracitkohle gefüllt war. Den ganzen Winter hindurch werden ſie in Brand erhalten, indem man täglich die Aſche durch den Roſt rüttelt und an Stelle der nach unten weitergerückten Kohle neue von oben einfüllt. Wenn der Ofen auf dieſe einfache Weiſe jeden Tag regelmäßig bedient, das Feuer dauernd im Glimmen erhalten (gedämpft) und nur zeitweiſe auf einige Minuten angefacht wird, ſo hat man bis zum Frühjahr eine permanente Wärmequelle von beliebiger Stärke.

Solch ein Ofen bewährt ſich, wie ich mich durch mehrjähriges Erproben überzeugt habe, als ein nützlicher und ſparſamer Freund der Familie und hat überdies infolge der

Marienglasfenſterchen, welche ſtets eine Beſichtigung und Kontrolle des Brandes ermöglichen, etwas Anheimelndes. Eine am Ofen angebrachte, zierliche Verdampfſchale liefert erforderlichenfalls eine Durchfeuchtung der Stubenluft.

Man könnte fürchten, daß dieſe Dauerbrandöfen in der Kinderſtube irgendwelchen Nachteil auf die Bewohner zu üben vermöchten, und denkt dabei unwillkürlich an das bei den Eiſenöfen alter Konſtruktion beobachtete Ausſtrömen des Kohlenoxydgaſes. Das Bedenken iſt grundlos. Selbſt wenn die Glut auf einen geringen Grad gedämpft wird, behält der Ofen im Gegenſatz zu der alten berüchtigten Ofenklappe noch Zug genug, um alle Verbrennungsgaſe durch den Schornſtein fortzuführen. Betritt man das Zimmer früh, ſo bemerkt man nichts von Luftverderbnis, vorausgeſetzt natürlich, daß die von außen angeſogene Luft keine ſchlechte iſt. Leicht überzeugt man ſich, daß die Bewohner der Kinderſtube die ganze Nacht hindurch eine reine Luft geatmet haben. Ihr Ausſehen und Wohlbefinden ſprechen eine beredte Sprache.

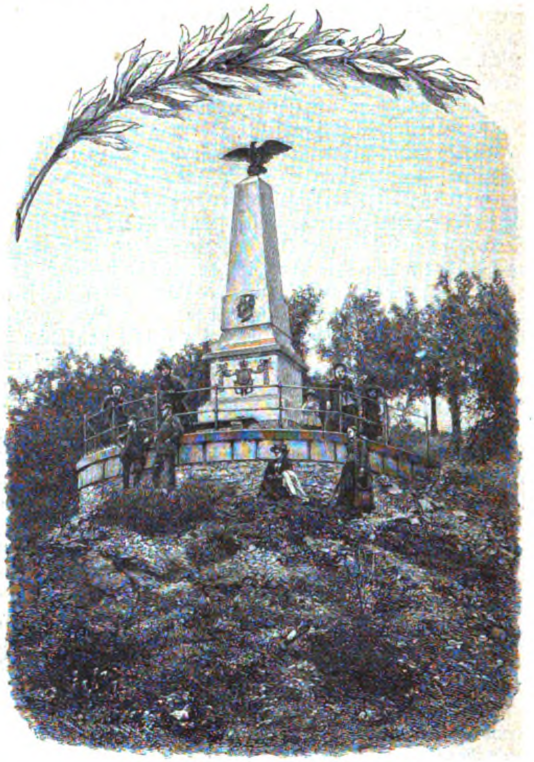
„Wir ſchlafen alle kalt; im ſtrengſten Winter wird unſer Schlafzimmer nicht geheizt; die Kinder müſſen ſich abhärten,“ ſagt mir eine Mutter mit nicht geringem Selbſtbewußtſein. Man muß ſich fragen: Hat die Frau nicht recht? Iſt es nicht vielleicht beſſer, die Kinder im ungeheizten Zimmer ſchlafen zu laſſen? Ich behaupte: Nein! Das Kind befindet ſich in der Ruhe der Nacht, während deren es keine Muskelbewegungen ausführt, nicht in der Lage, mehr Wärme zu erzeugen, als ſein Körper zu ſeiner Erhaltung braucht. Je kälter die Luft iſt, die das Kind umgibt, deſto größer iſt ſein Wärmeverluſt durch Haut und Lungen. Bei Tage erſetzt ſich dieſer wieder durch Muskelarbeit; bei Nacht, im Schlafe, fällt dieſe weg, und ſo kommt es, daß man die Kinder, um ſie vor zu großer Abkühlung zu ſchützen, übermäßig bedeckt, oder daß ſie, wenn ſie größer ſind, ſich ſelbſt viel zu ſtark zudecken. In beiden Fällen entſteht eine Schweißabſonderung und dadurch um ſo leichter eine Erkältung der empfindlich gewordenen Haut, ſobald das Kind zufällig einen Teil ſeiner übermäßig erwärmten, feuchten Körperhaut der Luft des zuweilen empfindlich kalten Schlafraumes ausſetzt.

Die Lunge des Kindes befindet ſich am wohlſten, wenn ſie während der Nacht eine Luft einatmet, die nicht weſentlich unter 15° R. ſinkt. Die Wärmeausſcheidung durch die Lunge, welche der Körper wieder erſetzen muß, iſt um ſo beträchtlicher, je kälter der Schlafraum iſt. In temperierter Luft atmet die Lunge frei, ruhig, ergiebig. Sie erfährt keinen unnatürlichen Reiz. Das Kind braucht auch nicht „die Decke über die Ohren zu ziehen“, ſich gewiſſermaßen eine wärmere Luftſchicht um Mund und Naſe zu bilden und ſo eine erſt ausgeatmete Luft noch öfters zu atmen. Ungehindert kann die Luft in die Atmungsorgane einſtrömen.

Wie ungern und widerwillig waſchen ſich nicht ſelten Kinder, die aus dem warmen Bett kommen, in einem kalten Zimmer! Man kann es ihnen nicht verdenken, wenn ſie ſich nicht ſo weit und lange entblößen, wie es für eine gründliche Reinigung und Abreibung des Oberkörpers erforderlich iſt. Entweder unterlaſſen ſie die ihnen unangenehme Prozedur möglichſt oder ſie erkälten ſich leicht dabei. In einem Schlafraume, der durch einen Dauerbrandofen noch früh eine angenehme Temperatur bietet, begegnet das gründliche Waſchen und Frottieren von Hals, Bruſt und Rücken keinen Schwierigkeiten und hat keine übeln Folgen.

Alle dieſe Vorteile leuchten nur dem Abhärtungsſüchtigen nicht ein. Der Vernünftige begreift ſehr wohl, daß zum Abhärten nicht die Nacht da iſt; er weiß, daß ſich dazu am Tage die mannigfachſte Gelegenheit bietet. Man verwöhne lieber die Kinder nicht durch Halstücher und dergleichen; man ſtähle ihre Haut durch Abreibungen nach dem Aufſtehen; man gewöhne ſie bei Zeiten an kühles Gurgeln, um die Empfindlichkeit der Schleimhäute abzuſtumpfen, und ſchließlich, man ſperre ſie nicht bei einigermaßen ungünſtigem Wetter ins Zimmer, ſondern laſſe ſie wetterfeſt werden, indem man ſie, gut und warm gekleidet, mit trockenem Schuhwerk und wenn nötig, gutem Unterzeug, das ein zu ſchnelles Abkühlen verhindert, ſich draußen in der freien Luft bewegen läßt.

Nach dem Geſagten wird ſelbſt da, wo ein Mangel an Mitteln ſich einer durchgreifenden Verbeſſerung entgegenſtellt, ein kluges, ſorgſames Elternpaar es durch einige „Findigkeit“ wohl ermöglichen, den Kindern gerade während der Nacht das nötigſte Lebenselement zu ſichern: Gute Luft.



Kaiſer Wilhelmdenkmal zu Wirsberg.

Das erſte Kaiſerdenkmal in Bayern.

Auf den Höhen des Frankenwaldes ſteht das erſte Denkmal, das auf bayriſcher Erde den großen deutſchen Kaiſer verherrlicht, — eine um ſo freudigere Kunde, als es eine patriotiſche That aus dem Herzen des Volkes iſt. Nicht von den Spenden Wohlhabender wurde das Monument errichtet: kleine Landleute, ſchlichte Arbeiter haben zwanzig Jahre lang ihre Sparpfennige zuſammengetragen und zuletzt ihrer Hände Arbeit in nie erlahmender Ausdauer für die Verwirklichung ihrer Idee eingeſetzt, und ſo iſt es durch Opfermut und Eintracht ein ſtolzes Werk geworden, wie kein anderes ein Zeugnis der Begeiſterung und Liebe für Kaiſer und Reich.

Nach dem franzöſiſchen Kriege bildete ſich in Wirsberg, einem oberfränkiſchen Marktflecken, ein Kriegerverein, der ſich die Aufgabe ſtellte, der Wiedererrichtung des Deutſchen Reiches und ſeinem Heldenkaiſer Wilhelm I in den heimiſchen Bergen ein würdiges Denkmal zu erbauen. Wo die Schorgaſt und Koſſer, zwei wilde Bergwaſſer, ſich ineinander ergießen, auf der Grenzſcheide zwiſchen Frankenwald und Fichtelgebirge liegt der freundliche Ort, etwa tauſend Einwohner zählend, die meiſt in der Hausinduſtrie, der Plüſchweberei, ihr Brot finden. Auf einem ſenkrecht über Wirsberg anſteigenden Felſen hat das Denkmal ſeine Aufſtellung gefunden. Mühſam wurde der ſteilen Wand der Platz abgerungen. Kein Weg und Steg führte dahin, aber die Veteranen legten ſelbſt Hand an und leiſteten ihrem eigenen Werke Frondienſte. In den Felſen wurde ein Plateau gebrochen, die ausgeſprengten Blöcke zu Quadern behauen und mit ihnen eine Schutzmauer über der Tiefe aufgeführt. Was an Material fehlte, mußte hinaufgetragen werden. Auch die Schuljugend half emſig; unermüdlich ſchleppten die Kinder kleine Laſten von Sand und Waſſer für den Mörtel, Kies und Aſche für die eingehauenen Stege und was ſonſt ihre jungen Kräfte bemeiſtern konnten, die ſteile Höhe hinauf; es mag eine Vorſtellung ihrer Ameiſenthätigkeit geben, daß ſie, ihrer hundert an der Zahl, ſiebenmal den Berg erklettern mußten, um nur ein einziges Waſſerfaß für die Maurer zu füllen. Inzwiſchen wurde das Denkmal in dem Fichtelgebirgs-Granitwerke der Herren Künzel Schedler & Komp. in Schwarzenbach a. S. aus blauem

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Gefreeſer Granit in künſtleriſcher Bearbeitung hergeſtellt. Der Entwurf dazu ſtammt aus der Gladenbeckſchen Erzgießerei in Berlin, welche die Erzteile des Monuments geliefert hat. Beide Firmen unterſtützten das patriotiſche Unternehmen durch Verzicht auf jeden Gewinn. — Das Fundament bildet ein Granitſockel, auf welchem ſich ein quadratiſcher Unterbau in mehreren Verjüngungen und Geſimſen erhebt. Aus dieſem ſtrebt ein mächtiger Obelisk bis zur Höhe von $7^1/_2$ Metern empor, gekrönt von einem Adler, der in ſeiner Flügelſpannweite faſt zwei Meter mißt. Unter ſeinen Fängen, welche die Weltkugel und einen Lorbeerzweig umſpannen, ſchmückt das Reliefbild des Kaiſers die Stirnſeite des Denkmals.

Als nun der Baugrund gewonnen war, zogen an manchen Tagen die geſamten Geſpanne des Ortes über Berg und Thal ins Fichtelgebirge, um die Einzelteile heranzuführen, darunter Quadern von 120 Centnern Gewicht. Da mit ſolchen Laſten die Bauſtelle vom Thale aus nicht zu erreichen war, wurde über den Bergrücken eine Fahrſtraße angelegt, ein Einſchnitt mit Eiſenbau überbrückt, und jeder der vielen Wagen mit zwanzig Pferden und Zugochſen über einen ſchwindelnden Rand nach der Kuppe des Felſens geſchleppt, von wo die Steinblöcke auf angelegten Schleifen zum Denkmalplatz herabgelaſſen wurden. Die gefahrvolle, viele Wochen erfordernde Arbeit ging ohne Unfall von ſtatten — der liebe Gott war mit den Wackeren, die zeigten, daß auch unſeren Tagen noch ein geſunder Idealismus erhalten iſt.

Prächtig ſteht es da, auf kahlem Fels in einem Kreiſe von grün bewaldeten Höhen, hoch über dem dichtbelaubten Thal mit ſeinen rauſchenden Bächen — das Denkmal aus Stein und Erz, welches Männer aus dem Volke, treue Bayern, in ihrem Gefühle für die Größe und Macht des Einen deutſchen Vaterlandes geſchaffen haben. Möge es ihren Enkeln einſt erzählen, daß das ſcharfe Schwert ihrer Väter der Welt den Frieden erobert hat. **Lothar Clement.**

Zum hundertjährigen Geburtstage Theodor Körners.

(23. September 1891.)

Von **Robert Koenig**.

(Abdruck verboten.)

Wenn je eines deutſchen Dichters hundertjähriger Geburtstag es verdiente, von unſerem Volke gefeiert zu werden, ſo iſt es der Theodor Körners. In ſeinen Leier- und Schwertliedern lebt die jugendlich ſchwärmeriſche Begeiſterung der Befreiungskriege noch heute fort und erregt im Winter unſeres Jahrhunderts aufs mächtigſte die Sehnſucht nach ſeiner Lenzeszeit. Ein Sänger und ein Held, wird Theodor Körner am 23. September vor uns neu erſtehen, und ſeine Jubelfeier wird ſich zu einer nationalen geſtalten, an der ſich die Deutſchen aller Weltteile beteiligen werden.

Das in den Hauptzügen bekannte Leben des „ritterlichen Jünglings mit der Leier und dem Schwert“ ſei hier — vielfach berichtigt durch Adolf Sterns quellengetreue Biographie*) — dem Leſer in die Erinnerung zurückgerufen.

Am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wuchs Theodor Körner auf in der Verehrung des Herzensfreundes ſeines Vaters. Schillers große, freiheitliche und patriotiſche Gedanken, die im Wilhelm Tell, in der Jungfrau von Orleans und dem Wallenſtein einen unvergänglichen Ausdruck gefunden, tönten in des Knaben Bruſt lebhaft wieder. Worte wie:

„Nichtswürdig iſt die Nation,
Die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!“

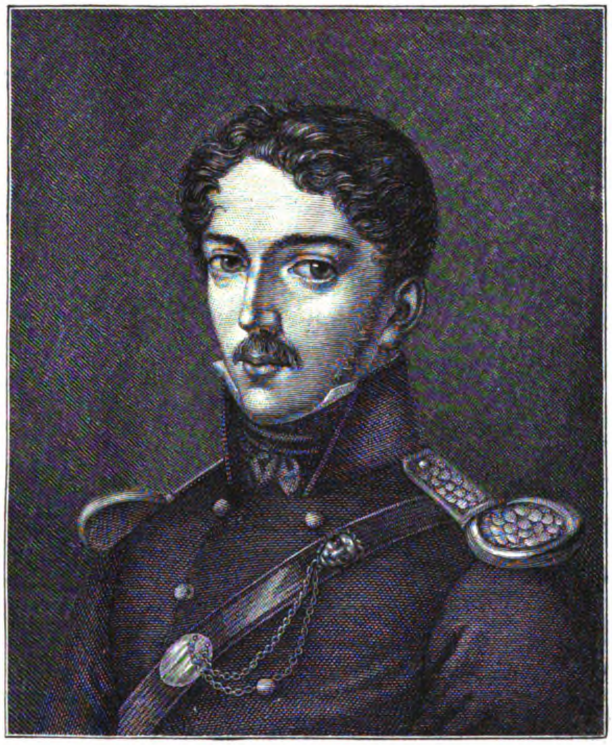
— „Ans Vaterland, ans teure ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!“ —

und vor allem die Schlußworte des letzten Chorgeſanges aus Wallenſteins Lager:

„Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein!“

drückten ſich wie mit Flammenſchrift in ſeine Seele und wurden der Grundton ſeines ganzen künftigen Dichtens und Lebens. Seinem würdigen Religionslehrer, dem aus Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ bekannten Pfarrer David Roller, verdankte er das feſte Gottvertrauen und den innigen Gebetsgeiſt, die in allen ſeinen Dichtungen fühlbar, am mächtigſten in ſeinen patriotiſchen Liedern zum Ausdruck kommen.

Der frühe Tod Schillers im Jahre 1805 machte einen nicht minder tiefen und dauernden Eindruck auf den Sohn, wie auf den Vater. Zudem wirkte der ganze Freundes- und Umgangskreis, welchen ſich Chriſtian Gottfried Körner in- und außerhalb Dresdens geſchaffen und zu dem außer Schiller auch Goethe, Wilhelm von Humboldt, Ludwig Tieck, die Brüder Schlegel, Heinrich von Kleiſt u. a. gehörten, befruchtend und anregend auf den frühreifen Jüngling.



Theodor Körner.

Theodor Körner in der Uniform der Lützower.
Gezeichnet im April 1813 von ſeiner Schweſter Emma Körner.

Schon früh erwachte in Theodor die poetiſche Nachahmungsluſt. Zahlreich ſind die unreifen dichteriſchen Verſuche, welche das Dresdener Körnermuſeum aus ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren aufbewahrt. Aus ſeinem fünfzehnten Jahre ſtammt bereits ein dramatiſcher Verſuch: „Amor und ſeine Heerſcharen,“ den Adolf Stern in ſeine Geſamtausgabe der Werke Körners (II. S. 29ff.) aufgenommen hat.

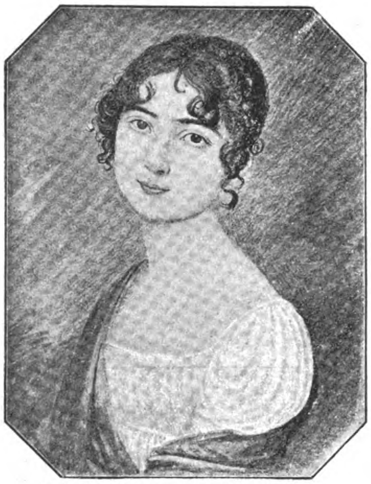
Zu einigen ſeiner Lieder erfand er ſelbſt die Melodien, denn auch muſikaliſche Begabung war ihm zu teil geworden. Früh ſpielte er die Geige, die er aber bald mit dem damaligen Modeinſtrument, der Guitarre, ſeiner „Zither“ oder „Leier,“ vertauſchte. Auch im Zeichnen und Radieren war er geſchickt, wie die beigegebene eigenhändige Radierung beweiſt. — Von dem verſtändigen Vater, der in den realiſtiſchen Studien ein unerläßliches Gegengewicht gegen den „überwiegenden Hang des Jünglings zu dilettantiſcher Kunſtübung" erblickte, wurde er im Juli 1808 auf die Bergakademie von Freiberg geſchickt. Ein paar bergmänniſche Gedichte, die der Siebzehnjährige nach Hauſe ſchickte, zeugen davon, daß die poetiſche Seite ſeines erwählten Lebensberufes ihn mehr feſſelte, als die trockenen Studien, welche derſelbe mit ſich brachte. Dennoch beſuchte er regelmäßig die Vorleſungen, fuhr auch wie ein gemeiner Bergmann an und arbeitete in den Silbergruben. In einem ſeiner Lieder ſchildert er ſeine Thätigkeit:

---

*) Theodor Körners Werke. Herausgegeben von Adolf Stern. 3 Teile. Stuttgart.

„Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den ſichern Weg.
Über nie erforſchte Gründe,
Über dunkle Höllenſchlünde
Leitet ſchwankend uns der Steg;
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir ins düſt're Reich,
Führen auf metall'ne Wände
Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Unter unſres Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felſenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen,
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor…"

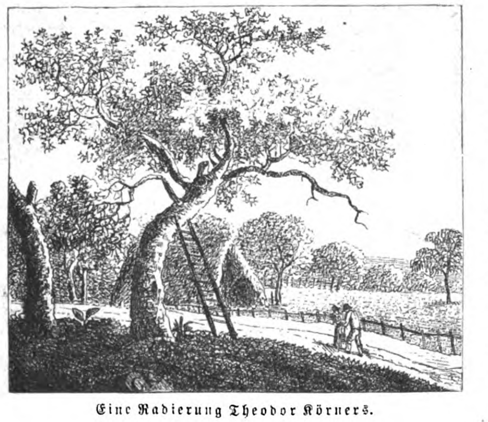


Antonie Adamberger, Körners Braut.
Nach dem Originale im Körner-Muſeum zu Dresden.

Charakteriſtiſch für den jungen Bergſtudenten iſt ein in demſelben Jahre entſtandenes Gedicht, welches er an Goethe nach der Lektüre des damals erſchienenen erſten Teiles des „Fauſt" richtete. Dasſelbe ſchließt mit folgenden Zeilen:

„Heil dir, Gewaltiger! Mit Jugendfülle
Zerreißt du kühn des Lebens finſt're Hülle,
In gold'ner Luft wogt deiner Stimme Klang.
O ſelig, die des Liedes Nektar trinken —
Es trägt ſie zu den Himmliſchen hinauf.
Wenn einſt die Welten, wenn die Sonnen ſinken,
Blüht dein Gebild im ew'gen Frühling auf!"

Zwei Jahre darauf machte er in Karlsbald, wohin er ſeine Eltern begleitet, die für ſeine weitere dichteriſche Thätigkeit bedeutungsvolle Bekanntſchaft des Fauſtdichters ſelbſt, den er als Knabe in Dresden bereits geſehen hatte. Kurz zuvor war eine Sammlung der von ſeinem Vater und ihm der Veröffentlichung wert erachteten Gedichte unter dem Titel: „Knospen" in Leipzig erſchienen, über die Goethe vielleicht ähnlich urteilen mochte, wie der Vater des jungen Dichters, der darüber an ſeinen buchhändleriſchen Freund Göſchen in ſeinem Geleitbriefe zu dem Manuſkript ſagte: „Beiliegende Gedichte meines achtzehnjährigen Sohnes ſind zwar nicht Werke eines Meiſters, aber daß ſie ein nicht gemeines Talent beweiſen, getraue ich mir ohne verblendete Vaterliebe behaupten zu können… ich bin auch zufrieden, wenn er nur die Gabe beſitzt, ſeine Gefühle, deren er ſich nicht zu ſchämen braucht, auf eine edle und gefällige Art auszuſprechen."



Eine Radierung Theodor Körners.

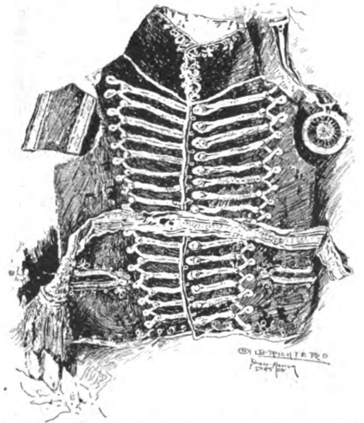
Im Oktober 1810 bezog Theodor, der mit Zuſtimmung ſeines Vaters das Studium der Bergwiſſenſchaften aufgegeben, die Univerſität Leipzig, wo er beim Korps „Thuringia" einſprang und ſich gleichzeitig einer litterariſch-geſelligen Vereinigung „Makaria" anſchloß. Nach kaum vollendetem Winterſemeſter nötigte ihn ein Duell, bei dem er an der Stirn verwundet wurde, Leipzig heimlich zu verlaſſen. Doch auch in Berlin, wohin er ſich nun wendete, war ſeines Bleibens nicht, da die Relegation der Leipziger akademiſchen Behörden ihm dorthin auf dem Fuße folgte. Um ihn dem ſtudentiſchen Leben ganz zu entziehen, veranlaßte ihn nun der beſorgte Vater nach Wien zu gehen, wo er ſich von dem Einfluſſe ſeiner alten Freunde Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Schlegel eine gute Wirkung auf den jungen Brauſekopf verſprach. Zu ernſten Studien, namentlich zu Geſchichtsſtudien aus den Quellen, zu denen der Vater in allen ſeinen Briefen mahnte, kam indes der nunmehr Zwanzigjährige auch wenig in der lebensluſtigen Stadt. Dagegen beſuchte er ſehr fleißig die Theater, die ihn bald zu eigner dramatiſcher Produktion anregten.

Am Weihnachtsabend 1811 ſchrieb Theodor ſeinen Eltern, daß er zwei kleine Luſtſpiele in Alexandrinern: „Die Braut" und „Der grüne Domino" für je ein Paar von Schauſpielern gemacht und in ſieben Stunden eine Oper, die „ſich gewaſchen hat": „Das Fiſchermädchen" zuſammengeſchrieben habe; und am 17. Januar 1812 konnte er ihnen berichten: „Soeben komme ich aus dem Hofburgtheater, wo meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte." Auch Goethe äußerte ſich günſtig über dieſe Erſtlingsſtücke. Er ſchrieb dem Vater: „Die Stücke Ihres lieben Sohnes zeugen von einem entſchiedenen Talente, das aus einer glücklichen Jugendfülle mit Leichtigkeit und Freiheit ſehr gute und angenehme Sachen hervorbringt."

Der jugendliche Dichter glaubte jetzt ſeinen eigentlichen Beruf erkannt zu haben. „Ich überzeuge mich alle Tage mehr," ſchrieb er an ſeinen Vater, „daß eigentlich Poeſie das ſei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Mein ganzes Geſchichtsſtudium habe ich bloß der Poeſie wegen gewählt, weil ſie mit ihm in der höchſten Vereinigung ſteht und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann." Dennoch legte er den Plan zu einer großen Tragödie „Konradin," den er nach Wien mitgebracht und auf den er lange Zeit ſeine ganze poetiſche Zukunft geſetzt hatte, beiſeite und fuhr zunächſt fort, einige kleinere Dramen zu dichten.

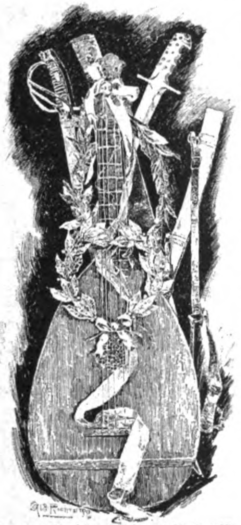
Schnell folgte nun Stück auf Stück. Angeregt durch die reizende Schauſpielerin Antonie Adamberger entſtand noch im Januar das dreiaktige Drama „Toni," zu dem er den Stoff der Novelle Heinrich von Kleiſts „Die Verlobung in St. Domingo" entnommen hatte, und das im April einen durchſchlagenden Erfolg erlebte. Den Seinigen in Dresden ſchrieb er darüber u. a.: „Der Adamberger gab der Gedanke, daß ich das Stück für ſie geſchrieben hatte und daß es ihren Namen trägt (ſie heißt ſelbſt Toni) ungewöhnliches Feuer."

Seine Liebe zu der gefeierten Schauſpielerin, die im Rufe der Unnahbarkeit ſtand und von den Wiener Läſterzungen ein „dragon de la vertu" genannt wurde, fand nach längerer Bewerbung endlich Erwiderung. Jubelnd teilte er ſeinem Vater ſein Geheimnis mit: „Vater, treuer, treuer Freund,“ ſchrieb er ihm, „ich habe mein Ziel gefunden, Vater, ich liebe!... Du wirſt ſie ſehen, und wenn dich ihr Anblick nicht ebenſo ergreift, wie mich, ſo iſt es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Übereinſtimmung und Harmonie unſerer befreundeten Seelen geträumt hat.“ Und weiter rühmte er ſeiner Geliebten nach: „Sie hat mich aus all den wilden Geſellſchaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philiſter, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Luſt an Trinkgelagen unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgeſcholten, wenn ich faul war, und mich geliebt.“



Körners blutbefleckte Uniformweſte, welche er bei ſeinem Tode trug, Portepee mit Blutflecken, Achſelklappen und Uhrband mit den Thüringer Farben. Im Körner-Muſeum zu Dresden.

Dieſem Einfluſſe entſprechend, verließ der Dichter bald darauf die geräuſchvolle Stadt und arbeitete in dem ſtillen, ländlichen Döbling an einem großen hiſtoriſchen Trauerſpiele, mit dem er ſein Glück verdienen und ſeinen dramatiſchen Ruf feſtigen wollte. Es war „Zriny,“ der im Theater an der Wien am 30. Dezember mit ſtürmiſcher Begeiſterung begrüßt wurde, der aber erſt nach ſeinem Tode ſich über die deutſchen Bühnen verbreitete. Den fremdländiſchen Zriny, der, unfähig ſeine Burg länger zu halten, ſich todſuchend unter die Feinde ſtürzt, während ſeine hochſinnige Gemahlin ſich mit der Burg in die Luft ſprengt, feierte man ſeitdem faſt wie einen vaterländiſchen Helden.



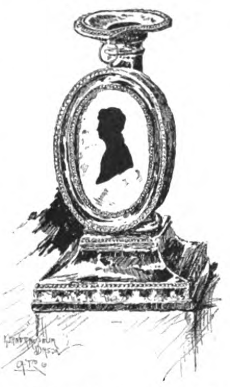
Laute, Oberjägerſäbel und Reiteroffiziersſäbel Theodor Körners. Im Körner-Muſeum zu Dresden.

Eine große Zukunft ſchien ſich dem Dichter zu öffnen. Der Sieger von Aſpern, Erzherzog Karl, ließ ihn in den erſten Tagen des Januar 1813 zu ſich rufen und „ſprach auf das gütigſte und herzlichſte mit ihm,“ wie er nach Hauſe berichtete, „größtenteils über Litteratur, zuletzt aber über Meinungen und Geſinnungen, wo mir das Herz gewaltig aufging und ich friſch von der Seele weg ſchwatzte, was ihn ſehr zu freuen ſchien.“ Wenige Tage darauf erhielt Körner ſeine Ernennung zum K. K. Hoftheaterdichter mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden.

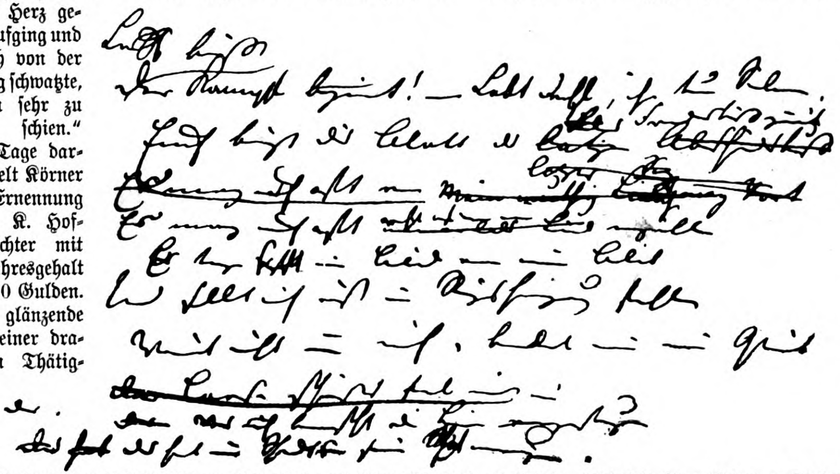
Der glänzende Erfolg ſeiner dramatiſchen Thätigkeit erfreute den Dichter um ſo mehr, als er noch im Sommer 1812 in Gegenwart und unter freudiger Zuſtimmung ſeiner ganzen Familie ſich mit Toni Adamberger verlobt hatte. Was der Vater über die Braut ſeines Sohnes dachte, bezeugen die Worte, die er nach dem Tode desſelben in ſeinem Lebensbilde niederſchrieb; da nennt er ſie „ein holdes Weſen, gleichſam vom Himmel zu ſeinem Schutzengel beſtimmt, das ihn durch Reize der Geſtalt und der Seele feſſelte.“

Und doch war der Dichter dem Ende ſeiner Bühnenthätigkeit ganz nahe. Seine beiden Stücke „Hedwig, die Banditenbraut“ und die Tragödie „Roſamunde,“ welcher die aus Percys Sammlung bekannte Ballade „Fair Rosamond“ zu Grunde lag, und die wohl als das reiffte ſeiner Werke angeſehen werden darf, waren bereits vor der Aufführung des „Zriny“ gedichtet worden. Nur ein kleines Stück noch dichtete er 1813. Schon in tiefſter Seele bewegt von den Anfängen der preußiſchen Erhebung, über die er durch Humboldt genau unterrichtet war, und voll Begierde, an dem nahenden Befreiungskampfe ſeines Volkes teilzunehmen, ſchrieb er das patriotiſche Schauſpiel „Joſef Heyderich,“ nach einer wahren Begebenheit aus dem unglücklichen italieniſchen Feldzuge der öſterreichiſchen Armee im Jahre 1800, ein Stück, das, wenn damals aufgeführt, in nicht mißzuverſtehender Weiſe die Öſterreicher an die Kriege gegen Frankreich gemahnt haben würde. Damit war eine unglaublich fruchtbare dramatiſche Thätigkeit (16 größere und kleinere Stücke innerhalb 15 Monaten) zum Abſchluß gekommen, die wenn auch meiſt ſehr geringſchätzig beurteilt und zum größten Teil bereits verſchollen, doch die Keime eines, durch ſeinen Tod unentwickelt gebliebenen größeren Schaffens in ſich barg. Dagegen ſollte der Ruf des Vaterlandes zur Befreiung von der Fremdherrſchaft in ſeiner Seele eine neue Poeſie zeitigen, die ihm einen unvergänglichen Dichterlorbeer zugleich mit dem Eichenkranz des Helden um die Stirn gewunden hat.

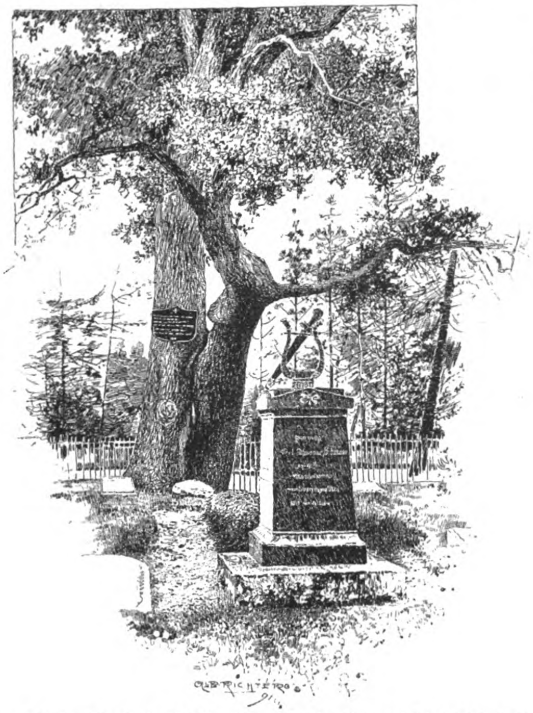
Am 10. März 1813, noch ehe der Aufruf des Königs von Preußen erfolgt war, ſprach der junge Dichter in einem Briefe, der ſelbſt wie ein Gedicht



Leuchter, welchen Körner als Bergſtudent mit nach Freiberg nahm. Nach Körners Tode kam er in den Beſitz ſeiner Tante Doris Stock, welche ihn beim Boſtonſpiel benutzte. Daranhängend Körners Silhouette. Im Körner-Muſeum zu Dresden.



Zueignung vom 24. April 1813 von Körners Leier und Schwert (III. Vers, vgl. S. 800). Original im Körner-Muſeum zu Dresden.

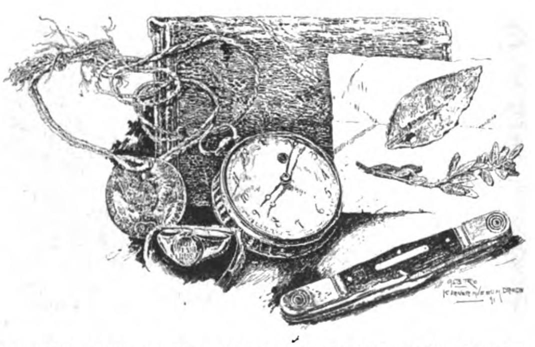


Geſchwiſtereiche, bei der Theodor Körner begraben liegt, und ſein Grabdenkmal.

lautet und der an der Spitze von „Leier und Schwert“ ſtehen ſollte, ſeinen Entſchluß aus, an dem großen Kampfe gegen Frankreich teilzunehmen: „Deutſchland ſteht auf,“ hieß es darin, „der preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen — wenigſtens norddeutſchen Freiheit. Meine Kunſt ſeufzt nach ihrem Vaterlande. Laß mich ihr würdiger Jünger ſein! Ja, liebſter Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und ſorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, ſei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen!“

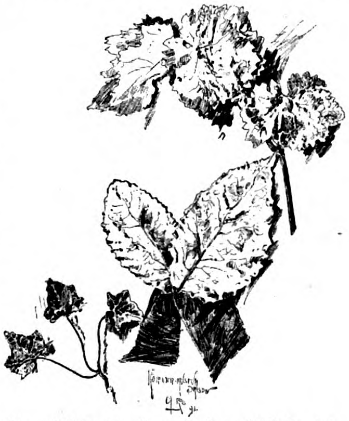
Der Abſchied von Wien wurde ihm trotz ſeiner Begeiſterung ſehr ſchwer. Wohl hatte ſein Vater, der als einer der erſten ſich laut und mutig für die heilige Sache ausgeſprochen und von ſeinem mäßigen Vermögen zur Ausrüſtung der Freiwilligen bedeutende Geldopfer gebracht, den Entſchluß ſeines Sohnes freudig genehmigt, wohl hatte die Braut ſich ſtark und demütig gefügt, aber trotzdem war die Trennung von Toni und von den Freunden, die er in Wien gefunden, eine tiefſchmerzliche. „Der Abſchied von Wien,“ ſchrieb er am 13. März an ſeinen Vater, „liegt noch gewitterdumpfig auf meinem Herzen! Wäre das ſchon überſtanden!“ Tag darauf ſagte er Toni ein letztes Lebewohl; am 15. März verließ er in aller Frühe die Kaiſerſtadt und fuhr mit Kourierpferden der ſchleſiſchen Grenze zu.

Zwei Tage ſpäter traf er in Breslau ein und eilte ſofort in den Gaſthof „zum goldenen Scepter,“ wo das Werbebüreau des Lützowſchen Freikorps — oder wie der offizielle Name lautete: des „königl. preußiſchen Freikorps“ — aufgeſchlagen war. Der Major von Lützow, eine edle, ritterliche Erſcheinung, hatte ſeine Truppe ſehr charakteriſtiſch „die Schar der Rache“ genannt, aber nicht unter dieſem Namen, ſondern als „Lützows wilde, verwegene Jagd,“ ſollte ſie fortleben in der dichteriſchen Erinnerung unſeres Volkes. Ihre militäriſchen Leiſtungen ſind oft abfällig beurteilt worden, aber niemand wird leugnen können, daß furchtloſe Opferfreudigkeit und edle vaterländiſche Begeiſterung die Lützowſche Freiſchar — übrigens die Verwirklichung einer Lieblingsidee Scharnhorſts — auszeichnete. Das hat auch Kaiſer Wilhelm II anerkannt, indem er dem jetzt in Raſtatt ſtationierten Erſten Rheiniſchen Infanterieregiment Nr. 25 den ehrenden Beinamen „von Lützow“ gegeben hat.*)



Gegenſtände, die Theodor Körner bei ſeinem Tode bei ſich hatte: Alter öſterreichiſcher Silberzwanziger an einer weißſeidenen von Körners Blut getränkten Schnur, ſein Ring, Uhr, Taſchenmeſſer, Brieftaſche, welche ein Myrtenreis enthielt, und ein Lorbeerblatt aus dem Lorbeerkranze, welchen ihm ſeine Braut Toni Adamberger bei der erſten Aufführung des Zriny in Wien überreichte. Im Körner-Muſeum zu Dresden.

Die kurze Heldenlaufbahn Theodor Körners vom 21. März, wo er bei den Jägern zu Fuß in Zobten eintrat, bis zum 26. Auguſt 1813, wo eine feindliche Kugel auf der Straße zwiſchen Schwerin und Gadebuſch ihn gerade ins Herz traf, iſt allgemein bekannt und lebt in ſeinen Gedichten und Liedern, die ſein Vater unter dem Titel: „Leier und Schwert“ Anfang 1814 veröffentlichte, noch heute fort. Er ſelbſt hatte im April 1813 zwölf dieſer Lieder als „freie deutſche Gedichte“ herausgeben wollen. Das erſte derſelben iſt die von uns im Fakſimile der Handſchrift mitgeteilte „Zueignung,“ deren dritter Vers in der letzten Redaktion lautet:



Oben: Blätter vom Bauernhauſe zu Wöbbelin, wo Körners Leiche lag. In der Mitte Blätter vom Kranze, den ſeine Braut zum Begräbnis ſandte.
Unten: Epheu von Körners Grabhügel.
Im Körner-Muſeum zu Dresden.

> „Laut tobt der Kampf! — lebt wohl, ihr treuen Seelen,
> Euch bringt dies Blatt des Freundes Gruß zurück.
> Es mag euch oft, recht oft von ihm erzählen,
> Es trage ſanft ſein Bild vor euern Blick.
> Und ſollt' ich einſt im Siegesheimzug fehlen —
> Weint nicht um mich — beneidet mir mein Glück,
> Denn was berauſcht die Leier vorgeſungen,
> Das hat des Schwertes freie That errungen!“

An demſelben 24. April 1813, an dem er dieſe Verſe ſchrieb, diktierte er auch das zwölfte der Lieder „Lützows wilde Jagd“ ſeinem Freunde Wilhelm Kunze auf dem Schneckenberge zu Leipzig in die Feder, gab ihm die übrigen, ſamt dem Titel als Manuſkript und bat ihn, für die Herausgabe zu ſorgen.

---

*) Die von dem Regimente aufbewahrte „Stammrolle des von Lützowſchen Freikorps“ enthält folgende Notiz über den Dichter, die ich mit ihren kleinen Irrtümern hier wörtlich wiedergebe: „Körner, Theodor, 24 Jahr alt, geb. zu Dresden, Sachſen. Stand: Theaterdichter. Stand des Vaters: Kriminalrat. Charge: Sekondelieutenant, verwundet bei Kitzen.“

Theodor Körners Standbild zu Dresden von Hähnel.
(Aus dem im Verlage der Gilbersſchen Königl. Hofverlagsbuchhandlung [J. Bleyl] in Dresden erſchienenen Hähnelwerk.)

Erſt im November desſelben Jahres, als Deutſchland bis zum Rhein ſchon frei war und der Dichter bereits ſeit Monaten unter den Eichen von Wöbbelin ſchlummerte, konnte die kleine Sammlung im Druck erſcheinen.

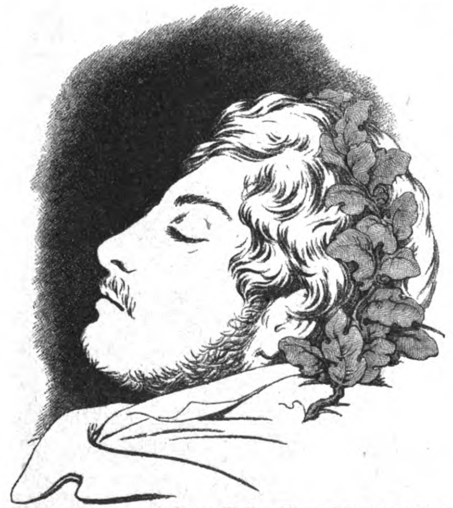
Über Theodor Körners patriotiſche Dichtung führe ich das Urteil Heinrich von Treitſchkes an, welches um ſo wertvoller iſt, als es den Einfluß Schillers auf den jungen Dichter in die rechte Beleuchtung ſtellt. Der große Geſchichtsſchreiber unſeres Volkes ſagt in ſeiner deutſchen Geſchichte des XIX. Jahrhunderts (I, S. 432 f.) darüber:

„Jetzt zeigte ſich erſt ganz, was Schillers Muſe den Deutſchen war. Ihr hohes ſittliches Pathos ſetzte ſich um in patriotiſche Leidenſchaft, ihre ſchwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoeſie dieſes Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erſchien dem jungen Geſchlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er ſo ſiegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutſchem Freiheitsmute, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Raſt und jeder Beiwacht ſeine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eiſenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernſt ſeiner Reden bezeugte.“

In ähnlichem Sinne hatte dem Dichtergenoſſen einſt Geibel nachgerufen:

„So ſangſt und rangſt du, unſ're Not zu ſühnen,
Und wardſt in beidem gleich getreu erfunden,
Dein Lied beſiegelnd durch den Tod der Kühnen.

Drum, wenn manch edler Kranz im Flug der Stunden
Dahinwelkt, wird noch friſch der deine grünen,
Betaut mit Opferblut aus heil'gen Wunden!“



Theodor Körner, von ſeinem Waffengefährten Olivier auf der Totenbahre unter der Eiche von Wöbbelin gezeichnet am 26. Aug. 1813.

Mit mir wird ſich gefreut haben, wer es erlebte, daß des edlen Sängers Lieder von 1813, insbeſondere ſein feuriger „Aufruf,“ ſein Lützowlied und ſein Schwertlied, in dem großen Kriege von 1870/71 in unſeren Häuſern, wie auf dem Marſche und im Felde geſungen wurden. Noch erfreulicher aber iſt es, daß jetzt — zwanzig Jahre ſpäter — in einer Zeit des emporwuchernden Zolaismus und der Ibſenvergötterung ſich noch Herzen finden, die der Säkularfeier eines unſerer idealſten Dichter ein warmes Intereſſe entgegenbringen, ein Intereſſe, das ſich nicht nur in Feſtreden und der Begeiſterung flüchtiger Stunden erſchöpfen zu wollen, ſondern beſtimmt ſcheint, ein dauerndes Andenken an den Dichter in der Hauptſtadt des Deutſchen Reiches zu ſchaffen. Einſt hatte er ein glückliches und ſorgenfreies Leben mit Freuden hinworfen, ſich ein Vaterland zu erkämpfen. Eines, das dem idealen Fluge ſeiner Phantaſie entſprach, würde er wohl nur gefunden haben, wenn er ſeine Zeit überlebt, wenn er die großen Jahre 70/71 und die Wiedererſtehung des Deutſchen Reiches erlebt hätte. Deshalb iſt es ein ſchöner Plan, den die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Theodor Körners gezeitigt hat — ihm und denen, die gleich ihm in trüber Zeit den nationalen Gedanken durch ihre herrlichen Lieder in dem deutſchen Volke entflammt und die nationale Geſinnung mächtig wieder angeregt haben, in der deutſchen Reichshauptſtadt ein Denkmal zu ſetzen. Am Fuße des Kreuzberges, auf dem ſich das Denkmal zur Erinnerung an die Befreiung Preußens von napoleoniſchem Joch erhebt, inmitten jener Anlagen, die als Viktoria-Park im Entſtehen begriffen ſind und in wenigen Jahren einen der ſchönſten Parks Berlins bilden werden, ſollen ſich die Standbilder von Theodor Körner, Ernſt Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert, Heinrich v. Kleiſt und Klopſtock erheben, „weil,“ wie das zu dieſem Zweck zuſammengetretene Komitee mit Recht betont, „dieſe Dichter es vor allen ſind, welchen wir es zu verdanken haben, daß unſer Volk nach jahrhundertelanger trauriger Zerſplitterung und der Herrſchaft ausländiſcher Ideen ſich wieder dem deutſchen Vaterland und der nationalen Gedanken zugewandt hat.“*) Ein Hauptverdienſt um das fortdauernde Andenken Theodor Körners hat ſich Dr. Emil Peſchel erworben. Ihm, einem Landsmanne des Dichters, gebührt der Dank unſeres Volkes dafür, daß dem Lützower Jäger, der 1813 von der ſächſiſchen Regierung als Deſerteur betrachtet wurde, in ſeiner Vaterſtadt Dresden am 18. Oktober 1871 ein ehernes, von Hähnel modelliertes Standbild errichtet und vier Jahre darauf in ſeinem Geburtshauſe ein Körner-Muſeum eröffnet wurde, welches außer den Körner-Reliquien vieles enthält, das für die Kenntnis der ganzen Zeit der Befreiungskriege, wie für die Beziehungen der Familien Körner und Schiller, von dauerndem Werte iſt.

---

*) Zur Verteilung in Schulen, Vereinen ꝛc. empfehle ich angelegentlich Bernhard Rogges ſoeben erſchienene illuſtrierte Schrift: „Theodor Körner, ein Sänger und ein Held.“ Wittenberg, bei Herroſé.

Alte und neue Haſardſpiele.

Aus dem Volksleben Süditaliens. Von Th. Trede.

(Abdruck verboten.)

„Bei der Tafel haben wir alten Leute ganz gemütlich unſer Spielchen geſtern, wie heute gemacht. Das Feſt haben wir recht heiter verlebt, wir ſpielten nämlich jeden Tag und ließen das Würfelbrett nicht kalt werden. Dein Bruder machte dabei ein großes Geſchrei, aber zuletzt hat er nicht viel verloren, ſondern ſich aus ſeinen Verluſten wider Erwarten herausgezogen. Ich habe 20000 (?) verloren, doch nur, weil ich liberal ſpielte, wie dies meine Art iſt.“ — So lautet ein Brief. Der Leſer hält denſelben ſicherlich für einen unſerer Gegenwart angehörigen, und doch iſt derſelbe vor faſt zweitauſend Jahren geſchrieben, nämlich von dem Kaiſer Auguſtus und von dieſem an ſeinen Stiefſohn und Nachfolger Tiberius gerichtet. Suetonius, der Geheimſchreiber des Domitian, hat uns in ſeinen Kaiſerbiographieen jenen Brief überliefert (cap. 71, Leben des Auguſtus) und war zu ſolchen und anderen Mitteilungen befähigt, weil ihm das kaiſerliche Archiv in Rom jederzeit zugänglich war. Der erwähnte Brief iſt intereſſant und zwar aus zwei Gründen. Wir thun durch denſelben einen Blick in das Privatleben des genannten Weltbeherrſchers und ſehen, daß er mit Leidenſchaft dem Spiel ergeben war. Das in ſeinem Brief erwähnte Feſt war dasjenige der Minerva, welches fünf Tage dauerte, und jeden Tag ergötzte ſich der Weltbeherrſcher ſo viele Stunden am Haſard (Würfel-)ſpiel, daß er ſchreiben konnte: „Wir ließen das Würfelbrett nicht kalt werden“. In demſelben Kapitel ſagt Sueton: Er ſpielte ohne Hehl und Heimlichkeit zu ſeinem Vergnügen fort, ſelbſt noch als Greis, und nicht bloß im Dezember (beim Feſt der Saturnalien), ſondern auch an anderen Feſt- und Werktagen. — Es nimmt den Leſer ſicherlich Wunder, daß Auguſtus ſich die religiöſen Feſte für das Haſardſpiel auserſah, und dies iſt ein zweiter Punkt, der uns ſeinen Brief beſonders intereſſant macht. Jene vor faſt 2000 Jahren geſchriebenen Zeilen paſſen nämlich wunderſam in die Gegenwart. Bei allen religiöſen Feſten Süditaliens iſt die Lieblingsbeſchäftigung das Haſardſpiel. Das gilt von Reichen und Armen, von Alten und Jungen. Ein ſolches Feſt bringt für Geiſt und Leib vielfältige Genüſſe, aber der Hauptgenuß im Daheim zwiſchen den vier Wänden oder vor der Thür auf der Straße iſt das Spiel. Von Auguſtus erfuhren wir oben, daß er die Saturnalien (Ende Dezember) für das Spiel benutzte. Unſere Weihnacht fällt in die Zeit dieſes einſtigen Römerfeſtes und ähnelt in Süditalien dem letzten auffallend, am meiſten in der Hinſicht, daß Tauſende und Abertauſende den größten Teil der Nacht mit Haſardſpielen zubringen. „Nachdem die Begierde nach Speiſe und Trank geſtillt war,“ — greift man zum Würfelbrett, wie weil. Auguſtus, oder zu den Karten und läßt weder Brett noch Karten „kalt“ werden. Man ſpielt nämlich die ganze Nacht. Oft erwählt man auch die ſogenannte Tombola. Darunter verſteht man unſer Lottoſpiel, welches wir unſeren Kindern an langen Winterabenden geſtatten. Dies Spiel kommt ſtets bei den ſommerlichen Kirchenfeſten des Südens zur Anwendung.

Wir finden hier alſo eine höchſt merkwürdige Übereinſtimmung zwiſchen dem antiken und modernen Leben und werden an ein Wort von Seume erinnert: „Die Menſchen ſind, was Menſchen immer waren“. Dabei müſſen wir bemerken, daß Auguſtus mit ſeiner erwähnten Leidenſchaft keineswegs allein unter ſeinen Zeitgenoſſen daſtand. Haſardſpiele waren im römiſchen Leben ſehr gewöhnlich, wie dies vielfach bezeugt iſt. Galenus, der Leibarzt des Kaiſers Commodus, ſagt, daß viele auf das Haſardſpiel ebenſoviel Zeit verwendeten, wie ernſte Männer auf die Wiſſenſchaften, „viele ſind beim Würfelſpiel ſo ausdauernd, daß ſie heftige Kälte und unmäßige Hitze ertragen und keins von beiden empfinden, daß ſie hungern und dürſten, die Nächte ſchlaflos verbringen und ſich ſchwere Übel zuziehen“. Man redet heutzutage ſo viel vom Haſardſpiel in Montecarlo. Das iſt eine „alte Geſchichte“. Die Römer ſchon hatten ihr Montecarlo, nämlich das bekannte und berüchtigte Bajae am Golf von Puteoli (Pozzuoli), wo die römiſchen Nabobs die heißen Monate verlebten und junge geckenhafte Römer ihre Sommerringe (leichter als die Winterringe) ſpazieren führten. An dieſem Geſtade ließ man das Würfelbrett ebenfalls nicht kalt werden.

Zweitauſend Jahre! Eine lange Zeit, ſo lang, daß man gewohnt iſt, ſich das Einſt von dem Jetzt durch eine tiefe unüberſteigliche Kluft geſchieden zu denken. Wer im Süden, wie Schreiber dieſes, über zwölf Jahre lebt und ſich ein wenig um das Thun und Treiben ſeiner Umgebung kümmert, der entſagt von Jahr zu Jahr mehr jener gewohnheitsmäßigen Vorſtellung und findet als die merkwürdigſte Seite des ſüdlichen Volkslebens die, daß daſſelbe in oft wunderbarer Treue und einer uns unfaßbaren Hartnäckigkeit kleine und große Dinge des antiken Lebens bewahrt. Das iſt die viel zu wenig bekannte Thatſache, für welche Verfaſſer in ſeinem Werk: Das Heidentum in der römiſchen Kirche*) — in Lebensbildern die näheren Nachweiſe bringt. — Jene erwähnte Hartnäckigkeit erſtreckt ſich ſogar auf kleine Dinge, z. B. auf die pompejaniſche Kücheneinrichtung, die ich in genauer Nachbildung überall in Bauernwohnungen wiedergefunden habe. Das antike Leben iſt keine tote Welt. Man mag die lateiniſche Sprache eine tote nennen, das Leben, der Geiſt, dem ſie als Kleid diente, iſt nicht tot.

Alſo Kaiſer Auguſtus befleißigte ſich bei religiöſen Feſten, wie damals überall üblich, des Haſardſpiels. An ſeinen erwähnten Brief muß ich denken, ſo oft ich z. B. am St. Antoniusfeſt im Juni zahlloſe Familien vor den Thüren auf der Straße in gleicher Beſchäftigung ſehe. Man betreibt das Würfel- oder auch das Lottoſpiel, und der Eifer, mit dem Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind dem Spiele obliegen, müßte dem Auguſtus, wenn er dieſe Gruppen ſähe, Freude machen. — Sähe er die Leidenſchaft, mit der im Süden die höheren Stände ſich dem Haſardſpiel ergeben, ſo würde er ſagen: In 2000 Jahren hat man ſich wenig geändert! — Spielhöllen ſind verboten und exiſtieren doch in großer Anzahl. Man ſpielt Pharaone, Nero und Bianko ꝛc., man ſpielt, wie die Römer, ganze Nächte hindurch. Kürzlich wurden in einer Nacht ſieben ſolcher Spielneſter von der Polizei ausgenommen. Auguſtus würde dies ſeltſam finden und ſagen: Als ich die Welt beherrſchte, war die Zahl der freien Spielhöllen größer.

---

*) Nunmehr vollſtändig erſchienen. F. A. Perthes. Gotha.

Schlüſſel zur Welt.

Ein Schlüſſel zur Welt
Ohne Zweifel iſt das Geld.
Wie viele, ſtatt deſſen zu genießen,
Brauchen's, die Welt ſich zu verſchließen!

J. Trojan.

Eine neue Schrift von Henry Drummond.

(Abdruck verboten.)

Das Schillerſche Wort: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun,“ findet auf den Naturforſcher Drummond nicht minder Anwendung, wie einſt auf den Philoſophen Kant. Seit dem unerhörten Erfolge ſeines erſten Büchleins ſind zahlreiche, ſelbſt in der äußeren Ausſtattung genau nachgeahmte Schriften erſchienen, die bald als Ergänzungen ſeiner Arbeiten auftreten, bald die Irrtümer ſeiner „viel angeſchwärmten Bücher“ nachweiſen wollen.

Die neueſte Schrift Drummonds wird unzweifelhaft die Zahl ſeiner „Ausleger“ noch vermehren. Ich habe indeſſen weder die Abſicht noch den Beruf, mich unter dieſelben zu miſchen. Wenn ich auch hin und wieder mit ſeinen exegetiſchen Auslegungen nicht einverſtanden bin, ſo gehöre ich doch zu denen, die ſich unbefangen an ſeiner eigenartigen Beleuchtung der alten Wahrheit und an ſeinem wunderbaren Tiefblick in die Einheit und den inneren Zuſammenhang der ſichtbaren und der unſichtbaren Schöpfung erfreuen und erquicken. Auch bei dem mir jetzt vorliegenden Büchlein iſt das der Fall. Es handelt von der Erneuerung des Lebens durch den Glauben an Chriſtus. Das würde man allerdings aus dem Titel, den die Überſetzerin gewählt: „Das Schönſte im Leben“*) nicht erraten. Trotz ihrer Verſicherung in der „Vorbemerkung“ entſpricht derſelbe durchaus nicht dem Sinn des Originaltitels: „The changed life,“ den man im Anſchluß an die vom Verfaſſer zu Grunde gelegte Bibelſtelle II. Kor. 3, 18 einfach durch „das verwandelte Leben“ wiedergeben könnte.

Dieſem Titel entſprechend, geht der Verfaſſer in der ſcharfſinnigen Beleuchtung ſeines großen Themas, das er nur von der, dem Menſchen zugewandten Seite (man-ward side) ins Auge faſſen will, davon aus, nachzuweiſen, wie die verſchiedenen ſelbſtgewählten Methoden zur Umwandlung des inneren Menſchen nicht zum Ziele führen; das vermöge allein die Befolgung der in Pauli Worten an die Korinther enthaltenen Vorſchrift. Dieſe hat ein doppeltes Ziel: einmal ſollen wir uns, einem Spiegel gleich, ſo zu Chriſto ſtellen, daß ſich ſein Charakter in dem unſeren wiederſpiegelt, d. h. wir ſollen uns durch ihn in williger Hingabe umgeſtalten, oder in ſein Bild verwandeln laſſen. Anderſeits ſollen wir aber auch ſelbſtthätig Chriſtus zu unſerem beſtändigen Umgang machen, d. h. ihn in der Schrift aufſuchen, ſeine Worte in uns aufnehmen, ſeine Gebote halten, ſeine Freundſchaft pflegen, in ſeinem Geiſte, wie in ſeiner Gegenwart leben, bis daß er in uns „eine Geſtalt gewinnt.“

Dieſe Umwandlung des inneren Menſchen geht aber langſam vor ſich. Darum mahnt der Verfaſſer, „der Verſuchung zu widerſtehen, in haſtigem Verlangen nach jähem (abrupt) oder ſichtbarem Fortſchritt weniger geiſtliche Heiligungswege einzuſchlagen und das Endergebnis nicht dadurch zu ſchädigen, daß wir nach Erfolgen ausſpähen, anſtatt den Blick auf die wirkende Urſache gerichtet zu halten.“ Dieſe Mahnung beleuchtet er durch eins ſeiner charakteriſtiſchen Beiſpiele, das ich zum Schluſſe mitteilen will. Er ſagt:

„Ein Photograph weiß, daß er nur dann Abdrücke vom negativen Bilde machen kann, wenn die Sonne darauf ſcheint. Wenn er ſelbſt fortwährend nachſieht, ob das Bild auch zuſtande kommt, hält er nur das Zuſtandekommen auf. Ebenſo — obwohl verſtändiges Überwachen der Seele dienlich iſt — iſt das ſicher, daß häufiges Aufdecken nichts taugt. Du hinderſt den Lichtdruck nur, wenn du immer zuſehen willſt, ob er gerät, ohne ihn zu beſchleunigen; ſorge lieber dafür, daß nichts die Sonne hindere. Die Erſchaffung eines neuen Herzens, der neue und gewiſſe Geiſt iſt ein Werk der Allmacht Gottes. Überlaſſe das ſeiner Schöpferhand. ‚Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis auf den Tag Jeſu Chriſti.‘“

Robert Koenig.

---

*) Das Schönſte im Leben. Von Henry Drummond. Deutſche autoriſierte Ausgabe. 1.—6. Auflage (1.—30. Tauſend). Preis 1 Mark. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing.

Am Familientiſch.

Zu unſerem Vollbilde.

„Ein glücklicher Fang!“ Die ganze Familie ſcheint den lebhaften Anteil an dem Prachtfiſch zu nehmen, den der Vater heimbringt. Klein Roſel betrachtet freilich das ſchnappende Ungeheuerchen noch etwas ängſtlich, vermutlich wird ſie es mehr zu ſchätzen wiſſen, wenn es gebraten auf dem Tiſch erſcheint. Köſtlich iſt auch die gleichgültige Haltung des Herrn Teckels: ich vermute ſtark, daß Signor Waldmann zu denen gehört, die den Hecht ſeiner Gräten wegen grundſätzlich verſchmähen. Über kulinariſche Neigungen iſt nicht zu ſtreiten.

Gartenkunſt.

Eine faſt hundertjährige Aloe im Park eines bekannten Berliner Fabrikbeſitzers hat in dieſem Jahre einen ſechs und einen halben Meter langen Blütenſchaft getrieben, an welcher ſich in der zweiten Auguſthälfte gegen 2500 Blütenknoſpen entwickelten. Die in Frage ſtehende Aloeart ſoll in unſerem Klima nur etwa alle fünfzig Jahre zur Blüte kommen — weshalb mag ſie ſich gerade den diesjährigen, doch wahrlich nicht ſonderlich ſchönen Sommer ausgeſucht haben?

Eine intereſſante Enquete über die beſten Erdbeerſorten hat die Redaktion des praktiſchen Ratgebers im Obſt- und Gartenbau (Trowitſch & Sohn, Frankfurt a/O.) unter den bekannteren Erdbeerzüchtern angeſtellt. Von den 243 eingegangenen Berichten nannten als die beſte Erdbeerſorte für Liebhaber 202 Stimmen „König Albert von Sachſen,“ 104 Stimmen „Laxtons Noble“; auf dieſelben beiden Arten vereinigten ſich auch die meiſten Stimmen bez. der beſten Erdbeerſorten für den Markt.

Der Turiner Profeſſor Perroncito will ein wirkſames Mittel gegen die Reblaus gefunden haben. Es iſt eine an ſich giftige Flüſſigkeit, die aber weder dem Stock, noch den Menſchen, welche ſich damit zu befaſſen haben, irgendwie ſchädlich werden kann, und die ſich bei bisherigen Verſuchen äußerſt günſtig bewährt haben ſoll. Es wurden Blätter und Wurzeln von zweihundert Stöcken benetzt. Die Benetzung tötete das Inſekt ſofort. Die Koſten betragen nach den Angaben italieniſcher Blätter für jede Pflanze etwa vier Pfennig.

Erdkunde.

Die Wunderwirkung des Waſſers auf die Bodenkultur kann man vielleicht nirgendwo in gleichem Umfang beobachten, als in Südkalifornien. Hier, wo vor kaum drei Jahrzehnten einige deutſche Anſiedler bei dem heute blühenden Städtchen Annaheim mit Berieſelungsarbeiten begannen, hat ſich die ganze Phyſiognomie des Landes durch das großartige Bewäſſerungsweſen verändert. Der Wert von Grund und Boden hat ſich in den letzten zehn Jahren mindeſtens vervierfacht. Eine einzige Niederlaſſung, Fresno, verfügt über etwa 1500 miles Waſſerleitungen.

Technik.

Bekanntlich iſt die Fundierung größerer Bauten, zumal im loſen Boden und unter Waſſer, ſehr ſchwierig und koſtſpielig. Neben dem Pütſchen Gefrierverfahren, bei welchem der Boden völlig zum Gefrieren gebracht und ſo der weiteren Bearbeitung zugänglich gemacht wird, macht neuerdings ein von Ingenieur Neukirch-Bremen erfundenes Verfahren Aufſehen. Dasſelbe bezweckt gleichſam die Verſteinerung des Bodens durch Einführung eines ſtaubförmigen Bindemittels. Es wird ein Rohr in den Sandboden hinabgeführt, durch das Rohr ein ſtarker Strom gepreßter Luft geſandt und dieſem dann gemahlener Cement beigemiſcht, welcher derart in den Boden eingeblaſen deſſen allmähliche Verhärtung veranlaßt.

Verkehrsweſen.

Der Bau der oſtafrikaniſchen Uſambara-Bahn iſt nunmehr geſichert. Der Reichskanzler hat die betr. Vereinbarungen der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft genehmigt, das Grundkapital (2 Mill. Mark) iſt voll gezeichnet, und die Vorarbeiten ſind eingeleitet.

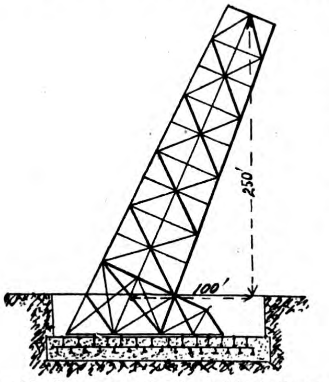
Forſchungsreiſen.

Das Scheitern der Expedition des franzöſiſchen Forſchers Crampel nach dem Tſchadſee, über welche auch wir kurz berichteten, ſcheint ſich trotz einzelner gegenteiliger Behauptungen zu beſtätigen; Crampel ſoll ermordet worden ſein. Ob die Nachricht über den Tod des kühnen Reiſenden richtig iſt, muß abgewartet werden, Kenner afrikaniſcher Verhältniſſe nehmen derartigen Meldungen gegenüber ſtets möglichſt lange eine zweifelnde Stellung ein.

Ausſtellungsweſen.

Ende Auguſt wurde in Brüſſel, bei Gelegenheit eines internationalen photographiſchen Kongreſſes, eine große photographiſche Ausſtellung eröffnet, welche ſich durch beſondere Berückſichtigung der Liebhaber-Photographie auszeichnet.

Die Yankees läßt der Ruhm Eiffels nicht ſchlafen, ſie müſſen den Rieſenturm der Pariſer Ausſtellung, der übrigens den neueſten Zeitungsnachrichten zufolge bedenklich erſchüttert ſein ſoll, in Chicago ſelbſtverſtändlich übertrumpfen. Dazu genügt ihnen aber nicht ein dem Eiffelturm ſehr ähnliches Ungeheuer, welches, aus Stahl erbaut, eine Höhe von 1100 Fuß erreichen und ſomit jenen noch um 150 Fuß überragen wird, ſie haben vielmehr etwas ganz Abſonderliches zur Überraſchung der Beſucher ihrer Weltausſtellung in petto: einen ſchiefen Turm nämlich. Dieſes wunderliche Ungeheuer, von deſſen Konſtruktion wir eine Skizze geben, ſoll 225 Fuß hoch werden und, wie der „Prometheus“ angibt, um nicht weniger als 100 Fuß von der ſenkrechten abweichen. Einen erkennbaren Zweck hat der Turm keineswegs; ſchön wird er auch nicht ausſehen, ſondern wahrſcheinlich ſehr häßlich — das einzige Merkwürdige wird nur ſein, daß er das ſchiefſte Bauwerk der Erde iſt.



Der für Chicago projektierte ſchiefe Turm.

Naturkunde.

Aus dem Aktenmaterial zahlreicher deutſcher, öſterreichiſcher und ſchweizer Feuerverſicherungen iſt ermittelt worden, daß ſich die Blitzgefahr in Mitteleuropa ſeit etwa 50 Jahren weſentlich vergrößert, für Deutſchland faſt verdreifacht hat. Der jährlich in Deutſchland durch Blitzſchaden verurſachte Geſamtverluſt an Volksvermögen wird auf 6—8 Millionen Mark geſchätzt.

Die Vorrichtungen der Sanitäts-Polizei werden im Haushalte der Natur von den verſchiedenartigſten Tieren beſorgt. Was auf dem Lande im kleinen die Totengräber und Ameiſen, ſind im großen die Geier und Hyänen, auf hoher See ſorgen die Haie für Vertilgung der Leichen u. ſ. w., im ſeichten Waſſer übernehmen Rochen, Aale, Hummern, Languſten und Krabben ihre Rolle, wie im ſüßen Waſſer der Krebs. Am Meeresufer eines franzöſiſchen Ortes, wie die Zeitſchrift ‚Natur‘ ſchreibt, verſieht dieſes Amt die Schnecke Nassa reticulata. Ihr feines Geruchsvermögen hilft ihr die in Fäulnis übergehende Beute auffinden, ihr körperlanger Rüſſel, zugleich Greif- und Taſtorgan, aber auch Mund, reicht weit hinein in die inneren Teile des Opfers. Im nahen Portel dagegen übernahm die Rolle der Naſſa eine Aſſel, Eurydice pulchra Leach., die zu Tauſenden die Fiſchreſte, namentlich die Haifiſchköpfe, bis auf die Knochen verzehrte. Am Kap d'Alprech ſorgte der Krebs Ligia oceanica Fabr. für Ordnung und nicht weit davon, zu Equihen, der Flohkrebs Orchestia. Vier nahe beieinander gelegene Örtlichkeiten beſaßen alſo je ihren eigenen Strandkehrer.

Buchhandel.

Ein kleiner, ſehr handlicher, durch zahlreiche Farbenſkizzen geſchmückter Leitfaden der Heraldik (von A. v. Keller) iſt bei Friedr. Hahn-Berlin erſchienen und kann allen den Freunden der Wappenkunde, die ſich ſchnell orientieren wollen, warm empfohlen werden.

Kunſt.

In der Verſteigerung der Sammlung Buchner-Bamberg von alten Gemälden und kunſtgewerblichen Erzeugniſſen, welche durch Rudolf Lepcke in Berlin erfolgte, erzielte den höchſten Preis von 25 000 Mark der Zierſchrank eines kurmainziſchen Hofſchreiners; ein zweithüriges Kabinett, ehemals in Beſitz der Markgräfin von Baireuth, Schweſter Friedrichs des Großen, brachte 9000 Mark.

Dem Erfinder des Meißener Porzellans, Böttger, wird in Meißen ein Denkmal geſetzt werden, beſtehend aus ſeiner Büſte auf einem Rokokounterbau, der womöglich teilweiſe aus Porzellan hergeſtellt werden ſoll.

Im Mauſoleum der Friedenskirche zu Potsdam gelangten im Auguſt die Sarkophage für die frühverſtorbenen Söhne Kaiſer Friedrichs zur Aufſtellung. Der Sarkophag für die irdiſche Hülle des Prinzen Sigismund iſt mit Säulchen geſchmückt, während der für den Prinzen Waldemar ohne ſolche entworfen iſt. Ausgeführt ſind beide in Marmor; auf dem Sarkophag für den Prinzen Sigismund ſitzt eine trauernde Muttergeſtalt, ihren entſchlafenen Liebling auf dem Schoße haltend. Das auf einem Kiſſen ruhende plaſtiſche Bruſtbildnis des Prinzen findet auf der Sarkophagplatte ſeinen Platz. Die Entwürfe zu beiden Sarkophagen ſind nach Angaben der Kaiſerin Friedrich von Prof. Raſchdorff ausgeſtaltet; der plaſtiſche Schmuck ſtammt von der Meiſterhand R. Begas'.

Rechtsrat.

Frage: Muß ein Vater für die Schulden ſeines ſechzehnjährigen Sohnes aufkommen, welche dieſer eigenmächtig für Cigarren, Bier und Luxusſachen gemacht hat?

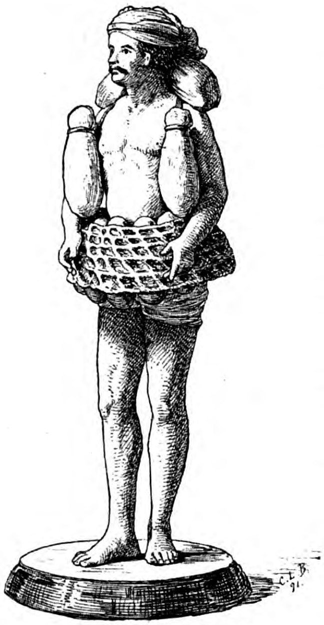
H. in Z. (Brandenburg).

Antwort: Minderjährige, d. h. Perſonen unter 21 Jahren, können Rechtsgeſchäfte, aus denen ihnen eine Verbindlichkeit erwachſen würde, nicht ſelbſtändig, ſondern nur mit Genehmigung ihres Vaters bezw. Vormundes eingehen (Preußiſches Geſetz über die Geſchäftsfähigkeit Minderjähriger vom 12. Juli 1875, § 2). Sie können ſonach keine Schulden kontrahieren. Wer ihnen trotzdem Kredit gewährt, hat keinen Anſpruch gegen die Eltern, insbeſondere nicht aus Leiſtungen von Sachen, wie die oben angeführten, welche keineswegs zum ſtandesgemäßen Unterhalt, für welchen die Eltern zu ſorgen verpflichtet ſind, gerechnet werden können.

Der indiſche Poſteilbote.

Dem originellen chineſiſchem „Tauſendmeilen-Pferd,“ welches wir neulich in der Abbildung brachten, reiht ſich ſein exotiſcher Kollege, der „indiſche Poſteilbote“ würdig an. Unſere nach einer Statuette im Reichspoſtmuſeum ausgeführte Zeichnung zeigt den braven Mann in einer eigenartigen Ausrüſtung, welche er in einzelnen Teilen des britiſch-oſtindiſchen Reiches anzulegen gezwungen iſt, um ſich das Durchſchwimmen der zahlreichen kleineren Flüſſe, abſeits der vielleicht nur auf großen Umwegen zu erreichenden Brücken, zu ermöglichen. Er trägt lediglich Schwimmhoſe und Kopfbund; die Hüften umgürtet ein Netz mit ſieben großen Schwimmblaſen, zwei weitere hängen ihm über die Schultern herab. Den Poſtbeutel trägt der Eilbote quer über dem Nacken durch einen breiten Riemen feſtgehalten, der über die Stirn hinwegläuft. Jedenfalls hat die ganze Ausrüſtung den Vorzug größter Einfachheit und beſchwert den Bekleidungsetat der Behörde nicht übermäßig.

Kleine Zeitung.



Oſtindiſcher Poſteilbote.
Statuette im Poſtmuſeum zu Berlin.

Einen merkwürdigen Prozeß hat augenblicklich der preußiſche Staat auszufechten: einen Prozeß, der ſich um die Grafſchaft Mansfeld dreht und den die Erben des Namens des bekannten Geſchlechts, die öſterreichiſche Adelsfamilie der Grafen Colloredo-Mansfeld, vor dem Landgericht in Halle angeſtrengt haben. Die proteſtantiſche Linie des Mansfeldſchen Hauſes iſt im Jahre 1710 erloſchen, die jüngere katholiſche 1780 im Mannsſtamme ausgeſtorben. Während die Tochter des letzten gefürſteten Grafen Mansfeld ihrem Gemahl, dem Grafen Colloredo, die Allodialgüter zubrachte, wurde die Grafſchaft, die gegenwärtig drei preußiſche Kreiſe bildet, von den Lehnsherren Preußen und Kurſachſen eingezogen und geteilt. Preußen erhielt 1815 auch den ehemals ſächſiſchen Anteil. Jetzt klagen die Colloredo auf Rechnunglegung ſeit 1780, und die beklagte preußiſche Regierung hat zunächſt die Legimitation der Kläger beſtritten. Ein neuer Termin iſt auf den 4. Novbr. angeſetzt.

Die von uns nicht nur ver-, ſondern auch arg geſchmähten Ameiſen zählen in großen Gebieten Afrikas zu den geſuchteſten Leckerbiſſen, ja die gewaltigen Termiten bilden dort bisweilen die einzige animaliſche Koſt. Wie Dr. Junker erzählt, werden dieſelben zerrieben und mit Waſſer zu einer dicken breiigen Sauce verkocht, welche jedermann als Zukoſt zu ſeinem Maismehlbrei genießt, nicht etwa nur der arme Mann, ſondern auch der Neger-Fürſt. Der Eingeborene verſpeiſt ſeinen Mehlbrei ohne Zukoſt nur ungern, „während ſchon die einfachſte, nur in Waſſer mit etwas Aſchenſalz abgekochte Blätterbrühe von Kürbis, Portulak ꝛc., in die er, ganz nach ägyptiſch-arabiſcher Manier, ſeinen Breibiſſen eintauchen kann, ihn zufriedenſtellt.“ Den Leuten Junkers war die Ameiſenzukoſt, die nach der Schätzung des Negers gleich nach der Fleiſchkoſt kommt, ſtets äußerſt willkommen; in der That ſind Fett und Stickſtoff auch in Termiten nichts anderes enthalten, wie in dem Fleiſche. „Die zu Brei zerkochten Termiten ſind,“ erzählt Junker weiter, „einer Fleiſchfarce nicht unähnlich. Wir genoſſen ſie teils mit Kiſra, teils mit Reis gemengt; ich habe ſie auch ſtatt Fleiſch in Paſteten eingebacken oder mit geſchlagenen Eiern als Termiten-Omelette auftragen laſſen.“

Ein bemerkenswertes Ergebnis der letzten engliſchen Volkszählung iſt das Übergewicht der weiblichen über die männliche Bevölkerung. In England und Wales überſteigt die Zahl der Frauen die der Männer um 900 000, und nimmt man Schottland und Irland dazu, wo das gleiche Verhältnis herrſcht, ſo ergibt ſich eine Geſamtzahl von mehr als einer Million Frauen, welche nach der Natur der Sachlage ledig bleiben müſſen.

Neue Luxenburger Briefmarken mit dem Bilde des Großherzogs ſind bald nach dem Einzug des letzteren in ſeine Reſidenz ausgegeben worden, vorerſt aber nur Werte zu 10 und 25 Centimes.

In dieſen Tagen iſt die längſte Straße in Paris durch den Präſidenten der franzöſiſchen Republik eröffnet worden. Sie mißt 4500 Meter und wurde „Avenue de la Republique“ benannt. Paris zählt, nebenbei bemerkt, 4500 Straßen, Gaſſen und Gäßchen.

In unſerer Spielecke.

1. Buchſtabenumſtellung.

a	a	a	a	a	d	d
e	e	e	e	e	g	i
i	i	l	l	l	m	m
m	n	n	n	n	o	o
p	r	r	s	s	s	v

Dieſe Buchſtaben ſollen derartig umgeſtellt werden, daß in den ſieben ſenkrechten Reihen von oben nach unten folgende fünfſtellige Wörter entſtehen:

1. Eine Stadt in Italien,
2. eine Gebirge in Amerika.
3. eine durch eine Seeſchlacht bekannte Inſel im Adriatiſchen Meer,
4. eine Stadt in Hannover,
5. ein Ausſtattungsgegenſtand des Studierzimmers.
6. ein ſagenhafter König Altgriechenlands,
7. eine Südfrucht.

Iſt alles gefunden, ſo nennt die oberſte wagerechte Reihe eine italieniſche Stadt. Stellt man dann die Buchſtaben der vier folgenden wagerechten Zeilen um, ſo entſtehen die Namen von vier anderen italieniſchen Städten, von welchen jeder gleichfalls ſieben Buchſtaben enthält.

2. Rätſel.

Kennſt du das Wort — das Rätſelwort?
Man hört es hier, man hört es dort.
Voll Wehmut iſt's, voll Schmerz und Klage.
Ein Ausruf bald, bald eine Frage.
Hier ruft's ein Kind, wund iſt die Stirn;
Sieh da! Dort iſt's auf hohem Firn.
Wie glänzt ſo weiß der neue Schnee.
Hier ſchreibt's Kritik als Reſümé —
Dort meldet es die Zeitung kahl:
„A. D. Herr X.!“ Das iſt fatal.
Löſt du es auf — das Rätſelwort —
Giebſt du's mir kund als Lohn ſofort!

Pf. J.

3. Anagramm.

Laſſe drei Städte erſteh'n aus Zeichen, die immer dieſelben,
Tauſchen ſie richtig den Platz, bildeſt du alle ſie leicht:
Suche in Frankreich die erſte, wo ſie mit ruhmvollen Siegen
Enge verwebt; doch der Krieg unſrer Zeit beugte ſie tief.
Auf italieniſchem Boden kannſt du die zweite der Städte,
Die ſchon im Altertum blüht', ſchau'n am Geſtade des Golfs.
Freundlich und klein ſich die Dritte bettet in Wälder und Berge,
Namen vom edelſten Klang ſtolz zu den Ihren ſie zählt.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Anzahl der Strophen, die Anzahl ſämtlicher Verszeilen und die Anzahl ſämtlicher Wörter eines bekannten Gedichts von Theodor Körner läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen.

Die Summe der drei Zahlen beträgt 202. Die Summe der dreizehnfachen Anzahl der Strophen und der vierzehnfachen Anzahl der Verszeilen iſt gleich der dreifachen Anzahl der Wörter.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

Bilderrätſel.

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. (Wenn auch die Kräfte fehlen, ſo iſt doch der Wille zu loben.)

Schachaufgabe.

1. S a 4 — c 3   1. f 5 — f 4
2. D h 7 : d 3 †,   2. K d 4 : d 3 oder anders
3. T h 8 — d 8 oder S ♯

Andere Spielarten leicht.

1. Rätſel. Gerücht — Gericht.

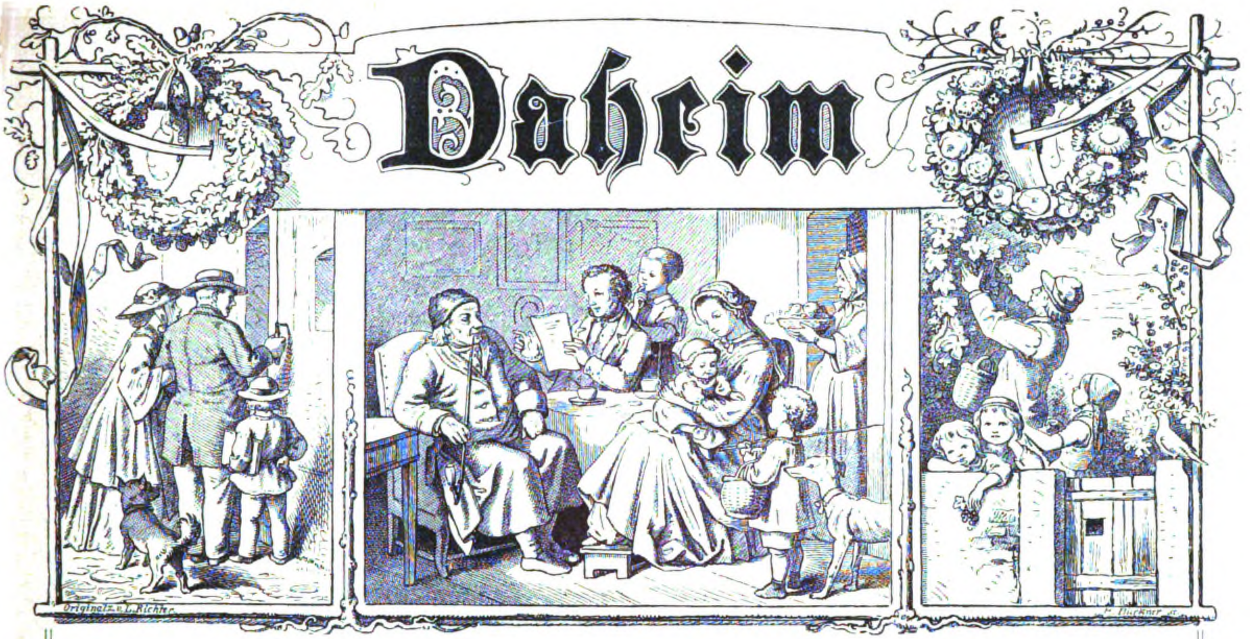
2. Wortkette.

Montijo Joſua Aloe Eliſa
Samuel Elvira Raguſa Salome
Medea Adria Aleppo Podagra
Granate Telamon.

3. Dreiſilbige Scharade. Jammerthal.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Die Luft im Kinderſchlafzimmer. Von S.-R. Dr. Fürſt, Dozent an der Univerſität Leipzig. — Das erſte Kaiſerdenkmal in Bayern. Von Lothar Clement. Mit einer Illuſtration. — Zum hundertjährigen Geburtstage Theodor Körners. Von Robert Koenig. Mit drei Porträts acht Illuſtrationen und einem Fakſimile. — Alte und neue Haſardſpiele. Von Th. Trede. — Schlüſſel zur Welt. Gedicht von J. Trojan. — Eine neue Schrift von Henry Drummond. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſerem Vollbilde: Ein glücklicher Fang von Adolf Eberle. — Gartenkunſt. — Erdkunde. — Technik. — Verkehrsweſen. — Forſchungsreiſen. — Ausſtellungsweſen. Mit einer Illuſtration. — Naturkunde. — Buchhandel. — Kunſt. — Rechtsrat. — Der indiſche Poſteilbote. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
F. Bückner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. September 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 51.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

XXVI.

„Na, Papa, wieviel koſtet der prinzliche Beſuch?“ fragte Ewald vierundzwanzig Stunden ſpäter.

Der Kommerzienrat zuckte die Achſeln. „Ich habe mit Wanda geſprochen. Es ſind in der That Reparaturen in Kronau notwendig. Die Kleine hat nicht darum gebeten, das muß ich ihr laſſen, aber ich merke ihr doch an, wie die Sache ihr als Hausfrau am Herzen liegt.“

Ewald pfiff leiſe vor ſich hin, und der Kommerzienrat ſprach von einem günſtigen Börſenabſchluß, den er heute gemacht hatte.

Im Salon ſaß inzwiſchen der Maler Ferenzi den beiden Damen gegenüber und blickte Wandas blonde Schönheit mit ſeinen dunklen Augen unverwandt an.

„Und dann, ſehen Sie, Herr Ferenzi, es wird Ihnen ſehr gut thun, ſich etwas in der Landluft zu erholen, nach dem Berliner Winter, wo Sie ſich halb tot tanzen.“ So ſchloß ſoeben die Kommerzienrätin eine längere Auseinanderſetzung.

„O, gnädige Frau, ich werde überhaupt nicht tanzen,“ verſicherte der Maler, „denn ich werde ſehr viel arbeiten.“

„Dann gebrauchen Sie mal zuerſt die Milchkur in Kronau, das ſtärkt auch zum Arbeiten,“ erklärte Frau Draller.

Der Maler lächelte. „Es bedarf wirklich keines anderen Zugmittels für mich, als die gnädigſte Gräfin malen zu dürfen,“ ſagte er ſchließlich. „Welch ſchöne und lohnende Aufgabe für einen Künſtler!“

„Draller,“ rief die Kommerzienrätin ihrem Manne, der ſoeben die Thür öffnete, entgegen, „der Herr Ferenzi geht nach Kronau. Nun habe ich meinen Geburtstag weg, und ich danke dir im voraus ſchön dafür!“

Sie küßte ihren Mann ziemlich geräuſchvoll auf die Wange, Ferenzi bat, das Bild im nächſten Jahre ausſtellen zu können, und Ewald ſtand mit ſeinem ſarkaſtiſchen Lächeln in der Ecke. Wären ſeine Gedanken hörbar geworden, ſie hätten gelautet: „Teuer iſt uns der gräfliche Schwager und alles was daran und darum hängt, aber wir haben's ja, und ob wir ihm einen Prinzen einbeſcheren oder einen Maler, es kommt auf eins heraus; unſer Geld koſten beide!“

XXVII.

Der Prinz, der ein früherer Regimentskamerad Freds und ein paſſionierter Jäger war, war zur Treibjad in Kronau erſchienen.

Ein paar anſtrengende Tage voll Lärm und Hausfrauenſorgen und Ehren folgten für Wanda. Dann war der glänzende Schwarm in die Jagdgründe eines anderen Gaſtfreundes weiter gezogen, und Fred hatte ihn auf Wunſch des Prinzen begleitet.

In das plötzlich leer gewordene Haus kam Ewald, der auf einem der oberſchleſiſchen Hüttenwerke zu thun hatte und auf der Hinreiſe die Schweſter beſuchen wollte.

„Ich habe meine Reiſe um einen Tag verſchoben, da ich dir nicht deine Dekorationen verderben wollte, indem ich mich als Bruder Draller neben dich ſtellte,“ ſagte er zu Wanda. „Ich hoffe, Schwager Fred wird mir dafür dankbar ſein. Im übrigen habt ihr ja hier alle Hunde losgelaſſen, wie es ſcheint, es riecht noch förmlich nach Fichtengrün und friſcher Ölfarbe.“

„O, es war alles ganz nett,“ meinte Wanda, von der ſpöttiſchen Art Ewalds und ſeinem etwas hochmütigen Tone geärgert. „Was die Ölfarbe betrifft, ſo ſcheint der Prinz dieſelbe nicht unangenehm empfunden zu haben, denn er dankte uns noch beim Abſchied beſonders dafür, daß wir ihn ſo ‚behaglich und ohne Umſtände‘ aufgenommen hätten.“

„Da hat er ja auch recht,“ bemerkte Ewald, „eine Lappalie von zehntauſend Mark Verſchönerungskoſten ſind ja keine Umſtände.“

„Es gibt Dinge, die ſich nicht in Geld und Geldeswert umrechnen laſſen,“ ſagte Wanda ungeduldig, und Ewald blickte ſchweigend und kritiſch ohne weitere Erwiderung um ſich.

Die Wärterin brachte den kleinen Edmund. Der Onkel begrüßte den „Kronprinzen“ mit einer gewiſſen Feierlichkeit. „Was der Junge übrigens für unheimlich große Augen hat,“ meinte er dann, „Drallerſche Augen ſind das nicht.“

„Nein, er ſieht Freds Vater ähnlich.“

„Komiſch eigentlich, dich damit“ — er wies auf das Kind — „zu ſehen. Überhaupt in der ganzen Umgebung hier, recht ſtilvoll-gräflich, Wandachen.“

„Spotte nur, hübſch iſt Kronau doch!“

„O gewiß, und ich kann mir denken, wie rieſig behaglich ihr in dem großen Saal an dem monumentalen Kamin ſitzt, du und dein Fred!“

Wanda beugte ſich über den Kleinen, an deſſen Kleidchen ſie ſich zu thun machte. Es ärgerte ſie, daß ſie Ewalds Worte nicht beſtätigen konnte und den Spott derſelben deshalb wohl tiefer empfand, als Ewald es wollte.

„Werdet ihr den Winter nicht nach Berlin kommen?“ fragte er.

„Ich weiß nicht, vorläufig ſind noch ſo viele Jagden, und dann wünſcht Fred, daß wir ein paar große offizielle Geſellſchaften in Breslau mitmachen.“

„Große offizielle Geſellſchaften, das iſt wohl recht amüſant, was?“

„Nein, es gehört aber mit dazu.“

„Hm — es muß zu nett hier ſein, wenn der Sturm um das Schloß brauſt, die Schneeflocken vor den Fenſtern tanzen, und der Schloßherr von einer Jagd zur anderen fährt. Aufrichtig geſagt, wenn ich eine Frau wäre, ich zöge das Leben in einer Tiergartenvilla vor.“

„Es gibt überall Licht und Schatten!“

„O ja!“

„Wenn ich mir etwas beſonders Hübſches wünſchen dürfte, ſo möchte ich wohl einmal einen ganzen Winter im Süden zubringen.“

„Nach dem bekannten Sprichwort: es iſt überall ſchöner als zu Hauſe!“

„Spotte nur, es muß doch wundervoll ſein. Herta iſt mit ihrem Mann in Kairo.“

„Herta? Ach, das iſt die Frau des großen Nimrods! Was machen die denn in Kairo? Iſt eines von ihnen lungenkrank?“

„Nein, aber ſie freuen ſich des Sommers, während wir hier in Schnee vergraben ſitzen.“

„Auch 'ne Beſchäftigung: ſich des Sommers freuen!“

Wanda zuckte ein wenig ungeduldig die Achſeln, erwiderte aber nichts. Die Wärterin kam herein. Edmund wurde zu Bett gebracht. Wanda blieb allein mit ihrem Bruder, aber es wollte keine recht warme Unterhaltung zwiſchen ihnen zu ſtande kommen. Wanda fühlte, wie ſeine ruhigen Augen kritiſierend über ihr und ihrem Leben ſtanden, und das machte ſie befangen. Sie trennten ſich zeitig an dieſem Abend.

„Rieſig gemütlich, ſo eine Landeinſamkeit zu zweien — wenn man nämlich raſend verliebt iſt, oder auch, wenn man ſeine Nerven ſchonen will,“ ſagte Ewald, als ſie ihn bis zur Thür geleitete. „Für normale Menſchen ſonſt ein bißchen ſchwer durchzumachen auf die Länge. Meinſt du nicht?“

„Wir ſind nicht oft einſam, Ewald.“

„O, ‚wir‘ — das ſchließt ſchon die Einſamkeit aus: aber du!“

„Auch das kommt nicht allzuoft vor. An die Jagden ſchließen ſich gewöhnlich Diners, zu denen auch Damen eingeladen werden.“

„Was muß das nett ſein! Die Herren nach der Jagd ermüdet oder durch den Wein zu ſehr animiert, die Damen in großer Toilette, beide mit einem Vorrat von Langeweile, den ſie zu Hauſe einheimſen und den ſie erſt los werden müſſen, ehe ſie vergnügt werden. Was muß das nett ſein!“

„Du kennſt es nicht, Ewald!“

„Ich kann es mir aber ungefähr denken. Nun gute Nacht, Gräfin Schweſter, ſchlafe wohl, und möge es deine Träume nicht ſtören, daß Ewald Draller der unmittelbare Nachfolger Sr. Königlichen Hoheit unter deinem Dach iſt.“

XXVIII.

Am anderen Morgen kehrte Fred zurück. Wanda ging ihm entgegen. „Weidmanns Geheul,“ klang es da plötzlich an ihr Ohr, und neben Fred ſtand Bertram.

„Du, Vetter Bertram? Wo kommſt du plötzlich her?“

„Von der Prinzenjagd, wie dein Mann.“

„Aber wir glaubten dich in Kairo.“

„Da war ich auch, aber als ich in den heimiſchen Zeitungen die letzten Jagdberichte las, ließ es mir keine Ruhe mehr. Tag und Nacht in Staub und Hitze ſich herumtreiben um dann ſo'n paar lumpige Viecher von Schakals zur Strecke zu bringen, das verliert bald den Reiz der Neuheit. Ich hielt es drüben nicht mehr aus, und heutzutage ſind Entfernungen ja doch nur Schimäre.“

„Aber Herta?“

„Herta iſt in Kairo geblieben, d. h. augenblicklich wird ſie wohl in Heluan ſein. Du weißt, Heluan iſt das afrikaniſche Nizza, das Bad der Bäder an der arabiſchen Wüſte, angenehme Gegend. Ah, Herr Draller, ſieht man Sie auch einmal in den heimiſchen Jagdgründen?“

Er reichte Ewald die Hand.

„Die Jagdgründe ſind es nun wohl nicht, die ich hier aufſuche, Herr Graf.“

„Ja ſo, Sie ſind nicht Jäger,“ er ſtreifte ihn mit einem gutmütig mitleidigen Blick und ließ ſich erklären, was Ewald Draller nach Schleſien geführt hatte. Dann ſaß man zuſammen um den Frühſtückstiſch, die beiden Herren erzählten Jagdreſultate und Prinzenanekdoten, und zwiſchendurch beantwortete Bertram Wandas Fragen.

„Sehr ſchön in Kairo? Na, weißt du, das läßt ſich halten. Mich machte das Klima matt, aber Herta ſagt, ſie fühle ſich dort ſehr wohl.“

„Allein? Nein, allein iſt Herta nicht. Erſtens hat ſie ihre Kammerzofe und meinen alten Joſef bei ſich, dann ſind doch auch eine Menge Leute da.“

„Was Heluan iſt? Ein ganz netter Badeort mit guten Betten, elektriſchem Licht und franzöſiſchen Kellnern. Der Job Pappenheim mit ſeiner Frau iſt auch da, und der Hans Ölten.“

„Hans Ölten?“ wiederholte Wanda erſchrocken, „Hans Ölten?“

„Ja, er hat bei der letzten Wißmann-Expedition einen Pfeilſchuß von den Maſſai bekommen und kuriert daran herum — mit gutem Erfolg offenbar, denn man merkt ihm nichts mehr an.“

„Und er iſt in Heluan mit Herta zuſammen?“

„Jedenfalls, denn er war dort und ſie wollte mit den Pappenheims hingehen.“

„Aber — aber wenn er hergeſtellt iſt, muß er doch wieder nach Oſtafrika zurückkehren, er iſt ja dort angeſtellt.“

„Ich glaube, er hat andere Ideen, die hinüber nach Konſtantinopel ſchweifen. Er wäre ja auch nicht der erſte deutſche Offizier, der dort Karriere machte.“

„Und du, Bertram, willſt nicht wieder zurückgehen, du willſt Herta allein laſſen?“

„Ich will ſie im März oder April holen, früher merkt man doch bei uns nichts vom Frühling. Aber du ſiehſt ja ganz verängſtigt aus? Kouſine, es iſt wirklich kein Grund zur Beſorgnis vorhanden. Kairo, und beſonders Heluan ſind ganz civiliſierte Gegenden. Nun bitte ich dich aber, Fred, verſchwende die beſten Jagdgeſchichten nicht an deinen Schwager. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Draller, man ſieht Ihnen an, daß Sie das nicht intereſſiert.“

„O, bitte, Herr Graf, es hat den Reiz der Neuheit für mich.“

„Das iſt eine liebenswürdige Auffaſſung. Ihr Großſtädter freilich ſeht im Grunde eurer asphaltierten Seelen doch mit einem gewiſſen Mitleid auf uns Landjunker herab. Aber ihr wißt alle nicht, wie wohl einem von uns iſt, der zu ſeinem Vergnügen nach Afrika reiſte und der plötzlich wieder zwiſchen die heimiſchen Vettern zurückverſetzt wurde. Und ſehen Sie, Herr Draller, darin thun Sie mir doch leid, daß Sie's nicht am eigenen Leibe erprobt haben, was ſo 'ne rechte Jagdfreude iſt.“

„Und 'ne rechte Jagdmüdigkeit,“ ſetzte Fred lachend hinzu.

„Die bleibt freilich nicht aus. Aber, Herrſchaften, wir ſind halt nach Mitternacht zu Bett gegangen und heute früh um fünf mußten wir ſchon wieder heraus, weil man ſonſt bei dieſer nichtswürdigen Zugverbindung überhaupt nicht mehr nach Hauſe gekommen wäre. Und morgen iſt die Pleſſower Jagd — du behältſt mich doch hier, Kouſine, denn Wellcampsdorf liegt zu ſehr ‚wärtſer.‘“

„Natürlich, du bleibſt hier, Vetter Bertram.“

„Und wenn die Herren etwa den verlorenen Schlaf nachholen wollen, ſo bitte ich, ſich meinetwegen nicht zu genieren, ich muß ohnehin in einer Stunde zur Bahn,“ ſagte Ewald.

„Wie, Sie bleiben nicht hier?“

„Unmöglich, meine Zeit iſt gemeſſen, und man erwartet mich ſchon in Königshütte. Sie wiſſen, bei uns Kaufleuten gilt Pünktlichkeit als halbes Geſchäft.“

„O, bei uns Jägern auch! Wenn Sie zur Auerhahnbalz wollen, ſo hilft es Ihnen nicht, der beſte Jäger von der Welt zu ſein, wenn Sie nicht pünktlich am Balzplatz erſcheinen.“

Ewald lächelte. Die Unterhaltung zog ſich noch eine Stunde lang hin, und dann nahm Ewald Abſchied.

„Übrigens kommt Ferenzi mit dem erſten Grün nach Kronau,“ ſagte er noch zuletzt zu Wanda, „bis dahin laß dir die Zeit nicht zu ſchnell vergehen!“

„Und nun gehen wir ſchlafen,“ erklärte Bertram, als der Wagen, der Ewald fortbrachte, davonrollte.

Fred gähnte herzhaft. „Ja, müde bin ich, das muß ich ſagen.“

Wanda ſah dem Wagen nach, der Ewald entführte.

„Was denkt er nun?“ fragte ſie ſich. Ein Schatten flog über ihre Stirn. Sie ſah ſich und ihr Leben mit den Augen ihres Bruders. Dann überfiel es ſie wie ein plötzlicher Schreck. „Herta!“

Sie dachte nicht mehr an ſich und Fred; ihre Gedanken und Sorgen flogen hinüber nach der fremden Küſte, und ſie fragte ſich, ob ſie ſchweigen dürfe, oder ob es ihre Pflicht ſei, Bertram zu warnen.

„Ich will mit Fred ſprechen,“ entſchied ſie zuletzt.

Fred ſchlief aber vorläufig, und als er erwachte, mußte er mit Bertram die Pferde beſehen. Nachher kam das Diner. Erſt als Bertram ſeine Sachen packte, fand Wanda Gelegenheit, mit Fred zu reden. Sie war in ſein Zimmer gegangen, in dem er ſoeben das Packen für die neue Jagdpartie angeordnet hatte.

„Fred?“

„Kind?“

„Haſt du einen Augenblick Zeit?“

„Eigentlich nein. Aber was willſt du?“

„Ich möchte dir etwas ſagen, dich fragen.“

„Na, dann ſchnell zur Sache!“

„Es geht nicht ſo ſchnell, Fred, es iſt ſchwierig.“

„Du machſt mich ja faſt neugierig.“

„Kennſt du Hertas —“ ſie hielt inne. Hertas erſte Verlobung wollte ſie ſagen, aber das war ja zuviel, verlobt war Herta nicht geweſen. So begann ſie noch einmal. „Weißt du, daß Herr von Ölten früher um Herta geworben hat?“

Fred unterſuchte ſeine Patronentaſche. „Ölten um Herta? Nein, ich glaube nicht.“

„Gewiß, Fred, ich weiß es, und — und nun iſt Ölten mit ihr in Heluan, und Bertram iſt hier.“

„Ach, Kind, wenn es weiter nichts iſt, darüber mache dir doch keinen Kummer. Liebesgeſchichten ſpielen im ſpäteren Leben keine ſo große Rolle, wie ihr Frauen euch immer einbildet, und Herta weiß ganz genau, was ſie an Bertram hat.“

„Aber man ſollte Bertram doch ſagen —“

„Was? Daß er ſchleunigſt nach Heluan zurückreiſen ſollte, um aufzupaſſen, oder daß er Herta telegraphiſch zurückbeordern ſoll? Du mußt doch einſehen, daß eins ſo thöricht wäre, wie das andere! Daß einer hübſchen Frau der Hof gemacht wird, iſt ganz natürlich, und daß ſie ihrem Mann dabei treu bleibt, iſt ebenſo natürlich, denn dafür iſt ſie eben eine anſtändige Frau. Alles andere ſind romantiſche Grillen, mit denen man entweder unbequem wird oder ſich lächerlich macht. Kuſch, Fido, will er wohl, Nimrod! Die beiden Hunde ſind rein toll, ſobald ſie ſehen, daß ich die Büchſe anfaſſe. Beruhigt euch, iſt nichts für euch diesmal, ihr bleibt zu Hauſe!“

Die Hunde krochen mit eingezogenen Ruten unter den Tiſch. Wanda ſtand mit geſenktem Kopf ihrem Mann gegenüber.

„Ich ängſtige mich um Herta,“ ſagte ſie leiſe.

„Sei doch nicht kindiſch, Wanda. Eine Frau von Welt, wie Herta, weiß ſich auch in ſchwierigeren Lagen zurechtzufinden! Nun iſt es aber die höchſte Zeit für mich, in meine Jagdſachen zu kommen!“

Er drückte auf den Knopf der elektriſchen Klingel.

„Anziehen, ſchnell!“ befahl er dem eintretenden Diener.

Wanda verließ das Zimmer mit ſchwerem Herzen.

XXIX.

Im Park von Kronau bedeckte das erſte zarte Laub wie ein grüner Schleier Bäume und Sträucher. Der für die Jahreszeit ungewöhnlich warme Apriltag ging zu Ende, die letzten rotglühenden Sonnenſtrahlen lagen über dem jungen Raſen und fielen ſchräg auf die Gartenterraſſe, auf welche Wanda, gefolgt von Fred und dem Maler Ferenzi, ſoeben hinausgetreten war. Alle drei waren vor einer halben Stunde zuſammen von Breslau gekommen, Ferenzi auf der Reiſe von Berlin, die Wellcamps auf dem Rückwege vom erſten Frühjahrs-Rennen.

„So,“ ſagte Fred, „nun habe ich Ihnen mein Haus und meinen Park vorgeſtellt, für meine Pferde werden Sie ſich kaum intereſſieren, alſo überlaſſe ich Sie jetzt meiner Frau.“ Ferenzi verneigte ſich, und Fred ging.

„Ich denke, wir gehen einmal durch den Garten,“ meinte Wanda, „mein Mann behauptet zwar, er hätte Ihnen denſelben ‚vorgeſtellt,‘ aber das geſchah doch nur aus der Vogelperſpektive, und jetzt gibt es dort ſchon allerlei, was man ſich gern näher anſieht.“

Sie ſchritten um den Raſenplatz herum und vertieften ſich in einen der Parkwege. Lichtblaue Leberblümchen und gelbe Primeln ſtanden in dichten Beeten zur Seite des Weges.

„Es ſind nur Waldblumen, aber ich liebe gerade ſie beſonders,“ plauderte Wanda, „dort weiterhin gibt es Hyazinthen und Krokus, man ſpürt ſchon hier ihren Duft, dieſe Kleinen ſind jedoch nun einmal meine Lieblinge.“ Sie bückte ſich, um einige von den Leberblumen zu pflücken. „Sehen Sie nur, erfreut Ihr Malerauge ſich nicht an der herrlichen Farbe?“

Ferenzi lächelte.

„Mein Malerauge, wie Sie das nennen, hatte allerdings ſeine Freude daran, wie Sie die Blumen pflückten, Gräfin, nur — verzeihen Sie, wenn ich mich von Anfang an als unartiger Menſch einführe, aber warum haben Sie an meine Maleraugen apelliert — nur hoffe ich, daß ich Sie nicht in dieſer Sporttoilette malen ſoll, denn da würde ich entſchieden ſtriken.“

„Ich bildete mir ein, daß dieſe Toilette ſehr hübſch iſt,“ erwiderte ſie lachend, „Frau von Hockwitz würde ſie in anbetracht des heutigen Rennens gewiß ‚korrekt‘ nennen; das iſt nämlich das höchſte Lob, das dieſe Dame einer Toilette oder einem Menſchen zu erteilen vermag.“

„Korrekt? Korrekt? Das iſt ein häßliches Wort, denn es bedeutet nicht das Richtige an ſich, ſondern das, was der Maſſe als richtig erſcheint, und die Maſſe iſt immer dumm. Übrigens mag dieſes rotbraune Tuch mit dem gleichfarbigen Atlas und den ſeltſamen Stickereien ſo ‚korrekt,‘ chic und modern als möglich ſein, nur für Sie, für Ihre Eigenart paßt es gar nicht. Sie dürfen Tuch überhaupt nicht tragen, das iſt viel zu ſtarr und ſteif, helle, weiche Stoffe, das iſt Ihr Genre!“

„Aber bedenken Sie doch, wir kommen von einem Rennen, und die ‚ſeltſamen Stickereien‘ haben ein Hufeiſen zum Motiv. Kann man ſtilvoller ſein?“

„Verſtehen Sie denn etwas von Sport?“

„Eigentlich nicht.“

„Intereſſieren Sie ſich dafür?“

„O, wenn ein Rennen von guten Bekannten geritten wird.“

„Dann intereſſiert Sie der Erfolg oder das Unglück der Bekannten, aber die Pferde ſind Ihnen Nebenſache.“

„Woher wiſſen Sie das?“

„Weil etwas anderes ebenſowenig zu Ihrer Eigenart paſſen würde, wie dies Sportkleid.“

„Aber Sie kennen mich ja kaum!“

„Ich habe Maleraugen, Sie ſagten es ſelbſt, und das Auge iſt die Hauptſache beim Maler. Malen, das kann man lernen, aber ſehen, das muß angeboren ſein. Sehen muß man, das iſt alles! Und wie ich Sie ſehe, haben Sie eine Eigenart, deren Harmonie wohl durch fremden Einfluß zeitweiſe geſtört werden kann, denn Sie haben eine gewiſſe weiche Schmiegſamkeit, die ſolche Störungen zuläßt, im Grunde iſt die Eigenart jedoch ſtark genug, um zuletzt immer ſich ſelbſt wiederzufinden. Und Sportpaſſion und Korrektheit liegen nicht in Ihrer Eigenart.“

Sie blickte auf die Blumen herab, die ſie in der Hand trug, und begann in einer ſeltſam erregten Zerſtreutheit die Blätter derſelben abzuzupfen.

„Das,“ ſagte der Maler, „liegt auch nicht in Ihrer Eigenart. Vielmehr liegt es darin, abgebrochene Blumen ſorgfältig ins Waſſer zu ſtecken, damit ſie nicht verwelken.“

Wanda ſah ihn faſt unwillig an. „Sie ſind unheimlich mit ihren Maleraugen!“ entgegnete ſie.

„Ich bitte um Verzeihung,“ bat er, „aber Frauen wie Sie verſtehen mich, und deshalb rede ich unkorrekt und ehrlich.“

Wanda ſchlug den Weg ein, der zum Schloß zurückführte.

XXX.

Die Sitzungen hatten begonnen, Ferenzi hatte eine weiße Spitzentoilette für Wandas Porträt gewählt.

Das ſei gerade weich, ideal und elegant genug für ſie, meinte er, und Fred hatte erklärt, der Maler habe einen guten Geſchmack. Das Bild ſchritt langſam vorwärts, da oft geſellige Unterbrechungen kamen. Anfangs hatte Ferenzi das Bild nur untermalen und dann nach Berlin zurückkehren wollen, da er „in dieſem Trubel“ zu viel geſtört würde. Dann aber fand er, daß die Landluft ihm doch recht gut thue und daß es intereſſante Typen in der Umgegend gäbe, die er feſthalten wolle. Nun war er ſchon ſeit acht Tagen in Kronau und ſprach nicht mehr von ſeiner Abreiſe.

„Heut ſind Sie müde,“ ſprach er eines Tages zu Wanda, „wir ſind geſtern zu ſpät nach Hauſe gekommen, ſolch ein Diner iſt eine anſtrengende Sache auf dem Lande.“

„Ach ja,“ ſeufzte Wanda unwillkürlich, „und übermorgen haben wir denſelben Zauber bei uns. Die neue Majorsfamilie hat überall auf dem Lande Beſuch gemacht und muß nun von jedem von uns eingeladen werden.“

„Und da kommen immer wieder dieſelben Menſchen zuſammen?“

„Freilich, andere gibt es ja nicht in der Gegend.“

„Und ſie bleiben immer von drei Uhr bis Mitternacht?“

„Ungefähr!“

„Das halten Sie aus?“

„Man muß wohl.“

„Zur Erholung wollen wir heute die Hände malen, gnädigſte Gräfin. Wenn Sie ſehr müde ſind, können Sie dabei ſchlafen.“

„O nein, ſo müde bin ich nicht!“

„Wiſſen Sie übrigens, daß Sie merkwürdige Hände haben?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Es iſt aber doch ſo; Ihre Hände ſind nämlich zart durch Pflege. Eigentlich verraten ſie eine gewiſſe Energie. Hände ſind nämlich für einen, der ſehen kann, enorm charakteriſtiſch. Ihre Hände verraten mir, daß Sie trotz Ihres Kolorits, das Ihre ganze Erſcheinung zarter erſcheinen läßt als ſie eigentlich iſt, daß Sie alſo trotz dieſer ſcheinbaren Zartheit kräftig wollen und im Notfall auch kräftig handeln können. Das wiſſen Sie wohl gar nicht?“

„Lieber Himmel, ich habe ja gar keine Gelegenheit zu dem einen oder zu dem anderen.“

„Nein, Sie haben keine Gelegenheit dazu, in Ihrem durch Reichtum und Stand bedingten geſchäftigen Müßiggang. Es mag auch wohl vieles in Ihrer Art zu leben liegen, was Sie blendet. Für die Dauer werden Sie aber nicht befriedigt ſein.“

„Sind Sie ein verkappter Bußprediger und Beichtvater?“

„Ich habe bloß, wie Sie wiſſen, ſehende Maleraugen, und Ihr Erröten ſagt mir, daß ich recht geſehen habe.“

„Doch nicht, ich bin zufrieden!“

„Weil Sie es ſo wollen, weil Sie es ſich ſelbſt einreden. Wiſſen Sie, was Ihr Lebensideal wäre?“

„Ich bin neugierig, es zu hören.“

„Nun, erſtens müßte im Mittelpunkt Ihres Lebens eine ideale Liebe oder Freundſchaft ſtehen.“

„Ich bin ja verheiratet!“

„Sie ſind wirklich manchmal verblüffend naiv!“

„Und Sie ſind unartig, Herr Ferenzi.“

„Ich bitte ja ſchon um Verzeihung, recht habe ich aber doch. Am glücklichſten wären Sie natürlich, wenn dieſe ideale Liebe ſich mit Ihrem Trauring deckte, aber wo gibt es dergleichen heutzutage?“

„Aber Herr Ferenzi!“

„Bitte, gnädigſte Gräfin, laſſen Sie mich ausreden. Ein Mann, mit dem Sie ganz ein Herz und eine Seele ſein könnten, müßte vor allem eine Thätigkeit haben, die Sie bewundern und für welche Sie Intereſſe haben könnten. An ſeinem Beiſpiel würde Ihre Thatkraft dann erſtarken — Gott, was könnte ſolch ein Mann mit Ihnen glücklich ſein!“

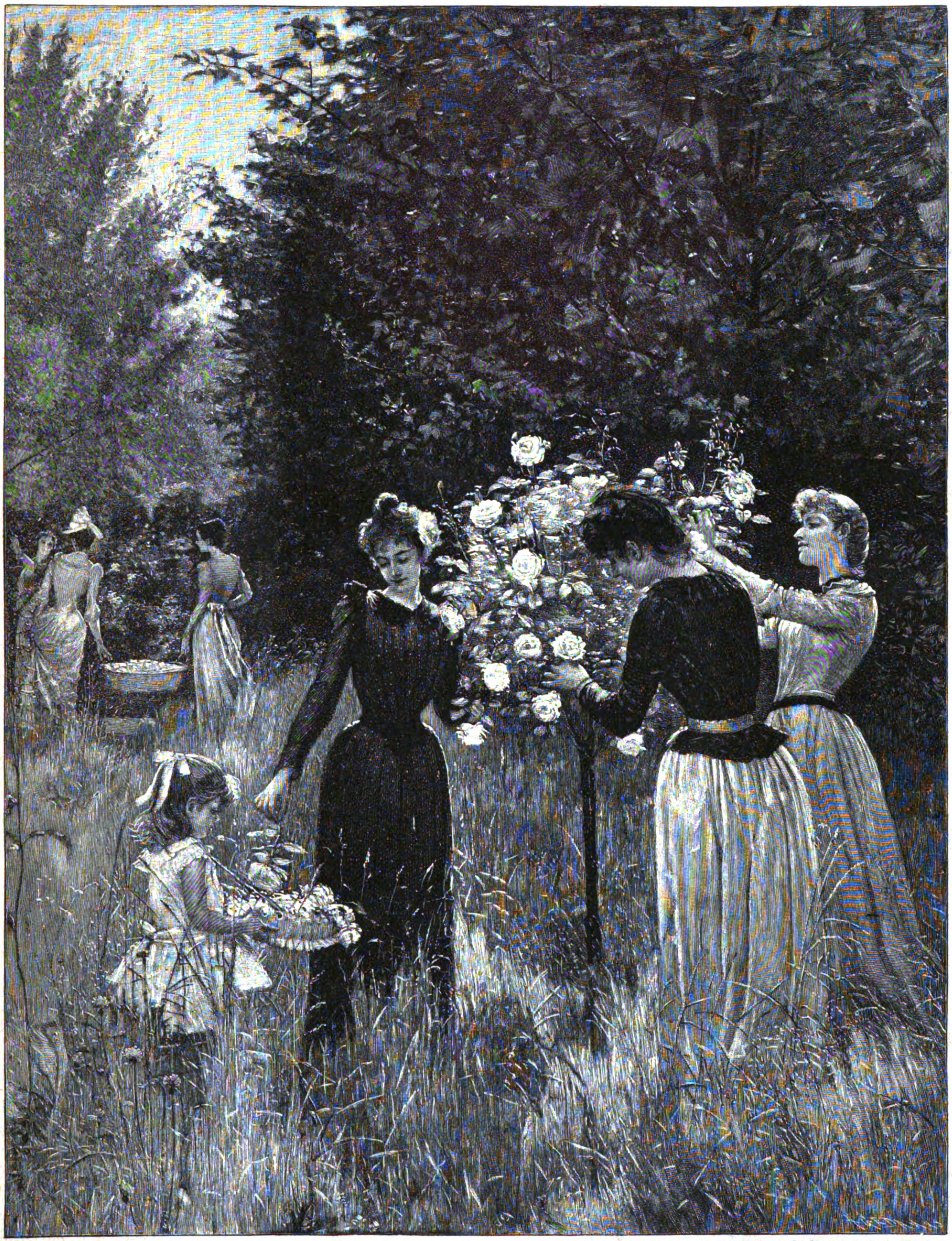
Wandas Stirn war gerunzelt, ſeine Worte thaten ihr weh, ſie war ihm böſe, aber ſie ſaß doch wie gebannt in ihrem Seſſel und fand nicht das Wort, um das auszuſprechen, was ſie empfand. Und dann kam es mit kalter, unveränderter Stimme über ihre Lippen: „Ich bin glücklich, Herr Ferenzi, ſtellen Sie keine ſo kühnen Hypotheſen auf.“ Und zugleich zuckte es durch ihr Herz: er hat recht, er hat nur zu recht, ich bin nicht glücklich und ich verſchmachte in Sehnſucht danach, es zu ſein!

Er ſah ſie mit ſeinen dunklen und in dieſem Augenblick traurigen Augen an.

„Wie ſchade um all das, was bei Ihnen in der Knoſpe erſticken wird,“ ſagte er leiſe, und da er das unwillkürliche Zucken ihrer Lippen bemerkte, fuhr er in verändertem Tone fort: „Sie mögen dieſe Art von Philoſophie nicht, und ich laſſe mich von Ihnen ſogar zur Ordnung rufen, das paſſiert mir, anderen Perſonen gegenüber, nicht leicht. Aber Sie — nun, alſo laſſen wir das! Was iſt das für ein ſchöner alter Ring an Ihrer Hand! Ein Familienſtück?“

„Der Verlobungsring meiner Schwiegermutter,“ antwortete Wanda mit gepreßter Stimme. „Sie gab ihn mir am Tauftage meines Sohnes.“

„Er ſoll mit auf das Bild, denn er iſt wirklich ſchön!“ Er ſeufzte tief auf und arbeitete dann ſchweigend weiter. Wanda blickte auf den Ring herab, und die Worte der alten



Photographie-Verlag von Franz Hanfſtaengl, Kunſtverlag, A.-G. in München.

Unter Roſen. Nach dem Gemälde von Albert Aublet.

Gräfin klangen in ihr nach: „die Liebe zu deinem Mann ſoll dein Talisman ſein.“ Ein jäher Schreck durchzuckte ſie. Liebte ſie Fred denn noch ſo heiß, ganz ſo heiß, wie damals? Ach, er fragte ja nichts nach dieſer Liebe und zwiſchen ihr und ihm ſtanden ſo viele Menſchen und Dinge — ſie fröſtelte. Und immer wieder fühlte ſie den Blick des Malers traurig und fragend, auf ſich ruhen, und dieſer Blick verurſachte ihr faſt einen körperlichen Schmerz. Sie konnte es nicht mehr ertragen.

„Ich bin wirklich heute zu ermüdet, wir wollen die Sitzung aufheben,“ ſagte ſie, ihren Platz verlaſſend. Er ſtand in einer ihm ſonſt fremden, ſteifen Haltung vor ihr und verneigte ſich tief und ceremoniös, als ſie das Zimmer verließ.

XXXI.

Das Diner, welches zu Ehren der Majorsfamilie in Kronau gegeben werden ſollte, war vorüber. Ferenzi hatte ſich mit ſeinem geiſtreichen Geplauder zum Mittelpunkt des Damenkreiſes gemacht.

„Ein unverſchämter Kerl, der Farbenkleckſer, aber eigentlich doch nicht als voll zu rechnen,“ urteilten die Herren im Rauchzimmer über ihn.

„Ein reizender Menſch, durch und durch genial! Man muß es ihm als Künſtler nachſehen, wenn er einmal ein bißchen zuviel ſagt,“ ſo lautete das Verdikt der Damen.

Um neun Uhr wurde der Thee herumgereicht, und die Herren, die größtenteils im Spiel- und Rauchzimmer geſeſſen hatten, erſchienen für eine kurze Gaſtrolle wieder im Salon.

„Dieſer Maler verſchlingt Ihre Frau ja förmlich mit den Augen,“ flüſterte Frau von Hockwitz hinter ihrem großen Fächer Fred zu, „wäre der Menſch nicht ſo amüſant, ſo wäre er geradezu ſkandalös! Wie lange behalten Sie ihn denn noch im Hauſe?“

„Bis das Bild fertig iſt, gnädige Frau.“ Fred ſagte das lachend, aber unwillkürlich ſuchten ſeine Augen dabei den Maler, und es war ihm unangenehm, daß Frau von Hockwitz in dieſem Augenblick in der That recht hatte. Ferenzis Blick ruhte auf Wanda mit einem Ausdruck, der nicht mißzuverſtehen war.

„Er hat wohl 'n bißchen viel getrunken, Künſtler ſind leicht erregbar,“ ſagte er leichthin. „Wie finden Sie übrigens das Bild?“

„Er zeigt es ja nicht, denn er behauptet, aller Beſchauer Augen, die ein Bild vor der Fertigſtellung geſehen hätten, blickten dem Maler aus der Leinwand entgegen, wenn er daran arbeiten wolle, und was dergleichen Unſinn mehr iſt. Aber wie ich höre, hat er die Gräfin in Balltoilette gemalt. Das liebe ich, aufrichtig geſagt, nicht, Damen aus der Geſellſchaft ſollten ſich nicht decolletiert malen laſſen.“

Fred antwortete mit einem Scherz, aber er ärgerte ſich doch.

Der Oberſt trat an ſeine Frau heran. „Du kannſt den Wagen beſtellen, ſobald du nach Hauſe fahren willſt,“ ſagte er, „ich habe einen Platz im Wagen der jüngeren Herren und komme wahrſcheinlich erſt ſehr ſpät.“

„Ihr ſpielt wohl wieder hoch da drinnen?“ fragte ſie mit ſcharfer Betonung.

„O, es iſt nicht ſo arg, nur kann es, wie geſagt, ſpäter werden, als es für euch Damen bequem iſt.“

„Bequem oder nicht, ich fahre nicht nach Hauſe ohne dich!“

„Aber ich bitte dich ...“

Sie zuckte die Achſeln und wiederholte: „Ich fahre nicht ohne dich.“

Der Oberſt ſah ſehr martialiſch aus und trank ſeinen Thee in ſehr ſchlechter Laune, aber er mochte wohl Erfahrungen gemacht haben, die es ihm wünſchenswert erſcheinen ließen, den häuslichen Frieden nicht leichtſinnig zu gefährden. Als die Mehrzahl der Gäſte die Wagen beſtellte, ließ auch er den ſeinen vorfahren, und die einzigen Zurückbleibenden waren noch einige Herren, die bei einer Partie engagiert waren.

„Gut, daß wir unter uns ſind,“ ſagte der Leutnant Hellſcheid, der Sohn eines bekannten Großinduſtriellen und Millionärs, „jetzt geben wir den beſcheidenen Pointſatz auf, und machen einmal ein ordentliches ‚jeu;‘ der ‚Alte,‘“ womit er den Oberſt bezeichnete, „ſieht's ja nicht. Thun Sie mit, Herzberg?“

„Natürlich, Fred iſt mir ohnehin wieder einmal Revanche ſchuldig. Er hat ja ein Glück bei den Karten, wie es für einen jungen Ehemann geradezu kompromittierend iſt.“

„Still da, keine ſchlechten Witze. Alſo wie hoch der Point?“

Die Partie engagierte ſich, und die Stunden der Nacht vergingen. Im Salon war Wanda noch vor dem glimmenden Kaminfeuer ſitzen geblieben, wie ſie es nach größeren Geſellſchaften ſtets gern für ein Viertelſtündchen that, ehe ſie ſchlafen ging.

Ferenzi ſtand vor ihr und ſtreckte wie beſchwörend die Arme gen Himmel: „Gott ſei Dank, nun kann ich meine Seele wieder einrenken und brauche nicht mehr den geiſtigen Akrobaten zu ſpielen!“ rief er.

„Aber, Herr Ferenzi, wer hat denn das von Ihnen verlangt?“

„Der Trieb der Selbſterhaltung, Gräfin, denn ich wäre vor Langweile geſtorben, wenn ich alle dieſe korrekten Geſichter nicht ſchließlich zu einem unkorrekten Lachen oder dergleichen veranlaßt hätte! Wiſſen Sie übrigens, daß Sie geradezu bezaubernd ausſehen? Ach, Verzeihung,“ er beugte ein Knie vor ihr: „Verzeihung, daß ich das ſo unkorrekt ausdrücke, ich will's nicht wieder thun.“

Wanda mußte unwillkürlich über ihn lächeln. „Setzen Sie ſich, und wenn Sie können, ſeien Sie noch einen Augenblick vernünftig,“ ſagte ſie.

„Ob ich kann? Lieber Himmel, wie oft habe ich ſchon zeigen müſſen, daß das in meiner Macht ſteht! Habe ich Ihnen eigentlich ſchon einmal von meinen Anfängen in der Kunſt erzählt? Nein, natürlich nicht, es intereſſiert Sie vielleicht auch nicht.“

„Doch, ſprechen Sie nur.“

„Nun dabei war viel von Vernunft und Hunger die Rede, denn nach dem Willen meines Vormunds ſollte ich ein Schulmeiſter werden, wie er ſelbſt einer war. Und ich wußte, daß ich die Spargroſchen meiner Mutter, der armen Lehrerswitwe, aufzehrte beim Studium, und lernte, daß mir der Kopf rauchte, obgleich ich fühlte, daß ich nie und nie ein guter Schulmeiſter werden würde, daß mir ſelbſt zum muſterhaften Schüler alles fehlte. Nach und nach entdeckte ich, was die Farben für mich waren, und nun kam eine Zeit voll durcharbeiteter Nächte, Privatſtunden, die ich gab, um meinerſeits durch heimlichen Unterricht etwas von den Farben zu lernen. Dann folgten ein Krach mit dem Vormund, Mutterthränen, die mir, weiß Gott, wie heiß auf dem Herzen brannten, und dann ein Ringen ſo mühſelig, ſo erbärmlich, daß ich heut noch nicht begreife, wo ich den Mut hernahm, es auszuhalten. Was habe ich zwiſchen der ernſten Arbeit hindurch zuſammengekleckſt und illuſtriert, damit das Brot bei der Mutter und mir nicht ausgehen ſollte! Und dann kam der erſte kleine Erfolg! Zum erſtenmal ein paar Hundert-Markſcheine im Haushalt, die ich erworben hatte! Wir waren ſelig, meine gute alte Mutter und ich, wir bauten Luftſchlöſſer, wir kamen uns reich vor ...“

Er verſank einen Augenblick in Nachſinnen, er ſchien die Gegenwart über die Vergangenheit zu vergeſſen.

„Lebt Ihre Mutter noch?“ fragte Wanda leiſe.

Er ſchüttelte den Kopf, ohne aufzublicken. „Sie ſtarb, als das Leben anfing hell für mich zu werden, und mit ihr habe ich das einzige ehrliche, ſelbſtloſe Herz verloren, das ich beſaß —“ er fuhr mit der Hand über ſeine Augen. „Ach, warum erzähle ich Ihnen das? Was kümmert es Sie, daß es da draußen in der Welt arme und leidende Menſchen gibt!“

„Warum beurteilen Sie mich ſo hart?“ fragte ſie.

Er zuckte zuſammen und ſah ſie an.

(Schluß folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen Hellmuth v. Moltke.

(Abdruck verboten.)

Das Daheim war in der glücklichen Lage, ſeinen Leſern unmittelbar nach dem Dahinſcheiden unſeres unvergeßlichen Kriegsmeiſters ein Vermächtnis von deſſen eigener Hand bieten zu können. Unſere Moltke-Nummer vom 9. Mai 1891 brachte in der Selbſtbiographie des Feldmarſchalls einen Beitrag von dauernder geſchichtlicher Bedeutung.

Inzwiſchen iſt von der Familie v. Moltke die Herausgabe der „Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Hellmuth von Moltke,“ unter welchen übrigens auch jenes für das Daheim geſchriebene Lebensbild ſeinen Platz finden wird, vorbereitet worden, und früher, als man zu hoffen wagte, bereits Ende Auguſt d. J. erſchien ein Band derſelben (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Der Band umfaßt, wie auch denen unſerer Leſer, welchen er nicht ſelbſt vorgelegen hat, wahrſcheinlich aus den Notizen der Tagesblätter bekannt geworden iſt, eine im Jahre 1887 niedergeſchriebene „Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges von 1870/71 nebſt einem Aufſatz über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I.“

Eine Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges aus Moltkes Feder! Wer brächte den Blättern, welche uns eine ſolche bieten, nicht von vornherein das denkbar größte Intereſſe entgegen? Wer konnte berufener ſein, denn Moltke, die Geſchichte jener großen Tage noch einmal vor uns zu entrollen! Wem unter allen denen, die an dem ſtolzen Werke von 1870/71 mitthaten, ſtand eine umfaſſendere Einſicht in alle Ereigniſſe zu Gebote, wem hätten wir alle, die ſein Weſen kannten, eine größere Klarheit, ein ſtärker ausgeprägtes Streben nach Wahrheit zumeſſen mögen, denn ihm!

Wir beſitzen ja freilich das Werk des Großen Generalſtabes über den Feldzug gegen Frankreich, ein monumentales Werk, deſſen Vorzüge von Freund und Feind anerkannt worden ſind. Wir wiſſen auch, daß die Herausgabe desſelben in oberſter Inſtanz Moltkes Leitung unterſtand, daß er ihm den Stempel ſeines durchdringenden Geiſtes aufgedrückt hat. Aber ganz abgeſehen davon, daß auch dieſes Werk, gleich allen kriegsgeſchichtlichen Erſcheinungen — und zumal den offiziellen — um mit des Feldmarſchalls eigenen Worten zu ſprechen, hier und dort „nach dem Erfolg appretiert“ werden mußte, iſt es viel zu detailliert, zu fachmänniſch geſchrieben, um weiteren Kreiſen zugänglich zu werden. Fünf ſtarke Bände nebſt drei dickleibigen Kartenmappen: wer hat, wenn ihn der Beruf nicht unmittelbar darauf hinführt, Muße, ſich durch ſie hindurchzuarbeiten. Von einem geſchäftskundigen Verleger iſt denn auch vor einigen Jahren ein Auszug aus dem Generalſtabswerk zurechtgeſchnitten worden, es kam aber für die Allgemeinheit nicht ſonderlich viel dabei heraus.

Und nun beſchenkt uns der geiſtige Leiter des Feldzuges ſelbſt mit einer Darſtellung des Krieges, welche in ausgeſprochener Weiſe zwecks volkstümlicher Belehrung den gewaltigen Stoff auf den Umfang eines Bandes von faſt genau 400 Seiten zuſammendrängt.

Als ich mich — warum ſoll ich es verſchweigen, mit fieberhafter Spannung — in das vorliegende Buch hineinlas, kam mir eine kleine Erinnerung an Moltke in den Sinn, die mir vor Jahren ein Generalſtabsoffizier erzählt hat. Die Entwürfe zu einem Kaiſermanöver, ich weiß nicht mehr welchen Jahres, waren in einem oder gar mehreren ſehr, ſehr ſtarken Faſcikeln von dem betreffenden Generalkommando an den Großen Generalſtab eingeſandt worden, ſie ſollten für den oberſten Kriegsherrn auf ein handliches Maß zuſammengedrängt werden und wurden zu dieſem Zwecke in der „Großen Bude,“ wie bekanntlich das Generalſtabsgebäude in eingeweihten Kreiſen bisweilen genannt wird, mehrfachen Umarbeitungen unterzogen; trotz aller Bemühungen blieb aber noch ein Aktenſtück von unheimlichem Umfang zurück. Als dasſelbe endlich dem Feldmarſchall vorgelegt wurde, beſah er es kopfſchüttelnd und legte es dann auf ſeinen Schreibtiſch. Am nächſten Morgen hatte er es durchgearbeitet, und das Reſultat waren zwei Bogen ſeiner Handſchrift: auf dieſen zwei Bogen aber war alles Notwendige enthalten!

So iſt es auch mit ſeiner „Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges.“ Dank der überaus durchſichtigen Ordnung des ganzen Stoffes, dank der klaren Darſtellung, dank vor allem jener Gabe des echten Hiſtorikers, aus der erdrückenden Maſſe aller bekannten Einzelheiten das Maßgebende, das Charakteriſtiſche herauszuheben, iſt ſie zu einem Buche geworden, welches auch dem mit ſeiner Zeit geizenden Nichtmilitär ein vollſtändiges, abgerundetes, treffendes Bild der geſamten Kriegsereigniſſe gibt. Ich wüßte kein zweites kriegeriſche Vorgänge behandelndes Werk, welches auch nur in annähernd gleichem Maße allgemein verſtändlich geſchrieben wäre. Die von Moltke hier geübte Kunſt, die Ereigniſſe zu gruppieren, ihr Werden, die Folgerichtigkeit der ſie hervorrufenden Entſchlüſſe klar zu legen, muß, ſo meine ich, vorbildlich beſonders auch für diejenigen unſerer Geſchichtswerke werden, welche für Schule und Haus beſtimmt ſind.

Daß ein Moltke ſich aber nicht damit begnügen würde, nicht damit begnügen konnte, eine ſtofflich zuſammengedrängte Geſchichte des Feldzugs, den er ſelbſt geleitet, zu ſchreiben, war vorauszuſehen. In der That tritt in der Darſtellung denn auch der perſönliche Standpunkt des Verfaſſers unverkennbar hervor. So ſchlicht und einfach das eigenartige Buch ſich gibt, es ſpiegelt doch überall die Auffaſſung wider, in welcher die Ereigniſſe an leitender Stelle erſchienen, es iſt, wie Major von Moltke in der Vorrede völlig zutreffend ſagt, „in ſeiner ganzen Gedankenfolge die Äußerung der eigenſten Beurteilung des Krieges durch den Generalfeldmarſchall ſelbſt.“ Daß ſich dieſer hohe Standpunkt mit der Einfachheit der Geſamtdarſtellung überhaupt vereinigen ließ, iſt mir nur ein weiterer Beweis für die wunderbare Geſtaltungsgabe des Verfaſſers — in dieſer Vereinigung aber, die vielleicht nur ihm gelingen konnte, liegt der Hauptreiz des Werkes für jeden, der mehr denn flüchtige Unterhaltung ſucht.

Kriegsgeſchichte, wie die Geſchichte überhaupt, iſt ohne Kritik undenkbar, ohne ſie ſinkt ſie auf einen kindlichen Standpunkt herab. Aber die Kritik iſt in der Kriegsgeſchichte ein überaus ſchwer zu handhabender Apparat, weil der nachträglich Urteilende nur ſehr ausnahmsweiſe alle jene vielſeitigen geiſtigen wie materiellen Einwirkungen voll zu erkennen, richtig zu würdigen vermag, welche die Entſchlüſſe der leitenden Männer und anderſeits die Ausführung dieſer Entſchlüſſe beeinflußten, weil endlich die meiſten, ſelbſt die unmittelbar nach den Kämpfen niedergelegten Berichte durch die natürliche Erregung aller derjenigen, welche zu ihrer Niederſchrift verpflichtet waren, trotz alles Strebens nach Wahrheit ſtark gefärbt ſind. Welche Bedeutung gewinnt unter dieſen Umſtänden ein Urteil Moltkes, der ſtets über den Ereigniſſen ſtand! Die kritiſchen Sätze, welche er in ſein Werk eingeflochten hat, werden daher ſicher als Wahrheiten von bleibendem Wert angeſehen werden müſſen.

Es iſt hier nicht der Ort, des näheren auf dieſe Urteile einzugehen, welche für einzelne Epiſoden des Feldzugs ganz neue Geſichtspunkte erſchließen: wer Intereſſe und das Verſtändnis für die Sonde hat, welche Moltke hier und dort anlegt, mag, um nur einiges zu erwähnen, den Schluß des Kapitels: Vorbereitung zum Kriege, in welchem die erſten Bewegungen der drei deutſchen Armeen behandelt werden, mag die Schilderungen der Schlachten bei Vionville—Mars-la-Tour und Gravelotte—St. Privat mit beſonderer Aufmerkſamkeit leſen.

Hervorheben aber muß ich die Form, in welcher ſich die Kritik gibt. Die ganze Vornehmheit der Denkweiſe, des Fühlens des großen Mannes ſpricht ſich in ihr aus. Streng ſachlich, ja ſelbſt im Ausdruck ſo ſorgſam gewählt, daß Moltke, wenn er einen Tadel ausſpricht, faſt ſtets die Bezeichnung der Perſon umgeht und dafür etwa vom „Oberkommando der I. Armee“ ſpricht, iſt ſie weit entfernt von jener billigen Schärfe, in der ſich ein Teil unſerer neueren kriegsgeſchicht-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lichen Litteratur gefällt; ſie läßt die Thatſachen ſprechen und zieht lediglich aus dieſen einen knappen, meiſterhaft präzis gefaßten Schluß. Nichts erſcheint mir bezeichnender, als daß die ſchärfſte Kritik, welche ich in dem ganzen Werk finden konnte, eine Selbſtkritik iſt. Ich kann mich nicht enthalten, die betreffende Stelle wiederzugeben. Es handelt ſich um die vielumſtrittene Frage, ob die Einſetzung des II. Armeekorps am Abend von Gravelotte zweckmäßig geweſen iſt oder nicht. Moltke ſchreibt darüber:

„Es wäre richtiger geweſen, wenn der zur Stelle anweſende Chef des Generalſtabes der Armee dieſes Vorgehen in ſo ſpäter Abendſtunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intakte Kerntruppe konnte am folgenden Tage ſehr erwünſcht ſein, an dieſem Abend aber hier kaum noch einen entſcheidenden Umſchwung herbeiführen.“

Wo der Feldmarſchall Kritik übt, überall tritt jene Eigentümlichkeit hervor, welche ich ſchon einmal an anderer Stelle als charakteriſtiſch für die deutſche Heeresleitung im Feldzuge 1870/71 bezeichnete: ſie hatte Herz für die untere Führung. Auch dort, wo einmal nicht nach ihrem Wunſch, nicht nach ihren Intentionen gehandelt worden war, rechtete und nörgelte ſie nicht mit den Ausführenden, ſondern trat, ſicher daß ein jeder an ſeiner Stelle das Beſte gewollt und erſtrebt hatte, voll und ganz für dieſelben ein. Die Herzensliebenswürdigkeit Moltkes, welche wir ſo oft an ihm bewunderten, zeigt ſich — ſehr wohl verträglich mit einer tiefernſten Auffaſſung der Dinge — in der Art und Weiſe, wie er Kritik zu üben weiß, im herrlichſten Licht. Aber auch ſeine hohe Gerechtigkeit dem Feinde gegenüber macht ſich überall geltend: ſeinen Urteilen über die franzöſiſchen Truppen, wie über einzelne Heerführer (z. B. Bourbaki, ganz beſonders aber über Chanzy) fehlen die Worte warmer Anerkennung nicht.

Alles in allem: Moltkes „Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges“ iſt ein Meiſterwerk, würdig des großen Denkers, der ſich hier zugleich auch als ein klaſſiſcher Schriftſteller bewährt. Für den Berufsoffizier bringt ſie eine Fülle von Anregungen, für die weiteren Kreiſe aller Gebildeten erſchließt ſie, eigentlich zum erſtenmal, den Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Kriegsereigniſſen und der Oberleitung des Heeres. Ich wünſchte wohl, die Verlagshandlung ermöglichte recht bald eine billige Volksausgabe dieſes in ihrer Art einzig daſtehenden und vorausſichtlich auch in Zukunft nie zu übertreffenden Geſchichtswerkes.

Den letzten Teil des Bandes nimmt, wie erwähnt, ein kurzer Aufſatz „über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I“ ein.

Der Aufſatz iſt im Jahre 1881 entſtanden. Der bekannte Dichter Fedor v. Köppen hatte dem Feldmarſchall ſein Werk „Männer und Thaten, vaterländiſche Balladen“ überſandt; in dieſer Sammlung befindet ſich ein von einer geſchichtlichen Erläuterung begleitetes Gedicht „ein deutſcher Kriegsrat in Verſailles,“ welches einen nie vorgekommenen und — auch ganz unmöglichen Vorgang ſchildert.

„Der Schauplatz iſt Verſailles. Die Franzoſen machen einen Ausfall, und die Generale,“ ſo ſchreibt Moltke ſelbſt mit feiner Ironie, „werden, ſtatt ſich zu den fechtenden Truppen zu begeben, zur Beratung darüber verſammelt, ob man es wagen dürfe, mit dem Hauptquartier noch länger in Verſailles zu bleiben. Die Anſichten ſind geteilt, niemand will recht mit der Sprache heraus, der Chef des Generalſtabes, der doch vor allem berufen iſt, zu reden — ſchweigt. Die Beſtürzung ſcheint groß geweſen zu ſein. Nur allein der Kriegsminiſter erhebt ſich und proteſtiert mit allem Nachdruck gegen eine politiſch wie militäriſch ſo nachteilige Maßregel wie die Räumung. Er empfängt den warmen Dank des Königs als der Einzige, welcher den Mut gehabt hat, die Wahrheit frei und furchtlos herauszuſagen.

Die Wahrheit iſt, daß, während der König mit ſeiner ganzen Umgebung zum V. Armeekorps geritten, der zurückbleibende Hofmarſchall in übergroßer Sorgfalt die Hofequipagen hat anſchirren laſſen, was in der Stadt nicht verborgen geblieben iſt und bei der ſanguiniſchen Bevölkerung vielleicht allerlei Hoffnungen erregt haben mag. Verſailles war durch vier Armeekorps geſchützt; den Ort zu räumen, iſt niemand auch nur in den Sinn gekommen.“

Das Gedicht des Herrn v. Köppen nun gab dem Feldmarſchall den äußeren Anlaß, die auch ſonſt vielfach erörterte Frage des Kriegsrats während der Feldzüge 1866 und 1870/71 in einem beſonderen Aufſatze zu behandeln, um allen zukünftigen irrtümlichen Auffaſſungen den Boden zu entziehen. Er knüpft dabei zunächſt an die Ereigniſſe unmittelbar vor der Schlacht von Königgrätz an und konſtatiert, daß der ganze „Kriegsrat“ vor der Entſcheidungsſchlacht in einer etwa zehn Minuten währenden Verhandlung zwiſchen dem König und ihm ſelbſt, ohne irgend einen anderen Zeugen, beſtanden hat. Es ſchließt ſich in dem Aufſatz eine kurze, packende Schilderung der Schlacht an, aus welcher beſonders die Betonung der Zuverſicht intereſſant iſt, mit der Moltke noch vor dem Eingreifen der Armee des Kronprinzen auf den Sieg rechnete: „Die Schlacht war zum Stehen gekommen... Einiger Zweifel über den Ausfall mochte ſich bei manchem regen; vielleicht auch bei Graf Bismarck, als er mir ſeine Cigarrentaſche anbot. Wie ich ſpäter erfahren, hat er es für ein gutes Zeichen gehalten, daß ich ihm von zwei Cigarren kaltblütig die beſte wegnahm. Der König fragte mich um dieſe Zeit, was ich von dem Verlauf des Gefechtes halte. Ich erwiderte: ‚Euere Majeſtät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, ſondern den Feldzug.‘ Es konnte nicht anders kommen. Wir hatten die im Kriege durchaus nicht zu unterſchätzende Überlegenheit der Zahl und endlich mußte unſere II. Armee in Flanke und Rücken der Öſterreicher erſcheinen.“

Zum Schluß reſümiert der Feldmarſchall dann: „Ich kann verſichern, daß weder 1866 noch 1870/71 jemals ein Kriegsrat abgehalten worden iſt.

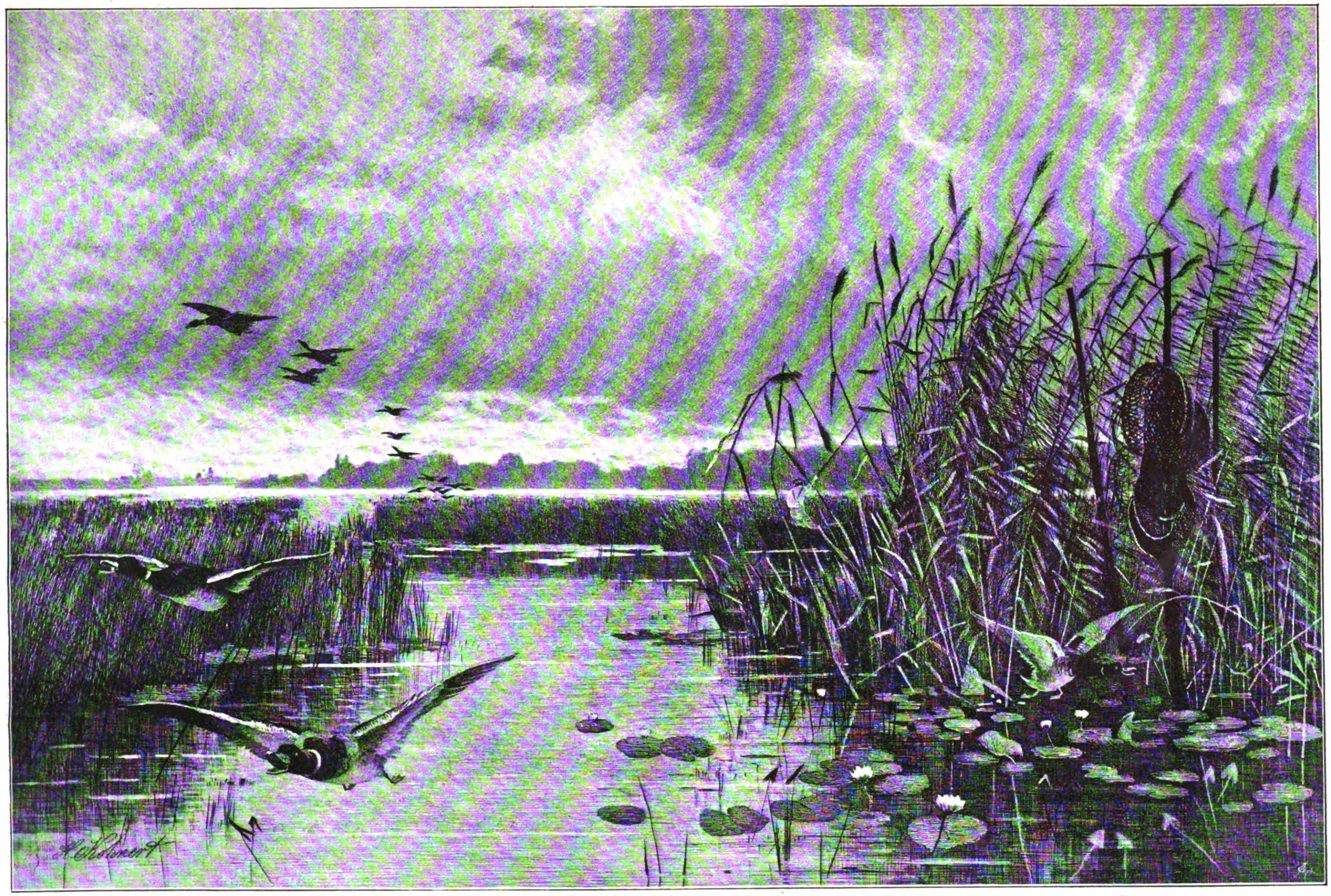
Außer an Marſch- und Gefechtstagen war regelmäßig um zehn Uhr Vortrag bei Sr. Majeſtät, wobei ich, begleitet vom Generalquartiermeiſter, die eingegangenen Nachrichten und Meldungen vortragen und auf Grund derſelben neue Vorſchläge zu machen hatte. Zugegen waren der Chef des Militärkabinetts, der Kriegsminiſter und in Verſailles, ſolange das Hauptquartier der III. Armee dort lag, auch der Kronprinz; alle jedoch nur — als Zuhörer. Der König forderte von ihnen zuweilen Auskunft über das eine oder das andere; aber ich erinnere mich nicht, daß er ſie jemals um Rat gefragt hätte, die Operationen oder die von mir gemachten Vorſchläge betreffend.

Dieſe, welche ich ſtets vorher mit meinen Offizieren beſprochen, unterwarf vielmehr Se. Majeſtät ſelbſt einer meiſt ſehr eingehenden Erwägung. Derſelbe bezeichnete mit militäriſchem Blick und ſtets richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, welche der Ausführung entgegenſtehen konnten; aber da im Kriege jeder Schritt mit Gefahr verbunden iſt, ſo blieb es ſchließlich ausnahmslos bei dem Vorgeſchlagenen.“

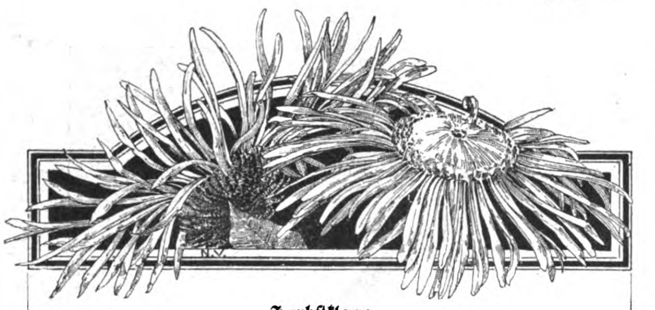
Der vorliegende Band iſt der dritte der ganzen Sammlung und zugleich der einzige, welcher Arbeiten militäriſchen Inhalts enthält. Die Sammlung wird im übrigen von der militäriſchen Thätigkeit Moltkes abſehen und ſich darauf beſchränken, aus Schriften und Briefen, aus dem ganzen Lebensgang ein Charakterbild des großen Toten zu geſtalten; die Würdigung ſeiner militäriſchen Verdienſte ſoll einer beſonderen Arbeit des Großen Generalſtabes überlaſſen bleiben. Mit beſonderer Spannung darf man dem nächſten, Ende Oktober zur Ausgabe gelangenden Band entgegenſehen, zu welchem die zahlreichen an Mutter, Geſchwiſter und Freunde gerichteten Briefe des Feldmarſchalls zuſammengeſtellt werden. Bei der Sorgfalt, mit welcher der Verewigte die ſchriftliche Ausſprache pflegte, müſſen dieſe Briefe ein wunderbares Spiegelbild ſeines Werdens und Reifens gewähren.

Wir werden nicht unterlaſſen, auf den Fortgang der Sammlung rechtzeitig zurückzukommen.

Hanns v. Zobeltitz.



Herbſtdämmerung. Nach dem Gemälde von H. Kohnert.
Nach einer Radierung im Verlage von Stiefbold & Co., Berlin.



Herbſtklage.

Auf ödem Stoppelfeld weht der Wind:
Der Saaten Grün, das im Licht gelacht,
Des ſchwanken Ährenmeers goldne Pracht,
Sie ſank dahin ſo geſchwind — geſchwind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Wie ſtehn die Fluren ſo kahl im Wind:
Die bunten, luftigen Blumen drin —
Wohin, ach, ſind ſie? Dahin, dahin!
Sie ſind verdorrt ſo geſchwind — geſchwind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Wohl mag dich's fröſteln im Herbſteswind:
Wo ging die blühende Jugend hin,
Wohin dein Leben? Dahin, dahin!
Dahin, du zagendes Menſchenkind —
Der Wind weht über die Stoppel.

Was raunt und rauſchet der Herbſteswind?
Haſt du geborgen des Lebens Frucht?
Die Stunde nahet, da Gott ſie ſucht
An deinem Leben, du Menſchenkind —
Der Wind weht über die Stoppel.

H. B.

Noch einmal der ohne Arme geborene Künſtler vor 300 Jahren.

Von Otto Felſing. (Abdruck verboten.)

Der in Nummer 31 des Daheim von mir veröffentlichte Artikel über Thomas Schweicker hat ein ſo erſichtlich ſtarkes Intereſſe für dieſen im Kreiſe der Leſer hervorgerufen, es ſind der Redaktion, wie mir perſönlich eine ſolch ungewöhnliche große Zahl von Zuſchriften (mit Nachrichten und Anfragen über Schweicker wie einige ſeiner Schickſalsgenoſſen) zugegangen, daß mir die Redaktion freundlichſt noch einmal einige Spalten zu weiteren Mitteilungen über dieſen „Unthan von Schwäbiſch-Hall“ zur Verfügung geſtellt hat. Denn in der That, Schweicker ſtammte, wie damals nur vorausgeſetzt wurde, aus der alten freien Reichsſtadt am Kocher. Dort iſt der „Wundermann,“ wie ihn ſeine Zeit nannte, als Sohn eines ehrſamen Bäckermeiſters und Mitgliedes des inneren Rates (Senats) im Jahre 1541 geboren; dort beſchloß er, nachdem er nur drei Tage „liegerhaft“ geweſen, ſein arbeits- wie ehrungsreiches Leben am 7. Oktober 1602, alſo 61 Jahre alt; dort iſt er auch, im Chor der herrlichen alten St. Michaelkirche, begraben, „allwo,“ wie ein Chroniſt ſagt, „nebſt ſeinem, in einem in die Wand eingelaſſenen Behältnuß aufbewahrten Bildnuß, wie er ſchreibet, ſeine Grabſchrift, welche er ſelbſten mit Schrift und zierlichen Zügen gemacht, zu ſehen und zu leſen iſt, ſie lautet alſo: ‚Anno Domini 1602 den 7. Tag Octobris, meines Alters 61 Jahr, ſtarb ich Thomas Schweicker Burger allhie, welcher ohne Aerme und Händ alſo von Mutterleib in dieſe Welt gebohren, und hab dieſe Schrift vor meinem Ende mit meinen Füßen geſchrieben, den 27. Tag Juni Anno 1592 meines Alters im 51. Jahr, der allmächtige Gott wolle mir und allen Auserwählten hie ſeinen Frieden und dorten ewiges Leben mit einer fröhlichen Auferſtehung gnediglich verleihen. Amen.‘“

Zu dieſer von fremder Hand mit dem Todesdatum verſehenen Grabſchrift gehört noch ein anderes, in mehrfacher Kreuzform geſchriebenes und mit Zeichnungen verziertes Blatt, das Schweickers Schreibkunſt in vollem Glanze zeigt. Daß „ihme und ſeinen Anverwandten“ die obrigkeitliche Bewilligung zu ſeiner Beiſetzung im Chor erteilt wurde — ſie wird von dem erwähnten Chroniſten beſonders hervorgehoben — beweiſt ſchon allein, daß Thomas Schweicker hoch angeſehen war; übrigens, wie wir bald finden werden, nicht nur in ſeiner Vaterſtadt. Es mag hier nebenher bemerkt werden, daß er keineswegs das einzige hervorragende Mitglied der noch jetzt blühenden Familie Schweicker war; im Gegenteil hat dieſe Familie, deren Stammbaum ſich (in dem mir freundlichſt zur Einſichtnahme geöffneten Familienarchive des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. Schweigger zu Berlin) bis ins Jahr 1382 hinauf verfolgen läßt, eine ganze Reihe hochbedeutender Männer hervorgebracht, zu denen auch der berühmte Augenarzt gehört, den ich eben nannte. Unter den zahlreichen Theologen, die ihr entſtammten, befand ſich z. B. der ſeinerzeit hochgeſchätzte Paſtor Balthaſar Schweicker, der im XVII. Jahrhundert als Geſandtſchaftspfarrer eine Reiſe nach Konſtantinopel, Syrien, Paläſtina 2c. machte und in Nürnberg ein dickes, mit Holzſchnitten reich verſehenes, außerordentlich intereſſantes Reiſewerk darüber herausgab; ferner wies die Familie einen zweiten Künſtler auf, der ſich, wie Thomas Schweicker, großer Kunſtfertigkeit und großer Gunſt bei ſeinem Kaiſer rühmen durfte: den 1690 in Wien geſtorbenen Schöpfer des bekannten Brunnens in Schönbrunn und des überaus kunſtvollen Schnitzwerkes an der Kanzel der Nürnberger Sebalduskirche, den Bildhauer und Hofmedailleur Georg Schweigger. Immerhin, ſo geehrt ſie waren, die Anverwandten des „Wundermannes“ Thomas — an Weltbekanntheit, wenn man ſo ſagen darf, und an hohen Ehrungen überragte er ſie alle. Das geht auch daraus hervor, daß er allein fortdauernd die Biographen in Thätigkeit hielt.

Schon vor ſeiner Geburt beſchäftigte der nachmals ſo merkwürdige Mann zwar nicht die Welt, wohl aber die Nachbarn ſeiner Eltern: ſie debattierten viel über die möglichen ſchlimmen Folgen eines kleinen Vorkommniſſes, über das lange nach der Geburt Th. Schweickers einer ſeiner erſten Biographen ſchrieb: als ſeine Mutter ihrer ſchweren Stunde entgegenſah, „ſo geſchahe es, daß ein armer Landfährer vor ihrer Behauſung ein Almoſen forderte; indem ſie ihm ſolches reichte, wurde ſie gewahr, daß er keine Arme hatte, erſchrack zwar darob, bekam aber das Verlangen, den Mann genau zu ſehen. Sie ſchlich ihme daher nach und wurde unverſehens von den Nachbaren gewarnt“ (wahrſcheinlich von hinten her ſehr laut angerufen), „erſchrack darüber, ging nach Hauſe und gebahr ſpäter ihren Sohn Thomam ohne Ärm.“

Dieſer Thomas hatte mehrere Brüder, die durchaus normal gebildet waren. Wie ſich denken läßt, hatten ſeine Eltern große Sorge ob der Zukunft des als Krüppel geborenen Kindes; „ſie trugen dahero Sorge“ (ſagt einer der Familien-Chroniſten) „den Abgang der Ärme durch die Bildung des Geiſtes und Gemütes zu erſetzen, und er dahero auf das beſte erzogen wurde. Er beſuchte die deutſche und ſodann die lateiniſche Schule, allwo er ſich gute Känntniſſe erwarb, hauptſächlich übte er ſich im Schreiben, und da ihme ein fähiges Ingenium zugeſchrieben wurde, ſo bewährte ſich ſein Fleiß von ſelbſten. Seine Füße ſollen mit ſolchen Zehen verſehen geweſen ſein, daß ſie ſich zu allerhand Verrichtungen beſſer als ſonſt gebrauchen ließen; ſie ſollen, wie Philipp Camerarius bemerkt, dergeſtalt lang geweſen ſein, daß man ſie für Hände (Finger) gehalten.“ Die Länge der Zehen wird aber wohl eine durch ſtete Übung erworbene geweſen ſein.

Was Thomas Schweicker mit ſeinen Füßen alles zu verrichten im ſtande war, beſagte im allgemeinen ſchon die in meinem früheren Artikel reproduzierte Unterſchrift zu dem beigegebenen Bilde: er vermochte mit ihrer Hilfe bei Tiſch zu eſſen und zu trinken, Hände zu ſchütteln, zu ſchreiben, zu malen, Holzſchnitzereien anzufertigen, er konnte ferner Bücher einbinden, mit der Armbruſt ſchießen und auch „auff freundlich's Begeren im Bretſpiel ſeines Mann's ſich thuen wöhren.“ Überdies verſtand er nach einer anderweiten zeitgenöſſiſchen Mitteilung auch Karten zu ſpielen.

Von Schweickers Kunſtfertigkeit im Schreiben habe ich früher ſchon eine kleine Probe gegeben. Es liegen mir nun weit größere und weit ſchönere Beweisſtücke vor, einige im Original, andere in Photographieen nach den Originalen.*) Eines der Blätter, ungefähr 1 ½ Fuß hoch und ¾ Fuß breit, hat eine rundbogenthorartige Umrahmung, in Rot, Schwarz und Gelb ausgeführt. Darin befinden ſich eine Dedikation und eine Anzahl von deutſchen und lateiniſchen Bibelſprüchen 2c., deren Initialen mit Palmetten in Gold und blütenartigen, hellblauen Ziergehängen 2c. geſchmückt ſind; unten findet ſich das Petſchaft Schweickers gezeichnet: in einer kranzartigen Umrahmung ſehen wir, oben, ein verſchlungenes T. S., darunter zwei gekreuzte, in Puffärmeln (ſpaniſchen „Hammelkeulen-Ärmeln") ſteckende Arme mit den Händen, und wieder darunter in der geteilten Jahreszahl 15 84 eine Bretzel — ein Hinweis auf das Bäckergewerbe ſeines Vaters! Die Dedikation lautet: „Dem Ernhafften vnd Achtbarn Herrn Hannſen Betzen. Burger zu Nürnberg. Zu dienſtlichem (um ihm dienſtlich zu ſein) vnd wolgefallen. hab Ich. Thomas Schweicker zu Hall. diß mit meinen Füßen geſchrieben den 27^{ſten} Aug. 1584. Aetat 43. (im 43. Lebensjahre)."

---

*) Dieſe wie andere Arbeiten Schweickers, ſowie eine Medaille auf ihn und litterariſche Nachweiſe mancherlei Art erhielt ich durch die große Liebenswürdigkeit einiger Mitglieder der Familie Schweigger, und danke dafür an dieſer Stelle beſtens; beſonders Herrn Premierleutnant Hirſch und Herrn Prof. Dr. Vaihinger in Halle, ſowie auch Herrn Prof. Dr. Kolb und Herrn Schauffele in Schwäbiſch-Hall und den anderen Herren und Damen, die mich und die Redaktion durch Mitteilungen erfreuten. F.

Sodann liegt mir in einer Photographie eine Quittung über empfangene 5 Gulden vor, wahrſcheinlich ein Ehrenſold, den ihm die Stadt hatte zukommen laſſen, wie dies urkundlich öfters geſchah, wenn er der Stadt ein Geſchenk von ſeiner Füße Arbeit gewidmet oder einem ihrer hohen Gäſte „über Tiſch" aufgewartet hatte. Dieſe Quittung iſt neun Jahre ſpäter als das vorerwähnte Blatt geſchrieben; ſie zeigt eine ſehr markige, in anbetracht der damaligen, doch ziemlich ſteifen Schreibſchrift höchſt flotte „Fußſchrift" und beginnt mit einem wahrhaft edel geformten Zier-J. Sie lautet: Ich Thomas Schweicker Burger alhie zu Hall. Bekenne offentlich mit diſer meiner Füßſchrift. das mir vff heüt Dato den 21^{ſten} Octob: Die Erenueſten. Erbarn vnd wolweiſen Herrn Georg Müller. Joſeph Stallmann beede deſs Raths. vnnd Hanns Wagner. damals Pfleger vnnd Meiſter des Spitals alhie. geben vnnd bezalt haben. nemlich 5 f (= Florin, Gulden). Vnnd deſs zu wahrem vrkunth hab ich mein gewohnlich Pittſchaft hierfür getrückt. Beben Vt (??) supra. Anno Dnj: 1593.

Noch weit kunſtfertiger als ſeine Schrift erſcheinen mir ſeine Holzſchnitzarbeiten. Im Beſitze der Frau Prof. Vaihinger in Halle a. S., einer geborenen Schweigger, befindet ſich ein Käſtchen von feinſter durchbrochener Arbeit, deſſen Wände wie mit einer Laubſäge höchſt zierlich in Roſettenform gegittert erſcheinen, aber unmöglich mit einem ſo verhältnismäßig leichtes Arbeiten geſtattenden Inſtrument hergeſtellt ſein können, da das ganze buchförmige Käſtchen, Ober- und Unterdeckel wie Rücken zuſammenhängend, aus einem einzigen Block Eichenholzes gefertigt iſt. Es iſt ein Werk, das mit unſeren heutigen Schnitzapparaten herzuſtellen ſchon einen ganzen, ſehr handfertigen Meiſter erfordern würde!

Zu ſeinen Bildniſſen leitet uns ein Holzſchnitzwerk ſehr eigentümlicher Art über, das möglicherweiſe auch von ſeinem — Fuße herrührt; nämlich eine Backform. Herr Prof. Kolb hatte die Güte, mir über dieſes merkwürdige, im Beſitze des Herrn Schauffele zu Hall befindliche Stück zu ſchreiben: „Es iſt ein Model für ein Gebäck (wie etwa unſere ſchwäbiſche Springerlesmödel), rund, ungefähr 14 Centimeter im Durchmeſſer, mit in die Tiefe geſchnittenen Figuren; und zwar rechts Schweicker in der Schreibſtellung (alſo hockend), im Hintergrunde ein Butzenſcheibenfenſter; links denſelben Mann darſtellend, wie er aufrecht als ziemlich ſtattliche Perſönlichkeit in Mäntelchen und Barett daſteht. Unter dem Fenſter ſtehen die Worte spes mea."

Die Vermutung, daß Schweicker ſich ſelber als geeigneten Gegenſtand für eine Backform angeſehen und dieſe „eigenfüßig" geſchnitzt habe, gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß er mit Vorliebe Holzſchnitzereien machte und ſein Vater Bäcker war!

Von anderen Bildniſſen Schweickers ſind mir vier bekannt geworden, von denen ich eines bereits meinem früheren Artikel beigab. Ein zweites iſt wohl nur eine unweſentlich veränderte Wiederholung des erſten. Es hat die Unterſchrift:

Der große Gott kan nichts als Wunder machen
Diß zeuget Schweickers Bild, diß weißen Schweickers ſachen.
Der Mann iſt ohne Händ gebohren auff die Weld,
Und treibet mit dem Fuß, was aller Weld gefällt;
er tranck, er aß, er ſchrieb, ſchnitt Federn mit den Füßen,
ſpannt Bogen, drückt ſie ab, wuſt ſeine Luſt zu büßen
mit ſpielen in dem Brett. Der Maximilian,
Das Haupt der Chriſtenheit, hielt hoch den Wundermann.
Auch Churfürſt Friederich am Rhein hat ihn bey Leben,
Als einen Wundermann Schild, Helm zum Wappen geben.
Der du ihn ſiehſt, gedenck: was die Natur verletzt
an einem, hat Verſtand am andern theil erſetzt.

Das dritte Bildnis — drei ſind Kupferſtiche, nur ein viertes iſt eine große, dilettantiſch ausgeführte bunte Tuſchzeichnung — zeigt den Wundermann ſtehend an einem Tiſche, auf welchem die Gerätſchaften zur Ausübung ſeiner den vielen Beſuchern gezeigten Fertigkeiten liegen. Er iſt in einen weiten Kragenmantel gehüllt, der ſeine Armloſigkeit vollſtändig verbirgt.

Aus dieſem Bilde iſt erſichtlich, daß er in der That, wie ich es früher als Vermutung ausſprach, einen durch ſeine hockende Lebensweiſe erworbenen ſtark gekrümmten Rücken, vulgo Buckel, hatte. Die Unterſchrift, die von ſeinem Begräbnisorte ſpricht, beweiſt, daß dieſes Bild erſt nach ſeinem Tode angefertigt wurde.

Schweickers Bild findet ſich auch auf zwei großen ſilbernen Medaillen. Ein Exemplar der einen (ebenfalls im Beſitze der Frau Prof. Vaihinger) liegt mir vor; ſie iſt in Schweickers 56. Lebensjahre hergeſtellt und ähnelt faſt durchaus der anderen, die aus Schweickers 41. Lebensjahre ſtammt. Die Prägung (reſp. der Guß) iſt in ſtärkſtem Hochrelief ausgeführt; ſo erhaben iſt die Figur des in Schreibſtellung hockenden Wundermannes herausmodelliert, daß die Feder, welche er zwiſchen den Zehen hält, frei in die Luft hinausſteht, man alſo zwiſchen der Medaillenplatte und der Feder hindurchſehen kann. Auf der Vorderſeite befindet ſich die Namens- und Altersangabe; auf der Rückſeite ſteht: Mirabilia opera tua, et anima mea cognoscit nimis. P. S. 138. (Nach der lateiniſchen Bibel; denn in Luthers Überſetzung ſtehen die Worte: „Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemachet bin; wunderbarlich ſind deine Werke; das erkennet meine Seele wohl" im Pſalm 139, V. 14.) — Obgleich Prägungen von Medaillen auf ſeltene Vorkommniſſe, große Ereigniſſe 2c. damals Zeitgeſchmack waren, iſt doch wohl die ſogar mehrfache Prägung einer Medaille auf dieſen Wundermann als eine Ehrung aufzufaſſen, nicht nur als die Fixierung eines ſeltenen Naturwunders. — Auch an anderen Ehrenbezeigungen hat es Schweicker nicht gefehlt. Als eine ſolche muß es z. B. betrachtet werden, daß Kaiſer Maximilian II, als er über Hall nach Speyer reiſte, ſich den Künſtler vorführen, ja ſich von ihm bei Tiſch bedienen, ſich durch ihn Wein einſchenken ließ 2c. Daß der Erztruchſeß, Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein ihm (und ſeinen Brüdern, im Jahre 1598) ein Wappen verlieh, haben wir ſchon gehört; es iſt farbig gemalt und befindet ſich jetzt im Beſitze des „Hiſtoriſchen Vereins für das Wirtemberg. Franken," der es in Kupfer ſtechen ließ. Aus dem mir freundlichſt durch die Herren Schauffele und Profeſſor Kolb geſpendeten Exemplare des Stichs iſt zu erſehen, daß das vorhin geſchilderte Petſchaft mit der Bretzel auf dieſem Wappen beruht.

Es mag ferner noch erwähnt ſein, daß ſich Schweicker, dem Zuge der Zeit folgend, auch als Dichter verſuchte, und abgeſehen von den Reimen über ſeine Fußfertigkeiten auch lateiniſche Gedichte, meiſt religiöſen Inhalts, machte. Sie ſind abgedruckt 1738 in Lochners „Münzbeluſtigungen," Nürnberg, bei P. C. Monath, „32. Woche" (Heft oder Band).

Einer ſeiner Zeitgenoſſen hat übrigens auch ihn „in lateiniſche Verſe gebracht," ein anderer den allerdings ſehr merkwürdigen Umſtand lateiniſch (und ein Vierter ſehr ſchnurrig deutſch) beſungen, daß zu jener Zeit in Hall drei Schreiber mit zuſammen nur zwei Händen lebten: nämlich Schweicker, ein „teutſcher Schulmeiſter" und ein Turmwächter, die beide in Gefechten den linken Arm eingebüßt hatten. Von dieſem „Thürner" ſagt jener Dichter in Vers 3:

„Der ander iſt ſehr wohlbetagt,
Schriftlich zu dienen er kaum verſagt:
Wie ſolches Advokaten thon,
Darum ſie nehmen ihren Lohn.
Wann ihm kein Schreiben iſt in Laun,
Bläſt er zur Kurzweil die Poſaun.

Daß um dieſelbe Zeit, und ſehr wahrſcheinlich auch in Süddeutſchland, noch ein anderer armlos Geborener lebte und die nämlichen Kunſtfertigkeiten zeigte wie dieſer — nur daß er mit dem linken, Schweicker mit dem rechten Fuße ſchrieb — darauf deutet das von mir in Nr. 33 erwähnte Pergamentblatt mit der Jahreszahl 1604 hin.

Aber auch heutigentags gibt es noch armlos Geborene, die ihr Gebrechen mehr oder minder gut zu überwinden wiſſen, wenn ſie es nicht geradezu in eine Einnahmequelle verwandeln, wie z. B. der bekannte „Spezialitätenkünſtler" Unthan und jenes kleine, erbarmungswürdige Mädchen, das — nach ſeiner Angabe gegenüber einer Daheim-Abonnentin — in Mainz geboren wurde und noch im vorigen Jahre in Schulen wie z. B. in Hamm a. d. L. auf Jahrmärkten 2c. gezeigt wurde. — Auch der 1889 in Penzlin in Mecklenburg geſtorbene Carl Wieſe iſt hierher zu rechnen. Nach den Mitteilungen eines mecklenburgiſchen Predigers an die Redaktion produzierte ſich C. W. etwa wie Schweicker; er malte auch in Aquarell und Öl; doch ſoll er kein eigentlich künſtleriſches Talent beſeſſen haben, ſondern nur „mit rührender Sorgfalt hergeſtellte Dilettantenarbeiten" haben liefern können. Dafür, daß es ein armlos Geborener auch zu wiſſenſchaftlicher Bedeutung und einer hervorragenden Stellung bringen kann, liefert der Königsberger Geſchichtsprofeſſor Dr. Lohmeyer in ſeiner Perſon den Beweis.

Aber auch wenn die körperlichen Behinderungen noch größer ſind, vermögen Energie und Übung über ſie zu ſiegen: vor mir liegt ein großer Kupferſtich, welcher einen Mann ohne Arme und Beine darſtellt, der ſich aber doch als Schreiber, Maler, Büchſenſchütze und ſogar als Zitherſpieler produzierte! Auch eine Probe ſeiner Handſchrift — ach nein, ſeiner Mundſchrift liegt mir vor; denn Matthias Buchinger mußte ſich beim Schreiben des Mundes bedienen. Die Schriftprobe lautet: „Matthias Buchinger hat dieſes ohne Hände und Füße geſchrieben. Anno 1690." — Die Schrift iſt klar und deutlich; die Anfangsbuchſtaben des Namens haben ſogar ſehr gewandt hergeſtellte ſchön geſchwungene Zierzüge — und doch ſieht der Schriftkundige ſofort, daß es eine Mundſchrift iſt: ſie hat, wie alle Schreibproben der unglücklichen „Mundkünſtler," den charakteriſtiſchen, pinſelſtrichförmigen Rechtsquerſtrich am letzten Buchſtaben der Worte. — Noch mehr auf Buchingers Verkrüppelung als auf diejenigen der von ihm Genannten mag das Wort paſſen, das der fromme Joh. Leonhard Gräter ſeinem Bericht von der Geburt des armloſen Schweicker anfügte: „Die weiſe Vorſehung Gottes ließ dieſes geſchehen, um in der Folge zu zeigen, daß ſie auch in gebrechlichen Menſchen mächtig ſeye und durch dieſelben wunderbare Dinge auszurichten vermöge."

Das Rudern, ein neuer Zweig der Gymnaſtik.

Von H. Wickenhagen.

(Abdruck verboten.)

Die beſten Ärzte in der Welt,
Trotz aller Neider, aller Haſſer,
Es ſind im Bunde treu geſellt:
Diät, Bewegung, Luft und Waſſer.

Rudern, ein neuer Zweig der Gymnaſtik? Faſt mag dieſe Behauptung befremden. Hat man denn nicht, ſolange Länder und Völker durch Flüſſe und Ozeane von einander geſchieden werden, der Waſſerfahrt obgelegen? — Gewiß, aber das Rudern zum Zwecke der Durchbildung geiſtiger und körperlicher Organe zu pflegen oder als Mittel zur Erholung nach der Arbeit zu benutzen, iſt ein Gedanke, der den früheren Jahrhunderten vollkommen fern liegt. So haben ſich die Völker des Altertums der Launenhaftigkeit des flüſſigen Elements nur inſoweit anvertraut, als es die unabweisbaren Lebensbedürfniſſe erheiſchten. Der Menſch verſuche die Götter nicht, galt den Alten als heiliges Gebot, und wenn ein Perſerkönig, auf ſeine irdiſche Allgewalt pochend, die Meereswogen peitſchen ließ, weil ſie ſeine Pläne durchkreuzt haben, ſo verfiel er mit Recht dem Spotte ſeiner Zeitgenoſſen. Selbſt die Griechen und Römer, bei denen die mannigfachſten Zweige der Gymnaſtik Beachtung fanden, bei denen das Schwimmen zur Normalerziehung und der Wettkampf zum Volkscharakter gehörte, haben ſich nie dazu entſchließen können, die Rennbahn mit der Waſſerbahn zu vertauſchen. Das Rudern war ihnen Sklavendienſt. Und welch freudenreiche Arbeit hätte ſich ihnen im ſonnigen Golfe von Salamis oder Neapel geboten! — Wie ſollte es aber auch anders ſein? Verläßt doch ſelbſt Poſeidon als Gründer nationaler Kämpfe ſein Herrſchergebiet und erſieht ſich den Iſthmus von Korinth als Sammelplatz der Wettſtreiter aus.

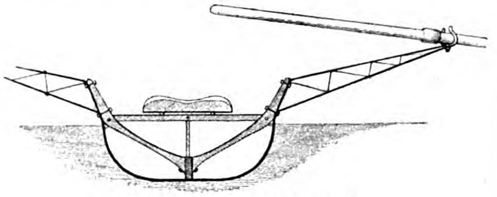


Fig. 1. Querſchnitt eines Auslegers.

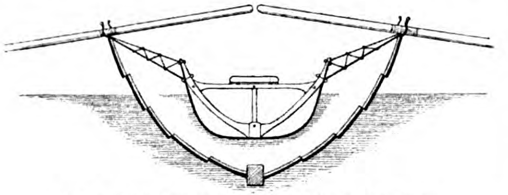


Fig. 2. Dollenboot und Ausleger mit gleicher Ruderlänge.

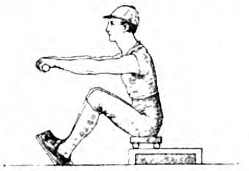


Fig. 5. Stellung beim Einſetzen des Riemens.

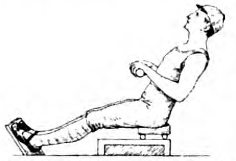


Fig. 6. Stellung nach dem Durchziehen des Riemens.

Auch den nachklaſſiſchen Jahrhunderten iſt der Waſſerſport unbekannt geblieben. Wohl weiß uns ein Johann Fiſchart in ſeinem „glückhaften Schiffe“ von einer kühnen, in einem Tage vollendeten Ruderfahrt der Züricher die Limmat und den Rhein abwärts nach Straßburg zu erzählen und hat ſeine Freude an dem unverdroſſenen Streben der Teilnehmer; aber dieſer Fall ſteht vereinzelt da. Die erſten Spuren des Rudervergnügens finden ſich wohl in Venedig während des XIV. Jahrhunderts. Hier hat auch das Wort „Regatta“ ſeine Heimat. Regatten, an denen ſich ſogar junge Mädchen beteiligten, wurden bei beſonderen Feſtlichkeiten veranſtaltet. Indeſſen hatten dieſe Vorführungen auf den Stadtkanälen mehr den Charakter eines Schauſpiels, als den einer in Form des Wettſtreits dokumentierten Kraft- und Geſchicklichkeitsprobe.

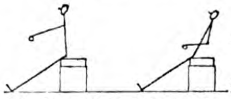


Fig. 7a. Körperhaltung im alten Boote.

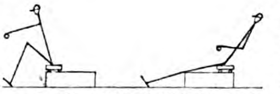


Fig. 7b. Körperhaltung im neuen Boote.

Im Bereiche der Gymnaſtik iſt dem Rudern erſt im Laufe der letzten Dezennien ein Platz zu teil geworden; in Deutſchland ſeit 1836. In dieſem Jahre wurde mit der Gründung des Hamburger Ruderklubs für dieſe neue Abart der Leibesübungen in unſerem Vaterlande die Grundlage geſchaffen. Die Anregung hierzu war aus England gekommen. Aber das Vorgehen der Hamburger fand zunächſt wenig Nachahmung. Jahrzehnte vergingen, ohne daß dem fremden Gaſte ſeitens des deutſchen Binnenländers Sympathieen entgegengebracht wurden. Die glorreichen Jahre von 1870 und 71 ließen neue Anſchauungen entſtehen. Mit der Erhöhung des Vaterlandes zu einer Weltmacht, mit der Erweiterung des deutſchen Küſtengebiets, der Gründung unſerer Marine und der Pflege der Koloniſation trat unſere Nation in die Reihe der ſeefahrenden. Neue Forderungen traten nun an Land und Volk heran und neue Beſtrebungen wurden durch ſie rege: ſeit 1870 iſt denn auch der Waſſerſport bei uns heimiſch geworden.

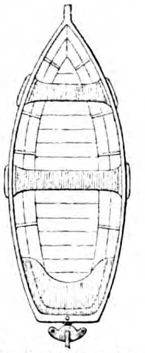


Fig. 3. Jolle von oben geſehen.

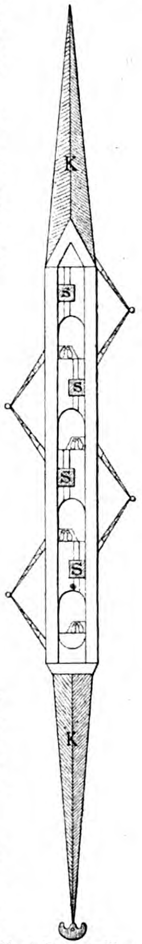


Fig. 4. Ausleger-Vierer von oben geſehen. S Rollſitze K Luftkäſten.

Zahlen mögen das Geſagte beweiſen. Unſer Vaterland hat jetzt im ganzen 179 Rudervereine mit über 15 000 Mitgliedern. Von den erſteren ſind in den 34 Jahren von 1836 bis 1870 nur acht entſtanden, nämlich vier in Hamburg, zwei in Frankfurt a. M., einer in Kiel, einer in Elbing. Von 1870 bis 1880 kam ein Zuwachs von 39 Vereinen; von 1880—1890 wurden 114 eröffnet und im Jahre 1891 18. Der neue Sport hat ſich allmählich der verſchiedenſten Stände und ſozialen Kreiſe zu bemächtigen gewußt. Neben der kaufmänniſchen und gewerblichen Jugend treten uns Ärzte, Juriſten, Profeſſoren, Beamte der verſchiedenſten Kategorieen in reicher Zahl unter den Ruderern entgegen. Bei der Armee, auf Univerſitäten und höheren Schulen hat ſich dies junge Gebiet der Gymnaſtik eingebürgert. In Ingolſtadt beſteht ein Offiziers-Ruderklub, in Kiel finden wir einen Marine-Regattaverein; in anderen Städten, wie Regensburg ꝛc. iſt Civil und Militär nebeneinander vertreten. Bonn hat den erſten ſtudentiſchen, Rendsburg den älteſten Gymnaſial-Ruderverein aufzuweiſen. Hier und da iſt das Rudern in engſte Verbrüderung mit dem Turnen getreten, ſo z. B. bei dem akademiſchen Turnverein von Breslau und auf dem Gymnaſium von Neuwied. — Mögen alſo immerhin einzelne Kreiſe das Emporkommen des „Fremdartigen“ ſkeptiſch betrachten, in der vielſeitigen Beachtung, welche der Sport gefunden, bekundet ſich doch der in ihm wohnende geſunde Kern. Unſer weitverzweigtes Flußnetz und der Seenreichtum der nördlichen Provinzen hat ihm den Zutritt zu allen Landesteilen eröffnet:

„Wo am Rhein die Rebe blüht,
Wo der Inn zur Donau zieht,
An der Elbe grünem Strand —
Überall ſind wir bekannt.
Waſſerfahrt und Ruderſport
Lebt und webt in Süd und Nord.“

läßt ſich ein ſangeskundiger Bootsmann vernehmen.

Rechenunterricht. Nach dem Gemälde von L. Kaufmann.

Man wird den Grund für dieſe eigenartige, aber gewiß erfreuliche Erſcheinung in dem Kulturleben unſeres Volkes zunächſt mit der politiſchen Umgeſtaltung des Vaterlandes, mit dem Ernſte, welchen die Regierung der Ausbildung einer tüchtigen Flottenmannſchaft widmet, mit den erhöhten Anſprüchen, wie ſie ein zu Waſſer und zu Lande mächtiges Reich an die Wehrkraft der Jugend ſtellen muß, zutreffend angeben, denn daß die deutſche Landratte zu beißen verſteht, hat die Kriegsgeſchichte dargethan; aber die Waſſerratte muß es gegebenen Falls ihr gleich thun. Indeſſen kann dies Moment nur die Verbreitung, weniger den Urſprung erklären. Bei dem letzteren haben noch andere Erſcheinungen mitgewirkt und zwar nicht zum geringſten die neuerdings vorgenommene Umgeſtaltung der Fahrzeuge zu gunſten gymnaſtiſcher Zwecke. Durch dieſelbe iſt der Wert des Betriebes ſo geſteigert, daß der Hygieiniker Niemeyer gewiß recht hat, wenn er dem Ruderſport einen pangymnaſtiſchen Charakter beilegt. Halten wir einmal Umſchau auf dem Gebiete der modernen Bootbautechnik.

Als Grundform aller Erzeugniſſe der Bootbauerei hat die Jolle zu gelten, das Fahrzeug, welches von jeher bei gewöhnlichen Vergnügungskahnfahrten Verwendung findet. Das Verhältnis der Länge zur Breite geſtaltet ſich zumeiſt wie 3:1. Um eine Steigerung der Laufgeſchwindigkeit ohne gleichzeitige Vermehrung des Kraftaufwandes zu erzielen, griff man zu zwei Mitteln: man erhöhte das Längenmaß und verminderte die Breite der Fahrzeuge; daneben ſuchte man ein möglichſt niedriges Gewicht zu erreichen. In der Verfolgung dieſer Ideen mußte indeſſen das Ruderlager ein Hemmnis bilden. Bei der Jolle und ihrer Verwandtſchaft hat das Ruder ſeinen Stützpunkt auf dem Bordrande des Bootes in einer eiſernen Gabel, „Dolle“ genannt. Durch die Auflageſtelle wird ja nun die Ruderſtange in zwei Hebel, einen kurzen mit dem Griffe und einen langen mit dem Blatte endigenden, geteilt. Da nun im Intereſſe bequemer Handhabung der Innenhebel in einem beſtimmten Verhältnis zum Außenhebel ſtehen muß, nämlich wie $1:2\frac{1}{2}$, und da naturgemäß erſterer in ſeiner Länge die Bootbreite nicht überragen darf, ſo leuchtet ein, daß eine Verminderung der letzteren auch eine Verkürzung der Ruder zur Folge haben muß. Zur Erlangung einer Maximalgeſchwindigkeit ſind aber möglichſt lange Riemen (ſo der fachmänniſche Ausdruck für Ruder) erforderlich. Hier galt es, eine techniſche Aufgabe zu löſen, und das geſchah dadurch, daß man die Abhängigkeit der Ruderlänge von der Bootbreite beſeitigte, und die Auflageſtelle von der Bordwand auf ein an derſelben angebrachtes eiſernes Geſtell verlegte (Fig. 1). Dieſe ſinnreiche Vorkehrung führte zur Herſtellung einer originellen Bootgattung, den ſogenannten „Auslegern“ (Outriggers); man gewann mit ihnen neben mancherlei weiter unten zu behandelnden Vorzügen Kraftersparnis und Geſchwindigkeitszunahme. Von nun an unterſcheidet man auf dem Gebiete der Bootsbautechnik zwei Gattungen von Fahrzeugen: Dollenboote und Ausleger (Fig. 1 und 4).

Ausleger baut man für eine bis acht Perſonen. Das Verhältnis der Länge zur Breite ſtellt ſich auf 20:1, ſo daß man zwiſchen dem modernen Outrigger und der Jolle kaum noch Ähnlichkeit zu entdecken vermag (Fig. 3 und 4). Der Gießener Rudertag vom 21. März 1887 hat die einzelnen den Sportzwecken dienenden Bootabarten mit techniſchen Benennungen verſehen.

Beim Bau der Auslegerboote wählt man im Intereſſe der Leichtigkeit dünne, zähe Ceder- und Mahagoniplatten oder auch ein Papierpräparat. Dabei geſteht man dem Inſaſſen nur ſo viel Platz zu, wie er zur Entwickelung ſeiner Thätigkeit braucht, und verwendet den Raumüberſchuß am Vorder- und Hinterteile des Fahrzeuges (Bug und Stern) zur Anbringung von Luftkäſten (Fig. 4), indem man dieſe Teile mit geölter Leinwand überzieht. Hierdurch wird ein Verſinken des Bootes ausgeſchloſſen. Damit ſchließlich die Muskulatur der unteren und oberen Extremitäten gleichmäßig zur Mitarbeit herangezogen werden kann, iſt man auf den glücklichen Gedanken verfallen, ſogenannte Roll- oder Gleitſitze an Stelle der feſten Ruderbank anzubringen: Der Körper des Ruderers ruht auf einem Brett, welches auf Rollen laufend jeder Vor- und Rückbewegung folgt und die Möglichkeit ſchafft, beim Einſetzen und Durchziehen des Riemens alle Vorteile auszunutzen. Durch dasſelbe wird dem Inſaſſen ein feſtfixierter Platz zugewieſen. Für die Unterbringung der Füße iſt ein Stemmbrett mit Lederriemen vorhanden.

So iſt durch Zweckmäßigkeit und Schönheit der Bootbau in wenig Jahrzehnten einer hohen Vollendung zugeführt worden. Mit ihr iſt der Ruderſport geſtiegen und veredelt, und in ſorgſamer Beobachtung der durch denſelben erwachſenden Vorteile iſt man dahin gekommen, den Körper in methodiſcher Form und nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen in Zucht zu nehmen. Man wird leicht begreifen, daß das Auslegerrennboot erheblich höhere Anſprüche an die Leiſtungsfähigkeit der Mannſchaft ſtellt, als die geräumige Jolle oder das Dollenboot. Überall treffen wir dort ſtrenge Abgrenzung in Raum und Bewegung; jede Willkür, jedes Sichlosmachen von den durch die ſinnreiche Konſtruktion des Fahrzeuges vorgeſchriebenen Geſetzen ſind ausgeſchloſſen, zumal da die Verbrüderung mit einem Element, das dem Beſonnenen ein freundliches Geſicht zeigt, den Waghalſigen drohend zur Ordnung ruft, vor Halbheit und Frivolität ſchützt. Wenn irgendwo, ſo gilt es hier, mit allen geiſtigen und körperlichen Kräften am Platze zu ſein — und das iſt der ethiſch und äſthetiſch hochbedeutſame Punkt, wo der Geiſt dieſes modernen Sports mit der antiken Gymnaſtik ſich berührt. Das Boot der Neuzeit iſt eine Schule der Aufmerkſamkeit, des Gehorſams und der Fügſamkeit. Der Steuermann iſt der Kopf, die Mannſchaft ſtellt die Glieder dar. Nur die exakte Beachtung der vom erſteren ausgehenden Anordnungen und Winke, nur die pünktliche und ſorgfältige Ausführung ſeiner Befehle bewahren das vielgliederige Weſen vor ſtörenden Schwankungen und ſichern ihm einen ſchlanken Lauf. Hier bewahrheitet ſich's, daß das wahre Leben aus der Kräfte ſchön vereintem Streben ſich erhebt; jede, auch die kleinſte, Begehungs- oder Unterlaſſungsſünde markiert ſich und kommt dem Schuldigen unverzüglich zum Bewußtſein. Auf keinem Gebiete der Gymnaſtik iſt Gehorſam, Zucht und Nüchternheit ſo durch den Charakter des Betriebes geboten, wie hier, auf keinem findet ſich der Ernſt ſo geſchwiſterlich vereint mit der Freude; und deshalb eignet ſich auch kein anderes in gleicher Weiſe zu einer Vorſchule für den Marinedienſt. Da aber, wo Geſetzmäßigkeit herrſcht, findet ſich auch Harmonie, und mit dieſer geht die Schönheit Hand in Hand. Indem der Ruderſport vollendete Bewegungen, Beherrſchung aller Gliedmaßen verlangt, iſt er eine Pflegeſtätte der Äſthetik und bildet nicht nur den Geſchmack, ſondern verſchafft auch dem Individuum durch die gleichmäßige Ausbildung aller Sehnen und Muskeln ein klaſſiſches Ebenmaß der Formen.

Das moderne Boot fordert von allen Körperteilen ſeinen Tribut. Gibt der Steuermann das Zeichen zur Abfahrt, dann verwandelt ſich der ganze Leib von der Sohle bis zum Scheitel in lebendige Kraft. Der Rollſitz ermöglicht ein lebhaftes Vorwärtsbeugen des Körpers in einer lotrechten, dem Kiel parallelen Fläche; die Kniee beugen ſich und nehmen mit der geſamten Muskelmaſſe an der Arbeit teil; die Arme ſind ſtraff nach vorn geſtreckt (Fig. 5). Es vollzieht ſich in einem Moment eine Arm-, Rumpf- und Kniebewegung. Die Riemen ſind inzwiſchen eingeſetzt. Während das Blatt die Waſſerfläche durchzieht, gehen Kniee und Rumpf unter kräftigem Drucke der Füße auf das Stemmbrett in die Streckſtellung über; die Arme dagegen in die Beuge; Bauch-, Rücken und Nackenmuskeln treten in ſchwellender Rundung hervor; die Handgelenke haben durch Heben und Senken die Stellung des Ruderbrettes zur Waſſerfläche zu beſtimmen (Fig. 7 a u. 7 b). Daß ein ſo mannigfach zuſammengeſetztes Exerzitium, bei dem überdies Akkurateſſe unerläßlich iſt, eine ſorgſame, mit Geduld und Ausdauer geübte Schulung verlangt, dürfte begreiflich erſcheinen; zumal wenn man bedenkt, daß die Einzelleiſtung bei normaler Fahrt ſich etwa 30 Male, bei der Regatta ſogar bis 42 Male in der Minute wiederholt, daß alſo zu einer Bahn von nur fünf Minuten 150—200 Knie- Rumpf- 2c. beugen erforderlich ſind. Der Laie, welcher das Rennboot mit eleganter Leichtigkeit durch die Waſſerfläche ſchneiden ſieht, hat nur ſelten eine Vorſtellung von der techniſchen Fertigkeit, dem Kraftaufwande und der Selbſtüberwindung der Inſaſſen.

Willſt du's kennen lernen? Nun ſo wage einen Verſuch zu einer kurzen Probefahrt; du führſt ja gewiß das Ruder nicht zum erſtenmal. Das Kommando ertönt; wie ein Pfeil ſchießt das Fahrzeug, von den gleichmäßigen Ruderſchlägen angetrieben, durch die Wellen. Noch geht dir's gut; doch wehe: deine Kraft ſchwindet; wärſt du allein, würdeſt du im Gefühl äußerſter Erſchöpfung die Arbeit unterbrechen; — hier haſt du Pflichten gegen Steuermann und Kameradſchaft und — entdeckſt in dir eine ungeahnte Zähigkeit. Mächtig wogt die Bruſt, als ob ſie ſpringen wollte; beruhige dich, für deine Lungen iſt die reine Waſſerluft heilſam. Perlend dringt der Schweiß aus allen Poren. Endlich ertönt das erlöſende „Halt.“ Du glaubſt eine Rieſenarbeit verrichtet zu haben und ſiehe — noch nicht zehn Minuten haſt du das Ruder geführt!

Die Sondervorzüge des modernen Sportbootes beruhen alſo kurz in folgendem: Es zwingt zu einer korrekten Körperhaltung und zu exakten Bewegungen. — Es zieht die geſamte Muskulatur des Leibes gleichmäßig zur Mitarbeit heran. — Es ſtellt beſonders hohe Anforderungen an Aufmerkſamkeit, Gehorſam und Ausdauer.

Ein Dichterwort ſagt:

> Zur Arbeit iſt der Menſch ſo von Natur beſtimmt,
> Daß er ſelbſt Arbeit zum Vergnügen übernimmt.

Wenn irgendwo, ſo beſtätigt ſich dies beim Ruderer, der nach des Berufs Geſchäften ſeine abendliche Erholung und Freude in anſpannender Muskelübung findet. So muß es ſein! Unrecht thut der, welcher von ſpießbürgerlichen Anſchauungen geleitet mit Geringſchätzung auf eine ſolche Erſcheinung der Neuzeit herabblickt. Manche wollen wohl auch beobachtet haben, daß das Rudern zur Leidenſchaft werde, zum Sport in des Wortes übelſter Bedeutung. Gewiß muß hier, wie allenthalben, das rechte Maß getroffen werden. Nichts zu viel, aber auch nichts zu wenig! treu der bibliſchen Mahnung: „Was dir zu thun vorkommt, thue friſch. Der Menſch hat nichts unter der Sonne, als daß er guten Muts ſei und fröhlich bei ſeiner Arbeit; denn das iſt ſein Teil.“

Geh früh ans Werk, getroſt und friſch,
Dann gibt es wenig Reſte.
Vom Tag iſt wie von manchem Fiſch
Das Vorderſtück das beſte.
J. Trojan.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Wenn dies Blatt in die Hände unſerer Leſer kommt, iſt die ſchöne Roſenzeit vorübergerauſcht. Möge ihnen das anmutige Bild „Unter Roſen“ von Albert Aublet eine frohe Erinnerung an die duftenden Blüten des Sommers ſein.

Recht zur Jahreszeit paßt Kohnerts treffliche „Herbſtſtimmung,“ ein fein empfundenes Landſchaftsbild von eigenem Reiz. Wer ſelbſt einmal auf ſchmalem Boot die vielverſchlungenen Spreewaldgewäſſer durchkreuzte, wird der ſcharfen Beobachtung der Natur ſeitens des Künſtlers ſeine Anerkennung nicht verſagen.

Ein Stück jüdiſchen Familienlebens führt uns L. Kaufmann vor. Iſaak iſt ſoeben von einem Streifzug über Land zurückgekommen, ein Teil der erworbenen Schätze liegt noch neben dem Tiſch, an welchem er ſeinem teuren Sprößling „Rechenunterricht“ erteilt. Was wohl die Kreidezahlen auf der Tiſchplatte enthalten mögen? Scholim lächelt verſchmitzt, er hat Verſtändnis für die Enthüllungen des weltweiſen Alten über die Kunſt des Profitchens. Hoffentlich endigt die „Rechenſtunde“ mit dem Satz: „Ehrlich währt am längſten!“ — Wer kann's freilich wiſſen?

Landwirtſchaft.

Die Freunde des edlen Ungarweins werden betrübt ſein, zu hören, das die Reblaus, nachdem ſie bereits dem Ofener Adlersberger faſt völlig ein Ende gemacht, in der Hegyala, dem Lande des Tokayers, einen verheerenden Feldzug eröffnet hat. Große bisher überaus ergiebige Gebiete werden in dieſem Jahre kaum eine Leſe haben, in anderen ſind die Trauben verkümmert. Alle Gegenmaßregeln blieben bisher erfolglos, und ſo ſcheint der König der Weine, wie die Ungarn ihren Tokayer mit Stolz nannten, zum Schaden aller ſeiner Verehrer, beſonders aber der Rekonvaleszenten, endgültig auf der Ausſterbeetat geſetzt.

Als ein faſt unfehlbares Mittel gegen den falſchen Mehltau der Weinrebe, gegen die Kartoffel- und Rübenkrankheit, ſowie gegen den Brand bei Obſtbäumen wird neuerdings das Kupfervitriol-Speckſtein-Mehl empfohlen, welches die Firma Dittrich & Kellner in Schönberg-Vogtland in den Handel brachte. Das Mittel ſoll überhaupt gegen ſchädliche Inſekten aller Art von vortrefflicher Wirkung ſein.

Hygieiniſches.

Halviva iſt der Name eines indiſchen Fiebermittels, das neuzeitlich von engliſchen Aerzten als ſtärkende und belebende Arznei geprieſen wird, die in mehr als einer Beziehung das Chinin übertreffen ſoll. Die Pflanze, welche von den Eingeborenen Kreat genannt und in Form eines Aufguſſes verwandt wird, der jeden zweiten Tag friſch zu bereiten iſt, übt nicht die ſchädlichen Nebenwirkungen des Chinins aus, ſie verurſacht weder Ohrenſauſen, noch Kopfſchmerz, nervöſe Erſchöpfung und Reizbarkeit wie dieſes. Gegen Malaria ſoll ſich Halviva beſſer bewähren als irgend eins der bis jetzt bekannten Fiebermittel. Iſt dies wirklich der Fall, ſo wäre viel gewonnen, denn in manchen tropiſchen Gegenden, namentlich Afrikas, macht das Sumpf- oder Erdfieber dem Weißen die Anſiedelung geradezu unmöglich. Könnte die indiſche Pflanze Abhilfe ſchaffen, würden durch ſie viele Kolonien im Werte ſteigen. Es iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß Halviva nur in den Spalten einiger fachwiſſenſchaftlicher Zeitungen aufgeſchoſſen iſt, um durch die „Entdeckung eines neuen Fiebermittels“ die Chininpreiſe zu beeinfluſſen, denn kein Erzeugnis unterliegt auf dem engliſchen Markte einer ſo wüſten Spekulation wie das Chinin.

Um kleinere chirurgiſche Eingriffe ſchmerzlos zu machen, wurden neuerdings ſehr verſchiedene Methoden vorgeſchlagen, bei deren Erprobung, wie die Deutſche Mediz. Zeitung berichtet, eine höchſt merkwürdige Thatſache beobachtet wurde. Spritzt man nämlich mit der ſog. Pravazſchen Spritze einfaches, deſtilliertes Waſſer unter die Haut, was völlig ſchmerzlos iſt, ſo entſteht ſofort eine kleine Schwellung. In deren Bereich aber iſt für einige Minuten jede Empfindung ſo vollſtändig aufgehoben, daß Einſchnitte in die Haut ohne den geringſten Schmerz ausgeführt werden können. Das Verfahren zeichnet ſich jedenfalls durch überraſchende Einfachheit aus.

An Stelle Prof. Robert Kochs, der die Leitung des neu erbauten Inſtitutes für Infektionskrankheiten übernimmt, iſt nunmehr Prof. Dr. Max Rubner, Direktor des hygieiniſchen Inſtituts in Marburg, auf den Lehrſtuhl der Hygieine an der Berliner Univerſität berufen worden. Rubner iſt 1854 in München geboren, hat dort und in Leipzig ſtudiert, ſich hernach dem ſpeziellen Studium der Phyſiologie gewidmet und eine große Reihe von Unterſuchungen zur Aufklärung der Stoffwechſel- und Ernährungsverhältniſſe des geſunden, normalen Menſchen veröffentlicht.

Erdkunde.

Seit einigen Jahren iſt Rußland ſtark in die Reihe der queckſilberproduzierenden Länder eingetreten. Es ſind vor allem die Werke von Bakmukt, dann aber auch von Saigewa an der Aſow-Eiſenbahn, welche ſich als lohnend erwieſen. Die Lager zeigen drei Schichten queckſilberführender Erze, deren Geſamtmenge auf 12 Millionen Pud (1 Pud = 20 Kilogramm) geſchätzt wird.

Einen roſenfarbenen See beſitzt die Halbinſel Mangkiſchlak im Kaſpiſchen Meere. Dieſer eigenartige See, welcher etwa 500 Meter im Durchmeſſer hat und kreisrund iſt, zeigt zwiſchen den von ausſcheidendem Salz blendend weißen Ufern ein Waſſer, deſſen Färbung zwiſchen roſenrot und violett ſchwankt und das dabei einen ausgeſprochenen Veilchenduft ausſtrömt. Die Färbung ſoll durch gewiſſe Tangarten hervorgerufen werden.

Technik.

Die Bedeutung der Elektrotechnik in der Berliner Induſtrie ergibt ſich aus einem Bericht des Geh. Regierungsrats Werner Siemens an das Älteſtenkollegium der Berliner Kaufmannſchaft. Im vergangenen Jahre ſind bei elektrotechniſchen Firmen Berlins etwa 6000 Arbeiter (gegen 4000 im Vorjahre) beſchäftigt geweſen. Der Bau der Dynamomaſchine iſt von der Klein- zur Großmechanik übergegangen und bildet gegenwärtig einen Zweig des Großmaſchinenbaues. Die elektriſche Beleuchtung hat ſich kräftig entwickelt. Berlin iſt augenblicklich die elektriſch beſtbeleuchtete Stadt Europas. Mit der allgemeineren Verwendung der Akkumulatoren werden der Elektrizität neue wichtige Gebiete der techniſchen Anwendung eröffnet. Telegraphie und Telephonie haben erfreuliche Fortſchritte gemacht. Berlin hat jetzt wohl das größte Telephonnetz der Welt. Dieſem erfreulichen Bilde gegenüber klagt Geheimrat Siemens über den völligen Stillſtand in der Entwickelung der elektriſchen Bahnen. Berlin, die Geburtsſtätte der elektriſchen Bahnen, und mit ihm das ganze Deutſche Reich, hat ſich noch nicht über die erſten Verſuchsbahnen der Firma Siemens & Halske bei Lichterfelde und Frankfurt a. M. hinaufgeſchwungen.

Der Elektriker H. Maxim in Crayford in England baut gegenwärtig an einem Luftſchiff, welches durch eine Schraube, die 2500 Drehungen in der Minute macht, getrieben werden ſoll. Den Motor bildet eine 1800 Pfd. wiegende Petroleum-Kondenſationsmaſchine. Der Ballon mißt 110 Fuß in der Länge und 40 Fuß in der Breite. Das geſamte Luftſchiff wird ungefähr 18 000 Pfd. wiegen. Es iſt zur Aufnahme von Fahrgäſten eingerichtet und kann 20—24 000 Pfd. Güter an Bord nehmen.

Vereinsweſen.

Die Delegiertenverſammlung des Verbandes deutſcher Architekten- und Ingenieurvereine, welche im Auguſt in Nürnberg tagte, nahm durch eine beſondere Erklärung zur Schulreformfrage Stellung. Dieſelbe gipfelt u. a. in dem Satze: Das zeitgemäß ausgeſtattete humaniſtiſche Gymnaſium und das Realgymnaſium gewähren die Sicherheit für die Erzielung einer möglichſt vollkommenen allgemeinen Bildung und bieten zugleich eine zweckmäßige Vorbildung für das Studium auf der techniſchen Hochſchule. Eine Erſchwerung des Übergangs vom Gymnaſium zur techniſchen Hochſchule iſt deshalb unter allen Umſtänden zu vermeiden. Die Kenntnis des Lateiniſchen iſt für den akademiſch gebildeten Techniker im allgemeinen und den Baubeamten im beſonderen zur Zeit als unentbehrlich zu bezeichnen.

Ausſtellungsweſen.

Den 300jährigen Gedenktag der Erfindung des Mikroſkops feierte man in Antwerpen im Auguſt durch eine internationale mikroſkopiſche Ausſtellung, welche ein umfaſſendes Bild der Entwickelung und aller Anwendungsarten des wichtigen Inſtruments gab.

Verkehrsweſen.

Die preußiſchen Staatsbahnen beabſichtigen, die Dampfheizung auf ſämtlichen Hauptlinien einzuführen, und laſſen eifrig an der Umänderung der Perſonenwagen arbeiten. Die Dampfheizung hat außer der Billigkeit noch den Vorteil, daß ſie bei einem etwa eintretenden Unfall gefahrlos iſt.

Der Verbilligung der Fahrpreiſe im Lokalverkehr ſprachen wir neulich in unſerem Artikel „Arbeiterheim“ das Wort. Früher, als erwartet, tritt dieſelbe ins Leben: vom 1. Oktober d. J. ab nämlich für die Vororte Berlins und zwar in recht ausgiebiger, die bisherigen Fahrpreiſe zum Teil auf die Hälfte herabmindernder Weiſe. Hoffentlich wird die Neuerung recht bald auch auf die Umgebung anderer Großſtädte ausgedehnt.

Sport.

Im Jahre 1890 ſind in Norwegen erlegt worden: 61 Bären, 30 Wölfe, 49 Luchſe, 47 Vielfraße, 6016 Füchſe, 739 Adler und 4339 Hühnerhabichte. Die Bären kommen noch am zahlreichſten in den Ämtern Nordland, Buskerud, Bratsberg und Nord-Drontheim vor, die Wölfe in Finnmarken, Nord-Drontheim und Nordland, die Luchſe in Buskerud und die Vielfraße beſonders in Finnmarken.

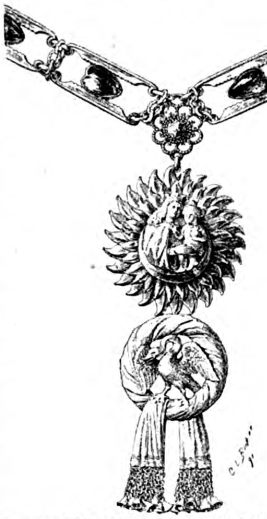
Preisausſchreiben.

Die Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna ſchreibt als Aldinipreis eine goldene Denkmünze im Werte von 1000 Lire für den Verfaſſer derjenigen Abhandlung aus, welche, auf ſichere Daten der Chemie oder Phyſik oder angewandten Mechanik geſtützt, neue und wirkſame praktiſche Syſteme oder neue Apparate zur Verhütung oder Löſchung von Bränden angeben wird. Die Arbeiten, in italieniſcher, franzöſiſcher oder lateiniſcher Sprache abgefaßt, können Manuſkripte (mit verſchloſſenem Namen und Motto verſehen) oder Druckſachen ſein, welche zwiſchen dem 11. Mai 1890 und dem 10. Mai 1892 bereits publiziert ſind. Die Bewerbungen müſſen als Konkurrenzſchriften für obigen Preis bezeichnet ſein und ſind bis 10. Mai 1892 unter folgender Adreſſe einzuſenden: Al Segretario della R. Accademia delle Ssienze dell' Istituto di Bologna.

Der preußiſche Schwanenorden.

Es iſt der älteſte aller preußiſch-brandenburgiſchen Orden, den wir nebenſtehend in einer Nachbildung des einzigen vorhandenen, im Hohenzollernmuſeum aufbewahrten Exemplars wiedergeben. Kurfürſt Friedrich II ſtiftete denſelben im Jahre 1440 und verlieh ihn, meiſt durch ſeine Gemahlin, an ſolche Edelleute, welche an ſeinen Hof kamen und den feineren, dort gepflegten Sitten, wie echter Ritterlichkeit den Vorzug vor ihrer bisherigen häufig rohen Lebensführung gaben. Im Laufe der Zeit ſchlief der Orden ein, und erſt Friedrich Wilhelm IV, deſſen romantiſcher Sinnesart ſeine Bedeutung wohl beſonders zuſagte, erneuerte ihn im Jahre 1844. Der wiederbelebte Schwanenorden ſollte nach dem Willen des Königs ein gemeinſchaftliches Band, einen leitenden und anregenden Mittelpunkt für alle Geſellſchaften und Vereinigungen zu mildthätigen Zwecken, welche in Preußen beſtanden, bilden. In dieſer Geſtalt blühte der Orden mehrere Jahre hindurch, gegenwärtig iſt er aber wieder der Vergeſſenheit anheim gefallen und wird nicht mehr verliehen.

Der Orden beſteht aus der Kette und dem Ordensſymbol. Erſtere wird aus einzelnen Gliedern gebildet, von denen jedes eine Art Folterinſtrument (premtze genannt), ein Herz zuſammenpreſſend, darſtellt. Das Ordensſymbol war der, die Reinheit des Herzens und zugleich eine Mahnung an den Tod verſinnbildlichende Schwan; denſelben umgibt eine weiße Decke, von welcher zehn Kettchen mit Glocken, an die Wachſamkeit gemahnend, herabhängen. Zwiſchen Kette und Schwan war das Bild Mariae mit dem Jeſuskinde eingeſchaltet.



Der preußiſche Schwanenorden. Nach dem einzig vorhandenen Exemp. des Hohenzollern-Muſeums zu Berlin.

Kleine Zeitung.

Das billigſte Briefporto beſitzt wohl Japan. Dort koſtet die Beförderung eines Briefes im inländiſchen Verkehr nur 2 Sen oder etwa einen halben Pfennig. Dies iſt um ſo erſtaunlicher, als das Eiſenbahnnetz bisher eine nur geringe Ausdehnung beſitzt und die Poſt meiſt durch Fußboten befördert wird.

Einen intereſſanten Fund hat jüngſt Prof. L. Braun-München gethan, während er in und um Lützen Studien zu einem größeren Gemälde machte. Er entdeckte nämlich den Altar, auf welchem des gefallenen Königs Guſtav Adolf Leiche, nachdem ſie in der Nacht auf dem Schlachtfelde wiedergefunden worden, niedergelegt und ausgekleidet wurde, ſowie ſo lange verblieb, bis man ſie nach Weißenfels überführte. Von letztgenanntem Orte wurde ſie ſpäter bekanntlich nach Wolgaſt und dann durch eine ſchwediſche Flotte in die Heimat gebracht. Der Altar ſoll von beſonders ſchöner Arbeit in gotiſchem Stil und ſeine Echtheit außer allem Zweifel ſein. Der Altar iſt der Swea-Leibgarde in Stockholm für deren neue Kirche um den Preis von 12000 Mark angeboten worden. Die Swea-Leibgarde, ehemals die gelbe Brigade, ein altberühmtes ſchwediſches Regiment, war in der Schlacht bei Lützen hervorragend beteiligt.

Die Anlage von Kapitalien in geographiſcher und ethnographiſcher Beziehung behandelt der franzöſiſche Geograph G. Martin in einer Mitteilung an die Pariſer geographiſche Geſellſchaft. Danach verborgen die Franzoſen ihre Kapitalien meiſtens in Europa; die Engländer geben der ganzen Welt Kredit; die Deutſchen legen ihre Kapitalien auswärts an, namentlich in Öſterreich, Rußland und den Vereinigten Staaten. Die größten Borger ſind nach Martin die Nordamerikaner, welche an Eurova jährlich 500 bis 550 Millionen Frcs. Zinſen zahlen. Kreditgebende Länder ſind nur Frankreich, England, Deutſchland, Holland, Belgien und die Schweiz, welche die geographiſche Gruppe bilden, mit deren Geld die übrigen Länder arbeiten.

In unſerer Spielecke.

1. Magiſches Kreuz.

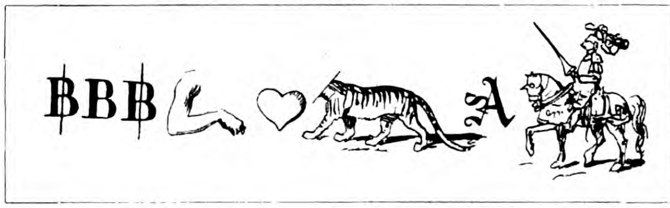
			a	a	a			
			a	a	a			
			a	a	a			
a	d	d	d	d	e	e	e	e
g	g	i	i	k	k	l	l	m
m	n	n	n	n	n	n	ö	r
			r	r	s			
			s	u	u			
			x	z	z			

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bezeichnen: 1. Den Vornamen eines berühmten Phyſikers, 2. eine Stadt in Rußland, 3. einen Vogel.

2. Zahlenrätſel.

1 2 3 4 5 5 6 7
Zeichen ſeht ihr hier geſchrieben.
Wollt' ihr Deutſchlands Karte fragen,
Wird ſie euch die Antwort ſagen.
Niemand iſt gern 2 6 3.
An dem Maſt iſt 6 2 2.
3 5 5 6 tief und weit.
7 6 2 3 Herzeleid.
7 6 2 4 dem Müden
Bringt erſehnte Ruh und Frieden.
2 7 6 2 3 iſt Stadt.
2 2 6 zwei Flügel hat.
6 5 1 5 giebt den Wein.
7 5 6 macht Schmerz und Pein.
Und 5 7 5 6 als Fluß
Iſt des ganzen Rätſels Schluß.

Bilderrätſel.



3. Fünfſilbige Scharade.

Die Erſte wohl an jedem Tag
Man hören oder ſprechen mag,
Ob drohend ſie, ob fragend klingt,
Ob bloßer Neugier ſie entſpringt,
Ob wicht'gen Aufſchluß ſie bezweckt,
Ob Ernſt, ob Scherz dahinter ſteckt.
Wenn Forſchungstrieb und Reiſeluſt
Sich mächtig regen in der Bruſt,
Kann man nach Mühſal und Gefahr
Erſchau'n das nächſte naſſe Paar,
Und findet dort ſchon eine Spur
Von europäiſcher Kultur.
Der Letzten edler hoher Schwung
Entſtrömt oft der Begeiſterung
Für Vaterland und Religion,
Für Heldenſinn, für Volk und Thron,
Für Glück und Frieden, Tod und Krieg,
Unſterblichkeit und Ruhm und Sieg.
Das Ganze iſt gar wohl bekannt
Als ſchöner Fleck im deutſchen Land,
Von dem in alter Ritterzeit
Sich ſchon den edlen Namen leiht
Ein ſtolz Geſchlecht, das jetzt noch blüht,
Geliebt und hochverehrt ſich ſieht.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

1. Buchſtabenumſtellung.

P	A	L	E	R	M	O
a	n	i	m	e	i	l
r	d	s	d	g	n	i
m	e	s	e	a	o	v
a	n	a	n	l	s	e

Stellt man die Buchſtaben der vier unteren Reihen um, ſo entſteht: Mailand, Meſſina, Venedig, Salerno.

2. Rätſel. Gefallen.

3. Anagramm.

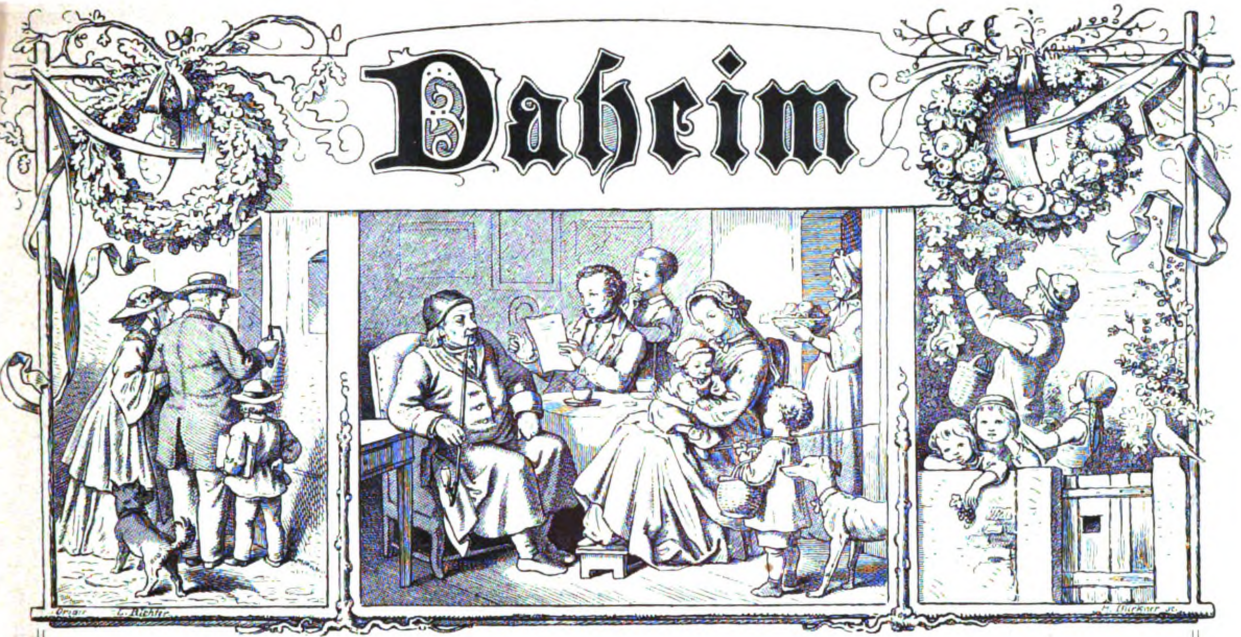
Orleans — Salerno — Arolſen.

4. Arithmetiſche Aufgabe.

In Theodor Körners Gedicht „Gebet während der Schlacht“ beträgt die Anzahl der Strophen 6, die der Verszeilen 30, die der Wörter 166.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Fortſ. — Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen Hellmuth von Moltke. Von Hanns von Zobeltitz. — Herbſtklage Gedicht von H. B. — Noch einmal der ohne Arme geborene Künſtler vor 300 Jahren. Von Otto Felſing. — Das Rudern, ein neuer Zweig der Gymnaſtik. Von H. Wickenhagen. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Unter Roſen von Albert Aublet, Herbſtdämmerung von H. Kohnert, Rechenunterricht von L. Kaufmann. — Landwirtſchaft. — Hygieiniſches. — Erdkunde. — Technik. — Vereinsweſen. — Ausſtellungsweſen. — Verkehrsweſen. — Sport. — Preisausſchreiben. — Der preußiſche Schwanenorden. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. September 1891. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1890 bis dahin 1891. 1891. No. 52.

Graf W. 62.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ich? Ich beurteile Sie hart?“ Ferenzi war aufgeſprungen. „Sehen Sie mich nicht ſo an, Gräfin! Ich beurteile Sie nicht hart, ich kenne all das Gute, Edle und Große, das in Ihrer Seele ſchlummert und das noch nicht ganz von all dem egoiſtiſchen Unkraut der ſogenannten großen Welt überwuchert iſt. Aber ich weiß auch, Sie werden unglücklich werden, weil Sie eben ſind, wie Sie ſind, oder Sie werden all das Gute, was in Ihnen leben möchte, in dem Bemühen erſticken, ein Schablonenmenſch zu werden, wie die übrigen.“

„Herr Ferenzi!“

„Ja, rufen Sie mich nur zur Ordnung, ſehen Sie mich nur entſetzt an mit Ihren Augen, die mich wahnſinnig machen könnten, wenn Sie wollten. Aber Sie wollen nicht, o, ich weiß es wohl. Der Engel in Ihnen hat Mitleid für mich, aber die vornehme Dame zuckt die Achſeln: ‚was ſoll mir der Maler!‘ Ja, ich kenne Ihre Gedanken, aber Sie ſollen auch einmal die meinen kennen, Sie ſollen wiſſen, daß ich wie verzaubert bin, daß ich gegen dieſen Zauber gekämpft habe und daß ich ihm doch unterliege! Und ob Ihre Lippen hochmütig zucken, ob Ihre Augen mich mit einem freundlichen Blick begnaden — ich liebe Sie, liebe Sie wie ein Wahnſinniger.“

Wanda hatte ſich erhoben, wie abwehrend ſtreckte ſie die Hände gegen ihn aus, der mit flammenden Blicken ihr gegenüber ſtand. Er machte eine haſtige Bewegung, als wollte er ſie an ſich reißen.

„Denken Sie an Ihre Mutter!“ rief ſie ihm entgegen.

Da bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen, ſtand einen Augenblick noch ſchwankend vor ihr, dann wandte er ſich ab und verließ den Saal wortlos, ohne zurückzublicken. Blaß, mit klopfendem Herzen blieb Wanda vor dem Kamin ſtehen. Im nächſten Augenblick trat Fred in den Salon.

„Was iſt das?“ fragte er, „du biſt noch wach, und vor der Thür ſtürmt Ferenzi an mir vorüber, ohne auf meine Frage zu antworten. Es iſt zwei Uhr nachts.“

Es lag etwas Herausforderndes, faſt Drohendes in ſeinem Ton, das Wanda in dieſem Augenblick reizte und empörte.

„Ja, es iſt zwei Uhr nachts,“ wiederholte ſie, „Zeit für dich wie für mich, zur Ruhe zu gehen.“

Sein Geſicht rötete ſich, er blickte ſie faſt feindſelig an.

„Was war es mit Ferenzi?“

Sie erwiderte den Blick ſcharf und hart, wie er ſie getroffen hatte. Aller Schmerz und ſtummer Groll, den ſie ſeit Wochen und Monaten in ſich verſchloſſen hatte, erfüllte ihre Seele in dieſem Augenblick, wo Fred in herriſchem Ton eine Rechenſchaft von ihr zu fordern ſchien. Ein ſtummer Blick, wie er ihn noch nie in den Augen ſeiner Frau geſehen, antwortete ihm, aber er war nicht in der Stimmung, Blicke zu verſtehen.

„Was war es? Was gab es zwiſchen dir und Ferenzi?“ wiederholte er, dicht vor ſie hintretend. Und nun drängte es ſich über ihre Lippen, all das, was ſie bisher kaum zu denken gewagt und wozu ſie noch weniger Worte gefunden hatte.

„Nicht du haſt ein Recht zu fragen, der du ſeit Wochen, ſeit Monaten keine Stunde mehr Zeit für deine Frau fandeſt. Abſtehlen mußte ich mir die Gelegenheiten, um mich über alltägliche Fragen mit dir zu verſtändigen — was in meiner Seele, in meinem Herzen vorgeht, danach haſt du nie gefragt!“

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, ſein erhitztes Geſicht wurde blaß, ſeine blauen Augen blitzten ihr dunkel und drohend entgegen.

„Wanda, was ſoll das?“

Sie war viel zu erregt, um jetzt innezuhalten.

„Es ſoll Klarheit zwiſchen dir und mir bringen, es ſoll dir ſagen, daß ich den geſchäftigen Müßiggang, zu dem du mich verurteilſt und in dem du dahin lebſt, verabſcheue.“

„Haſt du das von dem Farbenkleckſer, dem Ferenzi?“

„Was ich und Ferenzi zuſammen geſprochen haben, das iſt meine Sache und nicht die deine.“

„Das iſt meine Sache, und ich wünſche jetzt zu wiſſen, was iſt zwiſchen dir und ihm geſprochen worden?“

Sie kreuzte die Arme über der Bruſt und ſah ihn ſchweigend und finſter an.

Er ergriff eine ihrer Hände und preßte ſie zwiſchen ſeinen Fingern.

„Was iſt zwiſchen euch geſprochen worden, jetzt, in dieſer Stunde?“

„Laß meine Hand los, du thuſt mir weh!“

„Wanda! Ich will die Wahrheit, die volle Wahrheit.“

„Die habe ich dir geſagt! Ich bin unglücklich in den tadelloſen Handſchuhen, die du mir angepreßt haſt, das iſt die Wahrheit!“

„Und Ferenzi?“

„Ferenzi beſitzt meine volle Teilnahme.“

„Und er — er liebt dich?“ Fred ziſchte die Frage gepreßt zwiſchen den Zähnen hindurch.

„Danach haſt du kein Recht zu fragen, du biſt nicht ſein Vormund. Ich aber, ich liebe ihn nicht, aber ich ſchätze ihn und ...“

„Und ich werde verhindern, daß du ihn vielleicht auch noch lieben lernſt, dieſen Unverſchämten, der es gewagt hat dir zu ſagen —“ Er ſchritt der Thür zu.

„Fred!“

„O, das Übrige ſpielt ſich zwiſchen Ferenzi und mir ab!“

Sie ſtürzte ihm nach. „Nein, Fred, das iſt Wahnſinn, du darfſt nicht!“

Er ſtieß ſie zurück, und ein Wort, das ſie beleidigte und beſchimpfte, klang an ihr Ohr.

Wie gelähmt ſanken ihre ausgeſtreckten Arme herab. Sie ſtarrte die Thür an, die ſich hinter ihm geſchloſſen hatte und lauſchte ſeinen verhallenden Schritten. Eine grenzenloſe Angſt überkam ſie. Dann ermannte ſie ſich, öffnete die Thür und eilte den Korridor hinab. Da kam Fred aus Ferenzis Zimmer. Er ließ die Thür hinter ſich offen; eine Lampe brannte drinnen, das Zimmer war leer.

„O, ängſtige dich nur nicht um ihn, er iſt ausgeflogen, der ſaubere Vogel!“

„Fred, ich bin keine Pflichtvergeſſene!“

Er lachte kurz auf und ſchritt an ihr vorüber, in ſein Zimmer, deſſen Thür er hinter ſich ſchloß.

Wanda blickte ihm nach. In dieſem Augenblick haßte ſie Fred. Sie drückt die Hände feſt ineinander, und ein Schauder durchrieſelte ſie, als ſie den Ring an ihrem Finger fühlte.

„Mein Talisman! O, dahin, dahin —“

Im Schimmer der Lampe, die im Korridor brannte, blitzte der Stein des Ringes wie eine Thräne auf ihrer Hand.

Da klang ein ſchlürfender Schritt von der anderen Seite des Korridors herüber.

Wanda blickte auf.

„Sie ſind es, Anna, was gibt es?“

„Edmundchen kann nicht ſchlafen, Frau Gräfin, er hat einen heißen Kopf, und da wollte ich friſches Waſſer für ihn holen.“

„So gehen Sie!“

Sie trat in das Zimmer ihres Söhnchens und beugte ſich über das Bett des Kleinen, der mit gerötetem Geſicht und offenbar fiebernd dalag.

„Ich werde hier bleiben,“ erklärte Wanda, als die Wärterin zurückkehrte.

„Ach, das iſt ja nicht nötig, Frau Gräfin, es ſind nur die Zähnchen, die ihm zu ſchaffen machen, und mit kalten Umſchlägen auf den Kopf —“

„Schon gut, Anna, wir werden die Umſchläge abwechſelnd machen. Ich lege mich hier auf die Chaiſelongue. Sie können jetzt ein wenig ſchlafen, ich wecke Sie ſchon, wenn's nötig iſt.“

Nichts regte ſich im Hauſe, nur das unruhige Atmen des fiebernden Kindes klang an Wandas Ohr. In dem Halbdunkel des Zimmers nahmen die Schatten geſpenſtige Formen an und ſchienen ſich wie drohend ausgeſtreckte Hände gegen Wanda zu erheben. Und vor ihrer Seele wuchs auch das Leid, das ſie erfahren hatte, zu rieſenhafter Größe an und verfinſterte Gegenwart und Zukunft hoffnungslos, rettungslos.

Der Kleine fing an leiſe zu weinen, Wanda beruhigte ihn. Dann verſank ſie wieder in ihre finſtere Träumerei.

„Wenn das Kind ſtirbt, zerreißt das letzte Band zwiſchen Fred und mir. Iſt es dann nicht beſſer, eine Verbindung, die wir in Leichtſinn und Irrtum eingingen, zu löſen, als ein ödes Leben nebeneinander hinzuſchleppen?“

Langſam vergingen die Stunden. Wieder ſtand Wanda auf und beugte ſich über das Kind, um den Umſchlag auf deſſen Köpfchen zu erneuern. Da glitt es wie ein leiſes Lächeln um den Mund des Kleinen. Wanda fühlte, daß die Hitze nachgelaſſen hatte, der Atem ging ruhig und regelmäßig, das Kind ſchlief. Und wieder blitzte der Ring an Wandas Finger auf, während das erſte fahle Morgengrauen durchs Fenſter blickte. Der Talisman! Hatte er denn wirklich alle Kraft verloren? Das Kind würde nicht ſterben, und dann —?

Wanda kniete neben dem kleinen Bett nieder, ihr Kopf ſank auf ihre Hände herab. Und es war, als lege ſich ihr eine erdrückende Schwere auf Haupt und Herz. Nur eins wiederholte ſie immer: „das Kind wird leben — unſer Kind!“

Leiſe trat die Wärterin heran. „Mein Gott, Frau Gräfin, es iſt ſchon Morgen, und Sie haben mich nicht geweckt!“

Wanda blickte auf. „Edmund iſt geſund,“ ſagte ſie. Dann ließ ſie ſich faſt willenlos auf die Chaiſelongue betten und ſchloß die Augen.

XXXII.

Es war noch ſehr früh am Morgen, als Fred den Diener fragte, ob Herr Ferenzi da ſei, und dieſer mit dummlächelndem Geſicht erzählte: die Thür zu Herrn Ferenzis Zimmer ſtehe offen, ſeine Sachen wären auch da, mit Ausnahme des großen Schlapphutes, er ſelbſt ſei aber nicht zu finden.

Fred ging hinaus und durchſchritt den Hof, auf dem die Leute ihm verwundert nachblickten. Sein Kopf brannte. Endlos lang waren ihm die wenigen Nachtſtunden erſchienen, die vergangen waren, ſeit er ſich von Wanda trennte, und auch in ſeiner Seele waren die Schatten rieſengroß gewachſen, aber der Morgen hatte dieſe Schatten nicht verſcheucht. Er war hinausgetreten, dem körperlichen Bedürfnis nach friſcher Luft folgend. Einmal draußen aber packte ihn wieder das Fieber, das er bisher verlacht und nie empfunden hatte, das ſein Blut entzündete und ſeine Phantaſie mit ſo ungeheuerlichen Bildern erfüllte, daß keine andere Vorſtellung mehr daneben Platz fand. Er wollte mit Ferenzi abrechnen. Aber wo war dieſer? Fred mußte Gewißheit haben. Kurz entſchloſſen ſchlug er den Weg nach der Station ein, auf welcher ſich neben dem Bahnhofsgebäude ein Hotel befand. Er konnte zwar keinen Grund ausfindig machen, der Ferenzi hätte veranlaſſen können, ſein Nachtquartier dort aufzuſchlagen, aber was fragte er nach Gründen? Den Mann wollte er haben, und er ſuchte ihn, wo es auch immer war. Noch ehe er jedoch fragen konnte, erzählte ihm ein Bahnbeamter, dem er begegnete, „der Herr Maler ſei mit dem Nachtſchnellzug nach Berlin gereiſt, und habe an den Herrn Inſpektor einen Zettel zurückgelaſſen.“ Der Beamte war eben im Begriff geweſen, das Billet nach Kronau zu tragen. Fred las die wenigen Worte:

„Bitte, ſchicken Sie meine Sachen morgen per Fracht nach. Ich bin gezwungen, ſofort abzureiſen. Ferenzi.“

„Es iſt gut,“ ſagte Fred, ſteckte den Zettel in die Taſche und ſchlug den Rückweg ein. „Um eines ſolchen Kerls, der das Haſenpanier ergreift, mache ich mir ſchwere Stunden?“ Das war Freds erſter Gedanke, und er machte ein paar ſchnelle Schritte Kronau entgegen. Plötzlich verlangſamte ſich ſein Gang. Ferenzi ſtand vor ſeinem geiſtigen Auge mit einer Schärfe der

Individualiſierung, wie er ſie dem Anweſenden nie hatte zu teil werden laſſen. Und das Reſultat dieſes deutlichen geiſtigen Bildes war die Überzeugung: nein, wenn alles geweſen wäre, wie ich glaubte, dann wäre Ferenzi nicht geflohen. Das Einzige, was ihn zu dieſer Handlungsweiſe veranlaſſen konnte, war...

Fred blieb ſtehen, es war ihm unmöglich, in dieſem Augenblick weiter zu gehen, er mußte die Gedankenflut, die plötzlich über ihn hereinbrach, erſt vorüber brauſen laſſen. Ja, ſo mußte es geweſen ſein: Ferenzi hatte ſich hinreißen laſſen, Wanda gegenüber von ſeinen Gefühlen zu ſprechen, und ſie hatte ihn in ſeine Schranken zurückgewieſen. Das hatte ihn veranlaßt, plötzlich und unvermittelt abzureiſen, unbekümmert um das Aufſehen, das eine ſolche Flucht erregen konnte; er war beſchämt, in einem vielleicht tiefen, leidenſchaftlichen Gefühl verletzt und brach die Brücken hinter ſich ab. Und Fred hatte Wanda beleidigt in ſeiner wahnſinnigen Eiferſucht. Mit quälender Deutlichkeit klang ihre Anklage wieder in ſeiner Seele, denn es war ein Schrei aus dem tiefſten Herzen ſeines Weibes heraus, den ſie ihm entgegengerufen hatte: ich bin unglücklich.

„Unglücklich durch mich?“ fragte ſich Fred jetzt. „Kann ich denn anders leben, als ich lebe? Noblesse oblige, und *Reichtum verpflichtet auch*! Nein, nein, ſie hat nicht recht, ſie ſoll nicht unglücklich ſein.“

Ein Trupp von Landleuten im Sonntagsputz kam vorüber. Sie waren zur Kirche in Halbſtadt geweſen. Ein paar Männer blieben zögernd hinter den anderen zurück. Sie ſprachen leiſe miteinander, indem ſie nach Fred hinſahen. Endlich kam der eine Fred entgegen.

„Man möchte es doch dem Herrn Grafen ſagen,“ begann er, „war doch ein Freund vom gnädigen Herrn Grafen —“

„Was meint Ihr, Pogade, von wem ſprecht Ihr?“ fragte Fred.

Der Mann nahm einen geheimnisvollen Ton an.

„Iſt Unglück geſchehen mit jungen Herrn Leutnant von Herzberg.“

„Was?“

„War doch geſtern noch bei uns in Kronau, und heute früh kommt Burſche ſeiniges, was iſt Sohn von Schwager von mir, in Stube, will wecken Herrn Leutnant — da wacht ſchon nicht mehr auf, iſt ſchon alles vorbei!“

„Menſch, Pogade, was ſprecht Ihr da!“

„Hab' geſehen Herrn Leutnant, hat ſich totgeſchoſſen!“

Es war ein unartikulierter, halb unterdrückter Schrei, der ſich aus Freds Kehle rang.

„Nach Hauſe! Lauft ſo ſchnell Ihr könnt, Pogade, mein Pferd, das ſchnellſte, den Luftſchiffer, der Johann ſoll ihn mir entgegenbringen, ſchnell, ſchnell!“

Und ſelbſt in haſtigen Schritten dem Davoneilenden folgend, ſetzte er ſeinen Weg fort, während ſeine Lippen murmelten: „Herzberg tot, tot — mein Gott, mein Gott!“

Der Gedanke an die große Summe, die er geſtern dem Leutnant von Herzberg abgewonnen, der Gedanke, daß dieſe Schuld denſelben in den Tod gejagt haben konnte, machte Fred vor Entſetzen ſchaudern. Er ſträubte ſich gegen dieſen Gedanken. Nein, das durfte nicht ſein, es mußte ſich eine andere Löſung, eine andere Erklärung finden! Nur fort, ſo ſchnell als möglich hin zu ihm, vielleicht war er doch noch nicht tot — Fred legte die letzte Strecke des Weges laufend zurück. Endlich kam das Pferd: Fred ſchwang ſich darauf, und fort ging es in raſendem Tempo, querfeldein, Halbſtadt zu.

XXXIII.

Wanda war gegen Morgen eingeſchlafen, und die Sonne ſtand ſchon hoch, als ſie erwachte. Die Natur und ihre Jugend behaupteten ihr Recht mit dieſem feſten Schlaf, aber kaum hatte ſie die Augen geöffnet, ſo trat das Leben mit ſeinen Forderungen auch wieder an ſie heran. Es war, als habe ſie im Schlaf nur Vergeſſen gefunden, um nun mit doppelter Schärfe ſich der Vorgänge der Nacht zu erinnern. Sie fragte nach Ferenzi. Er war fort, niemand wußte wohin. Sie fragte auch nach Fred. Er ſei fortgeritten, hieß es. Die Kammerjungfer machte ein geheimnisvolles Geſicht, während ſie ihrer Herrin Auskunft gab, und bald wußte Wanda, weshalb er fortgeritten war.

Ruhelos durchſchritt ſie ſeitdem die Zimmer, Freds Rückkehr wünſchend und zugleich fürchtend, in Sorge um Ferenzi und voll Entſetzen über Herzberg. Und die Schatten, welche die Morgendämmerung begonnen hatte in ihrer Seele zu verſcheuchen, wuchſen wieder und verdunkelten ihr Herz. Was war das doch für ein Leben, das ſie führte. Sie, die reiche, vielbeneidete Frau? Weshalb beneidete man ſie? Um den Mann, der ſie einſt geliebt, und deſſen Herz ſich ihr entfremdet hatte? Um ihre Stellung, die es ihr zum Geſetz zu machen ſchien, ſich fortwährend mit Menſchen zu umgeben, die ihr innerlich fremd waren, und ſich ſelbſt in eine Schablone zu preſſen, die ſie verabſcheute. Um den „geſchäftigen Müßiggang,“ wie Ferenzi ihr Leben genannt hatte? Ach ja, er hatte recht. Der arme Ferenzi! Reichtum und Standesvorurteile hatten die reinen Freuden, nach denen ihre Seele verlangte, vergiftet, hatten ihr Familienleben zerſtört und ſie ſchon jetzt zu einer einſamen Frau gemacht...

Lautes Rufen vor dem Schloſſe und eilige Schritte im Korridor machten ſie plötzlich zuſammenſchrecken. Sie öffnete die Thür.

„Was iſt geſchehen?“ fragte ſie den Diener, der mit verſtörtem Geſicht die Treppe heraufkam.

„Ach, verzeihen, Frau Gräfin — ein Unglück —“

„Reden Sie, um Gotteswillen reden Sie, was iſt geſchehen?“

„Der Herr Graf iſt mit dem Pferde geſtürzt.“

„Wo, wo?“

„Auf der Chauſſee. Sie ſind eben hinausgefahren, um ihn zu holen, der Luftſchiffer ſoll tot ſein.“

„Tot! Tot? Der Graf —“

Mit verſagender Stimme kam das Wort über ihre blaſſen Lippen, ihre Augen blickten angſtvoll in das Geſicht des Dieners, dem die Thränen über die Backen liefen, während er ſtammelte: „Der Herr Graf, ach Gott, nein, der Herr Graf kann ja nicht tot ſein, ſo etwas Schreckliches kann ja nicht paſſieren, aber die Leute, die aus der Kirche kamen, haben ihn auf der Chauſſee gefunden, das Pferd daneben. Vorher haben ſie geſehen, wie er über das Feld jagte, und wie der Luftſchiffer über den Chauſſeegraben ſprang.“

„Ich muß hin! Schnell, ſchnell, ſchaffen Sie mir einen Wagen, nein, ſagen Sie erſt noch, *wie* fanden ihn die Leute, ſprach er, war er verwundet?“

„Sie ſchrieen alle durcheinander; einer ſagte, er lebt, und der andere — aber ängſtigen ſich Frau Gräfin nicht, das *kann* ja gar nicht ſein.“ Es lag in der Zuverſicht des Menſchen etwas, das ſich unwillkürlich auf Wanda übertrug.

Nein, *das* konnte, durfte nicht ſein, in Zorn und Groll durfte Fred nicht ſcheiden für immer. Und dann packte ſie wieder die furchtbare Angſt: wenn es doch wäre! Sie preßte die Hände auf ihre Bruſt und rang nach Atem. „Fort, zu ihm!“ ſtieß ſie mühſam hervor.

Der Diener zögerte. „Er muß gleich hier ſein, Frau Gräfin. Der Inſpektor iſt mitgefahren, und ich dachte, wenn man hier alles zurecht machte, das Bett und Verbandzeug.“

Wanda zuckte zuſammen. War ſie denn ſchon ſo verweichlicht durch das Genußleben, das ſie geführt hatte, daß ſie an das Nächſtliegende erinnert werden mußte?

„Sie haben recht, ich werde alles beſtellen! Holen Sie einen Wagen, wir müſſen ihm doch entgegen.“

Sie ſtürzte zu der Wirtſchafterin, in fliegender Haſt traf ſie ihre Anordnungen, und dann ging es fort, hinaus, ihm entgegen, um endlich Gewißheit zu haben — nein, nur um angeſichts des Geſuchten neuen Zweifeln anheim gegeben zu werden. Würde er leben? Wer konnte die Frage beantworten? Fred lag mit geſchloſſenen Augen, anſcheinend leblos im Wagen, auf den der Inſpektor ihn gehoben hatte.

„Aber ſein Herz ſchlägt, Frau Gräfin,“ verſicherten die

Leute. Der herbeigerufene Arzt konſtatierte eine Gehirnerſchütterung. „Einen Armbruch haben wir außerdem,“ ſagte er, „aber das kommt erſt in zweiter Linie. Hier iſt die Gefahr“ — er wies auf Freds Stirn. „Doch es iſt kein Grund, den Mut zu verlieren, Frau Gräfin, bei guter Pflege bringen wir ihn wohl durch!“

„Wenn er nur erſt wieder die Augen aufſchlüge,“ flüſterte Wanda. All ihr Fühlen drängte ſich in dem einen Gedanken zuſammen. Vergeſſen waren die in der Nacht geſprochenen Worte, verlöſcht, was erkaltend zwiſchen ihrem und ſeinem Herzen geſtanden hatte. Es war, als rede Freds blaſſes Geſicht mit den geſchloſſenen Augen eine beredtere Sprache, als ſeine Lippen ſie je gefunden hatten.

Wanda kniete an ſeinem Bett nieder und weinte.

Und es war, als ſchmölzen Groll und Schmerz in dieſen Thränen dahin.

„Fred, Fred, wir waren beide ſchuld, beide —“

Er hörte ſie nicht, er blieb ſtarr und regungslos, aber in Wandas Herzen war die alte, faſt begrabene Liebe neu erwacht, und es war nicht mehr das zitternde Mondlicht einer halb träumeriſchen Empfindung, welches darüber leuchtete, es war der volle Sonnenſchein eines bewußten, verſtehenden Frauenherzens, der dieſe Liebe verklärte.

„Fred, Fred, öffne nur noch einmal die Augen, nur noch einmal!“

Hatte der Ton ihrer beſchwörenden Stimme ſeine fliehende Seele gerufen? Ein Zucken flog über Freds Geſicht. Er ſchlug die Augen auf.

„Fred!“ mit einem Jubelſchrei beugte ſie ſich über ihn. Verſtändnisvoll begegnete ihr ſein Blick — er hatte ſie erkannt.

XXXIV.

Bange Tage und Wochen folgten. Auf und nieder ſchwankte die Wage zwiſchen Tod und Leben.

„Eine ſo jugendlich kräftige Natur wie die des Grafen könnte dergleichen eigentlich ſchneller überwinden,“ ſagte der Doktor kopfſchüttelnd. „Ich begreife nicht, was ihn immer wieder zurückbringt.“

Wanda begriff es. Es war die kranke Seele, die hier litt.

Herzberg hatte ſich in der That infolge ſeiner Spielſchulden, die zu begleichen er keine Wege mehr fand, erſchoſſen. Es nutzte wenig, Fred zu erzählen, daß der Kronauer Spielabend nur gleichſam der Punkt auf dem i geweſen ſei. Er blieb dabei: „ich bin doch ſchuld an ſeinem Tode.“

Aber trotz der Seelenkämpfe ſiegte endlich das junge, kräftige Leben. Fred begann wieder aufzuſtehen, die Kräfte hoben ſich, aber ſein Auge blieb umflort. Er konnte ſtundenlang vor ſich hin träumen, ohne ein Wort zu ſprechen, und ſein Blick folgte Wanda mit einem traurigen Ausdruck. Von jener Nacht war nicht die Rede zwiſchen ihnen geweſen. Fred ſprach wenig, und Wanda hatte nicht den Mut gefunden, darauf zurückzukommen. Da, eines Tages, als er auf der Terraſſe ſaß, und Wanda in ihrer leiſe geſchäftigen Weiſe eine Decke über ſeine Kniee breitete, faßte er ihre Hand.

„Ich danke dir, Wanda,“ ſagte er leiſe, „am meiſten dafür, das du mir wortlos verziehen haſt, denn das haſt du, ich fühle es!“

„Mein Fred!“ ſie ſetzte ſich neben ihn und zog ſeinen Kopf an ihre Schulter. „Ich war ja auch nicht frei von Schuld!“ flüſterte ſie ihm ins Ohr.

„Du?“ Er ſah ſie faſt erſchrocken an, und ſie, die gelernt hatte, in ſeinen Gedanken zu leſen während dieſer langen Krankheits- und Sorgenzeit, ſie verſtand ihn, denn ein kaum merkliches Lächeln glitt über ihre Lippen.

„O, nicht in betreff Ferenzis,“ ſagte ſie, „das war ja Unſinn. Aber da ſein Name einmal genannt iſt, will ich auch gleich erzählen, daß er mein Bild fertig gemalt und bei der Ausſtellung einen großen Erfolg damit errungen hat.“

„Woher weißt du das?“

„Er hat es mir geſchrieben.“

„Er ſchreibt dir alſo doch?“

„Ja, er ſchrieb mir vor einiger Zeit. Er wollte wiſſen, wie es dir geht, und er bat mich, ihm zu verzeihen, daß er damals ſo ſehr die Selbſtbeherrſchung verloren und mehr geſagt habe, als er hätte ſagen dürfen. Im erſten Schrecken über ſich ſelbſt ſei er damals abgereiſt, aber nun habe er ſein beſſeres ‚Ich‘ in der Arbeit wiedergefunden und hoffe nun auch auf unſere Verzeihung!“

„Die hat er; aber mir verzeihe ich es nicht, daß ich damals auch nur einen Augenblick —“ er ſtockte, und ſie vollendete: „Daß du eiferſüchtig ſein konnteſt, Fred? Ach, ich — ich möchte dir jetzt faſt dafür danken, denn um einer gleichgültigen Frau willen wird man nicht ſo wild! Das habe ich mir freilich erſt viel ſpäter ſo zurechtgelegt!“

„Um einer gleichgültigen Frau willen?“

„Ja, Fred, ich habe ſo oft gedacht, daß ich dir gleichgültig wäre. Du hatteſt es mir ja eigentlich auch von Anfang an geſagt, daß es das *reiche* Mädchen war, welches du zur Frau haben wollteſt!“

Er nickte ſtill vor ſich hin. „Weißt du, wie es damals in mir ausſah, Wanda, als ich, auf die Nachricht von Herzberg, nach Halbſtadt reiten wollte?“ fragte er endlich.

„Damals warſt du mir böſe, weil du eiferſüchtig warſt.“

„Nein, ich wußte ſchon, daß Ferenzi abgereiſt war, und ſchloß daraus auf das andere; aber in dem Augenblick, als ich erfuhr, daß ich Herzberg in den Tod gejagt hatte, da klangen mir zugleich deine Worte in den Ohren: ‚ich bin unglücklich.‘ Und in dieſem Augenblick zog ich das Fazit meines Lebens in den letzten Jahren, in denen ich geglaubt hatte, daß Reichtum zum Genuß und immer wieder zum Genuß verpflichte. Und das Fazit lautete: ich habe mein Weib vernachläſſigt, ich habe meinen Freund gemordet — und da habe ich den Reichtum verflucht, der mich mit ſeinem Glanz blind gemacht hatte, gegen das, was wahres Glück iſt...“

„Aber es war auch meine Schuld, Fred, von der ich vorhin ſprach, daß ich es recht gut fühlte, das Leben, ohne wahren Inhalt, wie wir es führten, mußte uns unbefriedigt laſſen, mußte uns unglücklich machen. Ich hatte jedoch nicht den Mut, etwas daran zu ändern, denn ich glaubte, wir wären es unſerem Stande ſchuldig, ich wollte nicht, daß es hieße, ich ſei zwar die Gräfin Wellcamp, aber doch nicht in Wahrheit eine vornehme Frau. Und in übergroßer Rückſicht auf fremde Menſchen haben wir beide uns auseinandergelebt, daß wir uns faſt verloren hätten, wie Bertram und Herta —“

„Bertram und Herta?“

„Ach, Fred, du weißt es ja noch nicht, du warſt ſo krank, als die Nachricht kam, aber nun mußt du es doch erfahren: Herta iſt nicht aus Kairo zurückgekehrt, die Scheidung iſt eingeleitet.“

„Die Scheidung? Aber um Gotteswillen, warum denn?“

„Herta wird Hans Ölten heiraten, denke ich.“

„Aber Bertram? Was ſagt Bertram?“

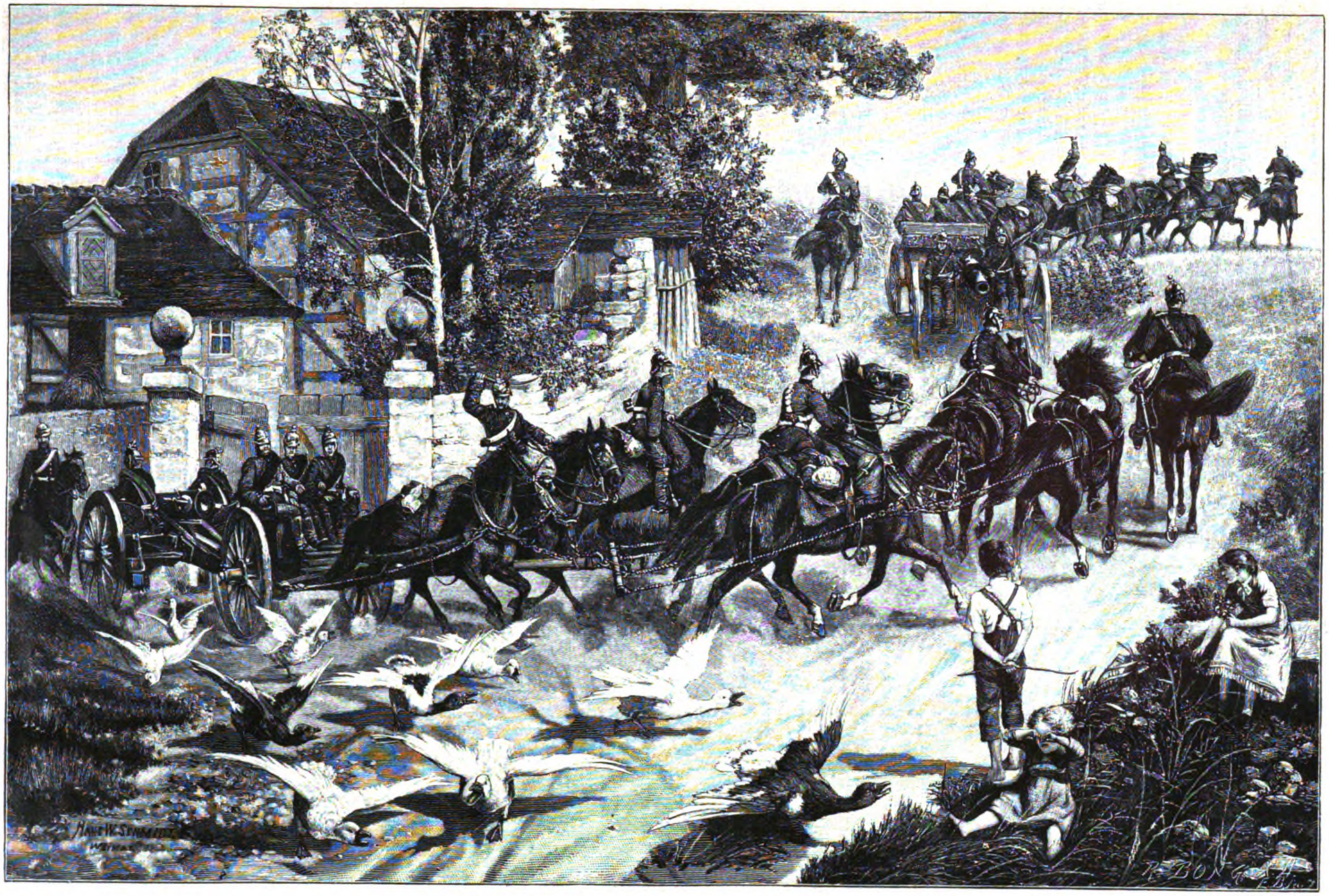
„Das will ich dir vorleſen, oder du magſt es ſelbſt leſen, denn es liegt ein Brief von Bertram an dich hier.“

„Nein, lies du ihn. Mein guter, armer Bertram!“

Wanda holte den Brief und las:

„Lieber alter Fred!

Wir haben jeder das Unſere durchgemacht in dieſer Zeit. Du haſt mit dem Tode gekämpft und ich — mit dem Leben, Wanda wird Dir das Übrige ſagen. Das Leben iſt verrückt, Fred, aber ich finde nicht, daß es vernünftiger würde, wenn ich mir oder auch wenn ich Hans Ölten eine Kugel zwiſchen die Rippen jagte. Daß es mich jetzt hier nicht duldet, wirſt Du natürlich finden. Ich packe daher meine Jagdrüſtung und gehe für unbeſtimmte Zeit nach Schweden und Norwegen. Dieſe Zeilen ſollen Dir Lebewohl ſagen, und wenn Du ganz geſund ſein wirſt (Wanda ſchrieb, das würde vorausſichtlich in einigen Wochen der Fall ſein), dann ſchau auch einmal in Wellcampsdorf nach. Du ſiehſt dabei in Deine eigene Taſche, alter Junge, denn Du biſt, wie Du weißt, der nächſte Agnat und Anwärter auf das Majorat, da ich, wie Du Dir wohl denken kannſt, den Gedanken an ein Fa-



Aus den Herbſtmanövern. Nach dem Gemälde von Hans W. Schmidt.

milienleben endgültig aufgegeben habe, mithin unbeweibt und kinderlos die irdiſchen Jagdgründe einſt mit den ewigen vertauſchen werde. Und nun — Gott befohlen! Bertram.“

Wanda blickte zu Fred hinüber.

„Traurig — traurig!“ murmelte er.

Wanda ergriff wieder ſeine Hand und ſtreichelte ſie leiſe.

„Du wollteſt damals warnen, und ich litt es nicht?“ ſeufzte Fred.

„Meine Warnung wäre wohl ſchon zu ſpät gekommen,“ antwortete ſie leiſe, „in ſolchen Dingen können Dritte gewiß nichts thun.“

Dann ſchwiegen ſie beide.

Nach einer Weile begann Fred: „Er wird nicht wieder heiraten nach dieſer Erfahrung, Wanda.“

„Nein, auch ich glaube das nicht.“

„Es iſt furchtbar!“

„Was haſt du, Fred?“

„Das Majorat — ſo viel Geld und Gut, alles in einer Hand, in meiner Hand, Wanda, und mit dem allen rufe ich nicht den einen zurück, den ich in den Tod jagte. O, eine Sühne, eine Sühne für den armen Herzberg! Wenn es eine gäbe! Wenn ich eine wüßte!“

Wanda blickte ſchweigend vor ſich hin. Eine feine Röte breitete ſich über ihre Stirn und Wangen, dann lehnte ſie den Kopf leicht an Freds Seſſel.

„Fred, ich denke manchmal, es würde eine Sühne geben.“

„Nein, es gibt keine! Die Toten wachen nicht auf, und Herzbergs Bild wird fortan zwiſchen mir und jeder Lebensfreude ſtehen.“

„Als Warner wohl, Fred, aber nicht als Geiſt der Rache.“

Er bedeckte die Augen mit der Hand. Ein Ausdruck tiefen Schmerzes lag um ſeinen Mund.

„Soll ich ſagen, wie ich mir unſere Zukunft denke?“

Er antwortete mit einem müden, reſignierten Lächeln, aber Wanda ließ ſich nicht mehr beirren. In ſorgenvollen Nachtſtunden an Freds Krankenlager, in Schmerzen, in Hoffnung und in Liebe war nach und nach das Bild der Zukunft vor Wandas Seele erſtanden, und ſie hatte es zu feſt und zu innig erfaßt, um es ſo leicht wieder verwiſchen zu laſſen.

„Ich denke, Fred, wir ſind nicht nur reich für uns, für unſeren Genuß, für unſer Vergnügen — wir haben mit unſerem Reichtum auch die Verpflichtung, für das Glück anderer zu ſorgen. Und gerade wir auf dem Lande haben ja ſo viele Menſchen um uns, die von uns abhängen, deren Leben ſchwer oder ſorglos zu geſtalten in unſerer Hand liegt. Denkſt du noch daran, wie du damals auf der Wieſe mit den Leuten arbeiteteſt? Ich war ſo ſtolz auf dich — mehr als in der glänzendſten Geſellſchaft, und ich dachte damals: man ſollte die Leute mehr kennen, ſich perſönlich um ſie kümmern — aber wir hatten ja keine Zeit dazu. Wenn wir nun aber Zeit fänden, wenn du für den einen Menſchen, deſſen Unglück du vielleicht mit verſchuldet haſt, vielen dazu verhilfſt, ihr Leben glücklicher und ſchöner zu geſtalten, wenn wir uns durch den Reichtum verpflichtet fühlten, für andere zu ſorgen…“

Freds verſchleierte Augen belebten ſich.

„Reichtum verpflichtet,“ murmelte er. Er entſann ſich, daß er in anderem Sinne dasſelbe Wort früher gebraucht hatte. Wie eine verworrene Fata Morgana zog die Vergangenheit an ihm vorüber, mit ihrem dämoniſchen „Reichtum verpflichtet.“ Und klar und ſonnig trat das Bild der Zukunft, wie Wanda ſie ausmalte, vor ſeine Seele, im Lichte desſelben Wortes, das ſie jetzt aber anders verſtanden. Er richtete ſich auf, ihm war, als durchſtröme ihn neue Lebenskraft. Zum erſtenmal ſtand er wieder frei und ſelbſtändig da, und ſeine Bruſt hob ſich in tiefem Atemzuge.

„Ja, du haſt recht,“ ſagte er, „die Toten ſtehen nicht wieder auf, aber der Lebenden gibt es noch viele um uns her, und — Reichtum legt Pflichten auf! Wir wollen zuſammen danach ſtreben, ſie zu erfüllen!“

Ein Denkmal für Wilhelm Müller, den Dichter der Griechenlieder.

(Zum 30. September 1891.)

Von Robert Koenig. (Abdruck verboten.)

Der griechiſche Unabhängigkeitskampf in den zwanziger Jahren bewegte unſer Volk faſt ebenſoſehr, wie ein Jahrzehnt zuvor der deutſche Freiheitskrieg. Von der Kanzel der Thomaskirche in Leipzig wurde der Philhellenismus gepredigt; in vielen Städten ging der Sammelkaſten mit dem weißen Hellenenkreuze von Haus zu Haus zur Aufnahme von freiwilligen Gaben für das vom Halbmond unterdrückte Chriſtenvolk. Zahlreiche deutſche Griechenfreunde verließen kampfbegierig ihre Heimat und ſchloſſen ſich den Fahnen der Hellenen an. Andere, denen 1813 die Wogen der Begeiſterung viel zu hoch gegangen, erhoben ihre Stimme laut für die Griechen. So der greiſe Homerüberſetzer Voß, den Thierſch in eleganten griechiſchen Diſtichen als „Vorfechter der muſengeborenen Freiheit“ feierte. So der Kronprinz Ludwig von Bayern, deſſen ſchwerfälliger Muſe die Worte entſtrömten:

„Du, der edler'n Menſchheit treue Wiege,
Hochbegabte Hellas, ſiege, ſiege!“

Aus der wortreich daherflutenden philhelleniſchen Zeitdichtung hoben ſich die feurigen Lieder eines fernabwohnenden, wenig bekannten Gymnaſiallehrers mächtig empor. Es waren die „Griechenlieder“ Wilhelm Müllers. Wunderbarerweiſe hatte der ſchon als Knabe ſangesluſtige Deſſauer im Befreiungskriege des eigenen Volkes kein Lied ertönen laſſen, obgleich er, als neunzehnjähriger Student 1813 in das preußiſche Heer getreten, in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm wider die Franzoſen mitgeſtritten hatte. Die Jugendbegeiſterung, die ihn damals in den Kampf geführt, ſtrömte jetzt aus den fremdklingenden, feierlichen Weiſen hervor, und manches ſeiner Lieder erſchien wie der Widerhall der patriotiſchen Dichtung von 1813. So erinnert das Lied vom „Kleinen Hydriot“ unverkennbar an Ernſt Moritz Arndts „Schwur des deutſchen Knaben Robert.“

Innig vertraut mit der Sprache und den Volksliedern des neuen, wie des alten Hellas, vermochte Wilhelm Müller den eigenen Griechenliedern, die den Ereigniſſen der großen Erhebung Schritt für Schritt folgten, den ſchwungvollen Ausdruck der Wahrheit und Natürlichkeit und die eigentümliche lokale Färbung zu geben, welche ſie vor allen anderen wirkungsvoll machten.

Ähnlich der deutſchen Freiheitsdichtung ging durch Müllers griechiſche Lieder ein religiöſer Ton von tiefſter Überzeugung. In dem Lied des Troſtes heißt es:

„Mit uns, mit uns iſt Gott der Herr, drum, Brüder, zaget nicht,
Wenn über unſern Häuptern auch die Wetterwolke bricht,
Die Donnerpfeile niederſchießt und rote Flammen ſpeit!
Mit uns, mit uns iſt Gott der Herr — zum Zagen iſt nicht Zeit!“

In dem Liede: „Die Könige und der König“ rufen die Bedrängten:

„Ob uns in Weſt und Norden die Chriſtenheit verläßt,
Chriſtus will bei uns bleiben, und Chriſtus iſt uns nah',
Er winkt, und ſeine Heere ſind ſchon zum Siege da!
Sie ziehn aus fernen Landen nicht her in trägem Zug,
Vom hohen Himmel ſtürzen ſie mit des Blitzes Flug.
Dahin laßt uns denn ſchauen — die Wolken wehren's nicht,
Durch Nacht und Dunſt und Nebel des Glaubens Auge bricht!“

Nach der Anſicht des Sohnes Wilhelm Müllers, des berühmten Sprachforſchers Max Müller, wurden die Griechenlieder „damals eine geiſtige Macht, die der griechiſchen Sache mehr nützte, als manche ſogenannten Bundesgenoſſen, und die den väterlichen Regierungen der damaligen Zeit große Beſorgniſſe einflößten,“ ſo daß die letzten Lieder von der Cenſur unterdrückt wurden und erſt lange nach dem Tode des Dichters veröffentlicht werden konnten.

Die Griechen haben ihren deutſchen Freund nicht vergeſſen. Als man im Jahre 1883 in ſeiner Vaterſtadt Deſſau den erſten Aufruf zu einem Denkmal für ihn erließ, ſandte die griechiſche Regierung den dafür erforderlichen Marmor vom Pentheliklon und Taygetos, und mehrere hohe wiſſenſchaftliche Inſtitutionen des Königreiches, wie u. a. die Univerſität von Athen, vereinigten ſich mit zahlreichen griechiſchen Privatkreiſen zu anſehnlichen Geldbeiträgen.

So wird die von dem Bildhauer Schubert in Dresden aus griechiſchem Marmor gemeißelte Koloſſalbüſte, die am Todestage des Dichters, den 30. September d. J., enthüllt werden ſoll, in erſter Reihe dem Sänger der Griechenfreiheit, oder, wie man ihn zur Unterſcheidung von ſeinen zahlloſen Namensvettern genannt, dem „Griechenmüller“ gelten. Wir Deutſchen aber, die zu ſeinem Denkmal vornehmlich beigeſteuert, widmen ſie dem „Liedermüller,“ dem deutſchen Sänger. Seines gelehrten Sohnes Urteil, daß er in ſeinen Griechenliedern und in den Epigrammen „der Welt erſt die höheren Ziele gezeigt, nach denen er ſtrebte,“ — daß darin „ſich die reichen Blüten ſeines dichteriſchen Talentes zur Reife der Frucht entfaltet,“ iſt gewiß zutreffend. Aber ebenſo gewiß iſt es, daß er durch ſeine lyriſchen Jugendlieder nicht nur die Herzen der Jugend erwärmt und entzückt, ſondern ſich durch ſie ſo tief in das Herz unſeres Volkes hineingeſungen hat, daß darüber ſein Name oft vergeſſen und den Singenden unbekannt geblieben iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden und ſeiner dichteriſchen Entwickelung etwas zu hören, dürfte deshalb vielen willkommen ſein.

In Wilhelm Müller (zu Deſſau am 7. Oktober 1794 als der Sohn eines allgemein geachteten Bürgers geboren), erwachte früh die Sangesluſt. In ſeinem vierzehnten Jahre hatte der frei entwickelte und für ſein Alter ſchon weitgereifte Knabe einen ganzen Band Poeſie wie zum Drucke fertig geſtellt. Derſelbe enthielt Elegien, Oden, kleine Lieder, auch ein nach einem Roman bearbeitetes Trauerſpiel. Bei einer Feuersbrunſt, durch welche, wie mir Max Müller ſchreibt, ſeines Vaters Bibliothek zerſtört wurde, gingen auch dieſe dichteriſchen Erſtlinge zu Grunde.

Auf der Univerſität zu Berlin, die er 1812 als 18jähriger Jüngling bezog, ſtudierte er zwei Semeſter klaſſiſche Philologie und Geſchichte. Nach zweijähriger Unterbrechung aus dem Freiheitskriege dahin zurückgekehrt, wandte er ſich aber — angeregt durch Zeune und Jahn — mit kühner Schwenkung der altdeutſchen Sprache und Litteratur zu und trat als Mitglied in die Berliniſche Geſellſchaft für deutſche Litteratur. Die von ihm 1816 herausgegebene „Blumenleſe aus den Minneſingern“ zeugte von dem Fleiß ſeiner Studien und enthielt manche gute Übertragung mittelhochdeutſcher Dichtungen. Daneben aber fehlte es auch an eigenen Liedern nicht.

Schon im Sommer 1814 war Müller mit einigen jungen Männern, die er während des Feldzuges kennen gelernt, zu einem dichteriſchen Bunde zuſammen getreten. Die Stifter dieſes Bundes, Graf Friedrich von Kalkreuth, der Sohn des bekannten Feldmarſchalls, und der Maler Wilhelm Henſel, dem wir das von uns mitgeteilte Jugendbildnis des Dichters*) verdanken, erkannten bald in ihm ihr hervorragendſtes Talent und ernannten ihn zum Ordner ihrer Vereinigung. Die „Bundesblüten,“ welche ſie 1815 herausgaben, brachten ſeine erſten uns erhaltenen Gedichte.

In den gelehrten und litterariſchen Kreiſen der Hauptſtadt war der junge Dichter fortan gern geſehen. Durch dieſelben wurde er zu weiterem dichteriſchen Schaffen angeregt. Wie Max Müller erzählt, entſtand ſein Liedercyklus: „Die ſchöne Müllerin“ in dieſen Kreiſen. Befreundete Männer und Frauen, darunter Fouqué, Tiedge, Henſel und deſſen Schweſter, die fromme Dichterin Luiſe, zu der er eine innige, ihn fortdauernd beeinfluſſende Zuneigung gefaßt, hatten die Rollen dieſes Liederſpieles unter ſich verteilt, wobei dem Dichter die des Müllerburſchen zugefallen war. Damals ahnten wohl weder er noch ſeine Freunde, welch' eine Verbreitung dieſe anmutigen, Liebesjubel und Liebesweh lebensfriſch ſchildernden Lieder („Ich ſchnitt' es gern in alle Rinden ein …“ — „Bächlein, laß dein Rauſchen ſein“ ꝛc.) einſt durch Franz Schuberts geniale Kompoſitionen gewinnen würden.

Eine wiſſenſchaftliche Reiſe, die er nach vollendeter Studienzeit (1817) als Begleiter des Barons, ſpäter Grafen Sack über Wien nach Italien machte, gab ſeiner Dichterphantaſie neue Anregung. Die „Epigramme aus Rom,“ die „Lieder aus dem Meerbuſen von Salerno,“ die „Ständchen in Ritornellen aus Albano“ ſind poetiſche Früchte ſeiner italieniſchen Wanderungen. Die Summe ſeiner Erfahrungen und Lebensanſchauungen legte er aber in ſeinem Proſawerke: „Rom, Römer und Römerinnen“ nieder, das noch heute durch die Wahrheit und Lebendigkeit ſeiner Darſtellung den Kenner Italiens erfreut.

Aus der berauſchenden Zeit des italieniſchen Natur- und Kunſtgenuſſes, den er ſeit Oſtern 1818 nach der freiwilligen Trennung vom Grafen Sack allein ausgekoſtet, kehrte der Dichter in die Vaterſtadt zurück, wo er ſich anfangs mit einer kleinen Stelle als Lehrer des Lateiniſchen und Griechiſchen an dem neuerrichteten Gymnaſium begnügen mußte, aber bald darauf, mit Beibehaltung einiger Stunden höheren Gymnaſialunterrichtes, zum herzoglichen Bibliothekar ernannt wurde. Im Mai 1821, am Tage der ſilbernen Hochzeit ſeiner Schwiegereltern, gründete er den eigenen Herd mit Adelheid Baſedow, einer Enkelin des bekannten Pädagogen.

In demſelben Jahre erſchienen ſeine „Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten“ und kurze Zeit danach das erſte Heft ſeiner „Griechenlieder.“ 1824 gab er ein zweites Bändchen der Waldhorniſtenlieder unter dem Titel „Lieder des Lebens und der Liebe“ heraus, die zumeiſt in der idylliſchen Umgebung ſeiner Vaterſtadt entſtanden waren.

Daneben vernachläſſigte Müller die wiſſenſchaftlichen Studien keineswegs. Manche ſeiner gehaltreichen Aufſätze in Zeitſchriften und Sammelwerken und insbeſondere ſeine „homeriſche Vorſchule“ legen dafür Zeugnis ab, daß über dem Dichter der Gelehrte nicht zu kurz gekommen war.

Alljährlich wurde das Deſſauer Stillleben durch eine kürzere oder längere Reiſe unterbrochen. Am liebſten ging Müller nach Dresden, wo er bei ſeinem alten Freunde Kalkreuth wohnte und mit Ludwig Tieck und Karl Maria von Weber u. a. in nahe Beziehungen trat. Dort entſtand 1824 in Kalkreuths Villa Graſſi ſein prächtiger „Frühlingskranz aus dem Plauenſchen Grunde bei Dresden.“ Durch alle Lieder dieſes Kranzes jauchzt und jubelt es in froher Lenzesluſt und ladet unwillkürlich zum Mitjubeln und Mitſingen ein, ſei es, daß der Dichter den Frühlingseinzug: „Die Fenſter auf, die Herzen auf —,“ ſei es, daß er die Kinderluſt: „Nun feget aus den alten Staub,“ in hellen Tönen begrüßt, ſei es, daß er in dem „Frühlingsmahl“ die Blicke emporlenkt zu dem „guten reichen Wirt des Himmels und der Erden“ und den Himmelspilger auffordert „ſelig niederzuſinken aufs Knie“ und zu danken. Wie er den ganzen kleinen Liedercyklus gemeint, ſpricht er zum Schluß in dem an ſeinen Gaſtfreund gerichteten „Xenion“ aus:

„Meine Muſe liebt das Reiſen,
Kehret gern bei Freunden ein;
Neue Wirte, neue Weiſen,
Und die neueſten ſind dein.

In dem grünen Felſenthale
Hinter dem Forellenbach
Saß ſie jüngſt an deinem Mahle
Unter deinem treuen Dach.

Und der Frühling ſtreute nieder
Seine Gaben in das Gras;
Meine Muſe ſuchte Lieder,
Wenn ſie Maienblumen las.

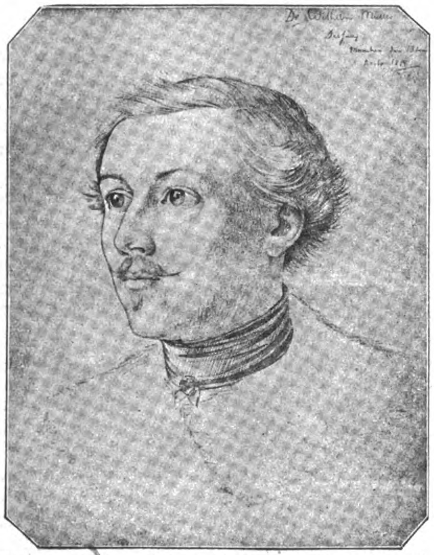
Sieh, der Kranz, den ſie gewunden
Von den liebſten, die ſie fand,
Dankbar iſt er angebunden
An des Wirtes Giebelwand.“

Zuweilen gingen Müllers Reiſen auch in weitere Ferne, und keine blieb ohne dichteriſche Frucht. Die „Muſcheln von der Inſel Rügen“ („Vineta,“ „Bräutigamswahl und Braut auf Mönkgut“ u. a.), die „Lieder aus Franzensbad bei Eger“ zeugen von ſolchen Ausflügen.

In die Bäder von Eger hatten ihn die Folgen eines

---

*) Zu dieſem Bildnis ſtimmt, was Guſtav Schwab, der ihn damals auf einer Studienreiſe in einem Berliner Kaffeehaus, dem Sammelplatz der Litteraten, kennen gelernt, über ihn ſagt: „Sein Geſicht blühte in der erſten Jugend, eine faſt jungfräuliche Scham färbte mit einem ſchnell wachſenden und vergehenden Rot die durchſichtige Haut ſeiner Wangen; im Auge glänzte der Stolz des werdenden Dichters; ein voller Kranz von blonden, halbgelockten Haaren umgab ſeine hohe Stirn.“



Wilhelm Müller. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Henſel.

Keuchhuſtens geführt, an dem er im Frühjahr 1826, von ſeinen Kindern angeſteckt, litt. Die Kur war ihm ſehr gut bekommen, und fröhlich reiſte er mit ſeiner Frau heimwärts über Wunſiedel und Bayreuth, wo er jedes Plätzchen aufſuchte, das an Jean Paul erinnern konnte. Der Rückweg führte die Gatten über Nürnberg und Bamberg nach Weimar, wo ſie Goethe an ſeinem Geburtstage, dem 28. Auguſt, ihren Beſuch machten, wovon Max Müller das Folgende erzählt: „Ich habe oft von meiner Mutter gehört, daß Goethe den jungen Dichter etwas kalt empfing und daß ſich zwiſchen ihnen eine gewiſſe Meinungsverſchiedenheit gezeigt in bezug auf die griechiſchen Volkslieder, welche Fauriel geſammelt, und die Müller 1825, ins Deutſche überſetzt, herausgegeben hatte. Als Goethe ſich erkundigte, was für eine Geborene die junge, ſchöne Frau ſei, antwortete dieſelbe: „Excellenz ſollten das eigentlich riechen! Ich bin die Enkelin des ‚Propheten rechts oder links,‘ Ihres alten Freundes Baſedow, deſſen Tabak und Stinkſchwamm Ihnen im Jahre 1774 ſo viel Kummer bereiteten.“ Der alte Herr lachte, war aber gerade an ſeinem Geburtstage zu ſehr mit ſich ſelbſt und ſeinen hohen Gäſten beſchäftigt, um ein eingehenderes Geſpräch mit jedem einzelnen anzuknüpfen.

Am liebſten weilte Müller daheim bei ſeiner ihm geiſtig ebenbürtigen Frau und ſeinen zwei geſund heranblühenden Kindern, mit denen er, der zärtlichſte Vater, in ſtundenlangem Spielen, im Geben und Empfangen am Chriſtfeſte, ſelbſt wieder zum fröhlichſten Kinde werden konnte. Aber nicht lange mehr ſollte es ihm vergönnt ſein, dies häusliche Glück zu genießen.

Die Wirkung der Bäder von Eger war allerdings eine ſo nachhaltige, daß er im Winter von 1826—27 ſich ununterbrochen mit ſeinen verſchiedenartigen Arbeiten beſchäftigen konnte. Neben ſeinen litterariſchen Artikeln, Biographieen, der Herausgabe der „Bibliothek deutſcher Dichter des XVII. Jahrhunderts,“ ſchrieb er ein paar Novellen („der Dreizehnte“ und „Debora“) und gab den dritten Band ſeiner Waldhorniſtenlieder unter dem Titel „Lyriſche Reiſen und epigrammatiſche Spaziergänge“ heraus. Doch dies ſollte der Abſchluß ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ſein, denn im Frühjahr 1827 fing er aufs neue an zu kränkeln.

Bald danach ſaß er wieder mit ſeiner Frau im Poſtwagen: eine Erholungsreiſe an den Rhein ſollte die Badekur vertreten. Nachdem ſie in vollen Zügen die Schönheit des herrlichen Stromes genoſſen, fuhren ſie über Frankfurt nach Stuttgart, wo ſie bei Guſtav Schwab einkehrten. Dieſer war erſchrocken über den Anblick des Dichtergenoſſen. „Mit Mühe fand ich,“ erzählt er in ſeiner Biographie Wilhelm Müllers, die er der ſpäteren Geſamtausgabe ſeiner Werke vorausſchickte, „in den feinen, aber bleichen und kränklichen Zügen das jugendliche Bild wieder, wie es ſeit zwölf Jahren von ihm in meiner Phantaſie lebte. Es brauchte einige Sekunden, bis ich ihn erkannte; ich mußte ein wehmütiges Schmerzgefühl unterdrücken und war recht ängſtlich freundlich; doch verbannte bald die Friſche ſeines Geiſtes und die fröhliche Lebendigkeit ſeiner liebenswürdigen Gattin jene geheime Angſt.“ Zehn Tage weilte das Paar unter Schwabs gaſtfreundlichem Dache. Fröhliche Stunden verlebten ſie mit Uhland, Hauff und anderen Dichtern der ſchwäbiſchen Hauptſtadt, und beim letzten Glaſe Wein verbrüderten ſich Müller und Schwab in herzlicher Stimmung.

Auf der Rückreiſe hatte Müller mit Juſtinus Kerner eingehende, ahnungsreiche Geſpräche

— „von des Erdentraumes kurzen Stunden,
Vom Tag, wo unſer Innerſtes erwacht,
Vom Wiederſehn in beſſ'ren Welten Pracht“ —

wie der Weinsberger Magus es ſpäter in einem Gedicht „auf den Beſuch Wilhelm Müllers“ ausdrückte, der es wohl nicht ahnte, wie nahe er der „beſſ'ren Welten Pracht“ ſchon ſei.

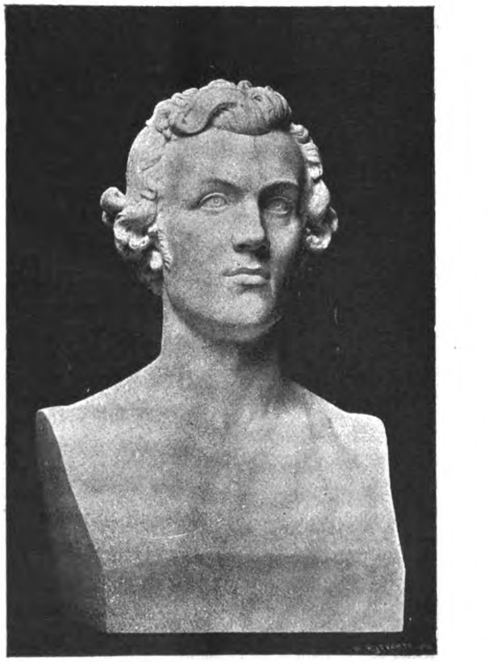
Zwei Wochen ſpäter, nachdem er noch fünf glückliche, heitere Tage in dem langentbehrten traulichen Heim mit Weib und Kindern verlebt hatte, traf ihn am Sonntag, den 30. September, vor Mitternacht im Schlaf ein Herzſchlag. Acht Tage vor ſeinem dreiunddreißigſten Geburtstage war er ohne Abſchied von den Seinigen hinübergeſchlummert.

Uhland hatte dem Dichtergenoſſen beim Abſchied ſein ſchönes Lied: „Künftiger Frühling“ ins Stammbuch geſchrieben:

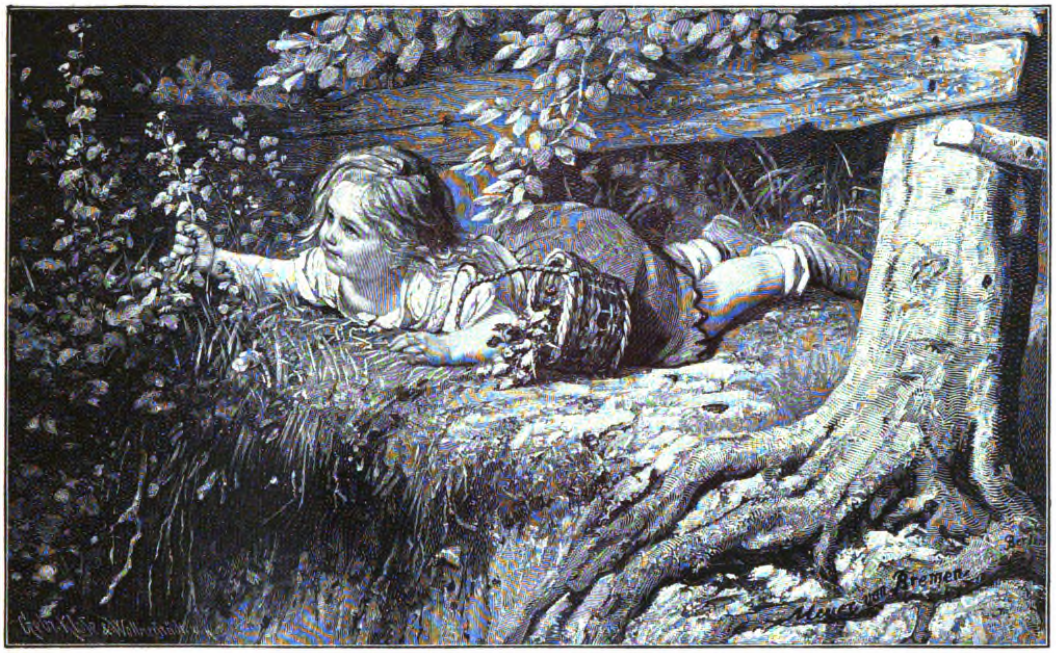
„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große klare.
Getroſt! er fehlt dir nicht.

Er iſt dir noch beſchieden
Am Ziele deiner Bahn.
Du ahneſt ihn hienieden,
Und droben bricht er an.“

Das klingt wie eine Prophezeiung auf Müllers frühen Tod; zugleich aber erinnert es an die Frühlingspoeſie des ſo jung von uns Geſchiedenen, die bei aller jugendfriſchen Fröhlichkeit doch oft von einer ernſten Stimmung durchweht wird. „Das Erkennen des Schönen im Unbedeutenden,“ ſagt



Wilhelm Müller, Marmorbüſte von Hermann Schubert, welche am 30. September in Deſſau enthüllt wird.



Der kleine Strauchdieb. Nach dem Gemälde von Meyer von Bremen.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſein Sohn, „des Großen im Kleinſten, des Wunderbaren im Alltäglichen, ja, dieſe Ahnung des Göttlichen bei jedem irdiſchen Genuß, dies iſt es, was den kleinen Liedern Wilhelm Müllers ihren eigenen Reiz verleiht.“ Auch ſonſt finden ſich manche gemeinſame Züge bei Uhland und Müller. Beide liebten es, aus beſtimmten Rollen heraus zu dichten. Wie Uhland, verſtand es auch Müller, ſich lebendig hinein zu verſetzen in das Leben und Treiben aller Perſonen, die er dichteriſch vorzuführen wünſchte. In den Müllerliedern iſt er der Müllersknecht, in den Wanderliedern der Wanderburſch, in den Jägerliedern der Jäger, in den Trinkliedern der Zecher. Durch alle ſeine Lieder pulſiert ein inniges Mitgefühl des Menſchen für den Menſchen, und der natürliche, gemütsinnige, oft ſchalkhafte Ton, in dem er es zum Ausdrucke bringt, gewinnt die Herzen und macht es erklärlich, daß ſo viele ſeiner Lieder zu Volksliedern geworden, daß ſie faſt alle ſingbar und mehrfach in Muſik geſetzt ſind. Er ſelbſt hatte dieſen Erfolg mit Schmerzen erſehnt und erhofft. „Ich kann weder ſpielen noch ſingen,“ klagt er einmal in ſeinem Tagebuche, „und wenn ich dichte, ſo ſinge ich doch und ſpiele auch. Wenn ich die Weiſen von mir geben könnte, ſo würden meine Lieder beſſer gefallen, als jetzt; aber getroſt, es kann ſich ja eine gleichgeſinnte Seele finden, die die Weiſe aus den Worten heraushorcht und ſie mir zurückgibt.“ In reichem Maße hat ſich dieſer Wunſch erfüllt. Außer Franz Schubert haben Friedrich Schneider, Methfeſſel u. a. die Weiſen aus ſeinen Worten herausgehorcht. Und ſo hört man heute an allen Liedertafeln:

„Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein —“

und auf den Studentenkneipen:

„Wenn wir durch die Straßen zieh'n,
Recht wie Burſch in Saus und Braus,
Schauen Augen blau und graue,
Schwarz und braun aus manchem Haus“ —

Die Jäger aber ſtimmen an:

„Es lebe, was auf Erden
Stolziert in grüner Tracht!“

Die Soldaten ſingen auf dem Marſche:

„Vor meiner Liebſten Fenſter
Da klingen meine Sporn —“

Die Handwerksburſchen auf der Wanderſchaft und die Kinder bei ihren Reigentänzen ſingen mit Vorliebe:

„Das Wandern iſt des Müllers Luſt, das Wandern.“

So ſtimmt alt und jung ein in die lebensfreudigen Weiſen des liederreichen Dichters, deſſen Denkmal alle, die ſich an ſeiner ſonnigen Heiterkeit und quellenden Jugendluſt erlabten und erquickten, mit Freude begrüßen werden.

Das Silber des Rheines.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Rheingold! — Wer ſollte es nicht kennen? Etliche verſtehen darunter den goldigen Glanz des Traubenſaftes, den die Winzer auf den Bergen des heiligen deutſchen Stromes keltern, andere denken dabei an den Nibelungenhort, den der grimme Hagen in die Fluten verſenkte, wieder andere aber wiſſen, daß der Rhein wirkliches, gediegenes Gold mit ſich führt und mit dem Sande zugleich an die Ufer ſpült. Dort wird es geſammelt und in den Verkehr gebracht. Aber nur wenig Gold wird aus dem Rheinſande herausgewaſchen, von dem 1800 Kilo etwas über ein Gramm des gleißenden Metalles enthalten. In Deutſchland wird alljährlich, rund gerechnet, für 600 000 Mark Gold gewonnen; der Rhein ſteuert nur einen geringen Anteil bei.

Nun aber liefert der ſagenreiche Fluß, deſſen wonnige Schönheit die Quelle goldigſter Lieder ward, das Rheinſilber. Man hat dem Rhein eiſernes Arbeitszeug angethan und ihn in

Fabrikdienſt geſtellt, und es läßt ſich denken, daß der Gewaltige auch gewaltige Arbeit leiſtet, daß er nicht hämmert, feilt, ſpinnt oder webt, wie der Menſchen einer, ſondern ganz ſiegfriedartig dazwiſchen fährt und ſtaunenswerte Thaten verrichtet.

Doch erſt muß ich berichten, was das heutige Rheinſilber iſt und wie es gefunden ward.

Vor dem Jahre 1827 hatte kein Auge das Metall erblickt, obwohl das Erz, aus dem es geſchieden wird, ſo alt wie das menſchliche Geſchlecht iſt, ja gewiſſermaßen als deſſen Ahn betrachtet werden muß, wenn der irdiſche Staub, aus dem Adam erſchaffen wurde, Lehm war, bildſame Thonerde. Unentbehrlich war der Lehm dem Menſchen von jeher. Er baute ſeine Behauſung daraus, er brannte ihn zu Ziegeln, er baute den Turm von Babel aus Thonblöcken und Erdteer und formte ſein Kochgeſchirr aus Leimen, Lehm, Thon, wie man die knetbare Erde nennen mag. Selbſt in den Pfahlbauten finden ſich Topfſcherben und die im Berliner Muſeum aufbewahrten altaſſyriſchen Rechnungen ſind Keilſchriften auf zierlichen Ziegeln.

Aus dem Lehm und aus mancherlei Geſtein läßt ſich reine Thonerde abſcheiden. Es kommt ſelbige auch rein in der Natur vor. Iſt eine Spur Kobalt dabei, dann zeigt die natürlich-kriſtalliſierte Thonerde eine blaue Farbe und heißt Saphir; ein winzig wenig Chrom färbt ſie rot und macht ſie zum Rubin. Gelb heißt ſie orientaliſcher Topas, unrein, durch Eiſenoxyd gebräunt und Kieſelſäure enthaltend, bildet ſie das wichtige Schleif- und Blänkmittel Schmirgel.

Die koſtbaren ſeltenen Thonerden, in denen die tote Natur den heutigen Jammerdichtern und Grauſchreibern handgreifliche Beweiſe unter die Augen hält, daß nicht ausſchließlich Häßliches und Ekelhaftes der Erde Ureigenes iſt, dienen zum Schmuck und entziehen ſich der Verarbeitung auf Metall. Hierzu nimmt der Geſchäftskundige billigere Rohſtoffe, die in ſchier unerſchöpflicher Menge vorhanden ſind. Denn das feſte Gerüſt unſeres Wohnſternes beſteht, wie das Haus, darin wir unſer Heim haben, zum größten Teil aus Thonerde in vielgeſtaltigen Verbindungen, an denen der Steinkundige viel zu lernen hat und viel ſich zu freuen. Wo die Natur etwas recht Hübſches hervorbrachte, ſei es in Geſtaltung oder in Farbe, da ruht der Forſchungstrieb gern einmal aus und überläßt Sinne und Herz der frohen Ergötzung am Schönen.

Die reine Thonerde, wie ſie der Chemiker herſtellt, iſt eine weiße leichte Erde, lockerer Kreide nicht unähnlich. Daß in ihr ein Metall mit Sauerſtoff vereinigt ſein müſſe, ſchloſſen die Chemiker ſeit geraumer Zeit; es wollte jedoch nicht gelingen, das Metall derart abzuſcheiden, wie man im ſtande war, andere Metalle aus ihren Erzen rein zu gewinnen.

Es ſind vierundachtzig Jahre verfloſſen, ſeit der denkwürdigen Stunde, in der Friedrich Wöhler, der ausgezeichnete Chemiker, damals Profeſſor an der neubegründeten Gewerbeſchule zu Berlin, am Ende eines chemiſchen Verſuches ein feines graues Pulver erhielt, das durch Reiben metalliſchen Glanz annahm und unter dem Mikroſkop ſich aus lauter kleinen Kügelchen beſtehend erwies. Dem Zuſammenſchmelzen der kleinen Kügelchen zu einem größeren Klümpchen widerſetzten ſich die unzulänglichen Hilfsmittel jener Zeit. Wöhler hatte jedoch eine genügende Menge, die Eigenſchaften des neuentdeckten Metalles im großen und ganzen feſtſtellen zu können, und da der urſprüngliche Stoff, aus der es gewonnen, die Alaunerde — Alumina — war, nannte er es: Aluminium. Im Jahre 1845 gelang es ihm, das Metallpulver durch Schmelzung zu einer Maſſe zu vereinigen; 1854 lehrte Bunſen in Heidelberg, das Alumiummetall mit Hilfe des elektriſchen Stromes abzuſcheiden.

Die chemiſchen Laboratorien jener Zeit waren im Vergleiche zu den heutigen nur armſelig bedacht, zu groß angelegten Verſuchen fehlten die Mittel. Auch Klein- und Großgewerbe hatten Scheu vor Unternehmungen, deren Erfolge nur auf dem Papier ſtanden und die kühnes Wagen erforderten. Damals gab es kein Reichspatentgeſetz und dem Auslande gegenüber fehlte es an Schutz. Friſch-freies Rauben war gute Sitte; was der Deutſche erfand, nützten andere Völker aus. Es waren ziemlich dieſelben Verhältniſſe, wie ſie jetzt noch immer zwiſchen Amerika und der übrigen Welt in bezug auf Nachdruck, d. i. Wegelagerung auf dem Büchermarkt, beſtehen.

Wie iſt ſo manches anders geworden, wie ſo vieles haben wir den Männern zu danken, die Deutſchland einig machten und angeſehen!

Das Aluminium hatte in Deutſchland das Tageslicht erblickt, ſein Vaterland konnte jedoch nichts für ſeine Erziehung thun: es blieb eine wiſſenſchaftliche Merkwürdigkeit, die man in Sammlungen aufbewahrte und bei Vorleſungen über Chemie den Studenten als das Metall der Thonerde zeigte. Weiter kam das Aluminium nicht, bis dreißig Jahre nach ſeiner Entdeckung das Ausland ſich ſeiner annahm. Der weitblickende, auf dem Gebiete der Hüttenkunde ausgezeichnete franzöſiſche Chemiker St. Claire Deville war es, der die Brauchbarkeit des Aluminiums für die Technik erkannte und den Kaiſer Napoleon III zu veranlaſſen wußte, Geldmittel für den Großbetrieb herzugeben. „Das Aluminium,“ ſo ſagte Deville, „ſteht zwiſchen den edlen und den gemeinen Metallen. Dieſes Zwiſchenglied fehlte bisher und wurde wohl oder übel durch unvollkommene Legierungen erſetzt, die weder an der Luft unveränderlich noch unſchädlich ſind wie Gold und Platina. Das Aluminium beſitzt zwar nicht die Widerſtandsfähigkeit gegen chemiſche Angriffe wie die Edelmetalle, aber es widerſteht der Luft, dem Waſſer, der Schwefelſäure, der Salpeterſäure und dem Schwefelwaſſerſtoff, was weder beim Eiſen noch beim Kupfer, noch beim Silber der Fall iſt. Seine Hämmerbarkeit, ſeine Geſchmeidigkeit, ſein Klang, Glanz und namentlich ſein geringes Eigengewicht weiſen ihm einen hervorragenden Platz in der Technik an. Ich wäre vollkommen befriedigt, wenn es in die Induſtrie als ſolch ein die Mitte haltendes Metall eingeführt würde. Geſchähe es jedoch eines Tages, daß man Mittel und Wege ausfindig machte, es mit geringen Koſten aus ſeinem Erze, der Thonerde, abzuſcheiden, ſo daß es das gemeinſte aller Metalle wird, dann würden meine Hoffnungen überflügelt ſein und ich würde mich glücklich preiſen, das Hauptverdienſt demjenigen zuzuſchreiben, der das erſte Aluminiumkügelchen herſtellte, dem berühmten Göttinger Chemiker Wöhler.“

In Javelle bei Paris wurde 1855 die fabrikmäßige Darſtellung des Aluminiums unternommen und zwar nach Wöhlers Verfahren, indem erſt aus Natronverbindungen das Natriummetall dargeſtellt und mit dieſem die Thonerde zerſetzt wurde. Um jene Zeit koſtete das Kilo Natrium 2000 Franken, und da zur Herſtellung von einem Kilo Aluminium mindeſtens drei Kilo Natrium benötigt werden, ſo galt erſteres 6000 Franken und darüber. Das erſte kunſtgewerbliche Erzeugnis aus dem neuen Metall war eine Kinderklapper, die Deville dem kaiſerlichen Prinzen, dem „Kinde Frankreichs“ verehrte, wohl das teuerſte Geſchenk, das je einem Kinde in die Wiege gelegt wurde. Wo jene hiſtoriſche Kinderklapper geblieben iſt, weiß man nicht. Der Stern Napoleons erloſch, in den kaiſerlichen Gemächern hauſte die Kommune, und den unglücklichen Prinzen meuchelten Zulus im fernen Afrika.

Infolge wirkungsvoller Verbeſſerungen der Darſtellung fiel der Preis des Aluminiums bald. Schon im Jahre 1862 koſtete das Kilo nur noch 130 Franken, und das Metall fand Verwendung zu wiſſenſchaftlichen und medizinischen Geräten, ſowie zu Prunkgegenſtänden. Jenen Preis behielt es bei, und man zahlte ihn auch, da das Aluminium, mit anderen Metallen verſchmolzen, dieſen ungewöhnliche Zähigkeit und Feſtigkeit verleiht.

Die Thonerde iſt billig. In der Thonerde aber iſt das Metall mit dem Sauerſtoff ſo feſt verbunden, daß es nicht gelingt, ſie durch Kohle und Hochofenhitze zu trennen, wie dies mit dem Eiſen und verwandten Metallen geſchieht. Es mußten Umwege eingeſchlagen werden, die ſo innig Geſellten auseinanderzureißen, und dadurch erwuchſen die großen Koſten.

Mittlerweile war die Aufgabe gelöſt, Arbeit in Elektrizität zu verwandeln, man war im ſtande, kräftige elektriſche Ströme zu erzeugen und mit ihrer Hilfe das Natriummetall in größeren Mengen und billiger zu liefern. Mit dem Preiſe des Natriums fiel auch der des Aluminiums, er wich aber nicht viel unter 130 Franken.

Unſer Jahrhundert iſt das des Dampfes und der Elektrizität. Die letzten Jahre haben der geheimnisvollen Kraft immer größere Herrſchaft eingeräumt, denn der Diener, deſſen wir nicht mehr entbehren und entraten können, iſt unſer Herr. Wir vermögen uns kaum noch in Gedanken in eine Zeit zu verſetzen, der die elektriſchen Errungenſchaften fehlten, ſo vielverzweigt iſt ihre Thätigkeit, nicht nur ihre leuchtende, ſtrahlende, ſondern zumal ihre ungeſehene. Sie hilft vergolden, verſilbern, weben, färben, ſie trennt und vereint chemiſch. Das kann eigentlich nicht verwundern, wenn man ſich vorſtellt, daß ſie eine Kraft iſt, und wir es im Laufe der Zeit dahin gebracht haben, für die jeweilige Art der Kraft entweder die zweckmäßige Verwendung zu finden, oder ihr die Art zu geben, in der ſie gebraucht werden ſoll. So wird Wärme in Arbeit, Arbeit in Elektrizität, dieſe in Licht oder wieder in Wärme verwandelt, je nach Bedarf.

Wie vorhin erwähnt gelang es Bunſen, das Aluminium durch den elektriſchen Strom aus der Thonerde abzuſcheiden. Jetzt nun, nachdem Erfahrung lehrte, große Maſchinen zu bauen, die ungeheuere Mengen nutzbarer Elektrizität erzeugen, iſt auch die Zeit angebrochen, die Deville vorausſah. Freilich wird das Aluminium nie billig werden wie Eiſen, ſo daß es dieſes erſetzen könnte, aber der heutige Preis von 15 bis 20 Franken — je nach der Reinheit für das Kilo — eröffnet ihm vielverſprechende Ausſichten, zumal das gleiche Gewicht Silber, das es bei vielen Anläſſen vorteilhaft vertritt, über achtmal ſo teuer iſt. Zieht man aber den Raumgehalt in Betracht, ſo ſtellen ſich die Verhältniſſe für das Aluminium noch bedeutend günſtiger, da es ein ſo geringes Eigengewicht beſitzt. Wenn ein Goldklumpen 21,5 Kilo wiegt, würde ein gleichgroßer Aluminiumklumpen nur 2,64 Kilo wiegen, und Silber 10,5. Somit iſt ein gleichgroßes Stück Aluminium 1242 Mal billiger, als ein ebenſogroßes Stück Gold und 33 Mal billiger, als ebenſolches Silber.

Die ſilberähnliche Farbe des Aluminiums war die Urſache, daß man es „das Silber des Thons“ genannt hat. Wenn es in der Überſchrift dieſes Aufſatzes als Silber des Rheines bezeichnet wurde, ſo iſt das auch berechtigt. Denn der Rhein iſt es, der das Aluminium ſcheiden hilft. Was nicht die ſtärkſten Gluten der Schmelzöfen vermochten, das leiſtet der Rhein mit einem Teile der gewaltigen Kraft, die bei Schaffhauſen im Rheinfall vorhanden iſt.

Im Jahre 1888 gründete ſich in Zürich die „Aluminium-Induſtrie-Aktiengeſellſchaft“ mit einem Stammgeld von zehn Millionen Franken; innerhalb Jahresfriſt waren bei Laufen-Neuhauſen die Anlagen fertig geſtellt, und der Betrieb begann. Vertreten wird das Werk in Berlin durch die Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft.

Laut der Vertragsurkunde hat die Geſellſchaft das Recht, dem Rheine oberhalb des Falles zwanzig Raummeter Waſſer in der Sekunde zu entnehmen. Dies entſpricht, da die Höhe des Rheinfalles 20 Meter beträgt, einer nutzbaren Kraft von 4000 Pferdeſtärken. Durch Turbinen und Dynamomaſchinen wird die Waſſerkraft in Elektrizität verwandelt. Die ganze erlaubte Kraft wird jedoch noch nicht genommen, ſondern vorläufig genügen 2000 Pferdeſtärken zum Treiben der rieſenſtarken elektriſchen Maſchinen.

Zwei Drähte führen zu den Schmelztiegeln, beide endigen in Kohlenſtäben, welche, nach dem Patent Héroult angeordnet, mit Thonerde umgeben werden. Sobald nun der elektriſche Strom von der einen Kohle zur anderen übergeht, erzeugt er eine ſo furchtbare Glut, daß die Thonerde zu einer waſſerklaren Flüſſigkeit ſchmilzt. Gleichzeitig aber zerſetzt der Strom die Thonerde. An dem einen Pol verbrennt der Sauerſtoff der Erde mit der glühenden Kohle, an dem anderen ſammelt ſich das Metall, das von Zeit zu Zeit abgelaſſen wird.

Der Betrieb der Héroult-Öfen in Neuhauſen macht auf den erſtmaligen Beſchauer einen wunderbaren Eindruck. Die Ruhe und Sicherheit, mit der die Anlage arbeitet, iſt um ſo ſtaunenswerter, wenn man ſich vorſtellt, daß es zweitauſend Pferdekräfte ſind, die auf möglichſt kleinem Raum in ſolcher Stille vor den Augen des Zuſchauers zur Thätigkeit gelangen. Da iſt kein Toben, kein Lärmen, Ziſchen und Brauſen, ſondern zwiſchen den Kohlenſtäben äußert ſich die Rieſenkraft des durch die Turbinen ſtürzenden Rheines als chemiſche Scheidung, begleitet mit furchtbarer Hitzeentwickelung. Die im Innern der Tiegel herrſchende Temperatur iſt mit den vorhandenen Hilfsmitteln nicht zu meſſen: der Rhein iſt zu Feuer geworden.

Wenige Leute genügen, die ungeheure Kraft zu zügeln; lediglich das gleichmäßige Schleifen der Elektrizität ſammelnden Bürſten an den Dynamos ſtört die Ruhe, und nur das Emporlodern mächtiger Flammen aus den Öfen gibt Kunde von den Vorgängen darin.

Zur Zeit des Abſtiches jedoch ändert ſich das Bild. Das blauglühende Metall fließt aus dem Ofen in einen Graphittrog, in dem es Dreiviertelſtunden abkühlen muß, bevor es in eiſerne Formen gegoſſen werden kann, und ſtrahlt Lichtmaſſen aus, ſo blendend und von ſolcher Fülle, als wäre Sonnenglut eingefangen.

Die Tugenden des Aluminiums ſind folgende. Es iſt glänzend weiß wie Silber und wird nicht ſchwarz wie dieſes. Deshalb eignet es ſich beſonders gut zu ſcheinbarer Verſilberung. Schärpen und Aluminiumtreſſen übertreffen Silbertreſſen an dauernder Schönheit, wenn ſie „neu“ auch matter ſcheinen, und ſchon jetzt findet in Buchbindereien und ähnlichen Gewerben Blattaluminium ſtatt Blattſilber Verwendung. Es wird in Nürnberg geſchlagen.

Die Silberähnlichkeit macht das Aluminium geeignet für Tafelgeräte. Es hat die Eigenſchaft, viel Wärme aufzunehmen und ſie langſam wieder abzugeben. Darum halten Aluminiumgeſchirre die Speiſen länger warm als Silberſchüſſeln. Da Säure dies Metall kaum angreift, wird es von Obſt nicht fleckig. Man macht Bierkrüge daraus, Feldflaſchen und Jagdbecher. Die Aluminiumflaſchen ſind leicht und unzerbrechlich. Viele hundert gläſerner Flaſchen werden alljährlich bei Truppenübungen zerbrochen und ſind dann ſamt ihrer Umflechtung oder Verpackung wertlos. Aluminiumflaſchen behalten, ſelbſt wenn ſie gewaltſam gelöchert werden, ihren vollen Metallwert.

Die größte Tugend des Aluminiums iſt jedoch ſeine ungemeine Leichtigkeit bei großer Zähigkeit und Feſtigkeit. Muſikinſtrumente, Trompeten, Poſaunen, Bombardons, beſchweren ihre Träger um zwei Dritteile weniger, wenn ſie aus dem neuen Metall gemacht wurden, das außerdem vorzüglichen Klang gibt.

Man hat kleinere Luxuswaffen aus Aluminium gemacht, ja Ruderboote, die feſter als Holz, aber viel leichter ſind.

Weſentlich wird ſeine Leichtigkeit bei Truppenausrüſtungsteilen von Vorteil ſein. Ein preußiſcher Garde du Korps- oder bayriſcher Hartſchierhelm aus Aluminium mit ſchwacher Vergoldung würde dreimal leichter ſein als jetzt. Alle Beſchläge, Spitzen der Lederhelme könnten aus vergoldetem Aluminiumblech geſtanzt werden. Lanzen aus kalt gezogenen Aluminiumröhren mit eingegoſſener und kalt eingeſchmiedeter Stahlſpitze übertreffen an Leichtigkeit und Wehrhaftigkeit alle Holz- und Eiſenlanzen.

Die löslichen Verbindungen des Aluminiums ſind nicht giftig, wie die des Kupfers und des Nickels. Dieſe Eigenſchaft und ſeine Leichtigkeit ſichern ihm die ausgedehnteſte Verwendung für chirurgiſche Inſtrumente und Geräte wie Hörrohre, Sonden, künſtliche Glieder, Schienen, Gebiſſe ꝛc. Meßapparate aus Aluminium, Winkel, Lineale, Reißzeuge, Wagen und Gewichte, Fernröhre, Brillenfaſſungen, wiſſenſchaftlichen Zwecken dienende Werkzeuge erfreuen ſich bereits großer Beliebtheit. Der reiſende Forſcher ſchätzt es um ſo mehr, je geringer durch die Aluminiumapparate das Gewicht ſeines Gepäckes wird.

Das Kunſtgewerbe hat ſich des Rheinſilbers ſofort bemächtigt, zumal es die zarteſten Farbentöne annimmt und dadurch eine Abwechſelung zuläßt, welche das Feld der Verzierungskunſt ungemein erweitert. Außerdem läßt es ſich leichter zu feinen Röhrchen ohne Naht ausziehen als Meſſing. Alle daraus gefertigten Gegenſtände wie Bleiſtift- und Federhalter ꝛc. bieten den Vorteil, daß ſie nicht noch obendrein vernickelt werden müſſen.

Der Klang des Metalles iſt prächtig. Nach Faradays Unterſuchungen iſt jedoch der Ton, den ein Aluminiumbarren von ſich gibt, nicht ein einziger mit den dazu gehörigen Obertönen, ſondern man hört deutlich zwei Töne, und zwar den einen nach der Längs-, den anderen nach der Querrichtung.

Dieſes Verhalten läßt ſich leicht an einem der angenehm leichten Hausſchlüſſel aus Aluminium beobachten. Wenn man den Schlüſſel an einen Bindfaden aufhängt und vor dem Ohre kreiſeln läßt, ſo hört man das ſeltſam zitternde Erklingen eines hohen und eines tieferen Tones.

Stimmgabeln aus Aluminium eignen ſich wegen ihres geringen ſpezifiſchen Gewichtes beſonders für Meſſung großer Geſchwindigkeiten, z. B. von Anfangsgeſchwindigkeiten von Geſchoſſen. Ungeglühter Aluminiumdraht gibt herrliche Klavierſaiten. Glocken müſſen der Klangeigentümlichkeit entſprechend geformt werden.

Faſt noch wertvoller als in reinem Zuſtande iſt das Aluminium in Verſchmelzungen. Schon ein Prozent verbeſſert das gewöhnliche Meſſing derart, daß es nicht nur an Feſtigkeit die des berühmten Deltametalles erreicht, ſondern auch widerſtandsfähiger gegen Luft, Meerwaſſer und Säuren wird. Die Aluminiumbroncen — Verſchmelzungen von Kupfer und Aluminium — zeichnen ſich aus durch dem Stahl gleichkommende Feſtigkeit und das Nichtroſten. Außerdem ſind ſie ſchmiedbar, ſeefeſt in Geſtalt von Schiffsbeſchlägen und dauerhaft. Eine fünf- bis ſiebenprozentige Aluminiumbronce gleicht dem Golde. Man fertigt Knöpfe daraus, Schnallen, Verzierungen aller Art und Uhrgehäuſe, die von goldenen ſchwer zu unterſcheiden ſind. So echt ſcheinen ſolche ſchon, daß ein Taſchendieb erklärt haben ſoll, er gäbe ſein Geſchäft auf, es brächte zu viel Enttäuſchungen mit ſich, ſeitdem das Gold aufgekommen ſei, für das der Hehler nichts zahle.

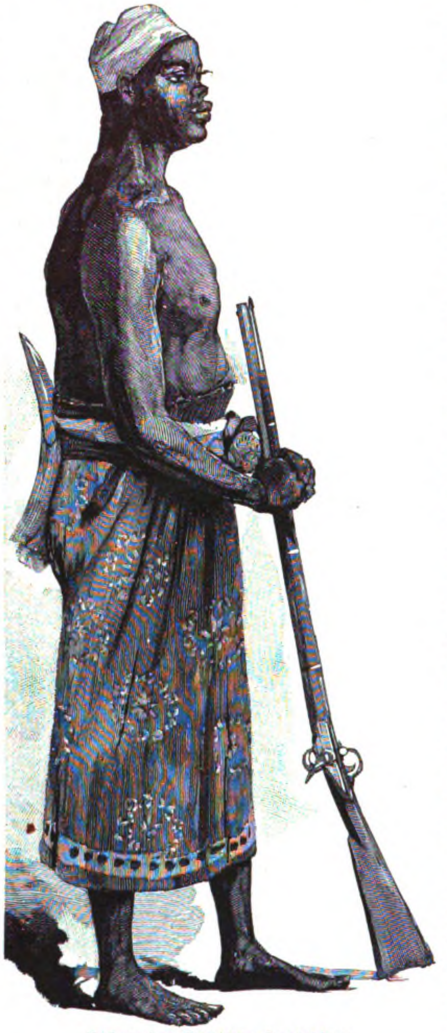
Es allen recht zu machen — die große Kunſt iſt noch nicht erfunden. Manche finden es unpoetiſch, den Rhein zu gewerblichen Zwecken auszunützen. Es fragt ſich jedoch, ob nicht auch Poeſie in dem Gedanken liegt, daß der Rhein einen Teil ſeiner Rieſenkraft leiht, um aus dürftiger Erde weißes Metall zu ſcheiden: das Rheinſilber.

Das Siegfriedshorn iſt längſt verklungen, über den Hort der Nibelungen wälzt der Rhein ſeine Fluten, wie das neue Leben die alte Zeit überdrängte. Neue Werte ſchaffen iſt die Loſung unſerer Zeit. Und ſo geſchieht es in den Schmelztiegeln zu Neuhauſen, wo Waſſer zu Feuer wird und Silber aus Erde.

Ein neues Buch über den Kongo.

(Abdruck verboten.)

Allmählich meldet ſich von den Mitgliedern der vielbewunderten, vielgeſchmähten Wadelai-Expedition Stanleys einer nach dem anderen zum Wort; heute liegt ein intereſſantes Buch „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongoſtaates“ vor mir, welches Herbert Ward, den Genoſſen Barttelots im Hungerlager der Nachhut, zum Verfaſſer hat (Verlag von C. F. Amelang in Leipzig).



Führer der Manjema-Beutejäger.

Wer neue Aufklärungen über das Verhalten Stanleys oder Barttelots in dem Werk zu finden erwartet, wird freilich enttäuſcht ſein. Nur die Vorrede beſchäftigt ſich mit der Stanleyſchen Expedition, und auch ſie gibt eigentlich nur ein knappes Reſümee, ohne die bekannten Nachrichten durch weſentlich neue Momente zu bereichern. Dagegen ſchildert das Buch an der Hand perſönlicher, äußerſt wechſelvoller Erlebniſſe die Sitten und Gebräuche der verſchiedenen eingeborenen Stämme, ſowie das Verhalten der arabiſchen Sklavenjäger an den Geſtaden des Kongo in ſpannender, anſchaulicher Weiſe. Herr Ward iſt gleich weit entfernt von Schönfärberei, wie von Schwarzſeherei. Er hat ſich ein offenes Auge und ein offenes Herz bewahrt, ſeine Darſtellungen machen den Eindruck von Schilderungen eines ehrlichen Mannes, dem freilich wohl taktvolle Rückſicht auf die Regierung, der er gedient hat, hier und dort eine gewiſſe Beſchränkung auferlegt.

Charakteriſtiſch für die „Pioniere der Civiliſation“ in Afrika iſt ſein abenteuerlicher Lebenslauf, den er gleich bei Beginn des Buches zum beſten gibt. Im Alter von fünfzehn Jahren verließ er, von einem unwiderſtehlichen Drang, fremde Länder zu ſehen, halb gegen den Willen ſeiner Eltern und faſt völlig mittellos, England, um nach Neuſeeland zu gehen. Vier Jahre hintereinander weilte er hier, erwarb ſich abwechſelnd als Viehtreiber, Cirkusreiter und Bergmann ſein Brot, trat dann in die Dienſte der Britiſchen Nord-Borneogeſellſchaft und lebte viele Monate auf einer einſamen Station im Innern Borneos mitten unter den wilden Stämmen der Dayak-Kopfjäger. Endlich nach England zurückgekehrt, gelang es ihm, das Wohlgefallen Stanleys zu erwerben, durch deſſen Vermittelung er eine Anſtellung im Kongoſtaat erhielt. Hier war er zwei und ein halbes Jahr bei dem Transportdienſt auf dem Strom thätig, bis ihn Stanley für ſeine Expedition zum Entſatz von Emin-Paſcha anwarb.

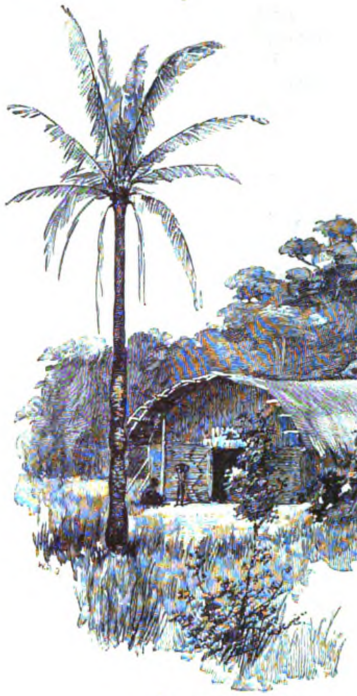
Es ſind loſe Bilder, welche Herbert Ward uns entrollt. Er beſpricht zunächſt die Bakongo-Stämme der Kataraktenregion des Unterkongo, eine ſanftmütige, unkriegeriſche Raſſe, Leute von anmutiger Geſtalt und angenehmen Geſichtszügen. Jedes ihrer meiſt kleinen, aber zahlreichen Dörfer ſteht unter einem beſonderen Häuptling, deren ziemlich unumſchränkte Macht nur durch den Rat der Älteſten und, nicht zuletzt, durch den Einfluß des unvermeidlichen Nganga Naſſi, des privilegierten Zauberdoktors, etwas beſchränkt wird. Eigenartig

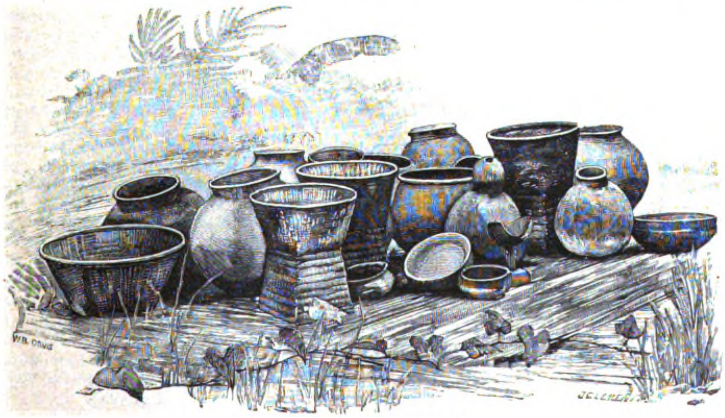
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

iſt bei den meiſten Bakongo-Stämmen die Einrichtung des Nkimba, einer Art freimaureriſchen Ordens, der den Eingeweihten gewiſſe Vorrechte verleiht. Sämtliche Knaben des Stammes ſind für die Mitgliedſchaft wählbar und machen im Alter von zehn bis zwölf Jahren einen förmlichen Erziehungskurſus durch; nach ihrer Aufnahme ändern ſie nicht nur ihren Namen, ſondern nehmen auch eine neue geheimnisvolle Sprache an, die nur den Männern, nicht aber den Frauen bekannt iſt. Intereſſant iſt die Schilderung der regelmäßigen, ſtark beſuchten Wochenmärkte (die Woche der Bakongos zählt nur vier Tage), welche an beſtimmten, etwa drei bis fünf Kilometer voneinander entfernt liegenden Plätzen abgehalten werden. Auf dieſen Märkten herrſcht unbedingter Frieden und förmliche polizeiliche Aufſicht. Feſte Preiſe für die Waren, welche aus allerlei Gemüſen, nach fingerhutförmigem Maß verkauftem Salz, Schweinen und Ziegen beſteht, ſind freilich nicht vorhanden. Beſonders belebt iſt der Markt zur Rattenſaiſon, die nach der Regenzeit, wenn das lange Gras verbrannt worden iſt, beginnt; die angenehmen Nagetiere bilden, auf langen Stäben aufgeſpießt und am Roſt gebraten, eine Lieblingsdelikateſſe des Volkes.

Ganz anders als die Bakongos treten uns die Bolobs entgegen, welche, 900 Kilometer von der Mündung des Kongo entfernt, ein weites, überaus fruchtbares, gut bewaldetes und bewäſſertes Land bewohnen. Sie ſind zwar keine Kannibalen, aber Ward nennt ſie eine der grauſamſten Raſſen Centralafrikas. Die Hinrichtung von Sklaven wird als ein Beweis des Reichtums betrachtet und der Abſchluß längerer Streitigkeiten regelmäßig durch ein Menſchenopfer feſtlich begangen. In der Nähe der Äquatorſtation ſchließt ſich das auf verhältnismäßig hoher Kulturſtufe ſtehende Gebiet der Bakutas an, das rings von mächtigen Kannibalenſtämmen umgeben iſt, welche die Ufer der zwei großen Nebenflüſſe des Kongo: Ruki und Ubangi bewohnen. Geſchickte Jäger, aber ſanfter und weniger kriegeriſch, ſind die am Belunga wohnenden Balolos; ihre Dörfer ſind faſt ſtets auf Pfählen gebaut, die tief im Waſſer ſtehen. „Einen ſeltſamen Eindruck,“ ſagt Ward, „ruft der Anblick dieſer Häuſer hervor, von deren oft zierlichen Veranden aus die Eingeborenen fiſchen; dicht an der Thürſchwelle liegt das Boot, und nur durch dieſes wird der Verkehr in den Dorfſtraßen vermittelt.“

Eine beſondere Bedeutung haben die kriegeriſchen, dem Kannibalismus in ſeiner ſchlimmſten Form huldigenden, zahlreichen Bangalas, welche etwa 1500 Kilometer vom Atlantiſchen Ozean wohnen und ſchon 1877 Stanley auf ſeiner abenteuerlichen Durchquerung Afrikas ſchwer zu ſchaffen machten. Ward war längere Zeit Vorſteher der ſogenannten Bangalaſtation und berichtet daher aus eigener Anſchauung. „Faſt jede Woche,“ ſchreibt er, „kam ein Beiſpiel wildeſten Kannibalismus zu meiner Kenntnis. Für die Eingeborenen iſt alles Fleiſch, was ihnen ins Netz kommt. Einem Sklavenknaben war erlaubt worden, ſich auf der Station als Arbeiter bei einem weißen Händler zu verdingen. Der Agent hatte Urſache, mit ihm unzufrieden zu ſein und beſchwerte ſich bei ſeinem Herrn. Wenige Tage darauf erzählte dieſer mit offenbarer Befriedigung dem Händler, der Junge werde ihn nicht mehr ärgern, er habe ihn getötet — noch größer als bei dieſer Nachricht aber war das Entſetzen des Weißen, als der Sohn des Häuptlings gleichmütig dazu bemerkte: „Der Knabe hat ſehr gut geſchmeckt, er war zart und fett.“


Eine Bakongohütte.


Grab eines Häuptlings.

„Es kommt mir ſeltſam vor,“ bemerkt Ward an einer anderen Stelle, „wenn ich an die vielen miteinander in Widerſpruch ſtehenden Gefühlsregungen denke, welche ſich im Leben dieſer Wilden abſpielen; einen Augenblick ſind ſie vom Blutdurſt beſeelt und fröhnen den ſchrecklichſten Orgien, um ſich im nächſten Moment, vielleicht in lebhafteſter Erwartung der Liebkoſungen ihrer Gattinnen und Kinder, der Heimat zu nähern… unwillkürlich vergißt der Weiße, wenn er bei den Verſammlungen die gutmütigen, lächelnden Geſichter um ſich her betrachtet, den Kannibalismus und die Grauſamkeit, welche dieſelben Züge nur zu oft verdüſtert haben.“

Wiederholt trat Ward mit Hamed ben Mohammed bin Djuma, beſſer bekannt unter dem Namen Tippu-Tib, und deſſen Genoſſen in Berührung. Im großen Ganzen iſt ſein Urteil über den Araber nicht ungünſtig. „Man findet in Tippu-Tib einen Gentleman von ſchmeichleriſcher orientaliſcher Artigkeit, wenn er mit Weißen zu thun hat, die, obwohl ebenfalls Ungläubige, doch Achtung beanſpruchen können, während man ihn zu anderen Zeiten rückſichtslos grauſam ſieht, ſobald es gilt, ſeine Autorität über die wilden Stämme zu behaupten, die zu unterjochen er in ſeinem Streben, reich zu werden, für notwendig hält. Nun, da er dieſes Ziel faſt erreicht hat, iſt er ohne Zweifel nicht abgeneigt, ſich befriedigt auf ſeinem Haufen von Elfenbein niederzulaſſen und ſich ſeine Umgebung zu betrachten und ſich mit den Weißen zu befreunden... Ich bin der vollen Überzeugung, daß Tippu-Tib den Frieden wünſcht, allein es gibt zahlreiche andere Araber nebſt vielen ihrer Anhänger, die ſich nicht von den gleichen Motiven leiten laſſen. Sie wollen ein Vermögen erwerben, wollen ſoviel Elfenbein und Sklaven wie möglich haben, werden mit den bewaffneten Kräften des Kongoſtaates in Berührung kommen und einen Konflikt herbeiführen, der vielleicht gleichbedeutend iſt mit dem Aufhören der Beſtrebungen, Centralafrika zu civiliſieren, falls die Regierung des jungen Kongoſtaates bei der Bekämpfung der barbariſchen Feinde auf ſich ſelbſt angewieſen iſt. Anderſeits kann der Konflikt aber auch die Vernichtung des Syſtems von organiſiertem Terroriſieren, Sklavenraub und Diebſtahl bedeuten, das gegenwärtig eine unbeſtrittene Herrſchaft über die das Herz von Afrika genannte Region ausübt."

Zu den feſſelndſten Epiſoden des Buches gehört die Schilderung der heldenmütigen Verteidigung der Stanleyfalls-Station gegen die Araber und deren Manjemakrieger, die uns Ward mit den eigenen Worten des tapferen Deane, des Chefs der Station, erzählt und die meines Wiſſens hier zum erſtenmal in ihren Einzelheiten bekannt wird. Es iſt die traurige Geſchichte eines verzweifelten Kampfes, der ſchließlich aus Mangel an Gewehrmunition hoffnungslos wird und mit der abenteuerlichen Flucht der wenigen Überlebenden endet, nachdem ſie das Fort in die Luft geſprengt haben. Rührend hört es ſich an, wie die Eingeborenen die Flüchtlinge wochenlang vor den Arabern verſteckt hielten, mit ihnen ihre kargen Lebensmittel teilten und ſie endlich an Bord eines Regierungsdampfers retteten. Sie wußten ſehr wohl, was ihnen die weißen Männer, welche, wenn auch mit ſchwachen Kräften, ſo doch voll redlichen Willens verſucht hatten, ſie gegen ihre Unterdrücker zu ſchützen, geweſen waren.

Den Reſt des Werkes füllen im weſentlichen die Schilderungen weit ausgedehnter Kanoefahrten auf dem Kongo, welche Ward von den Stanleyfällen, nachdem die dortige Station durch den bekannten Vertrag mit Tippu-Tib wenigſtens nominell dem Einfluß des Kongoſtaates wiedergewonnen war, zur Station Leopoldsville und zurück unternahm, um Depeſchen zu überbringen — an wechſelvollen Abenteuern reichen Fahrten von rund 3800 Kilometer Ausdehnung, die uns von den Küſten des Rieſenſtromes und ihrer Bevölkerung anſchauliche Bilder geben.

Einen hohen Reiz verleihen dem Buche die trefflichen Illuſtrationen, welche anſcheinend zum größten Teil nach Originalſkizzen des Verfaſſers gefertigt und nicht, wie nur zu häufig in ähnlichen Werken, reine Phantaſiegemälde ſind. Sie beſchränken ſich nicht nur auf die Wiedergabe beſonders aufregender Szenen, ſondern ſuchen durch zahlreiche charakteriſtiſche Eingeborenentypen und die Darſtellung intereſſanter Geräte, Waffen 2c. ernſteren Anſprüchen gerecht zu werden.

Haſſo Harden.

Die Brenneſſel.

Als unverträglich muß ſie gelten,
Aber mit Ruhe nimmt ſie's hin.
Sie hat davon doch einen Gewinn:
Ob man ſie tadeln mag und ſchelten,
Feindſel'ge Hand berührt ſie ſelten.

J. Trojan.

Was ſollen wir von der Bibel halten?

(Abdruck verboten.)

Die Bibel iſt und bleibt das merkwürdigſte aller Bücher. Unzählige Male tot geſagt, von der gelehrten Kritik mit immer neuen Waffen angefochten und zerſtückelt, wird ſie von Jahr zu Jahr in immer wachſender Zahl gedruckt und verbreitet.*) In alle Kulturſprachen mehrfach übertragen, dringt ſie auch zu den abgelegenſten und verkommenſten Völkern der Erde, für die oft erſt eine Schriftſprache geſchaffen werden muß, und liegt gegenwärtig bereits in 330 Sprachen überſetzt vor.

Auf der anderen Seite iſt es ja eine Thatſache, daß die Bibel nur wenig geleſen wird, daß ſelbſt tauſende ihrer wärmſten Anhänger andere erbauliche Schriften, das Geſangbuch 2c. ihr vorziehen. Vor allem aber herrſcht eine große Unſicherheit und Unklarheit in weiten Kreiſen der evangeliſchen Kirche unſerer Tage über die der Bibel nach den Ergebniſſen der neueren theologiſchen Forſchung noch zukommende Autorität.

Sehr viele, wenn nicht die Mehrheit derer, die ein bewußtes innerliches Glaubensleben führen, verharren allerdings auch heute noch auf dem Standpunkte der alten Inſpirationslehre und ſind von Mistrauen gegen alle und jede Theologie erfüllt. Viele aber zweifeln daran, daß der geſamte Inhalt der heiligen Schrift bis in das Kleinſte hinein irrtumsloſe Wahrheit ſei, laſſen ſich in das Hin und Her der theologiſchen Diskuſſion über die Echtheit der bibliſchen Schriften hinein ziehen und verlieren darüber nur zu oft allen feſten Grund und Boden. Wenn ſie hören, daß die Theologen bald dieſes, bald jenes Buch der Schrift verwerfen, daß ſie nicht nur die Urkunden der moſaiſchen Zeit, ſondern auch die neuteſtamentliche Litteratur in ſpätere Jahrhunderte verlegen, ſo leiden ſie über der Frage, was denn noch echt von der Bibel bleibe, oft Schiffbruch an allem und jedem Glauben. Ja, es droht ein Geſchlecht aufzuwachſen, welches „nicht im Zutrauen zum Inhalt der Bibel, ſondern im Mistrauen gegen denſelben den natürlichen Zuſtand ſieht." Das führt zu der Frage, ob denn der „hiſtoriſche Glaube" wirklich notwendige Vorausſetzung des Heilsglaubens ſei?

Dieſe Frage zu beantworten und dadurch Klarheit in das herrſchende Wirrſal der Meinungen zu bringen, hat einer der berufenſten Vertreter ſeiner Wiſſenſchaft, Profeſſor Erich Haupt, ein geiſterfüllter Theologe poſitiver Richtung, neuerdings in einer Schrift**) unternommen, auf welche wir die Leſer des Daheim aufmerkſam machen möchten, da dieſelbe vorzugsweiſe für die gebildeten Glieder der Gemeinde geſchrieben iſt.

In wiſſenſchaftlich klarer, aber auch für Nichttheologen verſtändlicher Sprache führt D. Haupt den Beweis, „daß die Anerkennung der Geſchichtlichkeit der bibliſchen Berichte nicht allein nicht das Weſen des eigentlichen Heilsglaubens ausmache, ſondern auch nicht einmal unbedingt nötige Vorausſetzung desſelben ſei." Er zeigt, daß die Autorität der heiligen Schrift für den einzelnen ſich ausſchließlich auf ſeine perſönliche Glaubenserfahrung zu gründen hat; er ſagt: „Der Satz, die Bibel ſei Urkunde vergangener göttlicher Offenbarungen, genügt in keiner Weiſe, ſondern, wenn ſie eine wirklich religiöſe Autorität für mich ſein ſoll, ſo muß ſie Trägerin gegenwärtiger Offenbarungen an mich ſein. Ohne ſolche gegenwärtige Offenbarung gibt es überhaupt kein Chriſtentum." Und weiterhin: „Wie das Evangelium eine Wirkung hat, ob es durch dieſen oder jenen Mund verkündet wird, und eben dadurch ſich als Wort Gottes erweiſt, daß es mich des Mundes ganz vergeſſen läßt, durch den es an mich herantritt und mich in unmittelbare Berührung mit meinem Gott verſetzt, ſo iſt auch das Bibelwort mir nicht darum Wort Gottes, weil es von dieſem oder jenem, von Paulus oder Johannes herſtammt, ſo daß ich dieſen Perſonen Glauben ſchenke, ſondern es iſt mir Wort Gottes, weil es dieſe Perſonen meinem Auge völlig entrückt und mich ſeinen Inhalt als eine Kundgebung meines Gottes an mich würdigen läßt."

D. Haupt zeigt ferner, daß und wie wir zu einer feſten und ſicheren Stellung zur heiligen Schrift gelangen können, bei welcher wir durch den theologiſchen Streit um Herkunft und Inhalt derſelben uns nicht beirren zu laſſen brauchen. Zum Schluſſe ſeiner Darlegung wiederholt er: „Die heilige Schrift iſt dem Menſchen eine religiöſe Autorität nur, inſofern ihr Inhalt ihm perſönliches Erlebnis, d. h. ihm zu einem an ihn ſpeziell ſich wendenden Worte Gottes geworden iſt, in welchem ſein Gott mit ihm in Verkehr getreten iſt."

Ich muß es mir verſagen, im einzelnen darzulegen, wie D. Haupt zu dieſen Ergebniſſen gelangt. Um ſo ernſter möchte ich alle, die ſich durch den Streit der Theologen um die Urkundlichkeit und Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift beirren laſſen, dringend erſuchen, ſein Büchlein ſelbſt zu leſen. Sie werden es ihm dann vielleicht, wie ſo viele andere Männer, denen ich mich von Herzen anſchließe, bezeugen, daß ſeine Arbeit eine beruhigende und feſtigende Wirkung auf ſie geübt habe.

Robert Koenig.

---

*) In Deutſchland allein wurden im Jahre 1890 nicht weniger als 630000 Heilige Schriften verbreitet.

**) Die Bedeutung der heiligen Schrift für den evangeliſchen Chriſten von D. Erich Haupt. 96 S. (Pr. 80 Pfg.) Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klaſing.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Das friſche, fröhliche Bild: „Aus den Herbſtmanövern“ von Hans W. Schmidt wird gerade jetzt, wo die Reſerviſten nach den Herbſtübungen entlaſſen werden und die Herren Leutnants auf Urlaub gehen, am Platze ſein. Die vierte Batterie hatte heute treffliche, fette Quartiere gehabt, die Offiziere auf dem Gute, die Mannſchaft bei guten Bauern, die Pferde — die Hauptſache! — bis zum Bauche im Stroh. Man ſieht's ihnen allen an, daß es ihnen gut gegangen iſt. Der erſte Zug trabt um die Straßenbiegung, daß es eine wahre Freude iſt — ich wette, die Batterie wird auch beim Inſtellunggehen ſo flink zur Hand ſein, daß ſie den „erſten Schuß“ behält und dafür zu dem fetten Quartier ſich noch ein beſonderes Lob des geſtrengen Korpskommandeurs holt.

„Der kleine Strauchdieb“ iſt eines der letzten jener reizenden Genrebilder, mit denen Meyer von Bremen, der zu früh verſtorbene Meiſter, ſich ſeinen Ruf erwarb. Die kleine, derbe Bauerndirne, die der Verſuchung nicht widerſtehen kann, dicht am Abhang die bunten Blumen zu pflücken, iſt von einer wahrhaft bezaubernden Friſche — man lieſt ihr die Freude, welche ihr der gewagte Raub bereitet, förmlich vom Geſicht ab.

Altertumskunde.

Ein großartiges römiſches Siegesdenkmal in der Dobrudſcha, auf welches ſ. Z. ſchon Feldmarſchall Moltke in ſeinen Briefen aus der Türkei „als auf ein römiſches Grabdenkmal“ aufmerkſam machte, iſt kürzlich von dem Direktor des Bukareſter Muſeums, Tocilescu, eingehend unterſucht und als ein Denkmal erkannt worden, welches die Einverleibung Daciens in das römiſche Reich feiern ſollte. Auf acht Stufen erhebt ſich ein gewaltiger, aus glatten Quadern gefügter Rundbau mit reichem meiſt Kriegsepiſoden darſtellenden Skulpturenſchmuck. Koniſch ſteigt das aus Kalkſteinplatten beſtehende Dach empor von einer gewaltigen Trophäe, einem Panzer mit Schilden. Die ganze Höhe des Denkmals beträgt 30 Meter.

Schule.

Berliner Zeitungen veröffentlichten kürzlich eine intereſſante Zuſammenſtellung über die Schüler israelitiſchen Glaubens in den Gymnaſien der Reichshauptſtadt. Danach waren von der Geſamtſchülerzahl Juden: am franzöſiſchen Gymnaſium 48,8 Proz., Friedrich-Gymnaſium 39,3 Proz., Friedrich-Werderſchen Gymnaſium 37,3 Proz., Königſtädtiſchen Gymnaſium 37,1 Proz., Köllniſchen Gymnaſium 36,5 Proz., Sophien-Gymnaſium 34,8 Proz., Wilhelm-Gymnaſium 28,4 Proz., Berliniſchen Gymnaſium 22,3 Proz., Leibniz-Gymnaſium 18,8 Proz., Louiſenſtädtiſchen Gymnaſium 17,4 Proz., Askaniſchen Gymnaſium 17,2 Proz., Humboldt-Gymnaſium 7,8 Proz., Friedrich-Wilhelm-Gymnaſium 7,1 Proz., Louiſen-Gymnaſium 7,1 Proz., Leſſing-Gymnaſium 3,7 Proz. und Joachimsthaler Gymnaſium 3,7 Proz. Im Durchſchnitt iſt unter den Berliner Gymnaſiaſten der vierte bez. fünfte Schüler Israelit, während dies nach der ſonſtigen Zuſammenſetzung der Einwohnerſchaft eigentlich erſt der zwanzigſte ſein könnte.

Erdkunde.

Beobachtungen auf der Berliner Sternwarte haben den Nachweis immer mehr verſtärkt, daß die zuerſt vor einigen Jahren an derſelben Stelle wahrgenommenen Veränderungen der Polhöhe eine allgemeinere und ſehr bedeutungsvolle Erſcheinung bilden. Nach den neueſten Unterſuchungen iſt kaum mehr daran zu zweifeln, daß dieſe Erſcheinung eine Folge von periodiſchen Veränderungen der Lage der Drehungsaxe im Erdkörper iſt; es iſt wahrſcheinlich geworden, daß die Lagenänderungen dieſer Axe durch diejenigen erheblichen Veränderungen der Verteilung der Luft und des Waſſers über der Erdoberfläche verurſacht werden, welche von den jährlichen Schwankungen der Wärmeverteilung bedingt ſind.

Landwirtſchaft.

Der letzte kalte Winter hat bekanntlich dem Fiſchbeſtande der meiſten Binnengewäſſer ſehr großen Schaden gethan; dieſe Thatſache erweckte vielfach die Vorſtellung, als ſeien die Fiſche erfroren; dies trifft aber mindeſtens bei einigermaßen tiefen Gewäſſern nicht zu. Der Grund iſt auch nicht in dem Mangel an genügenden Luftlöchern, vielmehr, wie neuere Ermittelungen des Privatdozenten Dr. Koch bewieſen, allerdings in nicht hinreichender Durchlüftung des Waſſers zu ſuchen, die aber nur durch reichlichen Waſſerzufluß erreicht werden kann. Namentlich in Teichen mit ſchlammigem Boden entwickeln ſich nämlich reichlich ſchädliche Gaſe: Sumpfgas, Schwefelwaſſerſtoff, Ammoniak, von denen die letztgenannten Gaſe für Fiſche beſonders giftig ſind. In der froſtfreien Zeit des Jahres entweichen die Gaſe zum Teil in die Luft, zum Teil ſorgen die Waſſerpflanzen unter dem Einfluß des Lichtes für ihre Zerſtörung. Unter der Eisdecke aber müſſen ſich die Gaſe im Waſſer anſammeln und werden dann den Fiſchen höchſt verderblich. Man muß daher, falls keine Quellen im Boden des Teiches vorhanden ſind, wenn irgend möglich, für Zufluß und Abfluß von Waſſer ſorgen. Wenn die Fiſche im Winter an die Eislöcher kommen, ſo iſt dies ein Zeichen großen Luftmangels, und es ſind alsdann möglichſt große Strecken aufzueiſen.

Eine neue Kartoffelkrankheit hat ſich in Irland gezeigt. Dieſelbe wird durch einen weit verbreiteten Pilz, „Peziza Sclerotorium,“ hervorgerufen, der zunächſt nicht die Knollen, ſondern das Kraut angreift und ſeinen Hauptſitz an den Stengeln hat, wo er ſich in Geſtalt kleiner, weißer Punkte bemerkbar macht.

Naturkunde.

Einem Pflanzer in Georgia iſt es gelungen, rote Rohbaumwolle zu züchten. Die Staude, Blätter, Blüten u. ſ. w. der Pflanze ſind von tiefroter Farbe, und jene dürfte, wenn ſie ſich durch Samen regelmäßig fortpflanzen ſollte, eine neue Kulturpflanze von Bedeutung werden.

Daß den Brieftauben ein Konkurrent in den Schwalben entſtanden ſei, verlautete ſchon vor etwa einem Jahre in franzöſiſchen Zeitſchriften. Jetzt wird endlich näheres über dieſe Angelegenheit bekannt. Ein Herr Desbouvrie in Roubaix beſchäftigte ſich in der letzten Zeit mit ſolchem Erfolge mit der Abrichtung von Schwalben für den Poſtdienſt, daß der Kriegsminiſter beſondere Erhebungen über die Fliegverſuche anordnete. Dabei ſtellte ſich heraus, daß die Rauchſchwalbe (Hirundo rustica) ſelbſt bei ungünſtigem Winde in der Minute mehr als 2 km Entfernung zurücklegte. Den Weg von Paris nach Nielles (240 km) durchflog eine Schwalbe in 2 Stunden 16 Minuten, während die Tauben für die gleiche Entfernung mindeſtens 4 Stunden brauchten. Außerdem ſollen die Schwalben treuer ſein und leichter zu ernähren, denn die Tauben, und größere Strecken ohne auszuruhen zurücklegen können. Auch das Überwintern der Schwalben ſoll — wenigſtens in Roubaix — keine Schwierigkeiten gehabt haben.

Das bekannte Berliner populär-wiſſenſchaftliche Inſtitut „Urania,“ von dem wir unſeren Leſern ſchon öfter erzählten, wird nun das erſte der geplanten Tochterinſtitute und zwar in New York errichten. Ein Herr, Morris Rano in New York, beabſichtigt in dem Saale der Muſikhalle, der 4000 Plätze faßt, nach dem Muſter unſerer Urania ein wiſſenſchaftliches Theater einzurichten.

Hygieiniſches.

Auf dem bayriſchen Ärztetag in München hat ſich Geheimrat v. Pettenkofer über die vielbeſprochene Frage „Wollen oder Leinen?“ ausgeſprochen und zu gunſten des letzteren u. a. folgendes geäußert: „Ich habe die Überzeugung, daß wir uns in Leinenſtoffen ebenſo wohl und ebenſo geſund kleiden können, wie in Wollſtoffen, wenn wir nur dafür ſorgen, daß die Kleidung, alſo die Hautbedeckung, immer gehörig luftig bleibt, und der Wärmeabfluß unmittelbar von der Haut nicht ein zu großer wird. Wenn wir größere und grobmaſchigere Gewebe bei den Leinenſtoffen anwenden, ſo können wir die Entwärmung dadurch gerade ſo regelmäßig beſorgen. — Schließlich will ich nur noch ſagen, daß wir, wenn wir Leinwand als nicht ſchädliche Leibwäſche haben wollen, mit der Mode etwas in Kolliſion geraten. Denn das größte Übel iſt das Stärken der Leinwand und das Stärken der Hemden. Die Leinwandinduſtrie hat ſich ſelbſt den Markt verdorben, indem ſie immer feinere und engmaſchigere Gewebe herſtellte und dann noch das Stärken dazu ſetzte. Mit dem Stärken müßte man brechen oder es höchſtens auf den Kragen beſchränken.“

Verkehrsweſen.

Unter den Ländern Europas nimmt bezüglich der Waſſerwege Rußland die erſte Stelle ein; es beſitzt 65,000 Kilometer ſchiffbare Waſſerſtraßen. In zweiter Linie folgt Frankreich mit 12,800 Kilometer, in dritter Deutſchland mit (augenblicklich noch) 10 000 Kilometer. England beſitzt 6100 Kilometer, Holland 4100 Kilometer, Italien 2360 Kilometer, Belgien 2200 Kilometer, und Schweden 1300 Kilometer Schifffahrtswege.

Vereinsweſen.

Mitte September tagte in Frankfurt a. M., anläßlich der elektrotechniſchen Ausſtellung, ein internationaler Elektrotechniker-Kongreß, deſſen Ehrenpräſidium Dr. v. Stephan übernommen hatte.

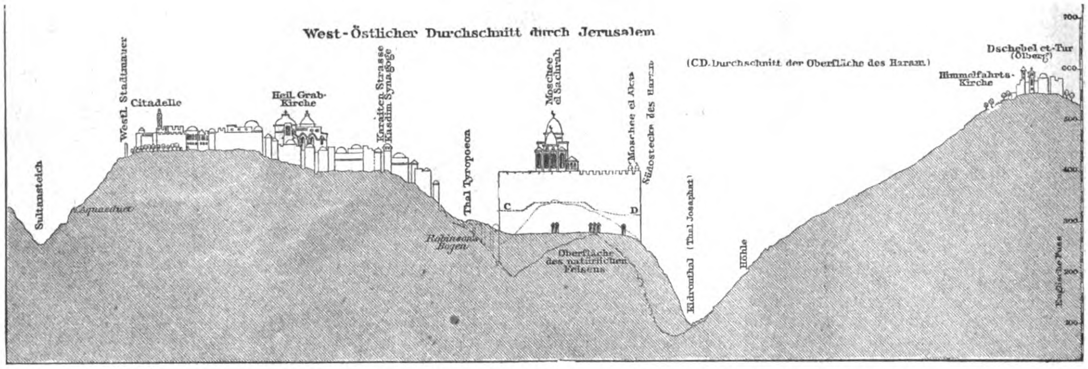
Auf der diesjährigen Generalverſammlung des homöopatiſchen Central-Vereins, welche im Auguſt in Potsdam unter großer Beteiligung tagte, wurde zum allgemeinen Beſchluß erhoben, daß nicht eher eine Petition um Errichtung eines Lehrſtuhls für Homöopathie an einer preußiſchen Univerſität Erfolg verſpräche, ehe nicht die Hochſchulen die Verpflichtung hätten, die Kandidaten der Medizin auch über die Kenntnis der homöopathiſchen Lehre zu prüfen; die Studierenden ſollten zunächſt erſt nach dem Staatsexamen in das Weſen der Homöopathie eingeführt werden.

Ausſtellungsweſen.

Ende Auguſt wurde zu Leipzig eine ſehr intereſſante Ausſtellung von Uhren aller Art, ſowie von Werkzeugen für die Uhrmacherkunſt eröffnet. Beſonders glänzend war die Gruppe der Taſchenuhren durch ſchweizer und deutſche Fabrikanten vertreten.

Kunſtgewerbe.

Die großen Erfolge, welche Salviati in Venedig mit ſeinen herrlichen Glasmoſaiken erzielte, haben ſeit Jahrzehnten mannigfache Verſuche angeregt, den Kunſtzweig auch außerhalb Italiens einzubürgern. Der Erfolg war aber ſtets ein unbefriedigender. Jetzt hat eine Firma in dem Berliner Vorort Rixdorf indeſſen im Kunſtgewerbemuſeum der Reichshauptſtadt eine Probe ihrer Leiſtungsfähigkeit ausgeſtellt, die allgemeine Bewunderung erregt: das Glasmoſaikbild, einen ſegnenden Chriſtus in byzantiniſchem Styl darſtellend, iſt zum Vergleich demſelben Bilde aus der Salviatiſchen Fabrik gegenübergeſtellt und ſteht dieſem thatſächlich kaum an Schönheit nach. Wir dürfen alſo hier einen neuen Fortſchritt unſres heimiſchen Kunſtgewerbes begrüßen, der beſonders auch dem Kirchenſchmuck zu gute kommen wird.



Weſt-öſtlicher Querdurchſchnitt durch Jeruſalem. 2100 Fuß über dem Mittelmeer und 3398 Fuß über dem Toten Meer.

Weſt-öſtlicher Querdurchſchnitt durch Jeruſalem.

Einen genauen Einblick in die Ortsverhältniſſe Jeruſalems gewährt uns der obenſtehende Querdurchſchnitt durch die heilige Stadt — unſeren Leſern wird es leicht ſein, ſich nach den in jedem größeren Konverſationslexikon enthaltenen Angaben auf der Skizze zu orientieren. Die tief eingeſchnittenen Thäler (im N. n. O. das Thal Joſaphat (Kidron), im W. u. S. das Thal Hinnon mit dem Sultansteich iſolieren das Terrain der Stadt, nur im N.-W. hängt die Landzunge, auf welcher Jeruſalem liegt, mit dem eigentlichen Gebirgsſtock zuſammen und nur von hier aus war die Stadt daher für die Belagerungsmittel des Altertums und des Mittelalters zugänglich. Der Schutt von Jahrhunderten, unſere Skizze läßt dies deutlich erkennen, verwiſcht freilich an vielen Orten das urſprüngliche Geländebild: ſo iſt z. B. das einſtige Thal Tyropoeon völlig ausgefüllt. Die heutige Omar-Moſchee (es-Sachra) nimmt, wie man mit ziemlicher Beſtimmtheit annehmen kann, die Stelle des ſalomoniſchen Tempels ein, während der großartige Palaſt Herodes des Großen wahrſcheinlich dort lag, wo ſich jetzt die Citadelle befindet.

Kleine Zeitung.

Dem Dresdner Körner-Muſeum wurde am 26. Auguſt, als am 78. Todestage des Dichters, eine höchſt bedeutſame Reliquie übergeben: das Taſchenbuch Körners, welches deſſen erſte Niederſchriften zu „Leyer und Schwert“ enthält, ging als Gabe des Graf Auguſt Fries auf Schloß Czernohora in Mähren in den Beſitz des Muſeums über. Das in grüne Seide eingebundene Buch war urſprünglich ein Geſchenk der Baronin Henriette Pereira an den Dichter und enthält zunächſt 15 Seiten teils mit Dinte, teils mit Bleiſtift niedergeſchriebene Tagebuchaufzeichnungen, welche die Zeit vom 15. April bis 22. Auguſt 1813 umfaſſen. Hieran ſchließen ſich die erſten Abfaſſungen der ſpäter unter dem Geſamtitel „Leyer und Schwert“ vereinten Geſänge, aber auch zahlreiche, bisher merkwürdiger Weiſe ungedruckte Lieder voll edelſtem Schwung und begeiſterter Vaterlandsliebe. Das am 23. Auguſt niedergeſchriebene Schwertlied bildet neben einigen kleinen Notizen den Abſchluß des Ganzen.

Der Kaiſer ſpendete zum Bau eines vierten Turmes am Dom zum Naumburg 200 000 Mark aus ſeiner Privatſchatulle.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

Bilderrätſel.
Ein barmherziger Samariter.

1. Magiſches Kreuz.

			A	S	Z			
			l	a	a			
			e	m	u			
A	l	e	x	a	n	d	e	r
S	a	m	a	r	k	a	n	d
Z	a	u	n	k	ö	n	i	g
			d	a	n			
			e	n	i			
			r	d	g			

2. Zahlenrätſel.
Bamberg.

Arm	Raa	Meer	Gram	Grab
Agram	Aar	Rebe	Ger	Eger.

3. Fünfſilbige Scharade. Wernigerode.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt der XXVIII. Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere das bei der Poſt, rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehen kann.

Den neuen Jahrgang eröffnen wir mit einem großen Roman „In Moor und Marſch. Ein Zeitbild aus dem Jahre 1812“ von Bernhardine Schulze-Smidt, in welchem die geiſtvolle Verfaſſerin von „Tino Photinos“ auf dem gewaltigen Hintergrunde der Erhebung des deutſchen Volkes aus dem Joch der Fremdherrſchaft uns ein ergreifendes, bis zum Schluß feſſelndes Seelengemälde entrollt. Gleichzeitig beginnt eine intereſſante Novelle: „Im Nebel“ von Hans Nagell von Brawe.

An dieſe Erzählungen werden ſich demnächſt anſchließen: „Schloß Seligkeit“ von B. von der Lanken, eine überaus reizvolle, feinempfundene Hofgeſchichte, „Der Uhrenonkel“ von Olga Wohlbrück, eine Erzählung aus der Kleinſtadt, „Meiſter Kern“ von Hanns von Zobeltitz, ein Sittenbild aus dem ſozialen Leben Berlins, zwei eigenartige Seegeſchichten von Reinhold Werner und Helene Pichler und eine größere Erzählung „In fremden Banden“ von C. von Hellen.

Eine bedeutende Zahl belehrender und unterhaltender Aufſätze bewährter Mitarbeiter liegt in unſeren Mappen bereit. Dem wieder erwachenden Intereſſe an der Dichtkunſt werden wir durch poetiſche Gaben von F. v. Bodenſtedt, Hans Hoffmann, Frida Schanz, Heinrich Seidel, Joh. Trojan u. a. m. gerecht werden.

Der Familientiſch (mit Geſundheits-, Rechtsrat und Spielecke), das Frauendaheim, die Hausmuſik, die Beilage „Aus der Zeit — für die Zeit“ ſollen unſeren verehrten Leſern in altgewohnter Weiſe allwöchentlich eine Fülle reicher Anregungen bieten.

Zum Schluß machen wir unſern Leſern die Mitteilung, daß wir für den ablaufenden Jahrgang, wie für die früheren, zu demſelben Preiſe von 1 Mark 40 Pf. eine **elegante dauerhafte**

Einbanddecke

mit Golddruck und Preſſung haben anfertigen laſſen, welche **ſogleich** bezogen werden kann. Verloren gegangene **Nummern,** deren Betrag inkl. Porto den Aufträgen in Briefmarken mit beizufügen iſt: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf., und **Hefte** (jedes Heft inkl. Frankatur 60 Pf.), ſowie **einzelne Quartale** liefern wir, ſoweit unſer Vorrat reicht, gern nach. **Beſtellzettel** auf Decke, Nummern, Hefte und Quartale befindet ſich für die Wochenausgabe im Daheim-Anzeiger Nr. 51, für die Heftausgabe auf dem Umſchlage des 18. Heftes und wir bitten die geehrten Abonnenten, ſich dieſer Zettel bei ihren Beſtellungen bedienen zu wollen.

Die Redaktion und Expedition des Daheim.

Inhalt: Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Schluß. — Ein Denkmal für Wilhelm Müller, den Dichter der Griechenlieder. Von Robert Koenig. Mit zwei Bildniſſen. — Das Silber des Rheins. Von Julius Stinde. — Ein neues Buch über den Kongo. Von Haſſo Harden. Mit drei Illuſtrationen. — Brenneſſel. Gedicht von J. Trojan. — Was ſollen wir von der Bibel halten? Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Aus den Herbſtmanövern von Hans W. Schmidt, und Der kleine Strauchdieb von Meyer von Bremen. — Altertumskunde. — Schule. — Erdkunde. — Landwirtſchaft. — Naturkunde. — Hygieiniſches. — Verkehrsweſen. — Vereinsweſen. — Ausſtellungsweſen. — Kunſtgewerbe. — Weſt-öſtlicher Querdurchſchnitt durch Jeruſalem. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben von Nr. 51.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig. Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

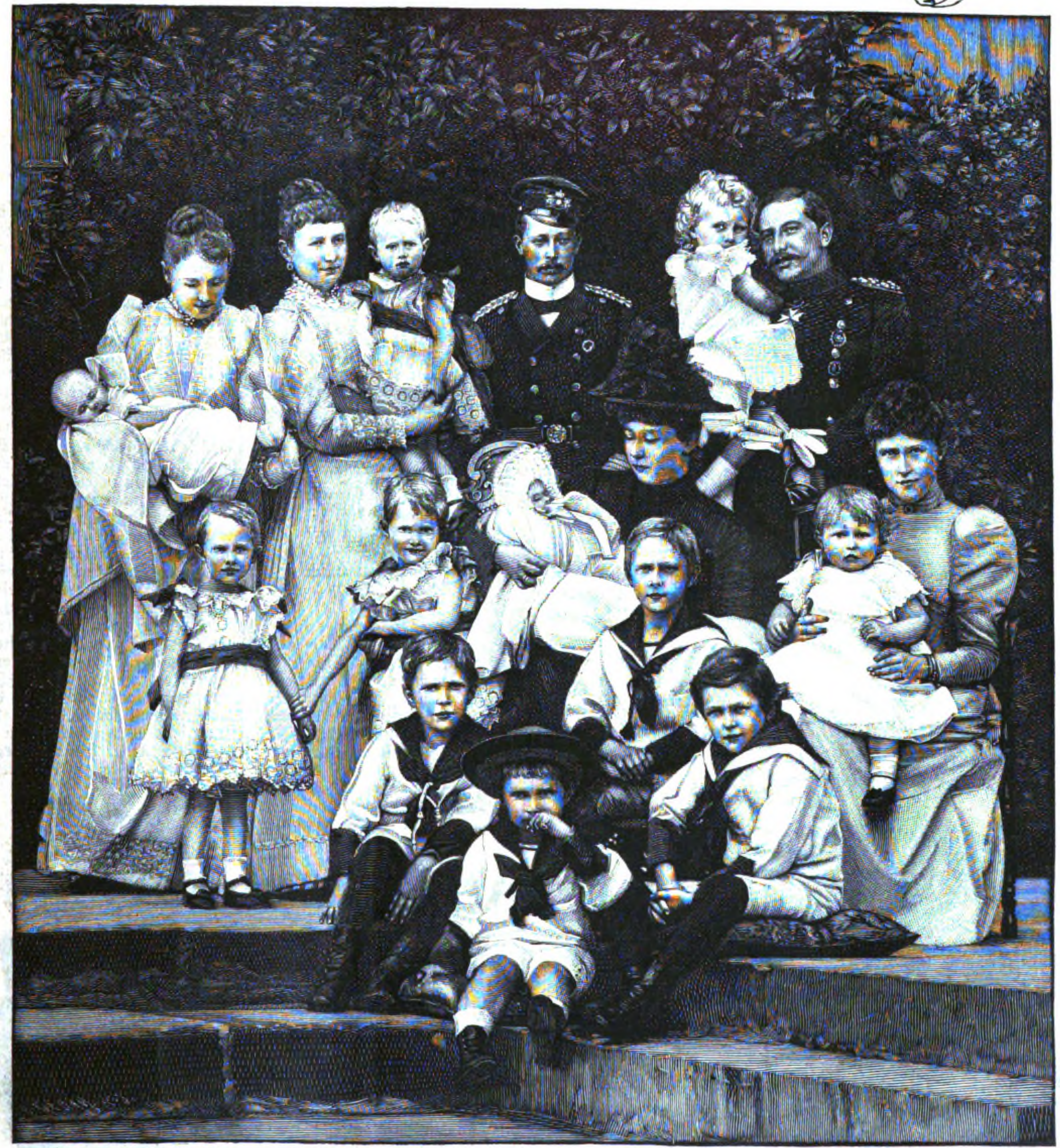
Daheim

XXVII. Nr. 1. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

4. Oktober 1890.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Herzogin Karoline Mathilde zu Schleswig-Holſtein-Glücksburg mit Prinzeſſ. Tochter Luiſe.
Kaiſerin Auguſta Viktoria mit Prinzeſſ. Helena zu Schleswig-Holſtein-Glücksburg.
Prinz Heinrich.
Kaiſer Wilhelm mit Prinz Oskar.
Prinzeſſ. Alexandra u. Viktoria zu Schleswig-Holſtein-Glücksburg.
Prinzeſſ. Friedrich Leopold mit Prinzeſſ. Viktoria.
Prinzeſſ. Heinrich mit Prinz Waldemar.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.
Prinz Eitel-Friedrich.
Prinz Adalbert.
Prinz Auguſt Wilhelm.

Ein Bild aus dem Familienleben unſeres Kaiſers. Nach einer Photographiſchen Aufnahme von Selle & Kuntze in Potsdam.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wie nahe ſcheint doch der Weg zum Freund,
Ob er auch weit ſei und dornenumzäunt!
Dagegen zum Nachbar wie weit der Pfad,
Iſt der Nachbar dein Unfreund in Wort und That!

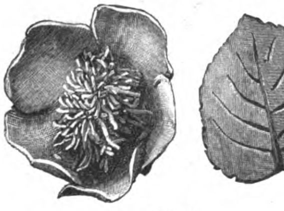


Abb. 1.

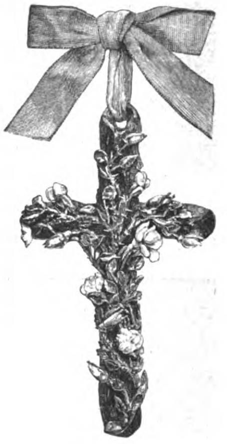


Abb. 5.

Modellierarbeiten

aller Art ſind ſchon ſeit Jahren unter unſeren Leſerinnen Mode; welche junge Dame hätte nicht ſchon zu kneten verſucht, ſei es auch nur in der ſehr unvollkommenen Gummimaſſe. Blätter und Blüten wurden nur ziemlich grob geformt und, um einigen Effekt zu erzielen, auf Vaſen und andere Sachen geklebt, was ſich aber auch ſehr bald als nur zu vergänglich erwieſen. Ganz anders verhält es ſich mit den heute dargeſtellten Sachen. Dieſelben, ſowohl Form wie Schmuckgewinde, werden aus friſchem Thon gearbeitet, gebrannt, dann mit Majolikafarbe bemalt, ſo daß ſie, zum zweitenmal aus dem Ofen kommend, eine vollſtändige Majolika ergeben. Die Einſenderin der hier abgebildeten, künſtleriſch wirkenden Gegenſtände ſchreibt uns: Von ganzem Herzen wünſche ich, daß dieſe Arbeiten in den weiteſten Kreiſen bekannt werden; ich bin überzeugt, daß ſie großen Anklang finden müſſen, denn es gibt wohl kaum eine Beſchäftigung, die der Phantaſie ſo freien Spielraum läßt wie dieſe. Das Geſtalten der hübſcheſten Dinge aus dem allerroheſten wertloſeſten Material, eigentlich aus Nichts, gibt dieſer Arbeit einen unendlichen Reiz. Jede Arbeit iſt hier im wirklichen Sinne eine kleine Schöpfung. Vorbilder für die Blumengewinde gibt die Natur, die ja Abwechſelung genug bietet. Die Grundformen müſſen aufs genaueſte gearbeitet werden, nie ohne Maß. Sollten manche Mütter gegen dieſe Arbeit etwas einzuwenden haben, ſo ſtelle ich ihnen gern den Ausſpruch eines hochgeſtellten Arztes entgegen, der da ſagt: „Das lobe ich mir, endlich eine geſunde Beſchäftigung, weit vernünftiger als die feinen Stickarbeiten, bei denen die jungen Damen wie angewurzelt ſitzen und ſich die Augen verderben.“ Damit nun aber die geſtrenge Frau Mama nicht unſern Töpferthon aus Reinlichkeitsrückſichten aus den Zimmern verweiſt, bitte ich, denſelben ſtets recht ſauber zu halten und den Arbeitstiſch in folgender Weiſe einzurichten: Man bedecke einen kleinen, recht feſtſtehenden Tiſch mit Papier und lege ein ſtarkes Brett oder eine Steinplatte, die bei jedem Töpfer zu haben iſt, darüber. Letztere iſt beſonders zu empfehlen, weil der Gegenſtand nicht von der Platte herunter genommen zu werden braucht, ſondern gleich mit derſelben in den Brand kommen kann. Dann beſorge man ſich drei Modellierhölzer, (längliche, ſpitz zulaufende meſſerähnliche Spatel in drei Stärken), einen Napf mit klarem Waſſer, einen kleinen Haarpinſel und einige Pfund Thon, gut in feuchte Tücher gepackt. Will man noch recht vorſichtig ſein und verhindern, daß kein trockenes Thonkrümchen zur Erde fällt und zertreten wird, ſo breite man ein altes Tuch unter den Tiſch; dann kann es getroſt an die Arbeit gehn. Ein 40 cm hohes Kreuz mit Heckenroſen (Abb. 5), welches als Wandſchmuck reizend ausſieht und ſich beſonders zu Konfirmationsgeſchenken eignet, ſoll den Anfang machen. Haben wir die Steinplatte vor uns, ſo wird zuerſt mit Lineal und Bleiſtift ein Kreuz recht genau darauf gezeichnet und zwar für den Anfang nicht zu groß. Dann nehme man ein Stück Thon mit dem ſtärkſten Modellierholz und forme daraus auf der Platte zwei gleich ſtarke Rollen, welche die Balken des Kreuzes bilden ſollen. Von denſelben lege man nun nach der Zeichnung das Kreuz und arbeite dasſelbe, namentlich in den Winkeln, tüchtig ineinander. Iſt dies geſchehen, ſo waſche man es, ſtreiche die Fläche ordentlich glatt, drehe es dann um, ſo daß die ſaubere Seite die Rückwand bildet, lege es nach den vorgezeichneten Strichen wieder recht gerade und bearbeite es auch von dieſer Seite gründlich in den Ecken. Werden die Balken des Kreuzes nicht zur Genüge miteinander verbunden, ſo ſpringt das Ganze auseinander. Hat man die Überzeugung gewonnen, daß das Kreuz Halt hat, ſo ſäubere man auch die Vorderſeite ebenſo wie die Rückwand, runde ſie überall gleich ſtark ab, meſſe alle Arme des Kreuzes von der Mitte aus, kürze gleich die zu langen Teile und drücke die Enden von den Querbalken mit dem Daumen nach unten ein. Ebenſo wird der obere Arm flach und ziemlich ſtark eingedrückt, dort wird gleich mit dem Modellierholz II ein fingerſtarkes Loch zum Aufhängen ausgehöhlt. Der untere Arm dagegen bekommt nur einen Schlitz, ganz am Ende; da das Holz des Kreuzes Baumſtamm imitieren ſoll, werden an den Seiten mehrmals Aſtlöcher markiert. Um die Baumrinde zu imitieren, macht man nicht zu tiefe Einſchnitte mit dem feinſten Modellierholz und zwar immer kreuz und quer, möglichſt durcheinander. Das Kreuz iſt nun fertig. Man achte darauf, daß dasſelbe geſchmeidig bleibt, bis man die Zweige darauf befeſtigt hat, weil ſie nicht haften, wenn der Thon trocken iſt. Eventuell rate ich das Kreuz gleich in den Keller zu ſtellen und ein feuchtes Linnen darüber zu legen. Überhaupt iſt dieſes bei jeder Unterbrechung der Arbeit gut, nur darf das Linnen nicht zu naß ſein, ſonſt kann es geſchehen, daß ſich der Thon in einen Brei auflöſt. Am beſten iſt es daher, wenn zuerſt Blätter und Blüten der Heckenroſen geübt werden, wie die Abbildungen 1—4 ſie veranſchaulichen:

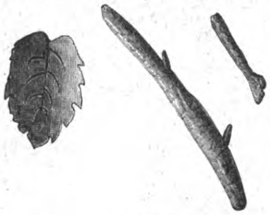


Abb. 3.

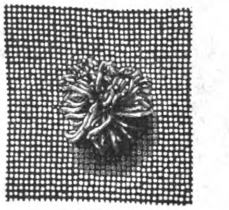


Abb. 4

Ein recht fein durchgeknetetes Thonklümpchen von der Größe einer kleinen Nuß wird platt gedrückt, die entſtehende Kreisform, die in der Mitte ſtärker ſein muß als an den Rändern, enthält fünf Einſchnitte, worauf die Ecken (ſiehe Abb. 1) weich abgerundet werden. Man legt den Körper nun in die linke Hand, modelliert die Ränder jedes Blumenblättchens mit der rechten aufs feinſte aus, kerbt in jedes Blättchen ſtrahlenförmige Adern ein und gibt der ganzen Blume durch einen Druck mit dem Daumen die nötige Becherform. Jedes Blütenblatt kann eigenartig geſtaltet ſein; eins nach außen, ein anderes nach innen gebogen, jedes muß nur immer der Lage der Blüte angepaßt werden. Die Knoſpe formt man aus einem länglich-runden Röllchen, von dem man ein Drittel als Kelchkörper abkerbt; die Deckblättchen werden mit einem ſpitzen Scherchen eingeſchnitten und jedes dann etwas ausgearbeitet, ſo daß der Blumenkörper zwiſchen ihnen durchſchimmert. Die grünen Blätter, welche in der Mitte eine Hauptader und, von dieſer ausgehend, mehrere Seitenadern haben, ſind nach Abb. 1 leicht zu formen. Mit dem feinſten Holz kerbt man Zäckchen ein. Sie können in möglichſt vielen Größen und recht verſchieden geſtaltet gearbeitet werden. Die kleinen Dornen (Abb. 3) entſtehen wie die Deckblättchen durch Einkerbungen mit einem ſpitzen Scherchen. Am beſten fängt man das Kreuz oben mit einer Knoſpe an und rollt ſich ungefähr ſo viel dünne, gleich mit Dornen zu verſehende Stiele, daß das Kreuz damit ganz ſo belegt werden kann, wie man es zu arbeiten denkt. Im allgemeinen verarbeite man den Thon möglichſt ſchnell, damit die Blätter und Blüten nicht ſchon in der Hand trocknen. Für das Arrangement der Zweige gibt es keine

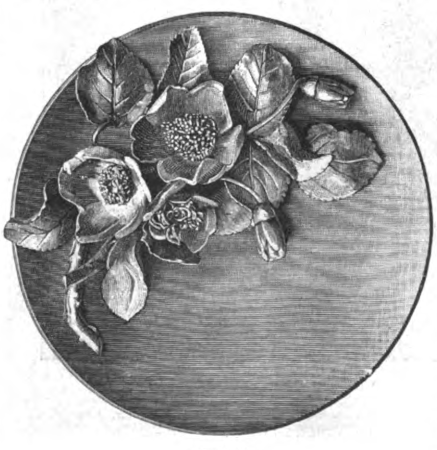


Abb. 2.

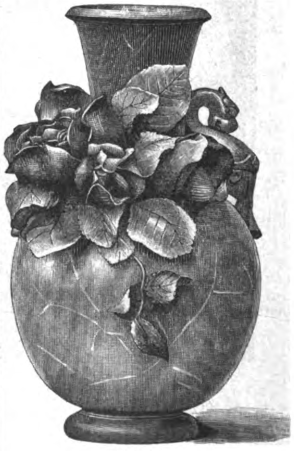


Abb. 6.

Vorlagen, ein Zweig muß immer aus dem anderen erſtehen, ganz ſo, wie es ſich in der Natur verhält. Man lege ſie ſo hohl wie möglich und laſſe ſie nur ab und zu das Kreuz berühren; je freier und leichter die Zweige liegen, deſto graziöſer wirken ſie, doch müſſen ſie ſtets der Form desſelben angepaßt ſein. Am gefälligſten wirken ſie, wenn ſie, vom oberen Arm des Kreuzes zierlich beginnend, ſich nach der Mitte zu ſtärker verzweigen, dem entſprechend auch Blätter und Blüten größer werden und ſchließlich in einem ſtarken Stiel, der wie abgeſchnitten ausſieht, auslaufen. Die Blumen und Blätter werden an den paſſenden Stellen, zierlich geordnet, angeſetzt, die meiſten Roſen voll von vorn, einzelne halbgeöffnete, mit Kelch zu verſehende, von der Seite. Zuletzt ſetzt man in jede offene Roſe ein Büſchel Staubgefäße, die man gewinnt, indem man ein Thonklümpchen durch ein Stück Gazedraht drückt; die Fadenbündel werden mit dem Holz abgehoben und in die Roſe etwas eingedrückt. Nach dem erſten Brand, den jeder Töpfer beſorgt, wird unſer Kreuz dann gleich bemalt und zwar entweder mit den Drewſchen Majolika-, oder mit einfachen Glaſurfarben. Von den erſteren eignen ſich folgende am beſten. Für die Blüten: Karmin Nr. 31, Perſiſchrot Nr. 26 oder Roſa Nr. 5, Antimongelb Nr. 14 für die Kelche, Chromgrün Nr. 10, Olivengrün Nr. 12, Manganbraun Nr. 8 für die Zweige. Dieſe Farben ſind in kleinen Porzellannäpfen; ſie werden mit Waſſer angefeuchtet und ziemlich dick aufgetragen, beſonders muß man darauf achten, daß keine freien Thonſtellen bleiben. Man läßt dann das Ganze mit dünner weißer Glaſur übergießen und gibt es zum Brennen. Einfacher für den Anfang ſind jedoch die ganz billigen Majolika-Glaſurfarben, die in jeder Ofenfabrik zu haben ſind. Nur drei Farben ſind dann notwendig, braune für den Baumſtamm, olivengrüne für die Blätter und weiße Glaſur für die Blüten. Dieſe Glaſurfarben bekommen erſt, nachdem ſie gebrannt ſind, die richtige Farbe, vorher ſehen faſt alle aus, wie ſchwach gefärbte Stärke, daher iſt es angebracht, ſie zur Unterſcheidung zu notieren. Außerdem ſchaffe man ſich noch drei gewöhnliche Steingutnäpfchen an und ebenſo viel lange, ziemlich ſpitze, aber weiche Pinſel. Jedes dieſer Näpfchen ſchütte man halb voll Farbe, gieße kaltes, klares Waſſer darauf und rühre ſo lange, bis ſie ſich wie die rohe Stärke auflöſt. Alsdann tauche man den Pinſel zuerſt in die braune Farbe, halte ihn ſenkrecht, und laſſe dieſelbe auf den Baumſtamm laufen. Die Glaſur muß ſtets eine glatte Fläche bilden, die überall gleich ſtark aufgetragen werden muß; ſobald ſie ſich daher im Napf ſetzt, rühre man ſie wieder um, iſt ſie zu dick, verdünne man ſie wieder; gerade gut iſt ſie, wenn ſie gleichmäßig aus dem Pinſel läuft. Will man die Rückſeite des Kreuzes nicht nachher mit brauner Ölfarbe beſtreichen, muß ſie gleich jetzt Glaſur bekommen, aber dann muß das Kreuz im Brand, an allen vier Enden, kleine Scherbenſtützen bekommen, damit es nicht auf der Platte anſetzt. Ebenſo müſſen auch die übrigen Blätter und Blüten von allen Seiten Glaſur haben, ſo daß man gut thut, den Gegenſtand viermal zu wenden, damit keine noch ſo kleine Thonſtelle frei bleibt. An den Ecken und Erhöhungen darf die Glaſur nicht zu ſchwach ſein, denn ſie fließt im Brand. Kommt nun der Gegenſtand als echte Majolika zum zweitenmal aus dem Brand und ſind doch noch einzelne Thonſtellen ſichtbar, ſo färbe man ſie mit etwas Ölfarbe. Überhaupt rate ich, die Roſenblüten und Knoſpen mattroſa anzumalen und damit dieſelben Glanz bekommen, die Ölfarbe mit Majolikalack oder gutem Anlegeöl anzurühren. Wird das ganze Kreuz nach dem erſten Brand nur in dieſer Weiſe behandelt, ſo erhält man Majolika-Imitation. Nach dieſen Angaben wird es leicht ſein, andere einfache Gegenſtände mit Heckenroſenſchmuck darzuſtellen. Ein hübſches Wandtellerchen, deſſen Form mit Hilfe von Rollholz und Zirkel leicht auszuarbeiten iſt,zeigt Abb. 2. Die Beſchreibung der gefüllten Roſen an der Vaſe (Abb. 6) folgt in nächſter Nummer.

Die ſtreitenden Boten.

(Polterabendſcherz für zwei kleine Mädchen. Antwort auf Frage 203.)

I. Ich komme zuerſt!
II. Nein ich!
I. Nein ich!
II. Der Großen ziemt's doch ſicherlich.
Was willſt du denn?
I. Und was willſt du?
II. Ich hol' der Tante alles zu.
I. Das will ich auch, ich komm' zuerſt!
II. Geh fort, wo du nicht hingehörſt.
Ich hol' ihr Kaffee, Zucker, Gries,
Und Salz und Schmalz, und das und dies.
I. Ich hol' den Braten.
II. Bier hol' ich,
Das freut den Onkel ſicherlich.
Und ſieh', woran ich ſchon gedacht:
Ich hab' ein Säckchen Mehl gebracht.
I. Und ich ein Brot, verzehrt's in Ruh,
Der Ärger ſei euch „Wurſt“ dazu.
II. Von Mehl, da kannſt du tauſend Sachen,
Mehlknödel, Torten, Kuchen machen.
Wie man das anfängt, weißt du ja,
Ich laſſe gern mein Säcklein da.
I. Nein, nimm zuerſt mein Brot und ſchneide
Viel Butterſchnitten für euch beide.
Der Kuchen liegt oft ſchwer im Magen,
Ein Schnittchen kann man ſtets vertragen.
Kannſt du dich wohl für mich entſcheiden?
II. Sag', welche willſt du von uns beiden
Zu allen Botengängen nehmen?
I. Ich möchte mich recht gern bequemen!
II. Ich ſeh', die Wahl macht Kopfzerbrechen,
Wir wollen's unter uns beſprechen.
Hör', Schweſterlein, und folge mir:
Wer von uns erſt iſt an der Thür,
Die nimmt die Tante.
I. 's bleibt dabei!
II. Gut, aufgeſtellt und: eins, zwei, drei —
(laufen ab).

Anna Ritſchke.

Empfehlungsbriefe.

Wer unter uns hat nicht ſchon einem für längeren Aufenthalt nach einer fremden Stadt Abreiſenden einen Empfehlungsbrief an Verwandte, Freunde, oft nur ganz entfernt Bekannte, die wir zufällig dort haben, mit auf den Weg gegeben? Und haben wir uns auch dabei überlegt, ob wir dem Überbringer und insbeſondere dem Empfänger dieſer Briefe etwas Erwünſchtes und in den Folgen Angenehmes dadurch erwieſen, ob wir beiden Teilen, die ja jeder für ſich ganz vortreffliche Leute ſein mögen, nicht Verlegenheiten in Ausübung dieſer ſo gebräuchlichen Gefälligkeit bereitet haben? Ganz gewiß nicht. Man nimmt die Sache eben zu leicht. Mögen die aneinander Empfohlenen ſehen, wie ſie mitſammen fertig werden. Es macht z. B. der Sohn einer uns befreundeten Familie uns ſeinen Abſchiedsbeſuch, uns fällt dabei ein, daß wir gerade in jener Stadt, in welcher er ſeine Studien machen oder ſonſt eine Stellung einnehmen wird, alte Bekannte haben, recht nette Menſchen; ſie ſind uns zwar im Lauf der Zeit etwas fremd geworden, aber: „J, da könnte ich Ihnen ja ein Empfehlungsbriefchen mitgeben,“ ſagt man und ſchreibt etwas von einem ſoliden, tüchtigen jungen Mann, Sohn unſerer Freunde, der zum erſtenmal in die Fremde geht, von freundlicher Aufnahme in einem gaſtlichen Hauſe u. dergl. Ich habe derartige Zuſchriften zu oft in Empfang genommen, als daß ich mit deren Phraſeologie nicht ſo ziemlich vertraut ſein ſollte. Ja, was ſoll man thun? Wir leben ja geſellig, haben ein gaſtfreies Haus, aber ein ſo durch Zufall oder eine gutmütige Laune uns zugeführter Gaſt paßt oft abſolut nicht in unſern Bekanntenkreis. Was bleibt uns aber übrig, um nicht grob oder ungaſtlich zu erſcheinen? Wir drücken unſere Freude über den Beſuch aus, erkundigen uns nach dem Ergehen des Briefſchreibers, deſſen wir uns oft kaum mehr recht erinnern. Das Geſpräch windet ſich ſo dahin, denn wir wiſſen nicht recht Beſcheid auf dem Thätigkeitsfelde des Gaſtes, er nicht auf dem unſeren, und zudem — der junge Mann gefällt uns auch nicht recht. (Wir ihm vielleicht auch nicht!) Doch wir laden ihn zu Tiſch ein, denn das erfordert der Gebrauch. Da wir ihn nicht als einzigen Mittagsgaſt haben können oder wollen, ſo werden noch einige Gäſte geladen, was ſonſt nicht geſchehen wäre, gleichſam als Notnagel, und im ſchlimmſten Fall ſind auch dieſe noch mit dem Zuſammengeladenſein mit dem uns Empfohlenen nicht einverſtanden, kurz, es iſt oft eine recht peinliche Geſchichte. Sehr oft hört auch nach dieſer Einladung und einer noch folgenden Viſite der Umgang auf. Es hat ihm nicht bei uns, er uns nicht gefallen; er macht andere, ihm mehr zuſagende Bekanntſchaften, man verliert ſich wieder aus den Augen. Wozu alſo das Ganze? Das hier Geſchilderte darf und ſoll nicht als Norm gelten. Es gibt Fälle, wo eine durch ein Empfehlungsſchreiben eingeleitete Bekanntſchaft ſich für die Beteiligten als eine ſehr erfreuliche Erweiterung des Bekannten-, ſogar des Freundeskreiſes erwies, ja ſich ſelbſt zu lebenslänglicher Freundſchaft geſtaltete. Doch dann ſpielte ſicher der glückliche Zufall eine wichtige Rolle dabei, oder aber der Briefſchreiber hatte in taktvoller Erwägung eben das für einander Paſſende zuſammengeführt. Und ſo ſollte es immer ſein. Nicht aufs Geratewohl ſende man Anderen Leute mit Empfehlungsbriefen zu, ſondern Takt und Zartgefühl ziehe man zu Rate, ehe man an ſeine Freunde das Verlangen ſtellt, einen ihnen völlig Fremden gaſtlich in ihrem Hauſe zu empfangen.

F. S.

Nochmals der Kürbis.

Der Nutzen dieſer Frucht iſt größer als man ahnt. Wird das Kürbisfleiſch mit Waſſer angerührt und mit Hefe verſetzt, ſo ſtellt es eine gut gärende Flüſſigkeit dar, die nach überſtandener Formentation, wenn dieſelbe deſtilliert wird, einen ſehr reinen und angenehmen Branntwein gibt. Die Kürbiskerne, von ihren Hülſen befreit, dienen als Stellvertreter der Mandeln, der Pinien und der Piſtazien in der Küche, um mancherlei Speiſen damit zuzubereiten. Werden ſie mit Waſſer eingeſtoßen und wird die milchende Flüſſigkeit ausgepreßt, ſo gewinnt man eine Kürbisſamenmilch, die der Mandelmilch ganz nahe ſteht und namentlich von den Kranken gern getrunken wird. Werden die Kerne zerſtampft, wird die zerſtampfte Maſſe erwärmt und dann ausgepreßt, ſo gewinnt man ein ſüßſchmeckendes fettes Öl, das als das feinſte Olivenöl zum Salat, zum Schmelzen der Speiſen u. ſ. w. benutzt werden kann.

A. L.

Über Anlegen von Hecken.

Da die beſte Pflanzeit für Laubholz auf trockenem Boden, der Herbſt, wieder heranrückt, nehme ich Veranlaſſung, die Leſer auf eine Heckenpflanze aufmerkſam zu machen, die es ihrer guten Eigenſchaften wegen werth iſt, häufiger als bis jetzt angepflanzt zu werden. Wer über einen trockenen, mageren, ſandigen Garten oder eine Fläche Land verfügt und dieſes gerne umfriedigt und eingezäumt wünſcht, pflanze, bevor er an andere Einfriedigungen Geld wegwirft, den ſchwediſchen Boxdorn. Dieſe einzig in ihrer Art daſtehende Heckenpflanze iſt beſondees für leichten und leichteſten Boden geeignet, da dieſelbe faſt in jedem Boden fortkommt, raſch wächſt, undurchdringlich dichte Hecken bildet, ſehr wenig Pflege verlangt und von Wind und Wetter durchaus nicht leidet. Auf völlig freiliegendem Terrain, wo Sturm und Unwetter ſo recht ihr Weſen treiben können und deshalb keine andere Hecke empor kommen kann, mag man getroſt zum ſchwediſchen Boxdorn greifen, er wird ſeine Dienſte nicht verſagen und in wenig Jahren eine Schutzwand bilden, die dieſen Elementen Einhalt thut, Gemüſe und Saaten emporkommen läßt oder dem Vieh Schutz bietet. Der Boxdorn iſt betreffs Pflege, Anſpruchsloſigkeit und Schnellwüchſigkeit das Gegenteil des Weis- oder Hagedorns. Erſterer wächſt raſch, gedeiht gut bei wenig Pflege, auf ſchlechtem Boden und hat vom Sturm, Froſt, Raupen u. ſ. w., wie geſagt, nicht zu leiden; letzterer dagegen verlangt vor allen Dingen kräftigen, lockern, lehmigen Boden, wächſt meiſt nur ſpärlich, friert ſehr oft zurück und ſieht manchmal im Sommer aus, wie ein großes Raupenneſt. Als beachtenswert möchte ich noch hervorheben, daß dieſer Boxdorn lange Stacheln in Menge trägt und ſeines dichten Wuchſes wegen den beſten Freunden der Gärten und Wieſen, den gefiederten Sängern, ein trautes Heim bietet, das ſie vor Katzen, Raubvögeln u. ſ. w. ſchützt und ihre Brut ſicher beherbergt.

Tondern (Schleswig). T. B. Chriſtian.

Handarbeit.

Autographendecke. Material: $^1/_2$ m hochroten Satin, weißes Tuch oder Kaſchmir, Stickſeide in allen Farben; beſonders Reſte ſind dabei gut zu gebrauchen. Man ſtellt ſich aus dem Stoff ein Viereck von 50 cm Seitenlänge her, das man leicht beſäumt. Nun läßt man ſich von allen Bekannten deren Namen mit weichem Bleiſtift groß und deutlich auf die Decke ſchreiben, die man nachher, jeden Namen in einer Schattierung, mit Seide in Stielſtich ausſtickt. Man muß nur darauf achten, daß die Namen recht durcheinander und nicht alle nach einer Richtung gehen, was ſteif ausſieht. Natürlich dauert ſolch eine Decke bis zur Vollendung ziemlich lange und iſt beſonders als paſſende Kaffeearbeit zu empfehlen, weil man ſich dann gleich neue Namen

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

aufſchreiben laſſen kann. Eine weiße Tuchdecke ſieht noch hübſcher wie eine rote Satindecke aus, iſt aber auch viel vergänglicher. Nachdem die Decke ganz mit Namen bedeckt iſt, umgiebt man ſie mit einem roten Plüſchrande und verwendet ſie als Wanddekoration oder als Deckchen für einen Luthertiſch, doch für letzteren Zweck muß noch eine bunte ausgenähte Wollenſpitze oder Pompons herumgeſetzt werden. Dieſe Decke iſt ein hübſches Andenken an liebe Verwandte und Bekannte und eine nette Erinnerung, falls man einmal ſeinen Wohnort wechſelt.

Erna von Bernhardi, Liegnitz.

Frage 220. An Käthe. Es gibt kaum ein paſſenderes Confirmationsgeſchenk für eine Freundin, als ein Gedenkbuch, denn mit der Einſegnung tritt das junge Mädchen in ein neues Leben ein, in welchem ihm ſo manches wichtige Ereignis entgegentritt. Nun iſt es aber viel netter, das Gedenkbuch ſelbſt zu ſchreiben, es hat dann viel mehr Wert und wird bei weitem ſinniger, als wenn man ein ſolches fertig kauft. Man läßt ſich ein ſchönes großes Buch mit 366 Seiten aus mattem Leder mit einfachem Schloß anfertigen, auf dem vorderen Deckel des Buches in Goldſchrift geſchrieben: „Gedenkbuch“. Auf die erſte Seite malt man nun einen Blumenzweig und ſchreibt eine Widmung dazu. Dann verſieht man die übrigen 365 Seiten mit den Daten vom 1. Januar bis 31. Dezember und ſchreibt darunter ein Sprichwort, ein Verschen oder auch einen Spruch Die Seite mit dem Datum des Confirmationstages bedenkt man mit einem beſonders ſchönen Spruch und einem Blumenzweig, vielleicht die Lieblingsblume der Freundin verwendend. Wer nicht malen kann, klebt aus gepreßten Blumen ein kleines Sträußchen. — **Erika.**

Schmuck.

Verwendung für gravierte Zwanzigpfennigſtücke. Seitdem die Bettelarmbänder aus der Mode gekommen ſind, liegen viele hübſchen Münzen unbenützt da, vielleicht iſt mancher Leſerin ein kleiner Wink willkommen, wie ſich daraus ein bleibendes modernes Schmuckſtück herſtellen läßt. Sehr beliebt ſind jetzt oxydierte graue Schmuckſachen mit Goldfaſſung, die, aus Broſche und Armband beſtehend, im Preiſe von 40 Mk. überall zu haben ſind. Einen ſolchen Schmuck ließ ich mir für die Hälfte des angegebenen Preiſes herſtellen aus mit Wappen gravierten Zwanzigpfennigſtücken. Die Broſche beſteht aus 3 derſelben, die, grau oxydiert, mit einem Goldrande verſehen ſind; dieſelben liegen auf zwei grauen Stäben auf, die auf beiden Seiten vorkommen und mit Goldknöpfchen an den Enden verſehen ſind; beide Stäbe ſind außerdem mit ſchrägen goldenen Riegeln untereinander verbunden. Das Armband beſteht aus einer beliebigen Menge Münzen, ebenfalls grau mit Goldrand und auf einem ſtarken grauen Reifen aufliegend. Auf der oberen Seite wiederholen ſich wie bei der Broſche die Stäbe mit den Riegeln und Goldknöpfchen; den Reifen ſchließt ein Knickerſchloß mit Sicherheitskettchen. Statt der Wappenmünzen iſt ſelbſtverſtändlich jede andere ebenſo gut anzuwenden. Auch Uhrarmbänder, Châtelaines kann man aus ſolchen Münzen herſtellen laſſen. Der Schmuck findet überall Beifall und ſieht hochmodern aus.

E.

Kleidung.

Überſtrümpfe für Knaben. Die Mode der kurzen Knabenbeinkleider beſteht nicht nur weiter, ſondern erſtreckt ſich auf immer höhere „Semeſter“ — mancher ſorgenden Mutter, manchem blutarmen Bürſchchen zum Mißfallen. Denn die wollenen Strümpfe und Trikots wollen doch nicht immer gegen die ſtrengſte Winterkälte genügen. Gamaſchen ſind nur für kleinere Kinder üblich, frieren aber mögen auch größere nicht. Da helfen Überſtrümpfe vorzüglich aus der Not. Sie werden ganz einfach wie gewöhnliche Strümpfe rechts und links geſtrickt und hören auf, wo ſonſt der Hacken angefangen wird. Sie verſchwinden im Stiefel, tragen in keiner Weiſe auf und müſſen ohne allen Zierrat abſchließen.

F. D.

Kunſt im Hauſe.

Antwort auf Frage 211. Da die Grimm & Hempelſchen Diaphanien zwiſchen zwei Glasplatten aufgeſpannt werden, würde in techniſcher Hinſicht der Anwendung von gepreßten Blumenarrangements kein Hindernis entgegenſtehen. Eine ſolche Zuſammenſtellung von Glasmalerei-Imitation und natürlichen gepreßten Pflanzen wären aber gewiß kaum ſchön und ganz ſicher nicht ſtilgerecht. Der Reiz der Diaphanien beſteht ja in ihrer völligen Durchſichtigkeit, während ſich gepreßte Pflanzen — wenigſtens Blätter — immer als mehr oder weniger dunkle Flecke vom Lichte abheben. Wo die Pflanzen etwa ſelbſt durchſichtig wären, würde die Farbe der ſehr bunten Diaphanien durchſchimmern und jede Wirkung zerſtören, man müßte dann rings um die Diaphanien einen klaren Glasrand ſtehen laſſen und dieſen auf die angegebene Weiſe verzieren, was wohl kaum ſchön wäre. **Dora.**

Praktiſches fürs Haus.

Nicht vielen dürfte es bekannt ſein, daß man von den Blättern des Pfirſichbaumes eine Suppe kocht, welche der Mandelmilchſuppe an Geſchmack vollſtändig gleich iſt. Auf einen Liter mit Zucker geſüßter Milch kocht man vier bis fünf Blätter mit, nimmt dieſelben dann heraus und rührt an die Milch ein wenig Kartoffelmehl und ein Eigelb an. Das Eiweiß wird mit Zucker zu Sahne geſchlagen und obenauf gelegt. Beſonders kalt genoſſen iſt dieſe Suppe ſehr wohlſchmeckend und erfriſchend.

Ida Meyer.

Über das Aufbewahren von Vorräten.

Schon das Einkaufen der Vorräte iſt ein ſchwieriges Geſchäft, noch ſchwerer aber iſt das praktiſche Aufbewahren derſelben, ſoll nicht der Vorteil, den der Einkauf im großen der Hausfrau gewährt, wieder verloren gehen. Mehl, Reis, Gries, Graupen und dergleichen müſſen ſehr trocken aufbewahrt werden, am beſten in irdenen glaſierten Gefäßen, auch benutze man zum Ein- und Ausfüllen Porzellanlöffel. Sehr zu empfehlen iſt es, alle Mehl- und Getreidearten öfter umzuſtechen, damit ſie nicht dumpfig werden. Alle Gewürze hebt man am beſten in luftdicht verſchloſſenen Gefäßen auf; auch Thee behält ſein Aroma am beſten in luftdicht ſchließender Blechbüchſe oder noch beſſer in der Glasflaſche. — Roſinen und Korinthen packe man recht feſt, Backobſt und Maronen breite man dagegen aus, doch rate ich, von Backobſt nicht zu große Mengen zu kaufen. — Citronen und Apfelſinen halten ſich trefflich, wenn man ſie zwiſchen ſtark erhitzten, vor dem Gebrauche abgekühltem Sande aufhebt. — Mandeln werden leicht angefreſſen; um dies zu verhüten, lege man einige Stücke Ingwer dazwiſchen. — Speiſeöl muß luftdicht verkorkt und verſiegelt werden, da es ſonſt ranzig wird. — Seife, Petroleum und Soda ſollte man im Keller aufheben, der Reinlichkeit, Appetitlichkeit und auch der Sparſamkeit wegen. In der Vorratskammer würden manche Sachen leichter verderben, wenn die vorbenannten Dinge zuſammen mit ihnen aufbewahrt würden, Petroleum außerdem von ſeiner Leuchtkraft verlieren, es muß ſtets dunkel ſtehen. — Streichhölzer und Kerzen müſſen in beſonderem Holzkäſtchen aufgehoben werden, übrigens iſt es Thatſache, daß gut abgelagerte Kerzen bedeutend heller brennen. — Kaffee und Salz laſſe man im Sacke. — Brennt man reichlich Kaffee, ſo beſtreue man die gebrannten Bohnen noch heiß mit Puderzucker und ſchüttele ſie tüchtig, ſie werden durch die feine Zuckerglaſur vor dem Verdunſten bewahrt, und ihr Aroma wird erhalten. Hebt man ſeine Vorräte ſo auf, ſo kann man ſicher ſein, daß man durch einen großen Einkauf manchen Vorteil hat, nur gehört außer dem praktiſchen Aufheben noch eins dazu: ein vernünftiges ſparſames Wirtſchaften und ein kluges Rechnen! **Luiſe Holle.**

Für die Küche.

Speiſen aus Kalbsbratenreſten.

(Fortſetzung.)

Fleiſchſchmarrn. In Milch verquirlt man mehrere Eier, ſchneidet von der Rinde befreite Semmeln in feine Scheiben und weicht ſie in der Milch, zerrührt ſie zu Brei und vermiſcht ſie mit feingehacktem Kalbsbraten und einer gewiegten gekochten Schweinsniere. In reichlicher zerlaſſener Butter bäckt man dünne Kuchen von der Maſſe, zerreißt ſie mit einer Gabel in große Brocken und ſerviert ſie mit Kartoffel-, Bohnen- oder Häuptelſalat.

Kalbsbratenkuchen. Man wiegt die Kalbsbratenreſte mit Pökelzunge, Chalotten und Peterſilie fein. In zerlaſſener Butter bereitet man von mehreren zerquirlten Eiern ein Rührei, miſcht es unter das Fleiſch, fügt 1/2 kg Fleiſch 50 g Butter hinzu, die man zu Schaum rührte, ferner 3 Eidotter, einige Eßlöffel Parmeſankäſe, Salz, Pfeffer, einige Löffel Sahne und 50 g Reibbrot und zieht den ſteifen Eiweißſchnee durch die Maſſe. Man füllt ſie in eine ausgeſtrichene Form, kocht ſie im Waſſerbade eine Stunde, ſtürzt den Kuchen und ſerviert ihn mit Madeira-, Sardellen- oder Tomatenbeiguß.

Huſareneſſen. Überbleibſel von Kalbsbraten wiegt man mit einem Viertel des Gewichtes Pökelzunge fein und bereitet mit Eiern, Salz, Pfeffer, feinen Kräutern und der nötigen Semmel eine Farce. Einen großen Kopf Blumenkohl kocht man in Salzwaſſer nicht zu weich, läßt ihn abtropfen, ſchneidet den Stiel kurz und ſtellt ihn in eine tiefe Schüſſel. 1/4 Liter Blumenkohlwaſſer, in dem man 1 Theelöffel Liebigs Fleiſchextrakt auflöſte, verquirlt man mit 4 Eidottern und 10 g Kartoffelmehl und übergießt den Kohl damit. Von der Farce ſetzt man einen Rand um die Schüſſel, beſtreut das Gericht mit Parmeſankäſe und bäckt es im Ofen eine Viertelſtunde.

Reisberg. Etwa 200 g blanchierten Reis kocht man in Fleiſchbrühe weich, aber körnig, und vermiſcht ihn mit etwas zerlaſſener Butter, mehreren Löffeln Parmeſankäſe und Salz. Die Bratenreſte und etwas gekochten Schinken wiegt man fein und ſtreicht auf eine Schüſſel ſchichtweiſe Reis und Fleiſch bergartig, ſo daß der Reis das Fleiſch überall bedeckt. Man beſtreicht den Reisberg mit Eigelb, beſtreut ihn mit Reibbrot, bäckt ihn lichtbraun und reicht ihn mit einem Krebsbeiguß.

Fleiſchnocken. Feingehackte Kalbsbratenreſte vermiſcht man mit einigen Löffeln zerlaſſener Butter, einigen Eiern, Gewürz und ſo viel Mehl, daß man einen Teig erhält, von dem man kleine Nocken abſtechen kann. Dieſe legt man als gute Einlage in kräftige Fleiſchſuppe.

Polniſcher Salat. Man ſchneidet kalten Kalbsbraten in zierliche Scheiben, bereitet einen guten Remuladenbeiguß, vermiſcht kleine Champignons, Endivienherzchen (Salatherzchen im Sommer) und die Bratenſcheiben mit dem Beiguß, läßt den Salat eine Stunde ziehen und garniert ihn mit hartgekochten Eiern, Perlzwiebeln, Oliven, Pökelzunge 2c.

Gewärmter Kalbsbraten. Das Aufwärmen des Bratens muß ſtets im Waſſerbade geſchehen, und die Hausherren, die ſonſt eingefleiſchte Gegner des gewärmten Bratens ſind, werden ihn gern eſſen, wenn die Hausfrau auf folgende Art verfährt: Man belegt die Bratenſcheiben mit Kapern und gehackten Sardellen, beträufelt ſie mit etwas Citronenſaft und gießt die Sauce über die Scheiben. Iſt der Braten heiß, richtet man ihn zierlich an, umkränzt ihn mit weichem Rührei und ſerviert ihn mit kleinen geröſteten Zuckerkartoffeln. **L. H.**

Frage 130 H. L. in Chemnitz. Gekochter Pudding mit Weinſauce. 105 g Butter wird mit 105 g Zucker gut gerührt, dann ſechs Eigelb daran gerührt, ſowie ſechs Handvoll Semmelbröſel, 35 g Weinbeeren, 35 g Roſinen, eine Taſſe kalten Rahm, eine halbe abgeriebene Citrone, zuletzt wird der feſte Schnee von ſechs Eiweiß leicht darunter gehoben. Hierauf wird eine Puddingform mit Butter ausgeſtrichen, die Maſſe eingefüllt und drei Viertelſtunden im Dunſt geſotten. Iſt der Pudding fertig, wird folgende Sauce dazu gegeben: 1/4 Liter Wein läßt man kochend werden, verrührt indeſſen vier Eigelb mit 70 g fein geſtoßenem Zucker recht gut, gießt den kochenden Wein unter beſtändigem Rühren daran und läßt dann das ganze ſo lange auf dem Feuer, indem man es beſtändig rührt, bis es anfängt, dick zu werden; kochen darf es aber nicht.

Eine vom Leſeverein.

Fragen.

1) Welche von meinen geehrten Mitleſerinnen wäre ſo freundlich, mir mitzuteilen, wie man das Hohlwerden von Mettwürſten verhindert? Seit einigen Jahren finden ſich unter den meinigen ſolche, die 10—12 cm lange, ausgeſchimmelte Stellen haben. Ich laſſe es, meiner Meinung nach, an Fett nicht fehlen und räuchere die Wurſt im offenen Schornſtein über Holzfeuer. Für gütige Auskunft wäre ſehr dankbar

Hausfrau auf dem Lande.

2) Hat eine der geehrten Daheimleſerinnen etwa ſchon Erfahrung mit dem in den letzten Nummern annoncierten Holzbrand-Apparat von Behrens in Meran? und welche? Für baldige Mitteilung wäre ich ſehr dankbar.

Alte Mitleſerin.

3) Könnte mir vielleicht eine der lieben Leſerinnen eine Bezugsquelle für die zu Ätzarbeiten verwendeten Solenhofer Steine angeben? Sehr dankbar wäre **Eliſabeth.**

4) Wer von den freundlichen Leſerinnen des Frauen-Daheims kann mir den Rat erteilen, wie ich eine möglichſt billige, aber doch ſchöne Flügel-Decke herſtellen kann?

Eine Abonnentin.

5) Würde eine der Daheimleſerinnen vielleicht ſo freundlich ſein, mir eine wohlfeile Bezugsquelle für Geſtelle zu ſog. „Faullenzern“, an denen man Stickerei anbringen kann, zu nennen? **Eine junge Hausfrau.**

6) Eine junge Gutsfrau bittet herzlich um genaue Unterweiſung im Buttern.

Auskunft.

Frage 215. **M. A.** in **E.** Die Induſtrieſchule von Frl. H. Ridder, Wiesbaden, Neugaſſe 1, bietet Gelegenheit zum Induſtrielehrerin-Examen. **H. v. B.**

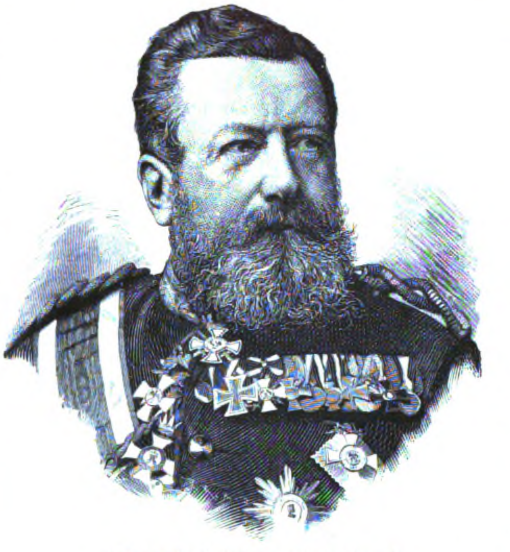
Frage 222. Über die Erlernung der Buchbinderei gibt Ihnen genau Auskunft: „Barth und Niederley, des deutſchen Knaben Handwerksbuch“, Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
XXVII. Nr. 2. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
Aus der Zeit — für die Zeit.
11. Oktober 1890.

General d. J. und Kriegsminiſter Julius von Verdy du Vernois.

Ob bei dem Erſcheinen dieſer Nummer des „Daheim“ der Rücktritt des preußiſchen Kriegsminiſters General von Verdy du Vernois bereits erfolgt ſein wird, mag dahingeſtellt bleiben; ſo viel ſteht feſt, daß der General entſchloſſen iſt, von ſeinem Poſten zurückzutreten und daß das Portefeuille dieſes Miniſteriums in kürzeſter Zeit anderen Händen anvertraut werden wird. Als General von Verdy im April vorigen Jahres an die Stelle des Generals Bronſart von Schellendorf trat, vollzog ſich der erſte Miniſterwechſel unter der Regierung Kaiſer Wilhelms II. Diejenige Partei in Deutſchland, welche eine Herabſetzung der dreijährigen Dienſtzeit im ſtehenden Heere nicht nur im volkswirtſchaftlichen Intereſſe für wünſchenwert, ſondern auch ohne Schädigung für die Tüchtigkeit der Armee für möglich hält, knüpfte an die Amtsübernahme durch General von Verdy bald die Hoffnung, daß der neue Kriegsminiſter dieſen Wünſchen eher fördernd als ablehnend gegenüberſtehen würde. Wie General von Verdy innerlich zu dieſer Frage wirklich geſtanden hat, iſt aus dem, was darüber in die Öffentlichkeit gedrungen, nicht recht erſichtlich; jedenfalls verläßt er ſeinen Poſten, ohne daß die Freunde der zweijährigen Dienſtzeit ihrem Ziel merklich näher gekommen ſind. Die Verdienſte des ſcheidenden Kriegsminiſters, der dies Amt nicht viel länger als ein Jahr bekleidet hat, ſind in der Vergangenheit zu feſt begründet, als daß ſie durch ſeinen Rücktritt in Frage geſtellt werden könnten. Für die moderne Generalſtabswiſſenſchaft hat General von Verdy geradezu bahnbrechend gewirkt, indem dank der von ihm gegebenen Anregungen das Studium der Kriegsgeſchichte und Taktik ſeines theoretiſchen Charakters entkleidet und aus den Büchern und Vortragsheften auf Situationspläne und Karten verlegt wurde. Auch die alljährlichen Generalſtabsübungsreiſen, welche den höheren Führern aller Waffen Gelegenheit bieten, taktiſche und ſtrategiſche Aufgaben zu ſtellen und zu löſen, ſind von General von Verdy ins Leben gerufen. Als Militärſchriftſteller allererſten Ranges war des ſcheidenden Kriegsminiſters Name längſt allgemein bekannt, noch bevor er die höchſten Stufen der militäriſchen Rangleiter erſtiegen hatte. General von Verdy iſt im Jahre 1832 geboren, wurde im Kadettenkorps erzogen und wurde aus demſelben 1850 als Sekondeleutnant in das 14. Infanterieregiment einrangiert. Nachdem er die Kriegsakademie beſucht hatte, wurde er 1861 zum Hauptmann befördert und in den Generalſtab berufen. Seine ausgezeichnete Kenntnis der ruſſiſchen und polniſchen Sprache machte auf ihn aufmerkſam, als der polniſche Aufſtand losbrach, und von 1863—1865 war er dem Stabe des Grafen Berg, des ruſſiſchen Höchſtkommandierenden in Warſchau, zugeteilt. Im Feldzuge gegen Öſterreich gehörte General von Verdy zum Generalſtab des Oberkommandos der zweiten (kronprinzlichen) Armee, den Krieg gegen Frankreich machte er als Abteilungschef im Großen Generalſtab mit. Im Jahre 1871 zum Oberſten befördert, wurde er ein Jahr ſpäter zum Chef des Generalſtabes des I. Armeekorps in Königsberg ernannt. 1876 wurde von Verdy Generalmajor und Brigadekommandeur, 1879 Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsminiſterium, 1883 Diviſionskommandeur in Königsberg und 1887 Gouverneur von Straßburg, wo er 1888 zum General der Infanterie befördert wurde. Als Kriegsminſter kam Herrn von Verdy die Gabe der Rede ſehr zu ſtatten, die ihm in hervorragendem Maße eigen iſt, und er wußte im Parlament nicht ſelten auch die Gegner mit dem Standpunkt der Regierung zu verſöhnen.


Kriegsminiſter Julius von Verdy du Vernois.

Wohlfeile, elegante Sammlung guter Romane für die Familie.

Daheim-Bibliothek.

I. Band:
Fremdes Blut. Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

II. Band:
Um jeden Preis. Novelle von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

III. Band:
Der Geiger von Thun. Roman von **A. v. Freydorf.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

IV. Band 1. u. 2. Teil:
Gepa. Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

V. Band:
Der Sternburger Kreis. Roman von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VI. Band:
Auf der Dobenau. Roman von **E. von Wellnitz.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

VII. Band:
Pfadfinder. Zwei Erzählungen von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band:
Er lebt! Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

IX. Band:
Die zweite Mutter. Von **Henry Gréville.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** oder die Verlagshandlung: **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig, Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Im heißen Zorn ſollſt du nicht ſtrafen!
Die Leidenſchaft macht dich zum Sklaven.
Laſſ' erſt die Wallung ganz vorbei;
Dann handle, denn dann biſt du frei!

Aufführung an einem Familientag.

(Zu Frage 218.)

Je nach den Verhältniſſen des Hauſes wird ſich die nachſtehende Aufführung einfacher oder künſtleriſcher geſtalten. Bemerkt ſei, daß als Szenerie eine mit Vorhang im Hintergrund ſchließende Bühne gedacht iſt, aus dem bei der beliebig zu geſtaltenden Geiſterbeſchwörung die Liebe und die Lauterkeit als erſtes, die Zufriedenheit mit dem ſich halb verbergenden Humor als zweites Paar hervortreten. Die Lauterkeit, in Weiß, hat Lilien, die Liebe Roſen als Attribut in Hand oder Haar zu tragen; beide ſind jugendliche Erſcheinungen. Die Zufriedenheit iſt eine Frauengeſtalt reiferen Alters, in einfachem, hausmütterlichem Gewand, höchſtens mit Reſeda- oder Veilchenſchmuck. Der Humor, ein fröhlicher Burſche, kann im Koſtüm an den Schalksnarren erinnern. Die Erinnerung tritt bei den letzten Worten des Hausgeiſtes unbemerkt ein; während ſich die fünf übrigen zu einem hübſchen Bild gruppieren, ſchreitet ſie vor und ſpricht zum Publikum. Ihr Kranz aus Immergrün und Vergißmeinnicht kann beliebig aus einzelnen kleinen Sträußchen beſtehen und an die Teilnehmer am Feſt nachher verteilt werden.

Hausgeiſt.

Emporgeſchreckt vom Treiben, das im Hauſe
In dieſen Tagen mannigfach ſich regt,
Tret' ich hervor aus meiner ſtillen Klauſe,
Die jedem Aug' mich zu entziehen pflegt,
Ich bin der Hausgeiſt, hütend tief verborgen
Des Hauſes köſtlichſten und höchſten Hort,
Doch übernehm' ich auch des Pförtners Sorgen
Und weiſe von des Hauſes Schwelle fort
Die Geiſter alle, die nicht wert mir ſcheinen,
Dem echten, deutſchen Haus ſich zu vereinen.

Die Geiſter prüf' ich, die in dieſen Tagen
Die Gäſte tragen in dies Haus herein;
Sie ſollen Rede ſteh'n und Antwort ſagen
Und mir erſcheinen jetzt als Fleiſch und Bein.
Die Zauberkreiſe hab' ich leis gezogen:
All' gute Geiſter her in meinen Kreis!
Mich hat noch nimmer meine Kunſt betrogen,
(Während dieſer abwartend geſprochenen Worte erſcheinen zuerſt Liebe und Lauterkeit, dann Zufriedenheit und Humor.)
Wer biſt du, wie die Unſchuld rein und weiß
Und die du ſchweſterlich führſt an der Hand?
Verbindet beide euch ein enges Band?

Liebe.

Gern wollen wir dir unſ're Namen nennen:
Ich bin die Liebe.

Lauterkeit.

Ich die Lauterkeit.

Liebe.

Wir ſteh'n zuſammen, wollen nie uns trennen
Von dieſes Hauſes Gliedern weit und breit.
Mit ihnen allen ſind wir hergekommen,
Von jeher waren wir ja heimiſch hier.
Mein reines Feuer iſt noch nicht verglommen
Und wird auch ferner glühen für und für,
Aufs Neu genährt in dieſes Feſtes Tagen,
Da höher, inniger die Herzen ſchlagen.

Lauterkeit.

Der größern Schweſter tret' ich an die Seite,
Die Lauterkeit, ſie läutert erſt die Lieb'
Und gibt ihr Schritt für Schritt ſtets das Geleite.
— Iſt's Not, auch mit der Wahrheit ſcharfem Hieb, —
Quillt jedes Liebeswort aus lauterm Herzen,
Iſt rein und lauter allzeit Zweck und Ziel,
Dann wächſt die Lieb' in Freuden und in Schmerzen
Unangetaſtet von der Bosheit Spiel.
Wie, ſtrenger Thorwart, wollteſt du es wagen,
Uns beiden hier den Eintritt zu verſagen?
(Ehe der Hausgeiſt noch antworten kann, unterbricht ihn, halb hervortretend, der Humor.)

Humor.

Eintritt verſagen? Strenger Thorwart, wehe!
Da wag' ich armer Tropf mich kaum hervor!
Doch unverzagt, es gehe wie es gehe,
Wie wird den Mut verlieren der Humor?
Der bin ich nämlich; komme gern zum Feſte
Samt meiner Mutter, der Zufriedenheit.
Verbannteſt du uns aus dem Kreis der Gäſte,
Ergriffen leicht den Platz Verſtimmung, Streit!
Ich — kann ich auch nichts Großes von mir ſagen —
Ich finde mich vergnügt in alle Lagen!

Zufriedenheit.

Auch ich rühm' nimmermehr mich großer Gaben,
Doch was ſind alle Gaben ohne mich?
Kein irdiſch Gut und Glück wird den erlaben,
Von dem mein unſcheinbarer Geiſt entwich.
Ich zähl' nicht zu den vielgeprieſ'nen Schönen,
Doch wer mich hegt im innerſten Gemüt,
Des Sinn vermag ſich fröhlich auszuſöhnen,
Ob Schönheit, Jugend, Lenz und Luſt verblüht.
Und der viel frohe Stunden würzte ſchon,
(auf den Humor zeigend)
Hier der Humor, er iſt mein Lieblingsſohn.

Hausgeiſt.

Seid mir willkommen, tauſendmal willkommen
Im Haus, ihr guten Geiſter insgeſamt,
Durch euer Walten wird hier weggenommen
Jedweder Hauch, der aus dem Abgrund ſtammt,
Darinnen Lüge, Haß, Neid, Habſucht brüten.
O, bleibt dem Haus zu allen Zeiten treu!
Dann treibt der alte Stamm ſtets neue Blüten
Und zeitigt edle Früchte ſtets aufs neu'.
Mein Wächteramt, ich kann es niederlegen,
Denn euer Einzug bringt dem Haus nur Segen.

Erinnerung.

Gönnt mir ein Wort noch! Ungerufen, leiſe,
Stellt die Erinnerung zum Schluß ſich ein.
Euch allen, jetzt vereint zum frohen Kreiſe,
Werd' einſt nur ich allein geblieben ſein.
Das Feſt verrauſcht, ins ſchlichte Alltagsleben
Möcht' freundlich ich mit einem jeden gehn,
Aus meinem Kranze ihm ein Blümlein geben,
Das dufterquickend lang ihn mög' umwehn.
Erinnerung, mit holden trauten Banden
Umſchling' euch, die ſich hier zuſammen fanden.

Anna Ecke.

Das Modellieren gefüllter Roſen.

(Fortſetzung von Nr. 1.)

Um etwas ſo leichtes, loſes, wie eine gefüllte Roſe aus ſchwerem Material, wie Thon, zu formen, genügt ein lockeres Aneinanderſetzen der einzelnen Blätter nicht. Wir müſſen der Blüte durch einen ſchweren körperlichen Mittelpunkt Halt und Stütze geben. Man formt ſich alſo zunächſt einen ziemlich kompakten, länglich eiförmigen Thonkörper, 2—3 cm lang, den man glatt abrundet und oben mit zwei tiefen, kreuzweiſen Einſchnitten verſieht. Die dadurch entſtehenden vier Zäckchen werden mit den Fingerſpitzen recht fein zu zierlichen Blättchen ausgemodelt. Um dem Blumenkörper noch mehr Fülle zu geben, formt man nun zunächſt ein bleiſtiftdickes, etwa fingerlanges Röllchen aus Thon, das man wie einen Gürtel um jene Eiform, etwas nach unten legt. Nun erſt werden die einzelnen Blumenblätter geformt, zurecht gemodelt, hohl eingedrückt, an den Rändern fein ausgearbeitet und recht hohl und leicht dem vorher gearbeiteten Körper, den ſie bis auf die oberen Blättchen verdecken müſſen, angefügt. Bei kleineren, noch halb geſchloſſenen Roſen, bei denen in Wirklichkeit nur wenige äußere Deckblätter ſichtbar ſind, genügen etwa vier ziemlich breite Blätter, von denen die äußeren zum Teil zierlich umgeklappt werden. Je größer, je voller und offener die Roſe, um ſo kleiner wird der eiförmige Kern ausfallen, um ſo reicher wird die Anzahl der angefügten Blättchen ſein müſſen. Dieſe vollen Roſen ſehen auf großen Vaſen prächtig aus. Bei ſolchen bleibt nun freilich nichts übrig, als die Grundform vom Töpfer arbeiten zu laſſen und den Blumenſchmuck mit Fiſchleim und feuchtem Thon, beides gut durcheinander geknetet, auf der getrockneten Vaſenform zu befeſtigen und alles dann mit Bronze- oder Olfarbe zu bemalen. Weitere Anleitungen zu anderen ſelbſtzufertigenden Grundformen, die man — wie das Kreuz in voriger Nummer, mit Majolikafarben bemalen und brennen laſſen kann, ſollen noch folgen. Ebenſo verſchiedene Blütenformen zu deren Verzierung.

Federzeichnungen auf Crêpe-lisse.

Eine außerordentlich dankbare, zarte Arbeit iſt eine in Sepia oder Elfenbein-Schwarz (Waſſerfarbe), ausgeführte Federzeichnung auf weißem, unpräpariertem Crêpe-lisse. Auf präparirten zu malen — für Fächer — iſt ja hinlänglich bekannt, aber durchaus neu das unten angegebene Verfahren. Ein gewiſſes Zeichentalent vorausgeſetzt, kann man ſich für wenig Geld die reizendſten Geſchenke herſtellen. Zum Beiſpiel: Man kauft vom feinſten, weißen Crêpe-lisse, zeichnet auf ein Stück, in der Größe einer Schreibmappe, mit einer mittelſpitzen Schreibfeder (nicht Zeichenfeder, die zu ſpitz iſt), in Sepia oder Schwarz ein größeres Genrebild von Ludwig Richter, A. Hentſchel, Paul Thumann, Oskar Pletſch, Kleinmichel u. a. Die Farbe bleibt nicht dick auf dem Stoff, ſondern geht durch, weshalb man immer friſches Löſchpapier unterlegen muß, und hinterläßt nur zarte Konturen, ſo daß das Ganze eher einem duftigen Gewebe, als einer Zeichnung gleicht, was aber gerade das Originelle, Reizvolle ausmacht. Nun unterlegt man die fertige Zeichnung mit hellrotem Atlas, was ihr einen außerordentlich ſchillernden Glanz verleiht und verwendet ſie als Vorderſeite zu einer Schreibmappe, die man vermittelſt zweier Pappen, welche man auf den inneren Seiten mit Moirépapier und außerhalb mit rotem Atlas überzieht, ringsherum noch mit einer mittelſtarken, rotſeidenen Schnur einfaßt, ſehr leicht ſich ſelbſt herſtellen kann. In gleicher Weiſe auszuführen iſt ein Sachet, ebenfalls in Buchform, quadratförmig zugeſchnitten, bei dem man die Innenſeiten anſtatt mit Papier mit wattiertem, fein geſtepptem, andersfarbigem Atlas ausſtattet. Riechkißchen, ja ſelbſt Gratulationskarten kann man auf dieſe Art reizend herſtellen. — Nicht minder hübſch ſind aber auch Fächer in dieſer Manier. Man biegt ſich ſtarken, weißumſponnenen Draht in die übliche Wedelfächer-Form, überzieht dieſe glatt mit rotem Atlas, darüber natürlich ebenfalls glatt die Zeichnung, befeſtigt unten einen Elfenbein- oder Perlmutterſtiel und näht ringsherum entweder weißſeidene Spitze oder Schwan an, unten mit einer flotten, roten Schleife abſchließend. Nimmt man anſtatt weißen, ſchwarzen Crêpe-lisse und zeichnet darauf mit weißer Kreidefarbe (einzig gut in Muſcheln zu beziehen von Gebr. Leichtlin in Karlsruhe in Baden), ſo kann man einen ſolchen Fächer in äußerſt pikanter Weiſe derart ausführen, daß man die Zeichnung ohne Atlasunterlage direkt über den Draht ſpannt, mit ſchwarzſeidenen Spitzen oder Federbeſatz einfaßt und dazu dunklen Stiel und ſchwarze Schleifen nimmt. Zu Fächern eignen ſich am beſten franzöſiſche Amorettenzeichnungen, von denen man, wenn man doppelten Crêpe nimmt und auf beiden Seiten Zeichnungen anbringt, möglichſt Pendants wählt. **P. W.**

Brombeerenkultur.

Von Bodenflächen, die zu keiner Kultur ſich eignen, laſſen ſich durch Anbau von Brombeeren bedeutende Reinertragsſummen gewinnen. Die Kultur iſt ſehr einfach. Der Boden wird tüchtig bearbeitet, gedüngt und die Pflanzung angelegt. Die Schößlinge werden feſt gebunden, um nicht durcheinander zu wachſen. Alle Triebe, die das vorhergehende Jahr Früchte getragen, dürr ſind oder einander kreuzen, werden weggeſchnitten, die Hauptſchößlinge eingekürzt, insbeſondere die Geiltriebe entfernt. Da die Brombeerenſträucher ſtark austreiben, können dieſelben auch als Heckenanlage Benützung finden; eine Brombeerenhecke iſt undurchdringbar. In England wird der Brombeerenkultur große Aufmerkſamkeit geſchenkt, und es lohnt ſelbe ſehr gut die angewendete Mühe durch bedeutenden Ertrag ſelbſt auf dem ſandigſten Boden. Vielfach werden die Brombeeren an Stahldrahtſpalieren gezogen und die Zwiſchenräume mit Erdbeeren bepflanzt. Am verbreiteſten ſind die Sorten New-Roſchelle, Lawſon und Dorcheſter. Die Verwertung geſchieht entweder in friſchem Zuſtande oder eingemacht als Fruchtſaft (Gelée, Kompot u. ſ. w.) oder durch Verarbeitung zu Fruchtwein. Letzterer wird bereitet, indem man 3 Teilen gequetſchter Beeren 5 Teile Waſſer, welche mit 1 Teil gekochtem und abgeſchäumtem Honig vermiſcht ſind, zuſetzt und das Gemiſch vier bis fünf Tage ſtehen läßt; dann wird der Saft abgepreßt und in üblicher Weiſe Fruchtwein dargeſtellt. **K. L.**

Handarbeit.

Manöverkopfkiſſenbezug. Material: 60 cm grauer Aidaſtoff, 120 cm graue Leinwand, 60 cm Purpurkattun, blau und rotes DMC Stickgarn Nr. 16, $^1/_2$ Dutzend Perlmutterknöpfe. Gewiß hat manche Leſerin einen Bruder oder Vetter in der Armee, welchem ein ſolches Manöverkiſſen willkommen iſt. Der Bezug iſt für das Biwak beſtimmt, wo er mit Heu gefüllt als Kopfkiſſen dient; in Friedenszeiten iſt er ein hübſcher Schutz für das Sophakiſſen. Ich habe für unſer diesjähriges Kaiſermanöver in Schleſien mehrere verſchenkt, die ſich des ungeteilten Beifalles der Offiziere zu

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

erfreuen hatten. — Auf den Aidaſtoff ſtickt man in Kreuzſtich dunkelblau den deutſchen Reichsadler mit der Krone darüber, alle Verzierungen ſtickt man rot. Über den Adler kommt die betreffende Jahreszahl und unter denſelben in hübſchen altdeutſchen Buchſtaben, die Charge und der Name des Empfängers, als zweite Zeile darunter das betreffende Regiment. Statt des Wappenſchildes in der Mitte des Adlers kann man auch den Namenszug des Regimentes, falls dasſelbe einen beſonderen hat, anbringen; mittelſt eines Typebogens iſt dies leicht zu bewerkſtelligen. Das geſtickte Viereck umgibt man auf allen Seiten mit 15 cm breiten roten Streifen und ſetzt dasſelbe auf einen grauen Bezug, den man ſich in der betreffenden Größe aus der grauen Leinwand hergeſtellt hat. Der Schluß geſchieht durch Knöpfe am unteren Rande, der deshalb etwas übertreten muß. Ich bin erbötig das Muſter für den Adler zu leihen, doch iſt es leicht aus einer Muſterſammlung zu beſchaffen. **Erna v. Bernhardi, Liegnitz.**

Verſchiedene Taſchen. I. Da ich öfters weit zu reiſen habe und mich dazu ſo praktiſch wie möglich einzurichten ſuche, kam ich auf den Gedanken, mir anſtatt der leinenen Reiſerollen, die für Regenwetter nicht tauglich ſind, eine ſolche von halbdickem, ſchwarzem, glänzendem Ledertuch zu verfertigen. Dazu ſchneide ich ein Stück Ledertuch in folgender Größe: 50 cm breit, 80 cm lang, ferner zwei birnenförmig geformte, 30 cm hohe Seitenteile (mittlere Breite 23 cm, unten 12 und oben 10 cm breit). Die Zwiſchenteile werden nun rechts und links, d. h. zu beiden Seiten an das 80 cm große Stück angenäht, Mitte auf Mitte. Von den Seitenteilen läßt man oben etwa 5—8 cm frei ſtehen, als Klappe, damit nichts aus der Rolle fallen kann, faßt dieſelbe rings herum mit ſchwarzſeidenem Floretband ein, verſieht die beiden 50 cm breiten Teile mit 6—7 Knopflöchern und Knöpfen, welche zum Schließen der Rolle dienen. Der Haltbarkeit halber unterlegt man Knopflöcher und Knöpfe mit einem breiteren Floretband. — Um der alſo fertig geſtellten Rolle einen beſſeren Halt zu geben und beſſer packen zu können, ſchneidet man von gelbem Glanzkarton ein etwa 50 cm breites und 65 cm langes Stück, welches man in die Rolle einlegt, nachdem man es zuvor auf jeder Seite mit 3 Bändern zum zuſammenbinden verſehen hat und die Ecken abgerundet ſind. In ſolch eine Reiſerolle geht ungleich mehr, als in jede Ledertaſche, ſie iſt nicht ſo ſchwer wie eine ſolche, ſieht elegant aus, und man hat bei Regen nichts für den Inhalt zu fürchten. Das Einpacken iſt bequem, ſind die Bänder des Kartons gebunden, ſo laſſen ſich die Knopflöcher beſſer ſchließen, weil der Inhalt feſt zuſammengehalten iſt. Die Klappe an den beiden Seitenteilen läßt ſich (ſelbſt wenn die Rolle zugeknöpft iſt) bequem herausziehen, und man kann Reiſehandbücher ꝛc. am Seitenteil abwärts einſchieben und unterbringen. — Die Reiſerolle wird mit einem guten Lederriemen mit Träger zugeſchnallt. Regenmantel, Plaids, Regenſchirme ꝛc. laſſen ſich leicht oben aufſchnallen.

II. Um das Einpacken zu erleichtern und das oft häßlich ausſehende Papier zum Einwickeln der verſchiedenen Gegenſtände zu vermeiden, nähe ich mir von ungebleichtem, dünnen Leinenſtoff verſchiedene Taſchen, die ich mit roter oder brauner Wolllitze einfaſſe. Eine länglich geſchnittene, ſchmale Taſche dient zu Pantoffeln, eine andere, breitere für Nachtzeug, eine dritte für Taſchentücher und eine ziemlich kleine für Kämme, Bürſten ꝛc.

III. Auf Reiſen läuft man leicht Gefahr, daß beſſere Stiefel durch Wichſen verdorben werden. Ein kleines Täſchchen von Ledertuch 15 cm breit und 30 cm tief, zwei Seitenteile, 4 cm breit und 13 cm hoch, — 3 cm der Seitenteile werden nicht angenäht, da man nur 20 cm im Ganzen zur Taſche verwendet und die übrigen 10 cm als Übertritt dienen — mit ſchwarzem Floretband eingefaßt, mit Gummiband geſchloſſen, enthält ein Büchschen Kittledercreme, drei kleine Schuhbürſtchen, eines zum abbürſten, eines zum anſtreichen und das dritte zum glänzend reiben.

IV. Auf eine praktiſche Schranktaſche möchte ich die lieben Leſerinnen aufmerkſam machen. Dieſelbe beſteht aus grauer Leinewand und iſt überall mit brauner Wolllitze eingefaßt. Auf ein Stück von 42 cm Breite und 35 cm Höhe wird ein ſolches von 55 cm Breite und 26 cm Höhe aufgenäht, indem man unten zwei Quetſchfalten bildet und die dadurch entſtandenen Taſchen, wie bei einer Bürſtentaſche, von oben bis unten durchnäht. Dieſe bequeme Taſche dient zum Aufbewahren von Handſchuhen, Schleiern, Bändern, Bürſten ꝛc. und wird mit kleinen Drahtſtiftchen innen an der Kleiderſchrankthüre befeſtigt. **A. K.**

Ein ſehr beliebtes Konfirmationsgeſchenk iſt die bekannte Thorwaldſenſche Chriſtusgeſtalt, welche auch zu einer hübſchen Handarbeit Veranlaſſung geben könnte, zu einem Eckbrettchen zum Aufſtellen derſelben. Viel Freude würde auch das Bild des Paſtors, der das junge Mädchen eingeſegnet hat, oder der Kirche, in der dies geſchehen, hervorrufen, wozu ein Rahmen in Stickerei auf Plüſch, in Gummiknetarbeit, Waldmoſaik, Kerbſchnitt u. ſ. w. gearbeitet werden könnte. Ein anderes hübſches Geſchenk wäre ein Geſangbuch, deſſen Umſchlag man ſehr ſchön arbeiten kann, indem auf ſchwarzen Sammet mit Gold- oder Silberfäden auf die Vorderſeite ein Kreuz und auf die Rückſeite ein Kelch und außerdem Eckverzierungen geſtickt werden. Für die vielen Glückwünſche, die Konfirmandinnen in Geſtalt von Blumenkarten, Briefen u. ſ. w. geſpendet werden, einen hübſchen, ſinnig verzierten Kaſten zu arbeiten, möchte ſich vielleicht ganz beſonders empfehlen. Dem Geſchmack und den verſchiedenen Talenten wird dabei ein weiter Spielraum gelaſſen; denn ebenſo paſſend, wie die beliebten Milchglaskaſten, ſind Käſten aus Plüſch, Atlas oder Holz. Auf dem Deckel des Kaſtens hat das Datum des Konfirmationstages ſeinen Platz, in Malerei, Stickerei, Kerbſchnitt u. ſ. w. ausgeführt. Ein weiterer, ſinniger Schmuck des Deckels, der ſich zu den beiden erſten Arten beſonders eignet, iſt eine Ranke aus Frühlings- oder Paſſionsblumen. Die Seitenwände ſind nach Belieben gar nicht oder mit einer leichten Ranke zu verzieren.

Lilly und Leny.

Schmuck.

In dunklem, welligem Haar ſieht eine goldene Haarſpange allerliebſt aus. Man kann ſich eine ſolche faſt ohne jede Ausgabe ſelbſt herſtellen. Zwei ſchlanke, junge Reiſer vom Lärchenbaum geben die eigentlichen Spangen, deren eine ungefähr 20 und deren kürzere 16 cm lang iſt; von den Zweigen entfernt man die Nadelbüſchel, jedoch nicht die kleinen Knötchen, aus denen die Nadeln herauswachſen; man wähle recht dünne, gleichmäßig mit ſolchen Knötchen beſetzte Zweiglein. Nun vergoldet man mit „Bleichgold“ die zwei Reiſer und bindet ſie an den Enden gegenſeitig zuſammen mit etwas Golddraht, den man an genannten Stellen zu kleinen Schlingen dreht, um die Spange mit Haarnadeln befeſtigen zu können. Solch ein Haarſchmuck erregte neulich viel Bewunderung, und namentlich die Knötchen ſehen reizend aus.

H. v. S.

Kleine Erſparniſſe in der Küche.

Eine Speiſe, welche verdiente, auch in beſſeren Kreiſen mehr genoſſen und gewürdigt zu werden, iſt gebratener, in Scheiben geſchnittener Räucherſpeck. Warm oder kalt bildet er nicht nur eine wohlſchmeckende und geſunde Beigabe zu trockenem Weiß- oder Schwarzbrot, ſondern iſt auch ein profitables Gericht, da es Butter erſpart und das herausgetretene Fett, welches man beim Braten öfter abgießen muß, damit die Scheiben knuſperig werden, eine ſehr ſchmackhafte Zuthat zu dem vom Schlächter erſtandenen Schmalz bildet. Hiermit vermiſcht genügt Kokosbutter ſogar zum Braten des Beefſteaks, der Bouletten, kleinen Fleiſchpolſter, Kotelettes, der Fiſche ꝛc. Kokosbutter, welche noch nicht allen Leſerinnen aus eigener Erfahrung bekannt ſein dürfte, iſt ein ganz reines und daher ſehr appetitliches Pflanzenfett, welches von P. Müller & Söhne in Mannheim bereitet und verſandt wird. Es ſtellt ſich billiger als Margarin und iſt wegen ſeiner Reinheit und Bekömmlichkeit dieſer unbedingt vorzuziehen. Sie hat leider den Fehler, in großer Hitze dünn zu werden, ſodaß man ſie nur im Winter oder im Herbſt und Frühling beziehen kann. Kühl aufbewahrt, hält ſie ſich dagegen lange. Sie eignet ſich vornehmlich zur Bereitung der Braten, zu allen ſolchen Fleiſchſpeiſen, Saucen und Gemüſen, bei welchen der charakteriſtiſche Geſchmack friſcher Butter nicht vorzuherrſchen braucht, wie bei Spargel, Blumenkohl, brauner Butter, zum Roheſſen auf Brot. Mit etwas guter Butter vermiſcht dagegen kann man ſie ſogar an Kuchen und Torten verwenden, immer aber erſt in einer kleinen Pfanne aufgeglüht (erhitzt). Als Backfett iſt ſie vorzüglich und kann zweimal gebraucht werden.

Für die Küche.

Apfelſtrudel. Einige Löffel Mehl werden mit einer kleinen Taſſe Milch und 2 Eigelb nebſt wenig Salz zu einem leichten Nudelteig verarbeitet, welchen man tüchtig ſchlägt, bis er weder am Backbrett noch an der Hand anklebt. Dann läßt man ihn auf dem mit Mehl beſtäubten Brett ruhen, indem man einen mächtigen erwärmten Topf darüber ſtülpt und erſteres auch etwas warm in die Nähe des Ofens ſtellt. Nun ſchält man 10—12 große Äpfel, je nach Bedarf, ſchneidet ſie in kleine Stückchen, welche mit Zucker und etwas Zitronenſchale oder Zimmt vermiſcht werden. Auch eine ſtarke Handvoll geriebener Haſelnüſſe oder Mandeln bereitet man vor nebſt Korinthen. Hat der Teig 1/2 bis 3/4 Stunde geruht, ſo rollt man ihn ein kleinwenig mit dem Rollholz auseinander, legt ihn dann auf eine mit Mehl beſtäubte Serviette und beginnt, indem man mit den Händen darunter greift, nach allen Richtungen auseinander zu ziehen. Dieſes muß ſehr flink geſchehen, und es iſt gut, wenn es zwei Perſonen thun. Die Platte muß ſo dünn gezogen ſein, daß ſie gleichmäßig durchſichtig iſt. Den äußerſten Rand, welcher dicker bleibt, ſchneidet man mit dem Meſſer ab, dann ſtreut man die Äpfel, Mandeln und Korinthen gleichmäßig darüber und beſprengt das Ganze mit geſchmolzener Butter. Nun beginnt man von einer Seite das Tuch langſam zu heben, wodurch ſich der Strudel nach und nach aufrollt und eine lange Rolle bildet. Dieſe legt man in beliebiger Rundung auf ein Backblech und ſtellt dasſelbe in eine mäßig heiße Röhre, worin der Strudel 1/2 bis 3/4 Stunde lang backen muß, während man ihn öfters mit geſchmolzener Butter beſtreicht. Die Äpfel müſſen weich, jedoch nicht breiartig ſein. Man teilt ihn in gut fingerſtarke Scheiben und ſerviert ihn warm. **Erika.**

Klöſe von Haſenleber. Die Leber, auch Lunge des friſchgeſchoſſenen Haſen wird fein gehackt; 4 altgebackene Wecken werden in Waſſer geweicht, gut ausgedrückt und fein verzupft; ein Stück Butter wird heiß gemacht, fein gewiegte Zwiebel und Peterſilie darin gedämpft, dann die Wecken ein wenig mitgedämpft und die Maſſe zum Erkalten in eine Schüſſel geſchüttet. Später vermengt man die zubereitete Leber damit, gibt 3 Eier, Salz, Muskatnuß und 2 Eßlöffel weißes Mehl dazu, formt am Rand der Schüſſel mit dem Eßlöffel kleine Klöschen und läßt ſie in kochendem Waſſer gar kochen. Man ſchmälzt ſie mit Butter und Brotkrume ab und gibt ſie mit Haſenragout zu Tiſche.

F. R.

Ruſſiſches Crême. Vier ganze Eier werden mit vier Löffeln Zucker ſchön leicht gerührt, dann kommen vier Löffel Arak dazu, und zuletzt wird noch 3/4 Liter feſt geſchlagener Rahm hineingemengt. Darf aber nicht lange vor dem Auftragen bereitet werden. **F. J.**

Auskunft.

Frage 151. Ein geſchmackvolles Muſter, das bei Bekannten mehrfach Nachahmung gefunden, iſt folgendes: 3 Touren rechts, 3 Touren links, Löcherreihe, 3 Touren rechts, 3 Touren links u. ſ. w. Der Handſchuh wird natürlich längs geſtrickt.

Nochmals Frage 170. Die Adreſſen für Wäſche ſind von den beiden Daheimfreundinnen nicht genau genug angegeben worden. Zu empfehlen ſind beide Anſtalten. Magdalenenſtift liegt nicht bei Charlottenburg, ſondern zwiſchen Berlin N. und Plötzenſee, am Spandauer Schifffahrtskanal. Der Marthashof iſt Berlin N., Schwedterſtraße 37—40.

Fragen.

7) Könnte mir eine der lieben Daheimleſerinnen eine gute Verwendung für ſehr viel Citronenſchale ſagen. Ich brauche zu einer Kur täglich mehrere Zitronen. Suppen oder ſüße Speiſen mit Zitronenſchale ſind ausgeſchloſſen. Sollte ſie ſich nicht zu einem Konfekt u. ſ. w. verwenden laſſen. Herzlichen Dank für jeden Rat. **P. L. in B.**

8) In ähnlicher Weiſe, wie es neulich mit Kleiderpröbchen empfohlen wurde, habe ich mir Marken von beſonders wichtigen Briefen in ein Buch geklebt und mit Datum und einer kurzen Bemerkung verſehen. Da ich nun ſolch ein Erinnerungsbuch verſchenken will, bitte ich ſehr um ein paſſendes Verschen als Widmung. **Vorſorgliche Ilſe.**

9) Bitte freundlich um Auskunft, wie man aus nicht reif gewordenen Weintrauben (weißen) Weineſſig bereiten kann.

P. H. in K.

10) Gibt es in Deutſchland eine chriſtliche Anſtalt, die einen 15jährigen Knaben, der durch Krankheiten in der körperlichen und geiſtigen Entwickelung zurückblieb, behufs Vorbereitung auf einen paſſenden Lebensberuf (Gärtnerei ꝛc.) gegen Vergütung aufnimmt? Für gefällige Mitteilungen iſt herzlich dankbar **Eine beſorgte Mutter.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 3. Erſtes Blatt.

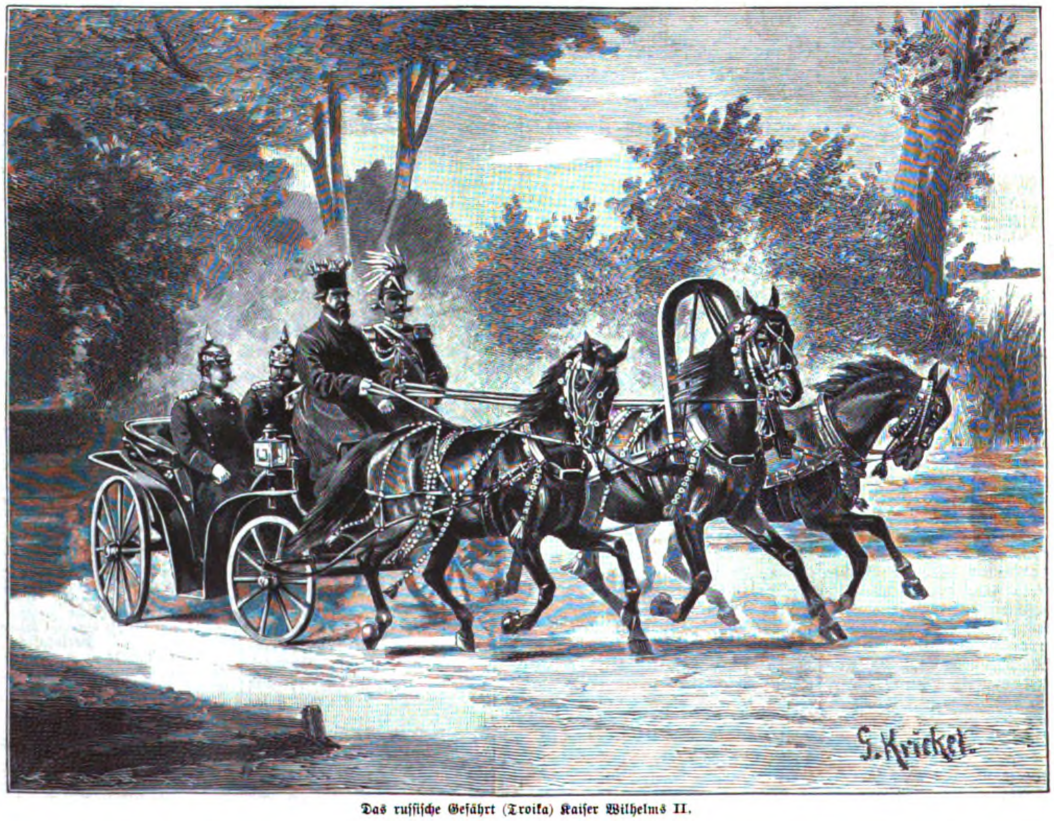
Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

18. Oktober 1890.

Ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland an den Deutſchen Kaiſer.

Seit einigen Wochen ſteht im kaiſerlichen Marſtall in Potsdam das ruſſiſche Dreigeſpann, die Troika, die unſerm Kaiſer bei ſeinem letzten Beſuch am ruſſiſchen Kaiſerhofe von dem Zaren zum Geſchenk gemacht wurde. Der Wagen, grau ausgeſchlagen und blau lackiert, hat die Form eines Phaethons und bietet nichts weſentlich außergewöhnliches; wohl aber die Beſpannung, welche von der bei uns üblichen gänzlich abweicht. Der Wagen iſt mit drei Pferden beſpannt, von denen das mittlere, in einer Schere gehende, das Zugpferd iſt, während die beiden äußeren faſt lediglich Dekorationspferde ſind. Sämtliche drei Pferde ſind Füchſe ohne Fußabzeichen, das Mittelpferd ein edler Orlowtraber von 1,76 m Höhe, die beiden Außenpferde etwas kleiner und von mehr arabiſchem Typus. Das reiche Kummetgeſchirr iſt über und über mit Silberblech und ſilbernen Buckeln beſchlagen, ebenſo iſt das Kopfzeug mit Silberplatten belegt, das noch einen Schmuck in Form eines Stirnkreuzes von ſilbernen Ketten aufweiſt. An beſonders in die Augen fallenden Stellen iſt die deutſche Kaiſerkrone in Gold angebracht. Das Mittelpferd geht in einem hohen hölzernen Bügel, der gleichzeitig am Kummet und an der Gabel befeſtigt, ſehr originell mit Goldlack bezogen und mit roten Roſen übermalt iſt. Von den Stirnroſetten um die Kehle herum tragen die Pferde Riemen mit ſilbernen Schellen. Beim Fahren trabt das Mittelpferd ſtark vorwärts, während die beiden Außenpferde galoppieren, das rechte Rechts-, das linke Linksgalopp. Dabei wird die Kopfſtellung der beiden Handpferde, abweichend von unſerer Methode, ſtark nach außen genommen. Der Kutſcher fährt ohne Peitſche und führt die Leinen mit ausgeſtreckten Armen. Alle Hilfen werden vermittels der Leine gegeben, in deren Mitte ſich ein ſchweres Metallſtück befindet, das der Kutſcher auf die Kruppe des Pferdes ſchwingen läßt, wenn er es aufmuntern will. Die Nachricht, daß der Kaiſer mit der Troika zugleich einen nationalruſſiſchen Kutſcher übernommen habe, beruht auf einem Irrtum. Das Gefährt wurde allerdings unter Führung des kaiſerlich ruſſiſchen Stallmeiſters von Hoyer von einem ruſſiſchen Kutſcher von Petersburg nach Potsdam überbracht, aber es iſt dann dem Leibkutſcher unſeres Kaiſers, Menzel, der während der dreiwöchentlichen Anweſenheit des ruſſiſchen Stallmeiſters und Kutſchers in Potsdam genügend Gelegenheit hatte, das Fahren nach ruſſiſcher Manier zu erlernen, zur Führung übergeben worden. Wenn der Kaiſer die Troika benutzt, was bisher einmal auf einer Fahrt von der Matroſenſtation nach dem neuen Palais der Fall geweſen iſt, trägt der Leibkutſcher natürlich das ruſſiſche Kutſcherkoſtüm, dunkelblauen Kaftan und ſteifes Sammetbarett.



Das ruſſiſche Gefährt (Troika) Kaiſer Wilhelms II.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Von gewiſſem Weh, von gewiſſen Wunden
Können wir nie wieder ganz geſunden.

Nach gewiſſer Tage himmliſchem Schein
Können wir nie mehr ganz elend ſein.

Der Braut

bei Überreichung einer Decke mit geſticktem Eichenkranz.

(Noch eine Antwort auf Fr. 209.)

Geliebte Braut! Dich krönt in wenig Stunden
Der edlen Myrte holdes Blütenreis.
Nicht ſo zart iſt der Kranz, den ich gewunden
Dich zu erfreu'n mit meiner Hände Fleiß;
Auch kann er nicht durch Farbenpracht entzücken,
Iſt nur beſtimmt, des Hauſes Tiſch zu ſchmücken.

Doch webte ich die ſchwanken jungen Triebe
Ins Linnen ſelbſt hinein mit treuer Hand,
So nimm es hin als Zeichen ſteter Liebe,
Dies meiner Freundſchaft ſchlichtes Unterpfand.
Manch treuen Wunſch verflocht ich in Gedanken
Mit dieſes Laubgewindes loſen Ranken.

Das Leben will dir liebreich nun entfalten,
Des Glückes und der Freude Sonnenglanz;
Sieh, deshalb mußte blühend ich geſtalten,
Wie reich an Früchten meinen Eichenkranz.
Der Liebe aber, die euch innig bindet,
Vergleiche ich das Band, das ihn durchwindet.

Die Eiche iſt ein Sinnbild deutſcher Treue,
Sie wurzelt feſt im heimiſchen Gefild':
So lebt geweihter, reiner ſtets aufs Neue
Dir tief im Herzen des Geliebten Bild.
Die Treue, als das Kleinod edler Frauen,
Sie ſei dein Schmuck, wie Liebe und Vertrauen.

Doch wenn der Herr dir auf des Leides Pfade
Auch Kreuzesroſen einſt ins Leben flicht,
So gebe er in ſeiner reichen Gnade
Dir wahren Troſt und feſte Zuverſicht!
Ob Ernſt, ob Freude wechſelnd dir begegnet,
Mein Wunſch iſt treu und innig: Sei geſegnet!

Eliſabeth Kolbe.

Nochmals das Rezeptbuch.

Antwort auf den Artikel in Jahrg. XXVI, Nr. 48.

Gewiß ſind die Gründe, welche für Anlage eines Rezeptbuches ſprechen, ſehr einleuchtend. Darf ich trotzdem die Sache auch einmal von der anderen Seite beleuchten? Wenn längere und ſchwere Krankheiten im Hauſe Einkehr halten, dann häufen ſich ohnehin ſchon eine Menge Arzneimittel und dergleichen an und es iſt ein wahres Wonnegefühl, wenn man eines ſchönen Tages mit all den Dingen großen Kehraus halten kann. Nicht immer vergehen aber ſchwere Krankheiten ohne böſe Folgen zu hinterlaſſen. Man will nicht immerwährend den Hausarzt bemühen, hat man doch ſchon ohnehin ſeine Geduld auf manche harte Probe geſtellt — man greift zum Rezeptbuch — dies oder jenes, das erinnert man ſich genau, hat damals für dies oder das geholfen — und ehe man ſichs verſieht, iſt man auf dem ſchönſten Wege, zu quackſalbern. Dabei hat man nun alle Rezepte wieder vor Augen bekommen und damit die ſchwere Zeit in der Erinnerung wieder heraufbeſchworen. — Bei letzterer Beſchäftigung traf mich einmal unſer Hausarzt und als ich nun noch gar meinen Gedanken in Worten Luft machte, da nahm er einfach das Buch und — ſteckte es in den Ofen, mit der Bemerkung, daß das der geeignetſte Platz für das Sündenregiſter ſei. Seitdem iſt das Rezeptbuch in unſerem Hauſe abgeſchafft. Später ſprachen wir nochmals eingehend über das Für und Wider des Rezeptbuches und unſer Hausarzt verſicherte, daß die meiſten Kollegen gegen das Rezeptbuch ſeien. — 1. Die Sorge um das Papier fällt namentlich in der großen Stadt fort. Da verſchreibt jeder Arzt nur auf ſeine eigenen Rezeptformulare, denen Name und Wohnung, ſowie die Zeit der Sprechſtunden aufgedruckt iſt. Anſtatt der Tinte bedienen ſich die meiſten Ärzte einer Art Blauſtift, der nicht verlöſcht. 2. Stempelt jede Apotheke jedes Rezept ab und da man gerade in der großen Stadt aus verſchiedenen Gründen nicht ſtets in ein und derſelben Apotheke die Arznei anfertigen läßt, iſt's peinlich, das ganze Regiſter zur Einſicht zu ſtellen. 3. Kommt es gerade am leichteſten beim Rezeptbuch vor, daß Rezepte verwechſelt werden. Unſer Arzt iſt ſtets für neues Aufſchreiben des Rezeptes. 4. Meint die geehrte Einſenderin, das Rezeptbuch diene dem neuen Arzt zur genauen Orientierung über die bisherige Behandlungsweiſe und er würde ſicher Nutzen daraus ziehen. — Es führen viel Wege nach Rom — nirgends paßt dies Sprichwort beſſer als hier. — Zeigte ich mein Rezeptbuch dem neuen Arzt (wir haben im Zeitraum von zwanzig Jahren vier Hausärzte durch den Tod verloren), dann war die Situation ſtets etwas geſpannt. Das Buch wurde höflich in Empfang genommen, pflichtſchuldigſt oberflächlich angeſehen und dann hieß es — hm — ja, gewiß dem damaligen Leiden ganz entſprechend — aber — Sie geſtatten, daß ich mir durch genaue Unterſuchung meine eigene Anſchauungsweiſe bilde und dementſprechend anordne. — Welchen Aufwand von Überredungskunſt, Schlauheit und kleiner Liſten bedurfte es oft ſogar, um ein mir unentbehrlich gewordenes Medikament, welches nur gegen jedesmalige ärztliche Vorſchrift erhältlich iſt, von dem neuen Hausarzt verſchrieben zu bekommen. — Die Herren Doktoren ſind gerade in dieſem Punkte ganz ſchrecklich empfindlich, am empfindlichſten die berühmten und die jungen Ärzte — alle Leſer dieſer Zeilen ausgenommen! — Dieſen beiden Kategorien würde ich nie wagen, das Rezeptbuch vorzulegen. Ich ſammle nun das Jahr hindurch alle Rezepte. Iſt ein oder das andere von einem berühmten Spezialarzt darunter, wirds mit genauer Anmerkung verſehen. Am Ende des Jahres wird große Schreibtiſchinventur gehalten, und da wandern alle Rezepte, die nicht beſonders fürs Aufheben bezeichnet ſind, ins Feuer. So habe ich in den letzten acht Jahren im Ganzen fünf Rezepte des Aufhebens für wert gefunden und den Verluſt der anderen noch nie übel empfunden. Trotzdem iſt gewiß in vielen Fällen das Anlegen des Rezeptbuches empfehlenswert; jedenfalls ſo lange man ſtets denſelben Arzt hat und auf eine beſtimmte Apotheke angewieſen iſt.

Eine, die viel krank geweſen iſt.

Anſichtenalbum.

Der Herbſt iſt da mit ſeinen langen Abenden, und „um des Lichtes traute Flamme ſammeln ſich die Hausbewohner.“ Des Sommers Freuden leben nur in der Erinnerung noch einmal auf. Wie viel giebt's da aufzufriſchen! Wie wundervoll waren ſie doch, die Tage des ungebundenen Streifens in freier herrlicher Natur, fern von Berufsgeſchäften und häuslichen Arbeiten! Mag es nun die Wunderwelt der Alpen ſein, die ſich dem Auge erſchloſſen, oder Thüringens rauſchender Wald mit ſeinen ſchwatzenden Quellen, Rübezahls Reich oder die alte, gewaltige See, immer wird der Wunſch rege bleiben, die Erinnerung an die geſchauten Herrlichkeiten zu einer bleibenden zu machen. Für dieſen Zweck iſt das Zuſammenſtellen eines Albums ſehr zu empfehlen, deſſen Anlage zugleich die anregendſte Beſchäftigung an langen Winterabenden zu bieten vermag. Hat man doch im Sommer ſchon Anſichten der ſchönſten Punkte geſammelt, auch beſonders charakteriſtiſche Blumen und Blätter getrocknet, farbenſchöne Blüten ſowohl als feine, gefiederte Farrenkräuter, Gräſer, Mooſe und Ranken. Nun laſſe man ſich vom Buchbinder ein ſtarkes Heft herſtellen von weißem Zeichenpapier, Whatman würde ſich am beſten dazu eignen, etwa 37 cm hoch und 27 cm breit, und klebe je ein Bild in die Mitte eines Blattes. Aus den vorhandenen Schätzen an gepreßten Blumen wähle man nun mit Vorſicht aus, und umgebe die Photographie, je nach Geſchmack und Phantaſie, etwa mit einem geſchloſſenen Kranz, einem graziöſen Halbkranz oder nur einzelnen Gräſern und Farren. Eine des Malens kundige Hand kann ſolch Blatt nun noch bedeutend verſchönern, indem ſie mit Pinſel und Farbe da nachhilft, wo die leuchtenden Töne der Blumen durch die Preſſe gelitten haben. Selbſtverſtändlich müſſen Aquarellfarben dazu verwendet werden. Sehr hübſch iſt es auch, aus dem Grün hier und da eine ſchöne, rote Walderdbeere aufleuchten zu laſſen, auch Heidelbeeren in ihrem dunklen Kleide zieren ungemein. Dem perſönlichen Geſchmack iſt hierin der weiteſte Spielraum gelaſſen.

Margarete.

Kunſt im Hauſe.

Malerei auf Glas. Die altbekannte und beliebte Malerei auf Holz hat einen großen Übelſtand, nämlich den, daß die Holzplatten vor der Verwendung zu Gegenſtänden poliert werden müſſen, wobei jede Arbeit unbedingt verliert, d. h. die Feinheiten gehen meiſt verloren, bei Federzeichnungen der Ausdruck der Geſichtchen 2c., bei Malereien die zarten Farbentöne. Dieſer Übelſtand fällt weg, wenn man auf mattes Glas arbeitet, welches ſonſt alle Vorzüge der glatten feinen Holzplatte bietet. Und zwar kann man die Arbeiten auf zweierlei Weiſe ausführen. Erſtens: will man Deckel zu Albums, Blocks u. dgl. m. verwenden, ſo malt oder zeichnet man auf der matten Seite, legt, nachdem die Arbeit getrocknet, ein Stück altgoldfarbigen Atlas darauf, das man am Rand des Glaſes ſorgfältig und ſtraff anklebt. Umgedreht, tritt nun die Malerei, wenngleich negativ, klar und unverändert in den Farben, unter der glatten Seite des Glaſes hervor und kann nun, geſchützt, unter keinen Umſtänden leiden. In derſelben Manier kann man ſich zweitens reizende Lichtbilder herſtellen, indem man einfach ein bemaltes Stück matten Glaſes, mit einem gewöhnlichen, durchſichtigen, dünnen bedeckt und am Rand mit Goldbördchen, oder ſchmalem Seidenband ſorgfältig verbindet, d. h. zuſammenklebt, ſo daß es täuſchend wie eine einzige ſtarke Glasplatte ausſieht, die auf beiden Seiten die Malerei gleich klar aufweiſt.

H. W.

Gemüſegarten.

Früherbſen im freien Lande. Die Saatzeit dieſer Erbſe iſt in der zweiten Hälfte September, längſtens Mitte Oktober. Sehr ſonnſeitige, vor Wind geſchützte Lagen mit halbwegs gutem Boden ſagen ihr am beſten zu. Das Land wird möglichſt tief umgegraben und ebengerecht. Sodann werden in Entfernungen von 40 cm etwa 10 cm tiefe Gräben ausgehoben und nahezu halbvoll mit kurzem, gut verarbeiteten Stalldünger gefüllt, dieſer auch noch in den Gräben etwas feſtgetreten. Auf den Dünger wird in Stufen der Same gelegt, ſo daß auf je 15 cm 5 bis 6 Körner zu liegen kommen. Der gelegte Same erhält eine Erddecke von höchſtens 6 cm. Sobald die Saat gut aufgegangen iſt, wird ſie mittelſt ganz kurzem Fichtenreiſig, welches beiderſeits und knapp an den Saatreihen in den Boden geſteckt wird, vor Schneedruck und Haſenfraß geſchützt. Zeitig im Frühjahr, ſobald es die Bodenbeſchaffenheit erlaubt, wird dieſer Winterſchutz beſeitigt, die Erbſen werden behauen und mit Steckreiſig verſehen. Um den Boden beſſer auszunützen, wird unmittelbar nach dem Behauen zwiſchen den Erbſenreihen Cichorienſalat oder auch Carotte eingeſäet. Bei dieſer Kulturart iſt es leicht möglich, zu Pfingſten Erbſen im freien Lande zu erzielen. Nach der Ernte wird das Reiſig weggebracht und der Cichorienſalat oder die Carotten ſo viel als nötig verdünnt. Es ſei übrigens bemerkt, daß dieſe Kulturart insbeſondere in Weingegenden, wo man ſonnige, vor Wind geſchützte Lagen zur Verfügung hat, ſehr am Platze iſt. Früher als nach drei bis vier Jahren darf jedoch die Erbſe auf den früheren Standort nicht wieder kommen, ſonſt ſchlägt ſie fehl. — Der beſte Früherbſenſamen iſt der Loitſcher, der in jeder größeren Samenhandlung zu haben iſt.

K. L.

Schmuck.

Neues Münzenarmband. Weitgereiſte Damen, welche zur Erinnerung an ferne Länder, allerlei Silbermünzen zurückbehalten haben, können ſich ein recht geſchmackvolles Armband daraus verfertigen laſſen. Dasſelbe hat keine Ähnlichkeit mit dem Bettelarmband, deſſen Geklirre bekanntlich nicht jedermanns Sache war. Man legt die Münzen, welche alle etwa Markgröße haben müſſen,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

nebeneinander, ſo daß ſie ſich mit ihren äußerſten Rundungen berühren. Etwa einen halben Centimeter über dieſen Berührungspunkten und desgleichen etwa einen halben Centimeter unter dieſen Berührungspunkten läßt man an beiden Außenrändern — alſo rechts und links — kleine Öſen anbringen, welche durch Ringe verbunden werden. Das Schloß wird verſteckt unter einer Schlußmünze angebracht, damit durch dasſelbe keine Unterbrechung in der Münzenreihe verurſacht wird. Es verſteht ſich, daß der Goldſchmied dem Gelde zu neuem Glanze zu verhelfen hat. Es eignen ſich zu ſolchem Armband, um einige Beiſpiele anzuführen: der amerikaniſche Vierteldollar, das ruſſiſche 25 Kopekenſtück, die däniſchen 16 Shilling; auch ältere Münzen deutſchen Urſprungs, als ſächſiſche, bayriſche und badiſche Halbguldenſtücke, und der Viertelthaler aus der Zeit des alten Fritzen als etwas größeres Mittelſtück. Eine große ſchöne Gedenkmünze, wie man ſie z. B. ſo viel zu Ehren Kaiſer Friedrichs ſieht, dient dazu als paſſende Broſche. **Pauline Doußberch.**

Praktiſches fürs Haus.

Porzellan aufzubewahren. Manche praktiſche Hausfrau wundert ſich vielleicht, daß ihr beſſeres Geſchirr, das für gewöhnlich nicht gebraucht, ſondern nur zu beſonderen Gelegenheiten benutzt wird, dennoch graue, häßliche Stellen aufzuweiſen hat, die ſehr ſchlecht, faſt wie abgeſchabt ausſehen. Und doch ſteht das gute Service ganz ruhig im Schrank. Jawohl, eben deshalb! Denn wie wird es dort meiſt verwahrt? Hochaufgetürmt ſtehen die Teller und Schüſſeln übereinander, ein Stück immer auf dem andern. Das iſt der Verderb jedes Porzellans. Jeder Teller, jede Schüſſel hat unten einen ſcharfen, harten Rand (ausgenommen iſt nur das ganz gute, echt meißner Porzellan), und dieſer Rand ſchabt und drückt ganz natürlich auf das darunter ſtehende Stück, namentlich wenn ein Gewicht von zwölf bis achtzehn Tellern, die zu einem „Turm“ gehören, dieſen Druck noch erhöht. Man wird daher ſtets die ſchadhaften Stellen überall da finden, wo der ſcharfe Rand den darunterſtehenden Teller berührt hat. — Ganz einfach iſt dieſem Übelſtande abzuhelfen, wenn man je zwiſchen zwei Teller und zwei Schüſſeln ein Stück weiches Papier, vielleicht Löſch- oder Seidenpapier (auch alte Zeitungen) legt, das ſo groß ſein muß, daß die innere Fläche des Tellers bedeckt iſt. Für kleine fleißige Händchen iſt das Schneiden dieſer vielen runden Papierſtücke von verſchiedener Größe eine angenehme, vergnügliche Arbeit. Weiß man doch jetzt an den immer länger werdenden Abenden oft nicht, wie man die thatenluſtigen Lieblinge beſchäftigen ſoll! **G. v. Sydow.**

Fr. 3. Nach meinen Erfahrungen und Wahrnehmungen verſehen es die meiſten Hausfrauen bei ihren Mettwürſten mit der Zubereitung des Fleiſches zu denſelben. — Schönere und haltbarere Mettwurſt als hier in Vierlanden habe ich nirgends gefunden. Wie verfahren nun hier die Hausfrauen? Wenn des morgens die Schweine geſchlachtet worden ſind, ſo werden ſie des abends noch eingepökelt und das Mett noch denſelben Abend, ſpäteſtens den anderen Morgen geſchnitten, mit ſcharfen Meſſern, nicht zu grob und nicht zu fein. Hat dann eine erfahrene Zunge feſtgeſtellt, daß die nötigen Gewürze in genügender Menge und richtigem Verhältnis angewendet worden ſind, dann beginnt das Kneten des Metts mit den Händen, gerade ſo wie beim Brotbacken. Und meine ſelige Mutter, die beim Einſchlachten von Nachbarinnen und Freundinnen ſtets zu Rate gezogen wurde, konnte ſich darin kaum genug thun, für ſo notwendig hielt ſie dieſen Teil der Arbeit. Dann aber verwandte ſie auch viel Aufmerkſamkeit auf das Stopfen, das ebenfalls mit den Händen geſchieht. Es wird langſam geſtopft und von Zeit zu Zeit das im Darm befindliche Mett zurecht gedrückt, aber ſo, daß die Wurſt weder zu feſt, noch zu loſe wird; etwa angeſammelte Luft wird durch Prickeln mit einer Nadel entfernt. Das Räuchern geſchieht in einem luftigen Raume, wo recht viel Zug iſt.

A. M., Vierlanden.

Die friſch geernteten Wallnüſſe werden möglichſt flach auf einen luftigen Boden geſchüttet, und täglich mehrere Male mit einem Rutenbeſen in eine andere Lage gekehrt; ſo trocknen dieſelben ſehr raſch und behalten einen ausgezeichneten Geſchmack. **M. R.**

Fr. 221. Bohnen behalten ihre grüne Farbe, wenn man ſie in gewöhnlichem Regenwaſſer abkocht; auch eingemachte Schneidebohnen werden wie friſche, wenn man ſie in Regenwaſſer abkocht; ſelbſt wenn ſie vorher eine ſchlechte Farbe hatten.

Amerikaniſche Bratäpfel. Große ſäuerliche Äpfel werden geſchält und ohne ſie zu zerſchneiden ausgekernt. Darauf füllt man die Öffnung mit klarem Zucker und legt ein Stückchen Butter oben auf. So werden die Äpfel in einer kleinen Pfanne in die Bratröhre geſtellt.

Handarbeit.

Einen allerliebſten, leicht zu arbeitenden Schreibtiſchteppich ſtellt man aus vier 14 Centimeter breiten und 1 Meter langen ſchwarzen und drei 10 Centimeter breiten, ebenfalls 1 Meter langen grauen Stoffſtreifen zuſammen. Man teilt die ſchwarzen Streifen durch Einſtecken von Nadeln in fünf gleiche Teile und zeichnet auf jeden derſelben mit weißem Kreideſtift zwei ſich kreuzende Wellenlinien, welche das Gerippe der Zeichnung abgeben und eine Reihe von länglichen Ringen bilden. Nun ſtickt man da, wo ſie ſich begegnen, nach Abbildung eine große Diſtel in zwei rötlichen Farbentönen, wählt dazu ſehr ſtarke Wolle und ſucht die Stiche möglichſt regelmäßig zu gruppieren. Um dieſe Blume ſtickt man ebenfalls ſymmetriſch Knoſpen mit grünen Kelchen und vielen Ranken in Fiſchgrätenſtich, welche ſich hier und da von der Hauptlinie abzweigen. Die letztere muß jedoch am Schluß jeder Figur allein fortgeſetzt werden. Grünlich-bräunliche Töne und ein feines Roſa vereinigen ſich am beſten in den Blumen und Blättern. Zwei Wellenlinien, die in der Mitte wiederum durch zwei gleiche unterbrochen werden, bilden in ſchwarzer Wolle mit Fiſchgrätenſtrich ausgeführt den Schmuck der grauen Streifen. Das Zuſammenſetzen der einzelnen Teile geſchieht wie folgt. Man languettiert die Ränder mit mattroſa Wolle in 3 Centimeter voneinander entfernten und ½ Centimeter hohen Stichen, jedoch ſo, daß der Schürzfaden die Schnittränder vollſtändig deckt. Dann legt man zwei Streifen nebeneinander und verbindet die Languettenfäden mit grüner Wolle durch überwendliche Stiche. Das wirkt ſchnurähnlich. Den Stoff darf man nicht dabei berühren. Der Teppich wird mit paſſendem Futter verſehen und mit Borte an den Langſeiten eingefaßt. Die kurzen Seiten verziert man mit Knüpffranſen, welche fadenweiſe durch den Stoff gezogen werden und zwar in die ſchwarzen Streifen ſolche von den Farben der Stickerei, roſa in den Verbindungsnähten, ſchwarz in den grauen Streifen. Sie ahmen Webefäden nicht ungeſchickt nach.

Überhandtuch für die Küche. Material: ¾ m graue Leinwand, 50 cm grauer Aidaſtoff, 6 Päckchen blaues und rotes DMC Stickgarn Nr. 16 und graues Häkelgarn Nr. 30. Das Handtuch iſt beſtimmt in der Küche die Gebrauchshandtücher ꝛc. zu verdecken. Den Aidaſtoff teilt man von Saalkante zu Saalkante durch, und ſtickt auf eine der 25 cm breiten Streifen in Kreuzſtich den Spruch: Merks, Köchin, dir genau, hältſt Ordnung du, iſt gut die Frau — und zwar in zwei Zeilen, altdeutſche Buchſtaben, die großen Anfangsbuchſtaben rot, alle anderen blau. Rings herum kommt ein Kreuzſtichbörtchen und in die Ecken des ſo entſtandenen länglichen Viereckes Eckverzierungen und Bäumchenfiguren. Auf die andere Hälfte des Aidaſtoff kommt dasſelbe Kreuzſtichbörtchen mit denſelben Ecken als längliches Viereck geſtickt, in die Mitte ſetzt man die betreffende Jahreszahl, auf beiden Seiten derſelben den Anfangsbuchſtaben der Empfängerin. Nun näht man die geſäumte Spruchhälfte oben an die graue Leinwand, und den Monogrammſtreifen unten an dieſelbe. Unten häkelt man eine wirkungsvolle Spitze, wie man ſie in jeder Modenzeitung findet. Zum Aufhängen dienen vier grau behäkelte Ringe, die man in graue Bandöſen oben einſchlingt, um ſie zur Wäſche leicht zu entfernen. Natürlich muß man ſich mit der Breite des ganzen Handtuches nach der Breite der Leinwand richten, doch dürften 75 cm am beſten paſſen.

Erna von Bernhardi, Liegnitz.

Für die Küche.

Kalbsbratenreſte. (Fortſ.)

Schweizer Plattenring. Nachdem man die Reſte mit etwas ſchierem Speck fein gehackt, vermiſcht man ſie mit einer gewiegten Zwiebel, etwas abgeriebener Citronenſchale, gehackter Peterſilie, Schnittlauch, Majoran, einigen zerſtoßenen Nelken, Salz, Pfeffer und mehreren Eiern, fügt zum Zuſammenhalten der Fleiſchmaſſe etwas Mehl hinzu und formt einen breiten Ring von derſelben. Man brät ihn in Butter auf beiden Seiten braun, verkocht den Bratenfond mit 3 Eßlöffel ſaurer Sahne, 3 Eßlöffel Weißwein, Kapern und ½ Theelöffel Liebigs Fleiſchextrakt, übergießt den Plattenring mit dem Beiguß und umgibt ihn mit in Butter geſchwenkten Makkaroni.

Schüſſelſpeiſe. Eine tiefe Porzellanſchüſſel beſtreicht man mit Butter, füllt ſie zu zwei Dritteln ſchichtweiſe mit Kalbsbratenſcheiben und kleinen Champignons, Kapern, Pfeffergurken, belegt die obere Schicht mit Butterſtückchen und ſtellt die Schüſſel ½ Stunde auf einem Topfe mit ſiedendem Waſſer in den heißen Ofen. Inzwiſchen röſtet man Mehl in Butter gelb, fügt etwas geriebene Citronenſchale (bezw. ½ g Naumanns Citronenſchalenextrakt), mehrere gewiegte Sardellen, eine gehackte Zwiebel, ein Glas Weißwein und Bratenbeigußreſte hinzu, läßt den Beiguß kochen, gießt ihn über das Schüſſelfleiſch und gibt die Speiſe nach einigen Minuten mit Kartoffelkroketten zu Tiſch.

Farcekoteletten. Kalbsbratenreſte und rohes Schweinefleiſch zu gleichen Teilen hackt man fein. In Milch geweichtes Weißbrot dünſtet man in Butter und rührt es mit mehreren Eidottern über dem Feuer zu einem dicken Brei, zu dem man das gewiegte Fleiſch nebſt Pfeffer und Salz miſcht. Aus der Farce formt man Koteletten, wendet ſie in Ei und Reibbrot, brät ſie in Butter und reicht ſie als wohlſchmeckende Gemüſebeilage.

L. H.

Quarkauflauf mit Nudeln. Man treibt ein gutes Stück Butter gut ab, giebt von zwei bis drei Eiern die Dotter hinzu nebſt vier Lot Zucker, dann ungefähr ein Pfund guten, zarten Quark. Nachdem dies alles tüchtig gerührt iſt, gibt man eine Handvoll Sultanroſinen und ebenſoviel Korinthen hinzu nebſt dem Gelben von einem Drittel Citrone, auch etwas Salz. Hierzu kommt noch ein Drittel Liter gute Milch oder beſſer Sahne und dann die vorher abgebrühten Nudeln, zuletzt das zu Schnee geſchlagene Eiweiß. Dann wird die Maſſe, welche ziemlich dicklich ſein muß, in die mit Butter ausgeſtrichene Auflaufform gethan und eine halbe bis dreiviertel Stunde in mäßig heißer Röhre gelbbraun gebacken, warm auf den Tiſch gegeben. **Erika.**

Fragen.

11) Würde wohl eine der geehrten Daheimleſerinnen die Güte haben und ſo freundlich ſein, zwei ratloſen Haushaltsbackfiſchen mitzuteilen, wie man kleine, nicht reif gewordene Eßkürbiſſe am beſten und praktiſchſten verwendet. Wir haben davon ſehr viele, ſo daß es ſchade wäre, wenn die niedlichen Früchtchen umkämen. Vielleicht kann man ſie auf andere Weiſe als die reifen einmachen, oder ein Gemüſe daraus bereiten. Ein Rezept würde uns dann ſehr willkommen ſein.

Klytemnäſtra und Penelope.

12) Kann mir eine der geehrten Leſerinnen vielleicht aus Erfahrung mitteilen, ob ſich bei Anlage einer Badeeinrichtung die Anſchaffung eines Gasbadeofens mehr empfehlen würde als die eines Ofens mit direkter Heizung, wie bisher allgemein gebräuchlich. Worin beſtehen die Vorteile und Nachteile des einen oder andern Syſtems und ſtellt ſich ein Gasbadeofen in Anlage und Gebrauch bedeutend teurer als ein Ofen mit direkter Heizung? Gas- und Waſſerleitung ſind in meinem Hauſe vorhanden, letztere iſt erſt jetzt hierorts angelegt und fehlen daher noch die Erfahrungen bezüglich der Gasbadeöfen. Im Voraus beſten Dank. **E. & B. i. O.**

Auskunft.

Fr. 223. Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen eine ganz neue Art von Fleiſchhackmaſchinen, die ſogenannte „Perfektion“ empfehlen. Dieſelbe ſtellt die neueſte Verbeſſerung dieſer Art Maſchinen dar und iſt hauptſächlich für den Familiengebrauch geeignet. Sie iſt einfach, wenig umfangreich, indem ſie weniger Einzelteile als andere ähnliche Maſchinen hat, weit leichter auseinander zu nehmen, zuſammen zu ſetzen, zu hantieren und zu reinigen. Die Maſchine arbeitet außerordentlich präcis, zerkleinert nicht nur Fleiſch, ſondern auch Gemüſe, Nüſſe, Mandeln, ſie iſt, kurz, eine Univerſal-Haushaltungsmaſchine. Auch eine Wurſtſtopf-Vorrichtung iſt ihr beigegeben. Die Maſchine iſt in jedem beſſeren Haus- und Küchen-Magazin zu haben: man verlange die echt amerikaniſche „Perfektion“.

Fr. 224. An **K. H.** in **E.** Anleitung zur Zimmergymnaſtik geben Ihnen die **Bücher** von E. Angerſtein und G. Eckler. **Aus dem** Zuſammenwirken eines Arztes und eines Turnlehrers mußte Gutes hervorgehen. Dieſe Herren haben auch eine Hausgymnaſtik für Mädchen und Frauen herausgegeben (Verlag von Paetel-Berlin). Jede Buchhandlung legt Ihnen die hübſch ausgeſtatteten Bücher vor. Der Preis beträgt 3 ℳ. Auch Bezugsquellen für die Geräte ſind in den Büchern angegeben. **M . . . . z.**

Daheim

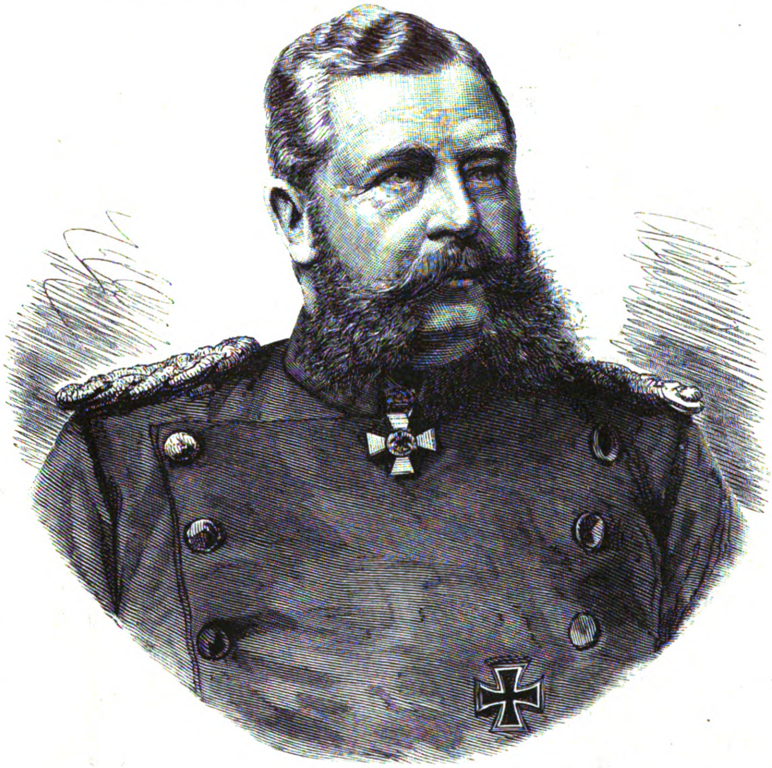
XXVII. Nr. 4. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

25. Oktober 1890.

Der neue Kriegsminiſter.



Kriegsminiſter von Kaltenborn-Stachau.

An Stelle des Generals der Infanterie von Verdy du Vernois iſt General-Leutnant Hans von Kaltenborn-Stachau, ſeit dem 4. Auguſt 1888 Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Diviſion, zum Kriegsminiſter ernannt worden. Excellenz von Kaltenborn-Stachau ſteht heute erſt im fünfundfünfzigſten Lebensjahre, — er wurde am 23. März 1836 geboren. Auf dem Dom-Gymnaſium zu Magdeburg und in den Kadettenhäuſern von Bensberg und Berlin vorgebildet, trat Hans von Kaltenborn-Stachau mit 18 Jahren als Sekondeleutnant in das 27. Infanterie-Regiment ein. Am 23. Januar 1861 wurde er zum Premier-Leutnant befördert und einen Monat ſpäter in das 67. Regiment verſetzt. Nach zweijähriger Thätigkeit bei der topographiſchen Abteilung des Generalſtabes, nahm Premier-Leutnant von Kaltenborn-Stachau an dem Feldzug gegen Dänemark als militäriſches Mitglied der Eiſenbahn-Linien-Kommiſſion in Altona teil. Am 18. April 1865 wurde er unter Beförderung zum Hauptmann in den Generalſtab verſetzt, im Kriege gegen Öſterreich erwarb er ſich den Kronen-Orden mit Schwertern, am 10. März 1870 bereits wurde er zum Major befördert. Seine Tapferkeit und umſichtige Führung während des franzöſiſchen Krieges brachten ihm das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe. Im Jahre 1874 wurde er in das Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV (1. pommerſches) Nr. 2 verſetzt. Am Krönungstage 1875 erfolgte ſeine Beförderung zum Oberſt-Leutnant, am 18. April 1878 die zum Oberſt und einen Monat darauf wurde er Kommandeur des 5. weſtfäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 53. Drei Jahre ſpäter, am 20. September 1881, wurde Oberſt von Kaltenborn-Stachau Kommandeur des Kaiſer-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1. Im Jahre 1884 wurde er unter Beförderung zum General-Major und unter Verſetzung in den Generalſtab der Armee zum Chef des Generalſtabes des Gardekorps und am 24. November 1885 zum Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade ernannt. Zwei und ein viertel Jahr ſpäter — im Januar 1888 — wurde General-Major von Kaltenborn-Stachau mit der Führung der 3. Diviſion betraut und am 7. Juli desſelben Jahres erfolgte dann ſeine Beauftragung mit der Führung der 2. Garde-Infanterie-Diviſion, zu deren Kommandeur er am 4. Auguſt 1888 unter Beförderung zum General-Leutnant definitiv ernannt wurde.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Das Beſte in der Welt

von

Henry Drummond.

Deutſche autoriſierte Ausgabe.

Preis 1 Mark.

Von dieſem Büchlein des bekannten Verfaſſers, Profeſſors der Naturwiſſenſchaften in Glasgow, ſind in etwa 8 Monaten in England 180000 Exemplare verkauft worden. Auch in Deutſchland ſcheint dieſe deutſche Ausgabe einer bedeutenden Verbreitung entgegen zu gehen, da in wenigen Monaten bereits 42000 Exemplare nötig geworden ſind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Konſequenz, — du gehſt oft ſo weit,
Daß die Unfertigſten auf Erden
Vor lauter ſtrenger Beharrlichkeit
Niemals klüger und beſſer werden!

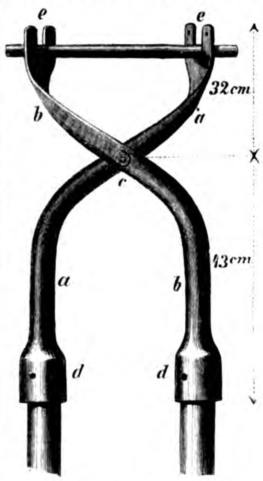
Müßiger Fleiß.

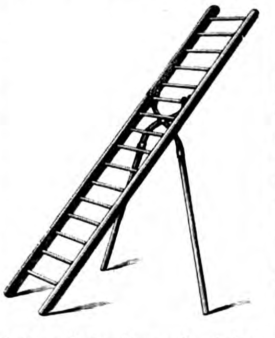
Es wurde dämmerig; zu hell noch, um die Lampe anzuzünden, und doch ſchon zu dunkel, um in meiner Stopfarbeit fortzufahren. So legte ich dieſe in den Nähkorb und lehnte mich zurück, um allerlei Gedanken nachzuhängen. Es klingelte draußen, und mit dem Vorrecht längerer Bekanntſchaft trat unangemeldet Frau N. in's Wohnzimmer. „Was, noch ohne Licht?“ fragte ſie nach der erſten Begrüßung. Ich ſah, wie ſie ſchon mit der Hand in die Taſche fuhr, wo ſie ſtets, wie ich wußte, eine angefangene Handarbeit mit ſich zu führen pflegte, und ich muß geſtehen, ich ſchämte mich faſt, daß mich die fleißigſte aller Frauen thatſächlich müßiggehend gefunden. Schnell ließ ich die Lampe anzünden, und da ſaß ſie auch wirklich gleich und ſtichelte emſig an einer jener wundervoll feinen Stickereien, wie ſie eben nur die unermüdlichen und geſchickten Hände der Frau N. anzufertigen wußten. Ich ſah ihr eine Weile zu, heimlich mich bedauernd, daß ich weder Muße, noch Geſchick, noch auch übriges Geld für dergleichen hatte. Ich bewunderte die Stickerei, das hörte ſie gern, und nahm dann gleichfalls meine Arbeit, das Stopfen eines Kinderſtrumpfes, wieder auf. „Stopfen Sie die Strümpfe ſelbſt? das beſorgt Anna, mein Mädchen, denn dazu fehlt mir die Zeit,“ bemerkte mein Beſuch, und da fiel mir ein, daß ich an den Kindern der Dame, die mit den meinen verkehrten, öfters ſchlechtgeſtopfte, ſogar an kleinen Löchern und dünnen Knieſtellen leidende Strümpfe geſehen hatte, auch an den ſonſtigen Kleidungsſtücken ihrer Kinder waren mancherlei kleine häßliche Defekte zu bemerken geweſen. Dagegen hatten an Kleidern, Schürzchen, Jäckchen u. ſ. w. nie die feinen, mühſamen, von der Mutter verfertigten Stickereien gefehlt. Und wie ſtand es wohl mit der Wäſche ihres Mannes, hatte Frau N. auch hierzu keine Zeit und dieſelbe gleichfalls unter Anna's Obhut geſtellt? Das wußte ich nicht. Und während Frau N. ſtichelte, erzählte ſie mir von reizenden Weihnachtsarbeiten, die ſie wieder unter den Händen hatte. Ja, ich wußte dazu nicht viel zu ſagen; meine Nadel hatte genug zu thun, wenn ſie Wäſche und Kleider im Haushalt in Ordnung hielt, Kinderkleidchen, wohl auch meine eignen Hauskleider nähte. Aber Frau N. beſchenkte auch ihre Freunde und Bekannten mit reizenden Arbeiten, was ich nicht thun konnte; ich beſaß ſelbſt einige zierliche, von ihr gearbeitete, niedliche, unnütze Dinge. Ich überrechnete, während ſie ſprach, wie viel Geld für Auslagen an Material die unermüdlich fleißige Frau wohl jährlich verſticheln könne. Zudem hielt ſie ſich auch noch einige Muſterzeitſchriften für ihre Arbeiten, die doch auch Geld koſteten. Als ich Frau N. ſpäter beſuchte und ihr wirklich ganz ohne mitgebrachte Handarbeit gegenüber ſaß, und ſie natürlich emſiger als je ſtichelte, denn Weihnachten war nahe, kamen ihre kleinen Mädchen mit ihren Schularbeiten an den Tiſch; die eine bat Mama (da Papa nicht zu Hauſe war) um ihre Hilfe bei einem ſchwierigen Rechenexempel, die andern wollten franzöſiche Vokabeln überhört haben. „Geht doch zu Anna,“ ſagte die Mutter ärgerlich, „ihr ſeht doch, ich habe jetzt keine Zeit.“ Und ſo ſtichelte ſie und ſtichelte weiter an einem hübſchen Nichts, und die kleinen Schweſtern gingen zu Anna. Sie ſchienen nicht beſonders verwundert zu ſein, daß ihre fleißige Mama keine Zeit für ſie hatte, ſie waren wohl ſchon daran gewöhnt. Mama hatte ja immer zu ſticken. Mama war ja ſo ſehr fleißig. Ja wohl, aber doch auf Koſten der Wohlfahrt der Familie und der Ordnung im Haushalt! Gewiß gehört zu dieſen kleinen feinen Stickereien ein ſehr emſiger Fleiß, aber dieſe Emſigkeit kann zur gefährlichen Paſſion anwachſen, und wenn die nötigen Arbeiten darüber verſäumt werden, ſo iſt auch die hübſcheſte unnötige Arbeit nichts weiter als eine Art Müßiggang.

Eine Hilfe beim Obſtabnehmen.

(Nachtrag zu dem Aufſatz in Nr. 51, Bl. 3, des Fr.-Dah. 1890.)

Die unter vorſtehender Überſchrift empfohlene Leiterſtütze hat eine unerwartete Beachtung gefunden, wie mehrere durch Vermittlung der Redaktion mir überſandte Anfragen beweiſen, welche eine bildliche Darſtellung wünſchen. Ich habe eine ſolche anfertigen laſſen, welche beiſtehend abgedruckt iſt. Die Schnabel aa und bb, von je 32, reſp. 43 cm Länge, ſind durch das Niet c zuſammengehalten, doch ſo, daß ſie ſich bewegen, wie die Schenkel einer gewöhnlichen Schere. Die an der Gabel angebrachten Löcher geſtatten nach Einlegung der Leiterſproſſen die Befeſtigung derſelben durch vorgeſteckte Pflöcke. Die zur Aufnahme der Stangen beſtimmten Tüllen werden zweckmäßiger etwas länger gearbeitet, als in der Zeichnung, um das Wackeln der Stangen zu vermeiden, dagegen empfiehlt ſich eine Befeſtiglung der letzteren durch Nägel nicht, damit man nicht an der ſchnellen Einfügung längerer oder kürzerer Stützen gehindert iſt.





Das zur Verwendung gelangte Eiſen iſt 2½—3 cm breit und ca. 7 mm ſtark, die oberen Arme ſind, unmittelbar unter den Gabeln, halb gedreht, um dieſen gegen die Stangen die rechtwinklige Stellung zu geben.

Es ſei mir geſtattet, bei dieſer Gelegenheit noch eine andere, allerdings weniger vielſeitige Hilfe zu erwähnen, von welcher ich einmal geleſen. Wenn man eine gewöhnliche Bockleiter aufſtellt, gegen dieſe eine längere Leiter lehnt und gegen das untere auf der Erde ſtehende Ende der letzteren ſich feſt ſtemmt, ſo kann ein Knabe ganz ſicher auf das die Bockleiter überragende Ende hinaufſteigen und von hier aus hantieren. Aber es ſind hierbei immer zwei Perſonen nötig, und für Erwachſene iſt dieſe Hilfe überhaupt nicht verwendbar.

B. in B.

Polterabendgedicht.

Einer Sonntagsſchullehrerin wird von einer anderen das Bild von Plockhorſt: „Chriſtus unter den Kindern“ gebracht.

Ich komme nicht im bunten Flitterkleide,
Schneewittchen bin ich nicht, auch nicht Frau Holle,
Nicht als Zigeun'rin komm ich von der Heide,
Und überhaupt in keiner fremden Rolle:
Als die nur komm' ich einfach, die ich bin,
Der Sonntagsſchule jüngſte Lehrerin.
Als neulich wieder Vorbereitung war,
Da ſprach zu mir der lieben Schweſtern Schar:
Aus unſerm Kreis iſt eine jetzt geſchieden,
Die bei uns war vom erſten Anbeginn,
Es geht ja ohne Scheiden nicht hienieden.
So geh' denn eine unter uns nun hin,
Und ſage ihr an ihren Ehrentagen,
Wie wir ihr Liebe und Gedenken tragen.
Du, Mietze, biſt die jüngſte, nicht die kleinſte,
Wenn du zur Lene gingeſt, ſag', was meinſt du?
Du warſt die Letzte, ſie der Erſten eine:
Bring' ihr den Wunſch vom Lehrerinvereine.“
So ſprachen ſie, und gerne kam ich heut',
Zu teilen Polterabendsfröhlichkeit:
Käm' von mir ſelbſt ich, müßt ich ſchüchtern kommen,
Als Botin iſt das Zagen mir genommen.
Beim Kindergottesdienſte gilt kein Zagen,
Du weißt, da muß man friſch ſein Sprüchlein ſagen.
An manchem Freitag, ach wie war es ſchön,
Wenn in die ſtillen, hohen Kirchenhallen
Mit ernſter Lernbegier wir durften gehn,
Um ſelbſt gelehrt zu werden erſt vor allen.
Dann kam die liebe hohe Feierſtunde,
Wenn all die Kleinen ſaßen in der Runde
Und aller Blicke hingen dir am Munde.
Als einen kleinen Dienſt an ſeinen Kleinen,
Als eine arme Gab' für ſeine Armen
Haſt du's gethan. Wie du empfingſt Erbarmen,
So ſollt Erbarmen auch durch dich erſcheinen.
Nicht kommſt zum Kindergottesdienſt du wieder,
Erzählſt Geſchichten nicht und ſingſt nicht Lieder,
Doch an den Gottesdienſt Erinnerung,
Die, weiß ich, bleibt dir lieb und ewig jung.
Doch ſagt' ich ſchon, als Botin komm' ich dir,
Die Schweſtern gäben einen Auftrag mir.
Ein Bild ſoll ich dir bringen zum Gedenken,
Und auf dies Bild wollſt du dein Aug' jetzt lenken.
Den erſten Kindergottesdienſt ſtellt's dar,
Den größten, den der Heiland ſelbſt gehalten.
Er, der die hohen Himmel kann verwalten,
Er neigt ſich hier zu kleiner Kinder Schar.
Du weißt, Er hat ſie heißen zu ſich kommen,
Du weißt, Er hat ſie freundlich angeblickt,
Du weißt, Er hat ſie auf den Arm genommen
Und hat ſie an ſein Heilandsherz gedrückt.
Hängt nun dies Bild an deiner Stube Wand,
So ſei es dir ein doppelt Liebespfand:
Daß ſelbſt du ſollſt des Heilands Kindlein ſein
Und daß die Schweſtern ſtets gedenken dein!
Willſt du nun nicht mit uns noch ferner lehren,
So wollſt doch eine Bitte uns gewähren:
Gedenke unſer und gedenk' der Kleinen
Und laß für ſie uns die Gebete einen.
Und Eins noch: Wenn du an den Wochentagen
Gedachteſt, was am Sonntag du wolleſt ſagen,
So ſprachſt du wohl, um Störung zu entfernen:
Ach laßt, ich muß jetzt meine Predigt lernen!
Nun einen Rat noch, einen weisheitsvollen:
Führt dich dein Mann ins eigne Haus jetzt ein,
Nicht pred'gen ſoll das Weib dem Manne wollen,
Des Weibes Wandel ſoll die Predigt ſein.

Erwerb.

Im Anſchluß an die Beſtrebungen des Frauendaheim, den Mädchen möglichſt viele angemeſſene Erwerbsquellen zu erſchließen, möchte ich beſonders auf zwei Gewerbe aufmerkſam machen, die in ihrer Art der weiblichen Hand entſprechen, ich meine die Buchbinderei und die Uhrmacherkunſt. Beide ſind freilich ſchon genug durch das männliche Geſchlecht vertreten. Dennoch giebt es genug Landſtädtchen der kleinſten Art (1—2000 Einwohner), wo ſich ein verheirateter Mann weder in dieſem noch in jenem Gewerbe allein halten kann. Dazu doch ſind bereits zahlloſe Mädchen der größeren Papierläden in vielen buchbinderiſchen Arbeiten geübt: warum lernen ſie nicht das volle Gewerbe, auch das Vergolden und Preſſen, wozu bei den heutigen Maſchinen weniger Leibeskraft erfordert wird, als früher? Ein kleiner Papier- und Galanterieladen oder ein Kurzwaaren-Geſchäft würde der Sache ein gutes Relief geben. Für die Uhrmacherei ſcheinen mir aber die feineren Damenfinger und der weibliche Scharfſinn gerade willkommen. Sollten ſich aber bei entſprechender Vergütung nicht Meiſter in großen Städten finden, welche junge Mädchen dazu ſchneller ausbilden? Der kleinen Flecken, wo man Bücher und Uhren nach anderen Städten zur Reparatur ſchicken muß, giebt es noch in allen Provinzen genug. Vielleicht finden ſich Eingeweihte, welche dieſe kleine Anregung noch weiter ausführen.

B.

Handarbeit.

Gehäkelte Franſe aus Ringen und Erbſen. Zur Verzierung der ſehr modernen, geſtreiften oder aus bunten Streifen zuſammengeſetzten ruſſiſchen Decken iſt folgende

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Franſe ſehr geeignet. Man kaufe ſich 150—180 verzinnte Eiſenringe von 2 cm. Durchmeſſer und behäkle dieſelben mit bunter Stickbaumwolle Nr. 12, und zwar die Hälfte der ganzen Anzahl mit roter, die anderen Ringe mit crême Baumwolle. Jeder Ring wird in der Mitte mit einer Spinne verſehen; die roten Ringe mit dunkelblauen und die crême mit roten Spinnen. Nun nähte ich immer 3 gleiche Ringe im Dreieck zuſammen, nachdem die Fäden der Häkelei und der Spinne ſauber befeſtigt waren. Damit iſt die Hauptſache an der Franſe fertig; es folgt immer ein rotes Dreieck auf ein crême Dreieck, die links aneinandergefügt werden. Jetzt ſuche man ſich recht gleichmäßig große Kocherbſen aus und behäkle ſie mit hellblauer Baumwolle Nr. 12, dazu ſchließt man 4 Luftmaſchen und nimmt entſprechend zu, bis die Erbſe Platz in der kleinen Hülle hat, dann wird der Faden vernäht, aber nicht abgeſchnitten. Zwiſchen je 2 Dreiecke wird eine Erbſe gehängt, nicht an langem Faden, ebenſo kommt auch eine Erbſe an die Spitze des Dreiecks. Die oben angegebene Anzahl der Ringe reicht für ein Deckchen von 60 cm Seitenlänge. Die Ecken richtet man ſich nach Belieben ein. Meine Franſe ſieht ebenſo originell und hübſch als elegant aus, doch iſt die ganze Sache ziemlich mühſam.

E. v. B., Liegnitz.

An „*Eine Abonnentin*“. Eine ſehr hübſche, preiswerte Flügeldecke ſtellt man ſich folgendermaßen her. Man kauft mittelſtarken grauen Java-Canevas, der recht breit liegt (Meter 2—3 Mark), ſchneidet denſelben genau unter Saumberechnung nach der Form des betr. Flügels und ſtickt nun querlaufende Streifen ungefähr 25—30 cm breites Kreuzſtichmuſter darauf. Zwiſchen jedem Kreuzſtichſtreifen wird ein entſprechend breiter in 3 Farben gehäkelter Streifen auf den Stoff genäht. Und ſo abwechſelnd bis der Stoff ganz bedeckt iſt. Bei dem Modell iſt die Stickerei in blauem und rotem Stickgarn und die Häkelei in Nr. 20 Häkelgarn, grau, rot und blau, ausgeführt. Die Decke wird mit leichtem halbwollenen Stoff gefüttert und ringsum mit einer dazu paſſenden Bällchenfranze beſetzt.

Frau Dora.

Mein *Sonnenſchirm* ſoll noch lange aushalten, aber leider iſt er an der Spitze unten ſehr durchgeſtoßen. Ich half mir auf folgende Art. Für 60 Pfg. ſchwarze Kordonnetſeide kaufte ich und häkelte folgenden Stern: 1. Tour. 20 Lm. (Luftmaſchen) zum Ring geſchloſſen. 2. Tour. In die 1. Lm. 3 f. M. (feſte Maſchen), dann in die nächſten 10 Lm. 10 f. M., in die 11 Lm. 3 f. M., dann wieder 10 f. M. 3., 4., 5. Tour auch f. M. in jede untere Maſche, an der oberen und unteren Spitze werden immer 2 f. M. zugenommen. 6. Tour. 5 Lm. unten, eine ausgelaſſen, 1 f. M. ringsum. An den Spitzen 1 f. M. 5 Lm. 1 f. M. in eine Maſche unten. 7. u. 8. Tour ebenſo und an den Spitzen je einen Bogen (1 f. M., 5 Lm., 1 f. M.) zugenommen. Beim 2. Stern häkelt man die 8. Tour 6 Bogen an der Spitze, 3 Lm. in den 7. Bogen des 1. Sterns gegriffen 2 Lm., 1 f. M. 3 Bogen werden ſo zuſammengehäkelt. Beim 8. Stern wird am 7. und 1. feſtgehäkelt. Nachdem die Sterne gehäkelt ſind, werden in den oberen Spitzbogen 1 f. M., 1 Lm., in den nächſten Bogen 1. Stäbchen, 1 Lm. u. ſ. f. gehäkelt. Dann kommt noch eine Tour f. M., bei der ebenfalls ſo viel wie möglich zuſammen gehalten wird. Dieſen Stern näht man nun auf den Schirm feſt; er deckt alle ſchadhaften Stellen zu und ſieht ſehr hübſch aus.

H. M.

Praktiſches fürs Haus.

Ein gutes Färbemittel für Cremegardinen iſt folgendes: Man brüht ein Stück Feigenkaffee auf, gießt die Flüſſigkeit nach einigen Minuten ſorgfältig durch Filtrierpapier und verdünnt ſie je nach Wunſch mit kaltem Waſſer, worin die Gardinen alsdann geſchwenkt werden. Bei dieſer Methode iſt es ratſam, die Gardinen nicht mit der Hand auszudrücken, ſondern ſie einige Male durch die Wringmaſchine gehen zu laſſen, damit keine Streifen entſtehen. Auch dürfen die Gardinen nie trocken in das färbende Waſſer gelegt werden, die Färbung wird ſonſt leicht eine unregelmäßige.

Erika.

Ein Kitt, der im Waſſer und Feuer aushält und deshalb für Metall, Porzellan und irdenes Geſchirr anwendbar iſt, wird folgendermaßen bereitet: Man läßt 2 Pfd. ſüße Milch durch Zuſetzung von Weineſſig dünn gerinnen. Sobald die Milch abgekühlt iſt, nimmt man die Molke davon und quirlt das Weiße von 4—5 Eiern hinein; hierauf miſcht man fein pulveriſierten ungelöſchten Kalk hinzu und arbeitet die Miſchung mit einem Spatel recht tüchtig durch. Statt des Eiweiß kann auch friſches Rinderblut benutzt werden. An der Luft und dann in ſtarker Wärme getrocknet hält der Kitt Feuer und Waſſer aus.

Gutes Stärkerezept für Herrenwäſche. Auf ein Liter Waſſer nimmt man einen Eßlöffel Weizenſtärke und ſchabt, wenn ſie kocht, etwas Stearinlicht hinein, etwa ½ Fingerhut voll. Hat man die Wäſche darin geſtärkt, ſo läßt man ſie noch einmal trocknen, um ſie dann noch einmal mit roher Stärke, der man vorher etwas Spiritus zugefügt hat, zu ſtärken. Einige Stunden darauf, wenn die Wäſche noch gut feucht iſt, muß ſie geplättet werden.

Erika.

Aus alten Strohhüten kann man reizende Körbchen machen, indem man den Rand abtrennt, einen Henkel daraus flicht und daran näht. Mit Atlas überzogen geben die alten Hüte Nähkörbchen her, einfach mit einer roten Wollbandrüſche verſehen und mit rotem Zitz gefüttert, machen die kleinen Mädchen ihre Einkäufe damit und tragen den Strickſtrumpf darin zur Handarbeitsſtunde. Ein recht tiefer Hut, lackiert und mit einer Wollſpitze am oberen Rande, in einer Zimmerecke, dient als Staubtuchkorb. Sogar als Zimmerdekoration kann man ſie verwenden. Bronziert, mit einer Atlasſchleife am Henkel, mit künſtlichen Blumen oder Früchten gefüllt, ſchmücken ſie das beſte Zimmer. **Hertha aus N.**

Praktiſcher Ofen- oder Bettſchirm, zugleich Garderobenhalter. Man laſſe ſich vom Tiſchler einen Holzrahmen machen, 110 cm breit, 150 cm lang und nicht zu ſchwach. Unten kommen 23 cm hohe Beine daran, die 52 cm Spannweite haben, damit das Geſtell ſicher ſteht. Dieſen Rahmen ſtreicht man mit gutem ſchwarzen Spirituslack zweimal, bis alles gedeckt iſt. Nun kaufe man ſich 2 Breiten eines hübſchen Kretonne (iſt das Muſter beſonders ſchön, ſo kann man das Geſtell glatt benageln), nähe oben und unten einen Saum, durch welchen ein Schnürchen gezogen wird, und befeſtige den Stoff mit altdeutſchen Nägeln kraus auf der einen Seite des Geſtells. Auf der andern Seite werden oben in den Rahmen verſchiedene Meſſinghaken eingeſchraubt, die zum Aufhängen von leichten Garderobengegenſtänden, z. B. Friſiermantel, Schürzen und dergl., dienen. **E. v. B., Liegnitz.**

Staubwiſchen. Die beſte Art den Staub von Möbeln, Bilderrahmen, Nippesſachen zu entfernen, ohne daß derſelbe im nächſten Moment weiter fliegt, geſchieht, indem man ſich eines weichen, angefeuchteten Lederlappens bedient. Gleichzeitig wird die Politur dadurch friſch glänzend erhalten und kleine Schmutzflecken entfernt. — Nach dem Gebrauch täglich in klarem Waſſer ausgedrückt, hält ſich dieſe Art Staubtuch lange und beſitzt jeden Morgen den nötigen Grad von Feuchtigkeit.

Geſellſchaftsſpiel.

Die Reiſe nach Jeruſalem.

Wenn zehn Perſonen mitſpielen, ſo nimmt man neun Stühle und ſtellt ſie folgendermaßen auf: Den erſten mit der Lehne nach Oſten, den zweiten nach Weſten, den dritten wieder nach Oſten, den vierten nach Weſten u. ſ. w.; alle ganz dicht aneinander gereiht. Nun wandern die Mitſpielenden ſchnell um die Stühle herum, während ein Nichtbeteiligter auf der Mundharmonika ſpielt oder ein Lied ſingt. Jedesmal nun, wenn die Muſik aufhört (mitten im Stück, kurz abgebrochen), ſucht jeder einen Stuhl zu erhaſchen. Derjenige, welcher übrig bleibt, iſt nun an der Reihe des Singens, und es wird dann jedesmal ein Stuhl entfernt, bis zuletzt nur zwei übrig bleiben, um welche die drei letzten Spieler kämpfen. Das Spiel ruft große Heiterkeit hervor, indem jeder eifrig nach einem Stuhl haſcht, beſonders eifrig und ſpaßhaft iſt das Bemühen der drei letzten Spieler, um von den übrig gebliebenen zwei Stühlen einen zu erhaſchen. Die Mitſpielenden laufen in ſehr ſchnellem Tempo um die Stühle herum.

Aus der Kinderſtube.

Das 3—4jährige Lieschen wird, auf Beſuch im fremden Hauſe, zum erſtenmale in einem großen Bett ohne Gitter zu Ruhe gebracht. Als die Mutter ſpäter ins Schlafzimmer kommt, findet ſie das Kind feſt ſchlafend auf dem Bettvorleger, halb mit dem Kopfkiſſen zugedeckt, zum Glück im Sommer. Auf die erſchrockene Frage an die aufgeſchüttelte kleine Schläferin: „Du biſt wohl aus dem Bett gefallen?“ erfolgt die Antwort: „Ja das kann auch ſein; ich habe es aber gar nicht gemerkt, ich hörte mal was bummſen und dachte, es wäre ein Fenſterladen, derweile war ichs!!

Für die Küche.

Wurzelpudding. Frage 130. ½ Pfd. Butter, nicht ganz ¼ Pfd. Zucker, 10 bis 12 Eier, ein Suppenteller voll roher, geriebener Möhren, zwei Suppenteller voll geriebener alter Semmeln, Mandeln und Sukkade nach Belieben, letztere darf nicht fehlen. Die Butter wird mit Eigelb und Zucker gerührt, dann Wurzeln, Gewürz und Semmeln, und zuletzt der ſteife Eiſchaum durchgerührt. Zeit des Kochens: 2 Stunden. **Martha.**

Kalte Weincreme. Das Gelbe von 18 Eiern wird mit zwei Löffeln Kraftmehl untereinander gequirlt, hierauf gibt man ein halbes Pfund an Zitronen abgeriebenen Zucker dazu und ſchlägt es in einem tiefen, weiten Topfe auf gelindem Feuer, bis es ſämig wird, dann gibt man es in eine tiefe Schüſſel und verziert es mit eingelegten Früchten.

Fragen.

13) Könnte mir eine der freundlichen Leſerinnen wohl ein wirklich gutes Mittel angeben, womit man gehäkelte Sachen ſelbſt ſteift, um dieſelben nachdem zu bronzieren? Mit Dextrin machte ich Verſuche, doch werden die Körbchen wieder weich und biegſam, nachdem dieſelben eine Zeitlang im Zimmer geſtanden. **Daheim-Abonnentin.**

14) Wie laſſen ſich zwei weiße Achſelklappen, mit rot-weißen Einjährigenſchnuren beſetzt, zur Erinnerung an die Militärzeit für einen gelehrten Herrn zu Gegenſtänden auf den Schreibtiſch oder ſonſtigen Zimmerſchmuck verwerthen? Für guten Rat wäre dankbar

Lena im Odenwald.

15) Auf meinen Möbeln aus Nußbaumholz, welche ich 2 Jahre beſitze, und die nach einem Jahre ſchon aufpoliert wurden, bildet ſich trotz allen mühevollen Abreibens nach wenigen Tagen ſtets wieder neues Öl, daſſelbe hat ſich jetzt ſchon ſo feſtgeſetzt, daß es nicht mehr fortzubringen iſt. Gibt es keine Mittel, um die Ausſchwitzung zu entfernen? — Und wie muß ein Pianino aus ſchwarzem glänzenden Holze behandelt werden, wenn es blind zu werden anfängt?

Ratloſe junge Abonnentin.

16) Wie kann man echte Kaſtanien, außer dem gewöhnlichen Braten in Aſche, ſonſt nach zu Speiſen benutzen? Aus welcher Quelle könnte man dieſelben direkt friſch und billig beziehen? Frau **Dr. Fr.**

17) Bitte um freundliche Auskunft, ob man gewöhnliche Milchglaslampenkugeln (für Petroleumlampen) mit Ölfarbenmalerei zieren kann, und ob die Farben von der Hitze nicht leiden? Erfordert dieſe Malerei eine beſodere Ausführung? Iſt es ratſam, die fertige Arbeit nachher mit Lack zu überziehen? Für gütige Antwort herzlichen Dank.

L. E.

18) Wie bereitet man einen feinen Remouladenbeiguß? **Eine Abonnentin.**

19) Kann mir eine freundliche Leſerin wohl ſagen, woran es liegt, wenn an Palmen die älteren Blätter ſich mit kleinen weißen Pilzbildungen überziehen und vertrocknen, und wodurch man ſie dagegen ſchützen kann? Im Voraus beſten Dank.

Blumenfreundin.

Auskunft.

Fr. 10. **Witzels** Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt in Leipzig-Anger hat ſich die Aufgabe geſtellt, geiſtig zurückgebliebene, wohl aber bildungsfähige Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft heranzubilden. Das Inſtitut beſteht bereits 15 Jahre und hat recht glänzende Erfolge aufzuweiſen. Mit demſelben iſt eine unter fachmänniſcher Leitung ſtehende Kunſt- und Handelsgärtnerei verbunden, in welcher den älteren Knaben Gelegenheit zur Erlernung eines praktiſchen Berufes geboten wird.

Fr. 5. Geſtelle zu ſog. „*Faullenzern*“ ſind zum Preiſe von ℳ 3,— pro Stück, leicht und ſolide von Schmiedeeiſen gearbeitet, zu haben bei A. Siedentopf, Schloſſermeiſter in Oſchersleben.

Redaktionspoſt.

An Ratloſe. Ihre Anfrage über Altersrenten ſoll ſo bald als möglich durch einen längeren Artikel beantwortet werden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

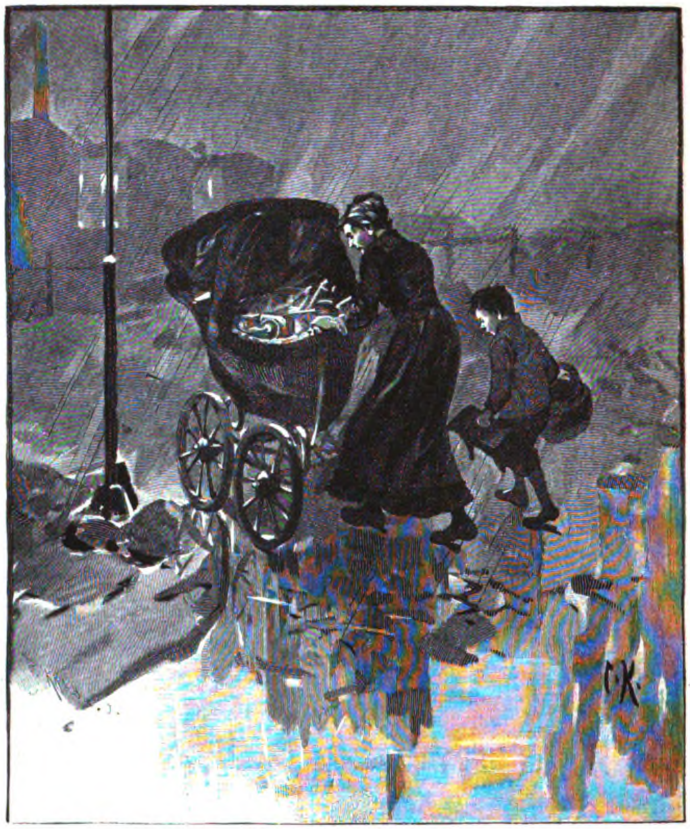
XXVII. Nr. 5. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

1. November 1890.

Auf dem Wege zum Aſyl.



Auf dem Wege zum Aſyl.

Ein Bild aus der Weltſtadt, — ein trübes Bild! Wer nur ihre ſauberen, geraden Straßen kennt, ihre Häuſerzüge mit den prahleriſchen Faſſaden, den Strom gutgekleideter Menſchen, der ſich an glänzenden Schaufenſtern vorüberwälzt, der kennt nur ihre eine beſtechende und überwältigende Seite. Dieſe großen palaſtartigen Häuſer haben Höfe, Keller und Bodenräume, die groß genug ſind, um dem Elend, der Armut und dem Verbrechen Gelegenheit zu geben, ſich zu verſtecken. Und die Weltſtadt hört nicht dort auf, wo die regelmäßigen und belebten Straßenzüge enden. Sie ſendet ihre Ausläufer hinaus auf das ſandige Feld in Form von einzelnen Häuſern, von ganzen klumpartig ſich auf der Sandwüſte hebenden Vierteln, denen noch die geſchloſſene Verbindung mit dem Zentrum fehlt, und ſie findet ihre Fortſetzung in den Vororten, die ehemals Bauerndörfer waren und jetzt elegante Villenſtädte für die ruheliebenderen und wohlhabenderen Bewohner der Weltſtadt oder billige Zufluchtsorte für den ärmeren Teil der Bevölkerung geworden ſind, der von hier aus ſeiner Arbeit in der Weltſtadt nachgeht. Dieſe Vororte letzter Kategorie, dieſe ehemaligen Dörfer mögen imponieren durch ihre Größe und durch ihr ſchnelles Wachstum, — ſchön ſind ſie nicht und behaglich auch nicht, am wenigſten im Herbſt und im Winter, wenn die neuen vierſtöckigen Mietskaſernen feuchte Wände zeigen und kein freundliches Grün verſteckt, was noch allzuſehr an das ehemalige Dorf erinnert. Wehe dem nicht Widerſtandsfähigen und Schwachen, der in den Strudel einer ſolchen Vorſtadt gerät. Er findet ſelten einen feſten Boden unter der ewig und ſchnell wechſelnden Bevölkerung, die ihn unter die Füße tritt und achtlos über ihn hinwegſchreitet. Einer alleinſtehenden Frau wird es nirgends leicht gemacht, ſich eine Exiſtenz zu ſchaffen, auch in der Weltſtadt nicht. Aber wenn ſie, auf ihrer Hände Arbeit angewieſen, erſt hinausgedrängt iſt aus dem ſicheren Umkreis des weltſtädtiſchen Polizeigebietes in dieſe Vororte, dann mag ſie daran verzweifeln, ſich wieder emporzuringen. Vielleicht iſt ſie noch hinausgezogen mit einer ſtattlichen Einrichtung, mit frohem Mut und kräftigen Armen. Da draußen iſt der Verdienſt knapp und unzuverläſſig, der frohe Mut ſchwindet bald und die Arme erlahmen. Stück für Stück des kleinen Beſitzes geht aus dem Hauſe, der Gerichtsvollzieher nimmt, was noch irgend einen Wert repräſentiert, und eine Exmiſſionsklage iſt dort draußen ebenſo ſchnell zu Ende geführt, wie in der Weltſtadt ſelbſt. Glücklich die arme Frau, die in dem Rieſenbienenkorbe noch ein Aſyl weiß, in das ſie, wenn auch nur einige Tage flüchten kann. Verwandte oder Freunde mögen ihr dort wohnen, bei denen die arme Witwe mit ihrem Kinde und ihrer Habe anklopfen darf. Ein trauriges Bild aus der Weltſtadt, — auf dem Wege zum Aſyl.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Daheim. **Geſamt-Inhaltsverzeichnis der Bände I—XXV**
93 Seiten im Format des Daheim. Preis: broſchiert 3 M., kartonniert 3 M. 50 Pf.

Allen Beſitzern der früheren Jahrgänge des Daheim, welche ſich in den über 20000 Seiten verſtreuten, reichen Schätzen an Unterhaltendem und Wiſſenswertem jeder Art in kürzeſter Zeit zurechtfinden wollen, wird dieſes Geſamt-Inhaltsverzeichnis ſehr erwünſcht ſein.

Wo Buchhandlungen nicht zu erreichen ſind, liefern wir direkt gegen Einſendung des Betrages und des Porto (innerhalb des deutſchen Reichspoſtgebietes: 30 Pf.).

Leipzig, Poſtſtraße 9. **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing).

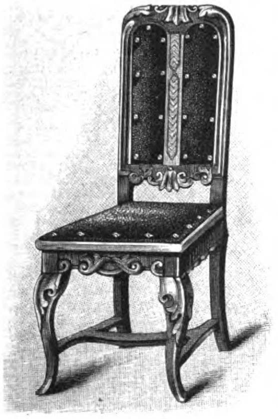
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

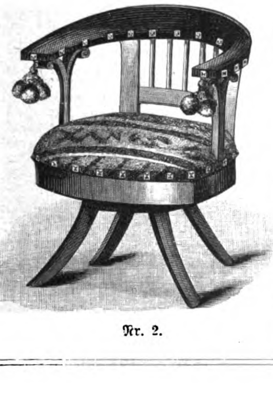
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

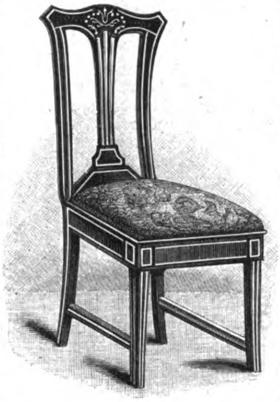
Aus tauſend Fäden, farbig belebt
Nicht mehr zu kennen und nicht zu trennen,
Wird das im Zeitlauf zuſammengewebt,
Was wir der Menſchen Charakter nennen.

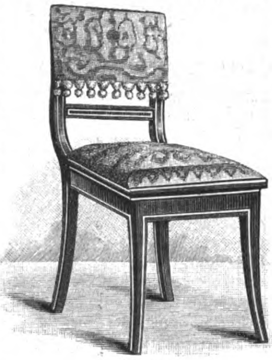
Über die Auffriſchung alter Möbel.

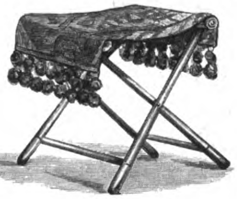

Nr. 1.

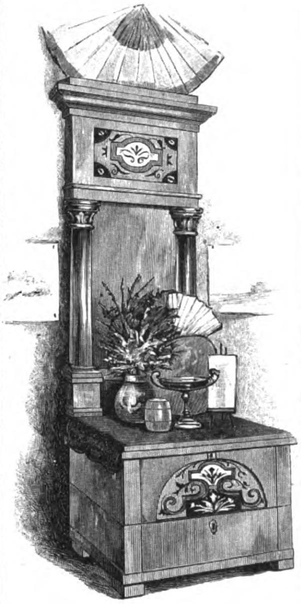
Wenn man vor zehn oder fünfzehn Jahren eine hübſche Zimmereinrichtung rühmte, ſo betonte man gewöhnlich ganz beſonders, daß ſie „aus einem Guß“ ſei, und man verſtand darunter, daß Sofa, größere und kleinere Seſſel mit ein- und demſelben Stoff, am liebſten einem glatten einfarbigen bezogen, und daß auch Tiſchdecken, Portièren und Übergardinen möglichſt in demſelben Farbentone hergeſtellt ſeien. Jetzt iſt darin ein entſchiedener Umſchwung eingetreten. Wir brandmarken die früher geprieſene Einrichtung als langweilig und nüchtern und finden den Hauptreiz in einer größeren Mannigfaltigkeit, die dem Auge Abwechſelung und Anregung bietet. Dieſe moderne Freiheit in der Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Einrichtungsgegenſtände ermöglicht es auch, alle ſchadhaft und unmodern gewordenen Stücke wieder hervorzuſuchen, ſie aufzufriſchen, ihnen jenes ſo beliebte modern-alte Anſehen zu geben und ſie damit wieder „ſalonfähig“, auch für eine elegante Einrichtung zu machen. Wenn man in den Rumpelkammern alter Häuſer Umſchau hält, wo ſeit lange der ausgemerzte Urväterhausrat zur Seite geſtellt worden, ſo wird man häufig Möbel finden, die, für den Beſitzer wertlos, gern gegen eine geringe Entſchädigung abgegeben werden, und die, von geſchickter Hand zurechtgemacht, mit Politur, Beize, Lack, Goldmalerei behandelt, mit hübſchen Polſterungen verſehen, ganz intereſſante Stücke für die moderne Einrichtung abgeben können. Manchen Leſerinnen des Daheim dürfte es vielleicht erwünſcht ſein, eine Anleitung für dieſes Verfahren zu erhalten, das allerdings nicht nur eine gewiſſe Handgeſchicklichkeit, ſondern auch ein richtiges Gefühl für das Verwendbare erfordert. Die weiter unten beſchriebenen Sachen ſtammen aus einer Ateliereinrichtung, die ich mir, einige größere Stücke, wie Chaiſelongue, Teppiche und Tiſchdecken natürlich abgerechnet, ohne fremde Hilfe und mit wenig Koſten ſelbſt hergeſtellt habe, und wenn es auch ganz verkehrt ſein würde, dieſe Willkürlichkeit der Zuſammenſtellung auf einen Wohnraum übertragen zu wollen, ſo läßt ſie ſich für ein geſchmackvolles Mädchenzimmer, für ein eigenartiges Damenboudoir doch ſehr wohl, wenigſten zum Teil, übertragen. Der hochlehnige Stuhl Nr. 1 iſt aus Nußbaumholz in ſchöner Schnitzarbeit ausgeführt. Er hat früher jedenfalls einmal gute Tage geſehen; ich entdeckte ihn bei einer Bekannten, wo er in der Mädchenkammer ein ruhmloſes Daſein führte, und tauſchte ihn gegen einen einfachen Rohrſtuhl ein. Er befand ſich in ziemlich trauriger Verfaſſung, das Rohrgeflecht des Sitzes und der Lehne war ſchadhaft, die Politur und die dunkle Beize zum größten Teil verſchwunden. Ich reinigte den Stuhl gründlich mit Bürſte und warmem Seifenwaſſer, tränkte die abgeſchabten Stellen mehrere male mit Nußbaumbeize bis ſie die Farbe des übrigen Holzes angenommen hatten, und beſtrich nach dem Trocknen den Stuhl dünn mit franzöſiſchem Firniß, ſo daß ein ganz milder Glanz erzielt wurde. Für den Sitz und die beiden Teile der Rücklehne ließ ich mir in genauer Größe ſehr ſtarke Pappen vom Buchbinder ſchneiden, nach dieſen fertigte ich das innere Futter der Polſterung aus doppeltem Stoff (ſparſamer Weiſe aus alten Kattunvorhängen ꝛc.) an, ſteppte beide Teile an drei Seiten zuſammen, ſchob die Pappe hinein und bedeckte dieſe mit Seegras und darüber mit einer Schicht Pferdehaare, bis eine ziemlich elaſtiſche Polſterung hergeſtellt war. Dann nahm ich wienerroten Plüſch, der ſehr fein zu dem dunklen Nußbaumholz ſteht, ſteckte ihn mit Stecknadeln längs der Kanten der Polſterung feſt und nähte ihn auf der Rückſeite an. Mit kleinen Nägeln, die ich gleich in regelmäßigen Abſtänden einſchlug, um ſie mit goldenen vierkantigen Ziernägeln zu verdecken, befeſtigte ich die Polſter auf Sitz und Lehne, nachdem ich über den Sitz mehrere ſtarke Gurtbänder kreuzweis geſpannt hatte, um ein Eindrücken zu verhindern. In gleicher Weiſe ſind, was die Polſterung betrifft, auch die anderen Stühle hergeſtellt. Nr. 2 zeigt einen ſogenannten „Großvaterſtuhl“ mit drehbarem Sitz. Hier wurde die Politur ſo gut wie es ging, wieder aufgefriſcht, der Sitz mit einem hellen türkiſch gemuſterten Wollenſtoff, die Lehne, deren Holzfourniere ſehr ſchadhaft geworden waren, mit rotem Plüſch bezogen und an den Kanten mit goldenen Schmucknägeln verſehen. Die beiden Ecken der Lehne erhielten große Troddeln in den Farben des Sitzes. Sehr fein wirkt der hochlehnige Stuhl Nr. 3. Der ſpärliche Reſt von Politur wurde mit Sandpapier abgerieben, der Stuhl dann mit ſchwarzem Spirituslack mit einem breiten flachen Pinſel überſtrichen, und dieſer Anſtrich nach vollſtändigem Trocknen (nach zwei bis drei Stunden) wiederholt. Wo ſich an den Kanten noch hellere Stellen zeigten, wurden ſie noch einmal überſtrichen. Danach wurden mit in Siccativ gelöſter Goldbronze die Auskehlungen an den Beinen und der Lehne nachgezogen, die größere freie Fläche an der Lehne erhielt, gleichfalls in Goldbronze, ein ſtiliſiertes Ornament, den Sitz bedeckte heller, graugrüner Seidendamaſt. Zum Schutz des Goldes und des ſchwarzen Lackes wurde das Holzwerk des Stuhles mit franzöſiſchem Firniß dünn übergangen. Nr. 4 iſt gleichfalls in Schwarz und Gold ausgeführt. Sitz und Lehne iſt mit buntem, türkiſchem Wollenſtoff überzogen, die Lehne erhält als unteren Abſchluß eine Reihe von Bällchenfranzen in paſſenden Farben. Auf den Feldſeſſel, Nr. 5, iſt eine Decke aus türkiſchem Stoff an jeder Seite mit Franzen feſtgenagelt. Durch eine Bemalung in Schwarz und Gold und durch einen Überzug von Plüſch, der in der Mitte einen Streifen von Gobelinſtickerei und unten Franzen als Abſchluß erhielt, iſt einer der ganz billigen „Triumphſtühle“ in einen recht eleganten „Kaminſtuhl“ umgewandelt worden. Da die Ausführung die gleiche wie bei den oben beſchriebenen Stühlen, iſt von einer Illuſtration abgeſehen worden. Ich erwähne noch, daß man Stücke von farbigem Plüſch, Brokat, Damaſt ꝛc., wie ſie zum Überzuge eines Stuhlſitzes genügen, häufig für einen geringen Preis in Tapezier- und Dekorationsgeſchäften kaufen kann, die ſie als Muſter von den Stofffabriken erhalten. Auch Rückenkiſſen, Fußkiſſen, kleine Decken laſſen ſich aus dieſem Material ſehr hübſch herſtellen, wenn man mit bunter Seide und etwas Gold das Muſter ausnäht. Nr. 6 ſtellt eine niedrige Kommode und darüber einen Spiegel mit Säulen dar. Beide Möbel ſind recht betagt, ſie wirken aber hübſch durch eine Malerei, die die viereckige obere Fläche des Spiegels und die halbkreisförmige der Komode füllt. Das Muſter — entſprechend


Nr. 2.


Nr. 3


Nr. 4.


Nr. 5.


Nr. 6.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

dem Charakter der Intarſia, die hier imitiert worden — ein reines Flachornament, wurde auf Papier entworfen, die Kontur durchſtochen und mit einem in Mehl getauchten Wattenbäuſchchen auf das Holz übertragen und durch ſofortiges Übergehen mit etwas verdünntem Asphalt fixiert. Die Malerei wurde mit dünnflüſſiger Ölfarbe, um die Maſer des Holzes etwas durchſcheinen zu laſſen, ausgeführt. Graue, braune und ſchwarze Farbentöne, dem Ahorn, Nußbaum und Ebenholz entſprechend, wurden gewählt, das Weiß wurde ſtark mit Gelbgrau abgedämpft, um einigermaßen die Wirkung von Elfenbein zu erzielen. Nachdem die Flächen ausgefüllt und getrocknet, wurde die Kontur ſorgfältig mit Asphalt, mittelſt eines ſpitzen Pinſels nachgezogen. — Auf der gedämpft roten Tuchdecke der Komode haben allerhand nette Sachen, Bronzeſchalen, kleine Ölbilder auf Staffeleien ihren Platz gefunden, auch das traditionelle „Makartbouquet“ fehlt nicht, das aber in dieſem Falle ein ſelbſtgeſuchtes, aus Schilf, Gräſern, grauen Stranddiſteln und weißen Silberdiſteln beſtehendes iſt, das in einer weitbauchigen Thonvaſe ſteckt, die durch eigenhändige Bemalung in Gold und etwas Schwarz auf abgetöntem rotem Grunde, durchaus echt „chineſiſch“ wirkt. Wenn ich nun noch unter den „ſelbſtgearbeiteten“ Sachen die Thüre nenne, deren Füllungen genau in der Art wie Spiegel und Komode ausgemalt ſind, verſchiedene kleine Tiſche, ſogenannte „Luthertiſche“, deren zwei übereinanderſtehende Platten mit Plüſch bezogen und mit eckigen Goldnägeln verziert ſind, ebenſo wie ſämtliche Wandbretter, wenn ich die ſchon bekannten Wandtaſchen aus einem Palmenblatt, die bemalten Paletten, Tambourins und Schiefertafeln nur beiläufig erwähne, ſo glaube ich mancher arbeitsluſtigen und geſchickten Dame eine willkommene Anregung zur Herſtellung von hübſchen und wirklich nützlichen Sachen gegeben zu haben.

Clara Eyſell.

Zum dritten Mal: Der Kürbis.

In der Hoffnung, daß man des Guten, Nützlichen nie zu viel thun kann, ſtelle ich hiermit den praktiſchen Hausfrauen — namentlich auf dem Lande, wo der Kürbis (dieſer etwas plebejiſche Halbbruder der ariſtokratiſchen Melone), oft mehr der Kurioſität als des kulinariſchen Wertes wegen, angepflanzt wird und die geringe ihm gewidmete Pflege ſo überaus dankbar lohnt — noch einige weitere Arten ſeiner Verwertung zur Wahl. — Sonderbarer Weiſe wird in dem rauhen Oſtpreußen der Kürbis ebenſo zubereitet, wie in dem ſonnigen Italien. Man kocht in beiden Ländern eine ſehr angenehme etwas dickliche Suppe davon, indem man ein paar Hände voll gutem Reis in Milch ſämig kocht, gleichzeitig Stücken Kürbis — etwa die Hälfte einer mittelgroßen Frucht — ſauber abgeſchält und vom faſerigen Innern befreit, in Waſſer weich kochen läßt, dann das Waſſer abgießt, den Kürbis durch einen Durchſchlag treibt und in der Terrine mit der Milchreis-Suppe vermiſcht, worauf noch Zucker, Salz und einige fein geſtoßene bittere Mandeln dazu gegeben werden. Kochen darf jedoch der Kürbis keinenfalls in der Milchſuppe, da dieſe ſonſt käſig werden würde. Dieſes Eſſen wird auch vom Geſinde ſehr gern genommen und iſt nicht teuer, da nur wenig Zucker zum Süßen gehört; auch kann man ſtatt des Reis die wohlfeile, vielleicht ſelbſtgebaute Hirſe dazu verwenden. Sehr beliebt iſt namentlich in Italien auch ein Auflauf von Kürbis. Hierzu wird der Reis in der Milch zu ſteifem Brei gekocht, wenn er erkaltet mit einigen Eiern (das Weiße zu Schnee geſchlagen), Butter, Zucker, bitteren Mandeln, Salz und etwas Zimmt vermiſcht; ſchließlich ſetzt man der Maſſe etwa den gleichen Teil von nach obiger Weiſe bereitetem Kürbis-Mus zu und bäckt ſie in einer Form ſchön hellbraun. Man gibt den vortrefflichen Auflauf warm mit Streuzucker zur Tafel. — Aus den Kernen des Kürbis, wenn man ſie nicht anſtatt Mandeln benutzen will — wozu ſie doch nur in großen Maſſen ausgiebig genug wären — können allerliebſte Körbchen verfertigt werden; eine leichte und ſchnell erlernte Arbeit für kleine Mädchen, welche gern einer Schweſter oder Freundin ein nicht gar zu mühſames und dabei faſt ganz koſtenloſes Geſchenk ſelbſt arbeiten möchten. Die Anleitung dazu nebſt Abbildung folgt in einer der nächſten Nummern. Einen prächtigen Lampion, dauerhafter und weniger feuergefährlich als die papiernen, liefert für den Flur, für eine Veranda oder Laube, ein ausgehöhlter Kürbis. Man ſchneidet oben den Teil, woran der Stiel ſitzt, deckelartig ab, höhlt den Kürbis aus, ſchneidet den oberen Rand zackig aus, alsdann allerlei Figuren — z. B. eine Reihe thalergroßer runder Löcher ringsum — aus dem Lampion und klebt innen farbige Seidenfleckchen gegen die ausgeſchnittenen Figuren. Eine bunte, lange Quaſte unten, wo die Blütennarbe ſich befindet, angebracht, drei Kettchen am Rande zum Aufhängen, innen ein dickes Wagenlicht befeſtigt, und der ſtattliche Lampion iſt fertig. — Das Fleiſch des Kürbis, weich gekocht, zerſtampft, mit Kleie vermiſcht, liefert ein ſehr gutes Futter für Schweine und Enten. — Die Kerne ſind auch ein Leckerbiſſen für die Vögel, beſonders für die Meiſen, denen man ſie im Winter auf die Futterplätze ſtreut. Hat man ein Brett zu dieſem Zweck an einem, nach dem Garten gehenden Fenſter befeſtigt, ſo wird man ſeine Freude haben an dem Gebahren der reizenden Vögelchen, beſonders der Blaumeiſen, die eine wahre Leidenſchaft für die Kürbiskerne an den Tag legen. Nur muß man dieſe Kerne etwas anbrechen oder mit der Scheere die Schale beſchneiden, damit die Tierchen an den Inhalt gelangen können.

B. v. W. in L.

Kleidung.

Balljacken über ausgeſchnittene Kleider. Dieſe Jacken ſind ſehr praktiſch, da ſie ſowohl Arme als Hals ſchützen, was ein Tuch nicht vermag. Unſere Jacken beſtehen aus weiß- und blaugeſtreiftem Flanell in bequemer Form geſchnitten. Der Rücken iſt mit einem Gummiband kraus eingeriehen, die Ärmel ſind weit, unten ebenfalls mit Gummiband eingekrauſt; es muß ein Stück Stoff überſtehen bleiben. Am Halſe kommt über den kleinen Stehkragen ein breiter Umlegekragen, der nicht beſäumt wird, da die ganze Jacke mit weißen oder paſſenden bunten Languetten verſehen wird. Dieſelben gehen um Kragen, Ärmel und den ganzen Außenrand der Jacke. Kleine Schleifen putzen die Jacken noch mehr, ſind aber nicht unbedingt nötig, der Schluß geſchieht durch Perlmutterknöpfe oder Haken und Öſen.

Erna von B., Liegnitz.

Nochmals Frage 1.

Ich kann gegen das Schimmeln der Mettwurſt folgende Ratſchläge als ſicher erfolgreich empfehlen. — Zunächſt wird ſehr viel bei Anfertigung der Mettwurſt dadurch gefehlt, daß man den Schlachter aus reiner Sparſamkeit in einer kalten Waſchküche, oder ſonſt in einem kalten Zimmer arbeiten läßt. Das hat zur Folge, daß das Mettgut ſo ſtarr und ſteif wird, daß es der Schlachter kaum, jedenfalls aber ſchlecht ſtopfen kann; die Wurſt wird locker und der Schimmelpilzbildung preisgegeben. Alſo geht mein erſter Ratſchlag dahin: Man ſorge durch angemeſſene Wärme im Arbeitsraume dafür, daß das Mettgut gehörig geſchmeidig iſt und bleibt. — Ferner iſt nun auf die fertige Wurſt Sorgfalt zu verwenden, die dahingeht, unter allen Umſtänden ſtreng zu vermeiden, daß die friſche Wurſt gebogen oder gedrückt werde. Iſt die Wurſt fertig geſtopft und gebunden, ſo pflegt der Schlachter dieſelbe nochmals aus guter Gewohnheit durch die Hände ſtreichen zu laſſen. Von dem Augenblicke an darf ſie nicht mehr gebogen werden, weil ſonſt an den eingebogenen Stellen Lockerheiten, wohl gar Leeren entſtehen, Brutplätze für die Schimmelpilzbildung. Ganz verkehrt aber wird es ſein, wenn man etliche Zeit nach dem Schlachten die Mettwurſt durch Kneten mit den Händen feſter machen wollte; man würde auf dieſe Weiſe nur hohle Räume hervorbringen. Wird nun die ſorgfältig behandelte Mettwurſt zunächſt 8—14 Tage zum Trocknen an die Luft gehängt und dann etwas mit Holzdämpfen durchräuchert, ſo iſt ein Verderben der Wurſt nicht zu fürchten. Selbſtredend muß von Zeit zu Zeit, namentlich bei feuchtem Wetter, nachgeſehen werden, daß ſich nicht von außen Schimmel anſetzt, der jedoch leicht zu beſeitigen iſt.

M., A. P...z.

Widmung in ein Erinnerungsbuch mit Briefmarken.

(Zu Frage Nr. 8.)

Ein Markenalbum von beſondrer Weiſe
Soll, meine Liebe, dir dies Büchlein ſein:
Der Briefe Marken mögen drinn ſich reih'n,
Die dir beſonders wert im bunten Kreiſe.

Was bringen Briefe auf der Lebensreiſe
Für Glück und Freude, Sorge, Schmerz und Pein,
Wie greifen ſie in unſer Schickſal ein,
Und klopfen an das Herz, bald laut, bald leiſe!

Ein Freigaſt iſt der Marke ſchlichtes Zeichen,
Der über Berg und Thal, durch Meer und Land
Dem Freundesgruße hilft, dich zu erreichen.

Die ſtummen Boten, die gebracht die Zeilen,
Drob freudig, bange dir gezuckt die Hand
O, laß auch ſie hier ſtille ruhn und weilen.

Johanna B.

Für die Küche.

Verwertung eines Haſen. Bei den jetzigen hohen Preiſen der Haſen muß man vor allem darauf bedacht ſein, einen ſolchen Braten gehörig auszunutzen. Ich verwerte denſelben folgendermaßen: Der Haſe wird abgezogen, ausgeweidet, Lunge, Herz, die Nieren, ſowie die dünnen abgehackten Bauchſtücken ſehr ſauber gewaſchen, dann mit kaltem Waſſer und Salz zum Feuer geſetzt, und ſchnell zum Kochen gebracht, wobei man den reichlichen Schaum ſauber abnimmt. Um dieſen ſogenannten Haſenpfeffer etwas zu vermehren, kann man ein nicht zu fettes Bauchſtück vom Schwein, in kleine Stücke geſchnitten, mit dazu kochen. Nach dem Ausſchäumen kommen Pfeffer und Zwiebeln daran. Weichgekocht, wird die Sauce des Fleiſches mit etwas friſchem Schweineblut, worin zwei Theelöffel Mehl gequirlt worden, dicklich gemacht, wonach man den Topf vom Feuer entfernt, ihn nur warm hält, um das Gerinnen des Blutes zu vermeiden. — Zu dieſem Gericht werden am beſten kleine Kartoffelklöße gegeben. — Der Braten ſelbſt wird in der üblichen Weiſe vorbereitet, die Blätter mitgebraten, da ſie ſehr zartes Fleiſch haben. Die abgezogenen dünnen Häutchen wäſcht man und ſetzt ſie mit Waſſer, Pfeffer und Zwiebel bei, um ſpäter die Bratenſauce damit zu machen. Vor allem darf weder Speck noch Sahne beim Haſenbraten geſpart werden, allzuviel Butter iſt nicht nötig, weil ſie den Wildgeſchmack beeinträchtigt. Alle zehn Minuten muß der Braten vermittelſt eines Pinſels mit der Butter beſtrichen werden, ſpäter gießt man die durch ein Sieb gegoſſene Brühe der Häutchen nach, bratet den Haſen überhaupt langſam, in der Schwebe, und gibt die Sahne, mit etwas Mehl verquirlt, nicht zu ſpät daran, damit man unter beſtändigem Überfüllen eine ſchöne, hellgelbe, dicke Glaſur auf dem Braten erzielt. — Die letzten Reſte des Bratens, zum nochmaligem Fleiſchgericht zu wenig, verwende ich zu: Wildſuppe: Einige Rindernieren, zerſchnitten, etwas Rindfleiſch mit Knochen, letztere klein gehackt, werden kalt mit Waſſer und wenig Salz beigeſetzt, ſehr ſorgfältig ausgeſchäumt, wonach man das übliche Wurzelwerk und Gewürz hinzuthut, den Porree erſt in der letzten halben Stunde. Die ſehr kräftige Brühe wird durch ein Haarſieb gegoſſen, abermals zum Kochen gebracht, ein Weinglas Burgunder mit Mehl verquirlt, und damit die Suppe abgezogen. Nachdem ſie vom Feuer genommen, kommt etwas Fleiſchextrakt hinzu und die Reſte des in feine Streifen geſchnittenen Haſenbratens, doch darf das Fleiſch darin nur warm werden.

J. H.

Fragen.

20) Ich bitte die vielen Leſerinnen des Frauen-Daheims, mir freundlichſt zu raten, wie ich mir in mein Schlafzimmer einen Toilettentiſch und Betthimmel ohne große Koſten anfertigen laſſen kann?

21) In welcher Stadt befindet ſich ein Inſtitut in welchem ſich Frauen zu Zeichenlehrerinnen ausbilden können? Sehr dankbar für eine Antwort wäre

A. G. in Halle.

22) Eine Daheimleſerin, die mit der Behandlung einer Grude vertraut iſt, bitte ich freundlich um ausführliche Mitteilung, wie man eine Grude zu behandeln hat, um ſie mit Nutzen zu gebrauchen. Ich quäle mich ſeit 4 Wochen vergebens mit einer ſolchen, und würde einer erfahrenen Dame für guten Rat ſehr dankbar ſein.

Eine Pfarrfrau in Mecklbg.

23) Könnte mir vielleicht einer der verehrlichen Leſer oder Leſerinnen des Daheims angeben, auf welche Weiſe man am beſten und billigſten ein Samenſchränkchen für Blumenliebhaber anfertigen könnte, vielleicht aus Cigarrenkäſtchen 2c. 2c. Im voraus beſten Dank! **Eine alte Abonnentin.**

24) Frau Paſtorin K. in B., Oſtfriesland, wird gütigſt gebeten, bezüglich Ihres Referats über Milchwirtſchaft in Nr. 40, Quellen mitzuteilen, wo die beſprochenen Schaaflämmer zu haben ſind. **Frau J. H.**

Auskunft.

Frage 10. Wenden Sie ſich an Herrn Direktor Horny, Scheuern bei Naſſau. Antwortgeberin hat dortſelbſt ihr 15jähriges Töchterchen ſchon 4 Jahre zur größten Zufriedenheit in der Direktorsfamilie in Penſion.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 6. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

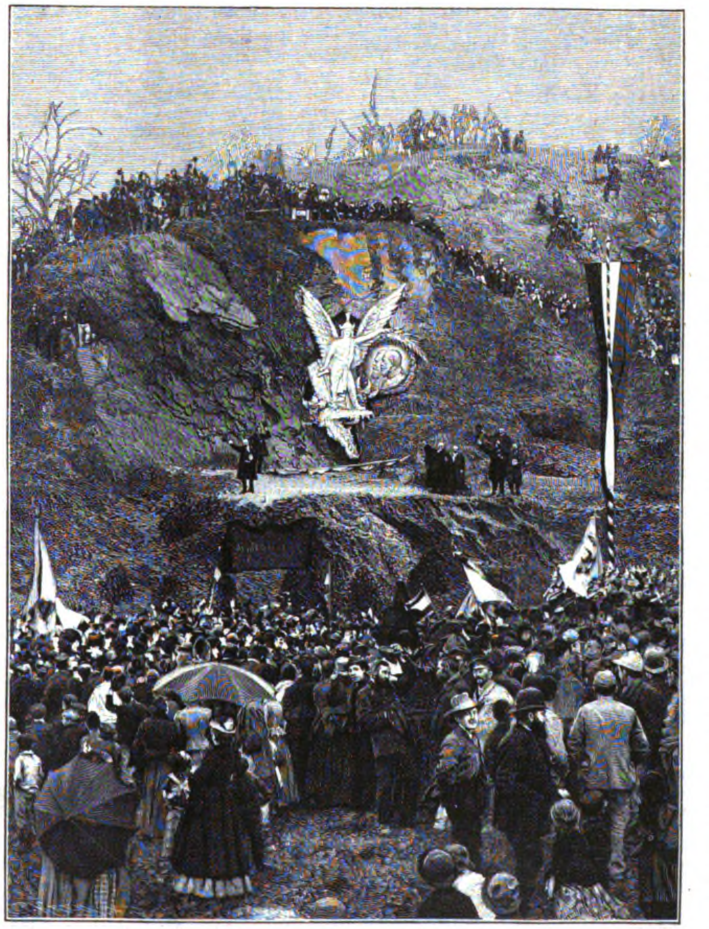
8. November 1890.

Das Zweikaiſerdenkmal in Giebichenſtein.

Am 18. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig und dem Geburtstage Kaiſer Friedrichs, wurde an dem Klausfelſen im ſchönen Saalethal bei Giebichenſtein ein Kaiſerdenkmal enthüllt, das nicht nur um ſeiner künſtleriſchen Ausführung und Geſtaltung willen zu den bemerkenswerten zählt. Es iſt das erſte, welches die Erinnerung an den glorreichen Schöpfer des neuen Reiches, Kaiſer Wilhelm I., und an die tragiſche Heldengeſtalt ſeines Sohnes Friedrich III., den Frühlingskaiſer, gleichzeitig in derſelben Kunſtſchöpfung feſtzuhalten ſucht, und die Ausführung dieſes Gedankens iſt ſo wohl gelungen, daß das Denkmal uns erſt recht erkennen läßt, wie viel die deutſche Kunſt durch den plötzlichen Tod ſeines Schöpfers, des vor wenigen Wochen bei einer Segelfahrt auf dem Wannſee verunglückten berliner Bildhauers J. Kaffſack, verloren hat. Wir werden in der nächſten Nummer des Blattes ein umfangreicheres Bild des Denkmals reproduzieren, das die Einzelheiten desſelben klar hervortreten läßt; um die Geſamtwirkung zu veranſchaulichen, war dies kleinere Bild notwendig, das die eigenartige Aufſtellung und Umgebung des Denkmals veranſchaulicht, aus der heraus die Idee, welche es verkörpert, entſtanden iſt. Dieſe Idee iſt folgende: der Schutzgeiſt des deutſchen Volkes hat den Drachen der Empörung und des Unglaubens in ſeiner Höhle aufgeſucht und ihn mit dem Schwert gefällt. Aus der Höhle heraus hängt der greuliche Leib des Lindwurms, der noch im Todeskampf mit ſeinen krallenbewehrten Fängen den adlergeſchmückten Schild und das Medaillonbild der beiden Kaiſer zu packen ſucht. Auf ihm ſteht in trutziger Haltung, der man noch die Anſtrengung des ſtattgefundenen Kampfes anſieht, doch mit geſenktem Schwert der ſiegreiche Genius, eine Geſtalt von gleichzeitig kraftvoller und anmutiger Weiblichkeit, das Haupt von einem Helm bekrönt. Seine Schwingen breiten ſich ſchützend über das lorbeerumrankte Bild der beiden Kaiſer und ſeine Hand hält die Friedenspalme über ihre Häupter. Von dem rotbraunen Hintergrund der in den Klausfelſen eingeſprengten Felswand und von der dunkel gähnenden Höhlenöffnung hebt ſich die Koloſſalgeſtalt des Engels, aus einem gewaltigen Block meißener Sandſteins gehauen, leuchtend ab, während das Medaillonporträt der beiden Kaiſer in Goldbronze gegoſſen iſt. Vor der Felswand, in die das Denkmal eingefügt iſt, iſt ein freier Platz geebnet, und unterhalb dieſes Platzes eine Bronzetafel in den Felſen eingelaſſen, welche die einfache Inſchrift enthält:

Den grossen Kaisern
Wilhelm I. und Friedrich III.
Giebichenstein, 18. Oktober 1890.

In die prächtige landſchaftliche Umgebung fügt ſich das Denkmal harmoniſch ein und ſchon von weitem grüßt es den am Saaleſtrand Wandernden, ein ehrenvolles Zeichen des patriotiſchen Sinnes der Gemeinde Giebichenſtein. Die Enthüllungsfeier am 18. Oktober vollzog ſich in würdigſter Weiſe und unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung. Mit dem Geſang des Liedes „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ wurde der Weiheakt eingeleitet, die Glocken der giebichenſteiner Kirche ließen ihre Klänge erſchallen, Kanonendonner dröhnte und dann fiel die Hülle des Denkmals. Von dem Direktorial-Aſſiſtenten des Kunſtgewerbe-Muſeums Herrn Fendler, einem Freunde des verewigten Meiſters J. Kaffſack, dem es nicht mehr vergönnt ſein ſollte, ſeine Schöpfung in ihrer Vollendung zu ſchauen, wurde das Denkmal mit feierlichen Worten dem Vertreter der Gemeinde Giebichenſtein übergeben, der dem Schöpfer des Denkmals ſeinen Dank ausſprach und im Namen der Gemeinde gelobte, das Denkmal als ein teures Kleinod zu hüten. Darauf hielt Herr Superintendent Bethge die Weiherede, die mehrfach an die Worte des Apoſtels anknüpfte: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ und mit einem patriotiſchen Gelübde und einem Gebet für das Kaiſerhaus ſchloß. So iſt denn Deutſchland um ein ſchönes Denkmal reicher geworden.



Enthüllung des Zweikaiſerdenkmals zu Giebichenſtein bei Halle a/S. am 18. Oktober.
Nach einer photographiſchen Momentaufnahme von Otto Zeth in Halle a/S.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Durchs Sonnenland von ſelgen Freudentagen
Scheint dich ein Eilzug raſtlos hinzutragen.
Im Leid wird dir kein Aufenthalt erſpart!
Wieviel Stationen doch! Wie endlos lang die Fahrt!

Zum Polterabend mit einem Körbchen voll Roſen.

Der Lenz iſt vergangen, der Sommer verſchied,
Der herbſtliche Sturm ſingt ſein brauſendes Lied —
Bald nahet der Winter mit Sturm und mit Graus, —
Ihr aber, ihr Frohen, was macht ihr euch draus?
Für euch ſind es Tage der Roſen.

Froh zieht ihr vereinigt in's Weite hinaus,
Das Glück geht mit euch in das eigene Haus,
Es bleib' euch zur Seite, ein freundlicher Geiſt,
Damit's auch am goldenen Hochzeitstag heißt:
„Noch heut' ſind die Tage der Roſen!“

Familientante in Mölln.

Hochzeitsgeſchenk.

Vielleicht kann ich in folgendem einer Mitleſerin, die in Verlegenheit um ein kleines Hochzeitsgeſchenk iſt, einen erwünſchten Rat erteilen, wie ſie für vier bis fünf Mark einem jungen Paare ein gewiß willkommenes Andenken ſpenden kann. — Vor einiger Zeit waren wir in Hannover zur Hochzeit; am Polterabend war unter einigen Gäſten die Rede von der Wichtigkeit der kirchlichen Trauung im Vergleich zur ſtandesamtlichen. Dies brachte mich auf folgenden Gedanken. Mein Mann, der als Zeuge auf dem Standesamte war, überreichte, als zur Unterſchrift geſchritten wurde, einen vergoldeten Federhalter, mit welchem das junge Paar das Ehebündnis unterzeichnete und welcher ihnen zugleich ein Andenken bleiben ſollte, um zu ſpäteren Familienaufzeichnungen zu dienen. Auf das Blatt Papier, aus dem mein Mann ihn entnahm, hatte ich folgenden Reim geſchrieben, der dann bei der Hochzeitstafel Veranlaſſung zu ein paar Toaſten gab:

Ein Federſtrich — und Ihr ſeid Mann und Weib;
Der Namenszug — auf immer ſteht er da;
Allein das wahre Band für Seel' und Leib
Iſt am Altar das kleine Wörtlein Ja!

M. H. in Br.

Zimmergärtnerei.

Edelweiß (Leontopodium alpinum) kann ſehr leicht im Zimmer gezogen werden. Der Samen, den man unter dem Namen Leontopodium alpinum in jeder größeren Blumenhandlung erhält, läßt ſich zu jeder Zeit ausſäen. Am beſten eignen ſich zur Ausſaat kleine Käſtchen, deren Böden mit Abzugslöchern verſehen ſind. Dieſe Käſtchen fülle man mit guter Gartenerde, welche aus einer Miſchung von Lehmteilen, geſchlagenem Kalkmörtel und von wenig Sand beſteht. Vor allem achte man darauf, den Samen nicht zu tief einzulegen und ihn ſtets feucht zu halten. Binnen drei Wochen erſcheinen bei günſtiger Keimzeit die jungen Pflänzchen, die man nach weiteren ſechs Wochen in Töpfe verſetzt, welche mit einer Erdmiſchung, ähnlich der beſchriebenen, angefüllt ſind. Die umgeſetzten Edelweißpflanzen müſſen der Sonne recht ausgeſetzt ſein und entfalten ſich am herrlichſten in einer feuchtwarmen Temperatur.

K. L.

Obſtgarten.

Flechten an Obſtbäumen und Fruchtſträuchern werden am beſten durch gelöſte Oxalſäure (ein Teil in acht Teilen Waſſer) getötet. Die Flechten färben ſich nach gehörigem Beſtreichen, bezw. Tränken mit der gelöſten Säure, welche Arbeit nur einmal und zwar am beſten im Herbſt an einem klaren Tage, oder an einem ebenſolchen und froſtfreien im Winter vorgenommen wird, zuerſt bräunlich, endlich ſchwarz, verſchrumpfen und verſchwinden.

K. L.

Kerbſchnitzerei.

Nachdem ich kürzlich, bei einem Aufenthalt in Berlin, das Atelier von Frau Roth, Potsdamerſtr. 105, beſucht und die Kerbſchnitzerei erlernt habe, bin ich ſo begeiſtert, daß ich dieſer reizendſten aller modernen Künſte hier unbedingt noch ein paar Worte widmen muß. Ein Möbel nach dem andern wird jetzt von mir angefertigt, teils für mich, teils zu Geſchenken, ſo arbeite ich augenblicklich zwei Kleeblatttiſche, als Anſetzer zum Skattiſch, für Bier u. dgl. und hoffe zu Weihnachten großen Jubel damit hervorzurufen! — Ich rate jedem, bei einem etwaigen Aufenthalt in Berlin Frau Roth zu beſuchen und ſich ihre ſchönen Sachen anzuſehen, was ſie mit großer Liebenswürdigkeit geſtattet, — ich ſah ſoeben eine von ihr gearbeitete 180 cm hohe Staffelei, die mich wahrhaft entzückte, — aber auch verſchiedene kleine nachahmungswerte Dinge, als Truhen, Kaſten und Käſtchen ꝛc. ſieht man dort ausgeſtellt. Sehr hübſche Muſterbogen, ſowie alle dazu nötigen Werkzeuge werden an Auswärtige verſandt, auch eine kleine illuſtrierte Schrift zur Erläuterung der Arbeit. — Ich würde mich von Herzen freuen, wenn dieſe Zeilen manchem Anregung und Freude verſchafften, wie ſie mir ſchon ſo oft aus dieſem lieben Blatte zu teil geworden.

A. v. B.

Handarbeit.

Lampenſchleier aus Cigarrenbändern und weißen Spitzen. Einen ſehr originell wirkenden, hübſchen Lampenſchleier ſtellt man mit geringer Mühe folgendermaßen her: Rote Cigarrenbänder in genügender Menge werden gebügelt und ſorfältig mit feinen Überwendſtichen je zwei und zwei aneinander genäht, ſo daß die eine Schmalſeite glatt, die andre zugeſpitzt erſcheint. Dieſe roten Streifen werden durch weißen Spitzeneinſatz, der gleichfalls oben glatt abgeſchnitten wird und nach unten in einer Spitze ausläuft, untereinander verbunden. An jeder Spitze wird entweder ein rotſeidener Grelot, ein Pompon, oder was auch recht gut ausſieht, ein kleines Quäſtchen von Goldperlen befeſtigt. Schließlich macht man einen 4 cm breiten Zugſaum am obern Rande des 22 cm großen Lampenſchleiers und umgibt denſelben mit einer gedrehten, rotſeidenen Schnur, die am Ende zu mehreren herabfallenden Schlupfen geordnet wird. Der Lampenſchleier iſt ſehr leicht und einfach herzuſtellen, ſieht aber gediegen aus und kann zur Nachahmung empfohlen werden.

A. E.

Praktiſches fürs Haus.

Fr. 11. Sehr gut laſſen ſich Kürbiſſe, reife oder unreife, mit unter das Zwetſchenmus verwenden. Sobald die durchgerührten Zwetſchen wieder in den Keſſel gekommen ſind, thut man die geſchälten, ihrer Kerne beraubten Kürbiſſe geſchnitten mit hinein. Dieſelben geben dem Mus keinen Beigeſchmack, ſondern es behält den reinen Zwetſchengeſchmack, ſie vermehren aber doch die Quantität und werden nützlich verwertet.

A. Z.

Fr. 192. Um Glaceehandſchuhe geruchlos zu reinigen, weiche man ſie einige Minuten in Kelidon ein, reibe ſie alsdann, als wolle man ſie waſchen, putze darnach die fünf Fingerſpitzen auf einem reinen Tuche ab und fahre nun mit einem reinen Tuche zu reiben fort und zwar auf einer ſauberen Unterlage, wobei in wenigen Minuten die Handſchuhe von allem Schmutz befreit ſind. Man hängt ſie dann zum Trocknen auf die linke Seite gekehrt in die Luft oder an einen warmen Ofen.

M. in F.

Kinderſpiel.

Ein bei Kindern ſehr beliebtes Spiel: das Bilderquartett, kann man ſehr leicht und billig ſelbſt herſtellen. Man ſchneidet von grauem oder buntem Kartonpapier einzelne Blätter in der Größe von Kartenblättern — möglichſt viel — für eine größere Zahl von Mitſpielern berechnet. 64 Karten z. B. geben 16 Quartetts. In die Mitte jedes Blattes klebt man ein Reliefbild, vier und vier Blätter müſſen gleich beklebt ſein, dieſe ergeben dann immer ein Quartett, z. B. vier Blumenſträuße, vier Weihnachtsmänner, vier Roſen, vier Kätzchen u. ſ. w. Nun werden die ſämtlichen Karten in einen paſſenden Pappkaſten gepackt und das Geſchenk iſt fertig. — Beim Spiel werden die Karten verteilt, nachdem ſie tüchtig untereinander gemiſcht ſind. Nun frägt ein Kind ſeinen rechten Nachbar nach der Kartenart, von der es ſchon ſoviel beiſammen hat, daß leicht ein Quartett zu ergänzen iſt. Z. B. kannſt du mir einen Blumenſtrauß geben? Hat das gefragte Kind einen ſolchen, ſo muß es ihn hingeben und das erſte fragt weiter, bis es eine verneinende Antwort bekommt; dann fragt das gefragte Kind weiter. Jeder ſieht nun zu, ſich die meiſten Quartetts zu ſammeln, fertige Quartetts werden abgelegt; wer die meiſten hat, hat gewonnen. Das Spiel iſt für die Kleinen ungemein intereſſant, man wähle nur recht hübſche, niedliche Bildchen.

Fr. Paſtor F.

Kindermund.

„Bitte, Mama, gib mir Milch!“

„Gewiß, mein Kind, ich bringe dir ſofort welche.“

„Nein, welche nicht — Milch!“

Zimmerſchmuck.

Eine neue Füllung für große Vaſen an Stelle der ſchon halb veralteten Makartbouquets ſind beeiſte Zweige. Zarte Papierblumen kopieren den Frühling, naturgetreue Früchte den Herbſt, warum ſoll man ſich nicht auch ein Stückchen Winter im Zimmer halten? Man nimmt dazu entlaubte Birken- und Kreuzdornzweige und trocknet ſie auf dem Herd, doch nicht zu raſch, damit die Zweige nicht ſpröde werden. Dann beſtreicht man ſie nicht zu dick mit Gummi arabikum, beſtreut ſie mit Brillantine (Glasſtaub) und befeſtigt kleine Eiszäpfchen aus Glas, die man bei jedem Blumenfabrikanten bekommt, daran. Mit ein paar künſtlichen Stecheichenzweigen mit roten Beeren ordnet man die beeiſten Zweige zu einem hübſchen Strauß.

Hertha aus N.

Für die Küche.

Schnell fertige kleine Paſteten. (Beſonders zu empfehlen auf dem Lande, bei unerwartetem Beſuch.) Von runden Zwiebäcken, oder auch alten Milch- oder Rundbrödchen, ſchneidet man oben einen Deckel ab, höhlt die weiche Krume aus dem Brödchen etwas aus und weicht ſowohl die ſo vorbereiteten Brödchen als auch die Deckel einige Minuten lang in Milch ein, in der man 1 Ei zerquirlt hat. Dann nimmt man ſie aus der Milch und legt ſie auf ein Sieb zum abtropfen. Vorher hat man folgende Farce bereitet: Reſte von gekochtem oder gebratenem Geflügel, Kalbfleiſch oder was man ſonſt vorrätig hat, werden ganz fein gehackt, ein wenig rohes Fleiſch kann auch dazu genommen werden, ein rohes Ei und von einem andern Ei bereitetes Rührei, etwas von der Krume des Zwieback mit Sahne angefeuchtet, ein kleines Stückchen friſche, zerlaſſene Butter, Salz, etwas Pfeffer, ganz wenig fein gewiegte Citronenſchale, einige fein gewiegte Champignons (in Butter eingemachte oder friſche) in Ermangelung eine Priſe Champignonpulver, vermengt man zu einem recht glatten, pikanten, nicht zu weichen Teige, thut auch einige Kapern, wenn man ſie vorrätig hat auch gehackte Trüffeln dazu und füllt nun haſelnußgroße Stückchen — oder größere, je nach der Größe der eingeweichten Brödchen — in die Höhlungen der letzteren, legt den Deckel darauf, umbindet die Paſtetchen kreuzweiſe mit einem Faden und bäckt ſie wie Pfannkuchen, in heißem Backfett oder abgeklärter Butter, braun. Nachdem die Fäden entfernt, gibt man ſie warm, entweder zum Mittageſſen nach der Suppe, oder auch zum Frühſtück zu Taſſen-Bouillon. — Mir haben dieſe Paſtetchen auf dem Lande oft aus der Verlegenheit geholfen und viel Beifall erworben.

B. v. W. in **L.**

Fragen.

25) Kann mir vielleicht eine freundliche Leſerin des Daheim angeben, wo ſich Bewerberinnen für den Telegraphendienſt zu melden haben? Für baldigen Rat wäre ſehr dankbar **N. H. H.**

26) Wer von den geehrten Daheimleſerinnen wäre ſo freundlich mir einen paſſenden Widmungsvers für einen Papierkorb mit Stickerei bei Überreichung desſelben an den Verlobten anzugeben? Sehr dankbar wäre **Elſe.**

27) Bitte die geehrte Frau Paſtorin M. Simonſen in Katharinenheerd um das Rezept zur Selbſtbereitung des Eidereſſig im voraus dankt beſtens **Eine Leſerin.**

28) Wie wird Grünkernſuppe bereitet? **Eine Leſerin.**

29) Könnte nicht eine der werten Mitleſerinnen ein ehrenhaftes Vermittlungsbureau nennen, welches einer geprüften Erzieherin unter mäßigen Bedingungen eine Stelle nach den Vereinigten Staaten in Amerika verſchafft? Sehr dankbar wäre **Erika in der Mark.**

30) Wie kocht man guten wohlſchmeckenden Syrup zum Privatgebrauch aus den Zuckerrunkelrüben? Um gütigen Beſcheid bittet **Eine alte Daheimleſerin.**

Redaktionspoſt.

An Kaufmannstochter. Mittel gegen erfrorene Hände brachten wir im vorigen Jahr in großer Zahl.

Handarbeitslehrerin in **L.-M.** Wir machen wiederholt auf die einfachſte Art des Muſteraufzeichnens auf Tuch, Leinen u. ſ. w., auf die Verwendung der Ebhardt'ſchen Ausplättmuſter, aufmerkſam. Verſand durch **Franz Ebhardt, Berlin W., Ringſtr. 8—11.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

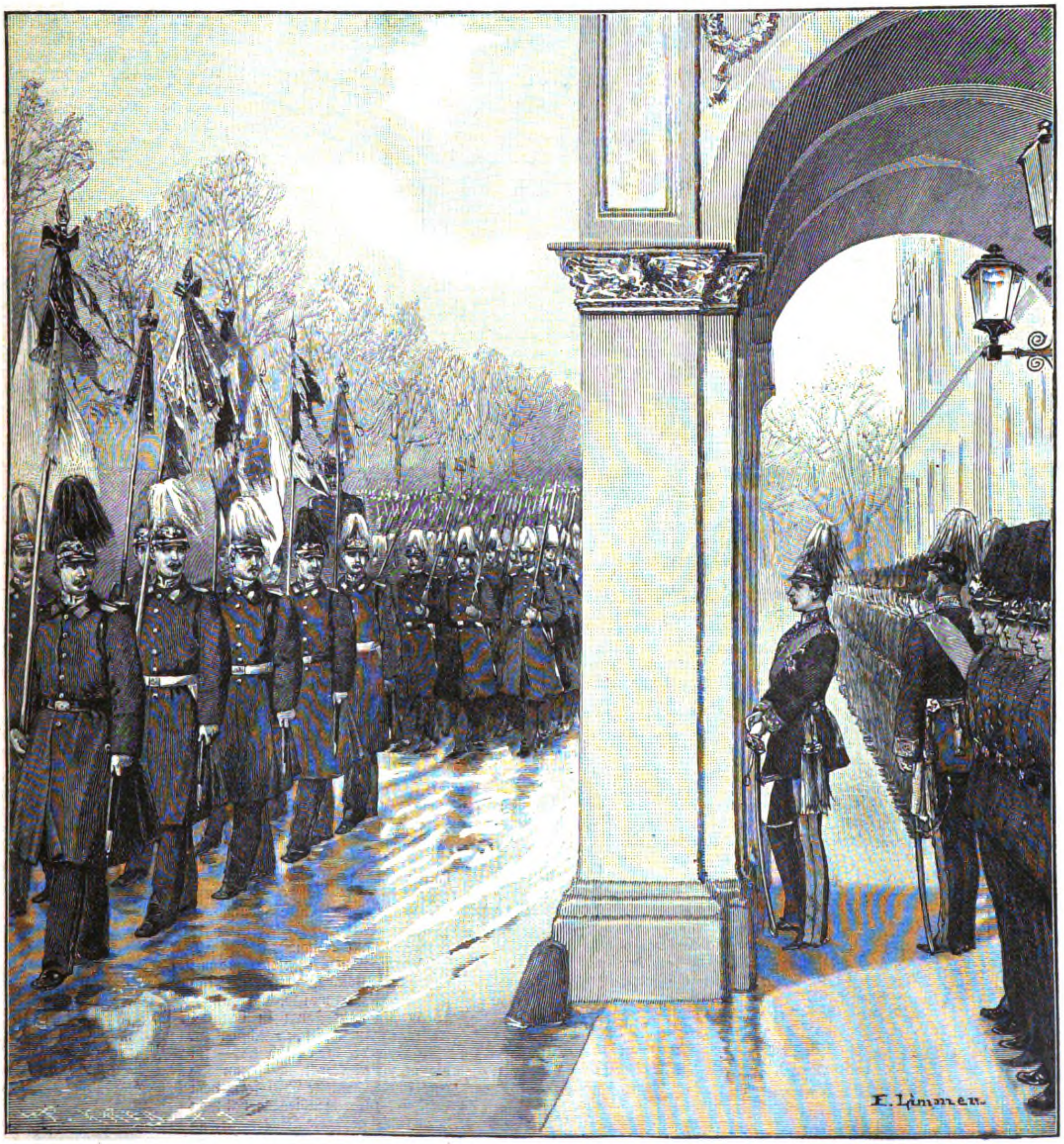
Daheim

XXVII Nr. 7. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

15. November 1890.



Zur Feier von Moltkes 90. Geburtstag:
Der Aufmarſch der Fahnenkompanie vor Moltkes Wohnung in dem Generalſtabsgebäude in Gegenwart Sr. Majeſtät des Kaiſers.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wohl dem, der manchmal freie Umſchau hält,
Aufſteigend aus des eig'nen Leids Umnachtung!
Wie klein erſcheint das ganze Leid der Welt
Im freien Lichte der Betrachtung!

Neue Handarbeiten.

1) **Zeitungsmappe** mit Photographien (Abb. 1). — Eine in England wohnende Freundin unſeres Frauendaheim teilt ihren deutſchen Schweſtern folgende reizende, ſelbſterfundene Neuheit zu Weihnachtsgeſchenken mit: Starke Bambusſtäbe mit regelmäßigen, knorrigen Abſätzen bilden die Grundform eines ganz eigenartig hübſchen Wand- und Zimmerſchmucks. Man läßt ſich vom Tiſchler zwei Rahmen aus ſolchen und zwar weißlackierten Stäben fertigen (a und b) nach angegebenen Maßen. a bildet die Rückwand der Mappe; ſie wird von einem 84 cm langen, 42 cm breiten, mattgelben Surahſtück von der Rückſeite bekleidet, das man fein einreiht, nachdem man oben und unten einen breiten Saum abgebogen hat, der als Kräuschen vorſteht. Der Rahmen b iſt ſo eingerichtet, daß in dem oberen Querſtab ein feiner Spalt zum Hineinſchieben von Kabinettphotographien frei bleibt. Die beiden Rahmen ſind an der unteren Leiſte feſt durch Nägel verbunden, oben durch 5 cm lange Querſtäbchen getrennt. Der hübſcheſte Schmuck der Mappe iſt die oben und ſeitwärts angebrachte goldgelbe Draperie, die man nach unſerer Vorlage aus einem $1^{3}/_{4}$ Meter langen, 22 cm breiten, leicht beſtickten Surahſtück ſo gefällig und leicht wie möglich ausführt.

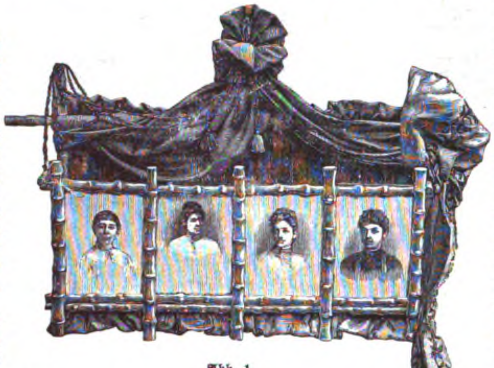
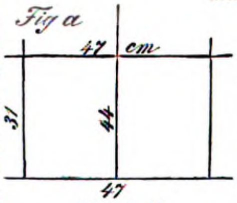
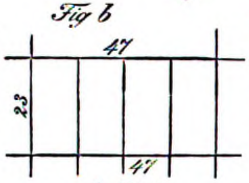


Abb. 1.



(Zu Abb. 1.)



(Zu Abb. 1.)

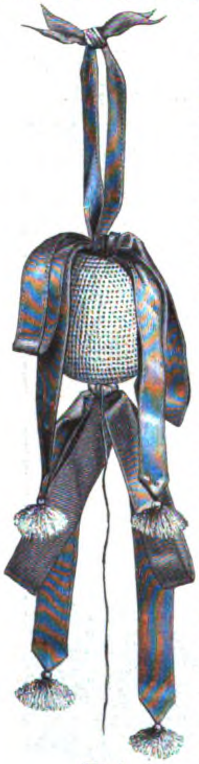


Abb. 2.

2) **Bindfadenbehälter in Fruchtform** (Abb. 2). — Dieſe graziöſe und ganz „neue Neuheit" bildet den reizendſten Schmuck für einen Damenſchreibtiſch. Man kaufe ſich zunächſt eine große Rolle feinen orangegelben Bindfaden und 6—7 Döckchen von der ſtärkſten und beſten orangefarbenen Kordonetſeide. Von letzterer ſchlägt man mit mittelfeiner Häkelnadel 5 Maſchen auf, ſchließt ſie zum Ring und beginnt nun den ganzen Ball mit kurzen feſten Maſchen dicht zu umhäkeln, ſo daß er ganz feſt in ſeiner, der Orangenſchale täuſchend gleichenden, Hülle ſteckt. — Vor Beendigung der Häkelei zieht man das innere Knäuelende aus der Frucht heraus und kann nun durch Ziehen an demſelben den Faden leicht von innen heraus abwickeln, ohne die Form zu zerſtören. 3 Meter recht gutes moosfarbenes Seidenband von möglichſt friſcher, leuchtender Farbe wird, zu vollen graziöſen Schleifen arrangiert, an unſerer Orange befeſtigt, die zugeſpitzten Enden der Schleifen verziert man mit vollen Quäſtchen von der goldgelben Häkelſeide. Zwei leicht zuſammengeknüpfte Bandenden dienen als Aufhänger.

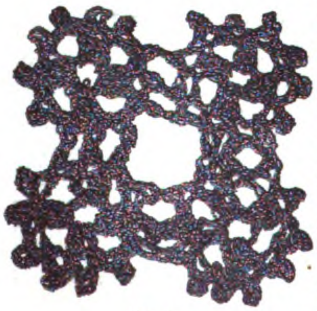
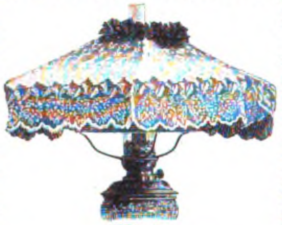


Abb. 3.

Ein geſchmackvolles **Rückenkiſſen**, welches ohne fremde Hilfe, mit nur geringer Mühe und in kürzeſter Zeit herzuſtellen iſt, wird in folgender Weiſe angefertigt. Ein nicht zu kleines Kiſſen wird auf der Vorderſeite mit dunkelbraunem Seidenplüſch, auf der Rückſeite mit Futterſeide derſelben Farbe bekleidet. Dann verſchafft man ſich kupferfarbiges oder olivgrünes, möglichſt glattes, gleichmäßiges Brillantgarn und eine ziemlich ſtarke Beinhäkelnadel und beginnt nun die gehäkelte Verzierung des Kiſſens. Dieſe beſteht aus vier aneinandergeſetzten Sternen (Abbildung 3), die in einfacher Ausführung wie folgt gearbeitet werden: Auf einer zur Rundung geſchloſſenen Anſchlagsreihe von 6 Luftmaſchen häkelt man 3 hohe Stäbchen, 3 Luftmaſchen. Dann folgt nur noch die äußere Tour mit Pikots, zu denen 4 Luftmaſchen gehäkelt werden, wonach in die erſte Luftmaſche zurückgefaßt wird. Sieben ſolcher aneinander gehäkelter Sterne bilden die Länge des Kiſſens, und man hat einfach ein Deckchen von 7×7 Reihen zu häkeln, von denen man nur die dritte und fünfte derartig unterbricht, daß man hier den Raum für den dritten und fünften Stern frei läßt. Je nach der Art des Häkelns ſind dann noch Spinnen zwiſchen die Sternchen zu arbeiten. Das fertige Kiſſen umgibt eine ſeidene gedrehte Schnur, die an 3 Seiten Schlupfen bildet, an der obern, linken Seite wird eine breite, braune Atlasſchleife in gefälliger Anordnung angebracht.


Abt. 4.

4) Das neuſte Modekleid für unſere Lampenglocken beſteht aus einem ſteifen großen **Schirm** aus Seide und Spitze, wie ihn Abb. 4 veranſchaulicht. Der Klempner fertigt ein Drahtgeſtell, das aus einem oberen Ringe von 34 cm und aus einem unteren Quadrat von 4×36 cm beſteht. 20 cm lange Querſtäbchen verbinden Ring und Viereck. Unſer Modell iſt aus dunkelroter, unten ausgezackter Florſeide hergeſtellt und mit einem Überwürfchen aus Tüllſpitze bekleidet. Die moderne große Halsrüſche darf auch unſerem Lampenſchirm nicht fehlen.

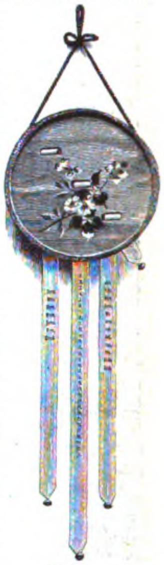


Abb. 5.

Ein hübſches Gegenſtück zu unſerer Orange bildet der in dieſem Jahr zur Modeliebhaberei erhobene **Tambourinkalender** (Abb. 5). — Ein wirkliches Tambourin, event. auch nur ein hölzerner Schachteldeckel oder eine Pappſcheibe mit entſprechender Randleiſte bilden die Grundform. Man bronziert und bemalt die Scheibe nun ganz nach Belieben, bringt jedoch vorher die an unſerem Bild erſichtlichen 3×2 Einſchnittchen zum Durchziehen 2 cm breiter Seidenbänder an. Unſer Bild zeigt eine flotte Blumenmalerei auf Goldgrund, der Rand iſt mit dunkelgrünem Plüſch bezogen, Bänder und Schnur ſind in goldgelbem Ton gehalten. Mit dunkler Sepia ſind dem erſten der 3 Bandſtreifen die 7 Wochentagsnamen, dem zweiten die Zahlen 1—31, dem dritten die Monatsnamen aufgezeichnet; jedes Band iſt oben und unten zugeſpitzt und mit einem Goldglöckchen verſehen. Man ſtellt die Bänder nun ſo, daß Datum, Wochentag und Monat in den betreffenden Ausſchnittchen ſichtbar iſt.

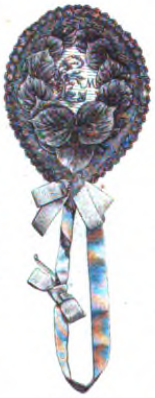


Abb. 6.

6) **Blattfächer** (Abb. 6). — Zu dieſem zarten Gerät läßt man ſich eine runde, geſtielte Drahtform vom Schloſſer zuſammenbiegen; hat man harte und geſchickte Fingerchen, ſo beſorgt man das auch wohl ſelber. Damit der Stiel, in welchen der Fächer übergeht, dicker und hand-

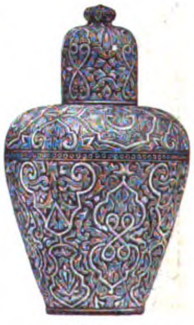


Abb. 7.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

licher erſcheint, bewickelt man ihn zunächſt mit Draht. Nun nimmt man doppelten zuſammengehefteten roſa Tarlatan, der mit Goldfaden durchzogen iſt, ſchlägt ihn von unten um die Form und näht ihn mit roſa Seide ſtraff feſt. Ein genau nach der Fächerform zugeſchnittener Tarlatanteil wird auf die obere Seite des Fächers gelegt und dort in der Mitte mit einigen Heftſtichen befeſtigt; er hat den Stoffumſchlag zu verdecken. Jetzt nimmt man eine klare ſchmale Spitze, beſtreicht ſie mit einer Miſchung von Bronzeöl und Goldpulver (mittelſt ſteifen Pinſels) und näht ſie zunächſt dicht unter dem Draht feſt, dann auf den Fächer, ſo daß ſie den Fuß der erſten deckt. Das untere Ende des Fächers wird außerdem mit hin- und hergelegten Spitzen ausgefüllt. Die Ausſchmückung des Fächers nun geſchieht in ganz eigenartiger Weiſe. Im Juni und Juli geſammelte, nicht zu große Lindenblätter (wer ſich den Fächer jetzt herſtellen will, findet an den Blättern der Stechpalme ein paſſendes Material) klopft man behutſam mit einer Kleiderbürſte, bis ſie viele feine Löcherchen aufweiſen und wie Krepp ausſehen. Nachdem ſie gepreßt ſind, beſtreicht man ihre obere Hälfte mit Goldbronze, die untere, nach dem Stiele zu, mit Kupferbronze, trocknet und preßt abermals. Hierauf arrangiert man ein Kränzchen, die kleineren Blätter nach oben ſich begegnend. Teils klebt man nun, teils näht man die Blätter behutſam an. Noch einmal kommt der Fächer nach dem Trocknen unter die Preſſe, und dann wird der Kranz retouchiert, d. h. man hebt die eizelnen Blätter mit Ölfarbe von einander ab. Gebrannte Siena, zum Zwecke des ſchnelleren Trocknens mit etwas Bronceöl vermiſcht, gibt die dunklen Töne, Weiß mit ganz wenig Zinnober und Blau die Mitteltöne, welche in einem Strich zwiſchen den Adern Platz finden, Weiß mit Neapelgelb und Roſa kleine ſcharf aufgeſetzte Lichter her. Man hüte ſich jedoch, mit der Ölfarbe zu viel zu thun und laſſe, beſonders nach der Spitze des Kranzes zu, den Bronzefarben ungehindert Geltung. In die Mitte des Fächers malt man mit Waſſerfarbe (Karmin) und mit Goldbronze einen leichten Blumenzweig oder einen Namenszug. Der Stiel wird mit Tarlatanſtreifen, ſodann mit roſa Band und mit Goldſpitze umwickelt. Volle Schleifen ſind oben und unten befeſtigt, welche ein langes geſchloſſenes Bandende, das beliebig über den Arm geſtreift werden kann, verbindet.

7) Und nun noch ein beſonders hübſches Modell der ſo reizend wirkenden golden und buntbemalten Terrakottagegenſtände. Das Bemalen der mit feinen Linien vorgezeichneten Vaſen, Teller, Schalen u. ſ. w. gewinnt durch das ſchöne neue Farbenmaterial, der in Nr. 51 erwähnten Japanfarben, einen ganz neuen Reiz. Die wundervolle Feinheit, der Glanz, die Glätte dieſer Farben geben den bemalten Dingen ein noch beſonders wertvolles Gepräge. Am billigſten zu beziehen ſind die vorbereiteten Thonwaren in hunderten von Muſtern und Formen, von der „ſchönhenkligen“ Amphorenform der Griechen bis zum modernſten Aſchenbecher, durch die Kunſthandlung von J. G. Noll in Halle a. d. Saale, Brüderſtraße. Unſer Modell, ein Potpourritopf, iſt in tiefrot, lichtblau, dunkelblau und gold gehalten.

Deutſche Frauen.

Sechs lebende Bilder mit Verſen von Dr. Dietrich Kohl.

Von längſtvergang'nen Tagen ſich jetzt der Nebel zieht,
Und Huldgeſtalten ſteigen empor in Bild und Lied;
Den Frau'n des Vaterlandes zu lichtem Ruhmeskranz
Eint euch, ihr Herzenstöne, erſtrahle, Bilderglanz!

I.

Aus altersgrauen Zeiten rauſcht halbverſchollner Sang
Von Weibes heil'gem Weſen und kühnem Thatendrang;
Aus blauen Augen glänzte Treu-Innigkeit zumeiſt,
Doch blitzte d'raus in Nöten ein ſtarker Heldengeiſt.

In jedes Freien Hauſe des Lebens Sonnenſchein
Und in des Königs Krone der leuchtende Edelſtein,
In Hütten und in Schlöſſern wie eine Göttin mild,
Im rohen Männertreiben der frommen Sitte Schild!

Doch wenn im Sturm der Schlachten der Helden Kraft erlag
Und Romas ſtolzer Adler die wilden Wogen brach,
So flammten Speer und Schwerter zuletzt in Weibes Hand,
Und rote Ströme netzten von Römerblut den Sand.

Bild. Auf der einen Seite im Vordergrunde eine Germania in ſitzender Stellung, auf der andern hinten, etwas erhöht ſtehend, eine Walküre.

II.

Als jugendglanzumfloſſen erſtieg das Rittertum
Und Wald und Haide hallten von hohem Heldenruhm,
Was durch die Seelen brauſte, in Liedern tönt' es aus,
Die Kämpfer ſelber rührten die Leier nach dem Strauß.

Und was das Schwert erſtritten, die Leier feiernd ſang, —
Um edler Frauen Minne ſcholl Stahl- und Saitenklang;
Von ihrer Hand dem Sieger im Lied und im Turnier
Ergrünt auf vollen Locken des Eichenkranzes Zier.

Bild. Ein mittelalterliches Edelfräulein drückt einem knieenden, mit Schwert und Leier geſchmücktem Ritter einen Kranz aufs Haupt.

III.

Von andrer Art ein Kämpe die Nebelrieſen ſchlug,
Die lang des Geiſtes Weſen umhüllt mit hohlem Trug:
Was er ſich ſelbſt errungen, wie fühlt' er's hochbeglückt,
Wenn ihn der ſüße Zauber der holden Frau entzückt!

Bild aus Luthers Familienleben.

IV.

Es kam auf dunklen Schwingen des Elends düſt're Nacht,
Das eitler Fürſten Hader dem treu'ſten Volk gebracht:
Wie Mond in Nächten ſtrahlte aus Frauenherzen Licht,
Wie aus der Felſenwüſte die Labequelle bricht.

Wie, wenn den ſtolzen Eichbaum umtoſt des Sturmes Wut,
Die zähe Epheuranke ihn hält in treuer Hut,
So faßte unſ're Väter dein heldenſtarker Sinn,
Du aller Frauen Krone, vieledle Königin!

Bild. Die Königin Luiſe mit ihren Söhnen.

V.

Bald, bei des neuen Tages blutrotem Frühlichtſchein,
Als Bruderſcharen ſtürmten in heil'gen Kampf hinein,
Da weckte Todbegeiſt'rung ein Bild in jeder Bruſt,
Und linde Hände wirkten in Samariterluſt.

Bild. Im Hintergrunde Landwehrmanns Abſchied von ſeiner Gattin (nach der bekannten Gruppe vom Nationaldenkmal ohne Nebenfiguren), vorn ein verwundeter Krieger von einer barmherzigen Schweſter gepflegt.

VI.

Noch einmal ſcholl nach Jahren der heiſ're Rabenſchrei,
Da war's mit allem Hader bei Fürſt und Volk vorbei,
Da wälzt' es ſich gen Weſten wie Nachtgewitterſturm,
Und Feuerfluten malmten in Staub den welſchen Turm.

Und unter ſeinen Trümmern in Wunden- und Waffengraus
Erbauten unſ're Helden Germanias neues Haus.
Der ſtarke Bau, gekittet mit teu'rem Bruderblut,
Ragt nun zu lichter Höhe in Mittagsſonnenglut.

Und leuchtend von der Höhe, ſelbſt wie ein Sonnenſtrahl,
Blitzt mit den blauen Augen Germania in das Thal;
Von grünem Ruhmeslorbeer das gold'ne Haar umlaubt, —
Gleich ihren Töchtern neigt ſie im Dank das edle Haupt!

Bild. In der Mitte erhöht Germania. Vorn nach ihr emporblickend die Königin Luiſe ſtehend, mit den Händen die Landwehrmannsfrau und die barmherzige Schweſter ſegnend, die ihr zu beiden Seiten knieen. Rechts und links von der Germania Luthers Käthe und das Edelfräulein, im Hintergrunde etwas erhöht Walküre und germaniſche Hausfrau.

Bemerkung. Die Verſe werden von einem mittelalterlichen Herold mit dem Reichsadler auf dem Amtskleide geſprochen. Während eines jeden Bildes ertönt von unſichtbaren Händen eine paſſende Tonweiſe, beim letzten zuerſt „Die Wacht am Rhein“, dann „Deutſche Frauen, deutſche Treue“ ꝛc. mit Männerchorbegleitung (ebenfalls unſichtbar).

Noch einmal Roſen aus Seidenpapier.

Nun der Herbſt wieder einmal die „letzte Roſe“ entblättert hat und unſere Vaſen und ſchönverzierten Blumengläſer leer ſtehen: nun kommt die künſtliche Blume wieder zu Ehren. Sie verträgt auch eine niedrige Temperatur im nicht täglich geheizten Beſuchszimmer und täuſcht, wenn ſie einigermaßen geſchickt gemacht iſt, den Gaſt mit dem Anſcheine blühenden Lebens. Aber, unſterblich iſt die Papierroſe auch nicht; Sonnenlicht und Staub beeinträchtigen auch ihre Farbenfriſche. Verſtaubte und verblichene künſtliche Blumen aber ſind eine Beleidigung des guten Geſchmacks; ſolche Blumen ſollte die Beſitzerin derſelben ſchleunigſt in den Ofen werfen oder durch friſchfarbige erſetzen. Die Anfertigung künſtlicher Roſen aus Seidenpapier iſt im Frauendaheim trefflich gelehrt worden. Ich möchte hier als Ergänzung noch ein Verfahren mitteilen, durch das die Roſen ſowohl an Standhaftigkeit wie an Farbenſchmelz gewinnen. An Standhaftigkeit gewinnen die Blätter dadurch, daß man ſie aus doppeltem Papier fertigt, an Farbenreichtum dadurch, daß man ſie mit Rot anmalt, oder, um einen in dieſer Sache weniger anſpruchsvollen Ausdruck zu brauchen, ſchminkt. Man ſchneidet für die Blätter Streifen Seidenpapier von 5 cm Breite und 12 cm Länge. Der Streifen wird in der Mitte übereinander gelegt, ſo daß nun das Blatt eine Länge von 6 cm zu 5 cm Breite aufweiſt. Der geſchloſſene Rand kommt nach oben; die oberen Ecken werden mittelſt einer ſtarken Stricknadel umgerollt; unten wird das Blatt behutſam gefaltet. Solche Blätter ſind nicht ſo „knitterig“ wie die einfachen. Einen warmen Ton bekommen die Blätter durch Anfärben mit Rot. Das geſchieht natürlich vor dem Umrollen und Falten der Blätter. Große Kunſt iſt zu dieſer Art von Malerei nicht gerade erforderlich. Ein Wattenbauſch wird an trockenem Karminpulver — in jeder Droguenhandlung käuflich — rot gefärbt und mit ihm das Blatt übergangen. Die Farbe wird ſtärker oder ſchwächer aufgetragen, je nachdem die Grundfarbe des Blattes oder die nachzuahmende Roſenart es verlangt. Bei ſehr zarten Roſen kann man auch die Färbung innen anbringen, ſo daß die Außenflächen nur einen durchſcheinenden Schimmer aufweiſen. Bei den La France-Roſen färbt man nur die eine äußere Seite, ſo daß die umgebogenen Ränder hell abſtechen. Dijonroſen haben den roten Schimmer mehr auf den Rändern. Natürlich muß die Farbe immer leicht und nicht ſtreifig aufgetragen werden; wenn hier und da ein rotes Pünktchen zu ſehen iſt, iſt das kein Schönheitsfehler; die beliebten „italieniſchen“ Roſen weiſen ſolch rote Fleckchen an den Rändern vielfach auf. Der gelbe Anflug von Rot wirkt bei gelben und blaßroten Roſen am wärmſten. Überhaupt eignen ſich zarte Farben am beſten zu Papierblumen. Die dunkelroten und tiefroſa friſchen Roſen zeigen ein ſchimmernden Sammetglanz, den auch das beſte Seidenpapier nie entfernt nachahmen könnte.

E. L. (Poſen).

Arbeit an den Obſtbäumen im Herbſt und Winter.

Wenn die Bäume ihren Blätterſchmuck verlieren und ſcheinbar in den Winterſchlaf ſinken, iſt es an der Zeit, ihnen allerlei Wohlthat zu erweiſen, um die Tragfähigkeit für das nächſte Jahr zu ſteigern, überhaupt die Geſundheit zu fördern und zu erhalten. — Im Laufe des Sommers ſind aus verſchiedenen Gründen Zweige dürr geworden, welche nicht bloß das Ausſehen des Baumes ſchänden, ſondern auch den zum Gedeihen erforderlichen Durchzug der Luft und den Zutritt des Lichtes hindern. Jetzt heben ſich dieſe Zweige von den noch belaubten merklich ab, — deshalb ſchnell Säge und Meſſer zur Hand, um ſie zu entfernen. Ebenſo können wir jetzt an ſich geſunde, aber zu dicht ſtehende Zweige und Äſte beſeitigen; wir vergeſſen aber nicht, alle größeren Wunden mit ſcharfem Meſſer glatt zu ſchneiden und mit Holztheer oder Baumſalbe zu überſtreichen, damit ſie bald verheilen und der Baum nicht etwa an den Stellen aſtfaul wird. — Am Stamme bemerken wir allerlei Riſſe und tote Rindenteile: je glatter und friſcher das Ausſehen des Stammes iſt, deſto geſunder und kräftiger pulſiert in ihm das Leben. Man hat lange erkannt, wie dankbar der Baum es hinnimmt, wenn man ihn in dem Abſtoßen der abgeſtorbenen Rinde unterſtützt, und beſondere Werkzeuge, ähnlich der Teigſcharre, mit welcher der Bäcker den Backtrog reinigt, zu dem Zwecke verfertigt, um den Stamm, ſo hoch man langen kann, je höher, deſto beſſer, gründlich

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

abzukratzen. Man braucht nicht allzu ängſtlich zu ſein, auch wenn einmal der grüne Baſt bloßgelegt wird; die betreffende Stelle wird verbunden und überwächſt bald wieder. Bei älteren Bäumen, namentlich Birnen, deren Rinde ſehr riſſig iſt, wende ich unbedenklich ein ſogenanntes Zieh- oder Schnitzemeſſer an, das bekannte 35—40 cm lange Werkzeug mit zwei Handgriffen, und arbeite von der Oberfläche reichlich $^1/_2$—1 cm herunter; der Baum erſcheint wie verjüngt und von neuer Lebenskraft durchſtrömt. — Aber es wird mit dieſer Arbeit etwas anderes zugleich erreicht. Unzähligen Inſekten, Larven und Puppen gewähren die Schuppen und Ritzen in der Rinde Zuflucht und Wohnung: man wird ſie erſt gewahr, wenn die Schere oder das Meſſer die ſchützende Decke entfernt hat. Und wenn wir ſie vernichten, ſo bewahren wir den Baum und die Früchte vor ihren Angriffen und Beſchädigungen. Allerdings verbirgt ſich ein großer Teil der Schädlinge auch in der Erde, am Fuße des Stammes, um zur gelegenen Zeit an dieſem hinaufzukriechen und oben die Eier abzulegen, aus denen die gefräßigen Raupen hervorkriechen. Zum Schutze gegen dieſe Feinde der Blätter und Früchte ſind jetzt um die Stämme die im vorigen Jahrgang hier eingehend beſprochenen *Klebgürtel* zu legen, ein Schutzmittel, welches um ſo dringender empfohlen werden muß, als für das nächſte Jahr von Sachkennern eine bedeutende Raupenplage befürchtet wird. Den Leim bezieht man am beſten von Polborn, Berlin, Kohlenufer 1—3. — Vor der Anbringung des Klebgürtels ſollte man alle Jahre im Herbſt dem Baume noch einen allgemeineren Anſtrich durch Kalkmilch (der gewöhnliche, gelöſchte Kalk in Waſſer aufgelöſt) geben. Derſelbe dringt in die Rindenritzen ein und zerſtört ebenfalls die dort hauſenden Maden, Aſſeln, Raupeneier ꝛc., übt aber zugleich auf den Baum eine belebende Wirkung aus. Wem es nicht gefällt, ſeine Bäume in dem geſpenſterhaften Kleide zu ſehen, der kann dem Kalkwaſſer etwas Tierblut oder Kienruß zuſetzen. — Vor allem aber vergeſſen wir nicht, auch die Obſtbäume zu düngen. Haben dieſe ihren Platz im Gemüſelande, ſo bedürfen ſie einer regelmäßigen Zufuhr von Nahrung für die durch Blühen und Frucht tragen verbrauchte Kraft, weniger, wenn ihnen mit zu gute kommt, was den anderen Früchten gewährt wird, wohl aber, wenn ſie im Raſen oder am Wege ſtehen. An und für ſich iſt es zweckmäßig, den verfilzten Raſen abzuſtechen, ſoweit die Baumſcheibe reicht (die ganze Fläche unter der Krone), weil er Regen und Luft nicht zu den Wurzeln des Baumes hindurchdringen läßt; geht das aber nicht an, ſo umgraben wir unter der Baumkrone von der Peripherie nach dem Stamme zu einen 1 m breiten Streifen, düngen ihn und laſſen ihn bis zum Frühjahr liegen, um ihn dann erſt glatt zu harken. Die Erdkrume friert im Winter mürbe und nimmt in ſich aus der Luft eine Menge Nährſtoffe auf, die dem Baume zu gute kommen. Auch iſt es zweckdienlich, an Stelle dieſes umgrabenen Streifens eine etwa 20—25 cm tiefe kreisförmige Grube aufzuwerfen, welche im Herbſt und Winter mit Jauche gefüllt wird und in hervorragender Weiſe die Ernährung des Baumes unterſtützt. Das Umgraben unmittelbar um den Stamm herum und das Düngen an dieſer Stelle hat gar keinen Zweck, weil hier gerade die ſtärkſten Wurzeln liegen, welche wenig Aufſaugevermögen beſitzen, während dann die feinen Tauwurzeln im weiteren Umfange leer ausgehen. **W. in W.**

Möbel.

Antwort auf Frage 15. Es iſt *falſch, Nußbaum-Möbel* ſchon *nach einem Jahre aufzupolieren,* da Nußbaumholz zwei Jahre lang ausſchwitzt. Wahrſcheinlich iſt beim Aufpolieren von jemand, der kein gelernter Tiſchler iſt und das Polieren nicht gründlich verſteht, *zu viel Öl* verwandt worden. — Die *Nußbaum-Möbel* ſowohl als das *ſchwarze Pianino* müſſen *wieder aufpoliert* werden. Das iſt das einzige Mittel.

Langjähriger Daheim-Leſer.

Fr. 15. Die Verwendung von Leinöl beim Abſchleifen der Möbelſtücke aus Nußbaumholz hat ſehr häufig das Ausſchwitzen von Öl zur Folge. Daſſelbe kann nach den Ratſchlägen eines erfahrenen Tiſchlermeiſters durch fleißiges Abwiſchen und Abreiben mit einem reinem Lappen, welcher ein wenig mit Benzin getränkt iſt, beſeitigt werden. Im vorliegenden Falle wird eine vollſtändige Abhilfe nur dadurch herbeizuführen ſein, daß die Politur abgezogen und durch eine neue erſetzt wird. **E. Fiſcher, Hera.**

Bezug für Triumphſtühle. Letzteren kann man. leicht ein ſehr hübſches ſalonfähiges Anſehen geben, wenn man das meiſt rohe Holzgeſtell ſchwarz oder braun lackiert und ſtatt der Juteborte einen hübſchen rot und grau geſtreiften Drillichſtreifen verwendet. Für denſelben braucht man die Länge der Juteborte, gebe noch zu, weil die Enden in tiefe Zacken ausgeſchnitten werden; an die Spitzen derſelben ſowie dazwiſchen werden große rote Pompons gehängt. Auf die grauen Streifen ſtickt man auf übergelegtem Kanevas ein Streumuſter von Arabesken, die auf den verſchiedenen Streifen verſetzt ſein müſſen, mit rotem ſtarkem Stickgarn und befeſtigt die fertige Stuhlborte mit Ziernägeln auf dem Geſtell.

Erna v. B., Liegnitz.

Praktiſches fürs Haus.

Haſenpfoten. Wenn ein „Haſenfuß“ im beſten Fall ein unnützes und wenig achtungswürdiges Individuum iſt, ſo iſt dagegen eine „Haſenpfote“ von einem wirklichen vierbeinigen Haſen ein höchſt ſchätzenswertes und nützliches Inſtrument zur Beſeitigung des Staubes von Blattpflanzen, Lampenfüßen, Schnitzereien ꝛc. Eine Haſenpfote, der man die Nägel ausgebrochen, bildet die denkbar feinſte und weichſte Bürſte, und wer ihr einmal einen Platz im Staubtuchkörbchen eingeräumt, mag ſie nicht wieder miſſen. Eine zierlich ausgezackte Manſchette von farbigem Tuch, um das abgelöſte Ende befeſtigt, macht ſie ebenſo ſalonfähig, wie die feine Toilette den „Haſenfuß“. **P. K.**

Kuchenblech mit Ausheber. Um die Obſtkuchen leicht aus der Form nehmen zu können, ließ ich mir vom Flaſchner für mein gewöhnliches Kuchenblech mit welligem Rande einen Ausheber fertigen. Es iſt dies eine Scheibe Schwarzblech mit Griffen an beiden Seiten zum Herausheben derſelben; ſie wird in das Kuchenblech hinein gelegt.

Für Dich.

Das Gefrieren der Fenſter rührt von den in der warmen Zimmerluft befindlichen Waſſerdünſten her; man vermeidet es bei Doppelfenſtern durch Verkleben der inneren und wohl auch durch Aufſtellen von waſſeranziehenden Salzen in den Raum zwiſchen den Doppelfenſtern (Schalen mit gebranntem Kalk oder geſchmolzenem Chlorcalcium).

Plättſtube. Wenn das Plätteiſen beim Plätten von Stärkwäſche klebt und nicht vorwärts will, ſtreue man etwas Salz auf braunes Packpapier und fahre mit dem Eiſen einige Male darauf hin und her, ſofort wird es wieder brauchbar.

Für Dich.

Um rauhe Hände ſchnell zart zu machen, ſo daß man ſogleich mit offener Seide ſticken kann, gebe man einen Eßlöffel voll Leinöl in eine Untertaſſe und menge mittelſt eines Holzſpatels nach und nach feingeſiebte Steinkohlenaſche darunter, bis ein ſteifer Teig entſteht; mit dieſem reibe man die Hände und waſche ſie dann mit einer Bürſte und viel Seife. Die Aſche wirkt dabei als feinſte Feile, während das Leinöl die noch feſte Haut durchdringt und biegſam erhält.

Kragen an Herrenröcken zu reinigen. Man feuchtet die Kragen mit kaltem Regenwaſſer an, gießt auf eine kleine Stelle etwas Salmiakſpiritus, worauf man den Schmutz mit einem Meſſerrücken fortnehmen kann. Dann wäſcht man die Stelle mit einem kleinen Schwamm und kaltem Regenwaſſer rein und fährt ſo fort, bis man mit dem Ganzen fertig iſt. **Martha in F.**

Für die Küche.

Deutſches Herreneſſen. (Eigene Erfindung.) 500 gr gut abgelegenes Rindfleiſch ſchneidet man in Würfel, quillt 10 gr getrocknete Champignons aus, teilt ſie in Scheiben und ſchneidet zwei in Butter gedämpfte Zwiebeln in Würfel. Dann zerläßt man 70 gr Butter, thut Fleiſch, Pilze und Zwiebeln hinein, würzt mit Salz und Pfeffer, ſchließt das Gefäß dicht und dünſtet das Fleiſch langſam eine halbe Stunde. Inzwiſchen kocht man in $^1/_2$ Liter Fleiſchextraktbouillon 150 gr Reis dick und körnig und vermiſcht ihn vorſichtig mit 2 in 3 Eßlöffeln Wein verquirlten Eidottern. Dann füllt man das gedämpfte Fleiſch in eine tiefe Schüſſel, umgibt es mit dem Reis und garniert den Reisrand noch mit zerſchnittenen, gebratenen Schweinsnierchen. Koſten des „deutſchen“ Herreneſſens Mk. 1,75. **Luiſe Holle.**

Jägerſchnaps. Ein etwas derbklingender Name! Eigentlich iſt mein Getränk ein Mittelding zwiſchen Schnaps und Liqueur erwärmend und ſtärkend, wohlſchmeckend und geſund und entſchieden beliebt bei Herren. Die Zeit der Quitten iſt da, und ich rate jeder Hausfrau, die ſich Quitten verſchaffen kann, mein Rezept zu probieren, ich weiß beſtimmt, ihr Gatte nimmt es nicht krumm, zumal wenn derſelbe Offizier oder Jäger iſt oder ſonſt einen Beruf hat, der ihn im Winter viel im Freien aufhält. Auf zwei Metzen Quitten nehme ich ungefähr 1 Pfund Zucker. Die Quitten werden mit einem Tuch ſauber abgewiſcht, die Blüten heraus genommen und die ganzen Früchte klein geſchnitten in ganz feine Scheibchen, Schale und Kernhaus dabei. Nun vermiſcht man dieſe Quitten mit dem geſtoßenen Zucker und läßt dies 36 Stunden verdeckt ſtehn. Dann nimmt man möglichſt große Flaſchen, füllt dieſelben halb mit den Quitten und gießt darauf die Flaſche voll mit 65prozentigem Spiritus. So ſtellt man die verkorkten Flaſchen in die Speiſekammer oder den Keller, und im Frühjahr, am liebſten im Mai, gießt man den fertigen Liqueur durch einen Trichter in dem man etwas Watte gelegt hat, in andere Flaſchen. Man kann nun ruhig auf dieſe zurückgebliebenen Quittenſtücke nochmals Spiritus gießen und gewinnt da immer noch eine ganz gute zweite Sorte dieſes Liqueurs.

Großmutter.

Frage 16. *Verwendung von Kaſtanien.* a) Man durchſchneidet an der einen Seite der Kaſtanien die Schale und ſetzt die Früchte dann mit kaltem Waſſer aufs Feuer, kocht ſie weich und gibt ſie mit dem heißen Waſſer oder abgegoſſen, in einer Serviette, auf den Tiſch. Mit friſcher Butter dazu — ſehr gut ſchmeckend! b) In gleicher Weiſe weich gekocht und von Schalen und Hülſen befreit und als Bratenbeilage in den betreffenden Saucen kurze Zeit mitgebraten, beſonders bei Gänſen und Enten, auch nicht zu verachten. c) Wieder in Waſſer weichgekocht, als Pürree durchpaſſiert, beſonders zu Hammel- und Rinderbraten ſehr zu empfehlen. d) Die weichgekochte, geſchälte Kaſtanie iſt in Stückchen, auch ganz, zu allen erdenklichen Ragouts ſehr ſchmackhaft zu verwenden. Die richtige und volkstümliche Behandlung der geröſteten Kaſtanie iſt nicht die des Bratens in der Aſche, ſondern in Pfannen auf dem Herde. Man kann eine alte eiſerne Pfanne vom Schmied ſich dafür herſtellen laſſen, indem er einfach erbſengroße Löcher in den Boden ſchlägt. In dieſe Pfanne ſchüttet man die eingeſchnittenen Kaſtanien und ſtellt dieſe auf gelindes Feuer, beſſer Glut. Unter ſtetem Rühren läßt man ſie darauf, bis die Schale ſich abdrücken läßt. Recht heiß zu friſcher Butter ſerviert, iſt dieſe Art Kaſtanie der gekochten vorzuziehen. Für Kaſtanienverſand empfehle ich: Michael Veneziano, Obſthandlung, Bozen in S.-T.

Frage 18. *Remouladenbeiguß.* Die Dotter von einigen hartgekochten Eiern reibt man mit einem hölzernen Löffel in einen Napf recht fein, gießt unter ſtetem Rühren nach und nach ſoviel Provenceröl dazu, daß es ein geſchmeidiger Brei wird. Dann fügt man ein rohes Ei, einen Löffel Moſtrich, Eſſig, Eſtragoneſſig, etwas Fleiſchbrühe oder in Waſſer aufgelöſten Liebigſchen Fleiſchextrakt, einen Löffel Zucker, Salz und zuletzt etwas fein gehackte Peterſilie hinzu. Beim Anrichten gießt man den Beiguß durch ein feines Sieb. Er muß gebunden und glatt ſein und angenehm pikant ſchmecken.

L. in L. L.

Moſtrichbeiguß. Von einem Löffel Butter und zwei Löffel Weizenmehl bereitet man Braunmehl, gießt etwa $^1/_4$ Liter Fleiſchbrühe hinzu, löſt einen guten Löffel Moſtrich darin auf und ſchmeckt den Beiguß mit Eſſig und Zucker ab, etwas Eſtragoneſſig ſchmeckt ſehr gut. Zuletzt zieht man den Beiguß mit ein bis zwei Eidottern und, falls er nicht dick genug iſt, etwas Kartoffelmehl ab. Zu Rindfleiſch ſehr beliebt. **L. in L. L.**

Fragen.

31) Ich bitte eine freundliche Leſerin um ein gutes Rezept für Zubereitung von Karpfen in polniſcher Sauce, wie es in Leipzig gebräuchlich iſt. **A. B. in R.**

32) Ich beſitze eine Menge ſchöner Kabinettphotographien: Genrebilder, Porträts u. ſ. w. Könnte mir vielleicht eine der lieben Daheimleſerinnen einen Rat geben, wie ich dieſelben in einer hübſchen Weiſe in unſerm Salon anbringen kann. Ein Glaskaſten iſt ausgeſchloſſen. Im voraus beſten Dank.

Annelieſe.

33) Könnte mir wohl eine der geehrten Daheimleſerinnen ein Mittel angeben, womit man ein ſchwarzes Pianino vom Fliegenſchmutz reinigt, ohne der Politur zu ſchaden. Sehr dankbar wäre

Eliſabeth in Oberheſſen.

34) Ich beſitze eine kleine Sammlung von Cakteen, die ich im Winter nur im geheizten Wohnzimmer unterbringen kann, wo die Erde naturgemäß raſch trocken wird. Wie iſt es nun mit der Bewäſſerung der Pflanzen zu halten, damit dieſelben weder verdorren noch faulen? Letzteres iſt mir ſchon mit verſchiedenen paſſiert, obwohl ich nur ſehr mäßig gegoſſen habe; *ganz* entbehren werden doch die Cakteen das Gießen auch im Winter nicht können. Für gefl. Auskunft wäre ſehr dankbar **A. Koenigs, Pfr.**

35) Kann man ſich ſelbſt eine Art Rum, der zur Herſtellung von Punſch gebraucht werden kann, bereiten? **Marie, Nw.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 8. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

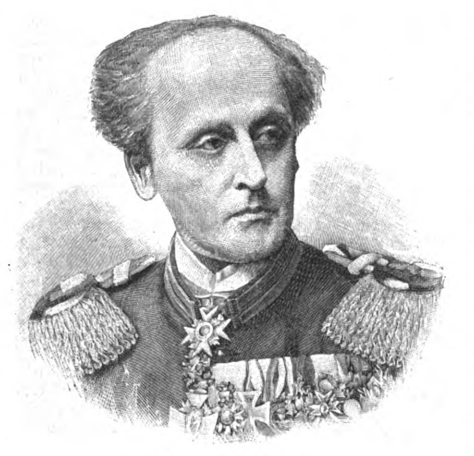
Aus der Zeit — für die Zeit.

22. November
1890.

Geheimrat von Nußbaum †.

Mit Geheimrat von Nußbaum, deſſen Bild wir heute unſeren Leſern vorführen, iſt wiederum ein Mann zu Grabe getragen, der ſich durch ſein Leben und Wirken nicht nur in ſeiner engeren Heimat Bayern einer ganz ungewöhnlichen Volkstümlichkeit und dankbaren Verehrung erfreute, ſondern auch weit über deſſen Grenzen, in der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt, Namen und Bedeutung gewann. Kein Wunder, denn ſein Name iſt untrennbar verbunden mit der ganzen Entwickelung und den glänzendſten Leiſtungen der modernen Chirurgie. Er war gleich bedeutend als Gelehrter, Lehrer und Schriftſteller, und das alles, weil er vor allen Dingen mit Leib und Seele Arzt war.

Joh. Nepomuk von Nußbaum, geb. am 2. September 1829 als Sohn des Geheimen Sekretärs Nußbaum in München, verlor ſchon als kleiner Knabe ſeinen Vater und gehört ſomit zu der nicht geringen Zahl bedeutender Männer, deren Erziehung allein das Werk einer frommen Mutter war. Bereits im Alter von 17 Jahren begann Nußbaum an der Univerſität München mit dem Studium der Medizin. Nach Beendigung desſelben war er zunächſt Aſſiſtent an der chirurgiſchen Abteilung des allgemeinen Krankenhauſes; nach Verlauf einiger Jahre habilitierte er ſich 1857, noch nicht 30 Jahre alt, als Privatdocent für Chirurgie und Augenheilkunde. Er entwickelte von vornherein eine ungemein rege ärztliche wie ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, die nach ſeiner Ernennung zum ordentlichen Profeſſor (1860) immer weitere Kreiſe zog, und ihm wachſende Anerkennung auch nach außen hin verſchaffte. Er galt bald als einer der bedeutendſten Chirurgen Deutſchlands, deſſen vollendeter operativer Geſchicklichkeit wir zahlreiche neue Erfindungen und Behandlungsmethoden verdanken. Es iſt hier nicht der Ort näher darauf einzugehen; allein die Titel ſeiner Bücher und Abhandlungen würden mehrere dieſer kleinen Spalten füllen. — In ſeiner Stellung als Univerſitätslehrer erfreute er ſich einer ganz außerordentlichen Beliebtheit und Verehrung ſeitens der Studenten. Er gehörte zu den wenigen kliniſchen Lehrern, welche es für eine ihrer Hauptaufgaben halten, ihre Hörer zu Ärzten, insbeſondere zu praktiſchen Chirurgen auszubilden, und er legte wenig Wert darauf, im Auditorium chirurgiſche Paradeſtücke vorzuführen, die der Student billigerweiſe anſtaunt, von denen er aber wenig Nutzen hat, weil er in ſeiner ſpäteren Privatpraxis nie in die Verlegenheit kommt, ſie auszuführen. Die verſchiedenen Kriege, in denen er zum Teil als Generalarzt der bayriſchen Armee thätig war, gaben ihm reiche Gelegenheit, ſich um ſein bayriſches Vaterland ganz hervorragende Verdienſte zu erwerben. Bei einer ſo umfaſſenden und ſegensreichen Thätigkeit konnte es nicht fehlen, daß ihm Zeichen der Liebe und Verehrung von allen Seiten zu Teil wurden und unſer Bild zeigt, daß es Nußbaum auch an zahlreichen Beweiſen höchſter Anerkennung nicht gefehlt hat. In den letzten Jahren iſt Nußbaum auch als populärmediziniſcher Schriftſteller an die Öffentlichkeit getreten, und mancher unſerer Leſer wird ſich gern dieſer kurz und kernig hingeworfenen und auſſerordentlich anziehend geſchriebenen Aufſätze erinnern. Mag es geſtattet ſein, aus einer ſolchen kleinen Arbeit hier ſeine Anſchauungen über die Aufgaben und die Stellung des Hausarztes zu ſeiner Klientel und über das Verhältnis beider zum Spezialarzt wiederzugeben. Sie haben noch heute Gültigkeit und vollen Anſpruch auf Beachtung: „Hinſichtlich der Wahl eines Arztes iſt es immer das Beſte, einem und demſelben Arzte vertrauensvoll anzuhängen. Dieſer Arzt ſoll aber keine Spezialität, keine weltberühmte Autorität ſein, denn ſolche Ärzte paſſen ſelten zu Hausärzten, weil ſie immer an der Auflöſung großer wiſſenſchaftlicher Fragen arbeiten und deshalb für das Kopfweh und Leibweh eines kleinen Kindes oft nicht aufmerkſam genug ſind. Man muß hier wieder ſagen: „Jedem das Seine!‘ Ein geübter Hausarzt weiß aber gut, wie groß die Sorge für ein ſolches Leibweh ꝛc. in einer Familie ſein kann, und nimmt es nicht ſo oberflächlich. — Berühmte Ärzte paſſen nur zu Konſilien in ihrer Spezialität und bei langen ſchweren Krankheiten. Wann der richtige Zeitpunkt für ein Konſilium gekommen iſt, überläßt man am beſten dem Hausarzte. — — — Iſt der Hausarzt ein ehrlicher Mann, ſo verſäumt er den rechten Moment für ein Konſilium nie, und dann ſchadet dasſelbe dem freundſchaftlichen Verhältnis gar nicht. Der Hausarzt ſelbſt iſt oft froh, wenn er große Verantwortung auf andere Schultern legen kann; Einer kann nicht in allem ein Virtuos ſein. Bei der ungeheuren Entwickelung in jedem Zweig der heutigen Medizin erfordert in der That faſt jeder Zweig der Medizin die ganze Lebenskraft eines Mannes, ſo daß es nicht das geringſte Beſchämende für den Hausarzt in ſich birgt, wenn er einen Spezialiſten konſultiert. — — Bei chroniſchen ſchweren Krankheiten ſoll man einen bedeutenden Arzt, welcher für die betreffende Krankheit einen großen Ruf hat, wählen, was meiſt der Hausarzt ſchon thun wird, wenn man einen freundſchaftlich geſinnten Hausarzt beſitzt. Bei den Ratſchlägen, die man aber dann empfängt, ſoll man energiſch und geduldig ausharren und nicht gleich wieder zu einem andern Arzt laufen, wenn es in acht Tagen nicht beſſer geht. Die beſten Ärzte ſind jene, welche gewiſſenhaft von Kopf bis zum Fuß unterſuchen. Die richtigen Heilmittel wiſſen faſt alle Ärzte, wenn ſie die Krankheit recht erkennen, aber im Erkennen unterſcheiden ſich die Ärzte unendlich von einander.“ — — — Nußbaum rechnete ſich in ſeiner weitgehenden Beſcheidenheit gar nicht zu den „weltberühmten Autoritäten,“ von denen er hier ſpricht. Im Verkehr mit ſeinen Patienten kehrte er vielmehr ganz unwillkürlich den ſimplen „Doktor“ heraus, der in urgemütlichſter Weiſe in ſeiner nieverleugneten oberbayriſchen Mundart mit dem Publikum umzugehen wußte. Eine Unzahl umlaufender Geſchichten zeugt nicht nur von ſeiner Menſchenkenntnis und Herzensgüte, ſondern auch von ſeiner außergewöhnlichen Beliebtheit beim Publikum. Dieſe Beliebtheit fand immer neue Nahrung durch die Wohlthätigkeit, die Nußbaum in aller Stille, aber in großartigem Maßſtabe übte. Nußbaum war, was man heute bei einem Arzte kaum erwartet, ein poſitiver Chriſt (Katholik), der ſeinen ärztlichen Beruf als eine ſittliche Aufgabe auffaßte, nicht als ein Mittel zu perſönlicher Bereicherung oder gar als ein „Geſchäft,“ wie man jetzt ſo vielfach ſehen muß. Die reichen Mittel, die ihm ſein Beruf gewährte, verwendete er großenteils zum ſtillen Wohlthun und mancher arme Patient ging nicht nur geheilt, ſondern auch reich beſchenkt von dannen. Schreiber dieſes iſt jahrelang der verſchwiegene Mitwiſſer ſolcher Wohlthaten geweſen. Wenn Nußbaum durch ihn von der Not armer ärztlicher Witwen hörte, ſo that ſich ſeine milde Hand ſtets ſofort von ſelber auf; aber es fehlte bei der Gabe nie der ſchriftliche Vermerk: „Es darf aber niemand etwas von der Sache erfahren.“ Seine letzten Lebensjahre waren getrübt durch ſchlimme neuralgiſche Schmerzen, der Tod war ihm eine Erlöſung von ſchweren Leiden.


Geheimrat von Nußbaum.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Lern' deiner Sehnſucht wilde Roſſe zügeln,
Halt' dein Begehr zurück!
Es ſoll das Glück die Wünſche überflügeln,
Und nicht der Wunſch das Glück!

Des Goldſchmieds Töchterlein

(bei Überreichung eines altdeutſchen Schmuckkäſtchens mit den darin liegenden Trauringen).

Liebwertes Brautpaar, — wollt verzeih'n,
Wenn ich ſo kühn hier dringe ein,
Doch gilt es Botſchaft Euch zu bringen,
Ich bin des Goldſchmied's Töchterlein.

Mein Vater ſchickt mich mit den Ringen,
Wie ihr ſie wünſchtet, ſeht ſie hier,
Zwei ſchlichte Reiflein, ſonder Zier, —
Von lautrem Gold vor allen Dingen.

Er läßt Euch frohe Grüße ſagen,
Und meint, mit jedem Hammerſchlag
Hab' er den Wunſch hineingeſchlagen,
Daß es Euch gut ergehen mag.

Und als in heller Glut des Feuers
Geſchmolzen ward dies edle Erz —
Da wendete er voll Vertrauen
Den Blick zum Vater himmelwärts:

„Daß Liebe, Liebe über Alles,
Hinfürder Euer Herz durchglüh'
Und gleich dem Abfall des Metalles
Die Kümmernis vorüberzieh!"

Wild kniſterten die Feuergarben —
Hell glänzte eitel Goldes Schein,
„O, wollte doch das Glück der Beiden"
Fleht er, „ſo klar wie dieſes ſein!"

Und rüſtig ging die Arbeit weiter,
Vollendet lag ſie bald zur Stell,
Wer ſie beginnt fromm, froh und heiter,
Der fördert ſie gar leicht und ſchnell.

Hier nehmt, und eins noch möcht' ich ſagen:
Der Himmel ſeg'ne Euren Bund,
Die Ringlein aber mög't Ihr tragen,
Zum Angedenken dieſer Stund'.

F. Salm.

Praktiſche Winke für die Ausſtattung.

Die Ausſtattung iſt ein ſo wichtiger Faktor für den neuzugründenden Haushalt, daß es für jede Mutter zur unabweislichen Pflicht wird, dieſelbe ſo gut und zweckmäßig, als in dem Rahmen der gegebenen Verhältniſſe nur möglich, zu beſchaffen.

Nichts unangenehmer für die junge Hausfrau, als eine nach unpraktiſchen Geſichtspunkten beſorgte Ausſtattung; dies macht ſich namentlich auf dem Gebiete der Wäſche geltend, wo Neuanſchaffungen koſtſpielig ſind und in den erſten Jahren auch von dem Herrn und Gebieter ſehr ſcheel angeſehen werden. Es iſt daher unumgänglich notwendig, die Ausſtattungswäſche „praktiſch", d. h. dauerhaft, ſchön und allen vorausſichtlichen billigen Anforderungen entſprechend anzuſchaffen.

Der Wäſcheſchrank birgt bekanntlich Tiſch-, Bett-, Leib-, Küchen- und Dienerwäſche. Was die erſtere anbelangt, ſo iſt es vielleicht nicht unnötig, zu erwähnen, daß man gut daran thut, mindeſtens die feinere Tiſchwäſche im Deſſin gleich zu halten, damit mehrere kleine Gedecke oder auch nur die Servietten derſelben, ſich für eine zahlreichere Geſellſchaft zu einem großen vereinigen laſſen. Es ſind dann zur Kompletierung nur noch große Tafeltücher nötig. Das Prinzip der Gleichheit ſollte aus demſelben Grunde auch bei dem farbigen Tiſchzeug aufrecht gehalten werden. Stickerei und Spitzen an den Kaffeegedecken, große reichgeſtickte Initialen ſind ſchön und modern; in beſcheidener Vermögenslage thut man wohl gut daran, auf dieſe Zier zu verzichten, um ein halb Dutzend Servietten mehr beilegen zu können. Bei dieſer Gelegenheit ſei hier noch bemerkt, daß wir uns eigentlich eines Anachronismus ſchuldig machen, wenn wir die Tiſchwäſche dem Wäſcheſchranke zuweiſen; die Mode hat ihr gegenwärtig als ſtändigen Aufenthaltsort den Pfeilerſchrank des Speiſezimmers eingeräumt.

Zur Bettwäſche wählt man am beſten Leinen, da der billigere Shirting raſch vergilbt, Gradl und alles andere jedoch nicht mehr beliebt iſt; zu Kiſſenbezügen eignet ſich eben am beſten glattes Gewebe. Wird die Bettwäſche knapp bemeſſen, ſo ſollte immerhin mindeſtens ein Aushilfsbezug aus Shirting begegeben werden.

Die jetzt ſo gebräuchlichen Säumchen bilden eine wohlfeile und hübſche Verzierung; auch Schlung und Stickerei als glatter Randbeſatz ſind praktiſch und ſchön. Gehäkelte Garnierungen und leicht zerreißbare Spitzen ſollten bei den, dem gewöhnlichen Gebrauche beſtimmten Bettbezügen nicht zur Anwendung kommen; derartiger Beſatz bleibt wohl am beſten dem Prunkbette vorbehalten. Dagegen empfiehlt ſich als hübſch und beim Plätten leicht zu behandeln die an drei Seiten überhängende breite Kante aus doppeltem Stoffe, welche von dem eigentlichen Kiſſenbezuge durch eine à jour-Naht getrennt iſt und mitunter auch mit Stickerei bedacht wird.

Zu Leintüchern und Deckenkappen benutzt man doppeltbreites Leinen, um die Naht zu vermeiden, die ſich an den erſteren, namentlich in Krankheitsfällen, unangenehm fühlbar macht. — Sparſam iſt es, ſtatt der Steppdecken mit Deckenkappen Flanelldecken und Deckenleintücher mit großem Umſchlage und für den Plumeau einen Überzug aus farbigem Wollſtoff zu wählen. Dem letzteren gibt man ſehr gerne einen zweiten Überzug aus getupftem Mull oder einem Durchbruchsſtoffe bei; die Steppdecke mit gleichem Spiegel zu belegen — der dann unterhalb des Überſchlags des Couverts an allen vier Seiten aufgeknöpft wird — mag zur Schonung der Decke ſehr beitragen, ſchön iſt es nicht.

Weiße Piqué- oder auch hellfarbige Trikotdecken ſollten nicht fehlen; dieſelben ſind nicht nur ſehr leicht und in der heißen Jahreszeit angenehm; ſie können auch aushilfsweiſe — zumal in der Sommerfriſche — als Ueberdecken der Betten gebraucht werden und verleihen ſelbſt dem Krankenbette noch ein freundliches Ausſehen. Man liebt es, die Piquédecken mit einer Garnierung zu verſehen; es muß nicht eben reiche Stickerei dazu verwendet werden, auch ein Pliſſé aus Battiſt-Chiffon mit 3 ſchmalen Säumchen, mit oder ohne ſchmale Zwirnſpitze, ſieht gut und elegant aus.

Soll die junge Frau auf dem Lande wohnen und wird ſie vorausſichtlich in die Lage kommen, ausgedehntere Gaſtfreundſchaft zu üben, ſo darf auch bei dem Trouſſeau nicht an hübſche Bezüge für Gaſtbetten vergeſſen werden.

Bei der Leibwäſche ſind Geſchmack und Gewohnheiten der künftigen Beſitzerin gewiß ausſchlaggebend; ein Hemd mit Achſelſchluß kann der dieſelben nicht gewohnten Trägerin ſehr unbehaglich werden, ein gerader Beſatz am Rocke ſtatt des bisher gebrauchten runden iſt ſchon eine kleine Unbequemlichkeit, und grobes Leinen iſt einer an Batiſt gewöhnten Dame geradezu unerträglich. — Es liegt natürlich im Intereſſe der Eigentümerin, daß ihre Leibwäſche aus möglichſt gutem Material hergeſtellt werde. Verzierungen jedoch, welche beim Plätten zeit- und müheraubend ſind, werden ihr und dem jungen Hausweſen bald zur Laſt. Für die zum täglichen Gebrauch beſtimmten Stücke bewährt ſich als Randverzierung die ſchöne dauerhafte Handſchlingerei, der man etwa noch den Zierſtich beigibt. —

Ein Hauptaugenmerk iſt darauf zu richten, daß die Leibwäſche bequem ſei. Oft genügen einige Jahre, um aus einem zarten, ſchmächtigen Mädchen eine behäbige Frau zu machen. Daher empfiehlt es ſich, nicht viele Façonhemden zu fertigen, die glatt anliegenden Stücke ſind für die Beſitzerin oft nach Kurzem nicht mehr tragbar.

Leibwäſche aus farbigem Batiſt iſt zu ſehr Modeſache, um bei einer Ausſtattung mitzuzählen, zumal der Stoff ſich nicht eben durch Dauerhaftigkeit auszeichnet. Um etwaigen Wünſchen der Tochter gerecht zu werden, mag eine zärtliche Mutter eine kleine Kollektion farbiger Stücke als „Extra-Beilage" bieten. —

Mit Vorliebe wird hingegen farbiger, zartgemuſterter Baumwoll-Batiſt ſtatt des koſtſpieligen Surah zu Matinées und Nachtjacken verwendet. Doch läßt man es ſelbſtverſtändlich bei einer reicheren Ausſtattung — und nur bei einer ſolchen kann farbige Leibwäſche in Betracht kommen — auch an weißen Nachtjacken und Nachthemden nicht fehlen. Ob für den Winter Flanell- oder Barchent- oder Twilt-Wäſche angeſchafft werden ſoll, hängt lediglich von den Gepflogenheiten der Trägerin ab; iſt ſie an die letzteren Gattungen gewöhnt, ſo iſt es doch gut, mindeſtens durch eine Flanellgarnitur für die Tage ſtrenger Kälte vorzuſorgen. —

In keinem Trouſſeau fehlen in neuerer Zeit die Miederſchoner, entweder geſtrickt in Farben, in denen alle zarten Nüancen vertreten ſind, oder in Shirting und Batiſt-Chiffon, einfach mit Feſtons oder mit Stickerei oder Spitzen reich verziert.

In den Strümpfen dominiert die ſchwarze Farbe, die allerdings nur, in der teuern Seide, in fil d'Ecosse und in ſehr guten Garnen waſchecht ſein kann; wer ſich auf billigeres Material beſchränkt, muß ſich an andere Farben halten, von denen tegetthoffblau, braun, fleiſchfarben die beliebteſten ſind. Für den Hochſommer oder zu Abendtoiletten beſtimmte Strümpfe, die im ausgeſchnittenen oder Halbſchuh ſichtbar werden, pflegt man der Farbe des Kleides anzupaſſen. Weiße Strümpfe, welche in letzterer Zeit einen Verſuch machten, neuerdings in Mode zu kommen, werden faſt nur der Brauttoilette vorbehalten.

In Küchenwäſche ſind wir für die weiteſtgehende Liberalität; Hand- und Wiſchtücher kann die junge Frau nie genug mitbekommen. Ganz im Gegenſatze zu der Tiſchwäſche iſt hier Verſchiedenartigkeit der einzelnen Sorten ſehr wünſchenswert. An allen Stücken, die durch die Hände der Dienerſchaft zu gehen beſtimmt ſind, muß der Zweck deutlich kennbar gemacht werden; es iſt nicht angenehm, wenn das Gläſertuch zum Abtrocknen des Kochgeſchirres verwendet wird oder die Magd das Staubtuch in die Küche praktiziert.

In die Augen fallende Unterſchiede der Muſterung und der Farben leiſten dabei oft beſſere Dienſte, als die nicht immer ſorglich genug beachtete Marke.

Zur Küchenwäſche gehören auch Roll- und Plätttücher, Klammerbeutel und Schürzen, in neuerer Zeit auch Bretterſtreifen, Büffetdecken und Zierhandtücher.

Zur Dienerwäſche rechnet man die Bettbezüge, Leintücher und Handtücher der Dienerſchaft, die ſelbſtverſtändlich ganz einfach gehalten werden, aber in möglichſt großer Zahl erwünſcht ſind. — In vornehmen Häuſern werden die erſteren jetzt nicht mehr aus farbigem Zeug, ſondern aus weißem ſtarken Leinen oder Gradl gefertigt; hier treten auch Tiſchtücher, wie Küchen- und Servierſchürzen und Häubchen für die Dienerinnen, ſowie weiße Baumwoll-Servier-Handſchuhe für den Diener hinzu. Der letzteren kann der einfach bürgerliche Haushalt gewiß entbehren, Schürzen und Häubchen jedoch wären auch hier wohl angebracht, weil ſie der äußeren Erſcheinung der weiblichen Dienerſchaft das Gepräge der Nettigkeit verleihen. Die Magd, die in vernachläſſigter Kleidung die Thür öffnet, macht auf den Beſucher einen ſchlechten Eindruck, während eine reinlich und ordentlich ausſehende Dienerin einen Rückſchluß auf das ganze Hausweſen ziehen läßt, welcher der Herrin desſelben nur angenehm ſein kann.

R. W.

Neue Art Waldmoſaik.

Die letzten ſchönen Herbſttage laden uns zum Spazierengehen ein. Da verſäume man doch ja nicht, allerlei Waldtrophäen zu ſammeln und zu trocknen. Man kann daraus die ſchönſten zierlichſten Gegenſtände fertigen und braucht dazu auf meine neue Art, ohne das mühſame Aneinanderlegen der Tannenſchuppen, nur geringe Zeit. — Vor allem ſuche man ſehr viel ſog. Flechten, jenes moosartige, weißgraue Gewächs, das in vielen verſchiedenen Formen meiſt die Nord- und Weſtſeite unſrer Bäume bedeckt. Dann ſind Eicheln, Lerchenzapfen, Buchecken, kleine Zweiglein, Gräſer u. ſ. w. ſehr willkommen; überhaupt findet meiſt dasjenige Verwendung, was noch am Stiel angewachſen ſitzt.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Den Grund zu dieſer Arbeit bildet farbiges Tuch. Nehmen wir alſo ein dreiteiliges Lambrequin; die mittelſte Zacke iſt etwas größer als die zu beiden Seiten; ſie erhält auch das größere Bouquet. Zuerſt legen wir in die Mitte der Zacke ungefähr handgroße graue Flechten, nähen dieſe an und arrangieren darauf recht graziös ein Bouquet von den genannten Waldkindern; auch dieſe Zweiglein und Reiſer werden angenäht; die kleineren Zacken erhalten entſprechende Sträußchen. Wenn der Rand des Lambrequins in kleinen Bogen ausgeſchlagen iſt, ſo genügen dieſe als Abſchluß, wenn nicht, ſo näht man einen Kranz von Flechten herum. Das Ganze ſieht reizend aus, beſonders wenn das bunte Tuch durch die grauen Flechten ſchimmert. — Auf dieſe Weiſe laſſen ſich Rahmen, Zeitungsmappen, Wandtaſchen und viele andre Dinge geſchmackvoll und in einer halben Stunde herſtellen.

H. v. Sydow.

Noch einmal vom Aufbewahren des Porzellans.

Im Anſchluß an das, was in der 3. Nummer d. J. Ihres geſchätzten Blattes über das Aufbewahren des Porzellans mitgeteilt wurde, möchte ich erwähnen, daß ich während der langen Winterabende meine kleinen Kinder damit beſchäftigte, bunte Läppchen zu benähen, welche ich aus den verſchiedenſten Stoffen geſchnitten und beſäumt hatte. Ich nahm dazu kleine Reſte von Drell, Barchend, Möbelcretonne u. dgl., ſchnitt aus den kleinſten Stücken paſſende Fleckchen für Deſſertteller und verwandte die größeren für große Teller, während die allergrößeſten für Schüſſeln beſtimmt wurden. Bei letzteren wurde ſogar ein farbiger Stern oder eine Phantaſieblume in die Mitte genäht, welches letztere jedoch meiſtens die Mutter ſelbſt oder die große Schweſter thun mußte. Ein Dutzend ſolcher Läppchen, oft eine recht bunte Geſellſchaft, bildete dann zu Weihnachten ein niedliches Geſchenk für die Großmama oder für die Tanten und wurde ſtets gern entgegen genommen. Das Benähen geſchah in weitläuftigem Feſtonnierſtich mit verſchiedenfarbigen Baumwollen oder auch mit Wolle, je nach der Art des Stoffes. Alles Porzellan, Kuchenteller und Schüſſeln, wie auch Kryſtall wird in unſerer Familie auf dieſe Weiſe ſtets verwahrt und erhält ſich ſehr gut dabei. Für die kleinen aber iſt's eine niedliche, leicht zu verrichtende Arbeit, und man freut ſich, wenn man die zierlichen Fingerchen ſich eifrig dabei bewegen ſieht. Ein fertiggeſtelltes Dutzend wird mit hübſchen Bändcher zuſammengebunden und ein kleines Blättchen Papier mit „Für Großmama“ oder mit „Für Tante“ daran geheftet.

Eine Abonnentin.

Zimmergärtnerei.

Fr. 19. Die weißen Pilzbildungen auf Palmen ſind Blattläuſe und müſſen vertilgt werden, wenn die Pflanzen nicht verderben ſollen, ich waſche ſie ab oder bürſte ſie vielmehr ab mit einer weichen Nagelbürſte und lauwarmem Waſſer.

H. v. H., Blankenburg.

Vermehrung der Gummibäume im Zimmer. Sobald ein Gummibaum älter wird, treibt er am unteren Teile des Stammes ſehr oft Nebenzweige aus. Dieſelben ſchneidet man, ſobald ſich etwa das vierte Blatt entwickelt hat, ſcharf und glatt am Stamme ab und ſteckt ſie in eine Flaſche, die mit mäßig kaltem Waſſer angefüllt iſt. Die noch freibleibende Öffnung des Flaſchenhalſes verklebt man mit Harz oder Wachs. Nach Verlauf von 4—6 Wochen bemerkt man an der Schnittfläche der Zweige die erſten Wurzelanfänge. Sobald die Wurzeln ungefähr 10 cm lang geworden, zerſchlägt man die Waſſerflaſche und bringt die Stecklinge in lockere, ſandige Laub- oder Heideerde. Auch hat man darauf zu achten, daß die Pflänzchen möglichſt ſchattig ſtehen. Zuweilen gelingt die Vermehrung der Gummibäume auch, wenn man die Zweige einfach in ausgewaſchenen Flußſand ſteckt und mit einer Glasglocke oder einem Glasgefäß überdeckt. Doch iſt der Erfolg am ſicherſten nach der obigen Weiſe.

K. L.

Praktiſches fürs Haus.

Samenſchränkchen. Frage 23. An alte Abonnentin. Da Blumenſamen meiſt nur in kleinen Mengen gebraucht wird, ſo genügen zu einem Schränkchen vielleicht ſchon die Schachteln der ſchwediſchen Streichhölzer. Kleben Sie alſo die Hülſen der Schachteln zu je drei Stück in fünf Reihen untereinander zuſammen, ſo bildet ſich ein Wandſchränkchen mit 15 Käſtchen, natürlich läßt ſich jede Anzahl Käſtchen ſo zuſammenkleben, doch muß die Höhe der Breite angemeſſen ſein. Um ein Herausſchieben der Schiebekäſtchen nach hinten zu vermeiden kleben Sie eine Pappe auf die Rückwand. Die Schiebekäſtchen erhalten auf ihrer vorderen Seite ein kleines Papierſchild zur Bezeichnung des Inhalts und ein Kugelknöpfchen zum Anfaſſen. Dazu wählen Sie Knöpfchen mit Drahtöſen, ſtecken die Öſen durch ein gebohrtes Loch und befeſtigen den Knopf auf der Innenſeite mit einem Hölzchen. Ein Tröpfchen Leim ſichert das Hölzchen vor dem Herausgleiten. Zum beſſeren Halt erhält das ganze Schränkchen eine Umrandung von Flanell, Tuch, Drell oder Wachstuch. Hierzu ſchneidet man einen Streifen genau in der Breite der Käſtchenlänge, zackt ihn fein aus oder faßt ihn mit Band ein und bringt eine leichte Stickerei darauf an. Der Streifen muß den ganzen Käſtchenſchrank umſchließen. Zum Anhängen an die Wand wird Band an den oberen Ecken des Schränkchen an dem Streifen feſtgenäht, den Anſatz können Schleifen oder Quaſten decken. Wer Handwerkzeug beſitzt, kann aus Cigarrenkiſten ein Schränkchen zuſammenzimmern, doch iſt dies mühſam. Aus großen Cigarrenkaſten, wie dieſelben oft zu Probeſendungen benutzt werden, läßt ſich ebenfalls ein Samenbehälter herſtellen, welcher entweder ſtehend oder hängend aufbewahrt werden kann. Ein ſolcher Kaſten muß flach und breit ſein. Man teilt den Inhalt durch lange und kurze Pappſtreifen, welche man ſauber mit dunklem Papier beklebt, in kleine kaſtenähnliche Abteilungen und bewahrt den Samen in kleinen Säckchen aus feiner grauer Leinewand in dieſen Abteilungen auf. Hängt der Kaſten, ſo bilden die Abteilungen kleine Fächer. Der Deckel wird mittelſt Meſſingknopf und Gummi geſchloſſen. Um die Befeſtigung des Deckels zu verſtärken, klebt man auf beiden Seiten unter die Verbindungsſtelle dieſer beiden Teile ein Leinenſtreifchen. Außen wird ein ſolcher Kaſten entweder mit gepreßtem Papier oder mit buntem Möbelkattun bezogen, oder man bekleidet ihn mit Plüſch und Nagelarbeit, wobei aber, der Dicke des Holzkaſtens entſprechend, nur die kleinſte Sorte Meſſingnägel verwandt werden darf. Dann möchte ich Sie noch auf die Gewürzſchränkchen der 30- und 50-Pfennigbazare aufmerkſam machen. Drei ſolcher Käſtchen oder Schränkchen übereinander geklebt, geben ein Schränkchen mit 18 Kaſten. Etwaige ſtörende Aufſatzverzierungen laſſen ſich leicht entfernen, die Käſtchen werden, um die Aufſchriften zu verdecken, mit einer Kleinigkeit Ölfarbe überſtrichen und erhalten ebenfalls, wie es bei den Streichholzſchachteln beſchrieben iſt, ringsum einen Haltſtreifen und Band zum Anhängen.

Frau Lucie.

Neue Vorlagenwerke für Handarbeiten.

Es iſt eine wahre Freude, die Fortſchritte von Geſchmack und Schönheitsſinn auf dem Gebiete der Frauenhandarbeit von Jahr zu Jahr zu verfolgen! Welche entſetzliche Geſchmackloſigkeit noch vor 10—15 Jahren! Welche unerhörten Roſenbouquets, geſtickten Löwen und Hunde! Der Geſchmack iſt in dieſer Beziehung von Grund aus gebeſſert worden; es herrſcht ein neuer ſchönheitskundiger Geiſt in Stickereiläden und Damenkreiſen; wie ſchön, wie leicht, wie edel ſind die ſtiliſierten Blumenformen unſerer Tapiſſerieornamente, wie wohlthuend die reizvollen ſtumpfen Farben, wie graziös die wirkſamen Arrangements! Dieſe Aufbeſſerung des Geſchmacks iſt kein Zufall, ſondern der Thätigkeitserfolg unſerer großen Mode- und Handarbeitsblätter, in allererſter Linie der Lipperheideſchen „Modenwelt“, deren Leiterin das Verdienſt gebührt, den künſtleriſchen Zug unſerer Zeit zuerſt auf das Handarbeitsgebiet übertragen zu haben. Vor uns liegt eine neue Sammlung der von Frau Frida Lipperheide geſammelten und komponierten Handarbeitsvorlagen; es iſt nicht zu ſagen, welchen Reichtum von ſchönen Formen ſie birgt! Dieſe für 3 Mk. käuflichen Mappen (Muſterblätter für weibliche Handarbeit. I. u. II. Sammlung; einzelne Blätter à 40 Pf.) ſind ein wahrer Schatz des Vollkommenſten, was in bezug auf Handarbeitsmuſter zu leiſten iſt. — Ein anderes ſtattliches Vorlagenwerk iſt der Ebhardt'ſche Muſterſchatz für Handarbeiten, Verlag von Franz Ebhardt, Berlin W., Ringſtr. 8; das reich und ſchön ausgeſtattete Werk eignet ſich namentlich zu Geſchenken; es bietet neben Stickereimotiven aller Art die verſchiedenartigſten Vorlageblätter für Holzmalereien, Spritzarbeit u. ſ. w. — Ein drittes empfehlenswertes Unternehmen, das dem Bedürfnis vieler fleißiger Arbeiterinnen entgegenkommen mag, iſt die von Eugen Twietmeyer in Leipzig herausgegebene „Arbeitsſchule“, Zeitſchrift für leichte und geſchmackvolle Handarbeiten. Die zwei uns vorliegenden Jahrgänge bieten ſo viel reizende Muſter und Müſterchen, ſoviel nette Anregungen aller Art, daß man ſich ungefähr den Jubel eines töchterreichen Hauſes vorſtellen kann, in dem dieſe — ſehr billige — Zeitſchrift (monatlich 90 Pf.) allmonatlich einkehrt.

F. Hz.

Zimmerſchmuck.

Künſtlicher Kaminbord für Öfen. Bei Bekannten ſah ich zuerſt dieſen Kaminbord und halte denſelben ſeines eleganten Ausſehens wegen für jeden Salon geeignet. Der Tiſchler muß nach Maß ein beliebig großes Holzgeſtell fertigen, das ſich dem Ofen genau anpaſſen muß; am meiſten geeignet iſt dazu ein Eckofen. Das Brett iſt am beſten 20 cm breit und folgt bei unſerem Bord den beiden Ecken des Ofens nach der Wand zu. Unten erhält das Brett Stützen, die mit weißer Ölfarbe geſtrichen werden; dieſelbe ſticht am wenigſten von den weißen Kacheln ab. Dann wird der Bord mit zu der Zimmereinrichtung paſſendem Rips, Plüſch oder Granit bezogen; an den Rand kommt eine Pomponfranſe, die nicht zu ſchmal ſein darf, da man ſonſt die Stützen zu ſehr ſieht. Der Rand des Bordes wird mit goldnen altdeutſchen Nägeln verziert. Zur Befeſtigung dienen Bankeiſen und Öſen, welche der Schloſſer am ſicherſten befeſtigt. Der Kaminbord darf nicht zu tief angebracht werden, da er ſonſt bei ſtark geheiztem Ofen anſengt, der unſere iſt 45 cm über dem Abſatz des Ofens angebracht. Um die Täuſchung, einen richtigen Kaminofen vor ſich zu haben, recht vollkommen zu machen, ſtelle man einen Ofenſchirm vor das Bord, welches man möglichſt reich mit Nippes, Vaſen ꝛc. beſetzt. Davor arrangiere man auf einen kleinen Teppich ein behagliches Kaminplätzchen.

Erna v. B., Liegnitz.

Für die Küche.

An A. v. W. (Fr. 225) Rezept zu engl. Obſt-Pie. — Eine Schüſſel wird mit Obſt und Zucker angefüllt und darauf folgender Teig gemacht. ½ Pfund Mehl, ¼ Pfund Butter, ¼ Pfund Zucker, einige geriebene Mandeln, etwas Zimmt, ein ganzes Ei und ein Eiweiß werden zu einem Teig geknetet und zum Steifwerden ins Kalte geſtellt. Dann rollt man den Teig aus, deckt ihn auf die Schüſſel, legt einen Streifen oder Rand darum, beſtreicht ihn mit Eigelb und Zucker und bäckt ihn bei ordentlicher Hitze zu ſchöner Farbe, etwa 1 Stunde.

Obige Maſſe reicht für fünf Perſonen. Gutes Gelingen wünſcht

alte ſchleſiſche Hausfrau.

Fragen.

36) Kann mir eine freundliche Leſerin irgend eine hübſche Idee zur Anfertigung einer Taſtendecke für mein Pianino mitteilen?

Anna.

37) Wer hat wol die Güte, mir ein recht ausführliches Rezept zu ſchwäbiſchem Hutzelbrod zu geben?

Leutnantsgattin in Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die langjährige Gewohnheit vieler **Daheim-Abonnenten,** die feſtlich ausgeſtattete

Weihnachts-Nummer

unſers Blattes an ferne Familienglieder, Freunde und Bekannte als Feſtgruß aus der Heimat zu verſenden, veranlaßt uns auch in dieſem Jahre, von der betreffenden Nummer (Nr. 12 vom 20. Dezember) **Separatabdrucke** zu veranſtalten, die wir zum Preiſe von 50 Pf. pro Exemplar unſern Abonnenten in beliebiger Anzahl zur Verfügung ſtellen.

Jede Buchhandlung nimmt Beſtellungen auf die Weihnachtsnummer an; wo eine ſolche nicht zugänglich iſt, wolle man Beſtellungen unter Einſendung des Betrages direkt an die unterzeichnete Expedition richten.

Die dermalige Weihnachts-Nummer des Daheim iſt ſehr reich ausgeſtattet und bildet inhaltlich ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze ohne Fortſetzungen.

Leipzig, Poſtſtraße 9.

Daheim-Expedition
(Velhagen & Klaſing).

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neu Weihnachten 1890:

Unſer Großvater.

Ein Lebensbild in Briefen
von
Maria Krummacher.
Preis elegant gebunden 6 Mark.

Die Verfaſſerin von „Unſere Mutter“ (6. Aufl. 1889) bringt hier als Seitenſtück das Lebensbild des Großvaters, des Parabeldichters Friedrich Adolf Krummacher, Vaters von Fritz Krummacher, dem Eliasprediger. Es iſt wieder ein Familien- und Zeitbild, aus der Wende des 18./19. Jahrhunderts, wie es ſich im Leben einer kernhaften Weſtfalennatur abſpiegelt, in der ſich Tiefe des Gemüts mit erfriſchendem Humor ſo erquicklich verbinden. Erſt Konrektor in Hamm, dann Rektor in Moers, Profeſſor der Theologie an der Univerſität Duisburg, Pfarrer in Kettwig, Generalſuperintendent in Bernburg, zuletzt Paſtor in Bremen: das ſind die Stationen dieſes reichen Lebens. Wenn wir nicht ſehr irren, ſo wird dies Buch für längere Zeit eines der beliebteſten Geſchenkbücher für Männer und Frauen werden, ein Seitenſtück z. B. zu Kügelgens Erinnerungen eines alten Mannes und ähnlichen Büchern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neu Weihnachten 1890:

Pſyche.

Eine Erzählung
von
Adolf Schmitthenner.
Elegant gebunden Preis 5 M.

Wohl iſt es nicht ſelten, daß das Erſtlingswerk eines Autors ſchon die ganze Bedeutung ſeines Talents bekundet. Kaum jemals aber iſt der Fall dageweſen, daß ein großes Talent ſchon in ſeinem erſten Buche ſich ſo fertig und in ſich abgeſchloſſen zeigt, wie Adolf Schmitthenner in ſeiner „Pſyche“. Kein moderner Autor hat ein ergreifenderes Schickſal geſchildert, wahrhaftiger im Detail und verſöhnender in ſeinem Ausgange. Eine eminente Beobachtungsgabe und ein bewundernswertes Schilderungsvermögen befähigen den Dichter, den Leſer zu packen, als ob er Selbſterlebtem gegenüberſtehe. Der Roman wird in litterariſchen Kreiſen das größte Aufſehen erregen, und er eignet ſich deshalb trefflich als Weihnachtsgeſchenk für einen gewählten Geſchmack.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Pilgerſtab.

Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr
von
Heinrich Spengler.
Neunte Auflage.
Preis in Halbfranz geb. 8 M., mit Goldſchnitt 9 M.

Ein hochgeſchätztes Hausandachtsbuch, für deſſen Beliebtheit neun Auflagen genügend ſprechen.

Der kleine Pilgerſtab.

Morgen- und Abendandachten
von
Heinrich Spengler.
Preis in Geſchenkband M. 3.50, mit Goldſchnitt M. 4.50.

Eine durchaus neue Arbeit des Verfaſſers, hervorgerufen durch vielfache Wünſche, einen billigeren Pilgerſtab für weniger bemittelte Leſer zu erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Bibelwerk für die Gemeinde.

Neues Teſtament.

Herausgegeben
von
Rudolf Friedrich Grau,
D. und Profeſſor der Theologie in Königsberg.
Zweite Auflage.
Zwei Bände in Halbfranz gebunden Preis 16 Mark.

Das Bedürfnis einer Beihülfe beim Bibelleſen wird zweifellos allgemein empfunden, und nicht ſelten mag überhaupt erſt durch ein erklärendes Werk die Anregung zu verſtändigem Bibelleſen gegeben werden. Das Verdienſt von Graus Bibelwerk beſteht darin, daß es trefflich geeignet iſt, den nicht theologiſchen Leſer zu ſinnig eindringender Lektüre zu ſammeln und feſtzuhalten, ohne ihm ein Studium zuzumuten, zu dem er weder Zeit findet, noch Beruf in ſich fühlt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Daheim

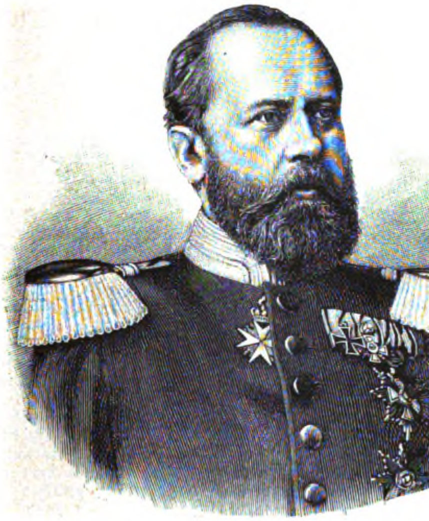
XXVII. Nr. 9. Zweites Blatt.

Jahrgang 1891.

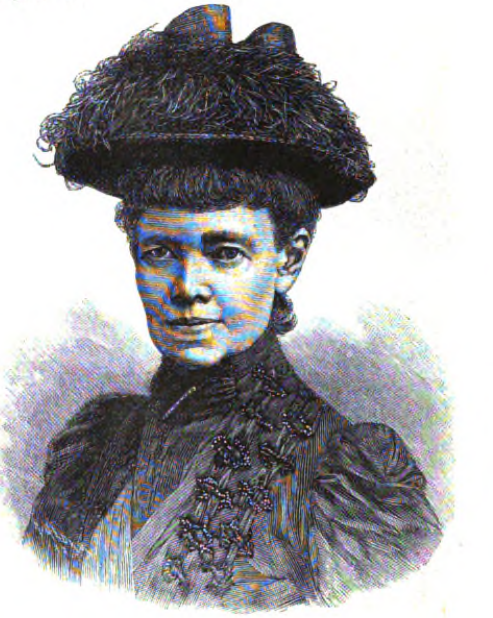
Aus der Zeit — für die Zeit.

29. November 1890.

Fürſt zu Stolberg-Wernigerode.



Otto Fürſt zu Stolberg-Wernigerode.



Anna Fürſtin zu Stolberg-Wernigerode.

Gelegentlich eines Zuſammentreffens auf einer Hofjagd in Blankenburg Ende v. M. teilte Se. Majeſtät der Kaiſer dem regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode mit, daß er unter dem 22. Oktober dem Antrage des Grafen, den ſeinen Vorfahren von Kaiſer Karl VII. verliehenen Fürſtentitel wieder aufnehmen und für ſich und in gewiſſem Umfange für ſeine Deſcendenz führen zu dürfen, ſeine Genehmigung erteilt habe. Der Antrag des Grafen, jetzigen Fürſten von Stolberg-Wernigerode ſtützte ſich auf folgenden Vorgang: Am 18. Februar 1742 erbat Graf Friedrich Karl zu Stolberg-Gedern, der jüngſte Bruder des Grafen, Chriſtian Ernſt zu Stolberg-Wernigerode, bei Gelegenheit der Übernahme der kaiſerlichen Gewalt durch Kaiſer Karl VII. in Frankfurt a. M. für ſich und ſein ganzes Haus die Erhebung in den Reichsfürſtenſtand. Dieſe Bitte wurde an demſelben Tage durch eigenhändige Reſolution des Kaiſers auf der Eingabe ſelbſt genehmigt, und die Faſſung des Antrages läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Erhebung in den Fürſtenſtand ſich nicht nur auf den Grafen Friedrich Karl zu Stolberg-Gedern, ſondern auch auf den älteren Bruder Graf Chriſtian Ernſt zu Stolberg-Wernigerode erſtreckte. Der letztere indeſſen glaubte aus Bedenken, die ſich hauptſächlich aus ſeinem Lehnsverhältnis zu dem König von Preußen ergaben, auf den Fürſtentitel verzichten zu ſollen, und die Ausſtellung des Diploms erfolgte thatſächlich nur für den Grafen Friedrich Karl als Chef der 1804 ausgeſtorbenen und von der Linie Wernigerode beerbten Linie Stolberg-Gedern. Nach dem von dem Kaiſer genehmigten Antrage des Grafen Otto zu Stolberg führt jetzt in Anerkennung der kaiſerlichen Entſchließung vom 18. Februar 1742 das jeweilige Haupt des Hauſes Stolberg-Wernigerode den Fürſtentitel, ſeine Kinder den Prinzen- reſp. Prinzeſſinnentitel, während den Kindern der nachgeborenen Söhne der Grafentitel verbleibt. Es bedarf keiner politiſchen Motivierung für die Entſchließung des Kaiſers, einem ſo wohlbegründeten Antrage eines Mannes Folge zu geben, der nicht nur als ein dem Monarchen perſönlich naheſtehender Freund gilt, ſondern auch wiederholt der Krone in uneigennützigſter Weiſe ſeine Kräfte zur Verfügung geſtellt hat. Fürſt Otto zu Stolberg-Wernigerode lebt in glücklichſter Ehe mit der durch ihren wahrhaft chriſtlichen Sinn und ihre Wohlthätigkeit ausgezeichneten Fürſtin Anna, geb. Prinzeſſin Reuß-Schleiz-Cöſtritz. Der Ehe ſind außer dem Erbprinzen Chriſtian Ernſt, der als Leutnant im Leibgarde-Huſarenregiment ſteht, noch zwei Söhne und drei Töchter entſproſſen. Trotzdem die Verwaltung ſeines ausgedehnten Grundbeſitzes die Zeit des Fürſten vollauf in Anſpruch nahm, hat er dennoch ſeine Kraft mehrfach dem Staate in den hervorragendſten Stellungen nutzbar gemacht. Am 30. Oktober 1837 geboren, wurde Graf Otto ſchon 1867 zum Oberpräſidenten der Provinz Hannover ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1873 bei den eigentümlichen politiſchen und adminiſtrativen Schwierigkeiten dieſer Provinz gerade während jener Jahre ein hervorragendes Verwaltungstalent bekundete. 1867 gehörte er außerdem dem konſtituierenden Reichstage, von 1871 an dem deutſchen Reichstage als Mitglied an. Im preußiſchen Herrenhauſe, zu deſſen erblichen Mitgliedern der Fürſt zählt, fungierte er von 1872—76 als Präſident. Am 4. März 1876 wurde er als Botſchafter des deutſchen Reiches in Wien akkreditiert und blieb in dieſer Stellung bis er am 29. März 1878 zum preußiſchen Staatsminiſter und Vizepräſidenten des preußiſchen Staatsminiſteriums ernannt und bald darauf auch mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers betraut wurde. Drei Jahre ſpäter wurde er zum Oberſt-Kämmerer und zum Miniſter des Königlichen Hauſes ernannt, aus welcher Stellung er 1888 ſchied, um ſich ganz der Verwaltung ſeines Grundbeſitzes zu widmen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

In der Pflicht geheiligten Bezirken
Ohne Aufſehn ſtill das Gute wirken,
Große Opfer bringen und verſchweigen, —
Edelmut, — wie Wen'gen biſt du eigen!

Weihnachtsarbeiten.

1) Fußſack. Man ſtrickt zuerſt aus gewöhnlicher ſchwarzer Strumpfwolle zwei Teile in gewünſchter Größe, nach unten zu abgeſchrägt. Da ſie als Futter den Pelz erſetzen ſollen, ſo werden ſie im Schlingenſtich (den Faden 3mal um den Finger gewickelt und 3fach durchgezogen, abwechſelnd eine gewöhnliche Maſche, eine Schlingenmaſche, die darauffolgende Nadel zurück glatt) geſtrickt. — Der obere Überzug iſt ſchwarzer Plüſch, der untere Leder; eine ſelbſtgedrehte Schnur umgibt den Rand und bildet den Henkel Das Monogramm erſcheint in Gold geſtickt. Das Aufzeichnen des Monogramms beſorgt man mit geſchabter Kreide, die mit etwas Waſſer und Gummi angefeuchtet, ſich bequem mit dem Pinſel handhaben läßt. — Solch ein Fußſack hält ſehr ſchön warm und koſtet nicht das Drittel eines beim Kürſchner gekauften.

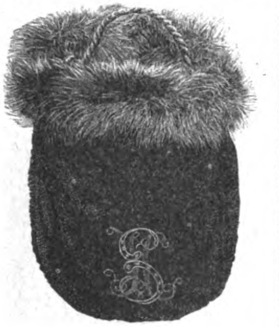


Abb. 1.

2) Flickenſäckchen. (Kinderarbeit.) Ein Stück Javakanevas, 45 cm lang, 28 cm breit, wird in der Mitte ſeiner Länge wie ein Heftumſchlag zuſammengeſchlagen. Hierauf wird die eine Hälfte, welche die Vorderſeite bilden ſoll, abgezählt und mit beiſtehender Aufſchrift in braunem Kreuzſtich geſchmückt. Die fertige Arbeit wird braun abgefüttert und zum Säckchen zuſammengenäht: die unteren Ecken rundet man ab. Zwei Henkel dienen zum Anhängen des Säckchens an den Nähtiſch Mama's, der das praktiſche Geſchenk ganz gewiß willkommen ſein wird.

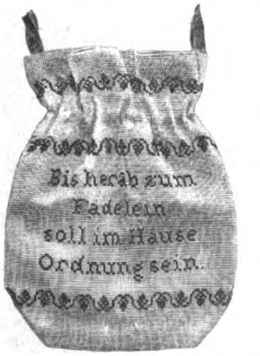


Abb. 2.

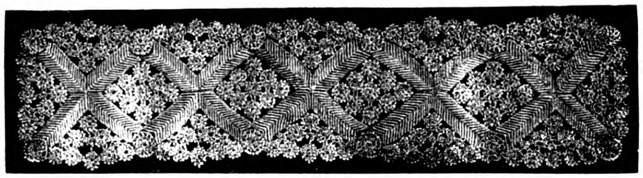


Abb. 3.

Von den modernen, aus ſtarken Rippenſtreifen und kleinen Sternen zuſammengeſetzten Häkelarbeiten geben wir in dem gehäkelten Tiſchläufer, Abb. 3, ein hübſches Modell. Mit drelliertem, crêmefarbigem Häkelgarn Nr. 30 und einer ziemlich feinen Stahlhäkelnadel werden zur Herſtellung der dichten, inneren Streifen 21 Luftmaſchen aufgeſchlagen. In dieſe arbeitet man 10 kurze Stäbchenmaſchen, auf der 11. Luftmaſche 5 kurze Stäbchenmaſchen und wieder 10 kurze Stäbchenmaſchen bis zum Ende der Reihe, immer in den letzten Faden jeder Maſche faſſend. Nun wird 1 Luftmaſche gehäkelt, die Arbeit gewandt und über die ganze Tour mit kurzen Stäbchenmaſchen gehäkelt, jedoch nur der letzte Faden der Maſchen aufgenommen, die erſte und letzte Maſche der Reihe überſprungen. Auf dieſe Weiſe entſtehen kleine Rippchen, von denen 18 zu einem Streifen gehören. In jeder Rippe werden in der Mitte der Tour 5 kurze Stäbchenmaſchen in denſelben Stich gehäkelt und die zweite, zurückgehende Reihe glatt darüber weggehäkelt. Sind 4 ſolche Rippen vollendet, ſo werden ſie in Kreuzform miteinander verbunden, und 5 dieſer Kreuze machen die Länge eines gewöhnlichen Tiſchläufers über einen mittelgroßen Tiſch aus. Um die mittleren Sterne zu verfertigen, werden 9 Luftmaſchen zu einem Ringe geſchlungen und in ihn 16 kurze feſte Stäbchenmaſchen gehäkelt. Dann folgen 2 Luftmaſchen, 2 hohe Stäbchen mit einmaligem Umſchlagen des Fadens. Um dieſe Tour werden 14 Pikots verteilt, je 5 Luftmaſchen, in die erſte Luftmaſche zurückgefaßt, und mit kurzem Stäbchen ohne Umſchlagen weiter gefaßt. Für die ganz kleinen Sterne, welche zur Verbindung dienen, ſchlägt man 9 Luftmaſchen auf, ſchlingt ſie zur Runde und häkelt nun in dieſe hinein 5 Luftmaſchen mit kurzem Stäbchen durch die Rundung gefaßt, bis auf die Art 8 kleine Zacken entſtehen. Die großen Sterne werden in derſelben Weiſe wie die der mittleren Größe gehäkelt, nur beſteht der Außenrand aus einer Reihe von doppelten Pikots, je 5 Luftmaſchen, in die erſte Luftmaſche zurückfaſſend, ſodaß 28 Pikots in der Runde ſind. Die einzelnen Sterne werden, wie erſichtlich, miteinander verbunden, am beſten näht man ſie zuſammen.

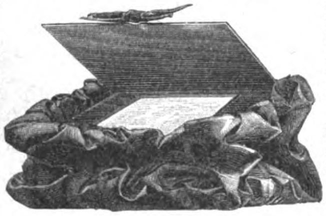


Abb. 4.

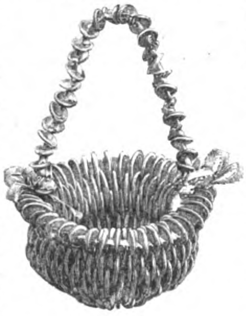


Abb. 5.

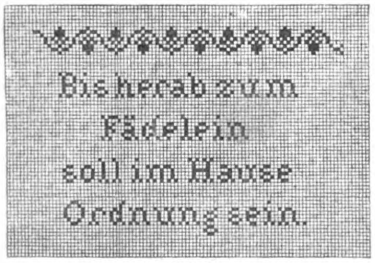


Abb. 6.

In Abb. 5 veranſchaulichen wir das ſchon in Nr. 4 erwähnte Körbchen aus Kürbiskernen, eine ganz reizende Arbeit für kleine Mädchenhände. Es gehören dazu ca. 640 Kerne (in allen Samenhandlungen zu kaufen) 2 bis 3 Ellen ganz ſchmales, blaues Seidenbändchen, etwas Draht und ſtarker Zwirn. Nachdem die Kerne von allen Faſern, die ſie umgeben, befreit ſind, wäſcht man ſie mehrmals, tüchtig reibend; man kann immerhin etwas Seife und warmes Waſſer dabei anwenden, damit alles Schleimige möglichſt abgerieben wird. Hierauf trocknet man die Kerne zwiſchen zwei Tüchern gut ab, ſchüttet ſie auf ein Brett und läßt ſie in der Sonne 8–14 Tage lang ganz trocken werden. Die Kerne müſſen aus Kürbiſſen von ein und derſelben Sorte genommen werden, und zwar von einer recht großen Art, da die kleinere nur kleine, unanſehnliche Kerne liefert. Die von der großen Art herrührenden Kerne haben einen Rand, der ſie wie ein Schnürchen umgiebt. Dieſe ſind für unſern Zweck geeignet und haben, wenn ſie ganz trocken ſind, ein elfenbeinartiges Anſehen. Nach dem Trocknen reibt man die Kerne noch tüchtig zwiſchen den Händen und bläſt die ſich dadurch loslöſenden feinen, ſilbergaze ähnlichen Hautteilchen fort, die jeden Kern umhüllen. Von den alſo vorbereiteten Kernen zieht man mittels einer ſtarken Nähnadel 22 Stück auf einen ſehr ſtarken, rohen Zwirnsfaden, indem man jeden Kern an ſeinem ſpitzen Ende mit der Nadel durchſticht, verbindet die aufgereihten Kerne zu einer Rundung und knüpft die beiden Enden des Fadens mehrmals recht feſt zuſammen. Der dadurch entſtandene Stern bildet den Boden des Körbchens. Nun ſticht man mit der Nähnadel in den oberen, breiten Teil eines aufgefädelten Kern, zieht einen andern Kern an der Spitze auf den Faden, dann wieder den nächſten des Sternes am breiten Teil und fährt ſo fort, immer abwechſelnd einen neuen Kern mit ſeinem ſpitzen Ende zwiſchen die bereits aufgereihten ſchiebend, bis man wieder 22 Kerne, als zweite Tour, der erſten eingefügt hat. Zur dritten Tour gehören 44 Kerne, welche ebenſo wie die der zweiten eingefügt werden, nur daß man je zwei und zwei auf die Nadel ſpießt. Nun knüpft man den Zwirn wieder recht feſt zuſammen und hat jetzt den Umfang des Körbchens erreicht. Nach dieſer Doppeltour zieht man noch dreimal glatte Touren, d. h. jedesmal 44 Kerne in derſelben Weiſe wie bei der zweiten Tour, auf. So erhält man ein ineinandergreifendes Gefüge, welches, wenn man recht gleichmäßige Kerne ausgewählt hat,

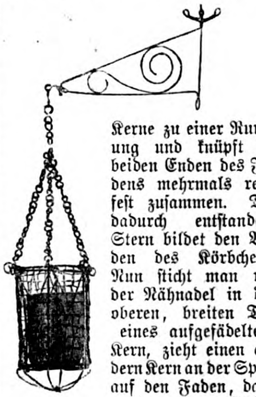


Abb. 7.

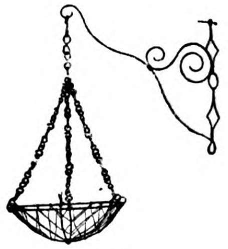


Abb. 8.

(Fortſetzung im Vierten Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

ſo ſauber und eigen ausſieht, als ob es von einem geſchickten Mechaniker verfertigt wäre. Hauptſache iſt, daß man die Nähnadel bei allen Kernen gleichmäßig an derſelben Stelle einſticht und daß der Faden nach vollendeter Tour recht feſt geknüpft wird. Hierbei kann man das Körbchen ein wenig modellieren, indem man die vorletzte Tour noch etwas feſter zuſammenzieht als die nachfolgende. Jetzt aber kommt die allerletzte Tour, die eine kleine Schwierigkeit mit ſich bringt. Hierzu werden 44 recht ſchöne gerade und gleiche Kerne mit einem Federmeſſer am oberen, breiten Ende durchſtochen, ſo daß ſie einen Längseinſchnitt von der Breite etwa wie die Klinge des Federmeſſers erhalten. — Sehr kleinen Händchen wird dieſe Arbeit wohl die Mama abnehmen, damit das Kind ſich nicht verletzt. Am unteren, ſpitzen Ende wird jeder Kern auch noch mit einer Stopfnadel durchbohrt. Durch die Einſchnitte wird nun mittels der Schnürnadel ſchmales Seidenbändchen gezogen und zwar auf zwei längere Enden desſelben je 22 Kerne. Alsdann reiht man die letzteren wieder in derſelben Weiſe wie bei den andern Touren, mit ihren Spitzen zwiſchen die vorigen, wozu man, zur Erleichterung der Arbeit ſchon Löchlein vorgebohrt hatte. Die Enden des Seidenbändchens, deren man nun an jeder Seite zwei hat, läßt man einſtweilen unverknüpft und bereitet zuerſt den Bügel. Zu dieſem nimmt man 2 Enden beſponnenen Draht, durchſticht 28—30 Kerne an beiden Enden mit der Stopfnadel, leitet durch die Löchlein die Drähte, ſo, daß immer ein Kern am ſpitzen, der andere am breiten Ende aufgereiht wird und läßt zwiſchen jedem Kern einen Zwiſchenraum, welcher, nachdem alle Kerne aufgereiht, mit Seidenbändchen überwickelt wird. Die Abbildung veranſchaulicht die Ausführung. Mittels der Drahtenden befeſtigt man nun den Bügel an den beiden Seiten des Körbchens wo die Bandenden hängen geblieben, knüpft dieſe nur ſo feſt zuſammen, daß die Kerne etwas weiter von einander entfernt ſtehen, als die andern und ſo einen nach außen gebogenen Rand bilden, macht von dem Bändchen mehrere Schlingen und befeſtigt dieſe — ſowie auch den Bügel nochmals recht feſt — mit der Nähnadel. **B. v. W.**

Eine neue allerliebſte Beſchäftigung für geſchickte Hände und zwar ſowohl Frauen- als Männerhände, beſteht in der Herſtellung der beliebten Drahtarbeiten. Allerliebſte Gegenſtände laſſen ſich aus dieſem ſchlichten und billigen Material anfertigen. So gereichen z. B. die daraus hergeſtellten Ampeln einem jeden Salon zur größten Zierde. Andere Drahtkunſtwerke können praktiſche Verwendung finden; ſo ebenfalls Ampeln als Schwammhalter oder als Blumenbehälter. In folgendem ſollen einige hübſche Formen ſolcher Ampeln und ihre Darſtellungsweiſe beſchrieben werden.

Als Material dient eine Sorte Eiſendraht, die in beiläufiger Stärke von 0,6—0,9 mm, genügend weich iſt, um vermittelſt einer Zange und den Händen gebogen werden zu können. Außerdem gebraucht man ganz feinen Bindedraht, zum Zuſammenbinden einzelner Teile und zur Herſtellung von Geflecht.

Damit ausgerüſtet, geht man ans Werk. Die erſte Hauptregel beim Drahtbiegen iſt folgende: Man faßt mit der Zange das kurze Ende des Drahtes und mit der andern Hand das lange, das heißt man biegt den Draht an der Seite, die außerhalb der Klauen der Zange liegt. Die Biegung entſteht aber nicht an der Stelle, wo ſich die ſcharfen Kanten der Zange einlegen, ſondern $1^1/_2$ mm außerhalb. Es iſt dieſer Punkt immer genau zu beachten, wenn man wirklich runde und ſchöne Biegungen herſtellen will. Darum muß man auch die Zange, wenn das kurze Ende ſchon gebogen iſt, nicht erſt auf das gerade Stück legen, ſondern auf die letzte Biegung. Nach der verſchiedenen Stärke der Krümmung wird ſich dies auch verſchieden geſtalten. Nach einigen Verſuchen wird jeder die richtige Praxis erkannt haben; hauptſächlich bleibe man ſich darüber klar, nicht Ecken, ſondern eine gleichmäßige Biegung erzielen zu wollen.

Unſere Ampeln beſtehen aus Wandarm, Kette und eigentlicher Ampel, die in verſchiedenen Formen gefertigt werden können. Zunächſt beginne man mit der Kette, und zwar den einzelnen Kettengliedern. Ein jeder ſoll die Form haben, wie ſie Abb. 9 zeigt. Dieſe Form iſt bei weitem die hübſcheſte und den einfachen Ringen vorzuziehen. Man biegt alſo zunächſt den Bogen bis **a** in ganz gleichmäßiger Weiſe, dann wird der nächſte Druck ſchwächer, dann entgegengeſetzt. Iſt der Haken ſoweit fertig, wird er mit der ſcharfen Zange abgekniffen und geformt, d. h. die beiden Ringe werden entweder in eine Ebene gebracht, oder ſo gebogen, daß ſie rechtwinklich zu einander ſtehen. Auf dieſe Weiſe ſtellt man ſich eine ganze Anzahl ſolcher Kettenglieder her, die verſchieden ſind je nach der Art der Ampel, welche hergeſtellt werden ſoll. Man achte aber beſonders darauf, die Haken möglichſt gleichmäßig zu runden.

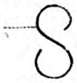


Abb. 9.

Wir ſchreiten nun zur Herſtellung des Wandarmes, der ſoviel Feſtigkeit erlangen muß, um Kette und Ampel tragen zu können. Traut man dem bisher verwendetem Drahte ſoviel nicht zu, ſo beſchaffe man ſich lieber eine etwas ſtärkere Sorte. Man biegt dann zunächſt das Stück, das an der Wand ſelbſt befeſtigt werden ſoll (Abb. 10 u. 11) und zwar müſſen die nach der Seite gehenden Ausbiegungen ſo groß gemacht werden, daß ſie ein Umkippen des Armes verhindern. Die aneinander liegenden, geraden Stücke werden durch den dünnen Draht feſt zuſammen gebunden, doch ſo, daß der Draht in ganz regelmäßigen Windungen herumgeht. Das letzte Ende dann wird umgebogen, nicht abgekniffen und gleich zur Herſtellung des Armes benutzt. Derſelbe wird nach Abb. 12 gebogen. Das Stück a wird beſonders hergeſtellt und dann an das Wandſtück und den Arm feſtgebunden. Dies muß aber mit beſonderer Vorſicht geſchehen, damit die aneinander gebundenen Teile ſich nicht verſchieben können. Dies vermeidet man, wenn man vor dem Zuſammenbinden mit der Zange in die beiden Drähte Einkerbungen macht, d. h. die Zange ſoweit zuſammen drückt, daß ſie wohl einſchneidet, aber nicht durchſchneidet. Wenn dann darüber gewickelt wird, kann ſich nichts verſchieben.

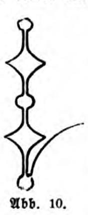


Abb. 10.

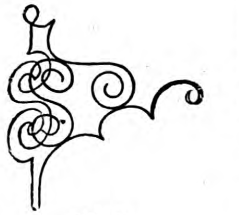


Abb. 11.

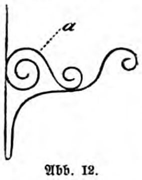


Abb. 12.

An dieſen Arm kommt die Kette. Man kann einige Glieder anhängen und läßt von dieſen unmittelbar ſich die andern abzweigen. Hübſcher wird die Einrichtung aber, wenn man ſtatt deſſen eine dreiarmige Krone (Abb. 13) biegt, deren Herſtellung aber nicht leicht iſt. Man biegt zunächſt einen Ring a, daran ſchließt man den Arm b, biegt oben die Öſe c, biegt dann den zweiten Arm b, den zweiten Ring a, geht von dieſem an den zweiten Arm b zurück, oben die Öſe, den dritten Arm, den dritten Ring, geht am dritten Arm zurück, biegt wieder oben Öſe und geht ſchließlich am erſten Arm wieder zurück. Die Arme müſſen natürlich unter denſelben Winkeln zu einander ſtehen. Die Hauptſchwierigkeit liegt aber darin, daß das Ganze nicht zu groß ſein darf und die aneinanderliegenden Teile genau paſſen müſſen. Man kann dieſe auch zuſammenbinden, doch iſt es nicht nötig.

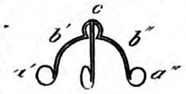


Abb. 13.

Nun kommt der Hauptteil, die eigentliche Ampel. Von den vielen Formen derſelben, will ich nur die drei leichteſten angeben. Die Schalenform (Abb. 8 u. 14), die Urnenform (Abb. 15) u. die Laternenform (Abb. 7). Zur Herſtellung der Schalen biegt man drei Bogen von der Form, wie ſie Abb. 14 zeigt, und einen großen Ring, der denſelben Durchmeſſer hat, wie der Abſtand der oberſten Punkte der Bögen iſt. An dieſen Ring werden die einzelnen Bogen ſo befeſtigt, daß zu jeder Seite derſelben in den Ring ein oder zwei Einkerbungen gemacht werden, und dann der dünne Draht herumgewickelt wird. Dann beſtimmt man an jedem Bogen die Mitte und bindet ſie dort in derſelben Weiſe zuſammen. Die Felder kann man dann noch durch die Abb. 17 ſchließen, indem man abwechſelnd eine Figur nach links und eine nach rechts ſehen läßt, oder durch Abb. 18, die aus zwei Teilen beſteht, die zuſammen immer in ein Feld kommen. Bei der Befeſtigung dieſer Figuren iſt dasſelbe zu beachten, das beim Wandarm geſagt war.

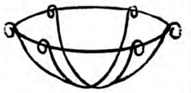


Abb. 14.

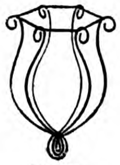


Abb. 15.

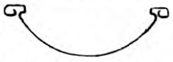


Abb. 16.

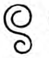


Abb. 17.

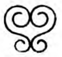


Abb. 18.

Ähnlich iſt die Herſtellung der Urnenform. Die Teile ſind Abb. 19 und Abb. 17. Doch wird hier beſſer und bequemer oben kein Ring benutzt, ſondern ein Sechseck. Ferner dürfen die Ringe unten (Abb. 19 **a**) nicht bei allen drei gleich groß ſein, ſondern bei einem größer, beim dritten kleiner als die Abbildung zeigt, damit ſie ineinander Platz haben; dann werden ſie bei b zuſammengebunden. Zur Füllung der Felder dient Abb. 17.

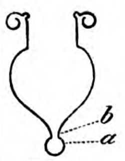


Abb. 19.

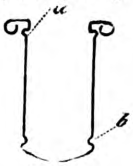


Abb. 20.

Bei der dritten Form, der Laterne, iſt dreimal die Fig. 20 zu biegen. Zur Verbindung dient ſowohl bei a, wie bei b je ein Sechseck. Außerdem werden auch die Bogen unten noch in der Mitte zuſammengebunden. Hier wird man am beſten die Felder durch Geflecht füllen, z. B. in der Art, wie Abb. 21 und 22 zeigt, doch iſt es vorteilhaft, das Geflecht nicht zu eng zu machen, da dann die Herſtellung zu ſchwierig wird, die Regelmäßigkeit meiſt leidet, und dann das Ganze nicht mehr ſchön ausſieht. Die beſonderen Figuren, in Abb. 21 das Kreuz und in Abb. 22 der Ring, fertigt man am beſten aus einer mittleren Sorte Draht, der ſich dann genügend von dem Geflecht, das aus dem feinen Bindedraht gemacht wird, abhebt.

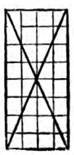


Abb. 21.

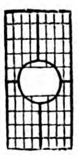


Abb. 22.

Nun kommt jedoch noch eine Hauptſache der ganzen Arbeit, nämlich das Lackieren. Ich empfehle dazu den gewöhnlichen ſchwarzen Eiſenlack, den man in jeder Droguenhandlung erhält, und nicht das Bronzieren oder Vergolden, da erſtens das ſchwarze ſchöner ausſieht, dann auch billiger iſt und leichter herzuſtellen. Auch iſt es jetzt ſehr modern.

(Fortſetzung im Fünften Blatt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Zur Verwendung will ich nun noch einige Ratſchläge geben. Will man die Ampeln als wirkliche benutzen, ſo beſchafft man ſich rote Gläſer, Schalen oder Cylinder, die möglichſt gut hineinpaſſen, dann macht ein brennendes Lichtchen darin die ſchönſte Wirkung. Bei der Blumenampel ſtellt man ein leichtes Gefäß mit wenig Erde darauf, da der Wandarm eine zu ſchwere Laſt zu tragen nicht im ſtande iſt.

Über die Auffriſchung alter Möbel

hat Frau C. E. in Nr. 4 mir ganz aus der Seele geſprochen. Ja, wie viel altmodiſche, halbvergeſſene Möbelſtücke, die in die moderne Einrichtung nicht hineinpaſſen, liegen hier und da noch in den Rumpelkammern verſteckt! Allgemach überzieht die polierten Flächen und Schnitzereien dichter Staub, die Spinnen weben von Ecke zu Ecke. Unbeachtet, gleichſam träumend ſtehen ſie da, die Tiſchchen mit geſchweiften, oder maſſiv gedrehten Beinen, hochlehnige Seſſel mit mottenzerfreſſenem, verblichenem Polſter, der guten alten Zeiten gedenkend, wo ſie in Reih und Glied unten in den Prunkräumen des Hauſes ſtanden. Jetzt weht ein neuer Geiſt durch unſere ſchnelllebige Zeit, welche in ſeltſamem Kontraſt mit dem ſonſt ſo raſchen Wechſel der Mode, je länger, je mehr fußzufaſſen ſcheint — man greift zurück in vergangene Jahrhunderte und ſtattet die Zimmer am liebſten mit Urväter-Hausrat, je älter, deſto koſtbarer aus. Und wie traulich erſcheint ein ſolches Zimmer, wieviel Poeſie und Behaglichkeit atmen die maleriſchen Formen und Farben der alten Sachen und Geräte! Wie man die Auffriſchung ſolcher alter Möbelſtücke ohne große Koſten ſelbſt vollbringen kann, habe ich eben erſt ausprobiert. Eines Tages fiel mir in unſerer Bodenkammer in einer dunklen Ecke eine mittelgroße Truhe auf, die wir bisher unbeachtet zur Aufbewahrung des Pelzwerkes im Sommer benutzt hatten. Sie war von unkundigen Händen dick mit gelber Ölfarbe überſtrichen, doch als ich ſie genauer anſah, bemerkte ich durch die Farbenſchicht reiche maſſive Eiſenbeſchläge und es fiel mir ein, ſo ähnliche Truhen im Kunſtgewerbemuſeum geſehen zu haben. Ich beſchloß ſie zu renovieren und zuerſt von dem häßlichen Ölfarbenanſtrich zu befreien. Mir wurde geraten, ſie mittelſt einer Wurzelbürſte mit der äußerſt vorſichtig zu behandelnden ſcharfen Natronlauge abzuſcheuern. Mein Bemühen hatte Erfolg. Nach reichlichem Waſſernachſpülen ging die Farbe ab und außer den ſchmiedeeiſernen Beſchlägen kamen ſchöne alte Nagelverzierungen mit der Jahreszahl 1710 zum Vorſchein und Spuren von Malerei, womit die Beſchläge ausgemalt geweſen waren, zeigten ſich auf dem jetzt farbloſen Eichenholz. Nachdem das Holz völlig trocken geworden war, ließ ich, an Stelle der alten, vier ganz gleiche, gedrechſelte Kugelfüße anbringen, beizte die Truhe von allen Seiten mit Wachs enthaltender Nußbaumbeize und bürſtete ſie nach einer Stunde gehörig blank, wodurch die Truhe ein gleichmäßig dunkles, wie gebohntes Ausſehen erhielt. Nun ſtudierte ich im Muſeum nochmals genau die dortſtehenden Truhen und malte, dem Geſchmack der damaligen Zeit entſprechend, die Beſchläge mit altrot und blau wieder aus. Jetzt mußten die defekten Nagelverzierungen noch ergänzt werden, aber wie? Die jetzt vielfach beliebten altdeutſchen Nägel paßten wohl in der Form, erwieſen ſich aber als zu blank und neu ausſehend. Da machte ich den Verſuch ſie erſt kurze Zeit in Natronlauge zu legen und danach noch naß auf die heiße Heerdplatte zu ſchütten. Das wirkte. Sie liefen, wie ich es gewollt, trübe an und unterſchieden ſich nicht von den alten. Das Äußere meiner Truhe war nun vollendet. Um ſie auch innen würdig auszuſtatten, kaufte ich goldgepreßte Ledertapete, welche man jetzt in jeder größeren Tapetenhandlung in verblichenen, matten Tönen erhält und klebte mittelſt Kleiſter Deckel und Inneres ſorgfältig aus. Die Truhe hat ihren Platz in einem altdeutſch eingerichteten Erker gefunden und erregt allgemeine Freude. Vielleicht tragen dieſe Zeilen dazu bei, manchem antiken Möbel, welches aufgefriſcht zugleich ein willkommenes Weihnachtsgeſchenk ſein würde, aus der Vergeſſenheit wieder an das Tageslicht zu verhelfen. **Elſe Surac, Berlin.**

Garten.

Das Immergrün. Nichts bleibt uns im Winter von all der Blumenpracht unſerer Gärten. Nur ein paar Blumen hüllen ſich in die weiße Schneedecke: die roſigen Blüten der Chriſtwurz und die weißen Schneeglöckchen, jene im Beginn, dieſe gegen Ende des Winters. Woher aber jetzt „Grünes“ nehmen zu einem Kranze für Geburtstage und andere Feſte? Selbſt der Buchsbaum, welchen Bettina den grünen Getreuen nennt, der „alles Schickſal mitmache“, ſelbſt der Epheu und die Nadelhölzer erſcheinen in mißfarbig-froſtigem Grün. Nur das Immergrün hat ausgehalten, man ſchaufelt den Schnee von dem dichten Geflechte, und es zeigt ſich Kranzmaterial die Fülle. Darum ſagt bereits eine alte Handſchrift von ihm, „es ſei das Luſtigſte und die Krone alles Grünenden; wo man fröhlich ſei, vergeſſe man ſeiner nicht.“ (Grimms altdeutſche Wälder.) Mit Wintergrünkränzen gingen deshalb die altdeutſchen Mädchen, wenn es im Freien keine friſche Blumen gab, zum Tanze, ſie brauchten weder künſtliche, noch teure Treibhausblüten. — Als im Winter gut ausdauerndes Gewächs hält ſich im Garten nur das kleine Immer- oder Wintergrün (Vinca minor), welches in unſern Wäldern einheimiſch iſt und beim Nahen des Mai's die ſchön bläulichen Trichterblüten aus dem Rankengeflecht der dunkelglänzenden Blätter hervortreibt. Es eignet ſich auch vortrefflich als Zimmerpflanze für Vaſen, Konſolen, Ampeln, Zimmerlauben u. dergl. Dekorationen, wozu aber gewöhnlich das aus Südeuropa ſtammende große Immergrün (Vinca major), welches die Winterfröſte im Garten nicht ohne Bedeckung aushält, vorgezogen wird. Beide Arten beſitzt man in ſchönen buntblättrigen Varietäten, auch mit weißen oder roſenroten, ſowie gefüllten Blüten. Von Natur roſenrot mit purpurnem Schlunde iſt eine auf Java einheimiſche Art (Vinca rosea), welche ebenfalls zu den dankbarſten Zimmerpflanzen gehört. **K. L.**

Begleitgedicht zu einem Papierkorb für den Bräutigam.

Vor kurzer Zeit noch wagt ich nicht
Ein Körbchen dir zu geben —
Heut thu ich's doch! Ein klein Gedicht;
Ein großer Korb daneben!

Ganz anders iſt die Lage heut,
Dein bin ich nun geworden.
Sei heute durch den Korb erfreut!
Ich ſtickte ſelbſt die Borden.

Ja, mag er dir willkommen ſein!
Ich ſtickte in die Ranken
Viel ſüße treue Liebe ein
Und fröhliche Gedanken.

Drum ſei ihm lieb und gut geſinnt,
Und beſſer ſtets und lieber!
Ja, armer Schatz, im Haus beginnt,
Nun bald das Ordnungsfieber!

Stell jetzt ſchon neben deinen Tiſch
Dies Ordnungsungeheuer,
Hinein wirf allen Trödel friſch
Und dann vom Korb ins Feuer.

So ſchaffen wir, will's Gott, beglückt
Ordnung dereinſt zuſammen.
Was uns verſtimmt, was uns bedrückt,
Kommt hurtig in die Flammen.

Und weil am Ende Tag und Nacht
Kein Feuer brennend bliebe,
Sei ſtets auf's Neue hell entfacht
Die Flamme unſerer Liebe!

S.

Arbeiten aus Seidenpapier.

Blumentopfhülle aus Seidenpapier. Ein Bogen Seidenpapier wird zweimal zuſammengelegt, der Rand in 3 tiefe, ſpitze Zacken ausgeſchnitten und dann vom Mittelpunkt nach den Zacken hin immer durch die Hand gezogen, wodurch das Papier fein gerippt wird. Man muß ab und zu den Bogen wieder ganz auseinanderfalten, damit die Rippen möglichſt fein und eng werden. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn man zwei ſolche Topfhüllen in verſchiedenen Farben über einen Blumentopf zieht und dieſelben dann mit einem paſſenden Bändchen befeſtigt, dies gibt dann ein zierliches Geburtstagsgeſchenk.

Erna von B., Liegnitz.

Lampenſchirm aus Seidenpapier. In der Hauptſache iſt derſelbe wie die obenangegebene Topfhülle herzuſtellen, nur ſind dazu ſechs Bogen Papier nötig, die der Länge nach aneinander geklebt werden. Nachdem dieſelben gerippt ſind, legt man die Bogen zur Hälfte zuſammen und ſchneidet die eine Hälfte in tiefe ſpitze Zacken aus, die andere Hälfte muß glatt etwas darunter vorkommen. Nun legt man alles um eine Lampenglocke, näht oben 10 cm vom Rande einige Male das Papier durch, bis es auf 45 cm Umfang eingekrauſt iſt. Die Stiche deckt man durch ein paſſendes Atlasband, das an der Seite in eine Schleiſe geknüpft wird. Oben aus dem überſtehenden Papier arrangiert man eine Rüſche durch Hin- und Herlegen. Seitwärts auf die Schleife kommt zur Verzierung ein kleiner Zweig Schneebälle oder Hortenſien aus Seidenpapier. Der Schirm ſieht in roſa ebenſo ſchön als in gelb aus.

Erna von B., Liegnitz.

Praktiſches fürs Haus.

Praktiſche Hausfrauen ſchonen gern ihre Möbel, dennoch aber müſſen auch die beſten öfters ausgeklopft werden Um nun zu verhüten, daß der Plüſch des Überzugs Strieme und Spuren vom Rohr des Ausklopfers erhalte, überziehe man den Ausklopfer mit einem dunkeln wollenen Säckchen, das man am Stiel feſtbindet. Zu allem andern wird das Säckchen natürlich abgenommen. Man wird bald gewahr werden, wie ſchnell es zereißt und mit jedem Loch in dem Säckchen hat man die freudige Überzeugung, einen Schaden von dem guten Seſſel oder dem neuen Sofa abgewendet zu haben.

H. v. Sydow.

Für die Küche.

Kalbsragout (delikat). Ein Stück Butter ſchmilzt man mit einer gehackten Zwiebel, etwas Ingwer, Zitronenſchale und 2 Theelöffel Mehl. Dann gibt man 1/4 Liter Sahne und einen feingewiegten Hering dazu und läßt dies noch einmal aufkochen. Dann ſchneidet man Salzgurken in Würfel, legt dieſe nebſt dem in Scheiben geſchnittenen Kalbsbraten in die Schüſſel, welche auf den Tiſch kommen ſoll, gießt die Sauce darüber, beſtreut alles mit geſtoßenem Zwieback, belegt es mit Butterflöckchen und bäckt es hellbraun bei gelinder Hitze. **H.**

Echt ſchottiſche Orangen-Marmelade, die man auf Butterbrödchen zum Thee oder Kaffee genießt. — 3 bittere Orangen, 1 Citrone, 4 Pfund vom beſten klaren weißen Zucker und 2 Liter kaltes Waſſer. — Will man am Morgen einkochen, ſo ſchält man am Abend vorher die Früchte ſo fein wie möglich, ſchneidet die Schale in Stiftchen, entfernt ſorgfältig alles Weiße, was die Frucht umgiebt ſowie jeden Kern und ſchneidet nun das Fleiſch der Früchte ebenfalls fein. Alles zuſammen thut man in das Waſſer in ein Kaſſerol und läßt es über Nacht ſtehen (zugedeckt). Früh muß es zur Hälfte offen einkochen, dann ſchüttet man den Zucker allmählich zu und läßt es unter beſtändigem Rühren mit einem Holzlöffel kochen, bis es ſpinnt, aber nicht länger, ſonſt bleibt die Marmelade nicht klar und wird dunkel. Heiß kommt ſie in die Gläſer, die man den folgenden Tag mit Pergamentpapier zubindet. Dieſe Marmelade hält ſich unter allen Umſtänden jahrelang. In Ermanglung von bittern Orangen, (denn ſüße ſind nicht dazu verwendbar) kann man ſich eine nicht minder ſchmackhafte Marmelade von Citronen auf dieſelbe Weiſe herſtellen. Man rechnet dann auf 3 Citronen 2 Pfund Zucker und 1 Liter Waſſer. **B. W.**

Birnenpaſten. Dieſe Paſten ſchmecken, wenn ſie von ſchönen Birnen gemacht werden, geradezu vorzüglich. Ich nahm poires blancs, ſchnitt dieſelben in Hälften, Schale und Kernhaus heraus. Nun kochte ich die Birnen mit Zucker auf, wie zu Kompot. Sind ſie ſchön weich, ſo nehme ich ſie mit dem Schaumlöffel heraus, lege ſie breit auseinander auf eine Schüſſel, ſtelle ſie damit in eine Wärmröhre und laſſe ſie darin übertrocknen. Später nehme ich ein Küchenbrett, beſtreue daſſelbe mit Zucker und lege die Birnen einzeln darauf und laſſe ſie ſo an der Luft weiter trocknen. Nach einigen Stunden wende ich ſie um und ſiebe wieder etwas Zucker darüber. Je nachdem es gut trocknet, kann es 3—4 Tage dauern, bis die Birnen ſo hart ſind, um ſie fertig zu machen. Man nimmt dann eine Reibekeule und klopft die Birnen glatt und möglichſt rund, ſtreut auch, wenn nötig, noch etwas Zucker darüber. Dann kann man die fertigen Paſten in Schachteln niedlich verpacken und naſchluſtigen Freunden eine große Freude zum Weihnachtsfeſt machen. Der ſogenannte Kryſtallzucker eignet ſich am beſten dazu. Die anfangs gewonnene Sauce läßt ſich anderweitig gut verwenden und verwerten. **Großmutter.**

Fragen.

38) Kann mir eine der werten Leſerinnen eine Adreſſe aufgeben, woher ich echte Gravenſteiner Äpfel beziehen kann? **E. W.**

39) Kann jemand mir Rat erteilen, wie man am beſten Eier mit der Poſt verſenden kann? **Alte Abonnentin.**

40) Wer nennt eine Conſervenfabrik in Braunſchweig, aus der auch Private direkt in kleinen Mengen beziehen können? **N. N.**

41) Kann ein Sachverſtändiger etwas über die Kultur der Veilchen im freien Lande mitteilen? Meine — hauptſächlich die ruſſiſchen — gehen immer zu ſehr ins Kraut und blühen zu wenig. Liegt es am Boden? Wann muß umgepflanzt werden? **L. in W.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

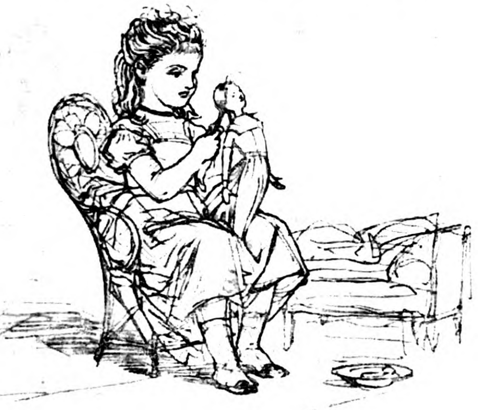
XXVII. Nr. 10. Zweites Blatt.

Jahrgang 1891.

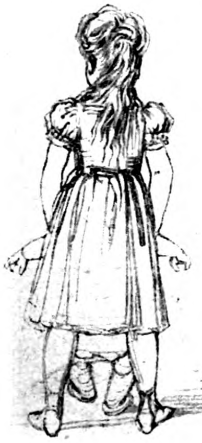
Aus der Zeit — für die Zeit.

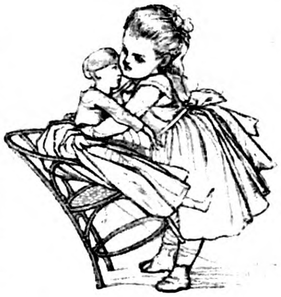
6. Dezember 1890.

Allerlei aus A. Hendſchels Skizzenmappen.



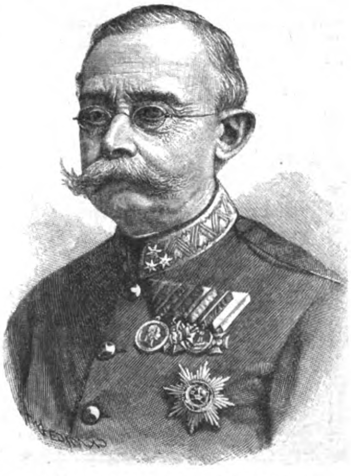
Aus dem faſt unerſchöpflich ſcheinenden künſtleriſchen Nachlaß A. Hendſchels hat der Verlag von A. Hendſchel in Frankfurt a. M. einen neuen Prachtband unter dem Titel „Allerlei aus A. Hendſchels Skizzenmappen“, mit dem Porträt des Künſtlers in Lichtdruck, veröffentlicht. Dieſe neue Sammlung, aus der wir nebenſtehend drei Proben geben, bringt in bunter Abwechſelung Reiſeeindrücke, Porträts, Tier- und andere Studien, Humoriſtiſches und Ernſtes, und bietet ſomit im wahren Sinne des Wortes ein Allerlei aus den Skizzenbüchern und Mappen des verſtorbenen Künſtlers. Über Hendſchel ſelbſt iſt kaum noch etwas neues zu ſagen. Er iſt in ſeinem Werte vollkommen anerkannt; die natürliche Anmut und der liebenswürdige Humor ſeiner Schöpfungen haben ihm Tauſende von Freunden geſchaffen. Obgleich er nichts von der modernen Richtung der Karrikatur an ſich hat und nicht im Geiſte der Buſch, Meggendorfer, Oberländer u. ſ. w. geſchaffen hat, ſo gehört er doch in die erſte Reihe der deutſchen Humoriſten. Er ſchafft ſeine Geſtalten treu nach der Wirklichkeit und doch verklärt durch den Geiſt der Kunſt. Bei wenig anderen deutſchen Künſtlern finden wir einen ſo erleſenen, ſich fern von allem Konventionellen haltenden Schönheitsſinn, dann wieder jenen geiſtvollen Humor, der die barockſten Geſtalten bis tief ins Häßliche hinein mit köſtlichſter Laune wiederzugeben weiß, und die liebenswürdige Friſche, mit der er das Kinderleben in allen ſeinen Äußerungen von naiver Anmut bis zu ſchalkhaftem Übermute zu ſchildern weiß. Man hat Albert Hendſchel oft mit Ludwig Richter verglichen, mit dem er in der That das echt deutſche Weſen, die reine Auffaſſung, die liebenswürdige Naivität und bei gleich hoher künſtleriſcher Begabung die Zierlichkeit der Zeichnung gemeinſam hat. Aber er unterſcheidet ſich von Richter durch eine mehr realiſtiſche Auffaſſung, die ſeinem Humor Gelegenheit bietet, ſich freier zu entfalten. Erſtaunlich iſt auch die Mannigfaltigkeit der Geſtalten und Situationen in Hendſchels Darſtellungen; er wiederholt ſich nie, und verfällt nie in Einförmigkeit der Typen, wie auch die neuerſchienene Mappe wieder beweiſt.





Adolf, Großherzog von Luxemburg.

Durch das am Morgen des 23. November erfolgte Hinſcheiden des Königs Wilhelm III. der Niederlande, des letzten Oraniers, iſt die Loslöſung des Großherzogtums Luxemburg von den Niederlanden erfolgt, mit denen es ſeit dem 19. April 1839 vereinigt geweſen iſt. Die niederländiſche Krone iſt auf das Haupt eines zehnjährigen Kindes, auf die Königin Wilhelmine übergegangen, in deren Namen ihre Mutter, die verwitwete Königin Emma, die Regierung führt. Den großherzoglichen Thron von Luxemburg hat, da hier die weibliche Linie des Hauſes Oranien nicht erbberechtigt iſt, Großherzvg Adolf, der Chef der älteren herzoglichen Linie des Hauſes Naſſau, beſtiegen. Zum Herrn des vorwiegend katholiſchen und ſeiner ehemaligen Zugehörigkeit zu Deutſchland kaum noch bewußten, vielmehr in Sprache, Sitte und Sympathien nach Frankreich hinneigenden Landes iſt ein reformierter und deutſcher Fürſt geſetzt. Aber dieſer Fürſt iſt dem Lande kein Fremder mehr. Als bereits vor länger als Jahresfriſt das Leben des greiſen und ſiechen Königs der Niederlande kaum noch nach Tagen zu zählen und ſeine dauernde Regierungsunfähigkeit erwieſen ſchien, wurde Herzog Adolf von Naſſau zum Regenten des Großherzogtums berufen, und es iſt ihm ſchon damals gelungen, ſich die Liebe ſeiner jetzigen Landeskinder im Fluge zu erringen. Gelegentlich der erſten ſchweren Erkrankung des Königs der Niederlande brachten wir unſern Leſern die Bilder des Königs, der jetzigen Königin Witwe und der jugendlichen Königin Wilhelmine, ſowie des jetzigen Erbgroßherzogs von Luxemburg; (vergl. Jahrg. 1889, Nr. 24, Erſtes Blatt). Wir können heute bei dem Bilde des Großherzogs auf dieſe Bilder und den ſie begleitenden Text verweiſen.



Adolf, Großherzog von Luxemburg, geb. 24. Juli 1817.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Ohne Kampf iſt nichts zu ſchaffen,
Herz, auch du ſei kampfbereit!
Treu und Wahrheit nimm als Waffen,
Und als Kriegsliſt Ehrlichkeit!

Kinderſpielzeug.

Puppenſchaukel (Abb. 1). Unſer ganz allerliebſtes Modell iſt aus Rohr- und Weidenſtäben einfach zuſammengenagelt; mit ein wenig Handwerkergeſchick, das ja in vielen Familien nicht nur dem Hausvater, ſondern auch dem praktiſchen Hausmütterchen eigen zu ſein pflegt, iſt dasſelbe leicht nachzuarbeiten. Vier Rohrſtäbe von 64 cm Länge bilden die Stützen des Geſtells, deſſen Querſtäbe 26 cm Breite haben. Die Verbindungsſtäbe zwiſchen Vorder- und Rückrahmen beſtehen aus zwei übereinander genagelten, ein Knie bildenden Teilen, welche das Zuſammenklappen des Spielzeugs ermöglichen. Im übrigen erklärt die Abbildung ſich ſelbſt. Sitz und Lehne beſtehen aus dünnen Brettchen, denen rote Sammetkißchen aufgeleimt ſind. Rote Wollquäſtchen und kreuz und quer geſpannte Wollfäden zieren den oberen Teil der Schaukel. Die Stäbe werden ſchwarz lackiert und an den überſtehenden Enden mit goldenen Ziernägeln verſehen.

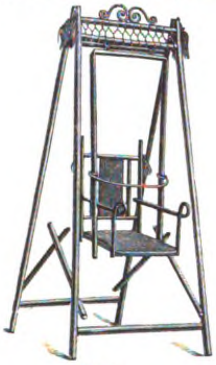


Abb. 1.

Ein noch wenig bekanntes, ſehr leicht herzuſtellendes Spielzeug für kleine Mädchen iſt der durch Abb. 2 veranſchaulichte **Trockenplatz**. Eine große Kiſte wird ſo durchgeſägt, daß etwa noch 4 cm über dem Boden ſtehen bleiben. Hierauf bringt man in den vier Ecken und in der Mitte kleine feſte Halter zu den Wäſchſtützen an, die man dann einfach, ohne ſie feſtzuleimen, einfügt. Von Stütze zu Stütze werden Leinchen gezogen, die Seitenbrettchen werden dann grün lackiert, der Boden wird mit Leim beſtrichen und nach angegebener Zeichnung zum Teil mit Moosſtückchen, zum Teil mit feinem Sand beſtreut. Ein paar kleine Waſchzuber und mehrere Dutzend winzige Klammern vervollſtändigen das Inventar der Trockenplatz-Beſitzung.

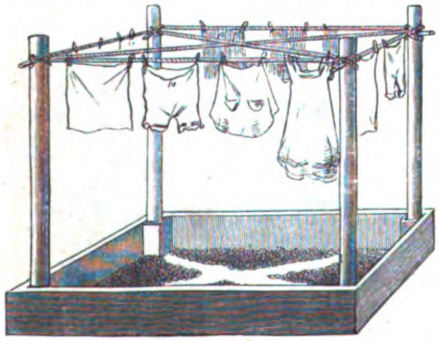


Abb. 2.

Ein Geſchenk für kleinere Kinder, das denſelben mit der Zeit immer lieber zu werden pflegt, je vertrauter es ihnen wird, beſteht in einem recht bunten, figurenreichen Spielteppich. (Abb. 3.) Unſer Modell iſt 130 cm lang und 90 cm breit. Das Mittelſtück beſteht aus einem Moſaik von rotem und blauen Tuch; der 15 cm breite dunkelbraune Rand iſt in bunteſter Mannigfaltigkeit mit allerlei Figuren aus dem Anſchauungskreis der Kinder, Vögeln, Vierfüßlern, Spielſachen, Blumen, Früchten und ähnlichen in leichter Manier beſtickt. Die Gegenſtände werden mit Kreide mit möglichſt wenig Strichen aufgezeichnet. Allerlei bunte Wollreſte geben das Stickmaterial.

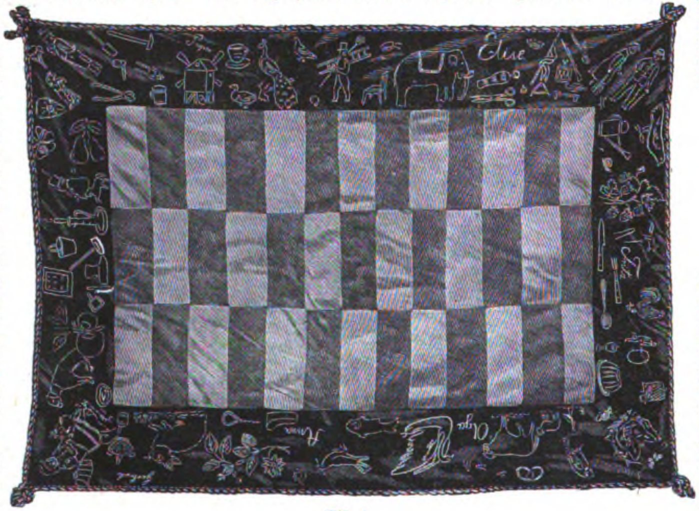


Abb. 3.

Flicken-Puppe (Abb. 4). Ein freilich nichts weniger als ſchönes, aber dafür um ſo derberes, praktiſcheres Spielzeug für kleine Kinder, welches ſo gut wie nichts koſtet, höchſt originell iſt und — was das Beſte dabei — kaum mit Gewalt entzwei zu machen iſt, ſtellt unſere „Flickenpuppe“ der freundlich lachende „Mohrenfritz“ dar. Zur Ausführung derſelben, ſo ſchreibt uns eine Freundin des Frauendaheim, nähe ich mir aus beliebigem Futterſtoff ein Säckchen, 18 cm lang und 14 cm breit, ſtopfe es recht feſt mit Lappen oder Watte aus, auch iſt Holzwolle, die man ja oft als Emballage erhält, gut zu verwenden. Dann drehe ich aus Lappen oder abgeſchnittenen Strumpfſocken einen Ball, ungefähr 28 cm im Umfang, lege ihn in einen ſtarken viereckigen Flicken von 20 cm im Geviert, ziehe dieſen feſt um den Ball, der den Kopf der Puppe ergibt, zuſammen, ſo daß die vier Enden des Lappens gleich den Hals bilden; jetzt ſchneide ich ein Loch in den oberen, ſchmalen Teil des ausgeſtopften Sackes, ſchiebe den Hals hinein und nähe mit ſtarkem Zwirn den Ausſchnitt des Säckchens um den Hals feſt. Für die beiden Arme ſchneidet man je 19 cm lange und 14 cm breite Stücken, vom Ellbogen aus nach unten etwas zugeſchrägt, damit der Unterarm dünner wird, näht ſie zuſammen und ſtopft ſie feſt aus; die Hände werden beſonders gearbeitet und ſpäter an die Arme genäht; man kann die Finger einzeln anfertigen oder nur abnähen. Die äußere Umhüllung der Hände muß ſchwarzer Caſchmir bilden. Zu jedem Bein ſchneide ich, ebenfalls aus Futter, eine Figur, wie Abb. 4 a, die 20 cm lang, um den Knöchel 17 cm, um das Knie 19 cm und oben 22 cm breit ſein muß. Dann näht man das Stück zuſammen, ſtopft es feſt aus, beſonders die Füße; nachdem Arme und Beine fertig ſind, näht man ſie recht feſt an den Rumpf. Somit wäre das Puppengeſtell fertig und es kommt die angenehmere Arbeit daran, das Anziehen der Puppe; ich fange damit gewöhnlich bei den Füßen an. Aus einem Stückchen Sammet, Plüſch, Leder oder Tuch fertige ich hohe Knieſtiefel an; habe ich keinen paſſenden Stoff, häkele ich ſie von bunter Wolle; kleine Stahlknöpfe, Perlen oder rote Schnur geben einen ſchönen Ausputz. Der Stiefel wird ganz feſt um Fuß und Bein genäht, als Stulpe dient ein fingerbreiter Pelzſtreifen. Aus buntem Creton oder rotem Flanell mache ich dann eine Pumphoſe, die auch feſt genäht wird. Arme und Oberkörper werden ebenfalls mit Stoff überzogen, wie man ihn grade zur Hand hat, natürlich je bunter, je ſchöner, z. B. blaue Ärmel, rote Hoſe, gelbe Jacke machen ſich zu dem ſchwarzen Geſicht recht gut. Ein Bruſtlatz mit Flittern oder glänzenden Perlen empfiehlt ſich. Um die Handgelenke, damit man das Angeſetzte nicht ſieht, nähe ich feſt ein buntes Band mit einer Schnalle oder Knöpfen an der Seite. Den Kopf überzieht man mit einem

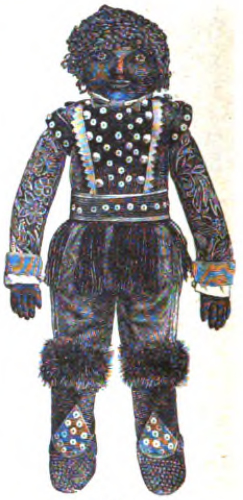


Abb. 4.

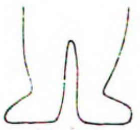


Abb. 4 a.

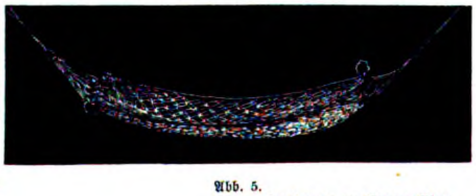


Abb. 5.

(Fortſetzung im Vierten Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig. Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Stück ſchwarzem Caſchmir oder Seide; letztere giebt dem Geſicht mehr Glanz, iſt aber nicht ſo haltbar; das Geſicht muß möglichſt glatt überzogen werden. Dann fertigt man eine Naſe aus einem kleinen viereckigen Stückchen Kaſchmir an, welches man feſt zuſammenrollt und, wo die Nähte aufeinandertreffen, mit einem ſtarken Faden beim Nähen etwas zuſammenzieht; es entſteht auf dieſe Weiſe eine niedliche Bogennaſe, welche man recht feſt annäht. Mit ein wenig Kreide zeichne ich nun Conturen für Mund und Augenbrauen und nähe dieſelben mit roter Wolle in Stielſtich nach; für die Augen nehme ich ganz kleine ſchwarze Knöpfe und eine dicke Perle als Pupille; einige kleine Kalkperlen um die Pupille geben das Weiße des Auges; man kann auch alte Puppenaugen benutzen, indem man ſie aufklebt, haltbarer ſind die ſelbſtgemachten. Iſt das Geſicht hergeſtellt, ſo zieht man von einem alten Strumpf einen Teil auf und macht davon einen Kranz Haare rings um den Kopf etwa einen Finger breit; ein kleines, aus Stoff genähtes Mützchen mit einer Troddel, oder ein Strohhütchen aus einem alten Hut mit buntem Band gibt die Kopfbedeckung, und Mohrenfritz iſt fertig! Ganz beſonders iſt dieſe Puppe bei kleineren Knaben beliebt, die ſie ihrer Haltbarkeit wegen manchem teuren Spielzeug vorziehen.

Das Entzücken aller kleinen Puppenmütter wird beſtimmt auch unſere niedliche Puppen-Hängematte (Abb. 5) erregen. Man knüpft oder filiert aus feinem weißen Bindfaden ein viereckiges Stück, ½ m im Geviert. Eventuell kann man dasſelbe auch in folgender Manier häkeln. 1 Reihe: 1 Luftmaſche, den auf der Nadel befindlichen Faden zur Schlinge ausgezogen, die Schlinge durch eine hineingeſtochene kurzdichte Maſche geſchloſſen, wieder eine Luftmaſche, Schlinge ausgezogen, Schlinge geſchloſſen. — Dasſelbe 32 mal fortgeſetzt, dann gewendet, zurück: in die viertletzte Schlinge, dicht vor dem Schlingenknötchen eine kurzdichte Maſche, eine ebenſolche dicht hinter das Schlingenknötchen; 2 geſchloſſene Schlingen, 2 kurzdichte Maſchen vor und hinter das nächſte Schlingenknötchen; u. ſ. w. — Hat man das Viereck fertig, ſo werden zunächſt zwei ſtarke Drähte von 50 cm Länge in 6 Zacken gebogen, die man mit roter Wolle feſt umhäkelt. Eine weiße Maſchenreihe wird der roten angefügt. An dieſe Zacken werden die Endſchlingen des Gevierts, richtig verteilt, befeſtigt. Gehäkelte Roſetten ſchließen die Zackenreihen rechts und links ab; rote Luftmaſchentouren begrenzen die Längsſeiten des Bindfadenſtücks. Zuletzt leitet man eine ſtarke weiße Schnur durch alle Zacken hindurch, rafft dieſelben Schlingen an einem Punkt zuſammen und deckt dieſen Punkt wieder durch eine rote Roſette. — Reizend macht ſich dies Hängemättchen am Weihnachtsabend zwiſchen zwei Stühlen ſchaukelnd und ein neues Püppchen beherbergend.

Puppenſtubenmöbel.

Chaise longue. Ich nahm ein kleines, langes nicht zu hohes Pappkäſtchen als Grundform, an die eine ſchmale Seite nähte ich ein höheres Pappſtück als Rücklehne, polſterte dieſelbe dann feſt mit Watte wie ein Keilkiſſen; auch der Sitz bekommt eine dünne Wattenlage. Darauf wird das Ganze feſt mit Futterſtoff bezogen. Als Bezug dient eine große Decke von Sammet oder Seide, unten mit Franſe garniert, die gefällig arrangiert und mit einigen Stichen feſt geheftet wird, um das Herabgleiten zu verhüten.

Kleiner Lehnſtuhl. Derſelbe beſteht aus einem Gänſeknochen, dem ſog. Ziehknochen. Man bohrt in die hintere Mitte desſelben ein Loch und leitet einen Draht hindurch, der das hintere Bein bildet. Zwei andere Löcher werden in Sitzhöhe gebohrt, ſie bekommen ebenfalls einen Draht, der als Stütze des Sitzes dient. Nun umwickelt man das Ganze ſehr dicht und ſorgfältig mit farbiger Cordonnetſeide. Dann ſchneidet man aus Pappe die Grundform des Sitzes, überzieht ſie mit Plüſch und befeſtigt ſie mit einigen Stichen an der Seide des Stuhles.

Puff. Eine runde mit Watte überpolſterte Pappſchachtel iſt die Grundform, ein Reſtchen Stickerei bildet den Sitz, und die Seitenwände werden mit Plüſch bekleidet.

Ein gewöhnliches Holztiſchchen vom Chriſtmarkt verwandelte ich durch Beziehen mit Sammet in ein elegantes, altdeutſches Salontiſchchen, das nur neben der chaise longue ſeinen Platz findet.

Ein hübſches Geſchenk für Herren.

So oft wird, auch in unſerem „Frauendaheim," die Frage aufgeworfen: „Was könnte ich für meinen Vater, Gatten, Onkel oder Bruder zu Weihnachten arbeiten?" Es iſt in der That ſchwierig, ein paſſendes Geſchenk für einen Herrn zu finden, da alle jene tauſend Kleinigkeiten, mit denen man Frauen und Mädchen eine Freude bereiten kann, für das ſtärkere Geſchlecht wertlos und unbrauchbar ſind. Vielleicht iſt daher mancher jungen, fleißigen Leſerin noch zu rechter Zeit mit der Beſchreibung einer ſehr hübſchen Arbeit gedient, welche ſie zu einem Weihnachtsgeſchenk für den Papa, Gatten oder Onkel ꝛc. ausführen kann. Vorausgeſetzt würde dabei nur werden müſſen, daß er Schachſpieler iſt. Als eifrige Schachſpielerin erhielt ich neulich von lieber Hand ein Schachſpiel geſchenkt. Da das alte Brett mir aber zu den zierlichen, aus rotem und weißem Elfenbein gedrechſelten Figuren gar nicht paſſend erſchien, verfiel ich auf den Gedanken, mir ein elegantes, eigens mit den Farben meines neuen Spieles harmonierendes Brett anzufertigen. Ich beſtellte in einem Geſchäft, wo man Glasplatten zu der ſogenannten Perlmuttermalerei (Radierarbeit) vorbereitet, einen 38 cm im Quadrat meſſende Glasplatte, welche ringsum einen 6 cm breiten Rand mit ſchwarzer Farbe beſtrichen erhielt, auf dem eine zierliche Blumenborte vorgezeichnet wurde, um ſie in bekannter Art auszuradieren und ſpäter mit Staniol zu unterlegen. Den inneren Raum der Platte habe ich in die 64 Felder des Schachbrettes durch Linien einteilen laſſen, die in der Mitte in Gold, zu beiden Seiten des Goldes in Schwarz gehalten ſind. Der leer gelaſſene Raum für jedes Feld beträgt 3 cm im Quadrat. Auf ein Feld malt man nun immer einen kleinen Stern in Schwarz, auf das daneben einen andern in Gold, ſo daß das ganze Schachbrett abwechſelnd mit je einem goldenen und einem ſchwarzen Sternchen — aber nicht beide von derſelben Form — bedeckt iſt. Hat man nun alle Felder ſo verziert und die Blumenbordüre radiert, ſo ſchneidet man 32, der Größe der Felder entſprechende Careaus aus ſcharlachrotem Atlaspapier, und 32 aus geknittertem Staniol aus. Die roten klebt man alsdann ſo auf einen weißen Bogen Papier, daß ſie genau immer grade unter das betreffende Feld der Glasplatte paſſen, und läßt die Arbeit unter einem beſchwerten Brett trocknen, damit ſie ſich nicht „wirft." Nun legt man auf die leeren Felder des weißen Papierbogens die Staniol-Careaus, die Platte alsdann über das Ganze, ſo, daß die roten Felder unter die goldenen Sternchen kommen und die Staniolfelder unter die ſchwarzen. Die Bordüre wird nun ebenfalls mit Staniol unterlegt, die Platte durch eine gleich große von ſtarker Pappe auf der Rückſeite geſchützt und die Arbeit einem Buchbinder übergeben, der ſie mit einem ganz ſchmalen Holzrähmchen zu umgeben und mit vier kleinen Füßchen zu verſehen hat. — Wer in Laſurfarben malt, kann die, für die Staniolunterlage beſtimmten Felder ſowohl als einzelne Teile der Bordüre zuvor dünn mit rötlicher und grünlicher Farbe überziehen, wodurch das Perlmutter täuſchend imitiert wird. — Nachträglich ſei noch erinnert, daß ſelbſtverſtändlich auch die Bordüre von beiden Seiten durch ein paar goldene Linien begrenzt ſein muß. Dieſes pompöſe Präſent wird jedem Schachſpieler, namentlich wenn er auch die roten Elfenbeinfigürchen dazu ſchon beſitzt oder mitgeſchenkt erhält, große Freude machen. Ich habe (im kleinen Ort) für die nach meiner Vorſchrift zubereitete Glasplatte nebſt dem nötigen Staniol 3 Mark 50 Pf. bezahlt — alſo immer noch ein nicht ſehr teures Geſchenk.

B. v W. aus L.

Nochmals Frage 26.

Begleitgedicht zu einem Papierkorb für den Bräutigam.

Nur mit Zaudern und mit Zagen
Sattle ich den Pegaſus,
Vor dem ungewohnten Wagen
Stockt im Bügel noch mein Fuß.
Ungereimtes dir zu ſagen,
Fürcht' ich, trotz der Reime Fluß, —
Und doch lockt's mich, dich zu plagen
Mit poetiſchem Erguß.

Manchen Dichter hört' ich klagen
Voll von Ärger und Verdruß,
Daß in des Papierkorbs Magen
Sank gleich einer tauben Nuß,
Was noch ſollt' in künft'gen Tagen
Sein der Nachwelt Hochgenuß:
Ruhmesträum' im Sinn ihm lagen, —
Schweigen war der Reſt und Schluß!

Nimmer wird der Schmerz mich nagen,
Daß verkannt mein Genius;
Was als Ziel ich möcht' erjagen,
Unbedingt mir werden muß:
Dem Papierkorb nicht verſagen
Wirſt du meinen Dichtergruß,
Zündend winkt er mit Behagen
Einſt vielleicht — als Fidibus!

Anna Ecke.

Handarbeit.

Eines der hübſcheſten Damengeſchenke iſt immer ein Sachet, Taſchentuchbehälter (ſiehe Abb. 4 in voriger Nummer), daher wird nachſtehende, ganz originelle Variante gewiß ſehr willkommen ſein. Vor allem ſchneidet man ſich exakt ſechs gleiche, dünne Pappen (beſſer ſtarkes Kartonpapier), 14 □cm, aus zweien von dieſen ſchneidet man wieder ein Quadrat heraus, ſo daß ein Rand von 2½ cm entſteht. Von dieſen Pappen beklebt man ſehr ſauber drei mit einem brillantfarbigen Atlas und die weiteren drei mit hellfarbiger, leichter Seide als Futter. Schöne Farbenzuſammenſtellungen ſind z. B.: kupferfarben und zartblau, dunkelrot und mattgrün, reſedafarben und blaßroſa ꝛc. Nachdem die einzelnen Pappen fertig, klebt man je zwei, d. h. immer eine dunkle und eine helle und natürlich die beiden ausgeſchnittenen Randpappen zuſammen und läßt ſie vorläufig unter Noten oder Büchern preſſen. Nun ſchneidet reſp. näht man ſich von beiden Stoffen, die vorher gut ausgeplättet werden müſſen, gleiche Streifen, 116 cm lang und 18 cm breit, legt ſie aufeinander, die rechten Seiten nach außen, ſchlägt oben und unten an den Schmalſeiten ein wenig ein, damit der Stoff nicht ausfranſt und näht Anfang und Ende links zuſammen. Die beiden ſo vorbereiteten Streifen heftet man ſich oben und unten zuſammen, reiht ſie fein ein und näht ſie ſehr ſorgfältig mit der paſſenden dunkleren Nähſeide, Fältchen für Fältchen überſchlagen, d. h. auf der inneren Seite zuerſt, an die Randpappe. Nun ſchlägt man den Sack um und näht von der rechten Seite den eingereihten Stoff an den Boden unten. Die letzte Pappe gilt als Deckel, der über die Randpappe fällt. Dieſen Deckel verziert man an einer Seite mit zwei und vorn mit einem Schleifchen und außerdem je nach Belieben mit einer Malerei oder Stickerei und näht ihn unter den zwei hinteren Schleifchen links an den Rand an. Das Ganze ſieht auseinandergezogen einer japaniſchen Laterne nicht unähnlich, nach innen loſe zuſammengeſchlagen, aber wie ein elegantes Toilettenkiſſen aus; der Effekt iſt im Verhältnis zur Arbeit ein überraſchender.

P. W.

Lampenteller aus Uniformteilen.

(Zu Frage 14 in Nr. 4 des Frauen-Daheims.)

Die Frage Nr. 14 in Nr. 4 des Frauen-Daheims bringt mir eine Arbeit in Erinnerung, die ich vor Jahren aus denſelben Beweggründen, wie ſie Lena im Odenwald nennt, gemacht habe. Das Material zu derſelben beſtand aus einigen Teilen einer Einjährigenuniform, und ich möchte annehmen, daß es der Frageſtellerin ebenfalls zur Verfügung ſteht, wenn ſie die Achſelklappen nebſt Einjährigenſchnüren beſitzt. Ich habe Lampenteller hergeſtellt aus den roten Achſelkragen, den darauf befindlichen Regimentsnummern (Goldſtickerei), den Schnüren, roten Bieſen und dem roten Kragen, ſowie den aufgetrennten Unteroffiziers-Goldtreſſen. Die Anfertigung dieſes, den Empfängern, meinen Brüdern, trotz ſeines beſcheidenen

(Fortſetzung im Fünften Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Ausſehens werten Geſchenkes, will ich zu beſchreiben verſuchen, ſo gut es mir aus der Erinnerung möglich iſt. Die Goldtreſſen ließen ſich ſehr gut in der Weiſe auftrennen, daß die mit dem Gold umſponnenen Baumwollfäden immer wieder kurz abgeſchnitten und die glatten Goldfäden, zur Not einmal fein geknüpft, aufgewickelt wurden. Daß die Treſſe außen vertragen ausſah, war nicht mehr zu bemerken, weil das unverſchoſſene Gold bei weitem überwiegend war. Die Achſelklappen nebſt Kragen und Bieſen wurden mit Fleckwaſſer gereinigt und, ſoviel ich mich erinnere, gewandt. Ob aus den beiden überwendlich zuſammengenähten Achſelklappen ein richtiges Viereck entſtand, oder ob ein Streifchen vom Kragen dazu genommen wurde, weiß ich nicht mehr. Dies Viereck bildete die Grundlage zum Lampenteller. Aus dem Goldfaden, mit ganz feiner Eiswolle zuſammengenommen, häkelte ich ein aus lauter Luftmaſchentouren beſtehendes Viereck, nach Art der Waſchflecke in der Mitte angefangen, das mit dem durchſichtigen ſchillernden Maſchengewebe das grelle Rot halb und die Nähte ganz verhüllte und ſich ſehr wirkſam abhob. Als Umrandung dieſes Vierecks wurden die Schnüre genommen, unter welchen den Abſchluß nach außen ausgeſchlagene Tuchſtreifen bildeten, ich weiß nicht mehr genau, ob ein roter, oder unter dieſem hervorſtehend noch ein blauer Zackenrand, der aus einem entſprechendem Viereck Uniformtuch geſchlagen werden kann, das das Futter bildet. Beliebig kann zur Vervollſtändigung auch das Gold der Treſſen in Geſtalt von Franſen, Büſchelchen mit verwendet werden. Man braucht daſſelbe bei weitem nicht auf zur Häkelei, ich hatte es aber, ehe ich auf den militäriſchen Lampenteller verfiel, meiſt ſchon anderweit verarbeitet. Die goldenen Zahlen — in meinem Falle zwei Nummern 36 — ſchnitt ich in die einzelnen Teile, lauter größere und kleinere Halbmonde und arrangierte dieſe als kleine Arabesken in den vier Ecken; beliebig können ausgeſchlagene Tuchſterne oder ſonſtige Figuren, mit Goldfäden verziert, dazu genommen werden. Auf dieſe Weiſe verwiſcht ſich die Steifheit des Vierecks etwas und unter dem runden Lampenfuß ſehen die vier Ecken hervor. Wird das fertige Werk mit Tuch von der Uniform unterklebt, ſo enthält es nichts Fremdes, als die Eiswolle und hat einen Wert für den Empfänger, den manche koſtbare Handarbeit nicht beſäße. Bemerken möchte ich bei dieſer Gelegenheit, daß es ſich empfiehlt, ſich ein Ausſchlageiſen, wie es die Sattler gebrauchen, ſelbſt zu halten; daſſelbe iſt leicht zu handhaben und gibt die Möglichkeit, jedes bunte Tuchſtückchen in beliebigen Formen zu zierlichen Arbeiten zu verwerten. Schwarze, auf beiden Seiten ausgeſchlagene Tuchſtreifen ſind allerliebſter Beſatz für Kleider- und Unterröcke, viel praktiſcher als Samt und, da ſie gewaſchen und viel billiger, da ſie dem Reſterkaſten entnommen werden! **Anna Ecke.**

Buchumſchlag. Anſtatt geliehene oder eigene Bücher mit gutem Einband, um dieſen zu ſchonen, beim Leſen in Papier einzuſchlagen, fertigt man ſich leicht folgenden hübſchen Buchumſchlag, der ſich auch als kleines praktiſches Geſchenk verwenden läßt. Man ſchneidet, für das gebräuchlichſte Buchformat berechnet, ein Stück Segeltuch oder graue Leinwand von 46 cm Breite und 25 cm Länge und näht dies mit einem eben ſo großen Stück farbigem Atlas oder baumwollen Satin wie einen Sack zuſammen, den man umſtürzt, worauf man die letzte noch offne Seite fein mit Hohlſtichen aneinanderfügt. Nun beſtickt man ein 16 cm langes, zollbreites Stück Seidenband von der Farbe des Futters mit feiner Seide in abſtechender Farbe, entweder mit einem Namen oder einer Deviſe, wie: „In ſtillen Stunden", oder: „Ich ſchütze dich", oder: „Mein Buch, mein Freund", oder ähnliches. Hierauf legt man den Umſchlag zuſammen, die graue Seite nach außen, und näht den Bandſtreifen mit Goldſchnürchen ſchräg auf die vordere Seite, ſo daß noch ein rechtsſeitiger Rand von ca. 7 cm, und ein linksſeitiger von 1 cm Breite bleibt. Die beiden breiteren Ränder klappt man dann nach innen und näht ſie oben und unten fein mit dem Oberteil zuſammen, ſodaß ſich Taſchen bilden, in welche man dann den Bucheinband beim Leſen ſteckt. Einfacher iſt dieſer Buchumſchlag ohne Atlasfutter, nur mit Bördchen oder Band eingefaßt. **A. B.**

Zimmerſchmuck.

Bemalte Zimmerſäule. Manchen Damen, welche gleich mir das Beſtreben haben, die ſie umgebenden Räume ſo wohnlich und angenehm als möglich zu machen, dürfte nachſtehende Anweiſung vollkommen ſein: Es handelt ſich hier um die ebenſo einfache als geſchmackvolle Herſtellung der ſo beliebten Zimmerſäule. Dazu bedarf man einer gewöhnlichen, runden, möglichſt fehlerfreien thönernen Waſſerröhre, die man ſich ganz nach Wunſch, (dem Gegenſtand entſprechend, den man darauf ſtellen will) für wenige Silbergroſchen bei einem Gaſſenwaſſerleger ausſuchen kann. Dieſe Röhre wird nun mit gutem ſchwarzen Lack (von dem man in jeder Droguenhandlung für 50 Pf. genug erhält) lackiert und nun mit einem recht ausdrucksvollen, leicht entworfenen Blumenzweig bemalt. Ganz beſonders gut nehmen ſich Mohnblumen aus. Vorgeſchrittenen Malerinnen wird es ein Leichtes ſein, den urſprünglichen, rötlichen Ton der Röhre benutzend, dieſelbe in chineſiſchem Styl zu behandeln, was äußerſt appart wirkt. — Zwei, ebenfalls ſchwarz lackierte, gleich große Bretter aus trockenem Holz, 3 cm dick und etwa 3 Finger breit, größer als die Rundung der Röhre, beſchließen den oberen und unteren Teil der Säule. Man kann die Bretter durch Tiſchlerleim befeſtigen, doch iſt es haltbarer und darum geratener, die Höhlung der Röhre durch eine Holzſtange auszufüllen, an welche dann nur das obere Brett geleimt, das untere dagegen geſchraubt wird. Die ſo hergeſtellte Säule giebt einen ſehr willkommenen Zimmerſchmuck und hat ſich, wenigſtens bei uns, der Bewunderung mancher Beſchauer zu erfreuen gehabt.

Langjährige Abbonnentin.

Advents-Kronleuchter. Adventszeit — ſelige Zeit! Man hört im Geiſt ſchon die Weihnachtsglocken läuten und freut ſich, freut ſich allewege. Der erſte Adventsſonntag wurde daher bei uns auch ſtets feſtlich begangen. Die Zimmer wurden mit grünen Tannenzweigen ausgeſchmückt, die Thüren und Bilder mit Guirlanden bekränzt, der Nachmittag brachte den erſten Pfefferkuchen, und dann erklangen all die fröhlichen, ſchönen Adventslieder. Um der Stimmung noch einen feſtlicheren Ausdruck zu verleihen, erleuchte man das Zimmer mit einer Adventskrone. Man läßt ſich zu dem Zweck vom Klempner von einem ſtarken Drahtring von 50 cm Durchmeſſer in gleicher Entfernung von einander die Vorrichtung zu acht Lichtern anbringen. Ungefähr 35 cm über dem großen Ring befindet ſich ein kleiner von ca. 18 cm Durchmeſſer, der mit dem unteren durch vier Drähte verbunden iſt. Auf dieſem kleineren Ring ſind vier Lichter angebracht. Von demſelben gehen wieder vier Drähte in die Höhe, die ſich oben zu einem kleinen, ſenkrecht ſtehenden Ring ſchließen, an dem man das Ganze aufhängt. Sämtliche Drähte dieſes Geſtells werden nun mit Guirlanden aus Tannengrün dicht umwickelt, auch der Zwiſchenraum des großen Ringes kreuzweiſe damit durchzogen, ſo daß es ausſchaut, als ob die zwölf Lichtlein in einem grünen Wipfel brennen. Der Kronleuchter bleibt während der Adventszeit im Zimmer hängen, um dann zu Weihnachten noch einmal die Herzen mit freudigem Glanze zu erfüllen. **H. v. Sydow.**

Papierblumen.

Eine ganz reizende Neuheit auf dem Gebiet der ſo ſehr beliebten Papierblumen ſind Phantaſiezweige von weißen und roſa Schneebällen. Man verſchafft ſich recht kräftige ſchöne Dornenzweige, die man golden bronziert. Roſa und weiße ausgeſtanzte Schneeballenblätter ſind jetzt in jeder Papierhandlung käuflich (Fabriklieferant: E. Petzold, Dresden, Kreuzſtraße). Die Zweige erhalten kein grünes Laub, ſondern nur ganz kurz angeſtielte, graziös verteilte Blüten; ein Zweig wird ganz roſa, der andere ganz weiß oder creme gehalten, beide zuſammen ergeben dann den entzückendſten Schmuck für Vaſen, namentlich die bauchige japaniſche Vaſenform paßt gut zu den dornigen Zweigen.

F. S.

Feuerung.

An Pfarrfrau in Mecklenburg. Frage 22 in Nr. 5. Seit 12 Jahren im Beſitze einer Grude, bin ich mit derſelben außerordentlich zufrieden. Bei ſauberer und ſorgfältiger Behandlung ſtäubt und riecht ſie nicht im geringſten. Man muß ſehr darauf achten, daß die Grude abends recht ſorgfältig zurecht gemacht wird. Meine Grude beſteht aus Kacheln mit eiſernem Deckel, die Feuerung aus Stäben Abends werden ein Teil Stäbe herausgenommen, 4 Kohlenlöffel (die ziemlich groß ſind) voll Coaks aufgeſchippt. Einige Töpfe mit Waſſer werden nachdem die Stäbe wieder hinein gelegt ſind neben den Coaks geſtellt, der auf einen Berg aufgelegt worden iſt. (Man muß natürlich ſorgen, daß man, ehe Coaks aufgelegt wird, auch Glut in der Grude hat.) Nun wird dieſelbe feſt zugedeckt, und morgens rührt man leiſe mit dem Kohlenhaken an der noch ſchwarzen Maſſe, ſofort iſt Glut da, und das Waſſer, auf dieſelbe geſtellt, fängt an zu ziſchen; nach 2—3 Minuten kocht es. — Will man nun ein langſames Kochen verurſachen zum Mittageſſen, ſo legt man wieder 2—3 Kohlenlöffel voll Coaks auf und ſtellt die Töpfe gerade darauf; im entgegengeſetzten Falle legt man öfters und immer nur einen Löffel auf. Ich habe den ganzen Tag kochendes Waſſer, unſere Familie beſteht aus 8 Perſonen, und das Eſſen wird ſtets gar und ſchmeckt uns in der Grude zubereitet, ſehr gut. Auch Schmorbraten werden ſehr ſchön; nur zu den anderen, größeren Braten wird der Bratofen geheizt.

Pfarrfrau in Anhalt.

Für die Küche.

Haſelnußmakronen. 200 Gr. ungebrühte Haſelnußkerne, 200 Gr. gebrühte Mandeln, 400 Gr. Zucker, der Schnee von 5 bis 6 Eiern. Die fein geriebenen Mandeln und Nüſſe werden mit dem Zucker und dem ſteifen Schnee der Eier vermiſcht, dann bei ſtarker Hitze raſch gebacken, daß ſie oben hart, inwendig aber feucht ſind.

Quittenpaſte. 12 ſchöne Quitten und 6 Reinetten, oder andere weiß kochende Äpfel werden ſehr rein abgeputzt, geſchält, entkernt und mit kaltem Waſſer aufs Feuer geſetzt, jedoch kocht man Äpfel und Quitten jedes allein. Dann läßt man ſie weich kochen, doch dürfen ſie nicht zerfallen. Dann nimmt man ſie mit einer Schaumkelle heraus und ſtreicht die Früchte durch ein grobes Haarſieb. Das erkaltete Mark wird gewogen und mit ebenſoviel Zucker aufs Feuer geſetzt. Iſt der Zucker geſchmolzen, ſo bringt man es auf ſtarkes Feuer und läßt es unter beſtändigem Rühren ſcharf kochen, ungefähr 15--20 Minuten. Dann füllt man die Maſſe in flache Blechförmchen oder gießt ſie einen Finger dick auf flache Schüſſeln und bringt ſie gleich ins Kalte. Nach einem halben Tage läßt ſie ſich ſtürzen, dann legt man ſie auf mit Kaffeepapier bedeckte Holzbretter und ſtellt ſie zum Trocknen an den Ofen. Zweimal täglich müſſen die Paſten gewendet und auf friſches Papier gelegt werden, man kann von den großen Stücken allerlei Figuren ausſchneiden. Nach 3—4 Tagen ſind ſie trocken; dann kann dies Weihnachtskonfekt zwiſchen Lagen von Löſchpapier aufgehoben werden. **Ottilie.**

Äpfel und **Kaſtanien.** Man befreit die Kaſtanien von der äußeren Schale, kocht ſie in Waſſer weich, ſchält ſie alsdann und ſchmort ſie in Butter und Zucker noch langſam eine Viertelſtunde. Dann vermiſcht man ſie mit in Wein, Zucker und Citronenſchale weichgedünſteten halben Äpfeln und giebt dies Kompott, welches ſehr wohlſchmeckend iſt, noch warm zu verſchiedenen Braten.

Brennendes Kaſtanienkompott (Rezept aus England). Man ſchält und brüht große Kaſtanien, kocht ſie in Waſſer ganz weich, läßt ſie abtropfen und ordnet ſie zierlich auf einer flachen runden Schüſſel. Man beſiebt ſie mit Zucker, übergießt ſie mit $^1/_4$ bis $^1/_2$ Liter Rum, je nach der Menge und zündet den Rum unmittelbar vor dem Auftragen des Kompotts an. **L. H.**

Fragen.

42) Welche Anſtalten gibt es in Deutſchland, in welchen ein alleinſtehendes Mädchen (Tochter eines preußiſchen Offiziers), die nicht Lehrerin iſt, ſondern ſich als Hausdame ihr Brot erwirbt, durch Einzahlung eines Kapitals ſich eine beſſere Altersrente verſchaffen kann, als die gewöhnlichen Renten- und Altersverſicherungsanſtalten gewähren? Um gütigen Beſcheid bittet **Frl. v. H.**

43) Wie kann ich ſauer gewordenen eingelegten Spargel wieder genießbar machen? **E. B. in C.**

44) Könnte mir jemand zur Anfertigung eines hübſchen haltbaren Überzugs auf einen ſogenannten Amerikaner-Seſſel raten? Die Arbeit ſollte nicht zu viel Zeit erfordern und auch nicht zu teuer werden. Für freundliche Auskunft vielen Dank.

Pfarrtochter in Württemberg.

Daheim

XXVII. Nr. 11. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

13. Dezember
1890.

Daheim
Kalender
1891

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Seine alten Freunde zu begrüßen und dazu neue zu gewinnen wünſcht der

Daheim-Kalender
für das Deutſche Reich
1891.
Preis 1 Mark 50 Pfennige.

Herausgegeben
von der Redaktion des Daheim.

350 Druckſeiten mit vielen hübſchen Abbildungen, einem **farbigen Kunſtblatt** als Titelbild: „Pfingſtmaien“ von Werner Zehme und **acht Einſchalt-Vollbildern** namhafter Künſtler.

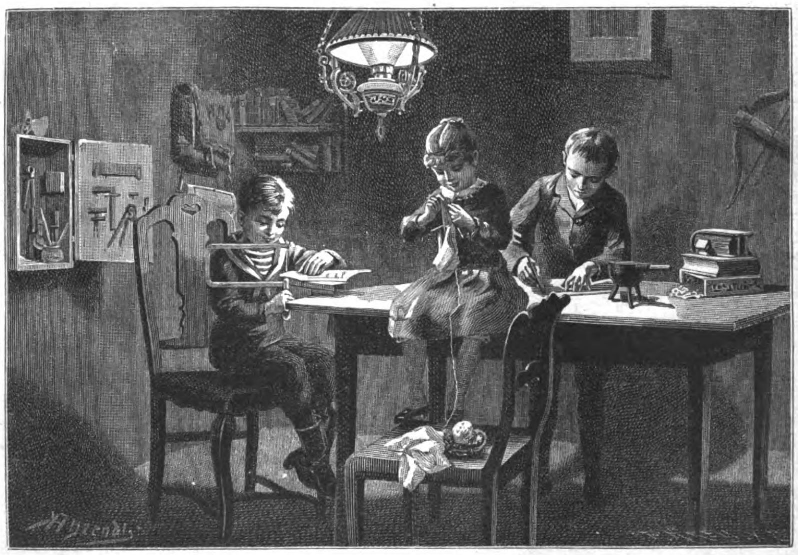
Dauerhaft in rote Leinwand gebunden.

Preis 1 M. 50 Pfg.

Der Daheim-Kalender iſt ein echtes und rechtes Hausbuch ſeit lange her. Abermals iſt er in **weſentlich verbeſſerter Ausſtattung** erſchienen, im übrigen wie immer aufs ſorgfältigſte redigiert. — Die von Jahr zu Jahr wachſende Verbreitung des Daheim-Kalenders hat die Verlagsbuchhandlung in den Stand geſetzt, jeden neuen Jahrgang in vollkommenerer Geſtalt darzubieten, und ſo wird auch der vorliegende Kalender für 1891 durch ſeine reiche Ausſtattung **die alten Freunde überraſchen und zahlreiche neue dazu gewinnen.**

Aus der Zeit — für die Zeit.

Weihnachtsarbeiten.

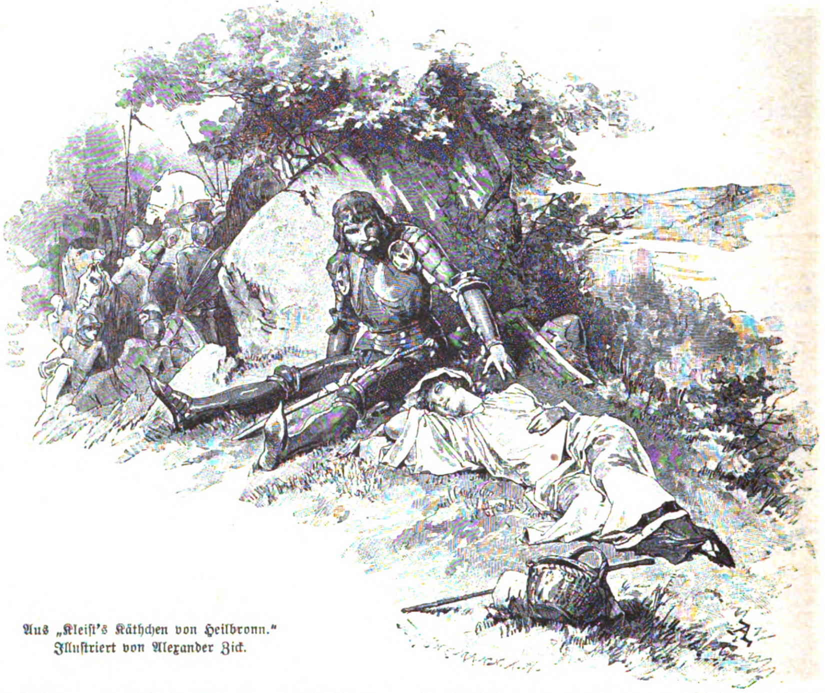


Mit zum ſchönſten des Weihnachtsfeſtes für unſere Kinder gehört die Zeit der Vorfreude, die Wochen vor Weihnachten mit ihrer ſich ſtetig ſteigernden Spannung und Erwartung, ihren Heimlichkeiten und Vorbereitungen. Und das iſt das gute an dieſen Wochen, daß ſie den Kindern nicht nur um der Freude willen lieb ſind, die ihnen bereitet werden ſoll, ſondern ebenſoſehr um der Freuden willen, die ſie ſelbſt bereiten wollen. Da ſitzen ſie hinter ſorgfältig gehütetem Verſchluß und fördern emſig ihre Kunſtwerke, damit ſie nur ja bis zum Weihnachtsabend fertig ſind. Eine kunſtvolle Buchbinderarbeit, die ſehr viel Geſchicklichkeit, ſehr viel buntes Papier und ſehr viel Kleiſter erfordert, ein Handſchuhkaſten aus Laubſägearbeit, an dem die kleine Hand ſich abgemüht hat, der erſte Strumpf, den das Töchterchen ohne mütterliche Beihilfe zu ſtande gebracht hat, — was ſind ſie für prächtige Ueberraſchungen und welche Äußerungen der Freude werden ſie den Eltern entlocken, die natürlich von all der Heimlichkeit gar nichts bemerkt haben. Denn das iſt nur halbe Freude, die durchblicken läßt, daß ſie ein Weihnachtsgeſchenk mit Sicherheit erwartet oder darum gewußt hat, daß es in Arbeit war. Wer den rechten Familientakt hat, der geht in den Wochen vor Weihnachten mit geſchloſſenen Augen und zugeknöpften Ohren in ſeinem Hauſe umher, damit er nur ja nicht durch ein Endchen Stickerei, das verräteriſch unter einem ſchnell übergeworfenen Tuche hervorlugt, oder durch eine unvorſichtige Frage vorzeitig Licht über die Überraſchungen erhält, welche ihm am Weihnachtsabend bevorſtehen. Dieſe Diskretion wird durch den Jubel der kleinen Geſchenkgeber reichlich belohnt.

1891. Nr. 11. Daheim Zweites Blatt.

Kleiſt's „Käthchen von Heilbronn“.

Illuſtriert von Alexander Zick.



Aus „Kleiſt's Käthchen von Heilbronn.“
Illuſtriert von Alexander Zick.

Unter den in letzter Zeit erſchienenen Prachtwerken fällt eine Ausgabe von Heinrich von Kleiſt's Ritterſchauſpiel „Das Käthchen von Heilbronn“ beſonders ins Auge, die Alexander Zick mit Bilderſchmuck verſehen hat. (Berlin, Verlag von Albert Goldſchmidt.) Wenige Werke unſerer Klaſſiker bieten dem Stift des Illuſtrators ſo viel maleriſche Szenen, wie gerade „Das Käthchen von Heilbronn“. Die wechſelnde Szenerie, der ganze Prunk des Rittertums, die Romantik des Waldes, die behagliche Einfachheit des Heilbronner Bürgerhauſes, die Prachtentfaltung kaiſerlicher Hofhaltung, — das ſind lauter Bilder, in deren Vordergrund die liebreizende Geſtalt des holden Käthchen und die kernige, ſelbſtbewußte des Ritters Wetter vom Strahl ſtehen. Sie bieten dem Künſtler Vorbilder für die Darſtellung kräftiger Männlichkeit und holdeſter Weiblichkeit, und Alexander Zick weiß Beides gleich vortrefflich zu malen. Das Bild, welches wir reproduzieren, illuſtriert die Schilderung, welche Wetter von Strahl vor den Herren der heiligen Vehme von ſeinem erſten Wiederzuſammentreffen mit dem ihm gefolgten Käthchen von Heilbronn auf ſeinem Ritt nach Straßburg gibt: „Ich war, es mögen ohngefähr zwölf Wochen ſein, auf einer Reiſe, die mich nach Straßburg führte, ermüdet in der **Mittagshitze an einer Felſenwand eingeſchlafen, — nicht im Traum gedacht ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenſter geſtürzt war, — da liegt ſie mir, wie ich erwache, gleich einer Roſe, entſchlummert zu Füßen, als ob ſie vom Himmel herabgeſchneit wäre!“**

Erbauungsſchriften.

Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr
von
Heinrich Spengler.
Neunte Auflage.
Preis in Halbfranz geb. 8 M, mit Goldſchnitt 9 M.

Ein hochgeſchätztes Hausandachtsbuch, für deſſen Beliebtheit neun Auflagen genügend ſprechen.

Der kleine Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten
von
Heinrich Spengler.
Preis in Geſchenkband M 3.50, mit Goldſchnitt M 4.50.

Eine durchaus neue Arbeit des Verfaſſers, hervorgerufen durch viele Wünſche, einen billigeren Pilgerſtab für weniger bemittelte Leſer zu erhalten.

Morgenſegen.
Kurze Morgen-Andachten für jeden Tag des Jahres.

Abendſegen.
Kurze Abend-Andachten für jeden Tag des Jahres.
Von
Heinrich Spengler.
Stadtpfarrer.
Preis jedes Bandes:
In Halbfranz gebunden 4 M., mit Goldſchnitt 5 M.

Mit dieſen Andachtsbüchern, die kürzer gefaßte Andachten enthalten, iſt das Bedürfnis ſolcher Familien ins Auge gefaßt, die nur einmalige Andacht, am Morgen oder am Abend, zu halten gewohnt, oder die überhaupt durch Beruf und Verhältniſſe auf kürzere Andachten angewieſen ſind.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig, Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Wie anders iſt's, wenn die Liebe tadelt,
Die Liebe, die jede Silbe adelt,
Als wenn der Haß, der wie Dornen ſticht,
Als wenn der Haß ſeine Meinung ſpricht?

Der Zweck und die Einrichtung einer Familienchronik.

Der Wunſch, im Beſitze eines Buches zu ſein, deſſen Inhalt das Leben, Wirken und Schaffen der Mitglieder der eigenen Familie, von einer möglichſt grauen Vorzeit an bis zu der jüngſten Vergangenheit, zum Gegenſtande hat, dürfte wohl bei allen gebildeten Menſchen angetroffen werden. Die in einem derartigen Schriftſtücke gewöhnlich aufgezeichneten Bemerkungen und Begebenheiten haben für die Angehörigen der Familie nicht nur ſtets einen eigentümlichen Reiz, ſondern ſie verbinden mit dem Angenehmen in vielfacher Beziehung auch ſehr beachtenswerte und oft recht greifbare Vorteile, deren Bedeutung von den Beteiligten häufig erſt dann verdientermaßen gewürdigt zu werden pflegt, wenn es ihnen trotz vieler Mühe und Zeitaufwand nicht gelungen iſt, irgend eine dringend erforderliche Familiennachricht rechtzeitig zu beſchaffen. Der als Volkswirtſchaftslehrer berühmte Profeſſor Riehl bemerkt in einer ſeiner Schriften, daß jede Familie den ariſtokratiſchen Stolz haben ſolle, eine eigenartige Familie zu ſein. Sie ſolle darum alles ſorgfältig ſammeln und bewahren, was ihren beſonderen Charakter bekunde. Es ſei damit nicht geſagt, daß das bürgerliche Haus auch einen Stammbaum haben müſſe, einen ſolchen brauche es nicht; es ſolle aber in jedem Bürgerhauſe, in welchem man leſen und ſchreiben könne, eine Familienchronik angelegt werden. Die allgemeine Einführung derſelben ſei gar nicht ſo ſchwer, es brauche immer nur jeder bei ſich ſelbſt anzufangen. In unſere ganze Kulturgeſchichte würde ein anderes Fundament kommen, wenn Chroniken dieſer Art allmählich wieder Sitte des Hauſes würden. Dieſen, wohl jedermann einleuchtenden und vortrefflichen Äußerungen einer bedeutenden Autorität auf dem beſagten Gebiete wollen wir nun hinzufügen, **wie** nach unſerem Dafürhalten eine ſolche Familienchronik etwa auszuführen ſei und **welches Material** in dieſelbe aufgenommen werden könne, um den Zwecken derſelben nach allen Seiten hin zu genügen. Die Art und Weiſe der Herſtellung eines derartigen Buches wird teils von den Vermögensverhältniſſen, teils von dem Wiſſen und Können der betreffenden Perſonen abhängig ſein. Was das erſtere anbetrifft, ſo wird zwar ein billiges Heft mit dauerhaftem Umſchlage genau denſelben Zweck erfüllen, welchen man mit einem Prachteinbande erreicht, deſſen Schauſeiten mit Sinnſprüchen, Wappen, Emblemen, Symbolen und dergleichen geſchmückt, oder deſſen Holzdeckel mit Ölgemälden, Aquarellen, geätzten Metallen, bemalten Porzellantäfelchen, Kerbſchnittornamenten, reizenden indiſchen Metallintarſien und ähnlichen Mitteln ausgeſtattet ſind. Allein die genannten prachtvollen Kunſtgebilde haben nebenbei das Gute, daß ſie den Töchtern und Söhnen der ſeiner gebildeten und mehr begüterten Stände eine vorzügliche Gelegenheit darbieten, ſich vermittelſt der heutzutage am meiſten beliebten und gepflegten techniſchen und künſtleriſchen Fertigkeiten eigenhändig ein ſchönes Denkmal zu ſetzen, welches ſelbſt den ſpäteſten Geſchlechtern noch Achtung abgewinnen und denſelben eine reine Freude bereiten kann. Schon aus den zuletzt genannten Gründen würde es rätlich erſcheinen, einen ſo wertvollen Familienſchatz, wie es die Hauschronik doch unbedingt iſt, mit dem Beſten zu ſchmücken, was die Mitglieder, ohne gerade fühlbare Opfer zu bringen, der Sache nur irgend zuzuwenden vermögen. Eine Erweiterung der Beteiligung der einzelnen Familienglieder an der Ausführung der Schmuckformen der Chronik läßt ſich leicht dadurch erzielen, daß man für das Buch eine beſondere Schutzhülle in Geſtalt eines Käſtchens, eines Futterales oder eines ähnlichen Behälters ſchafft und dieſe Zugabe ebenfalls mit entſprechenden Kunſtformen ausſtattet. Auch die Teilung des Ganzen in mehrere Bände bietet den Vorteil, daß ſich viele Perſonen gleichzeitig an der Ausſchmückung der Chronik beteiligen und den Nachkommen Proben ihrer künſtleriſchen Bethätigung überliefern können. Als etwas ſehr Beachtenswertes bleibt noch zu erwähnen, daß das Format der Chronik nicht nur ein in ſeinen Maßverhältniſſen ſchönes, ſondern unter allen Umſtänden auch ein handliches ſein ſoll. In bezug auf die Höhe und Breite des Buches würde z. B. die Doppellinie, welche den Text des Frauendaheims umgrenzt, als Vorbild genommen werden können. Rückſichtlich der Stärke eines Bandes iſt hervorzuheben, daß eine möglichſt geringe Dicke das Einſchreiben bedeutend erleichtert und auch die Haltbarkeit der Buchbinderarbeit ſehr weſentlich erhöht. Der Inhalt der Familienchronik ſoll nach unſerer Vorſtellung von der Sache nicht etwa aus trockenen Mitteilungen von bezüglichen Zeitangaben, Thaten, Ereigniſſen und dergleichen beſtehen, ſondern vielmehr alles dasjenige umfaſſen, was das Eigenartige, den Charakter beſtimmter Familienglieder nach allen Richtungen klarlegt, ſowie auch das Weſen ihrer Zeit, die Beſchaffenheit ihrer örtlichen Umgebung zum Verſtändniſſe bringt. Der ganze innere und äußere Menſch der betreffenden Perſonen ſoll in einer gefälligen, ſo viel als thunlich mit erheiternden Bemerkungen gemiſchten, kurz, den Leſer anheimelnden Darſtellung zur Anſchauung gelangen. Die weſentlichſten Hilfsmittel bei der Ausführung des Geſagten ſind die bildliche Darſtellung der betreffenden Perſonen in Zeichnung oder eingeklebter Photographie, die Wiedergabe ihrer Wohnräume in Grundriſſen und Anſichten, die Darſtellung der landſchaftlichen Umgebung der Behauſung in Blei-, Federzeichnung oder Waſſerfarben, ebenſo Skizzen von benutzten Geräten, geſchaffenen Werken, gemachten Erfindungen, Ausſchnitte von Druckſachen, die auf die in Rede ſtehenden Perſonen Bezug haben, Benennung etwaiger litterariſcher Leiſtungen derſelben, Kritiken über dieſe Arbeiten, geſchriebene oder gedruckte Beiſpiele der Leiſtungen, Proben von getragenen Kleiderſtoffen, mit Gummi aufgeklebte Haarpartien, Benennung bezüglicher wichtiger Dokumente, Original-Siegel und Wappendarſtellungen von erwähnten Behörden und Ortſchaften, Erinnerungszeichen von befreundeten Perſonen, Andenken an wichtige Lebensereigniſſe, an bedeutſame Reiſen und noch vieles andere, was ſich auf den Blättern eines Buches bequem wiedergeben oder dauerhaft auf denſelben befeſtigen läßt. Bei der Auswahl derartiger Dinge iſt natürlich beſondere Vorſicht und weiſe Sparſamkeit am Platze, damit kein falſches Urteil veranlaßt und das Eigenartige der Hauptgegenſtände nicht durch die Menge des Unbedeutenden und vielleicht Überflüſſigen in den Hintergrund gedrängt werde. In den hier gegebenen Andeutungen glauben wir alles erwähnt zu haben, was bei der Herſtellung einer Familienchronik im allgemeinen zu berückſichtigen iſt. Mögen dieſelben nun dazu beitragen, daß der Sinn für die hochwichtige Sache in den weiteſten Kreiſen geweckt und die Anlage eines derartigen Buches wieder, wie in alten Zeiten, Sitte des Hauſes werde.

J. Matthias.

Kinderſpielzeug.

Korbwarenbude. Ein reizendes Weihnachtsgeſchenk für artige Kinder iſt ein Korbwarenladen, den die Mutter zum größten Teil allein herſtellen kann. Es gehört dazu ein Holzgeſtell in Form der Jahrmarktsbuden, das man vom Tiſchler anfertigen läßt, jedoch auch ſelbſt aufbauen kann, wenn man etwas Handwerkszeug und Holzleiſten und Brettchen in verſchiedener Größe beſitzt. Vorn prangt ein kleines Schild, welches den Namen der Inhaberin der Bude zeigt. Kleine Nägel im Innern und an den ſeitlichen Außenrändern der Bude dienen zum Aufhängen der Körbe. Dieſe werden in den verſchiedenſten Formen gehäkelt. Man kann dazu grobe, ungebleichte Baumwolle, aber auch ebenſo gut graues Häkelgarn Nr. 30 nehmen. Es werden Marktkörbe, Schlüſſelkörbe, Papierkörbe, Flaſchenkörbe und dergl. mehr gefertigt, man kann ſogar kleine Fußmatten (ähnlich den Strohdecken zum Abtreten der Füße) und Unterſätze für Puppenſchüſſeln (für den Tiſch) in dieſer Weiſe herſtellen. Die nötige Grundform gibt man den Körbchen beim Häkeln durch Zu- und Abnehmen. Hat man die Häkelarbeit vollendet, ſo beſtreicht man die Körbchen mehrmals mit Schellack, der in Spiritus aufgelöſt iſt, bis die Körbchen nach dem Trockenwerden ganz ſteif ſind. Dann kann man ſie entweder bronzieren oder mit ſchwarzem reſp. braunem Lack lackieren. Die richtige Form gibt man den Körbchen gleich nach dem erſten Schellackanſtrich, noch bevor dieſer vollſtändig getrocknet iſt. Bei einiger Übung laſſen ſich die verſchiedenſten Arten von Korbwaren mit leichter Mühe herſtellen. Kleine Staubtuchkörbchen in Form von gedrehten Düten fertigt man aus einem gehäkelten oder geſtrickten Dreieck, deſſen ſchräge Seiten mit unſichtbaren Stichen zuſammengenäht werden und dann die Rückwand bilden. Schleifen- oder Pomponsputz an den einzelnen Körben tragen zur Zierde derſelben weſentlich bei. Mit Hilfe von vergoldeten Stäbchen laſſen ſich in dieſer Weiſe zierliche Arbeitsſtänder herſtellen. Die Arbeit läßt der Phantaſie großen Spielraum, und die Mannigfaltigkeit in den Formen bildet einen Hauptreiz bei der Herſtellung. Eine zierliche Puppe, als Verkäuferin gekleidet, wird im Innern der Bude aufgeſtellt.

M. S.

Zur Ergänzung der Puppenſtube fertigte ich im vorigen Jahre meinen Kindern zum Weihnachtsgeſchenk einen Garten an, deſſen Herſtellung ich im nachſtehenden beſchreiben will:

Ich nahm einen glatten, mittelſtarken Kiſtendeckel, etwa 60 cm lang und 50 cm breit; dieſe Fläche bildete das Gartenland, zu dem der Eingang an der einen Schmalſeite lag, das hintere Drittel des Raumes erhöhte ich durch einen aufgeleimten Kaſten von etwa 10 cm Höhe. Dies gibt den Sitzplatz, zu dem, durch Holzklötzchen gebildet, Stufen hinaufführen. Den Garten ſowohl wie die Terraſſe beklebte ich nun mit Sandpapier und grenzte die Außenränder der Terraſſe durch eine Wand von Torf- und Kohlenſtückchen ab, die ich halbmondförmig aufbaute, wie eine Art Steinmantel. Die Mitte dieſer Wand iſt ungefähr 15 cm hoch und wird nach den Seiten hin niedriger. Ich leimte die Torfſtücke regellos aufeinander, polſterte ſie dann mit friſchem Moos aus, zwiſchen welches ich ab und an ein Steinchen oder eine kleine Muſchel ſchob, beſonders der obere Rand wird durch eine Steinverzierung ſehr hübſch.

In dieſen Steinmantel ſtellte ich die Gartenmöbel, billige Blechbänke und Tiſche vom Klempner, doch hatte ich für Bänke und Stühle Kiſſen von grauem Leinen gemacht und für den Tiſch eine graue Kaffeedecke, auf welcher dann ein niedliches Taſſenſervice prangte. Um dieſen Tiſch ſitzen nun die kleinen Puppen, Damen und Herren. Der nach dem unteren Garten abfallende Rand des Kaſtens wird auch mit Moos überkleidet. Nun muß dieſer Garten zuerſt umzäunt werden. Dazu nagele ich eine ſchmale Leiſte an den Außenrändern entlang und klebe auf dieſe in regelmäßiger Entfernung leere, vorher golden und ſilbern bronzierte Garnrollen. Von einer Rolle zur andern führt eine Meſſingkette, die ich befeſtigte, indem ich ſie je mit einem langen Nagel mit gelben Knopf durch die Mittelöffnung der Rollen einſchlug. Der vordere Eingang bleibt 20 cm breit offen. In der rechten Ecke des unteren Gartens bildet ein Stück Spiegelglas einen

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Teich, auf dem Enten ſchwimmen, den Rand bedeckte ich mit Moos. In die Mitte des Gartens kommt ein Raſenplatz aus kurzem, feſtem Moos, auf dem man durch kleine künſtliche Blumen ein Beet anbringen kann. In der linken Ecke iſt ein Spielplatz für die Puppenkinder angelegt. Ich kaufte eine kleine Korbſchaukel, und konſtruierte auch mittels eines Klötzchens und eines ſchmalen Brettchens eine Wippe. Hierher ſtellte ich die Puppenkinder, die von einer Bäuerin, mit dem Tragkindchen im Arm, beaufſichtigt werden. Verſchiedenes Spielzeug, wie bunte Bälle aus Wolle, Reifen aus Draht mit Stäbchen aus Streichhölzern, bronziert oder angeſtrichen, oder auch ein kleines Croquetſpiel mit bronzierten Drahtbogen und Kugeln von Wachs ſind noch leicht hinzuzufügen. Auch umklebte ich noch einige große Garnrollen mit ſteifem grünen Papier, ſteckte Buchsbaum und Wachholderzweige hinein, bedeckte ſie oben mit Sand und verteilte dieſe Blumenkübel überall im Garten. Mit wenig Koſten iſt ſo ein reizendes Spielzeug hergeſtellt, das die kleinen Mädchenherzen entzückt und hoffentlich viel Nachahmung findet.

Kindermund.

Ein ſiebenjähriges Mädchen ſah zu, als der Vater die Liſte zur Volkszählung ausfüllte und auch ihren Namen eintrug. Als er dabei darauf hinwies, daß zur Zeit der Geburt Chriſti auch eine Art Volkszählung ſtattgefunden hätte, fragte ſie: „Und jetzt will wohl unſer Kaiſer Wilhelm wiſſen, wie wir alle heißen?“ Als der Vater dies bejahte, meinte ſie: „Da wird aber der Kaiſer lachen, wenn er unſere Liſte bekommt und lieſt: Gertrud Mahr — ledig.“

Das dreijährige Töchterlein reiſt mit dem Papa zum erſtenmale per Bahn und läßt ſich erklären, was ihr neues vorkommt. Als ſie ein Gartenhäuschen mit vielen kleinen Fenſtern ſieht, ſagt ſie: „Gelt, Vater, das iſt noch ein ganz junges Häuschen?“

Zimmerſchmuck.

Im Beſitz zweier prächtiger, ausgeblaſener Straußeneier wußte ich anfänglich nicht recht, was damit anfangen, bis mir der Gedanke kam, dieſelben als Wanddekoration folgendermaßen bewundern zu laſſen: Rote, pfaublaue und goldfarbige Cordonetſeide vereinigte ich zu einem Faden und ſtrickte mit ziemlich großen Maſchen ein Filetnetz — in der Rundung ſo weit wie der Umfang der Eier und beinahe viermal ſo lang als ein Ei hoch iſt. — Dann ſchob ich die Eier hinein, zog das Netz oben und unten zu, verſah die Enden mit je drei farbigen Quaſten von Seide, nahm das Netz am mittleren, leeren Raume etwas ungleich auf, damit das eine Ei tiefer hängt als das andere, befeſtigte dort eine flotte rote Seidenbandſchleife nebſt einer Öſe zum Aufhängen. Die Arbeit hängt unter einem geſchnitzten Eckbrett, von der Wand abſtehend und nimmt ſich ſehr apart aus.

F. B. in St.

Zimmergärtnerei.

Fr. 34. Ohne irgend welchen Anſpruch auf gärtneriſche Kenntniſſe zu machen, pflege ich ſeit Jahren Kakteen mit Glück und bringe ſie jährlich zur Blüte. Es ſind allerdings nur die gewöhnlichſten: der Schlangen-, Blatt-, Säulen- und Kugelkaktus, über die ich, wenn Ihnen damit gedient iſt, folgendes mitteile: Nicht richtig iſt wohl das Überwintern im geheizten Zimmer. Die Pflanzen ſchießen dabei ins Kraut und blühen dann nicht. Ebenſowenig richtig iſt das Gießen im Winter. Sie leben, wie in ihrer Heimat, nur von der Feuchtigkeit der Luft, und wenn ſie in der Ruhezeit auch welk und kümmerlich ausſehen, ſo ſchadet das nichts; ſie ſetzen da gerade Blüten an! Am Faulen der Wurzeln iſt auch vielleicht zu fette Erde Schuld. Sie wollen durchaus keine friſchen Düngſtoffe. Meine Erde iſt aus Flußſand und gewöhnlicher Gartenerde (hier ziemlich ſchwer und lehmhaltig) gemiſcht. Mein Schlafzimmer iſt luftig und hell, mit drei Fenſtern; davon braucht eines im Winter nicht geöffnet zu werden. Dort bringe ich hinter den Scheiben ein bis zwei Bretter an, ſo daß mehrere Etagen entſtehen. Dort bringe ich die kleinen Pflanzen unter. Die größeren werden ähnlich aufgeſtellt, nur daß ſie das nötige Licht haben. So bleiben ſie ſtehen, ohne alles Gießen, ohne Abſtäuben, vor allem, ohne den alten Standort zu verrücken. Höchſtens geſchieht es, daß ich ihnen bei ſtarkem Froſt anderswo ein wärmeres Fleckchen ausſuchen muß, um ihnen, ſobald es geht, genau den alten Standort wiederzugeben. Allerdings iſt das Zimmer ſo günſtig gelegen, daß gewöhnlicher Froſt nicht eindringt, auch wenn tagsüber andere Fenſterflügel aufſtehen. Zur Not wird die Temperatur auch einmal durch das anſtoßende geheizte Zimmer reguliert. Im ganzen ſind die Kakteen nicht empfindlich; ſie frieren wohl einmal an die Fenſterſcheiben an, ohne daß mehr als das betreffende Blatt zu Grunde geht. Nur verhüte man, daß die Temperatur unter Null ſinkt und Eisbildung eintritt. So behandelt, ſetzen Schlangen- und Blätterkaktus bei den erſten Strahlen der Frühlingsſonne, im Februar oft, reichlich Blüten an, von wo an ich dann mit warmem Waſſer gieße und beſpritze, aber lieber zu wenig als zu viel. Eine kleine Mammaria, die ich allerdings mehr der Merkwürdigkeit als der Schönheit wegen halte, blüht ſogar unter dieſen Verhältniſſen mit ihren kleinen blaſſen Blütchen den Winter durch fort. Ganz ebenſo behandele ich andere Pflanzen mit fleiſchigen Blättern, z. B. die Echeveria, die dann im Frühjahr überreich anſetzt. Daß ſo behandelte, ſchlafende Pflanzen nachts der Geſundheit ſchaden, habe ich, obwohl ich bereits in den Jahren bin, noch nie bemerkt. In der Vegetationszeit kommen ſie natürlich heraus, immer aber mit Beibehaltung der Lichtverhältniſſe, ſonſt werfen ſie die Knoſpen ab. Sollten Sie indes durchaus nur ein geheiztes Zimmer zur Verfügung haben, ſo geht es vielleicht auch. Nur rate ich unbedingt, im Winter ſo gut wie gar nicht, und wenn ja, nur ab und zu mit warmem Waſſer zu gießen. Auch die Pflanze nicht verrücken und nicht einmal abſtäuben. Die Hausfrau muß freilich um des guten Zweckes willen damit zufrieden ſein. Unbekannterweiſe, aber mit amtsbr. Gruß

Pfarrer P. Th.

Einige Winke für Weihnachten.

In dem ſchön gelegenen, hiſtoriſch berühmten Dorfe Himmelkron, das den Beſuchern des Bades Berneck gut bekannt iſt, hat im Jahre 1886 mit Hilfe einer ſächſiſchen Firma der gegenwärtige Ortspfarrer zu gunſten der ziemlich zahlreichen Familien, welche namentlich im Herbſt und Winter ohne Arbeit und Verdienſt ſind, die Filetguipure-Induſtrie eingeführt. Die Arbeiterinnen fertigen alle Arten von Arbeiten in Filetguipure in allen Größen und Farben nach eigenen originellen Muſtern, auch nach eingeſandten Zeichnungen als Decken und Läufer für Tiſche und Sophas, Bettdecken, Gardinen-Einſätze und -Spitzen 2c. Die Einſenderin dieſer Zeilen hat im Herbſt dieſes Jahres dort ſelbſt ſehr ſchöne Arbeiten geſehen, darunter eine prächtige Altardecke. Auf der diesjährigen Ausſtellung im Kgl. Glaspalaſt zu München erhielt die Hausinduſtrie Himmelkron eine ſilberne Medaille, und es intereſſierten ſich Höchſte und Hohe Perſönlichkeiten für dieſe Induſtrie. Dieſelbe iſt ſeither von der Pfarrfrau geleitet worden und wird nunmehr von einer Neuendettelsauer Diakoniſſin unter Aufſicht des Pfarrhauſes geleitet. Die Preiſe ſind mäßig geſtellt; jeder perſönliche Gewinn iſt ausgeſchloſſen. Der Reingewinn kommt der eingerichteten Gemeindediakonie zu gute. Muſter werden gerne verſandt. Man wende ſich an die „Hausinduſtrie Himmelkron bei Bayreuth“ oder an Herrn Pfarrer Langheinrich daſelbſt. Die Leſerinnen des Frauendaheim ſind gewiß alle mit mir der Anſicht, daß ſolche Unternehmungen aller Unterſtützung durch Beſtellungen wert ſind und daß ſie in kleinem Kreiſe eine ſchöne und edle Aufgabe erfüllen.

L. Kr.

Wer einmal ſeine Weihnachtsfreude durch einen wackeligen und ſchiefen Chriſtbaum beeinträchtigt geſehen, wird den von E. Sternberg in Reichenſtein i. Schl. auf den Markt gebrachten Chriſtbaumſtänder aus Schmiedeeiſen als eine höchſt praktiſche Neuheit freudigſt begrüßen. Derſelbe genügt in ſeiner einfachen und dabei geſchmackvollen Konſtruktion ſämtlichen Anforderungen an einen guten Ständer. Auch außer der Weihnachtszeit iſt er als Unterſetzer für Aquarien 2c. zu empfehlen und wird mit ſeinen ſchön geſchwungenen Linien und ſeinem hübſchen Bronzeanſtrich ſtets eine Zierde des Zimmers ſein. Da ein Teil des Reinertrages für wohlthätige Zwecke in einer armen Diaſpora-Gemeinde beſtimmt iſt, möchte ich dieſem hübſchen und ſo überaus praktiſchen Ständer — der Erfindung eines Paſtors — welcher der Familie, die ihn beſitzt, viele Jahre dienen kann, die weiteſte Verbreitung wünſchen.

Eine von Mehreren, die dieſe Erfindung erprobt haben.

Handarbeit.

Originelles Arbeitsſchürzchen. Die eleganten Schürzchen haben wohl nie, ſoweit bekannt, einen andern Zweck, als ſich damit zu ſchmücken. Aus nachſtehender Beſchreibung kann man nun erſehen, daß man ſich auf die einfachſte Weiſe ein praktiſches Arbeitsſchürzchen herſtellen kann, um ſo das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Will man, ſei es in Garten oder Haus, an einer Handarbeit thätig ſein, ſo braucht man immer einen Tiſch oder Stuhl in nächſter Nähe, um das Material und die nötigen Utenſilien, wie Fingerhut, Schere, Seide 2c. bei der Hand zu haben, da dies alles vom Schoß auf einem glatten Schürzchen, deſſen winzig kleine Täſchchen oft kaum ſichtbar, geſchweige nutzbar ſind, leicht heruntergleitet. Dem iſt folgendermaßen abgeholfen. Man nimmt, — um ein Beiſpiel zu geben, denn die Ausführung kann ja ſelbſtverſtändlich, was Stoff und Farben betrifft, unzählig variieren, es handelt ſich hier nur um die Idee, — man nimmt ein Stück einfachen, cremefarbigen Congreßſtoff und zwar 1 m lang, ſäumt ihn, reiht ihn oben in einen Bund vom ſelben Stoff und ſchmückt die verkehrte, unrechte Seite mit einer ca. 5 cm breiten Kante, etwa einer geſtickten; ſehr hübſch ſieht aber auch fünffach ganz ſchmal durchgezogenes, rotſeidenes Bändchen, in der Art wie die Flechtarbeit aus. Auf den Bund macht man dann dieſelbe Kante. Nun ſchlägt man die untere Seite 35 cm herauf, ſo daß die Kante auf die rechte Seite kommt und näht dieſes Stück an beiden Seiten und einmal in der Mitte feſt; dadurch entſtehen zwei Taſchen, in denen man bequem alles Nötige aufbewahren kann. An die vier Ecken der Taſchen näht man rote Schleifchen, desgleichen links an den Bund eine etwas größere und auf die andere Seite des Bundes noch ein rotſeidenes Band mit Knopf oder Heftel. Dies iſt praktiſch und hübſch.

P. W.

Frage 36. Eine ganz originelle Taſtendecke fertigt man auf folgende Weiſe: Die Decke beſteht aus rotem, feinem Flanell in der Länge und Breite der Klaviatur. In der Mitte werden entſprechend vergrößert, die erſten zwei und drei Takte irgend einer Lieblingsſonate gezeichnet, mit allen Zeichen und Bogen. Links davon das Wort „Sonate“ ſelbſt mit der paſſenden Nummer; rechts davon der Name des Komponiſten. Die Notenlinien werden mit feinem Goldfaden benäht und die Noten und Namen mit ſchwarzer Seide in Plattſtich geſtickt. Dann wird die Decke mit Seide oder Satin gefüttert und der Rand vom Sattler ausgeſtanzt.

Geſtrickte warme Knabenmütze für Armenbeſcherungen. Man ſtrickt mit ſtarken Holznadeln einen 15 cm breiten Rand von dreifacher Kaſtorwolle, einem ſchwarzen, einem weißen und einem grauen Faden. Die Strickerei ſieht aus wie Krimmer und iſt ſehr dick und warm. Man legt 24 Maſchen auf und ſtrickt einfach glatt hin- und zurückgehend, bis der Streifen etwa 50 cm lang iſt, dann näht man

(Fortſetzung im Fünften Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

ihn zuſammen. Zum Boden nimmt man ein Stückchen ſchwarzen oder farbigen Plüſch, etwa 15 cm im Durchmeſſer, wattiert es leicht und näht es dann von der linken Seite mit dem Rand zuſammen. Letzteren biegt man dann unten ungefähr 5 cm breit nach der rechten Seite um, weil die Mütze ſonſt zu hoch ſein würde, jedoch kann dieſer aufgebogene Rand zum Schutz gegen Wind und Kälte immer herunter und über die Ohren gezogen werden. **O.**

Weißſtickerei. Allen Verehrerinnen dieſer hübſcheſten Art von Wäſcheverzierung ſei eine praktiſche Neuheit warm empfohlen. Die neuen patentierten Kautſchuckwalzen zum Vorzeichnen der Muſter (käuflich bei J. Sperling, Leipzig, Peterſtraße). Das Vorzeichnen iſt auf dieſe neue Art ungeheuer einfach; die Müſterchen, die mit Stempelfarbe beſtrichen werden, ſtehen erhaben auf Gummiröllchen, die man nach Belieben in den einfachen Walzenapparat einſetzen kann. So zeichnet man in einer Minute leicht ein paar Meter vor. Die Handlung hat mehrere Tauſend Muſter vorrätig, Kataloge werden gern verſandt.

Mappe für loſe Lieder. Ein praktiſches Weihnachtsgeſchenk für Sangeskundige iſt eine Mappe zur Aufbewahrung von loſen Liedern. Ich arbeitete kürzlich eine ſolche, die ſehr hübſch ausſah und viel Freude machte. Dieſelbe war aus dunkelſtahlblauer Ripsſeide gefertigt mit Innenbekleidung von altgoldfarbener Seide. In die Mitte des Deckblattes hatte ich mir die Thumannſche Amorettengruppe zu Heines: „Das iſt ein Flöten und Geigen“ gezeichnet und mit franzöſiſcher Nähſeide in feinen Stielſtichen nachgeſtickt. Die Figuren mattroſa, die Inſtrumente holzbraun, die Haare dunkelbraun, die ſtiliſierten Ranken in zwei Tönen oliv, die Blüten in hellblau, dunkelrot und roſa. In die vier Ecken zeichnete ich ebenfalls Amoretten aus dem von Thumann illuſtrierten „Buch der Lieder“ und ſtickte ſie in gleicher Weiſe. Das ganze Deckblatt umrandete ich mit einem Gitterbörtchen in feiner Goldſchnur mit Überfangſtichen aus roſa und hellblauer Seide. Jede Modenzeitung bietet dazu Muſter in Menge. Von jeder Seide braucht man 65 cm, 60 cm zu den Deckeln und 5 cm zum Rücken und Einſchlag. Fertigſtellen laſſe man die Mappe vom Buchbinder, der ſie für wenig Geld exakter herſtellt, als es uns ſelbſt möglich ſein würde. Will man die Mappe etwas prächtiger haben, ſo ſticke man eine Lyra von Gold-Kantille, umgeben von Blumen in Plattſtich darauf, oder ein Monogramm in Goldſtickerei. Möchte man die Mappe aus Plüſch herſtellen, ſo ſticke man eine Amorettengruppe auf Leinwand in Kenſingtonſtickerei, ſchneide ſie aus, klebe ſie auf den in den Rahmen geſpannten Plüſch und umrande ſie mit feinſtem, krauſem Goldſchnürchen. Einfacher iſt jedoch oben beſchriebene Verzierung, und wenn auch vielleicht nicht ſo effektvoll, ſo doch ungemein zierlich und elegant. **W.**

Arbeitsſtänder aus einem Haarſiebe. Ein ebenſo origineller als leicht herzuſtellender Ständer für Handarbeiten wird folgendermaßen verfertigt: Es werden drei Bambusrohre vergoldet und kreuzweiſe miteinander derartig verbunden, daß ein Körbchen darauf ruhen kann. Dieſes Arbeitskörbchen beſteht aus einem der größten, runden Haarſiebe, das in eigenartiger Weiſe zum Gebrauch hergerichtet und ſalonfähig gemacht wurde. Es wird nämlich von außen vergoldet und in geſchmackvoller Anwendung mit bunten Bildern der kleinſten Art beklebt. Auch die untere Seite des Haarſiebes wird vergoldet, braucht aber nicht weiter verziert zu werden. Zur inneren Bekleidung des Arbeitskorbes wählt man hochroten Atlas, von dem ein wattierter, mit kleinen Knöpfen ausgenähter Boden hergerichtet wird. Derſelbe wird zuletzt mit einigen Stichen befeſtigt und mit einer ſeidenen Kordel umgeben, nachdem zuvor, der Höhe des Siebes entſprechend, ein zu Puffen geordnetes Stück Atlas in der Rundung angebracht wurde, dem zwei ziemlich weite Atlastaſchen aufgeſetzt werden. Den oberen und unteren Rand des Behälters umgibt eine hochrote Atlasrüſche. Eine volle Atlasſchleife hängt graziös an einer Seite herab, und eine zweite hält ſcheinbar die vergoldeten Stäbe des Geſtells zuſammen. Sodann hat man vier Löcher durch den oberen Rand des Siebes gebohrt und durch dieſe kreuzartig einen feſten Draht geleitet, der mit ſeidener Kordel feſt umwickelt und daranhängenden Seidenpompons verſehen, als Griff dient.

Eine für Kinderhände leicht ausführbare Art **Smyrnaarbeit** beſteht darin, die Wollfädchen in Baumwolle **einzuſtricken.** Ich ſtrickte für einen Fußteppich ein Mittelſtück aus lauter Muſterfäden, wie ſie große Garngeſchäfte zum Frühjahr und Herbſt verſenden. Da die Fäden zu der Arbeit nur 3—4 cm lang zu ſein brauchen, laſſen ſich nicht nur genannte Fäden, ſondern alle Fadenenden aus der Stopf- und Straminnadel und ſonſtige verwenden; dünne Fäden nimmt man je nachdem, 2—3 doppelt. Mit ſtarken Stahlſtricknadeln und ungebleichter, derber Baumwolle wird die Arbeit in hin- und zurückgehenden Touren rechts geſtrickt; in den hingehenden Touren werden die Wollfäden der Strickfläche in der Weiſe eingefügt, daß man zwiſchen die zuletzt geſtrickte und die zu ſtrickende Maſche den Faden einlegt, die Maſche abſtrickt und ihn darnach hinter derſelben hervornimmt, ſodaß die beiden Fadenenden nach vorn ſtehen; daß nach links ſtehende Fadenende mit dem Daumen etwas feſthaltend, legt man den Faden für die nächſte Maſche hinzu; ſo wiederholt ſich das Einſtricken. Die zurückgehende Tour wird platt abgeſtrickt. Nicht nur Fußteppiche, ſondern auch Fuß- und Truhenkiſſen ſind in der Arbeit hübſch; ob ſie in einem buntſcheckigen Ganzen, oder mit etwas Muſter hergeſtellt wird. Der Ungleichheit der herausſtehenden Fäden iſt mit der Schere nach vollendeter Arbeit abzuhelfen. **E. R.**

Tafelaufſatz mit Fruchtſchale. Einen ſehr aparten und hübſchen Tafelaufſatz kann man ſich mit wenig Mühe billig ſelbſt herſtellen, derſelbe dürfte ſich als Weihnachtsgeſchenk beſonders eignen. Am beſten wählt man ſich zu dieſer Arbeit die dornigen, kahlen Zweige der Schlehen oder des Rotdorn. Man verbindet durch Draht oder Nägel drei fingerdicke Stäbe durch Übereinanderlegen zu einem Dreieck, welches den Fuß bildet. Die eine Ecke legt man nach vorn und befeſtigt daran einen ziemlich dicken gebogenen Aſt, den man nach hinten aufwärts biegt. Er wird durch zwei Stäbe gehalten, welche an den andern Ecken des Dreiecks befeſtigt wurden. So iſt eine Art Untergeſtell gebildet, auf welchem ſpäter die Obſtſchale befeſtigt wird. An den beiden hinteren Ecken des Fußes ſteigen von außen ebenſo Zweige in die Höhe, die ganz nach Geſchmack in halber Höhe durch eine ſeidene Schleife zuſammengehalten werden. Nachdem der Ständer mit Goldbronze bronziert, mit Apfelblüten aus Seidenpapier oder alten Ballblumen garniert wurde, befeſtigt man in den oberen Zweigen ein ausgeſtopftes Vögelchen, welches eben in ſein Neſt fliegt, welches aus Heu und Federn mit Wachs hergeſtellt wurde und auch durch Blüten geſchmückt iſt. Die Schale, welche zum Aufnehmen des Obſtes dient, iſt aus Drahtgaze oder leichter Pappe hergeſtellt. Sie wurde erſt mit Leim beſtrichen, darauf recht dick Grütze geſchüttet und mit grüner Bronze bronziert. Man befeſtigt ſie mit Draht auf dem Untergeſtell, nachdem man ihr eine hübſche Form durch Biegen gegeben. Ein Dreieck, deſſen Ecken heruntergebogen ſind, eignet ſich am beſten dazu, auch die bekannten Pappſchalen eignen ſich gut. Einen andern Aufſatz garnierte ich mit japaniſchen Fächern, derſelbe fand ebenfalls viel Beifall. Es bleibt der kunſtfertigen Hand der Damen überlaſſen, hier viel Abwechslung zu ſchaffen. Die Höhe meines Aufſatzes beträgt ungefähr einen Meter. — Als Tiſchkartenſtänder kann man kleine Staffeleien fertigen, die Dornen dienen zum Aufſtellen der Karten. Die Ständer werden auch vergoldet und oben durch ein Schleifchen zuſammen gehalten.

Fr. 13. An Daheim-Abonnentin. **Steifen bronzierter Häkelſachen.** Die gehäkelten Sachen werden mit heißer Leimlöſung getränkt und in halbtrockenem Zuſtande in die gewünſchte Form gebracht. Nach einmaligem Leimen ſind die Sachen jedoch noch nicht ſteif genug, darum ſtreicht man die Sachen noch mehrmals mit heißer Leimlöſung an, bis dieſelben nach dem völligen Trockenwerden die richtige Steife haben. Auch können die gehäkelten Gegenſtände, wenn ſie nicht zu groß ſind, mit Schellacklöſung getränkt werden. Hierzu übergießt man braunen Schellack mit ſo viel Spiritus, daß derſelbe fingerhoch überſteht. In 24 Stunden iſt die Löſung bei öfterem Umrühren zu gebrauchen. Die gehäkelten Sachen werden gleichfalls mehrmals damit überſtrichen. Ich fand, daß auf die letzte Art geſteifte Sachen ſich beſſer in feuchter Luft hielten, da z. B. bei Blumentopfumrandungen geleimte Sachen Feuchtigkeit anzogen und die Goldbronze, welche ja meiſt aus Meſſingpulver beſteht, Grünſpanflecke zeigte, was ich der Einwirkung des Leimes zuſchreibe. Körbchen, welche man jedoch nur zu trockenen Sachen gebrauchen will, halten ſich geleimt vorzüglich. **Frau Lucie.**

Allerlei Weihnachtsgebäck.

Weiße Lebkuchen (ſehr gut). Man rührt 10 Eier mit 500 g klarem Zucker reichlich ¾ Stunden lang ab, dann nimmt man 500 g feines Weizenmehl, 125 g gröblich gewiegte und gelb geröſtete Mandeln, 15 g geſtoßene Nelken, 30 g geſtoßenen Zimt, gröblich geſchnittenen Zitronat und Pomeranzenſchale, beides nach Belieben, etwas geſtoßenes Kardamom und zwei Löffel Arak, miſcht alles wohl durcheinander, ſtreicht dieſen Teig nicht zu dick und ziemlich gleich auf Oblaten, verziert jede Ecke der Lebkuchen mit einer halben Mandel, legt in die Mitte einen Streifen Zitronat, läßt ſie noch eine ¼ Stunde ſtehen und bäckt ſie bei gelinder Hitze.

Pfeffernüßchen. 500 g Zucker werden mit 6 Eiern 1 Stunde gerührt, dann kommen 500 g Mehl, 65 g ſüße und einige bittere geriebene Mandeln, etwas klarer Zimt, ein paar klare Nelken, das Abgeriebene einer Zitrone, gröblich geſchnittener Zitronat, etwas Vanille, ein Löffel Rum und eine Meſſerſpitze Hirſchhornſalz dazu. Wenn alles tüchtig vermengt iſt, werden kleine Klößchen mit der naſſen Hand geformt, auf ein mit Wachs beſtrichenes Blech geſetzt und bei mäßiger Hitze gebacken.

Butterzeug zu backen. 250 g friſche Butter, 250 g reine Schmelzbutter, 1 abgeriebene Zitrone, 3 Eier, 500 g klaren Zucker, 1 kg feines Weizenmehl und 2 Eßlöffel Arak oder Rum werden durcheinander gemengt, tüchtig geknetet und einige Stunden kalt geſtellt, gut einen Meſſerrücken dick ausgedreht, mit Blechformen ausgeſtochen und auf einem Blech bei mäßiger Hitze gebacken.

Butterbrezeln. Man nehme 125 g Butter, 250 g Mehl, 125 g klaren Zucker, 1 Ei, 1 Dotter, 1 Eßlöffel ſüßen Rahm (Sahne). Das durcheinander gerührt und kleine Brezeln geformt, mit Eiergelb beſtrichen, mit fein gewiegten Mandeln beſtreut. Auf einem Blech langſam gebacken.

Bayerin in Leipzig.

Für die Küche.

Antwort auf Frage 37 in Nr. 8. **Schnitzbrot oder Hutzelbrot.** (Selbſt erprobt.) 5 Pfd. gedörrte Birnſchnitze, 5 Pfd. Zwetſchgen werden mit wenig Waſſer und etwas Zucker weich gekocht. Die Schnitze werden in 2—3 Teile geſchnitten, die Zwetſchgen ausgeſteint u. die Brühe in einem Topf zugedeckt beiſeite geſtellt. Am Abend nimmt man 2 Pfund Mehl in eine Schüſſel, verrührt für 10—15 Pf. Bierhefe mit etwas Schnitzbrühe und läßt einen Vorteig an. Am Morgen kauft man 6 Pfd. reifen Brotteig vom Bäcker, giebt die gekochten Schnitze, ½ Pfd. Zucker, ½—1 Pfd. abgezogene geſchnittene Mandeln (oder Welſchnüſſe), 1 Pfd. reingewaſchene Zibeben, 1 Pfd. in 4 Teile geſchnittene Feigen, je 125 g geſchnittenen Zitronat und Pomeranzenſchale, 60 g Zimt, einige Meſſerſpitzen geſtoßene Nelken und ein wenig Fenchel, 1 Gläschen Kirſchengeiſt nebſt dem oben erwähnten Vorteig und Mehl in eine große Schüſſel, verſchafft die Maſſe ſamt dem Brotteig tüchtig mit den Händen und läßt den Teig, gut zugedeckt, gehen. Sollte derſelbe zu feſt ſein, kann man mit etwas Schnitzbrühe vorſichtig nachhelfen. Später werden Laibchen in beliebiger Größe daraus geformt und auf ein mit Mehl beſtreutes Blech gelegt, und, wenn ſie gegangen ſind, in guter Hitze (wie Brot) gebacken und ſogleich mit warmer Schnitzbrühe oder Zuckerwaſſer beſtrichen. **F. R.**

Fragen.

45) Wie ſoll man Häringe marinieren, um ſie ebenſo vorzüglich zu bekommen, wie ſie in den beſten Delikateſſenhandlungen erhältlich ſind?

46) Nachdem ich in Nr. 2 von 1891 des „Daheim“ die Geſchichte von den Wunder wirkenden „Thüringiſchen Kartoffelklößen“ geleſen, hätte ich gern das echte Rezept derſelben, womöglich wie ſie „die Mutter in Ilmenau unter den Linden“ präpariert.

Eine Hausfrau in Eſtland.

47) Möchte mir eine der lieben Leſerinnen freundlichſt einen guten Rat geben, wie ich die leere Ecke, welche ein übereck geſtelltes Sofa frei läßt, geſchmackvoll ausfüllen kann?

Eine Leſerin des „Daheim“.

48) Ich habe meine neuen eichenen Waſchgefäße zu früh in Gebrauch genommen, ſo daß die Wäſche gelbe Flecke davon getragen hat. Wie kann ich dieſelben entfernen? Eau de Javelle hat nicht geholfen.

Eine Ratloſe.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 12. Erſtes Blatt.

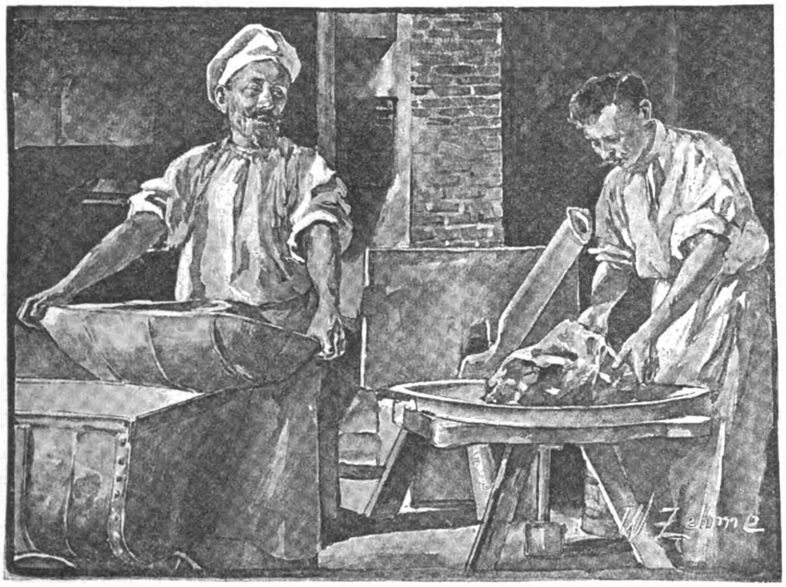
Jahrgang
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

20. Dezember
1890.

Beim Pfefferkuchenmann.

Von Hanns von Spielberg.

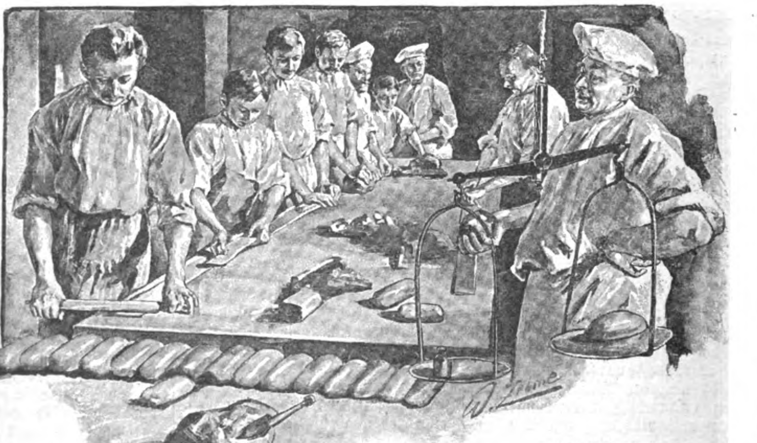


Pfefferkuchenfabrikation: Die Teigbreche.

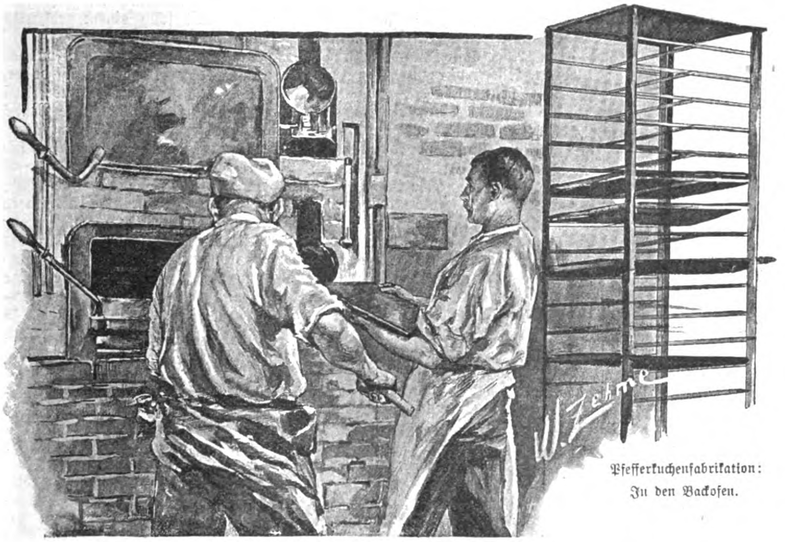
Das ſchöne Märchen aus der goldenen Kinderzeit, das Märchen vom Pfefferkuchenlande, kam mir neulich recht lebhaft in die Erinnerung, als ich die Hildebrandſche Fabrik aufſuchte. Von meinen frühſten Kinderjahren her war mir als altem Berliner das Haus in der Spandauerſtraße wohl bekannt, in dem der Pfefferkuchenmann hauſte, und ich wanderte luſtig dem Centrum der Stadt zu, um dann mit Schrecken zu vernehmen, daß der Fabrik ſeit Jahren bereits die alten Räume weitaus zu eng geworden und ſie hinausgezogen ſei nach Berlin N. — nach der Pankſtraße. Daß die edle Panke den äußerſten Norden unſerer lobeſamen Reichshauptſtadt durchſtrömt, wußte ich freilich, und daß die Pankſtraße in der Nähe des ſtolzen Stromes liegen müſſe, war mir auch klar — wie weit es aber bis zu deſſen Ufern ſei, erfuhr ich erſt heute mit Schrecken: wie man ſich zu dem Pfefferkuchenlande durch einen gewaltigen Wall von Honigkuchen hindurcheſſen muß, ſo mußte ich, um zu dem Pfefferkuchenmanne zu gelangen, ganz Berlin durchqueren, und das will heute etwas beſagen. Es hat mich aber trotzdem nicht gereut.

Als 1817 das Hildebrandſche Geſchäft — wie ich ſtark vermute, als eine kleine beſcheidene Konditorei — gegründet wurde, gab es dort draußen hinter dem Wedding nur Sand und Kartoffelfelder — heute reiht ſich Häuſerzeile an Häuſerzeile, und noch weit, weit hinter der Ringbahn rollt die Pferdebahn längſt durch die neu entſtandenen Straßenzüge. Wie der Stadt, ſo geht es den alten Berliner Fabriken: ſie ſind ihren engen Räumen entwachſen und, ihrem Vergrößerungstriebe folgend, hinausgezogen nach der Peripherie, die bald wiederum mitten in der Stadt liegen wird. Juſt im Norden ſieht man das ſo recht deutlich. Als ich vor zwanzig Jahren bei den Maikäfern als Einjähriger die ſchwere Kunſt des langſamen Schritts lernte, rauchten noch die Schornſteine von Borſig, Wöhlers und Egells — heute ſind ſie längſt verſchwunden, und ganze Straßenviertel nehmen den gewaltigen Raum der ehemaligen Fabriken ein.

In dem Hildebrandſchen Heim draußen in der Pankſtraße iſt freilich jetzt noch nichts von Raummangel zu ſpüren, ſo breit und maſſig recken ſich die Baulichkeiten hinter dem üppiggrünen Vorgarten. Die Fabrik beſchäftigt zur Weihnachtszeit gegen ein halbes Tauſend Arbeiter, und dieſe wollen Raum für ihre Thätigkeit haben. Eine Pfefferküchlerei mit 500 Arbeitern! Allerdings bildet heute die Erzeugung des lieben Honigkuchens in ſeinen zahlreichen Abgeſtaltungen nur einen Zweig des geſamten Betriebes, der weiterhin die Herſtellung von



Pfefferkuchenfabrikation:
Abwiegen und Formen des Teiges.



Pfefferkuchenfabrikation:

In den Backofen.

Kakaos, Chokolade, Marzipan und von Konfitüren aller Art umfaßt, aber der Umfang der ganzen Fabrik grenzt doch ans Staunenswerte. Ich hätte mir wenigſtens einſt mit der kühnſten Kinderphantaſie den geſamten Süßigkeitsvorrat Seiner Majeſtät des Königs des Pfefferkuchenlandes nicht ſo groß vorgeſtellt, wie die Quantitäten, welche hier täglich erzeugt, verpackt und in alle Welt hinausgeſchickt werden. Unſtreitig, wir ſind eine recht leckermäulige Generation, und wenn ich an die Zeiten zurückdenke, in denen ich als kleiner Knirps mit meiner Mutter vor dem Weihnachtsfeſt am Hildebrandſchen Ladentiſch ſtand und die ſüßen ausgelegten Schätze bewunderte — an jene ſchönen Zeiten, wo es auf den Thaler noch für „Acht Jute“ Rabatt gab, und die verhältnismäßige Einfachheit der damaligen Honigkuchenſorten mit der Unzahl der jetzt fabrizierten Arten vergleiche, wird mir das erſt recht klar. Es iſt heute eine wirkliche Aufgabe, nach der endloſen Liſte die richtige Auswahl zu treffen, und ich für mein Teil bin ſtets froh, ſobald ich nach all den feinen und feinſten Cadeaudelicen, Pralinékuchen und ſchleſiſchen Bomben mich wieder einmal zu einem Stück kräftigem Braunekuchen hindurchgearbeitet habe.

Es ſieht ſo einfach aus, ſolch Stück Pfefferkuchen, und erfordert doch eine ganze Reihe von Prozeduren, ehe es zum Verkauf — und zum Verſpeiſen fertig iſt. Der alte grauköpfige Meiſter in der Fabrik, der nun ſchon ſeit fünf Jahrzehnten ſich ununterbrochen der Aufgabe widmet, den großen und kleinen Kindern die Weihnachtszeit zu verſüßen, hat mich ein wenig in die Geheimniſſe eingeweiht, und wir wollen ihm einmal durch ſein — freilich etwas heißes — Reich folgen.

Hier zunächſt einige Tonnen Honig, denn Honig, und zwar ſolcher beſter Qualität, bildet nun einmal den Grundſtoff jedes Pfefferkuchens, der nebenbei bemerkt, mit Pfeffer in gar keine Berührung kommt. Jeder Verſuch, den Honig durch Syrup zu erſetzen, verſchlechtert ſofort das Produkt. In großen Keſſeln wird die gelbe, aromatiſch duftende Maſſe über nicht zu ſtarkem Feuer gekocht; dabei ſammeln ſich an der Oberfläche alle Unreinigkeiten, welche dem Erzeugnis der fleißigen Bienenſcharen anhaften, und werden ſorgſamſt abgeſchäumt. Der ſo gereinigte Honig wandert in die Knetmaſchine und erhält hier, je nach der beabſichtigten Sorte, den erforderlichen Zuſatz von Weizen- oder Roggenmehl. Ein durch Dampfkraft getriebenes Schaufelpaar wirbelt die beiden Beſtandteile durcheinander und miſcht ſie innig, bis ſie ſich zu einem zähen, teigartigen Brei verbunden haben, der nun, bei den meiſten Sorten wenigſtens, im kühlen Keller mehrere Wochen, ja unter Umſtänden einige Monate ruhen muß. Durch dieſe Lagerzeit gewinnt die Maſſe ſowohl an Ausſehen, wie vor allem an Geſchmack.

Neben der Honigkocherei dehnt ſich der große Backſaal, in dem die genügend abgelagerte Maſſe ihre Auferſtehung feiert. Blockartig geformt, geht ſie hier zunächſt durch kräftig wirkende Stahlwalzenpaare, die den Teig noch inniger kneten, und gelangt dann unter die ſogenannte Teigbreche. Es iſt das im Grunde genommen ein höchſt einfacher Apparat: ein hölzerner Hebelarm nämlich, der, durch die Dampfmaſchine bewegt, in langſamem Auf und Nieder die Maſſe ſorgfältiger — und ſauberer durchknetet, als es jemals mit der Hand geſchehen könnte. Dieſe ſorgfältige Durchknetung iſt indeſſen gerade an dieſer Stelle um ſo notwendiger, als dem Teig in der Breche alle Zuthaten — Eier, Gewürze, Marzipan, Chokolade, Haſelnußmaſſe — zugeſetzt werden, die ſpäter den verſchiedenen Sorten ihre Eigenart geben.

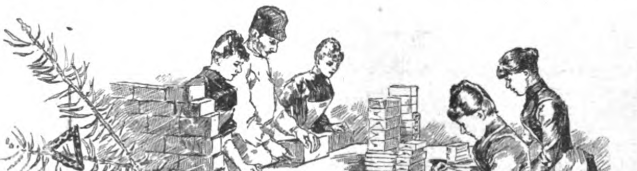
Jetzt iſt es vielleicht an der Zeit, das eigentliche Reich des Pfefferkuchenmannes vorläufig zu verlaſſen und uns einmal den Räumen zuzuwenden, in denen die Chokolade und das Marzipan fabriziert wird: gerade die Hildebrandſchen Chokolade- und Marzipankuchen erfreuen ſich ja der beſonderen Beliebheit bei Alt und Jung.

Es iſt noch nicht allzulange her, ſeit wir in Deutſchland wirklich tadelloſe Chokolade erzeugen, und in den allerfeinſten Sorten iſt unſere heimiſche Induſtrie ſogar erſt in den letzten Jahren den beſten Fabrikaten, etwa eines Suchard oder des weltberühmten Pariſer Marquis, nahe gekommen. Erſt neuerdings hat man auch bei uns gelernt, durch ſorgfältige Auswahl der beſten Kakaobohnen, durch gute maſchinelle Einrichtungen und durch zweckmäßige Behandlung der Maſſe die Güte beſonders der franzöſiſchen Chokoladen zu erreichen. Einen ganz hervorragenden Aufſchwung nahm dabei zugleich die Fabrikation des entölten Kakaopulvers, welches ſich ja, zuerſt von holländiſchen Firmen eingeführt, überraſchend ſchnell in den meiſten Haushaltungen unentbehrlich gemacht hat.

Die Fabrikation des Kakaopulvers und der Chokolade beginnt in ganz gleicher Weiſe. Die rohen Kakaobohnen werden in großen trommelartigen, durch Coaksfeuer geheizten Maſchinen geröſtet, zwiſchen Walzen entſchalt und in eigenartigen Granitwalzwerken zerdrückt und zerrieben. Soll aus dieſer Kakaomaſſe Kakaopulver hergeſtellt werden, ſo kommt dieſelbe unter kräftige hydrauliſche Preſſen, die ihr den Gehalt an Kakaobutter entziehen, ſie alſo „entölen“. In den Preſſen bleibt die Maſſe in Geſtalt feſter Blöcke zurück, welche zu Pulver gemahlen werden; das ſomit entſtandene Kakaopulver, welches ſich durch leichte Verdaulichkeit vor der Chokolade auszeichnet, allerdings auch, wenigſtens meinem Geſchmack nach, mit der Kakaobutter ein gut Teil ſeiner Feinheit einbüßte, wird in Siebmaſchinen ſorgſam geſiebt und dann in die allbekannten Blechdoſen und Pakete verpackt.

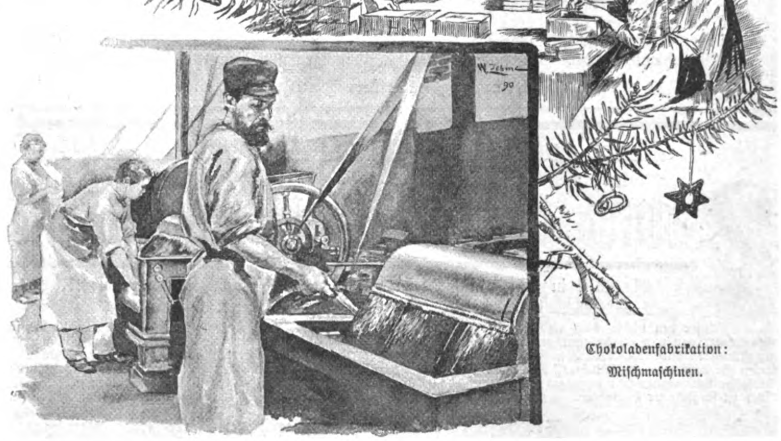
Anders die Chokolade. Nachdem die Kakaobohnen geröſtet und entſchalt ſind, werden ſie, ohne daß ihnen der Ölgehalt entzogen wird, in großen Miſchmaſchinen zerdrückt und erhalten dabei zugleich den erforderlichen Zuſatz von Zucker und Vanille. Die bereits ziemlich feinkörnige Maſſe wandert nun unter Granitwalzwerke und paſſiert mehrere — bei beſſeren Sorten 8 bis 12 — Walzenpaare, bis ſie den erforderlichen Grad der Feinheit und Gleichmäßigkeit erlangt hat; ſie wird dann in Blechtafeln geformt und ſchleunigſt mittelſt Fahrſtuhl nach dem Kühlraum ſpediert.

Während nämlich der bisherige Teil der Fabrikation bei einer



Chokoladenfabrikation:

Fertig zum Verſand.



Chokoladenfabrikation:

Miſchmaſchinen.

Temperatur von 25—30 Grad Réaumur vor ſich ging und die Miſchmaſchinen und Walzen durch Dampf fortwährend erwärmt wurden, muß die Chokolade jetzt ſchnell abkühlen. Wollte man dies unterlaſſen, ſo würde der Zucker bei ſeiner Neigung zu kryſtalliſieren, ſich in der noch warmen Maſſe iſolieren und ihr ein körniges Gefüge geben.

Es iſt gut ſein in dem Kühlraum — zumal wenn man aus der Backofenhitze der Pfefferküchlerei kommt. Eine angenehme Kühle weht uns entgegen, und unwillkürlich ſchlägt man den Kragen hoch — wir befinden uns in der That in einer Art Eiskellerei. Von der mühſamen Aufſpeicherung des Eiſes hat man ſich hier freilich längſt emanzipiert; eine mächtige Eismaſchine iſt nebenan im ununterbrochenen Betrieb, und überall unter den langgeſtreckten Stellagen an den Wänden, auf denen die Blechkäſtchen mit der Chokolade lagern, laufen ihre bereiſten Röhren entlang. Erſt nachdem die Tafeln ſich hier auf etwa 4 Grad Réaumur abgekühlt haben, kommen ſie in die Verpackungsräume, um ihre zierlichen Staniol- und Papierumhüllungen zu erhalten.

Kaum minder ſehenswert, als die Fabrikation der Chokolade, iſt die freilich hauptſächlich auf die Zeit vor Weihnachten beſchränkte Marzipanerzeugung. Auch hier herrſcht die Maſchine und hat die Handarbeit verdrängt: in gewaltigen Mengen werden die Mandeln entſchalt, zerrieben und mit Zucker vermiſcht, um dann entweder als Königsberger Marzipan gebacken, oder als Lübecker nur gar gemacht zu werden. Zum großen Teil kommt die Marzipanmaſſe als ſolche in den Handel, und die Konditoreien formen dann aus ihr erſt die zierlichen Früchte und die verlockenden Torten, wenn dieſe die Fabrik ſelbſtverſtändlich auch für ihre eigenen Detailgeſchäfte ſelbſt anfertigt. Ebenſo wird „Nußmaſſe“ in großen Quantitäten für den Handel angefertigt — ich ſah ganze Berge von Haſelnüſſen, die der Verarbeitung harrten. Die Haſelnuß iſt heute ungemein beliebt; geradezu köſtlich ſind die kleinen italieniſchen mürben Chokoladenſtückchen, welche aus einem Gemenge von Chokolade und Nußmaſſe beſtehen.

Ich könnte nun noch unendlich viel plaudern von den Arbeitsſälen, in denen die Bonbons angefertigt werden, von den anſcheinend ſo komplizierten und doch ſo überaus praktiſchen Maſchinen zum Zerrühren des gekochten Zuckers, von der Fabrikation der Pralinés mit ihren hunderterlei verſchiedenen „Körpern“ (ihrem ſüßen Innern nämlich), von Deſſerts und Fondants, von glaſierten Früchten und Marmeladen, aber die Herſtellungsweiſe all der ſchönen Dinge iſt ſo mannigfach, daß es kaum möglich erſcheint, ſie auf knappem Raum auch nur einigermaßen verſtändlich zu beſchreiben. Man muß es ſelbſt geſehen haben, wie die Dutzende adrett angezogener, junger Mädchen vor den mit Waſſer gefüllten, im Dampfbade ſtets gleichmäßig warm gehaltenen Kupferkeſſelchen ſitzen und mit langen Holzgabeln die Fruchtkörperchen in den Chokoladenbrei tauchen — man muß es ſelbſt geſehen haben, wie ſich auf den weißen Papieren neben dem Arbeitsplatz unter ihren geſchickten Händen Fondant an Fondant, Praliné an Praliné reiht! Und wie muſterhaft ſauber geht es bei der ganzen Arbeit zu, wie ſorgfältig iſt faſt jede Berührung zwiſchen Hand und Arbeitsſtück ausgeſchloſſen — wahrhaftig, die ſauberſte Küche kann mit ſolch einem großartig organiſierten Fabrikbetrieb kaum wetteifern.

Aber laſſen wir Praliné — Praliné und Fondant — Fondant ſein, kehren wir zur Pfefferküchlerei zurück. Der Meiſter iſt juſt dabei, dem Teig unter der Teigbreche Eier zuzuſetzen und erzählt uns, daß die Beigabe eines einzigen nicht ganz friſchen Eies die ganze Maſſe gänzlich verderben könne. Ich glaub's ihm gern, bei den Quantitäten, die hier in Frage kommen, iſt die Prüfung jedes einzelnen Eis indeſſen keine Kleinigkeit.

Die Teigbreche hat inzwiſchen ihr Werk gethan. Die fertige Maſſe wird teils in Holzformen ausgedrückt, teils ausgerollt und in kleinere Teile zerſchnitten und gelangt nun endlich in den Ofen. Acht Rieſenbacköfen ſind nebeneinander im Betrieb, jeder einzelne ein Kunſtwerk in ſeiner Art mit den neuſten Heizungskonſtruktionen und den ſorgfältigſten Vorrichtungen zur Regulierung der Hitze ausgeſtattet. Je nach der Stärke der einzelnen Sorten müſſen die Kuchen ganz verſchieden lange backen; ſind die Bleche aus den Öfen genommen, ſo erhalten die meiſten Kuchen noch durch einfaches Überſtreichen mit Zuckerlöſung eine leichte Glaſur, kühlen ab und werden dann verpackt und etikettiert. Eine eigene Buchbinderei, eigene Tiſchlerei und Klempnerei bereiten das nötige Material für die Verpackung in der Fabrik ſelbſt vor.

Nun aber in aller Welt: wo bleiben die ungeheuren Maſſen von Süßigkeiten, welche die eine Fabrik erzeugt? Ein großer Teil wird in den eigenen Detailgeſchäften von Hildebrand in Berlin, Hamburg, Bremen und Stettin verkauft, ein zweiter wandert, beſonders um die Weihnachtszeit, durch gütige Vermittelung Meiſter Stephans wohlverpackt in die Hände der über ganz Deutſchland zerſtreuten Privatkundſchaft, ein dritter geht in den Zwiſchenhandel über — ein gewaltiger Teil aber iſt für den Export beſtimmt. Die deutſche Induſtrie hat ſich trotz mancher Schwierigkeiten auch auf dieſem ſüßen Gebiet Abſatzwege nach allen Weltteilen erobert, und die vieljährige Alleinherrſchaft der franzöſiſchen Konfiſeure gebrochen. Es gehörte dazu freilich ein weitblickender Unternehmungsgeiſt. Mit den Mitteln, mit denen man ehedem in deutſchen Fabriken dieſes Geſchäftszweiges arbeitete, war nichts zu erreichen — erſt die Anwendung des Großbetriebes, die Heranziehung der beſten Arbeitsmaſchinen (in der Hildebrandſchen Fabrik treiben zwei große Dampfmotore über 120 verſchiedene Einzelmaſchinen, von der Eismaſchine und den Dynamos zur Erzeugung des elektriſchen Lichts ganz abgeſehen) konnte bahnbrechend wirken.

Nun, auch wir kommen nicht zu kurz dabei. Der altberühmte und allbeliebte Pfefferkuchenmann iſt für uns derſelbe geblieben, der er vor 20 und 50 Jahren war, und wie wir uns als Kinder am Hildebrandſchen Braunekuchen und ſeinem Makronenkuchen erfreut haben, ſo werden es wohl noch unſere Enkel thun. Ich nehme zu ihrer Ehre ſogar an, daß ſie ſich gleich uns zu Weihnachten jedesmal tüchtig den Magen verderben — denn ſo gehört es ſich.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Bibelwerk für die Gemeinde.

In Verbindung mit mehreren evangeliſchen Theologen bearbeitet und herausgegeben
von
Rudolf Friedrich Grau.
Dr. und Prof. der Theologie in Königsberg i. Pr.

Neues Teſtament.

Zweite durchgeſehene Auflage.
Preis geheftet 12 Mark, in Halbfranzband gebunden 16 Mark.

Dies hervorragende und unter den populären Bibelerklärungen in erſter Reihe ſtehende Bibelwerk, welches nun in zweiter Auflage vollſtändig vorliegt, iſt bearbeitet von dem Herausgeber Profeſſor D. **Grau** in Königsberg i. Pr., dem Lic. Pfarrer **Röntſch** in Noſſen, dem Hauptpaſtor **Behrmann** in Hamburg, dem Profeſſor D. **Kübel** in Tübingen und dem Lic. Pfarrer **Füller** in Merkendorf.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien:

? Wird die Socialdemokratie ſiegen?

Ein Blick in die Zukunft dieſer Bewegung. Von **Leopold v. Kunowski**, Landgerichtspräſident.
4. Auflage. Circa 18 Bogen Oktav. Preis broſchiert 1 Mark.

Unter den vielen über und gegen die Socialdemokratie geſchriebenen Schriften iſt uns keine bekannt, die ſo wie dieſe den Gedankengängen und -Irrgängen derſelben bis in alle Ecken und Winkel folgte und ſie beleuchtete. Dabei iſt ſie getragen von einer wohlthuenden Ruhe und dem Beſtreben, auch dem Gegner gerecht zu werden, weit entfernt von ſpöttiſchem Abthun oder ſelbſtgenügſamen Verdammen. In ſchlichter, klarer Sprache, jedem verſtändlich und ſtets an der Hand praktiſcher Beweisführung, ſucht der Verfaſſer den Gegner zu überzeugen, überzeugt ihn auch, wenn er ſich überhaupt noch überzeugen laſſen will. Wir empfehlen das Buch zu ſorgfältiger Beachtung. Sein Preis (1 Mark für 18 Bogen gr. 8°!) wird die weiteſte Verbreitung befördern.

Die Verlagshandlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing
in Bielefeld und Leipzig.

Das Beſte
in der Welt
von
Henry Drummond.
Deutſche autoriſierte Ausgabe.

Neunzehnte Auflage.
(61. bis 65. Tauſend.)
Preis 1 M.

In den ca. 6 Monaten ſeit Erſcheinen dieſer deutſchen Ausgabe ſind bereits **neunzehn** Auflagen mit **65000** Exemplaren nötig geworden! Von der engliſchen Original-Ausgabe wurden in den erſten 8 Monaten bekanntlich 180000 abgeſetzt.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig. Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Biſt du bereit, mein Herz? Es kommt die Zeit
Des Heils. — Schon hört man alle Glocken klingen,
Zünd' an der Liebe Strahlenbaum. Es ſpringen
Die dunklen Pforten auf. — Biſt du bereit?

Die „Grazie" des Annehmens.

Man ſpricht von einer liebenswürdigen, diskreten, noblen Art zu geben, von der Tugend des Annehmens redet man ſelten. Und doch können ſich auch hierin Diskretion, Nobleſſe, Liebenswürdigkeit oder deren Gegenſätze in ſtarkem Maße äußern. Haben nur wenige von denen, die freigebig ſind, wirkliches „Talent" zum Geben, jene geheimnisvolle, bezwingende Art, die dem Annehmenden, liebkoſend wie ein Sonnenſtrahl, entgegenſtrömt, ſo ſind noch ſeltener jene — die mit Anmut und Würde zu empfangen wiſſen. In erſchütternden Fällen beim Annehmen großer Opfer wird der Empfänger von ſeinem Gefühl überwältigt, da ſchwindet jede Form. Aber in tauſend und abertauſend kleinen Fällen des alltäglichen Lebens fällt es einem auf, wie wenig Menſchen wirklich anmutig annehmen; könnte man da nicht wirklich ein bischen über die Grazie des Nehmens predigen? Wie ſteif und hölzern, wie ungelenk nehmen die meiſten kleine Freundlichkeiten entgegen. Entweder ſie machen einen Schwall von Worten, allerlei Umſtände und Einwände, die den Anbietenden in peinliche Verlegenheit verſetzen, oder ſie weiſen gar mit geſpreizter Höflichkeit die angebotene Gefälligkeit ab. Nehmen wir etwas ganz Naheliegendes, Allgemeines. Mit Plätzen in der Pferdebahn, Vorderplätzen in Theatern und Konzerten, — welch' lächerlichen Zeremonien wohnt man zuweilen öffentlich bei! Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein Herr einer Dame, eine junge Frau einer älteren in gegebenen Fällen aus Höflichkeit den Platz räumt — ein freundliches, graziöſes Annehmen würde vom Anbietenden viel dankbarer empfunden, als die ſpießbürgerliche Steifheit oder hartnäckiges Ablehnen. Wenn manche wüßten, wie tief ſie durch Zurückweiſen gutgemeinter Freundlichkeit kränken, wie ſie anderſeits durch herzliches Annehmen zu Dankbarkeit verpflichten! Oft hört man ſagen: „Wir verſtehen nun einmal nicht zu danken!" Warum? Aus falſchem Stolz, Hochmut, aus einer Art forcierter Charakterſtärke oder -Härte? Sollte ein herzlicher Dank, ein anmutiges Annehmen der gebotenen abſtrakten oder greifbaren Freundlichkeit einem warm fühlenden Herzen ſchwer fallen? Es kommt daher, daß ſich ſo viele zu umſtändlicher Geſchraubtheit zwingen, ſtatt der natürlichſten Regung zu folgen. Ein warmes Wort, ein Händedruck, ein freudiger Blick, ein Zeichen nur, daß man ſich freut — wie anmutig ſie danken! Lächerlich und taktlos iſt es, über eine Kleinigkeit mit hochtrabendem, pomphaftem Dank quittieren; das ſetzt den Geber in Verlegenheit. Ebenſo unnatürlich iſt es, ſich zu irgend einer kleinen Gabe erſt lange nötigen zu laſſen. Vielleicht eine Art mißverſtandener Beſcheidenheit, das mehrfache … „nein, das nehme ich nicht an, das kann ich nicht", wodurch ſie die inſtändigſten Bitten des Gebers herausfordern, um ſich nach geraumem Nötigen endlich doch zu entſchließen, das Geſchenk quasi aus Gnade anzunehmen. Das ſtört die Freude des Gebens, ſie läßt den Geber oft jene warme Regung bereuen, welcher der Wunſch entſprang, dem andern ein kleines Vergnügen zu bereiten. Manchem wird die Freude des Gebens ſyſtematiſch abgewöhnt durch den allgemeinen Mangel an — Grazie des Annehmens.

Liß Blanc.

Des frühverſtorbenen Brüderleins Chriſtfeſt.

(Vom älteſten Kind am Weihnachtsabend zu den Eltern geſprochen, nachdem das jüngſte heimgegangen.)

Kein irdiſch Weihnachtsfeſt war dir beſchieden,
Du liebes heimgegang'nes Brüderlein,
In deinen Augen durfte ſich hienieden
Nicht ſpiegeln eines Chriſtbaums heller Schein.

Der liebe Gott hat anders es gelenkt,
Als unſer Herz erbeten und gefleht,
Er ſelbſt hat dich mit Himmelsgut beſchenkt,
Das nicht wie ird'ſches Weihnachtsglück vergeht.

Uns iſt die Freude nicht zu teil geworden,
Dich zu dem Lichterglanz zu führen ein,
Dir öffneten ſich ſchon des Himmels Pforten,
Und dich umfängt des ew'gen Lichtes Schein.

Du ſchaueſt heut' herab wohl auf die Deinen
Und möchteſt ſagen: Trauert doch nicht mehr,
Wollt ihr denn als verloren mich beweinen,
Weil nun mein Platz in eurer Mitte leer?

Ich wart' auf euch, ich wach' ob euren Wegen
Und bitte, daß ſie ſtets zum Himmel gehn,
Seh' ich die Schweſterlein zur Ruh' ſich legen,
So komm' ich an ihr Bettchen ungeſehn.

Euch, liebe Eltern, mahnt des Chriſtbaums Funkeln:
Ihr ſtehet ja auf Erden vor der Thür,
— Wie eben eure Kinder —, noch im Dunkeln,
Und hell und licht wird alles einſt erſt hier.

Anna Ecke.

Lebende Weihnachtsbäume.

Warum ſoll der uns allen ſo liebe Chriſtbaum nur ein ſo kurzes Leben haben? Warum pflanzt nicht jeder ſein Chriſtbäumchen ein? Wie glücklich würden beſonders unſere Kleinen ſein, wenn ſie ihren Liebling pflegen könnten! Er kann als nützlicher Hausgenoſſe dienen, indem er in Krankenzimmern durch ſeine würzige Ausdünſtung luftverbeſſernd wirkt. Seine Pflege wird für ſchwieriger gehalten, als ſie iſt, denn ſeine Behandlung iſt im weſentlichen keine andere, als die aller Bäume. Man benutzt einen Kübel von entſprechender Größe. Beim Verſetzen zwei- bis dreijähriger Pflanzen muß die Pfahlwurzel, die namentlich bei der Tanne außergewöhnlich lang iſt, bis auf 8—10 cm gekürzt werden, bei größeren Bäumen ſind auch die Seitenwurzeln bis auf 10 cm abzuſchneiden. Die beſte Zeit der Verpflanzung iſt im Frühjahr oder Oktober, auch in jeder anderen Zeit iſt ſie möglich; nur nicht im Mai, Juni und Juli, weil die Tannen dann im Triebe ſtehen.

A. L.

Chriſtbaumſchmuck.

Ein ſehr einfacher und — eigentlich nicht ſo recht würdiger Chriſtbaumſchmuck, der aber doch ganz hübſchen Effekt macht und den ich für kleine, arme Kinder oft anwendete, iſt folgender: Ich ſammle alle Metallkapſeln von Wein- und Konſervenflaſchen, welche in Farben ausgeführt ſind. Das Farbenſpiel dieſer Metallkapſeln iſt reizend, ſowohl in Roth, als in Grün, Blau und Terracotta. Der Stempel, der ſich obenauf befindet, muß unverletzt bleiben und wird rund ausgeſchnitten, wie eine Medaille. Nun ſchneide ich 2—2½ fingerbreite Streifen von Silber- und Goldpapier, lege ſie linksſeitig der Länge nach zuſammen und ſchneide mit der Scheere, fein nebeneinander, Einſchnitte hinein, wie man es bei den papiernen Lichtmanſchetten thut; dann nehme ich ſie auseinander und drehe ſie um, ſo daß die Gold- oder Silberſeite nach außen kommt und kneife nun die unzerſchnittene Seite mit dem Meſſer recht dicht in Falten, wodurch eine runde Roſette von Silber- oder Goldfranſen entſteht. Auf die Mitte dieſer Roſette klebe ich nun mit Leim, unter den etwas feiner Sand gemiſcht iſt, eines der farbigen Metall-Medaillons. Zwei ſolcher Roſetten gegeneinander und gleichzeitig an lange Lamettafäden geklebt, ſo daß ſie zweiſeitig ſind und bei einer Drehung ebenſo hübſch erſcheinen, machen, an die Zweige des Tannenbaumes gehängt, vielen Effekt, beſonders wenn man recht viele Roſetten hat und an jedem Faden einige wie Perlen anreiht.

Frau B. v. W. aus L.

Kryſtallſchmuck. Hierzu umwickelt man Blumendraht oder auch Hutdraht mit Wolle — man kann ſehr gut Wollreſte dazu verwenden — und formt daraus zierliche Körbchen oder auch Kronen, Sterne, runde Reifen und dergleichen. Man kann auch erſt dem Draht die gewünſchte Form geben und ihn nachher mit Wolle umwickeln. Darauf kocht man die betreffenden Gegenſtände in Waſſer, welchem man eine reichliche Menge Alaun zugeſetzt hat, und läßt die Sachen in dieſem Waſſer erkalten. Es ſetzen ſich während des Erkaltens kleine Kryſtalle an die Formen, welche wie Eis glitzern und beſonders im lichtdurchfluteten Tannenbaum reizend ausſehen. Die Körbchen füllt man Süßigkeiten, Haſelnüſſen u. ſ. w. und befeſtigt oben einen Faden zum Anhängen, auch kann man ſie mit getrockneten Gräſern füllen, was recht gut ausſieht. Die Kronen putzt man noch mit kleinen Ketten aus oder hängt Haſelnüſſe, die mit Staniol umwickelt ſind, hinein, ebenſo verziert man die runden Reifen in der Mitte durch eine ſolche Haſelnuß; um dieſelbe an dem Reifen aufzuhängen, klebt man einen Faden Wolle mittels Siegellack an die Nuß, bevor man ſie in Staniol hüllt. Sehr hübſch ſehen auch Kreuze, in obiger Art gefertigt, aus, doch muß man dazu etwas ſtärkeren Draht nehmen.

Sterne aus Brillantgarn. Man umwickelt zwei einzelne Enden Blumendraht mit Brillantwolle und dreht erſteren zu einem Reifen zuſammen, ſo daß man alſo zwei runde Reifen hat. Aus jedem derſelben formt man durch viermaliges Einbiegen des Drahtes einen einfachen Stern und ſchiebt nun beide Sterne ineinander, ſo daß daraus ein achteckiger Stern entſteht, dem man oben einen Faden des Brillantgarns als Anhänger beifügt. Es empfiehlt ſich, gleich beim Umwickeln ein Ende Faden hängen zu laſſen und die Fäden beider Sterne als Anhänger zu verknüpfen.

Eichelketten. Eicheln, auf ſchwarzen Zwirn gereiht und vergoldet, nehmen ſich ſehr gut als Schmuck für den Weihnachtsbaum aus.

Düten in Korkarbeit. Man klebt aus Kartonpapier eine ſpitze Düte und beklebt ſie von außen mit kleinen Korkſtückchen. In den oberen Rand der Innenſeite klebt man ein Beutelchen aus farbigem Satin, das oben mit Zugſchnur verſehen iſt. Die Düte kann ſtatt der Korkſtückchen von außen auch mit den abgelöſten Schuppen der Tannenzapfen beklebt werden, wie die bekannten Waldmoſaikarbeiten. Ein Ueberzug mit Lack reſp. Bronze ſieht gut aus, iſt jedoch nicht nötig. Dieſe Düten füllt man mit Süßigkeiten oder mit Nüſſen.

Frau Marie.

Im Verlag von Max Kellerer, München, erſchien ſoeben eine hübſch und reich illuſtrierte Anleitung zum Selbſtanfertigen von Chriſtbaumſchmuck.

Kinderſpielzeug.

Puppenwiege. Eine ſehr niedliche Wiege für ein kleineres Püppchen kann man aus einer länglichen Cigarrenkiſte herſtellen. Zu dieſem Zwecke ſpaltet man den Deckel der Länge nach durch, rundet die beiden Stücke nach den Seiten ab und gewinnt ſo die Gängel. Zur dauerhaften Befeſtigung derſelben ſchneidet oder ſtemmt man an den beiden Querſeiten des Kiſtchens in jeder Ecke einen etwa 2 cm breiten Ritz, ſchiebt durch denſelben ein ebenſo breites, etwas längeres Brettſtückchen gleichfalls von Cigarrenkiſtenholz und befeſtigt es unten am Gängel und oben an der Querwand mit einigen Drahtſtiften. Dann lackiert man die ganze kleine Wiege mit Japanlack oder beklebt ſie mit holzbraunem Papier und verziert ſie mit aufgeklebten bunten Oblaten oder anderweitigen Bildchen.

P. K.

Eine große Freude wird ſicher jede Mutter ihren kleinen Töchtern bereiten, wenn ſie denſelben zu ihrer Puppenküche auch eine kleine Speiſekammer einrichtet. Ich habe ſeiner Zeit meine kleine Mädchen ſehr durch eine ſolche beglückt, als ſie ſo weit waren, daß ſie unter mütterlicher Aufſicht und Anleitung auf ihrem kleinen Kochherd mit Spiritus kochten, und ich fand es auch für mich viel bequemer und angenehmer, wenn die Kinder das, was ſie zu ihrer Kocherei brauchten, immer gleich bei der Hand hatten, als wenn ich ihnen das erſt jedesmal hätte herbeiholen ſollen. Am hübſcheſten iſt es, wenn Küche und Speiſekammer nebeneinander liegen; es läßt ſich leicht machen, wenn man eine längliche Kiſte nimmt, ſie in der Mitte durchteilt und die eine Hälfte zur

(Fortſetzung im Vierten Blatt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Frauen-Daheim.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Küche, die andere zur Speiſekammer einrichtet. Zu letzterer ließ ich vom Tiſchler an der hintern Wand mehrere Brettchen übereinander einfügen und beklebte ſie mit weißem Papier, das vorn in zierlichen Zacken überſchlug (eine gehäkelte Spitze iſt natürlich noch hübſcher). Leere Fleiſchextraktbüchſen geben herrliche Vorratstönnchen zu Gries, Mehl ꝛc.; durch den breiten Kork, mit dem ſie geſchloſſen ſind, bohrt man in der Mitte ein Loch, zieht die beiden Enden eines zu einer runden Öſe gebogenen Meſſingdrahtes hindurch und biegt ſie um; ein aufgeklebtes Etikett bezeichnet den Inhalt. Kleine Arzneikruken und Gläſer werden mit Eingemachtem und Kirſch- und Himbeerſaft gefüllt. Leere Pillen- und Pulverſchächtelchen, oder auch mit Papier ausgeklebte Streichholzſchachteln enthalten die nötigen Gewürze, ein Käſtchen kleine Chokoladentäfelchen. Auch ein Behälter mit einigen Eiern darf nicht fehlen. An den Seitenwänden hängen kleine Netze mit einigen Zwiebeln und Semmelbrocken, auch womöglich ein Stückchen Speck und das unkere Ende einer geräucherten Gänſekeule als Schinken. Mütter, die in der glücklichen Lage ſind, ſelbſt einzuſchlachten, können die Einrichtung auch noch durch einige zu dieſem Zwecke beſonders hergeſtellte kleine Würſte bereichern. — Das älteſte der Kinder hat dafür zu ſorgen, daß die Vorräte nicht vernaſcht werden und das Speiſekämmerchen immer ſauber und in Ordnung gehalten wird. So iſt es zugleich ein Erziehungsmittel zu Selbſtbeherrſchung und Ordnungsliebe und eine Vorbereitung für ſpätere ernſtliche Thätigkeit. **P. K.**

Handarbeit.

Ein höchſt einfaches und hübſches Geſchenk iſt folgendes Riechkißchen. Man nimmt vier Stückchen 3 cm breites und 20 cm langes Seidenband, je zwei von einer Farbe, alſo z. B. blaßroſa und weiß, oder orange und maigrün ꝛc. und näht dieſe, in den Farben abwechſelnd, aneinander, die Nähte noch mit einem, in gleichfarbiger Seide ausgeführten Fiſchgrätenſtich verzierend. Nun füllt man dieſe, einer kleinen Wurſt nicht unähnlichen Hülle mit Watte und wohlriechendem Pulver, bindet die an beiden Seiten, einen Centimeter lang ausgefranſten Enden mit feinem Bändchen ſoweit ſcharf zuſammen, daß das Röllchen ſelbſt 13 cm lang iſt. Nun noch von einer Seite nach der andern reichlich ein Schnürchen angenäht, und die kleine, duftende Schlummerrolle iſt fertig. **P. W.**

Moderne Bandſpange ins Haar. Drei Meter gemuſtertes farbiges Bändchen, $1\frac{1}{2}$ cm breit, ſind das Hauptmaterial dazu. Aus weißem Drahtbande biegt man ſich zwei Reifen, ungefähr der eine 25 cm, der andere 23 cm lang, am beſten geſchieht dies nach der Friſur, die übereinander befeſtigt werden und zwar ſo, daß der längere unten hin kommt. Beide Reifen werden vorn in der Mitte etwas ſchneppig gebogen und dann mit Band bewickelt, daß nichts von dem Drahtbande zu bemerken iſt. Links an die Spange, wo die beiden Reifen zuſammentreffen, wird ein kleines Schmetterlingsſchleifchen und rechts an der Seite des oberen Reifens eine hochſtehende Schleife befeſtigt.

Erna von B., Liegnitz.

Moderne Halsrüſchen. Dieſe Rüſchen ſind zwar in allen Putzgeſchäften ſehr hübſch zu haben, aber auch, wenn ſie elegant ſind, ſo teuer, daß ſich die kleine Mühe des Selbſtanfertigens verlohnt. Tüll in allen Farben iſt das gebräuchlichſte Material, ein Meter genügt für eine Halskrauſe. Je feiner der Tüll, deſto beſſer. Die einfachſte Art von Rüſchen iſt eine doppelte Tollfaltenkrauſe aus Tüll, auf farbiges Atlasband geſetzt. Der Tüll wird dazu doppelt genommen, in lange Streifen geſchnitten und in Falten gelegt. Schon eleganter ſind ſchwarze Spitzenrüſchen auf gelbem oder heliotrop Band, welches in eine Schleife mit lang herabhängenden Enden gebunden wird. Schwarze Tüllrüſchen verſieht man in jeder Tollfalte mit einem Goldperlengrelot oder mit einem bunten Genillepünktchen, welches aus Drahtchenille eingeknotet wird. Weiße Tüllrüſchen verſieht man am Rande mit einem farbigen Durchzug von Seide, offne Seide wirkt am ſchönſten; das Band, worauf die Halskrauſe befeſtigt iſt, muß zu dem Durchzug in der Farbe paſſen. Etwas widerſtandsfähigeres Material, alſo Krepp, Mouſſeline, crêpe de chine wird am Rande in Zacken ausgeſchlagen; am beſten ſehen die ſogenannten ausgeſchlagenen Eiffelzacken aus. Eine ſolche Rüſche aus Krepp wirkt wie eine Straußfederrüſche. Auch kleine Bandſchlupfen dienen zum Schmuck der klaren Tüllrüſchen, harmonierend mit dem unterlegten Bande.

Erna von B., Liegnitz.

Zimmerſchmuck.

Mein ſelbſtgefertigter Toilettentiſch. An A. Z. in Halle. Fr. 20. Der Stoff zur Bekleidung meines Tiſchchens ſtammt von einem alten hellgeblümten Waſchkleide, ich nähte zuerſt nach der Größe des Geſtells die Quetſchfalten ſowie das zur Spiegelgarnitur nötige $2\frac{1}{2}$ m lange, 85 cm breite Ende zuſammen, letzteres verſah ich mit einer ausgefranzten Rüſche aus demſelben Stoff. In die Mitte einer 70 cm und 45 cm tiefen ſauberen Kiſte ließ ich ihren Deckel befeſtigen (ſo entſtanden zwei Fächer). Die Kiſte ſtellte ich nun direkt an die Wand und befeſtigte meine bis zur Erde herabfallenden Quetſchfalten mit kleinen Pinnen an den drei ſichtbaren Seiten derſelben; in der Mitte vorn müſſen die Quetſchfalten zur bequemen Benutzung der Fächer geteilt ſein. Eine geſtickte weiße Mulldecke legte ich auf die obere Fläche (dieſelbe hängt an allen Seiten etwas herunter und bedeckt dadurch die Pinnen) ſtellte dann einen 90 cm hohen Spiegel darauf, lehnte ihn an die Wand und ſchlug genau über des Spiegels Mitte einen Nagel hinein, an welchem ich ein paſſendes Seidenband befeſtigte. Nun nahm ich das mit der Rüſche verſehene Stoffende genau in der Mitte zuſammen und ſchlang das Band zu einer Schleife darum. — Nach Geſchmack ordnet man nun den Stoff um den Spiegel, ich habe an jeder Seite noch zwei Schleifen angebracht und den Holzrahmen total verdeckt; das übrige Zeug fällt zu beiden Seiten herunter. Die angegebenen Maße können nach Belieben und Notwendigkeit geändert werden, ich gab nur einen Anhalt. Die Auslagen waren ſehr gering, und das Tiſchchen ſieht trotzdem ſehr niedlich aus. Stoff und Decke können immer gewaſchen werden. Über „Betthimmel“ ein ander Mal.

Frau Johanna.

Wand-Dekoration. Einfache runde Holzbrettchen, von vielleicht 15 cm Durchmeſſer, wie man ſie als Schinkenteller in jedem Holzwaren-Geſchäft zu kaufen bekommt, ſollen zu einer wunderhübſchen Wanddekoration umgewandelt werden. Zu dem Zweck bemalt man in Ölfarbe die runde Fläche mit einem blühenden Zweig, einem Vogel, einem Bouquet oder dgl. Wer nicht malen kann, weiß ſich auch zu helfen; er ſchneidet aus Cretonne oder Kattun einen zierlichen Zweig, ein Neſt oder dgl. und klebt dies recht ſauber auf den Holzteller. Aus einiger Entfernung wirken dieſe Stoffblumen genau wie Malerei. Nun wird ungefähr in $^1/_3$ der Höhe am äußeren Rand zu beiden Seiten eine dicke Goldſchnur (1 m lang), deren Mitte auf die obere Randmitte des Tellers zu liegen kommt mit großen Ziernägeln befeſtigt, die Enden der Schnur werden zu einer Schleife zuſammen geſchlungen und das ganze an der Schleife aufgehangen.

H. von Sydow.

Für die Küche.

Unſer Weihnachtskarpfen.

(Frage 31.)

Wohl in den ſeltenſten Fällen wird es ein Weihnachtseſſen ohne Karpfen geben, und manchen Leſerinnen werden daher verſchiedene vorzügliche, dabei nicht allſeitig bekannte Bereitungsweiſen, die ſich beſonders für ein Mahl mit guten Freunden eignen, willkommen ſein.

Karpfen mit Kardinalbeiguß. Man ſchneidet den vorbereiteten Karpfen in Stücke, ſalzt ihn leicht und ſtellt ihn verdeckt etwa eine $^1/_2$ Stunde beiſeite. In dieſer Zeit bereitet man den Beiguß, indem man 30 g Mehl mit 2 gehackten Chalotten in Butter gelb dünſtet, $^3/_4$ Liter leichten Rotwein hinzugießt und den Beiguß mit einer Viertelſchale einer grünen Pomeranze, einem Stückchen Zitronenſchale, Salz und etwas Zucker würzt. Dann bringt man ihn langſam ins Kochen, läßt die Fiſchſtücke langſam in der Brühe gar ziehen, richtet ſie auf heißer Schüſſel an und übergießt ſie mit dem durchgeſeihten Beiguß.

Karpfen à la Chambord. Man bereitet einen großen Karpfen vor, häutet ihn vorſichtig, ſpickt ihn mit Speckſtreifen und Trüffelſtiftchen und ſalzt ihn 1 Stunde ein. Einen Fiſchkeſſel belegt man mit Schinkenſcheiben und Wurzelwerk, gießt ein Liter leichten Weißwein und 2 Taſſen kräftiger, entfetteter Bouillon hinzu und dämpft den Fiſch, den man vor dem Zerfallen hüten muß, langſam weiter. Man legt ihn vorſichtig auf eine recht heiße Schüſſel, beſtreicht ihn mit dickem Béarner Beiguß und umkränzt ihn mit einem Ragout aus Champignons (noch feiner Trüfeln!), der Karpfenmilch und Kalbsmilchwürfeln.

Huſarenkarpfen. Den ausgenommenen und geſchuppten Karpfen mariniert man einige Stunden in Öl, Kräutern, Salz, Pfeffer und etwas Rotwein. Dann brät man ihn im Ofen, indem man von Zeit zu Zeit etwas von der Marinade hinzugießt, goldbraun, und ſerviert ihn mit Remuladenbeiguß.

Karpfen-Matelote. Einen Aal und einen Karpfen ſchneidet man in drei Finger breite Stücke. In eine Kaſſerole gießt man halb Rotwein, halb gute, entfettete Fleiſchbrühe, fügt feine Kräuter, Lorbeerblätter, zerſchnittene Zwiebeln, Nelken, Pfeffer und Salz hinzu und legt die Aalſtücke hinein. Hat der Aal einige Minuten gekocht, ſo fügt man die Karpfenſtücke hinzu und dämpft beide Fiſche weich. Kleine Champignons dünſtet man indeſſen in Butter weich, ebenſo recht kleine Zwiebelchen, beſtäubt ſie mit Mehl und verkocht ſie mit der durchgeſeihten Fiſchbrühe zu einer dicken, bündigen Sauce, mit der man die Fiſchſtücke übergießt. Man garniert die Schüſſel mit geröſteten Semmeldreiecken.

Schüſſelkarpfen. Eine tiefe Schüſſel belegt man mit kleinen Butterſtückchen und mehreren Sardellenhälften, legt in Stücke zerſchnittenen geſalzenen Karpfen hinein, beſtreut ihn mit Kapern, feinen Kräutern und einigen Zitronenſcheiben und übergießt ihn mit einigen Gläſern Weißwein und 2 Löffeln Weineſſig. Die Schüſſel deckt man feſt zu und dünſtet den Fiſch im Ofen etwa 30 bis 45 Minuten. Iſt der Karpfen gar, umkleidet man die Schüſſel mit gefalteter Serviette und garniert ſie mit einem Rande von dickſchaumigem Kartoffelbrei, den man mit mehreren Eidottern vermiſchte.

Ungariſcher Karpfen. In Salzwaſſer, dem man ein Güßchen Eſſig zuſetzte, kocht man den Karpfen gar, richtet ihn auf heißer Schüſſel an und reicht folgenden Beiguß dazu: In reichlich Butter röſtet man einige gehackte Zwiebeln und 25 Gramm Mehl hellbraun, verkocht dieſe Mehlſchwitze mit $^1/_4$ Liter ſüßer Sahne, $^1/_4$ Liter des Fiſchwaſſers und 1 Theelöffel Fleiſchextrakt zu bündiger Sauce, würzt ſie mit Paprika, ſeiht ſie durch, verquierlt ſie mit einigen Eidottern und verrührt zuletzt ein Stück friſcher Butter in dem Beiguß.

L. H.

Weihnachtsgebäck.

Sandtörtchen. 125 g Schmelzbutter werden flaumig abgerührt, 2 Eier, 100 g klaren Zucker, die Hälfte einer abgeriebenen Zitrone und 200 g Mehl darunter gemengt, auf das Blech ganz kleine Häufchen geſetzt und ganz langſam gebacken.

Braune Plätzchen. 500 g Farinzucker werden mit 4 Eiern zu Schaum geſchlagen, dann werden 500 g feines Mehl, klarer Zimt, Nelken, gröblich geſchnittener Zitronat und Pomeranzenſchale, alles nach Belieben dazu gemengt, mit einem Löffel kleine Klößchen abgeſtochen, auf ein mit Wachs beſtrichenes Blech geſetzt und bei wenig Feuer gebacken.

Nußplätzchen (vorzüglich). 125 g Zucker werden mit einem Ei ſchaumig gerührt, 80 Stück Walnüſſe gerieben und etwas klarer Zimt und Vanille dazu gethan, alles gut vermengt, Häufchen auf Oblaten geſetzt und langſam gebacken. Je feſter der Teig, deſto beſſer wird das Gebäck. Man muß daher, wenn die Nüſſe recht klein ſind, einige mehr nehmen.

Eierzucker. 4 Eier werden zu Schaum geſchlagen, dann mit 500 g klarem Zucker $^1/_2$ Stunde gerührt, nun kommt das Abgeriebene einer Zitrone und 375 g feines Mehl dazu. Gut vermengt, werden Klößchen auf ein mit Wachs beſtrichenes Blech geſetzt und bei gelinder Hitze gebacken.

Frau M. S. in Leipzig.

Eierhoniglebkuchen. 5 Eier werden mit $^3/_4$ Pfd. Zucker eine Stunde gerührt, je 60 g Zitronat und Pomeranzenſchale, fein geſchnitten, 15 g Zimt, 1 Meſſerſpitze geſtoßene Nelken, 15 g Potaſche, die Schale einer Zitrone und etwas von 2 Pfd. Mehl hinein gethan. Hierauf wird 1 Schoppen ($^5/_4$ Pfd.) heißgemachter Honig mit etwas Mehl vermengt, nebſt $^3/_4$ Pfd. abgezogener, geſchnittener Mandeln und dem übrigen Mehl mit obiger Maſſe vermiſcht, Lebkuchen ausgewellt, geſchnitten und ganz nah zuſammen auf ein mit Speck oder Butter beſtrichenes, mit Mehl beſtreutes Blech geſetzt, und nach dem Backen gleich warm zerſchnitten. (Gibt 70 Stück.) **F. R. in St.**

Auskunft.

Fr. 91. Konſerven werden an Private in kleinſten Mengen direkt verſandt von der Konſervenfabrik von C. Siede, Braunſchweig, Echternſtraße 16. Dieſelben ſind in vorzüglicher Art zubereitet und ſehr preiswürdig zu haben. **Superintendentin Drewes.**

Die Konſervenfabrik von Buſch, Barnewitz & Co. verſendet direkt an Private vorzügliche Konſerven.

Frau M. Jacobi in Quedlinburg.

Redaktionspoſt.

„Chriſtkindchen.“ Das Buch „Der Olymp“ von Petiscus (Leipzig, Amelangs Verlag) wird Ihren Wünſchen entſprechen.

N. N. (langjähriger Abonnent). Die beſten Kommentare zu unſeren Klaſſikern ſind die von Düntzer, (Wartigs Verlag, Leipzig).

Junge Abonnentin. Das Weihnachtsheft von Velhagen & Klaſings Neuen Monatsheften enthält einen illuſtrierten Aufſatz: „Chriſti Geburt in der bildenden Kunſt“ von A. Roſenberg, in dem Sie das gewünſchte Motiv zum lebenden Bild in den verſchiedenſten klaſſiſchen Darſtellungsweiſen finden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

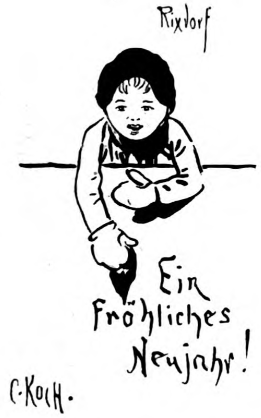
Daheim

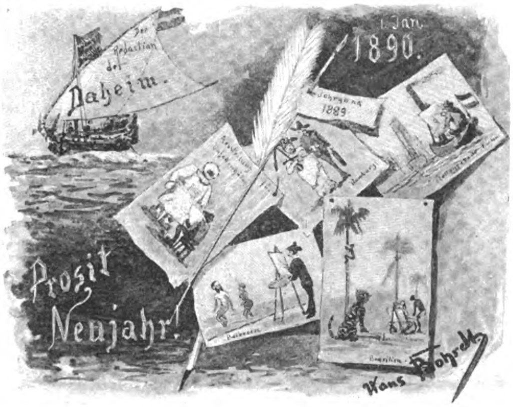
XXVII. Nr. 13. Erſtes Blatt.

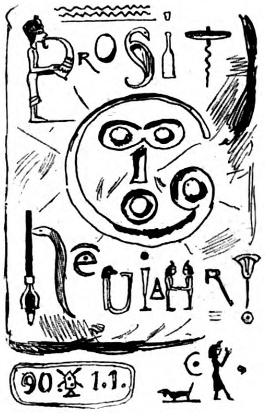
Jahrgang 1891.

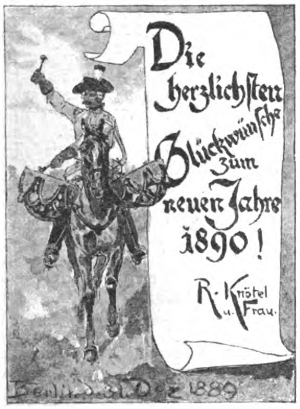
27. Dezember 1890.

Ein geſegnetes Neujahr!


Rixdorf
Ein fröhliches Neujahr!
C. Koch.

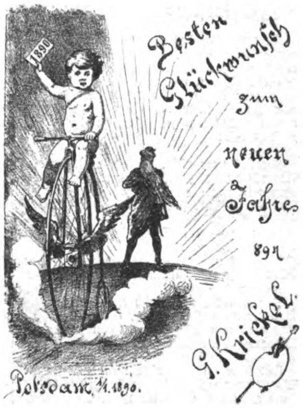

Der Redaktion des Daheim.
1. Jan. 1890.
Jahrgang 1889
Prosit Neujahr!
Hans Bohrdt

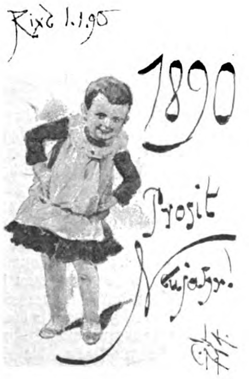

Prosit
1890
Neujahr!
90 1.1.
C.K.

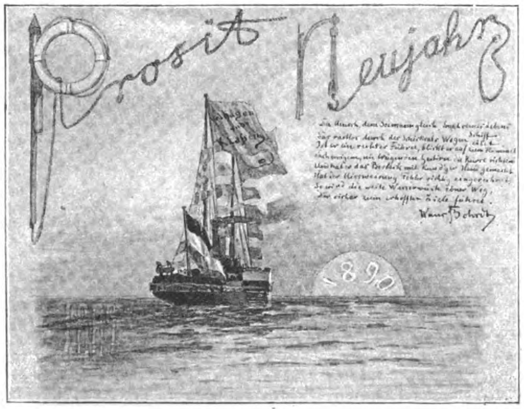

Die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre 1890!
R. Knötel u. Frau.
Berlin Dez 1889

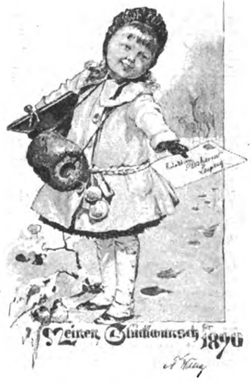
Es wird unſeren Leſern Freude machen, die Glückwunſchkarten, welche uns die am „Daheim" mitarbeitenden Künſtler zum Neujahr 1890 ſandten, nachträglich auch ihrerſeits kennen zu lernen. Spricht doch aus ihnen die Eigenart der Herren in unmittelbarſter Weiſe. Mit ihnen bringen auch wir unſere beſten Glückwünſche dar.

Die Redaktion.


1890
Besten Glückwunsch zum neuen Jahre 89n
G. Krickel.
Potsdam 1/1. 1890.


Rixd. 1.1.90
1890
Prosit Neujahr!


Prosit Neujahr
1890
Hans Bohrdt


Meinen Glückwunsch für 1890

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wir bauen Mauern und Scheidewände
Aus Formen, aus Normen, aus falſchem Schein.
Glück und Unglück, die Flammenbrände,
Werfen ſie ſpielend ein!

Gruß zum Sylveſter-Abend von Tochter und Enkeltochter an die Großmama.

Dein allerjüngſtes Enkelkind
Iſt noch ſolch klimperkleines Ding,
Es kann nicht ſingen,
Kann nicht ſpringen,
Nicht durchs Wetter
Zu dir dringen!

Da hat es die Mama gebeten,
Sie möcht' es heut' bei dir vertreten,
Möcht' wünſchen Glück,
Mit viel Geſchick
Ein Verschen machen
Im Augenblick.

Die Mutter thut's, du ſiehſt es hier,
Vergißt darob die Arbeit ſchier;
Sie ſetzt ſich hin
Mit leichtem Sinn
Und ſchreibt den Vers
So für ſich hin!

Das Kindchen ſpricht: „Ein ſchönes Jahr
Wünſch' ich dir, wie das letzte war!
Frei von Schmerzen,
Mit frohem Herzen,
Verleb' die Tage,
Ohne Plage!

Und dann bitte, komm' recht oft,
Komm' verhofft und unverhofft,
Setz' dich nieder,
Sing' mir Lieder.
Laß' mich tanzen,
Komm' ſtets wieder!

Ich hab' dich auch von Herzen lieb,
Mit Willen nie ich dich betrüb',
Ich Großkindlein
Will artig ſein,
Stets deines Herzens
Sonnenſchein." **v. H.**

Eine kleine Sylveſter-Aufführung.

In der Mitte des Zimmers ſteht ein brennender Chriſtbaum, dahinter wird auf Harmonium oder Klavier ein Weihnachtslied geſpielt. Dann tritt ein junges Mädchen auf, ganz in einen dunklen Mantel gehüllt, eine große dunkle Kapuze oder Pelzmütze tief in das Geſicht geſchoben, und ſpricht folgende Verſe:

Sie ſind verrauſcht, ſie ſind verklungen,
Der Weihnacht Jubelmelodien!
Nun tritt mit ernſtem Angeſichte
Der Greis Sylveſter vor euch hin.

Ich trug — von Gottes Vatergüte
Als Neujahr euch herabgeſandt —
Viel Glück und Gnade, Freud' und Friede
Fürs ganze Jahr in meiner Hand.

Vor Krankheit ſollt' ich euch behüten,
Vor ſchnellem Tod, Krieg, teurer Zeit,
Und was von Sorgen, was von Nöten
Die arme Erde noch bedräut.

Und hab' ich mich nicht treu bewieſen
Als Diener meines lieben Herrn?
Euch allen lachte hell die Sonne,
Euch allen glänzte Mond und Stern.

Ihr ſeht euch heute froh umgeben
Von allem, was euch teuer iſt,
In froher Arbeit, Kraft und Friſche
Dies reiche Jahr ihr jetzt beſchließt.

Drum bin nach wen'ger Stunden Schläge
Verſammelt ich zur Väter Schar,
So wendet dankbar eure Blicke
Zu Gott für dieſes Gnadenjahr.

(Sie wirft den Mantel ab und iſt ganz in Weiß gehüllt, in der Hand ein Körbchen friſcher Blumen.)

Heil und Glück zum neuen Jahre!
Fried' und Freude künd' ich euch!
Seid geſegnet, Erdenkinder,
Sei geſegnet, Erdenreich.

Heller leuchten nun die Sterne
In der kalten Winternacht,
Gottes Gnade hat aufs neue
Euch das neue Jahr gebracht.

Fleckenlos in Himmelsreinheit
Tret' ich heute vor euch hin,
Unentweiht von Schuld und Sünde,
Glück und Hoffnung nur im Sinn.

Noch kein Seufzer, keine Thräne
Klebt an meinem weißen Kleid,
Frohe Hoffnung, Fried' und Freude
Sind für heute mein Geleit.

Sollt auf meinen Erdenwegen
Ich euch einmal Angſt und Schmerz,
Krankheit oder Sorge bringen,
Stillt nur euer banges Herz.

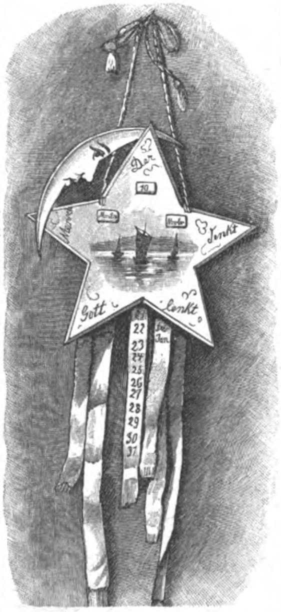
Hebt empor zu Gott die Seele,
Der es ſandte, kennt das Weh;
Sprechet immer froh ergeben:
Herr, auch hier dein Will' geſcheh'.

Wenn ich dann als Greis Sylveſter
Wieder bin das **alte** Jahr,
Faltet dankbar eure Hände,
Ob es gut, ob böſe war.

Und daß euch ſtets Blumen blühen,
Auch in kältſter Winternacht,
Hab' ich euch als frohes Zeichen
Duft'ge Blüten mitgebracht.

Mögen frohe Blumenſterne
Blühen um euch weit und breit,
Bis der letzte Tag verrinnet
In das Meer der Ewigkeit. **F. L.**

Kalender



Unſere Abbildung zeigt einen neuen und originellen Kalender, der außer anderen Vorzügen auch noch den beſitzt, ein „immerwährender" zu ſein, d. h. der alſo vollſtändig unabhängig von der laufenden Jahreszahl iſt. Die Herſtellung iſt äußerſt einfach und erfordert ebenſowenig koſtbares Material wie beſondere Geſchicklichkeit. Auf ſehr ſtarken weißen Karton zeichnet man die Form eines fünfeckigen Sternes in der Größe, daß der Durchmeſſer zwiſchen zwei ſich gegenüberſtehenden Ecken 23 cm beträgt. Eine Mondſichel mit ſcharf ausgeprägtem Profil legt ſich ſcheinbar oben in der Größe von 19 cm über zwei Zacken des Sternes, doch iſt ſie mit dem Stern im Zuſammenhang geſchnitten. In der Baſis der oberen Zacke macht man untereinander zwei horizontale Einſchnitte, die 2½ cm lang und 1½ cm voneinander entfernt ſind, und wiederholt etwas tiefer zu beiden Seiten dieſelbe Figur. Dieſe Einſchnitte ergeben den eigentlichen Kalender, indem man durch dieſelben Seidenbänder von 2½ cm Breite und 67 cm Länge, die an beiden Enden ausgefranſt ſind, leitet. Das mittlere, crêmefarbene gibt die Tage des Monats an und zeigt deshalb die Zahlen 1 bis 31, das roſenrote Band zur Linken trägt die Namen der Wochentage, das mattblaue zur Rechten die der Monate, ſo daß nur ein richtiges Einſtellen der Namen und Zahlen notwendig iſt, um das Datum jeden Tages deutlich anzugeben. Die mittlere Fläche des Sternes zeigt eine hübſche kleine Seelandſchaft in abendlicher Stimmung, mit Aquarellfarben gemalt, auf den Zacken befinden ſich innerhalb eines Linienornamentes die Worte: Der Menſch denkt, Gott lenkt. Das Geſicht des Halbmondes iſt leicht in Fleiſchfarbe getuſcht, Augen, Mund und Naſe ſind kräftiger ausgemalt. Der Kalender iſt mit einem ſchmalen Goldſtreifen umrandet und wird von einer gedrehten Seidenſchnur in crême, roſa und lichtblau, die mit Schleifen und Troddeln ſchließt, an der Wand befeſtigt. Als kleines apartes Neujahrsgeſchenk dürfte ſich kaum etwas Paſſenderes wie dieſer Kalender finden. **E. Eyſell.**

Sylveſterſpiel.

Die fröhliche Weihnachtszeit führt manchen heranwachſenden Jüngling auf kurze Wochen wieder in das elterliche Haus zurück, das er verlaſſen mußte, um in einem fern gelegenen Ort ſeinen Studien obzuliegen. Er träumt ſich noch einmal in die Zeit der frohen Kinderſpiele mit ſeinen Schweſtern, Kouſinchen und deren Freundinnen zurück — man unternimmt wieder allerlei kleine Spiele, wie damals, nur wird dieſen jetzt doch ſchon hie und da eine andere Bedeutung untergelegt, namentlich wo die Spiele bei Gelegenheit der verſchiedenen Feſte an alte Volksgebräuche anklingen. Zu den uralten Volksgebräuchen gehört nun auch das in manchen Gegenden Deutſchlands übliche „Lichtlein ſchwimmen" in der Sylveſternacht. Während wir für die „Kleinſten" unbedingt dafür ſtimmen möchten, ihnen das einfache Schwimmen ihrer Wallnußſchalen, in welche je ein brennendes Stümpfchen Wachslicht geklebt wurde, in der Waſchſchüſſel mit Waſſer, ohne alle Nebengedanken zu überlaſſen, dürfte eine neue Variation des alten Brauches den „Herren Studioſen" und „Fräulein Backfiſchchen" doch Anlaß zu Scherz und Heiterkeit geben. Man nennt das Spiel jetzt: „Die Reiſe nach Helgoland." Die Mama wird um Erlaubnis gebeten, ihre allergrößte Wirtſchaftsſchüſſel, womöglich eine ſolche aus Metall, ins Zimmer bringen zu laſſen. Die Schüſſel wird mit Waſſer gefüllt, nicht ganz voll. In die Mitte derſelben wird zuerſt ein Stück von einem weißen (Chamott-) Ziegel gelegt, auf dieſes ein etwas kleineres von einem neuen, roten Ziegel — Unter- und Oberland von Helgoland — welch letzterer oben mit etwas grünem Moos oder Tannennadeln belegt wird. So iſt die dreifarbige, für Deutſchland neu gewonnene Inſel fertig. — Vorher hat ſich jedes der Mitſpielenden ſein Schiffchen gebaut. Dazu hat er eine recht große Nußſchale, die aber ja keinen Riß oder Sprung haben darf, da ſie ſonſt leck werden und ſinken würde, ſäuberlich ausgehöhlt, in der Mitte derſelben ein Wachslichtlein recht feſt und gerade aufſtehend befeſtigt, und zur Zierde ſowohl wie zum Wahrzeichen außerdem noch eine kleine Flagge, deren Stock aus einem Schwefelhölzchen, das Tuch aus einem buntfarbigen Papierſtückchen — etwa von einem Bonbonpapier geſchnitten — beſteht. Die Flagge wird am Hinterteil des Schiffchens, etwas ſchrägliegend über den hinteren Rand nach dem Waſſer geneigt, angebracht, damit ſie nicht ſo leicht durch die Flamme des angezündeten Lichtchens in Brand geſetzt werden kann. Jedes läßt nun ſein Schiffchen vom Stapel laufen, d. h. er ſetzt es behutſam auf die Waſſerfläche, damit es nicht umkippt und das Lichtchen im Waſſer erliſcht; denn das ſoll eine ſchlimme Vorbedeutung ſein. Man ſetzt mittelſt eines kleinen Stöckchens die Waſſerfläche nun ſanft in Bewegung und es gewährt Groß und Klein einen allerliebſten Anblick, wenn die kleine, bunt bewimpelte Flotille mit ihrem Lichterglanz zu ſchwimmen beginnt. — Dank der Farbe der Flagge kennt Jeder genau ſein Fahrzeug und wartet nun ab, ob es unterwegs ſich mit einem zweiten verbindet, was vermöge der Affinität ſehr häufig geſchieht. Landen nun die zwei aneinander geſchloſſenen Schiffchen bei „Helgoland," ſo werden die Inhaber derſelben ſpäter durch eine Verlobung, oder wenigſtens durch lebenslängliche, unverbrüchlich treue Freundſchaft vereinigt bleiben. — Weſſen Schiffchen keinen Anſchluß an ein anderes findet, der bleibt eine unvermählte „liebe Tante," reſp. ein „Erb-Onkel." Dieſen Titel führt er denn auch den ganzen Abend über. Doch bleibt es keineswegs ausgeſchloſſen, daß der Schickſalsſpruch nächſtes Jahr den heurigen aufhebt. **B. v. W. in L.**

Scherben und Eierſchalen.

Wenn ich von Scherben rede, ſo berühre ich gewiß damit in dem Herzen jeder Hausfrau eine ſehr ſchmerzlich klingende Seite. Möchte es dieſelbe etwas getroſter ſtimmen, wenn ich berichte, wie ſich Scherben von Glas, Porzellan und dergleichen ſehr hübſch zum winterlichen Schmuck des Gartens verwenden laſſen. Einem ſchönheitsliebenden Gemüt iſt es ja Bedürfnis, den Garten, beſonders ſoweit man ihn vom Hauſe aus überſieht, auch im Winter anmutig zu geſtalten, und wenn man dies in erſter Linie durch immergrünes Geſträuch zu erreichen ſucht, ſo bleiben doch immer die abgeräumten Blumen- und Blattpflanzen-Beete, die einen unerquicklichen Anblick gewähren,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

wenn ſie nicht gerade mit Schnee bedeckt ſind. Am beſten iſt es freilich, wenn ſie im Herbſt mit Zwiebelgewächſen beſtellt werden, die den erſten Frühlingsflor liefern. Dieſelben erfordern ja eine Laubdecke, und wenn man über dieſelbe Tannenzweige breitet, was ohnehin nötig iſt, um das Laub feſtzuhalten und dieſe mit Ebereſchen und Schneebeeren ſchmückt, ſo ſehen ſie hübſch und freundlich aus. Für die übrigen Beete jedoch bildet eine Moſaik aus Scherben und Eierſchalen einen eigenartigen und anmutigen Winterſchmuck. Das Material zu demſelben wird jede Haushaltung leider ſchon nachgerade liefern, auch gute Freunde mögen einen milden Beitrag nicht verſagen. Am zweckmäßigſten iſt es, wenn man einige Kiſten etabliert und die Scherben von weißem, von dunklem Glaſe, von Porzellan und von irdenem Geſchirr, gleich jede Art beſonders, aufhebt, ebenſo die Schalen der Eier, welche letzteren man am ſpitzen Ende aufſchlägt, ſo daß wenigſtens gut die Hälfte der Schale unverletzt bleibt. Sind dann im Herbſt die Beete abgeräumt, ſo ebnet man ſie zunächſt ſorgfältig, höht ſie womöglich nach der Mitte zu etwas auf und klopft die Erde ein wenig feſt; danach bringt man eine etwa 2—3 cm ſtarke Schicht weißen Sandes darauf, der ebenfalls gut geebnet und angedrückt wird. Die Scherben thut man dann in einen Sack, klopft ſie mit einem hölzernem Schlägel entzwei, aber nicht zu fein, ſchüttet ſie danach auf ein weitmaſchiges Drahtſieb, ſo daß die kleineren Splitter ſich ausſieben, welche man wegthut (vergräbt). Auf dem geebneten Sande zeichnet man ſich die Figuren vor, welche man bilden will, faßt zunächſt die Umriſſe mit den Eierſchalen ein, deren offenes Ende man in den Sand drückt, ſo daß ſie dicht aneinander gereiht eine Schnur von großen, weißen Perlen zu bilden ſcheinen. Die einzelnen Felder füllt man dann mit den Scherbenbrocken aus, welche man mit einem Löffel darin ordnet und gleichmäßig verteilt. Auch kann man zur Begrenzung ſtatt der Eierſchalen ganz kurze Tannen- oder Wachholderzweige einſtecken. Ein ſolches Beet iſt, im Sonnenſchein funkelnd, von faſt märchenhafter Pracht, beſonders ſchön machen ſich die Scherben von grünen und braunen Flaſchen, und iſt glücklicher oder unglücklicherweiſe gar ein Rubinglas in Scherben gegangen, ſo iſt es noch herrlicher. Eine beſonders hübſche Form für runde Beete iſt es, wenn man dieſelben, je nach der Größe, in einen ſechs- bis achtzackigen Stern einrichtet, deſſen einzelne Felder zunächſt mit Eierſchalen begrenzt werden. Die Felder werden dann abwechſelnd ausgefüllt, indem man für das eine in der Mitte ein verſchobenes Viereck von den dunkeln Glasſcherben bildet und die weißen als Rand ringsum ordnet. Das andere Feld erhält die Mitte von weißen Porzellanſcherben und um dieſelben einen Rand von kleingeklopften Ziegelſteinen, in den in gleichmäßiger Entfernung einzelne Eierſchalen eingedrückt werden. Den äußeren Raum zwiſchen den Zacken füllt man mit den Topfſcherben aus. Im Frühling nimmt man die Scherben behutſam wieder mit dem Löffel ab und thut ſie in ihre Kiſten bis zum nächſten Herbſt, wo dann vor dem Gebrauch der etwa mitgefaßte Sand ausgeſiebt wird; ſie können ſo viele Jahre dienen. Bekennen will ich noch, daß ich im Frühling, bei vieler Arbeit und mangelnden Blumenpflanzen, ſchon ſolch Scherbenbeet ſtehen ließ, und es ſah im Sommer im grünen Raſen nicht ſchlecht aus.

P. K.

Tiſchwäſche.

Es gibt wohl manche unter unſeren liebenswürdigen Leſerinnen, welche aus den Truhen oder Leinenſchränken ihrer Mutter oder Großmütter Damaſt- und Drellgedecke entnehmen mit vielen, nach jetzigen Begriffen zu großen Servietten. Wir verſtehen nicht recht, aus welchem Grunde es damals für nötig erachtet wurde, dieſelben ſo groß weben zu laſſen. Das reizende Paſtellbild meiner Großmutter, welches an der Wand über meinem Schreibtiſch hängt, zeigt ſolch niedliches kleines Mündchen, wie man's ſelten findet. — Die Frage, wie man am beſten die vielen großen Servietten verwendet, drängt ſich uns auf beim Anblick der alten Gedecke; denn, wenngleich wir ſie im täglichen Leben für uns und die Unſrigen ſelbſt gebrauchen könnten, will uns dieſes faſt als Überfluß erſcheinen, da wir denſelben Zweck mit viel kleineren erreichen. Jedenfalls können wir ſie kaum Fremden zum Gebrauch hinlegen. Erinnere ich mich doch, als dies in meiner Eltern Hauſe geſchah, daß ein junger Engländer ſolch große Serviette nahm, dieſelbe völlig auseinander breitete und ſchier verwundert ausrief: „Oh, what a good generous napkin!“ Alſo, ſolch a good generous napkin muß etwas anderes werden, aber was fangen wir am beſten damit an? Ich habe bei mancher meiner Bekannten geſehen, daß dieſelben die Servietten ruhigen Blutes in der Mitte durchſchnitten, um ſie zu Kinderhandtüchern zu benutzen. Bei den gröberen Drellſervietten iſt dieſes Verfahren ja auch ganz praktiſch und immer beſſer, als gar keinen Gebrauch von ihnen zu machen und ſie im Leinenſchrank auf eine fernere Generation warten zu laſſen. Es iſt immer gut, in unſerer Zeit nicht viele Vorräte zu haben, um bei etwaigen Umzügen raſch abbrechen und ebenſo raſch wieder aufbauen zu können. Iſt doch überall täglich neues zu beſchaffen, fertig genäht und gezeichnet zu bekommen, daher iſt's praktiſcher, das alte erſt zu verbrauchen. Eine meiner Freundinnen verband vier ſolcher großer Servietten durch einen Spitzen-Zwiſchenſatz, woraus ein hübſches Tiſchtuch entſtand; andere vier beabſichtigte ſie durch Häkelei zu verbinden und wieder andere vier zuſammenzunähen, die Nähte mit einem feinen Leinenbändchen zu verdecken, welches vorher mit hübſchen Stichen in farbigem Garn verziert war. Da waren ein Dutzend Servietten hübſch verbraucht, die Umrandung des Tiſchtuches wurde in gleicher Weiſe, wie die Verbindung der Servietten, ausgeführt. Wenn das Muſter in den Servietten nicht zu fein iſt, kann man in Damaſt auch die größeren Blumen und Arabesken mit leichten Stichen in farbiger Seide, in Zwirn oder Baumwollengarn umranden. Einzelne ſolcher, in dieſer Weiſe verzierter Servietten bilden niedliche Geſchenke, und nahe Verwandte, welche „das alte, liebe Muſter“ natürlich gleich erkennen, werden mehr Freude an dieſem Geſchenk haben als an Gegenſtänden, die wir als neueſtes uns beſchaffen. Wie ſchweifen unſere Gedanken beim Benähen dieſer altbekannten Muſter zurück, weit, weit zurück in unſere Kindheit! Wir ſehen die ſorgſamen, fleißigen Großmutterhände das Spinnrad drehen und ſtellen uns vor, daß dieſelben Hände das Gewebe ordneten und ſanft darüber hinſtrichen. Laßt uns daher, freundliche Leſerinnen, die lieben alten Gedecke nicht verachten, ſondern ſie in Ehren halten, dadurch, daß wir ſie auf möglichſt hübſche Weiſe verbrauchen. „Ehret die Alten!“ Wohl ruhen ſie nun lange aus von ihrer Arbeit, und dieſe Gewebe waren nur die mechaniſchen Werke ihrer fleißigen Finger! Aber, gleichviel! Iſt doch gar viel Liebe, viel Sorge hinein geſponnen und hineingewebt, das menſchliche Herz war damals wie heute ein unruhig, zagend Ding, und das treue Mutterherz mag wohl in Bangen und Hoffen geſchlagen haben um das zukünftige Eheglück der geliebten Tochter, indem die treuen Hände ſich fleißig rührten, den Brautſchatz zu fertigen und die Truhen zu füllen.

v. H.

Handarbeit.

Journalmappe in Flaggenform. Man näht drei reichlich handbreite Friesſtreifen (ſchwarz-weiß-rot) zuſammen und plättet die Nähte gut aus. In die Mitte ſtickt man den deutſchen Reichsadler in ſchwarzer Seide mit goldenen Verzierungen. Unten läßt man die Nähte etwa 12 cm offen und biegt die Ecken der einzelnen Streifen auf der Rückſeite nach der Mitte zu um, ſodaß Spitzen entſtehen, und heftet dieſelben mit ein paar unſichtbaren Stichen feſt. Dann füttert man die Flagge mit ſchwarzem Futterkattun und ſchiebt eine genau paſſende Pappe ein. Vorher wird oben ein fingerbreiter Saum gemacht und durch denſelben ein glatter, runder Stab geſchoben, an deſſen hervorſtehenden, zugeſpitzten Enden man ein paar bronzierte Holzkugeln ſteckt. Man kann ſie auch aus Gummimaſſe formen. Eine ebenfalls mit Stoff überzogene Pappe bildet die Rückwand der Mappe, die an der Unterſeite mit einem doppelten Zeugſtreifen dicht vor den Zacken befeſtigt wird. Hinter der Rückwand ſieht die hölzerne, vergoldete Spitze eines Flaggenſtockes, mit einem Teil desſelben ungefähr 25 cm hervor. Zwei Schnuren von dieſer Spitze nach den Enden des Querſtockes halten den Vorderteil der Mappe feſt.

Hertha aus N.

Photographiehalter. (Fr. 32.) Der Glaſer ſchneidet drei Glasplatten in Viſitformat zu. Dieſe Glasplatten werden an den Rändern mit farbigem Atlasband eingefaßt, welches in den Ecken mit möglichſt unſichtbaren Stichen befeſtigt wird. Alle drei Platten bekommen auf der einen Seite ein paſſendes Band querüber von einer breiten Seite zur anderen geſetzt, welches ſpäter die Photographie feſthält. Nun fügt man die drei Platten durch überwendliche Stiche aneinander zu einer Reihe, darf aber nicht zu feſt anziehen, da ſich ſonſt die einzelnen Platten nicht bewegen laſſen. In alle Ecken der Glasplatten kommen entweder zierliche Schleifchen oder paſſende Pompons. Die Bilder werden hinter die Bänder geſchoben, und das Rähmchen, welches man beliebig verſtellen kann, iſt fertig.

Erna von B. Liegnitz.

Aus den ganz einfachen Meraner Deckelkörben, in welchen das Obſt verſchickt wird, kann man recht hübſche **Behälter zu Flickwäſche** und ſonſtiger Arbeit herſtellen. Man nimmt zur inneren Ausſtattung roten Baumwollatlas und zur äußeren Umkleidung roten Foulardzitz. Zuerſt wird die Rundung des Bodens und des Deckels geſchnitten, wobei man ringsum einen Centimeter zugibt, dann legt man den Stoff auf Watte und ſteppt ihn in ſchrägen Carreaux ab. Ebenſo wird mit der inneren Seitenwand verfahren und dann dieſelbe an den Boden angenäht, welcher ringsum an den Korb angeſtochen wird. Das Futter wird über den äußeren Rand des Korbes wie des Deckels übergeſchlagen. — Der Foulardzitz wird der Länge nach in Tollfalten gelegt, oben und unten mit einem Köpfchen verſehen, um den Korb gelegt und nur oben befeſtigt. Der Deckel wird außen gegen die Mitte durch Watte gewölbt, der Faltenüberzug drüber gemacht und der Henkel mit einer ausgezackten Schleife verziert.

F. J.

Schlummerpuff aus Seidenplüſch und Straußenwolle. Ein Schlummerpuff gehört jetzt ſchon zu den unentbehrlichſten Gegenſtänden der Bequemlichkeit und Behaglichkeit. Immer neue Arten der Zuſammenſtellung werden dafür gefunden, und manche eigenartige Idee kommt dabei zur Geltung. So möchte ich die beifolgende Zuſammenſtellung empfehlen und zu deren Nachahmung, die wirklich hübſch und wirkungsvoll iſt, auffordern. Aus pfauenblauer Straußenwolle werden, je nach der gewünſchten Größe des Schlummerpuffs, zwei oder vier Felder in der richtigen Form, immer rechts geſtrickt. Sodann ſchneidet man aus dunklerem, blauen Seidenplüſch ebenſo viele Streifen, wie aus der Straußenwolle geſtrickt wurden. Nun benäht man einige Meter drei Finger breite, graue Klöppelſpitze mit roſa und blauer Seide, wozu am beſten ein Muſter mit Sternchen, einer Palme oder dergl. ſich eignet. Die ſo ausgenähte Spitze wird mit Goldſchnur auf die Seiten des Plüſchſtreifen geſetzt, und der Zwiſchenraum von einer Seite zur andern mit Phantaſieſtichen aus Brillantgarn ausgefüllt, ſodaß eine Art Netz über den Plüſch ausgeſpannt wird. Die einzelnen Streifen werden unſichtbar aneinander genäht. An beiden Seiten des eleganten Puffs werden volle blaue Atlasſchleifen angebracht.

A. E.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Neujahrsgeſchenk.

Von der allgemeinen Vergoldungsluſt angeſteckt, kamen wir auf die Idee, ein gewöhnliches Hufeiſen (in jeder Schmiede für 40 ₰ zu haben) zu bronzieren. Dasſelbe wurde dann an einer farbigen, nicht zu dünnen Seidenſchnur mit Pompons aufgehängt, was ſich ſehr hübſch ausnahm und bei uns auch viel Nachahmer fand. Manche der freundlichen Leſerinnen wird ſolch ein Hufeiſen vielleicht gern zu Neujahr als Glücksſymbol verſchenken. Es wird gewiß von Jedem, namentlich von einem Bruder oder Vetter, Lieutenant reſp. Student gern angenommen.

Tutta und Maxi, Langenreichenbach.

Praktiſches fürs Haus.

Frage 7 in Nr. 2. Verwendung der Zitronenſchale. Ehe man den Saft auspreßt, reibe man den Zitronen auf einem kleinen feinen Reibeiſen die gelbe Schale ab, vermiſche die abgeriebene Schale für je eine Frucht mit 15 Gramm weißem Kochzucker und drücke die gewonnene Maſſe mit einem Holz oder ſilbernen Theelöffel in einen kleinen Topf feſt ein. Die folgende tägliche Maſſe dazu, bis der Topf voll iſt. Mit Papier verbunden, hält ſich dieſes Präparat Jahre hindurch und iſt zum Backen dann und natürlich gleich zu verwenden, andernfalls auch zu verkaufen, das Pfund etwa 1 ℳ im Wert. Die ausgequetſchte dicke Schale läßt ſich weich kochen, klein gewiegt mit viel Zucker einmachen und ähnlich wie Zitronat verwenden.

L. Groth in Guben.

Frage 33. Ein ſchwarzes Pianino reinigt man leicht vom Fliegenſchmutz, ohne der Politur zu ſchaden, indem man dasſelbe mit einem eben angefeuchteten weichen Fenſterleder abreibt und dann ſchnell mit einem weichen Tuche trocknet. **K. N.**

Um Möbel ſchön blank zu erhalten, benutze ich ſchon ſeit langen Jahren nur reines Waſſer. Ein weiches Leinwandläppchen wird gut ausgerungen, damit die Möbel kräftig abgerieben und mit reinem, trocknem Tuche nachgerieben. Wollen beſonders ölige Stellen nicht rein werden, dann nimmt man etwas Seiſe zu Hilfe und wäſcht mit reinem Waſſer nach. Würde mich freuen, wenn „junge, ratloſe Abonnentin" ihre Möbel ſo lange und gut erhielte wie die einer erfahrenen Hausfrau.

Bürſten zu reinigen. Wenn man Bürſten zu oft im Waſſer reinigt, verlieren ſie leicht an ihrer Elaſtizität. Haarbürſten kann man mit Mehl von ihrem Fett und Schmutz befreien, Möbelbürſten ſtreiche man über ein Stück weißes Papier, das man über die Kante einer Kommode legt. So oft dieſe Stelle ſchmutzig geworden, verändert man die Lage des Papiers. **F. Z.**

Schwarzen Kleiderſtoff beim Waſchen gut in der Farbe zu erhalten, gibt es folgendes einfaches Mittel. Am Abend zuvor weicht man (für ein Kleid genügend) für 10 Pfennig Quilajarinde in kaltes Waſſer ein, läßt ſie darin über Nacht ſtehen, frühmorgens etwas kochen und gießt ſie darnach durch ein feines Sieb. In dieſem Waſſer gewaſchener, dann gut geſpülter Stoff ſieht wie neu aus.

Erika.

Für die Küche.

Theebrot. $^1/_2$ Pfd. Butter wird leicht gerührt, 1 Pfd. Zucker, 2 Pfd. Mehl, 6 Eier, 15 Gramm Zimt und 2 Meſſerſpitzen voll Pottaſche werden darunter gemengt, ziemlich dünn ausgewellt, mit hübſchen Formen ausgeſtochen und vor dem Backen mit Ei beſtrichen.

F. R.

Schweizer Backwerk. 1 Pfd. Zucker, 125 Gramm geriebene Mandeln werden mit 7 großen Eiern und 3 Löffeln voll Roſenwaſſer oder Kirſchengeiſt ſchaumig gerührt. Unterdeſſen laſſe man 62 Gramm geſottene Butter (Rindſchmalz) heiß werden, ziehe es vom Feuer zurück und rühre das Fett lauwarm an den Teig nebſt ſo viel Mehl, daß man die Maſſe rollen kann. Der Teig muß locker ſein; man ſchneidet nußgroße Stücke davon ab, rollt ſie fingerdick und fingerlang und backt die Würſtchen in heißem Rindsſchmalz langſam braungelb; ſie bekommen kleine Sprünge. **F. R.**

Sandtorte. 10 Eier werden mit 1 Pfd. Zucker $^1/_2$ Stunde gerührt; hierauf kommen $^3/_4$ Pfd. Mehl, 125 Gramm zerlaſſene Butter, 9—10 bittere Mandeln (abgezogen und fein gerieben) nebſt der Schale einer Zitrone dazu. Die Form wird mit Butter beſtrichen und mit Mutſchelmehl beſtreut. Die Torte muß in einem heißen Ofen gebacken werden.

F. R. in St.

„Engliſches Pudding" (Frage 225). 1 Pfd. feines Mehl, $^1/_2$ Pfd. fein gewiegtes friſches Nierenfett, 1 große Taſſe Milch oder Waſſer, 2 ganze Eier, 100 gr Zucker, 200 gr Roſinen miſcht man gut untereinander. Hat man alsdann einen Spätzchen ähnlichen Teig, ſo füllt man die Maſſe in eine mit kaltem Waſſer angefeuchtete Serviette und kocht es 2—3 Stunden langſam in Waſſer. Auf den Boden des Topfes legt man ein Tellerchen, damit die Serviette nicht anhängt. Der Pudding reicht für 10—12 Perſonen. Eine Himbeer- oder Weinſauce ſchmeckt gut dazu.

E. B. in K.

Portweinpunſch. (Aus dem Univerſallexikon der Kochkunſt, Verlag von J. J. Weber, Leipzig.) Eine Flaſche Rotwein, eine Flaſche Weißwein und eine Flaſche Portwein werden mit 1 kg. Zucker heiß gemacht, bis der Zucker ſich aufgelöſt hat, wobei das Getränk jedoch nicht bis zum Kochen gelangen darf. Inzwiſchen preßt man den Saft von 4 Zitronen in eine Terrine, gießt $^1/_2$ Flaſche feinen Arrak und den ſüßen Wein hinein und trägt den gut vermiſchten Punſch auf.

Fragen.

49) Der Sammelkaſten des G.-A.-Vereins (rhein.-weſtf.) bittet die Leſer des Daheim um Adreßangaben für Verwertung von: gebrauchten Stempelmarken, Siegeln, alten Stahlfedern, Glaceehandſchuhen und Cigarrenbändchen. Freundliche Adreſſen zu richten an G. Schenks Kontor, Duisburg, Kühlingsgaſſe 10—18. **W. B. in C.**

50) Im Namen einer größeren Waſchanſtalt erlaube ich mir die Anfrage, wie man die eingelieferte, zum Teil ſehr ſchmutzige Wäſche, welche oft mit Wein- und anderen Flecken bedeckt iſt, ohne Anwendung von Chlor oder Kleeſäure reinigen und ſchneeweiß zurückſenden kann. Zwei Viktoriawaſchmaſchinen werden zum Reinigen benutzt, alle übrige Arbeit wird durch 12 bis 18 jährige Mädchen verrichtet, die in der Anſtalt zu tüchtigen Dienſtboten ausgebildet werden. Als zum Verwaltungsvorſtand gehörig, bitte ich alle Frauen-Daheim-Leſerinnen ergebenſt, mir ihre Erfahrungen im Intereſſe der Anſtalt mitzuteilen. **M. v. G.**

51) Wer hat „The Patent Darning Wewer" Stopf-Apparat von G. Schubert, Wien I., Rothe turmſtr. 19, ausprobiert und würde ſo freundlich ſein, mir mitzuteilen, ob ſich auch Hacken damit einweben laſſen. Um freundliche Auskunft bittet

Eine Abonnentin in E.

52) Im Namen zahlreicher Frageſtellerinnen bitte die Redaktion um Angabe von Stiftungen, Aſylen, Anſtalten, wo ſich ältere Damen mit geringen Mitteln für Lebenszeit einkaufen können? **D. R. d. F.**

53) Kann mir eine freundliche Leſerin irgend eine hübſche Idee zur Anfertigung einer Ofenbank mitteilen, welche bei kalten Wintertagen die üblichen Morgenſchuhe in der Wohnſtube unſichtbar aufbewahrt? **Helene.**

54) Würde wohl jemand ſo freundlich ſein, mir zu ſagen, wo ich Portièren-Stoff, von Cigarrenbändchen gewebt, bekomme?

Eine Daheimleſerin.

Berichtigung.

Die in Nr. 8 empfohlene Zeitſchrift „Die Arbeitsſtube" (Verlag von E. Twietmeyer, Leipzig) koſtet nicht monatlich, ſondern vierteljährlich 90 ₰.

Wertvolle Bibliothek- und Geſchenkwerke:

R. Koenig:

Deutſche Litteraturgeſchichte.

21. Auflage.

Mit 46 meiſt farbigen Beilagen und 269 Abbildungen im Text.

Elegant gebunden (ein- und zweibändig).

Preis 18 Mark.

L. Stacke:

Deutſche Geſchichte.

4. Auflage.

Mit 65 meiſt farbigen Beilagen und 642 Abbildungen im Text.

Elegant gebunden in vier Prachtbänden.

Preis 32 Mark.

H. Knackfuß:

Deutſche Kunſtgeſchichte.

Neu.

Zwei Bände von je 600 Seiten mit 942 Abbildungen im Text.

Elegant geb. in feinſten Kalblederbänden.

Preis 25 Mark.

Koenigs Litteraturgeſchichte und **Stackes Deutſche Geſchichte** ſind als ſo allgemein bekannt vorauszuſetzen, daß ſie einer beſonderen Empfehlung nicht mehr bedürfen, und die beſte Empfehlung für **Knackfuß' Kunſtgeſchichte** dürfte ſein, daß dieſelbe ein würdiges Seitenſtück zu beiden erſteren iſt.

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Daheim

XXVII. Nr. 14. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

3. Januar 1891.

Hausmuſik.

Muſik iſt höhere Offenbarung
Als alle Weisheit und Philoſophie.
Beethoven (Tagebuch).

An unſere Leſer!

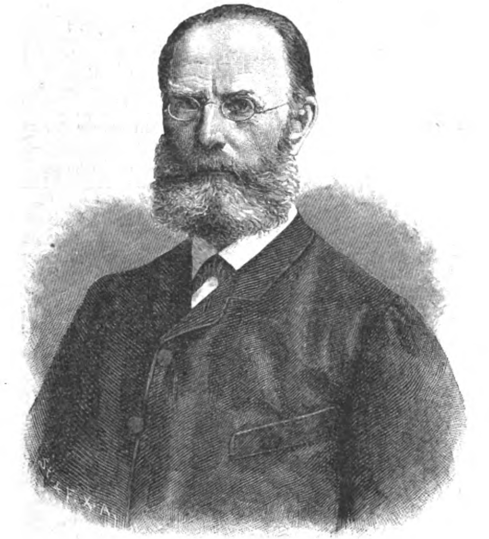
Wir hoffen, daß unſere Beilage „Hausmuſik“, die von einem hervorragenden Fachmann redigiert wird und künftig in jeder dritten Woche erſcheinen ſoll, unſeren Leſern willkommen ſein wird. Iſt doch die Hausmuſik in den meiſten Familien, bei denen das „Daheim“ einkehrt, ein lieber Hausgenoſſe. Da wird denn, ſo meinen wir, ein erfahrener Berater freudig begrüßt werden.

In welcher Weiſe wir uns unſere kleine Muſikzeitung denken, lehrt dieſe Nummer. Sehr willkommen wäre es uns, wenn unſere Leſer etwaige Wünſche, die ſie in dieſer Beziehung hegen, uns mitteilten. Läßt ſich auch nicht verſprechen, daß wir alle erfüllen können, ſo ſollen ſie doch jedenfalls ſorgfältig in Erwägung gezogen werden.

Die Redaktion.

Der neue Dirigent der ſchleſiſchen Muſikfeſte.

Während ſich der Weſten Deutſchlands ſeit langem muſikaliſcher Feſtaufführungen erfreute, die gewiſſermaßen ein Bild der künſtleriſchen Leiſtungsfähigkeit eines ganzen Landes gaben, Feſtaufführungen, wo die erhabenſten Werke der Tonkunſt in größter Stilreinheit und überwältigender Herrlichkeit der Ausführung dargeſtellt wurden, war in dieſer Beziehung der Oſten Deutſchlands bis in die jüngſte Gegenwart hinein ziemlich ſtiefmütterlich bedacht. Erſt im Jahre 1876 rief Graf B. von Hochberg, der jetzige Generalintendant der Kgl. Hoftheater in Berlin, mit den ſchleſiſchen Muſikfeſten ein Unternehmen ins Leben, welches bald einen großen Aufſchwung nahm: ein ſchönes Gegenbild zu den berühmten rheiniſchen Muſikfeſten! Der Dirigent dieſer Muſikfeſte war bisher Ludwig Deppe und als dieſer vortreffliche, aber viel angefeindete Mann vor kurzem ſtarb, wurde **Franz Wüllner** zu ſeinem Nachfolger auserſehen. Wüllner iſt ganz der Mann, den koloſſalen Apparat vollkommen zu beherrſchen und jene unbedingte Autorität geltend zu machen, die er in Sachen des Chorgeſanges ſeit Decennien genießt.



Dr Franz Wüllner

Franz Wüllner, einer von den wenigen um die Pflege des Chorgeſangs hochverdienten Männern, deren ſegensreiche Thätigkeit den weiteſten Kreiſen zu gute kommt, wurde am 28. Januar 1832 in Münſter geboren. Seine Jugendjahre verlebte er in Düſſeldorf, wo ſein Vater als Gymnaſialdirektor wirkte. Allzu früh ſah ſich der Knabe ſeines Vaters beraubt. Nach Münſter zurückgekehrt, genoß er, nachdem ſein ſtarkes muſikaliſches Talent in unzweideutigſter Weiſe ſich geltend machte, den Unterricht tüchtiger Lehrer, unter denen der berühmte Beethovenbiograph A. Schindler — der „l'ami de Beethoven,“ wie dieſer Mann auf ſeinen Viſitkarten ſich ſo ſtolz nannte — den erſten Keim eines durchdringenden Verſtändniſſes für die Werke Beethovens in die Seele des Knaben pflanzte. 1848 überſiedelte Schindler nach Frankfurt a. M., wohin dem Lehrer der lernbegierige Schüler nachfolgte. Hier blieb Wüllner bis 1852, nachdem er bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Berlin die Bekanntſchaft vortrefflicher Männer, u. a. Dehn's und Grell's gemacht, nachdem er als Interpret der letzten Klavierſonaten Beethovens und als Komponiſt einer Ouvertüre in Köln ſeine erſten Erfolge vor der muſikaliſchen Öffentlichkeit errungen. Während er in den Wintermonaten der folgenden Jahre in zahlreichen Konzerten den Ruf eines vorzüglichen Pianiſten gewann und befeſtigte, berührte er eine ganze Anzahl der großen deutſchen Muſikſtädte, bis er 1854 in München als Virtuoſe und Lehrer ſich niederließ. Wie ſehr man den von zäher Willenskraft beſeelten, ganz in ſeinem Beruf aufgehenden jungen Mann, der mit einem reichen Wiſſen die Gabe eines unmittelbar wirkenden pädagogiſchen Talentes beſaß, ſchätzen lernte, das beweiſt am ſchlagendſten die Thatſache, daß Wüllner aus Aachen, wohin er als ſtädtiſcher Kapellmeiſter ſich verpflichtet hatte, als kgl. Hofkapellmeiſter nach München wieder zurück berufen wurde, wo er nach einer gründlichen Reorganiſation der kgl. Muſikſchule, eine außerordentlich fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Es handelte ſich zunächſt darum, den Geſangsunterricht, für den es bis zu dieſen Zeitpunkte keine einheitliche Disziplin und keine wirklich ſtichhaltigen Normen gegeben hatte, von Grund aus umzugeſtalten. Wüllner vertiefte ſich mit dem Eifer peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit und mit dem raſtloſen Bemühen, das Richtige zu finden in ſeine Aufgabe. Das Reſultat dieſer Studien waren die 1875 erſchienenen „Chorübungen der Münchener Muſikſchule“, ein epochemachendes Werk, das ſeinen Autor mit einem Schlage zu einer Autorität in Sachen des Geſangunterrichtes machte. Dieſes Werk Wüllners iſt inſofern eine pädagogiſche That von allgemeinſter Nützlichkeit, als der Verfaſſer z. B. auch über den Geſangsunterricht in den Volksſchulen mit bewunderungswürdiger Berückſichtigung der thatſächlichen Verhältniſſe ſich ausſpricht. Welche Lehrergebniſſe Wüllner mit ſeiner Methode an der von ihm geleiteten Anſtalt erzielte, darüber geben die vorzüglichen Aufführungen der ſchwierigſten Werke z. B. der Matthäuspaſſion, der Hmoll-Meſſe von Bach, des deutſchen Requiems von Brahms u. a. Aufſchluß. 1877 verließ Wüllner, der unterdeſſen zum Profeſſor und Ehrendoktor ernannt worden war und als Dirigent der Hofoper nach dem Weggange Bülows wahrhaft klaſſiſche Leiſtungen geboten, München, um als Hofkapellmeiſter in Dresden zu wirken; und die Erfolge, die ihm als Dirigenten und Lehrer in Dresden blühten, ſtanden in Nichts jenen glänzenden Münchner Reſultaten nach. Trotzdem ſah Wüllner ſeine Stellung durch Intriguen bald erſchüttert. Er ging 1884 von Dresden weg, erſt nach Berlin, dann an den Rhein, wo er durch ſeine wiederholte Direktion der niederrheiniſchen Muſikfeſte längſt in aller Herzen war. In Köln wurde eine höchſt ehrenvolle Stelle für ihn geſchaffen: er wurde Direktor des Kölner Konſervatoriums, er wurde Dirigent der Gürzenichkonzerte; er iſt ſeitdem die oberſte Inſtanz für alle Angelegenheiten des muſikaliſchen und muſikaliſch-geſellſchaftlichen Lebens im heiligen Köln; er veranſtaltet Soiréen für a-capella-Geſang, und hat damit in das in bedenklicher Stagnation erkrankte Muſikleben Kölns einen friſchen Zug, neues Leben und neue Bewegung gebracht. Alle Einſeitigkeit iſt ihm ferne: mit gleicher Liebe

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

führt Wüllner die Symphonien Beethovens, wie Kompoſitionen Wagners und Liſzts ſeinen durch ihn zu Objektivität dem Schönen gegenüber erzogenen Zuhörern vor. In ſeiner umfaſſenden pädagogiſchen und Dirigentenbethätigung vergaß Wüllner nicht der eigenen Produktion: eine größere Anzahl formvollendeter, tiefempfundener Kompoſitionen entfloſſen ſeiner Feder.

Das Harmonium im Hauſe.

Es iſt ein ſchönes Zeichen unſerer vielverläſterten Zeit, daß in ihrer Kunſtübung ein Zug von Gläubigkeit, von frommer Erhebung, ein Drängen nach Oben immer wieder ſich bemerkbar macht. Und ein nicht minder beachtenswertes Zeichen der Zeit iſt es, daß man anfängt, einem bisher viel zu wenig beachteten Inſtrumente, dem Harmonium, wieder erneute Aufmerkſamkeit und Liebe zu ſchenken. Was die Orgel für die Kirche iſt, das iſt das Harmonium im Hauſe, in der Familie: wie aus den machtvoll brauſenden, ehernen Tönen der Orgel das Rauſchen der Ewigkeit, der Atem Gottes beſeligend in die Herzen der Menſchen zu dringen ſcheint, ſo iſt auch das Harmonium der Erreger und Vermittler ſtiller Erbauung. Unſere Vorfahren beſaßen keine Harmonien; ſie waren noch im Beſitze wirklicher Orgeln, die zum Teil in ſehr zierlichen, niedlichen Geſtalten vorhanden waren. So ſei z. B. an die Bibelorgel erinnert, welche das Ausſehen einer Foliobibel beſaß; klappte man das angebliche Buch auf, ſo bemerkte man an der einen Einbandſchale eine Reihe von Taſten, an der anderen den Blaſebalg. Viel größer war ſchon das Hauspoſitiv, das auf einem Tiſchchen angebracht und recht erheblicher Kraftentfaltung fähig war. Ein Zungeninſtrument — und als ſolches als Vorläufer und Ahne unſeres modernen Harmoniums zu betrachten — war das Regal, das man im Hauſe wie in der Kirche gebrauchte; es hatte einen feierlichen, trotz des ſchnarrenden Beiklangs, ernſten, heiligen Klangcharakter. Unſere modernen Harmoniuminſtrumente ſind durchaus Kinder des erfindungsreichen 19. Jahrhunderts.

Man kennt ſie jetzt in allen Größen: die beſcheidenſte Form mit einer mehroktavigen Klaviatur, einem Forte- und Pianozug und Kniehebeln, um den Ton an- und abſchwellen zu laſſen. Und darin iſt gerade ſchon dieſes einfache Inſtrument dem Klavier überlegen: das Harmonium iſt ausdrucksvoll, ſingend, erwärmend, während der Klavierton als ſolcher tot und kalt, ſofort verklingend bleibt. Aber welche feinen und feinſten Schattierungen des Ausdrucks laſſen ſich auf einem vollkommenen Inſtrumente dieſer Art ſpielen! Wir denken hier mit nichten an die anſpruchsvollen amerikaniſchen Cottage-Orgeln, welche außerordentlich ſchön und orgelartig, aber auch außerordentlich teuer ſind, ſodaß die deutſche Familie nur in den glücklichſten Vermögensverhältniſſen an den Erwerb eines ſolchen Wunderinſtruments denken kann; nein, wir haben lediglich Inſtrumente im Auge, welche etwa in der Preislage unſerer Pianos gehalten ſind. Für 500 bis 800 Mk. erhält man ſchon ſehr leiſtungsfähige Inſtrumente mit mehreren Regiſtern; neuerdings hat man ſogar ein ausziehbares Pedal konſtruiert, welches die Ausführung der Pedalſtimme in den komplizierteſten Orgelfugen ermöglicht. Da die Technik des Harmoniumbaus ſo außerordentlich weit vorgeſchritten iſt, daß die Töne in den ſchnellſten Paſſagen anſprechen, ſo wird ein gutes Harmonium ſelbſt ein Piano (eben als Übungsinſtrument) überflüſſig machen. Und welche Quelle von edelſtem und reinſtem Genuß entſpringt aus dem Beſitze eines ſolchen Harmoniums! Es läßt ſich garnichts Schöneres für die muſikaliſche, chriſtliche Familie erdenken, als einen feierlichen Choral, als eine Bachſche Fuge (aus dem „wohltemperierten Klavier") oder ſonſt ein Orgelſtück, als ein in ſanften Akkorden hinſchwebendes Lied, dazu den Zauber der menſchlichen Singſtimme oder die Töne einer Geige, eines Cello! Man findet in der älteren Litteratur, die ſchier unermeßlich reich iſt an edlen, getragenen Melodien, wahre Perlen für das Harmonium und wahre Schätze für das muſikaliſche Haus. Es ſei hier nur an das Largo von Händel erinnert. Man denke ſich dieſes herrliche Stück auf einem Streichinſtrument vorgetragen, von den weichen Klängen unſeres Harmoniums unterſtützt! Und welche Perſpektive eröffnet ſich dort, wo man das Klavier mit dem Harmonium zu verbinden in der Lage iſt! Die ganze Orcheſterlitteratur erſchließt ſich dieſer Verbrüderung, indem die Blasinſtrumente zum teil in ihren charakteriſtiſchen Farben auf dem Harmonium, die bewegten Partien, die Läufe und Paſſagen der Geigen und Bäſſe auf dem Klavier reproduziert werden. Zudem veredelt ſich der Klavierton in ſehr erheblichem Maße durch die mitklingenden Harmoniumſtimmen. Obwohl die Originallitteratur für das Harmonium weder eine umfangreiche noch inhaltlich bedeutende genannt werden kann, ſo läßt ſich doch mit Arrangements jeder Geſchmacksrichtung dienen, jeder Wunſch befriedigen. Sehr oft wird man den Klavierſatz direkt benutzen können und von bedeutenden Werken, deren Charakter es erlaubt, ſind gewöhnlich gute Bearbeitungen zu haben. Man kann z. B. Mozarts wundervolles „Ave verum" direkt aus dem Original auf dem Harmonium ſpielen; die Wirkung dieſes Stückes iſt eine außerordentliche, geradezu erhabene. Unſere Leſer erlauben wir uns aufmerkſam zu machen auf die in der ſehr billigen Kollektion Peters und Litolf erſchienenen Harmoniumalbums, welche wertvolle Stücke enthalten und einen Überblick über die Litteratur zweier Jahrhunderte geben.

Norwegiſche Tänze.

Die Freunde des ſo überaus anregenden und genußvollen Klavierſpiels zu vier Händen weiſen wir hin auf die vierhändigen Klavierwerke des nordiſchen Komponiſten Eduard Grieg, welche ſämtlich in der vortrefflichen Edition Peters in billigen Ausgaben erſchienen ſind. Vor allem ſind es die „Norwegiſchen Tänze", welche für die Eigenart Griegs ungemein charakteriſtiſch ſind. Grieg ſteht mit ſeiner Muſik mitten im Volksleben; aus dieſer Sphäre nimmt er ſeine Themen, ſeine Motive, die faſt alle von jener leiſen Schwermut angehaucht ſcheinen, welches ein gemeinſames Merkmal aller germaniſcher Stämme iſt. Dieſe Norwegiſchen Tänze ſind höchſt originell, voll pikanter Rhythmik und in einzelnen ihrer Partien die Seele auf das tiefſte ergreifend. Es ſei hier nur des wunderſchönen D-dur-Satzes gleich im erſten Tanze gedacht; nur achte man darauf, daß die auf den geſangvollen Sexten der Mittelſtimmen ſich anmutig ſchaukelnde Melodie recht weich und ja nicht zu ſchnell geſpielt wird. In Bezug auf das Tempo des letzten Tanzes (D-moll), das in dem Einleitungsteile des aus der Tiefe heraufgrollenden und dumpf wieder in ſich zuſammenbrechenden Baßganges anzuwenden iſt, kann man nicht fehl gehen, wenn man die Wiederkehr dieſer dann in anderen Notenwerten geſchriebenen Stelle betrachtet. Bei ſo weit geſpannten melodiſchen Perioden handelt es ſich immer darum, auf die Auffaſſungsfähigkeit des menſchlichen Ohres Rückſicht zu nehmen: man hüte ſich alſo vor jedem übermäßigen Dehnen des Zeitmaßes! Der poetiſche Glanzpunkt dieſes Tanzes iſt der Schluß (in Dur); das muß alles verklingen, erſterben, wie von einem Windhauch von dannen geführt; alſo durchaus feſtgehaltener Flüſterton. Wem dieſe Stücke, die zu den wertvollſten Bereicherungen der neueren Hausmuſik gehören, nicht gleich beim erſten Durchſpielen (ſie ſind nicht ſchwierig!) gefallen ſollten, der laſſe ſich die Mühe nicht verdrießen, die Sache von neuem anzugreifen; ſie werden ihm ſchließlich ſehr lieb ſein, dieſe „Norwegiſchen Tänze"!

Was ſingen wir?

Seit ſeinen Hausbedarf an Liedern jeder Biedere ſich ſelbſt beſorgt — eine Thatſache, die ſchon dem weiſen Hiddigeigei Kopfzerbrechen verurſachte — ſeit gerade die Liederproduktion eine ungeheure, ſchier unüberſehbare Ausdehnung angenommen, erſcheint Vorſicht in der Auswahl neuerer Lieder, die beſtimmt ſind, im häuslichen Kreiſe Freude und Erbauung zu gewähren, doppelt geboten. Wir beabſichtigen von allen Neuerſcheinungen am Liedermarkt Notiz zu nehmen und unſere Leſer auf das Beſte aufmerkſam zu machen. Der bekannte Virtuoſe d'Albert wird den Freunden eines fein zugeſpitzten Humors, eines pikanten Plaudertons mit ſeinem Strophenliede „Zur Droſſel ſprach der Fink" lebhafte Freude bereiten: ſein Liedchen iſt allerliebſt, niedlich und zierlich und trotz ſeines leichten Fluſſes weit von dem hohlen Modetant entfernt, wie ihn z. B. Meyer-Hellmund leider in unſere Familien einſchmuggelt. — Gemütvoll, weich geſtimmt, in edlem Volkston gehalten und mit wohlthuender Schlichtheit angethan, präſentiert ſich „der Spielmann" von R. Heuberger. Der Komponiſt weiß ſeiner Kompoſition den Hauch einer ergreifenden Innigkeit zu geben, die in jedem fühlenden Herzen ein lebhaftes Echo erwecken wird. Noch bedeutungsvollere Accente ſpielt der ruſſiſche Komponiſt P. Tſchaikowsky aus in ſeiner Vertonung des oft komponierten Goetheſchen „Nur wer die Sehnſucht kennt". Tſchaikowsky hat ſeinem Liede, das ſich durch Wahrheit der Deklamation und poetiſchen Tiefſinn kennzeichnet, einen beſonderen Reiz dadurch gegeben, daß neben der Singſtimme eine ſüße Cellokantilene einhergeht. Familien, welche in ihrer Mitte einen Celloſpieler beſitzen, werden ſich dieſes ſchöne Lied gewiß nicht entgehen laſſen. Schließlich empfehlen wir unſeren Leſern eine Novität von höchſt reſpektablem Alter und vornehmſter Herkunft, die bisher nur ſelten einmal von Seiten unſerer bedeutenderen Sängerinnen bevorzugt wurde. Wir meinen das Schelmenliedchen „Der kleine Fritz an ſeine jungen Freunde" von unſerem Weber, ein überaus drolliges, koſtbares Stück von feinſtem Schliff.

Bücherſchau.

„Führer durch den Konzertſaal" von Hermann Kretzſchmar nennt ſich ein Werk, das vor kurzem mit dem Erſcheinen des dritten (letzten) Bandes ſeinen Abſchluß erhalten hat (Leipzig, A. G. Liebeskind). Der Autor hat ſich ſchon früher als geiſtvoller Muſikhiſtoriker durch eine treffliche Monographie über Händel und durch zahlreiche Aufſätze einen Namen gemacht; er iſt außerdem ein genialer Dirigent und eine feinfühlige Natur. Unter dieſen Vorausſetzungen, die nur höchſt ſelten in einem Menſchen zur ſchönen Einheit zuſammenfließen, durfte er den Verſuch wagen, einen „Führer durch den Konzertſaal" zu ſchreiben. Und wie überaus glücklich iſt ihm dieſer Verſuch gelungen! Wir kennen in der That kein zweites Werk, in welchem wie in dem vorliegenden mit ſo außergewöhnlich ausgebreitetem Wiſſen eine ſo unbeirrte Objektivität des Urteils, eine ſo phantaſievolle, feingeiſtige Anſchauung mit einem ſo blühendſchönen Stil, einer des Gegenſtandes ſo würdigen anmutigen Darſtellungsgabe verbunden wäre! Und welcher Reichtum des Inhalts in dieſen drei Bänden! In der erſten Abteilung behandelt H. Kretzſchmar die Suite und die Symphonie, von Händel angefangen bis auf die Gegenwart in meiſterhaften Darſtellungen. Der zweite und dritte Band umfaſſen das Oratorium, die weltlichen Chorwerke, dann die Paſſionen, Meſſen, Hymnen, Pſalmen und Kantaten, alſo — ſagen wir es mit einem Worte — die ganze kunſtgeſchichtliche Litteratur, ſo weit ſie für die Gegenwart von Intereſſe und Wichtigkeit iſt. Kretzſchmars „Führer" lieſt ſich wie eine ſpannende Novelle; nirgends wird die Gelehrſamkeit aufdringlich, nirgends die Glätte der Darſtellung flach. Es iſt ein Familienbuch, das in keinem muſikaliſch gebildeten Hauſe fehlen ſollte, zumal zahlreiche in den Text gedruckte Notenbeiſpiele ungemein inſtruktiv wirken und auch die buchhändleriſche Ausſtattung eine vornehme iſt.

Vermiſchtes.

Die nächſten Bayreuther Feſtſpiele finden 1891 in der Zeit vom 19. Juli bis 19. Auguſt ſtatt. Zur Aufführung werden gelangen „Parſival", „Triſtan und Iſolde" und in beſonders großartiger Ausſtattung „Tannhäuſer".

Adelina Patti, die berühmte Diva, welche neuerdings dadurch von ſich reden gemacht hat, daß ſie der Seife den Krieg erklärte, hat ſich auf ihrem Schloſſe Craig-y-nos in Wales ein Bijou-Theater bauen laſſen, in welchem 180 Sitzplätze vorhanden ſind; dieſes Theaterchen iſt elektriſch beleuchtet und mit allen Requiſiten für Opernaufführungen verſehen. Sie muß eben immer Theater ſpielen können, dieſe Diva!

Gedenktafel für Januar.

Im Januar wurden geboren: W. A. Mozart (27., 1756); Fr. Schubert (31., 1797); V. E. Neßler (28., 1841); X. Scharwenka (6., 1850); H. v. Bülow (8., 1830); Ad. Jenſen (12., 1837); S. Thalberg, der Rivale Liſzts (7., 1812) und F. W. Jähns, der verdiente Weberforſcher (2., 1809). In demſelben Monat ſtarben: der große Theoretiker und Thomaskantor M. Hauptmann (3., 1868); A. Lotti, der berühmte Meiſter der venezianiſchen Komponiſtenſchule (5., 1740); Cimaroſa, bekannt durch ſeine Oper „Il matrimonio segreto" „die heimliche Ehe" (11., 1801); A. Lortzing, unſer deutſcher Humoriſt (21., 1851) und Spontini (24., 1852).

Redaktionspoſt.

Wir beabſichtigen an dieſer Stelle mit unſeren Leſern in unmittelbaren Verkehr zu treten und erklären uns gerne bereit, an uns gerichtete Fragen theoretiſcher und praktiſcher Natur, welche auf die Muſik, ſpeziell auf die Hausmuſik Bezug nehmen, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen beantworten zu wollen. Die außerordentliche Menge von intereſſanten Erſcheinungen und Thatſachen, welche dem muſikaliſchen Leben der Gegenwart einen beſonderen Reiz verleihend in dem Beobachtungsfelde und dem Lebenskreiſe eines jeden Einzelnen auftauchen, läßt uns hoffen, daß unſere Leſer mit Anfragen und Mitteilungen nicht allzu ſehr zurückhalten werden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Ach, alle Rechnungen trügen
Im Reich des äußeren Glanzes.
Hier ein halbes Vergnügen, dort ein halbes Vergnügen,
Und ſo ſelten ein Ganzes!

Moderne Reinlichkeit.

Vor zehn bis fünfzehn Jahren waren unſere Augen noch an den häufigen und täglichen Anblick der reinen weißen Farbe gewöhnt, ja wir vermißten ſie ſchmerzlich, wo ſie fehlte, ebenſo wie ſie uns jetzt beinahe ein unbehagliches Gefühl verurſacht, wenn wir derſelben noch irgendwo in Wohnräumen oder an Kleidungsſtücken begegnen. Wir und unſere Kinder trugen weiße Strümpfe, die jeden Tag, zuweilen zweimal des Tages gewechſelt wurden, wenn man reinlich ſein wollte, weiße Röcke, weiße Kragen und Manſchetten, weißes Gekräuſel am Hals und Handgelenk, wir hatten weiße Taſchentücher, weiße Gardinen, weiße Decken und Deckchen, ſo blendend weiß wie möglich, das war der Stolz der Hausfrau. — Doch das Weiß verſchwand; wir traten in das ſtilvolle Zeitalter, welches eine gedämpfte Farbenmannigfaltigkeit vorſchrieb, höchſtens dem Gelblichweiß (crême) noch eine Exiſtenzberechtigung in der Farbenſkala der Ausſchmückung unſerer Wohnräume und Kleidung geſtattet. Wir ſind mit dem modernen Zeitgeſchmack, welcher der Farbenwirkung in künſtleriſcher und dekorativer Anwendung zu ihrem Recht verholfen, ganz einverſtanden, unſer Auge und Schönheitsſinn ſind davon befriedigt, aber das Verſchwinden der weißen, das Vorherrſchen bunter, zumeiſt dunkler Farben, hat einen Übelſtand, (nach der Meinung einzelner eine Bequemlichkeit) geſchaffen: Die Stoffe ſchmutzen nicht. Das heißt, Staub und Schmutz ſind auf einem farbigen Grunde weniger ſichtbar als auf einem weißen. Daß ſie aber unter gleichen Verhältniſſen auch in gleichem Maße vorhanden ſind, iſt doch wohl nicht zu bezweifeln. Eine dunkle Tapete, bunte Tiſch- und Bettdecken, crêmefarbene Gardinen ſchmutzen ebenſo wie helle und weiße, und müſſen in demſelben Grade rein gehalten werden, wenn nicht der ihnen anhaftende Staub von geſundheitsſchädlicher Wirkung auf die Bewohner der betreffenden Zimmer ſein ſoll. Man laſſe ſich ja nicht durch das Halbdunkel eines modern eingerichteten Zimmers von öfterem gründlichem und gewiſſenhaftem Säubern und Reinigen desſelben abhalten durch die Entſchuldigung: „Es ſchmutzt nicht.“ Und was bei den in geſchmackvollerem Farbenreichtum dekorierten Zimmern der Fall iſt, erweiſt ſich noch viel dringlicher in bezug auf farbige und dunkle Leibwäſche. Jedes Wäſcheſtück iſt, wenn es längere Zeit ungewaſchen getragen wurde, auch wenn es für das Auge nicht ſchmutzt, durch den daran haftenden Schweiß und Staub geſundheitsſchädlich. Ein ſchwarzer Strumpf muß, wenn auch nicht eben ſo oft wie ein weißer, doch ſicher öfter gewaſchen werden, als es das äußere Anſehen desſelben zu verlangen ſcheint. Jede Unſauberkeit, die man ſich in betreff farbiger, nicht ſchmutzender Leibwäſche geſtattet, iſt eine Gefährdung der Geſundheit des Trägers. Mag der Stoff Baumwolle, Wolle oder Seide ſein, er verträgt das Waſchen viel eher, als der Körper das Tragen unreinlicher Wäſcheſtücke verträgt. Nur wenn ſie der Sauberkeit nicht Eintrag thut, kann man ſich an der Farbenfreudigkeit des modernen Geſchmacks wahrhaft erfreuen.

Frau P. S.

Über Zimmerkultur der Kamelie (Camelia).

Viele Blumenfreunde und Dilettanten halten es geradezu für erfolglos, ſich mit der Behandlung der Kamelien im Zimmer zu befaſſen, denn höchſt ſelten gelangen ſelbſt ältere Pflanzen bei ſcheinbar ſorgfältiger Pflege im Zimmer recht zur Entfaltung. Indeſſen möchte ich mir erlauben, einige Anweiſung zu geben, wie dies dennoch ohne große Mühe zu erreichen iſt. — Die Kamelie iſt eine Pflanzengattung aus der Familie der Theaceen und wird ihrer prachtvollen Blüten wegen in den verſchiedenſten Varietäten kultiviert und durch Veredlung auf leicht aus Stecklingen wachſende Arten fortgepflanzt; ſie kommen vom reinſten Weiß bis Dunkelrot vor, auch hat man ſie geſtreift, geſprenkelt und umrandet, dabei von verſchiedenem Bau der Blumen; eben dieſer Verſchiedenheit halber iſt es gut, ſich die Namen der einzelnen Sorten zu merken. Es iſt ratſam, ſich gegen den Winter mit Knoſpen verſehene Pflanzen zu kaufen, die mit entſprechenden Namen verſehen ſind. Man ſtellt ſie am beſten in einem ungeheizten Zimmer, womöglich nach Südoſt dem Fenſter nahe auf und ſpritzt ſie täglich, zu welchem Zweck der blecherne Zerſtäuber ſehr praktiſch iſt, da mit demſelben nicht viel Waſſer umher verſpritzt wird; bei fünf Grad R. im Zimmer kann noch geſpritzt werden, auch iſt kaltes Waſſer nicht ſo zu empfehlen als warmes, da dies beſſer in die Blätter einzieht. Zum Gedeihen der Kamelien iſt die häufige Zuführung von friſcher Luft ſehr weſentlich, auch iſt es wichtig, die Töpfe ſtets feucht (d. h. nicht naß) zu halten und niemals ſtark austrocknen zu laſſen, weil ſonſt das Abfallen der Knoſpen nicht ausbleiben würde. Sollten bei ſtarker Kälte die Fenſterſcheiben zufrieren, ſo kann man zunächſt die Pflanzen durch vorgeſtellte Pappe oder dickes Papier ſchützen, wobei man aber behutſam mit den Knoſpen verfahren muß; ſollte bei andauerndem Froſt die Erde in den Töpfen frieren, dann müſſen ſie weiter ins Zimmer zurückgeſtellt werden; man darf ſie aber nicht unmittelbar aus ſtarker Kälte ins warme Zimmer bringen, weil ſie ſchroffe Übergänge nicht ohne Abfallen der Knoſpen zu ertragen vermögen; auch iſt davor zu warnen, die einzelnen Exemplare viel zu verſetzen und zu drehen; an wärmere Temperatur darf man ſie nur nach und nach gewöhnen. Iſt man in der Lage, Kamelien am Tage ſowohl wie nachts gleichmäßige Wärme geben zu können, ſo gelangen ſie durchgehends früher zur Blüte. Die Kamelien blühen hauptſächlich im Februar und März, einige Sorten laſſen ſich auch früher antreiben z. B. Chandleri elegans und andere. Sollten ſich nach der Blütezeit junge Triebe zeigen, ſo müſſen dieſe oft geſpritzt werden. Häufiges Begießen mit Malzkeimen, die wie Thee aufgebrüht werden, befördert das Treiben; hat man die Pflanzen im Glashauſe, ſo ſind auch Leimwaſſer, Hornſpäne oder Kuhdünger in ſchwacher Löſung zu empfehlen. So lange ſie treiben, muß man die Kamelien vor ſtarkem Sonnenbrand ſchützen, weil dann die Blätter leicht braune Flecken davontragen und abfallen, hingegen muß man ihnen viel Luft geben, ſie häufig begießen und ſprengen. Sobald das Holz erhärtet iſt, müſſen die Pflanzen wenig Waſſer haben, damit man ſie zum Knoſpen zwingt, was wohl von Mitte Juni bis Juli der Fall iſt; um die Zeit bringt man ſie ins Freie, womöglich bei Regenwetter, ſtellt ſie in den Schatten und ſprengt ſie zeitweilig. Der Auguſt iſt der beſte Monat, zum Zweck der Fortpflanzung die Kamelien zu beſchneiden. Schneidet man Stecklinge, ſo thut man wohl, ein kleines Stück des vorjährigen Holzes daran zu laſſen; dieſe Stecklinge ſetzt man mit allen Blättern nur ſo tief, daß ſie ſich eben halten können, in gewaſchenen weißen Grubenſand und bedeckt ſie mit Gläſern oder Glocken. Hat man nicht Gelegenheit, die Stecklingstöpfe warm zu ſtellen, ſo ſtehen ſie oft ſehr lange, ehe ſie wachſen, mitunter treiben ſie erſt im zweiten Jahre. Hat man ſich davon überzeugt, daß die Stecklinge bewurzelt ſind, ſo hebe man ſie vorſichtig mit einem Ballen heraus und pflanze ſie locker und nicht zu tief in kleine Töpfe. Die Kamelie will Haide- oder Moorerde, doch gibt man älteren Stöcken eine Beimiſchung von etwas Raſenerde oder verſchafft ſich gemiſchte Erde von einem Gärtner, der ſich mit Kamelienzucht befaßt. Das Umpflanzen, wenn es überhaupt nötig iſt, geſchieht am beſten im Januar oder Auguſt.

M. B. in Bremen.

Gärtnerei.

Fr. 90. Ruſſiſche Veilchen müſſen, um reich zu blühen, in jedem Jahre nach der Blütezeit umgeſetzt und geteilt werden und zwar in möglichſt kleine Pflanzen. Ein ſonniger, nicht zu heißer Platz und gute Gartenerde fördern ihr Gedeihen. Alle Ausläufer ſchneidet man nach und nach ab, es bilden ſich dann ſchon im Sommer Knoſpen und Blüten, die je weiter zum Herbſt immer kräftiger und größer ſich entwickeln. Sehr lohnend iſt es, im Oktober einige von den Büſchen vorſichtig in ein unbenutztes Miſtbeet zu pflanzen, bei kälterem Wetter die Fenſter überzulegen und ſpäter bei Froſt die Kaſten mit Dünger zu umlegen, ſie bringen dann fortwährend Blüten, die gegen Frühjahr, wenn die Fenſter entfernt werden können, ſich üppig und früher entwickeln, wie im Freien.

Freundin aus Bremen.

Zimmerſchmuck.

Antwort auf Frage 47 in Nr. 11. Sehr hübſch läßt ſich der freie Raum hinter einem ſchräggeſtellten Eck-Sofa durch ein großes Eckbrett ausfüllen. Dasſelbe wird ſo angebracht, daß die Lehne des Sofas höchſtens ½ cm überſteht; auch muß das Brett ſo groß ſein, daß das Sofa direkt an das Brett grenzt. Man nagelt zwei ſtarke Leiſten an die beiden Wände ſo an, daß ſie in der Ecke zuſammenſtoßen; dann legt man das dreieckige Brett darauf. Das meinige iſt ein ganz gewöhnliches weißes Brett, welches ich mit einem alten indiſchen Seidentuche bedeckt habe. Ein hübſcher Satin, eine geſtickte Decke oder ein gebeiztes und gemaltes Brett ſind ebenfalls ſehr hübſch. Das Brett wird nun mit Vaſen, Fächern und Nippſachen ꝛc. geſchmückt. Ich habe einen großen, japaniſchen, runden Fächer in der Mitte, davor eine große Vaſe mit Apfelblüten. Photographien in hübſchen Rahmen ꝛc. ꝛc. An beiden Seiten ſchauen Fächer (Palmblätter) mit Ilexzweigen und großen weißen Diſteln heraus, die hinter zwei größeren Photographien (auch Staffeleien) ſtehen.

Heckenroſe.

Für unſere Kinder.

Man hebe ſich bei dem jetzigen, ſtarken Haſenverbrauch zwei Haſenfelle auf, denen beim Abziehen die Pfötchen gelaſſen ſind. Dieſe Felle ſtopft man feſt mit Heu aus, ſtützt die Bälge, beſonders deren Beine, mit ſtarkem Draht, näht ſie zu und erſetzt die Augen durch ſchwarze Knöpfe. Dieſe Häschen putzt man zu Oſtern mit Seidenpapier als ein Bauernpärchen aus, — den Mann mit etwas eingedrücktem Cylinder, die Frau mit großgetollter Haube. So ſieht das Pärchen ſehr drollig aus. Der Mann bekommt eine Kiepe auf den Rücken und die Frau einen Handkorb an den Arm, beides wird mit ſchönen Oſtereiern gefüllt. So werden ſie großen Jubel bei den Kleinen erregen.

Großmutter.

Geflügel.

Die ſchönen buntſchillernden Hälſe der wilden Enten ſollte man nicht unbeachtet laſſen. Wenn man die Halshaut an einer Seite aufſchneidet, ſodann abzieht und ſie mit der Federſeite nach oben auf ein Küchenbrett ſpannt, trocknet ſie bald. Darnach kann man ſolche Federſtücke aneinander ſetzen wie Pelzwerk. Ein paar Handmüffchen z. B. ſind bald erreicht und ſehen ſehr hübſch aus. Auch die Puten haben ſehr ſchöne, große, daunige, weiche Federn unter dem Schwanz. Dieſe werden vermittelſt ganz feiner Bindfaden auf einen Holzſtiel rund herum gebunden, dann und wann während des Bindens mit etwas Leim bepinſelt und geben dann einen herrlichen Staubwedel. Am Schluß des Büſchels eine kleine Hülſe von rotem Tuch oder dergl. vorgeſchoben, den Stiel lackirt man ſchwarz; kein Federwedel iſt ſo weich und fein wie dieſer.

Großmutter.

Handarbeit.

Opernglasbehälter. Eleganter als ein Lederetui iſt nachfolgend beſchriebener Behälter. Derſelbe iſt in den Farben braun und modefarben gehalten. Man beginnt mit dem Boden des Behälters, welcher aus ſtarkem Modegarn über weißer Einlegeſchnur gehäkelt wird mit feſten Maſchen, man muß beliebig zunehmen, bis der Boden eine länglich runde Form hat, auf welcher die beiden großen Gläſer des Operngucker̄s bequem Platz haben. Dann ſchneide man ſich einen Streifen nicht zu dicke Pappe zurecht; der Streifen muß ſo hoch wie das Opernglas und ſo lang ſein, als der Boden am Außenrande beträgt. Dieſer Streifen Pappe wird auf beiden Seiten mit braunem Atlas bezogen und an den beiden ſchmalen Seiten zuſammengenäht. Darauf befeſtigt man den Boden mit kleinen überwendlichen Stichen an der bezogenen Pappe. An den oberen Rand kommt ein brauner Atlasbeutel, wie er ſtets bei Pompadours gefertigt wird, mit doppeltem Zug aus brauner Plattlitze. Auf die bezogene Pappe kommt folgender Überzug. 42—48 flache Ringe werden mit brauner Seide behäkelt, und innen mit Spinnen aus Mode-Brillantwolle verſehen. Dann näht man ſoviel Ringe, als zur Begrenzung der Pappform nötig ſind, auf der linken Seite aneinander zu einer geſchloſſenen Reihe. Dieſe wird auf beiden Seiten mit Brillantwolle behäkelt, und zwar mit feſten Maſchen eingreifend in die ſeidene Häkeltour. Drei ſolche Reihen von Ringen genügen für einen mittelgroßen Operngucker und werden ſauber auf der linken Seite, übereinanderſtehend, aneinander befeſtigt. Der Rand wird mit einer Pikotreihe aus Brillantwolle verſehen. Die Zwiſchenräume, welche ſich zwiſchen den Ringen bilden, werden ebenfalls mit Brillantwolle-Spinnen ausgefüllt. Eine Reihe, ebenfalls behäkelter und mit Spinnen verſehener Ringe bildet den Henkel des Behälters, welcher mit braunem Atlasband unterlegt und am Rande des Etuis befeſtigt wird.

Erna von B. Liegnitz.

Ein wahres Kreuz der Mütter ſind die zerriſſenen Kniee an den Strümpfen der Kinder; dieſem abzuhelfen hat eine praktiſche Großmama folgendes Verfahren erfunden: Wo das Knie beginnt, teilt man die Maſchen in zwei Teile; der eine Teil wird, immer umwendend, mit doppelter Wolle, der andere nur einfach geſtrickt; ſind die beiden Seiten gleich hoch, werden ſie wieder vereinigt und weiter geſtrickt. Man kann auch gleich von Anfang die Teile geſondert ſtricken und nach dem Knie zuſammenfügen. Die Lücken werden dann zuſammengehäkelt; dies Verfahren hat noch den Vorteil, daß man ſehr leicht ein neues Knieſtück hineinſtricken kann. — Auch ich finde es ſehr nötig über dem Käppchen, ſoweit dasſelbe geht, das Beiſtrickgarn noch 6 bis 8 mal beizuſtricken; ich laſſe dasſelbe einfach hängen und nehme es, hinten überſpannend, an der betreffenden Stelle wieder auf; nachher wird es links einfach aufgeſchnitten. **Alte Hausfrau.**

Für die Küche.

Frage 45 in Nr. 11. Beſte marinierte Heringe. Grüne Heringe, d. h. ganz friſche, ungeſalzene, die leider nur im Winter zu haben ſind, werden gewaſchen. Nachdem Kopf und Schwanz entfernt, werden die Rücken aufgeſchnitten, die Gräten mit den Fingern ausgelöſt, die Eingeweide herausgenommen und die Heringe noch dreimal tüchtig gewaſchen, ſo daß keine ſchwarze Haut darin bleibt. Dann werden ſie auseinandergeklappt, mit vielem Salz aufeinandergelegt. Nach fünf Stunden werden die Heringe mit einem ſauberen Tuch abgetrocknet, dann eine Lage Heringe, eine Lage Gewürz: — reichlich Zwiebeln, ganze Nelken und ſchwarzer Pfeffer und Lorbeerblätter — wieder eine Lage Heringe und ſo fort, aufeinandergelegt und zuletzt mit gutem Eſſig bedeckt, acht Tage ſtehen gelaſſen, erſt dann ſind ſie gut. Die verwöhnteſten Herren waren immer entzückt von dem feinen, delikaten Hering.

Frau **Emma in G.**

Schneeſpeiſe. Ein paar Apfelſinen werden geſchält, ſauber geputzt, entkernt, klein geſchnitten und dann mit Streuzucker mit einer Reibekeule zerrieben. Sobald die Speiſe auf den Tiſch ſoll, holt man friſch gefallenen Schnee herein, miſcht denſelben flink unter die Apfelſinenmaſſe, und die Schneeſpeiſe iſt fertig. Ebenſo kann man es mit Zitronen machen. Auch Gelee mit Zucker zerrieben iſt ſchön dazu.

Zuckerrübenſaft koche ich ſchon jahrelang in folgender Weiſe: Die Rüben werden ſauber gewaſchen, nicht geſchält, ſelbſtverſtändlich aber der grüne Rand wie die feinen Wurzeln entfernt, in dünne Scheiben zerſchnitten, mit kaltem Waſſer einige Stunden gekocht, bis ſie ſich weich drücken, dann gekeltert. Der hieraus gewonnene Saft wird ſo lange gekocht, nicht gerührt, nur geſchäumt, bis er dicklich vom Löffel tropft; wenn er beinahe gar iſt, kommen einige Stangen guter Zimt hinein; der Saft hält ſich lange Jahre.

Frau **E. Kleinſchmidt.**

Warme Kaſtanienſpeiſe. Nach dem Röſten und Zerſtampfen von 500 Gr. Kaſtanien rührt man 150 Gr. Butter zu Schaum, fügt 8 Eidotter, 130 Gr. Zucker, 100 Gr. geriebene Mandeln und die zerſtampften Kaſtanien hinzu, zieht den Eiweißſchnee durch die Maſſe und bäckt die Speiſe in gebutterter Form eine halbe Stunde bei mäßiger Hitze. Man reicht eine Weinſauce dazu.

Gute Bezugsquelle der Kaſtanien, wenn man ſie im Orte nicht gut kaufen kann, iſt Theodor Joſef. Fels, Trieſt. 10 Pfd.-Packet fr. 2,90 Mk. **L. H.**

Auskunft.

Frage Nr. 39. Eier-Verſandkiſten bezieht man direkt durch Direktor Feihſe, Königsberg i/Pr. Preis für 1 Kiſte zu 60 Stück 3 ℳ Dieſes Quantum ergibt gerade ein Poſtpaket von 10 Pfund inkl. Kiſte.

A. E.

Ich empfehle Ihnen, auf Ihre Anfrage im Daheim, ſehr praktiſche und bewährte Eierverſandkiſten, im Preiſe von ℳ 2,70, mit Stroheinſätzen, welche in der ſtädtiſchen Blindenanſtalt in Königsberg i/Pr. zu haben ſind. **B. K.**

Fragen.

55) Würde eine freundliche Leſerin des Blattes wohl die Güte haben mir mitzuteilen, wie man den Cigarrengeruch aus den Zimmern entfernt. Alles Lüften hilft nicht!

Junge Hausfrau.

56) Für gütige Angabe einiger bewährter, erprobter Rezepte zur Selbſtfabrikation feiner Liköre wäre überaus dankbar

eine öſterreichiſche Paſtorin.

57) Kann mir jemand wohl angeben, welches die beſten Leghühner ſind? **Bettina.**

58) Hierdurch erlaube ich mir die ergebene Anfrage, ob bereits weitere Verſuche mit ſteriliſierter Milch zur Aufziehung kleiner Kinder gemacht worden ſind? ob ſich ſolche bewährt haben und von wo und ev. zu welchem Preiſe man ſolche Milch unter Garantie beziehen kann?

Eine langjährige Abonnentin.

59) Bitte ſehr um ein bewährtes genaues Rezept zum Selbſtfabrizieren gelber Seife.

Öſterreicherin.

60) Gibt es vielleicht eine Beſchäftigungsanſtalt, wo ich (nicht zu teuer) einen der bekannten Flickenteppiche aus Tuchſtreifchen geſtrickt bekommen könnte? **Frau A. Z.**

Redaktionspoſt.

An Verwaltersfrau in Livland. Die Frage iſt hier ſchon zu oft beantwortet worden. Sie müſſen den Hühnern Kalk unter das Futter miſchen.

Erbauungsſchriften.

Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr
von
Heinrich Spengler.
Neunte Auflage.
Preis in Halbfranz geb. 8 M, mit Goldſchnitt 9 M.
Ein hochgeſchätztes Hausandachtsbuch, für deſſen Beliebtheit neun Auflagen genügend ſprechen.

Der kleine Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten
von
Heinrich Spengler.
Preis in Geſchenkband M 3.50, mit Goldſchnitt M 4.50.
Eine durchaus neue Arbeit des Verfaſſers, hervorgerufen durch viele Wünſche, einen billigeren Pilgerſtab für weniger bemittelte Leſer zu erhalten.

Morgenſegen.
Kurze Morgen-Andachten für jeden Tag des Jahres.

Abendſegen.
Kurze Abend-Andachten für jeden Tag des Jahres.
Von
Heinrich Spengler.
Stadtpfarrer.
Preis jedes Bandes:
In Halbfranz gebunden 4 M., mit Goldſchnitt 5 M.
Mit dieſen Andachtsbüchern, die kürzer gefaßte Andachten enthalten, iſt das Bedürfnis ſolcher Familien ins Auge gefaßt, die nur einmalige Andacht, am Morgen oder am Abend, zu halten gewohnt, oder die überhaupt durch Beruf und Verhältniſſe auf kürzere Andachten angewieſen ſind.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

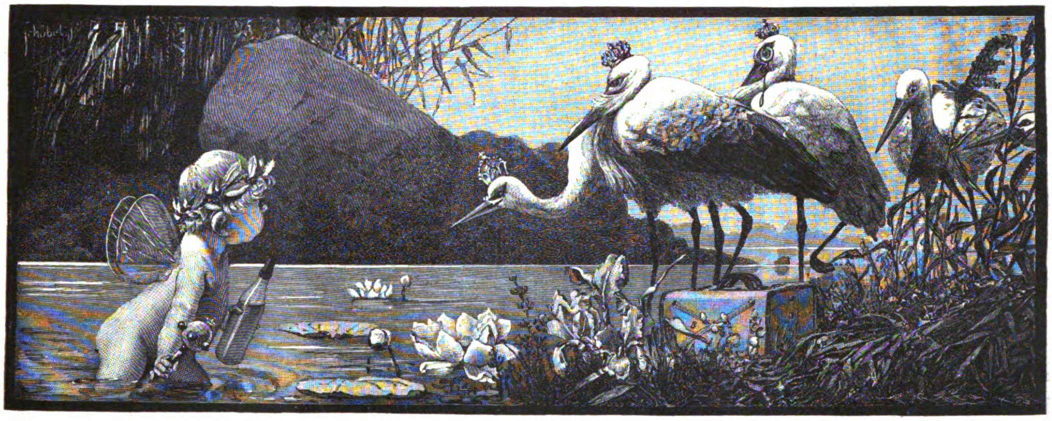
Daheim

XXVII. Nr. 15. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

10. Januar 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Hoflieferanten.

Das war ein mächtiges Flügelſchlagen
In den kalten Lüften in dieſen Tagen!
Ein Storchſchwarm machte ſich auf die Reiſe,
Erprobte Störche, gewandt und weiſe;
Sie trugen Krönlein als teure Laſt,
Sie ruhten nicht aus, ſie hielten nicht Raſt,
Nicht einmal bei den beſten Bekannten — —:
„Wir haben nicht Zeit; — wir ſind Hoflieferanten!“

◆

Auf einmal flogen ſie alle zugleich
Schnurſtracks hernieder, — zum Prinzenteich.
Da gab's ein Klappern: „Ja, ja! Wir ſind's!
Iſt einer zu haben, ein feiner Prinz?
Ein Kaiſerprinz! ein recht wundervoller!
Ein kleiner „ſchneidiger“ Hohenzoller!
Stahlblau die Augen und blond das Haar!
Was man ſo ſagt, ein Prachtexemplar!“

Ja freilich, ein Prinzlein war noch zu haben.
Sie hüllten den träumenden Kaiſerknaben
In purpurne Kiſſlein, zärtlich und zierlich,
Und trugen ihn höflich und ſehr manierlich
Ins Prinzenbettlein ins Schloßgemach. —
Das Haupt der Storchfirma aber ſprach,
Mit tiefem Stolz ſeine Federn putzend:
„Das wäre in Ordnung, das halbe Dutzend!“

◆

Nun lachen ſie alle vor heller Freude. —
Glückſeliges deutſches Reichsgebäude,
Du biſt geſichert, du biſt geborgen,
Wo ſolche Störche den Dienſt beſorgen!
Beſcheiden unter Vettern und Tanten
Spazieren die trefflichen Hoflieferanten
Nun wieder einher auf der Storchenwieſe.
Wie beneiden die anderen Störche doch dieſe!

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig, Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Später, das iſt uns viel zu ſpät, —
Wir wollen raſch etwas erreichen!

Es werden immer mehr Halme geſät
Und immer weniger Eichen.

Hochzeitstoaſt.

In des Feſtes heitre Stimmen
Miſcht ſich leiſer Liederklang.
Thränen, die im Auge ſchwimmen,
Süße Luſt wird zum Geſang.

Wünſche aus der Seele ſteigen.
Ob ſie in Erfüllung gehn?
Ihr bleibt immer doch euch eigen,
Was auch immer mag geſchehn.

Doch daß eure Bahn umſpüle
Nie das ſturmbewegte Meer
Und im brauſenden Gewühle
Glänze mild der Mond daher,

Daß auf jedes trübe Wetter
Folge helles Sonnenlicht
Und die immergrünen Blätter
Euch ins Haar das Leben flicht:

Wünſchen wir, und daß euch nimmer
Süße Hoffnung je betrog.
Herrlich klingt es heut wie immer:
„Herr, Frau . . . . . . leben hoch!“

Johannes Taap.

Knecht Ruprecht nach Weihnachten.

In einer mir bekannten Familie wurde bald nach Weihnachten ein kleines Feſt gegeben, und um die Geſellſchaft zu amüſieren, zog man eines der Kinder als Ruprecht an. In ſeinem Sack waren kleine Geſchenke für die Gäſte verborgen, alle als „Julklapp“ eingepackt, d. h. ein jedes in viele Papiere eingehüllt und eingeſchnürt, deren jedes einen andern Namen als Adreſſe trug, ſo daß das Paket von Einem zum Andern wandern mußte, bis das Geſchenk endlich das rechte Ziel erreichte. Ruprecht ſagte bei ſeinem Eintritt folgende Worte:

„Dacht’ ich mir’s doch! Auch hier erſtaunte Blicke,
Verwundert Fragen: Wo kommt der denn her?! —
S’iſt grade doch, als ob nur vor dem Feſte
Ich, der Knecht Ruprecht, gut zu brauchen wär’!

Meint ihr, — gleich einem Murmeltier zu ſchlafen
Ich hätte Luſt — von heut’ bis künft’ges Jahr?
Da irrt ihr ſehr! — Ich treibe ſtill mein Weſen
Tagaus, tagein, wenn meiſt auch unſichtbar!

Nun hört’ ich heut’, daß hier verſammelt wäre
Ein froher Kreis, — da ſtell’ ich gern’ mich ein.
Iſt’s auch nicht Weihnacht mehr, wird doch, ich denke,
In meinem Sack noch was zu finden ſein!

(Er ſucht im Sack und wirft dann ein Päckchen nach dem andern heraus.)

O ja! ſeht da — ich hab’ mich nicht geirret,
Da Päckchen 1! Ei, wie ſo ſchön es rollt,
Nun Nummer 2 und 3, — ſo geht es weiter,
Eins nach dem andern aus dem Sack ſich trollt.

Nun denkt ihr: Ei, der Ruprecht kann ſo bleiben!
Bedank’ mich ſchön! — Doch, glaubt mir, leicht fürwahr
Wird’s nicht gemacht, die Päckchen zu ergründen!
Glück zu! Nehmt gern, was gern gegeben war.

M. Dahnow.

Kosmetiſche Briefe.

I.

Verehrte Frau!

Sie beſtehen alſo trotz aller von mir vorgebrachten Bedenken darauf, über kosmetiſche Angelegenheiten, alſo über die Pflege der Haut und des Haares und über allerlei kleine Schönheitsmängel brieflich unterrichtet zu werden! — Bei der großen Entfernung iſt freilich ein anderer Weg nicht möglich. Sie dürfen dann aber auch nicht Antwort auf jede Frage erwarten, namentlich keine ſpeziellen ärztlichen Ratſchläge für beſtimmte einzelne Erkrankungen der Haut. Der Einzelfall verlangt eben die ärztliche Unterſuchung und eine angemeſſene Behandlung. Mit dieſer Einſchränkung will ich Ihrem Wunſche zu entſprechen verſuchen.

Zunächſt machen Ihnen alſo Ihre ſpröden Hände Not, wie alle Winter. Es muß ja allerdings ziemlich arg ſein damit, wenn Ihre Hände, namentlich die Finger und die inneren Handflächen trotz allen Waſchens geradezu ſchwarz ausſehen von den unzähligen kleinen Riſſen, in denen ſich der Schmutz unauslöſchlich feſtgeſetzt hat. Sie müſſen ſich tröſten mit vielen fleißigen Hausfrauen, die in der Küche ſchwarze, heiße Töpfe anzufaſſen nicht vermeiden können und ſich dann mit der ſchlechten Küchenſeife waſchen. Daß Ihre Hände bei kaltem Wetter und namentlich bei trockenem Oſtwind eine Menge ſchmerzender blutender Riſſe bekommen, iſt etwas ganz gewöhnliches und darf Sie nicht beunruhigen.

Ohne Sie weiter mit gelehrten Auseinanderſetzungen über die Sache zu plagen — ich weiß, Sie haben doch nur ein überlegenes Lächeln dafür übrig — muß ich Sie doch auf einiges hinweiſen, als auf die Urſachen des Aufſpringens, weil die Vermeidung derſelben zugleich die beſte Maßregel zur Heilung iſt. Aufgeſprungene Hände leiden meiſt an einer gewiſſen Blutleere (und Kälte) und infolge davon an einem Mangel der natürlichen Einfettung. Dieſe Trockenheit wird durch den üblichen Gebrauch der Soda und ſcharfer Seifen nur noch vermehrt, ſodaß ich Sie nur dringend warnen kann vor Soda, grüner Seife und allen billigen Toiletteſeifen. Gute Seife kann garnicht billig ſein. Ich hebe das beſonders hervor, weil ich immer wieder Gelegenheit habe zu der Beobachtung, mit welcher Vorliebe ſich die Damen gerade dieſer ſcharfen Waſchmittel bedienen, trotzdem die Hände immer ſchlechter darnach werden. Spröde Hände vertragen nur die allermildeſten Waſchmittel: präparierte Mandelkleie, flüſſige Glycerinſeife (von Sarg & Sohn in Wien oder von Apotheker Wegener in Reinfeld i. H.), die allerdings ſchlecht ſchäumende Marſeiller Seife oder am beſten eine überfettete Seife, z. B. das „Mollin“ von Apotheker Cauz in Leipzig. — Eine Hauptſache iſt aber gutes Abtrocknen nach dem Waſchen, ſo daß ſich die Hände völlig trocken und ſchön warm anfühlen. Das läßt ſich natürlich nicht mit den modernen Spinnewebhandtüchern, ſondern nur mit den groben Gänſehauthandtüchern erreichen, die überhaupt von den auf einen guten Teint haltenden Damen mehr gewürdigt werden ſollten. — Sie wollen wiſſen, ob Sie lieber kaltes oder warmes Waſſer zum Waſchen der Hände gebrauchen ſollen? Wenn Sie es haben können, ſo rate ich unbedingt zum ausſchließlichen Gebrauch warmen Waſchwaſſers. In Ihr Loblied des Glycerins kann ich nicht ſo bedingungslos einſtimmen; es iſt ja ganz gut für den Augenblick, aber am andern Tage ſind die Hände genau ſo ſpröde wie zuvor. Ein viel angenehmeres und wirkſameres Mittel kann ich Ihnen in der in jeder Apotheke erhältlichen Hebra’ſchen Salbe empfehlen.

Ich denke, wenn Sie dieſe Salbe allabendlich kräftig einreiben und dabei nachts ein Paar abgeſetzte Glacéhandſchuhe tragen und außerdem die oben gegebenen Winke beherzigen, ſo werden Sie mir über Ihre ſpröden Hände bald gute Nachrichten geben können und ich bin geſpannt, welchen Gegenſtand Sie das nächſte Mal erörtert zu ſehen wünſchen. Mit beſtem Gruß Ihr

Dr. Anders.

Maskenkoſtüme.

Sekt. Dies muß ein möglichſt luftiges, bauſchiges Koſtüm ſein. Der Rock beſteht aus mattroſa Blondentüll, darunter befindet ſich ein hellcrêmefarbener Rock vom ſelben Stoff. Beide Röcke werden puffig und bauſchig gearbeitet, mit vielen Kriſtallperlen zwiſchen den Puffen. Dazu gehören ein Mieder aus hellcrême Seidenplüſch und kurze, puffige Ärmel vom Stoff des oberen Rockes. Den Kopf ziert eine ſchräg durchgeſchnittene Sektflaſche, von Pappe gearbeitet; an derſelben muß eine hübſche Weinranke herniederhängen; das Mützchen muß auf krauſem Haar etwas verwegen ſitzen. Schräg über die eine Schulter hängt dann, wie eine Schärpe, eine Weinrebe, die an der Seite des Rockes ſchließt. Mattgelbe Stiefelchen machen ſich hierzu am hübſcheſten.

Rebus. Dazu gehört: ein leuchtend roter Tarlatanrock, auf dem, wie Silhouetten, alle erdenklichen kleinen Rebusfiguren, aus ſchwarzem Papier geſchnitten, aufgeklebt ſind, ein ſchwarzes Sammetmieder mit Goldausputz daran, rund herum $^1/_2$ Meter lange ſchwarze Zacken, ebenfalls von Sammet mit Gold eingefaßt und an jeder Zacke eine goldene Kugel, wie eine Nuß, hängend. Auf dem Kopf ruht ein ſpitzes, rundes Mützchen von ſchwarzem Sammet mit einem goldenen Rand, auf dem ebenfalls kleine ſchwarze Figuren angebracht ſind. Dazu ſchwarze Stiefelchen mit Goldverzierung.

Pilz. Ein hellcrêmefarbener Creperock wird vollſtändig in Pliſſeefalten gelegt. Das brennendrote Sammetmieder erhält vorn einen crême Einſatz. Die kurzen kugelförmigen Ärmel beſtehen in der oberen Hälfte aus rotem Sammet, von deſſen Rande aus bis zum Schluß um den Arm crême Pliſſeefalten gearbeitet ſind. Als Kopfbedeckung dient ein kleiner Vierländer Hut (der die Form eines Pilzes hat) aus rotem Sammet, innen mit crême Crepe in Pliſſeefalten abgefüttert. Der Hut darf nicht größer ſein als ein Teller; die Form läßt ſich von Draht und Steiftüll ſehr leicht herſtellen. Der Hut ſowie die oberen Ärmel müſſen vorher leicht mit Flockſeide beſtickt ſein und zwar in verſchiedenen großen weißen Flecken, worauf dann ſchwarze Fleckchen kommen. Rote Stiefelchen vollenden den Anzug.

Koralle. Auf einen hell ſeegrünen Creperock, kraus gearbeitet, mit etwas Silberfäden geziert, wird mit brennend roter, ſtarker Wolle ein Gezweig von Korallen in ſogenanntem Hexenſtich geſtickt. Das Muſter muß unten herum und mit auslaufendem Gezweig bis $^3/_4$ Höhe des Rockes gehn. Das ſeegrüne Seidenplüſchmieder wird mit ſilbernem Gürtel abgeſchloſſen. Für den Kopf fertigt man ſich eine kleine Korallenkrone auf die ſchon oft beſchriebene Art, von Draht mit Wachs und Zinnober. Dazu weiße Atlasſtiefelchen. Für eine Blondine iſt dies Koſtüm beſonders reizend.

Großmutter.

Praktiſches fürs Haus.

Verwendung für eine Pianokiſte. Solch’ eine Kiſte thut man nicht gern weg, wenn man auch keinen Umzug in der nächſten Zeit beabſichtigt. Eine töchterreiche Familie kann ſich daraus einen hübſchen Kleiderſchrank machen, der ſeinen Platz in der Bodenkammer findet und beſonders zur Aufbewahrung von Ballkleidern und Schleppproben geeignet iſt. Die Kiſte wird durch nachſtehend beſchriebene Änderungen garnicht für ihren Zweck verdorben und kann beim Umzuge immer wieder benutzt werden. Die Außenſeite der Kiſte wird mit Ölfarbe geſtrichen; das Innere erſt mit Tapeziererleinwand bezogen und dann mit Tapete überklebt. Die grobe Leinwand verhindert das Platzen der Tapete im Winter. Zum Bekleben kann man jeden Reſt von alten Tapeten verwenden. Zum Gebrauch wird die ſo hergerichtete Kiſte auf die Seite gelegt, ſo daß man den Deckel wie eine Thür vor ſich hat. Der Deckel wird mit Scharnieren befeſtigt und mit Haſpe und Schloß zum Öffnen und Schließen der Kiſte verſehen. Der Deckel bildet nun die Thür dieſes Schrankes, durch welche man bequem ins Innere gelangt. Rings herum werden an den Wänden Haken zum Anhängen befeſtigt und ebenſo in die Decke große Haken eingeſchraubt. An letztere hängt man die Ballkleider frei auf, ſo daß ſie ſich nicht drücken. Schleppkleider bewahrt man ebenſo auf; die Schleppen haben genügend Raum auf dem Boden, der noch mit Wachstuch belegt werden kann. Wer nur ein wenig Beſcheid weiß mit Handwerkszeug, wird ſich mit leichter Mühe alles ſelbſt anfertigen können und zu einem ebenſo billigen als praktiſchen Kleiderſchrank gelangen.

Erna von B., Liegnitz.

Schuhwerk.

Eine der läſtigſten Ausgaben iſt die Anſchaffung und Ausbeſſerung von Schuhwerk. Man kann jedoch auch hieran bedeutend ſparen. Es iſt ſchon oft darauf aufmerkſam gemacht worden, daß Schuhe, die mit gekochtem Leinöl eingerieben wurden, bedeutend länger halten, und doch

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Daheim

XXVII Nr. 16. Erſtes Blatt.

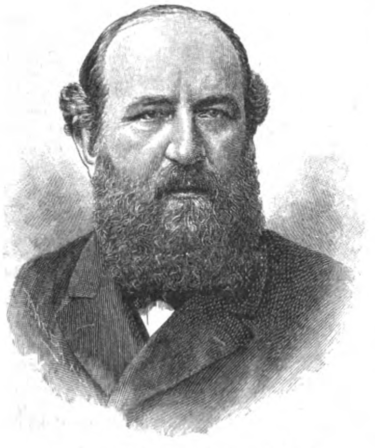
Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

17. Januar 1891.

Miniſter Willy von Heyden.

Noch der Schluß des verfloſſenen Jahres hat in Preußen einen Miniſterwechſel von vorausſichtlich einſchneidender Bedeutung gebracht, den vierten im Laufe des für die innere Politik Preußens ſo ereignisreichen Jahres 1890; an Stelle des Freiherrn Lucius von Ballhauſen wurde Regierungspräſident Willy von Heyden-Cadow zum Miniſter für Landwirtſchaft ernannt. Herr von Heyden entſtammt dem pommerſchen Zweige der Familie, iſt alſo der Sohn einer Provinz, deren Wohlſtand in erſter Linie auf der Landwirtſchaft beruht; er kennt die Bedürfniſſe derſelben, er kann die Wichtigkeit ihrer gedeihlichen Entwickelung für den geſamten Nationalwohlſtand nicht unterſchätzen. Das mag diejenigen beruhigen, welche mit dem Wechſel des bisherigen Syſtems zugleich den Ruin unſerer Landwirtſchaft prophezeien zu müſſen glaubten. Willy Carl Heinrich von Heyden, im Jahr 1839 in Stettin geboren, iſt 51 Jahre alt. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Erziehung auf dem Gymnaſium in Stralſund und ſtudierte auf den Univerſitäten in Heidelberg und Jena Jurisprudenz und Cameralia. Im Jahre 1861 trat er als Auskultator in den preußiſchen Staatsdienſt und wurde dann als Referendar an den Kreisgerichten in Berlin und Prenzlau beſchäftigt. 1865 an das Apellationsgericht in Stettin verſetzt, legte er dort die Aſſeſſorprüfung ab. Nachdem Herr von Heyden 1867 mit der kommiſſariſchen Verwaltung des Kreiſes Demmin beauftragt war, wurde er im Herbſt 1868 zum Landrat des Kreiſes gewählt, in dem ſeine Familie reichbegütert iſt. Auf das eingehendſte bekannt mit allen provinziellen Verhältniſſen, durch die Verwaltung mehrerer ihm übertragener ſtändiſcher Ämter den Grundbeſitzern vertraut, ſchien Herr von Heyden der geeignetſte Mann für die Stellung eines Landesdirektors der Provinz Pommern, in die er in der Mitte der ſiebziger Jahre berufen wurde. Seinem ſegensreichen Wirken in der heimatlichen Provinz entzog ihn ſeine im Jahre 1881 erfolgte Ernennung zum Regierungspräſidenten in Frankfurt a. O. Dieſe Ernennung unterbrach auch für kurze Zeit Herrn von Heydens parlamentariſche Thätigkeit. Schon im September desſelben Jahres wurde Herr von Heyden wieder als Vertreter des Wahlkreiſes Demmin-Anclam in das Abgeordnetenhaus berufen, dem er als hervorragendes Mitglied der deutſch-konſervativen Partei vom zweiten Abſchnitt der 13. Legislaturperiode des preußiſchen Landtages bis zum Abſchluß der 16. Periode im Jahre 1888 mit dieſer kurzen, durch ſeine Ernennung zum Regierungspräſidenten in Frankfurt a. O. hervorgerufenen Unterbrechung angehört hat. Sowohl als Redner wie als Komiſſionsmitglied wußte Herr von Heyden wiederholt durch ſeine ſtrenge Sachlichkeit die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Schon früher durch das Vertrauen des Kaiſers in den Staatsrat berufen, iſt Herrn von Heydens Ernennung zum Miniſter für Landwirtſchaft auf Antrag des Reichskanzlers von Caprivi erfolgt.


von Heyden, Miniſter der Landwirtſchaft.

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus.

Neuer revidierter Abdruck 1890

ANDREE's
GROSSER HAND-ATLAS
in hundertzwanzig Kartenseiten.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Zweiter revidierter Abdruck 1890.
24 Mark, elegant in Leder gebunden Mark 28.

Bewährtes Kartenwerk von unerreichter Wohlfeilheit, dessen Besitz im gegenwärtigen Augenblick, wo die kolonialen Zeit- und Streitfragen das lebhafteste praktische Interesse aller Kreise rege halten, für jedes gebildete Haus ein unabweisbares Bedürfnis ist.

Umtausch alter Atlanten: **Jeder veraltete Handatlas wird** bei Ankauf dieser neuesten Ausgabe von Andree's Handatlas **in Zahlung mit 8 M. angenommen.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Raſch folgt auf die Herrſchaft des Frohen und Schönen
Des Leides traurige Thronzeit;

In alles ſich finden, an nichts ſich gewöhnen, —
Das iſt die beſte Gewohnheit!

Holzmalerei.

Wer malt nicht heutzutage auf Holz? d. h. wer verſucht nicht alle möglichen und unmöglichen hölzernen Gegenſtände mit allen möglichen und unmöglichen Dingen zu verzieren? Wir haben ſo ſchöne Vorlagenſammlungen in unſern Kunſtgewerbemuſeen, wir verfügen über eine ſo große Zahl vorzüglicher Werke aller Zeiten, und die Erziehung unſrer Frauen und Mädchen iſt beſtrebt, das Verſtändnis für Sammlungen und Werke durch die Ausbildung des Farben- und Formenſinnes zu wecken. Und doch ſah ich kürzlich einen, zwar vorzüglich und täuſchend natürlich gemalten La France-Roſenzweig auf einem hölzernen Briefmappendeckel! Die Roſe war wirklich ſehr gut gemalt, und der Polierer hatte dieſelbe mit einem ſo ſchön glänzenden Lack überzogen und fein poliert, daß es eine Luſt zu ſehen war! — Die Verfertigerin des Mappendeckels war nicht wenig ſtolz und erwartete als ſelbſtverſtändlich ein Lob. Als ſie ſah, daß ich die Blume mit Intereſſe betrachtete, zeigte ſie mir eine Fülle von hölzernen Gegenſtänden, die teils mit Vogelgeſtalten, teils mit Schmetterlingen, Blumen und Früchten ꝛc. ꝛc. geſchmückt waren. Und wenn meine Seligkeit davon abgehangen, ich hätte nichts anderes ſagen können als: „Warum vergeuden Sie Ihr ſchönes Können, indem Sie Gegenſtänden einen Schmuck verleihen, der nur ein ſpielender, zufälliger iſt? Warum verzieren Sie dieſelben nicht wie es ihre Form, ihr Stoff und ihr Zweck verlangen und bedingen?“ Die Parole der Jetztzeit: unter allen Umſtänden etwas Neues zu bringen, etwas nie Dageweſenes, verleitet zu den abſcheulichſten Auswüchſen der Phantaſie. Gibt es z. B. etwas Geſchmackloſeres als fünf aneinander gereihte verſchieden-große Möpſe, alle in derſelben Stellung, welche die Verzierung einer Viſitenkartentaſche bilden? Den Satz: „Erlaubt iſt, was gefällt,“ ſoll man nur ja von allen künſtleriſchen Dingen ſo fern als möglich halten, denn der großen gedankenloſen Maſſe, gefällt oft gerade das Widerſinnigſte, wenn es in Mode iſt. Nur der gebildete, geläuterte Geſchmack der Einzelnen, die gewiſſenhaft geprüft, angenommen, oder verworfen haben, ſoll die Strebenden zur Nacheiferung antreiben. Und der Erfolg bleibt nicht aus, denn es iſt das Eigentümliche echter, wahrer Kunſt, daß ſie auch dem Laien, der ſie mit völlig naiven Anſchauungen betrachtet als etwas Selbſtverſtändliches, Schönes erſcheint. Darum ſoll auch die Arbeit unſerer Frauen und Mädchen nicht den Charakter des Zufälligen, ſondern den des bewußten Wollens tragen. Und wieviel reizvoller und intereſſanter iſt dann eine ſolche Arbeit, wie viel wertvoller iſt z. B. eine Malerei auf einem hölzernen Gegenſtand, welche die Form derſelben zur Geltung bringt, ſeinem Zwecke entſpricht und den Stoff, das Holz, nicht verdeckt, ſondern ihm Ausdruck verleiht! Von vornherein müſſen wir natürlich unterſcheiden, daß es ſich hier nur um die Ausſchmückung eines Gerätes oder Möbels, nicht um ein ſelbſtändiges Kunſtwerk, um ein Bild, deſſen Gegenſtand um ſeiner ſelbſt willen da iſt, handelt. Die Ausſchmückung muß ſich dem Gegenſtand unterordnen. Ein Bild läßt uns die Dinge körperlich, vertieft im Raume erſcheinen; und zwar erzielen wir dieſe Wirkung durch die Perſpektive, die Schattengebung und die Farbe. Für den künſtleriſchen Schmuck der verſchiedenen geraden oder gebogenen Formen an Geräten und Möbeln wählt man aber nicht dieſe bildliche Darſtellung, die uns die Malerei plaſtiſch erſcheinen, ſich gleichſam von dem bemalten Gegenſtänden ablöſen läßt, ſondern Flächenverzierungen, ſolche, welche den zur Verfügung ſtehenden Raum nicht unterbrechen, ſondern als Fläche behandeln. Soll nun eine ſolche Flächenverzierung ernſten, künſtleriſchen Anſprüchen genügen, ſo muß ſie ſich nach den allgemeinen Geſetzen der architektoniſchen Dekoration richten. Sie muß vor allem einen künſtleriſchen Gedanken zum Ausdruck bringen, das Wachſen von unten nach oben und eine richtige Verteilung der Maſſen beobachten. Überall heißt es denken, ſehen! — Will man z. B. eine Thürfüllung, eine Holzbekleidung der Wand verzieren, ſo iſt dieſe Verzierung anders zu behandeln als die einer Tiſchplatte, da die Lage der Flächen eine völlig verſchiedene iſt. Für die erſteren, die ſtehenden, wählt man entweder eine ſymetriſche, zweiteilige Einteilung, oder es wird der Gedanke des Wachſens von unten nach oben zum Ausdruck gebracht. Für die liegenden Flächen nimmt man, je nachdem die Flächen kreisrund, oval, quadratiſch oder rechteckig ſind, Verzierungen, die entweder von der Mitte aus ebenfalls kreisrund, oder ſymetriſch mehrteilig oder ebenfalls wachſend, doch von der Mitte aus ſich entwickeln. Bei der Unzahl kleinerer, beweglicher, handlicher Gegenſtände iſt ebenfalls die Lage und Größe ihrer Flächen zu berückſichtigen. Eine Briefmappe muß anders verziert werden, wie ein Handſchuhkaſten, der nicht nur die wagerechte Deckelfläche, ſondern auch die ſenkrechten Seitenflächen zur Ausſchmückung darbietet. Aber nicht nur die Lage, auch die Größe der zu verzierenden Flächen iſt zu bedenken. Ein Viſitenkartentäſchchen erlaubt die feinſte, zierlichſte Verzierung, während ein Ofenſchirm, eine Truhe großer, ausdrucksvoller Formen zum Schmuck bedarf. Eine an der Wand hängende Zeitungsmappe aber braucht ebenfalls deutlichere Zierformen, da ſie nicht nur aus der Nähe wirken ſoll. Was nun die Art der Verzierung betrifft, ſo kommt dabei das Ornament hauptſächlich in Betracht, und dieſes wieder in ſeinen verſchiedenen Ausbildungen als geometriſches und als pflanzliches, letzteres in ſtreng ſtiliſierte, frei ſtiliſierte und naturaliſtiſche Formen zerfallend. Jeder Beſuch eines Muſeums, jedes Betrachten eines künſtleriſchen Werkes zeigt, daß die verſchiedenen Zeiten auch die verſchiedenen Formen verſchieden behandeln. So iſt das Ornament der Antike anders als das der Gotik, der Renaiſſance anders als das der Barock- und Rokokozeit, der Orient aber verwendet wieder andere, ſelbſtändige Motive. Nur wir modernen Menſchen ſchöpfen aus der Fülle der vorhandenen Formen, bilden nur, ſtellen zuſammen, mit Vorliebe aber verwenden wir die naturaliſtiſche Pflanzenform, die in ihrer Reichhaltigkeit und Verſchiedenartigkeit unerſchöpflich iſt. Außerordentlich intereſſant iſt es nun, an einer Form die verſchiedenen Entwickelungen zu beobachten, d. h. zu verfolgen, wie die verſchiedenen Zeiten, von einer Grundform ausgehend, dieſelbe immer und immer variiert, und ausgebildet haben. So das Akanthusblatt, urſprünglich eine buſchartige Pflanze mit gleichem Namen. Es findet ſich im Kapitäl der korinthiſchen Säule, in den Wandmalereien von Pompeji, in den wundervollen Reliefs des Hildesheimer Silberfundes, in den Verzierungen der italieniſchen Renaiſſance, ſelbſt in den Barock- und Rokokoformen, in jenen der Empire-Zeit, ja noch heute tauſendfach verſchieden und doch daſſelbe Motiv! So wie die Sprache ein Wort in den verſchiedenen Dialekten in immer veränderter Form gebraucht, die Muſik dieſelben Töne zu immer neuen Klängen verwendet, ſo nimmt die Kunſt ein Motiv und geſtaltet daſſelbe zu immer neuen Erſcheinungen. — Das Studium von Hirth's Formenſchatz der Renaiſſance, Orven Jones, Grammar of Ornament, Racinet, l'Ornement polychrome etc. bietet eine Fülle des Lehrreichen, daß nicht genug darauf hingewieſen werden kann. Statt unſere Zeit an unſinnige und ganz wertloſe Arbeiten zu verſchwenden, ſollen und können wir etwas ernſtes, wertvolles, ſtilgerechtes fertigen. Dazu gehört auch unbedingt der Grundſatz, Holz nur mit der echtfarbigen Aquarellfarbe zu bemalen und zwar die Farbe ſo dünn aufzutragen, daß die Textur, das Gefüge der Oberfläche ſichtbar bleibt. Es iſt wohl der richtigſte und feinſte Effekt der Holzmalerei, wenn dieſelbe als Imitation von Intarſia (eingelegte Holzarbeit), welche Kunſttechnik namentlich in Italien bis zur feinſten Meiſterſchaft ausgebildet worden iſt, gedacht wird. Wir finden z. B. in den Sakriſteiſchränken von Maria delle Gracie in Mailand muſtergültige Vorbilder für die Farbengebung der Holzmalerei. Die Farbenſkala der vorhandenen Hölzer, des Elfenbeins, wird zu dieſen Malereien angewendet und liefert eine Menge von Tönen und Effekten. Das Bemalen der hölzernen Gegenſtände mit Ölfarben und Deckfarben iſt weder ſo ſtilvoll, noch ſo richtig, denn es bringt die Eigenartigkeit des Materials abſolut nicht zur Geltung, da es daſſelbe vollſtändig verdeckt. Es iſt dann ganz gleichgültig, ob der betreffende Gegenſtand aus Metall, aus Leder, aus Pappe beſteht.

Marie Hertel.

Schleiergedicht.

Zur rechten Hochzeitsfeier
Gehört zum Kranz der Schleier:
Weißt du, was er bedeuten mag
Am lieben, ſchönen Hochzeitstag?
Das Nonnchen hüllt ſich in den Schleier ein,
Und ſpricht: die Welt ſoll mir verſchleiert ſein,
Von all ihren Freuden und Kümmerniſſen,
Da will ich fortan nichts mehr wiſſen:
Doch du willſt ja nicht in Kloſtermauern
Dein ganzes künftiges Leben vertrauern.
Die kleine Spinne im Winkel ſacht
Sich das allerfeinſte Schleierchen macht,
„In dieſem Netz“ ſpricht ſie mit Verlangen
„Da will ich mir mal Fliegen fangen.“
Doch ach, das will auch gar nicht paſſen,
Der ſich von dir hat fangen laſſen,
Den fingſt du nicht mit Liſten ein,
Er ging ins Netzchen ganz allein,
Willſt ihn auch nicht verzehren
Nein, lebenslang lieben und ehren.
Einen Schleier breitet die ſtille Nacht
Über Blumen, Knoſpen und Keime ſacht:
In ihrem heimlichen Schatten
Da regt ſich's auf duftigen Matten.
Wenn das erſte Morgenrot erglüht
Welche Fülle von Blumen iſt da erblüht,
Welch liebliches Glänzen, welch bunte Pracht
Iſt unter dem nächtlichen Schleier erwacht.

Wenn leiſe der Saft in die Bäume dringt
Und dem duftenden Veilchen die Knoſpe ſpringt
Und aus der Erde ſchwarzbraunen Ritzen
Gar fröhlich brechen die lichtgrünen Spitzen,
Dann ſagt der Himmel: „Nun warte du,“
Deckt die Erde mit Nebelſchleiern zu,
Im Verborgenen kann ſich am beſten geſtalten
Des Lenzes Leben, des Frühlings Entfalten.

So verhülle denn auch dieſer Schleier
Dein bräutlich Empfinden zur Hochzeitsfeier,
So enthülle ſich, wenn er fallen mag
Auch dir ein recht blumiger Lebenstag,
Ein Lenz, der mit ſeinem ſonnigen Schein
Noch leucht' in den Herbſt und den Winter hinein,
Das beſorge du fein, mein Schleierlein!

Lina Walther.

Zimmerſchmuck.

Photographiearrangement. Reizend ſieht es aus, wenn ein junges Geſichtchen aus einem mit Blumen bemalten Spiegel oder aus einem Blumenfenſter ſchaut! Als ich neulich einen netten größeren Apfelblütenzweig aus Seidenpapier fertigte, fiel es mir ein, dieſen hübſchen Effekt nutzbar zu machen. Ich band hinter jeder Blütendolde eine ſtarke Haarnadel, mit dem Kopfende einen halben Finger lang hervorragend und dann etwas nach vorn gebogen, feſt. Darauf holte ich Photographieen junger Nichten und Enkelinnen, klebte einen zwei Finger breiten Streifen ſtarkes Papier auf die Rückſeite am unteren Ende einer jeden und ließ nur in der Mitte des Streifens ſoviel Raum, daß die Haarnadel hindurch geſchoben werden konnte. So beſteckte ich den ganzen Zweig mit jugendlichen Köpfen. Dies Arrangement befeſtigte ich über meinem Schreibtiſch, und ich kann verſichern, daß es ganz entzückend ausſieht.

Großmutter.

Noch einmal der Mondkalender.

Unterzeichneter hat ſich einen Kalender nach ungefährem Muſter des 2. Blattes der Nr. 13 hergeſtellt und gefunden, daß die Herſtellung keineswegs nach Angabe der dortigen Centimetergröße eine „äußerſt einfache“ iſt; er glaubt, den verehrten Damen einen kleinen Gefallen zu erweiſen, wenn er die gemachten Erfahrungen im Folgenden kund gibt. Man verwende keinen weißen ſtarken Karton zur Anfertigung, da ein Ausſchneiden des Mondgeſichtes und der ſcharfen Ecken mangelhaft ausfallen dürfte. Nein, einfacher: Man verwende Holz dazu und ſäge nach Angabe der beifolgenden Zahlengrößen das Ganze mit der Laubſäge aus. (Unterzeichneter hatte noch nie eine Laubſäge in der Hand gehabt und fand, daß die Sache ganz herrlich ging.) Man zeichne alſo ein Quadrat mit 24 cm Seitenlänge, nicht 23, da die Einteilung ſonſt zu ſchwer iſt, ziehe die Linien des fünfeckigen Sternes und die angegebenen des Mondes, und ſäge nun rüſtig drauf los. (Ein männliches Weſen iſt jedenfalls ſo freundlich, dieſe Liebesarbeit den Damen zu erweiſen.) Nach Fertigſtellung der Sägearbeit kaufe man ſich je einen halben Bogen gelbes und weißes Papier, überklebe *nur die Oberfläche* des Holzes und verſehe dann die Kanten mit Doppellinien von Tuſche oder Tinte, ganz wie es in der Abbildung in Nr. 13 angegeben war. — Eine paſſende einfache Bleiſtift- oder Tuſchzeichnung in der unteren Hälfte verſchönert das nette Geſchenk ungemein. **H. Enke, Lehrer.**

Geſellſchaftsſpiel.

Telegraphieren. Der Telegraphiſt verabredet ſich mit jemand aus der Geſellſchaft (der herausgehen und dann raten muß), und läßt ſich dann von den Übrigen ein Wort ſagen, das er telegraphieren ſoll, z. B. „Tiſch". Nun wird der andere gerufen; derſelbe weiß, daß der Telegraphiſt ſich das Wort ins Franzöſiſche überſetzt hat. Dieſer ſagt nun alſo: „Die Depeſche geht ab in Toulon," klopft 1 mal (die Zahl des Klopfens zeigt einen der fünf Vokale an), „ſie geht nach Berlin, von da nach Liſſabon" klopft 2 mal (Vokal e) und der Rater ruft ſofort: „Es iſt ein Tiſch." — Die Nichteingeweihten erraten den Zuſammenhang ſelten, — nur muß man Worte vermeiden, die in beiden Sprachen gleich geſchrieben werden, wie z. B. „Lampe." — Ebenſo kann man natürlich ſtatt franzöſiſch, engliſch telegraphieren. **M. Dahnow.**

Gärtnerei.

Anemonen. Unter die zeitigſten Frühlingsblumen reihen ſich die Anemonen ein. In früheren Zeiten wurden die zahlreichen farbenprächtigen holländiſchen Varietäten der urſprünglich ſüdeuropäiſchen **Anemone coronaria** zu den beliebteſten Gartengewächſen gezählt. Jetzt ſucht man mehr nach anderen Formen, insbeſondere ſolchen, die Abänderungen mit blauer Färbung bieten. So z. B. wird die Varietät unſerer einheimiſchen **Anemone nemorosa var. Robinsoniana** mit hübſchen großen, himmelblauen Blumen ſehr geſucht. Ebenſo iſt von der allerliebſten, faſt vergißmeinichtblau blühenden **Anemone apennina** die Form **atrocoerulea** mit dunkelblauen Blumen ſtark begehrt. Am meiſten aber macht die ſchöne **Anemone blanda Schott.** aus dem Taurus in Kleinaſien Aufſehen. Die prachtvollen Blumen dieſer ſind vom reinſten Enzianblau und erſcheinen gleichzeitig mit dem Schneeglöckchen. Es iſt die *früheſte* aller Anemonen, eine wahre Perle unter den Frühlingsblumen. Die Engländer haben von derſelben ſchon eine Varietät, **Anemone bl. Ingrami hort. angl.** gezogen. Die neue Sorte iſt deshalb wahrhaft prächtig, weil die Blumen noch einmal ſo groß ſind, wie die der Stammform. Die hier genannten Sorten ſind alle im Freien ausdauernd und können in Töpfen auch getrieben werden. **K. L.**

Für die Küche.

Thüringer Kartoffelklöße (Fr. 46). Für 12 Perſonen nimmt man eine Metze Kartoffeln, wäſcht und ſchält dieſelben und ſchneidet $^1/_3$ der Maſſe in Viertel, um davon den Kartoffelbrei zu kochen, welcher zum Brühen der geriebenen Kartoffeln nötig iſt. Die andern Kartoffeln werden gerieben und einigemal mit warmem Waſſer abgewäſſert. Natürlich müſſen ſich die geriebenen Kartoffeln allemal wieder geſetzt haben, ehe man das Waſſer abſchüttet. Mittlerweile werden für 10 Pfg. Semmel in Würfel geſchnitten und in Butter geröſtet. Die Kartoffeln werden in ein Säckchen geſchüttet, feſt ausgepreßt und nicht früher aus der Preſſe genommen, bis der Brei fertig iſt. Hierauf die Stärke in eine Schüſſel gethan, die gepreßten Kartoffeln ſchnell zwiſchen den Händen zerrieben und auch dazu in die Schüſſel das nötige Salz beigefügt, die Maſſe mit dem kochenden Brei übergoſſen und tüchtig verrührt. Hierauf nimmt man Teig auf die Hand, thut von der geröſteten Semmel auf den Teig und drückt die andere Teighälfte feſt auf, legt die Klöße in kochendes Waſſer und läßt ſie eine Viertelſtunde im kochenden Waſſer ziehen, aber nicht ſtrudeln, ſonſt verlieren ſie das gute Ausſehen.

Fragen.

63) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Mitleſerinnen ein Gedicht mitteilen, welches bei Überreichung einer leinenen geſtickten Servier-Tiſchdecke an eine Braut zu benutzen wäre? Sehr dankbar wäre

Eine eifrige Leſerin des Frauen-Daheim im Schleſierland.

64) Würde wohl jemand ſo freundlich ſein mir einen kleinen Spruch oder Vers auf den Deckel einer gemalten Bildermappe, welche ich einer Freundin zur Konfirmation ſchenken will, zu ſagen? Im voraus dankend

Eine Leſerin des Daheim in Th.

65) Ich beabſichtige, meiner Nichte, welche zu Oſtern konfirmiert werden ſoll, als Konfirmationsgabe einen Nähtiſch mit Einrichtung zu ſchenken. Leider ſtanden die Muſen nicht an meiner Wiege, und ich kann nicht einmal Reime ſchmieden, geſchweige denn dichten. Nun möchte ich aber doch ſo gern meiner Gabe ein Gedicht beifügen. Würde mir wol jemand aus der Verlegenheit helfen?

Tante Juliane zu Dresden.

Auskunft.

Fr. 52. Gern teile ich der verehrlichen Redaktion mit, daß hierorts, Frankenſtein (Schleſien) ein Aſyl für ältere Damen reſp. Frauen unter dem Namen „Emmaus", geleitet von Schweſtern des hieſigen Diakoniſſen-Mutterhauſes, beſteht. Der monatliche Penſionspreis beträgt 30 ℳ, erhöht ſich jedoch bei geſteigerten Anſprüchen. Weitere Auskunft und Anmeldungen ſind zu richten an die Oberin, Gräfin Hedwig Stoſch, Diakoniſſen-Mutterhaus Frankenſtein (Schleſien).

Frau C. v. H.

In Beantwortung von Fr. 52 im „Daheim" teile ich mit, daß in dem zum Penſionat „Frauenſchutz" gehörigen „Schweſternhaus" Dresden-N., Hoſpitalſtraße 2, ältere Damen oder auch Damen mittleren Alters ein recht angenehmes dauerndes Heim finden. Es gibt übrigens nicht nur *ein* Haus, ſondern mehrere, die aber alle zuſammen gehören und eine geſunde Lage haben. Einzelheiten, die ich Ihnen mitteilen könnte, würden Ihnen wenig nützen; ich rate Ihnen, ſich direkt an die Vorſitzende des Direktoriums vom „Frauenſchutz", Frau Thereſe von Walzdorf, Waſſerſtraße, Dresden-Neuſtadt, zu wenden. Ich kann Ihnen das Schweſternhaus warm empfehlen. **Liddy S.**, Lehrerin in **M.**

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld u. Leipzig.

Konfirmationsſcheine, zwanzig, **Prachtausgabe,** mit Zeichnungen von Prof. **C. Andreae.**

1. Folge, 2. Auflage (20 Scheine) Preis 2 Mk.
2. „ 2. „ (20 „) „ 2 „
3. „ (20 Scheine) Preis 2 Mk.
4. „ (20 „) „ 2 „

Infolge vielſeitiger Wünſche iſt dieſe Sammlung, welche ſich durch eine **höhere künſtleriſche Ausführung** der Scheine bei verhältnismäßig billigem Preiſe raſch eine große Beliebtheit errungen hat, auf **vier Folgen** vermehrt worden, damit dieſelben auch für Gemeinden mit **größter Konfirmandenzahl** ausreichend ſind.

Von den neuen Folgen enthält die eine (III.) eine Auswahl von 20 weiteren Sprüchen, die Scheine der anderen (IV.) haben dagegen **einen leeren Raum zum Einzeichnen ſelbſtgewählter Sprüche,** wie dies ebenfalls von vielen Seiten gewünſcht wurde.

Die bekannten und vielverbreiteten:

Konfirmationsſcheine, vierzig, mit Zeichnungen von **Otto Speckter.**

1. Folge, 9. Auflage, 1 Mk. 60 Pfg.
2. „ 5. „ 1 „ 60 „

ſowie ferner:

Trauſcheine, zwanzig, mit Zeichnungen von Prof. **C. Andreae.** 2 Hefte, à 2 Mk.

ſind nach wie vor zu beziehen, und in allen Buchhandlungen werden ſämtliche Scheine bereitwilligſt zur Anſicht vorgelegt.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Das Beſte in der Welt

von

Henry Drummond.

Deutſche autoriſierte Ausgabe.

Einundzwanzigſte Auflage.

(71. bis 75. Tauſend.)

Preis kartonniert: 1 M.

in elegantem Goldſchnittband: 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien in 5. Auflage:

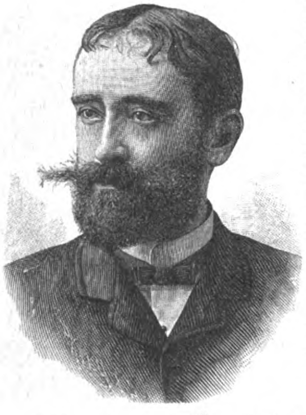
? Wird die Socialdemokratie ſiegen? Ein Blick in die Zukunft dieſer Bewegung. Von **Leopold v. Kunowski,** Landgerichtspräſident. **5. Auflage.** Circa 18 Bogen Oktav. Preis broſchiert 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
XXVII. Nr. 17. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
24. Januar 1891.

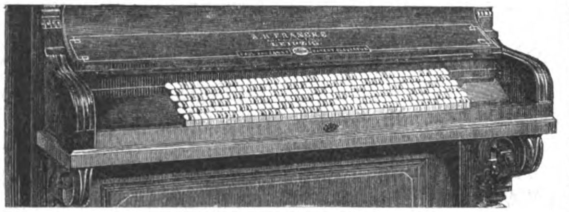
Hausmuſik.



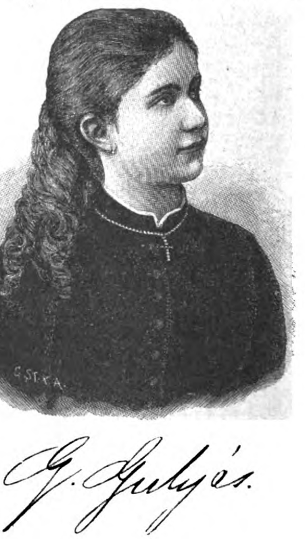
Paul von Jankó

Die Jankó-Klaviatur.

Es war im Frühjahre 1887. Der ehrwürdige Saal des alten Gewandhauſes in Leipzig widerhallte von begeiſterten Beifallsrufen, in allen Ecken und Enden disputierte, ſtritt und focht man in ſcharfem Zungenkampf, es ziſchelte, wisperte, dazwiſchen ertönten hier und da dumpfe Unkenrufe, ſchlimme Prophezeiungen, dann wieder ſchnellte das Publikum wie elektriſiert von den Sitzen empor, denn am Podium ereigneten ſich Dinge, unerhört, ſeltſam, höchſt merkwürdig. Und als dann wieder Ruhe platzgegriffen, hörte man in ſonderbarem, breitem, ungariſch-deutſchem Dialekt Auseinanderſetzungen über die Geſchichte und die Vorteile eines neuen Inſtrumentes. Dieſes neue Inſtrument, welches die ſanften Gemüter des muſikaliſchen Leipzig in ſo große Aufregung verſetzte, war ein Pianoforte mit der neuerfundenen „Neuklaviatur“, der Vortragende der Erfinder, Herr von Jankó. Das Für und Wider war damals ein ungemein heftiges und da die Gegner mit den Freunden der Jankóklaviatur ſich nicht vergleichen konnten und ein über den Parteien ſtehender Richter nicht vorhanden war, ſo mußte der Zeit das richterliche Endurteil vorbehalten werden. Und die Zeit hat geſprochen, das Urteil fiel zu Gunſten der neuen Erfindung aus, welche ſeitdem unter den Auſpicien ausgezeichneter Virtuoſen in der ganzen Welt das allergrößte Aufſehen erregt hat und bereits in mehreren großen Konſervatorien Europas und Amerikas eine ſyſtematiſche Pflege erfährt. Der Erfinder dieſer merkwürdigen Klaviatur iſt ein geborener Ungar, welcher in Wien an der techniſchen Hochſchule Mathematik ſtudierte und außerdem ſeinem bedeutenden muſikaliſchen Talent am Wiener Konſervatorium eine ſorgſame Pflege zu teil werden ließ. Herr von Jankó galt bald als vortrefflicher Klavierſpieler und wenn man ſeinem Talente die ihm gebührende Anerkennung nicht verſagen konnte, ſo mußte man doch bedauern, daß eine ungewöhnlich kleine Hand den Spieler nötigen werde, Verzicht zu leiſten auf jenes Repertoire von glänzenden Stücken, ohne welches kein moderner Virtuoſe im Konzertſaal ſich eine dominierende Stellung wird erringen können. Aber wie ſo oft, ſo machte auch hier die Not erfinderiſch. Erfand ſich der lahme Schmidt Wieland der nordiſchen Sage ein Flügelpaar, aus Schwertern geſchmiedet, ſo erfand ſich Herr v. Jankó ſeine Klaviatur, die in erſter Linie darauf hinauslief, ſelbſt einer kleinen Hand alle bisher gebräuchlichen Spannungen zu ermöglichen. Wer an den erſten Klavierunterricht ſich zurückerinnert, der ja meiſt im zarten Alter begonnen wird, der wird bei dem Gedanken an das qualvolle Oktavenſpannen noch einmal jenes Martyrium in ſich nachwirken fühlen, das ſchon in manchen talentvollen Kindern Luſt und Liebe zur Muſik völlig erſtickt hat. Nachdem Jankó ſeine Erfindung gemacht, galt es vor allem einen Klavierbauer zur Anfertigung eines Inſtrumentes mit Neuklaviatur zu bewegen. Aber ſelbſt die Optimiſten unter ihnen wieſen auf das Schickſal aller derartigen Erfindungen hin und bewieſen eine vollkommene Teilnahmsloſigkeit. Janko ging nach Ungarn und mit Hilfe eines ſimplen Tiſchlers wurde ein Inſtrument gebaut, das freilich ein höchſt fragwürdiges Monſtrum blieb, aber dennoch den praktiſchen Vorteil einer klingenden Klaviatur gewährte. Das nächſte Inſtrument war ein Harmonium, das ſich ſchon großer Anerkennung erfreute und dem Erfinder endlich das Herz eines Klavierfabrikanten erweichen half. Nun hatte Jankó gewonnenes Spiel; gleich ſein erſtes Auftreten bedeutete einen vollſtändigen Triumph ſeiner Idee. Seitdem wurden die Inſtrumente fortwährend verbeſſert und heute baut man ſowohl prächtige Konzertflügel (Blüthner in Leipzig) wie gute Hausinſtrumente (A. H. Francke in Leipzig u. a.). Worin beſteht nun das Charakteriſtiſche der Jankóklaviatur und wo liegen ihre Vorteile? Die Jankóklaviatur überraſcht auf den erſten Blick ganz außerordentlich; in einer ſchiefen Ebene befinden ſich ſechs Klaviaturen, ſchräg aufſteigend; jeder Ton iſt dreimal vorhanden, natürlich immer auf derſelben Grundtaſte ſitzend, die Taſten ſelbſt ſind nach beiden Seiten abgerundet, die Obertaſten fehlen ganz und ſind nur mit einem ſchwarzen Strich über die Taſte als ſolche dem Auge gekennzeichnet. Da ſie niemals chromatiſch nebeneinander, ſondern übereinander liegen, verringert ſich die Spannweite ſo ſehr, daß eine kleine Damenhand bequem eine Decime (alſo C bis e) ſpannen kann. Eine normale Männerhand greift z. B. mit Leichtigkeit den fabelhaft weiten Akkord Ee gis h. Das will etwas bedeuten! Man denke nur, wie leicht und ſicher unter ſolchen Vorausausſetzungen die ſchwierigſten Arpegien auszuführen ſind, mit welcher Treffſicherheit weite Sprünge gemacht werden können! Ein „Danebenſchlagen“ iſt vollſtändig ausgeſchloſſen, zumal durch die ſchiefe Ebene der Taſtenreihen der Handhaltung ihre volle bequeme Natürlichkeit gewahrt bleibt. Da der Daumen immer auf die tiefer gelegene Taſtenreihe angewieſen iſt, fällt das ſchwierige und läſtige Unterſetzen des Daumens völlig weg. Geradezu ideal iſt *der* Vorteil, daß man ſämtliche Dur- und ſämtliche Moll-Tonleitern mit *einem* Fingerſatz ſpielt, daß man alſo die Tonleitern, Akkorde u. ſ. w. nur in einer einzigen Tonart zu erlernen braucht, um ſie ſofort in allen anderen ausführen zu können, daß man jedes beliebige Stück ſofort nach jeder beliebigen Tonart transponieren kann! Man fängt im letzten Falle einfach das Stück mit demſelben Fingerſatz auf einem andern Tone an. Die abgerundeten Taſten ermöglichen zweierlei: erſtens ein vollkommenes Legatoſpiel, wie es auf der alten Klaviatur nur äußerlich ſchwer zu geben war und ein chromatiſches Glissando, wie es früher überhaupt zu den Unmöglichkeiten gehörte. Ja, man kann ſogar ganz chromatiſche Akkordreihen glissando ſpielen, indem man die



Die Jankó-Klaviatur.



G. Gulyás.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hand an der beſtimmten Akkordlage von der ſechſten (oberſten) Taſtenreihe bis zur erſten (unterſten) in ſchräger Richtung gleiten läßt, ein Effekt, der ſehr leicht auszuführen iſt und ſtets die vollkommenſte Verblüffung des Zuhörers herbeiführt. Die verſchiedenen, übereinander gelegten Taſtenreihen ermöglichen ferner die freieſte Selbſtändigkeit der beiden Hände, die niemals in Konflikt geraten können; mit beſtimmteſter Klarheit laſſen ſich die komplizierteſten Stimmführungen auseinander halten und ſelbſt Orgelſtücke, in denen die Stimmen durcheinander hindurchgehen und auf der Orgel nur mit Hilfe von zwei Klaviaturen ausgeführt werden können, laſſen ſich mühelos wiedergeben. Bezeichnend für die leichte Erlernbarkeit der Jankóklaviatur bleibt die Thatſache, daß ein ſchon ausgebildeter Klavierſpieler in 5 bis 6 Monaten die Neuklaviatur in ſolchem Maße beherrſcht, daß er die ſchwierigſten Virtuoſenſtücke ausführen kann. Der Klavierunterricht auf der Neuklaviatur dürfte bei einem normal begabten und normal fleißigen Knaben kaum die Hälfte der über der Altklaviatur verbrachten Zeit beanſpruchen, um dieſelben Reſultate zu Tage zu fördern. Wir hörten vor Kurzem in einer Geſellſchaft den Prinzen Max von Sachſen, welcher nach kaum minutenlanger Orientierung auf der ihm völlig neuen Jankóklaviatur nicht nur korrekte Tonleitern, ſondern auch fehlerfrei die Sachſenhymne ſpielte. Wir kennen einen Knaben, der nach einjährigem Unterricht auf der Jankóklaviatur die Fmoll-Sonate von Beethoven (op. 2) ſehr hübſch ſpielte. Nichtsdeſtoweniger hat die Jankó-Klaviatur ſehr viele Feinde, die alle ihre Mißachtung für dieſe höchſt geniale Erfindung, welche vielleicht den Dilettantismus aus der Welt zu ſchaffen berufen iſt, in der ſtereotypen Formel ausdrücken: „Ja, wenn alles was bisher ſchwer war, ſo leicht wird, daß jeder es ſpielen kann, dann, dann gibt es ja keine Kunſt mehr!“ Bravo! Als ob die Kunſt darin beſtünde, daß ſie dem Menſchen Schwierigkeiten zu überwinden aufgibt und nicht vielmehr darin, daß die Schwierigkeiten möglichſt leicht überwunden werden! Gerade das Letztere vollbrachten ja bisher unſere Virtuoſen, und das war ihre Stärke, daß es eben keine Schwierigkeiten für ſie gab. Und ſollen wir ſchelten, wenn wir und unſere Kinder jetzt mit Leichtigkeit lernen, was früher nur mit eiſernem Fleiß und einer oft die Geſundheit ſchädigenden Aufopferung und vielem Schweiße zu erlangen möglich war? Schwierigkeiten wird es auch auf der Neuklaviatur geben, die Kunſt aber wird ſich auf ihr um ſo wohler fühlen, als der perſönliche mit den Künſtlern bisher getriebene Perſonenkultus durch die Verallgemeinerung einer größeren Leiſtungsfähigkeit auf ein vernünftiges Maß reduziert wird. — Von den Virtuoſen, welche bisher auf der Jankó-Klaviatur ſich hören ließen, war die junge, anmutige Magyarin Frl. Giſela Gulyás die erſte; ſie iſt ein gottbegnadetes Talent und ſowohl auf der alten, wie auf der neuen Klaviatur völlig zu Hauſe. Gewöhnlich ſpielt Frl. Gulyás in ihren Konzerten auf beiden Syſtemen, und zwar auf beiden gleich ausgezeichnet. Ihr haben ſich als vortreffliche Virtuoſen angeſchloſſen Richard Hansmann (jetzt in New-York) und Carl Wendling in Leipzig, welche zu den erfolgreichſten Bahnbrechern für die Erfindung des Herrn von Jankó gehören. C. Wendling ſpeziell zählt zu den beliebteſten Erſcheinungen des Konzertſaales. Wir glauben ſicher an die Zukunft der Neu-Klaviatur, und iſt erſt die nötige Anzahl von Lehrern herangebildet, ſo wird ſich ihr Haus und Thor öffnen. Das aber iſt jetzt nur noch eine Frage der Zeit.

Neue Lieder.

Unter dem Titel Lieder eines fahrenden Geſellen veröffentlichte der Komponiſt Paul Umlauft einen Cyklus anmutiger, liebenswürdiger Geſänge, in welchen der Grundton der friſchen Gedichte W. Wackernagels ganz prächtig getroffen iſt. Umlauft, durch zahlreiche Lieder wohl akkreditiert, beſitzt ein feines, melodiſches Talent, das etwa der romantiſchen Art Schumanns nachfolgend, in tief empfundenen Melodieen ſowohl wie in charaktervoller Begleitung zu Tage tritt. Der Komponiſt verſteht vor allem geſangvoll zu ſchreiben, ungekünſtelt und natürlich geben ſich ſeine Lieder, die bald einen naiven ſchelmiſchen Volkston anſchlagen, bald mit Accenten von bemerkenswerter Zartheit wirken. Die „Lieder eines fahrenden Geſellen“ ſind in 2 Ausgaben (hoch und tief, C. A. Klemm in Leipzig) erſchienen; das Heft enthält 8 Nummern und koſtet 2 Mark. Einer weſentlich anderen Stilrichtung huldigen die in demſelben Verlage erſchienenen auf Texte von F. Avenarius komponierten „Sechs Lieder“ von P. Umlauft. Hier bewegt ſich der Komponiſt auf dem Boden des Kunſtliedes; in ſeiner Tonſprache breitet ſich eine glühende Leidenſchaftlichkeit aus, die einen reichen harmoniſchen Apparat in Bewegung ſetzt, ohne ſchwülſtig oder überladen zu ſein; der Stil dieſer Lieder iſt ein glänzender, rauſchender und kühner; ſie durchlaufen die Skala menſchlicher Empfindungen und verweilen auch beim Schmerz, ihm ergreifenden Ausdruck verleihend. Beide Liederſammlungen bieten der Ausführung keinerlei Schwierigkeiten, ein Grund mehr, ſie unſeren Muſikfreunden zu empfehlen.

Die Tanzmuſik und unſre Kinder.

Das Spielen von Tänzen im Hauſe wird von vielen Muſiklehrern als etwas Unedles und Verderbliches hingeſtellt und die um die muſikaliſche Erziehung ihrer Kinder beſorgten Eltern haben dann gewöhnlich nichts Eiligeres zu thun, als alles, was wie Tanzmuſik klingt, in den Bann zu thun; ſie folgen darin nur dem Beiſpiel mancher Muſiker, die mitleidig die Achſeln zucken, wenn man an ſie das Anſinnen ſtellt, einmal etwa einen Walzer zu ſpielen. Die zwei größten Muſiker der Gegenwart R. Wagner und J. Brahms, waren und ſind leidenſchaftliche Verehrer des Walzers, insbeſonders Bewunderer der außerordentlich ſchönen, graziöſen und phantaſievollen Strauß'ſchen Walzer, und der feinſinnige Komponiſt Henſelt ſagte einmal ſehr treffend: „Habe mein Lebtag jene eingebildeten Narren nicht begriffen, die die Kunſt zu entadeln glauben würden, wenn ſie einmal anſpruchslos für fröhlich tanzende Menſchen Muſik machen! Wirft ein Maler nicht auch einmal eine luſtige Skizze an die Wand der Kegelbahn? Würzt der Poet nicht ein Sympoſion guter Freunde mit einem gelegentlichen Trinkſpruch in Knittelverſen?“ „Kein ordentlicher Komponiſt,“ — ſagte Mozart, — „der nicht einen hübſchen Tanz zu machen verſteht“. — Und ſo gewiß das Komponieren von Tänzen nichts Unedles oder Unerlaubtes iſt, ſo wenig kann auch das Spielen von Tänzen etwas Unedles oder Unerlaubtes ſein, freilich: ſchlechte Tänze, eine triviale Gaſſenhauermelodie ſind wie jedes andere ſchlechte Muſikſtück durchaus zu vermeiden, aber die Tänze, welche anerkannt gute Komponiſten geſchrieben haben, darf man unbedenklich der klavierſpielenden Jugend in die Hand geben; die ſtraffe rhythmiſche Gliederung eines Tanzes wirkt anregend und kräftigend auf das rhythmiſche Gefühl der Spieler; er wird taktfeſter in dem Maße, als er die dem Tanze zu Grunde liegenden Wechſel von Arſis und Theſis nachempfinden lernt. Arſis und Theſis, — die beiden Bezeichnungen ſind hergenommen von dem Heben (Arſis) und dem Niederſetzen des Fußes (Theſis) beim rhythmiſchen Gehen, beim Marſchieren — ſind bei keiner anderen muſikaliſchen Form ſo weſentlich, ſo eſſentiell wirkend als gerade beim Tanze. Und dem einfachen, elementaren Rhythmus geſellte ſich die einfache Volksmelodie hinzu: aus dem Volksleben ſproßte die Blüte der naiven Volksempfindung hervor. Deswegen ſchon iſt der Tanz die volkstümlichſte, ganz allgemein verſtandene Muſik, weil er durchaus vom Volke geſchaffen iſt. Und die Kinder, die zuerſt Volkslieder ſingen lernen, ſollten nicht auch einen guten, ſchönen Tanz ſpielen lernen?

Die Freude am Rhythmus iſt etwas allen Menſchen angeborenes. Die Neger, die ihre grotesken Sprünge beim Klappern einer großen Trommel ausführen, die Kaſtilianerin, welche mit dem Schalle der Kaſtagnetten ihre Tanzgeberden regelt, der Chor der griechiſchen Bühne, welcher in bald feierlich ernſten, bald bewegteren Rhythmen an der Handlung Anteil nimmt — ſie alle illuſtrieren die Wirkung des Rhythmus auf das menſchliche Gemüt. Und daß gerade die Kinder einen lebhaften Sinn für den Rhythmus haben, iſt eine bekannte Thatſache und in der muſikaliſchen Beziehung muß der Rhythmus, der Takt als das Urelement der Kunſtmuſik vor allem anderen betont werden.

Neben dieſer rein erzieheriſchen Tendenz eines vernünftig geregelten Tänzeſpielens wird ſich auch das äſthetiſche Moment geltend machen. Neben den einfacheren Formen wie ſie Lanner, die Familie Strauß geſchaffen, ſind hier namentlich die wunderbar feinen Stimmungsbilder zu erwähnen, die unter den Walzern, Nokturnen und Mazurken Chopins ſich finden, der ſtolzen pompöſen Polonaiſen und Märſche nicht zu vergeſſen, wie ſie Weber, Lißt, Schumann, Schubert u. a. geſchrieben haben. Das Verſtändnis des bei weitem komplizierteren Aufbaus dieſer Stücke ſetzt eine Vertrautheit mit jenen einfachen Tänzen voraus, unter welchen ſich wahre Perlen der Melodiebildung finden. Deswegen ſpiele man unbeſorgt gute Tänze, ſie veredeln und erziehen in ihrer Art genau ſo, wie eine gute Sonate.

Klaviermuſik zu vier Händen.

Soeben erſchien der 4-händige Klavierauszug einer neuen Symphonie (B-dur) von Heinrich von Herzogenberg (Preis Mk. 7,50), welche vor kurzem im Leipziger Gewandhauſe zur Aufführung gelangte und durch den Humor, namentlich des 3. Satzes, wie ihre behagliche Laune und den Feinſinn ihrer Gedanken mit Recht viele Freunde ſich erwarb. Das vorliegende, ſehr gut ausgeſtattete Arrangement zeichnet ſich durch angenehme Spielbarkeit und vornehme Klangwirkung aus und wird nicht verfehlen, den Namen Herzogenbergs, eines hochſchätzenswerten Muſikers, in der muſikaliſchen Familie einzubürgern.

Vermiſchtes.

Don Juan, eine hiſtoriſche oder eine ſagenhafte Perſon? Wir müſſen annehmen, daß er, ähnlich unſerm berühmten Landsmann, dem Dr. Fauſt, einmal in Wirklichkeit exiſtiert habe. Er ſoll in Sevilla ein heute noch beſtehendes Haus bewohnt haben. Sein Lebensabend hat nichts mit dem tragiſchen Schickſal gemein, das ihm die poetiſchen Bearbeiter der Sage zuerteilten. Was man von ihm erzählt, klingt freilich ſehr phantaſtiſch: Er ging eines Abends durch die Stadt, als er einem Leichenzuge mit Fackelträgern und ſingenden Mönchen begegnete. Er hielt einen Prieſter an und fragte, weſſen Begräbnis es ſei. Don Juans, war die Antwort. Verwundert folgte er dem Zuge bis in die Kirche. Nach der Totenfeier hob er den Deckel des Sarges in die Höhe und erkannte in der Leiche ſich ſelbſt. Am nächſten Tage fand man ihn halb wahnſinnig in der leeren Kirche herumirren. Er fiel in eine ſchwere Krankheit, genas und führte fortan ein beſſeres Leben. Er gründete in Sevilla das Hospicio de la Caridad, dem er, als er ſtarb, ſein ganzes Vermögen hinterließ.

Redaktionspoſt.

H. Öh . . e. Beſten Dank für Ihren vortrefflichen Artikel, der aber, wie Sie aus der letzten „Hausmuſik“ werden erſehen haben, leider zu ſpät kam, um berückſichtigt werden zu können.

Muſikfreund in Luckenwalde. Als ein Lehrbuch, aus welchem Sie mit Erfolg durch Selbſtunterricht ſich bilden können, empfehlen wir Ihnen „die Lehre von der Harmonik“ von Oskar Paul (Leipzig, Breitkopf & Härtel), ein Buch, das ungemein viel Anregung bietet, kurz und bündig geſchrieben iſt und nirgends in den gefürchteten trockenen Ton verfällt, welcher die meiſten Muſikfreunde von dem Studium der Harmonik abhält. Geben Sie uns doch von Ihren Erfolgen Nachricht!

Frl. **Margarete B . . . . s.** Sie ſchwärmen für Beethoven und Mozart? Wir auch! Nur wenn Sie eine gründliche pianiſtiſche Ausbildung genoſſen haben, werden Sie die letzten Sonaten des Meiſters bewältigen können; ſie ſind das Tiefſinnigſte, was wir an Klavierkompoſitionen beſitzen. — Laſſen Sie ſich die ſchöne Ausgabe von C. F. Peters kommen!

Oskar Fl . . . ., Königsberg. Brahms lebt im Winter in Wien, im Sommer in Iſchl, wo er eine Villa beſitzt; ſeine Kunſtreiſen (Dirigieren eigener Werke) führen ihn freilich durch ganz Deutſchland.

Frau **Helene St . . . . . r** in **Odenkirchen.** Sie finden die gewünſchten leichten Muſikſtücke in den „Salonalbums“ (Litolff und Peters) und in den reizenden „Kinderſtücken“ von Schumann und Reinecke, von denen Sie entzückt ſein werden.

Frl. **Käthe D . . . l, Frankfurt.** Als reizende, im Familienkreiſe leicht ausführbare Chormuſik mit Pianofortebegleitung empfehlen wir Ihnen „Die Jahreszeiten“, einen allerliebſten Cyklus von K. Göpfart, Dichtung von Frieda Schanz (Leipzig, Verlag von Geb. Hug) und Attenhofers „Im Zauberberg beim Rattenfänger“, Dichtung von derſelben Verfaſſerin (in demſelben Verlag). Ihren zweiten Wunſch, geiſtliche Lieder betreffend, wird Kirchners ſehr hübſches „Bitten“ (Gott, Deine Güte reicht ſo weit) Genüge thun (Hug). Laſſen Sie ſich übrigens von einer Muſikalienhandlung das „Vaterunſer“ von Cornelius (Leipzig, C. F. Kahnt) oder die „Altdeutſchen geiſtlichen Lieder“, herausgegeben von C. Riedel (Leipzig, Fritzſch) zur Anſicht kommen. Letztere ſind vierſtimmig geſetzt. — Über geiſtliche Lieder bringen wir nächſtens einen Artikel.

Frau Paſtor **Helene Tr—en, Panthenau,** Herrn Gymnaſiallehrer **H. H., Huben** u. viele andere: Verbindlichſten Dank für Ihre frdl. Anerkennung. Ihre Wünſche werden in Zukunft berückſichtigt werden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Keine Blume kann bewahren
Ihr friſches Angeſicht,
Vor allem die Schönſte der Schaaren,
Die Jugend, nicht!

Ballkleider.

Ballkleider! Welch' ein Zauber- und zugleich welch ein Angſtwort für töchterreiche Familien, wo das Einkommen des Oberhauptes nicht recht in Einklang mit der Tanz- und Putzfreude der Jugend ſtehen will. Wie oft hört man über den teueren, vergänglichen Luxus klagen! Balltoiletten für junge Mädchen brauchen aber durchaus nicht teuer zu ſein. Koſtbare Stoffe ſind in dieſem Fall keineswegs nötig. Die duftige Friſche iſt an Ballkleidern die Hauptſache. Schließlich iſt der viel teurere crépe lisse etc. ebenſo vergänglich als der billige Tarlatan und Tüll, mit dem wir uns heute ausſchließlich befaſſen wollen. Wenn ein junges Mädchen über eine weiße und eine farbige ausgeſchnittene Atlastaille und die dazu paſſenden Satinunterzüge verfügt, iſt ſie für eine Saiſon reich verſehen und kann mit einigem Geſchick ſich ſelber die mannigfaltigſten Balltoiletten verfertigen, deren einfache Herſtellung die Mode der glatten Röcke begünſtigt. Zwei übereinander fallende Röcke, je aus drei Stoffbahnen beſtehend, decken das Satinunterkleid vollkommen. Der untere Rock, unten leicht geſäumt, oben feſt eingereiht, wird auf der Tournüre, die auf einem Korbſtänder hängen muß, in Pliſſéfalten befeſtigt und ab und zu angeſtochen, damit der Rock beim Tanzen nicht die Form verliert. Über dieſen erſten Rock kommt ein zweiter, gleich weiter, oben am Bund eingereiht und befeſtigt, der an der rechten Seite mit Blumen oder Schleifen etwas gerafft wird, um den unteren Rock zur Geltung zu bringen. Der untere Rock kann aus Tarlatan, der obere aus Tüll beſtehen, der Unterſchied iſt gar nicht zu bemerken. Die Taille wird mit Blenden und mit Puffärmeln aus Tüll, Blumen an der linken Achſel und Schleife auf der rechten Achſel garniert. Die Blumen am Rock müſſen ſtets rechts ſitzen, weil ſie dort am wenigſten beim Tanzen gedrückt werden. So einfach dieſe Machart vielen Leſerinnen erſcheinen wird, ſo graziös und duftig ſieht ſie aus; es kann mit geringen Koſten die vielfachſte Abwechſelung durch die Anwendung verſchiedener Stoffe und Farben hervorgebracht werden. Die gemuſterten, mit Chenillepunkten, Bordüren und Auflagen verſehenen Tülls ſind wunderhübſch, aber auch ſehr teuer, und doch ſehr leicht viel billiger ſelber herzuſtellen. Nur der obere Rock wird aus gemuſtertem Material hergeſtellt, unten wird glatter Stoff verarbeitet, ſonſt macht das Ganze einen unruhigen Eindruck. Soll der Tüll oder Tarlatan z. B. mit Chenilletupfen verſehen werden, ſo ſind dazu 10 m Drahtchenille nötig, welche in 8 cm lange Stückchen geſchnitten und zu Ringen geſchloſſen werden. Nun verſehe man eine rohe Holzplatte (vielleicht Tiſchplatte) mit im Viereck verſetzten deutlichen Tintenpunkten, die ſo weit von einander entfernt ſein müſſen, daß ſpäter das Plätteiſen bequem zwiſchen denſelben hindurch kann. Auf dieſe Holzplatte wird der Stoff glatt mit Stecknadeln aufgeſpannt und an den Stellen, wo die Tintenpunkte ſich auf der Oberfläche des Stoffes zeigen, Chenilleringe mit zum Stoff paſſendem Garn angeknotet. Die Arbeit iſt durchaus nicht mühſam, und zwei ſich gegenüberſitzende Perſonen werden ſchnell damit fertig. Die Holzplatte reicht natürlich nicht mit einem Male für den ganzen Stoff aus, das Neuauflegen desſelben muß daher ſehr akkurat geſchehen, damit man das Anlegen nicht bemerkt. Auf dieſelbe Art wird mit Wachsperlen, Glasperlen, die wie Thautropfen wirken, Gold- und Silberperlen verfahren. Ähnlich wie Chenilletupfen ſehen ausgeſchlagene aufgeklebte Sammtpunkte oder Sterne aus. Man braucht zu einem Kleide einen halben Meter Sammt in lebhaften Farben, wie er zu Maskenzwecken vorhanden iſt. Das Ausſchlagen beſorgt der Tapezierer, und zwar dürfen die Punkte nicht zu klein ſein, ſonſt geht die Wirkung verloren. Zum Aufkleben wird wieder die Holzplatte benutzt, und der Klebſtoff muß möglichſt farblos ſein. Auf weißem Tüll oder Tarlatan haben rote, blaue, roſa und gelbe Verzierungen die beſte Wirkung; ſehr apart ſehen ſchwarze Sammtpunkte auf gelbem Stoff aus. Die Blumen, welche zur Garnierung des Kleides verwendet werden ſollen, müſſen natürlich in der Farbe zu den Verzierungen des Stoffes paſſend ſein; die Taille kann weiß oder farbig ſein, es ſieht beides gleich hübſch aus. Damit wäre ſchon die Abwechſelung angedeutet, die man mit den oben beſchriebenen Balltoiletten erreichen kann. Das erſte Mal nimmt die junge Dame vielleicht die farbige Taille mit weißem Rock und farbigen Blumen; ſpäter die weiße Taille mit den farbigen Blumen und dem weißen Rock vom erſten Mal, der mit farbigen Tupfen verſehen worden iſt; das dritte Mal kommt eine ganz weiße Toilette zur Anwendung; darauf die farbige Taille mit dem gemuſterten Rock des zweiten Males; das fünfte Mal die farbige Taille mit farbigem Rock, glatt oder mit Tupfen in derſelben Farbe verſehen, hierzu braucht man keine Blumen, nur Schleifenſchmuck, was gerade ſehr modern iſt; im Haar käme eine doppelte Bandſpange zur Anwendung. Dieſe einfachen Toiletten ſehen ſehr effektvoll und doch immer ganz verſchieden aus. Sind nun noch mehrere Schweſtern vorhanden, welche ſich mit Blumengarnituren aushelfen können, wird noch mehr Abwechſelung erreicht werden können. Neuerdings iſt auch Bandbeſatz für Ballkleider ſehr beliebt; der obere Rock wird mit drei bis vier Reihen glatt aufgeſetztem Atlasbande verſehen; das Band darf nicht erſter Qualität ſein, da dieſelbe nicht den ſchönen Glanz der geringeren Sorten hat. Eiffelzacken, oder griechiſche Bordüren haben eine noch ſchönere Wirkung, aber die Herſtellung iſt viel mühſamer, da das Zentimetermaß ununterbrochen bei der Hand ſein muß. Ein anderer ſehr hübſcher Ausputz iſt eine Schärpe, die ſeitwärts oder hinten getragen werden kann. Als Beſatz für eine weiße Taille empfiehlt ſich auch Schwan, aber nur zu einer ganz weißen Toilette. Die Hauptſache an einem Ballanzuge wird immer die duftige Friſche bleiben, und dieſe wird nur durch unbedingte Sauberkeit erreicht. Man denke nie: das ſieht man nicht — oder — das iſt noch gut! Im Ballſaale wird eine friſch aufgeſteckte Toilette ſehr wohl von einer chiffonnierten unterſchieden. Deshalb laſſe man ſich nie die kleine Mühe verdrießen, zertrenne die gebrauchte Toilette am nächſten Tage und verwahre ſie ſo ſorgfältig als nur irgend möglich. Das nächſte Mal wird der Stoff gut ausgeplättet und friſch aufgeſteckt; eine ſo hergeſtellte Toilette iſt von einer ganz neuen kaum zu unterſcheiden. Ein großer Fehler iſt es ferner, ein Ballkleid zu kurz zu machen, es ſieht dies durchaus nicht ſo zierlich aus, wie manche meinen; der Rock wird beim Tanzen ſo wie ſo ſchon kürzer. Das Kleid muß mindeſtens bis zum Knöchel reichen. Die Mode ſchreibt augenblicklich ſchwarze Strümpfe und ausgeſchnittene Schuhe, wenn möglich Lackſchuhe, vor. Das Auge gewöhnt ſich ſehr leicht an eine Mode, und geradezu als geſchmacklos fallen helle Strümpfe und Spangenſchuhe auf. Schwarze Strümpfe ſind überdies ſo bequem und haben den Vorteil, den Fuß kleiner erſcheinen zu laſſen, lenken auch den Blick nicht ſo auf denſelben als ein bunter Strumpf. Über Handſchuhe möchte ich bemerken, daß weiße ganz aus der Mode, höchſtens zu einer weißen Toilette geſtattet ſind, aber däniſche in allen Farben ſind ſehr beliebt: am praktiſchſten ſind aber Waſchlederhandſchuhe, welche für den Ballſaal in extrafeinen Farben und Qualitäten hergeſtellt werden.

E. in L.

Zimmergärtnerei.

Die Bete oder rote Rübe als Winterblume. Um gewöhnliche rote Rüben als Zimmerſchmuck zu verwenden, bewahrt man dieſelben während der Wintermonate im Keller und zwar mit Sand umgeben auf. Gegen das Frühjahr werden ſie dann eine Menge prächtig roſen- und faſt karminroter Blätter treiben, welche in der noch blumenarmen Zeit einen herrlichen Schmuck des Zimmers gewähren. Man ſchneidet die mit den ſchönſten Blättern verſehene obere Hälfte der Rübe ab, ſtellt ſie auf einen mit Waſſer gefüllten Teller und umgibt ſie des ſchöneren Ausſehens halber mit grünem Moos. Man kann auch mit dieſer roten Rübe, wenn ſie nicht zu lange getrieben hat, eine reizende Blumenampel erzielen. Hängt man ſie nämlich mit der Spitze nach oben an der Zimmerdecke auf, ſo wachſen die Blätter aufwärts und bilden für dieſelbe mit ihrer roten Farbenpracht die ſchönſte Dekoration.

K. L.

Geflügel.

(Frage 57.) Die Anſichten über die beſten Legehühner ſind ſehr verſchieden, doch können nach Öttels Kalender für Geflügelfreunde wohl folgende Raſſen beſtens empfohlen werden: 1) Bergiſche Kräher. 2) Italiener. 3) Spanier. 4) Houdans. 5) Crêve-coeur. 6) La flèche. 7) Dominikaner. 8) Wyandotte-Hühner. Außerdem gibt es noch eine Anzahl wertvoller Kreuzungen. Für Anfänger in der Geflügelzucht dürften die beiden zuerſt genannten Arten die beſten ſein, weil dieſelben ſich leicht aufziehen und unterhalten laſſen, ſehr widerſtandsfähig ſind und reichen Eierertrag liefern.

Emil Fiſcher in Gera.

Handarbeit.

In Nr. 14 dieſes Blattes finde ich eine mit „Alte Hausfrau" unterſchriebene, praktiſche Anweiſung, haltbare Strümpfe zu ſtricken. Die betreffende Dame wird es nun wohl nicht übel nehmen, wenn ich als junge Hausfrau noch mit einem beſſeren Rezept komme. Ich finde es nämlich ſehr praktiſch, den ganzen Fuß bis zur Spitze in zwei Hälften zu ſtricken und zwar den unteren Teil doppelt, da doch bekanntlich die Strümpfe daſelbſt am meiſten zu leiden haben. Mit leichter Mühe ſind dann die beiden aneinander genähten Teile loszutrennen und der untere ſchlechte durch einen neuen zu erſetzen.

A. H. Neue Abonnentin in Kaſſel.

Für die Küche.

Likörrezepte (Fr. 56).

Himbeerlikör. Man kocht 1 Liter Waſſer mit 1 Pfund Zucker auf und ſchäumt die Maſſe gut aus, dann thut man 1 Liter rektifizierten Spiritus und 1 Liter gut verleſene, ſaftige Himbeeren hinzu. Darauf gießt man die Maſſe in weithalſige Flaſchen und ſtellt dieſe gut verkorkt vier Wochen in die Sonne. Nach vier Wochen filtriert man die Flüſſigkeit, gießt ſie auf Flaſchen und korkt dieſelben abermals gut zu.

Nußlikör. 1 Liter Waſſer wird mit 1 Pfund Zucker aufgekocht, gut ausgeſchäumt, und wenn die Flüſſigkeit gut abgekühlt iſt, thut man 20 grüne, feingeſchnittene Wallnüſſe, für 5 Pfennige Nelken, für 10 Pfennige Kanel, für 10 Pfennige Ingwer und 1 Liter rektifizierten Spiritus hinzu. In weithalſigen Flaſchen läßt man die Flüſſigkeit ſechs Wochen an der Sonne ſtehen und filtriert ſie dann gut durch.

Apfelſinenlikör. Man kocht 1 Liter Waſſer mit 1 Pfund Zucker und ſchäumt die Maſſe gut aus, gießt ſie, nachdem ſie etwas abgekühlt, mit 1 Liter rektifiziertem Spiritus in weithalſige Flaſchen, thut die fein abgeſchälte Schale von 3 Apfelſinen hinzu und ſtellt die Flaſchen gut verkorkt drei Wochen hinter den warmen Ofen. Nach drei Wochen gießt man die Flüſſigkeit 2—3 mal durch Filtrierpapier, ſo oft bis ſie klar iſt, und füllt ſie dann in enghalſige Flaſchen, die man gut verkorkt. **Naturfreundin.**

Auskunft.

Nochmals Fr. 14. Falls mein Rat noch nicht zu ſpät kommt, mache ich die beſorgte Mutter hiermit auf die treffliche Anſtalt für ſchwer erziehbare Kinder von J. Trüper, Jena in Thüringen, aufmerkſam.

Eine Leidensgenoſſin.

Fr. 52. Ein neugegründetes, aber ſchon viel bekanntes Damen-Heim iſt Neuenheim, Vorſtadt Heidelberg, Cottage 94.

Fr. 58. Ich empfehle Ihnen die ſteriliſierte Milch ſehr warm; dieſelbe hat ſich bei uns ſehr gut bewährt. Sie können dieſelbe von J. J. Möller, Harveſtehude-Alſterkamp 26/28, zum Preiſe von 30 ₰ pro Liter beziehen. Achtungsvoll Frau **A. D.**

Frage.

66) Kann mir jemand Auskunft geben, ob es eine Irren-Heilanſtalt gibt, in der gebildete Damen als Pflegerinnen wirken? Vielen Dank ſagt

Eine, die ſich gern dieſem Berufe widmen will.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 18. Erſtes Blatt.

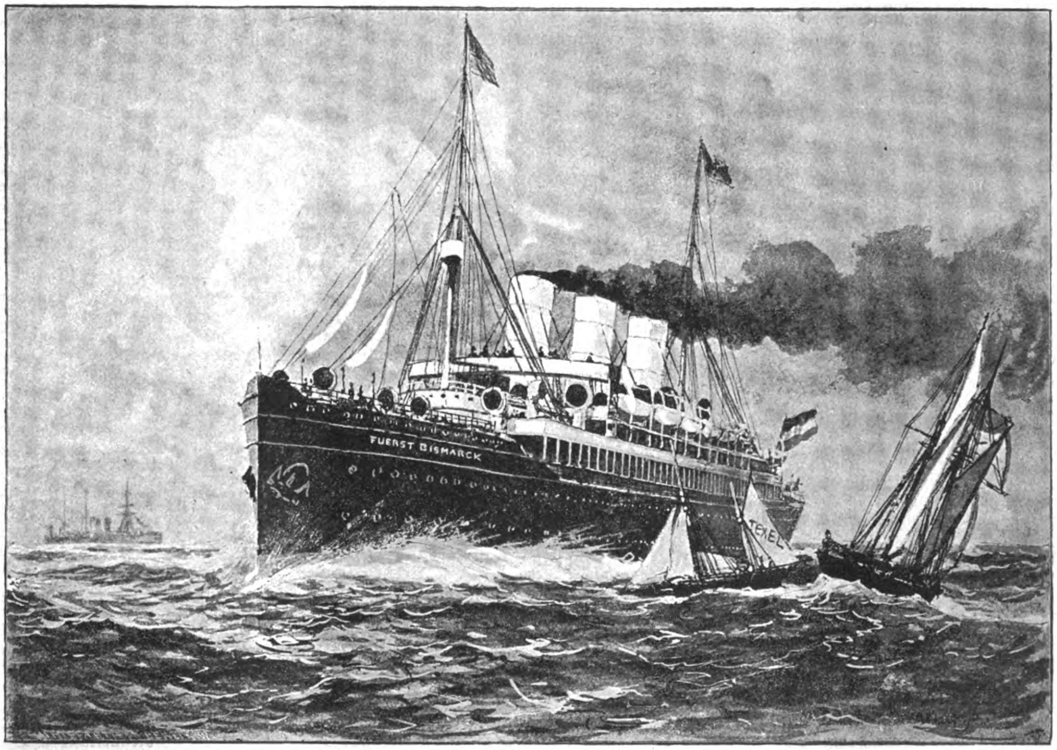
Jahrgang
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

31. Januar
1891.

Der Schnelldampfer „Fürſt Bismarck.“

Der am 29. November v. J. auf den Werften des „Vulkan“ in Bredow bei Stettin vom Stapel gelaſſene Schnelldampfer „Fürſt Bismarck“ der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktien-Geſellſchaft hat zwiſchen den Konſtruktions-Perpendikeln eine Länge von 153,16 m oder 502 Fuß engl. Die geſamte Länge des Schiffes beträgt ca. 157 m oder 515 Fuß engl., die Breite 17,52 m oder 57 Fuß 6 Zoll, die Tiefe vom Kiel bis Oberdeck 11,58 m oder 38 Fuß. Circa 2,6 m über dieſem Deck befindet ſich das Promenadendeck und auf dieſem erhebt ſich ein weiterer Aufbau von derſelben Höhe, in welchem Rauchſalons, Damenſalon, Muſikſalon ꝛc. ſich befinden. Über dieſen iſt das Kartenhaus angeordnet und hierüber endlich die Kommandobrücke, die ſomit ca. 23 m über dem Kiel und 15 m über dem Waſſer bei gewöhnlichem Tiefgang belegen iſt. Ein normales vierſtöckiges Wohnhaus hat eine Höhe von ca. 21 m. Das Schiff wog bei ſeinem Stapellauf ca. 5 000 000 kg oder 100 000 Ztr. Voll ausgerüſtet wird das Gewicht von Schiff und Maſchine ca. 8 900 000 kg betragen. In ſeiner äußeren Erſcheinung erinnert der „Fürſt Bismarck“ lebhaft an die gleichfalls auf dem Vulkan erbaute „Auguſta Viktoria“. Er hat, wie alle neueren Schnelldampfer, Toop, langes Brückenhaus und Back. Ein entſchiedener Vorzug, gegenüber der „Auguſta Viktoria“ iſt es, was die äußere Erſcheinung anlangt, daß „Fürſt Bismarck“ nur zwei Maſten und nicht wie jene deren drei hat. Gegen das Sinken des Schiffes bei Kolliſion oder anderen Unfällen iſt die größtmögliche Vorſorge getroffen. Es iſt dasſelbe durch zehn bis zum Oberdeck reichende waſſerdichte Querſchotte und ein gleiches Längsſchott in zwölf waſſerdichte Abteilungen geteilt. Der ca. 1½ m hohe doppelte Boden, der gleichzeitig als Waſſerballaſtraum und, ſoweit er unter den Keſſelräumen liegt, zur Aufnahme von Speiſewaſſer für die Keſſel dient, bietet einen weiteren beträchtlichen Schutz gegen Unfälle, die durch Auflaufen des Schiffes herbeigeführt werden könnten. Daß das Schiff alles nur Erreichbare an Eleganz und Komfort nach ſeiner Fertigſtellung aufweiſen wird, darf bei den in Betracht kommenden Geſellſchaften, d. h. Vulkan und Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktien-Geſellſchaft, mit Beſtimmtheit vorausgeſetzt werden. Der „Fürſt Bismarck“ wird eingerichtet für 400 Paſſagiere I., 170 Paſſagiere II. und 700 Paſſagiere III. Klaſſe. Die geſamte Beſatzung des Schiffes erfordert über 300 Perſonen.



„Fürſt Bismarck“, Doppelſchrauben-Schnelldampfer der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktien-Geſellſchaft.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Iſt eine Glocke aus Gold geprägt,
So kann ſie nicht anders als herrlich klingen,
Wer ſie auch anrührt und was ſie ſchlägt —
Sie kann nichts Niedriges ſingen!

Noch einmal die Rumpelkammer.

Ja, wenn vom Urväterhausrat und deſſen Wiederauferſtehung aus der Rumpelkammer die Rede iſt, da muß auch ich mitſprechen dürfen; faſt ärgert's mich, daß ich das Häslein nicht ſelbſt im Frauen-Daheim aufgejagt habe, bin ich doch eine von denen, welche nicht etwa erſt in neuerer Zeit, ſondern ſchon ſeit Jahrzehnten dies artige Steckenpferd reiten. — Ach, was habe ich nicht alles ans Tageslicht gezogen und neuerdings zu Ehren und Anſehen gebracht! Ich wollte, ich könnte es meinen beiden werten Vorrednerinnen und allen denen zeigen, welche jene gute und ſchöne Sprache verſtehen, die der beſagte Urväterhausrat (den man ſo lange mit dem Sammelnamen „Gerümpel“ bezeichnete) redet. Freilich iſt nicht jede ſo glücklich wie ich, die ich in einem alten, behäbigen Familienheim ſitze, wo von jeher übergenug Raum vorhanden war zum Aufſtapeln alles deſſen, was die wechſelnde Tagesmode im Laufe unendlicher Jahre in den Hintergrund geſchoben hatte. Man geht oft jahrelang wie mit Blindheit geſchlagen an allerlei Dingen vorüber, die, mit ſehenden Augen geſchaut, ganz wertvoll und verwendbar werden können. Da iſt z. B. irgend ein origineller Kattunrock der Großtante, ein mit köſtlichem uraltem Muſter bedruckter leinener Vorhang oder Bettüberwurf, ein in blau nnd weiß gewobener Deckbettüberzug vom Geſindebett, da iſt ferner irgendwo ein ganzer Klumpen vergilbter Büſchelfranſen oder Klöppelſpitzen vom urgroßelterlichen Himmelbett und dergl. — Was gibt das für originelle Tiſchdecken, für hübſche ſtilgerechte Vorhänge ins altdeutſche Stübchen! — In bezug auf Wiederherſtellung alter Stühle möchte ich dringend abraten, dem modernen Geſchmack allzuweitgehende Konzeſſionen zu machen durch Anbringung von Bällchenfranſen, Ziernägeln, Vergoldung und dergl. Man achte aber genau auf die Form des Stuhles und ſuche ihn möglichſt nach der Zeit, der er entſtammt, auszuſtaffieren. Man hat ja jetzt alle die hübſchen ſtilvollen Stoffmuſter, — ach, und wie unzählige Vorlagen zur Stickerei in altdeutſchem, Rokoko- und Empire-Geſchmack. Aber nun vor allem die eigentlichen Möbelſtücke: die geſchnitzten Schränke mit gewundenen Säulen, die Holzſtabellen, Tiſche, Truhen! Da gilt es vor allem, aus dem alten, kruſtigen, oft mit Ölfarbe übermalten, oder von Lack überzogenen Holzwerk wieder auf den Urgrund zu kommen. Es iſt dies eine lohnende Arbeit, bei der man aber die Hände nicht allzu ängſtlich ſchonen darf. Das leichteſte Verfahren iſt folgendes: Man nimmt 1 Pfund Soda auf 2 Liter Waſſer und kocht es zuſammen auf; alsdann gibt man $^{1}/_{8}$ Pfund Stärke (Amlung), die man in etwas Waſſer aufgelöſt hat, in die kochende Lauge und ſtreicht mittelſt eines großen Pinſels dieſe Miſchung ganz heiß auf das zu reinigende Holzwerk. Nachdem man ſie einige Zeit hat einwirken laſſen, wird die Lauge mit viel Waſſer (mit der Reisbürſte) abgewaſchen, und dieſes Verfahren — immer mit der heißen Lauge — ſo oft erneuert, bis alle alte Farbe und aller Schmutz weich geworden und entfernt iſt. Iſt das Holz gänzlich trocken, ſo wird es mit gewöhnlicher guter Bodenwichſe angeſtrichen und mit Bürſte und Lappen gebohnt, bis es einen ſchönen, matten Glanz hat. — Auf dieſe Weiſe habe ich ohne Nachteil ſelbſt eingelegte Sachen behandelt. Es iſt eine wahre Freude, wenn unter der weichenden Kruſte nach und nach die ſchöne Maſer, die echte Holzfarbe oder gar die eingelegte Arbeit zum Vorſchein kommt, und es liegt ein ganz eigener Reiz in dieſem Erneuern; es iſt gleichſam ein Erſchaffen aus dem Nichts, und ich darf wohl behaupten, daß ich dadurch mir ſelbſt und andern ſchon mehr Freude bereitet habe, als ſolches durch koſtſpielige moderne Neu-Erwerbungen der Fall geweſen wäre. Ich laſſe hier ein Gedichtchen folgen, mit dem ſich vor langen Jahren mein erſter Rettungsverſuch an einem alten Polſtertabouret auf antikem Holzgeſtell bei dem damit Beſchenkten, einem beſonders lieben und verehrten Großpapa, einführte. Das Tabouret ſagt:

„Ich trug in jungen Tagen
Ein ſchwer damaſten Kleid
Und ſtund im Prunkgemache
In vollſter Herrlichkeit.
„Und als das Kleid verblichen,
Da ſtand ich manches Jahr
Im trauten Kinderzimmer,
Umſpielt von muntrer Schar.

Auch dieſes ging vorüber
Wie alles in der Welt,
Und — ins Geſindezimmer,
Ward ich darauf geſtellt!
Dann, als die böſe Köchin
Mich wacklig hatt' erkannt,
Ward in die Rumpelkammer
Ich ſchonungslos verbannt.

Und Staub und Spinneweben
Bedeckten bald mich ganz — —
Dort träumt' ich ſchmerzdurchlöchert
Von längſt entſchwundnem Glanz! —
Doch alles nimmt ein Ende,
Auch meine Leidenszeit,
Sie hat ſich nun gewendet
In Auferſtehungsfreud!

Denn eines ſchönen Tages
Ward ich im Staub entdeckt.
Von kunſtverſtänd'gen Enkeln
Zu neuem Sein erweckt
Und viele kleine Hände,
Die waren gern bereit
Voll Eifer mir zu nähen
Ein nagelneues Kleid.

Und dieſe Kleinen rufen:
„Nimm hin den Schemel da! .
Mögſt lang du noch drauf ruhen,
Du lieber Großpapa!“ **M. L.**

Maskenanzug.

Schneeball. Dieſes hübſche und kleidſame Koſtüm iſt leicht ohne große Koſten ganz ſelbſtändig herzuſtellen und eignet ſich für eine lebhafte zierliche Brünette. Den fußfreien Rock aus weißem faltigem Tarlatan oder Tüll, begrenzt eine volle Rüſche von demſelben Stoff. Schneeballen in Ranken oder Tuffs ſchmücken ihn weiter aus. Die ausgeſchnittene lichtgrüne Atlastaille wird oben von einer dichten Schneeballguirlande beſäumt, und unten, ſowohl vorn wie hinten, in Form eines Schneeballblatts dreimal ſpitz ausgeſchnitten. Um den Hals kommt eine Schnur von hängenden Glasperlen, Eiszapfen vorſtellend, auch kann man dieſe in die Rüſchen verteilen. Als Kopfputz dient, je nach Kleidſamkeit, entweder ein Kränzchen, oder ein Rieſenſchneeball. Die erforderlichen Schneebälle werden in bekannter Weiſe einfach aus Seidenpapier gefertigt und mit Gummiſtielen verſehen. In der Hand hält die Maske ein Füllhorn, das aus einer Pappform mit Leim beſtrichen und dann reichlich mit Allaun bepudert, beſteht; es iſt mit Seidenpapierſchneebällen, wie man ſie als Kotillonſcherz hat, gefüllt, dieſe werden nach Gefallen als Faſtnachtsgruß den Masken entgegengeſchleudert. Dieſe Bälle, von Seidenpapier gemacht, mit kleinen weißen Papierſchnitzeln gefüllt, ſind bei Chreſtenſen in Erfurt zu haben. Iſt die Trägerin des Schneeballkoſtüms in der Geſellſchaft gut bekannt, ſo kann ſie noch einen Strauß Schneeballblüten, mit neckiſchen Verſen verſehen, in der Hand tragen und verteilen. Auf Wunſch teile ich ſolche Verſe gern noch mit. **Eidechſe.**

Praktiſches fürs Haus.

Frage 48. An „Eine Ratloſe.“ Gelbe Lohflecke zu entfernen. Raſenbleiche entfernt, wie ich aus Erfahrung weiß, die Flecken vollſtändig. Sie können den Bleichprozeß noch beſchleunigen, wenn Sie zu dem Waſſer, mit welchem Sie die Wäſche begießen, auf jeden Eimer einen Löffel Spiritus und zwei Löffel Terpentin zuſammengemiſcht zuſetzen. Unter Einwirkung des Sonnenlichtes bildet ſich aus dem Terpentin Ozon, welches bleichend wirkt, der Spirituszuſatz hat nur den Zweck, daß ſich das Terpentin mit dem Waſſer beſſer verbindet. Beſten Erfolg wünſcht **Frau Lucie.**

Auf die Frage 55, Junge Hausfrau, im Frauen-Daheim Nr. 14, betreffs Befreiung der Zimmer von Cigarrengeruch, empfehle ich die bewährte „Platinalampe“ (Ozonlampe), die mit genauer Gebrauchsanweiſung verſehen, für 8.50 Mk. zu haben iſt in Berlin im Offiziers- und Beamtenverein, in Hamburg bei H. Kolbe, Ecke Heuberg u. Gr. Bleichen. Wir haben die Lampe längere Zeit im Gebrauch; ſie befreit das Zimmer ſehr raſch von Cigarrenrauch und Eſſensdunſt; auch für Krankenzimmer iſt ſie zum Reinigen der Luft vorzüglich zu verwenden. **M. H.**

Frage 58. Auf Ihre Anfrage möchte ich Ihnen den Soxlehtſchen Apparat zur Steriliſierung von Milch empfehlen. Durch meinen Beruf habe ich Gelegenheit gehabt, mich von ſeiner Brauchbarkeit zu überzeugen. Die Kinder gediehen bei dieſer Ernährungsweiſe prachtvoll. Wie teuer dieſer Apparat iſt, kann ich Ihnen leider nicht angeben, was Sie aber bei jedem größeren Bandagiſten erfragen können. Derſelbe übernimmt auch eventuell die Beſorgung.

H. L., Schweſter vom roten Kreuz in Altona.

Zimmerſchmuck.

In einer modernen Zimmereinrichtung darf eine hohe Stehlampe mit viereckigem Stoffſchirm kaum noch fehlen. Da mir eine ſolche Bronzelampe aber zu teuer war, kaufte ich mir eine Drainröhre von 110 cm Höhe und ſtellte dieſelbe ſo auf, daß der weitere Rand den Fuß der Lampe bildete. Mit der beliebten Emaillefarbe ſtrich ich die ganze Röhre grau an und tönte ſie mit ſchwarz ab. Nachdem die Lackfarbe getrocknet, malte ich naturgroße Sonnenblumen darauf. In einer Lampenfabrik beſorgte ich mir einen Porzellanballon, der genau in die Öffnung paßte und auch grau angeſtrichen wurde. Sehr empfehlenswert iſt es, den Brenner mit einem doppelten Cylinder zu verſehen, da auf demſelben das leichte Meſſinggeſtell des viereckigen Schirmes ſicheren Halt hat und das Licht gemildert wird. Den Sonnenblumen entſprechend, bekleidete ich das 46 cm im Quadrat meſſende Meſſinggeſtell mit hellgelber Seide, die noch duftiger ausſieht, wenn man ſie mit gelbem Seidentüll leicht überſpannt. Den unteren Rand umgibt eine 15 cm breite, fein pliſſierte, gelbe Seidenſpitze, den oberen eine dicke Rüſche aus gelbem Seidenſtoff.

Eine langjährige Abonnentin.

Frage 53. An Helene. Bei einer Ofenbank muß vor allen Dingen der Charakter der „Bank“ gewahrt werden, ein truhenartiger Kaſten ſieht nach meinem Geſchmack zu plump aus. Es würde ſich alſo für Ihren Zweck empfehlen, vom Tiſchler eine Bank mit hübſch verzierten Füßen herſtellen zu laſſen, in deren Sitzfläche ſich ein flacher Kaſten zur Aufnahme der Morgenſchuhe befindet. Die obere Sitzfläche muß aufzuklappen ſein, alſo gewiſſermaßen den Deckel des Kaſtens bilden. Das Sitzkiſſen wird feſt auf den Kaſtendeckel genagelt, der Überzug kann aus Möbelſtoff oder Stoff mit Stickerei-Verzierung beſtehen. Um den Kaſten zu verdecken, wird eine hübſche Bällchenfranſe, zum Kiſſenüberzug paſſend, um den oberen Rand der Bank genagelt, doch unter den Deckelrand, welcher ein wenig ringsum überſtehen kann. Hübſch ſehen zur Befeſtigung des Kiſſens auf dem Deckel, wie auch der Franſe ringsum, große Bronzenägel aus. Der Anſtrich oder die Politur der Bank muß diejenige Holzart imitieren, welche zu den übrigen Möbeln des Zimmers paßt. **Frau Lucie.**

Für die Küche.

Zuckerbrezeln. Man reibt 200 g Butter zu Sahne, fügt 133 g klaren Zucker, Zitronenzucker oder Orangenblüte, durch fortgeſetztes Reiben hinzu, 333 g feines Weizenmehl kommt hinzu, nachdem man 2 ganze Eier und 2 Dotter mit verrührt hat; man ſtellt die Maſſe kalt und formt mit der Hand kleine Brezeln davon, die, mit Eiweiß beſtrichen und mit Zucker beſtreut, auf einem mit Mehl beſtäubten Bleche im mäßig heißen Ofen gebacken werden. **Backfiſch Greta.**

Frage.

67) Kann mir eine der geehrten Daheim-Leſerinnen eine Bezugsquelle guter und billiger Eier angeben? Hier koſten dieſelben jetzt Mark 4.80 das Schock.

Lanjährige Daheim-Leſerin aus Erfurt.

Redaktionspoſt.

D. in L. Iſt nur von einem Arzt zu beantworten.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 19. Erſtes Blatt.

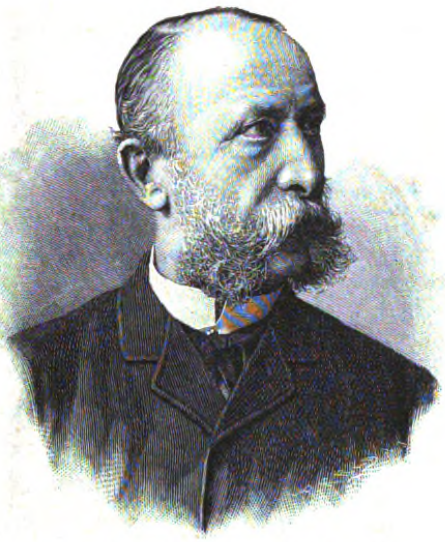
Jahrgang
1891.

7. Februar
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Reichsgerichtspräſident Otto von Oehlſchläger.

Länger als elf Jahre hat der erſte Präſident des Reichsgerichts, Dr. von Simſon, ſein hohes Amt inne gehabt; am 1. Oktober 1879 wurde er aus ſeiner Stellung als erſter Präſident des Appellationsgerichtes in Frankfurt a. O. als Präſident des Reichgerichtes und des kaiſerlichen Disziplinarhofes nach Leipzig berufen. Anfang Januar d. J. wurde der achtzigjährige Herr durch längere Kränklichkeit dazu bewogen, dem Kaiſer ſein Geſuch um Verſetzung in den Ruheſtand zu unterbreiten und nach der Genehmigung desſelben Leipzig, deſſen Ehrenbürger er geworden war, zu verlaſſen und zu ſeinen Kindern nach Berlin zu überſiedeln. An ſeiner Stelle iſt der bisherige Staatsſekretär im Reichsjuſtizamt, Otto von Oehlſchläger, zum Präſidenten des Reichsgerichtes ernannt worden. Herr von Oehlſchläger iſt wie ſein Vorgänger von Geburt Oſtpreuße; er wurde am 16. Mai 1831 als Sohn eines oſtpreußiſchen Rittergutsbeſitzers geboren. Oſtern 1850 bezog er die Königsberger Univerſität und wurde, nachdem er den Vorbereitungsdienſt als Referendar durchgemacht hatte, im Auguſt 1858 zum Gerichtsaſſeſſor ernannt. Er verwaltete zunächſt Richterſtellen in Schwetz und Löbau und trat dann zur Staatsanwaltſchaft über, in welcher er ſchließlich die Stelle des Erſten Staatsanwalts in Königsberg i. Pr. bekleidete. Als im Anfang der ſiebenziger Jahre die Vorbereitungen für die Reichsjuſtizgeſetze begannen, war der Juſtizminiſter bereits auf die außergewöhnliche Befähigung des Königsberger Staatsanwalts aufmerkſam geworden; der letztere wurde infolgedeſſen im Jahre 1874 in das Juſtizminiſterium berufen, dem er bis zum Jahr 1879 als vortragender Rat angehörte. Während dieſer Zeit fungierte er vielfach als Regierungskommiſſar ſowohl im preußiſchen Landtag, wie im Reichstag und in der Reichsjuſtizkommiſſion, und man ſchreibt ihm beſonders an dem Zuſtandekommen der großen Prozeßgeſetze einen hervorragenden Anteil zu. Nach Annahme der Reichsjuſtizgeſetze und Überführung derſelben in die Praxis trat Herr von Oehlſchläger aus dem Juſtizminiſterium aus und im Dezember 1879 als Generalauditeur und Wirklicher Geheimer Oberjuſtizrath an die Spitze der Militärjuſtiz der Armee und Marine. Fünf Jahre ſpäter, am 1. Januar 1885, wurde er zum Kammergerichtspräſidenten ernannt, nachdem ſchon im Jahre vorher ſeine Ernennung zum preußiſchen Kronſyndikus und ſeine Berufung in das Herrenhaus erfolgt war. Unter den Standeserhöhungen, welche Kaiſer Friedrich III. bei ſeiner Thronbeſteigung vornahm, war durch die Verleihung des Adelsprädikates an den Kammergerichtspräſidenten Oehlſchläger, der auch bei der Wiedererrichtung des preußiſchen Staatsrates zum Mitglied dieſer Körperſchaft berufen worden war. Nach dem Rücktritt des Juſtizminiſters von Friedberg im Jahre 1889 wurde Herr von Oehlſchläger an Stelle des zum Juſtizminiſter ernannten Herrn von Schelling zum Staatsſekretär des Reichsjuſtizamtes ernannt, in welcher Stellung er verblieb, bis ſeine Berufung zum Präſidenten des Reichsgerichtes erfolgte. Im Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger, Herrn von Simſon, hat Herr von Oehlſchläger niemals die Rolle eines politiſchen Parteimannes geſpielt, und gewiß mit aus dieſem Grunde iſt ſeine Berufung mit ſo ungeteilter Befriedigung aufgenommen worden.



Otto von Oehlſchläger, Präſident des Reichsgerichtes.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien:

Pax Vobiscum

von

Henry Drummond.

Deutſche autoriſierte Ausgabe.

1—6. Auflage (1–30. Tauſend). — Preis geh. 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Ein Seitenſtück zu des Verfaſſers „Das Beſte in der Welt“. Auch in dieſem Werkchen bewährt ſich die merkwürdige Begabung des Verfaſſers, alte längſt bekannte Wahrheiten in ein ſo neues Licht zu ſtellen und mit ſo tief eindringendem Schriftverſtändnis zu betrachten, daß ſie wie neu entdeckte dem Leſer entgegentreten und in ihrer ſchlagenden Anwendung auf das tägliche Leben mit verdoppelter Kraft auf ihn wirken.

Auch von dieſem Werkchen möge geſtattet ſein anzuführen, daß davon in England in den erſten fünf Wochen (Dezember 1890 bis Mitte Januar 1891) 130000 abgeſetzt wurden, und daß von der vorliegenden deutſchen Ausgabe infolge der Vorausbeſtellungen ſogleich 30000 gedruckt werden mußten.

Bielefeld und Leipzig, Februar 1891.

Die Verlagshandlung.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Das iſt das reinſte Verehrungsgold,
Das ein Weib freudig dem anderen zollt;
Wenn ein Weib rühmend das andere erhob,
Das iſt das ſüßeſte Frauenlob!

Begleitgedicht zu einem Nähtiſch für eine Konfirmandin.

Fr. 65. An Tante Juliane in Dresden.

Zu deinem ſchönen ernſten Feſte
Bringt man dir Gaben mancherlei.
Ich fragte mich, was wohl das Beſte
Für meinen jungen Liebling ſei.

Nicht für die Welt wollt' ich dich ſchmücken,
Das paßt mir nicht an ſolchem Tag;
Du ſollſt ja nun das Haus beglücken,
So wie es dich beglücken mag!

Drum nimm als trauten Hausgenoſſen
Hier dieſes Tiſchlein freundlich hin;
Ein ſtiller Zauber ruht verſchloſſen
Darin für die Beſitzerin.

So oft an dieſem Tiſchlein walten
Emſig die flinken Hände dein,
Finden ſich holde Lichtgeſtalten
Als ſegnende Gefährten ein.

Die Stille ſenkt ſich auf dich nieder,
Der Sammlung Schleier dich umzieht,
Der ſüße Friede kehrt dir wieder,
Der in der Welt ſo gern entflieht.

Auch in des Tiſchleins Fächern wachen
Zu treuem Dienſte, liebes Kind,
Gar viele wunderbare Sachen
Die gar nicht zu verachten ſind.

Das Heer der Nadeln! ſpitze Nadeln!
Du ſiehſt mich ganz befremdet an;
Ja, darum darfſt du ſie nicht tadeln,
Sie machen nur dem Faden Bahn.

Dem Faden, der mit linden Zügen
Gar ſanft verbindet, was getrennt,
Iſt dies nicht, was man mit Genügen
Das ſchönſte Thun des Weibes nennt?

Die blanke Schere liegt daneben,
Den Stoff zu wandeln ſtets bereit,
Ihm eine feine Form zu geben,
Iſt auch ein Werk der Weiblichkeit!

Das Metermaß wird auch gefunden,
Maßlos gedeiht die Arbeit nicht,
Und Maß zu halten alle Stunden
Iſt einer Jungfrau Ehrenpflicht.

Der Fingerhut vor jeder Wunde
Will dich behüten feſt und gut;
O Kind, in dieſer ernſten Stunde
Getröſt ich mich ganz andrer Hut!

Dem du dich heute übergeben,
Der breite ſeine Flügel aus,
Und bringe dich durch dieſes Leben
Fein unverletzt ins Vaterhaus!

Lina Walther.

Ein Wort zu gunſten der großen Servietten.

Die geehrte Einſenderin des Artikels über die altmodiſchen, ererbten Servietten möge es verzeihen, wenn ich hier meine, den ihrigen ganz entgegengeſetzten Anſichten über dieſen Punkt ausſpreche. Ich ſehe mit wahrer Betrübnis, daß die große Zahl meiner, noch von Groß- und Urgroßmutter herſtammenden Servietten ſtattlichſten Formates ſich von Jahr zu Jahr vermindert, und ich würde mit Freuden allen Damen, welche derſelben Meinung wie Fr. v. H. ſind, ſolche ehrwürdige Erbſtücke abkaufen. Erſtlich haben ſolche Erbſtücke (Zeugen einer längſt entſchwundenen Zeit und Erinnerungen an das Weben und Walten unſerer Ahnfrauen) einen ideellen Wert, und ich würde mir pietätlos vorkommen, wenn ich ſolchen Andenken nicht einmal mehr ein Plätzchen im Wäſcheſchrank, oder der ebenfalls ererbten Truhe gönnen wollte! — Wäſche, im reinen und gemangelten Zuſtande, nimmt ja bekanntlich nur ſehr wenig Raum ein. — Auch pflegt ein recht gefüllter Wäſcheſchrank noch heute der Stolz der Hausfrauen zu ſein. Zerſtören, um irgend ein modernes „Deckchen,“ oder gar Handtuch, aus dem ſchönen, alten, immer rein flächſenen Gewebe zu fertigen, würde ich dieſe Stücke niemals! Und gerade daß ſie ſo groß ſind, dieſe alten Servietten, gibt ihnen in meinen Augen einen höheren Wert, als ihn die neuen, kleinen „Läppchen“ beſitzen, welche doch nur, um die Ware „billiger liefern“ zu können, ſo unzureichend fabriziert werden! — Die Größe oder Kleinheit ihres Mundes hat und hatte mit dem Serviettenformat freilich nichts zu thun! Aber unſere Großmütter waren praktiſch genug, um ihre — und auch ihrer Männer — koſtbaren, oft aus ſchwerſter Seide hergeſtellten, mit Gold- und Silberſtickerei gezierten Kleider durch die großen Servietten, die den ganzen Schoß bedeckten (der ja durch die Reifröcke einen ſehr weiten Umfang gewann) vor Flecken zu ſchützen, woraus ſich die heutige elegante Welt weniger macht, die den vortrefflichen „Fleckenreinigungsanſtalten“ jetziger Zeit nach einem Diner recht gerne etliche Mark zu verdienen gibt. Es erſchien damals auch gar nicht lächerlich, wenn Damen ſowohl als Herren während des Eſſens einen Zipfel der Serviette an Kravatte oder Korſage befeſtigten, um Brokat und Spitzen-Jabot vor Beſleckung zu hüten. Daher alſo die große, etwas längliche Form. Und dieſe Form gerade finde ich im Hauſe ſo äußerſt verwendbar, daß ich gerne einen höheren Preis für derartige Servietten zahlen würde, wenn ſie nur noch erhältlich wären! Sie vertreten mir z. B. oft das größere Tiſchtuch, wenn ich allein ſpeiſe oder abends meine Taſſe Thee trinke; ſie werden raſch über die eine Hälfte des Sophatiſches mit der Plüſchdecke gebreitet, wenn eine Freundin mir einen Beſuch macht und ich ihr eine kleine Erfriſchung — ein Glas Wein, einen Teller mit Obſt — anbieten will, ohne die Viſitenkartenſchale und was ſonſt auf dem Tiſch ſteht, forträumen zu dürfen. Sie dienen zum Bedecken eines „Stummen Dieners,“ wenn der Theekeſſel darauf ſiedet, oder eines anderen Tiſches bei verſchiedenen Gelegenheiten. Beſonders gute Dienſte leiſten ſie auch, wenn ein großes Tafeltuch, bei einer Geſellſchaft nur einmal gebraucht, ſonſt unverſehrt geblieben, aber einen einzigen Fleck von Rotwein oder Fruchtſaft davon getragen hat; die großen und beſonders ſehr langen Servietten reichen über die ganze Breite des Eßtiſches, man deckt ſie daher einfach über die Stelle, wo ſich der Fleck befindet, und das feine Tafeltuch kann zum zweitenmale unbeanſtandet dienen. Wird die Serviette noch durch „Brechen“ (eingekniffte Blätterborten) über Kreuz geziert und die Aſſietten paſſend darauf geordnet, ſo wird ſich die Tafel um ſo eleganter präſentieren. — Oft hat man Gegenſtände, wie z. B. ein Kleid, einen Hut u. dergl. über die Straße zu ſchicken: Wie prächtig kommen da zum Einſchlagen die großen Servietten zu ſtatten! Sehr hübſch finde auch ich die Idee: die ſchönen Damaſtmuſter der ererbten Servietten mit farbigem Garn zu umranden, wodurch ſolch' alte Stücke einen noch höheren Reiz erhalten und gewiß noch reſpektvoller behandelt werden würden. Sogar ſchon etwas geſtopfte Exemplare können dadurch ihre Schwäche verbergen und an Haltbarkeit gewinnen. — Jedenfalls ſollte der möglichſt ſchleunige Verbrauch dieſer alten Werke fleißiger und ſorgender Hände — für welche ja doch Fr. v. H. ein warm fühlendes Herz hat — nicht erſtrebt, ſondern vielmehr darauf gedacht weren, „das Alte zu erhalten.“ Ich würde ſtolz ſein, meinen Enkelinnen bei Gründung eines jungen Heims einige wohlerhaltene Werke aus alter Zeit zu überreichen, welche von den treuen Händen ihrer Ureltermütter angefertigt worden, in der Hoffnung, daß ſie eben noch auf die fernſten Enkel übergehen ſollten.

B. v. W. aus L.

Nochmals alte Servietten.

In Nr. 13 des Frauen-Daheim d. J. fand ich einen Artikel — Tiſchwäſche — bezeichnet, in dem über Verwendung von ſogenannten altmodiſchen, d. h. ſehr großen und derben Servietten berichtet wurde, wodurch hoffentlich ungezählte Dutzende ſonſt wertvollen Leinenzeugs dem Verderben (durch Nichtgebrauch) entriſſen werden. Ich kann es beſtätigen, daß eine Kouſine von mir ſolche Servietten, die abſolut zu derb nach jetziger Mode waren, zu Fenſterputztüchern verwendete, was ich ganz reſpektwidrig fand, da ich wußte, daß ihre Mutter das Garn dazu hatte ſpinnen und alsdann für teures Geld die Gedecke weben laſſen. Wie ſehr unpraktiſch das für heutige Zeit war, wird jedermann begreifen, da man für dasſelbe Geld die ſchönſten Damaſtgedecke in jedem Leinengeſchäft haben kann. Doch unſre Großmütter, reſp. Mütter hatten einmal den Ruf, praktiſch zu ſein, und was die Haltbarkeit der ſelbſtgewebten Stücke betrifft, ſo behalten ſie wohl darin Recht. Wie aber eine Sache durchaus ihren Zweck verfehlen kann, erſehe ich aus den zwei Dutzend feinſter, damaſtgewebter Handtücher, die ich „für Logirbeſuch“ in meiner Ausſtattung mitbekommen habe. Ich pflegte bei vorkommenden Fällen zu einem ſolchen feinen noch ein gröberes hinzuzufügen, jedoch, da ich die Erfahrung machte, daß ſtets das letztere vorgezogen wurde, ſo ließ ich ſchließlich die erſteren im Schranke. Doch es dauerte mich, dieſelben jahrein, jahraus unbenutzt liegen zu laſſen, und jedesmal, wenn ich ſie nach längerer Pauſe durchwaſchen ließ, um ſie vor Stockflecken zu bewahren, dachte ich darüber nach, wie ich ſie wohl verwerten könnte. Da fiel mir ein, dieſelben der Länge nach durch fein gehäkelte Einſätze zu verbinden und zu einer Kaffeedecke zu verwenden, und ſiehe da — eine Decke von überraſchend ſchöner Wirkung präſentierte ſich mir. So ſei denn mein Einfall vielen meiner Schweſtern, die ſich über zu feine Handtücher vielleicht ſchon oft geärgert haben, zur Nachahmung empfohlen. Je nach Wunſch, eine kürzere oder längere Decke zu haben, werden weniger oder mehr Handtücher dazu verwendet.

M. H.

Wie können die Herren ihre Hüte unterſcheiden?

In Amerika iſt ſchon lange die Mode eingeführt, auch die Hüte der Herrenwelt mit einem beſonderen Unterſcheidungszeichen zu verſehen. Warum ſollten wir dieſe überaus praktiſche Sitte nun nicht auch bei uns einführen? Anſtatt der feſtgeſteckten Viſitenkarten, welche ſich leicht loslöſen und verloren werden, befeſtigt man quer durch den Kopf des Hutes, über die Mitte des Bodens hin, ein breites, farbiges Atlasband, auf das der Name des Inhabers geſtickt wurde. Der Deutlichkeit wegen thut man wohl, den ganzen Namenszug, wenigſtens den Zunamen, vollſtändig zu ſticken, um ſolcherweiſe vor Verwechſelungen ſicher geſtellt zu ſein. Die intereſſante Arbeit läßt ſich ſehr verſchiedenartig herſtellen, indem der Namenszug z. B. auf bordeaux Atlasband mit Goldcantille, auf blauem Grunde mit Silbercantille oder Silberfaden geſtickt wird; oder man bringt noch eine hübſche Ranke in Plattſtich in verſchiedener Seide an; auch können mancherlei Zierſtiche, wie Knötchenſtich, Grätenſtich, verdrehter Kettenſtich zur Anwendung gelangen. — Jedenfalls iſt das begrenzte Feld der nützlichen Geſchenke für Herren dadurch um eins vermehrt worden, das nicht verfehlen wird, den Dank des Beſchenkten zu veranlaſſen.

Ada Berger.

Gemüſegarten.

Frühjahrskartoffeln. Bei herannahendem Frühjahr dürfte es für manche Hausfrau, welche im eigenen Garten ihren Kohl baut, von Wert ſein, die Art und Weiſe kennen zu lernen, durch welche man früh gute Kartoffeln gewinnt. Zu meinen Freuden im Haushalt gehörte es wenigſtens, immer ſo früh Kartoffeln zu haben, wie die Gärtner in der Stadt, d. h. ca. drei Wochen früher, als ſie gewöhnlich auf dem Lande geerntet wurden. Leicht iſt es mir im Anfang nicht geworden, denn ich hatte einen beſonders kalt und ſchwergrundigen Garten, der meiſt erſt einige Wochen ſpäter wie andere Gärten gegraben und beſtellt werden konnte, außerdem war ich völliger Autodidakt in der Kunſt der Gärtnerei. Da ich bemerkt hatte, daß das in eine dunkle Ecke des Gartens geworfene Unkraut, dem auch gelegentlich Kehricht beigefügt wurde, eine lockere Erde gab, ſo ließ ich nun beharrlich alles, was es an Unkraut, Laub und Kehricht gab, auf einen Berg zuſammenhäufen und verhinderte das Samentragen des Unkrautes durch öfteres Umſtechen des Berges, wobei ich Dünger hinzufügen ließ. Das Ganze gab eine lockere, fruchtbare Erde, auf der Kürbiſſe prachtvoll gediehen. Ich ließ dieſe Erde nach und nach auf ein nach Süden gelegenes Beet bringen, indem ich entweder Erbſen

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

oder Bohnen, nach dem Pflanzen, leicht damit bedeckte, oder indem ich vor dem Einſetzen von Pflanzen ſie tief einharken ließ. Der Erfolg war ein guter, die Erde wurde nach und nach merklich verſchieden von der des andern Gartens, und ich benutzte das Beet zum Bau von Frühgemüſe. Kartoffeln ſetzte ich, um ſchnelles Keimen zu erzielen, im Januar oder Februar in einem lockeren Korbe auf einen Schrank im Geſindezimmer, wo ſich, nach Verlauf einiger Wochen, Keimknötchen bildeten, an welchen die erſten Blättchen bemerkbar waren. Sobald das Pflanzen im Garten begann, dachte ich auch an das Einſetzen der Kartoffeln, doch geſchah dies nicht auf die gewöhnliche Weiſe, mit dem Spaten, ſondern mit Hilfe eines Pflänzers, indem ich in das gerade für eine Kartoffel paſſende Loch dieſe ſo einſetzen ließ, daß die Keime nach oben gerichtet waren. Mit Erde wurden ſie dann etwa drei Finger hoch bedeckt. Die Blätter erſchienen bei dieſen Kartoffeln bedeutend früher als bei gewöhnlich gepflanzten, entwickelten ſich ſchnell und kräftig und überwanden auch bald die Folgen kalter Nächte. Schon im Juni konnte ich die erſten großen Kartoffeln abnehmen, und die Kartoffeln eines kleinen Beetes reichten, da die kleinen immer nachwuchſen, für uns aus, bis die eigentliche Kartoffelernte begann. Die benutzte Sorte war die gewöhnliche lange Frühkartoffel, von welcher ich aber, um Saat zu gewinnen, ſtets eine entſprechende Anzahl in das Feld pflanzen ließ, weil dieſe beſonders weichliche Sorte, durch ausſchließlichen Anbau im Garten, leicht krank wird. **Landfrau.**

Zichorie.

Die Wintermonate (Dezember, Januar und Februar) laſſen uns an guten Salatgewächſen etwas Mangel leiden, ſo z. B. verliert der Winterendivienſalat, wenn man ihn überhaupt ſo lange erhält, ſeinen Geſchmack, es fehlt ihm eben die Friſche, die bei jedem Salat die erſte Bedingung iſt. Das Gleiche gilt von den importierten Kopfſalaten, nur mit dem Unterſchied, daß nicht jeder in der Lage iſt, dieſelben für teures Geld zu kaufen. Der Feldſalat, oft wochenlang durch Schnee verſchüttet, iſt auch nicht jedermanns Liebhaberei. Brunnenkreſſe iſt, wie ſie hier auf den Markt kommt, kaum genießbar. Eine ſehr geeignete Salatpflanze für die Winterszeit iſt dagegen die Zichorie (barbe de Capucin), eine Abart unſerer wilden Zichorie. Die Kultur iſt ſehr einfach. Die Samen werden im März oder April geſäet, am beſten in Reihen, damit man den Boden leichter lockern und von Unkraut reinhalten kann. Dabei muß man ſuchen, möglichſt dünn zu ſäen, da faſt jedes Korn aufgeht. Man wird trotzdem, nachdem die Pflanzen ſich etwas gekräftigt, dort, wo dieſelben zu dicht ſtehen, die Überſchüſſigen herausziehen. Ein lockerer gutgedüngter Boden ſagt den Pflanzen am beſten zu; doch wächſt die Zichorie auch in ſchlechtem Boden. Anfang November werden die Pflanzen herausgenommen und ähnlich wie Schwarzwurzel in Bündel gebunden. Als Aufbewahrungsort dient ein vom Licht abgeſchloſſener froſtfreier Ort, an welchen die Bündel, nachdem die Blätter, ohne daß man das Herz beſchädigt, entfernt, bis an die Kerne in die Erde oder feuchten Sand eingeſchlagen werden. Schon anfangs Dezember kann man dieſelben treiben. Ein Treibhaus oder ein warmes Dungbeet iſt zu dieſem Zwecke nicht unbedingt nötig; es genügt eine mäßige feuchte Wärme von 15—24 Grad R. unter möglichſtem Abſchluß von Licht und Luft. Man kann dies ſogar in einer gut geſchloſſenen Kiſte, in der Nähe des Ofens fertig bringen, natürlich wird bei einer größeren und gleichmäßigeren Wärme die Entwickelung eine raſchere ſein. Wenn die Blätter 10—12 cm erreicht haben, ſind dieſelben zum Gebrauche am geeignetſten. Man kann das Schneiden gewöhnlich zweimal wiederholen; auch darf man nicht verſäumen, jede Woche je nach Bedarf friſche Bündel zum Treiben einzuſtellen. Die Zubereitung iſt verſchieden, je nach Geſchmack; bei uns in Deutſchland wird er gewöhnlich kurz geſchnitten wie Endivien und dem Salat durch Zuſatz von etwas roten Rüben ein milder, angenehmer Geſchmack gegeben. Die Franzoſen eſſen die Blätter meiſt wie ſie ſind, oder einmal in der Mitte gebrochen. **K. L.**

Zimmergärtnerei.

Die Zucht der Tomaten in Blumentöpfen. Die Liebesäpfel oder Tomaten laſſen ſich leicht in Blumentöpfen ziehen und bilden mit ihren Früchten eine hübſche Zierde des Zimmers. Im Februar wird der Samen ausgeſäet. Haben die Pflänzchen die erſten Blätter gebildet, werden ſie in Holzkiſtchen verpflanzt, und ſpäter, wenn dieſe durchwurzelt ſind, werden die Pflänzchen einzeln in Blumentöpfe verſetzt. Nach einiger Zeit verpflanzt man ſie nochmals und zwar in Töpfe von 15 cm Durchmeſſer. Dieſe Töpfe ſind mit gewöhnlicher ſandiger Gartenerde zu füllen. Darauf findet ein letztes Verpflanzen in Töpfe von 25 cm Durchmeſſer ſtatt. In jeden Topf ſteckt man drei Stäbe, an welche die einzelnen Triebe, deren Rebentriebe verkürzt werden, anzubinden ſind, und zwar in Wendungen mit nach abwärts gebogenen Enden. Das Abwärtsbinden begünſtigt durch Hemmen der Saftbewegung die Fruchtbildung. Die Tomaten brauchen keinen Dung, dagegen genügend Waſſer. Wärmer als 15° R. dürfen die Pflanzen nicht ſtehen. Bei dieſem Verfahren kann man ſchon Ende Mai und anfangs Juni Früchte ernten. **K. L.**

Wäſche.

Den weitaus beſten Erfolg beim Waſchen mit der Viktoriamaſchine habe ich dadurch erzielt, daß ich die unreine Wäſche ein paar Stunden vor dem Waſchen mit folgender Miſchung lauwarm übergoß oder vielmehr einweichte. Auf einen Eimer Waſſer rechnete ich ¼ ſchwarze Seife, zwei Theelöffel Terpentin und vier Theelöffel Salmiak. Für einen Waſchkorb Wäſche gehören ungefähr drei ſolche gemiſchte Eimer voll. Hat man einmal zwanzig Minuten die Maſchine gedreht, ſo wäſcht man die Wäſche in einer Wanne leicht durch. Iſt einiges noch nicht ſauber genug, ſo muß es nochmals zehn Minuten in die Maſchine, ja ſogar das ſehr ſchmutzige noch ein drittes Mal. Dann thut man am beſten, die ganze Wäſche in einen Zuber zu packen, mit heißem Waſſer zu übergießen und damit bis zum andern Tage ſtehen zu laſſen, wo ſie erſt geſpült und geblaut wird. Auf dieſe Art können zwei Mädchen an einem Tage gut zwei Körbe Wäſche bewältigen. **A. D.**

Frage Nr. 59. Bewährtes Rezept zur Bereitung weißer Seife. Auf 3 Pfd. Sammelfett, 3 Pott weiches Waſſer, 9 Lot Salz und reichlich 1 Pfd. beſten Seifenſtein. Man gießt 3 Pott Waſſer auf das Fett nebſt dem gehauenen Seifenſtein und läßt es eine Stunde kochen. Darauf, aber nicht früher, gießt man nach und nach noch 3 Pott weiches Waſſer dazu und läßt es noch eine Stunde vorſichtig kochen, thut dann 9 Lot Salz dazu und kocht es ¼ Stunde mit durch, nimmt den Keſſel vom Feuer und zerſchneidet die Seife am nächſten Tage. **E. M.**

Motto für ein Häkelmuſterbuch.

Frage Nr. 61.

Ein niedlich Litzchen,
Ein zierlich Spitzchen,
Jedes Müſterlein
Trag ich mir ein.
Ein gutes Muſter die Hauptſach iſt,
Das man vor Augen hat, nicht vergißt,
Damit man an ſeinen Werken
Die Fehler und Mängel kann merken!

Anna Ecke.

Kindermund.

Gretel, deren Köpfchen ſich immer viel mit den ſchwarzen Kaminkehrern beſchäftigt, fragt: „Mama, die Schornſteinfeger ſterben doch wohl nicht,“ und auf die Gegenfrage, weshalb wohl nicht, antwortete ſie: „Nun, der liebe Gott mag doch gewiß keine ſchwarzen Engel im Himmel haben.“

Papa beabſichtigt nach der nächſten Stadt zu fahren, und der 3½jährige Gerhardt fragt: „Mama! Wenn der Papa heute nach G. fährt, wer haut mich denn da, wenn ich unartig bin?“ **A. P.**

Zimmerſchmuck.

Wandteller. Man überzieht ein rundes Stück Pappe von 34 cm Durchmeſſer wie eine Knopfform mit Futterkattun, näht dann verſtürzt auf einem mit dem Zirkel vorgezogenen Bleiſtiftkreis 15 cm vom Rande entfernt einen kraus eingereihten Plüſchſchrägſtreifen von 18 cm Breite feſt, den man dann umſchlägt und auf der Rückſeite des Tellers annäht. Vorher unterlegt man den Rand mit etwas Watte. Nun wird die freie Kattunfläche mit Waſſerglas dick beſtrichen, mit Gries beſtreut und in der bekannten Manier mit Bleichgold vergoldet. Zuletzt befeſtigt man mit einigen unſichtbaren Stichen einen bronzierten Zweig aus in Stearin getauchten alten Ballblumen. **Anneliese.**

Billiges Phantaſietiſchchen. Faſt auf keinem Weihnachtstiſche der einigermaßen bemittelten Klaſſen Norddeutſchlands fehlt die Marzipantorte, welche gewöhnlich in kleine ſechseckige Kiſten verpackt iſt. Ich kann daher wohl annehmen, daß ein ſolches Marzipankiſtchen jetzt in vielen Familien bequem zur Hand iſt. Dasſelbe bildet den Hauptbeſtandteil des von mir nachfolgend beſchriebenen Tiſchchens. Den Deckel des Kiſtchens verwendet man als Platte des Tiſches, den Kaſten ſelbſt als Bort. Nun nehme man vier gleichmäßige, ungefähr 80 cm lange und cirka 6—7 cm im Umfange meſſende Blumenſtöcke, nagele den Deckel in richtig abgemeſſenem Abſtande auf dieſelben feſt, ſo daß die Seitenbrettchen desſelben als Rand nach oben ſtehen. Da die Beine des Tiſchchens nach unten weiter auseinanderſtehen, ſo iſt es gut, die Stäbe oben ſchräg abzuſägen, um die Platte leichter und feſter aufnageln zu können. Dann höhle man das Kiſtchen, welches als Bort zu dienen hat, an den Stellen, wo die Beine eingefügt werden ſollen, etwas aus und ſchraube oder nagele den Behälter, nach genauem Maße betreffs der wagerechten Stellung, an die Beine feſt. Der Rohbau iſt fertig, und das Tiſchchen wird nun auf eine gerade Fläche geſtellt, um zu prüfen, ob es feſt ſteht. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo hilft man durch Egaliſieren der Beine nach. Die Platte wie der untere Behälter werden alsdann mit Tuch oder Plüſch mittels dünnen Fiſchleims beklebt (jedoch vorſichtig, damit der Leim nicht durch den Stoff dringt), mit Franzen und Pompons verziert und die Beine, nachdem dieſelben vorher mittels Goldbronze vergoldet ſind, ſchräge mit paſſendem Seidenband umwunden, ſo daß das Band und die Vergoldung abwechſelnd hervortreten. — Dieſes ohne große Koſten hergeſtellte Tiſchchen bildet einen hübſchen Schmuck für jedes traute Heim. **Frau Alma.**

Schon längſt wollten wir uns eine Etagère zu Nippſachen anſchaffen, bekamen jedoch trotz aller Mühe keine zu unſern dunkeln Mahagonimöbeln paſſende, und als ich mich beim Tapezierer nach dem Preiſe einer mit Stoff überzogenen erkundigte, ſchreckte mich die hohe Forderung. Wir beſchloſſen nun, ſelbſt eine Etagère zu überziehen. Der Tiſchler fertigte uns für den Preis von 3 M. 50 Pf. ein rohes Holzgeſtell. Dies beſtand aus drei 2 cm ſtarken Brettern, je 60 cm lang und 32 cm breit, die durch 4 viereckige 2½ cm ſtarke Holzſäulen, die 2 cm vom Rande entfernt durch die Bretter liefen, verbunden waren. Die unterſte Platte befand ſich 10 cm vom Fußboden, die mittlere 40 cm von der unteren und die oberſte, die glatt auf den Säulen aufliegt, 40 cm von der mittleren entfernt, ſodaß das Geſtelle eine Höhe von 96 cm hatte. Material zum Überziehen: 1 m Möbelrips, 130 cm breit, 1 m Futterkattun, 80 cm breit, 4 m Bällchenfranſe, 1 m dicke Kiſſenſchnur, alles dies in rotbrauner Farbe, 15 Dutzend runde Meſſingnägel und ebenſoviel kurze feine Zwecken. Zuerſt ſchnitten wir vom Rips 35 cm entlang der ganzen Breite ab, teilten dies 130 cm lange Stück in zwei Hälften, à 65 cm lang. Vom übrigen Stoff ſchnitten wir ebenfalls der Stoffbreite entlang ein 3. Teil heraus, auch 35 cm lang

(Fortſetzung im Vierten Blatt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

und 65 cm breit, ſodaß die übrige Hälfte der Breite am Reſte hängen blieb. Dieſe am Stoff hängende Hälfte teilten wir in fünf je 13 cm breite und 42 cm lange Streifen zu den Säulen; die noch fehlenden drei Streifen wurden gewonnen aus einem vom Reſt abgeſchnittenen, auch 13 cm langen und 130 cm breiten Streifen, der in drei Teile geteilt wurde. Dieſe letzteren, die nach der andern Fadenrichtung lagen, nahmen wir zu drei nach der Wand ſtehenden Säulen. Die aus dem übrigen Reſt geſchnittenen Stücke dienten zur Bekleidung der unteren Säulenenden. Nachdem dieſe Vorarbeiten geſchehen waren, wurde zum eigentlichen Überziehen geſchritten. Bei jedem der acht Säulenſtreifen hefteten wir eine Langſeite und eine Schmalſeite nach innen 1 cm breit um und nagelten die andere Langſeite an der vorderen Mitte der Säule entlang mit kleinen Zwecken feſt, ſchlugen den Stoff um die Säule und befeſtigten die umgeheftete Langſeite mit neun gelben Meſſingnägeln in entſprechenden Zwiſchenräumen, dabei beobachtend, daß die gelben Knöpfe genau in die Mitte kamen. (Den eingeſchlagenen Saum der Schmalſeite nach oben.) Die untere etwas zu lange Schmalſeite erhielt kleine Einſchnitte, ſodaß der überſtehende Stoff ſich flach auf die Platte legte. Die vier unterſten kurzen Säulen wurden genau ſo behandelt, nur wurde auch der untere Saum nach innen geheftet; jede erhielt zwei Meſſingnägel. Nun legten wir ein Ripsteil glatt auf das untere Brett und zweckten dasſelbe (nicht umgeſchlagen) an der Schnittfläche des Holzes, von der Mitte nach den Ecken ausgehend, feſt. In die vier Ecken des Stoffes wurde ein Kreuzſchnitt gemacht, um Platz für die Säule zu ſchaffen; die Naht, die nicht ſehr ſauber wird, wurde mit einem 22 cm langen Stück um die Säule geſchlungener Schnure verdeckt. Genau ſo behandelt man die mittlere Platte. Bei der oberſten wird der Rips einfach glatt übergeſpannt und an der Schnittfläche des Holzes angezweckt. Der Futterſtoff für die unteren Seiten der Bretter wurde in gleicher Weiſe und zwar mit eingeſchlagenem Saum auf dem Ripsrande befeſtigt. Die Schnur fällt hier weg. Zuletzt nagelten wir die Franſe an nur drei Seiten der Bretter (da die vierte nach der Wand zu ſtehen kommt), mit je 33 Meſſingnägeln in regelmäßigen Entfernungen feſt. Man thut wohl, ſich einige Reſervenägel zuzulegen, da beim Klopfen der Hammer leicht einmal einen entzwei ſchlägt. Wir ſind ſtolz auf unſer hübſch gelungenes Werk und raten allen Hausfrauen, die ſich einen hübſchen Zimmerſchmuck herſtellen wollen, dieſe, wenn man ſich genau nach der Beſchreibung richtet, ſehr einfach und leicht auszuführende Arbeit nachzuahmen. **Anne-Lieſe.**

Handarbeit.

Schürzen. Phantaſieſchürzen für die Jugend gibt es in Maſſe, aber die Anleitung zu einer ſoliden, hübſchen Schürze für Mütter, Tanten oder Großmütter gehört zu den Seltenheiten, weshalb einige Winke darüber willkommen ſein werden. 1. Aus ſchwarzem, glattem Stoff wird eine nicht allzu zierliche Schürze (etwa 65 cm breit und 68 cm hoch) hergeſtellt, am unteren Rande von dicker ſchwarzer Cordonnetſeide mit aufgelegtem Stramin in Kreuzſtich eine handbreite Bordüre gearbeitet und von derſelben Seide eine hübſche Spitze gehäkelt, welche den unteren Schluß bildet. 2. Die Schürze wird aus vier Streifen Stoff oder Seidenband gearbeitet, welche der Länge nach von drei in Seide gehäkelten Einſätzen unterbrochen ſind; eine entſprechende Spitze ringsum vervollſtändigt dieſe ſehr elegante Schürze. 3. Der gehäkelte Einſatz kann unten quer angebracht werden, dann ein Stoffſtreifen von derſelben Breite und eine paſſende Spitze zum Abſchluß.

F. R.

Eine ſchöne und ſehr dauerhafte Arbeit iſt ein von Seide gehäkelter Arbeitsbeutel (ſog. Ridicule). Derſelbe wird mit ſchwarzer und bunter, möglichſt dicker Cordonnetſeide gearbeitet und zwar ganz glatt mit lauter feſten Maſchen. Man beginnt mit einem Anſchlag von 175 Maſchen (der Beutel ſollte 16 bis 18 cm breit werden), welcher zum Ring vereinigt wird, häkelt mit feſten Maſchen 17 ſchwarze Touren, dann kommt ein bunter Streifen mit 15 Touren wie folgt: 1 gelb, 1 rot, 1 ſchwarz, 1 weiß, 2 blau, 1 gelb, 1 ſchwarz, 1 rot, 2 grün, 1 weiß, 1 rot, 1 ſchwarz, 1 gelb. Dann kommt wieder ein ſchwarzes Feld mit 17 Touren, dann ein bunter Streifen mit 15 Touren und wieder ein ſchwarzes Feld mit 17 Touren. Nach dieſem häkelt man von doppelthohen Kreuzſtäbchen, zwei verſetzte Touren aufeinander, einen Zug, durch welchen ein ſeidenes Band gezogen wird. Nach dem Zug kommt noch ein bunter Streifen von 15 Touren und als Abſchluß ein kleines Zäckchen von ſchwarzer Seide. Unten herüber wird der Beutel mit feſten Maſchen zuſammengehäkelt und mit einer etwa 15—20 cm langen dreimal geknüpften Franſe verſehen. Es ſieht hübſch aus, wenn man dieſelbe in ſchwarzen und bunten Feldern abwechſeln läßt. Mit Marceline oder leichtem Seidenzeug gefüttert, ſtellt der Beutel viel vor und genießt den Vorzug einer neuen und eleganten Arbeit. — Dieſe Arbeitsbeutel laſſen ſich natürlich, je nach Geſchmack, auch in anderen Farben ausführen, z. B. dunkelroter Grund und bunten, matt gehaltenen Streifen. Sehr apart und modern ſieht es aus, wenn man den Beutel mit dunkelroter und dunkelblauer Seide beginnt, 15 Touren davon häkelt, dann einen breiteren bunten Streifen in matten Farbentönen häkelt, der die ganze Höhe des Beutels, bis auf die 15 Touren vor dem Zug, einnimmt. Zug und Kopf des Beutels werden bei dieſer Art von der Grundfarbe gehäkelt. **A. K.**

Filetguipure. Überaus dankbar und ebenſo hübſch wie preiswürdig und dauerhaft ſind die Handarbeiten in Filetguipure, und doch werden dieſe Arbeiten im Verhältnis wenig ausgeführt. Vielen erſcheinen ſie ſo überaus ſchwierig und kunſtvoll, und doch kann kaum eine Arbeit einfacher und leichter ſein als dieſe. Hausfrauen freilich, welche die Garderobe ihrer Kinder in ſtand zu ſetzen haben, möchte ich dieſe Arbeit, da ſie Geduld und Zeit erfordert, nicht raten. — Ich arbeite Schoner, Deckchen, Zwiſchenſätze und Spitzen zu Mores, Serviertiſchdecken u. ſ. w. mit Vorliebe in Filetguipure und zwar in écru oder farbigem Zwirn. Zum Filieren wähle ich gern feinen Zwirnécru, damit ſich die Guipure deſto wirkſamer hebt. Arbeite ich einen Schoner, ſo umziehe ich, nachdem ich den Filetgrund eingeſpannt, zuerſt den äußerſten Rand der Spitze mit einem dicken Faden und brauche dann den Mittelpunkt nicht lange zu ſuchen. In farbigem Zwirn arbeiten ſich die Schoner ſehr hübſch und raſch, da der Zwirn ſchnell füllt. Beim größeren Leinenſtopfen ſchere ich den farbigen Zwirn ſo über den Filetgrund, daß dieſer nicht ſichtbar wird. In drei verſchiedenen Schattierungen, rot, oliv, reich mit Gold verziert, ſehen dieſe Sachen prächtig aus. Gebrauche ich zu einer Arbeit Zwiſchenſatz, und Spitze, filiere ich wohl den Grund in eins, und nachdem ich ihn eingeſpannt, trenne ich ſie durch einen ſtarken Faden. Die fertige Arbeit pinſele ich auf der linken Seite mit einer Auflöſung von Gelatine, wovon ich eine halbe Tafel in kochendem Waſſer auflöſe. Soll ein Stück gereinigt werden, ſpanne ich es in den Rahmen und bürſte es auf der verkehrten Seite mit Seifenwaſſer. Iſt es rein und gut nachgeſpült, laſſe ich es an der Sonne trocknen und beſtreiche es dann mit Gelatine. Das Einſpannen muß mit großer Sorgfalt geſchehen, dann wird die Arbeit wieder wie neu.

M. B.

Praktiſches fürs Haus.

Bei durch Regen oder Schneewaſſer naß gewordenem Schuhwerk empfiehlt es ſich, dasſelbe über Nacht mit trockenem Hafer zu füllen. Derſelbe nimmt die Feuchtigkeit auf und verhindert das Hartwerden des Leders. Der Hafer wird jeden Tag in der Wärme ausgetrocknet und kann Monate lang benutzt werden.

F. R.

Schreibtiſch.

Briefbeſchwerer. Man laſſe ſich vom Glaſer ein dickes Stück Glas von beliebiger Größe an den Rändern hübſch abſchleifen und unterklebe es mit Moireeband oder Plüſchpapier. Auf die obere Seite malt man entweder nur in die Mitte mit abſchattiertem Gold ein großes Monogramm, oder man ſetzt dasſelbe kleiner an die eine Seite und malt in Ölfarbe noch einen leichten kleinen Blumenzweig dazu. Auch kann man getrocknete Blumen, hübſch arrangiert, darunter kleben. **M. Dahnow.**

Spruch für eine Bildermappe als Konfirmationsgeſchenk.

Fr. 64.

Nimm deine Bilderſchätze
Hier wohl in ſichre Hut,
Daß ſie kein Fleck verletze,
Nichts ihnen Schaden thut.

Ein Bild in heilgem Schimmer
Dein Herz iſt dieſen Tag,
Drauf Erdenſtaub ſich nimmer
Verdunkelnd ſenken mag.

Anna Ecke.

Für die Küche.

Farcierte Gans in Gelée. Ich nehme eine nicht zu große, ſauber gerupfte Gans (es kann ebenſo gut auch eine Ente ſein, für eine größere Geſellſchaft ſieht aber eine Gans ſtattlicher aus), nehme ſie nicht aus, ſondern waſche ſie erſt tüchtig ab, ſchneide ſodann den Rücken vom Hals aus bis zur Schwanzſpitze auf. Nun kann ich das ganze Gerippe mit ſeinem vollen Inhalt auslöſen, ſogar die Keulenknochen. Der Hals wird abgeſchnitten, und die Flügel ſchneide ich bis dicht am Körper ab, ſo daß ich das letzte Knochenſtümpfchen von außen herausnehmen kann. Nun binde ich die Keulen unten zu, die Flügelöffnungen ſowie den Hals nähe ich zu. Nachdem nun die Gans auch inwendig ausgewaſchen iſt, fülle ich dieſelbe, aber nicht zu ſtramm, damit ſie nicht beim Kochen platzt, mit nachſtehender Farce: Fein geſchabtes und gewürztes Schweinefleiſch, die durch ein Sieb getriebene Gänſeleber (möglichſt 2 Lebern), etwas fein gewiegtes Kalbfleiſch, ¼ ſoviel als ich Schweinefleiſch nehme, gut gereinigte Trüffeln, abgeſchält, in Stücke geſchnitten und die Schale klein gewiegt, ungefähr 3 Zwiebeln, kleingeſchnitten, mit Gänſefett gekocht (ſie müſſen weiß bleiben und werden dann durchgerührt, daß ſie nur als ſämige Maſſe dem Ganzen beigefügt werden); endlich Salz, Pfeffer, fein pulveriſierten Majoran, ſowie Thymian. Dies Ganze wird gut gemengt, die Gans inwendig etwas geſalzen, die Maſſe hineingefüllt, der Rücken zugenäht und ſo das Tier in Waſſer gekocht, in das genügend Salz, etwas Pfeffer und Gewürzkörner, auch ein Lorbeerblatt, gethan iſt. Man muß eine Gans 3—4 Stunden kochen. Man ſchnitzt ſich ein feines, langes Hölzchen (nur nicht kienig), mit dem man tief in die Gans ſtechen kann, um zu probieren, ob dieſelbe durch und durch gar iſt. Sobald es keine Maſſe mehr nach ſich zieht, iſt dieſelbe gut. Man hebt die Gans heraus und läßt ſie vollſtändig gut erkalten. Dann macht man ein ſchönes goldgelbes, klares Gelée, wie es oft ſchon beſchrieben iſt, z. B. für Weißſauer, gießt ungefähr 2 cm hoch in eine längliche Terrine. Iſt dies ſteif geworden, ſo putzt man dieſe Fläche mit Zitronenſcheiben und Kapern etwas hübſch aus, legt darauf die Gans mit der Bruſtſeite nach unten, damit dieſe nach dem Stürzen oben zu liegen kommt. Vorher müſſen alle Fäden vom Nähen und Binden vorſichtig entfernt werden. Nun füllt man alles übrige Gelée dazu, bis die ganze Gans damit bedeckt iſt. Beim Anrichten wird dieſe Gans aus der Terrine wie aus einer Form ausgeſtürzt, und beim Tranchieren ſchneidet man immer quer über die ganze Gans. Es iſt ein ſehr ſtattliches Gericht bei einem kalten Büffet.

A. D.

Fragen.

68) Eine Familie von drei Perſonen, welche über ein jährliches Einkommen von ungefähr 5000 Mark zu verfügen hat, wünſcht ihren Wohnſitz in einer kleinen Stadt Mittel- oder Süddeutſchlands zu nehmen, welche ein geſundes, möglichſt warmes und trockenes Klima beſitzt, gegen Oſt- und Nordwinde geſchützt liegt und eine hübſche Umgebung hat. Sollte einer der geehrten Leſer des Daheim mir in dieſem Blatte darüber Auskunft geben können, würde ich ſehr dankbar ſein. **Abonnent.**

69) Würde nicht eine der geehrten Daheimleſerinnen die Güte haben und mir bei einer geſchmackvollen Zuſammenſtellung eines Koſtüms „Vierblättriges Kleeblatt“ behilflich ſein? **Glückskind.**

70) Würde eine freundliche Leſerin des Blattes wohl die Güte haben, mir mitzuteilen, was man dem Saft der grünen Wallnüſſe zuſetzt, um damit eine echte Färbung des grauen Haares zu erlangen und um die Tinktur aufbewahren zu können? Im voraus beſten Dank. **Junge Lehrerin.**

71) Ich möchte gerne barmherzige Schweſter werden und würde einer Daheimleſerin ſehr dankbar ſein, wenn ſie mir Näheres darüber ſagen und mir auch einige Krankenhäuſer in Berlin nennen könnte, welche für unentgeldliche Ausbildung ſorgen? **Irmgard.**

Aus der Redaktion.

Es iſt uns eine wahre Genugthuung, zu ſehen, wie weit das Vertrauen unſerer Leſerinnen geht. Manchmal aber doch zu weit! Welchem Sehnen und Wünſchen ſoll nicht eine Frage im Frauen-Daheim abhelfen! Eins der letzten Kurioſa müſſen wir unſern Freundinnen wirklich mitteilen. Da wird im vollen Ernſt folgende Frage eingeſandt: „Kann mir einer der Leſer eine feine Penſion in einer kleinen oder mittelgroßen Stadt Süd- oder Mitteldeutſchlands, in der ein Küraſſier-Regiment ſteht, nennen? Im voraus meinen beſten Dank.“

Ein ſich nach Abenteuern ſehnender Backfiſch.

Vielleicht bringen wir bald einmal eine Blütenleſe weiterer Unglaublichkeiten.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

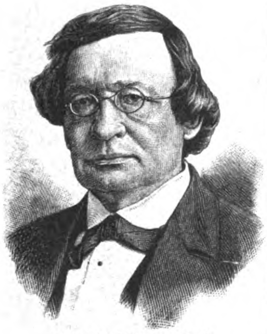
Daheim

XXVII. Nr. 20. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

14. Februar 1891.

Hausmuſik.



Wilhelm Taubert. †
Königl. Preuß. Oberhofkapellmeiſter.

Wilhelm Taubert.

Immer mehr lichten ſich die Reihen jener Männer, welche durch perſönliche Neigung und den beſtimmten Zug ihres Talentes ſowohl, wie durch die Ideen jener Zeit, der ſie dienten und in der ſie lebten, als Zeugen einer für die Entwickelung der neueſten Muſik bedeutungsvollen Epoche zu gelten haben. Die Mendelsſohn'ſche Romantik verlor in den kürzlich verſtorbenen Komponiſten, dem Dänen Niels Gade (21. Dez. 1890) und unſerm deutſchen Landsmann Wilhelm Taubert in Berlin zwei ihrer erfolgreichſten Repräſentanten. Wilhelm Taubert war ein überzeugter Anhänger Mendelsſohns, deſſen weiche Formen, deſſen melodiſche Anmut und Liebenswürdigkeit ſeinem eigenen perſönlichen Empfinden ſo ſehr zuſagten, daß er ſie zu bewundern nicht aufhörte. Mendelsſohn erſchien ihm als der Schlußſtein der geſamten Muſikgeſchichte; einen Fortſchritt über die Ziele dieſes Meiſters hinaus gab es für ihn nicht und jedes Beſtreben, neue Bahnen der deutſchen Tonkunſt zu erſchließen, hielt er für gefährlich, da es nur auf Abwege führen könne … Und dieſe Bewunderung und rückhaltloſe Unterwerfung der eigenen Individualität unter jene des in den vierziger Jahren zu unbeſchränkteſtem Einfluſſe gelangenden Tonmeiſters kennzeichnet auch Tauberts eigene Kompoſitionen. Er hat ſich faſt auf allen Gebieten der Tonkunſt verſucht mit augenblicklich glänzendem, wenn auch nicht nachhaltigem Erfolg. Mehrere komiſche Opern entſtammen ſeiner Feder, ſo z. B.: „Die Kirmes,“ „Ceſario,“ „Der Zigeuner,“ „Marquis und Dieb,“ „Joggeli,“ „Macbeth.“ Außerdem ſchrieb er Symphonieen, zahlreiche Kammermuſikwerke, Klavierſtücke, Chorſachen und die berühmten „Kinderlieder“ (etwa 150), in welchen das feine, ſinnige Talent Tauberts mit entzückender Friſche ſich ausſprach. Mit dieſen lyriſchen Miniaturen hat Taubert einen wirklichen Treffer gemacht und Liedchen wie „Märzenſchnee“ und „Sonne hat ſich müd gelaufen“ werden noch lange die Herzen der Menſchen erfreuen. Sehr viel Hübſches und zarte Einzelnheiten enthalten ferner ſeine Muſiken zu Shakespeares „Sturm“ und „Medea.“

Das Leben Tauberts floß glatt und ruhig, ohne die Extravaganzen eines ungebundenen Bohêmelebens, ohne Sturm und Drang, dahin. Er wurde geboren am 23. März 1811 in Berlin; ſein Vater war Beamter im Kriegsminiſterium (nach anderen Angaben Militärkapellmeiſter). Seinen erſten muſikaliſchen Unterricht erhielt er durch Neithardt und L. Berger; bei letzterem bildete er ſich gleichzeitig mit Mendelsſohn zum Pianiſten aus; als ſolcher errang er frühzeitig ungewöhnliche Erfolge, die ihm auf zahlreichen Konzertreiſen durchaus treu blieben. Auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt befreundete er ſich übrigens auch mit den Wiſſenſchaften; philoſophiſche und muſikaliſche wiſſenſchaftliche Studien erweiterten und vertieften ſeine Bildung. Frühzeitig winkten ihm Erfolge und Auszeichnungen. So wurde er ſchon 1831 zur Leitung der Hofkonzerte auserſehen; 1839 wählte ihn die Akademie der Künſte zum ordentlichen Mitglied; in den Jahren 1836—41 unternahm er ausgedehnte Kunſtreiſen nach England, Schottland und Holland; er beſuchte Süddeutſchland, überall glänzende pianiſtiſche Erfolge erzielend. 1841 wurde er nach Berlin berufen, wo das Wohlwollen des Königs ihm die Direktion der Kgl. Oper erwirkte. Im Winter 1842—43 rief Taubert im Verein mit Mendelsſohn jene Symphonieſoiréen der Kgl. Kapelle ins Leben, die noch unter ſeiner Dirigententhätigkeit zu hohem Anſehen gelangten; es war insbeſondere klaſſiſche Muſik, welche von Taubert mit Begeiſterung gepflegt wurde. 1869 wurde Taubert zum Oberhofkapellmeiſter ernannt, 1882 übernahm er den Vorſitz in der muſikaliſchen Sektion der Kgl. Akademie der Künſte in Berlin. Seit länger als zwanzig Jahren hatte er von der Öffentlichkeit Abſchied genommen; nur zeitweilig ſpielte er in einer Symphonieſoirée, gewöhnlich irgend ein klaſſiſches Konzert, oder ein Werk eigener Kompoſition. In der letzten Zeit machten ſich die Beſchwerden des Alters bei ihm geltend, und nach längerem Unwohlſein verſchied er am 7. Januar. In der Geſchichte des Berliner Konzertlebens wird ſein Name unvergeſſen bleiben.

Geiſtliche Lieder.

Drei Pſalmenlieder für gemiſchten, vierſtimmigen Chor zu Tonſtücken von Johann S. Bach gedichtet und dem Chorgeſang dargeboten von Petr. Cornelius (op. 13, Partitur und Stimmen, Pr. 3 M. Verlag von E. W. Fritzſch, Leipzig.) Der Komponiſt Cornelius iſt wahrlich nicht ſo bekannt, als er es zu ſein verdiente und doch iſt er einer von den Berufenen: ein bedeutendes Können, Phantaſie, friſche Geſtaltungskraft und tiefes, herrliches Gemüth heben ſeine Kompoſitionen weit über die Durchſchnittsproduktion empor; Cornelius iſt als Dichter und als Komponiſt gleich hervorragend. Wenn man bisher von ſeinen Werken verhältnismäßig wenig gehört hat, ſo liegt der Grund ſowohl in dem Mißtrauen des Publikums gegen alles Neue überhaupt, wie in dem allem Äußerlichem, Effekthaſchenden vollſtändig fernen, dafür aber ganz nach innen gekehrten Weſen ſeiner Kompoſitionen. Die uns vorliegenden Bußlieder, welche nicht nur im häuslichen Kreiſe, ſondern auch in höheren Lehranſtalten, Seminarien u. ſ. w. zur Aufführung gebracht werden können, ſind in ihrer Art Perlen. Cornelius hat die Texte nach Pſalmenworten geſchrieben, das Bußlied nach Pſalm 88 „Warum verbirgſt Du vor mir Dein Antlitz,“ nach Pſalm 137 „Stromfluth dahinrauſcht durch Babels Gefilde“ und nach Pſalm 122 „Jeruſalem.“ Beſonders dieſes letzte Lied iſt ungemein großartig. Beſondere Schwierigkeiten bieten ſie nicht und ſollten ſich dem Studium dieſer von echt religiöſem Gefühl erfüllten Geſänge doch ſtellenweiſe Schwierigkeiten in den Weg ſtellen, ſo wird ihre Überwindung hohen, reichen Gewinn bringen.

Der feinſinnige Komponiſt Theodor Kirchner bewährt ſich als ſolcher auch mit dem geiſtlichen Liede „Bitten“ (Text von Gellert) für eine Singſtimme (Sopran oder Tenor) mit Orgel- (Harmonium-) oder Klavierbegleitung (Pr. 1,25, Leipzig, Gebr. Hug). Das Lied ſtellt an die techniſche Geſchicklichkeit der Ausführenden keinerlei Anforderungen. Ein anderes geiſtliches Lied „Befiehl Du Deine Wege“ für Mezzoſopran oder Bariton mit Pianofortebegleitung von Th. Stauffer (Pr. 80 Pf., derſelbe Verlag) iſt zwar recht wirkungsvoll nach außen und läßt ſich eine gute Führung der melodiſchen Linien angelegen ſein, entbehrt aber nicht eines Stichs ins Opernhafte und ſündigt ſtellenweiſe gegen die geſunde und geſchmackvolle Deklamation.

Beethoven und ſeine Häuslichkeit.

Es iſt eine Meinung, welche die Geſchichte faſt aller Genies beſtätigt, daß Menſchen, denen das Gnadengeſchenk des Genius zuteil geworden, für die praktiſche Welt ziemlich unbrauchbar ſcheinen und eine oft abſonderliche Rolle in dieſer praktiſchen Welt ſpielen. Kein Wunder, wenn der Künſtler, der, mit großen Ideen beſchwert und im Drange ihrer Ausgeſtaltung ſein ganzes Weſen und Sein nach Innen gekehrt, aus der Welt ſeines Geiſtes auf unſere Erde niederſteigt, erſtaunt ſich umblickt und die verlorene Fühlung mit ſeiner Umgebung erſt langſam wieder ſuchen muß. Man hat geſagt, daß das Genie der Blick für das Weſentliche ſei. Aber das Weſentliche ſelbſt ändert ſich für jede Zeit, für jeden Menſchen. Der geniale Muſiker und der geniale Maſchinenbauer werden ſich vermutlich gegenſeitig für höchſt überflüſſig erklären, wohl auch jene bezeichnende Handbewegung nach der Stirn machen, mit welcher man allgemeinverſtändlich auszudrücken liebt, daß jemand im Oberſtübchen nicht ganz richtig ſei. Auch Beethoven mag vielen aus ſeiner Umgebung Anlaß zu jener Handbewegung gegeben haben; er war in Wien übrigens eine ſehr bekannte Perſönlichkeit. Wenn er ernſt und gedankenſchwer durch die Straßen ſchritt, wichen ihm die Leute halb ſcheu, halb ehrfurchtsvoll aus: „Das iſt Beethoven“, flüſterte man ſich zu. Seltſame Mär war von ſeinem häuslichen Leben in die Öffentlichkeit gedrungen. Man wußte, daß er, während die Missa solemnis entſtand, eingeſchloſſen in ſeiner Studierſtube tobte und ſchrie, daß er niemanden zu ſich ließ, daß er ſelbſt für ſeine beſten Freunde durchaus den Eindruck eines unheimlichen Phänomen zurückließ. Das die Hauswirtſchaft dieſes außerordentlichen Mannes eine zum teil recht eigentümliche geweſen ſein muß, wird ſich jeder ſelbſt ſagen, der weiß, daß eine geſunde Ökonomie einen bis zur Nüchternheit klaren Blick für die körperlichen Bedürfniſſe vorausſetzt. In den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts ſah es denn in der That recht ſonderbar und originell bei Beethoven aus. Ein von dem Meiſter geführtes Tagebuch gewährt einen Einblick in ſeine häuslichen Wirren. Beethoven ſchreibt: „1819, den 31. Januar der Haushälterin aufgeſagt; — am 15. Februar die Küchenmagd eingetreten; — am 8. März hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgeſagt; — am 22ten deſſelben Monats iſt die neue Haushälterin eingetreten; — am 12. Mai in Mödling eingetroffen. Miser et pauper sum. — Am 14. Mai iſt die Aufwärterin eingetreten mit monatlich 6 Gulden; 20. Juli der Haushälterin aufgeſagt; 17. April die Küchenmagd eingetreten, am 19. April ſchlechter Tag (die Speiſen waren durch langes Warten verdorben); 16. Mai dem Küchenmädchen aufgeſagt; 19. Mai die Küchenmagd ausgetreten; 30. Mai die Frau eingetreten; 1. Juli die Küchenmagd eingetreten; 28. Juli abends iſt die Küchenmagd entflohen (!!); 30. Juli iſt die Frau von Unter-Döbling eingetreten. Die 4 böſen Tage, 10., 11., 12., 13. Auguſt in Lerchenfeld (bei Wien) gegeſſen. Am 28. des Monat trat die Frau aus. Am 6. September iſt das Mädchen eingetreten, 22. Oktober iſt das Mädchen ausgetreten, 12. Dezember das Küchenmädchen eingetreten, 18. Dezember dem Küchenmädchen aufgeſagt, 27. Dezember das neue Stubenmädchen eingetreten.“ — Der Meiſter im Kampf mit Küchenmädchen! In jenen 4 böſen Tagen hatte der Schöpfer des Fidelio kein bares Geld gehabt; als Mittagbrod genoß er einige Brötchen und ein Glas Bier. Auch ſonſt hatte er viel Ärger mit ſeiner Haushälterin: ſo ſuchte er einſtens das Manuſkript eines neuen Werkes; alle Winkel durchſtöberte er; die Köchin wurde zitiert; ſie ſchwor unſchuldig zu ſein, mußte ſich jedoch des Meineids überführt betrachten, als der ergrimmte Meiſter ſein Manuſkript voll Fettflecken als Umſchlag irgend einer leckeren Mehlſpeiſe wiederfand. Daß Beethoven ſelbſt einmal die Köchin ſpielte und ſeine Freunde zu einem ſelbſtgekochten Mittagmahle einlud, von dem keiner zu eſſen ſich überwinden konnte, iſt ja bekannt. So ſehr Beethoven ſeinen Hausſtand vernachläſſigt hatte, ſo eifrig ſuchte er ſich über alles, was in das Gebiet der Haushaltung einſchlägt, zu orientieren, als er die Pflicht übernommen, die Vormundſchaft über ſeinen Neffen, einen ſchönen, talentvollen Knaben, zu führen. So faßte er einen Fragebogen ab, dem er einen erfahrenen Hausvater zur Beantwortung übergab. Dieſer Bogen enthielt u. a. folgende Fragen: „Was gibt man zwei Dienſtleuten mittags und abends zu eſſen, ſowohl in der Qualität als in der Quantität? Wie oft gibt man ihnen Braten? Wieviel Pfund Fleiſch rechnet man für drei Perſonen?“ u. ſ. w. Vergleicht man das immerhin drangvolle Leben, welches einem Beethoven beſchieden war, mit dem Überfluß, in dem der Komponiſt eines modernen Gaſſenhauers oder Walzers ſich berauſchen darf, ſo lernt man das Wort Heſiods verſtehen, daß die Götter vor die Tugend den Schweiß geſetzt haben.

Harmoniummuſik.

Ein hübſches, reichhaltiges „Album beliebter Vortragsſtücke für Harmonium oder Cottageorgel“ hat neuerdings der Schweizer Tonkünſtler J. G. Ed. Stehle (2 Hefte à 1,50 M., Leipzig, Hug) herausgegeben. Es enthält in wohlklingendem Satz eine prächtige Blütenleſe geiſtlicher und weltlicher Tonſtücke — letztere nur, ſoweit ſie ſich mit dem Charakter des Harmoniums vereinbaren laſſen: Mozarts „Ave verum“, Chöre aus Händelſchen Oratorien, Sätze von Schumann, Beethoven, Liedtransſkriptionen von Mendelsſohn, Schubert, Stücke von Bach, Gluck u. ſ. w. Auch der Herausgeber iſt mit einigen feingeformten Kompoſitionen vertreten. Wir können das Album beſtens empfehlen.

Kinderſymphonie.

Wer hätte ſich nicht ſchon einmal, ſei es als Mitwirkender, ſei es als Zuhörer an einer Kinderſymphonie erfreut! Haydn und Romberg haben ſolche kleine Symphonien geſchrieben, in denen neben Klavier und Geigen auch die Kinderinſtrumente zur Verwendung kamen. Hei, wie luſtig, wenn die kleinen Trompeten klingen, wenn der Kuckuck ruft, wenn die großen Blechſtürzen aus der Küche wie Becken und Cimbeln ſchwirren, wenn die Knarre praſſelt und der Waldteufel ſummt! Eine ſehr hübſche, muſikaliſch wertvolle Kinderſymphonie, die den meiſten unſrer Leſer unbekannt geblieben ſein dürfte, empfehlen wir hiermit allſeitigem Wohlwollen. Ihr offizieller Titel iſt „Kinderſymphonie für Pianoforte zu vier Händen und obligate Kinderinſtrumente von E. Fritzſch, op. 4 (Leipzig, E. W. Fritzſch, Pr. 3 M.) Von Kinderinſtrumenten werden folgende verlangt: Trompeten, Kuckuck, Wachtel, Nachtigall, Knarre, Zimbel.

Enſemblemuſik.

Der Variationencyklus aus Beethovens berühmtem und namentlich im 4händigem Klavierauszug populär gewordenem „Grand Septuor“ op. 20, iſt als Trio von A. V. Haubenfeld bearbeitet erſchienen und zwar für Pianoforte, Harmonium und Violine. Die Bearbeitung ſcheint eine ſehr gelungene zu ſein, weswegen wir unſere Muſikfreunde beſonders aufmerkſam zu machen nicht unterlaſſen. Sie iſt weder für Klavier noch für Harmonium irgendwie von nennenswerter Schwierigkeit, ſetzt aber einen tüchtigen Geiger voraus. Das Werk iſt bei Gebr. Hug herausgegeben und koſtet 2,75 M.

Chormuſik für Töchterſchulen.

Das Bedürfnis, mit ihren Schülerinnen bei gewiſſen Gelegenheiten, ſei es bei einem feierlichen Aktus, ſei es im Intereſſe einer verfeinerten Geſelligkeit oder aus anderen Anläſſen muſikaliſche Choraufführungen zu veranſtalten, wird gewiß ſchon manche Inſtitutsvorſteherin und ſo manche Geſanglehrerin empfunden haben. Es liegt in der Natur der Sache, wenn ſich Komponiſten nur ſchwer dazu entſchließen, Kompoſitionen ausſchließlich für Frauenſtimmen zu ſchreiben; in der That iſt die Litteratur an Originalkompoſitionen dieſer Gattung relativ arm; jeden mit künſtleriſchem Erfolge ausgeführten Verſuch, dieſem Bedürfnis abzuhelfen, darf man daher mit freudiger Zuſtimmung begrüßen. Uns liegen nun zwei Werke vor, erſtens die Bearbeitung des berühmten Schumann’ſchen „Zigeunerlebens“ für weiblichen Chor mit Begleitung des Pianoforte eingerichtet von Johannes Pache (Klavierauszug 1,80 M., Stimmen à 30 Pf., Verlag von Gebr. Hug) und zweitens die ſchon in unſerer vorigen Hausmuſik kurz erwähnte, umfangreiche Märchendichtung von Frida Schanz „Beim Rattenfänger im Zauberberge“ für Sopran, Mezzoſopran oder Altſolo und ein-, zwei- und dreiſtimmigem Chor mit verbindender Deklamation und Pianofortebegleitung komponiert von C. Attenhofer. (Klavierauszug 5 M., Stimmen 2,70 M., Text und Deklamation 60 Pf., derſelbe Verlag). In ihrer mit weiſer Hand praktiſchen Rückſichten angepaßten Gliederung iſt eine Gefahr der Ermüdung der Ausführenden vollſtändig ausgeſchloſſen. Chöre und Sologeſänge, Recitation und Deklamation, ſowie reizvolle Inſtrumentalzwiſchenſpiele wechſeln in bunter Reihenfolge ab. Der Stoff iſt ganz allerliebſt, die Verſe ungemein melodiſch, ſie fordern zur Muſik geradezu heraus. Attenhofers Muſik erſchöpft die reizende Poeſie des Stoffes und gibt uns davon Zeugnis, daß es ein wirklicher Tonkünſtler war, der ſie geſchrieben; ſeine Muſik iſt fein, und trotzdem von wohlthuender Schlichtheit. Die Schwierigkeiten des Werkes ſind dem jugendlichen Können angepaßt.

Vermiſchtes.

Eine muſikaliſche Familie war die Familie Bohdanowicz, welche zu Anfang unſers Jahrhunderts durch ihre abſonderlichen Kompoſitionen von ſich reden machte. Das Hauptwerk der Familie war die Kompoſition des Klopſtockſchen Bardiet’s „Hermannsſchlacht“, ein wahres Monſtrum von Muſik. Die ganze Familie, beſtehend aus Vater, vier Töchtern und drei Söhnen, hatte durch ſechs Jahre hindurch Tag und Nacht unter Kummer und Elend an dieſem Werke gearbeitet; es war für drei Orcheſter ohne Violinen (!) geſchrieben; als Intermezzi waren kurze kriegeriſche Ouverturen mit Piſtolenſchüſſen und Flintendechargen und Kanonendonner eingeſchaltet. Daß dieſes Kurioſum zum Glücke der Zuhörer niemals aufgeführt wurde und wohl auch, trotz unſerer mehrfachen archäiſtiſchen Neigungen niemals wird aufgeführt werden, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Intereſſant iſt die Thatſache, daß dieſe Familie Bohdanowicz 1802 in Wien Konzerte veranſtaltete mit wirklich wunderbaren Programmen: ſo ſpielten z. B. in einem dieſer Konzerte auf einer einzigen Violine 3 Perſonen mit 3 Violinbögen. Frl. Joſepha ſang eine „Aria mit ſehr ſtarken Variationen und Paſſagen, die dem geneigt horchenden Publico ein Staunen entlocken werden“. Das Non plus ultra von Unſinn war jedoch eine Vokalſymphonie, ohne Text, aber mit Brummſtimmen; ſie beſtand aus mehreren Sätzen; von dem Andante heißt es: auch charaktreſieret dieſes Andante ſehr luſtig das Geſchrei der erſchrockenen Hühner, die beim Erblicken ihres Feindes, des Habichts, bald zuſammenlaufen und bald ſich wieder zerſtreuen; ingleichen werden die Guckucke und Baumhacker möglichſt nachgeahmt.“ Der letzte Satz, „betitelt ſich die Jagd, drückt nebſt einem ſchönen Geſange auch das Gebelle und Jauchzen der Jagdhunde, das mittelmäßige und ſtärkſte Gemurmel der Bären in ſehr komiſcher Kompoſition aus; nach dem Geſchrei der Jäger aber geſchehen zum Schluſſe die ſämtlichen Schüſſe der letzteren auf die Bären“ . . . . Und das alles ereignete ſich nicht etwa in Leipzig auf der Meſſe, ſondern in der Stadt, in der Haydn, Mozart und Beethoven gelebt und gewirkt haben.

Der Flügel, welcher einſt im Beſitze Joh. Seb. Bachs geſtanden, iſt vor kurzem für das Muſeum altertümlicher Muſikinſtrumente in Berlin von der preußiſchen Regierung angekauft worden. Das Inſtrument iſt ein ſog. Clavicymbal von ſehr reſpektabler Ausdehnung, ſpitz zulaufend, ähnlich den alten, „Schweinskopf“ genannten Inſtrumenten. Es beſitzt zwei Klaviaturen, weiße Ober- und ſchwarze Untertaſten — alſo das umgekehrte Verhältnis unſern modernen Pianofortes gegenüber — und mehrere Züge, d. h. Vorrichtungen, welche es dem Spieler ermöglichen, dem Inſtrumente verſchiedene Klangfarben abzugewinnen. Sehr charakteriſtiſch iſt der Lautenzug, deſſen Anwendung dem Tone den Charakter gezupfter Saiten, an die Harfe erinnernd, verleiht. Die Mechanik iſt die durch die Hammermechanik längſt verdrängte Dockenmechanik: d. h. an einem durch die Taſte emporgehobenen Holzſtift (Docke) ſitzen Rabenkiele und elaſtiſch federnde Schweinsborſten; die Rabenkiele heben die Saite empor und löſen ſie plötzlich aus, ſo daß ſie zum Ertönen gelangt. Der Ton dieſes herrlichen, vorzüglich erhaltenen Inſtrumentes iſt ein voller, ſtark-rauſchender, die Spielart eine überaus leichte, ohne alle Kraftanſtrengung wie von ſelbſt ſich gebende und man begreift, daß Bach dieſes Clavicymbal ſelbſt in der Kirche z. B. zur Begleitung der Recitative in den Paſſionsmuſiken herbeizog. Das Inſtrument, vermutlich nach Bachs eigenen Angaben von einem ſächſiſchen Pianofortebauer verfertigt, ging nach dem Tode des berühmten Thomaskantors in den Beſitz ſeines älteſten, genial beanlagten aber leichtfertigen Sohnes Friedemann über, der es, wohl in einer augenblicklichen Geldverlegenheit an den Grafen Voß verkaufte. In der Familie Voß blieb das koſtbare Andenken bis in die Mitte des jetzigen Jahrhunderts, wo es in der Künſtlerfamilie Ruſt ein freundliches Unterkommen fand. Es war mittlerweile unſpielbar geworden. Später reſtauriert bildet es jetzt eine Zierde der großen Inſtrumentenſammlung, welche die preußiſche Regierung in Berlin angelegt hat.

Folgendes, launiges Rezept gegen Heiſerkeit verſchreibt ſich der jetzige Intendant der Weimarer Hofbühne, Herr von Bronſart:

Hoffentlich wird ein gutes Senfpflaſter
Beſeitigen meines Halſes Laſter
Und fleißiges Gurgeln mit Alaune
Ihm wiedergeben ſeine gute Laune.

Gedenktafel für Februar.

Im Februar wurden geboren: F. Mendelsſohn-Bartholdy (3., 1809); Ole Bull, der berühmte Geiger (5., 1810); H. Litolff (6., 1818); A. Grétry, der große und fruchtbare franzöſiſche Opernkomponiſt (11., 1741); Michael Prätorius (15., 1571), der überhaupt zu den glorreichſten Männern der deutſchen Muſikgeſchichte zählt; Paganini, der ebenſo durch ſein dämoniſches Violinſpiel wie durch ſeinen Geiz bekannte Künſtler (18., 1784); G. Fr. Händel (23., 1685); Arrigo Boito, der italieniſche Komponiſt und Dichter (24., 1842). Es ſtarben in demſelben Monat: Paleſtrina, der größte Meiſter kirchlicher Tonkunſt im 16. Jahrhundert (2., 1594) und R. Wagner (13., 1883).

Redaktionspoſt.

Ungariſche Rhapſodie. Es iſt ein Ding der Unmöglichkeit, Ihnen auf ſchriftlichem Wege die gewünſchte Anleitung zum Vortrag der II. Ungariſchen Rhapſodie von Lißt zu geben. Haben Sie noch nie Gelegenheit gehabt, das Stück von einem guten Pianiſten zu hören? Wenn Sie uns Ihr Hausexemplar zuſenden wollen, ſo ſind wir (ausnahmsweiſe) gern bereit, Ihnen die Vortrags- und Tempobezeichnungen umzuſchreiben, die Ihnen ungefähr das Wie der Sache verraten ſollen. Wenn Sie dieſe glänzenden Virtuoſenſtücke, die „Ungariſchen Rhapſodieen“ ſpielen, ſo denken Sie, bitte, immer daran, daß Sie es mit genialen Improviſationen zu thun haben, die ein ſehr elaſtiſches Tempo und feuriges Spiel verlangen. Sie können langſame Zeitmaße ſehr langſam und ſchnelle ſehr ſchnell nehmen; Zigeunermuſik braucht ſolche Extreme.

Muſikaliſcher Daheimleſer. Der Preis der „Norwegiſchen Tänze“ von E. Grieg beträgt 2 Mk. Sie ſind auch in 2-händiger Bearbeitung zu haben (1.50). Wir raten Ihnen unbedingt zur 4-händigen Originalausgabe. Die Klavierausgabe der ſpäteren Wagnerſchen Muſikdramen ſind bei Schott in Mainz erſchienen in ſchweren und erleichterten Ausgaben, die ſich freilich zu den Originalpartituren wie matte Bleiſtiftſkizzen zu Ölgemälden verhalten. Laſſen Sie ſich von der genannten Firma den Verlagskatalog ſchicken; da werden Sie ſicher etwas Paſſendes finden! Herzlichen Gruß und Dank!

Muſikfreundin in Homburg v./Höhe. Vielleicht verſuchen Sie es einmal mit folgenden Kompoſitionen: Cherubini, Duette für 2 Soprane mit Begleitung von Pianoforte (oder Harfe), Pr. 1,50 Mk., Edition Peters; Händel, 6 Duette für Sopran und Alt mit Pianoforte, Pr. 3 Mk. Die Litteratur an ſolchen Kompoſitionen, welche nicht allzuſchwer und geeignet ſind, der weiblichen Jugend eine edle Anregung zu geben, iſt nicht allzugroß. Im übrigen machen wir Sie auf unſeren kleinen Artikel aufmerkſam.

Muſikfreund in Stettin. Jankoklaviaturen liefert die renommierte Firma A. H. Francke in Leipzig. Die Preiſe bewegen ſich zwiſchen 300—500 Mark, je nach dem Inſtrument (Piano oder Flügel).

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wollt ihr die kränkelnde Pflanze beſchneiden,
Thut's mit geſchliffenen Meſſern!
Das ſind die quälendſten Mühen und Leiden,
Die uns nicht ſtählen und beſſern!

Sammlungen.

Was wird heutzutage nicht alles von großen und kleinen Leuten geſammelt? Man könnte ſagen, je weniger die Menſchen ſelbſt geſammelt ſind, deſto mehr verſammeln ſie ſich und ſammeln ſie.

Immerhin iſt das Anlegen einer Sammlung eine anregende und, wenn mit Verſtändnis betrieben, auch eine lehrreiche Beſchäftigung für unſere Jugend.

Wir ſehen hier von den koſtſpieligen, freilich auch intereſſanteſten Sammlungen, wie Altertümer, Porzellan, alte Stickereien u. ſ. w. ab, und befaſſen uns nur mit ſolchen, welche mit geringen Mitteln und ohne allzugroße Mühe zu beſchaffen ſind.

Man ſollte bei jeder Sammlung im Auge behalten, daß ſie irgend ein höheres Intereſſe, einen vernünftigen Sinn darbiete.

Kleinere Kinder mögen immerhin ſammeln, was ſie wollen und können — Reklame-, Briefbilder, Zigarrenbändchen, Etiketten, Staniol, Pferdebahnkarten —, doch kann man ſie nicht früh genug auf ein geordnetes Unterbringen hinweiſen. Werden ſie größer, ſo lenke man ihre Aufmerkſamkeit auf nützliche Dinge, laſſe ſie z. B. die Blätter unſerer verſchiedenen Bäume und Sträucher kennen, ſammeln und trocknen, auch Sämereien, Steine u. ſ. w. je nach Gelegenheit und Neigung.

Sammlungen zu wohlthätigen Zwecken ſind immer zu loben; wir freuen uns königlich, wenn aus ſcheinbar wertloſen Dingen, wie gewöhnlichen Briefmarken, Zigarrenabſchnitten, alten Handſchuhen, Korken, Staniol u. ſ. w. noch ein, wenn auch kleiner Gewinn für einen guten Zweck durch unſern Eifer erzielt wurde.

Eine Briefmarkenſammlung — wohl die am meiſten verbreitete Sammlungsart — iſt nicht zu verachten, wenngleich wir öfters die Erfahrung machten, daß das Intereſſe daran nicht ſehr lange vorhielt. Jedenfalls ſollten wir uns hüten, viel Geld dafür auszugeben; immerhin weckt dieſe Sammlung den Sinn für ferne Länder, ihr geographiſche Lage u. ſ. w.

Für junge Mädchen iſt eine Sammlung von Häkelmuſtern allerliebſt, ja ſehr zeitgemäß, da gerade die Häkelarbeiten gegenwärtig ſehr beliebt und von in früher nicht geahnter Schönheit ſind. Hierbei möchten wir jedoch davor warnen, daß zu viel Zeit auf das Abhäkeln beſonders ſchwieriger Muſter verwendet werde. — Lieber verzichte man auf dieſelben.

Weit intereſſanter und für unſere jungen Damen paſſend iſt eine Spitzenſammlung. Freilich iſt dieſe nicht für jeden leicht zu beſchaffen. Da aber auch alle einfachen Spitzenarten, wie Baumwollſpitzen, Maſchinenſpitzen, Tüllſpitzen, engliſche Tüllſpitzen, Reutlinger Spitzen, u. v. a. dazu gehören, ſo gilt es, einen Anfang zu machen. Erhalten wir ein Endchen einer echten Spitze, ſei es nun Valenciennes, Chantilly, Guipure, Maligneſpitzen und wie ſie alle heißen, ſo iſt die Freude um ſo größer. Die Spitzenproben werden pünktlich auf kleine ſchwarze Kartonſtückchen aufgeheftet und mit ihrem Namen überſchrieben.

Sehr anregend iſt eine Sammlung von Bildniſſen berühmter Perſönlichkeiten, wie ſolche ſich in Katalogen, Anzeigen, Kalendern, Zeitſchriften u. ſ. w. finden. Dieſe ſchneiden wir ſäuberlich aus und kleben ſie, entweder nach Klaſſen geordnet, ſo daß z. B. die Dichter, Helden, Fürſten, berühmte Frauen, auf Papptafeln oder in Heften zuſammenkämen, oder daß wir ſie der Zeit nach ordnen, vielleicht uns auch unſerer Neigung gemäß nur eine beſtimmte Kategorie auswählen. Bietet ſich uns ſelbſt vielleicht weniger derartiges dar, ſo finden ſich immer ein paar gute Freunde, die ſammeln helfen.

Nun ſchlagen wir noch eine Sammlung vor, welche ſich jeder mit leichter Mühe anlegen kann und welche uns Freude bereiten wird bis ins Alter: wir meinen eine Spruchſammlung. Unſere deutſche Sprache iſt ſo reich an ſchönen und guten, alten und neuen Sprüchen, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, ſolche zu ſammeln, und zwar nach eigener Gelegenheit und Neigung. Es gibt ja genug Sammlungen von Sprüchen, allein was wir uns ſelbſt zuſammentragen, gewinnt eine ganz andere Bedeutung. Unſere Mütter und Großmütter pflegten ſich ganze Auszüge aus guten Büchern zu machen, lange Gedichte abzuſchreiben. In unſerer raſchlebigen Zeit finden wir hierzu kaum Muße, aber hie und da einen treffenden Spruch können wir uns doch in ein hübſches kleines Buch notieren, und bei einigem Sinn für die Sache wird es bald zur ſtattlichen Sammlung, welcher wir Auguſt Silberſteins Wort zum Motto geben könnten:

Ein kerniger Spruch
Gilt mehr als ein Buch,
Das haben die Leut'
Doch weniger Zeit
So recht zu nützen —
Ein Spruch bleibt ſitzen!

X. in K.

Toilette.

Boa aus Federbeſatz. Von einem braunen ausgedienten Tuchkleide hatte ich eine Menge dunkelbraunen Federbeſatz, der noch ſehr gut war, liegen und kam auf den Gedanken, mir daraus eine moderne Boa zu verfertigen. Zuerſt ſtellte ich mir eine fingerdicke Watteinlage in 2 m Länge her, die mit weitläufigen Stichen durchheftet wurde, um beſſeren Halt zu gewinnen. Man hüte ſich aber, die Watteinlage zu dick zu machen, dann geht die Biegſamkeit der Boa verloren und dieſelbe ſieht ſteif aus. Hierauf ſchnitt ich alle Stellen, die nicht mehr voll und dicht genug waren, aus dem Federbeſatz heraus; dieſelben machen ſich ſonſt in der fertigen Boa ſehr ſtörend bemerklich. Die einzelnen Stücke des Federbeſatzes werden zuſammengeſetzt, ſo daß man einen Streifen von 2 m Länge erhält. Die kleinen Federchen, welche ſich beim Anſtückeln in die Naht hineinverkriechen, müſſen vorſichtig mit der Nadel herausgeholt werden, damit die Anſätze ganz unſichtbar bleiben. Die Watteinlage wird nun in den Federſtreifen hineingelegt und derſelbe vorläufig mit Stecknadeln geſchloſſen. Das überwendliche Zuſammennähen der Ränder längs der Stecknadelreihe iſt die unangenehmſte Arbeit, da ſich immer wieder die Federchen um den Faden ſchlingen und das Reißen desſelben veranlaſſen, deshalb bediene man ſich nur ganz kurzer ſtarker Fäden. Die Enden der Boa werden mittelſt eines durchgeleiteten Fadens zuſammengezogen, ein großer Federpompon dient als Abſchluß derſelben; dieſelben kann man ſich aus länglichviereckigen Federbeſatzſtückchen, deren Ecken verrundet wurden, über Watteinlage herſtellen. Viele Damen ſchlingen die Boa übereinander, aber bei einer ſolchen aus Federn iſt dies nicht ratſam, da ſich in kurzer Zeit dünne Stellen bilden würden. Der Schluß geſchieht am beſten durch große Haken und Öſen, welche durch eine paſſende Atlasſchleife gedeckt werden, oder durch zwei Poſamentknöpfe, unter deren einem eine Schlinge von ſeidner Schnur befeſtigt iſt, die über den zweiten Knopf gezogen wird. — Wer ſich zu der Boa einen paſſenden Fantaſiemuff anfertigen will, den mache ich darauf aufmerkſam, daß man auf ſehr leichte und bequeme Weiſe zu einem herrlichen warmen Futter gelangen kann, welches gleichzeitig die Herſtellung des Muffes weſentlich erleichtert. Man nimmt einfach ein Puppenbettchen, näht es an den ſchmalen beiden Seiten zuſammen, worauf es bloß noch mit Stoff überzogen und gefüttert werden muß, um ein nettes Müffchen zu ergeben. Federbeſatz, Krimmerſtreifen oder Schleifen dienen zur Ausſchmückung.

Erna von B., Liegnitz.

Für die Küche.

Verſchiedene Wurſtrezepte.

Leberwurſt. Gekochtes Schweinefleiſch wird in kleine Würfelchen geſchnitten, ebenſo ziemlich viel Fett, gewöhnlich vom Rückgrat. Währenddem laſſe man eine ziemlich ſtarke Portion klein geſchnittene Zwiebeln mit klein geſchnittenem Fett ausbraten, aber nicht braun werden, drückt dies durch ein Sieb auf die Maſſe, zu der nun ſchon die rohe, geſchabte Leber durch ein Sieb gerührt ſein muß. (Man kann auch den Schweinebregen mit verwenden.) Nun ſalze man das Ganze genügend, thue ſehr fein geſtoßene Nelken und Meiran dazu und fülle es ſogleich in Därme. Dieſelben müſſen ſo locker geſtopft ſein, daß eine ſo weit fertige Wurſt über den Finger hängen kann, ſonſt platzt ſie beim Kochen. Nun thue man die Wurſt in den Keſſel, wo ſie langſam kochen muß; lieber gieße man zuweilen vorſichtig etwas kaltes Waſſer hinzu, daß es nicht zu ſcharf kocht, eine halbe bis dreiviertel Stunde. Man kann probieren, indem man mit einem kleinen Holzſpeiler hineinſticht; kommt kein Waſſer mehr nach, ſo iſt die Wurſt gut. Nun kann ſie ein paar Stunden in kaltem Waſſer liegen, ſie wird dann außen ſchön weiß.

Blutwurſt. Hierzu nehme man gröberes Fleiſch, vom Kopf, Nieren, Herz, aber auch viel Fett; und ſchneide alles in kleine Würfel; man kann auch die Schweinezunge hinzunehmen. Dieſe muß aber in fingerdicke große Stücke geſchnitten werden. Nun ſalze man dies tüchtig, thue etwas geſtoßenen Pfeffer, viel Gewürz, Nelken, beſonders viel Meiran und Thymian daran und gieße ſo viel Schweineblut dazu, bis die Maſſe davon geſättigt iſt. Nun fülle und koche man die Wurſt wie Leberwurſt.

Lauſitzer Grützwurſt. Hierzu verfährt man wie bei der Blutwurſt, nimmt dazu nur wenig und zwar das ſchlechteſte Fleiſch und weiche Schwarte. Dann nimmt man Buchweizengrütze, brüht dieſelbe mit etwas Schweinebrühe auf, läßt ſie noch etwas ziehen, vermiſcht dies mit allem übrigen, füllt dies in kleine Därme und kocht dieſe alsdann. Friſch gekocht, ſchmecken dieſe Würſte herrlich zu Kartoffeln. (Fortſ. folgt.)

Begleitgedicht zu einer Wurſtſchüſſel.

Maria, eine junge Freundin aus der Großſtadt, war zu unſerem ländlichen Schlachtfeſt eingeladen, konnte aber nicht kommen. So wurde ihr denn eine „Schlachteſchüſſel“ geſchickt. Eine der Würſtchen wurde mit bunten ſeidenen Bändern geſchmückt und ihm folgender, vom Familienpoeten verfaßter Gruß mitgegeben:

Ich bin ein „armes“ Würſtelein:
Kaum in die Welt geboren
Schließt man mich in die Kammer ein,
Hängt auf mich an den Ohren
An einer Stange dick und lang,
Wie iſt mir armen Wurſt ſo bang!
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Ich bin ein „kleines“ Würſtelein,
Schenkt mir mein junges Leben!
Möcht' auch mich meines Daſeins freu'n,
Auf Reiſen mich begeben,
Und ſeh'n, wie es in der Welt
Mir „armen, kleinen“ Wurſt gefällt.
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Ich bin ein „ſchönes“ Würſtelein:
Wie ſich die Zeiten ändern!
Geſchmücket hat man mich gar fein
Mit bunten, ſeid'nen Bändern;
Wie bin ich kleine Wurſt ſo kühn,
Will heut' noch in die Ferne ziehn!
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Ich bin ein „frohes“ Würſtelein,
Darf zu Maria eilen!
O was das wird für Wonne ſein,
In ihrer Nähe weilen;
Da ſchau' ich ihr ins Aug' hinein,
Ich „kleines, frohes“ Würſtelein.
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

Ich bin ein „tapf'res“ Würſtelein,
Maria treu ergeben,
Ja, darf ich ihre Speiſe ſein,
So laß' ich gern mein Leben.
Es bricht für ſie ohn' jeden Schmerz
Mein „kleines, tapf'res“ Würſtchenherz!
O jerum, jerum, jerum,
O quae mutatio rerum!

O. H. Kraft in B.

Auskunft.

In Beantwortung von Frage 66 teile ich mit, daß in verſchiedenen Irren-Heilanſtalten feingebildete Damen als Pflegerinnen wirken. Ich ſelbſt war längere Zeit in einer ſolchen thätig und könnte auf Wunſch genaue Auskunft geben. — Hauptbedingungen ſind dabei: eine gute Geſundheit und ſtarke Natur.

Iſa v. W. in H.

Eine Irren- oder Nervenheilanſtalt, in der gebildete Damen als Pflegerinnen wirken, iſt die berühmte von Geheimrat Profeſſor Dr. Jaehr auf Schweizerhof, Zehlendorf bei Berlin.

M. Reichard, Poſen, Pauliſkirchſtr. 7.

Fragen.

72) Ich beſitze einen wertvollen Elfenbeinkaſten, in deſſen Schnitzereien ſich Staub feſtgeſetzt hat. Wie werden die Schnitzereien gereinigt, ohne daß das Ausſehen des Elfenbeins ſich verändert?

J. K. in Straßburg (Elſaß).

73) Wie kann man ſelbſt guten Meerrettig ziehen? Und wie muß die Beſchaffenheit des Bodens dazu ſein? Sehr dankbar für gute Auskunft iſt

Mathilde am Dünsberg.

74) Sehr dankbar wäre ich für einen Rat, einen weichgewordenen ſchwarzen Filzhut wieder ſteif zu machen und ihm Form zu verleihen. **Alte Daheimleſerin ſeit 1865.**

75) Wie entfernt man Fettflecke aus feinem Ledereinband? Für gütige Auskunft wäre recht dankbar **Abonnentin vom Lande.**

76) Womit wird bei der Emaille-Malerei das Gold- reſp. Bronze-Pulver angerührt?

J. S.

Daheim

XXVII. Nr. 21. Erſtes Blatt.

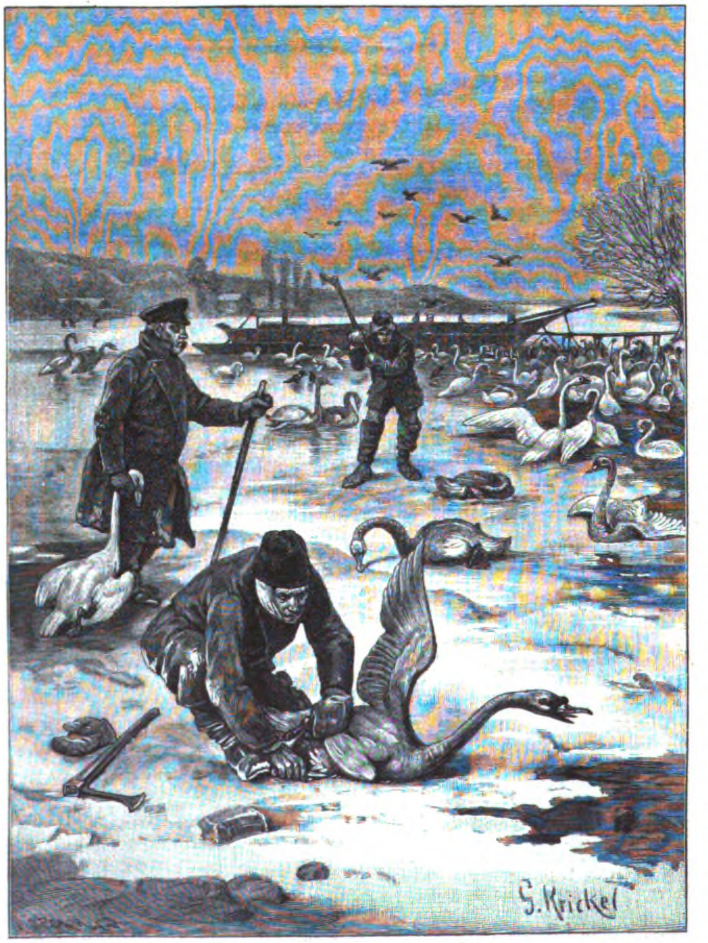
Jahrgang
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

21. Februar
1891.

Die Schwäne auf den Havelſeen bei Potsdam.

Jedem Beſucher der ſchönen Havelſeen bei Potsdam iſt die große Anzahl von Schwänen, welche die blauen Fluten beleben, als ein beſonderer Schmuck der ſtillen Waſſerflächen erſchienen, und mancher mag ſich darüber gewundert haben, die vornehmen Waſſervögel, die man ſonſt nur als die Zierde der Gewäſſer in geſchloſſenen Parks anzutreffen pflegt, hier in ſo großer Anzahl und in ſcheinbar unbeſchränkter Freiheit zu treffen. Sie bauen ſich ihre Neſter im Schilf, ſie ziehen ihre Jungen auf und ſuchen ſich ihre Waſſergründe, wo es ihnen beliebt; von den Havelſeen haben ſie ſich auch nach der Spree hineingezogen und ſelbſt die Weltſtadt hat ihnen nicht imponiert, — ſie ſind innerhalb derſelben gerngeſehene Gäſte, die von den belebteſten Brücken herab gefüttert werden und auf den Gewäſſern der Oberſpree ebenſo ſicher niſten wie auf den Havelſeen. Herrenlos freilich ſind ſie nicht, wie mancher glauben mag; ſie ſind königliches Eigentum, und auch ihre Freiheit iſt nur eine begrenzte, da ihnen in zarter Jugend eine ihrer Schwingen geknickt wird. So müſſen ſie alljährlich ihren Tribut zahlen; ſie werden eingefangen und gerupft und ihre Daunen finden in der königlichen Bettkammer Verwendung. Aber nicht umſonſt geben ſie ihren Tribut. Als königliches Eigentum genießen ſie auch königlichen Schutzes und königlicher Pflege, und ſo wenig ſie desſelben zu bedürfen ſcheinen, wenn man ſie im Sommer ihre ſtillen Bahnen ziehen ſieht, ſo ſehr ſind ſie doch auf denſelben angewieſen, wenn der Winter ſeine ſtarre Decke über die Waſſerflächen legt. In der eisfreien Jahreszeit haben die Schwäne nur wenig Feinde zu fürchten; ſo viel beuteluſtiges menſchliches Geſindel ſich auch in der Umgebung der großen Stadt umhertreiben mag — es iſt damit übrigens nicht ſo arg, denn die Gensdarmen der Landkreiſe um Berlin halten auf Ordnung — und ſo verlockend ein Schwanenbraten ſein mag, der im Mittelalter bekanntlich bei keinem Prunkmahl fehlte, ſo ſelten iſt es doch, daß ein Schwan geſtohlen wird. Er ſorgt ſchon ſelbſt dafür, daß ihm das nicht ſo leicht geſchieht. So haben die Alten nur ihre junge Brut gegen Räuber aus dem Tierreich zu ſchützen, von denen die Waſſerratten wohl am meiſten Verheerung unter den ganz jungen „häßlichen Entlein“ anrichten. Aber im Winter würde es ihnen doch manchmal ſchlimm ergehen, wenn ihnen die Menſchen nicht zu Hilfe kämen. Die Oberverwaltung des königlichen Schwanenbeſtandes auf den Havelſeen liegt in den Händen des Hofjagdamts, und zur beſonderen Aufſicht und Pflege der Tiere iſt ein Oberpiqueur und ein Schwanenmeiſter beſtellt. Das ganze Seengebiet iſt in mehrere Bezirke geteilt, in denen der Beſtand ſorgfältig beobachtet wird, und die heimiſchen Fiſcher ſind verpflichtet, ſich der Tiere nach Möglichkeit anzunehmen. In einem Winter wie dem letzten hätte wohl der ganze Schwanenbeſtand der Havelſeen zugrunde gehen müſſen, wenn der Schutz derſelben nicht ſorgfältig organiſiert wäre. Sobald die Havel ſich mit Eis bedeckt, ſind die Fiſcher verpflichtet, die Schwäne an den Stellen, die ſie ſich durch fortgeſetzte Bewegung eisfrei gehalten haben, einzufangen und nach Potsdam zu bringen. Hier iſt an der Eiſenbahnbrücke eine Bucht mit ſehr ſtarker Strömung, die faſt niemals ganz zufriert. Nach und nach ſammeln ſich dort viele hundert Schwäne an, die täglich vom Schwanenmeiſter und ſeinen Leuten reichlich gefüttert werden. Im letzten Winter war während der bitterſten Kälte dieſe Bucht derartig vom Eiſe eingeengt, daß ſie die Menge der Schwäne kaum zu faſſen vermochte und mehrere Futterſtellen aufgehauen werden mußten, zu denen die Vögel in gravitätiſchem Aufzuge über das Eis marſchierten. Die unvorſichtigen aber, die ſich abends auf dem Eiſe zur Ruhe niedergelegt hatten, fanden ſich nicht ſelten am nächſten Morgen feſtgefroren und mußten erſt mit dem Meſſer aus ihrer hülfloſen Lage befreit werden. So ſind trotz aller Sorgfalt in dieſem Winter dennoch eine Anzahl von Schwänen zu Grunde gegangen und der biedere Schwanenmeiſter, dem jeder einzelne Vogel an's Herz gewachſen iſt, hat diesmal mit Trauer in ſein Jahrbuch ſchreiben müſſen: „1891, ſtrenger Winter, große Schwanennot!“



Schwanennot auf den Havelſeen bei Potsdam. Nach der Natur gezeichnet von G. Krickel.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Gar mancher haßt den Schein
Und doch, — er läßt ihn nicht. —

Ganz anſpruchslos und ſchlicht
Kann nur die Wahrheit ſein!

Superlative.

„Geſtern habe ich im Kaffee bei Frau Doktor Langmüller auch Fräulein Tiefſchulz kennen gelernt. Sie iſt das *entzückendſte* Mädchen!"

Fräulein Tiefſchulz iſt mir auch bekannt. Ich kenne ſie ſogar näher und beſſer als meine gute Freundin ſie nach dem Beiſammenſein während eines Nachmittags kennen kann. Beſagtes Fräulein Tiefſchulz iſt hübſch und angenehm; wenn ſie ihren guten Tag hat, ſogar ſehr angenehm. Aber das *entzückendſte* Mädchen? ... Hm, das entzückendſte Mädchen müßte, meiner Meinung nach, noch anders ſein. Ich will nicht verkleinern oder ungerecht ſein, aber das ſuperlativiſche Urteil reizt mich zum Widerſpruch. — Meiner Bekannten fällt das nicht ſogleich auf. Sie hat heute ihren Bewunderungstag und drückt ſich dann immer gern ſchwungvoll aus. Da iſt der Bariton, der neulich im Oratorium ſang, der *beſte* Sänger, den *wir* hier je zu hören bekommen haben, der Geiger, der das berühmte Solo auszuführen hatte, der *größte* Künſtler, den *wir* kennen; das neue Bild in der Ausſtellung iſt die *großartigſte* Schöpfung dieſes *erſten* Meiſters; der neue Oberbürgermeiſter iſt der *bedeutendſte* unter allen unſeren regierenden Bürgermeiſtern; der Oberprediger der *hinreißendſte* Redner; Frau Hochmeier iſt die *ſchönſte* Frau unſerer Stadt; Herr Kurzmüller iſt der *geiſtreichſte* Luſtſpieldichter; Herr Breitkurz iſt der *aufmerkſamſte* Ehemann; Doktor Langmüller iſt der *geſchickteſte* Arzt und hat die *ausgedehnteſte* Praxis u. ſ. w., u. ſ. w. Meine Höflichkeit und meine mehr nüchterne Auffaſſung von Perſonen und Verhältniſſen kommen in Konflikt. Der Sänger hat mir gut gefallen und der Geiger gleichfalls, aber ich habe doch auch andere gehört, die auf derſelben Stufe künſtleriſchen Könnens ſtanden; das Gemälde in der Ausſtellung hat *mich* nicht überwältigt; das neue Stadthaupt iſt mir noch zu neu; der Diakonus erwärmt mich mehr wie der Oberprediger; Frau Hochmeiers Naſe ſteht ſchief, in meinen Augen ein unverzeihlicher Schönheitsfehler; in Kurzmüllers Stück habe ich gegähnt; Herr Breitkurzens Aufmerkſamkeit iſt Augenverblendung; von Doktor Langmüllers ausgedehnter Praxis höre ich zum erſtenmal u. ſ. w., u. ſ. w. Je enthuſiaſtiſcher meine gute Bekannte in ihren Urteilen wird, je mehr fühle ich mich geneigt, einen Dämpfer aufzuſetzen. Ich muß es anerkennen, daß das, was ſie lobt, des Lobes wert iſt. Aber auch des *höchſten* Lobes? Das zu ſpenden, erſcheine ich mir nicht berechtigt und — meine Freundin auch nicht. Ihr das zu ſagen, mit nicht verletzenden Worten, ſcheint mir ſchwer angänglich. Dabei kommt mir das Gefühl, daß ſie mich bei meinem zögernden Zuſtimmen und einſchränkenden Urteilen widerhaarig und anſpruchsvoll finden wird. Sie meint es wirklich gut und aufrichtig, und es dürfte ausſichtslos ſein, ſie davon überzeugen zu wollen, daß ſie mit ihren ſuperlativiſchen Urteilen den beſprochenen Leuten nur einen mäßigen Dienſt erweiſt. Der Superlativ iſt eine gefährliche Form. An ihm übt ſich die Kritik am leichteſten; wird er an einer uns nicht berechtigt ſcheinenden Stelle angewendet, ſo empfinden wir das ſehr bald als übertrieben, ungehörig, lächerlich, auch wohl anmaßend. Das gilt ſowohl von den „hellen", als auch von den „dunklen" Superlativen. Natürlich empfinden wir ſolche zu grelle Schlaglichter in der Rede unſerer lieben Nächſten viel ſchärfer, als wenn wir ſelber ſie aufſetzen. Sagen und ſchreiben wir nicht unbedenklich „beſte Mutter"? Wir haben doch nur *eine* Mutter. Und der Gatte, der von ſeiner „liebſten Frau" ſpricht, will ſich damit doch keineswegs zu polygamen Tendenzen bekennen. Wenn eine gekränkte Liebende *alle* Männer verabſcheut und *allen* mißtraut, ſo iſt es vom Standpunkte des menſchlichen Empfindens mehr zu begreifen, als von dem des logiſchen Ausdruckes zu rechtfertigen. Wenn ein moderner Frauenlob das Lob der Frauen in den „*höchſten Tönen*" ſingt, ſo thut er das meiſt ebenſo vom Standpunkte naiver Unkenntnis aus, wie der grimme Weiberfeind, der von den geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften der Frau als ſolcher die „*denkbar ſchlechteſte*" Meinung hat. — Die feinſten Spitzen brechen am leichteſten ab und allzuſcharf macht ſchartig. Mit ſtumpfen Nadeln läßt ſichs aber bekanntlich ſchlecht nähen und mit ſchartigen Meſſern ſchlecht ſchneiden. Und wer ſich auf den Höhen des Superlativs mit Vorliebe bewegt, verlernt es, auf ebener Bahn verſtändig auszuſchreiten. Wo der Superlativ ein Recht *hat*, wollen wir es ihm laſſen, im allgemeinen aber vorſichtig mit ihm umgehen.

E. L. (Poſen).

Toilette.

Verſchiedenartige Schürzen. Eins der vielgeſtaltigſten Damenkleidungsſtücke iſt die Schürze. Von den herzigen Babyſchürzen bis zur praktiſchen Küchenſchürze, dem zierlichen Backfiſch-Schürzchen bis zur Schürze der Großmutter macht ſie alle Wandlungen durch und ſeltſam! auch hier neigt ſich das Alter wieder der Vorliebe der Kindheit zu. So wie das Kinderſchürzchen die ganze Toilette des Lieblings ſchützend umhüllt, ſo ziemt auch der alten Frau nur eine große Schürze, die, in reichen Falten niederrauſchend, das Kleid nahezu verdeckt, während für Mädchen und junge Frauen die Schürze nicht klein, nicht „neckiſch" genug gewählt werden kann. Und zwiſchendurch welcher Reichtum an Varianten! Die primitive *Küchenſchürze* mit ihrem geraden Stoffteil, in welchen ſich höchſtens zwei „Abnäher" verlieren, und ihren überſchlagenen Ecken unterſcheidet ſich weſentlich von der *Wirtſchaftsſchürze*, welche die Beſtimmung hat, die ganze Robe zu ſchützen, großen Stoffreichtum entwickelt und in ihrem Schnitte mit dem prinzeßartig geformten und um die Mitte in Falten gereihten Vorderteile, den beiden angefügten Seitenblättern und den Schärpen entſchiedene Ähnlichkeit mit der Schürze hat, welche unſere 12—14jährigen Töchter bevorzugen. Ihr nahe verwandt iſt die *Malerſchürze*, nur daß ſie ſchmuckloſer iſt, jeden Beiwerkes entbehrt, ſich aber die Vervollſtändigung der Ärmel nicht entgehen läßt. Ärmelſchürzen ſind übrigens auch für kleine Leute, die ihre erſten Schreibverſuche machen, ſehr beliebt, den Trägern ſelbſt aber meiſt wenig ſympathiſch. —

Große Schürzen ſchreibt die Mode, die ſich bekanntlich auch um ſolche Dinge kümmert, dem ſervierenden Hausmädchen vor: weiß, geſchlungen oder mit Zierſtichen geſchmückt oder auch ganz glatt, aber jedenfalls nahezu bis an den Kleidſaum reichend, in der Weite beinahe zuſammenſtoßend, und ſeitwärts in breiten Falten niederfließend. Der Latz iſt für *Servierſchürzen* gegenwärtig auf den Index geſetzt; wenn aber das Haustöchterlein die freundliche Wirtin iſt und ſich an der Bedienung der Gäſte beteiligt, dann mag ſie immerhin das niedliche Latzſchürzchen vorbinden. — Auch das Stubenmädchen entledigt ſich der großen, wenig kleidſamen Servierſchürze, ſobald dieſe ihre Beſtimmung erfüllt hat, und wählt für die übrige Tageszeit eine ihrem individuellen Geſchmacke zuſagende, vor allem eine kleinere, wenn dieſe auch nicht zu den Dimenſionen zuſammenſchrumpft, wie ſie ihre Standesgenoſſinnen auf der Bühne zeigen, deren Schürzentäſchchen oft eine ſo bedeutſame Rolle zufällt.

Die größte Eleganz entwickelt die *Theeſchürze*, ſo zubenannt, weil die Trägerin derſelben nicht etwa ſelbſt den Dienſt am Samovar verſieht, ſondern weil ſie — die Schürze nämlich — von den jungen Damen des Hauſes bei dem modernen five o' clock tea zur Vervollſtändigung, richtiger geſagt, zur Zierde ihrer Toilette getragen wird. Meiſt werden dieſe luftigen, duftigen Riens nur aus durchbrochener Stickerei oder Spitze hergeſtellt und mit einem Bandarrangement verziert; man fertigt ſie auch aus Spitzen-Einſätzen, durchquertem Batiſt, ſchmückt ſie mit Säumchen, legt ſie mittelſt Maſchine in unzählige kleine Fältchen und umrandet ſie mit breiter, zu den Einſätzen paſſender Kante. —

Neueſtens bevorzugt man an den Schürzen die Anordnung von Längsſtreifen und ſetzt ſie demgemäß aus gefälteltem Batiſt und Spitze, — Torchon oder Valenciennes — lieber noch aus breitem Seidenband und Spitze zuſammen. Letztere geſtattet dann den Durchzug ſchmaler Bändchen: ſo wählt man zu ſchwarzem, ſchweren Seidenband ſchwarze Spitze, von ganz ſchmalen, heliotropfarbenen oder maisgelben Seidenbändchen durchzogen, zu zartblauen, roſa oder roſtfarbigem Band gleichfarbige ſchmale Bändchen, welche durch weiße Spitze geleitet werden. Dieſe Schürzen entbehren gewöhnlich der Randverzierung ganz; die winzigen Bretelles, welche an Stelle des Latzes treten, beſtehen nur aus Spitze und Banddurchzug.

Ein charakteriſtiſches Stück iſt die Schürze an den Nationalkoſtümen, deren wenige ihrer entraten können. Für die Städterin fällt ihre Blütezeit mithin in den Karneval; vor wenigen Jahren jedoch ward die italieniſche Schürze überhaupt ſehr gern getragen, und ſie hat den Vorzug, an ihrem gerade und lang herabhängenden Streifen der Handarbeit Raum zur Entfaltung zu bieten. Die einfachſte Kreuzſtichbordüre wagte ſich an ſie heran, und die kunſtvolle punto tagliato verſchmähte es nicht, die Schürze zu ſchmücken; gegenwärtig iſt die italieniſche Schürze ganz von der Bildfläche verſchwunden; die Wertſchätzung aber, welche der Hausinduſtrie der Völkerſchaften des Balkans entgegengebracht wird, hat auch die *bulgariſche* Schürze für unſere Frauenwelt in den Vordergrund gerückt. In der Form unſerer gewöhnlichen Schürze gleich, iſt ſie auf derbem Leinen und nach einem ſüdſlaviſchen Muſter mit grober Plattſtickerei in bunten Farben reich bedeckt.

R. A.

Begleitgedicht zu einem Paar ſelbſtgearbeiteter Handſchuhe.

Weil warm das Herz, wenn kalt die Hände,
So weiß ich nicht, warum ich ſpende
Die warmen woll'nen Handſchuh' dir.
Faſt fürcht' ich, daß das Blatt ſich wende,
Daß, wenn nun warm die lieben Hände,
Das Herz ſich zur Erkältung neigt,
Das ſich mir ſtets ſo treu gezeigt!
Was kann ich thun? Ich kann nur flehen,
Daß dieſes niemals mög' geſchehen,
Daß warm das Herz und warm die Hände
Und beides warm ſich zu mir wende!

Karla Henri.

Zimmerſchmuck.

Als ein höchſt eigenartiger, mit wenig Unkoſten herzuſtellender Zimmerſchmuck ſei folgender *Wandleuchter* empfohlen:

Mein Gatte war durch gelegentliches Sammeln in den Beſitz einiger alter Gewehre mit Bajonetten gekommen, die einer Ecke ſeines Zimmers zur Dekoration dienten. Schon längſt hatten dieſe kahlen, ja gefährlichen Bajonette meinen Unwillen erregt; ich ſann darauf, ſie anderweitig zu verwerten und kam auf folgenden von meinen Bekannten viel bewunderten Einfall. Mit leichter Mühe ſchraubte ich die Bajonette ab und ließ drei derſelben, in der Mitte gekreuzt, von einem Schloſſer verbinden, ſo zwar, daß die Spitzen nach unten gerichtet ſind. Den Kreuzungspunkt deckt als Zierde ein Helmadler und hinter dieſem traf der Handwerker eine Vorkehrung zum Aufhängen an der Wand. Für beſſere Aufnahme der Lichter wurden die Öſen der Bajonette aufwärts gerichtet und drei umgekehrte Helmſpitzen, gleichzeitig als Lichtmanſchetten dienend, hineingeſteckt. Letztere ſowohl wie die Helmadler werden leicht mit Salmiak gereinigt und, und wenn nötig, noch bronziert. Das Ganze koſtete mich 2 Mk. und die Gewehre erfüllen nach wie vor, auch ohne Bajonette, ihren Zweck.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Seit der etwa vor zwei Jahren erfolgten Einführung von Infanterieſäbeln im preußiſchen Heere ſteht ſo mancher alte Degen nutzlos in den Ecken unſerer Wohnungen, und gewiß viele Familien werden mir dankbar ſein, wenn ich ihnen hiermit die Anweiſung zu einer ebenſo geſchmackvollen, wie billigen Verwendung derſelben mitteile: vier dieſer Degen werden gekreuzt und geben den Fuß zu einem *Ziertiſchchen* in Herrenzimmern. Die Spitzen ſind nach oben gerichtet und werden vom Kreuzungspunkt an, der ſich etwa drei Zoll unterhalb desſelben befindet, mit Eiſenbändern vom Schloſſer verſtärkt, damit ſie ihre Biegſamkeit verlieren und im ſtande ſind, eine Metallplatte, die man beliebig ätzen oder bemalen kann, zu tragen. Um den Kreuzungspunkt der Klingen ſchlingt ſich ein Portepee alten Modells, ſie ſelbſt ſind mit Silber bronziert. Die Koſten ſind ſehr gering, abhängig von der Güte der Metallplatte. **M. M.**

Ofenſchirm. Ein länglich viereckiger aus glatten, ſchwarzpolierten Stäben beſtehender Rahmen ruht auf zwei ungeſchnörkelten, nach vorn und hinten auseinandergehenden Füßen, deren vier Enden Tierpfoten bilden können. Dieſe bleiben ebenſo wie die Knöpfe an den oberen Enden der Seitenſtäbe und denen des oberen Querſtabes unpoliert und werden mit Goldbronze beſtrichen. — Zu der Stoffwand eignet ſich ſehr gut doppelſeitiger Cretonne mit markiertem Muſter, welches man auf der vorderen Seite mit den verſchiedenſten Bronzefarben ſchattiert und ausmalt. Um den Rand näht man eine Goldſchnur in Abſätzen feſt und ſpannt den Stoff ebenfalls mit Goldſchnur in den Rahmen und zwar ſo, daß man die Schnur immer durch die entſtandenen Öſen und um die Stäbe ſchlingt. Oben laſſen ſich an beiden Seiten Quaſten anbringen. Die Arbeit iſt leicht und amüſant, der Stoff wirkt durch die Malerei wie Brokat und die Zuthaten ſind verhältnismäßig billig.

Zimmergärtnerei.

Über Schiefblattzucht. (Begonia.) Soviele Ratſchläge auch gegeben werden inbezug auf Blumenzucht im Privathauſe, ſelten ſind dieſelben annehmbar für Liebhaber im kleinen, weil in der Regel Anforderungen geſtellt werden, zu denen weder Raum, Gelegenheit noch Mittel ausreichen. — Ich habe ſeit Jahren weniger der Blumen- als der Blätterzucht gehuldigt mit den denkbar größten Erfolgen. Eingedenk der häufigen Klage, daß gerade *Schiefblätter* ſchwer zu behandeln ſind und ſelten in Wohnzimmern gedeihen, möchte ich über deren Aufzucht einige Winke geben. Vor allen Dingen brauchen die großblättrigen Schiefblätter (ausgenommen hiervon ſind die Knollen-Begonien, prachtvolle Blütenträger, die in der Sonne beſſer gedeihen) von den gewöhnlichſten bis zu den ſchönſten Arten keine Sonne. — Sie gedeihen in guter Kompoſterde, die man bei jedem Gärtner in beliebiger Quantität kaufen kann, vorzüglich. Erde aus Stadtgärten, wenn dieſelben nicht ausnahmsweiſe frei liegen, ſo daß Luft und Sonne die Erde hinreichend beeinfluſſen kann, iſt ganz zu verwerfen. — Sie wird immer ſauer und die Pflanzen verkümmern in ihr. — Mitte bis Ende Februar pflanze ich die Schiefblätter um, junge und alte Exemplare. Erſtere bedürfen in der Regel nur anderer Erde, nicht größerer Töpfe. Letztere bekommen entweder größere Töpfe oder werden verjüngt, einfach durchſchnitten und dadurch vervielfältigt. — Die bewurzelten Teile wachſen natürlich leichter an, als die nicht bewurzelten. Dieſe ſtehen unter Glas oft monatelang, ehe ſie ſich regen, werden endlich aber doch ausſchlagen und gedeihen. Die Hauptſache iſt, unveränderter Stand am nördlichen Fenſter, wöchentlich einmal Säubern der Blätter von Staub vermittelſt eines Pinſels und endlich das regelmäßige tägliche Gießen mit gut warmem Waſſer, das ordentlich einziehen muß. Das ablaufende Waſſer kann ſtets ein paar Stunden im Unterſatz ſtehen, muß dann aber entfernt werden, — weil zu große Näſſe ebenſo ſehr ſchadet, wie zu große Dürre. Im ganzen hält man die Schiefblätter gut feucht, beſonders bei lebhaftem Wachstum, läßt hin und wieder aber mal die Erde trocken werden, um das Säuern zu verhindern. Vom Mai an beginne ich einmal die Woche mit einer Löſung von Kuh- oder Pferdedünger zu gießen. — Die großartigſten Erfolge lohnen dieſe Behandlungsweiſe. — Ich habe ſtets Rieſenblätter erzielt, dulde kein verkümmertes oder krankes Blatt, und wäre auch nur die Spitze ein wenig trocken, es verfällt ohne Gnade dem Meſſer. Aralien kann man ganz ebenſo behandeln, nur dürfen ſie nie trocken werden, auch dieſe habe ich in Prachtexemplaren gezogen. — Es ſollte mich freuen, wenn dieſe Winke einigen Nutzen brächten, wenn auch nur denen, die bisher ihre nördlich gelegenen Fenſter nicht zu verwenden wußten. **K. H.**

Das Abfallen der Kamellienknoſpen wird durch verſchiedene Urſachen herbeigeführt, meiſt durch Veränderung der Temperatur und der Bodenfeuchtigkeit. Kamellien, welche den Sommer über im Freien geſtanden und hier die Knoſpen angeſetzt haben, dürfen nicht in ein geheiztes Zimmer gebracht werden; wenige Grade, wie ſie unſere ſelten geheizten Zimmer haben, genügen vollkommen. Die Kamellie bedarf ferner als immergrüne Pflanze eine ſtete, mittlere Feuchtigkeit des Wurzelballens; einmal ausgetrocknet, nimmt die Heideerde ſchwer wieder Waſſer an und das Abfallen der Knoſpen, oft der Tod der ganzen Pflanze, iſt die Folge. Ein weiterer Grund für das Abfallen der Knoſpen iſt in der häufigen Veränderung der Stellung der Zimmerpflanzen zum Lichte zu ſuchen. Faſt bei jeder Reinigung der Zimmer werden die Pflanzen von ihren Plätzen genommen und jedesmal anders geſtellt. Durch das Beſtreben der Pflanze, alle Teile dem Lichte zuzuwenden, werden die ſehr ſchwach anſitzenden Knoſpen gezwungen, ſich zu drehen, wobei, wie leicht erklärlich iſt, ein Abfallen derſelben begünſtigt wird. **K. L.**

Toilette.

Vierblättriger Klee. Fr. 69. Ein kurzer Rock von weißem Tarlatan wird ¼ m von der Taille ab bis unten hin mit handbreiten, recht rund und groß getollten Friſuren bedeckt. Dazu gehört ein Mieder von grünem Seidenplüſch mit vier gleich großen, in Kleeblattform geſchnittenen Schoßteilen, die ½ m lang ſind. Einer dieſer Teile fällt ſchürzenförmig vorn auf den Rock, zwei zu den Seiten und einer nach hinten. Die kurzen Ärmel ſind wie der Rock, nur entſprechend kleiner, getollt; auf dieſelben fallen vier aus dem Armloch kommende Kleeblätter aus Plüſch. Oberhalb der Ärmel ſind fingerſtarke grünſeidene Schnüre angebracht, die loſe hängend vorn unten an der Taille befeſtigt ſind. Den Kopf ſchmückt ein ſchief geſetztes, etwas hohes, rundes Käppchen, welches aus nach unten fallenden Tollfalten von weißem Tarlatan beſteht. Zwei Reihen werden genügen. Darauf ruht ein vierblättriges Kleeblatt, deſſen einzelne Teile je 7 cm lang ſind. Als Stiel kommt aus deſſen Mitte wieder eine grüne Schnur, die loſe hängend am unteren Taillenſchluß des Rückens befeſtigt iſt. Die weißen Schuhe werden durch ein Vierblatt als Schnalle geziert. Auf dem Rock ſowie auf den Blättern können einige weiße Kryſtallperlen als Thautropfen angebracht ſein. Anſtatt des hier gewählten weißen Klee's würde derſelbe in Inkarnatrot auch ſehr gut ausſehen. **A. D.**

Handarbeit.

Ein ſehr niedliches, länglich viereckiges Balltuch oder wie der gute Deutſche ſagt „eine elegante Echarpe“ kann man ſich ſelbſt aus heller feiner Wolle, deren es ja die verſchiedenſten Arten und Sorten gibt, mit dicken Holznadeln herſtellen. Es iſt hierbei gleichgültig, ob man bei Hin- und Herwenden ſtets rechts ſtrickt, alſo eine etwas krauſe Fläche erzielt, oder ob man die ganze Nadel einmal rechts, einmal links abſtrickt, wodurch eine rechte und eine linke Seite entſteht; auch kann man auf drei oder vier Nadeln die ganze Länge des Tuches auflegen oder auf einer einzigen Nadel die Breite desſelben. Iſt die gewünſchte Größe erreicht, ſo läßt man etwa vier Maſchen auf der Nadel und zwei — nach Geſchmack auch mehr — Maſchen abgleiten und löſt ſie auf, behält dann wieder vier Maſchen auf der Nadel, läßt wieder zwei abgleiten u. ſ. w. Die Strickfäden der herabgelaſſenen Maſchen dienen zum Durchleiten eines entſprechend breiten Atlasbandes. Vier oder fünf Fäden werden mit einem Seiden- oder Goldfaden zuſammengerafft und der Knoten geſchickt und unſichtbar befeſtigt. Die Atlasbänder endigen in einer Schlinge und unterbrechen und beleben die an drei Seiten eingezogenen Wollfäden, deren einzelne Büſchel durch Umwickeln mit der zum Durchbruch verwendeten Seide oder dem Goldfaden geſchmückt ſind. Die Halsſeite des Tuches kann durch ein aufgenähtes Atlasband, durch dickaufliegende Pompons von Seide und Wolle, auch durch eine Atlasrüſche ausgezeichnet werden. **P. W.**

Geſticktes Store. Da die modernen durchſichtigen Stores die Möbel vor den Sonnenſtrahlen nicht genügend zu ſchützen vermögen, arbeitete ich mir folgendes praktiſches Store. Ich kaufte mir 5 m dunkelcrême croisée-Stoff, teilte denſelben in die Hälfte und nähte die zwei Breiten zuſammen. Auf das ſo entſtandene Store zeichnete ich, mit Hilfe eines Tintenſtiftes, die verſchiedenartigſten Figuren (Blumen, Vögel, Schmetterlinge, Kate Greenaway-Bilder) in buntem Durcheinander, die ich nun mit ſtarkem roten Zeichengarn in Stilſtich ausnähte. Es empfiehlt ſich, das Store ſorgfältig mangeln zu laſſen. Dann wird es mit leichten Purpurſtoff gefüttert und am unteren Rand mit einer breiten, gehäkelten Crêmeſpitze, oder auch mit einer gleichfarbigen Bällchenfranſe verſehen. Mir iſt ein ſolches Store wegen ſeines angenehm dämpfenden Lichtes überaus wohlthuend, und ich möchte es jeder augenleidenden Dame empfehlen. Dieſes Store iſt eine ſehr amüſante Arbeit und wird von allen ſehr bewundert. **Eine langjährige Abonnentin.**

Zur Konfirmation.

Als ein hübſches, ſinniges Geſchenk für Konfirmandinnen bringe ich heute eine kleine Arbeit in Vorſchlag, die als Andenken an den bedeutungsvollen Jugendtag hoffentlich von jedem jungen Mädchen gern entgegengenommen wird. Man läßt ſich vom Buchbinder ein großes Kouvert von Kartonpapier, mit Atlas oder Sammet überzogen, anfertigen. Es ſoll dem Konfirmationsſchein zur Aufbewahrung dienen. An vielen Orten wird den Konfirmanden von ihrem Geiſtlichen ein Spruch auf ihren Lebensweg mitgegeben, der auf dem Konfirmationsſchein gedruckt oder geſchrieben ſteht. Es handelt ſich alſo darum, dies Blatt in Ehren zu halten und zu bewahren. Wählt man ein Atlaskouvert, ſo kann es leicht mit Blumenmalerei verziert ſein, und iſt es von Sammet, ſo wäre es am hübſcheſten, es mit Gold- oder Silberſtickerei zu ſchmücken. Auch ein Spruch kann eingeſtickt werden, z. B.: „Was du gelobeſt, das halte.“ **A. D.**

Verſchiedene Küchenwinke.

Das häßlichſte und bei jungen Köchinnen leider häufigſte Küchenmalheur iſt das Anbrennen der Speiſen. Zum Glück iſt die Sache meiſt ungeſchehen zu machen. Iſt irgend eine Speiſe auf dem Boden angebrannt, ſo nimmt man ſchnell ein Stückchen Holz, (nicht Kien) laß es ein Weilchen brennen, alsdann fahre man ſchnell hinein und wieder heraus aus der kochenden Speiſe, daß nur das Holz gelöſcht iſt, und der ſchlechte Geruch und Geſchmack wird fort ſein. Ebenſo verfahre man bei Fleiſchbrühe, wozu das Fleiſch nicht mehr friſch genug war. — Bei ſüßen Speiſen, zu denen Gelatine gebraucht wird, verbindet ſich oft die Gelatine nicht recht mit den übrigen Ingredienzen, es finden ſich kleine, leimige Stückchen darin. Wenn man Gelatine gebrauchen will, möge man dieſelbe abends vorher in kaltes Waſſer thun.

(Fortſetzung ſ. Umſchlag S. 3.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 22. Erſtes Blatt.

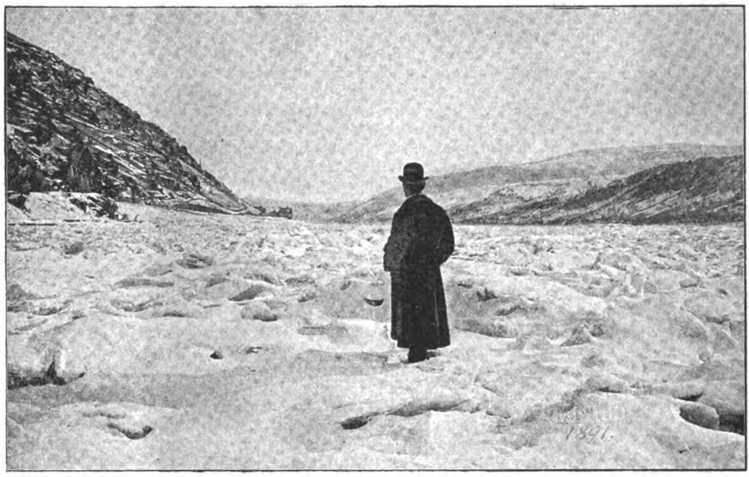
Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

28. Februar 1891.

Der Rhein in Eisfeſſeln.

Die bekannten älteſten Leute mit gutem Gedächtnis können ſich nicht erinnern, daß ein Winter jemals eine gleich ſtarke Eisdecke über den Rhein geſchlagen habe wie der letzte, und die jüngſten, die dieſen Winter erlebt haben, werden vorausſichtlich ſehr alt werden können, ohne noch einmal einen gleichen zu erleben. Monatelang andauernde harte Winterkälte iſt eben ſelten in Mitteldeutſchland, und Eis von der Stärke des letzten Winters deshalb nicht häufig, trotzdem das Rheinwaſſer nicht ſchwerer gefriert als irgend ein anderes. Man hat bei Bacharach durchſchnittlich eine Dicke des Eiſes von anderthalb Metern gemeſſen, an einzelnen Stellen hat man eine Eisdecke von drei, vier, fünf, bis zu ſieben Metern gefunden. Das letztere klingt faſt unglaublich, wenn man nicht in Betracht zieht, daß die Eisdecke großer und ſtarkfließender Ströme auf anderem Wege zu ſtande kommt, als diejenige großer ſtehender Waſſerflächen Ihre Oberfläche gefriert nicht in gleichmäßiger Weiſe, ſondern das Treibeis bildet den Grundſtock für die Eisfläche. Die Eisſchollen ſchieben ſich unter- und übereinander, ehe das Treibeis zum Stehen kommt, und in dieſer unregelmäßig übereinandergeſchobenen Form gefrieren die Schollen ſo feſt aneinander, daß ſie eine ununterbrochene Decke bilden; eine Fläche freilich, die für das Vergnügen des Schlittſchuhlaufens nicht geſchaffen iſt. Aber ſie hat doch genügt, über den bei Bacharach 390 Meter breiten Rhein eine Brücke zu ſchlagen, die fleißig benutzt worden iſt. Welch' ein verändertes Landſchaftsbild ſich dadurch ergeben hat, mögen unſere Leſer aus der nach einer Photographie hergeſtellten Abbildung erſehen. Vielen von ihnen wird ja das reizende Rheinſtädtchen Bacharach, im ſchönſten Teile des linken Rheinufers zwiſchen Bingen und Koblenz gelegen, bekannt geworden ſein, in anderer Jahreszeit freilich, wenn Dampfſchiffe und Eiſenbahnen Vergnügungsreiſende zu vielen tauſenden rheinauf- und rheinabwärts tragen. Das gegenüber dem Inſelchen Wörth ſehr romantiſch in eine enge, nach dem Rhein geöffnete Thalſchlucht hineingelagerte Städtchen hat ſich immer noch, trotzdem es erſt im Jahre 1872 durch eine große Feuersbrunſt verheert wurde, mit ſeinen zahlreichen verfallenen Türmen an den Stadtmauern ein mittelalterliches Anſehen bewahrt. Die Peterskirche oder Templerkirche, eine Pfeilerbaſiliska aus dem 12. Jahrhundert, wird von Reiſenden viel beſucht, von der im dreißigjährigen Kriege zerſtörten, 1287-1426 erbauten Wernerskirche, einem der ſchönſten gotiſchen Baudenkmale der Rheinlande, ſind nur noch die Umfaſſungsmauern erhalten, die einen Begräbnisplatz einſchließen; der von dem alten Templerhauſe noch übriggebliebene Turm fiel leider dem Brande im Jahre 1872 zum Opfer. Die Bacharach überragende Burg Stahleck, die Wiege der Pfalzgrafen am Rhein, war ehemals ein ſehr feſtes Schloß, das unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges viel zu leiden hatte und von dem Mordbrenner Melac 1689 vollends zerſtört wurde. Ihre anſehnlichen Trümmer gehören zu den ſchönſten Ruinen der Rheinufer und ſind durch Erbſchaft aus dem Beſitz der Königin Eliſabeth von Preußen in den des deutſchen Kaiſerhauſes übergegangen. Bacharach iſt eine Weinſtadt; die Berghänge, an welche die Stadt ſich anlehnt, ſind mit Reben überſponnen. Gehört das „Stählchen" genannte Bacharacher Gewächs auch nicht zu den erſten Weinen des Rheingaus, ſo gehört es doch zu den ſehr trinkbaren Tropfen, und man kann daher nur wünſchen, daß der Winter 1891 den Reben nicht zu kalt geweſen iſt. Die Bacharacher werden jedenfalls keine Sehnſucht nach einem zweiten ſolchen Winter haben, trotzdem ſie es in dieſem bequem hatten an das rechte Rheinufer zu gelangen.



Der Rhein bei Bacharach im Winter 1891.
Nach einer Aufnahme von Hermann Koch in Neuwied.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Pax Vobiscum
von
Henry Drummond.
Deutſche autoriſierte Ausgabe.
7. Auflage (31.—35. Tauſend).
Preis geheftet 1 Mk., in feinem Goldſchnittband 2 Mk.

Ein Seitenſtück zu des Verfaſſers „Das Beſte in der Welt". Auch in dieſem Werkchen bewährt ſich die merkwürdige Begabung des Verfaſſers, alte längſt bekannte Wahrheiten in ein ſo neues Licht zu ſtellen und mit ſo tief eindringendem Schriftverſtändnis zu betrachten, daß ſie wie neu entdeckte dem Leſer entgegentreten und in ihrer ſchlagenden Anwendung auf das tägliche Leben mit verdoppelter Kraft auf ihn wirken.

Auch von dieſem Werkchen möge geſtattet ſein anzuführen, daß davon in England in den erſten fünf Wochen (Dezember 1890 bis Mitte Januar 1891) 130000 abgeſetzt wurden, und daß von der vorliegenden deutſchen Ausgabe infolge der Vorausbeſtellungen ſogleich 30000 gedruckt werden mußten.

Bielefeld und Leipzig. Die Verlagshandlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Daheim 1891. Nr. 22. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion.** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig.** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Wenn ſich Stürme rings erheben,
Leid' nicht ohne Leidenſchaft!

Nicht Ertragen, nur Erleben
Gibt dem Leben echte Kraft.

Das Zeichnen als Beſchäftigung für Kinder.

Ich habe drei wilde Neffen im Alter von 3, 6 und 7 Jahren, die im Zimmer ruhig zu halten oft eine ſchwere Aufgabe iſt. Aber keine Beſchäftigung hat ſich hierzu als geeigneter bewährt und iſt zugleich bei den Kindern beliebter, als das Zeichnen. Da ſitzt ein jeder höchſt ernſthaft an ſeinem Platze, den Bleiſtift in der Rechten, das Blatt Papier vor ſich, und eine unerſchöpfliche Menge von Vorſtellungen im Kopfe, die alle getreulich dargeſtellt werden. Die drei Knaben haben nicht etwa Zeichenunterricht gehabt, was ja auch bei dem Alter von 3 Jahren nicht wohl anginge. Aber von jeher war es eine mit Jubel begrüßte Unterhaltung, wenn Vater, Mutter oder Tante zum Bleiſtift griff und mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen ſolche allen vertraute Gegenſtände aufzeichnete, die zu erkennen den kleinen Zuſchauern große Freude machte oder die ſie ſich ſelbſt beſtellten. Da entſtand wohl zuerſt die Sonne mit ihren Strahlen, und Mond und Sterne; eine Blume, Vergißmeinnicht oder Maßliebchen, ihrer Form nach leicht deutlich zu machen. Dann ein Hut, aus einem Umriß von vier Strichen beſtehend und mit Jubel als „Papas Hut“ bewillkommt; ein Haus, das nach und nach mit Dach, Fenſtern und Thür verſehen und neben welches wohl auch ein Baum gepflanzt wurde. Ein Schornſtein, aus dem der Rauch ſteigt, darf nicht fehlen. Vom Haus iſt es nicht weit zur Kirche, deren Turm nicht gerade ſtrengen Stil zu zeigen braucht. Alle im täglichen Gebrauch befindlichen Gegenſtände, wie Taſſen, Kannen, Gläſer ſind leicht mit wenigen Strichen kenntlich zu machen. Wer Kinder auf dieſe Weiſe mit Zeichnen unterhalten will, braucht kein ausgeſprochenes Zeichentalent zu beſitzen; ein offenes Auge für die charakteriſtiſche Form der darzuſtellenden Gegenſtände genügt. Die letzteren ſo gleichſam vor ihren Augen entſtehen zu ſehen, reizt die Kinder ſehr bald zum Nachahmen, und es iſt wahrhaft erſtaunlich zu ſehen, wie ſchnelle Fortſchritte ſie machen. Vom Hut, von der beliebten Peitſche geht's da gar bald zu Wagen und Pferd, das freilich vorläufig ſtarke Anſprüche an die Phantaſie ſtellt. Aber Übung, und vor allem fleißige Anſchauung, zu welcher immer wieder angehalten wird, macht den Meiſter; ſo dauert es denn gar nicht lange, und der fünfjährige Neffe hält ſeiner Tante, die nicht ohne Zagen unternommen hat, das vielbegehrte Pferd zu zeichnen, vorwurfsvoll entgegen: „Aber Tante, das Pferd hat ja keine Bruſt!“ Eine ſchwierige Aufgabe bietet auch der Menſch, und es macht den kleinen Zeichenkünſtlern nicht wenig Kopfzerbrechen, warum es noch immer nicht ganz „wirklich“ ausſehen will, wenn ſie dem nach vorn gewandten Kopf und Rumpf nach der naiven Art der alten Ägypter die ſeitwärts gerichteten Beine und Füße anfügen. Um ſo größer iſt die Freude, wenn mit viel Mühe und Geduld die Schwierigkeit überwunden iſt. — An dieſe erſten Zeichenverſuche reiht ſich dann ſpäter das Zeichnen nach guten Vorlagen, das Hand und Auge am Schönen übt und eifrig und mit viel Vergnügen betrieben wird. Eine unverſiegliche Quelle des Genuſſes aber wird den Kindern auch durch die Farben eröffnet, die erſt in der Geſtalt von bunten Stiften, dann im Tuſchkaſten der Zeichenkunſt wieder neue und unbekannte Seiten verleihen und die liebgewordene Beſchäftigung noch um vieles intereſſanter machen. So wird mit Zeichnen und Malen manche Stunde, gar mancher Regentag angenehm ausgefüllt, ohne daß die Kinder von Erwachſenen unterhalten zu ſein begehren. Ein Zirkusbeſuch, jeder Spaziergang, eine Geſchichte, ja nur ein Blick aus dem Fenſter geben unerſchöpflich neuen Stoff für den raſtloſen Stift. Aber nicht nur als ruhige und vergnügliche Beſchäftigung iſt das Zeichnen der Kinder zu betrachten, ſondern es trägt zugleich in nicht geringem Maße dazu bei, ihnen Sinn und Auge für äußere Form und Geſtalt der ſie umgebenden Dinge zu ſchärfen, ſie „ſehen“ und beobachten zu lehren und damit die Entwicklung der Begriffe zu fördern und das kindliche Verſtändnis in geeigneten Bahnen ſpielend zu erweitern.

Marie.

Für den Garten.

Frühkultur von Gemüſen. Nicht jedermann iſt in der glücklichen Lage, im Frühjahr koſtſpielige Beetanlagen zur Frühkultur von Gemüſen einzurichten, aber ein jedes ſehnt ſich nach dem Genuß friſcher Gemüſe, nachdem man ſich während der langen Winterzeit mit Konſerven und Hülſenfrüchten behelfen mußte. Von dem ſogleich näher zu beſchreibenden einfachen Verfahren darf man nun nicht erwarten, daß man ebenſo ſchnell in den Beſitz junger Gemüſe kommt wie bei der Warmbeettreiberei, aber man erntet doch bei Anwendung desſelben manche Gemüſe um einige Wochen früher, als es ſonſt bei der gewöhnlichen Freilandkultur der Fall iſt, und das iſt immerhin ſchon ein Gewinn. In vielen Gegenden, namentlich im nördlichen Deutſchland, läßt das Klima eine zeitige Ausſaat der Frühgemüſe nicht zu. Hier muß man auf ein Verfahren bedacht ſein, dieſelben in bereits entwickeltem Zuſtand auszupflanzen, um einen entſprechenden Vorſprung zu gewinnen. Beginnen wir zuerſt mit den Erbſen und Bohnen. Von den erſteren wähle man ſelbſtredend die Frühſorten mit niedrigem, zwergartigem Wuchs, wie z. B. de grace, Buchsbaumerbſe, Wunder von Amerika. Anfang März füllt man etwa 14 cm-Töpfe mit humoſer lockerer Erde, legt in jeden derſelben etwa 5 bis 6 Samen und ſtellt ſie in ein nach der Sonnenſeite gelegenes Zimmer an das Fenſter. Bei hinreichender Feuchtigkeit des Erdreichs werden die Erbſen hier bald keimen, und ſobald deren Triebe einige Centimeter lang ſind, bringt man ſie zur Abhärtung in einen kalten Frühbeetkaſten, welcher an einem geſchützten, ſonnigen Platz aufzuſtellen iſt und der mit Fenſtern geſchloſſen und während der Nacht mit Strohmatten geſchützt wird. Hier gewöhnt man die Erbſen mehr und mehr an die Luft und pflanzt ſie alsdann in kräftigem, entwickelten Zuſtande anfangs April auf ein ſonnig und geſchützt gelegenes Beet ins Freie. Sollten noch kalte Nächte eintreten, ſo muß man die heranwachſenden Erbſen mittels Tannenreiſig ſchützen. Bei einigermaßen günſtiger Witterung blühen ſie hier bald und geben eine zeitige Ernte. Ähnlich verfährt man mit den Bohnen, nur darf man dieſelben im Hinblick auf ihre größere Empfindlichkeit nicht ſo zeitig in Töpfe ſäen, als die Erbſen. Als beſonders geeignet für die Frühkultur ſind folgende Buſchbohnarten zu nennen: Flageolot, Wachs langſchotige, Wilhelm I, Wachsdattel, gelbe engl. Triebbohne. Ende April legt man Bohnen in der gleichen Weiſe, wie bei den Erbſen beſchrieben wurde, in Töpfe und ſetzt die abgehärteten Pflanzen, ohne ſie zu teilen, Mitte Mai in das freie Land auf warme geſchützte Rabatten. Man vermag auf dieſe Weiſe ſchon Ende Juni bezw. Anfang Juli junge Bohnen zu ernten. Auch die Puffbohne läßt ſich viel früher durch Ausſaat in Töpfe und ſpäteres Auspflanzen ernten. Da dieſelbe gegen kalte Witterung unempfindlicher iſt, kann man ſie ebenſo zeitig wie die Erbſen in Töpfe ſäen und auspflanzen. Außer dieſen Hülſenfrüchten kann man ferner die Kartoffel zur Frühkultur benutzen. Man verfährt auf folgende Weiſe: Von März bis Mitte April bringt man die Saatknollen von Frühſorten, wie die amerikaniſche Roſenkartoffel, Sechswochen-Nierenkartoffel u. a. in einen warmen Raum — vielleicht in einen Stall — und läßt ſie hier, nebeneinander gelegt, nicht aufgeſchichtet, bis die Keime einige Centimeter herangewachſen ſind. Sodann legt man dieſe angekeimten Kartoffeln in der üblichen Entfernung in ein nahrhaftes, wohlbereitetes Feld in warmer geſchützter Lage, wobei die Keimlinge vorſichtig mit Erde zu bedecken ſind. Sollten Spätfröſte die bald heranwachſenden Triebe zu zerſtören drohen, ſo muß man durch übergelegtes Langſtroh oder, ſollten jene noch nicht zu hoch ſein, durch ſtarkes Anhäufeln vor dem Erfrieren ſchützen. Man erntet mit Hilfe dieſes einfachen Verfahrens ſchon Ende Mai oder Anfang Juni die erſten neuen Kartoffeln. Daß auch die Gurken, wenn ſie in Töpfen herangezogen und dann ausgepflanzt wurden, um vieles zeitiger geerntet werden, iſt bekannt genug, als daß noch näheres darüber geſagt werden müßte. Auch der noch wenig bekannte Rhabarber, deſſen junge Blattſtiele ein ſo überaus ſchmackhaftes Kompot geben, läßt ſich mit Leichtigkeit treiben. Das Verfahren beſteht in Kürze darin, im Herbſt ſtarke Pflanzen auszugraben und in dem Keller in feuchten Sand einzupflanzen. Gegen das Frühjahr hin zeigt ſich bald Leben in den Pflanzen und die ſich entwickelnden jungen Blattſtiele werden nach Bedarf geerntet. Endlich ſei noch auf das Frühzuchtverfahren der Kreſſe hingewieſen, welche, in flache Kiſten oder auch Blumentöpfe geſäet und an das Fenſter eines warmen Zimmers geſtellt, ſchnell aufgeht und abgeerntet werden kann.

K. L.

Kunſtwäſche.

1. Gold- und Silberbrokat zu waſchen. Man löſt in einem Liter Seifenwaſſer eine Ochſengalle auf, legt den Brokat ausgebreitet auf einen Tiſch, beſtreicht ihn mit einem in der Löſung leicht ausgedrückten Schwamm und ſpritzt weiches Waſſer darüber. Nachher zieht man die Brokatſtücke durch kaltes Waſſer, in dem einige Gramm Gummiarabikum aufgelöſt ſind, legt ſie zwiſchen zwei Handtücher und rollt ſie leicht auf der Handrolle, ſodaß das Waſſer ausgedrückt wird. (Ausgerungen darf Brokat nicht werden.) Dann ſpannt man ihn in einen Rahmen zum Trocknen und bügelt ihn auf der linken Seite aus.

2. Buntſeidene Balltücher oder Shawls breitet man aus, taucht eine weiche Bürſte oder einen Schwamm in lauwarmes Seifenwaſſer, in dem etwas Alaun aufgelöſt iſt, beſtreicht das Tuch damit, immer nach einer Richtung. Wenn das Tuch rein iſt, ſpült man es in klarem Brunnenwaſſer und läßt es trocknen.

3. Seidendamaſt beſtreicht man mit Honigwaſſer, ſpült ihn klar aus und ſteift ihn in einer Miſchung von Eſſig und Waſſer zu gleichen Teilen und 5 Gramm Gummiarabikum. Dann läßt man ihn raſch in der Hitze trocknen.

4. Fettflecke in Plüſch oder Samt beſeitigt man, indem man ſie mit reinem Zitronenöl betüpft, über ein heißes Bügeleiſen zieht und dann ausbürſtet. Moderflecken in Seide entfernt man mit Waſſer und Salmiakgeiſt. Kaffee- und Weinflecke reibt man mit in Waſſer aufgelöſter Ochſengalle aus.

Hertha aus N.

Handarbeit.

Schutzdeckchen für Kriſtall- und feine Porzellanteller. Von leichtem, billigen Kongreßſtoff ſchnitt ich Deckchen von 18 cm Länge und Breite und behäkelte dieſelben ringsum mit hellblauer Mooswolle: ein feſter Stich, 5—6 Fäden vom Rande, eine Luftmaſche, ein feſter Stich in einer Entfernung von 4—5 Fäden des Stoffes u. ſ. w.; an den Ecken 3 Stiche in dasſelbe Loch. An 2 Seiten werden Schlingen angebracht, die folgendermaßen gearbeitet werden: Wenn man eine Seite einen Finger breit bis über die Hälfte gearbeitet hat, häkelt man 12 Luftmaſchen, ſchlingt ſie 2 Finger breit zurück an und häkelt dichte Maſchen darüber hin. Die Schlingen müſſen ſich an zwei entgegengeſetzten Seiten befinden. 12 ſolch fertiger Deckchen legt man übereinander auf ein $^5/_4$ Meter langes $2^1/_2$ Cent. breites blauſeidenes Band, zieht von beiden Seiten das Band durch die Schlingen und befeſtigt

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

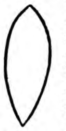
mit einigen Stichen das unterſte Deckchen am Bande feſt. Dann laſſen ſich leicht die Teller zwiſchen die Deckchen ſchieben, worauf das Band über dem oberſten Teller in eine Schleife gebunden wird.

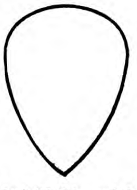
Abonnentin Clara.

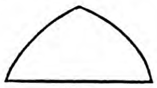
Feine Tablettdecke aus Batiſt. Ein reizendes Tablettdeckchen läßt ſich folgendermaßen herrichten: Ein Stück feinen, weißen Batiſt ſchneidet man zu einer länglich runden oder länglich eckigen Form, je nachdem das Deckchen gewünſcht wird. Darauf überträgt man mittels Pauspapiers irgend ein hübſches Blumenmuſter und einen Schmetterling in die obere rechte Ecke. Die Stickerei wird in weißem, dünnen Glanzgarn mit Plattſtich ausgeführt und ſehr ſorgfältig und akkurat gearbeitet. Die Stiele der Blumen, die Kelche und Ranken beſtehen aus feinem Goldfaden (Waſchgold), ebenſo wie die Flügel des Schmetterlinges; deſſen Körper wird erſt in Plattſtich hoch aufliegend geſtickt und umrandet. Iſt das Deckchen ſo weit gediehen, ſo erübrigt nur noch, kleine Bogen um dasſelbe zu arbeiten und dieſe an der inneren Seite mit Goldfaden zu begrenzen. Dieſes Tablettdeckchen ſieht wirklich elegant aus und bildet eine Zierde des Kaffeetiſches im Salon. **Ada.**

Papierblumen.

Eine reizende Neuheit in der Papierblumenbranche iſt die Iris- oder Schwertlilie, die man in Gelb oder Lila, auch in beiden Farben gemiſcht, herſtellen kann und welche zwiſchen Schilfblättern und -Kolben in Vaſen geordnet von unvergleichlich zarter und eleganter Wirkung iſt. Die Anfertigung dieſer reizenden Blume iſt dabei durchaus nicht mühſam oder ſchwierig und auch leicht nach einer anſchaulichen Beſchreibung ausführbar. Man ſchneidet von ganz hellem gelben oder lila Seidenpapier ſechs Blätter in beigefügter Form, 4 mal ſo lang und breit, bricht ſie der Länge nach zuſammen, klebt auf dieſen Bruch immer zwiſchen je zwei Blätter ein Stück umwickelten Blumendrahts, ſo daß drei doppelte Blätter entſtehen. Doch muß man ſehr wenig Klebſtoff verwenden, damit er nicht durchdringt. Iſt er getrocknet, ſo falzt man neben den Draht in jedes Blatt zwei ſcharfe Rieſen und biegt dies Blatt dann rund. Ferner braucht man zu jeder Blume ſechs Blätter in hellem und neun Blätter in dunklerem Seidenpapier, alle von nebenſtehender Form (4 mal ſo lang und breit). Auf je drei helle Blätter klebt man in der Längsmitte einen Blumendraht, doch ſo, daß oben 1 cm frei bleibt, auf den Draht und nur ſo hoch als dieſer reicht, wird je ein dunkles und auf dieſes wieder je ein helles Blatt geklebt, letzteres ſo, daß es ſich mit dem unteren hellen deckt und beide über dem durchſcheinenden dunkleren Blatt einen hellen oberen Rand bilden. Sind dieſe drei 3fachen Blätter fertig, ſo werden die übrigen ſechs dunklen Blätter ebenfalls je zwei und zwei mit dazwiſchen gelegten Draht zuſammengeklebt, ſo daß wir alſo drei doppelte Blätter vor uns haben. Iſt alles trocken und an den hellen Blättern der unten rings vorſtehende Rand des dunklen Zwiſchenblattes abgeſchnitten, ſo kniſft man die ſechs großen Blätter zwiſchen einem Tuch in möglichſt feine Längsfältchen, auf dieſelbe Art, wie es bei Anfertigung der Mohnblumen im Frauendaheim ſchon genau beſchrieben worden iſt. Sind ſämtliche Blumenteile ſo weit vorbereitet, ſo ſchneidet man von mittelſtarker ſeidener Drahtchenille drei je ca. 7 cm lange Stücke und klebt dieſe auf die Mitte der drei dunklen Blätter, ſo daß oben ein Drittteil des Blattes frei bleibt. An einen ſtarken ½ m langen Draht bindet man nun zuerſt die drei kleinen Blätter, in der Mitte dicht beiſammen ſtehend und nach außen gerundet, feſt. Um dieſen inneren Kelch bindet man zunächſt die drei lichten Blätter und zwar ziemlich gerad aufrecht ſtehend und nur oben leicht nach innen zu gerundet. Die drei noch übrigen dunklen Blätter mit den Chenilleadern werden ſo angeſetzt, daß ſie zwiſchen den hellen ſtehen und ſich tief nach abwärts krümmen. Die Farbe der Chenille iſt bei den lila Schwertlilien blaßgelb und dunkelgelb geſprenkelt, bei den gelben crêmefarben. Man ſteckt den Stieldraht in einen Gummiſchlauch, nachdem der dicht unter der Blume befindliche Teil mit Seidenpapier von der Farbe des Gummiſchlauchs bewickelt worden. Nun bleibt nur noch übrig, von chineſiſchem Seidenpapier Schuppen von beigefügter Geſtalt (4fach vergrößert) zu ſchneiden, welche zu zwei und zwei an die Gummiſtiele mit etwas Klebſtoff befeſtigt werden, nachdem ſie mit der Pincette nach unten zu in Fältchen gezogen ſind, ſo wie es der Stengel der natürlichen Schwertlilie auch zeigt. Knoſpen werden aus zwei leicht ineinander gedrehten dunklen Blättern geformt, ganz ſo zugeſchnitten, wie die äußeren Blumenblätter, nur ohne Chenille. Auch der Gummiſtiel der Knoſpe wird mit je zwei Blattſchuppen beſetzt. Alle zu der Schwertlilie erforderlichen Beſtandteile, auch ausgeſchlagene Blätter, ſind zu beziehen durch die Blumenfabrik von E. Petzold, Dresden, Kreuzſtr. 6.







Toilette.

Eine ſehr hübſche Untertaille erhält man aus einem gewebten naturfarbigem cachecorsage, wie es überall im Preiſe von 75 Pfg. bis 1 Mark zu haben iſt. Die Löchertour am Halſe und den Ärmeln, durch welche ſeidene Plattlitze gezogen iſt, trennt man auf und häkelt ſtatt deſſen eine ſogenannte X-Tour aus crême Häkelgarn Nr. 30, darüber eine kleine Längsſpitze mit roten Abſchlußpikots. Die Ärmel verziert man ebenſo, und durch die Löchertour wird rote Plattlitze oder Batiſtband gezogen. Jetzt häkelt man ſich neun crême Sterne, deren Mitte aus einer roten Stäbchentour beſteht, zu einem Latz zuſammen, in drei Reihen; in die oberſte kommen vier Sterne, in die zweite drei Sterne und die dritte Reihe beſteht aus zwei Sternen. Dieſer Latz wird loſe vorn am Ausſchnitt zur Verzierung aufgeſetzt und oben und unten feſtgeſteckt, damit die Untertaille ſich nach den Seiten dehnen kann. Statt des roten Garns kann man jede beliebige Farbe nehmen und auch das Stück Stoff unter dem Latz ausſchneiden, mit buntem Satin unterlegen und die Ränder auslanguettieren. Die Sterne dürfen nicht zu groß ſein, Vorlagen dazu findet man in jeder Modezeitung.

Erna v. B. Liegnitz.

Praktiſches fürs Haus.

Frage 72 (an J. K. in Straßburg). Elfenbein läßt ſich ſehr gut mit lauem Seifenwaſſer reinigen. Geſchnitzte Schmuckſachen aus Elfenbein reinigte ich auf dieſe Weiſe, dieſelben bedürfen des Ausbürſtens öfter, da Schweiß und Staub ſie unſauber machen, aber die Sachen leiden nicht durch auswaſchen, nur darf das Waſſer nicht heiß und die Seife nicht zu ſodahaltig ſein, auch ſpülen Sie nach dem Ausbürſten ſorgſam und trocknen Sie mit weichem Leinen gut nach.

Frau Lucie.

Die ſchönen neuen Gardinen ſind in prächtige untadelige Falten geordnet; der Tapezierer hat ſeine Sache gut gemacht und die ſorgende Hausfrau hegt nur einen Wunſch: „Ach, daß ſie doch immer ſo blieben, ſo ſchön, ſo rein, ſo fein“. Aber hat wohl der reinigende Geiſt des Hauſes Verſtändnis für ſolche Gefühle? Wie einen wertloſen Flederwiſch packt er die neue koſtbare Schleppe beim Schein des Morgenlämpchens, vielleicht mit Fingern, die noch vom Aufwiſchtuch feucht ſind, dreht ſie achtlos herum und legt ſie auf nicht abgeſtäubte Möbel. Iſt er ſehr ſorgfältig, ſo ſteckt er ſie auf mit Steck-, Haar-, Näh- und Stopfnadeln, ſelbſt mit kleinen Nägeln, die er wie die Herren Tapezierer kaltblütig durch die prächtigen Muſter der Übergardinen bohrt. Gegen ſolchen Mißbrauch der Bequemen hilft nur größere Bequemlichkeit. Man nähe an die Schleppe der Übergardine, welche durch einige Heftſtiche mit der weißen Gardine verbunden iſt, einen Haken und in geeigneter Höhe über dem Gardinenhalter eine Öſe, ſo daß die aufgehakte Gardine vor Beſen und Scheuerlappen ſicher iſt. Das Mittel iſt probat. Wer es anwendet der hat keine grauſem durchſtochenen, keine geknitterten, entfärbten und verſtaubten Gardinen mehr.

F. D.

Für die Küche.

Farcierter Hecht mit Sardellen-Sauce. Nachdem der Hecht (3—5 Pfd. Größe ſind die beſten) ſauber von den Schuppen und Eingeweiden befreit und gewaſchen iſt, ſchneidet man vorſichtig die Mittelgräte heraus und noch ſo viel von dem innern Fleiſch, daß etwa der Fiſch die Dicke eines Fingers behält. Nun befreit man dieſes herausgeſchnittene Fiſchfleiſch ſorgfältig von den feinen Gräten, ſchabt alles von der Mittelgräte ab und wiegt dieſe Maſſe zu einer recht feinen Farce. Dieſe vermengt man dann mit 3 Eigelben, ⅛ Pfd. Butter, Salz, etwas feingeſtoßenem Pfeffer, etwas geriebener Muskatnuß, ganz wenig ſehr fein geriebener Zwiebel und 2—3 abgekochten geriebenen Kartoffeln, oder für letztere 2 in Milch aufgeweichte und hernach wieder feſt ausgepreßte alte Weißbrödchen. Wenn nun alles gut miteinander verbunden iſt, ſtreicht man das Ganze durch ein Haarſieb, ſtreut dann etwaas Salz in den Fiſch und ſtreicht die Farce hinein, worauf man den Leib des Fiſches wieder zunäht. Nun ſpickt man den Rücken des Fiſches recht ſchön reihenweiſe mit ganz gleichmäßig geſchnittenen dünnen Speckſtreifchen, ſteckt eine ſehr große geſchälte Zwiebel dem Fiſch ins Maul und nachdem man ihn in brauner Butter in einer langen Bratpfanne im ziemlich heißen Ofen recht ſchön gebräunt hat, gießt man etwas Fleiſchbrühe daran und läßt ihn gar ſchmoren. Inzwiſchen ſchwitzt man ¼ Pfd. Butter mit ſoviel Mehl, wie dieſelbe aufnimmt, und etwas fein geriebener Zwiebel gar, gibt kräftige Fleiſchbrühe hinzu, etwa ½ Pfd. entgräteter, ſehr fein gewiegter Sardellen, etwas geriebener Muskatnuß, den Saft von einer Zitrone und läßt alles miteinander tüchtig durchkochen; dann gießt man die Sauce durch ein Sieb, bringt ſie wieder auf das Feuer, verbindet ſie mit 3 bis 4 Weingläſern voll Rheinwein glatt gequirlten Eigelben, gibt den Satz von dem fertig gebratenen Fiſch hinzu und bringt beides auf die Tafel. Den Fiſch garniert man, nachdem man ihn von dem genähten Faden befreit hat, welcher ſich ſehr leicht herausziehen läßt, mit einigen Zitronenſcheiben, der in Stücke geſchnittenen Leber, kleinen Zwiebeln und recht viel grüner, friſcher Peterſilie.

Auskunft.

Frage 68. Das Städtchen Ettlingen im Großherzogtum Baden, in nächſter Nähe von Karlsruhe (mit Lokalbahn) am Fuße des Schwarzwalds erfüllt die geſtellten Bedingungen. Näheres bei der Expedition des Blattes. **Ein Abonnent.**

An treue Abonnentin. Alle Sorten Anemonen-Knollen ſind bei Gebrüder Bakker in Bennebroek und Vogelenzang bei Haarlem (Holland) zu haben. Betreffende Firma verſendet Preisverzeichniſſe.

Fragen.

87) Ich ſuche für meinen 13jährigen Neffen eine Anſtalt, an welcher ihm bei ſtrenger chriſtlicher Zucht und Ordnung eine gute kaufmänniſche Ausbildung zu teil wird. Die geehrten Mitabonnenten, welche eigene Erfahrungen in dieſer Beziehung haben, bitte ich um freundlichen Rat. **L. B.**

88) Wer von den geehrten Daheim-Leſerinnen möchte die Güte haben, einem älteren, gebildeten Ehepaare einen angenehmen Wohnort anzugeben, nicht zu weit von Berlin oder Dresden entfernt? Derſelbe muß für Hals und Lungen günſtig, nicht zu teuer und ſo gelegen ſein, daß Ausſicht wäre, einige Penſionäre halten zu können. Wieviel würde eine Wohnung von 4 Zimmern mit event. Gartenbenutzung koſten? Im voraus ſagt herzlichen Dank **eine treue Abonnentin.**

89) Welches engliſche und franzöſiſche Konverſationsbuch könnten die geehrten, gelehrten Mitleſer empfehlen zum Gebrauch auf Reiſen, im Bade, für das tägliche Leben. Jemand der die Sprache grammatiſch gelernt, dem aber ſeit Jahren Übung fehlt, würde durch baldige und ſelbſterprobte Mitteilung ſehr erfreut werden. **J. S.**

90) Wie kann ich blind gewordenen Gummiſchuhen ein neues Ausſehen geben?

Eine Leſerin des Daheim.

91) Welche freundliche Leſerin gibt mir an, wie ich viele gebrauchte Flaſchenkorke verwerten, ev. an wen ich dieſelben verkaufen kann? **Frau Paſtor W. in Buslar.**

92) Wer kennt ein Mittel gegen das Schwitzen der Hände beim Verfertigen von Handarbeiten, die ſehr ſauber ſein müſſen?

Eine Leſerin des Daheim i. H.

93) Kann mir eine Leſerin des Daheim mitteilen, wie man Ölflecke aus Marmor entfernt? **H. v. M.**

94) Eine alte Abonnentin des Daheim möchte freundlichſt um ein Rezept bitten, wie man Glacee-Handſchuh ſchön ſchwarz färbt?

M. L.

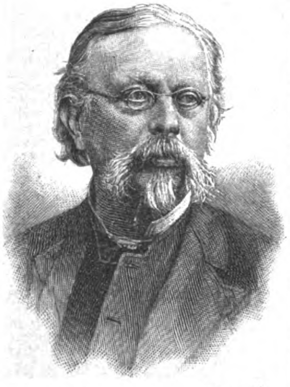
95) Könnte mir eine freundliche Leſerin ein hübſches humoriſtiſches Gedicht für zwei junge Mädchen zum Polterabend einer Couſine angeben? Auch für direkte Zuſendung wäre herzlich dankbar

Anna Triepel, Nordhauſen a/Harz,
Hagenſtraße 14, II.

96) Wäre vielleicht eine der geehrten Leſerinnen ſo freundlich, mir eine genaue Angabe des Koſtüms einer Helgoländerin zu machen?

Daheim
XXVII. Nr. 23. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
7. März 1891.

Hausmuſik.



Wilhelm Ruſt

Die Leipziger Thomana und ihr Kantor.

Unter den vielen muſikaliſchen Inſtitutionen, welche dem künſtleriſchen Leben der Muſikſtadt Leipzig einen ganz beſonderen Reiz verleihen, iſt die Thomana diejenige, auf welche jeder Leipziger, wenn er nur einen Funken von Liebe zur Kunſt in ſich hat, nicht wenig ſtolz iſt. Und mit Recht. Es mag Kirchenchöre geben, welche in ihrer numeriſchen Stärke den Thomanerchor überflügeln, welche vielleicht mit glanzvollerem Stimmenmaterial prunken können, als es die Thomaner vermögen, aber kaum läßt ſich der künſtleriſche Wert der von dieſem Chore gebotenen Leiſtungen übertreffen. Das iſt eine Feinheit und Delikateſſe, ein ſo duftiges, kaum hingehauchtes Piano, ein ſo packendes Anſchwellen und Abſchwellen der Töne und Akkorde, eine ſolche Präziſion des Zuſammenſingens und endlich eine ſo muſtergültige Klarheit der Textbehandlung, daß man von den Leiſtungen dieſer jugendlichen Sänger umſomehr ergriffen wird, als ſie ihre Vorträge, Beruf und Neigung folgend, gerade aus dem Gebiete der musica sacra, der heiligen Muſik, wählen. In Leipzig wird kein Muſikfreund „die Motette“ verſäumen; „die Motette“ iſt hier geradezu ein Schlagwort geworden, mit welchem man jene Choraufführungen bezeichnet, wie ſie die Thomaner an jedem Sonnabend nach Tiſch (um ½2 Uhr) in der Thomaskirche veranſtalten. Die Kirche iſt um dieſe Stunde mit andächtigen Kunſtfreunden dicht gefüllt. Den Vorträgen geht gewöhnlich ein Orgelpräludium voraus, und der Organiſt der Thomaskirche, Herr Karl Piutti, weiß mit ſeinen feinſinnigen Vorſpielen die zahlreichen Zuhörer in eine weihevolle, empfängliche Stimmung zu verſetzen. Gewöhnlich bringen dann die Thomaner zwei Motetten zur Aufführung, natürlich durchaus a-capella Sätze, d. h. ohne jede Inſtrumentalbegleitung. Manchmal ſingen ſie auch irgend einen älteren Choral, geiſtliche Lieder und ſolche Chorwerke, welche der Weihe des Hauſes nicht widerſprechen. Dieſe Motetten haben einen Ruf erlangt, der über ganz Deutſchland ausgebreitet iſt, jedenfalls aber mit einem billigen Lokalruhm nichts zu ſchaffen hat. Die Thomana hat eine lange geſchichtliche Entwickelung hinter ſich. Unter Thomana verſtand man urſprünglich die Thomasſchule, aus deren Zöglingen der Chor ſich rekrutierte. Dieſe Thomasſchule war in älteſter Zeit dem Auguſtinerſtifte angehörig und wurde bereits 1222, nach andern ſchon 1214, gegründet. Sie verfolgte den Zweck, junge Ordensgeiſtliche zu bilden und durch die schola exterior, die äußere Schule, auch für die elementar-wiſſenſchaftliche Bildung der Stadtjugend zu ſorgen. Nicht nur die Thomaskirche, ſondern auch die anderen Kirchen Leipzigs waren dem Stifte untergeordnet, und die Chorherren hielten darauf, daß die nötige Anzahl Chorknaben den Bedürfniſſen des Gottesdienſtes Genüge leiſte. So bildete ſich allmählich eine feſtſtehende Sängerſchule, welche unter Joh. Seb. Bach durch die Erſtaufführung ſeiner unſterblichen Kirchenkompoſitionen zu außerordentlichem Ruf gelangte. Seit den Tagen Bachs iſt das Amt eines Thomaskantors ein Ehrenamt; um dieſen Poſten ſchimmert es wie ein goldener Schein, und die Männer, welche nach Bach Thomaskantoren wurden, waren ſich der Höhe ihrer künſtleriſchen Stellung vollkommen bewußt. Solch ein großer Mann war J. Fr. Doles (1756 bis 89). Unter ihm lernte Mozart die Thomana kennen, und der Wiener Meiſter ſtaunte über die Größe und die Gewalt der Bachſchen Motetten, welche ihn die Thomaner kennen lehrten. Die empfangenen tiefen Eindrücke offenbaren ſich auf das deutlichſte in der „Zauberflöte,“ wo im zweiten Finale ein myſtiſches Fugato mit dem Choral „Ach Gott vom Himmel ſieh darein“ enthalten iſt. Gegenwärtig bekleidet das berühmte Amt Wilhelm Ruſt. Wilhelm Ruſt wurde am 15. Auguſt 1822 zu Deſſau geboren; ſein Großvater war Friedrich Wilhelm Ruſt, jener vortreffliche Künſtler, den Goethe, der häufige Gaſt des Deſſauer Hofes, als „großen Meiſter“ feierte. Frühzeitig erhielt der junge Wilhelm eine tüchtige muſikaliſche Erziehung; ſeine helle Sopranſtimme erprobte er gar bald in Bachs ihn begeiſternden Motetten, und den Singſtunden geſellten ſich ernſtliche Übungen im Klavier- und Violinſpiel bei. Und unter der Führung des „alten Schneider,“ des Komponiſten des Weltgerichtes, vollendete Ruſt in den Jahren 1840—43 ſeine theoretiſchen Studien. 1845 finden wir den jungen Tonkünſtler als Klavierlehrer in dem Hauſe des ungariſchen Magnaten Baron Lonyay. Der lebhafte geſellſchaftliche Verkehr in dem Hauſe dieſes durch vornehme Geſinnung und wirkliche Kunſtbegeiſterung ausgezeichneten Mannes brachte Ruſt in Beziehungen freundſchaftlicher Natur zu Andraſſy, dem hervorragenden Staatsmann, dem Dichter Eötvös und der Famtlie Brunswick, die einſtens ſchon in dem Leben Beethovens eine bedeutende Rolle geſpielt hatte. Während des Winteraufenthaltes in Budapeſt lernte er den genialen Komponiſten Robert Volkmann kennen, an welchen ihn bald ein dauerndes Freundſchaftsband feſſelte, das erſt mit dem Tode Volkmanns gelöſt wurde. In Peſt trat Ruſt oftmals als Klaviervirtuoſe auf. Von entſcheidender Bedeutung für die ſpätere Laufbahn Ruſts wurde der Umſtand, daß ihm der Zufall ein Verzeichnis der Hinterlaſſenſchaft Emanuel Bachs, in welcher auch das ganze von Johann Sebaſtian Bach hinterlaſſene muſikaliſche Erbe eingetragen war, in die Hände ſpielte. Aber wie dieſe Schätze heben? Unwiderſtehlich war die Sehnſucht, die ſein ganzes Fühlen und Denken ausfüllte. Die Wirren des Revolutionsjahres verleideten ihm den Aufenthalt in Ungarn und zerſtörten ſeine Hoffnungen, in Wien zu Amt und Würden zu gelangen. Ruſt verließ daher Ungarn und überſiedelte nach Berlin, wo er ſo raſch Boden gewann, daß er bald zu den geſuchteſten Lehrern der Rieſenſtadt zählte. Hier verkehrte er mit beinahe allen litterariſchen und muſikaliſchen Berühmtheiten, ſo mit Varnhagen von Enſe, C. v. Winterfeld, Graf Flemming, dem Schwiegerſohn Bettinas von Arnim, dem Orientaliſten Prokeſch-Oſten, mit Meyerbeer, Thalberg, Schulhoff, Jenny Lind u. ſ. w. 1861 wurde Ruſt Organiſt an der Lukaskirche und bald darauf übernahm er die Direktion des Berliner Bachvereins. In mehr als vierzig Konzerten, in denen er auch als Orgelvirtuos und Komponiſt auftrat, bot er ſeinen Zuhörern eine große Anzahl Bachſcher Werke neben weniger bekannten Kompoſitionen älterer und neuerer Meiſter. Und von nun an widmete er ſein ganzes Leben der Erkenntnis Bachs, und in jahrelanger, mühevoller Arbeit, nach Überwindung vieler Widerwärtigkeiten, vom Neid der Kleindenkenden oftmals gepeinigt, wurde Ruſt das, was er heute iſt: der erſte Bachkenner, die erſte Bachautorität der Gegenwart. 1853 wurde ihm von Leipzig aus, wo ſeit 1850 eine Bachgeſellſchaft beſtand, welche eine kritiſche Ausgabe der Werke des Altmeiſters plante, die Redaktion dieſer monumentalen Ausgabe angeboten, die Ruſt mit Freuden annahm. Die Vorreden, die Ruſt den von ihm redigierten Bänden der Bachausgabe vorangeſchickt, ſind in ihrer Art klaſſiſch. Sie gehören zu den Beſten, was überhaupt über Bach je geſchrieben wurde, was Wiſſen, kritiſcher Scharfblick, Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit und ſchließlich die Eleganz der Diktion anbelangt. Bezeichnend für die Wertſchätzung dieſer Arbeiten in Muſikerkreiſen ſind die Worte, welche Brahms an Ruſt ſchrieb: „Wie würde ich mir alle Kompoſitionsſünden verzeihen, könnte ich alle Jahre eine Vorrede ſchreiben, wie Sie!“ Beinahe 30 Jahre hindurch war Ruſt die Seele des ganzen Unternehmens geweſen. Und wie man Ruſt zu ſchätzen wußte, das beweiſt nicht nur ſeine Ernennung zum königl. preußiſchen Muſikdirektor (1864), zum Ehrendoktor der Univerſität Marburg und zum königl. ſächſiſchen Profeſſor, die Wertſchätzung ſeiner Verdienſte fand vielmehr ihren ſchönſten Ausdruck in der Ernennung des hochverdienten Mannes zum Kantor der Thomana 1880. Seit 1878 lebt Wilhelm Ruſt in Leipzig. Was er ſeitdem geleiſtet, das weiß ganz Leipzig, und daß der Thomanerchor zu einer bis dahin unerhörten Vollkommenheit und zu ſeltener künſtleriſcher Vollendung gediehen, iſt lediglich ein Verdienſt Ruſts. Daß Ruſt bei der ſo bewunderungswürdigen Aufopferung ſeiner Mußeſtunden an die Herrlichkeit Bachs

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und in den zahlreichen Pflichten ſeines verantwortungsreichen Amtes noch Zeit zu eigenem Schaffen gefunden, muß Erſtaunen erregen. Ruſt hat etwa fünfzig Werke veröffentlicht: Klavierſtücke, darunter die ſchöne und eigenartige Tondichtung „Beethoven,“ Choralbearbeitungen für Orgel und eine längere Reihe von Vokalkompoſitionen, unter denen Werke ſich befinden, die ebenſo von großer contrapunktiſcher Meiſterſchaft, wie von edlem, geläuterten Empfinden Zeugnis geben.

Klaviermuſik.

Die große Anzahl von Klavieralbums hat abermals eine numeriſche Bereicherung erfahren. **Krugs** „Opernalbum“ für Klavier (Verlag von Fr. Schuberth jr. Leipzig, Pr. 1,50 M.) bringt eine Blütenleſe älterer Opernarien aus „Lucia“, „Norma“, „Freiſchütz“, „Don Juan“, „Nachtlager“, „Regimentstochter“, „Weiße Dame“, „Zampa“, „Zar und Zimmermann“ und „Luſtigen Weiber“. Einen größeren Wert als dieſe Sammlung von längſt Geſammelten repräſentiert „Schuberths Jugendſchatz“ 40 beliebte Stücke klaſſiſcher und moderner Meiſter für die Jugend in progreſſiver Reihenfolge herausgegeben von Franz Rödelberger, 2 Bände à 1,50. Dieſe Sammlung hat einen inſtruktiven Wert und wird ſich auch beim Unterrichte mit Nutzen verwenden laſſen. Der Stich und die Ausſtattung ſind vortrefflich.

Liedbegleitung.

Man glaubt gewöhnlich, daß derjenige, welcher mit leidlicher Technik Klavier zu ſpielen im ſtande ſei, ſchon dadurch zum guten Begleiter ſich qualifiziere. Aber weit gefehlt! Es gibt vortreffliche Klavierſpieler, welche ein einfaches Lied zu Grunde begleiten, und es gibt auch mittelmäßige Klavierſpieler, welche dasſelbe einfache Lied unnachahmlich ſchön begleiten. Die einen wollen dort, wo ſie ſich der Singſtimme unterzuordnen haben, mit ihrer pianiſtiſchen Herrlichkeit glänzen und werden dabei aufdringlich; die andern wieder wollen ja dem Sänger ſein Recht, gehört und verſtanden zu werden, wahren, und ſie ſäuſeln nun über die Taſten hin, daß man Mühe hat, überhaupt von der Begleitung etwas zu hören. Das nennen ſie dann „diskretes Spiel.“ Wieder andere pflegen dort, wo der Sänger einen langen Ton aushalten ſoll, ihren Klavierpart mit großem Pathos vorzutragen oder ſie gefallen ſich darin, die kurzen Zwiſchenſpiele, welche die Ruhepauſen des Sängers ausfüllen, recht ſchnell herunterzuhaſpeln und namentlich die Nachſpiele, wie ſie z. B. Schumann ſo wunderbar poetiſch zu ſchaffen wußte, aus dem Grunde zu überſtürzen, daß der Sänger ja recht bald zu ſeinem Beifall gelange. Ja, es gibt Begleiter, welche mit Seelenruhe ganze Takte weglaſſen und ſo dem Komponiſten ein Stück ſeines Weſens amputieren, nur um den Effekt eines hohen Tones in der Schlußwendung der Melodie durch ein Nachſpiel von ein paar Augenblicken nicht abzuſchwächen. Wie muß eine Klavierbegleitung beſchaffen ſein, damit ſie als gute gelte? Der Begleiter hat ſich vor allem der Thatſache zu erinnern, daß er der Begleiter und nicht der Begleitete iſt. Dem Sänger gegenüber nimmt er daher immer die zweite Stelle ein, und ein großer Teil ſeiner Kunſt beſteht darin, ſich unterzuordnen, ohne zu verſchwinden. Die Harmonien müſſen ſtets mit voller Klarheit für die Zuhörer wahrnehmbar ſein, das Zeitmaß ſei ein elaſtiſches, ſodaß die Begleitung ſich verlangſame oder beſchleunige, je nachdem der Sänger vorwärts eilt oder retardiert. Die Begleitung iſt gewiſſermaßen nur die Karoſſe, in welcher der Sänger fährt, eine Karoſſe, welche lediglich der treibenden Kraft, dem vom Sänger gegebenen Impulſe folgt. Auch dort, wo die Begleitung die Geſangsphraſe ſelbſtändig weiter fortſpinnt, wird ſie ſich zu mäßigen haben, unbeſchadet der Innerlichkeit und der gefühlvollen Beſeelung, welche ihr als Cantilene zukommen. Das Hauptmerkmal für die Güte der Klavierbegleitung liegt aber — von der techniſchen Vorbildung und der muſikaliſchen Feinfühligkeit des Begleiters abgeſehen — in deſſen Geiſtesgegenwart. Wie oft paſſiert es dem Sänger, daß er, von einer plötzlichen Indispoſition beeinflußt, die Intonation nicht völlig in der Gewalt hat, daß er die Töne unrein anſetzt? Dann hat der Begleiter durch einen nachdrücklicheren Accent dem Sänger zu Hilfe zu kommen und ihn durch ein deutliches Hervorheben einzelner Harmonieen oder durch eine thatkräftige Unterſtützung in der Melodie auf den rechten Pfad zurückzuführen. Gut vom Blatt zu begleiten, iſt auf alle Fälle ſehr ſchwer. Steht man vor der Notwendigkeit, es dennoch thun zu müſſen, dann empfiehlt es ſich, das betreffende Muſikſtück wenigſtens mit den Augen durchzuleſen und namentlich dem Texte einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, damit man über den Charakter der Kompoſition ſich ein Urteil bilden könne. Wer ein gewandter Vom-Blattleſer iſt, der wird ſich dort, wo ſeine Technik nicht ausreicht, um momentan die entgegenſtehenden Schwierigkeiten zu überwinden, mit erlaubten „Kniffen“ helfen; ſo wird man z. B. ſchwierige Arpeggien als einfache Akkorde ſpielen. Denn von den zwei Übeln, entweder falſch, d. h. ſchlechtklingend, oder unrichtig zu ſpielen, wird das letztere als das kleinere entſchuldbarer ſein, wenn es dort einer Entſchuldigung bedarf, wo man „der Not und nicht dem eigenen Trieb gehorcht“. Zu den „unerlaubten Kniffen“ wäre das ſehr beliebte Aushilfsmittel zu rechnen, dort, wo man nicht mehr weiter kann, das Pedal zu gebrauchen und eine rätſelhafte Verlegenheitsharmonie zu erzeugen, hinter welcher die Begleitung auf Augenblicke wie hinter einem ſchützenden Mantel ſich verbirgt. Davor muß nachdrücklichſt gewarnt werden. „Kann man nicht weiter,“ dann markiert man bloß die Baßſtimme. Dem Ohr der Zuhörer wird damit am meiſten gedient.

Harmoniummuſik.

Von neuen Bearbeitungen berühmter Tonſtücke für das Harmonium liegen uns vor: Sechs Stücke aus R. Wagners „Triſtan und Iſolde“ für Harmonium übertragen von R. Bibl, op. 49, Pr. 3 M. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Die Sammlung enthält das wunderbar ſehnſuchtgeſchwellte Vorſpiel, den Geſang der Brangäne „Wo lebte der Mann“, der Asdur-Zwiegeſang zwiſchen Triſtan und Iſolde „O ſink hernieder“ und u. a. noch Iſoldens „Liebestod.“ Die Übertragung iſt geſchickt und bietet keine techniſchen Schwierigkeiten. Mit großer Freude werden unſere Harmoniumſpieler zwei Stücke von Händel und zwar das „Arioſo“ und das berühmte „Largo“ begrüßen, welche zum Preiſe von 80 und 50 Pf. im Verlage von Aug. Cranz in Hamburg erſchienen ſind. Eine eigenartige und hübſche Idee war es, die vier Duette aus op. 34 von R. Schumann („Liebesgarten“, „Liebhabers Ständchen“, „Unterm Fenſter“ und „Familiengemälde“) für Klavier und Harmonium zu übertragen. Die Sache iſt ſo arrangiert, daß dem Harmonium die Geſangsſtimmen zugeteilt ſind. Die Stücke werden ſicher einen guten Effekt machen, wenn man nicht vorzieht ſie zu — ſingen. Das Arrangement iſt erſchienen bei C. A. Klemm in Leipzig.

Frauenchöre.

Eine große, reichhaltige, 307 Nummern umfaſſende Sammlung von „Neuen und alten geiſtlichen und weltlichen Frauenchören“ mit beſonderer Berückſichtigung des Stimmumfangs der Schülerinnen in Lehrerinnen-Seminaren hat Rudolph Palme, kgl. Muſikdirektor, ausgearbeitet und herausgegeben. (Leipzig, M. Heſſe's Verlag; 1. u. 2. Teil in einem Bande, Preis gebunden 2,75 Mk.) Dieſe Sammlung von „Frauenchören“ iſt eine außerordentlich verdienſtliche Arbeit, die in ihrer Art unübertroffen daſteht. Das Werk gliedert ſich in zwei Teile: im erſten Teil ſind 3ſtimmige, im zweiten 4ſtimmige Tonſätze enthalten. Geiſtliche Lieder feiern die bedeutungsvollen Abſchnitte des chriſtlichen Jahres: dem Advent und der fröhlichen Weihnachtszeit, der ernſten Paſſionswoche, dem glorreichen Oſterfeſte ſind Geſänge gewidmet. Lieder zur Totenfeier, Bußtagsgeſänge, Lob- und Dankhymnen folgen. Prächtigen Morgen- und Abendliedern, Sonntagsgeſängen, Vaterlands-, Heimat- und Wanderliedern ſchließen ſich wunderhübſche Kompoſitionen an, in welchen die Freuden und Herrlichkeiten der Jahreszeiten beſungen werden. Dazwiſchen ſind Volkslieder und Lieder vermiſchten oft wohlig-humoriſtiſchen Inhaltes eingeſtreut, und auch beſondere Gelegenheiten, z. B. Sedanfeſt, Königs Geburtstag, Jubiläen, Entlaſſung der Abiturienten u. ſ. w. ſind in fürſorglichſter Weiſe vorbedacht worden. Die Sammlung wird keinen Wunſch unerfüllt laſſen, und wer im knappen Raume eines Oktavbandes eine ganze muſikaliſche Chorbibliothek beſitzen will, der greife zu Palmes „Frauenchören.“ Die Ausſtattung des Werkes iſt würdig und zweckentſprechend.

Bücherſchau.

Als Gegenſtück zu H. Kretzſchmars „Führer durch den Konzertſaal“ — den wir in Nr. 14 „Hausmuſik“ angezeigt haben — erſchien vor kurzem im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig ein „Führer durch die Oper“ des Theaters der Gegenwart, Text, Muſik und Szene erläuternd von Otto Neitzel. Die beiden bisher erſchienenen Bände dieſes jedenfalls im Prinzip verdienſtlichen Unternehmens umfaſſen folgende Komponiſten und Werke: von den Klaſſikern: 1. Gluck (Orpheus und Euridice, — Armida, — Iphigenie in Aulis, — Iphigenie in Tauris). 2. Mozart (Die Hochzeit des Figaro, — Don Juan, — Die Zauberflöte, — Die Entführung aus dem Serail, — Cosi fan tutte). 3. Beethoven (Fidelio); von den Romantikern: 1. Spohr (Jeſſonda). 2. Weber (Freiſchütz, — Euryanthe, — Oberon). 3. Marſchner (Vampyr, — Templer und Jüdin, — Hans Heiling). 4. Schumann (Genoveva). 5. Kreutzer (Nachtlager in Granada). 6. Lortzing (Zar und Zimmermann, — Undine, — Der Waffenſchmied). 7. Nicolai (Die luſtigen Weiber) und 8. Flotow (All. Stradella, — Martha). Da das Werk mit vielen Notenbeiſpielen ausgeſtattet und mit gründlicher Sachkenntnis geſchrieben iſt, ſo erreicht es ſeine erzieheriſche und bildende Abſicht vollkommen. Der Verfaſſer zieht den Text und die Muſik der zur Beſprechung gelangenden Opern in den Kreis ſeiner Darſtellung, und der Leſer dankt ihm manchen ſchätzenswerten Anſtoß zum beſſeren Verſtändnis dieſer Meiſterwerke, welche das moderne Opernrepertoire auf lange hinaus beherrſchen werden. Die Ausſtattung des Buches iſt eine ſplendide; der ziemlich jähe Wechſel der Schriftarten ſtört indeſſen einigermaßen das Auge und bringt eine gewiſſe Unruhe in das Ganze.

Vermiſchtes.

Ein neues Inſtrument wurde erfunden: es führt den auf den erſten Augenblick hin etwas paradox klingenden Namen „Saitenorgel“; das Neue beſteht darin, daß auf dieſem von Herrn C. Gümbel erfundenen Inſtrument, das die Geſtalt eines Pianino beſitzt, der Klavierton wie auch der Orgelton hervorgebracht werden kann, und zwar können beide Klanggattungen ſowohl vereinigt, wie getrennt gebraucht werden. Das Prinzip der Tonerzeugung iſt originell und beruht darauf, Saiten durch vibrierende Hämmerchen unter Einwirkung von Luftdruck zum Ertönen zu bringen. Dieſe Hämmerchen beſtehen aus einer als Hammerſtiel dienenden dünnen Metallfeder (Zunge) und einem daran befeſtigten, mit Leder gepolſterſten Hammerköpfchen. Sobald der Luftſtrom, welcher ähnlich wie bei dem Harmonium durch zwei Trittbrettchen erzeugt wird, auf den Hammerſtiel einwirkt, ſchwingt derſelbe mit dem Hammerkopf gegen die Saite. Wenn das neue Inſtrument den Anforderungen der Praxis genügt, dann ſteht ihm allerdings eine große Zukunft bevor.

Gedenktafel für März.

Im März wurden geboren: Fr. Chopin (1., 1809); Fr. Smetana, der Begründer der czechiſchen Nationalmuſik (2., 1824); J. Brahms, der größte unter den jetzt lebenden Tonſchöpfern (7., 1833); Fel. David, bekannt durch ſeine Ode-Symphonie „Die Wüſte“ (8., 1810); P. de Saraſate, der berühmte Violinvirtuoſe (10., 1846); J. Strauß, der Walzerkönig (14., 1804); J. Rheinberger (17., 1839); Joh. Seb. Bach, der Altmeiſter (21., 1685); W. Taubert (23., 1811) und J. Haydn (31., 1732). Im März ſtarben: M. Clementi, der fruchtbare Autor zahlreicher wertvoller inſtruktiver Werke (9., 1832); L. Cherubini (15., 1842); C. Pergoleſe (16., 1736); Halevy, franzöſiſcher Opernkomponiſt (18., 1862); J. B. Lully (22., 1687); L. v. Beethoven, der größte Symphoniker aller Zeiten (26., 1827) und N. Paganini (27., 1840).

Redaktionspoſt.

Herrn **H. N — ke in Kamenz,** Das bei Ihrem Leipziger Theaterbeſuche von Herrn O. Schelper geſungene Trink-Lied heißt „Mein Liebchen“ von Otto Schnelle. („Ich hab ein Liebchen an dem Rhein, eins an der Donau Strand“).

Herrn **H. W — g, Lampertheim.** Wir haben Ihre Karte der rennomierten Muſikalienhandlung von Alfr. Dörffel, Leipzig, Mozartſtraße, zur Beſorgung der gewünſchten Muſikalien übergeben.

Muſikfreund in Dresden. Wir empfehlen Ihnen: „Damm, Übungsbuch nach der Klavierſchule“ und Köhler op. 50 „Die erſten Etuden“. Danach werden Sie von „Piſchna, Tägliche Studien“ Nutzen ziehen können. Zwintſchers „Claviertechnik“ iſt ſehr teuer und bringt nichts, was nicht in früheren Studienwerken ſchon enthalten wäre.

Muſikfreund in Bl. Dasſelbe! Für Sie wird ſich „Damm, Übungsbuch nach der Klavierſchule“ oder Gerniers „Klaviertechnik“ nützlich machen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Von Vielen läßt ſich vermelden,
Sie vertrügen das Leid wie Helden.

Von Wenigen läßt ſich ſagen,
Sie haben das Glück vertragen.

Handpreſſe.

Von den verſchiedenartigen Phantaſiearbeiten, die geſchickte Frauen- und Mädchenhände heutzutage mehr als je beſchäftigen, ſei es mit Nadel und Faden, ſei es mit Papier- und gepreßten Blumen, Pinſel, Brandſtift und Schnitzmeſſer, ſind kleine Buchbinderarbeiten meiſt nicht zu trennen. Da gilt es eine gepunzte Ledermappe mit Atlas zu füttern, dort ein Viſitenkartentäſchchen ſauber zu montieren. Der Buchbinder beſorgt uns dies alles ja nun ſehr hübſch, aber auch ziemlich teuer, und wir möchten doch nun einmal gern alles ſelbſt verſuchen und lernen. Eine Arbeit von Anfang bis Ende ſelbſt herzuſtellen, iſt unſer Stolz; unſere Erfindungsluſt wächſt, je weniger koſtſpielig unſere kleinen Verſuche ſind. Saubere Papp- und Klebarbeiten ſind aber nicht herzuſtellen, ohne eine tüchtige, genügend ſchwere Preſſe. Die in manchem Hauſe exiſtierende Kopierpreſſe erfüllt zu unſeren Zwecken ihren Dienſt nur mangelhaft, da der Druck bei ihr nachläßt, während der gepreßte Gegenſtand trocknet. Wie luſtig, aber auch wie mangelhaft hilft man ſich da oft aus der Verlegenheit; mit Büchern und Plattſtählen, Küchengewichten und Briefbeſchwerern. Eine meiner Bekannten, die ſich ein zartes Briefmäppchen zurechtgeklebt hatte, ſtellte ihre Badewanne darauf und in dieſe den Wärmſtein, — daß ſich das feine Atlasfutter dabei verſchob, war wohl kein Wunder. Um ihren Zweck zu erfüllen, muß unſere Handpreſſe einen überall gleich ſchweren Druck ausüben. Solch eine Preſſe ſtellen wir uns ſehr leicht ſelbſt dar in einer Art, daß wir ſie immer leicht zur Hand haben. Wir nehmen ein hübſches längliches Kiſtchen, etwa 30 cm lang, 15 breit und ebenſo hoch. In die Seitenwände desſelben bohren wir gleichweit von oben und unten 5 cm von einander entfernt je zwei Löcher. Nun wird das Kiſtchen vorläufig ohne Deckel außen mit hübſchem buntem Cretonne überzogen, den man nach innen umſchlägt. Durch die Löcher zieht man ein Stück ſehr feſte bunte Schnur, innen durch ſtarke Knoten befeſtigt, außen ſo weit abſtehend, daß eine bequeme Handhabe gebildet wird. Nun verſchafft man ſich zwei Ziegelſteine, die man ſo feſt mit altem Stoff umwickelt, daß ſie das Kiſtchen gerade ausfüllen. Zuletzt wird der Deckel mit etwas Watte hochgepolſtert, ebenfalls mit Stoff überzogen und auf das Kiſtchen in gleichen Abſtänden feſtgenagelt. Jeder Nagelkopf wird durch einen Ziernagel bedeckt. So bildet unſere praktiſche kleine Handpreſſe einen ganz hübſchen Zimmerſchmuck, wir verwenden ſie in ihren Mußeſtunden als Fußbank und freuen uns ihres praktiſchen Wertes. **B. W.**

Zimmerſchmuck.

Eine paſſende Zierde für ein altdeutſches Wandbrett, Kaminſims oder dergleichen bildet eine bemalte Leipziger Goſenflaſche. Auf der Ausbauchung derſelben wird ein hübſches, graziöſes Blumenſträußchen (Ölmalerei) angebracht. Beſonders hübſch macht es ſich, wenn man einen Blumenzweig wählt, deſſen Blüten oder Blätter ſich am Halſe der Flaſche hinaufſchlängeln. Alsdann verziert man die Flaſche mit einem 5—6 cm breiten Atlasbande und ſteckt einen hübſchen Blütenzweig von Apfelblüten, Schneeballen oder dergleichen hinein. Auch Landſchaften, Kätzchen, Hunde oder Vögel nehmen ſich ſehr gut darauf aus. Ich habe ſchon ſehr viele ſolcher Vaſen bemalt, bei verſchiedenen Veranlaſſungen verſchenkt und immer viel Freude damit bereitet. **Gertrud in Dresden.**

Der gegenwärtigen Richtung entſprechend, unſer Heim durch allerlei originelle Schöpfungen zu ſchmücken, die trotz ihres primitiven Urſprungs das Auge wie Luxus berühren, will ich der farbenkundigen Damenwelt verraten, wie man mit wenig Mühe und Koſten eine gewöhnliche Zigarrenkiſte in eine elegante kleine Truhe zu Briefen u. dgl. umſchaffen kann. Ich ließ mir vom Tiſchler zwei Bretter (25 Pfg.) ſchneiden, 2 cm ſtark. Eins rings 1½ cm ſchmaler, eins reichlich ½ cm breiter als die Kiſte. Das kleinere wurde mit einer Hohlkehle verſehen und mit Fiſchleim oben, das andere, mit 4 maſſiven viereckigen Klötzen ausgeſtattet, unten angeklebt. Dann erſtand ich in einer Eiſenhandlung ein kleines Meſſingſchloß (35 Pfg.) und Griffe (25 Pfg.), befeſtigte erſteres, bohrte die Löcher zu letzteren und ſtrich die Truhe zweimal mit Emaillefarbe (Berlin, Schlittermann, Stallſchreiberſtr. 46. Tube 50 Pfg.) und zwar lichtgrün bis auf die Kantenſeite, bronzierte die Hohlkehle, die Ecken, die Kante unten, wie Klötze und Ränder der Innenſeite, ließ ſie zwei Tage trocknen, klebte auf die Unterſeite kupferfarbenes Chagrinpapier, befeſtigte die Griffe, wie den nun ſchweren Deckel durch ein roſa Bändchen, polſterte die Wände mit roſa Atlas (75 Pfg.), klebte auf die Innenſeite des Deckels ein Stückchen Spiegelglas (20 Pfg.) und bauſchte gleichfalls Atlas umher. Nun eine leichte und zierliche Malerei in gewöhnlicher Ölfarbe — in dieſem Falle roſa Tauſendſchönchen, zwiſchen denen zwei kleine Genien nach einem ebenſo großen Schmetterling haſchen, während dahinter, vom Deckel aus, ein einfaches, dunkles Roſengeranke nach allen Seiten rieſelt — in der Porzellanmalerei würde man's Hintergrund nennen — und die Truhe iſt fertig und eine Zierde für jeden Salon! **Olga H.**

Handarbeit.

Arbeitsbeutel als Behälter für Oſtereier. Man näht eine Anzahl gut ausgeplätteter gelber und roter Cigarrenbändchen mit feinen überwendlichen Stichen zuſammen, ſo daß ein Quadrat von etwa 30 cm Größe entſteht. Dies Tuch faßt man mit einem 10 cm breiten roten Atlasſtreifen ein, den man dann in der Mitte zuſammenfaltet und auf der Naht feſtſteppt, ſo daß der Atlas auf beiden Seiten 5 cm breit zu ſehen iſt. Nachdem man nun auf der linken Seite des Tuches ein kreisrundes Stück weißen Satins von etwa 27 cm Durchmeſſer und auf deſſen Rand ringsherum ein rotes Cigarrenbändchen geheftet hat, ſteppt man das letztere mit der Maſchine an den Rändern feſt. Durch dies Band werden zwei feine rotſeidene Schnuren gezogen, damit man das Tuch wie einen Tabaksbeutel zuſammenziehen kann. Die herunterhängenden vier Zipfel und die Enden der Schnuren werden mit kleinen Chenillebällchen verziert. Dieſen Beutel füllt man mit einer Anzahl farbiger Holzeier zum Aufſchrauben, die Stecknadeln, Fingerhut, Seidenknäulchen, Stopfgarn u. ſ. w. enthalten. Mit dieſer praktiſchen Oſtergabe habe ich verſchiedene Male viel Freude hervorgerufen. **Annelieſe.**

Nochmals: Wie können die Herren ihre Hüte unterſcheiden?

Der Vorſchlag von Fräulein Ada Berger (vergl. Nr. 19 d. Bl.), die Herrenhüte zu kennzeichnen, wird gewiß vielfach dankbar begrüßt werden. Bereits vor 3 Jahren aber hatte ich dieſelbe Idee und habe die Ausführung bedeutend einfacher geſtaltet. Ich male mit etwas ſchwarzer Ölfarbe den Namen in einigen Minuten in das Futter des Hutes und erkenne ſofort von zehn gleichartigen Hüten den meinigen heraus. Auch dieſes mag dem Leſerkreis dieſes Blattes empfohlen ſein, namentlich Herren, welche nicht gleich eine ſchöne Stickerin zur Verfügung haben. **Dr. H. K.**

Oſtergeſchenk.

Vielleicht iſt es nicht allen Hausfrauen bekannt, daß es eine ganz kleine Art von Schafen gibt — Heideſchnucken — die ſich vorzüglich zu Oſtergeſchenken für Kinder eignen, indem ſie äußerſt zutraulich ſind, das Futter aus der Hand nehmen und den Kindern wie ein Hündchen überallhin folgen. Die Freude über ein ſolches lebendes Geſchenk iſt denn auch bei Kindern eine ſehr große und weit länger andauernde, als ſie oft ein teures, aber Herz und Gemüt des Kindes leer laſſendes Spielwerk gewährt. Will man nun dieſe glückſpendende Gabe für ſeine Kinder zu einem wahren Märchenwunder erhöhen, ſo wähle man ein weißes Schäfchen diesjähriger Zucht, waſche es in einem Zuber zuerſt recht zart und ſauber mit warmem Waſſer und Seife, ſpüle über, drücke das Waſſer möglichſt aus der Wolle des Tierchens, und übergieße dasſelbe — nachdem das Waſchwaſſer fortgegoſſen — mit einer Miſchung von lauem Waſſer und ganz wenig giftfreiem Anilin (rot, Tinktur), wobei man darauf zu achten hat, daß alle Teile des Lämmchens benetzt und möglichſt gleichförmig gefärbt werden. Nur habe man acht, daß die Flüſſigkeit nicht in die Augen läuft. Wieder wird das Vließ gehörig ausgedrückt und das nun hell roſenfarbene Lämmchen in einem erwärmten Raum frei herumlaufen gelaſſen bis es ganz trocken iſt. Ein roſa Atlasbändchen mit einem Glöckchen um den Hals, ein anderes Band, an dem es geleitet wird —: ſo dürfte dieſes lebende Bild den Kindern doch das ſchönſte von allen ſein. Beſonders auf dem Lande, wo es an einem paſſenden Stallraum und Futter nicht fehlen wird, kann das Heideſchäfchen den Kindern ſo lange als treue Begleitung gegeben werden, bis es zu groß und auf der Weide fett und ſchmackhaft geworden, dann liefert es Braten, die faſt wie Rehbraten ſchmecken. Käuflich zu haben ſind junge Heideſchäfchen in weiß oder blau, auch 2—3farbig gefleckt, bei A. Reiners, Zoologiſche Handlung in Ölper, Braunſchweig. Ein Stück koſtet 6 M. 25 Pf., 2 Stück 10 M., 4 Stück 18 M., unter Garantie lebender Ankunft. — Unter gleicher Garantie ſind echte Heideſchnucklämmer bei C. Jördens, Munſter in der Lüneburger Heide käuflich, doch habe ich von dort nur ſchwarze kennen gelernt, à Stück 5 M. — Die Wolle von allen dieſen Schafen iſt ſtark gekräuſelt und giebt geſponnen ein gutes, etwas hartes Garn. **B. v. W. in L.**

Für die Küche.

Linzer Torte. ½ Pfd. Butter, 300 g. Zucker, ½ Pfd. mit 5 ganzen Eiern fein geriebene, abgezogene Mandeln, 12 Eigelb, der Saft und die Schale einer Zitrone werden recht leicht gerührt und zuletzt mit ½ Pfd. geſiebtem Mehl vermengt. Ein Blech wird mit Papier belegt, mit Butter beſtrichen, die Maſſe halb eingefüllt, mit eingemachten Himbeeren dünn belegt, das übrige darauf gefüllt und mit Ei beſtrichen. **F. R.**

Reiskuchen. 200 g. rein gewaſchener, abgebrühter Reis wird mit 1—1½ Liter Milch weich und dick gekocht und zum Erkalten in ein anderes Gefäß geſchüttet. Indeſſen rührt man ¼ Pfd. Butter ſchaumig, gibt 200 g. abgezogene, fein gewiegte Mandel, 10—12 Eigelb, etwas Vanillezucker dazu, verrührt es tüchtig mit dem Reis, vermengt den Schnee von dem Eiweiß damit und füllt die Maſſe auf ein mit Butterteig belegtes Kuchenblech. **F. R. in St.**

Ein feiner Punſch. Man nimmt ein Stück Zucker von etwa ¾ Pfd., reibt eine Zitrone darauf recht hart ab und legt dasſelbe in einen kupfernen Keſſel, dann gießt man 3 Fl. guten Rothwein, ½ Fl. Arrac, den Saft von einer Zitrone darauf, gibt 3 Gewürznelken daran und kocht das Ganze einmal auf. Wer den Punſch ſüßer wünſcht, nimmt noch etwas Zucker mehr.

Frage.

97) Kann mir jemand mitteilen, wer der Verfaſſer des Gedichtes iſt, welches ich ungefähr hier anführe oder wie dasſelbe weiter heißt:

„Horch, was ſchleicht dort ſo alleine
Jammert dort in Froſt und Wind,
Seh' ich recht im Mondenſcheine,
Iſt's ein ſchmächtig blaſſes Kind“ ꝛc.

Das Gedicht war um das Jahr 1820 — ungefähr — ſehr bekannt in Hamburg. Es iſt ein Weihnachtsgedicht über eine arme Waiſe. **A. Z.**

Auskunft.

Auf Fr. 70. Ich mache auf **Bietigheim a/E.** in Württemberg aufmerkſam. Es iſt gegen Nordwinde ganz geſchützt, den Oſtwinden nicht ausgeſetzt, warm, trocken, an einem Bergabhang gegen Süden gelegen, Eiſenbahnkopfſtation mit ca. 4000 Seelen, Poſt, Waſſerleitung, Ärzten, Apotheke, und hat eine ſehr ſchöne, unmittelbare Umgebung. In der Nähe Stuttgart, Heilbronn, Ludwigsburg. Alle Lebensbedürfniſſe ſind gut zu befriedigen. **Ein ganz unbeteiligter Abonnent.**

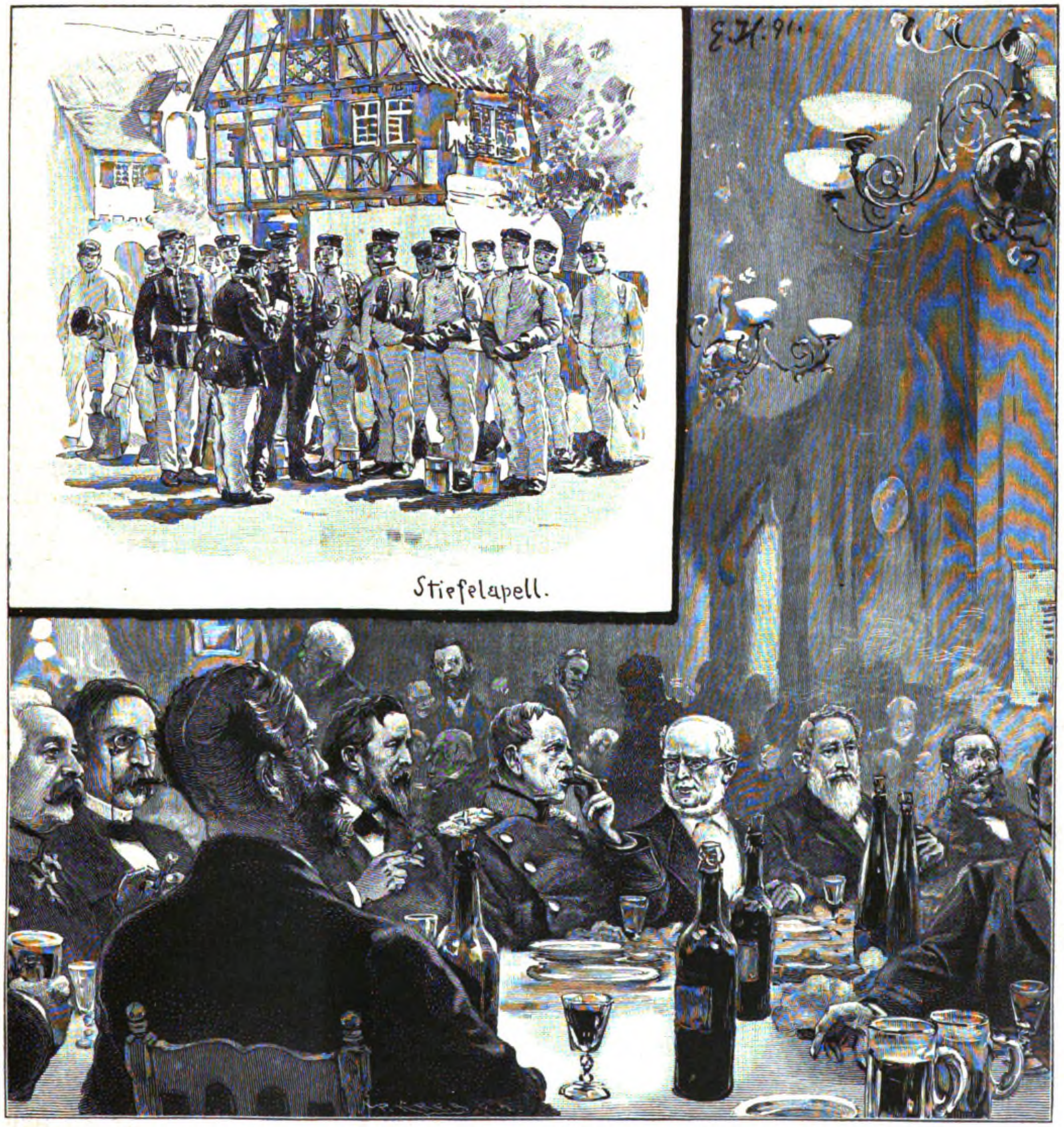
Daheim

XXVII. Nr. 24. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

14. März
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.



General v Winterfeld. Graf Seckendorf. Ant. v. Werner. Graf Moltke. Ad. Menzel. A. v. Heyden.
Miniſter v. Bötticher.

Das Feſt des Vereins Berliner Künſtler zu Ehren ſeiner neueſten Ehrenmitglieder des Grafen Moltke und des Miniſters v. Bötticher.
(Oben eine der Szenen, die bei dem Feſt als lebende Bilder zur Darſtellung kamen.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wir haben uns manchmal umſonſt gequält
In ſchmerzlichen Stunden, die Keiner zählt;
Wie kommt es, daß man's ſo laut bereut,
Wenn man ſich einmal umſonſt gefreut?

Nil differre — Nichts aufſchieben.

Eine weit verbreitete norddeutſche Familie führt dieſe Mahnung als Wappenſpruch, deſſen Annahme auf ein Erlebnis eines hervorragenden Familien-Mitgliedes zurückgeführt wird. Dasſelbe, ein würdiger alter Herr, hatte nach dem frühen Tode ſeiner Frau ein treues, ſorgſames Dienſtmädchen gehabt, die ihm viele Jahre lang zu ſeiner großen Zufriedenheit den Haushalt führte. Als ſie ihn dann verließ, um einen eignen Hausſtand zu begründen, verſprach er ihr, ſie in gutem Andenken zu behalten und in ſeinem Teſtamente zu bedenken. Darüber verging manches Jahr. Die Frau hatte mit Sorgen zu kämpfen, da ihr Mann kränklich wurde und nichts mehr verdienen konnte, doch als ſie ſich um eine Unterſtützung bittend an ihren alten Herrn wandte, wurde ſie von ihm auf die Zeit nach ſeinem Tode vertröſtet. Eines Tages aber erfuhr der alte Herr zu ſeiner Beſtürzung, daß beide in Not und Elend untergegangen waren, während es ihm doch ein Leichtes geweſen wäre, ihr die im Teſtamente ausgeſetzte Summe ſogleich zu geben. So tief war der Eindruck der unglücklichen Folgen ſeiner aufgeſchobenen Hilfe, daß er ſich und ſeinen Erben zu immerwährender Erinnerung das Nil differre in ſein Wappen ſetzte. — Wer unter uns ſollte ſich nicht auch dieſe Mahnung mit Nutzen ins Gedächtnis rufen laſſen? Mahnt doch ſchon das Kinderlied „Morgen, morgen, nur nicht heute ꝛc." und der Lateinſchüler lernt ſein Periculum in mora (Es iſt Gefahr im Verzug); aber wie wenige machen es ſich zur Lebensregel, nichts aufzuſchieben! Da iſt ein Landwirt, dem es aus irgend einem Grunde nicht paßt, ſein Heu oder Korn heute einzufahren, — morgen tritt vielleicht Regenwetter ein, und ein empfindlicher Schaden erwächſt ihm aus dem Aufſchub. Die junge Hausfrau läßt die zum Einmachen beſtimmten Früchte einige Tage liegen und muß dann einen Teil derſelben als unbrauchbar wegwerfen. Das unordentliche Mädchen verſäumt es, ein Loch im Strumpfe, eine gelöſte Naht im Kleide auszubeſſern und hat von dem vergrößerten Schaden doppelte Arbeit u. ſ. w. Für einen pünktlichen Geſchäftsmann gibt es kaum eine größere Geduldsprobe, als die „Bummelei" ſeiner Untergebenen oder anderer mit ihm in geſchäftliche Beziehung tretenden Perſonen. Der Rechtsanwalt, den ſein Klient auf eine weſentliche Nachricht warten läßt, der Arzt, den man zu ſpät zu einem Kranken holt, der Gelehrte, dem die zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit nötigen Bücher und Nachweiſe ausbleiben — ſie alle wiſſen davon ein Liedchen zu ſingen. Wie manchmal aber machen auch wir ſelbſt uns im täglichen Leben einer Verſäumnis ſchuldig. Wir verſchieben den Beſuch bei einer erkrankten Freundin und müſſen am andern Tage erfahren, daß ſie uns vergeblich erwartet habe und nun zu unwohl ſei, um uns zu ſprechen — wir unterlaſſen es, einen teilnehmenden Brief zu ſchreiben, bis wir uns ſchämen, noch ſo ſpät damit nachzukommen und den Vorwurf der Gleichgültigkeit auf uns ſitzen laſſen müſſen — wir laſſen uns die Gelegenheit entgehen, einem Freunde eine Warnung auszuſprechen, ein Kind oder eine dienende Perſon wegen eines Vergehens zur Rede zu ſtellen (freilich iſt dabei auch oft moraliſche Feigheit im Spiele!) und bald genug ruft uns das Gewiſſen den ſchmerzlichen Vorwurf zu, daß wir die rechte Zeit verſäumt und dadurch Unheil angerichtet haben. — Einer der häufigſten Anläſſe, ganz unnötiger Weiſe etwas aufzuſchieben, iſt die Bezahlung unſerer Einkäufe. Wie manche ganz gut geſtellte Perſonen unterlaſſen es aus bloßer Nachläſſigkeit, ihre Rechnungen bei Geſchäftsleuten zu berichtigen. Da werden Fleiſch, Brot, Kolonialwaaren ꝛc. Monate lang ins Buch geſchrieben, Kleiderſtoffe, Beſatzartikel u. dergl. auf Kredit geholt, Schneiderinnen und Putzmacherinnen beſchäftigt, Handwerker aller Art in Anſpruch genommen, ohne daß an ſofortige Bezahlung gedacht wird. In einer größern holländiſchen Stadt fand ich dies Nichtzahlungs-Syſtem ſo ausgebildet, daß das Angebot einer Baarzahlung faſt auffiel: erſt im Januar liefen alle Rechnungen ein und mußten dann freilich alle auf ein Mal bezahlt werden. Man ſagte mir, daß gerade die vorwiegend handeltreibende Bevölkerung den Anſtoß zu dieſem Verfahren gebe, daß man das ganze Jahr hindurch ſein Geld „arbeiten" laſſe, ſtatt es mit kleinen Ausgaben zu zerſplittern. Aber wie ſehr iſt dabei der Ungenauigkeit und Übervorteilung Thür und Thor geöffnet! Wenn man auch über größere Poſten bezogener Waaren Buch führt, wie kann man in allen Kleinigkeiten noch nach längerer Zeit die Kontrolle ausüben? Wen ließe ſein Gedächtnis nicht manchmal im Stich bei geſchehenen Beſtellungen? Ja, ich möchte es als Regel aufſtellen, daß eine ſeit längerer Zeit angewachſene Rechnung ſtets höher ausfällt, als wir erwarteten. Und wie oft müſſen die Geſchäftsleute, wenn ſie ohne beſondere Aufforderung — etwa alle Vierteljahre — ihre Rechnung einſenden, auf Bezahlung warten, weil eben zu viele Poſten gleichzeitig zu berichtigen ſind! (Anderſeits kommt es freilich auch vor, daß man vergeblich die Rechnung verlangt, weil es dem Geſchäftsmann bequemer iſt, zu den großen Zahlzeiten alle ſeine Ausſtände auf ein Mal zu berechnen.) Es wäre gewiß eine ſehr gute Einrichtung, wenn überall — wie es bei großen Geſchäftshäuſern Sitte iſt — den baar Zahlenden eine Vergütung gewährt würde. Freilich ſind viele Leute, namentlich Angeſtellte, die ihren Gehalt zu beſtimmten Zeiten beziehen, häufig in Verlegenheit, wenn ſie gegen Ende des Monats oder Vierteljahrs eine beträchtliche Baarzahlung leiſten ſollen, wie auch wohl die Hausfrau gegen Ende der Woche ihre Ausgaben möglichſt beſchränkt; aber meiſtens läßt ſich ein größerer Einkauf doch verſchieben, bis wieder Geld vorhanden iſt; jedenfalls aber weiß man bei ſofortiger Bezahlung aller Bedürfniſſe immer, wie man mit ſeiner Kaſſe beſtellt iſt, und kann ſich danach einrichten. Bezahlen muß man ja doch einmal, warum alſo nicht die Regel feſtſtellen, es gleich zu thun? Viele ſchwere Sorgen und Verdrießlichkeiten würden dadurch vermieden werden. — Wenn wir alſo einſehen, daß die Gewohnheit des Aufſchiebens ein böſer, oft von höchſt unangenehmen Folgen begleiteter Fehler iſt, wie ſollen wir es anfangen, ihn abzulegen? Leider heißt es da häufig „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht". Wir nehmen uns nach einer unangenehmen Erfahrung ernſtlich vor, es künftig beſſer zu machen, aber ehe wir es uns verſehen, ſind wir doch wieder in die leidige Angewohnheit verfallen. Aber wie die Echternacher Springprozeſſion mit ihren „zwei Schritt vor und einen zurück" doch ſchließlich am Ziele anlangt, ſo dürfen auch wir bei ſolchen Rückfällen den Mut nicht verlieren, ſondern ſollen immer von neuem vorwärts ſtreben, unſer Ziel zu erreichen. Vor allem aber laßt uns bei der Jugend darauf achten und ſie an Pünktlichkeit gewöhnen. Dem kleinen Mädchen laßt nicht die beliebte Entſchuldigung durchgehen: „Morgen iſt auch noch ein Tag," oder „Es kommt ja nicht darauf an, ob ich es heute oder morgen thue," — Ihr legt damit den Grund zu einer nachläſſigen Hausfrau. Der Knabe, der ſeine Schularbeiten bis zum ſpäten Abend aufſchiebt oder gar erſt in der Haſt vor Schulanfang notdürftig damit zuſtande kommt, wird im ſpäteren Leben ſchwerlich ein pünktlicher Geſchäftsmann werden; darum haltet ihn ſtreng dazu an, zu rechter Zeit zu arbeiten, bis ihm die Gewöhnung zur zweiten Natur wird. Geht Ihr den Kindern dann noch mit gutem Beiſpiel voran, ſo wird ein ſchöner Erfolg Eurer Bemühungen nicht ausbleiben. — Alſo Nil differre! Auch hier gilt das Bibelwort: „Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe" — laßt uns die des morgigen nicht vermehren, indem wir einen Teil der heutigen hinzulegen. **M. Wedekind.**

Lebende Bilder.

Fr. 78. Selbſt eine Pfarrfrau und ſeit langen Jahren von vieler Jugend umgeben, zu deren Freude ich manch liebes Mal lebende Bilder arrangiert und geſtellt habe, übernehme ich es gern, Ihnen Auskunft zu erteilen. Vorausſchicken möchte ich, daß wir, um Wald- und Gartenſzenen darzuſtellen, im Winter den Weihnachtsbaum, Tannen, Epheu und unſere großen Kübel- und Topfgewächſe benutzten, daß wir im Herbſt von unſerer Wieſe Erlen geſchlagen und dieſe in Kübel und Fäſſer gepflanzt haben. Sand- und Steintreppen wurden durch Kiſten hergeſtellt, über die wir Feuelleinen breiteten, das mit Leim beſtrichen und mit Sand beſtreut ward. Über Wälle und dergl. wurden mit Moos benähte Decken gehangen. Da wir das Daheim ſeit ſeinem Erſcheinen halten, haben wir die meiſten Bilder aus dieſem entlehnt und ich empfehle da als ſehr wirkſam: „Heiratsantrag bei der Wittwe", Jahrgang XI Nr. 52; „Wo kommt der Helm her", Jahrgang VI Seite 293; „Norwegen, Lieben und Leben", Jahrgang IX Nr. 17—19; „Ein altes Lied", Jahrgang IX Nr. 2. Außer dieſen einzeln geſtellten Bildern ſtellten wir das Wort „Sommernachtstraum", und zwar 1. die 4 Jahreszeiten, 2. ein Zigeunerlager bei bengaliſcher Beleuchtung, 3. den Traum der Jungfrau von Orleans; das Ganze, dargeſtellt durch meine zwei Kinder, verbildlichte die Szene aus dem Sommernachtstraum, wo Oberon über die ſchlafende Titania den Saft der Blume ausdrückt.

Das iſt dann zum Raten für die Zuſchauer. Eben ſo zum Raten haben wir das Wort „Daheim" geſtellt, indem wir den Buchſtaben D dargeſtellt durch „Dornröschen's Erlöſung", Daheim, Jahrgang V Nr. 36; den Buchſtaben A durch „Abſchied", Bild aus der Glocke von Kaulbach; den Buchſtaben H durch „Heimkehr", auch aus demſelben Cyklus; E durch einen Erntezug; I durch Jugend, als Bild „Plauderſtündchen" von Seiffert; M durch „Mahlzeit", Jahrgang des Daheims XI Nr. 5. Die beiden letzten Wörter waren etwas frei gewählt, doch läuft das mit durch; das Ganze ward durch eine Spinnſtube dargeſtellt.

Zu einem Polterabend ſtellten wir die Kindheit dar durch das reizende Kinderbild „Vokal- und Inſtrumentalmuſik" von Ludwig Richter, die Jugend durch das Kaulbach'ſche Bild aus der Glocke, „Das Schönſte ſucht er auf den Fluren", und das Ramberg'ſche aus „Hermann und Dorothea", wo erſterer Dorothea die Treppe herabgeleitet; und zuletzt die Brautſchaft durch den etwas mit Menſchen bereicherten Hochzeitszug, aus Jahrgang IX Nr. 17 des Daheim. Da habe ich Auswahl genug gegeben und füge nur noch hinzu, daß wir mit großer Luſt und großem Vergnügen vorher geſchafft und gearbeitet haben, um mit wenigen Koſten die Bilder in Farbe und Gewandung ganz getreu darzuſtellen. Das iſt auch ſtets ſehr hübſch gelungen, wie auch das ganze Arrangement möglichſt getreu war, was mit etwas Mühe und Nachdenken auch zu ermöglichen iſt. **Paſtorin J. S.**

Als Antwort auf Fr. 78 möchte ich noch auf ein Idealbild aufmerkſam machen, das für jedes Familien- oder Geſellſchaftsfeſt paßt: Glaube, Liebe, Hoffnung, von acht jungen Damen und einigen Kindern in griechiſchen Gewändern in drei Gruppen geſtellt. In der Mitte die Liebe, ein junges Mädchen in rotem Gewande, Myrte und Brautſchleier im Haar und eine Mutter mit einem etwa dreijährigen Kinde, beide ebenfalls rot gekleidet. Links der Glaube: In der Mitte ſteht eine Blondine, mit einem großen, goldenen Kreuz im Arm, die Augen nach oben gerichtet. Links neben ihr ſitzt ein

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Fortſetzung auf der 3. Seite des Umſchlags.

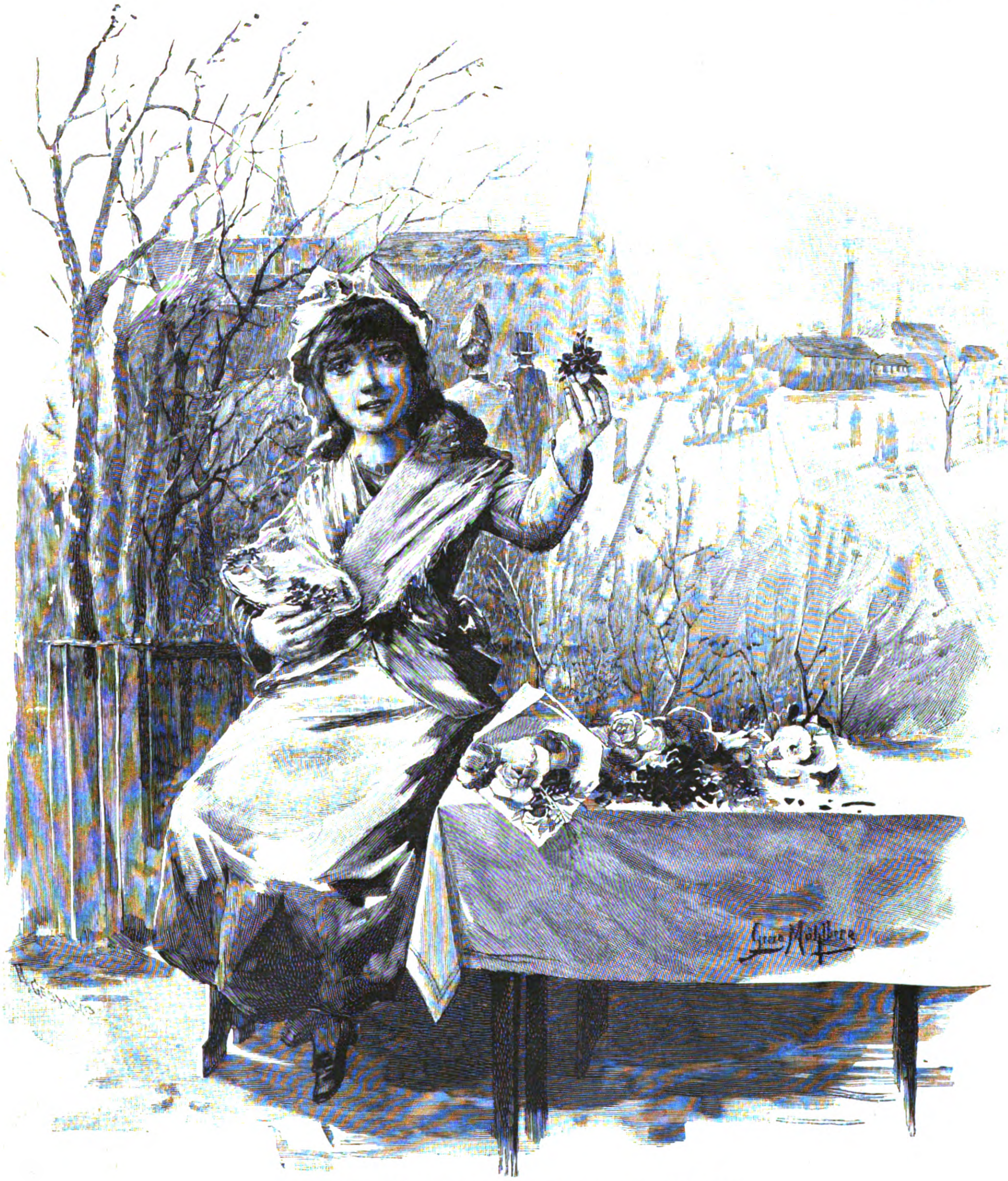
Daheim

XXVII. Nr. 25. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

21. März
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.



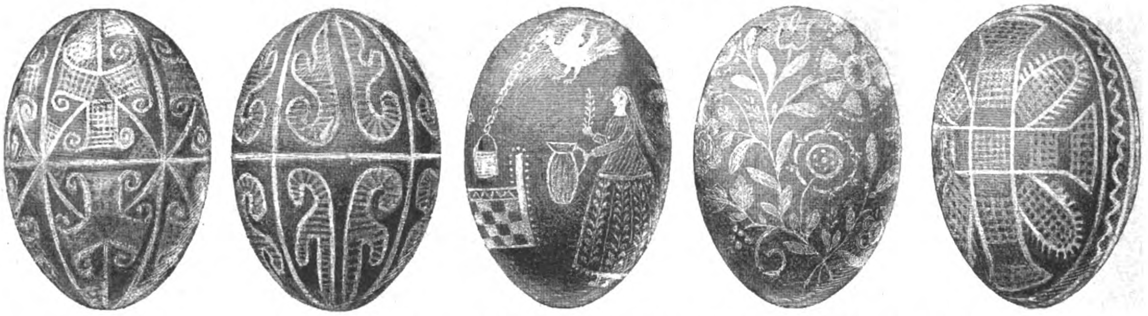
„Veilchen gefällig?" Ein Frühlingsbild von Georg Mühlberg.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Haltet des gute Alte feſt,
Wie die Eichen,
Die das welke Laub erſt dem Grabe reichen,
Wenn das neue ſich blicken läßt.



Oſtereier.

Auch die kleine Welt liebt es, immer neues zu ſehn. So hoffe ich, zum bevorſtehenden Feſte mit meinen Oſtereiern eine beſondere Freude zu machen. Ich kochte Eier mit dem hübſchen Farbenpapier das man jetzt überall zu kaufen bekommt, ſchön bunt, ſägte ſie alsdann mit einer Laubſäge ſchräg durch, nahm den Inhalt heraus und klebte innen an einer Seite die zwei Schalenhälften 1 cm breit zuſammen, wozu ich ſchmale gummierte Briefmarkenſtreifen nahm. Nun fertigte ich verſchiedenfarbige kleine Küchlein aus dicht aneinandergereihten Wollpompons, gelbe, gelb und ſchwarze ꝛc. Zu dieſer Arbeit nahm ich Blumendraht doppelt, machte dann mit Hilfe zweier Kartenſcheiben die Pompons, (der erſte und zweite muß am größten ſein) und jedesmal wenn die Pompons zum Zuſammenbinden fertig waren, ſteckte ich ſie erſt auf dieſen Draht. Iſt der erſte Pompon aufgezogen, feſtgebunden und aufgeſchnitten, ſo biege ich das Drahtende feſt um. Nun zog ich den zweiten Pompon über den Draht. Iſt dies geſchehen, ſo müſſen erſt die nachher beſchriebenen Beinchen, die zuſammenhängend gemacht werden, um den Draht geſchlungen werden. Dann kommen noch drei, immer kleiner werdende Pompons auf den Draht. Dieſe fünf Pompons müſſen die Form des Kükens ergeben. Das letzte Stückchen Draht, das vorn hervorſieht, dient zum Anfertigen des Schnabels. Auf dies, ſcharf umgebogene Stückchen klebte ich das ſpitze Kielende einer kleinen Feder, umwickelte dasſelbe noch mit demſelben Garn, wie die Füßchen, und gab mit Farbe die Schnabelteilung an. Zu den Füßchen nahm ich ebenfalls Blumendraht, dreifach; um drei Krallen zu bilden, kippte ich den Draht um und umwickelte die Beinchen von unten bis obenhin mit fleiſchfarbenem Glanzgarn. Nun war das Tierchen nur noch mit einer Schere hübſch zu glätten und zu formen und ein großes, rundes, ſchwarzes Perlenpaar als Augen einzunähen. So wurden meine Kücken weich und niedlich; ich ſteckte nun ſolch Tierchen in die leere Eierſchale und ſchloß mit einem zweiten Stückchen Gummipapier innen, das Ei. Ich hoffe, die Eier ſollen den Kleinen viel Spaß machen. Vielleicht macht auch einem großen Menſchenkinde ſolch ſchwarzes Kücken, als Tintenwiſcher, Freude. **A. D.**

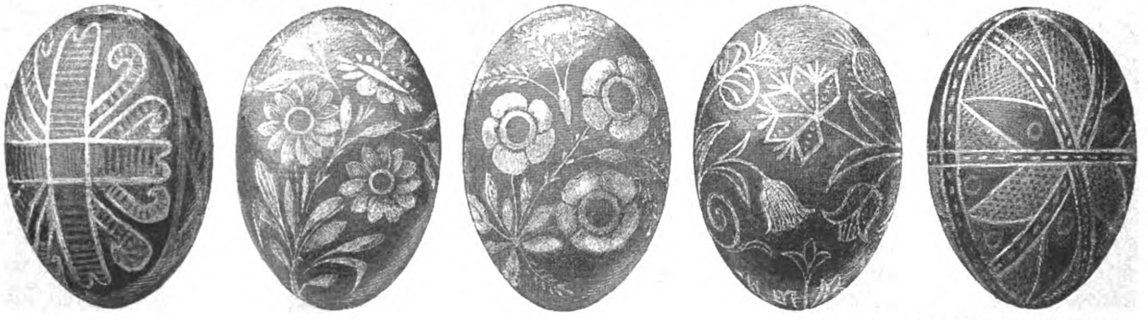
Ruſſiſche Oſtereier. Unſere öſtlichen Nachbarn widmen der Ausſchmückung der Oſtereier ganz beſondere Liebe und Sorgfalt. Die beiſtehenden Illuſtrationen geben die verſchiedenardigſten Proben hübſch verzierter Eierſchalen nach ruſſiſchen Muſtern. Die Eier werden zuvor auf bekannte Art mit giftfreien Farben gefärbt; blaßblau, purpurrot, goldgelb, tiefgrün, lila werden am hübſcheſten. Mit einem feinen Federmeſſerchen ritzt man dann die Zeichnungen ein; man kann ſie auch vorher mit in Öl getauchter Feder anbringen; die gefetteten Stellen nehmen beim Kochen die Farbe nicht an und treten weiß aus dem bunten Grunde hervor.

Alte Bucheinbände.

Die Vorliebe für das Stilvolle, die ſich in den letzten Jahren ſo deutlich in unſern Wohnungseinrichtungen bemerkbar macht, hat ſich naturgemäß auch auf die Bucheinbände erſtreckt. Der goldbedruckte, rote Kaliko des „Prachtbandes“ will uns mit einem Male keineswegs ſehr „prächtig“ erſcheinen, und es iſt nur ein Zeichen von Gerechtigkeitsſinn, daß wir danach ſtreben, die gediegenen Werke unſerer Litteratur nun auch durch eine gediegene Ausſtattung zu ehren. Gemäß dem herrſchenden Geſchmack greifen wir auch hier auf das „Altdeutſche“ oder einfach das „Alte“ zurück, Einbände aus weißem Schweinsleder mit Golddruck und rotem Schnitt ſind ſehr in Mode, auch dunkle Lederbände und jene, gemeinhin als „altdeutſche“ bezeichnete, aus marmoriertem Papier, mit Lederrücken und Lederecken. — Setzen wir nun unſere neulich begonnenen Streifzüge zur Entdeckung verborgener Schätze in der Bodenkammer fort, wo wir ſchon alte Truhen und Stühle aufgefunden und wieder für den Gebrauch tauglich gemacht haben, ſo werden wir vorausſichtlich auch auf eine Kiſte alter Bücher ſtoßen, deren Blätter vergilbt, deren Inhalt unintereſſant geworden iſt, deren Deckel aber noch ſehr gut zu gebrauchen ſind. Verſchiedene ſchöne alte, braune und graue Lederdeckel habe ich als Einbände für moderne Bücher benutzt, nachdem ich mit einem feuchten Tuche den Schmutz entfernt, rauhe, abgeſtoßene Stellen ſorgfältig mit etwas Öl, und je nachdem mit einem Tröpfchen Farbe eingerieben, und etwaige Defekte der Vergoldung mit Pinſel und Goldbronze ausgebeſſert hatte. Das Einbinden beſorgte der Buchbinder, feines Golddruckpapier zu der Farbe des Deckels paſſend, wurde für die innere Seite des Deckels verwendet, der Schnitt wurde entweder rot gehalten oder vergoldet, und dann zwar nach franzöſiſchem Muſter, nur an der Längsſeite und der oberen Seite, ſo daß an der untern das Papier weiß ſtehen blieb. Der auf dem Rücken befindliche, nicht mehr paſſende alte Titel wurde durch ein Lederſchild bedeckt, das in Golddruck den neuen Titel trug. **E. Eyſell.**

Hausapotheke.

In keiner Familie, beſonders in keiner kinderreichen, wo ſo häufig einmal Senfſpiritus, Glycerin, Baldriantinktur, oder wie alle die Hausmittel heißen, gebraucht wird, ſollte es an einem Medizinſchränkchen fehlen, denn auch das geordnetſte Schlafzimmer wird durch ſolch herumſtehende Fläſchchen und Büchschen unwohnlich und unordentlich ausſehen. Ich ſtellte mir mit leichter Mühe ein Schränkchen her, das den Vorzug hat, faſt gar nichts zu koſten. In einer Cigarrenhandlung erwarb ich ein leeres Muſterkiſtchen von 35 cm Länge und 23 cm Breite. Die Höhe verringerte ich auf 16 cm. In dieſem Kiſtchen befeſtigte ich mit kleinen Nägeln an den Langſeiten je zwei kleine Leiſtchen in regelmäßigen Zwiſchenräumen; darauf legte ich zwei Brettchen aus Cigarrenkiſtenholz, die, mit etwas Fiſchleim angeklebt, genügende Feſtigkeit erhielten, ſodaß drei Fächer entſtanden, das obere, für die Schächtelchen berechnet, kann etwas niedriger ſein. Den oberen Rand des Schränkchens ſchmückte eine zierlich aus Cigarrenkiſtenholz mit der Laubſäge ausgeſchnittene Bekrönung. Die Außenwände überſtrich ich mit Spirituslack, wodurch die feine Maſerung jenes Holzes reizend hervortrat. Die offene Seite iſt mit einem Zugvorhang aus türkiſch buntem Satin verdeckt. Als die Fläſchchen und Büchschen alle wohlgeordget in den Fächern ſtanden, bot das Schränkchen einen allerliebſten Anblick. **Anneliese.**



(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in Leipzig.

Zimmerſchmuck.

Weinkühler. Ich kaufte mir vom Deſtillateur ein ganz kleines, ungefähr 40 cm hohes Likörfäßchen für eine Mark, ließ es innen und außen ſauber ſcheuern und dann an der Luft trocknen. Nachdem es gehörig ausgetrocknet war, ließ ich es vom Böttcher inwendig verpichen und ſtrich es außen mit dunkelbrauner Ölfarbe an. Die Reifen und den Spund bronzierte ich. Zwiſchen den beiden mittleren Reifen malte ich mit großen gotiſchen Buchſtaben, die ich mir erſt mit Kreide vorgezeichnet hatte, ebenfalls mit Goldbronze das Wort „Proſit“; dicht unter dem erſten Reifen befeſtigt man mit kurzen ſtarken Eiſenſchrauben zwei Meſſinggriffe. — Wenn man will, kann man ſich von dünnen Eiſenſtangen ein Geſtell dazu fertigen laſſen, ungefähr wie man ſie zu den emaillierten Waſchgeſchirren hat, aber bedeutend niedriger und mit nur zwei Ringen. Der untere Ring muß ſo groß ſein, daß der Boden des Fäßchens darauf ruhen kann, der zweite ſo, wie der zweite Faßreifen. Die Füße läßt man ſpiralförmig nach außen biegen. Das Geſtell bronziert man ebenfalls. Es koſtet zwei bis drei Mark.

Hertha aus N.

Hakenbörtchen. Ein ſehr billiges und doch reizendes Geſchenk ſtellt man aus einem größeren Holzlöffel her. Man befeſtigt mittels ganz kleiner Schrauben an die Rückſeite des Löffels zwei Öſen zum Aufhängen, wie ſie an Bilderrahmen ſind. In die Vorderſeite des Stieles ſchraubt man circa 4—6 kleine Meſſinghaken in gleichen Entfernungen von einander ein. Nun wird der ganze Löffel mit Goldbronze vergoldet und nachdem dieſe getrocknet, malt man in die Vertiefung des Löffels eine kleine Landſchaft oder ein Sträußchen; am Ende des Stieles kann man dann noch eine farbige Schleife anbringen. Dieſes Börtchen bildet einen niedlichen Schmuck für das Wohnzimmer. Für Ungeübte im Malen empfehle ich, den Löffel mit weißer Lackfarbe zu lackieren, iſt dieſe ganz trocken, ſo bemalt man denſelben nach dem Zwiebelmuſter eines Tellers oder einer Taſſe mit blauer Lackfarbe, befeſtigt eine blaue Schleife am Ende des Stieles, und das ſo entſtandene Hakenbörtchen wird gewiß für jede hübſch gehaltene Küche eine Zierde ſein.

Frau Alma.

Ein reizender aparter Wohnungsſchmuck iſt folgender Lampenteller. Man nimmt ein kreisrund geſchnittenes Stück Pappe, 30 cm im Durchmeſſer, und bezieht es auf der Oberſeite mit dunklem Tuch oder ſchwarzem Velvet. Dies Kreisſtück umrandet man mit einem Kranz von Sonnenblumen. Zu denſelben werden erſt von dunkelbrauner Wolle und Goldlametta dazwiſchen, Pompons gemacht, dieſelben werden dann hübſch glatt beſchnitten und ſo mit der Hand geſtrichen, daß die Hauptmaſſe nach oben kommt. Nun ſchiebt man auf der Rückſeite noch in den Befeſtigungsfaden eine ſogenannte Muſterklammer (wie man ſie zum Schließen von Päckchen mit Muſter ohne Werth benutzt) hinein, ſo daß der Pompons auf der oberen, geſchloſſenen Mitte der Klammer zu ſitzen kommt. Dann ſchneidet man von leichtem Kartonpapier die Blumenblätter 5 cm lang, beinah 2 cm breit, fährt mit der ſtumpfen Spitze eines ſtarken, ſtählernen Häkelhakens zweimal deren Mitte entlang, ſo daß eine Rippe entſteht, und rollt die Blätter etwas krumm. Nun beſtreicht man dieſe Blätter auf ihrer oberen Seite mit Goldbronze, die man mit Gummi aufgelöſt hat. Iſt alles fertig und trocken, ſo bronziert man wohl auch die Mittelſtücke etwas. Darnach nimmt man die Blätter und klebt davon eine Reihe gegen die Rückſeite des Pompons, rund herum. Iſt dies trocken, ſo bringt man ebenſo eine zweite Reihe Blätter an, die immer zwiſchen den vorher geklebten zu liegen kommen. Darauf nimmt man die überzogene Pappſcheibe zur Hand, ſticht in regelmäßigen Entfernungen Löcher in dieſelbe, ſo weit von einander und vom Rande entfernt, ſo daß die Blumen dann vollſtändig auf dem Rand aufliegen. In dieſe Löcher ſteckt man die Klammern der Pompons, die man nun auf der Rückſeite der Pappe auseinanderbiegt. Die Rückſeite der Pappe wird zuletzt noch mit etwas Tuch überklebt. Wer es bequem haben will, bekommt die Blätter fertig bei E. Petzold, Dresden A, Kreuzſtraße.

A. D.

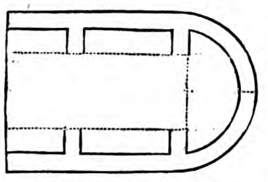
Für die Kinderſtube.

Vielleicht iſt das hübſche Spiel, welches hier beſchrieben werden ſoll, nicht ſo allgemein bekannt wie viele andere und bietet der Jugend an den noch langen Abenden eine willkommene Unterhaltung. Man ſchneidet nicht zu dickes, aber doch gehörig ſteifes Cartonpapier in lauter kleine, höchſtens 2 Centimeter große Quadrate, je mehr deſto beſſer. Auf dieſe Quadrate ſchreibt man nun recht deutlich die ſämtlichen Buchſtaben des Alphabetes, je einen auf ein Quadrat, und zwar auf beiden Seiten deſſelben. Doch nicht nur ein Exemplar jedes Buchſtaben genügt, ſondern man muß deren viele haben, ja, wenn viele Spieler ſich daran beteiligen, ſo dürfte jede Serie eines Buchſtaben ſich immerhin auf 50—60 belaufen. Jeder Spielende denkt ſich nun ein Wort, zu dem er ſich die nötigen Buchſtaben zuſammenſucht, und gibt dieſelben einem andern Mitſpielenden, welcher dann das Wort daraus erraten und zuſammenſetzen muß. Wer das richtige Wort nicht finden kann muß ein Pfand geben; die Pfänder werden ſpäter eingelöſt. Für die „Kleinſten“ werden natürlich ſehr leichte Worte gewählt. Doch den Gereifteren verurſachen lange und ſchwer zu entziffernde Worte, wie z. B.: „Oberlandesgerichtsreferendarius“, oder „Chauſſeegelderheber“, viel Kopfzerbrechen, und die Pfänder gehen reichlich ein. Nach beendetem Spiel muß man aber die einzelnen Buchſtaben wieder hübſch in ihre beſtimmte Behälter ordnen, da ſonſt das Suchen nach den richtigen Buchſtaben kein Ende nimmt. Ich habe für meine Kinder beim Buchbinder einen hübſchen Kaſten mit 24 Abteilung machen laſſen, wohin ein jeder Buchſtabe in die ihm beſtimmte gelegt wurde; das Y mußte bei dem X untergebracht werden.

Frau Bertha.

Kinderſpielzeug.

Karuſſell. Aus einem unbrauchbar gewordenen grauleinenen Sonnenſchirm läßt ſich ein reizendes Puppenkaruſſell verfertigen. Ich habe ein ſolches eben zum Jubel meiner Enkel zuſtande gebracht. Dazu ſägte ich ein Eckchen vom Stiel des Schirmes ab, ebenſo von der Spitze oben. Dann formte ich von Gips einen kleinen Hügel (der aber beinahe handhoch ſein muß), in die Mitte desſelben kam ein Loch bis zur Bodenfläche und nur ſo weit, daß der Schirmſtiel Platz hatte. Oben an der Spitze bohrte ich ein Loch, in das ich einen Draht ſteckte, der in der Mitte eine kleine Glocke trug. Nun nahm ich feinen, feſten Bindfaden und zog, von einer Drahtſtange zur andern übergehend, durch jede dort befindliche Öſe denſelben rund herum. So hatte ich acht in gleichmäßigen Bogen hängende Fäden, jeden an der Öſe etwas feſtgeſchlungen. Nun fertigte ich aus ſtarker Pappe nach dem bekannten Schnitt vier kleine hübſche Schlitten,



die mit hellblauem Japanlack überſtrichen und mit Goldrändchen verziert reizend ausſehen. Vier Holzpferdchen kaufte ich für wenige Pfennige in der Spielzeughandlung, fertigte ihnen Scheuklappen und Riemzeug von Wachstuch und Satteldecken von rotem Flanell. Die kleinen Schlitten hatten an beiden Ecken der Lehnen, Bindfaden befeſtigt, die einen Bogen bildeten, in deſſen Mitte ein Drahthäkchen angebracht, womit die Schlitten an Kopf und Fußende an die Bindfadenbogen des Schirms angehakt wurden. Die Pferdchen hatten oberhalb des Schwanzes und am Kopf Fäden, die ebenfalls mit Häkchen an ſolchen Schirmſchlingen hingen. Somit war nun das Karuſſel fertig, und unten ſtanden ſchon die kleinen Gelenkpüppchen als Paſſagiere, bereit zum Fahren. Da wurde um den Schirmſtiel Bindfaden gewunden und, indem man denſelben wieder zu einem Knäuel aufwickelte, drehte ſich mein Karuſſell, klingelnd, um noch mehr Paſſagiere herbeizulocken. Abends kamen Schlitten und Pferde in die Remiſe, und mein Karuſſell wurde zuſammengeklappt, daß es beſcheiden im engen Spielzeugſchrank Platz fand.

Großmutter.

Gardinen.

Billige Gardinen für Kinder- und Fremdenzimmer. Dieſe Gardinen werden aus gewöhnlichem Neſſel verfertigt und 3 cm vom Rande der Gardinenflügel mit einem 10 cm breiten roten Streifen aus Schweizerkattun verſehen. Zur Begrenzung der Gardinen dienen aus Crêmegarn gehäkelte grobe Spitzen, die nur 6—8 cm breit ſein dürfen und am Rande mit roten Pikots verziert ſind; Muſter dazu findet man in jeder Modenzeitung. Soll das Fenſter noch zierlicher ausſehen, ſo kommt an die Gardinenſtange noch eine Tollfaltenkrauſe aus Neſſel, an der ſich der rote Streifen und die Spitze wiederholt. Paſſende Gardinenhalter fertigt man leicht aus crême-behäkelten Ringen mit roten Spinnen oder aus mehreren Reihen roter Gabelbörtchen, welche mit crême Häkeltouren verbunden ſind. Dieſe Gardinen verleihen dem ganzen Zimmer ein nettes, freundliches Ausſehen.

Erna von B., Liegnitz.

Handarbeit.

Behälter für Häkelſpitzen. Einen eleganten, praktiſchen Behälter für Häkelſpitzen, der das fertige Stück Spitze aufnimmt, um das läſtige Verwirren zu vermeiden, kann man ſich auf folgende Weiſe ohne Koſten herſtellen. Man ſchneidet aus einem Zigarrenbrettchen mit der Laubſäge zwei gleich große fünf- oder ſechseckige Sterne mit recht tief ausgeſchnittenen Zacken und je einem, nicht zu kleinen, runden Loch in der Mitte. Dieſe Sterne befeſtigt man zu beiden Seiten auf die Fläche einer recht großen, leeren Zwirnrolle, entweder mit ſtarkem Leim oder noch beſſer mit Ziernägeln, die man dicht um das Loch einſchlägt. Das ganze Geſtell wird nun mit irgend einer dunkeln, undurchſichtigen Lackfarbe angeſtrichen, am beſten mit dem bekannten ſchwarzen Lack, mit dem man die Glasradierarbeiten präpariert. Ein buntes, fingerbreites Seidenbändchen von ungefähr 25 cm Länge wird durch das Loch gezogen und zwiſchen den Zacken der Sterne hindurch, über der aufgerollten Häkelſpitze zu einer zierlichen Schleife zuſammen gebunden.

Hertha aus N.

Hat man eine Stickerei in verſchiedenen Farben zu arbeiten, ſo iſt es oftmals ſehr ſchwierig, die Seide oder Wolle in Ordnung zu halten. Ich arbeitete mir daher ein eigenes dafür beſtimmtes Arbeitstäſchchen, das von meinen Bekannten ſehr bewundert wurde und das ich hier beſchreiben will. Aus einem Atlas- oder Satinreſte ſchneidet man ein ca. 60 cm langes, 20 cm breites Stück, deſſen eines Ende man etwas abrundet. 12 cm von dieſem Ende entfernt, ſetzt man der Quere nach einen 2—3 cm breiten Streifen auf, den man mit Stepp- oder Fiſchgrätenſtich in Zwiſchenräumen von 2 cm abnäht, ſo daß ſich kleine Fächer bilden. Daſſelbe wiederholt man nach weiteren 9 cm. Man muß darauf achten, daß die kleinen, den Streifen teilenden Nähte ſich genau unter den oberen befinden. Nun ſchneidet man ein auch 60 cm langes, 20 cm breites Stück aus Kongreßſtoff oder Plüſch, das man nach Belieben verziert und näht es an das vorher angefertigte Futter überwendlich an. Dann biegt man das gerade Ende 12 cm breit zu einer Taſche um und umrandet das ganze mit einem Schnürchen. An dem ſpitzen Ende näht man nun zwei Seidenbänder an, die zum Zuſammenhalten dienen. Die aufgeſchnittene Seite wird dergeſtalt in die Streifen eingeſchoben, daß ſie an jedem Ende

(Fortſetzung im Vierten Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

durch einen Streifen gehalten wird, ſo daß man die Fäden bequem herausziehen kann, ohne die übrigen in Unordnung zu bringen. Die kleine Taſche dient zur Aufbewahrung von Scheere, Fingerhut, Nadelbuch ꝛc.

W.

Kartoffel- und Eierwärmer. Damit Kartoffeln in der Schale oder Eier bei Tiſche nicht ſo ſchnell erkalten, macht man aus grauer Leinwand oder jedem anderen beliebigen Stoff folgenden Schützer: ein 40 cm im Geviert großes Stück Zeug wattiert man leicht, ein anderes Stück Zeug von derſelben Größe benäht man in den vier Ecken mit einer kleinen Verzierung, einem Spruch, oder etwas Scherzhaftem, in Kettel- oder Stielſtich, legt beide Teile aufeinander und faßt ſie ringsum mit Borte oder Band ein. Die vier Ecken werden zuſammengeſchlagen und zwar ſo, daß die Verzierung nach oben kommt und an zwei Ecken Knöpfe, an die anderen zwei Ecken Schlingen genäht.

A. N.

Stecknadelbehälter. Man ſchneide 4—6 längliche Stücken Pappe, je nach Belieben größer oder kleiner, überziehe dieſelben mit verſchiedenen bunten Seidenfleckchen und hefte die Längsſeiten am oberen und unteren Ende mit leichten Stichen aneinander, ſo daß die zuſammengenähten Teile eine kleine ſpaniſche Wand bilden. Die Ränder derſelben beſteckt man dann aber mit verſchiedenen Stecknadeln, aber ſo, daß nur die Kuppen derſelben zu ſehen ſind, in die Ecken die größeren mit ſchwarzen Kuppen. Dieſe kleine Arbeit iſt ſehr niedlich und ſchmückt den Nähtiſch. — In gleicher Weiſe kann man ſich ein Stecknadeletui für die Taſche herſtellen, nur nimmt man dazu ein ganz kleines Stück Pappe, welches man ebenſo überzieht, mit Nadeln verſieht und in ein Futteral ſteckt.

Erika.

Auf grauen oder crêmefarbenen, baumwollenen, kleingemuſterten Spitzenſtoff heftet man gleichfarbige Leinwand in beliebiger Decken- oder Deckchengröße, zeichnet oder läßt ſich darauf ein Mittelſtück und eine breite Kante vorzeichnen, die aus fortlaufenden und abgeſchloſſenen Arabesken beſtehen muß, d. h. ſo, daß nachdem man mit weißem Stickgarn die angegebenen Konturen mit Languettirſtich auslanguettiert hat, wobei ja zu beachten, daß man den Spitzenſtoff unten mit faßt, man alle Zwiſchenräume, die ausgenäht in den Arabesken entſtehen, mit einer feinen Scheere aus der Leinwand ausſchneidet, ſo daß der Spitzenſtoff vortritt und die Leinwandarabesken ſich von demſelben ſchön abheben. Mit gleichfarbiger Spitze umnäht, iſt dies eine ſehr haltbare, zierliche Decke.

P. W.

Praktiſches fürs Haus.

Frage 90. Man verſuche, die Gummiſchuhe mit etwas Öl und einem wollenen Lappen gut abzureiben, nachdem vorher durch etwas Seifenwaſſer jede anhaftenden Schmutzteilchen entfernt ſind. **K.**

Frage 93. Ölflecke aus Marmor entfernt man durch Benzin. Man betupft die Stelle mit einem wollenen Lappen, eingetaucht in Benzin, reibt die Flecke aus und nachher mit einem reinen wollenen Läppchen gut nach, damit kein „Hof“ entſteht. **K.**

Frage 94. Glaçee-Handſchuhe können mit Campecheholz gefärbt werden; in jedem praktiſchen Haus- und Wirtſchaftsbuche dürften wohl Vorſchriften hierfür zu finden ſein. **K.**

Verbeſſerung der Kartoffeln im Frühjahr. Die meiſten Kartoffeln werden gegen das Frühjahr hin bis in die Zeit, wo die neuen anfangen, wäſſerig und ungeſund, weil ſich in ihnen ein berauſchendes Gift, das Solanin entwickelt. Es dürfte daher wohl recht zweckmäßig ſein, auf ein bewährtes Verfahren hinzuweiſen, wodurch die Kartoffeln mehlig und ſo ſchmackhaft wie neue werden. Man ſchält nämlich um die Mitte der Kartoffel einen Ring Schale ab und kocht die Kartoffeln mit Salz. Man wird ſtaunen, wie dadurch die Kartoffeln verbeſſert werden.

K. L.

Über das Kochen der Milch. Die Milch wird bekanntlich gekocht, um ſie vor dem Gerinnen zu bewahren; letzteres wird durch die Bakterien hervorgerufen, die in der Milch ſich finden. Die Bakterien ſetzen den in der Milch enthaltenen Zucker in Milchſäure um, und dieſe veranlaßt das Ausſcheiden des Kaſeı̈ns, das Gerinnen der Milch. Die Bakterien ſollen durch das Kochen getötet werden; viele derſelben ſterben aber erſt bei 100 Grad C. ab, während viele Hausfrauen der Meinung ſind, daß die Milch ſchon hinreichend gekocht ſei, wenn ſich die kannten großen Blaſen bilden und und die Milch „überzukochen“ beginnt. In dieſem Stadium hat aber die Milch erſt eine Temperatur von 80—90 Grad Das Brodeln der Milch wird bei derſelben dadurch hervorgerufen, daß die in der Milch in gebundenem Zuſtande befindlichen Gaſe ſich heftig auszubreiten beginnen. Es empfiehlt ſich daher, zum Abkochen der Milch Gefäße anzuwenden, deren Geſtalt und Größe ein Überkochen verhindert, und das Kochen nicht ſogleich abzuſchwächen, wenn die Milch zu ſteigen beginnt.

K. L.

Mappen für quittierte Rechnungen. Man heftet mit Aktenzwirn mehrere Bogen blaues, ſtarkes Papier zuſammen. In dieſes Heft klebt man die Quittungen mit dem linken Rande ein, ſo daß man ſie leicht zuſammenfalten und umblättern kann. Auf den Umſchlag ſchreibt man die Jahreszahl und fängt mit jedem neuen Jahre ein neues Heft an, ſo daß man die Rechnungen auf dieſe Weiſe mit Leichtigkeit auffinden und zuſammenhalten kann.

„Anneliese“.

Die Benutzung von Kaffee-Extrakt empfiehlt ſich nach meiner Erfahrung entſchieden, ſowohl in kleinerem, wie in größerem Familienkreiſe. Es iſt ein billigeres Verfahren als alle übrigen, mir bekannten, erfordert allerdings Sorgfalt und Zeit; der Kaffee ſchmeckt aber auch entſchieden ſchöner und kann nie ſo verſchieden ausfallen, wie bei anderen Zubereitungsarten. Es gibt viele Extraktmaſchinen, einige habe ich verſucht, da mir jedoch keine ganz zuſagte, ſo habe ich mich ſeit Jahren nur auf einen einfachen, nach meiner Angabe vom Klempner angefertigten Trichter aus Weißblech, beſchränkt. Der meinige — man hat ſie natürlich in verſchiedenſten Größen — iſt eine aufrechtſtehende, mit Henkel und Deckel verſehene Trommel, von 10 cm Durchmeſſer und 12 cm Höhe mit ganz flachen ſehr fein durchlöchertem Boden. Ein kleiner Rand außen, ermöglicht das Aufſetzen auf eine Kanne ꝛc. Mein Trichter enthält ca. 6 Loth Kaffee, der recht feſt gedrückt werden muß. Ich lege ſtets, trotz des ſehr fein gelöcherten Bodens, ein genau paſſend geſchnittenes Blatt weißen Filtrier-Papieres hinein, um jedes Durchdringen des Kaffees zu vermeiden, der, je feiner gemahlen, deſto ergiebiger iſt. — Das Aufgießen des Waſſers, welches kochend ſein muß, geſchieht in kleinen Mengen und nicht zu kurzen Pauſen, denn „Plantſchen“ würde den Extrakt rettungslos verderben; auch nie länger als bis die Tropfen hellbraun zu werden anfangen, denn die nun folgenden Beſtandteile des Kaffees würden dem Extrakt die nötige Stärke und den reinen Geſchmack nehmen. Die richtige Bereitung iſt überhaupt eine langwierige Arbeit und deshalb wohl ſo vielen Hausfrauen unſympathiſch; wer jedoch auf reinen und guten Geſchmack des Kaffees etwas gibt, wird ſich die kleine Mühe ſchwerlich verdrießen laſſen. Man wird gleichzeitig belohnt durch die Annehmlichkeit, bei ſtets vorrätigem Extrakt, allezeit eine gute Taſſe Kaffee bereit zu haben. Ich habe ſtets gefunden, daß der, für unerwartete Gäſte in Eile und bei kaum kochendem Waſſer bereitete Kaffee, kein Hochgenuß iſt. Der Extrakt hält ſich in feſt verkorkter Flaſche und kühl verwahrt, ſehr gut 3—4 Tage ohne matt zu ſchmecken, natürlich deſto länger, je ſtärker er iſt. Ich ſerviere ihn gewöhnlich, indem ich aus kleiner zierlicher Kanne das nötige Quantum in jede Taſſe gieße und dann aus dem Schwungkeſſel das kochende Waſſer dazu gebe, doch kann man, falls man keine Spirituslampe, Samovar ꝛc. gebraucht, den Extrakt und das Waſſer in größerer Kanne, in der gewünſchten Stärke miſchen und als fertigen Kaffee einſchenken. Der Kaffeegrund ergibt in größeren Haushaltungen eine ſchätzenswerte Zugabe zum Milchkaffee und wird durch Auskochen gut verwertet.

Hausfrau in Pommern.

Für die Küche.

Verwendung von Fiſchreſten. Vielen dürfte es vielleicht neu und doch angenehm ſein, zu hören, wie man aus geringen Überbleibſeln von Zander oder Hecht, auch ſelbſt von Schollen noch ein kleines feines Gericht herſtellen kann. Man ſchabt alles Fiſchfleiſch, das noch an den Gräten ſitzt, da man bei größeren Fiſchen immer noch reichliche Reſte findet, wenn ſie auch anſcheinend bei der Tafel verzehrt wurden. Ein Milchbrot wird, nachdem die braune Kruſte abgerieben iſt, in Milch oder Waſſer eingeweicht, dann in einem Löffel voll Butter auf dem Feuer geſchlagen, durch ein Haarſieb getrieben und mit dem Fiſchfleiſch vermiſcht. Dazu rührt man ein ganzes Ei und etwas geriebenen Parmeſankäſe, formt kleine Walzen, die man in Ei und Panirmehl paniert, bäckt dieſelben in der Pfanne, und man hat eine feine Beilage und höchſt ſchmackhaft zu grünen Erbſen, Sauerkohl, Champignons und jedem feinen Gemüſe. Aus den Fiſchgräten läßt ſich eine kräftige Brühe kochen, die man zu einer Fiſchſauce ſehr gut verwenden kann.

A. W.

Nochmals Fr. 64. **Orangeade.** 2 Liter Zwetſchenbranntwein, 4—5 Orangen, 1 Pfd. gelben Zuckerkandel. Die Apfelſinen werden geſchält, die Schale in kleine Würfel geſchnitten und das Innere auch etwas zerkleinert, die Kerne herausgenommen. Der Zucker ziemlich fein geſtoßen und zu den Orangen in einen Glastopf gethan, den Branntwein darüber gegoſſen, 4 Wochen lang am warmen Ofen oder in der Sonne ſtehen gelaſſen und täglich zweimal gut geſchüttelt; dann durch einen Flaſchenrichter in Flaſchen gegoſſen. Dieſe Eſſenz iſt beſonders zu empfehlen, im Sommer mit kaltem und im Winter (als Punſch) mit heißem Waſſer und noch etwas Zucker. **M. H. in T.**

Kräftige Sauce zu Kalbsbraten. Laß ein eigroßes Stück Butter zerlaufen, gib zwei fein geſchnittene Zwiebeln, etwas Pfeffer, Lorbeerblatt, Neuwürz und einige Nelken zu. Hierauf hacke 1/8 Pfd. Rindfleiſch, 1/8 Pfd. Kalbfleiſch, 1/8 Pfd. rohen Schinken fein und laſſe das Fleiſch feſt zugedeckt in der Butter zwei Stunden langſam dünſten. Hierauf gieße 1/2 Liter friſche Sahne zu, laß es leicht durchziehen und aufkochen. Durch ein feines Sieb gerührt, nicht zu ſtark geſalzen, iſt die Sauce eine kräftige und bei Herren beliebte Beigabe zu Kalbsbraten. Man kann je nach Geſchmack noch Kapern und ein halbes Glas Madeira beifügen.

Erika.

Fragen.

104) Könnte mir eine der freundlichen Leſerinnen mitteilen, in welcher Stadt, am liebſten in der Nähe von Greiz, Mangel an einer Lehrerin für Wäſcheſchneiderei herrſcht?

Eine Abonnentin.

105) Ich möchte meiner Tochter ein Kochrezeptbuch (zum Einſchreiben von Rezepten) ſchenken und bitte herzlich um eine kurze ſinnige Widmung dazu.

Eine proſaiſche Mutter.

106) Was giebt es für ein Mittel gegen rote Hände, die bei Hitze und Kälte gleich rot ſind? Für eine freundliche Antwort wäre ſehr dankbar **Eine Daheimleſerin.**

107) Kann mir eine der freundlichen Leſerinnen einen hübſchen ſinnigen Spruch ſagen, der die Thür einer neuen Fabrik ſchmücken ſoll? **Treue Abonnentin in Holſtein.**

108) Welche Univerſität in Preußen dürfte für einen lungenkranken stud. phil. hinſichtlich des Klimas, ſowie Studiums zu empfehlen ſein? **H. R.**

Auskunft.

Frage 87. Wenn Ihnen die Entfernung zuſagt, ſo empfehle ich Ihnen aus eigener Erfahrung für Ihren 13jähr. Neffen „Lehrer Wuttigs Knaben-Inſtitut zur Ausbildung f. d. praktiſchen Beruf“ in Kunzendorf bei Freiburg i/Schl., in welchem Knaben bei ſtrenger chriſtlicher Zucht und Ordnung eine gute kaufmänniſche Ausbildung erhalten. Ich ſelbſt habe meinen Sohn mit gutem Erfolg dort gehabt. **L. K. in Freiburg i/Schl.**

Frage 88. Köthen in Anhalt mit ca. 20000 Einwohnern, in fruchtbarer Gegend Mitteldeutſchlands, Knotenpunkt der Berlin-Anhalter, Magdeburger-Leipziger und Köthen-Aken-Bahn, inmitten wohlgepflegter Parkanlagen, ſehr geſund gelegen, eignet ſich vorzüglich als Wohnort. Die Stadt hat Gas- und Waſſerleitung, Telephon, 2 evang. Kirchen, Amtsgericht, Gymnaſium, Landesſeminar, Technikum u. ſ. w.; Theater, hervorragend gute Konzerte u. ſ. w.; Landwirtſchaft und Gartenbau in höchſter Blüte, vorzügliche Jagd. Die Preiſe für Wohnungen und Lebensmittel ſind ſehr mäßig, die Steuerverhältniſſe äußerſt günſtig. Jede Auskunft erteilt gern der Verein zur Förderung gemeinnütziger Intereſſen in Köthen.

Frage 89. Als Konverſationsbücher für Reiſe und Haus ſind zu empfehlen: „Meyers Sprachführer“ (franzöſiſch und engliſch). Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts, Leipzig.

K.

Frage 91. Es empfiehlt ſich, die gebrauchten Korke an Herrn Paſtor v. Bodelſchwingh in Bielefeld zu ſenden, der ſie zum Beſten ſeiner Anſtalt für Epileptiſche verkauft.

K.

Bitte, ſchicken Sie die gebrauchten Flaſchenkorke an den Frauenverein „Edelweiß“ in Berlin, wo dieſelben gern als Geſchenk genommen und zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. Adreſſe: Fräulein Th. von Hobe, Berlin SW., Heimſtätte des Edelweiß, Oranienſtraße 104.

K. A. in Freienbeſſingen b/Ebeleben.

Frage 97. Das betreffende Gedicht iſt von Friedrich Kind und iſt in Lebensbilder III., ſowie in Wolffs „Poetiſchem Hausſchatz“ zu finden. — Zahlreiche Abſchriften des Gedichtes liegen in der Redaktion.

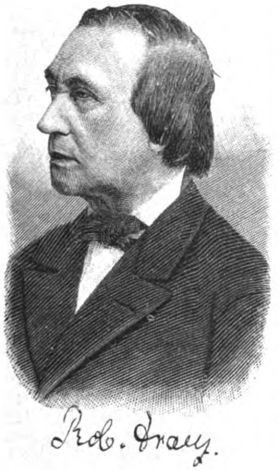
Daheim

XXVII. Nr. 26. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

28. März 1891.

Hausmuſik.



Rob. Franz.

Robert Franz.

Robert Franz zählt zu den vornehmſten künſtleriſchen Erſcheinungen der Gegenwart; er iſt kein Univerſalgenie und wo viele unter den modernen Tonkünſtlern in krankhafter Überſchätzung ihrer Talente mit Plänen ſich tragen und nach Formen greifen, an deren Kühnheit und Größe die künſtleriſche Individualität zu Grunde geht, da beſchränkte ſich R. Franz, obwohl er ſo gut wie andere das Zeug dazu beſitzt, die ſchwierigſten Probleme aus dem Reiche der ſchöpferiſchen Tonkunſt zu löſen, auf das engbegrenzte Gebiet der muſikaliſchen Lyrik, des Liedes. Aber was er hier geleiſtet hat, das iſt von dauerndem Werte und unter dem Nibelungenhort von Liedern, welchen er dem deutſchen Volke ſchenkte, befinden ſich wahre Perlen. Es iſt nur ein Zufall, daß in dem Namen Robert Franz die Vornamen unſerer beiden größten Lyriker Franz Schubert und Robert Schumann vereinigt ſind; und doch ſcheint aus dieſem Zufall eine Abſicht zu ſprechen: In R. Franz verbindet ſich die Naivetät eines Schubert mit dem Tiefſinn und der Innigkeit eines Schumann. „Robert Franz iſt Autodidakt. Als Begründer einer neuen dynaſtiſchen Linie von Lyrikern iſt er niemandes Erbe, hat er niemanden entthront. Er entdeckte einen unbekannten Planeten, eine im weiten Ozean verirrte Inſel, und mit der Leier in der Hand ihre Ufer betretend, ſtimmte er einen neuen Geſang an. Seine zarte, weithin tragende, wohlklingende Stimme ergriff die Gemüter ohne jemanden zu verwunden, und die Menge lauſchte gerührt, ohne ſich bewußt zu ſein, wie ungewohnt dieſe Töne, wie fremd dieſe Sprache ihr war. Muſterhaft iſt Franz in der wahrhaft keuſchen, innigen Aufnahme, mit welcher er das dichteriſche Wort an das muſikaliſche Herz legt. Dieſes echt weibliche Entgegennehmen des dichteriſchen Stoffes entſcheidet und bedingt die künſtleriſchen Mittel ſeiner Schreibweiſe, ſowie ſein Benehmen und Verhalten gegenüber dem Dichter. Der muſikaliſche Kern eines jeden Liedes iſt durchweg einfach: eine harmoniſche, thematiſche oder deklamatoriſche Wendung oder Phraſe beſtreitet gewöhnlich den ganzen Verlauf. Sie iſt ſtets von großer Elaſtizität, wodurch es dem Komponiſten möglich wird, ſie den verſchiedenſten Nuancen der Stimmung dienſtbar zu machen. Franz gehört zu den träumeriſchen, tiefen und mit expanſiven Momenten ſparſamen Naturen. Seine zarte Gefühlsweiſe, ſein feiner, durchdringender, aber jeden Lärm, jedes Gedränge haſſender Geiſt halten ihn in ſich ſelbſt verſchloſſen, als fürchtete er jeden Meinungsaustauſch, der in Bitterkeit ausarten könnte; als ſcheute er jeden Kampf, in welchem die zu heftig angeſchlagenen Saiten ſeiner Lyra minder reine, minder harmoniſch klangvolle und zarte Töne vernehmen laſſen möchten.“ Mit dieſen ſchönen Worten charakteriſierte Fr. Liszt das Schaffen des Meiſters zu einer Zeit, als die Ausſichten für Robert Franz, ein berühmter Komponiſt zu werden, noch recht trübe waren. Heute iſt Franz einer der im edelſten Sinne des Wortes populärſten Liederſänger. In keiner Familie, welche edler Muſik eine Heimſtätte bereitet hat, dürfen ſeine Liederhefte fehlen; und der troſtreiche, alle Tiefen der Empfindung aufwühlende Zug, die wunderbar ergreifende Innigkeit ſeiner Tonſprache, ihr Reichtum und ihre Mannigfaltigkeit an Stimmungen haben die Franz’ſchen Lieder zu einem Segensquell für edle Naturen und feinfühlige Herzen gemacht. Das Leben des Meiſters iſt nicht reich an großen Momenten; in engen Grenzen floß es dahin, erſt mit der Unruhe eines ſchäumenden Baches, dann aber mit der ſtolzen Ruhe eines tiefen Stromes. R. Franz wurde geboren am 28. Juni des Jahres 1815 zu Halle a. S. Er wuchs in den beſcheidenen Verhältniſſen einer Familie heran, die wohl aus äußeren Gründen auf das Adelsprädikat „von Knauth“ Verzicht geleiſtet hatte. In der That hat R. Franz dieſes Prädikat niemals geführt. Frühzeitig erwachte in der Seele des Knaben die Luſt am Geſang, die Freude am Muſizieren. Allein der Vater wollte von allen brotloſen Künſten nichts wiſſen und ſchickte ſeinen Sohn, der zwar von einzelnen Lehrern muſikaliſchen Unterricht erhalten, aber nicht allzuviel gelernt hatte, auf das Waiſenhausgymnaſium. Die Erfolge, mit denen hier der junge Franz in klaſſiſcher Weisheit prunken ſollte, waren nur ſehr beſcheiden; um ſo eifriger nährte Franz ſeine leidenſchaftliche Zuneigung zur Muſik, und die Aufführungen Händelſcher Oratorien von Seiten des gut geſchulten Gymnaſialchores ſteigerten dieſe Leidenſchaft zu ſolcher Höhe, daß Franz ſeinem Vater in allem Ernſte die Bitte vortrug, Muſiker werden zu dürfen. Nach langem Widerſtand gab der Vater nach und Franz kam nun 1835 nach Deſſau, wo der alte, damals auf dem Höhenpunkte ſeines Ruhmes ſtehende Friedrich Schneider der Mittelpunkt eines Kreiſes lernbegieriger, kunſtbegeiſterter Jünglinge war. Franz wurde aufgenommen in die Muſikſchule Schneiders, hatte aber bald Urſache mit ſeinem Lehrer unzufrieden zu ſein, wie dieſer auch mit dem Schüler unzufrieden war, welcher mit ſeinem Haß gegen allen Schulzwang ſeine Mitſchüler angeſteckt hatte. Aber was er lernen ſollte hier in Deſſau, nämlich das Metiergeheimnis, das lernte er vollkommen. Nach Halle zurückgekehrt, ſah er ſich vergeblich nach Amt und Würden um. Schon glaubte er auf ſeinen Muſikerberuf verzichten zu müſſen, als er in Bach und Händel und modernen Meiſtern ſeine eigentlichen Erzieher entdeckte. Er machte ſich ſelbſt und, als dann die Saiten ſeiner Seele durch eine tiefe Leidenſchaft in Schwingungen verſetzt wurden und unter einer inneren Kataſtrophe ſeine völlige Reife errungen war, da war auch der Künſtler in ihm fertig. Er ſandte an Schumann nach Leipzig ſeine erſten Lieder; dieſer war entzückt von ihrer Schönheit und Originalität und verſchaffte dem Komponiſten einen Verleger zur Stelle. In jene Zeit fällt auch die erſte Veranlaſſung zu dem furchtbaren Gehörleiden, welches ſich wie eine finſtere Wolke über das Leben des Meiſters legte: durch den ſchrillen Pfiff einer Lokomotive zog ſich Franz ein Ohrenleiden zu, welches endlich in vollſtändige Taubheit ausartete. Unterdeſſen war Franz in ſeiner Vaterſtadt Organiſt an der Ulrichskirche und Univerſitätsmuſikdirektor geworden und an der Spitze der Singakademie veranſtaltete er Aufführungen großer Werke von Händel und Bach. 1848 hatte er Marie Hinrichs, die Tochter des Philoſophen, als Gattin heimgeführt. Das Glück ſeiner Häuslichkeit und ſeines Lebens ſchien jedoch ernſtlich gefährdet, als Franz 1868 ſich infolge ſeines tückiſchen Leidens gezwungen ſah, alle Ämter niederzulegen. Und nun wäre der alternde Meiſter furchtbarer Sorge preisgegeben geweſen, wenn nicht eine Anzahl ſeiner Freunde, an ihrer Spitze der große Franz Liszt, zuſammengetreten wären und ihm mit einer Ehrengabe von 30000 Thalern den Dank der Nation und die Garantie eines ſorgenfreien Lebensabends geboten hätten. Und ſo lebt der Meiſter hochgeehrt von ſeinem Volke, ausgezeichnet von ſeinen Mitbürgern — die Univerſität ſeiner Vaterſtadt verlieh ihm den Titel eines Ehrendoktors — in beſcheidener Stille, nur ſelten noch mit Muſengaben ſeine Bewunderer erfreuend und doch unausgeſetzt thätig. Ein Drittel ſeines Lebens hat Franz der Erforſchung der alten Meiſter gewidmet. Insbeſondere waren es Bach und Händel, welche ihn mächtig angezogen und eine größere Anzahl ihrer Werke, darunter von Bach: „Matthäuspaſſion“, „Magnificat“, „Trauerode“, Cantaten, ſowie viele Arien und Duette; von Händel: „Meſſias“, „Jubilate“, „L’allegro, il pensieroso ed il moderato“, Opernarien und Duette, gab er in meiſterhaften Neubearbeitungen und einer dem modernen Ohre ſowie praktiſchen Verhältniſſen angepaßten Inſtrumentierung heraus. Und wenn auch dieſe Franz’ſchen Bearbeitungen Kritiker gefunden haben, welche darauf hinwieſen, daß ein moderniſierter Bach kein Bach mehr ſei, Kritiker, welche es an techniſchen Ausſtellungen nicht fehlen ließen; darüber ſind alle einig, daß Franz eine Rieſenarbeit geleiſtet habe, welche nur ſeinem Fleiße wie ſeinem Genie und ſeiner Begeiſterung für die Großmeiſter der Tonkunſt gelingen konnte, darin ſind alle einig, daß man vor dieſen Bearbeitungen den Hut ziehen müſſe, auch wenn man vor ihnen nicht das Knie beuge.

Lyrik.

Sechs Lieder für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte komponiert von Karl Piutti. op. 13, 2 Hefte à 1,30 Mk. Leipzig, Verlag von C. F. W. Siegels Muſikalienhandlung. Wir haben dieſe Lieder, welche der Feder eines der feinſinnigſten Tonkünſtler Leipzigs entfloſſen ſind — Herr K. Piutti bekleidet das Amt eines Organiſten an der Thomaskirche — mit einem von Nummer zu Nummer ſich ſteigernden Intereſſe durchgeleſen. Das ſind endlich einmal Lieder, welche über die gute Durchſchnittsproduktion himmelhoch emporragen, das ſind Lieder, welche etwas zu bedeuten haben! Wir wüßten nicht, welchen von den ſechs Geſängen wir den Vorzug geben ſollen: ſind ſie doch alle gleich intereſſant und kühn in ihrem harmoniſchen Weſen, gleich tief empfunden und machtvoll geſteigert im Ausdruck. Nur individuelle Sympathie vermöchte bei einem oder dem anderen ausſchließlich zu verweilen. Sie huldigen der Schumann'ſchen oder Robert Franz'ſchen Stilrichtung unbeſchadet ihrer inneren Selbſtändigkeit und Originalität. „In dem Himmel ruht die Erde", das erſte der Lieder, beginnt mit träumeriſchen Akkorden; in der Clavierbegleitung ſtockt es anfangs, wie ſchlafbefangen. Ganz wundervoll iſt die Zartheit des Schluſſes, ein im leiſen Flüſtertone erſterbendes „Gute Nacht." Für die Dichtung G. Kellers „Die Nixe" ſchlägt der Komponiſt weſentlich andere Saiten an. Eine furchtbar tragiſche Stimmung wächſt aus dieſer Muſik empor, den Hörer auf das tiefſte erſchütternd. Es iſt ein kleines Meiſterwerk, dieſes Lied, das ſich dem Schumann'ſchen „Ich grolle nicht", oder dem Franz'ſchen „Vergeſſen, ach vergeſſen ſein" in der Genialität der Konzeption an die Seite ſtellt. Im freundlichſten Kontraſt dazu ſteht das anmutige, liebenswürdige Stück „Schneeglöckchen", in dem Lenzesodem weht. Ein Lied von außerordentlichem Duft und berückender Zartheit iſt Nr. 4 „Im Süden." Es rauſcht darin wie Aeolsharfen, und mit dem Eintritt des 4/4 Takt beginnt wieder eine Steigerung, die das Blut raſcher durch die Adern kreiſen läßt. Dieſe leidenſchaftliche Bewegung ſetzt ſich fort in „Mag da draußen Schnee ſich türmen", während das letzte Stück „Poſt im Walde" durch ſeine friſche Einfachheit gefangen nimmt. Die Stücke ſind von mittlerer Schwierigkeit und verlangen in der Hauptſache den Umfang eines Mezzoſoprans. Die Begleitung ſetzt einen ziemlich gewandten Spieler voraus; beſondere Schwierigkeiten bietet ſie nicht. Wir empfehlen dieſe Lieder dem Wohlwollen unſerer Leſer auf das wärmſte.

Ein Paſſionsoratorium.

Es iſt ein alter ehrwürdiger Gebrauch chriſtlicher Völker, während der Karwoche das Leiden des Herrn in muſikaliſch-deklamatoriſche Form einzukleiden. Schon frühzeitig übte die Kirche den Gebrauch, die Paſſion mit verteilten Rollen zum Vortrag zu bringen. So wurden die Reden des Heilands von einem Prieſter, der Evangeliſt und die an der Handlung beteiligten Perſonen von Laien recitiert. Später ſtellte man dieſen Einzelperſonen Chöre des Volkes gegenüber, turbâe genannt, die von geſchulten Sängern vorgetragen wurden. Da aber dieſe Aufführungen in lateiniſcher Sprache ſtattfanden und das Verſtändnis dieſer Gelehrtenſprache von der breiten Volksmaſſe nicht zu verlangen war, ſo fing man in Deutſchland an, die Paſſion zum Gegenſtande volkstümlicher Darſtellungen in deutſcher Sprache zu machen. Wie allgemein verbreitet dieſe ſchöne Sitte geweſen, geht aus der Thatſache hervor, daß noch vor zwei Jahrzehnten in einzelnen ſtillen Alpenthälern, wohin die ſcharfe Luft der großen Städte und der kulturüberſchwemmten Ebenen nicht wehte, in regelmäßigen Zwiſchenräumen Paſſionsſpiele ſtattfanden, bei welcher die Perſonen der heiligen Handlung von Bauern dargeſtellt wurden in der üblichen Ortstracht und mit der Derbheit eines Dialektes, welcher dem Ohre des Bauern hold wie Muſik klang. Es ſind uns vollwichtige Zeugniſſe erhalten, daß ſolche Paſſionsſpiele — wie ſie ſich bis heute in dem weltberühmten Oberammergau erhalten haben — mit einem gewiſſen feſtlichen Aufwand auch in den deutſchen Städten ſich vollzogen. So beſaß Frankfurt a. M. Jahrhunderte lang ſeine Paſſionsſpiele. Im Jahre 1506 wurde die Paſſion zum letzten Male aufgeführt: 267 Perſonen nahmen an dem Spiele auf dem Platz vor dem Römer Teil. Das Krähen des Hahnes bei Petri Verleugnung und der Donner der Auferſtehung ſowie auch die meiſt klägliche Rolle, welche Satan zu ſpielen hatte, waren die für die naive Auffaſſung des Volkes beſonders hervorſtechenden Momente. Auch zu Freiberg in Sachſen veranſtaltete man geiſtliche Schauſpiele und wenn wir auf die franzöſiſchen Myſterien und die ſpaniſchen Comedias de Santos, von denen Lope de Vega eine große Anzahl gedichtet hat, hinweiſen, ſo zeigt dieſe über ganz Europa verbreitete Sitte, das Leiden Chriſti darzuſtellen, deutlich genug die Popularität, welcher ſich dieſe Paſſionsſpiele und geiſtlichen Schauſpiele überall erfreuten. Auch die Kunſt bemächtigte ſich bald des grandioſen Stoffes. Nach einzelnen beſcheidenen Verſuchen, welche in Deutſchland von Männern wie Barth. Geſe, Machold und Demantius angeſtellt wurden, ſchuf zuerſt der große Heinrich Schütz, der Vater der deutſchen Muſik, Paſſionsmuſiken von hohem künſtleriſchen Wert. Schütz war ein genialer Mann: er verband den proteſtantiſchen Paſſionsſtil mit dem von Italien ausgehenden konzertierenden Kirchenſtil. Er acceptierte das Recitativ und offenbarte in den Chören eine Schärfe und Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die ihnen im hohen Grade den Charakter eines großartig wirkenden dramatiſchen Ausdrucksmittels gab. Schütz war es, welcher „der Tonkunſt in aller Stille einen feſten Grund legte, auf dem viele geſchäftige Hände weiterbauten und alles ſoweit vorbereiteten, daß Händel und Bach die Vollendung bringen konnten." Wir glauben dem Wunſche mancher muſikaliſchen Familie zu entſprechen, wenn wir dieſe Zeilen ſchließen mit dem Hinweiſe auf das Werk von Schütz: „Hiſtoria des Leidens und Sterbens unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti." Chöre und Recitative aus den vier Paſſionen von Heinrich Schütz zuſammengeſtellt und für den öffentlichen Vortrag in geiſtlichen Konzerten, Kirchenmuſiken und häuslichen Kreiſen eingerichtet von C. Riedel. (Partitur Pr. 5 ℳ, Stimmen à 1,50 ℳ, Leipzig, E. W. Fritzſch.) Das Werk beſteht aus Recitativen über den bibliſchen Text und aus vierſtimmigen Chören für gemiſchten Chor, welche mit verhältnismäßig kleinen Mitteln und etwas Fleiß gut auszuführen ſind und ſicherlich allen Beteiligten ſowie den Zuhörern eine Stunde voll herrlichſter Erbauung bereiten werden. Die Begleitung der Recitative iſt leicht am Klaviere, noch beſſer jedoch am Harmonium zu ſpielen. Für die Beſetzung der Soloſtimmen ſind außer dem Evangeliſten (Tenor) erforderlich ein Baß (hoher Prieſter), ein Alt (Judas) und eventuell ein 2. Tenor (Hauptmann).

Violinſtücke.

Sechs leichte Duos für Pianoforte und Violine hat ſoeben Carl Reinecke im Verlage von E. Eulenburg, Leipzig, herausgegeben. Reinecke gilt ſeit langem als ein unübertroffener Meiſter muſikaliſcher Kleinmalerei und in den zahlreichen kleinen Stückchen, die der nimmer raſtenden Feder entfloſſen, hat er die Perlen ſeines Talentes gegeben. Zierlichſte Anmut und feinſter Humor kennzeichnen alle dieſe Nippes, dieſe kleinen Kunſtwerkchen, die nur die Hand eines Meiſters ſo duftig und luftig zu formen vermochte. Auch in den uns vorliegenden „Sechs leichten Duos" beweiſt ſich Reinecke groß im Kleinen. Es ſind leichte, flüſſige Stückchen, die uns der Künſtler hier beſchert hat: eine heitere Serenade, ein fröhlicher Kanon, ein pikantes Rigandon füllen das erſte Heft, das mit den zwei folgenden durchaus für Anfänger beſtimmt iſt. Mit Heft 4 beginnen Vortragsſtücke für etwas mehr vorgeſchrittene Violinſpieler. Lebhaftere Figuren miſchen ſich in den ſanften Fluß der Melodik, hier und da fordert auch ein Flageoletton zu kühneren Verſuchen heraus und die Höhe des Inſtrumentes wird mehr in Anſpruch genommen. Für einigermaßen geübte Violinſpieler bieten die Stücke ſo gut wie gar keine Schwierigkeiten, da ſie ſich in Tonarten mit wenig Vorzeichen bewegen. Jedes dieſer Duos iſt in mehrere Sätze geteilt, die nach Art der mehrſätzigen Konzerte in Tonart und Tempo untereinander verſchieden ſind: Es folgt — das 1. Heft ausgenommen — dem erſten Allegro ein Adagio, dem ſich ein kleines Scherzo und das Finale anſchließen; Miniaturkonzerte, aus deren Vortrag Geiger und Klavierſpieler Ehre einheimſen, bei denen die Zuhörer ſich wohl befinden werden. Wir können ſolch' gute geſunde Koſt nur beſtens empfehlen. Stücke von dieſer ſchlichten und herzigen Einfachheit ſind in der modernen Produktion nur ganz ſelten anzutreffen. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen bemerken wir noch, daß die Bezeichnung „Duo" nicht etwa von der Beteiligung zweier Violinen hergenommen iſt, ſondern ſich lediglich auf das Zuſammenwirken eines Klaviers und einer Violine bezieht. Die Stücke ſind gut ausgeſtattet; die 4 erſten Hefte koſten je 1,80 ℳ, die beiden letzten je 3 ℳ

Geiſtliches Lied.

Abendgebet, Gedicht von Peter Cornelius, komponiert von Wilhelm Stade, (Hofkapellmeiſter in Altenburg) für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte oder des Harmonium (Orgel). — Die ſchönen, durch außerordentlichen Wohllaut ausgezeichneten Verſe haben hier eine wertvolle Kompoſition erfahren, die in ihrer Würde und Einfachheit, in ihrem geſunden Empfinden wohl geeignet erſcheint, im chriſtlichen Hauſe geſungen zu werden. Das Lied iſt für eine mittlere Singſtimme geſchrieben (Umfang c bis e) und ſelbſt für wenig geübte Sänger leicht vom Blatt zu ſingen. Preis 1 ℳ Verlag von Fr. Kiſtner, Leipzig.

Sammelwerke.

In neuen Auflagen liegen uns folgende Sammelwerke vor:

Sammlung von Volksgeſängen für Männerchor. Liederbuch für Schule, Haus und Verein. 81. Stereotypausgabe. 2 Bände à 1 ℳ.

Sammlung von Volksgeſängen für gemiſchten Chor. 44. Stereotypausgabe. Pr. 1 ℳ.

Sammlung von Volksgeſängen für Knaben, Mädchen und Frauen, 2 Bände à 1 ℳ Verlag der Liederbuchanſtalt in Zürich. Hauptdepot für Deutſchland und Öſterreich-Ungarn: P. Papſt, Muſikalienhandlung in Leipzig. Von dieſen Werken verdient namentlich das zuletzt genannte, das Volksgeſänge für Knaben, Mädchen und Frauen enthält, der Aufmerkſamkeit und dem Wohlwollen des deutſchen Hauſes empfohlen zu werden, weil in ihm die Betonung des Schweizertums, welche in den anderen Sammlungen oft recht ſehr in die Augen ſpringt, auf ein beſcheidenes Maß reduziert ſcheint und die ſonſtige Beſchaffenheit des Werkes eine vorzügliche genannt werden muß. Die außerordentliche Reichhaltigkeit des Stoffes und die Mannigfaltigkeit der Auswahl, ſowie der ſehr billige Preis und die entſprechende Ausſtattung ſteigern die Verwendbarkeit dieſer Sammlungen zu praktiſchen Zwecken, zu wirklich univerſeller Ausdehnung, und die Höhe der bisher erreichten Auflagen zeigt, welcher Wertſchätzung dieſe Sammlungen in den weiteſten Kreiſen ſich erfreuen.

Bücherſchau.

Führer durch die Harmoniumlitteratur. Ein Nachſchlagebuch über alle empfehlenswerten Muſikalien für Harmonium. Ergänzt bis 1888, nebſt einem Vorwort: Die Entwickelung des Harmoniums von H. Burger. Zuſammengeſtellt und herausgegeben von Rühle u. Hunger, Berlin W., Friedrichſtraße 58. Ein für Harmoniumſpieler empfehlenswertes und nützliches Nachſchlagebüchlein!

Redaktionspoſt.

An die Herren Verleger und Komponiſten. Es iſt uns in den letzten Wochen eine große Anzahl Werke zur Beſprechung zugegangen. Neben dem vielen Guten haben wir leider auch in dem vorliegenden Material manches ſchlechte, dem ſeichteſten Modegeſchmack huldigende Stück gefunden; von der Beſprechung dieſer Stücke müſſen wir natürlich abſehen, und wir ſtellen an die Herren Verleger das Erſuchen, uns künftig nur ſolche Kompoſitionen zuſenden zu wollen, deren künſtleriſcher Gehalt eine Beſprechung in unſerer „Hausmuſik" rechtfertigt. Couplets, Tänze niedrigen Stils u. ſ. w. berückſichtigen wir grundſätzlich nicht.

Muſikfreund in Hannover. Mit größtem Vergnügen haben wir die von Herrn C. Erk verfaßte Schrift über „die Konzertreiſe des Hannover'ſchen Männergeſangvereins nach Berlin" geleſen und uns über die außerordentlich künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit des Vereins gefreut, welcher mit ſeinen Vorträgen ſelbſt den vollen Beifall Sr. Majeſtät des Kaiſers zu erringen wußte. Zu den heurigen Erfolgen in Berlin gratulieren wir herzlichſt. Möge alle Tüchtigkeit immer in ſo reichem Maße belohnt werden.

Muſikfreund in Bl. Nicht Gernier, ſondern H. Germer heißt der Verfaſſer des Ihnen empfohlenen Werkes „Die Technik des Klavierſpiels".

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Poeſie und Proſa.

Polterabend-Aufführung für zwei junge Mädchen. (Fr. 95.)

Die Poeſie, eine ideale Erſcheinung, trägt einen Roſenkranz und einige Attribute, Leier, Zauberſtab, Krone oder dergl. Die Proſa, eine ältere ſchlichte Geſtalt, wohl am beſten in altdeutſchem Anzug mit Häubchen, trägt Täſchchen, Schlüſſelbund und das Geſchenk, da ihr Fleiß es gearbeitet. Daſſelbe iſt möglichſt ſinnig für dieſen Zweck zu wählen.

Poeſie:

Zum ſchönſten Feſt ſeh' ich das Haus geſchmückt,
Die Freude ſtrahlt aus jedem Angeſicht,
Verbannt iſt alles, was betrübt und drückt,
Ein Liebesfrühling blüht hier reich und licht.
Ein junges Paar, beglückend und beglückt,
Iſt's, dem man all' die Freudenkränze flicht,
Und jeder bringt zum frohen Hochzeitsfeſte
Mit warmem Herzen ſeiner Gaben beſte.

Ja, alle, die dem Haus in Lieb' verbunden,
Sie nahen huldigend dem jungen Paar,
Drum hab' auch ich mich freudig eingefunden
Und mich gereiht in Eurer Gäſte Schar;
Doch komm' ich nicht allein für dieſe Stunden,
Ich möchte bei euch bleiben immerdar!
Ich bin die Poeſie — all' euer Glück,
Wie dürftig wär' es, ließt ihr mich zurück!

Ich — (Proſa hat ſich während des letzten Verſes eingefunden und der Poeſie unverwandt zur Seite geſtellt)

Proſa:

Schönes Schweſterlein, auf raſchen Schwingen
Eil'ſt du mir wieder unbedacht voraus!
Vereint nur können wir ja beide bringen
Das wahre Glück dem jungen Paar in's Haus!
Die ältere Schweſter Proſa —

Poeſie:

Nicht gelingen
Soll heute dir der Sieg im alten Strauß,
Heut' darf allein mein gold'nes Zcepter walten,
Du mag'ſt mit grauer Alltagsarbeit halten!

Proſa:

Du thöricht' Kind, (ich will mit dir nicht zanken),
Ich hätt' am heut'gen Tage keinen Teil?!
Wie bald käm' alle Feſtesluſt in's Wanken,
Hätt' ich nicht treu geſorgt zu aller Heil!
Ich bleib' auf Erden hübſch mit den Gedanken
Und überſteig' die Berge ſtarr und ſteil,
Die du umſonſt geſucht zu überfliegen,
Bis müde und verzagt du bleibeſt liegen!

Poeſie:

Sag', wollteſt du vielleicht in dieſer Stunde
Zum jungen Paare ſagen: „Nehmt mich mit!
Die Proſa fehle nimmer eurem Bunde,
Sie will geleiten euch bei jedem Schritt"?!
Du möchteſt hören aus des Bräutchens Munde
Als einen Herzenswunſch gewiß die Bitt':
„O, daß die Proſa mich verfolgte nie!
Stets warſt du meine Freundin, Poeſie!"

Proſa:

Du wareſt Freundin, ich will Freundin werden,
(zur Braut:) Von nun ab werbe ich um deine Gunſt,
Du liebe Braut, der Himmel ſelbſt auf Erden
Beſteht nicht ohne meine ſchlichte Kunſt.
Schrick' nicht zurück vor kleinen Müh'n, Beſchwerden,
Auch nicht vor Herdesglut und Küchendunſt,
Am heilgen Herd — ſo prieſen ihn die Alten! —
Muß ich als gern geſeh'ner Hausgeiſt walten.

O, wende ſeufzend nimmer mir den Rücken,
Verachte mein beſcheid'nes Streben nie!
Nicht leg' ich Laſten auf, die ſchmerzlich drücken,
Die wahre Lieb' trägt leicht und freudig ſie.
Nicht auf die Dauer kann beglücken,
Mein holdes Schweſterchen, die Poeſie,
Doch wird auf's Lieblichſte ſie ſich entfalten,
Steh' ich zur Seite ihr mit treuem Walten.

Poeſie:

Erſtaunt, betroffen lauſch' ich deinen Reden,
Hab' ich bis heut' denn gänzlich dich verkannt?
Du ſprichſt ja ganz poetiſch! Und ein Eden
Vermöchten wir zu ſchaffen Hand in Hand?
Du heißt mich Schweſter? ach, und einem jeden
Hab' ich als meine Feindin dich genannt!
Vernichtend willſt du mich nicht niederdrücken,
Auf dich geſtützt erſt könnte ich beglücken?!

Proſa:

So ſoll es ſein, — wir wollen uns ergänzen
Und beide euch beglücken Jahr für Jahr!

Poeſie:

Ich ſchmücke euch mit meinen ſchönſten Kränzen,
Ein herziger Dank,
Ehrlich und frank,
— Deß ſeid gedenk —
Iſt immer das beſte Gegengeſchenk.

Proſa:

Und ich biet' täglich kleine Freuden dar.
Bis ſilbern eure Scheitel einſt erglänzen.
Woll'n wir euch ſein ein freundlich Schweſterpaar.
Und dieſem Bund zum Siegel laßt euch ſpenden
Hier dieſe kleine Gab' aus Schweſternhänden!

(Die beiden letzten Worte kann die Poeſie mit einer verſöhnenden Umarmung der Proſa ſprechen.)

Anna Ecke.

Nochmals Oſtergeſchenke.

Arbeitstäſchchen in Form eines Eies. Man ſchneidet aus Pappe fünf eiförmige, nach oben und unten aber etwas zugeſpitzte Teile, überzieht ſie auf beiden Seiten mit Atlasſtückchen, wozu man Reſter gut verwerten kann, und näht ſie mit überwendlichen Stichen aneinander, der erſte und letzte Teil erhält Bänder zum Zubinden. Das Ganze hat ziemlich genau die Form des Eies und eignet ſich vorzüglich als Behälter zu Handarbeiten, namentlich zu Strickzeugen, da die Nadeln oben und unten herausſtehen können. Dieſe beiden Öffnungen verziert man mit einer Schleiſe, Pompons oder dergleichen. Auch den Atlas kann man vor dem Beziehen mit einer loſen Stickerei verſehen. — Das Püppchen ſoll auch etwas vom Oſterhaſen erhalten. Ein Entenei oder noch beſſer Gänſeei wird ausgeblaſen, darauf ſägt man mit der Laubſäge ein Viertel der Schale heraus, ſo daß das Ganze die Form einer kleinen Wiege beſitzt (in der Art wie die Wiegen aus Kaſtanien geſchnitten). Nun behäkelt man das Ei mit einem bunten Netz und bringt es in ein kleines ſelbſtgefertigtes Geſtell aus Draht oder aus Rohrſtäben; an zwei Stellen wird das Netz am Geſtell feſtgenäht, ſo daß die Eierwiege nun hin und her ſchaukelt. Geſchickte Hände bringen auch noch kleine Gardinen an dem Ei an, die mit Leim feſtgeklebt werden, auch kann man dieſelben von oben herabfallen laſſen und muß aber dann das Geſtell dementſprechend einrichten. In dieſer Wiege ſchlummert, in bunte Watte gelegt, ein kleines Porzellanpüppchen.

Gertrud von Sydow.

Gemüſegarten.

Frage 73. Meerrettigkultur. Für einen kleinen Hausgarten möchte ich aus mehrfachen Gründen vom Anbau des Meerrettig abraten. Die Kultur iſt immerhin mit einigen Umſtändlichkeiten und Koſten verknüpft, die in keinem Verhältnis zu dem durchweg billigen Preis der Meerrettigſtangen ſtehen; zudem wird Meerrettig im gewöhnlichen bürgerlichen Hausſtand nur ſelten gebraucht, und endlich ſetzt man ſich bei der Meerrettigkultur der Gefahr aus, wenn dieſelbe nicht mit großer Sorgfalt und Umſicht betrieben wird, daß man mit den Jahren ſeinen ganzen Garten voll von den ſehr ſchwer wieder los zu werdenden Meerrettigwurzeln bekommt. Wer dagegen reichlich Platz hat, mag die Meerrettigkultur betreiben. Der Meerrettig, auch Kreen genannt, iſt eine perennierende Pflanze; man kann ſie in zweifacher Weiſe kultivieren: entweder läßt man ſie an Ort und Stelle ſtets weiter wachſen, indem man nur ſeinen Bedarf für die Küche entnimmt und für jährliche Düngung und Reinhaltung der Beete ſorgt, oder man nimmt im Herbſt ſämtliche Stangen aus der Erde und macht jedes Jahr eine Neupflanzung. Die letzte Methode hat vor der erſteren den Vorzug, daß man auf dieſe Weiſe dem Weiterverwuchern der Wurzeln vorbeugt, und ich will daher das Weſentliche dieſer Methode näher beſchreiben; die Lage muß ſonnig, das Erdreich tiefgründig ſein und in kräftiger Dungkraft ſtehen; fetter Lehmboden ſagt hier beſonders zu; iſt die Erde zu mager, muß mit altem Rinderdung, Pferdemiſt und etwas Schweinemiſt nachgeholfen werden. In jedem Fall wird es gut ſein, im Herbſt vor der Pflanzung das Land für die Anlage mindenſtens 2 Fuß tief zu rajolen. Zur Frühlingspflanzzeit (April) kommt es darauf an, kräftige Pflanzwurzeln in Bereitſchaft zu haben; dieſelben müſſen 1—2 cm Durchmeſſer und cirka 30 cm Länge haben. An dem dicken Ende läßt man die austreibenden Augen unberührt, während man den übrigen Teil der Stange mit einem Wolllappen ganz glatt reibt, ſodaß keine Knoten und Würzelchen daran bleiben. Hierauf richtet man das Beet zur Aufnahme der Pflanzung 85 cm breit her und ſchaufelt die Steige um daſſelbe 10 cm tief aus. Hierauf macht man von der Mitte des Beets ab in der Richtung zum Rande in Abſtänden von 40 cm Furchen von 10 cm Tiefe, nach der Mitte des Beetes jedoch etwas tiefer. Das Beet bekommt 2 Reihen ſolcher Furchen, nach jeder Seite eine Reihe und beide miteinander im Verband. In dieſe Furchen legt man nun die Wurzeln, ſodaß die Kopfenden nach den Rändern des Beetes zu liegen kommen, wirft Erde darüber und tritt die Pflanzung etwas an. Während des Sommers hat man nichts weiter zu thun, als das Beet ſorgfältig rein zu halten, hin und wieder zu lockern und fleißig zu gießen (gelegentlich auch mit verdünnter Jauche); auch iſt ſorgfältig darauf zu achten, daß die Wurzeln nur am Kopfende austreiben und Blätter entwickeln; wenn ſie an andern Stellen nach oben austreiben, ſind dieſe Triebe ſofort zu entfernen. Im Oktober nimmt man die Ernte vor, indem man einen tiefen Graben um das Beet auswirft und mittelſt Grabgabel, nicht Spaten, die ſämtlichen Pflanzen mit ihren unverſehrten Wurzeln heraushebt. Das urſprünglich eingelegte Wurzelende iſt nun zum Gebrauch für die Küche herangewachſen, die an demſelben neu entſtandenen Wurzeln geben, nach ſorgfältiger Auswahl, die Setzlinge für die kommende Pflanzung, indem man ſie während des Winters in Sand einſchlägt.

Joh. Simonſen-Katharinenherd.

Aufbewahrung der Winterſachen.

Zahllos ſind die Mittel, die alljährlich zur Vertilgung der Motten angeprieſen werden, doch erweiſen ſich viele derſelben als vollſtändig machtlos gegen die ungeheure Verbreitung des kleinen Feindes. Wie manche Hausfrau ſeufzt, wenn ſie vor Eintritt des Winters die Pelze und Mäntel einer Beſichtigung unterzieht, über die Verheerungen in dieſen Kleidungsſtücken. Genügt doch ſchon ein kleines Loch im Überzug oder eine kahle Stelle im Pelzbeſatz, um das koſtbare Stück Kleidung wertlos zu machen. Nach langem Probieren aller möglichen Mittel: ſpaniſchem Pfeffer, Zacherlin, Inſektenpulver, Mottenrauchkerzchen, Naphtalin, welch letzteres ſeines unangenehmen Geruchs wegen nicht gut verwendbar für Kleidungsſtücke iſt, haben wir endlich ein Verfahren herausgefunden, welches uns nun ſchon ſeit Jahren unfehlbar vor dem Mottenſchaden ſchützt. Wir benutzen zur Aufbewahrung der Winterſachen eine große hölzerne Truhe. In dieſe wird zuerſt auf den Boden eine dicke Lage Papier gebreitet und darauf eine Menge reichlich mit Petroleum getränkter, in Papier gewickelter Leinwandläppchen verteilt. Auf dieſe kommt eine zweite Lage Papier. Nun legen wir die Truhe vollſtändig mit einem ſonſt unbrauchbaren Leinentuch aus, welches noch reichlich überhängen muß, und ſchichten möglichſt glatt die Winterſachen hinein, zu unterſt natürlich die ſchwereren Stücke, den Pelz und Winterüberzieher des Hausherrn, die Abendmäntel der Damen u. ſ. w., dann die leichteren Winterjacken und Umhänge. Zwiſchen die einzelnen Stücke und in die Taſchen und Ärmel wird reichlich klar gekochter Kampfer geſtreut. Oben auf kommen die Pelzkragen und Muffe, in deren jeden ebenfalls etwas Kampher geſchoben wird. Zuletzt ſchlägt man das Tuch oben zuſammen; ſollte es nicht ganz zureichen, ſo legt man ein zweites darauf, deſſen Enden feſt eingeſtopft werden. Die Truhe wird dann feſt verſchloſſen. Sie ſteht bei uns wegen Mangel an anderm Platz den ganzen Sommer über in einer ziemlich warmen Garderobe, und doch haben wir an den Sachen nie Motten entdeckt, da dieſe gegen den vereinten Widerſtand des Petroleums und des Kamphers nicht aufzukommen vermögen. Die ſo behandelten Winterſachen verlieren ſpäter beim Lüften ſehr ſchnell den ihm anhaftenden Geruch.

„Anneliese".

Zimmerſchmuck.

Nochmals: Die Goſenflaſche. Für diejenigen meiner verehrten Mitleſerinnen, die in der Malerei nicht geübt ſind, habe ich einen andern Vorſchlag betreffs der verzierten Goſenflaſche. Die Goſenflaſche wird mit Goldbronze, die man in Bronceöl aufgelöſt hat, beſtrichen und alsdann mit ägyptiſchen, römiſchen oder japaniſchen Reliefbildern in kleinen Zwiſchenräumen in bunter Abwechſelung beklebt. Da dieſe „Reliefbilder", die ich dazu verwandt habe, ſehr ſchön ausgeführt und nicht zu verwechſeln ſind mit den gewöhnlichen Stammbuchklebern, in einer kleinen

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Stadt auch ſchwer zu haben ſein werden, ſo gebe ich gleich die Adreſſe meines Dresdner Lieferanten an: Krumbholz, Papiergeſchäft, Dresden, Waiſenhausſtraße.

H. K. in Dresden.

Auch ich verwende ſehr gern leere Cigarrenkiſten zu kleinen Schatullen, jedoch ſtellt ſich die Ausſtattung der meinigen viel billiger als die der in Nr. 23 des Frauendaheim beſchriebenen. Mit Vorliebe benutze ich flache Kiſtchen. Nachdem ich das Papier in heißem Waſſer abgelöſt und die Kiſte am offenen Fenſter getrocknet habe (ſie trocknet ſo ſchneller und zieht ſich nicht krumm), zeichne ich mir auf den Deckel und die Seitenwände ein Kerbſchnitzmuſter auf und ſchneide dasſelbe aus. Der Deckel muß des eingebrannten Zeichens wegen umgedreht werden. Das Holz iſt zum Schnitzen dick genug, dabei weich und angenehm im Schnitt. Das geſchnitzte Käſtchen habe ich mit Nußbaumbeize hell gebeizt und mit Bohnermaſſe ſpiegelblank poliert. Dann wurde der Deckel mittelſt eines Bändchens wieder an die Kiſte geklebt, dieſelbe mit Brokatpapier austapeziert. Dann ſchraubte ich mir kleine runde Meſſingfüßchen (ein Stück 10 Pfennige) ein, vorn an die Wand und an den Deckel kam ein Drückerſchlößchen (dasſelbe koſtete 25 Pfennige) und mein Briefkiſtchen war fertig.

M. S. aus Potsdam.

Wappenteller aus Thon. Herr Töpfermeiſter Mithraſch in Gnadenfeld, Kreis Coſel, Schleſien, fertigt nach eingeſandtem Siegeldruck wunderhübſche Wappenteller aus Thon. Ein Teller von 42 cm Durchmeſſer koſtet 10 Mark, jedoch drei derſelben nur 18 Mark; ſelbſtverſtändlich müſſen die rohen Wappen farbig ausgemalt werden, am beſten eignen ſich dazu Lackfarben. Die Arbeit iſt eine ſehr leichte und unendlich lohnende, ſelbſt im Malen wenig geübte Hände können damit leicht zu ſtande kommen. Der breite Außenrand des Tellers wird der Zimmereinrichtung entſprechend farbig ausgemalt, und die erhabenen Ränder mit Gold verziert. Für Herrenzimmer, Eßzimmer, Treppenaufgänge in Landſchlöſſern iſt dieſer reizende Wandſchmuck gar nicht genug zu empfehlen.

Champagnerglas als Vaſe. Das häufige, beklagenswerte Schickſal der Champagnergläſer iſt, daß ſie an der Stelle, wo der Stiel in den Kelch übergeht, abbrechen. Der Kelch ſelbſt iſt nun noch ganz heil, aber unbrauchbar, weil er nicht ſtehen kann. Befeſtigt man nun drei ziemlich große Kugeln aus Gummiknetmaſſe als Fuß an dem Kelch, in der Art, daß die drei Kugeln ſich gegenſeitig berühren und zwiſchen ſich nur ſo viel Raum laſſen, daß die Kelchſpitze hineinragt, ſo kann das Glas ſehr hübſch zu Blumen und dergleichen verwendet werden. Die Gummiknetmaſſe wird goldbronziert, ebenſo erhält das Glas einen Goldſtrich als oberen Abſchluß; ein leichter Blumenzweig in Ölfarbe verziert die eine, ein luſtiger Schmetterling die andere Seite. —

H. von Sydow.

Uniform für kleine Knaben.

Da die Uniformen, die man in Spielwarenläden kauft, entweder ſehr teuer oder ſehr wenig dauerhaft ſind, fertigten wir ſelbſt ſolche an. Aus dunkelblauem, derben, baumwollnen Stoff (Futterkattun) wurde eine nicht zu weite Bluſe zugeſchnitten und genäht, Uniformknöpfe wurden vorn herunter genäht, während an die andere Seite rote Schnur kam, die zugleich die Knopflöcher bildete. Achſelſtücke oder Epauletten wurden aus Pappe geſchnitten, mit Purpurkattun überzogen und mit Goldlitze benäht, auf den Schultern befeſtigt, ebenſo der Kragen aus Purpurkattun und Goldborte hergeſtellt. — Der rote oder gelbe Bruſtlatz einer Ulanka wird zum Überhaken eingerichtet, die Knöpfe rechts und links darauf genäht. — Dieſe Art Uniformen ſind nicht ſehr koſtbar, bequem zum An- und Ausziehen und machen den Kindern viel Spaß und Freude.

M. Dhw.

Handarbeit.

Frage 101. Ich habe mir für ein Pianino eine ſehr hübſche Decke gearbeitet, die ich gern beſchreibe. Da mein Inſtrument an den Seiten Verzierungen hat, ſo habe ich die Decke nur genau ſo breit wie das Pianino gemacht. Vorn hängt ſie jedoch 11 cm weit herunter. 50 cm olivengrüner Fries, der 140 cm breit lag, ergab die Decke; ich heftete an der langen Seite ein Streifchen Stramin auf und ſtickte in altroſa eine ſchöne Kante in Kreuzſtich auf; halb Seide, halb Wolle. Da ich die Stickſeide noch einmal teilte, ſo brauchte ich wenig Material. Meine Kante zeigte abwechſelnd einen Doppeladler und eine Arabeskenfigur, die Figur in Seide, den Adler in Wolle geſtickt. Der Stramin muß ſehr fein ſein, dann ſieht die Arbeit, nachdem die Fäden ausgezogen ſind, wie Gobelin aus. Nachdem geſäumt war, häkelte ich an der geſtickten Seite zwei Luftmaſchentouren wie ein Netz zur Franſe und machte aus oliv und altroſa Wolle Pompons, von denen ich in jede dritte Öffnung einen befeſtigte. Die Decke ſieht ſehr elegant aus. Der Preis betrug alles in allem 4 Mark.

Junge ſparſame Hausfrau.

Fr. 102. Eine hübſche Verwendung der Seidenproben findet ſich in einer amerikaniſchen Arbeit — crapy work genannt. — Man ſchneidet aus recht feiner alter Leinwand quadratiſche Stücke in ungefähr 40 cm Größe. Auf dieſe heftet man mit recht feinem Garn in verſchiedenſter Größe, Farbe und Form die Seidenflicken indem man die Kanten einſchlägt und die Flicken aufeinander heftet. Je unregelmäßiger, ſpitz, gerade, eckig, länglich, ohne jede Methode, die Flicken aneinander gereiht werden, je hübſcher iſt es. Iſt das Quadrat nun voll benäht, ſo näht man über die Heftfäden wo die Flicken aneinander ſtoßen, mit Seide in den verſchiedenſten Farben, in den verſchiedenſten Stichen, Hexenſtich, Grätenſtich 2c. die Flicken auf die Leinwand feſt. Man arbeitet nun ſo viel Quadrate als zu der beabſichtigten Arbeit nötig ſind. Zu Chaiſelonguedecken macht die Arbeit ſich am beſten. Man näht dann die einzelnen Quadrate aneinander und übernäht die Naht wieder mit verſchiedenfarbigen Streifen. Leicht wattiert oder mit Flanell gefüttert, rundum mit einem Plüſchſtreifen eingefaßt, iſt es eine elegante hübſche Decke. Wer malen kann, verſchönt die Arbeit noch ſehr, wenn er auf größeren einfarbigen Flicken gemalte Schmetterlinge, Vögel, Blumenzweige 2c. anbringt.

A.

Praktiſcher Nähſtein. Zu den jetzt üblichen größeren Arbeiten erweiſen ſich die Nähſteine als zu klein und leicht, in unſerem Haushalt ſind folgende als ſehr praktiſch beliebt. Ein gewöhnlicher Ziegelſtein wird mit Watte dicht eingehüllt und recht eigen in ein Stück Wollenſtoff eingenäht; durch Baumwolle ſticht es ſich zu ſchlecht. Den Rand umgibt man mit einer leichten Stickerei, mit farbiger Wolle, zum Bezug paſſend, auf grauem Mida-Stoff. Ein paar Bandöſen zum Anſtecken der Arbeit ſind noch beſonders angenehm.

Erna von B., Liegnitz.

In der Vorausſetzung, daß das Daheim in vielen Krankenhäuſern geleſen wird, möchte ich eine nützliche Verwendung eines ſonſt fortgeworfenen Materials mitteilen. Die Webekante der apretierten Gaze, die von den Bindenwickeln abgeriſſen wird, wickelt man in Knäule, wirft ſie in warmes Waſſer, damit alle Apretur herausgeht, und nachdem ſie getrocknet, häkelt man in Stäbchenhäkelei Wiſchtücher davon, die ganz beſonders brauchbar und haltbar ſind. Sie eignen ſich auch gut zum Frottieren der Kranken im Bade.

A.

Praktiſches fürs Haus.

Fleckwaſſer zu bereiten. Man holt aus der Droguen-Handlung für 5 Pfennige Chlor, für 5 Pfennige Pottaſche, und bemerkt dabei, daß es zur Wäſche beſtimmt ſei, auf dieſe Maſſe werden 4—5 Liter kochendes Waſſer gegoſſen; nachdem es erkaltet iſt, gießt man es vorſichtig ab, daß der Bodenſatz zurück bleibt und füllt es in Flaſchen. Bei der Wäſche gebraucht man es entweder um Flecke zu beſeitigen, indem man das Zeug, nachdem es einmal gewaſchen, aber nie trocken, an der fleckigen Stelle in das Fleckwaſſer taucht, und es dann ein paar Minuten an der Luft ausgebreitet liegen läßt, wonach der Fleck ſofort verſchwindet, oder — aber dann mit Vorſicht — um der Wäſche überhaupt eine ſchöne weiße Farbe zu geben. Zu dieſem Zweck gießt man eine gute Obertaſſe voll Fleckwaſſer in ein Faß mit einen Eimer kochendes Waſſers, läßt darin die Wäſche $1/2$ bis 1 Stunde ſtehen, natürlich muß ſie vorher einmal gewaſchen ſein, dann wird ſie aus dem Fleckwaſſer nochmal tüchtig gewaſchen und ſofort gut geſpült. Auf dieſe Weiſe gebraucht, ſchadet es der Wäſche durchaus nichts, und ſie iſt ſchön und klar.

J. H. in Herford.

Mappe für bezahlte Rechnungen. Man ſchneidet aus dicker Pappe zwei gleiche Teile zirka 25 cm lang und 22 cm breit, beklebt dieſe zwei Platten mit Plüſch oder Sammet, dann nimmt man einen 7 cm breiten Streifen Plüſch und befeſtigt dieſen mittels Fiſchleim als Rücken zwiſchen die beiden Platten. Iſt das Ganze gut getrocknet, ſo beklebt man die Innenfläche der Mappe mit ſchwarzem narbigen Papier oder Seidenzeug. Auf das Oberteil der Mappe befeſtigt man ſchräge einen braunen oder goldenen Papierſtramin-Streifen, auf welchem mit zum Plüſch paſſender Seide „Bezahlte Rechnungen“ geſtickt wird. Die Ecken der Mappe verziert man ebenfalls mit beſtickten Stramin und befeſtigt nun an jeden Deckel mit feinen Stichen ein Atlasband zum Zubinden der Mappe. — Dieſer Behälter erfreut hoffentlich viele Hausfrauen die über verlegte, bezahlte Rechnungen klagen und die traurige Erfahrung des doppelten Bezahlens ſchon gemacht haben.

Frau Alma.

Für die Küche.

Apfelſinen-Speiſe: 12 Eidotter werden mit 1 Pfund feinem Zucker zu einer recht lockeren Maſſe aufgerührt, dann 6 Apfelſinen hart auf Zucker abgerieben und darauf gegeben; ebenſo der Saft von den 6 Apfelſinen wie von 3 Zitronen. Nun ſchlägt man die 12 Eiweiß zu einem feſten Schnee, holt denſelben ſorgfältig durch die Maſſe, löſt inzwiſchen 18 Tafeln Gelatine in $1/2$ Liter heißem Waſſer auf, gießt dieſes ebenfalls dazu und gibt die Maſſe in eine Form und ſtellt dieſe kalt. Beim Anrichten hält man die Form eine Minute in heißes Waſſer, damit ſie ſich leicht ſtürzen läßt und garniert die Speiſe mit Apfelſinenvierteln und kleinen aus der Schale ausgeſtochenen Roſettchen. Man kann auch noch $1/2$ Pfund ausgequollene Sultan-Roſinen zwiſchen die Speiſe ſtreuen.

Fragen.

109) Kann mir jemand mitteilen, wo man eine bei der Weinbereitung nötige ſogenannte Füllflaſche erhält? **L. in W.**

110) Wieviel Gramm Pfundbärme kommen einem (in alten Kochbüchern ſo oft angeführten) Eßlöffel Bierhefe gleich?

L. in W.

111) Wer kennt die letzte Station der alten Briefmarken, die ſo viel zu allerlei guten Zwecken geſammelt werden?

Eine, die auch ſammelt.

112) Wer wäre ſo freundlich uns die genaueren Regeln des Lawn-Tennis-Spieles mitzuteilen; die allgemeinen Regeln ſind uns bekannt. **Ratloſe Anfänger.**

113) Iſt einer der geehrten Daheimleſer in der Lage, mir ein Rezept zur Bereitung tiefſchwarzer Tinte, welche gleich zum Gebrauch fertig iſt, geben zu können?

R.

114) Gibt es Modellier-Käſten, in welchen das Thonmaterial, die erforderlichen Werkzeuge, Vorlagen und eine Anweiſung zur Erlernung des Modellierens für Liebhaber enthalten ſind? Wo ſind dieſelben zu haben und zu welchem Preiſe? **E. M.**

115) Sind die Konſerven (Erbſen, Bohnen, Linſen, wie auch Fleiſch), welche den Soldaten beim Manöver zugeteilt werden, von Privatperſonen käuflich zu erhalten, wo und zu welchem Preiſe? (Die, welche ich bisher gekauft, ſind nicht annähernd ſo gut).

Pfarrer K. in C.

Redaktionspoſt.

Junge Frau in B. Wir empfehlen Ihnen den zweiten Teil des Schnittmuſterwerkes: „Für fleißige Hände“ von S. Ehninger und Julie Lutz. Derſelbe enthält Schnitte für Wäſche und Kleidung für Kinder von 1—5 Jahren. Verlag von R. Lutz in Stuttgart.

An Helene, B. v. S. und Andere. Da Sie die gewünſchte Gelegenheitsdichtung „recht bald“ brauchen, würde Ihnen eine Bitte im Frauen-Daheim gar nichts nützen, da zwiſchen der Veröffentlichung der Frage und der der Antwort immerhin 5—6 Wochen vergehen können, zudem können wir auch nicht jede eingeſandte Frage gleich veröffentlichen. Wir bitten Sie und alle Leſerinnen, uns immer mitzuteilen, wann Sie die Dichtung, um die Sie bitten, brauchen, damit wir entſcheiden können, ob ſich die Veröffentlichung der Fragen überhaupt lohnt.

M. S. in Nürnberg. Kranz- und Schleiergedichte haben wir ſchon ſehr viel gebracht.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 27. Erſtes Blatt.

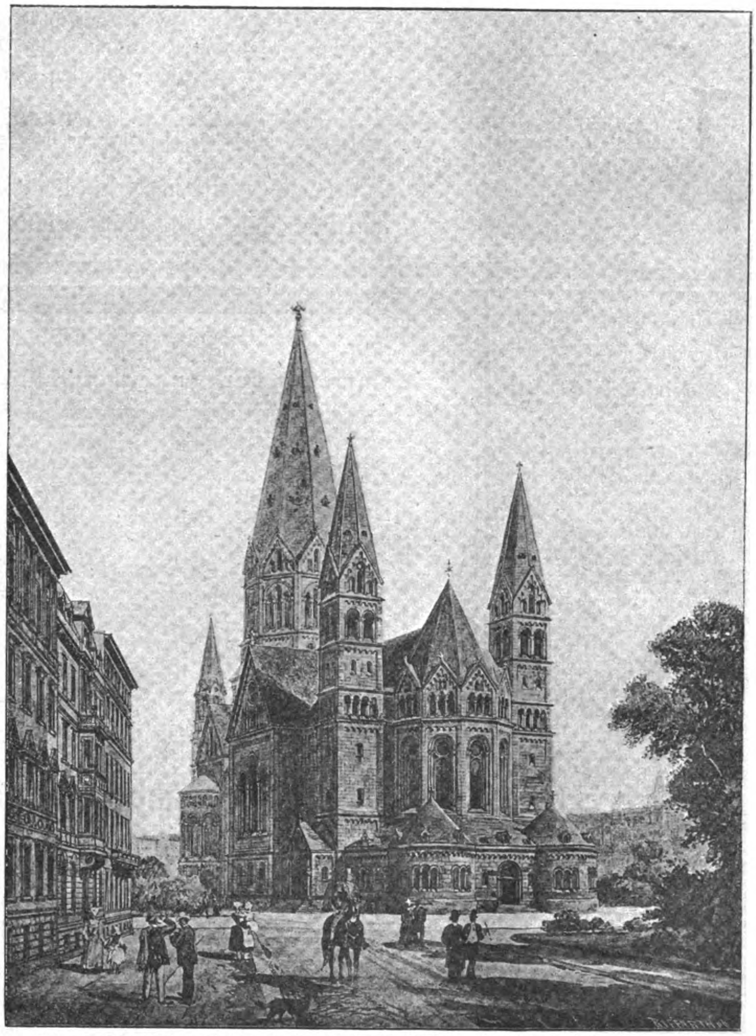
Jahrgang
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

4. April
1891.

Die Grundſteinlegung der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche.

In Gegenwart Sr. Majeſtät des Kaiſers und Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, des Großherzogs und der Großherzogin von Baden und vieler anderer fürſtlicher Herrſchaften iſt am 22. März in Berlin der Grundſtein für die Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche gelegt worden, die ſich auf der Grenze zwiſchen Berlin und Charlottenburg, an der Ecke des Kurfürſtendamms und der Hardenbergſtraße, erheben ſoll. Aus der folgenden Stiftungsurkunde ergibt ſich die Geſchichte des Kirchenbaues, welcher der erſte in der Reihe derjenigen iſt, die geplant ſind, um der Kirchennot der Hauptſtadt zu ſteuern. „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes! An dem diesjährigen Palmſonntage, am 22. März, dem einſt umjubelten Geburtstage eines unvergeßlichen Heldenkaiſers, legen Wir den Grundſtein zu einem Gotteshauſe, welches durch ſeinen Namen das Gedächtnis des großen Monarchen bewahren und weihen ſoll. An der Stelle, welche der verewigte Kaiſer urſprünglich zur Errichtung einer Dankeskirche beſtimmt hatte, wie ſie jetzt den Weddingplatz ſchmückt, hat die ſtädtiſche Verwaltung von Charlottenburg am 22. Oktober vorigen Jahres den Bauplatz geſchenkt, welcher von Mir durch das dankenswerte Entgegenkommen des Vorſtandes des Zoologiſchen Gartens erweitert werden konnte. Ebenſo hat ſich die Luiſen-Gemeinde Charlottenburgs, als des Ortes, auf deſſen Gebiet der Kaiſer ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hat, durch Gewährung von Geldmitteln und durch Schenkung eines Kirchhofs verdient gemacht. Aus der Mitte der Königlichen Familie und deren hoher Anverwandten, namentlich auch von Seiten Unſerer vielgeliebten Tante, der erlauchten Tochter des heimgegangenen Kaiſers, der Frau Großherzogin von Baden, ſind Gaben pietätsvoller Liebe geſpendet. Berlin ſowie Charlottenburg haben ſich in hervorragender Weiſe beteiligt. Der Verein zur Errichtung eines Obelisken auf dem Potsdamer Platz hat unter Aufgabe ſeines Planes ſeine Mittel jetzt für den gegenwärtigen Kirchbau beſtimmt. Aus ganz Preußen und Deutſchland und über die Grenzen des Vaterlandes hinaus aus weiteſter Ferne, von überall, wo der Name des großen Kaiſers deutſche Herzen höher ſchlagen macht, gehen zahlreiche Beiträge ein. In beſonderer Weiſe iſt es dem Evangeliſch-Kirchlichen Hilfsverein, welcher den kirchlichen Notſtänden Berlins thatkräftig begegnet und im vorigen Jahre neben ſeiner eigentlichen Aufgabe noch die Gründung von drei Kirchen eingeleitet hat, zu danken, daß auf ſeine Veranlaſſung ein Evangeliſcher Kirchenbau-Verein ins Leben getreten iſt. Dieſer hat bereits in den Maſſen-Gemeinden Unſerer Hauptſtadt durch ſeine Arbeit der Liebe und Verſöhnung die verſchiedenſten Kreiſe zu gemeinſamem kirchlichen Intereſſe neu belebt und vereint. Sein erſtes Werk ſoll die Errichtung der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche ſein. Den Vorſtand desſelben, unter der Leitung des Miniſters Unſeres Königlichen Hauſes, von Wedell-Piesdorf, und des Kaufmanns Richard von Hardt, haben Wir zum Bauherrn beſtimmt, mit der Ausführung des Baues den Königlichen Baurat Schwechten beauftragt. Das Gebäude ſoll in romaniſchem Stile aus Tuffſtein ausgeführt werden, 1800 Sitzplätze enthalten und ein monumentales Geſamtgepräge tragen. Die Gemeinde, welche ſich in dieſer Kirche auf dem Einigen Grunde, welcher gelegt iſt, ſammeln und aufbauen möge,



Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin nach ihrer Vollendung. Entwurf von Baurat F. Schwechten.

wird aus Teilen der Luiſen-Gemeinde von Charlottenburg, der St. Matthäus- und der Zwölf-Apoſtel-Gemeinde von Berlin beſtehen. Während im Invalidenpark, mit dem Namen der Kaiſerin Auguſta verbunden, die Gnadenkirche ſich erheben wird, ſoll hier wo die beiden Reſidenzen Berlin und Charlottenburg zuſammentreffen, ein Gotteshaus erſtehen, deſſen Name an den Fürſten mahnt, welcher ſeine glorreiche Krone und ſein wunderbar bewegtes Geſchick aus Gottes Hand nahm, welcher es feierlich ausſprach, daß unſerem Volke die Religion erhalten bleiben müſſe, welcher in guten und in böſen Tagen, in Zeiten des Kampfes und des Friedens bis an ſein frommes Ende ſich zu dem eingeborenen Sohne des lebendigen Gottes, unſerem Herrn und Heilande Jeſu Chriſto bekannt hat. Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen — und der, will's Gott, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbende Segen des Kaiſerlichen Paares, Unſerer teuren Großeltern, faßt ſich in das Bekenntnis zuſammen: Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe auch in Ewigkeit. Amen.

Gegeben zu Berlin-Charlottenburg, am Palmſonntage, den 22. März 1891.

gez. Wilhelm,
Deutſcher Kaiſer und König von Preußen.
gez. Auguſte Victoria,
Deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen."

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus.

Neuer revidierter Abdruck 1890

ANDREE'S
GROSSER HAND-ATLAS
in hundertzwanzig Kartenseiten.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Zweiter revidierter Abdruck 1890.
24 Mark, elegant in Leder gebunden Mark 28.

Bewährtes Kartenwerk von unerreichter Wohlfeilheit, dessen Besitz im gegenwärtigen Augenblick, wo die kolonialen Zeit- und Streitfragen das lebhafteste praktische Interesse aller Kreise für die Geographie rege halten, für jedes gebildete Haus ein unabweisbares Bedürfnis ist.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wohlfeile, elegante Sammlung guter Romane für die Familie.

Daheim-Bibliothek.

I. Band: **Fremdes Blut.**
Roman von **Doris Freiin v. Spättgen.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

II. Band: **Um jeden Preis.**
Novelle von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

III. Band: **Der Geiger von Thun.**
Roman von **A. v. Freydorf.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

IV. Band 1. und 2. Teil: **Gepa.**
Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

V. Band: **Der Sternburger Kreis.**
Roman von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VI. Band: **Auf der Dobenau.**
Roman von **E. v. Wellnitz.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

VII. Band: **Pfadfinder.**
Zwei Erzählungen von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band: **Er lebt!**
Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

IX. Band: **Die zweite Mutter.**
Von **Henry Gréville.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

X. Band: **Das Fritzche.**
Erzählung von **Gräfin M. Keyſerling.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

XI. Band: **Ein tapferes Herz.**
Roman von **Jacques Vincent.**
Ein Bd. elegant gebunden Pr. 1 ℳ 50 ₰.

Die „Daheimbibliothek" bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** oder die Verlagsbuchhandlung:
Velhagen & Klaſing in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Für die herannahende Zeit des Tummelns der Jugend im Freien:

Des deutſchen Knaben
Turn-, Spiel- und Sportbuch.
Von
E. Barth und **L. Schützer**
Schuldirektor. Turnlehrer.

Praktiſche Anleitung zu nützlichen Körperübungen außerhalb der Schule: Turnen, Exerzieren, Fechten, Schießen, Bewegungsſpielen, Baden, Schwimmen und Springen, Rudern und Segeln, Schlittſchuhlaufen und Eisſegeln, Radfahren.

Der männlichen Jugend zur Luſt und Freude, zur Pflege und Ausbildung des Körpers.

Ein praktiſches Buch mit zahlreichen Abbildungen.

Elegant gebunden Preis 6 M.

Es iſt ein von höchſter Stelle gefördertes Beſtreben der heutigen Pädagogik, die Widerſtandsfähigkeit der Jugend durch vermehrte Ausbildung des Körpers zu erhöhen. — Das **Turn-, Spiel- und Sportbuch** wendet ſich in dieſem Sinne aus der Praxis heraus ſo friſch und flott an unſre Jungen, daß es allenthalben anregen und nicht nur Nutzen, ſondern auch helle Freude ſtiften wird.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Erzählungen von Maria Krummacher:

Neu 1891:

Unſer Großvater.
Ein Lebensbild in Briefen.
Eleg. geb. Preis 6 ℳ.

Die Verfaſſerin von „Unſere Mutter" (6. Aufl. 1889) bringt hier als Seitenſtück das Lebensbild des Großvaters, des Parabeldichters Friedrich Adolf Krummacher, Vaters von Fritz Krummacher, dem Eliasprediger. Es iſt wieder ein Familien- und Zeitbild, aus der Wende des 18./19. Jahrhunderts, wie es ſich im Leben einer kernhaften Weſtfalennatur abſpiegelt, in der ſich Tiefe des Gemüts mit erfriſchendem Humor ſo erquicklich verbinden. Erſt Konrektor in Hamm, dann Rektor in Moers, Profeſſor an der Univerſität Duisburg, Pfarrer in Kettwig, Generalſuperintendent in Bernburg, zuletzt Paſtor in Bremen: das ſind die Stationen dieſes reichen Lebens. Das Buch wird raſch als gehaltvolle Familienlektüre beliebt werden, etwa wie Kügelgens Erinnerungen eines alten Mannes.

Unſere Mutter.
Ein Lebensbild von M. K. Sechſte Auflage.
Elegant gebunden Preis 4 ℳ.

Ein Familienbild wie es anmutiger und feſſelnder nicht leicht gefunden werden kann.

Haman von Holzhauſen.
Eine Frankfurter Patriziergeſchichte von M. K.
Fünfte Auflage.
Elegant gebunden Preis 6 ℳ.

Im Rahmen einer anſprechenden, ſpannenden Familiengeſchichte ein Roman aus der großen Zeit der Lutheriſchen Reformation.

Himmelsſchlüſſelchen.
Eine Jugendgeſchichte von M(aria) K(rummacher).
Vierte Auflage.
Elegant gebunden Preis 5 ℳ. 50 ₰.

Eine erquickende echt poetiſche Erzählung, über welche der Zauber des edelſten Idealismus gebreitet iſt.

Zu den Bergen.
Erzählung von M. K. Dritte Auflage.
Elegant gebunden 4 ℳ 50 ₰

Aus dieſem Buche weht eine reine, friſche Luft, die der Leſer mit vielem Vergnügen und wahrhaftem Genuß einatmen wird.

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim 1891. Nr. 27. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Guter Wille
Wirkt und ſchafft
In der Stille
Zwiefach mehr als Kunſt und Kraft.

Sprüche für Schmuckkäſtchen.

I.

Hegt auch nur einen falſchen Stein
Des edlen Schmucks Geflecht,
So iſt trotz allem Glanz und Schein
Das Ganze nicht mehr echt!

II.

Es ſei dein Herz ein Perlenſchrein,
Thu' allen deinen Schmuck hinein!
Des Glaubens Gold, der Lieb' Demant,
Der Hoffnung grün Smaragdenband.

Kinder und Blumen.

Wenn das Wachſen der Pflanzen das Erſchließen der Blumenknoſpen für den Erwachſenen ſchon ein liebliches Wunder iſt, um wieviel mehr für das unbefangene Kinderauge. Wie ſtaunen die Kleinen, wenn nach des Winters Eis die Beete im Garten und in den öffentlichen Anlagen wieder von der bunten Pracht der Frühlingsblumen aufleuchten. Doch da heißt es, hübſch auf den Kieswegen bleiben, nichts angerührt, die Herrlichkeit von fern geſehen! Alles Fertige, deſſen Entſtehen dem Kinde fremd bleibt, kann ſein Intereſſe nur auf kurze Zeit feſſeln. Es iſt nicht die rechte Luſt des Kindes an der Blumenwelt, nicht der rechte Gewinn, den es ſo aus dem Verkehr mit der Natur ſchöpfen kann, nicht die Wechſelwirkung zwiſchen Kindern und Blumen. Das größte Glück der kleinen Mädchen und Knaben iſt ein eigenes Gärtchen, ein Beetchen, ein noch ſo kleines, ſonniges Fleckchen Gartenland, dem Kinde zur Bearbeitung, zur Blumenpflege übergeben. Man muß ſie ſehen, wie ſie geſchäftig-glücklich mit den zierlichen, um wohlfeilen Preis käuflichen Gartengerätſchaften hantieren, wie ſie hacken, graben, ſäen und dem Wachſen und Erblühen der ſelbſtgezogenen Blümchen mit ſeliger Erwartung lauſchen. Faſt jedes Kind hat Sinn für Blumenpflege, wenn es nur ein wenig und richtige für ſein Verſtändnis paſſende Anleitung dazu erhält. Denn natürlich muß man die Kleinen anleiten, wie ſie ihre Beetchen bearbeiten und einrichten ſollen; man muß ihnen Stecklinge und Samen ſolcher Pflanzen geben, deren Kultur nicht viel Mühe erfordert, und die dankbar durch reichliches und langes Blühen die Pflege der kleinen Hände lohnen. So im Frühling Primeln, Tauſendſchön, Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, für den Sommer läßt man Kapuzinerkreſſe, Mohn, ſpaniſche Wicke, Studentenblumen u. a. ſäen, Erdbeeren pflanzen; Aſtern, Levkoyen für den Herbſt. Und man wird ſehen, wie ſie ſich über die erſte erſchloſſene Blume, die erſte rote Beere freuen; wie ſie ſich artig, fleißig beſchäftigen, wie ſie Belehrung, Anregung aller Art aus der Gartenarbeit ſchöpfen. Da gibt es immer etwas zu thun, Unkraut zu jäten, zu gießen, die Pflanzen an Stäbe aufzubinden, im Herbſt den Samen zu ſammeln, mit dem fröhlichen Ausblick auf den kommenden Frühling. Auf dem Lande hat man es freilich gar leicht, ſeinen Kindern ſolch ein eigenes Gärtchen zu bieten, aber auch in den Städten iſt es zu ermöglichen. Die Bauordnung der Neuzeit ſorgt ja ſehr für Grün und Luft im Häuſermeer der Großſtädte. Faſt zu jedem Haus, beſonders in den Vorſtädten, gehört ein Garten, der in kleinen Abteilungen an die Mietbewohner verteilt iſt. Auch ſind oft vor den Städten gelegene, größere Stücke Gartenland parzellenweiſe zu vermieten. Kurz, wie das engliſche Sprichwort ſagt: „Where's a will, there's a way“, auf den beſonderen Fall angewendet: „Wo der gute Wille (der liebenden Mutter) da iſt, findet ſich auch ein Weg, den Kindern ein Gärtchen, und ſomit Gelegenheit zu verſchaffen, die ſchöne, geſunde, nützliche Beſchäftigung der Blumenpflege zu üben, das liebliche Wunder des Blumenlebens mit eigenen Augen vom Samenkorn bis zur vollerſchloſſenen Blüte zu belauſchen.

P. S.

Nochmals: Lebende Bilder.

Fr. 78. Die Darſtellung von lebenden Bildern (Tableaux vivants) alſo die durch lebende Perſonen ausgeführte Wiedergabe der Meiſterwerke unſerer Maler, Bildner und Dichter iſt eine ebenſo poeſiereiche, wie belehrende Unterhaltung im häuslichen Kreiſe. Von großem Vorteil iſt es ſelbſtverſtändlich, wenn man in der Lage iſt, ſich bei dem Arrangieren ſolcher Darſtellungen der Mithilfe eines Malers oder Bühnenkünſtlers bedienen zu können. Jedoch iſt es auch ohne dieſen ſchätzenswerten Beiſtand nicht ſo ſehr ſchwierig, Anerkennenswertes zu leiſten, wenn man der Sache nur die nötige Ausdauer, Luſt und Liebe entgegenbringt. Natürlich bedarf es einiger Phantaſie, ſowie einer genauen Kenntnis der klaſſiſchen Werke unſerer Dichter und Künſtler, um auch mit geringen Hilfsmitteln etwas gutes und wirkſames hervorzubringen. Was erſtens die Wahl der darzuſtellenden Bilder angeht, ſo beſitzen wir in der bekannten Kaulbachgalerie ſchon einen vorzüglichen Führer. Kaulbachs Werther und Lotte, ferner Gretchen am Spinnrade, Romeo und Julia, Judith, Dornröschen, Aſchenbrödel, Hektor und Andromache u. ſ. w. u. ſ. w. geben entzückende Vorlagen. Zur Darſtellung dieſer Gruppen iſt natürlich ein Saal oder wo dieſer nicht vorhanden, das größte Zimmer im Hauſe zu verwenden, das durch einen Vorhang aus recht dichtem Stoff, der das Licht nicht durchſchimmern läßt, in zwei Hälften geteilt wird, die größere für die zuſchauenden Gäſte, die kleinere für die Bühne. Die Tableaus müſſen, wenn ſie ſich wirkſam erweiſen ſollen, ſtets auf einem mindeſtens $^3/_4$ m über den Fußboden ſich erhebenden Podium geſtellt werden, ebenſo ſoll der Vorhang nicht zum Aufziehen, ſondern mittelſt Schnur und Ringen zum Auseinanderziehen hergeſtellt werden. Das Podium bezieht man des hübſcheren Ausſehens halber am beſten mit einem dunkelroten Stoff. Den Hintergrund der improviſierten Bühne ſowie die ſeitlich angebrachten Kouliſſen bekleidet man mit einem lichten, weißen Stoff, von dem ſich die Farben der Gruppen am ſchönſten abheben. Der Hauptfaktor bei der Darſtellung lebender Bilder iſt die Beleuchtung. Man muß alſo den Teil des Raumes, welcher für die Zuſchauer beſtimmt iſt, ſtets vollkommen dunkel laſſen, während das Licht auf der Bühne ſtets ſo angebracht werden muß, daß es ſich feſt auf das Tableau richtet. Dieſe richtige unbewegliche Beleuchtung des Hauptpunktes iſt vor allem genau zu beobachten. Zur Verſtärkung des Lichtes bedient man ſich mit Vorteil metallener Cylinder (Reflektoren). — Um den Eindruck des Ganzen zu erhöhen und die Pauſen zwiſchen den einzelnen Gruppen auszufüllen, iſt es notwendig, ſeitlich von der Bühne ein Klavier oder noch beſſer ein Harmonium aufzuſtellen. Natürlich muß der betreffende Spieler ſtets ſolche Muſikſtücke wählen, welche die verſchiedenen Stimmungen der Tableaus melodramatiſch wiedergeben, reſp. ſie vorbereiten. Eine vortreffliche Anleitung zur Darſtellung lebender Bilder iſt Wallners: Sujets zu lebenden Bildern (Erfurt 1882). — Als Erfinderin der lebenden Bilder gilt die Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orleans, Frau von Genlis (1746—1830), die mit Hilfe berühmter Maler, zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Zöglinge Darſtellungen aus der Bibliſchen Geſchichte arrangierte.

H. Oehmke.

Putzmacherei.

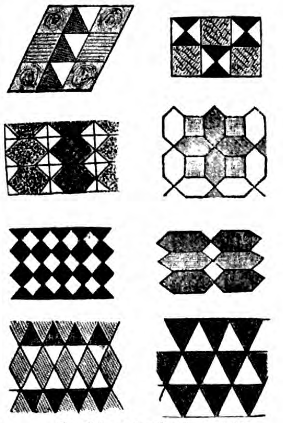
Neue Häubchen. Das Morgenhäubchen, welches ſich in ſeiner Form ſtets an die Geſtalt der Hüte anzuſchließen pflegt, iſt in dieſem Jahr wie die Kapotthüte von möglichſter Kleinheit und zeigt die ſchlichteſten Linien. Lang, flach und ſchmal erhebt es ſich nur über der Stirn ein wenig und emanzipiert ſich oft von ſeinem eigenſten Gebiet: den duftigen klaren Stoffen und dem Gefältel von Tüll und Spitzen. Ein glatter, höchſtens in Längs- oder Querfalten gelegter Seidenboden, eine Paſſe, welche an den Seiten nach unten zu ſich ſtetig verſchmälert und ſchließlich ganz unter dem Seidenſtoff des Fonds verſchwindet — als einzige Garnitur um das mit Band bezogene Bündchen eine glatt umgelegte Spitze — die Zacken nach oben — und vorn einige hochſtrebende Bandſchlingen mit Knoten — das iſt alles. Wem dieſe einfachen Dingerchen nicht genügen, der kann ſie auf das eleganteſte in Häkelarbeit herſtellen oder in irgend einer andern Technik; z. B in venetianiſcher Stickerei auf grauer oder gelblicher geſteifter Seide — die Kontouren der Zeichnung mit feinem Goldſchnur umrandet, das in weitläufigem Languetirſtich in den bunteſten Seitenfaden feſtgenäht wird — oder mit ſogenannter Präſidentenlitze oder Präſidentenſchnur, welche man einem Papiermuſter aufheftet und mit allen möglichen Stichen verbindet. Hierzu darf ſelbſtredend nur die allerfeinſte Seidenſchnur verwendet werden, womöglich im Rokokogeſchmack mit den verſchiedenſten matten Farben, reich mit Goldfaden zuſammengeſtellt. Iſt der Häkelfaden von Seide, ſo muß er über Schnur gearbeitet werden, iſt er von Garn, ſo ſteift und plättet man ihn auf der Rückſeite und gibt ſeidenes Futter. Man wählt zu jeder der drei Techniken ein ausdrucksvolles Muſter; etwa einen Schmetterling, ein großes gegliedertes Blatt, ein oder zwei Palmetten, die ſich zuſammenneigen, Sterne und dergl. Bei derartig kunſtvoll hergeſtellten Häubchen wird die Bekleidung oder Garnitur der Paſſe in gleicher Weiſe wie der Boden hergeſtellt und keine Spitze und Band oder letzteres höchſt ſparſam dazu verwendet.

P. P.

Handarbeit.

Frage 98. An ratloſe Unpraktiſche. Aus kleinen Seidenproben laſſen ſich Decken, Kiſſen, Schlummerrollen oder Schlummerpuffs, Fenſtervorſetzer u. ſ. w. in Seidenmoſaik ausführen. Man ſchneidet Kartonblättchen in Dreieck-, Viereck- oder Sechseckform, legt je ein ſolches auf dem Seidenflickchen und faltet den überſtehenden Stoff über die Kartonform, wobei man die Stoffränder mit einigen loſen Heftſtichen kreuzweis auf der linken Seite bindet. Hat man eine Anzahl dieſer überſpannten Kartonformen fertig, ſo näht man dieſelben an den ſcharfen Kanten mit dichten, feinen überwendlichen Stichen aneinander, dann ſchneidet man die Heftſtiche durch, löſt die Blättchen oder Formen aus und ſchneidet die überſtehenden Stoffteile $^1/_2$ m von der überwendlichen Naht ab. Bei harmoniſcher Verteilung der Formen und Farben laſſen ſich ſehr hübſche Moſaikmuſter erzielen. Soll die Arbeit zu einem Fenſtervorſetzer verwandt werden, der bei Sonnenſchein wie Glasmoſaik wirkt, ſo wird das zuſammengeſetzte Flickchenſtück nach kräftigem Ausplätten mit Mull gefüttert, um die durchſcheinende Wirkung wenigſtmöglich zu ſchwächen. Für leicht wattierte Decken, Kiſſen u. ſ. w. iſt kein beſonderes Füttern nötig. Die Arbeit iſt wohl etwas mühſam, lohnt aber ſehr. Ich laſſe hier einige Muſter und Formen folgen.

Frau Lucie.



(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Gehäkelter Tabaksbeutel für türk. Tabak. Ein ſtets willkommenes Geſchenk für Herren, beſonders für Studenten, in den Farben ihrer Verbindung ausgeführt, iſt ein Tabaksbeutel. Zu dieſer Arbeit ſchlägt man mit Cord-Seide 345 Maſchen auf, vereinigt dieſelben zum Ring und fährt alſo fort: 6 feſte Maſchen, in die 7. Maſche dreimal ſtechen (3 feſte Maſchen) 6 feſte, 2 übergehen, 6 feſte, in die 7. 3 Maſchen, 6 feſte, 2 übergehen u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe wird der ganze Beutel gearbeitet, es entſtehen dadurch Zacken, die ſich nah zuſammen oder weiter auseinander falten laſſen. Iſt man an keine beſtimmten Farben gebunden, ſo ſieht oliv und rot, mit altgold und ſchwarz umrandet, recht hübſch aus. Dieſe Zuſammenſtellung würde folgendermaßen ausgeführt: 8 Reihen oliv, 1 gold, 1 ſchwarz, 1 gold; 8 Reihen rot, 1 gold, 1 ſchwarz, 1 gold, 8 Reihen oliv und ſo immer fort, es entſtehen dadurch ſog. Felder, die immer dieſelbe Einfaſſung erhalten. Auf dieſe Weiſe wird fortgehäkelt, bis der Beutel die gewünſchte Länge hat, im letzten Feld, das man zu häkeln gedenkt, werden in jeder Reihe und in jeder Zacke 1—2 Maſchen abgenommen, ſodaß ſich die Maſchenzahl verringert und der Beutel ſodann mit einem etwa Thaler großen Bödchen abſchließen kann. In deſſen Mitte wird eine Quaſte in den Farben des Beutels angenäht. An die 345 Anſchlagmaſchen wird zum Zug folgende Reihe gearbeitet: in die Tiefe jeder Zacke 3 Stäbchen, durch 2 Luftmaſchen getrennt in eine Maſche, 3 Maſchen übergehen, wieder 3 Stäbchen durch 2 Luftmaſchen getrennt in eine Maſche, auf die Spitze der Zacke ebenfalls 3 Stäbchen durch je 2 Luftmaſchen getrennt und ſo weiter. Ein ſeidenes Schnürchen dient als Zug, darf aber nur durch die Tiefe jeder Zacke gezogen werden, da ſich ſonſt der Beutel nicht zackenförmig zuſammenziehen läßt. Ein weiches Lederfutter vervollſtändigt den eleganten und dauerhaften Tabaksbeutel. **A. K.**

Drei weitere Anleitungen zu ſchönen ſchwarzen Schürzen.

1. Aus ſchwarzem Kaſchmir wird ein Schurz beliebiger Größe gefertigt und mit einer Seidenſchnur um die Taille verſehen. Dann näht man auf Stramin ein handbreites Muſter von Schmelzperlen unten herüber, (das Ausziehen der Straminfäden verurſacht wenig Mühe) und häkelt um das Ganze eine leichte Spitze. 2. Auf den Schurz, der am Bund leicht gereiht iſt, wird rechts und links ein ungefähr 15 cm breiter mit Gaze gefütterter Streifen ſo lang wie der Schurz geſetzt und dieſe in Arabeskenmuſter mit Schmelz benäht, unten herüber kommen zwei Reihen Spitzen, die an den Streifen endigen. 3. Der Stoff wird oben in Zwiſchenräumen von 15 cm, ungefähr 10 cm feſt gezogen, ſodaß 5 Streifen glatt bleiben. Auf dieſe Streifen läßt man nun Verzierungen zeichnen und ſtickt ſie ebenfalls mit Perlen. Die beiden äußerſten 10 cm lang, die zwei inneren 15 cm und den mittleren 20 cm; unten herüber wieder eine gehäkelte Spitze.

Anne-Marie Eliſabeth.

Wohnung.

Ein hübſcher Wohnungszierrat, den ſich jede Dilettantin im Malen, ohne viel Übung oder Talent zu beſitzen, ſelbſt verfertigen kann, iſt ein fingiertes Ölbildchen auf einer Staffelei. Man nimmt irgend ein beliebiges, hübſches Genrebildchen aus einem Journal, Weihnachtskatalog oder dergleichen (am hübſcheſten machen ſich Defregger, Beyſchlag (Pſyche) Kaulbach (Lilli, Gretchen) ꝛc.), ſchneidet den weißen Rand völlig grad ab, läßt ſich vom Tiſchler in paſſender Größe ein Brettchen aus Lindenholz ſchneiden und dunkelbraun beizen. Darauf klebt man das Bildchen mit Gummi arabicum feſt und beſtreicht die Oberfläche desſelben mit einer dünnen Auflöſung von weißer Gelatine, um es fürs Ölmalen zu präparieren. Nachdem es vollſtändig trocken iſt, kann man die Arbeit beginnen, mit Licht und Schatten ſich genau nach der Vorlage richtend und die Farben nach eigenem Geſchmacke wählend. Das Bild ſieht für den Laien aus, wie das mühſamſte Kunſtwerk, und niemand denkt, daß dasſelbe mit ſo wenig Mühe hergeſtellt worden iſt. Wenn das Bild trocken iſt, beſtreicht man es wie gewöhnlich mit franzöſiſchem Lack (Soehnée frères). Daß Photographien übermalt werden, iſt ja bekannt, doch wenn man denſelben Effekt billiger haben kann, wer griffe da zu dem koſtſpieligeren Mittel?

Beſtickte Rohrſtühle. Wer viel arbeitet und ſtundenlang auf einem Rohrſtuhl ſitzt, verdirbt ſich die Kleider, weil das Rohr dieſelben durchſcheuert. Ein Kiſſen mögen manche nicht benutzen, und ſo iſt ein beſtickter Rohrſtuhl die einfachſte Abhilfe für den obenerwähnten Übelſtand. Rohrſtühle mit geflochtener Lehne eignen ſich zu Stickerei am beſten. Man braucht ganz ſtarke Wolle (vielleicht Smyrna-Wolle) in modernen Farben und benutzt je vier Löcher des Geflechts zu einem Kreuzſtich für die Stickerei, zu der nur ganz einfache aber ſtilvolle Muſter verwendet werden können. Das Geflecht darf nirgend zum Vorſchein kommen, ſondern muß überall von der Wolle bedeckt ſein. Ebenſo verfährt man mit der Lehne, die aber auf der Rückſeite ein Futter erhalten muß, welches mit einer Möbelſchnur angenagelt wird.

Erna v. B., Liegnitz.

Für die Küche.

Es ſei mir erlaubt, ein Wort zu Gunſten der Topinambours — auch Erdbirnen oder Jeruſalemartiſchocken genannt — zu reden, die, zu einer Zeit, wo, auf dem Lande wenigſtens, die feineren Gemüſe zu Ende gehen, einen angenehmen Erſatz im Mittagsmenu bilden und ſo wie nachſtehend zubereitet, ähnlich wie echte Artiſchocken ſchmecken ſollen. Vielleicht dürfte nicht allen Leſerinnen die ſchmackhafteſte Zubereitung derſelben bekannt ſein. Man nehme etwa $\frac{1}{2}$ Dutzend dieſer Artiſchocken, ſchäle ſie, gebe ihnen die Form von Birnen, aber mit flachem Boden, waſche ſie ſehr rein, und koche ſie in $\frac{1}{2}$ Lit. Waſſer mit 30 Gr. Salz, 30 Gr. Butter und einigen Zwiebelſcheiben langſam weich. Beim Anrichten werden ſie dicht eine an die andere geſtellt und mit einer Butterſauce übergoſſen, und man ſteckt gern zwiſchen jede Artiſchocke ein abgekochtes recht grünes Köpfchen Roſenkohl oder eine Kohlſproſſe. Butterſauce: man vermiſche 60 Gr. Butter mit 1 Eßlöffel Mehl zu einem weichen Teig, thue es mit $\frac{3}{8}$ Lit. Waſſer, 1 Theelöffel Salz, 1 Priſe Pfeffer und etwas Muskatnuß in eine Kaſſerolle und rühre es auf dem Feuer fortwährend um bis es kochen will, wonach man es abſetzt, 1 Theelöffel Weineſſig und noch 30 Gr. gebröckelte Butter daran thut und gut umrührt, bis die Butter geſchmolzen iſt. Die Sauce darf erſt unmittelbar vor dem Gebrauch auf das Feuer kommen und weder kochen noch ſtehen, noch aufgewärmt werden. Die Topinambours ſollen ein in England und Frankreich beliebtes Gemüſe ſein und zeichnen ſich auch noch dadurch aus, daß ſie im Winter in der Erde nicht erfrieren; da ihre Kultur eine leichte, ihr Ertrag ein reicher iſt, verdienten ſie auch bei uns mehr als Gemüſe gewürdigt zu werden, wo meiſtenteils ihre Verwertung nur als Schaffutter bekannt iſt und die Knollen als menſchliche Nahrung verachtet werden.

Vielleicht erwirbt ſich das neue kartoffelartige japaniſche Gemüſe Stachys, das in den Berliner Markthallen ſchon verkauft wird, mit der Zeit auch die Gunſt der Hausfrauen. Sollten einige von ihnen ſchon günſtige Erfahrungen damit gemacht haben, ſo wäre es intereſſant, wenn ſie dieſelben im „Frauen-Daheim“ zum Beſten Vieler niederlegten.

L.

Auskunft.

Fr. 5. An junge Hausfrau. „Faullenzer“ liefert Klinghammers Holzbildhauerei in Waltershauſen, Thüringen (Katalog gratis).

Fr. 6. Empfehle der jungen Gutsfrau „Schäfer, Lehrbuch der Milchwirtſchaft“. Gebe auch gern brieflich nähere Auskunft. **Clara Gremſe, Halle a/S.,** Wilhelmſtr. 2.

Fr. 29. Erica aus der Mark. Auskunft geben über ein Unterrichts-Vermittelungsbureau in den Vereinigten Staaten könnte ich, ſollte der Dame noch jetzt damit gedient ſein. **Dr. J. Dewitz, Berlin N,** Jennſtr. 52.

Frage 99. J. S. Für Ihre Zwecke würde ſich ein ſogenannter Wandofen empfehlen. Derſelbe wird in die Zwiſchenwand der beiden zu erwärmenden Zimmer geſetzt, ſo daß die Kochröhre und darüberliegende Wärmröhre nach dem einen, die glatte Seite nach dem anderen Raume zu liegt. Der Ofen wird von der Kochſeite her geheizt. Sie erhalten ſolche Öfen in jeder größeren Ofenhandlung und ich empfehle Ihnen dieſe Art aus eigner Erfahrung. **Frau Lucie.**

Fr. 100. Das Zerſchneiden der Korke iſt nicht mühſam, wenn dieſelben vorher in oder auf einem Ofen recht trocken gemacht werden. — Das Haar wird wellig, wenn dasſelbe über Nacht feſt um einige Haarnadeln geſchlungen wird; es iſt, bei einiger Geſchicklichkeit, ſehr leicht zu befeſtigen, ohne unbequem zu ſein. **A.**

Fr. 102. Geſammelte alte Glaçeehandſchuhe, Korke, Staniol, Cigarrenbänder bitte ich an die Reichsoberfechtſchule in Magdeburg, Bismarckſtr. 33 oder an den für dieſen Verein in Berlin thätigen Unterzeichneten ſchicken zu wollen. **Kohſe,** Kgl. General-Staatskaſſen-Buchhalter, **Berlin SW,** Großbeerenſtr. 45.

Fr. 102. G. Schenks Contor in Duisburg ſammelt und verwertet „Staniol“ für den Guſtav-Adolf-Verein. **W.**

Folgendes komiſche Gedicht, welches ſeiner Zeit die Frauendorfer Blätter für Gartenkunde brachten, möge als Antwort auf die Frage 97 — ob die Pflanze „Ricinus“ ein wirkſames Mittel zur Vertreibung der läſtigen Fliegen ſei — dienen:

Der famoſe Ricinus.

Wenn die Fliegen dich genieren, mußt du deine Wohnung zieren,
Dieſen Geiſtern zum Verdruß, mit der Pflanze Ricinus!

Alſo ſtund's zu leſen neulich in der Zeitung, deshalb eilig
Wandt' zum Gärtner ich den Fuß, wegen eines Ricinus.

Hab auch glücklich nach zwei Stunden einen Krauter aufgefunden,
Der, zugleich Botanicus, kultivierte Ricinus.

Eifrig pries er ſeine Ware als höchſt ſelt'ne Exemplare,
Mangel ſei an Überfluß von ſo ſchönem Ricinus.

Solle d'rum nicht lange handeln und des Geizes Bahn nicht wandeln,
Feſter Preis ſei Hochgenuß, von ſo ſchönem Ricinus.

Und ſo kauft ich, kurz entſchloſſen, weil mich dieſer Wink verdroſſen,
Unbekümmert um das Plus, g'rad den teu'rſten Ricinus.

Seine Wirkung zu probieren und viel Zeit nicht zu verlieren,
Eilt ich d'rauf per Omnibus, heim mit meinem Ricinus.

Ha! wie wollt' ich nun die Fliegen ſchnell aus meiner Wohnung kriegen,
Denn entweichen müſſen ſie vor dem Dufte Ricini.

Raſch die Fenſter aufgeriſſen, daß die Fliegen Rat ſich wiſſen,
Wenn bald alles flüchten muß, vor dem ſchlimmen Ricinus.

Mich ein wenig zu erfriſchen, ging ich fröhlich aus inzwiſchen;
War ja alles jetzt im Schuß, mit bewußtem Ricinus.

Bei der Rückkehr — welch' Vergnügen! fand ich ſicher frei von Fliegen
Mein geliebtes Tusculum, durch beſagten Ricinum.

Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein Fliegenbund zu flechten;
Das erfuhr ich leider, o! heut noch mit dem Ricino.

Bei der Heimkehr, welch' Geſumme, welch' entſetzliches Gebrumme!
Welch' ein Leben, ſum, ſum, ſum, um den Ricinus herum!

Fünfmalhunderttauſend Fliegen, die denſelben frech beſtiegen,
Senkten gierig ihre Rüſſel in den Saft der Ricinüſſel!

Eine halbe Viertelſtunde ſtand ich da mit offnem Munde;
Juſt wie ein Mirakulum, ſtarrt ich an den Ricinum.

Endlich hat es mir gedämmert, daß ich gräulich war belämmert,
Und gelangte zu dem Schluß: Hocus pocus — Ricinus.

Junge glückliche Braut.

Fragen.

116) Wer kann mir Anweiſung im Neubügeln (Glanzbügeln oder Glanzplätten) von Stärkewäſche erteilen? **Abonnentin in B.**

117) Könnte mir eine der lieben Leſerinnen vielleicht mitteilen, wie man am beſten, einfachſten und zugleich am billigſten rohe Dielen und Küchentiſche ſelbſt dauerhaft ſtreicht? Hat jemand ſchon probiert, die Dielen einfach mit heißem Leinöl, unter welches etwas Farbe gemengt wurde, zu beſtreichen?

118) Bitte mir eine Beſchreibung der ſelbſt anzufertigenden weißen Mützchen für ein 2-jähriges Mädchen im „Frauen-Daheim“ zu geben, die aus Wolle gehäkelt oder geſtrickt werden. **Eine junge Hausfrau.**

119) Wo bekomme ich aus erſter Hand Materialien für Filigranarbeiten zu kaufen? **Frau D. L.**

120) In welcher deutſchen oder ausländiſchen Stadt würde man durch Gründung einer Kunſt- und Frauenarbeitsſchule Ausſicht auf Erfolg haben? **Eine Abonnentin in S.**

121) Ich halte ſeit kurzem die „Modenwelt“ und möchte die einzelnen Blätter in einer Mappe, die ich neben den Nähtiſch hängen wollte, aufbewahren. Könnte eine der lieb. Leſerinnen mir eine hübſche, einfache Mappe, Handarbeit ohne Malerei, beſchreiben? Sehr dankbar wäre **eine Stuttgarterin.**

122) Könnte eine der geehrten Daheimleſerinnen mir vielleicht einen Rat erteilen, wie man vom Froſt gelittenen Kartoffeln den ſüßen Geſchmack entzieht und ſie wieder genießbar macht? Durch den harten Winter iſt mir ein großer Vorrat leicht erfroren, den ich nicht gern wegwerfen möchte! Für gütige Auskunft beſten Dank! **Eine langjähr. Abonnentin in Moskau.**

123) Wie muß der getrocknete und geſalzene Stockfiſch, der in Südamerika in den Handel kommt, behandelt werden, um ihn zu wäſſern und überhaupt ſchmackhafter zu machen? — Kann man ſich ſelbſt Kokosnußbutter bereiten und auf welche Art? — Wie kann man bei einem mit Ziegelſteinen gepflaſterten Boden das viele Stauben vermeiden, reſp. mit welcher Subſtanz müßten die Ziegelſteine überzogen werden? Oder müſſen die Steine gleich beim Brennen behandelt werden und auf welche Art werden ſie glaſiert? Für etwaige Beantwortung obenſtehender Fragen im voraus beſten Dank. **Eine Deutſche in Südamerika.**

124) Würde jemand ſo freundlich ſein, mir den Verfaſſer und die Verſe des Gedichtes zu nennen:

„Mutterliebe, heil'ge Macht,
An deiner Bruſt bin ich erwacht.“

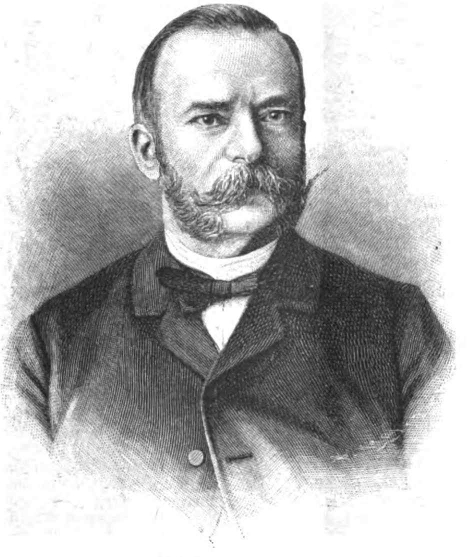
Frau O. H. in P.

125) Kann mir jemand eine Diakoniſſenanſtalt nennen, in der eine junge Dame Ausbildung in allen Fächern weiblicher Diakonie erhalten könnte, ohne ſich jedoch dauernd an die Anſtalt binden zu müſſen? **S. H.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

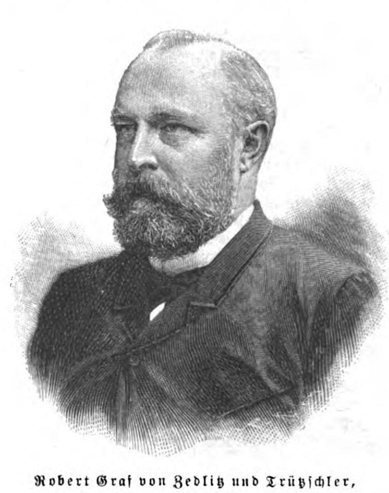
Daheim
XXVII. Nr. 28. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
11. April 1891.
Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Wechſel im preußiſchen Kultusminiſterium.



Guſtav von Goßler,
der bisherige preußiſche Kultusminiſter.

Faſt zehn Jahre hindurch hat Guſtav von Goßler das Amt des preußiſchen Kultusminiſters bekleidet; ſeine Ernennung erfolgte am 18. Juli 1881. Sein Rücktritt iſt niemandem überraſchend gekommen, trotzdem dem Miniſter noch vor wenigen Monaten von höchſter Stelle das Zeugnis ausgeſtellt war, daß er einer der genialſten Kultusminiſter ſei, die Preußen gehabt hat. Herr von Goßler hat ſeine Karriere außerordentlich ſchnell gemacht; er iſt heute noch, trotzdem er eine zehnjährige Miniſterzeit hinter ſich hat, ein Mann in den beſten Jahren. Am 13. April 1838 in Naumburg a. S. als Sohn des verſtorbenen Kanzlers im Königreich Preußen und Chefpräſidenten des Oſtpreußiſchen Tribunals geboren, beſuchte er das Gymnaſium in Potsdam und Königsberg und ſtudierte auf den Univerſitäten Berlin, Heidelberg und Königsberg. 1864 trat Herr von Goßler als Gerichtsaſſeſſor bei dem Kreisgericht zu Inſterburg ein, arbeitete zeitweilig bei der Staatsanwaltſchaft und wurde 1865 Landrat in Darkehmen. Seit 1874 Hilfsarbeiter im Miniſterium des Innern und kurze Zeit Rat am Oberverwaltungsgericht, wurde er 1879 auf Veranlaſſung des Miniſters von Puttkamer als Unterſtaatsſekretär in das Kultusminiſterium berufen. In dieſer Eigenſchaft trat Herr von Goßler namentlich bei dem Kampfe um die Elbinger Simultanſchule ſehr entſchieden für den konfeſſionellen Charakter der Volksſchule ein. 1878 hatte der Wahlkreis Goldap-Stallupönen Herrn von Goßler als ſeinen Abgeordneten in den Reichstag entſandt, wo er ſich der deutſch-konſervativen Partei anſchloß. Der hervorragenden Bedeutung, welche derſelbe ſich ſehr ſchnell als Abgeordneter zu erringen wußte, entſprach es, daß die konſervativ-klerikale Majorität Herrn von Goßler am 17. Februar 1881 zum Präſidenten des Reichstages wählte. Seine bald darauf erfolgte Ernennung zum Kultusminiſter nötigte ihn dann, das Präſidium niederzulegen. Während ſeiner miniſteriellen Amtszeit hat keine der politiſchen Parteien Herrn von Goßler eine ſo entſchiedene Gegnerſchaft gezeigt wie das Zentrum; während die übrigen Parteien, welche den kirchlichen Standpunkt des Miniſters nicht teilten, durch den Eifer verſöhnt wurden, welchen derſelbe allen künſtleriſchen und Schulfragen entgegenbrachte, hat das Zentrum niemals aufgehört, einen Gegner in dem Miniſter zu ſehen und an ſeinem Sturze zu arbeiten. Trotzdem darf man wohl annehmen, daß die Urſache für Herrn von Goßlers Rücktritt mehr in der Schulfrage und in der ſozialen Frage als in ſeiner Haltung dem Zentrum gegenüber zu ſuchen iſt. Die Beamtenlaufbahn ſeines Nachfolgers im Kultusminiſterium, des Grafen Robert von Zedlitz und Trützſchler, iſt eine ungewöhnliche geweſen. Graf Zedlitz iſt am 8. Dezember 1837 geboren. Er wurde für die militäriſche Karriere beſtimmt und nahm als Major in einem Kavallerie-Regiment ſeinen Abſchied. Später machte er ſich durch ſeine hervorragende Begabung auf dem Gebiet der Selbſtverwaltung bemerkbar und lenkte dadurch die Aufmerkſamkeit auf ſich. So kam es, daß er ohne vorher ein anderes Staatsamt bekleidet zu haben, zum Regierungspräſidenten in Oppeln ernannt und nach mehrjähriger Thätigkeit in dieſer Stellung im Jahre 1886 zum Oberpräſidenten der Provinz Poſen berufen wurde. Die Schwierigkeiten dieſer Stellung wurden noch dadurch erhöht, daß gleichzeitig der Hundertmillionenfonds zum Aufkauf des polniſchen Grundbeſitzes disponibel gemacht und Graf Zedlitz zum Vorſitzenden der Anſiedelungskommiſſion berufen wurde. Nach dem Rücktritt des Miniſters von Puttkamer glaubte man in Graf Zedlitz den Nachfolger desſelben im Miniſterium des Innern zu ſehen; Graf Zedlitz lehnte indeſſen dieſen Poſten ab, um das Werk der Anſiedelungskommiſſion zu konſolidieren. Der neue Kultusminiſter iſt mit einer geborenen von Rohr-Levetzow vermählt, ſeiner Ehe ſind zwei Söhne und vier Töchter entſproſſen. In ſeinem Beſitz befindet ſich das Rittergut Nieder-Großen-Bohrau im Kreiſe Freiſtadt in Schleſien. Auch der neue Kultusminiſter wird in der Zentrumspartei einen Gegner finden, der mit den Zugeſtändniſſen, die ihm Herr von Goßler zu machen gezwungen war, keineswegs zufrieden iſt. Und Graf Zedlitz wird das Zentrum nicht weniger ſtreitbar und geſchloſſen finden, als ſein Vorgänger, trotzdem es ſeinen Führer verloren hat. Auch in der Schulfrage wird er kaum alle Parteien unter einen Hut bringen können, — möge er glücklicher ſein als Herr von Goßler.



Robert Graf von Zedlitz und Trützſchler,
der neue preußiſche Kultusminiſter.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Leicht iſt's, den Becher des Kummers ſchlürfen,
Wenn wir uns ſagen zur Zeit der Pein:
„Ich hab' doch das Glück einſt genießen dürfen“ —
Oder: „Ich werde einſt glücklich ſein!“

Nochmals altmodiſche Servietten und einige neumodiſche Vorſchläge.

Ich bitte um Erlaubnis, obgleich Ausländerin, in dieſen Spalten auch ein paar Worte in der Meinungsverſchiedenheit über die altmodiſchen ererbten Servietten i. S.: B. v. W. aus L. contra Fr. v. H. ſagen zu dürfen. Wenn dieſe Worte erſt ſo ſpät, vielleicht wenn die Akten über dieſe Sache ſchon längſt geſchloſſen, kommen, ſo liegt das daran, daß mir mein liebes Daheim, Nr. 19, erſt Anfang März und zwar bei einer deutſchen Familie zu Paris unter die Augen kam. Die warmen Worte, mit denen B. v. W. die lieben alten Servietten verteidigte, zauberten mir ein Stückchen deutſchen Gemütslebens, deutſcher Idealität in die fremde Stadt. Umgeben von fremden Lauten, umwogt vom haſtenden Leben der Großſtadt, von dem Fortſchritt, der alles Altmodiſche über Bord wirft wie eine unnütze Ware, berührte es mich wie ein Heimatsgruß, dieſe pietätvolle Anhänglichkeit an das Ererbte, von den Eltern Übernommene. Ich pflichte B. v. W. in allem völlig bei. Auch mein Leinenſchrank enthält noch köſtliche, alte Damaſtgedecke, ſogar noch ſolche von meiner Urgroßmutter, und ich erfreue mich gar oft an dem ſeidigen Glanz des Gewebes, den die heutige Ware kaum mehr erreicht. Da iſt vor allem ein altes Gedeck mit „ſehr großen“ Servietten, das eine Fruchtguirlande als Borte zeigt. Die einzelnen Früchte ſind ſo ſchön abſchattiert, erſcheinen ſo plaſtiſch durch die Webart, wie ich ſelten etwas geſehen. Wir benutzen dieſes Urgroßmuttergedeck trotz der „großen“ Servietten bei beſonders feierlichen Gelegenheiten, und im Verein mit dem alten Porzellan und den gleichfalls ererbten alten Silberbeſtecken ſieht meine Tafel dann ſo gediegen aus wie kein moderner Tiſch.

Allerdings haben nur wenige Sinn und Verſtändnis für dergleichen und ziehen ſolche alte Schätze, die durch den langjährigen Beſitz in einer Familie an Koſtbarkeit vor meinen Augen nur gewinnen, Neuangeſchaffenem vor. Denke ich nun gar an die jetzt vielfach herrſchende Geſchmackloſigkeit, Damaſtgedecke zu appretieren, ſo daß die von B. v. W. ſo trefflich als „Läppchen“ charakteriſierten modernen Servietten beſtändig vom Schoß gleiten und aufgehoben werden müſſen — ſo werden mir meine alten altmodiſchen Gedecke, welche wegen ihres köſtlichen feinen und doch kräftigen Fadens dieſer Maske der Appretur nicht bedürfen, nur noch lieber.

Bei unſeren alten Gedecken iſt eine hübſche, ſinnige Sitte eingeführt, von der ich berichten will. Als meine Mutter dieſelben erbte, fand ſich in einer Ecke natürlich bereits der Name der erſten Beſitzerin, es war dies ihre Schwiegermutter, vor, ſie ſtickte nun ihren eigenen Namen in die folgende Ecke, und als die Gedecke bei ihrem Tode in meinen Beſitz übergingen, folgte ich ihrem Beiſpiel. So iſt an dem eingangs erwähnten Gedeck nur noch eine Ecke frei, und in die wird hoffentlich einmal meine Älteſte ihren Namen ſticken und ſo von einem Gedeck ſpeiſen, das nicht allein die Erinnerung, ſondern auch die Handarbeit von vier Generationen an ſich trägt. Ich hoffe, ſie wird ſich ebenſo wenig an die augenblickliche, vielleicht ſehr raſch wieder verſchwindende Mode der kleinen Servietten kehren und ihre geſchmähten großen Schweſtern mit dem gleichen Stolz auflegen wie ich.

In meinem Hauſe ſind dieſe großen Servietten z. B. auch ſehr nützlich bei anderen Feſten. In unſerer Familie herrſcht die Sitte, zum Geburtstage dem betreffenden Geburtstagskind einen ſogenannten „Geburtstagstiſch“ zu decken, auf den eine weiße Serviette als Decke und Schmuck kommt, je nach der Jahreszeit mit einer Blätter- oder Blumenguirlande, im Sommer wohl auch für kleine und große Naſchmäuler mit einer ſolchen von Kirſchen geſchmückt. In der Mitte kommt der übliche Kuchen zu ſtehen, und rings herum liegen die Geſchenke. Was ſollten wir ohne unſere alten Servietten thun? Die modernen ſind zu klein und reichen nicht über den Tiſch und die Tiſchtücher entweder zu groß oder auch zu ſchade. Bei ſolchen Gelegenheiten und bei der Weihnachtsbeſcherung, da wird eure Größe dankbar anerkannt, ihr Geſchmähten! In unſerer Gegend bürgert ſich ferner immer mehr die meines Erachtens nachahmenswerte Sitte ein, bei Damenthees und -Kaffees mehrere kleine Tiſche, zierlich gedeckt, vor die verſchiedenen Sofaetabliſſements zu ſtellen, wohl auch in verſchiedenen ineinander offen ſtehenden Zimmern. Die Geſellſchaft gruppiert ſich zwanglos um dieſelben. Wir nehmen dazu Tiſche verſchiedenſten Formats. Und da ſind es wieder die guten alten Servietten, die als Kaffeedecke für die kleinen Tiſche aushelfen. Auch bei Geſellſchaften, wo ſtatt warmen Soupers ein kaltes Buffet aufgeſchlagen wird und man ſich zu 4—6 Perſonen an kleine Tiſche zu ſetzen pflegt, erfüllen ſie die Funktionen eines Tiſchtuchs. Auf meine alten Servietten laſſe ich, wie man ſieht, nichts kommen, ich will aber gleich auch eine Verwendung derſelben in modernem Sinn angeben, die vielleicht Nachahmung findet. Falls die Serviette ein ſchönes, ausdrucksvolles Muſter aufweiſt, ſo wird dasſelbe in farbiger Baumwolle und weißem Leinengarn nach Belieben mit Zierſtichen ausgenäht, ganz in der Art wie die beliebten Tiſchläufer. Man kann einzelne Blumen ganz hochſticken, die verſchiedenſten Spitzenſtiche anbringen, kurz ſeinem Geſchmack ganz folgen; lohnend iſt, wie geſagt, die ganze Arbeit nur, wenn ein ſchönes, dankbares Muſter vorhanden. Wunderſchön machte ſich eine Serviette mit Eichenlaubbordure. Die Blätter und Eicheln waren geſtickt, der mittlere Fond, obgleich er ein leichtes Muſter zeigte, blieb unbeſtickt, eine ſchöne Leinenſpitze mit farbigem Garn durchzogen (noch aparter wäre eine ſelbſt geklöppelte Spitze), war mit Zierſtichen ringsherum befeſtigt. Selbſtredend war der Name herausgetrennt worden, jedoch könnte man in der Mitte den Namen in altdeutſchen Buchſtaben, wohl auch eine Jahreszahl, die auf die Entſtehungszeit der Serviette hinweiſt, anbringen. Dieſe derart ausgearbeitete Decke, die allerdings viereckig ſein muß, breitete ich in der Mitte meiner Tafel in der Art quer über das Tafeltuch, daß zwei Ecken auf dem mittleren Längsbruche des Tafeltuchs, zwei an der Kante des Tiſches zu liegen kamen. Dieſe Decke dekoriert meinen Tiſch wunderhübſch und iſt aparter und moderner als die altbekannten Tiſchläufer. Iſt die Tafel ſehr groß, ſo kann man 2—3 gleiche Decken verwenden, auch kann die mittlere Decke von den zwei äußeren im Muſter verſchieden ſein. Die Wirkung dieſer Decken, beſonders wenn ſie mit dem Porzellan oder dem Blumenſchmuck in der Farbe harmonieren, iſt äußerſt reizvoll. Man bevorzugt ja heutzutage bunte Gedecke, von denen ich gleich etwas berichten will, und ſchmückt die Tafel mit koſtbar gewirkten Stoffen, ſeidenen Gedecken u. dgl. Gehörte es in meiner Kindheit zur feinen Sitte, daß das Gedeck ganz weiß, Kryſtall und Porzellan ebenfalls farblos waren, ſo iſt man jetzt auf dem Standpunkte angelangt, der Farbenwirkung volle Entfaltung zu gönnen. Reich gemaltes Porzellan, oft zu jedem Gang in anderem Muſter, Gedecke mit farbenprächtigen Bordüren, farbige Gläſer, der vielfältig dekorierte Römer, das rote Glas für Moſelwein, die modernen Sektgläſer mit Gold- und Emaillereliefs geſchmückt, die dicken, gelben oder roten Wachskerzen in den Tafelleuchtern, der Blumenſchmuck, Alles vereinigt ſich heutzutage an unſerer Tafel zu prächtiger Farbenwirkung.

Statt der Tiſchläufer, die man früher meiſt der Länge nach auflegte, iſt es jetzt modern, mehrere kürzere, natürlich von gleichem Muſter, der Breite nach in angemeſſenem Abſtand über die Tafel zu breiten, die Monotonie des weißen Tuches mildernd und ihm trotzdem Raum gewährend. Auch webt man jetzt Gedecke, welche bunte Streifen, ſtatt wie bisher nur als Borte, quer laufend zeigen. Ich beſitze ſelbſt ein ſolches aus einer Fabrik bei Eiſenach, deren nähere Adreſſe ich gern bereit bin, Reflektantinnen mitzuteilen. Die Borduren weiſen die Farben rot, oliv und gold, letzteres in ſchöner, intenſiver Farbe, wie das Leinengarn es bisher kaum beſaß. Das Muſter ſtammt von einer Sèvrestaſſe und wurde zuerſt, wie mir der Fabrikant erzählte, für den perſönlichen Gebrauch der Herrſchaften des Weimarer Hofes angefertigt. Die Bordure läuft bei meinem Tafeltuch, das für achtzehn Perſonen beſtimmt iſt, dreimal, je 46 cm breit über dasſelbe. Der Fond iſt weißer Damaſt, leicht gemuſtert. Die Wirkung iſt geradezu überraſchend ſchön. Zu dieſem Gedeck empfahl mir der Fabrikant „Mundtücher“, nicht Servietten, als das Modernſte. Und nun komme ich auf die Verwendung der „feinen, überflüſſigen Handtücher für Logierbeſuch“, von denen in Nr. 19 gleichfalls die Rede war, zu ſprechen. Geſchickte Hände, welche über viel Zeit verfügen, könnten dieſelben auf folgende Weiſe zu einem koſtbaren Gedeck verarbeiten. Drei lange Handtücher — ich ſetze voraus, daß dieſelben ein hübſches Muſter, welches nicht an ihre urſprüngliche Beſtimmung erinnert, aufweiſen — würden ganz gelaſſen, mit Leinenſpitze umrandet und vielleicht mit einer Bordüre rings um den Rand ausgeſtattet oder auch ſonſt beſtickt. Dieſe drei würden als Tiſchläufer über ein beliebiges Tafeltuch, das ganz einfach ſein kann, verwandt. Die anderen Handtücher werden zerſchnitten und wie meine Mundtücher auf folgende Weiſe gearbeitet. Die letzteren weiſen bei einer Länge von 94 cm incluſive der eingeknüpften Franſen von 8 cm Länge von 56 cm, an den Schmalſeiten eine 14 cm hohe, natürlich zum Tafeltuch, bei meinem Vorſchlag zu den Käufern, paſſende Borte auf. Die Franſen ſind aus feinem Leinengarn und einige Centimeter unterhalb nochmals unter ſich geknotet in der Weiſe, daß die Franſe Nr. 1 mit Nr. 4, Nr. 2 mit Nr. 5 verknüpft wird. Beim Zuſammenfalten der Servietten ſchlägt man ſie zweimal zuſammen, biegt ſie leicht rund, daß eine Rolle zur Aufnahme des Tafelbrötchens oder der Blumen entſteht und legt ſie derart auf den Teller, daß die Franſen nach unten fallen. Die geſtickte Borte über der Franſe kommt auf dieſe Weiſe zur Geltung und erhöht das hübſche Ausſehen des Tiſches. Von zwei Dutzend überflüſſigen Handtüchern wäre auf dieſe Weiſe ein Gedeck von achtzehn Servietten und drei Tiſchläufern herzuſtellen.

Ich lege mein Gedeck bei den ceremoniellſten Gelegenheiten auf, ſollte ſich jemand jedoch an die neue Form dieſer „Mundtücher“ ſtoßen, ſo iſt es bei Abendeſſen und Gabelfrühſtücken ſicherlich ohne Formbedenken aufzulegen.

J. v. W. in B.

Hausſprüche.

Frage 107.

Was verkürzt die Zeit? — Thätigkeit!
Was macht gewinnen? — Nicht lang beſinnen!
Was bringt in Schulden? — Harren und dulden!
Was bringt zu Ehren? — Sich wehren!

Deinen Eingang ſegne Gott!
Deinen Ausgang gleichermaßen!

Frei von Leid
Bleib allezeit.

Danke dem Herrn,
Er führt dich gern.

Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen.

Maiblümchen.

Widmung in ein Kochbuch.

Frage 105.

Kennſt du auch die holde Lehre
Von der Butter, von dem Schmalz?
Spürſt du in den Fingerſpitzen
Wie viel Pfeffer, wie viel Salz?
Biſt du drin noch ungewandt,
Nimm dieſes Büchlein oft zur Hand.

M. H. in T.

Frage.

126) Könnte eine freundliche Leſerin des Daheim mir das Rezept für echten weſtfäliſchen Pumpernickel angeben? Wie kann man gelb gewordene weiße Seide wieder reinigen? Im voraus beſten Dank!

M. S. in L.

Daheim
XXVII. Nr. 29. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
18. April 1891.

Hausmuſik.

Edvard Grieg.
Nach einer Photographie von Georg Brokeſch, Leipzig.

Edvard Grieg.

Edvard Grieg iſt einer der merkwürdigſten Tonkünſtler der Gegenwart. Seine Schöpfungen ſind eigenartig, kühn und originell; ſie enthalten viel des Urſprünglichen, viel Geiſt und Gemüt; ſeine Melodien bleiben wie mit Widerhaken im Gedächtnis haften; auf einſamen Spaziergängen wie im brauſenden Lärm großſtädtiſchen Getriebes ſind und bleiben ſie die unzertrennlichen Gefährten des muſikaliſchen Wanderers, der mit ihnen Freundſchaft geſchloſſen. Grieg hat ſich ſeine volle Individualität, ſeine eigentümliche Phyſiognomie bewahrt. Große Männer, namentlich große Tonkünſtler, haben immer etwas vom Tyrannen an ſich; ſie unterjochen ſich die ſchwächeren Individualitäten und drücken ihnen den Stempel ihres Geiſtes auf. Mendelsſohn und Schumann waren in dieſem Sinne Tyrannen, freilich liebenswürdige, freundliche Tyrannen, deren ſanftes Joch niemanden drückte. Eine große Anzahl von Tonkünſtlern haben über der Kunſt dieſer beiden ſich ſelbſt vergeſſen und alles, was ſie in ſchöpferiſchem Drange ans Tageslicht förderten, folgte den Gedankenſpuren dieſer Meiſter. Und welchen außerordentlichen Einfluß R. Wagner auf das muſikaliſche Einzelleben gewonnen, das zeigt uns jede neue Oper, jede neue Symphonie; die mächtige künſtleriſche Perſönlichkeit dieſes Mannes wurde zum Mittelpunkt eines um den ganzen Erdball ſich ſpannenden Kreiſes, die Sonne eines Planetenſyſtems, um welche unzählige kleinere Sterne und Trabanten kreiſen. Nur eine völlig gefeſtete, mit einem ſtarken Fonds von Urſprünglichkeit ausgerüſtete Individualität, eine vollgewichtige künſtleriſche Perſönlichkeit, welche ſelbſt die Fähigkeit beſitzt, Mittelpunkt zu ſein, vermag ſich den natürlichen Geſetzen der Anziehung und der Unterordnung des Kleineren unter das Größere zwar nicht zu entziehen, aber nur ſie allein vermag ſich frei und ſelbſtändig zu entwickeln, ein Charakterkopf zu werden; nur ſie beſitzt ihr Wehr und Waffen, und indem ſie ihr eigenes Panier flattern läßt, gibt ſie einer berechtigten Selbſtherrlichkeit Ausdruck. Und Edvard Grieg iſt ein ſolcher Charakterkopf geworden. Alles, was ſeiner Feder entfloſſen, zeigt — abgeſehen von einigen Jugendkompoſitionen, in welchen ſelbſtverſtändlich fremde Einflüſſe ſich geltend machten — eine markante Eigenart. Die Wahrheit des Wortes, daß nur das Volkstümliche der Boden ſei, aus welchem heraus eine geſunde und ſtarke Kunſt ſich entwickeln könne, trifft auch bei Grieg in ſeinem Schaffen zu. Mit beiden Füßen ſteht dieſer Meiſter im Volke: und den Geſängen dieſes Volkes lauſcht er, ſeinem Klagen, ſeinem Jauchzen; ſeine Sagen und ſeine Feſte, ſeinen Humor und ſeine Liedweiſen machte ſich Grieg zu eigen. Und wenn die Bemerkung ſtichhaltig iſt, daß der blaue Himmel, welcher über Griechenland in azurener Reinheit ſich wölbte, einen heiteren, lebensfreudigen Reflex auch in die Kunſt der Griechen hineingetragen, ſo wird man auch ſagen können, daß die nationale Eigenart der nordiſchen Kunſt ihren Urſprung findet in der beſonderen Beſchaffenheit der nordiſchen Natur. Grieg iſt ein Norweger. Ein phantaſievoller Kopf, wie der ſeine, wird denn auch bis auf die innerſten Lebensnerven berührt, und ſein Empfinden wird in ganz ſpezifiſcher Weiſe angeregt worden ſein durch die phantaſtiſche Großartigkeit dieſer nordiſchen Natur. Alles, was ſein Volk in Sagen ſich umgedichtet, alle die Phänomene eines an grandioſen Kontraſten reichen Klima, die ſtrahlenden Feuer des Nordlichtes, die Pracht und grimme Schönheit des arktiſchen Winters, die Märchen vom Nöck, der am toſenden Waſſerfall ſeine traurigen Lieder ſingt, die wunderbar ergreifende Melancholie und düſtere Hoheit einer Fjordlandſchaft, alles das waren ebenſo viele urkräftig wirkende Anregungen, welche auf das Empfindungsleben einer künſtleriſch begabten Individualität befruchtend eingewirkt haben. Und wenn Beethoven ſeine Paſtoralſymphonie komponierte, verſunken in den Anblick der anmutigen Reize der Hügellandſchaft ſeiner Umgebung, warum ſollte das Schaffen Griegs nicht unter der Nachwirkung der an Stimmungen ſo reichen, an Farbentönen ſo ergreifenden und an Naturſpielen ſo überraſchenden nordiſchen Natur zu ſeiner beſondern Eigenart gereift ſein? Daß Grieg in der That als Künſtler ein treuer Sohn ſeines Volkes geblieben, lehrt ſchon ein einziger Blick auf ſeine Kompoſitionen. Man ſchlage ſeine Werke an einer beliebigen Stelle auf: Dieſe kurzen, gewöhnlich zweitakten oder viertakten Motive ſind offenbar Volksgut: lange ſymphoniſche Gedanken ſind niemals volkstümlich; wie das Sprichwort, das der Weisheit des Volkes entſproſſen, kurz, beſtimmt und epigrammatiſch knapp gehalten iſt, ſo ſind auch nur kleine muſikaliſche Formen volkstümlich. Grieg griff nun in den Schatz von nationalen Melodien, der ſich im ganzen Norden ſeit Jahrhunderten, ſeit den kühnen Tagen der Wikingerfahrten aufgeſpeichert und durch unausgeſetzte Übung im lebendigen Volksbewußtſein erhalten hatte, bevor noch die nivellierende Kultur mit ihren Dampfmaſchinen und elektriſchen Batterien die Kobolde und Elfen, die Nixen und Geiſter der Sage in die unwirtlichen Gegenden des äußerſten Nordens verſcheucht hatte. Er adoptierte dieſe Motive, dieſe Liedweiſen und Tänze an Kindesſtatt, und ſeine Künſtlerhand formte aus ihnen entzückende Kunſtwerke von einer Friſche und Originalität, die ihres Gleichen ſucht und die um ſo unwiderſtehlicher wirkt, als ſie ſich des ganzen Reichtums moderner Harmonik bedient und überall mit der Grazie und der bezaubernden Feinheit des Grieg'ſchen Talentes parallel geht. Das Leben Griegs iſt ſchnell erzählt. Er iſt geboren am 15. Juni 1843 zu Bergen in Norwegen; ſeine Mutter war eine muſikaliſch ausgezeichnet beanlagte und gebildete Frau, die namentlich als vorzügliche Pianiſtin einen bedeutenden Ruf in ihrer Heimat genoß; ſie war es auch, welche dem kleinen Edvard Hagerup den erſten muſikaliſchen Unterricht erteilte. Der berühmte Geiger Ole Bull veranlaßte die Eltern, den Sohn zur weiteren theoretiſchen und praktiſchen Ausbildung auf das Konſervatorium nach Leipzig zu ſenden, wo der 15jährige Knabe als Schüler von Moſcheles, Hauptmann, Richter, Reinecke und dem originellen Wenzel eine gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Kompoſition genoß; daneben bildete er ſich zu einem vorzüglichen Pianiſten aus. 1863 ging Grieg nach Kopenhagen, wo er in intimem Verkehre mit N. Gade und E. Hartmann ſich weiter bildete. Er ſteuerte damals wie ſeine Meiſter im Kielwaſſer Mendelsſohns. Von ausſchlaggebender Bedeutung für den künftigen Lebensplan und von entſcheidendem Einfluß auf ſeine bisher latent gebliebene ſpezifiſche Begabung war der Verkehr mit dem jungen R. Nordraak, einem genialen Tondichter, dem leider der Tod ein frühes Ziel ſetzte, noch bevor die Kunſt jene Bereicherung erhalten, welche Nordraaks Genie in frohe Ausſicht ſtellte. Durch dieſen jungen Tondichter lernte Grieg die nordiſchen Volksweiſen und ſeine eigene Natur kennen und erkennen; wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, und „wir verſchworen uns gegen den Gade'ſchen Mendelsſohn'ſchen vermiſchten Skandinavismus und ſchlugen mit Begeiſterung den neuen Weg ein.“ So wurde er Grieg und damit das Haupt der ſogenannten nordiſchen Schule. 1867 begründete Grieg in Chriſtiania einen Muſikverein, dem er bis 1880 als Dirigent vorſtand. 1865 und 1870 beſuchte Grieg Italien und Rom, wo er mit Lißt in freundſchaftliche Beziehungen trat. Seit den achtziger Jahren iſt der nordiſche Meiſter ein regelmäßiger Gaſt Deutſchlands und Englands, wo er als Pianiſt, mehr noch als Dirigent ſeiner eigenen Werke ſehr gefeiert wird. Grieg iſt von Natur ein kleiner, ſchmächtiger Mann; er dirigiert aber mit ſo viel Temperament und Feuer, daß man ſich lebhaft an jenes Wort „the Wizard of the North“ „der Zauberer aus Norden“ erinnert. Seine Gemahlin iſt eine feinſinnige Liederſängerin. Den Sommer verbringt er regelmäßig in Bergen, unabläſſig komponierend und ſchaffend. Er hat bisher über 50 Werke veröffentlicht, darunter eine große Anzahl koſtbarer, wundervoll poetiſch empfundener Lieder, wahre lyriſche Perlen, die in fünf Albums (Edition Peters, wo auch die meiſten anderen Kompoſitionen erſchienen ſind) geſammelt vorliegen; Grieg iſt ein Lyriker par excellence, von tiefſter Empfindung und oft rührender Innigkeit des Ausdrucks. Eine ungewöhnliche Verbreitung haben auch ſeine Werke für

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Klavier zu zwei und zu vier Händen gefunden. Sein Klavierkonzert in A moll zählt zu den ſchönſten Werken dieſer Gattung, und die kleineren Klavierkompoſitionen ſind für gewandte Spieler ein Quell eigenartigen und dauernden Genuſſes. Die muſikaliſche Familie wird beſonders an ſeinen vierhändigen Stücken ſich erfreuen: Die „Symphoniſchen Stücke“, die „Norwegiſchen Tänze“, die „Walzer-Capricen“ und elegiſchen Melodien, die Suite „Peer Gynt“ ſollten nirgends fehlen, wo man edler Muſik eine Pflegeſtätte bereit hält. Nicht minder ausgezeichnet ſind ſeine drei Sonaten für Klavier und Violine und die Violoncellſonate op. 36; dieſe Werke ſind jedoch ſo ſchwierig, daß ſie nur ganz ausnahmsweiſe als Objekte der Hausmuſik — und um dieſe handelt es ſich doch in unſerem Falle — angeſehen werden können. Der deutſchen Familie empfehlen wir namentlich die Lieder und die Klavierſtücke auf das Wärmſte; in ihnen iſt Grieg ein beglückender Meiſter der Tonkunſt!

Das Vorſpiel zu den „Meiſterſingern von Nürnberg“.

R. Wagner hat zu ſeinen Muſikdramen entweder nur kurze Orcheſtereinleitungen geſchrieben, die teils einen beſtimmten Gedanken des Dramas muſikaliſch erläutern, teils nur direkt auf die erſte Szene hinführen ſollten, oder er hat ihnen gewaltige ſymphoniſche Tondichtungen vorangehen laſſen, die uns nicht nur die Handlung des nachfolgenden Stückes kurz vor Augen führen, ſondern außerdem noch eine allgemeine ethiſche Tendenz verſinnlichen ſollen. Das Letztere iſt der Fall bei dem Vorſpiel zu den „Meiſterſingern“. (Es gibt einen gut ſpielbaren, 4händigen Klavierauszug des pompöſen Werkes von A. Horn, Pr. 2,25 ℳ.) Gleich mit den erſten Takten führt uns der Komponiſt medias in res: das einſetzende markige Thema mit ſeinen ſtrengen Rhythmen, dem neben dem Zug echt deutſcher Biederkeit und feſten, zielbewußten Willens auch die ſteife Pedanterie nicht fehlt, ſoll die Meiſterſinger ſelbſt mit allen ihren Vorzügen und Schwächen kennzeichnen (Takt 1—26); ihm ſtellt Wagner eine zarte Weiſe gegenüber (T. 27—36), welche das Liebeswerben des jungen Ritters Walther von Stolzing charakteriſieren ſoll, der zu den Meiſterſingern kommt und ſich Evchen, Pogners Tochter, erringen will: doch ungehört bleibt ſein Minnegeſang, der bald unterbrochen wird von einer feſtlich dahingleitenden Violinpaſſage (T. 38—40); unter Trompeten- und Poſaunenſchall ſetzt ein zweites Meiſterſinger-Thema mit marſchartigem Rhythmus ein (T. 40—57). Da ziehen ſie nun einher, die biederen Geſtalten, gutmütig und doch halsſtarrig — wenn es darauf ankommt, an dem Althergebrachten feſtzuhalten — nicht bar der Begeiſterung für die Kunſt — daß nur aber ja kein Fehler gegen ihre Tabulatur und ihre Regeln vorkommt —; ſie alle werden überragt von der herrlichen Figur des Hans Sachs, der als Prototyp für die ſpezifiſch guten Eigenſchaften der Meiſterſinger dahingeſtellt und durch einen apotheoſenhaften Hymnus (T. 58—88), in dem gleichzeitig die höchſte Begeiſterung für die Kunſt Ausdruck findet, verherrlicht wird. Jetzt naht wiederum Walther, doch diesmal iſt ſein Flehen nicht mehr leiſe und bittend, laut und leidenſchaftlich verlangt er Gehör (T. 89—96) — die Meiſterſinger müſſen ſeinem Drängen nachgeben und verſtummen: nun ſingt er ihnen von ſeiner Liebe in den berückendſten, ſüßeſten Tönen, erſt zart und innig flüſternd, dann immer heißer und leidenſchaftlicher (T. 97—121), bis plötzlich ſein begeiſtertes Lied ſchrill unterbrochen wird (T. 122) von dem ſchroff einſetzenden erſten Meiſterſinger-Thema, das in veränderter grotesker Geſtaltung in dieſer karrikierten Form Beckmeſſer, den „Geiſt, der ſtets verneint“, und der im Gegenſatz zu Sachs die thörichten und lächerlichen Eigenſchaften der Meiſterſinger in ſich vereinigt, darſtellen ſoll; zweimal verſucht es noch Walther (T. 125 und 134) mit ſeinem Liebesgeſang wieder zu beginnen, beide Male wird er ſofort übertrumpft von dem näſelnden, höhnenden Widerſacher. Da, als für unſern Rittersmann ſchon alles verloren ſcheint, kommt ein unerwarteter Retter in der Not: das Volk, deſſen Herzen ſich Walther im Sturm erobert, miſcht ſich (T. 138) in die Sache hinein, und die anfängliche Verwunderung über Beckmeſſers komiſchen Singſang („Scheint mir nicht der Rechte“) geht allmälig in laute Heiterkeit über, bis dieſem durch das helle Gelächter (T. 149, 150) das Wort abgeſchnitten iſt — jetzt ertönt mitten in den tollen Trubel hinein gewaltig Ruhe gebietend das 1. Meiſterſinger-Thema (T. 151), das Volk läßt ſich aber nicht mehr zurückhalten und jubelt unbekümmert ſeinem Liebling weiter zu, der nun (T. 158ff.) ſein Liebeslied frei und ungeſtört von neuem anheben kann, die Meiſterſinger brummen nur noch in den Mittel- und Unterſtimmen dazu; bald aber werden auch ſie ergriffen von dem begeiſternden Geſang; iſt auch nicht alles darin nach ihren Regeln, ſo können ſie ſich ſeiner elementaren Wirkung doch nicht entziehen, und verſöhnt nehmen ſie Walther in ihre Mitte auf, indem ſie ihm gleichzeitig das für ihn koſtbarſte Kleinod, Evchen, als Geſchenk bringen. Wieder ertönen die feſtlichen Marſchfanfaren (T. 188—202), dieſes Mal umſpielt von dem Gejubel des Volkes, noch einmal gemahnt ein Teil aus dem Hymnus an Sachs (T. 203—207) an die Vermittlerrolle, die ihm im Drama zugewieſen iſt, ſteht er von allen Meiſterſingern dem Volke doch am nächſten, bis zum Schluß im gewaltigſten Fortiſſimo (T. 211) hehr und herrlich das 1. Meiſterſinger-Thema wie zu Beginn des Vorſpiels einſetzt, und ſomit die Tendenz des gewaltigen Tonſtückes, die Vereinigung des Adels mit dem Bürgertum auf dem Boden der Kunſt ſmuſikaliſch dargeſtellt iſt. Begeiſtert jauchzt das Volk dieſer Vollendung zu (T. 218, Das iſt jetzt der Rechte!) — da rollt der Vorhang empor, feierlicher Orgelton und Chorgeſang verſetzen uns in die erſte Szene des Dramas.

Fr. B. Pfau.

Ein neues Inſtrument.

Unter dieſer Überſchrift erhalten wir einen intereſſanten Artikel, der unſere in Nr. 23 „Hausmuſik“ gegebene kurze Notiz über die Saitenorgel in dankenswerter Weiſe ergänzt. Wir laſſen ihn an dieſer Stelle folgen:

Es heißt „Saitenorgel“, läßt ſich aber auch mit dem Namen „Klavier-Geige“ bezeichnen und iſt ein Saiteninſtrument, das nicht geſchlagen, auch nicht mit dem Bogen angeſtrichen wird, ſondern den Ton auf eine ganz neue und originelle Weiſe hervorbringt. Die Herſtellung einer Klaviergeige iſt ein uraltes Problem, faſt ſo alt als die Geige ſelbſt. Die Geige, ſo unübertrefflich ſie in Klangfarbe und Ausdruck iſt, hat doch den Mangel, daß ſie, um rein geſpielt zu werden, eine große Meiſterſchaft vorausſetzt und daß ſie — vom Doppelgriffe, der doch nur eine ſehr beſchränkte Anwendung geſtattet, können wir abſehen — immer nur einen Ton gibt. In der Kirche zum heiligen Georg zu Bochesville in der Normandie befindet ſich an einem Kapitäl ein Bildwerk, das aus dem 11. Jahrhundert ſtammt und allerlei Muſikanten und Inſtrumente aus jener Zeit darſtellt. Hier ſehen wir neben Geige, Kniegeige, Harfe, Pansflöte, Handorgel und Glockenſpiel auch eine Klaviergeige, ein Inſtrument, das wie eine lange Geige geformt iſt und auf den Schoß gelegt von zwei Muſikanten geſpielt wird. An der einen Seite befindet ſich eine Kurbel, die von der einen Perſon gedreht wird, an der anderen Seite, dem Hals des Inſtruments, iſt eine Reihe von Taſten angebracht, die, wenn ſie gedrückt werden, die darunter liegende Saite in beſtimmter Weiſe verkürzen. Dieſe Taſten werden von der zweiten Perſon geſpielt. Die Tonerzeugung geſchieht durch eine mit Kolofonium beſtrichene Scheibe, die an den Saiten querüber gleitet. Natürlich konnten auch Taſten und Kurbel von derſelben Perſon regiert werden, was ſpäter das gewöhnliche wurde. Der Name des Inſtruments war Lyra oder Leier, wovon das Zeitwort leiern für Drehen und der Name Leierkaſten für unſere Drehorgel herſtammt. Es war mit vier Saiten überſpannt, von denen zwei, uniſono geſtimmt, den Baßton abgaben, während die beiden anderen durch die „Claves“ gegriffen wurden und die Melodie abgaben. Daß der Klang ein beſonders ſchöner geweſen ſei, wird ſich ſchwerlich behaupten laſſen. Schon der Umſtand, daß die Saiten ohne Aufhören klangen, gaben der Lyra den Charakter des Dudelſackes. Sie wurde auch als eine Art Dudelſack oder Leierkaſten geſpielt, war das Volksinſtrument und befand ſich in den Händen des herumziehenden Volkes. Prätorius (ſiebenzehntes Jahrhundert) nennt ſie Bawern- vnd vmblauffende Weiber-Lyra! Sie iſt übrigens jetzt noch im Gebrauch. Der Savoyarden-Knabe ſpielt ſie, wenn er ſein Murmeltier tanzen läßt.

Dies iſt alſo ein höchſt unvollſtändiges Inſtrument, welches muſikaliſchen Wert nicht beanſpruchen kann. Alle Verſuche, dasſelbe zu verbeſſern, alſo eine Klaviergeige zu bauen, bei der die Saite durch Taſten verkürzt wird, ſind geſcheitert. Es wird hierbei immer nur ein ungefähr richtiger, kein reiner Ton gewonnen. Wenn man aber bei jedem Ton eine eigene Saite nimmt, ſo entſteht eine bis jetzt unüberwundene techniſche Schwierigkeit. Wie ſoll nun eine beſtimmte, in derſelben Ebene mit den anderen Saiten gelegene Saite angeſtrichen werden! Ich ſelbſt habe mich mit dieſer Frage beſchäftigt und zwar nicht ohne Erfolg. Es fehlte mir zu einem Streichquartette die Bratſche. Dieſe wollte ich durch eine Klaviergeige erſetzen, habe aber die Sache liegen laſſen, da ich mit Hilfe des Harmoniums bequemer zum Ziele kam.

In den ſechziger Jahren tauchte in Paris ein neues Inſtrument auf, das den Anſpruch erhob, eine Art Klaviergeige zu ſein. Hierbei wurde der Ton durch einen Luftſtrom hervorgebracht, der auf die Saite blies. Dies gab allerdings einen Ton, aber einen nur ſchwachen und unbeſtimmten. Für ſolche ätheriſche Töne war der Apparat zu umſtändlich und zu teuer. Neuerdings bringt man ein Spielwerk in den Handel, das mit Hilfe von durchlochten Notenblättern Ouvertüren und alles mögliche ſpielt und dabei als tönendes Material Metallſaiten hat. Dieſe Saiten werden von kleinen durch eine Kurbel in vibrierende Bewegung geſetzten Hämmerchen angeſchlagen, wodurch ein lauter aber tremulierender und unſchöner Ton, der des Wechſels von Forte und Piano entbehrt, entſteht. Auch dies Inſtrument kann muſikaliſch nicht ernſthaft genommen werden. —

Wenn es möglich wäre, die Schläge ſo ſchnell aufeinander folgen zu laſſen, daß ſie das Ohr nicht hört, ſo würde allerdings ein getragener Ton durch ein Schlaginſtrument hervorgebracht werden. Iſt doch auch der Bogen der Geige ſozuſagen ein Schlaginſtrument. Das Kolophonium an dem Pferdehaar nimmt die Saite mit und läßt ſie wieder zurückſchnellen, ſobald die Kraft der angeſpannten Saite größer wird als die Klebekraft des Kolophoniums. Dies geſchieht, wenn die ſchwingende Saite ihrer Spannung entſprechend den Rückweg antritt, während ſie beim Hinwege dem Zuge des Bogens folgt. Die Zahl der „Rupfungen“ regelt alſo die Saite ſelbſt. Wenn ein von der Saite unabhängiges Schlaginſtrument die Saite in Bewegung ſetzen ſoll, ſo muß der Rhythmus des Schlages mit dem der Saitenſchwingung übereinſtimmen. Der Ton c^2 muß ſeiner Schwingung entſprechend 517 Schläge enthalten, cis 548, d 581 ꝛc.

Es ſcheint unmöglich, dieſer Forderung gerecht zu werden, und doch wiederholt ſich hier die alte Geſchichte vom Ei des Columbus. Jede Harmonium- oder Harmonikazunge iſt ein ſolches Hämmerchen, das ſeinem Tone entſprechend eine ganz genau beſtimmbare Anzahl von Schlägen ausführt. Befeſtigt man an der Zunge ein Lederpolſterchen und läßt dies, indem die Zunge angeblaſen wird, auf die Saite trommeln, ſo entſteht ein gezogener Ton, wie wenn die Saite von einem Bogen angeſtrichen wäre.

Das iſt die Erfindung des Orgelbauers C. Gümbel, D. R.-P. No. 45762. Wir müſſen ſein Inſtrument ein neues nennen; denn es hat in der That einen vollſtändig neuen Tongeber, nämlich die als Hammer wirkende Metallzunge. So einfach iſt nun freilich die Geſchichte nicht, als ſie auf den erſten Blick erſcheint. Denn durch das Aufſchlagen der Zunge wird ihr Gang verzögert. Aus dieſem Grunde gibt eine Zunge von 517 Schlägen in der Sekunde mit einer Saite, die dieſelbe Schwingungszahl hat, keinen Ton; ſie muß der Verzögerung entſprechend einen ſchnelleren Gang haben. Andererſeits hat ſich der günſtige Umſtand herausgeſtellt, daß man kein beſonderes Inſtrument zu bauen braucht, ſondern das Pianino verwenden kann. Ja es ſteht nichts im Wege, alte abgeklapperte Klaviere, wenn ſie nur ſonſt gut erhalten ſind, zu neuem Leben zu erwecken. Denn die Saite und der Reſonanz-Boden verbrauchen ſich nicht, wohl aber die Mechanik. Dieſe wird herausgenommen und an ihrer Stelle wird ein langer Holzkaſten angebracht, an deſſen den Saiten zugewendeter Seite ſich die Zungen befinden. Die Blaſebälge werden unter dem Sitze angebracht. Von ihnen aus führt ein Schlauch zur Windlade.

Das Inſtrument iſt Ende vorigen Jahres in Dresden und Leipzig ausgeſtellt worden und hat begreifliches Aufſehen erregt. Es hat einen ſtreichenden, der Geige ähnlichen Klang. Die Stärkeunterſchiede, der Ausdruck, wird wie beim Harmonium durch den Druck des Fußes hervorgebracht.

Aber wozu kann das neue Inſtrument verwendet werden? Zur Orgelſtimme nicht, obwohl es ſich ſeines Klanges wegen dazu eignen würde; denn es würde bei wechſelnder Temperatur mit den übrigen Orgelregiſtern immer in Differenz geraten; wohl aber zum Hausinſtrumente. Man wird es zum Quartettſpiel oder mit dem Klavier zuſammen zum Trio oder mit dem Harmonium zuſammen zum Orcheſterſpiel brauchen können. Vor allem dürfte es geeignet ſein, in Geſangvereinen an die Stelle des armen mißhandelten Klaviers zu treten. Wir wollen ſehen, was aus der Sache wird.

A—.

Vermiſchtes.

In ſeinem Buche „Die Tonkunſt und ihre Meiſter“ gibt Herr Haweis folgende intereſſante Aufſchlüſſe über das Klavier. Es exiſtieren ungefähr 200 Klavierfabrikanten von Ruf (in Europa). Die Saiten eines Flügels ziehen ungefähr mit einer Kraft von 25000 Pfund. Man braucht 48 verſchiedene Materialien zur Konſtruktion eines Klaviers; nicht weniger als 16 verſchiedene Länder liefern dieſelben und es bedarf 42 verſchiedener Hände zur Verfertigung. Die Preiſe der beſten Klaviere variieren zwiſchen 800 und 1200 Thalern. Auf der großen Londoner Ausſtellung im Jahre 1851 wurde ein Flügel von Erard (Paris) mit 7000 Mk., ein ſolcher von Broadwood mit 8400 Mk. abgeſchätzt; allein in dieſen Fällen wurden die Preiſe nur durch die großartig ausgeſchmückte Außenſeite zu einer ſo enormen Höhe gebracht. Die Anzahl der Inſtrumente, die gegenwärtig innerhalb eines Jahres gebaut werden, läßt ſich auf ungefähr 20000 beziffern.

Ein eigentümlicher Umſtand führte den Tod Lullys herbei, jenes berühmten Komponiſten, welcher es vom Küchenjungen bis zum muſikaliſchen Diktator Frankreichs gebracht hatte. Lully hatte 1687 zur Feier der Geneſung Ludwigs XIV. ein Tedeum geſchrieben, das der Komponiſt perſönlich dirigierte. Nun gebrauchte man damals aber den Taktſtock nicht ſo wie heute; der Dirigent dirigierte vielmehr nach Art der Tambourmajors, indem er mit einem ſchweren Stock auf den Boden aufſtieß, um den Takt zu markieren. Lully verwundete ſich dabei am Fuße und an dieſer Verwundung ſtarb er am 22. März 1687.

Muſikaliſcher Humor. Ein Pianiſt unternahm einſt eine Reiſe, um in verſchiedenen Städten Nordamerikas zu konzertieren. Seine Konzerte waren gut beſucht, da er ſich eines vorzüglichen Rufs erfreute. Als er in Boſton ſpielte, da geſchah es, daß er mitten in der ſchwelgeriſchen Schönheit eines Chopin'ſchen Nokturno ſchnöde unterbrochen wurde. Ein Konſtabler war nämlich in den Saal gedrungen, um einen Herrn zu verhaften, welcher ſo laut — geſchnarcht hatte, daß dadurch die anderen Zuhörer aufgeweckt worden waren. Der betreffende Herr wurde wegen nächtlicher Ruheſtörung eingeſteckt.

Gedenktafel für April.

Im April wurden geboren: **Fr. Lachner** (2., 1803): **L. Spohr** (5., 1784); **R. Volkmann**, einer der größten neueren Symphoniker (6., 1815); **O. Paul**, ein ausgezeichneter Muſikforſcher u. Theoretiker (8., 1836); **E. d'Albert**, der berühmte Klaviervirtuoſe (10., 1864); **G. Tartini**, der berühmte Geiger und Komponiſt der „Teufelsſonate“ (11., 1692); **Joſ. Lanner**, der Erfinder des Wiener Walzer (12., 1800); **Ed. Laſſen**, ein geſchätzter Liederkomponiſt (13., 1830); **F. v. Flotow**, der Komponiſt der noch immer friſchen „Martha“ (27., 1812). Es ſtarben: **F. Dreyſchock**, der glänzende Klavierſpieler (1., 1869); **Kücken** (3., 1882); **E. Fr. Richter**, ein vorzüglicher Theoretiker und Komponiſt geiſtlicher Vokalſachen (9., 1879); **Joſ. Lanner** (14., 1843); **J. B. Cramer**, der verdiente Pädagoge (16., 1858); **Carl Löwe**, der deutſche Balladenmeiſter (20., 1869) und **Sig. Thalberg** (26., 1878).

Redaktionspoſt.

E. W. in R. Der Komponiſt des Liedes „Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden“ („Allerſeelen“) heißt E. Laſſen. Sein bekannteſtes Lied iſt „Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland“.

O. Bl. in Braunſchweig. Die Partitur zur „Fauſtouverture“ von R. Wagner iſt im Druck erſchienen; ſie koſtet 6 ℳ, in jeder Muſikalienhandlung zu haben. Minna Planer ſtarb 1866 als Frau R. Wagners.

Muſikfreundin in **Liewenberg.** Die Kompoſitionen der betreffenden Dame ſind uns unbekannt geblieben.

S. H. in G. So viel uns bekannt iſt, hat R. Volkmann Mörickes „Rohtraut“ nicht komponiert; vielleicht laſſen Sie ſich die Kompoſition dieſes Liedes von Schumann oder Rheinberger zur Anſicht kommen.

E. M. E. in Lübeck. Das Lied „So hat noch Keiner mir je gethan“ iſt — wie Sie richtig vermuten — von Muſikdirektor Schäffer in Breslau komponiert.

Carolus L. in **Bremen.** Kretzſchmars „Führer durch den Konzertſaal“ und Neitzels „Führer durch die Oper“ koſtet pro Band 4 ℳ. — Von den betreffenden Kompoſitionen X. Scharwenas dürften Ihnen entſprechen „Album für die Jugend“ (4 ℳ) und die in der Edition Peters erſchienenen Stücke. Beſtellen Sie die Sachen zur Anſicht!

Herrn Landrichter **P.** in **Heilbronn.** Ihrem Wunſche wird in der Folge willfahrt werden. Was meinen Sie zu den heutigen aus unſerem Leſerkreiſe uns zugegangenen Artikeln? Einen Führer durch die Hausmuſik giebt es nicht. Was Ihren zweiten Wunſch betrifft, ſo wird Ihnen „Herings praktiſche Praeludierſchule“ (antiquariſch) oder Widmanns „Modulation und freie Phantaſie“ (2,25 ℳ) genügen. Die Fähigkeit zu Variieren und Phantaſieren ſetzt freilich muſikaliſche Begabung und theoretiſche Bildung voraus; mit etwas Contrapunkt — bitte erſchrecken Sie nicht vor dem Worte! — läßt ſich da viel machen. Frdl. Grüße und Dank.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 30. Erſtes Blatt.

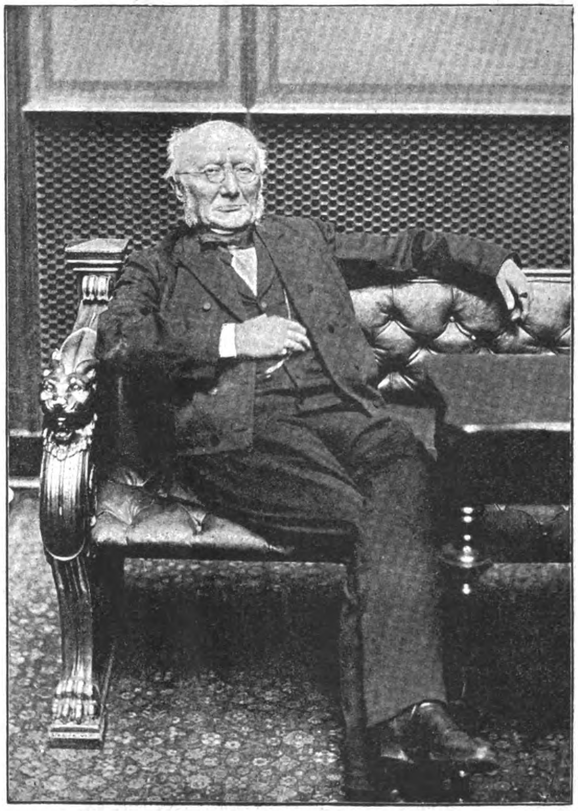
Jahrgang
1891.

25. April
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Dr. Ludwig Windthorſt †.

Ein Fremder, der in den Tagen nach dem Tode des Dr. Windthorſt die deutſche Preſſe verfolgte, hätte annehmen müſſen, Deutſchland ſei ein ſtockkatholiſches Land. Faſt alle Blätter, die Berliner Zeitungen voran, erſchöpften ſich in ſympathiſchen Artikeln für den Mann, der die ungeheuerlichſte Ausgeburt unſeres politiſchen Lebens, der das Zentrum fertig gebracht und durch ſo viele Jahre zuſammengehalten; der dem Proteſtantismus geſchadet hat, wo er immer konnte; der den Begründern des deutſchen Reiches das Leben vergällt hat, ſoweit es irgend in ſeiner Macht lag. Alles, was die Leſer eben jener Blätter ehrten und liebten, hat er verachtet und gehaßt. Welch eine Fälſchung wieder einmal der öffentlichen Meinung! Man halte uns nicht entgegen: „Von den Toten nichts als Gutes.“ Wir ſind die letzten an einem friſchen Grabhügel Schmähungen auszuſtoßen, und wir glauben gern, daß ein Mann, den alle, die ihn perſönlich näher kannten, liebten, immer und überall das Gute wollte, aber Gutes gethan hat er unſeres Erachtens nicht, und an dieſer Anſicht ändert ſein Tod natürlich nicht das Geringſte. Gewiß, er war ein hochbegabter Mann, und er hat in dem Leben unſerer Nation eine tiefeinſchneidende Rolle geſpielt, ſo daß ſein Bild in „Aus der Zeit — für die Zeit“ nicht fehlen darf, aber er hat ſeine Gaben in den Dienſt einer Sache geſtellt, die wir und unſere Leſer für eine ſchlechte halten, und kein zweiter Mann hat, wie wir die Dinge anſehen, unſerem Vaterlande ſo ſehr geſchadet wie Windthorſt. Wenn heute wieder eine tiefe Kluft die deutſchen Katholiken von den deutſchen Proteſtanten trennt; wenn es in unſeren parlamentariſchen Körperſchaften für zuläſſig gilt, um Dinge, die mit den Parteigrundſätzen nichts zu thun haben, im Intereſſe eben dieſer Grundſätze zu ſchachern; wenn Polen, Dänen, Elſäſſer oft genug trotz ihrer verſchwindenden Minderzahl in deutſchen Dingen den Ausſchlag geben — dann iſt das Windthorſts Werk. Die Ultramontanen mögen ihn bewundern, Polen, Dänen und Franzoſen ſeinen Tod beklagen -- deutſche Männer können nur bedauern, daß ein ſo hochbegabter Deutſcher ſein langes Leben nicht in den Dienſt der deutſchen Sache ſtellte, ſondern in den ihrer Feinde. — Ludwig Windthorſt war am 17. Januar 1812 zu Kaldenhof im Osnabrückiſchen geboren. Eines Bauern Sohn, war er urſprünglich für den geiſtlichen Stand beſtimmt, widmete ſich aber der Rechtswiſſenſchaft. Im Jahre 1848 wurde er Oberapellationsrat in Celle, 1849 Mitglied der zweiten hannoverſchen Kammer. Dort ſtellte er ſich bereits rückhaltlos in den Dienſt der partikulariſtiſchen Beſtrebungen. Mehrfach hannoverſcher Miniſter, ſammelte er nach 1866 alle preußenfeindlichen Elemente um ſich. Von 1867 ab gehörte er dem Reichstage und dem Abgeordnetenhauſe an und wirkte in beiden ſeit der Bildung des Zentrums an der Spitze desſelben in der oben gekennzeichneten Weiſe. — Sein überaus ſchlagfertiger Witz und ſeine große perſönliche Liebenswürdigkeit bewirkten, daß alle Mitglieder der Häuſer den originellen alten Herrn gern hatten. Im übrigen muß dieſe Liebenswürdigkeit keineswegs bloß äußerlich geweſen ſein, denn er hatte unter ſeinen Parteigenoſſen viele ihn auf das höchſte verehrende und innig liebende Freunde. Bewunderungswürdig war unter allen Umſtänden ſeine Klugheit. Es hat wohl nie eine Partei gegeben, die aus ſo auseinandergehenden Elementen beſtand, wie das Zentrum, und doch wußte Windthorſt ſie durch ſo viele Jahre zuſammenzuhalten. Ebenſo verſtand er es meiſterhaft die Intereſſen ſeiner Partei in den Parlamenten zu verfolgen. Rein als Parteiführer beurteilt, war er ein weitblickender, höchſt geſchickter und erfolgreicher Politiker. — Er iſt in der Überzeugung geſtorben, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, und ſeine Geſinnungsgenoſſen haben ihn im Tode nach Kräften geehrt. -- Wir wollen ihnen das nicht verdenken.



Dr. Ludwig Windthorſt †.
Nach einer Aufnahme von Julius Braatz, Berlin.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Seidenes Kleid, —
Wie oft iſt's gefüttert mit Herzeleid!

Duftendes Mahl, —
Wie oft iſt's gebittert mit Seelenqual!

Frauenurteile.

Viele unſerer gebildeten Frauen halten es löblicherweiſe für ihre Pflicht, an den Tagesintereſſen der Politik und Litteratur teilzunehmen, ſich auch um den Teil der Welt zu bekümmern, der ſich außerhalb der Kinderſtube und Küche befindet. In Kaffees und Kränzchen debattiert man Ibſen, Sudermann und beſpricht den Charakter dieſer und jener erdichteten Mitſchweſter; man ereifert ſich für und gegen eine Flugſchrift und deren Erwiderungen. Dabei fällt aber der Mangel an Urteil und eigener Meinung bei vielen Frauen oft entſetzlich auf. Ein Mann iſt vorſichtig mit ſeiner Meinung, die, unklug geäußert, im öffentlichen Leben eventuell gegen ihn zeugt, die meiſten Frauen hingegen wollen nur „mitreden", ohne aber die nötige Vorkenntnis dazu mitzubringen. Sie beteiligen ſich am allgemeinen Geſpräch über neueſte Litteraturerſcheinungen, Theaterſtücke, daraus entſprungene Fragen und verteidigen, angegriffen, ihr Urteil mit einem phraſenhaften, unſichern Eifer, der den wirklich Beleſenen ſtutzig macht. Er fragt: „Ja, haben Sie denn das Buch, die Schrift überhaupt geleſen, das Stück geſehen?" Und die etwas verlegene Antwort lautet: „O nein, aber ich habe das ſagen hören, man hat in meiner Gegenwart viel darüber geſprochen," oder „ich habe Kritiken geleſen." Man achte nur darauf, wie unzähligemal man derartigen Antworten bei Frauen begegnet. Dieſe halben Urteile ſind ſehr gefährlich. Sie bringen manche Frau in den Ruf, beſchränkt, oberflächlich, unklar zu ſein. Sie werden meiſt ungeſchickt geäußert, weil die Betreffende ihrer Sache nie ganz ſicher iſt. Eine ſelbſterworbene, ſelbſtgedachte und -gefaßte Meinung kann man beſtimmt vertreten, erklären und begründen, wenn ſie angefochten wird — eine nachgeplapperte niemals, ſie ſetzt rückſichtslos in Verlegenheit. Die verbreitete Schwäche vieler Frauen, ein (Pardon!) aufgeſchnapptes Urteil als eigenes weiterzuverbreiten, entſpringt einer gewiſſen geiſtigen Trägheit (man ſtickt und häkelt lieber ein paar unnütze Deckchen, als ſich ſelbſt in irgend einer Mußeſtunde in die beſprochenen Werke zu vertiefen), andererſeits dem Streben, für gebildet und beleſen zu gelten. Wie wenige haben den Mut, einfach zu ſagen: „ich kenne das Buch, das Stück nicht;" und doch wäre dieſe Offenheit unendlich höher zu ſchätzen, als die lückenhafte Halbbildung, die alles wiſſen will, ſich mit geborgten und nachgeſagten Urteilen ausſtaffiert und bei jeder tieferen Wendung des Geſprächs ihre geiſtige Armut verrät. Warum nicht ruhig äußern, „ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit, das beſprochene Werk zu leſen," das iſt nicht beſchämend, wenn auch gerade kein großes geiſtiges Intereſſe aus den Worten ſpricht. Andererſeits, wer ſich an derartigen Fragen beteiligen will, der ſtütze ſich nicht auf fremde Urteile, auf „Hörenſagen" und dergleichen halbe Quellen, ſondern leſe ſelbſt, damit er Berechtigung und Fähigkeit zur eigenen Meinung habe.

Liß-Blanc.

Ein Vergeſſener.

Der ſogenannte türkiſche Shawl oder „der Longſhawl" unſerer Mütter und Großmütter iſt vorläufig hoffnungslos aus der Mode gekommen. Er, der einſt der Stolz ſeiner Beſitzerin war und mit Feierlichkeit zum Kirchgang oder zur Staatsviſite angelegt wurde, harrt nun mißachtet in den Tiefen der Schränke auf eine fröhliche Auferſtehung, wenn er nicht inzwiſchen zum Morgenrock, zum Abendmantel oder zum Umhang verwandt wurde. Und doch iſt er es wert, daß er der Vergeſſenheit entriſſen werde, denn ſeine farbenreichen, phantaſtiſchen Muſter, die einſt indiſchen Vorbildern entlehnt oder wohl gar ſelbſt aus Kaſchmir ſtammen, erfreuen unſer Auge heute noch, ja, wir ſind vielleicht eher imſtande ſie zu würdigen, wie die künſtleriſch nur ſehr ſelten gebildete vorangegangene Generation. Unbegreiflich ſcheint es uns, wie man imſtande war, ein 4—5 Meter langes Gewebe, welches beſtimmt war in maleriſchen Falten ſich um den ſchlanken Leib einer Hindufrau zu ſchmiegen, in der bekannten dreieckigen Tütenmanier doppelt und vierfach zu verwenden.

Viel eher kommt die prächtige Zeichnung zur Geltung, wenn man den Shawl als Portiere benutzt. Leicht laſſen ſich mit entſprechenden Seidenfäden die Effekte noch farbiger, noch prächtiger geſtalten, oder, ſollte das zu unruhig befunden werden oder zu mühſam, die Hauptlinie mit aufgenähtem Krausgeſpinnſte umgehen. Luftmaſchenketten von Goldfaden oder Krausgeſpinnſt verſtärken natürlich die Kontur bedeutender.

Iſt das Tuch geringerer Gattung oder bereits ſtellenweiſe ſchadhaft, ſo klebt man ihm in regelmäßigen Zwiſchenräumen etwa fingerlange Halbmonde von gelbem Papier auf und überſtickt dieſe dick mit feiner, gelber Wolle. Dazu paſſend wird eine Filetkante mit eingeknüpften Franſen gefertigt oder auch eine Bällchenfranſe, ganz oder vorwiegend in Gelb, angefügt. Jeder Shawl muß ein Flanell- oder Kaſchmirfutter erhalten, entweder in einer der Farben des „Spiegels" (wie man die hell grundierte Mitte zu nennen pflegte) oder altgold, hochrot, gelb, je nach den Farben der Stickerei. Niemals aber darf man vergeſſen, eine möglichſt mit Gold verſetzte Franſe hinzuzufügen, welche nach der modernen Art der Portierenraffung nicht gut an irgend einer Seite fehlen kann.

Pauline Doußberck.

Boa aus Seide.

Noch immer, auch zu den Frühjahrstoiletten, ſind die langen, weichen Boas ſehr von der Mode begünſtigt. Aus Pelz haben dieſelben einen verhältnismäßig ſehr hohen Preis, ſtellt man ſie ſich aber ſelbſt aus Seide her, ſo ſind ſie nicht halb ſo teuer und mindeſtens ebenſo ſchön und weich. Man braucht dazu viermal einen 5—6 cm breiten Streifen Seide oder Seidenband ſo lang, wie man die Boa zu machen wünſcht. Man achte darauf, daß der Stoff oder das Band durchweg reine Seide ſei, auch die Querfäden, denn gerade dieſe kommen hierbei zur Geltung. Nun ſchneidet man die Webekante von beiden Seiten des Bandes ab und beginnt vorſichtig einen Seidenfaden nach dem andern ganz lang herauszuziehen; dieſe Fäden wickelt man gleich auf eine Pappe, um nachher zwei Pompons daraus zu fertigen. Von beiden Seiten des Bandes wird ſo viel herausgezogen, daß in der Mitte bloß noch $^1/_2$ cm breit bleibt. Nun faſſen Zwei an den beiden Enden des Bandes an, drehen nach rechts und wickeln die Enden zu. Wenn alle vier Streifen ſo weit fertig ſind, werden ſie gegenſeitig miteinander verſchlungen, ſo daß das Ganze nun eine weiche, glänzende, höchſt eigenartige Boa abgibt, die ſich warm und angenehm um den Hals ſchmiegt. Als unterer Abſchluß dient je ein Pompom von den ausgezogenen Fäden, doch kann dieſes ebenſo gut fehlen, wenn man das Ende ſauber befeſtigt hat. In Schwarz oder Modefarbe, auch in Hellblau, ſehen dieſe Seidenboas ganz reizend aus.

H. v. Sydow.

Für den Schreibtiſch.

In vielen Familien ſtapeln ſich mit der Zeit eine Menge verſchieden geformter Zigarrenkiſtchen auf, die ſich, hübſch in allerlei Weiſe geſchmückt — mit Stoff überzogen, mit Brandmalerei verziert u. ſ. w. — zu den verſchiedenſten Zwecken verwenden laſſen. Vielleicht kommt der ordnungsliebenden Tochter, die ſich ſchon manchmal über die auf des Vaters Schreibtiſch ſich loſe herumtreibenden Offerten, Karten, Einladungen u. dgl. geärgert hat, die Beſchreibung eines praktiſchen Käſtchens mit zwei Fächern für dergleichen Sachen gelegen. Ein faſt quadratförmiges Zigarrenkiſtchen (12×15) von 11 cm Höhe wird vorſichtig auseinander gelöſt, die Höhe der beiden Seitenwände wird mit der Laubſäge in einer hübſch geſchwungenen Linie in der Weiſe abgeſchrägt, daß die Wände an der vorderen Kante nur noch 8 cm hoch ſind, während ſie hinten ihre Höhe von 11 cm behalten. Die oberen Kanten der Hinterwand, der Vorderwand und des Deckels als Mittelwand (es entſtehen durch denſelben dann zwei Fächer), werden mit der Laubſäge nach der Mitte zu etwas vertieft, außerdem wird die Mittelwand 2 cm und die Vorderwand 4 cm niedriger als die hintere. Die Brettchen werden nun, auch an den Schnittflächen, mit befeuchtetem Bimsſtein ſauber glatt gerieben und ſodann wieder zuſammengenagelt. Man achte darauf, daß der als Mittelwand dienende Deckel, den man von außen ebenfalls mit feinen Nägeln befeſtigt, an den beiden Seiten genau mit der geſchwungenen Linie der Seitenwände abſchließt. Zwei kleine Zwirnröllchen, in der Mitte auseinandergeſägt, dienen als Füßchen und werden unter den vier Ecken des Bodens mit Fiſchleim feſtgeklebt. Man bemalt die Außenwände des fertigen Käſtchens mit Elfenbeinſchwarz und etwas Goldbronze in japaneſiſcher Manier und verziert alle Schnittflächen mit ſchwarzen Strichen. Die Füßchen werden ganz ſchwarz übermalt. Nach dem Trocknen überſtreicht man das Käſtchen einigemal — auch innen — mit Spirituslack.

Anneliese.

Schmuck.

Da die Münzen der einſt ſo beliebten Bettelarmbänder manchmal wirklich Wert für uns beſitzen, vielleicht durch hübſche Gravierung oder als Andenken an liebe Menſchen, ſo möchten wir ſie wohl gern noch verwenden und als Schmuckſtück tragen. Die in einer der letzten Nummern angegebene Weiſe iſt vielleicht für viele etwas teuer, daher möchte ich heute eine einfachere und doch auch ſehr nette Art angeben. Die einzelnen Münzen werden an zwei Punkten durch kleine Ringe miteinander verbunden, derart wird eine Kette hergeſtellt, die um den Arm herumlangt; unter der letzten Münze wird ein Schnappſchloß angebracht, und das Armband, das nicht im mindeſten klappert und das die einzelnen Zwanziger in ihrer ganzen Prägung zeigt, iſt mit wenig Koſten hergeſtellt; man kann dazu ungefähr 9—10 Münzen verwenden. Iſt einem weniger an der Prägung gelegen, als vielmehr daran, recht viele Münzen unterzubringen, ſo läßt man dieſelben ſchuppenartig übereinander ordnen, wobei ſelbſtverſtändlich immer nur die Hälfte jeder Münze zu ſehen iſt. Eine allerliebſte Broſche erzielt man folgendermaßen: Sechs Zwanziger werden im Kreiſe um einen Metallknopf, eine Goldkugel oder dergl. ſo geordnet, daß ſie ſich gegenſeitig immer nur mit einem kleinen Teil des Randes berühren und ſo aufeinander gelötet werden; den Goldknopf berühren alle ſechs Münzen gleicherweiſe. Auch die Herſtellung dieſer originellen Broſche koſtet ſehr wenig.

Trude.

Zimmerſchmuck.

Ich habe mir neulich einen ſehr hübſchen Wandſchirm angefertigt, den ich auch weiter empfehlen möchte. Ich ließ vom Tiſchler drei Holzrahmen mit kleinen Füßen machen, jeden Teil 150 cm hoch, 45 cm breit; eine Seite wurde mit grauer Leinwand, die andere mit rotem Satin bezogen. Die graue Seite beklebte ich nun mit allerhand bunten Bildern, an denen ich wohl ein Jahr mit Beihilfe vieler guter Freunde geſammelt hatte. Es waren Tiſchkarten, farbige Beilagen von Zeitſchriften, ferner Anpreiſungen von Nähgarn, Schokolade u. ſ. w. Die Bilder werden teils gerade, teils ſchräg geklebt, doch ſo, daß kein Zwiſchenraum entſteht. Nun beſtreicht man das Ganze mit einem dicken Brei von Weizenſtärke und, wenn dieſer getrocknet iſt, mit Porzellanlack. Nach der Stärke werfen ſich die Bilder etwas, ziehen ſich aber nachher wieder

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

gerade, fehlt die Stärke, ſo löſen ſie ſich beim Lackieren ganz ab. Den Abſchluß oben und unten bildet ein dunkelroter Plüſchſtreifen, doch kann man auch die Bilder bis an den Rand kleben. Dann werden die Teile aneinandergefügt, und der Schirm iſt fertig. **A. B.**

Schlafzimmer.

Für kleine Schlafzimmer, in denen große Waſchtiſche keinen Platz finden, ſodaß man ſich mit den kleinen eiſernen Waſchtiſchgeſtellen begnügen muß, empfehle ich folgenden Handtuchhalter. Jeder weiß, daß die Tapete über einem ſolchen Waſchtiſchchen bald leidet und Spritzflecke erhält, unſer Handtuchhalter erweiſt ſich auch hierin praktiſch, weil er die Wand vollkommen ſchützt. Man laſſe ſich vom Tiſchler ein fingerdickes Stäbchen in 80 cm Länge herſtellen, deſſen Enden zierlich gedrechſelt ſind. Je nach den Möbeln im Zimmer laſſe man dasſelbe hell oder dunkel polieren. Nun wird eine gedrehte wollne Schnure beſorgt, die in dicken Pompons endigt. Die Schnur wird in der Mitte auseinandergeſchnitten und die Enden ohne Pompons werden je an einem Stabende ſauber befeſtigt, die Schnurenden, an denen die Pompons ſitzen, aber in eine Schleife zuſammengebunden. Jetzt macht das Ganze den Eindruck eines Wimpels, der an einem Nagel an der Wand befeſtigt wird. Das Handtuch — oder noch hübſcher ein Paradehandtuch — wird über das Stäbchen gehängt.

Erna von B., Liegnitz.

Toilette.

S. O. Geſichtshaare entfernt man leicht, wenn man die betreffenden Stellen vorſichtig und wiederholt mit Bimſtein reibt, die Härchen laſſen ſich dann mit der Pinzette ſehr leicht ausziehen.

Verzierung für Briefpapier.

Eine ſehr hübſche Verzierung für Briefpapier ſind erhaben hergeſtellte Wappen, welche man ſich ſelbſt leicht anbringen kann. Zunächſt wird mit einem Petſchaft oder Siegelring auf Schreibpapier ein deutlicher Siegellackabdruck gemacht und der Rand des letzteren mit einer Schere abgeſchnitten, ſo lange der Lack noch nicht ganz trocken iſt. Nun befeuchtet man die Stelle, wo das Wappen gewünſcht wird, auf der Rückſeite mit Waſſer, der Siegellackabdruck kommt darunter und die naſſe Stelle wird derartig mit dem Ballen der Hand auf letzteren gedrückt, daß die Hauptkonturen des Wappens ſichtbar werden. Nun wird das Petſchaft auf die Konturen geſtellt, daß ſie genau mit der Gravierung übereinſtimmen, und dann feſt aufgedrückt. Dies kann auch durch einen ſchwachen Hammerſchlag geſchehen. Das Übereinſtimmen des Petſchafts mit den Konturen darunter iſt Hauptſache. Je tiefer die Gravierung iſt, deſto hübſcher wird das Wappen.

E. in L.

Sammlungen.

Noch eine Sammlung möchte ich beſonders den jungen Mädchen empfehlen. Es iſt dies eine Sammlung ſchöner Holzſchnitte, ſchöner Studienköpfe, Landſchaften, religiöſer und Genrebilder, die man nach Geſchmack aus illuſtrierten Zeitſchriften und Katalogen ſchneidet. Man läßt an den Bildern nur einen ſchmalen, weißen Rand ſtehen, zieht ſie auf dünne Pappe oder bunten Karton und verſieht ſie mit einem etwa fingerbreiten Rand von ſchwarzem Glanzpapier und einer ſchmalen Goldborte. In einer gefälligen Mappe mit Stickerei oder Malerei gibt dieſe Bilderſammlung auch noch einen hübſchen Zimmerſchmuck ab.

Hertha aus N.

Gärtnerei.

Frühblühende Bäume und Sträucher. Es gibt einige Bäume und Sträucher, die ihre Blüten ſchon zeitig im Frühjahr entwickeln und die deshalb mit zu den erſten Vorboten des Frühlings gehören. Da einige außerdem auch ſchöne auffallende Blumen haben, ſo verdienen ſie an geeigneten Orten angepflanzt zu werden. In kleinen Hausgärten und auf kleinen Plätzen wo nur wenige Bäume Platz haben und wo die charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines jeden Baumes auffallend hervortreten, gewährt das allmähliche Hervortreten der Blüten einen hübſchen Anblick. Dies gilt beſonders für Bäume mit abwerfendem Laube, bei denen die Blüten vor den Blättern erſcheinen. Hierher gehören z. B. einige Ulmenarten, wie Ulmus montana. Zu den früheſten blühenden Bäumen gehören die verſchiedenen Weidenarten, unter denen beſonders einige Varietäten von Salix Myrsinites zu erwähnen ſind, die ſich auch durch ihre langen grünen Kätzchen auszeichnen. Die Zweige dieſer Weiden ſind zwar nicht immer bis zu ihren Spitzen mit Blüten beſetzt, was bei anderen, wie Salix caprea, der Fall iſt. Bei S. caprea, der Sohl- oder Saalweide, zeichnen ſich beſonders die männlichen Blüten mit ihren ſchön roten Staubfäden aus, welche ſpäter durch den hervorbrechenden Blütenſtaub plötzlich in Gelb verwandelt werden. S. caprea blüht etwas ſpäter, nimmt ſich aber ihrer Blütenkätzchen wegen recht hübſch aus. S. viminalis, die Korbweide, mit ihren Varietäten iſt eine andere zeitig im Frühjahr, mit langen, weißen Kätzchen blühende Weide. S. rubra, die rote Weide, macht ſich durch ihre purpurfarbenen Kätzchen bemerkbar; ſie hat Ähnlichkeit mit S. Helix, der Bachweide, die ungefähr um dieſelbe Zeit zur Blüte gelangt. S. tomentosa zeichnet ſich durch die braune, lederartige Bekleidung der Zweigſpitzen und durch graue Blütenkätzchen aus. S. purpurea, Purpurweide, hat lange, ſchmale, rote Kätzchen; S. aurita, Goldweide, blüht mit gelben Kätzchen; ſie iſt charakteriſtiſch durch ihre harten, braunen, drahtartigen Zweige.

Unter den Weiden herrſcht eine außerordentlich große Mannigfaltigkeit. Aus den verſchiedenen Arten ſind nicht nur zahlreiche Varietäten entſtanden, ſondern auch zahlreiche Baſtardformen aus der Kreuzung verſchiedener Arten, ſo daß es oft ſchwer iſt, die Herkunft irgendeiner Form zu beſtimmen. Hierzu kommt noch, daß bei ein und derſelben Art zuweilen auch noch die männlichen Bäume von den weiblichen verſchieden ſind. Auch bezüglich ihrer Geſtalt zeigen die Weiden den denkbar größten Formenreichtum. Während einige, wie S. Russeliana, eine bedeutende Höhe, etwa 25 m, erreichen, wird S. herbacea nur 10 cm hoch. Die Trauerweide hat hängende Zweige, bei anderen ſind ſie ſteif, aufrecht u. ſ. w. Die Weiden gedeihen faſt unter allen Verhältniſſen; an ſumpfigen Stellen und auf Bergen. In den Gebirgen gehen unter den holzigen Gewächſen die Weiden mit am höchſten hinauf. Für die Gartenkultur wäre es jedenfalls angezeigt, wenn unter den zahlreichen kultivierten Formen die ſchön blühenden herausgeſucht würden und bei der Anlage von Gehölzgruppen Verwendung fänden.

Die auffallenden weiblichen Blüten der Balſampappel nehmen ſich ebenfalls recht hübſch aus, ferner die Kätzchen der Haſelnuß. Bei gehöriger Auswahl unter den verſchiedenen Arten wird man in manchem Garten eine angenehme Abwechſelung in der Scenerie hervorrufen können, die um ſo wirkungsvoller ſein wird, da die in Rede ſtehenden Bäume und Sträucher mit zu den erſten Frühlingsboten gehören.

K. L.

Aus der Kinderſtube.

Der kleine Georg iſt trotz ſeines behäbigen Ausſehens doch ein ſehr unruhiger Junge. Die geplagten Eltern greifen zu dem unpädagogiſchen Mittel der Beruhigungszigarre, vulgo Gumminuckel (natürlich ohne Inhalt). Selbſtverſtändlich will der Junge auch nicht davon laſſen, nachdem er bereits das erſte Lebensjahr vollendet. Mit Hilfe der Zigarre ſchläft er abends endlich ein, ſein erſter Griff am Morgen bei aufdämmerndem Bewußtſein iſt nach der geliebten, dem Mund entfallenen Tröſterin. Eines Morgens weckt er die geplagten Eltern auch wieder in aller Frühe, ſitzt im Bett, randaliert und raucht. Der müde Papa, um ſeinen lieben Morgenſchlummer gebracht, hält ihm eine donnernde Philippika, die er ſtaunend mit weit aufgeriſſenen, waſſerblauen Augen über ſich ergehen läßt. „Was mag dem Papa fehlen?“ Da ſchießt ein mitleidiger und zugleich erhabener Gedanke durch ſein jugendliches Gehirn. Mit kühnem Entſchluß entreißt er die geliebte Zigarre dem Gehege der Zähne, in heroiſcher Entſagung reicht er ſie mit unnachahmlicher Gebärde und Handbewegung dem Zürnenden, als wollte er ſagen: Hier, Papa, das beſte Beruhigungsmittel, was es gibt. Natürlich wirkt, wenn auch nicht das Mittel ſelbſt, ſo doch die überwältigende Komik der Szene wie Öl auf die erregten Wogen des väterlichen Gemüts. Freilich muß die Zigarre nun bald geläuterteren pädagogiſchen Methoden weichen.

M. P.

Widmung in ein Kochbuch.

Frage 105.

Möge alles dir geraten
Was in dieſem Buche ſteht,
Suppen, Puddings, Fiſch und Braten,
Und wovon noch ſonſt die Red'.

Mögeſt nimmer du vergeſſen
Einer Hausfrau ſchwere Pflicht,
Stets zu kochen gutes Eſſen,
Ab und zu ein Leibgericht.

Willſt du alles beſtens führen,
Wünſch' ich dir der Dinge drei:
„Feines Zünglein zum probieren,
Luſt und Lieb zur Kocherei!“

Frau E. P., 41.

Für die Küche.

Preßwurſt. Dazu verwendet man 2 Pfd. Backenfleiſch von einem Schweinskopf und eine, acht Tage vorher geſalzene, Schweinszunge, kocht beides in Waſſer, mit ſchönem Suppenkraut daran, weich und ſchneidet es in haſelnußgroße Würfel; darauf vermengt man dieſelben mit geſtoßenem Pfeffer, Piment, geriebener Zwiebel und Salz und füllt die Maſſe warm in einen recht weiten Darm, bindet denſelben zu, kocht die Wurſt fünf Minuten, darauf legt man ſie zwiſchen zwei Bretter und preßt ſie, bis ſie erkaltet iſt. Man gibt Remoulade-Sauce dazu. Die Brühe, worin man dieſes Wurſtfleiſch weich gekocht hat, kann man noch zu einer ſchönen Vorſpeiſe verwenden. Man ſchwitzt $^1/_8$ Pfd. Butter mit 2 Eßlöffeln voll Mehl und etwas geriebener Zwiebel gar, dann gibt man die Brühe unter beſtändigem Rühren hinzu, ferner etwas geriebene Muskatnuß, gehackte Peterſilie, 2 Eßlöffel voll Champignon Soja, ein wenig Salz und läßt das Ganze gut durchkochen, dann gießt man die Suppe durch ein Sieb, legt das inzwiſchen hübſch zurecht geſchnittene Suppenkraut hinein, auch kleine Fleiſchklößchen, und gibt ſie zur Tafel.

Auskunft.

Fr. 102. Unterzeichneter Verein ſammelt für einen anderen Verein zur Erhaltung eines Waiſenhauſes von Kindern aus Miſchehen: Handſchuhe, Korke, Staniol, Briefmarken und alte Stahlfedern. — Für reichliche Zuſendung ſolcher Gegenſtände wäre ſehr dankbar

Die Geſchäftsſtelle des Ev. Schriftenverein, Breslau.

Fr. 103. Ich hüllte meine 7 Kinder, wenn ſie vom Hauſe in die Kirche zur Taufe getragen wurden, in meinen Brautſchleier ein. Gewiß eine würdige Verwendung desſelben.

Frau A. T.

Fr. 108. Ein Lungenkranker ſoll überhaupt keine Univerſität beſuchen, da ihm das Studium nur um ſo ſchneller ruinieren muß! Und noch dazu Philologie! Wo der Beruf als Lehrer, Dozent oder Schriftſteller einem geſunden Körper bald genug zu anſtrengend wird!

Fragen.

127) Wer kann uns eine einfache Wohnung auf einer der Nordſeeinſeln empfehlen? Wie würde ſich die Miete dafür ſtellen?

3 Lehrerinnen.

128) Ich las kürzlich, daß vom 1. Januar kommenden Jahres ab beim Telephondienſt in Berlin nur noch Damen beſchäftigt werden ſollten, weil die Frauenſtimme ſich beſſer für die Fernſprache eigne. Iſt dieſe Beſtimmung nur für Berlin getroffen? Welche Schritte müßte man thun nnd an wem ſich wenden wegen der Anſtellung? Für freundliche, recht baldige Auskunft wäre ſehr dankbar **Thea.**

129) Iſt vielleicht jemand ſo gütig mir Auskunft zu geben, ob ein Amateur-Photograph wirklich gute Bilder machen kann ohne Vorkenntnis des Retouchierens ꝛc.? Welche Apparate ſind am beſten zu Momentaufnahmen für Kinderbilder in Kabinettformat? Um freundliche Antwort und Belehrung bittet

Eine treue Verehrerin des Daheim in Kurland.

130) Eine Abonnentin des Daheim bittet um gefällige Auskunft wie man Petroleumflecke aus Parkettfußböden entfernt?

M. M.

131) Hat vielleicht eine der verehrten Daheimleſerinnen „Puttendörferſche Schwefelſeife“ von Dr. Alberti gebraucht und mit welchem Erfolg? Für baldige gütige Auskunft wäre ſehr dankbar **Eine Ratloſe.**

132) Kann mir vielleicht eine der verehrten Mitleſerinnen des „Daheim“ mitteilen, wie die ſogenannte Pluntwurſt oder Keſſelwurſt bereitet wird? **M. H.**

133) Kann mir vielleicht jemand eine höhere Fachſchule für Maſchinentechniker, womöglich in Mitteldeutſchland, nennen, ähnlich der in Chemnitz, die ſich auf das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis aufbaut? Polytechnikum ausgeſchloſſen, ebenfalls Mittweida, Hildburghauſen und Einbeck. Für freundliche Auskunft im voraus dankbar.

Ein Daheimleſer in K

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 31. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

2. Mai
1891.

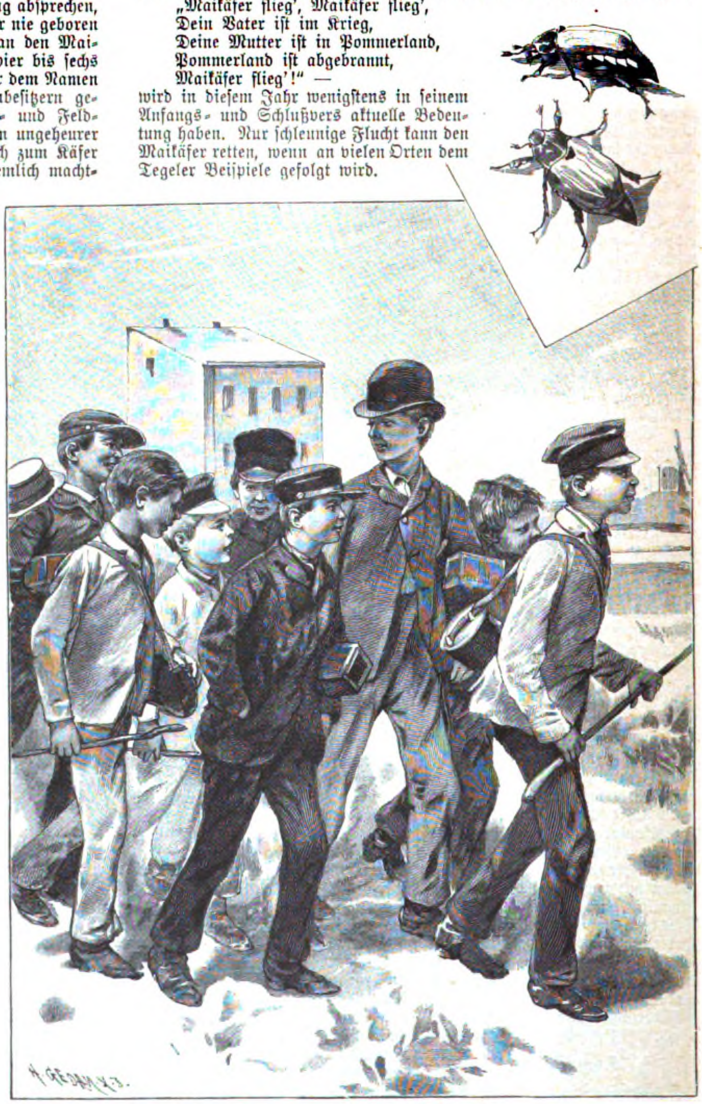
Aus der Zeit — für die Zeit.

Maikäferzeit.

Zu den vielen Tieren, über deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit das Urteil der Fachgelehrten noch ſchwankt, gehört der Maikäfer nicht. Alle Leute, welche die Natur nur vom Nützlichkeitsſtandpunkt anſehen und jedem Lebeweſen, das ſich nicht in irgend einer Weiſe den Intereſſen des Menſchen dienſtbar machen läßt, die Exiſtenzberechtigung abſprechen, ſind darüber einig, daß es beſſer wäre, wenn der Maikäfer nie geboren worden wäre. Eins der ſchädlichſten Kerbtiere nennt man den Maikäfer. Das Weibchen legt ſeine Eier, aus welchen nach vier bis ſechs Wochen die Larven ausſchlüpfen, in den Boden. Die unter dem Namen Engerling bekannte und von Landwirten und Gartenbeſitzern gefürchtete große Larve lebt von den Wurzeln der Forſt- und Feldgewächſe. Alle drei bis vier Jahre erſcheinen die Käfer in ungeheurer Menge, da die Larve ſo lange Zeit gebraucht, bis ſie ſich zum Käfer entwickelt. Den Engerlingen gegenüber iſt der Menſch ziemlich machtlos; er kann nur indirekt zu ihrer Vernichtung beitragen, indem er diejenigen Tiere, die ihnen nachſtellen und vorzugsweiſe von ihnen leben, ſorgfältig hegt. Dazu gehört vor allem der lange Zeit zu Unrecht übelbeleumundete Maulwurf, den man, weil die Spuren ſeiner Thätigkeit ſich dem Auge deutlicher offenbarten, für den Schaden verantwortlich machte, den man eigentlich auf Rechnung der gefräßigen Engerlinge ſetzen mußte. Heute iſt er rehabilitiert, und ſelbſt Gartenbeſitzer, die ihren größten Stolz darein ſetzen, einen wohlgepflegten und gleichmäßig geſchorenen engliſchen Raſen zu beſitzen, laſſen den Maulwurf ungeſtört ſeine Jagdgänge graben. Dem Maikäfer iſt leichter beizukommen. Da er ein Langſchläfer iſt oder vielleicht mehr noch, weil ihn die Kühle der Frühjahrsnächte erſtarrt und unbehülflich macht, läßt er ſich in den Morgenſtunden leicht von den Bäumen ſchütteln, an deren jungem Blätterſchmuck er mit gleicher Gefräßigkeit Verwüſtungen anrichtet wie der Engerling an allem Wurzelwerk. Zerſtampft gibt er dann einen vortrefflichen Dünger; weniger empfehlenswert iſt er als Geflügelfutter, ſo gern er auch von dem meiſten Hofgeflügel, beſonders von Hühnern, gefreſſen wird. Wenigſtens ſollte man darauf verzichten, Geflügel, das mit Maikäfern gefüttert iſt, und Eier von ſolchem Geflügel während dieſer Futterzeit zu genießen, denn beides nimmt einen höchſt unangenehmen Geſchmack an. Leider haben wir in dieſem Jahre eine beſonders große Menge von Maikäfern zu erwarten; aber man wird den gefräßigen Kerbtieren tüchtig zu Leibe gehen. Schon vor Wochen erließ der königliche Oberförſter in Tegel folgende Bekanntmachung: Im königlichen Forſtrevier Tegel ſollen in dieſem Frühjahr Maikäfer geſammelt werden. Die königliche Regierung hat zu dieſem Zwecke erlaubt, daß in den Schulen zu Tegel, Hermsdorf, Glienicke und Heiligenſee die Schulſtunden in dem laufenden Frühjahr für die Ober- und Mittelklaſſen ſo verlegt werden, daß die Vormittagsſtunden für den obengenannten Zweck frei bleiben. Die in Säcken u. ſ. w. geſammelten Käfer müſſen täglich in den Stunden 8—10 Uhr vormittags in lebendem Zuſtande entweder auf der Förſterei Tegelſee oder Hermsdorf zum Zwecke der Feſtſtellung der Menge abgeliefert werden. Der Preis für ein Liter Käfer iſt vorläufig auf 25 Pfennig feſtgeſetzt; die zum Einſammeln der Maikäfer geeigneten Stunden ſind in erſter Linie morgens 4—8 Uhr. — Wenn die Maikäfer wirklich ſo zahlreich erſcheinen, wie ſie erwartet werden, wird der vorläufig feſtgeſetzte Preis kaum feſtgehalten werden können. Aber den Jungens wird der Auszug auf die Maikäferjagd trotzdem vergnüglicher erſcheinen, als der Weg in die Schule. Hat dieſe Jagd doch für jeden Jungen ſtets ihre beſonderen Reize gehabt, auch wenn die Jagdbeute nicht 25 Pfennig pro Liter, ſondern das Dutzend Käfer nur drei Stecknadeln auf der Maikäferbörſe galt. Es wird vorausſichtlich ein großes Morden werden, und der ſchöne Maikäfervers, den jedes Kind kennt und über deſſen Sinn und Entſtehung ſich Mancher vergeblich den Kopf zerbrochen hat:

„Maikäfer flieg', Maikäfer flieg',
Dein Vater iſt im Krieg,
Deine Mutter iſt in Pommerland,
Pommerland iſt abgebrannt,
Maikäfer flieg'!" —

wird in dieſem Jahr wenigſtens in ſeinem Anfangs- und Schlußvers aktuelle Bedeutung haben. Nur ſchleunige Flucht kann den Maikäfer retten, wenn an vielen Orten dem Tegeler Beiſpiele gefolgt wird.



Auszug auf die Maikäferjagd.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wahre Liebe weiß immer das rechte Wort,
Wahre Güte iſt immer am rechten Ort,
Wahre Freude kommt immer zur rechten Zeit,
Wahre Größe hat immer Gelegenheit!

Zur Hochzeit einer Büglerin.

In der alten Mühlenſtraße
Hält heut' frohe Hochzeitsfeier
Mit dem trefflichen Herrn N. N.
Unſre wack're Fräulein Meyer.
Sie verſtand ſeit ſechzehn Jahren
Unſre Wäſche ſchön zu plätten;
Glänzend hat ſie ſtets gebügelt
Hemden, Kragen und Manſchetten.
Und vor allem die Gardinen
Konnten ſie als Meiſterin preiſen;
Dazu würzte ſie die Arbeit
Mit den ſchönſten Sangesweiſen.
Da war's denn nicht zu verwundern,
Daß ſeit Jahren mancher Freier
Hat geworben laut und heimlich
Um die wack're Fräulein Meyer.
Doch es waren nicht die Rechten,
Bis Herr N. N. mit Gardinen
Sich ihr nahte, ſie erprobte
Mit erwartungsvollen Mienen.
Sie nach einigem Bedenken
Hat ihn freundlich angenommen,
Und nach kurzem, ſchönem Brautſtand
Iſt die Hochzeit heut' gekommen.
Da ſoll auch aus unſerm Hauſe
Ihr ein Segenswunſch erklingen:
Möge ihr und ihrem Gatten
Reiches Glück dies Bündnis bringen!
Segne Gott ſie alle beide,
Daß ſie treu zuſammenhalten
Und ſich gegenſeitig glätten
Tag für Tag der Stirne Falten,
Daß das ſtarke Seil der Liebe*)
Sie umſchlinge alle beide,
Daß ihr Leben werde vielen
Recht zum Segen und zur Freude.
Oft noch werden wir vermiſſen
Unſ're wack're Fräulein Meyer.
Doch heut' wünſchen wir dem Brautpaar
Eine frohe Hochzeitsfeier!

Maria Döring.

Gemüſegarten.

Stachyskultur. Gern teile ich, angeregt durch die darauf bezüglichen Zeilen, dem Frauen-Daheim meine Erfahrungen über Stachys mit. Im vorigen Jahr habe ich ſie zum erſtenmal angepflanzt und bin recht gut damit zufrieden, ſowohl was Ertrag als Widerſtandsfähigkeit betrifft. Sie haben dieſen ausnahmsweiſe ſtrengen Winter ohne Deckung ausgehalten, haben nicht gelitten und den Geſchmack nicht verändert, auch iſt die Zubereitungsweiſe dieſes Gemüſes eine ſehr einfache und, was ſchließlich doch die Hauptſache iſt, es wird von allen gern gegeſſen. Ein Freund hatte mir die Stachys beſorgt, wir hatten zu dreien ein Pfund geteilt, wovon ich $1^1/_2$ mäßig große Beete legen konnte. Sie kamen wohlverpackt in feuchtem Moos an und hatten ſchon kleine Keimchen getrieben, weshalb ſie ſehr vorſichtig nach einigen Tagen, den Keim nach oben, in gutgedüngtes Land und in Abſtänden von circa 35 bis 40 cm gepflanzt wurden. Der betreffende Freund hat ſie länger ſtehen gelaſſen und infolgedeſſen, weil der Keim wahrſcheinlich vertrocknet, faſt nichts geerntet. Die Stachys entwickelten ſich gut und trieben kräftiges Laub, nur an einer Stelle, wo der Schatten eines Pflaumenbaumes darauf fiel, nicht, woraus ich ſchließe, daß ſie einen möglichſt freien Stand haben müſſen. Von Unkraut wurden ſie natürlich rein gehalten. Da Stachys ſich erſt im Herbſt entwickeln, verſuchten wir ſie nicht früher wie im November, ſie ſchmeckten da aber nicht ſo gut wie ſpäter, weil ſie, trotzdem erſt 10 Minuten gekocht, etwas zu weich waren. Jetzt genügt ein Kochen von fünf Minuten, möglich, daß dies auch eine Einwirkung des langen Froſtes iſt. Stachys bleiben bis zum Frühjahr im Boden und werden bis dahin je nach Bedarf ausgenommen. Dieſes muß ſehr vorſichtig geſchehen, da die kleinen Knöllchen leicht überſehen werden und immer wieder an derſelben Stelle mit der Schippe das Erdreich gelockert werden muß. Weil ſie ſo wuchern, reſp. ſo ertragreich ſind — wir fanden nicht einzelne, ſondern Dutzende in Entfernung von ſicher 40—50 cm vom Strauch — iſt wahrſcheinlich der Übelſtand dabei, daß ſie leicht im Grund bleiben, ſo gut man auch nachſehen läßt, und dadurch das Land verunkrauten; ich denke aber, das wird ausgeglichen durch die Natur der Pflanze. Die Knöllchen erhalten nämlich, wie ſchon geſagt, erſt im Herbſt ihre eigentliche Entwicklung; wenn man alſo das Grün fortzieht, wo man es nicht haben will, dann hört wohl ein Verunkrauten von ſelbſt auf. In dieſem Jahr habe ich Mitte März die Knöllchen, natürlich nur die ſchönſten Exemplare, direkt nach dem Aufnehmen wieder in den Grund gebracht. Es werden jedesmal 3 Stück nebeneinander in die am beſten mit der Fauſt gehöhlten Löcher gelegt und angedrückt; die Entfernung iſt vorher zu bezeichnen, damit das Beet hübſch ausſieht: ich habe 3 Reihen im Verband auf ein Beet gerechnet. Richtiger iſt es, daſſelbe nicht zu harken, ſondern die Löcher mit der Hand wieder zuzumachen, damit die Keime nicht verletzt werden. An Saat für ein Beet von 10 Meter Länge hatte ich noch nicht die Knöllchen von 3 Sträuchen nötig.

Zubereitungsweiſe. 1. Die Knöllchen werden, nachdem ſie wiederholt gewaſchen, nur einfach nachgeſehen, um etwas beſchädigte zu entfernen, dann in kochendem Waſſer einige Minuten, je nachdem ſie weicher oder härter geliebt werden, mit viel Salz gekocht, auf den Durchſchlag gethan, angerichtet und mit Butterſauce gegeſſen. Oder es wird reichlich Butter oder Suppenfett, natürlich ohne Brühe, heiß gemacht; nachdem man es mit dem nötigen Mehl hat anziehen laſſen, wird kaltes Waſſer dazu gerührt, Muskat und Salz hinein gegeben, wenn man ſie hat, auch Fleiſchbrühe. Dies wird mit einem Ei abgerührt und über die Stachys geſchüttet. Die Sauce muß gebunden ſein.

2. Stachys ſchmecken auch gut als Beigabe zum Rindfleiſch wie Radies in Scheibchen geſchnitten und wie dieſe als Salat angemacht.

3. Stachys werden auch wie kleine Eſſiggurken eingemacht. Da man nun im Herbſt nicht die Gurkengewürze wie z. B. Dill aus dem Garten holen kann, ſammelt man dieſelben vorher und konſerviert ſie mit Eſſig.

Frau Paſtor K., Wertherbruch.

Handarbeit.

Zu dem Kapitel „Seidenmoſaik“ möchte ich mir noch ein paar Randbemerkungen erlauben, die auf Verwendung derartig gearbeiteter Stoffſtücke zu dekorativen Zwecken Bezug haben. Sehr gut laſſen ſich größere Stücke zu Wanddekorationen verwenden. Ich ſah kürzlich zwiſchen Lanzen und altertümlichen Waffen, welche die Wand eines ſehr „ſtilvoll“ eingerichteten Herrenzimmers ſchmückten, eine buntſeidene, vielfach gemuſterte Fahne drapiert, die ſich wie eine koſtbare orientaliſche Siegestrophäe ausnahm. Erſt bei näherem Hinſchauen entdeckte ich, daß ich in der wirkungsvollen Draperie eine mühſame aber keineswegs Anſpruch auf Kunſtwert machende Handarbeit vor mir hatte. Die Decke beſtand aus Mittelſtück und Rand, beides in voneinander abweichendem Muſter gearbeitet. Der Rand war dunkler in den Farben gehalten und hatte ein breites Samtband als Abſchluß angeſetzt bekommen. Auch waren Samtläppchen bei der Herſtellung mitten zwiſchen ſeidenen Läppchen verwandt, natürlich nach einem feſten beſtimmten Muſter, was die Wirkung bedeutend erhöhte. Auch Gold- und Silberfäden oder Zierſtiche von bunter Seide müßten, meiner Anſicht nach, ſich gut ausnehmen, falls ſie in hübſcher Anordnung das Muſter umrandeten oder unterſtützten. — Wunderhübſch laſſen ſich ferner Stoffteile, in Seiden- oder Samtmoſaik gearbeitet, zum Bezug der jetzt ſo modernen Zier- und Schmucktruhen verwenden. Die Mode hat die Truhe jetzt zu ihrem Günſtling erhoben; man findet ſie, mit koſtbarem alten Brokat bezogen, in zierlicher Größe auf dem Nippestiſch des eleganten Salons, zur Aufnahme von Skizzen, Photographien dienend oder auch nur durch ihr ſchönes Äußere, durch den Wert, das Alter, die Farbenwirkung ihres Bezugs Anſpruch auf Beachtung fordernd. Mit geringen Koſten kann man ſich einen ſolchen Luxusgegenſtand ſelbſt beſchaffen, indem man ſich die Form der Truhe vom Tiſchler in Tannenholz herſtellen läßt und den Bezug ſelbſt mit geſchickter Hand anbringt. — Hat man ſich die Läppchen von Bekannten und Freunden ſammeln helfen laſſen, ſo hat die Truhe außerdem noch den Wert für uns, eine Erinnerung an liebe Menſchen zu ſein. — Sehr gut ſieht es aus, wenn man längs der Kanten der Truhe einen einfarbigen Plüſchſtreifen oder ein Samtband herlaufen läßt. — Das innere Futter richtet ſich nach dem Geſchmack des Beſitzers. Kugelförmige Füße, aus Meſſing oder dergl., in jeder Eiſenhandlung vorrätig, werden unter der Truhe befeſtigt.

J. v. W.

Fr. 27. An „Stuttgarterin“. Eine Mappe für Ihre Modenwelt können Sie ſich mit Leichtigkeit ſelbſt anfertigen. Ein Stück ſtarke Pappe, 80 cm lang, 30 cm breit, wird von beiden Seiten mit Stoff überzogen, dann werden die beiden kurzen Seiten mit ſtarkem Zwirn feſt aneinander genäht, — rund herum eine runde Schnur geſetzt, die oben rechts und links mit ein paar Öſen abſchließt, um die Mappe daran aufhängen zu können. Ihrer Phantaſie bleibt es nun überlaſſen, die Vorderſeite mehr oder weniger elegant oder genial auszuſtatten. Ich habe ſie gemalt, geſtickt, oder nur einfach mit geblümtem Cretonne, oder gepreßtem Plüſch überzogen, und manchen vorhandenen Reſt dazu aufgebraucht. Zur inneren und hinteren Seite benutzte ich auch je was ich hatte, graues Leinen, einfarbigen oder gemuſterten Satin, roten Schweizerkattun. Sehr niedlich und der Gelegenheit entſprechend iſt es, wenn Sie die Vorderſeite mit einem hübſchen Modebild ſchmücken, das Sie, falls Sie nicht malen, auch mit Stielſtich wirkungsvoll ſticken können. Hübſch iſt es auch, wenn Sie auf einen ſchmalen, 6—7 cm breiten Java-Canavas oder Aïda-Streifen mit Seide eine Kreuzſtich-Borte ſticken und rechts und links die fehlende Breite mit paſſendem Plüſch oder Samt erſetzen. Die Schnur für rund herum drehe ich mir ſelbſt von Woll- und Seidenreſtern. Ich habe ſolche Mappen für die verſchiedenen Blätter, die ich halte; eine ſpeziell für Kataloge und Preisverzeichniſſe, die ſonſt ſo leicht verlegt werden.

Eine Schleswigerin.

Rahmen in den Verbindungsfarben für ſeine Gruppenbilder ſind jedem Bruder Studio ein ſehr willkommenes Geſchenk; ſie ſind ſehr leicht zu arbeiten. Den Rahmen fertigt der Tiſchler ganz einfach aus rohem Holze. Nun kauft man ſich Atlas- oder Samtbänder in den gewünſchten Farben und windet ſie ſchräg recht ſtraff um den Holzrahmen herum, indem man immer zwei Bänder feſt hält und das dritte herumzieht. An einer der oberen Ecken bindet man von den übrigen Bandenden eine flotte Schleife und ſchlägt in jeden Streifen einen hübſch geformten, goldenen Ziernagel ein.

Hertha aus N.

Stärkenden Spiritus

zum Einreiben der Glieder nach großen Strapazen oder zur Kräftigung bei ſchwächlichen und alten Menſchen kann man ſich leicht ſelber herſtellen. Man ſammelt im Frühjahr junge friſchgrüne Tannenſpitzen und die erſten Triebe der Birke, ſtopft Flaſchen halb voll damit und füllt Spiritus darauf. In wenigen Wochen iſt er zum Gebrauch gut und wirkt ungemein ſtärkend. Ebenſo kann man ſolchen Spiritus von Kalmus herſtellen, indem man die Wurzeln in kleine Stückchen ſchneidet und Spiritus darauf gießt. Es iſt in beiden Fällen nicht nötig, den gewonnenen Kraftſpiritus von der Maſſe abzugießen, er kann darauf bleiben, bis er verbraucht iſt. **A. D.**

Praktiſches fürs Haus.

Frage 117. Die Fußböden, welche ich im hieſigen Pfarrhauſe unangeſtrichen vorfand, habe ich ſelbſt geſtrichen und zwar alſo: Man kauft in einer Blechkanne oder Steinkruke einige Pfunde Leinölfirniß, in einer anderen 1 Pfund Kopallack, in einer Tüte für 10 Pf. trockene

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

---

*) Der Bräutigam iſt Seilermeiſter.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. **Abdruck aus demſelben iſt verboten.**

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

braune Farbe, (Umbra), und einen Pinſel zum Fußbodenmalen; alles in jeder Droguenhandlung erhältlich. — Nun ſcheuert man die zu ſtreichenden Dielen recht ſauber und läßt ſie 24 Stunden trocknen. Dann gibt man von dem Firniß in eine irdne Schale und beſtreicht mittels des Pinſels die ganzen zu ſtreichenden Dielen; dieſes muß recht ſorgſam gemacht werden, der Firniß darf ja nicht dick aufgetragen werden, doch auch nicht die kleinſte Stelle unbeſtrichen bleiben; jeder folgende Strich muß den vorhergehenden etwas decken. Alsdann läßt man den Firniß einziehen und trocknen, was im Sommer 3—4, im Winter auch 8 Tage dauert. Sodann wird der zweite Anſtrich mit Leinölfirniß gemacht, dem man vorſichtig angerührt 1—2 Löffel voll trockner brauner Farbe zuſetzt. Wieder muß der Anſtrich 3—4—8 Tage trocknen, wenn man will, kann man ihn dann ſchon benutzen. Aber es empfiehlt ſich lieber, noch einen Anſtrich von Kopallack, mit etwas Firniß verdünnt, überzuſetzen und auch den wieder ordentlich trocknen zu laſſen. In den Wohnzimmern, die täglich benutzt werden, werden die ſo geſtrichenen Fußböden täglich mit kaltem Waſſer aufgenommen und einmal in der Woche abgeſeift. Jedes Jahr einmal überreibe ich die Fußböden mit einem in Leinölfirniß getränkten Lappen und laſſe das betreffende Zimmer 8 Tage unbenutzt. Nach dieſer Methode hat man immer nette Fußböden und erſpart die hohen Malerrechnungen. Manche ſtreichen die Fußböden nur mehrere Male mit Leinölfirniß an, ohne irgend welche Farbe zuzuſetzen. Dann ſehen ſie ſehr ſchön, aber hell und zart aus. Hauptſache bei allem Anſtreichen iſt, den Firniß dünn aufzutragen, das muß ſehr ſorgſam und gleichmäßig gemacht werden, lieber einmal mehr als zu dick ſtreichen, und dann muß jeder Anſtrich ordentlich trocknen. Auch Küchenbörte und Tiſche habe ich nach obiger Manier gut geſtrichen. **Marie K. in N.**

Auf Frage 122 in Nr. 27 nach dem Aufbeſſern gefrorener Kartoffeln kann ich folgende Auskunft geben: Seit Anfang Dezember befinde ich mich in derſelben unangenehmen Lage wie die Frageſtellerin, habe viele Ratſchläge gehört und geleſen, meiſt jedoch von ſehr zweifelhaftem Werte. Endlich habe ich aber von einem Verfahren Kenntnis bekommen, das an Einfachheit alle andern übertrifft und, was die Hauptſache iſt, ſich auch wirklich bewährt hat. Ein grober Weidenkorb (jedenfalls thuts auch jeder andere Korb, der nicht zu dicht geflochten iſt) wird, mit den von Froſt leicht beſchädigten Kartoffeln gefüllt, an einen Ort geſtellt, wo ſich beſtändig heiße trockne Luft befindet, alſo z. B. neben dem Kochherd in der Küche. Dort ſchwitzen die Knollen, trocknen dann bald und wenn ſie etwa 2 Tage geſtanden, iſt von dem ſüßlichen Geſchmack kaum mehr eine Spur zu merken. Je trockner ſie geworden, deſto gründlicher ſind ſie kuriert. Mehrere Bekannte von mir haben dieſe Kartoffelkur auch verſucht und den Erfolg beſtätigt. Ich kann daher das Verfahren nur empfehlen.

Luiſe in Arnsberg.

Zimmerſchmuck.

Wenn den geneigten Leſerinnen weiße Thüren ebenſo unſchön erſcheinen wie mir, möchte ich ihnen folgenden Rat erteilen. Die Thür wird, der Zimmereinrichtung entſprechend, mit der jetzt ſo beliebten Emaillefarbe angeſtrichen. Zu einer einflüglichen Thür gebraucht man eine Büchſe zu 1 ℳ 50 Pf. — Ich ließ mir vom Tiſchler dünne Platten aus Birnbaumholz ſchneiden, welche genau in die Thürfüllungen hineinpaßten. Auf dieſelben entwarf ich ſteiſe Blumenmuſter, die ich mit Hilfe eines Brennſtiftes wirkungsvoll einbrannte und mit Aquarell-Lackfarben leicht antönte. Als der Anſtrich gut getrocknet war, befeſtigte ich die Platten mit kleinen Meſſingſchrauben auf die Thürfüllung. Dieſes Verfahren iſt in Stadtwohnungen ſehr zu empfehlen, damit die Paneele im Fall eines Umzugs leicht zu entfernen ſind.

Eine langjährige Abonnentin.

Portierenſhawl aus Cigarrenbändern. Einen ſehr effectvollen Portierenſhawl ſtellte ich mir ſehr billig her. Ich ſammelte 5 Pfund gelbſeidene Cigarrenbänder, die ich zuerſt plättete und dann aneinanderſetzte. Soviel als möglich ſuchte ich mir auch rote Bänder zu verſchaffen, die ich auf ein apartes Knäuel wickelte. Dieſen Bänderſchatz ſandte ich nun an den Teppichweber Herrn Hering, Schmiedeberg i. Rgb., mit dem Erſuchen, die Bänder zu breiten gelben und ſchmalen roten Streifen zuſammenzuweben. Krausgeſpinſt und einzelne ſchwarze Seidenbänder, welches er beides lieferte, erhöhen die Schönheit des Shawls. Den Abſchluß desſelben bilden ſchmale Cigarrenbänder, die ich in Schluppen franſenartig annähte.

Eine langjährige Abonnentin.

Toilette.

Frage 106. Einfache Mittel gegen rote Hände, die bei Hitze und Kälte gleich rot ſind, gibt es ſelbſtredend nicht. Iſt die betr. Perſon blutarm oder blutreich, ſo ſind zweckmäßige Vorſchriften ſeitens des Arztes erforderlich. Das plötzliche Erröten der Hände (übrigens auch des Geſichts) wird dann von ſelbſt weg bleiben. Im Übrigen leichte und reizloſe Koſt, viel Bewegung, Anwendung des Waſſers zu ganzen Abreibungen, mit lauwarmem Waſſer beginnend, allmählich zu kaltem übergehend! **Dr. H. K.**

Teppiche.

Teppiche und Läufer aus gezupften wollenen Flicken. Das Frauendaheim brachte ſehr häufig Anfragen betreffs Anfertigung von Teppichen aus gezupften wollenen Lumpen und nach Adreſſen von Webern für dergleichen. Ich bin nach näherer Erkundigung jetzt in der Lage, Auskunft nach jeder Richtung hierüber geben zu können. Das Zupfen der Lappen iſt eine angenehme leichte Beſchäftigung und wird noch erleichtert, wenn die betreffenden Wollſachen erſt tüchtig geklopft und gebürſtet werden, da der Staub ſonſt beim Zupfen ſich als höchſt läſtig erweiſt. Die großen Stücke werden in beliebig kleine Flecke geſchnitten, helle und dunkle möglichſt getrennt, da nur helle Wolle vom Färber zu hellen Schattierungen gebraucht werden kann und ſolche daher bei der Anfertigung ſpäter teuer angerechnet wird. Die Koſten für einen mäßig großen Teppich im Genre der Viktoria- und Germaniateppiche belaufen ſich mit Porto ꝛc. auf 19 Mark, jedoch hält der Teppich auch weit beſſer als die oben angegebene Art, da Wolle ſtatt Baumwolle verwandt wurde. Wir ſahen dergleichen Teppiche auf dem Lande bei unſeren Verwandten, welche im Winter die Leute mit Lappenzupfen beſchäftigten, wenn Federſchleißen ꝛc. beendet war. Viel lohnender als größere Teppiche erweiſt ſich die Anfertigung von Schreibtiſchteppichen, Bettvorlegern und Läufern. Dieſelbe kann ich nicht genug empfehlen als praktiſch und billig ſowie unendlich haltbar. Der Weber Kramer in Polkwitz, Schleſien, iſt ſehr reell bei der Anfertigung der Sachen und arbeitet auch nach beigefügten ſtilvollen Teppichmuſtern. Als Grund für Teppiche iſt ein hellerer praktiſcher als ein ſchwarzer, da der letztere mit der Zeit vergraut; aber als Borte um einen hellen Teppich wirkt ſchwarz beſonders hübſch. Dasſelbe Muſter kann man ſich auch in zwei verſchiedenen Größen beſtellen z. B. als Schreibtiſch- und Nähtiſchteppich. Alte Sofaüberzüge, Reſte von Stickwolle, Strümpfe, alles eignet ſich gleich gut zum Zupfen; am bequemſten ſind kleine Flicke von 4—10 cm Länge, da ſonſt der Faden zu oft reißt. Für einen Teppich von 2,50 cm Länge und 1,75 cm Breite ſind ungefähr 6 Pfund gezupfte Wolle nötig; Borte ſieht als Einfaſſung beſſer aus als Franſe und iſt auch moderner. Weber Kramer gibt gern noch Auskunft über Preiſe und Muſter.

Blumengarten.

Die Anzucht der Schleierblume (Gypsophila paniculata) aus Samen iſt allen Gartenfreundinnen nicht genug zu empfehlen, da die zierlichen weißen Blütenſträuße dieſer reizenden Perenne in Bouquets einen herrlichen Effekt machen. Der Same wird ſo zeitig als möglich ausgeſäet, meiſt blühen die Pflanzen bei günſtiger Entwickelung noch in demſelben Jahre. Im Auguſt und September iſt dieſe Pflanze ſo dicht mit Hunderttauſenden von kleinen, weißen Blumen bedeckt, daß dieſelbe mit einem Nebelſchleier zu vergleichen iſt. Sie kann jahrelang auf einem Platze ſtehen, ohne daß man ſie zu verſetzen braucht. Auf Raſenplätzen nimmt ſich die Gypsophila prächtig aus. **K. L.**

Für die Küche.

Kaffeegebäck.

Bremer Klaben. Zu einem großen Klaben nehme man 4 Pfd. feines Mehl, $1^3/_4$ Pfd. Korinthen, 1 Pfd. Roſinen, für 5 Pfg. Kardamom, 10 Pfg. Hefe, 3 Pfg. Roſenwaſſer, 5 Pfg. feinen Zimmt, 4 Eier, $^1/_4$ Pfd. Zucker, $^1/_4$ Pfd. Butter, etwas fein geſchnittene Succade, 1 Zitrone, 1 Liter Milch. Das Mehl wird in der Schüſſel, in welcher angemengt werden ſoll, an einen mäßig warmen Ort, etwas zugedeckt auf einen Stuhl neben den Ofen geſetzt. Dann löſt man die Hefe mit etwas angewärmter Milch auf, thut auch zugleich etwas Zucker hinzu, was ein raſcheres Aufgehen bewirkt. Die übrige Milch wird gleichfalls erwärmt, darf aber nicht heiß werden, da das Mehl ſonſt klumpig wird, und die Butter wird in dieſer Milch zerlaſſen. Nachdem dann die Korinthen und Roſinen verleſen und ſehr ſauber mehreremal raſch abgewaſchen ſind, der Kardamom zerſtoßen wurde und die Succade in feine dünne Streifchen geſchnitten iſt, ſind die Vorbereitungen zum eigentlichen Backen beendet. Nun ſtellt man die Schale mit dem Mehl vor ſich hin, macht mit dem Rührlöffel eine Vertiefung darin und ſchlägt zuerſt die 4 ganzen Eier hinein. Dann wird die Schale der Zitrone darauf abgerieben und nach und nach unter ſtarkem Rühren alle Zuthaten dazu gegeben. Das Roſenwaſſer wird eben vor der gänzlich aufgelöſten Hefe hinzu gethan; dieſe bildet den Beſchluß, und der nicht zu feſte Teig wird nochmals tüchtig durchgearbeitet, bevor er, mit einer Serviette bedeckt, noch eine Stunde zum Aufgehen hingeſtellt wird. Der Klaben wird gleich einem langen Brote aufgemacht, mit einigen Einſchnitten verſehen und $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden gebacken.

Bremer Wickelkuchen. 1 Kilo Mehl wird mit 250 Gramm Butter, 4 Taſſenköpfen (Herrentaſſen) erwärmter Milch und 125 Gramm Hefe, die in einem Taſſenkopf lauwarmer Milch aufgelöſt wurde, zuſammengerührt, gut durchgearbeitet und zum Aufgehen $^1/_2$ Stunde warm geſtellt. Auf einem Backtiſch zu knapp fingerdicker Platte ausgerollt, wird dieſe zunächſt mit 250 Gramm zerlaſſener Butter beſtrichen, unter die man 2 ganze Eier ſchlug, und dann mit einer Miſchung beſtreut, die aus 250 Gramm fein gewiegtem Zitronat, 250 Gramm geſtoßenen ſüßen Mandeln, 375 Gramm geſiebten Zucker, der abgeriebenen Schale von Zitronen und ein wenig feinem Zimt beſteht. Vorſichtig zuſammengewickelt, legt man den Kuchen auf ein Blech, läßt den Teig nochmals aufgehen und backt ihn in einem ziemlich heißen Ofen. Sobald der Wickelkuchen gar iſt, beſtreicht man ihn mit zerlaſſener Butter und beſtreut ihn ſodann zum Schluß mit feinem Zucker.

Fragen.

134) Vor einigen Jahren ſah ich einen aus Stettin bezogenen, ſehr einfachen und praktiſchen Fernſchließapparat, der von leider nun Verſtorbenen dazu benutzt wurde, die Thür im Schlafzimmer vom Bett ab auf und zu zu ſchließen. Der Apparat wurde am Schlüſſel feſtgeſchraubt, und vermittelſt zweier langen Schnüre konnte man den Schlüſſel der recht weit vom Bett befindlichen Thür durch leichten Zug vorwärts oder rückwärts drehen. Ich habe mich vielfach umſonſt bemüht, einen ſolchen Apparat wieder zu finden. Vielleicht kennt ihn eine Leſerin unſeres lieben Daheims und nennt die Bezugsquelle ihrer dafür ſehr dankbaren mecklenburgiſchen **Mitabonnentin.**

135) Wo bekomme ich gut und billig Bambus-Gegenſtände, als: Möbel, Papierkörbe u. ſ. w.? Wie teuer ſtellen ſich z. B. Schreibtiſchſeſſel in dieſer Art? Für freundliche Antwort wäre dankbar

Städtiſche Landfrau.

136) Kann mir eine der geehrten Daheim-Leſerinnen eine billige Bezugsquelle von friſchem Blumenkohl in Erfurt, ſowie eine dergleichen von konſerviertem Spargel in Braunſchweig nachweiſen?

J. in Eckernförde,
langjährige Daheim-Leſerin.

137) Könnte mir vielleicht eine freundliche Mitleſerin des „Daheim“ ein Gedicht zur Überreichung einer Familienbibel, zur Hochzeit des Bruders, der Lehrer iſt, mitteilen? Ich würde das Gedicht zu Ende Mai oder Anfang Juni gebrauchen. **L. S. in S.**

138) Wer von den geehrten Leſerinnen kann mir ein Buch nennen, worin humoriſtiſche Vorträge, auch plattdeutſch, für eine und mehrere Perſonen enthalten ſind? Beſten Dank. **M. in H.**

Auskunft.

Die an der Frage 125 intereſſierte Dame findet vielleicht, was ſie wünſcht, bei den Schweſtern vom Roten Kreuz. In Wiesbaden gibt meines Wiſſens die Vorſteherin Freifräulein von Öfner gerne jede gewünſchte nähere Auskunft. **Luiſe in Arnsberg.**

Wenden Sie ſich an das Diakoniſſenheim Bethlehem, St. Anſcharplatz in Hamburg (Oberin Frl. Wappäus). **H. M.**

Berichtigung.

In dem Aufſatze über Mottenſchutz (Nr. 26 des Daheim) findet ſich ein ſinnentſtellender Druckfehler. Es muß anſtatt **„klar gekochter Kampher“ „klar gepochter Kampher“** heißen.

Anneliese.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

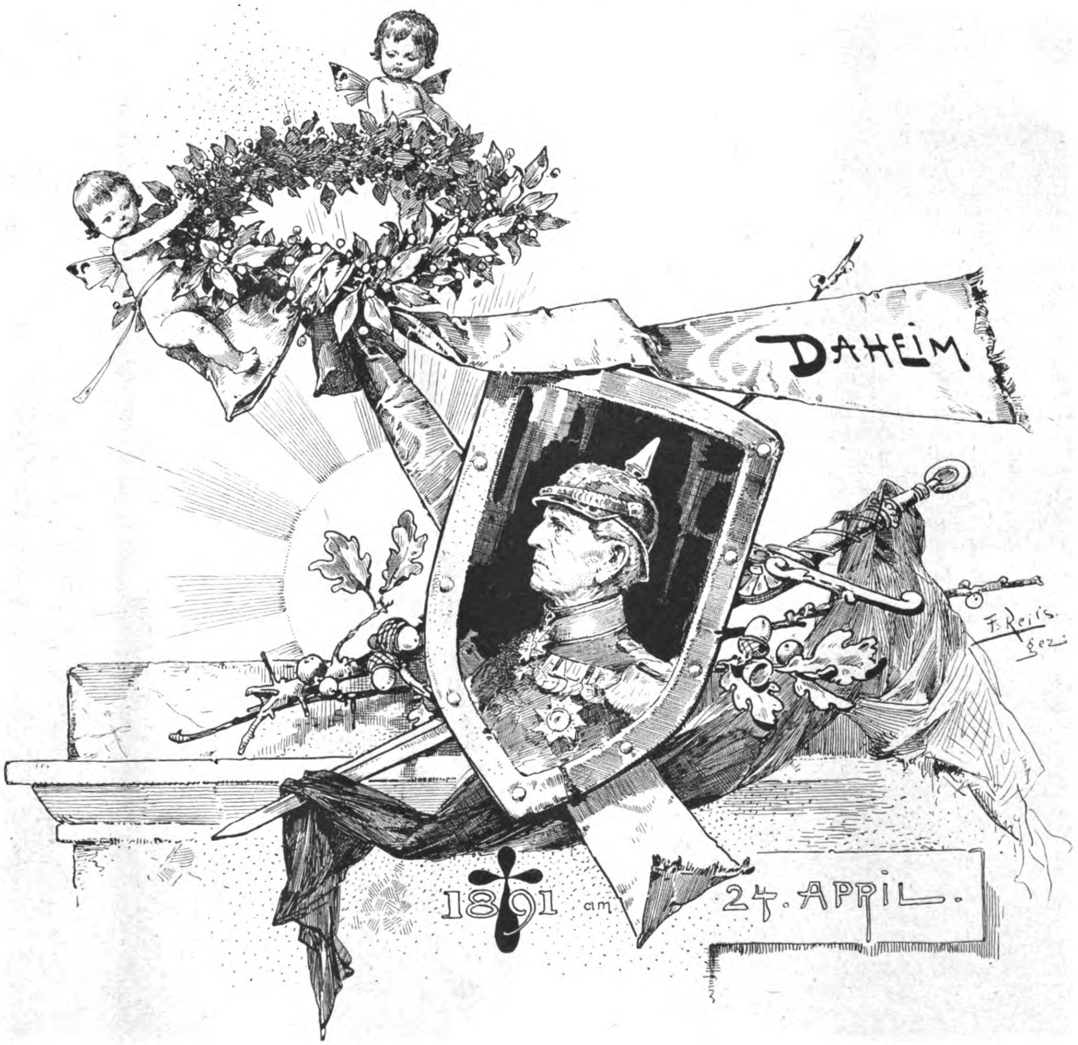
Daheim

XXVII. Nr. 32. Erſtes Blatt.

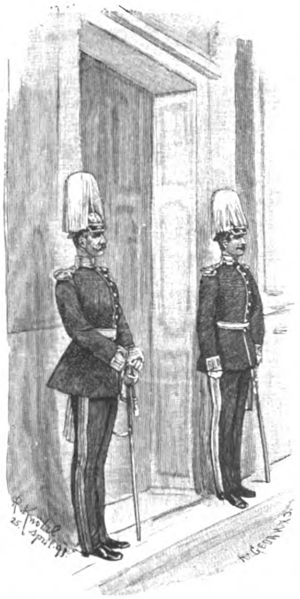
Jahrgang
1891.

9. Mai
1891.

Generalfeldmarſchall Graf Moltke.

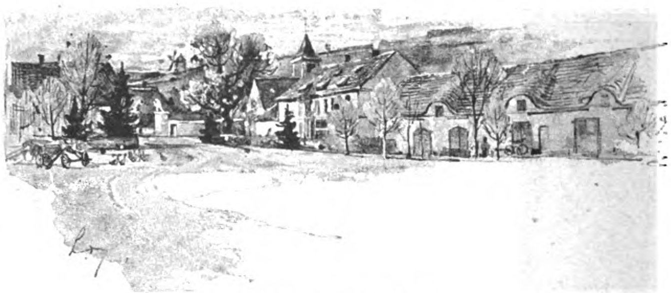

DAHEIM
F. Reiss. gez.
1891 am 24. APRIL

Gedächtnisnummer des Daheim.



Offiziere des Generalſtabes vor dem Totenzimmer.

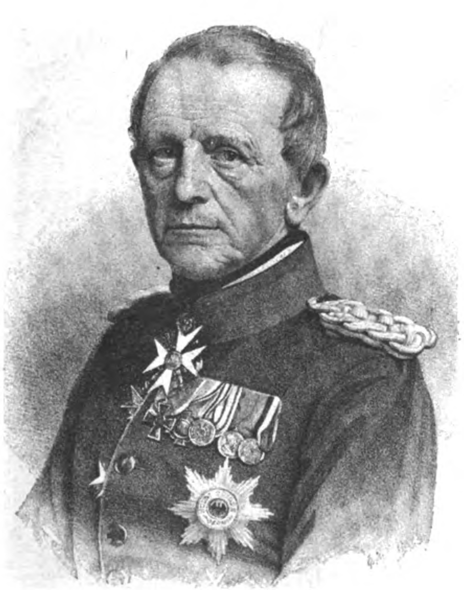
Der Würdigung deſſen, was Feldmarſchall Graf **Moltke** ſeinen Königen und dem Vaterlande geweſen, iſt unſere Hauptnummer gewidmet, in der die Leſer neben der für das Daheim von dem großen Toten geſchriebenen und in Fakſimile wiedergegebenen Selbſtbiographie ein Lebensbild desſelben von Hanns von Zobeltitz finden. Aber die Trauer, die bei der Nachricht von dem Heimgange des greiſen Feldherrn jedes rechtempfindende deutſche Herz durchzuckte, galt nicht nur dem unerſetzlichen Verluſt, den das Vaterland erlitten hat. Ein rein perſönliches Gefühl des Schmerzes forderte ſeinen Anteil an dieſer Trauer, demjenigen verwandt, das der Verluſt eines geliebten Vaters, eines unerſetzlichen väterlichen Freundes in uns hervorruft. Wir bewunderten den großen Toten nicht nur, — er ſtand auch uns allen menſchlich nahe.



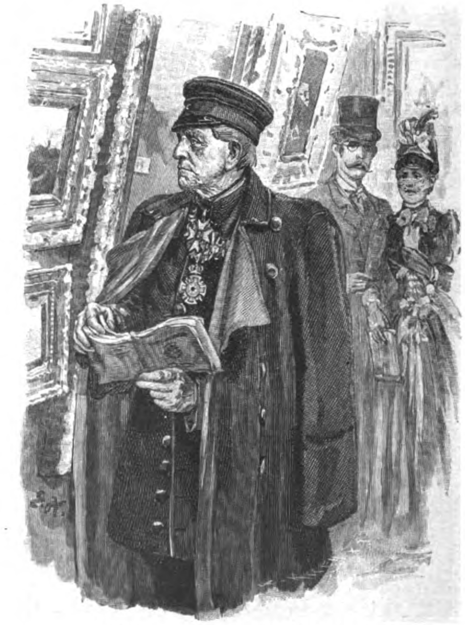
Anſicht vom Gutshof Kreiſau.

Die Schlichtheit ſeines Charakters war es, welche ihm dieſe Liebe eines ganzen Volkes ſchuf, eine tiefe, verehrungsvolle und feſte Liebe, die mit einer dem Wechſel unterworfenen Popularität nichts gemein hatte. Neben dieſer Schlichtheit war es das lebhafte Intereſſe, das der geniale Feldherr, der unbeſiegte Sieger an allen Dingen nahm, die das Leben der Nation berührten, auch wenn ſie weit ab von dem Felde zu liegen ſchienen, auf dem ſich ſein Genie bethätigt hatte, durch welches er ſich immer wieder uns allen menſchlich nahe brachte. Es iſt, als ſei mit ihm jemand heimgegangen, der zu jedem von uns in perſönlichen Beziehungen geſtanden. Dieſe ſtille, unbeabſichtigte Einwirkung auf die Herzen der Nation iſt auch ein Sieg, den der heimgegangene Feldmarſchall erfochten, und er iſt nicht der geringſte unter den vielen, deren Namen auf den Blättern des Lorbeers verzeichnet ſtehen, mit denen die Geſchichte ſein Andenken krönen wird. Der große Held, dem Ehren zu teil geworden wie wenigen Sterblichen, der Erfolge errungen wie kaum ein Feldherr, dem niemals etwas fehlgeſchlagen von dem, was er gewollt und erſtrebt, — er wußte, daß er geliebt wurde, und er hatte ſeine Freude daran; vielleicht ſchätzte er dieſe menſchliche Liebe höher als alle Ehren, die ihm zugefallen waren. Er war der Mann ernſter Gedankenarbeit, und dennoch, ſo ſehr er die Zurückgezogenheit liebte, er zog niemals eine Schranke zwiſchen ſich und der Öffentlichkeit. Von ſeiner eiſernen Geſundheit unterſtützt, erſchien ihm bis in die letzten Tage ſeines Lebens öffentliche Repräſentation nicht als eine Strapaze, ſondern als eine Pflicht, der er gern genügte, und kaum achtundvierzig Stunden vor ſeinem Hinſcheiden wohnte er im Gefolge ſeines Kaiſers der Grundſteinlegung der Gedächtniskirche bei; — die ihn geſehen hatten in der bewundernswerten Friſche des Greiſenalters, vermochten an die ohne Vorbereitung auftretende Todesnachricht kaum zu glauben. So ſehr ihm ſeine ſchleſiſche Herrſchaft Kreiſau an das Herz gewachſen war, auf der auf Schritt und Tritt der ſchöpferiſche Geiſt des großen Kriegsmannes ſich in Werken des Friedens bethätigt hat, ſo kehrte er doch in jedem Herbſt nach Berlin zurück, um in der ihm durch die Gnade des Kaiſers bis an ſein Lebensende belaſſenen Wohnung im Generalſtabsgebäude ſeinen Winteraufenthalt zu nehmen. Auf das einfachſte, den einfachen Lebensgewohnheiten des Feldmarſchalls entſprechend, war die Einrichtung der Räume dieſer Stadtwohnung, ſoweit ſie nicht „dienſtlich", ſondern von Graf Moltke ſelbſt vervollſtändigt war. Noch mehr aber zeigte das Schloß in Kreiſau dem Charakters ſeines Eigentümers entſprechend die ſchlichteſte Ausſtattung. Nur die zahlloſen Ehrengeſchenke, die der Feldmarſchall während ſeiner Laufbahn von ſeinen Königen, von Fürſtlichkeiten, Korporationen und Privaten empfangen hatte, machten das Herrenhaus ſchon bei Lebzeiten Graf Moltkes zu einer Ruhmeshalle und einem Erinnerungsmuſeum. Inmitten dieſer Koſtbarkeiten aber lebte der greiſe Kriegsheld wie ein ſchlichter Landedelmann. Die Räume, welche die Erinnerungen an ſein reiches Leben bargen, ſind beſchrieben worden; weniger bekannt ſind diejenigen, in denen ſich das tägliche Leben des Grafen in Kreiſau abſpielte. Links vnn dem Vorflur in der nach Süden und nach Weſten gelegenen Ecke des Erdgeſchoſſes liegt der Speiſeſaal. Von dem einen Fenſter desſelben aus pflegte der Feldmarſchall täglich ſelbſt ſeine ſehr

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

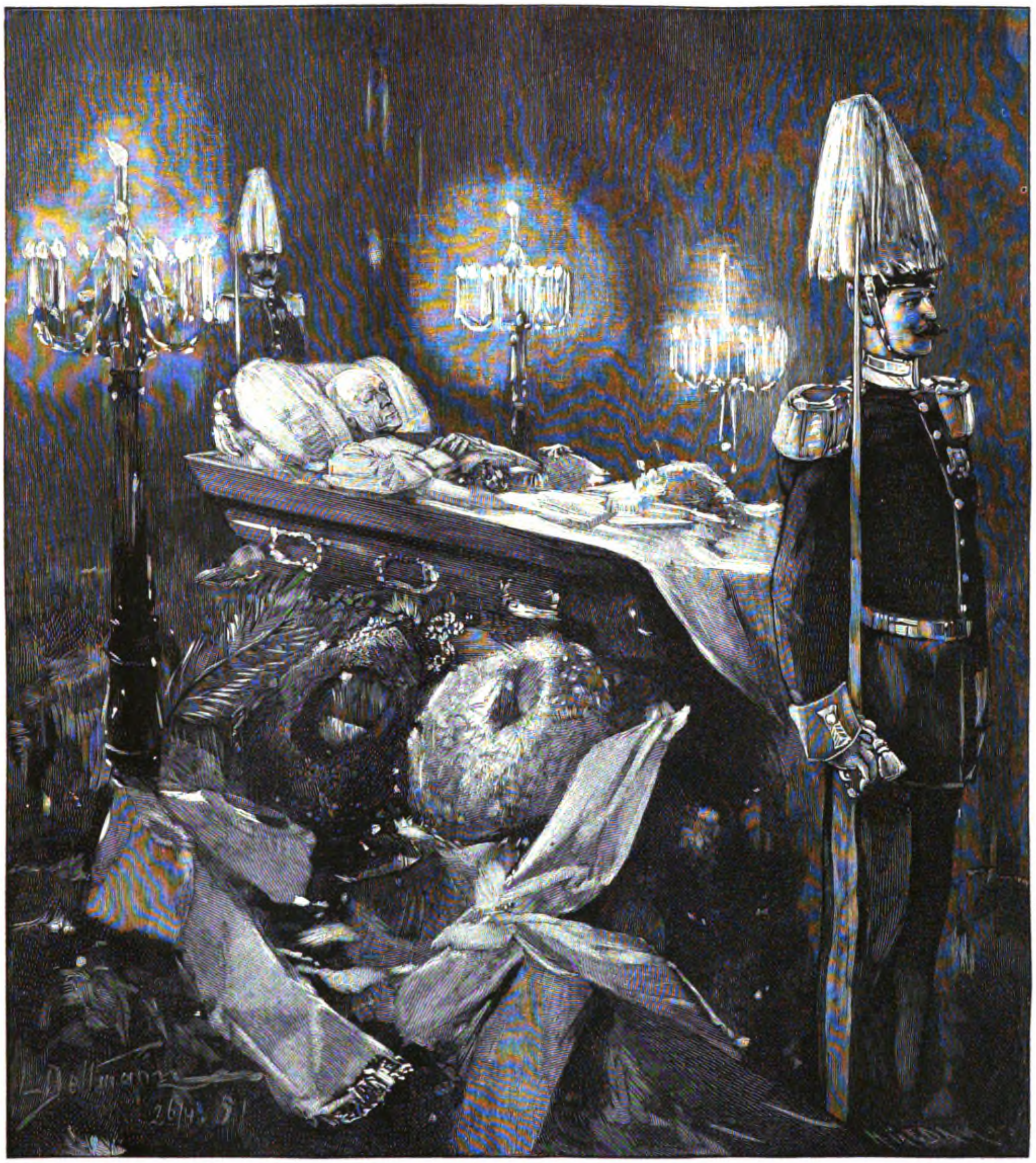


Moltke.
Nach der im Verlage von L. Sachſe & Co. in Berlin erſchienenen Lithographie von G. Engelbach.

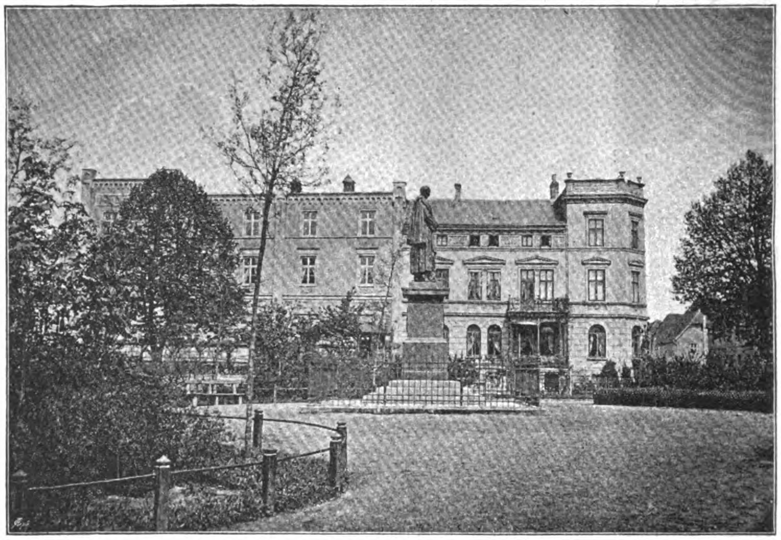


Moltke in der Kunſtausſtellung.
Nach dem Leben von C. Henſeler.

zahmen Faſanen zu füttern. Er lockte die Tiere durch den Klang eines kleinen Glöckchens, bei deſſen Erſchallen ſie bis auf das offene Fenſter heraufgeflogen kamen, und ſtreute ihnen dann das in einer Cigarrenkiſte bereit gehaltene Futter. Aus dem Speiſeſaale gelangt man in das nördlich daran anſtoßende Arbeitszimmer, das mit einfachen braunen Möbeln ausgeſtattet iſt. An dem Nordfenſter ſteht der eichene Arbeitstiſch, ein ſehr einfacher Tiſch ohne Aufſatz, mit Bord an drei Seiten, darunter ein dicker Pelzteppich. Auf dem Schreibtiſch fielen beſonders die von Moltke ausſchließlich benutzten Schreibfedern auf. Dieſelben waren in der Form von Stahlfedern aus Gänſekielen geſchnitten und wurden gleich ſolchen zur Benutzung in gewöhnliche Federhalter geſteckt. Auch geſpitzte Faberſtifte, deren der Feldmarſchall vielfach zum Entwerfen von Zeichnungen und Skizzen bedurfte, fehlten nicht. Während ſeiner Anweſenheit in Kreiſau fanden ferner drei Dinge regelmäßig ihren Platz auf dem Schreibtiſch — eine Tabaksdoſe, eine Gartenſchere und die Schleſiſche Zeitung. An dem Pfeiler zwiſchen den nach Weſten liegenden Fenſtern des Arbeitszimmers ſtand ein nicht zum Arbeiten benutzter großer Schreibtiſch mit vielen Schubfächern und einem Aufſatze, der eine ältere Ausgabe von Pierers Konverſationslexikon enthielt. Darüber ſtand ein metallenes Kruzifix. Auf dieſem Schreibtiſch lag gewöhnlich eine Fliegenklappe, die der Feldmarſchall ſelbſt ſehr häufig zu benutzen pflegte. Auch Whiſtkarten lagen hier, — daß der Feldmarſchall neben der Muſik am liebſten bei einer Partie Whiſt Erholung ſuchte, daß er ein unübertrefflicher Whiſtſpieler war und noch am letzten Abend ſeines Lebens ſeiner Freude über eine gewonnene Partie ſcherzhaften Ausdruck gab, iſt bekannt. Am Fenſter neben dem Arbeitstiſche Graf Moltkes ſtand ein Papierkorb aus einfachem Weidengeflecht. Hinter ſeinem Arbeitsſeſſel hing eine Schwarzwälder Uhr mit braunem Holzzifferblatt, auf der anderen Seite des Nordfenſters ein Aneroid-Barometer. Über dem Sofa war lange Jahre der Stammbaum des Feldmarſchalls angebracht, aber bei der letzten Überſiedelung entfernt und nach Berlin überführt worden. Ferner zeigte das Arbeitszimmer eine große Anzahl von Spazierſtöcken, von denen eine Anzahl Baumſägen enthielten. Die letzteren wurden von dem Feldmarſchall mit Vorliebe benutzt, wenn ihn ſein Weg in den von ihm ſelbſt angelegten Park führte. Dieſelbe Baumliebhaberei, welche ſeinem großen Mitführer in dem öſterreichiſchen und dem franzöſiſchen Kriege, dem dahingeſchiedenen Prinzen Friedrich Karl, eigen war, zeichnete auch den Feldmarſchall Graf Moltke aus. Er verfolgte das Wachstum jedes einzelnen von ihm gepflanzten Baumes, ſchaffte Licht und Luft für diejenigen, welche von ihren Nachbarn überwuchert und in ihrem Wachstum zurückgehalten wurden, und oft ſah man ihn ſelbſt mit der Baumſäge abgeſtorbene Zweige entfernen, oder junge Stämme, die ſich gelöſt hatten, wieder feſtbinden. Täglich aber führte ihn ſein Weg nach dem ſtillen Mauſoleum, das er zur Aufnahme

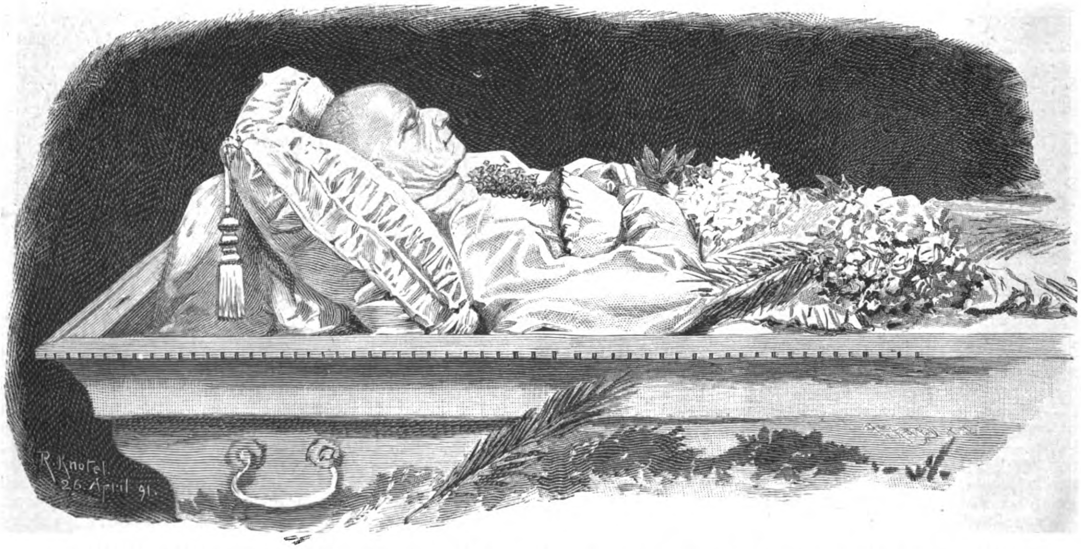


Generalfeldmarſchall Graf Moltke auf dem Paradebette. Sonntag, 26. April abends 7 Uhr für das Daheim gezeichnet von L. Dettmann.



Moltkeſtatue in Parchim.

der irdiſchen Überreſte ſeiner Gemahlin im Park errichtet hatte, und in dem er jetzt ſelbſt den letzten Schlaf ſchläft. In das Herrenhaus von Kreiſau brachte die Familie des Neffen und Adjutanten des Feldmarſchalls, des Majors Helmuth von Moltke, junges Leben, und der große Schlachtenlenker war den jugendlichen Kindern deſſelben wie ein echter Großpapa, voll Intereſſe für ihre kindlichen Wünſche, voller Teilnahme für ihre Entwickelung und voller Freude an ihrem Gedeihen. Unermüdlich zeigte ſich der Feldmarſchall in ſeiner Fürſorge für ſeine Gutsangehörigen, und wo es galt, hier zu helfen und zu fördern, von ſteter und durchgreifender Hilfsbereitſchaft. Inmitten der Familie ſeines Neffen lebte er in Kreiſau ebenſo zurückgezogen wie in Berlin, wo das Generalſtabsgebäude auch niemals der Schauplatz großer Feſte geweſen iſt. Den Berlinern galt er als einer der ihrigen, und er war es nicht nur als Ehrenbürger, nicht nur auf Grund ſeines lebhaften Intereſſes für das Aufblühen der Weltſtadt, die ſeit Moltkes Siegen eine neue Ära in ihrer Entwickelung datieren muß. Er war es auch als eine der vielgeſehenſten Erſcheinungen, eine Sehenswürdigkeit, die es dem Einheimiſchen und Fremden nicht ſchwer machte, ſich ſehen zu laſſen. Auf den langen Spaziergängen im Tiergarten, die der greiſe Feldmarſchall unbekümmert um Wind und Wetter bis in ſeine letzten Lebenstage zu unternehmen liebte, auf dem Wege zum Reichstag, den der langjährige Alterspräſident und das gewiſſenhafteſte Mitglied des Reichstages gewöhnlich zu Fuß machte, im Reichstag ſelbſt, bei den Eröffnungen faſt aller neuen Einrichtungen, die humanen Zwecken zu dienen berufen waren, in den Kunſtausſtellungen war er regelmäßig zu finden, und er erwiderte den ehrfurchtsvollen Gruß jedes ihm Begegnenden mit der gleichen ernſten Freundlichkeit. In den Theatern hat man ihn wohl nur bei jenen Galavorſtellungen geſehen, bei denen zu erſcheinen ihm als Pflicht ſeiner Stellung galt; die Muſik liebte er, aber er ſuchte ihre Genüſſe nicht in den öffentlichen Opern- und Konzertaufführungen. Als Hausmuſik im edelſten Sinne pflegte er ſie, und während der Wintermonate verging kaum ein Abend, an dem er in ſeiner Wohnung im Generalſtabsgebäude nicht bei den Tönen klaſſiſcher Muſik Erholung ſuchte. Charakteriſtiſch für den großen Schlachtenlenker, deſſen Ohr an das Donnern der Geſchütze gewöhnt war, iſt es, daß er unter allen Inſtrumenten das ſüßeſte, die Geige, am liebſten hörte und unter allen Muſikſtücken wieder die hinſchmelzenden Adagios von Spohr bevorzugte. Jener Zug ſtiller Wehmut, den ein ſcharfbeobachtender Zeitgenoſſe ſchon im Charakter des jungen, unter Entbehrungen aufgewachſenen und mit Entbehrungen ringenden Leutnants von Moltke entdeckt hatte, läßt ſich in dieſer Vorliebe des mit allen Ehren der Welt überhäuften Greiſes wieder entdecken; auch die ſtets gleiche ernſte Freundlichkeit des Feldmarſchalls war wohl eine Frucht dieſer vielleicht nur während ſeines Eheglückes überwundenen, ſpäter aber gedämpft und gereift wieder ſtärker hervortretenden Charakteranlage. Sie hat wohl auch in erſter Linie den Helden vor dem Schickſal bewahrt, dem nur wenige große Männer entgehen, — das Opfer der Anekdotenjäger zu werden. Sie nannten ihn den „großen Schweiger“, weil er niemals etwas Überflüſſiges zu ſagen oder zu ſchreiben pflegte, und ſie übertrieben damit ſeine Wortknappheit, die doch das, was zu ſagen war, auch immer in eine edle Form kleidete, ins Ungeheuerliche. Aber ſonſt wagten ſie ſich nicht an ſeine Größe, und er und ſein Thun waren niemals der Gegenſtand müßiger Unterhaltung, welche nur zu häufig ſchuldige Ehrfurcht vergißt. Und doch iſt dem Schreiber dieſer Zeilen ſelbſt etwas wie eine Anekdote mit dem Feldmarſchall begegnet. Im Januar 1873 ſtand ich als dienſtthuender Page während des Paradediners hinter dem Stuhl der Prinzeſſin Eliſabeth von Preußen, jetzigen Frau Erbgroßherzogin von Oldenburg, und als die Frucht- und Konfektſchalen präſentiert wurden, füllte die Prinzeſſin einer alten Sitte entſprechend ihren Teller und reichte ihn ihrem Pagen. Unter den Konfitüren war auch eine Weintraube, die mit den andern Schätzen ihren Platz in den mit Wachstaffet ausgefüllten hinteren Taſchen des Musquetairrockes fand. Graf Moltke, welche der Prinzeſſin gegenüber ſaß, hatte den Vorgang mit ſtillem Schmunzeln beobachtet. Als nach dem Diner der Kaffee ſtehend genommen wurde, und ich die Schleppe der Prinzeſſin vor Zufälligkeiten bewahrte, klopfte mich jemand von rückwärts auf die Schulter. Ich wandte mich um — vor mir ſtand der große Stratege. „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie eine Weintraube in der Taſche haben, — ſetzen Sie ſich nicht drauf,“ ſagte er lächelnd und ging weiter. —



Generalfeldmarſchall Graf Moltke im Sarge vor der Aufbahrung. Sonntag, 26. April für das Daheim gezeichnet von R. Knötel.

Daheim

XXVII. Nr. 33. Erſtes Blatt.

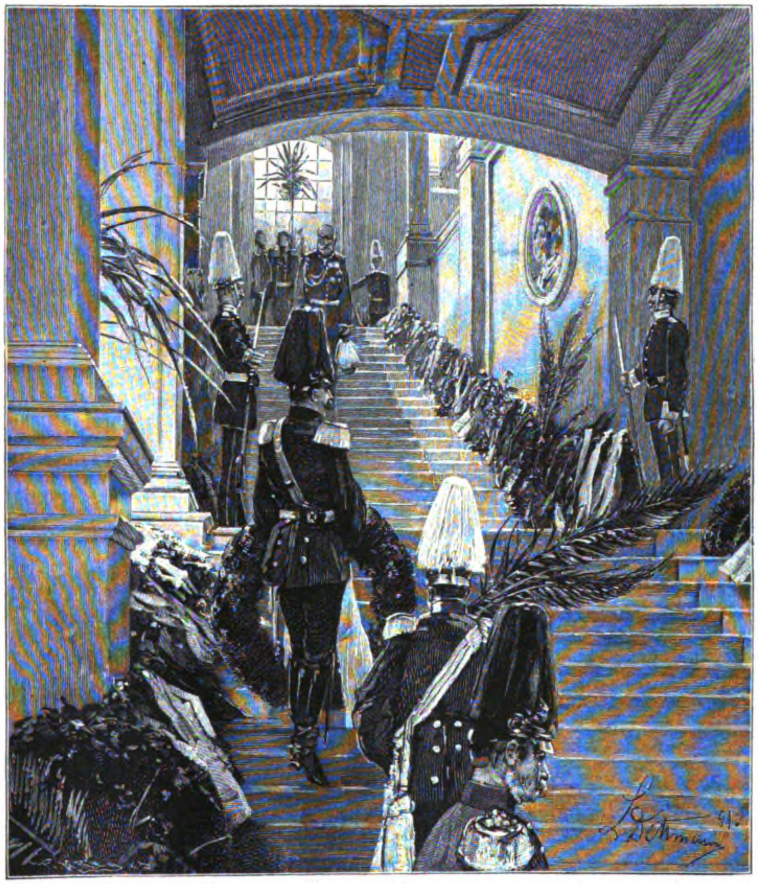
Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

16. Mai 1891.

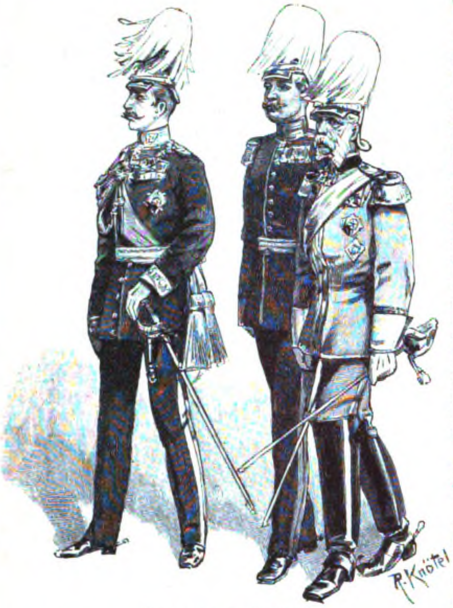
Die Beiſetzung des Generalfeldmarſchalls Graf Moltke.

In dem ſtillen Mauſoleum im Park von Kreiſau, das Graf Moltke ſelbſt hat errichten laſſen, ſchläft der große Schlachtendenker den letzten Schlaf. Mit königlichen Ehren iſt er beſtattet worden, ein ganzes Volk hat trauernd an ſeiner Bahre geſtanden, und man kann von ihm mit Recht ſagen, daß er wohl der einzige Kriegsheld iſt, der keinen Feind auf Erden zurückgelaſſen hat. Das Generalſtabsgebäude in Berlin, in dem Graf Moltke ſo viele Jahre ſeine Heimat hatte, iſt auch der Schauplatz der letzten Ehren geweſen, die dem Toten erwieſen wurden. In dem großen Konferenzſaale des Generalſtabsgebäudes waren die ſterblichen Überreſte des großen Strategen aufgebahrt worden. Vor dem Eingange des Gebäudes ſelbſt ſtand ein Doppelpoſten im Paradeanzuge. An den Poſten vorbei kam man auf die große Freitreppe, die von Stufe zu Stufe mit Palmen und Zypreſſen beſetzt war. Oben auf dem Korridor der Moltkeſchen Wohnung ſtand wieder ein Doppelpoſten vor dem Trauerraume. Dieſer war völlig mit ſchwarzem wollenen Tuch ausgeſchlagen. Tiefſte Stille herrſchte in dem weiten Raum, kein Laut wurde hörbar. In der Mitte des Saales, auf einem niedrigen Podium, von ſechs Kandelabern beleuchtet, ſtand der gelbe Eichenſarg mit der ſterblichen Hülle des Feldmarſchalls. Das Haupt ein wenig nach rechts geneigt, ſchien der Tote nur zu ſchlafen. Der Kopf ruhte auf einem weißſeidenen Kiſſen, ein großer Veilchenſtrauß lag auf der Bruſt, auf welcher die Hände ineinander geſchlungen waren, und eine weißſeidene Decke, überſät mit großen Sträußen von Kamelien und hellen Roſen, verhüllte den Unterkörper. Rings um den Sarg waren unzählige Blumen ausgebreitet, als letzte Liebesgaben von nah und fern. Am Fußende befanden ſich die Kränze der Majeſtäten und der Prinzen und Prinzeſſinnen, daneben die des Generalſtabes, vieler hochgeſtellter Offiziere und Staatsbeamten, ſowie der Regimenter, zu denen der Feldmarſchall in irgend einer Beziehung geſtanden. Von allen hingen Atlasſchleifen herab, welche in Golddruck die Widmung trugen. Vier Offiziere des Großen Generalſtabes hielten die Ehrenwacht; zu Häupten zwei Stabsoffiziere, zu Füßen zwei Hauptleute. Wie aus Erz gegoſſen, regungslos ſtanden ſie in ſtraffer Haltung mit gezogenem Degen. Bereits am Montag Abend hatte im Trauerraum angeſichts des noch offenen Sarges eine Trauerfeier ſtattgefunden, der nur die Familie des Entſchlafenen beigewohnt hatte. Hofprediger D. Frommel hatte der Trauerrede das Wort zu grunde gelegt: „Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, der Tag hat ſich geneigt.“ Mit der dem Seelſorger eigenen Innigkeit und Wärme hatte er das Leben und Wirken des teuren Toten in ergreifenden Zügen geſchildert. Zugleich hatte die würdige Ausgeſtaltung der Trauerſtraße begonnen. Der Bretterzaun, welcher bisher den Fahrdamm der neuen Moltkebrücke den Blicken verhüllt hatte, war unter der Axt des Zimmermanns gefallen und das herrliche Kunſtwerk zeigte ſich zum erſtenmal den ſtaunenden Blicken des Publikums. Die Laternen waren umflort; die vier aus Sandſtein gemeißelten Greife, die, das Moltkeſche Wappen haltend, die Brüſtungen der Brücke flankieren, mit Flor und Gewinden umhüllt, ebenſo die herrlichen jungen Kriegergeſtalten, welche ſich um die Säulen der acht Kandelaber gruppieren. Das den Brückenbogen zierende Medaillonbild Moltkes umrahmte ein herrlicher, mit weißen Blumen durchflochtener Kranz, vom Medaillon aus zogen ſich Laubgewinde die Bogen entlang. In ebenſo vornehmem, wie reichem Schmuck zeigte ſich der mächtige Bau des Lehrter Bahnhofs. Sechs mächtige ſchwarze Trauerflaggen wehten aus den Fenſtern des Gebäudes, in den Niſchen ſtanden florumhüllte Kandelaber, in deren Becken Flambeaux flammten. Der große Hauptbogen des Mittelportals war mit einem Baldachin in Schwarz und Silber verkleidet. Die Halle war mit einer ſeltenen Fülle herrlicher Blattpflanzen geſchmückt. Um 8 Uhr

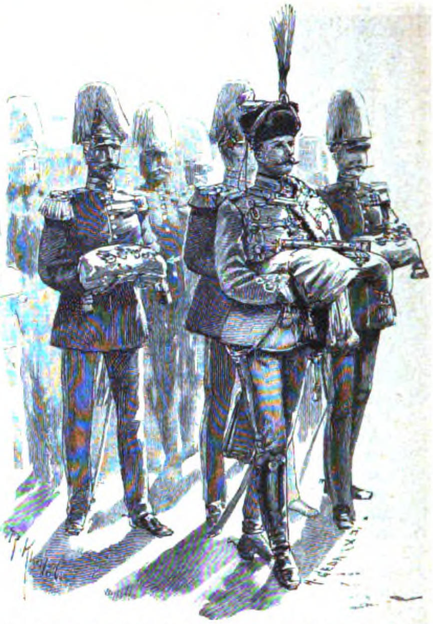


Vom Begräbnis Moltkes: Deputationen der Regimenter legen im Treppenhauſe des Generalſtabsgebäudes Kränze nieder.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Vom Begräbnis Moltkes: Kaiſer Wilhelm, König Albert von Sachſen und Major von Moltke folgen dem Sarge Moltkes.



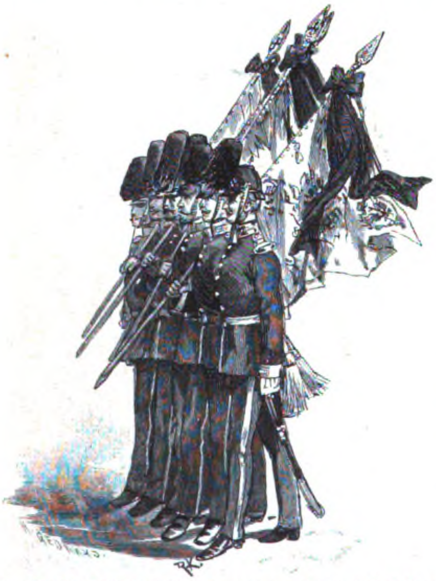
Vom Begräbnis Moltkes: Die Träger der Orden und des Marſchallſtabes im Zuge.

früh am Dienſtag den 28. April wurde der Sarg geſchloſſen und mit den Abzeichen der hohen militäriſchen Würde des Entſchlafenen geſchmückt. Vor dem Sarg wurden auf kaiſerlichen Befehl jene acht Tabourets aufgeſtellt, die einſt die Orden Kaiſer Wilhelms bei der Aufbahrung im Dom getragen. Kurz vor 11 Uhr füllte ſich das Haus mit den zur Trauerfeier befohlenen Perſonen, dem Reichskanzler, den Generalen, Botſchaftern und Militärbevollmächtigten, den Miniſtern und den Deputationen der fremden Armeen. Von Fürſtlichkeiten erſchienen der Großherzog von Baden, der Großherzog von Heſſen, der Prinz Leopold von Bayern, der Prinz-Regent von Braunſchweig mit ſeinen beiden Söhnen, der Erbprinz von Meiningen, der Prinz Georg von Sachſen, die Frau Prinzeſſin Friedrich Karl, der Prinz Georg, der Fürſt zu Reuß j. L. und andere. Kurz vor 11 Uhr erſchien in geſchloſſenem Wagen die Kaiſerin mit den beiden älteſten Söhnen und dem Prinzen Heinrich. Punkt 11 Uhr ertönte das Kommando „Stillgeſtanden! Präſentiert das Gewehr!“ Der Kaiſer in großer Generalsuniform betrat mit dem König von Sachſen das Generalſtabsgebäude. Nachdem der Kaiſer die Familie begrüßt und zu Füßen des Sarges inmitten der Fürſtlichkeiten Aufſtellung genommen hatte, eröffnete der Hennebergſche Sängerchor die Feier. Dann nahm der Feldprobſt D. Richter das Wort zur Verleſung des 90. Pſalms, an den die Trauerrede anknüpfte. Ein inbrüſtiges Gebet und das Vaterunſer beendete ſodann die ergreifenden Worte. Nach weiterem Geſange ſprach Oberhofprediger D. Kögel einen kurzen Segen, worauf das alte Kirchenlied erklang „Wie herrlich iſt die neue Welt.“

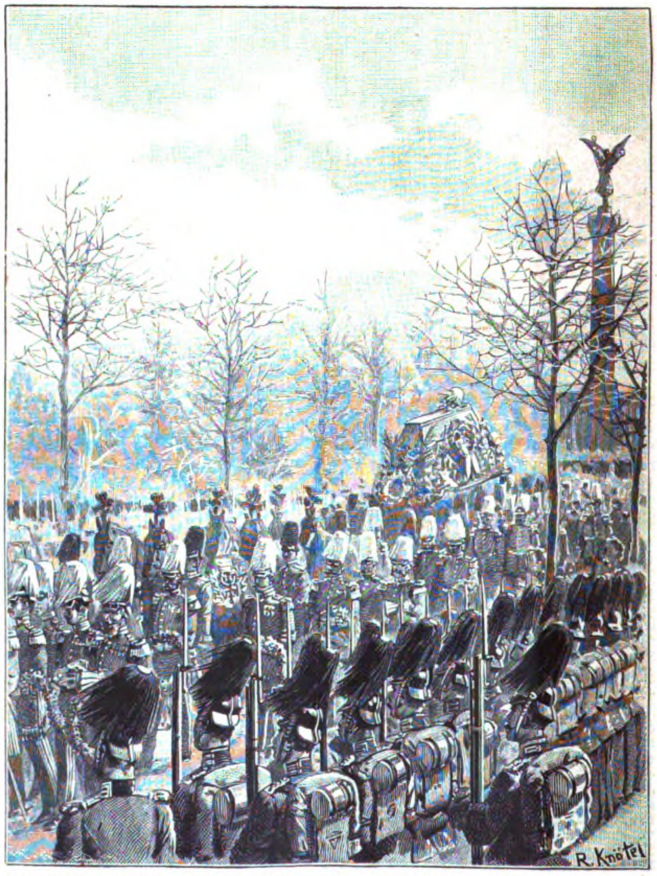
Der Kaiſer hatte während der Feier, von Rührung übermannt, die Hand vor das Geſicht gehalten, er verharrte noch einige Sekunden in ſtummem Gebet, dann trat er auf die Leidtragenden zu, um ihnen bewegt die Hand zu reichen. Der Sarg wurde nunmehr von Unteroffizieren des 9. Regiments und des Seebataillons gehoben und während Offiziere des Generalſtabs zur Seite ſchritten, hinabgetragen.

Sobald der Sarg auf den Leichenwagen gehoben wurde — der Kaiſer hatte den königlichen Leichenwagen befohlen — feuerte eine Batterie Salut. Unter dem Donner der Geſchütze, den Klängen der Muſik und dem Präſentieren des Truppenſpaliers ſetzte ſich der Trauerzug um $^{3}/_{4}$12 Uhr in Bewegung,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)



Vom Begräbnis Moltkes: Die trauernden Fahnen des Seebataillons und des 9. Grenadierregiments.



Vom Begräbnis Moltkes: Die Generalſtabsoffiziere im Zuge vor dem Sarge Moltkes.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Ein Wort iſt mehr oft als Schloß und Riegel,
Als Thor und Kette, als Brief und Siegel.
Ein Wort vernichtet, entflammt, reißt fort. —
Worte ſind Mächte. — Hüte dein Wort!

Leinen oder Baumwolle?

Dieſe Frage war in einem Artikel über Flachs und Leinwand (Nr. 16 des Daheim) der Gegenſtand einer eingehenden Erörterung. Es wurde darin ſo viel zum Lobe des Leinens geſagt, daß kaum etwas hinzuzufügen bleibt. Auf etwas anderes möchte ich heute hinweiſen: auf die Vorzüge der Baumwollfabrikate für Wäſcheanfertigung. Bleibt Leinen auch ſtets das edelſte, gediegenſte und ſchönſte Material zu faſt jeder Art von Wäſche, Baumwolle dagegen ein minderwertiges Fabrikat, ſo haben ſich doch die Anſichten darüber ſehr geändert ſeit jenen Zeiten, wo unſere Großmütter ihre Ausſteuern beſchafften und zum Teil mit eigner Hand nähten. Da waren viele der feinſten Stücke von ſelbſtgeſponnenem Garn gewebt; ſie wurden ſo ſorgfältig genäht, daß man die Stiche der Nähte kaum erkennen konnte, und gar manches wurde mit feinen Hohlſäumen verziert. Damals hatte man für ein baumwollenes Hemd nur ein mitleidiges Lächeln; baumwollenes Tiſchzeug war geradezu eine Unmöglichkeit und würde die gründlichſte Verachtung erfahren haben. Heute iſt es anders, und vieles iſt möglich geworden. Wir ſehen baumwollene Stoffe faſt überall, wo früher ausſchließlich Leinen verwandt wurde; ja ſogar baumwollenes Tiſchzeug auf einer ſonſt gut gedeckten Tafel. Das ſollte freilich nicht ſein, und in dem angeführten Artikel in Nr. 16 iſt ausführlich beſprochen worden, aus welchen Gründen Tiſchzeug nur aus beſtem Flachs hergeſtellt werden ſollte. Indes haben die baumwollenen Stoffe ſich uns heutzutage unentbehrlich gemacht, ja, wir ſchätzen ſie ſehr und möchten viele der herrlichen Fabrikate der Baumwollen-Induſtrie auf keinen Fall vermiſſen. Da ſind vor allem die beſtrickend ſchönen Satins und die denſelben ähnlichen Stoffe mit ihrem weichen Glanz und ihren entzückenden Muſtern; ferner die duftigen, batiſtartigen Gewebe, welche ſich alle zu feinerer Damen- und Kinderwäſche, insbeſondere zu Negligeezwecken, in hervorragender Weiſe eignen. Der Grund, warum wir hier die Baumwollſtoffe bevorzugen, liegt wohl nicht allein im Preiſe. Alle dieſe feineren Wäſchegegenſtände ſind beſtimmt, ſich in wenigen Jahren mit der Mode zu verbrauchen und ſollen dann doch durch andere erſetzt werden. Dafür genügt baumwollener Stoff vollkommen, und Leinen würde uns dieſelben ſo unendlich verteuern, daß Stoffe der Art garnicht fabrizirt würden.

Leinene und baumwollene Stoffe haben aber ſehr gut nebeneinander Platz und beide ihre Berechtigung. Es kommt nur darauf an, ſie nach ihrer Art richtig zu verwenden, und bei einiger Erfahrung wird man ſehr bald herausfinden, wo Baumwollenſtoff und wo Leinen praktiſcher und zweckmäßiger iſt. Wenn viele Hausfrauen die Erfahrung machen, daß baumwollene Stoffe in der Wäſche immer gelber oder auch grau und unanſehnlich werden, ſo liegt das nur an der Behandlung des Stoffes, d. h. er iſt entweder unzweckmäßig verwandt und im Gebrauch zu ſehr mitgenommen, oder er iſt ſchlecht gewaſchen. Baumwolle iſt ein gegen ſchlechte Behandlung ſehr empfindliches Material. Iſt der Stoff nur einmal durch unverſtändiges Waſchen verdorben oder im Gebrauch zu ſchmutzig geworden, ſo läßt ſich das nicht wieder gut machen, wenigſtens nicht durch Waſſer und Seife. Es müſſen dann ſcharfe Bleichmittel angewandt werden, welche den Stoff ſtark angreifen und vor der Zeit mürbe machen. Im andern Falle iſt baumwollene Wäſche auch nach jahrelangem Gebrauch ebenſo blütenweiß, wie das beſte Leinen.

Man nehme daher keine baumwollene Stoffe für ſolche Wäſche, welcher erfahrungsgemäß die oben angedeutete ſorgfältige Behandlung nicht zu teil werden kann. So wählt unſere ſtark arbeitende Landbevölkerung nur Leinen zu Hemden, und zwar, wie ſich aus dem Vorhergeſagten ergibt, mit gutem Grund. Ein baumwollenes Arbeiterhemd wäre ein Unding. — Im allgemeinen iſt zu empfehlen, Hemden für erwachſene Perſonen nur aus Leinen anzufertigen; dennoch wird eine ſparſame Hausfrau, welche die Koſten zu berückſichtigen hat, auch die baumwollenen Hemdenſtoffe nicht außer acht laſſen. Sie ſind außerordentlich haltbar, ja, ich möchte behaupten, haltbarer als leinene, und doch viel billiger, — wenn auch nicht ſo ſchön. Zu Kinderwäſche empfiehlt es ſich, nur Hemdentuche zu verwenden.

Neben den vielen glatten Baumwollgeweben, welche uns in größter Mannigfaltigkeit dargeboten werden vom ſchweren Haustuch bis zum duftigſten Batiſt, ſind es insbeſondere die ſchon erwähnten Satins und Damaſte, welche unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Als ſehr praktiſch und dauerhaft im Gebrauch erweiſt ſich der ſeidenartig glänzende Bettdamaſt, welcher die reizendſten Muſter zeigt und auch nach der Wäſche ſchön bleibt. Er eignet ſich vorzüglich zu Bett- und Kiſſenbezügen und übertrifft an Eleganz entſchieden ein glattes Leinengewebe in derſelben Preislage. Dagegen würde ich zu leinenen Bettlaken raten, da dieſelben im Gebrauch mehr angegriffen werden, als die Bezüge.

Laſſen wir ſo auch den Baumwollſtoffen Gerechtigkeit widerfahren und ſie oft an die Stelle treten, wo früher nur Leinen gebräuchlich war, ſo wird das Leinen ſeiner vielen Vorzüge wegen doch nie ganz verdrängt werden können. So wird es auch wohl ſtets bei leinenen Handtüchern und leinenem Küchenzeug bleiben, ſchon aus dem Grunde, weil Leinen das Waſſer leichter aufnimmt, alſo beſſer „trocknet“ als Baumwolle und ſich zudem ungleich beſſer von Schmutz und Flecken reinigen läßt.

Vor allen Dingen wähle man ſowohl in Leinen als auch in Baumwolle nur gute, ſolide Fabrikate, damit man ſtets ſicher iſt, „billig“ gekauft zu haben.

E. H.

Zimmergärtnerei.

Unſer gemeiner roter Wieſenklee kann als Zierpflanze von großer Wirkung ſein. Auf einem Blumentopf, in dem Balſaminen ſtanden, ging mir im Sommer 1889 eine Kleepflanze auf. Das Samenkorn, dem ſie entſprang, mochte mit der Erde aufgekommen ſein, oder der Wind hatte es mir zugeweht. Bald hatte die junge Kleepflanze durch ihr kräftiges Wachstum ihre Wirte verdrängt und bewohnte den Blumentopf allein. Im Herbſt bildete ſie ſchon einen ſtattlichen grünen Buſch. Den Winter aber ſtand der Blumentopf auf meinem Balkon, wo er auch im Sommer ſeinen Platz gehabt hatte. Im Frühjahr 1890 regte ſich mein Klee ſchon früh. Nun trieb er ſtrahlenförmig nach allen Seiten hin Ausläufer, welche bald über den Rand des Topfes hinausgingen. Vor der Blüte ſchon bot dieſe ganz regelmäßig geſtaltete, große, grüne Roſette aus Kleeblättern einen entzückenden Anblick dar. Dann begann das Blühen. Nach einander erſchienen an dieſer einen Pflanze 223 Blütenköpfe. Ich habe ſie, als ſie verwelkt waren, abgeſchnitten und gezählt. Lange Zeit war dieſe Kleepflanze der Stolz des Hauſes. Auf jeder Ausſtellung hätte ich ſicher einen Preis mit ihr gewonnen; aber es fand keine Ausſtellung ſtatt um die Zeit, da ſie in Blüte ſtand. Und dann die Freude, daß ich ſie nicht ſelbſt gepflanzt hatte und auch nicht gekauft; ſondern ſie war mir zugeflogen.

J. Tr.

Handarbeit.

Fr. 118. Sehr niedlich für kleine Mädchen iſt ein Mützchen von weißer oder crêmefarbener Straußenwolle geſtrickt. Man ſchlägt hierzu auf nicht zu dicke Holznadeln 65 Maſchen auf und ſtrickt einfach hin und her, bis die Kopfweite erreicht iſt. Das auf dieſe Weiſe entſtandene längliche Viereck näht man mit den ſchmalen Seiten zuſammen und an einer Seite zu, ſchlägt den untern Rand zur Krempe um, zieht die oben entſtandenen Zipfel nach innen und befeſtigt ſie. Man nimmt die zugenähte Seite des Mützchens nach vorn und bedeckt die Naht mit einer vollen Schleife.

Sommerfriſche.

Aufs wärmſte ſei allen Daheimleſerinnen das ebenſo reizende als behagliche Heim der Fräulein Birr, „Villa Maria“, im ſchön gelegenen Ballenſtedt als Sommerfriſche empfohlen. Die ſtärkende Harzluft, die Lage der Villa dicht am Walde, die ausgezeichnete Bewirtung, aber vor allem der feine Sinn und die große Liebenswürdigkeit der Inhaberin bilden ein Ganzes, wie es wohl ſelten in ſo anmutender Weiſe gefunden wird. Viele Damen, deren Name einen hohen und guten Klang im deutſchen Vaterlande hat, nahmen dort ſchon längeren Aufenthalt, um ſich von anſtrengender Geſelligkeit im Winter, vom Wirken im kinderreichen Hauſe, von ſchweren Erlebniſſen u. ſ. w. zu erholen und ihre Nerven zu ſtärken. Die intereſſante Hauschronik der Villa gibt den beſten Beweis, mit wie dankbarem Herzen und neu geſtärkter Geſundheit ſchon viele dies lieblich in Roſengärten gelegene Sommerheim verlaſſen haben. Möchten doch noch viele in dieſer ruhigen, wohlthuenden Häuslichkeit Behagen und Freudigkeit finden!

Eine Unparteiiſche.

Praktiſches fürs Haus.

Frage 123 b. Das läſtige Stauben des Ziegelſteinpflaſters wird völlig vermieden durch mehrmaliges Streichen desſelben mit Firnis. Soll es ein hübſches Ausſehen erhalten, ſo gibt man beim zweiten oder dritten Überſtreichen etwas „Schönrot“ zu dem Firnis. **P. F. in H.-D.**

Für die Küche.

Nochmals: *Stachys* (Zieſt).

Zieſt mit Crèmeguß. Nachdem die Knollen abgebürſtet und 10—15 Minuten in Salzwaſſer gar gekocht ſind, läßt man ſie abtropfen, ſchwitzt 1 Eßlöffel Mehl in Butter lichtgelb, verkocht dies mit einigen Taſſen des Zieſtwaſſers, würzt es mit 5 Gramm Fleiſchextrakt, wenig Muskatnuß, 1 Löffel gewiegter Peterſilie und etwas Citronenſaft und zieht die Sauce, nachdem man die Knollen in ihr einige Minuten gedämpft hat, mit zwei Eidottern ab. Wer den ſchwach ſäuerlichen Geſchmack nicht liebt, läßt Citronenſaft fehlen.

Knollen-Zieſt auf bürgerliche Art. Man kocht die Knollen, zerläßt einige Löffel Butter, verkocht ſie mit einigen Löffeln Fleiſchbrühe und etwas Gemüſewaſſer, übergießt die Knöllchen damit, beſiebt ſie mit geriebener Semmel und beſtreut ſie mit gewiegter Peterſilie. Bei dieſer Zubereitungsweiſe hat ihr Geſchmack Ähnlichkeit mit dem feinſter junger Wachsbohnen.

Gebackener Zieſt. Man taucht die gar gekochten Knollen entweder nur in Ei und geriebene Semmel oder in einen Ausbackteig aus drei Löffeln Mehl, Salz, 40 Gramm Butter und ſoviel lauwarmen Waſſer, daß der Teig dickflüſſig wird und bäckt die Knollen alsdann in Schmelzbutter.

Knollen-Zieſt als Salat. Man kocht die Knollen wie gewöhnlich, mariniert ſie dann eine Stunde in mit Eſſig verſetztem Salzwaſſer, miſcht ſie dann mit Öl, Eſſig, Pfeffer und gewiegter Peterſilie und gibt die Knollen als Salat für ſich oder als Miſchung zwiſchen Haupt-, Kreſſe- oder Endivienſalat, auch als Garnierung um Kartoffelſalat.

Knollen-Zieſt mit Käſe. Man ſchwenkt die abgetropften gargekochten Zieſtknollen über dem Feuer mit reichlich friſcher Butter, Salz, Pfeffer, einem Löffel Parmeſankäſe und einer Meſſerſpitze Liebigs Fleiſchextrakt und zwar ſo lange, bis Butter, Käſe und Fleiſchextrakt völlig zergangen ſind.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Zubereitung des Knollen-Zieſt ſchon in der neueſten Auflage des Davidiſchen Kochbuches berückſichtigt iſt, welches noch verſchiedene andere Zubereitungen angibt und auch die paſſenden Beilagen nennt. **Luiſe Holle.**

Fragen.

139) Eine Abonnentin, welche ſeit Beſtehen auf das Daheim abonniert iſt, bittet um Rezept zum echten Fürſt Pückler-Eis.

140) Kann mir jemand ein ſicheres, unſchädliches Mittel angeben, welches Miteſſer entfernt? Für freundlichen Rat wäre ſehr dankbar **eine Bittende.**

141) Kann mir jemand gütigſt mitteilen, woher die ſo praktiſchen *Holländer*-Teppiche zu beziehen ſind? **H. in W.**

142) In zwei Damaſttiſchtücher ſind mir durch ein Mißgeſchick zwei große Löcher gekommen. Da die Tiſchtücher noch wenig gebraucht ſind, möchte ich ſie gern fein, womöglich nach dem Muſter, ſtopfen und ausbeſſern laſſen und wäre ſehr dankbar für die Adreſſe einer guten Feinſtopferin oder für einen andern Vorſchlag zur Reparatur der Tiſchtücher durch Verwendung eines gehäkelten Einſatzes. **Pinca im Bergiſchen.**

143) Würde eine der freundlichen Leſerinnen mir ein ſcherzhaftes Polterabendgedicht zu einem aus Waffen hergeſtellten Tiſchchen, wie ſie im Daheim beſchrieben waren, mitteilen? **Hertha aus M.**

an ſeiner Spitze die Leichenparade: 1 Eskadron Gardekürasſiere, 1 Eskadron 1. Garde-Dragonerregiments, 1 Eskadron 2. Garde-Ulanenregiments, 1 Eskadron 2. Garde-Dragonerregiments mit der Standarte und dem Trompeterkorps des Garde-Küraſſierregiments, 1 Bataillon 1. Garderegiments z. F., 1 Bataillon 2. Garderegiments z. F., 1 Bataillon Regiments Kaiſer Alexander mit ihrem Regimentsmuſikkorps und Fahnen, 3 Batterien mit Muſik. Stabsoffiziere, welche auf acht weißen Kiſſen den Marſchallsſtab und die Orden des Verſtorbenen trugen, ſchritten dem ſechsſpännigen Leichenwagen voran, an deſſen Seiten wiederum Offiziere mit Lorbeerkränzen und Palmen gingen. Auf dem ſechsſpännigen Leichenwagen, welcher die erſten beiden deutſchen Kaiſer hinausgefahren hatte, erhob ſich der einfache Sarg. Ihn ſchmückten Blumen, Lorbeeren und Palmen, ſowie Degen und Helm. Unmittelbar hinter dem Sarge ſchritt in tiefem Ernſt der Kaiſer, dem oberſten Kriegsherrn zur Seite der König von Sachſen und Prinz Leopold von Bayern; in kurzem Abſtande folgten die Mitglieder der Moltkeſchen Familie und alsdann die Großherzoge von Sachſen und von Heſſen, der Erbgroßherzog von Baden und Prinz Georg von Sachſen. Den fremden Fürſtlichkeiten ſchloſſen ſich die Prinzen Heinrich und Albrecht von Preußen, ſowie die Söhne des Letzteren an. Es folgten die Botſchafter, das Gefolge der Fürſten, der Reichskanzler, die Generalfeldmarſchälle, die Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, der Kriegsminiſter, die kommandierenden Generale und der kommandierende Admiral, die aktiven Staatsminiſter, die Präſidenten des Reichstags und der beiden Häuſer des Landtags, die Abordnungen fremder Armeen, die Abordnungen der Regimenter des verewigten Generalfeldmarſchalls und der Marine, die Offiziere des Generalſtabes (geſchloſſen), die Generalität, auswärtige Militärbevollmächtigte, Deputierte der Reichs-, Staats- und ſtädtiſchen Behörden, die Mitglieder des Reichstages, des Herrenhauſes und des Hauſes der Abgeordneten, das Offizierkorps und viele Deputationen von Vereinen. Um 1 Uhr traf der Zug am Lehrter Bahnhof ein, wo ihn eine Ehrenwache vom Regiment Alexander, von den Mannſchaften der Marine und des Grenadierregiments Graf Gneiſenau erwartete. Als der Sarg herabgehoben und in das Fürſtenzimmer des Bahnhofs getragen wurde, donnerte ein Geſchützſalut. Der Kaiſer und die Fürſtlichkeiten verweilten noch kurze Zeit am Sarge. Die Kaiſerin hatte mit ihren Söhnen und mit den anderen fürſtlichen Damen, ſowie den Damen von Moltke dem Trauerzug von dem Balkon des Generalſtabshauſes aus nachgeſchaut. Ein Sonderzug von achtundvierzig Achſen überführte am nächſten Morgen die Leiche des Feldmarſchalls nach Kreiſau, wo der Zug Mittwoch Mittag 2 Uhr eintraf. Etwa ſechzig Herren, hohe Offiziere und Beamte, Abgeordnete des Reichs- und Landtages, Deputationen und Familienangehörige hatten den Sarg während der Bahnfahrt geleitet. In Kreiſau erwarteten ihn außer den Anverwandten des Heimgegangenen unter anderen der kommandierende General des 6. Armeekorps von Levinski, als Stellvertreter des beurlaubten Oberpräſidenten von Seydewitz der Oberpräſidialrat von Baurſchmidt, der Fürſtbiſchof Dr. Kopp, die Kommandeure der 11. und 12. Kavalleriebrigade und der 11. und 12. Infanteriediviſion, der Generallandſchafts-Direktor Graf Pückler, und die Offizierkorps der genannten beiden Regimenter, von denen als Ehrenwachen eine Schwadron und eine Kompagnie aufgeſtellt waren. Die Kriegervereine des Schweidnitzer und des Waldenburger Kreiſes bildeten Spalier bis zur Gruft. Unter den Klängen des Beethovenſchen Trauermarſches bewegte ſich der Leichenzug zur Gruft; der Sarg wurde abwechſelnd von je zwölf Unteroffizieren des 1. Küraſſierregiments „Großer Kurfürſt“ und des 38. Infanterieregiments getragen. Im Zuge befanden ſich auch zahlreiche Perſonen aus der Umgegend und Abordnungen derjenigen Städte, deren Ehrenbürger er war, ſowie viele Einwohner von Kreiſau mit Kränzen. An der Gruft hielt Paſtor Schier aus Gräditz die Leichenrede über die Stelle aus dem Römerbriefe, welche ein Lieblingsſpruch des Verſtorbenen geweſen ſei: „Die Liebe thut dem Nächſten nichts böſes. So iſt nun die Liebe des Geſetzes Erfüllung.“ Die Feier, welche nach einer halben Stunde beendet war, wurde von Geſang eingeleitet und geſchloſſen.

Soeben beginnt zu erſcheinen:

Geſchichtliches Nationalwerk für das deutſche Haus

Wohlfeile Volksausgabe 1891

Deutſche Geſchichte von L. Stacke.

Mit zahlreichen Tafeln und Beilagen in Farbendruck und 650 Holzſchnitt-Abbildungen.

Vollſtändig in 30 Lieferungen zu 50 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung.

Die erfreuliche Entwicklung des hiſtoriſchen Sinnes im deutſchen Volke hat, unterſtützt durch mächtige Anregung von hoher Stelle, das Intereſſe an der vaterländiſchen Geſchichte und das Verlangen nach deren Studium neuerdings in ſo weite Kreiſe unſres Volkes getragen, daß es gewiß als ein zeitgemäßer Gedanke der Verlagshandlung begrüßt werden wird, von der bekannten **Stacke'ſchen Deutſchen Geſchichte**

eine wohlfeile Volksausgabe

erſcheinen zu laſſen.

Hat das Werk, welches durch ſeine muſtergültige Darſtellung in Verbindung mit einer klaſſiſchen Illuſtrierung das verbreitetſte deutſche Geſchichtsbuch und **ein Nationalwerk geworden iſt, wie kein andres Volk es bis jetzt beſitzt,** in der bisherigen koſtbaren Prachtausgabe ſeine große Verbreitung hauptſächlich in den begüterten Kreiſen der Nation gefunden, ſo will dieſe wohlfeile Volksausgabe ein leicht zu erwerbender **Hausſchatz** des **ganzen** deutſchen Volkes, ein **Hausbuch** für **jede** vaterländiſche Familie werden, das durch Einführung in die Größe der vaterländiſchen Geſchichte die Flamme der Vaterlandsliebe bei jung und alt, daheim und draußen, erwecken und nähren ſoll.

L. Stacke's Deutſche Geſchichte wird **in 30 Lieferungen zu 50 Pfennig** erſcheinen. Alle 14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben, ſo daß das **vollſtändige Werk** innerhalb Jahresfriſt für den Preis von **15 Mark** in den Händen der Abonnenten iſt.

Jede Buchhandlung liefert die ſoeben erſchienene 1. Lieferung zur Anſicht und nimmt Beſtellungen auf das Werk entgegen.

Bielefeld und **Leipzig**, im Mai 1891.

Die Verlagshandlung **Velhagen & Klaſing.**

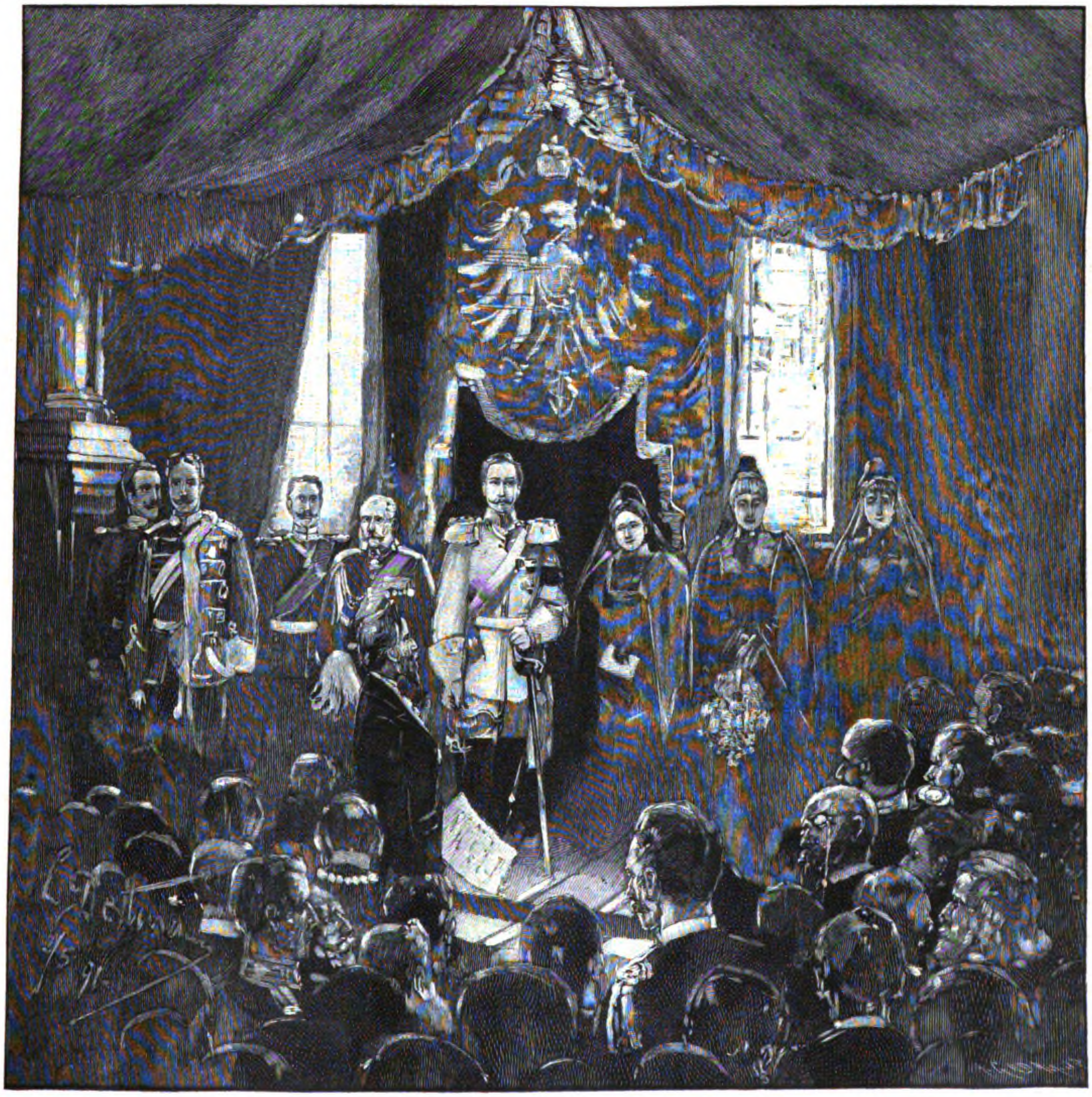
Daheim

XXVII. Nr. 34. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

23. Mai 1891.



Eröffnung der Internationalen Kunſtausſtellung in Berlin durch Kaiſer Wilhelm in Gegenwart der Kaiſerin Auguſte Viktoria und der Kaiſerin Friedrich am 1. Mai.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Gibt es zu heilen eine Wunde,
So thue, was dein Herz dir rät!
Viel lieber in der zwölften Stunde
Als nie — und daß es heißt: zu ſpät!

Einem jungen Kaufmann zur Hochzeit.

Heil dir, der ſich zur Lebensfreude
Ein holdes Weib errungen hat!
Was ſchert dich heute das Getreide,
Ob Weizen „lebhaft“ oder „matt“.

Ob Rüböl „ſchlank“ iſt zu „plazieren“,
Ob Roggen „ſteigt“, ob Hafer „fällt“,
Das kann dich heute wenig rühren,
Gehört dir doch die ganze Welt.

Froh ſitzeſt du bei deiner Trauten.
Der du gebaut ein warmes Neſt,
Und alle Marktberichte lauten
Für dich: „Begehrt“ — „Behauptet“ — „Feſt“.

J. Trojan.

Einem Brautpaar

bei Überſendung eines Serviertiſches („ſtummer Diener“, auch „Johann“ genannt) mit geſtickter Decke (Zeichnung: Füllhorn mit Blumen nnd Früchten).

Ich weiß nicht, ob mein Name
Der Herrſchaft iſt bekannt,
„Johännle“ heiß' in Schwaben,
„Johann“ ich hier zu Land.
Ich biete meine Dienſte
Der Herrſchaft heute an,
Will ſie mich engagieren,
So thut ſie wohl daran!
Verrichte meine Dienſte
Stets pünktlich und genau,
Gehorche gern und willig
Dem Hausherrn, wie der Frau.
Beſorge unverdroſſen
Den Auftrag, den man gab,
Bin aufgeräumt und ſauber,
Verſchwiegen wie das Grab.
Kann viele Laſten tragen,
Werd' müde nicht, noch matt,
Vertrage alle Speiſen
Im Dorf, wie in der Stadt!
Sind es der Löblichkeiten
Nicht viel und mancherlei?
Und ſoll ich noch 'was nennen:
Ich breche nichts entzwei!
Doch auch ein großer Fehler,
Der liegt mir ſchwer im Sinn,
Ich muß es tief beklagen,
Daß ich ſo hölzern bin!
Doch wenn der Pfarrkranz taget,
Wie es die Sitte lehrt,
Bin ich als „ſtummer Diener“
Geachtet und geehrt!
Und auch bei andern Feſten,
Bei jedem frohen Schmaus,
Da werd' ich hercitieret,
Da braucht man mich im Haus!
Ihr wünſcht Empfehlungsbriefe?
Die hab' ich auch zur Hand,
Drum haben dieſe Karten
Herr und Frau X. geſandt.
Seht her, auch hat die Tochter
Mir die Livree geſtickt,
Daß Gnad' ich vor Euch finde,
Wenn Euer Aug' mich blickt.
Wie hier des Füllhorns Gaben
Sich reichlich breiten aus,
Wünſcht ſie, daß Gottes Segen
Euch reichlich blüh' im Haus.
Noch eine Frage ſeh' ich
Euch auf den Lippen ſteh'n.
Ihr möchtet gerne wiſſen,
Wie's mit dem Lohn wird geh'n.
Ich dien' umſonſt und gerne,
Nur eins bitt' ich zum Pfand:
Gedenket ſtets in Liebe
An die, die mich geſandt!

H. St. in M.

Die Myrte.

Von allen Pflanzen genießt die Myrte von unſeren Damen eine ganz beſondere Verehrung. Ziert ſie auch kein prunkender Blätterſchmuck oder herrliche Blüten, ſo wird doch der ſchlichte Myrtenkranz

> „— —, der einmal nur im Leben
> Als höchſter Schmuck der Jungfrau Stirn
> umlaubt“

aus ihren Zweigen geflochten. Die Myrtenkrone iſt ohne Zweifel das ſchönſte Ideal eines jeden Mädchenherzens und die Myrte daher der Liebling der Frauenwelt. Im Nachſtehenden will ich kurz ihre Kultur beſchreiben. Zur Vermehrung ſchneidet man im März, April oder Mai ſich einige nicht ganz verholzte Zweigſpitzen unmittelbar unter einem Blätterpaare von einer älteren Myrthe und ſteckt dieſe Spitzen, an denen man die unteren Blätter entfernt, flach in gewöhnliche Blumentöpfe, welche mit lockerer und ſandiger Erde gefüllt ſind. Die Töpfe bedeckt man hierauf mit umgeſtülpten Trinkgläſern oder Glasglocken und ſtellt ſie an ein ſonniges Fenſter. Bei ſorgfältiger Pflege machen die kleinen Stecklinge hier ſchnell Wurzeln, welche man bei hinreichender Bewurzelung einzeln in kleine Töpfe verpflanzt, die mit nahrhafter, humusreicher und etwas lehmiger Gartenerde verſehen ſind. Jetzt bringt man die Pflänzchen ins Freie und zwar an einen halbſchattigen Ort im Garten, wo man die Töpfe bis zum Topfrand eingräbt, um ein ſchnelles Austrocknen des Wurzelballens zu verhindern. Jeden Abend müſſen unſere Pfleglinge hier bei trockenem Wetter begoſſen werden, denn Unregelmäßigkeiten in der Bewäſſerung oder gar Ballentrocknis verurſacht das Abfallen der Blätter. Haben die Pflanzen ſchon während des Sommers ihren Topfballen durchwurzelt, ſo iſt ein Verpflanzen in größere Töpfe vorzunehmen, wobei der Erdmiſchung als Düngung vorteilhaft etwas pulveriſierter Kuhdung zugeſetzt wird. Die Überwinterung der Myrte geſchieht in einem ungeheizten Zimmer oder trockenen Keller von 3—5° R. Geheizte Zimmer ſind wegen ihrer trockenen Ofenwärme als längerer Aufenthaltsort für die Myrte ungeeignet, hier verliert ſie ſchnell ihr friſches Grün und beginnt zu kränkeln. Während ihrer Ruheperiode im Winter iſt das Begießen weniger notwendig. Es geſchieht nur dann, wenn der Erdballen beinahe ausgetrocknet iſt. Kommt der Frühling, ſo bringt man die Pflanzen wieder an ihren alten Ort im Garten, gräbt die Töpfe ein und ſorgt für hinreichendes Begießen und etwaiges Verpflanzen in größere Töpfe. Durch Schneiden und Entſpitzen der jungen Triebe im April und Juni kann man die Myrte in allen möglichen Formen ziehen, wovon die gebräuchlichſte wohl die rundbuſchige und pyramidale iſt. Will man aber Blüten erzeugen, ſo muß man auf die Form Verzicht leiſten und nicht ſchneiden. Und ſomit möge dieſe kleine Abhandlung zur Anzucht recht vieler Brautmyrten beitragen. **Ad. v. Drathen.**

Garten.

Goliathkohlrabi gehört zu den größten deutſchen Kohlrabiſorten, von welcher man ſchon Stücke im Gewichte von 8 kg erzogen hat. Um ſolchen Rieſenkohlrabi zu ziehen, iſt nicht nur gut gedüngter Boden, ſondern auch entſprechende Behandlungsweiſe erforderlich. Das Land muß im Herbſt und Winter fett gedüngt und im Frühjahr mit Hornſpähnen überſtreut und durchhackt werden. Da Goliathkohlrabi ziemlich viel Zeit zur Ausbildung braucht, ſo muß der Same ſpäteſtens Mitte Mai in die Erde gebracht werden. Wer kein Warmbeet beſitzt, verwende kleine Käſten, die man ins Zimmer ſtellt. Im freien Lande gezogene Pflanzen wachſen zu langſam, wodurch die Ausbildung der Kohlrabi herabgedrückt wird. Man pflanzt den Goliathkohlrabi etwa 50 cm weit. Die Pflanzen ſind fleißig zu gießen, und im Herbſte iſt noch ein Dungguß ſehr von Nutzen. Anfangs wachſen die Pflanzen nur in die Blätter und zeigen keine Spur von Kugelbildung; deshalb glauben oft Unkundige, die Kohlrabi ſei ſchlechter Art, aber im Herbſte geht die Entwicklung ungemein raſch vor ſich. Trotzdem der Goliathkohlrabi ſo gewaltige Kugeln bildet, iſt doch das Fleiſch zart und ſehr haltbar bis Ende des Winters. Noch ſei erwähnt, daß von dem üppigen Blätterwerk, welches er treibt, während des Wachstums nichts entfernt werden darf.

Einfaſſungen für Gartenwege. Die Zahl derjenigen Pflanzen, welche ſich außer Buchs zur Einfaſſung von Gartenwegen verwenden laſſen, iſt eine ſehr große. Als immergrüne Einfaſſung dürfte großblätteriger Ephen am meiſten zu empfehlen ſein. Eine Epheueinfaſſung muß, um wirkungsvoll zu ſein, in einer Breite von 25—30 cm hergeſtellt werden und iſt auch im im Sommer hin und wieder zu beſchneiden. Eine ſehr geeignete, überwinternde Einfaſſungspflanze für ſonnige Lage iſt die anſehnliche Fetthenne (Sedum spectabile und S. Fabarium). Sie wird gegen 40 cm hoch, hat graugrüne, fleiſchige Blätter und vom Auguſt bis September purpurrote, prächtige Blütendolden. Von niederen, raſenbildenden Einfaſſungspflanzen ſind empfehlenswert die wohlriechende, ſchottige Federnelke (Dianthus plumarius) und das Alpengänſekraut (Arabis alpina) mit graufilzigen Blättern und weißen Blütentrauben, welche oft ſchon im März ſehr zahlreich erſcheinen. Schließlich können auch die mannigfachen, gefüllt blühenden Formen des Tauſendſchön (Bellis perennis), die vielen ausdauernden Primelarten u. a. zur Herſtellung ſchöner Einfaſſungen verwendet werden.

Blühende Hecken. Hecken aus Gehölzen werden angelegt, entweder um einen Garten zu umſchließen, oder verſchiedene Teile desſelben von einander zu trennen. Iſt die Hecke zur Einfriedigung beſtimmt, ſo ſoll ſie undurchdringlich ſein. Bei der Auswahl des Gehölzes wird man daher beachten müſſen, das daſſelbe recht dicht in einander wächſt und fähig iſt, genügenden Widerſtand zu leiſten. Soll die Hecke jedoch nicht den Garten einfriedigen, ſondern nur in einzelne Teile trennen, ſo kann bei der Wahl des Materials ein hübſches gefälliges Ausſehen mehr in Betracht gezogen werden. Blühende Hecken werden ſich beſonders ſchön ausnehmen. Roſen bilden die ſchönſten blühenden Hecken, da ſie ſich recht eng verbinden. Wählt man unter den Kletterroſen ſolche mit hellen und dunklen Blüten, ſo iſt eine überaus maleriſche Wirkung zu erreichen. Zum Beiſpiel mit der Sorte Belle de Baltimore, milchweiß mit gelblichem Schein, und Heterophylla mit dunkelroten Blüten. Hecken von der japaniſchen Quitte (Cydonia japonica) oder von Weigelia ſind ebenfalls von guter Wirkung. Man muß jedoch dieſe Sträucher ſo viel als möglich natürlich wachſen laſſen und der Blütenbildung durch zu vieles Schneiden nicht entgegenwirken. Verſchiedenartige Sträucher laſſen ſich nie zu einer Hecke vereinigen, weil ſie nicht gleichmäßig in einem natürlichen Schnitt ſich halten laſſen.

Eine Zierpflanze für feuchte Gartenſtellen. Wer irgend eine feuchte oder auch nur kühlere oder ſchattige Stelle, an welcher keine andere Zierpflanze ſo recht gedeihen will, im Garten hat, der bepflanze ſie mit **Caltha palustris fl. pl**, denn dieſe gedeiht hier gerade ganz vortrefflich. Ihre großen, gefüllten, ſchön goldgelben Blumen erſcheinen im Mai und ſind ein gar prächtiger Gartenſchmuck. Zu deutſch heißt ſelbige Schmelzblume, Butterröschen, Gold- und Bachranunkel, Dotterblume u. ſ. w., und ihre Stammeltern ſind die auf feuchten Wieſen und an Wieſenbachufern vorkommenden wilden, einfachen Bachranunkeln.

Zimmerſchmuck.

Mohnblumen als Lampenſchirm. Als Lampenſchirm für eine große Lampe machen ſich zwei große volle Mohnblumen ſehr gut. Man ſchneidet drei 12 cm breite Streifen von rotem Seidenpapier (die Länge des Bogens), nimmt ein Stückchen Watte, das man zur Kugel formt, hüllt dieſes in ein Stück grünes Seidenpapier, dreht daſſelbe feſt mit Blumendraht zuſammen, ſchneidet von ſchwarzer Mooswolle, etwa vierzig 5 cm lange Fäden und legt dieſe um das Wattknötchen. Auf dieſe Weiſe entſteht der innere Kelch des Mohns. Dann nimmt man die drei roten Papierſtreifen, die vorher kräftig gedrückt werden müſſen, und legt die Streifen um den Kelch herum, befeſtigt das Ganze gut mit feinem Draht und bindet die Blumen an einem ſtärkeren Stieldraht feſt, den man mit einem Gummiſchlauch überzieht. Man verbindet zwei ſolcher Blumen und befeſtigt den Stiel oben an den Cylinder oder an die Glocke der Lampe, und der Lampenſchirm iſt fertig. Er ſieht ſehr hübſch und maleriſch aus, wenn die Lampe brennt.

Frau von B. in S.

Kinderpflege.

Mein Junge bekommt ſeine Milch in der bekannten, nach Graden abgeteilten Flaſche. Ich ſtelle dieſelbe zum Erwärmen immer in heißes Waſſer, — prüfe ſodann — (nach gehörigem Umſchütteln) — die Temperatur durch Anhalten der Flaſche an das Auge. So habe ich's gelernt, und ſo werden tauſend andre Mütter es jedenfalls auch machen. Aber, wie verſchieden empfindet das Auge die Wärme! Ich habe die

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion. Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Probe gemacht mit mehreren Perſonen; bei jeder war das Reſultat anders: ich ſelbſt konnte nur eine ganz geringe Wärme vertragen. Das brachte mich auf den Gedanken, — da ich wußte, 28 Grad R. ſei die erforderliche Temperatur der Milch für ein Kind — einmal einen Thermometer zu benutzen, und ſiehe da, die Milch, geprüft durch obige Methode, war 35 Grad warm. Mein Schreck war groß; ich meſſe ſeitdem mit einem kleinen Thermometer allemal die Milch in der fertig gemachten Flaſche; es geht ſehr ſchnell, und mein Junge trinkt in 5—10 Minuten ſeine Flaſche aus, während er früher eine halbe Stunde dazu brauchte und ſehr oft das Genoſſene zum Teil wieder erbrach, was nun nie mehr vorkommt. Ich nahm mir nach dieſer Erfahrung gleich vor, anderen jungen Müttern dies zur Warnung mitzuteilen, da zu heiße Nahrung unausbleibliche Magenſchwäche zur Folge haben muß.

Junge Mutter.

Handarbeit.

Gehäkelter Unterrock. Ein ſehr praktiſches, leicht zu arbeitendes Muſter für einen Unterrock iſt folgendes. Zu 37 Zacken ſchlägt man 187 Luftmaſchen auf und arbeitet den Rock in hin- und hergehenden Touren. 1. Tour 2 feſte Maſchen in die beiden erſten Luftmaſchen, 3 Stäbchen in die 3. Luftmaſche, 4 feſte Maſchen, 3 Stäbchen in eine Maſche, 4 feſte Maſchen u. ſ. f. 2. Tour: umdrehen, 2 feſte Maſchen in 2 Maſchen, 3 feſte Maſchen in 1 Maſche, 2 feſte Maſchen in 2 Maſchen, 2 Maſchen überſchlagen, 2 feſte Maſchen in 2 Maſchen, 3 feſte Maſchen in 1 Maſche, 2 feſte Maſchen in 2 Maſchen u. ſ. f. 3. Tour wie die 2. und alle folgenden Touren ebenfalls. Wenn der Rock ungefähr 70—75 cm lang iſt, hört man mit dem Muſter auf, näht den Rock hinten zuſammen, macht oben am Bund noch einige Touren in folgender Weiſe: 1 feſte Maſche, 1 Maſche überſchlagen, 1 feſte Maſche, 1 Maſche überſchlagen u. ſ. f. Material zu einem ſolchen Rock iſt 1 Pfund Rockwolle oder 1½ Pfund Rockbaumwolle. Bei der Wäſche müſſen die Röcke quer aufgehangen werden, damit ſie ſich nicht in die Länge ziehen. Als Gurt habe ich immer einen Patentgurt genommen.

Abonnentin in Schleſien.

Nr. 29 des Frauen-Daheim enthielt die Beſchreibung dreier verſchiedener Flickenteppiche. Mir iſt eine vierte Art bekannt, die ich noch praktiſcher finde, weil die dazu verwendeten Läppchen nicht von Tuch und derartigen feſten Stoffen zu ſein brauchen, die Reſte eines beliebigen Wollen-, ja Kattunkleides können dazu verwendet werden. Die Läppchen werden je nach der Dicke des Stoffes in 1½—2 cm breite Streifen geſchnitten, dieſe aneinander genäht und auf Knäule gewickelt. Ein Stück Packleinwand gibt den Fond des Teppichs ab. Mit einer ſtarken Häkelnadel wird der Stoffſtreifen von unten nach der Oberſeite durchgezogen und zwar ſo, daß auf der Oberſeite die Stoffſtreifen Schlingen bildend ſtehen bleiben. Das Ganze ſieht auf der Oberſeite aus wie ungeſchorener Sammet im Groben und auf der Unterſeite wie lauter Steppnähte. Die Packleinwand muß ziemlich dicht ſein, ſo daß ſie die Schlingen feſthält, die dann, außer am Anfang und Ende, nicht feſtgenäht zu werden brauchen. Der Teppich iſt außerordentlich warm und kann auch durch beliebige Muſter ſehr hübſch hergeſtellt werden. Ich ſelbſt habe einen größeren Teppich gearbeitet mit mehreren querlaufenden Bordüren ohne vorherige Aufzeichnung nach dem Faden des Packleinens, Grecque-Borten von dem crêmefarbenen ehemaligen Beſatz eines Kleides heben ſich aus der Füllung von altem, braunem Möbeldamaſt ſehr hübſch ab. Ebenſo hat ein Päckchen ſchmaler Schrägſtreifchen in himmelblauer Farbe, die der längſt vergangenen Mode der Paſſepoiles entſtammten, hierbei ſehr hübſche Verwendung gefunden. Ich kann denjenigen, die eine tüchtige Arbeit nicht ſcheuen, dieſe Art Teppiche warm empfehlen.

Tante Mathilde.

Kunſt im Hauſe.

Fr. 114. Werkzeugkäſten zur Modellierarbeit gibt es allerdings. Dieſelben ſind käuflich in der k. k. Hofbuchhandlung von R. Lechner in Wien; es ſind gediegen ausgeſtattete Arbeitskäſten, aber mehr für die Jugend als Beſchäftigungsſpiele zu empfehlen. Nr. 1 nennt ſich „die kleinen Bildhauer“, es iſt ein ſolider Arbeitskaſten mit einer Anzahl ſcharfer und zierlich modellierter, aus zwei Stücken beſtehenden Gipsdoppelformen zur plaſtiſchen Nachbildung von allerlei Tierfiguren. Als Material hierzu dient das zur Arbeit beigegebene Modellierwachs und in zwei kleinen Beutelchen feines Pulver zum Einſtäuben der Formen, um die Abdrücke dann leicht und unverletzt ablöſen zu können. — Der zweite Kaſten, „Werners Koroplaſtik“, iſt beſonders geeignet zur Förderung des Formenſinns, zugleich aber auch zu künſtleriſcher Anregung und zur Herſtellung eines bleibenden gediegenen Wand- oder Zimmerſchmuckes. Er enthält Gipsformen und ſcharfe Gipsabdrücke von Porträtreliefs hervorragender Perſönlichkeiten, Fürſten, Staatsmänner, Dichter 2c. Die Ausführung auch dieſer Arbeiten erfordert Sorgfalt und Genauigkeit, wird aber durch einige Übungen ſchnell gefördert. Der Modellierthon iſt beigegeben und eignet ſich vortrefflich zum Brennen. Dieſe Thonabdrücke ſendet man zum Töpfer und erhält Terracottabildniſſe zurück, welche mit Bronze oder der beigegebenen Terracottafarbe zart überſtrichen, eine gleichmäßige Färbung zeigen. Der eine Kaſten koſtet 9 Gulden, der andere 6 Gulden, die Verpackung per Stück 60 Kreuzer. — Für die Modellierarbeiten, welche aus freier Hand gearbeitet werden, Blumen 2c., gibt es vorläufig noch keine eingerichteten Käſten, doch glaube ich, unſeren Leſerinnen in einer der nächſten Nummern eine kleine Erleichterung auch für dieſe Arbeit zu ſchaffen, indem ich zur beſſeren Nachbildung der Blätter den Gipsabguß derſelben erklären will.

L. H.

Auskunft.

Fr. 89. Als vorzügliche Konverſationsbücher für Engliſch und Franzöſiſch möchte ich Ihnen die Seligſchen empfehlen, die ich mir von der Guſtav Weigelſchen Buchhandlung in Leipzig gekauft habe. Die Titel ſind: „Engliſch leicht gemacht“ und „Franzöſiſch leicht gemacht“. Die ſchwierige engliſche Ausſprache iſt außerordentlich leichtverſtändlich angegeben. Den Preis weiß ich nicht mehr genau, doch dürfte er 2—3 Mark nicht überſteigen. **Eliſe A. in H.**

Fr. 100. Korkſchnitzel zum Beſtreuen von Holzſchildern werden gegen vorherige Einſendung von 20 Pf. in Briefmarken eine Tüte voll franko geliefert von der Korkfabrik J. Schwerdtner, Schneeberg-Neuſtädtel i. S.

Fr. 109. Die zur Wein-Aufbewahrung nötige ſogenannte Füllflaſche erhält man bei Ch. F. Weber, Kryſtallwarenhandlung, Gewerbslaube 12 in Straßburg i. E.

Eine Weinzüchterstochter.

Fr. 110. **L.** in **W.** Statt eines Eßlöffels Bierhefe rechnet man 10 Gramm Pfundbärme oder Preßhefe. **L. Holle.**

Fr. 125. Das neugegründete Ernſt-Moritz-Arndt-Stift (Eckerberg b. Stettin) ſucht ausdrücklich Damen, die ſich nicht dauernd binden können, aber in der Krankenpflege ausgebildet werden wollen. Anfragen ſind zu richten an P. Bahr. **P. M.**

Fragen.

139) Kann mir eine der geehrten Daheimleſerinnen einen Ort nennen, an welchem es an einem Bettfedern-Geſchäft reſp. auch Reinigungs-Geſchäft mangelt und wo noch ein Tapiſſerie-Geſchäft erwünſcht wäre?

Eine Freundin des Daheim.

140) Bitte um freundliche Auskunft, wie man Ätzarbeiten auf Metall ausführt, reſp. Anweiſung dazu erhält, und woher man das Material dazu bezieht? **H. v. R.**

141) Würde eine der Leſerinnen ſo freundlich ſein, mir ein kleines Stück anzugeben, welches zwei erwachſene und zwei kleinere Mädchen zu einem guten Zweck aufführen könnten, oder mir ein Buch nennen, in dem man ein ſolches finden könnte? Sehr dankbar wäre **S. in B.**

142) Kann mir jemand freundliche Auskunft geben über die Verhältniſſe in Wallendorf im Lichtethal (Thüringen) in Bezug auf Wohnung und Verpflegung, ſowie betreffs der landſchaftlichen Reize von der näheren und entfernteren Umgegend. Beſten Dank.

P. K. in B.

143) Meine Lieblingsblume iſt Reſeda, aber während ſie in meinem Elterngarten nicht genug ausgejätet werden konnte, weil ſie alles Gepflanzte überwucherte, kann ich ſie in meinem eigenen Garten, trotzdem ich ſie alljährlich mit beſtem von Metz bezogenen Samen neu anſäe, nicht in gewünſchter Kräftigkeit und Pracht erzielen. Ich ſäete einige Reſedakörner in einen Topf, ſie liefen alle auf, nun aber vergeht ein Pflänzchen nach dem andern. Mit Neid habe ich geſehen, welch kräftige Pflanzen in Töpfen zu 15 bis 20 Pf. auf den Märkten großer Städte ausgeboten werden; woran mag es liegen, daß ich mich dieſes beſcheidenen Blümchens nicht erfreuen kann? — Auch Lobelien wollen mir nicht geraten. Wenn ich die kleinen Pflänzchen ins Beet pflanzte, gingen ſie ſchnell in die Höhe, legten ſich bald auf die Seite und gaben dem ganzen Beet dann ein unordentliches Ausſehen. Im voraus beſten Dank, wenn eine klügere Daheimleſerin als ich ſich der Mühe unterziehen und erfolgreichen Rat geben möchte. **E. in Pommern.**

144) Bitte ſehr um einige originelle Sinnſprüche für eine hölzerne Wäſche-Truhe.

M. M.

145) Kann mir wohl jemand Auskunft darüber erteilen, wo ich die großen Kaninchen (Lapins) zur Anzucht erhalten kann? Über gütige Auskunft wäre ſehr dankbar

Eine Pfarrfrau im Weſten.

Zur Unterhaltung: — in der Familie — auf der Reiſe — in Bädern — in Sommerfriſchen:

Wohlfeile, elegante Sammlung guter Romane für die Familie.

Daheim-Bibliothek.

I. Band:
Fremdes Blut. Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

II. Band:
Um jeden Preis. Novelle von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

III. Band:
Der Geiger von Thun. Roman von **A. v. Freydorf.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

IV. Band 1. u. 2. Teil:
Gepa. Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 M.

V. Band:
Der Sternburger Kreis. Roman von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VI. Band:
Auf der Dobenau. Roman von **E. von Wellnitz.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

VII. Band:
Pfadfinder. Zwei Erzählungen von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VIII. Band:
Er lebt! Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

IX. Band:
Die zweite Mutter. Von **Henry Gréville.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

X. Band:
Das Fritzche. Erzählung von **Gräfin M. Keyſerling.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M

XI. Band:
Ein tapferes Herz. Roman von **Jacques Vincent.**
Ein Band elegant gebunden Preis 1 M 50 ₰.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** oder die Verlagshandlung: **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 35. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

30. Mai 1891.

Hausmuſik.

Xaver Scharwenka.

Königl. preußiſcher Hofpianiſt.

Xaver Scharwenka.

Xaver Scharwenka wurde geboren am 6. Januar 1850 zu Samter in der Provinz Poſen; ſein Vater — von Nationalität ein Pole, von Beruf Baumeiſter — ließ es ſich angelegen ſein, dem Sohne durch gute Bildung auf eine Lebensſtellung vorzubereiten, über die er, als Xaver das Gymnaſium zu Poſen bezog, zwar noch nicht vollſtändig im Klaren war, obgleich die künſtleriſchen Fähigkeiten Xavers ſowohl, wie die ſeines um drei Jahre älteren Bruders, des hochgeſchätzten Komponiſten Philipp Scharwenka, ſich auf das Beſtimmteſte nach außen hin ankündigten. Als die Eltern 1865 nach Berlin übergeſiedelt waren, wurde Xaver Schüler der Kullak'ſchen Neuen Akademie der Tonkunſt, wo Kullak und Wuerſt ſich in beſonderem Maße des jungen Mannes annahmen, der bisher nur kargen und ſpärlichen Unterricht genoſſen und in der Hauptſache durch eifriges Privatſtudium, durch ausdauernden Fleiß und, getragen von einem ſtarken, natürlichen Inſtinkte, ſich ſo weit ausgebildet hatte, daß er ein beträchtliches Maß von techniſchen Fertigkeiten ſein eigen nannte. Drei Jahre (bis 1868) war Xaver Schüler der Kullak'ſchen Akademie, an welche er, nach rühmlichſt abſolvierten Lehrjahren, als Lehrer gefeſſelt wurde. Ein Jahr darauf, 1869, gab Scharwenka ſein erſtes Konzert: er trat in der Singakademie als Pianiſt auf; der glänzende Erfolg dieſes erſten Auftretens blieb kein vereinzelter; in zahlreichen Konzerten vor dem Berliner Publikum und in andern Städten ließ ſich der Pianiſt Scharwenka hören, deſſen Spiel ſich auszeichnete durch eine außerordentliche Sauberkeit und eine wohlpolierte Glätte der Technik, durch kraftvolle Empfindung und ein gewiſſes lebhaftes Temperament, das man in dieſer feurigen Eigenart wohl mit Recht aus der polniſchen Abſtammung Scharwenkas zu erklären verſuchte. 1874 legte er ſeine Stelle als Lehrer an Kullaks Akademie nieder, um in keiner Weiſe an die Scholle gebunden zu ſein. Das an eigenartigen Reizen und Anregungen von beſonderer Art ſo reiche Leben des wandernden Virtuoſen war es, dem Scharwenka bis zum Jahre 1881 huldigte; faſt in allen größeren Städten Europas trat er als Pianiſt auf; überall folgte man mit Aufmerkſamkeit den lebendigen und eſpritvollen Äußerungen ſeiner feinen und ungewöhnlichen Künſtlerſchaft; Ruhm und Gold bezeichneten ſeine Spuren. Aber ein Zigeunertum, und ſei es ein noch ſo glänzendes, kann auf die Dauer nur einem wirklichen Zigeuner behagen; der Überdruß, den jeder Virtuoſe, er ſei auch wer er ſei, in ſolcher Stärke empfinden mußte, daß bisher keiner zögerte, bei paſſender Gelegenheit der Laufbahn des ausſchließlich reproduzierenden Künſtlers einen Abſchluß zu geben, dieſer Überdruß, eine Folge der übergroßen Nervenanſpannung, der aufregenden Ungewißheit des Erfolges, des „heute hier, morgen da“, er ſtellte ſich auch bei Xaver Scharwenka ein; wenn dieſer Künſtler auch nicht wie der große Franz Lißt endgültig auf die Palme pianiſtiſchen Ruhmes verzichtete, ſo entzog er ſich doch zunächſt dem Boheme-leben des Virtuoſen. Am 1. Oktober 1881 eröffnete er in Berlin ein eigenes Konſervatorium, deſſen raſches Emporblühen in der mit Konſervatorien überreich geſegneten Stadt eine Thatſache bleibt, die einerſeits in dem Glanz des Namens Scharwenka, andererſeits in der vorzüglichen Verfaſſung der Anſtalt ſelbſt ihre müheloſe Erklärung findet. Eine ſtattliche Reihe wohlbekannter Namen, unter ihnen Philipp Scharwenka, Albert Becker, P. Rüfer, O. Leßmann, W. Langhans, W. Jähns u. a. waren die feſten Säulen, mit welchen Scharwenka ſeinen Bau ſtützte. Scharwenka — ſeit mehreren Jahren königlich preußiſcher Hofpianiſt — entfaltet hier eine reiche Thätigkeit als Lehrer und Komponiſt, der ſich in neuerer Zeit auch der Beruf des Dirigenten hinzugeſellte. Den Anſtoß zur Würdigung ſeines Komponiſtentalentes gab Franz Lißt, welcher dem ſeitdem ungemein bekannt gewordenen B-moll-Klavierkonzert Scharwenkas eine bevorzugte Stellung auf dem Gebiete des Klavierkonzertes überhaupt einräumte. Außerdem ſeien hervorgehoben: zwei Klaviertrios, zwei Klavierſonaten, ein Klavierquartett, eine Cello- und eine Violinſonate, ſowie zahlreiche kleinere, dem feinen Salongenre angehörende Klavierſachen. Überall beweiſt ſich Scharwenka als ein Künſtler von Geiſt und Geſchmack, der ſeinen Kompoſitionen durch ein oft mit großem Glücke verwendetes national-polniſches Kolorit einen eigenartigen Zauber ſichert und auch dort, wo er rein „weſtlich“ komponiert, durch intereſſante Harmonik, ſprühende Rhythmik und edle Melodik Anſpruch auf allgemeine Wertſchätzung erheben darf. In beſonderem Grade beliebt ſind ſeine „polniſchen Tänze“. Als Dirigent machte Scharwenka von ſich reden, als er 1887 das große Requiem von Berlioz mehrmals in Berlin zur Aufführung brachte, und zwar nach der Originalpartitur, die ihrer unerhörten Anforderungen wegen, die ſie an die Zahl der inſtrumentalen Mittel ſtellt, nur äußerſt ſelten den bisherigen Aufführungen zu Grunde gelegt ward. Neuerdings trägt ſich Scharwenka mit der Abſicht, in New York ein internationales Konſervatorium der Muſik zu gründen; 200000 Dollars ſtehen ihm zu dieſem Zwecke zur Verfügung. Das künſtleriſche Leben Berlins würde mit dem Weggange Scharwenkas eine empfindliche Einbuße erleiden.

Lernt Singen!

Von den vielen Behauptungen, welche der Menſch zu ſeiner größeren Ehre aufgeſtellt hat, iſt keine harmloſer als die, daß einen Jeden von uns die allgütige Mutter Natur mit einer Geſangsſtimme, welche künſtleriſcher Ausbildung fähig ſei, begabt habe. Die Sache iſt richtig und trotzdem ſind die hohen und ſchönen Tenöre und die ſilbernen Soprane ebenſo ſelten, wie die in ihrem Timbre dem Schimmer matten Goldes zu vergleichenden Altſtimmen. Vergegenwärtigen wir uns nur einen einzigen Augenblick alle die zahlloſen Sünden, welche wir faſt in jedem Augenblick, von Kindesbeinen auf, an dem Schatz in unſerer Kehle begehen; denken wir an all das unnötige Schreien und Lärmen, an den Leichtſinn, mit welchem wir durch Staub und ſchlechte Luft unſere Stimmbänder reizen, an die zahlloſen Attentate, welche wir durch Rauchen und durch den Genuß dampfend heißer oder eiſig kalter Getränke und Speiſen auf dieſe zarten Organe Tag für Tag ausführen und vergegenwärtigen wir uns ſchließlich jene zu unſeren ſonſtigen Stimmfreveln in geradezu komiſchen Gegenſatz ſtehenden Verweichlichungsanſtrengungen, die Shawls und Pelzkrägen und Boas und Halstücher, ſo haben wir einen Überblick gewonnen über die Urtypen jener Phänomene, welche für die Entwickelung unſerer Geſangsſtimme ſo verhängnisvoll werden. Einen Menſchen, der ein paar hohe Töne in der Kehle hat, ſtaunen wir an und machen ihn zum reichen Mann; und mit Recht, denn es bleibt immerhin wunderbar, wenn eine Geſangsſtimme einmal zur vollen Entwickelung gelangt, trotz der zahlloſen Fährlichkeiten, die ihr von allen Seiten drohen. Subtrahieren wir die Verheerungen, welche die fatalen Mißſtände moderner Lebensführung an unſeren Stimmen anrichten, von dem thatſächlich noch vorhandenen Stimmreſt, ſo iſt das Ergebnis immerhin kein allzu ſchlechtes, und der Satz, daß jeder Menſch von Haus aus mit einem Geſangsorgan ausgerüſtet ſei, gilt auch noch für jene Zeit, in der mit der vollen Entwickelung des ganzen Organismus auch die Stimme reif wird. In der That beſitzt jeder Menſch etwas Stimme; ob ihr Klangcharakter ſchön oder nicht ſchön ſei, iſt ganz gleichgültig; und alſo beſitzt auch jeder Menſch die Fähigkeit, zu ſingen. Und es kann gar nichts ſchöneres geben, als dieſe Fähigkeit zu entwickeln und zu ſchulen und damit ſich und Anderen eine Quelle der reinſten und edelſten Genüſſe zu erſchließen. Der muſikaliſche Typus unſerer Zeit iſt das Klavier! Es iſt der Tyrann unſerer Zeit, ein Tyrann, den wir uns ſelbſt erzogen haben. Faſt in jeder muſikaliſchen Familie ſpielt man Klavier; überall tritt uns dieſes Inſtrument entgegen; ihm opfern wir eine Unmaſſe von Zeit, Geld, Geduld und Arbeit, und doch gebärdet man ſich bei keiner anderen Art von Kunſtübung anſpruchsvoller, als gerade dem Klavierſpiel gegenüber! Nur der moderne

Virtuoſe darf ſich Klavierſpieler nennen. Und ein wie unvollkommenes, ja ſchlechtes Inſtrument iſt das Klavier, verglichen mit der menſchlichen Stimme! Wie kalt, wie tot, wie leblos! Die menſchliche Stimme iſt das eigentliche ideale Hausinſtrument. Aber mit welcher Ausdauer opfert die muſikaliſche Familie dem falſchen Götzen, wie ſehr vernachläſſigt ſie die Pflege des Geſanges! Und doch iſt ſchon der vollkommen naturaliſtiſche Sänger dem dilettierenden Klavierſpieler überlegen, da es jenem gegeben iſt, mit der Seele auf die Seele, mit der Empfindung auf die Empfindung zu wirken, und außerhalb des rein mechaniſchen Effektes lediglich geiſtige Impulſe zu erzeugen. Wenn man die Frage aufſtellen würde: „Sollen wir bei gleicher Begabung die Ausbildung der Stimme oder des pianiſtiſchen Talentes bevorzugen?“ ſo wäre ſie dahin zu beantworten, daß die ſchulgemäße Ausbildung der Geſangsſtimme in erſter Linie zu empfehlen iſt. Singen iſt obendrein geſünder als Klavierſpielen; letzteres ſoll deswegen nicht mit Acht und Bann belegt werden. Nein, „etwas Klavierſpielen“, vielleicht ſo viel, um ein Lied begleiten zu können, ſoll jeder Sänger vermögen. Nur übertreibe man dieſes Klavierſpielen nicht, wie es heutzutage mit ſchier beängſtigender Heftigkeit geſchieht. Lernet ſingen! ſo rufen wir allen jungen Mädchen zu; mag die Stimme auch noch ſo klein, noch ſo unſcheinbar ſein und anfangs gar ungefüg und ſtörriſch ſich zeigen, in kurzer Zeit wächſt, was klein und unſcheinbar geweſen, es wird geſchmeidig und ausdrucksvoll, was ſpröde ſchien. Wer das Herz nicht auf dem rechten Fleck hat, der mag lieber Klavier ſpielen als ſingen: denn zum Singen gehört vor allem Seele und Gemüt. Wer aber mit Ausdruck ſingt, wer in die Tiefen der Seele hinabſteigt, wo die Quellen der Empfindung ſprudeln, der wird dem Künſtler nahe ſtehen, auch wenn ſein Geſangsorgan nicht durch ſüßen Wohllaut zu beſtricken und durch markige Kraft und dramatiſche Wucht zu feſſeln vermag. Keine Kunſt iſt dankbarer als die des Geſanges; überall hat der Sänger ſein Inſtrument bei ſich, und immer und überall wird das dichteriſche Wort, geſchwellt von dem harmoniſchen Anhauch einer edlen Melodie, die Herzen der Menſchen rühren. Wer im Glücke aufjauchzt aus jubelnder Bruſt, und wer ſchwer atmet in Trübſal und Kümmernis: Freud' und Leid äußern ſich im Liede gleich intenſiv; die Freude, nicht ohne ſich zur vollſten Lebhaftigkeit zu ſteigern, das Leid, nicht ohne ſich milder und weicher abzutönen. So wird der Geſang zum treueſten Freunde der muſikaliſchen Familie und die kleinen Mühen, welche das Studium der Geſangskunſt dem Lernenden zu überwinden aufgiebt, lohnen ſich in ſo außerordentlichem Maße, daß nur ein muſikaliſcher Mangel, wie z. B. ſchlechtes muſikaliſches Gehör, ernſtlich von dieſer ſchönen und edlen Kunſtübung abhalten darf. Wer aber eine Stimme beſitzt, und ſei es auch nur ein „Bischen“, und über ein zuverläſſiges Gehör verfügt, der wird nur in eigenſtem Vorteile handeln, wenn durch eine planmäßige, von einem verſtändigen und tüchtigen Lehrer gegebene Anleitung zum Singen der Grund zu einem künſtleriſchen Ausdrucksvermögen gelegt wird, in deſſen Genuß perſönliches und fremdes Intereſſe ſich auf dem Boden der Kunſt berühren. Alſo: Lernt ſingen!

Singſpiel.

Ein reizendes Singſpiel für die jugendliche Welt hat Joſef Rheinberger komponiert; es heißt „Das Zauberwort“ (Text von F. von Hoffnaß) und iſt in 2 Akte geteilt, von denen jeder durch ein größeres Vorſpiel für Pianoforte zu vier Händen eingeleitet wird. Die Handlung ſchließt an jenes bekannte Märchen von Hauff an, in welchem ein Kalif von Bagdad und ein Zauberer die Hauptrolle ſpielen. Der Zauberer bietet dem Kalifen ein Schnupfpulver an, das die Kraft beſitzt, den Schnupfenden in eine beliebige Tiergeſtalt zu verwandeln; das Wort, mit welchem die Verwandlung aufgehoben wird — „mutabor“ —, vergißt jedoch der arme Kalif und leider auch ſein Großvezier, welche ſich in Störche verwandelt haben. Unter mancherlei Abenteuern bleiben ſie eine Zeit lang Störche, bis ſie endlich durch einen glücklichen Zufall, zuſammen mit einer in eine Eule verzauberten Prinzeſſin wieder entzaubert werden. Die kleine Oper iſt außerordentlich feinſinnig und charakteriſtiſch komponiert, die Behandlung der Singſtimmen entſpricht durchaus dem Zwecke und den vom Komponiſten zur Darſtellung verlangten Mitteln, Schwierigkeiten ſind ſo gut wie keine vorhanden, und auch die Klavierbegleitung iſt leicht auszuführen. Beſonders originell präſentieren ſich neben den Solonummern die köſtlichen kleinen Chöre; der Humor des Froſchduetts und des überaus komiſchen Storchenduetts wird überall ſeine Wirkung thun. Im ganzen ſind ſechs Hauptrollen vorhanden, unter denen ſich eine weibliche Rolle befindet; die notwendigen Masken (Störche und Eule) ſind leicht zu beſchaffen, die Inſzenierung wird ſich mit etwas Phantaſie gut bewerkſtelligen laſſen. Der vollſtändige Klavierauszug des ebenſo empfehlenswerten wie dankbaren Werkes koſtet 6 Mk., Chorſtimmen (Sopran u. Alt) à 60 Pf., das Textbuch 15 Pf. (Leipzig, Verlag von R. Forberg.)

Über Mozartſpiel.

Für Menſchen, welche gewohnt ſind, in der Muſik mit complicierten und vielfach gegliederten Gebilden ſich zu beſchäftigen, iſt es nicht leicht, in einfachen Formen ſich zurecht zufinden. Und doch iſt gerade das Einfache die Baſis des Zuſammengeſetzten; und wer das Einmal-Eins nicht kann, der wird nimmermehr den pythagoräiſchen Lehrſatz löſen können. In vielen ſeiner Klavierſtücke hat Mozart Typen einer ſo kryſtallklaren Einfachheit und Durchſichtigkeit gegeben, daß man ſie, wenn auch nicht direkt als das Einmal-Eins des verſtändigen Klavierſpiels, ſo doch jedenfalls als die Urbilder und Urelemente für alle muſikaliſche Anſchauung, für das muſikaliſche Fühlen und Denken bezeichnen kann. Die entzückende Poeſie dieſer zahlreichen Klavierſtücke vermag der Werdende, der Schüler, nicht zu empfinden; dazu gehört die volle Reife einer abgeſchloſſenen Entwickelung; dazu gehört eine gewiſſe Naivetät, dazu gehört außerdem Liebe. Die Mehrzahl der Spieler von heute, welche zur Abwechſelung einmal Mozart hervorſuchen, haben kein Herz mehr für dieſes wundervolle Genie; es iſt ihnen zu wenig brillant, zu wenig dankbar, zu altväteriſch und zu — einfach; ſie lieben ja nur noch funkelnde Paſſagen, die aus der oberſten Oktave des Klaviers bis in die „Unterwelt der tiefen Bäſſe“ hinabſtürzen. Und doch bietet Mozart trotz ſeiner Einfachheit Schwierigkeiten, die ſelbſt für den virtuoſen Clavierſpieler von außerordentlicher Art ſind; das liegt im Charakter des Mozart'ſchen Stils und der hohen Bedeutung ſeiner muſikaliſchen Gedanken. Über Mozartvortrag wäre etwa zu beachten, was Eugen Eiſenſtein in dem Buche „die Reinheit des Klaviervortrages“ ausführt. Das Haupterfordernis iſt, daß jeder Ton Wohlklang und jede Tonform beſeelt ſei. Figuren, in welchen die Töne weiter nichts als perlengleich zu ſein haben, kommen nur teilweiſe in ſchnellen Sätzen von leichthin ſprudelnder Art vor, und ſelbſt in ſolchen zieht nicht ſelten ein Geſang durch die Figuren, denen es immer gut ſteht, wenn man ſie möglichſt geſangartig ſpielt. In allen langſamen Sätzen aber müſſen die Verzierungsnoten und Figuren durchaus breit und ruhig ausgeführt, die Töne alſo zart und innig aneinander geſchmiegt werden. Die Melodie ſelbſt, zumal im Adagio, muß ſanft und klar, doch volltönend ſtets in höchſter Ruhe über den anderen Stimmen gewölbt erſcheinen. Ferner iſt ſorgſam darauf zu achten, daß die Mittelſtimmen, mögen ſie auch noch ſo unbedeutend ausſehen, niemals klanglos und nichtsſagend werden. Das eigentliche Mozartſtudium beſteht im Erkennen des Charakters oder des eigentümlichen Ausdrucks, welcher die Themen beſeelt. Mozarts Charakter iſt kindliche Fröhlichkeit, natürlich unbefangene Luſt. Zu dieſen Eigenſchaften geſellt ſich oft ein koſender, ſchmeichelnder Zug; ſtatt desſelben erſcheint manchmal die zarteſte Innigkeit, zuweilen edle Erhabenheit. Die Kunſt iſt zwar immer Geſundheit, allein bei Mozart iſt reiner, geſunder Ausdruck das Eins und Alles, woran die Würdigung oder Mißachtung des Komponiſten hängt. Ein krankes Schmachten, Schleppen Säuſeln, Tempo rubato und derlei moderne Unmanieren verſetzen dem Mozartſchen Adagio den Todesſtoß. Ebenſo wäre es weit gefehlt, wenn man das Mozart'ſche Menuett im übertriebenen Tempo, bald flüſternd, bald ſtürmiſch vorüberbrauſen laſſen und den Ausdruck desſelben mit leichter Zierlichkeit und einigen kokett anmaßenden Accenten abfertigen wollte. Das Mozart'ſche Menuett iſt kein modernes Capriccio. Harmloſes Necken, ſchelmiſcher Humor und ſchmeichelnde Zartheit ſind der hierfür allein richtige Charakterausdruck. Desgleichen hüte ſich jeder, der glänzende Geläufigkeit beſitzt, aus einem Allegro von Mozart eine Bravouretüde zu machen. Die Themen dieſer Sätze ſind wohl luſtig und graziös, aber ihr Charakter iſt naive Munterkeit. Wenn nun der Vortrag dieſe kindlich einfachen Formen wie auf Flügeln der Windsbraut mit ſich führt, ſo iſt aus dem Allegro eine blendende Konzertetude geworden. Mag man eine Sonate noch ſo zierlich, rein und lebhaft vortragen — ſobald die Töne mehr glitzern als ſingen und der Ausdruck kokett ſtatt ſeelenvoll und gemütstief iſt, ſind es zwar Mozarts Formen, doch nimmermehr Mozarts Geiſt. Mozart mit getreuer Charakterauffaſſung zu ſtudieren, iſt für den Klavierſpieler die allein geſunde Grundlage edlen Spiels und lieblichen Vortrags. Mozart iſt die Schönheit, die Seele, die Süßigkeit der Muſik. Mit Mozart vertraut ſein, heißt lebendiger Muſiker ſein. Mozart nur nebenbei, von obenherunter anſchauen wollen und ſich gegen ſeine Zauber fremd ſtellen, heißt der Schönheit der Muſik unkundig, heißt unkünſtleriſch und gefühllos ſein. — Man begeiſtere ſich an Beethoven und ſeinen großartigen Klavierwerken, an der ſchwärmeriſchen Poeſie Schumanns und Chopins, an der Brillanz einer Lißtſchen Rhapſodie, aber man vernachläſſige Mozart nicht; er allein tritt jeder zur Einſeitigkeit neigenden Geſchmacksrichtung entgegen, er reinigt und erzieht, er bildet, beglückt und ſtellt ſich als der ſichere Boden dar, auf welchem muſikaliſches Empfinden gedeihlich ſich entwickeln und zur vollen Blüte gelangen kann.

Käthe H.

Gedenktafel für Mai.

Im Mai wurden geboren: H. Moniuszko, ein hochbegabter polniſcher Komponiſt (5., 1819), welcher eine größere Anzahl nationalpolniſcher Opern geſchrieben; K. H. Graun (7., 1704); J. F. Kittl (8., 1809), der einen Operntext von R. Wagner, „Die Franzoſen vor Nizza“, komponierte; G. Paeſiello (9., 1741); W. Tſchirch (10., 1818), der verdiente Männergeſangskomponiſt; J. Becker (11., 1833); J. Maſſenet (12., 1842), einer der begabteſten unter den neueren franzöſiſchen Opernkomponiſten; St. Heller (15., 1815), der feinſinnige Klavierkomponiſt; C. Goldmark (18., 1832), der Autor der „Königin von Saba“ und des „Merlin“; Richard Wagner (12., 1813), der größte dramatiſche Komponiſt des Jahrhunderts; J. Raff (27., 1822), einer der fruchtbarſten und talentvollſten Tonſetzer unſerer Zeit; K. Millöcker (29., 1842), der Sänger heiterer Melodien, und J. Moſcheles (30., 1794). Es ſtarben: G. Meyerbeer (2., 1864); A. C. Adam (3., 1856); Abt Vogler, der Lehrer Webers und Meyerbeers (6., 1814); Auber (13., 1871); Maillart (26., 1871); R. Boccherini (28., 1805) und der große Joſef Haydn (31., 1809), der Vater der neueren Inſtrumentalmuſik.

Redaktionspoſt.

Frage: Beſitzt Jemand aus unſerem Leſerkreiſe ein ſogenanntes „Bandonion“, und welche Erfahrungen haben die Spieler dieſes Inſtrumentes aus der praktiſchen Übung gewonnen?

Fritz H...e in Dresden. Tempo rubato bedeutet eigentlich „geraubtes Tempo“; man bezeichnet mit dieſem Kunſtausdrucke die freie (rhythmiſche) Behandlung, das ſchnellere oder langſamere Spiel gewiſſer ausdrucksvoller Stellen; einen ausgedehnten Gebrauch von dieſem Tempo rubato macht Chopin. Im allgemeinen muß vor der oftmaligen Anwendung dieſer Vortragsart gewarnt werden; iſt der Straßenraub ein Verbrechen, ſo iſt es unter Umſtänden auch der Raub von Zeiteinheiten, die fremden Taktgliedern zugehören; indem man ein Viertel verkürzt oder verlängert auf Koſten eines anderen, läßt man ſich eine willkürliche Verzerrung der Phyſiognomie eines Tonſtückes zu ſchulden kommen. Werden Sie das für ſchön und nützlich halten? Nur dort, wo der Komponiſt ausdrücklich das Tempo rubato verlangt, kann man es mit gutem Gewiſſen zur Anwendung bringen.

Helene W...r in Dresden. Sie wünſchen Auskunft über die Laufbahn einer Konzertſängerin? Geben Sie ſich keiner überſchwänglichen Hoffnung hin; der muſikaliſche Markt wimmelt von Konzertſängerinnen, das Angebot überſteigt in unverhältnismäßiger Weiſe die Nachfrage; die Honorare ſind gering, die Koſten (Hotel, Garderobe, Reiſe, Saal, Agent, Inſerate, Plakate) enorm, das Publikum iſt launiſch und grauſam gegen alle neu auftauchenden Namen. Nur wer eine ſehr ſchöne, vortrefflich geſchulte Stimme, etwas Vermögen oder einflußreiche Bekanntſchaften beſitzt, welche die Wege zu den beſſeren Konzertinſtituten zu ebnen vermögen, darf mit einiger Hoffnung auf Erfolg die Laufbahn des Konzertſängers betreten. In neuerer Zeit ſind namhafte Bühnenſänger zugleich die geſuchteſten Konzertſänger.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Die vergängliche Gaben ſchenken,
Müſſen weiſe ſparen und denken!
Die nur dürfen fröhlich verſchwenden,
Die aus dem Schatze des Herzens ſpenden.

Schneeballkollekten.

Früher kannte man nur zwei Arten Schneebälle, die echten, zu der Winterfreude gehörigen, und den Frühlingszierſtrauch dieſes Namens. Jetzt braucht man nicht durch beſchneite Straßen zu gehn, um mit „Schneebällen“ bombardiert zu werden, überall ſieht und hört man von Schneebällen. Nicht aus roten Knaben-, ſondern aus zarten Damenhänden gehn ſie hervor und zwar auf zweierlei Weiſe. Für beide Arten bildet die Grundlage weißes Papier, mit beiden will man anderer Dank verdienen, beide werden gerollt — aber einer harmlos um Nadel und Finger, der andere zur Lawine anſchwellend durch das ganze Vaterland. Den Reiz der Neuheit haben die ſogenannten Schneeballſammlungen nun eingebüßt, im letzten Halbjahr ſind brieflich drei verſchiedene in unſer Haus „gerollt“ worden, man möchte wirklich ſagen, daß hier der Zweck die Mittel heiligen muß. Angenehm iſt dieſe Art zu kollektieren wirklich nicht und praktiſch gleich gar nicht, denn wenn man von ſtädtiſchen Verhältniſſen abſieht, in denen die Beförderung perſönlich, auch die etwaige Ablehnung perſönlich ſofort erfolgt, ſo iſt es Thatſache, daß die erbetene Summe in gar keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Zeit und Porto ſteht, der erfordert wird. Wie gern bezahlte man 1 Mark ſtatt der erbetenen 20 Pfennige, wenn es damit abgethan wäre! Sehen wir uns aber den wahren Sachverhalt für ein Landpfarrhaus einmal an. Eine Bekannte von ſonſt woher, die ſich nicht anders zu helfen wußte, ſchickt mit vielen Entſchuldigungen den ominöſen Schneeball als einem ihrer drei Opfer zu. Nun heißt es, drei milde Herzen ausfindig machen, die ihn „in folgender Weiſe weiter rollen“. — Zur Aufklärung etwaiger Unwiſſenheit iſt die ganze Methode genau und zwar ſeitenlang beſchrieben. Einige Anfragen im Dorf begegnen entſchiedenſtem Mißtrauen, kein Menſch will drei Briefe ſchreiben oder gar drei Bekannte anbetteln, Geld einkaſſieren, Geld einſchicken. Die benachbarten Familien „ſind ſchon längſt verſehen,“ binnen drei Tagen ſoll weiter gerollt werden, alſo abermals brieflich. Man ſchreibt an die edelſten Menſchenfreunde, die man kennt, drei Briefe voll Entſchuldigungen, Bitten und der vollſtändigen Naturgeſchichte des vorliegenden Schneeballs. An die gütige Überſenderin desſelben ſchreibt man „binnen drei Tagen,“ um die 20 Pfennige einzuſenden, und wenn man die dreimal 20 Pfennige, die man zuſammengebettelt, endlich hat, ſchickt man dieſe 60 Pfennige an die Sammelſtelle! Macht fünf Briefe, ich zahle 20 Pfennige der Sammlung, 50 Pfennige der Poſt, von der Zeit, die jeder Hausfrau Geld iſt, nicht zu reden. Und dies iſt der günſtigſte Verlauf; meine Tochter hat aber hintereinander an drei Freundinnen vergeblich geſchrieben, deren keine den Schneeball annahm. Wieviel bei dieſen Sammlungen zuſammenkommt, habe ich nie gehört, möchte aber, es ließe ſich neben der Summe des Ertrags auch die Portoſumme ſtatiſtiſch nachweiſen. Wenn die Poſt noch die Schneebälle in offene Kouverts für 3 Pfennige befördern könnte, aber in den zurückgehenden Briefen liegen ja Marken. Es iſt in dieſem Falle wohl zu verſtehen, daß man offen ausſpricht: ich beteilige mich grundſätzlich nicht, obgleich mit dem Wort „grundſätzlich“ in Bezug auf's Geben ein ſonderbarer Mißbrauch getrieben wird Wer nicht anders will, läßt den Schneeball ruhig und „grundſätzlich“ bei ſich liegen, und wenn dies nicht viel tauſendfach geſchähe, ſo käme ja durch das Exempel: dreimal A und neunmal B und 27 mal C — und ſo fort bis Z — die ungeheure Zahl von 412492 Millionen Perſonen heraus, die (à 20 Pfennige) 82498580880 Mark zu zahlen hätten! Dieſe Summe betrüge das 20000fache der franzöſiſchen Kriegskoſten (5 Milliarden Franks). Ferner wären zu dem vollſtändigen Schneeball alſo 275 mal mehr Menſchen notwendig, als es überhaupt auf der Erde gibt! Tröſten ſich alſo alle diejenigen, die einen Schneeball „ungerollt“ ſich in nichts auflöſen ließen, mit dieſem Exempel, das, wenn auch mit größter Sorgfalt von einem guten Rechner ausgerechnet, ſich von einem etwaigen beſſeren gern will berichtigen laſſen. An alle Schneeballverehrer und -beförderer richte ich zum Schluß die Bitte: Nichts für ungut, und verſpreche, mich ferner, wie bisher, treulich jeden Schneeballs und ſeines guten Zwecks anzunehmen.

Anna Ecke.

Polterabendgedicht

bei Überreichung einer Trau- oder Familienbibel. (Frage 137.)

Bauermädchen (mit Blumenſtrauß, worin brennende Liebe und Männertreu eingeſchloſſen ſind; Tragkorb, oben auf Kräuterbündel mit Salbei und Meliſſe, Flieder, ganz unten im Korb die Bibel).

Gott grüß Euch! mei Mütterli ſchickt mi her,
Weil hier im Haus ane Hochzeit wär',
Und ſe meente: bei uns derham gält noch der Brauch
Wen mer lieb hätt', dan gratuliert mer auch!

De Blümle außem Gärtle band ſe zum Strauß
Und los och ſo recht bedeitſame aus,
Mannestrie hier, da brennende Liebe,
(gibt erſteres aus dem Strauß ziehend dem Bräutigam, zweites der Braut)
Mer wünſchen, daß es juſti allweil ſu bliebe!

Duch wenn die Blümeln amol verbliehn,
Wenn der Winter kummt, wu de Vögli furt ziehn,
Da pack ich aus dem Körble de Kräuter aus,
Die ſchaffen die Heimatlüſtl wieder ins Haus!
(Packt die Kräuter aus und gibt einige Stengel.)

Der Salbei- und Meliſſenthee
Bringt Heilung jedem Herzeweh,
Hollunder da, genannt och Flieder
Gibt im Alter Jugendkraft wieder;
In der Jugend verleiht er Altersverſtand,
Wohl dem, der die rechte Miſchung je fand.

(Tritt weiter ans Brautpaar heran und ſpricht in ernſtem Tonfall:)
Duch wenn nu Alles amol vergieht,
Kei Blümle mehr blieht, kei Kräutle mehr ſtieht:
Wanns im Herzle da drinnen wurd ſo ſchwiel,
Weil die Surge ihr Racht och amol habe will,
Do hob ich tief drunten noch anes verſteckt,
Wos e frummes Madle ſu gerne entdeckt:
„Das Bibelbuch“ iſt's, da drinnen erbliehn
De Blümle, die uns zur Ewigkeit ziehn,
Das Kräutle Geduld, mit Hoffnung gepaart,
Do drinnen liegt es gor wohl verwährt,
O zieht es hervor, und pfleget es fein,
Es wird Euch a Tröſter und Gottesgruß ſein!

Thekla Höhne.

Kunſt im Hauſe.

Kleine, flache Zigarrenkiſtchen, wenn möglich mit eingefügtem Deckel, kann man in reizende Schmuck-, Brief- 2c. Käſtchen verwandeln. Man läßt vom Korbmacher auf die beiden Schmalſeiten des Deckels je zwei ſtarke, geſpaltene Weidenſtäbe befeſtigen, ein Stab dicht an den Rand, den anderen 1½ cm nach innen eingerückt. Das auf dieſe Weiſe abgegrenzte Mittelſtück verziert man mit einer leichten Malerei. Nun bronziert man die Weidenſtäbe mit Goldbronze, in die man feine Gräupchen miſcht; desgleichen die Ränder ſämtlicher vier Teile 1 cm breit. An den Boden leimt man ebenfalls bronzierte Löwen- oder Kugelfüßchen. Alle freien Stellen des Holzes werden mit einem feinen Lack überzogen. Innen wird das Käſtchen mit farbigem gepufften Atlas ausgeſtattet.

Schneeglöckchen.

Tablett mit getrockneten Blumen. Ein dünnes Brettchen, 30×50 cm, ſtreicht man mit mattgelber oder weißer Ölfarbe an. Wenn die Farbe trocken iſt, klebt man einen zierlich geordneten Strauß aus gepreßten Blumen in die Mitte und darum, in gleichen Zwiſchenräumen, Streublümchen, d. h. einzelne, kleine Pflanzenteilchen, z. B. Farnkrautſtückchen, Hahnenfuß- und Vergißmeinnichtblüten, Moosäſtchen u. ſ. w. Dann läßt man eine Glasſcheibe darüber machen, einen Holzrahmen darum und zwei Nickel- oder Bronzegriffe daran. Auf runde oder ovale Tabletts macht man ein Kränzchen. Ebenſo kann man runde und eckige Platten zu Albumtiſchchen verzieren. Dazu ſieht ein ſchwarzer Grund mit einem halboffenen Kranze gut aus.

Hertha aus N.

Praktiſches fürs Haus.

Aus alten viereckigen Blechbüchſen, wie man ſie z. B. zum Rinderpökelfleiſch, dem ſogenannten Kornetbeef hat, laſſen ſich allerliebſte Ziergegenſtände, die man an die Wand hängt, herſtellen. Man öffne die Büchſe an der Schmalſeite recht ſauber am Rand entlang, biege den Deckel um, und ſchneide ihn (mit einem alten Meſſer) dreieckig ab, d. h. die Spitze in der Mitte; in dieſe Spitze bohrt man gleich ein rundes Loch zum Aufhängen; ſämtliche Schnittflächen, ſowie das Loch werden ſpäter verdeckt, man ärgere ſich daher nicht, wenn die Ränder nicht ganz glatt erſcheinen ſollten, was bei dem Blech immer Schwierigkeiten macht. Die eigentliche Form iſt damit ſchon fertig; nun geht es ans Dekorieren Zuerſt bronziert man wieder die Büchſe mit Goldfarbe, entfernt natürlich vorher alles etwa darauf klebende Papier und umgibt dann den oberen und unteren Rand an drei Seiten mit einem zierlichen Kranz aus grauen Flechten, wie man ſolches an Obſtbäumen und Birken, meiſt an der Weſtſeite findet. In die Mitte der vorderen Fläche kommt ein Sträußchen, ebenfalls aus Flechten als Hintergrund hergeſtellt, auf demſelben aber bringt man ganz graziös kleine Waldzweige, Eicheln, Lärchenzäpfchen, Buchecker n u. ſ. w. an; auch leichte Gräſer ſehen ſehr gut aus. Dasſelbe Bouquetchen wiederholt ſich oben an dem dreieckigen Teil und verſteckt das Loch zum Aufhängen. Als Klebemittel dient ganz gewöhnlicher Tiſchlerleim, ſollte jedoch ein oder das andere Zweiglein nicht halten, ſo benützt man Gummiknetmaſſe. Solch eine umgeſtaltete Beefbüchſe gereicht jedem Zimmer zur Zierde; man kann allerlei hineinthun, auch eine leichte Ranke hineinpflanzen.

H. v. Sydow.

Handarbeit.

Allen denen, die dem Dichterworte huldigen: „Was man nicht nützt, iſt eine ſchwere Laſt,“ ſei die in Folgendem beſchriebene Verwendung von unbrauchbar gewordenen Ballkleidern aus glattem Waſchtüll empfohlen. Man ſchneidet die noch guten Stellen des gewaſchenen, ganz leicht geſtärkten und geplätteten Tülls heraus und durchzieht jedes Stück, von der Mitte ausgehend, mit feinem Vorhangſtopfgarn in verſchiedenen Reihen in Form eines ſechsſtrahligen Sterns, etwa abwechſelnd eine Reihe kleiner Sternchen, eine Reihe Spitzbogen, dazwiſchen glatte Reihen u. ſ. w. Paſſende Muſter liefert jeder ältere Jahrgang der „Modenwelt“. Die nun fertigen ſechsſtrahligen Sterne, deren jeder Strahl von der Mitte aus gerechnet etwa 25 cm lang iſt, languettiert man ringsherum mit etwas ſtärkerem Vorhanggarn und ſchneidet den überflüſſigen Tüll ſauber heraus. Dieſe Tüllſterne nehmen ſich als Schoner auf Sofas und Seſſeln allerliebſt aus und ſind auch als Deckchen auf die jetzt ſo beliebten Ziertiſchchen zu verwenden.

Anneliese.

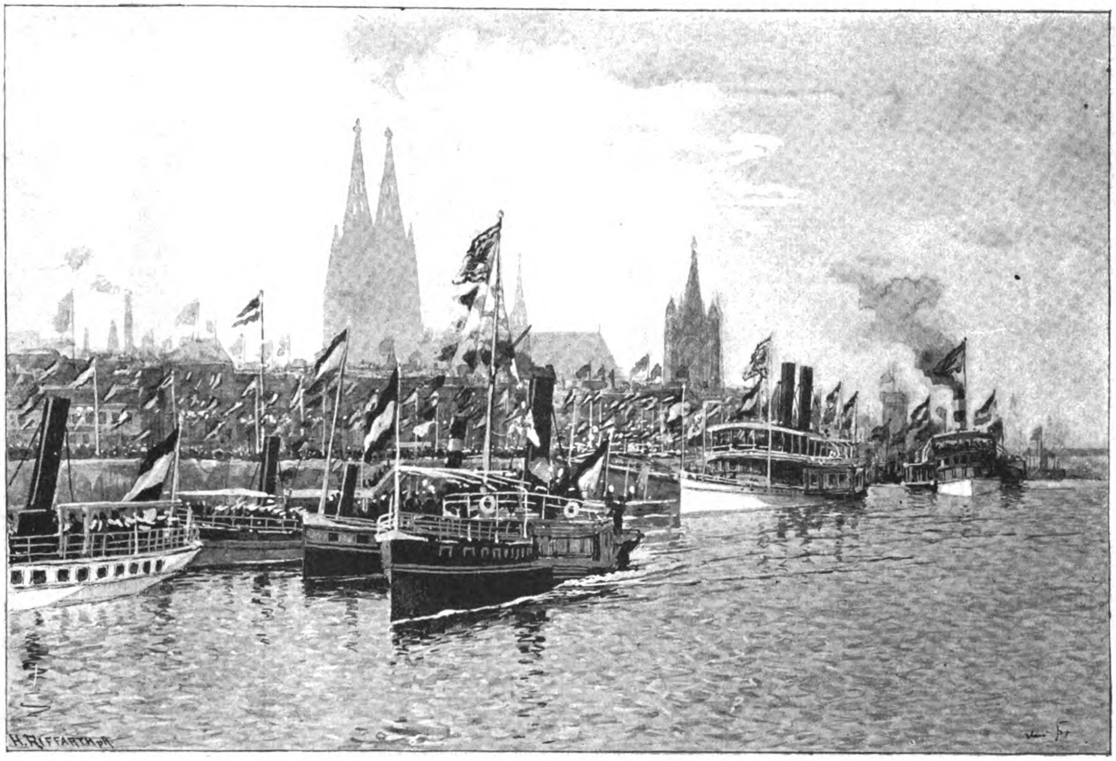
Schranktaſche für Schirme. Es dürfte vielleicht manche Leſerin freuen, einen paſſenden Aufbewahrungsort für Regen- und Sonnenſchirme zu erfahren. In einem gemeinſamen Schirmgeſtell leiden die Schirme leicht Not, und in den Ecken der Schränke fallen ſie um und ſind oft ſehr hinderlich. Eine Schranktaſche mit etwa drei Abteilungen, welche an der Innenſeite der Schrankthüre mit einigen kleinen Drahtſtiften befeſtigt wird, iſt daher vorzuziehen und leicht herzuſtellen. Von gelblichgrauem Leinenſtoff ſchneidet man ein etwa 40 cm breites und 70—80 cm hohes Stück. Ein zweites Stück wird 15 cm kürzer, aber mindeſtens 20 cm breiter geſchnitten. Oben herüber wird dasſelbe mit brauner Wolllitze eingefaßt. Dann legt man es in drei breite Quetſchfalten, wodurch das Stück dieſelbe Breite bekommen muß, wie das erſtbeſchriebene höhere Stück. Es werden nun beide Teile aufeinander gelegt, ringsherum zuſammengenäht (der höhere Teil ſteht natürlich um etliche Centimeter vor) und mit brauner Litze eingefaßt. Zwiſchen jeder Quetſchfalte ſteppt man der Länge nach durch, es entſtehen dadurch lange Taſchen, in welche die Schirme eingeſteckt werden.

A. K.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Daheim
XXVII. Nr. 36. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
Aus der Zeit — für die Zeit.
6. Juni 1891.

Kaiſer Wilhelm in den Rheinlanden.



Kaiſer Wilhelm in den Rheinlanden: Abfahrt des Kaiſers von Köln nach Bonn.

Naturgemäß waren es die drei Städteperlen des ſchönen Rheinlandes, Düſſeldorf, Köln und Bonn, welche miteinander wetteiferten, dem Kaiſer während ſeiner Reiſe durch die Rheinprovinz im Anfang des Monats Mai ihre Huldigungen darzubringen. In Düſſeldorf, der Künſtlerſtadt, fand, nach dem in dem Provinzialſtſtändehauſe am 4. Mai von den Ständen gegebenen Feſtdiner, in der Tonhalle eine Vorführung lebender Bilder ſtatt, die alles übertrafen, was ſelbſt die Düſſeldorfer an ähnlichen Veranſtaltungen bisher geleiſtet haben. Bonn, die Univerſitätsſtadt, feierte den Kaiſer mit einem Fackelzug der Studentenſchaft, und das altehrwürdige Köln, das der Kaiſer auf der Fahrt zwiſchen beiden Städten beſuchte, gab das Feſtdiner auf dem Schauplatz ſeiner berühmten Geſangsfeſte, im Gürzenich. Während dieſes Feſteſſens weihte der Kaiſer einen koſtbaren Silberhumpen ein, den die Stadt Köln bei dem Kölner Hof-Goldſchmied Gabriel Hemeling als bleibendes Andenken an dieſen Tag für kommende Geſchlechter hatte anfertigen laſſen und der dem Kölner Ratsſilberſchatze einverleibt wurde. Die Stadt Köln hat damit eine ſchöne Sitte des Mittelalters wieder aufgenommen, der die Goldſchmiedekunſt jener Zeiten zum großen Teil ihre bisher nicht wieder erreichte Blüte verdankte, und es wäre wohl zu wünſchen, das andere Städte bei ähnlichen Gelegenheiten dem gegebenen Beiſpiel folgten. Ein Bild aus dieſen rheiniſchen Feſttagen von beſonderer Großartigkeit bot die Reiſe des Kaiſers von Köln nach Bonn, die am 5. Mai nachmittags auf dem Dampfer „Deutſcher Kaiſer„ angetreten wurde. Von einer Schwadron Deutzer Küraſſiere begleitet, war der Kaiſer mit ſeinem Gefolge an der feſtlich geſchmückten Landungsbrücke eingetroffen. Nachdem er ſich in herzlichſter Weiſe von dem Oberbürgermeiſter Becker und den anderen Kölner Herren verabſchiedet hatte, betrat er das bewimpelte ſtattliche Schiff, auf dem ſofort die Kaiſerſtandarte gehißt wurde. Dem Dampfer „Deutſcher Kaiſer“ fuhr das Salonboot „Wilhelm, Kaiſer und König“ vorauf, auf dem ſich der mit der Wahrſchau betraute Hafenmeiſter Braun befand. Die an beiden Rheinufern zu vielen Tauſenden verſammelte Menſchenmenge brach in brauſende Hurrarufe aus, als das Kaiſerſchiff langſam unter Dampf ging, von den rings in Parade liegenden Schiffen ertönte donnernder Salut, und die Muſikkorps ſtimmten die Nationalhymne an. Von einer ganzen Flottille bewimpelter Dampfer begleitet, fuhr der Kaiſer rheinaufwärts, und noch lange grüßten die Türme des ehrwürdigen Doms über das Häuſermeer der alten Stadt hinweg dem ſcheidenden Herrſcher nach.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Nimmermehr! — Wir müſſen's leiden,
Zeit kennt keine Wiederkehr!
Jede Stunde ſagt beim Scheiden: —
Nimmermehr!

Polterabendaufführung.

Großſtadt und Kleinſtadt.

(Beide tragen griechiſches Gewand und Kronen im offenen Haar. Die Stirnſeite der Krone zeigt das Stadtwappen.)

Kleinſtadt.

Ich bin betrübt: mein teures, liebes Kind,
Helene, will für immer mich verlaſſen.
Faſt möchte ich die arge Großſtadt haſſen,
Die meinen ſchönen Liebling von mir nimmt;
Wie herrlich iſt es doch in meinen Mauern!
Durch meine Gärten ſchritt ſo manches Jahr
Im ſtillen Glück das junge Liebespaar, —
Nun zieht es fort — ſoll ich darob nicht trauern?
Wer weiß es, ob im größeren Getriebe
Helene Frieden finden wird und Ruh.
Hier winkt ihr jedes lieb und freundlich zu,
Und jedes grüßt ſie in vertrauter Liebe.
Hier ſteht die Schule, ihrer Kindheit Glück,
Und hier die Kirche, ihres Glaubens Hort.
Die Großſtadt bleibt ihr wohl ein fremder Ort —
Und doch, ſie geht — und kehrt nicht mehr zurück.

Großſtadt.

Sei mutig, liebe Schweſter, trau're nicht!
Dein Kind wird ſich bei mir bald heimiſch wiſſen,
Nicht ich, die Liebe hat es dir entriſſen,
Dem Gatten folgen: — ſüße Frauenpflicht.
Die Großſtadt auch gewährt ja Hochgenuß:
Muſeen, Oper, Gärten, Promenaden,
Von der Geſellſchaft wird ſie eingeladen
Und ladet ein. — Da ſie nun ſcheiden muß,
Mach' ihr das Herz nicht ſchwer. Du darfſt nicht ſorgen,
Daß ich ihr nahe voller Lug und Trug.
Sie hat ihr eignes Heim, das ſagt genug,
Im Arm des Gatten iſt ſie wohl geborgen.
Die Großſtadt bietet ihr —

Kleinſtadt.

Laß doch das Prahlen!
Ich glaube ja, daß ſie mich bald vergißt.

Großſtadt.

O liebe Schweſter, wie du thöricht biſt!
Du liebſt es heute, grau in grau zu malen.
Soll ich verraten, daß der Trennungsſchmerz
Helenens Blick in Thränen ſchimmern ließ?
Ob ich ein nahes Glück ihr leuchtend wies,
Der Vaterſtadt gehörte doch ihr Herz.
Hier war ihr Sinnen, hier verblieb ſie gerne —

Kleinſtadt.

Und doch, ſie geht! — Was läßt ſie mir zurück?

Großſtadt.

O Thörin du! ihr ganzes Jugendglück
Und ihrer Kindheit wunderſame Sterne.
Sie läßt den Vater hier, den ſie gepflegt,
Die Mutter, die ſie zärtlich ſtets umfing,
An der ihr reiches Herz in Liebe hing,
Und die Geſchwiſter, die ſie treu gehegt.
Sie läßt der Freundinnen vergnügte Scharen,
Mit denen ſie getollt, geſcherzt, gelacht.
Auch derer ſei in Treue heut gedacht,
Die zu dem Kinde allzeit freundlich waren.
Hier bleiben ihres Lebens Huldgeſtalten!
O Schweſter, wiſſe, daß du trauernd irrſt.
Ich weiß es, daß du nie vergeſſen wirſt,
Wie auch die Zeit, die flüchtige, mag walten.

Kleinſtadt (zur Braut).

So will ich glauben, daß du in der Ferne
Das Vaterhaus, die Heimat nie vergißt.
Ich will nicht ſorgen, wo du glücklich biſt,
Daß du es biſt, Helene, hör' ich gerne.
Gib mir die Hand, und nicht zum letztenmale,
Du kehrſt zurück, die Monde gehn geſchwind.
Leb wohl!
(Zur Großſtadt) **Du aber nimm mein liebſtes Kind
Und hüte ſeiner Jugend Ideale.**

Großſtadt.

Sei hochwillkommen mir; ich will dich hüten
Gleich einem Kleinod morgenlicht und ſchön.
Ich führ' dich zu des Lebens reinen Höh'n,
Ich ſchmücke deinen Pfad mit Glückesblüten.
Ich weiſe Freuden, die du noch nicht kennſt,
Des Herdes Flammen laſſ' ich goldig glühen —
O glaube mir, ich werde mich bemühen,
Daß du auch mich bald deine Heimat nennſt.
(Zur Kleinſtadt) Schweſter, reich' mir verſöhnt die Hand, die kleine,
Sprich mit mir eines Abſchied's Segenswort:

Beide.

Es ſei! Wo Ihr auch weilt, ob hier, ob dort,
O, wandelt ſtets im hellſten Sonnenſcheine.
(Gehen umſchlungen ab.)

Anna Nitſchke.

Kosmetiſche Briefe.

Wertes Fräulein („Kurländerin“), geſtatten Sie mir, Ihre vier Fragen im Zuſammenhange zu beantworten. Das Lanolin iſt eine ſeit einigen Jahren von den Ärzten zu Salben gebrauchte Art von Fett, deſſen Haupteigenſchaft darin beſteht, daß es ſich mit faſt der doppelten Menge ſeines Gewichts Waſſer oder wäſſerigen Flüſſigkeiten zu einer gleichmäßigen Salbe verreiben läßt und damit vorzügliche Kühlſalben gibt. Im übrigen iſt das Lanolin eine ſo zähe, klebrige Maſſe, daß es erſt durch einen erheblichen Zuſatz von Öl oder anderem Fett zu einer weichen Salbe wird. Jedenfalls iſt dieſe Zähigkeit ſo groß, daß Sie von der Herſtellung eines Hautcrêmes werden abſehen müſſen. Sie würden auch den die Herkunft (aus dem „Schweiß“ der Schafwolle) verratenden und immer wieder durchkommenden ſtrengen Geruch nicht fortzubringen vermögen, dazu bedarf es der Fachkenntniſſe eines Parfumeriefabrikanten. Dabei ſind Salben, deren Hauptbeſtandteil Lanolin iſt, auch gar nicht angenehm auf der Haut, ſie machen dieſelbe, eben wegen ihrer phyſikaliſchen Eigenſchaften, zu heiß. Ebenſo möchte ich von dem Gebrauch von Lanolinpomaden abraten; denn ſelbſt, wenn nur die Hälfte desſelben aus Lanolin beſteht, ſo kleben ſie das Haar zu unſchönen glänzenden Strähnen zuſammen. Dem Lanolinfabrikanten kommt nun die Behauptung eines Gelehrten außerordentlich zu ſtatten, wonach das Lanolin auch in oder an der Haut des Menſchen vorkommt. Von anderen Gelehrten wird das Vorhandenſein von Lanolin beim Menſchen ganz entſchieden beſtritten. Jedenfalls mag das Lanolin für manche ärztliche Zwecke recht brauchbar ſein, eine andere Frage iſt es, ob es nicht für Ihre Zwecke weit Brauchbareres gibt. Was Sie brauchen und was Sie haben wollen, liefern ja in vollendeter Weiſe unſere deutſchen Parfumeriefabriken, wie z. B. Lohſe in Berlin, Georg Dralle in Hamburg-Ottenſen u. a. Was nun die Ichthyolſeife anlangt, ſo iſt dieſelbe gewiß für eine „leicht rot angehauchte Naſe“ ein gar nicht zu verachtendes Mittel, ſchwerlich werden Sie aber damit allein zum Ziel kommen. Man kann das Ichthyol in billigerer und dabei wirkſamerer Weiſe zur Anwendung bringen. Die Beſeitigung der Naſenröte verlangt aber meiſt noch andere Maßregeln und Mittel. — Nach dem Geſagten wird Ihnen auch klar ſein, weshalb ich von der Beſprechung der genannten Mittel auch in der dritten Auflage meines Buches, (Die Haut u. das Haar von Dr. Claſen, Verlag von D. Gundert, Stuttgart, 3. Aufl.) Abſtand genommen habe. Dasſelbe enthält ja auch nicht die eigentlich ärztlichen Behandlungsarten, ſondern gibt nur ſolche Ratſchläge, deren ſich der Laie unter Umſtänden mit Nutzen bedienen kann.

Dr. E. Claſen-Hamburg.

Blumenſchmuck.

Eine reizende Neuheit bietet ſich dem Blumenfreund in der Schale für Stielblumen, der man jetzt in den beſſeren Glas- und Porzellanhandlungen begegnet. Wie oft kommen wir mit ſelbſtgepflücktem Strauße von einem Spaziergang zurück und freuen uns darauf, unſerm Heim ein ſommerliches Ausſehen durch dieſen Blütenſchmuck zu verleihen. Aber durch die Wärme unſerer Hand ſind die Blumen dem Verwelken nahe. Stellen wir die Ermatteten nun in eine Vaſe, ſo richten ſie ſich wohl zum Teil wieder auf, aber gar manche, niedergezogen durch die Schwere der Blütenkrone, verdorren trotz des Waſſers. Für ſolche müde Blumen iſt die Stielblumenſchale erfunden. Sie beſteht aus einer auf zierlichen Füßen ruhenden, ziemlich niederen Glasſchale zur Aufnahme des Waſſers und einer mit zahlreichen runden Öffnungen verſehenen Glasſcheibe, welche genau in den oberen Rand der Schale paßt und herausnehmbar iſt. Durch die Öffnungen werden nun die Blumenſtiele geſteckt, die Blütenkronen ruhen auf der Scheibe. Da der Stiel keine Laſt zu tragen hat, erholt ſich die ganze Blume in kurzer Zeit, und ſchon ganz verwelkt ausſehende Exemplare erblühten in dieſer Schale zu neuer Pracht. Will man den Blumen friſches Waſſer geben, ſo hebt man einfach die Glasſcheibe heraus und kann ſo das Waſſer erneuern, ohne die Blumen oder Stiele zu berühren, was bei empfindlichen Pflanzen ein nicht zu unterſchätzender Vorteil iſt. Da die Mode heutzutage flache Blumenarrangements bei der feſtlich geſchmückten Tafel vorſchreibt — welche den unbeſtreitbaren Vorteil haben, die Konverſation mit dem vis à vis ungehindert pflegen zu können — ſo erweiſt ſich die Stielblumenſchale auch hier nützlich und erſetzt die Jardinière aus Silber oder Majolika. Mit ein wenig Geſchick vermag man ſich die Schale aufs gefälligſte zu arrangieren. Die Dolden des weißen Flieders, z. B. an nicht zu kurzen Stielen, welche man ſorgfältig von allen grünen Blättchen ſäubert, ſehen beſonders reizend und duftig aus. Ebenſo hübſch iſt ein Arrangement von Waſſerroſen, welche jetzt viel häufiger als früher um ein Geringes auf dem Markt zu haben ſind. Da ich mich in Gedanken mit dem Schmuck der feſtlichen Tafel beſchäftige, ſei mir eine kleine Abſchweifung von dem Blumenthema geſtattet. Ich möchte von einer Neuerung berichten, die vielleicht manche, welche nicht über ſchöne Armleuchter verfügen, mit Freuden begrüßen werden. Die Tafellampe kommt nach dem ewigen Kreislauf, den die Mode trotz aller Seitenſprünge einhält, wieder zu Ehren und zwar im Schmuck der dieſen Winter ſo allgemein beliebt gewordenen großen Lampenſchleier. Die Kugeln aus Milchglas oder geſchliffenem Glas ſind verbannt, ein einfacher Cylinder und auf einem Drahtgeſtell, ſei es rund, ſei es viereckig, der farbig unterlegte, große Schleier aus Tüll mit duftiger herabfallender Spitze. Man wählt rotſeidene gefütterte Lampenſchleier zu einem Blumenarrangement von roten Nelken, gelbſeidene zu Maréchal-Niel-Roſen, roſafarbene zu La France-Roſen u. ſ. w., und ſo kann man mit ein paar verſchiedenfarbigen leichten Seidenfuttern, die man der Farbe der Blumen entſprechend, in die Schleier heftet, ſeiner Tafel zu abwechſelungsreichem Ausſehen verhelfen. Die Mode begünſtigt, wie oben angedeutet, die Wahl einer einzigen, höchſtens zweier Blumengattungen für die Ausſchmückung der Tafel. So nimmt man z. B. nur Theeroſen, oder nur Maiglöckchen und roſa Azaleen für den mittleren Korb, die etwaigen ſeitlichen Vaſen und die Bouquets, welche auf das Couvert ſelbſt zu liegen kommen. Durch dieſe Anordnung wird das Ausſehen der Tafel einheitlicher, die Farbenwirkung kräftiger und die übrige Dekoration des Tiſches ſorgt ſchon dafür daß kein Eindruck von Einförmigkeit in dem Beſchauer aufkommt.

F. L. in H.

Tiſchkarten.

Reizende, praktiſche Tiſchkarten laſſen ſich auf folgende Art leicht herſtellen. Man kaufe Karten aus „nachgemachtem Elfenbein“-Papier, das Dutzend zu 1 Mark, ſchneide ſie in der Mitte durch und runde die Ecken etwas ab. Dann lege man dieſes Blättchen auf ein möglichſt ſcharf gezeichnetes Silhouettenbildchen, wie ſie in Bilderbüchern u. ſ. w. zu finden ſind, und zeichne die Umriſſe derſelben mit einer Zeichenfeder recht vorſichtig durch. Am hübſcheſten ſehen die Bildchen in roter Emaillefarbe ausgeführt aus. Zum Zeichnen und Unterlegen nehme man ſie mit etwas Terpentinöl verdünnt. Beim Übermalen muß man die unverdünnte Farbe recht fein und glatt auftragen. Man kann auch Bronzefarben verwenden, doch kann man dann eine mißlungene Zeichnung nicht beſeitigen, wogegen die Emaillefarbe ſich ſehr gut mit reinem Terpentinöl entfernen läßt. Sehr hübſch macht es ſich, wenn man die Bilder ſo ausſucht, daß je zwei davon Pendants ſind, die mit Tinte geſchriebenen Namen laſſen ſich ganz gut mit Waſſer abwaſchen, ſo daß die Karten mehrere Male verwendet werden können.

M. P., Altona. (Elbe.)

Zimmerſchmuck.

Makartbouquets in Fächerform als Bekrönung von Spiegeln, Bildern, halbhohen Schränkchen ꝛc. ſind ein ausgezeichneter Zimmerſchmuck, den man ſich faſt ohne Koſten ſelbſt anfertigen kann. Das Material an Gräſern ꝛc. ſammelt man im Hochſommer und Herbſt nach und nach, je nachdem die verſchiedenen Sorten ſich entwickeln. Man glaube nicht, daß nur ausländiſche Sachen geeignet ſind; überall in Deutſchland findet ſich eine endloſe Zahl von geeigneten Gräſern, Schilfarten mit ihren Kolben, Kletten, Diſteln, Farren und dergleichen. Es iſt merkwürdig, wie gerade die ſcheinbar derbſten, faſt plumpen Stauden im Makartfächer, richtig untergebracht, von vortrefflicher Wirkung ſind, z. B. Zweige

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

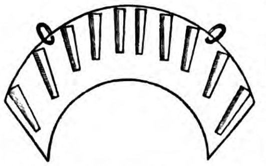
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

der Heckenbuche mit ihrem trockenen Laube, abgeſtorbene, ganz mit grauen Flechten überwucherte Tannenzweige, Maiskolben, Hafer- und Weizenähren, Stechpalmen, auch alte künſtliche Blumen und Pfauenfedern thun vortreffliche Dienſte. Die friſchen oder in welkem Zuſtand eingetragenen Pflanzen bedürfen keiner beſonderen Behandlung; man breitet ſie einfach auf einen Schrank aus und deckt zum Schutz gegen Staub ein Zeitungsblatt darüber; die folgende Ernte kommt oben darauf, dann wieder ein Zeitungsblatt u. ſ. w. So behalten die grünen Sachen meiſtens ihre Farbe; lebhaftere, hochgelbe und rötliche Farben laſſen ſich durch Einweichen in Farbenwaſſer erzielen. Um ein gutes Bouquet herzuſtellen, kommt alles darauf an, daß man von anfang an die Möglichkeit hat, jedem Stück ſeine beſtimmte Stelle unverrückbar anzuweiſen, und daß alles locker und luftig ſteht. Hierzu diente ein fächerförmig anzuordnendes Syſtem von Papierröhrchen, runden oder viereckigen, jedes 15 cm lang, oben 2 cm, unten 1 cm weit. Man ſchneide nach dieſen Maßen das Ende eines Stöckchens zu und fertige mit Kleiſter über dieſer Form 30 bis 40 Röhrchen, dann ſchneide man aus dickem Packpapier oder Karton 4 Fächerformen von 20 bis 40 cm Breite, klebe auf eines dieſer Stücke mit dickem Kleiſter eine Anzahl Röhrchen im Sinne des Fächers (ſiehe Abbildung), wobei man Zwiſchenräume von doppelter Röhrenbreite ſtehen läßt, klebt dann das zweite Stück Packpapier darüber, immer reichlich Klebmaterial verwendend, dann wieder ein Syſtem Röhrchen, noch einmal eine Papierdecke und endlich das dritte Röhrenſyſtem mit der Schlußbedeckung (die beiden äußeren Bedeckungen können von ſtärkerem Material genommen werden). Weſentlich iſt es, daß ſämtliche Röhren auf einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hinweiſen, der aber nicht innerhalb des Fächers ſondern 10 bis 30 cm unterhalb desſelben liegend gedacht wird. Da der Fächer nicht zur Anſicht kommt, ſondern hinter dem Spiegel oder Möbel verdeckt aufgehängt wird, ſo kommt auf Zierlichkeit der Arbeit durchaus nichts, aber alles darauf an, daß jedes Röhrchen ſeine feſte Lage bekommt und ſich nicht loslöſen kann. Jetzt kann die eigentliche Arbeit beginnen, man legt ſich die einzelnen Sorten von Gräſern ꝛc. zur Hand, hängt den Papierfächer an die Wand und beginnt damit, in die hinterſte Röhrenreihe die längſten und feinſten Gräſer einzuordnen, dann füllt man die folgende Röhrenreihe mit kürzeren, derberen, und endlich die dritte, vorderſte Reihe mit ganz kurzen und den in Form und Farbe ſchönſten und kräftigſten Sachen. Man hüte ſich, die einzelnen Sorten gleichmäßig zu verteilen, ſtrebe vielmehr nach Kontraſten und nach Gruppenwirkung, man benutze allen zur Verfügung ſtehenden Raum, laſſe die äußerſten Gräſerſpitzen bis gegen die Zimmerdecke hinauf gehen und entſprechend nach beiden Seiten weit ausladen, und halte ſich nicht ängſtlich an regelmäßige Form. Je mehr ſcheinbare Willkürlichkeit in jeder Weiſe angebracht werden kann, um ſo friſcher und erfreulicher wird die Wirkung. Hat man das Bouquet zum vorläufigen Abſchluß gebracht, ſo hänge man es an ſeinen Ort, ſtelle ſich in die richtige Entfernung, ändere und beſſere nach Herzensluſt und ſcheue nicht vor den kühnſten Verſuchen zurück. Weil alles in den Röhrchen oder ihren Zwiſchenräumen unverrückbar feſtſteckt, ſo braucht man nicht zu fürchten, Verwirrung anzurichten, die Arbeit bleibt immer wohlgeordnet und überſichtlich, es treten keine ärgerlichen Zwiſchenfälle ein, und die Schaffensfreude und Schaffenskraft ſteigt beſtändig. Will man ein übriges thun, ſo kauft man ſich vom Gärtner einige Effektſtücke und bringt durch deren paſſende Einfügung das Ganze zu überraſchender Wirkung. **E. E.**



Zimmergärtnerei.

Eine hübſche Zimmerpflanze, die ich im vorigen Sommer zum erſtenmal zog, iſt die kugelntragende oder römiſche Neſſel, Urtica pilulifera. Sie hat ein ſchöngeſchnittenes Blatt (wie auch unſere gemeine Brenneſſel ein Blatt von ausgezeichnet ſchöner Form beſitzt) und nicht eben prächtige, aber eigenartige und anziehende Blüten. Von den weiblichen Blüten, welche zu kleinen Kugeln zuſammengeballt ſind, hat ſie den Namen, „die kugelntragende Neſſel“ oder „Kugel-Neſſel.“ Zu Hauſe iſt dieſe ſchöne Pflanze in Südeuropa, doch kommt ſie verſchleppt und verwildert in Süd- und Mitteldeutſchland, ja auch noch am Harz vor. Als Topfgewächs am Fenſter gezogen, gedeiht die Kugel-Neſſel vortrefflich und nimmt ſich, wenn ſie ihre Blütenſtände entwickelt hat, ſehr hübſch aus. Sie iſt aber ein Kräutchen „Rühr nicht an!“ Ja, ſie brennt ſtärker noch als unſere gemeine Neſſel, doch geht der Schmerz, den ſie verurſacht, ſehr raſch vorüber. Man ſagt, daß ſie früher bei uns in Gärten angepflanzt wurde, um Leute, wie der Berliner ſagt, „hineinfallen“ zu laſſen. Man zeigte ſie ſeinen Gäſten und forderte dieſe dann, vornehmlich die Fräuleins, auf, ſich von dem fremdartigen Kraut, deſſen Eigenſchaften ſie nicht kannten, etwas zu pflücken. Die Folge war natürlich ein Aufſchrei auf der einen und ein ſchallendes Gelächter auf der andern Seite. Von dieſer Verwendung als Vexierpflanze ſoll es herrühren, daß beſagte Neſſel noch hie und da bei uns, um alte Burgen beſonders, verwildert gefunden wird. Samen der römiſchen Neſſel iſt in allen größeren Handelsgärtnereien zu erhalten, z. B. bei Haage und Schmidt in Erfurt. **J. Tr.**

Levkoyen.

Levkoyen zu ziehen iſt eine ſchöne, leichte Sache, die aber doch gelernt ſein will. Sehr viele Gartenfreunde haben dieſe hübſche, wohlriechende Blume als undankbar aus dem Garten verbannt, ganz gewiß mit Unrecht! Da zur Ausſaat von Winterlevkoyen die Zeit jetzt gerade günſtig iſt, möchte ich es an einer kleinen Anleitung zu deren Anzucht nicht fehlen laſſen. Bei der Ausſaat der Levkoyen hat man zunächſt auf guten Samen zu ſehen, der möglichſt viel gefüllte Blumen hervorbringt. Je nachdem man die Levkoyen früher oder ſpäter blühend haben will, ſät man ſie vom März bis Juli. Man bedient ſich als Ausſaatſtätte am beſten — bei kleinem Bedarf — einer Samenſchale oder durchlöcherten Kiſte. Unten in das Gefäß kommt eine Lage Torfmull und Steinchen, darauf kommt ſandige Erde, doch nur ſo viel, daß noch ein 2—3 cm hoher, freier Rand im Gefäß bleibt. Auf die geebnete Erde ſtreut man dünn den Samen aus, drückt ihn ſanft an und bedeckt ihn mit einer ganz feinen Sandſchicht. Nach der Saat wird vorſichtig gegoſſen. Vor allen Dingen darf bei der Erdmiſchung der Sand nicht geſpart werden, dann werden die jungen Pflanzen auch keine „ſchwarzen Füße“ bekommen, d. h. am Wurzelhalſe faulen und umfallen. Das beſäete Gefäß wird mit einer Glasplatte bedeckt und nur mäßig feucht gehalten. Nach dem Auflaufen der Pflanzen ſorgt man für friſche Luft, damit die Pflanzen ſich abhärten. Haben ſie das dritte Blatt gebildet (nach den Keimblättern), ſo hebt man ſie ſorgfältig mittels eines ſpitzen Hölzchens aus, das man unter die Wurzeln ſchiebt und ſetzt ſie im Abſtande von 3 cm in ein anderes Gefäß mit etwas beſſerer Erde, gießt ſie tüchtig an und läßt das Gefäß einige Tage mit Glas oder Papier bedeckt, um das Anwachſen zu erleichtern. Ende Mai pflanzt man die erſten Levkoyen aus. Hierbei werden wieder die Pflanzen ſorgfältig nachgeſehen, alle krüppelhaften, ſchwarzfüßigen, weggeworfen. Man ſetzt die Levkoyen etwas eng im Garten, große Sorten 10 cm von einander entfernt, die kleinen Sorten 8 cm. Das enge Pflanzen hat den Zweck, daß man, ohne in den Beeten Lücken zu machen, die einfach blühenden Pflanzen ausrotten kann, ſo daß man alſo nur gefüllt blühende Levkoyen erhält. Welche Pflanzen einfach, welche gefüllt blühen, ſieht man erſt bei Entwickelung der Knoſpen. Scheint eine Pflanze wegen der Kleinheit der Blütenknoſpen einfache Blumen treiben zu wollen, ſo ſchneide man eine Knoſpe durch, ſind Staubfäden und Stengel zu ſehen, ſo iſt die Pflanze eine einfach blühende und muß herausgenommen werden. Winterlevkoyen ſäet man erſt im Juni und Juli und pflanzt ſie im Auguſt ins freie Land; ſobald Froſt in Ausſicht ſteht, ſetzt man ſie in Töpfe und überwintert ſie im froſtfreien, hellen Zimmer bei mäßiger Bewäſſerung. Vom Januar an ſtellt man ſie teilweiſe wärmer und bewäſſert ſie reichlicher, bisweilen mit Dungguß. Sie blühen vom März bis Juni. Will man ſich ſelbſt Levkoyenſamen ziehen, was jedoch nicht zu empfehlen iſt, ſo ſetzt man einfach blühende Pflanzen in Töpfe und hält ſie vor und nach der Blüte recht kümmerlich, gibt ſchlechte Erde und wenig Waſſer. Es kommt nämlich bei dem Levkoyenſamen darauf an, daß das einzelne Samenkorn möglichſt verkrüppelt und ſchrumpflich ausſieht. Solche Körner bringen faſt ohne Ausnahme gefüllte Blumen. Denn das Gefülltſein der Blumen iſt ein Verkrüppeln der Staubfäden und anderer Fortpflanzungswerkzeuge. Ich rate dem Laien jedoch nicht, Levkoyenſamen zu ziehen. Die Quedlinburger Züchter liefern vortrefflichen Samen zu billigen Preiſen. **Mitarbeiter für Gartenbau.**

Kunſt im Hauſe.

Hat man bei der Holzmalerei oder Brandarbeit Kreiſe zu ziehen, ohne gleich einen Zirkel zur Hand zu haben, ſo ſucht man ſich die genaue Mitte des in Arbeit befindlichen Gegenſtandes, Tiſchplatte, Lampenteller u. ſ. w. und klopft hier eine Stecknadel ſenkrecht hinein. Nun nimmt man einen ſtarken Faden, legt um die Nadel eine Schlinge, knüpft eine zweite an einen Punkt des Fadens, je nachdem man den Kreis groß oder klein wünſcht, ſteckt durch ſie einen Bleiſtift und führt nun, den Faden gleichmäßig anziehend, um die Nadel herum.

Probatum est!

B. M. B.

Wäſche.

Das vor jeder Wäſche erforderliche, mühſame Abtrennen der an Bretonne-Gardinen, wollenen Tiſchdecken u. ſ. w. befindlichen, gehäkelten Spitzen wird ſehr erleichtert, wenn man die Spitzen an ein ſchmales Bändchen näht und nur dasſelbe dem betreffenden Gegenſtand unterheftet. **Familientante.**

Widmungsgedicht.

Zu einem Wäſchebeutel als Hochzeitsgabe.

Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Wuchs der Flachs auf dieſer Erde.
Zwar zu Adams goldnen Zeiten
Thät man Leinwand nicht bereiten,
Webte, nähte nicht, noch ſpann,
Und war doch ein froher Mann.
Die Kultur jedoch ſchritt weiter,
Und die Menſchen trugen Kleider.
Erſt aus feiner Leinewand,
Bis Herr Jäger Woll erfand.
Da wählt Wolle ſtets der Weiſe
Zu des Lebens langer Reiſe.
Doch — es liebt die arge Welt
Alles, was uns juſt gefällt,
Trotz der Menſchen fleiß'gen Mühn,
In den Staub hinab zu ziehn.
Seht die Stulpen, ſeht die Kragen,
Die die Menſchenkinder tragen,
In zwei Tagen oder drei
Iſts mit ihrem Glanz vorbei.
Um ſie wiederum zu brauchen,
Muß man ſie ins Waſchfaß tauchen.
Doch wie oft iſts da paſſiert,
Daß ſich dies und das verliert.
Manches Tüchlein Nummer 11
Seufzt: Wo weilt jetzt Nummer 12?
Manche Stulpe, zart und fein,
Sucht ihr Zwillingsſchweſterlein.
Gegen all dies, mit Bedacht,
Hab die Arbeit ich gemacht.
Alle Stulpen, Rüſchen, Kragen,
Die ihr beide je getragen,
Sammle in dem Beutel hier,
So geht nichts verloren dir!
Doch zuvor bei jedem Stück
Denke einen Augenblick
— Herzlich dankbar würd' ich ſein —
An dein treues Gretelein.

E. Pf., Berlin.

Handarbeit.

Eine hübſche und billige Bettvorlage kann man ſich auf folgende Weiſe herſtellen: Einen unbeſchädigten Salz- oder Kaffeeſack, den man

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

in jeder Materialwarenhandlung bekommen kann, trennt man, läßt ihn ſauber waſchen, wenn er trocken iſt, glatt rollen und ſchneidet ihn nun in der Größe zu, wie er zur Bettvorlage wünſchenswert erſcheint. Dann ſchneidet man ſich in gleicher Länge 5 rote, 5 cm breite Flanellſtreifen, näht darauf mit ſchwarzer Wolle ein beliebiges Muſter im Grätenſtich, bügelt die Streifen, heftet je einen derſelben auf die beiden Längsſeiten des Sackes, die man vorher nach innen eingebogen hat, feſt und ſchürzt ſie mit Wolle an. Den Raum zwiſchen den beiden roten Streifen verteile man nun gleichmäßig zwiſchen den andern drei Streifen und ſchürze ſie auf gleiche Weiſe dem Sackſtoffe an. Auf dieſe Weiſe haben ſich zwiſchen den fünf roten Streifen vier graue gebildet; dieſe nähe man in ſchwarzer Wolle mit Kreuzſtichſtickerei aus, bügele die nun ſo weit hergeſtellte Decke noch einmal gut auf, unterlege ſie mit Watte und füttere ſie ab. Den Außenrand benähe man mit einer dicken Wollſchnur oder mit einer Franſe. Ich habe ſchon einige Bettvorlagen in dieſer Weiſe gearbeitet, ſie haben ſtets Beifall gefunden und ſind ſchon mehrfach nachgearbeitet worden. **Ida Meyer.**

Häkelhakenhütchen. Sehr unangenehm iſt es, wenn der Häkelhaken ſich durch das Arbeitstäſchchen bohrt, nicht ſelten vielen Schaden anrichtend. Beſitzt man kein Etui für den widerſpenſtigen Haken, ſo bildet ein überhäkelter kleiner Pfropfen von einer Medizinflaſche einen paſſenden Schutz für denſelben. Der Pfropfen wird mit einer Stopfnadel an ſeiner kleineren Schnittfläche in der Mitte durchbohrt, jedoch nicht in ſeiner ganzen Höhe, damit ſpäter der Haken nicht hindurchſchlüpft Das Loch darf nicht zu klein ſein, ſondern der Haken muß bequem darin Platz haben. Jetzt behäkelt man den Pfropfen mit farbiger Seide, indem entſprechend der Form zugenommen wird. Oben an die Spitze wird eine kleine Quaſte oder ein Pompon in abſtechender Seide gehängt, während die Seitenwand mit Zierſtichen in derſelben Farbe geſchmückt wird. **Erna v. B., Liegnitz.**

Weingläſer mit abgebrochenem Fuß hübſch zu verwenden. Man ſchlage von drelliertem Garn Nr. 30 oder 40 ſechs Luftmaſchen auf, befeſtige ſie zum Ring und häkele immer in der Runde weiter feſte Maſchen, in jeder zweiten Tour ſo viel mehrend, daß die Arbeit ſich nicht zieht, bis ein Boden in der Größe des abgeſchlagenen Fußes fertig iſt. Daran anſchließend häkele man einen in die Höhe ſtehenden, 10—14 cm hohen Rand, von der Mitte an nach oben hin etwas erweitert. Denſelben kann man einfach häkeln mit ſtets verſetzten Stäbchen, 2—3 mal eine doppelte Stäbchenreihe zum Durchziehen von Band dazwiſchen, man kann aber auch jedes beliebige Muſter dazu verwenden. Den oberen Rand des Körbchens begrenzt man dann mit Zacken oder mehreren Reihen Luftmaſchenbogen. Iſt die Arbeit ſoweit fertig, ſchneidet man aus Tuchſtückchen, oder ſägt aus dünnem Holz (Zigarrenkiſten oder Laubſägeholz) ebenſo große Böden, wie die gehäkelten, beſtreicht den gehäkelten unterhalb mit gutem Tiſchlerleim und klebt Tuch oder Holz genau auf. Iſt der Boden trocken, beſtreicht man die übrige Arbeit ebenfalls mit Tiſchlerleim, ſtellt das Körbchen auf den Tiſch, ein Glas hinein und ſchiebt 2—3 Stricknadeln über das Glas in die Häkelei, damit die Arbeit aufrecht ſtehend trocknen kann. Wenn ſie zur Hälfte trocken iſt, biegt man das ganze Körbchen in eine hübſche Form und läßt es völlig trocknen. Dann bronziert man es von innen und außen mit bräunlicher oder grünlicher Goldbronze und verziert es, nachdem es wieder völlig trocken iſt, mit Band. Nun legt man unten in das Körbchen etwas Moos, ſetzt das abgebrochene Glas hinein und eine hübſche kleine Blumenvaſe iſt fertig. Sehr hübſch ſind dieſelben als Tafelſchmuck bei Feſteſſen zu verwenden. **Abonnentin Klara.**

Praktiſches fürs Haus.

Frage 113. Am einfachſten ſtellt man ſich eine ganz vorzügliche tiefſchwarze Tinte aus dem „Melanin“ her. Man bezieht dasſelbe von Herrn Leopold Müller, Fabrik chemiſcher Farben, in Berlin N., Pappelallee 12 und 13, doch wird nicht unter 1 Pfd. Melanin verſandt, welches 2,75 Mk. koſtet und 26 Pfd. Tinte gibt. Die Anweiſung zur Auflöſung des Melanin liegt jeder Sendung bei. **Dr. H. K.**

Polſtern der Möbel. Wer ſeine Möbel aufpolſtern will, verſäume nicht, einen Zuſatz von friſch aufgeblühtem Hanf zum Polſtermaterial zu nehmen, da ſich derſelbe als gutes Mittel gegen Motten bewährt hat. Man ſammelt zu dieſem Zweck den Hanf und trocknet ihn im Schatten raſch. Ein einziger Stengel wird mit Blättern und Blüten dem Seegras, Roßhaar, der Holzwolle ꝛc. beigefügt. **Für Dich.**

Für die Küche.

Sultan Creme. ½ Liter ſüße Sahne läßt man mit ¼ Kilo Zucker und 12 Eigelb, über Kohlen gequirlt, bis dicht vors Kochen kommen. Iſt die Maſſe erkaltet, ſo zieht man ½ Liter Schlagſahne, 33 Gr. Gelatine und ⅛ Kilo Sultanroſinen darunter, gießt es in Formen und garniert es ſpäter mit Gelee.

Landratskuchen. Man reibt ½ Kilo Butter zu Schnee, gibt abwechſelnd ¼ Kilo Zucker, 1 Kilo Mehl, 13 Eier, ⅛ Kilo ſ. Mandeln, knapp ¾ Liter ſ. Milch, die Schale einer Citrone, 100 Gr. in Milch und Zucker ausgeſtellte Hefe hinzu und rührt das ganze ſtark ½ Stunde; läßt die Maſſe, in 2 Topfkuchenformen gethan, nicht zu ſtark aufgehn und bäckt die Kuchen eine kl. Stunde bei nicht zu ſtarker Hitze. **A. S. S.**

Auskunft.

Fr. 140. Ein gutes Toilettemittel gegen Miteſſer iſt es, ſich das Geſicht vor dem Waſchen jedesmal trocken abzureiben.

In Bezug auf die Frage 142 mache ich Sie auf die Frauenarbeitsſchule in Stuttgart, Reinsburgſtraße 25 (Vorſteherin Fräulein A. Lotter) aufmerkſam. Es wird dort Tiſchzeug aller Art nach Muſter geſtopft. **H. H. in Stuttgart.**

In Bezug auf die Frage 142, unterzeichnet von „Vinca im Bergiſchen“, kann ich erwidern, daß Damaſttiſchtücher ſehr vorzüglich ganz nach dem Muſter geſtopft werden von Frl. Voß in Potsdam, Wilhelmsplatz 17, 18. Frl. Voß iſt Vorſteherin der Induſtrieſchule. Ich habe bereits verſchiedene Damaſtſachen bei ihr ſtopfen laſſen. **T. B. aus Potsdam.**

Fragen.

146) Welcher Kundige gibt Auskunft über ein Nord- oder Oſtſeebad, geeignet für Beſucher, die nicht vergnügungs-, ſondern erholungsbedürftig ſind und ſich keinen größeren Aufwand geſtatten dürfen, als ihn die Kur durchaus unvermeidlich macht? Doppelt erwünſcht ein vom Rheinlande nicht zu entlegenes Bad! **Daheim-Leſer.**

147) Würden Leſer des Daheim gefälligſt genaue Auskunft geben über die Preiſe von Wohnungen ꝛc. in Saßnitz auf Rügen nach dem 15. Auguſt? Auch für eine Notiz über geſellige Verhältniſſe wäre ſehr dankbar **v. R. in B.**

Soeben erſchien die 3. Lieferung:

Geſchichtliches Nationalwerk für das deutſche Haus

Wohlfeile Volksausgabe 1891

Deutſche Geſchichte von L. Stacke.

Mit zahlreichen Tafeln und Beilagen in Farbendruck und 650 Holzſchnitt-Abbildungen.

Vollſtändig in 30 Lieferungen zu 50 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung.

Die erfreuliche Entwicklung des hiſtoriſchen Sinnes im deutſchen Volke hat, unterſtützt durch mächtige Anregung von hoher Stelle, das Intereſſe an der vaterländiſchen Geſchichte und das Verlangen nach deren Studium neuerdings in ſo weite Kreiſe unſres Volkes getragen, daß es gewiß als ein zeitgemäßer Gedanke der Verlagshandlung begrüßt werden wird, von der bekannten **Stacke'ſchen Deutſchen Geſchichte**

eine wohlfeile Volksausgabe

erſcheinen zu laſſen.

Hat das Werk, welches durch ſeine muſtergültige Darſtellung in Verbindung mit einer klaſſiſchen Illuſtrierung das verbreitetſte deutſche Geſchichtsbuch und **ein Nationalwerk geworden iſt, wie kein andres Volk es bis jetzt beſitzt,** in der bisherigen koſtbaren Prachtausgabe ſeine große Verbreitung hauptſächlich in den begüterten Kreiſen der Nation gefunden, ſo will dieſe wohlfeile Volksausgabe ein leicht zu erwerbender **Hausſchatz** des **ganzen** deutſchen Volkes, ein **Hausbuch** für **jede** vaterländiſche Familie werden, das durch Einführung in die Größe der vaterländiſchen Geſchichte die Flamme der Vaterlandsliebe bei jung und alt, daheim und draußen, erwecken und nähren ſoll.

L. Stacke's Deutſche Geſchichte wird **in 30 Lieferungen zu 50 Pfennig** vollſtändig ſein. Alle 14 Tage erſcheint eine Lieferung, ſo daß das **vollſtändige Werk** innerhalb Jahresfriſt für den Preis von **15 Mark** in den Händen der Abonnenten iſt.

Jede Buchhandlung ſendet die 1. Lieferung zur Anſicht und nimmt Beſtellungen auf das Werk entgegen.

Bielefeld und **Leipzig,** Mitte Juni 1891. Die Verlagshandlung **Velhagen & Klaſing.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

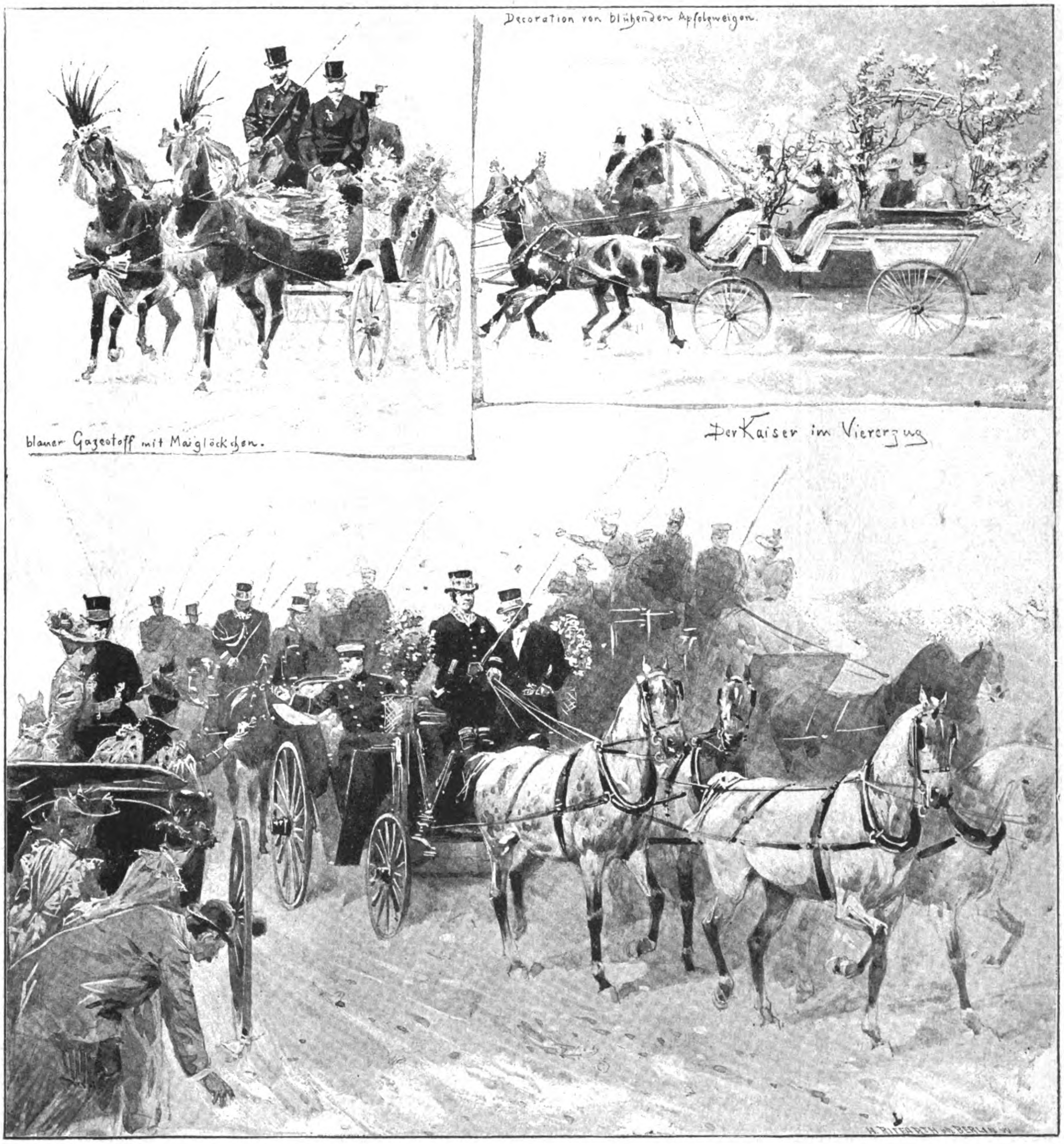
Daheim

XXVII. Nr. 37. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

13. Juni
1891.


Decoration von blühenden Apfelzweigen.
blauer Gazestoff mit Maiglöckchen.
Der Kaiser im Viererzug

Vom Blumenkorſo auf der Trab-Rennbahn zu Berlin-Weſtend am 15. Mai.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Es gibt Menſchen (ſie ſind tief zu beklagen!),
Die die Sonne kaum ſehen an Sonnentagen,
Und andere, die durch Dunkel und Grau'n
Doch immer ganz deutlich die Sonne ſchau'n!

„Vielleicht."

— — — — — „Wenn Sie erlauben, ſo werde ich vielleicht morgen Nachmittag auf einen Augenblick bei Ihnen vorſprechen." — „Sie werden mir damit die größte Freude bereiten — ich darf doch beſtimmt auf Sie rechnen?" — „Nein Beſte, ganz beſtimmt kann ich es freilich nicht verſprechen, aber ich hoffe es. Ich bitte Sie, genieren Sie ſich in keiner Weiſe, verfügen Sie ganz über ihren Nachmittag. Treffe ich Sie, ſo iſt's gut, wenn nicht, ſo komme ich ein anderes Mal. Adieu, auf Wiederſehen dann vielleicht morgen." Frau A. empfiehlt ſich lächelnd und wendet ſich nach links, Frau B. ſeufzend nach rechts. So ganz paßt ihr der für morgen angekündigte Beſuch gerade nicht, aber eine Ablehnung desſelben würde ihr als eine Unhöflichkeit erſcheinen. Nun, jenen für den andern Nachmittag geplanten Gang zu ihrer Freundin, um ihr zum Geburtstag zu gratulieren, wird ſie nun ſchon vormittags, möglichſt ſchnell ausführen, die dadurch unterbleibende Wirtſchaftsarbeit muß bis zum folgenden Tage warten. Da Frau A. für den in Ausſicht geſtellten Beſuch keine Stunde angegeben, ſo iſt Frau B. ſchon frühzeitig vollſtändig gerüſtet. Die Stube iſt ſorgfältig aufgeräumt, der Kaffeetiſch für zwei Perſonen gedeckt, in der Küche brodelt das kochende Waſſer, damit bei Eintritt der Erwarteten, der traditionelle „braune aromatiſche Trank" ſofort gebraut werden kann. Die junge Wirtin, nett gekleidet, ſtichelt an einer hübſchen unnützen Handarbeit, und gedenkt dabei wehmütig des Korbes voll ſtopfbedürftiger Wollenſtrümpfe, den ſie aus dem Wege geräumt hat. Sie wartet. Anfangs geduldig, dann in nervöſer Spannung, ſchließlich mit offenbarem Ärger. Das feine Kaffeegebäck fängt an, zu trocknen, das Waſſer auf dem Herde iſt verkocht, Frau B. erlabt ſich haſtig und heimlich an einem Reſt „Familienkaffee," der durch das lange Stehen auch nicht gerade kräftiger geworden iſt, räumt den Kaffeetiſch ab und ſtellt eine Flaſche Wein, Gläſer und eine Schale Cakes zurecht, um ſo dem verſpätet eintreffenden Beſuche eine Erquickung bieten zu können. Ihre Mühe iſt verſchwendet, die Stunden gehen hin, aber ihre Bekannte erſcheint nicht, ebenſowenig wie eine Abſage eintrifft. — Die Verheißung eines Beſuches mit dem verklauſelierenden Worte „vielleicht" iſt etwas ſehr gebräuchliches. Dieſes Wort enthält ſcheinbar eine beſondere Rückſicht für die andere, der man damit wieder ſcheinbar geſtattet, den Beſuch als einen nur zufälligen hinzunehmen, oder ihm auch ganz aus dem Wege zu gehen. In Wahrheit aber nimmt man nur auf ſich ſelbſt Rückſicht, man hält ſich eine Hinterthür offen, man gibt ſich das Recht, den Beſuch zu unterlaſſen, wenn ſich vielleicht eine beſſere Verwendung des Nachmittages ergibt, und man glaubt ſich für dieſen Fall nicht einmal zu einer Abſage und ſpäteren Entſchuldigung verpflichtet. In den allermeiſten Fällen liegt allerdings eine derartige bewußte Abſicht nicht vor. Die „Vielleicht"-Dame macht ſich nicht klar, daß ein auch in dieſer bedingten Form angemeldeter Beſuch, die Wirtin zu allerlei ganz kleinen „Umſtänden" zwingt, als da ſind: eine tadellos aufgeräumte Stube, eine der Stunde angemeſſene kleine Erquickung, blendend friſche Schürzen für die Kinder, die vielleicht auf einen Augenblick ſichtbar werden könnten, u. ſ. w., beſonders aber zu einem geduldigen, atemloſen Ausharren während einer Anzahl von Stunden, die im andern Falle nutzbringender ausgefüllt werden könnten. Frau A. würde ein ſehr überraſchtes Geſicht machen, wenn ſie, ihren Beſuch ausführend, alle jene kleinen Vorbereitungen zu ihrem Empfange nicht anträfe, oder wenn gar die Wirtin ausgeflogen wäre, der ſie doch ausdrücklich geſagt: „Aber bitte, bleiben ſie meinetwegen nicht zu Hauſe." Sie bedenkt nicht, daß dieſes „Vielleicht," beiden Teilen, alſo auch ihr ſelbſt Verpflichtungen auferlegt, die nicht einzuhalten, ſtets eine Rückſichtsloſigkeit ſein wird. Rückſichtsvoller wird es immer ſein, einen Beſuch entweder feſt zu verſprechen und dann auch auszuführen, oder ohne Anmeldung zu kommen, und fürlieb zu nehmen. **C. Eyſell.**

Polterabendgedicht

zu einem Tiſchchen aus Waffen, deſſen Füße aus gekreuzten Degen beſtehen.

(Antwort auf Frage 143.)

In Eures Feſtes buntes Geſchwirr
Tret' ich mit blitzenden Waffen,
Aber was hat denn Waffengeklirr
Mit Polterabend zu ſchaffen?
Denn Kranz wohl und Schleier
Bringt man zur Feier
Und ſinnige Spenden
Mit liebenden Händen,
Und ich tret' mit gekreuzten Degen —
(Unter dem Tiſch zwar) — Euch entgegen.

Hört mich freundlich ein Weilchen an,
Laßt mich mein Sprüchlein ſagen!
Rechtfertigen möcht' ich, wenn ich kann,
Mein befremdliches Wagen.
Nicht gezogen zum Streit
Iſt der Degen Schneid',
Eine Friedensgabe
Gebracht ich habe.
Sie kann, junges Paar, fürs Leben
Manch' gute Lehre Euch geben.

Zwar will ſie Euch nicht weiſen an,
Alles verkehrt zu nehmen,
Wie ich mit dieſen Degen gethan,
Die ſich mußten bequemen
Auf dem Kopf zu ſteh'n,
Um den Tiſch zu erhöh'n.
Im Hauſe lieber
Geh's nimmer kopfüber,
Kopf oben! muß tagaus, tagein
Der ſorglichen Hausfrau Wahlſpruch ſein.

Aber der Tiſch Euch zu geben weiß,
Wenn Ihr ihn recht wollt betrachten,
Doch eine andere Lehre leis,
Die Ihr nicht dürft verachten:
Die ſcharfen Spitzen
Niemanden ritzen,
Was ſchmerzt und ſticht,
Das tauget nicht,
Wollt man die Spitzen kehren 'raus,
Gäb' es vielen Verdruß im Haus!

Ferner ſehet, wie leichtiglich
Vereinte Kraft Schweres kann wagen.
Einzeln die Spitzen bögen ſich,
Die vereint die Laſt ertragen.
Steht feſt verbunden
Zu allen Stunden;
Was Einem auferlegt,
Helfend der Andre trägt!
So erblüht für Euch beide
Segen aus jeglichem Leide.

So kann, mein liebes Brautpaar, Dir
Geben manch' friedliche Lehre
Dieſes krieg'riſche Tiſchchen hier.
Nun ſeine letzte noch höre:
In keinem Eheſtand
Waffen ſeien angewandt.
Ich hab' ſie bedacht
Unſchädlich gemacht.
Für immer ſollt Ihr nun haben
Jegliche Streitaxt begraben!

Anna Ecke.

Sprüche für eine Wäſchetruhe.

(Frage 144.)

Der Hausfrau Schatz, ihr Stolz und Gut
In meinem Innern ſorgſam ruht.

Hilda.

Wie das ſchneeige Leinen im Schrein
Soll Dein Leben und Schaffen ſein:
Rein die Hände und rein Dein Mund,
Rein die Seele zu jeder Stund'.

Gebleicht am Bronnen, mit Fleiß geſponnen,
Gewebt zu Linnen, ruht's ſtill hier innen.

Zu fröhlichem Tragen in glücklichen Tagen,
Zu luſtigem Feſte für heitere Gäſte
Nimm ſtets das Deine aus ſicherem Schreine.

A. Tr.

Für die Reiſe.

In Hinblick auf die nahende Reiſeſaiſon die wohl auch manche Freundin des Daheim in die Ferne führen wird, möchte ich mir erlauben, ein paar Toilettenwinke für den mitzunehmenden Anzug zu geben, welche ſich auf eigene vieljährige Reiſeerfahrung ſtützen. Es iſt eine bekannte Sache, daß viel Reiſegepäck, vorausgeſetzt, daß man nicht mit Kammerjungfer und Kurier reiſt, nicht allein das Reiſen verteuert, ſondern auch viel Mühe und Ärger für uns ſelbſt im Gefolge hat. An den Zollabfertigungen wieviel Zeitverluſt, wieviel Mühe, bis die großen Koffer oder Körbe wieder geſchloſſen, an den Gepäckexpeditionen wieviel Rufen und Erklären bis die vielen Colli richtig aus der Menge der übrigen Gepäckſtücke herausgefunden, glücklich auf den Hotelomnibus verladen und heil in unſerm Zimmer angelangt ſind. — Wie anders dagegen, wenn man mit wenig Gepäck reiſt, einen größeren Koffer vielleicht vorausſendet und das übrige womöglich ſelbſt in die Hand nehmen kann, ſich um keinen Gepäckträger der Welt zu kümmern braucht. Bei reiſenden Damen, wird dieſer Fall wohl ſelten vorkommen, aber als das Idealſte für eine wahre Erholungsreiſe hat es mir ſtets vorgeſchwebt, und ich kann nur empfehlen, unter vernünftiger Berückſichtigung des Notwendigen und Unerläßlichen, mit möglichſt wenig Ballaſt (Geld ausgenommen) in die Welt zu dampfen. Wir werden Stunden, die wir andernfalls auf das ſorgſame Aus- und Einpacken verwenden würden, auf den Genuß der Gegend, auf den Beſuch von Sehenswürdigkeiten, kurz zu unſerem Vergnügen, zu unſerer Erholung anwenden können; und wie viel Dinge, die wir unter der Vorausſetzung, ſie notwendig zu gebrauchen, einpackten, Bücher, die wir ſtudieren, Handarbeiten, die wir vollenden wollten, ſind wieder unangerührt mit uns heimgelangt, Wäſche nimmt man ebenfalls häufig zu viel mit. Man bekommt dieſelbe durch die Hotels raſch beſorgt und ſpart nicht unerheblich an Transportkoſten, da Wäſche bekanntlich ſchwer wiegt. Außer dem, was jeder nach eigener Liebhaberei doch ſtets einpackt, worüber ſich keine Norm aufſtellen läßt, beſtand meine mitgenommene Toilette bei meiner vorjährigen vierwöchentlichen Schweizerreiſe aus folgendem: Ein marineblaues Sergekleid, glatter Rock, einfache herrenmäßig gearbeitete Taille mit Uhrtäſchchen, paſſendes blaues Jaquet, hinten anſchließend, vorn loſe aus nicht zu dünnem Stoff, zum offen tragen wie zum Schließen eingerichtet. Dieſes Coſtüm nebſt einem kleinen Herrenhut aus weißem Stroh mit marineblauem Band, wie er im Sommer auch von Damen gern getragen wird, war nebſt einem großen, dunklen Entoutkas mit ſtarkem Stock und Griff mein eigentliches Reiſekoſtüm. Zur Vervollſtändigung desſelben befanden ſich in meinem Handkoffer eine dunkelblaue Satinbluſe, welche ich bei heißem Wetter und anſtrengenden Fahrten oder Fußtouren ſtatt der feſten Taille trug, eine dunkelrote Seidenbluſe, die bei längerem Aufenthalt an einem Ort hervorgeholt wurde, um an der Table d'hote meinen Anzug eleganter zu geſtalten, und welche auf der vielbeſuchten Promenade, mit der offenen Jacke getragen, der ganzen Toilette ein friſches Ausſehn verlieh. Für die größte Hitze wie für beſondere Gelegenheiten, Beſuch des Theaters, einer im Hotel arrangierten Soiree oder dergleichen beſaß ich ferner noch eine waſchbare Bluſe aus dünnem weißen Stoff. Trug ich dieſelbe im Freien, ſo ſchlang ich ein weißes Band, welches das marineblaue deckte, um den Kopf des Hutes und befeſtigte es mit ein paar Ziernadeln. Drei Paar waſchlederne Handſchuhe, ein Paar beſſere, ein Paar für täglich und ein Paar bereits als tüchtig erprobte für die Reiſe — welche jedoch öfters abends gewaſchen an dem Fenſterladen über Nacht getrocknet wurden, erwieſen ſich als praktiſch und vollkommen hinreichend. Für etwaige Krankheit oder „bequeme" Stunden, hatte ich eine Negligéjacke aus Wollenſtoff eingepackt. — Ein Plaid vervollſtändigte dieſe Equipierung und erſetzte, um die Hüften geſchlungen, im Anſchluß an das Jaquet öfters den Regenmantel, für den ich auch ein Plätzchen befürworte. — Will man vorſichtig ſein, ſo nehme man noch einen zweiten Kleiderrock mit, wenn möglich gleichfalls einen wollenen. Röcke von zu leichtem Stoff ſind bei Ritten, Fahrten und unerwarteten Regenſchauern leicht eine Urſache von Erkältungen, können das Naßwerden nicht vertragen und ſehen meiſt nach wenigen Touren und Spaziergängen ſchon zerknittert aus. Mein Sergerock dagegen brauchte auf der ganzen Reiſe nur einmal aufgebügelt zu werden. Bequeme, nicht „neue" Stiefel, ein paar warme Pantoffeln, hat man Gebirgstouren vor, wollene Strümpfe, in denen die Füße weniger leiden wie in baumwollenen, ein dunkel gefärbtes Pincenez, oder ein blauer oder dunkelfarbener Schleier gehören ebenfalls zur Reiſeausſtattung. Ebenſo rate ich aus öfterer Erfahrung, einen ſogenannten Prießnitz'ſchen Umſchlag einzupacken (beſteht aus einem Stück Guttaperchapapier oder Ölleinwand, einem Tuch, welches angefeuchtet wird und

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

mehreren Flanellbinden), deſſen ſegensreiche Wirkung bei Verrenkungen und äußerlichen Verletzungen wie bei Erkrankungen des Halſes wohl allgemein bekannt ſein dürfte.

Für längeren Aufenthalt in Bädern und Sommerfriſchen werden wir uns ſchon der lieben Abwechslung halber und aus Eitelkeitsgründen zur Mitnahme von mehreren Toiletten entſchließen. Die Koſten für Transport, die uns bei Reiſen von Ort zu Ort, wovon vorhin die Rede war, zur Beſchränkung des Gepäckes aufforderten, fallen hier zum größern Teil ja fort. Doch möchte ich raten, nicht zu viel, nicht alles mitzunehmen. Läßt man eine hübſche, friſche Toilette zu Hauſe, ſo hat man bei der Rückkehr den Vorteil, die vertragenen, im Koffer vielleicht arg zerknitterten Toiletten (meiſt pflegt derſelbe auf der Heimreiſe gefüllter zu ſein als bei der Abreiſe) nicht erſt herrichten zu müſſen, wodurch einem vielleicht gar die eben erlangte Stärkung und Erholung verloren geht.

Da die Verpackung wie der Transport von Hüten meiſt mühevoll iſt, ſo möchte ich, ebenfalls aus eigener Erfahrung, mir den Vorſchlag erlauben, nur einen Hut mitzunehmen, trotzdem er mancher jungen Leſerin befremdlich und ſpartaniſch einfach vorkommen wird. Und doch waren meine Schweſter und ich letzten Sommer in einem größeren ſüddeutſchen Bade ganz zufrieden, daß wir nur über einen Beſchützer unſeres Hauptes verfügten. Wir hatten uns einen von den jungen Mädchen mit Vorliebe getragenen, durch ſeine Einfachheit kleidſamen Herrenhut mit glattem abſtehendem Rand ausgeſucht und zwar aus gutem weißem Stroh. Auf unſer Verlangen wurde im Laden das helle Band, das von minderwertiger Qualität war, gegen ein beſſeres dunkles getauſcht. Mit einem Schleier zum Schutz des Geſichtes wie des hellen Strohhuts gegen den Kohlendunſt der Eiſenbahn, trugen wir den Hut in dieſer Verfaſſung zur Reiſe, im Badeort, zur Brunnenpromenade und bei Regentagen. Bei ſonſtigen Gelegenheiten ſchlangen wir ein Band, in der Farbe zu unſerer Toilette paſſend, um den Hut, zogen es ſtramm um den Kopf, daß es das untere Band verdeckte und befeſtigten es mit ein paar Stecknadeln in gleicher Weiſe wie das erſte. Zu hellen Toiletten wählten wir ein weißes Band, zu dunkleren ein ſchwarzes Sammetband. Sehr hübſch war folgende Garnitur. Zu einem mattlila Kleid mit weißen Punkten nahmen wir zuerſt ein lilafarbenes Band und befeſtigten daſſelbe um den Hutkopf. Darüber kam eine duftige Tüllſpitze, ebenfalls glatt angezogen, welche vorn oder an der Seite je nach Liebhaberei zu einem flotten, etwas in die Höhe ſtehenden Tuff zuſammengenommen wurde. Mit den billigen Nadeln mit Wachsperlköpfchen ward das Arrangement befeſtigt. Zu einer andern Toilette ſteckte meine Schweſter einige große künſtliche Marguerites graziös durch das Band, was ebenfalls ſehr gut ausſah. Mit geringer Müh' und wenig Koſten hatten wir ſomit ſtets einen Hut nach unſerm Geſchmack.

Falſch iſt es, meiner Anſicht nach, wenn man zur Reiſe alte Kleider mitnimmt, die ſich den Strapazen bald nicht mehr gewachſen zeigen und uns durch notwendig werdendes Flicken um Zeit bringen, die wir beſſer hätten anwenden können. Etwas anderes iſt es natürlich in kleinen Sommerfriſchen, wo unſern Kleidern weniger zugemutet wird und wir ſogar oft den Vorteil haben, alte, zu Hauſe kaum mehr mögliche Garderobe bis zu dem Grade auftragen zu können, daß wir ſie mit gutem Gewiſſen ad acta legen können. Doch möchte ich auch wieder vor der mir öfters begegneten Gewohnheit warnen, Geſellſchaftskleider auf dieſe Weiſe aufzutragen, was von wenig gutem Geſchmack zeugt.

Wenn Einfachheit in der Toilette im gewöhnlichen Leben ſtets vornehm und elegant wirkt, ſo iſt das doppelt auf der Reiſe der Fall. Menſchen, die ſich bei dieſer Gelegenheit putzen und glauben, ſich beſſer anziehen zu müſſen, verraten dadurch dem Erfahrenen, welche Neulinge ſie im Reiſen ſind. — **J. v. W. in B.**

Dienſtbotenhumor.

Auguſte wird dabei angetroffen, wie ſie mit einer vollen Fauſt voll Stiefelfett in die Jagdſtiefeln des Herrn Oberförſters hineinfährt. Auf die erſchrockene Frage der Hausfrau, was ſie denn da ſchreckliches vornehme, erfolgt die Antwort: „Sie habens ja ſelbſt geſagt, ich ſoll das Fett recht hineinreiben.“

Die Hausfrau übergibt der Köchin ein neues Backpulverkochbuch, verfaßt von „Frau N. N., Chemikersgattin“ zum Studium. Nach einigen Tagen gibt die Küchenfee ihr Urteil dahin ab: „Nee, der Sache trau ich nicht! Wenn ſo was ſchon von 'ner Komikersgattin geſchrieben iſt!“

Alte Lene.

Unſere lieben Leſerinnen werden freundlichſt aufgefordert, zu der neuen Rubrik „Dienſtbotenhumor“ Selbſterlebtes gütigſt beizuſteuern. Mancher unſterbliche Ausſpruch von Köchinnen- und Burſchenoriginalen wird dadurch vielleicht der Vergeſſenheit entriſſen!

Die Redaktion.

Garten.

Fr. 143. Reſeda iſt, ſo zu ſagen, ein Unkraut, d. h. wuchert im Laufe der Zeit ſo ſtark, daß man es kaum entfernen kann. Es iſt daher zu verwundern, daß im beregten Fall die Reſeda nicht gedeihen ſoll. Entweder hat ſie zu ſehr im Schatten geſtanden, oder der Boden iſt zu ſchlecht. Die Reſeda muß mindeſtens etwas Sonne und einigermaßen guten Boden haben; verwöhnt iſt ſie keineswegs. Selbſtredend muß der auszuſtreuende Samen friſch und keimungsfähig ſein. Wird ſelbiger geſtreut, ſo geht er gegenwärtig in ca. acht Tagen auf, und einige Wochen ſpäter hat man die ſchönſte Reſeda. — Ähnlich verhält es ſich mit Lobelien.

Dr. H. K.

Wohlriechende Georgine. (Dahlia Zimapani Roezl, Bidens-atrosanguiuea Hort.). Dieſe zum Dahlien- oder Georginengeſchlecht zählende Pflanze bringt Blumen, welche einfach ſind, eine ſchwärzliche Färbung und angenehmen Wohlgeruch haben. Wegen letzterer Eigenſchaft iſt ſie höchſt bemerkenswert, denn unſere bekannte Georgine (Dahlia oder Georgina variabilis) iſt ohne Geruch oder wenigſtens nicht wohlriechend. Die wohlriechende Georgine iſt zwar gleichfalls ein Knollengewächs, wird aber meiſt aus Samen herangezogen und wie Sommerblumen behandelt. Sie wird $1/2$ m hoch, und ihre langgeſtielten Blumen eignen ſich vorzüglich zu Bouquets. Samen erhält man u. a. von M. Deegen in Köſtritz. **K. L.**

Aus der Natur.

Unſerem Hauſe gegenüber befindet ſich eine Lindenallee, welche im Frühling und Sommer von zahlloſen wilden Tauben bevölkert iſt. Von unſerm Balkon können wir gerade drei große Linden überblicken, die gleich alt und gleich hoch ſind, es iſt aber merkwürdig, daß meiſt eine von ihnen ſchon kleine Blättchen hat, wenn die beiden andern erſt Knoſpen haben, und zwar iſt es nicht immer dieſelbe Linde, welche ihren Kameraden voraus iſt, ſie wechſeln damit jedes Jahr ab. Worauf dieſer merkwürdige Vorgang beruht, iſt uns trotz aller Beobachtung noch nicht klar geworden! Ein Taubenpaar brütet alljährlich auf einer der Linden, und die Tierchen wiſſen immer, welche zuerſt grün wird und ihnen Obdach gewähren kann, auf dieſe kommt das Neſt, trotzdem der Baum zur Zeit des Neſtbaues ſich durch nichts von den beiden anderen Bäumen unterſcheidet. Dieſes Jahr wiederholte ſich dieſer Vorgang, unſere Tauben bauten ihr Neſt, legten Eier und brüteteten. Aber — ihre Linde blieb auf einmal im Wachstum zurück, trotzdem ſie erſt weiter wie die beiden andern war. Der Baum daneben bekam äußerſt ſchnell grüne Blättchen, und unſer Taubenpaar ſah ſeinen Irrtum ein. Eines ſchönen Tages ſahen wir ſie unruhig werden, hin- und herfliegen und ſchließlich die Eier herauswerfen und das Neſt zerſtören — kurz und gut, die Tauben zogen auf den grünen Baum, bauten dort ein neues Neſt, legten Eier und brüteten nochmals. **E. in L.**

Toilette.

Sichere und unſchädliche Mittel, „Miteſſer“ zu entfernen, gibt es überhaupt nicht. Man pflegt zwar anzuwenden: Glycerin, Vaſeline, weiße Präcipitatſalbe und dgl. Die Wirkung jedoch iſt durchaus keine gründliche und nicht für die Dauer. Um derartige Ausſcheidungen dauernd zu entfernen, iſt es nötig, den Körper gründlich zu reinigen. Der Körper zeigt an, daß er durch „Miteſſer“ Fremdſtoffe entfernen will, welche in ihm ruhen und nicht zu ihm gehören. Man muß daher eine andere Diät einführen, alſo: reizende Speiſen (Saures, Süßes, Fettes, Gewürz) meiden, durch kalte Abwaſchungen eine raſchere Circulation des Blutes herbeiführen und für ſchnelleren Ausgang der Abfallſtoffe aus dem Körper ſorgen. Will man hierzu Blutreinigungsthee oder Stiefmütterchenthee (in jeder Apotheke zu bekommen) nehmen, dann mag man dies thun. Ebenſo aber dürfte eine vierwöchentliche ſtrenge vegetarianiſche Koſt beſte Dienſte thun, und nach meiner Überzeugung den Körper gründlicher reinigen als der vorübergehende Gebrauch einer Arznei.

Dr. H. K.

Milchkuren.

Der Arzt hat eine Milchkur verordnet — ſehr dringlich ſogar, aber ſchon nach kurzer Zeit erklärt der Patient, einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen zu haben, er hat den Appetit verloren, er verliert das Gefühl der Überſättigung niemals; außerdem lehnen ſich auch ſeine Geſchmacksnerven gegen das „fade“ Getränk auf. Die Kur wird beendet, ſehr zum Mißfallen der beſorgten Angehörigen. Wer hat nun recht? der rebellierende Patient, der Doktor oder die Pflegenden? Ich ſage der Patient — in den meiſten Fällen wenigſtens! „Wie?“ höre ich verwundert fragen, „ſollte denn von einem gebildeten Menſchen nicht verlangt werden können, daß er mit der Kraft ſeines Willens gegen ſeine eigene Neigung ankämpft und ſie ſchließlich beſiegt zu ſeinem Heile?“ Das könnte man gewiß verlangen, wenn dieſer Sieg eben zu ſeinem Heile wäre, wenn der teure Patient, der gute Doktor und die lieben Angehörigen die Milch nicht eben wie eine Medizin behandeln wollten, die man neben der gewöhnlichen Nahrung nur ſo herunterſchluckt. Die Milch beſitzt jedoch allein, wie jeder Laie weiß, alle Beſtandteile welche zum Aufbau des menſchlichen Körpers notwendig ſind, allerdings in einer ſo leicht verdaulichen Form, daß ſelbſt Neugeborene, daß ſelbſt die magenkränkſten Menſchen allein davon leben können — und es iſt ein einfaches Rechenexempel, daß zu all den nahrhaften Dingen, welche der Menſch ſich täglich leiſtet, noch nahrhafte Milch hinzugerechnet eine doppelte Ernährung, eine Überernährung ergeben muß, welche allenfalls geſunde Menſchen mit ausgiebiger Bewegung, niemals aber kranke mit geſchwächter Verdauung bewältigen können. Kein Wunder, daß ein Gefühl der Überſättigung eintritt, daß die Laune dabei immer ſchlechter, das kranke Blut immer kränker wird. Die Milch muß eben nicht neben, ſondern ſtatt der gewöhnlichen Nahrung gegeben werden; für ganz ſchwächliche Perſonen anfänglich ſogar mit Waſſer od. mit Haferſchleim vermiſcht. Ferner iſt es den Geſchmacksnerven des erwachſenen Menſchen, welcher an abwechſelungsvolle Nahrung gewöhnt iſt, nicht zu verdenken, wenn ſie ſich gegen den ewig gleichbleibenden matten Milchgeſchmack, mit der Zeit auflehnen. Welches andere Nahrungsmittel würde uns denn munden ohne jegliche Zuthat, gerade in dem Zuſtand, wie es die Natur hervorbringt? Selbſt das Brot, ſelbſt das denkbar einfachſte Gemüſe wird mit Fett und Salz genoſſen. Der Menſch bedarf der Abwechſelung, das iſt keine Laune, das iſt ein Naturgeſetz. Bemühen wir uns alſo auch die Milch unſern Kurbedürftigen in immer neuer Geſtalt vorzuſetzen. Sie iſt ja neutral genug, um ganz leicht jeden Geſchmack, jedes Gewürz anzunehmen. Schon ein Stückchen Citronen- oder Apfelſinenſchale, ein wenig Waſſer oder Zucker mit ihr erhitzt, ein geröſtetes Brot dazu machen ſie als Getränk erträglich.

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Auch eine geriebene Mandel oder Nuß, ein friſches Pfirſichblatt, ein Stäubchen Vanillin oder ein bißchen geſtoßener Zimmt ſind angenehm dazu; wenn nichts dergleichen geſtattet iſt, ein Löffel Kaffee, Thee oder Kakao. Viele lieben ſie auch leicht ſämig gemacht, mit Stärke, Weizen, Mondamin, Roggenmehl oder Reispuder. Köſtlich ſind zum Abendbrot im Sommer friſche Erdbeeren, Himbeeren oder Blaubeeren darin, oder mit Sago oder Gries gekochte Säfte, oder zerriebene Äpfel. Zur Abwechſelung thun es auch 2 bis 3 Zwiebäcke oder einige Semmelſcheiben auf einem tiefen Teller, mit wenig Salz, Zucker und Zimmet beſtreut und mit kochendem Waſſer aufgebrüht, ehe die heiße Milch darüber gethan wird. Milch mit Gelatine, Reis, Gries u. dergl verdickt, mit ein wenig Cognak verſetzt und mit nicht allzu zuckerhaltigen Fruchtſäften gegeben, macht ebenfalls eine erwünſchte Abwechſelung. Gegorene Milch, Kefir, iſt in dieſen Blättern ja des öfteren empfohlen, doch kann ich nicht aus Erfahrung von ihr reden. Zu warnen ſind ſchwache Leute und Kinder vor einem gleichzeitigen Genuß von Milch und Eiern, von einer Verwendung des Eies überhaupt in der Zeit des vorwiegenden Milchgenuſſes, denn der Volksmund hat ganz recht, wenn er behauptet, daß aus ſolchem Thun Fieber entſteht. **V. D.**

Handarbeit.

Friſier-Deckchen. Ein kleines Deckchen zur Unterlage der Kämme und Bürſten beim Friſieren iſt beſonders auf Reiſen nicht gut zu entbehren. Nimm ein Stück graues Leinen, welches 40 cm im Quadrat hat und beſchlinge es in bogenförmigen Zacken, welche in dunkelbraunem baumwollenen Strickgarn ausgeführt werden. Hübſch macht es ſich, wenn alle vier Seiten des Deckchens in der Mitte etwas ausgehohlt werden, ſo daß das Deckchen dort nur 36 cm im Quadrat mißt. Dann nimm ein Stück Wachstuch, welches 20 cm im Quadrat hat. Schneide es ringsum in ſpitzen Zacken aus oder umrändere es mit einer wollnen gleichfarbigen Stoßlitze und hefte es mit vier kleinen Perlmutterknöpfen ſo auf das Deckchen. daß die vier Spitzen immer zur Mitte der vier Seiten kommen. Sehr niedlich iſt es, wenn vor den ausgeſtickten Bogen des Deckchens noch in Hexenſtich oder Fiſchgrätenſtich, oder auch in einigen Arabesken, welche in Schrägſtich ausgeführt ſind, eine Verzierung angebracht wird. Wer Talent zum Zeichnen hat, bringe in den 4 Ecken Kamm, Bürſte, Haarnadeln und Spiegel an, dann werden dieſe in hellerem, mehr gelblichem Garn in Schrägſtich ausgenäht. **M. B.**

Für die Küche.

Gebirgs-Kräuterſuppe. Kräuterſuppe, wie ſie in Gebirgsbädern ganz beſonders für Bleichſüchtige empfohlen wird, kann man, bei nur geringer botaniſcher Kenntnis, ſich gut ſelber beſchaffen. Es gehören dazu: „junge Erdbeertriebe, dann die Blätter des Sauerampfer, Schafgarbe, Wegebreite, Löwenzahn, Gundermann und Neſſeln. Dies alles wird abgewaſchen und in Waſſer mit etwas Salz weich gekocht, dann abgegoſſen, die Kräuter fein gewiegt und ſo wieder in ihre Brühe gethan, die dann mit etwas Einbrennen ſämig gemacht wird, dann kommt Bouillon daran, und es werden ſogen. Falleier in die Suppe gegeben. In kochendes Waſſer, in welches ein wenig Eſſig und Salz hinzugethan, läßt man die Eier aus der Schale hineingleiten; hat ſich das Weiße der Eier gedickt, ſo hebt man ſie mit einem Schaumlöffel heraus, beputzt die Eier ein wenig mit einem Löffel und thut ſie direkt in die fertige Suppe. Man ſollte es im Frühjahr wahrnehmen, dieſe ſehr geſunde Suppe möglichſt oft zu genießen. **A. D.**

Ein ſehr erfriſchendes Getränk bereitet man, indem man recht dünn geſchälte Apfelſinenſchale in einer Flaſche Eſſig einige Tage ſtehen läßt. Die Schale von 2—3 Apfelſinen genügen hierzu. Iſt der Apfelſinengeſchmack recht vorherrſchend, gießt man den Eſſig ab und füllt ihn in eine Flaſche, da zu langes Ausziehen der Schale einen bitteren Geſchmack verurſacht. Zu einem Glas Waſſer nimmt man 2—3 Theelöffel Eſſig und vermiſcht ihn mit Zucker nach Belieben. Das limonadenartige Getränk hat eine hellgelbe Farbe und iſt beſonders bei großer Hitze ſehr zu empfehlen. **A. F.**

Auskunft.

Frage 136. Eine gute Bezugsquelle für Braunſchweiger Spargel iſt die Konſervenfabrik von „Spierling & Buhlers“ in Braunſchweig, dieſelbe liefert auch vorzügliche Erbſen. **Eine Daheimleſerin.**

An **V. K.** in **B**! Frage 142. Als Thüringer, ganz in der Nähe von Wallendorf zu Hauſe und einigermaßen mit den Verhältniſſen dort bekannt, möchte ich mir erlauben, Ihnen folgende Auskunft zu geben. Mit Wohnungsverhältniſſen in Wallendorf nicht ſpeziell vertraut, glaube ich, daß Sie für einige Zeit im Gaſthof daſelbſt ganz gute Verpflegung und nicht zu teures Logis bekommen würden. Was aber die von Ihnen erwähnten landſchaftlichen Reize betrifft, ſo kann ich — als Zeichner und Maler — dieſelben als ſolche durchaus nicht loben. Da Sie Ihrer Anfrage nach, den Sommer über einige Zeit auf dem Thüringer Wald zuzubringen gedenken und Ihnen mit meinem etwas abſprechendem Urteil nicht gedient ſein dürfte, ſo möchte ich Sie auf einen anderen Ort, 2 Stunden von Wallendorf entfernt, aufmerkſam machen. Es iſt dies das Städtchen Gräfenthal mit ca. 2300 Einwohnern, romantiſch und reizend gelegen, das Ihren Anſprüchen durchaus entſprechen würde. Gräfenthal, 1 Stunde von Bahnſtation Probſtzella entfernt, mit zweifacher Omnibus- und Poſtverbindung dorthin, Sitz eines Landgerichts ꝛc., gekrönt von der Ruine Weſpenſtein — früher Schloß der Grafen von Pappenheim — dürfte Sommer- oder Luftfriſchlern, und zwar ſolchen, die nicht geſtört ſein wollen, nicht genug zu empfehlen ſein. Bis jetzt ſind kaum einige Fremde dort geweſen, mit dieſem Sommer erſt ſcheinen ſich einige dort einniſten zu wollen. Der Einſender dieſes beſitzt zahlreiche Photographieen von Gräfenthal und Umgegend und iſt gerne bereit ſolche zur ev. Anſicht zu ſchicken, auch, als vollſtändig vertraut mit Verhältniſſen und Leuten dort, Auskunft über Wohnung und Verpflegung zu geben.

F. L., cand. med.,
Adreſſe in der Redaktion.

Frage 145. Belgiſche Rieſenkaninchen geben nach der neueſten Nummer der „Tierbörſe“ in 6—8 Wochen alten Paaren folgende Züchter ab: Ewald Wilde in Kirchberg i/S. für 3 ℳ und Joſef Lehmann in Terpitzſch bei Kolditz i/S. für 6 ℳ. Im Verlag der „Neuen Blätter für Kaninchenzucht in Schöneberg-Berlin“ iſt unter dem Titel „Fleiſch für Alle“ eine Anleitung zur einfachſten und koſtenloſeſten Zucht ſowie Maſt von Schlachtkaninchen von Paul Waſſer erſchienen, welche nur 15 ₰ koſtet. **F. Fiſcher, Gera.**

Frage.

148) Kann man auch andere Gemüſe als Erbſen auf die im vorigen Jahrgang angegebene Weiſe mit Salz konſervieren, und hat vielleicht eine Hausfrau erprobt, ob man etwas weniger Salz als 1:4 nehmen darf? Die unſrigen waren nach 3—4 maligem Abgießen immer noch reichlich ſalzig und hatten auch an Aroma verloren. Wie konſerviert man Suppenkraut, z. B. Peterſilie, Eſtragon, mit Salz? **J. S.**

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien die vielfach erwartete dritte Drummondſche Schrift

Das Schönſte im Leben.

Von **Henry Drummond.** Deutſche autoriſierte Ausgabe. 1—30. Tauſend. Preis kartoniert 1 M., elegant gebunden mit Goldſchnitt 2 M.

Früher erſchien bei uns von demſelben Verfaſſer und in gleicher Ausſtattung:

Das Beſte in der Welt. Von **Henry Drummond.** 24. Aufl. 86—90. Tauſend. Preis 1 M. (in feinem Einband 2 M.)

Pax vobiscum. Von **Henry Drummond.** 8. Auflage. 35—40. Tauſend. (Preis 1 M. in feinem Einband 2 M.)

[4138

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Soeben erſchien im Verlage von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig**:

Die Bedeutung der heiligen Schrift

für den evangeliſchen Chriſten.

Von

D. Erich Haupt.

Preis broſchiert 80 Pf.

Die in dieſer Schrift erörterte Frage iſt eine der brennendſten in der religiös ſo tief erregten Gegenwart. Und wenn ſie, wie hier, von einem der namhafteſten Theologen und im Hinblick auf die **Gemeinde** erörtert wird, ſo darf ſie einer mehr als gewöhnlichen Aufmerkſamkeit und Teilnahme gewiß ſein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. [4283

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus.

Neuer revidierter Abdruck 1890

ANDREE'S

GROSSER HAND-ATLAS

in hundertzwanzig Kartenseiten.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter revidierter Abdruck 1890.

24 Mark, elegant in Leder gebunden Mark 28.

Bewährtes Kartenwerk von unerreichter Wohlfeilheit, dessen Besitz im gegenwärtigen Augenblick, wo die kolonialen Zeit- und Streitfragen das lebhafteste praktische Interesse aller Kreise für die Geographie rege halten, für jedes gebildete Haus ein unabweisbares Bedürfnis ist.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 38. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

20. Juni
1891.

Hausmuſik.

Lillian Sanderſon.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Lillian Sanderſon.

Es war im Herbſte des Jahres 1890, als langgezogene, ſchmetternde Trompetentöne über den Atlantiſchen Ozean zu uns herüberflogen und die muſikaliſchen Gemüter in eine nicht geringe Aufregung verſetzten: ſie verkündeten die Ankunft einer Künſtlerin außergewöhnlicher Art. Das muſikaliſche Europa ſah endlich in Lebensgröße, was vorher in Überlebensgröße vielen gewaltig imponiert, viele aber auch mit Zweifel und abwartender Langmut erfüllt hatte. Lillian Sanderſon hieß die Sängerin, welche in Amerika, ihrem Heimatlande, den Ruf eines muſikaliſchen Phänomens genoß. Als ſie in Deutſchland zum erſtenmale auftrat, blieb denn auch bei gar manchem der Zuhörer eine kleine Enttäuſchung nicht aus; die ſanften Akkorde ihres Geſanges ſtanden eben im Widerſpruch zu den Fanfaren der Reklame; man erwartete ein Stimmphänomen, oder eine Koloraturnachtigall, oder vielleicht auch einen Teufel von Temperament. Aber nichts von alledem! Das Publikum hätte Urſache gehabt, ſich durch die Abweſenheit aller dieſer Vorzüge, die man nach ſo vielem Aufwand von Druckerſchwärze und Plakaten unbedingt in ſeltener Vereinigung anzutreffen hoffte und wünſchte, gekränkt zu fühlen; glücklicherweiſe hieß die Sängerin mit ihrem Vornamen Lillian, deſſen Aſſonanz an die von den Dichtern in ſchmelzenden Tönen beſungene Blume verſöhnend gewirkt haben mag. Lillian Sanderſon iſt geboren am 13. Oktober 1867 in Milwaukee; dort erhielt ſie auch den erſten muſikaliſchen Unterricht, und ſchon mit vierzehn Jahren erregte ſie als Soliſtin in den Kirchen ihrer Vaterſtadt durch ihre glockenreine, metallene Stimme Aufſehen. Um ihrem Organ die letzte geſangliche Ausbildung zu geben, beſuchte ſie Deutſchland, wo ſie den Unterricht Stockhauſens, des erſten jetzt lebenden deutſchen Geſangsmeiſters, genoß. Stockhauſen führte ſeine Schülerin ſelbſt in die muſikaliſche Öffentlichkeit ein. Frau Sanderſon iſt ein begnadetes Talent. Ihre Stimme iſt nicht etwa durch Umfang und Volumen hervorragend: es iſt ein nur kleiner Mezzoſopran im Umfang von knappen zwei Oktaven; der Timbre dieſer Stimme iſt ſogar etwas einfarbig monoton . . Und doch iſt Frau Sanderſon eine der ſympathiſcheſten Künſtlererſcheinungen. Die Wirkungen, welche ſie mit dieſen gewiß nicht ſeltenen Mitteln zu erzielen weiß, wie tiefgreifend und nachhaltig ſind ſie! Der Geſang der Künſtlerin und die ſtets gleichbleibende Farbe des Organs erinnern an den Ton der gedämpften G-Saite einer edlen Geige; durch ihre Lieder geht es, wie ein matter Sonnenſtrahl: kein überhelles Licht und doch viel freie Wärme. Frau Sanderſon ſingt mit ganzer Seele, ſie taucht in die Tiefen der Empfindung und holt verborgene Perlen an das Tageslicht, deren milder, matter Glanz dem Auge vielleicht ein größeres Vergnügen bereitet als es das bunte Farbenſpiel des Brillanten vermöchte. Geradezu muſterhaft iſt die Sorgſamkeit, mit welcher Frau Sanderſon die Sprache behandelt; wie ſchwer gerade dieſer Umſtand ins Gewicht fällt, wird jeder ermeſſen, der ſich im Konzert ſchon einmal über die ſchlechte Textausſprache der meiſten Konzertſänger geärgert hat! Was ſoll mir eine ſchön geſungene Melodie, wenn ich die Worte nicht verſtehen kann, deren Empfindungsgehalt durch den muſikaliſchen Ausdruck auf das lebhafteſte geſteigert werden ſoll! Was ſoll mir ein Sänger, der mir, wenn er deutſch ſingt, ebenſo unverſtändlich bleibt, als wenn er chineſiſch ſänge? Noch etwas zeichnet die Vorträge unſerer Sängerin aus: das iſt ſie ſelbſt. Sie weiß ihren Liederſpenden durch die volle Geltendmachung ihrer perſönlichen Vorzüge, durch ein Lächeln, das oft im erſten Anſatze ſtecken bleibt und dem Antlitz nur den Schimmer einer anmutigen Heiterkeit verleiht, durch ein fein bewegliches, graziöſes Mienenſpiel, oder auch ſie weiß durch einen Augenaufſchlag von faſcinierender Wirkung ihren Liedern ein wunderbares Relief zu geben, das indeſſen mit dem Charakter ihrer lyriſchen Spenden ſo harmoniſch übereinſtimmt, daß der Gedanke an eine bloß äußerliche Koketterie niemals ſtörend ſich aufdrängt. Ihre Begabung und ihre Geſangsſtimme weiſen Frau Sanderſon durchaus auf die Sphäre der Lieder hin; was ſie auf dieſem Gebiete leiſtet, iſt wahrhaft bewunderungswürdig; ſie iſt eine Liederſängerin par excellence, und dieſen Ruf in Deutſchland, dem Lande der Lieder, ſich errungen zu haben, iſt doppelt ehrenvoll für die Sängerin, die übrigens in der Auswahl ihres Repertoires mit ebenſo viel Geſchmack wie tapferem Eintreten für die Kompoſitionen jüngerer Tonkünſtler zu Werke geht. Auguſt Bungert iſt durch die künſtleriſche Propaganda, welche Frau Sanderſon in den Konzertſälen für ihn eröffnet hat, zu einer ſo ſchnellen Berühmtheit gelangt, wie ſie ihm die volle Gnade der Königin von Rumänien (Carmen Sylva, deren Lieder er komponierte) kaum zu bieten vermocht hätte. Eines der Glanzſtücke, mit denen Frau Sanderſon überall auf ihren weitausgedehnten Kunſtreiſen die Zuhörer zu ungemeſſener Bewunderung ihrer Kunſt hingeriſſen hat, iſt ihr Vortrag der Ballade Schumanns „die rote Hanne.“ Die Tragik dieſes ebenſo einfachen wie erſchütternden Stückes vermag die Sängerin mit ſo wundervollem künſtleriſchem Ausdruck, ſo genial plaſtiſch zu geſtalten, daß der Zuhörer in allen Faſern des Herzens ſich ergriffen fühlt.

Streichquartett.

Ein Streichquartett, das ſich vorzüglich eignet im häuslichen Kreiſe aufgeführt zu werden, iſt das Esdurquartett Nr. V des alten, durch ſeine komiſche Oper „Doktor und Apotheker“ noch heute angeſehenen Komponiſten Carl Ditters von Dittersdorf. Nun, trotz ſeines Alters bedarf dieſes Streichquartett weder des Doktors noch des Apothekers; nein, gewiß nicht! Es gebärdet ſich noch immer ſo jung und morgenfriſch, als wäre es ein Kind der Gegenwart. Mit einem fröhlichen Gedanken beginnt das erſte Allegro ſeine luſtige Plauderei; allerlei luſtiges Zeug ſchwatzt die erſte Violine, und ein paar Mal bläht ſich das Violincello mit ungemeiner Wichtigkeit empor; die Bratſche läßt ſich einſchüchtern und hält es mit dem brummigen Junggeſellen, worüber nun die erſte Violine eine helle Lache anſchlägt. Bis hierher ging alles ſehr glatt und fidel. Das war das erſte Thema, das in Bdur abſchloß. Nun ſetzt auf einmal — welche Kühnheit! — das Voloncello im leiſeſten pianiſſimo aus dem Tone ges ein; die Primgeige, die ſich eben noch ſo übermütig benommen, beginnt einen ganz zärtlichen Monolog; aber es dauert nur kurze Zeit, und die alte luſtige Laune ſprudelt wieder. Die Durchführung bringt in klarer motiviſcher Arbeit die bisherigen Gedanken; ſchnell rauſcht ſie weiter, und nach einigen anmutigen Überraſchungen verſäuſelt der mit glücklichem Humor auf Haydnſchen Pfaden wandelnde Satz. Das Menuetto iſt im Tone einer behaglichen Gemütlichkeit gehalten und läßt ſich eine innerliche Seelenvergnügtheit nicht trüben durch Gedanken an unentdeckte Welten. Ganz anders der letzte Satz, ein Allegro, das ins Weite ſummt; wie auf funkelnden Libellenflügeln ſchwirrt es dahin; die erſte Geige hat zuerſt das Thema vorgetragen, während die andern Inſtrumente wie in träger Ruhe zuhörten; auf einmal geht es ihnen durch und durch; ſie nehmen die Rhythmen der Violine auf, ſchwingen ſich mit ihr empor. Plötzlich, eine Pauſe. Iſt ein Unglück geſchehen? Nein, es war nur ein wohlgelungener Kniff des Komponiſten, der uns jetzt ſchalkhaft lächelnd eine drollige Aufklärung gibt. Ein Uniſono aller Inſtrumente leitet nun zur phantaſievollſten Stelle des ganzen Werkes über: in breitem Striche halten zweite Violine, Bratſche und Cello den vollgriffigen C-mollakkord feſt: auf ihm tanzt wie auf glattem Eſtrich, die erſte Violine einen feurigen Czardas. Ein ganz prächtiger Einfall des alten Herrn, der ſich, wie es ſich dem ſinnigen Künſtler geziemt, das Recht der freien Meinungsäußerung und der formellen Selbſtbeſtimmung durch pedantiſche Regeln und Geſetze nicht verkümmern läßt. Eine zarte, durch die tiefe Lage der Streichinſtrumente einen ernſten Anhauch bekommende Epiſode leitet nun zum erſten Thema zurück, dem ſich nach der Wiederholung des bisherigen ſofort die Coda anſchließt. In der freien Form dieſes letzten Satzes liegt etwas ſehr anregendes: ſie zeigt, wie ſelbſt mancher der alten Meiſter, denen ſonſt ein niedlicher Zopf in den Nacken baumelte, dort, wo es in ihrer künſtleriſchen Intention lag, von der Schablone gerne ſich emanzipierten. — Das Quartett iſt nicht ſchwierig; am reichſten iſt der Part der erſten Violine bedacht, die mit einem brillanten Effekt das unterhaltende, eſpritvolle, wie alle Feuilletons, kurz und bündig geſchriebene Werk zum Abſchluß bringt.

Wie ſpielt man Bach?

Das Bachſtudium befindet ſich gegenwärtig in einem ſo erfreulichen Aufſchwunge, daß man ſich davon die beſten Reſultate für die muſikaliſche Erziehung ſowohl, wie für die Reinhaltung des Geſchmacks und des Urteils verſprechen darf. Nicht nur für den Klavierſpieler iſt Bach das tägliche Brot: die Präludien und Fugen, welche in ſeinem unſterblichen Werke „Das wohltemperierte Klavier“ aufgeſpeichert ſind, die Inventionen, zahlreiche Kammer- und Soloſtücke ſind vielmehr Gemeingut jeder muſikaliſchen Familie geworden. Die Stärke Bachs liegt in den kontrapunktiſchen Formen, ſpeziell in der Fuge. Hier hat er das Höchſte geleiſtet, was überhaupt zu leiſten war, und eine jahrhundertlange Entwickelung, die mit den mühſamen und gelehrten muſikaliſchen Spielereien der niederländiſchen Schule, den Krebs- und Spiegelkanons begann, wurde mit Bach zum denkbar großartigſten Abſchluß gebracht. Bach war ein großer, gewaltiger Geiſt, ein Künſtler von ſolch kühnem Schaffen, daß er ſeinen Zeitgenoſſen ebenſo als Zukunftsmuſiker hätte erſcheinen müſſen, wie etwa Wagner ſeinen Zeitgenoſſen aus den ſechziger Jahren. Er umfaßte in ſeinen Kompoſitionen den Inhalt der geſamten Menſchennatur: bald eröffnet er Blicke in die Region des Erhabenen, in die Sphären der Ewigkeit, bald tröſtet er mit dem milden Worte der Liebe, bald wieder erquickt ſein unerſchöpflicher Reichtum an Humor und jener geiſtigen Heiterkeit, welche nur dem Genius eigentümlich iſt. Für den Klavierſpieler kommt Bach von zwei verſchiedenen Geſichtspunkten aus in Betracht: Bach hat eine große Anzahl von Stücken geſchrieben, deren äſthetiſcher Wert hinter notenreichen Figuren, Paſſagen, Läufern, Trillern und oft vielfach verſchlungenem Rankenwerk verſteckt erſcheint. Dieſe Stücke ſind vorderhand als Übungsmaterial wertvollſter Art anzuſehen; ſie haben den häuslichen Übungen als Grundlage zu dienen; an ihnen glättet ſich die Technik, an ihnen erſtarken das Handgelenk und die Finger. Von dem zweiten Geſichtspunkte aus ſteht Bach als Erzieher vor uns; ſeine wundervollen, urſprünglichen und edlen Harmonien geben der Phantaſie des Spielers einen ſtarken Anſtoß zu ſelbſtändiger Eigenthätigkeit, und der kunſtvolle Aufbau ſeiner Fugen ſowie ihr eigenartiger Charakter verleihen dem planvollen Fugenſpiel den Rang einer Hochſchule des klaſſiſchen Vortrags. Das Weſentliche der Fuge beſteht in der vollen Selbſtändigkeit, in der ungeſchmälerten Individualität und der gleichmäßig deutlichen Ausführung jeder einzelnen Stimme; dieſe Stimmen ſind lebendige Perſönlichkeiten, die in Beziehungen zu einander treten, aber doch immer als Perſönlichkeiten reſpektiert werden wollen. Daß ihnen ja kein Haar gekrümmt werde! Der Fugenſpieler hat alſo zuerſt ſein Augenmerk auf das Gleichgewicht dieſer Stimmen zu richten und zu bedenken, daß nur eine vollſtändig durchſichtige Klarheit der Ausführung einer Fuge den Anſpruch gibt, ein Kunſtwerk zu ſein; wollte man, ohne auf das Verhältnis der Stimme Rückſicht zu nehmen, in ſogenanntem „ruſchlichem“ Tone, das Ganze herunterſpielen, es würde wie ein Chaos von Tönen, wie ein Wirrwarr von Zuſammenklängen oder wie eine trockene Etude, ganz ſicher aber nicht wie ein aus künſtleriſcher Begeiſterung hervorgegangenes, mit Leben und Empfindung geſättigtes Stück klingen! Wie übt man am beſten und zweckdienlichſten eine Fuge? Jede Fuge beginnt mit einem muſikaliſchen Gedanken, einem „Thema,“ dem ſogenannten „Führer;“ dieſes wird von der beginnenden Stimme zuerſt allein vorgetragen; dann folgt eine zweite Stimme, welche auf einem Intervall, gewöhnlich der Quinte, mit der „Antwort“ oder dem „Gefährten“ einſetzt, während die erſte Stimme als ſogenannter „Gegenſatz“ irgend eine melodiſch-kontrapunktiſche Führung erfährt. Enthält die Fuge mehr als zwei Stimmen, ſo erſcheint in der dritten Stimme wieder der „Führer,“ in der vierten der „Gefährte.“ Iſt das Thema in allen Stimmen gehört worden, ſo iſt damit eine „Durchführung“ vollendet. Dieſer ſchließt ſich gewöhnlich ein Zwiſchenſpiel an, das entweder ganz frei gehalten iſt oder kleine Motive aus dem bisher bekannten Gedankenmaterial verarbeitet. Nun folgt wieder eine Durchführung dann wieder ein Zwiſchenſpiel u. ſ. w. Beſonders zu beachten ſind die „Verkürzungen“ (wenn die Notenwerte kleiner geworden ſind) oder „Verlängerungen“ des Themas (wenn ſie größer geworden ſind, z. B. wenn ſich Viertelnoten in Halbe verwandelt haben). Auch in der „Umkehrung“ kann das Thema erſcheinen. Wenn Führer und Gefährte in ſchneller Aufeinanderfolge erklingen, wenn der eine einſetzt, noch bevor der andere vollendet hat, ſo bezeichnen wir dies als Engführung; ein Orgelpunkt, d. h. ein feſtgehaltener Baßton, auf welchen die Stimmen ſich tummeln, leitet gewöhnlich in den Schluß der Fuge über. Dies wäre alſo das Schema einer Fuge; mit dieſen kurzen Angaben kann ſich der Leſer leicht an einem praktiſchen Beiſpiel z. B. an der C moll-fuge (2.) des „wohltemperierten Klaviers“ weiterbilden. — Um alſo die Stimmen der Fuge völlig zu erfaſſen, empfiehlt es ſich, ſie erſt einzeln ſo lange zu ſpielen, bis ſie den Fingern völlig geläufig ſind; dann ſpielt man zwei, dann drei Stimmen zuſammen. Hat das Ohr ſich an die von einander unabhängige Bewegung der Stimmen gewöhnt und die Hand die techniſchen Schwierigkeiten überwunden, dann erſt kann man verſuchen, die Fuge als ein Vortragsſtück zu interpretieren; das „Thema“ iſt immer kräftig hervorzuheben und auch ſeine Bruchteile, die etwa in einer Mittelſtimme verſteckt liegen, müſſen immer als zum Thema gehörig accentuiert werden. Völlige Klarheit im Vortrag einer Bachſchen Fuge zu erreichen, iſt allerdings ſchwierig; dazu ſind mehrere Vorausſetzungen nötig: erſtens eine gute Klaviertechnik und eine zuverläſſige mechaniſche Sicherheit beider Hände, zweitens ein aufgeſchloſſenes Verſtändnis für den Bau der betreffenden Fuge und ein Durchdringen ihrer formalen Proportionen und ſchließlich ein ſchönes Legatoſpiel. Bach hat in vielen ſeiner Fugen wahrhaft verzwickte und ſchwierige Stellen geſchrieben, die nur mit ausdauerndem Fleiß in flüſſigem Vortrag wiedergegeben werden können. Beherrſcht man eine Fuge nach ihrer techniſchen Seite hin vollſtändig tadellos, dann kann, wenn ſich der Vortrag nicht ſchon während der rein mechaniſchen Übung feſtgeſtellt hat, mit der Ausfeilung, dem Schliff des Rohmaterials begonnen werden. Jedes Thema trägt einen gewiſſen Charakter; meiſt iſt dieſer ein ernſter, wie die ganze Bachſche Kunſt, die man mit Recht einem gotiſchen Dome verglichen hat, der in monumentaler Großartigkeit zum Himmel hinaufſtrebt und aus ſeinen Quadern Formen von zierlicher Schönheit hervorſprießen läßt. Deswegen darf Bach nimmermehr leichtſinnig und ſchleuderhaft geſpielt werden; das Hauptgewicht des Bachvortrags liegt in der ſchlichten Einfalt, in der ſtillen Größe des Spiels, in der plaſtiſchen Ausarbeitung der muſikaliſchen Ideen und des ihnen zu Grunde liegenden Charakters; Bach verlangt große Steigerungen; der Spieler muß alſo mit ſeiner Kraft hauszuhalten verſtehen, um nicht dort, wo die Akkorde und Themen „wie Heere in die Schlacht ziehen,“ lahm die Arme hängen laſſen zu müſſen. Ein Klavierſpieler, der eine Fuge von Bach ordentlich, reinlich und geſchmackvoll vortragen kann, darf überall der aufrichtigen Wertſchätzung verſichert ſein, wo man Ernſt und Würde der Kunſt und ein rein empfindendes menſchliches Herz ehrt. Noch einmal: Bach ſei das tägliche Brot namentlich der klavierſpielenden Jugend.

K. H.

Bücherſchau.

Die Entſtehung und erſte Entwickelung des deutſchen, evangeliſchen Kirchenliedes in muſikaliſcher Beziehung für Theologen und kirchliche Muſiker dargeſtellt von Ph. Wolfrum, akadem. Muſikdirektor u. a. o. Profeſſor in Heidelberg. Mit muſikaliſchen Beilagen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Der Verfaſſer übernimmt mit dem vorliegenden, auf gründliche Studien und eigene pädagogiſche Thätigkeit baſiertem Werke den Verſuch, „Theologieſtudierende mit mangelhafter oder keiner muſikaliſchen Vorbildung thunlichſt gründlich in die Materie des kirchlichen Volksgeſanges einzuführen.“ Für unſere Leſer dürfte es genügen, wenn wir eine knappe Inhaltsangabe des verdienſtvollen Buches geben. Der Verfaſſer beſpricht erſt den chriſtlichen Geſang in den früheſten Zeiten, charakteriſiert dann den Ambroſianiſchen Geſang und den Gregorianiſchen Choral und das lateiniſche Kirchenlied. Er unterrichtet dann den Leſer über das deutſche Volkslied auf geiſtlicher und weltlicher Grundlage, und nach dieſer breiten, aber für die Kennzeichnung der Entwickelung notwendigen Einleitung kommt er zu ſeinem eigentlichen Thema: er feiert Luther als den eigentlichen Begründer des evangeliſchen Kirchenliedes, ſchildert die ſehr intereſſanten Beziehungen von Melodien älterer und neuerer Lieder und ihre Verſchiebungen in die geiſtliche Sphäre, welche gerade auf dieſem Gebiete ſtattgefunden haben; den Anhang zu ſeinen nicht ſelten polemiſchen Ausführungen füllt der Verfaſſer mit höchſt dankenswerten Aufſchlüſſen über die franzöſiſchen Pſalmenweiſen und über die Melodien der böhmiſchen Brüder. Zahlreiche in den Text gedruckte Notenbeiſpiele erleichtern das Verſtändnis des gediegenen Werkes.

Vermiſchtes.

In der Zeit zwiſchen dem 30. Mai und dem 4. Juni fand in Berlin eine große Tonkünſtlerverſammlung ſtatt, bei welcher u. a. mitwirkten die Damen: Lillian Sanderſon, Eliſabeth Leiſinger, E. Herzog, L. Lehmann, Ch. Huhn, M. Berg, C. Kloppenburg und L. Müller (Geſang) ſowie Frau Th. Careuno (Klavier). Außerdem beteiligten ſich ſoliſtiſch die Herren d'Albert (Klavier), Halir (Geige), Bulß und Kaliſch (Geſang). Von Korporationen wirkten mit das Joachimſche und das Roſéſche Quartett, das Philharmoniſche Orcheſter, der Sternſche Geſangverein, der Philharmoniſche Chor und die Berliner Liedertafel. Zur Aufführung gelangten eine Reihe hochbedeutender Werke, darunter von Liszt: „Graner Meſſe“, Berlioz: Bruchſtücke aus den Trojanern, Bruckner: „Te Deum“, Nicodé: „Das Meer“, Dvorak: „Violinkonzert“, Martucci: „Klavierkonzert“, Dräſeke: „Serenade“, Mac Dowell: „Klavierkonzert“, Wagner: „Kaiſermarſch“, Gernsheim: „Hafis“, dann noch Kammermuſikwerke von d'Albert, Herzogenberg, Brahms, Tſchaikowski und Volkmann.

Die Berliner Singakademie feierte im Mai das Feſt ihrer hundertjährigen Stiftung; ſie entſtand aus kleinen Anfängen, einem ſogenannten Singthee, wie er früher häufig in muſikaliſchen Familien als anſpruchsloſe Form der Geſelligkeit gepflegt ward. Im Hauſe der Frau General-Chirurgus Voitus kamen Dienſtags am 24. Mai 1791 27 Perſonen zuſammen, welche die Verabredung trafen, allwöchentlich ihre Geſangsübungen unter der Leitung Faſchs zu wiederholen. Der Verein erſtarkte immer mehr und war 1800, als Faſch geſtorben war, ſo weit gewachſen, daß als Totenfeier für den verſtorbenen Dirigenten, der in Zelter, dem Freunde Goethes, einen Nachfolger gefunden, eine wohlgelungene Aufführung von Mozarts Requiem ſtattfinden konnte. In dieſer erſten öffentlichen Aufführung des Vereins wirkten bereits 115 Stimmen zuſammen. Heute beſteht der Chor der Singakademie aus 611 Stimmen; ihr Dirigent iſt Martin Blumner.

Gedenktafel für Juni.

Im Juni wurden geboren: **M. Glinka** (1., 1804), der Schöpfer der ruſſiſchen Nationaloper, **C. Grammann** (3., 1844), deſſen Oper „Meluſine“ neuerdings in Dresden aufgeführt wurde, **R. Schumann** (8., 1810), einer der hervorragendſten Komponiſten der Gegenwart, Otto Nicolai (9., 1810), deſſen „Luſtige Weiber von Windſor“ eine der wenigen deutſchen komiſchen Opern ſind, die ſich erhalten haben, **J. v. Herzogenberg** (10., 1843), einer der beſten neueren Tonſetzer, **N. Rubinſtein** (14., 1835), der Bruder des großen Klavierſpielers, **E. Grieg** (15., 1843), der nordiſche Barde, Otto Jahn (16., 1813), der klaſſiſche Biograph Mozarts, **Ch. Gounod** (17., 1817), neben **Bizet** der bedeutendſte Vertreter der modernen franzöſiſchen Komponiſtenſchule, **David Popper** (18., 1846), ein brillanter Celliſt, **J. Offenbach** (21., 1819), der talentvolle, aber frivole Operettenkomponiſt, **Mehul** (22., 1763), der Autor der im edlen Stil geſchriebenen Oper „Joſeph und ſeine Brüder“, **C. Reinecke** (23., 1824), der fruchtbare Komponiſt und Dirigent der Leipziger Gewandhauskonzerte, **F. Silcher** (27. 1789), der gemütvolle Liederkomponiſt, und **R. Franz** (28., 1815), der Neſtor unter den muſikaliſchen Lyrikern Deutſchlands. Es ſtarben: **C. M. von Weber** (5., 1826), der Schöpfer der deutſchen Volksoper, **J. Raff** (25., 1882), ein hochbegabter aber durch Vielſchreiberei ſich verflachender Komponiſt, und **J. F. Reichardt** (26., 1814), der alte wackere Kapellmeiſter Friedrich des Großen.

Redaktionspoſt.

H. S. in R. Sie erhalten den vierhändigen Klavierauszug des Meiſterſingervorſpiels in jeder Muſikalienhandlung oder auch direkt von dem Verleger Schott in Mainz.

Frau **P. M.** in **Gr.** Eine geeignete Anleitung für die Erteilung des erſten Klavierunterrichts finden Sie in dem ſehr empfehlenswerte Werke „**Klavierſchule und Melodieenreigen**“ von U. Seifert, Verlag Steingräber, Leipzig. Beherzigenswerte Winke gibt **Louis Köhler** in ſeinem Buche „**Der Klavierunterricht, Studien, Erfahrungen und Ratſchläge**“, Leipzig, J. J. Weber.

J. Th. aus **Peſtedt.** Der Name Chopin iſt nicht etwa deswegen, weil Chopin in Polen geboren iſt, polniſch auszuſprechen, ſondern franzöſiſch. Chopin entſtammte bekanntlich einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie.

Muſikverein in Hohenſtein. Die von Ihnen gewünſchte Auswahl moderner Kammermuſik iſt deswegen eine ſo ſchwierige, weil ſich die Anforderungen der neueren Tonſetzer an die techniſchen Fertigkeiten der Ausführenden in ſolchem Maße geſteigert haben, daß eigentlich nur Berufsmuſiker an die Ausführung dieſer Kompoſitionen ſich wagen dürfen. Leicht und ſchwer ſind eben relative Begriffe: Der eine jammert über Schwierigkeiten, wo der andere ſich beklagt, „daß es zu leicht ſei.“ Wir werden trotzdem auf einzelnes, was uns beſonders wert erſcheint, auch von Dilettanten gepflegt zu werden, hinweiſen.

A. W. in Altenburg. Ihrem Zwecke werden jedenfalls entſprechen die hübſchen, in gefälligem Stile geſchriebenen und dankbaren „**Drei Duette für zwei Singſtimmen**“ (Sopran und Alt) mit Pianofortebegleitung von **A. Förſter, Op. 113**, Preis 2.50 ℳ. Leipzig, Rudolf Dietrich.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Wenn die Welt dich erhoben,
Nur dich ſelber nicht loben!

Und wenn alle dich haſſen,
Nur dich ſelbſt nicht verlaſſen!

Begleitgedicht zu einem Patenbecher.

Sieh dies Becherlein hier blinken:
Trinken lerne, lerne trinken!
Trinke aus der Liebesfülle
Deiner Eltern Liebesglück,
Daß aus deines Buſens Hülle
Liebe wieder fließ' zurück. —
Trink' auch Weisheit in der Schule;
Aber hock' mir nicht zu lang
Vor den Büchern auf dem Stuhle,
Folge froh der Seele Drang,
Draußen, wo die Bäume winken,
Gottes freie Luft zu trinken,
Jugendmut mit Mund und Augen
Dir in's junge Herz zu ſaugen! —
Aber ſchlürf' auch aus dem Bilde
Deſſen, dem du nun geweiht,
Zu dem Jugendmut die Milde,
Sanftmut zu der Munterkeit! —
Trink getroſt am Born der Freude!
Gott gefallen frohe Leute. —
Sollten aber deine Lippen
Auch dereinſt am Leide nippen, —
Bitter ſchmeckt's, doch nicht verbittern
Soll's, und wenn nach Ungewittern
Stern um Stern durch Wolken bricht,
Trinke Troſt aus ihrem Licht!
Trinke du Vergeſſenheit
Nach dem Stürmen, nach dem Streit! —
Wenn wir aber, liebes Kind,
Nicht dereinſt mehr bei dir ſind,
Woll' zuweilen nur zum Munde
Still den kleinen Becher lenken
Und in einer trauten Stunde
Unſrer freundlich dann gedenken! — — —
Nun die Gläſer hoch im Kreiſe:
Daß dir auf des Lebens Reiſe,
Nie der Wein im Becher fehle,
Wenn er dir entgegenblinkt,
Nie dir eine treue Seele
Mangle, die ihn mit dir trinkt!
Ja, dies Los werd' dir zuteil,
Unſerm Annerl Glück und Heil!

G. E. Lang,
Frankfurt a. Main.

Die ſchönſten Roſen.

Unſere Blumenkönigin, die Roſe, iſt in ihrer Variation gar mannichfaltig. Da hat man z. B. von der 1853 von Jacotot, Gärtner zu Dijon, gezüchteten allbekannten Roſe „Gloire de Dijon“ durch künſtliche und natürliche Befruchtung (Hybridation) bis jetzt allein ſchon über hundert neue Sorten herangezogen. Jede kleinſte Abweichung in der Farbe und Form der Blüte, im Bau der Krone, in der Vegetation und Blütezeit bedeutet für den ſpekulativen Neuheitenzüchter eine beſondere Varietät oder Sorte, ſo daß es ſelbſt dem Roſiſten vom Fach ſchwer wird, zwiſchen unſeren heutigen, in den letzten Jahrzehnten entſtandenen unzähligen Sorten ſich zurechtzufinden. Ueberdies ſind viele ſolche „Neuheiten“, wovon der Roſenmarkt fortgeſetzt alljährlich eine ganze Anzahl bringt, nur von geringem Werte, und ſie tragen häufig nur dazu bei, unſere älteren, ſchönen Sorten unverdienterweiſe in den Schatten zu ſtellen. Das Neue an jenen Sorten iſt eben nicht immer ſchön, und das Schöne nicht immer neu. Der Roſenfreund muß daher beim Ankauf von Roſenneuheiten ſehr vorſichtig ſein, wenn er ſich nicht häufig enttäuſcht ſehen will.

Der Verein deutſcher Roſenfreunde hat, um dieſes möglichſt zu verhindern, durch eine „Roſenabſtimmung“ die ſchönſten Roſen der einzelnen Gattungen gruppiert, welches Reſultat nachſtehend, mit einigen Umänderungen, verkürzt wiedergegeben iſt.

Gelbe Theeroſen. Maréchal Niel, Perle des jardins, Madame Eugène Verdier, Etoile de Lyon, Belle Lyonaise, Beauté de l'Europe, Sunset, Perle de Lyon.

Weiße Theeroſen. Niphetos, Grossherzogin Mathilde, Madame Bravy, Marie Guillot, Etendard de Jeanne d'Arc, The Bride.

Gelb mit roſa Theeroſen. Madame Berard, Marie van Houtte, Gloire de Dijon, Mlle. Francesca Krüger, Adrienne Christophle, Homère, Souvenir de Victor Hugo.

Weiß mit roſa Theeroſen. Grace Darling, Madame de Watteville, Souvenir de Paul Weyron, Souvenir d'un ami, Catharine Mermet.

Dunkelrote Theeroſen. Reine Marie Henriette, André Schwartz, Souvenir de Thérèse Levet, Alphonse Karr, Madame Lombard, Papa Gontier.

Weiße Remontantroſen. Merveille de Lyon, Boule de neige, Mabel Morrissons, Elise Boelle, Imperatrice Eugénie. Coquette des blanches, Louise Darzens.

Roſa Remontantroſen. Baronne de Rothschild, John Hopper, Mlle. Eugénier Verdier, Paul Negron, Magna Charta, Anna de Diesbach, Madame Marie Finger, Victor Verdier, Duchesse de Vallombroser Queen of Queens, Comtesse Cécile de Chabrillant.

Weiß mit Roſa nüanciert Remontantr. Captain Christy, Julius Finger, Catherine Soupert, Madame Alfred de Rougemont.

Rote Remontantr. Marie Baumann, Alfred Colomb, Fischer Holmes, Souvenir de Spa, Génèral Jaqueminot, Mademoiselle Annie Wood, Etienne Levet, Dr. Andry, Senateur Vaïsse.

Dunkelrote Remontantr. Prince Camille de Rohan, van Houtte, Souvenir de William Wood, Jean Liabaud, Empereur du Maroc, Monsieur Boncenne, Abel Carrière, Baron de Boustetten, La Rosière, Pierre Notting.

Thee-Hybrid-Roſen. Lady Marie Fitzwilliam, La France, Duke of Connaught, Cheshunt-Hybrid, Madame Julie Weidmann, Countess of Pembrok, American Beauty.

Bourbon-Roſen. Souvenir de la Malmaison, Baron Gonella, Louise Odier, Mistress Bosanquet, Blanche Lafitte.

Noiſette-Roſen. William Allen Richardson, Céline Forestier, Aimée Vibert, Rêve d'or, Bouquet d'or Chromatella, Ophirie.

Mooſroſen (nicht remontierend). Centifolia muscosa, Eugène Verdier, Reine blanche, Christata.

Mooſroſen (remontierend). Soupert & Notting, Blanche Moreau, Eugénie Guinoisseau, Salet, Denil de Paul Fontaine.

Panachierte Roſen. Belles des jardins, Perle des Panachées, Tricolore de Flandres, Panachée d'Orleans, Panachée de Luxembourg.

Kletterroſen. Beauty of the Prairies, Belle de Baltimor, Félicité-Perpétue, Duc de Constantin, Alba, Polyantha, Madame Sancy de Parabère.

Kößner Baumſchulen b. Elmshorn i. H.

Nähmaſchine und Geſundheit.

Als vor ungefähr einem Vierteljahrhundert die Nähmaſchine, dieſe Epoche machende Erfindung, ihren Rundlauf um die Welt begann und alles in Staunen, in Erregung und Entzücken verſetzte, miſchte ſich in die rückhaltloſe Anerkennung gar bald ein bedenkliches „Aber“. Das Nähen ſollte die Augen anſtrengen, nervös machen, die Bruſt beklemmen und was ſonſt noch alles. Kurzum, die Nähmaſchine ſtand bald, in ihrer Rückwirkung auf die Geſundheit, in dem denkbar ſchlechteſten Ruf. Später, als die Damen aus eigener Erfahrung bezeugen konnten, daß die Folgen keine gar ſo böſe ſeien, beruhigten ſich die Gemüter, wenngleich manche Ärzte noch immer die Achſeln zuckten und ängſtliche Mütter die doch ſo nützliche Maſchine um keinen Preis in ihrem Hauſe litten. Und wie iſt die Anſicht jetzt, da lange Erfahrung wohl ein abſchließendes Endurteil zuläßt? — Ein Fabrikarzt, Dr. Schauſen, erklärt, daß er bei keiner von vielen Hunderten von Arbeiterinnen, die er beim Maſchinennähen beobachtete, Anzeichen von Schwindſucht wahrgenommen habe, obgleich nicht wenige ſich darunter befanden, deren Eltern an dieſer Krankheit geſtorben waren. Der genannte Arzt glaubt deshalb zu dem Schluſſe berechtigt zu ſein, daß die Arbeit an der Nähmaſchine nicht nur nicht nachteilig, ſondern im Gegenteil zuträglich ſei. Meine geehrten Leſerinnen, und ſelbſt die ängſtlichſten unter ihnen, müſſen alſo zugeben, daß auch nicht mehr der geringſte Grund vorhanden, die Nadelarbeit in dieſer Hinſicht auf Koſten der Maſchinenarbeit hoch zu ſtellen. Das, was bei der Nadelarbeit vor allem geſundheitsſchädlich wirken muß, das unausgeſetzte Stillſitzen und die gekrümmte Haltung, fällt bei der Maſchinenarbeit vollſtändig weg. Eine vornüber gebeugte Haltung nehmen nur Anfängerinnen an, ſpäter gewöhnen ſie ſich faſt von ſelbſt an das Gradeſitzen. Sowohl die Fuß- und Beinmuskeln, wie auch die Hüft- und Rückenmuskeln, werden dabei mit in Anſpruch genommen, wozu noch die Tätigkeit der Hände beim Halten und Arrangieren der Arbeit kommt. Alſo nur keine Sorge, wenn das fleißige Töchterchen einmal das Rädchen länger ſchnurren läßt. Nur auf eins möge die Mutter wohl achten, nämlich darauf, ob das Mädchen auch weit auf den Stuhl gerückt, breit und bequem ſitzt, denn der Stützpunkt darf nicht auf den Füßen liegen, und dann ſind alle beengenden Kleidungsſtücke durchaus zu vermeiden. **W. Ende.**

Briefmemorandum.

Die beiden Seiten, ſowie der untere Teil des Rahmens einer kleinen Schiefertafel werden mit von Couverts gelöſten und ſauber gewaſchenen Briefmarken kraus beklebt, ſodaß keine Stelle Holz frei bleibt, aber die verſchiedenen Farben ohne ein Muſter zu bilden ein gefälliges Chaos ausmachen. Man vermeide darum etwa blaue neben grüne, oder rote neben gelbe zu kleben; jede ſoll ſich ſcharf abheben. Man klebe nicht im Viereck, ſondern teilweiſe übereinander, ſodaß das ganze wie zuſammengeworfen erſcheint ohne jedoch zu ſtark aufzuliegen, die Ränder beſchneidet man nach dem Rahmen. Je ſeltener die Marken — die ſeltenen läßt man möglichſt unzerſchnitten — je wertvoller der Rahmen, auch Marken von den Briefen einer lieben Perſönlichkeit haben eigenen Wert. Trocken überzieht man die Arbeit mit hellem feinem Lack, davon man nicht verſäume vorher zu probieren, ob er ohne Riſſe auftrocknet. Die obere Leiſte des Rahmens beklebt man mit einem hübſchumrandeten Tuch oder Seidenſtreifen, auf den man eine Vergißmeinnichtranke oder die Worte: à répondre geſtickt. Die linke Seite des Rahmens kann man mit Goldpapier oder mit Marken einer Farbe gleichfalls bekleben und im letzteren Falle auch lackieren. Mit einer paſſenden Seidenſchleife binde man einen Griffel in Goldpapier an, und eine ebenſolche ziehe man zum Aufhängen durch die obere Öſe. Die Tafel dient neben dem Schreibtiſch zum Notieren der beantworteten Briefe. **Heddy.**

Geburtstagsgedicht bei Überſendung einer Flaſche Danziger Goldwaſſer.

Mancher findet vieles Gold
In dem Trank des Lebens —
Mancher iſt dem Kritteln hold —
Sieht's nicht, wenn er's ſehen ſollt',
Späht nach ihm vergebens:

Du, mein Beſter, find'ſt ein Korn
Gold an jedem Tage.
Gehſt durchs Leben ohne Zorn,
Siehſt an Roſen nicht den Dorn,
Siegſt ob jeder Plage.

Darum nimm dies Wäſſerlein
Zur Geburtstagsgabe!
Möcht' dir unſre Freundſchaft ſein
Auch ein Körnlein Gold ſo klein —
Kleinſte Herzenslabe.

Pauline Doubberck.

Praktiſches fürs Haus.

Staubflecke, Theerflecke aus Kleidern vertreibt man durch Reiben mit warmem, gutem Spiritus. Beſonders ſchön laſſen ſich auf dieſe Weiſe unſauber gewordene helle Atlastaillen reinigen. Das Erwärmen des Spiritus geſchieht, indem eine Taſſe mit Spiritus in ein Gefäß voll heißes Waſſer geſetzt wird, ſelbſtverſtändlich muß der Rand der Taſſe über das Waſſer hinausragen. Wollte man den Spiritus direkt über offenem Feuer erwärmen, ſo würde er ſich entzünden. **E. in L.**

Goldgegenſtände, welche durch Berührung mit Queckſilber weiß geworden ſind, legt man am einfachſten in die warme Ofenröhre; nach einigen Stunden, je nachdem auch erſt nach ein, zwei Tagen, iſt das Queckſilber durch Verdampfung aus dem Golde verſchwunden. Bei Ringen und dergl. mit Haareinſchlüſſen, die keine hohe Wärme vertragen, genügt ein längeres Liegenlaſſen bei einer Temperatur von 50 bis 60° Celſius. **K. L.**

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Schmuck.

Die kleinen goldenen Sterne, wie ſie die Offiziere auf den Epaulettes tragen, laſſen ſich zu einem ſehr hübſchen Damenſchmuck verwenden. Die Sterne werden mit kleinen Öſen verſehen, und ſo zu einer Reihe verbunden. Auf dieſe Weiſe werden Armbänder, Kolliers, Uhrketten hergeſtellt, welche von Offiziersdamen ganz gewiß mit beſonderem Vergnügen getragen werden. Der Schluß geſchieht unter einem Stern, entweder durch Haken oder durch ein Schlößchen. Die paſſende Broche zu dieſem Schmuck beſteht entweder aus drei in einer Reihe aneinandergeſetzten Sternen, oder aus drei in Kleeblattform verſetzten. Die Sterne müſſen ſtark vergoldet werden. Der Schmuck ſieht ſehr apart aus, weil ihn noch nicht „jeder“ trägt.

E. in L.

Handarbeit.

Die in dieſem geſchätzten Blatte beſchriebene Autographendecke verwertete ich folgendermaßen bei der Hochzeit meiner Schweſter. Ich nahm Hausmacherleinen, 1 m im Quadrat, umgab dieſes mit einem ziemlich breiten Maſchinenſaum, verſah, in einiger Entfernung von dieſem, den Stoff mit einem ſchönen Hohlſaum und ließ die Worte: „N. N.'s Hochzeitsgäſte“, ſchräg über die Decke zeichnen. Dieſes ſtickte ich mit weißem Glanzgarn in Plattſtich und ränderte es dunkelblau. Bei der Hochzeitstafel ging nun die Decke von einer Hand zur andern, jeder unterſchrieb groß und deutlich, die Paare immer zuſammen. Die Brautführerpaare ſchrieben auch die Reihenfolge dazu, d. h. 1. Brautführerpaar ꝛc. Auch die „Streukinder“ ſind dabei, obgleich ihnen die kleinen Händchen geführt werden mußten. Nun ſtickte ich alle Namen ſehr ſauber mit verſchiedenem buntem Stickgarn in Stilſtich und umgab die Decke mit einer feinen gehäkelten Spitze. Sie ſieht ſehr gut aus, iſt ein niedliches Geſchenk und bildet zugleich ein nettes Andenken.

Luſtige Buchhändlersfrau.

Für die Küche.

Rezepte:

Amerikaniſcher Taſſenkuchen. Man reibt eine Taſſe Butter zu Schaum, fügt unter ſtetem Rühren 4 Eidotter, 2 Taſſen Zucker, 2 Gramm Vanilleextrakt, ſowie nach und nach 1 Taſſe Milch und 4 Taſſen Mehl hinzu, reibt 1 Theelöffel doppeltkohlenſaures Natron und 3 Theelöffel Cremortartari durch ein Sieb in die Maſſe und zieht den Eierſchnee hindurch. In ausgeſtrichener Form ein bis zwei Stunden zu backen.

Rheiniſcher Kaffeekuchen. 125 Gramm Butter werden zu Sahne gerührt, 5 Eigelb und 125 Gramm Zucker hinzugefügt und die Maſſe gerührt, bis ſie Blaſen ſchlägt. Dann miſcht man 125 Gramm Korinthen, 125 Gramm Roſinen, 20 Gramm in Würfel geſchnittenes Citronat, 50 Gramm ſüße geriebene Mandeln und 1 Gramm Naumannſches Bittermandelextrakt hinzu, fügt $^1/_4$ Liter Milch und 375 Gramm Mehl zu, zieht den Eierſchnee durch die Maſſe und reibt das Hebemittel wie im vorigen Rezept durch ein Sieb hinein. Zeitdauer des Backens ein bis zwei Stunden.

Prinzeſſincrème. Man blanchiert 250 Gramm Reis mehrmals, quillt ihn langſam mit 1 Liter Milch, 250 Gramm Zucker und einem großen Stück Vanille dick aus, vermiſcht ihn mit 35 Gramm aufgelöſter Gelatine, 1 Gläschen feinem Liqueur und $^1/_2$ Liter Schlagſahne, läßt ihn in mit Mandelöl ausgeſtrichenen Formen erſtarren und ſerviert ihn geſtürzt mit Weinſchaumbeiguß oder Fruchtſaft.

Blitzkuchen. 250 Gramm friſche Butter rührt man zu Schaum, gibt 4 Eier, 250 Gramm Zucker, 1 Gramm Naumannſches Zitronenſchaleextrakt und 250 Gramm Mehl hinzu, ſtreicht dieſe Maſſe meſſerrückendick auf ein mit Wachs beſtrichenes Backblech, beſtreut ſie mit 125 Gramm gröblich geſtoßenen Mandeln, die man mit 3 Eßlöffeln Hagelzucker miſchte, und bäckt den Kuchen bei ſehr gelinder Hitze hellbraun. Man zerſchneidet ihn noch warm in rautenförmige Stücke.

Türkiſche Küchlein. Fünf hartgekochte Eier reibt man durch ein Sieb und verarbeitet ſie tüchtig mit 200 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker, 1 Gramm Naumannſchem Zitronenſchaleextrakt, 250 Gramm Mehl, $^1/_2$ Taſſe Waſſer und 4 rohen Eiern zu einem geſchmeidigen Teig, den man ausrollt, und von dem man mit kleinem Ausſtecher Figuren ausſticht. Man beſtreicht die Kuchen mit Eigelb, beſtreut ſie mit Zucker und bäckt ſie lichtbraun.

Italieniſche Torte. 12 Eidotter verrührt man mit 375 Gramm feinem Zucker und 250 Gramm ſüßen Mandeln ſolange, bis ſie einen ſteifen Schaum bilden, zieht den ſteifen Eierſchnee durch die Maſſe und backt ſie in einer Springform bei gelinder Hitze eine Stunde. Nach dem Erkalten ſchneidet man mit ſcharfem Meſſer drei gleichdicke Platten, beſtreicht zwei mit Obſtmarmelade und die dritte mit Schokoladeguß, den man im warmen Ofen übertrocknen läßt.

Zitronenbowle. Man vermiſcht zwei Flaſchen Weißwein mit 100 Gramm Zucker und 1 Gramm Naumannſchem Zitronenſchaleextrakt, ſtellt die Bowle auf Eis und gießt kurz vor dem Auftragen eine kleine Flaſche kohlenſaures Waſſer hinzu.

L. H.

Speiſezettel für eine Damengeſellſchaft von 10 Perſonen im Preiſe von 15 Mark einſchließlich Getränke.

	ℳ	₰
Kaffee mit geſüßtem und ungeſüßtem Rahmſchaum	1	40
Amerikaniſcher Taſſenkuchen	1	25
Rheiniſcher Kaffeekuchen	2	00
Prinzeſſincrème	2	20
Blitzkuchen	1	75
Türkiſche Küchlein	1	20
Italieniſche Torte	2	50
Zitronenbowle	2	70
Summa	15	00

Frage.

149) In Nr. 26 wird gefragt, ob niemand wiſſe, woher Konſerven an Private zu beziehen ſeien, da die vom Frager bezogenen nicht ſo gut wie die augenſcheinlich bei Gelegenheit eines Manövers genoſſenen Konſerven der Militärfabrik ſeien. Eine Antwort iſt bis jetzt noch nicht erfolgt. — Ich möchte mir erlauben dieſe Frage zu wiederholen, da ihre Beantwortung für viele Leute intereſſant ſein muß, die jene Konſerven haben möchten, aber nicht wiſſen, woher zu beziehen. In Frage kommen hauptſächlich Erbſen, Bohnen, Graupen ꝛc. -Suppen, Erbswurſt, Konſerven von Beefſteak, Zunge, Gulyas ꝛc. ꝛc. Vielleicht ließe ſich ein freundlicher Leſer bewegen, auf eine erneute Anfrage, ſeine Erfahrungen in dieſem Fache mitzuteilen.

D.

Redaktionspoſt.

A. J. Ihre Schilderung iſt vollkommen zutreffend, verehrte Frau! Wir können Ihnen lediglich die preuß. Rentenverſicherungs-Anſtalt empfehlen, wollen Sie aber darauf aufmerkſam machen, daß die amerikaniſche Equitable (Berlin, Leipzigerſtr.) etwas günſtigere Bedingung zu gewähren ſcheint.

Wohlfeile, elegante Sammlung
guter Romane für die Familie.

Daheim-Bibliothek.

I. Band: **Fremdes Blut.**
Roman von **Doris Freiin v. Spättgen.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

II. Band: **Um jeden Preis.**
Novelle von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

III. Band: **Der Geiger von Thun.**
Roman von **A. v. Freydorf.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

IV. Band 1. und 2. Teil: **Gepa.**
Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

V. Band: **Der Sternburger Kreis.**
Roman von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VI. Band: **Auf der Dobenau.**
Roman von **E. v. Wellnitz.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

VII. Band: **Pfadfinder.**
Zwei Erzählungen von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band: **Er lebt!**
Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

IX. Band: **Die zweite Mutter.**
Von **Henry Gréville.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

X. Band: **Das Fritzchen.**
Erzählung von **Gräfin M. Keyſerling.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

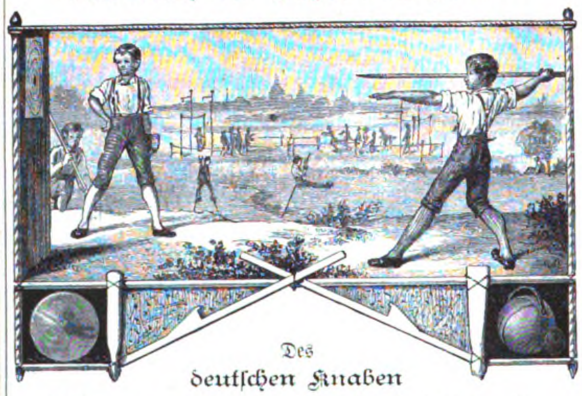
XI. Band: **Ein tapferes Herz.**
Roman von **Jacques Vincent.**
Ein Bd. elegant gebunden Pr. 1 ℳ 50 ₰.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** oder die Verlagsbuchhandlung:

Velhagen & Klaſing in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Für die Zeit
des
Tummelns der Jugend im Freien:



Des
deutſchen Knaben
Turn-, Spiel- und Sportbuch.

Von
E. Barth und L. Schützer
Schuldirektor. Turnlehrer.

Praktiſche Anleitung zu nützlichen Körperübungen außerhalb der Schule: Turnen, Exerzieren, Fechten, Schießen, Bewegungsſpielen, Baden, Schwimmen und Springen, Rudern und Segeln, Schlittſchuhlaufen und Eisſegeln, Radfahren.

Der männlichen Jugend zur Luſt und Freude, zur Pflege und Ausbildung des Körpers.

Ein praktiſches Buch mit zahlreichen Abbildungen.

Elegant gebunden Preis 6 M.

Es iſt ein von höchſter Stelle gefördertes Beſtreben der heutigen Pädagogik, die Widerſtandsfähigkeit der Jugend durch vermehrte Ausbildung des Körpers zu erhöhen. — Das **Turn-, Spiel- und Sportbuch** wendet ſich in dieſem Sinne aus der Praxis heraus ſo friſch und flott an unſre Jungen, daß es allenthalben anregen und nicht nur Nutzen, ſondern auch helle Freude ſtiften wird.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Erzählungen von Maria Krummacher:

Neu 1891:

Unſer Großvater.
Ein Lebensbild in Briefen.
Eleg. geb. Preis 6 ℳ.

Die Verfaſſerin von „Unſere Mutter“ (6. Aufl. 1889) bringt hier als Seitenſtück das Lebensbild des Großvaters, des Parabeldichters Friedrich Adolf Krummacher, Vaters von Fritz Krummacher, dem Eliasprediger. Es iſt wieder ein Familien- und Zeitbild, aus der Wende des 18./19. Jahrhunderts, wie es ſich im Leben einer kernhaften Weſtfalennatur abſpiegelt, in der ſich Tiefe des Gemüts mit erfriſchendem Humor ſo erquicklich verbinden. Erſt Konrektor in Hamm, dann Rektor in Moers, Profeſſor an der Univerſität Duisburg, Pfarrer in Kettwig, Generalſuperintendent in Bernburg, zuletzt Paſtor in Bremen: das ſind die Stationen dieſes reichen Lebens. Das Buch wird raſch als gehaltvolle Familienlektüre beliebt werden, etwa wie Kügelgens Erinnerungen eines alten Mannes.

Unſere Mutter.
Ein Lebensbild von M. K. Sechſte Auflage.
Elegant gebunden Preis 4 ℳ.

Ein Familienbild wie es anmutiger und feſſelnder nicht leicht gefunden werden kann.

Haman von Holzhauſen.
Eine Frankfurter Patriziergeſchichte von M. K.
Fünfte Auflage.
Elegant gebunden Preis 6 ℳ.

Im Rahmen einer anſprechenden, ſpannenden Familiengeſchichte ein Roman aus der großen Zeit der Lutheriſchen Reformation.

Himmelsſchlüſſelchen.
Eine Jugendgeſchichte von
M(aria) K(rummacher).
Vierte Auflage.
Elegant gebunden Preis 5 ℳ. 50 ₰.

Eine erquickende echt poetiſche Erzählung, über welche der Zauber des edelſten Idealismus gebreitet iſt.

Zu den Bergen.
Erzählung von M. K. Dritte Auflage.
Elegant gebunden 4 ℳ 50 ₰

Aus dieſem Buche weht eine reine, friſche Luft, die der Leſer mit vielem Vergnügen und wahrhaftem Genuß einatmen wird.

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

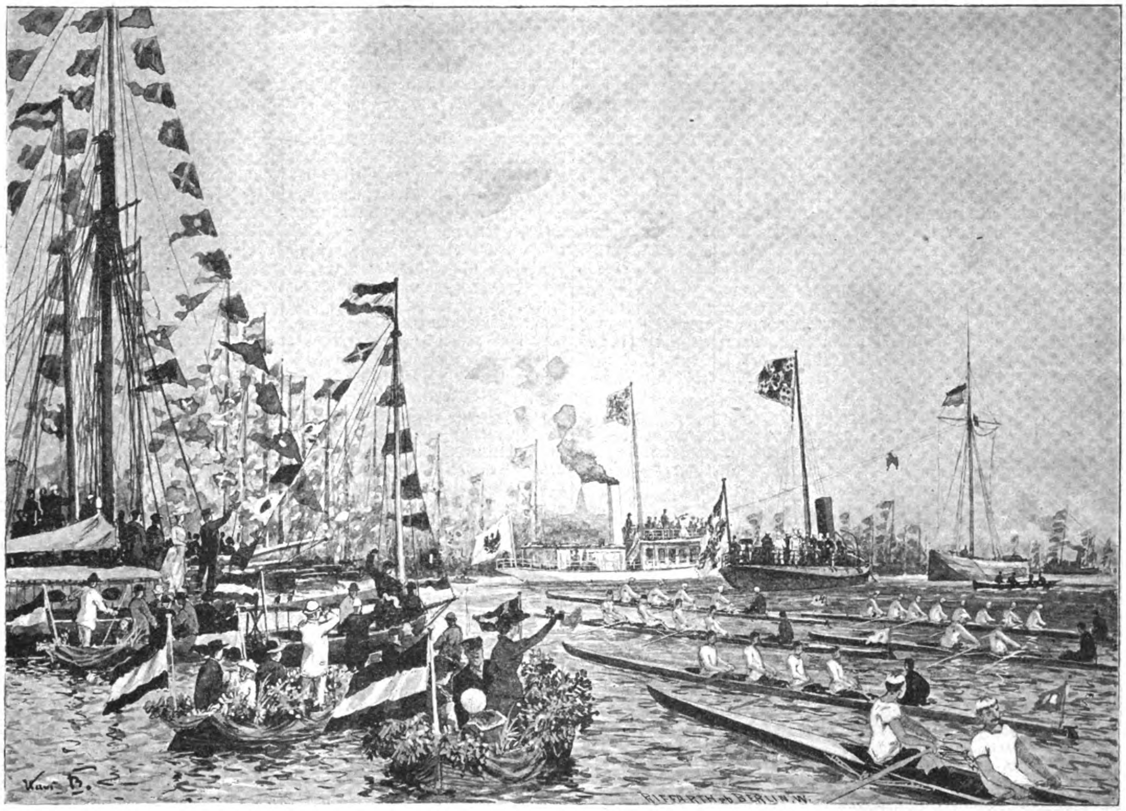
XXVII. Nr. 39. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

27. Juni 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Das Feſt der „Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ auf dem Wannſee.


RIFFARTH BERLIN W.

Die Ende Mai zu Berlin tagende „Deutſche Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ veranſtaltete am Schluß ihrer Sitzungen ein eigenartiges Schauſpiel: die Vorführung ihrer Apparate auf dem Wannſee. Da Se. Majeſtät der Kaiſer ſelbſt ſein Erſcheinen zu der Vorſtellung zugeſagt hatte, ſo geſtaltete ſich dieſe zu einem großen waſſerſportlichen Ereignis. Der ſonſt ſo ſtille, ſchöne See bot am 31. Mai ein ſelten geſehenes Bild dar. Das Vereinshaus „Seglerhaus am Wannſee“ hatte den prächtigſten Schmuck angelegt. In langer Reihe lagen die Sportfahrzeuge, kriegsſchiffsmäßig geflaggt. Dampfer, Ruder- und Sportboote drängten ſich an den Abſperrungslinien. Ein als Wrack fungierender Spreekahn lag mitten im See verankert, während die Rettungsapparate im Seglerhauſe aufgeſtellt waren. Punkt $^3/_4$4 Uhr donnerten Böllerſchüſſe, zum Zeichen, daß Se. Majeſtät nahe. Das Torpedoboot V. 6. mit der gelben Kaiſerſtandarte am Maſte rauſchte mit unheimlicher Schnelligkeit heran, gefolgt von der ſchneeweißen Dampfjacht „Alexandra“, welche die Standarte der Kaiſerin zeigte. Nicht endenwollendes Hurra empfing das Herrſcherpaar. Als die kaiſerlichen Fahrzeuge vor Anker gegangen waren, nahm die Vorſtellung ihren Anfang. So ernſt, wie die Sache ſich in Wirklichkeit ausnimmt, ſo heiter ſtimmte der Vorgang auf dem ſanften Wannſee die Gemüter. In ſchmorender Sonnenhitze befanden ſich drei Unglückliche auf der hilfloſen Zille. Die Braven am Lande rüſten ſich. Ziſchend fliegt die Rakete über das Wrack, die hinübergeſchoſſene Leine wird angeholt, das Tau daran herübergezogen. Endlich erſcheint die Rettungshoſe. Schnell beſteigt ſie der erſte und wird zur Abkühlung teilweiſe durch das Waſſer an Land gezogen. Der nächſte folgt ihm. Der dritte jedoch ſpäht vergebens nach der Rückkehr der Rettungshoſe. Doch man hat ihn bemerkt. Flugs gleitet das Rettungsboot „Düſſeldorf“ vom Sliz. Zwanzig kräftige Arme handhaben die Riemen. Der Anker fällt kurz vor der Zille, da man ſich einem Wrack vorſichtig nähern muß. Endlich iſt auch der dritte Unglücksmenſch, halb verſchmachtet zwar, geborgen. — Dies war ungefähr die humoriſtiſche Seite des überaus lehrreichen Vorganges, im Ernſtfalle mögen die kräftigen, wetterfeſten Seemannsgeſtalten, welche die Übung ausführten, wohl andere, ernſtere Geſichter gemacht haben. Se. Majeſtät geſtattete alsdann die Paradeauffahrt der Ruderklubs. Um 5 Uhr ließ Se. Majeſtät die Anker lichten, und unter donnernden Hochrufen verließen die Herrſchaften den Wannſee.

H. B.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Das Wahre ſagen,
Das Schwere tragen,
Das Rechte wagen
Zu allen Tagen!

Die Deutſchen auf Reiſen.

Die Winke der Frau J. v. W. in Nr. 37 werden hoffentlich von recht vielen reiſenden Damen befolgt! Wie oft habe ich mich im Auslande ſchon über die ganz unpaſſenden, unpraktiſchen und auffällig zuſammengeſtoppelten Reiſeanzüge meiner lieben Landsmänninnen geärgert! Die Sache ſcheint rein äußerlich, unweſentlich, womöglich eine Frage der Eitelkeit — das iſt falſch. Wenn wir ins Ausland gehen, vertreten wir nicht nur uns ſelbſt, wie in den gewohnten heimiſchen Verhältniſſen, ſondern wir vertreten unſere Nation. Als deren Repräſentanten treten wir in der Fremde auf. Viele von denen, die da reiſen, beurteilen friſchweg eine ganze Nation nach den Typen, die ſie zufällig im Privatleben kennen lernen. Die nehmen ſie zu Studien und ſchließen von der Perſon auf die Nation. Es liegt wahres darin, denn das Volk ſetzt ſich eben nur aus Einzelnen zuſammen. Wie müſſen dann aber die Ausländer den Geſchmack der deutſchen Nation nach deren reiſenden Vertreterinnen beurteilen! Ich ſelbſt habe im Ausland leider nur zu oft Landsleute angetroffen, die durch ihren geſchmackloſen Anzug einfach lächerlich auffielen. „Ach ja, es ſind Deutſche," heißt es dann mit Spottlächeln. Während die Ausländer meiſt mit dem Prinzip reiſen, dort draußen, wo ſie niemand kennt, ſie nur nach Äußerlichkeiten beurteilt werden, ſo vorteilhaft und ſtattlich wie möglich aufzutreten, ſagt ſich in unzähligen Fällen die Deutſche: „In der Fremde kennt uns niemand, da können wir die alten Sachen auftragen; das Gute verdirbt man ſich nur auf der Eiſenbahn." Dieſer Grund iſt nicht einmal vom Standpunkte hausmütterlicher Sparſamkeit ſtichhaltig. Gerade ältere, getragene Sachen ſind Reiſeſtrapazen ſchlecht gewachſen. Selbſt wenn ſie zu Haus gut aufgearbeitet wurden, verlieren ſie ſchon nach wenigen Tagen die künſtliche Friſche, ſehen vergraut und abgeriſſen aus. Ein gemuſtertes Flanellkleid iſt ſo billig im Ankauf, es trotzt erfolgreich Wind, Sonne und Eiſenbahnſtaub, zerdrückt ſich nicht und behält ſeinen weichen Faltenwurf, ſo daß man ſich ſelbſt in Luxusbädern des einfachen, praktiſchen Reiſekleides nicht zu ſchämen braucht. Da nehmen ſo Viele unmoderne Kleidungsſtücke, alte Staatskleider, die ſie zu Haus nicht mehr tragen konnten, fügen das unbedingt Nötige billig hinzu und reiſen in ſolchem Aufputz in die Fremde. Ich ſah buchſtäblich vergangenes Jahr eine junge Dame, die in einem blau- und weißgemuſterten Seidenkleid mit ſchwarzer Spitze (unverkennbar ehemalige Geſellſchafts-Toilette) eine Gletſcherpartie machte. Eine anſtändige Reiſekleidung erfordert durchaus keinen Luxus, nur ein dem Zweck entſprechendes Gewand. Es kann, ja ſoll ſo einfach wie möglich ſein, iſt es praktiſch, mit Sachkenntnis gewählt, ſo iſt es chic. Wenn aber jemand in Seide auf Gletſcher ſteigt, in hellem Kachemire- oder Kattunkleid auf der Eiſenbahn fährt, ſo iſt das ebenſo widerſinnig und geſchmacklos, wie unpraktiſch. Die in kürzeſter Zeit vertragenen, unſauberen Sachen, die ſich auf Reiſen ohne große Ausgaben ſchwer erſetzen laſſen, geben den Trägern ein unſolides, geſchmackloſes Anſehen. Es ſind Deutſche, ſagt der Ausländer dann. Das wollen wir uns aber auf keinen Fall länger gefallen laſſen!

Liß-Blanc.

Der Spiegel.

Von Erwin Cranz.

Faſt in jedem Zimmer finden wir einen Spiegel! — „Nun ja, ſelbſtverſtändlich" werden die meiſten ſagen. — Aber wer darauf achten will, wird bemerken, daß ſein Kunſtgefühl durch manchen Spiegel verletzt wird; alſo ſo ganz ſelbſtverſtändlich iſt die Sache doch wohl nicht. An ſich iſt der Spiegel ein eingerahmtes Nichts, eine unſichtbare Fläche, die alle Strahlen zurückwirft, welche auf ſie fallen. Erſt durch die zurückgeworfenen Bilder bekommt der Spiegel Inhalt, wird ſelbſt zu einem Bilde, d. h. inſofern die genaue Wiedergabe eines Stückes Wirklichkeit dieſen Namen beanſpruchen kann, alſo nicht im künſtleriſchen, ſondern im phyſikaliſchen Sinne, und ſchon dieſe Erkenntnis muß ernſte Bedenken gegen die Berechtigung des Spiegels in Wohnräumen erwecken. Freilich kann man einwenden, der Spiegel habe ja nicht lediglich den Zweck, das Zimmer zu zieren, ſondern ſoll auch dem berechtigten Bedürfnis der Bewohner und ihrer Gäſte ſich gelegentlich durch einen Blick in den Spiegel über die Ordnungsmäßigkeit ihres äußeren Menſchen zu vergewiſſern, entſprechen. Nun, wenn es bei einem ſolchen gelegentlichen Blick immer bliebe, wäre ja nicht viel dagegen zu erinnern, obwohl grundſätzlich daran feſtgehalten werden muß, daß jede Beſchäftigung mit der eigenen Perſon ins Ankleidezimmer, und jedenfalls nicht in die Geſellſchaft gehört. Selbſtbeſpiegelung in Gegenwart anderer iſt mindeſtens geſchmacklos, und die Möglichkeit dazu kann dem Spiegel keine Legitimation für Wohnräume erteilen. — Das eine ſolche ebenſo wenig durch die Möglichkeit der heimlichen Beobachtung anderer gegeben wird, braucht hier nur beiläufig bemerkt zu werden. Beſſer berechtigt ſchon die Eigenſchaft des Spiegels, die Wirkung vor ihm aufgeſtellter Lichter zu verdoppeln, denſelben auch für Wohnräume, indeſſen kann dies doch immer nur als ein Nebenzweck gelten, der durch Glasprismen an Kron- und Wandleuchtern in viel gefälligerer Weiſe, wenn auch nicht ſo vollſtändig, erreicht wird. Es bleibt alſo nur die äſthetiſche Wirkung, oder mit anderen Worten: Spiegel in Wohnräumen ſind nur inſoweit berechtigt, als ſie zur Wohnlichkeit in höherem Sinne weſentlich beitragen; und dieſe Wirkung kann lediglich aus der Eigenſchaft des Spiegels hervorgehen, das Bild des Raumes in welchem er aufgeſtellt iſt, zurückzuwerfen, zu verdoppeln. Das thun freilich unſere meiſt ſchmalen und hohen Salonſpiegel nur in mangelhafter Weiſe. Wenn man ſich nicht ganz nahe vor einen ſolchen ſtellt, wird man immer nur einen Teil des Raumes im Spiegel ſehen; und dadurch wird die Wirkung gar ſehr beeinträchtigt; der Spiegel gibt immer nur ein Stück des Raumes und der gegenüberliegenden Wand, und es iſt ganz vom Standpunkte des Beſchauers abhängig, welches Stück er gerade zu ſehen bekommt, während doch regelmäßig nur die ganze Wand ein angenehmes Bild geben wird. Hieraus ergibt ſich ſofort die Form, die ein ſtilgerechter Spiegel haben ſoll: er muß ſo breit ſein, daß er dem im mittleren Teil des Zimmers gedachten Beſchauer die Rückwand in ihrer vollen Breite zeigt; und er braucht nur ſo hoch zu ſein, daß er dieſelbe noch in ihrer vollen Höhe wiedergibt. Auch die Höhe, in welcher der Spiegel angebracht werden ſoll, ergibt ſich hieraus für jeden Raum von ſelbſt; und eben ſo folgt mit Notwendigkeit, daß der Spiegel ſenkrecht hängen muß, weil er nur dann ein richtiges Bild des Raumes gibt, und nicht im Beſchauer entweder das ängſtliche Gefühl erregt, die ſcheinbar überhängende Wand werde nächſtens einſtürzen, oder ihm doch jede Möglichkeit benimmt, das Spiegelbild auf ſeine Phantaſie als Wahrheit wirken zu laſſen. Dies letztere iſt es aber gerade, worauf es ankommt. Die Wirkung eines jeden Kunſtwerkes beruht weſentlich auf Hervorbringung des Scheines des Schönen, (nicht des Schönen ſelbſt) und erſt dadurch, daß die Phantaſie angeregt wird, ſich dieſen Schein in die Wirklichkeit zu übertragen, entſteht der Kunſtgenuß. Aber die Möglichkeit dieſer Übertragung des Scheins in die Wirklichkeit muß auch vorhanden ſein; fehlt dieſelbe, ſo bleibt auch die erfreuende Wirkung aus. — Dieſe Möglichkeit hängt nun ganz weſentlich von der Stelle ab, welche der Spiegel im Zimmer einnimmt. Hängt er an der Fenſterwand, ſo ſehen wir das Bild des Zimmers draußen auf der Straße, wo doch unmöglich ein Zimmer ſein kann; lahm läßt die Phantaſie die Flügel hängen; höchſtens bei verhängten Fenſtern und Kerzenlicht gelingt ihr ihre Aufgabe; nur im Ankleidezimmer ſollte der Spiegel dieſen uns zur Selbſtbeſpiegelung geeigneten Platz einnehmen. Hängt der Spiegel an der Rückwand, dem Fenſter gegenüber, ſo erſcheint das Bild der Fenſter und der gegenüberliegenden Häuſer ꝛc. mit dem hellen Himmel darüber dort, wo doch das Innere des Hauſes iſt; wieder eine handgreifliche Unmöglichkeit, gegen die auch die lebhafteſte Phantaſie nicht aufkommen kann; obendrein bekommt jetzt das Zimmer Licht von entgegengeſetzten Seiten, einmal wirkliches durch die Fenſter, und dann reflektiertes, faſt eben ſo ſtarkes, von der Rückenwand her, was eine unruhige, jede Behaglichkeit zerſtörende Wirkung gibt. — Es blieben nur noch die Seitenwände; befindet ſich der Spiegel auf einer von dieſen, ſo erſcheint das Bild des Zimmers auf der richtigen Stelle, nämlich dort, wo wirklich ſich andere Zimmer befinden oder doch befinden könnten, und das genügt. Das Zimmer erſcheint um das doppelte vergrößert, der Blick wird durch die Wand nicht mehr gehemmt und ſchweift mit Behagen in den mit Hilfe der Phantaſie erweiterten Raum. Die Bilder und ſonſtigen Wanddekorationen, die man ſonſt nur in der Nähe ſah, treten in die doppelte Entfernung zurück und wirken nun in anderer, oft überraſchend und günſtig veränderter Weiſe. Das Licht fällt auch im Spiegelbilde von derſelben Seite, wie in der Wirklichkeit, und ſo iſt auch in dieſer Beziehung der Eindruck ein ungeſtörter und erfreulicher. Befindet ſich nun noch an der gegenüberliegenden Wand ein ähnlicher Spiegel, ſo erweitert ſich die Perſpektive ins Unendliche, ein ſchöner Raum reiht ſich ſcheinbar an den anderen, und man kann in der beſcheidenſten Mietwohnung ſich einbilden, in einem fürſtlichen Schloſſe zu ſein. Leider läßt ſich das in unſeren modernen Häuſern, wo meiſtens die Thüren ſich in der Mitte der Wände befinden, oft nicht, oder doch nur unvollkommen herſtellen. Aber das ändert nicht die Richtigkeit unſerer gewonnenen Erkenntnis, daß nur die Seitenwand der richtige Platz für den Spiegel, und nur erhebliche Breite bei geringerer Höhe ſeine richtige Form iſt. Können wir dieſen Erforderniſſen nicht genügen, ſo hängen wir unſere Spiegel lieber ins Schlaf- und Ankleidezimmer, wo ſie nützliche Verwendung finden; an ihr Fehlen in den Wohnzimmern werden wir uns leicht gewöhnen, und den dort freigewordenen Wandraum zu anderen geeigneteren Dekorationen benutzen lernen.

Polterabendgedicht.

Amor.

Sacht, ſacht, ſacht,
Amor naht, habt acht!
Den Köcher voll Bogen
Kommt er gezogen,
Der muntere Schütze.

Seine Pfeile ſind Blitze!
Wo die ſtreifen,
O Wunder, da greifen
Die Flammen um ſich, es brennt, es brennt!
Niemand löſcht ſolches Element.

Ja, duckt nur die Köpfe, ihr jungen Leute,
Ich treffe ſicher — vielleicht noch heute.

Ich ſchaukle ſo gern in den Blütenbäumen,
Wenn Vollmondglanz auf den Fluren liegt
Und wenn in ſeligen Frühlingsträumen
Die Nachtigall im Geſträuch ſich wiegt.
Wenn Veilchen duften, wenn Roſen prangen,
Wenn höher glühen der Jungfrau Wangen
Und ſie aufjauchzet in Seligkeit:
O du ſchöne Welt, wie biſt du ſo weit!

Dann ſtreu' ich leiſe Blütenflocken
Auf's Haupt der Maid — ſie ſteht erſchrocken
Und blickt empor. — O ſüßes Hoffen!
Getroffen! getroffen!

Ihr jungen Mädchen, habt acht, habt acht,
In ſolcher herrlichen Frühlingsnacht!

Ihr meint, ich ſei nur ein Frühlingskind?
Hört weiter meine Beichte geſchwind:

Wohl lieb' ich die duftenden Blütenglöckchen,
Nicht minder die weißen, eiſigen Föckchen.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Im wirbelnden Tanze komm' ich zur Erde,
Mach' es mir behaglich am traulichen Herde,
Und bei den kniſternden, lockenden Flammen
Führ' ich die Hände, die Herzen zuſammen.
Ich berge mich oftmals in Dämmrung und Düſter,
Doch öfter, hoppla! auf flammendem Lüſter
Sitz' ich im Ballſaal und ſchaue von fern
Auf heitere Tänzer, auf artige Herrn.
Da blendet ein Lichtſtrahl die Schönſte der Schönen,
Er blendet den Tänzer . . . durchbebt von den Tönen
Schau'n ſie empor. — Ich juble offen:
Getroffen! getroffen!

Ihr jungen Herren, habt acht, habt acht,
Heut iſt ſolche lichtdurchſtrahlte Nacht!

Bei dem Pärchen hier war es ein eig'nes Ding.
Doch wie ich das Bräutchen klüglich fing,
Verrat' ich nimmer, es würde grollen
Und ſagen, ich ſoll mich von dannen trollen.
Dies Eine liegt allen Augen offen:
Sie ſind getroffen — ſie ſind getroffen!

Ja ja, meine Liſt iſt mannigfalt,
Getroffen wird ſicher jung und alt.
Wenn dann ein tiefverwundetes Paar
Heilung ſucht an dem Traualtar,
Eil' ich freudig herbei und reib' mir die Hände:
Glückſeliges Ende!
Ende? Für Euch der Anfang kaum
Von des Lebens berückendem Zaubertraum.
O, träumt glücklich, träumt ohne Bangen,
Ich, der froh'ſte Genoſſe, halt' Euch umfangen.
Schirmen ſoll Euch auf allen Wegen
Mein Liebesſegen.

Bedrohen Euch jemals kleine Leiden,
Verteil' ich ſie auf die Schultern Beiden,
Ihr kennt ja des Wortes Innigkeit:
Geteiltes Leid iſt halbes Leid.
Doch auch die Freude tragt ihr nicht einſam.
Ich teile ſie, trag' ſie mit euch gemeinſam,
Daß auch dies Sprichwort Wahrheit beut:
Geteilte Freud' iſt doppelte Freud'.

Ob ich enteile dem heit'ren Kreiſe?
Wer weiß! ich kann mit dem Pfeile leiſe
Streifen ein Herz und es ſüß erſchrecken . . .
Vorher gilt es, ſich ſchlau verſtecken . . .

(Eilt im Kreiſe herum, bald hier, bald da ſich verſteckend; da man ihn lachend fortweiſt, eilt er ſchelmiſch drohend hinaus.)

Anna Nitſchke.

Kunſt im Hauſe.

Frage 140 in Nr. 34. Vor einigen Wochen ätzte ich einen Kupferteller, der ſehr gut ausfiel, auf folgende Weiſe: Vermittelſt blauen Kopierpapiers pauſte ich das Muſter auf den betreffenden Gegenſtand durch, übermalte das Muſter, den Rand des Tellers, überhaupt alles, was blank und erhaben bleiben ſollte, ein- bis zweimal mit ſchwarzem Asphaltlack. Einige Stellen mußten auch drei- bis viermal übermalt werden, da der Lack nur dünn aufgetragen werden darf und nicht gleichmäßig deckt. Auch muß man darauf achten, daß, ehe man von neuem übermalt, der Lack vollſtändig getrocknet iſt; ebenſo darf man die ätzende Flüſſigkeit — gleiche Teile Salpeterſäure und Waſſer — nicht eher aufgießen. Ungefähr 1—$1\frac{1}{2}$ Stunden bleibt die Salpeterſäure darauf ſtehen, dann gießt man dieſelbe ab, entfernt den Lack mit Terpentinöl und reibt den Teller mit Schlemmkreide und einem Lederlappen blank. Sollte das Geätzte nicht tief genug ſein, ſo kann man die Salpeterſäure nochmals daraufgießen und noch einige Zeit ſtehen laſſen. Größte Genauigkeit und Sorgfalt beim Übermalen des Muſters, beſonders der Konturen, trägt viel zum Gelingen der Arbeit bei; auch iſt ein nicht zu dichtes Muſter zu empfehlen. **H. N. in K.**

Kindermund.

Karlchen hat ſeine fleißig ſtrickende Mutter beſtürmt, daß ſie ihn ſtricken lehren ſoll. Nachdem er glücklich die erſte Nadel allein geſtrickt hat, ruft er mit hochroten Wangen freudig aus: „Nicht wahr, Mutter, nun werde ich auch bald Mutter ſein?!"

Garten.

Kopfſalat für den Herbſt. Um ſolchen zu erhalten, muß man Ende Juni Samen ſäen und ſpäter die jungen Stauden verpflanzen. Man kann hierzu abgeerntete Beete, welche mit Frühgemüſe bebaut waren, verwenden. Da im Hochſommer oft große Trockenheit herrſcht und Feuchtigkeit den jungen Salatpflanzen ſehr zuſagt, ſo bringe man auf die Beete und um die Pflanzen herum halbverweſte Kompoſterde oder verrotteten Dünger. Die Erde hält ſich unter einer ſolchen Decke gut feucht und die Pflanzen fühlen ſich wohl dabei. Die Ausbildung der Köpfe findet gewöhnlich nach Mitte September ſtatt, doch halten ſich dieſelben bis in den November hinein. Friſcher Kopfſalat iſt im Herbſt, wenn die Gurkenernte vorüber iſt, ein wahrer Genuß; man verſäume deshalb nicht, alljährlich um obige Zeit nochmals Salat zu ſäen. **K. L.**

Kompoſthaufen für kleine Gärten.

In der Natur geht nichts zu Grunde. Selbſt das Geringfügigſte, das Verachtetſte wird in der Wunderwerkſtatt der Natur zu neuen und ſchönen Dingen ausgearbeitet. Das gilt ſo recht von den Pflanzen. Von Waſſer allein leben dieſe Kinder der Sonne nicht. Mutter Erde muß Stoffe enthalten, welche — ziehe nicht das Näschen kraus, verehrte Leſerin — im Dung verborgen ſind. Läßt du nun dieſe Stoffe, dieſe Kräfte in deinem Garten für dich wirken und ſich erſchöpfen, ſo ſorge auch dafür, daß ſie wieder erſetzt werden, das iſt nur billig. Sparſamkeit, ein wenig Nachdenken, eine kleine Mühewaltung, und du kannſt mit allen möglichen Abfällen aus deinem Haushalt deine Schuld decken. Küchenabfälle aller Art, Schalen, Kraut, der ſchwarze Ruß, den der Schornſteinfeger zuſammenholt, Kehricht von der Straße und aus den Zimmern, Unkraut, Laub und ſonſtige Abfälle aus dem Garten, Streu und Dung aus Ziegen-, Pferde-, Hühner- und Taubenſtällen, jegliche Aſche, das erſte Spülwaſſer der Kochgeſchirre, gebrauchte Seifenlaugen — alles dieſes wird, gelegentlich mit Erde untermiſcht, wie es gerade vorkommt, in eine $^3/_4$—1 Meter tiefe, in einer Ecke des Gartens befindliche Grube geſchüttet, die entweder mit Raſen, mit Cement oder Mauerwerk möglichſt dicht gemacht wurde. Im Frühjahr wird der Kompoſthaufen durchgearbeitet, über den Garten verteilt und untergegraben. Dieſe Art, der Mutter Erde ihre Rechnung abzutragen, iſt gewiß nicht drückend. Alle Tage nur eine kleine Münze, und das Kapital iſt bald zuſammen und trägt reichliche Zinſen. **F. D.**

Praktiſches fürs Haus.

Graswedel zu reinigen. Die Sonne erhellt jetzt auch die Ecken unſerer Zimmer wieder und läßt die Makartſträuße zum Teil in einem ſchmutzigen, grauen Ton erſcheinen. Um den ſchönen roſa, grünen oder bräunlichen ausländiſchen Graswedeln ihre Friſche wiederzugeben, ſtäube man dieſelben leicht aus, und waſche ſie in Lauge der Panamarinde gehörig rein. Dies bekannte billige Wäſchemittel wird in weichem Waſſer aufgekocht, durchgeklärt und erkaltet, in eine längliche Wanne gegoſſen. Alsdann ſchlage man die Wedel einzeln mit loſen Händen in der Wanne hin und her, faſſe dieſelben von Zeit zu Zeit am Stiel, halte die Spitze nach unten und drücke ſie behutſam, aber feſt aus. Iſt ſo aller Schmutz gelöſt und entfernt, ſo ſpüle man in reichlichem, oft erneuertem, kaltem Waſſer nach, bis dasſelbe völlig klar bleibt. Alsdann werden die Wedel, die Spitze nach unten, in der Luft zum Abtropfen aufgehängt, das Nachtrocknen kann am warmen Ofen geſchehen, wobei man dieſelben öfter durchſchüttelnd, auflockert. So behandelt, bleibt die Farbe unverändert, auch bekommen die Wedel ihren ſeidenartigen Glanz wieder. Sie werden mit neuen Gräſern geordnet, die Zeit zum Sammeln derſelben kommt ja nun bald, und ſo kann jede Hausfrau mit geringer Mühe und faſt koſtenlos, ihre verſtäubten Makartſträuße neu erſtehen laſſen. **Praktiſche Hausfrau.**

Sparſame Hausfrauen werden Citronen-, Apfelſinen- und Mandarinenſchale nicht fortwerfen, ſondern ſie in Flaſchen thun (feingeſchnitten natürlich) und ſie mit Weingeiſt übergießen. Die Hausfrau erhält ſo einen vorzüglichen ſtarken Extrakt, bei deſſen Gebrauch ihr Vorſicht vor dem „Zuviel" anzuraten iſt. Ein halbes, höchſtens ein Gramm pflegt bei Suppen, Beigüſſen und Bowlen für ein Liter Flüſſigkeit hinreichend zu ſein, während bei Backwerk 2—3 Gramm des Extraktes auf 1 Kilogr. Maſſe genommen werden kann. — Manche Hausfrauen hacken auch die Schalen der Citronen &c. fein und vermiſchen ſie mit feinem Zucker, füllen ſie in weite Flaſchen und benutzen ſpäter den gewürzten Zucker, doch hat uns die erſte Methode beſſer gefallen. **L. H.**

Patengeſchenk.

Ein ſehr hübſches Patengeſchenk für kleine Mädchen, das gewiß öfters an Stelle der ſich manchmal doppelt einfindenden Patenbeſtecke und Patenbecher willkommen wäre, beſteht in einem Halskettchen von roſa oder roten Korallen mit einem zierlichen kleinen goldenen Schloß, auf welches „Gott ſchütze dich" und das Datum des Tauftags eingraviert wird. Am Tage der heiligen Taufe erhält der Täufling das Kettchen umgelegt; dann verſchließt es wohl die fürſorgliche Mutter bis die Kleine alt genug iſt, den kleidſamen Schmuck zu tragen. Dem Paten bietet ſich nun an jedem Geburts- oder Namenstage des Kindes Gelegenheit, ein Paar Korallenperlen hinzuzuſchenken, mit jedem Jahr etwas größere, ſo daß das Kettchen mit dem Kinde wächſt und am Tage der Konfirmation reſp. Kommunion z. B. das ſtattliche Ausſehen eines Colliers gewonnen hat, in welchem die größten Korallenperlen die vordere Mitte einnehmen, während die kleineren nach dem Schlößchen zu Verwendung gefunden haben, oder, beſſer geſagt, ihren alten Platz behalten haben. Der angehenden jungen Dame wird das bedeutungsreiche Kettchen in dieſer Metamorphoſe gewiß ein erwünſchter Schmuck für die zu erwartenden Feſte ſein. **H. St.**

Bemalte Stores.

Eine ſehr leichte angenehme Arbeit für im Malen nicht ungeübte Hände ſind bemalte Stores. Wir haben mehrere ſolche, und zwar kauften wir zu demſelben nur Muſterproben, wie ſie die Reiſenden in Gardinen mit ſich führen. Dieſe Muſterproben ſind aber doch ſo lang und auf drei Seiten abgepaßt, daß ſie bis zur $^3/_4$ Höhe des ganzen Fenſters reichen, was ganz genügend iſt. Die Farbe der Gardinen darf nicht zu hell ſein, das Licht zieht ſie ſo wie ſo ſchon aus, ich fand ein dunkel crême immer am ſchönſten. Als Muſter wähle man nur große Arabesken oder Blumen, möglichſt weitläufig. Die kleinen zierlichen Muſter eignen ſich nicht und ſind zudem auch zu mühſam. Das Malen geſchieht mit Waſſerfarben, denen Zucker zugeſetzt iſt. Die Gardinen müſſen bei der Arbeit aufgeſpannt ſein, vielleicht auf einer rohen Tiſchplatte und müſſen auch ſo trocknen, damit ſie nicht einlaufen. Es iſt nicht nötig das ganze Muſter auszumalen, ſondern nur die Hauptarabesken, darnach wirkt das Muſter viel klarer. Etwas Schattierung wende man auch an, mache ſich aber nur die Sache nicht mühſam, der Effekt iſt die Hauptſache. Waſchen kann man dieſe Art Gardinen nicht, wenigſtens iſt dann die Malerei verdorben, deshalb rate ich es mit einem Store zu verſuchen, dieſes iſt wirklich lohnend und billig, wenn man Muſterproben im Preiſe von 1,50 bis 2,50 Mark benutzt. Ein leichtes helles Futter unter die Gardine erhöht beſonders abends noch den Effekt. Auch Decken und Deckchen &c. aus Gardinenſtoff, wie ſie im Handel vorkommen, ſehen ausgemalt wunderhübſch aus. **Erna v. B; Liegnitz.**

Handarbeit.

Elegante Scheibengardinen (Vitrages), beſonders für Speiſezimmer- und Erkerfenſter paſſend, fertigt man auf folgende Art. Die gewünſchte Größe ſchneidet man aus Purpurzitz und faßt das Stück an allen Seiten mit crêmefarbenem Baumwollenband ein. An zwei Seiten knüpft man einfache Knotenfranſen von ungebleichter Eſtremadura-Strickbaumwolle. Nun heftet man auf die Gardine ungebleichten Neſſel und zeichnet auf dieſen ein einfaches Arabeskenmuſter mit klaren Flächen. Man findet derartige Muſter in jeder Modenzeitung. Mit nicht zu ſtarker Strickbaumwolle näht man nun die Konturen der Zeichnung im Ketten- oder auch Feſtonſtich nach, doch muß man hierbei recht acht geben, daß man den roten Zitz mitfaßt, und dann ſchneidet man mit einer ſcharfen Schere den Neſſel in den Zwiſchenräumen aus, ſo daß der Grund der Zeichnung von dem roten Zitz gebildet wird. Das elegante Ausſehen dieſer Scheibengardinen lohnt die kleine Mühe reichlich. Wer die Gardinen koſtbarer herſtellen will, nimmt vielleicht rote oder grüne Taffetſeide als Grund und weiße Atlasauflagen.

Hertha aus N.

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Sehr hübſcher und praktiſcher Tintenwiſcher, an oder neben dem Schreibtiſch aufzuhängen. 50 Centimeter handbreites ſchwarzes Atlas- oder Ripsband und vier gleichgroße ſchwarze Tibetſtreifen werden oben an der ſchmalen Seite zuſammen genäht und die Naht nach innen geſchlagen, ſo daß das Atlasband die vordere Seite bildet. Die Enden dieſer fünf loſen Bänder zackt man unten mit der Schere aus. Nun nimmt man entweder fingerbreites zweifarbiges oder zwei verſchiedenfarbige Bänder (am hübſcheſten in den Wappenfarben des Hauſes), befeſtigt ſie oben zwiſchen den ſchwarzen Streifen und läßt zwei Enden zum anbinden an die Galerie des Schreibtiſches, oder wo immer der Tintenwiſcher aufgehangen werden ſoll, damit er recht bequem zur Hand ſei, übrig und läßt zwei weitere Enden und zwei lange Schleifen, graziös geordnet, auf das ſchwarze Band als Verzierung herabfallen. Ich ſah dieſe Arbeit kürzlich ſehr nett ausgeführt, manche ſticken auch auf das Band einzelne Blumen, etwa Streublümchen oder auch nur eine Blume in eine Ecke, doch ſcheint mir die obige, ſehr hübſche Ausführung origeneller.

v. P. H.

Für die Küche.

Eierſpeiſen.

Schüſſeleierkuchen. Vier hart gekochte Eidotter reibt man durch ein Sieb, rührt fünf friſche Eidotter, 100 Gramm zerlaſſene Butter, 100 Gramm Zucker, Zitronenſchale (oder ½ Gramm Naumanns Zitronenſchalextrakt, das ſtets vorzüglich angewandt werden kann, wo Zitronenſchale gebraucht wird), 100 Gramm Mehl und vier Eßlöffel dicke Sahne dazu, zieht den Eierſchaum durch die Maſſe, füllt ſie in eine ausgeſtrichene Porzellanſchüſſel und bäckt ſie in mittler Hitze eine halbe Stunde. Am beſten Weinſchaumbeiguß dazu.

Eierkuchen mit ſaurer Sahne. — ½ Liter dicke ſaure Sahne ſchlägt man mit 10 Eidottern ſchäumig, fügt 50 Gramm Zucker und 100 Gramm Kartoffelmehl hinzu, miſcht den Eierſchnee durch die Maſſe und bäckt mitteldicke Kuchen davon, die man ſtatt einer Mehlſpeiſe mit Fruchtſaft zu Tiſch gibt.

Liebeseierkuchen. Auf dünngebackene Eierkuchen ſtreicht man dicke Aprikoſenmarmelade, die man mit einigen Löffeln Rum auf gelindem Feuer verrührte, ſchlägt die Eierkuchen zuſammen, umkränzt ſie mit Apfelſchnee (Apfelbrei, unter den man den Schnee zweier Eier miſchte), und reicht einen recht dick gehaltenen Schokoladebeiguß dazu.

Faſtnachtseierkuchen. Man teilt den Teig in vier Teile; färbt einen Teil mit Spinatſaft grün, den zweiten mit Cochenille rot, den dritten mit Safran (giftig, alſo vorſichtig!) gelb und den vierten Teil mit Schokolade braun. Dann backt man die Eierkuchen, beſtreicht den roten Kuchen mit Vanillecrême, den gelben mit Johannisbeeren (eingemachte), den braunen mit Apfelgelee und den grünen mit Schokoladecrême, rollt ſie zuſammen, ſchneidet ſie durch, glaſiert ſie mit glühender Schaufel und gibt ſie, mit abgetropften eingemachten Kirſchen umkränzt, zu Tiſch. Bei einfachem Mittageſſen eine hübſche apparte Schüſſel.

Türkiſche Eier. Man ſchält und ſtößt etwa 100 Gramm Piſtazien, fügt 40 Gramm Reismehl, 6 Eidotter, 250 Gramm feinen Zucker und ½ Gramm Naumanns Mandarinenextrakt hinzu, quirlt alles in ¾ Liter Milch und rührt auf gelindem Feuer einen dicken Crême davon. Iſt er fertig, ſchüttet man ihn in eine tiefe Schüſſel, belegt die Oberfläche mit verlorenen Eiern (in Zuckerſirup pochiert!) beſtreut ſie mit Vanillezucker, umkränzt ſie mit Makronen und gibt ſie warm zu Tiſch.

Eier mit Rahmbeiguß. Zehn verlorene Eier übergießt man mit folgendem Rahmbeiguß: In 125 Gramm Butter ſchwitzt man 50 Gramm Mehl blaßgelb, verrührt die Mehlſchwitze mit ¾ Liter ſüßer Sahne, fügt 75 Gramm Zucker und 1 Gramm Bittermandelextrakt hinzu und kocht einen dicken Beiguß. Die Schüſſel wird zehn Minuten überbacken und Kirſchkompott dazu gereicht.

Eiergelée. Man verrührt 1 Liter Milch mit fünf ganzen Eiern und fünf Eigelb, 150 Gramm Zucker, 1 Gramm Zimmetextrakt (oder Vanilleextrakt) und ſchüttet das ganze in ein tiefes Gefäß, welches man ſo lange in ſiedendes Waſſer ſtellt, bis die Eiermilch zu ſteifem oder leichtem Gelée geronnen iſt. Erkaltet beſtreicht man die Schüſſel mit einem Schokoladenguß und reicht ein feines Obſtkompott dazu.

L. H.

Auskunft.

Fr. 146. Das chriſtliche Seehoſpiz auf der Nordſee-Inſel Amrum, ſüdlich von Sylt) bietet Badegäſten, welchen Stille und chriſtliche Hausordnung Bedürfnis iſt, eine geeignete Erholungsſtätte und ein wohlthuendes Heim am Meeresſtrande unter Vermeidung derjenigen Ausgaben und Beläſtigungen, welche die gewöhnlichen öffentlichen Kurorte unvermeidlich mit ſich bringen. Das Amrumer Seehoſpiz iſt von einem Kreiſe chriſtlicher Freunde durch freie Darlehen errichtet und ſteht unter Diakoniſſen-Leitung. Das Seehoſpiz liegt auf der ſchmalen Nordſpitze der Inſel und wird von beiden Seiten von den Meereswogen umſpült. Nach Weſten liegt das weite Meer offen da und tritt an dieſer Stelle bei der Ebbe nur etwa 30—40 Schritt weit zurück. Der Strand, welcher auf verſchiedenen ſehr angenehmen Wegen, ohne irgend welche höhere Dünen überſchreiten zu müſſen, in 3—4 Minuten erreicht werden kann, bietet durchweg eine feſte Promenade und iſt zum Bade trefflich geeignet. Friſche grüne Wieſen breiten ſich zwiſchen dem Hoſpiz und dem Dorfe Norddorf aus. Die Ausſicht auf die nahen Inſeln Sylt und Föhr, ſowie auf den ganzen Kranz der ſüdöſtlich gelegenen Halligen iſt eine ſehr anmutige. Ausflüge zu Waſſer wie zu Lande bringen reiche Abwechſelung. Die hohen Dünenzüge bieten bei ſtarken Weſtwinden erwünſchten Schutz. Die 600 Seelen zählende Bevölkerung der Inſel hat ſich mit ihrer altgewohnten frieſiſchen Volkstracht bislang eine feſte kirchliche Sitte bewahrt. Es dürfte auf keiner Nordſee-Inſel ein ſo liebliches und ſtilles Erholungsplätzchen mit ſo köſtlicher Seeluft anzutreffen ſein, wie es die Nordſpitze Amrums bietet. Der Penſionspreis beträgt ungefähr 4,50 ℳ pro Tag. Das Hoſpiz iſt vom 15. Juni bis 15. Oktober geöffnet. Täglich zweimalige Dampferverbindung. Genaue Proſpekte verſendet die Verwaltung des Chriſtlichen Seehoſpizes bei Norddorf auf Amrum.

Fr. 146. Dem Fragenden kann die kleine Nordſee-Inſel Juiſt aufs wärmſte empfohlen werden. Sie bietet alles das, was er ſucht: Freundliche Wohnung, einfache, dabei kräftige und reichliche Verpflegung, einen vorzüglichen Strand, guten Wellenſchlag, biedere, anſpruchsloſe Bewohner und vorwiegend ſolche Badegäſte, die, wie der Fragſteller, weniger rauſchende Unterhaltung und Luxus als zwangloſen Verkehr und echte, rechte Erholung ſuchen. Die Preiſe ſind durchaus mäßig. Die Lage Juiſt's — zwiſchen Borkum und Norderney — gibt übrigens auch willkommene Gelegenheit, das bewegte, intereſſante Treiben dieſer beiden renommierten See-Badeorte kennen zu lernen. Letzte Eiſenbahn-Station für Juiſt iſt Norden. Die Überfahrt erfolgt von Norddeich aus. Proſpekt durch die Bade-Verwaltung.

E. in Glogau.

Fr. 146. In bezug auf Ihre Frage kann ich Ihnen das an der Flensburger Föhrde belegene Oſtſeebad Glücksburg empfehlen, wo Sie finden werden, was Sie ſuchen. Sie werden dort billig Wohnung erhalten und können in dem herrlichen Orte, den ſchönen Waldungen und an der prachtvollen Föhrde Gottes ſchöne Natur ungeſtört genießen. Von Flensburg aus iſt Glücksburg per Bahn oder per Dampfſchiff zu erreichen.

Albertine Claußen, Erfde.

Fr. 146. Ich rate zum Nordſeebad Langerooge, über Emden-Eſens zu erreichen. Im Hoſpiz finden Sie billige Unterkunft und ſehr gute Verpflegung, angenehme gebildete Geſellſchaft.

Eine Daheim-Abonnentin.

Dem Daheimleſer auf ſeine Anfrage Nr. 146 zur Nachricht, daß ſich eine ſehr empfehlenswerte Badepenſion auf dem Gute Düttebüll bei Gelting in Schleswig befindet. Der Penſionspreis für alles, incl. Bäder und Benutzung eines Ponnyfuhrwerks, beträgt 30 ℳ pro Woche. Die Gegend nahe der Oſtſee iſt waldreich.

Dr. med. W. in S.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien:

Die Bedeutung der heiligen Schrift

für den evangeliſchen Chriſten.

Von

D. Erich Haupt.

Preis broſchiert 80 Pf.

Die in dieſer Schrift erörterte Frage iſt eine der brennendſten in der religiös ſo tief erregten Gegenwart. Und wenn ſie, wie hier, von einem der namhafteſten Theologen und im Hinblick auf die **Gemeinde** erörtert wird, ſo darf ſie einer mehr als gewöhnlichen Aufmerkſamkeit und Teilnahme gewiß ſein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. [4283

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien die vielfach erwartete dritte Drummondſche Schrift

Das Schönſte im Leben.

Von **Henry Drummond.** Deutſche autoriſierte Ausgabe. 1—30. Tauſend. Preis kartoniert 1 M., elegant gebunden mit Goldſchnitt 2 M.

Früher erſchien bei uns von demſelben Verfaſſer und in gleicher Ausſtattung:

Das Beſte in der Welt. Von **Henry Drummond.** 24. Aufl. 86—90. Tauſend. Preis 1 M. (in feinem Einband 2 M.)

Pax vobiscum. Von **Henry Drummond.** 8. Auflage. 35—40. Tauſend. (Preis 1 M. in feinem Einband 2 M.)

[4138

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Andrees *Allgemeiner* HANDATLAS

Preis: 24 M.

Das einzige grosse Kartenwerk, auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehend und von vollendeter Ausführung, zu einem auch Minderbemittelten zugänglichen Preise:

Solid gebunden: **28 Mark.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

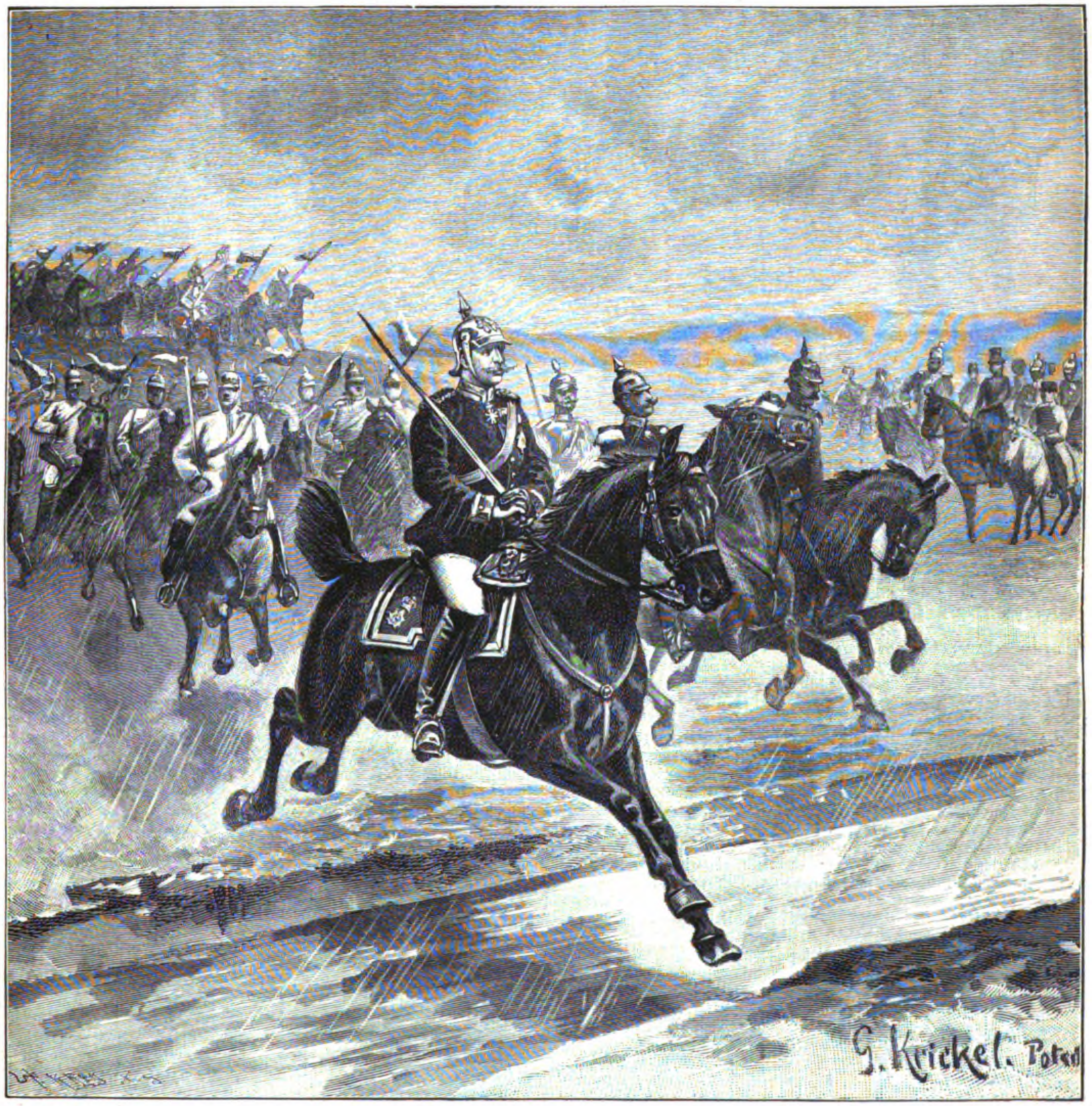
Daheim

XXVII. Nr. 40. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

4. Juli
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Kaiſer Wilhelm im Dienſt: Der Kaiſer an der Spitze des Regiments Garde du Korps führt daſſelbe am 9. Juni auf dem Bornſtedter Felde über alle Hinderniſſe zur Attacke. Trotz des ſtrömenden Gewitterregens wohnten die Kaiſerin und der Kronprinz der Übung bis zum Schluſſe bei.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Ja, es iſt eine Luſt, zu leben!
Niemals dürfte die Hoffnung ruhn!
Wieviel Schönes kann ſich begeben,
Wieviel Gutes können wir thun!

Kleine Geſchenke aus der Sommerfriſche.

Der ſommerliche Aufenthalt im Gebirge oder an der See gewährt mit ſeinen vielen Mußeſtunden reichlich Zeit zur Anfertigung der verſchiedenſten netten Kleinigkeiten, die zu Geſchenken für die daheim gebliebenen Freunde und Bekannten allerliebſt geeignet ſind. Wald und See bieten zur Anfertigung dieſer Sächelchen hinreichendes Material, vor allem aber fordert die letztere förmlich dazu heraus, all den bunten Tand, den ſie an den Strand wirft, zu ſammeln und zu verwerten. So ſind denn auch für die hier abgebildeten Arbeiten, die ſich übrigens ſämtlich ohne fremde Hilfe ausführen laſſen, vorwiegend die Erzeugniſſe des Meeres benutzt worden. (Im nächſten Jahr laſſen wir für unſere Ferienausflügler entſprechende Anweiſungen zu Waldarbeiten folgen.) Abb. 1. zeigt einen Uhrhalter, deſſen Grundform aus einer Staffelei von braunem Holz in der Höhe von 20 cm beſteht. In der Mitte des oberen Querbalkens iſt ein Haken zum Anhängen der Uhr eingeſchlagen, eine auf dem unteren Querbalken ſeitwärts angebrachte flache gelblich getönte Muſchel, wie man ſie an der Nordſee findet, nimmt die Uhrkette und ſonſtige Schmuckgegenſtände auf. Da dieſe Muſcheln wegen ihrer Härte ſich ſchwer durchbohren laſſen, iſt nun ein Fuß ausgewählt, der durch Umwickeln mit Blumendraht an den Stäben der Staffelei befeſtigt iſt. Ein Gewinde von Stranddiſteln zieht ſich von oben ſeitwärts an der Staffelei herab, und ſcheint die Muſchelſchale zu tragen. Oben iſt es von einem Bündel Seetang gekrönt, ſeitwärts wird es durch einen Seeſpiegel unterbrochen, dem durch ein goldgemaltes Monogramm mit Krone, der Charakter eines Wappens gegeben wird. Die Diſteln wie der Tang ſind durch einige Goldſtriche belebt, auch die Muſchel erhält einen Goldrand. Die Befeſtigung des ganzen an der Staffelei wird in möglichſt unſichtbarer Weiſe durch Blumendraht bewirkt. — Der Bilderrahmen (Abb. 2) iſt aus zwei Teilen ſtarker Pappe hergeſtellt. Der untere viereckige, mißt 20 cm in der Höhe, 11½ cm in der Breite, und iſt, nachdem der Raum für die Photographie ausgeſchnitten, mit weinrotem Plüſch bekleidet, der an den Rändern nach hinten umgeſchlagen iſt. Der zweite, darüber geklebte Teil in Halbmondform, mißt in der Entfernung zwiſchen beiden Hörnern 18 cm. Um etwaige Lücken in der Muſchelbekleidung nicht unangenehm hervortreten zu laſſen, wird die ganze Fläche zuerſt mit Gries gleichmäßig beklebt, der dann vergoldet wird. Die Mitte des Halbmondes bezeichnet ein Seeſtern, und von dort aus ordnet man die Muſcheln ſymetriſch nach Form und Farbe, ſo daß der Grund möglichſt unſichtbar bleibt. Die linke obere Ecke des Plüſchrahmens erhält ein Seepferdchen als Schmuck. Als Klebemittel wird am beſten Syndeticon angewendet, das eine große Bindekraft beſitzt. Die Kartonſtütze auf der Rückſeite des Rahmens muß ziemlich weit ſeitwärts nach dem Halbmonde gerichtet werden, um ſo bei der ſchweren Muſchelbeklebung des letztern, das rechte Gleichgewicht zu erzielen. — Schon durch ihre Form, ohne weitere Ausarbeitung, ergibt eine der gewundenen grauen Muſcheln (Trompetenmuſchel) ein praktiſches Löſchhütchen (Abb. 3). Um es etwas zu beleben, iſt das Gewinde mit Goldbronze nachgezogen, der obere Teil ganz vergoldet, und dem unteren ein „Gute Nacht“ in Goldbronze aufgeſchrieben. — In ſehr einfacher Weiſe entſtand ein Tintenwiſcher (Abb. 4). Ein Streifen Tuch wird an der einen Seite in Fränzchen ausgeſchnitten, unten ſehr feſt zuſammengerollt und tief zwiſchen eine flache, violette Muſchel geſchoben, deren beide Hälften noch zuſammenhingen, und dort feſtgeklebt. Die Muſchel wurde, um ihre Farbe klarer erſcheinen zu laſſen, mit franzöſiſchem Firniß überſtrichen. Ein Goldſtreifen umrandete ſie, der Name eines Seebades war auf die obere Schale geſchrieben, und zwar wurde die Vergoldung, um ſie möglichſt leuchtend und zugleich haltbar zu machen, in den feuchten Firniß gemalt. — Die ſchon oben erwähnten großen weißen Nordſeemuſcheln, die ſo paſſend zum Bemalen ſind, ergeben, flach hingeſtellt, ebenſogut eine praktiſche Stecknadelſchale, wie aufrecht an einen kleinen Ständer gelehnt, den man aus etwas Draht, ja am bequemſten aus einer großen Haarnadel, biegen kann, einen netten kleinen Zimmerſchmuck. Im erſteren Falle wird man am beſten eine Blumenmalerei wählen, die, wenn es ſich um eine Kinderarbeit handeln ſoll, gut durch ein Abzieh- oder Aufklebebildchen erſetzt werden kann, im anderen Falle iſt eine kleine Strandlandſchaft ſehr wirkſam, bei der die Perſpektive durch die Vertiefung der Muſchel unterſtützt wird. Ob man die Arbeit mit Ölfarbe oder Waſſerfarbe ausführt (das erſtere iſt am meiſten anzuraten), immer iſt es vorteilhaft, die Muſchel vor dem Beginn mit franzöſiſchem Firniß zu überſtreichen, da ſonſt die poröſe Maſſe die Farbe zu ſtark einſaugt. Auch die vollendete Arbeit wird durch einen wiederholten Firnißüberzug nur gehoben. Das gleiche gilt von den bemalten Steinen, die ungefähr in Fauſtgröße verwendet, einen hübſchen Briefbeſchwerer ergeben (Abb. 7). Landſchaften wie Blumen ſind für ihre Ausſchmückung gleich geeignet. — Ein Etui für die Häkelnadel, oder, im größeren Maßſtabe ausgeführt, für die Stricknadeln, bilden zwei Schneckenhäuſer, die durch eine Gummiſchnur, mit Seidenband faltig überzogen und in der Mitte durch eine Schleife verſchönt, verbunden werden (Abb. 5.) Da die Schneckenhäuſer ſich viel leichter als die Muſcheln durchbohren laſſen, bietet die Ausführung der Arbeit keine Schwierigkeit; nach Belieben kann man eine Goldberänderung oder eine kleine Malerei auf den Gehäuſen anbringen. — Nun zum Schluß noch die Beſchreibung einiger verzierter Karten, die geeignet ſind, um als Gruß in die Heimat geſendet zu werden. Sowohl 6 als 8 zeigen Malerei in Verbindung mit getrockneten Pflanzen. Bei beiden ſind die Landſchaften in Blei ausgeführt und mit Blauſchwarz leicht getuſcht. Die gepreßten Blätter, die die Kiefern auf Abb. 6 umgeben, ſind mit Gold geädert, der Seetang, der die Landſchaft auf Abb. 8 einfaßt, iſt mit ganz kleinen flachen roſa Muſcheln beſetzt, die wie Blüten wirken. An Stelle der Aquarellmalerei kann ſehr gut eine Photographie verwendet werden.

E. Eyſell.

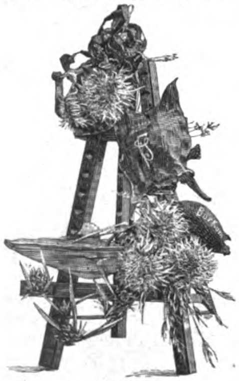


Abb. 1.

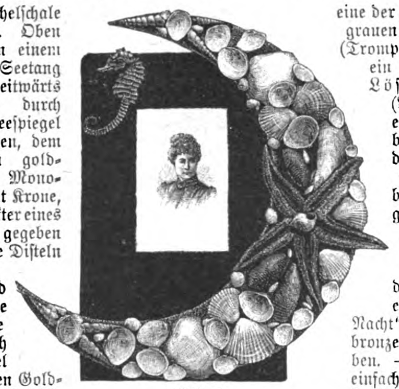


Abb. 2.

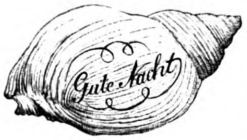


Abb. 3.

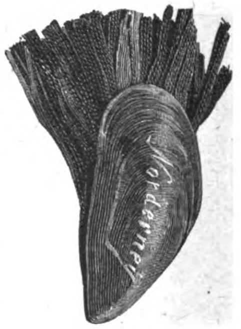


Abb 4.

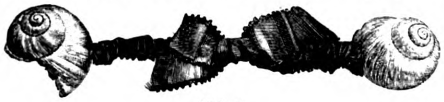


Abb. 5.

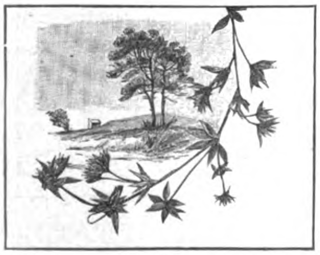


Abb. 6.

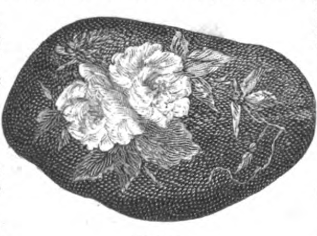


Abb. 7.

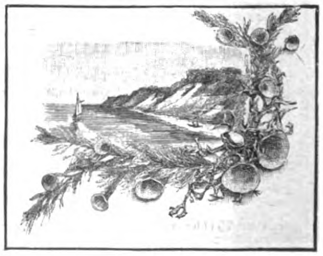


Abb. 8.

Für die Reiſe.

Ein praktiſcher Reiſekorb. Aus einem alten Korbe geſtaltete ich mir einen Reiſekorb, der Wind und Wetter herrlich Trotz bietet und die Garderobe einer ganzen Familie aufnehmen kann. Zunächſt nahm ſich der Korbmacher des alten Korbes an und reparierte denſelben, weil ihm der Zahn der Zeit ſchon etwas mitgeſpielt hatte. Dabei wird auf feſte Henkel und Schließen beſonders geachtet. Auf den Deckel wird in großen Buchſtaben mit ſchwarzer Ölfarbe der Name oder auch nur die Anfangsbuchſtaben der Eigentümer geſchrieben, denn in der Reiſeſaiſon gibt es gar viele ſolcher Reiſekörbe, die ſich äußerlich alle wie ein Ei dem anderen ähnlich ſehen, und es kann bei großem Verkehr auf dem Bahnhofe zu ärgerlichen Verwechſelungen kommen, wenn die Körbe nicht durch ſichtbare Merkmale zu unterſcheiden ſind. Praktiſch iſt ferner eine große mit Bindfaden auf dem Deckel befeſtigte Papptafel, auf welche die Zettel mit dem Ziel der Reiſe geklebt werden. Iſt der Korb ein größerer, ſo muß er unbedingt zwei Paar Schließen haben, weil ſonſt unbefugte Hände in die Ecken desſelben hineingreifen können. Durch dieſe zwei Paar Schließen wird ein wagerechter eiſerner Stab geſteckt, deſſen eines Ende eine Querſtange hat, damit der Stab nicht durch die Schließe hindurchſchlüpfen kann. Das andere Ende bildet eine kleine Öſe, durch welches ein handfeſtes Schloß geſchoben wird. Ein Reiſekorb hat den großen Vorteil vor einem Koffer, daß er leichter als ein ſolcher iſt, aber auch wieder den Nachteil, daß bei Regenwetter und Staub die Sachen innen leiden. Auslegen des Korbes mit Papier hilft wenig, man muß ſchon zu waſſerdichten Stoffen greifen. So ſah ich z. B. Wachstuchüberzüge bei Reiſekörben, die aber den großen Nachteil haben, ſehr leicht durch die anderen Gepäckſtücke beſchädigt oder gar in Fetzen geriſſen zu werden. Das Wachstuch kann aber auch im Innern des Korbes angebracht werden, wo es ebenſo zweckentſprechend wirkt und doch nicht beſchädigt wird. Zu der Anfertignng des Innenfutterals muß genau Maß genommen werden, die linke Seite des Wachstuches, alſo die hellere, kommt nach dem Inneren des Korbes; die Nähte gewinnen durch aufgeſetzte Borte noch an Haltbarkeit. Der Deckel wird ebenfalls mit Wachstuch belegt. Die Befeſtigung des Futterals geſchieht durch feinen Bindfaden oben und unten in allen Ecken des Korbes. Jetzt teile man ſich die Höhe des Korbes in drei gleiche Teile und laſſe ſich vom Sattler in der angegebenen Höhe Gurte in den Korb befeſtigen und zwar auf den längeren Seiten je zwei bis drei ſich gegenüberliegende Gurte, an den ſchmalen Seiten nur je einen Gurt. Dieſe ſtarken Gurtbänder müſſen zum Schnallen eingerichtet ſein, ſodaß der Korb in drei Abteilungen zerfällt, wenn die Gurte geſchloſſen ſind. Die Gurte müſſen durch die Wachsleinwand und den Korb hindurch befeſtigt werden, wenn ſie ihren Zweck wirklich erfüllen ſollen. In die unterſte Abteilung packe man alle ſchweren Sachen, wie Wäſche, Schuhe, Bücher. In den folgenden Teil Kleider und oben die leichten Sachen, die möglichſt wenig gedrückt werden ſollen. Obenauf breite man eine Serviette — hier käme auch eine von „Großmutters großen Servietten“ zu ſehr hübſcher, praktiſcher Verwendung — die Ecken derſelben ſtopfe man recht feſt in die Ecken des Korbes. Wer ſich ſeine Reiſeutenſilien recht hübſch herſtellen will, möge ſtatt der Serviette eine Decke von grauer Leinwand wählen, die mit rotem rheiniſchem Bande eingefaßt, und in der Mitte mit einem Monogramm verziert iſt. Damit wäre unſer Korb reiſefertig hergerichtet, wo bleiben aber die Hüte und Schirme? Da muß wieder unſer Wachstuch zu Ehren kommen, und der Hutkarton bekommt — diesmal aber von außen — einen Überzug daraus, mit dem man ſich genau nach dem vorhandenen, hoffentlich etwas ſtandhaften Karton richten muß. Am hübſcheſten ſieht braunes Wachstuch zu dieſem Zweck aus, man wähle zum Schließen braune Borte, welche auch die Nähte deckt. Die Schirme bekommen eine gleiche Hülle, an welcher je oben und je unten lange braune Bänder befeſtigt ſind, um das ganze Bündel zu umſchnüren. An der einen Hülle kann eine Handhabe an der Längsſeite zum Tragen angebracht werden. Mit oben beſchriebenem Reiſekorbe wird ſogar der Hausherr einverſtanden ſein, wenn er auf dieſe Weiſe einen neuen Koffer ſpart und noch etliche Mark Überfracht, die er ſtets auf Rechnung der „zuviel mitgenommenen Kleider“ ſetzt, ſo oft ihm auch die Hausfrau erklärt, das käme nur von den ſchweren Koffern! **E. in L.**

Landwirtſchaft.

Schafkäſe. Die wenigen Tage im Jahr, in denen die Schafe überhaupt gemolken werden, nahen heran. An vielen Orten geſchieht ſolches heutigen Tages überhaupt nicht mehr, und ſo kommt es, daß manche Hausfrau und Wirtſchafterin die Bereitung des ſo beliebten Schafkäſes nicht kennt, es iſt alſo gewiß nicht überflüſſig, das Rezept dazu mitzuteilen. Die Schafmilch wird gleich nach dem Melken durchgeſiebt und dann in einem meſſingnen Keſſel auf ſchwaches Feuer gebracht, nicht etwa über die Flamme geſetzt, ſondern die Ringe müſſen alle in die Platte liegen, damit die Milch ſich ganz langſam erwärmt. Wenn ſie zu raſch warm wird, käſt ſie nicht gründlich aus. Man gibt nun gleich den Laabextrakt dazu. Iſt derſelbe von einer Droguenhandlung gekauft, ſo iſt meiſt auf der Etiquette angegeben, in welchem Verhältnis der Zuſatz ſein ſoll. Von ſelbſtbereitetem Laab gibt man auf einen Eimer Milch von 12—13 Litern einen Eßlöffel. Wenn die Milch 28° Réaumur warm iſt, wird ſie an eine noch kühlere Stelle des Herdes zurück geſetzt und mit einem ſauberen Tuch zugedeckt. Gerührt darf ſie nicht werden. Ab und zu ſieht man mit der Kelle zu, ob ſie dick wird. Wenn ſich Käſe und Milch geſchieden haben und der Käſe ſich feſt anfühlt, füllt man ihn mittels eines Durchſchlags auf die Käſerinne (eine ſchrägſtehende Bank mit Rillen und einem rund umherlaufenden 15 Centimeter hohen Holzrand verſehen) und drückt ihn gut mit der Kelle, damit der Waddick (Molken) in einen darunterſtehenden Eimer abläuft. Iſt die Maſſe ziemlich trocken, ſo knetet man ſie mit Salz und Kümmel nach Geſchmack durch, und drückt ſie mit der Hand in zuvor gut ausgeſpülte, kleine hölzerne Formen, die auf dem Boden mit Löchern verſehen ſind. Da ſich obenauf noch immer Waddick ſammelt, dreht man die Käſe noch öfter in den Formen um, und läßt ſie dann an einem kühlen Ort ſtehen. Im Laufe des Tages dreht man ſie noch öfter um, je öfter, um ſo beſſer werden ſie. Am andern Morgen nimmt man ſie aus den Formen, reinigt dieſe und benutzt ſie von Neuem. Die Käſe legt man auf Stroh auf ein Brett, räuchert ſie 2—3 Tage, und hebt ſie dann an einem kühlen, luftigen Ort auf.

Laab kann man ſich auch ſelbſt bereiten. Der gekaufte Laabexrakt iſt verhältnismäßig teuer und der ſelbſtbereitete ebenſo gut. Der Magen eines friſch geſchlachteten Kalbes wird gereinigt, einen Tag lang in Salz gelegt und dann in den Rauch gehängt, wo er bis zu $^1/_4$ Jahr hängen und ganz ſchwarz werden kann. Kurz vor der Schafmelkzeit wird er einige Stunden in Waſſer eingeweicht, gründlich abgewaſchen, daß alles Schwarze abgeht, in haſelnußgroße Würfel geſchnitten und in einen irdenen Topf gelegt. Dann wird ſoviel Dünnbier darauf gegoſſen, daß es überſteht, und der Topf an eine warme Stelle des Herdes oder in die warme Sonne ans Fenſter geſtellt, 48 Stunden lang. Nach dieſer Zeit gießt man die Flüſſigkeit durch ein Sieb und hebt ſie kühl und trocken auf. Wenn ſich etwas ſchimmelige Haut darauf bildet, ſchadet es nicht. Man nimmt ſie ab und kann den Laab unbeſchadet gebrauchen. **Mecklenburgerin.**

Gemüſe- und Blumengarten.

Friſche Kohlrabi im Frühjahr zu haben. Wenn man anfangs Juli Glaskohlrabi ausſäet, ſo erhält man bis zum Herbſt kleine Köpfe, die indes für den Küchengebrauch noch zu ſchwach ſind. Vor Eintritt von Fröſten hebt man dieſelben mit etwas Erde an den Wurzeln aus und ſetzt ſie im Keller in Sand, mit dem die ganzen Knollen bis an die Herzblätter bedeckt werden; die anderen Blätter werden abgeſchnitten. Der Sand wird während des Winters mäßig feucht erhalten; ſo wachſen die angeſetzten Knollen bis zum Frühjahr ziemlich heran, daß man ſie alsdann für die Küche verwenden kann. **K. L.**

Winterendivien ſäet man Ende Juni bis Mitte Juli in ein gut vorbereitetes Beet ins Freie. Sie verlangen lockeres, gut gedüngtes Land. Sind die Pflanzen hinreichend erſtarkt, ſo pflanze man dieſelben 35 bis 40 Centimeter weit von einander an Ort und Stelle. Fleißiges Behacken und Reinhalten der Beete iſt erforderlich, um gute, volle Pflanzen zu erhalten. Iſt die Pflanze ausgebildet, ſo binde man dieſelbe an einem recht trockenen Tage zweimal recht vorſichtig zuſammen, ſodaß vor allem Näſſe und Feuchtigkeit nicht zum Herzen dringen kann. Von jetzt an hört man auf zu gießen. Nach 18—20 Tagen werden die Pflanzen hinreichend zum Bedarf fertig gebleicht ſein. Für den Winterbedarf benutze man die letzte Ausſaat im Juli. Im Herbſt hebt man die Pflanzen mit Ballen aus, bindet ſie ebenfalls zuſammen, hängt ſie im Keller mit dem Kopf nach unten auf oder man ſchlägt die ganzen Pflanzen in recht trockenes Erdreich ein. **K. L.**

Mittel gegen die Roſenblattläuſe. Man nehme zwei tüchtige Hände voll Wermut, übergieße dieſen mit 1 Liter ſiedendheißem Waſſer, laſſe ihn dann ſtehen, bis das Waſſer eine Temperatur von 12—15° R hat, nehme eine große weite Schüſſel und tauche die befallenen Zweige hinein. Da man mit 1 Liter Flüſſigkeit nicht weit reicht, ſo iſt eine genügende Menge bereit zu halten. **K. L.**

Handarbeit.

Zierliche kleine Tablettdeckchen ſtellt man ſich ſehr leicht und billig auf folgende Weiſe her. Man legt ein großes, ſchöngewachſenes Eichenblatt auf ein Stück ſtarkes Leinen, ſteckt es darauf feſt und zeichnet mit einem ſpitzen Stift die Umriſſe leicht auf. Dann nimmt man das Blatt ab und vervollſtändigt die Zeichnung nach eigenem Geſchmack. Die größten Adern zeichnet man mit leichter Mühe hinein und macht aus dem Stiel einen hübſchen Abſchluß. Den Umriß feſtonniert man mit weißem oder farbigem Glanzgarn aus und ſtickt die Adern in Stielſtich. Auf dieſe Weiſe verfertigte ich mir viele Deckchen. Sehr hübſch iſt auch ein großes Weinblatt als Einlage in eine Fruchtſchale oder als Flaſchenunterſatz. **H. T. in L.**

Geſtricktes Tragekleidchen. Material: weiße Vigogne (ziemlich fein) für vier Mark, zwei ſehr lange, mittelſtarke Hornnadeln. Es werden 451 Maſchen aufgeſchlagen, eine Rille geſtrickt, d. h. drei Nadeln, die auf der rechten Seite links ausſehen, darauf folgendes Muſter: 1 Maſche abholen, 1 M. umſchlingen, 3 Maſchen rechts zweimal hintereinander abnehmen, gegenſeitig, wie man ſagt, (d. h. das erſte mal wird 1 Maſche abgehoben, die andere geſtrickt und die abgehobene darüber weggezogen, die nächſten beiden Maſchen werden einfach zuſammen geſtrickt) 3 Maſchen rechts einmal umſchlungen, 1 Maſche rechts einmal umſchlungen, 3 Maſchen rechts gegenſeitig abgenommen und ſo fort. Die folgende Nadel wird links geſtrickt, bei der dritten wiederholt ſich das Muſter, die vierte rechts geſtrickt, ſodaß auf der rechten Seite eine kleine Rille entſteht, die fünfte Nadel Muſter, ſechſte links, ſiebente Muſter, die achte rechts, neunte links, zehnte rechts. Dieſe drei bilden zuſammen die zweite größere Rille. Hat man 20 Rillen (größere) ſo macht man den Untertritt, indem man 11 Maſchen an der linken Seite der Arbeit anſchlägt und dieſe immer rechts hin und her ſtrickt. Nach 23 Rillen iſt das Röckchen beendet, es wird nur noch bis zur nächſten kleinen Rille geſtrickt, dann 211 Maſchen abgenommen und zwar in folgender Weiſe: An den 12 mittelſten Zinken je 1 Maſche, an den folgenden je 1 Maſche um die andere, dann jede Maſche, bis man zur Taille noch 240 Maſchen hat. Diejenigen Maſchen, welche man beim erſten Mal nicht untergebracht hat, werden beim nächſten Herüberſtricken nach Gutdünken eingeteilt, dabei aber ſchon 1 Maſche rechts, 1 Maſche links geſtrickt und feinere Nadeln genommen. An der rechten Seite macht man ſechs Knopflöcher, indem man 5 Maſchen abmaſcht, 4 Maſchen nachſtrickt, auf der nächſten Tour werden die 5 Maſchen wieder aufgeſchlagen, immer mit 15 Touren dazwiſchen. Bis zum Armloch ſtrickt man 50 Touren, teilt die Maſchen und nimmt zum Vorderteil 114 Maſchen, zu den Rückenteilen je 63 Maſchen. Zum Armloch nimmt man vom Vorder- und Hinterteil je 8 Maſchen ab und

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

zwar erſt 4, dann 2 und 2; den Halsausſchnitt rundet man etwas. Zur Schulter werden 10 Maſchen vom Vorderteil von jeder Seite aufgeſchlagen, etwa 12—14 Touren geſtrickt und an den Hinterteilen eingenäht. Nachdem alles abgekantelt iſt, werden ſämtliche Maſchen noch einmal aufgenommen und mit ganz feinen Nadeln eine Rieſe geſtrickt, abgemaſcht, zweimal umgeſchlungen, Stäbchen zum einziehen des Bandes darum gehäkelt. Zum Ärmel ſchlägt man 72 Maſchen auf, ſtrickt das Zackenmuſter ſtatt mit 11, nur mit 9 Maſchen und läßt die größeren Rillen weg, fängt nur mit einer ſolchen an. Die Spitze iſt ſechs Löcher hoch, dann kommt eine Löchertour zum einziehen des Bandes, es wird darauf 60 mal herum geſtrickt. 1 Maſche links, 1 Maſche rechts und oben verrundet man den Ärmel etwas, indem man allmählich von beiden Seiten je 2 und 3 Maſchen abnimmt, bis oben 20 Maſchen ſind, die nun gleichfalls abgekantelt werden. Der Ärmel wird auf der verkehrten Seite zuſammen genäht, doch möglichſt ſorgfältig, damit kein ſcharfes Rändchen entſteht, was beim Tragen drücken könnte. In derſelben Weiſe näht man ihn in das Armloch, die Naht darf nicht zu weit nach vorn kommen. Nun werden noch von dem Zackenmuſter vier kleine Stückchen geſtrickt, jedes zu 34 Maſchen aufgeſchlagen und nur ein ganzes Muſter hoch, dann abgekantelt. Dieſe vier Stückchen näht man, zwei vorn, zwei hinten, in regelmäßigen Zwiſchenräumen an das Röckchen als Schlupfe an, dort wo die Taille anfängt, und zieht ein breites Band als Schärpe hindurch. Sechs Perlmutterknöpfe vollenden das Ganze. Will man kurze Ärmel machen, ſo ſtrickt man nur $1\frac{1}{2}$ mal das Zackenmuſter, alſo zwei größere, eine kleinere Rille, mit welch letzterer man abſchließt. Es kommen dann auf die Schultern Schleifen, und man ſtrickt die Taille ein klein wenig niedriger und häkelt nach den Löchern noch eine Zackenſpitze drum. So mühſelig die Arbeit iſt, man wird durch den Erfolg reich belohnt, denn ein ſolches Kleidchen ſieht reizend aus. In rot iſt es praktiſcher, aber nicht ganz ſo hübſch. Man kann auch Holznadeln benutzen, nur brechen dieſe leicht, wenn ſie nicht ſehr vorſichtig gehandhabt werden, und ſolche von Stahl ſind unbequem ſchwer. **Fannie von Eck.**

Einem jungen Ehemann als Widmung zu einem Briefbeſchwerer.

Möge nimmer dein Herz von bitteren Sorgen beſchwert ſein!
Gegen jegliches Leid mög' ſtets es kraftvoll bewehrt ſein,
Und zu jeglicher Zeit, bis tief in den Winter des Lebens,
Möge dir Glück und Erfolg und frohes Gelingen beſchert ſein.
Doch nicht locke die Welt dich ſchmeichelnd mit trügendem Scheine; —
Immer mögeſt du treu und glücklich am eigenen Herd ſein!

Fr. Branitz.

Für den Garten.

Garnitur für Gartenmöbel. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn man Tiſchdecke und Kiſſen für den Garten übereinſtimmend anfertigt, am einfachſten, ſchnellſten und billigſten, wenn man grauen Leinſtoff kauft, und ziemlich breite Streifen blauen oder roten Kattun um die Decke und auf die obere Seite der Kiſſen ſteppt; ein hübſches Monogramm in der entſprechenden Farbe, bei den Kiſſen auf die Mitte, bei der Decke in die Ecke geſtickt, vervollſtändigt das Ganze. In eleganterer Weiſe ſtellte ich eine ſolche Garnitur her, indem ich eine Decke von grauem Javaſtoff machte, mit eingeknüpften Franzen, und in Wolle eine breite Guirlande von Kornblumen, Gräſern und Blättern in Kreuzſtich hineinſtickte, — in jeder Tapiſſeriehandlung bekommt man derartige Muſter. Auch die Kiſſen wurden von demſelben Stoff gearbeitet und auf die obere Seite ein Kornblumenbouquet geſtickt. Als Fußbänkchen nahm ich kleine niedrige Fußgeſtelle und ſpannte darüber gefütterte Deckchen von dem Javaſtoff, auf welche ebenfalls ein Kornblumenbouquet kam. Das Ganze ſah ſehr hübſch und elegant aus.

Gartenſchirm. Um etwaigen Wind und die gerade zur Veſperzeit noch etwas unbequeme Sonne von unſerem Gartenplatz abzuhalten, ließen wir zwei ziemlich hohe Rahmen von einfachem weißen Holz beim Tiſchler machen, ähnlich wie zu den überzogenen Ofenſchirmen, überzogen beide mit ſtarker roher Leinwand (Drell), die vorher mit etwas roten und ſchwarzen baumwollenen Bändern benäht worden war. Die beiden fertigen Rahmen werden alsdann ſo aneinander befeſtigt, daß man ſie zuſammenklappen kann — am beſten oben und unten mittels ſogenannter „Achten“, die man in jeder Eiſenhandlung bekommt — ſie laſſen ſich ſo bequem in den Garten tragen, wenn man ſie braucht, während der Schirm ſonſt ein verborgenes Plätzchen im Entree oder Hausflur bekommt, wo man ihn leicht zur Hand hat.

Serviertiſch für den Garten. Um es dem Diener oder dem Mädchen zu erleichtern, das Veſper oder Theegerät in den Garten zu bringen, ließen wir uns beim Korbmacher ein Tiſchchen machen von circa einer Elle Länge zu $\frac{3}{4}$ Elle Breite, mit vier Beinen in zwei Etagen, jede mit einem ziemlich hohen Rande verſehen. Das Tiſchchen iſt ſehr leicht, trägt ſich bequem, und man kann mit ſeiner Hilfe vieles auf einmal in den Garten bringen, wo es dann bei der Mahlzeit als Anrichte- oder Theetiſch dient. Mit einer zierlichen Decke, weiß oder der Gartentiſchdecke entſprechend, ſieht es freundlich und hübſch aus. **M. Dhw.**

Kinderhumor.

Mama erlaubt ihrer kleinen Ella und Gertrud zu Tante Martha zu gehen, um dort den neugeborenen kleinen Vetter in Augenſchein zu nehmen. Auf ihre Ermahnung: „Seid aber auch hübſch leiſe und geht nicht ans Bett zur Tante, die iſt krank,“ erwidert die fünfjährige Trude: „Ach Mama, da ſei nur ganz ruhig, wir werden uns ja nicht gleich anſtecken!“

Kokos-Ampel.

Sollte eine oder die andere zufällig in den Beſitz einer Kokosnußgelangen, ſo läßt ſich daraus ein netter Schmuck fürs Blumenfenſter herſtellen. Die Nuß wird oben geöffnet, indem man einen runden Deckel herausſchneidet, dann gießt man die Milch aus und bohrt drei kleinere Löcher in gleichmäßiger Entfernung um den oberen Rand. Durch dieſe Löcher werden grüne Schnüre, die in 15 Centimeter Zwiſchenraum ſtets dicke Knoten zeigen, geſchickt gezogen, welche zum Aufhängen der Ampel, in die man ein zierliches Schlinggewächs pflanzt, dienen. Da die Nuß porös iſt und alſo die Luft durchläßt, gedeihen die Pflanzen ſehr gut darin. Den oben abgeſchnittenen Deckel kann man mittelſt Drahtöſen an das untere Ende der Ampel anhängen, ſtatt deſſen auch einen Kiefernzapfen u. dergl. nehmen. Die Nuß ſelbſt kann auch noch allerlei Verzierungen erhalten. Sieht ſie auch ſchon roh in ihrer Naturfarbe ſehr gut aus, ſo erhält ſie ein eleganteres Äußere, wenn man mit Goldbronze Figuren darauf malt; recht groteske Vögel, Pflanzen und Arabesken, wozu man die ſog. japaniſchen Lackſachen ſehr gut als Vorlage benutzen kann, machen ſich allerliebſt. Auch bloße Streifen in Gold an der unteren Spitze ſchmal anfangend, in der Mitte breiter werdend und nach oben ſich wieder verjüngend, geben der Ampel ein eigenartiges Ausſehen. Sämtliche Ränder der Goldfiguren müſſen zum Schluß ſchwarz umzogen werden. Schalkhafte Hände ſchneiden wohl auch ein komiſches Geſicht in die Rinde der Nuß, die dann in ihrer braunen Farbe einem Indianerkopf nicht unähnlich ſieht.

Gertrud von Sydow.

Reiſe und Sommerfriſche.

Diejenigen Leſerinnen, welche im Lauf des Sommers beabſichtigen, eine Rheinreiſe zu unternehmen, möchte ich auf ein neugegründetes Haus aufmerkſam machen, in welchem ſie Ruhe und Erholung bei mäßigem Preis finden können. Es iſt dies das am 1. Mai dieſes Jahres eröffnete chriſtliche Hoſpiz in Wiesbaden, Jahnſtraße 16. Da viele Reiſende ſolch ſtilles, behagliches Heim dem lauten Treiben großer Hotels vorziehen, ſo hat der Vorſtand dieſes Hauſes wohl mit Recht geglaubt, mit ſeinem Unternehmen in der berühmten Weltkurſtadt einem Bedürfnis nachzukommen und auf Erfolg hoffen zu dürfen. Die Gäſte finden freundliche und bequem eingerichtete Zimmer mit vorüglichen Betten von 0,80—2 Mark je nach Lage, einſchließlich der Benutzung der zu allgemeiner Verfügung ſtehenden Wohnzimmer. Bei längerem Aufenthalt tritt für die Verpflegung der tägliche Penſionspreis von 3 Mark ein; für kräftiges, gutes Eſſen (nicht Hotelküche) iſt beſtens geſorgt. Badeeinrichtung iſt vorhanden. Morgens findet eine kurze von der vorſtehenden Schweſter geleitete Andacht ſtatt, an welcher die Gäſte teilnehmen können. Alle Bedingungen zu einem angenehmen Aufenthalt ſind durch das Geſagte wohl erfüllt, es wird hiermit das neue Hoſpiz allen Freundinnen dieſer Häuſer warm empfohlen.

Alter Abonnent.

Kloſter Medingen. Wo wir die Mauern oder die Ruinen eines Kloſters auch finden mögen, es iſt immer ein auserleſenes Fleckchen Erde, auf dem ſie ſtehen. Bald iſt es das Ufer eines romantiſchen Sees, bald eine maleriſche Inſel, die ſchon durch ihre Lage den Ausdruck der Weltabgeſchiedenheit in ſich trägt — bald ragt das Kloſtertürmlein aus tiefem, grünendem Waldesdunkel hervor. Von ſolch überraſchender Landſchaftsſchönheit wurde ich neulich mächtig ergriffen, als ich zwiſchen Uelzen und Lüneburg den echt klöſterlich ausſehenden Turm von Medingen erblickte. Ich lernte in dieſem noch ſo wenig gekannten Orte ein wahres Kleinod der Lüneburger Heide kennen. Wälder von der herrlichſten Pracht, meiſt aus Eichen und Buchen beſtehend, umgeben den freundlichen Ort, in welchem alle Häuſer aus reichen Obſtgärten hervorſchauen. Selten ſind in unſerer norddeutſchen Ebene wohl ſolche Waldesgründe mit Anhöhen und Schluchten und rieſelnden Waldbächen zu finden. Und durch alle dieſe wilden Reize einer ſchönen Baumwelt ziehen ſich geregelte Spaziergänge, wie im Tiergarten zu Berlin. Man ſtößt auf einladende Grotten und Rotunden mit Ruheplätzen, auf Bänke an lieblichen Ausſichtspunkten, wo ſich die ſchlängelnde Ilmenau durch ſaftiges Grün dahin zieht, oder wo die Türme von Medingen oder Bevenſen dem Auge einen maleriſchen Ruhepunkt bieten. Ja, man wird nicht müde, in der abwechſelungsvollen Amtsheide mit ihrer „Sängershöhe“, in dem „Rieſſel“ mit ſeinen „Traumalleen und Ehlershöhe,“ ſo wie auf dem unvergleichlichen Weinberg mit ſeinem lauſchigen Plätzchen am Flußufer, „in einem kühlen Grunde“ genannt, herum zu ſchweifen. Es iſt ein unerſchöpfliches Revier für bequeme und herzerfriſchende Spaziergänge. Und welch eine Menge von Waldbeeren ſind hier zu finden! Ich wüßte Müttern und Kindern kaum einen erfriſchenderen und lieblicheren Sommeraufenthalt zu empfehlen. Man erreicht Medingen per Bahn bis Bevenſen, von wo es binnen einer Viertelſtunde bequem zu Fuß zu erreichen iſt. Penſionate für Sommerfriſchler mit entſprechender Behaglichkeit ſind vorhanden. Preiſe für volle Penſion für Erwachſene pro Tag 3 Mark. **E. Hilgenfeld, Salzwedel.**

Für die Küche.

Guter Erdbeerſaft. Meinen Erdbeerſaft bereite ich auf folgende Weiſe; derſelbe hat ſich ſtets gut gehalten und iſt nicht nur zur Bereitung von Erdbeerlimonade ganz vorzüglich, ſondern auch als Linderungsmittel bei Huſten zu empfehlen. Auf einen Liter Erdbeeren (am beſten Walderdbeeren) läßt man $\frac{1}{2}$ Kilo vom beſten Zucker mit etwas Waſſer kochen, fügt dann die Beeren hinzu und läßt, bei fleißigem Rühren, Zucker und Beeren etwa 20 Minuten zuſammen kochen, nimmt dann ein Tuch, welches zuvor in kaltem Waſſer gelegen hat und ausgerungen iſt, und drückt den etwas erkalteten Saft hindurch; findet man ihn nicht dick genug, ſo kann man denſelben noch etwas einkochen laſſen. Man hebt ihn in kleinen, luftdicht verſchloſſenen Flaſchen zum Gebrauch auf.

A. R.

Seefahrtsbraten. 2 Schweinsnieren kocht man weich, hackt ſie mit 50 Gramm Speck fein und vermiſcht ſie mit 125 Gramm gewiegtem Kalbfleiſch, 125 Gramm gehacktem Schweinefleiſch, 250 Gramm gehacktem Rindfleiſch und 50 Gramm kleinen Würfeln von Pökelzunge. Dann fügt man 4 ganze Eier, 1 Gramm Naumanns Gewürzkompoſition 5, Salz, Pfeffer, $\frac{1}{2}$ Theelöffel Champignonſoja und ſo viel Reibbrot hinzu, daß man aus der Maſſe einen ovalen Braten formen kann. Man beſtreicht ihn mit Eigelb, beſtreut ihn mit Reibbrot und brät ihn in 100 Gramm Butter eine Stunde. Den Bratenfond verkocht man mit einer Taſſe ſüßer Milch, verdickt ihn mit Kartoffelmehl, würzt ihn mit etwas Madeira oder Portwein und reicht ihn zu dem Braten, den man mit Makkaroni umgibt. **L. H.**

Fragen.

150) Würde eine liebenswürdige Mitleſerin des Daheim wohl ſo freundlich ſein, mir den Namen einer Stadt mitzuteilen, in welcher zwei Damen mit 2200 Mark Einkommen, alles in allem, anſtändig leben können. Eine größere Entfernung als 8—10 Stunden mit der Eiſenbahn von Berlin wäre nicht erwünſcht, da ſonſt der Umzug zu teuer wird. Beſten Dank im voraus. **v. S.**

151) Kann mir vielleicht jemand gütige Auskunft erteilen, wie die kleinen, ſilbernen Gehörröhrchen ſich bewähren bei Schwerhörigkeit, durch Erkältung hervorgerufen? Woher könnte ich dieſelben beziehen und wie teuer ſind ſie? **M. S.**

152) Ich möchte meinem Manne einen Behälter für lange und kurze Pfeifen für unſer Wohnzimmer ſchenken. Welche Art Ständer iſt wohl die zweckmäßigſte und geeignet, eine Handarbeit als Schmuck aufzunehmen? Beſten Dank zuvor! **Klara S.**

153) Wer erteilt einer Ratloſen Auskunft, wie und wo ſie am beſten raſch und gründlich die doppelte Buchführung lernen kann. Öffentliche Anſtalten ſind ausgeſchloſſen.

Bertha.

154) Würde mir jemand gütigſt mitteilen, wie man Aquarellmalereien dauernd erhalten kann? Gibt es irgend einen Lack, mit dem ſie aufgefriſcht und überſtrichen werden können? Hat man nicht zum Reinigen ein beſſeres Mittel als Brot? Für freundlichen Rat wäre ſehr dankbar

Eine langjährige Abonnentin.

155) Bitte um baldige gütige Auskunft, auf welche Weiſe man am beſten Schinken und Würſte im Sommer aufbewahrt. Unſer Boden iſt zu warm, auch haben Gaze-Säckchen die Schinken voriges Jahr nicht vor den Fliegen geſchützt.

Pfarrfrau auf dem Lande.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
XXVII. Nr. 41. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
11. Juli 1891.

Hausmuſik.

Albert Becker.

Direktor des kgl. Domchores in Berlin

Albert Becker.

In Albert Becker, deſſen Bild wir heute unſern Leſern vorführen, hat die evangeliſche Kirche einen ihrer bedeutſamſten Tondichter zu ehren und zu feiern. A. Becker wurde am 13. Juni 1834 zu Quedlinburg geboren. Daß er bereits während ſeiner Knabenjahre unwiderlegliche Beweiſe ſeltner muſikaliſcher Fähigkeiten gegeben hätte, können wir nicht berichten. Er näherte ſich faſt dem Jünglingsalter, als ſein bis dahin gleichſam noch gebundenes muſikaliſches Empfindungsleben und zugleich der Drang zu produktivem Geſtalten lebhafter in ihm ſich zu regen begannen. Die ſelige Zeit der erſten lyriſchen Stimmungen war über den ernſten und ſinnenden Knaben gekommen. Eine ſehnſuchtsvolle Liebe zu den Schönheiten der Natur erwachte in dem jungen Herzen. Voll Schwärmerei vertiefte er ſich in die Schöpfungen unſerer großen lyriſchen Dichter: der treue Umgang mit der Natur und die Lyrik erweckten die muſikaliſche Seele des Jünglings zu ihrem eigentlichen Leben. Nach vorbereitendem muſikaliſchem Unterricht in ſeiner Vaterſtadt, begab er ſich nach Berlin, um ſich hier in ſtrenger Schulung durch Dehn, Grell und Kullack für die Muſikerlaufbahn vorzubereiten. Die nächſte Zeit nach ſeiner Ausbildung gehörte ganz dem ſtillen Schaffen. Das Jahr 1860 brachte dem jungen Künſtler eine hohe Auszeichnung: eine Symphonie ward von der Geſellſchaft der Muſikfreunde in Wien mit dem zweiten Preiſe gekrönt. (J. Raffs ſchöne „Waldſymphonie“ erhielt den erſten Preis.) Die Hoffnungen aber, daß ſich an dieſen erſten großen äußerlichen Erfolg weitere anreihen würden, ſollten ſich auf Jahre hinaus nicht verwirklichen. Es begannen für den Künſtler Jahre ſchwerſter Prüfungen, angefüllt von Kämpfen um die Exiſtenz. Aber aus dieſem jahrelangen Ringen ging Becker doch als Sieger hervor. In dieſer Zeit reifte ſeine tiefreligiöſe, chriſtliche Weltanſchauung, wurde die goldne Kernhaftigkeit ſeines Charakters gefeſtigt und geklärt. Mit völligſter Hingabe vertieft er ſich in Seb. Bach, der ſeitdem ſeine muſikaliſche Bibel ward. Hier lernte er die Kunſt ſeiner reichen und ſtets neuen Harmonik, die erſtaunliche Beherrſchung diffiziler kontrapunktiſcher Formen, welche für ihn nicht foſſile Gerüſte, ſondern lebensfähige Organismen wurden. Hier fand er das herrlichſte Vorbild muſikaliſcher Inbrunſt, von Kraft und Zartheit. — Becker konzentrierte ſich in dieſer glücklichen Zeit zu einer großen künſtleriſchen That. Die Frucht einſamer Studien und einſamen Denkens war die Bmoll-Meſſe. Im Jahre 1877 war dieſe grandioſe Arbeit beendet. In Berlin, wo Becker damals ein Muſikinſtitut leitete, hat ein Künſtler auf leichtes Siegen nicht zu hoffen. Der Meiſter begab ſich mit dem fertigen Manuſkript zu dem damaligen Vorſtand des Stern'ſchen Geſangvereins, um eine Aufführung ſeines Werkes zu erreichen. „Wären Sie Beethoven und brächten mir die Missa Solemnis — dann ja; aber Becker — B-moll-Meſſe — ich bedaure.“ Wie es in der Bruſt des Künſtlers nach dieſen grauſamen Worten ausſah, wollen wir verſchweigen. Kurz entſchloſſen, wandte ſich nun Becker nach Weimar an Franz Liszt. Und Liszt, der Edle und Uneigennützige, der mit ſeltenſter Kongenialität Begabte, erkannte ſofort die Bedeutung des Werkes. Er veranlaßte Karl Riedel in Leipzig, mit ſeinem berühmten Chorvereine das Werk zur Aufführung zu bringen. Der Erfolg war ein ſo gewaltiger, daß Becker mit einem Schlage eine berühmte künſtleriſche Perſönlichkeit wurde. Nach dieſer für die neuere Geſchichte der proteſtantiſchen Kirchenmuſik bedeutſamſten That bereicherte Becker die Musica Sacra noch mit zwei Kompoſitionen großen Stils: mit der „Reformationskantate“ und dem Oratorium „Selig aus Gnade.“ Als Liszt die Partitur der Kantate kennen lernte, ſoll er geäußert haben: „Becker hat das Zeug dazu, um als erſter proteſtantiſcher Kirchenmuſiker dazuſtehn, höchſtens könnte Brahms mit ihm um die Palme ringen.“ Das Oratorium „Selig aus Gnade“ kam 1890 in Berlin zur erſtmaligen Aufführung, mit einem ſolchen Erfolge, daß es den Namen Albert Becker geradezu populär machte: ein Werk, das in glücklichſter Weiſe bei höchſt kunſtvoller Form populäre Haltung und ſtreng kirchlichen Charakter verknüpft und auch die der neueren dramatiſchen Muſik erblühten Ausdrucksmittel nicht verſchmäht. — Leider verbietet uns der knappe Raum, auf des Meiſters kleinere Kirchenkompoſitionen und ſeine Leiſtungen auf dem Felde der weltlichen Muſik einzugehen. Seit 1889 iſt Becker Direktor des Kgl. Domchores, nachdem er ſchon vor Jahren zum ordentl. Mitgliede der Akademie der Künſte ernannt worden war; ſo hat unſer Meiſter auch öffentlich und äußerlich die ihm gebührende Stellung und Anerkennung gefunden. **H. N.**

Für Bayreuthwaller!

„Sie gehen doch nach Bayreuth? — Was! Sie waren überhaupt noch nicht dort? Verſäumen Sie ja nicht die heurigen Vorſtellungen ſich anzuhören. Ich ſage Ihnen, ſo etwas . . .“ Und nun folgt den Fragen, welche in ihrer Allgemeinheit ſo häufig ſind, wie etwa Herzensergießungen über ſchlechtes oder gutes Wetter, gewöhnlich ein ellenlanger Dithyrambus auf den „Parſifal“, auf Wagner, auf ſein klaſſiſches Theater, auf die Darſteller, auf Bayreuth. Da zweifelsohne viele der geehrten Daheimleſer in den nahe bevorſtehenden Feſtſpielen eine willkommene Veranlaſſung finden werden, der freundlichen Stadt am roten Maine einen Beſuch abzuſtatten und gar Manche unter dieſen Vielen Bayreuth-Novizen ſein dürften, ſo denke ich, werden einige Winke über das Wie und Was in Bayreuth nicht unwillkommen ſein, zumal ſie von einem in Ehren ergrauten Bayreuthpilger herſtammen. Zuerſt die Wohnungsfrage. Wohnt man beſſer im Gaſthofe oder iſt man in einer Privatwohnung beſſer aufgehoben? Da die Gaſthöfe gewöhnlich (wenigſtens zur Zeit der Feſtſpiele) von reiſenden old Englishmens und Ladies überfüllt ſind, da man bei Wohnungnahme im Gaſthofe meiſt auch gezwungen iſt, in dem betreffenden Hotel ſeine Mahlzeiten zu halten, da Hausknecht, Stiefelputzer und Stubenmädchen dem Fremden namentlich im Augenblick der Abreiſe eine nicht immer wohlthuende Aufmerkſamkeit ſchenken und endlich der unvermeidliche Trubel eines lebhaften Verkehrs friedliebende Gemüter in wenig zuträgliche Gemütswallungen zu verſetzen pflegt, ſo empfiehlt es ſich, eine Privatwohnung ſchon vorher ſich zu beſtellen. Man wendet ſich zu dieſem Zweck brieflich an das Wohnungskomité in Bayreuth. Die Privatwohnungen ſind vorzüglich; viele Familien haben ſich darauf eingerichtet, Fremde zu beherbergen. Die Preiſe ſind durchaus mäßige, man bezahlt, bei Verzichtleiſtung auf außergewöhnlichen Komfort, 2—3 Mark für den Tag, ein Preis, in welchem das Frühſtück in der Regel mit eingeſchloſſen iſt. Als ausgezeichnete Speiſewirtſchaft empfehlen wir Kolbs Reſtaurant, gleich hinter der Mainbrücke, auf der zum Bahnhof führenden Hauptſtraße. Den Vormittag benutzt man zu einem Spaziergange hinauf auf die Rollwenzelei und die Eremitage; in erſterem iſt man bei Kaffee und Spritzkuchen gut aufgehoben und findet ſogar noch Zeit, die Jean Paul-Stube und das daſelbſt befindliche Fremdenbuch mit dem eigenen glorreichen Namen ſchätzenswerter zu machen. Die Eremitage iſt ihrer Waſſerkünſte wegen ſehenswert; man ſieht die letzteren leider nicht immer. In dieſem Falle verwöhne man die Menſchen, welche auf den von Räubern gänzlich freien Gartenwegen mit zäher Ausdauer immer wieder als Führer nach irgend einem angeblich wundervollen Ausſichtspunkte ſich anbieten, nicht mit luxuriöſen Trinkgeldern; erlaubt es die Zeit, ſo beſuche man auch die „Phantaſie.“ In der Stadt ſelbſt feſſelt uns das Jean Paul-Denkmal, die Villa Wahnfried mit dem Grabe Wagners, der ſchöne Park und das Schloß. Den Friedhof zu beſuchen, wo ein ziemlich verunglücktes Denkmal für Franz Liszt ſteht, verlohnt ſich nicht der Mühe. Dagegen verſäume kein Beſucher der Feſtſpiele, das in Rokokkoſtil aufgeführte alte Opernhaus anzuſehen; die koloſſale Tiefe der Bühne wird dem Laien nicht wenig imponieren. Selbſtverſtändlich ſehen wir uns auch die ſceniſchen Einrichtungen, die Bühnenverhältniſſe, den rieſigen Orcheſterraum und ungeheuren Apparat des Feſtſpielhauſes an. Das Zimmer, in welchem die Lorbeerkränze aufbewahrt ſind — darunter ſehr koſtbare aus Silber und ſolche mit prachtvollen Bändern — wird auf jeden der Feſtgäſte, ſtehe er nun der Kunſt Wagners freundlich oder ablehnend gegenüber, einen tiefen Eindruck machen. Eine Tafel mit den Worten: „Morgen Probe“ — wenn ich mich recht erinnere — von Wagner mit Kreide geſchrieben — grüßt den Eintretenden. Ein unerklärliches Etwas umfängt uns hier; der Geiſt Wagners ſcheint an dieſer Stätte noch zu weilen . . . Hinter dem Theater ſteigt die Bürgerreuth empor; ein bequemer Weg führt bis zu dem Ausſichtsturm, der auf auf dem Gipfel des Berges errichtet iſt und eine weite, anmutige Hügelketten und die ſanftgewellten Auen des Frankenlandes umſpannende Ausſicht gewährt. Wer die zur Aufführung gelangenden Werke „Parſival“, „Triſtan“ und den Pariſer „Tannhäuſer“ zum erſtenmale hört, für den iſt es notwendig, ſich auf dieſe Werke vorzubereiten; zahlreiche Hilfsmittel erſchließen das Verſtändnis dieſer gewaltigen Tondramen, ſo z. B. die Leitfäden durch „Parſival“ und „Triſtan“ von H. v. Wolzogen, die Tannhäuſerſtudie von F. Pfohl u. ſ. w. Ausdrücklicher Erwähnung bedarf die Notwendigkeit, nur mit den Theaterkarten in der Taſche nach Bayreuth zu fahren. Ein Platz für eine Aufführung koſtet 20 Mk.; es iſt gleichgiltig, wo man im Zuſchauerraum ſitzt, man ſieht und hört überall gleich gut. Wer es verſäumt hat, ſich vorher eine Eintrittskarte zu beſtellen, der läuft bei dem außerordentlichen Andrang Gefahr, entweder gar keine zu erhalten, oder um den 2- bis 3fachen Preis ein Billet bei ſpekulativen Händlern erſtehen zu müſſen. Viele der Feſtſpielbeſucher benützen die Nachtzüge, welche nach Schluß der Vorſtellung eine bequeme Verbindung nach Nürnberg, München, Eger und Hof ſchaffen. Sie thun ſehr unrecht, die empfangenen Eindrücke durcheinanderrütteln und die geiſtige Nacharbeit, den äſthetiſchen Nachtiſch, ſich ſtören zu laſſen. Wem es halbwegs ſeine Zeit erlaubt, der ſchlafe ſich gründlich in Bayreuth aus. „Im Nacken ſitzt uns der Tod.“ Wer weiß, ob wir wieder des unvergleichlichen dolce far niente eines Bayreuther Feſttages uns erfreuen können, ſeiner ſonnigen Sorgloſigkeit, ſeiner künſtleriſchen Weihe! **Ein alter Waller.**

Aus den Werkſtätten unſerer Tondichter.

Ein Blick in die Werkſtätten unſerer Meiſter im Reiche der Töne gibt uns intereſſanten Aufſchluß darüber, wie ſehr auch die erhabenſten Geiſter von ihnen idioſynkratiſchen Eigenſchaften ſich beherrſchen laſſen und gerade beim Schaffen ihrer gewaltigſten Werke, die ihren Namen in alle Welt hinaustragen, von den merkwürdigſten äußeren Dingen und Ereigniſſen beeinflußt werden.

Beethoven, der größte Inſtrumentaliſt unſeres Jahrhunderts, komponierte die herrlichſten Stellen ſeines „Fidelio“ auf einſamen Spaziergängen, umtoſt von Regen, Sturm und Gewitterſchlägen. Vor allem war es der Kurort Baden bei Wien, wo er mit dem Notizbuch in der Hand, oft ohne Kopfbedeckung, die Wälder durchirrte und ſeine Werke dichtete.

Den Einflüſſen der Natur war auch Ludwig Spohr außerordentlich unterworfen. Bei einer großen Überſchwemmung in Wien verharrte er, wie er ſelbſt erzählt, ruhig auf ſeinem Zimmer in der dritten Etage und komponierte, unbekümmert um die immer näher kommenden Waſſermaſſen, aus deren Rauſchen und Brauſen ihm die Hauptgedanken einer ſchönen Symphonie herausklangen. Im weiteren wurde Spohr auch durch heftige Gemütsbewegungen ſtets mächtig inſpiriert. Am Lager ſeiner ſterbenden Gattin, während ihm das Herz vor Kummer zu brechen drohte, zogen ihm die ſüßeſten Melodien durch den Kopf, die er nicht unterlaſſen konnte, ſofort flüchtig zu Papier zu bringen.

Chopin, „das kühnſte und ſtolzeſte Genie ſeiner Zeit,“ wurde ebenfalls ſehr vom Wetter beeinflußt. An dunklen, melancholiſchen Herbſttagen, beim Geräuſch fallender Blätter und leiſe rieſelnden Regens ſchuf er ſeine ergreifenden Nokturnen, während die genialen, geiſtſprühenden größeren Tongemälde nur beim ſtrahlenden Sonnenſchein und heiter blauem Himmel entſtanden ſind. George Sand überraſchte einſt ihren poetiſchen Freund, während draußen der Regen unaufhörlich herabrieſelte, bei der Kompoſition eines kleinen Präludiums. — „Mein Gott,“ rief ſie, „das iſt ja zum Sterben traurig!“ „Jawohl,“ erwiderte Chopin, „mir träumte auch dabei, ich läge im Sarge und der Regen tröpfele unaufhörlich auf den Deckel desſelben.“

Joſeph Haydn dichtete ſeine Werke meiſt am Klavier. Doch auch er liebte es (wie Beethoven) in den frühen Morgenſtunden auf Feld und Flur herumzuſchweifen, wo ihm, im ſteten innigen Verkehr mit der Natur, die herrlichen Motive zu ſeiner „Schöpfung“, den „Jahreszeiten“, zufloſſen. — Rührend war die kindliche Einfalt, mit der Haydn die Zuflucht zum Gebet nahm, wenn ihm das Komponieren nicht recht von der Hand ging. „Wenn es nicht fort will,“ ſagte er, „ſo gehe ich mit dem Roſenkranz in der Hand im Zimmer auf und ab, bete einige Ave's, und dann kommen die Gedanken wieder.“

Mozart pflegte meiſtens die frühen Morgenſtunden oder die Nachtſtunden zum Arbeiten zu verwenden. Um ſeinen Geiſt wach zu halten, mußte ihm ſeine geliebte Conſtanze dann ein Glas Punſch brauen und Märchen erzählen. Doch geſchah es auch nicht ſelten, daß ihm in heiterer Geſellſchaft, z. B. beim Kegelſchieben, ein Motiv durch den Kopf ging, das er dann, während die Reihe zum Spielen an den andern war, ſchleunigſt auf einem Tiſchchen in der Kegelbahn fixierte.

Die fröhliche, melodienreiche Muſik Roſſinis ſpiegelt die Stimmung wieder, in welcher ſich ihr Schöpfer während des Komponierens befand. Ihm gab ein leckeres Mahl, die Gegenwart ſchöner geſchmückter Damen, eine witzige Konverſation beim Knallen der Champagnerpfropfen die Begeiſterung zum Schaffen. Dann begab er ſich heimlich in ſein Arbeitszimmer und beſchrieb Bogen auf Bogen mit den lieblichen gefälligen Melodien, die ihm ſein Genius in unverſieglicher Fülle zuflüſterte.

Ähnlich erging es Bellini. Auch ihm würden die Nachſeiten des Lebens die ſchöpferiſche Kraft geraubt haben. Elegante lichterfüllte Räume, geſchmückt mit Bildern und Statuen, durchzogen von herrlichſten Blumendüften, bildeten die Umgebung, wenn er ſeine ſüßen ſchmelzenden Lieder erſann.

Auch Richard Wagner, der große Dichterkomponiſt, bedurfte des Glanzes. Schöne ſtilvoll ausgeſchmückte Räume, koſtbare ſeidene Zimmergewandungen, ein Reichtum an Blumen und Duft, herrliche Gemälde und Skulpturen aus den alten deutſchen Heldenſagen rieſen in ihm die Stimmung hervor, die ihn zu ſeinen gewaltigen muſikaliſchen Schöpfungen begeiſterte.

Halevy, der Schöpfer der „Jüdin“, machte beſcheidenere Anſprüche. Er bedurfte beim Arbeiten nur des Geräuſches eines ſurrenden Theekeſſels, und es bildete daher die Hauptſorge ſeiner Umgebung, die Flamme unter der Theemaſchine ſtets brennend zu erhalten, denn ſobald das Waſſer aufhörte zu ſieden und zu ſummen, ſchwanden dem Meiſter die Gedanken.

Hektor Berlioz ſchrieb ſeine große Symphonie „Romeo und Julia“, indes ihm ſeine Gattin, die geniale Heroine des Drury-Lanetheaters in London, die ſchönſten Stellen aus Shakeſpeare rezitierte, während der Komponiſt des „Poſtillon von Lonjumeau“, Adam, ſeine holdeſten Lieder erſann, wenn er ſich nach einem guten Diner auf dem Sopha ausſtreckte, wobei ſeine Katze, auf ſeinen Füßen liegend, ihn behaglich umſchnurrte.

Donizetti, der Komponiſt der „Lucia“, gebrauchte keine äußeren Einwirkungen. Er produzierte außerordentlich raſch, vor allem, wenn er Geld brauchte, konnte jedoch nur komponieren, wenn er ungeſtört und regungslos in ſeinem Lehnſeſſel ſaß und vor ſich hinſtarrte.

Auber, der im Alter von 80 Jahren noch die hübſche Oper „Ein Tag des Glücks“ komponierte, war ein leidenſchaftlicher Reiter, und die ſchönſten Melodien und Motive floſſen ihm zu, wenn er auf dem Rücken ſeines Pferdes dahinjagte. „Mein Roß iſt der geflügelte Pegaſus, welcher mich zum Himmel trägt,“ pflegte er zu ſagen.

Spontini gebrauchte ſtets eine Menge fachwiſſenſchaftlicher Werke, aus denen er Rat und Anregung ſchöpfte.

Ähnlich arbeitete Meyerbeer, ſein Nachfolger im Amte. Auch dieſer kannte keine ihn plötzlich überwältigende momentane Eingebung, ſondern er ſaß ſtundenlang grübelnd und probierend an ſeinem Klavier, bis er die zahlreichen Melodien gefunden, die ſeinen Schöpfungen ſoviel Reiz gaben. **Se—.**

Enſemblemuſik.

„Fürs Haus“ nennt ſich eine Sammlung beliebter Stücke älterer und neuerer Meiſter, eingerichtet für Pianoforte zu vier Händen und Violine von Richard Hofmann. Die Sammlung umfaßt das Andante aus der Symphonie mit dem Paukenſchlag von Haydn (Pr. 1,50 M.), den Hochzeitsmarſch aus dem „Sommernachtstraum“ von Mendelsſohn (Pr. 2 M.), das Menuett aus der Esdurſymphonie von Mozart (Pr. 1,50 M.), den Militärmarſch in Ddur von Fr. Schubert (Pr. 2 M.), die Romanze aus der Dmollſymphonie von R. Schumann (Pr. 1,50 M.) und ſchließlich die Fauſtpolonaiſe von Spohr (Pr. 1,50 M.). Die Bearbeitung iſt eine ſehr geſchickte, bietet im Klavierpart für einen Spieler mittleren Schlages ſo gut wie gar keine und in der Violinſtimme keine nennenswerten Schwierigkeiten. Sie empfiehlt ſich durch vollen, violin- und klaviergerechten Satz. Die ſechs Stücke der Sammlung bedürfen keiner weiteren Empfehlung: es ſind ausgezeichnete Werke reifer Meiſterſchaft. Daß Haydn in dem berühmten Andanteſatz ſeiner Symphonie in Gdur den Scherz gemacht, die im leiſen pianissimo dahinträumende Melodie mit einem kräftigen, durch einen Paukenſchlag beſonders accentuierten Akkord des ganzen Orcheſters abzuſchließen, um — wie man ſagt — den zerſtreuten aber ſanft nickenden Zuhörern aus ſeinem Londoner Publikum einen plötzlichen Schreck einzujagen, iſt bekannt. — Die Ausſtattung der Sammlung, welche wir hiermit der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen, darf als vorzügliche gelten.

Gedenktafel für Juli.

Im Juli wurden geboren: Chr. R. v. Gluck (2., 1714) der berühmte Erneuerer des dramatiſchen Stils und Komponiſt mehrerer noch heute lebenskräftiger Opern; Hermann Langer (6., 1819), der langjährige Dirigent des weit und breit bekannten Univerſitätsgeſangvereins „Paulus“ in Leipzig, Friedr. Chryſander (8., 1826), der verdiente Händelforſcher, H. Wieniawski (10., 1835), ein excellenter Geiger, Tichatſchek (11., 1807), einer der ſtimmbegabteſten Tenoriſten des Jahrhunderts, J. Brambach (14., 1833), bekannt durch viele geſchmackvolle Männerchöre, Dr. H. Riemann (18., 1849), ein ſcharfblickender und fruchtbarer Muſikgelehrter, V. Lachner (19., 1811), ein Bruder Franz Lachner, Th. Gouvy (21., 1822) ein tüchtiger formgewandter Tonſetzer, Gevaert (31., 1828), bekannt durch ſein großes Muſiklexikon. Im Juli ſtarben: Friedemann Bach (1., 1784), einer der talentvollſten, aber auch der leichtſinnigſten unter den Söhnen des großen Johann Sebaſtian Bach; Fr. Bendel (3., 1874), Liederkomponiſt; C. Czerny (15., 1857), der durch fabelhafte Fruchtbarkeit — er hat über 1000 Kompoſitionen veröffentlicht — ausgezeichnete, übrigens ſehr verdienſtvolle Pädagoge, und Ferd. David (20., 1873), einer der beſten unter den Geigern deutſcher Zunge.

Vermiſchtes.

Die diesjährigen Feſtſpiele in Bayreuth ſtehen nunmehr in allen Details feſt. Es werden in der Zeit vom 19. Juli bis 19. Auguſt ſtattfinden: zehn Parſifalaufführungen (am 19., 23., 26., 29. Juli, am 2., 6., 9., 12., 16. und 19. Auguſt), ſieben Tannhäuſeraufführungen (am 22., 27., 30. Juli, am 3., 10., 13. und 18. Auguſt) und drei Aufführungen von „Triſtan und Iſolde“ (am 20. Juli, 5. und 15. Auguſt). Als Dirigenten fungieren Levi-München und Mottl-Karlsruhe. Die Hauptpartien ſingen: Parſival: van Dyck-Wien, Grüning-Hannover; Kundry: Frl. Mailhac-Karlsruhe, Frl. Malten-Dresden, Frau Materna-Wien; Gurnemanz: Grengg-Wien, Wiegand-Hamburg; Amfortas: Reichmann-Wien und Scheidemantel-Dresden; Klingsor: Fuchs-München und Plank-Karlsruhe (unter den Soloblumenmädchen iſt auch Frl. Wiborg-Schwerin); Triſtan: Alvary-Hamburg; Iſolde: Frau Sucher-Berlin; Marke: Wiegand; Kurwenal: Plank; Brangäne: Frau Staudigl-Berlin; Tannhäuſer: Alvary, van Dyck; Wolfram: Reichmann und Scheidemantel. Venus: Frl. Mailhac und Frau Sucher. Orcheſter und Chöre werden mit geringen Ausnahmen aus dem Chor- und Orcheſterperſonal der Münchner Hofoper beſtehen.

Die Schleſiſchen Muſikfeſte, welche unter dem Protektorate des Grafen Hochberg ſtehen, fanden in Görlitz vom 15. bis 18. Juni ſtatt und erfreuten ſich eines glänzenden Erfolges. Die Stadt war feſtlich geſchmückt, die Feſthalle, welche 2000 Perſonen faßt, bis auf den letzten Platz beſetzt. Der Chor beſtand aus 800, das Orcheſter aus 140 Mitwirkenden. Zur Aufführung gelangten folgende Werke: Ouverture zu Don Carlos von L. Deppe, „Die Jahreszeiten“ von Haydn, die heroiſche Symphonie von Beethoven, Szenen aus „Orpheus“, „Parſifal“ und dem Schumannſchen „Fauſt“. Als Soliſten traten auf die Damen Leiſinger, Huhn (Geſang), die Herren Bulß, Birrenkoven (Geſang), Petri (Violine) u. a. Als Feſtdirigent fungierte Profeſſor Wüllner aus Köln; ihm ſtand der jugendliche Hofkapellmeiſter Weingartner aus Berlin zur Seite.

Redaktionspoſt.

Herrn **Paſtor Otto P—ſ.** in **Casco,** Nordamerika. Jene Bemerkung: „Man müſſe Franz'ſche Lieder nur ſingen, nicht ſpielen“, wollte offenbar auf den tiefen, dem inſtrumentalen Ausdruck unerreichbaren, nur in der warm beſeelten Menſchenſtimme ſich ergreifend mitteilendem Empfindungsgehalt der Franz'ſchen Melodie, hinweiſen. Übrigens haben ſowohl Theodor Kirchner (12 ausgewählte Lieder) wie Franz Liszt (3 Hefte), Lieder von R. Franz für das Klavier allein übertragen.

Glückliche Braut. Liederphantaſien über: „Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n,“ haben u. a. komponiert Fr. Spindler, op. 244 I und Baumfelder, op. 229 III; über: „Zieht im Herbſt die Lerche fort, ſagt ſie leis Ade,“ Bohm, op. 55 II und Krug, op. 196 V. Das iriſche Volkslied, „Letzte Roſe“, iſt unzählige Male übertragen worden. Vielleicht entſpricht Ihnen die leichte Phantaſie von Trehde, op. 115. Die Stücke beſorgt Ihnen die nächſte Muſikalienhandlung.

L. in **W.** Nachdem Sie ſich an den reizenden „Nordiſchen Tonbildern“ erquickt haben, werden Ihnen N. Gades „Klavierſtücke in Marſchform“ (1,50 Mk.) zu vier Händen, oder die vierhändig arrangierten Symphonien oder Noveletten (op. 29) jedenfalls hoch willkommen ſein. Als geſchmackvolles Tanzalbum empfehlen wir Ihnen neben den in ihrer Art klaſſiſchen Kompoſitionen von J. Strauß das „Ivanovici-Album“ (1,50 Mk.) oder die Tänze von Ziehrer (2 Bände, à 3 Mk.).

Marie P—r in **Lauterberg** a. H. Ihre Ausführungen haben wir mit Vergnügen zur Kenntnis genommen; ſie zeugen von gründlichem Nachdenken. Wenn Sie fragen: „Warum giebt es ſo viele ſchlechtſpielende Dilettanten?“ ſo kann die Antwort nur lauten, „weil das Klavierſpiel Mode iſt und die Mode keine Rückſicht nimmt, ob jemand Talent hat oder nicht.“ In vielen Familien ſagt man einfach, „der Bien muß“, und der arme Junge oder das arme Mädchen, welcher oder welches „der Bien“ iſt, muß eben. Ohne Talent kann man es „ſelbſt“ im Klavierſpielen zu nichts bringen. Sie ſchlagen das ſogenannte „Blindſpielen“ vor! Die Sache wäre vorzüglich, wenn ſie nicht den einen fatalen Haken hätte, daß ſie den Schüler zum reinen Automaten macht, zu einer bloßen Maſchine. Man kann Strümpfe ſtricken und dabei leſen; ſehr richtig; es iſt eben eine rein mechaniſche Beſchäftigung; beim Klavierſpielen aber üben wir nicht nur die Finger, ſondern auch das Gehirn. Soll es zwei Herren dienen? Seien ſie milde!

Herrn **Chr. Wächter** in **Altona.** Ihre deutſche Kaiſerhymne iſt in der That ein ſchwungvolles, markiges Lied. Die Melodie von H. Marſchner — Hut ab vor dieſem Künſtler! — iſt jedoch von ſolcher rhythmiſcher Eintönigkeit, daß wir an ihre Volkstümlichkeit nicht recht glauben können. Übrigens wollen wir den vollſtändigen Titel des Werkchens unſeren Leſern nicht vorenthalten; er lautet: „Deutſche Kaiſerhymne“ von Chriſtian Wächter, mit Klavier- oder Harmoniumbegleitung. Tonſatz von H. Marſchner. Verlag von H. Hinz, Altona a. d. E. Preis 50 Pf. Mögen ſich unſere Leſer ſelbſt ein Urteil bilden!

Herrn **W. K—ch,** Lehrer in Oſterwieck a. H. Mit Dank abgelehnt.

M. Ch. in **L.** Wir haben, geehrte Frau, der Verfaſſerin jenes Aufſatzes Ihren Wunſch mitgeteilt, welche jedoch, ſo ſchmeichelhaft Ihre Anerkennung für ſie iſt, mit einiger Hartnäckigkeit darauf beſteht, unerkannt zu bleiben und ſich nach wie vor in den Tarnhelm der Anonymität zu hüllen. Im Namen der Verfaſſerin ſagen wir Ihnen verbindlichen Dank. Die in Ausſicht geſtellten Beiträge werden uns willkommen ſein, vorausgeſetzt, daß ſie den Raum von 1 bis $1^1/_2$ Spalten nicht überſchreiten.

Langjähriger Leſer. Wir kennen die großen Verdienſte der beiden von Ihnen genannten Männer ſehr genau und gedenken ſie über kurz oder lang in unſerer Hausmuſik zu würdigen. — Bach wird übrigens niemals mehr in Vergeſſenheit geraten können und ſeine Bedeutung, ſein unvergleichliches Genie hat ſich nicht bloß jenen drei Männern erſchloſſen. Für die Anregung beſten Dank!

Daheim

XXVII Nr. 42. Erſtes Blatt.

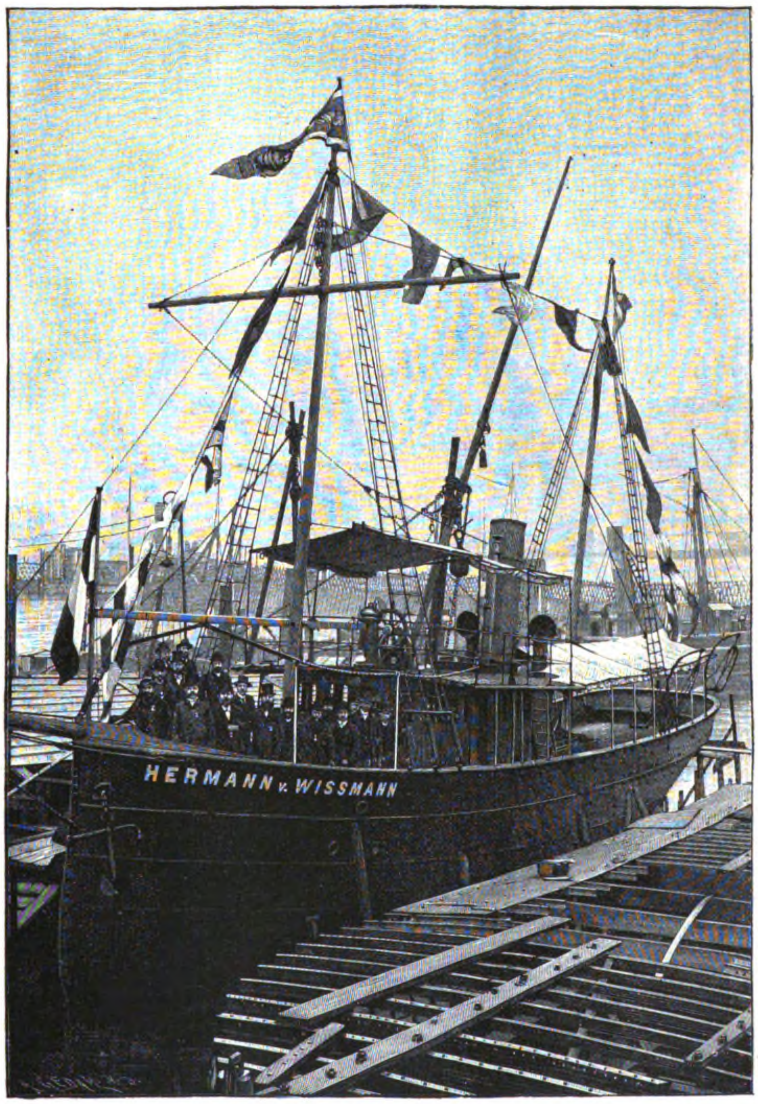
Jahrgang
1891.

18. Juli
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Dampfer „Hermann von Wißmann.“

In Stücke zerlegt, iſt vor kurzem der Dampfer „Hermann von Wißmann“, der beſtimmt iſt, den Namen des Helden und Forſchers und die deutſche Flagge auf dem Viktoria-Nyanza zu führen, nach der oſtafrikaniſchen Küſte abgegangen. Von dort werden die einzelnen, meiſt das Gewicht von 150 kg nicht überſchreitenden Stücke über Land bis an den Beſtimmungsort des Dampfers transportiert und dann zuſammengeſetzt werden. Für den Landtransport waren urſprünglich Laſtträger in Ausſicht genommen, für die ſchwerſten Teile beſondere Wagen konſtruirt worden, die, ſoweit die Bodenbeſchaffenheit es geſtattet, zum Transport benutzt werden ſollten. Neuerdings beabſichtigt indeſſen Major von Wißmann, wie wir hören, den Transport vermittels einer zerlegbaren Feldeiſenbahn zu bewerkſtelligen, — es wäre das der erſte Fall, daß dieſes Transportmittel auf afrikaniſchem Boden zur Anwendung käme. Unſer Bild zeigt den Dampfer „Hermann von Wißmann“ auf der Schiffswerft der A.-G. vorm. Janſſen und Schmilinsky in Hamburg-Steinwärder, auf welcher das ſtattliche Schiff aus Mitteln, welche Freunde und Verehrer des tapfern Unterdrückers des oſtafrikaniſchen Aufſtandes zur Verfügung geſtellt hatten, erbaut worden iſt. Der aus beſtem Stahl verfertigte Dampfer hat eine Länge von 26,1 m, die Breite beträgt 5,1 m, die Raumtiefe 2,6 m und der Tiefgang bei voller Ausrüſtung 1,8 m. Durch 5 Querſchotten wird der Schiffsraum in ſechs Abteilungen geteilt, von denen die erſte Kabelgatt und Kettenkaſten enthält, die zweite Wohnräume für vier Europäer, daran ſchließt ſich der Raum zur Unterbringung von Brennholz, dann folgt der Maſchinenraum, ein zweiter Raum für Feuerungsmaterial und zuletzt ein Raum für Proviant. Ein Deckhaus mit einem Promenadendeck darüber bietet bequeme Unterkunft für weitere zwei Europäer. Die Maſchine von 120 Pferdekraft iſt mit Rückſicht auf möglichſt einfache, im Notfall auch durch einen Schwarzen mögliche Bedienung und ſparſamſten Holz- und Kohlenverbrauch gewählt worden. Da die Beſchaffung von Brennmaterial vorausſichtlich vielfach Schwierigkeiten machen wird, iſt dem Schiff außerdem eine große Segelfläche gegeben.



Der Dampfer „Hermann von Wißmann“.
Erbaut auf der Schiffswerft der A.-G. vorm. Janſſen & Schmilinsky in Hamburg-Steinwärder.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Du Armer, der du ein Glück gewannſt
Und keine freundliche Seele kennſt
Und keinen Menſchen dein eigen nennſt,
Mit dem du es jubelnd teilen kannſt!

Die Stenographie als Verkehrsmittel mit Schwerhörigen.

Unter den verſchiedenen Erwerbszweigen, welche unter dem Drucke der ſozialen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe heutiger Zeit auch von dem weiblichen Geſchlecht ergriffen und recht lohnend befunden worden ſind, ſteht die Stenographie nicht in letzter Reihe. Sie hat vor vielen andern Berufsthätigkeiten ſchon von vorn herein das voraus, daß zu ihrer Erlernung keine zeitraubenden, Geldopfer fordernden Studien nötig ſind, wenngleich ſie auch nicht — wie manche glauben — ganz umſonſt, innerhalb weniger Tage zu erlernen möglich iſt. Sie gewährt, ſobald eine junge Dame ſich durch Fleiß und Übung die nötige Fertigkeit angeeignet hat, derſelben gewöhnlich recht bald eine geachtete Stellung, ſehr anſtändige Exiſtenz und — je nachdem die Dame ſich im Beſitz noch anderer, namentlich guter Sprach-Kenntniſſe befindet — die Möglichkeit, bei einiger Sparſamkeit etwas für die Zukunft zurück zu legen. Und das alles, ohne gerade ihre Kräfte übermäßig anzuſtrengen. Beſonders gut werden ſtenographierende Damen honoriert in einem kaufmänniſchen Geſchäft, wie es deren in den meiſten größeren Städten viele gibt, die ſich zur Geſchäftserleichterung der Stenographie bedienen. — Gelehrte und Schriftſteller ſollen ebenfalls häufig eine geübte Hand engagieren, welche ihnen das viel zu umſtändliche Niederſchreiben ihrer Gedanken erſpart und mit Gedankenſchnelle ihren überquellenden Reichtum auf das Papier fixiert. Der Zweck dieſer Zeilen iſt: neben den oben erwähnten und ſchon oft von ſachkundigen Publiziſten hervorgehobenen Vorteilen der Stenographie als Erwerbszweig für Damen, noch eine andere Verwendung der Kurzſchrift vorzuſchlagen, die möglicherweiſe manchen, durch hartes Leid Heimgeſuchten ſein Kreuz teilweiſe abzunehmen geeignet ſein dürfte. — Welche von den lieben Leſerinnen dieſer Blätter hätte nicht oft ſchon ihr Herz von tiefem Mitleid ergriffen gefühlt bei Beobachtung jener Mitmenſchen, die ſich nicht in vollem Beſitze ihres Gehörs befinden? — Ihnen zu Nutz und Frommen ſollen dieſe Zeilen dienen. — Wie ſo manche andere Gebrechen, nehmen auch die Gehörleiden bei der gegenwärtigen Generation in erſchreckendem Maße zu. Anfänglich nur Schwerhörigkeit, ſteigert ſich das Leiden bei zunehmendem Alter meiſt bis zur Taubheit. Namentlich iſt die Schwerhörigkeit bei dem weiblichen Geſchlecht und zwar in den beſſer ſituierten Ständen ein ſehr häufiges Leiden, das um ſo ſchwerer zu tragen iſt, als es auch auf die Umgebung der damit Heimgeſuchten einen harten Druck ausübt. Oft, ſehr oft, ſind es gerade ſolche Perſonen, denen ein lebhaftes Temperament, ein reiches Geiſtesleben innewohnt, und die nun mit ihrem Reichtum dürſtend an dem Born des Lebens ſtehen, ausgeſchloſſen von dem höchſten Genuß, der vor allen andern Geſchöpfen allein dem Menſchen gegeben iſt: Dem Austauſch der Gedanken und Gefühle mit ſeinen Mitmenſchen durch die Sprache. Was Wunder, wenn ſolche Unglückliche ſich mehr und mehr aus dem Geſellſchaftsverbande zurückziehen und Verbitterung ſich ihrer bemächtigt? — In der Familie greift man, um wenigſtens das Nötigſte zu verhandeln, zu Schreibtäfelchen und Stift. Aber wie ſchwerfällig zeigt ſich hier unſere gewöhnliche Schrift, wie dürftig und jeder Anmut bar, welche in der lebendigen Rede von Mund zu Munde fliegt, dieſer Erſatz! Ich habe nicht Gelegenheit, mich darüber zu unterrichten, ob man nicht vielleicht ſchon in den Taubſtummen-Unterrichtsanſtalten die Stenographie als leichteſtes Verſtändigungsmittel mit den Taubgeborenen (Taubſtummen) eingeführt hat. Der Gedanke liegt nahe, zu nahe, als daß er — falls ausführbar — nicht längſt ausgeführt worden wäre. Mir ſteht ein Urteil darüber um ſo weniger zu, als ich ſelbſt in die Geheimniſſe der Stenographie keineswegs eingeweiht bin. Trotzdem bin ich überzeugt daß die „Kurzſchreibekunſt" — wie die Stenographie ſchon bei den alten Römern benannt und bei öffentlichen Vorträgen zum Aufzeichnen der letzteren benutzt wurde — ein wahrer Segen für ſolche Schwerhörige werden könnte, deren Geiſt nach einer eingehenderen Unterhaltung mit ihrer Umgebung verlangt und in den ihnen mit erhobener Stimme zugerufenen oder auf das Täfelchen niedergeſchriebenen aphoriſtiſchen Sätzen kein Genüge findet. Es wäre zu dieſem Behuf nun allerdings erforderlich, daß die ſchwerhörige (oder ganz taube) Perſon ſelbſt nicht nur, ſondern mindeſtens noch ein Familenmitglied derſelben ſich durch gründlichen Unterricht die Stenographie vollkommen aneignete. Von dem einen könnten es dann ſpäter auch die übrigen Familienglieder erlernen, ſich auf ſtenographiſchem Wege mit dem tauben Angehörigen nicht nur notdürftig zu verſtändigen, ſondern leicht und ſchnell in eingehendſter Weiſe zu unterhalten. Oft aber fehlt eben dieſe dienſtfreudige Familie. Manche alleinſtehende ältere Dame ſieht ſich — falls es ihre Mittel ihr geſtatten — genötigt, eine „Geſellſchafterin" zu halten, welche den Verkehr zwiſchen der Leidenden und der Außenwelt vermitteln ſoll. — Nun gibt es auch unter den ſtenographierenden jungen Damen, welche die Kurzſchrift als Broterwerb ſich angeeignet, manche, die dem Triebe folgend, den der Schöpfer in des Weibes Bruſt gepflanzt, ſich ihren Wirkungskreis allemal lieber in des Hauſes engem Bezirk ſucht, als in einem „Geſchäft". Wie ſchön, wenn ſie mit dieſem Broterwerb zugleich einen Samariterdienſt ausüben und in das verdüſterte Leben einer ſchwer Heimgeſuchten durch ihre Fertigkeit, ihre Geduld und Heiterkeit neues Licht und neue Wärme wiederbringen kann! Ihr Lohn wird innerlich wie äußerlich ein reicher ſein. — Noch ſtreiten die Parteien darüber, welchem Syſtem der Stenographie in der Praxis der Vorzug zu geben ſei: dem Stolzeſchen oder dem Gabelsbergerſchen? — Zu dieſen beiden Syſtemen ſind neuerlich noch andere hinzugekommen, von denen die Reklame Wunderdinge für die Zukunft prophezeit hat. Sachkundige meinen jedoch: abwarten! Vorläufig möchte den jungen Mädchen, die nicht Gelegenheit haben, beide Syſteme zu erlernen, nur anzurathen ſein, dasjenige zu wählen, welches in der Gegend wo ſie ihren Aufenthalt zu nehmen beabſichtigen, das allgemein übliche iſt. Im allgemeinen herrſcht das Stolzeſche Syſtem mehr in Norddeutſchland — namentlich in Berlin —, das Gabelsbergerſche hingegen mehr im Süden vor. Doch iſt keines von beiden irgendwo ganz ausgeſchloſſen. In Berlin hat ſich ein Verein ſtenographierender Frauen gebildet, von deſſen Vorſtand — S. W., Barutherſtraße 5. Fr. Bäckler — Damen, welche die Stenographie nach Stolzeſcher Methode erlernen wollen, bereitwillig über die zu thuenden Schritte Rat und Auskunft erhalten. Ein Kurſus bei einem der vielen Privatlehrer in Berlin koſtet nur 6—7 ℳ und iſt theoretiſch in wenig Wochen beendet. In Dresden wird bei dem dortigen Damen-Stenographen-Verein der Unterricht von einer ſtaatlich geprüften Lehrerin unentgeltlich erteilt; hier nach Gabelsbergerſchem Syſtem. Einige praktiſche Übung wird dann aber wohl da, wie dort noch nötig ſein, ehe auf ein Engagement mit günſtigem Erfolge zu rechnen iſt. Sollten dieſe Zeilen dazu beitragen, auch nur einigen wenigen Gehörleidenden ihr ſchweres Kreuz zu erleichtern, ſo würde Schreiberin ſich unendlich reich belohnt fühlen.

B. v. W. in L.

2 Widmungsgedichte.

I. Mit Stickereien.

Um das Hälschen, um die Händchen
Schling ich dir geſtickte Bändchen.
Magſt du zagen, magſt du klagen —
Meine Feſſeln mußt du tragen.

Willſt die Bändchen du zerreißen,
Um mein eigen nicht zu heißen:
Schau ins Glas, wie ſie dich kleiden,
Und dann ſprich, willſt du ſie leiden?

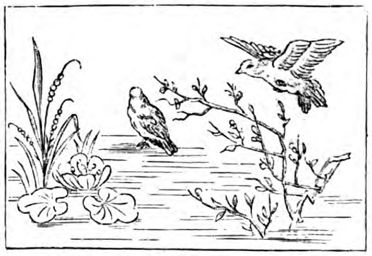
II. Mit einem kleinen Geſichtsſchleier.

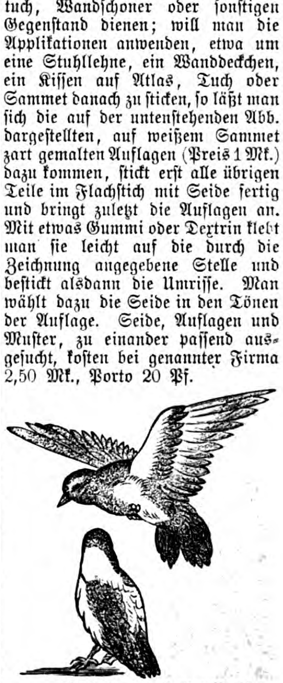
Was dein Auge ſpricht, verſchweige!
Nicht die Glut der Wangen zeige!
Was du warm dir willſt erhalten,
Birg es vor der Welt, der kalten!
Dafür und für kleine Schäden
Wob ein Elfchen dieſe Fäden.

Martha Asmus.

Eine neue Handarbeit.

Um die jetzt ſo allgemein gewürdigte Verbindung von Malerei und Stickerei allen denen zugängig zu machen, die auch der Technik des Malens nicht oder wenig kundig, auch nicht gewillt ſind, einer einzelnen Arbeit halber die ziemlich teuren Anſchaffungskoſten von Farben und Pinſeln zu machen, hat die Firma von Franz Ebhardt u. Co. Berlin W. 62, welche ſich für alle Beſchäftigungsarbeiten der Damen warm intereſſirt, gemalte Auflagen eingeführt. Dieſe gemalten Auflagen, welche Hand in Hand mit den bekannten Aufplättmuſtern genannter Firma gehen, ſind in weicher Paſtellmanier auf weißen Sammet ausgeführt. Sie paſſen ſich den jeweiligen Muſtern genau an, und man bringt ſie, nachdem man das Muſter mittels Plätteiſens auf den Stoff übertragen hat, genau an der Stelle an, die ihnen durch die Zeichnung angewieſen iſt. Es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt, daß die betreffenden Aufplättmuſter auch ohne die Auflagen gebraucht werden können, wenn man eben vorzieht die Blumen, Schmetterlinge oder Vögel einzuſticken, anſtatt die Auflagen anzuwenden. Folgende Bildchen werden den Leſerinnen die Vorſtellung der neuen Auflagen verdeutlichen. Das erſte Muſter (50 Pf.) iſt 24 cm hoch, 36 cm breit; es kann, ohne Auflagen, für Handtuch, Wandſchoner oder ſonſtigen Gegenſtand dienen; will man die Applikationen anwenden, etwa um eine Stuhllehne, ein Wanddeckchen, ein Kiſſen auf Atlas, Tuch oder Sammet danach zu ſticken, ſo läßt man ſich die auf der untenſtehenden Abb. dargeſtellten, auf weißem Sammet zart gemalten Auflagen (Preis 1 Mk.) dazu kommen, ſtickt erſt alle übrigen Teile im Flachſtich mit Seide fertig und bringt zuletzt die Auflagen an. Mit etwas Gummi oder Dextrin klebt man ſie leicht auf die durch die Zeichnung angegebene Stelle und beſtickt alsdann die Umriſſe. Man wählt dazu die Seide in den Tönen der Auflage. Seide, Auflagen und Muſter, zu einander paſſend ausgeſucht, koſten bei genannter Firma 2,50 Mk., Porto 20 Pf.





(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Bouquets in naſſem Sande.

Vielleicht dürfte mancher Leſerin noch nicht bekannt ſein, daß ſich ſehr hübſche Bouquets in Schüſſeln mit naſſem Sande arrangiren laſſen. Man nimmt dazu weißen feinen Sand, der mäßig angefeuchtet wird. Am hübſcheſten ſieht zu dieſem Arrangement eine Schüſſel mit Unterſatz, oder ein Tafelaufſatz aus. Dieſe flachen Sandbouquets arbeitet man in der Runde herumgehend vom Rande aus. Erſt kommt eine Reihe feines Grün, dann aber wechſelnd Reihen bunter Blumen, dazwiſchen immer Grün. In die Mitte wird eine beſonders ſchöne Blume, Roſe z. B., geſteckt. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn das ganze Bouquet durch kleine Zweige von Schleierkraut gleichſam verſchleiert wird. Hat die Schüſſel einen Fuß, ſo nehmen ſich kleine Ranken von wildem Wein, Ephen und Schlingpflanzen, über den Rand herausfallend, ſehr graziös aus. Dieſe Bouquets können ſehr lange friſch erhalten werden, indem der Sand immer feucht erhalten wird und die welken Blumen durch neue erſetzt werden. Man achte beim Arrangieren beſonders darauf, daß das Bouquet nicht zu bunt ausfällt und auch nicht ſteif ausſieht. Letzteres iſt leicht der Fall, wenn zu ängſtlich an der reihenweiſen Anordnung der Blumen feſtgehalten wird. Die Mitte kann etwas höher ausfallen als der Rand. Sehr hübſch ſieht ſolch ein flaches Sandbouquet aus als Geburstagsgeſchenk mit der entſprechenden Lichterzahl geſchmückt. Geſchickte Hände werden ſogar leicht eine entſprechende Inſchrift aus weißen kleinen Blüten anbringen können. Jedenfalls iſt dies eine nette Abwechſelung der traditioenllen Geburtstagstorte gegenüber, die ſehr oft durch die Lichter leidet.

E. in L.

Blumenpflege.

Guano-Auflöſung für Blumen. Daß man bei dem Begießen mit Guano ſehr vorſichtig ſein muß, iſt bekannt, und mancher ſcheut vielleicht vor dem Gebrauche dieſes Düngers zurück, weil er fürchtet, den Pflanzen zu ſchaden. Folgendes Rezept nun ſtammt von einem erfahrenen Gärtner und hat ſich vorzüglich bewährt; man erzielt durch den Gebrauch desſelben die herrlichſten Reſultate, ſowohl im Garten, wie im Zimmer. Man gießt auf 1 Kilo Guano 2—3 Liter Waſſer und läßt dies einige Tage ſtehen. Etwa eine Viertelſtunde vor dem Gebrauche rührt man dann die Löſung um und nimmt $^{1}/_{4}$ Liter auf 6 Liter Waſſer. Auf den Guano gießt man wieder ſo viel Waſſer nach, wie man davon genommen hat, und wiederholt dies jedesmal beim Gebrauche. Nach einiger Zeit wird infolgedeſſen die Löſung ſchwächer, ſo daß man entſprechend mehr von derſelben zum Begießen nehmen muß, doch reicht man mit 1 Kilo Guano ſchon weit. Im Garten begießt man am beſten nach Regen oder auch nach dem Begießen mit einfachem Waſſer und zwar etwa alle 8 Tage. **M. v. B.**

Dienſtbotenhumor.

Auguſte wechſelte den Dienſt und ſchrieb von der neuen Stelle aus an die frühere Herſchaft: „Ich muß Ihnen doch mitteilen, daß ich die Feder ergreife, um ihnen zu ſchreiben, daß ich mich verheiraten will. Möchten Sie wohl die Ehre haben, mir mein Sparkaſſenbuch zu ſchicken?“

„Bitte, bleiben Sie ſitzen, bemühen Sie ſich ja nicht, ich komme hin!“ ruft der Diener des Herrn B. zwei in der Laube ſitzenden Damen zu, denen er einen Brief übergeben ſoll und welche natürlich gar nicht daran dachten, ſich zu erheben. — **H. in S.**

Schneiderſtube.

Kinderkleidchen. Ein ſehr niedliches Kleidchen für ein kleines Kind von 2—3 Jahren wurde auf folgende Art gearbeitet. Zuthaten: 1 Meter feinſten weißen Shirtings und $^{1}/_{2}$ Meter Purpurkattun; aus erſterem wird das Kleidchen zugeſchnitten nach Art der bekannten Hängeſchürzchen; die oben an den Sattel angekrauſt werden, den man (nach Belieben hoch, oder ausgeſchnitten) aus Purpurkattun, mit weiß gefüttert, herſtellt. Ebenſo kommt unten um den Rand des Kleidchens ein breiter Streif aus Purpurkattun. Dieſer ſowohl wie der Sattel wird zuvor mit weißem und ſchwarzem Twiſt (Stopfgarn) in Kreuzſtich auf Kanevas beſtickt und letzterer alsdann ausgezogen. Man nimmt zum Sattel feineren Kanevas als zu dem unteren Streif und ſtickt dann dasſelbe Muſter. In der Taille bekommt das Kleidchen einen Zug, der auf der linken Seite untergeſteppt und mit Band durchzogen wird, und darüber einen Gürtel und Schärpe von Purpurkattun, gleichfalls beſtickt. Kurze Ärmel zum ausgeſchnittenen Sattel, mit geſticktem Purpurkattun-Abſchluß, zum hohen Sattel lange weiße Ärmel, gekrauſt an rote Stulpe angeſetzt. Über den unteren roten Rand des Kleidchens näht man über Kanevas noch in den weißen Stoff mit rotem Twiſt ein Bäumchenmuſter in Kreuzſtich. — Das Kleidchen ſieht reizend aus und iſt durchaus praktiſch, zum Waſchen und Plätten, dabei nicht teuer und ziemlich ſchnell herzuſtellen.

M. dhw.

Praktiſches fürs Haus.

Eingeſchliffene Glasſtöpſel in Flaſchen lockert man ſchnell, wenn der Hals der Flaſche mit einem rauhen Tuche von außen rund herum tüchtig gerieben wird. **E. in L.**

Um den Schinken vor dem läſtigen Schimmeln zu bewahren übergießt man denſelben an der Innenſeite mit Talg oder auch Kalk, unter den letzteren legt man zuvor ein dünnes weißes Läppchen. **A. H. H.**

Gemüſegarten.

Zur Kultur der Gartenerbſen. In England, wo bekanntlich viel auf dieſes ſchmackhafte und geſunde Gemüſe gehalten wird, kommt es häufig vor, daß die Gärtner den Erbſenpflanzen, wenn ſie ungefähr 10 cm hoch ſind, die Köpfe auskneipen, und es geſchieht dies nicht bloß bei den frühen Treiberbſen, ſondern auch bei hohen und niederen Sorten, die im freien Lande gezogen werden. Die hohen Erbſenſorten kneipen ſie ein, wenn die Pflanzen 50—60 cm hoch ſind. Haben ſie nach dem Einkneipen wieder drei neue Glieder getrieben, ſo kommen die Köpfe abermals herunter, und ſo wird es noch 2—3 mal gemacht, bis die Zeit kommt, wo man wünſcht, daß ſie blühen und Schoten anſetzen ſollen. Sobald ſie abgeblüht haben, werden die Pflanzen mit gutem flüſſigen Dünger begoſſen. Auf dieſe Weiſe wird die Ernte mindeſtens eine viermal größere, und wenn verſchiedene Sorten an einem und demſelben Tage geſteckt wurden, ſo bringt man dadurch eine Reihenfolge im Ertrage zu ſtande, welche ſicherlich ſehr wünſchenswert iſt, denn kurz nach dem letzten Einkneipen entfalten ſich die Blüten, und die Schoten fangen an, ſich zu bilden. **K. L.**

Toilette.

Die Pflege der Fingernägel beſteht weſentlich in folgendem: Tägliche, mehrmalige Reinigung mit Seifenwaſſer, Nagelbürſte, Saumſtreicher und Randſäuberer; gleichmäßiges Beſchneiden der Nägel, ſo daß die Ränder nicht eckig oder gar die Ecken vertieft ausgeſchnitten werden; zeitweiſes — nicht tägliches — polieren der Nägel mit feinpulveriſierter Zinnaſche (aus der Apotheke), mittelſt eines mit Leder überzogenen Polierholzes. Durch das Polieren und Schaben wird die Nagelſubſtanz durchſichtig, und der Nagel erſcheint dadurch roſig. Das Schaben darf indes nicht übertrieben werden, weil ſonſt der Nagel ſchwächlich, weich und unförmig wird. Spröde, brüchige Nägel reibt man von Zeit zu Zeit mit etwas Öl ein.

K. L.

Sommerfriſche.

Freunden eines recht ſtillen Gebirgsaufenthalts, der noch abſeits liegt von der großen Heerſtraße des Touriſtenverkehrs, ſei hiermit Frankenhain bei Gräfenroda in Thüringen beſtens empfohlen. Wir verlebten dort im vorigen Jahre vier ſchöne, ſtille Wochen in Berg und Wald, die unſern Nerven ſehr wohlgethan haben. Wohnung und Verpflegung war, den Verhältniſſen angemeſſen, gut und nicht zu teuer. Die Gemeinde iſt bemüht, ihren Gäſten den Aufenthalt möglichſt angenehm zu machen. Wir raten, ſich wegen etwaiger näherer Auskunft an Herrn Schultheiß Landmann dortſelbſt zu wenden.

N. N.

Für die Küche.

Fr. 139. Gefrorenes nach Fürſt Pückler. Man ſchlägt einen Liter Schlagſahne zu Schnee und vermiſcht ſie mit $^{1}/_{4}$ Pfd. geſchnittenen, ſüßen und bitteren Makronen und $^{1}/_{2}$ Pfd. geſiebtem Zucker. Hierauf löſt man $^{1}/_{4}$ Pfd. gute Schokolade in etwas Sahne zu einem dicken Brei, vermiſcht dieſen mit der Hälfte der erſten Maſſe und füllt es nun ſchichtweiſe in die Gefrierbüchſe.

Schinkenpaſtetchen, zum Frühſtück paſſend. Von recht zartem Schinken werden nicht zu dünne Scheibchen geſchnitten, die man mit einem hölzernen Hammer etwas mürbe klopft und dann auf eine Stunde in Milch legt, um etwas von dem Salz ausziehen zu laſſen. Nachdem die Milch rein abgetrocknet worden, legt man die Scheiben nebſt Butter, gehackter Peterſilie, Schnittlauch, einem Glaſe Wein und ebenſoviel Bouillon in eine Kaſſerole und läßt ſie, zugedeckt, kurz eindämpfen. Unterdeſſen hat man auch Scheibchen von Semmeln geſchnitten, denen zuvor die Rinde abgerieben, und röſtet dieſelbe in heißem Fett, jedoch nicht zu hart, hellgelb. Man legt die Semmelſcheiben in eine Schüſſel, auf jede derſelben ein Schinkenſchnittchen und gießt die Sauce darüber. Man kann den Rand der Schüſſel auch noch mit kleinen, rund gebratenen Kartoffeln belegen. **B. v. W. aus L.**

Gefüllte Citronen (ſehr feines Gericht). Die Citronen werden der Länge nach durchgeſchnitten, der Saft rein ausgedrückt, das Kernige mit einem Löffel herausgenommen und dann kochendes Waſſer darüber gegoſſen. Dieſes bleibt ſo lange darauf, bis man auch das Mark leicht von der Schale trennen kann. Man macht einen Teig von mit Roſenwaſſer fein geſtoßenen Mandeln (ein paar Bittere darunter), Eigelb, Zucker, Zimmt und ganz wenig geriebener Semmel; hiermit füllt man die Schalen an, ſetzt ſie auf Papier und läßt ſie in einem abgekühlten Backofen ſchön gelbbraun backen. Während deſſen bereitet man folgende Sauce: Ein Teil des ausgepreßten Citronenſaftes, etwas Weißwein, etwas Waſſer und viel Zucker läßt man aufkochen, quirlt einen gehäuften Theelöffel voll Mehl daran und zieht die Sauce, nachdem ſie mit dem Mehl einmal aufgekocht, mit dem Gelben von einigen Eiern ab. Sobald die Citronen die erforderliche Farbe haben, gibt man ſie nebſt der Sauce zur Tafel.

B. v. W. aus L.

Deliciöſer Weingelee. Die Schale von 2 Citronen läßt man in $^{1}/_{2}$ Liter Waſſer langſam bis zum Sieden ausziehn; den Saft der Citrone kocht man mit 3 Löffeln Waſſer und 33 Gramm weiterer Gelatine auf. Filtriert das Ganze, gibt langſam 1 Flaſche Rheinwein hinzu und ſtellt den Creme im Sommer auf Eis.

Fragen.

164) Würde jemand ein gutes engliſches Journal allgemein intereſſierenden Inhalts empfehlen, ähnlich der franzöſiſchen Bibliothèque Universelle (Lauſanne)? **L. in W.**

165) Kann jemand ein abſolut wirkſames Mittel zur völligen Vertilgung von Motten aus Wohnräumen und Möbeln angeben? Mit beſtem Dank im voraus. **O. W.**

166) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Leſerinnen ſagen, wie man Spachtelſpitzen, desgl. Kragen bei der Wäſche zu behandeln hat und wie man ſolche Sachen wieder crême färben kann. Für freundliche Mitteilung wäre herzlich dankbar

Eine Abonnentin.

167) Wäre jemand ſo liebenswürdig, mir recht bald die Vorzüge und Nachteile des Heußiſchen (Leipzig, Wintergartenſtr.) Brat- und Backapparat mitzuteilen? Ich möchte denſelben beſonders als Backapparat zu Obſtkuchen und feinerem kleinem Backwerk benutzen und wäre ſehr dankbar, wenn ich eingehend Auskunft erhielte, ob er ſich gerade dafür eignet und ſich auch als Bratapparat bewährt.

Eine dankbare Hausfrau.

168) Könnte mir eine der geehrten Daheimleſerinnen ein Begleitgedicht zu einer Meerſchaumſpitze für einen Bräutigam einſenden? Im voraus beſten Dank. **L. S.**

169) Kann mir jemand freundlichſt ein Polterabendgedicht für ein junges Mädchen, die als „Mädel vom Oſtſeeſtrande“ erſcheinen ſoll, angeben? **M. v. S.**

170) Wie beſeitigt reſp. verhütet man das häßliche Sich-Aufrollen von Kokosfaſer- und anderen Teppichen?

Frau Diakonus Riehm in Wolmirſtedt.

171) Wo werden alte Teppiche zu Stubenläufern umgearbeitet? Für freundliche Mitteilung von Adreſſen wäre ſehr dankbar

Frau Bauer, Quetz.

Redaktionspoſt.

Frau **G. v. B.** in **Dr.** Eine vorwiegend patriotiſche Jugendſchrift empfehlen wir Ihnen gern. Abonnieren Sie auf das von K. Dorenwell in Hildesheim herausgegebene „Deutſche Jugendheim.“ Es iſt reich illuſtriert und vorzüglich geleitet, für Mädchen und Knaben gleich belehrend und unterhaltend. Das Unternehmen hat ſich in kurzer Zeit außerordentlich gut eingeführt. — Verlag von Appelhans und Pfennigſtorff in Braunſchweig. Preis 1 Mark pro Vierteljahr.

Abonnentin in Hohenſtein. Die betr. Rundreiſekarte für eine Rheinreiſe wird Ihnen auf dem Bahnhof in Chemnitz zuſammengeſtellt. Dieſer Weg iſt jedenfalls einfacher als der durchs Frauendaheim. Frohe Reiſe!

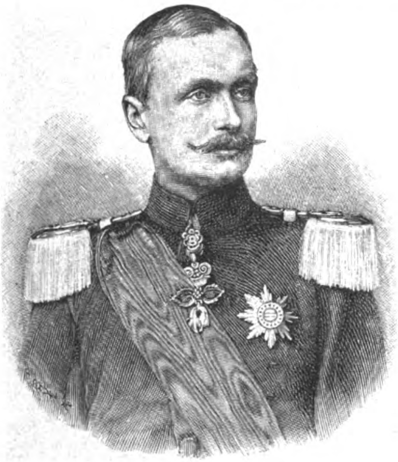
Frau Pfarrer P. in S. Über die Bereitung der Beerenweine haben wir wiederholt Artikel gebracht. Ausführliches finden Sie im Daheimkalender 1889. Auch können wir Ihnen das eben erſchienene Buch: „Die Obſt- und Gemüſeverwertung für Haushaltungs- und Handelszwecke“ von H. Timm, Stuttgart, Eugen Ulmer, Preis ℳ 3,60, aufs wärmſte zum Studium empfehlen. Es iſt ganz vorzüglich klar, vielſeitig und praktiſch.

Frau Paſtor G. Über Kefirbereitung iſt auch bereits mehrfache Auskunft im Frauen-Daheim gegeben worden.

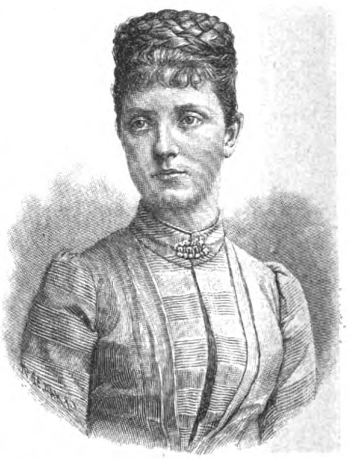
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
XXVII. Nr. 43. Erſtes Blatt.
Jahrgang 1891.
25. Juli 1891.
Aus der Zeit — für die Zeit.

Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen und ſeine Braut.



Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen.
Nach einer Photographie von Hanns Hanfſtängl (C. A. Teich) in Dresden.



Erzherzogin Luiſe Antoinette Maria von Oeſterreich.
Nach einer Photographie von Otto Mayer in Dresden.

Am 23. Juni wurde in Dresden und Wien die Verlobung des Prinzen Friedrich Auguſt von Sachſen mit der Erzherzogin Luiſe Antoinette Maria von Oeſterreich amtlich bekannt gemacht. Prinz Friedrich Auguſt iſt vorausſichtlich dereinſt berufen, den ſächſiſchen Königsthron zu beſteigen, er iſt der älteſte, am 25. Mai 1865 geborene Sohn des Feldmarſchalls Prinz Georg von Sachſen, des einzigen Bruders des kinderloſen Königs. Seine ungeſuchte Liebenswürdigkeit und der Ernſt, mit dem Prinz Friedrich Auguſt zuerſt ſeine wiſſenſchaftlichen Studien betrieb und dann eine verantwortliche militäriſche Stellung übernahm, haben ihm ſchon jetzt die weitgehendſten Sympathieen des ſächſiſchen Volkes eingetragen. Seine Univerſitätsſtudien machte der Prinz in Straßburg i. E. und in Leipzig, im Leibgrenadierregiment begann er ſeine militäriſche Laufbahn, erhielt dann ſeine kavalleriſtiſche Ausbildung im 18. Huſarenregiment in Großenhain und iſt gegenwärtig Major und Kommandeur des I. Bataillons des Schützen-Regiments Nr. 108 „Prinz Georg.“ Im Sommer 1886 bereiſte der Prinz Südeuropa, im Jahre 1890 den Orient. Beide Reiſen führten ihn an den öſterreichiſchen Kaiſerhof, wo ihm nicht nur verwandtſchaftliche, ſondern auch die engen perſönlich-freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich und König Albert von Sachſen die herzlichſte Aufnahme ſicherten. Gewiß haben dieſe Reiſen den Grund gelegt für die fürſtliche Verlobung, welche ſowohl in Oeſterreich wie in Sachſen mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Erzherzogin Luiſe, die fürſtliche Braut, iſt die älteſte Tochter des Großherzogs Ferdinand IV von Toskana, Erzherzogs von Oeſterreich. An einem denkwürdigen Tage, dem 2. September 1870 geboren, iſt die Prinzeſſin das zweite Kind von neun Geſchwiſtern aus der zweiten Ehe des Großherzogs mit der Großherzogin Alice, geb. Prinzeſſin von Bourbon-Parma. In erſter, kinderloſer Ehe, die der Tod ſchon nach einigen Jahren löſte, war der Großherzog von Toskana mit einer rechten Tante des Bräutigams, mit der Prinzeſſin Anna von Sachſen, vermählt. Dieſe Verbindung iſt nicht die einzige, welche zwiſchen dem ſächſiſchen und dem öſterreichiſchen Hofe exiſtiert. Eine Schweſter des Prinzen Friedrich Auguſt, die Prinzeſſin Maria Joſepha, vermählte ſich am 2. Oktober 1886 dem Erzherzog Otto Franz Joſeph von Oeſterreich, einem Neffen des Kaiſers Franz Joſeph. Vorausſichtlich noch im Herbſt dieſes Jahres wird Prinz Friedrich Auguſt die anmutige Erzherzogin als ſeine Gemahlin nach Elbflorenz heimführen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Andrees Allgemeiner HANDATLAS
Preis: 24 M.

Das einzige grosse Kartenwerk, auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehend und von vollendeter Ausführung, zu einem auch Minderbemittelten zugänglichen Preise:

Solid gebunden: **28 Mark.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Oft ſchon macht' ich die Betrachtung
Bei des Lebenswegs Beſteigung:
Nur nicht Neigung ohne Achtung,
Lieber Achtung ohne Neigung!

Logierbeſuch.

Roſen und Linden duften, Felder und Wieſen blühen, und die Schulkinder ſingen: „Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus" — wer macht da nicht Reiſepläne? Die einen kombinieren Rundreiſebillets, die anderen eine kleine „Vetterreiſe." Wer Angehörige oder Freunde auf dem Lande, irgendwo in ſchöner, geſunder Gegend hat, der rechnet im Sommer gewiß auf Einladung. Der Freude, Beſuch zu machen, kommt jene gleich, lieben Beſuch zu empfangen. Aber das Herz in ſeinen Gefühlen iſt abhängig von dem, der ſie einflößt. Urſache und Wirkung greifen ineinander — Wirtin und Gaſt müſſen ſich entgegenkommen. Die Kunſt, angenehmer Logierbeſuch zu ſein, iſt leider nicht ſehr verbreitet; es gilt für ein beſonderes Lob, für den beſten Prüfſtein guter Erziehung, wenn jemand als „liebenswürdiger Gaſt" gerühmt wird, wenn man von ihm ſagt, „es lebt ſich gemütlich mit ihm zuſammen, er iſt ein reizender Hausgenoſſe," andererſeits treten bei gleicher Gelegenheit ſcheinbar vernarbte Erziehungsmängel am ſicherſten wieder zu Tage und verraten die ehemalige „ſchlechte Kinderſtube." Stundenweis im Salon ſich mit Anſtand und Grazie bewegen, iſt Formenſache, eine Rolle, die ſich übt wie jede andere — wochenlang ein lieber, gern geſehener beſcheidener Gaſt bleiben, den Hausfrau, Kinder wie Dienſtboten zuletzt ungern ſcheiden ſehen, das iſt der Erfolg gut entwickelter Gemüts- und Herzensanlage, deren gemeinſamer Blüte das Taktgefühl iſt. Ein taktloſer Gaſt laſtet wie ein Alp auf ſeinen Wirten, die am liebſten Freudenthränen weinten, wenn er ſeine baldige Abreiſe erwähnt. Viele nehmen eine Einladung an, um ſich zu amüſieren, um „alles mitzunehmen, was das Leben bietet," daß ſie nebenbei die Wirtin mit ihrem Beſuch erfreuen ſollen — daran denken ſie nicht. Sie wollen als Gaſt der Mittelpunkt ihrer neuen Umgebung ſein, ſie nehmen „als Beſuch" die ausgebreitetſte Rückſicht in Anſpruch, kommen zu ſpät zum Frühſtück, „weil ſie es ſo gewohnt," zu früh zum Abendbrot, „weil ſie ſonſt nicht einſchlafen können," rufen zu jedem Handgriff die beſchäftigteſten Dienſtboten von der Handarbeit — kurz, ſtören ſoviel ſie können. Die Kunſt, ein lieber Gaſt zu ſein, den man freudig kommen und traurig ſcheiden ſieht, iſt ſcheinbar ſo einfach; ihr Hauptkapitel läßt ſich in wenig Worten zuſammenfaſſen: „Nicht wie du ſelbſt es zu Haus, ſondern wie die Wirte ihr Haus gewöhnt, ſollſt du leben." Man richte ſich pünktlich nach der Hausordnung, den Mahlzeitſtunden, um in der äußeren Gewohnheit der Wirte nichts zu verſchieben. Man gebe den Familiengliedern Gelegenheit, ſich zeitweis für ſich allein auszuſprechen, man beanſpruche die Hilfe der Dienſtboten nur notgedrungen und wenn ſie nicht anderweitig wichtige Arbeit haben. Lieber thue man ſchnell einen Handgriff allein, den man ſich daheim oder im Hotel vielleicht erſparte. Frage ſich doch jeder, der in einen neuen Kreis tritt, um ihm für einige Zeit als Mitglied anzugehören, wo er nützen kann. Da gilt's, den Kindern eine Kleinigkeit bei der Schularbeit zu helfen, der Hausfrau ihre Blumen im Salon zu gießen oder wertvolle Nippes abzuſtäuben (zwei Dinge, die ſie den Dienſtboten nicht anvertraut), der liebenswürdigen, alten Großmama einen intereſſanten Artikel aus der Zeitung vorzuleſen, kurz, tauſend kleine Gelegenheiten zu ergreifen, die ein umſichtiger, gefälliger Menſch ausnützt. Es ſind unſcheinbare Kleinigkeiten, kaum Pflichten zu nennen, im ſonſt pflichtenloſen Beſuchsleben, die den Gaſt allmählich unentbehrlich machen und ihm aller Herzen gewinnen. Er hinterläßt beim Scheiden eine Lücke und eine liebevolle, gute Erinnerung. Das iſt aber das einzige, was er zurücklaſſen ſoll und nicht noch, wie es häufige Unſitte, nebenbei eine wüſte Unordnung im Fremdenzimmer. Da pflegt es nach der Abreiſe, namentlich jüngerer Perſonen, meiſt „toll" auszuſehen. Offene Schubkäſten und Schrankthüren, leere Flaſchen, Zeitungspapier oder zerdrückte Pappſchachteln in den Ecken, verwelkte Blumen im Waſſerglas und womöglich Tintenflecke auf der hellen Tiſchdecke, verraten, daß jemand hier „gehauſt." Ordentlich und ſauber, wie man das Gaſtzimmer bei der Ankunft betreten, ſoll man es zurücklaſſen, als beſten Beweis, daß man als gebildeter Menſch ſeiner „Gaſtrolle" gewachſen war.

E. Litz-Blanc.

Die Damengartenbauſchule in Charlottenburg.

Dieſe Anſtalt, ſeit zwei Jahren gegründet, verfolgt den Zweck, die Frauen für den Beruf der Gärtnerei zu erwärmen, da derſelbe eher als jeder andere für das weibliche Geſchlecht geeignet iſt. Sie ſucht, den Einwendungen gegenüber, daß die Frauen körperlich für dieſen Beruf zu ſchwächlich wären, darzuthun, daß das eigentliche Feld der Thätigkeit derſelben — den ſpezifiſchen weiblichen Anlagen gemäß — ein ſolches iſt, das robuſte Körperkräfte entbehren kann. Indem die Anſtalt die größere Handgeſchicklichkeit des Weibes, ſeinen angeborenen Geſchmack, ſeinen erfinderiſchen und doch praktiſchen Sinn, ſeine ſchnelle Auffaſſungsgabe, ſein Lehr-, Rechnen- und Geſchäftstalent im Auge behält, legt ſie von vornherein das Hauptgewicht auf die Ausbildung dieſer natürlichen Fähigkeiten. Die Schülerinnen erhalten daher ſorgfältige Unterweiſung im Anlegen von Gärten und Parks und in der Erhaltung derſelben, in den Arrangements von Tafel- und Zimmerdekorationen und in der Blumenbinderei. Sie beſchäftigen ſich gründlich mit Obſt- und Gemüſezucht und werden an eine rationelle Verwertung des Zuwachſenden gewöhnt. Ein gründliches Studium wird der Vermehrung und Veredlung der Pflanzen zugewendet und vor allem auf Spezialkulturen hingewieſen als wichtige und für Frauen Erfolg verſprechende Branche des gärtneriſchen Berufs. Wiſſenſchaftliche und theoretiſche Kurſe: ſo Botanik, Pflanzenphyſiologie, Zeichnen, Gartenwirtſchaftslehre, gärtneriſche Kalkulation, Buchführung und Korreſpondenz und anderes mehr vermitteln den Zöglingen die nötigen wiſſenſchaftlichen und gewerblichen Vorkenntniſſe für eine ſpätere Gründung von Geſchäften, Kunſt- und Handels-Gärtnereien, Gartenbauſchulen und Penſionaten, oder befähigen ſie zur Übernahme von Stellungen als Gartenbaulehrerinnen, Privatgärtnerinnen ꝛc. Ferner ſollen mit der Zeit aus der Anſtalt wiſſenſchaftlich gebildete Botaniklehrerinnen für Volks- und höhere Schulen hervorgehen, die durch eine vernünftigere Methode des Unterrichts in der Naturgeſchichte die Schäden beſeitigen helfen könnten, welche die bisherige ſchulläufige Unterweiſung in der Botanik hervorgerufen hat. Zu dieſen Zwecken hat die Gründerin der Damengartenbauſchule (Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg, Salzufer 8) ihre Treibhäuſer, ihren Garten und ihre Gärtner zu deren Verfügung geſtellt. Sie ſelber, ſeit 20 Jahren leidenſchaftliche Gärtnerin, iſt lehrend und überwachend thätig. Außerdem iſt in der Perſon des Herrn Obergärtner Riebe eine theoretiſch und praktiſch gleich tüchtige leitende Kraft gewonnen, die ſich der Ausbildung der 8 zur Zeit bereits ſtudierenden Berufsgärtnerinnen mit Hingabe widmet. Es iſt aber der Beachtung wert, daß nicht allein Berufsgärtnerinnen Zöglinge der Anſtalt werden, ſondern daß auch ſchon eine Anzahl Dilettantinnen an den Kurſen Teil nehmen. Dieſelben treiben Gärtnerei entweder zu Heilzwecken auf ärztliche Verordnung hin, — und dann ſind es beſonders Nervenleiden und Bleichſucht, denen zu Leibe gegangen wird, — oder als Privatbeſchäftigung. Unter ihnen befinden ſich Damen ganz verſchiedenen Alters, teils junge Mädchen, die eben der Schule entwachſen ſind, teils ſelbſt verheiratete Frauen, denen daran liegt, Zimmer und Gartenpflanzenkultur für ihr Heim und deſſen Verſchönerung zu ſtudieren. Man kann nur wünſchen, daß dieſem anregenden Beiſpiel von recht vielen Frauen Folge geleiſtet werden möge. Es laufen ſchon jetzt häufig Nachfragen nach Gärtnerinnen ein, und es wäre recht ſchön, daß die Anſtalt recht bald über genug ausgebildete Kräfte verfügen könnte.

C. E. Ries.

Blätterſchmuck als Kleiderverzierung.

Wahre Feengewänder zu Polterabend- oder Feſtaufführungen, kleinen Bällen u. ſ. w. können ſich die jungen Mädchen ſelbſt herſtellen. Ein duftiges Tarlatan-Kleidchen aus weißem, roſa oder grünem Stoff kann ganz feenhaft werden mit nichts weiter als getrockneten vergoldeten Blättern, die der entzückendſten Filigranarbeit gleichen. Es werden recht vollkommene Blätter von der Eiche oder von der Linde, von der Buche oder dem Nußbaum abgepflückt. Zwanzig ſind genug Arbeit für einen ganzen Tag. Die Blätter legt man einige Stunden in ein ſchweres Buch und klopft ſie, friſch wie ſie noch ſind, immer ſanft und gleichmäßig mit einer Kleiderbürſte, bis die grünen weichen Teilchen herausgefallen und nur die zäheren Rippen und Rippchen, Adern und Äderchen zurück geblieben ſind. Löcher darf es nicht geben. Eichenblätter, ſobald ſie ihr dunkles Grün ſchon erreicht haben, ſind ſchon im Juni und Juli brauchbar; ſie werden dann höchſt fein und kreppartig. Buchen- und Lindenblätter ſind am beſten im Juli, ebenſo noch Anfang Auguſt. Im Herbſt ſind alle Blattarten zu zäh und lederartig, im erſten Frühling zu weich und ſaftig. Nach dem Klopfen preßt man abermals, dieſes Mal aber gründlich, und überzieht die Blätter hierauf mit Bronzefarben, die aber mit einem harten Pinſel aufgetragen werden müſſen, damit ſie die Klarheit der Blätter nicht beeinträchtigen. Man gruppirt die Blätter zu Kränzen, Guirlanden, ineinandergreifenden Ringen, Fächern und dergleichen und befeſtigt ſie mit Fiſchleim um die Kleiderſäume, ſowie auf den Vorderteil des Rockes. Allzu große Blätter ſind zu vermeiden, weil ſie leicht brechen würden, wenn ſie auch durch das Bronzeöl ein wenig biegſamer geworden ſind. Auf den noch feuchten Bronzeüberzug ſtreue man Brillantſtaub. Kränze oder Diademe fertigt man, indem man die Blätter kronenartig auf einen Goldpapierreifen klebt. Es ſei noch bemerkt, daß lediglich die oben genannten Baumblätter ſich für dieſe Arbeit eignen. Lederartige Blätter, wie Lorbeer, Oleander ſind zu dick; weiche, wie wilder Wein, alle Kräuter, Blumenlaub zu ſaftig.

Pauline Doubberck.

Die Kinder zur Hochzeit der Erzieherin.

Du biſt uns lieb geweſen,
Uns klang dein freundlich Wort;
Zu holdem Glück erleſen,
Ziehſt du heut von uns fort.

Wenn auch das Abſchiednehmen
Sich hart nur tragen läßt,
Heut ſoll dich doch nichts grämen
An deines Herzens Feſt.

Und eines ſollſt du glauben,
Daß, wie die Zeit entſchwebt,
Nichts dir den Dank ſoll rauben,
Der uns im Innern lebt.

In heit'rer Kindheit Scherzen
Bleibt uns dein Bild zurück,
Drum geh mit frohem Herzen
Und werde reich an Glück!

H. H.

Albumſpruch.

Der Menſch darf nicht zu viel Beſcheidenheit beſitzen,
Ein wenig Selbſtgefühl wird ihm oft ſehr viel nützen;
Beſitzt du beides recht, kann ich dich glücklich ſchätzen,
Dann wirſt du nie dich ſelbſt, wirſt andre nie verletzen.

P. W.

Die Reinigung des Krankenzimmers.

Wenn unſer kleiner Liebling die böſen Maſern, oder das tückiſche Scharlachfieber, oder gar die mörderiſche Diphtheritis mit Gottes

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Hilfe glücklich überſtanden hat, ſo verwendet die ängſtliche, gewiſſenhafte Mutter die größte Mühe auf die Desinfizierung des Hauſes, um die Mitbewohner vor der Übertragung des giftigen Anſteckungsſtoffes zu ſchützen. Alle im Krankenzimmer irgendwie benutzten Geräte werden mit Karbolwaſſer und Sublimatlöſung abgewaſchen, die Möbeln mit Tüchern abgerieben, welche mit dieſer Löſung durchtränkt wurden; die Kleider, die Leibwäſche, die Betten aber werden vorſichtshalber aus dem Hauſe in die Desinfektionsanſtalt geſchickt. Und trotz all dieſer Mühe und Sorgfalt iſt den gerechfertigten Anſprüchen der Geſundheitspflege noch keineswegs Genüge geleiſtet. Die gefährlichſten Krankheitsüberträger ſind in unſeren Tapeten zu ſuchen. Die rauhe Oberfläche derſelben fängt, ſozuſagen, die Krankheitskeime auf und hält ſie, nach den in neueſter Zeit angeſtellten Unterſuchungen, ſo feſt, daß ſelbſt ein die ganze Wand befeuchtender Sprühregen von einprozentiger Sublimatlöſung oder fünfprozentigem Karbolwaſſer nicht imſtande iſt, eine völlige Desinfektion herbeizuführen. Dem Herrn Dr. E. Esmarch, Aſſiſtenten am hygieniſchen Inſtitut der Univerſität in Berlin, verdanken wir die ſorgfältigſten Unterſuchungen über dieſen hochwichtigen, die Intereſſen der geſammten Menſchheit aufs innigſte berührenden Gegenſtand. Esmarch fand, daß der Bakteriengehalt der Wände ungefähr proportional ſei demjenigen der in demſelben Raume befindlichen Luft. Intereſſant iſt es auch, daß auf einer vorſpringenden Leiſte des Raumes, in welchem Esmarch ſeine Unterſuchungen vornahm, ſich 875mal ſo viele Bakterienkeime vorfanden, als an einer gleich großen Fläche der Wand. Glücklicherweiſe iſt der genannte Herr imſtande, mit dieſer Entdeckung zugleich ein ebenſo einfaches wie wirkſames Mittel zur Desinfektion der Tapeten angeben zu können; es iſt das den meiſten Hausfrauen ſo wohlbekannte Abreiben der Tapete mit Brot. Nach einmaligem Abreiben fand Esmarch in drei Fällen unter zwölf die Wand bereits völlig keimfrei, nach zweimaligem Abreiben aber fanden ſich nirgendwo mehr Keime. Dieſe Säuberung bietet den großen Vorteil, durch ſie von jeder, auch der ungeübteſten Perſon, falls dieſelbe nur eine gehörige Kraft und Zeit daran ſetzt, vorgenommen werden kann. Meinen geehrten Leſerinnen, welche vielleicht dieſe Art der Tapetenreinigung nicht kennen, mögen folgende Angaben dienen. Man nimmt am beſten friſches Roggenbrot, obwohl in Ermangelung auch anderes zu gebrauchen iſt, und zerſchneidet es ſo, daß man handgroße Stücke Rinde mit anſitzender Krume erhält, mit dem man verfährt, wie man mit einer Bürſte thun würde. Man reibt kräftig und ſorgfältig und hütet ſich, auch nur die geringſte Stelle nachläßig zu behandeln. Selbſtverſtändlich müſſen alle Überreſte des benutzten Brotes verbrannt werden. Die Koſten desſelben werden ſich für ein mittelgroßes Zimmer, 4½ Meter lang und 3 Meter hoch, auf ungefähr 2 Mark belaufen. Im Intereſſe meiner geehrten Leſerinnen und als zur Nachahmung empfehlenswert ſollen hier die Vorſichtsmaßregeln angegeben werden, welche die von der Desinfektionsanſtalt in Berlin ausgeſandten Leute bei ihrer Arbeit zu beobachten haben. Damit die Arbeiter die giftigen Keime nicht etwa weiter ſchleppen, tragen ſie beſondere Anzüge, die nach Schluß der Arbeitszeit abgelegt werden. Außerdem müſſen Sie nach jeder Desinfektion baden und das Haar reinigen. Während der nicht ungefährlichen Verrichtungen tragen die Arbeiter vor Mund und Naſe einen naßen Schwamm, der, wie die Erfahrung lehrt, das Einatmen gefährlicher Keime verhütet. **A. Ä.**

Kindermund.

Hillas Eltern bekommen Beſuch von Tante Clärchen und der kleinen Hetty. Hilla bittet ſolange, bis ihr erlaubt wird, abends wach zu bleiben, bis der Beſuch wieder fort iſt. Beim Abendbrot wird ſie aber ſchon ſehr müde und bricht ärgerlich endlich in die Worte aus: „Tante, nun macht doch aber endlich, daß Ihr wieder fortkommt!“

Dienſtbotenhumor.

Die alte treue Marie pflegte öfters in Reimen zu reden und gegen Verwandte des Hauſes zuweilen etwas zu vertraulich zu werden, ſo daß es ihr verwieſen werden mußte. Eines Tages kam unerwartet ein junger Verwandter zum Beſuch, im Vorübergehen warf er gleich einen Blick in die Küche, die altbekannte Magd freundlich grüßend: „Guten Tag, Marie!“ „Ach, der Herr Doktor!“ rief dieſe in freudigſter Überraſchung. Im Nu zog ſie die Hände aus dem Aufwaſchwaſſer, trocknete ſie nur ſchnell ein wenig an ihrer groben Schürze und reichte dem Herrn Doktor die biedere Rechte mit dem Worten:

„Ich kann's einmal nicht laſſe,
Da hab'n Sie meine Naſſe.“

Klara K.

Praktiſches fürs Haus.

Die einfachſte, billigſte und zuverläſſigſte Weiſe, Erbſen einzumachen, iſt die folgende: Die Erbſen werden an einem trockenen Tage gepflückt, ausgehülſt und in vorher gut gereinigte und wieder gänzlich ausgetrocknete Flaſchen gefüllt. Sind die Flaſchen ganz voll, ſo werden ſie mit einer in lauwarmem Waſſer erweichten und mit einem weichen Tuche abgeriebenen Schweinsblaſe doppelt verbunden, in einen Keſſel geſtellt, mit Gras, Heu oder anderem Stoff umgeben und nun, nachdem der Keſſel bis faſt zur Höhe der Blaſe mit kaltem Waſſer gefüllt worden, langſam zum Kochen gebracht und 1½ Stunde bei offenem Deckel gekocht. Da das Waſſer ſtark verdunſtet, muß man dann und wann aus einem ſiedenden Theekeſſel nachgießen. Springt eine Blaſe ab, ſo wird die Flaſche aufs neue zugebunden. Geſchieht das Abſpringen aber, nachdem die Erbſen bereits ½ Stunde gekocht haben, ſo verwendet man ſie beſſer zum ſofortigen Gebrauch. Wenn keine Feuchtigkeit in die Flaſchen kam und die Blaſen recht feſt gebunden wurden, wird jedoch das Abſpringen bei gewöhnlichen (d. h. nicht weithalſigen) Flaſchen ſehr ſelten vorkommen. Nach 1½ ſtündigem Kochen nimmt man die Flaſchen heraus, läßt ſie abkühlen und bewahrt ſie liegend an einem trockenen, kühlen Orte zum Gebrauche auf. Große Flaſchen muß man möglichſt vermeiden, da ſie in den meiſten Fällen mehr Erbſen enthalten, als man zu einer Mahlzeit gebraucht und der Inhalt angebrochener Flaſchen nicht lange aufgehoben werden kann. Durch dieſe Art des Einmachens ſpart man viel Geld, das man ſonſt für Blechbüchſen, Doſen mit hermetiſchem Verſchluß u. ſ. w. ausgab, braucht nicht zwecks Zulötens und Auflötens jedesmal zum Klempner zu ſchicken, hat nicht nötig, die Erbſen durch Zinn und Lötwaſſer verunreinigen zu laſſen, ein Umſtand, der beim Einmachen in Blechbüchſen kaum zu vermeiden iſt, und hat faſt nie den Verdruß, daß die Erben verderben. Die beim Kochen 1 bis 2 cm hoch hinausgetriebene Blaſe, welche nach dem Erkalten ſich ſenkt und ſich etwas nach innen hineinzieht, zeigt an, daß die Vornahme ſicher gelang. Sollte ſich etwa im Laufe des Winters Schimmel auf der Oberfläche der Erbſen bilden, ſo muß derſelbe vor dem Kochen entfernt werden, da die Erbſen ſonſt bitter danach ſchmecken würden. Starkwandige Flaſchen ſind den dünnen vorzuziehen. Bierflaſchen ſind ſehr gut zu gebrauchen, beſonders auch ſolche mit Patentverſchluß. Der über dem Porzellanknopf gezogene Gummiring an denſelben muß, um einen durchaus luftdichten Verſchluß zu geben, noch weich und elaſtiſch, nicht hart, ſpröde und riſſig ſein. Dieſe Flaſchen ſind zu beziehen von Boldt & Vogel in Hamburg, Kl. Reichenſtraße 3. Anſtatt des Blaſenverſchluſſes kann auch ein guter Korkverſchluß angebracht werden; auf jeden Fall hat man aber dann den Kork vor dem Kochen zu überbinden und nach dem Kochen die Flaſche ſorgfältig zu verlacken.

Aus dem in voriger Nummer empfohlenen trefflichen Buche: „Die Obſt- und Gemüſeverwertung“ von H. Timm, Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart.

Frage 113. Eine gute ſchwarze Tinte erhalten Sie, wenn Sie 125 g geſtoßene Galläpfel, 70 g grünen Eiſenvitriol, 15 g Alaun, 100 g arabiſchen Gummi (koſtet in der Apotheke zuſammen 80 Pf. feingeſtoßen) mit ¼ l Wein oder ſonſt guten Eſſig anſetzen, unter öfterem Umrühren ein paar Tage ſtehen laſſen, dann ¾ l heißes Waſſer zuſetzen, dann wieder ein paar Tage unter öfterem Umrühren ſtehen laſſen und nun noch 1 l ſogenanntes Tropfbier (in der Bierſchenke abgängiges Bier) darüber gießen und nach mehrmaligem Umrühren in Flaſchen, Krüge abgießen und ſolche verſchließen. Beim Gebrauch iſt es gut, die Tinte ſtets etwas aufzurühren; wenn man ſpäter hie und da noch etwas Tropfbier zuſetzt, wird ſie glänzend ſchwarz. **Fr. S.**

Bei ſchlechten Vorratskammern überziehen ſich Schinken, Würſte und ſonſtige Rauchwaren leicht mit Schimmel. Dieſem Übelſtande kann die Hausfrau vorbeugen, wenn ſie die Sachen mit einem Salzbrei beſtreicht, den ſie erhält, wenn ſie Kochſalz mit ſo viel Waſſer auflöſt, daß eine breiartige Löſung entſteht. Vor dem Gebrauch der Waren muß dieſer erhärtete Brei mit grobem Tuche trocken abgerieben werden.

Ein einfaches und bewährtes Mittel, um Schinken und Würſte im Sommer gut aufzubewahren iſt folgendes: Man legt dieſelben in große, flache, mit buchener Holzaſche gefüllte Kiſten, ſodaß ſie von der Aſche überdeckt ſind und ſtellt ſie an einen trockenen, nach Belieben warmen, nur nicht feuchten Ort. Vor dem Gebrauche wäſcht man ſie mit kaltem Waſſer ab und trocknet ſie einige Stunden an der Luft. **M. H.**

Feuerung.

In nachſtehenden Zeilen will ich beſchreiben, wie ich mir eine Grude ſehr billig und einfach eingerichtet habe. Ich hoffe, mancher Daheimleſerin hiermit einen Dienſt zu erweiſen und ſie zur Nachahmung zu veranlaſſen. Von vielen meiner Bekannten, welche im Beſitz einer Grude ſind, war mir dieſelbe als äußerſt zweckmäßig und ſparſam brennend empfohlen worden, und ſchon ſeit längerer Zeit hegte ich den Wunſch, auch für meinen Haushalt eine ſolche anzuſchaffen. Die Ausgabe hierfür erſchien mir nur etwas hoch, denn unter 20 Mark hätte ich ſie wohl kaum an Ort und Stelle haben können. Da habe ich mir nun kürzlich auf andere Weiſe geholfen. Aus meiner Kochmaſchine nahm ich die eiſerne Ringelplatte heraus und legte an die Stelle derſelben einen aus zwei Teilen beſtehenden Gruderoſt, den ich mir vom Schloſſer habe anfertigen laſſen; natürlich muß hierzu genau Maß genommen werden. In die für das Herdfeuer beſtimmte Öffnung legte ich zwei Ziegelbackſteine neben einander, ſtellte auf dieſe den Aſchenkaſten, ſo daß derſelbe in gleiche Höhe mit dem noch unter der Herdplatte befindlichen Mäuerchen kam — und die Grude war fertig. Ich füllte nun ſowohl den Aſchenkaſten als die daneben liegende Fläche des Mäuerchens mit Grudekoaks und zündete dieſen mit Grudeglut, die ich von einer Bekannten bekommen, an. Die Grude bewährte ſich ſehr gut, ich freue mich jeden Tag, daß es mir gelungen iſt, mir dieſelbe auf ſo billige Weiſe herzuſtellen. Für den Roſt habe ich dem Schloſſer 2 Mark bezahlt, das war die einzige Ausgabe, die ich dafür hatte. — Natürlich kann auch jederzeit ganz mühelos die Kochmaſchine in ihrer früheren Geſtalt wieder hergerichtet werden. **Klara.**

Wie ſchützt man ſich vor Lampenexploſion.

Die durch Lampenexploſionen herbeigeführten Brandunfälle nehmen in allen Großſtädten einen erſchreckenden Umfang an und ſind auch an kleineren Orten häufig zu treffen. In größeren Städten vergeht faſt kein Tag, an dem nicht wenigſtens ein Feuer durch Lampenexploſion veranlaßt würde. Forſcht man nach der Urſache dieſer Erſcheinung, ſo ſtellt es ſich heraus, daß in den meiſten Fällen der Unachtſamkeit oder dem Leichtſinn der Betroffenen die Schuld beizumeſſen

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

iſt. Betrachten wir zunächſt kurz die Behandlung der Petroleumlampe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Gebrauch eines ſo leicht explodirfähigens Öles, wie es das Petroleum iſt, große Vorſicht erheiſcht. Dazu gehört, daß die Petroleumlampe ſtets im reinlichen Zuſtande erhalten wird, daß namentlich die in den Brenner fallenden, verkohlten Dochtreſte täglich entfernt werden. Abgeſehen davon, daß die Lampe durch ſtetiges Offenhalten der im Brenner vorhandenen Luftlöcher ein ſchönes ruhiges Licht erhält, kann es bei ſolcher Behandlung auch nicht vorkommen, daß nach einem Luftzug die nach unten ſchlagende Flamme die Dochtreſte entzündet und dadurch zur Exploſion führt. Daß auch durch leichtſinniges oder unachtſames Umſtoßen einer Lampe eine Exploſion eintreten kann, dürfte einleuchten. In dieſem Falle erfolgt die Exploſion dadurch, daß ſich das aus der umgeſtoßenen Lampe herauslaufende Petroleum an der Lichtflamme entzündet. Bei Hängelampen tritt oftmals eine Exploſion durch mangelhafte Befeſtigung an der Decke ein, indem die Lampe durch ihre Schwere den Nagel oder die Schraube der Hängevorrichtung herabreißt, wodurch die Lampe zertrümmert wird. — Die meiſten Hängelampen werden mit einer Schraube an der Decke befeſtigt, wobei es ſich viele Hausfrauen genügen laſſen, wenn die Schraube einige Zoll tief in die Gipsdecke eingeführt iſt. Daß dies nicht immer genügt, beweiſen die zahlreichen Loslöſungen der Lampen-Befeſtigungen. Bei Aufhängung von Hängelampen achte man darauf, daß die Schraube ihr Muttergewinde in einem Deckenbalken findet oder, wenn dies nicht möglich iſt, in einem Stück Eiſen, welches man mit vier Schrauben an der Decke befeſtigt und daß in ſeiner Mitte mit einem Muttergewinde verſehen iſt. Durch eine derartige Vorrichtung wird es zur Unmögkeit gehören, daß die Lampe durch Loslöſung der Befeſtigung herabfällt und explodiert. Die Unſitte, im Bett liegend, beim Scheine einer naheſtehenden Petroleumlampe noch zu leſen, hat ſich häufig durch eine Lampenexploſion aus mancherlei Urſachen bitter gerächt. Hier ſchützt man ſich eben durch größere Vorſicht. Ebenſo ſchützt man ſich vor einer Lampenexploſion, wenn man niemals Petroleum auf die ſchon brennende Lampe auffüllt. Lampen, welche der Decke zu nahe hängen, (weniger als 80 Centimeter Abſtand von der Decke), können durch Erhitzung des Lampenſchützers, des Flammenfängers oder der Deckenſchraube die Loslöſung der Befeſtigung bewirken, wobei demnach Exploſionsgefahr nicht ausgeſchloſſen iſt. Für alle Petroleumlampen kennt man ein Sicherheitsmittel, welches die Gefahr einer Exploſion bis auf ein Minimum beſchränkt, nämlich eine Hand voll Salz, welche in das Petrolenmbaſſin zu ſchütten iſt. Das Salz nimmt alle unreinen Teile des Petroleums in ſich auf, und ganz reines Petroleum explodiert bekanntlich nicht. Es iſt nur nötig, das Salz alle Monat einmal durch neues zu erſetzen und es erfolgt dann hierbei gleichzeitig die gründliche Reinigung des Baſſins. Darum Hausfrauen! Wollt Ihr Euch gegen Lampen-Exploſionen ſchützen, ſo reinigt die Lampen täglich, befeſtigt die Hängelampen gut, ſorgt für einen feſten Standort der Stehlampen und werft eine Hand voll Salz in das Ölbaſſin.

Hans Müller.

Bäder- und Sommerfriſchen.

Johannaberg im Teutoburger Walde. Seitdem die heilkräftigen Wirkungen der Oertel'ſchen Terrainkuren erkannt ſind, haben ſich die klimatiſchen Kurorte in den deutſchen Gebirgen außerordentlich vermehrt. Auch im Teutoburger Walde, unweit des Hermannsdenkmals, ſind ſeit mehreren Jahren Sommerfriſchen eingerichtet, die den Erholungsbedürftigen, welche dort weilten, ohne Ausnahme zu leiblicher und geiſtiger Stärkung vorzüglich gedient haben. Unter den diesbz. Anlagen verdienen diejenigen, welche ſich im ſtillen Thale der Berlebecke befinden, beſonders hervorgehoben zu werden, weil ſie mit wundervoller Naturſchönheit geſchmückt ſind. Im Herzen dieſes Thales, auf einem Kegel in halber Höhe der umliegenden Berge befinden ſich die beiden Schweizerhäuſer Johannaberg, 750 Fuß über dem Meeresſpiegel, dem müden Beſucher ein behagliches Heim bietend. Vor anderen Häuſern haben ſie den Vorzug, daß ſie nicht dem wechſelnden täglichen Wirtshausverkehr dienen, ſondern nur den Penſionären. Die Zimmer der Häuſer ſind hoch und freundlich, ihre Einrichtung geſchmackvoll und behaglich, die Anordnung der Räumlichkeiten ſehr bequem. Bäder, Waſſerleitung, Pianino, Billard, Bibliothek, Spiele für Kinder ſind vorhanden. — Wer Ruhe genießen, wer friſche, ſtaubfreie, ozonreiche und nervenſtärkende Waldluft atmen will, der findet das alles bei billiger Verpflegung auf jenem ſchönen Fleck Erde. Es war mir Bedürfnis, auf dieſen noch wenig bekannten Ort Erholungsbedürftige hinzuweiſen.

Alter Abonnent.

Für die Küche.

Johannisbeerſaft und -Gelee. Die Johannisbeeren werden verleſen, gewaſchen und ausgepreßt, dann rechnet man von dem erhaltenen Saft auf $1/2$ Kilogr. $1/4$ Kilogr. Zucker und kocht denſelben in einem kupfernen Keſſel $1/4$ Stunde, worauf man ihn in vorher erwärmte Flaſchen füllt und dieſelben feſt verkorkt. — Zu Gelee rechnet man auf $1/2$ Kilogr. Saft $1/4$ Kilogr. Zucker und kocht denſelben 1 Stunde, dann füllt man ihn in kleine, ebenfalls erwärmte Gläſer, belegt dieſelben mit einem durch Rum gezogenen Stück Papier, von derſelben Größe wie die Oberfläche des Glaſes, verklebt dasſelbe und ſtellt das Gelee an einen trockenen, luftigen Ort.

Auskunft.

Fr. 153. An **Bertha.** Ein Brief für Sie liegt in der Redaktion.

Auf Fr. 155 werden eine Anzahl Städte, zugleich mit Wohnungsofferten, die wir hier nicht veröffentlichen können, empfohlen. — Die betr. Briefe liegen in der Redaktion.

Fragen.

172) Wo ſind die letzthin im Frauendaheim erwähnten Goſenflaſchen zu haben? Wüßte mir eine Münchener Leſerin etwa dafür, wie auch für Meſſing- u. Zinnteller zum Aetzen, eine gute Adreſſe in München anzugeben? Sehr beglückt wäre dadurch

Eine Norddeutſche in München.

173) Könnte eine erfahrene Hausfrau wohl ihren unerfahrenen Schweſtern Rat geben über das Putzen kupferner Kochgeſchirre? Ich habe meine Kochtöpfe mit Stearinöl und Wienerkalk putzen laſſen, aber das iſt doch recht teuer und unbequem. Etwas beſſeres wäre mir lieber. **Lernbegierige.**

174) Womit ſtärke ich dunkelblaue Waſchkleider, damit ſie nicht die häßlichen weißen Stärkeflecken bekommen? **F. v. G.**

175) Durch welches Mittel kann ich das Unkraut vom gepflaſterten Hof vertreiben? **F. v. G.**

176) Eine alte Leſerin des Daheim bittet um ein Rezept zur Anfertigung künſtlicher Hefe bis zu ca. 25 Liter.

Königspalme, Braſilien.

Zur Unterhaltung: — in der Familie — auf der Reiſe — in Bädern — in Sommerfriſchen:

Wohlfeile, elegante Sammlung guter Romane für die Familie.

Daheim-Bibliothek.

I Band:
Fremdes Blut.
Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

◆

II. Band:
Um jeden Preis.
Novelle von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

◆

III Band:
Der Geiger von Thun.
Roman von **A. v. Freydorf.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

IV. Band 1. u. 2. Teil:
Gepa.
Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 M.

◆

V. Band:
Der Sternburger Kreis.
Roman von **Germanis**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

◆

VI. Band:
Auf der Dobenau.
Roman von E. **von Wellnitz.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

◆

VII. Band.
Pfadfinder.
Zwei Erzählungen v. **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VIII. Band:
Er lebt!
Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

◆

IX. Band:
Die zweite Mutter.
Von **Henry Gréville.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 M

◆

X. Band:
Das Fritzche.
Erzählung von **Gräfin M. Keyſerling.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 M

◆

XI. Band:
Ein tapferes Herz.
Roman von **Jacques Vincent.**
Ein Band elegant gebunden Preis 1 M 50 ₰.

Die „Daheimbibliothek" bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** oder die Verlagshandlung: **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

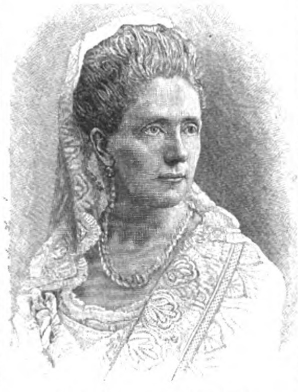
Daheim

XXVII. Nr. 44. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

1. Auguſt 1891.

Hausmuſik.



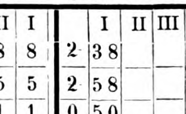
Ingeborg von Bronſart.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von W. Höffert, Dresden.

Ingeborg v. Bronſart.

Es bleibt als merkwürdige Thatſache beſtehen, daß die Natur dem weiblichen Geſchlecht die Gabe der muſikaliſchen Produktion im allgemeinen in kargem Maße zugemeſſen hat. Wohl gab es geiſtvolle Frauen, welche ihr muſikaliſches Talent nach der Seite des eignen Schaffens fruchtbringend anlegten, aber beſtimmend und epochemachend vermochten ſie niemals zu wirken, ſelbſt dort nicht, wo, wie bei jener ausgezeichnet begabten Schweſter Friedrichs des Großen, der Prinzeſſin Anna Amalia, welche ſogar gute Fugen ſchrieb, die natürliche Begabung eine glänzende Folie durch den hohen Rang einer beſonders bevorzugten Lebensſtellung erhielt. In unſeren Tagen macht abermals eine komponierende Dame von ſich reden, ja man ſetzt große Hoffnung auf die fernere Entfaltung ihres produktiven Talentes, dem die muſikaliſche Welt bisher neben mancher liebenswürdig-freundlichen Spende ſelbſt umfangreichere dramatiſche Arbeiten voll hohem Ernſt und innerer Sammlung verdankt. Ingeborg von Bronſart — ſie iſt es, von welcher wir erzählen — ſtammt aus einer nordiſchen Familie; ſie wurde am 24. Auguſt 1840 in Petersburg als das jüngſte Töchterlein eines zur ruſſiſchen Kaufmannsgilde gehörenden, eingewanderten Schweden Namens W. Starke geboren. Ihre Mutter, eine Engländerin, war ſehr muſikaliſch und handhabte namentlich die Geige, auf welcher ſie niemals Unterricht genoſſen, mit erſtaunlicher Sicherheit und Virtuoſität. Mit Vorliebe ſpielte die Mutter die melancholiſchen Weiſen ihres Volkes, und die Haushälterin ſang zu einigen Akkorden auf der Guitarre, jenem ehemals ſo beliebten Hausinſtrument, das heute faſt ganz vergeſſen iſt, die bald ſchwermütigen, bald heiteren Lieder Darlekarliens. So wurde der Muſikſinn des kleinen Mädchens gar frühzeitig geweckt, und die Neigung Ingeborgs, die kindliche Klavierklimperei durch wirklichen, planmäßigen Unterricht erſetzt zu ſehen, wuchs bis zur Leidenſchaft, zumal die ältere Schweſter ſich eines geregelten Unterrichts ſchon zu erfreuen hatte. Das muſikaliſche Talent des Kindes äußerte ſich ſo ungeſtüm, daß ein genialer Muſikdilettant der Petersburger Ariſtokratie ſich zum Lehrer anbot. Und unter der Leitung dieſes Lehrers — er hieß Nicola v. Martinoff und war ein Freund von Liſzt, Henſelt und Thalberg — erblühte denn Ingeborg zu einer ſo ausgezeichneten Virtuoſin, daß ſie ſchon als zwölfjähriges Kind Konzerte geben konnte, die von glänzendem Erfolge gekrönt waren. Bei Gelegenheit eines ſolchen Konzertes bewährte Ingeborg große Geiſtesgegenwart. Sie ſpielte eben das Chopinſche Konzert in Emoll, als plötzlich — wie erheblich muß die Kraft der jetzt Vierzehnjährigen geweſen ſein! — eine Saite klirrend entzweiſprang und ſich quer über die anderen Saiten legte, ſo daß jeder Akkord von entſetzlichen Raſſeln und Schwirren und Surren erſtickt ward. Niemand wagte der in peinlichſter Verlegenheit ſchwebenden Spielerin beizuſpringen; aufhören konnte ſie des begleitenden Orcheſters wegen nicht. Schließlich griff ſie ſelbſt, während die eine Hand weiter ſpielte, unerſchrocken in das Inſtrument und riß mit einem kräftigen Ruck den Störenfried heraus: ein Akt von Geiſtesgegenwart, der, blitzſchnell ſich abſpielend, dem Publikum nicht wenig imponierte. Die Wünſche Ingeborgs waren aber in die Ferne gerichtet: nach Weimar, wo Franz Liſzt einen Kreis von Schülern um ſich verſammelt hatte, zog es ſie. 1858 breitete ſie denn auch wirklich ihre Schwingen aus, und direkt nach Weimar ging die Reiſe. Liſzt nahm die geniale Klavierſpielerin mit ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit auf und ſchenkte ihr als Lehrer ſein ganzes Wohlwollen. Von ihren Konzertausflügen nach Paris und zahlreichen anderen Städten kehrte Ingeborg Starke immer wieder nach Weimar zurück. 1861 vermählte ſie ſich mit dem eleganten, poeſievollen Klavierſpieler und Komponiſten Hans v. Bronſart, den ſie ſchon früher, noch in Petersburg, kennen gelernt hatte. Sein künſtleriſches Nomadenleben führte das junge Paar nach Löwenberg, Leipzig, Dresden und Berlin, 1867 ſchlug es ſeinen Wohnſitz in Hannover auf, wo H. v. Bronſart als Intendant des Hoftheaters höchſt verdienſtvoll wirkte; 1887 überſiedelte die Familie Bronſart nach Weimar, wo der beſondere Wunſch des kunſtſinnigen Großherzogs Herrn v. Bronſart in den glänzenden Wirkungskreis eines Generalintendanten ſtellte. Nachdem Frau v. Bronſart auf die Erfolge der Virtuoſenlaufbahn verzichtet, ſtrebt ſie nach der Palme ſchöpferiſcher Kraft: zahlreiche ſchöne Lieder, Klavierkompoſitionen, Stücke für Violine und Violoncello, das reizende Singſpiel „Jerry und Bätely“ und endlich die Oper „König Hiarne“ (Text von H. v. Bronſart und Fr. Bodenſtedt) ſind die reifen und ſüßen Früchte eines ſchönen Talentes, von dem die muſikaliſche Welt noch viel zu erwarten hat.

Eine neue Notenſchrift.

Mit einigem Schreck wird die notenleſende Welt die Nachricht aufnehmen, daß ein Deutſcher, Namens Lindſtädt, in Amerika ſich ein neues Syſtem der Notenſchrift patentieren ließ, von welchem ſein Erfinder eine gründliche Umgeſtaltung unſerer bisherigen Schreibweiſe ſich verſpricht. „Alſo ſollen wir unſere Notenköpfe verlieren?“ Gemach, betrachten wir uns einmal dieſes neue Syſtem! Es beſteht in der Hauptſache darin, daß ſtatt der bisher gebräuchlichen Notenzeichen, welche aus einer faſt zwei Jahrtauſende umfaſſenden Entwickelungsperiode hervorgegangen ſind, arabiſche Ziffern als Träger der Tonhöhe eingeſetzt werden. Die Idee iſt nicht neu. Die für die primitive Ziehharmonika arrangierten Stücke ſind ſeit langem ſchon in Ziffern ſtatt in Noten geſchrieben. Noten ſind ſo gut wie Ziffern nur Zeichen; bei der praktiſchen Anwendung der einen oder der anderen kann es ſich nur um die Frage handeln: welche von beiden Zeichen ſind beſſer, vorteilhafter, ausdrucksvoller? Iſt die Lindſtädtſche Ziffernſchrift unſerer Notenſchrift überlegen? Lindſtädt bezeichnet die zwölf chromatiſchen Töne c, cis d, dis — ais h mit den Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0, ~~1~~ ~~2~~; Der Ton g würde alſo in allen Oktaven als 8 geſchrieben werden. Das wäre nicht unpraktiſch. Wie ſteht es aber mit der Harmonie und dem Rhythmus? Sehen wir uns einmal ein praktiſches Beiſpiel an. Der erſte Takt des berühmten „Heil dir im Siegerkranz“



ſieht in der neuen Ziffernſchrift etwa folgendermaßen aus:

Gdur=8dur

Baß-Oktave. ³/₄ Takt. Diskant-Oktave.

III	II	I		I	II	III	
	8	8	2	3 8			Heil(¹/₄)
	5	5	2	5 8			dir (¹/₄)
	1	1	0	5 0			im (¹/₄)

Das wäre alſo ein einziger Takt! Das Auge muß ein weites, in die horizontale Ebene gelegtes Feld abſchweifen, um die Notenzeichen zu erfaſſen, während dieſe ſelbſt in der alten Notenſchrift ſchon durch ihre Poſition, durch ihr Höher- oder Tiefergeſtelltſein dem Auge die melodiſche Kurve mühelos zu erkennen geben, liegen hier die Tonzeichen ohne Rückſicht auf ihre Intervallenverhältniſſe in einer graden Linie; das iſt ſehr ſchlimm; aber noch ſchlimmer iſt der Umſtand, daß Takt und rhythmiſche Werte von den Ziffern faſt ganz losgelöſt erſcheinen. Der Erfinder will vor der Hand ſeine „hochwichtige Reform“ in der Klavierlitteratur eingeführt ſehen. Eine Beethovenſche Sonate können wir uns in dieſer Schrift abſolut nicht vorſtellen. Man denke ſich nur einmal z. B. Zweiunddreißigſtel-Paſſagen in dieſen eckigen, das Auge beleidigenden Ziffern ausgedrückt! Welch' ein Gewimmel! Logarithmentafeln ſind ein wahrhaftes Bilderbuch dagegen. Die Frage, ob dieſe neue Notenſchrift unſerer alten überlegen iſt, können wir getroſt mit „Nein“ beantworten. Wir glaubten, unſere Leſer auf dieſe „Reform“ aufmerkſam machen zu müſſen, nicht nur darum, weil ſie den Charakter eines Kurioſums trägt, ſondern hauptſächlich deswegen, weil der Nimbus der

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Großartigkeit, welcher häufig das Schönſte an amerikaniſchen Patenten iſt, den Blick des Ununterrichteten über das Weſen der Sache nur zu leicht zu täuſchen vermöchte.

Sänger in alter und neuer Zeit.

Unter den Völkern des Altertums genoſſen die Jſraeliten den Ruf in beſonderem Grade, muſikaliſch begabt zu ſein. Schon David hatte Muſik und Saitenſpiel zu Ehren und Anſehen gebracht, und als ſein glorreicher Sohn Salomo mit einem unermeßlichen Aufwand von Schätzen den großartigen Tempel von Jeruſalem gebaut hatte, da begann auch für die Muſik und die Künſtler, welche ſie pflegten, eine Epoche ungeahnten Ruhmes, niegeſehenen Glanzes. Die Zahl der Jnſtrumente und Muſiker, welche bei der Feier der Einweihung des ſalomoniſchen Tempels mitwirkten, grenzt an das Unglaubliche. Der jüdiſche Schriftſteller Joſefus Flavius erzählt, daß 40000 Harfen, ebenſo viele goldene Siſtren, 100000 ſilberne moſaiſche Trompeten vorhanden waren. Für die levitiſchen Sänger waren 200000 prachtvolle Kleider gemacht worden. Wenn auch dieſe Angaben von der Wirklichkeit ſich zu entfernen ſcheinen — wie groß hätte der Tempel ſein müſſen, in welchem, das Publikum abgerechnet, beinahe eine halbe Million Muſiker und Sänger Platz finden ſollte — ſo geben ſie uns doch Zeugnis von dem außerordentlich lebhaften Tonſinn des alten iſraelitiſchen Volkes.

Weniger luxuriös dachten die Griechen von der Muſik; der Muſiker war gewöhnlich auch Dichter, und von Sophokles wiſſen wir, daß er die Chorgeſänge ſeiner Dramen ſelbſt komponierte. Der ſchlichte Ölzweig, welcher dem Sieger in Olympia winkte, war auch der Lohn des Muſikers. Nur ausnahmsweiſe wurden Muſiker auch gut honoriert. So wird von dem Kytharaſpieler Amöbäos aus Athen erzählt, daß er, ſo oft er ſpielend und ſingend aufgetreten ſei, jedesmal ein ganzes Talent Silber = 4715 Mk. erhalten habe. Die griechiſchen Muſiker waren zumeiſt auch Philoſophen, wie denn überhaupt die Muſik von den Griechen als eine ſtaatliche Jnſtitution gehandhabt und überwacht wurde. Weſentlich anders lag dieſes Verhältnis zwiſchen Staat und Muſik bei den Römern. Dieſem praktiſchen Volke fiel es gar nicht ein, die Muſik wie eine Staatsangelegenheit zu betrachten. Wie ſie überhaupt in ihren Künſten die Erben der Griechen waren, ſo pflegten ſie insbeſondere die Muſik in dem Sinne, daß ſie griechiſche Tonkünſtler in großer Zahl beſchäftigten. Daß u. a. Nero auch den Ehrgeiz beſeſſen, als großer Muſiker zu gelten, iſt bekannt. Als er von ſeiner griechiſchen Reiſe zurückkam, äffte er die Sieger in den olympiſchen Spielen nach: nicht durch das Stadtthor, ſondern durch eine in die Stadtmauer gebrochene Öffnung hielt er ſeinen Einzug in die ewige Stadt; 1800 Perſonen mit Kronen in den Händen gingen vor ihm her, und jede dieſer Kronen enthielt eine Jnſchrift, in der angezeigt wurde, wo ſie gewonnen worden, wie die Perſon geheißen, welche der Kaiſer überwunden habe, und was es für ein Lied geweſen, welches ihm ſeinen Sieg verſchafft habe. Suetonius erzählt von ihm, daß ſeine Stimme ſchwach und heiſer geweſen ſei. Mit großer Sorgfalt wachte er nichtsdeſtoweniger über ihre Erhaltung. Außerdem hatte er die Gewohnheit, eine dünne Platte Blei auf der Magengrube und auf dem Rücken zu tragen; er nahm häufig Brechmittel ein und enthielt ſich ſorgfältig aller jener Speiſen und Getränke, welche ſeiner ſchönen Stimme hätten ſchaden können; ja, er unterließ es ſchließlich ſogar, öffentliche Reden zu halten und hatte einen griechiſchen Sklaven bei ſich, dem das fatale Amt beſchert war, dem Kaiſer, falls er trotz wiederholter Ermahnungen zu laut redete, mit einem Taſchentuche den Mund zu verſtopfen. Daß er während des Brandes von Rom die Zerſtörung Jlions beſang, iſt bekannt; ſelbſt im Tode fühlte er ſich als großen Künſtler; als er ſich auf der Flucht vor den Feinden in das Schwert eines Sklaven ſtürzte, rief er pathetiſch aus: „Qualis artifex pereo“, (welch' ein Künſtler geht in mir unter!) Jn der Zeit des römiſchen Verfalls war Rom überſchwemmt mit Sängern und Tänzern, und Ammianus Marcellinus ſagt, daß die Römer ſo tief geſunken waren, daß ſie die Gelehrten fürchteten, als unnütz für den Staat, und als Leute von ſchlimmer Vorbedeutung anſahen. Wer in den Spielen des Zirkus erfahren war, genoß das größere Anſehen und hatte überall freien Zutritt. Selbſt in den wenigen Häuſern, wo man ehemals die Wiſſenſchaften achtete, hörte man jetzt nichts als Saiteninſtrumente. Anſtatt des Philoſophen wurde der Sänger herbeigerufen, anſtatt des Redners der Lehrer der Theaterkünſte. Nachdem man die Bibliotheken gleich den Gräbern der Toten auf ewig geſchloſſen, wird an nichts, als an Waſſerorgeln, an Lyren, ſo groß als Wagen, an Flöten und anderen zur Pantomime gehörigen Gegenſtänden gearbeitet. Zuletzt vertrieb man, in Beſorgnis einer allgemeinen Hungersnot, nicht nur alle fremden, ſondern auch die Lehrer der Wiſſenſchaften aus Rom; hingegen behielt man alle Komödianten und Leute, die ſich dafür ausgaben, ſowie 300 Tänzer und Tänzerinnen zurück.

Ein weſentlich anderes Bild zeigt uns das deutſche Mittelalter und die Neuzeit. Zwar galten auch unſeren Altvorderen die „fahrenden Leute“, die Spielleute und Fiedler als keineswegs ehrſame Geſellen, aber für kunſtgemäß gebildete Sänger und Sängerinnen hatten die Vornehmen ſtets eine offene Hand, und die Honorare, welche Künſtler von Ruf entweder von ihrem Jmpreſſario oder von reichen und freigebigen Fürſten erhielten, kamen beinahe den rieſigen Gagen gleich, welche heute an ausgezeichnete Künſtler gezahlt werden. Wenn Herr van Dyck, der erſte Tenor der Wiener Hofoper, die jährliche Summe von 60000 ℳ erhält, wenn der Patti viele hunderttauſend Franks für eine mehrwöchentliche Konzertreiſe geboten werden, ſo glauben wir beinahe kaum mehr an die „Zurechnungsfähigkeit“ der betreffenden Theaterintendanten und Konzertunternehmer. Und doch ſind dieſe fabelhaften Bezüge nicht bloß eine charakteriſtiſche Eigenart unſerer Zeitepoche. Zwar hat der polniſche König Alexander (1501—1506), als ihm ſein Kapellmeiſter Namens Fincke zu teuer war, einmal geſagt: „Wenn ich eine Fincke ins Gebäuerlein ſetze, die ſinget mir durch das ganze Jahr und koſtet mir kaum einen Dukaten; es thut mirs ebenſoviel“ aber im allgemeinen dachte man nicht wie dieſer ſparſame Polenkönig. Der brave, gelehrte J. Mattheſon räſonniert in ſeiner „Kleinen Generalbaßſchule“ (1735 in Hamburg) gar ſehr über dieſe Knauſerei. „O — wie gerne,“ ſo ſeufzt er, „ſähen doch dieſe Leute, daß rechtſchaffene Sänger, Komponiſten und Organiſten auch mit Würmlein, Körnlein und Gänſewein zufrieden wären; da würde ihnen Hunger und Kummer ſchon das Handwerk legen und möchten ſie ſich nur für bald Flügel wünſchen, zum Chor der heiligen Engel zu fliegen.“ Dann meldet er, daß die Sängerin Salpei in der Londoner Oper jährlich 700 Guineen, daß Bercelli 2000 und Senecini 3000 Guineen beziehe; daß die berühmte Cuzzoni für ein Gaſtſpiel „24000 Gulden“ verlangt habe; Farinelli, ein vorzüglicher Sänger, erhielt 2500 Pfund = 12500 Reichsthaler Gage. Das ſind für jene Zeiten, in denen das Geld faſt den doppelten Wert von heute repräſentierte, doch recht erkleckliche Summen!

Duette.

Geſangsſtücke der originellſten Art hat der hochbegabte Ernſt Frank, mit ſeinem op. 14 der muſikaliſchen Welt hinterlaſſen: er nahm ſechzehn reizende Gedichte aus Kate Greenaways bekanntem Bilderbuch „Am Fenſter“ und komponierte ſie für eine Sopran- und eine Altſtimme mit Pianofortebegleitung in ſo fein humoriſtiſcher, melodiſch-reizvoller Weiſe, daß dieſe Liedchen als wahre Kabinettſtücke gelten können; ſie wirken hinreißend, wenn ſie im wirklichen Kate Greenaway-Koſtüm, in der Umgebung einer paſſenden Szenerie vorgetragen werden. So ließe ſich z. B. das Liedchen:

> „Zwei ſüße kleine Dirnen
> ſaßen auf dem Zaun
> an einem ſchönen Tag im September.
> Wovon ſprachen die ſüßen kleinen Dirn'
> an dem ſchönen Tag im September?
> Sie ſprachen von Beeren und Kornblumen blau,
> ſie wußten es ſelber nicht mehr genau,
> ſo ſchön war der Tag im September“

in der Weiſe „inſzenieren“, wie es in dem Gedichte angegeben iſt. Zwei junge Mädchen in den bekannten Kinderkleidern und den großen emporſtehenden Hüten ſetzten ſich auf einen aus dem Grün hervorlugenden, natürlich etwas ſchadhaft gedachten Zaun. Die eine iſt roſa, die andere lichtblau gekleidet; ſie dürfen ſelbſtverſtändlich nicht mit pathetiſchen Ausdruck, ſondern müſſen in durchaus naiver Weiſe mit großartiger Wichtigkeit die Mär von den „ſüßen kleinen Dirnen“ ſich erzählen. Jn ähnlicher Weiſe läßt ſich auch das allerliebſte „Fang, mein ſüßes Herzenskindchen,“ darſtellen u. ſ. w. Der entzückende kindliche Hauch, der auf allen dieſen Liedern ausgebreitet liegt, und ihre leichte Sangbarkeit werden dieſen Duettinen (Leipzig, Verlag von Kiſtner, Preis 3 Mark) raſch zu großer Beliebtheit und weiter Verbreitung verhelfen. Sie ſind in ihrer Art einzig.

Elektriſches Klavier.

Schon wieder ein neues Jnſtrument in Sicht und zwar abermals ein Klavier, das wiederum mit Hilfe der Elektrizität einen langandauernden Ton erzeugen will! Der Erfinder dieſes elektriſchen Klaviers iſt Herr Dr. Eiſenmann in Berlin. Die Einrichtung ſeines Jnſtrumentes iſt folgende: Über jeder Saite eines gewöhnlichen Flügels ſteht in einer Entfernung von 1—1½ Millimetern ein kleiner Hufeiſenmagnet. Sobald durch Niederdrücken der entſprechenden Taſte der Strom geſchloſſen wird, zieht der Magnet die Saite an und würde ſie feſthalten, wenn nicht in demſelben Augenblicke, wo ſie ihn berührt, wieder eine Unterbrechung ſtattfände. Sie ſchnellt zurück — der Strom wird wieder geſchloſſen, und das Spiel wiederholt ſich, ſolange der Finger die Taſte angedrückt hält. Jn ebenſo ſinnreicher wie einfacher Weiſe ſind unter Mithilfe eines Mikrophons die Schwingungen der Saite ſelbſt für die jedesmalige Stromunterbrechung ausgenutzt worden; die Anzahl derſelben iſt natürlich für jede Saite eine verſchiedene und entſpricht genau der durch Länge und Spannung bedingten Tonhöhe. Die Einrichtung des Klaviers ermöglicht eine verſchiedene Behandlungsweiſe. So kann man den Baß elektriſch und den Diskant mit dem gewöhnlichen Hammerwerk, oder auch umgekehrt ſpielen. Ferner kann man das Jnſtrument ganz wie ein gewöhnliches gebrauchen, wenn man den Hebel, welcher die Verbindung der elektriſchen Vorrichtung mit der Accumulatorenbatterie vermittelt, abſtellt. Endlich läßt ſich durch einen beſondern Mechanismus das Hammerwerk ganz außer Thätigkeit ſetzen, ſo daß nur die Elektrizität als Tonerzeuger zur Anwendung kommt. Der Erfinder führte ſein Jnſtrument in Soloſtücken, ſowie in Begleitung zum Geſang und Violinſpiel vor. Vom Klang des Klaviers iſt nun allerdings gar nichts übrig geblieben — aber das würde ja kein Nachteil ſein, denn der iſt nicht ſo reizvoll, daß man nicht eine Verbeſſerung wünſchen könnte. Es iſt ein ganz neues Jnſtrument entſtanden, mit langhallendem, leiſe vibrierendem Ton, von ſehr zartem Charakter, wie das Piano eines Streichquartetts ungefähr, oder wie Äolsharfen. Aber einen Nachteil hat das elektriſche Klavier vor dem gewöhnlichen: der Ton iſt ſo gut wie gar nicht modulationsfähig. Zwar iſt eine Vorrichtung getroffen, daß durch den Gebrauch eines Pedals mehr oder weniger Elemente angeſchloſſen, infolge deſſen mehr oder minder ſtarke Oscillationen der Saite und gewiſſe Abſtufungen in der Tonſtärke ermöglicht werden. Aber das iſt nur etwas ähnlich Unvollkommenes, wie das Schallwerk der Orgel. Wir erhalten den Ton erſt aus zweiter Hand, es fehlt jenes intime Verhältnis, jener innige Connex zwiſchen dem Spieler und dem Klangkörper, wie er bei dem Klavier, oder mehr noch bei der Geige beſteht; die Empfindung kann nicht unmittelbar in den Ton ausſtrömen und ihn vergeiſtigen. Doch das wird ſich hoffentlich mit der Zeit verbeſſern laſſen.

Aus dem Muſikleben.

Jn Berlin ſtarb am 4. Juli Profeſſor August Haupt. Jm großen Publikum weniger bekannt, war Prof. Haupt, der ein Alter von 81 Jahren erreicht hatte, in den Muſikerkreiſen Berlins als einer der vorzüglichſten Tonkünſtler angeſehen und ſeines milden, liebenswürdigen Weſens halber allgemein beliebt. Er war ein vorzüglicher Orgelvirtuoſe und hat als Direktor des Königl. akademiſchen Kirchenmuſikinſtitutes und als Lehrer an der Königl. Hochſchule im Laufe langer Jahre eine außerordentlich große Zahl von Schülern herangebildet, die, weit über Preußen und Deutſchland hinaus, viele jenſeits des Meeres, ſich in öffentlichen Stellungen Vertrauen und Einfluß erworben haben. Einige Tage vor ſeinem Tode waltete er noch ſeines Amtes als Organiſt an der Parochialkirche, das er zweiundvierzig Jahre hindurch inne gehabt hatte. Haupt war geboren am 25. Auguſt 1810 zu Kunern in Schleſien; ſeine muſikaliſche Ausbildung hatte er in Berlin unter A. W. Bach, B. Klein u. S. Dehn genoſſen. Von ſeinen Kompoſitionen ſind nur einige Lieder ſowie (1869) ein Choralbuch erſchienen.

Gedenktafel für Auguſt.

Jm Auguſt wurden geboren: J. Schulhoff (2., 1825), ein ehemals beliebter Klavierſpieler und Salonkomponiſt, A. Thomas (5., 1811) ein vortrefflicher franzöſiſcher Opernkomponiſt, S. Jadaſſohn (13., 1831), Theoretiker, W. Ruſt (15., 1822), der hochverdiende Kantor der Thomana in Leipzig, H. Marſchner (16., 1795), einer der beſten deutſchen Opernkomponiſten, M. Moszkowski (23., 1854), ein feinſinniger Tonküſtler, J. v. Bronſart (24., 1840), A. Dietrich (28., 1829), ein nahmhafter Komponiſt und E. Kretſchmer (31., 1830), der Schöpfer der „Folkunger.“ Jm Auguſt ſtarben: F. Durante (1., 1755), ein ausgezeichneter Vokalkomponiſt der neapolitaniſchen Schule, Graun (8., 1759), Kapellmeiſter Friedrich d. Gr., bekannt durch das Oratorium „Tod Jeſu“, Righini (19., 1812), italieniſcher Opernkomponiſt, Lindpaintner (21., 1856), ehemals angeſehener deutſcher Opernkomponiſt, Fr. Silcher (26., 1860), der gemütvolle Liederſänger, Fel. David (29., 1876), ein durch ſein abenteuerliches Leben und ſeine Odeſymphonie „Die Wüſte“ bekannter franzöſiſcher Tonſetzer.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Meiſt wird die Welt dir — gieb' nur Acht! —
Die eigne Stimmung wiedergeben.

Willſt du, daß dir das Leben lacht,
Lach' du in's Leben!

Widmungsgedicht zu einem Buch.

(Trompeter von Säckingen.)

Wird der lieben Leſerin
Dieſes Buch Vergnügen machen?
Ja, gewiß! Es ſind darin
Gar zu allerliebſte Sachen.
Aus dem lieblichen Gedicht
Wird ſie Freude viel gewinnen,
Oft, ein Lächeln im Geſicht,
Ueber dem Geleſ'nen ſinnen.
Aber alle Freundlichkeit
Soll ſie doch dem Buch nicht ſchenken,
Sondern auch von Zeit zu Zeit
Freundlich an den Geber denken.

J. Tr.

Logierbeſuch.

II.

Ein orientaliſcher Spruch beim Empfang eines Gaſtes heißt: „Herr, das Haus iſt das Deine, geſtatte Deinem Knecht, Dir Platz zu machen!“ Welch' weitgehende Auffaſſung der Gaſtfreundſchaft — weitgehend bis zum Aufgeben der eigenen Perſönlichkeit! — So weit gehen wir Kulturmenſchen nicht. Ein freudiges „herzlich willkommen“, eine Umarmung, ein Händedruck, und wir führen den Gaſt über unſere Schwelle. Ein warmer Empfang und ein gemütliches Gaſtzimmer (Fremdenzimmer klingt kalt und gemütlos) verſetzen den Ankömmling dann aber auch ſofort in Stimmung; ſie geben ihm das nötige Wohlgefühl des „Angelangtſeins“, das alle Reiſeſtrapazen verwiſcht. Das Behagen eines Gaſtes hängt nicht zum kleinſten Teile von dem Zimmer ab, in dem er ſich in der neuen Umgebung mit ſeinen Sachen einrichten ſoll. Wie wohlthuend wirkt es, wenn es mit Liebe und Fürſorge zum Empfang vorbereitet ward! Ein Strauß friſcher Blumen, etliche Bücher, eine kleine Bonbonière, eine Schale mit Früchten … kurz, irgend eine der Kleinigkeiten, die auf des Gaſtes perſönliche Liebhaberei Rückſicht nehmen, verraten mehr als Worte, daß er mit Liebe aufgenommen wurde. Daß man ihm ausgiebigen Raum, einen Schrank, etliche Schubkäſten zur Verfügung ſtellt, damit er nicht gezwungen iſt, „aus dem Koffer zu leben“, verſteht ſich von ſelbſt. Das Möblement darf nicht nur aus dem Notwendigſten beſtehen, weil dem Gaſt ja im übrigen alle Wohnräume zur Verfügung ſtünden — nein, ein Gaſtzimmer muß ſo behaglich wie möglich ſein, damit der Betreffende in der neuen Umgebung ein Plätzchen hat, zu dem er ſich zurückziehen, wo er ſchreiben, Briefe leſen, kurz, nach Belieben ſich ſelbſt angehören kann — welcher denkende Menſch hat nicht zuweilen den Wunſch des Alleinſeins! Eine taktvolle, liebenswürdige Wirtin wird dem Rechnung tragen; ihr liegt daran, daß der Gaſt ſich bei ihr zu Haus fühle. Aus gleichem Grunde darf ſie ihn nicht in falſch verſtandener Gaſtfreundſchaft beſtändig als „Beſuch“ behandeln, d. h. von jeder Beſchäftigung ausſchließen. Wie peinlich wirkt es, in einem Haushalt Logierbeſuch zu ſein, in dem alle vollauf beſchäftigt ſind, und, bietet man ſeine Hilfe an mit den Worten abgewieſen wird: „Ach nein, Liebe! Sie ſind unſer lieber Beſuch, der ſoll ſich nicht anſtrengen“, und die geſchäftige, erhitzte Hausfrau eilt davon und läßt ihren „lieben Beſuch“ in recht unliebſamer Stimmung zurück. Er fühlt ſich als „Opfer“ übertriebener Liebenswürdigkeit, der „Umſtände“, die ſeine Anweſenheit verurſachen. Das Schonen des Gaſtes, der inmitten einer regen Häuslichkeit keinen Finger rühren ſoll, gehört in das Reich der Umſtände, der läſtigen Quälereien einer übertrieben-höflichen Wirtin. In ihrer Rolle als Wirtin zeigt die Frau erſt ihr wahres Taktgefühl. Manch' „reizende“ Frau verliert im Rahmen der eigenen Häuslichkeit in dem Maße, wie ein ſchlichtes, anſpruchsloſes Weſen, das man im Salon faſt überſah, „bei ſich“ ungeahnten Wert und Reiz entfaltet. Eine übereifrige Wirtin, die ſich „abhetzt“ und in beſtändiger Unruhe iſt, wie ſie ihren Gaſt unterhalten und amüſieren kann, iſt ebenſowenig wohlthuend wie jene Hausfrau, die trotz Beſuch fanatiſch darauf hält, daß kein Jota ſich im Hausweſen verſchiebe. Mit pedantiſcher Rückſichtsloſigkeit betont ſie ſtets: „Wir machen keine Umſtände, jeder, der zu uns kommt, muß nehmen, wie er es findet.“ Da muß — der gewohnten Zeiteinteilung gemäß, welche die Hausmitglieder eiſern bindet — der Gaſt allein in die ihm fremde Stadt gehen, er iſt ſich ſtundenlang ſelbſt überlaſſen, kurz, er fühlt ſich überflüſſig. Es gibt eine feine Grenzlinie zwiſchen zu viel und zu wenig Rückſicht, eine laut- und ſelbſtloſe Art, auf die kleinen Angewohnheiten ſeines Gaſtes einzugehen, die es ihn heimiſch werden laſſen. Daß man Szenen mit den Dienſtboten oder gar der Familienmitglieder untereinander meidet, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Wahre Gaſtfreundſchaft, ſtets gleichbleibende Liebenswürdigkeit zu jedem Gaſt, auch dem unliebſamen, iſt die höhere Kunſt der guten Wirtin; ſie zieht jeden Beſuch in ihren Zauberkreis, daß er ſich äußerlich und ſeeliſch daheimfühlt und des Abſchieds mit ſchwerem Herzen gedenkt.

E. Litz-Blanc.

Dienſtbotenhumor.

Als mein Mann, ein fleißiger Landwirt, mir im Haushalt einiges, wie defekte Stühle u. ſ. w. herrichten half, rief die Magd bewundernd, aber bedauernd aus: „Wie ſchade, daß der Herr nichts Rechtes geworden iſt!“

F. W.

Praktiſches fürs Haus.

Frage 157. Seit vielen Jahren halte ich meine Holzplatten der Tiſche ſowie das Holzgeſchirr in der Küche blendend weiß, durch folgendes einfaches Verfahren: Soda verwerfe ich ganz und gar. Kochend heißes Seifenwaſſer gieße ich über die Platte, bürſte es gut durch, wiſche es wieder ab und ſchütte eine volle Schaufel weißen Sandes darüber. Nun reibe ich oder meine Mädchen den Tiſch mit der flachen Hand ſtark mit dem Sand ein und laſſe alles ſo ruhig bis zum nächſten Morgen liegen. Dann fege ich den Sand wieder in eine dazu beſtimmte Kiſte (ſo kann er immer wieder benutzt werden), und nun iſt mein Tiſch herrlich weiß. Es muß jeden Abend geſchehen; das Gelingen liegt großenteils an der Kraft des Bürſtens und dem ordentlichen Einreiben mit Sand.

Alte Leſerin des Daheim.

Für die Küche.

Altbewährtes Rezept zu Salzgurken. Die Kälte und Näſſe des diesjährigen Frühjahrs iſt den Gartengewächſen im Allgemeinen, beſonders aber den Gurken ſo nachteilig geweſen, daß auf eine gute Ernte dieſer Früchte ſchwerlich noch zu rechnen iſt. Wenn ſich nun demunerachtet unter den verehrlichen Leſerinnen noch hie und da eine vom Schickſal beſonders begünſtigte Gartenbeſitzerin finden ſollte, deren Gurken ſich eines beſſeren als des allgemeinen Loſes zu erfreuen haben und Ausſicht auf eine geſegnete Sauregurkenzeit gewähren, dann möchte vielleicht der Rat einer alten Hausfrau dazu dienen, den betreffenden Glücklichen ihre ſeltenen Schätze nicht zu ſchmälern, ſondern ein recht gutes Gelingen ihrer ſauren — oder vielmehr „Salzgurken“ — zu ſichern. — Die einfache Salzgurke hat vor den neuerdings vielfach zubereiteten ſauren Gurken den Vorzug, daß ſie von Kennern den, mit Zuſatz von Eſſig, Weinſtein, auch Alaun ꝛc. angeſetzten „ſauren Gurken“ nicht nur im Geſchmack bei Weitem vorgezogen wird, ſondern auch beim Kochen nicht, wie dieſe, hart bleibt, ſondern im Gegenteil die weiche Konſiſtenz von gedünſtetem Obſt erlangt. Zu Ragouts und Saucen iſt ſie durch dieſe Eigenſchaft und ihren lieblichen, erfriſchenden Geſchmack von Wert. — Man wählt zum Einlegen am liebſten die ſchlanken Gurkenſorten — Schlangengurken u. a. — (ganz vorzüglich eignen ſich auch die neuerdings vielfach angebauten Traubengurken zum Einmachen) da ſie nicht ſo viel Samen enthalten wie die rundlichen, auch nicht zu große; etwa fingerlange. Um ſie von aller anhaftenden Erde zu reinigen, wäſcht man ſie mit einer Bürſte mehrmals ab. Alsdann ſchneidet man von beiden Enden jeder Gurke die Spitze, ungefähr in Pfenniggröße ab, und legt nun die Früchte in kaltes Waſſer, worin ſie eine Nacht hindurch liegen bleiben. Dieſes Verfahren dient dazu, jede etwaige Bitterkeit aus den Gurken zu ziehen, andererſeits die Säure beſſer in ſie eindringen zu laſſen. — Unterdeſſen kocht man Salzwaſſer ab, einen Löffel voll Salz auf ein Liter Waſſer gerechnet. Der Geſchmack muß dabei entſcheiden, denn das Salzwaſſer darf nicht zu ſcharf ſein, da ſonſt die ſaure Gährung verhindert wird; es dürfte der Salzgehalt nicht ſtärker ſein als der einer kräftigen Bouillon. Man wäſcht nun auch eine hinreichende Menge von Kirſch- und Weinlaub ab — dem letzteren iſt Johannisbeerlaub inſofern noch vorzuziehen, als es weniger leicht in Fäulnis gerät. Einige Ranken des Weinſtockes geben den Gurken ebenfalls einen weinigen Geſchmack. Das Laub muß, nachdem es abgewaſchen, wieder etwas abtrocknen. Ebenſo werden die gewäſſerten Gurken mit Tüchern abgetrocknet. Nun ſtreicht man die Wände und den Boden eines großen Steintopfes leicht mit etwas Sauerteig — beim Bäcker zu haben — aus, legt auf den Boden eine dicke Lage Laub und die unreifen Samenbüſchel der Dille („Küchendille“, L. Anethum), dann eine Lage Gurken und ſo abwechſelnd, bis der Topf voll iſt, obenauf Laub. Dann gießt man das erkaltete Salzwaſſer darüber, ſo, daß es über die Laubſchicht noch etwas überſteht, deckt den Topf zu und ſtellt ihn zum Abgären auf eine mäßig warme Stelle auf oder neben den Herd. Zu erinnern iſt noch, daß der Topf nicht zu voll ſein darf, da ſonſt die Flüſſigkeit während des Gärungsprozeſſes überläuft. Sobald Laub und Gurken in die Höhe ſteigen, legt man einen kleinen Teller mit einen Stein in den Topf, um den feſten Inhalt unter die Flüſſigkeit zu drücken. — Je nach dem Wärmegrad werden die Gurken in 2—4 Wochen gut ſein, müſſen jedoch während des Sommers verbraucht werden, da ſie ſich nicht zu lange halten. — Um Gurken für den Wintergebrauch einzumachen, die ſich 1—3 Jahre halten, bedient man ſich eines Fäßchens, welches mit einem Spundloch und Spund verſehen iſt. Hierein werden die 24 Stunden in Brunnenwaſſer gewäſſerten, kleinen, harten Gurken, mit Kirſch- und Weinlaub nebſt Dille abwechſelnd eingeſchichtet. Alsdann wird eine Salzlauge, wie ſie oben angegeben, aufgekocht und in vollem Sieden in das Faß gegoſſen. Den andern Tag gießt man die Flüſſigkeit ab, kocht ſie nochmals auf, um ſie kochend über die Gurken zu gießen und wiederholt das Verfahren am dritten Tage. Das Faß muß bis zum Spundloch voll ſein. Hierauf wird es feſt verſpundet und verpicht. Im Keller wird das Fäßchen zuweilen umgekehrt. Auch bei dieſer Art ſaurer Gurken kann nicht genug vor dem Zuſatz von Eſſig und anderen, geſundheitsſchädlichen Säuren abgeraten werden, da ſie nur die Gurken hart und dadurch für Küchenzwecke weniger gut machen. — Schließlich ſei hier noch ein Verfahren empfohlen, welches in gurkenreichen Jahren der Hausfrau den Vorteil gewährt, friſchen Gurkenſalat auch im Winter auf den Tiſch bringen zu können. Man pflückt hierzu die Gurken, die weder vom Thau noch Regen naß ſein dürfen, mit Handſchuhen ab, legt ſie in einen ganz neuen, trockenen, inwendig glaſierten Irdentopf, nicht zu feſt eingedrückt, deckt einen genau darauf paſſenden, ebenfalls irdenen Deckel auf den Topf und gräbt denſelben an einer etwas geſchützten Stelle in die Erde, ſo tief, daß der Topf etwa ½ Meter mit Erde bedeckt iſt. Die Gurken halten ſich hierin ganz friſch, und die Hausfrau kann die Freude haben, auf der Weihnachtstafel friſchen Gurkenſalat prangen zu ſehen.

B. v. W. in L.

Auskunft.

Fr. 150. Auf die Frage im Daheim betreffs eine Stadt, in welcher zwei Damen mit einem Einkommen von 2200 Mark anſtändig leben können, erlaube ich mir, dieſelben auf Roda, Sachſen-Altenburg, aufmerkſam zu machen. Roda iſt Eiſenbahnſtation zwiſchen Gera und Jena und hat 3500 Einwohner; für den häuslichen Bedarf iſt hier alles zu bekommen; außerdem aber iſt Gera in einer Stunde, Jena in einer halben Stunde zu erreichen. Ich wohne mit einem ähnlichen Einkommen ſeit dem 1. April mit meiner Frau hier, nachdem ich vom vorigen Herbſt an geſucht und gewählt habe; wir ſind durch alle Verhältniſſe welche wir gefunden haben, vollauf befriedigt. Gern bin ich bereit, den geehrten Damen beim Aufſuchen einer Wohnung behilflich zu ſein. Wenn Sie den Nachmittag 2¾ Uhr vom Anhalter-Bahnhof in Berlin abgehenden Schnellzug benutzen, ſind Sie um 9 Uhr in Roda. Die Tour wird am beſten über Halle-Gera gemacht.

Gründler, Königl. Leut. und Stationsvorſteher a. D.

Fr. 150. Luckau N./L. (Lauſitz), Landſtädtchen mit Gymnaſium und Amtsgericht, ſchöne Promenaden. Auskunft durch Frau Schloſſermeiſter **Goerlich.**

Fr. 159. Gerolſtein, Kreis Daun, Rheinprovinz. Luftkurort, ſchöne Wohnung, gute Penſion, ſehr billige Preiſe. Auskunft erteilen die Herren Bürgermeiſter und Major a. D. H. Dihm und Pfarrer E. Schröder in Gerolſtein, ſowie Königl. Güterexpeditions-Vorſteher J. Schuhmacher in M. Gladbach.

Fr. 156. Klub der Glückſeligen. Sehr billig kann man ſich eine Luftkegelbahn herſtellen! Außer den üblichen neun Kegeln und einer Kugel iſt zu dieſem Spiele ein Brett, auf dem die Standpunkte der Kegel angegeben ſind, und das man am beſten im Erdboden befeſtigt, erforderlich. Ferner bedürfen Sie eines „Galgens“ zum Aufhängen der an einem entſprechend langen und ſtarken Stricke befeſtigten Kugel, und die „Luftkegelbahn“ iſt fertig. Wir kauften Kugel und Kegel und ließen Brett und Galgen vom Stellmacher anfertigen.

T. S. H.

Fragen.

177) Könnte ich durch eine der gütigen Daheimleſerinnen erfahren, auf welche Weiſe man durch die Sonne gelb gewordenes Stroh wieder weiß machen kann? — Wie durchbohrt man am leichteſten Muſcheln? Im voraus beſten Dank.

Eine Abonnentin aus Mailand.

178) Kann mir vielleicht eine der geneigten Leſerinnen angeben, wo man feinen franzöſiſchen Twiſt kauft, den man zur Weißſtickerei reſp. Dickſtickerei verwendet? Im voraus beſten Dank.

H. B.

179) Kann mir jemand eine gute billige Modezeitung für Handarbeit und einfache Schneiderei, ohne belletriſtiſchen Inhalt, angeben?

N. N.

180) Kann mir jemand das Rezept zu den viel gerühmten Harzer Kümmelkäschen angeben?

N. N.

Redaktionspoſt.

An Ratloſe. Das beſte Kochbuch für den Haushalt iſt das von Henriette Davidis. (Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld-Leipzig. Preis 4,50 Mark.) — Fr. 1 eignet ſich nicht fürs Frauendaheim.

Daheim

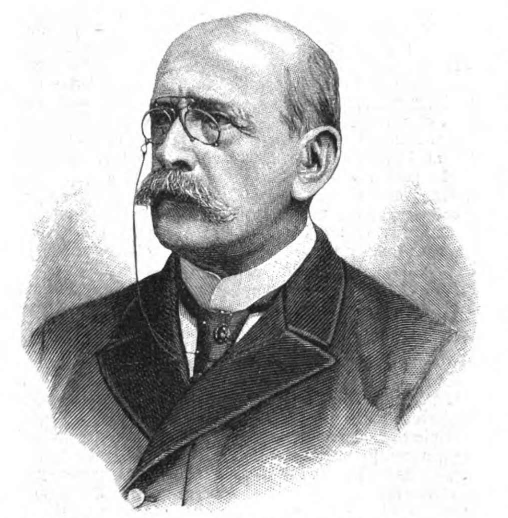
XXVII. Nr. 45. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

8. Auguſt
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der neue preußiſche Miniſter der öffentlichen Arbeiten.



Karl Thielen, preußiſcher Miniſter der öffentlichen Arbeiten.
Nach einer Photographie von Karl F. Wunder in Hannover.

Der Wechſel, welcher in den letzten Wochen im preußiſchen Miniſterium der öffentlichen Arbeiten, gewöhnlich Eiſenbahnminiſterium genannt, ſtattgefunden hat, ſcheint von prinzipieller Bedeutung zu ſein und iſt möglicherweiſe der Vorbote einer einſchneidenden Aenderung unſerer geſamten Verkehrsverhältniſſe. Die Verwaltung der Staatseiſenbahnen bildet den Hauptteil der Funktionen des preußiſchen Miniſters der öffentlichen Arbeiten; ſeit langer Zeit haben die Perſonen- und Gütertarife der Eiſenbahnen im Vordergrunde der öffentlichen Diskuſſion geſtanden. Von allen Seiten ſind gewichtige Stimmen laut geworden, welche eine Verbilligung beſonders des Güterverkehrs für unumgänglich notwendig halten; denjenigen, welche auch einer ſtarken Herabſetzung der Preiſe des Perſonenverkehrs das Wort reden, ſtehen andere gegenüber, welche von einer ſolchen Maßregel ſchwere Schädigungen und beſonders eine Entvölkerung der öſtlichen Provinzen an landwirtſchaftlichen Arbeitern erwarten. Auch über die rein finanzielle Wirkung einer ſolchen Maßregel ſind die Anſichten noch keineswegs einig, und man ſagt, daß der preußiſche Finanzminiſter zu denen gehöre, welche bei einer Verbilligung der Tarife einen großen Ausfall in den Ueberſchüſſen der Staatseiſenbahnen erwarten. An ſeinem Widerſtand ſoll auch Herr von Maybach, der frühere Miniſter der öffentlichen Arbeiten, geſcheitert ſein, der prinzipiell den geforderten Eiſenbahnreformen nicht ablehnend gegenübergeſtanden habe. Miniſter **Karl Thielen**, der an ſeine Stelle getreten iſt, war zuletzt Präſident der Eiſenbahndirektion Hannover. Der Miniſter iſt am 30. Januar 1832 geboren, ein Sohn des vor einigen Jahren verſtorbenen hochverdienten Feldprobſtes der Armee Dr. Thielen. Bereits am 9. Oktober 1854 fand nach Beendigung ſeiner juriſtiſchen Studien ſeine Vereidigung als Gerichtsauskultator ſtatt; dann, zur Verwaltung übergetreten, wurde er am 9. April 1860 Regierungsaſſeſſor bei der Regierung zu Arnsberg. Drei Jahre war Thielen als ſolcher Verwalter des Landratsamtes zu Berleburg, wurde dann kurze Zeit Mitglied der Regierung zu Koblenz und trat am 1. Juli 1864 zur Staatseiſenbahnverwaltung über. Nachdem er verſchiedentlich Hilfsarbeiter in der Eiſenbahnabteilung des Handelsminiſteriums und dazwiſchen Mitglied der Königlichen Eiſenbahndirektion Breslau geweſen, ſchied Thielen am 1. April 1867 zeitweilig aus dem Staatsdienſt aus, um eine Stellung als Vertreter des Spezialdirektors der damals noch nicht verſtaatlichten rheiniſchen Eiſenbahn anzunehmen. Am 9. März 1880 trat er als Geh. Regierungsrat in den Staatsdienſt zurück und wurde ſchon am 30. Oktober d. J. zum Oberregierungsrat und Abteilungsdirigenten der Königlichen Eiſenbahndirektion zu Köln ernannt. Am 1. November 1881 wurde Thielen Präſident der Eiſenbahndirektion in Elberfeld, am 1. November 1887 Präſident der Eiſenbahndirektion in Hannover. In dieſer Stellung gewann er zwei Jahre ſpäter die ganz beſondere Anerkennung des Kaiſers und der Generalſtabsleitung durch ſeine genialen Anordnungen für die Beförderung der Truppen während der Kaiſermanöver. In allen Stellungen, welche der Miniſter im Laufe ſeiner Karriere bekleidet hat, hat ſich derſelbe als ein Mann von weitem Blick und außerordentlicher Thatkraft gezeigt, der mit Befriedigung auf ein erfolgreiches Wirken zurückſchauen kann.

Bis zur 8. Lieferung iſt bereits erſchienen:

Geſchichtliches Nationalwerk für das deutſche Haus

Wohlfeile Volksausgabe 1891

Deutſche Geſchichte von L. Stacke.

Mit zahlreichen Tafeln und Beilagen in Farbendruck und 650 Holzſchnitt-Abbildungen.

Vollſtändig in 30 Lieferungen zu 50 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung.

Jede Buchhandlung ſendet die 1. Lieferung zur Anſicht und nimmt Beſtellungen auf das Werk entgegen.

Bielefeld und **Leipzig**, Ende Auguſt 1891.

Die Verlagshandlung **Velhagen & Klaſing.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wohl dem, der innige Vereinung
Mehr als den Glanz des Lebens ſchätzt,
Dem eines teuren Menſchen Meinung
Die Meinung aller Welt erſetzt!

Unſere Dienſtbotentracht.

Es iſt auf meiner Viſitentournée nach langer Abweſenheit im Auslande. Ich habe die Treppen des modernen Mietshauſes glücklich überwunden. Das Schild neben der Thüre weiſt den Namen „Regierungsrat v. X“. Ich klingele. Nach einer Pauſe ertönen ſchlürfende Schritte —, die Korridorthüre wird ſpaltenbreit geöffnet, und ein Dienſtmädchen präſentiert ſich meinen Blicken — die Haare notdürftig friſiert, die grüne Schürze nachläſſig umgebunden. Kein netter weißer Kragen — nur ein rotes Lämmerbändchen macht den mißglückten Verſuch, das ſtark vertragene gedruckte Kleid präſentabel zu machen. Dabei iſt die Uhr zwölf, die landesübliche Beſuchszeit, zu der man meiſt ſicher ſein kann, den Salon aufgeräumt und die Damen des Hauſes in empfangsfähiger Toilette zu finden. Ich frage nach den Herrſchaften und werde angenommen, und das Mädchen mit dem malpropren Ausſehen öffnet mir die Thüre zu einem modern eingerichteten Salon, deſſen Rokokoeleganz gut zu der ſchönen Frau paßt, die mich willkommen heißt, aber in kraſſem Gegenſatz zu der Fee ſteht, die mir die Pforten dieſes lieblichen Heims erſchloſſen. — Ein paar Häuſer weiter. Der dienſtbare Geiſt hat Zeit gefunden, eine Schürze von etwas zweifelhaftem Weiß über die Küchenſchürze zu ſtreifen und iſt im Begriff, die eine Seite des Latzes mit einer Stecknadel in die Höhe zu nehmen, während ſie mir die Thüre öffnet. Ein freundliches Lächeln entſchädigt mich für die fehlendende Nettigkeit und Akkurateſſe im Anzug. „Ich bedauere recht ſehr, die gnädige Frau iſt nicht zu Hauſe.“ — „Ihr habt gar nichts zu bedauern,“ pflegte meine gute Mutter ſtets den Mädchen vorzuhalten, wenn ſie dieſelben auf ſolchen Redensarten ertappte, wie: „Es thut mir ſehr leid, aber der Herr iſt ausgegangen u. ſ. w. u. ſ. w. „Eure Empfindungen kommen gar nicht in Betracht, Ihr habt einfach kurz zu ſagen: „Die Herrſchaften ſind nicht zu Hauſe.“ — Auf meinem Gang erblickte ich noch ſo manche Dienſtbotengeſtalt. In Häuſern, wo zwei Mädchen gehalten wurden, ſah das öffnende Mädchen meiſt ordentlicher aus — aber dennoch — Stoff zum Nachdenken gaben mir dieſe kleinen Erlebniſſe. Der Regierungsrat v. X. lebte in guten Verhältniſſen, die Toiletten ſeiner Damen galten oft für die ſchönſten auf den Bällen. Der Dr. B. mit dem „bedauernden“ Dienſtmädchen und ſeine Frau gehörten zu den Gebildetſten der Stadt. Alle Familien, die ich beſucht hatte, gehörten den beſten Kreiſen an, und dabei — dieſe Dienſtboten! Ein Ausſpruch, den ich vor langer Zeit irgendwo einmal geleſen, fiel mir ein: „Von den Kindern wie von den Dienſtboten kannſt du auf das Haus ſelbſt, auf den Geiſt, der in demſelben herrſcht, ſchließen.“ Wenn das nun auch etwas viel heißen will in unſerer heutigen eiligen Zeit, in der wir manchmal die Dienſtboten im Laufe eines Jahres ſo oft wechſeln, wie es unſere Großeltern im Zeitraum eines Lebens zu thun pflegten — ſo liegt doch ein Körnchen Wahrheit darin. Wenn einem ein ſauberes, ordentlich angezogenes Mädchen entgegentritt, mit glänzend gebürſtetem Haar, mit reinlicher Schürze, ſo hat man gleich das Gefühl: das muß ein geordneter Haushalt ſein, hier läßt ſich gut ſein! — Von unſeren Nachbarn, den Franzoſen und Engländern, von denen ich gerade komme, könnten wir hinſichtlich der Dienſtbotentracht noch manches lernen. Allerdings bringt es dort die Sitte mit ſich, daß oft in beſcheideneren Haushaltungen zwei bis drei Dienſtboten gehalten werden. Jede hat ihr eigenes Arbeitsfeld, über welches hinaus ſie nichts leiſtet, während bei uns, ſelbſt in den beſſeren Kreiſen, vielfach nur ein Mädchen für alles gehalten wird. Ferner ſind die Löhne dort ungleich höher als bei uns und die Dienſtboten dadurch in der Lage, mehr für ihren Anzug auszugeben. Aber die Sache liegt, glaube ich, noch an etwas anderem. In England wie in Frankreich ſtellt die Herrſchaft die großen weißen Schürzen, die, den ganzen Rock bedeckend, hinten zuſammenſtoßend, meiſt mit Trägern verſehen, ſo reinlich und echt „dienſtbotenhaft“ ausſehen, ſie ſtellt die weißen Mullhäubchen, welche, von Köchin wie von Stubenmädchen getragen, die Friſur nach Art der Morgenhauben ganz verdecken und hinten mit breiter Schleife gebunden werden, ſie ſorgt für die Wäſche derſelben und verlangt beim Mieten, daß die Dienſtboten ſich in der beſchriebenen Weiſe kleiden. Unſere Mädchen pflegen nachmittags, wenn ſie mit der groben Arbeit zu Ende ſind, mit Vorliebe ein vertragenes „gutes Kleid“ anzuziehen. Verblichene Sonntagskleider mit Plüſchweſten und Puffärmeln werden uns und unſeren Gäſten dann zugemutet, womöglich noch eine Schleiſe ins Haar oder ein Armband an dem verarbeiteten Handgelenk. In Frankreich wie in England iſt der Nachmittagsanzug ſtets ein ſchwarzes, meiſt wollenes Kleid. Die Haube vom Vormittag macht in England öfters einer eleganteren mit Spitzen verzierten Platz. Nun wird man mir einwenden, daß ein „Mädchen für alles“ unmöglich ſtets ſauber ausſehen könne bei der oft ſehr ſchmutzigen Arbeit, die es zu verrichten gezwungen. — Gewiß, leicht iſt es für das Mädchen nicht, am Herd und beim Putzen adrett auszuſehen, aber ich glaube, wenn die Herrſchaft ein wenig mehr Wert darauf legte und ſich darum kümmerte, würde es beſſer um unſere Dienſtbotentracht beſtellt ſein. Man gebe den Mädchen hinreichend Schürzen, auch ſolche verſchiedener Art für die verſchiedenartigen Verrichtungen, halte darauf, daß ſich ſtets eine reine Schürze in der Küche oder in dem Geſindezimmer zum raſchen Vorbinden befinde, wenn z. B. überraſchend Beſuch kommt oder dergl. Man ſchenke den Mädchen Weihnachten oder zu den ſonſt üblichen Geſchenktagen ſtatt allerhand Modetand, durch den man ſie in guter Stimmung zu erhalten ſucht, im Grund aber ihre Unzufriedenheit mit ihrem Los nur weckt oder derſelben neue Nahrung gibt — einfach gemachte helle Kattunkleider, ſchwarze Trikottaillen, weiße Kragen, mit der Bedingung, ſie auch während der Dienſtzeit zu tragen. Die ſogenannten „Hamburger Häubchen“, den norddeutſchen Leſerinnen dieſes Blattes wohl längſt alte Bekannte, ſind ebenfalls ſehr zu empfehlen, um die Tracht unſerer Dienſtboten etwas aufzubeſſern. Meiſtens beſteht, wie ſtets bei Neuem, bisher Unbekanntem, bei den Mädchen ein Vorurteil gegen dieſelben, und ſie ſind erſt zum Tragen der Häubchen zu bewegen, wenn ihnen der Spiegel ſagt, wie gut ſie ihnen ſtehen und wenn ſie merken, welch angenehmes Aufſehen ſie mit ihrem ſauberen Schmuck bei den übrigen Hausbewohnern und den Gäſten der Familie erregen. — Dieſe Häubchen beſtehen aus einem ſchmalen, beſtickten, weißen Tüllſtreifen mit Einfaſſung von Drahtbändchen, von länglich-ovaler Form. Eine doppelte, vielfach getollte Rüſche von appretiertem Tüll umgibt den Tüllſtreifen. Mit einer einzigen Nadel auf der fertigen Friſur befeſtigt, verleiht das Häubchen der Trägerin ein adrettes Ausſehen und verſtärkt gleichzeitig das Dienſtbotenhafte in der Erſcheinung derſelben. Große Kittelſchürzen aus derber Leinwand, auch aus Buntdruck, in Form von Malerſchürzen, mit Ärmeln verſehen, erweiſen ſich in dem Haushalte einer mir befreundeten Familie als ſehr praktiſch, beſonders, da das „Mädchen für alles“ bis zum letzten Augenblick am Herd zu ſtehen, und dann zu ſervieren hat. Das Mädchen iſt unter der Kittelſchürze hübſch und ſauber gekleidet, kann mit Hilfe derſelben alle grobe Arbeit bis zum Anrichten des Eſſens verrichten und braucht ſie nur raſch abzuſtreifen, um ſich im Nu aus dem Aſchenputtel, wenn auch nicht in eine Königstochter, ſo doch in ein ordentlich ausſehendes Dienſtmädchen zu verwandeln. Beſſere Hotels, wie begüterte Familien gehen in lobenswerter Weiſe voran, die Tracht ihrer Angeſtellten zu verbeſſern, aber viel bleibt gerade in unſeren Kreiſen in dieſer Beziehung noch zu verbeſſern, und wenn meine Zeilen dazu beitragen würden, die Aufmerkſamkeit der einen oder der anderen Hausfrau unter den Leſerinnen auf dieſes Gebiet zu lenken oder neue Vorſchläge hinſichtlich der Verbeſſerung „unſerer Dienſtbotentracht“ hervorzurufen, ſo würde ſich ſehr freuen

Eine kritiſierende Hausfrau.

Dienſtbotenhumor.

Wir hatten ein neues Dienſtmädchen vom Lande bekommen. Am anderen Tage kommt eine ſehr vornehme Dame, die uns einen Beſuch machen will. Das Mädchen iſt grade unten an der Treppe beſchäftigt, und als die Dame ſie fragte: „Iſt Frau N. zu ſprechen?“ da antwortete ſie: „Lopen ſe man rupp, die Frau is drinn und der Schlüſſel hakt in der Düre.“ Die Dame wollte ſich ausſchütten vor Lachen, als ſie zu uns hereintrat.

Kaminſchirm.

Kamin- oder Chaiſelongueſchirme ſind eine große Verſchönerung der Wohnzimmer. Mit ihrer Hilfe kann man reizende Eckchen oder hübſche Abſchlüſſe für kleine „Anweſen“ innerhalb der Zimmereinrichtungen herſtellen. Sie ſind jedoch im Handel meiſt unverhältnismäßig teuer, daher hört vielleicht die eine oder andere Leſerin gern von einer Art, wie man auch ohne im Beſitze künſtleriſcher Talente zu ſein, ſich ſelbſt das Gewünſchte herſtellen kann. Man läßt ſich vom Tiſchler einen zweiteiligen, möglichſt leichten Holzrahmen machen, am beſten von Pappelholz, 1 m hoch, und jeder Flügel 40 cm breit, und beſpannt ihn mit einem Stück roher indiſcher Baſtſeide, von der bei Hertzog in Berlin 1 m (84—90 cm breit) Mk. 3,50 koſtet, alſo zu beiden Flügeln genügt. Nachdem die Seide recht glatt auf den Rahmen geſpannt iſt, beklebt man ſie nach Belieben mit kleinen chineſiſchen Papierfiguren (in Papier- oder Theehandlungen erhältlich), Pagoden, Menſchen, Vögeln u. ſ. w. in verſchiedenen Gruppen und malt die Zwiſchenräume mit Sepia in Aquarell in geeignet erſcheinender Weiſe leicht aus. Z. B. eine Pagode ſteht auf einem Berge, ein Weg ſchlängelt ſich hinauf, auf dem ſich ein keifendes Weibchen und ein lachender Mann begegnen. Ein Baum ſteht zur Seite. Daneben malt man, ebenfalls in Sepia, Schilf, Vögel u. ſ. w. Die Phantaſie hat ja viel Spielraum bei derartigen Arbeiten. Man muß ſich in acht nehmen, nicht zu naß zu malen, damit es keine Ränder gibt; ein wenig Zucker im Malwaſſer aufgelöſt, verhindert dies am beſten. Nach Beendigung des Klebens und Malens benagelt man die Rückſeite des Schirmes mit farbigem Cretonne oder mit farbigem Baumwollenatlas, der zu dem zuletzt anzubringenden Plüſchrand paßt, den man am billigſten und paſſendſten von rotem, blaugrauem oder braunem Leinenplüſch nimmt, und auch ſehr gut ſelbſt machen kann: Man nagelt den Plüſchſtreifen am unteren Rande des Holzrahmens auf der unrechten Seite des Stoffes an, beklebt die Vorderſeite des Rahmens mit alter Watte, um ihm die eckige Faſſon zu nehmen, kippt den Plüſch über und nagelt oder klebt ihn auf der Rückſeite des Schirmes an. Die Ecken ſchneidet man vorher nach Maß gekeilt zu und näht ſie zuſammen, ehe man mit dem Feſtnageln des Plüſches beginnt. Auf dieſe Art hat man für etwa zehn Mark einen recht niedlichen Schirm, und noch obendrein die Freude, ihn ſelbſt hergeſtellt zu haben.

A.

Handarbeit.

Schachtel für Herrenkragen. Vor kurzem ſtellte ich eine Schachtel für Herrenkragen auf folgende Weiſe

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

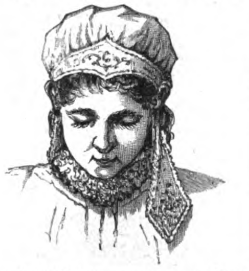
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

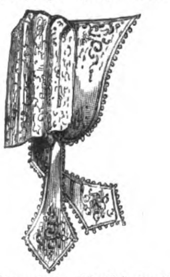
her. Ein zehn Centimeter breiter und 50 Centimeter langer, doppelter Pappſtreifen wird zur Rundung zuſammen genäht oder geklebt und ein rundes Stück Pappdeckel als Boden hineingeklebt. Dann wird die gebogene runde Wand des Schächtelchens mit ſchmalen dunkelroten, nebeneinander liegenden Seidenbändchen benäht, dieſe müſſen locker aufliegen und nur unten und oben feſtgenäht ſein. Dann nimmt man dunkelblaue ebenſo ſchmale Bändchen und zieht ſie quer hindurch, ringsherum um die Wand, ganz dicht nebeneinander, ſodaß lauter kleine Viereckchen entſtehen, wie auf dem Schachbrett. Dann ſchneidet man einen Deckel, der genau darauf paßt und überzieht ihn mit dunkelblauer Seide. Darauf ſtickt man mit rot entweder das Monogramm des betreffenden Herrn oder das Wort „Kragen“ mit hübſchen großen Buchſtaben. Sodann umgibt man den Deckel mit einer roten Rüſche, heftet ihn einmal an und befeſtigt an dem entgegengeſetzten Rande eine Öſe und einen Knopf.

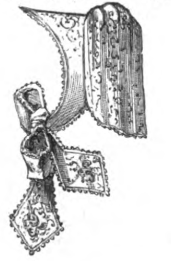
A. v. H.

Ein ſehr niedliches Nachthäubchen für Damen, welche durch dasſelbe nicht erwärmt werden wollen, ſondern es nur zum Schutze des des Bettzeuges tragen, ſtellt man aus guten Nanſok her. Dasſelbe kann ſowohl vorn unter dem Kinn, als auch hinten unter den herabhängenden Zopf geſchloſſen werden. Eine ſchneppige Paſſe wird aus ſchräg liegendem Stoff doppelt hergerichtet. Sie hält den leicht eingereihten Boden oben und ſeitlich bis zu der Höhe der Ohren feſt und erhält breite Bänder, welche wie das ganze Häubchen ringsum mit Spitzen beſetzt werden. Der Boden bleibt unten offen, kann jedoch auch größer zugeſchnitten und zum Netz zuſammengezogen werden. In ſeiner jetzigen Geſtalt iſt es jedoch kleidſam, praktiſch und leicht und ſieht einem Stuarthäubchen nicht unähnlich. Paſſe und Band können natürlich beliebig geſtickt werden.

P. D.







Praktiſches fürs Haus.

Daß ſelbſt das kräftigſte Abbürſten den Kleidungsſtücken Staub- und Schmutzflecke nicht nimmt, kann die Hausfrau nicht wundern, wenn das Dienſtmädchen nicht dazu angehalten wird, nach jedesmaligem Gebrauch die Bürſte zu reinigen. Dies Reinigungsverfahren nimmt keine große Zeit in Anſpruch, es geſchieht auf die einfache Weiſe, daß man die Bürſte ſo lange über reines Löſchpapier ſtreicht, bis das Papier rein bleibt. Hat man dies von Anfang an verſäumt, ſo muß man die Bürſte erſt einmal gründlich in lauem Seifenwaſſer reinigen und in der Luft trocknen. Die kleine Mühe des Abreibens macht ſich wieder bezahlt durch das gründlichere und raſchere Reinigen der Kleidung, wenn die Bürſten ſauber ſind.

Stark verſalzene Spickgans und Schinken, die man ja das Pech haben kann, ſelbſt im beſten Delikateßladen einzukaufen, macht man wieder genießbar durch mehrſtündiges Einlegen in ſüße Milch. Nach dem Abtrocknen reibt man die Spickgans ſo lange mit trockenem Mehl, bis ſich keine Spur von Feuchtigkeit mehr zeigt. Von Schinken, der auf dieſe Weiſe ebenfalls wieder einen vorzüglichen Geſchmack erhält, legt man nicht mehr in die Milch ein, als man zur Mahlzeit nötig hat. **L. H.**

Nochmals Frage 155. An Pfarrfrau vom Lande. Das Aufbewahren von Schinken, wie überhaupt von allem geräucherten Fleiſche geſchieht am beſten und zuverläſſigſten auf die in den großen amerikaniſchen Schlachthäuſer (Porkhouses) gebräuchliche Art, die Schreiber dieſes durch 30jährige Erfahrung kennen gelernt hat. — Schinken, wie irgendwelches geräucherte Fleiſch, wird ſogleich nach dem Räuchern in ſtarkes, von animaliſcher Faſer freies Papier, alſo aus Flachs, Baumwolle, Holzſtoff Stroh, obgleich das letztere zu leicht brüchig wird, eingeſchlagen; wer noch ein Übriges thun will, mag das Papier mit rohem Holzeſſig (acid. pyroling.) anfeuchten, obgleich dieſes, wenn die Räucherung gut, überflüſſig iſt. Die Schinken oder Fleiſchſtücken werden dann in Stücken von ſtarkem ungebleichtem Baumwollenzeug feſt anſchließend eingenäht, wozu man ſich einer Stopfnadel und Fadens wie ſtarken baumwollenen Strumpfgarns bedient. An die Seite, entgegengeſetzt derjenigen, woran während des Räucherns die Schlinge zum Aufhängen war, näht man aus demſelben Baumwollzeuge eine ſtarke Schlinge an (keinen Bindfaden durch das Zeug ziehen, da ſelbiger Löcher zerren würde!) Hierauf kocht man Tiſchlerleim und rührt in denſelben Ocker oder Schlemmkreide, ganz in der Art der Leimfarbe an, und taucht dann den eingenähten Schinken hinein. Die Farbe muß ſo heiß ſein, daß man nur gerade mit den Händen hineingreifen kann. Man wendet ihn in der Farbe herum, und wenn ſelbige überall gut anhängt, hebt man ihn heraus, hängt ihn an einen über dem Farbegefäß angebrachten Haken und ſtreicht mit beiden Händen mehrmals und von allen Seiten von oben nach unten, was bewirkt, daß alle überflüſſige Leimfarbe entfernt, ſowie auch, daß die Zwiſchenräume im Gewebe ausgefüllt und ſo ein gänzlicher Luftabſchluß erreicht wird. Wer weniger Stücke hat, kann die Leimfarbe auch mittels Pinſels auftragen, doch muß es dann wenigſtens zweimal geſchehen, aber das Einſtreichen der Farbe mit den Händen iſt unerläßlich. Die Schinken müſſen dann an möglichſt kühlen, aber ja nicht feuchten Orten aufbewahrt werden, wo fortwährend Luft durchziehen kann. Eine möglichſt gleichmäßige Temperatur iſt Bedingnis, deshalb ein Bodenraum, der am Tage heiß, und des Nachts kühl, ganz ungeeignet. Durch das Aufhängen mit dem Bein nach unten vermeidet man das Auslaufen des Fettes.

Für die Kinderſtube.

In den letzten Nummern des Daheim wurden verſchiedentlich reizende Vorſchläge zur nochmaligen Verwendung der Münzen von Bettelarmbändern gemacht. Die meinigen verwandte ich — an eine Kinderraſſel! Als meine Kleine hoch aufjauchzte, als ſie das Geklirr und Gebimmel bei einer mich beſuchenden Freundin, die konſervativ genug war, ihr Bettelarmband noch zu tragen, vernahm, kam ich auf die Idee, die Münzen an einer gewöhnlichen Raſſel befeſtigen zu laſſen, was keine großen Koſten verurſachte, da ſie bereits alle mit Öſen reſp. Kettchen verſehen waren. Meine Kleine iſt ſelig über dies gewiß noch nicht dageweſene Spielzeug. -- Meine Freunde aber, die mir die Münzen einſt ſchenkten, mögen einer jungen Mutter verzeihen, wenn ſie dieſelben lieber für ihren Liebling verwandte, ſtatt ſie in der Schmuckkaſette ein Daſein zu niemandes Freude führen zu laſſen.

Mama Edith.

Für die Küche.

Roſen- und Stachelbeergelee. Eine große Kaſſerolle füllt man halb mit friſch abgepflückten, roten und roſa Roſenblättern, dann ſchüttet man dieſelbe ganz voll roter, reifer Stachelbeeren und gießt ſie ganz voll friſchen Brunnenwaſſers, läßt alles zuſammen zu einem weichen Brei kochen, gießt dieſen durch ein aufgeſpanntes Gaze- oder Seihtuch; dann nimmt man auf ein Pfund Saft, ein Pfund ſchönen, harten, geriebenen Zucker; wenn der Saft tüchtig aufgekocht hat, ſchüttet man den Zucker hinein, wenn der Saft dann wieder kocht, iſt das Gelee in fünf Minuten gut, die Tropfen müſſen am Schaumlöffel hängen bleiben. Das Gelee füllt man in Gläſer, belegt es mit einem Rumpapier, bindet es zu, wenn es erkaltet iſt, und ſtellt es an einen kühlen Ort. Das Gelee hat eine wunderſchöne Farbe und ſehr ſchönen Geſchmack.

Salat à la Princesse. Aus acht bis zehn Salatköpfen werden die zarten hellgelben Blätter genommen und ſauber gewaſchen. Das Gelbe von fünf hart gekochten Eiern zerreibt man mit der Reibekeule und gibt nach und nach einen Theelöffel Butter, zwei Eßlöffel Moſtrich, etwas Salz, Pfeffer und Baſilikum und einen Theelöffel Zucker dazu. Dann gießt man langſam unter ſtetem Rühren ein Glas Weißwein dazu, ebenſoviel feinſtes Provenceöl und den Saft zweier Zitronen. Wenn alles gleichmäßig verrührt iſt, gießt man die Sauce über den Salat. Ebenſo kann man Gurkenſalat zubereiten. **Hertha aus N.**

Graupenſuppe mit Steinpilzen (polniſch). Sauber gewaſchene und gebrühte Steinpilze — auf die Perſon rechnet man einen großen Pilz — werden zuſammen mit 1/8 Pfund friſcher Butter und einer halben Taſſe Perlgraupen in Waſſer langſam weich gekocht. Sind die Pilze weich, ſo nimmt man ſie mit dem Schaumlöffel heraus, entfernt die Stiele und wiegt ſie fein. Dann thut man ſie mit dem nötigen Salze wieder zur Suppe, die man durch den Saft einer Citrone würzt. Kurz vor dem Anrichten gibt man noch knapp 1/4 Liter dicke, ſaure Sahne hinzu, in die man der beſſeren Verbindung wegen einen Theelöffel Weizenmehl quirlt. Die Suppe darf mit der Sahne nur eben aufkochen. Sie iſt ſehr zu empfehlen.

Pfarrerstochter.

Geſottene Dampfnudeln. (Sehr gut zu eingemachtem Kalbfleiſch.) 2 Pfd. Mehl, ein Stück zerlaſſene Butter, etwas Salz, 2 Eier und für 3—5 Pfennig Hefe werden mit der nötigen Milch zu einem ſchönen Teig verarbeitet und tüchtig geklopft. Wenn er gut gegangen iſt, ſetzt man die Dampfnudeln auf einen mit Mehl beſtreuten Holzboden und läßt ſie nochmals gehen. In die Kachel kommt zuerſt 1/2 Glas Waſſer und ein Stück Butterſchmalz, wenn es heiß iſt, eine Lage Nudeln und ein gut ſchließender Deckel darauf, der noch beſchwert werden kann, damit die Hitze zuſammenbleibt. Das Feuer muß gut reguliert werden, ſonſt bekommt man angebrannte Böden. Die Dampfnudeln brauchen eine ſtarke halbe Stunde zum Garwerden und müſſen ſogleich zu Tiſch gegeben werden.

F. R.

Brauſelimonade. Ein ſehr leicht herzuſtellendes Getränk für den heißen Sommer iſt folgendes: Man nimmt auf ein Waſſerglas voll Waſſer 1/2 Theelöffel Natron, 1 1/2 Theelöffel Streuzucker, iſt dieſes Gemiſch gut geſchmolzen, ſo gibt man unter beſtändigem Rühren einen halben Eßlöffel Eſſig dazu. Sobald letzteres geſchieht, brauſt das Getränk wie Selterwaſſer. Im Geſchmack iſt es demſelben faſt gleich. Man kann nach Belieben auch etwas Fruchtſaft hinzuthun. **Gänſeblümchen in Ludwigsluſt.**

Auskunft.

Fr. 149. Sehr gern gebe ich auf die wiederholte Anfrage, betr. Bezug von Militärkonſerven ſeitens Privater Beſcheid. Die wol bedeutendſte derartige Bezugsquelle iſt Baſté & Comp. in Lindenau-Leipzig. Die Firma liefert alle die vorzüglichen Suppen-, Gemüſe-, Fleiſch- und Bratenkonſerven, die in Militärkreiſen von Manövern u. dgl. her ſo wohlbekannt ſind, zu den billigſten Preiſen. Laſſen Sie ſich ein Preiskurant ſchicken, um näheres zu erfahren. Ganz beſonders mache ich auf die vorteilhaften Suppentafeln, ſowie Gemüſe- und Geflügelkonſerven für den Landaufenthalt aufmerkſam.

Frau Hauptmann L. aus B.

Fragen.

181) Eine der vielen Leſerinnen des „Daheim“ iſt gewiß im Beſitze eines Gasherdes und würde vielleicht ſo freundlich ſein, mir Auskunft zu geben, ob dieſelben wirklich in allen Anforderungen einem Kohlenherde entſprechen. Gibt es wohl jetzt Gasherde, wo in den Bratöfen, außer Braten auch Mehlſpeiſen, reſp. Torten, Kuchen gebacken werden können? Wie viel Kubikmeter Gas wird ungefähr in einem Monat bei einer Familie von 10 Perſonen verbraucht? Welche Firma würden Sie mir empfehlen? Im voraus beſten Dank.

Eine Abonnentin in der Schweiz.

182) Könnte mir jemand die Adreſſe einer Fabrik nennen, in der ich einen Fuß cuivre poli für ein Trinkhorn gearbeitet bekäme? **Elly.**

183) In den Briefen einer alten unbemittelten Dame befinden ſich eine Anzahl Marken, von den 50er Jahren an, ſowohl aufgeklebte, als auch in die Kouverts eingeprägte. Auf welchem Weg iſt der für die Briefmarken angemeſſene Preis, welcher der Beſitzerin unbekannt iſt, ſicher zu erzielen?

Ein Abonnent des Daheim ſeit 26 Jahren.

184) Wie konſerviert man friſche Peterſilie mit Salz? Das im vergangenen Jahr angegebene Rezept für Erbſen hat ſich bei uns vortrefflich bewährt.

185) Wo ſind die im Frauen-Daheim erwähnten Goſenflaſchen zum Bronzieren zu haben?

186) Könnten nicht durchs Frauen-Daheim Adreſſen von Hoſpizen oder Familien-Penſionen, in denen einzelne Damen, od. Damen mit Kindern nur übernachten od. auch länger ſich aufhalten können, mitgeteilt werden? Vielen alleinreiſenden Damen würde doch damit ein großer Dienſt geſchehen. In Berlin könnte ich Fräul. Jaenicke, Doroth. Str., empfehlen, in Kaſſel Penſion Neumann.

Eine alte Leſerin.

Daheim

XXVII. Nr. 46. Erſtes Blatt.

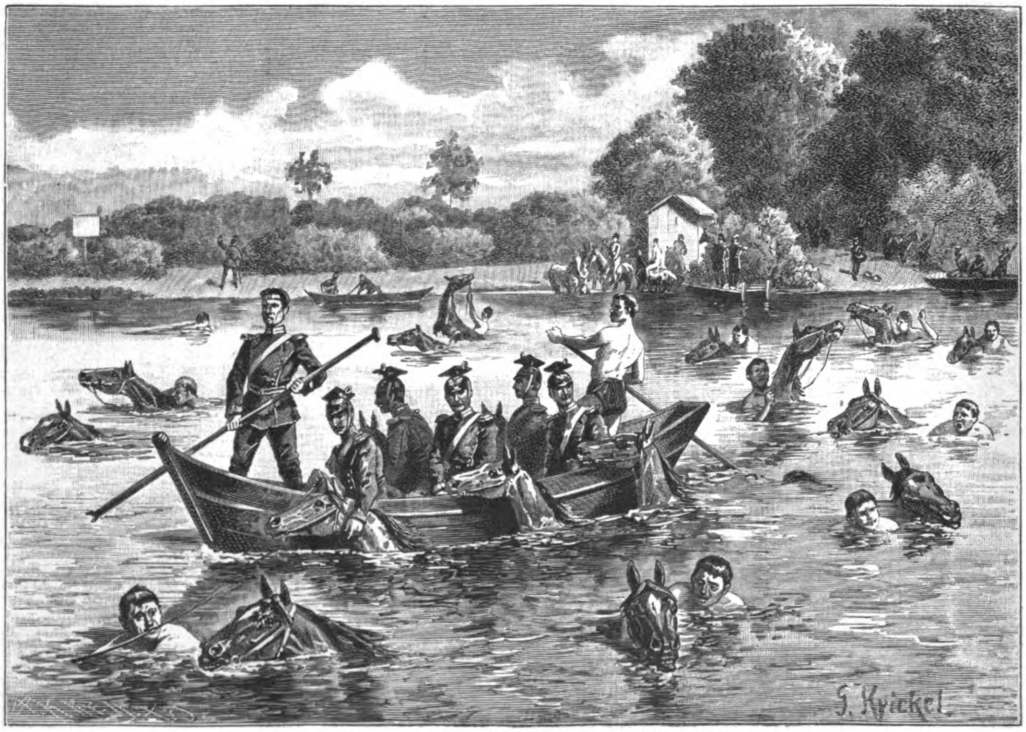
Jahrgang
1891.

15. Auguſt
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Über den Strom.

Für eine gut ausgebildete Kavallerie darf es keine Terrainſchwierigkeiten geben. Ein breiter Graben, eine hohe Hecke, eine ſtarke Steigung des Geländes, — ſie ſind zwar Hinderniſſe, aber Hinderniſſe, die ohne Beſinnen und ohne Vorbereitung genommen werden müſſen. Unter der ſicheren Hand des Reiters macht das gute Kavalleriſtenpferd die unwahrſcheinlichſten Dinge möglich. Selbſt der reißende Strom ſoll ihm in Zukunft kein Hindernis mehr ſein. Schon im vorigen Sommer hatte die Heeresleitung begonnen, die Reſultate des bei allen Truppenteilen geübten Schwimmunterrichts praktiſch zu verwerten und Stromübergänge von Kavallerie angeordnet. Im Kriegsfalle können dieſe Übungen von unberechenbarem Nutzen ſein. „Zunächſt dem Feinde“ iſt im Kriege das Loſungswort für die Kavallerie; ſie hat den Feind zu beobachten, das Gelände aufzuklären, die nachfolgende Truppe vor Überraſchungen zu ſichern. Um dieſer Aufgabe gerecht werden zu können, darf auch der brückenloſe Fluß ihrem Vordringen kein Halt gebieten. Wollte ſie warten, bis Pioniere Brücken geſchlagen haben oder ſie mit ihren Pontons an das andere Ufer ſetzen, ſo würde ſie ihrer Aufgabe nicht nachkommen können. Sie muß ſich ſelbſt helfen, und ihre Friedensausbildung bürgt dafür, daß ſie auch in ſolchen Fällen nicht in Verlegenheit kommen wird. Einzelne Regimenter, durch die Lage ihrer Garniſon begünſtigt, haben es in dieſen unvorbereiteten Flußübergängen zu einer beſonderen Fertigkeit gebracht. Beſonders die Kavallerie der Potsdamer Garniſon, die bei faſt allen ihren Felddienſtübungen gezwungen iſt, die Havel zu überſchreiten, hat die ausgedehnteſte Gelegenheit zu ſolchen Übungen und ſie hat von dieſer Gelegenheit fleißig Gebrauch gemacht. In früher Morgenſtunde rücken die Schwadronen aus. Vorgeſandte Patrouillen bemächtigen ſich geeigneter Fiſcherkähne oder Prahme, während der eintreffende Trupp die Pferde abſattelt und die Schwimmer ſich entkleiden. Zur Deckung des Überganges werden vielleicht erſt eine Anzahl Schützen hinübergebracht. Schnell beſteigen 5—6 in voller Ausrüſtung Gebliebene den Kahn, nehmen ihre Pferde zu beiden Seiten an der Trenſe und von der Kraft der ſchwimmenden und aufgeregt ſchnaufenden Tiere getrieben, ſchießt das Fahrzeug ſicher geſteuert abwärts über den Fluß. Nun folgen in derſelben Richtung leicht die anderen Pferde, deren Reiter ſich an Mähne oder Schweifhaar haltend, nebenher ſchwimmen. Daß es dabei nicht ohne aufregende Szenen abgeht, iſt bei der verſchiedenen Schwimmfähigkeit von Roß und Reiter erklärlich. Binnen kurzem erhält aber jeder Rittmeiſter ein richtiges Bild von derſelben und es wird ihm möglich, für gewiſſe ſchwierige Unternehmungen die geeigneten Leute und Pferde auszuſuchen. Auch macht die Übung Mann und Pferd dreiſter und leiſtungsfähiger, ſo daß die Länge der zu durchſchwimmenden Strecke nach und nach vergrößert werden kann. Das Leib-Gardehuſarenregiment durchſchwamm kürzlich die 700 Meter breite Havel bei Gatow ohne jeden Verluſt, freilich mit Benutzung großer Prahme und unter Begleitung eines Regierungsdampfers.



Schwimmübungen der Garde-Kavallerie: Flußübergang bei Potsdam.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wilde Jugend braucht ſtraffe Zügel,
Aber die ſie nicht fühlt und ſpürt,
Sie muß meinen, ſie habe Flügel,
Während ſie ſtrenge Vorſicht führt.

Die „verhaltene Logierſtube!“

Als meine Nachbarin im Geſellſchaftskreiſe dies Wort fallen ließ, legte ich ſchnell den kleinen ſilbernen Spaten mit Fruchteis in das Näpfchen zurück, um dem Ausbruche der Heiterkeit ungefährdet nachgeben zu können. Ich hatte lange nicht ſo aufrichtig gelacht.

„Bitte um nähere Beſchreibung, gnädige Frau!“ rief ich, „ich habe wohl von verhaltener Glut in Poeſieen, auch von verhaltenem Gähnen in den Naſenflügeln höflicher Menſchen in langweiliger Geſellſchaft gehört, aber eine „verhaltene Logierſtube“ iſt mir neu!“

„Und doch beruht ſie auf denſelben Grundſätzen wie Glut und Gähnen,“ erklärte Frau von B., „auf der Verleugnung einer Thatſache, deren Kenntnisnahme verhängnisvoll werden kann.“

Ich ſetzte das Eisnäpfchen auf den Tiſch, da es vorläufig keine Ausſicht auf Würdigung bei mir hatte, und wandte mich ganz meiner Nachbarin zu.

„Früher,“ fuhr dieſe fort, „war meine Logierſtube ſo ausgeſprochen wie eine gedruckte Verlobungsanzeige oder wie das Gähnen eines Engländers am Sonntag. Herausfordernd lag ſie da mit ihren Draperieen von blauem Kretonne um Fenſter, Bett und Toilettentiſch und der bunten Fayencegarnierung auf dem Waſchtiſche. Durchreiſende Bekannte, die zur Auffriſchung ihrer Reiſekleider dort eintraten, verfehlten denn auch nie, von einer baldigen Wiederberührung Berlins zu ſprechen, bei der ſie nicht ſo eilig zu ſein brauchten wie dieſes Mal. Und hatten ſie dann einmal in dem anlockenden Zimmer ihren Koffer geöffnet und in Bett und Waſchtiſch ihr Reiſezeug ausgelegt, ſo wurde der ſcheinbar feſtgeſetzte Abfahrtag ein Punkt von wunderbar rückweichender Beweglichkeit. Die geplagten Wirte des entzückten Gaſtes mußten ihre ſonſt ſo geregelte Thätigkeit höflicherweiſe, ſoviel als thunlich, gegen Vergnügungsſtrapazen tauſchen, Geldbeutel und Nerven wurden in gleichem Maße angegriffen. Nicht ſelten folgte dem abziehenden Beſucher der Neuankommende auf dem Fuße, vielleicht von dem empfehlenswerten Abſteigequartier durch jenen unterrichtet. So verloren wir zuletzt die Macht, unſer Heim und Leben nach unſerm Wunſch und Bedürfen zu geſtalten, und das durch die Schuld der Logierſtube. — Da gab ich endlich dem Mahnen nach, mit dem meine beſſere Einſicht öfter während der Störungen der Ordnung und des Fleißes an mein Gewiſſen geklopft, die ich aber immer noch bekämpft hatte. Mit feſtem Entſchluſſe vernichtete ich die verderbenbringende Schönheit. Die Logierſtube wurde in ein Wirtſchaftszimmer verwandelt, das mir, beſonders im Winter, große Annehmlichkeiten bietet. So manche längere Vorbereitung einer Schüſſel, das Rühren von feinen Saucen und dergleichen, iſt hier beſſer am Platz als in der Küche, wo Raum und Temperatur nicht meiner Wahl überlaſſen ſind. — Die durchziehenden Bekannten aber werden nun in ein ſichtlich improviſiertes Umkleidezimmer geführt. Wo ſonſt die blauen Draperieen, das Bett, der Toiletten- und Waſchtiſch die Begehrlichkeit des Provinzbewohners nach Berliner Pflaſter reizten, ſtehen jetzt ein Wirtſchaftsſchrank, ein langer Tiſch und einige andere, dem neuen Zwecke entſprechende Möbel. Die einzige Einladung zu vorübergehender Ruhe bietet ein großer Lehnſtuhl. Dem Fremden kommt kein Gedanke, hier Hütten zu bauen. — Gönnt es uns aber unſere Zeit, und verlangt es unſer Herz, einen lieben Freund zu empfangen, dem wir gern die Thür unſeres Heims öffnen, um ihn zurückzuhalten, ſo lange die Seinen ihn uns laſſen, ſo trete ich vergnügt in meine „verhaltene Logierſtube“, klappe den Lehnſtuhl nach allen Seiten hin auseinander, ſo daß er ein bequemes Bett bildet, hebe auch wohl für einen Begleiter die Platte des Wirtſchaftstiſches von der verſteckten Bettſtelle, ziehe ein paar Waſchſtänder hinter der Eckgardine hervor und richte zwiſchen den Fenſtern ein niedliches Tiſchchen für den Toilettenſpiegel her. — Dann empfange ich meine Gäſte mit der aufrichtigen Freude, die ich meiner „verhaltenen Logierſtube“ verdanke. — „Aber bitte,“ ſchloß Frau von B. ihre Schilderung, „nicht aus der Schule plaudern!“

„Von mir erfährt es keine Seele!“ verſicherte ich, indem ich mein Näpfchen mit dem halbzerfloſſenen Eis wieder zur Hand nahm.

Martha Asmus.

Eine Bitte

an alle Mütter und Schweſtern, welche dickbauchige, alte Weinflaſchen zum Einmachen von Kirſchen, Stachelbeeren 2c. benutzen, möchten wir im Intereſſe der Geſundheit und des Lebens ihrer Angehörigen durch nachfolgende Zeilen begründen. Als wir uns neulich zum Schluß des Mahles an eingemachten Kirſchen labten, verzog plötzlich einer von uns Brüdern (ein Paſtor und ein Kandidat der Rechte) ſchmerzlich ſein Geſicht, indem er gleichzeitig ſeine Hand zum Munde führte und zum allgemeinen Entſetzen einen ½ cm langen Glasſplitter von ſeiner Zunge nahm. Eindringliche Fragen nach dem Woher dieſes gefährlichen Gegenſtandes führten endlich ſeitens der beſtürzten Mutter und Schweſter das Geſtändnis herbei: „Ja, wir ſchlagen manchmal unſeren Einmache-Flaſchen die Hälſe ab, weil ſonſt die Kirſchen zu ſchlecht heraus zu bekommen ſind“. Während hierauf der Pfarrer den Damen vom ethiſchen Standpunkte aus eine kleine Philippika hielt, hatte der Rechtskandidat das Strafgeſetzbuch für das deutſche Reich geholt, in dem er die §§ 222 und 230 von der fahrläſſigen Tötung und Körperverletzung rot angeſtrichen ſeiner Schweſter und Mutter zu leſen gab. Die Mitteilung unſerer Damen, ihr bisheriges ſummariſches und gefährliches Verfahren ſei faſt allgemein verbreitet, veranlaßt uns, an die verehrten Leſerinnen, welche dieſem Gebrauche huldigen, die dringende Bitte zu richten, ihrer lebensgefährlichen Gewohnheit zu entſagen. Eine Schilderung der qualvollen Folgen, wie ſie thatſächlich ſchon durch das Eindringen eines verſchluckten Glasſtückchens in Magen- oder Darmwand herbeigeführt ſind, unterlaſſen wir mit Rückſicht auf die Nerven der Leſerinnen. Wie berechtigt war doch die Warnung des alten Horaz: Latet ubique anguis sub herba! Auf Deutſch ungefähr: Selbſt unter Blumen lauert das Verderben!

C. A. und **J. A.**

Damenſtifte.

Daß die jetzt ſo häufige Gründung von Damenſtiften einem Zeitbedürfnis entſpricht, das beweiſen die vielen Anfragen um Aufnahme. Der Zweck eines ſolchen Damenſtiftes iſt zunächſt: Alleinſtehenden das fehlende Familienleben zu erſetzen, wenig Begüterten die Exiſtenz zu erleichtern, ganz Mittelloſen eine ſolche zu ſchaffen, Vereinſamten eine feſte Heimſtätte und den von den Stürmen und Anſtrengungen des Lebens Ermüdeten einen Ruheplatz zu bieten. Die Verwaltung eines Stiftes muß aber dazu in den richtigen Händen liegen, wenn nicht anſtatt Segen nur Unſegen daraus entſtehen ſoll. Jede Willkürherrſchaft, wie ſolche in einzelnen Stiften ihr Weſen treibt, muß durch die ganze Organiſation ausgeſchloſſen bleiben, weshalb der Vorſtand immer aus mehreren ſich ergänzenden Mitgliedern beſtehen ſollte. — Das Wichtigſte bleibt dabei immer die richtige Wahl der Oberin. Nur eine Perſönlichkeit, auf ſo hohem ſittlichen Standpunkt ſtehend, daß ihr der Vorſtand wie die Damen vollſtes Vertrauen ſchenken können, paßt dazu. Ohne ihr ein abſolutes Regiment einzuräumen, muß erſterer ihr doch eine Hauptſtimme bei den Beratungen geben und die letzteren ſich um ſie, als den Mittelpunkt ſcharen können. Sie hat die Intereſſen der Damen zu vertreten und das Bindeglied abzugeben zwiſchen dieſen und dem Vorſtand. — Wenn es notwendig iſt, daß die Vorſteherin das Hausweſen aus dem Grunde verſteht, um allen berechtigten Anſprüchen mit den möglichen Mitteln dafür, nachzukommen, ſo darf dasſelbe doch nicht ihre ganze Kraft beanſpruchen, um die höhere, ideale Seite ihrer Aufgabe auch erfüllen zu können. Sie hat für Kranke und Schwache zu ſorgen, bei allen Inſaſſen auf Vervollkommnung hinzuwirken, jedes edle Streben zu pflegen, und die hierzu nötigen Eigenſchaften müſſen auf religiöſem Grunde ruhen. Der Mangel an Arbeit, wobei Klatſch und Intriguen ein reiches Feld finden, wird zur Klippe für viele Stifte. — Wie aber für teilweiſe oder ganz verbrauchte Kräfte und geringe Leiſtungsfähigkeit Beſchäftigung zu finden, das iſt die ſchwierige Frage. Thätigkeit im Haushalt paßt nur für Wenige und iſt für das Ganze unzuträglich, für die leitende Hand leicht unerträglich. — Der Auguſta-Viktoria Verein iſt beſtrebt, Damenheime zu gründen, in welchen dieſe idealen Zwecke verfolgt werden, die Realiſierung dieſer Beſtrebung harrt aber noch weiterer Entwicklung. Zunächſt iſt das Auguſta-Viktoria Stift in Heddernheim bei Frankfurt a. M. im Oktober 1890 eröffnet worden und hat ſeine gaſtlichen Räume bereits gefüllt. Die Statuten desſelben laſſen kaum etwas zu wünſchen übrig, aber manches, auch der Wunſch, Unbemittelten Erwerb zu ſchaffen, iſt noch nicht erreicht. — Und dann fehlen die Mittel noch zur Errichtung von Freiſtellen. — Die bisher Aufgenommenen bezahlen Penſionen von 50 bis 100 Mark für Wohnung, Koſt und Heizung, und einige der Damen können aus eigenen Mitteln nicht dafür aufkommen. Die Bewohnerinnen ſind im Alter von 40 bis über 70 Jahre, die jüngeren Kräfte zum Teil die ſchwächſten. — Ein für den Herbſt beabſichtigter Bazar in Frankfurt, für welchen die Damen des A.-V.-Stiftes arbeiten, hat den Zweck, zu den genannten, fehlenden Mitteln des Vereins beizutragen. Hoffentlich findet er die Teilnahme eines weiteren Publikums! **T.**

Erinnerungsfächer.

Es ſind in dieſen Blättern ſchon viele hübſche Vorſchläge gemacht worden, um aus dem einfachen Palmblattfächer einen allerliebſten Ball- oder Kaminfächer oder eine hübſche Wanddekoration herzuſtellen. Ich möchte ebenfalls eine Art, ihn zu ſchmücken angeben, die ſchon viel Anklang gefunden. — Die Idee kam mir, als es galt, einer lieben Badebekanntſchaft, mit der ich im Sommer köſtliche Wochen im Schwarzwald verlebt hatte, eine kleine Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Wir hatten gemeinſam viele der dort ſo ſchönen Farrenkräuter und Mooſe geſammelt und ſorgfältig gepreßt, auch ganze Büſche der roten Haide geſammelt, die ſich lange Monate im Zimmer in voller Schöne hält, wenn man ſie, kaum erblüht, abſchneidet und nicht mehr in Waſſer ſtellt. Die getrockneten und gepreßten Pflanzen, im Verein mit hübſchen Photographien, Abbildungen aus unſerem Aufenthaltsort und ſeiner Umgebung, verwandte ich nun auf folgende Weiſe zur Dekoration meines Palmblattes. Zuerſt ward dasſelbe auf der Rückſeite glatt mit fraiſefarbenem Plüſch bezogen; auf der Vorderſeite ordnete ich den Plüſch möglichſt graziös in einige unregelmäßige ſchräglaufende Falten, die ziemlich tief gefaßt waren und in der Tiefe einen Einſchnitt erhielten. In denſelben wurden nun die Photographien gefällig eingeſteckt. Darüber und daneben ordnete ich, je nachdem es die Falten zuließen, einige kolorierte Bilder der in der dortigen Gegend noch üblichen maleriſchen Landestrachten und eine kleine ſelbſtverfertigte Skizze eines originellen Bauernhauſes, des oftmaligen Zieles unſerer Spaziergänge. Die Ränder der Photographien, wie der Bilder wurden durch kleine Zweige, welche ich aus den gepreßten Farren und der Erika wand und mit ein paar möglichſt unſichtbaren Stichen befeſtigt,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

gedeckt. Der Stiel des Palmblattes wurde mit Atlasband in der Farbe des Plüſches umwunden und mit einer Schleife und einem Büſchel bronzierter Tannenzäpfchen, welche gleichfalls aus dem Schwarzwald ſtammten, geſchmückt. Über die obere Rundung des Fächers lief quer ein Band, bei mir gleichfalls fraiſefarben, doch würde auch ein ſolches in abſtechender Farbe gut ausſehen, auf welches ich mit Goldfaden den Namen des Ortes, an den dieſer Fächer erinnern ſollte, und die Jahreszahl (z. B. Trieberg 1890) geſtickt hatte. Meine Bekannte fand die kleine Sammlung von Reiſeeindrücken in dieſer Form ſo gefällig, daß ſie ſich vornahm, ſich von jeder Reiſe ſolch einen Erinnerungsfächer zuſammenzuſtellen und in ihrem Zimmer eine ſogenannte Reiſeecke zu gründen. Sehr paſſend wäre es, einen derartigen Fächer im Badeort oder in der Sommerfriſche ſelbſt einer vor uns abreiſenden Bekannten zu überreichen, ſtatt der üblichen Blumenbouquets, die, oft wenig geſchmackvoll, an hoch- und abgelegenen Orten trotz ihrer Einfachheit auch meiſt recht teuer ſind, auf der Reiſe nur einen Ballaſt bilden und in den ſeltenſten Fällen oder in traurigſter Verfaſſung in die Heimat mitgebracht werden, während ein ſolcher Fächer der ebenſo hübſch an der Wand ausſieht, wie auf dem Nippestiſch neben dem Kamin, ſtets eine bleibende Erinnerung an den Geber und den Ort der Begegnung bildet. Zum Aufhängen an die Wand dient ein Gummiband, das auf der Rückſeite quer über den Fächer laufend angebracht wird. **Martha S.**

Geſelligkeit.

Fr. 160. Ein empfehlenswertes Bewegungsſpiel im Freien iſt das „Boccia“. Es wird nie, — wie ſo oft das Croquet — ein Streitſpiel, erfordert durchaus keine Vorbereitung und kann auf jedem ebenen Terrain ausgeführt werden. Wir bezogen dasſelbe aus der Spielwarenhandlung von Elert, Berlin, Alexanderſtraße, zum Preiſe von 7,50 Mk. Es beſteht aus 13 Kugeln und iſt für 6 Perſonen ausreichend; für 8 (auch mehr) Perſonen würde ich ein Spiel von 25 Kugeln empfehlen. Im Geſchäft erhält man zugleich die gedruckte Aufzeichnung der Spielregeln; jedoch kann man die Kugeln auch vom Drechsler anfertigen laſſen. Sie müſſen aus hartem Holz gleichmäßig gearbeitet, ſowie ſorgfältig angeſtrichen und poliert ſein. Zur Orientierung füge ich eine kurze Beſchreibung des Spieles bei: Das ſogenannte Lecco oder bewegliche Ziel, eine einzelne Kugel von leuchtender (etwa roter) Farbe, wird zuerſt in einer Entfernung ausgeworfen, die von allen Spielern zu überſehen iſt. Die Teilnehmer teilen ſich in zwei Gruppen; darum iſt nur die Hälfte der Kugeln von gleicher Farbe; es ſind alſo 12 Kugeln beiſpielsweiſe orange, die anderen 12 blau. Jeder erhält 3 Kugeln, die in beſtimmter Ordnung und von einer feſtgeſetzten Linie aus geworfen werden. Wer das Lecco ausgeworfen hat, beginnt und verſucht, ſeine Kugel dem Ziel ſo nahe als möglich zu bringen. Dann erfolgt ein Wurf von der Gegenpartei. Die Partei, deren Kugeln dem Ziel am nächſten liegen, hat immer den Vorzug, ſich die noch übrigen Kugeln aufſparen zu können; die Partei ſetzt das Spiel fort, deren Kugeln weiter vom Ziel entfernt ſind. Natürlich iſt es erlaubt, durch ſicheren Wurf die feindliche Kugel fortzutreiben oder das Ziel zu verändern. Sind alle Kugeln ausgeworfen, ſo werden die Points gezählt. Diejenigen Kugeln von einer Farbe, welche dem Ziel näher liegen, als die nächſte Kugel der anderen Farbe, gelten als Points. Die unterliegende Partei wirft nun das Lecco wieder aus und beginnt das Spiel aufs Neue. Wir hören auf, wenn eine Partei 12 Points hat; bei der größeren Zahl der Kugeln beſtimmt man natürlich auch eine höhere Anzahl von Points. So gleichförmig das Boccia auch der Beſchreibung nach erſcheinen mag: es hat ſchon warme Freunde in Stadt und Land und findet hoffentlich neue unter den lieben Leſern des Daheim.

E. Kolbe.

Praktiſches fürs Haus.

Schon mancher Hausfrau hat es Verdruß bereitet, ihre Tiſchdecken im Garten und auf der Veranda dem Spiel eines jeden Luftzuges preisgegeben zu ſehen. Vielleicht iſt der einen oder anderen Leſerin mit einem Rat gedient, dieſem Übelſtande abzuhelfen. Ich nähte vier von den bekannten ſogenannten „Bleithalern“, die man früher zum Glattziehen der Taillen benutzte, einzeln in Leinen ein und verſah jedes Stück an einer Seite mit einem Sicherheitshaken. Darauf nähte ich in jeder Ecke meiner Tiſchdecken auf der unrechten Seite eine gewöhnliche Trenſe aus Zwirn oder Baumwolle, die ſich bei jeder Decke unſichtbar anbringen läßt, und hakte meine Gewichte hinein, beim Wechſeln wurden dieſelben einfach umhängt. Ich habe ſeitdem nie wieder Verdruß über durch aufwehende Decken zerbrochene Vaſen, Gläſer oder Taſſen gehabt.

M. B., Ottenſen.

Frage 175. Dunkle Waſchkleider jeglicher Farbe zieht man am beſten durch eine dünne Auflöſung von Leim, eine Tafel Leim auf 3—4 Liter Waſſer. **Marie L. in B.**

Das einfachſte und billigſte Mittel zum Bräunen von Saucen iſt Cichorie. Ein kleines Stückchen wird zerſchabt, in ein wenig Waſſer oder Milch aufgelöſt und dann mit aufgekocht. Es macht in vielen Fällen die Anwendung von braunem Mehl überflüſſig und iſt auch vorzüglich zum Färben von Bratenſaucen. So hält es bekanntlich ſchwer, bei engliſchem Braten eine genügende Menge guter Saucen zu erzielen. Ich ſetze in ſolchen Fällen ſtets etwas Milch mit ein wenig Mehl und etwas aufgelöſter Cichorie hinzu, und zwar geſchieht dies kurz vor dem Anrichten, nachdem der Braten bereits aus der Pfanne genommen worden iſt. Man erzielt auf dieſe Weiſe ſtets eine genügende Quantität wohlſchmeckender und gut ausſehender Sauce. **M. v. B.**

Kinderkleidung.

Trageröckchen für Babys. Außerordentlich praktiſch für kleine Kinder, die nur erſt hin und wieder aus ihrer liegenden Stellung aufgenommen werden, ſind die einfachen Trageröckchen aus wollenem oder baumwollenem Flanell. Ein Stück Zeug von ungefähr $^3/_4$ Meter Länge und ein Meter Weite wird eingenäht und an einem breiten Gürtel vom ſelben Stoff eingeſetzt. Auf den Gürtel und um den unteren Rand ſtickt man eine hübſche Borte und näht an den Gürtel Bänder. Wird das Baby herausgenommen, ſo bindet man das Röckchen nur ſchnell um, ſein weißes Jäckchen bildet dann gleichſam die Bluſe, und das Kleinchen ſieht ſehr niedlich aus, kann ſich frei bewegen und wird nicht durch mühſames Aus- und Anziehen gequält. **M. Dhw.**

Kindermund.

Ein kleines Mädchen von 3 bis 4 Jahren ſah zum erſten Male ihren Vater einen Frack anziehen. Sie ſchlug die Hände zuſammen und rief ſtaunend: „Aber Vater, wie ſiehſt Du aus, Du haſt ja hinten alles und vorne gar nichts!“

Kindernahrung.

In Nr. 21 der „Berlin. klin. Wochenſchr.“ macht Herr Siemens (Lauenburg) folgenden, äußerſt praktiſchen und leicht auszuführenden Vorſchlag, um die Säuglingsmilch keimfrei zu erhalten. Wir teilen denſelben unſeren Leſerinnen, namentlich den Müttern unter ihnen, zur genauen Nachachtung mit. Der vortreffliche Soxhletſche Apparat, ſo führt Herr Siemens aus, hat den Nachteil, daß er teuer iſt und ſehr viel knifflige Arbeit erfordert, was für viele, beſonders ärmere Familien immerhin in Betracht kommt. Man kann unter Wahrung des Prinzips einfacher zum Ziele gelangen. Ich empfehle einfach einen gewöhnlichen eiſernen, innen emaillirten Kochtopf zu nehmen (von etwa 28—30 cm Durchmeſſer, 25 cm Höhe), wie er in jeder Familie vorrätig iſt. Hierzu macht jeder Klempner für höchſtens zwei Mark einen Einſatz für 6—7 Flaſchen, beſtehend in einem einfachen Geſtell aus dickem Eiſendraht, mit kurzen Füßen, Griff und zwei Blechböden, den unteren zahlreich durchlocht (Waſſerzirkulation) zum Daraufſetzen, den oberen mit den ſechs bis ſieben entſprechend großen Löchern zum Durchſtecken der Flaſchen. Als Flaſchen können die gewöhnlichen kleinen, $^1/_3$ Liter haltenden, koniſchen grünen Bierflaſchen genommen werden. Die Milch — natürlich nur ſolche von trocken gefütterten, geſunden und gut gehaltenen Kühen — mit dem betreffenden Zuſatz von Waſſer oder Zucker, oder ſpäter von Gerſten- beziehungsweiſe Haferſchleim, wird in der entſprechenden Portionsmenge in die mit peinlichſter Sauberkeit gereinigten Flaſchen gefüllt, und dieſe mit einem Wattebauſch geſchloſſen (wie ein Reagensglas mit Reinkultur); die Flaſchen werden in das Geſtell geſteckt, dieſes wird in den mit Waſſer halb gefüllten Kochtopf gethan, auf welchen der gewöhnliche Deckel kommt. Nach einſtündigem Kochen wird das Geſtell herausgenommen. Beim Gebrauch wird nach dem Anwärmen der Flaſche (nicht früher) der Wattepfropf drehend herausgenommen und der vorher mit Waſſer gereinigte gewöhnliche fingerförmige Gummiſauger über die Mündung gezogen.

Handarbeit.

Quaſten. Eine hübſche Art von Quaſten an Schirme, Fächer und Handarbeiten kann man leicht und billig ſelbſt anfertigen. Je nach der Größe der gewünſchten Quaſte ſchneide man aus doppelter Gaze zwei Rundungen in der Größe eines Mark- oder Thalerſtückes. Dieſe Scheiben benäht man nun dicht mit dünnem ſeidnem Schnürchen in der gewünſchten Farbe. Der Anfang des Schnürchens wird in der Mitte der Scheibe durch die Gaze geleitet — das Ende auf der linken Seite befeſtigt — und nun die Gaze ſchneckenförmig mit der Seidenſchnur benäht, daß ſchließlich nichts vom Stoff zu ſehen iſt. Dieſe beiden verzierten Teile legt man aufeinander, die rechte Seite nach außen, und befeſtigt dazwiſchen eine Lage aufgeſchnittener Kordonet- oder auch ſtarker Nähſeide in derſelben Farbe wie die Schnur. Die Fäden dürfen nicht allzu lang ſein, das richtet ſich nach der Größe der Scheiben. Oben an die Quaſte kommt eine doppelte Schnurſchlinge oder auch eine Bandſchlinge, welche ebenfalls zwiſchen den Scheiben befeſtigt werden. **E. in L.**

Geſtickte Tiſchkarten. Sehr hübſche, ſelbſt herzuſtellende Tiſchkarten lernte ich kürzlich in einer befreundeten Familie kennen und möchte dieſelben meinen lieben Mitleſerinnen zur Nachahmung empfehlen. — Man ſchneidet nicht zu kleine Karten aus feinem weißen Papier-Kannevas und beſtickt ſie nach Belieben entweder mit paſſenden Sprüchen oder auch mit Blumen und Arabesken. Erſteres ſcheint mir jedoch hübſcher. In der Mitte wird ſo viel Kannevas herausgeſchnitten, wie ein geſchriebener Name an Raum erfordert. Man befeſtigt nun durch Stiche ein gleich großes Stück Kannevas an der Rückſeite der beſtickten Karte, doch ſo, daß ſich ein mit Namen beſchriebenes Blättchen zwiſchenſchieben läßt. — Selbſtverſtändlich rechnet man darauf, daß dieſe Tiſchkarten nicht von den Gäſten mitgenommen werden. — Dieſelben eignen ſich auch ſehr gut zu einem Geſchenke.

M. v. B.

Nadelkiſſen in Blumenform aus Seidenreſten. Weil vierblättriger Klee Glück bringen ſoll, hat man ſchon vielen Gegenſtänden ſeine Form gegeben. Folgende Beſchreibung eines niedlichen Nadelkiſſens in Vierblattform dürfte noch unbekannt ſein. Man ſchneidet zunächſt aus ſteifer Pappe die Form des einzelnen Blättchens viermal und polſtert ſie auf beiden Seiten mit Watte, d. h. man legt die Watte darauf und umwickelt ſie mit einem Faden. Dann ſchneidet man acht ſolche Blättchen aus grünem Plüſch, legt die Einlage zwiſchen zwei ſolche, näht ſie auf dem Rande überwendlich ein und

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

verdeckt die Nähte mit einem feinen grünen oder Goldſchnürchen. Die Adern werden von Goldfaden aufgenäht. Wenn die vier Blättchen fertig ſind, näht man ſie an dem ſpitzen Ende zuſammen. Der Stiel iſt ein grünumwickelter Draht, an dem man ein zierliches Schleifchen befeſtigt. Ich habe dieſes Kleeblattkiſſen oft als Glückwunſch verſandt. — Auf dieſelbe Weiſe ſtellt man noch verſchiedene Blumen als Nadelkiſſen her. Ein Heckenröschen aus lachsfarbener Seide mit einem gelben Pompon in der Mitte und ein Stiefmütterchen von violettem Sammet nehmen ſich gewiß ſehr gut aus.

Hertha aus N.

Heidekrautkörbchen.

Auguſt, September ſind die Monate, wo das liebliche Heidekraut in voller Blüte ſteht. Man verſäume ja nicht, recht viel von dieſen zarten, ſchlanken Glöcklein zu ſammeln, da ſie bis lange in das kommende Jahr hinein hübſch und friſch (ohne Waſſer) bleiben; arrangiert man ſich nun die Heide in einem zierlichen Körbchen, ſo hat man einen überaus reizenden Zimmerſchmuck. Zuvor ſtellt man ſich aus knorrigen, dürren Zweigen einen viereckigen einfachen Korb her von vielleicht 12 cm im Geviert. Wo die Stäbe ſich kreuzen, werden ſie mit Draht zuſammen gehalten oder mit kleinen Stiften leicht aneinander genagelt. An den vier Seiten ſtehen vier kräftigere Stäbe, die, weil ſie unten etwas vorſtehen, gleichzeitig die Füße bilden; ein recht hoher, zierlich gebogener Henkel aus einer Weidenrute darf nicht fehlen. Das fertige Geſtell wird mit Bleichgold bronziert, wonach namentlich die knorrigen Ecken und Spitzen ſehr ſchön hervortreten. Das Körbchen füllt man nun ganz mit Heidekraut, das nach allen Seiten hin herausſchaut und darüber hinweghängt; am Henkel wird in halber Höhe ein kleines Sträußchen recht gefällig befeſtigt (ohne Bandſchleife). Ganz beſonders reizend nehmen ſich in der roten Pracht einige Stengel weißen Heidekrautes aus, das allerdings weit ſeltener vorkommt, uns aber dann deſto mehr erfreut. Ich fand im märkiſchen Kiefernwalde mitten unter ſeinen roten Genoſſen einen Büſchel ſolch weißer reizender Glöckchen. Heidekraut iſt die Lieblingsblume Bismarcks; in der Blumenſprache bedeutet ſie „Auf Wiederſehn“.

Gertrud v. Sydow.

Für die Küche.

Gekochtes Suppenfleiſch zu einem ſchönen Gericht zu verwenden. Kürzlich hatte ich zu einer Geſellſchaft Bouillon von einem beſonders guten Stück Rindfleiſch bereitet und wollte ein paar Tage ſpäter dieſes letztere noch zweckmäßig verwenden. Da ich von der Geſellſchaft noch Jus vom Kalbsbraten, auch noch Haſenbraten übrig hatte, ſo dämpfte ich das in mundrechte Stückchen zerſchnittene Fleiſch in der Bratenſauce, zu der ich noch ein gut Stück Butter, einige Champignons und ein paar Gläſer kräftigen Rotwein fügte, ganz kurz ein. Das ſo zubereitete Fleiſch, in einer Schüſſel angerichtet, deren Rand ich mit braun gebratenen runden Kartoffeln garnierte, war außerordentlich kräftig und wohlſchmeckend geraten. Statt der Kartoffeln kann man, will man es feiner haben, in Butter gebratene Kaſtanien nehmen. Auch läßt ſich in Ermangelung von Braten-Jus etwas Waſſer mit „Cibils“-Fleiſchextrakt — ſoviel von letzterem als das Gericht Salz erträgt — als Erſatz verwenden. — Dieſer „Cibils-Extrakt“ iſt überhaupt vorzüglich wohlſchmeckend und zur Verbeſſerung ſchwächerer Bouillon geeignet, ja, man kann ihn zu einer ſehr guten, ſchnell zu bereitenden Taſſe Bouillon, nur mit kochendem Waſſer vermiſcht, benutzen, während z. B. Liebigſcher ohne Fleiſchbrühe eine ungenießbare, nach Leim ſchmeckende Bouillon abgibt.

B. v. W. aus L.

Senfbrötchen. Kleine längliche Weißbrötchen ſchneidet man der Länge nach auf, röſtet ſie ein wenig, ſo daß ſie inwendig noch weiß bleiben, läßt ſie erkalten und beſtreicht ſie mit Butter, darauf ganz dünn mit Senf und legt dann eine Scheibe guten fetten Sahnenkäſe darauf. Dann hält man eine glühend gemachte Schaufel ſo lange darüber, bis der Käſe geſchmolzen iſt. Man gibt ſie gleich warm zu Tiſch, etwa nach der Suppe.

E. B.

Auskunft.

Als Antwort auf Fr. 150 könnte Ihnen Lemgo in Lippe-Detmold empfohlen werden. Lemgo iſt ein Städtchen von 7000 Einwohnern, inmitten eines reizenden Thales gelegen und rings herum mit Wald umgeben. Der herrliche Teutoburger Wald mit dem Hermannsdenkmal iſt zu Fuß in 1½ Stunden zu erreichen, und wenn Lemgo auch nicht die Vorzüge Detmolds hat, welch letzterer Ort ja vermöge ſeiner ausnahmsweiſe ſchönen Lage ungeheuer viel Fremde und Penſionäre anzieht, ſo beſitzt das Städtchen doch den Vorteil einer großen Billigkeit, wofür ich Ihnen als Beweis z. B. mitteilen könnte, daß zwei Damen für eine ganz nette Wohnung mit 200—240 Mark pro Jahr ſchon auskämen. Weiteres teilte ich Ihnen auf Wunſch gern mit. Lemgo wird im nächſten Jahre Eiſenbahnſtation, heute braucht man von hier bis Berlin 11 Stunden.

Albert Schröter in Lemgo.

Fr. 150. Hier in Malchin, Mecklenburg-Schwerin, an der Bahn von Stettin-Lübeck, vier Stunden von Berlin über Neubrandenburg, würden die Damen paſſenden Aufenthalt finden. Malchin iſt eine freundliche Stadt, mit hübſcher Umgegend. Auf Wunſch würde ich Ihnen gern mit Rat an die Hand gehen.

W. Märitz, Malchin.

Fragen.

187) Eine der lieben Daheimſchweſtern iſt gewiß ſo liebenswürdig, mir Ratloſer ein Gedicht für ein ſiebenjähriges Mädchen, gelegentlich des Hochzeitsfeſtes, bei Überreichung der Erſtlingsſchuhe der Braut zu ſenden. Die Braut wird an ihrem Hochzeitstag 18 Jahr alt. Im voraus innigen Dank.

M. in H.

188) An welchem Orte könnte eine Gewerbeſchullehrerin durch Gründung einer Gewerbe- reſp. Handarbeitsſchule, ſich eine ſichere Exiſtenz ſchaffen? — Dieſelbe wäre für jede Auskunft ſehr dankbar.

Eine Abonnentin.

189) Meine Schweſter möchte den Beruf als Zeichen- und Turnlehrerin ergreifen. — Wer von den geehrten Leſerinnen hätte die Güte, mir mitzuteilen, welche Anſtalten in Berlin ſie am ſicherſten zum Ziele führen?

190) Kann jemand Auskunft geben, wo und zu welchem Preiſe, Watte aus gezupfter Seide reſp. Steppdecken aus ſolcher Watte gefertigt werden?

Frau v. B.

191) „Könnte mir vielleicht eine freundliche Mitleſerin des Daheims die Adreſſe einer Fächerfabrik nennen, von der man Fächer in Gaze, Atlas oder dergl. zum Bemalen billig beziehen kann.

J. F.

192) Würde eine der freundlichen Leſerinnen mir vielleicht ſagen können, womit ich den Zinkeinſatz eines Waſchtiſches putze? Im voraus beſten Dank.

Hedwig am Oſtſeeſtrand.

193) Eierlöffel von Stahlbronze laufen bei jedem Gebrauche ſtark an; wie reinigt man ſie am beſten? Die gewöhnlichen Putzmittel helfen nicht gründlich oder ſind geſundheitsſchädlich.

Paſtorin R6.

Verlag von Velhagen & Klaſing
in Bielefeld und Leipzig.

Bibelwerk für die Gemeinde.

In Verbindung mit mehreren evangeliſchen Theologen
bearbeitet und herausgegeben
von
Rudolf Friedrich Grau,
Dr. und Prof. der Theologie in Königsberg i. Pr.

Neues Teſtament.

Zweite durchgeſehene Auflage.

Preis geheftet 12 Mk., in Halbfranzband geb. 16 Mk.

Dies hervorragende und unter den populären Bibelerklärungen in erſter Reihe ſtehende Bibelwerk, welches nun in zweiter Auflage vollſtändig vorliegt, iſt bearbeitet von dem Herausgeber Profeſſor D. **Grau** in Königsberg i. Pr., dem Lic. Pfarrer **Röntſch** in Noſſen, dem Hauptpaſtor **Behrmann** in Hamburg, dem Profeſſor D. **Kübel** in Tübingen und dem Lic. Pfarrer **Füller** in Merkendorf.

→ Vorrätig in allen Buchhandlungen. ←

Erzählungen
von
Maria Krummacher.

Unſere Mutter. Ein Lebensbild. Sechſte Auflage. Preis elegant gebunden 4 Mk.

Himmelsſchlüſſelchen. Eine Jugendgeſchichte. Vierte Auflage. Preis elegant gebunden 5 Mk. 50 Pf.

Haman von Holzhauſen. Eine Frankfurter Patriziergeſchichte nach Familienpapieren erzählt. Fünfte Auflage. Preis elegant gebunden 6 Mk.

Zu den Bergen. Eine Erzählung. Dritte Auflage. Preis elegant gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Die **Krummacher**'ſchen Erzählungen haben ſich durch ihre anmutige Friſche und warme Empfindung bei chriſtlicher Grundanſchauung ein großes und anhängliches Publikum erworben. Dieſelben eignen ſich ganz beſonders zu Feſtgeſchenken.

Zu beziehen durch alle Poſtanſtalten.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

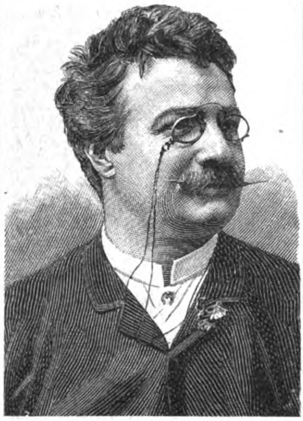
Daheim

XXVII. Nr. 47. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1891.

22. Auguſt
1891.

Hausmuſik.



Koschat

Thomas Koſchat.

Wie ſo mancher bekannt und berühmt gewordene Mann, ſo iſt auch Thomas Koſchat aus den breiten Schichten des Volkes hervorgegangen. Koſchat wurde geboren am 8. Auguſt 1845 zu Victring in Kärnten; ſein Vater war ſeines Zeichens Färber in der großen Moros'ſchen Tuchfabrik. Wie es zu gehen pflegt, daß Naturen, denen irgend ein freundlicher Genius ein ſchönes Talent in die Wiege legte, bald deutliche Äußerungen dieſes Talents an die Außenwelt gelangen laſſen, ſo regte ſich's und rührte ſich's auch gar bald bei dem jungen Koſchat. Er zeigte früh ein ſehr hübſches Geſangstalent, und ſeine muſikaliſche Begabung trat deutlich zu tage. Aber ein Muſikant werden? Nein, das ſchien dem Vater eine traurige Kunſt, und ſo dachte wohl niemand in der Familie ernſtlich daran, den Knaben zu einem Muſikus in die Lehre zu ſchicken. Aber ſtudieren ſollte er! Das ſtand feſt. Der Ortspfarrer verſchaffte alſo dem Bua ein Stipendium, das dieſem die Möglichkeit an die Hand gab, das Gymnaſium in Klagenfurt zu beſuchen, wo er ſich auf den geiſtlichen Stand vorbereiten ſollte. Sind es doch in Öſterreich faſt ausſchließlich die Söhne armer Leute, welche ſich entſchließen, Theologie zu ſtudieren, da die Koſten dieſes Studiums nicht von den Eltern des Studierenden, ſondern von irgend einem Kloſter oder einem biſchöflichem Seminar aufgebracht werden. Koſchat abſolvierte alſo das Gymnaſium in Klagenfurt und bezog 1865 die Univerſität in Wien, nicht aber um Theologie, ſondern um Chemie zu ſtudieren. Aber auch der Beruf des Chemikers behagte ihm nicht recht. Den Ehrgeiz aus Steinkohlen Diamanten, Anilinfarben, Benzin, Zucker, Spiritus und Karbolſäure darzuſtellen — ein Problem, das das Herz eines jeden Chemikers höher ſchlagen läßt — beſaß er nicht. Hier, im ſchönen Wien, wo es, nach Schiller, immer Sonntag iſt und ſtets am Herd ſich der Spieß dreht, lernte auch Koſchat das ſpezifiſch wieneriſche Metier; er „drehte auch den Spieß“, aber in etwas anderem Sinne als die Wiener Hausfrau: er gab nämlich das Studium der Moleküle und Atome auf und widmete ſich, da ihm die Ausbildung ſeiner ſchönen Stimme mehr Gewinn verſprach, als die Möglichkeit, aus Steinkohlen Diamanten zu machen, der Geſangskunſt und der Muſik. Mit großem Enthuſiasmus warf er ſich auf den neuen Lebensberuf; Hofkapellmeiſter H. Eſſer ſtand ihm mit Rat und That zur Seite und förderte die Studien des Kunſtnovizen nach Kräften. Und der Erfolg ſtand in gutem Verhältnis zu den gemachten Anſtrengungen. Koſchats Geſangstalent entwickelte ſich ſo erfreulich, daß er bald in den Chor der Hofoper als Choriſt eintreten konnte und auch hin und wieder kleine Baßpartien zugewieſen bekam, deren tadelloſe Ausführung ihm ſelbſt viel Vergnügen bereitete, während ſie ſeinen Vorgeſetzten eine gute Meinung von ſeinem muſikaliſchen Talente und ſeinem Können beibrachte (1867). So konnte es nicht fehlen, daß ſeine muſikaliſche Laufbahn in aufſteigender Linie ſich bewegte. Und in der That, 1874 wurde Koſchat als wohlbeſtallter Kapellſänger am Stefansdom, 1878 zum Mitglied der k. k. Hofmuſikkapelle und zum Hofkapellſänger ernannt: damit war er in eine lebenslängliche Stellung eingetreten, die, wenn auch ſeine ſtimmlichen Fähigkeiten ſich verändern oder ganz verlieren ſollten, ihm trotzdem eine ſorgenloſe Zukunft in Ausſicht ſtellte.

Wer kennt ſie nicht, Koſchats Kompoſitionen? Wer hat ſich noch nicht rühren laſſen von den wehmütigen Klängen und der herzbewegenden Melancholie des „Verlaſſen, verlaſſen bin i“, jenes Kärtner Liedes, das den Namen Koſchats in alle Richtungen der Windroſe trug und ihm eine ganz außergewöhnliche Popularität errang? Koſchat hegt und pflegt in ſeinen Liedern den echten, durch Wärme und Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Volkston. Nur Der, der ſelbſt aus dem Volke hervorgegangen und die Herzenslaute reiner Volkspoeſie, die ihm aus ſeiner Umgebung entgegentönen, nicht als etwas Fremdartiges, ſondern als ein Teil ſeiner eigenen Seele, ſeines eigenen Empfindungslebens aufzufaſſen vermag, nur Der vermag auch in ſelbſtändig-künſtleriſcher Produktion das Empfangene in echter Volkstümlichkeit wieder aus ſich heraus zu geſtalten. Koſchat iſt ein ſolcher Künſtler. Mit ſeinem ganzen Weſen wurzelt er in ſeiner liederreichen Heimatserde mit ihrer friſchen Poeſie, ihrem Duft der Alpenröschen, ihrem Edelweißſchimmer und ihrem herb-kräftigen über die Wogen des Wörther Sees daherwehenden Schnadahüpfl-Humor. Koſchat iſt ein Typus alpiner Volksmuſik; in ſeinen gefühlvollen Melodieen und ihren einfachen, naivrührenden Harmonieen iſt er ſo echt, ſo wahr, daß niemand an der Abſtammung dieſer Melodieen vom Volke ernſthaft einen Zweifel wird erheben wollen. Koſchat hat bisher — nachdem 1870 ſeine erſten Kompoſitionen erſchienen ſind — einige achtzig Chöre, Quartette und Lieder im Kärtner Volkston herausgegeben. Literariſch produktiv zeigte er ſich in ſeinem „Hadrich“ (1877) den „Dorfbildern aus Kärnten“ (1878) und den „Erinnerungsbildern“ (1889). Auch das Gebiet der Oper betrat er mit den muſikaliſch-dramatiſchen Arbeiten „Am Wörtherſee“, „Der Bürgermeiſter von St. Anna“ und „Aus den Kärtner Bergen“, Stücke, die mehrfach mit Erfolg aufgeführt worden ſind. Die eigentliche Domäne Koſchats iſt und bleibt freilich das ſchlichte, einfach-innige Volkslied. Was er uns hier geboten, beanſprucht den Wert von Originalleiſtungen, und hier auf dieſem eng begrenzten Gebiete, „in dieſer Beſchränkung zeigt er ſich erſt als Meiſter“.

Über Beethovenſpiel.

Nicht nur für die Symphonie, ſondern auch für das klaſſiſche Klavierſpiel bedeutet Beethoven ein Höchſtes, einen Gipfelpunkt aller Vollendung. Zumal in ſeinen Sonaten umfaßt dieſer Meiſter eine Welt für ſich: ſie durchlaufen die ganze Skala menſchlicher Empfindungen; bald iſt es die erhabene Majeſtät eines rieſengroß ſich emporrichtenden Genius, bald eine ſonnenhaft glänzende, bald eine milde Pracht; bald ſtürmt es und donnert es in ihnen wie von fallenden Lawinen und von brandenden Meereswogen; bald leuchtet aus ihnen ein ſanfter Mondlichtſchein; die naive Heiterkeit des ſpielenden Kindes und der tiefſinnige Humor eines mit philoſophiſcher Überlegenheit in das Weſen der Welt und der Dinge eindringenden Blickes wechſeln in ihnen… Kurz, es gibt keine Gegenſätze der Empfindung, die Beethoven in ſeinen Sonaten nicht aneinanderſtellte, es gibt keine Kontraſte der Stimmung und des Gedankens, die er in ſeinen Sonaten nicht verſöhnend ausklingen ließe. Daß mit einer ſolchen Vielgeſtaltigkeit des Inhalts und einer ſo unſäglich feinen Gliederung des gedanklichen Materials auch die Schwierigkeit der Reproduktion wächſt, liegt auf der Hand. Denn es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein guter Beethovenvortrag nicht am Begriffe der bloß mechaniſchen Präziſion kleben bleibt, ſich nicht damit begnügt, die Tonreihen, Harmonieen und Paſſagen korrekt und notengetreu wiederzugeben, ſondern daß als Kennzeichen eines wahrhaft künſtlichen Beethovenſpieles das Vermögen des Spielers zu gelten hat, dem phantaſtiſchem Schwunge des Tondichters zu folgen und den idealen Inhalt ſeiner Muſik in vollendeter Weiſe zum Ausdrucke zu bringen. Beethoven mit ſeinen majeſtätiſchen, ernſten und ſtrengen, feurigen und wildauflodernden, mit ſeinen heiteren und lebenſprühenden oder geiſterhaften und düſter dämoniſchen Themen läßt ſich nicht von vornherein in eine ſchulgerechte Schablone, in ein regelmäßiges Quadratſyſtem hineinzwängen. Während Haydn faſt immer derſelbe bleibt, ändert ſich Beethoven in jeder Minute, in jedem Augenblicke. Bald iſt er wie Proteus Feuer, bald Waſſer, bald phantaſtiſch, bald naiv… Will man daher über den Charakter irgend einer Beethoven'ſchen Klavierſonate ſich klar werden, ſo wird der reguläre Weg zum Verſtändniſſe dieſer Sonate vor allen über die Themen hinleiten müſſen. Ihnen muß die erſte liebevolle, aufmerkſame Betrachtung zu teil werden; ſie ſind die Bauſteine, aus denen der Meiſter ſeine flüſſige Architektur aufbaut. Granitquadern prägen einem Gebäude einen andern Charakter auf wie leichtes, luſtiges Fachwerk. .. Wir müſſen alſo in die Natur dieſer Themen, in ihre Konſtruktion und den Charakter ihres muſikaliſchen Gehaltes völlig eingedrungen ſein, wenn wir daran gehen wollen, ihre Bedeutung im Baue des Tonſtückes einer Analyſe zu unterwerfen. Beethoven beſitzt eine wunderbare Gabe der thematiſchen Umbildung: irgend ein Motiv formt er, wie es die Situation gerade erheiſcht. Dieſes Vermögen erinnert an das merkwürdige Talent mancher Schauſpieler, ihrem Antlitz ohne nennenswerte äußere Eingriffe in den phyſiognomiſchen Ausdruck eine Ähnlichkeit mit Napoleon, Goethe, Schiller, Bismarck, Wagner u. ſ. w. bloß durch Muskelkontraktionen und veränderte Beleuchtung des Geſichtsbildes zu verleihen. Und zuweilen formt Beethoven irgend ein Motiv ſo ſeltſam, daß man es mit einem neuen muſikaliſchen Bilde zu thun zu haben glaubt. Und doch hängt alles davon ab, den Blick für die Einheit ſeiner muſikaliſchen Ideen, für ihre einem Mittelpunkt zuſtrebende, zentripetale Richtung ſich nicht umwölken zu laſſen. Jene ſcheinbare Willkür und Unordnung, mit welcher Beethoven in vielen ſeiner Kompoſitionen neue Geſtalten aus dem Erdboden ſich ſtampft, wo die Forderungen der muſikaliſchen Logik unbedingt hätten reſpektiert werden müſſen, iſt nichts weniger als Willkür und Unordnung. Sie iſt vielmehr ſtrengſte Geſetzmäßigkeit und Logik im Sinne einer genialen, höheren Einheit, wie ja auch zwiſchen dem Samenkorn und dem daraus ſich entwickelnden Baume die Thatſache der organiſchen Entwickelung, der Einheit beſtehen bleibt. Daß es für die Erkenntnis und die Beurteilung des Charakters einer ſolchen organiſchen Weiterentwickelung ein Moment von höchſter Wichtigkeit iſt, zu wiſſen, woraus denn die Neubildung hervorgegangen ſei, als welcher primären Form ſie ſich entwickelt habe, iſt einleuchtend. Von einem Ahorn vermuten zu wollen, er habe ſich aus einer Eichel entwickelt, wäre durchaus unrichtig und lächerlich.

Muſikaliſcher Vortrag heißt ſo viel wie muſikaliſcher Ausdruck; erſt wenn man den Inhalt eines muſikaliſchen Thema erkannt hat, kann man wagen wollen, dieſen Inhalt auszudrücken. Und die Elemente dieſes muſikaliſchen Ausdrucks müſſen durchaus in Einklang gebracht werden mit dem muſikaliſchen Inhalt eines Thema. Denken wir an ein konkretes Beiſpiel und betrachten wir den erſten Teil der bekannten Cis-moll-Sonate (Op. 27, Nr. 2). Sie beginnt mit einem langſamen Satz: leiſe wogende Triolen ſpinnen ſich auf einfachen Harmonieen ein paar Takte hindurch fort, bis endlich das Thema im 5. Takte einſetzt. Im ganzen Charakter dieſer einleitenden Takte liegt etwas Verſchleiertes, Dunkles. Das Thema ſelbſt ſchwebt über der Triolenbewegung; es klingt wie ein ferner ſchwermütiger Geſang eines Menſchen, welcher Leid kennen gelernt hat, durch die Nacht. Mit breitem Fittigſchlag ſchwebt dieſe Melodie über dem geiſterhaften Raunen und dem geheimnisvollen Murmeln der wogenden Triolen. Ihre tiefe Melancholie iſt auf den erſten Blick verſtändlich, wie auch die troſtvolle Wendung, bei der wunderbar innig wirkenden Modulation nach E-dur. Aber aus dem lichteren Dur ſinkt die Melodie ſofort in das trübe verſchleierte Moll, und troſtloſer denn vorher wird die Stimmung bei der Wendung nach H-moll. Accente voll ſchneidigſtem Weh' ſetzen hier ein; das furchtbar zum Baſſe diſſonierende c der Oberſtimme erinnert an den Aufſchrei eines in furchtbarſter Seelenqual ringenden Menſchen. Entſprechend der Heftigkeit dieſes beißenden Schmerzes wird an dieſer Stelle eine ſchärfere Betonung des diſſonierenden c platz zu greifen haben. Es iſt überhaupt das Charakteriſtiſche aller Diſſonanzen, daß ſie nur bei einer im gewiſſen Sinne heftigen Tongebung als eigentliche Diſſonanzen erſcheinen, welche dringend eine Auflöſung, eine Verſöhnung in der Konſonanz erheiſchen. Spielen wir Diſſonanzen im leiſeſten Pianiſſimo, ſo erzeugen ſie den Eindruck des Rätſelhaft-Unbeſtimmten; ſie können erklingen, ohne daß unſer Ohr das Bedürfnis nach Konſonanz ihnen folgen ließe. Zweimal wiederholt ſich dieſer Aufſchrei aus wunder Tiefe . . . dann beginnen die Wunden friſch zu bluten. Mit geſteigerter Empfindung ſetzt das Thema jetzt auf cis ein, eine Quarte höher wie zu Anfang; alle Pulſe der Empfindung beginnen zu ſchlagen, und alles drängt zum lauten Ausbruch einer ſo lange mit ſchmerzlichſter Zurückhaltung tief im Innern verſchloſſenen Leidenſchaft; die Triolen ſchwellen aufgeregt empor und ſinken wieder. Aber nein! Jene ſchwermütige Reſignation, welche die Seele dieſer Melodie und ihr Charakter iſt, ſie ſchlägt die überquellende Empfindung wieder in Feſſeln. In abgebrochenen Seufzern klingt es uns troſtlos und klagend entgegen, und in den Schlußtakten des Satzes fluten die Wellen der Triolen über das in die unergründlichen Tiefen der Bewußtloſigkeit verſinkende Motiv hinweg. Die Ruhe des Todes überſchattet die letzten Akkorde.

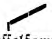
K. H.

Schumann als Erzieher.

Schumann, der tiefſinnige Klavierpoet, hat der muſikaliſchen Welt eine Anzahl von muſikaliſchen Haus- und Lebensregeln hinterlaſſen, von denen wir die ſchönſten und nützlichſten unſeren Leſern zur eifrigen Nachahmung und Erbauung ins Gedächtnis zurückrufen wollen. „Du ſollſt Tonleitern und andere Fingerübungen fleißig ſpielen. Es gibt aber viele Leute, welche meinen, damit alles zu erreichen, die bis in ihr hohes Alter täglich viele Stunden mit mechaniſchem Üben hinbringen. Das iſt ungefähr ebenſo, als bemühte man ſich täglich das A-B-C möglichſt ſchnell und immer ſchneller auszuſprechen. Wende die Zeit beſſer an! — Man hat ſogenannte ſtumme Klaviaturen erfunden; verſuche ſie eine Weile lang, um zu ſehen, daß ſie nichts taugen. Vom Stummen kann man nicht ſprechen lernen. — Spiele im Takte! Das Spiel mancher Virtuoſen iſt wie der Gang eines Betrunkenen. Solche nimm dir nicht zum Muſter! — Du haſt immer auf ein reingeſtimmtes Inſtrument zu halten. — Du mußt es ſoweit bringen, daß du eine Muſik auf dem Papiere verſtehſt. — Spiele immer, als hörte dir ein Meiſter zu! — Spiele, wenn du älter wirſt, nichts Melodiſches; die Zeit iſt koſtbar. Man müßte hundert Menſchenleben haben, wenn man nur alles Gute, was da iſt, kennen lernen wollte. — Betrachte es als etwas Abſcheuliches, in Stücken guter Tonſetzer etwas zu ändern, wegzulaſſen, oder gar neumodiſche Verzierungen anzubringen. Dies iſt die größte Schmach, die du der Kunſt anthuſt. — Alles Modiſche wird unmodiſch, und treibſt du's bis ins hohe Alter, ſo wirſt du ein Geck, den niemand achtet. — Viel Spielen in Geſellſchaft bringt mehr Schaden als Nutzen. Sieh dir die Leute an; aber ſpiele nie etwas, deſſen du dich in deinem Innern zu ſchämen hätteſt. — Suche unter deinen Kameraden die auf, die mehr als du wiſſen. — Gehſt du an einer Kirche vorbei und hörſt Orgel darin ſpielen, ſo gehe hinein und höre zu. — Ehre das Alte hoch, bringe aber auch dem Neuen ein warmes Herz entgegen. Gegen dir unbekannte Namen hege kein Vorurteil. — Nur erſt wenn dir die Form ganz klar iſt, wird dir der Geiſt klar werden. — Vielleicht verſteht nur der Genius den Genius ganz. — Was heißt denn muſikaliſch ſein? Du biſt es nicht, wenn du, die Augen ängſtlich auf die Noten gerichtet, dein Stück mühſam zu Ende ſpielſt. Du biſt es nicht, wenn du (es wendet dir jemand zwei Seiten auf einmal um) ſtecken bleibſt und nicht fortkannſt. Du biſt es aber, wenn du bei einem neuen Stück das, was kommt, ohngefähr ahnſt, bei einem dir bekannten auswendig weißt — mit einem Worte, wenn du die Muſik allein nicht in den Fingern, ſondern auch im Kopf und Herzen haſt. — Es iſt des Lernens kein Ende."

Wie ſtimmen wir unſer Klavier?

Einige Saiten, einige Töne unſeres Pianoforte haben ſich verſtimmt. Ein verſtimmtes Klavier iſt entſetzlich, es iſt ein Marterwerkzeug und wirkt geradezu deſtruktiv, zerſtörend auf unſer muſikaliſches Gehör, auf die akuſtiſche Reinheit unſerer Tonempfindung. Dem Übelſtand iſt leicht abzuhelfen, mit einigen Handgriffen vermögen wir die Saiten, welche nachgelaſſen haben, wieder auf die notwendige Tonhöhe zu bringen. Man benötigt dazu eines Stimmſchlüſſels, den wir in zwei Formen käuflich erhalten: die unvorteilhaftere, einen großen Kraftaufwand erfordernde beſitzt die Geſtalt eines Kreuzes, hat alſo zwei gleich lange Hebelarme (Form a.); der einzig günſtige, wirklich zweckentſprechende und leicht zu handhabende Stimmſchlüſſel iſt ein einarmiger Hebel, an deſſen unterem Ende die dem Stimmwirbel angepaßte Metallhülſe befeſtigt iſt. Der Hebel ſelbſt ſchließt ſich in ſchräger Richtung der Metallhülſe an. (Form b.)

Form a.) Form b.) 

Mit dieſer zweiten Schlüſſelform laſſen ſich bei geringem Kraftaufwand und ohne Schwielen die feinſten Stimmungsnüancen herſtellen. Man hüte ſich die Metallſaiten eines Flügels mit den Fingern anzutippen, die Berührungsſtellen der Saiten werden dadurch roſtig, und die ſo entſtandenen Roſtflecke können die Urſache eines ziemlichen verheerenden Rheumatismus, eines fatalen Reißens werden. Ein Hölzchen genügt völlig, um die Saiten zum Tönen zu bringen. Um von den drei Saiten eines Tones die unreine wieder rein zu ſtimmen, iſt es notwendig, die anderen mittelſt eines Filz- oder Tuchkeiles zu dämpfen. Ein Ton iſt dann vollkommen rein, wenn er ohne Schwebungen gleichmäßig abfließt; flimmert es in ihm, hören wir bei ſeinem Erklingen ein eigentümliches Vibrieren und Beben, dann iſt eine von den drei Saiten nicht in vollkommener Übereinſtimmung mit den anderen, und mit dem Stimmſchlüſſel muß ſo lange nachgeholfen werden, bis das Beben bis die „Schwebungen" verſchwunden ſind und der Ton „feſtſteht." Man achte auch darauf, daß ein jedes Inſtrument, namentlich aber ſolche, welche zu Geſangsbegleitungen gebraucht werden, genau im Kammerton ſtehen, und man laſſe ein Inſtrument nur nach der Normalſtimmung intonieren. Das Stimmen ſelbſt iſt ein ziemlich ſchwieriges Geſchäft; es erfordert ein vorzüglich ſcharfes Gehör und einige Uebung. Wie ſich aber jeder Geiger ſeine Geige ſelbſt zu ſtimmen pflegt, ſo ſollte auch jeder Beſitzer eines Pianoforte, jeder Klavierſpieler im ſtande ſein, ſein Inſtrument zu ſtimmen, zumal auf dem Lande, wo oft nur ſehr ſchwer, oft gar nicht ein berufsmäßiger Stimmer zu finden iſt. Wie ſtellen wir es nun an, um unſer gründlich verſtimmtes Pianoforte wieder auf die Höhe der Situation zu bringen? Wir intonieren unſere im Kammerton ſtehende Stimmgabel, deren eingeſtrichenes a (das a im Zwiſchenraume eines vom Violinſchlüſſel beſtimmten Syſtems) 435 Schwingungen in der Sekunde ausführt. Nach dieſem a' ſtimmen wir alſo unſer entſprechendes Klavier = a' Saite für Saite genau ein. Nach dieſem a' ſtimmen wir ſodann haarſcharf die Oktaven a und A ein; nun gehen wir von a aufwärts nach e' und ſtimmen dazu wieder die untere Oktave e ein; von e' ſchlagen wir wieder die Quinte nach oben an und ſtimmen nun h' anſchließend an dieſes e'. So ſchreiten wir weiter im Quintenzirkel, ſtets die Oktaven und auch die auf die ſchwarzen Obertaſten fallenden Terzen zu Hilfe ziehend. Wollen wir ein Schema aufſtellen, nach welchem rein mechaniſch ein Klavier einigermaßen leidlich geſtimmt werden kann, ſo würde ſich dieſes Schema etwa folgendermaßen geſtalten:

a^1 — a
a — e^2 — e^1
e^1 — h^1 — h
h — fis^1 — fis
fis — cis^1 — cis^2
cis^1 — gis^1 — gis
gis — dis^1 (es^1) — es^2
es^1 — b^1 — b
b — f^1 — f
f — c' — c^2
c^2 — g^2 — g^1
g^1 — d^2 — d^1
d^1 — a^1 — a.

Wie geſagt, ein Klavier „glockenrein" zu ſtimmen, iſt nicht ganz leicht; das bringt eben die temperierte, moderne Stimmung mit ſich. Wer Zeit und Geduld hat — und es ſoll Menſchen geben, welche wirklich dieſe beiden Tugenden beſitzen — der wird ſicher ſeine Bemühungen von Erfolg gekrönt ſehen. Im Notfalle wird man nach der gegebenen Anleitung ſich immerhin eine leidliche Hilfe leiſten können.

B. H. Z.

Redaktionspoſt.

A. K—r in Berlin. Sie wollen eine Definition des Begriffes „Hausmuſik?" Die Sache iſt ſo einfach wie jenes Kunſtſtück des Columbus. Unter Hausmuſik verſtehen wir die „Muſik im Hauſe"; wir bezeichnen damit alſo nicht irgend ein beſtimmtes Genre von Muſik, das ſich etwa als ein Antipode von Konzertmuſik und Theatermuſik darſtellen würde, ſondern ſubſummieren in dem Begriff ſowohl die Konzert- wie auch die theatraliſche Muſik, ſoweit ſie geeignet iſt, im Hauſe, in der Familie aufgeführt und geſpielt zu werden. Der Freiſchütz von Weber und der Lohengrin von Wagner, eine Symphonie von Beethoven, eine Ouverture von Mendelsſohn ſind ganz ſicher ebenſo Hausmuſik geworden, wie ein Schubertſches Lied, eine Klavierſonate von Mozart oder Webers brillantes Klavierſtück „Aufforderung zum Tanze" Hausmuſik iſt. Jedes Orcheſterwerk, das ſich mit künſtleriſchem Anſtand ſo arangieren läßt, daß man es „zu Hauſe" ſpielen, „zu Hauſe" ſich vorführen kann, gehört mit in den Begriff der Hausmuſik. Die eigentliche Konzertlitteratur, alſo bravuröſe Virtuoſenſtücke und alle jene Werke, welche eine Reduktion ihres zur Darſtellung notwendigen Apparates von künſtleriſchen Mitteln mit einer gänzlichen Entſtellung ihres Charakters bezahlen würden, rechnen wir nicht zu Hausmuſik. Keine Hausmuſik iſt alſo das Finale der Neunten Symphonie, keine Hausmuſik ſind Berliozſche Symphonieen, keine Hausmuſik iſt z. B. Nicodés hochgeniale Symphonie-Ode „Das Meer," dagegen rechnen wir ein ſchlichtes Männerquartett, einen einfachen Chorſatz zur Hausmuſik; auch Tonſtücke geiſtlichen Charakters zählen mit zur Hausmuſik. Sie ſehen alſo, jede Art von Muſik, welche einer Wiedergabe im Hauſe, in der Familie nicht durchaus widerſtrebt, dürfen wir getroſt als Hausmuſik bezeichnen. Das der Begriff mit der Kompoſitionsart und der reproduktiven Leiſtungsfähigkeit einzelner Epochen ſich verſchiebt, ändert nichts an der Thatſache, daß das muſikaliſche Haus faſt jede Art von muſikaliſcher Produktion ſich zu aſſimilieren ſtrebt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Zu den Beſſeren biſt du gehörig, freilich!
Und dennoch prüfe dein Weſen täglich!

Gar mancher Fehler iſt wol verzeihlich,
Doch nicht erträglich!

Widmungsgedicht

zu einem Präſentierteller in japaniſchem Geſchmack.

Ah! quelle tablette!
Wie wundernett!
Faſt wünſcht man, daß man ſelbſt es hätt',
Das feine Brett!
Doch was man ſelbſt bewundert, mag
Man gern auch andern ſchenken;
Drum mögt ihr manchen frohen Tag
Es brauchen und an uns denken.

J. Tr.

Färberei im Hauſe.

Einen wichtigen Gehilfen bei der Inſtandhaltung unſerer verſchiedenen Garderobeſtücke haben wir in unſerm Färbekeſſel. Nach einigen kleinen Verſuchen, die ich vor vielen Jahren in Schwarzfärberei gewagt, habe ich mich allmählich ſogar zur Schönfärberei aufgeſchwungen. Die einfachſte Färberei, vielmehr Auffärberei, iſt das Verbürſten ſchwarzen Wollſtoffs mit einer Farbebrühe, die ich früher aus einer gekauften Miſchung von Spänen gewann, jetzt aus Braunſpänen, Seifenwurzel, Gummi arabicum, jedes für 10 Pfg., koche. Weiches Waſſer und langes, langſames Kochen ſind erforderlich, die Quantität gibt 2—3 Liter ſtarke Farbebrühe, welche durchgeſeiht und mittelſt Bürſte dem gewaſchenen und wieder getrockneten Stoff heiß aufgetragen wird, ſie färbt denſelben tiefſchwarz. Am beſten verrichtet man die Arbeit, der drohenden Flecke wegen, auf einem alten Tiſch im Freien. Der gleichmäßig durchtränkte Stoff, den man, wenn er aus glatten Stücken beſteht, auch eintauchen kann, muß im Schatten trocknen, kann auch geſpült werden. (Mit dem Spülwaſſer kocht man die Späne nochmals aus.) Etwas feucht rollt man ihn zuſammen und plättet ihn links. Das auf den käuflichen Farbepaketen empfohlene Kochen von Kleiderſtoffen vermeide ich ſtets, ſie erhalten zu leicht unvertilgbare Brüche. Mehrmaliges Auf- und Niedertauchen genügt nach meiner Erfahrung zum Auffärben jedes Wollenkleides, natürlich in der urſprünglichen Farbe, die dann von ſelbſt dunkler ausfällt. Ich benutze dazu die allerwärts erhältlichen Farbepäckchen, meiſt ohne die Beize, wenigſtens koche ich nie Stoff in derſelben. Die Beize gehört unbedingt wohl nur zu den Stoffen, die in anderer Farbe als bisher hergeſtellt oder waſchecht werden ſollen. Jedenfalls vermeidet man durch Unterlaſſen des Kochens das zerdrückte Ausſehen des Stoffes. Aber nicht nur Kleiderſtoffe, ſondern vieles andere iſt zu färben und zu kochen. Schnur und Borten, die mißfarbig geworden, verwaſchene Strümpfe aus Wolle und Baumwolle, abgetragene Stoffe, die als Futter zu neuen Kleidern verwendet werden ſollen, wollene Spitzen und Beſätze, alle die zahlloſen Sachen, die verſchoſſen und verblichen, aber noch feſt ſind — Alles wandert in den Färbekeſſel, meiſt um ſchwarz daraus hervorzugehen. Farbige Wollenſtrümpfe, die nicht mehr zum Anzug paſſen und unanſehnlich werden, verwandeln ſich ſämtlich in ſchwarze, an denen man dann beliebig an- und einſtricken kann. Weiße oder hellgewaſchene baumwollene Strümpfe färben ſich am echteſten kaffeebraun, das beim allmählichen Ausgehen nicht, wie ſchwarz, grau, ſondern zimmt- und modefarbig wird, ſtets brauchbare Schattierungen beibehaltend. Viele Jahre ſind derartige Strümpfe, das Dutzend vielleicht für 50 Pfg. oder weniger Farbe erfordernd, unaufgefärbt weiter zu brauchen, auch melierte oder geringelte Garne halten gut aus. Nur ſchwarzgefärbte Wollſtrümpfe erfordern in der erſten Zeit ein häufiges Baden der Füße, denn das gründlichſte Spülen iſt nicht imſtande, ganz das Abfärben zu verhüten. — Ausgezeichnet laſſen ſich die verſchiedenſten Wollreſte färben; ganze Ballen alter Stickwolle aller Farben gaben eine vollkommene dunkelrote Schattierung durch den Einfluß eines Päckchens auf die verſchiedenen Grundfarben. Bei allen dieſen Gegenſtänden ſind natürlich die den Farbepäckchen beigefügten Vorſchriften ſtreng innezuhalten. Ohne Beize habe ich aber ſchon ſchönſtens erneuert (mittelſt Aufbürſtens derſelben Farbe): Tuchſachen, Paletots, Morgenröcke, Möbelſtoff, Tiſchdecken u. dgl., und manches ſonſt unbrauchbare Stückchen Zeug zu irgend einem Zweck verwendbar gemacht. Ein gutes, dunkelblau gefärbtes, früher ſtrahlendblaues Kleid, hielt die ſpätere Wäſche ausgezeichnet aus, reinwollene Sachen fallen überhaupt ſtets nach Wunſch aus. Ein kleiner Kupferkeſſel für die Farbe, auf die Herdplatte paſſend, ein zweites großes Gefäß (ein alter ſchon in Ruheſtand getretener Eiſentopf) für die Beize ſind die einzigen Erforderniſſe für die Schwarz- und Schönfärberei. Mein Keſſelchen iſt mir aber nach wohlgelungener Arbeit ſchon oft als ein Zauberkeſſel im beſten Sinne erſchienen. Feenhände bekommt man freilich nicht; thut man dieſe Arbeit ſelbſt, ſo ſind eine Paar derbe Lederhandſchuhe und große Vorſicht erforderlich.

A. E.

Praktiſches fürs Haus.

Ausbeſſern der Rohrſtühle. „Haben Sie nicht Stühle auszubeſſern?“ ward uns heute ins Haus gerufen. Ich fragte die Frau, wie viel ſie ſich für einen Rohrſitz berechne. „Zwei Mark, und ſei nur eine kleine Stelle beſchädigt, entſprechend weniger.“ Mir fiel nun ein, daß ich im vorigen Sommer in der Sommerfriſche das hübſche feine Rohrgeflecht eines ſchönen Mahagoniſtuhles bewunderte und meine Wirtin zu meiner großen Verwunderung ſagte, daß ſie dies ſelber geflochten. Auch zeigte ſie mir, wie ſie vermittelſt einer ſtarken dazu geeigneten Nadel und für 20 Pf. Rohr dieſe ebenſo einfache wie hübſche Arbeit nach einem beſtimmten Muſter verrichtet habe. Eine Dame, ein Sommergaſt, welche zufällig anweſend war, ſagte, daß auch ſie ſich dieſe einfache Arbeit habe zeigen laſſen und alle Ausbeſſerungen der Stühle ſelber verrichte. In einem kinderreichen Hauſe iſt ein beſchädigter Rohrſitz nichts Seltenes und zwei Mark immerhin für eine Hausfrau, welche ſparen muß, eine ärgerliche Ausgabe. Manche Hausfrau wird Gelegenheit haben, ſich dieſe Arbeit zeigen zu laſſen, es ſollte mich freuen, wenn ſie durch dieſe Zeilen dazu angeregt würde.

M. B.

Ein alter Aberglaube ſagt, daß, wenn eine Schneiderin ſich beim Nähen eines Kleides in den Finger ſticht, dann die Trägerin des Kleides in demſelben ſehr gefallen wird. Weniger gefällt es uns aber, wenn durch ſolch einen Stich Flecke in den Stoff kommen, die beſonders aus hellem Atlas ſchwer zu entfernen ſind. Streut man aber ſofort weißes feines Salz auf den noch feuchten Fleck und tupft dieſes mit einem naſſen weißen Tuche auf, immer friſches Salz aufſchüttend und jedesmal eine andere Stelle des Tuches benutzend, ſo ſaugt das Salz den Fleck in kurzer Zeit vollſtändig aus dem Stoff auf. Viel Reiben mit dem Tuche vermeide man, dasſelbe macht nur den Stoff wollig und faſerig.

E. in L.

Handarbeit.

Praktiſche Geſchenke für alte Damen. Viele ältere Damen tragen gern ſchwarze Spitzen in den Ärmeln, und man hört gar oft die Klage, daß die gekaufte Spitze ſo ſchlecht hält und ſehr oft erneuert werden muß. Da machte ich den Verſuch, ſolche von feiner ſchwarzer Chappeſeide zu häkeln, und wählte das beliebte Klöppelſpitzenmuſter. Die Spitze ſah ſehr gut aus und iſt ſehr haltbar, und das kleine Geſchenk fand freudige Aufnahme. Nicht weniger Beifall ward einer anderen kleinen Arbeit zu Teil, die vielleicht auch Nachahmung findet: ein Beſchwerer für ein aufgeſchlagenes Buch beim Leſen, der das läſtige Umklappen der Blätter verhindert, und der beſonders für ſolche Damen zu empfehlen iſt, die beim Strickzeug leſen. Man näht von derber Leinwand ein Säckchen von etwa 3 cm Breite und 25 cm Länge. Dieſes teilt man durch eine Steppnaht, die man von einer Schmalſeite zur andern führt, in zwei genau gleich breite Hälften. Die ſo entſtandenen beiden Röllchen füllt man mittels eines kleinen Trichters mit feinem Schrot, das aber nicht zu feſt geſtopft werden darf (man muß die Röllchen noch biegen können), und näht die letzte Schmalſeite auch zu. Dann bezieht man das ganze mit farbigem, ſtarkem Seidenband, das man, ebenſo wie vorher die Leinwand, überwendlich zuſammennäht und ſo über die Rollen ſchiebt, daß die Naht zwiſchen die Röllchen kommt, hier ſteppt man es wieder durch. Zuletzt umnäht man den Beſchwerer an allen vier Seiten mit Perlfranſen. Beſonders gut ſehen Goldperlen an braunem Band aus.

Bachſtelze.

Dienſtbotenhumor.

Das Dienſtmädchen iſt ermahnt worden, hübſch höflich und freundlich gegen Gäſte zu ſein. Als es Kaffee einzugießen hat, entwickelt ſich ein dringliches Nötigen ihrerſeits, trotz energiſcher Abwehr eines würdigen Herrn. Das Zwiegeſpräch endet mit den herzlichen Worten: „Na, wenn Sie durchaus nicht wollen — — ſonſt ſehre gerne!“

Für die Küche.

Die großen, ausgewachſenen, ſogenannten Pferdebohnen, auch wol Saubohnen genannt, die, jung gepflückt, gar gekocht, mit Milch geſtovt, ein herrliches Gemüſe ergeben, ſind ja im ausgewachſenen Stadium von der Tafel verbannt. Sie laſſen ſich nach eigener Erfahrung aber herrlich dafür verwenden und ſind ein ſehr billiges Gericht, wenn man ſie folgendermaßen zurechtmacht: Nachdem ſie ausgeſchotet und von den Käppchen befreit ſind, kocht man ſie eine volle Stunde in Salzwaſſer. Dann wird alles durchgerührt, die Schalen bleiben zurück, während das ſchmackhafte Mark hindurchgeht. Mit Salz, Pfeffer und, wer es liebt, Muskatnuß geſtovt, dem etwas Butter hinzugeſetzt wurde, iſt es ſelbſt für Feinſchmecker ein leckeres Gericht. **Alte Leſerin des Daheim.**

Engliſcher Mehlpudding. Die engliſchen Puddinge ſind berühmt, wiewohl die Bereitungsart oft eine ſehr einfache iſt. Ich gebe in Nachſtehendem ein mir durch eine engliſche Dame bekannt gewordenes Rezept, welches ich ſelbſt bereits vielfach erprobt habe. Man nimmt auf 1 Pfund Mehl ¾ Pfund feingehackten Nierentalg, eine kleine Taſſe Milch oder auch Waſſer, Roſinen und Korinthen in beliebiger Menge, 2 Eßlöffel voll Zucker, 1 Theelöffel voll geſtoßenem Zimt und das nötige Salz. Man thut die Puddingmaſſe in eine mit Butter oder Fett ausgeſtrichene Form und läßt ſie 2 Stunden kochen. — Dieſelbe Teigmaſſe, aber ohne Zucker, Zimt, Korinthen und Roſinen, wird auch auf folgende Weiſe verwendet. Man ſtellt außer der Puddingmaſſe noch eine Farce von beliebigem Fleiſche her, formt ſie zu einem Kloße und thut dieſen in die Mitte der auf einem Brette ausgebreiteten Puddingmaſſe. Die letztere wird rings um den Fleiſchkloß gelegt und muß denſelben feſt umſchließen. Sodann wird dieſer Pudding in einer Serviette gar gekocht, und man gibt, je nach Geſchmack, eine pikante Sauce oder Backobſt ꝛc. dazu. **M. v. B.**

Auskunft.

Auf Fr. 158 ging dem Fragenden eine ausführliche ſchriftliche Unterweiſung zu, die wir hier nicht veröffentlichen können. Wir bitten um Adreſſe.

Zur Frage 163. Die ratloſe Mutter beliebe ſich an die Direktion der „Akademie für Handel, Landwirtſchaft und Induſtrie (Lehrſektionen für Handelswiſſenſchaft, Landwirtſchaft, techniſche und chemiſche Induſtrie) zu Cöthen (Anhalt)“ zu wenden, welche Proſpekte verſchickt, deren Inhalt ihrem Wunſche entſprechen wird. **Dr. G. K.**

Frage 164. Longman's Magazine, London, Longmans, Green & Co., Preis jährlich 20 Mark, hat religiöſe Tendenz, iſt illuſtriert und erſcheint wöchentlich. Ich rate, eine Probenummer zu verſchreiben oder Proſpekt kommen zu laſſen. Ausſtattung vorzüglich, Format à la Bibl. Univ., aber weniger umfangreich (nur 1350 S. 8⁰). **D.**

Fragen.

194) Hätten nicht einige ſehr tüchtige Schneiderinnen mit Geſchmack und eigenen Ideen Luſt, nach Aſchaffenburg in Bayern zu ziehen, wo ſie reichlichen Verdienſt fänden? **Edelweiß.**

195) Könnte eine gütige Leſerin mir wohl ein Geſchäft angeben, welches alte preußiſche Briefmarken kauft? Sehr dankbar wäre **E. aus Lüdenſcheid.**

196) Kann mir vielleicht eine der lieben Daheimleſerinnen ein Scherzgedicht nennen, welches ich zur Hochzeit einer Freundin bei Übereichung einer Haube vortragen könnte? Sehr dankbar würde ſein **Eleonore S.**

197) Könnte mir eine der freundlichen Daheimleſerinnen eine Kunſthandlung mitteilen, welche Münzen kauft und verkauft? **Daheimleſerin ſeit 1878.**

198) Mit welcher Maſſe kann man am beſten Gegenſtände aus Pappe oder Holz mit Muſcheln ſo bekleben, daß ſie nicht leicht wieder abſpringen? Tiſchlerleim, den ich ſonſt benutzte, hatte den Übelſtand, daß bei Witterungswechſel die Muſcheln abfielen. **Eine Deutſche in Natal.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
XXVII. Nr. 48. Erſtes Blatt.
Jahrgang
1891.
29. Auguſt
1891.
Aus der Zeit — für die Zeit.

Das Scheffeldenkmal in Heidelberg.

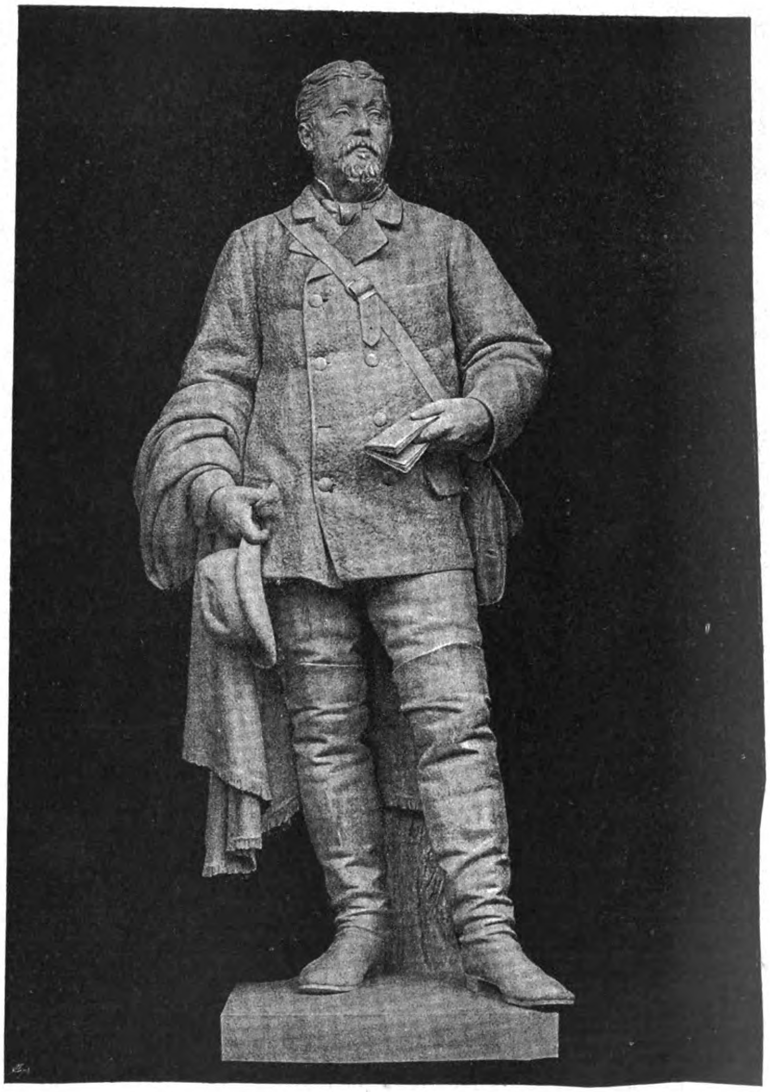
Karlsruhe darf ſich rühmen, die Geburtsſtadt Joſeph Viktor von Scheffels zu ſein, dort und auf ſeiner ländlichen Beſitzung am Bodenſee hat er den ſeßhaften Theil ſeines Lebens verbracht, in der Hauptſtadt des ſchönen Badener Landes hat er vor fünf Jahren nach ſchweren Leidenstagen die Augen geſchloſſen. Aber der Name des Dichters iſt trotzdem enger mit Heidelberg als mit Karlsruhe verknüpft. Von Heidelberg ſchrieb er ſelbſt: „Mein geliebtes Alt-Heidelberg, auf deſſen Boden und in deſſen Luft die heiterſten meiner Lieder erwachſen ſind“, und daß er Heidelberg über alle Städte ſtellte, beweiſen ſeine Verſe, mit denen aus jedermanns Munde jetzt das Lob der Neckarſtadt klingt:

„Alt-Heidelberg, du Feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine,
Kein' and're iſt dir gleich“.

Die Stadt, welche Scheffel am meiſten geliebt, die er am häufigſten beſungen hat, iſt, wie es ſich gebührt, die erſte, in welcher ſich des Dichters Denkmal erhebt. Auf der Terraſſe des Heidelberger Schloſſes ſteht auf hohem Steinſockel die in Erz gegoſſene Geſtalt des Sängers und ſchaut über die Dächer der Stadt weit in das blühende Land hinein. Profeſſor Adolf Heer in Karlsruhe iſt der Schöpfer desſelben. Der hundert Zentner wiegende Granitſockel trägt den Namen des Dichters und zwei Reliefs, welche Scheffels Loblied auf Alt-Heidelberg verſinnbildlichen. Die Figur des Dichters ſelbſt iſt in der Wandertracht dargeſtellt, in welcher Scheffel in geſunden und wanderluſtigen Tagen ſeinen geliebten Schwarzwald zu durchſtreifen pflegte, in Jagdjoppe und hohen Stiefeln, auf dem Arm das Plaid, die Ledertaſche über der Schulter, in der einen Hand den weichen Filzhut, in der anderen das Notizbuch. So hat er, ein rüſtiger Fußwanderer, oft genug das ſchöne Land durchſtreift und den Zauber der Natur in ſich aufgenommen, der aus ſeinen Liedern wiederklingt. Es iſt nichts von allegoriſchem Beiwerk, von gemachter Poſe in dem Denkmal, das Profeſſor Heer geſchaffen hat, und das entſpricht am beſten dem Charakter Scheffels als Menſch wie als Dichter. Was er ſcherzend in der Zueignung an ſeine „teuren Eltern“ von ſeinem „Trompeter“ geſagt:

„Manch Gebrechen trägt er, leider
Fehlt ihm tragiſch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeff'rung,
Fehlt ihm auch der amaranth'ne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anſpruchsvolle Bläſſe.
Nehmt ihn, wie er iſt, rotwangig,
Ungeſchliff'ner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem ſchlichten Strohhut“,

das ließe ſich leicht auch auf das Denkmal Scheffels variieren, in dem Profeſſor Heer die Züge und die Geſtalt des Dichters dem deutſchen Volke für alle Zeiten feſtgehalten hat. Um ſo dankbarer iſt es daher anzuerkennen, daß der intimſte Freund Scheffels, Maler Wilhelm Kloſe in Karlsruhe, das Heidelberger Komitee durch eine Schenkung von zehntauſend Mark in den Stand ſetzte, den Entwurf Profeſſor Heers zur Ausführung bringen zu laſſen.



Das Scheffeldenkmal in Heidelberg.

Modelliert von Prof. Adolf Heer.

Nach einer Photographie aus dem Kunſtverlag von Edm. von Koenig in Heidelberg.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Es iſt recht ſchade um manche Dinge!
Um ſchöne Gegend bei trüben Brillen,
Bei groben Händen um edle Ringe,
Um reiche Gaben bei ſchlechtem Willen!

Fr. 169.

Polterabendgedicht für ein junges Mädchen, das als „Mädel vom Oſtſeeſtrand“ erſcheinen ſoll.

(Kleidung die eines Fiſchermädchens.)

Mutter ſagt, ich ſollt' bringen dar
Unſ'ren Glückwunſch dem jungen Paar;
Aber wie ſoll ich es denn nur wagen,
Hier ein einziges Wort zu ſagen?
Komme mir vor wie der Fiſch auf dem Land,
Ich armes Mädel vom Oſtſeeſtrand!
Es heißt ja wol, daß man reden müßt,
Wie einem der Schnabel gewachſen iſt,
Und kommt dann etwas heraus, was dumm,
Lachen die Leute, nehmen's krumm,
Sagen, man wäre ungebild't,
Was doch als größte Schande gilt. —
Ungebildete Leute, wie ich,
Machen zwar ihre Gedanken ſich
Auch auf ihre eigene Weiſe
Und in ihrem beſchränkten Gleiſe.
Ich hab' es zum Beiſpiel nie verſtanden,
Warum die Leute oftmals nannten
„Den Hafen des Eheſtandes“ die Eh',
Denn ſoviel ich weiß und ſeh'
Und als Fiſchermädchen begreifen kann,
Fängt mit dem Hochzeitstage an
Ein hoffnungsvoll Steuern vom Lande fort,
Kein Einlaufen im ſichern Port!
Eine Seefahrt ſcheint mir die Ehe zu ſein
Bei friſcher Briſe und Sonnenſchein,
Oder bei Nebel und drohender Bö;
Wie ſchnell zieht ein Sturm 'mal in die Höh'
Auch am blaueſten Eheſtandshimmel,
Und ebenſo ſchnell aus der Wolken Gewimmel
Lacht die Sonne freundlich und heiter,
Und im richtigen Kurs ſchifft man weiter.
Den muß man kennen im Eheſtand,
Will man in das gelobte Land,
Das heißet Frieden, guter Vertrag,
Wohlſtand, Glück, wie man's nennen mag'
Der richtige Kompaß iſt das Herz,
Ballaſt im Lebensſchiff Leid und Schmerz,
Der muß den nötigen Tiefgang geben,
Alles ins richtige Gleichgewicht heben.
Unnötigen Ballaſt aber vermeidet,
Daß Eure Fahrt nicht darunter leidet,
Und als ſolchen fürchtet gar ſehr
Ängſtliches Bangen und Sorgen ſchwer!
Manches auch, wovon man ſich nicht kann trennen,
Iſt eigentlich unnützer Ballaſt zu nennen,
Erſchwert die Fahrt, ſo daß das Schiff
Leichter gerät auf Klippe und Riff.
Davor und vor allen and'ren Gefahren
Wolle Euch Gott in Gnaden bewahren,
Wenn in feindlichen Sturmes Toben
Brauſende Brandung ſich erhoben!
In feſter Hand ſei das Steuer am Heck,
Blitzblank immer alles auf Deck,
Ordnung in Kajüte, Kambüſe,
Ruhige See und friſche Briſe.
„Rüm Hart und klar Kimmung“ nach Seemannswort,
Beim Steuern aus dem Hafen fort! —
Fröhliches Herz und das Wetter gut
Über der lachenden, lockenden Flut.
Glückliche Fahrt in allerlei Weiſe
Wünſch' ich Euch auf die Lebensreiſe.
Beliebig:
Und daß Ihr meiner mögt gedenken,
Laßt mich Euch dieſe Muſchel ſchenken.
(Überreicht eine ſchöne Muſchel, vielleicht als Attrappe für ein wertvolleres Geſchenk oder als Blumenvaſe benutzt.)

A. E.

Fr. 168.

Begleitgedicht zu einer Meerſchaumſpitze für den Bräutigam.

Meerſchaumgeboren taucht' aus blauen Wogen
Der Liebe Göttin einſtmals hold empor,
Geleitet von der Nereïden Chor. —
Folgt träumend nun dein Aug' den duft'gen Bogen,
Wie ſie aus dieſem meinem Meerſchaum zogen,
Durch deine eig'ne Kunſt gelockt hervor.
Wie ihr Gebild ſich in der Luft verlor,
Indes dir fern ab die Gedanken flogen, —
Mög' Liebſter, auch in zarter Wolken Wellen
Vor deinem Aug' auftauchen die Geſtalt,
Die dir die allerliebſte iſt von allen.
Mein Meerſchaum möge gaukelnd um dich ſchlingen
Nur liebe, holde Bilder mannigfalt,
Die du erſchauſt in ſeinen Zauberringen.

A. E.

Die Tugenden der Citrone.

Die Citrone iſt nicht nur als Würzfrucht zu ſchätzen, ſondern beſitzt Eigenſchaften als Haus-Heilmittel, deren Kenntnis noch lange nicht genügend bekannt ſind. — Zunächſt löſcht der Citronenſaft den Durſt der Kranken ſowohl wie der Geſunden zur Zeit der Sommerhitze. Doch iſt dabei folgendes zu bemerken: Weder das Trinken großer Mengen Waſſers noch eiskalter Getränke ſtillt den Durſt. Viel Waſſer regt die Schweißdrüſen zu vermehrter Thätigkeit an. Beweis: wer viel trinkt, ſchwitzt ſtark. Eisſtücke und Eismaſſen (Krankheitsfälle ſind ausgenommen) erkälten den Magen und bewirken, wie jeder Reiz, einen Gegenreiz. Der Gegenreiz von Abkühlung aber iſt Erwärmung. Beweis: die wohlthuende Wärme des ganzen Körpers nach einem richtig genommenen kalten Bade, die heißen Hände der Knaben, welche ſchneeballten, das glühende Geſicht nach einem Gange in der kalten Winterluft. — Alkoholiſche Zuſätze zum Trinkwaſſer löſchen den Durſt nur ſcheinbar. Alkohol erhöht die Herzthätigkeit und erregt fieberhaften Durſt. Beweis: die trockene Kehle nach Zechgelagen, der ſogen. Nachdurſt oder Brand.

Citronenſäure mit Waſſer löſcht den Durſt. Es darf jedoch kein Zucker hinzugethan werden, denn der Zucker erhitzt und erregt neuen Durſt. In Italien preſſen die Leute den Saft der Citrone in Waſſer und trinken es ohne jeglichen weiteren Zuſatz. Die Erfahrung lehrte, daß dies das beſte in der Hitze ſei. Wem die Säure allein nicht angenehm ſchmeckt, dem iſt geſtattet, etwas Soda- oder Selterswaſſer hinzu zu ſetzen. Wer ſich dagegen an die reine Säure gewöhnte, zieht ſie jeder ſüßen Limonade vor.

Gegen Naſenbluten hilft Citronenſaft, den man auf ein Baumwollenbäuſchchen träufelt und in die mit Waſſer ausgeſpülte Naſenhöhle ſchiebt. Liegt das blutende Äderchen hoch in der Naſenhöhle, ſo muß der Citronenſaft eingeſpritzt werden. Man darf in dieſem Falle den Citronenſaft nicht durch aufgelöſte Citronenſäure erſetzen, die jedoch als Zuſatz zum Trinkwaſſer ſehr gut dienen kann. — Verdächtiges Waſſer wird durch Citronenſäure genießbar, ſie tötet Bacterien.

Gegen Sonnenſtich, Hitzſchlag u. ſ. w. iſt Citronenſäure in Waſſer ein erprobtes Mittel, das beim Militär auf Märſchen zur Hand ſein muß. — Zum Schluß ſei noch darauf hingewieſen, daß in Sardinien und Süditalien Abkochung von Citronen gegen Malaria-Fieber mit Erfolg gegeben wird, wenn Chinin und Arſenik wirkungslos bleiben. Man kocht mit der Schale zerſchnittene Citronen in ſo viel Waſſer, daß ſie oben bedeckt ſind, in einem Steingutgefäß und ſeiht durch. Von dem abgekühlten Sud, dem das Öl, welches oben ſchwimmt, mittelſt Watteflöckchen abgenommen wird, erhält der Kranke einige Stunden vor dem Eſſen einen Eßlöffel voll. Hartnäckige Sumpffieber ſind dieſer einfachen Behandlung gewichen.

Blühende Roſen im Winter.

Wenn zu einer Zeit, wo draußen in der Natur der Winter noch jegliches Keimen und Sproſſen in Feſſeln hält, im Zimmer die leuchtenden duftigen Knoſpen eines Roſenſtrauches ſich öffnen, ſo iſt das für den Blumenfreund ein hoher Genuß, ja ein kleiner Triumph. Denn nicht ohne alle Schwierigkeiten iſt das Treiben der Roſe im Zimmer. Viel Mühe, viel Aufmerkſamkeit hat es gekoſtet, bis ſich Blatt auf Blatt entwickelte und endlich die langerſehnten Knoſpen ſich zeigten. Und dennoch möchte ich dieſe Kultur dem Pflanzenfreunde mit am meiſten empfehlen, gerade weil ſie etwas ſchwierig iſt und weil ein Können und Wiſſen dazu gehört, das dieſer Kultur einen beſonderen Reiz verleiht. Wem daher ſeine Gewächſe nicht nur Staffage im Zimmer ſind, ſondern intereſſante liebe Pfleglinge, der möge getroſt, trotz aller Klagen über Mißerfolge, auch der Roſe ein Plätzchen vorm Fenſter einräumen, und er wird erfahren, daß unſere Blumenkönigin bei umſichtiger Behandlung jede Mühe dankbarer lohnt, als viele unſerer eingebürgerten exotiſchen Gewächſe. Alle Topfroſen wachſen am kräftigſten in ſchwerer Erde, beſonders die ſtarkwachſenden und harten Arten. Gute Raſenerde, vermiſcht mit durchlagertem Stalldünger, Lauberde und $^1/_5$ Flußſand, iſt für unſere Roſenkultur am geeignetſten. Dieſe Erdmiſchung darf beim Gebrauch nicht erſt geſiebt werden, man entfernt nur die gröbſten Brocken, denn je gröber die Erde in gewiſſem Maße iſt, deſto beſſer werden die Pflanzen darin gedeihen. Zum Treiben im Zimmer eignen ſich am beſten die auf Wildling veredelten Roſen, nicht die häufig angeprieſenen wurzelechten. Im Frühjahr werden ſolche junge, auf zwei bis drei Augen zurückgeſchnittene 1- bis höchſtens 2jährige Pflanzen in entſprechend große Töpfe gepflanzt und an einem ſonnigen freien Ort im Garten bis an den Topfrand in die Erde geſenkt. Beim Einſenken der Töpfe gebraucht man die Vorſicht, unter jedem Abzugsloch einen Stein oder eine Scherbe zu legen, um ein durchwurzeln zu verhindern. Wachſen die Wurzeln nämlich durch das Abzugsloch aus dem Topf heraus, ſo geſchieht dieſe Wurzelentwickelung außerhalb des Topfes auf Koſten der Wurzelentwickelung im Topfe, und wenn ſchließlich die Töpfe zum Treiben herausgenommen werden, ſo erleiden die Pflanzen durch die Entfernung ihrer äußeren Wurzeln eine große Störung, welche für den ganzen Erfolg verhängnisvoll werden kann. Die Pflege der Roſen während des Sommers beſteht im richtigen Gießen und zeitweiliger Düngung mit verdünnter Jauche, damit die Pflanzen gehörig ſtark werden. Denn die Gewinnung kräftigen, gut ausgereiften Holzes, das iſt das Ideal des Roſentreibgärtners. Man beſeitige daher alle ſchwächlichen Triebe und alle Knoſpen und achte nur darauf, daß die beſtgeſtellteſten, ſtarken Triebe in jeder Weiſe begünſtigt werden. Im Auguſt ſuche man das Wachstum der Roſen allmählich zu verhindern, damit ſie ihre Ruheperiode, welche ſonſt erſt in den Winter fällt, ſchon jetzt beginnen, denn die ganze Kunſt des Treibens beſteht ja lediglich darin, die Vegetationsperioden auf andere Jahreszeiten als die natürlichen zu verlegen. Um nun dieſe künſtliche Ruhe zu erzwingen, hält man die Pflanzen trocken. Die Töpfe werden aus der feuchten Erde gehoben und frei aufgeſtellt. Gegoſſen wird nur ſehr wenig, und vor ſtarkem Regen ſchützt man die Pflanzen durch Niederlegen der Töpfe. In dieſer Lage ſetzt man die Roſen auch einer Kälte von 1—2° R. aus, wonach das Treiben ſchneller und mit beſſerem Erfolge vor ſich geht. Gegen ſtärkere Kälte ſchützt man die Pflanzen durch eine dichte Laubdecke, oder bringt ſie in einen froſtfreien kälteren Raum, bis man ſie um die Weihnachtszeit oder Anfang Januar zum Treiben ins Zimmer ſtellt. Vorher aber werden ſie erſt noch tüchtig begoſſen und dann beſchnitten. Dieſer Schnitt beſchränkt ſich jedoch nur auf das Entfernen der unverholzten Spitzen, denn je weniger man ſchneidet, um ſo früher tritt die Vegetation ein, um ſo zeitiger und reichlicher entwickelt ſich der Flor. Viele Treibgärtner ſchneiden aus dieſem Grunde die ſchwachtriebigen Thee- und Noiſette-Roſen garnicht. Bei dieſen Sorten wenden ſie nur das Niederbiegen und Befeſtigen der langen Triebe in horizontaler Richtung an, um hierdurch das Austreiben der Augen zu bewirken. Sind dieſe ausgetrieben, ſo können die Zweige wieder in die Höhe gerichtet werden. Im Zimmer werden die Roſen an ein ſüdlich gelegenes Fenſter aufgeſtellt, wo hinreichend Licht und Sonne die Pflanzen treffen kann. Um recht kräftige Triebe zu erzeugen, darf das Zimmer anfangs nicht allzu warm ſein. Eine Temperatur von + 8 bis 10° R. genügt. Erſt wenn ſich die Knoſpen gebildet haben, welche in der Regel nach dem 6.—8. Blatte erſcheinen, kann man die Temperatur bis auf + 14° R. erhöhen. Das Begießen geſchieht während der Treibperiode nach Bedarf. Eine Düngung mit Hornſpähnewaſſer iſt beſonders zur Zeit der Knoſpenbildung für die Pflanzen ſehr vorteilhaft. Ein häufiges Überſpritzen der Roſen, falls die Luft im Zimmer nicht allzu trocken iſt, erzeugt leicht Mehlthau und mattgrüne, braunfleckige Blätter. Haben ſich nun ſo ziemlich alle Knoſpen am Strauche geöffnet, und will man ſich die Freude an ſeinen Roſen noch etwas verlängern, ſo ſtellt man die Pflanzen in ein kälteres Zimmer oder umwickelt die eben aufgeblühte Knoſpen mit einem dünnen Bindfaden, ſo daß ſie ſich nicht weiter öffnen können. Nach dem Abblühen bringt man die Pflanzen, um ſie für ein nächſtes Treiben wieder benutzen zu können, in ein kälteres Zimmer, damit ſie hier allmählich ihre natürliche Ruheperiode beginnen. Haben ſich die Sträucher hier völlig

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

entlaubt — vorausgeſetzt, daß es nicht Sorten aus den Gattungen mit bleibenden Blättern, wie z. B. die vielbeliebte Centifolie Hermosa, ſind — ſo nimmt man die Pflanzen aus dem Topf heraus, beſchneidet die Wurzeln, gibt ihnen neue Erde, und falls die Witterung es geſtattet, ſtellt man ſie wieder in der ſchon beſchriebenen Weiſe im Freien auf. Da die einmal getriebenen Pflanzen nun aber immerhin nicht ſo kräftig wachſen als die noch nicht getriebenen, ſo benutzt man ſie entweder für ein ſehr ſpätes Treiben, etwa im Februar des folgenden Jahres, oder man läßt ſie ein Jahr ganz ruhen, indem man ſie aus dem Topf herausnimmt und ins Freie auspflanzt. Hier ſorgt man durch wirkſame Düngung und einen ſtarken Rückſchnitt wieder für kräftige, gutentwickelte Triebe, ohne die nun einmal ein lohnendes Treiben undenkbar iſt. Ganz beſonders aber hängt der Erfolg der Treibkultur auch von der Wahl der Sorte ab, denn es iſt durchaus nicht gleichgültig, welche Sorten wir zum Treiben im Zimmer verwenden. Am beſten eignen ſich unſere Theeroſen hierzu und zwar: Maréchal Niel, Niphetos, Perle des jardins, Madame Falcot, Glorie de Dijon, Safrano, Souvenir d'un ami, Grossherzogin Mathilde, Marie van Houtte, William Francis Benett, Mademoiselle Franzisca Krüger, Madame Chédanc Guinoisseau. Von den Remontanroſen ſind es: La France, Horace Vernet, Captain Christy, Marie Baumann, Merveille de Lyon, Jules Margottin, Thriomphe de l'Exposition. Und von den Monatsroſen ſind es Cromoisie supérieur und die ſchon erwähnte Hermosa, die einzige Roſe, die auch wurzelecht beim Treiben einen reichlichen Blumenflor entwickelt.

Adolf von Drathen.

Muſchel-Arbeiten.

Wer das Glück hatte, einige ſchöne Sommerwochen an der See zu verleben, iſt gewiß nicht ohne einen Vorrat ſelbſtgeſammelter Muſcheln heimgekehrt. Da iſt es denn in ſtiller Winterzeit eine gar freundliche Erinnerung an vergangene ſchöne Stunden, dieſelben hervorzuholen und niedliche Sachen aus ihnen herzuſtellen. Beſonders hübſch ſind mit Muſcheln beklebte Konſolen zur Aufſtellung größerer Muſcheln. Man läßt ſich zu dieſem Zweck vom Tiſchler Holzklötze in Konſolenform ſchneiden. Will man die Arbeit beginnen, ſo laſſe man vorher die Holzform gut durchwärmen, dann ſchmelze man rotes oder grünes Flaſchenpech und ſtelle das Gefäß auf eine Spiritusflamme, ſo daß das Pech immer warm bleibt. Zuerſt beſtreicht man die obere Fläche der Konſole mit demſelben, iſt ſie erkaltet, ſo ſtellt man die Form auf und beginnt nun mit dem Aufkleben der Muſcheln, indem man, vom oberen Rande beginnend, immer etwas Pech, am beſten mit einem Blechlöffel auffüllt, und die Muſcheln da hineindrückt. Doch darf man nur immer eine kleine Fläche befüllen, und muß mit den Muſcheln flink bei der Hand ſein, ehe das Pech erkaltet; deshalb ordne man ſich vorher die Muſcheln, wie man ſie aufzukleben gedenkt. Erkaltet einem dennoch das Pech auf der Form zu früh, ſo wärme man es über der Spiritusflamme wieder an. Sehr hübſch machen ſich zwiſchen den Muſcheln künſtliche Korallen, die man herſtellt, indem man längere und kürzere Endchen Bindfaden in flüſſiges rotes Flaſchenpech taucht und wenn ſie erkaltet, einige zu einem Büſchelchen zuſammenbindet. Auf dieſe Art laſſen ſich mancherlei hübſche Sachen herſtellen. Beſonders zierlich iſt auch ein Muſchelkörbchen als Behälter für getrocknete oder friſche Blumen (für letztere mit Einſatz eines Glas- oder Porzellanſchälchens). Zur Herſtellung eines ſolchen Körbchens ſchneidet man ſich zunächſt nach irgend einem anderen Körbchen, welches die paſſende Form hat, von Rand und Boden ein Papiermuſter, und danach die Form von ſteifer, nicht zu dicker Pappe. Wo der Rand zuſammentrifft, ſchabt man die Pappe etwas ab, legt die beiden Seiten übereinander und klebt oder näht ſie zuſammen. Dann näht man den Boden ein, und befeſtigt oben um den Rand beſponnenen Hutdraht mit regelmäßigen Schrägſtichen von recht ſtarkem Zwirn, wobei man von dem Draht an zwei entgegengeſetzten Stellen des Korbrandes runde Oeſen bildet, welche die Henkel darſtellen. Dann wird zunächſt das Innere des Körbchens mit Flaſchenpech ausgeſtrichen und danach außen in der angegebenen Weiſe mit Muſcheln beklebt. Beſonders zierlich iſt für ein ſolches Körbchen eine Füllung von getrockneten Gräſern und Roſenknoſpen aus Seidenpapier.

F. K.

Kindermund.

Mariechen hört zu, als ihre Schweſter bei der Tante leſen lernt. Dabei kam dieſe an das Wort „Opfer“ und fragte: „Was iſt denn ein Opfer?“ Während die Tante ſich noch auf eine Erklärung des ſchwierigen Wortes beſann, rief Mariechen: „Ob wer heute zu Tante Auguſte gehen dürfen!“

Trudel lernt (leider) Franzöſiſch. Daß die Franzoſen ü ſtatt u ſagen, will ihr nicht in den Kopf. „Aber, Mutter, dann rufen wohl die franzöſiſchen Kühe alle „Müh!“ ſtatt „Muh.“

G. B.

Praktiſches fürs Haus.

Fr. 157. Zum Reinigen von Küchenmöbeln aller Art eignen ſich Stahlſpäne vorzüglich, ebenſo zum Reinigen von Parkettfußböden. Zu beziehen durch Carl Boy, Hamburg, Gr. Reichenſtr. 37. kg 1 Mk.

Frage 165. Wallnußbaumblätter ſind, wie ich vor ca. zwei Jahren entdeckt habe, ein ſicheres Mittel zur Vertreibung der ſo ſehr ſchädlichen Motten.

Fr. 165. Motten, welche in Möbeln, Teppichen, Gardinen, Pelzſachen ꝛc. eingeniſtet ſind, können durch Einwirkung von Gaſen getötet werden, ohne daß dadurch Politur, Stoff und Farben irgendwie leiden. Die Behandlung geſchieht in einem großen, hermetiſch verſchloſſenen Metallbehälter. Eine Garantie für Erfolg kann nur allein hierdurch geboten werden. Es gibt beſondere Anſtalten, welche dieſen Apparat haben und ſomit dies Verfahren anwenden können. **Dr. H. K.**

Fr. 173. Kupfernes und meſſingnes Geſchirr wird ſehr ſchnell blank in Molke.

Fr. 173. Kupfernes Kochgeſchirr reibe man mit in Eſſig aufgeweichtem Lehm mittels eines wollenen Tuches ab und putze, wenn nötig, noch mit Kreide nach. **M. P. in B.**

Fr. 175. Das einfachſte Mittel, einen gepflaſterten Hof von Unkraut zu befreien, iſt: denſelben von Zeit zu Zeit mit kochendem Waſſer zu begießen. Um unſren Brunnen nicht zu ſehr in Anſpruch zu nehmen, pflegen wir das von der Wäſche zurückgebliebene Spülwaſſer im Waſchkeſſel zu kochen und zu obigem Zweck zu benutzen. **E. u. H.**

Fr. 175. Nach leichtem Regen oder vorherigem Angießen, ſo daß der Boden durchläſſig iſt, begieße man das Unkraut mit „roter Lauge“, welche in jeder Seifenſiederei zu haben iſt. Dieſelbe vernichtet das ganze Wurzelgebilde und dadurch alles Unkraut.

Mit in dem Ofen gewärmten Kartoffelmehl kann man alle Schmutzflecke aus hellen Mouſſeline-, wollnen und battiſtenen Kleidern entfernen, indem man damit abreibt.

Trudi.

Frage 166. Eine Abonnentin. Schachtelſtickerei darf beim Waſchen nicht gerieben werden. Ich weiche die Stickereien in Salmiak und Waſſer ein, wickle ſie auf eine mit Flanell bezogene Flaſche glatt auf, lege zuletzt ein Stück grobe Mullgaze oder Tüll darüber und waſche das Ganze unter öfterem Waſſerwechſel mit einem Bürſtchen und Seife. Zum Färben thue ich ein wenig Ocker (gelbe Erde) in ein Stückchen Mull oder Leinen und färbe damit die rohe Stärke (nicht zu dunkel!). Die gefärbten Sachen werden zwiſchen trockne Tücher gewickelt und einige Stunden darauf links geplättet. Beim Plätten legt man ein mit Leinen bedecktes Stück Flanell unter die Stickerei, damit ſich die erhaben gearbeiteten Stellen gut herausdrücken. Vor dem Plätten wird alles gut ausgezupft.

Frau Lucie.

Blumendünger. Ein vorzüglicher Blumendünger, namentlich auch für Topfpflanzen beſteht aus einer Miſchung von Superphosphat und Kaliſalpeter zu gleichen Teilen. Auch kann man zu dieſen beiden Beſtandteilen noch Chiliſalpeter zufügen. Der Dünger wird trocken auf die Blumentöpfe geſtreut.

Frau J. H. in Zürich.

Fr. 170. Frau Diakonus Stiehm. Ich habe gefunden, daß Kokusfaſerdecken ſich nur aufrollen, wenn ſie zu dick am Abſchnitt geſäumt waren, oder die Qualität zu leicht war. Läßt es ſich einrichten, ſo haken Sie die Enden der Läufer an kleinen flachköpfigen Nägeln feſt; dieſe Nägel müſſen jedoch ſo eingeſchlagen werden, daß die Köpfe unter den Läufer zu liegen kommen, die Meſſingöſen müſſen dementſprechend an den Läufer angenäht werden. Ich habe die Kokusfaſerdecken gut handbreit einmal umgeſchlagen und links mit ſogenannten Hexenſtichen den Umſchlag feſtgenäht. Anfangs iſt dieſer Umſchlag wohl etwas dick, nach kurzer Zeit aber hat er ſich flach getreten und ſchützt vor dem Aufrollen.

Frau Lucie.

Arbeitskörbchen.

Aus dem zum Waſchen ſo ſehr angeprieſenen Luffah ſchneidet man ein 40 cm langes und 12 cm breites Stück und näht es mit ſtarkem gleichfarbigen Leinengarn an den Breitenenden ſorgfältig zuſammen. Zu dieſer Runde ſchneidet man aus Luffah einen Boden den man mit gleichem Material ausnäht. Desgleichen näht man einen 3 cm breiten 28 cm langen Henkel an, und hat ſo einen kleinen Korb fertig geſtellt. Mit flüſſiger Goldbronze wird derſelbe dann angeſtrichen und mit hochkirſch- oder roſenroter Seide gefüttert, ſodaß oben am Rande ein flämiſches Köpfchen den Schluß bildet. Die Anfänge des Henkels verziert man mit gleichfarbigen Seidenpompons oder Quaſten, das Innere desſelben mit einer gleichfarbigen Seidenrüſche. Zur Erhöhung der Eleganz dient eine Stickerei: Blumenzweig, Monogramm oder Wappen auf dem Bodenfutter des Körbchens, aber auch ohne dieſes hat man ein allerliebſtes Schmuckſtückchen für jeden Nähtiſch dargeſtellt.

Handarbeit.

Lampenſchleier. Ein ſehr hübſch und elegant ausſehender Lampenſchirm und doch zugleich ſehr billiger, iſt nachſtehend beſchriebener. Man nimmt 4 Bogen roſa und 4 Bogen creme Seidenpapier, dieſe werden zur Hälfte durchgeſchnitten, und man klebt die 8 roſa Teile an den Seiten eins an das andere fein zuſammen, ebenſo die gelben. Iſt es dann getrocknet, ſo legt man das Papier zuſammen und zieht es ſolange durch die Hand, bis es ſchließlich ganz fein gerippt erſcheint. Das creme Seidenpapier wird nun nach innen als Futter genommen und beide Teile vom oberen Rande entfernt 12 cm mit ſtarkem Zwirn mit Hinterſtichen in Falten genäht, vielleicht bis auf 40 cm. Dann heftet man inwendig auf die Stiche noch ein weißes Gummiband, welches nur 30 cm weit iſt, dadurch bekommt der Schirm einen beſſeren Schluß um die Glocke. Nun macht man noch einen kleinen Roſenknoſpenzweig nach bekannter und einfacher Art, befeſtigt ihn auch an der Naht und deckt ſchließlich dieſe noch mit einem $2^{1}/_{2}$ cm roſa Band und Schleife. Sehr hübſch ſieht dieſer Schirm auch in rot mit lachsfarbenem Futter aus, mit Mohn oder bunten Nelken.

H. v. E. Brsl.

Perlenhalsband. Zu den jetzt ſo gern getragenen, niedrigen Umlegekragen möchte ich ein aus Perlen geflochtenes Halsbändchen empfehlen. Am hübſcheſten ſieht es aus mittelgroßen, granatroten Glasperlen mit einem Abſchluß aus Gold- oder Stahlperlen aus. Man legt acht Perlen auf und arbeitet nun nach der bekannten Art, mit der man früher die Körbchen, Lambrequins und Gardinenhalter aus böhmiſchen Perlen machte. Das einzige Neue daran iſt, daß man beim jedesmaligen Umwenden der Arbeit drei kleine Goldperlen auf die Nadel

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nimmt, die dann ein goldenes Rändchen bilden. Der haltbarſte Faden iſt Kordonnetſeide. Man mache das Perlenband nur ſo lang, daß es gerade um den Hals reicht. Den Verſchluß bilden Haken und Öſe, die durch ein kurzes Schleifchen verdeckt werden. **Hertha aus N.**

Kreuzband aus Stoff zur Verſendung von Druckſachen. Da ich häufig in die Lage komme, für meinen Mann allerhand Druckſachen einzupacken, Bücher an Bibliotheken, Broſchüren an Buchhandlungen, ſo habe ich mir vielfach folgendes Kreuzband angefertigt (denn nur unter Kreuzband, das dergeſtalt angelegt ſein muß, daß der Inhalt der Sendung leicht geprüft werden kann, dürfen Druckſachen ohne Poſtpaketadreſſe zu ermäßigtem Porto verſandt werden), welches vielleicht einer Mitleſerin willkommen iſt, ſich wohl auch als Geſchenk für Herren verwenden läßt. Von ſtarker grauer Leinwand (jeder Futterſtoff oder Satinreſt von Dauerhaftigkeit thut denſelben Dienſt) ſchnitt ich einen Streifen von 10 cm Breite und $^3/_4$ m Länge. Von der Mitte an wurde die eine Hälfte des Streifens abgeſchrägt, um ſpäter durch einen Einſchnitt geſteckt werden zu können, der ſich am andern Ende des Streifens befand. An beide Enden werden Bänder angenäht. — Je nach der Größe des zu verſendenden Buches wird der Streifen kreuzweiſe, oder auch nur der Länge reſp. der Breite nach um dasſelbe geſchlungen, die Bänder ebenfalls, nachdem ſie durch den Einſchnitt gezogen, um das Buch gewickelt und zur Schleife gebunden. Die Adreſſe wird entweder auf den Stoff ſelbſt geſchrieben oder auf ein Stück Papier, das auf das Kreuzband geklebt oder geheftet wird. — Will man ein Buch reſp. den Einband mehr ſchützen, ſo braucht man nur die Breite des Kreuzbandes entſprechend zu vergrößern, um die Decke ſowohl wie die Kanten und Ecken vor Schadhaftwerdung zu behüten, ohne das Porto wie für ein Poſtpaket zahlen zu müſſen. **Xantippe.**

Taſchentuchbehälter. Aus farbigem Atlas oder Satin ſchneidet man ein Viereck von 36 cm und beſäumt dasſelbe rund herum. Dann häkelt man aus grauem oder crêmefarbenem Garn ein beliebiges Pleinmuſter, ſo groß, daß es genau das Viereck bedeckt, und umgibt es mit einer Spitze, dieſe muß aber überſtehen. Nachdem man die Häkelei auf dem Atlas befeſtigt hat, näht man an den vier Ecken $2^1/_2$ cm breites Atlasband an und bindet die ſich gegenüberliegenden Ecken zuſammen, und der hübſche Taſchentuchbehälter iſt fertig. Sehr hübſch ſieht hochrot mit crême oder blau mit grau aus.

Meine Schweſter hatte zum Geburtstag ein Photographiealbum bekommen; um den ſchönen Einband zu ſchonen, verfertigte ich ihr eine ebenſo praktiſche als hübſche Hülle aus billigem Material. Ich kaufte beim Sattler eine Breite dunkelblaues Ledertuch, ſo viel Centimeter, als das Album hoch war; hiervon ſchnitt ich ein Stück im Ganzen ab zu Vorder-, Rückſeite und Rücken, und dann noch die beiden Seitenwände oben und unten extra; dieſe müſſen mit an die Rückenwand feſtgenäht und dort abgerundet werden. Alle 3 Teile müſſen eher etwas reichlicher, als das Album groß iſt, zugeſchnitten ſein, damit es ſich bequem hineinſchieben läßt; die vierte Seite bleibt ſelbſtverſtändlich offen. Eine leichte Ranke in Plattſtich ziert die obere Seite; dann werden die Teile zuſammengenäht und mit ungefähr 2 cm breitem, hellblauem Atlasband eingefaßt; den Verſchluß bilden 2 Riegel aus Band, welche auf die Vorderſeite feſtgehakt werden und mit zierlichen Schleifchen verſehen ſind. Dieſe Hülle hat ſchon gute Dienſte geleiſtet und bildet ein ſehr hübſches, praktiſches Geſchenk.

H. in B.

Widmung für ein Fremdenbuch.

(Als Hochzeitsgeſchenk.)

Wie große Freude iſt's, am eig'nen Herd
Recht viele, liebe Gäſte zu begrüßen!
So werde dieſes Buch dir lieb und wert,
Weil ihre Namen es ſoll in ſich ſchließen.
Ein Denkſtein ſei es dir für ferne Zeit,
Ein Kranz voll duftiger Erinn'rungsblüten,
Es halte feſt dir die Vergangenheit
Auch dann, wenn Jahre dich von ihr geſchieden.
Und wenn ſich einſt gereihet Spruch an Spruch
Und Vers an Vers, vereint mit lieben Namen,
Dann ſoll dir ſagen dieſes kleine Buch,
Wie alle ſtets ſo gerne zu dir kamen.
Im eig'nen Heim — wie ſüß klingt dieſes Wort —
Mög' ſich dir d'raus manch fröhlich Bild entfalten,
Für dich und ihn, der deines Lebens Hort, —
Gott wolle über euch in Gnaden walten!

M. H.

Widmungsgedicht zu einem Handſchuhkaſten.

Sieh, Liebe, dieſe Handſchuhtruhe
In fein japaniſchem Geſchmack.
Betrachten mußt du ganz in Ruhe
Die Malerei, den feinen Lack.

Darin — — Du denkſt wohl gar am Ende,
Nichts wär' darin? Mach' auf und ſtaun'! —
Verbürg' es nicht das Weiß der Hände,
Wie zierte ſie das Grau und Braun.

J. Tr.

Für die Küche.

Kartoffel-Pudding. 8 Eidotter werden mit $^1/_4$ Pfd. Zucker zu einer recht lockeren Maſſe aufgerührt, dann 1 Pfd. geriebene Kartoffeln, welche man am Tage vorher mit der Schale abgebrüht, 6 bittere, 12 ſüße feingeriebene Mandeln, die abgeriebene Schale von einer Zitrone, wie der Saft derſelben und etwas feingeſtoßenen Kardamom, unter fortwährendem Ruhren hinzugegeben, zuletzt den von den 8 Eiweiß recht feſt geſchlagenen Schnee, welchen man vorſichtig unterrührt. Dann gießt man die fertige Maſſe ſofort in die Puddingform, welche vorher recht reichlich mit zerlaſſener Butter ausgeſtrichen und mit feingeſtoßenem, geröſteten Brot beſtreuet iſt, verſchließt dieſelbe recht feſt und bringt ſie in ſiedendem Waſſer zu Feuer. Man kocht den Pudding $1^1/_2$ Stunden und läßt denſelben, nachdem man ihn aus dem ſiedendem Waſſer herausgenommen hat, noch drei Minuten in der Form ſtehen, bevor man ihn ſtürzt. Fruchtſauce dazu. **C. W.**

Fragen.

199) Wie erhält man hellblondem Kinderhaar dauernd die helle, ſchöne Farbe?

M. in M.

200) Wer iſt ſo gütig, mir anzugeben, wo ich die modernen Salon-Hundehäuſer aus Korb bekomme und zu welchem Preiſe? Für freundliche Auskunft wäre ſehr dankbar

Abonnentin in C.

201) Vier junge Mädchen bitten um eine gemeinſame Aufführung zur Hochzeit der erſten Kränzchenbraut. Freundlichen Dank im voraus.

Das Kränzchen „Vergißmeinnicht.

202) Gibt es ein Mittel, um roſablühende Hortenſien in blaublühende zu verwandeln, und welches iſt das? Um baldige freundliche Auskunft bittet **L. H. in Nbg.**

203) Hat eine der verehrten Hausfrauen Erfahrungen im Zubereiten von Kaninchenfleiſch? Gibt es ein Mittel, demſelben ſeinen weichlichen Geſchmack zu nehmen?

Junge Pfarrfrau.

204) Ich möchte meinem Manne eine Zuſammenſtellung der von mir vorhandenen Photographien (vom Baby bis zur j. Frau, etwa 7 Stück) ſchenken; das Ganze müßte unter Glas kommen der beſſeren Erhaltung halber. Vielleicht kann mir eine liebenswürdige Mitleſerin einen ſinnigen Rat geben.

Junge Pfarrfrau.

205) Kann mir eine freundliche Leſerin einen Rat geben, wie ich ein kleines, altmodiſches, dreieckiges Crêpe de Chine-Tuch etwa zu einer hübſchen Handarbeit verwende? Es iſt tadellos ſchön, himmelblau, mit geknüpften Franſen an allen Seiten und mißt an der langen Seite 90 cm und an den kurzen 60 cm.

Paſtorentochter auf dem Lande.

206) Kann mir eine der geehrten Leſerinnen wohl mitteilen, wie man Gipsfiguren roſa tönt? **Frau Emmy.**

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus.

Neuer revidierter Abdruck.

Richard Andrees

HANDATLAS

in hundertzwanzig Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter revidierter Abdruck.

Preis: Ungebunden 24 Mk. — Solid und elegant in Leder gebunden 28 Mk.

Bewährtes Kartenwerk von unerreichter Wohlfeilheit, *dessen Besitz heutzutage, wo die kolonialen Zeit- und Streitfragen das lebhafteste praktische Interesse aller Kreise für die Geographie rege halten, für jedes Haus ein unabweisbares Bedürfnis ist.*

Umtausch alter Atlanten.

Den Besitzern alter Auflagen von Handatlanten, welche ihre durch die rapide Entwickelung der geographischen Wissenschaft und die politischen Umgestaltungen der neuesten Zeit veralteten und wertlos gewordenen Kartenwerke gegen einen neuen Atlas eintauschen möchten, bieten wir hierzu eine günstige Gelegenheit, indem wir uns bereit erklären, **jeden alten Handatlas mit 8 Mk.** *gegen die vorliegende neueste Auflage des Andreeschen Handatlas in Zahlung anzunehmen. Der Preis des neuen Andreeschen Handatlas, der gebunden 28 Mk. beträgt, ermässigt sich also bei Rückgabe eines alten Handatlas* **auf 20 Mk.** *für das komplett gebundene Exemplar. Nicht nur jeder fremde Handatlas, wie Stieler, Kiepert, Sohr-Berghaus, sondern auch die im Jahre 1880 erschienene erste Auflage des Andreeschen Handatlas, ist in dieses Tauschanerbieten eingeschlossen, weil die vorliegende neueste Auflage gegen jene erste so wesentlich vermehrt und verbessert ist, auch namentlich auf dem Gebiete der Kolonialkarten so grosse Veränderungen und Bereicherungen erfahren hat, dass sie in dieser Beziehung als ein ganz neues Werk bezeichnet werden muss, dessen Erwerb vielen Subskribenten von damals gegen eine angemessene Entschädigung für ihr altes Exemplar sehr willkommen sein wird.* **Den Umtauch vermittelt jede Buchhandlung.**

Bielefeld und Leipzig, September 1891. Die Verlagshandlung Velhagen & Klasing.

Daheim

XXVII. Nr. 49. Erſtes Blatt.

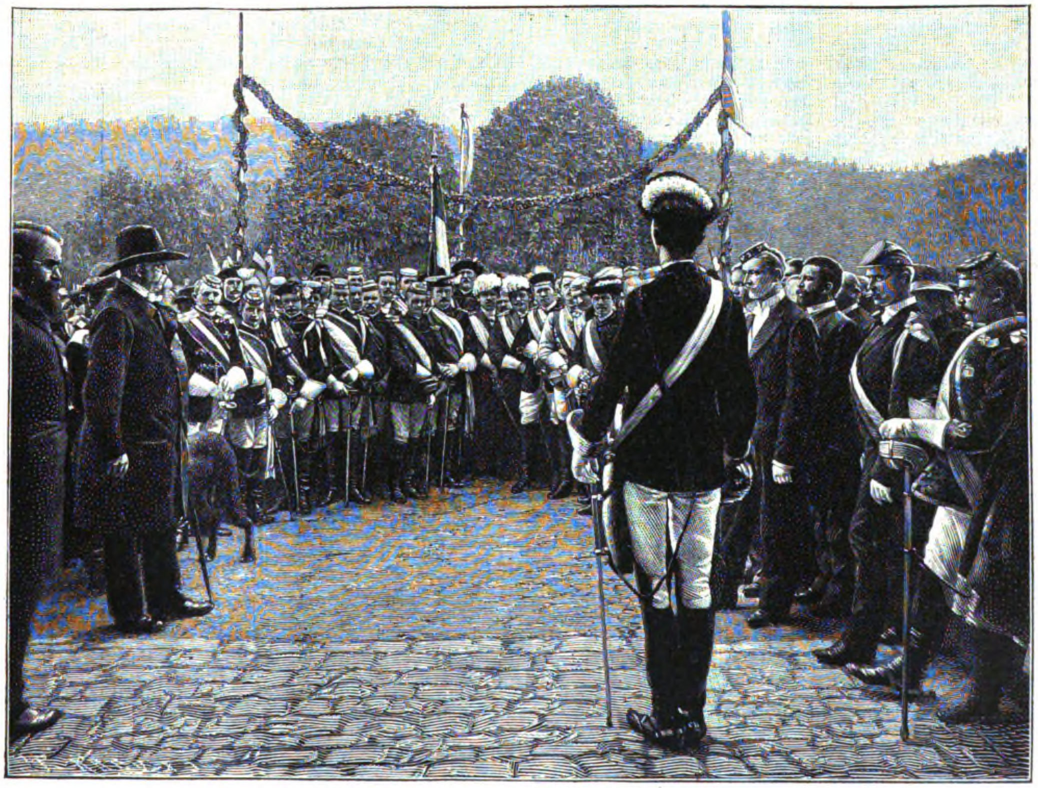
Jahrgang
1891.

5. September
1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Fürſt Bismarck inmitten des Vereins deutſcher Studenten.

Am 10. Auguſt fand in Kiſſingen die Überreichung eines ſilbernen Ehrenhumpens an den Fürſten Bismarck ſtatt, den die deutſche Studentenſchaft dem Fürſten geſtiftet hat. Nicht nur die Entfaltung alles ſtudentiſchen Pompes, ebenſo ſehr die Teilnahme der ganzen Stadt und der zahlreichen Badegäſte gaben dem feſtlichen Akt eine beſondere Weihe. Die Überreichung ſelbſt erfolgte in der oberen Saline, wo Fürſt Bismarck wie in früheren Jahren Wohnung genommen hatte und wo er, umgeben von Graf Herbert Bismarck, Lothar Bucher, Profeſſor Schwenninger und Dr. Chryſander, die ſtudentiſche Abordnung empfing. In begeiſterter Rede feierte der Wortführer derſelben, cand. hist. Eichler, den Fürſten und bat ihn, das dargebrachte Geſchenk als ein Pfand unvergänglicher Dankbarkeit und unentwegter Treue huldvollſt entgegen zu nehmen. In längerer Dankesrede hob der Fürſt das Verdienſt hervor, das dem Eingreifen der Dynaſtien bei dem deutſchen Einigungsprozeß gebühre und legte der jetzigen und künftigen Generation die Erhaltung der mühſam errungenen Reichsverfaſſung und Bekämpfung der unglücklichen Neigung zur Fraktionspolitik als erſte Aufgabe ans Herz. Des Fürſten Rede wurde mit ſtürmiſchen Hochs aufgenommen. Dann begab ſich Fürſt Bismarck in den Garten, wo er die ſtudentiſchen Deputationen, etwa fünfzig Deligierte faſt aller deutſcher Univerſitäten, Kunſtakademien, landwirtſchaftlicher und techniſcher Hochſchulen begrüßte, in deren Kreis unſer Bild den Fürſten zeigt. Mit einem „Auf Wiederſehen inter pocula!“ verabſchiedete ſich der Fürſt von den Deputationen und kündigte zugleich ſein Erſcheinen bei dem im Garten des Altenburger Hauſes folgenden Kommerſe an. Hier und ſpäter während der Feſtvorſtellung im Theater, zu welcher ebenfalls der Fürſt erſchien, war auch dem weiteren Publikum Gelegenheit geboten, ſich an den Ovationen zu beteiligen und der Verehrung für den großen Mann in begeiſterten Hochs Ausdruck zu geben.



Die Überreichung des Ehrenhumpens an Fürſt Bismarck in Kiſſingen am 10. Auguſt.
Momentaufnahme von Hofphotograph Pilartz, Bad Kiſſingen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Rein und ſtark der Wein im Faſſe!
Rein und ſtark des Herzens Triebe!
Nur nicht Süßlichkeit zur Liebe,
Nicht Gehäſſigkeit zum Haſſe!

Fahnenbandſpruch

für einen Kriegerbund.

Froh ſchlägt des Kriegers tapfres Herz,
Trägt man die Fahne ihm voran;
Denn unter einer Fahne ſteh'n
Iſt höchſter Stolz dem deutſchen Mann.

Viel Kameraden folgten einſt
In ernſter Zeit dem Fahnenruf.
Die Furcht vor Deutſchland's Fahnenglück
War's, die den Völkerfrieden ſchuf.

Auch ihr folgt eurer Fahne treu,
Ob ſie zum Kampf führt, ob zur Freud'.
Erlaubt, daß deutſcher Jungfrau'n Hand
Ein Angedenken widme heut.

Das ſeid'ne Band iſt ein Symbol,
Iſt hoher Achtung Unterpfand.
Der Krieger ſetzt ſein Leben ein
Mit Gott für König und Vaterland!

Heut ruft euch keine ernſte Pflicht,
Heut tönt's im Jubel in der Rund':
Gott laſſe blühen und gedeih'n
So wie bisher den Kriegerbund.

Anna Nitſchke.

Der Faltenwurf.

In den letzten Jahren iſt der Geſchmack an ſchönen Vorhängen, Thür- und Wandbehängen — womöglich türkiſchen und perſiſchen — ungemein in Aufnahme gekommen; ſchöne Nachahmungen guter alter Muſter ſind für ſo billigen Preis zu haben, daß auch dem weniger Bemittelten deren Anſchaffung ermöglicht iſt. Wenn es aber an das Aufhängen geht, ſo entſtehen Schwierigkeiten, und wohl die meiſten ſtehen der Aufgabe ziemlich ratlos gegenüber; der Faltenwurf will nicht nach Wunſch gelingen, alle Verſuche, ſo verſchieden auch ihr Reſultat iſt, wollen keine gefällige Wirkung bringen; man weiß nicht, woran es liegt, aber man iſt genötigt, die Verſuche ſo lange zu wiederholen, bis endlich einer zufällig einigermaßen gelingt. — Und doch hätte man ſich durch planmäßiges Arbeiten die Sache weſentlich erleichtern können. Ganz thörichterweiſe glaubt man die Falten regelmäßig anordnen und eine neben der andern ſorgſam „aufſtecken“ zu müſſen. Dadurch wird der Faltenwurf nur eintönig, unnatürlich und unſchön, und ſo bleiben gerade die drei Grundbedingungen unerfüllt, ohne welche ein guter Faltenwurf undenkbar iſt. Sehen wir uns eine ſchöne Gewandſtatue, am liebſten eine griechiſche, aufmerkſam an, ſo bemerken wir bald, daß die Falten durchaus nichts regelmäßiges (im gewöhnlichen Sinn) haben. Selbſt diejenigen, welche auf den erſten Blick den Eindruck von geraden Linien machen, zeigen bei genauerer Betrachtung erhebliche Abweichungen; die meiſten beginnen zwar als gerade Linien, gehen aber raſch in andere Formen über, bald ſanft und allmählich, bald raſch und energiſch; ſie bilden Bogen, Wellenlinien, abgerundete Zickzacke und ſogenannte Augen; je eingehender wir ſie ſtudieren, deſto mehr Formen entdecken wir, und deſto klarer wird es uns, daß nicht zwei Falten einander gleich ſind, ja daß nicht einmal die einzelne Falte, auch nicht eine einzige in ihrem Verlaufe ſich gleich bleibt. Unſer Intereſſe wird durch die Mannigfaltigkeit erregt, und wir erkennen, daß eben der Reichtum der Formen es iſt, welcher den Faltenwurf intereſſant macht. Keinesfalls dürfen wir nun aber glauben, es käme nur darauf an, eine möglichſt große Mannigfaltigkeit herzuſtellen. Es iſt notwendig, daß jede Falte durchaus natürlich erſcheint, und daß alle erkennen laſſen, wie ſie durch eine gemeinſame Urſache entſtanden ſind. Jedes Drücken, Biegen und Kneifen iſt daher vom Übel; die einzelne Falte ſoll womöglich gar nicht berührt, ſondern es ſoll immer nur im großen und ganzen gearbeitet werden. Jede Linie muß gewellt ſein, aber keiner darf man die Abſicht anmerken. Der Faltenwurf iſt der Ausdruck des Kampfes verſchiedener Kräfte. Wäre nur eine einzige in Wirkſamkeit (die Schwerkraft), ſo würden ſämtliche Falten genau ſenkrecht von oben nach unten in ſteifen geraden Linien verlaufen, eine Falte würde wie die andere, und das Ganze langweilig ausſehen. Nun tritt aber eine zweite Kraft hinzu, die in anderer Richtung wirkt; der Vorhang wird ſeitlich aufgenommen, oder man läßt ihn auf den Fußboden aufſtoßen, es entſtehen Bogenlinien, Knicke, S-linien und mancherlei Zufälligkeiten; eine untere Ecke wird in die Höhe genommen und wieder über die Stange geworfen, von welcher der Vorhang herabhängt; oder derſelbe wird an den oberen Enden oder in der Mitte etwas ſtärker aufgezogen, ſo daß Falten in Form eines umgekehrten Bienenkorbes entſtehen; oder es werden Roſetten gebildet, oder irgend ein anderes Motiv wird benutzt, um Gruppen von Falten entſtehen zu laſſen, die in ihrer Form und Hauptrichtung ihre gemeinſame Urſache deutlich erkennen laſſen, aber doch durch kleine Verſchiedenheiten unter ſich und energiſche Abweichungen vom Charakter der benachbarten Faltenpartien Leben und Abwechslung in das Ganze bringen. Und nun kommt zu unſerem Intereſſe an den mannigfach wechſelnden Formen die Befriedigung über die Erkenntnis hinzu, daß dieſer ganze Formenreichtum aus beſtimmten Urſachen, nämlich aus dem Zuſammenwirken mehrerer Kräfte ſcheinbar mit Notwendigkeit entſtanden iſt. Wir haben jetzt einen reichen, und einen naturgemäßen Faltenwurf; ob aber auch einen ſchönen, iſt eine andere Frage; denn nicht alles was natürlich iſt iſt darum auch ſchön. Man benutze jede Gelegenheit zur Betrachtung anerkannt guter Vorbilder, man bemühe ſich in die Abſichten des Meiſters einzudringen, man ſuche ſich klar zu machen, warum er ſeinen Faltenwurf im allgemeinen und im einzelnen gerade ſo und nicht anders geſtaltet hat; man laſſe ſich Zeit, und wenn man das erſtemal noch nicht zum vollen Verſtändnis gelangt iſt, ſo wiederhole man den Verſuch an demſelben Vorbild bei nächſter Gelegenheit, und man darf verſichert ſein, daß ernſtes Streben hier ſeinen reichen Lohn findet. „Das Schöne iſt ſchwer,“ ſagten die Griechen, und weil dies durchaus wahr iſt, ſo mögen hier noch einige praktiſche Winke Platz finden: Spitze Winkel, ſchroffe Übergänge, Parallellinien ſind zu vermeiden, dagegen ſind große, ganz durchgehende Linien und einſeitliche Faltengruppen zu erſtreben; ebenſo ein Wechſel nicht nur zwiſchen verſchiedenen Formen, ſondern auch zwiſchen lebhaften Faltenpartien und ruhigen, faſt glatten Flächen; die weichen, ſanften Falten müſſen vorherrſchen und nur gelegentlich durch energiſche, kräftig wirkende unterbrochen werden.

Garten.

Perlzwiebeln. Als eine höchſt anſpruchsloſe, leicht zu ziehende Pflanze ſollte die Perlzwiebel Platz in jedem Gemüſegarten finden. Iſt man imſtande, Perlzwiebeln über den eigenen Bedarf zu bauen, ſo wird man mit denſelben guten Freunden und Bekannten oder auch der eigenen Kaſſe einen kleinen Dienſt erweiſen, da der Preis derſelben in den Delikateſſengeſchäften meiſt ein hoher iſt. Perlzwiebeln aus dem bekannten gewöhnlichen Porree zu ziehen, ſoll leicht ſein; doch habe ich es noch nicht verſucht, durch Abſchneiden der Blüten-, d. h. Samenſtengel, das Anſetzen der Brutzwiebeln anzuregen. Letztere ſind dann im nächſten Jahre als Perlzwiebeln auszuſtecken. Die Ausſaat geſchieht im Auguſt, indem man aus der im Juli gewonnenen Ernte die mittelgroßen, etwa erbs- bis haſelnußgroßen Zwiebelchen auslieſt, und in der Entfernung wie Erbſen und Bohnen, alſo 8—10 cm weit auseinander, in Reihen ſteckt, die 15—20 cm Entfernung haben. Die Röhren ſchießen ſofort auf, ſind ſorgfältig von Unkraut frei zu halten und bedürfen im Winter keines Schutzes, höchſtens einer ganz dünnen Laubſchicht. Nicht zu ſchwere Erde und kein friſcher Dünger ſind am Vorteilhafteſten, ein wenig Schatten vertragen ſie, da ihre Hauptvegetation in die Zeit fällt, wo die Bäume noch kahl ſind. Ohne jede andere Pflege, als Jäten und etwa Lockern zwiſchen den Reihen, ernten wir jährlich 12—20 l Perlzwiebeln, zum Teil auf Beeten nach obiger Weiſe geſteckt, zum Teil von den abgeernteten alten. Die ſchwer rein aus der Erde zu bekommenden kleinen Zwiebeln gehen dort reichlich auf, deshalb ſäen wir die gleich bei der Reinigungsarbeit ausgeſiebten allerkleinſten Zwiebeln in Reihen ſofort auf die alten Beete, die dann einen dichten Beſtand aufweiſen. Zunächſt wird für den Herbſt auf denſelben keine Rückſicht genommen, die Beete werden, nachdem die Zwiebeln geſät ſind, mit Radieschen, Rettig beſät oder mit Kohlrabi, Kohl etwas weitläufig bepflanzt; nimmt man dieſen die unterſten Blätter, ſo entwickeln ſich die Zwiebeln ganz gut bis zum Herbſt, wo ſie Herren des Beetes werden. Auf dieſe Weiſe wird das Land doppelt genutzt. Mitte Juli des nächſten Jahres ſind die Stöcke abgeſtorben, und es iſt ratſam, nicht das völlige Vertrocknen derſelben abzuwarten, weil man ſonſt die auseinandergefallenen Ballen nicht mehr zuſammen aus dem Boden heben, ſondern nur einzelne Zwiebeln ausleſen kann.

Dienſtbotenhumor.

Hauptmann B. hat ſich verheiratet und gibt verſchiedenen Familien des Regiments, darunter auch dem Herrn Oberſt mit Gemahlin, ſeine erſte größere Geſellſchaft, nachdem der Burſche gehörig einexerziert iſt, und die junge Wirtin die Gewißheit zu haben ſcheint, daß er bei Tiſch ſeine Sache gut machen wird.

Trotzdem kann ſie eine kleine Unruhe nicht unterdrücken, die ſich aber bald verliert, als alles wie am Schnürchen geht und der Burſche ganz tadellos ſerviert.

„Bringen Sie mir doch ein Glas Waſſer,“ ſagt eine Dame zu ihm.

„Zu Befehl!“ erwiderte er und klappt die Hacken zuſammen.

„Ach, bitte mir auch!“ ruft noch eine andere.

„Zu Befehl!“

Dann wartet er einige Augenblicke; als ſich niemand weiter meldet, fragt er: „Dorſcht' ſonſt noch wen?“

Allgemeine Heiterkeit, nur Frau Hauptmann B. empfindet einen Stich im Herzen.

Es kommt das Deſſert. Die in der Küche wohlerfahrene, junge Hausfrau hat ſehr ſchöne gefüllte Pfannkuchen gebacken. Der Burſche ſerviert ſie zuerſt der Frau Oberſt. Als dieſe jedoch nur einen nimmt, bemerkt er: „Es ſind zwei auf den Mann gerechnet, gnädige Frau.“

Erneute herzliche Heiterkeit der Gäſte und Blutwelle im Geſichte der Gaſtgeberin. Erfolg: die zweite Geſellſchaft wurde erſt im nächſten Winter gegeben.

A. W.

Schneiderſtube.

Négligéejacken. Es iſt modern, beſonders für junge Frauen, ſtatt des früher üblichen Morgenrocks, in deſſen Schleppe, wie wir bisher wähnten, ein gut Teil Würde ſteckte, zu beliebigen Röcken loſe Jacken in abweichender Farbe zu tragen. Die Mode iſt ſo kleidſam und bequem, daß man ſie mit Freuden acceptiert hat. Die Schaufenſter der Konfektionshäuſer zeigen ſie uns in den verlockendſten Farben und Stoffen Da ich nun nicht zu den Glücklichen gehöre, die ſich dieſelben nach Wunſch erſtehen können, aber die Mode ſo praktiſch fand, daß ich ſie gern nachgeahmt hätte, ſo verſuchte ich, ſie ſelbſt herzuſtellen. Jeder, der ein wenig vom Schneidern verſteht und im Beſitz eines paſſenden Taillenſchnitts iſt, kann das. Entſprechend ihrer Beſtimmung, ein loſes, bequemes Kleidungsſtück zu ſein, ſchneidet man die einzelnen Teile der Taille entſprechend größer. Rücken- und Rückenſeitenteile werden zu einem Teil zuſammengezogen. Das Vorderſeitenteil wird durch reichliche Zugabe vergrößert, und das Vorderteil ohne Bruſtfalten und nach Belieben weit geſchnitten. Die Schulter wie der Stehkragen bleiben dagegen unverändert, während die Ärmel ebenfalls

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

bequem weit geſchnitten werden. Dieſe Jacken haben meiſt lange Schoßteile, hinten kürzer wie vorn, was ihnen ein graziöſeres Ausſehen verleiht. Ganz beſonders gut laſſen ſich Reſte, z. B. die noch guten Stücke von vertragenen Kleidern, zu der Anfertigung dieſer Jacken verwenden. Aus den Röcken von ausgedienten Sommerkleidern, aus den Draperien von ſeidenen Geſellſchaftskleidern habe ich mir reizende Jacken hergeſtellt. Ein paar Meter Spitze, wenn man die Mühe nicht ſcheut, fein pliſſiert, was ungleich duftiger ausſieht, umranden die Jacke am Schoß und an den Ärmeln wie an dem Stehkragen. Vorn herunter bildet die Spitze ein Jabot, von einer flotten Schleife geſchmückt. Gar manche Reſte in lebhaften Farben, die aus der Mode gekommen ſind und für die man ſonſt keine Verwendung weiß, ſind auf dieſe Weiſe prächtig verwandt worden, da der intim häusliche Charakter der Jacke ja die größte Freiheit in Farbe und Muſter zuläßt. **H. St.**

Handarbeit.

Riechkißchen. Heine ſagt einmal: „In der Kunſt iſt die Form alles; der Stoff gilt nichts.“ Steub, ein berühmter Schneider, berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denſelben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er laſſe ſich nur die Façon bezahlen und den Stoff ſchenke er. So iſt's auch oft mit unſerer kleinen Hauskunſt. Das nachſtehend beſchriebene Riechkißchen ſcheint ſo unbedeutend, daß die Frage: „Was ſoll's damit?“ recht nahe liegt. Und doch hat eben dieſes vor allen andren Riechkißchen einen großen Vorzug, nämlich den, daß es immer friſch in unſerer Wäſche liegt und ſeinen Duft nie verliert. Man näht ſich ein Säckchen von Atlas, 15 cm hoch, 11 cm breit, näht dann in die Mitte mit Zierſtich ein 5 cm breites anderfarbiges Stückchen Atlas oder Band und oben einen Zug, in den man ein paſſendes, ſchmales Bändchen einzieht, füllt das Beutelchen mit Watte und wohlriechendem Pulver, zieht den Zug ziemlich zuſammen und macht am Zug von dem Bändchen ein flottes Schleifchen. Hat das Pulver endlich doch an Duft verloren, ſo öffnet man einfach das Beutelchen und füllt es von neuem. Alle anderen, allgemein bekannten Riechkißchen ſind immer feſt verſchloſſen und erfüllen eben darum nur eine verhältnismäßig kurze Zeit ihre Pflicht.

B. W.

Wäſchebeutel. Zwei hübſchgemuſterte Bauernkopftücher werden aneinandergenäht, oben mit einem Zug, durch den ein zum Muſter paſſendes Band gezogen iſt, verſehen und mit zierlichen Schleifen an das Fußende des Bettes gehängt. Dieſer Beutel ſieht hübſch und ſauber aus und dient zur Aufnahme von Halstüchern, Taſchentüchern ꝛc.

N. N.

Wäſche.

Gardinen ſchnell und gut zu waſchen. Die Vorhänge werden abends abgenommen, und nachdem der Staub abgeſchüttelt iſt, in lauwarmes Waſſer eingeſteckt, indem man die einzelnen Flügel im Faſſe hin und her fegt. Nach einer halben Stunde läßt man das Waſſer ablaufen und gießt wieder klares, laues Waſſer drüber. So bleiben ſie bis zum Morgen liegen. Alsdann löſt man die nötige weiße Seife in kochendem Waſſer auf, gießt ſo viel kaltes, weiches Waſſer zu, wie zum Bedecken der Gardinen erforderlich iſt, und legt letztere, nachdem ſie behutſam ausgedrückt ſind, in einen hinreichend großen Waſchkeſſel, der vorher mit einem ſauberen Küchentuche ausgelegt wurde. Nach gehörigem Kochen ſetzt man den Topf vom Feuer und läßt ihn ſtehen, bis die Hände das Waſſer vertragen. Nun hebt man einen Flügel nach dem andern heraus und drückt ihn, ohne zu reiben, zwiſchen den Händen, und jeder Schmutz wird ganz verſchwunden ſein. In klarem Waſſer wird gleich geſpült und nach Belieben „gebläut“ oder „gecrêmt“. Womöglich läßt man die Gardinen an der Luft trocknen. Sie müſſen ſorgfältig von zwei Perſonen über die Leine gebreitet werden und ſind bei günſtigem Wetter ſchon in einer Stunde trocken. Dann werden ſie durch gekochte, dünne Stärke gezogen und wieder hinaus gehängt. Nach dem Trocknen werden ſie ſtark eingefeuchtet, loſe aufgerollt, nach 2—3 Stunden ſanft gereckt, glatt zuſammengelegt, dann gemangelt und ſogleich, ſolange ſie noch feucht ſind, wieder aufgeſteckt. Man lege die Falten von der Mitte aus nach außen laufend, hübſch gleichmäßig und ſtreiche ſie, dem Muſter nach, behutſam aus bis zum Halter, damit die Falten gut fallen, was aber, wenn die Stärke wieder eingetrocknet iſt, nicht mehr möglich iſt. Auf dieſe Art ſehen die Vorhänge immer wieder wie neu aus und leiden nicht vom Plätten, das nur geübten Händen anzuvertrauen iſt und ſelten ohne Schaden abgeht. Natürlich kann das Stärken auch gleich nach dem Spülen geſchehen, doch wird es hübſcher auf obige Art, und man gebraucht nicht die Hälfte der Stärke. Sollten ſchadhafte Stellen auszubeſſern ſein, ſo geſchieht das am beſten vor dem Einfeuchten. **H. T.**

Praktiſches fürs Haus.

Mancher der geehrten Leſerinnen, beſonders ſöhnereichen Müttern, glaube ich einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ſie auf den neuen Hoſenträger „Oroaſter“ (bei E. Sternberg, Reichenſtein, Schl.) aufmerkſam mache, welcher das oftmalige Annähen von losgeriſſenen Knöpfen erſpart und zugleich das Beinkleid vor dem Mitausreißen von Stoffſtücken ſchützt. Derſelbe iſt ſehr dauerhaft, da bei ihm die Leder- und Schnurenbeſätze durch vernickelte Kettchen erſetzt werden, deren Befeſtigung jahrelang hält. Dabei iſt die Konſtruktion ſo einfach, daß jede Mutter für ihre Buben die Träger ſelbſt zuſammenſetzen kann und auch, bei der neuen Klemmſchnalle, ganz dünnes oder abgenutztes Band noch verwendbar iſt. Der Verkauf dieſer (von einem Paſtor erfundenen) Träger dient zu einem Teil Wohlthätigkeitszwecken in einer armen Diaſporagemeinde.

Peterſilie wird wie friſch konſerviert, wenn man dieſelbe im ſchwach erwärmten Bratofen trocknet, ſie nach dem Trocknen fein hackt und dann in kleine Einmachegläſer füllt, welche man mit Pergamentpapier zubindet.

……n.

Zerbrochene Alabaſterſchalen laſſen ſich gut kitten mit Alabaſtergips (erhältlich beim Gipsfigurenhändler), den man mit aufgelöſtem Gummiarabicum zu einem Brei anmacht, auf die ſchadhaften Stellen vorſichtig aufſtreicht, daß er nicht über den Rand fließe, und das abgebrochene Stück damit anklebt. Gut iſt's, wenn man mit Bindfaden das Stück befeſtigt, bis es getrocknet iſt.

F. S.

Im Anſchluß an den Artikel „Wie ſchützt man ſich vor Lampenexploſion?“ erlauben wir uns, den verehrlichen Leſerinnen mitzuteilen, daß es uns gelungen iſt, einen abſolut ſicheren Lampenhaken zu konſtruieren. Nähere Auskunft erteilen wir gern. Herwig & Eckhoff, Weſſelburen in Holſtein.

Frage 162. Mit Sicherheit läßt ſich die Vermiſchung der Milch nur durch chemiſche Unterſuchung feſtſtellen. Für den Hausgebrauch genügt das Eintauchen einer neuen Stricknadel in die Milch; verdünnte Milch läuft infolge des Waſſergehalts ſchnell ab, von guter Milch bleibt wegen des Fettgehalts ein größerer Tropfen Milch an der Nadel hängen.

Junge Landpaſtorin.

Das billigſte Mittel für die Hausfrau (dem Hausherrn allerdings koſtet es manche Mark!) zum Putzen ihrer Gold-, Silber-, Meſſing- und Kupfergeräte iſt die Cigarrenaſche. Dies Mittel iſt nicht nur billig, ſondern auch vorzüglich, es verleiht den Gegenſtänden ſchnell und ſicher einen ſtrahlenden Glanz. Die Anwendung des Putzmittels iſt ſehr einfach. Man reibt die Sachen trocken mit weichem Filztuch mit der Aſche ab, poliert ſie mit einem Lederlappen kräftig nach und entfernt den Vertiefungen noch anhaftende Aſchenteilchen mit einer trockenen kleinen Bürſte.

Da in neueſter Zeit von verſchiedenen Seiten vor dem Einwickeln der Waren in Staniol gewarnt wird, welches kleine metalliſche Giftteile den Sachen zuführt, die ſchwachen Magen beſchwerlich fallen, ſo ſollte jede Hausfrau ſolche Sachen, die ſie in Staniolpackung erhält, an der Oberfläche ſäubern. Chokolade reibe man alſo mit einem feinen Tuche ab, Käſe aber, der vielleicht ſchon Schimmelſtellen zeigt, die manchmal in grünlichen, bräunlichen und gelblichen Farbtönen erſcheinen, werde einer beſonders gründlichen Säuberung unterworfen und nicht, wie man es vielfach findet, in der Staniolumhüllung den Gäſten aufgetiſcht.

F. L. H.

Für die Küche.

Aus dem ſich oft in der Wirtſchaft anſammelnden Eiweiß läßt ſich mancherlei bereiten:

1. Baiſée. Hierzu ſchlägt man 6 Eiweiß zu einem recht feſten Schnee, dann rührt man ganz langſam ½ Pfund recht fein geſtoßenen Zucker darunter, gibt einen Theelöffel fein geſtoßene Vanille hinzu und ſetzt von dieſer Maſſe auf ein mit Zucker beſtäubtes Backblech mit einem Eßlöffel längliche oder runde Baiſées auf, ſtreut noch ein klein wenig Vanille darüber und backt ſie in einem ſehr ſchwach-heißem Ofen; wenn letzterer zu heiß iſt, werden die Baiſées zähe. Will man Schokoladebaiſées haben, nimmt man anſtatt der Vanille auf 6 Eiweiß eine große Tafel Schokolade, zerreibt dieſelbe und rührt ſie unter den fertig geſchlagenen Schnee.

2. Vanillekringel. 6 Eiweiß ſchlägt man zu einem nur weichen Schnee, gibt darauf ¾ Pfund feinen Zucker, ½ Pfund Mehl und 2 Theelöffel voll feingeſtoßene Vanille ganz langſam hinzu und füllt von dieſer ſehr weichen Maſſe mit einem Löffel auf ein vorher mit Wachs oder Butter eingeriebenes Backblech kleine Kringel oder Blättchen, beſiebt ſie noch ein wenig mit Zucker, läßt ſie an einem warmen Ort etwas betrocknen und backt ſie in mäßig heißem Feuer. **E. W.**

Cakes. ¾ Pfund feinſtes Reismehl, ½ Pfund Weizenmehl, ¼ Pfund Puder, 100 Gramm Zucker, 80 Gramm Hirſchhornſalz gibt man in eine Schale und ſchlägt 5 Eidotter darauf, das ganze gut vermengend. Dann gibt man den Teig auf ein recht ſauberes Küchenbrett und wirkt denſelben recht tüchtig durch, bis er ganz geſchmeidig geworden iſt. Nun rollt man ihn in eine dünne Platte aus und ſticht davon kleine Sterne aus, legt dieſelben auf ein mit Butter beſtrichenes Backblech und bäckt ſie im nicht zu heißen Ofen. Wenn man dieſe Cakes dann in einen Glashafen oder Blechkaſten legt und an einen trockenen Ort ſtellt, kann man dieſelben ſehr lange aufbewahren.

Frage 156. Brotpudding. ½ Pfund geriebenes Brot, ½ Pfund Butter, 1 Glas Rotwein, 12 Eier, 4 Loth Zucker, ½ Pfund geſtoßene Mandeln, Citronenſchale (abgerieben), geſtoßener Zimmt. Cardamon. Das Brot wird mit Butter über dem Feuer eine Weile gerührt, dann der Wein dazu gegeben. Etwas abgekühlt, fügt man 2 ganze Eier, nach und nach die übrigen Eidotter hinzu und miſcht zuletzt den ſteifen Schnee durch die Maſſe; 2—2½ Stunden gekocht.

Auskunft.

Fr. 113. Ein alter Daheimabonnent, welcher ſelbſt Sammler iſt, erbietet ſich, die alten Marken zu taxieren, eventuell zu kaufen oder reelle Briefmarkenhandlungen zu nennen. Vermittlung durch das Frauendaheim.

Frage 86. Als Ort, wo reiſende Damen, auch mit Kindern, übernachten, oder längeren Aufenthalt finden können, empfehle ich für Leipzig Penſion Pforſt, Leplanſtraße 10.

Eine Daheim-Abonnentin.

Fragen.

207) Um einige Rezepte für nicht zu umſtändlich und zu koſtſpielig herzuſtellende Beilagen zum Butterbrot für den Frühſtücks- und Abendtiſch, am liebſten Fleiſch-, Eier- und Kartoffelſpeiſen bittet

Eine Hausmutter.

208) Kann mir wohl eine Leſerin Auskunft geben, auf welche Arten die Araber den Reis zubereiten? Ich habe über ein Jahr im Orient mich aufgehalten, aber mich eben nur ums Reiseſſen, nicht jedoch ums Reiskochen bekümmert. Immer und immer wieder bekomme ich einen heimlichen „Guſcht“ (ich bin nämlich ein Schwabe) nach jener herrlichen Speiſe und wäre dankbar, wenn ich auf dieſem Wege zum Ziel gelangte.

Th. M. A., ev.-luth. Paſtor in Texas, N.-Amerika.

209) Kann eine Leſerin die Zubereitung von „Schweinekoteletts in Weißbier“ angeben? **Abonnentin im Harz.**

210) Könnte mir eine Mitleſerin des Daheim ein plattdeutſches Polterabendgedicht, am liebſten im vorpommerſchen Dialekt, mitteilen? Ich möchte gern als Bauernmädchen gekleidet, ein Körbchen mit Obſt oder ähnlichem überreichen. **Veilchen.**

211) Kann mir eine Wienerin vielleicht das Rezept geben, wie in Wien der Endivien-Salat zubereitet wird. Ich aß denſelben vor Jahren; man machte ihn ſich ſelbſt bei der Tafel an, es gab wohl zehnerlei kleine Gemüſe und eine Tunke dazu. Beſten Dank im Voraus. **Frau H. v. S.**

212) Kann mir jemand ſagen, wie man junge Obſtbäume gut pflegt, damit ſie bald zum tragen kommen. **A. v. B.**

213) Kann mir eine Hausfrau aus Erfahrung ſagen, ob der Stopfapparat: „The Patent Darning Weaver“ — ſich praktiſch bewährt? **Frau Marie.**

Redaktionspoſt.

Frau v. M. in C. So ſchnell könnte Ihr Wunſch unmöglich erfüllt werden.

B. H. in Bonn. Inſerat!

Eliſabeth Br. i. Gr. Nein! Eine Modebeilage können wir nicht geben.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

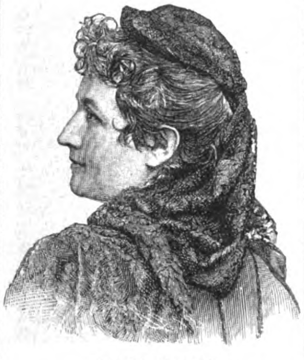
Daheim

XXVII. Nr. 50. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1891.

12. September 1891.

Hausmuſik.



Tereſa Carreño.
Nach einer Photographie von Gottheil & Sohn in Königsberg i. Pr.

Tereſa Carreño.

Mit einem Schlage eine berühmte Perſönlichkeit zu werden, iſt heute nur außergewöhnlich genialen Naturen vergönnt. Frau Carreño iſt ein ſolches Genie: plötzlich ſtand es vor uns, wie in der Nacht eine Lichterſcheinung, um die es im blendenden Schimmer flutet. Frau Carreño iſt eine Amerikanerin; geboren am 22. Dezember 1853 in Carracas als die Tochter des Finanzminiſters von Venezuela, erſchien die Kleine ſchon als achtjähriges Kind ein pianiſtiſches Wunder; ſie trat in einer großen Zahl von Konzerten vor das amerikaniſche Publikum, und es ſchien, als ſollte die Laufbahn eines muſikaliſchen Wunderkindes mit all ihrem Glanz, ihren Ovationen und Bewunderungsausbrüchen, mit all ihrem troſtloſen Lebensinhalte und ihrer Verflachung aus der Sphäre des Wunders in die kühle Region gewöhnlicher Mittelmäßigkeit auch die ihre werden. Aber die Muſen wollten es anders. Als Tereſa aufhörte ein Kind zu ſein, hörte damit das Wunder nicht auf. Die eminente Begabung des jungen Mädchens wurde von tüchtigen Lehrern gepflegt. L. Gottſchalk in New-York und H. Matthias in Paris, ein Schüler von Chopin, hegten und pflegten das glänzende Talent, das ſich als entwickelungsfähig erwies und wirklich auch in in überraſchender Weiſe entfaltete. Schon während ihres Pariſer Aufenthaltes (1867) konzertierte Tereſa in Paris, wo ſie allgemeine Bewunderung erregte. Über London kehrte ſie dann nach Amerika zurück, wo ſie ſich mit dem weit- und breitbekannten Violinvirtuoſen E. Sauret vermählte. Mit ihrem Gatten unternahm ſie nun ausgedehnte Kunſtreiſen, die ſich über ganz Nordamerika erſtreckten und ihr den erſten Platz unter allen amerikaniſchen Künſtlern ſicherten, die gleich ihr um die pianiſtiſche Palme rangen. In Deutſchland war Frau Carreño bis zum Jahre 1889 völlig unbekannt; kein Menſch wußte etwas von ihr, und ſelbſt in den bevorzugten Pflegeſtätten der Muſik, in Leipzig und Berlin, kannten nur die Leſer der amerikaniſchen Zeitungen den Namen und manches ſkeptiſche Herz mag den dithyrambiſchen Ergüſſen der transatlantiſchen Muſikfreunde ein gewaltiges Fragezeichen entgegengeſetzt haben. Da kam Frau Carreño nach Deutſchland; in Berlin trat ſie zum erſten Male vor das deutſche Publikum, und der Sieg, den ſie am 18. November 1889 mit ihrem Konzerte in der Singakademie errang, war ein ſo glänzender, daß ſie mit Cäſar ausrufen durfte: ich kam, ſah und ſiegte! Von Berlin aus verbreitete ſich der Ruf der genialen Pianiſtin mit außergewöhnlicher Schnelligkeit. Sie konzertierte in allen größeren Städten Deutſchlands, und die vornehmſten Konzertinſtitute beeilten ſich mit Einladungen, kurz, Frau Carreño wurde mit einem Schlage eine Berühmtheit. Die künſtleriſche Individualität Frau Carreños gipfelt in ihrer Virtuoſität; man hat niemals zuvor von einer Dame in dieſer Weiſe Klavierſpielen gehört. Wie das funkelt und blendet, wenn Frau Carreño eine Paſſage ſpielt; wie in lauter Flammen ſchlagen die Töne empor, es iſt „waberude Lohe“. Ihr Spiel iſt der höchſte Kulminationspunkt moderner Virtuoſität. Sie iſt eine Pianiſtin, die auf der Höhe der abſoluteſten Technik, des abſoluteſten Zehnfingertums angelangt iſt, und mit ihrer jeder Beſchreibung ſpottenden Virtuoſität ſelbſt jene Zuhörer zu verblüffen weiß, die den Grundſatz des Horaz „Nichts bewundern“ zu dem ihren gemacht haben. Hört man Frau Carreño, ſo weiß man in der That nicht, ob man mehr ihre wundervollen Arpeggien, ihre leichtflüſſigen, wie mit Duft und Mondſchein übergoſſenen Figuren und Arabesken, ihre vollen, runden Triller, ihre donnernden Bravourpaſſagen oder ihr phänomenales Oktavenſpiel bewundern ſoll. Frau Carreño gibt ſich in ihrem Spiel als Individualität zu erkennen: alles, was nach Fabrikware ausſieht, iſt ihr fremd. Und dieſe Individualität äußert ſich, wie ſie dem ausdrucksvollen Antlitz den eigenartig berückenden Zauber eines lodernd-aufleuchtenden Temperamentes gegeben, in ihrem Klavierſpiel, dem ein gewiſſes vulkaniſches Element den Stempel einer ſprühend naturaliſtiſchen Großartigkeit aufprägt. Ein Zug von Freiheit geht durch dieſes Klavierſpiel, ein Hauch von Prärienluft weht uns aus ihm entgegen. Und dazu paßt es ganz gut, wenn dieſe Individualität froh und jubelnd über den Schlagbaum des Althergebrachten hinwegſetzt, wenn ſie von Zeit zu Zeit ſelbſt ein wenig den Tyrannen ſpielt, dem es auf einen Akt der Willkür dem Kunſtwerk gegenüber nicht ankommt. Ja gewiß! Wo viel Licht iſt, iſt auch viel Schatten. Wenn Frau Carreño als eine Heroin der trotzigen Kraft, der virtuoſen Bravour in einſeitiger Größe erſcheint, als ein Herkules des Klavierſpiels unübertroffen daſteht, ſo liegt darin jener Mangel an milden und weichen Grundtönen begründet, jenes Defizit von Grazie und liebevoll-weiblich-inniger Hingebung und holder Schwärmerei, welches man nur Frau Carreño verzeiht. Und auch die ſtarre Kraft, ja ſelbſt eine gewiſſe Härte des Anſchlages verzeiht man ihr, aber nur ihr allein, weil nur ſie dieſem empfindlichen Minus einen ſolchen Reichtum von Vorzügen entgegenzuſtellen vermag, weil nur ſie allein in dieſen Irrtum eine geniale Überzeugungskraft hineinzulegen weiß. Man hat die Empfindung: „es müßte ſo ſein.“ Aber Irrtümer, die den Schein der Wahrheit an ſich tragen, ſind am gefährlichſten von allen. . . .

Die ſiebente Symphonie von Beethoven.

Ein Werk, das in jedem ſeiner vier Sätze das Gepräge des Genius trägt, aus dem es uns in tauſend hellen, freudigen Stimmen und troſtvollen Zuſprüchen entgegenklingt, das jene wunderbare Heiterkeit atmet, die weit entfernt iſt von dem Optimismus, den ein neuerer Philoſoph (Schopenhauer) „ruchlos“ genannt hat, wie es auch nichts mit der Plattheit einer Lebensauffaſſung gemeinſam hat, der es verwehrt iſt, Tiefe und Inhalt zu erlangen! Wie Beethoven ſich in ſeinem Schaffen in ausgedehntem Maße von den Erſcheinungen der Natur beeinfluſſen ließ, ſo verrät auch die ſiebente Symphonie, daß das Ideal Beethovens, die treibende Kraft ſeines Genius, die Natur geweſen. „Sie iſt“ — wie ſie R. Wagner nennt — eine „Apotheoſe des Tanzes ſelbſt: ſie iſt der Tanz nach ſeinem höchſten Weſen, die ſeligſte That der in Tönen gleichſam idealiſch verkörperten Leibesbewegung. Melodie und Harmonie ſchließen ſich auf dem markigen Gebeine des Rhythmus aneinander zu feſten menſchlichen Geſtalten, die bald mit rieſig gelenkigen Gliedern, bald mit elaſtiſch zarter Geſchmeidigkeit, ſchlank und üppig vor unſeren Augen den Reigen ſchließen, zu dem bald lieblich, bald kühn, bald ernſt, bald ausgelaſſen, bald ſinnig, bald jauchzend die unſterbliche Weiſe fort und fort tönt, bis im letzten Wirbel ein jubelnder Kuß die letzte Umarmung beſchließt“.

Die Symphonie iſt — obwohl offenbar ein Werk, das der höheren Poeſie angehört — von ihrer erſten Aufführung angefangen bis auf den heutigen Tag ein Lieblingswerk aller Muſikfreunde, ja des geſamten deutſchen Volkes und der Welt. Es liegt etwas ungemein Packendes in ihr; ihre Rhythmen zünden und reißen fort und ſchon die erſten Takte der Einleitung bereiten auf Außergewöhnliches vor. Mit einem kräftigen Schlag ſcheint das Orcheſter unſere Aufmerkſamkeit auf den friedlich holden Geſang der Oberſtimme (Oboe) aufmerkſam machen zu wollen. „Hört!“ ruft uns Beethoven zu, „hört!“ klingt es zum zweiten Male und zum dritten Male. In gewaltigen Sechzehntelgängen ſtreben die Bäſſe empor aus ihrer finſteren Tiefe zum Licht, zur Sonne; es iſt ein Zug in das Große und Weite, der ſich uns mit dieſen Gängen ankündigt, ein Aufſchwung in ferne Welten; ein Columbusblick. In feierlichen A-dur-Akkorden erklingt das ganze Orcheſter. Der Komponiſt moduliert endlich nach C-dur. Ein ungemein liebliches, in zärtlichen Augenaufſchlägen ſich gefallendes Motiv ſetzt ein; es iſt eine wonnige Weiſe, die im Verhältnis zur ſonnigen Pracht des Vorhergegangenen mild wie Mondenlicht ſchimmert. Die Muſik hält dieſe träumeriſch-romantiſche Stimmung feſt, ſie in reizende Bilder bannend. Höchſt originell iſt der Übergang, den Beethoven aus der Einleitung zum folgenden Allegro vivace gewinnt; das lockt und klingt aus der Höhe herab, wie märchenhafte Elfenſtimmen, die neckend zur Erde hernieder fallen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Immer lebhafter wird die Bewegung, immer drängender die Rhythmen, bis endlich in anmutiger Lebendigkeit, ſcherzend und liebenswürdig, in weicher, ſanfter Farbengebung das vollſtändige Allegromotiv erſcheint. Die Kunſt, mit welcher der Tondichter aus dieſem Gedanken ſeinen Symphonienſatz aufbaut, wie er ihn zu Tonbildern voll paſtoraler Grazie und romantiſcher Schwärmerei, die nur ſtellenweiſe in die Sphäre einer auf ernſte Grundtöne geſtimmten Leidenſchaftlichkeit hinübergreift, umgeſtaltet und ihn durch kleine Veränderungen in der Zeichnung und im Kolorit eine überraſchend ſich verſchiebende Phyſiognomie zu geben weiß, iſt wahrhaft bewunderungswürdig. Der ganze Satz wiederhallt von Leben, Frohſinn und ſchaffensfreudiger Geſundheit. Von beſonderer Eigenart iſt der Schluß des Satzes. Da wühlt in den Bäſſen zehnmal hintereinander ein ernſtes, ja finſteres Motiv. Beethoven taucht hier hinab in die Tiefen eines dämoniſchen Seelenlebens; mitten in überſchäumender Luſt, in jauchzender Freude ſtellt ſich ihm in düſterer Beſtimmtheit ein unabweislicher Gedanke an Verhängnis, Trauer und Tod in den Weg. Man hat über dieſen Orgelpunkt, beſſer geſagt über dieſen Basso ostinato viel geſpottet, und die kritiſchen Zeitgenoſſen des Meiſters äußerten ſich kurz nach der 1813 erfolgten erſten Aufführung dieſer Meiſterſymphonie ſehr ungehalten über jene grandioſe Stelle: „Nun haben die Extravaganzen dieſes Genies“ — ſpotteten ſie — „das Non plus ultra erreicht und Beethoven iſt nun ganz reif für das Irrenhaus.“ Es würde heute keinem gebildeten Menſchen mehr einfallen, über Beethoven ein Verdikt von ſolch drakoniſcher Strenge zu fällen. Und wenn ſich unter ſeinen Widerſachern aus jener Zeit ſelbſt ein Karl Maria von Weber fand, ſo ſehen wir daraus nur, wie ſchwer es ſelbſt für geniale Naturen iſt, der Spur des größeren Genius verſtändnisvoll folgen zu können.

Der zweite Satz der A-dur-Symphonie galt den Freunden der Tonkunſt von altersher als ein Wunder von Muſik; er atmet jene Genialität, die ſich ſofort alle Herzen erſchließt, überall ein ſympathiſches Echo erweckt und überall verſtanden wird. Sehr kühn iſt gleich der Anfang des Satzes: ein ſcharfer Quartſextetakkord; der Bläſer leitet ihn gewichtig und vielſagend ein; wie ein Schrei, der aller Augen auf einen beſtimmten Punkt hinlenkt. Und dann naht es in eigentümlich ſchwankenden Marſchrhythmen, düſter und reſigniert; das Violoncello ſetzt darauf mit einer Cantilene von ergreifender Innigkeit und Melancholie ein, ein Klagegeſang, verlorenem Glücke geſungen, in die Vergangenheit zurückſchweifend, dort von ſanft tröſtenden Stimmen umfangen und allmählich in ſeinem Kummer beſchwichtigt. Von überwältigender Poeſie iſt wieder der Schluß des Satzes: wie gebrochen erſcheinen die Rhythmen, der Trauer iſt ein Zug von erhabener Feierlichkeit beigemengt. Das Ganze verklärt ſich in ſchmerzlicher Schönheit.

Wie eine trübe, ſchwer in der Luft hängende Wolke vor einem kräftigen Windſtoß zerſtiebt und die vorher ſo düſtere Landſchaft mit einem Zauberſchlag wieder zum Spielplan der flimmernden Sonnenſtrahlen macht, ſo räumt der dritte Satz, das Scherzo, gründlich mit allen den Grillen, Sorgen und ſchwermütigen Gedanken des Allegretto auf. Ein ganzer Frühlingsjubel klingt uns aus dieſem lebhaft feurigen Tongebilde entgegen, Nachtigallen rufen in das Lenzkonzert ihre bezaubernden Lockrufe hinein. Das Trio des Scherzo iſt ganz getränkt mit Poeſie: eine ſehnſüchtig weiche Stimmung iſt über dieſes wundervolle Idyll gelagert. Von großartiger Wirkung iſt der Effekt einer ſogenannten liegenden Stimme: es tönt ein durch den ganzen Satz feſtgehaltenes a, das bald über den Tonwogen wie ein ſchimmernder Stern leuchtet, bald in ihrer Tiefe ſich magiſch abſpiegelt. Von ſeltener Originalität und Kühnheit iſt ferner der Übergang von D-dur nach F-dur am Schluſſe des Trioteiles; mit einem Sprung iſt Beethoven aus den poetiſchen Viſionen und ihrem romantiſches Zauber heraus wieder auf realem Boden. Sehr luſtig geht es wiederum her, die Schwarmgeiſter Beethovenſchen Humors ſchlagen hier gar tolle Purzelbäume. Beethoven läßt Hauptſatz und Trio zweimal ſpielen und ſetzt mit neuen Kräften zum dritten Male an; bis zum Trio gelangt er ſo; ein paar Takte . . . Nein, nicht mehr. Er lacht uns ins Geſicht und „ſpritzt die Feder aus,“ wie Schumann dieſes überſtürzte Abbrechen treffend bezeichnete.

Und nun beginnt das Finale, in welchem der Rhythmus ſeine Orgien feiert; es iſt ein einziges, jauchzendes, wild daherbrauſendes, in ſüdlicher Ausgelaſſenheit wogendes Tonſtück, in welchem die blendenden Racketen des Beethovenſchen Humors ziſchen und ſprühen. An der äußerſten Grenzen menſchlicher Empfindung ſtehend, ſtreift es ſelbſt an das Gebiet des Maßloſen: ein grandioſer Orgelpunkt kurz vor dem Schluſſe bezeichnet den Höhenpunkt der hier von Beethoven eingeſchlagenen Richtung. „Mit einem ungariſchen Bauerntanze“ — ſo charakteriſiert R. Wagner dieſen Satz — „ſpielt Beethoven im Finale ſeiner A-dur-Symphonie der ganzen Natur auf, ſo daß, wer dieſe darnach tanzen ſehen könnte, in ungeheurem Kreiswirbel einen neuen Planeten vor ſeinen Augen entſtehen zu ſehen glauben müßte.“

Die Zither.

Es gibt unter den muſikaliſchen Inſtrumenten eine Reihe von ſolchen, welche ausſchließlich darauf angewieſen ſind, im Kreiſe des Hauſes und der Familie ein anſpruchslos beſcheidenes Daſein zu friſten. Dasjenige nun von dieſen Stiefkindern in dem Geſchlechte der Tonerzeuger, das Anſpruch darauf hat, als edelſtes, vornehmſtes, zugleich auch die meiſten Vorzüge in ſich vereinigendes Hausinſtrument zu rangieren, iſt zweifelsohne die Zither. Schon in dem Umſtande, daß das Erlernen des Zitherſpiels keine beſonderen Schwierigkeiten verurſacht und keine beſonderen muſikaliſchen Fähigkeiten vorausſetzt, liegt ein Hinweis auf die Pflege dieſes Inſtrumentes im Volke. Es iſt zur Begleitung von Geſängen, namentlich lyriſch-ſentimentalen Charakters und von Volksliedern, die auf einer einfachen harmoniſchen Grundlage beruhen, wie geſchaffen; ſobald der Zitherſpieler ſich in Stand geſetzt hat, einige Akkorde mit den üblichen vorausgenommenen Grundbaßtönen hervorzubringen, vermag er eine ganze Folge von Liedern zu begleiten. Das Zitherſpiel iſt jedoch keineswegs nur auf das Begleiten von Vokalſachen beſchränkt — die Zither vermag ebenſo wie das Pianoforte und andere Inſtrumente auch ſelbſtändig traktiert zu werden, namentlich nachdem ſie in der neueren Zeit gründlichen Verbeſſerungen unterworfen und beträchtlich vervollkommnet worden iſt. Daß die Zither ein Saiteninſtrument iſt, darf wohl als allgemein bekannt vorausgeſetzt werden; die Anzahl dieſer Saiten ſchwankt bei den Zithern neuerer Conſtruktion zwiſchen 36 und 42 und zwar unterſcheidet man 5 ſogenannte Griffſaiten, deren Zahl unveränderlich iſt, und 31 bis 37 Baßſaiten. Die letzteren ſind zur Erzeugung je eines Tones beſtimmt und haben deshalb eine feſte Stimmung, während auf den Griffſaiten in ähnlicher Weiſe wie beim Geigenſpiel, durch Niederdrücken derſelben an beſtimmten Stellen mit der linken Hand, eine ganze Reihe von Tönen erzeugt werden können Der Tonumfang der Zither mit 42 Saiten umfaßt alle Töne zwiſchen dem Kontra-F und dem vier geſtrichenen d. Es kann hier begreiflicherweiſe auf die Art und Weiſe der Behandlung einer Zither nicht näher eingegangen werden, nur ſei noch erwähnt, daß die Griffſaiten mit dem Daumen der rechten Hand geſpielt werden, welcher zu dieſem Zwecke mit einem Schildpattring zu bewaffnen iſt, und daß der 2., 3. und 4. Finger derſelben Hand die Baßſaiten zum Tönen bringen. Auf dem Griffbrett (über welches die Griffſaiten laufen) ſind 29 ſogenannte Bunde angebracht, welche das Auffinden der verſchiedenen Töne erleichtern, indem ſie die Saiten in genau den akuſtiſchen Geſetzen entſprechender Weiſe verkürzen und die Stelle markieren, wo die Finger aufzuſetzen ſind. Wie auf der Geige, ſo unterſcheidet man auf dem Griffbrett der Zither verſchiedene Lagen, ferner hat man auch natürliche und künſtliche Flageolet-Töne. Von ganz beſonderer Wirkung iſt auf der Zither die Anwendung des Gliſſando, wobei zwei Töne auf einer Saite durch Schleifen aneinander gebunden werden. Hierdurch entſteht der für das Inſtrument charakteriſtiſche, eigentümlich vibrierende, gemütvolle, wie aus einer zarten, weichen Seele ſprechende Klang, welchem die Zither hauptſächlich die Sympathien ihrer Freunde und Liebhaber verdankt, und der ſo ſonderbar eindringlich an das Weſen, die Eigenart und die treuherzige Weiſe jener Volksſtämme erinnert, welche die Zither als Nationalinſtrument ihr eigen nennen. Man hat den Verſuch gemacht, die Zither im Konzertſaal einzubürgern. Mit Unrecht! Man laſſe die Zither da, wo ſie hingehört, im Haus, in der Familie. Hier fühlt ſie ſich heimiſch, hier findet ſie ein dankbares Menſchenhäuflein, das ſich an ihren harmloſen Weiſen, an ihrer ſchlichten, dabei innigen, herzrührenden Einfachheit erfreut und ergötzt — aber man ſuche ihr nicht eine Bedeutung aufzudrängen, die ihr nicht zukommt, eine Zukunft in Ausſicht zu ſtellen, die ſie nimmer zu erfüllen imſtande ſein wird, man bedenke, daß ſie das Inſtrument der Beſcheidenheit iſt und daß ſie gleich dem beſcheidenen Veilchen, das im Verborgenen blüht, ihre angenehmen Seiten, ihre Vorzüge nur im engen Raume zu entfalten vermag und nur den feſſeln und intereſſieren wird, der ſich noch Sinn bewahrt hat für das Liebliche und Anmutige im Kleinen.

P. H-t.

Bücherſchau.

Abriß der Entwickelungsgeſchichte der Oper mit litterariſchen Hinweiſen von **Emil Krauſe**, Hamburg (Verlagsanſtalt und Druckerei, Aktiengeſellſchaft). Da eine gute, ausführliche und erſchöpfende Darſtellung der Geſchichte der Oper der heutigen Muſikwelt immer noch fehlt, ſo haben wir alle Urſache, die vorliegende Arbeit, welche ſich die Aufgabe ſtellt, dem Muſikfreunde eine Perſpektive in die Geſamtentwickelung der unſtreitig intereſſanteſten muſikaliſchen Form zu gewähren und ihm in kurzem Reſumé die ganze Operngeſchichte von den erſten beſcheidenen Anfängen der florentiniſchen Liebhaberbühne angefangen bis auf die epochemachenden Dramen Richard Wagners herab, vorzuführen, mit Freuden zu begrüßen. Auf dem knappen Raum von 130 kleinen Oktavſeiten den ungeheuren Stoff zu bewältigen, war jedenfalls keine leichte Arbeit, wenn der Autor den hauptſächlichſten Erſcheinungen auch nur einige wenige knappe Worte widmen wollte. Ohne in trockene Namenaufzählung zu verfallen, hat E. Krauſe in lacedämoniſcher Brachylogie die Aufgabe mit bemerkenswertem Geſchick gelöſt und wirklich einen „Abriß“ gegeben, der dort, wo es ſich um eine ſchnelle Orientierung handelt, dem Muſikfreunde gute Dienſte leiſten wird.

Vermiſchtes.

Der Römerpreis. Die Bewerber um den „großen Preis von Rom“ des Pariſer Konſervatoriums, welcher in einem Reiſeſtipendium von 10 000 Franken beſteht, müſſen ſich einer vierwöchentlichen Klauſurarbeit zum Zwecke der Löſung der mit dem Preis verbundenen Kompoſitionsaufgaben in „muſikaliſchen Gefängniſſen“ unterziehen. Früher lagen dieſe Iſolierzellen im Palais Mazarin; jetzt beſitzt das Konſervatorium ſelbſt eine Anzahl dieſer Folterkammern. Das ganze Mobiliar beſteht aus einem Tiſch und einem Schemel; alle übrigen Luxusgegenſtände müſſen ſich die ehrgeizigen Häftlinge ſelbſt beſorgen, doch werden jene einer ſorgfältigen Prüfung unterzogen, damit nicht irgend welche unerlaubten Hilfsmittel eingeſchmuggelt werden können. Ein Piano muß den Konkurrenten aber zugeſtanden werden. Die Fenſter der Zellen ſind vergittert. Ehe der Schließer ſeines Amtes waltet, laſſen die geleitenden Kommiſſionsmitglieder den Kunſtmärtyrern einige ermutigende Troſtesworte angedeihen, da ſie aus eigener Erfahrung die Schreckniſſe der Konkurrenzwochen kennen. Vor Allen iſt Charles Gounod wegen ſeiner Freundlichkeit beliebt; er erteilt den Rat, die Arbeit am Vormittag nicht zu überhaſten und erinnert an die Worte, welche ihm einmal die berühmte Malibran als Talisman ſchenkte: „Travail du matin, travail d'arlequin.“ Das Leben der Bewerber iſt ein nahezu klöſterliches, nur daß ſie nach Belieben aufſtehen und ſchlafen können. Bis 11 Uhr iſt ihnen das Verlaſſen ihrer Zellen unterſagt, natürlich jederzeit unter ſtrenger Überwachung. Bis 6 Uhr ſind ſie wiederum auf ihre Zellen beſchränkt. Nach einer nochmaligen Erholungspauſe bis 9 Uhr erfolgt die abermalige Abſperrung in der Zelle. Ein ſchweres Werk iſt den Aufſichtsbeamten aufgebürdet, da ihre Pflegebefohlenen gern die Wachſamkeit zu täuſchen verſuchen. Am Tage promeniert ein Wächter vor den Zellen, in der Nacht ſchläft er bei elektriſcher Beleuchtung angeſichts derſelben. Selbſt die Beſuche, welche Verwandte und Freunde machen dürfen, müſſen ſorgfältig überwacht werden. Selbſtverſtändlich iſt der Gebrauch von Partituren erlaubt. Ihre Verpflegung erhalten die geplagten Jünger Apolls von einem Pariſer Reſtaurant. Trotzdem behaupten ſie, daß unſterblich zu werden ein ſaueres Geſchäft ſei.

Gedenktafel für September.

Im September wurden **geboren**: August Horn (1., 1825), ein durch ſeine vorzüglichen Bearbeitungen, Arrangements von 4händigen Klavierauszügen und Symphonien weit und breit bekannter Muſiker, W. Speidel (3., 1826), A. Kleffel (4., 1840), L. Köhler (5., 1820), Philidor (7., 1726), Anton Dwořak, der bekannte böhmiſch-ſlawiſche Tondichter (8., 1841), E. Hanslick (11., 1825), ein geiſtreicher Feuilletoniſt und Äſthetiker, Clara Schumann (13., 1819), L. Cherubini, der geniale Komponiſt (14., 1760), L. Meinardus, ein verdienter Muſikſchriftſteller (17., 1827), J. J. Abert (21., 1832), ein tüchtiger Opernkomponiſt, C. C. Taubert (25., 1838), A. Dregert (26., 1836), Rungenhagen (27., 1778), Jul. Schäffer (28., 1823) und J. Svendſen (30., 1840), einer der begabteſten nordiſchen Komponiſten. Im September **ſtarben**: Der alte Theoretiker S. Sechter (11., 1867) und V. Bellini (24., 1835).

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Träum' dich nicht feſt im Dornenzaune!
Der ernſte Wille kann zuweilen
Des ſtumpfen Herzens ſchlechte Laune
Durch eine gute Handlung heilen.

Weintrauben-Schutz.

Beim Herannahen der Weinernte beginnt alljährlich der Kampf mit den verſchiedenen unliebſamen Liebhabern der Trauben. Inſekten und Vögel nicht nur, nein, auch alles Federvieh, Mäuſe, Ratten, Igel, alles liebt die Weintrauben zum Nachteil der rechtmäßigen Eigentümer, ganz abgeſehen vom Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen, oder von unſerem früheren Hofhund, der, als Wächter losgelaſſen, ſelbſt nachts die ſüßen unterſten Trauben abfraß. Derartige Feinde ſchaden uns ſelten, aber das erſtgenannte Raubgeſindel ſtellt ſich alljährlich ein. Das Machtgebiet des Igels iſt ein kleines, wir gönnen dem nützlichen Tiere ſeine paar Beeren, aber Mäuſe und Ratten thun, wo ſie auftreten, ſehr empfindlichen Schaden. Ihre Angriffe richten ſich zunächſt gegen die dicht an Gebäuden, auf den Spalieren liegenden Trauben; man biege dieſelben deshalb möglichſt weit ab, ſo daß ſie luftig und frei hängen. Im übrigen hilft nur fleißiges Nachſtellen durch gute Fallen und Gift; in erſteren lieben die Mäuſe bei der flüſſigen Weinkoſt vor allem Mehl, außer dem ſprichwörtlichen Speck. Vielſeitiger ſind die Angriffe der Vögel, die die Vorarbeiter der Inſekten ſind, und unter dieſen iſt Freund Spatz der ſchlimmſte, weil er aushält, bis die letzte Beere eingeheimſt iſt, nachdem alle anderen Vögel längſt fortgezogen ſind. Im Anfang helfen die verſchiedenen Vogelſcheuchen, aber ſie müſſen eben verſchieden ſein und wechſeln, denn ſo mißtrauiſch anfangs der Spatz dieſelben von weitem beſieht, ſo ungeniert frißt er zuletzt dicht daneben. Unter den von uns angewandten ſpielen alte, mottenzerfreſſene Pelzſachen ſtets eine Rolle; eine alte Mütze oder Boa, auch ein halbverſtecktes Kindermüffchen ſieht den Sperlingen ſehr verdächtig aus und ſie alle dienen Jahrzehnte lang in jedem Herbſte. Man kann auch Rehfelle, Pelzdecken u. dgl. tagsüber als Scheuchen benutzen, ſolange es nicht regnet; ſie leiden ja nicht und helfen eine Zeitlang. Ferner ſind ein gutes Mittel Spiegelſcherben, die ſich leider auch bisweilen im Haushalt finden; ſie müſſen an Fäden möglichſt frei aufgehangen werden. Die blitzenden Reflexe (im Sonnenſchein) erſchrecken die Diebe. Dieſe fürchten auch das Klirren von mehreren an ſchwanken Ruten aufgehängten Medizinflaſchen, die der Wind bewegt. Auch ein altes, ausgeſtopftes Kaninchen machte den Sperlingen, geſchickt angebracht, einen katzenartigen Eindruck. Mit dieſen beliebig zu vermehrenden Hilfsmitteln — ein ausgezeichnetes iſt auch ein aufgehängter toter Sperling — kann man die Feinde eine gute Zeitlang fernhalten, inzwiſchen haben die Trauben einen genügenden Grad von Reife erlangt, ſo daß man ſie einhüllen kann. Netze ſchützen vor den Vögeln, ohne deren Vorarbeit die Inſekten nichts thun können, die Horniſſen ausgenommen. Dieſe aber ſind unvertreibbare und leider durchaus nicht waffenloſe Feinde, ſie kehren ſich an keine Scheuche und fürchten keinen Schuß; während ein guter Schütze die Sperlinge durch ſein bloßes Erſcheinen in die Flucht ſchlägt, muß er ſelbſt wo möglich vor Horniſſen zurückweichen. Zum Glück „geraten“ ſie nicht jedes Jahr, im vergangenen traten ſie aber in ſolchen Scharen auf, daß bei einem Kopfpreis von 1 Pfennig unſere Kinder ſich durch Erlegen ein tägliches Taſchengeld verdienten. Mit Schmetterlingsnetzen, mit buſchigen Ruten, mit kleinen Schaufeln haben wir ſie niedergeſchlagen, ja ſie mit der bloßen Hand am Kopf gegriffen und ſo ſchnell und kräftig wie möglich niedergeworfen, um ſie dann zu zertreten. Nichtsdeſtoweniger konnten wir unſere köſtlichen Trauben nicht ſichern, bis wir Hunderte von möglichſt dünnen Säckchen über dieſelben zogen. Alle alten mürben Gazeläppchen, Mull- oder ſonſtige durchſichtige Kleiderreſte laſſen ſich herrlich benutzen; mit 12—20 großen Überwendlichſtichen iſt ein Säckchen hergeſtellt, der Zug erzielt ſich durch einige große Vorderſtiche des haltbaren Zwirns, und nach der Ernte wird der ganze Vorrat aneinandergereiht, gewaſchen und für künftige Jahre aufbewahrt. Alte Gardinen dienen am Spalier zur Bedeckung beſonders reich behangener Stellen. Bis in den ſpäten Herbſt; bis die Fröſte eintreten, erhält man auf dieſe Weiſe ſeine ſchönſten Trauben. Die kleineren ſind zum erſten Verbrauch da. Ja ſogar in Froſtnächten nützen die Säckchen, die Trauben erfrieren bei weitem nicht ſo leicht in der ſchützenden Hülle. Man richte dieſe ſtets reichlich ein, damit nicht in dem zu feſt anliegenden Zeug, zumal am untern Ende, ſich bei naſſer Witterung die Feuchtigkeit hält und Fäulnis erregt.

A. C.

Handarbeit.

Lampenſchleier mit Chenilleſtickerei. Elfenbeinfarbener Spitzenſtoff dient als Material zu unſerm duftigen Originale. Aus ihm werden 6 entſprechend große Teile geſchnitten, welche unten abgerundet und ringsum ſehr fein geſäumt werden. Sechs ebenſo große Teile (ca. 20 cm untere und 5 cm obere Breite nach dem Säumen) aus hellblauem Seidenzeuge ergeben das Futter des eleganten Lampenſchleiers. Auf den Spitzenſtoff werden kleine Vergißmeinnichtbouquets aus Chenille geſtickt, die Stiele und Stempel werden aus Goldfaden hergeſtellt, ebenſo die Kelche in den Blümchen. Darauf heftet man die Stickerei mit loſen Stichen auf das Seidenfutter und umgibt jeden einzelnen Teil mit feiner, blau und goldener Chenilleſchnur. Die 6 Teile werden nur an zwei Stellen miteinander verbunden; hier werden einige kleine Schlupfen aus Chenille mit daraus hervorhängenden Pompons angebracht. Den obern und untern Rand des Lampenſchleiers ziert eine in hübſche Falten geordnete gelbliche Spitze.

Vorlegeteppich. In dunklem Verſteck liegt noch ſo mancher ausrangierte Pelzmuff aufbewahrt, um ſchließlich entweder den Motten zum Opfer zu fallen, oder als unnützer Zeuge einer alten vergeſſenen Mode ausgewieſen zu werden. Aus vier ſolcher Exemplare kaum man ſich leicht einen originellen Teppich als Bett- oder Schreibtiſchvorlage, je nach der Beſchaffenheit des zu verwendenden Pelzwerks, anfertigen. Der Muff wird auseinandergeſchnitten, die Randfütterung abgetrennt, ſo daß man ein plattrandiges viereckiges Stück erhält. Auf dieſelbe Weiſe werden auch die drei anderen Exemplare hergerichtet und alle vier in zwei Reihen aneinander genäht. Selbſtverſtändlich näht man den Pelzrand auf der Rückſeite zuſammen. Um den hierdurch entſtandenen Teppich kommt rote Tuchborte, wie ſie an Rehfellen gewöhnlich zur Verwendung gelangt. Hat man noch eine alte Boa, ſo läßt ſich mit ein wenig Phantaſie leicht Kopf und Schweif irgend eines Ungetüms hinzufügen.

Einen feinen und originellen Eindruck macht folgendes **Deckchen** in Häkelarbeit ausgeführt. Man braucht dazu Garn in creme No. 36, 64 cm langes, 5 cm breites Moiréband, und zwei mattroſa Moirébänder von je 32 cm Länge näht man vorerſt über Kreuz gelegt in der Mitte zuſammen und zieht an allen vier Enden Fäden aus, um 4 cm lange Franſen zu knüpfen. Dann häkelt man von Garn vier Sterne, die die vier Lücken zwiſchen den Bändern füllen und deren jeder zu beiden Seiten an den Bändern befeſtigt werden. Jeder Stern beſteht aus drei runden Touren und einer Quertour. 1. Tour: 12 Lftm. zu einem Ringe geſchloſſen. 2. Tour: 3 Lftm. bilden das erſte St., dann noch um den Ring 30 Stb. 3. Tour: 3 Lftm. als erſtes St., 30 St. auf die 30 St. vor. R. die je durch 1 Lftm. getrennt werden. 4. Tour: beſtehend aus 2 Querreihen. 1. R.: 14 Lftm. 3 Lftm. bilden 1 St., dreimal wechſelnd 1 St. und 1 Lftm. in und über die 6 letzten Lftm. vor. R. * um die folgenden 8 Lftm. vor. R. 11 St. anſchleifen an jede 3. M. des Sterns der 3. Tour, wenden. 2. R. 8 Lftm. dreimal 1 St. und 1 Lftm. und noch 1 St. auf die vier **erſten** dichten St. vor. R., ſo daß die letzten St. mit Lftm. vor. R. eine Zacke bilden. Wenden. 3 Lftm. bilden 1 St., dreimal wechſelnd 1 St. und 1 Lftm. und noch 1 St. auf die letzten 4 St. vor. R. vom * wiederholen. — Je 2 Querreihen bilden am äußern Rande eine kleine Zacke, 19 ſolcher Zacken gehören zu einem Stern. Am Schluß die letzte Reihe mit der erſten Querreihe verbunden durch Zuſammenhäkeln, dann den Faden abreißen und vernähen. Durch die Lftm.-Touren, die mit St. behäkelt werden, entſtehen längliche Öffnungen, durch die das ſchmale Moiréband gezogen wird, ſodaß 1 Zacke über und 1 unter dem Bande liegen; von der linken Seite wird dasſelbe dann zuſammengenäht. Die 1. und 2. Zacke, ſowie die 6. und 7. jedes Sterns befeſtigt man mit einigen Stichen an dem breiten Bande.

Conſtanze.

Kindermund.

Philipp bekommt ein neues Brüderchen. Da er ſelbſt aber am nächſten Tage ſeinen dritten Geburtstag feiert, erſcheint ihm die Wichtigkeit dieſes Tages doch ſehr durch den Ankömmling verkürzt, um den Alle beſchäftigt ſind, und er frägt ganz verſtimmt den Papa: „Bleibt der kleine fremde Junge heute auch noch hier?“

Praktiſches fürs Haus.

Bei aller Aufmerkſamkeit kann es der Hausfrau geſchehen, daß die Suppe oder der Braten ſich etwas anſetzt, wie man zu ſagen pflegt, und einen brenzlichen Geſchmack bekommt. Sehr leicht kann ſie ſich aus dieſer Verlegenheit retten, wenn ſie ein Stückchen Holz hell anbrennen läßt und mit dieſem brennenden Span in die angebrannte Speiſe fährt; der Geſchmack wird darnach wieder verbeſſert, und ſogar der Geruch verliert ſich bei ſolcher Behandlung. Ein Stück richtiger Holzkohle oder eine geſchälte Wurzel thut beim Braten, deſſen Sauce brenzlich wurde, dieſelben Dienſte.

Reinigen von Strohhüten. Zwei Eßlöffel pulveriſierter Schwefel werden mit dem Saft einer halben großen Zitrone vermiſcht. Dieſer Brei wird mittelſt einer etwas harten, kleinen Bürſte (alte Zahnbürſte) auf den Hut aufgetragen und tüchtig eingerieben. Hierauf reibt man mit dem Saft der übrigen Zitrone den Schwefel ab, läßt den Hut trocknen und wiſcht alsdann mit reinem Spiritus nach.

Frau Liſa.

Einem Brautpaar bei Überſendung einer weißen und roten Roſe.

Sommer.

Ich wollt' ein Sträußlein ſuchen
Zum Blumengruß dem Paar,
Da ſchlief ſchon unter Buchen
Die Anemonenſchar.

Und auch die Veilchen ſchliefen
Schon wieder; doch im Hain
Zwei muntre Roſen riefen:
„Laß **uns** doch Boten ſein!“

„Wir ſtehn auf leichten Füßen;
Zwar klein iſt unſer Strauch,
Doch gilt's, ein **Paar** zu grüßen,
Ein **Pärchen** kann dies auch!“ —

Wohlan, ſo gebt beſcheiden
Aus duft'gem Roſenmund
Vom fernen Freund den beiden
Die treuſten Grüße kund!

Mir bleibt nichts aufzutragen;
Man wird euch ſchon verſtehn:
Was könnten Worte ſagen,
Wo Roſendüfte wehn? —

H. Lang.

Garten.

Der ausdauernde Frühjahrsphlox (Phlox perennis) mit ſeinen auf 0,60—1 m hohen Stengeln befindlichen dichten Bouquets herrlicher Blüten in weitleuchtenden Färbungen von Reinweiß bis dunkelpurpur wird am beſten ſofort nach

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 51. Erſtes Blatt.

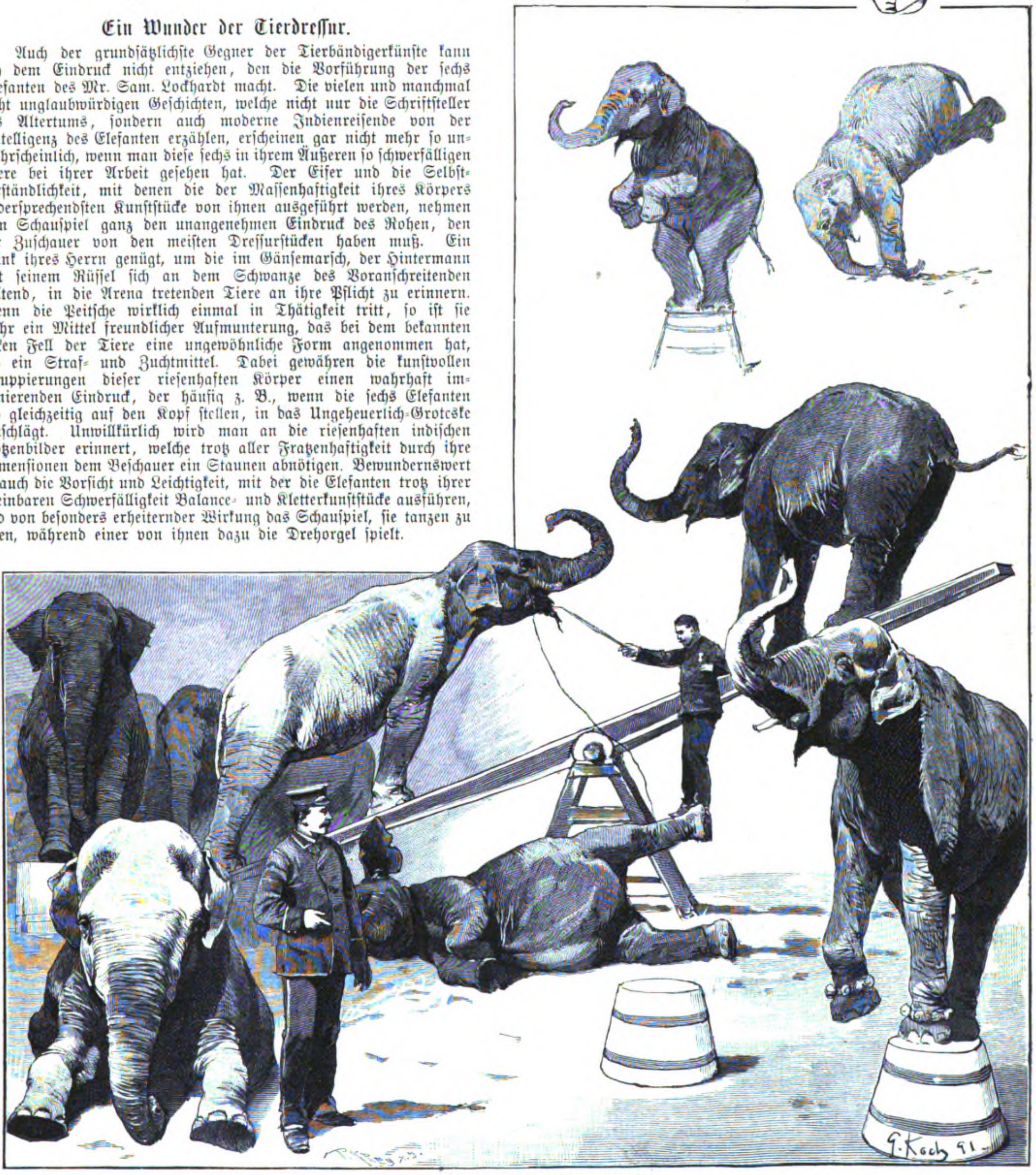
Jahrgang 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

19. September 1891.

Ein Wunder der Tierdreſſur.

Auch der grundſätzlichſte Gegner der Tierbändigerkünſte kann ſich dem Eindruck nicht entziehen, den die Vorführung der ſechs Elefanten des Mr. Sam. Lockhardt macht. Die vielen und manchmal recht unglaubwürdigen Geſchichten, welche nicht nur die Schriftſteller des Altertums, ſondern auch moderne Indienreiſende von der Intelligenz des Elefanten erzählen, erſcheinen gar nicht mehr ſo unwahrſcheinlich, wenn man dieſe ſechs in ihrem Äußeren ſo ſchwerfälligen Tiere bei ihrer Arbeit geſehen hat. Der Eifer und die Selbſtverſtändlichkeit, mit denen die der Maſſenhaftigkeit ihres Körpers widerſprechendſten Kunſtſtücke von ihnen ausgeführt werden, nehmen dem Schauſpiel ganz den unangenehmen Eindruck des Rohen, den der Zuſchauer von den meiſten Dreſſurſtücken haben muß. Ein Wink ihres Herrn genügt, um die im Gänſemarſch, der Hintermann mit ſeinem Rüſſel ſich an dem Schwanze des Voranſchreitenden haltend, in die Arena tretenden Tiere an ihre Pflicht zu erinnern. Wenn die Peitſche wirklich einmal in Thätigkeit tritt, ſo iſt ſie mehr ein Mittel freundlicher Aufmunterung, das bei dem bekannten dicken Fell der Tiere eine ungewöhnliche Form angenommen hat, als ein Straf- und Zuchtmittel. Dabei gewähren die kunſtvollen Gruppierungen dieſer rieſenhaften Körper einen wahrhaft imponierenden Eindruck, der häufig z. B., wenn die ſechs Elefanten ſich gleichzeitig auf den Kopf ſtellen, in das Ungeheuerlich-Groteske umſchlägt. Unwillkürlich wird man an die rieſenhaften indiſchen Götzenbilder erinnert, welche trotz aller Fratzenhaftigkeit durch ihre Dimenſionen dem Beſchauer ein Staunen abnötigen. Bewundernswert iſt auch die Vorſicht und Leichtigkeit, mit der die Elefanten trotz ihrer ſcheinbaren Schwerfälligkeit Balance- und Kletterkunſtſtücke ausführen, und von beſonders erheiternder Wirkung das Schauſpiel, ſie tanzen zu ſehen, während einer von ihnen dazu die Drehorgel ſpielt.



Mr. Sam. Lockhardts ſechs dreſſierte Elefanten.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wer nichts verſäumt, der ſpart ſich Haſt und Ringen;
Der braucht nicht aufzuſtehen, der nicht fällt,
Und wer ſein Leben klug in Ordnung hält,
Muß es nicht mühſam erſt in Ordnung bringen.

Erntedankfeſt.

Der Felder Segen iſt geborgen,
Des goldnen Kornes heil'ges Gut,
Mit ſaurer Müh, mit bangen Sorgen —
Doch ſieh! noch wurde alles gut.
Trotz armer Herzen bangem Zittern
In Regenflut und Sturmesnacht,
Trotz Wetterſchlag und Ungewittern —
Der Herr hat alles wohlgemacht.

Nun kommt zu ihm, nun hebt die Hände
Und jauchzt ihm zu, dankt ihm bewegt,
Der ſeine Hand auf das Gelände
Bei Tag und Mitternacht gelegt,
Der goldne Ähren gab den Saaten,
In Früchten ließ die Felder ſehn,
Und deſſen wundergroße Thaten
In Wind und Wolken neu erſtehn.

Die Zeit iſt da, ſie iſt gekommen,
Wo Gott ein Dankes-Wort begehrt,
Nicht zaghaft halb, und halb beklommen,
Nein voll und ganz, der Gaben wert.
Laßt ab von Seufzen und von Klagen,
Die Thräne ſtillt, die Nachts erwacht,
Um recht aus Herzensgrund zu ſagen:
Der Herr hat alles wohlgemacht.

Schon bräunet ſich das Laub der Bäume,
Die letzte Roſe blüht und ſchwellt,
Es ziehn des Frühlings goldne Träume
Wie Sommerfäden aus der Welt.
Doch wie ſie an den Anfang flechten
Das Ende von dem Erntekranz,
Wird Gottesſonn' aus Winternächten
Erſtehn im friſchen Lenzesglanz.

M. v. Buch.

Mütter und Söhne.

Nur wenige Eltern können das Glück genießen, ihre Kinder während ihrer Schulzeit im eigenen Heim zu behalten; die unzähligen Penſionate und Anſtalten in großen und kleinen Städten beweiſen, wie oft Verhältniſſe der mannigfachſten Art die Eltern nötigen, ihre Kinder fremder Obhut zur Erziehung zu übergeben. — Bei Töchtern iſt das übliche „Penſionsjahr“ oft nur Modeſache; ſie kehren nach kürzerem oder längerem Aufenthalt in in- oder ausländiſchen Penſionaten wieder in ihr Elternhaus zurück und können den Zauber und das Glück der Heimat voll und ganz genießen. Anders iſt es mit unſern Söhnen! Schreitet ihr Kinderfuß über die heimatliche Schwelle, um in eine Anſtalt einzutreten, ſo kehren ſie in ihr Elternhaus nur noch als Gäſte zurück, und das Paradies ſo vieler kindlicher, heimatlicher Freuden iſt zum größten Teil für ſie verloren. Die Söhne, die in fremder Umgebung neue Eindrücke empfangen, ſind ſich des Verluſtes, den das Scheiden aus dem Elternhaus bedeutet, in ſeinem ganzen Umfang natürlich nicht bewußt, ſie ſehen, daß zahlloſe Knaben ihr Geſchick teilen; aber eine Mutter wird und ſoll die Trennung in ihrer ganzen Bedeutung fühlen, und ſie kann nicht genug darüber ſinnen, wie ſie durch Briefe und Beweiſe von Liebe auf das Gemüt des fernen Sohnes einzuwirken hat. Den Charakter zu bilden und zu ſtählen, das iſt des Vaters Aufgabe, aber Herz und Gemüt zu modeln, das iſt der Beruf der Mutter! Und es iſt einer der ſchönſten, die das Leben einer Frau zu ſchmücken und zu begeiſtern vermögen, denn ein Sohn, der des Segens einer vortrefflichen Erziehung von Mutterhand ſich bewußt iſt, wird beſtrebt ſein, dereinſt ſein eigenes Heim in edler und würdiger Weiſe aufzubauen. Ein ferner Sohn ſollte nie ohne dringende Veranlaſſung auf eine Nachricht von ſeiner Mutter warten müſſen, auch ſollte dieſelbe in den ſeltenſten Fällen nur kurz und flüchtig geſchrieben ſein. Wenigſtens in den erſten Jahren des Penſionslebens halte ich es für notwendig, dem Sohn eine regelmäßige Sonntagsfreude mit einem Brief zu machen und darin ausführlich über alle Erlebniſſe des Hauſes, die ſeinem kindlichen Sinn angemeſſen ſind, zu berichten. Die Briefe der Mutter müſſen ſtets den Ausdruck mütterlicher Liebe enthalten, ſelbſt Rügen und Ermahnungen können in milder Faſſung ausgeſprochen werden und ſie fruchten bei manchen Söhnen mehr, als die Strenge des Vaters. Ein in Amt und Beruf viel beſchäftigter Vater hat in den ſeltenſten Fällen die Zeit, ſich um die vielen Einzelheiten der Erziehung jüngerer Söhne zu bekümmern; er muß dieſe unbeſorgt in die Hand ſeiner Gattin legen können. Treten die Söhne in ein reiferes Alter, wo es ſich um die Wahl ihres zukünftigen Berufs handelt, dann iſt es der Vater, der bei der Erziehung in den Vordergrund tritt! Wie ſpricht das Dichterwort L. Schefers ſo ſchön zu den Müttern:

Geh fleißig um mit deinen Kindern,
Und laß dich lieben einzig ſchöne Jahre,
Denn nur den engen Traum der Kindheit
ſind ſie dein.

Selten iſt es den Eltern möglich, das von den Söhnen bewohnte Zimmer nach ihrem Weggang aus dem Elternhaus, in derſelben Verfaſſung zu erhalten, meiſt rücken jüngere Geſchwiſter in dieſe Räume ein. Kehren die Söhne aber zu den Ferien zurück, ſo umgebe man ſie, ſo viel als irgend thunlich, mit ihren Lieblingsſachen und Möbeln, die mit ihrer Erinnerung an die Kindheit verknüpft ſind, man nähre nach jeder Richtung das Heimatsgefühl in ihnen, man zeige ihnen die Freude, welche Eltern, Geſchwiſter, ſonſtige Angehörige und Dienſtboten über ihr Kommen empfinden. Ein Sohn, der ſich ſolcher Liebe bewußt iſt, wird meiſtens bemüht ſein, durch günſtige Zenſuren und richtiges Benehmen die allgemeine Freude über ſein Kommen zu rechtfertigen. Sind die Söhne erwachſen, ſo iſt es anſcheinend ein ſehr proſaiſches Band, das ich alle Mütter mit ihren Söhnen zu knüpfen bitte! Es ſollte ſich keine Mutter nehmen laſſen, für das Waſchen und Herſtellen der Wäſche ihres Sohnes zu ſorgen. Nicht jeder junger Mann, dem ſich die Welt mit ihren verlockenden Freuden erſchließt, vermag den vielen Verſuchungen zu widerſtehen, vermag in den Schranken, die ſeine Lage und ſein Stand ihm vorſchreiben, zu bleiben, und da iſt oft eine ſolche erwähnte Sendung von Mutterhand eine Mahnung an das junge Herz! Er ſieht im Taumel der Vergnügungen, mit welcher ſtets ſich gleichbleibenden Liebe die Mutter auf ſeine Wünſche und ſein Behagen bedacht genommen hat, manchen Sohn hat der Gedanke an ſeine alte, vielleicht arme Mutter wieder auf den rechten Weg zurückgeführt. Das Feld, das ſich einer Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder, beſonders der fernen Söhne, bietet, iſt ein unbegrenztes, und nur die edelſte aller Liebe, die Mutterliebe, die die Flamme göttlichen Urſprungs am ſtärkſten in ſich birgt, zagt und ermüdet bei ihrer Ausübung nicht. Das Wort des Vaters muß den Söhnen zum unverrückbaren Geſetz werden, das nie eine Änderung erleiden darf, auf die Nachſicht ihrer Mutter dürfen ſie bauen und, unbeſchadet der ſonſtigen mütterlichen Autorität, einen Einwand wagen. Möchten alſo die Mütter die Größe und Bedeutung ihres Einfluſſes auf die Erziehung ihrer Söhne nicht unterſchätzen. In den Lebensgeſchichten großer, herrlicher Männer ſehen wir oft, daß eine an Geiſt und Herz reiche Mutter die Erziehung geleitet hat. Eine geiſtreiche Mutter zu ſein, iſt nicht jeder Frau gegeben, aber eine treue, an Liebe reiche, die das Gemüt ihres Sohnes bilden, ihn chriſtlich fromm erziehen will, das kann die Mutter in der niederen Hütte ebenſo wie jene im hohen Schloß! Die Anſichten Schopenhauer wären vielleicht weniger ſcharf und verbittert, wenn ſeine eigene Mutter ihn in ſeiner Kindheit nicht gänzlich vernachläſſigt und nur ihrer Gelehrſamkeit gelebt hätte. — Zur Charakterbeurteilung eines Mannes genügt es oft, zu hören, in welchem Ton, mit welchem Klang er das Wort ſpricht: Meine Mutter.

Th. Biesrach.

Gedicht bei Überreichung des Häubchens.

(Der Sitte nach bringt eine junge Frau dasſelbe.)

Antwort auf Frage 196.

Sei uns gegrüßt in der Frauen Orden,
Junge Frau mit dem Kranz im Haar,
Biſt ja eine der unſern geworden
Durch dein Ja an dem Traualtar.
Wer A ſagte, muß B auch ſagen!
Mußt von nun an die Haube tragen,
Reiheſt dich heute zum erſtenmal
In der würdigen Alten Zahl.

Leicht iſt's, in frohen Jugendtagen
Bei der Feſte ſtrahlendem Glanz
Auf dem Köpfchen den Kranz zu tragen.
Fern bleibt das Häubchen von Spiel und Tanz.
Unter die Haube biſt du gekommen, —
Schlägt dir das Herz denn nicht ganz beklommen,
Daß du vertauſchen mußt die Myrte
Mit des Frauenhäubchens Bürde?

Sei nur nicht bang, ſieh uns Frauen doch,
Ob die Bürde uns drückt,
Ob wir unter des Eheſtands Joch
Allzuhart ſind gebückt?!
Sieh doch alle die Männer an,
Iſt wohl einer ein Haustyrann?
Keiner, im Gegenteil ohne Frage,
Der nicht ſein Frauchen auf Händen trage.

Du allein haſt es in der Hand,
Ab- oder aufwärts zu ſteigen.
Glaube nicht, daß im Eheſtand
Dulden es heiße und Schweigen.
Was der Bräutigam zärtlich gelobt,
Wird im Eheſtand erſt erprobt.
Wir tragen das Häubchen mit Würde
Und laſſen's nicht werden zur Bürde.

So nimm es denn hin. — Recht zierlich und keck
Will ich's auf den Scheitel dir drücken,
Für heute iſt's ja ſein einziger Zweck,
Mit neuem Reiz dich zu ſchmücken.
Mög alles nur ebenſo gut gelingen,
Was es an Aufgaben dir wird bringen,
Wie dieſe heut'ge. Fürwahr uns allen
Haſt du noch nie zuvor beſſer gefallen.

Anna Ecke.

Hochzeitsgeſchenke.

Der neueſte „Daheim-Kalender“ (für 1892) enthält einen anregenden Artikel über Hochzeitsgeſchenke, der viele dankenswerte Fingerzeige gibt. Unter anderen empfiehlt der Verfaſſer ſorgfältig ausgeführte bunte Reproduktionen berühmter Bilder; es hat mich nun, bei der offenbar vielſeitigen Kenntnis auf kunſtgewerblichem Gebiete, die der Verfaſſer an den Tag legt, einigermaßen verwundert, daß er dabei mit keinem Worte der in Deutſchland hergeſtellten farbigen Kopien gedenkt, die anermaßen das Beſte ſind, was es gegenwärtig auf dieſem Gebiete gibt: ich meine die Kunſtblätter der „Vereinigung der Kunſtfreunde für die amtlichen Publikationen der königl. National-Galerie in Berlin.“ Es iſt leicht möglich, daß der Artikelſchreiber von dieſen Prachtblättern, die ſich ganz vortrefflich zu Hochzeitsgeſchenken eignen, keine Kenntnis hatte, da die „Vereinigung,“ die unter der ſehr ſtattlichen Zahl ihrer Mitglieder unter anderen ſämtliche deutſchen Fürſten verzeichnet, keine Annoncen erläßt und auch ihre Kunſtblätter nicht dem eigentlichen Kunſthandel übergibt. Einige Mitteilungen über dieſe Vereinigung dürften deshalb manchen Leſern unſeres Blattes, beſonders ſolchen, die abſeits von dem großen Verkehr wohnen, nicht unerwünſcht ſein. Die Vereinigung iſt im Jahre 1884 von der Direktion der königlichen Nationalgalerie in Berlin ins Leben gerufen und bezweckt die Herſtellung von künſtleriſch vollendeten farbigen Kopien hervorragender Gemälde der Berliner, Dresdener und anderer Galerien nach dem von A. Troitſch erfundenen Farbenlichtdruckverfahren zur ausſchließlichen Verteilung an ihre Mitglieder. Die Mitgliedſchaft, zu der man ſich auf mindeſtens zwei Jahre verpflichten muß, wird erworben durch jährliche Zahlung von 20 Mark, für die man ſich unter ſämtlichen erſchienenen Veröffentlichungen (bis jetzt 55) ein Normalblatt (Bildgröße durchſchnittl. 49×63 cm, Kartongröße 74×95 cm) oder zwei kleinere, oder endlich unter Zuzahlung von 20 Mark, ein Doppelblatt (Bildgröße durchſchnittl. 63×90 cm, Kartongröße 87×123 cm) nach Belieben wählen kann. Für jedes dritte Mitgliedsjahr erhält man außerdem ein Normalblatt nach freier Wahl gratis. Die bis jetzt erſchienenen Bilder werden jedem Bedürfnis und Anſpruch gerecht. Namentlich verdienen die religiöſen Bilder Hervorhebung. Guido Reni, B. Vautier, L. Knaus, H. Hofmann, B. Plockhorſt, Defregger, Bokelmann, A. Achenbach, K. Hoff, H. Vogel, W. Schuch und ähnliche Künſtlernamen finden ſich vertreten. Der Einſender dieſes, deſſen Wohnräume nur mit Bildern der „Vereinigung“ geſchmückt ſind, kann dieſelben aus aufrichtiger Überzeugung und in dankbarer Anerkennung des ſtets neuen Genuſſes, den ihre Betrachtung gewährt, aufs wärmſte empfehlen. In dieſem Sommer ſind als Doppelblätter Porträts Sr. Maj. des Kaiſers

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

und der Kaiſerin nach Gemälden von Max Koner und H. von Angeli veröffentlicht worden, die faſt wie Originale wirken. Intereſſenten erhalten entweder von der Direktion der Königl. Nationalgalerie oder von dem Geſchäftsbureau Spittelmarkt 2 in Berlin nähere Auskunft, ſowie auf Verlangen ein Heft mit Autotypien ſämtlicher erſchienener Bilder.

Dr. R. in H.

Beim Hochzeitsmahle.

Ein kleiner Knabe, als Gnom gekleidet, mit einem gezierten Tannenbäumchen, ſpricht:

Ich komme aus dem grünen Wald,
Wo die Hirſche und Rehlein luſtig ſpringen,
Wo von den Bäumen rings es ſchallt,
Wo alle die kleinen Vöglein ſingen.
Waldkönigin hat mich hergeſandt,
Die gute Fee, in dieſes Land,
Ich ſoll mit ſchönem Kleide mich zieren
Um hier dem Brautpaar zu gratulieren.
Da hab' ich mich früh gleich aufgemacht,
Und habe hin und her gedacht,
Was von des Waldes ſchönen Dingen
Ich euch ſollte hierher auch bringen.
Sieh, da fand ich im blühenden Thal,
Aufgewachſen im Sonnenſtrahl,
Dies kleine Tannenbäumchen prangen.
Mit dieſem komm ich zu euch gegangen
Und will es als Hochzeitsgabe euch reichen,
Drum hab' ich's geziert mit allerlei Zeichen.
Nun wünſch ich, daß es wohl knoſpet und treibt,
Und daß euer Glück ſo grün ſtets bleibt,
Wie das Tannengrün in der Sommerszeit,
Und auch im Winter, wenn's friert und ſchneit,
Auf daß auch immer erhalten bliebe
Ein glückſeliges Heim in Freuden und Liebe.

Adieu, mein Sprüchlein iſt ſchon aus,
Der kleine Kobold geht nach Haus,
Um der Fee im Walde Bericht zu bringen,
Wo die Vöglein ſind und die Rehlein ſpringen.

Frz. Sl.

Etwas vom Anrichten der Speiſen.

Wenn auch ſelbſtverſtändlich das Hauptgewicht auf die ſorgfältige, ſchmackhafte Zubereitung der Speiſen zu legen iſt, ſo müſſen wir doch auch dieſelben in einer Geſtalt präſentieren, die das Auge erfreut. — Die erfahrene Hausfrau weiß ſehr wohl, daß ein einfaches Gericht, zierlich ſerviert, die Eßluſt der Gäſte reizt, während eine koſtbare, unanſehnliche Schüſſel vielleicht unberührt vorüber geht, ſie ſorgt deshalb, durch gefälliges Anrichten der Speiſen ihren feinen Sinn und guten Geſchmack zu bekunden. — Aber der Geſchmack allein will nicht genügen! Wo die Göttin Mode ihr Zepter ſchwingt, gilt es, ſtrenge Regeln und Geſetze zu kennen — und in dieſem Sinne möge nachſtehende Plauderei freundliche Beachtung finden.

Noch vor wenigen Jahren war das Bekränzen der Suppenterrine ungemein beliebt, was jetzt ſelbſt bei dem feierlichſten Mittageſſen nicht mehr gebräuchlich iſt. Die Terrine wird ſchmucklos aufgetragen, zugleich mit einer oder anderen Kriſtallſchale oder ſilbernen Doſe, welche die, zu der betreffenden Suppe paſſende, aber nicht unbedingt notwendige Würze enthält, wie z. B. geſtoßenen Zucker, Zimmet, geriebenen Käſe, gehackte Zitronenſchale, geröſtete Brotwürfel, geriebenen Pumpernickel, Zwiebackſcheibchen, Eierſchnee oder dergl. Schüttet man dieſe Zuthat ſchon vor dem Aufgeben in die Terrine, ſo würde damit, bei der Verſchiedenheit des Geſchmacks, vielleicht manchem aus der Tafelrunde ein ſchlechter Dienſt geleiſtet und zudem das appetittliche Anſehen des ſervierten Tellers beeinträchtigt werden. Man denke nur an ganz zergangene Zwiebackſcheibchen, geweichte Brötchen, zerfloſſenen Schnee u ſ. w. Ferner iſt darauf zu achten, daß der tiefe Teller nicht gar zu reichlich gefüllt werde, es iſt häßlich, wenn die Suppe über dem Rand ſteht.

Das Gemüſe wird in der Schüſſel derart verteilt, daß dasſelbe nach der Mitte zu eine ſanfte Wölbung bildet.

Alle Pürées werden mit dem Löffelrücken ſorgfältig glatt geſtrichen, und, wenn der Geſchmack der Speiſe es erlaubt, mit in Butter geröſtetem Panirmehl beſtrichen.

Eine in dem Kartoffel- oder Erbſenbrei angebrachte Vertiefung mit brauner Butter oder ausgelaſſenem, gewürfeltem Speck und gebratenen Zwiebelſcheiben zu füllen, iſt, wenn auch ſehr beliebt, doch nur für den Familientiſch geſtattet.

Für alle Kohlarten benützt man mehr flache als vertiefte Schüſſeln mit breitem Rande; der Rand wird garniert mit gebratenen Kartoffeln, geröſteten Kaſtanien, halben hartgekochten Eiern, zerſchnittenen Pfannenkuchen, kleinen Würſtchen, Escaloppes und was dergl. mehr.

Spargel dürfen in runden und in länglichen Schüſſeln aufgetragen werden, man legt ſie in den runden ſo, daß die Köpfchen in der Mitte zuſammenſtoßen, und die Enden ſtrahlenförmig nach dem Rande gerichtet ſind, auf einer länglichen Schüſſel werden ſie ziemlich gleichmäßig ausgebreitet. Die Spargel werden mit Semmelkrume und Muskatblüte beſtreut, und mit geſchmolzener Butter begoſſen, auch wird Butter und eine Spargelſauce in einer Saucière beſonders dazu gereicht.

Warmes oder kaltes Fleiſch, welches als Beilage zu einer Gemüſeſchüſſel dienen ſoll, wird mit grüner krauſer Peterſilie verziert. — Bei allen tranchierten Fleiſchgerichten werden ſelbſtverſtändlich die anſehnlichſten Stückchen nach oben gelegt.

Bei Karbonaden umgibt man das Stielchen mit einer Manſchette von weißem Papier, dann werden ſie kreisrund arrangiert, und zwar ſo, daß die dünne Seite nach der Mitte der Schüſſel liegt, und eine Rippe die andere noch ein wenig deckt.

Unzerſchnittenes Geflügel legt man auf den Rücken. — Kleine Vögel werden auf der Schüſſel in ſchnurgerader Linie aneinander gereiht.

Die Fiſchſchüſſel wird am Rande mit Peterſiliengrün oder friſchem Lattich oder zierlich gezackten Zitronenrädern garniert, manche lieben auch, knusprig, in Butter gebratene Semmelſcheiben dazu zu geben. — Kleine Fiſche arrangiert man wie die Krebſe, alſo die Köpfe nach dem Rande der Schüſſel gerichtet.

Eine Mehlſpeiſe, ganz gleich, ob ſie mit einer Serviette umſteckt, oder mit einem buntgeſtickten Ringe umgeben, aufgetragen wird, beſtreut man mit weißem Puderzucker. Mit Rum oder Arrak werden nur ſolche Speiſen begoſſen, welche angezündet werden ſollen, ſonſt iſt es üblich, die Sauce beſonders zu ſervieren.

Paſteten, ſelbſt die ungenießbaren Paſtetendecken, dürfen keinerlei Schmuck erhalten, am wenigſten von Blumen, höchſtens wäre ein Beſtreuen mit Puderzucker geſtattet. Bei dieſer Gelegenheit mag bemerkt werden, daß Blumen, die, in Vaſen oder Schalen geſchmackvoll geordnet, jeder Tafel zur unentbehrlichen, ſchönſten Zier gereichen, niemals zum Ausputz der Speiſen dienen dürfen. Gelées, namentlich Weingelées aus der Form geſtülpt, ſind an ſich ſo hübſch, daß es vergebene Mühe wäre, ſie verſchönern zu wollen.

In Crêmes laſſen ſich mit dem Theelöffelſtiel zierliche Muſter einzeichnen, zackige Sterne, Arabesken und Streifen. Steife Blanc mangers ſpickt man mit feingeſchnittenen Mandelſtreifchen ſo dicht, daß ſie ihren Namen „Igel“ mit Recht tragen. Bei ſonſtigen ſüßen Speiſen können kleine Macronen oder anderes feines Mandelgebäck, zugleich mit dem Wohlgeſchmack das äußere Anſehen erhöhen.

Dem Obſt, das natürlich nur in ſchönen Exemplaren zum Deſſert aufgeſtellt wird, kann man durch Einlegen in getrocknete Blumen einen köſtlichen Duft verleihen. Es empfiehlt ſich, zu dieſem Zweck das ganze Jahr hindurch Blüten zu ſammeln, namentlich Reſeda, Jasmin, Roſen, Nelken, Flieder und Waldmeiſter, die ſich in geſchloſſenen Behältern getrocknet leicht aufbewahren laſſen.

Trauben präſentiert man auf einer flachen Schale mit friſchem Weinlaub und Ranken beſteckt. Man liebt es, die köſtlichen Beeren nach ihrer Farbe geſondert zu ſervieren, alſo, wenn möglich je eine Schale mit goldig ſchimmernden, blauen und rötlich gefärbten Trauben.

Gewiß, meine geehrten Damen, es wird Sie nicht gereuen, wenn Sie auf das Anrichten der Speiſen noch mehr Liebe und Sorgfalt verwenden, wie bisher ſchon. Auch das Auge will genießen, und unſeren Gäſten mundet es doppelt, wenn die Tafelfreuden ſich in anmutiger Geſtalt darbieten.

W. E.

Kinderpflege.

Jede Mutter weiß, wie ſchwierig es iſt, einem kleinen Kinde das Näschen zu reinigen. Wir halten unſerm Kindchen jeden Morgen beim Baden den vollgetränkten Schwamm an dasſelbe, doch ſo, daß das Mündchen dabei geſchloſſen iſt. Beim Atmen zieht das Kind etwas Waſſer ein, nießt bald darauf, und dabei entfernt ſich mit dem Waſſer alle Unſauberkeit aus dem Näschen. Jede Mutter wird ſich bald von der Vorzüglichkeit dieſes Verfahrens überzeugen.

Th. E.

Auskunft.

Fr. 186. Als gute Unterkunft für reiſende Damen und Kinder nenne ich in Darmſtadt die Penſion von Frl. Marie Thomas, Hochſtraße Nr. 6.

Alte Leſerin aus dem Odenwald.

Fr. 201. Eine Aufführung unſeres Kränzchen, die uns großen Beifall erwarb, haben wir bei Verheiratung eines Mitgliedes ohne große Mühe ſelbſt verfaßt. Wir ſtellten einen regelrechten Kränzchenabend dar, auf der Bühne war alles möglichſt ſo eingerichtet, wie in Wirklichkeit, bei mir kamen die Freundinnen zuſammen; die Weiterwohnende mit einer großen Sturmlaterne. Eine andere, die ſtets auf ſich warten ließ, alſo auch diesmal die letzte war, mußte ſich gefallen laſſen, daß wir vor ihrem Kommen uns ein wenig darüber mokierten. Als alle verſammelt waren, wurde das Fehlen der Braut begründet, ſie erſcheint natürlich des Bräutigams wegen nicht, worüber einige kleine Scherze gemacht werden. — „Nun laßt uns aber endlich mit unſerer Lektüre beginnen, wo iſt das Buch?“ unterbricht jemand. „Nein, nein, denkt nur, durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Beſitz des Tagebuches von *** (Name der Braut) gelangt, das müſſen wir kennen lernen. Hört zu!“ Nun beginnt das Vorleſen des von den jungen Mädchen ſelbſtverfaßten Tagebuches. Wir ließen einige Ereigniſſe aus der Kindheit vorangehen, darauf wurden die ſchwärmeriſchen Backfiſchjahre erörtert, dann folgten alle bekannten, frohen Erlebniſſe der Braut unter Angabe des Jahres und womöglich Datums, ſelbſtverſtändlich denkt die Schreiberin des Tagebuches auch des Kränzchens. Den letzten und ausgedehnteſten Platz nimmt die Verlobungsgeſchichte ein, ſie ſchließt etwa mit einem Ausſchnitt aus der Zeitung, in welcher ſeinerzeit die Verlobung bekannt gemacht wurde, mit dem Wortlaut der Anzeige. — Eine aus dem Kreiſe macht nun den Vorſchlag, daß das Kränzchen die Handarbeit vom Abend, die eben in dem Geſchenke, das ſie der Braut überreichen wollen, beſtanden hat, doch der demnächſtigen „Frau“ Kränzchenſchweſter ſchenke, wobei gleichzeitig leicht das Tagebuch zurückgeſchmuggelt werden könne. Der Vorſchlag wird angenommen, die jungen Mädchen brechen auf, um ihn gleich zur Ausführung zu bringen. Sie ſteigen von der Bühne herunter, um dann dicht vor das Brautpaar zu treten und ihre Geſchenke etwa mit einenem kleinen Spruche zu überreichen.

E. S. in W.

Für die Küche.

Wir ſtehen wieder im Zeichen des Pilzeſuchens, und namentlich der Champignonſport wird in den Familien auf dem Lande zu einer oft unerhört wichtigen Tagesfrage. Unſtreitig iſt der Champignon der ſchönſte und feinſte aller Pilze, nebenbei ſoll er den Nährwert des Fleiſches haben; am häufigſten findet man ihn auf Wieſen, und zwar auf ſolchen, wo Kühe weiden. Am ſchönſten iſt der Champignon, wenn er noch ganz klein und geſchloſſen iſt, pflücken kann man natürlich die großen auch, da ſie ebenfalls zu verwenden ſind. Zur Verwertung des beliebten Pilzes möchte ich mir einige Ratſchläge erlauben. Die kleinen Köpfchen werden nur gut in Waſſer abgebürſtet und der Stengel geputzt, die eben aufgebrochenen Champignons, wenn ſie noch feſt und ohne Wurm ſind, werden ganz fein geſchält und die braunen Fächer unten recht ſauber herausgeſchnitten. Will man ſie in Waſſer einmachen, ſo behandelt man ſie wie Gemüſe, will man ſie aber in Butter einſchwitzen, ſo verfährt man folgendermaßen: Man bringt eine, den Pilzen entſprechende, Quantität Butter zu Feuer, und wenn ſelbe kocht, ſchüttet man die geſäuberten Champignons hinein, die man, um ſpäteres Schimmeln der Pilze zu verhüten, ſo lange in der Butter kochen läßt, bis alle Feuchtigkeit aus ihnen herausgezogen iſt. Ob letzteres der Fall, kann man der Butter anſehen, da ſie dann ganz klar wird und auch anfängt, ſich etwas dunkler zu färben; Nun füllt man die Champignons in Blechdoſen, gießt die Butter darauf und verſchließt die Doſen. Faſt jede Sauce kann man ſpäter mit dieſer Butter veredeln. Ein köſtliches Gericht geben die Champignons auf folgende Weiſe bereitet: Man gibt die gut geſäuberten Pilze in eine flache Pfanne, deckt ſelbe feſt zu und läßt die Pilze etwa zehn Minuten in ihrer eigenen Feuchtigkeit auf langſamem Feuer dämpfen, dann gibt man ein recht großes Stück Butter daran, ferner Salz, etwas geriebenen Parmeſankäſe, feingeſtoßenes, geröſtetes Brot und läßt ſie abermals unter öfterem Durchrühren zehn Minuten ſchmoren, wonach man ſie ſofort zur Tafel bringt. Man gibt junge Brühkartoffel dazu. — Die großen, ganz aufgebrochenen Champignons und den Abfall von den kleinen gibt man in einen großen Steintopf, ſtreut etwas Salz dazwiſchen und ſtampft das Ganze tüchtig durch. Nun ſtellt man den Topf zurück und, wenn man neuen Vorrat hat, kann man denſelben, mit wenig Salz vermengt, immer wieder darauf ſchütten. Wenn im Spätherbſt die Zeit der Pilze vorüber, ſchüttet man den ganzen Inhalt des Topfes in einen Keſſel und läßt alles wohl 1½ Stunden tüchtig durchkochen, dann wird's auf ein Sieb gegeben, um die Flüſſigkeit aufzufangen, welche der herrlichſte Soja iſt, der jede Braten- und Fricaſſeeſauce veredelt und kräftigt, auch wird etwas alt oder flau ſchmeckende Bouillon aufgefriſcht. — Man kann dieſen Soja, in Flaſchen feſt verkorkt und kühl geſtellt, lange aufbewahren.

E. W. in Roſtock.

Frage.

216) Wie kann eine junge Dame am ſchnellſten und auf billigſtem Wege die Zahntechnik erlernen? Welche Schritte muß dieſelbe zur Ausübung dieſes Berufes thun und bietet ihr derſelbe eine ſichere Exiſtenz?

M. S. in S.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXVII. Nr. 52. Erſtes Blatt.

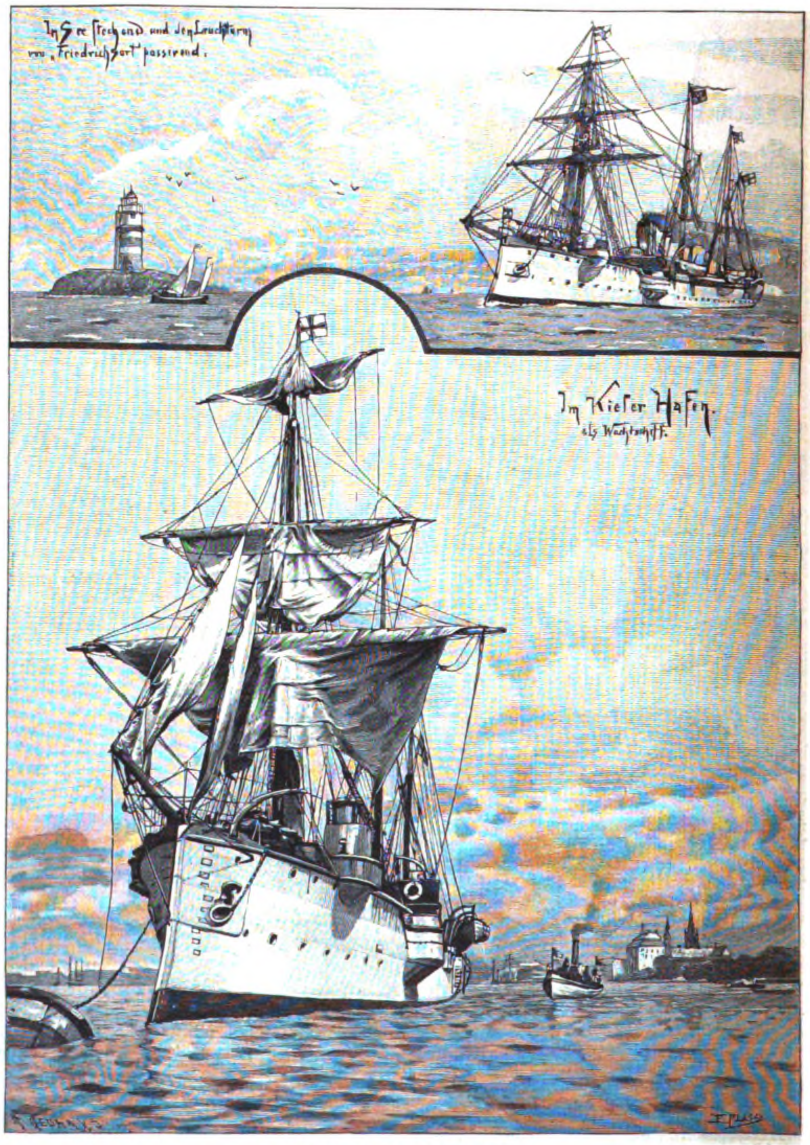
Jahrgang 1891.

26. September 1891.

Aus der Zeit — für die Zeit.

S. M. Kreuzer „Buſſard“.

Eines der jüngſten Schiffe der deutſchen Marine, S. M. Kreuzer „Buſſard“, hat am 15. Auguſt den Kieler Hafen verlaſſen, um das oſtaſiatiſche Geſchwader an den chineſiſchen Küſten, das einen Teil ſeiner Schiffe aus Anlaß des Bürgerkrieges in Chile zum Schutz der zahlreich dort angeſeſſenen Deutſchen entſenden mußte, zu verſtärken. Der Kreuzer „Buſſard“, der hiermit ſeine erſte größere Reiſe angetreten hat, iſt auf der Kaiſerlichen Werft in Danzig erbaut worden. Im Auguſt 1890 lief er vom Stapel und wurde im Herbſt desſelben Jahres nach Kiel überführt, um hier in ſeiner inneren Ausſtattung fertig geſtellt zu werden und ſeine Bemannung zu erhalten. Nach Beendigung ſeiner Probefahrten wurde der „Buſſard“ für kurze Zeit als Wachtſchiff im Kieler Hafen in Dienſt geſtellt; am 12. Auguſt dieſes Jahres wurde er auf Seeklarheit geprüft und zwei Tage ſpäter erhielt er ſeine Segelordre für China. Kommandant des Schiffes iſt Korvettenkapitän Gehrts, die Geſamtbemannung iſt hundertundfünfzig Köpfe ſtark. Der Kreuzer „Buſſard“ hat ein Deplazement von 1800 Tonnen und führt acht 10 cm-Geſchütze und ſechs Revolverkanonen an Bord. Seine beiden Maſchinen von fünfzehnhundert Pferdekräften ermöglichen ihm eine Geſchwindigkeit von ſechzehn Knoten. Außerdem iſt das Schiff noch mit Schoonerbarktakelung verſehen, doch erreicht es unter Segel nur eine verhältnismäßig geringe Fahrgeſchwindigkeit. Als Schweſterſchiff zum „Buſſard“ befindet ſich augenblicklich noch der Kreuzer „Falke“ auf der Kaiſerlichen Werft in Kiel, der auch bereits bis auf die innere Ausſtattung fertig geſtellt iſt. Ehe der „Buſſard“ am 15. Auguſt in Kiel die Anker lichtete, begab ſich Kaiſer Wilhelm in Begleitung des Vizeadmirals Knorr an Bord, um das Schiff, das für die nächſten ſieben Jahre in fremden Gewäſſern ſtationiert bleiben ſoll, zu beſichtigen. Mit Sr. Majeſtät dem Kaiſer an Bord ſtach dann das Schiff in See, das erſte Schiff der deutſchen Marine, dem die Ehre zu teil wurde, von dem Kaiſer ſelbſt auf die erſte große Fahrt hinausgeleitet zu werden. Möge das eine glückliche Vorbedeutung für den Kreuzer „Buſſard“ ſein, der ſo viele Jahre, in denen die Mannſchaften natürlich abgelöſt werden, fern der Heimat ſtationiert bleiben ſoll. Vielleicht iſt er berufen, zum Schutz der von dem chineſiſchen Pöbel bedrängten chriſtlichen Gemeinden einzutreten und die möglicherweiſe auch den in China lebenden Europäern drohende Gefahr beſeitigen zu helfen.


In See ſtechend und den Leuchtturm
von „Friedrichsort“ paſſierend.
Im Kieler Hafen.
als Wachtſchiff.

S. M. Kreuzer „Buſſard“.
Nach einer Originalzeichnung von Ernſt Plaß.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Weh, wenn ein Anderer uns ſo belöge,
Wie wir uns über unſer Thun belügen!

Wenn uns ein Anderer ſo betröge,
Wie wir uns ſelbſt um unſer Glück betrügen!

Unſere Dienſtboten.

Wie viel Klagen, wie viel Unruhe und Ungemütlichkeit bringt ein Mädchenwechſel ins Haus! Und doch kommt das häufige Wechſeln der Dienſtboten nicht nur in unordentlichen, ſchlecht geleiteten Häuſern vor, auch die gute, aufmerkſame Hausfrau, die ihren Leuten in jeder Weiſe gerecht wird, ſieht ſich zu ihrem großen Bedauern häufig zum Wechſel gezwungen. Ich meine, gar mancher Seufzer könnte geſpart werden, wenn ſich doch die Dienſtherrſchaften feſt vornehmen wollten, nur wahre Zeugniſſe zu ſchreiben. Man würde nicht nur andere Herrſchaften in den Stand ſetzen, ein ihnen bis dahin fremdes Mädchen wenigſtens in ſeinen hervorſtechendſten Eigenſchaften richtig beurteilen zu können, ſondern auch auf die Mädchen ſelbſt erziehend wirken. Dank unſern vortrefflichen Polizeibehörden müſſen die Mädchen in den meiſten Städten ihr beglaubigtes Dienſtbuch vorlegen, und es wäre ſomit eine Kontrolle ihres Betragens von ſeiten der Dienſtherrſchaften leicht möglich, wenn nur die Zeugniſſe dieſes Dienſtbuches wahr wären! — Aber nein! „L. L. verläßt meinen Dienſt auf gegenſeitiges Übereinkommen“ oder „L. L. paßt nicht für mein Haus.“ — Und was verbergen dieſe allgemeinen Redensarten? Gewöhnlich, daß die Betreffende faul, frech, ſchmutzig oder gar unehrlich war, im beſten Fall aber ſich gänzlich ohne die Kenntniſſe zeigte, für deren angeblichen Beſitz ſie bezahlt wurde. Und warum ſchreiben die Leute die falſchen Zeugniſſe? In erſter Linie aus falſcher Gutmütigkeit, man will dem Mädchen die Erlangung einer neuen Stelle nicht erſchweren; in zweiter aus Angſt: „das Mädchen würde mich überall herumtragen, ich bekäme keine andere ins Haus u. ſ. w.“ Und das wiſſen die Mädchen leider nur zu gut, und ſie pochen darauf. — Zum Schluß nur noch eine eigene Erfahrung! Es meldete ſich bei mir ein Mädchen mit vorzüglichem Zeugnis. Leider verſäumte ich die perſönliche Erkundigung bei der Ausſtellerin desſelben. Zu meinem Erſtaunen zeigte ſich das als „ſittſam, ehrlich und fleißig“ empfohlene Mädchen ſchon nach wenigen Wochen über alle Begriffe faul, ſchmutzig und frech. Ich erkundigte mich nun auch bei meiner Vorgängerin, die das vorzügliche Zeugnis ausgeſtellt hatte, und erfuhr, daß dieſelbe das Mädchen bereits als faul und ungezogen, ja ſittenlos erkannt und anfänglich ohne Zeugnis aus ihrem Dienſt entlaſſen hatte. Als aber das Mädchen nach einigen Wochen klagend kam, ſie fände keine Stelle mehr, gab die Dame ihr „aus Mitleid“ dies gänzlich falſche Zeugnis, deſſen erſtes Opfer ich wurde. Die Folgen waren für das Mädchen ſelbſt am ſchlimmſten. Von der Vorausſetzung ausgehend, ſie bekäme trotz aller Unarten auch von mir zum Abgang ein gutes Zeugnis, ließ ſie ihrer Natur die Zügel ſchießen, wechſelte immer ſchneller die Stellen und kam zuletzt in kein anſtändiges Haus mehr. Schließlich verſuchte ſie es im Auslande und verſank dort ganz und gar in Elend. Sollten wir uns angeſichts ſolcher Thatſachen nicht endlich zuſammenthun und ohne falſche Menſchenfurcht gerechte wahre Zeugniſſe ausſtellen zu unſerem und der Dienſtleute Beſtem, vor allem aber auch in gerechter Würdigung unſerer wirklich guten Dienſtboten, denen man eine ſolche Unterſcheidung doch wohl ſchuldig iſt? Ich meine, wenn der erſte Schritt gethan iſt, wird ſich der Erfolg bald von ſelbſt zeigen. **F. H.**

Plattdeutſches Polterabendgedicht.

Frage 210 an „Veilchen.“

(Ein Bauernmädchen, einen Korb mit Brot, Butter und Wurſt bringend.)

Gu'n Oawend ok, Herrſchaften alltomoal!
Doerp ik denn ok wol rin in'n Soal?
Ik bün jo man een Buermäken
Un kann ſo hoch, as Ji, nich ſpreken,
Un hürte d'aun hier wiß nich her,
Wenn hüt nich Pulteroabend wär'.
Doa hebb ik mi all lang up hägt
Un dacht: Na nu, wenn jeder drägt
Öhr Glückwunſch un Geſchenke her,
Denn kann ik wol dabi ok ſin,
Un bringen Ju wat tum Wirtſchaftsanfang,
Denn de Tid is dühr, un dat Joahr is lang.
So'nn Brutpoar freilich pleggt dat Eten
För luter Leiw wol to vergeten;
Doa kiekt ſich Een an'n Annern ſatt
Un ward davon man keener ſatt.
In'n Ehſtand ward dat wedder bäter,
Doa warr'n wiß Ji dücht'ge Eter,
Un ward de eegne Diſch irſt deckt:
Doa paßt moal up, wie Ju dat ſchmeckt.
Doch kümmt Een in een mägit Hus,
Is oft ſo veel nich för 'ne Mus,
Un is ſünſt allens vull — o Jammer —
Niſcht is inſt in de Spiſekammer:
D'aun för de irſte Hungersnoth
Doa bring ik Botter Ju un Brot.
Dat Brot will ik dem Brutmann gewen
Un wünſchen, dat dörch't ganze Lewen
Gott ümmer gew Ju't däglich Brot
Un allens, wat da tau noch Not,
Wie't Doktor Luther uns hett lihrt,
Wat all tum däglichen Brot ſich hürt.
Ji lihrt et in de Schaul ok beten
Un hewt et wiß noch nich vergeten.
Bidacht is allens: Kleeder, Schauh
Un Eten, drünken ok datau;
Is ok de Red' von'n „frommen Gemahl“
Na, denken Ji, ik heww em all;
Un fromm Geſind', wat dat bedüt't,
Dat weit jo a mol een Jeder hüt.
Gaud Wedder ok, nich blod för't Land,
Gaud Wedder ok in'n Eheſtand,
Dartau ok true Nachbar'slüt,
So'n as Een hier in . . . . ſüht;
Gaud Obrigkeit un Regiment —
Nanu — wer unſen Kaiſer kennt,
De ſeggt ok wiß in diſſen Fall,
Na, Gott ſei Dank, ik heww Een all. —
Un Fried', Geſundheit, Zucht un Ihr,
Un wat Ju will'n, noch vüle mihr:
Dat Allerbeßt, wat Een kann denken,
Dat mög de leiwe Gott Ju ſchenken. —
Nu, Brutke leiw, dit Botterſtück
Nemm du, et bringt in'n Ehſtand Glück;
Denn wenn een moal de Ehſtandskarren
Fängt mit de Tid wat an to knarren,
Denn mütt hei düchtig werr'n ſchmeert,
Damit hei wedder ſachting fährt,
Doch Leiw und ſachten Sinn, ſeggt Motter,
De ſchmeeren beter noch, as Botter.
'ne Worſcht hebb' ik Ju ok metbracht't,
Un bidd, dat Ji öhr nich veracht't,
Un töwt man, diſſe Worſcht, de ſchmitt
Ik richtig hüt nah de Speckſid;
Denn wenn ik Ju de Worſcht dhau ſchenken,
Un Ji will'n freundlich an mi denken,
So is mi dat för alle Tid
Mihr wehrt, as de allergröt'ſt Speckſid.
Un nu Adjüs, in't Ehſtandsglück
Denkt an us all hier ok taurück. **P. K.**

Plättſtube.

Frage 91. Den beſten Unterricht in der Glanzplätterei, Bügelei, Kunſtplätterei u. ſ. w. erteilt Roſa von Eichenfels in ihrem bei Fritz Schulz in Leipzig erſchienenen Lehrbuch, betitelt: „Praktiſche Anleitung zur Glanz-Plätterei“. Das hübſche Buch koſtet nur 1 Mark und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Wir entnehmen demſelben folgende Anweiſung zum Plätten der Oberhemden:

Will man mit dem Plätten eines Oberhemdes beginnen, ſo hat man dasſelbe auf dem zum Plätten beſtimmten Tiſche, auf welchem eine wollene oder ähnliche Decke in mehrfacher Lage dem Plätten zur Unterlage dienen muß, mit der äußeren Seite des Chemiſetts nach oben, auszubreiten. Man nehme nun einen, der Größe des Chemiſetts entſprechenden Flanellfleck und lege denſelben glatt unter das Chemiſett, welches letztere ebenfalls glatt gezogen werden muß. Das Plätten geſchieht hier nur auf der äußeren, d. h. auf der rechten Seite des Chemiſetts. Das allgemein übliche Vorplätten des Chemiſetts auf der verkehrten Seite iſt nicht nötig. Es iſt hierbei vollkommen gleich, ob dasſelbe glatt oder mit Stickereien verſehen iſt, nur muß man beachten, daß bei einteiligen Chemiſetts, der halbe Teil, welcher den anderen durch angebrachte Säume oder Falten zu überragen ſcheint, ſtets zuerſt geplättet werden muß und dann erſt der andere Teil, andernfalls man die hervorſtehenden Stellen beim Plätten des anſcheinend tiefer liegenden Teiles berührt, die dann durch das Plätten nicht mehr ſo hergeſtellt werden können, wie es anfänglich möglich war, während bei zweiteiligen Chemiſetts der Teil, welcher durch Überragung des andern Teiles als unterer zu betrachten iſt, zuerſt gebügelt werden muß. Nach Fertigſtellung des obengenannten unteren Teils bedient man ſich zum Plätten des anderen Chemiſettteiles eines zweiten Flanellfleckes, um denſelben zwiſchen die in der Mitte des Chemiſetts übereinanderſchlagenden Teile zu legen, wodurch ein Zuſammenkleben, oder Abdrücken, der Knöpfe verhindert wird. — Die hier erwähnten Flanellflecke können durch leinene oder baumwollene nicht erſetzt werden, da dieſe die Eigenſchaft des Flanells, ein Ankleben zu verhindern, nicht beſitzen. Auch ſind weiße den farbigen vorzuziehen, weil letztere beim Plätten leicht abfärben, mithin die Wäſche dadurch beſudelt wird. — Man hat zu beachten, daß beim Plätten von Chemiſetts an Oberhemden, bei Beginn des erſten Plättſtriches, welcher der Länge nach erfolgen muß, das Chemiſett von unten ſtraff angezogen wird, um dadurch die demſelben zur Verſchönerung dienenden Säume, Falten oder dergl. in die richtige Lage zu bringen, was dann auch ein Querbügeln geſtattet. Das hier nötige Anziehen der Chemiſetts darf alſo nicht von oben her geſchehen; würde man das Chemiſett beim Plätten, betreffs Glattziehen der Falten, am Halsbündchen anfaſſen, ſo würde dadurch die Façon der Halsweite verunſtaltet werden. — Das Chemiſett wird vollſtändig trocken gebügelt, und, wie ſchon geſagt, darauf mit einem, in reinem Waſſer angefeuchtetem Schwämmchen leicht überſtrichen, dem nun ein nochmaliges Trockenbügeln folgen muß. Das nach dem erſten Trockenbügeln nötige Anfeuchten mit dem darauf folgenden Plätten hat den Zweck, das noch etwas rohe Ausſehen der Wäſche zu heben, die Wäſche alſo zu verſchönern.

Garten.

Es iſt bekannt, daß ſich die Blüten der Hortenſien durch Anwendung einer eiſen- oder alaunhaltigen Erde blau färben. Solche Erde iſt aber nicht immer leicht zu finden; deshalb greift man zu verſchiedenen künſtlichen Mitteln. Das einfachſte und ſicherſte dieſer Mittel iſt, daß man der gewöhnlichen Hortenſienerde ein Quantum Alaun untermiſcht, ungefähr 60 Gramm auf einen 20 cm weiten Topf. Die Wurzeln der zum Blaufärben beſtimmten Exemplare müſſen, ehe man ſie in dieſe Erde pflanzt, vollſtändig von der alten Erde befreit werden, was man am beſten durch Ausſchlämmen mit Waſſer erreicht. Hier in Lobenſtein gibt es viel eiſenhaltige Quellen, daher die vielen blauen Hortenſienblumen, die mit dem eiſenhaltigen Brunnenwaſſer begoſſen werden. — Gefällige Nachricht über den Erfolg meines Mittels würde mir Freude machen. **B. B. in Lobenſtein.**

Warum die Pflanzenkultur im Zimmer ſo wenigen Leuten glückt.

Die Frauen haben in der Mehrzahl eine Freude an Blumen und an lebenden Pflanzen, weshalb die meiſten ſich in der Zimmerkultur derſelben verſuchen oder verſucht haben. Von 100 derartigen Verſuchen mißglücken ſicher 90, was entſchieden zu bedauern iſt. Sehen wir uns nach den Gründen des Mißglückens um, ſo ergibt ſich hauptſächlich die Nichtbeachtung folgender Punkte:

1. Von den Tauſenden von Zierpflanzen, die es gibt, eignet ſich nur ein kleiner Teil zur Topfkultur und von dieſem kleinen Teile ſind nur ſehr wenige in der Lage, ſich dauernd dem Aufenthalt im Wohnzimmer anzupaſſen, ohne Schaden zu nehmen. Wer alſo Pflanzen im Zimmer mit Erfolg pflegen will, der iſt in der Wahl auf dieſe wenigen Arten angewieſen. Wer Pflanzen, die auf das Fenſterbrett, alſo ins Freie gehören, wie z. B. Fuchſien, Pelargonien, Roſen u. ſ. w., ſtändig im Zimmer hält, der darf ſich nicht wundern, wenn ſie langſam, aber ſicher zu Grunde gehen. Ein Gleiches gilt für Gewächſe, die nur in geſchloſſener Luft gedeihen, alſo ins Glashaus gehören, wie die Farne; ein gleiches gilt für die Pflanzen, welche die trockene Luft und den Staub nicht ertragen, wie die ſchönen Begonia-Rex-Hybriden.

2. Alle Pflanzen haben ein gewiſſes Lichtbedürfnis, obgleich es auch welche gibt, die in dieſer Hinſicht ſehr beſcheiden ſind. Man kann Pflanzen nicht an beliebigen Orten im Zimmer aufſtellen, wo ſie gerade am beſten zur Geltung kämen

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

und am beſten dekorieren würden. Sie müſſen unter allen Umſtänden in die Nähe des Fenſters, wo ſie dann allerdings gewöhnlich von hinten, alſo von der weniger ſchönen Seite geſehen werden.

3. Man kann Pflanzen nicht auf Jahre hinaus in demſelben Topfe und in derſelben Erde belaſſen. Wenn ſie es nötig haben, müſſen ſie verſetzt werden. Wann und wie dies zu geſchehen hat, iſt eine Sache für ſich.

4. Eine große Vorſicht erfordert das Gießen. Es vertrocknet oder verdurſtet ſelten eine Pflanze im Zimmer; aber tauſende werden zu Tode gegoſſen. Man gieße gründlich aber nicht zu oft. Eine ſtändig naſſe Erde wird ſauer und macht die Pflanzenwurzel krank. Übrigens alles mit Unterſchied, denn auch unter den Pflanzen gibt es Temperenzler und Säufer.

5. Ein zweckmäßiger Erſatz der verbrauchten Nährſtoffe iſt von beſter Wirkung. Hornmehl oder Hornſpäne, von vornherein der Erde beigemengt, halten lange Zeit vor und entheben einer weiteren Düngung. Das beſte Düngemittel iſt übrigens das ſogenannte Pflanzennährſalz. Man löſt dasſelbe im Gießwaſſer; eine Meſſerſpitze voll auf das Liter iſt übergenug. Wenn die Pflanzen im Trieb ſind, kann man alle 8 Tage einen Düngerguß geben; wenn ſie ruhen unterbleibt die Düngung.

6. Pflanzen, die ſtändig im Zimmer ſind, erkälten ſich leicht. Sie ſind beſonders empfindlich für raſchen Temperaturwechſel. Deshalb darf man nicht Blumentiſche mitten im Winter ins offene Fenſter ſchieben u. ſ. w.

7. Die Pflanzen ſind von Zeit zu Zeit von Staub zu reinigen, was am beſten durch Abwaſchen mit einem Schwamm geſchieht. Auch für ein tägliches Überbrauſen oder Übertauen ſind ſie ſehr dankbar. Die Sonne darf aber die naſſen Blätter nicht beſcheinen, weil ſonſt vielfach unſchöne Flecken entſtehen.

8. Eine fleißige Lüftung des Zimmers bekommt den Menſchen und den Pflanzen gleich gut. Ebenſo iſt es für beide von Vorteil, dem Austrocknen der Luft im Winter durch Aufſtellen von Waſſerdampfſchalen entgegenzuwirken.

9. Wo viel Gas gebrannt wird, gedeihen keine Pflanzen. Das Leuchtgas vergiftet die Erde in den Töpfen. Man ſieht in ſolchen Räumen am beſten von einer Pflanzenkultur ab.

10. Pflanzen haben ihre Eigenheiten. Wer ſie ihnen abzulauſchen verſteht, der wird ſchließlich durch den Erfolg belohnt. **F. H. M.**

Zimmerſchmuck.

Aus einer recht großen, flachen Cigarrenkiſte kann man ein reizendes Schlüſſelſchränkchen herſtellen. Auf die Außenſeite des Bodens befeſtigt man mit dünnen Drahtſtiften ein gleichgroßes Brett, welches mindeſtens die doppelte Stärke des Bodens haben muß. Dann ſchraubt man kleine Meſſinghäkchen im Innern der Kiſte reihenweiſe auf den Boden. Den Deckel befeſtigt man mit Scharnieren. Zum Aufhängen des Schränkchens bringt man an beiden oberen Ecken der Rückwand Öſen an. Nach Belieben verziert man nun das Schränkchen mit Kerbſchnitzerei, Brandmalerei, Lederſchnittarbeit, Laubſägearbeit u. ſ. w. Ein kleiner, einfach geſchnitzter Aufſatz aus einem Zigarrenbrettchen gibt eine hübſche Zierde. Ich habe mein Schlüſſelſchränkchen à la Japan mit ſchwarzer Lackfarbe angeſtrichen und mit flüſſiger Bronzefarbe Vögel und Zweige darauf gemalt. Es ſieht aber auch wunderhübſch aus, wenn man das Schränkchen dunkelbraun anſtreicht, dann beizt und kleine bronzierte Eckfiguren aus Laubſägearbeit darauf leimt, in der Mitte ein Paar gekreuzte Schlüſſel. **Hertha aus N.**

Mit den denkbar einfachſten Mitteln läßt ſich folgender zierlicher Ständer für Bilder herſtellen: Man ſucht ſich einige der feinen, kleinen Gabelzweige der Edeltanne zu verſchaffen. Dieſe werden vergoldet, müſſen aber wegen ihrer großen Sprödigkeit vorſichtig gehandhabt werden. Darauf werden ſie mit ſeidenen Fäden derartig verbunden, daß ſie untereinander einen feſten Halt bekommen und zum Aufſtellen geeignet ſind. An den Stellen, wo die Zweige verbunden wurden, werden zierliche, kleine Schleifen von mattblauem oder roſa Atlasbande angebracht, und damit iſt das kleine Kunſtwerk ſchon fertig geſtellt. Dieſer originelle Photographieſtänder ſieht wirklich reizend aus. **A. E.**

Für die Küche.

Fr. 203. Kaninchenragout. Man ſchneide das Fleiſch eines Kaninchens (roh) in nicht zu kleine Stücke, ſpickt dieſe und legt ſie in ſteigende Butter in der man ſie auf beiden Seiten braun braten läßt. Dann macht man von einem Eßlöffel Butter und zwei Löffeln Mehl eine helle Einbrenne, löſt ſie mit Brühe und, nach Geſchmack, mit ein bis anderthalb Glas Rotwein auf, thut gewiegte Peterſielie, Eſtragon und einige Chalotten, ſowie reichlich Pfeffer und Salz dazu und läßt es aufkochen. Dann kommen die Fleiſchſtücke hinein, die man vor dem Braten noch mit Zitronenſaft beträufeln kann, um es herzhafter zu machen. Alte Kaninchen muß man lieber kochen.

Kaninchenſuppe. Zwei Kaninchen kocht man mit Wurzelwerk, löſt das Fleiſch von den Knochen, ſtampft dieſe klein, reſerviert das zarte helle Fleiſch und wiegt das andre, das man nun mit den geſtampften Knochen zuſammen in halb Rindfleiſch-, halb Kaninchenbrühe tüchtig kochen läßt. Dann wird die Suppe durch ein feines Sieb gegoſſen, mit einem Löffel Mehl eingebrannt, mit zwei Eiern abgezogen und nachdem man zuletzt einen Löffel Wein dazu gethan, mit dem in feine Stückchen geſchnittenen, vorher zurückbehaltenen Fleiſch ſerviert.

Kaninchenaſpic. Vier Kaninchen, ein Pfund Schweinefleiſch und einen Kalbskopf kocht man in Waſſer, in das man eine Taſſe Eſſig, reichlich Gewürz und Lorbeerblätter gethan hat. Dann ſchneidet man das Fleiſch in Stücke und legt ſie ſauber arrangiert in Schüſſeln. Die Brühe wird entfettet, mit Eſſig eingekocht und, nachdem man ſechs bis acht Tafeln Gelatine dazu gethan, heiß über das Fleiſch gegoſſen.

Kaninchenpfeffer. Rohes Kaninchenfleiſch, von den Knochen gelöſt, mariniert man zwei bis drei Tage in Eſſig, den man kochend darüber gießt, und mit Nelken und Lorbeerblättern würzt. Dann kocht man es in Waſſer an und ſchäumt es gut ab. Wenn es halb weich iſt, gießt man von dem Eſſig dazu und kocht es darin, bis es gar iſt. Dazu gibt man die vorher beim Kaninchenragout beſchriebene Sauce, die vor dem Anrichten darüber gegoſſen wird. — In den Eſſig zum Marinieren muß man recht viel Pfefferkörner und ein paar Zwiebelſcheiben thun. **L. v. K.**

Frage.

217) Welche freundliche Leſerin wäre geneigt, mir zu einer Photographie von mir, die ich einer Couſine und einer, die ich einem Freunde ſchicken will, kleine Begleitverſe anzugeben? Beſten Dank im voraus.

Alte Leſerin in Weſel.

Erbauungsſchriften.

Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr
von
Heinrich Spengler.
Neunte Auflage.
Preis in Halbfranz geb. 8 M., mit Goldſchnitt 9 M.
Ein hochgeſchätztes Hausandachtsbuch, für deſſen Beliebtheit neun Auflagen genügend ſprechen.

Der kleine Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten
von
Heinrich Spengler.
Preis in Geſchenkband M 3.50, mit Goldſchnitt M. 4.50.
Eine durchaus neue Arbeit des Verfaſſers, hervorgerufen durch viele Wünſche, einen billigeren Pilgerſtab für weniger bemittelte Leſer zu erhalten.

Morgenſegen.
Kurze Morgen-Andachten für jeden Tag des Jahres.

Abendſegen.
Kurze Abend-Andachten für jeden Tag des Jahres.
Von
Heinrich Spengler.
Stadtpfarrer.
Preis jedes Bandes:
In Halbfranz gebunden 4 M., mit Goldſchnitt 5 M.
Mit dieſen Andachtsbüchern, die kürzer gefaßte Andachten enthalten, iſt das Bedürfnis ſolcher Familien ins Auge gefaßt, die nur einmalige Andacht, am Morgen oder am Abend, zu halten gewohnt, oder die überhaupt durch Beruf und Verhältniſſe auf kürzere Andachten angewieſen ſind.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

No 1678.

LAMPE & LAMBRECHT, ST. LOUIS

Die Abendſchule.

Ein illuſtriertes Familienblatt.

HERAUSGEGEBEN VON LOUIS LANGE.

Jahrgang 35. St. Louis, Mo., Donnerstag den 23. Mai 1889. Nummer 40.

Aus der Zeit — für die Zeit.

“My German Friend!” — **“Dutchman!”** — Zwei recht hübſche Benennungen, nicht wahr? Sie bezeichnen aber ganz genau den Standpunkt, den der Amerikaner dem Deutſchen gegenüber einnimmt; nur — wird das letztere Wort, das Schimpfwort, hundertmal öfters gebraucht als die erſteren.

Der hochſinnige Amerikaner ſteht nicht vereinzelt da. Sie ſind es, die Amerika zu dem Lande gemacht haben, das es iſt; von ihnen kommen die Geſetze, welche aus der großen Inſel im fernen Weſten eine freie Heimſtätte gründeten; ſie wiſſen es, daß die Millionen Deutſche, die nach und nach einwanderten, es ſind, die die weſtlichen Wildniſſe in kultiviertes Land verwandelten, daß die Millionen Deutſche es ſind, welche die amerikaniſchen Fabriken auf den Standpunkt erhoben, auf dem ſie jetzt ſtehen, daß kein geringer Teil amerikaniſcher Bildung ihnen und nur ihnen zu verdanken iſt. Der hochſinnige Amerikaner weiß dies alles und ſchätzt es hoch, ſo gut er die Namen der berühmten deutſchen Dichter und Künſtler kennt, ſo gut er deutſche Wiſſenſchaft und Gründlichkeit zu ſchätzen weiß. Er iſt es, der die Deutſchen nie auf eine Stufe mit den Irländern ſtellt, dem einzigen Volke, das ebenſo maſſenhaft einwanderte, wie die Deutſchen; er iſt es, der deutſche Ehrlichkeit und deutſchen Fleiß in Amerika ſo hoch ſtellt, als er in Deutſchland ſelbſt ſteht. — Und darum giebt's nicht bloß einzelne, ſondern hunderte unter den Deutſchen, die von edlen Amerikanern zu erzählen wiſſen, welche ihnen, in jeglicher Lebensfrage, hilfreich an die Hand gingen, welche ihnen Kredit gaben und bei Geſchäftsfreunden Kredit verſchafften, während deutſche Geſchäftsleute ſich kopfſchüttelnd zurückzogen und meinten, „vorderhand" nichts thun zu können. — Er, der hochſinnige Amerikaner, ſagt: “German Friend!”

Aber der hochſinnige Amerikaner iſt nicht das amerikaniſche Volk, und das amerikaniſche Volk, die große Maſſe, die Millionen, die denken anders.

Das amerikaniſche Volk iſt ein großes mixtum compositum. Aller Herren Länder haben ihr Teil dazu geliefert: Engländer, Iriſche, Schotten, Welſche, Plattdeutſche, Hochdeutſche, Süddeutſche, Schweizer, Schweden, Norweger, Dänen, Franzoſen, Spanier, Italiener, Ungarn, Polen und ſogar Ruſſen. Der große Stamm aber iſt engliſch und denkt engliſch, wenn er auch die Engländer zugleich beneidet und haßt. Seine Sitten und Gebräuche ſind engliſch, ſeine alten Herkommen und Geſetze ſind engliſch und zwar puritaniſch engliſch, heuchleriſch engliſch. Und dieſer Stamm iſt es, der alles Fremdländiſche haßt und verachtet, der dasſelbe vielleicht benutzt und ausſaugt, aber nach gemachtem Gebrauch wie eine ausgeſogene Citrone mit Verachtung wegſchmeißt. Und nun vollends ein fremdländiſches Volk, das ſich nie dazu bequemen kann, engliſch zu werden in Sprache und Sitte, das nie engliſch und beſonders nie puritaniſch engliſch denken lernt! — Der Deutſche aber bleibt ein Deutſcher und wenn er zwanzig Jahre lang im Lande iſt. Hie und da mag ſich einer beſtreben, in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung den „Amerikaner" zu ſpielen, und beſonders junge Ladenſchwengel oder „Clerks" ſind zu dieſer Rolle geneigt, aber — der „Dutchman" ſieht doch **hinten und vorne heraus, und zum Schaden haben ſie noch den Spott.**

Doch eine Zeit giebt's im Jahre, wo das Blatt ſich wendet; eine Zeit, wenn auch eine kurze, wo kein Menſch von einem Dutchman, alle Welt aber von “My nobel German Friend” ſpricht. Das iſt die Zeit vor den Wahlen — in ſolchen Zeiten iſt der Menſch etwas wert, der eine Stimme hat. Eine Stimme kann ja die Entſcheidung geben! Wie angeſehen iſt da der Deutſche!

Für jedes Amt ſind zwei, drei, vier Kandidaten aufgeſtellt. Auch die Deutſchen haben natürlich ihre liebe Gewohnheit beibehalten, nie einig zu ſein. — Ei, wie wird da geworben! Wie werden da die Deutſchen gelobhudelt! Alle Blätter ſind voll ſüßer Redensarten. „Die hochherzigen Deutſchen, die Landsleute eines Alexander von Humboldt!" ruft ein Blatt, das gerne die Deutſchen für die Partei Nummer 1 gewinnen möchte. „Die fleißigen, friedlichen Deutſchen, die beſten Bürger des Staates!" meint das Blatt der Partei Nummer 2. „Die Männer der Kraft und Ausdauer, die Freunde der edlen Muſik und des Geſanges!" deklamiert die Zeitung von Nummer 3. „Die Abkömmlinge Hermanns, deren Herz voll Liebe zur Freiheit, deren Charakter nur Ehrlichkeit und Biederkeit!" meint zum Schluſſe der Redacteur vom Parteiblatt Nummer 4. — O, der ſüßen Worte, der verlockenden Worte will es kein Ende nehmen. — Und dann erſt noch die Kandidaten und ihre Freunde? Wie die rennen? Kein Deutſcher von nur einem Viertelseinfluß wird übergangen; der Kandidat ſucht ihn auf, oder läßt ihn durch einen ſeiner „Speciellen" aufſuchen! Kein Wirtshaus bleibt verſchont; wer darin iſt, wird zu einem „Trunk" eingeladen. Es iſt ein förmliches Buhlen um die deutſche Gunſt. Wenn ein deutſches Feſt iſt, und wär's nur die Fahnenweihe eines kleinen Turnerchors von zwanzig Mann, — der amerikaniſche Kandidat ſucht's auf; er ſchüttelt jedem die Hände, als wäre er ſeit Jahren mit ihm vertraut; er ſtößt mit ihm an, er trinkt mit ihm, er hält eine kleine Volksrede, in der es von German Friends wimmelt, er ſorgt dafür, daß es mehr „Fahnen" giebt, als Turner auf dem Platze ſind, und alles iſt eine Freundſchaft und Liebe! — Da iſt nicht mehr davon die Rede, die Wirtshäuſer am Sonntag zu ſchließen oder das Temperänzgeſetz einzuführen. Im Gegenteil, der Richter, der als Temperänzfanatiker jeden Bierzäpfer mit Haut und Haaren zu verſchlingen gedroht, er läuft jetzt ſelbſt wie beſeſſen in allen Kneipen herum.

Aber — nach der Wahl?

Ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel, ein Platzregen bei dreißig Grad Kälte iſt ein ſtarker Witterungswechſel, aber er iſt nichts gegen den Wechſel in der Geſinnung gegen die Deutſchen, oder vielmehr nicht in der Geſinnung, aber in der Sprache — nach der Wahl!

Es kann natürlich nur eine Partei gewinnen; aber jede Partei, die verliert, ſchiebt ihren Verluſt nicht ſich ſelbſt, ſondern der Stimme der Eingewanderten zu. Die Eingewanderten ſind an ihrer Niederlage ſchuld, weil ſie geſtimmt, vielleicht auch, weil ſie nicht geſtimmt haben! — Aber auch die Partei, die gewonnen hat, iſt nicht zufrieden. Sie hat ihren Sieg vielleicht gerade den Deutſchen und niemanden anderes zu verdanken; aber eben das ärgert ſie; denn ſie wollen den Sieg ſich ſelbſt und nicht den Eingewanderten zu danken haben. Die könnten ja ſonſt **am Ende ſich fühlbar oder gar Anſprüche machen! — Darum, wo man**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

jetzt eine engliſche Zeitung zur Hand nimmt, allüberall hat das “German Friend” ein Ende mit Schrecken genommen, und das “Dutchman” iſt an ſeine Stelle getreten. Der Deutſche iſt jetzt kein Menſch mehr, an deſſen Aufgeklärtheit man appelliert; nein, er iſt nichts als ein Stückchen Vieh: “voting cattle”, d. h. ein Ochſe, gut genug zum „Stimmen“, aber zu dumm zu allem anderen.

„Amerikaner ſollen Amerika regieren!“ das iſt der Grundſatz nicht bloß der „amerikaniſchen“ Partei, d. h. der “Knownothings”, die ihn offen ausſprechen; nein, es iſt der Grundſatz der ganzen großen Maſſe, es iſt der Grundſatz faſt aller amerikaniſchen Politiker, ſie mögen es nun ſagen oder verſchweigen. Der deutſche Einwanderer iſt ihnen vielleicht willkommen; ja, ſie geben ſogar Geſetze, um ihn bei ſeiner Einwanderung zu beſchützen; aber ſie verlangen ſeiner nur, um das Land zu bebauen, nur, um die Prairieen des Weſtens zu kultivieren, nur, um ihn als fleißigen Handwerker benutzen zu können. — Er ſoll arbeiten in den Fabriken oder auf dem Felde, als Handwerker oder als Bauer, das iſt ſeine Schuldigkeit. Amerikaner ſollen Amerika regieren, und du, dummer Dutchman, halt's Maul!

Th. Grieſinger.

Der Strandvogt von Jasmund.

Geſchichtliches Lebensbild von **Philipp Galen.** — Für die Abendſchule revidiert.

21. Fortſetzung.

Siebentes Kapitel.

Im Gefängnis.

Wie Lauffeuer hatte ſich am nächſten Morgen in Bergen, und einen Tag ſpäter auf ganz Rügen die Kunde verbreitet, die beiden als Hochverräter, Spione und Aufrührer bezeichneten Rügianer, Graf Brahe und Waldemar Granzow, ſeien nun endlich nach langem Suchen wirklich gefangen und in das Stadtgefängnis zu Bergen abgeführt, eine Kunde, die das ganze Land, namentlich aber die Verwandten und Freunde derſelben in die tiefſte Betrübnis verſetzte. Vom frühen Morgen drängte ſich die Bevölkerung der kleinen Bergſtadt dem Marktplatze zu, um wenigſtens das Haus zu betrachten, in welches man die beiden Männer gebracht hatte, und von dieſem oder jenem Wächter ſich ihr Ausſehen, ihre Miene, ihr Benehmen ſo genau wie möglich beſchreiben zu laſſen. Auf allen Geſichtern prägte ſich dabei die innigſte Teilnahme aus und man hörte hie und da die etwas unvorſichtige laute Äußerung: es ſei ſchändlich von den Franzoſen, zwei ſo ehrenwerte Männer wegen Handlungen und Geſinnungen gefangen zu ſetzen, die ihrem ganzen Lande zur Ehre gereichten; man könne und dürfe nicht dulden, daß man ſie von Rügen wegführe, um ſie aus dem Leben zu ſchaffen, man müſſe ſogar alles aufbieten, um ſie in Freiheit zu ſetzen und ein für allemal ihren Peinigern bis auf beſſere Zeiten zu entziehen, die ja nicht lange mehr ausbleiben könnten.

Im Gegenſatz zu dieſen öffentlichen und geheimen Kundgebungen des innigſten Bedauerns und der herzlichſten Teilnahme der Bewohner von Rügen jubelten die Franzoſen über alle Gebühr, daß man nun endlich der lange geſuchten Staatsverbrecher habhaft geworden ſei, und man pries die franzöſiſche Macht und Umſicht, die kein Vergehen gegen ihre Autorität ungeſtraft laſſe und die auch in dieſen Landen von ſo guten Händen bedient ſei, daß es ihr trotz aller Schlupfwinkel gelungen, zwei ſo bösartige und allgemeingefährliche Individuen mitten aus ihren Verbindungen aufzuheben und zur endlichen Rechenſchaft zu ziehen.

Einer der erſten, der, nachdem die Kunde des großen Ereigniſſes jener Gefangennehmung laut geworden, nach Bergen kam, um ſich mit eigenen Augen die Gewißheit der Wahrheit zu verſchaffen, war der Kapitän Caillard aus Spyker, deſſen Bemühungen man zum großen Teil die Auffriſchung der Verdächtigung jener beiden Perſonen verdankte. Er war gleich nach der Flucht Magnus Brahes und ſeines Freundes aus Spyker nach Stralſund geritten, hatte dort die Meldung von allem Vorgefallenen abgeſtattet und dabei die Allgemeingefährlichkeit der beiden ſo ſehr übertrieben, daß man alle möglichen Mittel aufzubieten für nötig hielt, um ſich derſelben zu bemächtigen und ſie ein für allemal unſchädlich zu machen.

Dem überaus thätigen Werkzeuge der franzöſiſchen Spionage war, falls ihm die Ergreifung der Übelthäter gelang, ein höherer Rang in ſeinem Regiment verheißen, nnd ſo hatte er ſich ſchon aus Eigennutz alle erdenkliche Mühe gegeben, das große Werk möglichſt zu fördern.

Jetzt erſchien er im Gefängnis zu Bergen und ließ ſich Waldemar Granzow vorſtellen. Als er ihn ſah und erkannte, überhäufte er ihn mit Schmähreden, als hätte er auch gegen ſeine Perſon einen Hochverrat begangen, und indem er alle möglichen Strafen androhte, verhieß er, dafür zu ſorgen, daß der Henker ſo bald wie möglich Arbeit an ihm finden ſolle.

Waldemar würdigte ihn kaum eines Blicks, als er bei ihm eintrat, noch weniger ließ er ihm auf ſeine ſtrafloſen Herausforderungen eine Antwort zu teil werden. Vollſtändig mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, die ſich zunächſt auf eine abermalige Flucht bezogen, hörte er kaum, was der zungenfertige Franzoſe zu ihm ſagte, und that gar nicht, als ob er der Mann ſei, um den jener ſich ereiferte.

So geſchah es denn, daß Monsieur de Caillard immer mehr gegen den Mann erbittert wurde, der ihm in Wahrheit mit ſeiner ruhigen Miene imponierte; endlich aber, da er ihn zu keiner Erwiderung bewegen konnte, verließ er ihn, ſchnaubend vor Wut und mit laut ausgeſtoßenen Rachedrohungen, die ſich am wenigſten für einen ruhmvollen Krieger ziemten, der wie er im Glücke ſaß und ſeinem gefangenen und gedemütigten Feinde als Sieger gegenüberſtand.

Doch, begeben wir uns ſelbſt noch einmal nach der kleinen Bergſtadt und ſehen wir, wie und wo man unſere Freunde, an deren Schickſal wir ſelbſt den herzlichſten Anteil nehmen, untergebracht hatte.

Nachdem man von franzöſiſcher Seite alle öffentlichen Gebäude der Stadt, als Kirchen, Amthäuſer, Schulen und dergleichen, in Beſchlag genommen und in Heu- und Strohmagazine, franzöſiſche Gerichtsſtuben und Kaſernen der Soldaten umgewandelt, blieb ihnen zur Aufbewahrung ihrer Gefangenen nur das kleine hinter dem Rathauſe gelegene Stadtgefängnis übrig, das nie in dem Ruf eines ſehr ſicheren und feſten Verſchluſſes geſtanden hatte, gegenwärtig aber von den Franzoſen ſelbſt nach ihrem Bedürfnis vervollkommnet worden war. In dieſem winzigen Hauſe befanden ſich nur vier kleine Gemächer, in denen man Gefangene unterbringen konnte, und außerdem wohnte noch der Schließer darin, der in jenen Zeiten eine franzöſiſche Wache als Beigabe erhalten hatte, um ſeinem Poſten mit größerem Nachdruck vorſtehen zu können. Da man aber dieſem Kerkermeiſter nicht übermäßig traute, ſo unterſagte man es ihm, allein zu ſeinen Gefangenen zu gehen, und ſtets war er daher, wenn ihn eine Verrichtung zu denſelben führte, von zwei Soldaten begleitet, von denen einer vor der Thür Wache hielt, der andere aber ihm bis in das Gefangenzimmer folgen mußte. Außerdem war auf jeder Seite des Hauſes ein Poſten aufgeſtellt, der Tag und Nacht die kleinen Fenſter im Auge behielt, die man überdies noch mit eiſernen Stangen verſehen hatte, ſo daß alſo ein gewöhnlicher Ausbruch ſo leicht nicht zu befürchten ſtand.

Magnus Brahe bewohnte das Eckzimmer der öſtlichen und Waldemar Granzow das der weſtlichen Seite. Die beiden Mittelzimmer waren von gewöhnlichen Übelthätern beſetzt, mit denen jedoch von den Seiten her keine Verbindung möglich war. Zur Verzierung des engen Raumes diente nur ein Strohſack mit einer wollenen Decke, ein erbärmlicher wackliger Tiſch und ein Schemel, ſchließlich aber noch ein großer und ſchwerer Klotz, an welchen man mittelſt einer eiſernen Kette die Hauptverbrecher anzuſchließen für notwendig befunden hatte.

Magnus Brahe, den wir zuerſt beſuchen, befand ſich in einem merkwürdigen Zuſtande. Er war weder traurig, noch niedergeſchlagen, weder hoffnungsvoll, noch hoffnungslos, er war mit einem Worte vollkommen ergeben in ſein Schickſal, wie nur der es ſein kann, der den Schlag desſelben vorhergeſehn hat und ſeit langer Zeit darauf vorbereitet geweſen iſt.

Mit Gedanken an den ihm drohenden Tod beſchäftigte er ſich Tag und Nacht, wenn er nicht ſchlief, und ſo nahm ſein Äußeres das trübe Spiegelbild ſeines Innern an; er ſah aus wie jemand, der das friſche Leben hinter ſich und nur die Schauer des Grabes vor ſich hat.

Nur einen Wunſch noch hegte er, der ſich auf dieſe Welt bezog, und das war der, an ſeine Lieben zu ſchreiben, für ſeinen in Schweden lebenden Vater ſein Vermächtnis aufzuſetzen und Abſchied zu nehmen von allen, die ihm im Leben nahe getreten waren. Dieſer eine Wunſch aber ſollte ihm vorderhand nicht erfüllt werden, denn er beſaß nichts, womit oder worauf er ſchreiben konnte, da man ihm alles, was er am Leibe getragen, als er die Grille verließ, ſein Geld, ſeine Brieftaſche, und ſogar ſeinen Siegelring abgenommen hatte.

Ganz das Gegenteil von ihm, wie immer im Leben und Wirken, zeigte ſich Waldemar Granzow. Er ſaß auch ſtill auf dem dumpfigen Strohſack, mit gefeſſelten Füßen an ſeinen Klotz gekettet, aber in ſeinem Kopfe raſteten die Gedanken keinen Augenblick und in ſeinem fruchtbaren Geiſte ſammelte er alle Fähigkeiten, um etwas zu erdenken, was ihn dem gegenwärtigen Mißgeſchick entreißen könne. Es war ihm das Leben da draußen nie ſo ſchön, ſo friſch, ſo wonnig erſchienen und niemals hatte er größere Hoffnung gehegt, es noch einmal mit vollen Zügen genießen zu können, als gerade jetzt.

So war denn auch ſeine Miene heiter, hell, gleichſam ſtrahlend von Willen, Kraft und Hoffnung ſchaute ſein Auge friſch in das Leben hinein und dadurch wuchs ſeine Kraft und Hoffnung.

Gleich in den erſten Tagen nach ihrer Gefangennahme begann man die jungen Männer in ihrem Kerker zu verhören, aber wenn man gehofft hatte, aus ihren Ausſagen würde ſich mit einiger Sicherheit auf eine verbrecheriſche Abſicht ſchließen laſſen und ſie würden ſo manches verraten, was ihnen den Hals bräche, ſo hatte man ſich ſehr geirrt. Wie auf geheime Verabredung ſagten beide dasſelbe aus, und was man auf dieſe Weiſe erfuhr, war durchaus nicht der Art, daß man darauf hätte den Prozeß einleiten und ſie verurteilen können. Sie waren in engliſchen und ſchwediſchen Dienſten geweſen, das leugneten ſie nicht, aber das allein konnte ſie nicht dem Henker überliefern, denn Tauſende hatten ihr Los darin geteilt. Von Schweden waren ſie nach Deutſchland gegangen, hatten verſchiedene Hochſchulen beſucht und dabei verſchiedene Bekanntſchaften angeknüpft. Einen Verkehr mit Männern, die ſich zum Untergange Napoleons verſchworen, leugneten ſie ganz, und leider waren keine handgreiflichen Beweiſe darüber vorhanden, die dieſe Annahme begründet und beſtätigt hätten. Von dieſem Punkte an aber gingen die Verhältniſſe beider auseinander. Waldemar gab vor, aus Sehnſucht nach den Seinigen, die er ſo lange nicht geſehn, nach Rügen gekommen zu ſein und ſich dabei allerdings der Liſt bedient zu haben. Als ihm das geglückt, ſei er verfolgt worden und er habe ſich dieſer Verfolgung aus natürlichen Gründen mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln entzogen. Ein Unternehmen, gegen die franzöſiſche Herrſchaft im allgemeinen und gegen Napoleon insbeſondere gerichtet, lag dabei gar nicht vor. Es ſei zwar wahr, er ſei nach Stralſund gegangen, da er gehört, ſein Freund liege krank darnieder, auch habe er ihm beigeſtanden, ſein Vaterhaus zu erreichen, aber das ſei eine natürliche Folge ſeiner Neigung geweſen und er würde in ſeinem Gewiſſen ſtrafwürdig erſcheinen, wenn er anders gehandelt hätte.

Magnus dagegen geſtand ein, ſich ſchon in Berlin von Waldemar getrennt und die Straße nach Rügen zu Lande gewählt zu haben, um verſchiedene Verwandte an einigen Orten zu beſuchen. Zufällig ſei er mit Schills Scharen in Stralſund zuſammengetroffen und während des Kampfes daſelbſt nicht als Mitkämpfer, ſondern als Zuſchauer verwundet worden.

Nachdem die Verhöre oft wiederholt worden waren und immer dasſelbe Reſultat ergeben hatten, ſchloß man vorläufig die Unterſuchung und berichtete darüber nach Stralſund. Sowohl die Gefangenen ſelbſt wie ihre Freunde in Bergen und auf Rügen, nachdem ſie davon Kenntnis erhalten, waren nun der Meinung, man werde erſtere abführen, in ein feſteres Gefängnis bringen oder nach Frankreich ſchaffen, wenn nicht gar erſchießen, aber nichts von dieſem allen geſchah und lange Zeit ſollte vergehen, ehe man über die Urſache dieſes unerwartet glücklichen Aufſchubs ins klare kam.

Waldemar war der erſte von allen, der über die geheimen Vorgänge, die ſeine Verurteilung und Abführung verzögerten, einen Aufſchluß erhalten ſollte, und zwar auf eine Weiſe, die er in dieſer Zeit am wenigſten vermutet hatte. Unerwartet trat nämlich ein Mann auf die Bühne, den wir früher nur oberflächlich erwähnt und manche Leſer vielleicht ſchon ganz aus dem Gedächtnis verloren haben, zu dem wir aber in unſerer Erzählung jetzt notwendig zurückkehren müſſen.

Von Stralſund her erſchien Ende Auguſts ein Beamter, der beauftragt war, die Verhandlungen in Bezug der beiden Gefangenen zu kontrollieren, darüber an das Obergericht in Stralſund zu berichten und bei Beurteilung der unaufgeklärten Thatſachen ſein eignes Licht leuchten zu laſſen. Dieſer Sendbote, erſt neuerdigs in ſeine jetzige Stellung berufen und ſeither als Kriegspolizeioffizier den Truppen in Pommern und Rügen beigegeben, war ein rechtlicher, wiewohl ängſtlicher Mann, aber dennoch war er ein wenig eingebildet auf ſeine perſönliche Klugheit und Gewandtheit und daher der Anſicht, eine Angelegenheit wie die des Grafen Brahe und Waldemar Granzow könne nur durch ſein eignes Dazwiſchentreten aufgeklärt und zu einem erwünſchten Ziele gebracht werden. Glücklicherweiſe war er außerdem ein ſehr ruhiger Mann und keineswegs zum Deutſchenhaß geneigt.

Dieſer etwas eitle, aber unter Umſtänden herzensgute Mann kam nun, wie geſagt, nach Bergen und las zuerſt die über die Gefangenen vorhandenen Akten durch, bevor er an die Arbeit mit ihnen ſelbſt ging. Als er damit zu ſtande gekommen war, glaubte er die Einſicht gewonnen zu haben, daß nur eine humane Milde, nicht aber eine übertriebene Strenge zum Ziele führen könne, da die Verurteilung von Männern, die, wie dieſe, nur allein in patriotiſcher Hingebung gehandelt, bei ihren Landsleuten das böſeſte Blut machen würde, und demgemäß ging er an das Werk.

Zuerſt trat er bei Magnus Brahe ein, und als er die Erſchlaffung ſeines Geiſtes erkannte, die ſich ſchon in den trüben Augen und der Haltung des jungen Mannes ausſprach, befahl er, ihm ſofort die Feſſeln abzunehmen, da ſeiner Anſicht nach die äußere Bewachung hinreichend ſei, ihn von der allgemein befürchteten Flucht abzuhalten.

Nachdem er beinah eine Stunde mit ihm hin und her geſprochen und nichts erforſcht hatte, als was die ſtrengeren Richter auch in Erfahrung gebracht, hielt er ſich für überzeugt, einen größtenteils Unſchuldigen vor ſich zu haben, und mit dieſer Überzeugung verließ er ihn, um zu dem zweiten Gefangenen zu gehen und dort ein gleiches zu verſuchen.

Waldemar ſaß auf ſeinem Schemel, ſo dicht am Fenſter, wie es die kurze Kette des Blocks erlaubte, und folgte mit ſcharfem Blicke dem Zuge der Wolken, die ihre Richtung nach Oſten nahmen und dem Meere zuſtrebten, auf das ſeine ganze Sehnſucht gerichtet war. Er glaubte, ſein gewöhnlicher Kerkermeiſter träte ein und deshalb wandte er das Geſicht nicht ſogleich nach demſelben herum. Da aber fuhr er plötzlich aus ſeinen Gedanken auf, denn ſein Ohr hatte eine fremde Stimme vernommen, die ihm gleichwohl einigermaßen bekannt klang:

„Sieh da“, ſagte der Eintretende, „habe ich Sie nicht ſchon einmal geſehen?“

Waldemar beſann ſich. „Ja, gewiß, bei Herrn von Bakewitz auf Hiddens-öe.“

„Richtig, richtig, und es thut mir leid, daß Sie mir das damals nicht gleich geſagt haben, wer Sie ſind. Sie hätten uns beiden viele Mühe und Umſchweife damit erſpart.“

Waldemar lächelte trotz ſeiner Ketten, denn das ehrliche Geſicht des Mannes zeigte ihm genügend, mit welchem wohlwollenden Manne er es zu thun hatte. „So denken Sie“, erwiderte er, „aber ich denke anders. Denn wie es Ihre Pflicht war, Waldemar Granzow zu ſuchen, ſo war es meine Pflicht, mich vor Ihnen zu verbergen.“

„Da ſtimme ich Ihnen völlig bei. Und nun geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen die Feſſeln abnehmen laſſe, die Sie meiner Anſicht nach lange genug getragen haben.“

„Ach, mein Herr, wollen Sie mich in Freiheit ſetzen?“ fragte Waldemar freudig überraſcht.

„Stille! So weit ſind wir noch lange nicht!“ Mit dieſen Worten ſchritt er zur Thür, rief einen Soldaten herein, der ſchon wartend auf dem Poſten ſtand, und befahl ihm, den Gefangenen vom Block loszulöſen. Als dies geſchehen war, ſetzte er ſich auf den Schemel und lächelte Waldemar freundlich an, der heftig ſeine ſchmerzenden Glieder rieb, die ſolange die ſchwere Kette beläſtigt hatte.

„Mein Herr“, fuhr Herr Dubois jetzt fort, „ſoviel habe ich fürs erſte für Sie thun können. Wir wollen ſehen, ob ich noch etwas anderes zu thun imſtande bin. Erzählen Sie mir alſo aufrichtig Ihre Geſchichte und laſſen Sie mich nur die Wahrheit hören. Je aufrichtiger Sie gegen mich ſind, um ſo eher werden Sie mich geneigt finden, zu Ihrem Beſten zu handeln, was glücklicherweiſe, ich geſtehe es, jetzt in meiner Macht liegt.“

Waldemar brachte dieſelbe Erzählung vor, die er zu Protokoll gegeben hatte und die ihm jetzt ſchon ſehr geläufig war. Als er damit zuſtande gekommen, legte ihm ſein Beſucher noch einige Fragen vor, die ſo genau beantwortet wurden, wie es geſchehen konnte, um das Netz nicht noch feſter zuſammen zu ziehen, das ihm ſchon eng genug um den Hals lag.

„Hm!“ ſagte der kleine Dubois, „alſo das iſt Ihre Geſchichte! Sie ſtimmt vollkommen mit dem überein, was ich ſchon von Ihnen weiß, und giebt mir durchaus kein neues Licht. Können Sie mir noch ein anderes, helleres zu teil werden laſſen?“

„Daß ich nicht wüßte, wenn Sie nicht geradezu wollen, daß ich Dinge eingeſtehe, die ich nicht begangen habe, und alſo ſelbſt zu meiner Verurteilung beitrage, die meinen Richtern, wenn ſie gerecht und billig ſein wollen, nicht ſo leicht werden wird.“

„Gerecht und billig, ſagen Sie? Das iſt in einem Kriege, wie wir ihn führen, nicht immer möglich, und die Geſetze des Krieges, wiſſen Sie, ſind ſtrenger als die, welche im Frieden gehandhabt werden. Jedoch, in Anbetracht der guten Meinung, welche Sie mir bereits eingeflößt, will ich nicht anſtehen, Ihnen einige Erleichterung zu gewähren, die glücklicherweiſe ausführbar ſein werden. Auch will ich Ihnen eröffnen, daß Ihre Verurteilung nicht ſo ſchnell erfolgen wird oder kann, als man noch vor einigen Tagen glaubte, da Umſtände eingetreten ſind, welche Ihre Handlungsweiſe in einem milderen Lichte erſcheinen laſſen.“

„Welche ſind das?“ fragte Waldemar erſtaunt und überaus freudig überraſcht.

„Ruhig, mein Lieber, ſo weit ſind wir noch nicht. Sie müſſen nicht zu viel auf einmal verlangen. Welche Erleichterungen, frage ich zunächſt, kann ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage gewähren?“

Waldemar ſah dem gutmütigen Manne tief in die Augen, und da er auf dem Grunde derſelben Wahrheit las, dachte er raſch und ſagte dann: „In Bezug auf meine Perſon habe ich jetzt nur eine Bitte, in Bezug auf meinen kränklichen Freund aber, der mit mir in dieſer Gefangenſchaft ſchmachtet, hege ich den Wunſch, daß Sie ihm alles das geſtatten mögen, was Sie mir ſelbſt jetzt anzutragen ſo gütig ſind.“

„Gut“, rief der kleine Mann, „das iſt edelmütig von Ihnen, aber nicht ſo leicht gethan wie geſagt. Ihr Freund iſt tiefer verwickelt als Sie, oder wiſſen Sie das nicht?“

„Nein, das weiß ich in der That nicht“, erwiderte Waldemar feurig. „Was er gethan, habe auch ich gethan und ich verlange nur gleiche Begünſtigung oder gleiche Gerechtigkeit, wie ſie ihm zu teil wird.“

„Ich muß Sie bewundern!“ ſagte der Franzoſe warm. „Ich drücke Ihnen die Hand, obgleich Sie mein Feind ſind. Ich werde ſehen, was ich thun kann. Was verlangen Sie für ſich ſelbſt?“

„Ich verlange nicht, aber ich bitte für mich, daß man mir erlaube, an meine Verwandten zu ſchreiben und ſie von meiner Lage zu unterrichten. Haben Sie Kinder, Herr Dubois?“

„Jawohl! Zwei hoffnungsvolle Söhne und eine Tochter.“

„So wiſſen Sie, wie man an Kindern hängt. Meine armen Eltern ſind ohne alle Nachricht von mir und ohne Zweifel härmen ſie ſich endlos um mich, denn ſie glauben mich gewiß in Lebensgefahr. Außerdem laſtet meinetwegen ein ſchweres Geſchick auf ihnen. Kapitän Caillard hat ſie mit Einquatierung belegt, deren Unterhaltung ihre Kräfte und Mittel überſteigt. Jetzt, wo ich in den Händen Ihrer Landsleute bin, iſt kein Grund mehr vorhanden, ſie fernerhin zu drücken, und wenn es in Ihrer Macht ſteht, ihnen zu helfen, ſo flehe ich Sie an, ſich ihrer zu erbarmen und ihnen auf ihre alten Tage ihre Lage zu erleichtern.“

Der Franzoſe ſenkte den Kopf, als überlege er etwas bei ſich; im Grunde aber entwickelte ſich in ſeinem Herzen ein Kampf zwiſchen ſeiner Pflicht und ſeinen Gefühlen, der indes bald zu Gunſten des Gefangenen entſchieden wurde. „Mein Herr“, ſagte er ernſt und nicht ohne Würde, „ich habe Ihrer Teilnahme an dem Geſchick Ihres Freundes bewundert, jetzt ſage ich Ihnen, daß ich für Sie eine Art Mitleid fühle, die nahe an Freundſchaft gränzt. Wir Franzoſen ſind nicht alle Säbelhelden, es giebt unter uns auch Männer, die ein Herz haben, und ich glaube, ich bin ein ſolcher. Wohlan denn, ich will auch dieſe Ihre Bitten erfüllen. Sie und Ihr Freund ſollen in den Stand geſetzt werden, zu ſchreiben, an wen und was Sie wollen, vorausgeſetzt, daß ich leſen kann, was Sie ſchreiben.“

„Von Herzen gern, denn ich habe nichts Heimliches zu ſagen.“

„Das glaube ich zu erkennen. Gut denn, ich erlaube Ihnen und Ihrem Freunde das. Aber nun hören Sie auch meine Bedingung an.“

„Wie? Sie ſtellen eine Bedingung?“

„Das iſt nötig, denn ich muß mich von Ihrer Seite ſicherſtellen, wenn ich meinerſeits meine Befugnis um etwas überſchreite. Wiſſen Sie, was das Wort eines redlichen Mannes iſt?“

„Ja, Herr, das weiß ich.“

„So geben Sie mir das Ihrige, daß Sie binnen heute und vier Monaten — vier Monate, ſage ich — nichts unternehmen wollen, was irgend wie eine Flucht aus dieſer Gefangenſchaft ausſieht.“

Waldemar ſtutzte unwillkürlich. Die mit Nachdruck geſprochenen Worte: „binnen heute und vier Monaten“, ſchienen ihm einen gewiſſen nicht bedeutungsloſen Sinn zu enthalten. „Warum ſagen Sie gerade vier Monate?“ fragte er.

„Junger Mann“, erwiderte Mr. Dubois mit gerührter Stimme und trat etwas näher an ihn heran, „ich will aufrichtig gegen Sie ſein. Ihr Schickſal geht mir nahe. So wiſſen Sie denn, was noch aller Welt ein Geheimnis iſt — darum dürfen Sie es auch keinem Ihrer Briefe anvertrauen — daß zwiſchen dem Kaiſer der Franzoſen und der Krone Schweden Friedensverhandlungen obſchweben, während deren Dauer Ihr Landesherr ſich ausbedungen hat, keine weiteren Feindſeligkeiten gegen ſein Land oder ſeine Unterthanen zu üben, ja ſelbſt die gefänglich Eingezogenen nicht außer Landes zu führen, bis der Friedensſchluß auch über ſie entſchieden hat.“

Waldemars Bruſt hob ſich vor wunderbarer Freude hoch auf. Sein Auge leuchtete noch heller als gewöhnlich und ſeine Miene nahm einem unausſprechlich glücklichen Ausdruck an.

„Friede!“ ſagte er. „Alſo endlich! O meine Hoffnung erfüllt ſich, denn in meinem Herzen iſt Friede gleichbedeutend mit Freiheit. Bis zu welchem Termin ſoll ich mein Ehrenwort geben?“

„Bis zum erſten Tage des nächſten Jahres.“

„Ich gebe es, da haben Sie es. Aber — halt! Darf mein Mitgefangener nichts davon erfahren?“

„Nein, unter keinen Umſtänden, ihn kenne ich nicht wie Sie.“

„Aber ich bürge für ihn.“

„Ich kann Ihre Bürgſchaft leider nicht annehmen.“

„So werden Sie ihm wenigſtens ein paar Worte von mir ſagen, womit ich ihn tröſten und ermutigen kann?“

„Ja, das will ich, und er muß auch ſein Ehrenwort geben, in vier Monaten nicht entfliehen zu wollen, ſonſt nehme ich alle Erleichterungen zurück, die ich ihm Ihretwegen zugedacht habe.“

„Das wird er. Sie ſollen es gleich erfahren. Haben Sie ein Blatt Papier?“

„Hier iſt eine Brieftafel — ſchreiben Sie Ihren Troſt darauf nieder.“

Waldemar ſetzte ſich haſtig an den kleinen Tiſch und ſchrieb in die Brieftafel des Franzoſen folgende Worte: „Magnus, habe Mut und Hoffnung. Es iſt Ausſicht vorhanden, daß alles gut endet. Du wirſt ſchreiben und thun können, was Du willſt, wenn Du dem Überbringer dieſes Dein Wort giebſt, bis zum erſten Januar nicht an die Flucht zu denken. Dein Waldemar.“

Der Franzoſe nahm das Blatt, las es und lächelte dann. „O“, ſagte er, als er es überflogen, „denken kann er ſchon daran, nur nicht ſie ausführen. Aber es iſt gut ſo. Nun will ich mich zu ihm begeben, und wenn er Ihren Rat befolgt und mir ſein Wort giebt, werde ich den anderen Punkt mit Ihnen beſprechen.“

„Welchen anderen Punkt?“

„Die Ihre Eltern betreffende Bitte.“

„Ha! Ich danke Ihnen, gehen Sie und kommen Sie bald wieder.“

Der brave Mann verließ den Gefangenen und begab ſich zum Grafen Brahe, dem er Waldemars Schreiben zu leſen gab und darauf deſſen Ehrenwort empfing, wie ſein Freund die geſtellte Bedingung einzugehen. Nach kurzer Zeit fand er ſich bei dieſem wieder ein und ſagte lächelnd: „Sie waren allerdings der Beiſtimmung Ihres Freundes gewiß, denn kaum hatte er Ihre Zeilen geleſen, ſo gab er mir ſein Wort und erhielt darauf die Erlaubnis, ſich mit Leſen und Schreiben zu beſchäftigen, ſo viel er will. Ich habe deshalb ſogleich den Befehl erteilt, ihn mit den dazu nötigen Dingen zu verſehen.“

„Haben Sie ihm auch die Ketten abgenommen?“

„Er war ſchon vor Ihnen davon frei, denn ich ſehe nicht die Notwendigkeit ein, einen Gefangenen, deſſen man ſo ſicher iſt, wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln.“

„Gott lohne es Ihnen! Nun aber wollten Sie mir etwas über die Art und Weiſe ſagen, wie Sie mit meinen Eltern verfahren werden.“

„Ha, ja! Gut, daß Sie darauf kommen. Schreiben Sie heute noch einen Brief an ſie und geben Sie ihn mir, wenn ich Sie morgen wieder beſuche. Ich werde mir alles genau überlegen und Ihnen meinen Entſchluß mitteilen.“

„So danke ich Ihnen von ganzem Herzen und bitte Sie nur um etwas Papier, Federn und Tinte.“

„Sie ſollen alles erhalten, ich werde ſogleich einen Befehl dazu erlaſſen.“ —

Eine halbe Stunde ſpäter brachte der Kerkermeiſter, der ein alter hinfälliger Mann war, das Verſprochene, und Waldemar ſetzte ſich zugleich mit ſeinem Freunde nieder, um an ſeine Angehörigen zu ſchreiben. Er war aber ſchneller damit zu Ende als jener, denn ſein Brief enthielt nur das Notwendigſte, während Magnus einige Tage dazu gebrauchte, alle Gedanken, die ſich auf ſeinen ihm beſtimmt vorſchwebenden Tod bezogen, zu Papier zu bringen und demgemäß alle ſeine Verhältniſſe zu ordnen. Als er endlich damit fertig war, ſchloß er das Ganze in ein Couvert und bewahrte es ſogleich in ſeiner Bruſttaſche auf, die Gelegenheit abwartend, wo er es irgend jemanden anvertrauen könnte, der es ſicher in die Hände ſeines in Schweden lebenden Vaters brächte.

Mr. Dubois dagegen hielt Wort und erſchien am nächſten Morgen frühzeitig bei Waldemar, um den beſprochenen Brief in Empfang zu nehmen. Nachdem er ihn geleſen, lächelte er auf ſeine gutmütige Weiſe und ſagte: „Ich bin damit zufrieden; er enthält gerade das, was ihnen zu wiſſen notwendig iſt. Nun gut, Sie ſollen bald Antwort haben, denn ich werde ſie ſelbſt beſuchen, da hier meine Pflicht fürs erſte erfüllt iſt.“

„Wie? Sie wollten ſelbſt nach Saſſnitz gehen und meine Eltern ſprechen?“

„Ja, das will ich. Mir ſtehen jetzt gerade einige Tage zu Gebote und die will ich benutzen, meinen alten Freund Caillard in Spyker zu beſuchen und ihm zu ſeiner Beförderung zu gratulieren.“

„Wie, hat er eine höhere Stufe erſtiegen?“

„Ja, mein Lieber, und Sie haben ihm wider Ihren Willen dazu verholfen. Er iſt Major in ſeinem Regimente geworden und da er deshalb bei guter Laune ſein wird, denke ich, ihn zu bewegen, daß er Ihrem Vater die läſtige Einquartierung abnimmt, die ohnedies nicht mehr nötig iſt, da Sie in ſicherem Verwahrſam ſind.“

„Mr. Dubois! Wie ſoll ich Ihnen danken? Ich kann Ihnen die Empfindung meines Herzens nicht mit Worten ausdrücken.“

„Ruhig! Es iſt auch nicht nötig. Sie haben mich an meine Kinder erinnert und das kam zur rechten Zeit. Ein Mann kann immer auch ein Menſch ſein, das ſchadet weder ſeinem Amte noch ſeiner Ehre. Nun aber leben Sie wohl, in zwei bis drei Tagen ſehen wir uns wieder.“ (Fortſetzung folgt.)

Der Chineſenmord auf Roſſel-Eiland.

Von **R. Andree.**

Am öſtlichen Ende der großen Inſel Neu-Guinea zieht ein aus vielen Eilanden zuſammengeſetzter Archipelagus hin, der unter dem Namen der Louiſiaden auf unſeren Karten verzeichnet erſcheint, über den wir jedoch nur erſt dürftig unterrichtet ſind. Das Meer iſt wegen der vielen Korallenriffe, welche alle jene Inſeln umgeben, für die Schiffahrt ſehr gefahrvoll, und namentlich wird die ſüdlich gelegene Torres-Straße von den Seeleuten ungemein gefürchtet.

Die öſtliche Inſel dieſes Archipels, welches der Schauplatz der ſchaudererregenden Begebenheit bildet, die wir hier erzählen wollen, iſt das vulkaniſche Eiland Roſſel, deſſen Centralberg ſich bis zu etwa 3500 Fuß erhebt. Der Durchmeſſer der Inſel beträgt gegen ſechzig Meilen; das Gebirge fällt ſteil nach dem Meere zu ab und läßt zwiſchen ſeiner Baſis und dem Ufer nur einen ſchmalen Raum frei, der mit Sümpfen und Mangrovegebüſch bedeckt iſt. Zahlreiche Gewäſſer und Flüßchen rauſchen in ſchlangenförmigen Windungen durch die tief in den Felſen eingeriſſenen Thäler zum Meere hinab. Prächtige Wälder rieſenhafter Bäume mit echt tropiſcher Vegetation bedecken das ganze Land bis zum Kamme des Gebirges hinauf, an deſſen Abhängen wie am Strande unter Brotfruchtbäumen, Bananen und Zuckerrohr die kleinen Dörfer der Eingeborenen ſtehen.

Die Hütten derſelben ſind in höchſt eigentümlicher und dem heißen Klima angepaßter Weiſe gebaut. Sie gleichen großen Käfigen aus Binſenflechtwerk, haben eine Thür, ein Klappfenſter und ſtehen etwa drei Fuß hoch auf Pfählen über der Erde. Das mit Zuckerrohr oder Palmblättern bedeckte Dach ragt über die Mauern vor und überſchattet eine rings um das Haus herumlaufende Galerie. Die Länge dieſer Hütten beträgt gegen dreißig, ihre Breite und Höhe gegen zehn Fuß. Da ſie über dem Boden ſtehen, ſo vermag man nur mittels einer Treppe hineinzugelangen, welche aus einem mit Kerben verſehenen Stamme roh gearbeitet iſt. Inmitten des Gemaches befindet ſich eine Herdſtelle aus Kieſeln, auf welcher man die ganze Nacht hindurch wegen der zahlreichen Stechmücken ein ſtark rauchendes Feuer unterhält. Das Ganze gewährt den Einwohnern wegen der luftigen Bauart ſowohl Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen, als auch gegen die feuchten Ausdünſtungen des ſumpfigen Bodens.

Die Wilden benutzen bei der Herſtellung ihrer Wohnungen ein kleines Beil aus Baſalt; als Waffen Speere und Steine; ihr Muſikinſtrument iſt eine durchbohrte Schnecke; Meſſer ſtellen ſie aus geſchärften Muſchelſchalen her. Außerdem verfertigen ſie Matten und Körbe. Von Ackerbau finden wir keine Spur, ſie leben von Jagd und Fiſchfang.

Was endlich ihr Äußeres anbelangt, ſo ſind dieſe Inſulaner überaus häßlich. Rußfarbige Haut, gequetſchte Naſe, großer Mund wird nirgends als Merkmal der Schönheit aufgeführt werden. Dazu krauſes Haar, geringer Bart, dagegen kräftiger Muskelbau. Männer und Frauen kauen Betel (die Nuß der Arekapalme, vermiſcht mit dem Laube der Betelrebe); jene färben den Backenbart mit Kalk und ſtecken einen Knochen durch den durchbohrten Naſenknorpel. Aber das Schrecklichſte was wir über dieſe häßliche Menſchenraſſe wiſſen, iſt, daß ſie aus Kannibalen beſteht, welche den Genuß des Menſchenfleiſches über alles ſtellen. Davon liefert die folgende Begebenheit den ſprechendſten Beweis.

Im Juli des Jahres 1858 ging das Schiff St. Paul von Hongkong in China mit einer Bemannung von zwanzig Köpfen und einer Reiſegeſellſchaft von 317 Chineſen nach Sydney unter Segel, wo letztere als Arbeiter für die Goldminen ſich verdingen wollten. Windſtillen hielten das Schiff lange Zeit auf, die Nahrungsmittel fingen an knapp zu werden. Damit keine Hungersnot entſtünde, beſchloß der Kapitän, die Fahrt abzukürzen, derart, daß er ſtatt um die Salomons-Inſeln, zwiſchen dieſen und dem Louiſiaden-Archipel durchzufahren beſchloß. Er ließ ſich dadurch in ein bedenkliches Wagnis ein, denn das Meer bietet dort Gefahren und Zufälligkeiten der ſchlimmſten Art, dazu Korallenriffe, die ſchon manches Schiff zum Scheitern brachten. Unglücklicherweiſe erhoben ſich noch Stürme, dicker Nebel bedeckte die Waſſerwüſte, und am dritten Tage ſaß der St. Paul auf einer Klippe in der Nähe einer Inſel feſt, die man nicht einmal dem Namen nach kannte.

Der Schiffbruch hatte während der Nacht ſtattgefunden. Als die Sonne aufging, ſah man ſich rings von der ſchäumenden Brandung eines Korallenriffes umgeben, aus welcher ſich eine gebirgige mit ſchönen Blumen bedeckte Inſel emporhob. Wahrſcheinlich war das Land bewohnt. Aber was für Einwohner wohnten dort? Konnte man freundliche Hilfe von ihnen erwarten oder mußte man ſie als gefährliche Feinde anſehen? Das wenige, was von jener Inſelwelt, die man wegen ihrer dunkelfarbigen Bewohner als Melaneſien, die ſchwarze Inſelwelt, bezeichnet, bekannt geworden war, vermochte keine tröſtliche Ausſicht zu gewähren, denn der Kannibalismus gehört dort unter den Eingeborenen zu den gewöhnlichen Erſcheinungen.

Während man dergleichen Betrachtungen anſtellte, begannen die Wogen ihr zerſtörendes Werk an dem St. Paul auszuüben. Man ſah voraus, daß das Schiff bald werde in Trümmer gehen müſſen, und machte ſich bereit, es zu verlaſſen. Die Boote jedoch, welche dieſes Handelsfahrzeug bei ſich führte, waren ungenügend, um 337 Menſchen in der kurzen Spanne Zeit, die bis zur gänzlichen Zerſtörung des Schiffes übrig blieb, an das ſchützende Ufer überzuführen. Zum Glücke fand man eine ſeichte Stelle dicht beim Schiffe, durch welche man zu Fuß nach einem kleinen Eiland gelangen konnte, daß nicht fern von der größeren Inſel lag. Dieſes bot wenigſtens für den Augenblick Unterkunft und wurde deshalb von den Schiffbrüchigen die Zufluchts-Inſel getauft. Dorthin begaben ſich dieſe und retteten dahin alles was an Waffen und Lebensmitteln noch in der Eile auf dem St. Paul zuſammengerafft werden konnte.

Der Kapitän fuhr dann, begleitet von einigen Leuten ſeiner Mannſchaft und ein paar Chineſen nach der großen Inſel hinüber, wo er am Ufer eines Baches, nicht ferne von der Küſte einen Lagerplatz ausſuchte, von dem aus man die kleine Zufluchts-Inſel überſehen konnte. Kaum war dieſes geſchehen, ſo ließen ſich auch ſchon die Eingeborenen blicken, ſchwarze, häßliche, nackte Wilde, die ſich anfangs ſehr furchtſam benahmen, bald aber dreiſter wurden und einige Kokosnüſſe anboten. Der Kapitän hielt ſie für friedliche Leute und war bereits entſchloſſen, ſämtliche Schiffbrüchige nach dem neu gewählten Platze überführen zu laſſen, als plötzlich die Eingeborenen, mit Keulen und Lanzen bewaffnet, über die kleine Schar herfielen. Sie ſahen in den Schiffbrüchigen Menſchen gleich ihnen ſelbſt, nur durch hellere Hautfarbe unterſchieden, welche aber jedenfalls leicht zu überwältigen waren und dann eine leckere Mahlzeit darboten.

Schlau hatten die Wilden ihren Plan verborgen, bis ſie die Fremdlinge ſicher ſahen und nun um ſo leichter überwältigen konnten. Der Kampf dauerte nicht lange. Die meiſten Weißen und Chineſen wurden erſchlagen, während nur wenige durch Schwimmen ſich retten und nach der Zufluchts-Inſel gelangen konnten, wo man gerade Anſtalten traf, auch die übrigen Leute einzuſchiffen. Als man eine Zählung anſtellte, fand man, daß acht Matroſen und eine viel größere Anzahl Chineſen fehlten.

Der Vorſchlag nach der Inſel hinüberzufahren und den noch etwa am Leben Gebliebenen Rettung zu bringen, mußte bei reiflicher Erwägung verworfen werden. Denn erſtens faßten die Boote nicht genug Menſchen, außerdem beſtand die geſamte Bewaffnung nur in einigen Beilen und fünf oder ſechs Flinten. Auch zeigten ſich die Chineſen feige und kleinmütig.

Unterdeſſen umruderten die Wilden die Zufluchts-Inſel, aber einige Flintenſchüſſe genügten, um ſie zu vertreiben. Zum Unglücke zeigte ſich, daß man vom Schiffe keine Zündhütchen mitgenommen hatte, ſo daß man, wollte man die Gewehre überhaupt abfeuern, zu einem mittelalterlichen Verfahren ſchreiten mußte. Man entfernte die Schlöſſer, ſetzte ſtatt ihrer Zündlunten ein und ein Mann zielte mit der Flinte, während der andere ſie abbrannte.

Am nächſten Morgen, noch ehe die erſten Sonnenſtrahlen hervorbrachen und vorauszuſehen war, daß die Wilden noch ſchliefen, fuhr der Kapitän mit der Schaluppe nach der Inſel, um dort nach dem Schickſale ſeiner Gefährten zu forſchen. Doch fand er weder eine Leiche noch die Spur von einem lebenden Weſen. Zurückgekehrt zu den Chineſen, ſetzte er dieſen auseinander, wie ein Entſchluß gefaßt werden müſſe, daß er ſelbſt mit den übriggebliebenen elf Matroſen in der Schaluppe nach der nächſten engliſchen Niederlaſſung in Auſtralien fahren wolle; dort ſollte ein Schiff gemietet werden, das ſie abholen und retten könne.

Der Vorſchlag wurde angenommen, da man ihn durch einen beſſeren nicht zu erſetzen wußte. Die Chineſen blieben im Beſitze der Waffen, ſowie der meiſten Lebensmittel, während der Kapitän, mit nur geringer Proviſion verſehen, ſeine gefahrvolle Bootfahrt antrat, auf der wir ihn zunächſt begleiten. Vor ihm lag eine weite Reiſe, ein tückiſches Meer und ein ungewiſſes Ziel. Zwölf Tage lang durchfurchte man dasſelbe unter Not und Elend; man war gezwungen, den Mund mit Seewaſſer anzufeuchten und glaubte ſchon auf dem Meere verſchmachten zu müſſen, als zum Glück Kap Flattery an der auſtraliſchen Küſte in Sicht kam. Hier konnte man ſich an wilden Früchten, Muſcheln und friſchem Waſſer erquicken.

Um eine engliſche Anſiedlung zu erreichen, ſteuerte man nun nach Süden, jedoch ſo, daß man die Küſten nicht aus den Augen verlor. Jeden Abend legte man am Feſtlande an, aß und trank dort und begab ſich daſelbſt zur Nachtruhe. So oft als möglich ankerte man auch bei kleinen Inſeln, die in den auſtraliſchen Gewäſſern ſehr zahlreich, wenn auch zerſtreut vorkommen; doch wenn man auf dieſen auch immer Nahrung fand, ſo fehlte doch häufig das Trinkwaſſer. Unter ſolcher Lebensweiſe litt die Disziplin. Die kleine Schar gehorchte nur noch widerwillig und ſchließlich gar nicht mehr der Stimme des Kapitäns und lief, ſobald man landete, nach allen Seiten auseinander, um nach Lebensmitteln und Trinkwaſſer zu forſchen, ohne Furcht vor einem Überfalle durch die Eingeborenen. Bei ſolch einer Gelegenheit kehrte des Abends der Schiffsjunge nicht zum Boot zurück, und am nächſten Tage erlag ein Matroſe den Entbehrungen und ſtarb aus Verzweiflung und Entkräftung.

Am 3. Oktober 1858, nachdem die Schiffbrüchigen längere Zeit vergeblich gegen widrige Winde angekämpft hatten, verzichtete man darauf, weiter nach Süden vorzudringen und wandte ſich nach Norden der Torres-Straße zu, welche Auſtralien von Neu-Guinea ſcheidet und den Indiſchen Ocean mit der Südſee verbindet. Der nächſte europäiſche Hafen, den man nach Paſſieren der Torres-Straße erreichen kann, liegt auf der Inſel Timor im oſtaſiatiſchen Archipel, doch bevor die Schiffbrüchigen dorthin gelangten, erſchloß ſich ihnen in der Torres-Straße eine unerwartete Hilfsquelle.

Dort ſtießen ſie nämlich auf die Booby-Inſel, jenem von der britiſchen Admiralität zur Herberge und Zufluchtsſtation für Schiffbrüchige aller Nationen eingerichteten Eilande. Ein Maſt, an deſſen Spitze die engliſche Flagge weht, zieht die Aufmerkſamkeit der Seefahrer, welche dieſe Gewäſſer durchkreuzen, oder die ein Unglück hierher verſchlägt, auf den unſcheinbaren Fleck Erde. Am Fuße des Maſtes iſt eine geteerte Tonne angebracht, auf welcher mit großen Buchſtaben „Poſtamt“ angeſchrieben ſteht. Man findet darin außer dem Briefkaſten Tinte, Federn, Papier und einige Bücher, während eine nahe gelegene Grotte kleine Fäſſer mit eingeſalzenem Fleiſche, Zwieback, Rum, Trinkwaſſer, Thee, Kaffee, Zucker und Salz birgt. Ein Regiſter, welches die Aufſchrift: „Liſte des Aſyls der Schiffbrüchigen“ führt, bittet die hier landenden Seeleute aller Nationen, ihre Bemerkungen über die Torres-Straße einzutragen und die vorhandenen Vorräte zu ergänzen. Auch Kleider ſind in der Höhle niedergelegt, während eine geſchützte Stelle der Inſel zum Anbau von Zwiebeln, Bataten und Kürbiſſen benutzt iſt.

Dieſes „Poſtamt“ gewährte auch unſeren Schiffbrüchigen die benötigte Unterſtützung. Nachdem ſie ſich erfriſcht und mit neuen Vorräten von Lebensmitteln verſehen hatten, ſegelten ſie am 5. Oktober weiter. Sie landeten abermals bei einer Inſel, wo ſie ihre Schaluppe ans Land zogen; als ſie jedoch am frühen Morgen erwachten, ſahen ſie mit Schrecken, daß das Seil, womit ſie die Schaluppe befeſtigt hatten, durchſchnitten, und dieſe ſelbſt verſchwunden war. Die Urheber dieſer That zeigten ſich bald als auſtraliſche Eingeborene, welche zum Fiſchfang auf die Inſel gekommen waren und die ihr Werk dadurch vollendeten, daß ſie die Schiffbrüchigen als Gefangene mit ſich nach dem Feſtlande abführten. An dieſem Tage ſtarb wieder einer der Matroſen.

Aller ihrer Kleider beraubt, verbrachten die Unglücklichen bis zum 11. Oktober in der Gefangenſchaft der Wilden, welche ſie auf Schritt und Tritt beobachteten. Fiel die Jagd und der Fiſchfang ergiebig aus, ſo bekamen ſie einige ungenügende Nahrung vorgeworfen, im Gegenteil mußten ſie jedoch hungern. Dieſe Eingeborene waren echte Auſtralier mit großem, flachem Kopfe, ſtarkem Bauche, und dünnen, langen Gliedern. Die ganze Horde zählte etwa achtzig Köpfe. Ihre Hütten aus Baumzweigen und Blättern ſtanden nahe am Ufer, das mit ſeinen Muſcheln, Fiſchen und Schildkröten ihnen Nahrung lieferte. Auch gruben ſie Wurzeln und kauten die Stengel des wilden Zuckerrohrs. Merkwürdigerweiſe zeigte es ſich, daß die Frauen großen Einfluß unter ihnen ausübten. An jedem Morgen erſchien ein altes Weib, um Befehle auszuteilen, und jedem einzelnen anzudeuten, woraus ſein Tagewerk beſtehe. Im allgemeinen wurden indeſſen die Gefangenen nicht grauſam behandelt und nur einmal, als ſie einen Fluchtverſuch machten, ſchlug man auf ſie los. Schließlich gereichte ihnen dieſe Gefangenſchaft, welche ihnen jede Möglichkeit einer Rückkehr ins Vaterland abzuſchneiden ſchien, noch zum Glück.

Am 11. Oktober zeigte ſich am Geſtade ein engliſches Schiff. Die Gefangenen verfehlten nicht, durch Zeichen, welche bemerkt wurden, die Angekommenen auf ſich aufmerkſam zu machen. Bald erſchien ein Boot, welches ſie zum Kapitän MacFarlane an Bord brachte. Auch die geſtohlene Schaluppe wurde den Eingeborenen wieder abgenommen. Nun erfuhren die Schiffbrüchigen, daß der Ort, an welchem ſie ſich befanden, Kap Grenville ſei.

Der Prinz von Dänemark, ſo hieß das engliſche Schiff, brachte den Kapitän des St. Paul und ſeine Gefährten nach Port de France, dem Hafen der franzöſiſchen Inſel Neu-Kaledonien, wo ſie am 25. Dezember 1858 anlangten und dem Gouverneur die Geſchichte ihrer Leiden vortrugen, zugleich mit der Bitte, ein Fahrzeug zur Rettung der Chineſen abſenden zu wollen.

Dieſes geſchah ſofort. Schon am 27. Dezember lief ein franzöſiſches Kriegsſchiff nach dem Orte des Schiffbruchs aus, welcher nach den Mitteilungen des an Bord befindlichen Kapitäns des St. Paul auf der öſtlichſten Inſel des Louiſiaden-Archipels, dem kleinen Eilande Adele, ſtattgefunden haben mußte. Am 5. Januar 1859 langte man dort an, überzeugte ſich jedoch bald, daß man ſich getäuſcht habe, und wandte ſich nun weiter weſtlich nach der Inſel Roſſel, auf deren Korallenriff man in der That noch die Reſte des St. Paul bemerken konnte. Nun erſt erfuhr der Kapitän, wo er eigentlich Schiffbruch gelitten.

Auf der Zufluchts-Inſel ließ ſich kein lebendes Weſen erblicken; nur ein in Fetzen zerriſſenes, an zwei Bäume befeſtigtes Zelt, zwei ausgehöhlte Stämme, welche zur Aufnahme des Regenwaſſers dienten, zwei mit Kieſeln zugedeckte Leichen und leere Muſchelſchalen, deren Inhalt den Chineſen als Nahrung gedient hatte, zeigten an, daß ſich hier Menſchen aufgehalten haben mußten.

Nun kam es für den Kommandanten des franzöſiſchen Schiffes darauf an, einen guten Ankergrund bei der Inſel Roſſel zu entdecken. Die Annäherung an dieſelbe war wegen der Korallenriffe keineswegs leicht und eine Einfahrt in dieſelben unbekannt. Während ſeiner Fahrten im Stillen Ocean hatte der Kommandant jedoch die Beobachtung gemacht, daß überall da, wo ein Fluß mündet, eine Lücke im Riff ſich befindet, weil, wie es ſcheint, die Vermiſchung des ſüßen und des ſalzigen Waſſers den Korallenpolypen, welche die Riffe bauen, zuwider iſt. Er ließ deshalb nach einem Fluſſe auf Roſſel ſchauen und als dieſer glücklich entdeckt war, zeigte ſich ihm gegenüber auch wirklich die einzige Öffnung in den Klippen, durch welche das Schiff ungefährdet bis zur Inſel vordringen und ſicher vor Anker gehen konnte.

Nun wurden ſogleich bewaffnete Boote ausgeſetzt, um Nachforſchungen nach den Schiffbrüchigen anzuſtellen, deren Schickſal man um jeden Preis aufklären wollte. Als man längs dem Ufer hinruderte, kamen zwei Boote mit ſechs Eingeborenen zum Vorſchein. Wiewohl man nicht unterließ, ihnen Freundſchaftszeichen zu machen, entfernten ſie ſich jedoch ſchleunigſt beim Anblicke der Europäer und verſchwanden unter Hinterlaſſung ihrer Fahrzeuge im undurchdringlichen Mangrovegebüſch, welches die Ufer einſäumt. Die Boote glichen genau jenen, welche die Eingeborenen im weſtlichen Teile des Stillen Oceans benutzen. Sie beſtehen aus einem hohlen Baumſtamme, haben einen Auslieger, welcher ſie am Unterſinken hindert, ſind zehn bis dreizehn Fuß lang und werden, wenn die Wilden mit ihnen auf den Fiſchfang ausziehen, mittels Ruder und Mattenſegel fortbewegt, welche mit Tauwerk und Kokosnußfaſern befeſtigt ſind. Da es den Franzoſen darauf ankam, mit den Eingeborenen freundſchaftliche Beziehungen anzuknüpfen und von ihnen Nachrichten über das Schickſal der Schiffbrüchigen einzuſammeln, ſo nahmen ſie die beiden Boote, welche in ihre Hände gefallen waren, nicht weg, ſondern ſetzten ihre Fahrt an der Küſte fort, wo ſie bald einen nackten Menſchen entdeckten, der bis an den Leib im Waſſer ſtand und ihnen, ohne einen Laut von ſich zu geben, Zeichen machte, daß ſie ſich ihm nähern und ihn in die Boote aufnehmen möchten. Dieſes Benehmen führte ſie auf die Vermutung, daß jener ein Flüchtling ſei, der ſich den Eingeborenen gegenüber nicht durch Geſchrei verraten wollte.

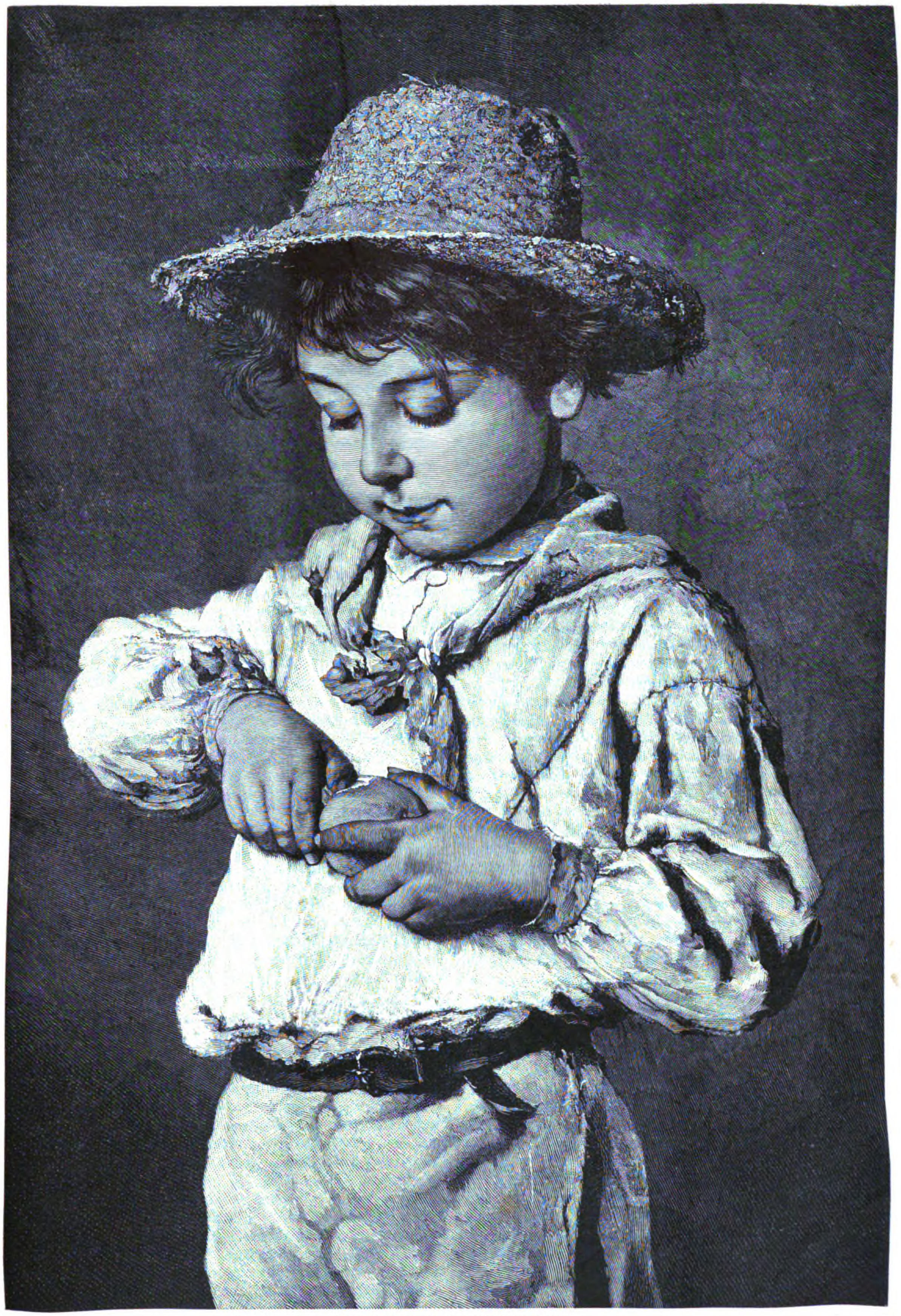
So verhielt es ſich in der That. Es war ein Chineſenknabe, welcher, ſobald er ſich im Boot befand, ſtürmiſch dem anweſenden Kapitän des St. Paul um den Hals fiel und ſchmerzergriffen in die engliſchen Worte: “All dead!”—„Alle tot!“ ausbrach. Man denke ſich das Erſtaunen der Schiffsmannſchaft, welche nicht begreifen konnte, wie 317 Menſchen die Beute ſo elender und ſchlecht bewaffneter Wilden geworden ſein konnten. Doch die Verſicherung des Chineſen, welcher ſich durch Zeichen und einige engliſche Brocken verſtändlich machte, ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ſeine Ausſage in der That auf Wahrheit beruhe. Er gab zugleich an, daß nur vier von allen am Leben erhalten worden ſeien, drei Chineſen und der Schiffszimmermann, ein Deutſcher, welcher in Hongkong an Bord des St. Paul gegangen war. Man hatte ihn geknebelt und ihm nach der Landesſitte einen Knochen durch den Naſenknorpel geſteckt. Sicher war der Zimmermann gleich dem kleinen Chineſen von einem Häuptling adoptiert und hierdurch am Leben erhalten worden. Dem Knaben hatte man Arm- und Halsbänder angelegt, die er ſofort mit Entrüſtung abriß, als er ſich wieder unter civiliſierten Menſchen befand.

Unter Führung des Chineſen gelangte man zu einem Bache, an dem ſich ein Dorf ausbreitete. Hier kamen gegen dreißig Eingeborene zum Vorſchein, die ſich, trotzdem man die Waffen im Bauche des Bootes verborgen hatte, in reſpektvoller Entfernung hielten. Die Kühnſten unter ihnen traten endlich mit Lanzen bewaffnet näher und machten dem kleinen Chineſen verlockende Verſprechungen, wenn er zu ihnen zurückkehre. Vergebens zählten ſie ihm verſchiedene leckere Gerichte auf, die ſie ihm geben wollten; er blieb jedoch ſtandhaft. Nachdem ſolchergeſtalt die Unterredung mit dem Chineſen zu keinem Zwecke geführt hatte, begannen die Wilden den Europäern einige Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Dieſe warfen ihnen rote Baumwollenſtoffe, Tabak, Pfeifen und dergleichen Dinge vor, doch bückten ſie ſich nicht einmal danach, um ſie aufzuheben, da ihnen der Gebrauch des Tabaks unbekannt war. Sie verſuchten dann die Franzoſen zu umzingeln, ein Manöver, das leicht vereitelt wurde. Da ſie ſich jeder näheren Berührung mit den Ankömmlingen abhold zeigten, ja dieſe durch verſtändliche Gebärden aufforderten, zurückzurudern und die Herausgabe der übrigen Gefangenen, welche man durch den Chineſen ihnen abverlangte, entſchieden verweigerten, ſo mußte man vorerſt weiter rudern und die Mündung des Baches aufſuchen, wo der Kapitän zuerſt ſein Lager aufgeſchlagen hatte.

Hier bot ſich nun ein ſchaudererregender Anblick dar! Zerriſſene Kleider und ein paar hundert chineſiſche Zöpfe bezeichneten den Ort, wo die Unglücklichen von den Kannibalen nach und nach abgeſchlachtet worden waren. Ein umgeſtürzter Baumſtamm hatte als Richtklotz gedient, auf welchem den Schlachtopfern mit einer Lanze der Hals durchſtoßen worden war, nachdem man ihnen vorher den Zopf abgeriſſen. Die noch zuckenden Fleiſchſtücke verteilten dann die Kannibalen unter ſich und erneuerten an dieſer Stelle ihre grauenhaften Mahlzeiten.

Dieſe entſetzlichen Mitteilungen, welche der Chineſe am Orte der Schlächterei den Europäern machte, wurden ſpäter von ihm vor einem chineſiſchen Dolmetſcher in Sidney genau wiederholt und ausführlich entwickelt. Hiernach hatte ſich die ſchaudererregende Begebenheit folgendermaßen zugetragen:

Solange die armen Schiffbrüchigen auf der Zufluchts-Inſel Nahrung fanden, blieben ſie den verlockenden Einladungen der Eingeborenen gegenüber taub, welche in ihren Booten um das Eiland umherruderten und auf das Waſſer und die reichlichen Lebensmittel der Inſel Roſſel hindeuteten. Um ſich Trinkwaſſer zu verſchaffen, waren die Chineſen auf die ſinnreiche Idee verfallen aus großen Muſcheln und Leder einen Deſtillier-Apparat zu konſtruieren; außerdem hatten ſie zwei Bäume umgehauen und in den ausgehöhlten Stumpfen derſelben das Regenwaſſer aufgefangen, welches von ihrem Zeltdache herniederſickerte. Als jedoch ſchließlich alle Lebensmittel, die man vom St. Paul gerettet, aufgezehrt, die Muſchelbänke der Inſel erſchöpft, und zwei vor Hunger geſtorben waren, wagten es einige in der Verzweiflung, den Verheißungen der Eingeborenen zu trauen und mit dieſen nach Roſſell hinüberzufahren. Zu drei und drei wurden ſie nach dem alten Lagerplatze übergeführt und dort einzeln abgeſchlachtet. Sobald neue Opfer gelandet waren, ſtürzte eine Anzahl Wilder mit



Die ſoll mir aber gut ſchmecken!

entſetzlicher Wut über ſie her, klopfte ihnen bei lebendigem Leibe das Fleiſch mit Keulen weich, damit es deſto ſaftiger ſchmecken möge, und mordete dann in der beſchriebenen Weiſe weiter. Dann begann die Kannibalenmahlzeit. Das Geſchrei der Unglücklichen konnte auf der Zufluchts=Inſel nicht gehört werden, und außerdem verbargen große Bäume den ſchaudererregenden Anblick den Zurückgebliebenen, die nichts Böſes ahnten. So kam es, daß nach und nach mehr als 300 Männer von wenigen Wilden bis auf jene vier geſchlachtet wurden, welche einige Häuptlinge adoptierten.

Doch nun nahte die Rache. Die angekommenen Boote begaben ſich von dem Orte des Grauſens zurück nach dem Schiffe, welches gegenüber der Flußmündung vor Anker lag.

Eine Rauchſäule, welche hinter den dichten Uferwäldern in großer Entfernung aufſtieg, zeigte die Stelle an, wo ſich wahrſcheinlich die Wohnungen der Eingeborenen befanden. Dorthin ſteuerten die Boote aufs neue, indem ſie den Fluß aufwärts vordrangen. Die Vegetation, welche dieſen umgab, zeigte ſich dermaßen üppig und dicht, daß kein Sonnenſtrahl durch das Laubdach zu dringen vermochte und die Fahrt im Halbdunkel fortgeſetzt werden mußte. Unterdeſſen glaubte ein Matroſe eine menſchliche Geſtalt in den Baumwipfeln erblickt zu haben. Ein fürchterliches Geheul, dem ein ſtarker Steinhagel auf dem Fuße nachfolgte, bewies, daß man ſich nicht getäuſcht hatte. Schnell griff man zu den Waffen. Die erſten Flintenſchüſſe brachten keinen großen Eindruck auf die Wilden hervor, die in großer Menge in den Baumkronen ſich verborgen hielten; doch ergriffen ſie bald darauf die Flucht, ſo daß man ihr Heulen nur noch in der Ferne vernahm. Nur zwei oder drei Matroſen waren von Steinen leicht getroffen worden. Vorſichtig fuhr man den Fluß weiter hinauf, der jedoch in der Gegend, wo das Dorf liegen mußte, aufhörte ſchiffbar zu ſein. Die Boote waren infolgedeſſen gezwungen umzukehren.

In der ganzen folgenden Nacht hörte man vom Ufer her das Kriegsgeheul und das Blaſen der Muſcheltrompeten nach dem Schiffe herüberſchallen. Auch brannten zahlreiche Feuer am Geſtade, deren roter Schein weithin über die Meeresfläche leuchtete. Am andern Morgen fuhren die Boote bis zu der Stelle, wo man den kleinen Chineſen getroffen und die erſten Unterhandlungen mit den Wilden erfolglos eröffnet hatte. Hier kam es zu einem Scharmützel, in welchem einige Eingeborene auf dem Platze blieben. Dann fuhr man nach einem andern, noch günſtiger gelegenen Dorfe, das man zu zerſtören beſchloß.

Bei der Annäherung der Schaluppen nahmen die Wilden eine feindſelige und drohende Haltung an, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Noch weniger zeigten ſie Geneigtheit, ſich auf irgend eine Art von Verkehr einzulaſſen. Als ſie die noch am Leben befindlichen Chineſen und den gefangenen Schiffszimmermann trotz mehrfacher Aufforderung nicht herausgaben, ſchritten die Europäer zum blutigen Racheakt vor. Die wohlbewaffneten Boote legten ſich dicht vor das Ufer, von dem aus ſie mit zahlreichen Steinwürfen begrüßt wurden, ohne daß hierdurch ſchwere Verletzungen hervorgebracht worden wären, da dieſe Wilden die Schleuder nicht kennen. Einer der franzöſiſchen Matroſen, welcher den Baſaltſtein, mit dem er getroffen worden, auf den Angreifer zurückſchleuderte, wurde von dieſem dafür mit unverkennbaren Zeichen der Wertſchätzung beehrt, gleichſam als wolle der Wilde ſagen, daß er ſolch einen Feind achte. Hinter den Steinwerfern ſtanden noch Lanzenträger, welche eine Art von gymnaſtiſchen Spielen aufführten, während die Weiber, gleich Furien, die Krieger zum Kampfe anſtachelten, ſich unter ſie miſchten und die Oberfläche des Waſſers mit langen Baumzweigen peitſchten, wobei ſie gleich Beſeſſenen heulten.

Unterdeſſen hatten ſich die franzöſiſchen Boote ſo aufgeſtellt, daß ſie den ganzen Strand beſtreichen konnten. Jeder Matroſe nahm ſein Gewehr zur Hand, dann wurde eine blanke Kannone gerichtet, bei deren Anblick die Wilden zurückwichen, obwohl ſie den Gebrauch des Dinges nicht kannten. Nachdem die Kanone losgebrannt war, erhoben die Eingeborenen ein unbeſchreibliches Angſtgeſchrei, obgleich der Schuß nicht ſeine volle Wirkung that. Während etwa zwölf Matroſen zur Bewachung der Boote zurückblieben, landeten einige zwanzig Bewaffnete, um das Dorf anzugreifen. Von Widerſtand war keine Rede, und ſämtliche Hütten, die überdies von den Bewohnern verlaſſen waren, wurden in Aſche gelegt. In der Nähe eines Pfahles, der mit roten und ſchwarzen Strichen in der Form eines chriſtlichen Kreuzes bedeckt war, hofften die Franzoſen den Schiffszimmermann zu finden; allein ihr Suchen war vergeblich. Weder ein Eingeborener, noch einer der geraubten Chineſen ließ ſich ſehen, wohl aber fand man die Kleider der letzteren, welche die Wilden unberührt gelaſſen hatten. Den Eingeborenen in das Innere der Inſel zu folgen, erwies ſich als unthunlich, und ſo beſchränkte ſich das Ergebnis der Expedition auf das Mitgeteilte. Dies Reſultat erſcheint durchaus unbefriedigend gegenüber den entſetzlichen Greueln, welche die Franzoſen nach dem Louiſiade=Archipel geführt hatte.

Denn nach Zerſtörung des großen Dorfes lichtete das franzöſiſche Schiff die Anker und begab ſich nach Sydney in Auſtralien. Was aus unſerem deutſchen Landsmann und ſeinen Schickſalsgefährten geworden iſt, wiſſen wir nicht. So viel nur iſt gewiß, daß auf der mehrerwähnten, ſo ſelten von Europäern beſuchten Inſelwelt ſich bis zum heutigen Tage die Verhältniſſe noch nicht geändert haben und daß die Menſchenfreſſerei dort ſo lange fortdauern wird, bis eine europäiſche Macht jene noch unabhängigen Eilande in Beſitz nimmt.

Aus Feinden Freunde.

Eine Dorfgeſchichte von **A. Stein.** Für die Abendſchule revidiert. 7. Fortſetzung.

Zehntes Kapitel.

Ferdinand ſaß noch ſpät bei ſeiner Lampe und ſtudierte. Neben ihm auf dem Tiſche brodelte luſtig der Kaffee über der Spiritusflamme — er wollte dieſe Nacht noch recht fleißig ſein. Es war ſchon neun Uhr durch, da klopfte es noch, und die Wirtin trat ſchüchtern herein mit einem Briefe. „Es iſt ein Bote aus Rahnsdorf unten und wartet."

„Aus Rahnsdorf?" fragte Ferdinand, erſchrocken aufſpringend. Er riß haſtig das Siegel auf und ſah nach der Unterſchrift, und dieſe Unterſchrift nahm ihn ſo dahin, daß er darüber den Brief ſelber zu leſen vergaß, in die Taſche griff und der Wirtin zwei blanke Thaler einhändigte: „Gebt das dem Boten für ſeinen Weg!"

Als die Wirtin hinaus war, trug er die Lampe von dem Studierpult auf den Tiſch am Kanapee, warf ſich auf das Polſter und that den Brief behutſam auseinander, als könnte er ihn zerbrechen. In dem Briefe ſtand aber folgendes:

„Lieber Herr Senkel! Der Vater iſt zu ſchwach und kann nicht ſchreiben, ſo muß ich's ſchon thun. Aber ich wollt', ich brauchte es nicht, denn es iſt etwas ſehr Trauriges, was ich da ſchreiben muß. Geſtern nacht gegen zwei Uhr iſt der Vetter zum ewigen Leben eingeſchlafen und der Vater hat ihm die Augen zugedrückt. Wir ſind alle ſehr, ſehr betrübt, und meine Hände haben das Zittern — Ihr werdet meine Schrift kaum leſen können; nehmt's nicht übel. Der liebe Gott behüte Euch. Wir ſagen Euch alle einen ſchönen Gruß, und der Vetter Leberecht hat in der letzten Nacht auch noch oft an Euch gedacht und Euren Namen gerufen. Elſe Ehrhardt."

Ferdinand war tief bewegt. Er legte ſtill den Brief auf den Tiſch und verſank in wehmütige Gedanken, des Toten gedenkend und was derſelbe ihm geweſen war. Darnach nahm er den Brief wieder in die Hand und las ihn immer wieder. Wollte er's nicht glauben, daß der Vetter tot ſei? O ja, er hatte ſich ja gewundert, daß der Unglückliche es ſo lange ausgehalten habe. Nein, Ferdinand ſchien den Brief auswendig lernen zu wollen. Man ſah's den Buchſtaben an, daß eine zitternde Hand ſie geſchrieben, und ſie ſahen nicht ſchön aus, aber Ferdinand mußte ſie doch ſchön finden, denn er konnte die Augen nicht davon wenden, und zuletzt verſchloß er das Papier in ſeinem geheimen Schubfache, wo er ſein Geld liegen hatte.

Unter der Kaffeekanne war der Spiritus längſt abgebrannt und der Kaffee eiskalt geworden — Ferdinand merkte es nicht, dachte auch heute gar nicht mehr daran.

Am andern Morgen nahm er Extrapoſt bis Bornſtedt, um mit ſeinen Eltern gemeinſchaftlich nach Rahnsdorf zu fahren. Dieſe waren aber bereits hinaus und er machte den Weg zu Fuß.

Als er zu Mittag anlangte, traf er ſeine Eltern bei Tiſche, wie ſie eben dabei waren, eine umfangreiche Gans zu verzehren. Die Schmauſenden waren nicht minder überraſcht als der Eintretende. Roſalie erhob ſich mühſam von ihrem Sitze und wälzte ſich ihm entgegen: „Aber Ferdinand, woher weißt Du's denn?"

„Wenn's die Eltern mir nicht ſchreiben, ſo müſſen es andere Leute thun", verſetzte Ferdinand verſtimmt.

„Na, ſetz' Dich nur erſt mit her, Ferdinand", ſagte Roſalie, „Du wirſt Hunger haben von dem Marſch."

„Danke ſchön", antwortete Ferdinand noch düſterer. „Ich komme nicht hierher, um zu tafeln und es mir gut ſchmecken zu laſſen."

Roſalie ſchwieg verblüfft, Jakob murmelte zwiſchen dem Kauen unverſtändlich vor ſich hin.

Da Ferdinand merkte, daß keiner der beiden Anſtalt machte, ihn zu begleiten, ging er allein nach der Leiche. Der Vetter lag noch in ſeinem Bette, darin er geſtorben war. Sein Angeſicht war durch den Tod nicht entſtellt; Ferdinand hätte ihn anrufen mögen: Vetter, biſt Du tot, oder ſchläfſt Du? Er ſtand lange mit gefalteten Händen vor der Leiche und ſchaute in das ſtille Geſicht, tief in Gedanken verloren. Er klagte nicht, daß der HErr ihn aus dieſem Leben geriſſen — darüber konnte er ja fröhlich ſein und Gott danken; aber es war ihm wehmütig, daß die Menſchen um den Toten ſich nicht kümmerten und neben der Leiche ſich's wohl ſein ließen, nicht einmal wartend, bis ſie unter der Erde war.

„Gute Nacht, lieber Vetter!" ſagte er ſchmerzlich und verließ das ſtille Gemach.

Seine Eltern ſaßen noch immer bei Tiſch. Der Vater hatte einen Haufen Äpfel auf dem Teller liegen.

„Aber", ſagte der Student, „der Vetter liegt ja noch in ſeinem Bette, ſo wie er geſtorben iſt! Habt Ihr denn noch keinen Sarg beſorgt?"

Der Vater legte das Meſſer hin und ſchlug ſich gegen die Stirn: „'s iſt aber auch wahr!"

„Ach, Du glaubſt nicht", legte ſich die Mutter drein, „wie einem bei ſolcher Art Sache alles kraus durch den Kopf geht! Man weiß in der Aufregung und Betrübnis nicht, was man zuerſt angreifen ſoll. Man vergißt meinethalben eins mit dem andern."

Ferdinand heftete bedeutungsvoll ſeine Augen auf den reich beſetzten Tiſch, als wollte er ſagen: das Eſſen wenigſtens ſcheint Ihr nicht vergeſſen zu haben, und die Traurigkeit kann auch wohl nicht ſo ſtark ſein, daß ſie Euch den Appetit verdorben hat!

„Wo iſt denn der Vetter Fürchtegott?" fragte er.

„Zu Hauſe iſt er; was ſoll er hier?" verſetzte der Vater kurz und abweiſend.

„Was er hier ſoll? Sonderbare Frage! Ich ſollte meinen, der Mann, der ſich für den Vetter Leberecht hingeopfert hat, wäre hier nötiger als irgend ein anderer."

„Wie Du's verſtehſt!" herrſchte der Vater den Sohn an. „Wie eine Schlange iſt er geſchlichen gekommen, und was Du Aufopferung nennſt, das nenne ich Erbſchleicherei. — Ja, ja, glotz' Du nur! Den Menſchen kenne ich."

„Und ich kenne ihn auch!" verſetzte Ferdinand, ſeine Erregung bemeiſternd. „Ehe Ihr einem Ehrenmann ſo etwas Schändliches nachredet, ſolltet Ihr's Euch doch erſt zweimal überlegen. Ich gehe jetzt zu ihm — muß ich doch ſehen, was er macht."

„Das ſind ja kurioſe Reden, Junge! Wie kommſt Du zur Freundſchaft mit einem Manne, der uns um ein gut Stück unſerer Erbſchaft bringt?"

Ferdinand richtete ſich hoch auf und ſtellte ſich vor den Vater hin. „Vater, wir erben, und wiſſen nicht, wie wir dazu kommen; Ehrhardt aber bekommt ſeinen ſauer verdienten Lohn, und den ſollte man ihm doch gönnen!"

Er drehte ſich raſch um und verließ das Haus. Jakob und Roſalie ſahen ihm mit langen Geſichtern nach und gingen nicht wieder ans Eſſen — der Appetit war ihnen ausgegangen. —

In Ehrhardts Stüblein ſah Ferdinand ein trauriges Bild. In der Ecke am Ofen ſaß Fürchtegott, ſein müdes Haupt in tiefer Traurigkeit auf die Hand geſtützt. Am Tiſche ſaß Lore und weinte überlaut, und Elschen ſtand neben ihr, ſtrich ihr kummervoll die Backen und redete ihr gut zu. — Bei Ferdinands Eintritt richtete ſich Fürchtegott auf und reichte ihm die Hand. „Sei uns herzlich willkommen, lieber Ferdinand! Der Vetter hat nun ausgelebt und ausgelitten. Der HErr hat ihn erlöſet von allem Jammer, und wird ihm ausgeholfen haben zu ſeinem himmliſchen Reiche, wie wir zuverſichtlich hoffen. Wir können Gott danken, daß er alles wohl gemacht hat!"

„Ja, das denk' ich auch", verſetzte Ferdinand ernſt und weich. „Aber Ihr ſeht mir nicht darnach aus, als wenn Ihr innerlich fröhlich wäret über Gottes gnädiges Walten!" Und dabei ſah er zugleich die beiden Frauensleute an und gab ihnen die Hand.

„Ach, man hat ja noch ſo manches andere, was einen drückt", ſagte Ehrhardt zögernd. „Aber laſſen wir das!" ſetzte er hinzu, als Ferdinand ihn fragweis anſchaute. „Elschen, geh und koche uns ein Schälchen Kaffee."

Lore brach in neues Weinen aus. „Ihr kommt zu betrübten Leuten", ſagte ſie, als Ehrhardt mit Elſe hinausgegangen war. Ach, wie wird es uns ergehen!"

Ferdinand ſah ſie erſchrocken an. „Aber liebe Muhme, was iſt denn vorgefallen?"

„Ach, junger Herr, wenn Ihr's denn noch nicht wißt — Vetter Leberecht hat es gut gemeint mit uns, aber nun iſt er zu ſchnell geſtorben. Wenn er nur noch einen Tag gelebt hätte, dann wäre alles gut."

„Ich verſtehe Euch nicht, Muhme", fiel Ferdinand ein.

„Ja ſeht, junger Herr, das war ſo. Vetter Leberecht hat uns doch im Teſtament zweitauſend Thaler ausgeſetzt, für die Pflege."

„Nicht mehr?" fragte Ferdinand. „O, damit iſt die Lieb' und Treue nicht bezahlt."

„Der Vetter hat's wohl hinterdrein auch gefühlt", fuhr Lore fort, „darum hat er eines Tages den Amtmann herauskommen laſſen und den Schulzen dazu genommen, und hat uns noch achttauſend Thaler geſchenkt, und darüber iſt eine Urkunde aufgeſetzt worden, daß alles richtig war."

„Brav, brav, Vetter!" rief Ferdinand begeiſtert. „Gott ſegne Dich dafür!"

Lore ſeufzte dazu und fuhr fort: „Ach, hört nur weiter! Wie nun mein Mann krank gelegen hat, iſt eines Morgens jemand gekommen und hat dem Vetter zugeſetzt, er ſolle doch nicht ſo unvorſichtig ſein und das Geld ſo ohne weiteres wegſchenken, ſondern nur unter dem Bedingnis, daß mein Mann und meine Tochter bis zu ſeinem Tode treulich bei ihm aushielten mit Wachen und Pflegen. Und da hat er ſo lange auf den Vetter dreingeredet, bis es dem ganz wirr im Kopfe geworden iſt und gemeint hat, das wäre freilich beſſer geweſen, wenn er ſich auf alle Fälle vorgeſehen hätte. Darauf hat der Mann die Urkunde genommen und zerriſſen — und in der Nacht darauf iſt der Vetter geſtorben, ehe noch der Amtmann herausgeweſen iſt, um eine neue Urkunde zu unterſchreiben. Nun gilt das nicht, was der Vetter zum zweitenmal aufgeſetzt hat, und wir kommen um die achttauſend Thaler. — Wir könnten ſie ja verſchmerzen — ſind wir's doch gewohnt, arme Leute zu ſein. Aber jetzt kommt erſt das Schlimmſte: der Vetter hat noch kurz vor ſeinem Tode geſagt: Fürchtegott, hat er geſagt, ich werde nicht wieder, ich ſterbe bald, aber ich möcht's noch erleben, daß Du ein Pferdebauer wirſt und nicht mehr mit Kühen pflügſt. Und nun hat er ihn gequält, er ſolle ſich 35 Morgen Land kaufen und ein Pferd dazu, oder zwei. Das hat nun mein Mann dem Vetter zulieb auch gethan. Zu Oſtern iſt das Geld für den Acker fällig, und wir haben's nicht — ach, wenn ich denke, daß ich mit einem Bündlein auf dem Rücken hier aus dieſem meinem Hauſe gehen ſoll, wo ich drin geboren und groß geworden bin, ich glaube, ich könnt's nimmermehr."

Ferdinand hatte ſich während dieſer Erzählung auf einen Stuhl niedergelaſſen, durch und durch erſchüttert. Alle Worte des Troſtes, die ihm auf der Zunge ſchwebten, die kamen ihm, gegenüber der Größe des Leides, das die armen Leute durchmachen mußten, ſo leer und arm vor, daß er ſie ſich nicht auszuſprechen getraute. Statt deſſen fragte er: „Und wer war denn der Mann, der die Urkunde zerriſſen hat?"

„Advokat Schleich", war die Antwort.

Ferdinand ſtutzte. Advokat Schleich? Iſt das nicht der Mann, der's immer mit meinem Vater zu ſchaffen hatte? Und war ſein Vater nicht Ehrhardts Feind? Eine ſchreckliche Ahnung dämmerte in ſeiner Seele auf, und je länger er ſann, deſto größere Qualen wühlten in ſeinem Innern.

Es war gut, daß Elschen hereinkam mit dem Kaffee. Sie rief der Mutter zu: „Mutter, der Vater kann nicht allein mit der Kuh fertig werden: ſie hat ein Bein in der Kette."

Ferdinand merkte, daß er hier vorläufig nur im Wege war und verabſchiedete ſich eilig.

Der Vater empfing ihn mit trotziger Verlegenheit, oder mit verlegenem Trotze — ich weiß nicht, wie ich's am beſten ſagen ſoll. Ferdinand ging ſchweigend an ihm vorüber nach dem Sterbezimmer — es war ihm, als riefe ihm der Tote zu: Komm, ſetz' dich zu mir. Bei dem Toten wird dir's wohler ſein als bei den Lebenden.

Ferdinands Auftreten beängſtigte den Vater. Er ſuchte wiederholt ein freundliches Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, was ihm aber trotz mehrmaliger Verſuche nicht gelang, bis er es für das beſte hielt, Ferdinand aus der Schußlinie zu treiben.

„Du könnteſt eigentlich unſern Wagen nehmen, Ferdinand", ſagte er, „und in Bornſtedt den Sarg beſtellen. Es iſt die höchſte Zeit."

„Wie? Es iſt noch kein Sarg da? Was habt Ihr denn vorgenommen in der ganzen Zeit?"

„Es muß doch alles geordnet werden! Es iſt ſo vieles zu ordnen."

„Nun, dann ſeht auch zu, daß nichts Unordentliches geſchieht, Vater!"

„Wie meinſt Du das?"

„Wie ich das meine? Es ſind hier Dinge vorgegangen, die das Licht ſcheuen, und Ihr ſolltet dafür ſorgen, daß alles ehrlich zugehe."

„Was ſind das für Reden?" fuhr Senkel hitzig auf. „Hat Dir der Duckmäuſer, der infame Schleicher wieder einmal was ins Ohr geſetzt?"

„Vater!" erwiderte Ferdinand bittend, „Ihr ſolltet doch nicht den Vetter Ehrhardt einen Duckmäuſer und Schleicher titulieren. Geduckt iſt er freilich, zu Boden geduckt, daß ihm das Aufſtehen ſchwer werden wird. Vater, ſagt mir, ich bitte Euch, ſteht Ihr noch mit dem Advokaten Schleich in Geſchäftsverbindung?"

Senkel bemühte ſich, ſeinen Schrecken hinter gemachtem Zorne zu verbergen und polterte heraus: „Das nimmt ſich ja niedlich aus, wenn der Sohn den Vater ins Verhör nimmt, wie ein Polizeimeiſter! Was haſt Du ſo zu fragen? Ich befehle Dir, Dich nicht um Dinge zu bekümmern, die Dich nichts angehen. Du biſt noch nicht hinter den Ohren trocken."

„Das iſt kein Hindernis", verſetzte Ferdinand, und ein bitterer Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, „daß ich nicht Mitleiden haben könnte mit einer braven Familie, die ins Unglück geſtürzt werden ſoll."

„Abſcheulicher Junge, jetzt biſt Du ſtill, oder ich vergeſſe, daß Du mein Sohn biſt! Noch ein Wort in dieſem Tone, und Du biſt enterbt!"

Senkel ſprach dieſe Worte auf dem Wege nach der Thüre, durch die er verſchwand. Er fühlte an ſeiner zunehmenden Erhitzung, wie an den Schlägen ſeines Gewiſſens, daß er dieſes Geſpräch abbrechen müſſe. Alſobald ließ er anſpannen und fuhr nach Bornſtedt, um einen Sarg zu kaufen.

Frau Roſalie hatte mit Zittern und Beben dieſe Unterredung zwiſchen Vater und Sohn mit angehört. Sie holte ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit hervor, um den Sohn zu beſänftigen. Aber der ſaß da, ſtill und verſchloſſen; ſeine Seele zuckte in unausgeſprochenen Seufzern, die ſich nicht auf Noten ſetzen laſſen, und dann und wann rann eine Zähre die Backen hinunter.

(Fortſetzung folgt.)

Für die Jugend.

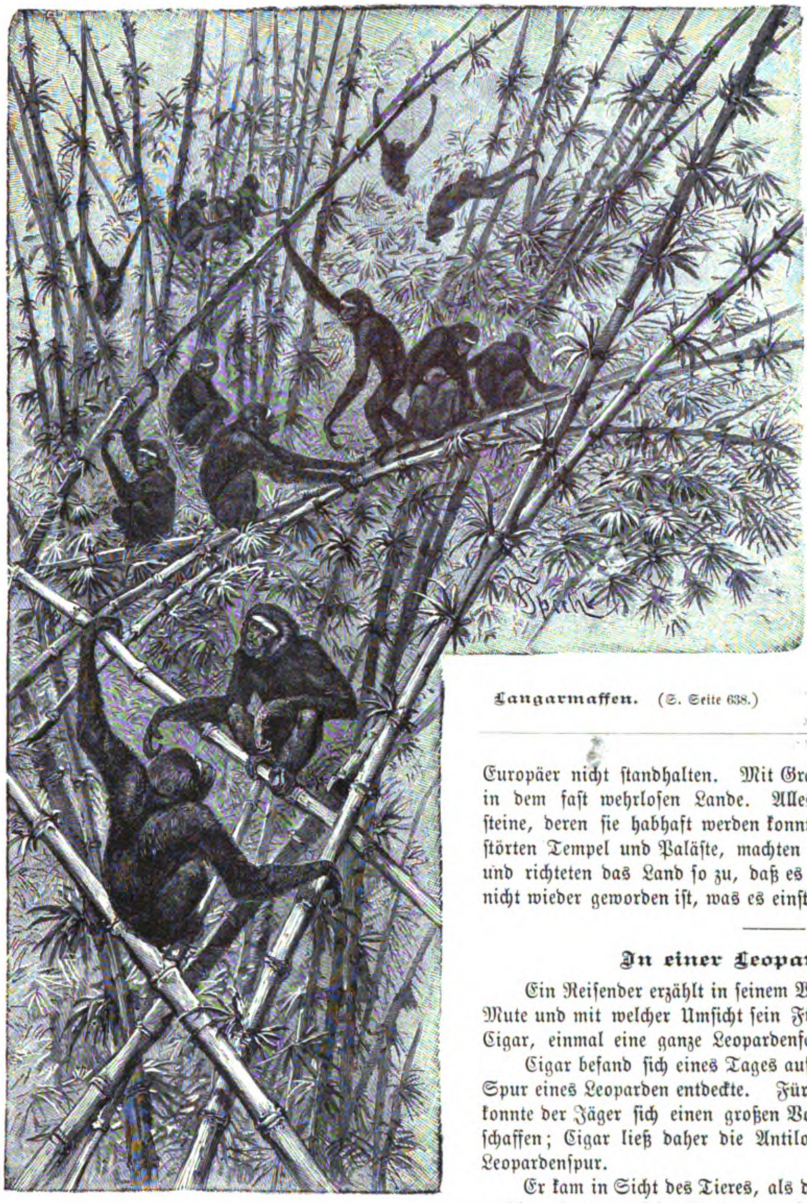
Für die Abendſchule.

Das Land der Inkas.

Als die Spanier vor vierhundert Jahren das Feſtland von Amerika betraten und im Laufe der Zeit einen großen Teil desſelben mit Waffengewalt einnahmen, fanden ſie nicht nur in Mexiko ein Volk, welches in allen Künſten und Wiſſenſchaften wohl bewandert war, ſondern auch in dem Landſtrich, welcher jetzt den Namen Peru trägt.

Wie die Könige von Ägypten den Titel Pharao trugen, ſo hieß man die alten Herrſcher von Peru die Inkas. Als die Spanier kamen, beſtand das Inkareich ſchon ſo lange, daß über die Gründung desſelben nichts gewiſſes mehr zu erforſchen war. Aber allerhand Märlein wußten die dortigen Indianer zu erzählen; ſie glaubten ganz feſt, daß der erſte Inka, deſſen Name Manko geweſen, mit ſeinem Weibe Mama von der Sonne herabgeſtiegen ſei und in der Nähe des Seees Titicaca die Reſidenzſtadt Cuzko gegründet habe. Er lehrte dann die Männer, wie ſie den Ackerbau und allerhand nützliche Künſte betreiben ſollten; ſein Weib aber unterrichtete die Indianerweiber im Nähen, Spinnen und Weben.

Weil aber der Inka vorgab, ein Sonnenkind zu ſein, ſo beteten jene Indianer die Sonne an; ſie war ihr Hauptgötze. Es gab einen mächtigen Tempel, in deſſen Hintergrund ein



Langarmaffen. (S. Seite 638.)

großes Bild der Sonne, aus lauterem, köſtlichem Golde gefertigt, aufgeſtellt war. In dieſem Tempel ſetzte man auch die Leichen der verſtorbenen Inkas bei. Sie wurden einbalſamiert, ähnlich wie das in Ägypten geſchah, und dann auf einen Thron von reinem Golde in den Sonnentempel geſetzt. Dort fanden die Spanier eine ganze Reihe ſolcher toter Könige auf ihren koſtbaren Seſſeln.

Die Herrſchaft der Inkas erſtreckte ſich über dreißig Millionen Menſchen. Von Cuzko aus führten vier große Landſtraßen in die vier Hauptteile des Reiches. Eine dieſer Straßen war faſt zweitauſend Meilen lang, lief über Abgründe hin und durch hohe Berge hindurch und war vollſtändig mit großen Steinfließen gepflaſtert. Es beſtand eine regelrechte Poſtverbindung; wenigſtens wurden die Befehle des Inka durch Schnellläufer in kürzeſter Zeit in alle Landesteile befördert.

Ungeheure Reichtümer an Gold, Silber und Edelſteinen fanden ſich in den Paläſten des Inka und ſeiner Edlen, mehr noch in den Tempeln. Die gewöhnlichſten Gerätſchaften beſtanden aus Gold oder Silber; die Wände waren mit großen Figuren von Gold und Silber verziert, und überall glänzten die koſtbarſten Edelſteine. Ja, ſelbſt in den Gärten ſtanden neben den natürlichen Gewächſen täuſchende Nachbildungen derſelben aus den edlen Metallen.

Mild und väterlich regierten die Inkas ihre Unterthanen; doch hatten ſie auch wohlgeübte Heere, mit welchen ſie ihre Grenzen erweiterten. Als aber die goldgierigen Spanier im Jahre 1532 unter Pizarro ihren Beutezug gegen Peru unternahmen, konnten die Speere und Spieße der Indianer wider die Feuerwaffen der Europäer nicht ſtandhalten. Mit Grauſamkeit hauſten die Spanier in dem faſt wehrloſen Lande. Alles Gold und Silber, alle Edelſteine, deren ſie habhaft werden konnten, nahmen ſie mit. Sie zerſtörten Tempel und Paläſte, machten die Eingeborenen zu Sklaven und richteten das Land ſo zu, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder geworden iſt, was es einſt unter den Inkas geweſen. s.

In einer Leopardenhöhle.

Ein Reiſender erzählt in ſeinem Werke über Afrika, mit welchem Mute und mit welcher Umſicht ſein Führer, ein Hottentotte Namens Cigar, einmal eine ganze Leopardenfamilie unſchädlich gemacht hat.

Cigar befand ſich eines Tages auf der Antilopenjagd, als er die Spur eines Leoparden entdeckte. Für die Haut eines ſolchen Tieres konnte der Jäger ſich einen großen Vorrat an Pulver und Blei verſchaffen; Cigar ließ daher die Antilopen fahren und verfolgte die Leopardenſpur.

Er kam in Sicht des Tieres, als dasſelbe eben in der Felſenhöhle verſchwand, wo es ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte. Cigar ſchlich ſich auf Schußweite heran und wartete geduldig auf das Wiedererſcheinen des Tieres. Es dauerte auch nicht lange, bis dasſelbe wieder hervorkam. Zwei niedliche junge Leoparden trollten hinterher und machten ſich's an der Seite der Alten bequem, die ſich auf einer Felsplatte lang ausſtreckte.

Cigar legte an, ſchoß und tötete das Leopardenweibchen; die Jungen liefen erſchreckt in die Höhle zurück. Der Jäger erklomm die Felswand und hatte bald mit geſchickter Hand das ſchöngefleckte Fell des erlegten Tieres abgeſtreift. Nun begehrte er aber auch, in Beſitz der jungen Leoparden zu gelangen.

Die Höhle war niedrig und dunkel, ſchien ſich auch weit in den Felſen hinein zu erſtrecken. Nach kurzer Überlegung aber ſtellte Cigar ſeine Flinte an einen Steinblock und kroch vorſichtig in das Loch. Er tappte mit den Händen umher, bis er eins der Tierchen erwiſchte. Dasſelbe ſträubte ſich gewaltig mit Fauchen, Ziſchen und Kratzen; aber endlich mußte es ſeinen Widerſtand aufgeben und wurde gebunden ans Tageslicht getragen.

Der Hottentotte gab ſich aber damit nicht zufrieden; nochmals kroch er in die Felsſpalte, um ſich des anderen Kätzchens zu verſichern, nahm aber diesmal vorſichtshalber die Flinte mit. Das Tierchen hatte ſich ſo verſteckt, daß es eine halbe Stunde dauerte, ehe Cigar ſeiner habhaft wurde, und während er noch eifrig beſchäftigt war, verdunkelte ſich auf einmal der Eingang der Höhle.

Zwei glühende Augen ſtarrten den Jäger an und er wußte, daß er es mit dem Hausherrn, dem Vater der Familie, zu thun hatte. Sorgſam richtete Cigar ſeine Büchſe auf das Tier und gab Feuer. Die Kugel traf, aber der Leopard war noch am Leben und verſuchte den Jäger zu erreichen. Mühſam lud Cigar wieder; der enge Raum hinderte ihn an jeder freien Bewegung, ſo daß der Leopard ganz nahe gekommen war, ehe ſich der Hottentotte zum Schuß bereit fand. Diesmal zielte er aber nicht, ſondern ſchob ſeine Büchſe vor, bis der Lauf das Tier berührte und drückte los.

Betäubend krachte der Schuß; dann herrſchte tiefe Stille. Der Leopard war tot. Es koſtete dem Jäger große Mühe, über den Leichnam fort ins freie zu gelangen. Er konnte nun aber auch eine reiche Jagdbeute nach Hauſe nehmen und bekam als Lohn und Schmerzensgeld eine anſtändige Summe in die Hände, als er die beiden Felle und die jungen Leoparden verkaufte. s.

Langarmaffen.

Zu unſerem Bilde auf Seite 637.

In Oſtindien, alſo fern von hier in Aſien, treibt ein ſonderbares Volk ſich in den Wäldern und Dickichten herum: die Langarmaffen oder Gibbons. Alle Affen ſind geborene Kletterer; hat doch dieſe Sippe vier Hände und nicht nur zwei wie das Büblein, das, zum großen Schaden für die Hoſen, mit den Beinen nachhelfen muß, wenn es einen Baum hinauf will. Aber ſelbſt unter den Affen, der Zunft der Kletterer, ragt der Gibbon als ein Künſtler erſten Ranges hervor, und übertrifft ſeinen Affen, den beſten menſchlichen Seiltänzer, um ein ganz Bedeutendes.

Sieh dir einmal unſer Bild an, mein lieber junger Leſer. Die baumartigen Gräſer bilden merkwürdige Dickichte, die den Namen Dſchungeln tragen. Auf den kreuz und quer durcheinander wachſenden Stämmen hängen und hocken die Langarme in allen erdenklichen Stellungen, und es iſt ihnen, wie alle Reiſenden berichten, eine Kleinigkeit, ſich durch das Gewirr von Stengeln hindurchzuwinden. Sie erklettern mit blitzartiger Geſchwindigkeit die höchſten Bambusröhre, auf deren ſchwanken Spitzen ſie ſich kreiſelnd wiegen, ſchleudern ſich dann plötzlich wie ein Rad um ſich ſelbſt, um dann loslaſſend wie im Fluge den nächſten Wipfel zu erfaſſen.

Sie ſind aber auch von Gott ganz und gar fürs Klettern geſchaffen worden. Ihre Bruſt iſt hoch gewölbt und giebt den großen Lungen Raum, die Hinterglieder ſind kräftig zu weiten Sprüngen, die langen Vorderarme ſind vortreffliche, ſelten fehlende Greifwerkzeuge. Wie lang dieſe Arme ſind, wird klar, wenn man ſie mit denen des Menſchen vergleicht. Ein Menſch kann ſo viel umklaftern als er lang iſt, d. h. das Maß von Fingerſpitze zu Fingerſpitze bei ausgebreiteten Armen iſt das der Länge des Menſchen. Der Gibbon aber klaftert faſt das Doppelte ſeiner Leibeslänge. Während ein aufrechtgehender Menſch mit ſeinen ſchlaff herabhängenden Armen kaum ſeine Kniee erreicht, berührt der Gibbon damit ſeine Knöchel.

Es giebt verſchiedene Gibbons: bärtige und unbärtige, ſchwarze, braune, gelbe; alle aber zeichnen ſich durch große Sauberkeit und Sorgfalt für ihre Jungen aus. Die Alten bringen dieſe von Zeit zu Zeit an das Waſſer und waſchen ihnen, ohne ſich durch das Geſchrei ſtören zu laſſen, das Geſicht ſäuberer, als manches Menſchenkind es aufzuweiſen hat.

In der Gefangenſchaft dauern die Tiere nicht lange aus. Der enge Käfig iſt ein gar zu ſchlechter Tauſch gegen die luftigen Bambusdickichte. D.

Dies und das.

— Wo liegt die Welt? Friedrich der Große war ein Feind jener Winkelſchulen, in denen „für einen Sechſer die Woche“ und oft noch billiger von ungeſchulten Leuten, vielfach von ausgedienten Soldaten, ein dürftiger Schulunterricht erteilt wurde. Einſt wurde ihm gemeldet, daß ein alter Feldwebel eine ſolche Schule halte, und der König beſchloß, ſelbſt hinzugehen und dem Unterricht ſelbſt beizuwohnen, natürlich mit dem feſten Vorſatz, dem alten Krieger das Schulehalten zu verbieten. Der Graubart war über ſeines Kriegsherrn Erſcheinung nicht wenig erſchrocken, faßte ſich aber und fragte nach des Königs Befehl. „Ich will ſehen, was Er treibt“, ſagte der König. „Fang Er an!“ — „Und was befehlen Majeſtät, das ich behandeln ſoll?“ — „Das iſt mir einerlei; fange Er beim Nächſtliegenden an!“ Der alte Graubart mochte wohl merken, wohin der Wind wehte, und dachte: „Jetzt gilt's.“ Er richtete ſich ſtraff auf, faßte ſich ein Herz und begann, an den Wunſch des Königs anknüpfend, indem er ſich an das nächſte Kind wandte: „Wo ſind wir?“ — „In der Schule.“ — „Wo iſt die Schule?“ — „In Berlin.“ — „Wo liegt Berlin?“ — „In der Provinz Brandenburg.“ — „Wo liegt die Provinz Brandenburg?“ — „Im Königreich Preußen.“ — „Wo liegt das Königreich Preußen?“ — „In Deutſchland.“ — „Wo liegt Deutſchland?“ — „In Europa.“ — „Wo liegt Europa?“ — „Auf der Erde.“ — „Wo liegt die Erde?“ — „In der Welt.“ Der Alte war mit ſeinen wenigen Kindern zu Ende, halb mit Abſicht, halb wie zufällig wandte er ſich um und mit ſeinem treuen Kriegerauge den König anſchauend, fragte er leiſe: „Und wo liegt die Welt?“ Friedrich erwiderte den Blick, aber er ſchüttelte den Kopf, die Frage ſchien ihm offenbar überflüſſig. Da drehte ſich der alte Krieger zu ſeinen Schülern zurück und ſich zum kleinſten der Kinder wendend, fragte er laut und deutlich: „Sage mir, wo liegt die Welt?“ — „Die Welt liegt in Gottes Hand“, ſprach der Kindermund ohne Zögern. Der König trat auf das Kind zu, ſeine Hände ſtreichelten den Lockenkopf, dann nickte er dem Alten freundlich mit dem Haupte und verließ die Schule. Der alte Kriegsmann wurde nie wieder geſtört.

— Aufrichtigkeit. Der Lehrer ſuchte ſeiner Klaſſe begreiflich zu machen, daß des Menſchen Herz immer von Hoffnungen und Wünſchen bewegt werde. Er ließ zur Erläuterung und zum Beweiſe einige Kinder ihre Wünſche und Hoffnungen ausſprechen. Ein Mädchen hoffte, daß ihr kleiner Bruder bald wieder geneſe, ein Knabe wünſchte ſich ein gutes Zeugnis. „Was wünſcheſt denn Du ſo recht von Herzen, Auguſt?“ wendete ſich der Lehrer freundlich an einen ſeiner ſchwächeren Schüler. Auguſt errötete, zögerte zu antworten, auf Zureden aber ſprach er aufrichtig: „Das die Schule erſt aus wäre!“

— Aus der Kinderſtube. Luischen, ein Stückchen Fiſchbein aus dem Korſett ihrer Mutter hervorziehend: „O Mama, was iſt das?“ Mutter: „Fiſchbein, mein Kind!“ Luischen: „Von welchem Fiſch denn aber?“ Mutter: „Vom Walfiſch, mein Kind!“ Luischen: „O Mama, ſo ein großer, großer Fiſch und ſo kleine, kleine Beine!“

— Schnelle Abhilfe. Unteroffizier (zu ſeiner Rekrutenabteilung): „Zu meinen jrößten Schauder muß ich hören, daß Ihr mich noch die einfachſten Elementarregeln verwechſelt und nicht einmal wißt, wo Ihr Euch mit mir und wo mit mich auszudrücken habt. Damit das jetzt nicht mehr paſſiert, wird von heute ab das erſte Glied immer mich und das zweite immer mir ſagen.“

— Eine drollige Geſchichte ereignete ſich vor einiger Zeit auf dem Markte zu Alfdorf in Bayern. Wegen Maul- und Klauenſeuche mußte der Oberamts Tierarzt von Welzheim das Vieh dort unterſuchen. So trat er auch mit der Aufforderung: „'s Maul auf!“ zu einem Bauer der alsbald das Gehege ſeiner Zähne ſo weit auseinanderriß, als ihm nur möglich war. Erſt auf das zweite Geheiß: „Nicht Sie, Ihr Ochs!“ kam er wieder zu ſich.

— „Wie viel ſind ſechs und vier?“ fragte der Lehrer einen ſtrebſamen Rechenkünſtler. „Elf“, war die prompte Antwort. „Nein, das iſt nicht recht.“ „Zwölf!“ „Auch nicht!“ „Dreizehn!“ „Noch weniger; warum nennſt Du denn ſo hohe Zahlen? Könnte es nicht zehn ſein?“ „Nein“, ſagte der Schüler ſiegesbewußt, „denn fünf und fünf ſind ja zehn!“

— Ein kleiner Darmſtädter wird in der Rechenſtunde gefragt: „Was bekommſt Du, wenn Du 3 Äpfel haſt und nimmſt noch 4 hinzu?“ — „Schläge!“ antwortete der kleine Rechner ohne viel Beſinnen.

Buntes Allerlei.

Wachstum und Körpergewicht des Menſchen. Man glaubt gewöhnlich, daß die Zunahme des geſunden Menſchen an Größe und Körpergewicht mit einer gewiſſen Stetigkeit erfolge. Das iſt jedoch ein Irrtum; dieſer Prozeß iſt ſehr vielen Schwankungen unterworfen, wie Herr Hanſen, Direktor des Taubſtummen-Inſtituts in Kopenhagen, nachgewieſen hat. Derſelbe hat die 130 Zöglinge ſeines Inſtituts drei Jahre lang täglich dreimal gewogen und täglich einmal gemeſſen. Das Ergebnis dieſer Beobachtung iſt, daß der Menſch nicht in regelmäßigem Fortſchritte wächſt, ſondern in beſtimmten Abſätzen, die durch Ruhepauſen getrennt ſind. Ebenſo nimmt das Gewicht nur periodiſch zu, nach jeweiligem Stillſtand, und wenn das Gewicht zunimmt, ſteht das Wachstum ſtille, und umgekehrt. Das Maximum des Gewichts fällt in den September; von Dezember bis April iſt Stillſtand. Das Maximum des Wachstums entſpricht dem Minimum der Gewichtszunahme; beide Lebenskräfte ſcheinen alſo nicht gleichzeitig wirken zu wollen. Im Herbſt und Wintersanfang nimmt das Kind an Gewicht zu und wächſt nicht; vom Anfang Sommers an bleibt das Gewicht ſtationär, aber das Kind wächſt ungemein. Herr Hanſen vergleicht dieſes Verhalten mit dem der Pflanzen, die er gleichfalls daraufhin unterſucht hat. Er fand, daß die Bäume, wenn ſie Blätter und Blüten treiben, an Dicke nicht zunehmen; erſt von Juni und Juli an wachſen ſie, und im Spätjahr tritt eine Pauſe ein, die den ganzen Winter über dauert. Außer dieſer Jahresſchwankung hat Herr Hanſen für den Menſchen auch noch kleinere Schwankungen beobachtet, ſo z. B. nimmt das Körpergewicht im allgemeinen zu nach einer Erhöhung der Temperatur. Forſchungen anderer Gelehrten haben dieſe Schwankungen beſtätigt, nur gehen bezüglich der Zeit die Ergebniſſe auseinander, da man an anderen Orten feſtgeſtellt hat, daß das Gewicht in den erſten Monaten des Sommers zu- und im Herbſt abnimmt.

Ein abergläubiſcher Kaiſer. Napoleon war im höchſten Grade abergläubiſch. Die Kaiſerin Joſephine erzählt darüber ſelbſt: „Ich war mehreremale Augenzeuge davon, daß er entſetzlich böſe darüber wurde, wenn zufällig einer ſeiner Kammerdiener das, was links ſtehen ſollte, rechts hinſetzte, z. B. ſein Raſiermeſſerfutteral. Das brachte Unglück, wie er meinte. In Ägypten hatte er ſonderbare Gewohnheiten angenommen, wobei gewiſſe geheime Abſichten, die ich freilich nie erfahren konnte, zu Grunde lagen. Oft warf er dem Adjutanten eines ſeiner Kleidungsſtücke, nachdem er es ausgezogen, über die linke Achſel und ſagte dazu: ‚Länder‘, dann wieder ein anderes und ſagte dazu: ‚Schlöſſer‘. So fuhr er fort, bis er ſich völlig entkleidet hatte, während er ſich der Worte ‚Provinzen‘, ‚Königreiche‘, ‚Herzogtümer‘ u. ſ. w. bediente. Ich habe ihn auf dem Parquet ſeines Zimmers ſitzen, ſich ſelbſt die Strümpfe ausziehen und ſie auf eben dieſe Art von ſich werfen ſehen. Dann erſt legte er ſich beruhigt zu Bett. Nie konnte er drei angezündete Kerzen zuſammen brennen ſehen; er geriet dann oft ganz außer ſich vor Zorn.“

Übcr die Lebensweiſe des kürzlich verſtorbenen über 102 Jahre alt gewordenen Chemikers Chevreul wird folgendes mitgeteilt: Er pflegte um 5 Uhr morgens aufzuwachen, aß gleich darauf eine warme Suppe, laß die Zeitungen im Bett, empfing einige Beſuche, nahm um 11 Uhr ein zweites, kräftiges Frühſtück: Suppe, Fleiſch, Milchkaffee und Butterbrot zu ſich, verdaute behaglich, ſtand um 1 Uhr auf, kleidete ſich an und war um 2 Uhr zur Ausfahrt bereit. Sein treuer Kutſcher Joſef fuhr ihn manchmal nach dem Park Monceau und, wenn das Wetter es erlaubte, bis nach dem Marsfelde ſpazieren, wo der alte Herr an dem „achten Weltwunder“ ſeine Freude hatte. Um 5 Uhr war er wieder zu Hauſe, trank eine Taſſe Milch, ſuchte ſein Bett auf, dinierte um 7 Uhr mit geſundem Appetit, trank aber immer nur Waſſer und verfiel dann in einen tiefen Schlaf. Wenn ihn am Morgen ſein Gehilfe im Muſeum, Herr Arnaud, fragte, ob er eine gute Nacht gehabt habe, erwiderte Herr Chevreul regelmäßig, er habe niemals ſchlecht geſchlafen.

Die „Sächſer“ oder Marſchall Ney als Dolmetſch. In der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerſtädt im Jahre 1806 wurden viele ſächſiſche Truppen von den Franzoſen gefangen genommen. Napoleon hielt eine Anſprache an dieſelben, welche dann ſein Adlatus, der des Deutſchen etwas mächtige, von deutſchen Eltern herſtammende General Michel Ney (ſein Vater, Küfer Nikol Ney, war im Jahr 1738 zu Wachendorf in Schwaben geboren und von da nach Saarlouis gezogen) in deutſcher Sprache wiederzugeben hatte. Ney fing damit gleich gut an, indem er die Apoſtrophe Napoleons: „Mes chères Saxons!“ (Meine lieben Sachſen) mit den Worten überſetzte: „Meine Herren Sächſer!“ was unter denſelben **trotz** ihrer damaligen gedrückten Stimmung nicht wenig Heiterkeit hervorbrachte.

Der Eſelsweg. König Friedrich I. von Württemberg hatte einſt einen ſehr ſchlimmen Bergweg auf der Münſinger Alp eingeſchlagen. Als er ſich darüber aufhielt, antwortete einer der Bauernſchulzen: „Ja, Herr König, da gehen ſonſt eben nur die Eſel hinauf.“ Dieſe mehr als naive Schlagfertigkeit imponierte ſelbſt einem Selbſtherrſcher, wie der „dicke Friedrich“ einer war, welcher ſonſt auf den geringſten Widerſpruch gleich mit dem Rohr oder der Reitpeitſche diente. Er wendete ſich nach der Antwort des Schulzen bloß zu ſeinem darob ganz perplex gewordenen Gefolge mit den Worten: „Alſo jetzt wiſſen wir wenigſtens, wer wir ſind.“

Fürchterliche Drohung. „Das ſage ich Dir, Junge, wennn Du mir hier noch weiter ſo viel von der Feuerbeſtattung ſchwatzeſt, hänge ich meinem Teſtamente die Klauſel an, daß Du enterbt wirſt, wenn Du Dich verbrennen läßt.“ — „Und ich ſage Dir, Onkel, wer ſich der einzig vernünftigen Beſtattung durch Feuer widerſetzt, der kann ſich begraben laſſen“, entgegnete in höchſter Erregung der Angeredete.

Ein folgſames Kind. Die kleine Mimi iſt bei ihrer Tante geladen. Zu Hauſe wird ſie vorher ermahnt, artig zu ſein und um alles zu bitten. Die Tante, ſetzt ihr Backwerk vor und fordert ſie auf, ſich etwas zu wählen. Eingedenk der mütterlichen Ermahnung erwidert Mimi raſch: „Ich bitte um alles!“

Selbſtbewußt. Richter: „Angeklagter, warum haben Sie bei Ihrer Verhaftung einen falſchen Namen angegeben?“ — Angeklagter: „Na, ick wer doch nich für jede Lumperei meinen ehrlichen Namen hergeben.“

Aus allen Weltteilen.

Man weiß wohl, wie man ausreiſet,
Aber nicht, wie man zurückkehrt. —

Man muß erſt ſatteln,
Ehe man reitet.

Zwei Ausbrüche des Mauna Loa. Einer der gewaltigſten Vulkane der ganzen Erde iſt der Mauna Loa, ein Berg auf der Sandwichinſel Hawai. Derſelbe hat zwei Krater, deren einer viertauſend Fuß hoch über dem Meere liegt, aber leicht zugänglich iſt und von vielen Reiſenden beſucht wird. Der Anblick des rieſigen Keſſels, in welchem es fortwährend brennt und kocht, erfüllt die Beſchauer mit Erſtaunen und Entſetzen. Von dem Mauna Loa hat man ſeit dem Jahre 1789 elf Ausbrüche verzeichnet, deren letzter im Jahre 1887 ſtattfand. Wir laſſen hier aus der Feder eines deutſchen Miſſionars die Beſchreibung des neunten und zehnten Ausbruches folgen. „Der neunte Ausbruch geſchah im Jahre 1868. Eine dicke Rauchſäule ſtieg von dem Gipfel des Mauna Loa einige Meilen hoch gen Himmel, verſchwand aber nach einigen Stunden wieder. Dann kamen Erdbeben und die Leute zählten an einigen Orten 60, an anderen bis zu 300 Stößen am Tag; dies dauerte über einen Monat fort und verurſachte ungeheure Zerſtörungen. Außer dem gewöhnlichen Ausfluß von Lava, welcher bei jeder Eruption ſtattfindet und ſich auch diesmal in einem verheerenden Strom ins Meer ergoß, wo er eine kleine Inſel mit dem Feſtlande von Hawai verband, fanden noch zwei verderbenbringende Ereigniſſe ſtatt, die mit dem Erdbeben in Verbindung ſtanden. Das eine war ein Ausfluß von heißem Schlamm aus einem Riß der Erde, welcher mit unwiderſtehlicher Kraft drei Meilen weit vorwärts getrieben wurde und etwa 1000 Acres guten Landes bedeckte, wobei ein Pflanzer Namens Richardſon für 15,000 Dollars Wert an Vieh und Pferden, Häuſern und Feldern verlor. Merkwürdigerweiſe ſprudelte nachher aus demſelben Erdriß eine Quelle des beſten Waſſers hervor, welches um ſo dankbarer angenommen wurde, als bisher nur in Ciſternen geſammeltes Regenwaſſer vorhanden war. Das andere war eine Erhebung des Waſſers des Stillen Oceans zu einer 40 Fuß hohen Welle, welche mit Brauſen und Toben über das Ufer hereinbrach und ganze Dörfer wegſchwemmte, wobei viele Menſchen und Tiere ums Leben kamen und der Verluſt an Häuſern und Geld und ſonſtigem Eigentum ein ganz beträchtlicher war. Es ſcheint aber, daß durch dieſe beiden Nebenereigniſſe ein bedeutender Teil der Exploſionskraft von dem Vulkane ſelbſt abgeleitet wurde, denn der Lavaſtrom hörte nach fünf Tagen plötzlich auf. — Am 5. November 1880 geſchah der zehnte Ausbruch des Mauna Loa, und zwar wieder aus einem Seitenriß des Berges, 12,000 Fuß über dem Meere. Eine Feuerſäule von flammendem Gas, mehrere tauſend Fuß hoch, kündigte- das Ereignis an, und bald ſah man einen wütenden Strom von Lava etwa dreiviertel Meilen breit und 15—30 Fuß tief von der Nordſeite des großen Berggipfels ſich herabwälzen, bis er nach einer Vorwärtsbewegung von 30 Meilen den Fuß des Mauna Kea erreicht hatte. Dies iſt der Strom, welcher ſo nahe an die Stadt Hilo kam, daß ihr Untergang für einige Zeit unvermeidlich ſchien; jedoch wurde die Gefahr durch Gottes Gnade abgewendet."

Die Canariſchen Inſeln. Wer einen Kanarienvogel im Hauſe hat, wird durch den Namen dieſes geſangreichen Tierchens jedesmal an deſſen urſprüngliche Heimat, die Canariſchen Inſeln, erinnert. Dieſe Inſelchen, welche an der Nordweſtküſte von Afrika liegen und zu Spanien gehören, haben trotz ihres geringen Umfanges manches Bemerkenswerte aufzuweiſen. Es ſind ihrer ſieben, welche größeren Flächenraum haben; dazwiſchen zerſtreut finden ſich noch mehrere kleinere Eilande. Sie bieten dem Auge des Seefahrers keinen einladenden Anblick dar, denn ihre Küſten ſind felſig und zerriſſen, während im Inneren ſchroffe Berge ihre Gipfel erheben. Teneriffa nennt man die größte der Canariſchen Inſeln, und ſelbſt dieſe iſt kleiner als manches County in unſeren Staaten. Sie hat einen Flächenraum von nur 877 Quadratmeilen. Dennoch wird ihr Name in jedem Lehrbuch der Geographie aufgeführt und die Seefahrer, welche in jene Gegenden gelangen, ſpähen nach der Inſel aus. Auf ihrer Nordweſtecke erhebt ſich nämlich ein gewaltiger Bergkegel, deſſen Spitze mehr als 12,000 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. Dieſer Pik von Teneriffa thut als Wegweiſer treffliche Dienſte; man erblickt ihn auf hoher See bei hellem Wetter, wenn das Schiff noch hundert Meilen weit davon entfernt iſt. Ferro, die kleinſte der ſieben Hauptinſeln dieſes Archipels, hat die Auszeichnung erhalten, daß man in Deutſchland bis in die neueſte Zeit die Längengrade (degrees of longitude) von hier aus gezählt hat — warum? Ja, wer das wüßte! — Die Ureinwohner der Canariſchen Inſeln haben ſich ganz mit den Spaniern vermiſcht, ſeit dieſe Anfangs des 15. Jahrhunderts die Inſeln in Beſitz nahmen. Guanchen nannten ſie ſich damals und gaben Beweiſe ihrer Tapferkeit, indem ſie die Angriffe der Spanier lange Zeit zurückſchlugen. Von Jugend auf übten ſie ſich in kriegeriſchen Spielen. Sobald die Knaben laufen konnten, fing man an, mit kleinen Steinchen nach ihnen zu werfen, damit ſie lernten, den Geſchoſſen der Feinde auszuweichen. Später nahm man größere Steine und kleine Speere und ſetzte die Übungen fort. So gewandt wurden die Guanchenkrieger durch dieſe unabläſſigen Kriegsſpiele, daß ſie imſtande waren, die Pfeile aus den ſpaniſchen Armbrüſten mit den Händen aufzufangen! Nach der Eroberung der Inſeln ließ ſich in Sevilla ein Guanche ſehen, welcher für eine kleine Münze ſich aus einer Entfernung von acht Schritten mit Steinen bewerfen ließ; er wich jedem Wurf aus, ohne ſeinen linken Fuß zu bewegen. Ein anderer Guanche forderte jedermann auf, ihm Orangen ſo ſchnell hintereinander zuzuwerfen, daß er ſie nicht fangen könnte. Er fing jede einzelne Orange mit unfehlbarer Sicherheit auf. s.

Perſiſche Zufluchtsſtätten. Bis vor kurzem waren die nördlichen Striche des perſiſchen Königreiches ein Tummelplatz frecher Räuberhorden, welche von Norden her aus Merw und Kiwa hereinbrachen und Menſchen und Vieh mit ſich fortſchleppten. Die Räuber waren beritten und ihre langbeinigen, unſchönen Pferde trugen das meiſte zum Erfolg ihrer Streifzüge bei. Ein Turkmenenpferd legt gar nicht ſelten an einem Tage hundert Meilen zurück und wiederholt dieſe Leiſtung an ſechs bis acht aufeinanderfolgenden Tagen. Die Perſer ſind ein unkriegeriſches Volk; darum brachten ſie es nie dahin, ihre unangenehmen Nachbarn im Zaum zu halten. Sie beſchränkten ſich darauf, notdürftige Zufluchtsſtätten zu errichten, wo man ſich vor den Räubern in Sicherheit bringen konnte. Seit die Ruſſen Merw und Kiwa erobert und dort allen Sklavenhandel unterdrückt haben, kommen jene Raubzüge nicht mehr vor. Noch immer aber ſtehen, wie ein Augenzeuge kürzlich berichtet, die Gebäude, welche den Bedrohten Schutz gewährten. Wenn man jene Nordgegend Perſiens durchſtreift, ſieht man hier und dort auf der Ebene zerſtreut niedrige runde Türme, welche aus Backſteinen beſtehen und in ihrem Inneren für etwa zwanzig Menſchen Raum boten. Sobald am Horizont berittene Geſtalten ſich zeigten und Lanzenſpitzen in der Sonne blinkten, floh alles, was im freien ſich befand, auf dieſe Türme zu. Eine kleine, leicht verſchließbare Öffnung bildete das Schlupfloch; oben am Turme aber befand ſich zuweilen eine kleine Plattform, von welcher aus man die Angriffe der Räuber abwehren konnte. Wo man ſich mit Viehzucht beſchäftigte, ſtanden die Türme weiter auseinander und waren von kreisförmigen Mauern umgeben. In die dadurch gebildeten Hofräume pflegte man die Herden zu treiben, ſo oft Gefahr im Anzuge war. Weil man aber hierzu mehr Zeit gebrauchte, ſtellte man auf den Bergſpitzen ringsum Wachen aus, welche fortwährend ihre Augen in die Ferne ſchweifen ließen und bei dem geringſten verdächtigen Zeichen gewiſſe Signale gaben, worauf dann ſofort alle Herden ſich nach den Türmen zu in Bewegung ſetzten. In jener Gegend liegen vier kleine Städte, welche mit ſtarken Bollwerken und Türmen umgeben ſind. Man nannte ſie die vier „Stationen des Schreckens", weil ſich um ſie her die meiſten Greuelthaten der Räuber ereigneten. Zwar beſtehen Mauern und Türme dieſer kleinen Feſtungen nur aus ungebrannten Backſteinen; aber gegen die Turkmenen, welche nur leicht bewaffnet waren, boten ſie hinreichende Sicherheit. Die Raubzüge der Turkmenen gehörten vor ſo kurzer Zeit noch zu den alltäglichſten Vorfällen, daß der Reiſende, deſſen Schilderung wir obiges entnehmen, mit eigenen Augen Leute ſah, die in Sklaverei geſchleppt worden waren. Einen alten Mann führte man ihm vor, dem die Räuber beide Augen ausgeſtochen hatten, damit er den Heimweg nach Perſien nicht wieder finden ſollte. s.

Es giebt gegenwärtig 3064 Sprachen auf der Erde und deren Bewohner bekennen ſich zu mehr als 1000 Religionen. Die Anzahl der Männer iſt nahezu jener der Frauen gleich. Das Durchſchnittsalter beträgt 33 Jahre. Ein Viertel der Erdbevölkerung ſtirbt vor erreichtem ſiebzehnten Lebensjahre. Unter 1000 Perſonen erreicht nur 1 das Alter von 100 Jahren und nur 6 das Alter von 65 Jahren. Es giebt etwas mehr als eine Milliarde Menſchen auf der Erde; davon ſterben 35,214,200 jedes Jahr, 96,480 jeden Tag, 4020 jede Stunde, 67 in jeder Minute und 1 in jeder Sekunde. Dagegen werden jährlich 36,792,000, täglich 100,800, ſtündlich 4200 und in jeder Minute 70 Menſchen geboren. Die Verheirateten ſind langlebiger als die Unverheirateten, die Mäßigen und Fleißigen leben länger als die Schwelger und Faulen und die Angehörigen der civiliſierten Völker haben eine durchſchnittlich längere Lebensdauer als jene der noch unciviliſierten. Große Menſchen leben in der Regel länger als kleine. Frauen haben den Männern gegenüber günſtigere Lebenschancen vor Erreichung des fünfzigſten Lebensjahres, aber ungünſtigere nach demſelben. Die Zahl der verheirateten zu den unverheirateten Perſonen ſteht in dem Verhältnis von 75 zu 1000. Die im Frühling Geborenen ſind von robuſterer Konſtitution als die in den anderen Jahreszeiten Gekommenen. Geburt und Tod finden häufiger in der Nacht als am Tage ſtatt. Um endlich dieſen ſtatiſtiſchen Streifzug mit etwas ſehr Aktuellem abzuſchließen, ſei noch beigefügt, daß nur ein Viertel der männlichen Bevölkerung fähig wird, Waffen zu tragen und Kriegsdienſte zu leiſten.

Die Ausrüſtung der Wißmannſchen Expedition umfaßt unter anderem auch 55 mächtige Kiſten, angefüllt mit Möbeln aller Art zur wohnlichen Ausſtattung der ſechs Stationen, welche vorläufig geplant ſind. Jede der ſechs Stationen erhält ein mächtiges Büffett, einen großen Schreibtiſch mit zwei Käſten und Aufſatz, einen Speiſetiſch mit vier Einlagen, einen Inſtrumentenſchrank, einen Kleiderſchrank, eine Kommode, eine Truhe und ſechs Stühle. Die Möbel, die aus einfachem Kienholz unter genauer Berückſichtigung ihrer Beſtimmung für das Tropenklima gefertigt ſind, erweiſen ſich als ebenſo praktiſch wie geſchmackvoll. Bettſtellen und Waſchtiſche ſind aus Eiſen. Außerdem nimmt die Expedition noch 15 zerlegbare Feldtiſche mit.

Depeſchentaxen in Nordamerika. Die teuerſte Drahtdepeſche von der Stadt New York iſt die nach manchen Städten im Innern Südamerikas. Auf direktem Kabel und auf der Eaſtern Route koſtet jedes Wort $8.20. Viel billiger iſt die Küſtenlinie, da ſie aber ſehr oft in Unordnung iſt, ſo geht die Depeſche dann auf transatlantiſchem Umwege. Nach Bosnien oder Serbien koſtet von New York jedes Wort nur 52 Cents, wovon die Kabelgeſellſchaften für ſich 40 Cents in Anſpruch nehmen. Nach Japan koſtet jedes Wort $2.70, nach China ebenſoviel, nach Khartum 95 Cents, nach der Türkei über Malta 1 Dollar, über Frankreich 57 Cents. Depeſchen nach den verſchiedenen ſüdamerikaniſchen Staaten koſten $1.40 bis 3 Dollars; hingegen nach Siam jedes Wort $2.30 und nach Petersburg nur 58 Cents.

Inhalt. Aus der Zeit — für die Zeit. — Der Strandvogt von Jasmund. Geſchichtliches Lebensbild von Philipp Galen. Für die Abendſchule revidiert. 21. Fortſetzung. — Der Chineſenmord auf Roſſel-Eiland. Von R. Andree. — Die ſoll mir aber gut ſchmecken. (Illuſtration.) — Aus Feinden Freunde. Eine Dorfgeſchichte von A. Stein. Für die Abendſchule revidiert. 7. Fortſetzung. — Für die Jugend. Für die Abendſchule. (Mit Illuſtration.) — Buntes Allerlei. — Aus allen Weltteilen.

Die **Abendſchule** erſcheint wöchentlich für den Subſkriptionspreis von $2.00; auch kann dieſelbe in monatlichen, ſchön broſchierten Heften für denſelben Preis bezogen werden. Leſer, denen das Blatt von Trägern ins Haus getragen wird, zahlen 25 Cents extra. Nach Deutſchland koſtet das Blatt $2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis zugeſandt. — Alles Geſchäftliche, Beſtellungen, Abbeſtellungen, Gelder u. ſ. w. iſt zu ſenden an Louis Lange, Cor. Miami St. and Texas Ave., St. Louis Mo. Manuſkripte für die Abendſchule, Fragen für den Sprechſaal, ſowie alles die Redaktion Betreffende ſind zu ſenden an Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind.

—— Redacteur: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag von Louis Lange, St. Louis Mo. ——

(Entered at the Post-office at St. Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)

LAMPE & LAMBRECHT, ST. LOUIS

Die Abendſchule.

Ein illuſtriertes Familienblatt.
HERAUSGEGEBEN VON LOUIS LANGE.

Jahrgang 35. St. Louis, Mo., Donnerstag den 30. Mai 1889. **Nummer 41.**

Aus der Zeit — für die Zeit.

Am Himmelfahrtstage.

An Deinem Siegestag erſcheinen wir
In Deinem Heiligtum, o HErr! vor Dir.
Wir preiſen Dich mit allen Chriſtenſcharen,
Daß Du auch uns zu gut biſt aufgefahren.

Du haſt Dein Werk vollendet, ſtarker Held!
Du haſt verſöhnt die ganze Sünderwelt.
Du haſt die Hölle und den Tod bezwungen
Und glorreich Dich zum Himmel aufgeſchwungen.

Wir beten Dich mit Deinen Jüngern an,
Die in der Wolke Dich verſchwinden ſah'n.
Wir wollen Deinem Namen Ehre bringen,
Als unſerm HErrn und Gott Dir laut lobſingen.

Du trugſt als Menſch all unſer Sündenleid; —
Nun throneſt Du in ew'ger Herrlichkeit,
Zu Deines Vaters Rechten hocherhaben,
Und teileſt aus die reichen Himmelsgaben.

O, ſtröm' auch uns aus Deiner Fülle zu
Gerechtigkeit und ſel'ge Himmelsruh.
Laß uns die teuren Früchte reich genießen,
Die aus dem Blute der Verſöhnung ſprießen.

Du Lebensfürſt, Du unſer HErr und Haupt,
Gieb uns den Frieden, den uns niemand raubt.
O, blick' herab auf Deine Chriſtgemeine,
Hilf, daß ſie ſich in Deiner Wahrheit eine.

Nimm Du Dich Deiner Herde ſelber an
Und leite ſie auf rechter, ebner Bahn.
Errette ſie aus aller Feinde Händen
Und führe ſie zum Sieg an allen Enden!

Wir glauben Dir, wir hoffen feſt auf Dich:
Du biſt bei uns, Du hilfſt uns gnädiglich.
Im Wort und Sakrament biſt Du zugegen,
Wir ſpüren Deine Näh' und Deinen Segen.

Und wie der Jünger Augen Dich geſeh'n
Auffahrend zu des Himmels lichten Höh'n,
So wirſt Du ſichtbar, herrlich wieder ommen:
Sie haben's aus wahrhaftem Mund vernommen.

O, mach uns, HErr, in dieſer Gnadenzeit
Für Deinen Himmel alleſamt bereit!
Stell' uns am Ziel nach treuem Glaubensſtreite
Als Ueberwinder dort an Deine Seite.

Der Strandvogt von Jasmund.

Geſchichtliches Lebensbild von **Philipp Galen.** — Für die Abendſchule revidiert.

22. Fortſetzung.

Zwei Tage waren vergangen und erſt am dritten trat Mr. Dubois wieder bei Waldemar Granzow ein. Auf ſeinem Geſicht lag eine behagliche Zufriedenheit mit ſich ſelber, wie ſie jener noch nie ſo an ihm wahrgenommen hatte.

„Herr Dubois", begrüßte ihn der Gefangene und trat raſch auf ihn zu, „da ſind Sie und in Ihrer Miene leſe ich, daß Sie mir günſtige Nachrichten von den Meinigen bringen."

„Ich hoffe es, ja, doch laſſen Sie mich erſt zu Atem kommen, die alten Treppen dieſes Hauſes ſind ſteil und ich bin den Sechzigen nahe."

„So nehmen Sie Platz und erholen Sie ſich." Und er ſtellte ihm ſeinen einzigen Schemel hin, den der brave Mann ſogleich einnahm.

„Hören Sie", ſagte er, „ich bin alſo in Spyker geweſen."

„Nur in Spyker?"

„Fliegen Sie nicht, ich kann Ihnen nicht folgen, denn ich bin kein Vogel wie Sie mit Ihren jugendlichen Gedanken und Hoffnungen. — Alſo ich bin in Spyker geweſen. Major Caillard war ſehr glücklich über ſeine Beförderung und auf mein Geſuch mußte ſogleich eine Ordonnanz ſatteln und Ihrem Vater die Einquartierung abholen."

„Mr. Dubois, was ſagen Sie da?"

„Die Wahrheit. Als ich nach Saßnitz kam, um Ihr Billet abzugeben, war man ſchon dabei, das Haus zu ſcheuern und zu waſchen, um die Spuren der franzöſiſchen Reiter loszuwerden. He! Nicht übel, nicht wahr? Aber man muß es verſchmerzen, daß man ſo wenig beliebt iſt! — Nun aber hören Sie. Als ich von Ihnen zu ſprechen anfing, da — habe ich viele Thränen fließen ſehen und auch aus ſehr ſchönen Augen, denn das muß man ſagen, Ihre Schweſter iſt ein ungewöhnliches Mädchen."

„Meine Schweſter?“ fragte Waldemar etwas verwundert.

„Jawohl, Fräulein Hille!“

„Ach, Hille, nun ja, ich verſtehe.“

„Das Mädchen hat mir altem Mann das Herz warm gemacht, das muß ich ſagen, und ſie bewahrt Ihnen eine Zärtlichkeit, die mich wahrhaft gerührt hat.“

„Ja, ja, Mr. Dubois — aber meine Eltern?“

„Ah, das ſind ein paar würdige Leute! Es thut mir ſehr leid, daß ſie ſo viel und ſo lange gelitten haben! Aber nun iſt es vorbei und ſie werden fürs erſte keine Soldaten wiederſehen. Ich habe Ihnen alles gut ſchreiben laſſen.“

„O, Mr. Dubois, wie ſoll ich Ihnen für Ihre Güte danken?“

„Das hat keine Eile; ich habe dabei an meine Kinder gedacht, die in Soiſſons leben, und das war auch ein Genuß für mich. Genug, ſie befanden ſich wohl und wurden zuſehends jünger, als ich von Ihnen erzählte, was ich wußte.“

„Auch, daß wir Frieden bekommen?“

„Nein, das lag außer der Verabredung. Ei, wie werde ich! Das iſt ein Geheimnis, welches Sie mir abgelockt und das ich nicht auszupoſaunen bitte, zumal es noch nicht ganz gewiß iſt.“

„Noch nicht ganz gewiß — nicht?“

„Wer kann es wiſſen! Auch wollte der Alte — Strandvogt iſt er jawohl — in den nächſten Tagen ſelbſt nach Bergen kommen und ſich das Haus anſehen, worin ſein Erbe wohnt.“

Waldemar griff abermals nach der Hand des braven Franzoſen und drückte ſie herzlich. „Werde ich ihn nicht auch ſehen und ſprechen können?“ fragte er.

„Nein, mein Herr, das verbitte ich mir. Das liegt außer — weit außer den Grenzen meiner Befugnis und Sie dürfen mich nicht in Ungelegenheiten bringen, der ich ſchon ganz gegen meine Befehle mich zu Ihrem Sendboten gemacht habe.“

„So beſcheide ich mich, aber ich danke Ihnen gleichwohl innigſt.“

„Und Fräulein Hille wird auch hierher kommen und bei ihrem Bekannten, einem Müller, wohnen, deſſen Haus da draußen am Fuße des Berges liegt, wie ſie ſagte.“

„Ja, auf dem Wege nach dem Rugard — ich weiß es. Alſo auch Hille wird in meiner Nähe ſein?“

„Ja, und ſie wird Euch beiden eine gute Suppe ſchicken und auch eine Flaſche Wein, damit Ihr nicht ganz von Kräften kommt, und das — o, ja — das habe ich ihr zugeſtehen müſſen, denn ſie hat mich gebeten — mit Augen, Herr Granzow, mit Augen, wie ſie kaum meine eigene Tochter hat.“

Waldemar konnte nicht antworten; das Herz ſchlug ihm ſo mächtig, daß er zitterte.

„Ja, und ſie wird den Winter hier verleben, ſagte ſie, das heißt, wenn Sie ſo lange hierbleiben, natürlich! Das iſt eine Schweſter — in der That! wie ſie nur ſelten gefunden wird, mein Freund!“

„Aber werde ich ihr wenigſtens ſchreiben können?“ fragte Waldemar.

„Schreiben! Muß es denn immer und durchaus geſchrieben ſein? Das iſt mir nicht ganz recht. Aber bisweilen — nun ja, meinetwegen, wenigſtens ſolange ich hier bin, denn nur ich darf der Poſtillon ſein, der dieſe Briefe befördert.“

„Wie? Werden Sie denn nicht hier bleiben, Mr. Dubois?“

„Nein, nicht lange. In acht Tagen gehe ich wieder nach Stralſund, wo meine eigentliche Station beim Marſchall iſt.“

„O, das thut mir leid. Wer wird ſo freundlich mit mir reden und mir ſo große Erleichterung gewähren, wenn Sie fort ſind?“

„Sorgen Sie nicht vor der Zeit: ich werde Befehle hinterlaſſen, die man reſpektieren wird.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich Mr. Dubois aus dem Gefängnis, und ſolange er noch in Bergen verweilte, beſuchte er täglich ſeinen jungen Freund und verplauderte jedesmal ein Stündchen mit ihm, was ſeine Lieblingsbeſchäftigung war.

Was er aber von Hille geſagt, traf pünktlich ein; ſie kam nicht allein nach Bergen, wo ſie beim Müller Dalwitz wohnte, ſondern ſie brachte auch einen neuen Verbündeten mit, auf den Waldemar noch weniger gerechnet hatte als auf den wackeren Dubois, und deſſen Beziehungen zu unſerm Freunde wir im folgenden Kapitel noch näher erörtern werden.

Achtes Kapitel.

Der neue Kerkermeiſter.

Acht Tage vom September waren ſchon verſtrichen, der brave Dubois war, nachdem er herzlichen Abſchied von Waldemar genommen und ihn zur Geduld ermahnt, abgereiſt, und mit ihm zugleich waren leider mancherlei Bequemlichkeiten, die ſich allmählich durch ſeine Nachſicht eingeſchlichen, den Gefangenen wieder entzogen worden, trotzdem er beſtimmte Befehle hinterlaſſen und Milde in der Behandlung derſelben empfohlen hatte. Was Waldemar aber am meiſten vermißte, war die Fortſetzung der Korreſpondenz mit Magnus, die Mr. Dubois in ſeiner faſt allzu weit reichenden Gefälligkeit perſönlich vermittelt hatte und die nun bei den neuen Verhältniſſen um ſo weniger ausführbar war, als der alte wohlwollende Gefängniswärter, ein geborener Rügianer, tödlich krank darniederlag und ein kaiſerlicher Soldat einſtweilen ſeine Stelle verſah, bis der neue Kerkermeiſter, den man ſchon ſeit mehreren Tagen angekündigt hatte, in ſein Amt getreten ſein würde.

Von den Eltern und Hille hatte Waldemar ſeit jener erſten und einzigen Nachricht, die ihm Mr. Dubois überbracht, nichts weiter erfahren, ſo ſehnlich er auch von Tag zu Tag eine weitere Mitteilung oder die Kunde erwartete, Hille ſelbſt ſei, wie ſie verſprochen, in Bergen eingezogen.

So kam es denn, daß er mit einer gewiſſen ungeduldigen Haſt das raſchere Schwinden der Tage herbeiwünſchte, und jede Nacht, wenn er ſich auf ſein Lager zum Schlafen niederlegte, war er beglückt, daß wieder eine Spanne Zeit verfloſſen, er alſo ſeinem endlichen Ziele, der Flucht, näher gekommen ſei, denn daß er dieſelbe verſuchen würde, ſtand bei ihm feſt, wenngleich er noch keine Ahnung hatte, wie und wodurch er ſie bewerkſtelligen ſollte. Allein, darüber beunruhigte er ſich weiter nicht, ſeine Hoffnung ſchwankte ebenſowenig wie ſein Mut, daß zu geeigneter Zeit irgend woher ein Beiſtand erſcheinen und ihn ſeiner Haft entreißen würde, die er gewiſſenhaft bis zu dem feſtgeſetzten Tage innezuhalten entſchloſſen war, wie er es dem wackeren Dubois mit Hand und Mund gelobt hatte.

Von dem Soldaten, der ihn täglich dreimal beſuchte und die notwendige Speiſe brachte, die ſeit der Abreiſe jenes und der Erkrankung des Kerkermeiſters ſehr dürftig geworden war, erfuhr er auf Befragen, daß ſein Mitgefangener geſund ſei und ſich die Zeit nach wie vor mit Leſen und Schreiben vertreibe, weiter aber konnte er nichts erforſchen. Am 10. September endlich, abends um 8 Uhr, als der Soldat dem Gefangenen zum letztenmal eine Suppe und friſches Waſſer brachte, ſagte er aus freien Stücken, daß er vom nächſten Tage an nicht mehr kommen würde, da der neue Kerkermeiſter eingetroffen, auf ein Vierteljahr probeweiſe angeſtellt ſei und ſofort ſein Amt ſelbſt übernehmen werde; der alte aber läge im Sterben und werde den Sonnenaufgang nicht mehr erleben, weshalb man ihn auch in eins der Hoſpitäler gebracht habe.

Waldemar nahm dieſe Nachricht wie alle übrigen, die ihm in der letzten Zeit zugekommen waren, mit Gleichmut hin. Was kümmert ihn der neue Kerkermeiſter, von dem er ebenſowenig wußte, wer er war, wie er ſich von ihm mehr als von dem alten verſprach. Er ging daher ruhig zu Bett, gedachte im

Gebete aller ſeiner Lieben und bat Gott nur um das eine: die Zeit ſchneller verfließen zu laſſen, damit der Tag, bis zu welchem ſein Ehrenwort verpfändet war, bald erſcheine und ihm die Freiheit gebe, die er auf dieſe oder jene Weiſe zu erlangen die ſicherſte Erwartung hegte.

Er ſchlief wie immer auch dieſe Nacht ſehr gut und erwachte etwas ſpät. Es war ein trüber, unfreundlicher Morgen, der durch die kleinen, vergitterten Scheiben des elenden Gefängniſſes nur ſehr wenig Licht fallen ließ. Vom heftigen Winde herabgeworfen, praſſelten die Ziegel von den benachbarten Dächern und die von den zunächſtſtehenden Bäumen losgeriſſenen Blätter wurden heftig gegen das Fenſter geſchleudert.

Waldemar hatte ſich an ſeinen kleinen, dem Fenſter nahegerückten Tiſch geſetzt und eine franzöſiſche Zeitung zu leſen angefangen, die ihm vier Wochen ſpäter, als ſie erſchienen, von dem wachthabenden Offizier bisweilen geſandt wurde. Waldemar ſuchte eifrig in dem abgegriffenen und teilweiſe zerriſſenen Blatte, ob er nicht irgend etwas finde, was auf ſeine Lage Bezug haben könne, aber er fand nichts als die gewöhnlichen ſchwülſtigen Ergüſſe über die Macht des glorreichen Kaiſers, die Folgen ſeines glücklichen öſterreichiſchen Feldzuges und unbeſtimmte Andeutungen über neue Kriege, die ſich im Schoße des Kaiſerreichs erzeugten, wie ja das Unkraut immer das lebhafteſte Wachstum zeigt. In dieſem Augenblicke raſſelten die Riegel im Vorſaal, die Thür wurde geöffnet und ein kleiner Mann, in die gewöhnliche Tracht eines Spießbürgers der damaligen Zeit gekleidet, trat herein, um ſich ſogleich neugierig in dem düſteren Raume umzublicken und ſeine funkelnden Augen mit einer gewiſſen Haſt auf den Gefangenen zu richten. Waldemar, an dergleichen Störungen gewöhnt und in ſein Studium vertieft, ſchaute erſt vom Tiſche auf, als er eine Stimme vernahm, die mit einem ihm wenig bekannten Tone dicht an ſeiner Seite die Worte ſprach: „Guten Morgen, Herr Granzow!“

Der Angeredete erhob den Kopf und faßte den Fremden ins Auge, der ſich ihm ſofort als der neue Kerkermeiſter vorſtellte und demgemäß das übliche Frühſtück auf den Tiſch niederlegen wollte.

„Ah, Ihr ſeid es“, ſagte der Gefangene. „Alſo Ihr habt den Alten abgelöſt und werdet mir nun die Nahrung bringen. Gut, ich danke Euch, ſetzt es nur hierher. — Was habt Ihr da?“

„Einen Brief, Herr“, erwiderte der kleine Mann mit auffallend leiſem Stimmtone, zu dem er ſich ſichtbar zwang, da er von der Natur einen ſtarken Baß und ziemliche Kraft, ihn zu gebrauchen, erhalten hatte.

„Einen Brief? Von wem iſt er und wie kommt Ihr dazu?“

„Pſt! Wie ich dazu komme? Er iſt von Ihrer Couſine, Hille Vangerow mit Namen, die mich gebeten hat, ihn in Ihre Hände zu legen.“

„Ha!“ rief Waldemar und ſprang von ſeinem Schemel auf. „Steht Ihr mit Hille im Bunde und kann ich Euch trauen?“

„Ich wüßte nicht, wem Sie trauen ſollten, wenn nicht mir, der ich nicht aus Mangel an Lebensunterhalt oder aus eigennützigen Abſichten, ſondern allein aus dem Grunde hierhergekommen bin und das erbärmliche Amt eines Kerkermeiſters angenommen habe, um mich Ihnen dankbar zu erweiſen.“

Bei dieſen Worten wurde Waldemar aufmerkſamer als vorher; er erhob ſein Auge und ließ es forſchend auf dem kleinen Manne ruhen, der ihm ſchon etwas bekannter vorkam, obgleich er noch nicht wußte, wo und wann er ihn geſehen hatte, da ihre frühere Bekanntſchaft ohne Zweifel eine ſehr flüchtige geweſen war.

„Ja, ja“, fuhr der Fremde fort, „ſehen Sie mich nur an. Wer bin ich und wo haben wir uns ſchon gegenüber geſtanden?“

„Das weiß ich nicht, mein Freund, helft mir ein wenig.“

„Sie haben ein kurzes Gedächtnis, aber freilich, Sie haben mich auch nur wenig und in Augenblicken geſehen, wo Ihr Auge anders und zu ernſthaft beſchäftigt war, um ſich mein dummes Geſicht einzuprägen. Außerdem trug ich damals meine eigentliche Kleidung und dieſe habe ich mir nur zum Schein angelegt. Ha, Herr Granzow, ich ſehe, Sie merken es nicht, ſo muß ich es Ihnen denn ſelber ſagen. Wer war der Mann, der Sie in Spyker den Franzoſen verriet, aber wahrlich nicht in der böſen Abſicht, Ihnen zu nahe zu treten, ſondern allein um Ihnen zu danken, daß Sie ihm das Leben gerettet hatten?“

„Ha, der däniſche Steuermann!“ fuhr es Waldemar raſch über die Lippen.

„Ja, der däniſche Steuermann, ein Feind, und doch ein redlicher und dankbarer Mann, wie der beſte Freund!“

„Warum ſollte es unter den Dänen nicht ebenſogut Wackere geben, wie unter anderen Nationen?“

„Nun ja, warum nicht? Dänemark führt aber mit Schweden Krieg und ficht auf der Seite der Franzoſen. Nur eigentlich deshalb möchten Sie ein Vorurteil gegen uns haben. Aber das iſt nicht meine Schuld, Herr, ich gehe dahin, wohin ich von meinem Herrn geſchickt werde.“

„Wer ſchickt Euch aber hierher?“

„Mein Herz, Herr, denn ich bin augenblicklich außer Dienſt, ſeitdem ich mein Schiff verloren habe. Als Sie von Spyker geflüchtet waren, durch meine Schuld, denn ich war voreilig und dumm, hatte ich keine Ruhe mehr daſelbſt. Ich hörte, daß Ihre Eltern in Saſſnitz leben, und ſo ging ich dahin, um ihnen meinen falſchen Griff zu klagen. Da blieb ich denn einige Zeit und lernte Ihren Vater kennen und achten, und Ihre anderen Verwandten nicht minder. Ach, da ſah ich die große Liebe zu Ihnen und den vielen Jammer, den ich über die alten Herzen gebracht, und es that mir ſelbſt im Herzen weh, daß ich ſo unvorſichtig gehandelt. So beſchloß ich denn, Sie aus der Patſche, in die ich Sie gegen meinen Willen gebracht, auch wieder herauszureißen, wie und wann es nur ginge. Da kam juſt der alte Herr, der Franzoſe, nach Saſſnitz und brachte Nachricht von Ihnen, nachdem auch die Reiter Ihrem väterlichen Hauſe wieder abgenommen waren. Als der Herr fort war, trat Hille herbei und ſagte zu mir: ‚Niels Ebſen, jetzt iſt die Zeit gekommen, wo Ihr Waldemar Granzow helfen könnt. Herr Dubois hat uns geſagt, wie die Dinge in Bergen ſtehen und daß man einen anderen Kerkermeiſter ſuche, da der alte krank und elend geworden. Gehet alſo hin und meldet Euch, es werden ſich nicht viele Männer auf Rügen zu dem traurigen Poſten finden.‘ Ich aber, voller Sorge, man werde mich nicht ohne weiteres annehmen, da ich ein Ausländer bin, lief nach Spyker und ließ mir eine Beſcheinigung geben, daß ich Sie den Franzoſen verraten, und mit dieſem Schein meldete ich mich hier bei dem Commandeur und man nahm mich an, in der Meinung, keinen beſſeren Wächter für Sie zu finden.“

„Mann!“ rief Waldemar verwundert, „Ihr ſeid ein hochherziger Menſch. Wenn ich Euch nicht ſchon lange verziehen hätte, daß Ihr mich aus Spyker vertrieben, jetzt würde ich es von ganzem Herzen thun und mich Euch ſogar zu großem Danke verpflichtet fühlen.“

„Oho! Da wäre mir zu viel Ehre geſchehen, denn ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Ihre Couſine aber iſt nun auch nach Bergen gekommen und wohnt beim Müller Dalwitz, ſoll ich ſagen. Mit ihr in Gemeinſchaft, denn ſie iſt ein kluges und kühnes Mädchen, werde ich daran arbeiten, Sie zu befreien, und es ſollte mich wundern, wenn mir das nicht bald gelänge, da ich die Schlüſſel zu dieſer ganzen Baracke in Händen habe.“

„Mann, das wollt Ihr? Und bedenkt Ihr nicht, welcher Gefahr Ihr Euch dabei ausſetzt?“

„Was — Gefahr! Die ſchert mich nicht, ich bin oft genug in Gefahr geweſen, um ihr drohendes Geſicht nicht zu fürchten, und dieſe hier iſt nicht groß genug, um mich abzuſchrecken.“

„So nehmt noch einmal meinen Dank, aber zugleich den Beſcheid, daß ich vor Anfang des nächſten Jahres an keine Flucht denken kann.“

Der Däne machte ein erſtauntes Geſicht. „Und warum denn nicht?“ fragte er.

„Weil ich mein Ehrenwort gegeben habe, bis dahin keinen Fluchtverſuch zu unternehmen.“

„Wem haben Sie es denn gegeben?“

„Herrn Dubois, der ſich mir als ein Freund in der Not erwieſen hat.“

„Ha! Einen Franzoſen, der Ihr Feind iſt, nennen Sie Ihren Freund?“

„Ja; und ich halte auch einem Feind mein Wort, wenn ich es ihm einmal gegeben.“

Der Steuermann verneigte ſich, als wolle er Waldemar damit ſeine Achtung beweiſen. „Ich muß geſtehen“, ſagte er, „das iſt mir neu, aber ich kann es wenigſtens begreifen. Sprechen wir alſo ein andermal darüber, denn jetzt muß ich gehen, ſonſt fällt der Wache unten mein langes Verweilen bei Ihnen auf. So oft ich aber komme, wollen wir unſer Geſpräch über dieſen Punkt fortſetzen. — Haben Sie noch einen Wunſch für jetzt?“

„Ja, einen ſehr ernſten. Behandelt den Grafen Brahe wie mich und verſchafft ihm alle Erleichterungen, die Ihr ihm verſchaffen könnt.“

„Das verſteht ſich von ſelber, davon haben wir im Kiekhauſe ſchon oft genug geſprochen, ich kenne das Verhältnis. Wenn Sie nun aber können, beantworten Sie noch heute dieſen Brief, da ich Ihr Schreiben ſchon morgen zu dem Müller tragen möchte, wo jemand iſt, der es ſehr lebhaft erwartet.“

Waldemar reichte dem neuen Kerkermeiſter die Hand und dieſer verließ ihn. Jetzt erſt hob ſich unſerm Freunde die Bruſt höher und freier auf, es hatte ſich wieder jemand gefunden, der ihm und Magnus Hilfe brachte. Einen dankbaren Blick warf er zu dem trüben Himmel empor, hinter deſſen Vorhang das große Auge Gottes wachte, und dann öffnete er Hilles Schreiben, das ihm mit anderen Worten dasſelbe ſagte, was ihm Niels Ebſen eben mitgeteilt hatte, ſchließlich aber hinzufügte, daß es dem älteren Pieſing gelungen ſei, in einer der nächſten finſteren Nächte nach Magnus’ und Waldemars Gefangennahme mit Gingſt und Jochen denſelben Weg, den ſie gekommen, zurückzulegen und daß alle drei Männer wohl geborgen in der Heimat ſeien, nachdem ſie das Boot in Arcona abgeliefert hätten. Vor einigen Tagen ſei ſogar der jüngere Pieſing, der ebenfalls gefangen genommen, mit einer derben Zurechtweiſung aus Bergen entlaſſen.

Durch dieſe Mitteilung fühlte ſich Waldemar ſehr beruhigt, denn ſchon lange war er über das Schickſal der Männer in Sorge geweſen, die ſich ihm zuliebe einer ſo großen Gefahr unterzogen hatten.

Sobald er daher vor Freude zur Ruhe kommen konnte, ſetzte er ſich nieder und beantwortete Hilles Brief, dankte ihr wiederholt für ihre Sorgfalt und teilte ihr dann mit, daß er vor dem erſten Januar nicht aus Bergen fliehen könne. Dieſen Brief, wie alle ſpäteren, trug der neue Kerkermeiſter pünktlich an Ort und Stelle, und ſo war eine Korreſpondenz eingeleitet, die dem Gefangenen nicht nur die Zeit verkürzte, ſondern auch außerordentlich zu ſeiner inneren Zufriedenheit beitrug, da er aus allem, was ihm geſchah, erkannte, daß Gott ſein Gebet erhört.

So verſtrich der September, der Oktober und November, und der Dezember war mit ſeiner winterlichen Spende gekommen und hüllte die ganze Natur in ſeinen weißen Mantel ein. Im Innern der Gefangenen war keine große Veränderung vorgegangen, nur ſteigerte ſich Waldemars Verlangen, frei zu ſein, von Stunde zu Stunde. Äußerlich hatte ſich allerdings manches anders geſtaltet, von dem wir einiges wenigſtens hier erwähnen müſſen.

Wie Herr Dubois ſchon angedeutet, waren zwiſchen Frankreich und Schweden Friedensunterhandlungen eingeleitet worden, aber da beide Mächte vielerlei Bedingungen ſtellten und keine von ihnen die Forderungen der anderen willig zugeſtehen wollte, ſo zogen ſie ſich in die Länge und alle dabei Beteiligten litten mehr oder minder darunter. Daß man an Wiederherſtellung des Friedens arbeite, war niemandem verborgen geblieben, ſelbſt die Kinder erzählten es ſich auf den Straßen und allgemeines Frohlocken tönte daher von einem Ende bis zum andern auf der ſo arg mitgenommenen Inſel. Auch Waldemars Verwandte hatten neuen Mut gefaßt und gaben ſich der ſüßen Hoffnung hin, daß man, ſobald der Friede abgeſchloſſen ſei, die Gefangenen in Freiheit ſetzen und ihnen wieder zurückgeben werde. Daß dies eine traurige Täuſchung war, mochte und konnte freilich niemand den guten Leuten vorherſagen, leider aber ſollten ſie es endlich erfahren, und Hille war wieder die erſte, die den Gefangenen in einem heimlichen Schreiben von den Gerüchten Kenntnis gab, die ſich von Stralſund aus bis zu ihrem einſamen Häuschen verbreitet hatten.

Dieſe Gerüchte nämlich ſagten aus, daß zwiſchen den feindlichen Mächten in Betreff der politiſchen Gefangenen endlich ein Vertrag zuſtande gekommen und daß man von franzöſiſcher Seite geſonnen ſei, denſelben unverkürzt in Ausführung zu bringen. Die in Stralſund Eingekerkerten ſollten nach Frankreich und die in Rügen Verhafteten nach Stralſund gebracht werden, von wo man ſie jedenfalls bald weiter nach Weſten transportieren werde. Dafür werde Frankreich Pommern und Rügen herausgeben, Schweden aber die Schenkungen an franzöſiſche Unterthanen anerkennen, und zwar, wie es hieß, zu gunſten der im Lande Anſäſſigen, die ſie von den Beſitzern ſelbſt wieder gepachtet hatten.

Es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß dieſe Gerüchte viel Unwahres enthielten; und ſo hatten Magnus und Waldemar von Hille und Niels Ebſen die irrtümliche Mitteilung erhalten, daß ihre Abführung wahrſcheinlich im Anfang des Januar bevorſtehe, und Hille drängte deshalb von Tag zu Tag mehr, die Flucht zu bewerkſtelligen, deren Einzelheiten von ihr ſchon längſt eingeleitet und mit einigen hilfreichen Freunden verabredet waren. Magnus aber ſowohl wie Waldemar wieſen jede ihrer Aufforderungen zur Eile zurück und hatten ſelbſt den zweiten Januar als den Termin ihres Ausbruches bezeichnet, da erſt an dieſem Tage die Friſt vollſtändig abgelaufen war, für deren Innehalten ſie ihr Wort gegeben hatten und von welcher abzugehen ſie ſogar auch dann nicht geneigt waren, als man in Erfahrung gebracht, daß Herr Dubois plötzlich aus Pommern abberufen und ein ſtrengerer Mann an ſeine Stelle gekommen ſei.

Dieſe Strenge ſollte ſich auch ſehr bald im Gefängnis zu Bergen den Eingekerkerten fühlbar machen. Sobald der neue Herr ſein Beaufſichtigungsamt übernommen hatte, unterſagte er die Verabreichung aller politiſchen Blätter, überhaupt jedes Buches an die Gefangenen, und ebenſowenig ſollten ſie Schreibmaterialien erhalten, da ihre Haft ſonſt keine Strafe wäre und dergleichen Menſchen — nach ſeiner Meinung — von ihrer Zelle aus nur ihre Freunde und Bekannten gegen die beſtehende Ordnung der Dinge aufzuwiegeln pflegten. Ferner fand er das Eſſen zu gut und die Stuben zu warm geheizt. „Dergleichen Leute, wie wir da oben haben“, ſagte er, „darf man weder zu gut nähren, noch ihnen eine heiße Stube geben. Das eine ſchadet ihren Hütern, das andere ihnen ſelbſt.“ Erſteres mache ſie überkräftig und zum gewaltſamen Ausbruch geneigt, letzteres verweichliche ſie nur, da ſie durch ihr unſtätes Leben an die Friſche der freien Luft gewöhnt ſeien.

Dieſe Befehle waren nun zwar gegeben und bekannt gemacht, aber ſie wurden ſo wenig befolgt, wie alle übrigen, die der geſtrenge Herr erließ, ſoweit ſie wenigſtens im Bereiche der Machtvollkommenheit Niels Ebſens lagen. Denn dieſer brachte nicht allein vom Müller Dalwitz allerlei Bücher, Schreibmaterialien und gute Biſſen herbei, ſondern er ſchmuggelte auch Brennmaterial die Fülle ein, ſo daß die Gefangenen in dieſer Beziehung ſich über keinen Mangel beklagen konnten.

Am 31. Dezember 1809, der endlich herangekommen war, brachte Niels Ebſen ihnen den letzten Brief von Hille, in welchem die Art und Weiſe, ſowie das vorläufige Ziel ihrer Flucht genau angegeben war. Um Waldemar noch mehr anzuſpornen, das Gefängnis in Bergen ſo bald wie möglich zu verlaſſen, meldete ſie, gehört zu haben, daß am dritten Tage des neuen Jahres die Gefangenen nach Stralſund abgeführt werden ſollten, und allerdings kreiſte ein ſolches Gerücht an verſchiedenen Orten der Inſel. Er müſſe daher eilen, die vorhandenen Mittel zu benutzen, und ſich retten, ſolange es noch Zeit ſei. Auf dem Hofe des Müllers, zu dem die Befreiten zunächſt flüchten ſollten, ſtänden zwei Pferde bereit, die der alte Schwede zu dieſem Behufe ſchon vor acht Tagen geſandt hätte. Auf dieſen Pferden ſollten ſie nach Pulitz reiten, wo alle Anordnungen zu ihrer Aufnahme getroffen ſeien, da der derzeitige Beſitzer der Inſel ſeit langer Zeit abweſend, überhaupt nur noch inſofern Beſitzer ſei, als er die Pachtgelder in Empfang nehme, die Adam Sturleſon unter ſeiner Addreſſe nach Kaſſel ſchickte, wo er damals lebte. In Pulitz ſelbſt würden ſie willkommen ſein und ſo lange verweilen können, bis entweder der Friede wirklich geſchloſſen und die Franzoſen die Inſel verlaſſen hätten oder, falls ſich dies noch verzögere, bis ſie eine ſichere Gelegenheit fänden, nach Schweden zu ſegeln, wofür namentlich Niels Ebſen zu ſorgen verſprochen hatte. Von Bergen aus könnten ſie direkt nach Pulitz reiten, da der ſtarke Froſt alle Binnengewäſſer mit dickem Eiſe belegt habe, und auf dieſe Weiſe würden ſie in einer halben Stunde in Sicherheit ſein. Dafür, daß die franzöſiſchen Wachen im Gefängnishauſe zu Bergen anderweitig beſchäftigt würden, hätte man Sorge getragen und Niels Ebſen könnte Waldemar, wenn er es wiſſen wollte, das Nähere berichten.

Nachdem Waldemar dieſen Brief wohl zehnmal geleſen und ihn ſich tief eingeprägt hatte, zerriß er ihn in kleine Stücke und gab ſie Niels Ebſen, damit er ſelbſt dieſe verbrenne. „Wie aber werden wir aus dem Hauſe kommen?“ fragte er den entſchloſſenen Dänen, der ihn jetzt öfter beſuchte, um ihn zur Flucht zu ſpornen, was, nach Hilles Meinung, durchaus nötig war, aber in der That keiner weiteren äußeren Anregung bedurfte. „Wie werden wir die Wachen täuſchen, die das ganze Haus füllen und ſelbſt die Straßen belagern?“

„Das laſſen Sie nur meine Sorge ſein, Herr Granzow; wenn Sie es aber wiſſen wollen, will ich Ihnen ſagen, daß ich ſchon einige Tage vorgearbeitet habe; da es ſo bitter kalt iſt, was die Franzmänner eben nicht lieben, ſo habe ich den dummen Kerlen drei Tage lang einen Napf Grog verheißen und heute Abend werden ſie den erſten trinken, deſſen Portion groß und ſtark genug ſein ſoll, denn ich werde ihn ſo ſteif machen, wie ihn unſere Kapitäne auf der See trinken. Da nun nicht alle von der Wache zugleich an dieſem Labſal teilnehmen können, ſo wird die zweite Hälfte morgen an die Reihe kommen und da ſie dann ſämtlich die Probe genoſſen, werden ſie übermorgen begierig ſein, den Reſt zu genießen, und ſo müßte es ſonderbar zugehen, wenn ich ſie nicht zehn Minuten lang vom Hausflur und den Thüren, die ſie bewachen, weglocken ſollte. Haben wir ſie erſt ſo weit, ſo begebe ich mich zu dem Herrn Grafen und Ihnen und bringe weiche Socken, die auch Ihre Couſine beſorgt hat. Auf dieſen folgen Sie mir vor die Thür, die ich offen laſſen werde, damit die Wachen, die in der Wachtſtube ſitzen und trinken, ungehindert aus und ein gehen können. So ſchlüpfen Sie auf den Marktplatz, halten ſich von der Hauptwache fern, deren Lage ich Ihnen ſchon genau beſchrieben habe, und ſchlagen den Weg nach des Müllers Hauſe ein, wo die Pferde bei der Hand ſein werden. Dann auf und davon, heidi! Kein Menſch von allen dieſen hier ſoll Sie wiederſehen.“

„Gut, das läßt ſich hören. Aber wo bleibt Ihr, wenn Ihr uns fortgeholfen habt, denn Ihr werdet Euch nicht von dem Verdachte frei machen können, um unſere Flucht gewußt zu haben?“

„Das iſt auch meine Abſicht gar nicht. Aber darum bekümmern Sie ſich nicht, Herr; Sie haben auch nicht an ſich gedacht, als Sie mich aus dem verſinkenden Schiffe holten.“

„Warum nicht, Euer Schickſal liegt mir am Herzen und ich möchte gern wiſſen, ob auch für Euch geſorgt iſt.“

„Vortrefflich, Herr, und um es Ihnen zu ſagen, werde ich folgendes thun. Könnte ich reiten, ſo würde ich mich auch auf ein Pferd ſetzen und mit ihnen nach Pulitz jagen. Da ich es aber nicht kann, ſondern bei dem erſten Schritt der munteren Tiere im Schnee liegen würde, ſo werde ich etwas langſamer aber viel ſicherer hinterher gehen und mich ſo lange in Pulitz einquartieren, bis ich Gelegenheit finde, nach den Inſeln hinüberzukommen, wo meine Heimat iſt und ich Frau und Kinder habe. Der Herr Graf hat mir zwar eine Anſtellung auf ſeinem Schloſſe verſprochen, wenn ich hier bleiben wollte, aber ich ziehe die Heimat vor und nehme ſchon mit ſeinem bloßen guten Willen vorlieb.“

„Nun, ſeine und meine Dankbarkeit wird Euch auch dort zu erreichen wiſſen. So geht alſo und ſetzet alles ins Werk. Um welche Zeit wird Euer Feſt beginnen?“

„Um neun Uhr, damit ſie um Mitternacht im beſten Schlaf liegen; ich habe mir das ungefähr ſo ausgerechnet.“

„So gehet, und es bleibt bei der Verabredung.“

Niels Ebſen hielt Wort und ſchon an dieſem Tage gelang es ihm, die Wachen aus dem Hauſe nach der Trinkſtube zu locken und ſie dort eine Weile angenehm zu beſchäftigen. Das Getränk mundete ihnen, und da ſie am nächſten Tage keinen ſchlimmen Erfolg von ihrer Dienſtnachläſſigkeit ſahen, ſo gaben ſie ſich am zweiten Tage dem ſüßen Genuſſe noch viel gieriger hin. Für den dritten Tag nun war ihnen der Schluß der Feſtlichkeiten verheißen und Niels Ebſen hatte eine noch größere Portion verſprochen, wenn ſie ſich alle hübſch ruhig dabei verhielten, damit ihm kein Nachteil aus ſeiner Bewirtung erwachſe.

So brach denn der zweite Januar des Jahres 1810 an. Es war ein bitterkalter Tag. Alle Straßen und Wege waren mit fußhohem Schnee bedeckt und dieſer ſteinhart gefroren, ſo daß er unter den Füßen der Gehenden knirſchte. Die Binnengewäſſer waren mit zwei Ellen dickem Eiſe belegt, ſo daß die ſchwerſten Wagen darüber fuhren, was bei der ganzen Bevölkerung eine große Freude hervorrief, da ihr ſomit eine Bequemlichkeit zu Gebote ſtand, die ſie nur ſelten auf den überall mit Waſſer umgebenen Eilanden genießen konnte.

Waldemar, der keine Ruhe mehr in dem engen, dumpfigen Raume hatte und nach friſcher Luft und Bewegung Verlangen trug, ſchritt den ganzen Tag über im Zimmer auf und ab, innerlich jubelnd und jauchzend und doch ſich äußerlich beherrſchend. Magnus dagegen ſaß am Fenſter, ſtarrte gedankenlos nach dem trüben Himmel empor. Ob er ſich auch wie ſein Freund nach der friſchen Luft ſehnte und freute, wieder das Licht des Tages zu begrüßen, können wir kaum ſagen, denn aus den Geſprächen, die er in den letzten Tagen mit Waldemar geführt, ging das ebenſowenig hervor wie aus den marmorkalten Zügen ſeines Geſichts und dem matten Blick ſeiner Augen.

Langſamer war Waldemar nie ein Tag vergangen als dieſer. Er hatte weder Ruhe zum Leſen, noch Neigung zum Liegen; geſchlafen hatte er ſchon zwei Nächte nicht mehr und doch fühlte er ſich nicht im geringſten ermüdet, war ſogar aufgelegt, die ſtärkſten Strapazen zu erdulden. Dieſe Erhebung verdankte er allein der köſtlichen Hoffnung, bald wieder frei zu ſein und mitten im ſüßeſten Frieden unter den Seinigen in Eintracht und harmloſer Freude zu leben.

So wurde es Mittag. Die Sonne kam dieſen Tag nicht zum Vorſchein und der Himmel blieb gleich trübe, wie die Luft gleich kalt. Gegen Abend aber fing es an zu ſchneien und ſchon um drei Uhr war es im Zimmer Waldemars ſo dunkel, daß er Licht anzündete, was ihm ſeit Herrn Dubois' Anweſenheit erlaubt worden war. Ruhelos ſchritt er in dem kleinen Raume hin und her; er zählte die Minuten, bis ſie zu Stunden wurden, und die Stunden, bis ſie den Ablauf einer Tageszeit nach der anderen verkündeten. „Das Jahr fängt für mich unruhig an“, ſagte er zu ſich, „hoffentlich endet es beſſer. Was mögen die alten Eltern zu Hauſe machen? O ich weiß, ſie ſind in Gedanken bei mir und ſo befinde ich mich wenigſtens in guter Geſellſchaft. Und Hille? Sie iſt alſo noch hier und ſorgt bis zum letzten Augenblick für mein Wohlergehen. Hm! Wenn ich ihr das vergelten könnte! Ich möchte ſie wohl noch einmal ſehen, ehe ich mich wieder auf eine ungewiſſe Wanderung begebe, aber das wird nicht geſchehen, es iſt Mitternacht, wenn ich aus dieſem Hauſe gehe und dann wird ſie längſt zur Ruhe ſein. Ah, da kommt Niels Ebſen — ich kenne ſchon ſeinen Schritt — was bringt er zu dieſer ungewohnten Stunde — es iſt erſt acht Uhr — es wird doch nichts Unerwartetes vorgefallen ſein?“

Niels Ebſen trat herein und trug ein dunkles, großes Paket auf dem Arm. „Guten Abend!“ ſagte er. „Ich komme heute etwas früh und bringe etwas Gutes. Hier iſt eine Flaſche Wein und ein kräftiges Gericht. Sie ſollen ſich ſtärken, hat Hille geſagt.“

„Ich danke Euch und ihr — aber was legt Ihr da beiſeite?“

„Einen warmen Mantel, Herr; ſie hat auch dafür geſorgt, damit Sie ſich nicht erkälten, wenn Sie aus der warmen Stube, in der ſie ſolange geſchmachtet, in die kalte Nachtluft treten.“

„Das thut nichts. Macht aber die Ofenklappe auf, damit die Hitze ſich verflüchtige, es iſt mir zu warm hier. Die Hälfte des Weines könnt Ihr dem Grafen bringen, ich habe genug, wenn ich teile.“

„O nein doch, der hat ſchon ſein Teil und ſeinen Mantel auch. Er will aber keinen Wein trinken und hat ihn mir angeboten.“

„Und Ihr?“

„Ich habe ihn nicht genommen; der Durſt kommt ihm vielleicht noch.“

„Das iſt brav von Euch; geht noch einmal zu ihm und bittet ihn in meinem Namen, ein paar Gläſer zu trinken; ſagt ihm, ich tränke auch, und dann thut er es.“

„Ja freilich, er iſt wie ein Kind; wenn man ihm zuredet, iſt er zu allem bereit und ich habe mein Lebtage keinen Menſchen geſehen, der ſo wenig ißt, trinkt und ſpricht. Iſt er denn immer ſo?“

„Das iſt einmal ſeine Gewohnheit und ich weiß es nicht anders. Nun aber geht und heizt den Burſchen unten wacker ein; holt uns auch nicht eher ab, als bis Ihr ſicher ſeid, daß ſie feſtſitzen. Welche Stunde iſt verabredet?“

„Zwiſchen elf und zwölf Uhr; auf die Minute kann man das nicht beſtimmen. Leben Sie wohl und ſtärken Sie ſich.“

Er verließ ſeinen Gefangenen und riegelte ihn zum letztenmal ein. Dieſer beſichtigte den Mantel, der auf dem Schemel zuſammengefaltet lag, und fand in ihm ein ganz neues Kleidungsſtück von warmen Stoffen, in Form und Schnitt den Reitermänteln ähnlich, wie ſie die Franzoſen trugen. Die kräftige Speiſe aber beſtand aus einem tüchtigen Stück gebratenen Rindfleiſches. Er aß und trank mit dem größten Appetit und fühlte ſich merklich geſtärkt.

Eine Stunde ſpäter hörte man deutlich durch das ganze Haus den Lärm ſchallen, den die franzöſiſchen Soldaten verurſachten, die bereits in der Wachtſtube hinter dem Grognapf ſaßen und wacker zechten. Daß ſie in heiterſter Laune waren, verrieten ihre lauten Stimmen und das fröhliche Gelächter, das von Zeit zu Zeit hörbar ward. Endlich aber ſchien Niels Ebſen die Stunde der Ausführung ſeines Planes gekommen zu ſein.

Er riegelte leiſe die Thüre der Wachtſtube von außen zu und hatte ſomit alle Poſten gefangen, die auf den Fluren ſtehen und die Gefangenen bewachen ſollten.

Haſtig ſprang er nun die Treppe hinauf und riegelte die Thüren dieſer Gefangenen auf. In ihre Mäntel gehüllt, ſtanden ſie ſchon bereit. Die Filzſchuhe an den Füßen tragend, huſchten ſie die Treppe hinab und einen Augenblick ſpäter waren ſie auf der Straße. Schnell laufend und ſich immer im Schatten der Häuſer und Mauern haltend, kamen ſie auf dem Marktplatz an und von hier aus trabten ſie mit dem Kerkermeiſter um die Wette die Straße entlang, die zu dem Hauſe des Müllers Dalwitz führte. In zehn Minuten hatten ſie es erreicht, ſchlüpften in die offene Hausthüre, die unmittelbar hinter ihnen verriegelt wurde, und traten in die Stube, in der ſie außer dem Müller und ſeiner Familie Hille Vangerow vorfanden, die ein warmes Getränk für ſie in Bereitſchaft hielt.

Waldemar drückte Hilles Hände, als ſie mit geröteten Wangen dicht vor ihm ſtand. Zu Worten aber konnte er es kaum bringen und ſelbſt Magnus war diesmal reichlicher damit verſehen, indem er ſeinen aufrichtigſten Dank ausſprach und nicht zu wiſſen erklärte, wie er denſelben durch die That zu erkennen geben ſolle.

„Meine Herren“, ſagte der vorſichtige Müller, „verſparen Sie Ihren Dank bis auf künftige Zeiten. Sie haben keine Minute zu verlieren, denn Ihre Flucht kann nicht lange unbemerkt bleiben und dann wird die Trommel gerührt werden und zwanzig Ordonnanzen ſitzen auf und verfolgen Sie nach allen Richtungen. Alſo vorwärts in den Hof, dort ſtehen die Pferde ſchon bereit.“

Schnell begaben ſich alle in den Hof, wo der wackere Jochen die Gäule am Zügel hielt. Die beiden kleinen Pferde, die Magnus und Waldemar zum alten Schweden tragen ſollten, waren dieſelben Tiere, die den Kaiſer von Pulitz ſpazieren zu fahren ſich geweigert hatten, heute aber, wo ſie keinen glänzenden Wagen ins Auge faßten und wußten, daß es nach dem heimatlichen Stall ging, waren ſie nicht ſo widerſpenſtig, ſcharrten nur mit den Füßen im Schnee und ſchnaubten vor Ungeduld, in Bewegung zu kommen, was ihnen bei der Kälte auch nicht zu verdenken war. Jochen und Magnus ſaßen zuerſt im Sattel, Waldemar zögerte ungewöhnlich lange. Er hatte jetzt endlich Worte für Hille gefunden, da niemand ſo nahe ſtand, daß er ihn geſtört hätte.

„Wohin werdet Ihr Euch von Pulitz wenden?“ fragte Hille raſch.

„Wenn mein Wunſch berückſichtigt wird, nach Schweden, bis der Friede geſchloſſen iſt.“

„Das iſt auch meine Meinung, aber wagt Euch nicht zu früh hinaus, denn Ihr dürft nicht noch einmal gefangen werden.“

„Nein, Hille, Du haſt recht, ich nehme mich jetzt noch mehr in acht.“

„Herr“, rief der Müller, „vorwärts! Ich mache den Thorweg auf und dann reitet Jochen voran, um Ihnen die beſten Wege zu weiſen, da er ſie heute ſchon dreimal beſchritten hat.“

(Fortſetzung folgt.)

Die verſchmähte Königskrone.

Zu unſerem Bilde auf S. 649. Für die Abendſchule von **Aug.**

Das waren ſtürmiſche Zeiten in England, die vierziger, fünfziger und ſechziger Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts. König Karl I., der am 27. März 1625 den Thron von England beſtieg, hatte ſchon vorher durch ſeine Verlobung mit der katholiſchen Henriette Maria die Ungunſt des Volkes ſich zugezogen. Noch mehr entfremdete er ſich das Volk durch ſeine vom Vater ererbte Neigung zu dem ſtolzen Buckingham. Wohl war er ein thätiger, geiſtvoller Fürſt, aber zugleich auch zu Leichtſinn, Hartnäckigkeit und Willkür geneigt. Es kam zu immer größeren Reibereien und Konflikten zwiſchen König und Parlament, die ſogar die Ermordung Buckinghams im Jahre 1628 zur Folge hatten. Im Jahre 1637 gewann die beſtehende Spannung zwiſchen König und Parlament einen ernſtlich drohenden Charakter. Die Schotten weigerten ſich nämlich entſchieden, die neue hochkirchliche Liturgie einzuführen, wozu der König ſie auf Anraten ſeines geiſtlichen Beraters, Erzbiſchoff Laud, nötigen wollte. Die Schotten unternahmen mit Hilfe der Franzoſen einen Aufſtand. Karl befand ſich in einer ſehr bedrängten Lage. Er ſah ſich genötigt, das Parlament zu berufen. Dieſes aber wollte nun die Verlegenheit des Königs ſich zu nutze machen und ihm ſeine königlichen Rechte ſoviel als möglich beſchneiden. Die Kluft zwiſchen ihm und ſeinem Volke wurde immer größer. Im Jahre 1642 mußte er London verlaſſen und ſich nach York zurückziehen. Die Forderung des Parlaments, welches Verzicht der wichtigſten Machtbefugniſſe verlangte, lehnte er ab. Der für Karl ſo verhängnisvolle Bürgerkrieg begann.

An der Spitze der Gegenpartei des Königs ſtand der eiſerne, vaterlandsliebende Puritaner — Oliver Cromwell. Derſelbe machte ſich ſofort daran, eine Armee zu ſammeln, und klug ging er dabei zu Werke. „Ich werde“, ſchrieb er an ſeinen Vetter John Hampton, „Männer anwerben, die Gottesfurcht im Herzen tragen, deren Gewiſſen die Triebfeder ihres Handelns iſt, und ich verſichere Euch, man wird ſie nicht ſchlagen können.“ Demgemäß durchreiſte er ſeine heimatliche Gegend, rief die Söhne der “yeomen” oder Freiſeſſer zuſammen und bildete aus ihnen ein Kavallerieregiment von 1000 Mann, das ſich durch Kühnheit und Kriegstüchtigkeit, wie durch außerordentlich gute Manneszucht auszeichnete und den Namen “Ironsides” erhielt. Cromwell erklärte dieſen Leuten von vornherein, daß er ihnen nicht weismachen wolle, daß ſie für den König kämpfen ſollten; wenn er den König in einen feindlichen Haufen erblicke, gegen den er kämpfen ſolle, ſo werde er ſein Piſtol gegen ihn abdrücken wie gegen jeden andern.

Am 2. Juli 1644 kam es bei Marſton-Moor zu einer Schlacht, in der Cromwell vornehmlich durch ſeine Reiterſchwadrone einen glänzenden Sieg davontrug. Der entſcheidende Sieg aber wurde am 14. Juni 1645 bei Naſeby errungen und darauf dem König eine Stadt nach der andern abgenommen, ſo daß er ſchließlich auf jeden Widerſtand verzichtete und zu den Schotten floh, die ihn im Januar 1647 für 400,000 Pfund Sterling (2 Millionen Dollars) an das Parlament auslieferten. Cromwell und ſeine Freunde verſuchten jetzt mit dem Könige zu unterhandeln, aber der König erwies ſich als einen wetterwendiſchen, doppelzüngigen Menſchen, dem es an Treue und Glauben fehlte. Das Parlament, das im Januar 1648 zuſammentrat, beſchloß daher, zumal da es noch Beweiſe in Händen hatte, daß Karl I. ſich an das Ausland um Hilfe gewandt hatte, die Hinrichtung des Königs. So geſchah es denn, daß Karl I. am 30. Januar 1649 öffentlich vor dem Palaſt Whitehall zu London enthauptet wurde. Nachdem dann Cromwell die anfangs noch ſehr unzufriedenen Irländer und Schotten mit Gewalt „zur Ruhe“ gebracht hatte, ernannten ihn die Führer ſeine Heeres zum Lord-Protektor der Republik England, Schottland und Irland. Ihm zur Seite ſollte ein Parlament ſtehen, das aus 460 auf drei Jahre gewählten Mitgliedern zuſammengeſetzt ſei. Das erſte Parlament, das am 4. September 1654 zuſammentrat, löſte Cromwell nach fünf Monaten auf, weil es namentlich das Prinzip der Religionsfreiheit bekämpfte, die Cromwell durchſetzen wollte. Das zweite Parlament verſammelte ſich am 17. September 1656.

Dieſes Parlament bot Cromwell, mit guten Gründen unterſtützt, die Königskrone an. Dadurch geriet Cromwell mit ſich ſelbſt in den größten Zwieſpalt. Was ſollte er thun? Sein Ehrgeiz und das Bewußtſein, daß er ſich um die Freiheit ſeines Vaterlandes ein großes Verdienſt erworben habe, ſtachelte ihn nur zuſehr an, die Annahme dieſes Geſchenkes nicht zu verweigern. Auf der andern Seite aber ſchreckte ihn der Haß der Republikaner, der Abſcheu, den ſeine Hauptmacht, das Heer, gegen den Königstitel hatte, zurück. Lange, lange Zeit ſchwankte Cromwell unentſchloſſen hin und her. Der Schlaf floh ſeinen Augen, ruhelos warf er ſich des Nachts auf ſeinem Lager hin und her. — Cromwell hatte ſich Bedenkzeit vom Parlament erbeten und jetzt war dieſelbe bald abgelaufen. Die entſcheidende Stunde rückte immer näher heran. So ſaß er denn auch einmal tief in Gedanken verſunken in ſeinem Zimmer; vor ihm auf einem Tiſche lag die Krone, die einſt das Haupt Karls I. geziert hatte. Morgen wollte er dem Parlamente endlich den Entſcheid bringen. O, wie wogte es in ſeiner Bruſt! Er nahm ſeine Bibel zur Hand und ſuchte darin Rat, ſuchte darin Ruhe für ſein ruheloſes Herz. Jetzt ſprang er auf und durchmaß mit feſten Schritten in großer Erregung ſein Zimmer. Da öffnet ſich leiſe die Thür ſeines Zimmers — Eliſabeth, ſeine Lieblingstochter, betritt dasſelbe. Sie wußte, was das Herz ihres geliebten Vaters bewegte, ſie wußte, was ihm die Stirn mit finſtern Sorgenfalten durchfurcht hatte. Vor ihrem Auge ſchwebte noch das Bild Karls, dem der koſtbare Königsſchmuck das Leben gekoſtet hatte. Wie? Sollte es ihrem Vater auch ſo ergehen? Ach nein, das würde ihr das Herz brechen. Darum jetzt oder nie, dachte ſie in ihrem Herzen. Sie eilte auf ihren geliebten Vater zu, warf ſich an ſeine Bruſt und thränenden Auges, mit zitternder Stimme flehte, beſchwor ſie ihn, den königlichen Schmuck von ſich zu weiſen. Die Thränen, das Bitten und Flehen ſeiner Lieblingstochter beſiegten den Ehrgeiz Cromwells, er faßte den feſten Entſchluß, die Königskrone nicht anzunehmen.

Und ſo hielt er denn auch am nächſten Tage, den 8. Mai 1657, eine lange Rede in Parlament, in der er erklärte, daß er die ihm zugedachte Ehre, den Königsthron von England zu beſteigen, unmöglich annehmen könne, ſondern das ſein und bleiben wolle, was er bisher geweſen — der Lord-Protektor ſeines Vaterlandes.

Das Parlament nahm ſeine Erklärung an, aber es erteilte ihm die Macht und das Recht, ſeinen Nachfolger ernennen zu dürfen. Cromwell rief daraufhin ſeinen älteſten Sohn Richard an ſeinen Hof, um ihn mit den Staatsgeſchäften vertraut zu macheu.

Doch Cromwells Macht geriet jetzt ins Schwanken. Deutlich trat dies bei der Verſammlung des Parlaments am 20. Januar 1658 hervor, wo man die Geſetzlichkeit ſeiner Macht in Zweifel zog und mit großer Majorität gegen ihn auftrat. In einer ſcharfen Rede zieh Cromwell die Mitglieder der Undankbarkeit gegen ihn und löſte am 4. Februar das Parlament auf. Aber damit hatte er nur Öl ins Feuer gegoſſen. Der Haß gegen ihn nahm überall mehr und mehr überhand. Mehrere Anſchläge anf ſein Leben wurden entdeckt. Der kühne und unerſchrockene Cromwell vermochte dieſe allgemeine Entfremdung gegen ihn nicht zu ertragen; er geriet in Furcht, wurde mißtrauiſch gegen jedes fremde Geſicht, ließ ſich ſtets von einer gutbewaffneten Wache umgeben. Als aber auch ſeine Lieblingstochter, Eliſabeth Claypole, ihm durch den Tod von der Seite genommen wurde, da brach der kräftige, eiſerne Protektor zuſammen. Ein tödliches Fieber ergriff ihn, und nachdem er noch ſeinen Sohn Richard zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, ſtarb er am 3. September 1658.

In Oklahoma.

Für die Abendſchule von **Henry Schreiber.**

Was war das doch für eine Wirtſchaft — dieſer Oklahoma-Boom! Schon ſeit Jahren dauerte er, und jetzt iſt's auf einmal aus damit. Die immer größer werdende Seifenblaſe iſt endlich geplatzt. Seit nun zehn Jahren verſuchten raſtloſe, unzufriedene, geſetzloſe Menſchen in dieſes Land Oklahoma einzudringen, nur, um immer wieder, ſo bald und ſo oft ſie die Grenze überſchritten hatten, im Sturmſchritt von Militär hinausgetrieben zu werden. Wie oft las man doch von Scharmützeln und Gefechten, die dort an der Grenze ſtattgefunden!

Vor kurzem ſtanden nun an die 50,000 Menſchen, mit magerem Vieh und abgenutzten Wagen, mit ſehr vielen Schießapparaten und ſehr wenig Proviant verſehen, vor den weiten, von Militärpoſten gebildeten Thoren und warteten auf das Signal, das den Weißen die Aufſchließung der Thore dieſes gelobten Landes ankündigen ſollte. Einige davon warteten ſchon ſeit zwei Jahren auf dieſes Signal. Was ſie eigentlich erwarteten, was ſie eigentlich drüben über der Grenze zu finden hofften, das wußte kein Menſch zu ſagen — das wußten die Boomer ſelber nicht. Sie dachten, es müſſe notgedrungen doch etwas anderes als bloß die Indianer dahinter liegen, ſonſt würde man den Flecken gewiß nicht ſo wie einen empfindſamen Augapfel hüten. Und nach jeder neuen Jagd, nach jedem neuen Kampf zwiſchen Soldaten und Boomer ſchwoll die Zahl der letzteren an. Aus allen Staaten kamen ſie angelaufen: Alleinſtehende ſowohl, die bloß ein Taſchentuch voll Habſeligkeiten beſaßen, als auch große Familien mit hochbepackten Wagen und Zelten; ja, nicht allein aus den Staaten, auch aus England, Deutſchland und Rußland kamen Karawanen dahin, um bei der erſten beſten Gelegenheit mit in das neuentdeckte Paradies einzufallen.

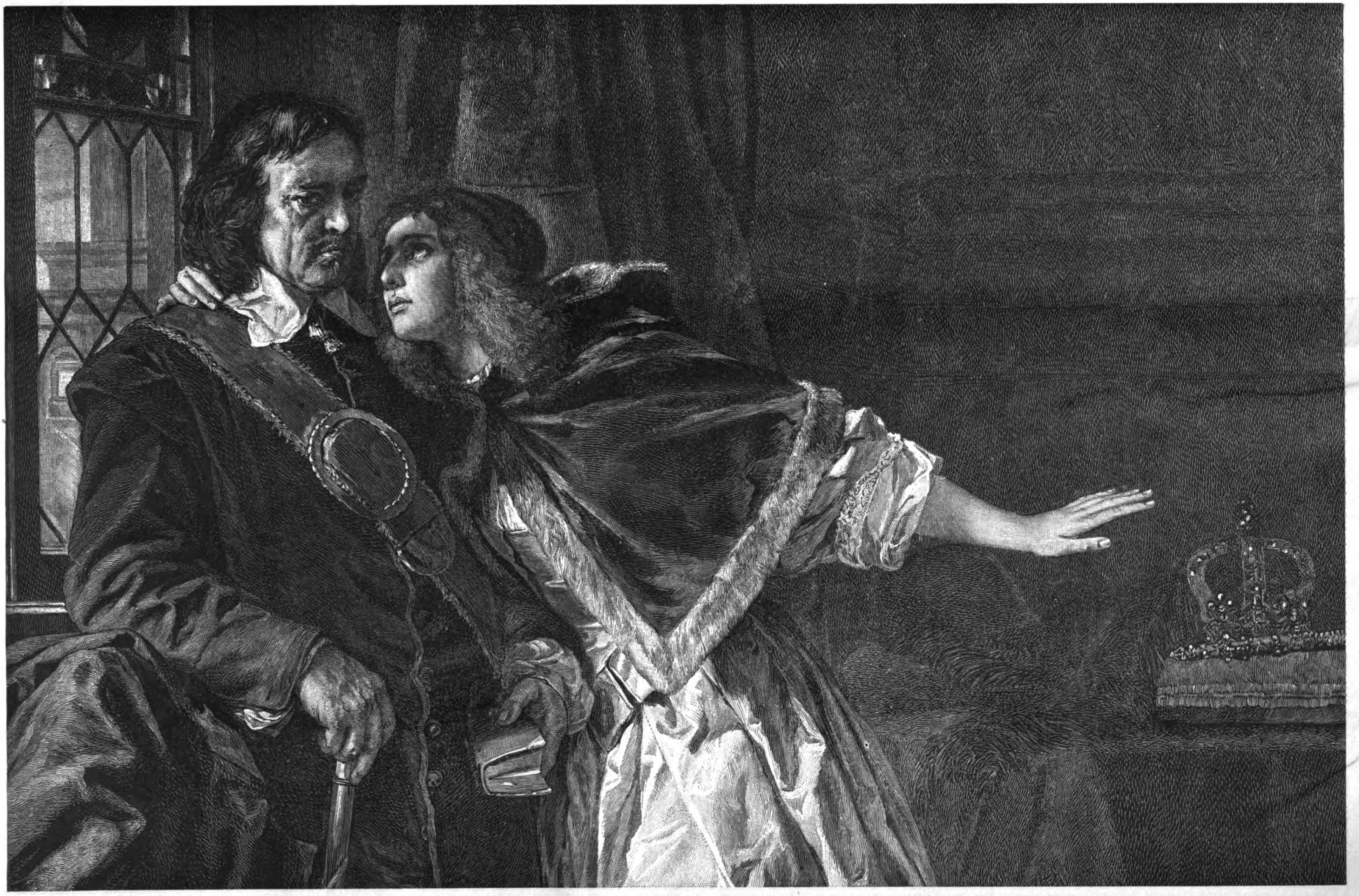
Als endlich das Land frei geworden und der Trompetenſtoß gethan war, da ſchoß einem Lavaſtrome gleich die geſamte Boomerwirtſchaft Hals über Kopf in das hoffnungsreiche Gefilde ein. O, war das eine Luſt, eine Hatz! Ehedem, wenn ſie die Grenze überlaufen hatten, wechſelten ſie Kugeln mit den Soldaten. Jetzt war das anders; jetzt ſchoß ein Boomer auf den anderen, und die erſten Spatenſtiche in Oklahoma galten den kühlen Gräbern ihrer von ihnen ſelbſt gemordeten Brüder!

10—15,000 Menſchen ſtapelten ihre Habſeligkeiten an einem und demſelben Orte auf, legten Straßen und Bauplätze aus, eröffneten eine Bank mit $50,000 Kapital, gründeten eine Zeitung und nannten die Stadt Guthrie. Das geſchah alles im Scheine der Nachmittagsſonne, zwiſchen 12 und 4 Uhr, am 23. April. Auf dieſelbe Weiſe wurden Oklahoma City und andere Orte ins Leben gezaubert. Es ging alles ſo ſchnell und mit einer ſolchen Pünktlichkeit von ſtatten, daß am Abend des erſten Tages ſchon, wie verlautete, jedes Fleckchen des beinahe zwei Millionen Acres umfaſſenden Landes beanſprucht worden war.

Befriedigt legte man das müde Haupt zur Ruhe, um von großen Schätzen oder großen angenehmen Überraſchungen zu träumen. Diejenigen, die Zelte hatten, ſchliefen in Zelten, und die keine hatten, auf dem Boden und unter freiem Himmel und mußten morgens den Tau aus ihren Kleidern drücken. Das war ſchon nicht ganz angenehm, aber doch immer noch lieblich zu nennen im Vergleich zu dem, was ſich nachher herausſtellte. Man hatte doch wenigſtens gehofft, in ein Land zu kommen, wo Milch und Honig fließe; aber ſiehe da, ſchon am erſten Morgen war es jedem Bewohner der über Nacht entſtandenen Stadt Guthrie klar, daß das Wäſſerchen, das vorbeifloß, nicht genügend Flüſſigkeit herbeiſchaffen könnte, als zu einem ſo großen Haushalt, wie die 15,000 Boomer repräſentierten, unbedingt nötig war, und daß das wenige Waſſer, das da war, überdies ſtark alkalihaltig und ſchlecht ſchmeckend war. Auch Proviant war karg und fabelhaft teuer. Biscuits, die mittels einer Tomatenkanne ausgeſchnitten waren, koſteten fünfzig Cents das Stück. Im allgemeinen lebte man von einem Gericht, das aus Mehl und Waſſer bereitet und am offenen Feuer geröſtet war.

Wie man dann den Kopf höher reckte und weiter um ſich ſchaute, fiel einem ſofort der harte, unfruchtbare Boden der Umgegend ins Auge, der nur Büffelgras und Kaktuspflanzen hervorzubringen fähig war, und nur die kleine Fläche, wo die Stadt Guthrie ſtand, war einigermaßen fruchtbarer Boden. Da war alſo kein Kopfzerbrechen nötig, um zu finden, daß dies nie im Leben ein paſſender Ort für eine zukünftige Großſtadt ſein würde. Eine fürchterliche Enttäuſchung bemächtigte ſich der geſamten Bevölkerung. Wie auf Kommando packten alle wieder auf, um fortzukommen; und wären nur die Fahrgelegenheiten günſtiger geweſen, es hätte nicht lange gedauert und Guthrie wäre wieder wie weggeblaſen geweſen. Die Eiſenbahnzüge waren dicht beſetzt. Wer nicht innen einen Platz bekommen konnte, der ſtieg oben auf oder hängte ſich irgendwo an. Und nicht bloß in Guthrie war das ſo, ſondern allerwärts. So groß, wie vorher das Verlangen war, nach Oklahoma zu gelangen, ſo groß war jetzt die Sehnſucht, wieder lebend herauszukommen. Thatſache iſt, daß jetzt nicht mehr ein Viertteil der Leute in Oklahoma ſich befinden, die hineingefegt waren.

Die Frage liegt nun vor: Wer iſt denn der Urheber dieſes großartigen amerikaniſchen Humbugs? Ohne Zweifel die Eiſenbahnkompanie, die ſchon ſeit langem daran arbeitet, zu ihrem Beſten Anſiedlungen dort zu begründen. Sie bezahlte die erſten Boomer mit ſchwerem Gelde, die in das Indianerland einfallen und dann, nachdem ſie natürlich wieder herausgeworfen waren, ein großes Geſchrei von dem herrlichen Lande machen mußten. Die ſchlaue Kompanie erreichte ihren Zweck. Nachdem der Ball ins rollen gekommen war, rollte er unaufhörlich. Die Sache zog die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich und lockte viele an die Grenze, die dann immer und immer wieder einen vergeblichen Verſuch machten, Beſitz von dem Lande zu nehmen. Endlich mußte die Regierung nachgeben und — nun iſt die Geſchichte eben aus. Die einzigen, die dabei profitiert haben, ſind die Beſitzer der Eiſenbahn und diejenigen Schufte, die die Lots ausgemeſſen und zu hohen Preiſen an die armen Leute verſchachert haben, und die waren auch ſicherlich die erſten, die ſich aus dem Staube gemacht haben. Ihnen folgten dann die Angeſchmierten, aber wohl nicht gar ſo fröhlich, ſondern zahm (manche vielleicht auch wild!) und arm und hungrig und heruntergekommen. Viele derſelben waren Tauſende von Meilen über die ſchönſten, reichſten Fluren gewandert, wo ſie für einen Bruchteil des Geldes, das ſie für Stadtlots in Oklahoma ausgegeben, ein ſchönes Beſitztum hätten an ſich bringen können. Aber nein! Sie waren geblendet vom Goldſtaub, von unermeßlichen Reichtümern, und erwarteten etwas ganz anderes, als das, was ſie auf dem Wege geſehen



Cromwells Tochter fleht ihren Vater an, die dargebotene Königskrone zu verſchmähen. (Siehe S. 647.)

hatten — etwas Großartiges — etwas noch nie Dageweſenes! Und was ernteten ſie? Enttäuſchungen auf Enttäuſchungen, Hunger, Durſt, Mühſale allerart in Hülle und Fülle ohne Ende.

Daher zog ſich jedermann, der irgend konnte, ſo ſchnell wie möglich wieder zurück, und Oklahoma wird in der Geſchichte unſeres Landes ſtets als ein Landſtück bekannt und berühmt bleiben, das an einem einzigen Tage dicht beſiedelt und ein paar Tage nachher faſt wieder vollſtändig unbeſiedelt war.

Aus Feinden Freunde.

Eine Dorfgeſchichte von **A. Stein.** Für die Abendſchule revidiert. 8. Fortſetzung.

Elftes Kapitel.

Am andern Morgen kam denn endlich der Sarg, und gegen Abend war das Begräbnis. Der Pfarrer redete weniger von dem Toten, als zu den Lebenden, die er mit großem Ernſt zur Eintracht und zum Frieden mahnte.

Währenddeſſen ſtand Ehrhardt bei Hanne, die troſtlos am Grabe kniete und hineinſtarrte, als wollte ſie den Toten fragen, wo ſie nun bleiben ſolle. Und ſie ſprach's auch endlich aus mit Jammern und Wehklagen: „Barmherziger Gott, wo ſoll ich nun mein müdes Haupt hinlegen? Ich hab' nun keinen Menſchen mehr in der Welt.“

„Doch! doch! Hanne, in unſerm Hauſe wird auch für Dich wohl noch ein Plätzchen ſein!“ ſprach eine bekannte Stimme hinter ihr, und wie ſie ſich umwandte, ſchaute ſie in Ehrhardts gutes Geſicht, das von dem Abendrote mild umfloſſen ſie anblickte. Und ſie gab ihm die Hand und ſagte: „Das möge Euch der HErrgott in Ewigkeit vergelten!“ —

Brav, Fürchtegott, brav, daß Du des Wortes gedacht: Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, ſo im Elend ſind, führe in dein Haus! Aber wenn du nun arm wirſt und ſelber nicht mehr haſt, da du dein Haupt hinlegeſt? — Wohl fuhr ihm dieſer Gedanke wie ein dunkler Schatten durch den Sinn, aber er ſtieß in ſeinem Herzen an einen Felſen, das Gottvertrauen, und wich zurück. —

Bange Tage waren es nun, bis bei der Teſtamentseröffnung die eiſernen Würfel fallen ſollten. In Ehrhardts Hauſe wußte ja jeder ſchon, wie's kommen mußte, aber doch waren ihre Herzen voll Unruh und Aufregung, wie das nun verlaufen würde, wenn Ehrhardt erzählen müßte, wie es mit der Urkunde gekommen ſei, und Jakob beſchwören ſollte, daß er mit dem Advokaten Schleich nichts zu ſchaffen gehabt. — In den erſten Tagen des April war der Termin auf dem Amte in Bornſtedt, der ziemlich lange währte, von neun bis ein Uhr. Was dabei ſich zugetragen, wollen wir nicht ausführlich erzählen; nur das eine wollen wir verraten, daß Jakob, ohne eine Muskel zu verziehen, den Schwur geleiſtet hat, ſo daß der Advokat Schleich gar nicht erſt vorgeladen zu werden brauchte.

Von den ſteinernen Stufen des Amtsgebäudes ſtieg zuerſt Fürchtegott Ehrhardt hernieder, blaß und gebeugt. Er hatte in Empfang genommen, was das Teſtament ihm zuſicherte: 2000 Thaler — das übrige war in der andern Erben Hände gefallen. Wohl hatte er alles ausführlich erzählt, wie's hergegangen war, hatte auch die zweite Urkunde aus ſeiner Bruſttaſche hervorgelangt, wobei er dem Leberecht hatte die Hand führen müſſen, und der Amtmann hatte ihm mitleidsvoll zugehört, aber es blieb dieſem braven Manne nichts übrig, als mit den Achſeln zu zucken. Der Richter muß ſein Herz zu Hauſe laſſen. Das Geſetz iſt ſein geſtrenger Herr, und nach dem Buchſtaben des Geſetzes hat er zu handeln. Und wenn er doch ſein Herz mitbringt, ſo muß das oft zittern und weinen, wenn der Mund das Urteil des Geſetzes ſprechen muß. Der Gerichtsamtmann war auch dem Fürchtegott nachgekommen bis an die Treppe und hatte ihm die Hand ſo recht teilnehmend gedrückt, aber die achttauſend Thaler konnte er nicht mit hineindrücken. —

Eine halbe Stunde ſpäter ſtieg ein anderer die Steinſtufen herunter, auch bleich und verſtört, aber mit wild zuſammengekniffenen Lippen und rollenden Augen. Das war Jakob. Ja, in ihm wollte ſich alles umdrehen, und vor den Augen wirbelte es ihm — ſein Sohn war der Erbe, und er hatte ſich falſche Hoffnungen gemacht.

Das Ärgerlichſte war nun aber bei alledem, daß in dem Teſtamente auch der Grund angegeben war, weshalb die Erbſchaft ein Glied überſpringen ſollte: „Weil ich mein Geld nicht liederlichen Perſonen anvertrauen will, die es über kurz oder lang verthan haben würden, ſo ſetze ich hiermit ſtatt meiner Schweſter deren Sohn Ferdinand zum Univerſalerben ein und beſtimme hiermit, daß bis zu deſſen Großjährigkeit das Geld von Obervormundſchafts wegen verwaltet werde, damit es nie in ſeines Vaters Hände komme. Von den Zinſen ſoll er ſich auf der Hochſchule erhalten, bis ihm am Tage ſeiner Mündigkeit die eigene Verwaltung ſeines Erbes zufällt.“

So las es der Amtmann laut und vernehmlich vor, und man ſah ihm in ſeinem Geſichte die Genugthuung an, die er dabei empfand. Ferdinand ſelbſt war bei der Teſtamentseröffnung nicht zugegen; das Erkenntnis wurde ihm ſchriftlich zugefertigt: er war nun im Beſitze von 36,000 Thalern.

Was er bei Öffnung dieſes gerichtlichen Schreibens empfunden haben mag, wird uns erſt klar, wenn wir bedenken, daß er bis jetzt von dieſer Teſtamentsfaſſung nicht die geringſte Ahnung gehabt hatte. Nun war er ein reicher Mann. Aber war er darüber ſo glücklich? O, ich habe vergeſſen zu erzählen, daß Ferdinand ſich aus dem irdiſchen Mammon ſo gut wie gar nichts machte. Er hatte für ſich ſelbſt wenig Bedürfniſſe: ſeine Bücher waren ſeine Schätze und Studieren ſeine Luſt. Dennoch freute er ſich wie ein Kind über das viele Geld und rief ſeine guten Freunde zu ſich und ſprach: „Freuet Euch mit mir!“ Noch lieber wär's ihm freilich geweſen, er hätte das Geld gleich in die Hände bekommen, um darüber frei verfügen zu können, aber er war auch ſo zufrieden: ein Mann von 36,000 Thalern hat immer Kredit, wenn er was borgen muß. — Der Leſer zerbreche ſich nicht den Kopf, wie ich das meine, ſondern warte es ruhig ab. —

Jakob Senkel hatte die Beſinnung verloren. Scheu wichen ihm die Ladendiener aus, als er ins Haus hereingeraſt kam, und der Lehrling ließ vor Schrecken eine große Kanne mit Sirup an die Erde fallen. Roſalie, die ſchon etwas früher vom Amte zurück war, hatte ſich in richtiger Ahnung eingeſchloſſen, und das war ihr Glück, denn ſie war es, auf die der Enttäuſchte zuerſt ſeinen Ingrimm ablud, ſie mit ihrer Liederlichkeit und leichtſinnigen Verſchwendung. Sie mußte an allem ſchuld ſein. Wie geſchickt doch der Menſch iſt, ſeine eigene Schuld auf andere zu ſchieben!

Da Senkel bei ſeiner Frau nicht ankommen konnte, eilte er ſtracks nach der Wohnung des Advokaten Schleich. Ohne anzuklopfen, riß er die Thür auf, ohne zu grüßen, ſtürzte er ins Zimmer und heulte: „Schleich! Schleich! Ich bin ruiniert!“

Er warf ſich ächzend auf das alte knackerige Kanapee, von welchem eine dicke Staubwolke aufwirbelte und ein grauer Kater voller Entſetzen herunterſprang. Der Advokat, welcher, in einen großblumigen Schlafrock verſenkt, vor ſeinem Pulte in Papieren wühlte, ſtieß beim Aufſpringen den Stuhl hinter ſich um, und ein ganzes Paket Akten fiel rauſchend zu Boden.

„Was fehlt Dir?“ rief er, als er das Geſpenſt in der Sofaecke liegen ſah, denn wie ein Geſpenſt ſah der Jakob aus: „Was ſoll denn das bedeuten? — Jakob, Du?“

Senkel ſprang jäh aus ſeinem Winkel auf und ergriff den

Advokaten mit beiden Händen am Arm. „Schleich, Schleich! ich bin ruiniert, ich bin um die ganze Erbſchaft! Alles dem Ferdinand verſchrieben!“

Der Advokat ſtand da mit dem dümmſten Geſicht von der Welt. Seine Prozente waren dahin, er hatte umſonſt das gefährliche Spiel gewagt. Es trat eine feierliche Stille ein: Senkel war erſchöpft, Schleich verſteinert. Währenddeſſen ging die alte Wanduhr ruhig ihren Schritt, als ob nichts paſſiert wäre, und erſt als zehn Minuten herum waren, regte ſich wieder was Menſchliches in dem Zimmer. Jakob war's, der von dem Stuhle aufſtand und vor den grübelnden Advokaten hintrat. „Was ſitzen wir hier und träumen? Gehandelt muß werden. Schleich, alter Freund, denk' an Deine Prozente! Mit Leberecht iſt es Dir geglückt, vielleicht glückt es Dir auch mit Ferdinand! Und wenn Du ihn herumhaſt, daß er mir das Geld abtritt, hernach kriegſt Du noch tauſend Thaler extra.“

Schleich ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und brummte: „Ferdinand — hm! Ferdinand — nein, es geht nicht — zu ehrlich, zu gerade, zu klug. Wenn der einen ſo anſchaut mit ſeinem großen Auge — nein, es geht nicht.“

„Schleich, Freund, denk' an die tauſend Thaler! Es muß gehen!“ drängte der Jakob ungeſtüm.

Der Advokat zwinkerte höhniſch mit den kleinen Augen. „Tauſend Thaler? Du denkſt, das iſt viel, aber ich ſag', das iſt wenig. Es iſt eine kitzliche Sache; und wenn's nun ſchief geht? Jakob, ſag' zweitauſend, vielleicht geht's dann beſſer.“

„Meinethalben!“ erwiderte Jakob gezwungen. „Aber es hat Eile — ich brauche das Geld.“ —

Mit etwas beruhigterem Gemüte kehrte Jakob Senkel von ſeinem bewährten Freunde zurück. Daß der alles aufbieten würde, war ihm wegen der verſprochenen zweitauſend Thaler gewiß; und daß es ihm gelingen würde, hoffte er von des Advokaten auserwählter Verſchlagenheit.

Zwölftes Kapitel.

In der darauffolgenden ſchlafloſen Nacht waren Jakob indeſſen wieder andere Gedanken durch den Kopf gegangen. Zweitauſend Thaler iſt doch ein Heidengeld, dachte er. Wenn ich mir die ſelbſt verdienen, das heißt, wenn ich ſie in der Taſche behalten könnte, wär's doch beſſer. Schleich hat ja auch ohne das zu leben. Ich darf freilich mit Ferdinand nicht anbinden, in deſſen Augen hab' ich ſeit der Witwenkaſſengeſchichte allen Kredit verloren. Aber wenn's nun die Roſalie thät' mit Bitten und Thränen? Auf die Mutter wird er hören, wenn die's nicht wieder ſo ungeſchickt anfängt, wie mit Leberecht. Ja, ja, ſie muß nach Halle, und ſchnell, ehe der Advokat kommt.

Als Senkel mit dem Morgengrauen an das Bett ſeiner Frau trat, ſchlief dieſe noch feſt wie ein Hamſter. Ihre Natur war ſo eingerichtet, daß ſie ſich durch alle Aufregung und Betrübnis von ihrem nächtlichen Schlafe, der bis in den halben Morgen hineinwährte, nichts abziehen ließ. — Nach mehrmaligen Erweckungsverſuchen ſchlug ſie endlich die Augen auf und richtete ſich ſchläfrig in die Höhe. „Höre, Du“, fuhr Jakob ſie an, „wie kannſt Du doch ſo ruhig ſchlafen, als wenn gar nichts paſſiert wär'! Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan.“

„Das iſt's ja eben“, verſetzte Roſalie ärgerlich, „darum bleibſt Du auch immer ſo dürr und mager.“

„Ach, ſteh' jetzt lieber auf“, drängte Jakob. „Es iſt keine Zeit zu verlieren. Du mußt heute noch nach Halle zu Ferdinand.“ Und er erzählte ihr ſeinen Plan.

Da heute jemand mit der Hetzpeitſche hinter ihr ſtand, dauerte bei Roſalie das Aufſtehen und Ankleiden bloß dreiviertel Stunden — ſonſt kam ſie unter zwei Stunden damit nicht zuſtande. —

Als Ferdinand an dieſem Tage vom Mittageſſen heimkam, empfing ihn die Wirtin unten im Hausflur mit der Kunde, ſeine Mutter wäre ſoeben angekommen und ſäße in ſeiner Stube.

Es gab eine ſtürmiſche Begrüßung zwiſchen Mutter und Sohn, eingeleitet durch die Frage Roſaliens, warum er denn auch die Oſterferien wieder nicht nach Hauſe gekommen wäre. „Ach“, ſeufzte ſie, „wenn Du wüßteſt, wie ich mich meinethalben immer auf die Ferien gefreut hab'! Nun haſt Du mich ſchon zu Weihnachten vergeblich warten laſſen, und jetzt krieg' ich Dich meinethalben wieder nicht zu ſehen. Du glaubſt nicht wie das einer Mutter weh thut!“

Sie zog ihr Taſchentuch und wiſchte ſich die Augen.

Ferdinand gab ruhig zur Antwort: „Die Ferien ſind für mich erſt rechte Arbeitstage. Ich ſitze den ganzen Tag und ſtudiere. Ihr wollt doch auch, daß ich bald fertig werde mit dem Lernen.“

„Aber zu Hauſe“, fiel die Mutter ein, „haſt Du doch noch mehr Ruhe, als hier in der großen Stadt. Du kannſt Dir ja meinethalben Deine Bücher mit herausbringen und ſetzeſt Dich in die blaue Giebelſtube, da ſtört Dich niemand.“

Ferdinand ſchüttelte trübe den Kopf und brach ab. „Habt Ihr nichts gehört, wie's in Rahnsdorf geht?“ fragte er.

„In Rahnsdorf? Nun, das Haus iſt verkauft. Der Fleiſcher Berner hat's, der will die Sommerzeit da wohnen.“

„Das weiß ich. Ich meine, was der Vetter macht?“

„Der Vetter? Ach, Du meinſt Ehrhardt! Es wird ihm ja meinethalben gut gehen. Er hat ja zweitauſend Thaler geerbt, was will er mehr?“

„So! Alſo Ihr redet auch, wie der Vater! Der arme Vetter! Nun muß er ſich wohl noch gar bedanken, daß ihm nicht auch noch die zweitauſend abgeſtritten worden ſind?“

„Aber ich begreife gar nicht, Ferdinand, was Du nur mit dem Kuhbauer haſt. Überall nimmſt Du ſeine Partei, und die Leute haben Dich auch ſchon mehrmals aus ſeinem Hauſe kommen ſehen. Das iſt doch wahrlich kein Umgang! Und nun vollends unter ſolchen Umſtänden!“

„Mutter“, ſagte Ferdinand ernſt, „wollt Ihr mir verwehren, mit Leuten zu verkehren, die es vor vielen andern wert ſind, geſchätzt und geliebt zu werden? Wenn's auch nur Kuhbauersleute ſind — ſie ſind brav und fromm, und ſolche Leute können mir gefallen.“

„Und über fremden Leuten vergißt der Sohn ſeine Eltern“, klagte Roſalie. Und gleich entlud ſich ein heftiger Platzregen aus ihren Augen, daß ſie ſich gar nicht wieder faſſen konnte und aufs Sofa niederſank. Ferdinand wurde ganz bange dabei, und er holte ein Glas friſch Waſſer. Die Mutter wehrte es aber heftig ab und jammerte ſtoßweis: „Waſſer — thut's — nicht! Unſerm — Unglück — kann — Waſſer — nicht — abhelfen.“

„Unglück, ſagt Ihr?“ fragte Ferdinand betroffen. „Was iſt denn geſchehen?“

„Du fragſt auch noch, mein Sohn? — Aber freilich, Du kannſt's ja nicht wiſſen — bekümmerſt Du Dich doch um Deine Eltern nicht! Über andern Leuten vergiſſeſt Du Dein Fleiſch und Blut.“

„Mutter!“ ſagte Ferdinand vorwurfsvoll.

„Ach, mein Sohn“, jammerte Roſalie weiter, indem ſie aufſtand und Ferdinand um den Hals fiel. „Ich weiß ja, Du biſt doch mein guter Sohn.“

Als ſie ſo mit der ganzen Wärme ihrer mütterlichen Inbrunſt zu dem Sohne in die Höhe ſchaute, ſah ſie zwei große Thränenperlen in ſeinen Augen ſtehen. Das gab ihr friſchen Mut, um zur Sache zu kommen. „Ja, ja, nun weiß ich's wieder, daß ich noch einen Sohn habe. Ach, wenn Du's nur wüßteſt, wie ich manche Stunde daheim geſeſſen hab' und hab' mich vergrämt! Nicht wahr, nun brauch' ich's nicht mehr? Du biſt mein guter Ferdinand?“ (Fortſetzung folgt.)

Für die Jugend.

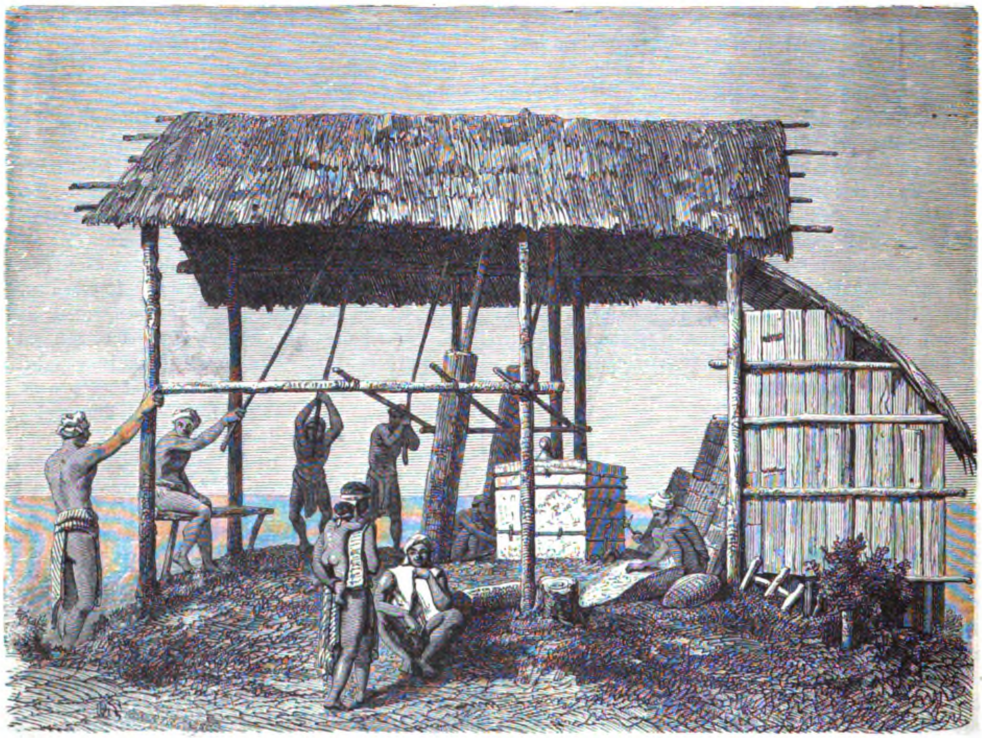
Für die Abendſchule.

Drei ſonderbare Sprachen.

Jeder Knabe hält es für ſeine Pflicht, das Pfeifen zu erlernen, und er bringt es darin, je nach Begabung und Übungsfleiß, zu größerer oder geringerer Meiſterſchaft. Er kennt auch den Gebrauch des Pfeifens zum Signaliſieren; ſeinen Hund richtet er ab, daß er auf einen ſcharfen Pfiff gehorſam herbeikommt, und ſeine Kameraden erfahren durch ein ähnliches Zeichen ſeinen Aufenthaltsort. Daß man aber auf weite Entfernungen hin durch Pfeifen eine längere Unterhaltung führen kann, bleibt glücklicherweiſe unſeren Jungens verborgen.

Auf einer der Canariſchen Inſeln, Gomera, iſt unter den Eingeborenen eine Sprache im Gebrauch, welche aus lauter verſchiedenen Pfiffen beſteht. Jede Silbe hat ihren beſonderen Ton; ſo ſetzen die Leute pfeifend ein Wort nach dem andern zuſammen. Sie haben dieſes Verkehrsmittel erſonnen, weil die Inſel eine zerriſſene Oberfläche hat, daß mancher, welcher nur eine Viertelmeile von ſeinem Nachbar entfernt wohnt, einen meilenweiten Umweg machen muß, um zu demſelben zu gelangen. So tauſchen ſie denn ihre Gedanken pfeifend aus; man ſoll den Schall einer ſolchen Unterhaltung oft eine Meile weit hören können.

Unter den Negern an der Weſtküſte Afrikas iſt die Trommelſprache im Gebrauch. Auf einer Trommel von beſonderer Form werden Signale gegeben, deren Bedeutung jedem Neger bekannt iſt; nur die Weiber dürfen die Sprache nicht erlernen. Vermittelſt dieſer Signale werden lange Botſchaften von Dorf zu Dorf weiterbefördert, bis ſie an ihre Adreſſe gelangen. Das geht ſo geſchwind, wie der Schall die Luft durcheilt.

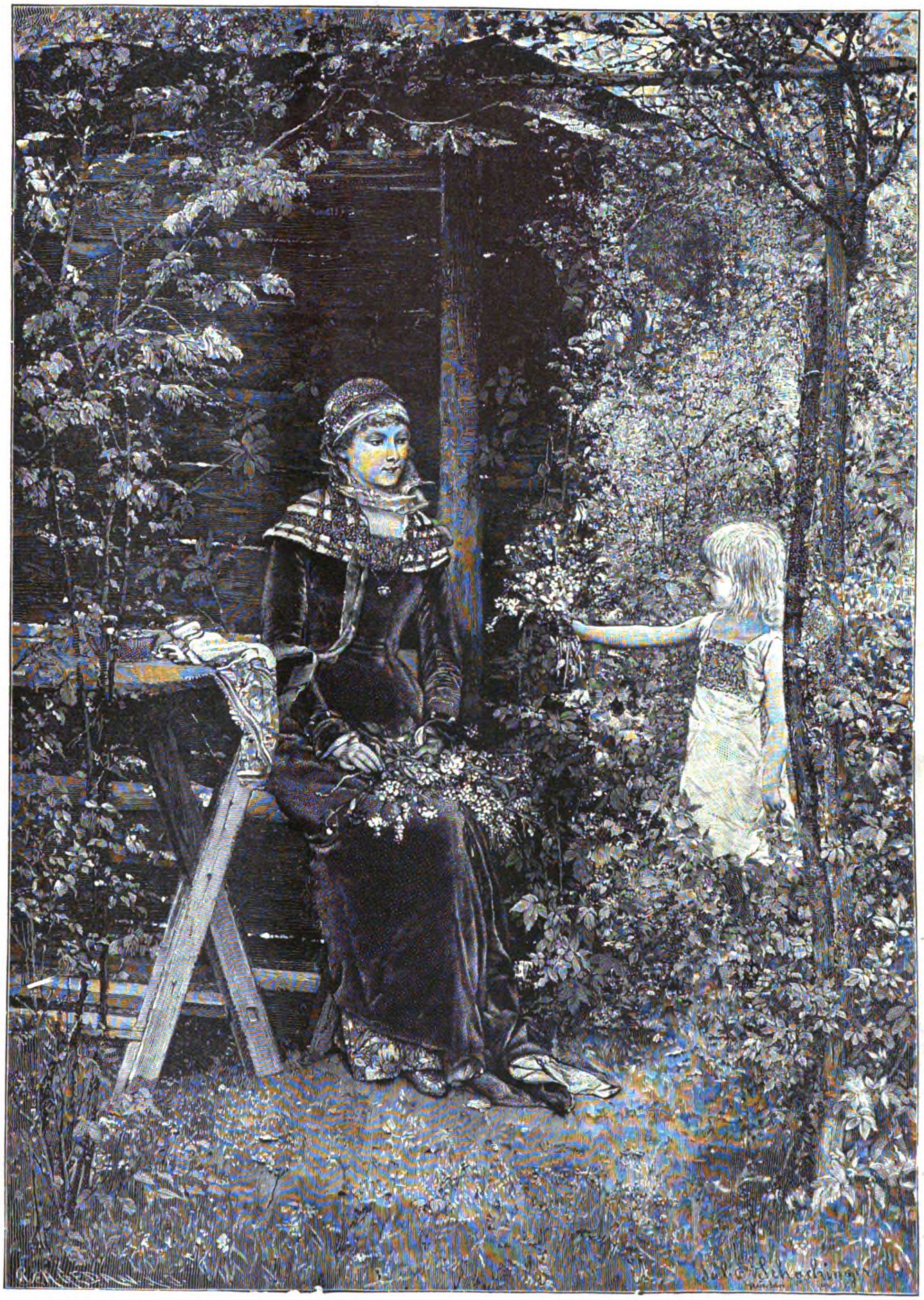


Dajaken beim Hausban. (Siehe S. 654.)

Ein europäiſcher Reiſender in Afrika hatte einmal Gelegenheit, ſich der Trommelſprache zu bedienen. Er hatte einen Eingeborenen im Dienſt und dieſer verließ ihn eines Morgens, um irgendwo in meilenweiter Ferne Privatgeſchäfte abzuwickeln. Er blieb ungebührlich lange aus, ſo daß ſein Herr nicht wenig aufgebracht wurde. Ein anderer Eingeborener riet dem Reiſenden, er ſolle den Säumigen herbeitrommeln laſſen. Der Trommler ward gerufen und beauftragt, dem Diener zu wiſſen zu thun, daß ſein Herr zornig ſei und ſeine ſofortige Rückkehr verlange. Die Trommel rollte — und in kurzer Zeit trat der Diener mit den weitläufigſten Entſchuldigungen vor ſeinen Herrn.

Eine beſondere Fingerſprache haben in Oſtafrika die arabiſchen Kaufleute im Gebrauch. Dort wird jeder Handel unter freiem Himmel abgemacht, und wenn die Unterredung laut vor ſich geht, zieht ſie ſtets Scharen von neugierigen Zuhörern an. Sollte nun ein ſolcher Gaffer ſich berufen fühlen, einem der Händler guten Rat zu geben, ſo erfordert der Anſtand, daß man den Rat dankbar annimmt. Dadurch entſtehen aber leicht Unannehmlichkeiten und mancher Handel kommt gar nicht zuſtande. Um dies zu vermeiden, bedient man ſich der Fingerſprache.

Unter dem Schutze der weiten Ärmel, welche man dort zu tragen pflegt, faſſen ſich die Händler gegenſeitig bei der Hand. Fehlen an ihren Kleidern die Ärmel, ſo rollt der eine ſeinen Turban auf und deckt ihn über die Hände. Ganz im verborgenen teilen nun die beiden einander durch die verſchiedenſten Griffe ihre Anſichten mit. Kein Wort wird geredet, und doch



Im Blütenſchnee.

geht die Verhandlung ohne Stockung und ohne Mißverſtändniſſe vor ſich, bis ſie zu einem für beide Teile befriedigenden Abſchluß kommt. s.

Der Irländer und die Feuerwehr.

Wie man unſchuldigerweiſe und ganz ohne es zu ahnen oft große Bewegung verurſachen und ſich in fatale Lagen bringen kann, hat neulich ein Irländer erfahren, welcher von der „grünen Inſel“ ausgewandert und eben in Caſtle Garden (New York) gelandet war.

Patrick ſchrieb gleich nach ſeiner glücklich erfolgten Ankunft einen Brief an ſeine Lieben, welche er in der Heimat zurückgelaſſen. Er fühlte ſich ſchon ſo recht als Amerikaner, obwohl er kaum erſt einen Fuß auf den Boden der Freiheit geſetzt hatte. Als er daher ſeine Kritzelei in ein Couvert wohl einpetſchiert, ging er auf die Suche nach einem Briefkaſten, deſſen Standpunkt und Ausſehen er ſich von irgend jemand hatte beſchreiben laſſen.

An einem Laternen= oder Telegraphenpfoſten ſollte der rotangeſtrichene Kaſten befeſtigt ſein. Patrick fand denn auch richtig, was er ſuchte; da hing ein ſolches Behältnis in Manneshöhe an einem Pfahle, aber ſonderbar! nirgends zeigte ſich eine Öffnung, wo man den Brief einlegen konnte. Doch erblickte Patrick ein Thürchen an dem Kaſten; dies zog er auf und erſtaunte nicht wenig, als eine elektriſche Schelle im Innern des Kaſtens ſich lebhaft zu regen begann. Er hielt das aber für ein Stück amerikaniſcher Poſteinrichtung und forſchte weiter nach einem Ort, wo ſein Brief ſicher läge. Ein Haken, der in den Kaſten hinabreichte, lenkte Patricks Aufmerkſamkeit auf ſich; an dem zog der Irländer, der Haken gab auch etwas nach, aber immer noch ſah die Geſchichte nicht aus, wie der Briefkaſten, welchen Patrick ſich vorgeſtellt.

Während er noch in tiefem Sinnen daſtand, raſte auf einmal wie auf Windesflügeln eine Feuerſpritze daher und machte dicht bei ihm Halt. Es folgt bald eine zweite, dritte und vierte Spritze; die Ungetüme ſchnauben und puſten, eine Länge Schlauch nach der andern wird abgerollt, und die Mannſchaften ſuchen ſchreiend nach dem Feuer. Schließlich kommt auch der Chef der Feuerwehr angejagt und ſchaut in die Runde, ob aus irgend einem Dache die Flammen ſchon hervorbrächen.

Nichts iſt zu ſehen, und alles wendet ſich nach dem Alarmkaſten, vor deſſen offener Thür Patrick noch immer ſteht und mit offenem Munde das unerhörte Schauſpiel betrachtete. Er hatte keine Ahnung davon, daß er die bewirkende Urſache dieſes Auflaufs ſei; er erſchrak, als kräftige Fäuſte ihn packten und ihn als einen Übelthäter fortſchleppten.

Niemand hörte auf ſeine Beteuerungen; niemand glaubte, daß er in anderer Abſicht den Alarm gegeben, als um der Feuerwehr einen Poſſen zu ſpielen. Ohne Erbarmen führte man ihn vor den Richter. Dieſer aber hatte ein menſchliches Herz. Nachdem Patrick ſeine Sache dargelegt und aufs kräftigſte verſichert hatte, er werde nie wieder einen Briefkaſten berühren, der ein Alarmkaſten ſei, entließ ihn der Richter ungeſtraft aus ſeiner Haft. s.

Die Dajaken.

(Zu unſerem Bilde auf Seite 652.)

Auf der Inſel Borneo, einer der großen Sundainſeln, wohnen die Dajaken, die von dem, was wir Kultur nennen, wenig oder nichts kennen. Ihre Hautfarbe iſt lichtbraun, Haare und Augen ſind ſchwarz; ihre Naſenflügel ſind breit, der Mund groß, die Lippen blaß und aufgedunſen, die Zahnkiefer hervorſtehend. Die Zähne feilen ſie ab und färben ſie ſchwarz. Der Ausdruck ihrer Geſichter iſt im allgemeinen gelaſſen und gutmütig, mitunter etwas dumm, was von ihrer Gewohnheit herrührt, den Mund immer offen zu haben. Die Bekleidung der Dajaken iſt die allereinfachſte. Die ganze Garderobe der Männer beſteht in einem handbreiten Streifen von Baſt, den ſie um die Mitte des Leibes geſchlagen haben. Gewöhnlich gehen ſie auch ohne Kopfbedeckung, ſelten daß ſie ein Stück Baſt um den Kopf binden. Die Weiber kleiden ſich in ein Jäckchen von Zeug und behängen ſich gerne mit Meſſingſtreifen und ſchwarz geputzten Bambusringen.

Ihre Wohnungen errichten ſie auf hohen Bambusſtäben. Der Fußboden wird in einer Höhe von 6 bis 20 Fuß angebracht. Nachts zieht man die eingekerbten Stämme, an denen die Familie in die Wohnung geklettert iſt, nach oben. Der Hauptſchmuck der einfachen Behauſung ſind leider abgeſchnittene Menſchenköpfe. Durch den Rauch ſind ſie kohlſchwarz gefärbt, das Fleiſch iſt halb eingetrocknet, die Haut unverſehrt, Lippen und Ohren ſind zuſammengeſchrumpft. Nicht genug, daß die Männer dieſe traurigen Siegeszeichen in ihren Hütten aufheben, nehmen ſie auch dieſelben von Zeit zu Zeit von der Wand, um ihre Wut an ihnen zu kühlen. Sie ſpeien ihnen ins Geſicht, ſelbſt die Knaben geben ihnen Püffe.

Die Pfahlwohnungen der Dajaken würden uns wenig behagen. Denn erſtens ſchwanken ſie im Winde wie die Bäume und werden nach und nach ſchief, zum andern ſammelt ſich unter ihnen, wo die Schweine ſich tummeln und allerlei Unrat ſich anhäuft, ein ſtinkender Sumpf. D.

Dies und das.

— Das Echo. Colonel Longtongue, ein ſüdlicher Pflanzer, prahlte eines Tages in der Stadt, er habe auf ſeiner Plantage ein wunderbares Echo, — ein Echo, das alle die berühmten Echos der alten Welt in den Schatten ſtelle, — ein Echo, welches ganze Sätze zu wiederholen imſtande ſei. Seine glänzende Beſchreibung machte Eindruck; ein Fremder aus dem Norden, welcher ſich auf einer Geſundheitsreiſe befand, bat den Colonel, ihm das Echo zu weiſen, und erhielt auch eine höfliche Einladung auf den folgenden Nachmittag. Der Colonel ritt nach Hauſe, ſchien aber ganz in Sinnen verloren. Seine Gedanken beſchäftigten ſich nur mit dem Echo, denn nach reiflicher Überlegung kam er zu der Einſicht, daß er in der Hitze ſeines Eifers viel mehr behauptet habe, als ſich durch den Augenſchein beweiſen ließ. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine Übertreibung offen einzugeſtehen; er nahm ſeine Zuflucht zu einer Liſt. Ein iriſcher Arbeiter, auf welchen der Colonel große Stücke hielt, wurde vom Felde gerufen. „Pat“, ſagte der Colonel, „morgen kommt ein Herr, welcher das Echo unten am Fluß hören will. Du ſollſt nun beizeiten Dich auf den Weg machen und jenſeits des Fluſſes Poſto nehmen, ehe ich mit dem Herrn auf dieſer Seite eintreffe. Dann ſollſt Du alles genau wiederholen, was wir hinüberrufen.“ „Soll ich Echo ſpielen?“ fragte der Irländer ganz entzückt von dem Gedanken. „Jawohl“, war die Antwort; „aber haſt Du mich auch verſtanden, daß Du alles genau, Wort für Wort, wiederholen ſollſt, was wir hinüberrufen?“ „Gewiß, gewiß doch, Sie können ſich auf mich verlaſſen — ganz gewiß.“ So war die Sache abgemacht und der Colonel ging beruhigt zu Bett. Am nächſten Tage ſtellte ſich der Beſuch pünktlich ein. Colonel Longtongue nahm ihn mit großer Gaſtfreundlichkeit auf und bewirtete ihn trefflich. Dann ſpazierten die beiden miteinander zum Fluß hinunter, um das Echo zu hören. „Hier iſt der geeignetſte Ort“, ſagte der Colonel, indem er ſtehen blieb, „Sie werden ſich erſtaunen über die Deutlichkeit, mit welcher aus dem gegenüberliegenden Walde jedes Wort, ja, jede Silbe zurückhallt.“ Er legte ſeine Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und rief dem Echo zu: „Biſt Du da?“ Sofort ſchallte es unmißverſtändlich zurück: „Ja gewiß; ich bin ſchon ſeit vier Uhr auf meinem Poſten!“

— Schläge, die er haben wollte. Dem dreijährigen Peter hatte die Mutter oft gedroht: „Ich denke, Du willſt Schläge haben!“ Eines Tages ſtrafte ſie ihn wirklich, weil er es reichlich verdient hatte. Ein kleiner Geſpiele aus der Nachbarſchaft hörte Peters Jammergeſchrei und erkundigte ſich, als der Geſtrafte erſchien, warum er geweint habe. „Hab' Schläge gekriegt“, war die Antwort. „Warum?“ „Darum!“ „Warum darum?“ „Weil — weil ich ſie haben wollte!“

— Gelegentlich einer Prüfung ſollte die erſte Perſon der Einzahl des Imperfektums von „eſſen!“ aufgeſchrieben werden. Ein Kind ſchreibt: „Ich Aas!“ — Hernach ſind drei Tiere anzuführen, welche in Afrika vorkommen. Da ſchreibt ein anderes Kind: „2 Papageien und 1 Affe.“

Buntes Allerlei.

Wie der Soldat in China ſeinen Sold erhält. Ein in chineſiſchen Dienſten ſtehender Preuße berichtet darüber: „Ein jeder, dem es vergönnt war, längere oder kürzere Zeit dem Militärſtande anzugehören, wird wohl dieſen ſo bedeutungsvollen und wichtigen Tag des Soldaten, den Löhnungstag, zu würdigen und zu achten wiſſen. Bei dem chineſiſchen Vaterlandsverteidiger bietet ſich dieſe Freude nur einmal im Monat, welcher ſogar noch etwas länger als der unſere iſt. Schon am Vorabend empfängt der Hauptmann mit ſeinem Feldwebel das ihm für ſeine Kompanie zuſtehende Geld von dem ihm nächſthöheren Vorgeſetzten. Dies wird ihm nun nicht, wie bei uns, in klingenden Münzen ausbezahlt, ſondern in reinem, gediegenem Silber, das man aber ſchon in unregelmäßige, kleine Stücke zerſchlagen hat. Die ganze Nacht hindurch iſt man beſchäftigt, jedem ſeine ihm zuſtehenden Unzen Silber abzuwiegen, was, da alles ſehr genau gemacht werden muß, ziemlich langſam von ſtatten geht. Hier muß ein Stückchen von der Größe eines Stecknadelkopfes abgekniffen, dort wieder zugeworfen werden. Hiermit fertig, wickelt man nun die betreffenden Stückchen Silber ſorgfältig in Papier und verſieht dieſes mit dem Namen des betreffenden Empfängers. Am andern Mittag tritt die Kompanie an, der Feldwebel verlieſt dieſelbe und teilt dann, von oben anfangend, das Geld aus. Iſt dies beendigt, ſo erklingt eine ähnliche Anfrage wie: ‚Hat jemand noch eine Forderung?‘ und indem ſie ein unſerem ‚Nein‘ ähnliches Wort ausſtoßen, verſchwinden die Soldaten. Ein jeder begiebt ſich nun nach dem nächſten Kaufmann, wo er ſein Silber einwechſelt. Für 1 Tael (= $1.35) erhält er 1600 kleine, in der Mitte mit einem viereckigen Loch verſehene, auf ein Band gezogene, chineſiſche Scheidemünzen. So zieht er dann, beinahe unter ſeiner Laſt erdrückt, fröhlich wieder heim. Der gemeine chineſiſche Soldat bekommt monatlich 3½ Tael (= $4.75). Hiervon hat er ſich ſeine Kleidung und Nahrung zu beſchaffen. Allerdings nach unſeren Begriffen ziemlich wenig, aber man muß wiſſen, daß das ganze Eſſen ihm monatlich ungefähr 1 Tael koſtet, da er nur Reis und immer Reis verzehrt. Die Kleidung koſtet ihm auch ſehr wenig. Damit iſt nun aber nicht geſagt, daß man hierbei etwas ſparen kann, es geht dem chineſiſchen Soldaten wie dem europäiſchen, wenn der Monat um iſt, hat er wieder nichts.“

Eine hiſtoriſche Eſelsgeſchichte. Kaiſer Friedrich der Rotbart belagerte die Bergfeſte Altenburg in Heſſen. Einige Tage widerſtand der Ritter dem gewaltigen Hohenſtaufen, dann ſah er ſeinen Fall vor Augen. Da verließ ſeine kluge und ſchöne Gemahlin die Burg, begab ſich zu dem Kaiſer und erwirkte, daß Barbaroſſa ihr geſtattete, die Burg frei zu verlaſſen. Sie dürfe mitnehmen, was ſie an fahrender Habe und Koſtbarkeiten fortbringen könne; auch ein Eſel wurde ihr als Transportträger geſtattet, doch dürfe der Herr von Altenburg nicht auf demſelben reiten. Da ſetzte die kluge Frau ihre drei Söhne auf den Eſel, ſie ſelbſt aber nahm ihren Gatten auf den Rücken. Kaiſer Friedrich lachte herzlich über den Aufzug und bewilligte der tapferen Frau noch weiter, daß ſie da, wo der Eſel von ſelbſt anhalten würde, eine neue Burg erbauen dürfe. Man ließ darauf den Eſel laufen und dieſer blieb mitten in einer Wieſe vor einem Diſtelſtrauch ſtehen. „Nit da!“ rief die Altenburgerin, „nit da!“ — aber Grauchen fraß luſtig weiter. Deshalb wurde das neue, in der That mitten im Wieſengrunde erbaute Schloß „Nidda“ genannt.

Von einer holländiſchen Bauersfrau, die mit König Wilhelm III. auf ſeiner Reiſe durch die Provinz Drenthe zuſammentraf, wird das Folgende erzählt. Die 80jährige alte Frau freute ſich ſehr, daß ſie ihren Landesvater ſah, und wünſchte ihm alles Gute und beſonders ein langes Leben, damit er ſeine Unterthanen ſo gut regieren und ihnen ſoviel Gutes thun könne wie bisher. Der König unterhielt ſich freundlich mit der Frau, und da ſie arm war, gab er ihr einige Goldſtücke. Die Alte ergriff darauf des Königs Hand und ſagte: „Ne, Willem, ſo hewt ik't nich meent; beholt dit man für Ju, Ju Hushollung is gröter as de minige, ik hew min däglich Brot!“

Ein neuer Münchhauſen iſt in Amerika aufgetaucht und Blätter berichten von ihm unter anderen folgendes intereſſante Abenteuer: Auf der Fuchsjagd ſtürzte er kürzlich mit ſeinem Pferd in einen alten, dreißig Fuß tiefen Brunnen. Das Pferd ſtarb ſofort durch den Sturz, er aber blieb wie durch ein Wunder unverletzt. Der untere Teil der Mauern des Brunnens war eingeſtürzt, und der unglückliche Jäger konnte keinen Halt an der Wand finden. Er fing an, laut um Hilfe zu rufen. Allein es hörte ihn niemand. Er ſah ſich deshalb gezwungen, die Nacht in dem Brunnen zuzubringen. Am nächſten Morgen entſtieg dem Kadaver des toten Pferdes ein unangenehmer Geruch. Da bemerkte er, daß ſich oben am Eingange des Brunnens Geier anſammelten. Nach einiger Zeit wagten ſich die Vögel in den Brunnen hinein, und nun kam dem Jäger ein rettender Gedanke. Er beſchloß, die Geier einen nach dem anderen bei den Beinen zu packen, bis er eine genügende Anzahl beiſammen haben würde, um ſich aus ſeinem Gefängnis herausziehen zu laſſen. Er führte dieſen Einfall auch ſofort aus, und als er eine ziemliche Anzahl Geierbeine zuſammen hatte, rief er mit der ganzen Kraft ſeiner Kehle: „Puh! Sch! —“ Die Vögel, hierdurch erſchreckt, fingen an, hin und her zu flattern und flogen ſchließlich mit ihrer menſchlichen Laſt in die Höhe. Als er ſich nun mit ſeinen ſeltſamen „Zugtieren“ in einer Höhe von 100 Yards vom Erdboden befand, ließ er zuerſt einen der Vögel, dann einen zweiten, dritten, vierten ꝛc. los; die übrigen Geier konnten das Gewicht ſeines Körpers nicht allein mit ſich ziehen, der Jäger ſank nun nach und nach mit den Vögeln, bis er ſchließlich außerhalb des Brunnens wohlbehalten auf den Erdboden anlangte.

Der galante Beamte. Der Bürgermeiſter einer franzöſiſchen Grenzſtadt mußte einen Paß für eine ſehr reiche und angeſehene Dame ſeines Bekanntenkreiſes ausſtellen, welche trotz einer bedeutenden Entſtellung im Geſicht ſich für eine ausgezeichnete Schönheit hielt. Aus angeborener Höflichkeit wollte er nun dieſen Mangel beſchönigen und nach kurzer Überlegung ſchrieb er unter Perſonalbeſchreibung: „Augen: dunkel, ſchön, ausdrucksvoll; das eine fehlt!“

Auf einer Eiſenbahnſtation des Schwabenlandes trug ſich das Nachſtehende zu. Der Portier hatte vergeſſen, im Warteſaal abzurufen; nachträglich fiel ihm aber auch ſeine Pflicht ein, und er ſtürzte zurück mit den Worten: „Iſcht noch jemand da nach Memmingen, Kempten?! Grad' iſcht der Zug 'naus!“

Ein gebildeter Vater. Hans: „Du, Vater, da leſ' ich g'rad' von einem Irredentiſten. Was iſt denn das?“ — Vater: „Irre — Dentiſt .... i' denk', das wird halt ein verrückter Zahnarzt ſein!“

Gedankenſplitter. Daß jedes Ding ſeine zwei Seiten hat, merkt man leider immer erſt dann, wenn man es bereits bei der ſchlechten gepackt hat.

Fürs Haus.

O Gott, ich bitt',
Bewahr' mein Tritt',
Daß fall ich nit.

Kraft der Mutter-Thränen. Es ſind nun einige Jahre her, da verſammelten ſich eines Sonntag-Morgens die Bewohner des Staatsgefängniſſes zu A. in der Kapelle zum Gottesdienſt. Ein fremder Geiſtlicher, der zufällig, wie man zu ſagen pflegt, in der Stadt war, nahm die Stelle des Predigers ein. In ſeiner Anſprache an die Herzen ſeiner Zuhörer erzählte er von einem ungeratenen Knaben, deſſen Mutter im Himmel war, und der nach einem Laufe früherer Verdorbenheit vom Geiſte Gottes ergriffen wurde, indem ihm die frommen Ratſchläge und die Gebete ſeiner verklärten Mutter aufs Gewiſſen fielen. Er ward ein Chriſt und trat ſpäter in das chriſtliche Predigtamt ein. Nachdem der Redner dies erzählt hatte, ſchloß er mit den Worten: „Und dieſer verlorene Sohn, der durch die Thränen einer Mutter gerettet wurde, bin ich ſelbſt.“ — Der Gottesdienſt war zu Ende, und die Gefangenen gingen in ihre Zellen zurück. Nachmittags ging der Prediger nach ſeiner Gewohnheit die Gänge des Gefängniſſes entlang an den vergitterten Zellen der Gefangenen hin. Da ſah er in einer derſelben einen jungen Menſchen auf ſeinem Angeſicht liegen und ſchluchzen, als ob ihm das Herz brechen wollte. Einige Minuten vergingen, ehe der Gefangene aufſah und den Kaplan bemerkte. Dieſer fragte ihn freundlich, was ihm fehle. „O“, antwortete jener, „es war die Geſchichte, die der Prediger uns heute von ſeiner Mutter erzählte. Ich hatte eben ſolch eine Mutter und mußte an ſie denken.“ Dann fiel er wieder nieder und ſchluchzte krampfhaft: „Es hat mich beinahe umgebracht; ich hatte eben ſolch eine Mutter.“ — Hier zwiſchen den kalten Wänden eines Gefängniſſes ward dieſer Jüngling, der allen Predigten und Gebeten unzugänglich geweſen war, ein weinendes Kind beim Andenken an eine fromme Mutter, die in dieſer finſteren Umgebung mit ihrem wohlbekannten Antlitz, mit ihren thränenden Augen, mit ihrer Stimme heiliger Zärtlichkeit vor ſeinem inneren Auge erſchien.

Gehorſam. (Ein Wort für Eltern.) Eine Frau hatte mir folgendes erzählt: Kürzlich forderte ich meinen fünfjährigen Knaben auf, die Thür zuzumachen. Er antwortete: „Ich mag nicht.“ — „Wie, Ernſt“, rief ich, „was iſt das? Sogleich machſt Du die Thür zu!“ Als er ſich weigerte, züchtigte ich ihn und forderte ihn aufs neue auf, das Befohlene zu thun. Er trotzte, ich ſtrafte ihn wieder — und ſo ging's noch etlichemal fort. Es wurde mir angſt und weh im Herzen: „Soll denn mein Kind über mich Meiſter werden?“ (Mein Mann war nicht zu Hauſe.) Indem ich innerlich zum HErrn um Hilfe ſeufzte, gab ich dem Knaben noch einmal Streiche. Jetzt lief er nach einer Puppe, faßte ſie an den Ärmchen und näherte ſich damit der Thüre: „Das Dockele ſoll mit ſeine Handele zumachen.“ — „Nein“, ſagte ich, „der Ernſt muß ſelber zumachen“, nahm ihm die Puppe, und als er noch immer nicht wollte, raffte ich alle meine Kraft zuſammen und ſchlug ihn ſo ſcharf, als meine Erſchöpfung es zuließ. Und nun — ſchloß er raſch die Thüre, kam dann wie zerknirſcht, aber auch erleichtert, um Verzeihung und Liebe ſuchend, auf mich zu: „Mama ſoll ich Dir nicht auch noch etwas holen?“ — Wie fühlte ich mich ſo getröſtet und ſo dankbar!

Etwas über die Pflege der Roſen. Eine der beliebteſten Blumen unſerer Gärten iſt die Roſe. Faſt ein jeder, der ein Gärtchen, ſei es groß oder klein, vor ſeinem Hauſe hat, wünſcht darin ſchöne Roſen zu ſehen. Sei es nun, daß er ſich ſelbſt mit ihrer Behandlung beſchäftigt oder dieſelbe den Leuten überläßt. In beiden Fällen ſind aber die Reſultate ſo verſchieden als die Pflege. Wie häufig findet man, daß die Roſen zum großen Ärger des Beſitzers nicht gedeihen wollen, während andere den ganzen Sommer hindurch kaum aufhören zu blühen. Ich ſelbſt lebte dreizehn Jahre lang auf dem Lande, wo faſt ein jeder Bewohner ſeine Roſen im Garten hatte, und da ich eine große Blumenfreundin bin, ließ ich mich ganz beſonders in deren Pflege einweihen, um es bei meinen Roſen zu probieren. Den Nutzen, den ich daraus zog, erlaube ich mir den verehrten Leſerinnen zur gefälligen Beachtung mitzuteilen. Will man gute, über und über blühende Roſen erhalten, ſo beobachte man vor allen Dingen, daß ſich kein Ungeziefer an den Blättern, und noch weniger an den Knoſpen und Blüten feſtſetzt. Iſt dies jedoch der Fall, ſo iſt es ſehr angebracht, ſie auf der Stelle zu entfernen. Blattläuſe z. B. laſſen ſich ſchnell vertreiben, wenn man ſie anraucht, oder auch mit Cigarrenaſche beſtreut. Zur guten Pflege gehört ferner noch, daß man um jedes Roſenbäumchen einen Kreis gräbt, innerhalb welches der Boden wenigſtens einmal wöchentlich gelockert werden muß. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang oder zwei Stunden nach Sonnenuntergang am Abend müſſen die Roſen begoſſen werden. Nie muß man es jedoch thun, wenn die Sonne darauf ſcheint oder der Boden noch warm iſt, denn dies iſt das Schädlichſte von allem. Beim Begießen iſt es ſehr vorteilhaft, wenn man mit der Brauſe die Krone des Baumes beſprengt und zwar ziemlich ſtark. Man ſpült ſo beſſer den Staub und etwaiges Ungeziefer, das ſich angeſetzt hat, ab. Auch werden die Blüten dadurch friſch gehalten, was eine große Hauptſache iſt. Iſt eine Roſe abgeblüht, ſo ſchneide man ſie ab, und wenn keine Knoſpe daran iſt mit dem erſten Blatte. Ich hörte dies von einer Frau, die anerkannt die ſchönſten Roſen hatte. Es iſt vollſtändig irrtümlich, zu behaupten, man müſſe die Blume nur unter dem Fruchtknoten abſchneiden, denn das iſt ebenſo, als ließe man ſie ganz am Stengel. Noch eins aber möchte ich den verehrten Leſerinen dringend empfehlen. Es iſt nämlich ſehr ſchädlich, die Roſen im Herbſt umzuſetzen. Die einzige Zeit, welche ſich ſehr gut dazu eignet, iſt der Monat Auguſt. Im Auguſt umgeſetzte Roſen haben noch hinlänglich Zeit, ſich an den Boden zu gewöhnen und feſt Wurzel zu faſſen, ehe die Kälte ſie daran verhindert. Ende Auguſt oder Anfang September müſſen die Roſen auch ſtark gedüngt werden. Geſchieht dies alles jedoch erſt ſpät vor dem Beginn des Winters, ſo ſind die Wurzeln noch zu locker, und da ſie ſich in dem gefrorenen Boden nicht mehr befeſtigen können, erfrieren oft einige Wurzeln. Dies iſt der natürliche Grund, weshalb die Roſen kränkeln und alle Mühe ſie zu kurieren, vergeblich iſt. Das Verſchneiden der Roſen nimmt man im zeitigen Frühjahr vor, ebenſo ein abermaliges Düngen. Den Winter über laſſe man ſie, in Fichtenreiſer und Stroh verpackt, am Boden liegen. Große Stöcke kann man auch ſtehen laſſen. Das Verpacken muß im Oktober geſchehen, und das Auspacken im April oder auch Anfang Mai, je nach der Temperatur, auf die man ſtets auch beim Begießen achten muß. Bei kühlem Wetter darf man wenig oder gar nicht begießen, es ſei denn, daß der Boden zu hart und trocken würde. Von großer Wichtigkeit iſt auch noch das Abſchneiden der wilden Ausläufer von der Wurzel aus und ebenſo das Abſchneiden derjenigen, die am Stamme wachſen. Man ſchneide ſie aber beizeiten ab, ehe ſie zu groß ſind, denn ſie nehmen der Blüte und überhaupt dem ganzen Baum nur unnötig den Saft. Bei derartigem Verfahren in der Pflege der Roſen haben ſchon viel Leute ſehr gute, glänzende Erfolge erzielt.

Topfpflanzen vom Ungeziefer zu reinigen. Unſer Mittel iſt ein unſchädliches, ſehr reinliches, ja das reinlichſte und zugleich das billigſte der Welt: das Waſſer! Mit Waſſer, das will ſagen: mit der richtigen Anwendung desſelben, kann in der That das Ungeziefer in ganz kurzer Zeit von Topfpflanzen weggeſpült und für immer entfernt werden. Das Verfahren iſt ſehr einfach: Man legt die Pflanzen auf einen ſauberen Platz, wo das Waſſer leicht abfließen kann (am beſten neben einem Brunnen oder an einem Bach), ſorgfältig auf den Boden und ſpritzt nun mit einer gewöhnlichen Handſpritze das Ungeziefer ab. Wenn man die Pflanze fortwährend dreht und von allen Seiten tüchtig abſpült, wird dieſelbe ſo gründlich gereinigt und ſauber, daß ſich wieder ein ganz neues, friſches und fröhliches Wachstum einſtellt. Wir können dieſes einfache Mittel umſomehr empfehlen, als keinerlei Nachteil durch die Anwendung desſelben entſteht, und ſollte ſich je wieder Ungeziefer einfinden, ſofort werden die Pflanzen wieder gewaſchen und die Tiere mit dem Waſſer fortgeſpült.

Unpaſſendes Schuhwerk. Vielfach wird vom Schuhmacher, namentlich bei Damenſtiefeln, gegen die richtige Lage und Höhe des Abſatzes gefehlt. Der Fuß des Menſchen iſt von Natur ein Hohlfuß, weil er nur mit der Ferſe und den Zehen den Boden berührt und infolge der Verteilung der Laſt auf dieſe zwei Punkte imſtande iſt, große Märſche zu vollführen. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß der Abſatz eines Schuhes zur Unterſtützung der Ferſe dienen ſoll und ſich nicht, wie bei den meiſten modernen Schuhen, in der Mitte der Fußfläche befinden darf, wo überhaupt kein Laſtdruck ſtattfindet und ſtattfinden darf, denn dort iſt der Fuß hohl gebaut. Die Folge davon iſt, daß das Gehen mit ſolchen unſinnigen Abſätzen die Entwickelung der Waden und Wadenmuskeln beeinträchtigt und daß ſich junge Mädchen beim fortgeſetzten Tragen derartiger Schuhe die Anlage für Verkrümmungen der Wirbelſäule holen können.

Kirſchflecke aus Tiſchwäſche zu entfernen. Die Flecken werden ſogleich in lauem Waſſer mit Seife gewaſchen, in Milch getaucht, ſo daß dieſelbe darüber ſteht und während einer Nacht in der Milch liegen gelaſſen.

Handarbeit. Wer einmal ſelbſt von nicht ganz tadellos ſauberen Tellern hat eſſen müſſen, der weiß, mit welchem Widerwillen man die Speiſen hinunterwürgt und wird jede Vorkehrung zur Vermeidung dieſes Übelſtandes zu ſchätzen wiſſen. Vor allen Dingen wird da in vielen Haushaltungen an den Spül- beziehentlich Schüſſeltüchern gefehlt, die, aus Reſten von alten Sachen herausgeſchnitten, wenig appetitlich ausſehen. Dichtes Gewebe taugt überhaupt nicht dazu; die Tücher müſſen loſe ſein, damit ſie gut austrocknen können. Praktiſche Hausmütter machen ſich da gewiß gern die kleine Mühe und häkeln ſich aus dickem, ungebleichtem Baumwollengarn Tücher, die ſchnell gearbeitet werden können. Man ſchlägt 60 Luftmaſchen auf, häkelt in jede dritte Luftmaſche eine feſte Maſche und dazwiſchen zwei Luftmaſchen, wendet am Ende die Arbeit und wiederholt das Muſter, indem man immer die feſte Maſche um die beiden Luftmaſchen der vorhergehenden Form häkelt, ſolange, bis ein geeignetes Viereck entſtanden iſt. Sicher hat man beim Gebrauche ſolcher Tücher ſtets ſtrahlend ſaubere Teller und Schüſſeln.

Wein aufzubewahren. Traubenwein muß ſtets liegend aufbewahrt werden, da ſonſt durch die Poren des Korkes Luft in die Flaſche dringt. Hierbei verdunſten edle Beſtandteile, andere gehen Miſchverbindungen ein. Durch langes Aufrechtſtehen leidet auch der beſte Wein; er wird kahmig, herb und ſäuerlich. Auch für Obſtweine iſt es ratſam, dieſelben liegend aufzubewahren.

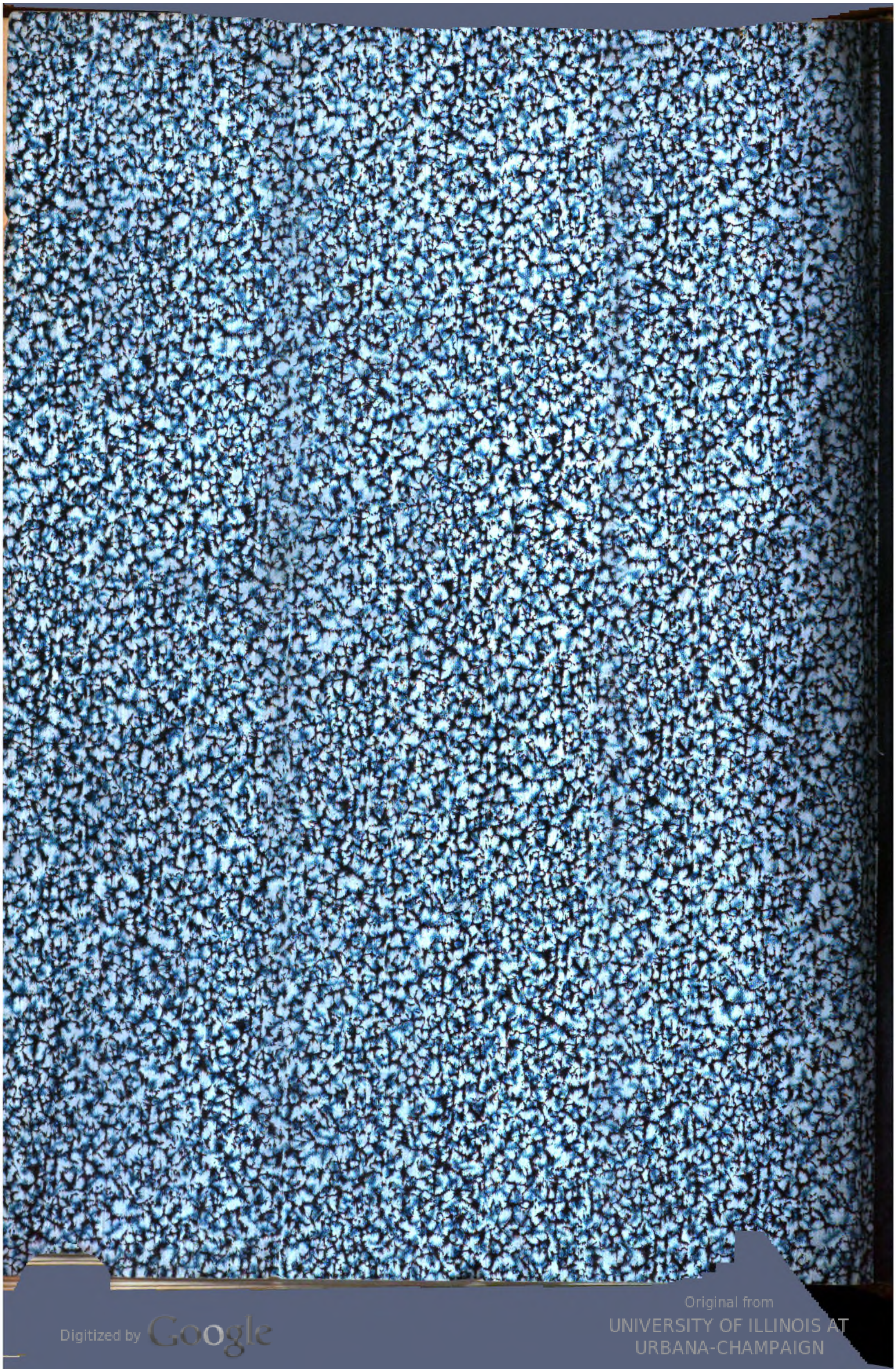
Waſſerdichte Schmiere für Jagdſtiefel. 1 Teil Kolophonium wird in 4 Teile Leberthran unter Aufkochen gelöſt und es werden der Löſung 10 bis 12 Teile Schweinefett, welch' letzterem etwas Kienruß zugeſetzt worden iſt, beigemiſcht.

Wenn man in einem Theekeſſel oder in eine andere Art Keſſel ein Stück reine Auſterſchale oder Marmor hineinlegt, ſo wird die unliebſame Kruſte vermieden, welche jedes Waſſer, ausgenommen Regenwaſſer, erzeugt.

Inhalt. Aus der Zeit — für die Zeit. — Der Strandvogt von Jasmund. Geſchichtliches Lebensbild von Philipp Galen. Für die Abendſchule revidiert. 22. Fortſetzung. — Die verſchmähte Königskrone. Für die Abendſchule. Von Aug. — In Oklahoma. Für die Abendſchule. Von Henry Schreiber. — Cromwells Tochter fleht ihren Vater an, die dargebotene Königskrone zu verſchmähen. (Illuſtration.) — Aus Feinden Freunde. Eine Dorfgeſchichte von A. Stein. Für die Abendſchule revidiert. 9. Fortſetzung. — Für die Jugend. Für die Abendſchule. (Mit Illuſtration.) — Im Blütenſchnee. (Illuſtration.) — Buntes Allerlei. — Fürs Haus.

Die **Abendſchule** erſcheint wöchentlich für den Subſkriptionspreis von $2.00; auch kann dieſelbe in monatlichen, ſchön broſchierten Heften für denſelben Preis bezogen werden. Leſer, denen das Blatt von Trägern ins Haus getragen wird, zahlen 25 Cents extra. Nach Deutſchland koſtet das Blatt $2.50 portofrei. Probenummerr werden auf Verlangen gratis zugeſandt. — Alles Geſchäftliche, Beſtellungen, Abbeſtellungen, Gelder u. ſ. w. iſt zu ſenden an **Louis Lange, Cor. Miami St. and Texas Ave., St. Louis, Mo.** Manuſkripte für die Abendſchule, Fragen für den Sprechſaal, ſowie alles die Redaktion Betreffende ſind zu ſenden an **Dr. H. Duemling, Fort Wayne, Ind.**

—— Redacteur: Dr. H. Dümling, Fort Wayne, Ind. — Druck und Verlag von Louis Lange, St. Louis Mo. ——

(Entered at the Post-office at St. Louis, Mo., and admitted as second-class matter.)